UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diegegenwartwoch5354unse

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Dreiundfünfzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1898.

Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Dreiundfünfzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


Seite

Die Aufgaben des Staates in der Ostmark. Von Benno Hilse 1
Deutschland in China. Von Nauticus . . . . . 4
Eine Umfrage über die Majestätsbeleidigung. Von Wichert, Laband, Kleinschmidt u. A. . . . . 6
Oesterreich nach der Wahlreform. Von Rudolph Meyer 17. 34
Zur Reform der Fideicommisse. Von G. B. Othmer . . . . 33
Französische Säbelwirthschaft. Von Karl F. Scholz . . . . 65
Die Militärstrafgerichtsordnung im Reichstage. Von Benno Hilse 113
Reform des Preßrechts in Elsaß-Lothringen . . . . . 132
Die Militärstrafproceßordnung. Von Ajax . . . . . 145
Die deutsch-englischen Beziehungen. Eine internationale Umfrage 193
England und Deutschland. Von Eduard von Hartmann . . 209
England und Deutschland. Gutachten von M. v. Brandt, L. Bamberger, Karl Jentsch . . . . . 225
Cuba, Spanien und die Vereinigten Staaten. Von Wm. Weber 241
Die Lage in Oesterreich. Von Julius Patzelt . . . . . 273
Gegen die Auftheilung China's. Von H. von Samson-Himmelstjerna . . . . . 289
Vom Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit. Von Benno Hilse . 337
Die agrarische Frage. Von Eduard von Hartmann . 353. 374
Die reine Demokratie. Von Paul Ernst . . . . . 369
Die Monroe-Doctrin. Von Wm. Weber . . . . . 372
Der Fehler der socialpolitischen Gesetzgebung. Von P. Asmussen 385
Der Wettbewerb am Persischen Golf. Von R. v. Bieberstein . 401


### 2. Naturwissenschaftliches und Technisches.


Eine vogelfreie Naturkraft. Vom Grenzgebiete der Rechtspflege und Technik. Von Wilhelm Berdrow . . . . . 21
Das plastische Sehen. Von Georg Hirth . . . . . 51
Die Ergebnisse der Norwegischen Nordpolexpedition. Von Fridtjof Nansen . . . . . 259
Die Entstehung des Petroleums. Von E. Erichsen . . . . 308
Die Röntgenstrahlen und ihre Verwerthung. Von E. G. Kießling . . . . . 404


### 3. Vermischte Aufsätze.


Die Regelung der Volksschullehrergehälter. Von Scholasticus 49
Das Communalschuldenwesen. Von Ed. K. Beckert . . . . 66
Zur Geschichte von Anno Achtundvierzig. Von Hans Blum . 72
Die Rettung des Kleingewerbes. Von Benno Thomsen . . 81
Die Kriege der Zukunft. Von V. v. Bodmann . . . . . 83
Währung und Landwirthschaft. Von Justus Ichenhaeuser . 97
Das Branntweinmonopol. Von Ad. Schneidewin . . . . 98
Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter. Von L. B. Frommelt . 115
Das Wiener Kriegsarchiv über 1866. Von G. F. Brandl . . 120
Der englische Maschinenbauerausstand. Von Otto Gaupp . . 129
Zur Flottenfrage. Von Nauticus . . . . . 131
Geheimrathstitel der Professoren. Von o. ö. P. . . . . 148
Die Entwicklung der englischen Schulen. Von Lüder Schulze 149
Die Freiheit der Wissenschaft und die Universitäten. Von Ludwig Büchner . . . . . 161
Die Wehrmacht von Siam. Von Ernst v. Hesse-Wartegg . 163
Die Zukunft der Coalitionsfreiheit und der Gewerkvereine. Von W. Hasbach . . . . . 177
Ein Japaner über das Heirathen. Von Paul Ernst . . . . 180
Der Doppelgänger. Von Rudolf Kleinpaul . . . . . 198
Zur Reform des Hochschulunterrichts. Von A. L. Möller . . 211
Gegen die Abendkost im Heere . . . . . 228
Bismarck und seine Mitarbeiter. Von August Mützell . . . 229
Die Bedeutung von Kiaotschau. Von Ferdinand von Richthofen . . . . . 244
Die erste deutsche Flotte . . . . . 249
Zwangsinnung oder freie Innung. Von Benno Hilse . . . 257
Der Kanonenkönig. Von Gustav Gröge . . . . . 276
Aus dem italienischen Hauptquartier 1866. Von Georg Simmich . . . . . 281. 297
Für die schulentlassene Jugend. Von Albert Andreä . . . 305
Die Regelung der Heimarbeit. Von Sigmund Schilder . . 321
Ueber die Entstehung der Volkswirthschaft. Von L. O. Brandt 339
Die Elsässische Frage 1815. Von Karl Brüggemann . 343. 362
Bankier-Clearinghäuser. Von Justus Ichenhaeuser . . . . 356
Renaissance-Frauen der Gegenwart. Von Herman Wichmann 378
Die Siebenbürger Sachsen und die Magyaren . . . . . 387
Mißbrauchte Frauenkraft. Von Richard Wulckow . . . . 390
Die Bankkraft Berlins. Von Justus Ichenhaeuser . . . . 402


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


Die mißlungene Vergiftung. Von Gottfried Keller . . . . 13
Die arme junge Seele! Von E. Würthmann . . . . . 29
Der Komiker. Von Charles Foley . . . . . 44
Ein Liebesbrief. Mitgetheilt von Alfred von Hedenstjerna . 58
Aus dem Neuprovençalischen. Von Frederi Mistral, José Roumanille, Anseume Mathiéu . . . . . 75
Aus den Aufzeichnungen eines Staatsbürgers. Von Gustav Beßmer . . . . . 77
Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao . . . . . 91
Eine Illusion. Von Louis Couperus . . 107. 123. 138. 154
Ein zu reizender Abend. Von C. v. Schöler . . . . . 125
Unter der Maske. Von Michejeff . . . . . 171
Bei der Kartenlegerin. Von Gyp . . . . . 188
Ein Achtundvierzigergrab. Von Gustav Beßmer . . . . . 203
Das Denkmal. Von Gustav Beßmer . . . . . 220 236
Attalea Princeps. Von W. Garschin . . . . . 252
Sonnentod. Von Peter Nansen . . . . . 269
Die Marquise. Von Louis Couperus . . 284. 299. 316. 332
Ariadne. Von Anton Tschechow . . . . 345. 364. 379. 394
Bei Li-Hung-Tschang. Von Ludwig Hevesi . . . . . 410
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Die Dornenkrone 14. Die Märzgefallenen 30. Der Mißerfolg von Kiaotschau 45. Menschen-


278094

Seite

opfer unerhört 59. Karthago's Fall 93. Die Pflaumenweichen 109. Die Ferse des Achilles 140. Philharmonie 157. Meermännleins Schlangenschwanz 173. Der Sammlungs-Schwamm 204. Grünenthal 221. Der gelbe Leichnam 254. Krieg auf Actien 269. Die Jubiläumswahl 286. Kriegs-Kunst 317. Was Ihr wollt 334. Deutschlands Wahl-Leiter 365. Berliner Criminalität 396. Ein verlorenes Jahrzehnt 411.

— Von Freidank: Der Zickzack-Minister 189. Des Königs Rock 301. Der Staatsstreich 347.
— Von Spectator: Die Metamorphose des Centrums 237.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Wie mein „Kampf um Rom" entstand. Von Felix Dahn . . 9
Erinnerungen an Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling 11. 24. 39
Ferdinand von Saar als Novellendichter. Von Paul Seliger 22
Heinrich Bulthaupt. Von Richard Wulckow . . . . . 53
Justinus Kerner und seine Freunde. Von Adolph Tetzlaff . 101
Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg. Von J. F. Wegmann . 105
Ein neuer altgriechischer Dichter. (Bakchylides.) Von R. Brähm 118
Pariser Kritiker. Von A. Brunnemann . . . . . 136
Ethische Probleme. Von Th. Achelis . . . . . 150
Neue historische Romane. Von Paul Seliger . . . . . 168
Der Dialog im modernen Roman. Von Josef Ettlinger . . 200
Zola's Paris. Von Theophil Zolling . . . . . 213
Rudyard Kipling in deutschem Gewande. Von C. Brodmann 218
Jakob Burckhardt. Von J. B. Stähelin . . . . . 246
Julius Grosse. Von Adolph Tetzlaff . . . . . 262
Eine neue Goethe-Liebe. Von E. M. Bitterweek . . . . . 266
Das Ende eines Pamphletisten. (Paul-Louis Courier.) . . . 294
Ein geistlicher Interviewer. Von B. August Jessen . . 312. 329
Herkunft und Werdegang der Schopenhauer'schen Philosophie. Von Eduard von Hartmann . . . . . 326
Die italienische Lyrik der Gegenwart. Von Josef Ettlinger . 359
Dalldorfer Lyrik. Von Börries Frh. von Münchhausen . 393
Die Lebensbeschreibung des „Einzigen". Von Otto Stoeßl . 406

b. Bühne und Bühnenkritik.

Englische und italienische Gastspiele . . . . . 223
Laube und Dawison. Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers. Von Eduard von Bamberg . . . . . 68. 90
Friedrich Haase's literarische Abschiedsvorstellung. Von K. G. Wilhelmi . . . . . 233
Erinnerungen an Theodor Döring. Von Carl Schultes . . 342
Hamburger, Tegernseer, Wiener Gastspiele . . . . . 414
Dramatische Aufführungen: Mutter Thiele (L'Arronge) 46. Die Wunderquelle (Philippi) 46. Im weißen Rößl (Blumenthal-Kadelburg) 46. Der Volksgraf (Rabe) 46. Johannes (Sudermann) 61. Der Burggraf (Lauff) 94. Familie (Germain) 94. Sein Trick (Desvallières) 94. Die Schildkröte (Gandillot) 94. Der König (Voß) 111. Das neue Ghetto (Herzl) 111. Das grobe Hemd (Karlweis) 111. s'Katherl (Burckhard) 142. Die Bürgermeisterwahl (Burckhard) 142. Die Aufgeregten (Stenglin) 142. Kaiser und Galiläer (Ibsen) 205. Königskinder (Rosmer-Humperdinck) 205. Brand (Ibsen) 223. Abschied (Engel) 223. Spiritismus (Sardou) 223. Alarich (Verdy du Vernois) 223. Anno dazumal (Reuling) 302. Die Nothlüge (Kempner-Hochstädt) 302. Onkel Bönkost (Reicke) 302. Mohammed (v. d. Pforten) 319. Momentaufnahmen (Jarno) 414.

Seite

6. Bildende Künste.

Die Franz Stuck-Ausstellung. Von Fr. Servaes . . . . . 61
Aus meinem italienischen Skizzenbuch. Von Anton von Werner . . . . . 86. 133. 165
Die Volkserziehung zur Kunst. Von O. F. Hopf . . . . . 88
Der neue Kurs in der National-Galerie. Von Franz Servaes 158
Die Placatkunst. Von Franz Servaes . . . . . 186
Das Kunstgewerbe und die moderne Industrie. Von Johannes Gaulke . . . . . 215
Die Große Berliner Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke . . . . . 381. 398. 413
Ein Gespräch im Münchener Glaspalast. Von Sapiens . . . 390
Erinnerungen an Schwind und Kaulbach. Von Heino Hugo . 409

7. Musik.

Ein rheinisches Bayreuth? Von Josef Schrattenholz . . . 57
Eine Musiksteuer. Von Edmund Vetter . . . . . 152
Vom alten Verdi. Von Hans Ellermann . . . . . 170
Aus meinen Erinnerungen. Von Herman Wichmann . . . 182
Jenny Lind und Spohr. Von Herman Wichmann . . . . 278
Richard Wagner in München. Von Adolph Tetzlaff . . . 310
Opern und Operetten: Die Göttin der Vernunft (Strauß) 78. Ninettens Hochzeit (Thul) 78. Lobetanz (Thuille) 126. Odysseus' Heimkehr (Bungert) 338.

8. Notizen.

Avenarius 414. Bärnstein 414. Berg 383. Beyer 191. Bittrich 95. Blavatsky 63. Bopp 351. Braun 47. Dahn 95. Deichert 175. Drews 207. Fetzer 414. Fischer 207. Förster-Nietzsche 351. Fumagalli 159. Gallwitz 351. Hehn 351. Hejdenstam 414. Hirth 303. Hoensbroech 95. Huysmans 239. Jacobs 351. Janitschek 383. Jastrow 31. Kracht 207. Kraus 191. Kürschner 383. Marcks 414. Masurin 143. Mauerhof 159. Meyer-Graefe 207. Oberdörffer 414. Oertel 159. Pataky 27. Pfeiffer 414. Reber 207. Renner 191. Riehl 351. Roland 414. Rosegger 399. Segert-Stein 63. Schmidt-Eisleben 143. Schott 367. Schulte v. Brühl 63. Schultze 367. Spemann 207. Steffen 47. Strindberg 191. Turner 383. Umfrid 271. Verbeck 191. Vischer 62. Werckmeister 367. Zarncke 399.

9. Offene Briefe und Antworten.

Zu unserer Umfrage über die Majestätsbeleidigung. Von Max Schneidewin 62. Justinus Kerner, Metternich und Lola Montez. Von Theobald Kerner 127. Die Berliner März-Revolution 1848 174. 206. Die Musiksteuer. Von Edmund Vetter 255. Nochmals Rudyard Kipling in deutschem Gewande. Von C. Brodmann 350. Nochmals gegen die Auftheilung Chinas. Von H. von Samson-Himmelstjerna. 382.

№ 1. Berlin, den 1. Januar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Aufgaben des Staates in der Ostmark. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Deutschland in China. Von Nauticus. — Eine Umfrage über die Majestätsbeleidigung. Gutachten von Ernst Wichert, P. Laband, A. Kleinschmidt u. A. — **Literatur und Kunst.** Wie mein „Kampf um Rom" entstand. Von Felix Dahn. — Erinnerungen an Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton.** Die mißlungene Vergiftung. Humoreske von Gottfried Keller. — **Aus der Hauptstadt.** Die Dornenkrone. Von Caliban. — Anzeigen.

### Die Aufgaben des Staates in der Ostmark.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Die gegenwärtigen Zustände in Oesterreich bieten ernstlichen Anlaß zur Erwägung der Frage, ob sich innerhalb des Deutschen Reiches ähnliche Mißstände vorbereiten, wie sie allmälig in Oesterreich sich ausbildeten und zu dem erbitterten Sprachenkampfe ausarteten, welcher in bedrohlicher Weise die Einigkeit der in dem österreichischen Staatenbunde zusammengefaßten Nationen gefährdet, und ob es deßhalb nicht vielleicht angebracht sei, durch gesetzgeberische Maßnahmen solchen Mißständen rechtzeitig vorzubeugen. In den preußischen Ostmarken, d. h. in dem zu der Provinz Schlesien gehörigen Regierungsbezirke Oppeln, der Provinz Posen und einem Theile der Provinz Westpreußen wird planmäßig und zielbewußt auf eine Scheidung der polnisch- und der deutschsprechenden Bevölkerung hingewirkt und auf diese Weise der Boden vorbereitet, um über kurz oder lang die augenblicklich ruhigen Gemüther der Polen zu thatkräftigem Handeln zu entzünden und blutige Kämpfe um Wiederherstellung des Polenreiches auf deutschem Boden zu führen. Daß die Regierung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates solchen Vorgängen nicht gleichgiltig zusehen darf, daß sie vielmehr bei Zeiten energisch eingreifen muß, um derarten Gelüsten wirksam zu begegnen, wird von dem deutschgesinnten Theile der Reichsangehörigen auch anerkannt. Die deutschgesinnte Presse läßt deßhalb auch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Staatsregierung auf die Fehler hinzuweisen, deren sie sich durch ein allzugroßes Entgegenkommen und allzugroße Gleichgiltigkeit bezüglich der Polenfrage schuldig gemacht hat, um von ihr ernste, energische Maßnahmen zu einer Zeit zu fordern, in welcher sich vielleicht noch das drohende Unheil abwenden läßt und es noch möglich sein wird, den heimlich entzündeten, unbemerkt fortglimmenden Funken der Zwietracht im Keime zu ersticken, bevor er zur hellen Flamme und vernichtenden Feuersbrunst ausartet.

Wie die Tagesblätter melden, soll auch das preußische Staatsministerium, als es den Beschluß faßte, einen Lehrer, welcher ein schwaches nationales Bewußtsein bekundete, aus der Ostmark nach einer westlichen Provinz zu versetzen, von der Erwägung geleitet worden sein, daß es Aufgabe der Staatsregierung sei, mit allen gebotenen Mitteln die ehemals polnischen Landestheile zu germanisiren und ihre Unterthanen polnischer Herkunft zum Deutschthum heranzuziehen. Als geeignete Mittel hierzu soll es aufgestellt haben: Die Erziehung der Jugend in deutsch-nationalem Geiste; die Colonisation der östlichen Provinzen mit deutschen Bauern; die wirthschaftliche Stärkung des Deutschthums gegen polnische Uebermacht; den Schutz des Landes gegen das Hineintragen der großpolnischen revolutionären Bewegung. Darauf deuteten auch die zu Beginn des vergangenen Jahres abgegebenen Erklärungen des Staatssecretärs Dr. v. Bötticher im Reichstage und des Cultusministers im Abgeordnetenhause gelegentlich der Interpellationen der Polen hin, wonach die Regierung sich ihrer Aufgabe der polnischen Agitation gegenüber voll bewußt und unbeirrt ihre bisherige Politik fortzusetzen gewillt sei. Darnach gewinnt es den Anschein, als verschließe man sich jetzt an zuständiger Stelle nicht mehr der Erkenntniß, daß nur ein energisches Vorgehen geeignet sei, die Unterwühlung aufzuhalten, welche von der polnischen Geistlichkeit ausgehend und systematisch geschürt zu derart fanatischen Ausschreitungen führt, wie die Gewaltstreiche in Opalenica gelegentlich der Anwesenheit des Erzbischofs Dr. v. Stablewski das Vorgehen des Probstes Szadzinski in Witaschütz und des Bürgermeisters Roll in Gnesen. Allein es wird nicht so leicht sein, die heraufbeschworenen Geister wieder zu bannen, wie es möglich gewesen wäre, deren Erscheinen seiner Zeit zu verhindern, und die erhitzten Gemüther zu beruhigen, die früher willig sich als Glieder des mächtigen Deutschen Reiches wohlfühlten.

Professor Sohnrey stellt in seiner Schrift über die deutsche Ansiedelung in Westpreußen und Posen die Forderung auf, daß der Staat den nahezu erschöpften Fonds zur Förderung der deutschen Colonisation in der Ostmark um 100 Millionen erhöhen müsse, wenn anders er seiner ihm in der Ostmark zufallenden nationalen Aufgabe gerecht werden wolle. Gleichsam in Verfolg dessen wurde in der officiösen Presse die Absicht der Staatsregierung kundgegeben, den Ansiedelungsfonds zu ergänzen, weil dessen Nothwendigkeit nachgewiesen und die Belastung der Staatscasse ohnehin gering sei. Es läßt sich deßhalb annehmen, daß eine dementsprechende Vorlage dem nächstzusammentretenden Landtage zugehen werde.

Die Ansichten gehen hinsichtlich der Ersprießlichkeit und Zweckmäßigkeit der Ansiedelung sehr auseinander. Die Einen behaupten, es hätten die auf Ankauf polnischer Güter bisher verwendeten 100 Millionen Mark einem hohen culturellen und nationalen Zwecke gedient, indem die bisher in polnischem Großbesitze befindlich gewesenen Ländereien in kleine bäuerliche Anwesen zerlegt, an deutsche Ansiedler abgegeben seien,

während Andere hiergegen geltend machen, daß der von den gesetzgebenden Körperschaften ausgeworfene 100 Millionen-Fonds einen Verfassungsbruch darstelle, sowie, daß die Mittel jenes Fonds vielfach den Polen zu Gute gekommen seien, und daß die Erfolge der Germanisirungsbestrebungen gleich Null wären, jedenfalls in keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln ständen. Es wird darauf ankommen, das „Für" und „Wider" jeder der beiden widersprechenden Ansichten von vorurtheilsfreiem Standpunkte aus zu prüfen, um zu einem eigenen Urtheile über den Werth oder Unwerth der Sohnrey'schen Vorschläge und der verlauteten Absichten der Regierung zu gelangen.

Zunächst kann die Anschauung der „Kölnischen Volkszeitung" unerörtert bleiben, ob der Ansiedlungsfonds verfassungsgemäß oder verfassungswidrig ausgeworfen sei, weil er auf Beschlüssen der gesetzgebenden Körperschaften beruht, welche zweifellos befugt sind, neue Zustände zu schaffen, gleichviel ob solche mit bisherigen Rechtsregeln im Einklange stehen oder davon abweichen. Dagegen wird allerdings zu prüfen sein, ob die Aufgabe auch erfüllt wurde, in den bisher polnischen Landbesitz deutsche Ansiedler einzusetzen. Daß dem nicht so sei, darauf deuten die Ausführungen in der officiösen Presse hin, welche darauf hinauskommen, daß die zur Ausführung der Rentengutsgesetzgebung eingesetzte Generalcommission vielfach Rentengüter auch an Polen abgegeben, und damit den nationalen Zweck der Siedelungsarbeit in der Ostmark vereitelt habe, was zukünftig vermieden werden könne, wenn die Geschäfte der Generalcommission auf die Ansiedelungs-Commission übertragen würden. Allein wer die Verhältnisse in den hier in Betracht kommenden Staatsgebieten genauer kennt, und wer namentlich mit der Polenfrage in ihrer Entstehung und Entwickelung eingehender sich beschäftigte, in Sonderheit sorgfältig die Verhältnisse daselbst beobachtete, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Erfolge der Ansiedelung bisher sehr gering gewesen sind und die Schuld dessen darauf zurückzuführen ist, weil die Ansiedelungs-Commission völlig außer Acht ließ, der Thatsache Rechnung zu tragen, daß hier das Glaubensbekenntniß mit der Nationalität in einer, allerdings völlig ungerechtfertigten, Weise verschmolzen zu werden pflegt und dem Einflusse der Geistlichkeit daraufhin es leicht wird, deutsche Ansiedler katholischen Glaubensbekenntnisses in das polnische Lager hinüberzuziehen.

Richtig ist allerdings die Thatsache, daß zahlreiche bisher polnische Landgüter von der Ansiedelungs-Commission angekauft wurden; aber ebenso richtig, daß dies überwiegend überverschuldete und devastirte Besitzungen waren, welche deren Eigenthümer doch nicht zu halten vermochten und daß für dieselben bei dem freihändigen Verkaufe ein weit höherer Erwerbspreis gezahlt wurde, als er bei der drohenden Zwangsversteigerung erzielt worden wäre. Weil grundsätzlich der Ankauf deutscher Güter, und wohl mit Recht, abgelehnt wurde, gelangten diese, soweit sie capitalsschwache Besitzer hatten, zur Zwangsversteigerung und wurden zu niedrigen Meistgeboten von ebendenselben Polen erstanden, welche ihr Besitzthum der Ansiedelungs-Commission verkauft hatten. In Folge dessen ist der Großgrundbesitz in polnischen Händen zur Zeit fast der gleiche, wie er dies vordem war, aber mit dem Unterschiede, daß in die Stelle capitalsschwacher capitalgestärkte Besitzer eintraten. Dies bedeutet eine Erstarkung des Polenthums auf Kosten des Ansiedelungsfonds. Und dieser Umstand trägt dazu bei, daß die Polen sich jetzt mehr als früher regen, und daß auch in den Städten die polnische Gesinnung über Hand nahm und das Deutschthum zurückging.

Aber auch die Ansiedelungsgüter selbst erstarkten das Polenthum. Dabei soll zugegeben werden, daß nur an Ansiedler deutscher Abstammung solche ursprünglich überlassen wurden. Allein dem Glaubensbekenntnisse dieser wurde nicht die seiner Bedeutung für die Polenfrage entsprechende Berücksichtigung zu Theil. Der polnische Geistliche pflegt den Lehrsatz aufzustellen, das katholisch und polnisch gleichbedeutend, und wie der Protestant Gegner des Katholicismus, der Deutsche Feind des Polen sei, also Niemand ein gutgläubiger Katholik sein könne, welcher nicht gleichzeitig polnisch gesinnt wäre. Auf diese Weise wird in dem Religionsunterrichte und in der Kirche der Haß gegen das Deutschthum genährt, wie die Bubenstreiche des in einen Szöke verpolonisirten Gymnasiasten Schulz in Gnesen bestätigen. Der Richter erhält hier auf die Frage nach dem Glaubensbekenntniß die Antwort „Pole" oder „deutscher Pole", was bedeuten soll „polnischer Katholik" bezw. „deutscher Katholik". Und dieser landesübliche Brauch beweist hinlänglich, wo das Messer anzusetzen sei, um das verheerende nationale Uebel im Keime zu ersticken, und worin die Ansiedelungs-Commission fehlte. Indem sie gutgläubige katholische Ansiedler heranzog, hat sie dem Polenthum neue Kräfte zugeführt. Denn die Wahlergebnisse liefern den Belag dafür, daß die Zahl der polnischen Stimmen zugenommen habe, aber nicht zurückgegangen sei, daß in Sonderheit das Verhältniß der abgegebenen polnischen zu den deutschen Stimmen eher vermehrt, als vermindert ist. Und diese statistisch nachweisbare Thatsache widerlegt die Behauptung von dem hohen culturellen, nationalen Erfolge und bestätigt den Einwand der Mißerfolge der Ansiedelungsarbeit in Beziehung auf die Germanisirung der bezüglichen Landesgebiete.

Denn es wird auch gar nicht mehr lange dauern, bis die deutschen Ansiedler ihre Familiennamen in polnische umwandeln. Daß aus den Vornamen Albert und Adalbert schnell ein Wojciech wird, hat seinen natürlichen Grund darin, weil der Schutzpatron der Provinz Posen diesen Namen führt, also der Priester auch nur auf diesen tauft. Und weil sein Festtag mit Georgi zusammenfällt, pflegt auch Georg dahin übersetzt zu werden. Das Gleiche geschieht mit den weiblichen Vornamen, deren Schreibweise sich z. B. aus Hedwig als Jadwiga, Marie als Maća gestaltet. Ihnen folgen bald die Familiennamen. Zuerst wird einfach die polnische statt der deutschen Schreibweise gewählt z. B. Unrug statt Unruh, Vestfal statt Westphal, Meysznier statt Meißner. Dann tritt die Uebersetzung ein. König wird in Król übersetzt, Hoffmann und Hoppe lauten ähnlich wie Hopfen, deßhalb werden sie in Chmiel verwandelt. Die polnische Endsilbe hebt den Träger des Namens, weil das Adelsprädikat darin liegt. Deßhalb wird Chmielynski, Vestfalski dem einfachen Chmiel bezw. Vestfal vorgezogen. Aus v. Kurowski, v. Szymoński, v. Dominierski erkennt man ebensoschwer den Hahn, Simon, Hausmann heraus, wie aus Szperlinski den Sperling. Der Jude pflegt international zu sein und sich derjenigen Nation anzupassen, in deren Mitte er sich niedergelassen hat. Er ist treu dem Satze ubi bene, ibi patria; deßhalb wird Lubliner ein Lubczynski, Henschel ein Hentczynski, Pinkus ein Pynkowski. Alle diese Namenumwandlungen tragen aber dazu bei, die Ziffer der Polen zu vermehren und den Deutschen gegenüber in das Uebergewicht zu stellen. Der Convertit pflegt in der Regel aber am eifrigsten die Sache Derer zu vertreten, in deren Reihen er eintrat. Und deßhalb darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn die in Polen convertirten Deutschen die Klagelieder über die Unterdrückung des Polenthums am lautesten anstimmen. Aber aus dem Munde eines v. Wollschläger, Schumann, Lange, Peter werden die Jeremiaden sich weniger gut anhören und einen geringeren Eindruck auf die Hörer ausüben, als wenn ein v. Wolszlegier, Szuman, Langiewicz, Pietraczewski sie anschlägt. Und deßhalb kann der Regierung der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie durch ihr passives Verhalten beigetragen habe, die polnischen Interessen zu fördern, indem sie derartige Namenumwandlungen unbeanstandet geschehen ließ. Will sie die in dem Ministerialbeschlusse erkannte Aufgabe erfüllen, mit allen gebotenen Mitteln die ehemals polnischen Landestheile zu germanisiren und ihre Unterthanen polnischer

Herkunft zum Deutschthum heranzuziehen, in Sonderheit die Absicht verwirklichen, die bezüglichen Landestheile gegen das Hineintragen der großpolnischen revolutionären Bewegung zu schützen, dann wird sie zuförderst mit Entschlossenheit und Entschiedenheit sich des am nächsten liegenden und einfachsten Mittels bedienen müssen, die verpolonisirten, ursprünglich deutschen, Familiennamen zurückzufordern, indem sie auf eine Zurückführung des Namens auf die ursprüngliche Schreibweise mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln hinwirkt. In der Mehrzahl der Fälle wird ihr dies leicht werden mit Hülfe des Grundbuches, in welchem der deutsche Ansiedler des vorigen und des Anfanges dieses Jahrhunderts als Erwerber unter dem miteingebrachten Namen eingetragen steht, während die jüngeren Ansiedler aus den polizeilichen Anmeldungen richtig festgestellt werden können. Jeder Zweifel ist aber in den Fällen ausgeschlossen, wo die Brüder, je nachdem sie die Officierlaufbahn oder die Landwirthschaft bezw. den Priesterstand als Lebensberuf erwählt haben, sich von Unruh oder v. Unrug, von Wollschläger oder v. Wolszlegier schreiben. Der Versuch ist im Kleinen bereits einmal durch den Justizminister Leonhard gemacht, aber auch von dem Erfolge begleitet gewesen, daß eine recht große Zahl adliger und bürgerlicher polnischer Richter und Subalternbeamten fortan als bürgerliche deutsche fortgeführt werden mußten.

Wer Gelegenheit hatte, über die polnische Frage an Ort und Stelle sich zu unterrichten und die Verhältnisse in den bezüglichen Landestheilen durch eigene Wahrnehmung kennen zu lernen, dem kann nicht entgangen sein, daß zwei gesetzgeberische Schritte, nämlich die unter den Begriff der Maigesetze zusammengefaßte kirchenpolitische Machtprobe und die damit im Zusammenhange stehende Auszahlung der Sperrgelder einen Wendepunkt bildeten. Seit dem Niederdrücken des letzten Polenaufstandes 1863 schien die Kraft des polnischen Großbesitzes gebrochen. Die letzten Mittel, durch Ausholzen der Waldungen sich Geld zu verschaffen, waren erschöpft und der polnische Großbesitz vielfach überverschuldet. Dem sogenannten Bauernkönig v. Malczewski, welcher 1848 als Triumphator aus dem Zellengefängnisse befreit, wo er wegen des vorangegangenen Polenaufstandes untergebracht war, hatte sein Ehrgeiz seinen einst großen Grundbesitz gekostet. Als Beweis der Dankbarkeit und Treue der Polen lebte und starb er verarmt in Smolary einem Vorwerke seiner einstigen Herrschaft. Dazu trat, daß Graf Ledochowski den Hirtenstab der vereinigten Erzbisthümer von Gnesen und Posen führte und durchdrungen von seiner geistlichen Würde zwar in dem ihm aufgedrängten Kampfe zwischen Staat und Kirche fest auf dem Boden der Kirche stehend der Kirchengewalt nach Kräften Geltung zu verschaffen, bestrebt war, vollbewußt der Gefahr, seinen Palast in Posen mit den Kerkermauern von Ostrowo vertauschen zu müssen, aber im Uebrigen treu an der christlichen Lehre haltend, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." Jede Anwandlung der Polen zu thatkräftigen Vorgehen vermochte er unter der Geistlichkeit im Keime zu ersticken, was in Folge der Allgewalt seines entschlossenen, sicheren, würdevollen Auftretens ihm ein Leichtes war. Erst mit dem Zeitpunkte, als Graf v. Zedlitz das Oberpräsidium von Posen übernahm, trat eine Wandlung ein; und mit der auf seinen Einfluß als späterer Cultusminister zurückzuführenden Erhebung des Dr. v. Stablewski auf den Erzbischofsstuhl wuchs der Kampfesmuth des polnischen Clerus. Der neucreirte Primas von Polen scheint die Polenerhebung auf sein Panier geschrieben zu haben. Und wenn er auch nicht selbsthandelnd vorgeht, so können doch Ausschreitungen, wie die Vorgänge in Opalenica und das Verhalten mancher Priester seinem Einverständnisse zugerechnet werden, da er ja die Macht und die Mittel besitzt, sie zu verhindern.

Die kirchenpolitische Kraftprobe hatte dem Clerus gezeigt, in wie weit er sich auf die Anhänglichkeit und Treue seiner Gläubigen verlassen konnte. Sie hat ihm ferner bewiesen, daß ein festes Zusammenhalten und ein sicheres zielbewußtes Vorgehen zum Siege verhilft. Was Wunder, daß er als Dank für die ihm in der Nothlage bewiesene Treue und gespendeten freiwilligen Gaben, auch seine Hülfe leistete zur Verwirklichung des Traumes eines wieder herzustellenden Polenreiches. Nicht nur durch bloße Lehrsätze, vielmehr auch durch thatkräftiges Handeln vermochte er die Pläne zu unterstützen, seit das Füllhorn der angesammelten Sperrgelder ausgeschüttet war und der plötzlich überkommene Reichthum zweckdienlich angelegt bezw. verwendet werden mußte. Er gab Gelegenheit, capitalsschwache Personen dadurch über Wasser zu halten, daß sie, statt des bisher gerade hier sehr theueren, billiges Capital dargeliehen erhalten konnten. Und der Erwerb größeren bisher deutschen Grundbesitzes durch Polen ist dieser Hülfsquelle zu verdanken. Weil nur gesinnungstreuen und glaubensfesten Bewerbern die ausleihbaren Bestände anvertraut werden, wogegen an sich nichts einzuwenden ist, wird damit die Polenfrage wesentlich gefördert. Hiergegen einzuschreiten fehlt aber der Staatsregierung das Recht und die Macht, weil und so lange dabei die gesetzlichen Grenzen inne gehalten werden, und darauf wird schon aus dem Grunde mit doppelter Vorsicht Rücksicht genommen, um jeder Verlustgefahr vorzubeugen.

Es bleibt mithin kein anderer Ausweg, die Erhebungsgedanken der Polen niederzuhalten, als ihnen den Zuzug neuer Kräfte abzuschneiden. Sie würden solche aber erhalten, wenn auf's Neue 100 Millionen Mark ausgeworfen werden sollten, um, wie bisher, in schlechtem Culturzustande befindliche Güter polnischer Besitzer theuer aufzukaufen und in bäuerlichen Grundbesitz zu zerlegen. Denn dadurch finden die Verkäufer Gelegenheit ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern, indem sie Güter deutscher Besitzer in gutem Culturzustande preiswerth, womöglich in der Zwangsversteigerung unter dem Werthe dafür erwerben. Aber auch die bäuerlichen Ansiedler verstärken die polnische Macht, wenn sie dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehören, weil sie leicht Anhänger der Irrlehre werden, daß wegen ihres Glaubens sie auch der polnischen Nation sich anschließen und deren Bestrebungen verfolgen müssen, wie das Beispiel des Gymnasiallehrers Dr. Fricke zeigte. Gleichzeitig wird der polnischen Sache aber noch damit gedient, daß der früher fehlende Mittelstand geschaffen, also die unabweisbare Unterlage eines gesunden geregelten Staatswesens erbracht wird. Das alte Polenreich zerfiel, und ein neues konnte nicht erstehen, so lange bloß die gesellschaftlichen Gegensätze Adel und Kleinbauernstand ohne den Handwerker als vermittelndes Glied vorhanden waren. Die Söhne der dem Polenthume gewonnenen Ansiedler entschließen sich jedoch ein Handwerk oder Kleingewerbe zu erlernen, also das bisher vermißte zu ersetzen. Und deßhalb ist die Polenfrage jetzt ernster zu nehmen, als bisher. Ob die seitens des Staatsministeriums aufgestellten Grundsätze durchführbar und ausreichend sind, soll hier unerörtert bleiben. Nur so viel steht unanzweifelbar fest, daß sie nicht genügen, so lange nicht gleichzeitig darauf gehalten wird, die deutschen Familiennamen wieder herzustellen. Ortsnamen zu verdeutschen bleibt zwecklos. Auf diese Weise wird der Polenfrage nicht geschadet. Der Pole hält noch an seinem Bydgosz fest, obschon es längst Bromberg benannt ist. Und ebenso wird sich eine deutsche Einwohnerschaft in Trzemeszno oder Chodziesen besser ausnehmen als eine polnische in Tremessen oder Colmar. Sobald das Polenreich wieder erstanden, wird die Namensumwandlung leicht durchgeführt, welche im Verkehr unter einander stets beibehalten wurde. Aehnliche Verdeutschungsversuche erwiesen sich als wirkungslos. Einer aus den Gemeinden Rakowo und Kolybki gebildeten Dorfgemeinde wurde einst der Namen Wiegenau beigelegt. Kaum war das Grundbuch dahin berichtigt, so verwandelte der Ort sich in Wygenowo und un-

beanstandet ließen die Behörden diese polnische Schreibweise durchgehen. Aehnlich erging es bei zahlreichen gleichartigen Versuchen. Die deutschen Ansiedelungen verfielen dem gleichen Geschick. Also nicht neuer Capitalsaufwendungen für Ansiedelungszwecke, vielmehr bloß einer energischen, zielbewußten Durchführung der gefaßten Grundsätze zur Wiederherstellung der Rechte der eingewanderten Deutschen und eines Zurückhaltens der deutschfeindlichen Gelüste des polnischen Clerus bedarf es, um das Deutschthum in den Ostmarken zu schützen und zu erhalten.

Nach den politischen Zeitungen soll die Staatsregierung in Erwägung der Thatsache, daß die revolutionären Bestrebungen in der Ostmark in neuerer Zeit immer größere Wellen schlagen, die Absicht verfolgen, es nicht bei Erhöhung des Ansiedelungsfonds um 100 Millionen Mark bewenden zu lassen, sondern auch einen Gesetzentwurf einzubringen, der es ihr ermöglicht, öffentliche Verhandlungen in polnischer Sprache nicht zuzulassen. Die Thatsache, daß der „Goniec Wielkopolski“ für eine polnische Nationalregierung eintritt, welche zunächst in einer gemeinschaftlichen Wahlorganisation sich äußern soll, rechtfertigt zwar energische Schritte, allein gewagt bleibt immerhin ein Ausnahmegesetz, welches in die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der Staatsbürger polnischer Nation so tief einschneidet wie eine Einschränkung des Versammlungsrechtes auf nur der deutschen Sprache Kundige. Denn das Verbot des Gebrauches der polnischen Sprache ist gleichbedeutend mit einem Versammlungsverbote, weil in den vorangestellten Staatsgebieten der einfache Mann die deutsche Sprache nicht so weit beherrscht, um in ihr gehaltenen Reden verständnißvoll folgen zu können. Das Erkenntniß des Ober-Verwaltungs-Gerichtes, welches ausspricht daß in diesen Polizeibeamte der polnischen Sprache kundig mit Beaufsichtigen der Versammlungen zu betrauen seien, rechtfertigt noch kein Ausnahmegesetz, vielmehr nur eine Verwaltungsmaßregel, nämlich die Anstellung polnisch redender Beamten, welche zu beschaffen nicht schwer ist, wenn die Stipendien und Gehaltszulagen für Erlernen der polnischen Sprache zweckdienlich verwendet werden.

## Deutschland in China.

Die Naivetät, womit von officiöser Seite erklärt wurde, die Vermuthung, daß durch die gegenwärtigen Ereignisse der Anfang der Auftheilung des chinesischen Reiches gemacht sei, finde keinerlei Anhalt, kann nur komisch wirken. Wie sehr man auch für die gänzliche Erschließung des verrotteten chinesischen Staatskörpers, für die befruchtende Zuführung der belebenden Ströme europäischer Cultur und die Fructificirung der gewaltigen, zumal montanen Schätze des ungeheuren Reiches eintreten muß, so ist andrerseits nicht im Mindesten zu verkennen, daß, nachdem China vor etwa einem Jahrzehnt eine unter seiner Oberhoheit stehende Provinz von den Franzosen entrissen und seine südlichen Provinzen Jünnau und Kwangsi durch Ertheilung von Eisenbahn- und Bergbau-Concessionen der französischen Industrie und dem Handel gewaltsam erschlossen und nachdem ihm in früherer Zeit Hongkong genommen, die 19 Vertragshäfen abgerungen und in neuester Korea seiner Oberherrschaft entzogen, die Mandschurei dem Einfluß und der Ausbeutung Rußlands überliefert, Formosa an Japan abgetreten, Wei-hei-wei von den Japanern als Faustpfand für die Kriegsentschädigung besetzt, und heute Kiaotschau und Port Arthur von Deutschland und Rußland occupirt und, wie es scheint, das Hinterland der Halbinsel Kaulung gegenüber Hongkong an England abgetreten wurde und sich bei verschiedenen Nationen das lebhafte Verlangen nach Compensationen für jene Occupation regt, — daß nach alledem die Auftheilung durch Frankreich, Rußland, Japan längst begonnen hat und daß es sich heute nur um die Form handelt, wie sie sich weiter vollzieht. Daß sie nicht die Gestalt einer sofortigen Theilung des ungeheuren Gebiets zwischen den meist interessirten Mächten anzunehmen vermag, liegt schon in Anbetracht der außerordentlichen administrativen und politischen Schwierigkeiten, die die Einverleibung enormer Länderstrecken von fremder Sprache, Sitte, Religion und Nationalität an sich bietet auf der Hand. Die weitere Auftheilung des Reiches der Mitte dürfte daher, was Deutschland betrifft, zunächst in Form einer beträchtlich erweiterten Erschließung für die Thätigkeit unseres Handels und unserer Industrie, basirt auf der Gewinnung eines starken Stützpunktes für die Kriegs- und Handelsflotte, erfolgen, während Rußland sich vor der Hand mit der Festsetzung in Port Arthur, sowohl zur ferneren Sicherung seines zur Zeit stark vorwiegenden Einflusses in China, wie zu der eines guten eisfreien Hafens und Ausgangspunktes für seine Flotte und die mandschurische Bahn begnügt, da ihm damit der stärkste und wichtigste maritime Stützpunkt Chinas, in welchem es eine völlig fertige Flottenstation vorfindet, als reife Frucht in den Schooß fällt. Für Deutschland bildet Kiaotschau den Angelpunkt seiner künftigen politischen und commerciellen Action im fernen Osten. Inwieweit und binnen welcher Zeit sie Früchte zu tragen vermag, läßt sich heute noch nicht annähernd übersehen und wie sehr wir ihr auch allen Erfolg wünschen, so müssen wir doch von allzu sanguinischen Hoffnungen und Erwartungen abrathen. Die gute strategische Lage der Bucht, von der aus unser Geschwader in etwa 24 Stunden die Pecho-Mündung vor Tientsin oder Tschemulpo, etwa 30 Stunden die Straße von Korea und Japan, in 20 Stunden Shanghai zu erreichen vermag, unterliegt keinem Zweifel und von ihr aus vermögen erforderlichen Falls sowohl Diversionen unseres ostasiatischen Geschwaders in den bezeichneten Richtungen bei künftigen Conflicten in Ostasien zu erfolgen, wie unsere dortigen Reichsangehörigen und Interessen weit wirksamer geschützt zu werden. Allein es liegt auf der Hand, daß in Anbetracht der Schiffszahl der Geschwader der dort vertretenen übrigen Seemächte auf die Dauer nur ein sehr starkes deutsches Geschwader mit Erfolg verwandt zu werden vermag. Die Rückwirkung aber, welche die eventuelle Verfolgung dieses Zieles und namentlich die Ausgestaltung der Kiaotschau-Bucht zu einer Flottenstation im vollsten Sinne des Wortes nicht nur auf unser Budget, sondern auch auf neue Forderungen für die Vermehrung der Flotte zu haben vermag, verdient bei Zeiten in's Auge gefaßt zu werden.

Daß die Bucht auch nur zur Kohlenstation und zum gesicherten Ankerplatz und Zufluchtshafen für unser ostasiatisches Geschwader eingerichtet, großen Werth besitzen würde, ist einleuchtend. Denn bisher waren wir dort einem Angriff der übermächtigen Geschwader von England, Rußland, Japan und, vor Eintreffen der nun abgesandten Verstärkung, auch Frankreich nicht gewachsen und von der Kohleneinnahme in Japan oder in chinesischen Häfen hinsichtlich seiner Operationsfähigkeitsdauer abhängig, während sich die fremden Geschwader auf die stark befestigten Flottenstationen Hongkong, Wladiwostok, sowie Japans und Saiguns und deren Kohlendepots stützten. Ist jedoch die Einfahrt zur Kiaotschau-Bucht entsprechend befestigt oder durch angemessene Armirung und Besetzung oder Umgestaltung der dort vorhandenen erst seit 1894 angelegten chinesischen Forts gesichert, sowie der innere Theil der Bai, der eigentliche Ankergrund der Schiffe, auch gegen Bedrohung durch einen zu Lande auftretenden Gegner geschützt und ein ausgiebiges Kohlendepot angelegt, so vermögen unsere Schiffe einer Ueberlegenheit eines Gegners dorthin auszuweichen, hier ihre Kohlen-, Proviant- und Wasservorräthe zu ergänzen, leichtere Havarien

ungestört zu beseitigen und, vor Anfällen stärkerer Gegner geschützt, sich in den nordostasiatischen Gewässern zu halten, um bei sich bietender Gelegenheit ihre Action wieder aufzunehmen. Gleicherweise Schutz und Unterstützung können jedoch auch deutsche Handelsschiffe, die die Bucht anlaufen, dort finden.

So völlig günstig wie die hydrographischen Verhältnisse der Bucht geschildert wurden, sind sie jedoch nicht, da der bis auf $2^1/_2$—4 km Breite, versandete nördliche Theil die auf eine schmale, kaum überall 8 m tiefe Fahrrinne beschränkte Verbindung mit dem Festlande beim Anlegeplatz Taputur erschwert. Es würden daher in Anbetracht der Anschwemmungen des Kiao-Flußes beständige Baggerungen dieser Einfahrt und die unerläßlichen maritimen Verkehrsanlagen bei Taputur und deren Schutz durch Befestigungen nothwendig werden, um die vielleicht später durch eine Eisenbahn zu vermittelnde Verbindung mit der zwei deutsche Meilen entfernten Stadt Kiaotschau zu sichern, und diese selbst, so weit noch erforderlich, sowie das Zwischenterrain entsprechend zu befestigen sein. Den nur hundert Häuser zählenden Ort Lütschingkau, an der Nordseite der Einfahrt der Bai, bei welchem ein Theil der sie beherrschenden chinesischen Forts liegt, zu einem Hafen und Handelsplatz auszugestalten, ist deßhalb nicht angängig, da er im Bereich der schweren Caliber einer vor der Bai erscheinenden feindlichen Flotte liegt. Vielleicht gestatten jedoch die örtlichen Verhältnisse des Nordrandes der Halbinsel, auf der Lütschingkau gelegen, und höchst wahrscheinlich die der geschützt liegenden Insel Tsiposan diese Anlage, wenn man auf diejenige bei Taputur verzichten sollte. Für die Letztere käme noch in Betracht, daß der nördliche Theil der Bai zuweilen von der Potato-Insel bis in die Nähe von Tsiposan zufriert, und alsdann die Thätigkeit von Eisbrechern erforderlich werden würde, um den Zugang vom Lande zum Hafen frei zu halten.

Der fortificatorische Schutz der Bai ist, zum Theil durch die chinesischen Forts bereits vorhanden, leicht zu einem vollkommeneren zu gestalten, und nur die Hafen- und maritimen Anlagen sind es, welche Schwierigkeiten machen dürften. Von der Bai aus beherrscht unser Geschwader, soweit ihm diejenigen anderer Mächte nicht dabei entgegentreten, die Nordost-Küsten Chinas und vermag unter Umständen, wie das französische Geschwader 1885, den Golf von Petschili und die Jangtsekiang-Mündung zu blockiren, und die Reiszufuhr nach dem nördlichen China zu verhindern, sowie dessen Küstenstädte zu beschießen, so daß die Stimme Deutschlands künftig im Tsungli-Yamen weit aufmerksamer gehört werden und unsern Reichsangehörigen besserer Schutz bieten wird, als bisher. Alle diese militärischen und politischen Vortheile würden sich selbstverständlich noch besonders erhöhen, wenn die Bucht zu einer Flottenstation ersten Ranges mit Werft, Gießerei, Magazine, Werkstätte und Trockendock, wie Hongkong und Wladiwostok, ausgestaltet würde, dazu aber wären nach vielen Dutzenden von Millionen zählende Mittelaufwendungen erforderlich.

Was die handelspolitischen Vortheile betrifft, die Kiaotschau zu gewähren vermag, so fand die Möglichkeit, jedoch auch die Schwierigkeit von maritimen Handelsverkehrsanlagen bereits Erwähnung. Es ist zu berücksichtigen, daß sich seit Jahrhunderten etablirte Handelsemporien wie Hongkong und Shanghai, in denen sich der Export- und Importhandel concentrirt, und in festen seit lange dort angesiedelten capitalkräftigen Händen befindet, nicht nach Wunsch und Belieben verlegen, oder durch eine rasch improvisirte Concurrenz in den Hintergrund drängen lassen. Wir haben dies bereits bei Zanzibar zur Genüge erfahren. Einer deutschen Besiedelung der auch in ihrer Osthälfte bei 5 Millionen Einwohnern noch übervölkerten Halbinsel Schantung, ist in Anbetracht dieser Bevölkerungsdichtigkeit sowie der schwierigen Sprach- und Nationalitätsverhältnisse, kein günstiges Prognostikon zu stellen, obgleich das Land ergiebige Bodenproducte wie Seide, Reis, Weizen, Hirse, Bohnen, Obst, Gemüse und etwas Baumwolle aufweist. Auf die Erschließung des Handelsverkehrs mit dem nördlichen China und den Gebieten am Kaiser-Kanal, die durch die Bahn von Peking nach Hankau einen besonderen Impuls zu erhalten vermag, sowie diejenige der Kohlenlager Schantungs und den Abbau seiner Eisenerze dürfte sich daher das Augenmerk der Pioniere deutscher Cultur in China zuerst zu richten haben, und es wird sich dabei zeigen, ob unsere, im März v. J. in den chinesischen Gewässern eingetroffene Handelscommission, bereits den letzten Theil ihres Programms, die Ermittelungen über die vortheilhafte Verwendung deutschen Capitals in Unternehmungen in Ostasien, befriedigend gelöst hat. Für Ersteres erscheint vor Allem die Anlage einer Eisenbahn, nicht nur nach dem nur 15 deutsche Meilen von der Bai entfernten Kohlenlager von Weihsien, und dem etwa 30 Meilen entfernten bedeutenderen von Poschan, sondern auch deren Anschluß an die künftige Hauptlinie Peking-Hankau, sowie zum Kaiser-Kanal und Hoanghо erforderlich, um den Absatz der Kohlen, die unser Geschwader nicht ganz allein zu consumiren vermag, nicht nur nach dem Innern Schantungs, sondern auch nach dem übrigen China zu vermitteln. Allein auch die vorhandenen Verkehrsmittel Schantungs bedürfen einer ganz besonderen Hebung durch Straßenbau und Einrichtung von Verkehrslinien, da die Kohlen des Landes in Folge unzureichender Verkehrsmittel bis jetzt nur in unmittelbarer Nähe der Gruben als Heizmaterial benutzt werden, in allen übrigen Theilen aber mit Wurzeln, getrockneten Kräutern und den Stengeln der Kilang-Hirse geheizt wird. Was die Eisenerze Schantungs betrifft, so sind ihre Lager noch ziemlich unerforscht und von zweifelhafter Bedeutung. Mit dem Eisenbahnbau und dem Abbau der vorhandenen kleinen aber guten Kohlenlager von auch nicht annähernd der Größe desjenigen des Ruhrgebietes oder Saarbrückens würde man daher vor der Hand voraussichtlich genug zu thun haben. Ob sich der seit 1860 in Tschifu etablirte Haupthandelsverkehr mit der Beseitigung des Versandens der Kiaotschau-Bucht durch entsprechende Baggerung wieder dorthin ziehen würde, ist vor der Hand zweifelhaft, da die Stadt Kiaotschau, wie erwähnt, den Vortheil der unmittelbaren Lage am Meere nicht besitzt. — Somit dürfen wir die Hoffnungen und Erwartungen an die weitere Erschließung des chinesischen Reiches durch die neu gewonnene Einfallspforte vor der Hand nicht zu hoch spannen, sondern müssen dem ruhigen, planmäßigen und stetigen Vorgehen unserer Handels- und Industriewelt, sowie unserer Ingenieure das Weitere überlassen. Zwar kann in einer Vermehrung und Verbesserung unserer subventionirten Dampferlinien nach Ostasien ein wirksames Mittel zu dessen Förderung erblickt werden, im Uebrigen aber dürfte unbedingt dem Privatcapital hier freiester Spielraum zu lassen sein, da staatliche Ansprüche in genügender Anzahl an unser ferneres Colonialbudget herantreten werden. Es bedarf offenbar einer sehr geschickten Action unserer Diplomatie, um die Klippen, welche ihr aus der mit der Occupation Kiaotschaus angeregten Begehrlichkeit der übrigen Seemächte und einer etwaigen Coalition Englands, der Vereinigten Staaten und Japans erstehen können, glücklich zu umschiffen. Es dürfte auch kaum zu bestreiten sein, daß dieser erste hervorragende Act deutscher überseeischer Weltmachtpolitik seine Rückwirkung auf künftige neue beträchtliche Marineforderungen äußern wird, und daß es daher reiflichster Erwägung bedarf, ob seine eventuellen Vortheile auch im Verhältniß zu den darauf verwandten derzeitigen und namentlich den kommenden Mittelaufwendungen für die Flotte stehen.

Nauticus.

## Eine Umfrage über die Majestätsbeleidigung.

Gutachten von Ernst Wichert, P. Laband, A. Kleinschmidt u. A.

Die in den letzten Jahren stetig wachsende Zahl der Verstöße gegen den „Majestätsbeleidigungsparagraphen", insbesondere auch die abfällige Kritik, die der Deutsche Reichstag fast einstimmig über die bezüglichen Strafbestimmungen und ihre Anwendung gefällt hat, hat einem Mitarbeiter der „Gegenwart", dem bekannten Kritiker Leo Berg, Anlaß gegeben zu einer Umfrage über die Zulässigkeit und die Grenzen der Majestätsbeleidigung als Strafbegriff im modernen Staatsleben. Diese Frage bietet weit über den engen Rahmen der Parteipolitik einen Ausblick in den Culturzustand unserer Zeit und zwingt daher den Demokraten wie den Royalisten, den Künstler wie den Gelehrten, den Politiker wie den Schriftsteller, kurz alle die Träger der Cultur, zur ernsten Prüfung eines Rechtsinstituts, das wir als Rudiment einer abgestorbenen Culturepoche überkommen und in das moderne Staatsgebilde übernommen haben. Der genannte Fragesteller hat die Freundlichkeit, uns die empfangenen Gutachten für die „Gegenwart" zur Verfügung zu stellen. Wir bringen hier die wichtigsten zum Abdruck.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man braucht nicht byzantinisch veranlagt zu sein, um für erforderlich zu halten, daß das Oberhaupt des Staates durch besondere strafrechtliche Bestimmungen gegen Aeußerungen der Nichtachtung geschützt werde, weil die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich mit darauf beruhe, daß diese höchste Autorität unangetastet bleibe. Dabei könnte man freilich der Meinung sein, daß die Vorschriften über Beleidigung wenigstens dann ausreichen müßten, wenn der Träger der Krone sich der verfassungsmäßigen Deckungsmittel begiebt und nun gleichsam in seiner privaten Thätigkeit (als Kritiker, Dichter, Künstler ꝛc.) ehrenkränkend angegriffen wird. Da jedoch die Würde des Herrscheramtes von der Person des Herrschers nicht zu trennen ist, (oder nicht ohne eine ihr Ansehen schädigende richterliche Untersuchung getrennt werden könnte), so wird jede Antastung der Person als zugleich die Würde des Staatsoberhauptes treffend angesehen werden müssen und auch schon eine nur unehrerbietige Aeußerung des Mißfallens den Charakter einer Beleidigung annehmen. Ich schätze den Vortheil, den die gesammte bürgerliche Gesellschaft daraus zieht, daß ihr Staatsoberhaupt jeder Anfechtung entzogen wird, so groß, daß mir dagegen die Einschränkung des Einzelnen im Gebrauch seiner freien Meinungsäußerung dieser höchsten Stelle gegenüber unbedeutend erscheint. Nach meiner Auffassung bedingt das Staatswohl die Aufrechterhaltung des Begriffes der Majestätsbeleidigung als einer nicht nur mit höheren Strafen zu ahndenden, sondern auch nach anderen Principien zu messenden Kränkung des Ansehens einer vom Gesetz ausgezeichneten Persönlichkeit.

Wenn ich darnach nicht eine Abänderung des Gesetzes für zuläßig erachte, so scheint mir doch eine andere Handhabung desselben sehr wünschenswerth. Die juristische Auslegung hat entschieden zu sehr die Neigung, das Moment der Nichtachtung zuzuspitzen und von der Frage der Schädigung des Gemeinwohls abzusehen. Hiergegen kann die öffentliche Meinung sich nachdrücklich aussprechen und dadurch auf die Organe der Strafverfolgung wirken. Es würde, scheint mir, schon unendlich viel gewonnen sein, wenn grundsätzlich eine Anklage nie in den Fällen erhoben würde, in denen der Denunciant zugleich der einzige Zeuge ist oder es sich um eine Aeußerung im Familienkreise handelt. Nicht nur deßhalb, weil ein solcher einziger Zeuge oder ein denuncirender Verwandter nie ganz unverdächtig genannt werden kann, sondern auch weil eine Majestätsbeleidigung, die nur so vernommen wird, viel schädlicher wirkt, wenn sie zum Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung gemacht und öffentlich besprochen, als wenn sie unterdrückt wird. Es würde dann wenigstens mehr verhindert werden, daß Majestätsbeleidigungen aus den verwerflichsten Motiven zur Anzeige gelangen, das Vertrauen getödtet und die bloße Unbedachtsamkeit unverhältnißmäßig schwer wird.

Berlin. Geh. Justizrath Ernst Wichert.

Ich erwidere ergebenst, daß ich mit der strafrechtlichen Nothwendigkeit einer besonderen Strafandrohung gegen Majestätsbeleidigungen und der Formulirung eines besonderen Delicts-Thatbestandes zwar im Allgemeinen einverstanden bin, aber nicht mit der Art und Weise, wie das Delict der Majestätsbeleidigung gegenwärtig in der Praxis behandelt wird.

Straßburg. Prof. Paul Laband.

Majestät! Kann Einer die Majestät, die Erhabenheit, beleidigen? nein, ebenso wenig wie Einer Gott beleidigen kann. Mögen Bosheit, Verbitterung, Unverstand, Rohheit gegen die Majestät toben, so viel ihnen beliebt: sie bleibt davon unberührt, und wenn auch Hunderte und Tausende sich dawider setzen, vox populi war fast niemals vox Dei. So denke ich als Legitimist und als Royalist.

Wer aber das schimmernde Gewand der Majestät und ihre Sacrosanctität trägt, muß in Gesinnung und in Handlung dieses höheren Vorzugs würdig sein, sonst verliert er ihn von selbst in den Augen der Verständigen. Einen schlechten Herrscher rettet kein Gesetz und kein Paragraph vor der Verurtheilung durch Mit- und Nachwelt, ein guter Herrscher hingegen bedarf keines Gesetzes gegen Majestätsbeleidigung; Jener hat ja keine Majestät mehr an sich, dieser bleibt im Vollbesitze der Majestät, gleichviel, wer sie antasten möchte. Darum fort mit den Verclausulirungen und den Paragraphen wegen Majestätsbeleidigung, dieser altrömischen Erbschaft, der Nährmutter der Delation und der Sünderin gegen die wahre Majestät!

Heidelberg. Prof. Arthur Kleinschmidt.

Vor vielen Jahren, als im englischen Parlament ein Antrag auf Erhöhung der Civilliste eingebracht wurde, erschien in einem Witzblatt ein Bild, welches die Königin mit dem Prinz-Gemahl und ihren Kindern als eine Bettlerfamilie darstellte, wie sie Almosen heischend in den Straßen umherziehen. Wurde eine Anklage auf Majestätsbeleidigung angestrengt? Nein. Nichtbeachtung war die Strafe und was für eine Wirkung solche Injurien auf die öffentliche Meinung hatten, hat sich in der Folge gezeigt. Die Achtung vor der Königin wuchs von Jahr zu Jahr. Bei ihrem Jubiläum zeigte sie sich in so überschwenglicher Weise in allen Schichten des Volkes und allen Theilen des Reiches, daß selbst der Ingrimm der aufgehetzten Irländer verstummen mußte.

Also, sage ich, „niedriger hängen" ist das rechte Mittel gegen Schmähungen, um zu zeigen, daß die Majestät erhaben ist über „Beleidigungen".

Heidelberg. Prof. Wilh. Ihne.

Majestätsbeleidigungen müssen strafrechtlich verfolgt werden: das folgt aus der Idee des monarchischen Staates und aus dem Phantasiegebilde der Zustände, welche in dieser Beziehung eintreten könnten, wenn sie straffrei wären. An Erhöhung ihrer Bestrafung zu denken, weil sie sich seit Jahren stetig vermehren, würde sicher nicht im Sinne der öffentlichen Meinung sein; von conservativer Seite wurde dieser Gedanke bei der neulich vorgekommenen Reichstagsdebatte über dieses Thema auch mehr nur gelegentlich dazwischengeworfen als begründet. Mißbilligende oder tadelnde Aeußerungen über dauernde Eigenschaften oder bestimmte Handlungen von Fürsten des Deutschen Reiches können unter den Majestätsbeleidigungsparagraphen nur fallen, falls sie ihrer Form nach beleidigend sind. Da Fürsten sehr heraustreten in die allgemeine Beachtung und von menschlichen Unvollkommenheiten nicht frei sein können, unterliegen sie so zu sagen dem Menschenrecht des eventuellen Tadels, dem

alle Personen des öffentlichen Lebens unterworfen sind. Es ist auf's Dringendste zu wünschen, daß gute gesellschaftliche Sitte, solchen etwaigen Tadel rein sachlich zu behandeln und die dem fürstlichen Stande gebührende Ehrfurcht dabei nicht zu verletzen, in immer weiteren Kreisen unseres Volkes als verpflichtend empfunden werde; gleichwie persönlich verletzende Polemik und Kritik, bei aller sachlichen Entschiedenheit, zu vermeiden, viel mehr das Bestreben in der Oeffentlichkeit sein sollte, als das jetzt leider vielfach der Fall ist.

Majestätsbeleidigungen werden sehr selten vor dem Ohre solcher Personen fallen, welche in ihrer amtlichen Eigenschaft die Pflicht haben, sie zur Anzeige zu bringen. Solche Majestätsbeleidigungen müssen verfolgt werden. Ohne amtliche Pflicht zu denunciren, wird in den allermeisten Fällen nicht dem sittlichen Gefühl unserer besten Bildung entsprechen; dieses Gefühl sollte immer tiefer alle Schichten unseres Volkes durchdringen. Wer in die Lage kommen sollte, eine Majestätsbeleidigung anhören zu müssen, sollte mit tiefem Ernste diese Verletzung eines vernünftigen Autoritätsprincips rügen, Protest gegen die Anschlagung eines solchen Tones erheben, damit aber auch die Sache für sich abgethan sein lassen. Denkbar ist der Fall, daß Jemand ohne persönlich dem Verüber einer verbalen Majestätsbeleidigung im Geringsten übel zu wollen, aus rein sachlicher Indignation sich zur Anzeige derselben verpflichtet fühlte; er wird dem aber, um des von der Denunciation doch nicht fortzuschaffenden Odiums Willen, doch nur im äußersten Falle nachgeben.

Majestätsbeleidigungen, die aus dem Motive persönlichen Uebelwollens, der Feindseligkeit und Rachlust, der Staatsanwaltschaft hinterbracht werden, können von dieser freilich nicht als nicht geschehen angesehen werden. Sie bringen die Pflicht der weiteren Verfolgung mit sich, wie das auch in der jetzigen Praxis geschieht, die leider zum großen Theil aus Fällen dieser Art bestehen dürfte. Es sollte aber die Verjährungsfrist insbesondere für solche Fälle weit herabgesetzt werden, weil es für das sittliche Gefühl und den Anstand eine harte Zumuthung ist, die Wahrnehmung zu machen, daß Jemand in seinem sittlichen Bewußtsein solche Vorfälle lange zu verschmerzen vermocht hat, dann aber aus plötzlich eingetretenem Motive, einen Mitmenschen in's Unglück zu stürzen, von seiner Kenntniß derselben Gebrauch machte — und solcher Wahrnehmung Folge geben zu müssen. Sollte eine offenbar rachsüchtige Denunciation wegen Majestätsbeleidigung der Staatsanwaltschaft nach ihrem Thatbestande von vornherein wenig glaubwürdig erscheinen, so muß er ihre weitere Verfolgung niederzuschlagen wenigstens berechtigt sein.

Der beste Damm gegen solche anstößige, ja empörende Denunciationen wegen Majestätsbeleidigung liegt in der gesellschaftlichen Mißbilligung, die vielleicht in noch höherem Grade solche Denuncianten betrifft als Denjenigen, welcher Gegenstand der Denunciation wird.

In der richterlichen Behandlung der Majestätsbeleidigung muß der Grad der Oeffentlichkeit oder der Vertraulichkeit, in der die majestätsbeleidigende Aeußerung gefallen ist, einen sehr großen Unterschied bedingen.

Ganz besonders aber muß es Sache der richterlichen Beurtheilung sein, ob eine in ihrer Thatsächlichkeit nicht wegzuleugnende Aeußerung als eine zufällige, so zu sagen vergallopirte, ob einer augenblicklichen Erregung oder einem Fehlgriff entsprungen oder als Ausfluß einer dauernden, in einem monarchischen Staate allerdings nicht zu duldenden Gesinnung erscheint. Erstere sollten in den meisten Fällen der Gnade und Verzeihung des Monarchen empfohlen werden.

Bezieht sich die Beleidigung nicht auf die Eigenschaft oder Handlung des Menschen oder Regierenden, sondern auf eine Eigenschaft oder Thätigkeit, durch deren Hervorkehrung oder Ausübung sich der Fürst freiwillig mit gewissen Kategorien der Unterthanen in gleichen Rang stellt, z. B. auf wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, so ist die Beleidigung nicht anders zu ahnden, als sie im Fall der Ueberschreitung erlaubter Kritik einem Unterthanen gegenüber geahndet werden würde. Die rein philosophische Discussion des relativen Werthes aller Verfassungsformen (wie sie z. B. bei Herodot, Aristoteles, Cicero, E. v. Hartmann geübt wird) muß natürlich an der Freiheit der „Lehre der Wissenschaft" Theil haben.

Das wichtigste Mittel gegen Majestätsbeleidigung ist, daß die Kinder aus ihrem Confirmandenunterricht die Erklärung (z. B. die Lutherſche, des ersten Gebotes) mit als eine Gesinnung begründete Ueberzeugung ins Leben hinausnehmen, die auch von allen bestimmteren religiösen Dogmatismus unabhängig bleibt. Bis dahin dürfen Fürsten aber von ihrem Begnadigungsrecht einen hochherzigen weiten Gebrauch machen, in der Erkenntniß, daß der Abstand ihrer hohen Stellung von der Lage des niederen Volkes das Letztere bei dessen Bildungsstand leicht zu Majestätsbeleidigungen fortreißt. Einen Unterschied wird es in diesem Falle machen, ob hinter der Majestätsbeleidigung Naivetät oder politischer Parteifanatismus steht.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

In der Schweiz kennen wir bekanntlich keine Majestätsbeleidigung; auch existirt meines Wissens hier zu Lande kein Gesetz zum Schutz des Hochgefühles der Beamten aller Abstufungen. Der höchste Beamte unseres Landes ist dem Urtheil, der Kritik, dem Lob und dem Tadel seiner sämmtlichen Mitbürger schutzlos ausgesetzt und macht er eine Dummheit, so bekommt er das oft in der derbsten Weise zu hören in der Presse sowohl als im freien Wort des Einzelbürgers. Ein Beamtenbeleidigungsparagraph, der etwas Aehnlichkeit mit einem Majestätsbeleidigungsparagraphen hätte, würde hier zu Lande — vor dem höchsten Souverain im Staat: vor das Volk gebracht — mit Hohngelächter verworfen werden. Kein Mensch würde hier begreifen können, warum es nöthig sein sollte, künstlich den (erzwungenen) Respect vor Beamten extra zu züchten. Kein tüchtiger Beamter würde derlei wünschen; im Gegentheil würde Jeder sich sagen, daß es mit seinem Werth und seiner Sache sehr mißlich stehen würde, wenn er sich eines Tages genöthigt sehen könnte, die Schärfe eines derartigen Beleidigungsparagraphen an einigen Widersachern probiren zu lassen. Das Alles gilt hier als so natürlich, als es der Respect ist, den der freie Bürger dem von ihm erwählten Beamten aus freien Stücken, also durchaus ohne Zwang zu zollen gewohnt ist. Da liegen also die Dinge wesentlich anders als in monarchischen Staaten, wo die höchsten Würdenträger eben nicht vom Volk, sondern „von Gottes Gnaden" gewählt sind. Ich halte aber dafür, daß auch im monarchischen Staat der oberste Landesherr in Sachen Respekt, Verehrung, Hochachtung — sagen wir auch gleich noch: in Sachen der Unterthanen-Liebe viel eher seine Rechnung finden würde ohne Majestätsbeleidigungsparagraphen als mit diesem mittelalterlichen Rüstzeug. Der Gang der Menschheitsentwickelung geht aufwärts, nicht rückwärts. Ueberlebte Institutionen müssen fallen oder zu lächerlichen Rudimenten verkümmern. Die Majestätsbeleidigungsparagraphen sind in Ansehung des Entwickelungsgesetzes auch nichts Anderes als nutzlose — lächerliche Rudimente aus der Entwickelungsperiode der absoluten Despotie zur constitutionellen Monarchie. Ihre Existenzberechtigung ist längst erloschen.

Zürich. Prof. Arnold Dodel.

Weil ich Monarchist bin, bin ich für die Beseitigung der Majestäts-Beleidigungsparagraphen, gerade wie ich als Christ ein Gegner der Strafbarkeit der sog. Vergehen gegen die Religion bin. Eine besondere Majestätsbeleidigung ist mir so lange denkbar, als man den Fürsten als über dem Volke stehend ansieht. Betrachtet man ihn dagegen als den

Ersten im Volk, so muß auch der Grundsatz von der Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz für ihn gelten. Den nöthigen Schutz gewähren ihm die für alle Bürger geltenden Beleidigungsparagraphen. Daß Nichts der Monarchie mehr nützt, als wenn sie unter keinen besonderen gesetzlichen Schutz gestellt ist, davon habe ich mich in England überzeugt. Den Schutz, den bei uns von Amtswegen Polizei, Staatsanwalt und Richter dem Monarchen angedeihen lassen, den üben in England freiwillig die Bürger aus.

Berlin. H. v. Gerlach.

Ich kann bezüglich meiner Auffassung von Majestäts-Beleidigung und deren Verfolgbarkeit im Wesentlichen auf das hinweisen, was ich über den Gegenstand bei Gelegenheit von dessen Behandlung im Reichstage gesagt habe. Ich fasse meine Ansicht im Folgenden zusammen:

1. Es ist nicht nur in der Ordnung, daß der Fürst, als oberster Bürger des Staates, gegen Beleidigung geschützt werde, sondern daß eine solche auch schärfer bestraft werde, als die gegen einen gewöhnlichen Bürger, weil sie mehr Schaden anzurichten geeignet ist. Ich weise auf die verschiedene Höhe des Wergeldes im alt-germanischen Rechte, verschieden je nach dem Stande des Verletzten und nach der Art des Vergehens, vergleichend hin.

2. Bedenklich wird die Ahndung der Majestäts-Beleidigung nur dann, wenn der Fürst sich nicht in den Schranken seiner Unverantwortlichkeit hält, sondern außerhalb der von den verantwortlichen Ministern vertretenen Regierungshandlungen und Reden mit seinem Urtheile über Personen, Parteien, Vorgänge ohne allen Rückhalt hervortritt. Kann das Volk und die Volksvertretung für jene die verantwortlichen Räthe der Krone belangen, so hat hinsichtlich dieser der Angegriffene oder der Vertreter der öffentlichen Meinung, der sich auf § 193 des Str.-Ges. berufen zu dürfen meint, kein anderes Mittel, als entweder zu schweigen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Schweigen ziemt dem freien Manne nicht, das Reden bringt Gefahr, weil auch mit dem besten Willen die Grenze des Erlaubten allzuleicht überschritten wird; weil die Ansicht des Staatsanwaltes und „staatserhaltenden" Richters oft in befremdlichem Widerspruche zu der öffentlichen Meinung und dem gesunden Rechtsgefühl steht und weil je nach Person und Partei der dolus eventualis als deus ex machina sich einstellt, mit dem Alles gemacht werden kann, was weniger vom Standpunkte des Rechtes, als von dem der Politik aus nothwendig erscheint.

Man soll reden und abwehren; und doch ist solche persönliche Abwehr gefährlich. Daher entspringt das Uebel so vieler, im Grunde ungerechter Anklagen wegen Majestäts-Beleidigung und so vieler überscharfer Urtheile. Es wird durch sie der Grundsatz von der Gleichheit vor dem Gesetze verletzt, und sie tragen, wie der Fluch der bösen That, natürlich dazu bei, daß gerade das, was man verhindern will, maß- und ziellos vermehrt wird.

Deßhalb haben weise Fürsten in dem „Niedrigerhängen" allzeit ein besseres, wirksameres Mittel der Verhinderung von Majestäts-Beleidigungen erblickt, als in deren allzu eifrigen Verfolgung.

Als Parallele diene die Stellung des Papstes. Was er ex cathedra sagt, gilt den Katholiken, als aus unfehlbarem Munde kommend, für wahr; eine Auflehnung dagegen, eine Beleidigung des Oberhauptes der Kirche hinsichtlich solcher Aeußerungen würde ein Crimen laesae majestatis apostolicae sein; dagegen ein beleidigendes Urtheil über sonstige Aeußerungen des Papst-Menschen nicht erheblich schwerer in's Gewicht fallen würde, auch für den gläubigen Sohn der Kirche, als eines gegen andere Sterbliche. Ein solches steht neben der landläufigen Majestäts-Beleidigung; es mag geahndet werden, aber wie und von wem schwer? Das ist die Frage.

Wie ist also abzuhelfen, wie zu verfahren?

3. Zunächst halte sich die Volksvertretung, wenn sie meint, auch ihrerseits bei der Gesammt-Abrechnung mit der Regierung gewisse Aeußerungen von der höchsten, unverantwortlichen Stelle aus mit zurückweisen zu müssen, an die verantwortlichen Räthe derselben. Das wird überall da, wo jene Aeußerungen bei amtlichen Vorgängen gefallen sind, möglich sein. Es kann Jenen zu Gemüthe geführt werden, daß sie nicht nur „ministri" = gehorsamer Diener, sondern daß sie moralisch und rechtlich für das verantwortlich sind, was in ihrem Bereiche vorkommt und von obenher verlautet; daß sie also nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tragung der Folgen haben.

Eine solche Belangung des verantwortlichen Rathes ist verfassungsgemäß und würde das eine Uebel, die Herausforderung von oben her, dem dann das andere, die Beleidigung, mit innerer Nothwendigkeit von unten her entspringt, am wirksamsten eindämmen.

4. Aber es wird immer ein Rest von Handlungen und Worten bleiben, für die der Minister oder Kanzler nicht zu haften hat. Dagegen wird sich in der Presse und im Gespräche der Freimuth der Bürger wenden, leichtmöglich in beleidigender Form.

In solchen Fällen nun ist von dem Beleidigten selbst oder von dem mit seiner Vertheidigung betrauten Minister der Gerechtigkeit der Klageantrag zu stellen. Nicht soll jeder übereifrige Staatsanwalt auf Grund einer Anzeige hin es für nothwendig halten, die öffentliche Klage zu erheben. Sondern der — ich sage nicht Beleidiger, sondern Herausforderer mag zuvor vor die Frage gestellt werden, ob er den Fall überhaupt für so wichtig hält, um ihn zu verfolgen. Vielleicht kommt er, wenn er ihn für sich oder mit seinem Rathgeber erwägt, falls derselbe geringfügiger ist, mit gesundem Humor darüber hinweg; oder er läßt ihn dahin gehen, weil er sich selbst nicht frei von Schuld fühlt. Oder endlich er sieht davon ab, weil die Beleidigung nur durch den schmutzigen Canal einer Denunciation an die Oeffentlichkeit gekommen ist.

Wir erleben sonst Urtheile, die das Rechtsgefühl des Volkes in keiner Weise vertragen kann. Sie gehen von dem Aberglauben aus, der Fürst sei ein Uebermensch, eine „geheiligte Person". Er dürfe sich Alles erlauben, Alles sagen; das sei sein Recht. Eine Antwort aber darauf, eine Beurtheilung seitens der Angegriffenen sei in der Sache, noch mehr aber, wenn die Form verletzt werde, ein Verbrechen.

5. Und damit hängt ein Anderes zusammen, eine andere schreiende Ungerechtigkeit. Da es auf die Form viel mehr ankommt, als auf die Sache selbst, da es nur nöthig ist, sich klüglich und vorsichtig auszudrücken, so kann der Gewitzigte und Schlaue so ziemlich Alles sagen und im Nothfalle zwischen den Zeilen lesen lassen, ohne Gefahr zu laufen, wegen Majestäts-Beleidigung belangt zu werden; der Ungeschickte aber, der plumpe oder angeheiterte, einmal vom Freimuthe gepackte Einfältige wird schwer hereinfallen.

6. Endlich sind für die Majestäts-Beleidigungen, da sie natürlich nicht immer ganz unterbleiben werden und unter Umständen geahndet werden müssen, Volksgerichte zu bestellen. Nur sie werden das rechte Urtheil darüber haben, ob nach dem ganzen Zusammenhange der Dinge ein solches Vergehen gegen den obersten Diener und Beamten des Staates, den Fürsten durch Volkes Willen, nach altem germanischen Staatsrechte vorliege und wie schwer es zu bestrafen sei.

7. Zum Schlusse ein eigentlich sehr überflüssiges, aber doch allzu naheliegendes Wort. Im Allgemeinen werden die Crimina laesae majestatis regis in demselben Verhältnisse zunehmen, wie die Crimina laesae majestatis populi. Mit anderen Worten: Eine gute Staatslenkung, dazu eine verfassungsmäßige Innehaltung der Grenzen der unverantwortlichen Majestät, diese Beiden sind die

Bedingungen für das Sinken der sogenannten Majestäts-Beleidigungen. Diese Beleidigungen streng ahnden, das ist noch keine Heilung der inneren Krankheiten, deren Symptome sie sind, und erscheint ohne die Abstellung der Ursachen, als politische Curpfuscherei und geistiges Armuthszeugniß. Die übertriebene und Angesichts gewisser Zustände ungerechte Schärfe in der Verfolgung und Verurtheilung der Majestäts-Beleidigung kann die Krankheit wohl zurückdrängen; nun aber schleicht sie im Geheimen weiter und zerfrißt den Leib, den Volksleib oder Staatskörper, im Innern.

Eine hohe Summe von Verfolgungen wegen Majestäts-Beleidigung ist immer zugleich eine Mahnung an die Regierung zur ernsten Selbsterkenntniß.

Berlin. Prof. Dr. Paul Förster, M. d. R.

## Literatur und Kunst.

### Wie mein „Kampf um Rom" entstand.

Von Felix Dahn.*)

Die „Gegenwart" wünscht zu wissen und ihren Lesern mitzutheilen, aus welchen Wurzeln die genannte Dichtung hervorgewachsen ist. Es sind deren mancherlei. Die wichtigsten kann ich deutlich unterscheiden: einmal das Deutsche, dann das Antike und endlich das Tragische meiner philosophischen Weltanschauung.

In dem ersten Bande meiner „Erinnerungen" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) ist berichtet, wie schon in frühester Kindheit dem Knaben die Begeisterung für das Deutschthum in dem Elternhaus eingehaucht ward. Mein Vater war Preuße, Berliner, und ein eifriger Deutscher und preußischer Patriot: lange bevor ich in Büchern davon lesen konnte, erfuhr ich auf seinen Knien sitzend gar viel von der ruhmreichen deutschen, zumal preußischen Geschichte, zumeist von den Kriegen und Schlachten, die mich schon damals vor Allem anzogen. Weniger von Friedrich dem Großen als von den Befreiungskriegen erzählte der Vater, von Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, von Theodor Körner, „zugleich ein Sänger und ein Held": doch auch aus der Friedericianischen Zeit ward berichtet, von Zieten und Seidlitz und die „Leonore" von Holtei, in den beiden Hauptrollen von meinen Eltern musterhaft dargestellt und mit tieferschütternder Wirkung auf alle Zuschauer, ergriff den Knaben ganz gewaltig. Dies deutsche und preußische Bewußtsein ward von meinem Vater um so eifriger gepflegt als damals — in den dreißiger Jahren (— 1834 [meinem Geburtsjahr] siedelten die Eltern von Hamburg nach München über —) in Bayern die Nachwirkungen der Rheinbundzeit — und zwar in franzosen-freundlichem Sinn, mit Abneigung gegen das protestantische Preußen und in starker Hervorkehrung bayerischer Eigenart, noch gar fühlbar waren: mein erster Lehrer schwärmte von Napoleon und seinen Siegen über die Preußen und Oesterreicher und in dem ersten Lesebüchlein über Vaterlandsgeschichte ward gelehrt, die Bayern seien nicht Deutsche, sondern (als Söhne der alten Bayer) Kelten und daher Brüder der Franzosen, nicht der Preußen und Oesterreicher. Da war es ja freilich ganz in der Ordnung, daß sie neben den Galliern die Deutschen bekämpft hatten! Der „Teutscheste" unter allen Bayern war damals der König, Ludwig I., der schon als Kronprinz seinen Haß gegen Napoleon so wenig verborgen hatte, daß ihm Verhaftung drohte. Der König kam, weilte er in München, jede Woche einen Abend zu meinen Eltern, und oft hat er mir die Schlachten bei Hanau, bei Arcis-sur-Aube und andere der Bayern in Frankreich erzählt. Als ich nun aber fünf Jahre alt war, fing der Vater an, mich lesen zu lehren und zwar in Schiller's „Wilhelm Tell" und „Jungfrau von Orleans": mit Andacht betrachtete ich das ehrwürdige, mir heilige Buch, den ersten Band der Gesammtausgabe in zwei schönen Foliobänden. Mit glühendster Begeisterung sog der heranwachsende Knabe zugleich das herrliche ideale Pathos der Form und die Vaterlandsliebe der Schweizer und der französischen Ritter wie ihres Heldenmädchens in sich ein: durfte ich doch später die Eltern „überhören", wenn sie Lionel, später Dunois, Melchthal, später Tell, die Jungfrau und andere patriotische Rollen studirten.

Als ich nun fertig lesen gelernt hatte, verschlang ich alsbald Alles, was ich an Büchern über deutsche Geschichte und Sage auftreiben konnte. Die Eltern ersparten mir den Besuch der überfüllten (einzigen) protestantischen Volksschule und ließen mich bis zum Eintritt in die unterste Classe des Gymnasiums (Unterquarta oder in Bayern erste Classe der Lateinschule) d. h. bis zu meinem achten Jahre zu Hause unterrichten. Dadurch gewann ich viel mehr Zeit für solches Lesen als meine Kameraden aus der Volksschule: Duller, Menzel, Sporschill, später Becker's Weltgeschichte, Grimm's Märchen und Sagen wurden wieder und wieder gelesen. Außerdem aber blieb so Zeit für das „Agiren" des Gelesenen zusammen mit fünf bis sechs Freunden in den „Ritterspielen" in meinem großen Garten, wo wir mit allen mittelalterlichen Waffen Kämpfe und Reden aufführten und hielten, aus der Zeit Armin's oder Roland's, oder der Kreuzfahrer, oder der Hohenstaufen, wie ich das im ersten Bande der „Erinnerungen" geschildert habe: die Einbildungskraft und die Vaterlandsbegeisterung drängte zwingend den 9 bis 14jährigen Knaben zu solcher Aeußerung und Gestaltung.

Und als nun in dem 14jährigen (1847/48) zuerst der Frühling und die „Liebe" zu einem 13jährigen Mädchen — das ich aber erst nach 24 Jahren (1872) zum ersten Mal sprach — die ersten stammelnden Dichtungsversuche hervorlockten, wie die Februarsonne die Schneeglocken, da entstanden gleichzeitig auch schon die ersten Vaterlandslieder: die französische Februarrevolution, der sobald im März die Deutschen — auch in München — folgen sollten, begeisterte mich gewaltig: ich lauschte gespannt den Gesprächen des Vaters und seiner Freunde, welche die Hoffnungen erörterten, nun alsbald Deutschland geeint zu sehen; ich besitze noch die kindlichen „Patriotenlieder" jener Tage, z. B. nach dem Tode Robert Blum's. So unbegründet ist der Vorwurf, den man mir gemacht hat, ich habe erst seit 1870 mein deutsches Herz entdeckt: geschrieben und gedruckt hab' ich Gedichte und Aufsätze patriotischen Inhaltes aus jedem Jahr von 1848 bis heute aufzuweisen.

Zu dieser Begeisterung für das Deutsche trat nun aber seit meinem zwölften Jahre (1846) die für das Hellenisch-Römische. Sie ergriff mich sogleich, als ich Homer kennen lernte. (In der ersten Gymnasialclasse, d. h. Untersecunda). Bis dahin war ich ein schlechter Schüler gewesen, ich haßte die dumpfe, schmutzige Schulstube, die mich oft sechs Stunden im Tage meinem geliebten Garten entzog. Aber in der Ilias ergriff mich der Geist hellenischer Dichtung, ja der ganzen antiken Herrlichkeit. In Einem Athem las ich Ilias und Odyssee griechisch, — freilich mit Hülfe der Uebersetzung von Voß — ununterbrochen in einem Monat zu Ende. Und nun gingen mir auch die Augen auf für die Schätze der Plastik in der Glyptothek, die von allerstärkstem Einfluß auf mich gewesen sind: der beliebte Berliner Spott, daß diese Münchener Hallen nur von den Berlinern besucht wurden, ist sehr unbegründet: gar manchen Sonntag Vormittag, den

*) Wir beginnen hier eine neue Reihe unserer Autobiographien mit Beiträgen von Arthur Fitger, Heinrich Kruse, Ludwig Büchner, A. v. Werner, Martin Greif u. A. Vgl. im letzten Quartal die Autobiographien, Selbstcharakteristiken und Erinnerungen von Rudolf v. Gottschall, Friedrich Haase, Klaus Groth, Carl Schultes, Hieronymus Lorm, Max Nordau. Die Redaction.

ich in der Kirche hätte verbringen sollen, verbrachte ich bei den marmornen Göttern des Olympos und bei den ehernen Helden Roms. Gerade dem Elternhaus gegenüber erhebt sich in dem „englischen Garten“ — diesem Wald der Romantik germanischer Art — der hellenische Tempel Monopteros: diese Vereinung vom germanischen Wald mit antiker Kunst ward vorbildlich für meine Geistesentwickelung.

Auf der Universität wurden dann in diesen beiden Richtungen eifrige Studien getrieben: Konrad von Maurer, der große Gelehrte, unerreicht in der Kenntniß des Altnordischen, ward mein gütevoller Führer: zu tiefstem Danke bin ich ihm verpflichtet: er wies mich auf Jakob Grimm, auf die Edda, auf Island hin: bald stand der Entschluß fest, mein geistiges Lebenswerk der Erforschung des ältesten Germanenthums in Recht, Geschichte, Sitte, Götterglaube, Sprache und Dichtung zu weihen. Thiersch und Spengel, in ihrem Haus und in den Vorlesungen, steigerten daneben meinen Eifer für das Hellenische und das Römische.

Aber schon in den letzten Jahren war eine dritte Strömung hinzugetreten, so mächtig, daß sie eine Zeit lang in den ersten Semestern auf der Hochschule nahe daran war, mich der Germanistik zu entreißen: das war die philosophische. Bereits mit vierzehn Jahren fand ich in dem Christenthum, wie es uns in dem Gymnasium beigebracht wurde, keine Befriedigung mehr und schwere Erfahrungen in der Familie wie die Betrachtung der Völkergeschicke, auch Lehren der Naturwissenschaften machten mir die theistischen Vorstellungen unerträglich. Schon auf dem Gymnasium las ich Aristoteles, Spinoza, Kant, Hegel, Feuerbach und bildete mir die Anfänge einer pantheistischen, und was die Menschheit anlangt, tragischen (aber durchaus nicht pessimistischen) Weltanschauung aus. Gleich im ersten Halbjahr nun aber ergriff mich gewaltig der Einfluß des Philosophen Karl Prantl, der unter allen meinen Lehrern neben Konrad von Maurer und Jakob Grimm am stärksten auf mich gewirkt hat; diesen drei Männern danke ich in begeisterter Verehrung das Beste in meiner geistigen Entwickelung: ich hörte alle seine fünf großen Vorlesungen und verkehrte viel mit ihm in seinem Hause: seine Weltanschauung, — sie entsprach so ziemlich meinen eigenen, freilich noch unfertigen Gedanken — ward in vielen Stücken die meine: vor Allem aber verdanke ich ihm wie jenen beiden Germanisten die geschichtliche Methode meiner Forschung in Recht, Cultur, Götterglaube, Kunst und Philosophie. Gleich die erste Erzählung schon, die ich mit 21 Jahren dichtete und mit 22 Jahren veröffentlichte, das kleine Epos in Versen „Harald und Theano“, enthält das Ineinanderklingen der drei Töne, die wir als unsere „Leitmotive“ kennen gelernt haben: das Germanisch-Nationale, das Griechisch-Römische und statt des Christlichen das Philosophische einer tragischen Weltanschauung: all' das, vereint in einem geschichtlichen Rahmen und zwar auch schon in der Zeit der sogenannten „Völkerwanderung“, die mich von meinem 16. Jahre ab in Forschen und Dichten beschäftigt hat bis heute.

Germanistik auf allen Gebieten: Recht, Geschichte, Götterglaube, Dichtung, Sprache, daneben Philosophie, zumal Rechts-, Religions-, Geschichts-Philosophie füllten die nun folgenden Jahre von 1855 bis 1859. Die Arbeit an den „Königen der Germanen“ führten in deren zweiten bis vierten Band zur genauesten Durchforschung der Geschichte der Ostgothen und schon im Jahre 1857/1858 kam mir der Gedanke, daß deren tragischer Untergang ein prächtiger Stoff für eine Dichtung sei, aber wegen des Umfanges und wegen der Zahl der Heldengestalten nicht eines Dramas. Gleichwohl hätten diese Gedanken nie zu einer poetischen Gestaltung geführt, hätte nicht die deutsch-nationale Begeisterung im Jahre 1859 fortreißend, zwingend dahin gewirkt.

Wir sahen, wie schon der 14- und 15jährige Knabe mit Feuereifer die Bewegung von 1848 und 1849 begleitet hatte, in manchem Gedicht frohlockend: aber nach dem kläglichen Scheitern des Trachtens nach der deutschen Einheit machten sich Groll, Zorn, Haß, Klage in solchen Tönen Luft, daß der Vater besorgt ward für den Fall einer Entdeckung. Die Hoffnung auf Herstellung eines geeinten Vaterlandes war im Erlöschen in mir, wie in Millionen. Da warf Napoleon III. 1859 das Nationalitätsprincip in die Welt als einen lodernden Zündstoff. Kraft dieses Princips behauptete er in Italien die österreichische Fremdherrschaft brechen, den italienischen Nationalstaat aufrichten zu müssen. Wir wußten nun freilich wohl, daß dies eine arglistige, ränkevolle Täuschung war. Der wahre Grund für sein Einschreiten war die Furcht: er hatte in der Jugend als italienischer Freimaurer geschworen, sobald er es vermögen werde, für „Italia unita“ einzutreten, hatte das aber, Präsident und Kaiser geworden, trotz wiederholter Mahnungen unterlassen. Da mahnte eindringlicher die Bombe Orsini's: und wirksamer! Denn andere Bomben wurden in sichere Aussicht gestellt. Das Nationalitätsprincip war nur ein schöner Vorwand: aufgefordert, diesem gemäß Elsaß an Deutschland herauszugeben, die Einverleibung der deutschen Schweiz zu gestatten, würde er geantwortet haben: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes.“ Auch trachtete er trotz der Redensart: Frankreich ist der einzige Staat, der ohne Gewinnabsicht nur für eine Idee Krieg führt, von Anfang an nach dem Erwerb italienischer Gebiete, wenigstens Savoyens und Nizzas. Und er ist es ja gewesen, der die Durchführung des Nationalitätsprincips in Italien nach dem Siege verhinderte, der wiederholt Garibaldi von Rom zurück scheuchte, der Rom Italien vorenthielt, bis nothgedrungen 1870 die Franzosen dessen Besatzung zurückzogen: nicht Napoleon, die Preußen haben Italien Venetien erobert 1866 und die Deutschen insgemein Rom 1870. So klar wir nun aber im Jahre 1859 die Arglist Napoleon's und die Tücke seiner Selbstsucht durchschauten, so warm wir in Süddeutschland verlangten, den in ihrem Recht in Italien bedrohten Oesterreichern gegen den auch den Rhein gefährdenden Erbfeind beizustehen —, das Nationalitätsprincip, das der ränkereiche Tyrann zum Schein angerufen hatte, — wir in Süddeutschland nahmen es auf in tiefstem Ernst, in heißer Begeisterung.

Wir hofften, die mächtige Erregung die diese Idee in ganz Deutschland — auch nördlich des Mains — entfacht hatte, werde eine neue glücklichere Bewegung als die von 1848 hervorrufen und statt Italia unita sahen wir hoffnungsvoll die „Germania unita“ heranschweben. Aber auch abgesehen von dieser einzelnen politischen Richtung war ganz allgemein der deutsche Patriotismus in mir, wie in so vielen Anderen, lichterloh entbrannt. Und diese Flammen sollten auch nicht mehr ganz erlöschen: selbst das besiegte Oesterreich erkannte, daß die Zeit der Lösung der deutschen Frage heranrücke: schon 1860 berief es einen Fürstentag nach Frankfurt am Main und legte den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vor: damals ahnte Niemand, daß der Mann, der Einladung und Entwurf zurückwies und im Namen Preußens einen Gegenentwurf einreichte, wenige Jahre darauf im Zusammenhang mit der Schleswig-Holstein'schen Frage die Einung Deutschlands vollenden würde: Otto von Bismarck hieß der Mann, und seit den Tagen Armins ist keinem großen Deutschen mit gleich niederträchtigem Undank gelohnt worden.

Kehren wir aber zurück zum Jahre 1859.

Jene allgemeine patriotisch-politische Bewegung ergriff mich mitten in der Arbeit an der Geschichte der Ostgothen auf das Mächtigste und dabei dämmerte mir allmälig der Gedanke auf: dieser heutige Widerstreit in Italien ist ja — mit einigen selbstverständlichen Unterschieden — ähnlich den mit einander ringenden Kräften auf derselben Halbinsel im 6. Jahrhundert. Am Genauesten stimmte die Gleichung Justinian-Napoleon III.: in beiden Fällen ein ränkevoller Gewaltherr, der unter dem Vorwand, das Land zu befreien, seine selbstischen arglistigen Pläne verfolgte und, als „Befreier“ auftretend, Ruhm und Machtzuwachs auf Kosten der Befreiten

anstrebt. Zutreffend auch die Gleichung des damaligen mit dem jetzigen Italien: in beiden Fällen Haß und Verachtung gegen die Herrschaft fremder „Barbaren", in beiden Fällen ein an sich sittlich berechtigter begeisterter Patriotismus, der aber in beiden Fällen Verschwörung und Dolch nicht verschmäht und trotzdem nur mit der Hülfe des arglistigen „Befreiers", nicht aus eigener Kraft, etwas zu erreichen vermag. Am Wenigsten stimmte freilich die dritte Gleichung: denn die Ungarn, Tschechen, Polacken und Böhmacken in Verona und Mailand waren keine Gothen und Giulay kein Totila! Immerhin fand sich auch hier manche Aehnlichkeit: das unzweifelhafte, durch völkerrechtliche Verträge begründete Recht der Herrschaft, das von dem nationalitalischen Patriotismus verneint, durch Einmischung eines Dritten gewaltsam gebrochen ward: dann tapferer Widerstand im Kampfe gegen die starke Uebermacht der verbündeten Franzosen (Byzantiner) und Italiener und (nach früherer Ueberwältigung der Italier allein) schließliches Erliegen vor einer ungleich besseren Kriegführung und Feldherrschaft der Franzosen (Belisar, Narses). Und so stieg denn allmälig der Plan zu dem umfassenden geschichtlichen Gemälde empor, in welchem nur das Römerthum einen frei erfundenen Vertreter (in Cethegus) erhalten mußte, während die byzantiner Führer und die gothischen Helden fast unverändert nach den Quellen gezeichnet werden konnten.

In dem großartigen Stoff vereinten sich nun aber auf das Glücklichste die drei mich beherrschenden „Leitmotive": die Begeisterung für das Tragisch-Philosophische, die Begeisterung für das Antike und — selbstverständlich am Stärksten — das in mir Stärkste: die Begeisterung für das National-Germanische, die durch die neu erwachte Bewegung für die Einung Deutschlands so gewaltig, wie nie seit der Knabenzeit von 1848/49 emporloderte.

So schrieb ich denn gleichzeitig mit dem zweiten und dritten Band der „Könige", und den Vorarbeiten für Prokopius von Cäsarea den Anfang des Romans: eine wissenschaftliche Studienreise nach Ravenna und ein langer Aufenthalt zu Meran wirkten dabei sehr günstig mit: ich führte die Erzählung bis zum Tode des Witichis.

Allein von da ab blieb die Fortführung liegen: allerlei hier nicht zu erörternde Gründe hemmten damals mein dichterisches Schaffen überhaupt. Erst nach dem Jahre 1870, nachdem ich die Schlacht bei Sedan (leider nur als Nothelfer!) mit erlebt hatte und das Reich errichtet war, ja erst nach der Uebersiedelung nach Königsberg (1872) dachte ich wieder an das unvollendet gebliebene Werk. Im Winter 1873 nahm ich die vergilbten Blätter wieder zur Hand. Sie gefielen mir nicht. Sie schienen mir theils zu gelehrt archäologisch, theils — in seltsamem Widerspruch — all zu jugendlich.

Schon kniete ich eines Abends im Winter 1873 vor dem Ofen, schon hatte ich dessen Thüre geöffnet und wollte den starken Stoß Papier hinein schieben, da fiel mein Auge auf ein Capitel — es war die Volksversammlung zu Regea (im zweiten Band), ich las es: siehe, das schien doch nicht übel und ich sagte zu meiner lieben Frau Therese: „eh' ich das Zeug ins Feuer werfe, möchte ich Dir doch ein Stück daraus vorlesen". Und ich hob an. Und durfte nicht mehr aufhören bis gegen Mitternacht, da war die Handschrift zu Ende.

Therese aber sprach: „das darfst Du nicht verbrennen, denn es ist sehr schön. Das mußt Du fertig machen."

Und gehorsam (wie immer!) ihren Worten hab' ich es dann im Laufe des nächsten Jahres fertig gemacht.

Ist das Werk also erhalten geblieben, so ist es nicht mein Verdienst, sondern das ihre.

Breslau, geschrieben während der Correctur der 25. Auflage des Romans in der Gesammtausgabe meiner dichterischen Werke, Weihnachten 1897.

---

## Erinnerungen an Alphonse Daudet.

Von Theophil Zolling.

Nicht als kranken, gebrochenen, vorzeitig greisen Mann habe ich Alphonse Daudet gekannt, sondern in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens. Er war es besonders, der meine Pariser Wanderjahre 1875—1881 durch seine Freundschaft und Güte verschönt und mir unvergeßlich gemacht hat. Mit tiefer Erschütterung habe ich daher seinen lang erwarteten und doch so jähen Tod vernommen. Mir fallen seine Worte beim Tode Edmond de Goncourt's ein, der fast in seinen Armen starb: „c'a été comme un départ qu'on précipite, l'ami que l'heure presse et qui s'arrache brusquement à vos adieux." So hat auch er sich losgerissen, und in dieser schmerzlichen Stimmung will ich nach seinem eiligen Abschiede sein Bild zurückrufen.

Ich sehe ihn noch vor mir in der Mannesschönheit seiner dreißig Jahre, schon weltberühmt, der Typus eines Frauenlieblings, mittelgroß, schlank, zierlich, die Geberden von südlicher Lebhaftigkeit und immer graziös. Sein Teint war wie von hellem Wachs, die Stirn eher niedrig, der Mund klein, die Nase mit dem kleinen Bug und ihren nervös vibrirenden Flügeln von feinem Schnitt. Der Blick aus den kohlschwarzen, nicht eben großen Augen, war unbestimmt, wie meistens bei stark Kurzsichtigen; erst in der Erregung blitzte es in den schwimmenden Sternen auf. Ein schwacher Zwickelbart umrahmte Wangen und Mund, und lange schwarze Locken fielen zu beiden Seiten des Mittelscheitels über die kleinen Ohren. Es lag etwas Weiches, Weibliches, Orientalisches auf diesem Antlitz, zu dem Erzähler der liebenswürdigen Montagsgeschichten, dem sentimentalen Lyriker passend, aber nicht zum Verfasser realistischer Romane und grausamer Wirklichkeitsschilderungen. Aber da war ja auch schon die moderne, die realistische Note, wenn er den Klemmer im Eifer des Erzählens oder Schauens vor das linke Auge kniff. Ein Tintoretto-Christus mit dem Monocle! . . .

Im Sommer 1876 lernte ich ihn kennen. Ich wollte ein Feuilleton über ihn schreiben und bedurfte einiger Informationen, die nur er geben konnte. Ein zierliches Briefchen mit seiner kleinen, feinen Frauenhandschrift lud mich nach Champrosay ein, wo er die Sommermonate zu verbringen pflegte. Eine kleine Station der Lyoner Bahn, gleich hinter dem Gehölz von Fontainebleau, auf staubiger, schattenloser Landstraße über die Seine, dann aufwärts dem Wäldchen von Sénart zu, endlich hinter dem breiten Thorweg das einfache weiße Haus, der eine Flügel von dem Rentier Allard, der andere von der Familie seines berühmten Schwiegersohnes bewohnt. Eine gellende Glocke meldete den Besucher, und geschäftige Mägde am Brunnen wiesen ihn nach dem einstöckigen Anbau aus rothen und weißen Backsteinen tief im schattigen Garten. In der dämmerigen Arbeitsstube mit den heruntergelassenen grünen Rouleaux fand ich aber nicht allein den gesuchten Poeten, der ein schwarzes Filzhütchen auf dem Lockenwald und mit fliegendem rothen Halstuch mir entgegenkam, sondern auch seinen dramatischen Mitarbeiter Adolphe Belot. Der berüchtigte Verfasser von „Mademoiselle Giraud ma femme", der wie ein Colonel in Civil aussah, mit grauem kurzen Schnurrbart, rothem Gesicht und weißem Flanelljacket, arbeitete gerade an der Dramatisirung von „Fromont jeune et Risler aîné". Daudet lachte später noch oft darüber, wie der geriebene Faiseur mich damals in Beschlag genommen, als hätte mein Besuch ihm gegolten. Gleichviel", sagte er, „ich bewundere diese praktischen Leute. Wenn ihm ein Stück am ersten Abend durchgefallen ist und das Haus an den folgenden leer bleibt, so weiß Belot durch seine Gewandtheit und seine Verbindungen den Besuch zu bessern. Er geht wie von ungefähr vor dem Theater hin und her und hängt sich an jeden etwa vorübergehenden Bekannten. ‚Ah, nicht wahr, Sie wollen sich mein Stück heut' Abend

ansehen? Unmöglich, ein toller Erfolg, Alles ausverkauft. Aber weil Sie es sind, will ich Ihnen meinen letzten Autorenfauteuil schenken. Was, Sie möchten auch Madame mitnehmen? Na, weil Sie es sind, hier haben Sie ein Billet für eine ganze Loge, die letzte, auf Ehrenwort. Nein, keinen Dank, aber klatschen Sie brav, das ist mir lieber.' Voilà, les hommes forts!" In der That hatte Belot auch mir gegenüber eine Menge Wünsche und Aufträge; er suchte eine deutsche Gouvernante, wollte seine Bücher und Stücke übersetzt haben, auch Pariser Briefe für Wiener Blätter schreiben. Trotz aller Rührigkeit hat er aber vor einigen Jahren seine Frau und Töchter in schlechten Verhältnissen zurückgelassen.

Im folgenden Winter lud mich Daudet in seine Stadtwohnung. Er hauste damals in der Nähe der Juli-Säule im Hauptquartier der kleinen Geschäftswelt und großen Fabriken, dem Marais, einem Stück des ältesten Paris, wo einst Molière's erste Bühne gestanden hat. Spärliche Gaslaternen erhellen dort Abends den Vogesenplatz mit seinen hohen Häusern ringsum, niederen Bogengängen zu ebener Erde und großen Mansardendächern am Horizont. Hier im alten Palais des Tournelles, wo einst Katharina von Medici wohnte, bis auf dem Platze gegenüber ihr Gemahl Heinrich II. im Turnier erstochen wurde, hatte Daudet eine kleine Wohnung, deren Gänge, Treppen und Zimmer in ein paar Prachtsäle des ehemaligen Palastes hineingebaut waren, wie noch da und dort erhaltenes Getäfelschnitzwerk und die Verzierungen an der Decke bewiesen. Die Besucher benutzten selten die wahrhaft königliche Barocktreppe, sondern den Weg über den Hof, am verwilderten Gärtchen vorbei und die enge Dienstreppe empor. Jeden Mittwoch war Empfang. Des Dichters kleines Studierzimmer, wo „Jack", „Nabob", „Roumestan", „Die Könige im Exil" entstanden sind, diente dann als Salon. Das roh gezimmerte Stehpult wurde an die Wand gerückt, und eine schwere braune Gardine vor dem einzigen Fenster verscheuchte das Halbdunkel, das tagüber hier herrschte, während zwei Moderateurlampen, bei denen man das Oel ab und zu mit einem Schlüssel heraufpumpen mußte, den Raum erhellten. Das lebensgroße Bild des Hausherrn, von dem trefflichen Feyen-Perrin gemalt, blickte über dem prasselnden Kaminfeuer dann auf eine für diesen Raum immer allzu große Gesellschaft herab.

In fünf Wintern habe ich dort unvergeßliche Abende verlebt und die Spitzen der damaligen Pariser Literatur kennen gelernt. Der immer ernste, vierschrötige Zola, dessen Stern gerade aufging, kam ziemlich regelmäßig, seltener der riesige Flaubert, die Hände in den breiten Zuavenhosen, ein komischer Herr mit lautem Lachen und drolligen Gesten; Edmond de Goncourt, noch in Trauer um seinen Bruder Jules, erschien nur einmal und machte Andeutungen über seinen künftigen biographischen Roman „Die Brüder Zemganno"; auch zeigte sich einmal Turgenjew, der in seinen posthumen „Erinnerungen" sich über Daudet wider Erwarten sehr unfreundschaftlich äußern sollte. Da sah man ferner den socialistisch angehauchten Romanschriftsteller Léon Cladel und den eleganten, behäbigen Verfasser von „Monsieur Madame et Bébé": Gustav Droz, der als begeisterter Bonapartist jedesmal auf die Republik schimpfte und ihr ein nahes Ende mit Schrecken prophezeite; am Clavier gaben Jules Massenet, der Operncomponist, oder der Opernkritiker Léon Pillaut etwas Neues zum Besten; der Caricaturenzeichner André Gill recitirte Verse aus seiner naturalistischen „Muse à Bibi" oder der jüngere Coquelin einen neuen komischen „Monolog". Endlich der im Verkehr langweilige und in seinen humoristischen Skizzen und Gedichten so feine Ernest d'Hervilly — er hat Wilhelm Busch zu übersetzen versucht —, der poesievolle Erzähler der Provence Paul Arène, damals ein ziemlich unbekannter Bohémien, die Romanschriftsteller Ferdinand Fabre und André Theuriet, endlich die unzertrennlichen Lyriker Mérat und Léon Vallade, von dem Daudet einmal — ich höre noch seine weiche, wohlklingende, vibrirende Stimme und seinen singenden provençalischen Accent — die schwermüthigen Widmungsverse auf der Rückseite seiner Photographie vorlas:

„Je suis l'ami du pauvre hère
Qui, dans l'ombre, a faim, froid, sommeil.
Comment, artiste, as-tu pu faire
Mon portrait avec du soleil?!"

Ueberhaupt, mit welcher Liebenswürdigkeit wußte Daudet, von seiner geistreichen und doch so einfachen Gattin unterstützt, seine noch unberühmten, schüchternen Gäste aufzumuntern, ihre Begabung in's Licht zu stellen! Manches Talent ist von ihm entdeckt worden und hat in seinem Salon die Künstlertaufe empfangen. Dabei war er die Gefälligkeit selbst. So hatte ihn einst der geschäftige Belot gebeten, ihm für sich und die Seinen bei der Südbahn ein Schlafcoupé erster Classe nach Nizza zu erbitten, eine Vergünstigung, die der unberühmtere und sogar anrüchige Romanschreiber auf seinen Namen nicht erwirken zu können glaubte. Und Daudet, der es nie gewagt hätte, solche Gunst für sich selbst zu erbetteln, besorgte ihm wirklich die Freikarte. Und wie viel Anfängern hat er Verleger und günstige Kritiken verschafft! Als er erfuhr, daß ich vor Jahren mit einem kleinen satirischen Epos debütirt hatte, ruhte er nicht eher, als bis ich ihm — zwei Exemplare gestiftet hatte. Für das eine bestellte er sich für seine Bibliothek bei dem berühmten Buchbinder Trautz-Bauzonnet ein unverdient schönes Gewand, und das andere schickte er dem sprachkundigen Kritiker Jules Soury. Acht Tage später überreichte er mir strahlend dessen Besprechung im „Temps". Auch an's Licht strebende Kritiker und Publicisten tauchten bei Daudet auf. So stellte er eines Abends einen sehr jüdisch aussehenden schwarzbärtigen Herrn vor, der wenig beachtete Wochenplaudereien in die „Liberté" ihm schrieb: Edouard Drumont, den nachmaligen Führer der französischen Antisemiten, mit dem Daudet bis zuletzt eng befreundet blieb, Zola und dem Dreyfus-Syndicate zum Trotz. Auch Rochefort, ein Jugendfreund und Intimus Daudet's, machte nach seiner Flucht von Nouméa und seiner Amnestirung am Vogesenplatz einen Besuch, und Bergerat, Théophile Gautier's Schwiegersohn, der „Caliban" des Pariser „Figaro", fehlte nie mit seinem stürmischen Humor. Er ist der Einzige, der damals — also nur wenige Jahre nach dem Kriege, aber die Patriotenliga kam ja erst später auf — ein paar deutschenfeindliche Bemerkungen fallen ließ, denen der tactvollere Daudet mit Rücksicht auf den ausländischen Gast schnell durch eine scherzhafte Wendung das Verletzende zu nehmen wußte.

In seinem Salon, wo die Mehrzahl der Gäste aus seinen engeren Landsleuten bestand, gab er sich höchst natürlich und offenherzig, und sein Beispiel wurde allgemein befolgt. Es herrschte ein freier Ton, der kaum durch Rücksichten auf die allerdings immer nur spärlich erscheinenden Damen gemildert wurde. Nicht einmal die majestätische Frau Zola mit ihrem classisch geschnittenen Profil und strengen Blick imponirte sonderlich. Und besonders der Hausherr plauderte sehr ungenirt, lachte und — tanzte sogar. Einmal producirte er mir die blutrünstige Carmagnole und sang und cancanirte nach allen Regeln dazu wie ein wilder Sansculott, bis Madame Daudet es ihm mit dem entsetzten Ruf: „Il y a des jeunes filles!" verwies, worauf er mit einem tiefen Bückling seine blaue baskische Mütze lüpfte und aus dem Sammtröckchen seine Stummelpfeife zog, sie mit Caporal zu stopfen.

„Ma foi!" rief er einmal aus, „ich weiß nicht, ob die Nachwelt unsere Bücher über die romantischen Werke der Dreißiger Jahre stellen wird, aber die Anerkennung wird sie uns nicht versagen, daß wir in unserem Denken und Handeln menschlicher, natürlicher sind. Was für ein Komödiant war nicht der alte Dumas! Mir fällt da eine Jugenderinnerung ein. Ich war schon über dreiundzwanzig Jahre alt und hatte

eben meine ersten Geschichten im „Figaro" veröffentlicht, als ich Dumas père vorgestellt wurde. Was that er? Feierlich erhob er sich von seinem Sitz, verdrehte seine grausigen Negeraugen und rief pathetisch: „Bel enfant! laisse-moi baiser ton front!" Und während ich verlegen und schamroth da stand, rückte er mir mit seinen schwulstigen Lippen und seinem heißen Athem näher, und ich bekam richtig den Schmatz. Natürlich sah er diesen Weihekuß des Genius schon in all seinen Biographien verewigt, und ich fand seine Entschuldigung darin, daß er eben ein Mulatte war!"

Aber auch von den Lebenden sprach Daudet ganz offen mit dem nämlichen Freimuth. Seine literarischen Sympathien und Antipathien verhehlte er nie. Vor Zola's Talent hatte er den allergrößten Respekt, aber die Ungezogenheiten des Naturalismus mißbilligte er laut und wollte sie um Alles in der Welt nicht nachahmen. Die stilistische Kunst und fortwährende Beobachtung der Goncourt's bewunderte er gleichfalls, und Flaubert verehrte er als seinen Meister, wie gern er auch über seine persönlichen und literarischen Schrullen spottete. Ein Lieblingsthema war der Romanschriftsteller und Goethefresser Barbey d'Aurevilly, der als echtester Legitimist Stulpenhandschuhe, Sammtkoller und Spitzenjabot trug, aber ein großes Talent war. Auf den jüngeren Dumas war Daudet gerade so schlecht zu sprechen, wie auf dessen Vater. „Ein Bursche, dem eines Tages zufällig die Bibel in die Hände fällt, und der nun seine grandiose Entdeckung ausposaunt: ‚Wißt Ihr, was die heilige Schrift? ich will es Euch sagen'. Und nun ein Feuerwerk von Paradoxen, oft geistreich, noch öfter trivial und halbwahr. Ein Blender, innerlich kalt, herzlos. Kein Franzose, ein Russe — wie seine Frau."

Solche Urtheile blieben natürlich nicht immer innerhalb der vier Wände, für die sie eigentlich bestimmt waren. Sie gingen weiter von Mund zu Mund, kamen wohl auch den Betreffenden zu Ohren, schufen Verdruß und Feindschaft. Und doch! Daudet hatte Neider, aber wenige persönliche Gegner. Er war ein Charmeur, und der liebenswürdige, conciliante, sich einschmeichelnde Bezauberer machte mit seiner Persönlichkeit Alles wieder gut, was sein allezeit offenes Wort Schlimmes angerichtet hatte. Man konnte ihm nicht ernstlich böse sein, denn er war ja so liebenswürdig. Sein etwas älterer Bruder Ernest, der royalistisch gesinnte Historiker, auch Romancier, ein geriebener Literat und Diplomat, schon äußerlich das Gegenbild des Bruders — der boshafte Rochefort pflegte von Alphonse zu sagen: „celui des deux frères qui a du talent" — machte ihm oft das Leben schwer. Ich selbst war Zeuge eines heftigen Zornausbruches von Alphonse, der in den verzweifelten Worten gipfelte: „Mon frère m'a tonjours fait du tort!" Und doch hing der Dichter mit zärtlicher Liebe an ihm. Manchen Undank hat er so geerntet, und wenn unmittelbar bei seinem Tode nur freundliche Stimmen laut geworden sind, die Neider und Undankbaren werden sich gewiß schon noch zum Worte melden. Ueberdies hatte er sich auch mit seiner Feder Gegner gemacht. Eine merkwürdige Mischung seines Talents verband den zarten Lyriker und unter Thränen lächelnden Humoristen mit einem unerbittlich realistischen Beobachter und scharfen Satiriker. Er zeichnete fast immer nach Modellen und Halbmodellen, und zu jedem seiner Romane wurden Schlüssel veröffentlicht. Bekannt sind die heftigen Auseinandersetzungen in der Presse über die Modelle des „Nabob", der „Evangelistin", des „Unsterblichen". Die ungeschickte Reclame seines Dresdner Verlegers hatte als das Vorbild Roumestan's Gambetta genannt, und diese Dummheit hätte Daudet fast die Freundschaft seines großen Landsmanns gekostet. Sein ganzer Haß galt schon zu meiner Zeit der Französischen Akademie, und als er sie später in seinem „Immortel" leidenschaftlich angriff, hatte er längst das Gelübde gethan, niemals den vierzig Unsterblichen angehören zu wollen. Er hat sein Versprechen trotz aller Versuchungen, die bis zuletzt an ihn heran traten, gehalten. Wie oft mag er über Zola gespottet haben und dessen würdelose Sucht, der Akademie, die nichts von ihm wissen will, nachzulaufen! In den beiden Bänden des köstlichen „Tartarin" hat er auch seine provençalischen Landsleute ausgelacht, die ihm seine Spötterei freilich gewaltig übel nahmen. Dieser Hang zur harmlosen Persiflage und scharfen Satire hängt aber auch mit seinem nicht angeborenen, wohl aber erworbenen Pessimismus zusammen, der sich oft wie ein schwarzer Schleier über die Schöpfungen dieses echten Dichters und Humoristen legt. Er ist eine Folge der schweren Jugendkämpfe um Brod und Ruhm, vielleicht auch die unbewußte Ahnung eines langen Siechthums. Er beklagte aufrichtig diesen Hang zur weltüberlegenen Ironie und Menschenverachtung. Oft ekelte ihn selbst vor seiner Elendsmalerei, und daß er statt von der sonnigen Provençe und guten Menschen nur von den trüben Dünsten und Lastern der Weltstadt schreiben sollte. Wenn er sich zur Arbeit einschloß, gestand er mir, versank er oft so sehr in seine düsteren Gedanken und Vorstellungen, daß es seiner tapferen Lebens- und Arbeitsgefährtin nur immer mit Mühe gelang, ihn und sein Werk aufzuheitern. Als er „Jack" schrieb, dieses „Buch des Hasses, des Mitleids, der Ironie", da sagte er zu den Freunden: „Das ist mein letzter realistischer Roman; jetzt schreibe ich einmal einen heiteren conte de fées für unsere jungen Mädchen, harmlos, liebenswürdig, voller Güte und Sonne." Er ist nie dazu gekommen.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die mißlungene Vergiftung.

Humoreske von Gottfried Keller.*)

In einem schweizerischen Canton lebt ein Apotheker, ein Mann, der früh und spät unter seinen Töpfen mit Latwergen, Pillen und Salben anzutreffen ist, dessen emsige Hand mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit die Recepturen componirt, Extracte distillirt, Posten einregistirt und überhaupt Alles besorgt, was im Bereich seines Geschäfts nur vorkommt; er besucht keine Vergnügungsplätze, giebt keine Gesellschaften und nimmt auch keine Einladungen an; er geht Jahr aus, Jahr ein in kein Wirthshaus und schmäht über Jene, die Abends nach vollbrachter Arbeit ihren Schoppen trinken. Seine theure Ehehälfte besorgt das Hauswesen; sie hat keine Magd, thut Alles selbst, scheuern und putzen, kochen und braten, flicken und stricken, Alles liegt ihr ob; auch sie besucht keine Theegesellschaften, keine Theater und Tanzpartieen, sondern nur allwöchentlich mit dem Eheherren den Gottesdienst.

Diese guten Eigenschaften verlieren aber plötzlich sehr an Gehalt, wenn wir diese Leute schärfer auf's Korn fassen — der Hauptzug ihres Charakters ist Geiz und Mißgunst; es ist zwar nicht jener gemeine Geiz, der sich selbst keinen guten Bissen gönnt und lieber am Hungertuch nagt, als einen Kreuzer aus der schweren Geldkiste nimmt, um schwarzes Brod zu kaufen; nein, dieser schmutzige Geiz ist es nicht, denn er und seine Ehehälfte sind Leckermäuler und die schönsten und besten Bissen zieren tagtäglich ihren Tisch, die besten Weine kitzeln ihren Gaumen und den allerfeinsten Knaster dampft der Herr aus seinem Pfeifchen; handelt es sich aber darum, ihren Mitmenschen beizustehen, so ist des Apothekers Herz und Haus verschlossen, und der Arme und Bedrängte kann getrost an seiner Thüre vorbeigehen, denn nicht ein Pfennig wird ihm gereicht.

Wenn wir vorhin sagten, daß er Alles selbst thue, so ist dieses ein moralischer Zwang bei ihm, ebenso bei seiner Frau, denn kein Gehülfe, keine Magd kann es in seinem Dienst aushalten; er so wie sie mißgönnen diesen jeden noch so karg zugemessenen Bissen; die elendesten Suppen, das schlechteste Brod ist mehr wie gut genug. Sein ganzes Dienstpersonal hatte sich demnach bis auf einen Kopf reducirt, dieser Kopf gehörte dem Lehrling an, einem gefräßigen, spindeldürren Burschen, der schon zweimal das Hasenpanier ergriffen hatte, aber jedesmal wieder eingeholt wurde, weil ihn ein Lehrcontract auf vier Jahre fesselte. Dieser Bursche wurde daher im Laboratorium, im Magazin und in der Küche, je nach Bedürfniß postirt, um die rohen Arbeiten zu verrichten.

*) Nach einer ungedruckten Handschrift des Dichters. Jacob Bächtold erwähnt flüchtig dieser Skizze in „Gottfried Keller's Leben" IV, 37 (Berlin, W. Hertz).

Hans, so ist sein Name, war aber die Gefräßigkeit selbst und wo es irgendwo was Eßbares gab, entweder um den Hunger zu stillen oder aber um den Gaumen zu kitzeln, da waren seine fünf Finger zum Griffe bereit. Unzählige Male hatte schon der braunlakirte Rohrstock des Apothekers seinen Rücken blau und grün durchgewalkt und täglich zogen der Frau Prinzipalin magere Krallen tiefe blutige Furchen in sein Gesicht; doch alle diese Mittel waren nicht kräftig genug, ihm den Kappzaun der Mäßigkeit anzulegen; seine Muskeln waren in steter Bewegung auch selbst dann, wenn sie nichts zu verarbeiten hatten; öfters lag er vor'm Schlüsselloch und sah seine geizige Herrschaft ein köstliches Gericht verzehren, unwillkürlich waren dann aber auch seine Kiefer in auf- und abgehender Bewegung; gekaut mußte unser Hans nun einmal haben und wäre es auch nur zum Schein.

Sein Lieblingsaufenthalt war das Magazin; hier wurde Cacao mit Zucker, Chocolade, Honig u. s. f. mit einer Gier und Wollust geleckt, gekaut und verschlungen, welchen seligen Genuß er aber stets, wenn er ertappt wurde, mit dem Braunlakirten zu büßen hatte. Eine kleine Entschädigung fand er dann immer noch in einem Gefräß, von dem sein Tyrann noch gar keine Ahnung hatte; es waren nämlich die weltberühmten Hustenplätzchen: Pâte pectoral von Georgé, Apotheker in Epinal. Diese waren als Commissions-Artikel in einer Kiste verpackt, von welcher er den unteren Boden gelöst hatte, die um Schachteln schichtweise von ihrem Inhalte zu säubern und diesen wie geschnitten Brod hinein zu würgen. Diese Mahlzeit nannte er seinen Recompens-Artikel, doch nur sehr ungerne machte er Gebrauch davon, nicht als ob sie ihm nicht mundeten, sondern eine gräßliche Versuchung hatte er jedes Mal zu überwinden, wenn er zu den Schachteln gelangen wollte. Auf dieser Kiste nämlich standen zwei große weithalsige, wohlverschlossene weißgläserne Flaschen, in welchem nach seinem Dafürhalten die appetitlichsten, feinsten eingemachten Früchte sich befanden, und immer war es ihm, wenn er sie herunter nahm, als müsse er hineinlangen, um seine Freßbegierde zu befriedigen; aber die verdammten Etiquetten machten ihn zittern und zagen, grau und schwarz wurde es immer vor seinen Augen, wenn er das gräßliche Wort las: „Gift, Sublimat" und dann den grinsenden Todtenkopf betrachtete, welcher darunter gemalt war — nein, das ist jammerschade, daß diese herrlichen Früchte giftig sind! murmelte er dann vor sich hin und stellte sie betrübt nach beendigtem Geschäfte wieder an Ort und Stelle.

Eines Morgens, es war Sonntag, als er eben seinem Recompensartikel wieder tüchtig zusprach, tönte die gellende Stimme der Frau Apothekerin und beschied ihn in die Küche. Das böse Gewissen malte ihm schon die ausgestreckten Krallen der Haus-Xantippe entgegen: als er die Treppe zur Küche hinabsprang und den letzten Knollen Hustengummi hinabwürgte, — doch hier erwartete ihn ein ganz anderer Anblick. Sein Tyrann stand da im zimmetfarbenen Saturrock, garnirt mit blauen, stählernen Knöpfen, in ein paar engen Nankinghosen, weißseidenen Strümpfen und beschnallten Schuhen; in seiner Hand prangte der bekannte Braunlakirte; neben ihm verweilte die Hauseule im zeisiggrünen Kleid mit großem Pelerinkragen, ihre Krallen waren nicht zur Attacke ausgestreckt, sondern waren eben damit beschäftigt, aus einer Handvoll kleiner Geldmünzen die falschen und ungangbaren herauszusuchen, um sie, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Gottesdienste in die Armenbüchse zu schieben.

„Hans," hub endlich der Apotheker an, „heute ist der Geburtstag Deiner nachsichtsvollen Prinzipalin, meiner lieben Frau, und deßhalb besuchen wir heute gemeinschaftlich den Gottesdienst."

„Und hier," nahm die Hausherrin das Wort, „hier ist Arbeit für Dich, die Du während unserer Abwesenheit verrichten kannst." Ein Puff unter die kurzen Rippen zeigte ihm den Weg zum Feuerheerd, wo ein Spanferkel ganz allerliebst am Spieße stak und schon einen angenehmen Duft um sich her verbreitete. „Hier, Bursch, ist das, was Du vollbringen sollst; Du drehst in einem fort den Spieß, gießest öfters Brühe nach und schürst die Kohlen. Gieb Acht, daß nichts verbrennt, oder ich rupfe Dir die Ohren roth und blutig!"

„Und auch ich thue dann das Meinige, Schlingel," rief der Herr, indem er den Stock über Hansens Kopf pfeifen ließ. „Ich brate Dich gleich jener Sau am Spieß; verstanden, he?"

Unter solchen Drohungen verließ das fromme Paar das Haus. Nachdem das Schloß zweimal geknarrt und der Schlüssel den Rückzug genommen hatte, wurde es unserm Bratenwender wieder wohler um's Herz. Die lieblichen Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchsinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß sein Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen gerieth; immer brauner und saftiger wurde das Säulein und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher und es knisterte und klapperte und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um. Und der arme Hans, da saß er nun und drehte die Spindel und löffelte und tunkte und schürte, und wie ein fein angerauchter Meerschaumkopf so braun, so glänzend und glatt war die Haut zur Kruste geschmort und er saß da, den Mund voll Wasser und das stiere Auge fest auf das bratende Ferkelchen gerichtet. Hat doch jeder Koch, jede Köchin das Recht, die von ihnen bereitete Speise zu versuchen, hub er für sich sprechend an, warum soll auch ich nicht ein kleines Pröbchen kosten? Das Krüstchen da am hintern Schinken, das ohnehin zu hoch hervorsteht, wäre wohl nicht übel, die Stelle wird schon wieder braun und glatt! — Gesagt, gethan, und fort war das Krüstchen in Hansens bodenlosem Schlund. Es wäre ein frivoles Unternehmen, den Effect zu beschreiben, den dieser Leckerbissen in seinem Gaumen verursacht hatte; er saß da mit funkelnden Augen und schnalzender Zunge und aus seinen Mundwinkeln triefte Fett im glänzend langsamen Zuge.

Wer a gesagt, der sagt auch b c d dann hinterdrein. Auch unserm in Wollust und Wonne aufgelösten Hans erging es nicht besser. Mit dem Genuß des ersten Stückchens hatte der Satan ihn schon beim Wickel gefaßt und flüsterte ihm beruhigend zu: „Friß Du nur, Du armer Schelm, Du hast ja sonst nichts auf der Welt, als Deine Wassersuppe mit verdorbenen Brod und einen ewig blauen Rücken! hast ja auch gar keine freudige Stunde, drum nur noch dreist ein Krüstchen abgelöst, es wird ja ganz gewiß schon wieder braun, sei deßhalb ohne Sorgen, Niemand merket den Raub!" Und Hans, der arme Hans ging in die Falle, der zweite Angriff war noch viel besser und die Folgenden zum Entzücken gut, fort war endlich die ganze Kruste. „Sie wird schon wieder braun, Du Narr, sie färbt sich schon, nur immer zu," so klang's in seinen Ohren. Der Hauptbissen oder der Knalleffekt des ganzen Mahles waren die Oehrlein der Sau, diese knabberte Hansens Gebiß mit einer Behaglichkeit zusammen, daß er alles rings um sich vergaß: er lebte in einem Wonnetaumel, der seinen Geist, gleichsam wie zwischen Schlafen und Wachen, gefesselt hielt. Die lüsternsten Freßvisionen tanzten unaufhörlich vor seinen Sinnen, bald war es ihm, als befinde er sich unter den Gästen der Hochzeit zu Kanaan und verschlinge eben eine ganze Pastete von gehackten Capaunen, während der Oberkoch im rothgalonirten Scharlachfrack mit Beihülfe von noch 14 Unterköchen damit beschäftigt war, eine ungeheuere Schüssel gerade vor ihm auf den Tisch zu stellen, worauf sich ein ganzer gebratener Ochse in aufrechter Stellung befand — und ihm sei die Aufgabe gestellt, diesen Koloß bis auf das nackte Bein zu verzehren. Einmal kam es ihm sogar vor, als sei er eine von den sieben mageren ägyptischen Kühen und habe Reißaus genommen und befinde sich eben jetzt in einer üppigen Kornquader, wo er nach Herzenslust seinen gräßlichen Hunger stille.

Unter solchen Träumereien war endlich das ganze Schweinchen aufgezehrt. Da ließ Hans noch einmal seinen trunkenen Blick vom Kopf bis zum Steiß hinüberstreifen, ob nicht irgendwo ein Stückchen unbeachtet geblieben sei, — doch o weh! diese Forschung warf ihn gleich einem zerschmetternden Blitz in die Wirklichkeit zurück, denn er gewahrte das noch unbeachtet gebliebene, stockgerade herausstehende braunglänzende Schwänzchen, das ganz getreu, nur in verkleinertem Maaßstab, so aussah, wie der braunlakirte Imperativ seines Herrn. Die Capaunpastete, der ganze gebratene Ochse und die üppige Kornquader waren verschwunden und jetzt erst sah er das häßliche Gerippe der abgenagten Sau vor sich und es grinste ihn an, als wolle es sagen: Jetzt Freund, jetzt kommst du an meiner Stelle an den Spießdorn!

Das war dem armen Hans zu viel: nun stand es fest und unabwendbar in seiner Phantasie, daß der Apotheker ihn zuerst halb todt schlagen und dann am Spieß braten werde. „Nein, diese Marter ist zu groß — sterben mußt du nun doch einmal, nun so sei es denn in Gottes Namen, ich will mir lieber selbst einen plötzlichen Tod bereiten — ich will Gift nehmen!" Und Hans holt die zwei großen gläsernen Flaschen herunter, setzt sich bequem hin und stopft und würgt die delicaten Früchte hinunter. „O köstliches Gift, schade, daß du tödtest!" ruft er aus und sinkt ermattet am Heerd nieder. Hier erwartet er den Tod, der aber durchaus nicht erfolgen will.

Da knarrt die Hausthüre und gleich einer Salzsäule, mit erhobenem Stocke, weit aufgerissenen Augen und offenem Munde steht der Apotheker da. Er glaubt zu träumen. Da fällt sein Blick auf Hans, dieser lächelt ihm noch sterbend zu und mit einer Wuth fährt er ihm nach der Gurgel, um ihn apfelweich durchzubläuen. Da lallt Hans mit schwacher Stimme: „Lassen's Herr, lassen's, ich bin gleich todt, lassen's mich, ich habe mich vergiftet!"

Da fährt der Apotheker entsetzt zurück. „Was, vergiftet, vergiftet? womit, mit was denn?"

„Herr, die delicaten Sublimatfrüchte, beide Gläser, Herr, beide Gläser leer, Herr!"

„Da soll Dich ja der Teufel holen, Du verfluchter Halunke, auch noch meine herrlichen Früchte hast Du verschlungen?" und Hieb auf Hieb fiel auf Hansen's Rücken. „O ich Thor!" jammerte der Apotheker, „ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetiquette darauf klebte, und doch sind sie von dieser gefräßigen Bestie verzehrt worden!"

Wenige Minuten nachher sehen wir unsern vergifteten Hans mit einem tüchtigen Gerbmittel im Leib und einem wohl applicirten Tritt zur Hausthüre des Apothekers hinausfliegen.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Die Dornenkrone.

Aus dem Dampfe sylvesterlicher Bowlen steigen wirr phantastische Gestalten, krause Gedanken auf. Ist dies wirklich die Nacht, die tiefe Blicke in die Zukunft thun läßt, die Zukunft des Individuums wie der

Volkheit? Wo das närrische Gezack geschmolzenen Bleies unheimlich sicher der Fragesteller Schicksal offenbart, wo das Kommende ihm vertraut ist wie die Vergangenheit und die Vergangenheit in seltsam magischem Lichte schimmert, gleich als stünde es uns noch bevor, sie zu erleben?

* * *

Durch die Wogen der nächtigen See stampfen die gewaltigen Schlachtschiffe. Dem mystischen Reiche Aegirs, das die Wikinger auf leicht gefügten Drachen beherrschten, haben auch die Nachfahren ihre ausgesonnenen Maschinen anvertraut, die unendlich complicirten Uhrwerken mehr ähneln als simplen Fahrzeugen. Anvertraut. Denn ein gefährliches Wagniß ist dieser Wikingerzug in's Gelbe Meer, so gut wie es die Streifen der Urväter nach Sicilien und Nordafrika waren. Wohin geht die Fahrt, was ist ihr Ziel? Man hat uns Beides officiell mitgetheilt, und doch wissen wir es nicht. Denn wir ahnen, daß das kühne Unternehmen, so leicht es vom Zaune gebrochen scheint, von langer Hand geplant, unter Schmerzen geboren und groß geworden ist, das Folgen haben wird, unermeßliche, ungeheure Folgen, die selbst seine Urheber nicht vorauszusehen vermögen. Ein stattliches Geschwader, eine herrliche Truppe, die des Weltmeers Wellen durchfurcht, aber sie zieht wider ein dreihundertfünfzig Millionen-Volk, wider eine durch die Jahrtausende gefestete, unbewegliche Cultur, und die ausschweifenden Pläne der Cortez waren Kinderspiel im Vergleich mit den hochstrebenden Träumen, die des leitenden deutschen Staatsmannes, des Kaisers Hirn erfüllen. Die blutige Zertrümmerung des Inkareiches, diese viel bestaunte Großthat einer Handvoll Verwegener, schrumpft zu einem billigen Triumphe zusammen, wenn man ihre Vorbedingungen kennt. Dem kecken Condottiere erlag eine harmlose, einfältige, in sich zerfallene Nation, deren Unbehülflichkeit nur noch übertroffen ward von ihrem Kleinmuthe, dem durchbohrenden Gefühle ihres Nichts den weißen Eindringlingen gegenüber. Und doch kam die Nacht, die Fernando Cortez' fluchtschnellen Rückzug gnädig sicherte, die Nacht, in der seine tapferen Spanier schaudernd und schreiend vor ohnmächtiger Wuth und Verzweiflung der Abschlachtung ihrer unglücklichen Gefährten auf Vitzliputzli's Hochaltar zusehen mußten. China wird zweifellos leicht zu erobern sein. Das Volk ist so wenig kriegerisch und im europäischen Sinne so wenig patriotisch wie es die Unterthanen Montezuma's gewesen sind. Die Schwierigkeiten beginnen erst an dem Tage, wo es den neu gewonnenen Besitz zu halten gilt und die Erkenntniß, daß Barbarenhand das himmlische Reich der Mitte zerstört hat, langsam, langsam durch die riesengroßen Provinzen sickert. Dann wird der zäheste, der verbissenste, eigensinnigste Widerstand erwachen. Der für die Intrigue hochbegabte Chinese, dessen nationale Eitelkeit durch die paar Vertragshäfen nicht verletzt werden konnte, der aber nun, wo sein anmaßlicher Stolz den Todesstoß empfängt, in knirschendem Ingrimm auffahren muß, der rachsüchtige Mongole wird sich dem Bedränger mit den ihm gerechten Waffen entgegenwerfen. Und eine Nacht kann kommen . . .

Narrenvolk ist es, das die Besetzung von Kiaotschau ein colonialeS Späßchen nennt und übermüthig von einem Spaziergange nach Peking faselt. Unsere Blaujacken, die die launische Fluth jetzt zum Wunderlande der großen Mauer hinträgt, werden im Dampfe des Sylvestertranks andere Zeichen und Gestalten sehen, als die nicht von steifem Grog, sondern von unmännlichem Lyrismus berauschten Lautenschläger auf dem trockenen Boden der Heimath.

* * *

Mit Dornen sei die Kaiserkrone seinem erlauchten Bruder erblüht, rief Prinz Heinrich aus, als er hinauszog in die nebelhafte Ferne. Vielleicht hat er Theil genommen an den geistigen Kämpfen, die offenbar den Monarchen bewegten, ehe er sich zum weltgeschichtlichen Entschlusse durchrang. Vielleicht thaten die Unrecht, die höhnisch die Achseln zuckten zu dem Worte des Herrschers, daß er mit der Entsendung des einzigen Bruders in die mongolischen Lande ein schweres Opfer bringe. Vielleicht irrten sich die, denen diese Wendung nur eine besonders farbenschöne Redeblüthe schien. Vielleicht weiß Wilhelm II. ganz genau, welche furchtbaren Erschütterungen das asiatische Unternehmen im Osten wie im Westen nach sich ziehen kann und muß. Was beide Brüder in Kiel einander sagten, gewönne dann ein anderes Aussehen, leuchtete dann in besonderem, im Gewitterlichte. Das ohnehin apokryphe Scherzwort vom Kaiser von China, das den politischen Kindsköpfen und ruchlosen Optimisten über die Maßen gefällt, verlöre bei einer solchen Auffassung der Dinge freilich alle innere Wahrscheinlichkeit.

* * *

Wo liegen die verborgenen Gründe, welches ist der Gedankengang, der Wilhelm II. zu seiner überraschenden That bestimmte?

Zweierlei Anlässe, beide gleich zwingend, mögen die Entscheidung herbeigeführt haben.

Jahr für Jahr vermehrt sich die Bevölkerung des Reiches um 600000 Seelen. Den Tag, wo die engere Heimath diese Menschenmassen nicht mehr ohne dringende sociale und sittliche Gefahr beherbergen kann, vermag jeder mathematisch veranlagte Malthusianer genau zu berechnen. Zu spät nahmen wir unseren Platz an der afrikanischen Tafel ein; weder unsere östlichen noch die westlichen Besitzungen in diesem Erdtheile sind für eine Colonisation größeren Stiles geeignet. Auch die Hoffnung, Südbrasilien und Argentinien, die an sich unseren Bauern trefflich taugen würden, dem Reiche angegliedert zu sehen, ist einstweilen wesenlos. Ein Ausweg aus dem Käfig, der den wachsenden Volkskörper umschnürt, mußte aber gefunden werden. Gelb-Deutschland stellte sich den Blicken dar. Die Eröffnung Asiens schafft zwar nicht direct dem bedrängten Landwirthe und dem werkthätigen Mittelstande überhaupt Luft, sie öffnet jedoch deutscher Industrie einen neuen Markt und macht sie unabhängig von Nordamerika. Sie vermindert also die fürchterliche Spannung, die zur Zeit in unserem Erwerbsleben besteht und die, kommt nicht Entlastung, zum schmählichen Zusammenbruche der Ausfuhr-Politik führen muß. Von den 600000 Köpfen, womit unser fruchtbares Volk sich jährlich beschenkt, vermag die Landwirthschaft nur einen verschwindenden Bruchtheil aufzunehmen. Die ungeheure Masse strömt in die Fabriken, dort ihren Lebensunterhalt zu sichern. Doch mit der zunehmenden Entwickelung der auswärtigen Industrien verringert sich die Exportfähigkeit unserer eigenen. Langsam aber sicher wird man uns vom Weltmarkte abdrängen. An sich schon ist das rapide Wachsthum der Industriebevölkerung, die in den großen Städten haust, politisch äußerst radical denkt und weder Gott noch Herrn anerkennt, für die Monarchie ungemein bedrohlich. Zur Katastrophe führen müßte es, wenn die Vernichtung der deutschen Ausfuhr, auf welche staatsmännische Unweisheit leider unser gesammtes wirthschaftliches Leben zugeschnitten hat, eine dann doch unabwendbare, ausgedehnte Arbeitslosigkeit und schnelles Sinken der Löhne im Gefolge hätte. Der Ausbruch der socialen Revolution wäre unter diesen Umständen keine Frage der Zeit mehr, sondern nur noch eine Frage der Minute.

Die Nothwendigkeit, Raum zu schaffen für die Nation überhaupt, daß sie nicht ersticke, und die Nothwendigkeit, der Industriearbeiterschaft mindestens ihre jetzige Lebenshaltung auf die Dauer zu gewährleisten, sind die Triebfedern des Asienzuges.

* * *

Oder müssen es doch sein.

Die Verantwortung, die Wilhelm II. mit dem Kiaotschau-Wagniß auf sich nimmt, ist so groß, daß sich an ihm versündigt, wer andere, mehr poetische Erklärungen für seinen festen Griff sucht. Romantische Empfindungen und phantasievolle Träume haben nichts zu schaffen mit den gebieterischen Forderungen einer eisernen Nothwendigkeit. Ein Herrscher mit dem volkswirthschaftlichen Glaubensbekenntnisse Wilhelms II. ist nicht im Stande, die inneren Schwierigkeiten anders als durch einen entschlossenen Handstreich draußen zu meistern. Im Kampfe mit einem immer störrischer, immer unabhängiger werdenden Parlamente, einem autoritätbeugenden Volke ist der deutsche Kaiser auf große Mittel angewiesen. Und er wird, er muß ganze Arbeit machen. Seiner englandfreundlichen Gesinnung ungeachtet hat er den diplomatischen Kampf mit dieser Macht aufgenommen und wird, das ist gewiß, gegebenen Falls auch vor dem wirklichen Kampfe nicht zurückschrecken. Es ist ihm klar die Erkenntniß aufgegangen, daß England und Deutschland nicht lange mehr friedlichen Wettbewerb treiben können, daß die hunderttausend kleinen Reibungen zwischen diesen beiden wirthschaftlichen Rivalen, die sich in der ganzen dem Handel erschlossenen Welt gegenüberstehen, einen Haß hervorrufen, eine Erbitterung züchten müssen, die den Krieg auf Tod und Leben unausbleiblich macht. Deutschland nimmt den Engländern auf Schritt und Tritt von dem, was die Engländer ihr Eigenthum nennen und Jahrzehnte lang ungestört nennen durften. Wie lange noch wird die Londoner City sich mit Preßbosheiten und Timesbeschimpfungen des deutschen Kaisers begnügen wollen?

Wilhelm II. weiß aber, daß Kriege den Monarchien gefährlich werden. Und er, der sie zu stützen Alles thut, was in seinen Kräften liegt, der Prospecte nicht schont und Maschinen, hält sich eben darum fern von der ihm fälschlich zugeschriebenen Idee einer deutschen Weltpolitik. Seine Neigungen gehen nicht auf Schlachtenruhm und blutigen Lorbeer. Und vor Allem will er sie nicht auf Kosten der Nation erringen, die dem deutschen Volke geistig und körperlich so nahe verwandt ist, von deren Blut ein Tropfen auch in seinen Adern rollt, zu der er sich immer innig hingezogen gefühlt hat. Die That von Kiaotschau war im letzten Grunde nur ein Versuch, Deutschland einen Boden zur Bethätigung, zur Austobung seiner Kraft zu schenken, ohne daß es dabei geradezu der britischen Macht in's Gehege kommen mußte. Aber dieser Versuch hatte den gehofften Erfolg nicht, er reizte und stachelte den Canallöwen vielmehr auf's Aeußerste . . .

Wilhelm II. erblüht die Kaiserkrone mit Dornen . . .

* * *

Aus dem Dampfe sylvesterlicher Bowlen steigen wirr phantastische Gestalten, krause Gedanken auf. Meist sind sie lustigen Kernes, und ein frohes Seelchen lacht aus ihnen. Heuer aber, an einer Wende der Zeiten, drängt der Ernst sich vor. Und man blickt nicht neugierig vergnügt, sondern zaghaft fast in die dämmernde Zukunft, und man vergißt, Blei zu gießen in dieser Nacht. Blei ist ein werthvolles Metall und zu Kugeln am Ende besser geeignet . . .

Caliban.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
1 Via Tornabuoni.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.**

Soeben erschienen!

**Das Schöne und die Kunst.**

Zur Einführung in die Aesthetik.

Vorträge von

**Friedrich Theodor Vischer.**

Mit seinem Bildnis.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Vischers aesthetische und litterarhistorische Vorträge, deren Veröffentlichung nunmehr mit dem Erscheinen dieses Buches beginnt, werden vom deutschen Volke als ein teures Vermächtnis des großen Gelehrten aufgenommen und geehrt werden. Sie sind im besten Sinne des Wortes populär und wirken ganz besonders stark durch ihre Frische und Unmittelbarkeit.

Die Vorträge über „Das Schöne und die Kunst" werden auch den Besitzern der ausführlichen „Aesthetik" von Vischer eine erwünschte Gabe bringen, weil der Inhalt seines großen Werkes durch dieselben zum Teil ergänzt, korrigiert und weiter entwickelt wird.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

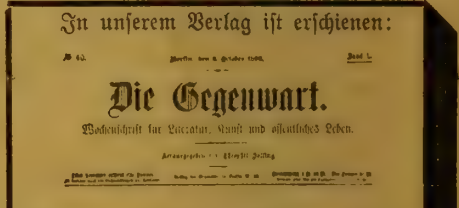
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:



**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

**Abonnement**
auf das
**I. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 8. Januar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Oesterreich vor der Wahlreform. Von Dr. Rudolph Meyer. — Eine vogelfreie Naturkraft. Vom Grenzgebiet der Rechtspflege und Technik. Von Ingenieur Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Ferdinand von Saar als Novellendichter. Von Paul Seliger. — Erinnerungen an Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling. (Fortsetzung.) — **Feuilleton.** Die arme junge Seele! Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Die Märzgefallenen. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Oesterreich vor der Wahlreform.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Wie räthselhaft die Dinge sind, welche sich in Oesterreich abspielen, wird trefflich durch den Umstand charakterisirt, daß der Redacteur einer als jüdisch bekannten Zeitung Wiens den Antisemitenführer, Dr. Pattay interviewt hat. So weit ist die Rathlosigkeit jener Preßleute gediehen, welche so ziemlich in Alles eingeweiht sind. Was der gegnerische Häuptling von der Situation nach Abgang Badeni's denke, wollte der Reporter wissen und wurde von Pattay, den man für den gescheidesten Kopf unter den Antisemiten hält, durch die Antwort verblüfft: „Es hat sich nichts geändert!"

In der That, ein Barbar, der einen guten Schneider besitzt, hat in Wien eine Burleske aufgeführt, ein Genre von Schauspiel, das aus zusammenhangslosen Einfällen besteht, ist ausgepfiffen und in die als Halbasien bekannte Steppe zurück gereist. Sonst ist Alles in Wien beim Alten geblieben, abgesehen davon, daß sich einige Menschen blamirt haben, welche den verkleideten Mann der Steppe eine Zeit lang für einen wirklichen Künstler hielten und mit ihm verkehrten. Nun hat er alle Bühnenrequisiten zurückgegeben, und wir können sie inventarisiren. Mittelmäßige und auch einige ziemlich geschickte Künstler haben mit ihnen seit 50 Jahren ganz verschiedene Stücke aufgeführt, die nur das Eine gemeinschaftlich hatten, daß sie alle mehr oder minder schlecht endeten. Diese substantiellen Requisiten, welche so vielen Schauspielern dienten und immer noch standhaft sind, lassen sich in drei Classen theilen, religiöse, nationale und verfassungsmäßige. Der eine Schachtkünstler hat sich mehr der einen, der Andere der zweiten oder dritten bedient, ganz reponirt war keine Classe jemals, seit der alte Director Metternich die Leitung an jüngere Kräfte abgeben mußte.

Als das Deutsche Reich unter Napoleon's Schlägen zusammenbrach, blieb die Hausmacht des Kaisers als Reich bestehen, während die anderen deutschen Territorialfürsten Herren von Staaten mit centralisirter Verwaltung wurden. Der Kaiser von Oesterreich regierte von nun ab fast ebenso über seine „Königreiche und Länder", wie er im Deutschen Reiche über Fürsten und Städte regiert hatte. Dieselben behielten ihre autonomen Verwaltungen, ihre ständischen Parlamente und ihre sehr selbstständigen Statthalter. Der österreichische Kaiser thronte in Wien, wie ehemals als Deutscher Kaiser, mit seinem Kanzler, den Hofkriegs- und anderen Hofräthen. Es gab weder Ministerium noch Parlament. Zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den anderen lief sogar eine Zolllinie mit hohen Tarifen. Es hatte sich 1804 nichts geändert. Die kaiserliche Macht war, wie in allen Reichen schwach, und das Reich brach 1848/49 wirklich zusammen. Endlich siegte der jetzige Kaiser, und nun beschloß er, das schwache Reich in einen starken Staat zu verwandeln. Man nennt das centralisiren. Aber die Reichsidee hatte Anhänger, und der Kampf dieser Autonomisten mit den Centralisten, der Vertreter der Reichsidee gegen die Vertreter der Staatsidee, dauert bis heute. Es hat sich darin seit 1849 nichts geändert.

Zunächst regierte der Kaiser absolut. Absolutismus und Centralismus war Oesterreichs erste Verfassung. Der Kaiser besaß einen Reichsrath aus Notablen, die er gelegentlich berief, auch schon ein Ministerium, und sogar eins mit dem besten Handelsminister, den Oesterreich bis jetzt gehabt hat, Bruck. Die Zolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich fiel, Ungarn konnte nun Getreide und Vieh vortheilhaft exportiren und Geld einnehmen, mittelst dessen es beinah ein europäischer Staat geworden ist. Die berufene Bach'sche Verwaltung war die beste, welche Ungarn von Arpad bis Banffy gehabt hat. Dennoch waren die Ungarn bekanntlich unzufrieden, die Polen und Böhmen auch. Sie konnten ihre Reichsverfassungen, die ihnen ja thatsächlich Freiheit vor dem Wiener Absolutismus gaben, nicht vergessen. Diese centrifugalen Tendenzen waren seit 1852 unter dem Ministerium Buol — Bach — Bruck sehr stark und zahlreich. Es war logisch, daß der Monarch die centralistischen Kräfte zu stärken suchte. Als eine solche und zwar sehr solide erschien die Religionseinheit. Oesterreich hat 22 Millionen Katholiken, 1 Million Juden und je $^1/_2$ Million Protestanten und Griechen. Die katholische Kirche mit ihrer Organisation, welche damals noch stärker und solider war als die des neuen Staates, mit ihrem Einfluß auf die Massen, sollte die Centralgewalt des Staates stärken. Dazu mußte sie unabhängig und leistungsfähig sein. Graf Leo Thun, der Cultusminister, war ein logisch gebildeter, gelehrter und energischer Mann; er schloß mit Rom 1855 das Concordat ab, welches die katholische Kirche von den Staatsfesseln befreite, in die sie Joseph II. geschlagen und in denen sie seine Nachfolger sorgfältig und mißtrauisch gehalten hatten. Die Kirche war auch dankbar. Der zahlreiche und disciplinirte Clerus unterstützte das absolute Regime. Es ist ebenso logisch, daß er dadurch den Haß der

Feinde des Absolutismus auf sich zog. Diese Feinde nannten sich damals Liberale und kamen, als die absolute Monarchie in Italien besiegt wurde, 1860 durch das Ministerium Schmerling an's Ruder, welches ein österreichisches Parlament schuf, dessen Abgeordnetenhausmitglieder die ersten 13 Jahre aus den einzelnen Landtagen entsendet wurden, welche nun nicht mehr ständisch zusammengesetzt waren. Actives und passives Wahlrecht waren durch einen hohen Census auf eine geringe Zahl, auf die besitzenden Classen, eingeschränkt. Es sollten die großen wirthschaftlichen Interessen herrschen, d. h. die Deutschen und einige Juden, in deren Besitz fast alle großen Unternehmungen außerhalb der Landwirthschaft waren. Dies war die erste liberale Verfassung Oesterreichs, die jedoch noch nicht vollständig den Staatscharakter an sich trug, weil das Volk die Reichsrathsmitglieder nicht wählte, sondern die Landtage sie entsendeten. Deßhalb wurden zwar doch noch viele Autonomisten in den Reichstag entsandt, Majorität und Ministerium waren aber centralistisch und die deutsche Nationalität herrschte vor. Das ist im Großen bis 1879 so geblieben, obschon die Autonomisten zur Zeit des Ministeriums Belcredi 1865—67 und Hohenwart 1871 kräftige Vorstöße machten, die centralistische Verfassung umzustoßen und den Reichstag in die Landtage aufzulösen. Diese Versuche von Verfassungsänderung scheiterten. Oesterreich blieb ein Staat.

Liberale Regierung und Majorität waren der durch das Concordat unabhängigen katholischen Kirche abgünstig, und somit wurde der Clerus in's gegnerische Lager hinüber gedrängt, er wurde überwiegend autonomistisch und unterstützte die Autonomisten oder Vertreter der Reichsidee im Parlament. Die Liberalen griffen nun, namentlich in der Presse, das Concordat an, welches dem Clerus Unabhängigkeit vom Ministerium und Parlament verlieh, und als Fürst Auersperg 1868 Präsident und Hasner Cultusminister war, führten sie den ersten Schlag gegen dasselbe, indem sie der Kirche die Gerichtsbarkeit in Ehesachen und die Schulaufsicht nahmen, 1870 als Hasner Präsident und Stremayr Cultusminister war, wurde das Concordat einseitig, d. h. ohne Zustimmung des anderen Contrahenten, des Papstes, aufgehoben und dadurch die Kirche wieder dem Staat untergeordnet, wie zur josephinischen Zeit, und endlich 1874 unter dem Ministerium Lasser genannt Auersperg machte man eine Copie der preußischen Mai- oder Culturkampfgesetze durch Annahme von vier Kirchengesetzen im Geiste der Falk'schen. Während aber Preußen um 1878 Frieden mit der Curie schloß, ist in Oesterreich nur ein Modus vivendi damit entstanden. Die katholische Bevölkerung fast aller Alpenländer und auch in Theilen der Sudetenländer steht zum größten Theil hinter dem Clerus und verlangt für ihre Kinder eine religiöse Schule. Seitdem ist die deutsche Bevölkerung Oesterreichs in zwei feindliche Parteien gespalten, und die gläubigen Katholiken verbinden sich mit den nationalen Feinden der liberalen Deutschen, die natürlich Autonomisten sind, und verlangen, daß die Schulen der Competenz der Reichsregierung entzogen und den Landesregierungen unterstellt werden sollen. Es ist klar, daß, wenn dies geschieht, z. B. in Tyrol die weltliche Schulaufsicht sehr bald durch die geistliche ersetzt werden wird. Und ehe dies nicht geschehen ist, wird es nie gelingen, daß die Deutschen Oesterreichs im Kampf mit den anderen Nationalitäten jenen Einfluß und jene Macht üben werden, welche ihrer Zahl und wirthschaftlichen Bedeutung entspricht. So ist Oesterreich um die Vortheile gebracht, welche die Staatsmänner des 17. Jahrhunderts bewog, die Religionseinheit herzustellen. Man muß sich aber stets vor Augen halten, daß, während die Spaltung der Bevölkerung Oesterreichs in verschiedensprachige Nationalitäten eine beständige ist, die durch den Culturkampf bewirkte Spaltung der Deutschen durch ein Uebereinkommen geendet werden kann und damit die Hauptursache der Schwäche der Deutschen in Oesterreich. Der liberalen oder deutschen Fortschrittspartei trat also etwa seit 1860 die clericale, welche auch konservative Partei genannt wird, gegenüber, verstärkte sich durch einige nichtdeutsche gläubige Katholiken, besonders Südslaven, und bildete den Club der Rechten, welchem seit 1872 Graf Hohenwart präsidirte, der in den neun Monaten seines Ministeriums 1871 den Staat vergebens in ein Reich zu verwandeln versucht hatte. Er war von Hause aus weder clerical noch autonomistisch, da er Statthalter unter liberalen und kulturkämpferischen Ministerien gewesen war, noch conservativ, denn er förderte die später zu erwähnenden Ständebildungsversuche Belcredi's nicht, und doch kam er an die Spitze der sogenannten conservativen Partei, welche er mit eiserner Strenge zusammenhielt ,aber im Ganzen sehr unglücklich führte, so daß sie nach seinem Rücktritt zerfiel.

Gleichzeitig mit der katholischen entstanden geschlossene Länder- oder Autonomistenparteien, deren bedeutendste die böhmische ist. Die Schwäger, Graf Leo Thun und Graf Heinrich Clam-Martinii, welche dem absoluten Centralismus als (Concordats-) Cultusminister resp. als Statthalter in Galizien gedient hatten, traten zur tschechischen Partei über, und der zweite der Beiden wurde der Programmmacher der Tschechen, welche unter Rieger die alttschechische Partei bildeten. Graf Clam fand das Stichwort der „politisch-historischen Individualitäten", in welche Reichsingredienzien er den liberal gewordenen Staat auflösen wollte. Napoleon I. hat geistreich gesagt, Oesterreich werde von 80 adeligen Familien beherrscht. Es träfe zu, wenn man sagte, Preußen werde von 300 Junkerfamilien beherrscht. Der Unterschied liegt darin, daß das (alte, ostelbische) Preußen klein und die Junkerzahl groß war, dagegen Oesterreich groß und der Herrscherfamilien wenige, daß die Junker kleine und die österreichischen Feudalen große Herren sind. Die böhmischen Großgrundbesitzer stellen eine Zahl von Abgeordneten, von denen ca. 20 zum Feudalen oder tschechenfreundlichen Club des Abgeordnetenhauses gehören. Neben ihm und mit ihm verbündet, existirte der Club der Alttschechen. Da Graf Clam geistig bedeutender war als Rieger, so folgten beide Clubs dem Ersteren. Beiden gegenüber standen der Club der liberalen oder verfassungstreuen Großgrundbesitzer mit dem Minister Fürsten Auersperg an der Spitze, und die deutsch-böhmische Fortschrittspartei unter Herbst und Schmeykal, zu der auch die zahlreichen und meist wohlhabenden, theilweise reichen böhmischen Juden gehörten. Die autonomistischen Tschechen reclamirten für ein in ähnlicher Weise selbstständig zu erwartendes dreieiniges Königreich wie Ungarn-Croatien-Slavonien die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien, worin etwa $^2/_3$ Tschechen und $^1/_3$ Deutsche leben. Aber im Reichstage zu Wien sind $8^1/_2$ Mill. Deutsche und nur $5^1/_2$ Mill. Tschechen vertreten. Wenn schon diese beiden Zahlen sich fast dadurch ausgleichen, daß noch einige Südslaven aus den Küstenländern und Krain die Tschechen verstärken und andererseits auch Deutschclericale und zeitweise die deutschen Antisemiten, so würden sie doch kaum die Majorität des Abgeordnetenhauses autonomistisch machen können, wenn nicht die sieben Millonen Galizier auch ihre Vertreter hätten, welche fast ganz aus Polen bestehen, die bis zu den letzten Wahlen einig waren. Auf welche Seite sich die Polen schlagen, da ist die Majorität, und wenn auch seit Taaffe's Ministerium, seit 1879, nur etwa ein Jahr, unter Plener (Windischgrätz) parlamentarische Regierung existirte, so brauchte doch sowohl Taaffe wie Badeni, schon wegen des Verhältnisses zu Ungarn, eine Majorität, d. h. unter allen Umständen die Polen. Diese Situation haben sie nun übermäßig ausgenutzt. Die Autonomie oder Selbstverwaltung Galiziens wurde ihnen schon unter Hohenwart 1871 fast ganz zugestanden und ist längst vollständig, so daß sie eigentlich keinen Grund mehr haben, automistisch thätig zu sein. Dagegen haben sie ihre Verbindung mit Oesterreich und ihren Einfluß im Reichstage dazu verwendet, um für Galizien möglichst viel vom Gesammtreich, z. B. für

den Bau von Eisenbahnlinien, herauszuschlagen und möglichst wenig dem Reiche zu steuern. Als der letzte Finanzminister des Cabinets Taaffe, Dr. Steinbach, hierauf eine Anspielung machte, hatte er es mit ihnen verdorben und wurde nicht in das folgende Coalitionsministerium aufgenommen. Sie gleichen darin den irischen Mitgliedern des englischen Parlaments, welche dort nur irische Interessen vertreten. Die Polen haben ein Mal mit den liberalen, das andere Mal mit den clericalen Deutschen Majoritäten gebildet. Sie standen noch 1893 bis 1894 mit den Deutschliberalen den Jungtschechen gegenüber, und jetzt helfen sie Diesen gegen Jene. Das Parlament, welches von der Scrupulosität der Polen abhängt, ist dadurch um sein Ansehen gekommen, und die andern Kronländer sind zu Gunsten der Polen belastet worden. Diese mächtige und mißbrauchte Stellung ist jedoch gebrechlich und nur so lange aufrecht zu erhalten, als ohne die Polen keine Majorität geschaffen werden kann. Dies ist aber wahrscheinlich möglich, wenn die liberalen und clericalen Deutschen sich einigen, ganz sicher aber der Fall, sowie der Streit in Böhmen auf irgend eine Weise beendet wird. Da nun alle Deutschen und auch die Tschechen die Kosten, welche das „passive" Polen dem Reiche verursacht, mit tragen müssen, so eröffnen sich hier neue Ausblicke in die Zukunft.

Nachdem das liberal-centralistische Cabinet Schmerling bis 1865 regiert hatte, wurde es über Nacht durch ein automistisches Cabinet Belcredi abgelöst, das, durch den Krieg von 1866 discreditirt, schon 1867 durch das liberale Bürgerministerium Auersperg-Giscra ersetzt wurde. Doch war zu seiner Zeit durch Beust-Andrassy die Autonomie Ungarns begründet worden, was natürlich den Muth der anderen nichtdeutschen Nationalitäten stärkte, besonders der Böhmen. Und noch mehr wurden die Katholiken durch den ersten Angriff auf das Concordat 1868 gereizt. Beide vereinte Parteien wurden mehr ermuthigt, als eben so unvermuthet wie vor Kurzem Belcredi, 1871 Graf Hohenwart Ministerpräsident wurde. Dieser gab Galizien eine fast vollständige, wenn auch nicht so große Autonomie, als sie Ungarn besaß, wurde aber fallen gelassen, als er Böhmens Staatsrecht ebenfalls anerkennen wollte. Man sagt, Graf Andrassy habe dem Kaiser davon abgerathen. Jetzt kam Ende 1871 das Bürgerministerium (Lasser genannt Auersperg) wieder zur Regierung und beschloß sich für die Zukunft — durch eine Aenderung der Verfassung, welche 1872 zu Stande kam, zu sichern. Die Verfassung ist in Oesterreich eben nicht etwas historisch Ueberkommenes und allgemein Anerkanntes, etwa wie in England, oder ein contrat social zwischen Kaiser, Fürsten und Volk, wie die deutsche Reichsverfassung, sondern sie ist das Mittel, wodurch die gerade herrschende Partei sich die Herrschaft auf die Dauer sichern will, weßhalb die Minorität naturgemäß die Aenderung der Verfassung anstrebt, ohne dabei etwas Unrechtes im Sinne zu haben. Ausgesprochenermaßen hatte die 1872er Verfassung den Zweck, die deutschliberale — und wie die Clericalen behaupten, jüdische resp. ungläubige Partei im Reiche die Macht zu sichern.

Um die Autonomisten, welche von den 17 Landtagen zu zahlreich in den Reichstag geschickt wurden, zu schwächen, sollte nun das Volk direct wählen, jedoch nur die Reichen, denn die Minimalsteuer der Wähler betrug zehn Gulden, so daß z. B. alle Handwerker und Kleinkaufleute ausgeschlossen waren. Nun glaubte jene Partei, welche sich auch Verfassungspartei nannte, einer $^2/_3$ Mehrheit stets sicher zu sein. Es wurden vier Wahlcurien geschaffen, die des Großgrundbesitzes, der Handelskammern, der Stadt- und die der Landgemeinden. Doch wuchs, besonders als der Gründungsschwindel dem wirthschaftlichen Krach Mitte der 70er Jahre Platz gemacht hatte, die Opposition. Die Verfassungspartei schuf nun Banken und Consortien zum Scheinkauf von Landgütern, die ein bevorzugtes Stimmrecht hatten und welche böhmischen Autonomisten gehörten, um ihre Anhänger in der Großgrundbesitzcurie zu vermehren und die Majorität im Reichstage „verfassungstreu" zu erhalten. Dadurch discreditirt, wurde das Ministerium entlassen und Graf Taaffe, ein Jugendfreund und Vertrauensmann des Kaisers, gründete ein unparlamentarisches Ministerium, das zunächst keine Majorität hatte, sich aber eine schuf, worin die liberalen Deutschen fehlten. Diese Majorität hieß der „Eiserne Ring" und wurde gebildet durch die Coalition des Hohenwartclubs mit den böhmischen Feudalen und Alttschechen und mit den Polen. Jetzt hatte man zwar eine autonomistische ministerielle Majorität — aber das von ihr gestützte Ministerium befriedigte den Hauptwunsch der Autonomisten nach Selbstständigmachung der Länder nicht, es „wurstelte fort", indem es locale und persönliche Begünstigungen reichlich vertheilte.

Indessen war Taaffe's Regierung nicht ganz unfruchtbar, denn während derselben hatte sich ein merkwürdiges Ereigniß vollzogen. Durch den Bruder des früheren Ministers, den Grafen Egbert Belcredi, wurde das Handwerk in einer Zwangszunft organisirt. Eine ähnliche Organisation der Kleinhändler, Bauern und Büdner, welche geplant war, kam nicht zu Stande, weil die Standesgenossen des Grafen, besonders Graf Clam, der Sache abgeneigt waren und ich, der ein Mitarbeiter Belcredi's gewesen war, 1882 aus Oesterreich verdrängt wurde. Diese Zunftorganisation hat bald eine wichtige Rolle neben den alten constitutionellen Factoren Oesterreichs, Religion und Nationalität, gespielt.

Und noch eine zweite politische Organisation entstand unter dem „Fortwurstler" Taaffe — vielleicht begünstigt durch seine passive Natur. Sie hatte sowohl religiöse als wirthschaftliche Gründe. Die etwas über eine Million zählenden Juden werden in Oesterreich zu den Deutschen gerechnet, weil sie deutsch sprechen. Der hohe Census bei Ausübung des Wahlrechts, ihr verhältnißmäßiger Reichthum und ihre bis vor wenig Jahren dauernde Beherrschung der Presse gab ihnen einen großen Einfluß auf das öffentliche Leben, der — z. B. in der Presse — oft tactlos und besonders für die Clericalen verletzend ausgeübt wurde. Die capitalistische Gesetzgebung, welche in Oesterreich sogar noch etwa ein Dutzend Jahre früher herrschend wurde als in Deutschland, begünstigte die geschäftlichen Operationen, an welche die Juden durch viele Jahrhunderte gewöhnt sind, und erweckte ihnen viele Neider. Ohne Antisemit zu sein, muß ich sagen, daß sie das erste Gesetz für Minoritäten, welches lautet, Vorsicht und Zurückhaltung, nicht genügend beobachtet haben. Der Belcredischen Ständebildung widersetzten sie sich und erzürnten dadurch die Handwerker und Kleinhändler der Städte, welche bis dahin alle „stramm liberal" waren. Die Verwaltung und alle großen Creditinstitute der Stadt Wien beherrschen sie wirklich, und man traute in katholischen Kreisen ihnen zu, durch ihren Einfluß auf das Parlament das ganze Reich beherrschen zu wollen. Dadurch erweckten sie sich — oder wurden ihnen erweckt — zahlreiche Feinde, die in dem Prinzen Alois Liechtenstein einen energischen Führer erhielten. Dieser Herr hatte 1875 auf dem ersten österreichischen Katholikentage eine Rede gegen den Wucher gehalten, ferner nahm er einen, freilich überschätzten Antheil an der Belcredischen Zukunftsorganisation. Deßhalb fiel die liberale und überwiegend jüdische Presse bei jeder Gelegenheit über ihn her und behandelte ihn geradezu als einen unreifen oder halb unzurechnungsfähigen Menschen, ohne zu berücksichtigen, daß ein Mann nicht ohne Kraft und Charakter sein konnte, welcher den Vorurtheilen seiner Standesgenossen durch zwei nichtstandesgemäße Heirathen getrotzt hatte. In der Behandlung dieses befähigten, rachsüchtigen und stolzen Mannes haben die Redacteure jener Blätter einen Mangel an Menschenkenntniß bewiesen, der sich an vielen Tausenden von Juden furchtbar, und da, wo sie am empfindlichsten sind, am Geldbeutel, gerächt hat und noch rächt.*)

*) Ein Beleg hierfür findet sich in meinem Buche „Hundert Jahre conservativer Politik und Literatur", Seite 305.

Der Prinz zog einige talentvolle Männer, wie Pattay und Lueger, an sich, sie gingen in die Volksversammlungen, stellten die Juden als Ausbeuter, die Liberalen als Feinde der Katholiken hin und fanden Beifall. Sie gründeten die antisemitische Partei, welche wiederum die deutsch-liberale schwächte. Aber sie beruht nicht auf etwas Unabänderlichem: So wie die Liberalen aufhören, Culturkampf zu treiben, und die Juden die Zunftbestrebungen zu hindern, wird der antisemitischen Partei jedenfalls mancher Anhänger entzogen werden. Diese Partei besteht also aus früheren Liberalen und auch Clericalen, existirt besonders in den großen Städten und umfaßt die „kleinen Leute", jedoch wenig Arbeiter.

Da Graf Taaffe die staatsräthlichen Wünsche seines Eisernen Ringes nicht erfüllte, machte sich Unzufriedenheit darin geltend, und in Böhmen erstarkte eine schon seit Mitte der siebenziger Jahre bestehende radical-nationale Partei, die jungtschechische. Taaffe setzte den Census auf 5 Gulden herab, wahrscheinlich um den Einfluß der Kirche, welche stets mehr solchen bei Armen als bei Reichen hat, wahlpolitisch besser zu benutzen. Doch endete er 1892 bei dem, womit er 1879 begonnen hatte; die tschechische Stelle im Eisernen Ring war in eine alt- und ein jungtschechisches Stück zerbrochen und Taaffe konnte keine neue Majorität bilden, aber die Opposition vermochte das auch nicht. Wo ein solcher Zustand eintritt, da hört sogar die Möglichkeit des Scheinparlamentarismus auf und beginnt entweder Anarchie oder Absolutismus — wenn es nicht gelingt, ein Parlament zu bekommen, das wieder eine Majorität bilden kann — auf Grund eines anderen Wahlrechts.

Schon Schäffle hatte die preußisch-conservative, von Stahl herrührende Idee eines berufsständischen Wahlrechts in Oesterreich bekannt gemacht, allein man glaubte allgemein, sogar der kluge Lorenz von Stein, es sei unmöglich, wieder feste, obligatorische Berufsstände zu bilden. Nun war dies aber doch mit einem Stande durch Belcredi geschehen, und so mag dem Grafen Taaffe wohl der Gedanke gekommen sein, ob er nicht durch Aenderung des Wahlrechts in berufsständischem Sinne zu einem „besseren" Parlament gelangen könne. Wie dem auch sei, im Herbst 1892 erschien ein bekannter intelligenter „unverantwortlicher Vertrauensmann" desselben, was man hier einen „Factor" nennt, bei einem Anstifter der „Zunftreaction", um ihn zu consultiren. Der Befragte meinte, weil bis dahin nur der eine Stand der Handwerker organisirt sei, so könne von der Stahl'schen Idee noch kein Gebrauch gemacht werden, und da der im Parlament vertretene Ausschuß der Reichen zu zerklüftet sei, um einen Willen oder eine Majorität bilden zu können, bliebe nur Uebergang vom Interessen- zum persönlichen Wahlsystem, d. h. dem allgemeinen Wahlrecht übrig, etwa beschränkt auf jene, welche „des Kaisers Rock getragen", um, wie es Hermann Wagner, der Kreuzzeitungsgründer, betont hatte, den Zusammenhang von Wehrpflicht und Wahlrecht herzustellen. Dem Befragten schien es wahrscheinlich, daß dem durch seine Organisirung actionsfähige Stand der Handwerker die Standesinteressen über die zerklüftenden nationalen und theilweise sogar religiösen Interessen gehen würden, doch ergriff er gern die Gelegenheit, die Probe auf dies Exempel zu machen, welche ihm der Vertrauensmann des Grafen Taaffe bot. Es erschien damals den wenigen Männern, welche unter Egbert Belcredi an der Herstellung einer berufsständischen Gliederung der Gesellschaft gearbeitet hatten, umsomehr möglich, die 1883 eingestellte Reformarbeit wieder aufzunehmen, als nunmehr anzunehmen war, daß Graf Taaffe, der sie 1879—83 nur ungern geduldet hatte, dieselbe nun fördern werde, weil er von ihr einen conservativen, mäßigenden Einfluß beim immerhin bedenklichen Uebergang vom Census- zum Personalwahlsystem erwarten durfte. Da inzwischen Graf Heinrich Clam gestorben war, der, das Mindeste gesagt, eine ähnliche ablehnende Stellung der Arbeit seines Standes genossen Belcredi gegenüber eingenommen hatte als Graf Taaffe, so hoffte Graf Ernst Sylva-Taronca, ein Mündel Belcredi's, seine Standesgenossen zur Unterstützung einer solchen Politik bewegen zu können, welche dem Feudaladel den Hinterhalt im Volk an mächtigen Productivständen schaffen würde, welcher ihm in seiner Isolirtheit so hoch erwünscht war. Es gelang ihm auch im Juni 1893 eine Versammlung von ca. 40 böhmischen Adligen im Palais Lobkowitz in Prag hierfür zu begeistern — aber er hatte die Rechnung ohne die Schwarzenberg's gemacht!

Unter den 80 regierenden Familien Oesterreichs, welche „die Welt" bilden, in welcher gelegentlich auch ein sehr reicher oder einflußreicher Plebejer „reçu" ist, gilt die Liechtenstein'sche als die erste, dann kommen etwa neben einander die der Schwarzenberg und Windischgrätz. Der Chef der Letzteren ist krank und trat im Coalitionscabinet hinter Plener weit zurück, jetzt privatisirt er. Ein Liechtenstein, Prinz Alois, spielt, wie gesagt, eine große Rolle als Antisemit. Der Chef der regierenden Linie Schwarzenberg, Adolf, treibt keine Politik. Aber der Fürst Carl von der jüngeren Linie, welche Oesterreich den Feldmarschall von 1812 und den Prinzen Felix, den Premier der ersten fünfziger Jahre gab, ist der Nestor des böhmischen Feudaladels und hat stets viel Einfluß geübt. In der „Welt" wird er vertraulich Knesepan, „der Herr Fürst", genannt. Jetzt ist er alt, aber seine Nachkommen sind führend aufgetreten, mit ebenso viel Energie als Unglück. Wie man von einigen seiner Ahnen sagen könnte, „in Deinem Lager ist Oesterreich", so kann man dreist von ihm sagen, „in Deinem Hause ist Böhmen". Diese mächtige und energische Familie riß das Erbe des Grafen Clam, die Führerschaft des böhmischen Feudaladels, an sich und setzte seine nationale Politik fort, welche mit der socialen Belcredis in so fern in Widerspruch stand, als in den zu schaffenden socialen Organisationen die nationalen Gegensätze ja gerade gemildert werden sollten. Anstatt sich mit dem Mündel des greisen Organisators zur schweren Arbeit niederzusetzen, ließen die Vierzig sich von drei Mitgliedern der Schwarzenberg'schen Familie tief in die See der Nationalitätenpolitik hinein lootsen, in der zwei Schwarzenberger bereits zu Grunde gegangen sind. Der alte Belcredi überlebte den Schmerz hierüber nur noch ein Jahr. Der einzige Staatsmann, der im letzten Halbjahrhundert in Oesterreich einen dauernden Erfolg errungen hat, starb 1894.

Graf Taaffe hatte seine Wahlrechtserweiterungsabsicht sorgfältig geheim gehalten und überraschte im folgenden Jahre den Reichstag vollständig mit Vorlage eines Wahlgesetzes. Das geschieht meist in Oesterreich bei großen Veränderungen, wie es bei der Ernennung von Belcredi und Hohenwart ja auch der Fall gewesen und ist erklärlich, weil die vielen und mächtigen Factoren, welche durch solche Aenderung sich stets verletzt glauben, ihr sonst einen oft unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen würden. So gut Taaffe sein Oesterreich auch kannte, hier hatte er sich doch verrechnet. Ein Schrei der Entrüstung ertönte von allen Seiten im Parlament, und der Führer der nationalgemischten clerical-autonomistischen Partei der Rechten, Graf Hohenwart, fand das ebenso brutale als die Parlamentsstimmung bezeichnende Wort: „man müsse sich einigen zum Schutz des politischen Besitzstandes." Damit reichte er dem Führer der deutschliberalen Partei, Herrn von Plener, welchen er und seine Partei seit 1860 unausgesetzt und wie es schien, bis auf's Messer, bekämpft hatte, die Hand — und dieser ergriff und schüttelte sie! Lassalle hatte Recht behalten. Als es sich darum handelte, der arbeitenden Classe einen Theil an der politischen Macht abzutreten, welche die Parteien der besitzenden Classe bis dahin monopolisirt hatten, waren sie sofort einig, „eine reactionäre Masse". Graf Hohenwart vergaß einen der bekanntesten conservativen Grundsätze, daß man dem Monarchen kein Ministerium aufzwingen solle. Er erwies sich aus-

Classeninteresse als ein Partisan eines parlamentarischen Ministeriums, und der Monarch war gezwungen, den Grafen Taaffe, der sein Vertrauen hatte, zu entlassen und ein parlamentarisches, das bekannte Coalitionsministerium, sich aufdringen zu lassen, in dem Plener neben dem feudalen Grafen Falkenhayn saß. Die, übrigens sehr kurzlebige Combination hat jedoch, so unfähig sie sonst sich erwies, den dauernden Werth, den Beweis dafür zu liefern, daß die deutschen Liberalen und Clericalen sich unter Umständen ganz gut versöhnen können!

Unter der Coalition wurde die Goldwährung, an welcher die capitalistischen Liberalen sehr interessirt waren, endgiltig unter Dach gebracht, und als Plener die ihm von Taaffe übermachte Einkommensteuerreform, wodurch das Einkommen der Reichen mehr getroffen werden sollte als bisher, ehrlich vollendet hatte und nun durchbringen wollte — da desertirte ein erheblicher Theil der Liberalen ihrem eigenen Führer, und die Coalition ging in die Brüche. So ging aus capitalistischen Gründen das zweite parlamentarische Ministerium ebenso zu Grunde, wie das erste parlamentarische oder Bürgerministerium, und nach einem kurzen Uebergang ernannte der Monarch einen Premier, welcher „über den Parteien stehen, sich nicht führen lassen wolle und eine eiserne Hand habe", den polnischen Grafen Badeni, dessen Sturz wir unlängst erlebt haben.

---

## Eine vogelfreie Naturkraft.

Vom Grenzgebiet der Rechtspflege und Technik.

Von Ingenieur Wilhelm Verdrow.

Je dichter in den letzten Jahren das bereits ganze Städte und Industriegegenden überziehende Netz der elektrischen Starkstromleitungen geworden ist, um so häufiger ereignete sich der Fall, daß unter den Anwohnern solcher Leitungen industriöse Köpfe auf den schlauen Gedanken kamen, unbemerkt eine private Zweigleitung mit den an ihrem Grundstück vorüber führenden Drähten zu verbinden und sich unberechtigt eine gewisse Elektricitätsmenge zu Beleuchtungs- oder anderen Zwecken anzueignen. Zuerst geschah diese heimliche Entwendung von Elektricität wohl in den amerikanischen Staaten, wo die oft liederliche Verlegung der Leitungen diese Manipulation sehr erleichterten, und wo der Diebstahl an Elektricität heute einen großen Umfang angenommen haben soll. Besonders in New-York und Brooklyn, wo allerdings die elektrischen Straßenbahnleitungen mit wahrhaft bodenloser Leichtfertigkeit gelegt zu sein scheinen, wird viel über den Diebstahl an Elektricität geklagt. Da man die Speiseleitungen der Trolleybahnen aus Geiz an allen erdenklichen Vorsprüngen des Straßenprofils, besonders an Laternen, an den Pfeilern und Unterzügen der eisernen Hochbahnen u. s. w. angebracht hat, anstatt sie sorgfältig zu isoliren, so verirren sich die elektrischen Ströme nicht selten in die Häuser, in die Gas- und Wasserleitungen, die Eisengerüste der Hochbahnen und an andere Orte, wo sie zum Mißbrauch geradezu herausfordern. Man braucht an solchen Stellen nur ein paar Drähte mit den Schienen einer- und der Gasleitung andererseits zu verbinden, um Strom genug im Hause zu haben. So sollen denn manche Hausbesitzer sich eine elektrische Gratisbeleuchtung verschaffen, Andere ihre Motoren umsonst treiben, wieder Andere den Strom für den Telephonbetrieb, für Reclame und zu allen möglichen Dingen verwenden — und in der Centrale wundert man sich über den starken Elektricitätsverbrauch der Wagen. Auch Gefahren sind natürlich mit dieser fahrlässigen Handhabung der Elektricität verbunden. Die Hochbahn von Brooklyn ist schon mehrfach durch Kurzschlüsse der darunter hangenden Straßenbahnleitungen erheblich beschädigt, — trotzdem soll sie die Letzteren selbst um Strom für die Streckentelegraphie bestehlen.

Wie diesen verfahrenen Zuständen jenseits des Meeres ein Ende gemacht werden wird, darüber mögen sich ihre Urheber die eigenen Köpfe zerbrechen. Bei uns beginnen diese Thatsachen erst Aufsehen zu erregen, seit der Diebstahl an Elektricität auch in Deutschland, in vereinzelten Fällen vorläufig, von sich reden macht. Und ganz besonders, seit sich daran die überraschende Erfahrung knüpfte, daß Elektricität bei uns von den Gerichten als eine Art vogelfreien Fluidums angesehen zu werden scheint, von dem Jeder soviel nehmen mag, als er ablangen kann. Zum besseren Verständniß sei eine heitere Geschichte aus einer etwas, aber noch nicht so unabsehbar fern liegenden Zeit, nach Prof. Dr. H. Dernburg in der Deutschen Juristenzeitung voran geschickt.

Es war im feuchtfröhlichen Halle; die akademische Gerichtsbarkeit waltete noch ihres Amtes, und nach zwölf Uhr Nachts lag die Stadt der Hallenser und Halloren in undurchdringlicher Finsterniß, wie noch heute jedes gute kleine Nest. Da unterfingen sich einst die Studenten, die sich vielleicht im Dunkeln nicht nach Hause finden konnten, die Gaslaternen — es ist also noch nicht allzulange her — mitten in der Nacht wieder anzuzünden und strahlende Helle über einen Theil der Straßen zu verbreiten. Das war gewiß gut gemeint, nur hätten sie sich dabei nicht abfassen lassen sollen; aber das Auge des Gesetzes wachte, erblickte sie und winkte ihnen, vor den akademischen Richter zu treten. Die Uebelthäter wurden überführt und wegen Sachbeschädigung angeklagt. Da erhob sich zu ihren Gunsten eine Stimme im Schooß des Senats und las aus dem Corpus juris: Körperliche Dinge (Sachen) sind, so man berühren und mit Händen greifen kann. Wer hat aber jemals Gas berührt und mit Händen gegriffen? Es gehört sicherlich nicht zu den unzähligen körperlichen Dingen, von denen Justinian im Corpus juris spricht. Und die lichtdurstigen Jünger der Alma mater wurden richtig freigesprochen, weil Gas keine Sache, kein Körper sei. Die älteste der Fakultäten, die Jurisprudenz, hat wohl mit der Naturwissenschaft, als der jüngsten, immer ein wenig auf gespanntem Fuß gestanden. Das Gas und alle Lichtarten werden längst den Körpern zugezählt, aber vielleicht hatten jene jovialen Richter des Senats wohl von ferne einmal läuten hören von den drei Aggregatzuständen der Körper und hielten es nur nicht für ihres Amtes, das zu sprechende Recht durch naturwissenschaftliche Deductionen zu trüben. Jedenfalls thaten sie damit ihren Delinquenten einen großen Gefallen.

Wer aber hätte gedacht, daß in unseren Tagen das Reichsgericht eine köstliche Wiederholung jenes Richterspruches und jener Selbstbeschränkung bieten würde? Alten Grundsätzen der Jurisprudenz getreu, erklärte es in einer Entscheidung vom 20. October 1896, daß es nicht berufen sei, über naturwissenschaftliche Probleme autoritativ zu entscheiden. Es war nämlich angerufen worden, die widerrechtliche Anwendung von Elektricität zu ahnden, hatte sich, und zweifellos mit Recht, nicht davon überzeugen können, daß Elektricität eine „bewegliche Sache" sei, wie das Gesetz über die Bestrafung von Diebstählen verlangt, und — sprach den Dieb frei. Um die offenbar für die Technik und Rechtspflege gleich wichtige Sache etwas genauer darzustellen, tragen wir Folgendes nach. Ein Kaufmann in Kiel hatte nach dem Ablauf seines Contracts mit der Elektricitätsgesellschaft noch ungefähr eine Woche den Strom der Leitungen benutzt, ohne ihn zu bezahlen. Das Landgericht erkannte auf Freisprechung des wegen Diebstahls Angeklagten, weil das über die Natur der Elektricität eingeforderte Gutachten des Sachverständigen dahin ging, daß Elektricität kein Gegenstand, sondern ein Zustand sei. Das Strafgesetzbuch aber spricht bei Diebstählen nur von körperlichen Dingen. Der Richter räumte ein, daß der Angeklagte strafbar sei, konnte aber in den bestehenden

Gesetzen keine Handhabe für seine Verurtheilung finden. Die vom Staatsanwalt eingelegte Berufung mußte von dem 4. Strafsenat des Reichsgerichtes zurückgewiesen werden, weil sich abermals das Wesen der Elektricität nicht mit den Anforderungen vereinigen ließ, die das Gesetzbuch an das Erkenntniß eines Diebstahls stellt. Man hätte schließlich den Mann wegen Betruges bestrafen können, wenn ihm die Absicht der rechtswidrigen Aneignung des Stromes schon beim Eingehen des Contrakts hätte nachgewiesen werden können, vielleicht auch unter abermals anderen Umständen wegen Veruntreuung, wenn ihm die Leitung zur Ueberwachung anvertraut worden wäre, aber wegen Diebstahls mußte man ihn wohl oder übel laufen lassen, und dennoch wird Jeder Unbefangene sagen: er war doch ein Dieb. Gleichviel, die Elektrotechniker, denen selbst gewiß daran liegen muß, den Gegenstand ihres Wirkens ebenso wie jedes andere Arbeitsprodukt dem Schutz des Gesetzes unterworfen zu sehen, — als Sachverständige konnten sie offenbar nicht anders antworten, wie sie es thaten: Was Elektricität im letzten Grunde ist, wissen wir nicht und weiß kein Mensch, aber ein Ding, ein körperlicher Gegenstand, wie Gas oder Wasser, ist sie sicherlich nicht. So wenig heute die Entwendung von Leuchtgas ungestraft bleiben würde, ja so leicht man selbst gegen den Diebstahl an Druckluft oder Dampf aus öffentlichen Leitungen würde einschreiten können, die Elektricität ist nach dem heutigen Stande des Strafrechtes — rechtlos.

Nun, in diesem Falle — wird jeder Leser einwenden — liegt in der heutigen Gesetzgebung eine offenbare Lücke vor, welche die maßgebenden Factoren sich schleunigst bemühen sollten, nebst anderen etwa durch die fortgeschrittene Technik der Gegenwart noch entstandenen Unklarheiten zu beseitigen! Aber kann man um einiger, aus öffentlichen Leitungen entwendeten Volts und Ampères willen gleich den ganzen Gesetzgebungsapparat von Staats- und Reichsregierung und Parlamenten in Bewegung setzen? Sicherlich wird das nicht geschehen, so lange ein anderer Weg, dem Uebel abzuhelfen, noch offen zu stehen scheint. Wie einige Erfahrungen lehren, ist die oben erwähnte Auffassung des Reichsgerichtes nicht die allein mögliche. In anderem Zusammenhange hatte eine andere Abtheilung des höchsten Gerichtshofes ebenfalls über die Frage zu entscheiden, ob Elektricität eine Sache sei. Man bejahte sie unter der Begründung, daß der elektrische Strom, als eine Schöpfung der neuesten Zeit, unter allen Umständen seine Stelle im Rechtsverkehr erhalten müsse. Das Reichsgericht sprach in diesem Falle die Ansicht aus, daß zwischen dem künstlich erzeugten und in Leitungsröhren seiner Verwendung entgegengeführten Gas und der ebenfalls künstlich erzeugten und fortgeleiteten Elektricität ein Unterschied im Rechtssinne nicht bestehen könne. Die nach den ersten zweifelhaften Fällen auf diesem Gebiet innerhalb der preußischen Regierung stattgefundenen Erörterungen haben denn auch nach maßgebenden politischen Blättern zu dem Ergebniß geführt, daß die vorhandenen Strafbestimmungen auch in Bezug auf die Elektricität genügten und eine Gesetzesänderung nicht nothwendig erschiene. Selbst wenn eine Bestrafung wegen Diebstahls ausgeschlossen sei, werde man eine solche wegen Betruges oder Benachtheiligung des Eigenthümers der Elektricität immer herbeiführen können.

Auch diese Erörterungen scheinen wiederum mehr vom juristischen, als vom technischen Standpunkte getragen worden zu sein. Um die Entwendung von Elektricität zum Betruge zu stempeln, müßten jedenfalls ganz besondere Umstände gegeben sein. Es dürfte schwer halten einem unbefugten Benutzer von Elektricität, die ihm gewissermaßen, — etwa durch unkontrollirte Nebenschlüsse an Gas und Wasserleitungen, — ohne sein Zuthun in's Zimmer getragen wird, den Gebrauch dieser wohlfeilen Gelegenheit zum Betruge auszulegen. Es kann sogar eine Entwendung elektrischer Ströme sehr gut stattfinden, ohne daß die zugehörige Centrale überhaupt benachtheiligt wird, denn die Technik der Stromerzeugung bringt es mit sich, daß nicht selten große Elektricitätsmengen, für welche das Netz gerade keine Verwendung hat, nutzlos in den Stationswiderständen vernichtet werden müssen. Der Benutzer solcher Ströme auf heimlichem Wege begeht unzweifelhaft eine unrechte Handlung, aber die Schädigung des rechtmäßigen Eigenthümers der Elektricität kann in diesem Falle kein Argument zu seiner Bestrafung bilden.

Es scheint somit, wenn man der Elektricität oder ihren rechtmäßigen Eigenthümern dasselbe Maaß von Rechtspflege gönnen will, wie anderen Erzeugnissen menschlicher Intelligenz und Arbeit, nur einen Ausweg zu geben. Die Elektricität muß der Reihe von Objecten, die dem Diebstahl unterliegen können, zugezählt, oder es muß ein neuer Begriff der entwendbaren Objecte jener Gattung aufgestellt werden, welche die bisherigen Strafbestimmungen über den Diebstahl nicht umfassen. Ein dem Anfangs erwähnten ähnlicher Fall, der sich später ereignete und dieselbe unbefriedigte Lösung fand, scheint diese Folgerung zu bestätigen. In Nürnberg wurde ein Installateur elektrischer Anlagen angeklagt und überführt, Elektricität entwendet zu haben. Er hatte das Kabel der Städtischen Elektricitätswerke angebohrt, Drähte in seine Wohnung geleitet und den heimlich bezogenen Strom zur Beleuchtung eines Christbaums und einer elektrischen Krone benutzt. Auch hier war der als Sachverständiger vernommene Beamte der Schuckert-Werke nach den ihm vorgelegten Fragen nicht im Stande, anders auszusagen, als daß Elektricität, was sie auch sein möge, eins jedenfalls mit Bestimmtheit nicht sei: eine körperliche Sache. Auch hier wurde der Angeklagte freigesprochen.

Den Forderungen des Rechtes und der Wirklichkeit am nächsten dürften in dieser Frage die Sätze kommen, welche Prof. Ostwald in der Deutschen Juristenzeitung zur rechtlichen Stellung der Elektricität aufgestellt hat. Man darf sich nicht scheuen, mit dem Begriff „Sache" über den des körperlichen Objekts hinaus zu gehen. Wie das Gas, das nach dem römischen Recht sicherlich keine Sache war, mit der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntniß ganz von selbst juristisch in die Reihe der Dinge aufrückte, so ist es Zeit, nunmehr dem Begriff der Energie als solcher auch eine rechtliche Stellung, gleich dem körperlichen, beweglichen Eigenthum, einzuräumen. Denn die Energie, genau so gut wie Brod, Kohle u. s. w. ist längst Gegenstand des Handels und Besitzes, der Produktion und des Verbrauchs, und hat überhaupt, ob sie nun durch Gas, Dampf, Druckluft oder Elektricität vermittelt wird, alle Kennzeichen einer beweglichen Sache im juristischen Sinne. Deßhalb aber kann sie ohne Zweifel auch der Gegenstand eines Diebstahls sein.

— • —

## Literatur und Kunst.

### Ferdinand von Saar als Novellendichter.

Von Paul Seliger.

In der letzteren Zeit ist die Novelle von ihrem anspruchsvolleren Bruder, dem Roman, stark in den Hintergrund gedrängt worden. Es ist dies ganz begreiflich, bietet ja dieser in seinem weiter ausgreifenden Zuge viel mehr Gelegenheit, ein Problem künstlerisch voll zu bewältigen, als die mehr andeutende als ausführende Novelle. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Letztere an eigenartigem, intimem Reiz oft dem Roman überlegen ist. Sie bietet der nachschaffenden Thätigkeit des Lesers, in der ja der ästhetische Genuß zum großen Theile beruht, mehr Gelegenheit, sich zu entfalten, sie erfordert mehr Kunst, da sie einer viel feineren, über-

legteren Anlage von Handlung und Charakteren bedarf, will sie auf kleinerem Raum dennoch ein volles, lebenathmendes Bild der handelnden Personen entwerfen.

Zu den hervorragendsten Novellendichtern unserer Tage gehört Ferdinand von Saar, der eine Sammlung seiner besten Erzählungen vor Kurzem unter dem Titel: Novellen aus Oesterreich in zwei Bänden veröffentlicht hat (Verlag von Georg Weiß, Heidelberg). Wie die schon vorher unter dem Titel „Herbstreigen" herausgegebenen drei Novellen, von denen besonders die letzte, „Requiem der Liebe", es an innerem Gehalt sehr wohl mit manchem vielbändigen Roman aufnimmt, spielen auch die in der größeren Sammlung enthaltenen in Oesterreich, und zwar in dem der Jahre 1849 bis 1866. Manch' bezeichnendes Streiflicht fällt auf die öffentlichen Zustände dieses Zeitraums; auch die Anfänge des in unseren Tagen sich zu so unheilvoller Schärfe zuspitzenden Nationalitätenhaders werden berührt; im Anschluß daran findet sich folgende sehr treffende Aeußerung:

„Wer Kraft entwickeln will, muß festen Boden unter den Füßen haben; auf schwankender Grundlage hat man die äußersten Anstrengungen nöthig, um sich nur aufrecht zu erhalten. Und in dieser Lage waren und sind unsere Staatsmänner — war und ist Oesterreich seit Langem. Das muß man erkennen, um nicht an sich selbst und Anderen irre zu werden."

In keinem Falle aber wird Saar zum politischen oder socialen Tendenzschriftsteller; die in Frage kommenden Erörterungen dienen lediglich dazu, manche Gestalten von dem bedeutenden Hintergrunde sich schärfer und greifbarer abheben zu lassen; niemals ergiebt sich aus den geschilderten öffentlichen Verhältnissen ein Conflict, der den Kern einer Erzählung bildet, man müßte denn etwa „Vae victis!" ausnehmen, eine Novelle, auf die wir weiter unten näher zu sprechen kommen. Die Conflicte sind im Gegentheil überall rein menschlich, überall aber auch von der äußersten Schwere und Wucht; meistens führen sie den Untergang der von ihnen betroffenen Personen herbei, und auch da, wo dies nicht der Fall ist, ist schmerzliche Entsagung das Einzige, worin die Menschen Trost und Frieden finden. Diese Vorliebe für das Tragische macht sich sogar bei Stoffen geltend, die von vornherein gar nicht darauf angelegt sind, so in „Seligmann Hirsch" und noch mehr in „Lieutenant Burda" — sehr zum Schaden des Gesammteindruckes der Sammlung, in der nun hellere Farben vollständig fehlen. Die Conflicte sind an sich nicht immer neu — es sind sogar recht verbrauchte darunter —, auch kehren einige mehrmals wieder; aber immer versteht es der Verfasser, mit großer Feinheit sie eigenartig zu variiren und ihnen wenigstens eine neue Seite, eine überraschende Wendung abzugewinnen.

Am häufigsten wird das Motiv: Junge Frauen, alte Männer abgehandelt: in „Haus Reichegg", „Vae victis", „Schloß Kostenitz". Von ihnen ist die Letztere die bedeutendste. Der Minister Freiherr von Günthersheim hat sich nach seinem Sturz mit seiner jungen Frau auf sein Schloß zurückgezogen. Er liebt Clotilde abgöttisch, aber sein graues Haar mahnt ihn vernehmlich, ob es auch wahre Liebe, nicht nur Dankbarkeit und hingebende Verehrung für seinen groß und edel angelegten Charakter sei, die die mehr als zwanzig Jahre jüngere Frau an ihn fesselt. Diese ist vollständig rein und unberührt, empfindet aber trotzdem nicht das rechte Genügen an der Seite des alternden Mannes. Im Stillen hatte sie Vergleiche zwischen dem Freiherrn und den kraftstrotzenden und selbstbewußten Officieren angestellt, die sie in Wien gesehen hatte; „sie hatte die Entdeckung gemacht, daß sie ein empfängliches Herz besitze, daß sie dieses Herz auf's Strengste überwachen müsse. Sie fühlte, daß sie bereits auf dem Wege war, ihrem Gatten in Gedanken untreu zu werden, und deswegen hatte sie sich gern in die Einsamkeit des Schlosses gerettet, wo sie bei ihren Büchern, ihrer Staffelei, ihrem Flügel ganz sicher vor allem Verwirrenden zu sein hoffte." Da wird ein Rittmeister auf dem Schlosse einquartiert, und damit naht das Verderben — beiläufig gesagt, die Symbolik mit dem am Abende vor seiner Ankunft losbrechenden Gewitter hätten wir Saar gern geschenkt. Clotilde wird, als sie den Grafen eines Tages ein wildes Pferd zureiten sieht, von seiner kühnen Erscheinung und dem Ausdrucke unbeugsamer Willensstärke in seinem ganzen Wesen so hingerissen, daß sie in die äußerste Verwirrung geräth und von dieser gepackt die Liebkosungen des Officiers duldet, als sie eines Tages im Park zusammentreffen. Der Gedanke an ihren Gatten fällt jedoch wie ein Blitz in ihre Seele und erleuchtet auf einmal auf das Grellste ihren Gemüthszustand. Sie beichtet dem Freiherrn reuig das Geschehene, und dieser, der ja etwas Aehnliches schon lange hatte kommen sehen, tröstet sie in mildem, väterlichem Tone. Auf seine Frage, ob sie den Anderen liebe, antwortet sie: „Nein! Es war nur Schwäche, entsetzliche Schwäche!" Ihre Kraft ist gebrochen, sie brütet still vor sich hin, ein Nervenfieber befällt sie, dem sie erliegt. — Die Darstellungsweise ist ganz wunderbar, nur halten wir die Katastrophe nicht für recht motivirt; wie Clotilde geschildert ist, hochgebildet, voll des feinsten sittlichen Zartgefühls — kann sie wohl dem Zauber unterliegen, den der tägliche Umgang mit einem geistvollen Manne auf sie ausübt, aber niemals einem nur von physischer Kraft erfüllten Manne mit dem sie noch dazu kaum ein Wort gesprochen hat, rettungslos verfallen, und vollends der Zug scheint uns ganz unmöglich, daß sie sich am liebsten in das Zimmer ihrer Zofe schleichen möchte, weil man von da aus das Nebengebäude erblicken könne, wo der Graf wohnt! Damit verliert die Erzählung einen großen Theil ihrer Bündigkeit.

Ganz anders ist der Verlauf in „Vae victis!" Corona von Brandenberg, die Gattin eines Generals, ist diesem an Folgerichtigkeit und Kraft des Willens bei Weitem überlegen und findet an einem oppositionellen Parlamentarier einen ihrer würdigen Gefährten. Corona wirft eines Abends ihrem Gatten das Wort in's Gesicht, daß die Armee sammt und sonders keine Zukunft mehr habe. An demselben Abend belauscht Brandenberg die Beiden, wie sie sich ihre Liebe gestehen und zugleich mit der äußersten Verachtung von ihm, dem „Unfähigen" sprechen, der lieber im Zuchthaus Wolle spinnen solle, als seine reiche Pension zu verzehren. Er schießt sich in der darauffolgenden Nacht eine Kugel in's Herz. — Corona heirathet den Geliebten. Dieser muß aber die alte Wahrheit erkennen, daß noch so glänzende parlamentarische Beredsamkeit, noch so großer Scharfsinn in der Bekämpfung der Regierung keine Bürgschaft für ersprießliches positives Schaffen bieten: als Minister muß er sehen, daß seine Entwürfe fehlschlagen oder im Sande verlaufen, und kann seinen Sturz nicht aufhalten. Seine Gattin aber hält unerschütterlich mit der ganzen Kraft ihrer starken Seele an ihm fest. Vielleicht bereut sie, vielleicht nicht. Starke Naturen haben kein Gewissen. Die Eigenschaften der Eltern haben sich auf die beiden Kinder übertragen, die der zweiten Ehe entsprossen sind: es ist nicht zu fürchten, daß sie zu Denen gehören, welche im Kampfe um's Dasein zu kurz kommen. Handlung und Charaktere zeigen hier mehr Geschlossenheit und Folgerichtigkeit, als bei der ersterwähnten Erzählung, aber man könnte vielleicht finden, daß die Farben etwas zu grell aufgesetzt sind; auf jeden Fall fehlt der Reiz und der Zauber, der im Einzelnen über „Schloß Kostenitz" ausgegossen ist.

Der Conflict in „Haus Reichegg" ist wiederum davon verschieden. Hier ist die Gräfin eine Messalina, die aber trotzdem ihre Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten weiß. Sie liebt einen Neffen des Grafen und wird von dem Erzähler einmal beim Stelldichein im Parke belauscht. Später sieht dieser sie in Venedig an der Seite eines von seiner Höhe herabgestürzten Wiener Tonkünstlers wieder. Der Erzähler blickt ihnen nach. „Zwei Todte!" Diese Novelle ist

die unbedeutendste der drei: kein Charakter erhebt sich über das Niveau der Alltäglichkeit, und auch, daß die Tochter des Grafen erster Ehe, die ihren Vetter ebenfalls liebt, nach dem Tode desselben — er fällt 1866 — in ein Kloster geht, bringt keinen frischeren Zug in die Erzählung.

Das Motiv des verlassenen Mädchens wird zweimal behandelt: in der „Geigerin" und „Ginevra". Die „Geigerin" hat einem Manne Alles geopfert, Ehre und Vermögen, und wird von ihm zu Gunsten einer jüngeren Schwester von ihr, einer ausgemachten Kokette, aufgegeben. Später heiratet sie einen verkommenen Baron, der sie zuletzt zwingen will, „die Reste ihrer Schönheit zu verkaufen". Sie geht in's Wasser. Die Erzählung, die zu den vorzüglichsten der Sammlung gehört, schließt mit tiefsinnigen Betrachtungen über die Räthsel des Lebens: „Warum? Das ist die große Frage, auf welche weder unsere Philosophen und Moralisten, noch die stelzbeinigen Figuren unserer Dramatiker eine Antwort zu geben wissen und die selbst dann nicht gelöst sein wird, wenn die Physiologen jeden Gedanken, jedes Wort, jede That auf die entsprechende Faser des Gehirns, auf diesen oder jenen zuckenden Nerv und auf die mehr oder minder vollkommene Function eines bestimmten Organs zurückzuführen im Stande sein werden. Dann aber, wenn man erkennen wird, daß der Mensch nichts Anderes ist, als eine Mischung geheimnißvoll wirkender Atome, die ihm schon im Keime sein Schicksal vorausbestimmen: dann wird man, glaube ich, auch dahinter kommen, daß es trotz aller geistigen Errungenschaften besser ist, nicht zu leben!"

Ginevra ist die Tochter eines Officiers, die nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter in einer kleinen Stadt von einer dürftigen Pension lebt. Sie lernt auf einem Balle einen jungen Officier kennen, mit dem sie schon am nächsten Tage zusammentrifft und ihn auch ihrer Mutter vorstellt. Es entspinnt sich nun ein äußerst reizvoll geschildertes Liebesverhältniß, bis der junge Mann nach Wien versetzt wird und sie vergißt. Viele, viele Jahre nachher erblickt er sie mit ihrem Gatten und einer schon erwachsenen Tochter im Wagen. — Der Hergang selbst ist so alltäglich und banal, wie nur einer sein kann; aber man muß die Novelle selbst lesen, um zu sehen, was Saar aus ihm gemacht hat. Es ist ein Meisterstück feinster Seelenmalerei. Störend wirkt nur die unzarte Art und Weise, wie sich Ginevra dem jungen Manne gleichsam an den Hals wirft. Sie hat Alles ihrer Mutter erzählt, und diese hat ihr erlaubt, ihn zu ihr zu bringen, wenn sie glaube, daß er es redlich meine. „Und Sie meinen es doch redlich?" Dann beim Abschied fragt sie ihn: „Sie lieben mich also?" — Das Alles paßt nicht zu dem sonst als Ideal der Weiblichkeit geschilderten Mädchen.

„Innocens" ist das Meisterstück der Sammlung, 1866 zum ersten Male erschienen. Den Inhalt bildet die Geschichte eines Priesters, der an dem offenen Sarge eines jungen Mädchens auf seine Liebe verzichten lernt. Er tröstet dann den Verlobten der Verstorbenen durch den Hinweis auf das eigene Leid — eine Scene, die allerdings etwas unvermittelt, dazu auch, wenigstens theilweise, stark theatralisch wirkt.

Schon hier in seiner Erstlingsnovelle zeigt sich die außerordentliche Begabung des Verfassers für stimmungsvolle Naturmalerei, die unmittelbar an Stifter erinnert. Man lese z. B. die Schilderung des Forts Wyschehrad bei Prag: „Selbst aus den Kugelpyramiden, die der Zeugwart so zierlich zu errichten versteht, sprießt und blüht es: denn der Wind hat Erdreich und Samen in die Fugen hineingeweht, und nun duften und schwanken über den furchtbaren Geschossen die blaßgelbe Reseda, der dunkelblaue Rittersporn und die feingestielte Steinnelke. Bienen und gepanzerte Käfer summen und schwirren durch die heiße, zitternde Luft. Zutraulich zwitschernd lassen sich Hänfling und Rothkehlchen auf die wuchtigen Feuerrohre nieder, und an den Mauerabhängen der Wälle klettert und sonnt sich die goldgrüne, funkelnde Eidechse." — Wir weisen noch kurz auf „Tambi" hin, die Erzählung des Schicksals eines heruntergekommenen Schriftstellers, der, von den Menschen zurückgestoßen, den ganzen reichen Schatz seiner Liebe an einen Hund wendet; dieser wird erschossen, und sein Herr ertränkt sich — auf die „Troglodytin", die ein in der äußersten Verwilderung aufgewachsenes Mädchen zeichnet, das, von dem heimlich geliebten Forstadjuncten zurückgestoßen, immer tiefer in Laster und Verbrechen geräth, bis sie endlich aus Rache zur Brandstifterin wird, in den Wald zurückflüchtet und sich in den Bach stürzt — auf „Marianne", worin erzählt wird, wie eine fein empfindende Frau in der Ehe mit einem heftigen, ja rohen Manne allmälig dahinsiecht; sie sinkt beim Tanze in den Armen eines jungen Mannes, der sie schwärmerisch verehrt, vom Herzschlage getroffen, todt zusammen. Alle diese Erzählungen sind in Handlung und Charakteren auf das Feinste und Vollendetste angelegt und durchgeführt. Nur wendet unserem Empfinden nach Saar zu häufig die Form der Ich-Erzählung an, eine Kunstform, die ja viele Vorzüge bietet, weil die Vortragsweise dabei fast von selbst einen wärmeren Ton annimmt, die aber doch auch ihre Grenzen hat, insofern sie mit Vortheil nur dann angewandt werden kann, wenn sich die Erzählung in einer fest umgrenzten Zeit abspielt, während sie dann, wenn sie längere Zeiträume umfaßt, zu dem abgenutzten Kunstgriff einer späteren Begegnung greifen muß — eine Klippe, die Saar nicht überall zu vermeiden gewußt hat. Alles in Allem stellt sich der Nestor der österreichischen Schriftsteller, wie als Lyriker und Dramatiker, so auch als Novellist in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter.

---

## Erinnerungen an Alphonse Daudet.

Von Theophil Zolling.

(Fortsetzung.)

Daudet war kein Dramatiker, dazu war er viel zu sehr Erzähler, — kein Theaterschreiber, denn er war viel zu sehr Dichter. Aber ein räthselhafter Zug des Herzens trieb ihn immer wieder in den Bannkreis der Bühne, zu ihren unmittelbaren, starken Wirkungen, ihrem ungeheuren Publicum. Im Anfange seiner literarischen Laufbahn waren es bescheidene Einacter, poetisch und rührend, mit und ohne Musik; sie sind zum Theil angegähnt oder ausgezischt worden und alle rasch vorübergegangen. Ueber seinen ersten Mitarbeiter, den er in der Canzlei des Herzogs von Morny kennen gelernt hatte, schrieb er mir einmal: „Mon collaborateur des premières pièces signait Manuel, mais son vrai nom était Ernest Lepine. Depuis à la prière du vrai Manuel, le poète, il a changé son pseudonyme pour celui de Quatrelles." Der bekannte Humorist. Daudet scheint sich bald mit ihm entzweit zu haben; wenigstens war er schlecht auf ihn zu sprechen. Dann erschienen 1863 in der Komischen Oper „Les Absents" mit Musik von F. Poise und ein Jahr später im Théâtre français der stark legitimistisch gefärbte Einacter „L'Oeillet blanc", dessen ursprünglicher Titel „Le Lys" als zu politisch von der Censur beanstandet worden war. Auch sein „Frère aîné" mißfiel im Vaudeville-Theater gründlich, aber der fast gleichzeitige Erfolg seiner Autobiographie „Le petit Chose" ließ alle diese theatralischen Schlappen bald vergessen. Er war nur zu leicht geneigt, die Schuld an seinem Bühnenunglück auf seine Mitarbeiter zu wälzen, und so beschloß er denn, es einmal ganz allein und mit einem größeren Wurfe zu versuchen. Aber sein fünfactiges Schauerstück „Lise Tavernier", das Ende Januar 1872 im Ambigu-Comique gespielt wurde, war wieder ein Mißerfolg, und seinem gleichfalls fünfactigen Drama „L'Arlésienne" erging es im Vaude-

ville-Theater bald darauf womöglich noch schlimmer. Als ich ihn kennen lernte, stand er noch immer, obgleich vier Jahre vergangen waren, unter der schmerzlichen Erinnerung an jenen Theaterscandal, der ihm sein „Meisterwerk", wie er es hieß, erwürgte. Uebrigens hatte er auch hier einen Genossen im Unglück, diesmal einen musikalischen Mitarbeiter und zwar keinen Geringeren als Georges Bizet, den Componisten der „Carmen". Schon bei einer unserer ersten Begegnungen kam Daudet auf „L'Arlésienne" zu sprechen und die dummen Pariser, die das Stück verhöhnt hatten. Ich kannte das Werk nicht. Er holte sogleich den Band von einem Brett seiner Bücherei, die zwischen der Thüre und einem braunlackirten geschnitzten Brotkorb stand, den ihm provençalische Freunde als Gruß aus der Heimath mitgebracht und an die Wand gehängt hatten. Mit lebhaften Geberden erzählte er mir die Handlung des Stückes: ein Bauernsohn, Frederi, liebt eine schöne Cokette aus dem nahen Städtchen Arles und will sie heirathen. Kurz vor der Hochzeit bringt man ihm die Beweise ihrer Ehrlosigkeit. Ja ihr eigener Geliebter, der Roßhirt Mitifio, der nicht von ihr lassen will, zeigt im Bauernhaus ihre Briefe an ihn. Aber auch Frederi kann die Dämonin nicht vergessen und ist in heller Verzweiflung. Seine Mutter, die Alles für ihren Einzigen thun will, sucht vergeblich, ihn mit Hülfe eines braven Landmädchens, Vivette, die ihn nach ihren Vorschriften für sich einfangen soll, der unwürdigen Geliebten abtrünnig zu machen. In ihrer Angst vor seinem Selbstmord — ein Sonntagsjäger hat sie eben mit einem Schuß erschreckt — versammelt die Mutter den Familienrath, und dieser beschließt, dem Jungen seinen Willen zu lassen; nur der alte Schäfer Balthasar protestirt gegen die Schande, eine solche Landstreicherin in das ehrbare Haus einzuführen, und verlangt seine Entlassung. Das Stück endet mit dem Selbstmorde des rettungslos umgarnten Jünglings.

„La voyez-vous, la pièce?" rief Daudet einmal über's andere während dieser Erklärungen und las mir mit vor Aufregung bebender Stimme ganze Scenen vor. Besonders auf eine Episode war er stolz: die alte Bäuerin Renaud und der Schäfer haben sich in ihrer Jugend geliebt, sind aber getrennt worden und finden sich jetzt nach fünfzigjähriger Entsagung wieder. Und Daudet las mir das duo des deux vieux tourtereaux mit Thränen in der Stimme vor:

„Je savais que vous alliez venir. Je n'aurais pas dû rester là. — Pourquoi? — Pour tenir notre serment. — Va, ce n'est plus la peine. Dieu lui-même n'a pas voulu que nous mourions sans nous être revus, et c'est pour cela qu'il a mis de l'amour dans le coeur de ces deux enfants. Après tout, il nous devait bien ça, pour nous récompenser de notre courage. — Oui, il nous en a fallu du courage! Que de fois, en menant mes bêtes, je voyais la fumée de votre maison qui avait l'air de me faire signe: ‚Viens, elle est là'. — Et moi, quand je te reconnaissais avec ta grande cape, il m'en a fallu de la force pour ne pas courir vers toi. Enfin, maintenant notre peine est terminée et nous pouvons nous regarder en face sans rougir."

Ich war wirklich ergriffen, und Daudet freute sich meiner Rührung. „La voyez-vous, la scène?! Et les Parisiens l'ont sifflée! Et les plus indulgents concluaient qu'il fallait la supprimer!" Er drängte mir das Buch auf und ruhte nicht eher, als bis ich versprach, es daraufhin zu prüfen, ob das Stück etwa für die deutsche Bühne passen würde. Natürlich ohne die Musik. „Gemeinsame Freunde", erzählte Daudet, „baten damals den jungen Bizet, etwas melodramatische Musik zu meinem Stück zu schreiben. Es sollte aber nach meinem Wunsche nur Beiwerk sein: etwa eine Ouvertüre, ein paar Volkslieder und das Tremolo für die Actschlüsse. Aber Bizet las mein Drama und war so entzückt davon, daß er eine förmliche Opernpartitur dazu schrieb. Und seine wirklich schöne Musik überwucherte und erdrückte gänzlich mein Drama." Hier schien mir Daudet freilich ungerecht gegen seinen musikalischen Mitarbeiter. Bizet hatte in der Musik zur „Arlésienne" sein Bestes gegeben, und als er sie nach dem Durchfall des Dramas für großes Orchester bearbeitete, erfreute sie sich überall eines wachsenden Erfolges, wurde in Pardeloup's Concerten fort und fort gespielt und auch in Deutschland populär. Das heitere, graziöse Intermezzo, gewöhnlich Menuett genannt, das Vorspiel zum dritten Bild, die Chöre, der Heimruf der Hirten, der Chor des Dreikönigsliedes, die immer originellen melodramatischen Phrasen und Leitmotive nach provençalischen Volksliedern hatten mich schon damals in Paris entzückt. Dagegen ließ ich nichts sagen. „C'est un chef-d'oeuvre!" betonte ich. — „Je veux bien, mais c'est si encombrant," erwiderte Daudet, wie ein Mädchen sanft erröthend. „O wenn ich das Stück ohne die Musik auf die Bühne bringen könnte, so wie es geschrieben ist, meinetwegen auf deutsch! Ich würde ganz gewiß zur ersten Aufführung reisen, gleichviel wohin, nach Deutschland oder Oesterreich, bloß um das Werk einmal so zu sehen, wie ich es mir gedacht habe."

Ich las also das Buch und konnte ihm keine Hoffnung machen. Die langen fünf Acte, die locker gefügten Scenen und Bilder, die novellistische Handlung, mehr traurig als tragisch, eintönig Grau in Grau, trotz aller provençalischen Sonne und Farben, die gewaltsamen, eher opernhaften, als eigentlich dramatischen Accente, dann des liebesblinden Burschen Selbstmord, den man während des ganzen Stückes kommen sieht — nein, das war nichts für die deutschen Bühnen. Dort fehlte das Verständniß, die Anschauung, das Interesse für diese mittägliche Localfarbe, wir liebten stillosere Bauernstücke und besonders die sogenannten guten Ausgänge, denn Ibsen und die „Familienkatastrophen" waren damals noch nicht Mode. Ich zweifelte auch gar nicht daran, daß z. B. der Bühnenherrscher Heinrich Laube in Wien das Stück ablehnen würde, von den anderen viel weniger unternehmenden Theaterlenkern zu schweigen. (In der That hat Laube auch später die Original-„Arlésienne" kennen gelernt und für „unbrauchbar" erklärt.) Das sagte ich Alles dem Verfasser, der mir traurig zuhörte. Ich tadelte auch, daß er hier wieder einmal seiner Schwarzfärberei zu viel nachgegeben habe. Der ewig blaue Himmel, der über dem Drama leuchte, das heiter dargestellte Bauernleben, das auch der neuprovençalische Dichter Mistral in seiner „Mireille" als ein liebliches Idyll geschildert, die guten, herzlichen, lustigen, lärmfrohen Südländer, der komische Schiffspatron Marc, die freundlich-milde Wiedersehensscene — Alles trage dazu bei, die tragische Wendung disharmonisch und gewaltsam erscheinen zu lassen. Nichts leichter übrigens, meinte ich in meinem jugendlichen Leichtsinn, als das Stück dem deutschen Theatergeschmack anzupassen. Man braucht nur die unnöthig tragische zweite Hälfte zu streichen. Die ersten zwei Acte bleiben fast unverändert, bloß l'Innocent, der sentimentale Dorftrottel, wird geopfert. Der dritte Act liefert den beliebten guten Ausgang. Dafür bedarf es eines Lustspielmotivs. Sagen wir also die sattsam bekannte Eifersucht, die die alte Liebe aus Frederi's Herzen treibt und den neuen Funken zur Gluth entfacht. Die glückliche Liebhaberin nimmt man aus dem alten Stück: Vivette. Wer soll nun den unseligen Helden eifersüchtig machen? Nichts bequemer als das: in der „Arlésienne" ist ja die kleine Rolle des drolligen Schiffspatrons, der seinem Neffen Frederi über die Tugend der Arleserin so unvorsichtig Bericht erstattet. Man stelle ihn in die Mitte des neuen Stückes. Der treffliche Kamerad spürt jugendliche Regungen, wenn er die Schürze der lieblichen Vivette im Winde flattern sieht, und da Frederi, der inzwischen eine schwere Krankheit durchgemacht, seine Liebe, die alte und die neue, vergessen zu haben scheint, so meint der Kapitän, was der Neffe verschmäht, könne für den Onkel passen. Kurz, er möchte die Kleine heirathen, aber da er in Liebeserklärungen kein Fachmann ist, so bittet er Frederi, der es doch besser verstehen müsse, seine, des Onkels Heirathspläne dem hübschen Bauernmädchen vorzutragen. Der junge

Mann gehorcht mit Widerstreben, und unvermerkt verwandelt sich in seinem Munde die Werbung für einen Anderen in eine Liebeserklärung für eigene Rechnung. — Ich hatte meine Auseinandersetzung mehr im Scherz gemacht, und war nicht wenig erschrocken, als ich merkte, wie ernst der Freund meine heiteren Vorschläge nahm. Ich sehe ihn noch, wie er mir mit glühenden Wangen immer näher rückte und seine Augen ganz in die meinigen versenkte. „Mais vous avez raison!" sagte er überzeugt und umarmte mich. „Si vous voulez, nos ferons la pièce ensemble!"

Und so wurden wir Mitarbeiter. O die schönen Tage unter den Buchen von Champrosay! In der Erinnerung liegt mir wie ein Goldschimmer darauf. Wir arbeiteten fleißig, aber plauderten noch viel mehr. Nicht immer von unserem Stück, denn damals lag dem Freunde sein künftiger Roman „Le Nabab" näher. Aber noch fehlten unserem Werke sozusagen die Mittelsätze zwischen der Ouvertüre und dem Finale. Man mußte sicher sein, daß Frederi endgiltig von seiner alten ungesunden Liebe genesen ist. Wir suchten lange, aber fanden doch nichts Besseres, als das nicht unbedenkliche drittmalige Auftreten des Roßhirten. Mitifio erscheint abermals wie am Ende des ersten und zweiten Actes, aber jetzt kann ihn Frederi ruhig kommen, ruhig gehen sehen. Der Roßhirt mag sie behalten, die Schöne von Arles, er gönnt sie ihm und hat nur noch den einen Wunsch, in den Armen einer neuen Liebe alles Herzeleid zu vergessen, das ihm die böse Städterin angethan. Ich hatte auch gewünscht, die interessante Figur der Mutter mehr auszuarbeiten, denn sie schien mir keine geringe dramatische Lebenskraft zu besitzen und eine prägnantere Physiognomie zu verdienen: die Mutter, die Alles daransetzt, Vermögen, Gesundheit und Familienehre, um ihren Sohn dem Leben wiederzugewinnen, deren Charakter freilich darin besteht, keinen Charakter zu haben, deren Charakterlosigkeit aber im schönsten Winkel des Menschenherzens gründet, wo Alles rein wird und selbst das Laster sich heiligt, im Gefühl der Mutterliebe. Diese Figur, gründlicher ausgearbeitet, mußte dem Stücke mehr Einheit, einen aufrechteren Gang, einen stärkeren Mittelpunkt geben. Leider gelang es uns nicht besonders gut, und noch unverbesserlicher erwies sich ein anderes Gebrechen: daß der Zuschauer vergeblich darauf warten soll, die Bekanntschaft jenes wunderbaren Mädchens von Arles zu machen, von dessen Schönheit und Untugend er seit Beginn des Stückes erzählen hört. Einmal auf einem Theatersitzplatz festgenagelt, sind wir entsetzlich neugierige Kinder und haben es nicht gern, des Langen und Breiten von Personen reden zu hören, die unserem Auge vorenthalten bleiben, und die schöne Arleserin bleibt eine unsichtbare, mythische Person. Daudet wollte aber die Dorfcocotte, denn Arles ist ein sehr kleines Landstädtchen, unter keinen Umständen auf die Bühne zerren. „Elle paraîtrait trop odieuse!" wiederholte er immer. Und endlich verhehlten wir uns nicht, daß die „Arlésienne" novellistische Momente enthielt, aber wurde dies in unserer ländlichen Idylle nicht noch schlimmer? In einer Erzählung kann man es begreifen, daß ein junges, reines, edles Mädchen ein von Leidenschaft zerwühltes Herz an sich zieht, es fesselt, bezaubert, heilt und beglückt. Man malt es sich aus im Geiste, man denkt sich hinein. Auf dem Theater in der kurzen Spanne Zeit, die dem Dichter gegeben ist, wirkt dieser Uebergang von der alten zur neuen Liebe zurückstoßend. Er macht die Gestalten, welche liebenswürdig erscheinen sollen, unsympathisch. Er läßt an der tiefen Neigung des Jünglings zweifeln und macht den Opfermuth des Mädchens unbegreiflich, das sich in unerhört selbstloser Weise dem jungen provençalischen Bauer an den Hals und an das Herz wirft. Man sagt sich entweder: die alte Liebe ist nicht tief genug, oder man fürchtet für die Dauerhaftigkeit der neuen Liebe. Kurz man zweifelt daran, daß der Weg aus dem alten Unglücke zum neuen Glücke wirklich gefunden sei. Alle diese Klippen suchten wir bestmöglich zu umgehen und überhaupt sorgfältiger psychologisch zu motiviren. Sonst fand mein Scenarium Daudet's vollen Beifall. Nun sollte Jeder für sich den dritten Act schreiben. Ich rückte bald von der Stelle, aber es schien mir immer zweifelhafter, ob der schon ganz in seinem Roman lebende Dichter je die Zeit dazu finden werde. Da überraschte er mich plötzlich mit dem Schlußact. Alles von seiner Hand, fast ohne Correcturen, zierlich und mit Liebe geschrieben. Ich bewahre die Blätter noch. Dazu den folgenden Begleitbrief:

Mon cher Monsieur Zolling!

Voici le manuscrit de notre pièce au complet. Il était à peu près terminé quand le vôtre est arrivé. Je vous ai pourtant pris, en l'interprétant à ma façon, l'idée de la scène entre Marc et Fréderi au troisième acte; cette idée était excellente et bien en place. J'ai gardé le coup de fusil, et je l'ai au contraire dramatisé, en le faisant resonner dans les coeurs de tous. C'est lui qui décide le conseil de famille et la décision prise par la mère et le Grand-père. Il est brutal, mais utile et à effet, vous verrez. — Quant à la décision que prend Fréderi au deuxième acte d'épouser Vivette, elle est toute naturelle devant le grand sacrifice que lui font ses parents et qui le touche aux l'armes. „Il font cela pour moi, je peux bien faire ceci pour eux." Vous verrez que j'ai intercalé beaucoup de phrases du monologue de la mère dans l'ancienne pièce. Cela me parait bien aller, si les dernières lignes du dénouement sont de trop, vous pouvez raccourcir.

Nun folgten einige mündliche Unterhaltungen, die endlich den Abschluß brachten, und da die sommerliche Hitze den Aufenthalt in Paris unleidlich machte, packte ich die französische Handschrift mit ein und fuhr in die Schweiz. Hier vollendete ich die Uebersetzung, die mich wegen der vielen provençalischen Wendungen und technischen Ausdrücke der Seidenwürmerzucht öfter zum Briefwechsel mit Daudet nöthigte, so ungern ich ihn auch in seiner Romanarbeit störte. Er fand aber diese Anfragen sehr natürlich und beantwortete sie immer mit wendender Post und großer Ausführlichkeit. Auch wünschte ich einige Personennamen geändert, besonders Vivette (wie fett!) schien mir für einen deutschen Theaterzettel bedenklich und die Parodie herauszufordern. Man ersieht aus dem folgenden Briefauszuge, wie gewissenhaft haft und als Herzenssache der Dichter unsere Angelegenheit behandelte.

„Catan" en langage populaire veut dire catin, gueuse. — „faire des olives", c'est cueillir les olives et les préparer, on emploie à cela beaucoup de monde. „Une cueillette d'olives s'appelle une olivade." „Venir pour les vers à soie" c'est à dire venir pour aider au travail des vers à soie, à la besogne de la magnanerie (magnan, vers à soie en provençal). On emploie les filles à cueillir des feuilles de mûrier, à surveiller les cocons sur les claies de roseaux où on les étale dans les feuilles. Au lever de rideau de Mireille, l'opéra de Gounod, on voit sur la scène des mûriers chargés de filles abattant les feuilles. Tu salueras dimanche, c'est à dire „tu salueras un autre jour." Je vous recommande certaines expressions naïves comme „Il y a des fois que Dieu n'est pas raisonnable". Ce „Il y a des fois que" est un patoisement dont il faudrait trouver l'équivalent nécessaire à la familiarité de la phrase. Je vous recommande aussi ces locutions locales: „bien fournie de fil et d'aiguille", „chargée comme une abeille". Les paysans du centre ou du nord disent: chargée comme un baudet, le provençal dit: chargée comme une abeille, la différence des races est là. Avez-vous, vous devez avoir une traduction de Mireille en allemand? En tout cas, lisez ce beau poème de Mistral dans le texte français, là est la couleur, le décor de notre drame. — Pour les noms de femmes en voici: Candeline (en provençal chardonneret), Zia, abréviation de je ne sais quel nom, Vincarette, Audiberte, Roset, Drivonne, Stephanette par abréviation Phanette (à continuer).

Ich wählte für Vivette: Zia und aus Marc machte ich Jan. Auch der Titel, der leicht eine Verwechslung mit der ursprünglichen „Arlésienne" veranlassen konnte, mußte geändert werden. Ich schlug „Neue Liebe" vor, und so ist das „Schauspiel von Alphonse Daudet und Gottlieb Ritter", meinem Pseudonym, damals in Reclam's Universalbibliothek erschienen. Unmittelbar darauf hatte ich die Freude, Daudet anzeigen zu können, daß Laube unser Stück zur sofortigen

Aufführung angenommen habe. Umgehend antwortete mir Daudet:

Enfoncée l'Arlésienne et vive l'Amour nouveau! A quelle époque pensez-vous qu'on nous jouera à Vienne? J'y voudrais venir avec toute ma chère smalah vers ce moment-là; mon feuilleton de l'Officiel*) ne me permettant pas de rester longtemps dehors. — Les costumes provençaux sont très pittoresques: Savez- vous si Mr. Laube compte les suivre? A-t-on joué Mireille à Vienne? Les costumes sont les mêmes pour les deux pièces. Le titre n'est pas mauvais. Adieu, mon collaborateur, je vous serre la main, tout ébloui d'un épouvantable mal de tête, attrapé à courir les champs.

Von Daudet's Segenswünschen begleitet, reiste ich im November 1877 nach Wien. In der Theaterstadt war wieder einmal viel Aufregung. Am Stadttheater war eine Krise ausgebrochen. Laube wollte den Directionsräthen die Gründerlogen nehmen, durch deren Verkauf sie der Theatercasse Concurrenz machten, und hatte mit seiner Demission gedroht. Doch einigte man sich wieder leidlich. Er sollte Director bleiben, mußte sich indeß im neuen Vertrag eine auf Engagements-Abschlüsse bezügliche, wie er behauptete: „nichtssagende" Clausel gefallen lassen. Dann das traurige Ergebniß seines Lustspiel-Preisausschreibens! Unter 500 eingesandten Stücken wurden nur drei bis vier von der Regie als aufführungsfähig bezeichnet, die später schon in der Probe abgesetzt werden mußten oder dann sämmtlich durchfielen. Laube war daher in der grimmigsten Laune, doch versprach er, „Neue Liebe" noch im laufenden Monat herauszubringen und seine besten Kräfte, die Herren Lobe, Tyrolt, Robert, Bukovics und die Damen Schratt, Schönfeld, Charles, einzusetzen. Das hatte zur Folge, daß diese großen Herrschaften Aenderungen verlangten, auch eine ganz neue Effectscene. Ich klagte Daudet mein Leid.

Mon cher Zolling (au diable le Monsieur)!

Je vois que les tribulations de l'auteur dramatique sont les mêmes en Allemagne qu'en France. Seulement prenez garde, il est toujours mauvais de forcer la note d'un rôle pour la satisfaction de l'acteur. La pièce se trouve rarement bien. — La scène que vous me demandez pour Vivette me trouble fort. D'abord je ne la sens pas. Tout ce que dira cette scène est deja exprimé, vous voulez rendre jaloux Frédéri, mais c'est ce que lui raconte le capitaine qui lui met la puce à l'oreille, le capitaine se chargeant de demander la main de Mlle Schratt pour son compte. L'idée est de vous, elle est très gentille et très scénique. Tout ce qu'on pourrait faire ce serait de commencer la scène suivante entre Zia et Frédéri par quelques tentatives de Frédéri en faveur du Capitaine, et tout à coup tourner court et laisser son amour éclater. Mais le rôle de l'ingénue n'y gagnerait pas grand'chose. Du reste, mein lieber Zolling, je vous avoue que j'ai fait disparaître de ma table et mes tiroirs tout ce qui a rapport au Neue Liebe. Je suis en plein Jack (drame), corrections au Nabab, nouveau plan de livre pour le Temps.

Voulez-vous permettre à un ancien (j'ai 37 ans, j'ai publié mon premier livre avant 17) de vous donner un conseil bien amical? Ne faites pas de concessions aux directeurs et aux acteurs, et encore moins aux actrices. N'allez que d'après votre conviction personelle, et surtout insistez toujours pour qu'on mette d'abord à la scène. Ce n'est que là que les choses se voient bien, — les premiers temps seulement, car au bout de huit jours on reste aveugle jusqu'au lendemain de la première.

So schrieb ich also die gewünschte Scene allein, und sie fand Laube's Beifall, aber bald kamen wieder andere Verdrießlichkeiten. Herr Robert, der an Toga und Frack gewöhnt war, machte Miene, die Bauernrolle abzulehnen. Fräulein Schratt wurde krank. Auch die Frage einer passenden Ouverture und Zwischenaktmusik womöglich mit provençalischen Motiven wurde mit dem Capellmeister des Stadttheaters besprochen, der an seinen Wiener Walzern hing. Ich gedachte schon einige Stücke aus Bizet's „Arlésienne" vorzuschlagen und bat auch dieserhalb um den Rath Daudet's von dem ich damals fast täglich Briefe erhielt.

Paris, 18 rue des Vosges.

Cher ami,

Nous voici rentrés à Paris dans la maison que vous connaissez. Je me figure vos tracas et vos fièvres de répétitions; mais, croyez-moi, prenez à votre aise et dites-vous que le soir de la première déjoue toutes les prévisions.

Votre jeune premier à tort d'hésiter à prendre le rôle de Frédéri. C'est un rôle sûr. Il a été comme celui de Vivette (Zia) un triomphe pour l'acteur Abel qui l'a créé à Paris et vit depuis sur ce souvenir. Ma pièce en musique n'avait pas réussi, mais Abel et Mlle Bartet eurent un succès splendide. Croyez que la physionomie très sincère, très naturelle des personnages y était pour beaucoup. J'avais eu du mal par exemple à empêcher Abel de tomber dans la brutalité, il faut que Frédéri ait vingt ans, bien vingt ans, tout à fait vingt ans, qu'il soit passionné, aveugle, fou, mais qu'on le sente très bon. Delaunay, le premier amoureux de France et de bien d'autres endroits, a dit devant moi au directeur du Théâtre français: „Faites-moi jouer ce rôle-là, ce sera mon plus beau succès". Il l'avait appris et m'en a souvent dit des morceaux dans la loge; car la pièce devait d'abord être jouée au Théâtre français.

Tout ce que je vous dis là a pour but de vous encourager, je comprends en effet que vous devez avoir ces minutes d'abattement, cette envie de se coucher le nez au mur, qui me prennent toujours vers la fin des répétitions. Que votre amoureux soit jeune et vrai, puis fichez-vous du reste! Et la mère, vous ne m'en parlez pas, c'est pourtant elle la grande figure de la pièce. Il faut qu'elle soit passionnée elle aussi, encore belle, par les yeux et par la taille, qu'on sente-bien la mère de Frédéri, une de ces belles paysannes de la vallée du Rhône, comme vous en avez peut-être vues en passant là-bas.

J'ai à surveiller les dernières épreuves, la publication du Nabab, je n'irai donc pas à Vienne. Je le regrette, car j'aurais été curieux de comparer les deux théâtres. Vous serez bien aimable de m'envoyer des notes sur la façon dont se font les répétions, les moeurs des acteurs et actrices, les rapports qu'ils ont avec les auteurs etc. Je voudrais faire un article à l'Officiel là-dessus.

Tout à vous

Alph. Daudet.

. . . Non, il ne faut pas mettre de musique de Bizet, pas une note, cela m'occasionnerait des ennuis avec la Société des auteurs dramatiques qui m'obligerait à payer des droits. J'écris par le même courrier à Roumanille en Avignon de vous faire envoyer le recueil des noëls de Saboly, un organiste provençal du XVIII ème siècle. Le chef d'orchestre du Stadttheâtre trouvera là des jolis motifs locaux. Vous devez être dans les tracasseries des répétions, mein lieber Zolling. Votre ingénue est-elle guérie? Votre jeune premier est-il toujours malade? Il n'y a pas de pièce sans tous ces agréments, et beaucoup d'autres contre lesquels il faut se bronzer. C'est en cela que le theâtre est si derangeant. On y use, on y brûle sa vie, surtout les nerveux. Ne le soyez pas. Et lorsque vous avez quelque bonne ou mauvaise nouvelle pour Neue Liebe envoyez-la à votre bien dévoué collaborateur.

Als ich diese Zeilen las, mußte ich bitter lächeln. Daudet dachte an Pariser Verhältnisse, an die Sorgfalt der Inscenirung, an die fünfzig bis hundert Proben, die einem Stücke dort zu Theil werden. Nach altem deutschen Bühnenschlendrian schwankte aber auch in Wien die Zahl der Schauspielproben zwischen einem halben und einem Dutzend allerhöchstens. Selbst unter einem Laube und seinem Theaterfeldwebelcommando mußte eine Novität schon nach vier fünf Proben reif für die Erstaufführung sein. Der Autor wurde grundsätzlich nicht zu den vorbereitenden Proben zugezogen. Während mich Daudet seit Wochen bei der Arbeit auf der Bühne wähnte, waren die Rollen kaum vertheilt und einstudirt. Erst Anfang December war man so weit. Acht Tage später sollte schon die Première sein. „Wir müssen jede Woche was Neues herausbringen," erklärte Laube, „und dann ist es ja ein einfaches Stück, das sich ganz von selber spielt." — „Und die provençalische Decoration?" — „Alles da!" — „Und die Costüme?" — „Fix und fertig." Ich war doch etwas mißtrauisch und fand es für gut, dem Theatergewaltigen folgende Stellen aus Daudet's eben erhaltenem Briefe vorzulesen:

. . . Pour le costume de Mitifio, mettez-lui le petit chapeau de feutre rond sur l'oreille ou le bonnet catalan en laine brune, la veste sur l'épaule à la houzarde, c'est la façon dont les provençaux la portent, ils ne passent jamais les manches; veste en drap grossier, couleur rousse, cela s'appelle du Cadis; en général cette veste est bordée de rose, ceinture rouge, pantalons de futaine, et guêtres ou houzeaux montant par dessus le genou, car les gardiens camarguais sont toujours en plein marécage. Mettez-lui en main un gros fouet à manche courte, et sur le ventre une cartou-

*) Er war damals Bühnenberichterstatter des Journal Officiel.

chière en cuir, dans la quelle il met sa pipe et quelques poignades d'avoine qu'il donne à ses bêtes dans sa main. Vous aurez ainsi un vrai gardien camarguais. Pour le berger jetez sur les épaules un grand manteau de laine, brun, rayé clair; en main une crosse de pasteur biblique. Quand il donne son compte, qu'il jette sa cape agrafée par de grossières agrafes d'acier, qu'il jette aussi son bâton, ce sont ses insignes de pâtre. Soignez bien le rôle de la mere, c'est le plus émouvant de la pièce. Faites bien sentir à l'actrice la grandeur de son renoncement d'honnête femme consentant à dire „ma fille" à une drôlesse pour sauver la vie de son fils. Et surtout n'ayez pas peur de donner de la majésté, de la lenteur à la scène du conseil de famille qui perd beaucoup, il est vrai, à n'être plus devant le foyer familial et patriarcal au vaste manteau. . . . Et puis montrez un front d'airain à la fortune dans la soirée fatale. Ne soyez pas comme votre collaborateur qui se trouve presque mal les soirs de premières représentations. Quand ce diable de rideau se lève, il me semble que je suis femme et qu'on me trousse la jupe coram populo.

Poignée de main, ami Zolling!

Laube lachte mit seinem ganzen Bulldoggengesicht und wollte etwas sagen, wohl etwas Barsches und Unfreundliches, aber — denn er verbarg hinter seiner rauhen Art ein gutes Herz — dann legte er plötzlich seine Hand auf meine Schulter und sah mich mit einem unaussprechlich schmerzvollen Blick an. (Bald darauf öffnete er mir in seinem verschwiegenen Studirzimmer im fünften Stock am Opernring das Herz und gestand, daß er mit den Directionsräthen täglich Aerger und Zank habe und nächstens unwiderruflich die Flinte in's Korn werfe.) „Lieber", sagte er sanft, „wegen der Costüme reden Sie doch mit der Schratt und mit Robert." Das that ich denn auch, aber die „Naive" schmollte, denn die schwarze Tracht von Arles mit Sammt und weißem Spitzentuch und Häubchen stehe ihr nicht; sie habe etwas Besseres. Auch Robert und der Roßhirt bestanden auf ihrem Phantasiecostüm, das sie sich längst zusammengestellt hatten. — Endlich erhielt ich eine Einladung zu einer der letzten Proben. Es war schon Alles festgesetzt, und wenn ich Einwendungen oder Vorschläge machte, wurden Director, Regisseur und besonders die Schauspieler nervös. Man mußte es Laube lassen, er hatte das Stück „erstclassig" besetzt, mit der ersten Garnitur seiner Darsteller, bloß die Heldenmutter, die die alte Bäuerin geben sollte, Frau Charles, war fürchterlich. Aber bei ihr war gar nichts mehr zu bessern. Nur einmal, als sie ihr Herz erwähnen sollte und dabei auf die rechte Busenseite zeigte, war es mir zu viel, und ich erlaubte mir den Einwurf: „Aber das Herz haben Sie ja wohl auf der anderen Seite?", was sie mir natürlich sehr übel nahm. Von den famosen Costümen sah ich noch nichts. Die sollten erst in der Première paradiren! Aber die Decoration kam mir gar nicht provençalisch vor. „Die ist doch nicht neu?" fragte ich. „Nein", brummte Laube, „die Knicker vom Directionsrath geben kein Geld." — „Es ist genau die Scenerie aus dem ‚Freund Fritz', vertraute mir Herr Robert an, „das elsässische Schweizerhaus, der Brunnen im Vordergrund, es fehlt nichts." Ich hatte Lust, das Stück zurückzuziehen. „Zu spät!" knurrte Laube, „die Zeitungen sind ja alle voll davon. So wird's gespielt. Hier!" Er gab mir einen gedruckten Repertoire-Wochenzettel der Vorstellungen und Proben, den ich mir als Andenken aufhob. Ich las: Donnerstag, 13. December. Neue Liebe. Zum 1. Male.

„Auch noch am Dreizehnten!" stöhnte ich. Er zuckte die Achseln: „Ein Unglückstag? Das giebt's bei uns nicht."

Laube hatte Recht: ein Rückzug war nicht mehr möglich. Er hatte seit zwei Monaten einen maßlosen Zeitungslärm über das harmlose Stück entfesselt. Die „Waschzettel" aus seiner Kanzlei, meist von dem wackeren Dorfgeschichtenschreiber Josef Rank, dem Generalsecretär des Stadttheaters, noch öfter von Laube selbst verfaßt, wurden in allen Wiener Blättern abgedruckt, wobei meine vorsichtigen Andeutungen über die Entstehung des Stückes mißverständlich oder im Reclamestil wiedergegeben waren. So hatte ich Laube einmal erzählt, Daudet habe den Stoff seines Melodramas schon früher in einer Skizze seiner „Lettres de mon Moulin" behandelt und zwar nach einer Mittheilung Mistral's, dessen Bruder sich in ähnlicher Weise wegen einer unwürdigen Arleserin getödtet habe, und nun rauschte es durch den Blätterwald, das Stück sei eine dramatisirte Novelle und deren Held der große provençalische Dichter selbst, der an unglücklicher Liebe gestorben sei! Dann das Phantasiestück, daß die beiden Verfasser im letzten Frühjahr gemeinsam die Provence bereist haben, um für ihr Schauspiel Localstudien zu machen. Wie man gelesen hat, war Daudet früher geneigt, zur ersten Aufführung nach Wien zu kommen. Ich theilte nun zwar Laube später auch mit, daß Daudet die geplante Reise mit seiner „Smalah" aufgegeben habe, aber folgenden Tages las ich's anders: außer dem deutschen Verfasser werden auch Monsieur und Madame Daudet der ersten Aufführung beiwohnen. Noch verwegener waren andere Reclamen, die Laube zu „inspiriren" wußte. So lasen die erstaunten Verfasser folgende Entstehungsgeschichte ihres Stückes: „Daudet ist ein unbeholfener Dramatiker, er überließ also die Factur seinem Mitarbeiter. Als die Scenenfolge fixirt war, setzten sich die beiden Freunde getrennt an die Arbeit. Nach vierzehn Tagen kamen sie wieder zusammen. Daudet hatte aus dem gemeinsamen Stoff ein Trauerspiel, Ritter ein Lustspiel gemacht. Tableau! Daudet war erstaunt, daß man aus dem Stoff etwas Anderes als eine Tragödie, seine Collaborator, daß man etwas Anderes, als ein Lustspiel machen könne. Glücklicherweise trat der Zauber holder Weiblichkeit segensvoll in's Mittel: der Ueberredungskunst von Frau Daudet gelang es, beide Theile zu Concessionen zu veranlassen. Daudet strich unter blutigen Thränen seine herzzerreißenden Scenen, und Ritter unter übermäßigen Seufzern einen Theil seiner heiteren Situationen. Was übrig blieb, bildet das Schauspiel die „Neue Liebe", dessen ernste Partien also Daudet, dessen heitere Ritter zum Verfasser haben." Alle Blätter feierten zum Ueberfluß die Compagniearbeit eines Franzosen und eines Deutschen als wichtiges Ereigniß von „symptomatischer", von politischer Bedeutung! „Hält das Stück in Wien die Probe aus und fällt ihm der erwartete große Erfolg zu, dann erst soll es in's Französische übertragen werden und sich vom Pariser Publicum den Wiener Erfolg bestätigen lassen." Daudet war diese angebliche deutsch-französische Allianz der chauvinistischen Pariser Blätter wegen unangenehm, obwohl er in seinem Briefe darüber ausdrücklich bemerkte: „Je suis très bon français toujours, Chauvain seulement en temps de guerre et Grâce à Dieu! la guerre est finie avec l'Allemagne." Umsonst beschwor ich Laube diesen geschmacklosen und schädlichen Reclamen Einhalt zu gebieten. Er meinte, die Wiener wollen es nicht anders. Ich zweifle aber nicht, daß dadurch sehr verhängnißvolle große Erwartungen geweckt wurden, die das harmlose „ländliche Gemälde", wie ich es auf dem Theaterzettel nannte, nicht erfüllen konnte. Aber auch da war nichts mehr zu ändern. Ich ließ dem Unheil seinen Lauf und tröstete mich mit Daudet's Lieblingsausruf: „Eironeia!"

So kam der Abend der ersten Vorstellung heran. Ich saß in Laube's Parterreloge, verborgen hinter seinem breiten Rücken. Das Theater war zum Brechen voll, Dank der vorangegangenen Reclame. Man erwartete eine starke Sensation, war auch mit bereitwilliger Empfänglichkeit gekommen und deßhalb von vornherein etwas verblüfft, als man sich einem ganz und gar unparisischen Bauernstück gegenüber sah, dessen Conflicte sich allerdings stellenweise bis zu einem leidenschaftlichen Tempo steigerten, das aber doch in einem die Stimmung stark dämpfenden Gegensatze zu den erregten Erwartungen stand. Indeß sprach manche poetische Scene lebhaft an, sogar jene gefährliche, wo die Mutter das schüchterne Mädchen in der Kunst zu gefallen unterweist, damit sie Sinn und Herz ihres unglücklichen Sohnes gewinne — und zwar mit einer

Deutlichkeit, die für den Bühneneindruck Alles befürchten läßt. Anfangs versteht Zia diese seltsame Lehre nicht, aber bald hilft ihr die Eingebung ihres Gefühls nach. Oder wenn Frederi davon träumt, wie sein früherer Schatz den Baum über ihm schüttelte, und im selben Augenblicke die zukünftige Geliebte die abgepflückten Blüthen vor seinem Gesichte niederfallen läßt, ein Blumeneffect, der aber auf Frederi nur abstoßend wirkt — hier wird die novellistische Erfindung dramatisch, und es war eine Freude, wie das unvergleichlich feinfühlige Wiener Theaterpublicum hier auf die Absichten des Dichters einging. Jetzt rächte es sich aber auch, daß Daudet die Einführung der Figur der Arleserin abgelehnt hatte, denn die Handlung war für einen Theaterabend zu kurz. So konnte das einfache Bauernstück mit seiner umständlichen Seelendarstellung und seinem Mangel an starken äußeren Effecten um so weniger tief wirken, als die Darstellung das Ganze zu sehr in's Pathetische hineinspielte. Immerhin fanden der heitere Schlußact und die Scene des achtzigjährigen Liebespaares großen Beifall; die Scene wurde auch schön gegeben, von Lobe mit etwas zu weitgehender schauspielerischer Ausbeutung der Situation, von Frau Schönfeld herzergreifend und voller Gemüth. Auf Fräulein Schratt, die in ihrer ländlichen Tracht allerliebst aussah, lastete all' die Sentimentalität, durch welche sie sich mit den Mitteln der Routine durchzuwinden hatte; es war ein wahres Behagen für das Publicum, wie für die Künstlerin, wenn sie hier und da ihr munteres Wesen geltend machen konnte. Die Heldenmutter Frau Charles war, wie vorausgesehen, eine Bäuerin aus einem recht seltsamen Lande, die mit ihrer hohlen Deklamation und ihrem Pathos gegen das Stück und gegen ihre Verwendung darin demonstrirte. Auch der treffliche Robert war als Bauernjunge nicht am Platze; Gang, Haltung und Sprache widerstrebte der darzustellenden Figur, doch fand er für den liebeskranken Jüngling recht warme und empfindungsvolle Töne. Lobe als Schäfer war von zu scharf prononcirter Charakteristik, so daß er an seine allbeliebte Rolle als Rabbi Sichel („Freund Fritz") gemahnte. Kein Wunder, daß man im dritten Act Anklänge an jenes Stück Erckmann-Chatrian's herausfand: auch die übrigen darstellenden Personen, die verwünschte Decoration, die absolut unprovençalischen Costüme und auch die Zwischenactmusik — Variationen über „Z'Lauterbach hab' i mei' Strumpf verlorn!" — nährten diese Erinnerung noch mehr. Der theatralisch nicht ungefährliche Roßhirt als glücklicher Liebhaber mißfiel übrigens nicht, vielleicht weil man in Oesterreich an die Abenteuer der Czikose gewohnt ist, wenigstens in den Gedichten der ungarischen Sänger. Die Kritik, die in der Wiedersehensscene Daudet's Meisterhand richtig erkannte, irrte sich, wenn sie den provençalischen Janko auf mein Conto schrieb, denn er findet sich schon im Mühlenbrief und in der „Arlésienne". Josef Bayer urtheilte: „Wenn von Herrn Daudet der ernste, von dem deutschen Verfasser der heitere Theil des Stückes herrührt, dann hat dieser mehr Anspruch auf Dank als jener; besonders die Figur des eingebildeten Rhoneschiffskapitäns ist recht gelungen." In der That war der Komiker Bukovics ganz vorzüglich. Ihm konnten wir es in erster Linie danken, daß der Abend ohne weiteren Unfall verlief. Ich durfte nach dem zweiten einmal und nach dem dritten Acte mehrmals für den abwesenden Daudet danken. Ich weiß noch, wie mir Laube nach dem Fallen des Vorhangs schnell meinen Cylinder in die Hand schob und mich durch die eiserne Thüre in den Bühnenraum und von da durch die Coulissen vor das Publicum hetzte. Es war ein Achtungserfolg, und ich konnte dem Freund einen „joli succès" telegraphieren. Nach wenigen Vorstellungen verschwand freilich das Stück vom Spielplan, was Daudet sehr schmerzlich war. Auch ich that ihm leid „au milieu de la bagarre." Und er fährt in seinem letzten Briefe nach Wien fort: „Mais comment diable a-t-on pu vous donner cette M^me^ Charles qui joue Agamemnon roi des rois quand il s'agit de faire une belle et forte paysanne au coeur de mère? Enfin ne récriminons pas, puisque c'est fait."

Er hatte Recht. Keine Vorwürfe und Klagen! Ich dankte Gott, daß er nicht dabei war und ging aus jenem „Wirrwarr" mit einem tiefen Ekel vor dem Theater hervor, habe auch nie wieder einen Bühnenversuch gemacht. Dafür ließ ich mir in meinem Roman „Coulissengeister" meine Wiener Theatererlebnisse nicht entgehen und habe mir meine Halbmodelle, auch Laube, aus dem Stadttheater geholt. Daudet aber, wie eine Mücke vor dem Licht, ist immer wieder ins „Rampenfeuer" gerathen und auch richtig jedesmal halb versengt worden. Aber die eine Freude hat er doch erlebt. Dreizehn Jahre nach dem Durchfall im Vaudeville und acht Jahre nach der „Neuen Liebe" im Wiener Stadttheater ist „L'Arlésienne" noch einmal in Paris zu Ehren gekommen und hat, allerdings in Verbindung mit der Musik Bizet's, im Odéon gut gefallen. Es war zwar abermals nur ein mit einem Anderen getheilter Erfolg, aber doch ein schöner und entscheidender Sieg, der seinem Herzen gewiß eine Wohlthat war.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die arme junge Seele!

Von E. Würthmann.

„Und so ist sie geradewegs in ihren Tod gelaufen, als sie mit frischgebrannten Löckchen und einem neuen knallrothen Strohhut an meinem Fenster vorübertänzelte, ich kann Dir nicht sagen, wie es mich angegriffen hat. Die arme junge Seele!"

Wie komisch Tante immer schrieb! sie hatte von je das Mißgeschick, daß ihr die drolligsten Ausdrücke in die Feder flossen, wenn ihr am feierlichsten zu Muthe war. Nein, Tante Malchen, eine Seele hatte Traute nicht, er hatte sie darum Undine geheißen, als er einst als grüner Junge in sie verliebt gewesen war, wie man in Obersecunda liebt, zum allerersten Mal. Freilich war es schrecklich, daß die arme Traute überfahren worden, er hatte gestern Abend davon gehört, von einem Landsmann und Schulkameraden, der ihm zwischen zwei Glas Bier die heimischen Neuigkeiten in gedrängter Kürze mitgetheilt — aber mit der Seele, Tante, war es nichts, so zärtlich sie auch zu küssen wußte vordem, zu Großmutters Fenster heraus, in jenem Winter, wo er darauf an Ostern nicht versetzt wurde.

Grau hing der düstere Decemberhimmel über der kleinen Stadt, in seinem Herzen dagegen lag eitel Sonnenschein, und je schwerer draußen die Wolken sich niedersenkten, um so heller leuchtete er darin. Dann wurde es auf der Straße um so früher dunkel, Großmutter ließ die Fensterläden schließen und zündete die Lampe an, damit die Mädchen an ihren Weihnachtsarbeiten stickten; Traute und die Vormänner, ihre Freundinnen. So hießen sie unter den Gymnasiasten: Rike und Meta Vormann, mit denen Jene Schlittschuh liefen, welche der hübschen Traute nicht habhaft werden konnten. Großmutter ging dann in die Nebenstube an ihr Spinnrad. Wie das zu schnurren anhub, setzte Traute die Vormänner auf den Holzkasten neben der Thüre und stieß leise den Laden auf, vorsichtig leise und ruckweis, daß er nicht knarren sollte. Draußen aber harrte Einer, der es nicht wahrnahm, wenn er zutiefst im nassen Schnee stand mit einem großen Loch in der Stiefelsohle oder dicke kalte Tropfen aus der Dachrinne auf seinen vorgebeugten Nacken klatschten und langsam seinen Rücken hinunterliefen. Die Vormänner unterdessen horchten, ob das Rädchen schnurrte, und falls es stockte, machten sie entsetzte Zeichen, und Traute rief mit ihrer hellen Stimme: „Großmütterchen, das Christkind!" und die alte Frau ging gehorsam an ihren Platz zurück.

Ihm hatte das Christkind damals ein goldenes Herzlein gebracht mit einem Ringel von Traute's feinem dunklem Haar. Er war bis zu Versen gerührt gewesen, weil das gute Kind seine paar Sparpfennige daran gewandt, ihm eine Freude zu bereiten, und hatte sich geschämt, daß er nichts Kostbares dagegen schenken konnte, Vater hielt ihn mit dem Taschengeld sehr knapp. Das Herzlein aber war doublé gewesen und wurde dunkelschwarz. Und doublé war auch Traute's eigenes Herz: zur selben Zeit, als das Metall so schwärzlich anlief, stand Hermann Müller, sein Feind und Classengenosse, des Abends bei ihr am Fenster, und die schlechten Vormänner saßen auf dem Holzkasten und horchten, ob das Rädchen schnurrte. Nur ging es jetzt auf das Frühjahr zu, und die Abende waren kurz und wurden immer kürzer, darüber hatte er sich boshaft gefreut. Dann war er eines Tages Traute begegnet auf

dem Weg vom Walde und in der Stadt darauf mit Hermann Müller zusammengetroffen, an dessen Classenmütze ein hellgrünes Buchenzweiglein stak: das hatte ihn minder erfreulich gedünkt zu jener Zeit.

Späterhin — er hatte längst die Hochschule bezogen — war ihm gelegentlich zu Ohren gekommen, daß Traute, nachdem sie der Töchterschule des Städtchens entwachsen, für ihre höhere Ausbildung zu Verwandten in eine größere Stadt übergesiedelt war. Dort hatte sie mit ihrem Musiklehrer durchgehen wollen am Tage, da ihr Vetter, ihrer Gastfreunde Sohn, Hochzeit hielt; der konnte sie aber im hochzeitlichen Frack vor Abgang des Zuges noch eben aus dem Eisenbahnwagen herausholen, worauf auch der Entführer zurück nach Hause zu seiner Frau gegangen war, denn er hatte eine Gattin in seinem Heim. Traute's Ausbildung mochte damit ihren Abschluß gefunden haben, denn sie hatte dem Anschein nach wieder mit Großmutter zusammengelebt und war nun todt, die arme junge Seele, wie Tante Malchen schrieb.

Er wußte noch, wie er sie bekehren wollte, weil sie Sonntags die Kirche schwänzte — mit sechzehn Jahren war er fromm gewesen, hatte Pfarrer werden wollen, pflegte auch Gedichte für sie abzuschreiben, und Traute sollte seine Pfarrfrau sein. In einem Bändchen von Novalis, einem Großvatererbstück, strich er mit rothem Stift die Stellen an, darein sie sich versenken sollte, mit geschlossenen Augen, wies er sie an, damit der gottbegeisterten Verse Sinn und Bedeutung, von äußeren Eindrücken ungetrübt, ihr beseligend zur Empfindung kämen. Es war ja möglich, daß Traute die Augen darüber geschlossen hatte, denn sie war auf Großmutters Platz auf der Kirchenempore gegangen, wohin er am Sonntag Tante Malchen zu begleiten gewohnt war. Ein paar Mal hatte sie es gethan. Damals hatte er sie Undine geheißen, die seine Liebe beseelen sollte . . .

Wie hatte der Unfall sich eigentlich zugetragen? wußte Tante Näheres darüber? Ihre Episteln waren meist eingehender Natur und kehrten nach mannigfacher Abschweifung in der Regel wieder zu dem besprochenen Gegenstand zurück. Er hatte das beim Frühstück erhaltene Schreiben mit seinen von 1—9 nummerirten Seitenzahlen vorerst bei Seite geschoben und gewohnter Maßen nach der Morgenzeitung gegriffen. Seine Gedanken indeß waren von den politischen Spalten abgeschweift nach den Tagen der süßen Jugendeselei zurück, denn beim Aufreißen des Briefumschlages war Tante Malchens Wort von der armen jungen Seele ihm in die Augen gefallen. So legte er nun das Zeitungsblatt für später bei Seite und holte das vorher verschmähte Schriftstück herbei.

„Es ist schon lange ein Skandal gewesen, daß man die Straße den Berg herab nicht besser in Stand gesetzt hat," behauptete die Schreiberin, „ich habe es Johannes gesagt, er ist seit Ostern im Stadtrath und bildet sich nicht wenig darauf ein, sie noch mehr, die Frau Stadträthin selbstverständlich, es konnte jede Stunde ein Unglück geben. Ich wenigstens getraue mir nicht in der Dämmerung allein hinabzugehen — Du mußt wissen, Frau Dr. Sellmer ist voriges Jahr hinauf gezogen, in Wahrheit eine Rücksichtslosigkeit gegen den ganzen Whistkranz — und lasse mich immer von meinem Mädchen daraus abholen, im Winter bei Schnee und Eis ist es mehr als lebensgefährlich. Nun, jetzt ist Sommer gewesen und heller lichter Tag, und doch ist das Unglück geschehen. Natürlich kommt die Sache nun in Ordnung, eine rechte Schande, das heißt, ich bin gottfroh, daß es endlich doch einmal geschieht. — Vor dem Haus von Lehrer Hofmann ist es passirt, ja so, das kennst Du gar nicht, es steht erst seit dem Frühjahr, und Du kannst Dich von Deiner Großstadt ja nicht losreißen und die alte Tante einmal in ihrer Einsamkeit besuchen, vor der früheren Gartenmauer also der zwei Fräulein Korner. Sie haben ein Stück von ihrem Garten als Bauplatz abgegeben und schändlich profitirt dabei, die reichen, geizigen alten Jungfern. Was doch manche Leute Glück haben! Unsere Familie gehört nicht dazu. Mein seliger Mann hat einmal um 1200 Gulden Wiesen gekauft, es ist noch in der Guldenzeit gewesen — ich sagte gleich, ein Rector soll vom Speculiren bleiben — und hat sie später um 1000 Gulden wieder hergegeben, weil er so viel Verdruß damit hatte, es wollte ihm Niemand das Heu abnehmen und für seine Person verwenden konnte er es auch nicht. Vor Korner's ehemaliger Gartenmauer demnach spielten Kinder, wie es denn überhaupt ein Unfug ist, daß die Leute, die am Berg wohnen, ihre Kinder immer auf die Straße schicken, auch bessere Leute, wo sie doch alle Höfe haben, und die Meisten einen Garten hinter'm Haus. Es sind die Zinngießer Alberti Kinder gewesen, die drei Buben und das kleine dicke Mädel, Du erinnerst Dich vielleicht an sie, sie haben solch' runde glitzrige schwarze Augen von ihrem Großvater her, der ein eingewanderter Italiener war. — Vergangenen Montag ist also Traute den Berg hinauf geschwänzelt — die bösen Zungen sagen zu einem Stelldichein im Akazienwäldchen mit dem neuen Telegraphenassistenten, ich sage es nicht, weil ich's nicht weiß — und von oben herunter kommt ein Ziegelwagen gefahren, der bedenklich zu rutschen anfängt auf der abschüssigen miserablen Straße. Traute flüchtet sich die Stufen zu Hofmann's Haus hinauf und wäre da wohlgeborgen gestanden, ich habe dort auch einmal ein Fuhrwerk an mir vorüberschwanken lassen und hinterher Gott für meine heilen Glieder gedankt. Die Zinngießer Kinder wollten auch zu ihr herüber, den Buben ist es geglückt, das kleine Mädel aber fällt hin und hebt jämmerlich zu schreien an, statt flink aufzustehen. Das Kind ist auch zu dick. Da ist Traute zu ihm herunter gesprungen und hat es in die Höhe und auf die Seite gerissen, es ist ihm nichts geschehen. Doch sie muß dabei ausgeglitten sein, sie stürzt zu Boden, und das Fuhrwerk rollt über sie, der Knecht weiß selber nicht, wie es zugegangen ist, er hat die Pferde schon vorher nicht mehr halten können, es war sozusagen ein einziger Augenblick. Das Beste ist, daß sie auf der Stelle todt blieb, die Brust war eingedrückt. — Ich bin den anderen Tag hinaufgegangen, Tode mag ich nicht sehen und Verunglückte erst recht nicht, wo sich oft Leute hinzudrängen, von denen man es nicht voraussetzen sollte — Damen sogar aus unserem Kranz — allein die Stelle wollte ich mir ansehen. Da sind noch die abgerissenen Fasern ihrer rothen Feder in den Sand getreten gelegen, ich habe sie gleich gekannt, sie waren leuchtend karmoisin."

Hier ging das Schreiben zu Familiennachrichten über, der Leser aber schob den Brief in seinen Umschlag.

„Die arme junge Seele!" sagte er jetzt mit Tante Malchen.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Märzgefallenen.

Allerorten in der deutschen Welt, sollte man meinen, müßten sich jetzt die Politiker, die in den Bezirksvereinen wie auf der Bierbank, anschicken, den Todten des März eine pomphafte Erinnerungsfeier zu rüsten. Zum fünfzigsten Male jährt sich binnen wenigen Monaten der Tag, wo ein aufstrebendes, von wahrhaft liberalem Geiste erfülltes Bürgerthum den neuen Staat und die neue Zeit begründete. In romantische Träumereien versunken, geblendet vom Glanze ihrer eigenen, geistvoll schillernden Reden, hatte damals die Monarchie jeden inneren Zusammenhang mit der Nation verloren und statt zu führen, mußte sie es dulden, daß die Gasse die Führung übernahm. Man braucht nicht einverstanden zu sein mit der Politik der Gewalt, mit dem Staatsstreiche von unten, als den sich der 18. März und seine Errungenschaften darstellen. Aber unnöthig ist es und unpraktisch, ihn zu beschimpfen, denn er ist ja Sieger geblieben. Und der Erfolg entscheidet doch über Gut und Böse in der Geschichte. Seit den Märzkämpfen hat Deutschland ein Verfassungsleben; ihnen verdankt die Fraktion Manteuffel-Limburg-Stirum, genannt Ebers, ihr Dasein so gut wie die Gruppe Singer-Stadthagen. Keine Partei hat deßhalb das Recht, den Berliner Aufstand zu verfluchen und für eine der unzählig vielen Schanden des Jahrhunderts zu erklären. Thut sie es dennoch, so muß sie folgerichtig auch die ihm entsprossene Verfassung ein Verbrechen nennen und sich aus Land- und Reichstagen zurückziehen, widrigenfalls sie ja die Früchte des Verbrechens erntete und an ihm theilnähme. Einen Tag der Trauer bedeutet der Märzschlag allein für die Krone. Einen Tag der Trauer deßhalb, weil er sich hätte vermeiden lassen durch rechtzeitige, unumwundene Einlösung des Wortes, das Friedrich Wilhelm III. gegeben und, trotz Treitschke, gebrochen hat. Die Krone kann den 18. März nicht mitfeiern und wird ihn still vorübergehen lassen, wie sie vor einigen Wochen den Sterbetag des „dicken Wilhelm", des Mannes der Lustdirne Lichtenau und des Taschenspielers Bischofswerder, mit Recht ungefeiert vorübergehen ließ.

Zwar ist das moderne preußische Königthum, dessen Eigenart gerade Wilhelm II. glänzend repräsentirt, ohne die Ereignisse des März nicht denkbar. Ueberdies hat es die historische Berechtigung dieser Ereignisse dadurch anerkannt, daß es auf den Absolutismus verzichtete und sich constitutionell einengen ließ. Indessen, wenn auch in diesem Sinne der preußische König so gut ein Kind jener Zeit ist, wie es die heutigen politischen Parteien sind, so ist andererseits der Stachel in seiner Seele zurückgeblieben, daß der Thron nicht freiwillig, sondern nur unterm Drucke übermächtiger Verhältnisse alte Vorrechte aufgab und an der Begründung des neuen Staates mitwirkte. Ueber die dann und wann immer wieder versuchte Geschichtsfälschung, die die Verfassung ein königliches Gnadengeschenk nennt, ist kein Wort mehr zu verlieren. So guten Grund demnach die Krone hat, bei den Feierlichkeiten zu Ehren des 18. März seitab zu stehen, so sehr berechtigt, ja verpflichtet sind die Parteien, den großen Tag mit Jubelschall, mit Lied und Wein zu begehen. Besonders die liberalen. Man sollte meinen, daß das festfreudige Jahrhundertsende, das von einem Jubiläum zum andern taumelt und gar nicht Tinte genug findet, seinen Kalender roth anzustreichen, bei dieser schönen Gelegenheit mit beiden Händen zugriffe. Kurioserweise begegnet man überall verlegenen Gesichtern, hört befangene Stammelreden; niemand arrangirt Bankette, läßt seinen Frack in Stand setzen und studirt einen der doch so ungemein beliebten und populär gewordenen Trinksprüche ein. Nur die Sozialdemokratie trifft ihre Vorbereitungen. Aber sie thut's mit schadenfrohem Grinsen und mit niederträchtig frohen Seitenblicken. Ihr ist der 18. März nicht sowohl ein heiliger Gedenktag, als ein heiß erwünschter Anlaß, den Kaiser persönlich zu ärgern.

Darin liegt's. Unablässige Verhetzung, krampfhafte Anstrengungen strebsamer Preß-Byzantiner, loyaler zu scheinen als die Kammerdiener des Hofes, haben es allmählich dahin gebracht, daß die bloße Erwähnung der Märzereignisse, ihre ruhige unparteiische Würdigung allen Gutgesinnten bereits eine Majestätsbeleidigung scheint. Man wagt's nicht einmal mehr, das, was geschehen ist, historisch zu betrachten, welcher Aufgabe sich doch kein Gebildeter entziehen sollte; man er-

schöpft sich in Schmähungen und Ekelnamen, die darauf abzielen, die Märzschmach als die unheilvollste und finsterste hinzustellen, die je den preußischen Staat betroffen hat. Daß solches Beginnen unerhört ist und alle Fundamente des politischen Lebens erschüttert, daß es eine allgemeine Unsicherheit und Unklarheit der Auffassung, ja den Eindruck hervorruft, als befänden wir uns in einem latenten Bürgerkriege — dieser Gedanke kommt den geschäftsmäßig gedankenlosen Schweifwedlern gewiß nie. Man muß ihnen aber das Verdienst zusprechen, daß sie die öffentliche Meinung mit Erfolg verwirrt und eingeschüchtert haben. Wer sich für einen Freund der Monarchie hält oder ausgiebt, verurtheilt mit schöner Entschiedenheit die schon halb sagenhaften Märzkrawalle, und in der Centralstation des bürgerlichen Freisinns, im Jubeljahre und am Orte der Geschehnisse, finden sogenannte liberale Männer nicht mehr den Muth, den Blutzeugen der Idee, an die auch sie angeblich glauben, ein schlichtes Denkmal mit schlichter Inschrift zu setzen. Die gottverlassene Feigheit der Communaldemokratie in allen Ehren, aber in diesem Falle hat die Gesinnungslumperei einen Weltrecord geschaffen.

Es kommt nicht mehr darauf an, abzuwägen, wen die Schuld an den Märzkämpfen trifft: diese Kämpfe sind entschieden, haben zum Triumphe der Barrikadenstreiter, dann zu einer wenigstens formellen Aussöhnung beider Theile geführt, und übrig bleibt nur das Menschlich-Schöne, das Geistige in den Vorgängen. Nicht den Ueberlebenden, nicht den Führern der Bewegung, die ihr kostbares Blut noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen wußten, gebührt unser dankbares Erinnern; allein die vergessenen, unbekannten, namenlosen Todten haben Anspruch darauf. Von dem Geiste, der sie beseelte und der sie antrieb, ihre Brust den Kugeln darzubieten, waren damals, gering gerechnet, neunzehn Zwanzigstel der Einwohnerschaft Berlins erfüllt, und es ist deßhalb eine servile Verlegenheits-Phrase,' wenn der heutige Oberbürgermeister der Reichshauptstadt seine ängstliche Haltung in der Denkmalsfrage mit der Behauptung zu motiviren sucht, im Straßenkampfe hätten „Bürger gegen Bürger" gestanden. Im März 1848 trug Alles herausfordernd die Cocarde am Hute, und die eingerostetsten Geheimräthe hielten die aufreizendsten Reden. Heut zu Tage wären wahrscheinlich Trinksprüche daraus geworden. Man versündigt sich an der Zukunft, wenn man die ohnehin nur matt erhellten Vorgänge jener Zeit mit neuen Lügen und Fabeln künstlich zu verdunkeln sucht. Das tolle Jahr brachte des Bedauerlichen viel, aber es war so gut die Voraussetzung zum Aufbau des neuen Reiches, wie es im andern Sinne das ebenfalls bedauerliche Jahr 1866 gewesen ist. Es machte neues, nationales Feuer aufsprühen, es gab jedem Bürger die Gewißheit, daß er nunmehr nicht nur Unterthan, sondern ein vollberechtigtes, gleichberechtigtes Glied des Staates wäre und schuf sich aus solcherlei Imponderabilien die Gewichte, die schließlich gegen Frankreich den Ausschlag gaben.

Napoleon III., ein viel feinerer und intelligenterer Staatsmann als die Erfolganbeter zugeben wollen, einer der wenigen Schüler Machiavells, die diesen Namen verdienen, besiegte die Republik dadurch, daß er dem französischen Volke ungleich größere politische Rechte verlieh, als sie ihm in ihrer bourgeoisen Knauserei zugestanden hatte. Die Wege, die dieser vielgewandte kaiserliche Diplomat ging, um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, sollten von jedem Kronenträger aufmerksam studirt werden, um so mehr, als selbst Bismarck sie zu benutzen nicht verschmähte. Indem er der Masse das allgemeine, gleiche und geheime Reichstagswahlrecht schenkte, diese Erfüllung der Forderungen des 18. März, suchte er dem neuen Staatsgefüge ihre werthvolle Dankbarkeit zu sichern und allen sentimentalen Gelüsten nach den mageren Jahren der Vergangenheit von vornherein den Hals umzudrehen. Wilhelm II., der sich in politischen Künsten kein Unerfahrener und Unbegabter dünkt, steht dem 18. März zweifellos nicht mit dem verbissenen, kurzsichtigen Ingrimm gegenüber, den zu markieren sich die Hyperloyalen alle Mühe geben. Große und weitausgreifende Pläne wälzt sein Hirn, von denen nicht einer verwirklicht werden kann, wenn seinem Urheber die Volksthümlichkeit fehlt. Und die Psychologie der Volksseele wird dem Monarchen kaum so fremd sein, daß er wähnt, sie zucke nicht in wildem Schmerze zusammen bei jedem Hiebe, den freiwillige, doch unberufene Lakaien wider das geheiligte Andenken der Märztage führen. Mag sein — es ist nicht nur wahrscheinlich, es ist beinah selbstverständlich — daß dem königlichen Hocharistokraten die Erinnerung an das tolle Demokraten-Jahr ungemein peinlich ist und daß es ihn große Ueberwindung kosten wird, sich mit seinen Ergebnissen abzufinden, weiter zu bauen gerade auf dem Grunde, den es wie einen rocher von bronce stabilirt hat. Indeß, auch hier erblüht ihm die Kaiserkrone mit Dornen.

Der Aufgaben, die Wilhelm's II. warten und die er, ruckweis zwar und in allzu rasch ermattenden Anläufen, auch bereits in Angriff genommen hat, sind zwei. Einmal liegt ihm die Versöhnung der wirthschaftlichen Gegensätze im Lande selbst ob, dann die kraftvolle Durchführung einer großdeutschen Weltpolitik. Nicht darf er sich abenteuerlich in diese stürzen, um dadurch der Austragung innerer Schwierigkeiten zu entgehen, wie es Napoleon III. verzweifelt that. Der Zug nach Kiaotschau, dem sich andere Unternehmungen in anderen Welttheilen anschließen werden, kann zu gutem Ausgange führen und Deutschland zum Segen gereichen nur, wenn die Nation mit dem Herzen daran Theil nimmt. Hätte die Besetzung der gelben Meeresbucht allein den Zweck, unserer Industrie einen Markt zu erschließen und damit die Schärfe der Krise ein wenig zu lindern, die Dank den Dingleytarifen in nicht zu ferner Zeit über sie hereinbrechen wird, so wäre das eine Scheuklappenpolitik, die auf den Abgrund lostrottet, um der Lawine zu entgehen. Das Hauptbestreben Wilhelm's II. muß es sein, der deutschen Industrie vollends den deutschen Markt zu öffnen, den uns Niemand rauben und durch Prohibitivzölle sperren kann. Um Milliarden wird die Kauflust unseres Volkes mit seiner Kauffähigkeit wachsen. Eine starke, ist's erforderlich, eine rücksichtslose Mittelstandspolitik, die wirthschaftliche Befreiung der Kleinen aus den Klauen des Großcapitals schafft diese Kauffähigkeit. Der stumpfsinnigen Manchesterlehre, daß billiges Brod ein Land glücklich mache, ist die Nothwendigkeit entgegenzustellen, für die Erhaltung oder die Neuschaffung eines gesunden, zufriedenen Bauernstandes einzutreten. Dann bedarf's auch der Schiffe nicht, um Deutschlands Versorgung mit Getreide zu sichern, dann kann alles Brodkorn auf deutschem Boden gebaut werden, und wir hängen nicht in der Luft, hängen nicht von jedem gut gezielten Torpedo ab wie Großbritannien. Der deutsche Bauer wird den gewerblichen Mittelstand in Nahrung setzen, wird daneben ein williger, zahlungsfähiger Abnehmer der Industrie sein, und die klobigen Schwindelwaarenhäuser, die es auf das Einfangen des Großstadtproletariats abgesehen haben, werden zwar den Kleinkaufmann überflüssig machen, aber daneben nicht verwüstend wie die Pest auf das lebensfähige Handwerk einwirken können. Daß dem Monarchen die Nothwendigkeit aufgegangen ist, nach dem Fehlschlage seiner socialreformerischen Versuche von 1890 von diesem Punkte aus in das wirthschaftliche Leben einzugreifen, scheint aus der Zusammensetzung des jetzigen Ministeriums hervorzugehen. So lange die Handelsvertragsweisheit florirte und das freisinnige Evangelium die gläubigen Gemüther in der Wilhelmstraße beherrschte, wäre die Kiaotschaufahrt ein Unding gewesen; seitdem aber der Biebersteiner die Prächten des goldenen Horns, der Kleber die der Provinz Sachsen brünstig genießt und Caprivi y Caprera di Montecuculi sein Domherrngehalt bezieht, darf sich der Wunsch nach nationaler Entfaltung, nach einer Vermehrung der Flotte ungeniert und hoffnungsfreudig hervorwagen. Wirthschaftliche Reformen im Innern und Aufschwung der äußeren Politik gehen Hand in Hand.

Man vergißt zu gern und unterschlägt geflissentlich die Thatsache, daß die feurigsten Achtundvierziger ebenso fanatische Großdeutsche, fanatische Flottenschwärmer waren. Mit unbeschreiblich komischer Verblüffung hat die Barbarenhorde, die bei uns zur Rechten wie zur Linken Politik macht, neulich Herwegh's herrliche Mahnung an sein Volk gelesen, hinaus in's Meer zu fahren und die Welt zu erobern. Der allzu blutdürstige Tyrannenhasser, der fast comödiantenhafte Königsbeleidiger ein Uferloser, ein Tirpitzbarde! Sollte diese zufällige Ausgrabung der denkbar wirksamsten Demonstration zu Gunsten der kaiserlichen Flottenpläne nicht doch den einen oder anderen Besudler der Märztage stutzig machen? Ihm den Gedanken nahe legen, daß man die Kämpfer mit falschem Maaße mißt? Wenn sie heut aufstünden, träten sie sicherlich so wenig der Freisinnigen Vereinigung wie der Volkspartei bei, und Rudolf Mosse mit all seinen Angestellten mühte sich vergebens, sie für seinen Traum eines geeigneten Freisinns zu gewinnen und für die Freiheit, die er meint. Ueber Herrn Singer nun gar schüttelten die Auferstandenen Stunden lang verwundert und fassungslos die Köpfe. Der Berliner Zauberruf: wider Junker und Reaction, selbst die Anträge Rickerts auf Erleichterung des mit Margarine getriebenen Betruges würden diese Zurückgebliebenen nicht verstehen, keineswegs aber für Liberalismus halten. Ich glaube wirklich, man thut den Märzgefallenen bitteres Unrecht. Caliban.

## Notizen.

Das Recht der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche, dargestellt für die Frauen. Von Amtsgerichtsrath Hermann Jastrow. (Berlin, Otto Liebmann.) Das sehr praktisch angelegte Buch läßt in den Hauptabschnitten „Mädchen", „Ehefrau", „Mutter", „Wittwe", „Ehetrennung", „Wiederverheirathung", „Die unverheirathete Mutter", „Die Adoptivmutter", „Uebergangsvorschriften" kaum einen Gegenstand unberührt, der die Frau interessirt oder die ihr gewährleisteten Rechte und auferlegten Pflichten betrifft. So erhalten die Frauen eine dauernd zu benutzende Anleitung zur Orientirung in den einschlägigen Fragen, wobei der Verfasser sich einer für die Frauen klar verständlichen Weise befleißt und zumeist der Frauen günstige Stellung zu allen wichtigeren socialen Fragen nimmt. Auch werden z. B. die Kapitel: „Der Kampf um die Stellung der Ehefrau", „Die Frauenbewegung und die unehelichen Kinder", „Schutz der Geschlechtsehre" nicht unberücksichtigt bleiben dürfen bei Beurtheilung der Frauenbewegungsfrage.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

# Das Zeichnen nach Gyps
und
# andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Gratis und franko wird versandt:

**Katalog 4: Deutsche u. französische Litteratur, Geschichte, Curiosa** etc. Werke aus allen Wissenschaften.

München, Müllerstr. 16. Joh. Traber's Nachf. Antiquariat.

---

## • Die Bismarck-Nummer •
der
# „Gegenwart"
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

# Bismarck
im
## Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

**Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.**

# Die christliche Welt
## für Gebildete aller Stände

herausgegeben von Pfarrer **D. M. Rade** in Frankfurt a. M.

**will die christliche Weltanschauung, vereint mit dem Auffassen und Empfinden des modernen Menschen, zum Ausdruck bringen. Sie orientirt demgemäss von freiem unabhängigem Standpunkt aus**

über

**sittliche, religiöse, kirchliche Fragen, Resultate der neueren theologischen Forschung,**

**charakteristische Erscheinungen in Wissenschaft, Litteratur, Kunst, wirthschaftlichem Leben.**

1898 Nr. 1 enthält u. a. die beste der bei einem Wettbewerb eingelaufenen Arbeiten über

**„Der moderne Mensch und das Christenthum".**

**Probeabonnements für 6 Wochen zu M. 1.—, für ein Vierteljahr zu M. 2.—.**

**Bestellung bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.**

---

Soeben erschien im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die „Allgemeine Zeitung"
## 1798—1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

**Ed. Heyck.**

Groß-Oktav. Broschirt. Preis 5 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung" gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer bloßen Festschrift weit hinaus. Denn es schildert, auf Grund eindringender archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Teile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung herbeigebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischer wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittlung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung" auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsres Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung" stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

**„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,**
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 15. Januar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Reform der Fideicommisse. Von G. B. Othmer. — Oesterreich nach der Wahlreform. Von Dr. Rudolph Meyer. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling. (Schluß.) — **Feuilleton.** Der Komiker. Von Charles Foley. — **Aus der Hauptstadt.** Der Mißerfolg von Kiaotschau. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Reform der Fideicommisse.

Von G. B. Othmer.

Die Frage: Sind die Fideicommisse künftig beizubehalten oder nicht? ist schon oft aufgeworfen und im verschiedensten Sinne beantwortet worden. Gegenwärtig hat es den Anschein, als ob die Mehrzahl der Sachverständigen eine allgemeine Beseitigung der Fideicommisse für die mit solchen ausgestatteten Familien nicht empfehlen. Da die Fideicommisse der Gesammtvolkswirthschaft doch ganz bedeutende Vortheile bieten, die ihnen etwa anhaftenden Nachtheile sich aber wohl beseitigen lassen, so liegt deren Aufhebung nicht nur nicht im öffentlichen Interesse, sie ist sogar unerwünscht. „Das Fideicommiß verkörpert", so sagt treffend Gierke, „einen so gesunden germanischen Rechtsgedanken, es hat so weit verzweigte Wurzeln in unserer Rechtsgeschichte und beweist noch in der Gegenwart eine so starke Lebenskraft, daß es den Kampf mit seinen zahlreichen Gegnern ungescheut aufnehmen kann." Die Fideicommisse sind also reformbedürftig, aufzuheben sind sie nicht.

Dr. Paul Hager, der diese wichtige Frage zuletzt geprüft hat, macht eine ganze Reihe wohl überlegter Reformvorschläge, die eine Beleuchtung verdienen. Ihm erscheint das Vorhandensein einer Fideicommißbehörde dringend geboten. Von besonderer Wichtigkeit wäre die ihr ertheilte Befugniß, zur Errichtung eines Fideicommisses ihre Genehmigung zu ertheilen oder diese zu versagen; eine solche Genehmigung erscheint uns durchaus nothwendig und zwar nicht nur — wie bisher — für die Fideicommisse größeren Umfanges, sondern für alle Fideicommisse. Sie wäre nicht zu ertheilen, wenn in Gegenden und in Zeiten, in welchen die Zahl der frei verkäuflichen Güter an sich schon gering ist, eine weitere fideicommissarische Bindung gefordert wird und außerdem, wenn in Gegenden, in welchen der Großgrundbesitz bereits hinreichend oder gar übermäßig vertreten ist, die Errichtung größerer Fideicommisse geplant wird. Es muß in Zukunft bei beabsichtigten Neuerrichtungen von Fideicommissen hauptsächlich geprüft werden: sind jene vom wirthschaftlichen Standpunkte aus, sind sie im Interesse der Gesammtvolkswirthschaft zu billigen oder wenigstens nicht zu verwerfen. Ebenso werden bei der Erledigung der übrigen Aufgaben, welche der Fideicommißbehörde erwachsen würden, vornehmlich wirthschaftliche Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen. Es wäre das Zweckmäßigste, daß die Oberlandesgerichte nach wie vor Fideicommißbehörden bleiben bezw. (für das Gebiet des gemeinen Rechts) neu dazu bestellt werden und daß von ihnen auch die Genehmigung zur Errichtung größerer Fideicommisse nachgesucht werden muß; jedoch würde Hager nur in denjenigen Fällen, in denen es sich um „Bestätigungen" handelt, ihre jetzige Zusammensetzung aus 5 Mitgliedern des Oberlandesgerichtes für angebracht erachten. Kommen jedoch „Genehmigungen" in Frage, mit welchen ja künftighin stets die Prüfung und Entscheidung wirthschaftlicher Fragen verbunden sein soll, dann würde es sich empfehlen, neben 3 Mitgliedern des Oberlandesgerichts 2 andere geeignete Personen, welche mit den wirthschaftlichen Verhältnissen des betreffenden Oberlandesgerichtsbezirks vertraut sind, als Fideicommißrichter fungiren zu lassen. Diese „Laien"richter könnten auf Vorschlag der Landwirthschaftskammern oder der Provinziallandtage vom Könige auf eine bestimmte Zeit ernannt werden und müßten richterliche Unabhängigkeit genießen, so daß sie unseren derzeitigen Handelsrichtern ähnlich wären. Eine solche Behörde hätte folgende Aufgaben: 1) Zur Errichtung aller Fideicommisse wäre eine „Genehmigung" erforderlich d. h. die Zustimmung der aus 3 „Berufs"- und 2 „Laien"richtern zusammengesetzten Fideicommißbehörde. 2) Zur Aufhebung wäre eine „Bestätigung" nöthig, falls alle Fideicommißanwärter sie beantragen, eine „Genehmigung", wenn dies nur die nächsten — etwa 4 — Anwärter thun. Die „Bestätigung" ginge von 5 „Berufs"richtern aus. 3) Der Belastung oder theilweisen Veräußerung eines Fideicommisses müßte eine „Bestätigung" Kraft verleihen, falls alle Anwärter ihr zustimmten; eine „Genehmigung", wenn dies nur die nächsten — etwa 2 — thäten. 4) Liederliche und untüchtige Anwärter dürfte nur ein „genehmigter" einstimmig oder wenigstens mit erhöhter Majorität gefaßter Familienschluß von der Succession ausschließen; dies deßhalb, weil, besonders wenn die Zahl der Anwärter gering ist, diese sehr leicht aus persönlichen und gehässigen Gründen den nächst berechtigten Anwärter selbst „einstimmig" für liederlich oder untüchtig erklären könnten. An die Stelle des ausgeschlossenen Anwärters trat dann der beim Tode des derzeitigen Fideicommißbesitzers dem Ausgeschlossenen am nächsten stehende Anwärter. Bleibt er das dauernd, so behält er das Fideicommiß. Tritt aber nach der Uebernahme des Fideicommisses durch ihn zwischen ihn und den Ausgeschlossenen noch eine Letzterem näherstehende Person z. B. dessen inzwischen geborener Sohn, so müßte der derzeitige Fideicommiß„besitzer"

oder besser „verweser" dasselbe an jenen herausgeben und zwar bei seinem Tode oder beim Tode des Ausgeschlossenen; denn es wäre unbillig, die Kinder für die Untüchtigkeit oder Liederlichkeit des Vaters mehr büßen zu lassen, als dies das Interesse der Gesammtvolkswirthschaft erfordert. — Dem „Ausgeschlossenen" müßte der Fideicommiß„verweser" natürlich eine Apanage gewähren, deren Höhe bei der Genehmigung der Ausschließung von der Fideicommißbehörde festzusetzen wäre; auch müßte Letzterer die Befugniß zustehen, bei später eintretenden Aenderungen in den Verhältnissen des Ausgeschlossenen (Verheirathung, Kinder) unter Berücksichtigung dieser Umstände die Apanage neu zu bemessen. 5) Erhebt ein Anwärter wegen Verwüstung des Fideicommisses Einspruch, so müßte er dies im Wege einer regelrechten Klage thun, bei welcher der derzeitige Fideicommißbesitzer Beklagter wäre und die aus 3 „Berufs"- und 2 „Laien"richtern zusammengesetzte Fideicommißbehörde den Gerichtshof zu bilden hätten. Das Urtheil hätte auf Abweisung der Klage zu gehen oder auf eine Verurtheilung, welche dem derzeitigen Fideicommißbesitzer die Verfügung über das Fideicommiß nimmt oder ihm hinsichtlich desselben Beschränkungen auferlegt. Im letzteren Falle hätte das Fideicommißgericht noch Anordnungen zu treffen, in welcher Weise für die Interessen des Fideicommisses künftig gesorgt werden soll.

Bei den unter 2 und 3 erwähnten Fällen soll — abweichend von den gegenwärtigen Bestimmungen — schon die Zustimmung von 4 bezw. 2 Anwärtern und die „Genehmigung" der Fideicommißbehörde genügen. Dies erscheint Hager geboten, weil, besonders bei alten Fideicommissen, die Zahl der Anwärter häufig eine sehr große ist; diese sind oft ganz entfernte Verwandte, welche an dem Fideicommiß wenig Interesse und für dasselbe wenig Verständniß haben, zumal sie oft in ganz entfernten Gegenden oder gar Ländern leben. Da zudem ihr gegenwärtiger Wohnort häufig schwer zu ermitteln ist, bereitet es oft große Schwierigkeiten, ihre Zustimmung zu einem Familienschluß zu erlangen, auch verursacht dies nicht unbedeutende Kosten und verzögert vor Allem die Erledigung eines Familienschlusses oft auf Jahre hinaus, obschon doch gerade beispielsweise die baldige Möglichkeit, durch eine Belastung des Fideicommisses flüssiges Geld zu erlangen, für den Fideicommißbesitzer von höchster Wichtigkeit ist. Wäre also die Zustimmung aller Anwärter zu einer Veräußerung oder Belastung nicht beigebracht, so hätte die Fideicommißbehörde zu prüfen, ob eine solche auch im Interesse des Fideicommisses und somit auch der Anwärter liegt, deren Zustimmung nicht vorhanden ist, und nur dann wäre die Veräußerung oder Belastung zu „genehmigen". Haben aber alle Anwärter dieser beigestimmt, so wäre eine „Bestätigung" genügend, da dann durch die Gesammtheit der Anwärter die Interessen des Fideicommisses wohl hinreichend gewahrt sein werden. — Paul Hager, auf dessen treffliche Brochure „Familienfideicommisse" (Jena, G. Fischer) wir verweisen, ist vor Allem der Ansicht, daß die Bestimmungen des preußischen Landrechts beizubehalten seien, sowie daß u. A. mit einem Grundfideicommiß ein Geldfideicommiß verbunden sein müsse und die immerwährende Dauer des Fideicommisses zu beseitigen sei.

## Oesterreich nach der Wahlreform.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Als das dem Kaiser Franz Joseph durch die Coalition der liberalen und clericalen Deutschen aufgezwungene parlamentarische Ministerium Plener-Windischgrätz zusammengebrochen war, mußte sich der Monarch wieder nach einem Manne umsehen, der, wie ehedem Graf Taaffe, zwar nicht ein Parteiminister war, aber doch sich in parlamentarischen Formen bewegen sollte. Graf Taaffe lag im Sterben, kam also nicht in Frage. Hingegen wollte man ganz allgemein wissen, daß der Kaiser zwischen zwei als energisch bekannten Statthaltern schwanke, dem galizischen und dem böhmischen. Letzterer war Graf Franz Thun, Besitzer der Herrschaft Tetschen, Neffe des früheren Cultusministers Grafen Leo Thun und Sohn des durch den Fürsten Bismarck bekannt aber nicht berühmt gewordenen österreichischen Gesandten am Bundestag, welchem es gelang, den besten Hasser des Jahrhunderts zu reizen, was aber vielleicht wichtiger ist, Schwiegersohn des Fürsten Karl Schwarzenberg. Er war Ende der achtziger Jahre Statthalter geworden, als die Alttschechen unter Rieger den Prager Landtag vereint mit den Feudaladligen unter Graf Heinrich Clam beherrschten. Man glaubte, er sei ernannt, um mit Glanz die böhmische Autonomie, das böhmische Staatsrecht, wieder einzuführen und wurde der „Krönungsstatthalter" genannt, weil die Tschechen hofften, Franz Joseph werde sich so auf dem Hradschin als König von Böhmen krönen lassen, wie 1867 in Preßburg als König von Ungarn. Er trat sehr selbstbewußt auf und brüskirte die Deutschen. Man erzählt, er habe bei einer Rundreise in einer deutschen Stadt Nordböhmens einen Stadtverordneten gefragt, wie es gehe, und der habe ihm begreiflicher Weise die Beschwerden, welche die Deutschen damals zu haben glaubten, vorgetragen. Der Herr Graf habe ihn barsch gefragt: „Was sind Sie?" — ‚Bäcker'. — „Gehen Sie nach Hause und backen Sie Kuchen." Die Prager Mitglieder der „Welt" waren sehr stolz auf diesen ihren Standesgenossen, welchen sie den böhmischen Landesvater nannten, und überhaupt um's Jahr 1890 sehr glücklich. Der Kronprinz Franz Ferdinand stand als Brigadecommandeur in Prag und war sehr huldvoll gegen die böhmische Aristokratie. Der Carneval dieses Winters war wohl der glänzendste, den Prag gesehen. Allein bald sollte es ganz anders kommen. Der Krönungsstatthalter war wohl da, aber die Krönung kam nicht. Da erstarkten die radicalen Jungtschechen und verdrängten bei den Wahlen die Alttschechen erst aus dem Prager Landtage, dann auch aus dem Reichstage. Die böhmischen Feudalen verloren kurz vor der Niederlage der Alttschechen ihren gelehrten und politisch gewandten Führer Clam durch den Tod. Ihm folgte als Clubobmann zuerst der Graf Deym, Bruder des Botschafters in London, und seit Schluß des letzten Censusreichstages der Graf Paalffy, geboren als Ungar, gebildet als Deutscher, und von politischem Bekenntniß Tscheche. Alle Beide qualificirte für die Führerstelle ein gewisses Alter und die Zugehörigkeit zu den achtzig adligen Herrschenfamilien. Graf Thun hatte sich auf die Alttschechen gestützt, ihnen seine Machtmittel bei den Wahlen gegen die aufkommenden Jungtschechen geliehen und wurde nun von ihnen bekämpft. Die Feudalen standen zu ihrem Standesgenossen. Es kam zu Straßenaufläufen; die nicht rechtzeitig und mit genügendem Polizeiaufgebot unterdrückt wurden und wobei schließlich Blut floß. Der Statthalter verlor sein kaltes Blut und wendete Bajonette an statt der flachen Klinge, er verhängte den Belagerungszustand über Prag und machte ein Paar unreifen, bedeutungslosen Handwerksburschen, den sogenannten Omladinisten, angeblich argen Nihilisten, einen Staatsproceß. Er wußte den Kaiser zu veranlassen, daß dieser über die Jungtschechen sich öffentlich sehr ungnädig ausließ, nnd vermaß sich, diese zu unterdrücken.

Inzwischen hatte der Kaiser im September 1895 den galizischen Statthalter, Grafen Badeni, zum Ministerpräsidenten ernannt, der sehr gut wußte, daß Graf Thun ernstlich auf die erste Stelle im Staate gerechnet hatte — und vielleicht noch rechnete. Graf Badeni griff nun sofort in die böhmischen Angelegenheiten ein, welche Graf Thun unter dem früheren Minister des Innern, Marquis Bacquehem, als selbstständiger Satrap verwaltet hatte. Bacquehem ist arm und scheute den Conflict mit dem reichen und gutparentirten Magnaten, der

zudem des Kaisers Gunst besaß. Der Graf Thun bekam zuerst die „eiserne Hand" des Grafen Badeni zu fühlen: Badeni hob im October 1895 den Belagerungszustand auf, im November ließ er die Omladinisten begnadigen und im December setzte er die Einladung von zwei Jungtschechen zur kaiserlichen Tafel durch, er desavouirte seinen Statthalter in Allem, was dieser gethan hatte. Als darauf der böhmische Landtag zusammentrat, führten die Jungtschechen die damals auf dem Continent noch neue Kampfesmethode der Obstruction ein, welche von den irischen Mitgliedern des englischen Parlaments erfunden ist. Sie erklärten, mit diesem Statthalter nicht verhandeln zu wollen, bombardirten ihn mit Tintenfässern und Büchern, klappten mit den Pultdeckeln und beschimpften ihn gröblich. Nun erbat Graf Thun die Erlaubniß, den Landtag aufzulösen, erhielt aber statt dessen im Februar 1896 seine Entlassung. Da er sich in letzter Stunde Hülfe suchend an die deutsche Partei des Prager Landtages gewendet hatte, so trat er, überall, auch bei den Alttschechen, discreditirt ab. Graf Badeni hatte seinen einzigen gefährlichen Rivalen beseitigt, aber — er hatte die Obstruction nicht nur anerkannt, sondern sie sogar über Majorität und Regierung siegen lassen und die Führer der Obstructionisten hoffähig gemacht. Persönlich hatte er gesiegt, die Staatsautorität aber preisgegeben.

Während des Coalitionsministeriums bereits, als Graf Clam krank war und die Alttschechen in's Wanken kamen, hatte der Erbprinz Karl Schwarzenberg sich mit dem Führer der Deutschen, Herrn v. Plener, befreundet. Er sprach, obschon ganz junger Parlamentarier, oft und herausfordernd und wurde von sogenannten conservativen Blättern der „geborene Führer des böhmischen Adels" genannt. Augenscheinlich wollte er seine Partei auf die deutsche Seite ziehen, wohin die Nachkommen der glücklichen Generäle und Staatsmänner Kaiser Ferdinand II. wohl auch gehören. Doch nahm die deutsche Herrlichkeit in Wien ein Ende, als liberale und clericale Deutsche wieder auseinander gingen. Der Prinz wurde auf seiner böhmischen Besitzung sehr übel empfangen und legte sein Mandat nieder. Geborene Führer brauchen keine Schulung, aber sie gebrauchen, wie alle anderen Führer, den Erfolg.

Da trat ein drittes Mitglied des Schwarzenbergischen Hauses auf die Bühne, der jüngere Bruder des vorigen, Prinz Friedrich. Als der Erbprinz noch Deutscher, der Schwager Alttscheche war, that er sich als Jungtscheche auf, und in der Wiener „Welt" wurde er mit Grauen der „Hussit" genannt. Aber nach Thun's Sturz lenkte dessen Nachfolger, Graf Cudenhove, auf Badeni's Weisung ein, und allmälig auch der böhmische Adel. Man näherte sich den Jungtschechen, und im Sommer 1897 erklärte Prinz Friedrich zu Budweis, daß die Interessen der Feudalen und Tschechen dieselben seien und in seinen eignen Adern tschechisches Blut rolle — etwas stark von einem Schwarzenberg. Der Obmann der feudalen Wähler, Graf Buquoi, mochte sich wohl erinnern, daß sein berühmter Vorfahr, der Schüler Alexander Farnese's, die einträglichen confiscirten Rosenbergischen Herrschaften nicht als Vertheidiger des böhmischen Staatsrechts, sondern für Besiegung der Vertheidiger desselben vom dankbaren Ferdinand II. geschenkt erhalten hatte, und berief zwei Versammlungen nach Prag, welche diplomatisch gegen die neue Union protestirten, aber Prinz Friedrich brachte sie später doch zu Stande, nur führt darin der Adel nicht mehr wie zu Clam's Zeit.

Nachdem res Bohemiae so durch eine Niederlage der Regierung zu Badeni's Befriedigung geordnet waren, ordnete er eine andere Staatsaffaire durch eine eigne Niederlage, in der bekannten Angelegenheit der Besetzung der Bürgermeisterstelle von Wien durch Dr. Lueger. Polnischer Adel und polnische Juden vertragen sich gut mit einander, und die Juden waren übel beraten genug, Badeni die Nichtbestätigung des Antisemiten zu empfehlen. Von sehr katholischer Seite wurde ihm dagegen gerathen, die antisemitische Agitation nicht durch Nichtbestätigung zu steigern, denn eine solche Rassenverfolgung ist doch unchristlich. Dennoch bestätigte er zwei Mal nicht. Nun erschienen die Antisemiten zu vielen Tausenden auf dem Ring, im Burghof und Prater. Die Wiener lieben — das ist keine Phrase — ihren alten Kaiser, und die Liebe ist mit jedem neuen Unglück des Fürsten gewachsen — weil sie erwidert wird. Aber wenn jetzt der Kaiser durch die Straßen seiner Stadt fuhr, so grüßte man ihn mit „Hoch Lueger!" Da hatte ohne Kampf die Straße, die Masse, gesiegt über die Regierung. Badeni, der Chef der Regierung, beugte sich vor dem „Herrn von Wien". Lueger wurde Bürgermeister, erst zweiter, dann erster. Die Freunde des Grafen Badeni — jeder leitende Minister hat solche — priesen seine „Schlauheit", ‚er sei nicht so dumm, über die Antisemiten zu stürzen, wie Thun über die Tschechen.' Badeni aber glaubte immer noch, er leite! Graf Taaffe war wohl über seine Wahlländerungsvorlage gestürzt und das Coalitionsministerium hatte natürlich auf diesem Gebiet unfruchtbar bleiben müssen, weil es ja eben gegründet war, um den politischen Besitzstand zu vertheidigen. Doch muß auch Badeni sich überzeugt haben, daß schlechterdings dem absterbenden Parlament neues Blut eingeflößt werden müsse, und er war glücklicher als Graf Taaffe. Sein Wahlgesetzentwurf wurde wirklich im September 1896 Gesetz. Wenn die Wiener Socialdemokraten gern behaupten, sie hätten die Regierung gezwungen, dem Volk auch ein Stimmrecht zu geben, so überschätzen sie den Eindruck ihrer dahin zielenden Demonstrationen gröblich.

Badeni's Wahlrecht war das Ei des Columbus. Bisher hatte man geglaubt, ein Wahlrecht müsse ein Princip haben, und das hatten auch die vorhergehenden österreichischen gehabt. Der Graf Badeni emancipirte sich von dieser Fessel und unternahm es, ein Wahlrecht auf zwei Principien aufzubauen: Das bisherige Censuswahlrecht mit seiner Eintheilung in vier Curien blieb erhalten mit der vollen Zahl der früheren Abgeordneten und dazu wurde eine fünfte Curie des allgemeinen gleichen Wahlrechts geschaffen, zu welcher alle Erwachsenen, mit Ausnahme des ländlichen Gesindes, also auch jene, welche in den vier ersten Curien schon einmal ein Wahlrecht ausgeübt hatten, gehörten. Diese haben also ein doppeltes Wahlrecht. Der politische Besitzstand wird nicht geändert, denn vier Fünftel der Abgeordneten wurden ausschließlich von den bisherigen Berechtigten ernannt, und bei der Wahl des letzten Fünftels werden dieselben durch ihren socialen oder wirthschaftlichen Einfluß doch ausschlaggebend bleiben, jedenfalls ist ihnen stets die Majorität im Parlament gesichert. Doch wird es unter dem letzten Fünftel neue Elemente geben, welche ein geschickter Ministerpräsident benutzen kann, um wieder, in Verbindung mit anderen Gruppen der alten Provenienz, eine Majorität zu bilden.

Bei den Reichstagswahlen im Frühjahr 1897 siegten in der fünften Curie stellenweise Leute von denselben Principien, wie die dort gewählten Vertreter der Land- und der Stadtcurien. Aber wo verhältnißmäßig viele kleine Leute und Arbeiter waren, kam es zur Aufstellung eigener Candidaten derselben, und oft, namentlich in Wien, zu einem erbitterten Kampf zwischen diesen beiden Klassen. Es sollen an 6000 locale Handwerkerzünfte bestehen, die sich zur allgemeinen Ueberraschung, nur nicht ihrer intellectueller Urheber, der Männer um Egbert Belcredi, nirgends mit den Vertretern der Socialdemokratie verbanden, sondern clerical oder christlich-social (antisemitisch), also was man in Oesterreich conservativ nennt, wählten. Die Socialdemokraten traten mit großem Selbstbewußtsein auf und hofften dem Dr. Lueger die Hauptstadt zu entreißen, brachten aber keinen einzigen Mann durch, obschon hier ihre beiden Hauptführer, Dr. Adler und Pernerstorfer, candidirten. Im Ganzen gingen die Clericalen und Antisemiten sehr verstärkt aus der Wahl hervor, die deutsch-liberaben und deutsch-jüdischen Parteien aber geschwächt, und es waren trotz der Niederlage in Wien, 14 Socialdemokraten und auch einige mehr oder minder socialistische

Bauern, aus Galizien und Böhmen gewählt worden. Am Wichtigsten war es, daß die polnische Fraction zusammengeschmolzen war und ihr einige socialdemokratische Arbeiterführer und Bauern aus dem eigenen Lande gegenübertraten.

Die Erwählten der fünften Curie waren zum großen Theil aus ähnlichen Lebensstellungen wie die der ersten vier Curien und konnten sich also nicht, wie zu Sieyes' Zeiten die Mitglieder des tiers état, als die einzig berechtigte Volksvertretung constituiren, aber in den ersten Sitzungstagen des Parlaments hatte es fast den Anschein, als ob sie es wären. Die socialistischen Abgeordneten aus Galizien hatten das Wort ganz allein. Sie schilderten die Art und Weise, wie der Galizien verwaltende Adel dort Wahlen mache, so, daß den Hörern die Haare zu Berge standen. Die Fraction der Polen saß wie auf der Anklagebank. Zornbebend und mit thränenden Augen rief der dictatorische Führer derselben, v. Jaworski*), so seien sie noch nie behandelt worden. Und doch hatten die Ankläger nur Thatsachen erzählt. Es hatte Einsperrungen, Verwundete und Todte gegeben und zeigte sich, daß in Galizien noch genau so gehaust werde, wie im 17. und 18. Jahrhundert. Des Herrn von Thadden-Trieglaff „die Preßfreiheit mit dem Galgen daneben", lautet in Polen ‚liberum veto corrigirt durch Todtschlag': Die freiste Verfassung, aber wer es wagt, sich ihrer gegen Mächtigere zu bedienen, wird erschlagen. So war's im polnischen Reichstage. Unter Beobachtung von Rechtsformen verübt man Unrecht, und dies System kam später auch im österreichischen Reichstage durch Abrahamowitsch in Anwendung. Das Ansehen des Polenclubs und auch des Grafen Badeni ging sehr beschädigt aus dieser mehrtägigen Debatte hervor, und es hatte sich gezeigt, von welcher Bedeutung es ist, wenn auch nur einige wenige Socialdemokraten in einem Parlament sitzen — darum streben ja jetzt auch die deutschen Socialdemokraten nach Sitzen im sächsischen und preußischen Landtage. Diese wenigen Socialisten spielen dann sofort die Rolle von Volkstribunen, und obschon es deren zu Rom nur zwei gab, haben doch oft Consuln und Senat vor ihnen gezittert. Doch erholte sich Graf Badeni von diesem Schreck und gewann sein altes Selbstvertrauen wieder. Jetzt werde er sich *seine* Majorität so componiren, wie er sie brauche, und ohne sich von ihr Bedingungen vorschreiben zu lassen, verkündeten die Officiösen, als wenn er ein Kartenmischer wäre, der sich aus dem ganzen Haufen Karten seine Trümpfe beliebig aussuchen könne. Daß Polen, böhmische Feudale und Jungtschechen in der Majorität sein würden, schien festzustehen, allein nun fehlten immer noch welche an der Majorität, und da verhandelte Badeni offen mit den deutschliberalen Großgrundbesitzern, die aber bei der hochgradigen Spannung zwischen Deutschliberalen und Jungschechen in Böhmen ohne offenbares Renegatenthum nicht in jene Combination eintreten konnten, was Badeni sich selbst hätte sagen müssen, wenn er nur eine Spur von politischen Grundsätzen besessen hätte. Die nonchalante Art und Weise mit der Badeni dabei über den Köpfen der Polen und Feudalen hinweg mit den deutschen Großgrundbesitzern verhandelte, verstimmte diese Parteien, und der äußerst gewandte, kluge Führer der tyroler Clericalen, der „Schwarze Baron" Dipauli, benutzte diesen Umstand, um durch Vermittelung einiger ihm befreundeten böhmischen Feudalen jenen zweien Parteien und den Jungtschechen ein Bündniß mit den Deutschclericalen oder der katholischen Volkspartei vorzuschlagen — *gegen all' und jeden!* Die äußerst geschickt und geheim geführten Verhandlungen führten schon nach drei Tagen zu einem schriftlichen Rütlibunde, welcher nach seiner Perfection den „Staatsmann des Unbewußten" vollkommen überraschte. Er, der führen wollte, sah sich einer Majorität gegenüber, deren Gesetze er annehmen — oder gehen mußte. Der alte „Eiserne Ring" war wieder fertig. Aber während Graf Taaffe ihn am Finger trug, schmiedete der Schwarze Baron ihn fest um Badeni's Hals — und der beugte das Genick zu der Operation!

Außerhalb der den Ministerpräsidenten beherrschenden Majorität stand eine ganz zerklüftete Gesellschaft, deren einzelne Parteien sich meist spinnefeind waren, welche aber der Versuch Badeni's, in Wien polnisch zu regieren, schließlich einigte, was Niemand für möglich gehalten hätte. Da waren der deutsche Fortschrittsclub, der arg zusammengeschmolzene Rest der früheren großen verfassungstreuen Partei, die immer noch ihre Wahlkreise hauptsächlich in Böhmen hat, mit dem Bürgermeister von Leitmeritz, Dr. Funke, an der Spitze, die Freie Deutsche Vereinigung und die Deutsche Volkspartei, endlich die nur fünf Mann starke Schönerergruppe, welche nach Berlin gravitirt, und der Herr Wolf angehört. Dann kam die starke Fraction Lueger-Liechtenstein, welche die Judenfrage scharf von den obigen deutschen Parteien, etwa mit Ausnahme der Letzteren, schied und die zunächst sich fast wohlwollend neutral gegen Badeni verhielt, der erst nach der Majoritätsbildung das Avancement Dr. Lueger's vom zweiten zum ersten Bürgermeister bestätigt hatte. Endlich stand ganz abseits ein Dutzend Socialdemokraten, welche alle Rücksicht auf Nationalität und Religion stricte programmmäßig fallen ließen. In dieser kleinen Fraction saßen Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen, Christen und Juden friedlich zusammen. Da Victor Adler und Pernerstorfer den Antisemiten in Wien unterlegen waren, führte diese Gruppe ein in Zürich und Lemberg akademisch gebildeter talentvoller Pole, Daszynski.

Graf Badeni und sein Landsmann v. Bilinski, den er zum Finanzminister machte, hatten mit den Ungarn ein bis zum Januar 1898 durch das Parlament zu bringendes Ausgleichsprogramm für die nächsten zehn Jahre auf dem Rücken der Deutschen und Tschechen entworfen, denn das passive Galizien würde wenig oder nichts zu dem leoninischen Contract gezahlt haben. Ungarn hatte das Zollbündniß und die gemeinschaftliche Bank benutzt, um ungebührlichen Vortheil aus Beiden auf Kosten der solventen Theile Oesterreichs zu ziehen. Herr Dr. Lecher hat dies Verhältniß in seiner zwölfstündigen Dauerrede, welche im Buchhandel erschien und ebenso interessant wie lehrreich ist, geschildert, nur vergaß er zu erwähnen, daß Dank der Einheit der Nationalnotenbank der Zinsfuß für Wechsel und Hypotheken in Galizien, Ungarn, Niederösterreich und Böhmen der gleiche ist, während er ohne eine solche dort weit höher sein würde als hier, so verschieden etwa, wie in den amerikanischen Staaten Dakota, Illinois, Pennsylvanien und New-York. Der Zinsfuß ist in den reichen Ländern Oesterreichs zu hoch, weil er in den armen östlichen Ländern zu niedrig ist, was natürlich capitalistische Unternehmungen in den östlichen Theilen begünstigt, in den westlichen hemmt. Daher kommt es, daß die sehr soliden böhmischen Banken mehr von der deutschen Reichsbank abhängen als von der Oesterreichisch-Ungarischen, da sie von Berlin billigeres Geld haben als von Wien. Nach dem neuen Ausgleich sollte nun auch noch der ungarische Einfluß auf die Bank so verstärkt werden, daß sie — und besonders, wenn die Ungarn sich mit den Polen verständigten — die Bankleitung beherrschen würden. Dann würde das Unicum geschaffen werden, daß die Schuldner die Verfügung über die Börse der Gläubiger bekämen, wie die ganz unnatürliche Thatsache schon seit 1867 bestand, daß die uncultivirteren, ärmeren,

*) Wie herrschsüchtig war dieser Mann noch kurz zuvor! Im Winter 1896—97 wurde in der berühmten „Gesellschaft österreichischer Volkswirthe" über Währungs- und Bankfrage verhandelt. Ein Redner deutete, übrigens sehr discret, an, daß die Polen — etwas lässige Zurückzahler seien, was seit Heine's zwei Polen in Paris nicht überraschte. Herr v. Jaworski censurirte öffentlich den Präsidenten dieser unabhängigen und angesehenen Gesellschaft, und dieser, ein hochverdienter Gelehrter, Herr von Inama-Sternegg, hatte die Schwäche, an den Polen führer einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu richten. Aber schon waren in Wien alle Parteien einig, sich nicht weiter von Polen — und Ungarn — terrorisiren zu lassen. Herr von Inama legte seine Präsidentschaft nieder; er wäre sicher nicht wieder gewählt worden.

ökonomisch zurückgebliebenen Polen und Ungarn die in allen diesen Beziehungen vorgeschrittenen Deutschen und Tschechen beherrschen und ausbeuten.

Ein solcher Ausgleich mußte also die letzten beiden Nationen gegen sich, trotz aller sonstigen Gegensätze, einigen, und deßhalb hatten sich Badeni und Banffy vorgenommen, vorläufig nur einen provisorischen Ausgleich auf ein Jahr durchzusetzen. Nun war es Aufgabe Badeni's, die Majorität für dies Provisorium zu gewinnen. Die Feudalen sind reich und in Geldsachen nicht kleinlich, die Polen wurden nicht durch den Ausgleich geschädigt, denn sie haben und zahlen ja wenig. Die Deutsch-Clericalen mögen wohl Aussicht auf die confessionelle Schule von Badeni erhalten haben, aber die Jungtschechen forderten etwas Reelles.

Nun war schon lange Streit über die Beamtensprachen in Böhmen zwischen Tschechen und Deutschen, und Graf Badeni hatte auch bereits Einigungsversuche zwischen Beiden gemacht, dabei den Deutschen, die er, wie gesagt, ja in die von ihm geplante Majorität hatte einbeziehen wollen, versprochen, in dieser Frage keineswegs ohne ihr Wissen und ohne ihre Zustimmung mit den Tschechen etwas abmachen zu wollen. Dies Versprechen brach er; einigte sich heimlich mit den Jungtschechen und publicirte am 6. April 1897 eine Sprachenverordnung, wie sie die Böhmen gewünscht hatten. Ganz so unerwartet kam dieser Schlag aus heiterem Himmel, wie einst Graf Taaffe's Wahlrechtsvorlage, und dieser Blitzschlag hat auch dieselbe Wirkung gehabt wie jener, den Mann zu zerschmettern, der ihn schleuderte.

Der nördliche Theil Böhmens wird nur von Deutschen bewohnt und hat nie böhmische Amtssprache gehabt. Nun sollen — zu Folge jener Verordnung — die Beamten dort auch der böhmischen Sprache mächtig sein, was weder historisch noch durch das Interesse des Dienstes begründet ist. Aber auch ganz abgesehen von dem Inhalt der Sprachenverordnung konnten sich die deutschen Abgeordneten nicht gefallen lassen, daß ein Pole und die Tschechen über ihren Kopf weg darüber entschieden, wie die Beamten in Böhmen sprechen sollten, zumal sie der Ansicht waren, daß diese Angelegenheit nur durch ein Gesetz geregelt werden könne. Die kecke Ueberraschung einigte sofort die deutschen Fractionen, mit Ausnahme der Antisemiten und Clericalen. Sogar die Schönerianer vergaßen zeitweise ihren Judenhaß. Am 30. April brachten sie Anklageanträge gegen das Ministerium ein, über die schon sehr tumultuarisch verhandelt wurde, die jedoch am 8. Mai mit 203 gegen 163 Stimmen fielen.

Nun mußte über das Verhältniß mit Ungarn verhandelt werden, und es schien, als ob Badeni ein einjähriges Provisorium unter Beibehaltung des status quo mit obiger Majorität von 40 Stimmen werde durchsetzen können — da behandelten ihn die Deutschen, wie vor anderthalb Jahren seine jetzigen Verbündeten, die Jungtschechen, den Grafen Thun behandelt hatten, sie machten Obstruction. „Was den Jungtschechen Recht war, denen der Graf Badeni damals seinen Statthalter geopfert hat, das ist uns jetzt billig," sagten sie, und sie machten Ende Mai so furchtbaren Scandal im Abgeordnetenhause, daß der verblüffte Ministerpräsident das Haus am 2. Juni vertagte. Was er sich dabei gedacht und beabsichtigt hat? Vielleicht eine Beruhigung der deutschen Abgeordneten, wenn diese mit ihren Wählern zusammen kämen, oder einen Ausgleich der Deutschen und Tschechen, zu welchem Zweck er am 19. August eine Conferenz beider Theile ausschrieb. Allein die Deutschen lehnten die Betheiligung ab, so lange die Sprachenverordnung nicht zurückgezogen sei. So wurde Graf Badeni auf die Majorität zurück-, d. h. ihr vollständig unterworfen, was er in seiner immer unwahren Weise dadurch anerkannte, daß er in einer Conferenz der Obmänner der Majoritätsparteien erklärte, „sich auf sie stützen zu wollen". Inzwischen hielten die Deutschen, trotz polizeilichen Verbots, in Eger einen Volkstag ab, worin Widerstand gegen die Regierung mit allen Mitteln beschlossen wurde.

Die scandalösen Ereignisse der folgenden Reichstagssession vom 23. September bis 28. November sind bekannt. Wir wollen daraus nur einige charakteristische Ereignisse hervorheben. Am 19. October kam es zu den ersten Handgreiflichkeiten. Das Präsidium wandte die äußerste gestattete Strenge gegen die Obstruction an, ohne sie zu bewältigen — da reiste der erste Präsident Dr. Kathrein, Bürgermeister der kleinen Stadt Hall bei Innsbruck, über Nacht ab und hinterließ seine Abdankung. Man wußte, daß Graf Badeni ihm zugemuthet hatte, in der Strenge gegen die Obstruction weiter zu gehen, als es dieser Mann, der Hohenwart, Taaffe und Plener mit gleicher Hingebung gedient hatte, mit seinem Gewissen vereinigen konnte. Er gehörte der katholischen Volkspartei an — und wurde jubelnd von seinen Wählern empfangen! Dies war ein Mene Tekel für die andern clericalen Mitglieder der Majorität: Sie waren ihrer Wähler nicht mehr sicher! Zum zweiten Male seit Taaffe's Fall waren alle österreichischen Deutschen auf dem Wege zur Einigung. Der Pole v. Abrahamowitsch und der Tscheche Kramar präsidirten nun allein, bis ihnen am 22. November der Dr. Fuchs von der katholischen Volkspartei als dritter Präsident zugesellt wurde.

Zwei Tage nach Kathrein's Rücktritt versuchten jene zwei Präsidenten nun, das Ausgleichsprovisorium mit allen Mitteln durchzudrücken. Die Sitzung dauerte 25 Stunden, und Dr. Lecher sprach von $8^3/_4$ Uhr Abends bis $8^3/_4$ Uhr Morgens, beide Präsidenten ermüdend, die sich abwechselten, und zwar nicht Unsinn oder Vorlesung haltend, wie es die Irländer öfter thaten, sondern sachlich ganz vorzüglich. Ihm hatte die Majorität keinen ebenbürtigen Redner entgegen zu stellen, wie sie überhaupt gar nicht zu überzeugen suchte. Sie vertheidigte das Provisorium nicht, sie wollte es bloß votiren und that das in erster Lesung nach 15stündiger Sitzung am 4. November wirklich.

Am 24. November sollte die zweite Lesung beginnen, aber sofort entstand Tumult und Wolf und Schönerer suchten das Präsidium zu stürmen, worauf ein regelrechtes Handgemenge stattfand. Darauf brachte am folgenden Tage der Graf Falkenhayn von der Majorität einen Antrag auf Abänderung der Geschäftsordnung ein, wonach der Präsident Ausschließung von Abgeordneten sollte verfügen dürfen. Mitglieder der Majorität umgaben ihn, während er sprach. Bei dem Lärm im Hause wußten nur die Eingeweihten, was er sagte. Plötzlich ließ der Präsident abstimmen, die Majorität erhob sich und der Präsident erklärte den Antrag für angenommen, ehe die Linke auch nur wußte, daß einer gestellt war. Die ganze Affaire war mindestens eine Komödie, wahrscheinlich aber etwas Schlimmeres. Graf Falkenhayn war unter Taaffe und Plener Ackerbauminister gewesen, hatte 14 Jahre als solcher gebraucht, um einen unbrauchbaren Gesetzentwurf über ländliche Genossenschaften zu entwerfen, während welcher schönen Jahre die Decomposition der bäuerlichen Besitzverhältnisse große Fortschritte machte. Darauf hatte er als Mitglied der Fraction der Rechten sich durch reactionäre Reden in socialen Fragen ausgezeichnet. Jetzt bot er sich den Polen und Tschechen zu dieser verhängnißvollen That an!

Bis dahin hatten sich die Socialdemokraten um den häuslichen Zwist unter den Vertretern der herrschenden Classen und der verschiedenen Nationalitäten nicht gekümmert. Ganz programmmäßig erklärten sie, daß sie das gar nichts angehe. Nachdem aber im Reichstage diese Parteien wirklich zum Kampf gekommen waren, griffen sie — nach des Karl Marx' Recept von 1871 — plötzlich ein und beschlossen, dem ganzen aristokratisch-bürgerlichen Parlamentsrummel ein Ende zu machen. Ohne ihre Absicht zu verrathen, stellten sie sich am Morgen des folgenden Tages um den Schutzzaun, mit

dem man in den letzten Tagen das Präsidium umgeben hatte. Als der Präsident Abrahamowitsch die Sitzung eröffnet hatte, übersprangen sie den Zaun, warfen den Präsidentenstuhl um, den Präsidenten die Treppe hinab und die Klingel in den Saal. Nun drangen Polizisten ein und schleppten Socialdemokraten und Schönerianer aus dem Saal und Gebäude auf den Burgring — aber dort stand eine schwarze, drohende Menschenmasse, welche wüthend über diese Behandlung ihrer Abgeordneten tobte: Jetzt trat ein neues Element auf, die Straße! Badeni hatte durch seine Polizei den Conflict auf die Gassen Wiens tragen lassen, und hier ist er dann folgerichtig entschieden worden.

Dr. Lueger ist der größte mir bekannte Demagog und bis jetzt der klügste und geschickteste. Er verhetzt das Volk nicht — es ist schon ohnehin aufgeregt genug, er hält es zurück, aber sowie er merkt, daß es ihm aus der Hand gehen will, stellt er sich an seine Spitze. Wie ein französischer Vorgänger von ihm, sagt er sich: „Il faut bien que je les suive, puisque je suis leur chef.“ Sowie das Volk seine Abgeordneten von Polizisten aus dem Parlament schleppen sah, würde es kein Lueger haben zurückhalten können, und so ging er im selben Moment im Parlament mit seiner ganzen Partei offen zur Opposition über. Lauter Jubel scholl von der Linken und den Galerien, man fühlte, daß dies Badeni's Ende bedeutete, wie einst der Uebergang der Sachsen 1812 bei Leipzig das Ende Napoleon's wurde. In beiden Fällen wurde Fremdherrschaft über Deutsche gebrochen, hier die der Polen.

Am letzten Tage dieses polnischen Reichstages in Wien, Sonnabend den 27. November, fraternisirten Socialdemokraten, Antisemiten, Schönerianer und Deutschliberale und stürmten gemeinsam das Präsidium. Zwar schloß sich die katholische Volkspartei nicht an, aber ihre klügsten Führer, die Schwäger Dipauli und von Zallinger, protestirten gegen den Falkenhayn'schen Antrag, — zu spät, denn sie wurden trotzdem in dem schwarzen Bozen von ihren Wählern mit einer Katzenmusik verhöhnt. Während das Gefecht im Saal hin und herschwankte und die Polizisten den Abgeordneten Wolf durch die tosende Menge im Wagen in's Gefängniß entführten, ging Lueger in das Ministerzimmer und erklärte dem Ministerpräsidenten, er könne nicht weiter für die Ruhe in Wien stehen. Da sank dem Grafen Badeni der Muth, obschon er doch über Polizei und Militair gebot. Er schloß den Reichstag.

Ueber Nacht muß er sich jedoch von seinem Schreck erholt haben, denn das einzige Blatt, das ihm noch diente — selbst das dauerhaft-offiziöse „Fremdenblatt“ wollte sich nicht mehr für diesen ganz unmöglichen Mann compromittiren — die „Reichswehr“ meldete am Sonntag früh, die Opposition habe die Rechte des Parlaments mißbraucht und verwirkt, und die Regierung werde fortan aus eigener Machtvollkommenheit regieren. Allein es war zu spät. Kein Mensch glaubte seinem Bramarbasiren mehr, keiner kümmerte sich darum. Am Morgen schon marschirten, was nie zuvor da war und kaum wieder geschehen wird, Antisemiten und Juden, Socialdemokraten und liberale Studenten gemeinsam am Ring und um die Hofburg auf, an die 40000, und an andern Stellen der Stadt auch viele Tausende. Die Polizei verschwand in der Masse. Badeni ließ Husaren ausreiten, den Ring auf und ab. Die Menschenmasse schloß sich stets hinter ihnen. Jetzt mußte Infanterie oder Artillerie kommen, wovon Erstere bereits am Sonnabend in Graz auf das Volk geschossen hatte. Ist es nun, daß Badeni abermals den Muth verlor und den Kaiser dringend um seine Entlassung bat, ist es, daß der Kaiser auf seine Wiener nicht schießen lassen wollte, oder war Badeni der Wiener Garnison nicht gegen das Wiener Volk sicher, — die Soldaten stehen sich in Wien sehr gut mit dem Volk, namentlich mit dem weiblichen Theile desselben, in Graz hatte ein bosnisches Regiment das deutsche Volk attaquirt! — der Grund wird wohl nie bekannt werden, aber erstaunlich war, was nun geschah: plötzlich fuhr der „Herr von Wien“ im offenen Wagen über den Ring und verkündete die Entlassung Badeni's, und so thaten auch — höchst auffallender Weise — die Polizisten; die Husaren steckten die Säbel ein und ritten in die Caserne zurück, der Abgeordnete Wolf wurde durch eine Hinterthür aus dem Gefängniß in seine Wohnung geführt, das Volk aber feierte mit Wiener Lustigkeit seinen unblutigen Sieg. Dr. Lueger hatte den Grafen Badeni zum zweiten Male niedergerungen und diesmal wehrlos gemacht. Badeni war gestürzt, aber um den Preis, daß die Regierung eine Niederlage in den Straßen Wiens erfahren hatte.

Sonst war alles beim Alten geblieben, wie Pattay sagte, nur entwickelte es sich schneller. In deutschen Städten Böhmens artete die Siegesfeier hie und da in Excessen gegen dort wohnende Tschechen aus, und in Prag wurde die Sache bekanntlich noch schlimmer. Das Standrecht dämpfte den blutigen Aufruhr, aber der Bürgerkrieg ist in Böhmen latent und nimmt die Form des Boycotts an. Deutsche und Böhmen brechen alle Geschäfte mit einander ab, deutsche Unternehmer entlassen ihre tschechischen Arbeiter. In deutschen Städten kündigt man den Tschechen, in tschechischen Städten den deutschen Miethern die Wohnungen. Die Minoritäten verlieren ihr Brod und müssen in andere Gegenden auswandern. Am schlimmsten sind die zahlreichen Juden, meist kleine Geschäftsleute mit starker Familie, dran. Die Deutschen, meist Antisemiten, kaufen nicht von ihnen, weil sie Juden sind, die Tschechen nicht, weil sie für Deutsche gelten, und in Prag, wo es eine Anzahl giebt, die sich tschechisirt haben, werden sie doch boycottirt, weil es dort auch tschechische Antisemiten giebt, und wo einmal der Mob losgelassen ist, ob tschechisch oder deutsch, plündert er die Judenschenken und betrinkt sich an billigem Judenbranntwein. Die Regierung hat eilig und streng Plünderungen und Aufläufe unterdrückt, aber den Boycott kann sie nicht verhindern, und das ist schlimm, denn die Deutschen und nicht am wenigsten die sich deutsch gebenden Juden werden wohl „Schmerzensschreie“ ausstoßen — wie das vor einigen dreißig Jahren in Schleswig-Holstein geschah. . . . .

Durchaus beachtenswerth ist der Unterschied im Verhalten der Bevölkerung von Prag und Brünn. In Prag ist die Socialdemokratie schwach und das Handwerk unbedeutend, sehr viele Arbeiter, namentlich bei den umfassenden Bauten beschäftigte, sind ohne jede Organisation. Sie lieferten den Mob, der plünderte. In Brünn sind mehr Fabrikarbeiter und Handwerker als in Prag, aber Alle sind organisirt, Erstere in socialdemokratischen Vereinen, die zu den radicalsten in Oesterreich gehören, Letztere in Zünften, etwa zu gleichen Theilen sind beide Klassen gemischt, deutsch und tschechisch — und hier sind gar keine Unruhen vorgekommen! Die Socialdemokraten kümmern sich um nationale Streitigkeiten nicht. In den Zünften aber sind bei gemeinsamer Arbeit beider Nationalitäten diese Gegensätze fast überwunden. Die von Preußen nach Oesterreich übertragene Idee der obligatorischen Produktivstände hat sich bei Wahl und im Aufruhr glänzend bewährt. Die Socialpolitik Belcredi's siegte über die Nationalitätenpolitik der Clam, Thun und Schwarzenberg.

Vor 5—6 Jahren gab es eine böhmische Ausstellung in Prag, vor zwei Jahren eine polnische in Krakau. Dabei besuchten sich die böhmischen und polnischen Adligen und endlich verbrüderten sie sich. Jetzt folgte nun der böhmische Plebs den geborenen Führern. In Krakau wurde ein slavisches Verbrüderungsfest gefeiert. Polen, einige Südslaven und Tschechen feierten eine unverbrüchliche Allianz. Sie wollten Badeni rächen. Aber ein Tscheche ging weiter. Er toastete auf das „ganze Polen“. Man sieht wohl, hier droht das österreichische Schadenfeuer schon über die preußische und russische Grenze zu schlagen und die österreichische Frage sich zu einer continentalen zu erweitern Der

kluge Lorenz v. Stein sagte oft, einmal noch müsse zwischen Slaven und Germanen um die Herrschaft gekämpft werden, und zwar darum, wem Böhmen, das Gebirgscastel Mitteleuropas, gehören solle, wie schon zweimal, vor 600 Jahren auf dem Marchfelde und vor 280 Jahren am Weißen Berge. Wenn er Recht behalten sollte, würden wir wohl Alle wünschen, das nicht mehr mit zu erleben.

Die meisten Ungarn arbeiten seit 20 Jahren auf vollständige Trennung von Oesterreich hin, welche die Einsichtigsten von ihnen fürchten. Die Gelegenheit ist gut, und sie werden wohl erreichen, was sie anstreben, nicht die Republik mit Kossut II. als Präsidenten, nicht die Personalunion, sondern die Secundogenitur. Das wird im Grunde nicht einmal etwas Neues sein. Seit 200 Jahren wurde bis 1848 Ungarn thatsächlich nicht von dem in Wien thronenden Könige, sondern vom Palatin regiert, seinem erst gewählten, seit 150 Jahren ernannten Stellvertreter, und diese Würde ist 100 Jahre lang thatsächlich erblich in der Linie des Erzherzogs Joseph gewesen. Wenn ein ähnlicher Zustand geschaffen werden sollte, so wird das für Oesterreich sehr nützlich sein; je unabhängiger die Ungarn politisch von Oesterreich sind, desto abhängiger werden sie ökonomisch von ihm sein, denn der Schuldner hängt vom Gläubiger und der Verkäufer — von Korn und Vieh — vom Käufer ab. Dagegen hilft kein Chauvinismus. — Papa Hansemann sagte wirklich sehr richtig, „in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf“ — sogar der gemüthlichen Oesterreicher. Man hat den „Ausländer“ Beust in den Schlössern der 80 Herrscherfamilien hart und oft getadelt, weil er einen Schnitt durch Oesterreich gemacht habe; ich tadle ihn, weil er nicht tief genug schnitt. Der Versuch, Ungarn mit Oesterreich als Gesammtstaat zu regieren, welchen man um 1852 machte, war ein grober Fehler. Was würde aus dem österreichischen Parlament, wenn neben Tschechen und Polen auch noch Ungarn und Croaten darin säßen? Und die Aufnahme Ungarns in das österreichische Zollgebiet hat dem Gesammtstaat 1863 eine Niederlage bereitet. Damals versammelte Franz Joseph in Frankfurt alle deutschen Regenten außer dem König von Preußen und wünschte engeren Anschluß an diese, womöglich Eintritt Oesterreichs in den Zollverein. Dem Ersteren waren viele der Fürsten wohlgeneigt, aber man konnte das vollkommen zurückgebliebene, consumtionsunfähige Ungarn unmöglich in den Zollverein aufnehmen. Daran scheiterte dies von Schmerling inspirirte Unternehmen, welches nur Preußens Argwohn rege machte und zu 1866 führte. Wenn sich Oesterreich von Ungarn — und auch Galizien — zollpolitisch befreien sollte, kann es der Idee einer mitteleuropäischen Zollunion näher treten, in der seine Naturschätze und tüchtigen Arbeitskräfte eine große Rolle spielen würden.

Recht nützlich war, daß der Ackerbauminister Graf Ledebur mit in Badeni's Sturz verflochten wurde. Er hatte Graf Falkenhayn's Gesetzentwurf über landwirthschaftliche Genossenschaften mit Recht in den Papierkorb geworfen. Aber da ihm die Grundprincipien der Bildung von Productivständen unbekannt waren, hatte er ihn durch einen ebenso unbrauchbaren Entwurf ersetzt. In Oesterreich existirt jetzt ein ähnliches Agrarrecht, wie das in Preußen seit Stein-Hardenberg, welches die „Freiheit des Grundbesitzes“ zum Zweck hat. Soll diese zu Gunsten der Besitzerfamilien beschränkt werden, so muß es in zweckmäßiger Weise geschehen, sonst schafft man Schaden anstatt zu nützen.

In der deutsch-clericalen Partei findet ein Zersetzungsprozeß statt. Die fähigsten Führer, Dipauli, sein Schwager v. Zallinger, welcher dem Grafen Belcredi die wichtigsten Dienste bei der Zunftorganisation leistete und der charaktervollste Mann der Partei ist, — er trat schon nicht, wie Baron Dipauli, in die Plener-Hohenwart'sche Coalition ein — und Kathrein sind von der Majorität geschieden, Ebenhoch, Karlon und v. Fuchs, Dii minorum gentium, sind drin geblieben. Ob diese oder jene die Masse der Parteimitglieder hinter sich ziehen, wird wohl vom Verhalten der Deutschliberalen abhängen. Geben diese denjenigen Ländern und Gemeinden, welche sie wollen, die katholische Schule zu, so dürften fast alle katholischen Deutschen sich mit den liberalen Deutschen vereinigen, und darauf werden die Juden wohl jetzt selbst hinarbeiten, denn sie sind klug genug, um einzusehen, daß sie das eigentlich nichts angeht, wie katholische Eltern ihre Kinder erziehen lassen wollen, und sind augenscheinlich jetzt in einer sehr üblen Lage, haben auch sehr vielen Einfluß. Taaffe ist mächtiger in Wien, als es Herr von Bleichröder in Berlin war. Vom Polenclub ist, wegen Annahme des Falkenhayn'schen Antrages, der bedächtige und gescheute frühere Minister v. Madeyski ausgetreten. Die böhmischen Feudalen sind dem Bündniß mit der Schlachta und den Jungtschechen so treu geblieben, daß ihr Clubobmann, Graf Palfy, zusammen mit dem des Jungtschechenclubs, Dr. Engel, dem gestürzten Grafen Badeni einen Abschieds- und Sympathiebesuch machten. Ihre Aufgabe wäre wohl gewesen, zwischen Deutschen und Tschechen zu vermitteln, anstatt unter Clam diese zu führen und unter Paaffy-F. Schwarzenberg sich von ihnen schieben zu lassen.

Die Tschechen sind siegesbewußt und können die Deutschen aus Prag und anderen überwiegend tschechischen Orten verdrängen, dann aber wird man ihnen die deutschen Kronländer sperren, auf die sie zur Versorgung ihrer sich zu stark vermehrenden Bevölkerung angewiesen sind. Viele Tausend junge tschechische Arbeiter, Lehrlinge und Dienstboten wandern jährlich nach Wien und lassen sich dort nieder, so daß die Commune Wien tschechische Schulen für ihre Kinder einrichten mußte. Schon liegt der Antrag dem niederösterreichischen Landtage vor, in Volks- und Gemeindeschulen nur deutsch unterrichten zu lassen. Erhält Böhmen Autonomie, so setzen sie die deutschen Kronländer auch durch, und dann wird man wohl Arbeitern und Gewerbtreibenden die Niederlassung nur gestatten, wenn sie der deutschen Sprache mächtig sind. Die Tschechen werden also wohl bald auch einem Ausgleich geneigt werden.

Was man nicht sieht, ist ein Staatsmann, welcher der Situation gewachsen wäre, und dennoch braucht Oesterreich jetzt einen leitenden Staatsmann von ausnehmend großer Geschicklichkeit, Parteilosigkeit, Liebe zum Lande und zarter Hand, um möglichst schmerzlos zu trennen oder zu lockern, was zu fest aneinander geschürt ist, zu vereinen und zu versöhnen, was der Natur nach zusammengehört. Alte verjährte und verhärtete Krankheitsursachen müssen aufgelöst und beseitigt werden, bevor man die nun zu Tage getretenen Folgen saniren kann, wie man hier zu sagen beliebt. Im Ganzen wird es auf einen Compromiß zwischen Reichs- und Staatsidee und schließlich wieder auf eine neue Verfassung hinauslaufen, denn das Badeni'sche Recept zur Herstellung eines polnischen Reichstags in Wien wird besser zurückgestellt werden, und dann hoffe ich: „Noch ist Oesterreich nicht verloren!“

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Alphonse Daudet.

Von Theophil Zolling.

(Schluß.)

In seinem Buche der Erinnerungen „Trente ans de Paris“ erzählt Daudet, wie er als ausgehungerter Dorfschulmeister mit 40 Sous in der Tasche nach Paris kam und im Morgennebel unvermuthet vor dem Odeontheater mit seinen Arkaden voll fliegender Buchhändler und seiner geheimnißvollen Künstlerpforte stand, die das Talent zu Reichthum

und Ruhm führt. Diese bedeutungsvolle Vision hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet, und auch den später weltberühmten Romandichter trieb es bis zuletzt immer auf's Neue, den Schritt auf die heißen Bretter zu wagen. Ihn lockte dabei ganz gewiß nicht die Gier nach den Tantièmen, denn er hatte schon ein großes Einkommen, wich gern allen Geldfragen aus und war wohlthätig und freigebig. Nein, die dramatische Kunst als solche zog ihn an; seinem streitbaren Geiste war es ein Bedürfniß, sich des Theaters als einer wirksamen Tribüne zu bedienen, um seine künstlerischen und moralischen Ideen zu verfechten, mit dem Publicum zu kämpfen, ob auch seine feinen Nerven darüber zu Grunde gingen. In den Briefen über die „Neue Liebe" haben wir diese Theaterleidenschaft in ihren intimsten Zügen belauschen können: das Stück, die Rollen, die Schauspieler, die Decorationen, die Costüme, sogar die Zwischenactmusik, Alles war ihm gleich interessant und wichtig. Dennoch war ihm bis zuletzt kein unbestrittener, nachhaltiger Bühnenerfolg beschieden. Den einzigen hat er eigentlich nur in Wien errungen, weil Sonnenthal's Risler eine Glanzleistung ist, die noch heute, zwanzig Jahre nach Erscheinen der Dramatisirung überall entzückt. Und wie haßte Daudet gerade dieses Stück! Während Belot der Arbeit oblag, zankte sich der sanfte Daudet unausgesetzt mit ihm; jeder Strich war ihm ein Greuel, jeder Zusatz eine persönliche Beleidigung. Bei den Proben aber überwarf er sich so gründlich mit dem Komiker Delannoye, der in seine Delobelle-Rolle überall Effecte einschob, daß er ihm zuletzt den Gruß verweigerte. Er schämte sich immer dieses Stückes und verbot ausdrücklich und für alle Zeit, daß es in französischer Sprache veröffentlicht werde. Aber den „Jack" wollte er ganz gewiß allein machen. Leider, denn er vergeudete sehr viel Zeit damit, rang vergeblich mit dem unerquicklichen, undramatischen Stoff und verdarb sich die Stimmung und die Nerven. Immer wieder verlor er sich im Detail, während ein Dramatiker sozusagen Inhaber einer Großhandlung sein muß. Um sich zur Arbeit zu zwingen, bat er mich, der eine nochmalige Mitarbeiterschaft abgelehnt hatte, wenigstens um die Gefälligkeit, das noch unvollendete Stück dem Burgtheater anzutragen. Wie ich vorausgesagt, winkte aber Freund Dingelstedt, der den Roman kannte, von vorherein ab, da der Stoff — das Martyrium des Sohnes einer Cocotte — nicht hoftheaterfähig sei. Das betrübte Daudet sehr, denn dadurch ging ihm der Zwang zum Vollenden des Stückes verloren. Vergeblich wandte er sich an seine Freunde um Rath, endlich ein Lichtstrahl, vielleicht eine Hülfe. Otto Franz Gensichen, der seinen „Jack" in der „Gegenwart" besprochen, hatte sich ja die Erlaubniß zur Dramatisirung von ihm erbeten. Von seiner Kunst hoffte Daudet zu profitiren. „Jack," schrieb er mir in seiner Noth, „me donne beaucoup de mal, mais sera, je crois, très poignant. Vous me feriez bien plaisir, en me disant si vous avez entendu parler du drame que M. Gensichen a tiré de Jack, s'il est bon, s'il a eu du succès." Ich konnte keine Auskunft geben, denn ich hatte von dem deutschen Stücke nichts erfahren.*) So stockte der Dramatiker wiederum. Als dann „Jack" endlich fertig geworden, hat er im Odéon keinen Erfolg gehabt und ist gar nicht nach Deutschland gekommen. Alle diese mißglückten Bühnenversuche waren für ihn eine offene Wunde. Da sein Talent auf der Bühne keine Gegenliebe fand, so flüchtete er seine Theaterleidenschaft in die Kritik. Eine Auswahl seiner montäglichen Bühnenberichte als Kritiker des „Journal Officiel" — acht Jahre hat er dies Amt bekleidet — ist in einem Bande „Entre les frises et la rampe" vereinigt. Dort findet man den enttäuschten, aber nicht verbitterten Dramatiker, den Theaterfreund, den temperamentvollen Salonplauderer, aber auch den liebenswürdigen, guten Menschen. Mit welcher Begeisterung spricht er von den Meisterstücken, mit welcher Nachsicht von den Durchfällen, wie weiß er die Anfänger aufzumuntern und zu belehren, ihre guten Seiten herauszustreichen, immer gütig, voller Theilnahme, mit wehmüthiger Resignation! Erst nach zwanzigjähriger Arbeit als allbeliebter Romandichter öffneten sich ihm die Pariser Theater freiwilliger, aber auch dann nur unter der Bedingung, daß es sich um eine Dramatisirung eines seiner berühmten Romane handelte. Der Romancier mußte also dem Dramatiker Vorspann leisten, am liebsten in Verbindung mit einem routinirten Theaterschreiber. So war er zeitlebens zur Mitarbeiterschaft verurtheilt. Das vornehme Théâtre français schloß ihm seine Pforten bis zuletzt; nur das Einacterchen „L'Oeillet blanc" hat es von dem jugendlichen Autor aufgeführt. Den relativ größten Erfolg hatte wohl die Dramatisirung von „Sapho", die heute nach dreizehn Jahren wieder auf der Pariser Bühne erscheint, aber als — Oper von Massenet!

Nicht nur den Dramatiker, auch den Romandichter habe ich bei der Arbeit belauschen dürfen. In formeller Beziehung war der Epiker Daudet schon ein Meister, als er auftrat. Schon in den „Lettres de mon moulin" finden wir die feine, delicate Form, die classische poetische Prosa, farbenreich und harmonisch, immer eigenartig und persönlich. Nach und nach wuchs seine Kraft, und sein Gebiet erweiterte sich. Unter dem Einfluß der Realisten Flaubert, Goncourt und Zola wurde aus dem poetischen Erzähler ein Maler, aus dem Träumer ein Beobachter; er sah nicht mehr zu den Wolken auf, sondern um sich, in die menschliche Gesellschaft und studirte die Lächerlichkeiten, Laster und Wunden. Den Uebergang bildet „Fromont". Da haben wir schon den realistischen Sittenmaler, den Milieuschilderer, das Leben im Marais, Kaufleute und Arbeiter, rührende und tragische Menschen, und mitten drin — ein Rückfall — das Märchen vom blauen Männchen, das er so energisch gegen seine Gattin vertheidigen mußte. Ueber die Entstehungsgeschichte seiner nachfolgenden Romane, die während meiner Pariser Zeit erschienen, hat er den Freunden dazumal Vieles mitgetheilt, aber es hier anzuführen, ist zwecklos, denn das Wichtigste hat er in den beiden Bänden: „Trente ans de Paris" und „Souvenirs d'un Homme de lettres" dem Publicum selbst erzählt, und natürlich besser, als irgendwer es vermöchte. Was er verschwiegen hat, werde ich vielleicht einmal bei späterer Gelegenheit nach meinen Tagebüchern nachholen. Nur so weit ich schriftliche Zeugnisse von Daudet darüber besitze, sei hier Einiges erwähnt, besonders über den Roman „Le Nabab", den ich entstehen sah. Erst die Vorstudie: eine kleine Skizze „Un Nabab, Etude historique" im Anhang zu „Robert Helmont"; hier ist schon der Held und sein Pariser Glück und Ende beschrieben. Dann wird der Stoff erweitert und vertieft, die Handlung dazu erfunden, die Nebenfiguren treten hinzu. Daudet arbeitete schwer und langsam. Jedes Capitel schrieb er dreimal. Das erste Mal gab er sich ganz seinen Inspirationen und Skizzenbüchern hin. Zum zweiten Brouillon nahm er seinen ersten Text vor sich und schrieb ihn mit Kürzungen und Zusätzen neu nieder. Die schärfste Selbstkritik übte er bei der dritten Fassung, wo sein Augenmerk sich namentlich auf den Stil richtete. Oft brütete er Tage lang über einem Ausdruck. Eine Eigenthümlichkeit von ihm war sein Bedürfniß sich mitzutheilen, von seinem werdenden Werke zu sprechen, ja ganze Capitel daraus vorzulesen, ihren Wohlklang und ihre Wirkung zu probiren. Ganz offenherzig machte er diese Mittheilungen über seine Pläne und Ausarbeitungen, ohne sich vor Indiscretionen oder Wettbewerbern zu fürchten. Dafür brauchte er gute Zuhörer. Nicht nur Literaturmenschen, auch einfache Leute

*) Herr Dr. Gensichen hat die Güte, uns auf Anfrage mitzutheilen, daß er mit Daudet's Erlaubniß im Frühjahr 1876 bloß eine Episode von „Jack", die mit dessen eigentlichem Problem nur sehr lose zusammenhängt, in freier, selbstständiger Ausgestaltung zu einem vieractigen Schauspiel verwerthete, das er aber weder aufführen noch drucken ließ und „seit lange, lange zu den Todten warf."

mit gesundem Verstand, wenn sie nur willig, aufmerksam und geduldig waren. Der erste beste Besucher, der ihm in den Wurf kam, wurde oft festgehalten und so bald nicht fortgelassen. Eine Hausschneiderin, der Gärtner, der Landbriefträger von Champrosay waren ihm auch willkommen. Es bedurfte dabei nur irgend eines naiven „Mais savez-vous, que c'est très bien, monsieur Daudet!“ um ihn zu immer neuen Mittheilungen anzuregen. Er schätzte auch mich als guten Hörer und nahm es mir immer sehr übel, wenn ich einmal an einem seiner Empfangsabende fehlte. Dann kritzelte er mir wohl eine ironisch-feierliche Einladung zu einer „tasse de thé de 9 à 11 h., un de ces mercredis soir. On vient en redingote, sans façon, et on fume. Quelquefois nous sommes nombreux; d'autres fois il n'y a personne.“ Oder er ließ mir, wenn ich Champrosay lange fern blieb, von seinem Sohne Léon mit seiner großen kalligraphischen Schülerschrift einen Itinéraire à apprendre par cœur schreiben: Champrosay, près Draveil, station de Ris, Ligne de Corbeil, Gare de Lyon, Seine et Oise. Dann gab es peripatetische Spaziergänge in seinem schattigen Park oder im Wäldchen Robert Helmont's, dem Forst von Sénart, von wo aus der verwundete Maler, der beim Ausfall von seinen Kameraden vergessen liegen blieb, dem Todeskampfe der umzingelten Weltstadt zusah, die wie ein Scorpion im Feuerkreise sich am Ende selbst durchbohrte. Wir haben auch das Bauernhaus L'Ermitage aufgesucht, wo Helmont wohnte, und dort die Wahrheit von Daudet's Naturbildern bestätigt. Kehrten wir nach Hause zurück, dann probirte der kleine Léon, der bei seiner deutschen Gouvernante eifrig deutsch lernte, mit mir seine Sprachkenntnisse, ganz wie sein Vater seine Romanscenen. Zur Erholung ging es wohl auch in den Fechtsaal zu ebener Erde. „Vous avez la force brutale“, pflegte der gelenkige Daudet zu sagen, „mais voilà ... de l'agilité“ — wobei er mir das Fleuret aus der Hand schlug. Aber manchmal war er auch mitten im Erzählen mehr Beobachter, der seinen ahnungslosen Zuhörer studirt. „Ich gehe nicht mehr zu Daudet“, sagte mir einmal ein Besucher seines Salons. „Der verwünschte Mensch faßt einen am Rockknopf und läßt ihn und uns nicht wieder los. Auch nicht mit seinen Blicken, die einen durchbohren. Man hat das Gefühl, als studirte er jede Miene, jede Falte, sogar das Herz. C'est gênant!“ Nie ging er ohne sein Notizbuch aus, überall schrieb er seine Einfälle und Beobachtungen auf. Um einen Roman zu schreiben, plünderte er ein Dutzend Studienhefte, seine „menschlichen Documente.“ Ich durfte oft darin blättern und freute mich der scharfen, schnellen Beobachtung, die keinen entscheidenden Zug vergißt. Der Verkehr mit ihm war um so angenehmer, als er ein geschworener Feind aller Politik war, von der er nichts verstehe und nichts verstehen wolle, wie er immer wiederholte. Einige seiner „Briefe an einen Abwesenden“ und kleinen Geschichten, sowie sein „Robert Helmont“, die während oder gleich nach dem Kriege entstanden, schlagen allerdings Töne des Nationalhasses und der Revanchelust an, aber wie sollte sich ein so nervöser und für alle Eindrücke empfänglicher Dichter der Suggestion seiner Umgebung und den allgemeinen Stimmungen entziehen können? Und wie sehr bleibt Daudet auch in diesen Erzeugnissen des patriotischen Schmerzes ein Künstler! Zwar läßt er sich das dankbare Märchen von den deutschen Pendulendieben nicht entgehen, begleitet er doch sogar eine solche Uhr auf ihrer Reise nach Deutschland, aber die Spitze zielt auch hier ganz wo anders hin: die französische Pendule demoralisirt ja das ehrsame Haus des Münchener Professors. Man glaubt schon da den Fluch zu hören, womit „Fromont“ ausklingt. Und dann sein Spott über die unfähigen Vertheidiger von Paris oder die blutige Satire vom Monsieur Chauvin!.... „Ich bin kein Pariser,“ sagte er mir einmal, „ich verabscheue Paris“. — „Aber Sie lieben Frankreich und sind ein guter Franzose“ ... — Er schwieg ein Weilchen und sagte dann mit seinem Lächeln: „Certainement, un auteur français!“ Hier und auch bei späteren Gelegenheiten, auf die ich zurückkommen werde, hatte ich immer das Gefühl, daß der Dichter eigentlich nur an seiner provençalischen Heimath hing. Sie hatte ihm mit ihrer Alles überstrahlenden Sonne seine elende Jugend vergoldet, und ihr Schein war in seinem Herzen haften geblieben, sie gab ihm den verklärenden Humor, die innigen Herzenslaute, das fast germanische, aber jedenfalls nicht französische Gemüth. Darum schildert er mit dem Herzen auch nur provençalische Landschaften und Menschen, die Kinder des Miéjour, Daheim und in der Fremde, denn Paris ist die Fremde für sie, wo sie sich nach der Heimath zurücksehnen und untergehen oder mit südlicher Phantasie und Lügenhaftigkeit, geschmeidig und rücksichtlos, den Kampf um's Dasein kämpfen. Er kannte aus eigener Anschauung Süddeutschland, wohin er in jungen Jahren zweimal gewandert war. In seinen „Montagsgeschichten“ macht er sich über Isar-Athen nicht wenig lustig. Er schrieb mir einmal darüber: „Mon voyage à pied, Algau, Vosges, Suisse, Forêt-noire est de 1865, compagnon Alfred Delvau, écrivain de talent, mort quelques mois après cette marche excessive, ces nuits à la belle étoile, ces mouillures d'averse et de rosée. Delvau avait passé quarante ans, moi à peine vingt-cinq. Mon voyage à Munich, dont je me souviens moins parce que je l'ai fait très vite, en vagon, avec un sot, est de 1866, pendant la guerre; les Prussiens avançaient, on emballait la Pinacothèque, et les mères pleuraient.“ Unter solchen Gesprächen und Mittheilungen näherte sich der „sacré Nabab“ endlich seiner Vollendung. Jubelnd schreibt er mir — er pflegte seine Briefe leider nie zu datiren — nach Paris: „J'aurai fini le Nabab dans huit jours. Ouf! ... Voilà cinq mois et demi que je suis enfermé à Champrosay, sans voir un autre ami, pas un de toute cette troupe compacte que vous avez frôlée à la maison. Je suis allé trois ou quatre fois à Paris; dix fois en tout sur la route, tout le reste du temps à ma table. Je suis las. Ah, c'est une grosse partie que je vais jouer là!“ Das klingt wie die Ahnung künftiger Kämpfe und Widerwärtigkeiten. Schritt für Schritt nähert er sich ihnen. „La publication du Nabab commence au Temps dans quelques jours.“ Dann wieder: „Le Nabab sera fini dans un mois au journal, paraîtra en librairie dans deux à moins d'événement politiques et troubles électoraux. Vous aurez un des premiers exemplaires.“ Ich konnte das Erscheinen nicht mehr in Paris abwarten und mußte verreisen. Aber auch da hielt mich Daudet auf dem Laufenden. „Le Nabab va paraître dans quelques jours. Vous aurez le premier exemplaire qui sortira de France.“ Zugleich die Mittheilung, daß er den Roman an eine Agentur für Deutschland verkauft habe, und ein Herr Schneegans werde die Uebersetzung besorgen. Bald darauf wieder ein nervöses Gekritzel: „Je vous envoie par le même courrier un exemplaire du Nabab qui, malgré nos tristes débats politiques, a une heureuse fortune comme pourra vous l'indiquer le numéro d'édition de votre nouvel exemplaire.“ Auf dem Schmutztitel las ich eine liebe Widmung: à mon ami et collaborateur, aber ich hatte das Buch kaum verschlungen, als wieder ein langer schöner Brief eintraf, der uns von den Leiden eines Romandichters erzählt:

... J'ai eu, j'ai encore toute sorte de tracasseries avec mon Nabab, dont le succès est grand, mais qui me vaut de cruelles inimitiés, des haines sourdes ou à front levé, des explications fort graves, une entre autre avec le fils aîné du Nabab. Enfin jusqu'à présent mes glaives sont paisiblement accrochés dans la petite salle du bas que vous connaissez, et pas une goutte de sang n'a été encore répandue à propos de ce terrible livre. Le Figaro annonçait hier qu'un journaliste sorti la veille des prisons s'était reconnu dans un de mes héros et m'intentait un procès. Et voilà. Du reste je me suis mis au travail. Jack (le drame) est très dur à faire. Je me repose en écrivant à côté le plan de mon prochain livre. Il fait froid. Je voudrais être bien loin, au soleil.

... J'aurais voulu vous écrire plus longuement, mais tout ce qu'il y a de braves gens en France est abasourdi aujourd'hui par la foudroyante nouvelle qui vient de nous arriver de la mort de Mr. Thiers ...

Excusez, je vous prie, le décousu et le tremblé de cette lettre, et recevez ma cordiale poignée de main.

Wirklich hatte er damals sehr heftige Auseinandersetzungen mit all' den wirklichen oder vermeintlichen Urbildern seines Romans. Die Nachtheile eines Schlüsselromans! Vielleicht ist es mit ein Grund, daß er später diese satirischen Vivisectionen nach Möglichkeit vermied. In der prächtigen „Sapho" nähert er sich mehr dem psychologischen Roman, und auch die letzten Werke haben keine „Feindseligkeiten" hervorgerufen.

Im Frühling 1878 zog es mich nach dem italienischen Süden, und ich machte dem Freunde von meinem Reiseplan Mittheilung. Aber er erklärte mich für einen Barbaren, wenn ich im Lyoner Eilzuge die Nacht durch fahre und seine liebe Provence nicht genauer kennen lerne. Und da stand er schon, ohne meine Antwort abzuwarten, vor seinem Stehpult und schrieb mir meinen Weg vor. Ich besitze das Blatt noch.

S'arrêter à Avignon, voir Roumanille, libraire, rue Saint-Agricol. Descendre Hôtel du Louvre, chez Matthieu. — Voir Mistral, à Maillane, Station de Graveson après Avignon. — Aller aux Baux, dejeûner dans les ruines à l'Hôtel de Monte-Carlo. — Passer à Arles, coucher Hôtel du forum, voir la ville, les aliscamps, arènes etc. ... la Camargue*) est en face. — Tâcher d'aller à Aigues-Mortes. — Près d'Arles s'arrêter au cloître de Montmajour.

Am anderen Morgen erhielt ich ein halbes Dutzend Empfehlungsschreiben an seine Freunde, die provençalischen Dichter vom Felibrige (spr. Felibridse), wie sie nach einer altprovençalischen Hymne ihren Verein benennen. Daudet war noch der heimathlichen Sprache durchaus mächtig und hat sogar in ihr einige Gedichte geschrieben, die der Avignoner Musenkalender, der Armana provençau, mit Stolz veröffentlicht hat. Es war mir recht merkwürdig, einmal das Milieu kennen zu lernen, dem er entstammte. Seine legitimistischen Neigungen, sein Haß auf Paris wurden mir hier in ihrem Ursprunge klar; nur die clericale Richtung hatte er in Paris gründlich abgestreift. Selbstverständlich wurde der Empfohlene von Anfos Daudet (spr. Dáudett = Dieudonné, Deodat, der Gottgegebene) mit offenen Armen aufgenommen. Der sangeskundige Anseume Mathieu, der brave Hôtelbesitzer von Avignon, führte mich richtig zum Buchhändler Roumanille, dem Gründer des Felibrige, und dieser begleitete mich zum Sänger der „Mirèio," dem großen Frederi Mistral, der kurz zuvor eine hübsche Burgunderin heimgeführt hatte. Ich träumte an Petracas Quelle von Vaucluse, frühstückte in der mittelalterlichen Ruinenstadt Les Baux und sah die schönen Mädchen der Provence im Schatten des päpstlichen Palastes und auf den elysäischen Feldern von Arles. Bei Maillane zeigte man mir den ganz hinter Lorbeerbüschen und Zürgelbäumen versteckten Bauernhof (mas), wo Mistrals Neffe — nicht sein Bruder, wie ich geschrieben habe — sich um seiner schönen Arleserin willen in den Tod gestürzt hat. Die Häupter der Dichterschule waren fast alle entschiedene Particularisten, Royalisten und Ultramontane, und sie nahmen in ihrer provençalischen Redseligkeit vor dem Ausländer kein Blatt vor den Mund. „Dites à Daudet," sagte Roumanille, „qu'il ferait bien, de venir un peu chez nous, il devient trop Parisien." Seinen „Tartarin" hatten sie ihm noch nicht verziehen. Mathieu — auch er starb vor einigen Jahren, in Folge eines Sturzes bei Glatteis — schimpfte auf die Regierung, die alle Petitionen um Zulassung der provençalischen Sprache in Schule und Kirche gar nicht beantworte, und der feurige Mistral versicherte, sobald er sein großes Wörterbuch der neuprovençalischen Sprache vollendet habe, werde er nicht nur wieder dichten, sondern auch politische Agitation treiben. Erst sei die Decentralisation anzustreben, die Emancipation der Provinz von Paris, dann die Trennung von Frankreich. Er war nicht der Meinung Roumanille's, daß die Provence Frankreich näher stehe als Italien, und äußerte sogar die Ueberzeugung, Italien würde durch den Anschluß der Provence — provençalisch werden! Seine Utopie war ein föderalistischer Bund aller romanischen Länder mit Catalonien und der unabhängigen Provence als Bindeglied, wie es im Mittelalter war. Unvergeßlich ist mir, wie der provençalische Homer — der Ausdruck ist unlängst von Herman Grimm gebraucht worden — beim Abschied, als ich ihn fragte, ob mich die Landbewohner, wenn ich mich auf französisch nach dem Wege erkundigte, auch verstehen würden, wehmüthig antwortete: „Malheureusement!" Nur der wackere Feldmesser und Poet Marius Girard in St. Remy, ein strammer Republikaner, lachte über diese ihm wohlbekannten franzosenfeindlichen Pläne und Träume und brummte achselzuckend in seinen Bart: „Qu'ils se taisent, car on tapera dessus!"

Als ich nun nach einiger Zeit über meine provençalischen Reisen und Studien in der Neuen Freien Presse schrieb, erregten meine Aufsätze wegen der darin angedeuteten politischen Glaubensbekenntnisse Mistral's und seiner Freunde das unliebsamste Aufsehen in Frankreich. Der Pariser Evénement denuncirte meine Artikel zuerst und bediente sich ihrer als förmlicher Anklageacte gegen die antifranzösischen Tendenzen des Felibrige. Der persönliche Angriff überraschte mich nicht, denn acht Jahre vor mir war auch der verdienstvolle Straßburger Romanist Prof. Ed. Boehmer, der nach seiner Studienreise durch Südfrankreich eine Brochure: „Die provençalische Poesie der Gegenwart" veröffentlichte, als envoyé de Bismarck et agent prussien verumglimpft worden. Aber die antifranzösischen Neigungen des Südens waren doch längst kein Geheimniß mehr. Daß in der Provence 1870/71 eine Ligue du Midi gegründet wurde, um die Sache des Südens von der des Nordens zu trennen und den Frieden um jeden Preis etiam manu militari herbeizuführen, war ja von Maxime Rude und vielen Anderen bestätigt. Damals besang Mistral höhnisch die erniedrigte Babylon an der Seine, und der Provençalische Almanach schrieb: „Der ganze Süden beginnt zu murren: Decentralisation! und das kraftvolle Catalonien, all' seinen Schwestern voran, ruft laut: Föderation!" Agusto Fourès in Montpellier jubelte sogar, daß Broglies und Talleyrand-Périgords im deutschen Heere dienten: „Lache in deinem Grabe, Henker der Albigenser, denn deine Nachkommen nahen an der Spitze eines preußischen Heeres, um die Franzosen zu tödten." Auch Eugène Garçin klagte 1875 in seiner Brochure „Croisade du Provençal contre le Français" Mistral und seine Schüler des Hochverrathes an. Mein bester Vorgänger war aber Jules Claretie, der beliebte Romandichter, Historiker und Feuilletonist, heute Director des Théâtre français, der das antifranzösische Treiben jener „Kirchthurmspolitiker" zwei Jahre vor mir aufgedeckt hatte: „Nach dem schrecklichen Jahre, wo das unsterbliche Frankreich am Sterben lag, als Frankreich unter der Amputation zweier Provinzen verblutete, da schwatzten diese Leute davon, dem Mutterlande auch noch die „unglückliche" Provence loszureißen, die ‚schmerzenreiche Gefangene', die die ‚Männer von jenseits der Loire' in Ketten geschlossen haben." Damals beeilten sich die allmächtigen Pariser Provençalen — auch Gambetta — an den Patriotismus Claretie's zu appelliren und ihm Schweigen aufzuerlegen, denn es ist ein Grundsatz der französischen Journalistik, dem Auslande stets die schönste nationale Einheit vorzuspiegeln. Ich hatte also nur wieder ausgekramt, was alle Kenner Südfrankreichs längst wußten. Gleichwohl begann eine Hetze. Das Evénement forderte Mistral auf, die ihm von mir zugeschriebenen Aeußerungen gegen Frankreich, die französische Sprache und die Republik Lügen zu strafen. Gleichzeitig schrieb das Marseiller Blatt „Le Peuple": „Wir wissen längst, daß Herr Mistral ein Anti-Français ist. Er hat neulich nach den französischen Sympathie Kundgebungen des provençalischen Dichters Aubanel

*) Die Insel des Rhonedeltas.

in Paris diesem den Vorwurf in's Gesicht geschleudert: ‚Sie haben die Provence verrathen.' Mistral wird sich nicht vertheidigen." Man war allgemein gespannt, wie der Dichter sich aus der schlimmen Affaire ziehen würde. Zu seinem Glück erinnerte er sich der bei der Pariser Presse hochangesehenen und einflußreichen Brüder Daudet. Besonders an Alphonse wandte er sich um Beistand, denn er hatte ja den Freund bei ihm eingeführt und war also gewissermaßen zur Hülfe verpflichtet. Und Daudet sprang ihm bei. Der Evénement veröffentlichte einen Begleitbrief an den Leiter dieser Zeitung: „Vous aimez les poëtes, vous les comprenez. Je vous en prie, aidez Mistral à détruire l'affreux malentendu dont il est victime, et rappelez-vous que son admirable et patriotique poëme du Tambour d'Arcole a été traduit et publié par votre journal." Die folgende protestation Mistral's war ein Meisterstück provençalischer Doppelzüngigkeit: „Je proteste de toutes les forces de mon âme contre toute assertion qui pourrait faire suspecter mon attachement à la grande patrie ... Je prends en témoins tous les poëtes et tous les littérateurs de Paris et de Provence, qui ont eu des rapports avec moi depuis vingt ans, que jamais les questions politiques n'ont eu entrée dans le mouvement de renaissance littéraire que nous appelons ici Félibrige. Tout le monde comprendra qu'un étranger ait pu se méprendre sur le sens et la portée de certaines locutions particulières au Midi"... Ich fand es entschuldbar, daß Daudet seinem alten Freunde zu Hülfe kam, und freute mich, daß seine mächtige Fürsprache wie mit Zauberschlag die Stürme im Pariser Blätterwald zu beschwören vermochte. Ich begnügte mich damit, in einem kurzen Referat meinen österreichischen Lesern von dem Streite zu erzählen und sandte es an Daudet mit dem bezeichnenden Citat aus Mistral's Rede unterm Denkmal des neuprovençalischen Dichters und Friseurs Jansemin: „La petite patrie vient avant la grande; être Français? jamais!" Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß ich Daudet bei unserer nächsten Begegnung zur Rede stellte: „Sie wissen wohl, daß ich die Wahrheit erzählt habe, daß Ihre dichterischen Freunde nicht bloß Reactionäre, Ultramontane und Legitimisten, sondern geradezu Antifranzosen sind. Also warum reden Sie von einem abscheulichen Mißverständniß?" Er nahm schweigend von seinem Pult einige Blätter des neuen Romans, an dem er gerade schrieb, und bezeichnete mir die folgende Stelle:

„Ce sont des hommes d'imagination, des dormeurs éveillés, qui parlent leurs rêves ... Mon pays est plein de ces gens-là ... C'est le soleil, c'est l'accent ... Et moi-même, à chaque instant, si je ne me surveillai pas ..."

Ich verstand, und wir lachten, wie wissende Auguren. Dann schlug er auf einen Stoß vollgeschriebener Hefte: „Voilà ma reponse, et votre revanche!"

Als der Winter zu Ende ging, wußte ich, daß ich von Paris zu scheiden hatte, meine Lehrzeit war abgelaufen. Es galt Abschied zu nehmen von dem Freunde. Noch war sein Roman nicht vollendet, „mais vous l'aurez, vous l'aurez!" rief er aus. Und als ich den letzten Mittwoch-Abend in seinem gastlichen Hause zubringen sollte, da versprach er mir eine ganz besondere Ueberraschung. So stand ich denn also noch einmal am Königsplatze der Vogesenstraße. Meine Trauer wuchs, als ich bemerkte, wie liebevoll mir der Hausherr entgegenkam. Wieder eine allzu große Gesellschaft: der kleine nervöse Massenet, singend und klavierspielend, Zola, aufgeschwollen wie ein Pfau, über den Naturalismus orakelnd, der schwarzlockige Riese André Gill, der bald darauf im Wahnsinn enden sollte, die brünette Dichtersfrau, einfach und klug wie immer, Gustave Droz, der mich immerzu fragte, ob es schon Mitternacht sei, denn er trug grundsätzlich keine Uhr. Und dann lehnte Daudet mit dem Rücken an den Kaminbord und plauderte, jede Miene, jeden Einwurf der Zuhörer beachtend, von seinem neuen Roman, dessen Titel noch nicht feststand: Nord et Midi oder Les Layettes oder Numa Roumestan — bei diesem charakteristischen Namen lächelte Zola verständnisinnig: „C'est bien de là-bas!" Motto: Zum zweiten Male haben die Lateiner Gallien erobert. Und nun erzählt Daudet, wie sein Held, der französische Minister, der Götze der Provence, der Gemahl einer trefflichen Pariserin, seine Freunde, seine Frau, ganz Frankreich belügt und betrügt, ein Mann mit zweierlei Worten und Gesichtern, ein Trunkener von Geburt, obwohl immer nüchtern, ein leerer Phrasendrescher und wilder Rhetoriker, vielliebend, weiberverachtend, verlogen, intrigant und doch im Grund ein guter Kerl. Dann seine wahlverwandten Spießgesellen bei der Eroberung von Frankreich, der phantasievolle Bompart (Modell: Barbey d'Aurevilly), der Tambourinaïre Valmajour und alle die anderen Opfer seiner Versprechungssucht, die nach der brutalsten Behandlung und im tiefsten Elend noch an ihren Abgott glauben, — das Ganze ein scharf satirisches Seitenstück zum harmlos komischen „Tartarin". Und während der Dichter diese Gestalten fast greifbar den Hörern vor die Seele zauberte, hing die ganze Gesellschaft wie berückt an seinem Mund und vergaß Stunde und Müdigkeit. Der große Zola wurde immer kleiner und kleinlauter, Gustave Droz fragte nicht mehr nach der Uhr, die Damen blickten begeistert zu dem Dichter auf, und als er seine Erzählung geendet, da erscholl ein warmer Beifall und mancher herzliche Glückwunsch. Und dann ging man in gehobener Stimmung auseinander. Noch ein letzter Rundblick in die Räume, wo ich so viel liebe, schöne Stunden erlebt, einen Handkuß der guten Madame Julia, und Daudet ließ es sich nicht nehmen, mich mit dem Leuchter in der Hand die kleine Treppe hinunter zu geleiten.

„Haben Sie gemerkt?" fragte er pfiffig. „Dieser Roumestan ist mein Commentar zu unserer Affaire Mistral, und Sie werden so etwas wie der Pathe meines Buches sein." — „Ich möchte lieber der Vater sein," scherzte ich. Eine Umarmung, ein Händedruck, ein Versprechen, bald wieder nach Paris zu kommen... Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Aber auch in der Ferne blieben wir uns treu. Kaum in Berlin, erhielt ich „Numa Roumestan" als „amical souvenir." In meiner Besprechung des Romans in der „Gegenwart" (1881, Nr. 46) wies ich nebenbei auf die ethnographische und politische Seite und auf die merkwürdige Thatsache hin, daß zum erstenmal ein französischer Dichter eingestand, daß Frankreich von zweierlei Nationen bewohnt wird, die in Sprache, Sitte und Gefühl von einander verschieden und getrennt sind. Trotz jahrhundertelanger Kämpfe sei es dem Norden noch immer nicht gelungen, jene Reichseinheit durchzuführen, die dem Centralisationsdrange der Republik als Ideal vorschwebt. Noch heute sprächen dreißig Departemente und vierzehn Millionen Franzosen nicht französisch, aber auch keinen Dialekt, sondern die Mutter- oder Schwestersprache der Lange d'oil. Zwischen den beiden Völkern des gallisch-fränkischen Nordens und des occitanischen Centrums und Südens herrsche sogar eine tiefwurzelnde Abneigung, ja ein wahrer „Rassenhaß"; das Wort findet sich im „Roumestan". Die Franzosen wüßten dies sehr wohl, aber sie schwiegen darüber und gestatteten namentlich keinem Ausländer, darüber zu schreiben. — Dies sollte ich nun abermals erfahren. Wie drei Jahre zuvor, so begann auch jetzt wieder eine Hetze, an der sich besonders der Pariser „Voltaire" betheiligte. Auch Daudet wurde heftig angefeindet. Namentlich der Süden schäumte und tobte gegen diesen neuen und giftigeren „Tartarin" und nannte den Verfasser einen Abtrünnigen und Verräther.*) Daudet schwieg. Mir aber schrieb er Folgendes:

*) Seither hat sich die particularistische Bewegung bedeutend verstärkt. Eine große und einflußreiche Partei ist entstanden, die im Parlament und in der Presse zunächst die Decentralisation betreibt. Vgl. Gaston Jourdanne, Histoire du Félibrige. Avignon, 1897.

Paris, 3 avenue de l'observatoire.

Mon cher Zolling,

Mon petit Léon rentrant du Lycée me traduit à vue de nez l'excellent article de la Gegenwart sur Roumestan. Je vois que vous avez gardé un bon souvenir du salon de la place royale et de ses hôtes. Pendant quelque temps vous vous étiez fait rare chez nous; il faut réparer cela à votre prochain voyage à Paris. Le salon a changé, plus petit, plus gai, moins imposant que celui de là-bas; mais l'accueil pour vous sera le même.

En attendant qu'on vous serre la main cordialement, on vous dit merci pour les sympathies exprimées dans un beau langage de penseur et d'artiste. Alphonse Daudet.

Es ist der letzte größere Brief von seiner Hand. Wenige Wochen darauf begann sein Leiden. Die unerbittliche Rückenmarksschwindsucht, die Heine Jahrzehnte in der Matratzengruft folterte, ließ auch dieses Opfer nicht wieder los. Nur der Geist blieb aufrecht in all' den fürchterlichen Schmerzen. Seinen Briefwechsel übernahm seine Gattin, sein deutscher Secretär, Herr Ebner, trat ein. Trotzdem hat er der „Gegenwart", „hospitalière et généreuse", noch einige werthvolle Originalbeiträge gesandt. Sogar an unserer Bismarck-Enquête hat sich der immer Gefällige auf meine Bitte betheiligt. Erinnerungen, Novellen, Theaterstücke, Romane erwuchsen noch aus seiner Krankenstube. Jedes neue Buch übersandte er mir mit einer eigenhändigen Widmung. Besonders rührend war es mir, daß er sich noch meiner flüchtigen und unbedeutenden Mitarbeiterschaft erinnerte. Nach dem Erscheinen von „L'Evangéliste" schrieb er mir: „L'Exemplaire de Die Evangelistin vous est-il tombé sous les yeux? Est-ce bien traduit? Le protestantisme allemand s'est-il effarouché de mon livre? Vous m'obligeriez en me donnant quelques renseignements là-dessus.". Ich konnte ihn beruhigen, der deutsche Protestantismus fühlte sich ganz und gar nicht beleidigt. Kein Brief kam ohne einen Gruß von den Seinigen. „La maison se rappelle de vous et espère vous revoir." Verabredete Zusammentreffen in Paris und am Genfersee vereitelte sein Leiden. Der deutschsprechende kleine Léon war inzwischen herangewachsen, Mediciner geworden. Er hat die satirische Seite des väterlichen Talents geerbt und schon mehrere Romane geschrieben. Sein Vater zeigte mir dessen Vermählung mit Jeanne, der vielbesungenen Enkelin Victor Hugo's, an und freute sich über diese Vereinigung der beiden Dichternamen; leider war die Ehe nicht glücklich und wurde getrennt. Unterdessen schritt die schreckliche Krankheit weiter. Die Lähmung der Beine begann, Krücken und Rollstuhl wurden seine Begleiter, das Haar erbleichte, das schöne Antlitz magerte ab und furchte sich tief, nur sein Blick blieb lebendig und der Geist ungebrochen. Gerne versammelte er noch seine Freunde um sich, die Kniee in einer Decke verhüllt, unter der er, wenn die Schmerzen unerträglich wurden, die Morphiumspritze unbemerkt handhabte. Ein Herzschlag entriß den halb Abgestorbenen plötzlich den Seinigen. Es ist mir doch lieber, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe. So lebt der gute, feine, reichbegabte Mensch, wie der spanische Kriegsheld der Ballade in des Erblindeten Auge, auch in meiner Erinnerung in ewiger Jugend fort.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Komiker.

Von Charles Foley.

Doctor Tanoye verließ, noch immer sich vor Lachen schüttelnd, das Theater. Im Foyer kam der Journalist Thourel zu ihm und rief: „Na, Herr Doctor, Sie scheinen sich ja gut amüsirt zu haben?"

„Herrlich, ganz ausgezeichnet! Welch' ein blühender Unsinn, diese ‚Kleinen Danaiden'! Und nun erst Badoche — für den findet man gar keine Worte! Was für ein Komiker! Alles an ihm, Sprache, Geberden, Alles ist vollendet komisch. Und dann seine künstlerische Natürlichkeit, wie ich sie selten bei einem Schauspieler gefunden habe. Und wie meisterlich seine Maske! Kaum tritt er auf, so erbebt das ganze Theater vor Lachen. Was für ein genialer Possenreißer, dieser Badoche!"

Ziemlich ungeduldig hörte der Journalist den begeisterten Worten zu, denn in seinen Gedanken schien er mit anderen Dingen beschäftigt. „Sagen Sie doch 'mal, Herr Doctor, hätten Sie nicht morgen eine Stunde für eine Privatconsultation übrig, gleichviel zu welcher Tageszeit?"

„Gern, gern. Warten Sie 'mal ... am Besten in der Frühe zwischen Neun und Elf. Ist Ihnen die Zeit genehm?"

„Abgemacht. Zur festgesetzten Zeit hole ich Sie ab, und nun schönen Dank und auf Wiedersehen!"

Mit ernstem Gesichte ging der Journalist von dannen, während der Doctor sich dem Boulevard zuwandte. Immer wieder waren seine Gedanken beim Theater, und in der Erinnerung an all' das Gesehene kehrte sein Lachen wieder. Nein, nein, ist das ein Komiker, dieser Badoche!

— — — Am anderen Tage halb Zehn fuhr der Arzt mit seinem Freunde im Doctorwagen nach einem Vorort. Der Wagen hielt vor einem eleganten Häuschen, das ganz von Epheu und wildem Wein umrankt war. In dem Gärtchen blühten die Rosen, und die Schauseite des Hauses war von Geranien übersät, die mit ihren rothen Blüthen an frische Lippen erinnerten. Dazu der Vogelgesang, der Sonnenschein, Alles athmete Lebenslust in dem öden Häusergewirr und machte das kleine Stück Erde zu einer Oase. „So, hier wohnt mein Freund," sagte seufzend der Journalist. „Bitte, Herr Doctor, untersuchen Sie ihn recht genau, aber ohne ihn aufzuregen, denn er ist riesig nervös."

Die Beiden schritten auf das Häuschen zu und betraten das Zimmer des Kranken. Welcher Gegensatz zwischen der Wohnung und ihrem Besitzer! Zusammengekauert saß der große, blasse Mann wie fröstelnd in seinem Sessel. Seine tiefliegenden Augen starrten auf den Boden. Auf seinem Gesicht lag tiefste Trauer, er rührte sich nicht, als die Beiden eintraten. Sanft erfaßte der Arzt seine Hand. Wie kalt sie war! Auch der Puls ging sehr schwach, und Thourel erklärte dem Arzte, was seinem Freunde fehlte.

„Er klagt nicht gerade über ein bestimmtes Leiden, aber der Appetit mangelt, auch hat er einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alle Speisen. Des Nachts findet er keine Ruhe, vor Allem fehlt ihm die Lust zum Ausgehen und an jeder Bewegung. Nur durch immerwährendes Zureden setzt man es durch, daß er seiner gewohnten Beschäftigung nachgeht. Allein gelassen sitzt er Stunden lang in seinem Stuhl und träumt vor sich hin, ohne sich auch nur einmal zu rühren. Wenn er sich nicht zusammennähme, würde er am liebsten immer weinen, und obwohl er in den besten Verhältnissen lebt, quält ihn doch immer die Vorstellung eines nahen Unglücks und tausend andere Verdrießlichkeiten, wie auch die beständige Furcht, die Seinen möchten sich von ihm abwenden. Nur Ruhe will er haben, Ruhe und Einsamkeit. Hab' ich nicht Recht, mein alter Freund?"

Der Kranke erwiderte kein Wort. Zusammengekauert saß er da, nur hin und wieder die Worte seines Freundes durch ein Kopfnicken bestätigend. Der Arzt erkannte sofort die Anlagen zur Hypochondrie. Mit aufmunternden Worten redete er den Kranken an:

„Ihre Krankheit ist nicht schlimm. Sie selbst müssen versuchen, das Leiden zu bekämpfen, die Medicin hat dafür keine Hülfe. Zuerst müssen Sie zu diätischen Mitteln greifen, sagen wir jeden Morgen eine kalte Douche."

„Die nimmt er ja schon jeden Morgen!" ...

„Dann Getränke, die wohlthätig auf die Verdauung wirken."

„Die nimmt er gerade genug!" ...

„Körperliche Uebungen!"

„Er turnt täglich mehrere Stunden!"

Jedes Wort des Journalisten wurde von einem matt zustimmenden Kopfnicken des Patienten begleitet. Der Arzt sann hin und her, es mußte etwas geschehen, um diesen schlaffen Geist zu ermuntern, man mußte ihn herausreißen aus seinem Brüten und Sinnen, er mußte Eindrücke gewinnen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es mußte etwas sein, das seine Gedanken von den fixen Ideen ablenkte. Und da der Arzt heute noch unter dem Banne des gestrigen Abends stand und sich immer noch bei der bloßen Erinnerung an die Theatervorstellung erheiterte, kam es über ihn wie ein Lichtgedanke. Er klopfte den Kranken auf die Schulter, stolz und siegesbewußt, wie einer, dem es gelungen ist, ein schweres Räthsel zu lösen.

„Wissen Sie, lieber Herr, ich habe das Mittel gefunden, das Ihnen helfen würde. Gehen Sie und sehen Sie sich die ‚Kleinen Danaiden' an; darin spielt ein Komiker, der es fertig bringt, den ärgsten Griesgram von seinen Gedanken zu befreien und ihn so weit zu bringen, daß er sich vor Lachen kugelt. Ich will gehängt werden, wenn der Mann Sie nicht von Ihren trüben Stimmungen befreit. Gehen Sie nur hin und sehen Sie sich Badoche an."

Ein seltsames Lächeln glitt über die Züge des Journalisten. Der Patient aber erhob die Augen, sah den Arzt traurig an und sagte mit sanfter Wehmuth:

„Badoche soll ich ansehen?! Ist das Ihre Medicin für mich?"
„Ganz gewiß!"
„Der kann mir nicht helfen."
„Warum nicht?" fragte der Arzt verwundert.
„Warum mir Badoche nicht helfen kann?" erwiderte der Kranke mit einer Stimme tiefen Grams. „Nun, Badoche ... ich bin es selbst!"
Sein Kopf senkte sich wieder, seine Augen starrten von Neuem zu Boden, und so saß er wieder da, der große Komiker, ein Bild der tiefsten Schwermuth.

## Aus der Hauptstadt.

### Der Mißerfolg von Kiaotschau.

Die alten Herren des Tsungli-Yamen haben sich gerächt. Zum großen Erstaunen der Berliner Weltweisen, die sich Morgens vom Verleger saugrob mißhandeln lassen müssen und Abends zum Ersatze dafür alle Herrscher und Premierminister Europas mit unerbittlicher Strenge kritisiren, zu ihrer hellen Verblüffung hat China in die Abtretung der Kiaotschaubucht eingewilligt. Dergleichen sei ganz unchinesisch, werden wir allenthalben belehrt; nur auf die Furcht vor dem deutschen Namen und dem deutschen Kaiser könne der blitzzugschnelle Entschluß des sonst so unendlich langsamen, jede Kleinigkeit verzögernden Kronrathes in Peking zurückgeführt werden. Und die pseudopatriotische Freude ist kindlich groß. Anders freilich wird der weise Schachspieler Li, der vielgereiste Vicekönig, die Sache auffassen, und anders sein Berliner Gegner, der kluge Miquel. Der chinesische Staatsmann ist dem deutschen in die Parade gefahren, der Tsungli-Yamen ist gerächt.

So lange die neue Erwerbung am Gelben Meere umstritten war und ein längerer, mindestens diplomatischer Kampf um sie durchaus zu den Möglichkeiten zählte, gab es in Deutschland keinen anderen Gegenstand des politischen Interesses. Auch wichtige und dringende Fragen wurden zurückgeschoben, ging doch die Ehre der Reichsflagge über Alles, lauschte man doch athemlos auf die Nachrichten aus Ost. Diese Erregung wird nun zurückfluten. Nicht daß der chinesische Zwischenfall endgiltig erledigt wäre. Welche Gefahren er birgt und welche Sorgen uns aus ihm entspringen, wird erst dann offenbar werden, wenn China, wenn die Bewohner seiner entfernten Provinzen die Schmach von Kiaotschau mit allen Einzelheiten so genau kennen wie unsere wohlunterrichteten und von Original-Correspondenten bedienten Zeitungsleser. Aber für den Augenblick — und nur auf den Augenblick ist die moderne deutsche Politik zugeschnitten — ist dies kommende Gewitter bedeutungslos. Momentan lacht der Himmel heiter. Wir haben die längst benöthigte Flottenstation, wir haben den heißersehnten, neuen „Markt", wir werden in Shantung Eisenbahnen bauen, was zweifelsohne unseren Schienwalzwerken sehr zu Gute kommt, und Fabriken aufrichten, was die ohnehin hohen Kurse unserer Maschinenbau-Actiengesellschaften noch unvernünftiger steigern wird — darf ein Volk mehr des Segens verlangen? Und doch ist Herr v. Miquel äußerst unzufrieden.

Der Tsungli-Yamen und der von ihm herbeigeführte, allzu schnelle, allzu billige Kiaotschau-Triumph hat einen dicken Strich durch seine Wahlrechnungen gemacht.

Wie Bedauern faßt es Einen an, wenn man sieht, wie der plumpe Zufall und das verdammte Lächeln der dummen Dirne Fortuna immer wieder die geistvollen Combinationen eines politischen Bankdirectors über den Haufen werfen. Hans im Glück ... Kein größeres Malheur, als dies unangenehme Glück zur unrechten Zeit. Mit einem Raffinement, das seines Gleichen sucht, ist Herr Miquel an die Durchdrückung der Flottenpläne, an die Vorbereitung der Wahlen gegangen. Neulich war hier die Rede von den Kunstgriffen und den Apparaten mit doppeltem Boden, die er spielen ließ, um die Schiffe zu bekommen, die Wilhelm's II. Lieblingssehnsucht waren. Dank den armen Missionar-Mortimers, die sehr gelegen starben und dem Kieler Geschwader die werthvollen Segensrufe der Stablewski und Kopp eintrugen, ist die Bewilligung der Flottenforderungen gesichert; der bekehrte Lieber von Montabaur zieht heute den Schrecken ohne Ende doch dem Ende mit Schrecken vor. Herrn Miquel's Biographie zu schreiben ist nur der Erbe jener Feder berufen, die den Borgia diente; aber ihrer wartet eine ungemein reizvolle Aufgabe. Sie hätte zu zeigen, wie dieser gewitzte Staatsmann es während der ganzen Dauer seiner Amtszeit nicht allein verstanden hat, auf die Wünsche und persönlichen Neigungen seines Souveräns einzugehen — denn als dieser armseligen Kunst Meister haben sich alle Caprivi'ten, die von 1890 so gut wie die von 1898, erwiesen — sondern auch Wilhelm's II. Wünsche und Neigungen der Nation mundgerecht zu machen und dadurch in Wirklichkeit umzusetzen. Und das, ohne sich selbst voreilig zu exponiren, ohne selbst in den schädlichen und gefährlichen Ruf der übermäßigen Dienstbeflissenheit zu kommen! Man könnte es bedauern, daß die ungewöhnliche Geisteskraft und Feinheit, die Johannes Miquel bei diesem Thun entwickelte, nicht nutzbringender angewandt worden ist, daß der Hochbegabte, der die socialsittliche Steuerreform ersann und durchführte, nicht weiter geschritten ist auf dem betretenen Wege, sondern sich für gerade gut genug zum bloßen Werkzeug hielt. Aber Anerkennung, in die sich freilich ein leises Achselzucken mischt, wird man ihm deßhalb doch nicht versagen dürfen.

Durch Erfolge verwöhnt, die er mit Recht ausschließlich seiner übersteigerten Intelligenz zuschrieb, hat Johannes Miquel vielleicht der Lasten zu viel auf sich genommen. Er, das Gehirn des Ministeriums, in dem er besten Falles Handlanger, öfter aber noch unfruchtbaren, kräfteverschlingenden Reibungswiderstand fand, nahm bereitwillig alle höheren Arbeitslasten auf sich. Auch für gute Wahlen wollte er Sorge tragen. Bei der Grundstimmung des Volkes, das mit unheimlich wachsender Verbitterung auf das sinnlose Hin und Her der inneren Politik sah, war dies Unterfangen allein ein Heldenstück. Und dennoch hätte der Kiaotschaurausch dem kühnen Pointeur zum Siege verholfen. Wäre der Termin der Neuwahlen in die Tage der hochgehenden nationalen Erregung gefallen, in die Zeit, da hundert Lyriker von Argonautenfahrten in's Gelbe Meer sangen und die Freiwilligen für China sich massenhaft meldeten, dann hätte man die doch wahrlich ungleich wichtigeren Fragen der inneren, der deutschen Wirthschaftspolitik, die zur Entscheidung drängen, vergessen und seine Stimmzettel unter Absingung des Flaggenliedes in die Urne gesteckt. Der Tsungli-Yamen hat dieser bedenklichen Begeisterung rasch ein Ende gemacht. Ruhig können wir, nun dem Vaterlande erst vor Haïti, dann an der Küste von Shantung alle erdenkliche Ehrung widerfahren ist, von Neuem unsern gewohnten bürgerlichen Geschäften nachgehen und die gewohnten bürgerlichen Gedanken wälzen. Und das hat Herr Miquel nicht erwartet, das konnte sein Wunsch nicht sein. Das bedeutet eine schwere Gefährdung seines Feldzugsplanes.

Die Politik Wilhelm's II., die Herr Miquel macht, während die anderen Minister ausnahmsweise nur Staffage bilden, ist an einer Stelle rissig und arg fehlerhaft. Sie wendet den wirthschaftlichen Fragen, der tiefgehenden Unzufriedenheit mit den Erwerbsverhältnissen bei Weitem nicht die Aufmerksamkeit zu, die sie gebieterisch verlangen. Hier, wo doch billig alle Kraft zusammengenommen werden sollte, hilft sich die Politik des neuesten Courses kraft- und schwunglos von Fall zu Fall. Die Februarerlasse sind versunken und vergessen. Kein Unterstaatssecretär, kein hoffähiger Professor behandelt und lobpreist sie mehr in herrlich dahinrauschenden Trinksprüchen. Den agrarischen Wünschen ist man wohl in der Theorie entgegengekommen, durch Erlaß eines Börsengesetzes und einiger Paragraphen, die den Margarinemohr und seinen unbesoldeten Anwalt aus Putzig bei Danzig ärgern; praktisch hat man auch nicht einen Finger für sie gerührt. Herr Miquel fühlt und kennt diese Schwäche seiner Stellung sehr wohl. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß der Kluge persönlich aus Klugheitsgründen aufrichtig eine kräftige Mittelstandspolitik wünscht. Aber er setzt keine Ehre darein, Hemmnisse zu überwinden, die nicht aus der Tiefe kommen. Er ist auch als politischer Erfinder und Constructeur ein getreuer Diener seines Herrn, Archimedes der Krone. Weil er aber die Mißstimmung im Lande naturgemäß ungleich besser kennt als des Kaisers Majestät, dem Niemand reinen Wein einschänkt, befürchtet er bei den Wahlen eine Explosion des allgemeinen Unwillens, in Sonderheit einen Aufstand der allzu lange hingehaltenen Landwirthschaft, die nur noch heftig widerstrebend, mit lautem Murren den Limburg-Stirum und Manteuffel auf gouvernementalen Pfaden folgt. Dem Ausbruche der Empörung vorzubeugen, ihn bis zu einem Zeitpunkte zu verschieben, wo er nicht mehr gefährlich werden konnte, will sagen bis nach den Wahlen dieses Jahres, mußte sein Bestreben sein. Kiaotschau kam ihm eben recht. Was Wilhelm II. eine Gelegenheit war, die Kraft und Macht des Reichsschwertes wenn nicht zu erproben, so doch zu zeigen, das mußte dem Vice-Kaiser, mußte seinem politischen Prokuristen zur Herstellung der nächsten Reichstagsmehrheit dienen. Im Kiaotschautaumel, calculirte er, im Dunste des süßen Schnapses, der aus vaterländischer Begeisterung so leicht zu brennen ist, würde Niemand an's tägliche Brod denken. Wenn die selige Stimmung nur bis zum Juli vorhielt, nachher dürfte die Ernüchterung oder gar der Kater getrost eintreten. Sie hatten dann nichts mehr zu bedeuten, weil sie nicht mehr zu schaden vermochten ... Für den Psychologen ist es, die Bemerkung sei an dieser Stelle erlaubt, hochinteressant, zu vergleichen, wie Bismarck auswärtige Geschehnisse und Verwickelungen bei den Wahlen benutzte, und wie Miquel es thut. Die Klugheit des Königstigers und der Hauskatze ...

Wer hätte gedacht, daß die greisen Zopfträger im Tsungli-Yamen so boshaft und witzig sein könnten!

Kiaotschau ist verpufft. Nach dem Gesetze des Rückschlages werden dringender jetzt die wirthschaftlichen Forderungen an die Regierung herantreten. Daß sie sie befriedigt, erscheint ausgeschlossen. Durch Zuckerbrödchen, liebe Worte und Versprechungen wird Michel kaum noch zu ködern sein. Der Riese ist ungeduldig geworden, der Werthheimerei in Stadt und Land satt und schreit nach so viel Brod, wie ihm als ehrlichen Arbeiter zukommt. Es giebt nur ein einziges Mittel, ihn vorübergehend zu beruhigen: daß man ihn abermals ablenkt, seine fieberisch-glänzenden Blicke auf ein neues, buntes Spielzeug in der Ferne richtet. Kiaotschau muß überkiaotschaut werden, das drei Mal glühende Licht muß heran.

Herr Johannes Miquel mag es im Traume bereits gesehen haben.

Rastlos schweift des Deutschen Kaisers Blick um den Erdball. Seine rege Phantasie, sein beweglicher, dem Neuen, Ungewöhnlichen immer erschlossener Geist, nimmt an allen Kämpfen, die ihn bewegen, Theil. Der Drang, sich zu bethätigen und den Ruhm des deutschen Namens,

der sein Name ist, zu mehren, lodert hell in seinem Herzen. Nicht allzu lange fesselt diesen Rastlosen, der viel vom kronentragenden Poeten in sich hat und ein Dichter auch ohne den Sang an Aegir genannt zu werden verdiente, der einzelne Gegenstand. Alles zu umfassen, Alles mit dem Glanze seiner Individualität zu durchleuchten, drängt es ihn. Nord- und Südpol der inneren Politik hat er bereist; eine Welt klafft zwischen den Ideen, die im Hause Waldersee's der Hofprediger a. D. Stöcker entwickeln durfte, und den grobdrähtigen Hammerschmiedsanschauungen, deren der emporgekommene Selfmademan Stumm sich rühmt. Und nun wandelt des Monarchen rege Theilnahme die Länder draußen ab. Er ergreift Partei in den Gegensätzen, die dort aufeinanderprallen. Der Transvaal hört sein Wort und dankt es ihm. Ungarn jubelt verzückt seinem die Söhne Arpad's verherrlichenden Trinkspruche zu und beeilt sich, den Buchstabenlaut des Toastes gegen die siebenbürgischen Sachsen auszuspielen. Diese Leute arbeiten grundsätzlich mit gezinkten Karten ... Und so findet sich hier wie da eine Kette von Wirkungen, die Wilhelm's II. lebendiges Temperament ausübt. Kommt den ernsten Männern auf dem Newski-Prospect, am Quai d'Orsay und in Downing Street nie der Gedanke, daß vielleicht Alexanderpläne im Hirn dieses rasch Erfassenden schlummern? Daß die Vertheilung der Welt unter die Culturnationen Europas durch ihn beschleunigt und zu Ende geführt werden wird?

Die That von heute war vielleicht nur der Anfang. Nicht vielleicht, wahrscheinlich sogar. Kiaotschau wird Nachfolger haben. Das erkannte man offenbar im Tsungli-Yamen, wo Chinas Weise sitzen, und da man nicht wünschte, daß der gelbe Mann dauernd den Reichsadler sähe, machte man in Hast seinen Frieden und sicherte sich dadurch die fernerhin ungefährliche Freundschaft des germanischen Cäsaren.

Unerhörter Prunk und Redepomp begleitete die Chinafahrt des Prinzen Heinrich, der ruhige, bescheiden-nüchterne, allen Metaphern abholde Seemann, der im Gegensatze zu seinem kaiserlichen Bruder viel von der Art Wilhelm's I. geerbt hat, fand bei diesem Anlasse dithyrambische Worte, die keine Spur seines Wesens zeigten, die nach Inhalt und Klang dem Monarchen zu eignen schienen. Und der Herrscher selbst ward nicht müde, hervorzuheben, welches Opfer er mit der Entsendung des einzigen Bruders in eine ungewisse Ferne bringe, in Kampf und Krieg; auf die eisengepanzerte Faust und den Lorbeer wies er mit besonderer Beredtsamkeit hin. Wären all' diese purpurn schimmernden und geheimnißvollen Blumen nur zur höheren Ehre der Erwerbung eines Flottenstatiönchens und einiger Quadratmeilen Land um die Maste der Kriegsschiffe geschlungen worden, dann stünde, was erreicht werden sollte, in keinem Verhältnisse zum poetischen Aufwande, den man machte, und zur decorativen Ausschmückung der That. Sicherlich, Kiaotschau ist nicht das letzte Wort der deutschen Weltpolitik, der Weltpolitik Wilhelm's II., die soeben feierlich inaugurirt worden ist.

Gespannter noch als bisher wird man in Zukunft den Reden eines Fürsten lauschen müssen, der entschlossen ist, ein Großer zu sein in der Geschichte. Auf dem bespöttelten Knackfußbilde über die mongolische Gefahr war im Hintergrunde, ganz fern und in ganz dünnen Strichen die Kiaotschaufahrt eingezeichnet zu sehen. Was nun?

Die kleinen Mädchen graulen sich bei der Vorstellung, daß jeder Mensch ein Skelett mit sich herumschleppe. Auch die weitschichtigen Pläne des deutschen Kaisers müssen ein Skelett haben, eine tragende Ursache, eine große, starke, treibende Idee. Es muß etwas in ihnen verborgen stecken, das ihnen erst Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit giebt. Wahrlich, Herrn Miquel's Wahlqual, seine Bemühungen um eine potente Mehrheit, der von seinem Standpunkte aus allenfalls erklärliche Wunsch, durch äußeres Prestige innere Schwierigkeiten zu überwinden — derlei kleine Erwägungen und Praktiken dürften die Ursache nicht sein. Wären sie's dennoch, so hätten nicht nur die thörichten kleinen Mädel, sondern in viel höherem Grade die ernsten Männer allen Grund, sich vor dem Skelett der neudeutschen Weltpolitik zu fürchten.

Der Tsungli-Yamen war, und das macht dem ruchlosen chinesischen Scharfsinn alle Ehre, boshaft genug, den Berliner Collegen zu zwingen, Farbe zu bekennen. In den nächsten fünf Monaten wird sich's zeigen, was es mit dem Skelette auf sich hat, ob es einem Lebenden gehört und von blühendem Fleische umschwellt ist, oder ob es als des Todes Symbol erscheint.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Mutter Thiele". Charakterbild in drei Akten von Adolph L'Arronge. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Die Wunderquelle". Schwank in drei Akten von Felix Philipp. (Berliner Theater.) — „Im weißen Rößl". Lustspiel in drei Aufzügen von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.) — „Der Volksgraf". Drama in fünf Akten von Rudolf Rabe. (Goethe-Theater.)

Sie ist eine bedauernswerthe Frau, die arme Mutter Thiele, kein Talent, doch ein Charakter. Darum hat Adolph der L'Arronge auch ein Charakterbild von ihr gemalt. Die würdige Dame ist in der Ehe mit dem seligen Thiele, der ein unangenehm gebildeter Mann war, nicht zu dem irdischen Glücke gelangt, das man sich nach dem Jubel, der auf der Bühne regelmäßig den Verlobungen folgt, doch eigentlich davon versprechen sollte. Sie, die Ungebildete, fühlte sich eben beengt und bedrückt, zurückgesetzt, und das hat sie verbittert. Jetzt bereitet ihr neuerdings Rudolph, ihr Kind, endloses Herzeleid. Dieser junge Mann ist nämlich auch gebildet, ja und noch schlimmer, er will ein leibhaftiges Fräulein von altem Adel heirathen. Das duldet Mutter Thiele in ihrer Eifersucht nicht. Schauerlich begehrt sie auf. Den Sohn auch noch zu verlieren an diese Gebildeten, wie sie den Mann verloren hat — nein, das erträgt sie nicht. Sie schreit ihren Zorn Jedem, der ihr entgegentritt, in's Gesicht, und ein tragischer Konflikt von schier antiker Größe steigt empor. Für den Humor in der Sache sorgt ein alter, halbverhungerter Schreiber, der grüne Feigen gegessen und davon Indigestionen bekommen hat. Und das ist gut, denn sonst könnte die Ergriffenheit des Publikums leicht jede Grenze übersteigen. Mutter Thielens Schädel erweist sich nämlich als wirklich unmenschlich hart. Sie will partout nicht in das altadlige Glück ihres gebildeten Sohnes einwilligen. Ihr Eigensinn feiert zwei Acte lang derartige Orgien, daß man sich vom dritten durchaus keine Heilung mehr versprechen könnte, wenn dritte Acte in Charakterbildern nicht dazu da wären, Charaktere grundlegend zu ändern. Als Rudolph und sein edles Lieb daher jungvermählt höchsteigenfüßig in die Hütte der Alten eindringen, derselben Schwiegeralten, die nicht einmal zur Hochzeit ihres Kindes gekommen ist, da schmilzt ihre Strenge in Thränen unbewußt, und nach etlichem anregenden Hin und Her segnet sie das gebildete Paar. Es wäre zwecklos, mit Adolph, der sich L'Arronge nennt, über den Begriff „Charakter" zu streiten. Offenbar schreibt er der Alten, nicht etwa dem Feigen essenden und von der Kolik geplagten Subalternen einen Charakter zu, und da müßte ihn, wer seine Stücke ernst nimmt, doch fragen, ob er diese quengliche, langweilig-unberechenbare Dame irgend wo anders als in seiner dürftigen Phantasie gesehen hat. Mit Ausnahme der ersten Scenen des ersten Actes ist das Werk so mühselig construirt und dabei so jammervoll eintönig, daß selbst die folgerichtige Entwicklung der Eigenart Mutter Thielens wenig Theilnahme für sie entwickeln könnte; ihre unmotivirte Sinnesänderung aber macht die ganze Geschichte zu einer geist- und interesselosen Coulissentüftelei. Aaronche thut nicht gut daran, seine Stücke auf Vertiefung deichseln zu wollen; die Figuren seiner Biedermeier-Puppenwelt zeigen dann auf den ersten Blick die Strippen, an denen sie tanzen.

Auch Philippi's „Wunderquelle" wird schwerlich lange Tantièmen sprudeln. Wenn wir nicht wüßten, daß der Verfasser, ehe er Dichter wurde, Kaufmann war — er stimmt selbst mit großem Stolz im zweiten Akt eine Hymne auf den Kaufmannstand an — man könnte den „Schwank" für ein Schauspielerstück halten, so sehr ist es aus Reminiscenzen und Anleihen zusammengesetzt. Den Vorwurf pumpt sich Philippi von Ibsen („Volksfeind"), alles Andere von Anderen. Die Kleinstädter-Caricaturen kennen wir von Kotzebue, die langweilige Stadtrathsitzung, die fast den ganzen ersten Akt mit Lärm und Geschimpf erfüllt, ist Ganghofer und Anzengruber nachempfunden, der sentimentale zweite Akt, wo die poetische Stimmung der endlosen Liebesscene durch ein Lied mit Clavierbegleitung herbeigeführt wird, könnte fast von Lindau oder Lubliner sein, und die Pointen des Dialogs stammen nach Blumenthal's Recept aus den bewährtesten Anekdotensammlungen. Nicht einmal der altersschwache Witz: „Ich will den Onkel nicht heirathen, denn ich mag nicht meine Tante werden," der schon in Rabener's „Knallerbsen oder du sollst und mußt lachen" steht, wird uns geschenkt. Der neckische Einfall, daß die Heilquelle bei der Eröffnungsfeier des Badeorts versiegt, ist ein Symbol des Verfassers, nur daß er schon nach den ersten Scenen auf dem Trockenen sitzt.

Freier und fideler greifen in's volle Nichtmenschenleben die beiden angenehmen Schwerenöther hinein, deren Namen schon so fröhliche, landschaftliche Vorstellungen erweckt und die diesmal der Phantasie ihrer Freunde mit einer reizenden Decoration aus dem Salzkammergute und echtem Salzburger Schnürlregen zu Hülfe kamen. „Im weißen Rößl", wohin diesmal das Pegasuschen den Blumenthal und Kadelburg getragen hat, giebt es Dank ihnen drei Verlobungen: der Oberkellner, eine Spottgeburt aus Trinkgelddreck und Liebesfeuer, bekommt die Rößlwirthin, der Berliner Advokat die Tochter seines Proceßgegners, der glatzköpfige Fabrikantensohn aus Sangerhausen die lispelnde Tochter eines auf schmale Pension gestellten Privatgelehrten. Das ist die Handlung des Lustspiels und der Quell unbeschreiblich thörichter Scherze. Außer dem schon nach Gebühr gewürdigten wirklichen Regen trägt zur Ermunterung noch ein Blumenthal'scher Urberliner mit gut nachgemachter Schnoddrigkeit und der Umstand bei, daß seine eigene Dummheit die Tochter dem gehaßten Rechtsanwalte verlobt. Ein neuer, humoristischer Einfall findet sich in dem immerhin bemerkenswerth geschickt gemischten Salat nicht; die drei Acten leiden vielmehr darunter, daß zu viel alte Witze, Erinnerungen aus Tagen, die vergangen sein sollten, angebracht worden sind. Wie eine Jahrzehntrevue des Berliner Bühnenhumors nimmt sich dieser harmlose Schwank aus. „Lustspiel" ist er betitelt worden, weil es sich seiner macht, weil außerdem auf „Hans Huckebein" nicht gleich wieder eine Posse folgen durfte und weil Blumenthal zwei Mal im Laufe des Abends hochgradig poetisch geworden ist: in der Schilderung des Waldzaubers und des Reisezaubers. Es war zum Davonlaufen. Da gefiel mir die an sich grenzenlos rohe und geschmacklose Ausbeutung des Sprachfehlers einer von den drei verlobten jungen Damen doch unvergleichlich besser. Diese Idee war echt oskarisch, an ihr erkannte

man seinen Pappenheimer, während ihm gerührte Empfindsamkeit zu Gesichte steht wie einem Spanferkel der Veilchenkranz.

Neben all' dem tristen Ulk mehr oder minder geriebener Macher berührt das mühevoll zusammengesetzte Werk eines naiv zutappenden, noch dilettantisch empfindenden und arbeitenden Naturburschen beinah angenehm.

Die sympathischste Gestalt der großen französischen Revolution ist, so viel sich auch gegen seine Liederlichkeit in Geld- und Liebessachen einwenden läßt, so gehäuft das Maß seiner Fehler und so undefinirbar sein sittlicher Charakter sein mag, Honoré Graf Mirabeau. Wer mit Dichteraugen in die tollen Sturmjahre zurückblickt, den muß die elegante Gestalt des frech verwegenen Lebemannes fesseln, des Geniekerls, der es verstanden hat, ausschweifendstem Genusse orgiastisch zu fröhnen und daneben zu arbeiten wie ein Wirkl. Geh. Kanzleirath. Er spähte mit Luchsaugen in die innersten Geheimnisse der Staaten, ein eiskalter, raffinirter Beobachter, und er hatte Feuerströme genug im Herzen, um eine Welt damit überfluthen und in Brand setzen zu können. Das ist eine Figur, wie geschaffen für den dramatischen Poeten! Aber die Aufgabe muß ihre Schwierigkeiten und Bedenken haben. So viel ich weiß, hat sich bisher nur Raupach, dem nichts heilig war, an sie gewagt. Neulich aber versuchte sich im Goethe-Theater auch ein junger Anfänger, Rudolf Rabe an ihr. Herr Rabe hat eine sehr respectable Begabung, und wenn man erfährt, daß er der Redacteur einer konservativen Berliner Vorortzeitung ist, wird man der Legende, die Reichshauptstadt besitze im Ganzen doch drei konservative Journalisten, die diesen Namen verdienen, von ihnen seien freilich mindestens zwei immer auf Urlaub — wird man geneigt sein, dieser Legende Glauben zu schenken. Für die Bühne hat Herr Rabe wirklich Talent. Nur daß er's diesmal nicht von sich zu geben verstand und daß er einen Stoff wählte, mit dem er nichts anzufangen wußte, weil er sich nicht die Zeit gelassen hatte, ihn gehörig zu begreifen.

Ich glaube, es war bei der Besprechung von Wichert's „Im Dienste der Pflicht", als hier die Bemerkung gemacht wurde, daß der Dichter kein Recht hätte, die paar wirklich interessanten und eigenartigen Köpfe der Weltgeschichte auf's Spießbürgerniveau herabzudrücken und mit Hülfe mehr oder minder stilloser Fälschung „allgemein verständlich" zu machen. Den rechten Poeten, sollte man meinen, müßte es gerade reizen, originale Profile nachzuzeichnen, die Schrullen und Geheimnisse historischer Männer aufzudecken und als lebensechte, unentbehrliche Bestandtheile ihres geistigen Seins nachzuweisen. Aber nein. Wer sich von den modernen Bühnenstückmachern überhaupt noch auf Pürschgänge in Frau Klios Revier begiebt, der trachtet mit heißem Bemühen, den gefährlichen Drachen im Felsengrunde zu einer ordinären Fledermaus, das waldtief verstecke, durch Schweigen wandelnde Einhorn zum sanften Rehspießer zu stempeln. Auch du, Rudolf mein Rabe, hast das gethan. Und es ist schade um deine junge Kraft.

Rabe's Mirabeau ist ein in's Edelmännische übersetzter Dr. Lueger. Das Volk liebt den prächtigen Redner bis zur Raserei, die Weiber natürlich noch mehr als die Männer, und das Volk wendet sich erst sacht, dann lärmend von ihm ab, als Demagogen mit stärkeren Künsten auftauchen und er selbst in Amt und Würden einzurücken trachtet. Dabei ist Mirabeau bei Rabe ein durch und durch anständiger Kerl, der höchstens besseren Burgunder trinkt, als er bezahlen kann, und der zuweilen eine kleine Citoyenne liebevoll in seiner prachtvollen Wohnung behält. Besonders dann, wenn sie absolut nicht gehen will. Auch Rabe's Mirabeau unterhandelt mit dem Hofe, aber ganz gewiß nur in der allerbesten, volksfreundlichsten Absicht; er hält sich über den Pöbelgeruch auf, ohne es aber eigentlich böse zu meinen, und er benimmt sich überhaupt so nationalliberal, daß er gleich auf der Stelle für Herrn v. Bennigsen einspringen könnte. Kein feiner Strich, kein leis hingehauchter Farbenton erinnert in Rabe's kunstvoll kunstlos retouchierter Photographie an das prachtvoll verlumpte Original, an den in Grund und Boden verkommenen, geistfunkelnden Liederjahn, der mit Sceptern und Kronen Fangball spielte, der die Schwächen der französischen Monarchie so gut wie die der preußischen kannte. (Aus Patriotismus giebt Rabe das übrigens nicht zu.) Rabe hat sich in seinen Helden verliebt, wie ein junges Mädel verliebt, und ihn in minniger Phantasie sorgsam aller Mängel entledigt. Dadurch ist ein sehr schöner, aber auch sehr langweiliger Mirabeau entstanden. Die zahllosen Schwächen der Arbeit würden nicht in's Gewicht fallen, all' die groben Verzeichnungen, die sich Scene für Scene finden, würden gar wenig zu bedeuten haben, wenn dieser Riquetti Graf von Mirabeau als vollsaftiger Genie-Lump, nicht als correcter Parlamentarier dargestellt worden wäre.

Nun aber machen diese Mängel sich sehr deutlich bemerkbar. Rabe ist noch ganz Anfänger, und mit bemerkenswerther Unbeholfenheit fügt er, der doch gelegentlich famose Schlag-Raketen aufsteigen läßt, Satz an Satz, Auftritt an Auftritt. Er bringt allerlei und nichts in's Spiel, beginnt breitspurig, führt breitspurig aus und bricht kurz ab; die Logik, die der Bühnenmathematiker nicht entbehren kann, fehlt ihm in einem solchen Maße, daß er nicht einmal fähig ist, seinen Mirabeau an politischen Fehlschlägen sterben zu lassen, sondern daß er ihm meuchlings Gift vorsetzen läßt. Es ist ein Chaos von Ansätzen in dem Stück; man hört den Dichter ordentlich stöhnen bei den krampfhaften Versuchen, den gottverdammten Stoff wenigstens einigermaßen, obenhin für's Auge zu ordnen. Es kommt Rabe nicht darauf an, umständlich das zu wiederholen, was er schon einmal ganz ausdrücklich gesagt hat, und diese Wiederholungen nehmen bei ihm mitunter einen ganzen Act ein. So viel phrasenerfüllte Reden klingen und so viel Volksversammlungen werden abgehalten, daß man das dünne Fädchen der Handlung immer von neuem, endlich hoffnungslos verliert. Und wenig tröstet über dies Mißgeschick hinweg der Umstand, daß die meisten allgemein bekannten, geflügelten Worte Mirabeau's getreu wiedergegeben werden — eine sehr stillose Unart, die Rabe von Wichert und Raupach gelernt hat — und daß die Prosa des Stückes, sieht man genauer hin, aus fünffüßigen Jamben besteht.

Rabe's Arbeit ist, das geht aus den obigen paar Einwendungen hervor, ein Lehrbuch des Dramas, wie es nicht sein soll. Und dennoch setze ich Hoffnungen auf den Verfasser, Hoffnungen ähnlicher Art wie auf den Dichter des Bartel Turaser. Es ist Urwüchsigkeit in seinem Schaffen, Wagelust und Dichtersinn, dem nur noch die Eierschalen des etepeteten, nach berühmten Mustern schreibenden Spießerthums anhaften. Der junge Redacteur machte sich hinfort mit größerem, künstlerischem Ernst an's Werk, damit ein Kunstwerk, nicht wieder ein wirres Geschichtsbilderbuch für Primaner entstehe, und er gebe seinem ungemein entwickelten Sinn für Massenwirkungen nicht in der Richtung hin nach, daß er meint, die Masse müsse es bringen und erwirken. Dann wird die conservative Berliner Journalistik zwar ein Mitglied verlieren, die Gemeinde berufener deutscher Dramendichter aber eins gewinnen. Freilich, wer will sagen, in welcher von beiden Genossenschaften der Männermangel fühlbarer ist.

## Notizen.

Streifzüge durch Großbritannien. Von Gustav F. Steffen. Aus dem Schwedischen von L. Reyher. (Stuttgart, Hobbing und Büchle.) Der in London lebende schwedische Journalist hat vor ein paar Jahren schon ein anmuthiges Buch: „Aus dem modernen England" geschrieben, und das viele Gute, das wir davon zu sagen wußten, können wir auch auf diesen neuen Band und Dr. Reyher's wieder vorzügliche Uebersetzung anwenden. Während dort mehr London selbst und das politische, künstlerische und überhaupt öffentliche Leben geschildert war, befaßt sich das vorliegende Werk mit der englischen, schottischen und irischen „Provinz", und zwar vornehmlich mit den socialen Zuständen in den Industriebezirken. Nehmen wir das hübsche Kapitel über Shakespeare's Geburtsort, die Beschreibung der mittelalterlichen Städte und die keltischen Wanderungen und Sprachforschungen — allerdings aus zweiter und dritter Hand — aus, so erscheint diesmal weniger der glänzende Reisefeuilletonist als der wohlunterrichtete Beobachter und Zustandsschilderer, dem obendrein ein mitfühlendes Herz und ein wahrheitsuchender Sinn eignet. Er hat mit heißem Bemühen geschaut und geprüft, seine Erkundigungen eingezogen, seine Notizen gemacht und das Leben der Arbeiter mitgelebt, das trotz aller einschneidenden Reformen vielfach noch allzu sehr den Elendsbildern von Owen, Engels, Marx, Carlyle und Ruskin entspricht. Wir besuchen an seiner Hand die Kohlenbergwerke und Textilfabriken und freuen uns mit ihm der großartigen Erfolge der Trade-Unions, der offenkundig mannigfaltigen Besserung der Lebensbedingung, der hochherzigen Reformen auf allen Gebieten, der interessanten und segensreichen Experimente wie Gewinnbetheiligung ꝛc. Der Verfasser hat sich auch in der einschlägigen Fachliteratur umgethan, so daß er sich selten Blößen giebt und Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt. Strengwissenschaftliche Bedeutung wird überhaupt nur die Fachsimpelei von solchen Reisebeschreibungen fordern. Der Leserkreis, an den sie sich wenden, wird nicht viel mehr als angenehme Belehrung und ansprechende Unterhaltung erwarten. Beides bieten diese farbigen Schilderungen mit den schönen Illustrationen, und dafür sind wir dem Verfasser aufrichtig dankbar.

Bei Friedrich Stahn, Berlin, erschien soeben ein Nachtragsband zu dem bekannten Werke von Julius W. Braun: „Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Lessing und seine Werke betreffend aus den Jahren 1747—1781." Er enthält noch einige wichtige Kritiken, die der unlängst verstorbene Braun nach Beendigung des Druckes der ersten beiden Bände aufgefunden. Dann folgen interessante Erläuterungen und ein genaues Namen- und Sachregister zu allen drei Bänden. Es ist dieser Nachtragsband somit unentbehrlich für die Besitzer der ersten beiden Bände. Wenn wir unter den Erläuterungen die knappen Biographien der Gegner Lessings im Fragmentenstreite durchgehen, so verstehen wir in der That erst recht, daß und warum Lessing seinen Nathan geschrieben. Interessant sind auch die Nachweise über die Zeitungen und Zeitschriften des vorigen Jahrhunders, welchen die Kritiken über Lessing entnommen wurden. Auch einen Vorfahren des Fürsten Bismarck finden wir unter den Zeitungsgründern: Die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen" (später umgetauft in „Neue Literatur-Zeitung") sind entstanden auf Kosten des Professors der Geschichte Johann Burchardt Menken (geboren 1674 zu Leipzig, gestorben 1732 daselbst), des Urgroßvaters Bismarck's von mütterlicher Seite.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
**1 Via Tornabuoni.**

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**LIEBIG Company's**
**FLEISCH-EXTRAKT**

ist in jeder guten Küche unentbehrlich.

Man beachte den blauen Namenszug **J. v. Liebig.**

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Billige, dichte Dächer** stelle man her aus **Andernach's Asphalt-Steinpappen**
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Gratis und franko wird versandt:

**Katalog 4: Deutsche u. französische Litteratur, Geschichte, Curiosa etc.** Werke aus allen Wissenschaften.

**München,** Müllerstr. 16. **Joh. Traber's Nachf.** Antiquariat.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 52. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Hierzu eine Beilage von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung) in **Berlin** W. 9.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 22. Januar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Regelung der Volksschullehrergehälter. Von Scholasticus. — Das plastische Sehen. Von Georg Hirth. — **Literatur und Kunst.** Heinrich Bulthaupt. Von Richard Wulkow. — Ein rheinisches Bayreuth? Von Josef Schrattenholz. — **Feuilleton.** Ein Liebesbrief. Mitgetheilt von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Menschenopfer unerhört. Von Caliban. — Die Franz Stuck-Ausstellung. Von Fr. Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zu unserer Umfrage über die Majestätsbeleidigung. Von Prof. Dr. Max Schneidewin. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Regelung der Volksschullehrergehälter.

Das Besoldungsgesetz vom 3. März 1897 hat die Bestimmung, die Besoldungsfrage der Volksschullehrer für absehbare Zeit zum Abschluß zu bringen. Was noch nachkommt und hoffentlich bald nachkommt, ein allgemeines Dotationsgesetz, davon soll mithin der Lehrer keinen Vortheil haben. Das ist so oft, so bestimmt und von so competenter Seite zum Ausdruck gebracht worden, daß ein Zweifel daran nicht wohl möglich ist. Die Grundlagen des Gesetzes sind auch gut. 900 Mark Grundgehalt und neun Alterszulagestufen von je 100 Mk. mögen in sehr billigen Gegenden für einen Lehrer ausreichend sein, um eine Familie standesgemäß, aber mit bescheidenen Ansprüchen an das Leben, zu ernähren. Freilich hätte die Lehrerschaft lieber 1000 Mk. Mindestgehalt gehabt und hätte gern das Höchstgehalt früher als mit 31 Dienstjahren erreicht. Immerhin aber war die Grundlage ausreichend, um ein tüchtiges Gebäude zu tragen. Sehen wir nun, was für ein Gebäude es geworden ist.

Daß nicht für alle Gegenden der Monarchie ein Einheitsgesetz an Grundgehalt und Alterszulagen festgelegt wurde, finden wir erklärlich. Im Allgemeinen lebt es sich in den östlichen Provinzen billiger als in den westlichen und auf dem Lande billiger als in der Großstadt. Eine Eintheilung der ganzen Monarchie in fünf oder sechs Theuerungsclassen hätten wohl manche Lehrer gern gesehen, aber bei der Einreihung der einzelnen Orte in die verschiedenen Classen wäre es ohne viel Streit und Hader nicht abgegangen. Der Horizont der einreihenden Gemeindeorgane, selbst der einreihenden Behörden, ist ganz natürlich ein beschränkter, weil der zum Vergleich dienende Gesichtskreis ein enger ist. Was weiß man im rheinischen Industriebezirk davon, wie viel eine Familie am kurischen Haff zum Leben nöthig hat? Der Erfolg wäre wohl nur der gewesen, daß die theuren Orte ihre Lehrergehälter heruntergedrückt hätten. So hat man denn in den einzelnen Regierungsbezirken einen oder ein paar Mindestsätze aufgestellt und es den Gemeinden überlassen, nach eigener Einschätzung darüber hinaus zu gehen oder sie anzunehmen. Dabei ist denn aber eine Buntscheckigkeit zu Tage getreten, welche wohl die Frage aufzuwerfen erlaubt: Kann diese Regulirung als eine dauernde angesehen werden, oder wird man sich über kurz oder lang entschließen müssen, sie zu revidiren?

Vom Ministertische her ist schon vor einigen Jahren einmal die Bemerkung gemacht worden, daß in der großen Verschiedenheit der Lehrerbesoldungen ein größeres Uebel zu suchen sei, als in der zu niedrigen Besoldung. Man wird diesen Satz ohne Weiteres unterschreiben können. Bis dahin wies die Behörde den jungen Seminarabiturienten eine Stelle an, gewöhnlich eine Minimalstelle und gab ihn dann nach zehn Dienstjahren eine Alterszulage von 100 Mk., die von fünf zu fünf Jahren zum Höchstbetrage von 500 Mk. stieg. Eine besser dotirte Stelle zu bekommen, war dann in der Regel Sache des Lehrers. Nun werden einige Stellen durch Wahl der Gemeinde, andere durch einen Schulpatron, noch andere durch die Behörde unmittelbar besetzt, von anderen weniger häufigen Besetzungsarten nicht zu reden. Letztere Art und Weise wäre nun für den Lehrer am vortheilhaftesten, weil es dabei doch auf Tüchtigkeit im Amte und auf Zeugnisse als ausschlaggebend ankommt, wenn nicht einige Kreisschulinspectoren für die besten Stellen nur Lehrer aus ihrem Aufsichtsbezirk vorgeschlagen hätten. So ist es manchem Lehrer, der in einem schlechten Kreise stand, unendlich schwer geworden, in einen besseren hineinzukommen. Die Herren Patrone richten sich leider nur zu häufig nach Fürsprache und persönlichem Eindruck und anderen unwesentlichen Kleinigkeiten als nach den Zeugnissen. Und wie es bei den Wahlen durch die Gemeinden hergeht, ist bekannt genug. Mancherlei Rücksichten, die mit der Schule und der Tüchtigkeit nichts zu thun haben, geben oft genug den Ausschlag und die Wahlprobe, die zu beurtheilen der Wähler lange nicht immer befähigt ist, ist die reine Formsache. Kurz, die Beförderung der Lehrer hängt viel zu viel vom Glück ab und daß hin und wieder der Lehrer einmal versucht, das Glück ein wenig zu corrigiren, daß er Mittel anwendet, um befördert zu werden, die als lauter nicht mehr bezeichnet werden können, kann man ihm gar nicht so sehr verdenken, denn er ist auch ein Mensch.

Vom neuen Besoldungsgesetz sollte man nun doch verlangen, daß die von den Behörden als Uebelstand anerkannte Ungleichheit in der Besoldung durch dasselbe beseitigt worden wäre. Allerdings sind die Unterschiede ja in etwas gemäßigt worden. Heute bekommen nach der alten Norm die Lehrer einer größeren Stadt ein baares Endgehalt von 3000 Mk., während in der Umgebung Lehrerstellen vorhanden sind, die ihren Inhabern nur ein Endgehalt von 1500 Mk. bringen, falls sie nicht das Glück haben, von dort fortzukommen und eine bessere Stelle zu erlangen. Wenn die neuen Normen nun auch so große Unterschiede nicht mehr bestehen lassen,

so ist von einem ungefähren Gleichmachen doch auch nicht die Rede.

Zunächst bleibt ein gewaltiger Unterschied zwischen den Lehrerstellen im Osten und Westen der Monarchie bestehen. Freilich lebt es sich in den östlichen Provinzen billiger als in den westlichen. Aber wenn dort 900 Mk. Grundgehalt und 100 Mk. Alterszulagestufen, also ein Endgehalt von 1800 Mk. in baar fast Regel bildet, so giebt man hier für einen Landlehrer in der Regel 1200 Mk. Grundgehalt und Alterszulagestufen von 150—180 Mk., mithin ein Endgehalt von 25—2800 Mk. Kann ein Stadtlehrer im Osten von Glück sagen, wenn man ihm einen Endgehalt von 2300 Mk. bewilligt, so bringt er es im Westen vielleicht auf 30—3100 Mk. Ob solche Unterschiede wirklich in den verschiedenen Theuerungsverhältnissen begründet sind, möchten wir doch in Zweifel ziehen. Namentlich muß beanstandet werden, daß die Minimalsätze, die doch nur für billige und arme Gemeinden vorgesehen sind, für ganze Gegenden als Norm gelten, was denn doch kaum die ursprüngliche Meinung des Gesetzes und der Gesetzgeber sein dürfte. Auch entspricht es denn doch kaum den Thatsachen, daß man durch die Bank den Osten für arm, den Westen für wohlhabend ansieht.

Schwerer aber noch wiegt der Umstand, daß zwischen Stadt und Land so große Unterschiede gemacht werden. Wir sagten schon oben, daß der Lehrer in der Großstadt mehr Geld gebrauchen muß, als seine Collegen auf dem Lande. Die Großstadt bietet ihren gebildeten Bewohnern, wozu sich die Lehrer doch auch wohl rechnen können und müssen, doch allerlei Genüsse, die immer mit Ausgaben verbunden sind. Der Landlehrer kennt dergleichen nicht. Auch an Kleidung und ähnlichen Dingen muß der Großstädter mehr gebrauchen als sein Standesgenosse auf dem Dorfe. Aber ob denn ein Unterschied zwischen der Kleinstadt und dem Dorfe wirklich vorhanden ist? In einigen Dingen erfordert das Leben in der Stadt ja überhaupt mehr als auf dem Lande. Was aber für den baaren Groschen gekauft werden muß, das ist auf dem Dorfe meistens theurer als in der Stadt, muß es doch entweder vom Käufer aus der Stadt geholt werden, wo dann die Reisekosten hinzukommen oder es wird bei den Landkaufleuten geholt, die auch ihre Waaren aus der Stadt bekommen und natürlich daran verdienen müssen. Auch was der Lehrer unmittelbar bei den Bauern kaufen kann, ist auf dem Lande nicht wesentlich billiger als in der Stadt, denn der Bauer kennt die städtischen Preise gut genug und richtet sich nach ihnen beim Verkauf seiner Waaren.

So wird denn auch in Bezug auf das Gehalt bei den Post-, Eisenbahn-, Gerichts- und anderen Beamten gar kein Unterschied gemacht, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande leben. Wenn nun, wie es scheint, der Irrthum unausrottbar ist, daß Landlehrer weniger Gehalt nöthig haben als Stadtlehrer, so mag das zum Theil daher kommen, daß man die Steigerung der Lebensbedürfnisse und der Ansprüche an das Landleben im letzten Menschenalter in Folge des steigenden Verkehrs nicht in Rechnung zieht. Aber zum Theil hat der Irrthum auch einen anderen Grund. Vor einem Menschenalter waren die meisten Landlehrerstellen auch mit einer Landdotation versehen und die Landnutzung war in den meisten Fällen dem Lehrer nicht zu hoch angerechnet, aus dem einfachen Grunde, weil die Herren Landleute auch den Ertrag aus ihrer Landstelle nicht zu hoch rechneten und namentlich denjenigen Theil der Einnahme aus ihrer Landstelle, den sie in der eigenen Haushaltung verzehrten, nicht zum vollen Werthe anrechneten, was übrigens seine große Schwierigkeit haben mag. Verstand nun zum Ueberfluß der Lehrer noch ein wenig von der Landwirthschaft, so stand er sich trotz des geringen Nennwerthes seines Gehaltes sehr gut und gab auf Befragen selber zu, daß ein Landlehrer mit geringem Gehalte mindestens ebenso gut fertig werden könne, als ein Stadtlehrer mit einem großen Gehalte.

Neuerdings liegen aber gerade in dieser Beziehung die Sachen auf dem Lande ganz anders. Manche Hülfslehrerstellen sind in solche Stellen umgewandelt worden, welche mit geprüften Lehrern besetzt werden müssen, und schon aus dem Grunde ist nicht mit allen Stellen Landnutzung mehr verbunden. Daneben sind gerade in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Landwirthschaft Neuerungen und Verbesserungen aufgekommen, die Jeder kennen muß, wenn er seinen Acker mit Erfolg bauen will. Ging es noch vor einem Menschenalter nur nach Herkommen und war der der beste Bauer, der von der Weise der Urväter am Wenigsten abwich, so gelten nun mit dem vollsten Rechte andere Gesichtspunkte. Diese Neuerungen kennen zu lernen, hat während der Zeit seiner Ausbildung der Lehrer keine Gelegenheit. Er bezieht also seine Landstelle mit dem unangenehmen Gefühl, von der Landwirthschaft so gut wie nichts zu verstehen. Dazu kommt dann noch, daß seine Schule ganz andere Anforderungen an seine Zeit und seine Kraft stellt, als an den Collegen, der seine Stelle vor einem Menschenalter inne hatte und dem z. B. kein Mensch es übel nahm, wenn er den Unterricht einen Tag ausfallen ließ, weil er ein paar Schafe an den Markt zu bringen hatte. So sieht sich denn der Lehrer von heute mehr und mehr genöthigt, sein Land zu verpachten und muß in der Regel von dem Ertrag leben, der dem Schätzungswerth seiner Stelle entspricht und hat nach der Neuregelung der Besoldungen in der Regel weniger als sein College in der Kleinstadt, obgleich er ebenso viel braucht oder doch mindestens annähernd ebenso viel.

Nun giebt, um ein Beispiel aus der Praxis zu wählen, in der Provinz Schleswig-Holstein eine größere Stadt ihren Lehrern ein baares Gehalt von 3100 Mk. Endgehalt, eine benachbarte kleine Stadt ein solches von 2640 Mk. und ein zwischen Beiden belegenes Dorf ein solches von 2250 Mk. Von einem bedeutenden Theuerungsunterschied in der Lebensführung kann zwischen Kleinstadt und Dorf überhaupt keine und zwischen Großstadt und Kleinstadt in dem Maaße keine Rede sein. Anderswo bewilligt eine Stadt ihren Lehrern ein Endgehalt von 2830 Mk. und eine fast unmittelbar vor ihren Thoren belegene Landgemeinde ihren Lehrern ein solches von 2230 Mk. bei völlig gleichen Theuerungsverhältnissen. Von zwei völlig gleichen Stellen in Bezug auf Theuerungsverhältnisse, die auch gleichwerthig sind, es sind nämlich Beides einclassige Schulen, und in einem Kreise liegen, giebt die eine ein Endgehalt von 3000 Mk., die andere ein solches von 2270 Mk. Eine Großstadt giebt ein Endgehalt von 3100 Mk., ihr mindestens ebenso theurer Vorort ein solches von 2640 Mk. Die Beispiele ließen sich noch um das Zwanzigfache vermehren, aber was wir sagen wollen, geht schon aus dem Gesagten klar genug hervor: Die Ungleichheit ist bestehen geblieben und die Beförderung der Volksschullehrer hängt nach wie vor nicht von seinen Zeugnissen und Fähigkeiten, sondern von Glück ab.

Aber sollen denn nicht doch die Gemeinden den Lehrer besolden und hängt es in Folge dessen nicht davon ab, was sie geben wollen? Muß nicht der Staat ihnen in dem Stück völlig freie Hand lassen? Mit nichten. Der Staat übernimmt die Ausbildung der Lehrer und vor seinen Behörden müssen sie zwei Prüfungen ablegen, bevor sie das Recht auf das volle Grundgehalt erwerben. Der Staat beaufsichtigt das amtliche und außeramtliche Verhalten der Lehrer durch seine Organe. Der Staat erläßt die Gesetze und Verfügungen, nach denen der Lehrer sich in seiner unterrichtlichen und erziehlichen Thätigkeit zu richten hat. Der Staat entscheidet, ob ein Lehrer, der angeklagt worden ist, noch weiter fähig ist, sein Amt zu verwalten oder nicht. Der Staat zahlt für jeden ersten und einzigen Lehrer in die Schulcasse 500 Mk. und für jeden folgenden 300 Mk., zur Pensionscasse für jeden Emeriten 600 Mk. und in die Alterszulagecasse für jede angeschlossene Lehrerstelle 337 Mk. Der Staat ist also

mindestens in der Besoldungsfrage den Gemeindebehörden gleichberechtigt und hat nicht nöthig, es sich gefallen zu lassen, wenn die Gemeinden zu wenig bewilligen.

Aber ist es nicht ein Unrecht für die Lehrer selber, wenn mit den Jahren Jeder gleich viel oder annähernd gleich viel Gehalt bekommt, der Tüchtige so viel wie der Untüchtige, der Fleißige so viel wie der Faule und nicht mehr? Jeder Lehrer muß zwei Examina machen, bevor er ein Recht auf das festgestellte Grundgehalt und auf eine feste Anstellung bekommt, und wer diese Examina gemacht hat, weiß, daß sie kein Kinderspiel sind. Außerdem muß der Lehrer zwischen den beiden Examina erst zeigen, daß er die nöthige praktische Befähigung zu seinem Beruf hat, sonst wird er eben zum zweiten nicht zugelassen, sondern mit schlichtem Abschied entlassen. Und auch nach bestandener zweiter Prüfung haben so viele Leute das Recht, ihn zu beaufsichtigen, daß eine besondere Nachlässigkeit im Beruf eigentlich gar nicht vorkommen kann, ganz abgesehen davon, daß im Allgemeinen der Lehrerstand in unserem Vaterlande über den Vorwurf der Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit doch eigentlich erhaben ist. Dazu kommt dann noch, daß tüchtigen Lehrern es noch frei steht, Mittelschul- und Rectoratsprüfung zu machen und dadurch das Recht zum Unterricht an Mittelschulen, höheren Töchterschulen, Präparandenanstalten und Seminarien für Volksschullehrer zu erlangen und sogar das Recht, dergleichen Anstalten und daneben mehrclassige Volksschulen zu leiten. Führt man es dazu noch ein, daß an drei- und mehrclassigen Schulen ein Lehrer Leitungsbefugnisse, entweder als Hauptlehrer oder als Rector, erhält, und die Tendenz liegt in der Luft, und giebt diesen Leitern, wie das Besoldungsgesetz es will, ein erhöhtes Gehalt, so ist auch für begabtere, für tüchtigere und eifrigere Lehrer gesorgt.

Im Allgemeinen aber muß gesagt werden, daß die Art und Weise, wie das Besoldungsgesetz ausgeführt worden ist, den Volksschullehrer in Preußen nicht befriedigen kann, indem die Unterschiede in der Besoldung noch zu groß sind und die Beförderung der Lehrer noch immer zu viel von dem unberechenbaren Glück abhängt. Eine Revision wird über kurz und lang erfolgen müssen. Damit soll natürlich nicht verkannt werden, daß das Gesetz die preußische Lehrerschaft dem Ziele ihrer Wünsche ein tüchtiges Stück näher gebracht hat.

Scholasticus.

## Das plastische Sehen.

Von Georg Hirth.

Die Bilder, welche wir beim normalen Sehen wahrnehmen, setzen sich aus den Ansichten der beiden Augen zusammen; in Folge der Pupillendistanz (bei Männern circa 7, bei Frauen nur 6 Centimeter) sind diese Ansichten, wie man sich durch abwechselndes Schließen des einen und des anderen Auges leicht überzeugen kann, verschieden, sie decken sich nicht vollkommen, sie sind „disparat", „incongruent". Die perspectivische Incongruenz wächst in dem Maaße, als wir den beidäugigen Blick von fernen auf nahe Gegenstände richten, und hierbei kommt es vor, daß die nicht beidäugig fixirten Partien des gemeinsamen Gesichtsfeldes nicht einheitlich, sondern in Doppelbildern erscheinen. Für die weitaus größte Masse von Erscheinungen aber ist die vollkommene Verschmelzung der beiden Ansichten (oder vielmehr die Confluenz homologer Lichter) zu einem einzigen Bilde die Regel.

Gleichzeitig aber besitzt das normale beidäugige Bild — abgesehen von der weiteren Ausbreitung und Näherwirkung im Ganzen, von der größeren Helligkeit, der präciseren Farbenunterscheidung und der schärferen und feineren Zeichnung aller Details — noch eine Eigenschaft, welche dem einäugigen Bilde nur in bescheidenem Maaße beiwohnt: wir haben nun den deutlichen und zwingenden Eindruck, daß die abgebildeten Dinge sich in verschiedenen Abständen von uns erstrecken, mit anderen Worten: zur Unterscheidung nach Höhe und Breite tritt diejenige der Tiefe, tritt die Wahrnehmung der dritten Dimensionen, es findet gewissermaßen eine optische „Betastung" der in unseren Gesichtskreis fallenden Erscheinungen statt.

Diese höhere Leistung des Doppelauges hat die Wissenschaft bisher fast allgemein als eine ausschließliche Folge der „Erfahrung", d. h. als eine höhere psychische Thätigkeit aufgefaßt. Die berühmtesten Autoritäten der physiologischen Optik (Helmholtz, Donders u. A.) standen bisher und stehen meist noch auf dem Boden dieser „empiristischen" Anschauung. Weil wir „wissen" — sei es durch Betastung mit den Händen oder durch Abmessung beim Gehen, sei es durch Belehrung ꝛc. — daß die Erscheinungen in dieser oder jener Färbung, in diesem oder jenem Größenverhältniß thatsächlich mehr oder weniger von uns entfernten Dingen zugehören, deßhalb sollen wir nach und nach die „Vorstellung" der Plastik, des körperhaften Vor- und Hintereinanders gewinnen, und solche „Vorstellungen" sollen nach und nach so mächtig werden, daß wir gewissermaßen instinctiv die Erscheinungen in entsprechend größere und geringere Entfernungen hinaus verlegen „lernen". Ebenso sollen wir „lernen", die Ungleichheiten der beiden Netzhautbilder zu „ignoriren" und an ihre Stelle die plastische Ausgestaltung des Gesichtsfeldes zu setzen. Einige Verfechter des Empirismus sind sogar so weit gegangen, eine unausgesetzte unbewußte „Winkelmessung" zwischen den beiden Augen und den fixirten Punkten anzunehmen, aus welcher die Seele oder ein besonderer Sehverstand — ohne daß wir eine Ahnung davon haben — die Tiefenabstände berechnet oder taxirt! Eine etwas weniger mysteriöse Rolle, als dem Geiste, wurde von verschiedenen Forschern den Augenbewegungen und den dieselben vorbereitenden Innervationen zugewiesen. Aber durch diese physiologische Diversion ist gar nichts gewonnen; denn mit viel größerem Rechte kann man umgekehrt behaupten, daß die geordneten Augenbewegungen aller Art ganz wesentlich vom plastischen Sehen abhängen.

Ohne nun den großen Einfluß der normalen Uebung und Erfahrung auf die Entwickelung unserer Sinne und insbesondere des Gesichtssinnes leugnen zu wollen, habe ich die Theorie aufgestellt, daß die optische Wahrnehmung der Tiefe — der dritten Dimension — in erster Linie auf specifischen Empfindungen beruht, ohne welche wir überhaupt optische Vorstellungen des Raumes nicht haben und uns bilden könnten. Meines Erachtens sind alle unsere sinnlichen Vorstellungen, auch unsere Träume, nur aus Elementen wirklicher Empfindung zusammengesetzt, weßhalb wir so Manches bloß logisch Erwiesene uns nicht sinnlich vorstellen können. Ich habe aber auch den Nachweis zu führen gesucht, daß jene specifischen Empfindungen mächtiger sind als die Erfahrungen, daß sie in gewissen Entwickelungsstadien des Individuums lediglich durch den Gebrauch des Organs sich von selbst einstellen und daher als „angeborene" zu betrachten sind. Nach meiner Auffassung enthält unser Gesichtssinn schon in seinem nervösen Aufbau die erbliche Nöthigung, die von den beiden Netzhäuten dem Gehirn übermittelten Reize so zu empfinden, als ob das Wahrgenommene sich außerhalb befände.

Die „Nachaußenverlegung" der Gesichtseindrücke erscheint mir als eine sieghafte physiologische Function des Gesichtssinnes selbst, welche ganz unabhängig von der Beschaffenheit der übrigen Sinne, sowie des allgemeinen Seelen- und Geistes-zustandes des Individuums eintritt; als eine elementare Vorbedingung unseres Lebens im Lichte, von der ich mir gar nicht denken kann, daß sie von einer „Erwerbung" durch das Individuum abhängig wäre. Die Nachaußenverlegung der Gesichtseindrücke hat schon der Säugling wie das neugeborne Thier — der eben aus dem Ei gekrochene Gockel schnappt schon nach den Fliegen; der blindgeborne Operirte hat sie

von dem Augenblicke an, wo er das Licht ertragen kann; es hat sie der seit der Geburt an allen Gliedern Gelähmte, der ohne Arme und Beine Geborene, der Blödsinnige, und der Paralytiker behält sie, wenn von Verstand, Gedächtniß und — Erfahrung kaum noch eine Spur vorhanden ist!

Hat man sich aber erst einmal mit der Idee befreundet, daß diese allerwichtigste Function des Gesichtssinnes ebenso alt und erblich und angeboren sein müsse, wie das Sehen mit zwei Augen überhaupt, so handelt es sich bei der Frage der Unterscheidung verschiedener Tiefenempfindungen eigentlich nur um Modificationen der allgemeinen Nachaußenspiegelung.

Von den Beweisen, daß solche Modificationen nicht bloß auf Vorstellungen, sondern auch auf Empfindungen beruhen, will ich hier nur folgende anführen: Wir wissen, daß ein Berg zehn Wegstunden von uns entfernt ist, — trotzdem erscheint er uns, je nach der Luftbeschaffenheit, das eine Mal näher, das andere Mal entfernter. Am hellen Tageshimmel erscheint uns der Mond ferner, als am dunklen Nachthimmel ꝛc. Was wir gemeinsam „optische Täuschung“ nennen, ist eben in der Regel nichts Anderes, als Schwanken der Empfindung; oft sogar vermögen wir trotz besseren Wissens, trotz starker Erinnerungsbilder — denn auch die plastische Empfindung hinterläßt solche Erinnerungsbilder, welche wir z. B. auf Gemälde und Zeichnungen projiciren können — nicht, aus der scheinbaren „Täuschung“ zu erwehren, welche in Wirklichkeit nichts ist als eine mit unserem Wissen nicht zu vereinbarende Empfindung.

Ferner: Wenn wir durch ein Fernrohr sehen, so wissen wir zwar genau, daß die Gegenstände, welche auf der Netzhaut abgebildet sind, nicht näher zu uns heranrücken; trotzdem haben wir die Empfindung des Näherkommens. Jede Sammellinse (Brennglas) erzeugt das „Gefühl“ der Annäherung, umgekehrt jede Zerstreuungslinse größeres Ferngefühl. Recht deutlich wird der Unterschied, wenn wir mit einem Auge frei, mit dem anderen durch ein Fernglas oder das eine Rohr eines Operngugkers sehen: dann breitet sich das letztere Bild deutlich vor dem ersteren wie eine Fata morgana aus, wir empfinden es näher als das mit dem unbewaffneten Auge wahrgenommene Bild; dort findet eine unbestreitbare Verstärkung der Naheempfindung statt. Aehnliche Experimente mit Rund- und Hohlspiegeln.

Einen weiteren Beweis finde ich darin, daß wir auch dann das Gefühl des Plastischen haben, wenn wir, mit dem Kopfe nach unten, durch die Beine gucken, so daß das ganze Gesichtsfeld und mit ihm unsere gesammte „Erfahrung“ gewissermaßen auf dem Kopfe steht. Die Unterscheidung von Nahem und Fernem tritt hier sofort ein, auch bei solchen Erscheinungen, die wir nicht gleich begreifen, weil uns die verdrehte Ansicht nicht geläufig ist. Allerdings erscheint nun das Ferne noch entfernter, als bei normaler Ansicht, das kommt aber nur von der größeren Annäherung an den nächsten Vordergrund, welche die Senkung des Kopfes mit sich bringt. Daß wir überhaupt — namentlich für die allernächste Umgebung — die Körperlichkeit von solchen Gegenständen richtig erkennen, für deren Größe wir keinen sicheren Maaßstab haben, beweist u. A. das sichere Marschiren auf zerrissenen, steinigen Gebirgspfaden.

Von der allergrößten Wichtigkeit für den wissenschaftlichen Beweis aber ist das Stereoskop. Die geniale Erfindung Wheatstone's (1833) hat den Nachweis ermöglicht, daß auch zwei flächenhafte Bilder, sofern sie nur die erforderlichen Unterschiede der Perspectivzeichnung darbieten, vereinigt einen plastischen Eindruck hervorbringen. Die frühere Erklärung dieser Thatsache lautete in der Regel dahin: daß unser Geist die Gabe besitze, die dargebotenen disparaten Punkte und Zeichnungen „in der Richtung der Schneidungslinien nach Außen zu verlegen“. Also eine Art mathematischer Construction. Andere Erklärungen sprachen von Innervationen zu Augenbewegungen und dergleichen. Gegen alle diese alten Erklärungen spricht schon die Thatsache, daß das plastische Bild blitzartig für alle Details des Gesichtsfeldes eintritt. Wie ist es dem Geiste möglich, auf einmal tausend und mehr verschiedene, kunterbunt durcheinander gewürfelte plastische Anordnungen durch intuitive „Urtheile“, durch Construction von Schneidungslinien und andere psychische Operationen aufzuklären und noch dazu in eine bildliche „Empfindung“ zu verschmelzen? Bei gleicher prospectiver Fixation ist die Reactionszeit für Plastik kürzer als diejenige für den Wiedererkennungsact. Sogar bei kürzester Erhellung durch den elektrischen Funken in der verdunkelten stereoskopischen Camera tritt die plastische Anschauung ohne Schwanken im Nachbild hervor, wenn vorher durch Nadelstiche die Fixation gesichert war. Von einem Tasten oder Besinnen kann hier gar keine Rede sein, es ist einfach „plastische Empfindung“, gerade so wie wir beim Sprung in's kalte Wasser keine stückweise Vorstellung von der Hautabkühlung gewinnen.

Obschon seit der Erfindung des Stereoskops mehr als sechzig Jahre verflossen sind, ist doch seine optisch-analytische Bedeutung noch nicht allgemein gewürdigt. Er hat zwar vielerlei praktische Verwendungen gefunden, aber die physiologische Optik hat den Hauptwitz des göttlichen Instrumentes kaum verstanden. Und doch hatte schon Wheatstone selbst die Pointe gefunden in seinem berühmten Versuch, der seitdem in allen optischen Lehrbüchern als „etwas sehr Merkwürdiges“ mitgetheilt worden ist. Schon aus der richtigen Deutung dieses einen Versuches hätte sich etwas ganz Anderes ergeben müssen, als eine Caprice des Gesichtssinnes, als eine „optische Täuschung“. Mit diesem Worte ist zum Schaden des wissenschaftlichen Fortschritts unendlich viel Mißbrauch getrieben worden. Es giebt keine optischen Täuschungen; wenn wir die einfache Sprache unserer Sinne nicht verstehen, so sollten wir sie nicht gleich der Täuschung anklagen. Eine solche liegt auch in diesem Falle gar nicht vor, aber allerdings ist der Versuch nicht mit vorgefaßten mathematischen und philosophischen Meinungen zu verstehen. Nur weil wir uns über die Machtsphäre dieser Schulweisheit täuschen, darum reden wir von „optischen“ Täuschungen. In diesem Sinne allerdings täuschen uns unsere Wahrnehmungen sehr oft. Sobald wir aber den Anspruch aufgeben, daß unsere Sinne uns objective Wahrheiten melden müßten, können wir aus den angeblichen Täuschungen viel subjective Wahrheit schöpfen.

Den Wheatstone'schen und andere scheinbar perverse Versuche habe ich nun in der Weise zu deuten gesucht, daß ich sie als Anzeichen eines von unseren geometrischen Vorstellungen ganz unabhängigen dynamischen Verkehrs des subjectiven Lichtes erklärte. Was schon Panum als „Macht der Contur“ und Du Bois-Reymond als „Anziehung der Doppelbilder“ bezeichnet hatten, das habe ich zu einer allgemeinen centralen Lichtdynamik zu erweitern gesucht, für welche wir Analogien eher noch in den Erscheinungen des Elektromagnetismus, als in den dürren Recepten der Mathematik zu suchen hätten. So erschienen mir die vielgeschmähten „optischen Täuschungen“ mit ihren Verbiegungen, Verschiebungen und irregeführten Urtheilen lediglich als der ganz natürliche Ausdruck von Kraftwirkungen, deren reale Existenz eben durch die Regelmäßigkeit der angeblichen Täuschungen erwiesen wird. Die Energetik des subjectiven Lichtes, das Lieben und Hassen, das Anziehen und Fliehen, das Siegen und Unterliegen der Licht- und Farbenströme dachte ich mir zwar als eine kleine reizende Welt für sich in den Sehsphären der Großhirnrinde, aber doch als eine Welt, in welcher es keine anderen als Naturgesetze giebt.

Was nun insbesondere das Phänomen des plastischen Sehens anbelangt, so haben mich vielfache Erwägungen und Versuche, namentlich auch analytische Experimente mit dem Stereoskop zur Entdeckung eines ganz bestimmten Gesetzes geführt. Dasselbe kann leider nicht sehr populär ausgedrückt werden, da zu seinem Verständniß die nicht ganz einfache

Vorstellung der äußeren und inneren Sinnesapparate gehört. Es lautet etwa folgendermaßen: „Die Vereinigung der beiden Netzhautbilder und die Wahrnehmung scheinbar verschiedener Tiefen im Sammelbilde erfolgt durch einen nervösen Zwang. Hierbei werden nicht allein solche Partien, welche nur dem rechten oder dem linken Auge sichtbar sind, dem Sammelbilde als Bestandtheile mit größerer Tiefenwirkung eingefügt, sondern es tritt auch bezüglich der beiderseits geschehenen, correspondirenden Lichter und Contrastführungen mit rechts und links verschieden breiter Erstreckung eine unterschiedliche Näherempfindung ein, und zwar immer in der (auf der Netzhaut) temporalen Richtung des breiteren Netzhautbildes."

Besondere Beachtung verdient aber die bis in die feinsten Details gleichmäßige und zusammenhängende plastische Ausgestaltung des ganzen gemeinsamen Gesichtsfeldes und der Umstand, daß die Confluenz und die Plasticität disparater Bilder gegen die Peripherie, d. h. im indirecten Sehen, fast noch stärker werden, als in der Mitte des Gesichtsfeldes. Und zwar Alles das auch dann, wenn wir, anderen Gedanken nachhängend, unserer Umgebung keine besondere Aufmerksamkeit widmen. Zu stereoskopischen Versuchen eignen sich besonders lineare Crystallzeichnungen, sowie Photographien von Gegenständen und Landschaften, welche (z. B. Gletscherspalten, Geröll, wirres Gebüsch u. dgl.) für die einäugige Ansicht ein Durcheinander ohne klare körperhafte Formen darbieten, während schon der erste beidäugige Anblick im Stereoskop den Eindruck wundervoller Plastik gewährt.

Nach meiner Theorie des Sehens haben wir, äußerlich genommen, zwei physiologische Factoren der optischen Tiefenempfindung: Die Unterscheidung von Fernqualitäten des Lichtes, welche schon im einäugigen Sehen bethätigt wird, ihre volle Wirkung aber erst im Gebrauche des ganzen Organes — des Doppelauges — ausübt; und zweitens einen nervösen Apparat, welcher bei und in Folge der Verschmelzung der beiden Netzhautbilder verstärkte plastische Eindrücke erzeugt, Eindrücke, welche mit der Incongruenz der beiden Bilder wachsen, weßhalb dieser Apparat insbesondere für die nächste Nähe gute Dienste leistet. Möglicherweise sind beide Factoren nur verschieden zu Tage tretende Aeußerungen ein und derselben nervösen Potenz; zusammen stellen sie einen optischen „Ferntastsinn" dar, der zwar nicht mit der Präcision eines mathematischen Instruments arbeitet, aber für unsere normalen Lebenszwecke vollkommen ausreicht. Mag man nun immerhin dieses Vermögen als den physiologischen Niederschlag der „Erfahrung" und „Anpassung" vieler Tausende von Generationen betrachten, die Erfahrung des einzelnen Menschen kann hierbei doch nur von untergeordneter Bedeutung sein. Wir sehen plastisch wie unsere Eltern und Ureltern, weil wir so sehen müssen!*)

*) Der Verfasser behandelt das Thema eingehender in seiner dieser Tage erscheinenden Programmschrift für Naturforscher und Aerzte: „Energetische Epigenesis und epigenetische Energieformen, insbesondere Merksysteme und plastische Spiegelungen." (München, G. Hirth's Verlag.) Hier geht er von der Ansicht aus, daß mit der Complication der das Leben unterhaltenden chemischen und physiologischen Processe auch die Complication der Energiepotentiale und ihrer Wirkungsweisen gleichen Schritt halte. So wenig, wie es bisher gelungen sei, die chemischen Verbindungen des Biogens (lebendigen Eiweißes) künstlich darzustellen oder auch nur zu analysiren, so wenig dürften die Energien des Lebens allein mit den bekannten physikalischen Kräften der anorganischen Natur gemessen werden. Die Letzteren seien durch die Experimentir- und Maschinenbaukunst der letzten drei bis vier Generationen entdeckt worden, wogegen die Energien des Lebens Producte unermeßlich langer epigenetischer Entwickelung seien; schon wegen der außerordentlichen Feinheit seiner materiellen Systeme sei die Erklärung des Lebens aus der bekannten anorganischen Mechanik unthunlich. Der Verfasser nennt die energetischen Systeme des Lebens mit Rücksicht auf ihre sehr bedingte Fortbildungsfähigkeit „freiconservative" und er verfolgt ihr Walten bis in das verwickelte Gebiet der Gehirnfunctionen (Merksysteme). Die unausgesetzte Neu- und Fortbildung, d. h. Vererbung dieser Systemmassen erklärt Hirth aus der durch Millionen von Generationen, durch „Epigenesis", verstärkten Werbeenergie der Keimbestandtheile; die Thatsache, daß diese ihr Volumen in kurzer Zeit milliardenmal vergrößern und zahllose energetische Differenzirungen, systematische Organe und Correlationen veranlassen, könne unmöglich nur morphologisch beurtheilt werden. Jedes Organ, jedes der tausend in uns lebenden Systeme, ja jede einzelne Zelle haben ihr auf- und absteigendes (embryonales, stationäres und invalides) Energieleben; auch die Schwankungen desselben unterliegen einer, wenn auch nicht stets erkennbaren „epigenetischen" Gesetzmäßigkeit. Aus der Annahme eigenartiger Energieformen und einer energetischen Epigenesis neben oder sogar über der morphischen („die Energie ist die Mutter der Form"), und indem er consequent die Functionen (auch die psychischen) als kinetische Energie anspricht, gewinnt der Verfasser zugleich eine Reihe wesentlich neuer Gesichtspunkte nicht nur für die hygienischen und Vererbungsfragen, sondern auch für die Beurtheilung der Sinnesthätigkeiten (plastischen Spiegelungen), des nervösen und geistigen Lebens und seiner Erkrankungen.

## Literatur und Kunst.

### Heinrich Bulthaupt.

Von Richard Wulckow.

Die Krise am Wiener Burgtheater ist durch die nur provisorische Anstellung eines Berliner Recensenten als Director auf Probe vorläufig zu einem scheinbaren Abschlusse gekommen. Unter den Namen, die man für die definitive Nachfolge des Dr. Burckhard genannt hat, wurde auch der von Heinrich Bulthaupt bezeichnet. Da mag es denn nicht unangebracht erscheinen, die Eigenart und Thätigkeit dieses Mannes etwas näher in's Auge zu fassen und an der Hand zuverlässigen Materials und des eingehenden Studiums seiner Schriften darzulegen, in wie weit Bulthaupt für die Leitung einer großen Bühne geeignet erscheint.

Nach einem alten Spruche haben Bücher ihre Geschicke. Dies Wort trifft in noch höherem Maaße auf die Schriftsteller selbst. Ein keimendes Talent stellt sich mit einem Buche von keineswegs glänzenden Qualitäten sogleich in die erste Reihe und gewinnt einen bedeutenden Namen, während der seinen eigenen Göttern dienende Schriftsteller nur den eingeweihten Kreisen bekannt wird und wie so Viele die Wahrheit des wehmüthigen Verses von Friedrich Hölderlin an sich erfahren müssen: „Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt." Zu denjenigen lebenden und rüstig schaffenden Männern, die trotz ihrer vielseitigen, glänzenden Begabung, ihres nur dem Edlen und Schönen zugewandten Strebens und achtunggebietender bedeutender Leistungen nicht in die breiten Massen dringen können und „weniger erhoben als fleißiger gelesen" sein wollen, gehört ohne allen Zweifel der auf der Höhe männlicher Kraft stehende Verfasser der „Dramaturgie des Schauspiels", Heinrich Bulthaupt in Bremen. Eine durch und durch vornehme, echte Künstlernatur mit allen jenen glücklichen Eigenschaften, die einen großen persönlichen Einfluß auf die Umgebung verbürgen, hat er sich frühzeitig der Bühnenliteratur, der Kritik und der Dramaturgie zugewandt und von Jugend auf mit seinen feinen, empfänglichen Sinnen den Wundern der weltbedeutenden Bretter gelauscht. Schon als Würzburger Student gab er sein Urtheil über die dortige Bühne in den Tagesblättern ab, lieferte dann als wohlbestellter Bremischer Anwalt für den „Bremer Courier" Theaterberichte, die durch ihren idealen Schwung und ihr klares, sachliches Urtheil Aufsehen erregten und zum ersten Male seine Autorität auf diesem Gebiete klar erkennen ließen. Seine Kunstberichte, die er seit einer Reihe von Jahren für die Weserzeitung schreibt, sind anerkannt Muster ihrer Gattung und genießen überall uneingeschränkte Anerkennung. Er hat diese kleineren kritischen Arbeiten gesammelt und unter den Titeln: „Dramaturgische Skizzen" (1878), „Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiet" (1879), „Das Münchener Gesammtspiel" (1880) in Buchform herausgegeben. Alle diese Schriften können mit vollem Recht als Vorarbeiten für seine bekannte „Dramaturgie des Schauspiels", die bereits in 5. Auflage vorliegt, und für seine „Dramaturgie der Oper" betrachtet werden. In diesen bedeutenden Werken hat

er die reiche Fülle seiner Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt, hier zeigt sich sein für alle Mittel und Hebel der dramatischen Kunst wunderbar geschärftes Auge, sein kaum jemals fehlgehender Spürsinn für die Intentionen des Dichters, sein scharfes und klares Erkennen der theatralischen Wirkung und ihrer Ursachen. Unsere Literatur ist reich an vortrefflichen Interpretationen unserer großen Dramatiker und Shakespeare's; keiner aber hat ihre Werke so klar und sicher auf ihre dramatische und theatralische Wirkung durchforscht, keiner so begründete und praktisch anwendbare Winke und Weisungen für den Darsteller gegeben, als Bulthaupt in diesem klassischen Buche, das vielen Theaterkritikern als Wegweiser gedient hat und dienen wird. Da ist nichts von vager Theorie und Principienhascherei zu finden; es ist die vollschwellende Ernte einer langjährigen ernsten Arbeit, Forschung und Beobachtung, zu der ihn sein eingeborener Trieb mit unabweislicher Nothwendigkeit hinzog. Ueberall tritt dem aus der Fülle reichster Erfahrung schöpfenden Urtheil ein edler Gerechtigkeitssinn zur Seite und nicht nur unsere Großen, ein Lessing, Goethe, Kleist finden ihre gebührende sorgfältige Würdigung, sondern auch die im dritten Bande behandelten Dramatiker Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube werden in ihrer kennzeichnenden Eigenart erfaßt und ihre Bühnengestalten mit scharfem Blick und sicherem Geschmack hingestellt. Daß er unserem noch lange nicht genug bekannten und gewürdigten dramaturgischen Denker Otto Ludwig eine besonders herzliche Anerkennung zollt, ist ein Zeichen seines feinen, geläuterten Sinnes.

Wir können in dieser kurz gefaßten Darstellung bei der Fülle des Materials das Einzelne nur leicht streifen und daher auch den Shakespeare-Band nur flüchtig berühren. Niemand kann ehrlicher und wärmer dem Genius des großen Briten huldigen, als Bulthaupt, aber er hat den Muth, auch die Schwächen und Grillen aufzuzeigen und hervorzuheben, daß der Meister an seinen Gestalten so oft Sünden begehen läßt, die zum Himmel schreien, ohne daß er selbst mit einer entscheidenden sittlichen Urtheilsfällung eintritt. Ich erinnere hier nur an den Unwillen, mit dem er die bübische Perfidie des Claudio („Viel Lärmen um Nichts") kennzeichnet, der, einer schurkischen Verleumdung blind folgend, seine reine Verlobte am Altare öffentlich beschimpft, ohne daß wir den Richterspruch des Dichters vernehmen. Bulthaupt betont mit Recht, daß uns hier die Reinheit und Freiheit des Genusses und die Harmonie unseres ästhetischen Empfindens geraubt wird. Wir haben mit der kritischen und dramaturgischen Thätigkeit Bulthaupt's begonnen und dadurch dem Leser die Frage aufgedrängt, warum wir nicht zuerst von dem freischaffenden Dichter, von dem Dramatiker Bulthaupt gesprochen haben, der von seinem im Jahre 1870 erschienenen dramatischen Erstlingswerke „Saul" bis in die jüngste Zeit eine stattliche Reihe von Dramen geschrieben hat, die keineswegs nur „Bücherdramen" geblieben sind. Hat doch noch vor kurzer Zeit ein kleiner, lustiger Einacter „Aus der Ferne" in Cöln eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, sind doch seine großen Dramen: „Gerold Wendel", „Eine neue Welt", sowie das Schauspiel: „Der verlorene Sohn" nicht nur in seiner Heimathstadt, sondern auch an anderen größeren deutschen Bühnen nicht ohne Beifall gegeben worden, und hat doch des Dichters heißes Verlangen unablässig gerade nach dem dramatischen Lorbeer gestrebt. Und nicht zufrieden damit, eigene interessante Stoffe selbstständig zu finden und bühnenmäßig geschickt zu gestalten, hat er auch Schiller's dramatisches Fragment „Die Malteser", Shakespeare's „Cymbelin" und „Timon von Athen" nach seinem dramatischen Ideal und mit ihm wirksam erscheinenden theatralischen Mitteln für die Bühne zu gestalten gesucht — Gründe genug, dem Dramatiker Bulthaupt ganz und völlig seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Trotz alledem haben wir vollbewußt seine kritisch-dramaturgische Thätigkeit in erster Linie besprochen und gewürdigt, nicht etwa, weil seine innere Entwickelung ihn zunächst auf dieses Gebiet hintrieb, sondern weil wir uns der Meinung nicht entschlagen können, daß seine früh entwickelte, scharf ausgeprägte Neigung, tief in den Organismus der Bühnenwerke hineinzuschauen und sie auf ihre dramatisch-theatralische Wirkung zu prüfen, der Entfaltung eines freien, naiven Schaffens auf dramatischem Gebiete unheilvoll entgegenwirkt und seine productive Schwungkraft gebunden hat. Mit dem Falkenblick für alle Mittel und Hebel der Bühnentechnik gab die Natur ihm ein Danaergeschenk, sie ließ die freie, frohe Lust zum Fabuliren nicht recht gedeihen, und verschüttete die lebendige Quelle, die vielleicht sonst durch eigene Kraft in reichen und frischen Strahlen aufgeschossen wäre. Mir ist bei der Lectüre Bulthaupt'scher Dramen immer jene berühmte Stelle in Lessing's Dramaturgie gegenwärtig geworden, wo er in wahrhaft klassischer Bescheidenheit über sein dramatisches Wirken zu Gericht sitzt und deren Schlußworte so lauten: „Wenn ich mit Hülfe der Kritik etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es eins von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich viel Zeit; ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." Nun, ein Lessing durfte so etwas sagen, ohne zu fürchten, daß wir seine Minna, seinen Nathan, seinen Wachtmeister und seinen Marinelli für bloße Geschöpfe der Kritik und der Belesenheit halten werden; bei den Bulthaupt'schen Gestalten aber empfinden wir es sehr oft, daß während „der beglückenden Arbeit des dramatischen Gestaltens" das Nachdenken über dramatische und ästhetische Principien, die theoretische Discussion über theatralische und dramatische Wirkung ein offenbares schweres Hinderniß ist. Denn ohne Reflexion, ohne „Gedächtniß", vielmehr leicht und frei soll der Dichter den vollen Inbegriff des Wesens seiner Gestalten, den tiefsten Grund ihres Inhaltes anschauen und empfinden, mit dem sicheren Gefühl ihrer Eigenart soll er sie sprechen und handeln lassen, wie es ihre ihnen einmal zugewiesene Stellung zur Entwickelung des Ganzen bedingt. Der große Kenner G. Freytag sagt in der Vorrede zu Otto Ludwig's Werken sehr treffend: „Der wahre Dichter überlegt in der Regel gar nicht, ob die Worte (seiner Personen) charakteristisch sind und ob die Personen an der einzelnen Stelle so oder so zu tragiren haben; was er sie sagen heißt, wird von selbst charakteristisch und für die Scene bedeutsam, wenn er ihr dramatisches Leben sicher in sich trägt und weiß, wo die Scene hinaus will."

Wir wissen sehr wohl, daß ein Drama sich nicht lediglich aus ganz directen ursprünglichen Eingebungen zusammensetzt, daß die Phantasie vielmehr aus den gewonnenen Bildern und Gestalten ihr Material nach bewußten Zielen ordnet und gestaltet, daß ferner diese durch Geschmack und Kritik gestützte Arbeit eine wesentliche und bedeutsame ist; aber das Unentbehrlichste und Wichtigste bleibt beim Drama immer das getreu geschaute und künstlerisch wahr hineingestellte Lebensbild mit der folgerichtigen Entwickelung von Charakteren und Darstellung von Seelenzuständen, die uns zugänglich und verständlich sind. Nur ein Stück wahren und wirklichen Lebens, dem man keine Reflexion und Combinationskunst anmerkt, kann uns unmittelbar ergreifen und festhalten. Bulthaupt's Stücke tragen das Gepräge ernster Arbeit und tiefen prüfenden Kunstverstandes, sie bezeugen den Kenner aller bühnentechnischen Mittel und nehmen durch ihre gewählte schöne Form für sich ein; sie mögen auch theilweise auf der Bühne wirksam sein; — leider kann ich nicht aus eigener Anschauung sprechen — aber es geht ihnen mehr oder minder die consequente sichere Zeichnung der Charaktere ab, es fehlt

das überzeugende pulsirende Leben, das sich nicht anders geben kann, als es sich eben giebt. Und, was das Wunderbarste ist, bisweilen vergreift sich die Hand des Bühnenpraktikers auch in der Wahl der wenigstens äußerlich wirkenden Mittel, man vermißt das eigentliche theatralische Geschick, das die Masse im rechten Moment zu packen versteht. Das Auftreten des Columbus und der lange Dialog vor der Kirche mit dem fliehenden vom Tode bedrohten Ludwig Behaim im letzten Act des Dramas „Eine neue Welt" erscheint uns gewaltsam, die dann folgenden Effecte, der Tod des bübischen Adam, das Erscheinen der Königin, die erschütternde Nachricht vom Tode des Infanten sind ganz äußerlich und lassen „Absicht" erkennen. Diese dramatische Ungelenkigkeit bietet Demjenigen, der des Dichters Dramaturgie genau kennt, manches schwer lösbare Räthsel.

Wir erwähnten die Bearbeitung von Shakespeare's „Timon von Athen". Das Stück ist in seiner ursprünglichen Gestalt roh und ungefüge; Delius und andere Shakespeareforscher meinen, daß der große Dichter keinen wesentlichen Antheil an demselben habe. Bulthaupt hat, um ihre Bühnenwirkung zu sichern, die Stellung des Alkibiades zu Timon völlig verändert und sodann zwei Personen hinzugefügt, eine Tochter des Timon und ihren Verlobten. Nur das letztere Moment wollen wir hier berühren. Der Verlobte wird als dieselbe gemeine Natur hingestellt, wie die Leute, die an der Tafel des reichen Timon schmarotzen, und dann den verarmten Timon schmählich verlassen haben. Als er die Tochter des Armgewordenen verläßt, erschlägt Timon ihn in seinem Ingrimm und verflucht die Tochter, die sich über die Leiche des Erschlagenen wirft und den Vater bitter anklagt. Sie ist eine sympathisch gehaltene, dramatisch wirksame Gestalt, die zum Schluß den verbitterten und einsamen Vater mit Welt und Menschen versöhnt und sein felsenhart gewordenes Gemüth erweicht. Wir wollen nichts gegen sie einwenden. Aber der Verlobte ist unmöglich, da er den Shakespeare'schen Timon völlig aufhebt. Dieser ist aus einem gutherzigen vertrauenden Menschen durch die Niedertracht der Umgebung zu einem verbitterten Menschenfeind geworden, der mit Keinem mehr etwas zu thun haben will und einsam und unverstanden untergeht. Einer aufbrausenden Leidenschaft ist der Shakespeare'sche Timon völlig unfähig, wie er, nebenbei bemerkt, auch so angelegt ist, daß er sich nimmermehr durch die empfindsamen Reden eines jungen Mädchens umwandeln und mit der Welt versöhnen läßt. Eine Art von Bühnenwirkung mag dadurch gesichert sein, aber leider auf Kosten der psychologischen Wahrheit.

Bulthaupt's Sprache ist durchweg edel und gewählt; im Verse (Gerold Wendel) erhebt sie sich häufig zu hohem Schwunge und einer gewissen Wärme, ohne besonders eigenartig zu sein. Ihm ist mehr das Pathos geläufig, als Humor, Witz und charakteristische Eigenart; bisweilen will es uns bedünken, als entstamme seine Sprache nicht dem unmittelbaren Empfinden, als dem guten Geschmack. Vielleicht war es für seine Entwickelung als Dramatiker nicht gut, daß er in seiner Heimath blieb, und oft ist in mir die Frage aufgetaucht, wie es wohl kam, daß ein so tiefer Kenner der Bühne, der, wie wir sehen werden, selbst ein hervorragendes Darstellertalent besitzt, nicht schon längst an die Spitze einer bedeutenden Bühne gestellt worden ist. Ob er als ein treuer Sohn seiner Heimath solchem Rufe gefolgt wäre, weiß ich nicht; aber es ist mir wahrscheinlich, daß er in täglicher kräftiger Reibung mit Gleichstrebenden, etwa in Wien, Berlin oder München seinen dramatischen Idealen näher gekommen wäre. Immerhin dünkt es uns möglich, daß er sich einmal in glücklicher Schaffensstunde von Theorie und Reflexion loslöst und ein nur ihm ganz eigenes dramatisches Kunstwerk schafft, in das er alle seine bedeutenden Vorzüge legt und das er mit ureigenem Wesen und Bilden durchdringt. Zu hohem Verdienste muß es ihm angerechnet werden, daß er mit dem modernen Naturalismus, der bereits im Absterbeprozeß begriffen zu sein scheint, niemals geliebäugelt hat, sondern fest und unbeirrt unseren großen Vorbildern gefolgt ist. Er hielt stets an dem erhebenden und befreienden Beruf der Kunst fest und sah in dem Bühnenconterfei der gemeinen, widerlichen Wirklichkeit nur das Zerrbild der Kunst, die bald, recht bald ihre Auferstehung aus den Banden des Irrthums und des Ungeschmacks feiern müsse.

Bulthaupt's Lyrik („Durch Frost und Gluthen") könnte als Aufschrift die Verse tragen, die wir in seinem hübschen Gedicht „Capri" finden: „Schütze mich mit heil'gen Flammen vor dem Drange des Gemeinen." Ernste, dem Hohen und Schönen zugewandte Gedanken in feiner, eigenartiger Prägung, eine reine, dem edeln Menschenideal zustrebende Phantasie, stets sorgsam ausgefeilte, besonders in den Sonetten musterhafte Form. Seine Reisen haben ihm schöne bilderreiche Gedichte eingegeben; ganz besonders erfreuen wir uns an den Gedanken und Bildern, die aus Italien und Griechenland stammen. Seine nach Schönheit dürstende Seele, die in der prächtigen Hymne an Aphrodite einen mustergiltigen Ausdruck gefunden hat, schwelgt hier in den classischen Wundern und drängt ihm Klänge von herrlicher Wirkung auf die Lippen. Gelegentlich werden die Pessimisten und Naturalisten mit leichtem Schlag getroffen; den trägen Schlemmer rüttelt er in seinen „Weckrufen" (Sonette) zu Mitleid und warmherziger Menschenliebe auf. Eine Perle der Sammlung finden wir in dem an Goethe's Hymnen anklingenden herrlichen „Vaterunser", warmen und tiefen Patriotismus in dem Gedicht an den edeln Kaiser Friedrich, der da fiel

„Die Brust voll königlicher Narben,
Ein Held, wie keine Schlacht ihn sah,
Der Größten einer, die da starben!
O Volk, wenn du ihn je geliebt,
So schwöre bei dem blassen, kalten,
Erstarrten Antlitz, Treue ihm
In Tod und Ewigkeit zu halten."

Den Schluß des Bandes bildet ein Romanzero: „Der junge Mönch," der in 22 Gedichten des jungen an seinen Fesseln rüttelnden Sohnes der Kirche zum glücklichen Ausgang führt und ihm Liebe und Ritterthum erringen. Auch hier tritt die edle schöne Form in vortheilhaftester Weise hervor.

Der unbefangene naive zum Herzen sprechende Volkston ist Bulthaupt versagt, nach einem so recht aus der Seele unmittelbar herausgesungenen Liede in dem Tone Eichendorff's oder Geibel's suchen wir vergeblich. Wir finden edlen Schwung und Tiefe, fruchtbare Phantasie und durchweg vornehme Diction; einen volksthümlicheren Sang, der uns unmittelbar ergreift, der unsere Lippen zucken macht und das Auge feuchtet, haben wir nicht finden können. Es ist in unsern engen Rahmen unmöglich, auf den großen Kreis der Bulthaupt'schen Dichtungen, auf seine Novellen, Hymnen, Cantaten und Texte für Opern näher einzugehen; den Letzteren aber müssen wir aus dem Grunde einige Worte widmen, weil sie ein Product der hervorragenden musikalischen Begabung des Dichters darstellen, von der wir noch zu sprechen haben werden. Freilich werden wir uns mit einer Aufzählung dessen begnügen müssen, was durch die Composition bekannter geworden ist. Da sind zunächst zwei Opern: „Käthchen von Heilbronn," componirt von C. Reinthaler, Bulthaupt's musikalischem Erzieher, und die geistliche Oper „Christus" von Anton Rubinstein. Die Letztere ging bekanntlich im Sommer 1895 mit Unterstützung von privaten Bremer Gesangskräften im dortigen, eigens zu dem Zwecke hergerichteten Theater in Scene und erntete den lebhaftesten Beifall, obwohl Rubinstein, der bekanntlich inzwischen gestorben ist, sie nicht mehr selbst leiten konnte. Der Text in sieben „Vorgängen" mit Prolog und Epilog, ist sehr wirksam gestaltet, von tiefer Innerlichkeit und wunderbarer Schönheit der Sprache; nach competenten Berichten darf man annehmen, daß das Werk sich dauernd halten wird.

Eine dramatische Cantate: „Das Feuerkreuz“ (nach der lady of the lake) von Max Bruch, ein Oratorium „Paulus in Rom“ von Otto Vierling, eine Märchenoper „Das Sonntagskind“ von Albert Dietrich, „Leonidas“ ein dramatisches Gedicht von Max Bruch und endlich eine Hymne von Erdmannsdörffer, mit der Kaiser Wilhelm II. in Bremen (April 1890) begrüßt wurde, dürften auf diesem Gebiet das Wesentliche darstellen. Ein dem Dichter sehr nahestehender, vor Kurzem in seinem Berufe als Arzt gestorbener Freund theilte mir mit, daß die Componisten Reinthaler, Bruch und Dietrich übereinstimmend ihr Urtheil dahin abgegeben haben, daß sich diese Texte ganz außerordentlich zur Composition eignen, ja durch den ihnen innewohnenden melodischen Klang und Fall bisweilen das Auffinden einer dazu passenden Musik geradezu leicht machen. M. Bruch hat das dem erwähnten Freunde Bulthaupt's, dem ich so manche werthvolle Mittheilung für diese Arbeit verdanke, mit Stellen aus den Texten, besonders aus dem „Leonidas“ näher dargelegt. Die „Dramaturgie der Oper“ versteht sich leichter und bietet größeren Genuß, wenn man diesen Punkt in Erwägung zieht.

Der Vater des Dichters, ein unablässig strebender und arbeitender, für künstlerische Dinge sehr interessirte Mann, der als Vorstand einer in der Neustadt Bremens gelegenen Volksschule und als langjähriges Mitglied der „Bürgerschaft“ (d. h. die politische Vertretung des Staates) ein bedeutendes Ansehen besaß und erst im Jahre 1894 gestorben ist, erkannte frühzeitig die vielseitige, besonders die musikalische Begabung seines Sohnes, und der noch in Bremen wirkende Carl Reinthaler übernahm die musikalische Ausbildung des Letzteren. Er gab ihm Gesangs- und Clavierstunde und weihte den lerneifrigen, begabten Gymnasiasten zeitig in die Geheimnisse der Compositionslehre ein, so daß dieser bald im Stande war, seine Studien selbstständig über das weite Gebiet kirchlicher, weltlicher, lyrischer und dramatischer Schöpfungen auszudehnen. „Seine Kenntnisse auf diesem Gebiet“, so schreibt mir der erwähnte Freund des Dichters, „sind ganz eminente. Opern, Oratorien, Lieder aller namhaften Componisten sind ihm genau bekannt, so daß er sich ein eigenes Urtheil über Altes und Neues mit voller Begründung erlauben darf. Weder zu Hause noch auf Reisen versäumt er die Gelegenheit, Theater, Concerte, kirchliche Aufführungen zu besuchen und den Kreis seines Wissens stätig zu erweitern. Er singt selbst mit vorzüglich geschulter, klangvoller Stimme. Der Vortrag Löwe'scher Balladen, dieses Prüfsteins für echtes musikalisches Verständniß und Können, ist wohl seine beste Leistung auf musikalischem Gebiete, und ich möchte beinahe glauben, daß dieselbe von professionellen Sängern nach der Tiefe der künstlerischen Auffassung hin kaum übertroffen werden kann. Wie Bulthaupt über Dichter und Dichtungen in vollendeter Form zu sprechen weiß, so hält er auch inhaltreiche Vorträge über musikalische Themata. Am Clavier sitzend spricht er z. B. über die Leitmotive bei Wagner; zwischen der Rede spielt und singt er besonders charakteristische Partien, und wer dann, auch als nicht besonders musikalischer Mensch, einige Tage später „Tristan“ oder „Die Meistersinger“ von der Bühne hört, der ist erstaunt, welch' klareres Verständniß ihm durch die Erklärungen Bulthaupt's aufgegangen ist. Ich darf hinzufügen, daß zwar von seinen eigenen Compositionen in weiteren Kreisen nichts bekannt geworden ist, daß aber Dasjenige, was für bestimmte festliche Anlässe geschaffen und in den künstlerischen Kreisen Bremens aufgeführt wurde, einen köstlichen Humor des Inhalts und herzerfrischende Musik ausstrahlte. Kein Wunder, daß der kraftvolle, elastische Mann mit seiner einnehmenden Erscheinung und seinem frischen Wesen, das durch ein prächtiges Erzählertalent unterstützt wird, in allen Kreisen seiner Vaterstadt eine sehr gesuchte und hochgeachtete Stellung einnimmt.“

Bulthaupt hatte sich nach Beendigung seiner Studien und nach Ablegung der juristischen Prüfungen zuerst der Advokatur zugewandt. 1879 nach dem Tode G. Kohl's bewarb er sich, um mehr Muße für literarische Arbeiten zu gewinnen, um die Stelle des Stadtbibliothekars und erhielt sie trotz sehr namhafter, zahlreicher Bewerber und trotz mancher Zweifel, ob er, der ideal angelegte Mann, für das immerhin trockene Amt geeignet sein werde. Heute ist man allgemein der Ansicht, daß die Wahl eine vorzügliche gewesen und daß die Bibliothek unter seinen Händen wesentlich an Bedeutung gewonnen hat. Ein neues, stattliches Heim für die Bücherschätze ist die sprechendste Anerkennung seiner Leistungen. Daß er durch seine hervorragenden und vielseitigen Talente in der Mitte des ganzen geistigen Lebens und Treibens der Stadt steht, daß er durch seine Vorträge, durch seine bereits erwähnten Kritiken in der Weser-Zeitung, durch seine Stellung als Bibliothekar und als Präsident der größten wissenschaftlich-geselligen Vereinigung, des Künstlervereins, einen entscheidenden Einfluß auf das geistige Leben Bremens ausübt, kann Niemand überraschen, auch ist es nicht verwunderlich, daß er mit seinen bedeutenden Landsleuten, dem großen Meister der Uebersetzungskunst, Otto Gildemeister, und dem Maler-Dramatiker Arthur Fitger nicht in enger Freundschaft steht, sondern nur in verbindlichen Formen mit ihnen verkehrt. Der frühere Bürgermeister der freien Reichs- und Hansastadt Bremen ist ein würdiger Herr von 74 Jahren, der ein stilleres Leben führt, als es Bulthaupt gewöhnt ist, und bei Fitger mag wohl eine ausgeprägte Charakterverschiedenheit ein engeres Verhältniß ausschließen.

Daß Bulthaupt unvermählt geblieben ist, erwähnen wir nicht nur als gewissenhafter Berichterstatter, sondern auch deßhalb, weil es seine eifrige und vielseitige Antheilnahme an dem geistigen und geselligen Leben seiner Stadt verständlicher macht. Andererseits ist aber diese Stellung des Dichters im Centralpunkt des geistigen Lebens hauptsächlich durch die Fülle und Bedeutung seiner künstlerischen Beanlagung bedingt, die ihn zu derselben befähigt wie Keinen. Schon aus diesem Grunde wäre ein großer Centralpunkt geistigen und künstlerischen Lebens für ihn ein Gnadengeschenk. Wenn man nun sagen muß, daß die Musen mit wahrhaft verschwenderischer Hand ihre beglückenden Gaben an seiner Wiege niedergelegt haben, so kann man sich der Erwägung nicht verschließen, daß diese staunenswerthe Vielseitigkeit des Talents ein tiefes und ernstes Versenken in eine Hauptaufgabe, ein straffes Concentriren aller Seelen- und Geisteskräfte auf einem Gebiete dem genialen Manne sehr erschwert und ihm die Gefahr einer gewissen Zersplitterung nahe gelegt hat. Und aus diesem Gesichtspunkt würde der Ruf als Leiter einer großen Bühne als die glücklichste Lösung seiner Lebensverhältnisse, als der stärkste Sporn und Trieb für ein Anspannen seiner höchsten Kräfte auf seinem eigensten Gebiete zu betrachten sein. Man könnte eine gewisse tragische Ironie des Geschickes darin finden, daß Bulthaupt, von einem staunenswerthen Gedächtniß, von geistiger Beweglichkeit und ausgesprochenem mimischen Talent unterstützt, ein ausgezeichneter Darsteller ist und es auch beruflich wirklich geworden wäre, wenn — er nicht in die Beamtenlaufbahn gekommen wäre. Sein Vortrag und sein darstellerisches Talent bestimmten ihn schon auf der Schule zum Recitator bei den Festacten, und noch heute ist sein Gedächtniß so treu, daß er ganze Acte großer Dramen (Hamlet, Faust) wortgetreu im Kopfe hat und befähigt ist, sie in meisterhafter Weise vorzutragen. Jene leidenschaftliche frühe Liebe zum Theater und seine scharf gespannten Sinne, mit denen er Alles, was sich auf den Brettern abspielte, bis in die kleinsten Züge und Einzelheiten zu erfassen wußte, haben in ihm schon frühzeitig den großen Kenner und Kündiger alles Theatralischen zur Entfaltung gebracht, den wir in der „Dramaturgie“ auf seiner Höhe bewundern. Aber an dem echt künstlerischen Behagen, mit dem er bei erlesenen Festen

seiner Heimath als Darsteller auftritt und mit großen Scenen aus unseren classischen Dramen Beifallsstürme erntet, läßt sich klar erkennen, daß die Bühne mit ihrem Zauber sein eigentliches Lieblingsgebiet ist und einen wesentlichen Theil seines geistigen Interesses noch heute stark beansprucht. Mit diesem Talent der Bühnendarstellung ist der Kreis seines künstlerischen Vermögens noch nicht erschöpft; auch als Recitator ist er bei bestimmten Anlässen für milde Zwecke aufgetreten. Mein Gewährsmann schreibt mir: „Seine Weise, Balladen vorzutragen, ist geradezu einzig in ihrer Art. Sein Organ ist nicht nur wohlgebildet und volltönend, es gehorcht auch seinen feinsten künstlerischen Intentionen, so daß Alles, was er giebt, sich zu Cabinetstücken von seltener Schönheit abrundet. So vollendet er den „Faust" auf der Bühne des Künstlervereins im Costum inmitten prächtiger scenischer Ausstattung spielte, — noch vielmehr bewundern mußte man seine Vorführung des „Faust" als Recitator. Was man dem Werk beim stillen Lesen und auf der Bühne nicht abgewinnen kann, das tritt uns, wenn Bulthaupt liest, aus dieser, ich möchte sagen, großartigsten deutschen Ballade entgegen. Erst in dieser Auffassung und Wiedergabe habe ich dieses Meisterwerk so recht verstanden."

Bulthaupt's Stellung in unserer Literatur ist gesichert. Die Summe dessen, was er uns als Dichter und Dramaturg geleistet, ist so bedeutend und gehaltvoll, daß der gebildete Deutsche sich mehr mit ihm beschäftigen sollte, als es bisher geschehen ist. Daß er im großen Sinne des Wortes populär werden wird, daß seine Gedichte und seine Dramen sich weite Kreise erobern werden, scheint uns indessen wenig wahrscheinlich. Seine dichterische Entwickelung ist, wie wir gesehen, durch die „Fülle der Gesichte" gehemmt worden, die sich dem jugend-empfänglichen Auge in unseren großen Meistern boten; zu früh hat er die Summe des auf dramatischem Gebiete Geleisteten überschaut und erforscht und es mit dem Blicke des Bühnentechnikers und -Kritikers bis in die kleinste Einzelheit ergründet und erwogen. Dadurch ist seine Phantasie und seine Gestaltungskraft in die verschiedensten Bahnen gezogen und die Entfaltung seines dichterischen Könnens zu einem eigenartigen und individuell abgeschlossenen Charakter gehindert oder beeinträchtigt worden. Die Erforschung aller der Mittel, die technisch für das dramatische Kunstwerk in Betracht kommen, das Reflectiren über die Darstellung und die Wirkung auf der Bühne haben das der naiven Intention entstammende Schaffen eingeengt und das Feuer der schöpferischen Phantasie gedämpft. Aber nur da, wo die aufflammende Begeisterung ohne jeden Nebengedanken webt und schafft, kann das wahre, die Zeiten überdauernde Kunstwerk entstehen. Mag dem auf der Höhe des Lebens stehenden schaffensfreudigen Manne bald ein erster und großer Erfolg erblühen, sei es auf dem Gebiete dramatischen Schaffens, sei es dadurch, daß er an die Spitze eines großen Kunstinstitutes gestellt wird. Sollte er thatsächlich für das Hofburgtheater für später in Aussicht genommen sein, so bringt er jedenfalls ein Rüstzeug dazu mit, wie es nicht einer der Lebenden aufzuweisen hat; an einer Zusammenfassung aller in ihm ruhenden künstlerischen Kräfte wird er es bei seiner nie rastenden Thatkraft gewiß nicht fehlen lassen.

---

## Ein rheinisches Bayreuth?

Von Josef Schrattenholz.

Ein unter Ausschluß der Oeffentlichkeit herausgegebenes Kunstblättchen „veröffentlichte" jüngst folgendes Geistesproduct seines musikalischen Rechtsbeistandes Richard Batka:

„Ein August Bungert-Festspielhaus sollen wir also auch bekommen? Zu Godesheim am Rhein wird es stehen und ein paar ‚Finanzmänner', heißt es, stecken dahinter. Einstweilen aber wird dafür im Publicum schon Stimmung gemacht, d. h. fleißig „gesammelt." Alle Achtung vor Bungert's künstlerischer Begabung, aber so Neues, Unerhörtes, Ueberragendes, daß es in den Rahmen selbst unserer ersten Opernhäuser nicht paßte, bieten seine Arbeiten doch keineswegs, beanspruchen sie auch gar nicht. Wozu dann also nach berühmtem Muster die besondere Cultusstätte, ohne die es jetzt selbst Talente dritten und vierten Ranges kaum mehr thun wollen? Das Gernegroßthum in der Musik nimmt erschreckend überhand, und was der Riesengeist Richard Wagner's kaum als krönenden Lohn eines ganzen, der Kunst hingegebenen Lebens erreichen konnte, das verlangen seine Epigonen schon als Pathengeschenk. In einer Zeit, wo mancher nicht geringere Künstler in deutschen Landen um des Lebens Nothdurft zu ringen hat, ist der Luxus eines Festspielhauses für Bungert und Genossen mehr als Ueberfluß." — —

Wer die Majorität unserer heutigen Musikkritiker und die Art und Weise ihrer Daseinsäußerung nicht kennt und Bungert näher steht, der muß über derartige Animositäten unwillkürlich sich weidlich erbosen. Der Wissende ist einer solch' echauffirenden Gefühlswallung zwar nicht ausgesetzt. Etwas ärgerlich aber macht's doch: kaum daß der Genius des deutschen Nationalgeistes einen sonnigen, fruchtbringenden Baldurgedanken geboren hat — sofort ist auch der alte, häßliche, zerstörungsfrohe Loki zur Stelle, der uns die reine Freude an dem kaum Geborenen vergällen und den kleinen Göttersproß, noch bevor er den ersten jubelnden Daseinsschrei ausgestoßen, am Liebsten mit beiden Händen erwürgen möchte.

Wie steht's denn eigentlich mit dem August Bungert-Festspielhaus? Ich glaube über die Frage etwas besser informirt zu sein als der tschechische Herr Richard Batka und kann dieselbe mit einem offenen: Ganz ausgezeichnet! beantworten. Allerdings soll das neue Kunsthaus nicht, wie der Prager „Privatier" meint, in Godesheim, sondern in Godesberg am Rheine stehen. Auch wird im Publicum nicht „Stimmung dafür gemacht, d. h. fleißig gesammelt" und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil dies absolut überflüssig ist. Die zur Erbauung des Hauses nöthigen einundeinehalbe Million Mark sind von verschiedenen Seiten schon zur Verfügung gestellt worden. Daß „ein paar Finanzmänner dahinter stecken", wie Herr Batka sagt, ist beinahe richtig. Herr Batka scheint durch diese Mittheilung die Gründungs-Idee entwürdigen und Herrn August Bungert einen gewissen Vorwurf machen zu wollen. Möglich, ja wahrscheinlich, daß Bungert und die Gründer des Festspielhauses im Sinne des Herrn Batka handeln würden, wenn sie zur Ausführung der Idee statt der Börsen der Finanzmänner diejenigen der deutschen Musikkritiker in Anspruch nähmen. Was aber als völlig unmöglich und unwahrscheinlich mir erscheint, das ist die Voraussetzung, daß der musikalische Sachverständige des „Kunstwart" die obigen Sätze niedergeschrieben haben würde, wenn er Bungert und seine Werke überhaupt gekannt hätte. Bungert trägt gegenwärtig ein volles halbes Säculum auf seinem Rücken. Männern in einem solchen Alter noch ein Pathengeschenk machen zu wollen — sei's auch ein Festspielhaus! — halte ich mindestens für etwas verspätet. Anstatt solche Geschenke sich machen zu lassen, machen sie dieselben gewöhnlich selbst. Und ein Pathengeschenk in *diesem* Sinne, und zwar der schönsten und besten eins, die überhaupt gemacht werden können, ist das projectirte Festspielhaus allerdings, ein Pathengeschenk, das Bungert und seine Protectoren unserer ewig neu sich gebärenden nationalen Begeisterung machen, die aus der innigen Ehe zwischen griechischem Heroenthum und deutschem Kunstgeiste, die Bungert in seiner „Homerischen Welt" so schön geschlossen, zu frischer, neuer Daseinsform gelangte. Mögen gelehrte und ungelehrte Nachtwächter des „Musikalisch-Schönen" immerhin von „Talenten dritten und vierten Ranges"

und von „Gernegroßthum“ schwatzen, möge man immerhin versuchen, Bungert durch Gegenüberstellung Wagner's herabzusetzen — man beweist damit nur, daß man Bungert und seinen Schöpfungen wie den Intentionen bezüglich des Festspielhauses völlig fremd ist. Weil er das Leitmotiv in seinen beiden Operncyclen verwendet, soll er ein Rivale von Wagner sein. Weil man in Godesberg ein Festspielhaus gründet, soll man eine Concurrenzbühne für das Wagner-Theater, ein rheinisches Bayreuth, beabsichtigen.

„Nichts als Wagner! Nichts als Wagner!“ rief Franz Liszt in meinem Beisein einmal aus, als ein ingeniöser Pianofortefabrikant ihn zur Prüfung eines neugebackenen Wagner-Flügels einlud. Ist denn das Leitmotiv eine Erfindung des Bayreuther Meisters? Hat der deutsche Musikparnaß nur für Wagner noch Raum und müssen die nach ihm Kommenden vor der Eingangspforte stehen bleiben?

„Hannibal ad portas! Bayreuth ist in Gefahr!“ schreit ein Hamburger Zeitungsaugur in die Welt und fügt brutal hinzu: „Der kerngesunde Wagnerianer freilich, der im Kampf groß geworden, fürchtet sich nicht und ebensowenig der jüngere Nachwuchs — —“ Wem sollte da nicht bange werden! Ich sehe im Geiste schon die Hemdärmel emporgestreift und höre die historischen Bayreuther Bierseidel, womit gewisse Wagnerianer ihrem Kunstbekenntniß seiner Zeit eine so niederschmetternde Beweiskraft verliehen, auf's Neue durch die Lüfte sausen, und ich beuge unwillkürlich in Demuth meinen Kopf vor dieser deductio rationis. Doch Scherz und Spott bei Seite! Das Scherbengericht, das ein Theil der deutschen Musikkritik — sei's auch der qualitativ unbedeutenste — über Bungert's Werk und die Godesberger Festspielhausidee abhält, macht auf den unbefangenen Eingeweihten Angesichts der frenetischen Aufnahme, die das deutsche Publicum Beiden bereitet, einen geradezu widerlichen Eindruck.

Da geben jene Herren sich eine Miene, als ob die Compositionen des rheinischen Dichtercomponisten sämmtlich in ihrem Notenschrank lägen und als ob sie in der „Homerischen Welt“, wovon bisher doch nur ein einziger Theil das Bühnenlicht erblickte, hinter jeden Busch geleuchtet hätten — und ich möchte einen Eid darauf schwören, daß ihnen von Bungert nur das bekannt ist, was die allwinterlichen Concertwaschzettel ihnen übermittelten. Daß Bungert auf dem Gebiete der Kammer- und Instrumentalmusik ebenso Hervorragendes geschaffen wie als Lieder- und Operncomponist; daß in seinem Pulte reiche Schätze jener Gattungen noch der Veröffentlichung harren; daß er eine langjährige Thätigkeit und Erfahrung als Orchester- und Chordirigent hinter sich hat; daß er der Lieblingsschüler und Freund des großen Theoretikers Friedrich Kiel war und schon als Schüler des Kölner Conservatoriums sich mit Opernplänen beschäftigte; daß er den größten Theil seiner Meisterjahre in Italien verlebte und von jeher verschmähte, zur Erhöhung seines Ansehens die geheimen Toilettenmittelchen der Collegenschaft anzuwenden — dies Alles weiß man nicht oder will man nicht wissen. Kurz, Herr R. Batka und Compagnie mögen sich beruhigen. Bungert strebt durchaus nicht darnach, als Wagner redivivus einher zu marschiren, und Godesberg wird kein Bayreuth.

Wir unsererseits, die wir in dem entstandenen Froschmäusekrieg die Rolle der völlig objectiven Zuschauer spielen, sehen der Entwickelung desselben mit einem gewissen pathologischen Interesse zu. Jedenfalls hat das deutsche Opernpublicum in Dresden und Hamburg, Arm in Arm mit unseren hervorragendsten Bühnenleitern und Kritikern, sein Verdict über „Odysseus Heimkehr“ im allergünstigsten Sinne gefällt und ich glaube, daß diese nicht fort zu krittelnde Thatsache Bungert über die hämischen Ausfälle einzelner Hyperklugen, wenn er sie überhaupt beachtet, wohl zu trösten vermag.

Auf welcher Stelle des idyllischen Badeortes der neue Kunsttempel sich erheben wird, ist noch unentschieden. Die Wahl ist schwer. Die landschaftlichen Reize von Godesberg sind so reicher und bezaubernder Art, daß eine definitive Entscheidung für diese oder jene Stelle jedem Freunde des Naturschönen, wie jedem künstlerisch gebildeten Architekten geraume Bedenkzeit und nachdenkliche Erwägung abnöthigt. Welchen Platz aber es schließlich auch finden möge — ein Musikfestspielhaus auf dieser Stelle, inmitten dieses natürlichen Edens, ist an sich schon ein künstlerischer Gedanke, der aller Beachtung und Achtung werth. Und denken wir uns in diesem Hause alljährlich eine Reihe von Mustervorstellungen der Bungert'schen Operncyklen und — wie beabsichtigt, — der unvergänglichen Bühnenwerke eines Mozart, Beethoven, Weber und anderer Opernclassiker, dann öffnet sich uns die Ausschau auf eine Fülle von Genüssen, deren Erscheinen wir schon im Voraus mit inniger Herzensfreude begrüßen und deren Werth und künstlerische Bedeutung wir durch eine gallensüchtige, parteibeschränkte Kritik weder jetzt noch in Zukunft uns verbittern lassen wollen.

Dort unten in Godesberg, in unmittelbarer Nähe des Kurhotels, steht noch heute das alte kurfürstliche Theater und Concerthaus, das zur Zeit der Bonner Kurfürsten den alten Vater Haydn in seinen Mauern sah, zu dessen Orchestermitgliedern Beethoven's Vater und Beethoven selbst zählten und worin auch die Uebersiedelung dieses Königs der deutschen Instrumentalmusik nach Wien beschlossen wurde. Es ist classischer Boden, den unsere Füße hier berühren. Man steht fest auf ihm, wie auf den Trachytblöcken der sieben Berge und ich bin gewiß: er wird sich stark genug beweisen um auch das neue Festspielhaus und seinen tönenden Inhalt stolz, fest und sicher zu tragen durch allen Wandel der Zeiten und Anschauungen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Liebesbrief.

Mitgetheilt von Alfred von Hedenstjerna.

Mein süßes Liebchen!

Innigen Dank für Deinen lieben, lieben Brief! Marie Luise! Weißt Du, wie viele Minuten wir nun noch warten müssen? Es waren genau 64800, als ich mich an den Schreibtisch setzte, und jetzt ist schon eine halbe verflossen. Aber Du mußt nicht über meine Albernheit lachen, denn neulich, als die Sehnsucht mich zu übermannen drohte, schrieb ich in die Stadt und bestellte zweihundert Visitenkarten mit „Frau Marie Luise Ekberg“. Du brauchst sie ja doch einmal, mein Liebchen, und mir war, als ob mich diese Bestellung um eine ganze halbe Woche dem Ziele näher führte. Ich habe sie sorgfältig in meinem Schreibtisch eingeschlossen, kann es aber nicht unterlassen, Dir eine davon zu schicken. Ich halte sie nämlich für sehr schön!

Jeden freien Augenblick verbringe ich mit dem Ordnen unseres neuen Heims. Unser Heim! Lies die beiden Worte laut, Marie Luise! Ach, was gäbe ich darum, Dich einen einzigen Tag hier zu haben, damit Du Alles sehen und genau sagen könntest, wie Du es wünschest. Wohl haben wir uns zu Weihnachten über den Riß, den ich von unseren vier Zimmern, Sophas, Tische und Consolen mit entworfen, so gründlich ausgesprochen und doch giebt es Tausenderlei, wonach ich Dich fragen möchte und was Du sehen müßtest. Ja, da war ja ein kleines, vernünftiges, ach manchmal zu vernünftiges Mädchen, das so bestimmt sagte: „Für das Reisegeld für Mama und mich können wir schon mehrere Gedecke kommen lassen.“ Dieser lieben Gedecke wegen muß ich mich nun in Sehnsucht verzehren! Ach, wenn erst der Tag kommt, wo ich vor Dir die enge Treppe emporstürme, die Entreethür aufreiße und Dich,

meine Herzenskönigin, in Deinem eigenen kleinen Reiche in die Arme schließe! Gestern kam der Spültisch. So viel ich davon verstehe, mein Liebchen, ist er entzückend. Der Einsatz von Zink ist hübsch und fein und dabei solid. Und von außen ist er grün angestrichen.

Nächste Woche gehen wir an die Gardinen und drapiren sie gerade so wie auf den Illustrationen, die Du mir geschickt hast. Ach, wie die Crêmefarbenen im Salon sich ausnehmen werden, wenn ein feines Händchen sie zurückschlägt und ein dunkles, krauses Köpfchen dahinter hervorlächelt und einem gewissen Herrn zunickt, der müde und hungrig die Straße heraufkommt, aber froh und glücklich ist, sobald er sie erblickt. Sie, die ihm das einfache, kleine Heim zum Paradiese macht! Und dann habe ich zwei Backbretter bestellt. Tante sagte, Du brauchtest unbedingt ein besonders leichtes und glattes zum Kuchenbacken.

Ach, mein theures, süßes Liebchen, mir ist schon so warm und sonnig in dem kleinen Heim, das nun erst eingerichtet wird. Mir ist, als könnte sich der Himmel für mich nie wieder umwölken! Wohl weiß ich, daß Niemand ohne Sorgen und Prüfungen durch's Leben geht, aber sehe ich unser Nestchen und fühle ich, daß wir nichts weiter vom Leben begehren, als einander anzugehören, dann ist mir, als könnte ich mich an Deiner Brust vor dem Schicksal verstecken. Doch obwohl die Zimmer klein sind, glaube ich doch, daß Du die Wandschränke sehr geräumig finden wirst. Ich habe schon Nägel eingeschlagen und in der Garderobe eine Schnur gezogen zum Aufhängen der Mäntel.

Der Schaukelstuhl ist schon hier. Wenn ich zum Ausruhen eintrete, setze ich mich hinein und blicke mit Herrscherstolz auf die vier Zimmer mit den Wiener Stühlen, dem Büffet und den blauen Salonmöbeln. Und die geschnitzten Hirsche auf dem Büffet sehen mich an, als fragten sie: Wann kommt Deine Marie Luise? Und der Lehnstuhl am Erkerfenster sieht aus, als meinte er: die Frau bleibt schrecklich lange fort. Die Speisekammerthür ist bloß angelehnt; wenn das Küchenfenster offen steht, geht sie auf und zu und winkt mit ihrer blauen Tapete: Willkommen, kleine Frau! Mir ist, als könnte ich die noch fehlenden sechs Wochen gar nicht mehr erleben! Dann ist auch noch ein Vorrathsschränkchen da mit drei Tönnchen für verschiedene Mehlsorten und drei für Grütze und Reis.

Vom Schreibtische strahlen mir Deine jungen Augen entgegen neben denen meiner alten Mama, die auf dem letzten Bilde schon recht trübe aussehen. Mein Herz kennt kein weibliches Wesen außer Euch Beiden. Die Neunzehnjährige hat mich der Sechzigjährigen beim ersten Anblick entrissen, und doch besitzt Ihr mich Beide. Ueber dem Schreibtische würde sich eine Console nicht schlecht machen.

Denkst Du noch an Deinen ersten Ball, Marie Luise? Weißt Du noch, wie Dein Herz in frohen Ahnungen klopfte und Deine Wangen kindlich-schüchtern erglühten? Denke Dir diese Gefühle in verdoppelter Stärke im Herzen eines zweiunddreißigjährigen Mannes. Dann weißt Du, was ich jedes Mal empfinde, wenn ich den Schlüssel in das Schlüsselloch stecke und in das Heim eintrete, wo Du mir ganz zu eigen sein wirst. —

Noch ist es ja recht leer hier drinnen, aber ich brauche nur die Augen zu schließen, um die Wohnung so zu sehen, wie sie nach sechs Wochen aussehen wird. Und dann möchte ich klingeln und unser Dienstmädchen — das nach vier Wochen zuzieht — fragen: „Ist meine Frau zu Hause, Christine?" Ach, mein Liebchen, oft denke ich auch daran, daß das Leben uns nicht immer auf sonnigen Pfaden durch freundliche Fluren führt. Dann wird mir wehmüthig und ernst zu Sinn. Aber so sei's, Marie Luise! Ich weiß, daß Dein Schooß ein Kopfkissen ist und daß die äußeren Sorgen sich kein Hausrecht bei uns erwerben können, selbst wenn sie uns die eine oder andere Klage schicken. Es giebt wohl keine so schwere Arbeit, daß ich mich an Deiner Schulter nicht leicht davon erholen könnte . . . Schätzchen! Du fragst (wohl nicht im Ernst), ob ich Dich immer gleich lieb haben werde, auch wenn die Jugend entflieht, die Rosen welken und der Lebensherbst das brausende Blut abkühlt. Mein Lieb! Wohl werden auch unsere Wangen einst runzlig und unsere Locken erbleichen. Und das Blut wird träger fließen und der Rücken sich unter der Hitze und Last des Tages beugen. Aber werde ich meine Herzenskönigin deßhalb weniger lieben, weil sie die Silberkrone trägt? Wirst Du mir weniger lieb erscheinen, weil der Fuß, den das Gehen für mich ermüdet hat, unsicher auftritt? Nein, Nein! Aber noch strahlt uns die Lebenssonne, noch schuldet das Dasein uns so viel, so viel! Wir werden die ganze Schuld zusammen einfordern, Marie Luise!

Ach, ich möchte Dir noch so Manches sagen! Von der Zukunft unserer Liebe und meiner Sehnsucht! Doch im Augenblick fällt mir nichts weiter ein, als ein Gruß an Deine Mutter. Der Teppich, den sie uns so freundlich schenken will, muß mindestens vierunddreißig Ellen lang sein, denn unser kleiner Saal ist achteinhalb, und wir wollen den Fußboden doch ganz belegen, nicht wahr?

Ewig Dein, Dein

Eduard.

## Aus der Hauptstadt.

### Menschenopfer unerhört.

Trotz der linden Witterung, die leichte Winterkleider und den Nachweis gestattet, daß man in der Taille durchaus nicht stärker geworden ist, hat der nach Wertheim's Glasstall gerichtete Kokettirbummel der westlichen Damenwelt Berlins in den letzten Wochen beträchtlich nachgelassen. Die dunklen Funkelaugen, die sonst gern secundenlang den für Frauenschönheit nicht unempfänglichen Wandersmann anblitzten, um im nächsten Augenblick kalt und gleichgiltig wie gewöhnlich vor sich hinzuschauen, die nächtigen Sterne starren jetzt sittsam zu Boden oder spähen drohend nach etwaigen Frechlingen aus. Unter allen Männern besonders verhaßt sind die Schutzleute. Alles, was Feuilletons und geistsprühende Premiers schreibt, übt Tag für Tag seinen patentirten Witz an ihnen, und die Ueberzeugung in der Reichshauptstadt ist allgemein, daß Herr von Windheim nur nöthig habe, seine Blauröcke von den Straßen zurückzuziehen, um sofort eine ideale und idyllische Sittlichkeit auf Berliner Boden zu etabliren. Der Fall Köppen ist in Jedermanns Munde. Er hat wieder den allmählich berühmt gewordenen Blick in den Abgrund thun lassen, ohne den die Zeitungsleser nun einmal nicht mehr auskommen; er hat bewiesen, was zu beweisen war: daß in Berlin Alles vortrefflich bestellt, will sagen, vertuscht ist und daß nur die Plumpheit der Subalternen, ihre unfreisinnigen Unteroffiziersgewohnheiten, ihr Mangel an Erziehung und angeborener Höflichkeit das schöne Bild stören. Darum hat auch Frau Minna Cauer ganz Recht, wenn sie in einer Entrüstungsversammlung der beleidigten und deßhalb selbst die sonntägliche Gans vernachlässigenden Frauen mit schneidendem Hohne erklärte, der Militarismus nebst den verfluchten Flottenplänen, für die man freilich immer Geld wie Heu habe, seien an dem ganzen Malheur Schuld. Es ist also, sieht man der Sache genau in's Gesicht, bloß erforderlich, daß der Königliche Polizeipräsident seinen schon so oft zur Bildung und Courtoisie vermahnten Schutzleuten nun auch noch einschärft, den Frauen Abends nach zehn Uhr zart entgegenzukommen, und daß Miquel in den nächsten Staatshaushaltsplan, der ohnehin 85 Millionen Ueberschuß verspricht, ein paar tausend Mark für Polizei-Matronen einstellt. Dann kann das liebe Weltdorf an der Spree wieder ruhig sein, und die Thiergarten-Damen dürfen wieder getrost zu Wertheim shopping gehen, wenn anders das ebenso monumentale wie klobige Glasscheusal dann nicht bereits in ein Specialitäten-Theater mit Bierpalast verwandelt worden ist, schlechter Geschäfte halber.

Die Centrumsfraktion des Reichstages hat das vor Jahren klanglos versenkte Gesetz, das auf den Namen des unsterblichen Zuhälters Heinze getauft worden ist, wesentlich vermehrt und verbessert als Initiativ-Antrag wieder eingebracht und damit die Erinnerung an den großen Sittlichkeitsrummel geweckt, der zeitlich mit dem Sturze der ragenden

Bankfirma Sommerfeld und Friedländer, des Handelsrichters und Commerzienrathes Wolf u. A. zusammenfiel. Wie heute gegen die Schutzleute, tobte damals alle Welt gegen die Louiszunft. Man versenkte sich tief in ihre Geheimnisse und erlernte ihre Geheimsprache. Man überzeugte sich hinter'm Maaßkruge gegenseitig davon, daß nur die Kasernirung der Prostitution die unglücklichen Gefallenen den Klauen ihrer männlichen Ausbeuter entreißen könnte, und man grübelte mit wollüstiger Grausamkeit noch nie dagewesene, unmenschlich harte Strafthaten für die ganz erschrockenen Pallisaden-Kärle und Schlosser-Eden aus. Doch die Sensation ging vorüber wie Andere mehr. Jetzt, wo unterschiedliche Vorfälle die Erinnerung an jene Edelinge wieder wach gerufen haben, ermuntert man sich zu einem neuen Feldzuge, der endgiltig die bedrohte Moralität retten und allen bösen, sie verfolgenden Buben den Garaus machen soll.

Es ist erstaunlich, wie bei dieser Gelegenheit wieder geheuchelt und geflunkert wird. Im Reichstage fing der Schwindel nicht an, fand aber verständnißvolle Fortsetzung. Einige Herren schoben das Uebel der Prostitution mit allem Drum und Dran der Erbsünde in die Schuhe, die den armen Menschen fest in spitzigen Krallen hält. Sie versprachen sich Heil und Hülfe theils vom fleißigen Beten, theils vom eifrigen, reuevollen An-die-Brust-Schlagen. Andere machten die Eltern, verfehlte und vernachlässigte Erziehung verantwortlich. Herr Spahn glaubte die Sittlichkeit durch scharfe Controlle der gottverdammten unzüchtigen Schriften heben zu können. Die Aristophanes und Juvenal, Grimmelshausen und Rabelais, Crebillon und Boccaccio, Laclos, Balzac und Maupassant mögen sich also in Acht nehmen, die Dame Margarete von Valois und der Tagebuchschreiber Hofrath Goethe gar nicht mitgerechnet. Ein pfaffenfreundlicher Fürst aus Polenland vertheidigte die unkeuschen Weiber mit der sehr richtigen Bemerkung, daß es ohne Freudenbuben keine Freudenmädchen gäbe, und ein nationalliberaler Herr bat schüchtern, den armen Arbeitgebern das bischen Leben doch nicht zu sehr zu verbittern und anmuthige Späße, die sie mit ihren kleinen Sclavinnen treiben, nicht etwa gar unter's Strafgesetz zu stellen. Für die Socialdemokraten erhob sich befremdlicher Weise August Bebel, der ja allerdings eine tiefe Kenntniß der Lupanarverhältnisse besitzt, aber über die eigentlichen Ursachen der Demoralisation unserer weiblichen Jugend nicht annähernd so genau unterrichtet ist, wie Genosse Singer, Rosenthal's langjähriger Compagnon.

Man mag den deutschen Mädchen vielerlei nachsagen, hervorstechende Neigung zu orgiastischer Lebensweise aber und sinnlichen Ausschweifungen haften der Gretchennatur nicht gerade an. Die Prinzessin Chimay und die Verlorene von Geburt finden im kühlen, blonden germanischen Norden nicht viele Leidens- oder Freudengenossinnen. Aus den Tagen, da unser Volk in die Geschichte eintrat, wissen wir noch, daß die Weiber der Teutonen sich mit eigener Faust in den Wagenburgen erdrosselten, um nicht den römischen Kriegsknechten in die Hände zu fallen, und diese Thatsache ist selbst unsern Dramatikern so allgemein bekannt, daß sie noch Niemand zu einem patriotischen Drama zu verarbeiten gewagt hat. Die scheußlichen Greuel, die der dreißigjährige Krieg unsern Frauen anthat, vermochten doch ihre sittliche Höhe nicht herabzuschrauben; tausend Mal mißhandelt, geschändet und brutal mit Füßen getreten, hat Psyche, die zarte Seele, dennoch keinen dauernden Schaden gelitten. Die Statistik freilich weist nach, und alle Sachverständigen bestätigen es, daß allein auf dem Berliner Asphalte über 50 000 käufliche Weiber einhertraben. Was ist es, das diese furchtbaren Massen dem Moloch in die Arme getrieben hat? Wenn selbst einige Tausend unter ihnen ihrem schändlichen Handwerke aus Leichtsinn, Faulheit und dirnenhafter Putzsucht obliegen, wenn einige Tausend unter ihnen geistig und sittlich so wenig entwickelt sind, daß sie die Schmach nicht spüren, die zerquetschend auf ihnen lastet — bei der überwiegenden Mehrheit müssen andere Gründe unwiderstehlichen Zwang ausgeübt und den eingeborenen Ekel jedes gesunden Mädchens gegen die Hingabe an ungeliebte, fremde Männer überwunden haben.

Die Staatserhaltenden und Maßgebenden zeigen eine seltsame Abneigung vor der Ausforschung dieser Gründe. Sie behelfen sich mit durchsichtigem, salbungsvoll pathetischem oder ganz dummem Schwindel. Und sie kommen zehn Mal lieber in den Verdacht, kurzsichtige Tröpfe zu sein, verquackfalbern zehn Mal lieber kostbare Zeit und Arbeit an Curmethoden, von denen sie sich nicht das Geringste versprechen, als daß sie redlichen Herzens den Finger in die Wunde legten und den das Land verpestenden Mammonismus, die Nichts-als-Ausfuhrpolitik des höllischen Frevels anklagten.

Durch die systematisch betriebene Ausrottung der selbstständigen Existenzen und Feuerstellen, durch die Verschiebung der Einkommensverhältnisse zu Gunsten einer phantastisch kleinen Minderheit und zu Lasten der wenigstens relativ unaufhaltsam verarmenden Massen schwindet je mehr und mehr die Heirathslust der jungen Männer. Kulis irgend eines Fabrikanten oder Großzwischenhändlers, der ihnen alle Sorgen um's tägliche Brod und alle Gelegenheit, aus eigener Kraft empor zu kommen, liebevoll abnimmt, sind sie in jüngeren Jahren außer Stande, mit ihrem dürftigen Lohne auch noch ein weibliches Wesen zu ernähren. So ist es langsam dahin gekommen, daß über die Hälfte unserer jungen Mädchen Niemand findet, der ihnen ein Heim bauen will, daß die weibliche Blüthe der Nation ungenutzt welkt und verdorrt, während die Männer ihre Kraft auf schmutzigem Lotterbette vergeuden. Aber das Weib will sich ernähren, wie jedes andre Menschenkind auch. Da es seinen natürlichen Beruf nicht erfüllen kann, geht es in die Fabrik, in die Comptoire, die Läden und macht dem Manne Concurrenz. In den meisten Fällen unlautere Concurrenz, denn Mädchenarbeit wird in der Regel nur ihrer Billigkeit wegen geschätzt. Die Frau ist bedeutend bedürfnißloser als ihr männlicher Mitbewerber; sie kann, kommt es schon zum Kampfe zwischen ihnen, alle Mal geringere Forderungen stellen. Und dies ihr Vermögen benutzen die Rosenthal, in Firma Gebrüder Singer. Damit die deutsche Exportindustrie wachse, blühe und gedeihe, den auswärtigen Markt behalte und jedes andere Angebot durch niedrigere Preise unterbiete, pressen sie unablässig die Löhne ihrer Arbeiterinnen herab. Mit Entsetzen hat Deutschland während des Streiks der Nähterinnen die Thatsache erfahren, daß erwachsene Mädchen in Berlin, in der prachtschimmernden, goldenen Hauptstadt des mächtigen neuen Reiches, wöchentlich mit allem Fleiß ihrer emsigen Hände nicht mehr als drei Mark verdienen. Nachdem Deutschland dies vernommen und auch die Reden einiger Frauenrechtlerinnen geduldig mit angehört hatte, legte es sich wieder auf's Ohr und schlief weiter. Daß in Berlin kein Mensch, und wäre es der bedürfnißloseste, mit drei oder vier oder fünf Mark Wochenlohn seinen Lebensunterhalt bestreiten, die Schlafstelle bezahlen und Kleidung kaufen kann, darüber sind sich die Kathedersocialisten und die Regierungsökonomen Gott Lob einig. Den hungrigen Frauenzimmern bleibt also nur der Ausweg, sich Nebenverdienst zu verschaffen. Dieser Nebenverdienst liegt, wie Herr Rosenthal sehr richtig bemerkt hat, auf der Straße. Die Allgemeinheit gönnt ihn barmherzig den Mädchen und faßt die Sache von der spaßhaften Seite auf.

„Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier ..." Die Vertheidiger der capitalistischen Weltordnung lassen sich gern weitschweifig darüber aus, daß es immer eine Prostitution gegeben habe, daß ohne käufliche Frauenzimmer der Staat aus den Fugen gehen müsse, weil die männlichen Begierden dann jeden Jungen zum Raubthier, jedes Mädchen zum Opfer von Gewaltthaten machen würden. Diese etwas mechanische Auffassung in allen Ehren. Aber sie hätte durchschlagende Beweiskraft nur, wenn es keine Ehe gäbe. Die mit allerlei künstlichen Mitteln hervorgerufene Frühreife der modernen Jugend läßt sie allzu bald nach dem Weibe lechzen. Geographische Gründe und der Rassencharakter sprechen hier zu Lande gegen diesen krankhaften Drang. Recht wohl wäre Björnson's Traum erfüllbar, daß die keusche Jungfrau den keuschen Mann gewinne; nur freilich muß dieser Gewinnst rechtzeitig, im Morgenlichte der zwanziger Jahre, erfolgen. Das goldene Kalb aber, dem die größern Kälber gläubig huldigen, erlaubt dem normalen Manne erst bedeutend später, auf die

Brautschau zu gehen. Inzwischen aber sorgt die Zeit dafür, daß der Junggesell den fröhlichen Wagemuth verliert, immer bedenklicher wird und sich schließlich einkapselt. Wozu auch heirathen? Man hat ja Alles in der großen Stadt, und die große Stadt ist die erlesene Essenz, die fine fleur des modernen Hochculturlebens.

Niemand hat das Recht, einen Stein aufzuheben gegen die unglücklichen Schwestern, die wir verloren nennen, Niemand das Recht, beengende und grübelnde Gesetze gegen sie zu erlassen, so lange sie gesetzlich zum Bajaderenstande verurtheilt werden. Menschenopfer unerhört fallen dem Baal, unablässig dampft ihm junges, warmes Weiberblut — wie darf eine Gesellschaft, die dieser Schändlichkeiten nach eigenem Geständnisse nicht entrathen kann, die Gefallenen noch richten und verurtheilen wollen? Hätte sie bei all' ihren schimpflichen Schwächen wenigstens den Vorzug, logisch zu denken, so müßte sie denen ihre Anerkennung und ihre Bewunderung votiren, durch deren Hingabe sie überhaupt erst bestehen, ihre tollen Einrichtungen aufrecht erhalten kann. Statt dessen ernennt sie Commissionen zur Beratung strenger Sittlichkeitsgesetze, läßt das gehetzte Wild bald von der Straße, bald aus seinen Höhlen treiben und verlangt in rührender Sorge um den Mann Polizei-Matronen, die die Polizei-Aerzte doch eigentlich etwas geniren. Wohlgemerkt, das verlangen die Vorkämpferinnen der Frauen selbst, die Führerinnen der Frauenbewegung. Polizei-Matronen und Schutzleute, die zu unterscheiden wissen zwischen einer gestempelten Dirne und einem gut gearteten Fräulein, so daß in Zukunft die ruhigen Bürger nicht mehr um ihre Töchter besorgt sein müssen — mehr begehrt man nicht, das ist die Fülle der gewünschten Reformen. Es herrscht eine Bescheidenheit im Lande ...

Und Vitzliputzli's Altäre rauchen weiter, daß es zum Himmel steigt.

Caliban.

## Die Franz Stuck-Ausstellung.

Man nennt Stuck gewöhnlich mit Böcklin zusammen. Es wäre entsprechender, ihn mit Sudermann zusammen zu nennen. Von Böcklin hat er zwar genommen und gelernt, was man nur nehmen und lernen kann. Mit Sudermann aber ist er wesensverwandt.

Ihn mit Böcklin zu vergleichen, ist ein wenig grausam — für Beide! Man kann aber gerade jetzt, wo in der nahen Akademie die Böcklin-Ausstellung dem Siebzigjährigen endlich den verdienten Triumph bringt, an einer solchen Vergleichung nicht gut vorbeikommen. Dabei ist Stuck kaum halb so alt wie Böcklin, knapp fünfunddreißig — ein Lebensalter, in dem der Andere noch mit allen Entbehrungen des Tages und der Unberühmtheit zu kämpfen hatte, nur von ganz Wenigen anerkannt war, von der Menge aber noch gut zwanzig Jahre lang mit seltener Einmüthigkeit verlacht werden sollte. Und Stuck heute: ist Professor, darf von Jahr zu Jahr seine Bilderpreise steigern, baut sich in der elegantesten Gegend Münchens ein Haus im griechischen Stil, ganz nach seinem Gusto, und hat einen Namen, den auch der Kunstfremdling kennt und mit jenem ehrwürdigem Schauder ausspricht, den die Berühmtheit erzeugt. Er hat sich mit dem kalten Anstand eines assyrischen Königs, doch zugleich auch mit dem verschmitzten Lächeln eines bayrischen Bauernburschen, auf dem feierlichen Thronsessel niedergelassen, den er aus den Zinsen der Böcklin'schen Lebensarbeit für sich errichtet hat. Da wirkt er denn seltsam würdig und gut. Er weiß, wie er sich als König, oder sagen wir: als Satrap, zu benehmen hat. Er versteht es, weit mehr als sein Herr und Meister, prunkvoll aufzutreten. Er weiß auch einen mystischen Nimbus um sich zu verbreiten. Dabei ist er humorvoll, leutselig und scharmant. Und er vergißt niemals, was er seiner Popularität schuldig ist.

Wo Böcklin ein Eroberer war, da ist Stuck — ein Erbe. Auch dazu gehört Talent. Denn es giebt Viele, die es sein möchten und nicht können. Nur darf man den principiellen Unterschied zwischen einem Eroberer und einem Erben niemals außer Acht lassen. Auch darf man „Erbe" nicht mit „Fortsetzer", „Vollender" verwechseln. Denn dieses ist Stuck, Böcklin gegenüber, durchaus nicht. Er ist in keinem einzigen Zuge über ihn hinausgegangen, in vielen beträchtlich hinter ihm zurückgeblieben. Das Einzige, was er vor Böcklin voraus hat, ist ein Menschenalter Jugend. Doch dieses pflegt sich mit der Zeit bekanntlich auszugleichen. Für den Moment freilich fällt's immerhin in's Gewicht. Denn dieses Menschenalter, das Stuck von Böcklin trennt, war reich an malerischen und technischen Entdeckungen. Und alle diese hat Stuck in vollem Maaße sich angeeignet und weiß sie mit blendendem Geschick zu verwenden. So hat seine Farbe, so roh sie manchmal auftritt, doch entschieden etwas Suggestiveres und Incitirenderes als die Böcklin's, zuweilen freilich auch einen bewußten modischen Hautgout, der zu der protzigen Gesundheit, mit der Stuck sich bewegt, in einem stachelnden Gegensatz steht. Ferner versteht es Stuck, in höchst bestechender Weise, stilistische Strenge und Einfalt mit sinnlicher Vibration zu verbinden — wogegen Böcklin manchmal wie ein naives altes Kind erscheint. Auch ist er in der Zeichnung kühner und excentrischer als Böcklin — man sehe nur etwa, wie die Eumeniden auf dem Bilde des „Bösen Gewissens" mit ausgelassenen Körperverrenkungen, die an ein satanistisches Ballet erinnern, sich in der Luft herumwerfen. Dagegen von jenem großen Naturssinn Böcklin's, von seinem kosmischen Geist und tragischen Humor, von seiner lieblichen Schalkheit und intuitiven All-Liebe, hat Stuck geradezu gar nichts.

Es fehlt ihm überhaupt an „Seele". Er macht sich nichts aus „Seele". Er macht sich auch aus „Ideen" nichts. Er nimmt was am Wege liegt, und er sucht nicht lange. Aber er findet überall etwas und weiß stets noch einige neue Effectlichter aufzusetzen. Aber Eines besitzt er unbedingt, und das ist sein Bestes: Rasse. Und er besitzt auch noch ein Zweites: Talent. Und mit Talent und Rasse hat er Dasjenige erreicht, was ihm, so oder so, seinen Anspruch auf einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte sichert.

Hier ist auch der Punkt, wo er mit Sudermann zusammenstößt. Denn Sudermann, genau so skrupellos in der Wahl seiner Mittel wie unfein im Antrieb seiner Instincte, hat doch auch die guten Eigenschaften mit Stuck gemeinsam. Und so kann man wohl kurz und bündig sagen: es ist die Art ihres Temperamentes, was sie vereinigt. Dieses Temperament ist gewaltsam, wollüstig, mitunter elementar, es ist auch berechnend, derb-pfiffig auftrumpfend. Beim Dichter ist, wie dies der Beruf mit sich bringt, die nervöse Sensibilität raffinirter entwickelt, beim Maler, gleichfalls von Berufswegen, das sinnlich-phantastische Element breiter angelegt. Sie interessiren sich Beide leidenschaftlich für das Weib. Im Weibe wurzelt ihr tiefstes künstlerisches Empfinden. Und das giebt ihrem Schaffen jenen Charakter sensueller Lust, der bei der ersten Begegnung so etwas Packendes, Ueberrumpelndes hat.

Die Stuck'schen Frauenköpfe — er hat deren eine ganze Anzahl ausgestellt — gehören sämmtlich jenem Genre an, das man „belle bête" nennt. Doch sucht sie Stuck dadurch zu veredeln, daß er ihnen gleichzeitig etwas Priesterlich-Steifes verleiht: wodurch natürlich der sinnliche Charakter, mit einer gewissen gehemmten Vehemenz, nur noch nachdrücklicher herauskommt. Auf derb-sinnliche Spiele, sehr im Gegensatz zu Böcklin, laufen auch die mancherlei Kentauren- und Satyr-Darstellungen hinaus, die Stuck mit frischem Temperament und üppiger Laune, freilich auch oft mit vulgärer Plumpheit, in die Farbe zaubert. In den Akt-Studien, die er darbietet, ist die Empfindung für das menschliche Fleisch von bestechendem Glanz. Man fühlt ordentlich die Weichheit der Haut und das geheime Spiel der Adern und Nerven. Während Klinger beispielsweise den nackten menschlichen Körper, bei entwickeltstem ästhetischem Gefühl für die Form, doch gleichsam in Bronce übersetzt, bleibt bei dem elementarischeren Stuck das Fleisch Fleisch. Er arbeitet hier mit nachtwandlerischer Sicherheit.

Und nun betrachtet Euch seinen Kopf, das Selbstporträt! Etwas Dämonisches liegt darin, gar nichts Geistiges. Die schwül in die Stirne hängenden Haare, der dunkle fascinirende Blick, die sinnlich-vollen Lippen. Und dann diese sehr bemerkenswerthe archaische Eckigkeit der Umrisse. Das ist ein Mensch, gebacken aus dem Urstoff der Erde, aber auch ganz am Irdischen klebend Doch nein, nicht bloß klebend, auch es durchdringend und beherrschend.

Fr. Servaes.

## Dramatische Aufführungen.

„Johannes." Drama in fünf Acten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann (Deutsches Theater).

Sudermann's Johannes, um den seit Monaten erbitterter Kampf tobte, um den Fürsten und Könige bemüht waren, wie um das Urbild, hat die hochgespannten und überspannten Erwartungen der Sensationsbegierigen enttäuscht. Das aufdringliche Tamtam der Reclame hat abermals einer Dichtung empfindlich geschadet, statt ihr zu nützen. Schließlich ist Sudermann keine schöne Otéro; wenn für zwei dasselbe gethan wird, ist es nicht dasselbe. Man kam in's Theater in der seligen Erwartung, unerhörte Nervenerregungen schlürfen zu können oder doch wenigstens ein dichterisches Meisterwerk ersten Ranges zu sehen. Was man dann aufgetischt bekam, war wohl im großen Ganzen recht nett, ein dramatisches Bilderbuch nach der Kunst; aber die sechs Monate Kampf, Aerger und Neugier, die es verursacht hat ist es nach der übereinstimmenden Meinung der tiefen Berliner Kenner nicht werth gewesen.*)

Die Johannestragödie vereinigt alle Elemente in sich, die einen kühnen dramatischen Dichter anlocken können. Des Helden innere Erlebnisse sind gewaltig und großartig wie seine äußeren. Es galt, sie mit einander zu verschmelzen, so daß sie glockenhell zusammenklangen, zum Liede vom Schicksal des ungeheuren Mannes, der auszog, dem Heiland die Wege zu bereiten, der, aller Armen Aermster, in ein

*) Die Buchausgabe ist gleichzeitig im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen.

härenes Gewand gekleidet und Heuschrecken essend statt des Brodes, doch mit Heraklesmuth an die Gewaltigen Hand anlegte und ihnen bedrohlich, hassenswerth genug schien, daß die Tochter des Vierfürsten als Preis für einen sinnverwirrenden Tanz sein Haupt forderte. Der Dichterphantasie war es leicht, noch innigere Beziehungen zwischen ihm und der süßen Jordanhexe Salome herauszufinden. Und es lag nahe, im Untergange des Propheten die Erfüllung tragischer Schuld aufzuweisen. Der dem Welterlöser blitzend und donnernd voranging, war der weltlichen Sünde erlegen und büßte für sie mit dem Tode. Eine besonders reizvolle Aufgabe harrte dabei noch außerdem des Poeten. Er konnte zeigen, wie der finstere, asketische Eiferer, der Zorn und Rache und Zermalmung predigte, just durch die sündige Liebe zum Verständniß der milden Jesulehre geführt, wie er erst durch seinen Fall reif wurde, den Heiland zu verstehen. Herr Sudermann ist andere Bahnen gewandelt, aus Gründen, die bei seiner Wesensart begreiflich, die aber auch bezeichnend für ihn sind. Mehr als Johannes, der zu groß und gewaltig war für sein Talent, zogen ihn die gekrönte Buhlerin Herodias und ihre schlangenschöne Tochter an; der Täufer mußte nur zur aparteren Beleuchtung dieser beiden schwarzhaarigen Bestien dienen. Sein Schicksal war dem Dichter einigermaßen gleichgiltig, er glaubte es gleichsam in Klammern, neben der Hauptsache her, erzählen zu dürfen. So erhielt er ihn in übermenschlicher Tugendhaftigkeit, wobei er ganz schlau bedachte, daß der eifernde, sittenstrenge Prophet dadurch einen schärferen Contrast zur rettungslosen Verlumptheit des Hofes ergab. Struktur und Wirkung des Dramas sind, hat man diese Grundzüge des Sudermann'schen Gedankenganges einmal erkannt, unschwer zu durchschauen und voraus zu sagen. Mit der Adah Barczinowska in „Sodoms Ende", dieser seiner reifsten Arbeit, und den darin umherspukenden demi vierges hat er seine Fähigkeit, brünstige Katzen auf die Beine zu stellen, ein für alle Mal erhärtet, und seine Neigung, verschiedene Welten auf einander prallen zu lassen — eine dramatisch sehr schätzbare und werthvolle Neigung — ist von der „Ehre" her berühmt und ihm alleweil treu geblieben. Also mußte das neue Stück ein paar vorzügliche Scenen zwischen Johannes einerseits und den beiden jüdischen Königstigerinnen andererseits enthalten; die Lumpen des Täufers mußten sich wirksam abheben von der funkelnden Pracht des Palastes, und die lenzfrohe, siegessichere Begeisterung der ersten Christen mußte in schneidenden Gegensatz treten zu der greisenhaften, genußmüden Blasirtheit der antiken Welt. Sudermann ist denn doch ein zu geistvoller und bedeutender Schriftsteller und zu gewandter Theatraliker, als daß er diese Trümpfe nicht mit Erfolg hätte ausspielen sollen. Der zweite Act, in dem der Täufer und Herodias ihre Kräfte messen und Salome leuchtenden, brennenden Blickes dem Geliebten lauscht, schlug durch; farbige Charakteristik, leidenschaftliche Erregung und blendender Glanz der Sprache, die den begabten Schüler Zarathustra's zeigt, rissen hier auch die Widerstrebenden mit sich fort. Im Schlußacte sind diese Vorzüge gleichsam carikirt; Sudermann's Sinn für Aeußerlichkeiten verleitet ihn hier zu groben, unvermittelt aufspringenden Effecten, und der Täufer, dessen Geschick sich doch entscheiden, dessen unruhiges Wollen und Können jetzt Läuterung und Frieden finden soll, tritt völlig hinter den bewegten Bildern voll scenischer Pracht zurück. Nichtsdestoweniger nimmt der forsche Zug, der durch die Handlung geht und die wahllose, aber derb zupackende Entschiedenheit des Dichters auch hier gefangen. Wohl wünscht man mehr von dem Innenleben der Salome zu erfahren, als im Gedränge der Geschehnisse möglich ist; wohl langweilt man sich mitunter über die völlig interesselosen Pläne und Herrschersorgen des vierfürstlichen Paares, wohl entdeckt man mit gerechtem Aerger, daß der Herodes des Herrn Reicher dieselbe armselige „Schaute" wie sein Jordan in Hirschfeld's kindischem Machwerke ist. Nur daß dieser brave Mann nicht so unbedingt unter'm Pantoffel stand wie der König der Juden. Alles in Allem aber erfreut man sich eines historischen Schauspiels, das Dank der sinnlichen Wildheit seiner Heldinnen und der Geschicklichkeit des Autors nichts von einer Haupt- und Staatsaction an sich hat, und das jeden Vergleich mit Sardou's besseren Schöpfungen dieser Art getrost aushalten kann.

Wenn nur nicht der Johannes drin vorkäme ...

Sudermann hat es sich in den Kopf gesetzt, den Täufer nach vielfacher Irrung bei Christus landen zu lassen, aus dem zornmüthigen Bußprediger, der einen blutdürstigen Messias kommen wähnte, den still lächelnden, alle Sünde verzeihenden Apostel des Erlösers zu machen. Er erreicht das durch eine lange, lange Reihe eiskalter Reflexionen. Gedankengänge sind es, die Johannes' Umwandlung bewirken, nicht Ereignisse, nicht Menschen von Fleisch und Blut. Er hört gelegentlich, daß der Galiläer Liebe predigt; das allein, weiter nichts, macht ihn stutzig und bekehrt ihn am Ende. Daß er zufällig an den Hof, in den Kerker kommt, in Salome's Augen blickt, die wie Lichter im Brautgemach schimmern — Alles das ist ohne jede Bedeutung für die innere Handlung des Stückes. Beide Theile hängen lose neben einander, kaum daß hier und da ein paar dünne Fäden sie dürftig, zur Täuschung kurzsichtiger Augen, verbinden. Nicht eine Secunde lang verhüllt die üppige Schönheit der Sprache, die Antithesenpracht dies Grundgebrechen des Dramas, und worauf Sudermann als moderner Dichter zweifelsohne das Hauptgewicht gelegt sehen will, die Seelensynthese, die Entschleierung der Innenwelt, darüber muß mitleidig rasch hinweg gegangen werden von dem, der auch im völlig mißlungenen Werke noch den hochbegabten Dichter ehrt.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zu unserer Umfrage über die Majestätsbeleidigung.

Hochgeehrter Herr!

In der seiner Zeit sogleich schnell hingeworfenen Meinungsäußerung von mir in Sachen „Majestätsbeleidigung" ist ein recht sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. Es muß daselbst heißen: „Das wichtigste Mittel gegen Majestätsbeleidigung ist, daß die Kinder aus ihrem Confirmandenunterricht die Erklärung (z. B. die Luther'sche) des vierten (statt: ersten) Gebotes mit als eine Gesinnung begründende (statt: begründete) Ueberzeugung hinausnehmen, die auch von allem bestimmteren religiösen Dogmatismus unabhängig bleibt." Das erste Gebot war hier ja nicht zu nennen, weil ein Monarch damit, mehr in der Weise der Kaiserapotheosen in der römischen Kaiserzeit als in nur „byzantinischer" Weise, zu einem göttlichen Wesen emporgehoben werden würde, was jeder Gesinnung unserer Zeit, religiöser wie weltlicher, widerspricht und unserem Gefühl ganz unerträglich ist. Die Pflichten gegen einen Monarchen sind vielmehr in das vierte Gebot eingeschlossen, welches selber nur die „Eltern" nennt, aber in seiner Erklärung sinngemäß auch die „Herren" verschiedenster Art mit umfaßt. „Wir sollen Gott fürchten und lieben," das kann auch heißen: Wir sollen uns mit unserer tiefsten Vernunft, mit unserem redlichsten und reinstem Besinnen hineindenken in das, was in der jedesmaligen ethischen Sphäre — hier also im Verhältniß zu Eltern und Herrn — das Rechte, das unwandelbar Höchste ist: dem sollen wir Ehrfurcht (also auch Scheu vor seiner Verletzung) und Liebe (also auch Streben, es so viel an uns ist, zu verwirklichen) entgegenbringen; und diese Gesinnung der Ehrfurcht und Liebe soll die Quelle aller unserer einzelnen Handlungen sein. Die Sache bleibt dieselbe, ob wir nun Gott als das vollkommenste Wesen, das uns das Rechte vordenkt, auffassen, oder uns nur an das sachlich Beste halten. Eine spätere Aufgabe des sittlichen Tactes bleibt es nun, wenn wir dem kindlichen Verhältniß zu Eltern und Herrn entwachsen, die Freiheit unserer eigenen Persönlichkeit und die Selbstständigkeit ihres Urtheils mit der Pietät gegen Eltern und Herrn, die doch von keinem Punkte des Lebens ganz ausgeschieden wird, zu vereinen und auszugleichen.

Hochachtungsvoll

Prof. Dr. Max Schneidewin.

## Notizen.

Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Vischer hat lange Zeit den Ruhm genossen, der bedeutendste deutsche Aesthetiker zu sein. Man wird kaum behaupten können, daß sich dieser Ruhm auf eine wirkliche Kenntniß seiner umfangreichen, schwerfälligen und schwerverständlichen Aesthetik (1846—57) stützte, die bei ihrer inhaltlichen und formellen Abhängigkeit von Hegel wohl immer nur den Wenigsten zugänglich gewesen ist. Seit jedoch Vischer in den „Kritischen Gängen" (Heft VI, 1873) sein Werk in den wesentlichsten Punkten selbst zurückgenommen, war es vollends schwer, den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung dieses Aesthetikers zu gewinnen und blieb nur übrig, die Neubearbeitung seines Lebenswerkes abzuwarten, die Vischer damals in Aussicht gestellt hatte. Diese Neubearbeitung ist leider nicht erschienen. Statt dessen erhalten wir jetzt zehn Jahre nach seinem Tode, von der Hand seines Sohnes herausgegeben, die beiden ersten allgemeinen Theile der Aesthetik in der Fassung, wie sie Vischer in seinen Vorträgen seit etwa 1870 der Lehre

von den einzelnen Künsten vorauszuschicken pflegte. Wer in diesem Buche eine befriedigende Abschlagszahlung für das von Vischer gegebene Versprechen erwartet, dürfte freilich einigermaßen enttäuscht werden. Es liegt ja schon in ihrem Charakter als populäre Vorträge, daß die eigentliche philosophische Untersuchung des Schönen, womit der Wissenschaft allein gedient sein kann, in ihm nothwendig zu kurz kommt über dem Bestreben, eine allgemein verständliche Darstellung seiner wesentlichsten Eigenschaften zugleich in angenehmer Form zu liefern. Die Art, wie Vischer hier die Grundbegriffe der Aesthetik behandelt, weicht zwar vielfach von seinen Ausführungen in der großen Aesthetik ab, allein naturgemäß sind diese Abweichungen nirgends als solche hervorgehoben, und nirgends ist ein Versuch gemacht, die neue Auffassung der alten gegenüber zu vertheidigen und zu begründen. Im Ganzen wird man sagen können, daß dem eigentlich Philosophischen in diesem Werke der Popularität zu Liebe die Spitze abgebrochen und daß die hier gelieferte „Psychologie des Schönen" auf einen Standpunkt gebracht ist, wo dieselbe der strengen Kritik entrückt ist. Trotzdem ist die Herausgabe dieser Vorträge ein sehr verdienstliches Unternehmen, wofür man dem Sohne des Verfassers herzlich dankbar sein kann. Wer nicht mit den Anforderungen der strengen Wissenschaft, sondern mit der Absicht an das Werk herantritt, sich über die wesentlichen Begriffe der Aesthetik und ihre Hauptprobleme zu orientiren, der wird aus diesem Buche mehr lernen und einen größeren Genuß aus seiner Lectüre schöpfen können, als aus irgend einem anderen populären Werke über Aesthetik. Daß die äußere Form des Werkes, das sich möglichst an den Vortrag anschließt, im Allgemeinen vortrefflich ist, voll anschaulicher Lebendigkeit und geistvoller Einzelheiten, versteht sich bei einem Vischer von selbst. Gewünscht hätte ich aber doch, daß einerseits die pedantische und in diesem Falle doppelt störende Eintheilung in Paragraphen mit ihren vorangestellten Inhaltsangaben (ganz wie in der großen Aesthetik) aufgegeben und andererseits gewisse Ausdrücke oder Redewendungen ausgemerzt wären wie: „Fällt ihm nicht ein" (28), „es hat sich etwas mit dem Rufen nach Gehalt" (77), „Der Dichter lügt uns an, daß wir blau werden könnten" (83). u. s. w. Derartige Wendungen mögen in der mündlichen Rede eine gewisse Wirkung ausüben, gelesen indessen, berühren sie nur komisch und fallen aus der Harmonie des Stiles heraus. Indessen, von diesen kleinen Ausstellungen abgesehen, hat der Herausgeber seine gewiß nicht leichte Aufgabe, aus nachgeschriebenen Collegheften aus verschiedenen Jahren ein einheitliches Ganzes herzustellen, in denkbar trefflichster Weise gelöst, und man darf daher mit dem größten Interesse und Vertrauen seinen weiteren, in Aussicht gestellten Veröffentlichungen aus dem Nachlasse seines Vaters entgegenblicken. Mit Freuden ist es auch zu begrüßen, daß, wie uns der Herausgeber im Vorwort mittheilt, die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, demnächst auch eine zweite Auflage der großen Aesthetik Vischer's erscheinen zu lassen. Möchte sie dann für diese nur einen Preis ansetzen, der es auch einem gewöhnlichen Sterblichen ermöglichte, sich dieselbe anzuschaffen, während sie jetzt wegen ihrer enormen Kosten nicht einmal auf allen Bibliotheken zu haben ist.

Arthur Drews.

„Gleich und Ungleich". Roman von Schulte vom Brühl. (Stuttgart, Bonz u. Co.) In kräftiger Charakterzeichnung und in der Wirklichkeit abgelauschten Culturbildern wird uns der Werdegang zweier Künstlernaturen mit feiner psychologischer Würdigung vorgeführt, und bei aller Treue des thüringisch-ländlichen Colorits entbehrt die Darstellung nirgends des poetischen Gepräges. Das locale Detail mit seiner Wahrhaftigkeit, die intime Kenntniß des Künstlerlebens und besonders der kernige Ton, der jede platte Sentimentalität verschmäht, werden dem Leser auf jeder Seite Freude machen. Von dem Inhalt verrathen wir nichts, damit er die ganze Freude der Ueberraschung genießt, doch können wir uns nicht versagen, auf die prächtige, der lebendigen Wirklichkeit entnommenen Gestalt des Bildhauers Arno Trost hinzuweisen. Das ist ein Mann aus echtem Kernholz, an dem Jeder seine Freude haben wird.

r. w.

Die Geheimlehre, als Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie von H. P. Blavatsky; aus dem Englischen der dritten Auflage übersetzt von Dr. phil. Robert Froebe (Leipzig W. Friedrich). Daß der Verlag die Herausgabe dieses kostspieligen Werkes riskirt, also doch auf genügenden Absatz hofft, läßt auf die Verbreitung schließen, welche der moderne Buddhismus in deutschsprechenden Ländern erlangt hat. Denn die vorliegende „Geheimlehre" des „Mediums" Gräfin Hahn, vermählten Generalin Blavatsky, ist die Bibel der Theosophen, dieser Uebermenschen der Neuzeit. Angeblich eine Niederschrift des Dictates hervorragender indischer Occultisten, will dieses Werk eine Enthüllung der esoterischen Geheimnisse geben, welche im Allerheiligsten aller Mysterien verborgen waren, von Chaldäa über Eleusis bis zu den Rosenkreuzern. Die Grundlage bildet eine Veröffentlichung aus dem Hauptwerke der tibetanischen Esoterik, dem Buche „Dzyan", dessen Tiefsinn von keinem bisher veröffentlichten Buche indischer Weisheit übertroffen wird. Der erste Band (Kosmogenesis) stellt den Leser vor das große Nichts, das Anfangs Alles war; und unermeßliche Zeiträume werden durcheilt, ehe jener Punkt erreicht wird, bei welchem unsere westliche Wissenschaft in ihrer exoterischen Forschungsweise einsetzt. Die weitere Geschichte unseres Weltsystems wird dann ungefähr bis zum Auftreten des Menschengeschlechtes auf unserm Planeten fortgeführt. Der zweite Theil giebt eine „Entwickelung der Symbolik", der Dritte endlich Auseinandersetzungen mit den modernen Naturwissenschaften. — Der zweite Band (Anthropogenesis) beginnt die Geschichte der Menschheit, allerdings in einer Vorzeit, bis zu welcher nur die kühnsten Denker ihren Gedankenflug zurückzulenken gewagt haben, und führt uns die aufeinanderfolgenden Rassen bis zum Anschluß an die heutige Zeit vor. Der zweite Theil behandelt wieder die mikrokosmische Symbolik, der Dritte Auseinandersetzungen mit der exakten Psychologie und Anthropologie. Ein eigener Index-Band mit beinahe 80 000 Verweisungen erleichtert die Benutzung des Werkes außerordentlich. Es ist das erste Mal, daß die geheimen Lehren, welche in den höheren Graden der freimaurergleichen Esoterik vorgetragen werden, auf offenem Markt verkündet werden. Und wie man auch die Thatsächlichkeit mancher wundersamen Hypothesen und Vorstellungen beurtheilen mag, Niemand kann sich dem eigenartigen Zauber dieser Ideenwelt entziehen. Wer die unaufhaltsamen Fortschritte der Theosophie in den englisch-sprechenden Ländern begreifen lernen will, welche sogar den Skeptikern des internationalen Religions-Congresses in Chicago imponirten, der muß dieses kanonische Hauptwerk gelesen und — verstanden haben.

m. f. s.

Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Anna Segert-Stein. (Neustrelitz, Barnewitz). Aus der Menge von Anerkennungen und Zustimmungen, die dem verdienten Sprach-Gelehrten theils im Laufe seines Lebens, theils nach seinem Hinscheiden gewidmet wurden, ist hier ein Gedenkbuch zusammengestellt worden. Bemerkenswerth sind darin die Aeußerungen von Cultusminister Falk, Jakob Grimm, Gutzkow, Alexander v. Humboldt, dem Goethe-Biographen Lewes, Karl Schurz, General-Postmeister Stephan, Rud. v. Gottschall, Du Bois-Reymond, Bodenstedt, Ebers u. A. Das Büchlein wird den Verehrern des wackeren deutschen Sprachwarts willkommen sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
1 Via Tornabuoni.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 52. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 29. Januar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Französische Säbelwirthschaft. Von Karl F. Scholz (Paris). — Das Communalschuldenwesen. Von Ed. K. Beckert. — **Literatur und Kunst.** Laube und Dawison. Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers. Von Eduard von Bamberg. — Zur Geschichte von Anno Achtundvierzig. Zugleich ein Beitrag zur Sittlichkeit der Kritik. Von Hans Blum. — **Feuilleton.** Aus dem Neuprovençalischen. Von Frederi Mistral — José Roumanille — Anſèume Mathiéu. — **Aus der Hauptstadt.** Aus den Aufzeichnungen eines Staatsbürgers. Von Gustav Beßmer. — Neue Operetten. — Anzeigen.

### Französische Säbelwirthschaft.

Von Karl F. Scholz (Paris).

Am 20. Juni 1792 zog Santerre mit seinen dienstwilligen Horden aus dem Faubourg St. Antoine in den Hof der Tuilerien, um die Absetzung des girondistischen Ministeriums zu erzwingen. Eine Abordnung drang in das bis dahin von keinem Pöbeltritt verletzte Palais ein und nöthigte den guten König, symbolisch am offenen Fenster das rothe Bonnet auf's liliengekrönte Haupt zu setzen. Unter der gaffenden Menge stand als simpler Zuschauer Napoleon Bonaparte. Beim Anblick des Bourbonen mit der Jakobinermütze auf dem Kopfe soll er gerufen haben: che coglione! Und gleich darauf, von Santerre's brüllendem Gefolge redend: Comment a-t-on pu laisser entrer cette canaille? . . . Der stille Beobachter der Dinge, welche jetzt erregte Gallier der neugierigen Welt aufspielen, empfängt dieselben Eindrücke wie von der journée des 20. Juni der arme Artillerieofficier, der in jenen Tagen, noch recht fern von Imperatorengedanken lebhaft an nützliche Häuserspeculationen dachte. Da ist wieder ein Volk, das im fanatischen Rausche die einfachste Logik vergißt, aber rasch getröstet über des Vaterlands Gefahr munter jubelt, wenn sein Ministerpräsident und Kriegsminister die chauvinistische Mütze aufsetzt und den jüdischen Verräther nicht herausgiebt. Da ist wieder eine Regierung, redlich und gut wie Ludwig XVI., die schwächlich verhandelt mit einer boulangistisch trunkenen Masse. Diese allzuredlichen Beamten haben nicht begriffen, daß die feminine Nation durch Männer, nicht durch Gesetze regiert sein will, daß eine kräftige Initiative, gleich viel nach welcher Richtung hin, eine bessere Lösung der Spannungen im Volke gewesen wäre, als das krampfhafte Festhalten am geschriebenen Buchstaben, als diese energielosen Beschwörungen des Respects vor der chose jugée, an deren fleckenlose Legitimität der bitterste Dreyfusfeind nicht mehr glaubt. Es ist sehr schade um die wackern Leute des jetzigen Cabinets, die so viel guten Willen haben, ein zu kostbares Gut auf französischen Ministersesseln, als daß man es leichtsinnig verscherzen dürfte. Aber der Historiker Hanotaux sollte wissen, daß man den letzten absoluten König trotz seiner reinen Seele und trotz des rothen Bonnets ruhig köpfte, als man Lust dazu bekam. Wie man den Volkswillen erfüllt und ihn dennoch lenkt, das hat der Korse gezeigt, dessen nüchterne Staatskunst die erste noch leere Blüthe trieb, als er den Bourbonen einen Feigling und das souveräne Volk Canaille nannte. Der Napoleon der heutigen Situation ist Esterhazy. Nur in den ersten Tagen, an seinem 18. Brumaire, befiel ihn ein leichtes Gruseln, aber dann führte er seinen Feldzug als ganzer Mann. Er, der die Franzosen mit den unvergänglichen Ulanenbriefen beglückte, schwamm wie ein Boulanger auf dem Strome patriotischer Begeisterung. Und welche Mächte er sich dienstbar gemacht, daß wissen mit ihm nur Wenige, sicherlich nicht die Könige der Patriotenpresse, die so eifrig für ihn gekämpft, weil ein Jude gegen ihn stand.

Nach diesem wunderbaren kriegsgerichtlichen Schauspiel, sind wir so klug als wie zuvor. Ob Dreyfus unschuldig ist? Es bildet sich bereits eine nebelhafte Legende um den Dulder von der Teufelsinsel, und nüchternes Abwägen wird schwer und schwerer. Der rasche Enthusiasmus, der sich in edler Aufwallung gegen eine barsche Rechtsprechung, gegen mittelalterliche Prozeduren im Untersuchungsverfahren für den Unglücklichen Bahn bricht, hat zu wenig, gar keinen sicheren Boden unter den Füßen. Die größere Wahrscheinlichkeit der Schuld des Ungarnabkömmlings kommt dem Elsässer sehr zu Gute. Aber Beweise, feste Beweise, welche mit wenig dürren Worten die Revision des Processes fordern könnten, hat auch Zola nicht, der jetzt mit Mannesmuth ins Wespennest gegriffen. Das könnte aber auch sein Schaden werden gegenüber einer trockenen Bureaukratie, die anders besiegt sein will als mit dem geübten Talent eines alten literarischen Polemikers. Mehr und mehr Anhänger schafft der Dreyfus'schen Sache freilich das mysteriöse Verhalten der Militärbehörde. Die manifestirenden Gegner sind jedoch zahlreicher und lungenstärker als die bescheidenen akademischen Unterzeichner der Protestpetitionen. Seit der illegitimen Protektion Esterhazy's ist der Kraftkampf der Militärpartei so unklug und planlos wie die verlorene Gegencampagne. Ohne Drumont, Rochefort, Millevoye wäre Generalstab und Kriegsministerium längst unterlegen, und es bleibt auch so noch der böse Makel, daß wieder einmal das Bajonet mit der Pike fraternisirt. Es gelingt der Säbelherrschaft so schwer, die eigene Unvernunft hinter einer mühsam aufgeblähten Staatsvernunft zu verstecken. Aber trotz alledem könnte der verurtheilte Artilleriehauptmann nicht zu Unrecht verurtheilt sein. Die blöde und öde Anklageschrift gegen ihn wird durch die klaren Zeilen eines einzigen Briefes seiner bewundernswerthen Frau tausendmal aufgewogen. Aber sollte nicht auch diese selbstvergessende Liebe sich täuschen? Der Krieg im Frieden wird heute mit so viel trübern Mitteln geführt als dem blinkenden

Eisen des offenen Feldzugs — die Debatten über den Proceß haben das Kleopatra-System der haute-Spionage aufgedeckt — und warum wäre es nicht möglich, daß dem reichen Dreyfus eine gereizte illegitime Liebesbrunst Sinne und Ehrgefühl verwirrte, denen fremdes Geld nichts anhaben konnte? Auch das andere Räthsel, die officiellen Erklärungen Deutschlands, nie mit Dreyfus verhandelt zu haben, fänden in diesem Falle ihre Lösung. Die weiblichen Medien, die mit Liebe und geheimen Dokumenten einträgliche Geschäfte machen, haben leicht die Namen zu verschweigen, um die man sie vorsichtshalber nie fragt.

Die Strategie der Dreyfusfreunde geht dahin, mit der Schuld Esterhazy's die Unschuld ihres Schützlings zu beweisen. Trotz des stärksten Scheines können sie sich in der eifrigen Suche nach einem Ersatzmann vergriffen haben. Ich glaube es nicht, aber es wäre möglich. Esterhazy, dem das Schicksal die Zeichen und die Seele des Edmund aus dem König Lear mitgegeben, ist eine wunderbar geeignete Persönlichkeit, den Hochverrath auf ihn zu laden. In solchen Geistern, die der Makel ihrer Geburt zu Chemineaus macht, wird der an tausend Kleinlichkeiten genährte Haß gegen die Gesellschaft legitim. Die Ulanenbriefe sind verständlich wie die Edmundmonologe, wie der Anarchismus von Louise Michel. Warum sollte der verunglückte Jurist, der über die päpstlichen Zuaven seinen Weg in's französische Heer fand, wo er trotz seiner prachtvollen Officierszeugnisse es nur zum Major brachte, nicht ein stark gemindertes Gewissensgefühl gehabt haben, als sein borderau dem Schüler der école polytechnique in die Feder geschoben wurde, der so rasch und leicht in den Generalstab gelangt war. Im langen faulen Frieden mußte diese Natur, die vor zweihundert Jahren einen glänzenden Condottiere abgegeben hätte, sich in den phantastischen Tollheiten verpuffen, die ihn in die Arme des pecuniären Ruins und von da noch weiter getrieben. Denn daß er des Hochverraths fähig wäre, wenn er ihn nicht wirklich begangen, daran zweifelt doch kein vernünftiger Mensch.

Esterhazy ist bis heute Sieger geblieben, und in tausend Leitartikeln wird uns die Decadence der französischen Nation erzählt, die sich vor seiner Kühnheit geneigt und ihm den Juden zum Opfer bringt. Man sollte nicht mit so leichten Schablonen messen. Die Verehrung für ihn wächst nur auf dem antisemitischen Haß. Die Officiere, die ihn nach seiner Freisprechung heiß umarmten, werden um ihre Weitherzigkeit kaum beneidet. Das Begreifen complicirter psychologischer Zustände und das Verzeihen augenblicklicher Bitterkeiten hat seine Grenzen auch und besonders den Ulanenbriefen gegenüber. Aber diese Edelmüthigen repräsentiren nicht die ganze Armee, die durch die Disciplin zum schweigenden Zuschauer wird und kein Wort äußern darf über die herrliche Bureau- und Säbelwirthschaft im Kriegsministerium. Sie geräth nur durch dies böse Gewissen einiger „Großen" in die Sclaverei des Esterhazy, der so laut hören läßt, daß er „Alles" sagen könnte.

Man sollte auch die Unruhen nicht überschätzen. Für das genugsam an tolle und tollere Streiche gewöhnte Paris sind diese in rührender Polizeifreundschaft begangenen Studentenzüge nur eine längst nöthig gewordene Purgation. Ein paar zerbrochene Fensterscheiben bedeuten bei den revolutionsgeübten Franzosen, welche in allen Staatsrechtscompendien die Rebellion als Ausdruck des Volkswillens anerkennen, nicht ein so merkwürdiges Ereigniß wie für die Germanen des kategorischen Imperativs, denen der schlimme Heine nachsagte, daß sie eventuell auch ihre Könige nur „unterthänigst" köpfen würden. Die Kundgebungen sind fanatisch wie alle Classenbewegungen guten und schlechten Sinnes; sie sprossen als reinster Antisemitismus empor, der diesmal, von den jesuitischen Quellen hinter der Militärpartei berieselt, etwas lustiger blüht. Wir Deutsche sollten uns aber am Wenigsten darüber freuen, und noch weniger in die thörichte Sucht verirren, die Nordau'sche apriorische Decadenz in jeder Lebensäußerung der Franzosen zu wittern. Das ist, wie viele Stützen ihrer Gesellschaft auch mürbe wackeln, die Nation, welche die Tage von Valmy und Jemappe erfocht, als der Pariser Pöbel sich mit den Septembermorden belustigte. Und unser Goethe scheute sich nicht, trotz alledem im Feldlager am Abend vor Valmy den Anbruch einer neuen Aera zu prophezeien.

---

## Das Communalschuldenwesen.

Von Ed. K. Beckert.

Im 18. Jahrhundert hatte die vom Staate in centralistischem Sinne durchgeführte Reform der städtischen Verwaltung vor Allem die Ueberschuldung der Städte beseitigt, so daß die große Mehrzahl der preußischen Städte, wenn auch nicht schuldenfrei, doch mit einem nur mäßigen, durch den activen Vermögensstand gedeckten Bestand an Kämmereischulden in das 19. Jahrhundert eintraten. Die politischen Ereignisse der beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts griffen in die Entwickelung des Schuldenwesens nach zwei Richtungen ein. Die ungeheuren Leistungen, welche einzelnen Städten von den feindlichen Befehlshabern auferlegt wurden, und welche später die Reaction gegen die französische Herrschaft in den Befreiungskriegen verlangte, konnten aus den laufenden Einnahmen nicht bestritten werden. Die Städte nahmen daher in weitestem Umfange fremde Capitalien auf. Die Reorganisation des preußischen Staates aber brachte den Städten die Selbstverwaltung und als deren erste große Aufgabe die Wiederherstellung des Gleichgewichts im städtischen Haushalt.

So hatte Berlin einen Theil der durch die französische Invasion bedingten außerordentlichen Ausgaben durch eine Obligationenanleihe gedeckt. Im Jahre 1815 wurde für dieselbe ein Tilgungsplan ausgearbeitet, der einen Bestand von 3 665 994 Thlr. Stammcapital und 818 151 Thlr. rückständiger Zinsen als Grundlage annahm. Die von da an regelmäßig erfolgende Tilgung hatte 1822 eine Verminderung dieser Schulden auf 3 540 894 Thlr. und 357 839 Thlr. zur Folge gehabt. Unter dem 24. Juni 1829 genehmigte der König einen neuen Schuldentilgungsplan, der zur völligen Tilgung der gesammten Schuld bis zum Jahre 1861 führen sollte. Doch scheint dieser Plan nicht streng durchgeführt zu sein, denn 1860 beläuft sich dieser Theil der Berliner Stadtschuld noch auf über sechs Millionen Mark.

Soweit die Abstoßung dieser Schulden nicht durch Verkauf von Bestandtheilen des Gemeindevermögens bewirkt werden konnte*), nahm die Verzinsung und Tilgung dieser außerordentlich hohen Summen für die der Schuldaufnahme folgenden Jahrzehnte die finanzielle Kraft der Städte vollständig in Anspruch. Die Regierung suchte die Befreiung der Städte von der Schuldenlast auf alle mögliche Weise zu fördern und drang streng auf die Einhaltung der planmäßigen Tilgungsfristen. Der Erfolg war denn auch der, daß um die Mitte des Jahrhunderts ein großer Theil der Schulden abbezahlt war. Freilich war dieser Erfolg nur durch den Verzicht auf die Ausführung solcher Anlagen erkauft, welche nur durch weitere Anspannung der finanziellen Kräfte der Städte hätten geschaffen werden können. Trat somit in der

*) Dies geschah nach Krug namentlich in Schlesien und in den beiden westlichen Provinzen. In Rheinland ist z. B. der am Ende des Jahres 1817 noch vorhandene Bestand der Kriegsschulden in Höhe von fast 34 Mill. Mk. auf diesem Wege so schnell vermindert worden, daß die Regierung vor einer zu starken Verminderung des Gemeindevermögens warnen mußte, da Gemeindeschulden an sich nicht ein um jeden Preis zu beseitigendes Uebel, sondern bei einem Ueberwiegen des Activbestandes des Vermögens durchaus erträglich seien.

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zweifellos ein Stillstand in der Entwickelung des Städtewesens im Allgemeinen ein, so ist der Grund für denselben in dieser Entwickelung des Communalschuldenwesens zu suchen. Aber andererseits ist nicht zu verkennen, daß der gewaltige Fortschritt, den die städtische Verwaltung auf allen ihren Gebieten unter ausgedehnter Inanspruchnahme des öffentlichen Credits in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gemacht hat, unmöglich gewesen wäre, wenn die finanzielle Kraft der Städte noch allgemein und dauernd durch die Abbezahlung jener alten Kriegsschulden, die nun einmal vorhanden waren und daher getilgt werden mußten, in Anspruch genommen wäre. Die Tilgung der in der ersten Periode des städtischen Schuldenwesens contrahirten Schulden ist demnach eine der wesentlichsten Vorbedingungen für die gewaltige Entfaltung des Communalschuldenwesens in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gewesen.

In der zweiten Periode der Entwickelung des Communalschuldenwesens haben wir es aber nicht mehr allein oder vorwiegend mit den Städten zu thun. Auch die anderen öffentlichen Corporationen, die Kreise und neben ihnen die Provinzen und die Landgemeinden treten als Träger neuer Aufgaben auf und verschaffen sich die zu deren Erfüllung nöthigen Mittel zum Theil durch die Inanspruchnahme des in immer stärkerem Maaße auf Grund einer außerordentlich glücklichen Entwickelung des Wirthschaftslebens sich bildenden und nach Beschäftigung suchenden nationalen Capitals. Die neuen Aufgaben sind bedingt auf der einen Seite durch den Ausbau der Staatsverwaltung nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung, bei welchen den Communalcorporationen Staatsaufgaben aus dem Gebiet des Cultur- und Wohlfahrtszweckes zur Erfüllung übertragen werden, die durch den Aufschwung der wirthschaftlichen Thätigkeit neu oder doch in erweitertem Maaßstabe sich darboten, so insbesondere die Veranstaltungen für das Elementarschulwesen, für die Irrenpflege, für das interlocale Verkehrswesen u. A. Auf der anderen Seite sind es theils ganz neu, theils in höherem Grade auftretende andersartige Gemeinbedürfnisse, die durch die Fortschritte der geistigen und wirthschaftlichen Cultur hervorgerufen werden, und deren Befriedigung erfahrungsmäßig am besten und billigsten von den Communalcorporationen übernommen wird. Hierher sind in erster Linie die Anlagen für die Zwecke gemeinsamer Wasserversorgung und Canalisation und für das Beleuchtungswesen zu nennen. Endlich kommen aber hier die Maßnahmen im Interesse der Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei und im Interesse des localen Verkehrswesens in Betracht, deren Uebernahme durch die localen Verwaltungskörper im Wesen der localen Organisation der Verwaltung begründet ist. Fallen nun bedeutende Theile dieser Thätigkeit dem ordentlichen Theile des Haushaltes der Communalcorporationen zur Last, weil sie regelmäßig in kürzeren Finanzperioden sich wiederholen und daher aus den laufenden Einnahmen gedeckt werden müssen, so sind die außerordentlichen Aufwendungen auf diesen Gebieten, namentlich soweit sie privatwirthschaftliche Capitalanlagen darstellen und ihre Wirksamkeit sich nicht in einer kürzeren Finanzperiode erschöpft, ganz unbedenklich durch die Zuhülfenahme des Credits zu decken. So entspricht dem außerordentlichen Anwachsen der Thätigkeit der Communalcorporationen eine bis dahin ungekannte Ausdehnung des Communalschuldenwesens in neuerer Zeit.

Für diese zweite Periode stellt sich die Gesammtsumme der von den preußischen Communalcorporationen bis zum Jahre 1895 aufgenommenen Obligationsanleihen auf rund zwei Milliarden Mark. In die erste Hälfte des Jahrhunderts entfällt von dieser Summe nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil, etwa $^1/_{80}$. Von 1850 an beginnt eine, wenn auch nicht ganz regelmäßige Zunahme der jährlichen Gesammtsummen. Doch steigern diese sich erst 1865 zu einer erheblicheren Höhe. Bis zum Jahr 1870 ist etwa der achte Theil der Gesammtsumme begeben. Die Jahresbeträge steigen allmälig immer mehr, bis sie 1886 und 1887 den ersten Höhepunkt erreichen. — Dabei entspricht die hohe Gesammtsumme des Jahres 1874, die den durchschnittlichen Betrag der vorhergehenden und nachfolgenden Jahre um ein Erhebliches übersteigt, nicht dem wirklich durch Anleihen flüssig gemachten Betrage; denn die größere Anzahl der in diesem Jahre gezählten Anleihen ist behufs Conversion älterer Anleihen aufgenommen. Bei ihnen handelt es sich daher zum größten Theil nicht um die Heranziehung neuen Capitals zu Zwecken des Communalcredits, sondern lediglich um eine Finanzoperation mit dem bereits diesem Zwecke dienenden Capital. Den zweiten Höhepunkt erreicht die Capitalaufnahme in den Jahren 1891—1893. Das dann folgende langsame Sinken der Jahressummen bis unter die Hälfte des durchschnittlichen Betrages dieser Jahre im Jahr 1896 hat seinen Grund wohl darin, daß die in diesen Jahren privilegirten Anleihen noch nicht voll zur Begebung gelangt sind, sondern erst allmälig, je nach dem Fortschreiten der Fertigstellung der communalen Anlagen, zu deren Herstellung sie bestimmt sind, zur Realisirung kommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der ganz außerordentlich lebhaften Bewegung auf dem Gebiete des Communalcredits, welche die letzten Jahre gebracht haben, eine gewisse Abspannung folgen wird; denn die meisten größeren Städte, durch deren Bedarf jene außerordentliche Inanspruchnahme des öffentlichen Credits in erster Linie hervorgerufen ist, haben in diesen großen Summen die Beträge ihres voraussehbaren außerordentlichen Aufwandes für dauernde Capitalanlagen nach einem auf längere Zeit entworfenen Finanzplane gedeckt.

Der Gedanke einer Centralisation des Communalcredits wird nunmehr von dem Hallenser Docenten Dr. Wilh. Kähler, der im Verlage von Gustav Fischer in Halle eine ganz ausgezeichnete Studie „Die preußischen Communalanleihen“ veröffentlichte, mit großem Eifer und Geschick vertheidigt. Der Gedanke selbst ist nicht neu. In Frankreich und England ist der Staat eingetreten, um aus den ihm zur Verfügung stehenden, zum Theil auch auf dem Wege der Anleihe aufgenommenen Mitteln den Communen theils allgemein für alle außerordentlichen Bedarfe, theils nur für die außerordentlichen Bedarfe einzelner Verwaltungszweige Darlehen zu gewähren. Eine eigenartige Einrichtung hat in Belgien der Credit communal erhalten. Er wurde gegründet, um den Gemeinden, welche an dem jährlichen Ertrage des bei der Aufhebung des Octroi geschaffenen Communalfonds betheiligt waren, die Möglichkeit zu gewähren, durch Vorwegnahme der ihnen in jedem Jahre regelmäßig zustehenden Einnahmen auf dem Wege der Creditaufnahme Communalaufgaben durchzuführen, die eine größere Capitalanlage erfordern. Die Verwaltung des Credit communal, der in der Form einer Actiengesellschaft organisirt ist, erfolgt unter der Aufsicht und nach Maaßgabe der Bestimmungen der Regierung; jedoch so, daß jede creditnehmende Gemeinde zugleich Geschäftstheilhaberin wird.

Es hätte nahe gelegen, in Anlehnung an diese belgische Einrichtung eine Centralisation des Communalcredits etwa auf die Betheiligung der preußischen Communalcorporationen an den Erträgnissen der landwirthschaftlichen Zölle nach der lex Huene zu gründen. Allein schon der schwankende Betrag dieser Einnahmen ließ sie zur dauernden Basis einer solchen Einrichtung nicht als geeignet erscheinen. Außerdem aber müßte zweckmäßig eine solche Einrichtung nicht an Einnahmen anknüpfen, die schon lange im Budget der einzelnen Corporationen eine bestimmte Verwendung gefunden haben, sondern würde besser sich an eine Einnahmequelle anlehnen, die erst zur Zeit der Einrichtung eines solchen Instituts sich eröffnet. Endlich aber wäre die formale Beschränkung auf nur eine Einnahmequelle überhaupt zu vermeiden, weil dadurch leicht

auch materielle Schranken sich selbst dann ergeben, wenn diese Einnahmequelle dauernd und in bestimmter Höhe gesichert erscheint, denn dadurch würde eine den jeweilig gegebenen Verhältnissen entsprechende Ausdehnung der Wirksamkeit eines solchen Instituts gehindert werden. Die Organisation, die nach Dr. Kähler allen berechtigten Bedürfnissen entsprechen würde, muß jede Einschränkung vermeiden, welche nicht in der Sache selbst begründet ist. Die Art der Organisation — ob man nämlich als Geschäftsgrundlage etwa die Form der Errichtung einer Actiengesellschaft oder die Gründung einer Genossenschaft wählen soll, — wird lediglich von Zweckmäßigkeitserwägungen abhängen. Hören wir weiter, wie Dr. Kähler sich das neue Centralinstitut denkt. „Es müßte die Negociirung sämmtlicher Communalanleihen übernehmen. Es würde im Betrage der übernommenen Anleihen Communalobligationen auf eigenen Namen, aber für Rechnung der schuldnerischen Corporation ausgeben, die dafür erlöste Valuta an diese abführen und die Verzinsung und Tilgung auf Grund der regelmäßig von dieser einzuzahlenden Beträge besorgen. Die Vortheile einer solchen Maßregel würden theils den Communalcorporationen allein, theils dem Effecten kaufenden Publicum und damit auch der Effectenbörse, theils allen Betheiligten zugleich zukommen.

Eine Ersparniß im Haushalt der Corporationen würde sich aus dem Fortfall der separaten Schuldenverwaltung ergeben. Denn das neue Creditinstitut würde alle hierauf bezüglichen Functionen billiger besorgen können, zumal sich dieselben durch die Centralisation wesentlich vereinfachen würden. Die Vortheile aber, welche aus der Schaffung eines einheitlichen, in größeren Mengen vorhandenen, absolut sicheren Papieres hervorgehen, würden sowohl dem capitalbesitzenden Publicum als den creditbedürftigen Corporationen zu Gute kommen. Der Cours der Communalpapiere sowohl bei der Begebung als auch im späteren Geschäftsverkehr würde sich heben, da eine Reihe von Umständen wegfallen würden, welche auf seine Herabsetzung hinwirken müssen.“ Aber an Bedenken fehlt es auch dem Freunde dieser Vereinheitlichung des Communalpapierbestandes nicht. Sie wird zunächst auf den Widerstand der Bankhäuser, namentlich in den Provinzen stoßen, denen durch die Negociirung der Communalanleihen auf der einen Seite, durch die Controlle der ausgelosten Papiere auf der anderen Seite ein regelmäßiges und, wenn auch nicht hohe, doch sichere Einnahmen zuführendes Geschäft sich bot. „Allein der Wegfall dieses Geschäftes kann nicht in Frage kommen bei dem großen Nutzen, den die Centralisation des Communalcredites der Volkswirthschaft bieten würde. Denn nicht nur die Allgemeinheit der in den Communalcorporationen zusammengefaßten Einzelwirthschaften hat an einer billigeren Befriedigung des Communalcredits ein Interesse, sondern ebenso auch die Effectenbörse, der durch diese Maßregel ein Papier zugeführt werden würde, das, an Sicherheit den Staatspapieren durchaus gleichstehend, ein börsengängiger Typus der besten Art werden würde.“

Welche Aussichten der praktischen Durchführung dieses Gedankens einer Centralisation des Communalcredits sich bieten, kann auch Dr. Kähler nicht sagen. Der jetzige Leiter des preußischen Finanzwesens, Dr. von Miquel, hat in der Reichstagssitzung vom 2. Mai 1873, als die Gesetzvorlage über die Errichtung des Reichsinvalidenfonds zur Berathung stand, die damalige Organisation des Communalcredits in Deutschland als jämmerlich und erbärmlich bezeichnet und als Vorbild auf den Credit Communal in Belgien hingewiesen. Aber eine Aenderung ist seitdem auf diesem Gebiet nicht eingetreten. Diese selbe Organisation ist noch heute das Hemmniß einer gesunden Entwickelung des Communalcredits. In erster Linie kommt es den Städten als den berufensten Trägern der Selbstverwaltung zu, hier Wandel zu schaffen. Neuerdings haben die Städte in einer Reihe von Fragen der staatlichen Gesetzgebung und des öffentlichen Lebens gemeinsame Berathungen gepflogen und gemeinsame Schritte gethan. Es ist zu wünschen, daß sie auch dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuwenden und an ihre Lösung herantreten möchten. Ihr Beispiel würde für die übrigen Communalcorporationen von der größten Bedeutung sein.

## Literatur und Kunst.

### Laube und Dawison.

Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Von Eduard von Bamberg.

Der polnische Schauspieler Bogumil Dawison war 1847 zur deutschen Bühne übergetreten. Es ist bekannt, welch' Aufsehen er schon in seinem ersten deutschen Engagement erregte. Kaum hatte ihm Director Maurice ein Repertoir geschaffen, als man ihn auch schon dem Hamburger Thaliatheater zu entfremden suchte, und nach zwei Jahren bewarben sich bereits zwei der ersten Bühnen, Berlin und Dresden, um seinen Besitz. Bald darauf traf aber ein Brief von Director Holbein in Wien ein, der aller Qual der Wahl ein Ende machte. „Ich höre von allen Seiten so viel Gutes von Ihnen; hätten Sie nicht Lust, sich einmal auf dem Burgtheater zu versuchen?“ — diese Worte klangen Dawison wie Sphärenmusik. Dort zu wirken, wo seine schönsten Erinnerungen weilten, sich an seinen Vorbildern emporzuarbeiten, sich mit ihnen zu messen, diese Aussicht wirkte unwiderstehlich, zumal Holbein im Gegensatz zu Küstner die verbindliche Wirkung der Offerte vom gegenseitigen Gefallen abhängig gemacht hatte. Uebrigens war ihm dies so wenig zweifelhaft, so sehr rechnete er darauf, vom Wiener Publicum gewürdigt zu werden, daß er von Hamburg endgiltigen Abschied nahm und ohne verbriefte Rechte mit Sack und Pack die Reise nach der Kaiserstadt antrat.

Am 17. October 1849 trat er zum ersten Male an der Burg als Harleigh auf; Hamlet, Reinhard, Schiller, Molière und Garrick folgten, und nach dem äußeren Erfolge konnte sein Engagement kaum zweifelhaft erscheinen. Es war gerade wie in Hamburg gegangen: das Publicum war elektrisirt, die Kritik schwankte. Die Einen fanden in der sarmatischen Fremdartigkeit und ungestümen Heftigkeit den Grund des Interesses, Andere lobten das Streben, die Fesseln des akademischen Pathos zu überwinden, ein Kenner wie Laube aber sah die Frische, Schärfe und Behendigkeit des berufenen Charakterdarstellers, mochten auch die Wirkungen noch aus allen Winkeln zusammengesucht und nicht ganz lauter erscheinen. Seinem Erfolg entsprechend stellte Dawison ziemlich hohe Ansprüche, die Holbein, welcher mittlerweile die artistische Leitung abgegeben hatte und nur noch als ökonomischer Director fungirte, als unerfüllbar bezeichnete. Aus anderen Gründen war der oberste Chef, Graf Lanckoronski, einem Engagement abgeneigt; als Hofmann, der immer zuerst auf Haltung und Manieren sieht, aber auch als Prakticus, dem das Repertoir wesentlich aus Conversationsstücken bestand, tadelte er seine Vordringlichkeit und mangelnde Grazie. Und so wäre am guten Ende Dawison's Hoffnung noch zu Wasser geworden, wenn nicht der neu ernannte Director ein gewichtiges Wort gesprochen hätte. Dawison beschwor Laube, die unerwarteten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und wartete bei schlechtem Wetter auf der Straße, bis er vom Grafen wieder herunterkam. Laube erklärte also seinem Chef, daß der junge Mann engagirt werden müsse, und wenn er noch einmal so viel kosten sollte, denn er sei ein unzweifelhaftes Talent, und das Personal des Burgtheaters ver-

lange um jeden Preis Ergänzung durch jugendliche Kräfte. So bewilligte denn der Graf das sechsjährige Engagement, und Dawison empfing die Nachricht mit unverhohlener Freude und lebhaftester Dankbarkeit.

Laube reiste nach Leipzig, um seine Familie nachzuholen, und als er zurückkehrte, fand er Dawison todtgemacht — „er liegt auf der Nase", sagten die Schauspieler. Sein Vorurtheil über die verschwindende Bedeutung der Naturanlagen hatte er noch so wenig aufgegeben, daß er jede Rolle durchzubringen glaubte; nun hatte man ihm lauter schöne Rollen gegeben, nämlich solche, welche durch Lieblinge des Publicums und specifische Eigenschaften, welche ihm fehlten, besondere Geltung erlangt hatten, und durch dieses seit Jahren übliche Kunststück war derselbe Schauspieler, der als Gast sehr gefallen hatte, als Debutant durchgefallen. Er war Laube's erster Schützling und dazu Einer, auf dessen Entwickelung er die größte Hoffnung setzte; doch mußte er sehr vorsichtig vorgehen, da er einerseits die Rechte der unbesiegbaren Phalanx nicht kränken und dann dem zu Extremen geneigten Dawison nur allmälig größere Aufgaben zuführen durfte. Jetzt hatte ihn aber das Unglück so muthlos gemacht, daß er, je bedeutender die angebotene Rolle war, desto dringender sie abzuweisen suchte. Endlich bestimmte ihm Laube den Andres im „Erbförster". „Jetzt ruiniren Sie mich wieder mit einer so kleinen Rolle," klagte er nun in entgegengesetzter Richtung; aber Laube blieb standhaft und prophezeite, daß diese paar Blätter seine Lorbeerblätter werden würden. Wirklich schuf er aus der Nebenfigur eine solche seelenvolle, in sich gesättigte Erscheinung, daß sie in den Vordergrund übertrat, und die Stelle, wo Andres nicht sagen kann, was der Buchjäger ihm angethan hat, der Schauspieler also den Dichter ergänzen muß, den Höhepunkt der Wirkung bildete.

Nun durfte Laube mit ihm weiter fortschreiten, doch war es nicht immer leicht und das Schicksal oft tückisch. Als Marcus Antonius (Julius Cäsar), den er zuerst für ein unmögliches Wagstück erklärt hatte, war Dawison zwar im dritten Act etwas gezwungen, sprach aber die Rede vollendet; nur schade, von Begeisterung hingerissen, schlug er Cäsar (Anschütz) dermaßen auf den Bauch, daß derselbe eine convulsivische Bewegung machte, welche sich für einen Todten nicht schickt, und in dem schallenden Gelächter ging ein gut Theil Anerkennung verloren. Den Hahn in Mosenthal's „Dichterleben" gab er vorzüglich, nicht minder den Spielwaarenhändler und Carl V. (Erzählungen der Königin v. Navarra); dagegen war bei Alba (Egmont) die Kälte und Besonnenheit zu äußerlich gekennzeichnet, Marinelli, der ihm an und für sich vorzüglich lag, hatte noch nicht die rechten Schattirungen der Unterwürfigkeit und Ueberlegenheit, Alhafi erschien zu queckſilbern und zu wenig gutmüthig, obwohl die Figur sehr originell hingestellt war.

Eine weitere Etappe wurde im folgenden Jahre (1851) durch den Abbé in „Rococo" bezeichnet, eine geniale Leistung voll erschütternder Wahrheit und schönstem Maaß der Leidenschaft; der Professor in Benedix' „Gefängniß" war lebendig, ja Goldberg (Struensee) und Riccaut reihten sich den Meisterleistungen der Burg an. Obgleich Carlos (Clavigo) später zu seinen feinsten Rollen gehörte, hatte derselbe jetzt noch zu viel vom Intriganten an sich, die Steigerung im Crescendo (Gang in's Irrenhaus) war sehr wirksam herausgearbeitet, auch Monaldeschi gelang im ersten Act, während die Einheit des Charakters dann durchbrochen wurde, Ueberlegenheit und Leichtsinn mehr und mehr verschwanden. Sehr getheilt waren die Ansichten über die erste Darstellung von Richard III. (14. Februar 1852), wenn auch Wenige mit Herrn Raudnitz übereinstimmten, der das leichte Kunststück gewisser Lemberger Recensenten fortsetzte, durch einseitige Hervorhebung extremer Züge das Ganze der Lächerlichkeit preiszugeben. Allerdings hatten eine Reihe von Stellen geradezu Lachen erregt. Die Worte „Ich schlug den König Heinrich" sprach Dawison mit dem größten Aufwand von Stimme und übertriebenem Pathos, das folgende „doch Deine Schönheit reizte mich dazu", dagegen mit gefalteten Händen und schelmisch blinzelnden Augen im banalsten Conversationston. Aehnlich gestaltete er die Stelle „ich erstach den jungen Edward, jedoch Dein himmlisch Antlitz trieb mich dazu an," während er bei dem „ein Pferd, ein Pferd," wozu ein volltönendes Organ unbedingt gehört, die höchste Tenorlage verwandte und in einem übertrieben zerfetzten Costüm und zerhackten Harnisch hin und her raste. Aber gleich bei der ersten Wiederholung wurde das beseitigt, und so rastlos arbeitete er an der Verbesserung dieser Aufgabe, daß man ihn schon 1852 für den besten Repräsentanten erklärte, obwohl er erst später die feinsten psychologischen Züge in dem ersten und fünften Acte hinzuthat und darauf das Ganze noch einmal neu umgoß.

Die Rolle, welche ihm das längste Studium gekostet hat, war indeß Hamlet, in welcher er mit Josef Wagner alternirte und diesem entgegen die Intentionen Löwe's in seiner Weise fortsetzte. Die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, ein reineres Bild von dem dichterischen Charakter auf realer Grundlage zu entrollen, gelang überraschend und ergab nicht nur für Wien ein künstlerisches Ereigniß, sondern wurde epochemachend für ganz Deutschland und der Ausgangspunkt einer neuen schauspielerischen Wiedergabe. Zweifelsohne hat Mancher von diesem Augenblicke ab dem Träumer Valet gesagt und dem Helden wieder sein gutes Recht eingeräumt, obwohl diese Ansicht in der literarischen Kritik nur sehr allmälig verwerthet wurde und sich bis heute nicht hat durchsetzen können; sicher aber hat keine Gestalt mehr als dieser populäre Hamlet zur Würdigung von Dawison's Art beigetragen und dem Verständniß des Realismus größeren Vorschub geleistet. Bei Franz Moor (zuerst 18. October 1850) fand er sich ziemlich rasch und sehr glücklich mit der deutschen Tradition ab, denn ob man auch geglaubt hatte, nach Devrient und Seydelmann nichts Neues und Großes mehr erleben zu können, waren doch schon beim ersten Male einige Scenen vom ersten Rang und die originelle Intention des letzten Actes von überzeugender Kraft. Mit Eleazar (die Makkabäer) lieferte er zwar ein verschrobenes Zerrbild voll Effecthascherei, auch war Burleigh zu unruhig und Antonio (Tasso) nur im ersten Act prägnant, dagegen Benedict (Viel Lärm um Nichts) trotz Unruhe und mangelnder Eleganz flott und wirkungsvoll, der Doctor in den „Krisen" sogar ausgezeichnet, das Mienenspiel (im zweiten Act), als er Prisca's Liebe zu Hohenberg erfährt, genial, die Unterredung mit Beiden (vierter Act) voll Wahrheit und echten Gefühls. Sehr gespannt war man auf seinen Mephistopheles (28. Sept. 1852), der ihm sowohl wegen des Charakters als der Versform wieder viel Arbeit gemacht hatte. Zuerst kam seine Absicht noch ungelenk zu Tage, die Gartenscene ließ er fallen, befriedigte in der Schülerscene nicht, vernachlässigte die Kraftstellen, während Anderes wieder sehr geistvoll wiedergegeben schien; allmälig durchdrang er aber alle Theile mit seiner Auffassung, welche neben Richard, Hamlet und Franz Moor einen der Höhepunkte seiner Wiener Periode bezeichnet.

Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, ist es also sehr behende vorwärts gegangen, und Laube hat unbedingt seinen Dank verdient, daß er ihn in sein Fahrwasser gebracht und mit Sorgfalt lancirt hat. Um das schläfrig gewordene Ensemble zu beleben, benutzte er „die überraschende Beweglichkeit seines Gestaltens" und gab ihm alte Rollen, die ihm zusagten, wie neue, mit denen er überraschen konnte, im Uebermaaß. Diese vielseitige Beschäftigung sammt Laube's Directiven, der Einfluß des Burgtheatergeistes und die nicht gewöhnliche Kennerschaft des Publicums befruchteten seinen lebendigen Geist von Tag zu Tage, und während sein psychologischer Calcul und sein consequenter Realismus sich immer größerer Kreise bemächtigte, wurde Vortrag und Haltung ruhiger, die Charakteristik trotz einzelner

Künsteleien und unausrottbar scheinender extremer Alluren einfacher und intensiver. Kein Schauspieler hatte sich in so kurzer Zeit in Wien zur Geltung gebracht; er besaß eine große Schaar begeisterter Anhänger, viele Gegner, interessirte aber allgemein.

Daß sein Fleiß dabei eher zu- als abgenommen hatte, ist leicht einzusehen, denn wenn er im Durchschnitt jährlich 120 Mal in 40 verschiedenen Rollen auftrat, so ergiebt das, in seine Arbeitsweise übersetzt, eine ganze Unzahl von Studien. Die geistige Arbeit bindet sich natürlich nicht an die Studierstube und ist beim Künstler eigentlich nie unterbrochen; aber für seine technischen Aufgaben allein brauchte er täglich viele Stunden. Vom silbenmäßigen Zergliedern und sorgfältigen Abschreiben der Rolle an — den Mephisto copirte er fünf Mal — nahm er es mit den Sprech- und Memorirübungen immer noch so genau wie in den Zeiten der dramatischen Schule. Die Aehnlichkeit mit Seydelmann, mit dem er auch künstlerisch Manches gemein hat, ist hierin auffallend, auch in dem jetzt zu Tage tretenden gereizten Verhältniß der Kritik gegenüber. Er setzte zwar die frühere Angewöhnung, Urtheile über seinen Leistungen zu sammeln, emsig fort, doch zog er die ungedruckten mehr und mehr vor, da ein Theil der Presse ihn in den Koth trat, ein Anderer überschwänglich lobte. Sein wirksamster Kritiker blieb seine Frau; als dieselbe aber zu kränkeln begann und ihre sänftigende Hand nicht mehr mit der früheren Sorgfalt über ihn breiten konnte, erweiterte sich seine Nervosität, namentlich wenn er, von seinen auswärtigen Triumphen zurückkehrend, durch die engen und geschlossenen heimischen Verhältnisse weniger angenehm berührt wurde.

Jene Gastspiele, welche von besonderem Einflusse auf die Wiener Schicksale Dawison's gewesen sind, beginnen übrigens sehr unschuldig mit einem Ausflug nach Breslau (Juli 1850). Auch die Erfolge im Hamburg und Prag (1851) halten sich noch in bescheidenen Grenzen; mit einem Schlage ändert sich aber die Lage, als er einer Aufforderung nach Dresden folgte und vom 5. bis 16. Juli 1852 den Hamlet Marinelli, Heinrich („Lorbeerbaum und Bettelstab"), Richard III., Garrick und Harleigh vorführte. „Was willst Du in Dresden, Unglücksmensch?" hatte ihm Herbert König geschrieben. „Wo man Butterbröte mit Emil's Namen in die Schaale Heißen stippt, willst Du Mokka credenzen? Ohne einen schönen Schmachtlappen mag man da keinen Hamlet, denn die größten Rindfleischesser dort zu Lande sehen dem bleichwangigen Junker bedenklich ähnlich. Das ist kein Boden, das ist ein Galgen für Dich, und Du thätest besser, Dich redlich zu nähren." Aber gerade das war es, was den alle Zeit kampflustigen Dawison reizte, denn wenn er in Lemberg die Nebenbuhlerschaft mit dem Liebhaber Devrient als unvermeidlich hingestellt hatte, so hielt er es jetzt, nachdem er in die Charakterrollen eingemündet war, für einen Theil seiner Mission, den Vertreter der idealistischen Schablone in ihm zu bekämpfen. Gelegentlich des von Mitchell veranstalteten Gastspiels deutscher Schauspieler im Londoner St. James-Theater war sein Prestige gerade jetzt noch gestiegen, als einzigen Künstler von Ruf feierte man ihn bei diesem von Hofe, Publicum und Presse sympathisch aufgenommenen Unternehmen mit ausgesuchten Lobeserhebungen und erblickte in ihm den „Bannerträger der deutschen Schauspielkunst". Namentlich gefiel sein Hamlet, der in Deutschland überall eine schwärmerische Anerkennung erlangt hatte, und Capacitäten wie Bunsen, Lord Ellesmere, Charles und Fanny Kemble, Charles Kean und Ellen Tree sanctionirten durch ihre Anerkennung der schönen Elecution, plastischen Haltung sowie bestechender Einzelheiten das allgemeine Urtheil. Die sachlichen Einwände einer Oxenford (Times), Lewis (Leader) u. A. fanden nur spärlichen Widerhall; denn klein war die Gemeinde, welche im Stillen klagte, daß die deutschen Schauspieler sich mit der Freiheit, welche ihnen Goethe durch Wilhelm Meister einräumen ließ, nach ihren Mitteln und Bedürfnissen Hamlet's zurechtgeschnitten hätten, welche nur ihre eigene zufällige Individualität in Hamlet's Costüm und Phrasenpurpur zeigten, und daß auch Devrient nicht den Charakter darstelle, sondern lediglich unter dessen Namen seine schöne und coulante Persönlichkeit vorführe. Wenn irgendwo mußte also Dawison hier einsetzen, und so wählte er unmittelbar nach jener Londoner Expedition zu seiner ersten Gastrolle in Devrient's Hochburg den Hamlet — ein nicht zu unterschätzendes Wagstück, zumal der Sommer dort von jeher die todte Saison bildete und auch dies Mal manche Mitglieder des ständigen Areopags in der Ferne weilten. Dennoch wurde es ein denkwürdiger Abend, indem das kleine Publicum unter sich ein zweites Drama abspielte und das befremdende Staunen allmälig in Interesse, Anerkennung, Begeisterung überging. „Sechsmal gerufen zu werden in Dräsden", schrieb ihm die Birch-Pfeiffer, „das will etwas sagen, und mancher englisirte Bezauberer wird die Schlußweisheit von Hebbel's altem Schreiner mit derselben Affectation vor sich hinbrummeln." Wenn aber die Kritik diese Wirkung auch mehr aus frappirenden Einzelheiten als der Totalauffassung ableitete, glaubte sie Dawison doch als eines der reichsten Talente, welches die deutsche Bühne gegenwärtig besäße, „mit stolzer Freude" begrüßen und fruchtbare Anregungen für die heimischen Kräfte von ihm erwarten zu müssen. Eduard Devrient prophezeite sogar ohne Weiteres, daß er es in wenigen Jahren zum ersten Charakterspieler bringen werde, was er übrigens selbst sich nicht nur vorgesetzt, sondern auch kühn genug öffentlich ausgesprochen hatte. Als darauf Richard III. in Scene ging, wurde der Beifall enthusiastisch und die Meinung allgemein, daß mit diesem Gastspiel ein künstlerisches Ereigniß, ein neues, originelles, von dem Geist des Dichters frisch befruchtetes Kunstschaffen in die Erscheinung getreten sei.

Was Roger und die Rachel nicht vermochten, hatte er fertig gebracht und bei schwüler Sommerhitze die Häuser überfüllt; um so empfindlicher traf es ihn, als er in Graz, wo er am 22. und 25. Juli als Harleigh, Bonjour und Franz Moor auftrat, auf seinen halben Antheil 149 Fl. vereinnahmte. Sogleich brach er das Gastspiel ab, weil es der zweiten Seele in seiner Brust ignobel schien, „sich nur die Hôtelrechnung vom Publicum zahlen zu lassen", hatte jedoch die Genugthuung, daß man, wie Holtei berichtete, „ein gewisses Schamgefühl" über diesen Vorfall empfand und die Nachfragen nach einem weiteren Gastspiel allgemein wurden. Auch in Dresden war die Nachwirkung bedeutend, und Lüttichau, der bekanntlich für Stars schwärmte und in diesem Falle außerdem ein Gegengewicht für Devrient's Ausnahmegelüste schaffen wollte, beeilte sich, die Fäden weiterzuspinnen, zumal auch der Hof mit seinem Interesse nicht zurückhielt. Da Laube indeß gleich nach der erfolgreichen Gastreise vorsichtig auf zehn Jahre abgeschlossen hatte, begnügte er sich vorläufig, die Engagementsfrage leise zu streifen, während er alle Hebel in Bewegung setzte, noch im selben Jahre ein zweites Gastspiel zu Stande zu bringen. Kleine Mittel machten aber in der Burgtheatercanzlei keine Wirkung; die Erklärung lautete sehr bestimmt, daß Dawison im Interesse des Ensembles nicht zu entbehren und die Gastspielfrage damit endgiltig erledigt sei, so daß Lüttichau andere Register ziehen mußte und mit behendester Rührigkeit zog. „Ihre Majestät die Königin", schrieb er unter dem 18. November, „hat auf meine Veranlassung gestern nochmals der Frau Erzherzogin Sophie in unserer Angelegenheit geschrieben, den Brief habe ich selbst auf die Post befördert, er ist gestern Abend nach neun Uhr per Eisenbahn abgegangen, so daß er heute dort ankommt und die Frau Erzherzogin morgen, Freitag, dem Herrn Grafen Lanckeronsky das Nöthige eröffnen wird. Ich bitte, sich selbst darnach zu erkundigen, damit keine Zeit verloren geht und mich per Telegraph von Ihrem

Eintreffen baldmöglichst in Kenntniß zu setzen. Wären Sie diese Woche hier angekommen, würde Se. Maj. der König Sie nächsten Sonntag in „Richard III." gesehen haben, was er mir im Voraus zugesagt: eilen Sie also, daß Sie bald hier eintreffen." Diesen Weisungen kam Dawison nur allzu pünktlich nach und erreichte so über des Directors Kopf hinweg, wenn auch etwas verspätet, den erwünschten Urlaub, während dieser über die kunstgefährlichen Allüren der Intendanten grollte und mit tiefinnerem Mißbehagen „die Sucht nach Sonderstellung und privilegirter Auszeichnung" bei einem Künstler bemerkte, um den er sich so sorglich angenommen hatte.

Dem theatralischen Heißhunger der Dresdener entsprechend überbot nun der Erfolg dieses neuen Gastspiels das frühere um ein Bedeutendes, obwohl es in eine dem Theater nicht minder feindliche Zeit fiel (12.—23. Dec.). In den wenigen Monaten hatte Dawison wirklich wieder an Sicherheit und Rundung gewonnen und gab dazu fast lauter gehaltvolle und wenig gespielte Rollen; einzig Richard III. wurde für den König wiederholt, Michonnet, Mephisto, Franz Moor, Carlos, (Clavigo) und Shylock neu geboten. Die letzte Rolle, die er jetzt zum ersten Male spielte, fand man zwar noch unfertig, aber „voller Spuren der Genialität und der ersten und besten Zeugnisse des Studiums", bei Mephisto erfreute man sich an einer „geistvollen" Interpretation, wurde von Franz Moor hingerissen, wiederholte beim Carlos fast buchstäblich, was von Seydelmann's erstem Auftreten in Berlin erzählt wird, und wußte neuerdings an Richard nicht genug nach allen Seiten hin anzuerkennen. Die Kritik zog Parallelen mit Ludwig Devrient und Seydelmann und sah den Stifter einer neuen Schule, betonte die selbstständige Auffassung, die ungewöhnlich sichere Mimik und besondere Volubilität, welche ein Zusammenspiel ermögliche, „so dicht, daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann" — ein geflügeltes Wort Laube's, dessen Einfluß man damit anerkennen wollte, obwohl diese Seite Dawison schon von seiner Heimathschule her geläufig war. Trotzdem bei einem Schauspieler noch nie die Preise erhöht wurden, waren die Häuser überfüllt, die Beifallsbezeugungen überschwänglich, bei der Abschiedsvorstellung an die Jubeltage des Sontag erinnernd; die Majestäten luden ihn an den Hof, Kunstfreunde gaben ihm Diners und Soupers, Künstler und Schriftsteller suchten seine Bekanntschaft. Frau Fama aber trug den Ruf durch die Lande, und ehe er es dachte, wurde Dawison ein überall genannter Name; als er nach Wien zurückkehrte, war das Erste, daß man sein Bild malte und seine Büste modellirte.

Die Probe auf das Exempel sollte er im folgenden Jahre in München machen. „Sie kommen in gute Gesellschaft", schrieb ihm Dingelstedt, „denn ich habe für diesen Sommer einen besonderen Cyclus mit auswärtigen Kräften präparirt. Daraus, daß Sie gleichzeitig mit Roger auftreten werden, wollen Sie die Stellung ermessen, welche Sie in meiner Werthschätzung einnehmen; doch vertrete ich darin nur die göttliche vox populi, denn die ganze Stadt brennt auf die Festtage, welche ihr der melancholische Dänenprinz bereiten wird." In der That war der Hamletsieg, genau nach dem Dresdener Muster erfochten, ein glänzender, der geistige Ertrag aber noch bedeutender; auch in den übrigen Rollen, namentlich Mephisto, Franz Moor, Carlos und Richard III. fand er große Anerkennung und, was ihm noch wohlthuender berührte, sachgemäße kritische Würdigung. Gern bekannte er, daß der besondere Reiz einer ungewohnten Umgebung und der größere Beifall eines unbefangenen Publicums ihn zu den größten Anstrengungen anfeuere und nichts stärkender und belebender auf ihn einwirke, als die sachliche Kritik aus einer Feder, welcher seine bürgerlichen und amtlichen Verhältnisse gänzlich gleichgiltig wären. Deßhalb erschienen ihm die Gastspiele als nothwendige Ergänzung des ständigen Dienstes, während er sich der Freude an ihren Resultaten mit ganzer Seele dankbar hingab. „Der Teufel hole die Menschen", stimmt ihm Auerbach zu, „oder er hat sie eigentlich schon, die immer über Eitelkeit schreien, wenn man sich geradeaus an der Freude, die Andere an unserm Thun haben, erlabt und daraus neue Kraft und Lust zu neuem Thun schöpft. Da giebt man den Menschen sein innerstes Herz, was in einsamem Denken und Träumen und in heißem Aufbrennen aufging, und dann beschönigen sie ihre Faulheit und Herzenshärtigkeit damit: nein, wir dürfen ihm nichts sagen, er wird eitel, hält ohnedies schon zu viel auf sich und steckt jedes Lob ohne Bescheidenheitsrabatt ein. Jeder ehrliche Kerl weiß, wie mangelhaft Alles das ist, was er macht, wie er noch ganz Anderes will, ganz Anderes zu können glaubt, und in sich selber bei Allem Bangigkeit und Unzufriedenheit genug hat." Solch ein ehrlicher Kerl war Dawison gewiß, und wir besitzen von ihm auch aus dieser Zeit Klagen genug, wie er mit Mephisto ringen muß, von Hamlet unbefriedigt ist und Richard immer wieder vornimmt; und wie das Tagebuch den Erfolg immer als Sporn verzeichnet, so blieb auch jetzt die Anerkennung der Antrieb nach höheren Zielen. „Weihrauchbenebelt", wie Laube ihn nennt, dürfte dieses Verhältniß wohl nicht deckend bezeichnen; doch war sein Selbstbewußtsein stark erhöht, er glaubte an sich und glaubte, daß sein Director, der die Rechte älterer Mitglieder in Schutz nahm, und ihm nicht Alles zutraute, wonach er griff, der regelrechten Entwickelung seines Talentes Hemmnisse in den Weg legte.

Draußen als bahnbrechendes Genie gepriesen, galt er jetzt bei Laube als pikantes Talent, „welches allmälig von mancher großen Rolle fernzuhalten und auf einen engeren Kreis zu beschränken sei, vorzugsweise auf Episoden." Charaktere mit breit ausgeprägtem Naturell, langem Athem und ruhiger, tiefer Kraft könne er nicht meistern, das Schiller'sche Pathos verkehre er in hohle Declamation, die Goethe'sche Einfachheit in triviale Nüchternheit, die Romantik in melodramatische Pauke. Mit Lessing komme er noch am ehesten zurecht; bei Shakespeare stünden ihm außer Richard Shylock und Jago auch nur Episoden zu Gesichte und im Lustspiele wären ihm alle vornehmen Leute versagt, da er unelegant, unruhig, ungraziös sei und mit den Beinen mauschele. Dieses Urtheil hat nun zwar einigen Grund, zählt aber zu denjenigen, welche die Schattenseiten stark betonen und die Vorzüge herabdrücken, während die auswärtigen Kritiker in der Regel den umgekehrten Weg einschlugen. Und leider ist das „der schlimmste Fehler des deutschen Theaterwesens, daß es immer durch extreme Aeußerungen hin- und hergeschleudert wird, durch extreme Lobpreisung, wenn der weglose Idealismus nur einen Fußsteg erspäht, und durch extreme Forderung und Geringschätzung, wenn Brauchbares geboten wird und eine organische aber langsame Entwickelung in Aussicht steht." Diese Worte sind zufällig auch von Laube, der so wenig wie einer neben ihm ein Personal besaß, das Dawison's vorzugsweise Verwendung zum Episodenspieler geboten hätte. Der Rollenumfang ist so hart umschrieben, daß, mit demselben Maaß gemessen, auch Ludwig Devrient, Iffland und Seydelmann keinen größeren erhalten würden; auch giebt die spätere Entwickelung des Künstlers Laube nicht unbedingt Recht, indem er auf Gebieten, die er mit seiner Natur nicht durchaus meistern konnte, nicht so unkünstlerisch geschaffen hat, wie man nach Laube's Worten annehmen könnte, unseren großen Dichtern zwar nicht in ihrem Geiste nachschuf, auch Shakespeare's sogenannte Helden nicht voll erschöpfte, aber immerhin lebendige und interessante Gebilde lieferte, denen wenig Gleichzeitiges zur Seite treten konnte. Dazu hat er seine Uneleganz, die Niemand mehr als er selber fühlte, zusehends verdeckt, überall das Schwächere durch eine respectable Reihe trefflicher Leistungen wett gemacht und schließlich das „pikante" Talent zu einer Höhe gesteigert, die

ihn als nothwendiges Glied in die Reihe der historischen Erscheinungen einfügt.

Laube hat allerdings seine schöpferische Kraft nie geleugnet, that aber nach dem Zerwürfniß, als ob dieselbe für die Burg keine besondere Bedeutung gehabt habe. Indessen, wo waren unter dem jungen Nachwuchs die Rivalen? Ob Dawison auf der deutschen Tradition fortbaute oder dieselbe ignorirte, immer waren seine Auffassungen originell und geistvoll, die treibende Kraft aber stets das Streben nach künstlerischer Wahrheit, nicht nach außerhalb liegenden Effecten. Mochte man auch im Resultate mit ihm nicht übereinstimmen, die Schärfe und Consequenz des Calculs war nicht zu leugnen, oft aber wirkte dasselbe so erfrischend, als ob er den Staub der Jahrzehnte von den Dichtungen hinweggefegt und wieder den ursprünglichen Glanz zum Vorschein gebracht hätte. In der Energie der Leidenschaft und dem Fleiß der Charakteristik wußte er den Besten nahe zu kommen, einzig aber war seine Behandlung der Sprache, indem er für jede Gemüthsbewegung und Verstandeswendung den passendsten Ton aufsuchte, mochte er auch dadurch beim Verse den melodischen Charakter verwischen. Indeß erschien dies dem extremen Idealismus gegenüber als der geringere Fehler; schlimmer, daß er die fieberhafte Unruhe, welche ihn seit seinen großen Erfolgen beherrschte, unbewußt auf seine künstlerische Arbeit übertrug und seine Gestalten nicht selten einen übertriebenen Eindruck machten.

Wenn Laube nun in dieser Richtung klagte, er habe seine besten Rollen übertrieben, z. B. den Riccaut so geläufig gesprochen, daß man ihn nicht mehr verstehen konnte, sein „eitler Trieb nach Solospiel, sein virtuoses Herausdrängen" habe das Ensemble immer ärger beschädigt, so war er wohl in seinem Rechte. Den Grund dieser Erscheinung sah er in dem Bildungsgange des Autodidakten, der unter dem immerwährenden „Empor! Empor!" die langsame und breite Entwickelung des inneren Menschen, welche für den vollen Künstler unerläßlich ist, versäumt und verloren habe; er hätte des künstlerischen und moralischen Rückgrates entbehrt und sei deßhalb bei Widerwärtigkeiten in kläglichen Kleinmuth gefallen, während er sich in der Periode des Gelingens zu krassem Hochmuth aufgebläht habe. Auf den Autodidakten braucht man bei dieser nervösen Natur keinen Nachdruck zu legen, der Ehrgeiz genügt zur Erklärung; jedenfalls waren es aber die jetzigen Gastspieltriumphe, welche das virtuose Element auf der Bühne erzeugten und ihn im Kampfe um das schauspielerische Dasein zu krassen Formen verleiteten. Die Empfindsamkeit, welche nach Mai's Erklärung schon durch den künstlerischen „Abdruck der Leidenschaften" erzeugt wird, kam jetzt bei ihm zu voller Geltung. Er fand Publicum und Kritik zu kühl, die Collegen neidisch, den Director ungerecht; er wollte vorwärts und nahm lieber alle Vorwürfe auf sich, als daß er sich den geringsten Zwang angethan hätte, er wollte empor, und mochte sonst etwas darüber zu Grunde gehen. Schließlich mußte Laube über die leidenschaftliche Art beständiger Anzapfung auch persönlich verstimmt werden. Er hatte es gut mit ihm im Sinne gehabt, seine Gage war erhöht, dann ein zehnjähriger Contract, endlich das Decret als k. k. Hofschauspieler mit lebenslänglicher Anstellung und abermals erhöhter Gage (nunmehr 7500 Fl.) ausgefertigt worden. Wenn er sich trotzdem in Wien nicht wohl fühlte, so mußte das Laube als Ueberschätzung erscheinen, und als Undankbarkeit, wenn er ihm selber schroff entgegen trat. Aber so spitzte sich schließlich das Verhältniß zu, daß Dawison seine Wünsche ziemlich rücksichtslos zum Ausdruck brachte, während Laube immer kürzer und bärbeißiger replicirte.

Seine letzten Ziele waren eine allererste Stellung und erweiterte Gastspielthätigkeit; aber auch materielle Erwägungen machten ihm den Wiener Boden immer unerträglicher. „Ich habe es nie verstanden," schrieb er an Herbert König, „wie man dem Künstler das Verdienen zum Vorwurf macht, der doch des Wohlstandes nicht entbehren kann. Und warum soll es mir verwehrt sein, meine Kraft möglichst hoch zu verwerthen, da ich sie rascher abnützen muß als Andere? Soll ich nicht auch für mich und meine Familie sorgen dürfen wie jeder anständige Mensch, oder muß ich den Fluch des Komödiantenthums weiter schleppen und nur auf dem Papier als Emancipirter gelten?" Die strenge Arbeit, mit welcher er sich aus drückenden Verhältnissen heraus gearbeitet hatte, ist auch hier wieder von Einfluß gewesen. Schon im Tagebuch verzeichnet er getreulich Einnahme und Ausgabe, und als die Gastspiele beginnen, wird jeder Abend nach Groschen und Pfennig registrirt; er hatte eine große Freude am Verdienen, und obwohl er niemals geizig war, ja sogar mit vollen Händen zu geben verstand, ist doch der Erwerb bei ihm von jeher mehr als äußerer Anreiz gewesen. Indessen haben ja in der menschlichen Seele verschiedene Strömungen neben einander Platz, und die Kunst kann sich auch mit dem Gelde vertragen, wenn Beide sich in getrennten Bahnen bewegen und einander nicht berühren und durchkreuzen. So ist denn aus dieser und der nächsten Zeit in dieser Richtung nichts Nachtheiliges zu bemerken, und erst später, wo sich alle Elemente in's Extrem steigerten, nahm auch das Geldmachen einen gefährlichen Charakter an.

Wahrscheinlich hat La Roche damit Recht, daß Dawison ohne das Zerwürfniß mit Laube körperlich und künstlerisch gesund geblieben wäre, aber ebenso zutreffend dürfte es sein, daß er dann nicht völlig ausgereift und seine Bedeutung erschöpft haben würde. Nur in freien Verhältnissen glaubte er sich weiter entwickeln, nebenbei ein sorgenfreies Alter gewinnen zu können, und da Wien mit seinem geschlossenen Ensemble und geringem Urlaub dem entgegenstand, so war der Abgang seit München beschlossene Sache. Dort schon besprach er mit Dingelstadt diese Eventualität, und als kurz darauf das Anerbieten Lüttichau's die bestimmteste Form annahm, war sein Entschluß gefaßt, gleichgiltig auf welche Weise die Fesseln abzustreifen. „Gelingt es Ihnen", erwiderte darauf Dingelstedt, „woran ich zweifle, fast verzweifle, Ihre dortigen Verpflichtungen zu lösen, so sehen Sie sich München einmal länger an, ehe Sie für Dresden fest entscheiden. Was Lüttichau an Geld vor mir voraus hat, kann ich Ihnen an Macht, Freiheit und künstlerischem Wirken vielleicht ersetzen. Also prüfet Alles und behaltet erst dann das Beste." Indessen war eine größere Freiheit als bei Lüttichau nirgends zu erlangen, und so trug Dawison dem Director seine Bitte um Entlassung vor, da ihm Dresden „eine in jeder Richtung günstigere Position verspreche"; ohne Zusicherung eines Erfolges erhielt er die Weisung, förmlich einzukommen. Als darauf das k. k. Oberstkämmereramt, das erst vor Kurzem einen rechtskräftigen Contract ausgestellt hatte, auch wirklich abfällig beschied, gerieth Dawison außer sich und bestürmte Laube neuerdings ebenso leidenschaftlich, ihm fortzuhelfen, wie er ihn einst gebeten hatte, sein Engagement durchzusetzen. Und dieser zeigte sich wiederum gefällig, diesmal weil er seiner müde war, befürwortete sein Gesuch und theilte ihm auch Anfangs December vertraulich mit, daß er im Frühjahr auf Erfüllung seines Wunsches werde rechnen können.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Geschichte von Anno Achtundvierzig.

Zugleich ein Beitrag zur Sittlichkeit der Kritik.

Von Hans Blum.

Schon als ich vor zwanzig Jahren die Biographie meines Vaters Robert Blum herausgab, faßte ich den Plan, die Geschichte der deutschen Revolution von 1848/49 zu schreiben. Die Anerkennung, welche mein biographisches Werk von 1878

bei den namhaftesten deutschen Historikern, wie Heinrich v. Sybel, H. v. Treitschke, Anton Springer, Wilhelm Maurenbrecher, Karl Biedermann, wie auch bei den alten Mitkämpfern meines Vaters Dr. Löwe-Calbe, Ludwig Bamberger, Ludwig Simon, Eduard Lasker ꝛc. fand, ermuthigte mich in diesem Vorhaben. Und zwar um so mehr, als Zimmermann's schon bald nach der Revolution von 1848 erschienenes Werk über jene Bewegung nur vom Standpunkt eines besiegten Mitkämpfers der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments und ohne alle Kenntniß der Archive geschrieben ist, und die rohe socialdemokratische Tendenzschrift von Wilhelm Blos naturgemäß nur ein Zerrbild geschichtlicher Darstellung bieten konnte. Beim Herannahen des Jahres 1898, mit dem sich ein halbes Jahrhundert seit dem Ereignisse von 1848 erfüllt, empfing ich sonach die Aufforderung meines Verlegers aus dem fernen Rom, „dem deutschen Volke eine Jubiläumsgabe zur Erinnerung an den deutschen ‚Völkerfrühling' zu bieten", mit freudiger Begeisterung. Der Standpunkt des Verfassers dieses Werkes war schon durch die Verhältnisse gegeben. Er mußte alle zeitgenössischen Schriften der Jahre 1848/49, ohne Rücksicht auf die Partei ihrer Verfasser, ebenso sorgfältig benutzen, als die amtlichen Urkunden jener Tage und die seither erschienenen Lebenserinnerungen oder Charakterschilderungen damaliger Mitkämpfer in allen politischen Lagern. Das Werk mußte ferner die Ideen und Bestrebungen des Jahres 1848/49 aus jener Zeit selbst und dem Sehnen und Leiden unseres Volkes von 1815 bis 1848 darstellen, nicht von der bequemen Warte des glücklich erreichten deutschen Einigungswerkes aus. Andererseits mußte aber auch gezeigt werden, wie viel die deutsche Gegenwart dem vergeblichen Ringen des Jahres 1848/49 zu danken hat, — bis auf die Verfassung des heutigen deutschen Reiches. Dies waren die Ziele meiner Arbeit, und mein Lebens- und Bildungsgang befähigte mich in eigenthümlicher Weise zu deren Erstrebung. Denn als ich sieben Jahre zählte, erlitt mein Vater den Opfertod für Deutschlands Einheit und Freiheit. Meine ebenso freisinnige als vielseitige Erziehung in der Schweiz (bei und in Bern) brachte mich dann zugleich in jahrelange vertraute Berührung mit vielen Frankfurter Mitkämpfern meines Vaters: so mit Carl Vogt, Ludwig Simon, v. Rappard, Reinstein, den Professoren Carl Hagen und Bruno Hildebrand ꝛc. Auf der Leipziger Hochschule dagegen wurde ich mit der streng geschichtlichen Methode und Wissenschaft eines Heinrich v. Treitschke, Wilhelm Roscher, Eduard Albrecht (eines der Göttinger Sieben) vertraut. Mit 26 Jahren trat ich in den norddeutschen Reichstag und das deutsche Zollparlament ein und habe seitdem dreißig Jahre lang an dem deutschen politischen Leben den regsten Antheil genommen. Ob ich mein Ziel erreicht habe, überlasse ich ruhig dem Urtheil der Zeitgenossen. Ich nehme es schweigend hin und breche dieses Schweigen nur in einem einzigen Falle. Herr J. V. Widmann in Bern hat sich nämlich für befugt erachtet, mein nunmehr vorliegendes Werk „Die deutsche Revolution 1848/49"*) im Feuilleton des Berner „Bund" in einer Weise zu besprechen, die mich zu einigen Bemerkungen nöthigt.

Wer ein geschichtliches Werk bespricht, muß dasselbe natürlich erstens gründlich gelesen haben und zweitens die geschichtlichen Ereignisse, von denen es handelt, vollständig kennen. Beides trifft bei Herrn Widmann nicht zu, wie seine Besprechung auf das Klarste beweist. Er urtheilt also über Dinge, die er nicht kennt. Ein solches Verfahren wird in allen politischen Lagern und in allen Ländern als gleich verwerflich angesehen. Es kommt aber noch etwas Weiteres hinzu. Wir werden sehen, daß Herr Widmann mir „Tactlosigkeit" vorwirft, weil ich dieses Werk geschrieben habe. Er muß sich also für außerordentlich tactvoll halten. Gleichwohl beginnt er seine Besprechung mit der Phrase: im Jahre 1848/49 habe „der deutsche Michel einen wirren Freiheitstraum" geträumt. Das klingt in der That außerordentlich tactvoll aus dem Munde eines Herrn, dessen Eltern sich Deutsche nannten und als Deutsche fühlten, da sie aus dem zum Deutschen Bunde gehörigen Wien in die Schweiz eingewandert waren. Merkwürdig erscheint nur, daß Herr Widmann sorgfältig vermeidet, den „deutschen Michel" im „Bund" zu verhöhnen, wenn er in ungenügend unterrichteten deutschen Blättern sich als „deutschen Dichter" verherrlichen läßt und an deutschen Theatern die Tantièmen für die Aufführung seiner Stücke einsammelt. Da scheint er doch eine Ahnung von der Geschmacklosigkeit zu haben, nach 1870/71 noch das Schimpfwort „deutscher Michel" zu gebrauchen.

Er schreibt weiter: „Ein Werk über die deutsche Revolution war jetzt nach fünfzig Jahren gewiß auch ganz zeitgemäß, obschon der Titel „Jubiläumsausgabe für das deutsche Volk" sich Angesichts der heutigen politischen Zustände Deutschlands einigermaßen komisch ausnimmt. Doch soll mit dieser Bemerkung nicht etwa angedeutet werden, wir hielten die, ganz anders als die (!) Achtundvierziger träumten, vollzogene Einigung und Entwickelung Deutschlands zu einem mächtigen Reiche für ein Unglück." Diese Sätze beweisen auf's Klarste, daß Herr Widmann von den deutschen Begebenheiten des Jahres 1848 keine Ahnung und daß er mein Werk, das sie erzählt, nicht gelesen hat. Sonst müßte er wissen, daß mindestens neun Zehntel der Abgeordneten im Frankfurter Parlament von 1848 und eine ebenso große Mehrheit des ganzen deutschen Volkes gerade und hauptsächlich nach derselben „Einigung und Entwickelung Deutschlands zu einem mächtigen Reiche" strebten, die heute verwirklicht ist. Denn das Verfassungswerk des Frankfurter Parlaments, die Reichsverfassung von 1848/49, einschließlich der „Grundrechte", bildet die Grundlage der seit 1871 bis heute und vermuthlich noch lange über Herrn Widmann's Dasein hinaus in Kraft stehenden deutschen Reichsverfassung. Und wenn sich ein Werk über die Volksbewegung, die das Urbild dieser heutigen Reichsverfassung zu Stande gebracht hat, eine „Jubiläumsausgabe für das deutsche Volk" nennt, so kann nur ein sehr unvollendeter Kenner der Geschichte diesen Titel „Angesichts der heutigen politischen Zustände Deutschlands einigermaßen komisch" finden. Denn diese Zustände verwirklichen eben dasselbe, was „die Achtundvierziger" in ihrer überwältigenden Mehrheit — damals leider vergeblich — erstrebt haben.

Vom nächsten Satze seiner Besprechung an tritt nun Herr Widmann als Lehrmeister des Tactgefühls auf. Er spricht nämlich aus: meine — freilich nur in Herrn Widmann's Einbildung bestehende — Abweichung von den vermeintlichen Anschauungen meines Vaters, Robert Blum, würde Herr Widmann mir an sich nicht verübeln, „wenn es uns nicht einen unangenehmen Eindruck machte, den Sohn des standrechtlich erschossenen Revolutionsmannes Robert Blum als gleichsam gouvernementalen Historiographen dieser Revolution thätig zu sehen." So viel Worte, so viel Unwahrheiten, die im Munde und aus der Feder Desjenigen, der mein Werk gelesen hat, zu bewußten Unwahrheiten werden! Ich habe in meinem Werke aus Robert Blum's Briefen und Reden den unwiderleglichsten Beweis geführt, daß mein Vater jede deutsche revolutionäre, bewaffnete Erhebung des Jahres 1848, die er erlebte, auf das Schärfste gebrandmarkt und verdammt hat. So den badischen Heckerputsch im April 1848, den badischen Struveputsch und die Frankfurter Barrikadenschlacht im September 1848. Ich habe ferner, und zwar in Uebereinstimmung mit dem viel conservativeren Geschichtschreiber Oesterreichs, Anton Springer, ebenso unwiderleglich bewiesen, daß die sogenannte „Wiener Octoberrevolution" von 1848, nach der mein Vater in Wien

*) Mit 256 Illustrationen, Porträts und Beilagen, Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig und Florenz.

als Opfer fiel, eine streng gesetzliche und verfassungsmäßige Bewegung gegen einen reactionären Staatsstreich war; in solchem Maaße gesetzlich, daß diese Bewegung sich des Beifalls und der Unterstützung des kaiserlichen Ministeriums in Wien, des österreichischen Reichstags und aller kaiserlichen und städtischen Behörden Wiens erfreute. Ich habe endlich nicht minder unwiderleglich bewiesen, daß der sogenannten „standrechtlichen" Hinrichtung meines Vaters jeder, auch der schäbigste thatsächliche und rechtliche Vorwand fehlte; daß sie ein ruchloser Mord war, abgekartet zwischen den beiden fürstlichen Schwägern Windischgrätz und Felix Schwarzenberg, und als Drittem im Bunde dem Jesuiten Hübner.

Meiner Empfindung — und gewiß derjenigen jedes gesunden Menschen — ist daher einfach unfaßbar, wenn Herr Widmann weiter orakelt: „ein gewisses Schicklichkeitsgefühl hätte mich abhalten sollen, dieses für mich besonders heikle Thema anzufassen." Ich habe das Bild meines Vaters an seinen eigenen Worten und Thaten so gezeichnet, wie es wirklich war, nicht wie es in der geschichtlichen Unwissenheit des Herrn Widmann verzerrt wird. Ich habe nachgewiesen, daß die „standrechtliche" Verurtheilung meines Vaters eine widerliche Rechtsposse, ein abscheulicher Mord war. Und das soll ein „gewisses Schicklichkeitsgefühl" verletzen. Doch sicherlich nur das höchst ungewisse Schicklichkeitsgefühl Derer, die sich auf die Seite der fürstlichen Mörder meines Vaters und des ihnen affiliirten Jesuiten stellen. Ich beneide Herrn Widmann nicht im Mindesten um dieses „gewisse Schicklichkeitsgefühl", dessen er sich rühmt.

Ferner kann nur Jemand, der mein Werk gar nicht gelesen hat und ebenso wenig von der Geschichte weiß, von Ersterem behaupten, es sei „gleichsam eine gouvernementale Historiographie." Denn in allen Dingen unterscheidet sich meine Darstellung scharf von dem, was man in Bezug auf das Jahr 1848 „die gouvernementale Historiographie" nennen könnte, die aber eigentlich nur noch in den österreichischen Regierungs- und Historikerkreisen vorkommt. Ich habe sämmtliche deutschen Landesväter von 1848 und deren Regierungen, welche sich der Bewegung jenes Jahres widersetzten, ohne jede Rücksicht verurtheilt; ich habe andererseits die verfassunggebende Gewalt des Frankfurter Parlamentes aus dessen „Volkssouveränität" abgeleitet und alle mir nur irgend zugänglichen Schriften der Theilnehmer an den revolutionären Erhebungen sorgfältig benutzt. Alles das liegt von „gouvernementaler Historiographie" so weit als möglich ab. Außerdem kannte mich Herr Widmann aber auch seit fast 44 Jahren persönlich. Er weiß, daß ich nie in den Diensten einer Regierung gestanden, noch von einer solchen abhängig gewesen bin. Wenn er mich also wider besseres Wissen „gleichsam" in diese Abhängigkeit versetzt, so verleumdet er mich nicht bloß „gleichsam", sondern geradezu.

Dank seiner dramatischen Schulung versteht Herr Widmann übrigens in seiner Besprechung meines Werkes eine gewisse dramatische Steigerung durchzuführen: wenigstens in Offenbarung seiner geschichtlichen Unwissenheit und der Leichtfertigkeit seiner Kritik. Nunmehr erhalten wir nämlich endlich eine genauere Andeutung darüber, warum Herr Widmann „ein gewisses Schicklichkeitsgefühl" für die Schranke ansieht, die mich hätte abhalten sollen, dieses Werk zu schreiben. Er sagt hierüber: „Hans Blum, der leidenschaftliche Bekämpfer der deutschen Socialdemokraten, der sich persönlicher Beziehungen zu Bismarck erfreut — demselben Bismarck, der ihm mit schöner Offenheit erklärte, daß er 1848 Robert Blum ebenfalls würde haben erschießen lassen — hat in dieser Beziehung kein zu feines Tactgefühl." Die dunkle Logik dieses Satzes wird etwas erleuchtet durch die daraus hervortretende bizarre Vorstellung des Herrn Widmann, daß schon die „leidenschaftliche Bekämpfung der deutschen Socialdemokraten" ein „feines Tactgefühl" gegenüber meinem Vater Robert Blum vermissen lasse. Durch diese Vorstellung aber, daß Robert Blum ein „Genosse" der deutschen Socialdemokratie gewesen sei, beweist der vermeintliche „Freidenker" Herr Widmann auf's Deutlichste, in welchem Maaße seine Einbildung bereits zur Beute socialdemokratischer Legenden geworden ist. Denn Robert Blum hat das vaterlandslose communistische Gesindel Zeit seines Lebens immer so weit wie möglich von sich abgewiesen. Das erste Mal, als er (etwa 1834) seine Aufnahme in den Freimaurerbund nachsuchte und dabei schrieb: Er erwarte, in der Loge die Freiheit zu finden, „nicht jene Freiheit, die zum Verderben der Menschen auf den Trümmern der Gesellschaftsordnung das blutrothe Banner aufpflanzt", sondern die Freiheit höchster Gesittung und Tugend. Dann wieder, in der Vollkraft seiner Jahre und auf der Höhe seiner politischen Erkenntniß, als er 1847 in seinem „volksthümlichen Staatslexikon" allen Communismus „für naturwidrig und unmöglich" erklärte. Der Communismus ist aber heutzutage überall die Grundlage des socialdemokratischen Bekenntnisses. Robert Blum hat sich von diesem Bekenntniß so scharf als möglich geschieden!

Schlimmer für meinen Kritiker geräth aber noch sein Versuch, meine „Beziehungen zu Bismarck" als das für ein „feines Tactgefühl" unübersteigliche Hinderniß an der Abfassung meines Buches hinzustellen. Denn in meinem Werke gedenke ich dieser „Beziehungen" nur an einer einzigen Stelle, indem ich nach dem Bericht über die Ermordung und den Tod meines Vaters und über die allgemeine unverlöschliche Volkstrauer um ihn auch das überaus wohlwollende und zutreffende Urtheil Bismarck's über Robert Blum anführe, das bei einem völlig ungezwungenen Gespräch zwischen dem Kanzler und mir als Abgeordneten im Reichstag am 23. Mai 1870 von ihm abgegeben wurde. Das bauscht Herr Widmann auf zu „Beziehungen zu Bismarck, deren ich mich erfreue." Weit schlimmer aber noch ist, daß Herr Widmann, um mich mangelnden „feinen Tactgefühls", das will sagen, einer empörend unkindlichen Pietätlosigkeit gegen meinen Vater in den Augen unkundiger Leser zu verdächtigen, die Hauptstellen des Urtheils Bismarck's über meinen Vater wissentlich und absichtlich unterdrückt und damit verfälscht. Denn Bismarck sagte „mit schöner Offenheit" keineswegs bloß — was allein Herr Widmann ihm in den Mund legt — „er würde meinen Vater 1848 auch haben erschießen lassen." Sondern mit weit schönerer Offenheit hatte er schon vorher gesagt: „Ich bin ja damals, 1848 flg., ein scheußlicher Junker gewesen. Ich würde Ihren Vater ꝛc. Aber ich urtheile heute gerechter. Ihr Vater war liberal — sehr liberal — aber auch gut national. Er würde, wenn er heute noch lebte und im Reichstag säße, wohl auf denselben Bänken (unter den Nationalliberalen) Platz genommen haben, wie Sie." Bei Herrn Widmann freilich, der von 1848 nichts gelernt und daher auch nichts zu vergessen hat, ist die Möglichkeit eines „gerechteren" Urtheils für immer ausgeschlossen.

„Wir" und „uns" — im ganz undemokratischen pluralis majestatis — schreibt Herr Widmann, wenn er im „Bund" unter dem Strich zu Gericht sitzt. Und so hält seine majestätische Bescheidenheit denn auch mit seinem Urtheil das Schicksal meines Buches in der ganzen Schweiz für unwiderruflich besiegelt. „In der Schweiz dürfte daher auch seine (Blum's) Darstellung der Revolutionsgeschichte, obwohl sie eine frische und fesselnde ist, nicht sonderlich befriedigen." Nun, vor acht Wochen ist das Werk erschienen, und jetzt bereitet man das neunte bis elfte Tausend der Auflage vor. An sich — wenn sie bloß auf den Absatz sähen, — könnte dem Verleger und Verfasser gleichgiltig sein, wie viele von den ersten 8000 Exemplaren in der Schweiz oder anderswo verkauft worden sind. Aber wenn Herr Widmann meint, „die Schweiz" in literarischer Beziehung mit seinem unmaßgeblichen Urtheil bevogten zu können, so dürfte sein Richter-

amt unter dem Strich des „Bund“ sich einer allgemeinen und andauernden Heiterkeit erfreuen.

Weit maßgebender als das Urtheil des Herrn Widmann über mein Werk werden überall, auch in der Schweiz, jedenfalls die Urtheile dreier hervorragender Theilnehmer am badischen Aufstand von 1848/49 erachtet werden. Der eine von ihnen war Mitglied der revolutionären badischen „Constituante“ von 1849, lebt seither in der Schweiz als Schweizerbürger, und hat sich hier Jahrzehnte lang als Leiter zweier höheren Lehranstalten und als Lehrer an einem Lehrerseminar hochverdient gemacht. Er schreibt mir am 2. Dec. 1897: „Schon aus dem ersten Abschnitt Ihres Werkes, „die Bedeutung des Jahres 1848“, geht hervor, daß Sie den Sinn und Geist jener Zeit vollständig und richtig aufgefaßt haben, als die Frühlingszeit deutscher Einheit, deutscher Kraft und Würde. Es ist nur zu wünschen, daß das Buch Tausende von verständigen Lesern finden möge.“ Ein Zweiter, ein Arzt, der unter der revolutionären badischen Regierung 1849 „Civilcommissar“ war, Jahrzehnte lang außerhalb Deutschlands lebte, und dessen Sohn und Enkelkinder alle Schweizer sind, schreibt mir am 26. November: „Seit langer Zeit hat kein Werk mein Interesse in so hohem Grade in Anspruch genommen, wie das Ihrige, das mich alten Mann in jugendliches Feuer zu versetzen vermochte und mich jene Zeit nochmals lebhaft durchkämpfen ließ. Ihre sehr gewählte, frisch von der Leber weg und schonungslos nur Wahrheit berichtende Darstellung hat mir den besten, tiefsten Eindruck hinterlassen. Staunend und Ihre Schaffenskraft bewundernd, kann ich kaum begreifen, wie viel Sie gelesen, studirt und zusammengetragen und dadurch dem Werke eine Vollständigkeit errungen haben, die vorher nicht erreicht war.“ Endlich hat mir der Oberbefehlshaber der badischen Revolutionstruppen im April 1848 wie im Frühjahr 1849, der spätere Besieger der Sclavenstaaten im nordamerikanischen Secessionskriege, General Franz Sigel, von New-York aus für den großen Erfolg meines Werkes herzliche Glückwünsche senden lassen. Jedes dieser Urtheile von sachkundigen, an den von mir geschilderten Ereignissen mit größter Begeisterung und Opferbereitschaft betheiligten Männer steht mir — und zweifellos auch jedem einsichtigen Schweizer — unendlich höher, als eine unwissende und leichtfertige Kritik.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Aus dem Neuprovençalischen.

Von Frederi Mistral — José Roumanille — Anselme Mathieu.*)

**„Das Lied von Magali“ von Mistral.**

O Magali, willst du nicht neigen
Dein Köpfchen dort zum Fenster hin?
Ein Ständchen bringen dir die Geigen,
Und dir erklingt mein Tambourin.

In klarer Luft die Sterne zieh'n
In hellem Reigen, —
Bald wird ihr stolzer Schein vergeh'n,
Wenn sie dich seh'n.

„Als ob dein Lied ein Windhauch wäre,
Mein Herz ihm fest verschlossen ist.
Du singst, indeß ich mich verkehre
In einen Aal durch Zauberlist.“ —

O Magali, und wenn du bist
Ein Fisch im Meere,
Dann mach' ich schnell zum Fischer mich
Und fische dich.

— „Das wird dir nimmermehr gelingen,
Trotz Netz und Angel allzumal:
Ich flieg' empor mit frohem Singen
Als Vöglein über Berg und Thal.“ —

O Magali, wenn deine Wahl
Des Vogels Schwingen,
Zum Jägersmann verwandl' ich mich
Und jage dich.

— „Bachstelz' und Rebhuhn fang' in Döhnchen,
Ich hab' als Vogel dich geneckt
Und trage längst ein Blumenkrönchen,
Von hohem Gras fast zugedeckt.“ —

O Magali, blühst du versteckt
Als Tausendschönchen,
Zum Wiesenbächlein wandl' ich mich
Und tränke dich.

— „Und machst du dich zur klaren Quelle,
Zur Wolke wandl' ich mich im Nu
Und flieg' als lustiger Geselle
Am Himmel ohne Rast und Ruh'.“ —

O Magali, und segelst du
Auch noch so schnelle,
Zum Meereswind verwandl' ich mich
Und trage dich.

— „Und ziehest du auf Sturmesflügeln,
Werd' ich zum Sonnenschein und weiß
Dein wildes Ungestüm zu zügeln,
Denn ich zerschmelze Schnee und Eis.“ —

O Magali, strahl' noch so heiß
Ob allen Hügeln,
Zum Salamander wandl' ich mich
Und trinke dich.

— „Und huschest du durch Moor und Schimmel,
Mein Salamander, spott' ich dein,
In alles nächt'ge Spukgewimmel
Leucht' ich als güldner Vollmondschein.“ —

O Magali, und magst du sein
Der Mond am Himmel,
Zum Nebelschleier wandl' ich mich,
Umwebe dich.

— „Und glaubst zu fangen du mich Lose,
Zertheil' ich deinen Nebelhauch
Und duft' als Rose aus dem Moose,
Und mich beschützt mein Dornenstrauch.“ —

O Magali, und bist du auch
Im Dorn die Rose,
Zum Schmetterling verwandl' ich mich
Und küsse dich.

*) Die in den vorigen Nummern veröffentlichten „Erinnerungen an Alphonse Daudet“ haben unsere Leser zu manchen Nachfragen auch über die „modernen Troubadours“ angeregt. Wir bringen daher auf Wunsch einige Proben aus der neuprovençalischen Dichtung zum Abdruck. Die Uebersetzung ist ebenfalls von unserem Herausgeber.
D. R.

— „Geh', schlimmer Dränger, nicht so balde
Berührt dein Mund mich freventlich,
Weil ich bereits auf grüne Halde
In einer Eiche Stamm entwich." —

O Magali, erschließt dir sich
Ein Baum im Walde,
Zum wilden Epheu wandl' ich mich,
Umarme dich.

— „Dann flücht' ich in den heil'gen Orden
Und wähl' im Kloster, fromm erbaut,
Das schwarze Kleid mit weißen Borden
Und bin dem Heiland angetraut." —

O Magali, wenn Himmelsbraut
Du bist geworden,
Zum Beichtiger verwandl' ich mich
Und höre dich.

— „Und bringst du ein in uns're Mauern
Und trotzest göttlichem Gebot,
Hörst du die Schwestern um mich trauern,
Denn ich entfloh der Erdennoth." —

O Magali, und liegst du todt
In Grabesschauern,
Dann wandl' ich in die Erde mich,
Dann hab' ich dich!*)

— „Mein schöner Bursch, nach solchen Proben
Ich deiner Liebe gern vertrau';
Dir soll mich dieser Ring geloben
Als deine Braut, bald deine Frau." —

O Magali, hab' Dank! Doch schau
Die Sterne oben!
Seit sie dich sah'n, o Magali,
Erblichen sie.

## „Wenn er ein Advocat würde" von Roumanille.

(Se n'en fasian un avoucat.)

Es frug sein Weib einmal ein Bäuerlein:
„Du scheinst besorgt; was hast du für Beschwerden?"
— „Mann, unser Hans wird bald zehn Jahr alt sein,
Was soll er werden?
— „Frau, wir sind arm, doch schränken wir uns ein,
So bringt er's gar
Bis zum Notar,
Statt als verbauert hier zu lungern."
— „Ich hätt' es lieber, würd' er ein Prälat."
— „Glaub mir mein Weib, das wäre schad',
Wenn er vom Messelesen sollt' verhungern.
Der Junge wird ein Advocat;
Processe giebt's die Menge früh und spat,
Und Hans ist schlau und hat ein gutes Mundstück."
Die Mutter sagt: „Und kostet's unser Grundstück,
Hans wird ein Advocat!" —

So sprach das Elternpaar von Kindersorgen.
Zur Schule ging der Bursch' am andern Morgen,
Dort mußt' er lernen Griechisch und Latein,
Auch Algebra, Geometrie,
Geographie, Philosophie . . .
Als er kann subtrahiren Zwei von Drei'n
Und weiß, daß Rose heißt lateinisch rosa,
Was Poesie ist und was Prosa,
Stolzirt der kleine Daus
Nach Haus
Und lacht die dummen Eltern aus,
Die nur noch Haut und Knochen sind . . .
Sie schränken ein so sehr sich für ihr Kind!

Je mehr er kostet Geld und Schweiß,
Je kecker wird der Naseweis;
Auf seinen Locken trägt er schief den Hut,
Und allen schönen Mädchen schön er thut.
Traun, Hans wird einmal in der That
Ein Advokat! —

Dann geht er in die Stadt zur hohen Schule.
Indeß die Mutter rastlos dreht die Spule
Und auf den Feldern sich der Vater tummelt,
Der Bursche fleißig das Colleg — verbummelt
Und Codices studirt — bei Spiel und Tanz . . .!
Auch schreibt er wöchentlich ein Briefchen her:
„Geliebte Eltern, ich studir' und schanz'
Unsagbar ganz;
D'rum noch mehr Geld schickt eurem braven Hans."
— „Gut, schränken wir uns ein noch mehr!" —

Wenn man erhalten muß so theuren Jungen,
Ist bald ein kleines Gut verschlungen.
Erst wird der Weinberg losgeschlagen,
Dann müssen sie die Wiese wagen
An ihren „Kleinen" . . .
Es bleiben nur die Augen, um zu weinen.
Die Mutter klagt: „Das sah ich kommen!"
Der Vater brummt: „Da kann kein Weinen frommen,
Bald ist er Advocat, dann geht 's famos!"
Und Hans? Er tanzt und bummelt flott drauf los. —

Sie harrten lang und harrten doch vergebens.
Gar bald der Executor kam,
Der noch ihr Letztes, ihre Hütte, nahm,
Und sie verhungerten den Rest des Lebens.
Im Hospital die Mutter ist gestorben,
Der Advocat verschollen und verdorben.
Der Vater aber wankt am Stab durch's Land
Und ruft, den Bettelsack in seiner Hand:
„Erzieht den Sohn nicht über euren Stand!"

## „Liebesgluth" von Mathieu.

(La Cremour.)

Fürwahr, ob meines Herzens Dame
Mich ehr- und treulos auch verrieth;
In mir lebt ewig fort ihr Name,
Lebt ewig fort in meinem Lied.

*) Im Original:

O Magali, se tu te fas
La pauro morto,
Adounc la terro me farai,
Aqui t'aurai!

Der Rebe gleich im Spätherbstwinde
Wird meine Wange blaß und fahl,
Die Thräne quillt wie einem Kinde,
Das weint vor Hunger nach dem Mahl.

Gift träufelst du in meine Wunden,
Daran ich sterbe Tag für Tag ...
Wie ist die sel'ge Zeit entschwunden,
Wo ich in deinen Armen lag!

Wo, was dem Herzen konnte taugen,
Wie du mir innig zugethan,
Ich las in deinen lieben Augen,
Die nur in meine Augen sah'n!

Wo ich vor dir auf's Knie gesunken,
Wo dir am Hals ich lag voll Lust,
Wo ich von deinem Odem trunken
Das Kreuzlein sucht' an deiner Brust.

O Dichterbraut voll Falsch und Fehle,
Wie schnell verwandelt war dein Sinn!
Ach, warum nahmst du meine Seele
Nicht in dem letzten Kusse hin?

## Aus der Hauptstadt.

### Aus den Aufzeichnungen eines Staatsbürgers.

Längere Zeit hatte ich ihn nicht wiedergesehen, den Guten; verschiedene mißliche Erfahrungen — eine Verlobung, der ich in zwölfter Stunde entronnen und der Tod einer alten Tante, die mich zum Universalerben einer unmöglichen dreibeinigen Rococomode und eines Ofenschirmes mit Schäferinnen à la Watteau eingesetzt — hatten mich etwas menschenscheu gemacht. Die lächelnd vorgebrachten Fragen nach dem Befinden meiner „Braut" wären noch zu ertragen gewesen, was aber nicht zu ertragen war, war das Angepumptwerden, dem ich mich auf Schritt und Tritt ausgesetzt sah. Umsonst hatte ich einige Dutzend Mal berichtet, daß die Dreibeinige dem städtischen Alterthumsmuseum einverleibt sei, woselbst sie in den Wochentagen besichtigt werden könne — den Ofenschirm hatte die Verwaltung zurückgewiesen — meine Erzählung begegnete besten Falles einem Achselzucken. Besonders Zartfühlende fühlten sich noch zu der Eröffnung getrieben, plötzlicher Reichthum wirke charakterverschlechternd. Kein Mensch sucht das Unangenehme, so wich ich denn aus; im frühzeitigen Erblicken des Weges kommender Bekannten erreichte ich eine Uebung, die zu den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Der Triumph erwies sich verfrüht; der Gute, dem ich mich unter dem Vorgeben der Eile entziehen wollte, war so ziemlich die hämischste Natur meines Bekanntenkreises. Vor dem Angepumptwerden zwar war ich hier gesichert; die sociale Stellung meines Gegenüber erlaubte es ihm, auf dieses Erwerbsmittel zu verzichten. Aeußerlich genommen, war es nicht unangenehm, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen; er trug einen großen Pelzmantel und, das Zeichen loyaler Gesinnung, einen Cylinder der neuesten Mode. Der Besitzer dieser schönen Dinge schien mir zudem ein wenig verändert; er war bemüht, eine milde Freundlichkeit zur Schau zu tragen, auch fiel mir auf, daß er mehrmals in verbindlicher Weise zur Seite trat, um Vorübergehenden Platz zu machen. Dergleichen war mir an ihm fremd. Einige kleine Rückfälle in sein früheres Wesen — er erzählte etwas eingehend von einem Besuche im Alterthumsmuseum und seiner Bewunderung für die Dreibeinige, bei welcher Gelegenheit er auch meine „Braut" gesehen haben wollte — vermochten den günstigeren Eindruck, den er machte, nicht wesentlich zu trüben. Aus Furcht, ihn zu reizen, stimmte ich zu, als er ein nahes Restaurant in Vorschlag brachte. Am Ziele angelangt, wollte er es sich nicht nehmen lassen, in liebenswürdigster Weise den Wirth zu spielen, was mir nun auch wieder peinlich war. Im Hinblick auf die Dreibeinige fügte ich mich und — zu seiner Ehre sei es gesagt — er kam nicht mehr auf sie zurück. Mit wachsender stiller Verwunderung constatirte ich eine Charakterveränderung, wie sie mir überraschender und erfreulicher noch nicht vorgekommen war. Halb hörte ich zu, halb beobachtete ich.

„Sie suchen Feuer", unterbrach sich mein Gegenüber, meinen Blick nach dem Zündholzbehälter auffangend. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine meiner eigenen ... Von einem Vetter in Puerto Principe." In der Linken präsentirte er mir ein wohlgefülltes Etui Importirter, mit der Rechten ein brennendes Streichholz. „Bitte! ... Ja, wovon sprachen wir doch gleich?!" fuhr er fort.

„Von der geplanten Steuerreform", half ich nach, die Cigarre absetzend.

„Richtig! ... Man wird alt und vergeßlich," murmelte er, mit der beringten Hand über die Stirne fahrend. „Ich bin begierig, wie unser Landtag die Frage lösen wird. Ich zweifle, ob die Männer, die ihm augenblicklich angehören, die richtigen sind. Sie wollen sagen, wir stünden vor, ja vor den Neuwahlen ... Allerdings, allerdings ... Allein die Frage bleibt, sie wird sogar brennender. Es giebt kein einschneidenderes Problem, als das dieser Steuerreform." Er brach ab und warf einen gedankenvollen Blick auf einen Nebentisch, an dem einige Handwerksmeister saßen; seine Stimme wuchs: „Gerechtigkeit muß die Grundlage sein! Das Handwerk muß entlastet, wir Besitzenden müssen höher veranlagt werden." Ich nickte. Mir konnte die Steuercommission nicht viel anhaben. Schlimmsten Falles würde ich ihr den Ofenschirm überlassen. „Ja, ja — die richtigen Männer!" fuhr mein Gegenüber fort. „Wenn ich ein paar Jahre jünger wäre, ich würde aus der Passivität heraustreten ... Man hat mir vorgeschlagen zu candidiren ... mehrfach vorgeschlagen sogar ... Die Partei, unsere Partei, hat mich über meine Stellung zur Sache ausgeholt, kurz, kurz, man ist auf mich aufmerksam ... Trotzdem —"

„Wollen Sie ablehnen", ergänzte ich theilnehmend.

„Nun drängen auch Sie mich noch!" seufzte er. „Soll kein Vorwurf sein!" schnitt er rasch ab. „Und dann: für meine Freunde bin ich zu Allem bereit. Kein Wort mehr! Sie sehen, daß ich mich nicht länger sträube. Nur an tüchtigen Rednern, an Mitkämpfern in der Wahlschlacht fehlt es uns noch. Da habe ich denn an Sie gedacht ... Ihre glänzende Begabung auf diesem Gebiete —. Wie, Sie wollen doch nicht etwa Dinge bestreiten, die stadtbekannt sind! ... Ihre Hand darauf — Sie sind von der Partie!" Ehe ich es hindern konnte, hatte er meine Rechte ergriffen und hielt sie krampfhaft fest. Ich wollte protestiren, die Geschichte wurde mir zu toll. Erst sein Irrthum, sich von mir aufgefordert zu glauben, dann noch die Behauptung der „glänzenden Rednergabe!" Ich, der ich in meinem Leben noch keine Rede gehalten hatte! ... Er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Still! Still! Keinen frühzeitigen Glückwunsch! ... Noch ist der Berg nicht erstiegen. Vorläufig ist Ihre Mitarbeiterschaft für mich Hauptsache ... Auf Ihr Wohl!" Da ich mich nicht weigern mochte, auf mein eigenes Wohl zu trinken, so stieß ich mit an, gute Miene zum bösen Spiel machend. Eine Stunde später, auf dem Heimwege, den ich allein antrat — mein Freund, der Abgeordnete hatte im Interesse der gemeinsamen Sache noch einige Besuche vor — beschäftigte ich mich näher mit den eingegangenen Verpflichtungen. Im Grunde genommen war es das Aergste nicht, ein paar Abende hindurch die Wähler bearbeiten zu helfen .. „Glänzende Rednergabe", hatte er gesagt ... Na, weßhalb sollte der Mann nicht Recht haben ... Auf jeden Fall würde sich's ausweisen ... Schließlich war es auch ganz hübsch, einen Abgeordneten zum Freund zu haben und war es auch nur, daß man — dem Beispiele der Mitwelt folgend — diese Thatsache hin und wieder im Gespräche mit einfließen ließ. „Mein Freund, der Landtagsabgeordnete X." Räthselhaft blieb trotzdem die auffallende Charakteränderung ... Wodurch mochte sie bewirkt sein?! ... Die Straße, in der ich mich befand, war sehr lebhaft; um ungestört nachdenken zu können, stellte ich mich vor die Auslage einer Buchhandlung. Da plagten sich die hervorragendsten Pädagogen seit Jahrhunderten mit dem Problem der Erziehung ab, mühten sich, kleine empfängliche Kindesseelchen zu rechtlich denkenden Gliedern der großen Menschheitsfamilie heranzubilden, und hier wurde aus einem Fertigen, einem Erwachsenen, in dessen Verurtheilung ich mich mit den Besten einig gewußt hatte, scheinbar über Nacht ein Mann, dessen bloßes Sichgeben schon Sympathie weckte! ... Ein Rousseau, ein Pestalozzi, ein Herbart würden einem solchen Falle mit Staunen gefolgt sein, weßhalb sollte ich, als simpler Laie, mich nicht dabei aufhalten. Ich war entschlossen, dem Räthsel auf den Grund zu kommen und die Menschheit mit den Ergebnissen meiner Forschung zu beglücken. Die ganze Welt mußte dann ein großes Utopien werden, darin die Humanität das Scepter führte. Mit diesem Entschlusse verließ ich mein freiwilliges Exil und ließ mich von der Fluth der Fußgänger weiterschieben. Ich hatte wieder Geschmack gefunden an der Berührung mit Geschöpfen meiner Gattung. Wie hatte er doch gesagt?! ..." Glänzende — —" Und im Weiterschreiten wiederholte ich mir halblaut seine Worte.

— — — Einige Wochen waren in's Land gegangen, der Wahlkampf hatte begonnen. Mochte mein wiedergewonnener Freund auch über das Ziel geschossen haben, als er meinen Fähigkeiten das Epitheton „stadtbekannt" beilegte, inzwischen hatte sich das Wort erfüllt. Kein verfügbarer Saal, kein Restaurant, keine Kneipe, darin wir nicht an dem einen oder anderen der hinter uns liegenden Abende die vorhandene Wählerschaft aufgeklärt hatten. Am genußreichsten waren mir die Gänge zu den abendlichen Versammlungen, wenigstens dann, wenn ich sie in Begleitung des Candidaten machte. Hier trat die Aenderung dieses Charakters täglich mehr und glänzender zu Tag. Nicht nur, daß er für die wahlberechtigten Erwachsenen hier einen Händedruck, dort ein warmes

Wort oder das Versprechen einer Protection hatte, er hielt sich auch bei den Kindern auf, reichte ihnen die Hand, befrug sie nach ihren Namen und reichte ihnen, wenn die Kleidung sie bedürftig erscheinen ließ, eine kleine Gabe, die selten unter einem Nickelzehner betrug. So weitgehend hatte ich mir die Pflichten eines zukünftigen Abgeordneten nicht gedacht. Am Tage besuchten wir die Kranken und Hochbetagten. Die nahende Wahl und die zugemessene Zeit zwangen uns, uns hier auf die wahlberechtigten Patienten zu beschränken. Mehr und mehr begann ich mich klein zu fühlen meinem Begleiter gegenüber. Niemals schied er, ohne zuvor den Bedauernswerthen einen kleinen Stoß Parteiliteratur eingehändigt zu haben, selten ohne das Versprechen, am Tage der Wahl eine Droschke zu senden. Auch sonst war er erfüllt von zartester Rücksichtnahme. So trug er bei unsern Vorstellungen in kleineren Wirthschaften oder den Kneipen der arbeitenden Bevölkerung statt des Pelzrocks und des Cylinderhutes, die ihn so gut kleideten, stets einen einfachen älteren Ueberzieher und einen niederen runden Hut. Offenbar scheute er sich, durch seine äußere Erscheinung den Neid zu wecken und dadurch zur Verschlimmerung seiner Nebenmenschen beizutragen. Nach dem Vorbilde eines Polizeiamtmannes, der alltäglich einen eigenhändig gekauften Limburgerkäse in's Wirthshaus mitgebracht hatte und — auf Grund dieser Thatsache — von der Bürgerschaft zum Stadtvorstand erkürt worden war, pflegten auch wir, wenn die Oertlichkeit es zuließ, das gleiche Genußmittel vor uns auszubreiten. Mein Freund, der Abgeordnete, wies die Teller, die der Wirth stellen wollte, stets und lächelnd zurück, und wir, seine Begleiter und Wahlkampfknappen, folgten diesem Beispiel. Störend war nur, daß die Versammlung meist in ein Beifallsgemurmel ausbrach, was der Sache einen theatralischen Anstrich gab. So aufreibend diese Lebensweise auf die Dauer auch war, körperlich blieb der Candidat von einer bewunderungswürdigen Frische. Die verschiedenartigsten Biere, der entsetzliche Qualm des manchmal fürchterlichen Tabaks — unserem Volksmanne schienen sie nichts anhaben zu können. Mehr und mehr zeigte es sich, daß er von Natur aus prädestinirt war für den Beruf des Parlamentariers. Nur sein Gedächtniß litt. So begegnete es ihm fast regelmäßig, daß er mit dem Wechsel der Oertlichkeit auch seine Stellung zur Hauptfrage der Wahl, zur geplanten Steuerreform verwechselte, so, daß wir beispielsweise an einem Abend einer aus Arbeitern und Kleinbürgern zusammengesetzten Wählerschaft gegenüber die Ermäßigung der Abgaben auf Bier, Branntwein und andere Genußmittel, sowie die Erhöhung der Grund- und Vermögenssteuer vertraten, um am folgenden Abend, vor einem besser situirten Publicum, uns für das Gegentheil auszusprechen. Nachträglich von mir darauf aufmerksam gemacht, bedauerte er sein Versehen stets auf das Lebhafteste, um einige Stunden später wieder in den alten Fehler zu verfallen. Der Wechsel zwischen Pelzrock und Cylinderhut einerseits und Ueberzieher und rundem Hut andererseits, schien mir die Hauptschuld hieran zu tragen. Zum Glück für sein Gedächtniß war der Wahltag nicht mehr fern. Die Arbeit der letzten Tage steigerte sich in's Ungeheure, mußte doch jedem Wähler in einem lithographirten Schreiben Tag und Stunde der Wahlhandlung mitgetheilt werden. Daß wir trotzdem und nebenher noch die Tagesblätter mit Ansprachen an eben diese Wähler füllten, schien mir des Guten zu viel zu sein, allein als Neuling in der Politik gestattete ich mir nicht, meine Ansicht auszusprechen. Sehr wohlwollend, mit wenigen Ausnahmen, war der Ton, in dem die Presse unsere rednerischen Leistungen besprach. Aus den Urtheilen, die hiebei für mich abfielen, legte ich mir eine kleine Blüthenlese an. Wendungen, wie, „geistvolle und zündende Darlegung", „hervorragendes rednerisches Talent", „verblüffende Beherrschung des Stoffes" konnte ich nie ohne Genuß lesen. Daß nebenbei kleine Irrthümer mit unterliefen, so war ein Local des Arbeiterviertels, das wir am Abend unseres Vortrages leer vorfanden, als überfüllt bezeichnet worden, war nicht von Belang. Wir haben zudem im gleichen Local einige Tage später und mit Freibier eine zweite Versammlung abgehalten und einen sehr schönen Besuch erzielt.

So kam denn der Tag der Wahl heran. Der Sieg, den er unserem Candidaten brachte, war ein glänzender. Mit drei Stimmen Mehrheit sprach ihm das Volk das Mandat zu. Diese Mehrheit würde auf acht Stimmen angeschwollen sein, hätte nicht ein Kutscher das Wohl unseres Candidaten über Gebühr ausgebracht und in diesem Zustande die Hausnummern verschiedener Patienten verwechselt. Wieder in meine frühere ruhige Lebensweise zurückgekehrt, hatte ich Muse, die Erlebnisse der vergangenen Wochen im Geiste an mir vorüberziehen zu lassen. Jetzt oder nie mußte sich die Lösung des Räthsels finden, das in der Charakteränderung des nun Gewählten lag. Ich verzichte auf die Schilderung der Freude, die ich empfand, als ich diese Lösung gefunden hatte. Knapp ausgedrückt lag sie in den Worten: „Die Vorbereitung zur Wahl für ein öffentliches Amt wirkt nicht nur charakterverbessernd, sie vermag sogar einen von Grund aus tadelnswerthen Charakter in das Gegentheil umzuwandeln." Ich war entschlossen, diese Thatsache in einer Denkschrift an das Ministerium für Kirchen- und Schulwesen auszuarbeiten. Der Staat konnte nicht nur, er mußte Mittel und Wege finden zur praktischen Anwendung meiner Entdeckung. Bis dahin wollte ich den Gegenstand meines Interesse weiter beobachten und meine Entdeckung vollends ausbauen.

— — — Noch, wenn ich an die Ereignisse des heutigen Tages denke, ist mir, als habe ich einen bösen Traum geträumt, einen Traum, der sich im nächsten Augenblicke auflösen müsse, um einer schöneren Wirklichkeit Platz zu machen. Im Landtage war erste Lesung der geplanten Steuerreform. Einer der Redner war mein Freund, doch — was sage ich! — mein Freund ist er gewesen. Die ersten Worte schon, die er sprach, machten mich stutzen. Das war seine Stimme, die ich in den letzten Wochen so oft vernommen, wenn er zu den Bedrückten des Volkes gesprochen, sie war es und war es doch wieder nicht. Jene apostolische Wärme, jener zum Herzen sprechende Klang, davon sie erfüllt gewesen, sie fehlten. Doch das war ja Nebensache, Hauptsache blieb, daß er sein Wort einlöste. Grausam war die Enttäuschung, die ich erlitt. Wort für Wort seiner Rede arbeitete auf die Ablehnung der Reform hin. Ich wollte mich erheben, in den Saal hinabrufen und den Unseligen darauf aufmerksam machen, daß er in seinen alten Gedächtnißfehler verfallen sei, allein meine Hintermänner zogen mich auf den Sitz zurück und flüsterten mir einige Aeußerungen in's Ohr. Die guten Leute schienen ein Glied unserer Umgebung für toll zu halten und mahnten zur Beobachtung peinlichster Ruhe. Ich befolgte diesen Rath und tröstete mich damit, daß das Gesetz erst in erster Lesung war. Am Schlusse der Sitzung mußte ich ihn ja sprechen können. Gedächtnißschwäche schien überhaupt eine Berufskrankheit der Parlamentarier zu sein. Schließlich war es auch leichter, als Hörer Kritik zu üben, als hier unten im Saale, einer erlesenen Versammlung und besetzten Tribünen gegenüber zu sprechen.

Auf der Straße faßte ich meinen Mann ab. Er war in Begleitung einiger Abgeordneten. Ich bat ihn, mit mir auf die Seite zu treten. „Ich weiß, was Sie sagen wollen", zischte er. „Wenn Sie mir eine Scene machen wollen, so besorgen Sie dies überall, nur nicht hier!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich das beabsichtige?!" erwiderte ich, an mich haltend. Ich wollte Alles vermeiden, ihn zu reizen. Stand und fiel doch mit ihm meine Entdeckung. „Ich erinnere Sie nur an Ihr Wort, das Sie hundert Mal in meiner Gegenwart gaben."

„Wollen Sie gerecht sein, müssen Sie zugestehen, daß ich die Frage bei Gelegenheit auch von einer anderen Seite beleuchtete", sagte er achselzuckend. „Was sie für Gedächtnißschwäche nahmen, war wohlerwogene Absicht ... Erhalten Sie sich diese Naivität. Sie bedürfen ihrer, sofern Sie überhaupt Ihr Wahlrecht ausüben wollen ... Doch Sie entschuldigen! ... Ich bin zum Minister befohlen ... Vielleicht schenken Sie mir an einem der nächsten Abende das Vergnügen. Das heißt — für die nächsten vierzehn Tage bin ich versagt."

Ich murmelte eine Entgegnung, die nicht in Knigge's „Umgang" aufgeführt ist und ließ ihn stehen. Zwischen uns schob sich ein von einer ärmlich gekleideten Frau gezogener Kinderwagen; neben dem Wagen schritt ein kleiner Junge. Der Mann der verschiedenen Beleuchtungen stieß gegen das Kind und brachte es zu Fall. Der Ton, in dem er sich gegen das Paar wandte und der Verweis, den er ihm gab, sagten mir den Rest. So ist denn die Menschheit um eine Aussicht ärmer und eine Thräne im Auge übergebe ich meine Denkschrift den Flammen.

Gustav Beßmer.

---

## Neue Operetten.

„Die Göttin der Vernunft". Operette von Willner und Buchbinder. Musik von Johann Strauß. (Theater Unter den Linden). — „Ninettens Hochzeit". Operette von Julius Horst. Musik von Friedrich von Thul. (Thalia-Theater.)

Die „Gegenwart" hat unlängst der Operette den Nekrolog geschrieben. Meister Straußens neuestes Werk straft ihn nicht Lügen. Auch hier handelt es sich nur um eine galvanisirte Leiche oder einen „Revenantenspuk", mit Heine zu reden. Der altgewordene Wiener Meister ist nicht mehr der Mann der Erweckung. Sein Tactstock ist kein Zauberstab, er entfesselt keine Melodienfluthen, sogar seine neuen Tanzweisen elektrisiren Niemand mehr. Der Tanzrhythmus, über den die Meister der Wiener Operette fast allein zu gebieten wußten, der ewige Dreivierteltact, der gesungene und theatralisirte Walzer haben am Meisten zum Verfall der Operette beigetragen. Der gesungene Tanz ist ein Widersinn auf der Bühne, die ja auch von der Musik Handlung und Charakteristik verlangt. Dennoch bleibt der Wiener Walzerkönig ein feiner Tonmeister, zwar minder erfindungsreich und theaterblütig als der genialere Offenbach, aber talentvoller als hundert deutsche Capellmeistermusikanten zusammen. Heute zahlt allerdings auch der einstige Melodienverschwender seinen Zoll der Natur, und seine Erfindung erlahmt. Darum sucht er nach berühmtestem Vorbild aus der Noth eine Tugend zu machen und die Melodie durch Melodik, die musikalischen Ideen durch Fleiß zu ersetzen und den Schwerpunkt in's Orchester zu verlegen. Er strebt aus der

Operette in die komische Oper, sogar in die große Oper hinüber. So wieder in seinem neuen Werke. Leider steht dazu der arg operettenhafte Text in schreiendem Mißverhältniß. Was soll die anspruchsvolle Partitur mit dem Hautgout der Operette, mit der überlebten Zappelkomik der Clodoches aus dem „Kleinen Faust“ und der „Madame Angot“ und mit dem überpicanten Tricoteffect der nackten Göttin der Vernunft? Das allerliebste Nachtigallenlied mit Flötenbegleitung, das Duo von Ernestine und Jacquelin, der graziöse Walzer in Es und ein paar geistreiche Sätze in den meist wohlgefügten Ensembles sind fast zu fein für die banausische Operette und versagen hier die Wirkung. Wo aber Strauß von den Librettisten gezwungen wird, der echten Operettenbanalität zu fröhnen, da ist er offenbar nur mit halbem Herzen bei der Sache. Der Gassenhauer des grotesken Jacobinerkleeblattes oder die bis zum Ueberdruß immer wieder angestimmte Marschweise: „Der Schöpfung Meisterstück ist der Husar“, all' diesen Rückfällen mangelt die fortreißende Wirkung. Wer solche Trivialitäten componirt, muß noch niedriger greifen, damit sie der Theaterbesucher trällernd nach Hause tragen und der „Hofmusikant“ auf seiner Walze drehen kann. Wenn schon, denn schon!

Auch der Text ist nicht lustig genug. Das Verwechselungsmotiv, daß eine junge Aristokratin, um sich vor der Guillotine zu retten, sich als revolutionäre Göttin ausgiebt, ist schon nach dem ersten Act erledigt. Der Rest ist Schweigen. Merkwürdig bleibt höchstens, wie die Verfasser mit dem übrigen Nichts noch zwei lange Acte füllen. Eine lockere Scenenfolge ohne Witz und Behagen. Nicht einmal die sich gnädig mit Tricoloren drapirende Nudität von Frl. Collin imponirte dem Publicum. Seit der „Nacht in Venedig“, zu der Strauß seine melodienreichste und feinste Partitur geschrieben, haben wir einen so langweiligen Stumpfsinn auf der Operettenbühne nicht mehr erlebt. Schade für die reiche und geschmackvolle Ausstattung, die Herr Fritzsche dem Stück angedeihen ließ. Und doch hätten wir einem unserer geschicktesten Inscenirer noch einen Erfolg gegönnt. Mit seiner Vorliebe für die Operette, die er durchaus ausschließlich cultiviren wollte, trotz dem Talentmangel der Componisten und dem veränderten Geschmack des Publicums, erschien uns dieser Director immer wie ein eigensinniger Spieler, der stets auf eine Nummer in der steifnackigen Ueberzeugung setzt, daß sie ja doch einmal herauskommen muß. Aber die Glücksnummer kam all' die Jahre nie, und so ist Herr Fritzsche aus seinem Friedrich Wilhelmstädtischen Theater als Pächter in das Ronacherhaus gekommen und wird nun auch dieses im nächsten Sommer verlassen. Möchte sich ihm doch die günstig gelegene Kroll'sche Bühne öffnen, die nach dem längst vollendeten Umbau des Opernhauses eine ganz überflüssige, wenig benutzte und besuchte, geradezu lästige Filiale der Königlichen Schauspiele ist. Freilich dürfte sich dann Herr Fritzsche nicht wieder auf die todte Operette capriciren. Es müßte eine Versuchsbühne sein für deutsche Componisten, denen sich das Institut des Grafen Bolko so wenig gastlich erweist, eine Novitätenbühne, die auswärtge Erfolge rasch erwirbt, ehe sie auf dem bureaukratischen Instanzenwege der Generalintendanz mit Beschlag belegt werden, und zugleich eine Gastspielbühne für singende Stars. Für ein solches Opernhaus ist in Berlin noch reichlich Platz.

Das hat freilich der rührige Leiter des Thalia-Theaters, der immer etwas früher aufsteht als seine Collegen, längst begriffen, denn er verläßt sein eigentliches Genre der Pariser Schwänke und Wiener Volksstücke zuweilen gern, um es mit dem musikalischen Drama zu versuchen. So mit dem hübschen Vaudeville „Frau Lieutenant“. Auch das Gastspiel Heinrich Bötel's hat an allen drei Abenden dem Musentempel der Dresdner Straße einen solchen Zulauf eingetragen, daß man an Adolph Ernst's Jubelaufführungen erinnert wurde. Und doch hat Bötel's Stimme ihre Glanzzeit hinter sich, sein Fra Diavolo, diese prachtvolle Charakterstudie von Scribe und Auber, ist schauspielerisch nicht besser geworden, sein Postillon von Lonjumeau ist bloß im Peitschenknall unübertrefflich, und einzig der ewigjunge Troubadour kann sich noch mit Ehren sehen und hören lassen. Aber mit welch' dankbarer Begeisterung nahm das Publicum dieses unfashionablen Geschäftsviertels den Gast auf! Der Meister vom hohen C zeigte sich aber auch in seiner liebenswürdigsten Laune: er schmetterte die stretta immer wieder da capo, nahm mit urkomischen Geberden das reichlich gespendete „Gemüse des Ruhmes“ in Empfang, hielt mit Riesenfäusten den niedergehenden Vorhang auf, um sich noch einmal zu bedanken, und brüllte zuletzt „Auf Wiedersehen!“ in den Saal, daß die Coulissen wackelten. Durch diesen Erfolg ermuntert, hat nun Herr Hasemann abermals eine musikalische Novität herausgebracht, sogar von einem bisher ganz unbekannten deutschen Componisten, dessen Namen Friedrich von Thul man sich wird merken müssen. Er hat ein gefälliges Talent und ist verständig genug, weder nach der Oper noch nach der abgelebten Operette zu schielen. Bescheiden stellt er sein Werk auf den Boden des alten Vaudevilles und bringt hübsche Liebeslieder und anmuthig pointirte Couplets, leichte, frische Ensembles und eine niemals ordinäre Instrumentirung, ohne in seinen melodischen Einfällen den Reminiscenzenjägern Blößen zu bieten. Hinter seiner harmlosen und natürlichen Art erkennt man überall den fein durchgebildeten Musiker, dem auch höhere Ziele nicht unerreichbar wären. Da ist z. B. im zweiten Act ein fugenartiger Satz — „a Fugerl“, pflegte Strauß den großen Brahms zu necken —, der sehr geschmackvoll durchgeführt ist und den gewiegten Contrapunctisten verräth. Gleichwohl hoffen wir, daß der Componist dem Beispiele seines Meisters Strauß nicht folgen und hübsch bei dem Vaudeville bleiben möge, das die Erbschaft der Operette anzutreten bestimmt scheint. Hier fehlt es auch nicht an guten Librettostoffen. Die ganze alte Vaudeville-Literatur der Franzosen steht dem Textdichter zur freien Verfügung, von Bayard und Scribe bis zu Labiche, vom „Vicomte von Létorières“ bis zum „Pariser Taugenichts“ und darüber hinaus. Dies hat auch der Verfasser von „Ninettens Hochzeit“ eingesehen, und er war ehrlich genug, Charles de Berger als Vater seines Textes zu nennen. Alles ist amüsant und geschickt ausgestaltet. Die bekannte Geschwisterähnlichkeit aus Giroflé-Girofla und Toto-Tata: ein Bruder Weinhändler, der sich an seinem Hochzeitstage für seinen Bruder Sergeant, der den Appell geschwänzt, in die Uniform stecken und schuriegeln läßt, während der saubere Bruder für den Hochzeiter gehalten wird, beinahe sogar von der Neuvermählten selbst ... Und wie wird nun dies muntere Stück von Hasemann's Truppe gespielt, gesungen und getanzt! Da steht jeder vollwerthig an seinem Platz: die allerliebste Clairette von Frln. Theren, die resolute Wirthschafterin der Frau Junker-Schatz, wie in seiner Doppelrolle Herr Sachs, der schon heute ebenbürtig neben Alexander tritt, den er an komischer Kraft erreicht und an Vielseitigkeit übertrifft. Und so alle die anderen Mitspieler bis zu der kleinen Nebenrolle von Junkermann jun. hinab. Das Thalia-Theater hat ohne Zweifel ein besseres Ensemble, als irgend welche Berliner Bühne.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Am 15. Januar beginnt zu erscheinen:

**Felix Dahns sämtl. poetische Werke.**

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

**In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.**

Preis Mk. 75.—. Gebunden Mk. 96.—.

Monatlich 1 Band oder 3—4 Lieferungen, jede durchschnittlich 7 Bogen zu je Mk. 1.—.

**Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.**

Die erste Lieferung wird in allen Buchhandlungen vorgelegt.

Eröffnet durch:

**Ein Kampf um Rom. I.**

---

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien:

**Kuno Fischer,**

**Spinozas Leben, Werke und Lehre.** 4. neu bearbeitete Auflage. (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. II. Bd.) gr. 8°. brosch. 14 M., in Orig.-Halbfranz 16 M. . . . . Meisterhaft und mit der klaren Wissenschaftlichkeit, die allen biographischen Legenden mit ruhiger Sicherheit ein Ende bereitet, führt uns Fischer dieses der Erkenntnis im höchsten Sinn des Wortes gewidmete Leben des aus der Synagoge feierlich verstoßenen und mit dem schwersten Fluch belegten Denkers vor. Die Wiedergabe von Spinozas Lehre hat von jeher als ein Glanzstück Fischer'scher Darstellungskunst gegolten. . . . . (Allg. Schweizer Ztg.)

Vorher sind erschienen:

**Descartes' Leben, Werke und Lehre** mit der **Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie.** 4. neu bearbeitete Auflage (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. I. Bd.). gr. 8°. brosch. 11 M. In Orig.-Halbfranz. 13 M.

**Schopenhauers Leben, Werke und Lehre.** 2. neu bearbeitete und vermehrte Auflage (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. IX. Bd.). gr. 8°. brosch. 14 M. In Orig.-Halbfranz. 16 M.

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

**Antiquariats-Katalog 88.**

**Staats- und Socialwissenschaft. Nationalökonomie. Finanzwesen.**

Etwa 1800 Nummern.

**Leipzig,** Königsstrasse 15.

**Oscar Schack.**

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

---

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 52. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 5. Februar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Rettung des Kleingewerbes. Von Benno Thomsen. — Die Kriege der Zukunft. Von Oberst a. D. Frh. V. v. Bodmann. — **Literatur und Kunst.** Olevano. Aus meinem italienischen Skizzenbuch. Von Anton von Werner. — Die Volkserziehung zur Kunst. Von C. F. Hopf. — Laube und Dawison. Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers. Von Eduard von Bamberg. (Schluß.) — **Feuilleton.** Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao. — **Aus der Hauptstadt.** Karthago's Fall. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Rettung des Kleingewerbes.

Von Benno Thomsen.

Wie sich die Zukunft in socialer und wirthschaftlicher Hinsicht gestalten wird, weiß Niemand. Es lassen sich hierüber nur Speculationen anstellen, die insofern nicht werthlos sind, als man sie bei Entschließungen über Maßnahmen, welche sich erst in der Zukunft bewähren können, wenigstens zu Rathe ziehen kann. Gleichwie die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit sich geändert haben, so werden auch diejenigen der Gegenwart anderen weichen müssen. Diese Wandelung ist eine fortwährende und meist allmälige. Der in der Neuzeit entstandenen capitalistischen Productionsweise wird eine andere folgen. Welche? Das kann man noch nicht bestimmen. Es liegen aber verschiedene Möglichkeiten vor, die schon von verschiedenen Seiten geprüft worden sind, zu allerletzt wieder von dem bekannten Magdeburger Stadtverordneten C. M. Sombart, dem erfahrungs- und kenntnißreichen Bruder des berühmten Breslauer Nationalökonomen. Er ist der Meinung, daß die capitalistische Productionsweise, wird die Coalitionsfreiheit der Arbeiter fernerhin zurückgehalten, sich wahrscheinlich so intensiv weiter entwickeln dürfte, daß es in einigen Jahrzehnten nur noch große Actiengesellschaften mit Cartellen oder Verkaufs-Syndicaten geben würde. Eine kleine Anzahl reicher Actienbesitzer stände dann auf der einen und Beamte, sowie Proletariat auf der anderen Seite. Einen Mittelstand im wahren Sinne, der in der Mehrzahl aus producirenden und handeltreibenden selbstständigen Klein- und Mittelgeschäftsinhabern besteht, gäbe es dann wohl kaum noch. Wie lange das Proletariat einen derartigen Zustand ruhig mit ansehen und wie lange der derzeitige Klein- und Mittelbeamtenstand noch ein Interesse an der Erhaltung desselben nehmen würde, läßt sich zwar nicht absehen, jedoch vermuthen, daß eine Explosion nicht allzu lange auf sich warten lassen würde. Die Folgen hießen für den Staat entweder Collectivismus oder Chaos. Vielleicht auch Beides! Sombart nimmt nun im Gegensatz hierzu an, die Coalitionsfreit würde den Arbeitern gewährt und dem bei der Großproduction vorherrschenden Capitalismus dadurch ein kräftiges Gegengewicht geschaffen. Liegt es dann etwa außerhalb der Möglichkeit, daß, nach einer Periode unausbleiblicher Kämpfe und Kraftproben wegen Lohn und Arbeitszeit, schließlich mit Hülfe von Schiedsgerichten ein auf Achtung und Anerkennung der gegenseitigen Stärke und wirthschaftlichen Nothwendigkeit beruhender Friede zu Stande käme, mit Folgen, die sowohl für die Allgemeinheit als auch für das Kleingewerbe von Nutzen sein könnten? Ein solcher Ausgang des Kampfes kann natürlich nur durch eine Verbesserung der wirthschaftlichen Lage, des Verdienstes der Arbeiter, herbeigeführt werden. Dies wiederum ist nur möglich auf Kosten des Capitalprofits oder des capitalistischen Unternehmers. Die weiteren Folgen würden sein: auf der einen Seite, Sinken des Capitalprofits, weniger leichte Vermögensbildung im Großen und damit geringere Tendenz zu capitalistischen Großbetrieben; auf der anderen Seite, vortheilhaftere Ausnutzung der persönlichen Arbeit, leichtere Bildung kleinerer Vermögen und in Folge dessen, wahrscheinlich, Neigung zum Selbstständigwerden und Nutzbarmachen des Ersparten in eigenen Betrieben, die, sofern sie auf dem Lande, oder auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet werden und unter Umständen sich aussichtsvoll gestalten könnten. Ob es nun so kommt oder anders, oder ob es bleibt, wie es ist, möge sich die gesammte Production zu einer capitalistischen Großproduction mit Magazinen und Reparaturwerkstätten entwickeln oder in eine collectivistische Staatsproduction umgestalten, mögen schließlich Groß- und Kleinbetrieb fortfahren, in fortwährendem Kriegszustande neben einander zu bestehen, eins ist gewiß, in jedem Falle brauchen wir Menschen, die technisch tüchtig und geschäftskundig sein müssen. Zu den Aufgaben der regierenden Gewalten aber gehört es, den verschiedenen Berufsarten die geeigneten Bildungsmittel und -Wege zu bereiten und so zu reguliren, daß sie den jeweilig wechselnden Ansprüchen der Zeit immer möglichst entsprechen.

Sombart macht nun in seiner soeben bei C. E. Klotz in Magdeburg erschienenen Studie: „Ueber die Zukunft des Kleingewerbes", der wir hier folgen, mehrere sehr wohl überlegte und beherzigenswerthe Vorschläge. Ausgehend von dem allgemein anerkannten Satze, daß wer heut' zu Tage vorwärts kommen will, die Technik seines Handwerkes gründlich beherrschen, rechnen können und über etwas Capital verfügen muß, stellt er erst den Begriff „Handwerk" fest. Er unterscheidet Handwerker und Handwerbler und rechnet zu Ersteren alle die Gewerbebetriebe, deren Inhaber zwar selbstständig, aber nicht fabrikmäßig Rohstoffe zu Gebrauchsstoffen oder Stoffe zu Gebrauchsgegenständen mit ihren Händen und unter stetiger Zuhülfenahme von Werkzeugen verarbeiten, z. B. Gerber, Weber, Tischler, Schlosser, Mechaniker, Büchsenmacher, Töpfer, Schneider, Schuhmacher, Gold- und Silberarbeiter,

Badagisten ꝛc. Sie sind durch die Entwickelung von Technik und Verkehr geschädigt worden. Für diese stellt der Verfasser eine Reihe allgemeiner Forderungen auf und bespricht dann die Handwerkerschule, die höhere Handwerker- und Kunstschule, die Fortbildungsschule und die Gewerbeschulinspection.

Von besonderer praktischer Bedeutung scheint uns zu sein, was er über den Werkstattunterricht sagt: „Dieser ist nicht für alle Handwerke in's Auge zu fassen, sondern nur für solche, die einerseits schwierig zu erlernen sind und besonderer Fertigkeit bedürfen, andererseits bereits so in Specialbetriebe sich aufgelöst haben, wie z. B. die Tischlerei, daß ein Lehrling nur noch in seltenen Fällen Gelegenheit finden dürfte, in der Werkstatt seines Lehrmeisters sein Handwerk gründlich zu erlernen. In der Regel wird er nur das lernen, was nach der Gewerbenovelle von 1897 bei der Prüfung vom Lehrling gefordert werden kann, ‚die Ausübung der in seinem Gewerbe gebräuchlichen Handgriffe und Fertigkeiten, sowie eine Kenntniß des Werthes, der Beschaffenheit, Aufbewahrung und Behandlung der zu verarbeitenden Rohmaterialien und der Kennzeichen ihrer guten oder schlechten Beschaffenheit'. Daß der Lehrling aber auch irgend ein schwieriges Stück, und zwar nach Zeichnung, anzufertigen verstehen sollte, ist wohlweislich im Gesetz nicht gefordert worden, weil mancher an sich gute Lehrling — nicht aus Faulheit oder eigener Dummheit, sondern lediglich der ungenügenden Lehre wegen — dabei in Ungelegenheiten gerathen würde. Die Schulwerkstatt ist daher für gewisse Handwerke jetzt eine Nothwendigkeit. Das haben andere Länder auch längst erkannt und gehen planvoll in dieser Richtung vor." Dann behandelt Sombart die Meistercurse und die offenen Zeichensäle, Centralstellen zur Förderung des Kleingewerbes, Genossenschaftsbetrieb und Creditgewähr und stellt die folgenden Forderungen auf:

1. Für jede Provinz eine höhere Handwerker- und Kunstschule. (Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß die bereits vorhandenen sogenannten Kunstgewerbe- und Handwerkerschulen in volle Tagesschulen nach österreichischem Muster umgewandelt werden könnten.)
2. Für jeden Regierungsbezirk eine Handwerkerschule.
3. Einführung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts, wenigstens in den Städten.
4. Einführung von Meisterkursen.
5. Einrichtung von offenen Zeichensälen.
6. Einführung staatlicher oder communaler Inspection für das gesammte gewerbliche Schulwesen, sowie Neuschaffung der Stellen von einem Ober-Gewerbeschul-Inspector in jeder Provinz und mindestens je einem Gewerbeschul-Inspector in jedem Regierungsbezirk.
7. Errichtung von Centralstellen zur Förderung des Kleingewerbes, nach Bedarf, mindestens je eine in jedem Regierungsbezirk.

Ferner wird von Sombart empfohlen, die Bildung von Genossenschaftsbetrieben nach Möglichkeit zu fördern und, im Bedarfsfalle, „Creditgewähr" an dieselben.

Die Kosten für diese vorgeschlagenen Reformen, deren einzelne Begründung man in Sombart's Brochure findet, sind allerdings nicht unbedeutend. Es ist aber zu berücksichtigen, daß die erforderlichen Einrichtungen nicht alle auf einmal, sondern nur nach und nach, vielleicht in einem Zeitraum von fünf Jahren, zur Durchführung gelangen könnten. Sombart ist dabei der Ansicht, daß man im ersten Jahre eine Million in Aussicht nehmen, und diesen Betrag in jedem der vier folgenden Jahre um je eine Million erhöhen sollte, so daß die Kosten im fünften und den folgenden Jahren sich auf fünf Millionen belaufen würden. Hierzu kommen dann selbstverständlich noch diejenigen Beträge, welche der bisherige Haushaltungsplan für die gleichen Zwecke bereits aufweist und die pro 1898/99 incl. der Kosten für Baugewerbe-, Maschinenbau- und sonstige andere Fachschulen ca. $4^1/_2$ Millionen betragen sollen. Ob nun eine Mehr-Aufwendung von 1—5 Millionen p. a. für die Erhaltung des Kleingewerbes bezw. die sittliche und wirthschaftliche Kräftigung eines großen Theiles des Mittelstandes in Preußen als eine zu weitgehende und übertriebene zu bezeichnen ist, das erhellt aus einem Vergleich mit den in Oesterreich zur selben Zeit für die gleichen Zwecke verausgabten Summen. Oesterreich (ohne Ungarn) hatte nach der Zählung von 1890 (ohne die 1895 ermittelten 1,568,092 Einwohner im Occupationsgebiet Bosnien und Herzegowina) eine Einwohnerzahl von 23,895,413 und Preußen, nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895, eine solche von 31,490,315. Während nun Oesterreich im Jahre 1897 für sein niederes und mittleres gewerbliches, und kunstgewerbliches Schulwesen allein aus Staatsmitteln eine Summe von 3,042,558 Fl. oder 5,172,348 Mk. bereitstellte, belief sich die Summe für den gleichen Zweck im Entwurfe des preußischen Staatshaushaltsetat pro 1896/97 auf 2,422,844 Mk. Der baare Zuschuß der Gemeinden, Vereine ꝛc. zu dieser Summe betrug 744,797 Mk., so daß sich für Preußen eine Gesammtaufwendung von nur 3,167,641 Mk. ergiebt! (Die Schulgebäude-Frage ist hierbei für beide Länder unberücksichtigt geblieben.) — Während es Ende 1896 in Oesterreich 30 Kunstgewerbe-, Gewerbe- und Handwerkerschulen ꝛc., sowie 164 Einzelfachschulen, zusammen also 194 niedere und mittlere gewerbliche Lehranstalten gab, belief sich die Zahl gleicher oder ähnlicher Schulen zu Beginn des Jahres 1896 in Preußen auf 61! — Seitdem haben sich die Verhältnisse bei uns in Preußen zwar etwas gebessert, sie sind aber noch weit davon entfernt als gut, oder Oesterreich und anderen viel kleineren deutschen Staaten annähernd gleich bezeichnet werden zu können.

Vor seiner österreichischen Studienreise im vorigen Jahre hat Sombart im Jahre 1896 auch das gewerbliche Schulwesen in Paris und London kennen zu lernen sich bemüht und seine Erfahrungen in einer wenig verbreiteten Wochenschrift veröffentlicht. Man kann nun in seiner Brochure nachlesen, daß auch die Franzosen auf diesem Gebiete große und erfolgreiche Anstrengungen machen und daß z. B. die Stadt Paris im Jahre 1895 2,610,966 Frcs. allein für niedere gewerbliche Fachschulen und solchen Unterricht verausgabte, der dazu bestimmt war, in den Kindern des Volkes den Sinn für Schönheit zu wecken, ihren Geschmack auszubilden und ihnen künstlerische und technische Fertigkeiten beizubringen. Die Gesammtausgabe der Stadt Paris für obige Zwecke, sowie die Fortbildungscurse für Erwachsene und das Volksschulwesen einbegriffen, betrugen in jenem Jahre etwas über 26 Millionen Frcs. bei einem Gesammtetat der Stadt von 331 Millionen. Die dortigen, auch sehr nachahmungswerthen Schuleinrichtungen sind, zum Theil wenigstens, für unsere Verhältnisse zu opulent, und deßhalb von Sombart nicht als Vorbilder empfohlen worden. In Sachsen und mehreren süddeutschen Staaten hat man gleichfalls sehr gute gewerbliche Schulen, allein, mit Ausnahme des dort vorzüglichen Fortbildungsschulwesens, ist das niedere und mittlere gewerbliche Schulwesen nirgends so vollkommen durchgebildet wie in Oesterreich.

Die Vorschläge, welche von Sombart gemacht werden, sind die Frucht jahrelanger Vorarbeiten und Studienreisen, stehen durchaus auf realem Grund und überschreiten nirgend die Grenze des Praktischen. Handelt es sich doch lediglich darum, die geistige Bildung und die technische Tüchtigkeit eines Theiles des Mittelstandes so zu heben, daß derselbe im Wirthschaftsgetriebe der Gegenwart und nächsten Zukunft seinen Weg finden kann.

## Die Kriege der Zukunft.

Von Oberst a. D. Frh. V. v. Bodmann.

Seit dem Kriege von 1866 und dem deutsch-französischen Kriege ist bei allen großen Militärmächten ein intensives Streben nach Verstärkung ihrer Wehrmacht hervorgetreten. Die Mittel hierzu bietet die allgemeine Wehrpflicht. Die in alle Schichten des Volkes gedrungene Erkenntniß, daß ein starkes Heer unter den heutigen Verhältnissen der sicherste Hort des Friedens ist, dann die Sucht der rivalisirenden Staaten, sich gegenseitig womöglich zu überbieten, haben zu einem derartigen Anwachsen der Kriegsheere geführt, daß für einen Krieg der Zukunft bisher noch nicht dagewesene Massen zu Gebote stehen. Die Tendenz, ihr Heer zu vermehren, besteht bei allen Militärstaaten heute noch unvermindert fort; nur die finanzielle Leistungsfähigkeit des betreffenden Staates bestimmt die größere oder geringere Schnelligkeit des Fortschreitens auf der betretenen Bahn. Wann werden nun die Heeresvermehrungen ihre äußerste Grenze erreicht haben? — Erst dann, wenn jeder waffenfähige Mann auch wirklich für den Kriegsdienst ausgebildet wird. Dieser Grenze am nächsten angelangt ist heute Frankreich, wo 7.8% von ihr noch am weitesten entfernt ist Rußland, wo nur 3.9% der Bevölkerung für den Kriegsdienst ausgebildet sind. Neben Frankreich hat Deutschland die Volkskraft am meisten ausgenützt (6.5%), dann rangirt Italien (5.3%), endlich Oesterreich-Ungarn (5%). Die näheren Nachweise finden sich dafür interessirende Leser in dem ausgezeichneten Buche von Otto Berndt: „Die Zahl im Kriege" (Wien, Freytag & Berendt).

Die größten Armeen hat der deutsch-französische Krieg 1870/71 in's Feld geführt, dann stehen in zweiter und dritter Linie die Kriege 1813 und 1812. Gegen Ende des deutsch-französischen Krieges standen über 600 000 deutsche Streiter im feindlichen Lande, gewiß eine sehr bedeutende Macht; aber ein Novum in der Geschichte war auch diese eigentlich nicht. Schon das graue Alterthum hat ebenso zahlreiche, ja selbst noch größere Kriegsvölker gesehen; so soll z. B. das Heer, welches der Perserkönig Xerxes im Jahre 481 v. Chr. gegen Griechenland führte, nahezu eine Million, jenes, welches Darius im Jahre 333 v. Chr. gegen den großen Alexander aufbot, 5—600 000 Mann stark gewesen sein. Allerdings waren dies keine Armeen im modernen Sinne. Die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und später die Eroberungszüge der Türken setzten ebenfalls Massen von Kriegsvolk in Bewegung, wenngleich dessen Zahl wohl selten 200 000 überstieg. Die Söldnerheere des Mittelalters und der neueren Zeit konnten der Kostspieligkeit wegen nur verhältnißmäßig klein sein. Auch die Armeen des vorigen Jahrhunderts erreichten erst im siebenjährigen Kriege vorübergehend die Stärke von 200 000, im letzten Türkenkriege Oesterreichs unter Joseph II. die Zahl von 280 000 Mann. Erst die Napoleonische Epoche brachte wieder große Heere in's Feld, welche aber in der Folgezeit bis 1870 nicht mehr ihresgleichen fanden und erst in diesem letztgenannten Feldzuge an Stärke überholt wurden.

Wer die Erscheinungen des siebenjährigen oder der napoleonischen mit jenen der jüngsten Kriege unbefangen vergleicht, muß zu der Erkenntniß gelangen, daß die heutigen Heere mit ihren auf die Masse berechneten Wehreinrichtungen und ihrer kurzen Dienstzeit den alten an Kriegsbrauchbarkeit nachstehen. Letztere sinkt naturgemäß in dem Maaße, als die kriegerische Ausbildung des einzelnen Mannes herabgedrückt wird, ein Nachtheil, der bei einer Herabsetzung der Dienstzeit nothwendig in den Kauf genommen werden muß. Ob der mit einer Verkürzung der Dienstzeit — bei gleichbleibenden Friedensstande — herbeigeführte Vortheil, eine größere Masse im Kriegshandwerk auszubilden, jenen Nachtheil wettmachen kann, diese Frage wird erst der Krieg selbst entscheiden.

Ob das unsere Zeit beherrschende System der Massenheere seine Feuerproben bestehen und für alle Zukunft fortbestehen wird, oder ob, und wann wieder die Reaction eintreten wird? wagt auch der österreichische Generalstabshauptmann Berndt nicht zu entscheiden. „Vielleicht ersticken einmal die über das zulässige, nicht wahrgenommene Maaß hinaus angeschwollenen Massen im eigenen Fette; möglich auch, daß wieder einmal ein Alexander oder Bonaparte ersteht, welcher mit einer kleinen, aber auserlesenen, hervorragend kriegstüchtigen, tapferen Armee in die schwerfälligen, kriegsunlustigen Völkermassen hineinfährt wie der Hecht unter die Karpfen im Teiche und sie zerstieben macht in alle Winde. Dann wird man vielleicht wieder auf die kleinen, aber gediegenen Berufsheere von ehedem zurückgreifen und ihnen das ausschließliche Privilegium zur Ausübung des Handwerkes ertheilen, das eben nicht jedes friedlichen Staatsbürgers Sache ist." Geben wir noch einige Zahlen aus Berndt's Kriegsstatistik, so weit sie auf wissenschaftlich sicherem Boden fußen.

Aus seiner Uebersicht ist zu entnehmen, daß von den großen Kriegen des 19. Jahrhunderts am längsten der Krieg 1803 bis 1814 zwischen Frankreich und England dauerte, nämlich über elf Jahre. Am kürzesten währte hingegen der Krieg 1849 zwischen Oesterreich und Sardinien, nur sechs Tage. Die außergewöhnlich lange Dauer der beiden zu Anfang des Jahrhunderts zwischen England und Frankreich geführten Kriege war nur in Folge der Art der Kriegführung möglich, welche sich in der Hauptsache auf Feindseligkeiten zur See und in den Colonien beschränkte; nur in den letzten sechs Jahren trat auch eine relativ kleine englische Armee auf dem europäischen Festlande (in Portugal und Spanien) in Action. Von diesen unter ganz besonderen Verhältnissen geführten Kriegen muß daher bei einer vergleichenden Beurtheilung der Dauer der Kriege ebenso abgesehen werden, wie von dem sechsjährigen Volkskriege in Spanien und Portugal 1808 bis 1814. Läßt man also diese drei Kriege außer Betracht, so ergiebt sich bezüglich der absoluten Dauer, daß nur zwei Kriege etwas über zwei Jahre, fünf länger als ein Jahr, dagegen fünfzehn kürzer als ein Jahr gedauert haben; daß eine auffallende Verringerung der Dauer der Kriege im Laufe dieses Zeitraums nicht zu constatiren ist. Auf Grund dieser Thatsachen will Berndt der Frage näher treten, innerhalb welcher Grenzen sich wohl die Dauer eines Zukunftskrieges bewegen könnte.

Vor Allem gilt es hier, der vielverbreiteten Meinung zu begegnen, daß die hochgesteigerte Wirkung der heutigen Feuerwaffen, dann die Massenheere der Gegenwart, sowie die zu erwartende große Intensität der Kriegführung eine sehr rasche Beendigung des Krieges in Aussicht stellen. Die Kriegsgeschichte bestätigt diesen Schluß nicht, denn in den vergangenen Kriegen waren diese Momente auch schon vorhanden, ohne daß sie einen erkennbaren Einfluß auf deren Dauer gehabt hätten. Die Waffentechnik hat im Verlaufe des Jahrhunderts mehrmals sehr bedeutende Fortschritte gemacht, eine dadurch verursachte Abkürzung der Kriege aber läßt sich nicht nachweisen. Auch der Feldzug 1866 (Preußen-Oesterreich) ändert an dieser Thatsache nichts, denn damals besaß eben nur einer der Gegner das weit überlegene Gewehr, während heute, trotz verschiedener Caliber und Modelle, trotz etwa eingeführter Schnellfeuerkanonen u. dgl., eine so ausgesprochene Verschiedenheit der Waffen in einem Kriege zwischen europäischen Militärmächten keinesfalls hervortreten würde. Große Armeen sind auch schon dagewesen (1812, 1813, 1870/71), doch dauerten gerade diese Kriege relativ lange, weil eben beide Gegner sehr stark waren, und Letzteres ist auch in einem künftigen Kriege mit Sicherheit anzunehmen. Was schließlich die Intensität der Kriegführung anbelangt, so wird selbst eine optimistische Auffassung zugestehen müssen, daß die energische, rücksichtslose, mit allen Mitteln auf das Ziel zustrebende Verfahrungsweise eines ersten Napoleon kaum

so bald übertroffen oder auch nur erreicht werden dürfte. Im deutsch-französischen Kriege ist sie jedenfalls nicht erreicht worden. Besonders die mannigfachen Verzögerungen bei der Belagerung von Paris sprechen dagegen. Wir sind sogar der Meinung, daß die ganze Belagerung hätte vermieden werden können. Das deutsche Heer, als es vor Paris erschien, hätte ohne allzu große Opfer den sofortigen Einmarsch bewerkstelligen und so den noch gar nicht organisirten Feind überrumpeln können.

Für eine nicht allzulange Dauer des nächsten großen Krieges sprechen tiefer liegende Gründe, vornehmlich jener, daß ein Krieg von heutzutage wie niemals zuvor eine eminente Rückwirkung auf das gesammte Leben des kriegführenden Staates üben und ungeheure materielle Opfer verschlingen wird. Das gesammte Volk, nicht nur der im Felde stehende Theil, wird in enge Mitleidenschaft gezogen, fühlt den ungewohnten und harten Druck des Kriegszustandes in seiner ganzen Schwere auf sich lasten. Daß ein solcher Zustand, besonders beim Unterliegenden sich bald bis zur Unerträglichkeit steigern kann, liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Im Wesentlichen wird die Dauer eines Krieges von dem Grade des Widerstandes bestimmt, den der anfänglich Unterliegende im weiteren Verlaufe dem Sieger noch entgegenzustellen vermag. Staaten von festem inneren Gefüge und reichen Hülfsquellen werden ihre Vertheidigung viel weiter treiben können als solche, die jener Eigenschaften entbehren. Besonders hartnäckig aber wehren sich Staaten, wo das Herz des Volkes für den Krieg ist. Ein patriotisches, opfermuthiges Volk giebt sich nicht so leicht verloren. Das schönste Beispiel dieser Art hat Frankreich im letzten Kriege geliefert.

Weil nun bei einem Kriege der Zukunft aber Ungeheures auf dem Spiele steht, ist anzunehmen, daß jeder Staat sein Möglichstes aufbieten und die außerordentlichsten Anstrengungen machen wird, um eine völlige Niederwerfung abzuwenden, und die Mittel hierzu sind heutzutage in großen Staaten in der nach Millionen zählenden Masse für den Kriegsdienst ausgebildeter Menschen vorhanden, mit denen ein Krieg ausgiebig genährt werden kann. Berndt erwähnt ferner noch, daß in einem künftigen Kriege kaum eine einzelne Macht gegen die andere, sondern wahrscheinlicher Weise auf jeder Seite Verbündete kämpfen werden, wodurch ein Krieg nach den Lehren der Geschichte stets in die Länge gezogen wird, und kommt zu dem Schlusse, daß nach menschlicher Voraussicht ein Krieg der Zukunft keineswegs im Handumdrehen beendet sein dürfte, sondern immerhin einige Monate — wohl aber nicht über Jahresfrist — dauern wird.

In einzelnen Schlachten der Zukunft wird nach Berndt die Gesammt-Streiterzahl eine bisher noch nicht dagewesene Höhe erreichen, gleichwohl aber dürften die Schlachten keineswegs gegenüber der Vergangenheit im selben Maaße großartiger werden, als es die Kriegsheere geworden sind. An Millionen-Schlachten braucht man so lange nicht zu glauben, als nicht eine solche geschichtliche Thatsache geworden ist. Mit der Größe der modernen Armeen ist auch die Schwierigkeit ihrer rechtzeitigen Vereinigung zur Schlacht gestiegen und es bedarf eines ganz ausnehmend glücklichen Zusammentreffens aller Vorbedingungen, um alle Theile auch factisch in den Kampf zu bringen.

Die größte Anzahl Reiter war in der Schlacht bei Leipzig anwesend, nämlich 78000 auf beiden Seiten; dann rangirt Borodino, wo circa 70000, endlich Königgrätz, wo 51000 Reiter zugegen waren. In den Schlachten früherer Tage war die Cavallerie im Verhältnisse zur Infanterie weit zahlreicher als in der letzten Zeit. Während in den schlesischen Kriegen auf 2—4 Infanteristen 1 Reiter zu rechnen ist, kommt bei Beginn des Krieges 1870/71 erst auf 10—14 Infanteristen 1 Reiter. In künftigen Kriegen wird sich dieses Verhältniß noch mehr zu Ungunsten der Reiterei verschieben, weil die Vermehrung der Reiterei mit jener der Fußtruppen in Folge der immer mehr dominirenden Bedeutung der Letzteren und der fortschreitenden Bodencultur bei Weitem nicht Schritt gehalten hat. Ueber 2000 Geschütze gab es nur in der Schlacht bei Leipzig; 1227 bei Borodino, 1550 bei Königgrätz, 1250 bei Gravelotte und 1060 bei Sedan. Die Zahl der Geschütze im Verhältniß zur Gesammt-Streiterzahl ist im Laufe der Zeit, von einigen Schwankungen abgesehen, so ziemlich gleich geblieben und wird auch in der Folge keine nennenswerthe Veränderung erfahren.

Bezüglich der Dauer der Schlachten bemerkt Berndt, daß die allermeisten innerhalb eines Schlachttages entschieden worden sind; nur wenige dauerten länger, keine aber über drei Tage. Auffallen mag die Erscheinung, daß die durchschnittliche Dauer der Schlachten im Laufe der Zeit gestiegen ist, obwohl man in Anbetracht der außerordentlichen Vervollkommnung der Feuerwaffen und der dementsprechend immer mehr gesteigerten Vernichtungswirkung das Gegentheil vermuthen könnte. Betrachtet man vergleichsweise die Schlachten der schlesischen Kriege neben jenen des letzten deutsch-französischen Krieges, so findet man, daß erstere fast durchgehends in wenigen Stunden entschieden waren, die meisten der letzten hingegen sich mehr oder weniger der eintägigen Dauer genähert haben und manche sogar noch länger währten. Die Ursachen, daß die Schlachten der neueren Zeit im Allgemeinen länger dauern, liegen einerseits gerade in der erhöhten Wirkung der Feuerwaffen, welche den Kampf schon auf große Entfernungen entbrennen läßt und die Widerstandsfähigkeit beider Gegner gestärkt hat, andererseits in der den Waffen angepaßten, geänderten Gefechtsweise. Während ehemals die zur Schlacht aufmarschirten, in sich eng versammelten Armeen auf ganz kleine Distanzen in den Kampf traten, der häufig auch bald zum Handgemenge und dem zu Folge rasch zur Entscheidung führte, sehen wir in den letzten Schlachten den Feuerkampf auf weit größere Entfernungen beginnen, die Kräfte mehr successive in's Gefecht treten, ein länger währendes Ringen der einzelnen Theile, ein langsameres Heranreifen der Entscheidung. Die großen Schlachten der Zukunft zwischen annähernd gleich starken Gegnern werden sicher relativ lange Zeit beanspruchen und öfter als früher kann es geschehen, daß der erste Tag die Entscheidung noch nicht bringt, meint Berndt.

Der durchschnittliche Verbrauch an Munition pro Infanterie-Gewehr betrug: im Feldzuge 1864 bei den Oesterreichern 51 Patronen, bei den Preußen 12 Patronen; im Feldzuge 1866 bei den Oesterreichern 64 Patronen; im Feldzuge 1870/71 bei den Deutschen 56 Patronen; bei der französischen Rhein-Armee bis Gravelotte 30 Patronen, wie Berndt annimmt. In dem sechsmonatlichen deutsch-französischen Kriege hat also durchschnittlich jeder deutsche Infanterist nur 56 Schuß verfeuert. In der sehr hartnäckig geführten Schlacht bei Mars-la-Tour verbrauchte das deutsche III. Armee-Corps (25 Bataillone) rund 720000 Patronen; jeder Infanterist hat also im Mittel 35—40 Schuß abgegeben. Bei St. Privat verschoß das XII. Armee-Corps 1150000 Patronen, d. i. durchschnittlich 60 per Mann; ebenso viel die Russen bei Plevna am 30. Juli. Nehmen wir nun an, daß sich in einer Schlacht zwei gleich starke Armeen von je 200000 Mann gegenüberstünden und im Durchschnitte jeder Mann die Hälfte seines Patronen-Vorrathes, also 50 Schuß, verfeuern würde (was bei einer ganzen Armee auch beim Repetir-Gewehr als das Maximum gelten muß), so gäbe das 10000000 Schüsse von jeder Seite. Nehmen wir nun an Grundlage der obigen Erörterungen weiter an, daß jeder 400. Schuß trifft, so gäbe dies auf jeder Seite circa 25000 Mann todt oder verwundet, oder 12,5 % Verlust. Rechne man noch hierzu 2,5 % auf Artilleriefeuer und blanke Waffen, so resultirt ein blutiger Verlust von insgesammt 15 % der Gesammt-Streiterzahl.

Die auffallende Uebereinstimmung dieses Berndt'schen Re

sultates mit den früher auf dem Wege historischer Betrachtungen gewonnenen Ergebnissen ist ein Grund mehr, um behaupten zu können, daß in den großen Schlachten eines Zukunftskrieges der durchschnittliche blutige Verlust auf beiden Seiten gewiß nicht über 15 % betragen und auch bei dem ärger mitgenommenen der beiden Gegner schwerlich 20 % übersteigen wird. Dagegen könnte eingewendet werden, daß, was früher richtig war, heute nicht mehr zutreffe, denn damals hatte man nur Vorder-, später Hinterlader; heute aber sind die Armeen mit dem schnellschießenden Repetir-Gewehr bewaffnet; dazu noch das rauchschwache Pulver, Schnellfeuer-Kanonen, Ecrasit ꝛc. Nun, diese Einwendung wird sofort hinfällig, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch früher wesentliche Fortschritte in der Technik der Feuerwaffen gemacht worden sind, ohne daß diese den — man könnte fast sagen — gesetzmäßigen Rückgang der Verluste irgendwie alterirt hätten. Und doch bedeutete der Uebergang vom Vorderlader zum Hinterlader zweifellos einen viel gewaltigeren Schritt nach vorwärts, als die Einführung des Repetir-Gewehres nach dem Hinterlader. Es wäre also kein vernünftiger Grund zur Annahme, daß das Repetir-Gewehr im großen Ganzen in der Schlacht größere Verheerungen anrichten sollte als das ältere Gewehr, welches doch weit vollkommener als sein Vorgänger, der Vorderlader, diesen nicht an Wirkung in der Schlacht zu übertreffen vermochte. Die Ueberlegenheit einer neuen, besseren Waffe tritt nur dann graß hervor, wenn der Gegner noch die ältere, minderwerthige besitzt, wie es 1866 (Preußen-Oesterreich) der Fall war. Heute kann solches nicht eintreten, weil alle großen Armeen ein Gewehr von ziemlich gleicher Güte besitzen, und da dies so ist, so sind eben die Vortheile in der Schlacht auf beiden Seiten in gleichem Maaße vorhanden, das heißt, sie heben sich gegenseitig auf. Von der Verbesserung der Feuerwaffen — wenn dieselbe schon Gemeingut geworden — darf man also keineswegs eine größere Wirkung, größere Verlustresultate, erwarten oder fürchten; die unverrückbaren Thatsachen der Kriegsgeschichte sprechen dagegen. Berndt begründet dies wie folgt: Um Verluste hervorzubringen, gehören immer Zwei dazu; Einer, der sie beibringen will, und ein Anderer, der sich denselben aussetzt. Angenommen, der Erstere feuert mit einem glatten Vorderladegewehre; der Letztere geht, ohne zu feuern, nur mit dem Bajonett an. Auf, sagen wir, 500 Schritte herangekommen, hat dieser so viel Verluste erlitten, als er eben noch verträgt, beispielsweise 20 %; jetzt bleibt er liegen, deckt sich u. s. w., ein weiteres Vordringen ist ihm unmöglich. Nehmen wir nun ganz denselben Fall, nur daß der Erstere nicht das schlechte Vorderlade-, sondern ein gutes Repetir-Gewehr besitzt. Der Andere hat nun, in Folge der weiter reichenden und verderblicheren Wirkung der feindlichen Waffe, jene 20 % Verluste, das ist die äußerste Grenze seiner Leistungsfähigkeit, schon bis auf die Distanz von 1000 Schritten erlitten. Es tritt nun ganz das Nämliche ein, was im ersteren Falle bei 500 Schritten geschah, der Angriff bricht zusammen. Das besser schießende Gewehr hat somit nur auf den Verlauf des Gefechtes, nicht aber auf die Höhe der Verluste einen Einfluß genommen.

Was hier in einfachsten Zügen dargelegt wurde, spielt sich in der Schlacht im Großen ab, nur sind die Rollen der Handelnden nicht so scharf getrennt wie oben, sondern sie wechseln beständig und gehen in einander über. Jede Truppe erleidet im Allgemeinen beim Vorgehen höchstens nur immer so viel Verluste, als es ihre Verhältnisse, ihr kriegerischer Wert, gestatten; ob nun die männermordende Waffe des Feindes eine Steinschloß-Muskete oder ein Repetirgewehr ist, das ist dabei völlig gleichgiltig. Eine Steigerung der Verluste in einer Zukunftsschlacht gegenüber den bisherigen Erfahrungen wäre demnach nur dann möglich, wenn die Kämpfer selbst den Willen mitbrächten, größere Opfer auf sich zu nehmen, oder mit anderen Worten, wenn sie tapferer, heldenmüthiger, opferfreudiger wären, als ihre Vorgänger von annodazumal. Daß dies bei der großen Masse heutzutage kaum vorausgesetzt werden kann, erhellt schon aus der Betrachtung der Armeen und der Verluste in den Schlachten von einst und jetzt.

Die Gerechtigkeit gegenüber den Soldaten von heutzutage fordert den Statistiker anzuerkennen, daß es jetzt wesentlich schwieriger ist, ein Held im Kampfe zu sein, als ehemals. Die zerstreute Gefechtsweise von heute bringt den Einzelnen weit mehr in Versuchung, den Selbsterhaltungstrieb über seine kriegerischen Tugenden zu stellen, als es seiner Zeit der Fall war, wo er in der Masse eben mit nach vorwärts gerissen wurde, gewiß sehr oft nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Ferner stellt das heutige Gefecht auch an die Nerven entschieden höhere Anforderungen. Die durch die Sprengstücke der Shrapnels und die kleincalibrigen Mantelgeschosse hervorgebrachten Verwundungen wirken zweifellos weit deprimirender, schreckenerregender, entsetzlicher auf die Umgebung der Getroffenen, als ehemals die durch Vollkugeln der Artillerie und die großcalibrigen Rundbleigeschosse der Infanterie verursachten Verletzungen. Dazu kommt noch, daß der früher all' die erschütternden Scenen von Tod und Verderben verhüllende Pulverrauch nun beinahe gänzlich fehlt und deßhalb die Schrecken des Schlachtfeldes dem einzelnen Kämpfer viel deutlicher zum Bewußtsein kommen.

Wenn Berndt als das voraussichtliche Verlust-Maximum in einer künftigen Schlacht für eine Armee etwa 20 % ausrechnet, so ist damit selbstredend keineswegs gesagt, daß nicht Theile derselben, ebenso wie ehedem, viel bedeutenderen Verlusten ausgesetzt sein werden. Einzelne Truppenkörper und Abtheilungen werden in einzelnen Fällen nach wie vor enorme Einbußen erleiden und in dieser Richtung können immerhin das Repetirgewehr, die Schnellfeuerkanone u. dgl. ein häufigeres Eintreten übergroßer partieller Verluste verursachen, als es früher vorgekommen ist. Auch das rauchschwache Pulver wird in kleineren Verhältnissen (bei Ueberraschungen u. dgl.) dazu beitragen: im großen Rahmen der Schlacht aber wird sich dasselbe in seinen Folgewirkungen bezüglich der Höhe der Verluste eher eindämmend als steigernd geltend machen. Wie Berndt erwähnt, wirkt begreiflicherweise ein plötzliches Eintreten starker Verluste weit deprimirender und auflösender auf die Truppe, als wenn die gleichen Verluste sich auf eine längere Zeit vertheilen. Im ersteren Sinne werden Repetirgewehr und Schnellfeuerkanone künftighin öfters ihre Wirkung äußern, dadurch im Allgemeinen aber mit nichten eine Steigerung der Durchschnittsverluste herbeiführen können; denn eben darum, weil die Opfer stellenweise so plötzlich massenhaft fallen, wird an diesen Punkten des Schlachtfeldes ein weit mehr erschütternder Effect ausgeübt, als wenn eine größere Anzahl in langsamer Folge dahingestreckt worden wäre.

Das Resumé aus Berndt's Darlegungen wird also folgendes sein: Die Schlachten des Zukunftskrieges werden gewiß nicht größere blutige Verlust-Procente aufweisen als die der letzten großen Kriege. Die Verhältnisse dürften sich sehr ähnlich jenen des Krieges 1870/71 gestalten, weil sich die einflußnehmenden Factoren im großen Ganzen seitdem wenig verändert haben. Und unser Generalstabshauptmann hat zum Schluß folgenden Trost: „Eine Schlacht ist gewiß kein Kinderspiel und in ihrer grausigen Großartigkeit wohl geeignet, die Nerven auch eines herzhaften Mannes in lebhafte Schwingungen zu versetzen. Wenn aber phantasievolle Köpfe, die des Schrecklichen nie genug haben können, eine Schlacht der Zukunft unter Hinweis auf die modernen Waffen in einer Weise ausmalen, daß man das Gruseln lernen könnte, Berge von Leichen, Ströme von Blut u. s. w., so ist das eben Uebertreibung. Man möge sich beruhigen; die Weltgeschichte, die Kriegs-

geschichte und ihre Begleiterscheinungen gehen ihren vorgeschriebenen Gang und lassen sich auch durch erfinderische Büchsenmacher und Kanonengießer keineswegs aus dem Geleise bringen." Wir unterschreiben jedes Wort.

## Literatur und Kunst.

### Olevano.

Aus meinem italienischen Skizzenbuch.

Von Anton von Werner.

Es war im Sommer 1869. Wir hatten unseren Winter in Rom durchgemacht, fleißig im Vatikan, in Galerien und im dumpfigen Atelier nach künstlerischer Vollendung gerungen, früh Morgens im Café Greco Kaffee, Abends im Deutschen Künstlerverein Eierpunsch getrunken und uns Nachts von römischer Einquartierung beißen lassen. Nun waren die Tage gekommen, von denen man selbst im heiligen Rom sagen kann: siehe, sie gefallen mir gar nicht, wo der weise Mann zur Reise rüstet, sein Bündel schnürt und irgend wohin in's Gebirge oder an die See flüchtet.

Wir, das sind etwa ein halbes Dutzend junge deutsche Künstler, welche zum Theil mit einem römischen Stipendium beglückt, zum Theil aus eigenem Antrieb das Land der Sehnsucht aufgesucht hatten, wo sie sich in Rom kennen gelernt und in guter Kameradschaft den Winter zugebracht hatten. Ebenso fuhren sie jetzt zusammen hinaus in die Berge und gen Süden an die See. Der Chef des kleinen Kreises war der lange Ascan Lutteroth aus Hamburg, Schüler von Calame und O. Achenbach, ein Sprachkundiger, wie kein Anderer unter uns und deßhalb unentbehrlich. Dem Königreich Sachsen entstammten zwei Schüler von Ludwig Richter: Paul Mohn und Venus; zum Altmeister Preller schworen Kanoldt und Cohen. Der Wiener Franz Ruben war der Schönste von uns, etwas aus der Art geschlagen durch seinen durchaus südländischen Typus, welcher ihm übrigens mehrfach die Unbequemlichkeiten von kürzeren oder längeren Sistirungen durch die römische Polizei eintrug, trotzdem er in Rom im Palazzo Venezia als k. k. österreichischer Stipendiat und Unterthan logirte. Es war noch nicht lange her, daß Garibaldi mit seinen Rothhemden bei Monte Rotondo und auf dem Monte Mario vor Rom in unlauterer Absicht erschienen war und unser Freund Ruben wurde von der römischen Polizei ganz gegen seine Neigung zum Garibaldiner gestempelt. Der interessanteste von uns war der Bildhauer L. Tendlau, welchem die Natur Sprache und Gehör versagt hatte, der aber mit eiserner Energie diese Mängel auszugleichen bestrebt war und trotz seiner Taubheit Alles hörte und wußte und trotz seiner Stummheit immer redete, Clavier spielte und tanzte und dazu noch die merkwürdige Eigenschaft besaß, immer gerade da zu sein, wo man ihn am Wenigsten erwartete. Ich erinnere mich aus späteren Jahren noch, daß, als ich 1878 einen Ausflug mit meinem verstorbenen Freund E. Encke zusammen von Harzburg nach Ilsenburg machte — wir machten die Fahrt in einem viersitzigen Wagen in Begleitung unserer Frauen — an der Abbiegung des Weges in's Ilsethal Encke als Erguß höchster Lustigkeit ausrief: „Nu fehlt bloß Tendlau!" — und richtig, da stand er auch schon am Wege und kletterte mit Jubeljuchzen auf den Bock. Dann 1879, als ich mit meiner Frau in Rom war, und wir am ersten Abend von der Terrasse des Monte Pincio aus der Sonne zuschauten, wie sie hinter Sanct Peter versank, da sagte ich bedenklich: „Sollte nicht Tendlau hier sein?" Und siehe, mit gezogenem Hute, freundlich lächelnd stand er vor uns. Einige Tage später besuchten wir mit dem verstorbenen Chirurgen Professor Busch aus Bonn und seiner Gemahlin den Palatin. Wir waren über einige Stufen tief in ein unteres Gemach hinabgestiegen und, oben glänzte durch die Thüröffnung der Treppe ein Stück blauen Himmels leuchtend in die Dunkelheit hinein. Ich weiß nicht, warum mir der Gedanke kam, aber ich sagte ganz unmotivirt: „Da paßte Tendlau hinein." ... Und kaum war ihm das Wort entflohn — Siehste wohl: da is er schon! Er stand richtig in diesem Momente in der Thüröffnung, als dunkle Silhouette sich vom azurblauen Hintergrund wirksam abhebend. Er war übrigens ein guter Kerl und begabter Künstler, und ich hatte ihn schon seit 1862, seit unserer Carlsruher Studienzeit chaperonnirt. Er war Jude, was ich aber erst zehn Jahre später hier in Berlin erfuhr, weil es damals noch keinen Antisemitismus gab.

Wir also hatten, nachdem wir schon in Tivoli und im Albanergebirge gewesen waren, das Bergnest Olevano im Sabinergebirge zunächst zu unserem Sommeraufenthalt erkoren, später sollte es dann südwärts an die See, nach Neapel und Capri gehen. Lutteroth, Mohn, Kanoldt, Cohen und Ruben waren schon voraus, Venus, Tendlau und ich fuhren am Montag, den 14. Juni, in Gesellschaft von zwei Trinitarier-Mönchen, welche nach Paläſtrina wollten, in einem Hauderer nach Olevano ab.

Der Reiz der römischen Campagna und der Sabiner- und Volskerberge mit ihren Weinbergen, Eichen-, Oliven- und Kastanienhainen, ihren starrenden Felsen und den altersgrauen Städten und ärmlichen Bergnestern, wie Olevano, Civitella u. A. ist so oft und in so glühenden Farben geschildert worden, daß ich mir dies füglich sparen kann und nur zu versichern brauche, daß wir jungen Maler im Anblick dieser üppigen Natur, über welche zudem noch der Zauber einer classischen Vergangenheit ausgebreitet ist, geradezu schwelgten. Neun Stunden lang auf dem elenden Wagen durchrüttelt und durchschüttelt, kamen wir spät Abends in Olevano auf der Casa Baldi an, von unseren Kameraden mit fröhlichem Halloh empfangen.

Mein verewigter Freund Josef Victor Scheffel hat nun zwar der Casa Baldi und ihrer Küche, ihrem Keller, ihren Hühnern, ihren Tauben, ihren Fritti, ihren Trauben ein Lob- und Preislied gesungen, aber es muß damals wohl anders gewesen sein. Unser Mittagessen bestand in der Regel den einen Tag aus Hammelkeule und Salat und den anderen Tag aus Salat und Hammelkeule und umgekehrt, der gepriesene Sabinerwein war herb und sauer, und seine ungenügende Qualität und Quantität veranlaßte mehrmals wöchentlich unseren sprachkundigen Häuptling Lutteroth zu ebenso anmuthigen wie eindringlichen Ermahnungen an den pfiffigfaulen Nino, den interessanten Herrn des Hauses oder seine Gemahlin Peppina. Aber glückliche Jugend ficht so etwas nicht an, und als das Fieber drohte, aßen wir als Präservativ dagegen frische Feigen bis zur Besinnungslosigkeit und tranken dazu — — Ricinusöl. Früh um fünf Uhr waren wir auf und es ging an die Arbeit, zumeist gemeinsam draußen in der Serpentara und ihrer näheren Umgebung. Es ließ sich im Schatten der alten Eichen auch lustig nach der Natur studiren, noch herrlicher aber faullenzen, wenn gegen Mittag die Sonne gar zu glühende Strahlen herniedersandte, und einige tiefsinnige, zu contemplativer Betrachtung angelegte Naturen unter uns waren Mittags in der Regel schon recht lange vor der Zeit auf dem Sammelplatze — um über die Kunst nachzudenken. Und dann erschien Beppo, der Getreue, der uns unser Mittagsmahl wohlverpackt in rundem Korbe auf dem Kopfe den halbstündigen Weg von der Casa Baldi bis zur Serpentara hinauf in glühendem Sonnenbrand zutrug ... Hammelkeule und Salat! „Wo gelockt vom Duft der Schüsseln züngelnd uns die Schlange naht", in der Serpentara nämlich, singt mein Freund Scheffel. Mit dem Duft, das hatte seine Richtigkeit, nur war es bei uns wieder

anders als damals. Wenn unser Beppo und sein Korb in dem hügeligen Terrain noch lange nicht sichtbar waren, dann hatten wir allerdings den Duft schon voraus — aber was für welchen ... brrr! Aber es ist erstaunlich, wie die Kunst den Menschen abhärtet, ich glaube, wir hatten Alle zuletzt keinen Geruchssinn mehr. Es war überdies ewig blauer Himmel und lachender Sonnenschein dort, und das wurde uns zuletzt langweiliger als die täglichen Hammelkeulen, so daß der bleierne Athem des Scirocco oft mit Sehnsucht erwartet und mit Freude begrüßt wurde, weil wir dann wenigstens ein moralisches Anrecht darauf hatten, zu Hause zu bleiben, anstatt in der Serpentara zu diniren. Sonst waren wir übrigens recht fleißig und erst Abends 7 Uhr kehrten wir zur Casa Baldi heim und setzten uns zum lecker bereiteten Mahle. Das Leckerste daran war zweifellos der Salat, das sage ich jetzt zu meinem eigenen Lobe; denn während der sprachgewaltige Lutteroth die Weinlieferung zu beaufsichtigen hatte, war mir die Zubereitung des Salates als Dienstpflicht zugewiesen. Und wie vervollkommnete ich mich nach und nach darin, welche Aufmerksamkeit, welche Tiefe der Anschauung widmete ich diesem Geschäft! Unser College Venus muß wohl die Aufsicht über Brod und Pfeffer und Salz gehabt haben, denn noch heute klingt mir sein im schönsten Sächsisch-Italienisch gerufenes: „Beppinao! saole, baone, bepe, manca dutto!“ im Ohre nach. Freund Paul Mohn wiederum hatte besagte Pepina öfters wegen anderer Haus- und Küchen-Angelegenheiten eindringlichst in's Gebet zu nehmen. So hatte jeder sein Theil Arbeit im Haushalt, nur der taubstumme Tendlau nicht, welcher aber unbewußt und gutmüthig immer für heitere Stimmung sorgte. Dann nach dem Abendessen wurde Boccia gespielt, oder es wurde zum Klange meiner Geige und eines Tamburins Saltarello getanzt, d. h. nur unter uns Jünglingen, und die Geige war auch nicht meine, sondern der Schulmeister von Olevano hatte mir die seinige geliehen. Mit dem Ewig-Weiblichen von Olevano kamen wir — außer mit den stinkfaulen Töchtern unseres Wirthes — nicht in Berührung, denn der gute Seelsorger von Olevano hatte der verehrlichen weiblichen Jugend auf's Strengste eingeschärft, uns Noncristiani zu fliehen wie die Pest. Aber die Mädchen von Olevano hörten doch auf dem Marktplatz des Städtchens und auf der Straße, die sich unten vorbeizog, gern zu, wenn von meiner Geige die deutschen Melodien in die feierliche Stille der Nacht hinausklangen, und klatschten Beifall. Und dann kam auch mal ein besonders feierlicher Abend. Eine deutsche Familie mit zwei blühend schönen jungen Töchtern besuchten uns auf ihrer Fahrt durch's Gebirge.

Wir waren im Winter in Rom vielfach im geselligen Verkehr mit der kunstfreundlichen Familie zusammen gewesen, welche jetzt, gerade von Neapel zurückkehrend, auf der Heimreise nach Deutschland begriffen war. Viel konnten wir hier nicht für sie thun, aber wir versuchten wenigstens eine Feiertagsstimmung dadurch zu markiren, daß wir nicht malten und unserem äußeren Menschen etwas mehr Aufmerksamkeit zuwandten, als in der bis dahin kragen- und cravattenlosen Zeit, in welcher wir fast Alle durchschnittlich höchst primitiv in Leinwand und Drillich gekleidet unseren künstlerischen Studien nachgegangen waren. Und dann: die jungen Damen hatten in Neapel kunstgerecht die Tarantella tanzen gelernt und so arrangirten wir denn eine improvisirte Festa, zu welcher die Beiden das Beste beitragen mußten. Nach dem Abendessen, als der Mond vollglänzend am Himmel stand und das alte Bergnest Olevano, die Olivenpflanzungen, das weite, stille Thal und drüben die Volskerberge mit seinem Silberlicht überfluthete, zündeten wir auf dem kleinen Platze vor der Casa Baldi ein großes Feuer an, und die beiden jungen Damen in weißen Gewändern tanzten in graziösen Bewegungen nach dem Klange meiner Geige und des Tamburins um das Feuer herum die Tarantella. Hei, hei, das war so was für die schönheitsdurstigen angehenden Künstler! — ein Bild, ein wirklich schönes und ein wahres Bild: die vom Feuer phantastisch beleuchteten jugendlichen Tänzerinnen und in raschem Wechsel als Hintergrund bald die dunklen Sabinerberge, bald die im Mondschein klar sichtbaren Volskerberge, bald die hoch aufsteigende Silhouette des Monte Serrone.

Am anderen Morgen fuhren unsere Gäste nach Subiaco weiter. Wir hatten Abschied genommen, nachdem wir den Wagen ein Stück zum Orte hinaus begleitet hatten, und wußten nun eigentlich nicht, ob wir wieder an die Arbeit gehen und irgend ein graues Felsstück, ein Stück Terrain oder einen Bergrücken vornehmen sollten. Stimmung war nicht recht da. Da sagte einer von uns: „Sagt mal, der Weg zwischen hier und Subiaco soll jetzt nicht ganz sicher sein — Briganten — ... wie wäre es, wenn wir .... ?“ Der Weg war natürlich ganz sicher, aber im Nu hatten wir uns mit unseren lanzenartigen, starken Malschirm-Stöcken bewaffnet und eilten auf dem kürzeren Fußwege über den Felsrücken oberhalb der Serpentara dem Wagen nach. Von der Höhe aus sahen wir ihn unter uns auf der Chaussee langsam dahin fahren und erreichten ihn in jubelnder Hast. An unserer guten Absicht, als wohlbewehrte Schutzwache zu dienen, was wir in geziemenden Worten als Grund unseres Erscheinens betonten, wurde natürlich nicht gezweifelt. So zogen wir in Subiaco ein, und unser Freund Ruben begab sich zunächst zum Figaro des Ortes, um sich rasiren zu lassen. Hierbei erspähte ihn nun leider wieder das Auge des Gesetzes, und ein päpstlicher Gendarm fragte ihn nach Allerlei, nach Wie und Warum und Woher, und zwar — seines Hutes wegen. Der Hut hatte in unseren Augen gar nichts Merkwürdiges an sich, es war ein ganz gewöhnlicher Malerhut, glich unseren heutigen Meteor-Hüten, und Ruben trug ihn mit Geschmack und Eleganz. Aber in den Augen der päpstlichen Polizei roch er doch nach Garibaldi und erschien ihr als ein Protest gegen die päpstliche weltliche Herrschaft. Unsere Dazwischenkunft und Lutteroth's heitere Sprachgewalt retteten den bösen Umstürzler aus den Klauen der staatlichen Allmacht.

Drei vergnügte Tage verlebten wir noch zusammen in Subiaco. Oben in der altberühmten Benediktinerabtei trafen wir einen deutschen Mönch, den wir um etwas Trinkbares ersuchten. Er führte uns an's Brünnelein, präsentirte uns ein Glas Wasser und erkundigte sich nach Bismarck. Da sagte ich ihm: „Bruder, dieser Trunk war nicht außergewöhnlich. Wenn Sie aber 'mal hier in Ihrem stillen Kloster hören, daß es irgendwo in der Welt außergewöhnlich rappelt, dann denken Sie an Ihren Landsmann Bismarck.“

Hat auch nicht lange gedauert, da hat's tüchtig gerappelt, und wenn wir etwas über ein Jahr später wieder in Subiaco zusammengetroffen wären, so hätte kein päpstlicher Gendarm mehr unseren Freund Ruben interpellirt, sondern ein königl. italienischer hätte mit uns gerufen: Evviva Italia, evviva Roma capitale! —

Die drei Tage eilten rasch dahin. Inzwischen war auch der glückliche Bräutigam der einen jungen Dame eingetroffen, und wir kamen uns naturgemäß absolut überflüssig vor. Also zurück zu den Hammelkeulen Olevano's. Aber die Arbeit wollte nicht mehr recht schmecken. Die alten Eichen in der Serpentara erschienen uns mit einem Male ebenso gleichgiltig, wie der Mamellen feine Rundung, Civitellas Kalkfelskämme, Volskerberge und Pagliano. Neunundvierzig Hammelkeulen hatten wir auch schon verzehrt und waren auf die fünfzigste nicht begierig; Alles was an Bäumen, Felsen, Bergen, Thier und Menschen in unseren Gesichtskreis gelangt war, hatten wir, trotz ausgedehnter Mittagsstunde in der Serpentara, gezeichnet und gemalt, in üblicher Weise hatte ich auch unsere Conterfei's hübsch sauber in's Album der Casa Baldi gezeichnet. Wir hatten also hier eigentlich nichts mehr zu thun, als zu zahlen und den üblichen Kampf um's

Trinkgeld auszufechten, was Seitens unseres Häuptlings Lutteroth eines Sonntags Abend mit eben so viel Terrainkenntniß wie strategischem Geschick geschah, aber doch nicht mit so viel Erfolg, als daß wir nicht am nächsten Morgen im Momente der Abreise einem neuen wuchtigen Angriffe unserer Wirthin Pepina hätten entgegen sehen müssen. Der umsichtige Feldherr kommandirte also: Zeitiger, gedeckter Rückzug, Nachtmarsch, antreten mit vollem Gepäck $2^1/_2$ Uhr früh. Alles im Hause schlief noch, als wir geräuschlos die offene Treppe hinunterschlichen und uns seitwärts durch die Büsche auf die Landstraße schlugen, wo der Marterkasten von Stellwagen wartete, der uns nach Rom führen sollte, das war am 26. Juli 1869. Es war bei unserem Abschied von Olevano also wieder ganz anders, als bei Scheffel's Abschied 15 oder 16 Jahre vorher. Aber im Angedenken an den Aufenthalt in Olevano werden doch wohl alle von Denen, die damals in der Casa Baldi hausten und noch am Leben sind, mit mir, wenn sie diese Zeilen lesen, in Gedanken anstoßen und in Scheffel's Ruf einstimmen:

„Dir gilt's Hochland der Sabina,
Dir gilt's, wackere Pepina,
Dir, Bergnest Olevano!"

---

## Die Volkserziehung zur Kunst.

Von O. F. Hopf.

Immer wieder hört man Klagen über das krasse Unverständniß des Publicums gegenüber Werken bildender Kunst. Nervöse Naturen suchen sich recht stille Stunden aus, wenn sie eine Gemäldesammlung besuchen wollen, damit sie nicht durch die unausbleiblichen abgeschmackten und arroganten Urtheile, die sie hören müssen, geärgert werden. Intelligente Kunsthändler klagen, daß immer nur bunter Schund viel verlangt wird. Wie wenige Häuser giebt es bei uns, deren Wände einen Schmuck tragen, der auch nur mäßigen künstlerischen Anforderungen entspricht. So gilt es also, unser Volk künstlerisch zu erziehen, die Kunst zum Gemeingute der Nation zu machen. In England, das auch die Heimath der Volksschulen ist, hat man diese Nothwendigkeit zuerst gefühlt und an eine Reform gedacht. Schon in den achtziger Jahren veranstaltete man in London Gemäldeausstellungen für die ärmere Bevölkerung. Auch Sonntagsbesuche für Handwerker und Arbeiter strebte die Verwaltung der Berliner Museen an. Aber es waren Alles nur halbe Erfolge, die die Lehre ergaben, daß man mit der Erziehung zur Kunst bei der Jugend anfangen muß. Das deutsche Lesebuch und das deutsche Liederbuch lassen die Kinder die Größe unserer Dichter und Tonkünstler ahnen. Hier lernt das Kind schon früh Classisches kennen, und wenn es gut geführt wird, wenn man — es geschieht freilich selten genug — seine Lectüre weise auswählt, so kann man es immun machen gegen die Verseuchung mit Schundliteratur. Wann aber tritt die bildende Kunst, oder fragen wir nur: wann tritt ein gutes künstlerisches Bild in den Anschauungskreis des Kindes? Im Bilderbuch? In der Jugendschrift? In den Anschauungsbildern der Schule? Nur in seltenen Ausnahmefällen wird man hierin Bilder von Künstlern finden. Und was die illustrirten Zeitschriften, besonders diejenigen, die in den breiten Volksschichten gelesen werden, dem Kinde bieten können, sieht in den meisten Fällen höchstens aus wie Kunst, ist's aber nicht. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß ein Kind während der Schulzeit nur in den seltensten Fällen ein gutes Bild kennen lernt. Darum heißt die neue Forderung: Werke der Kunst, insbesondere Bilder, sollen in die Schule kommen, sie sollen zur wiederholten Betrachtung sich darbieten, sie sollen die Wände schmücken.

Die englischen Bestrebungen sind nun auch auf deutschen Boden verpflanzt worden. Besonders die Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg hat die Sache in Fluß gebracht und sogar in der Kunsthalle eine Ausstellung solcher erzieherischer Bilder veranstaltet. Ihr Wortführer ist der bekannte Germanist und Kunstschriftsteller Dr. M. Spanier, der in ihrem Auftrag ein Büchlein „Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen" (Hamburg, Commeter) herausgegeben hat, dessen Gedankengang wir hier kurz wiedergeben. Wenn man unsere Schulzimmer auf ihren Schmuck hin ansieht, wird man nicht viel Mannigfaltigkeit wahrnehmen. Sie stimmen fast alle darin überein, daß sie überhaupt schmucklos sind. Grau wie die Theorie sind die Wände. Man scheint zu glauben, daß der officielle, der amtliche, der staatliche Charakter der Schule jeden Schmuck verbietet. Die Stätten, in denen die „angestellten Lehrpersonen" das durch die allgemeinen Bestimmungen im Minimum oder Maximum festgesetzte Bildungsquantum den Kindern überliefern, die dem Schulzwang unterworfen sind, würden durch einen künstlerischen Schmuck — so meint man — den Charakter ernster Würde verlieren. Häufig allerdings erinnern die Schulräume eher an Gefängniß und Kaserne, als daß sie den Anspruch erheben dürften, eine „liebliche Stätte" zu sein. Auf der letztjährigen sächsisch-thüringischen Ausstellung zu Leipzig konnte man ein Normal-Schulzimmer sehen, das wirklich praktisch und den hygienischen Anforderungen entsprechend eingerichtet war. Die Wände waren einfarbig hell; nur war an einer kleinen Wand mit bräunlicher Farbe ein Quadratmeter mit Quadratdecimeter dargestellt, und an der Zimmerdecke prangte in gleicher Farbe ein achteckiger Stern mit Bezeichnung der Himmelsrichtungen. Im Uebrigen waren die Wände kahl. Ein sonstiger Wandschmuck ist nämlich nicht „normal". Doch finden sich Ausnahmen. Besonders in den Schulen kleinerer Orte sieht man zuweilen ein religiöses Bild, häufiger noch ein patriotisches. Auf die Art der Darstellung kommt es nicht an. Man scheint nur das Bedürfniß zu fühlen, einen gewissen Theil der Wandfläche religiös oder patriotisch zu bedecken. Was für Bilder findet man? Die „Kunst"beilagen illustrirter Zeitschriften, die Producte speculirender Verleger, die durch Hausirer oder auf den Jahrmärkten feilgeboten werden, Geschenke kunstsinniger Gemeindemitglieder oder Schüler. „Ein Christusbild und ein vaterländisches Bild, z. B. das des Kaisers ist eine schöne Zierde," meint zwar J. G. Schumann, aber immer scheint dies doch nicht zuzutreffen. Besonders die Kaiserbilder bieten oft wahre Verzerrungen. „Ich bin nicht Jurist genug, um zu wissen, ob nicht der Majestätsbeleidigungs-Paragraph angewandt werden kann, um gegen die Urheber und Verbreiter solcher Bilder vorzugehen; jedenfalls weiß ich, daß hier ein Verbrechen an der Majestät der Kunst vorliegt, das um so strafbarer ist, da es vor den frischen, aufnahmefreudigen Sinnen der unmündigen Schuljugend in Permanenz geübt wird," bemerkt Dr. Spanier und stellt folgende Normen auf:

Will man religiöse und patriotische Bilder in der Schule, so sollte man nur wirklich künstlerische Bilder wählen. Denn nur echte Kunst versteht es, eine Thatsache oder eine Persönlichkeit so darzustellen, daß eine innere Betheiligung, ein tiefes Gefühl des Beschauers rege wird, nur sie kann uns ein Geschehniß innerlich miterleben lassen, nur sie kann uns einen Einblick gewähren in das Wesentliche einer Person, so daß wir sie lieben können, wenn anders sie liebenswerth ist. Wenn freilich solche Bilder nichts weiter sollen als „erinnern, daß die Schule im Dienste Gottes und des Vaterlandes stehe," so könnte man dieses Memento ja auch durch eine passende Inschrift bewirken, die zugleich ebenfalls eine schöne Zierde sein kann. Religiös und patriotisch machen — das muß einmal ausgesprochen werden — können Bilder, auch wenn sie noch so künstlerisch ausgeführt sind, überhaupt nicht. Gewiß können sie religiöse und patriotische Stimmungen

wecken, aber man muß schon religiöse und patriotische Empfindungen in sich tragen, die alsdann angeregt und gesteigert werden können. Aber — und nun ganz abgesehen vom Inhalt des Dargestellten — es ist ein religiöses Gefühl, wenn wir die Macht eines echten Kunstwerkes, das ein Gottbegnadeter geschaffen hat, an uns spüren, wenn es uns im Innersten bewegt und erfreut, wenn es unser andächtiges Auge die Schönheit dieser Welt empfinden lehrt, und es ist ein rechter Patriotismus, wenn wir unsere großen Meister schätzen und lieben lernen, deren schöpferischer Geist befruchtet ist durch Natur und Schicksal der Heimath, die Künstler, die unsere Freude, unsern Schmerz und unsere Hoffnung theilen. Wir können ihnen nicht dankbar genug sein für die reichen Gaben, die sie uns schenken. Aber wie Wenige sind es, die diese Geschenke würdigen können! Wie Wenige sind es, die sich nur bemühen den Künstler zu verstehen!

Unsere Schulräume ermangeln des Schmuckes. Hier ist uns das Schönste geboten. Oelgemälde freilich werden uns kaum zur Verfügung stehen, wir müssen uns mit den Werken der reproducirenden Künste begnügen. Aber gerade diese sind heute so herrlich entwickelt, daß man die Nichtverwerthung ihrer Schätze in der Schule um so lebhafter bedauern muß. Aber welcher Art sollen diese Bilder sein? fragt Dr. Spanier. Eine abschließende Antwort kann auch er nicht geben, es sind noch zu wenig Versuche und Erfahrungen auf diesem Gebiete gemacht. Gewiß ist, daß auch hier das Beste für die Kinder gut genug ist. Mit Vorbedacht hat man zu wählen, nicht Laune und Gelegenheit dürfen entscheiden. Farbige Bilder müssen bevorzugt werden. Die Freude an der Farbe ist dem Kinde so eigen, daß es nur lebhaft zu beklagen ist, wenn man diese natürliche Anlage nicht pflegt und fördert, zumal eine rechte Cultur des Farbensinnes zugleich die beste Vorbereitung zum künstlerischen Genuß ist. Die heimische Flora und Fauna bietet ein Anschauungsmaterial, das jedem zugänglich ist. Jedes Schulzimmer müßte ein Blumenfenster haben. Und einfache künstlerische Darstellungen aus diesem Gebiete sollten am ehesten anleiten, die ästhetische Illusionsfähigkeit des Kindes zu wecken, und ihm die Möglichkeit geben, zwischen Natur und Darstellung von Natur zu vergleichen. Die farbige Lithographie, die allem Anschein nach einer Blüthezeit entgegengeht, muß uns das Beste liefern. Die Kunstwerke, die wir für die Schule wählen, müssen dem Kinde etwas sagen. Ihr Gehalt darf nicht über den Anschauungs- und Erfahrungskreis der Kinder hinausgehen. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß der volle Inhalt des Werkes von den Kindern auszuschöpfen sein müsse. „Man sei nicht allzu ängstlich bei der Erwägung, ob das Kind auch reif sei für dieses oder jenes Bild. Ein großes Werk übt immer seinen Einfluß. Die Kraft, auf das Menschenherz zu wirken, die künstlerische Energie, die ein Bild ausstrahlt, verliert sich nicht im leeren Raum. Auch hier gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Vielleicht erst nach Jahren kommt zur Entfaltung, was als Keim sich still in die Seele gesenkt. Die geheime Erziehung, die das Kunstwerk übt, ist meist weit nachhaltiger als bewußt pädagogisches Bemühen. Sie greift ein in das dunkle Gebiet schlummernder Gefühle und läßt oft in glücklicher Stunde plötzlich sich offenbaren, was lange latent in der Seele geruht hat."

In den Classenräumen der Unterstufe sollten nach Dr. Spanier große Bilder angebracht werden, auf denen mit resoluten Farben Gegenstände, die dem kindlichen Interesse nahe liegen, dargestellt sind. Die Art guter Plakate — er denkt an Steinlen's Katzenplakat „Lait pur de la Vingeanne" — wäre hier das Geeignetste. Die üblichen Anschauungsbilder sind in den seltensten Fällen künstlerisch hergestellt. Meistens werden in matten geschmacklosen Farben eine große Menge von Gegenständen, die in der Natur so nicht anzutreffen sind, auf einem Bilde zusammengebracht. Pädagogische Absichtlichkeit, aber keine künstlerische Auffassung wird man gewahren. Diese Bilder mögen für Sach- und Sprachunterricht ihr Gutes haben, zu bleibenden Wandschmuck sind sie ungeeignet. Und unser Gewährsmann fährt fort:

Auf der Mittel- und Oberstufe treten die Reproductionen von Kunstwerken hinzu. Hier gilt es, aus einem großen Reichthum, der sich uns bietet, auszuwählen. Es ist selbstverständlich, daß nicht irgend eine Richtung bevorzugt werden darf, daß nicht ein einseitiger Geschmack zu entscheiden hat. Alles Große, was je in der Kunst geschaffen ist und vom Kinde genießend verstanden wird, kann gewählt werden. Am verständlichsten freilich wird dem Kinde die deutsche und die moderne Kunst, soweit sie einfach und natürlich ist, sein. Der unmittelbare Genuß ist hier am ehesten möglich. Aber auch unsere großen Alten müssen wir den Kindern zuführen. Zwar wird die Formensprache Dürer's, Holbein's und Rembrandt's die Kinder zuerst befremden, aber die Größe, die Gefühlsinnigkeit, der geistige Gehalt dieser Meister ist doch so gewaltig, daß sie auch auf das Gemüth der Kinder wirken und ihnen rechte Freude machen können. Auch Bilder, die die Landschaft und das Leben der engeren Heimath darstellen, könnten den größten Nutzen stiften. Hamburger Künstler planen für Hamburger Schulen solche Bilder. Sie würden ein vorzügliches Mittel sein, Heimathkunde im feinsten Sinne des Wortes und Kunstverständniß zu fördern. Aber diese künstlerische Erziehung würde auch weitere Kreise beeinflussen. Die Kinder, die in der Schule gute Kunst sehen, werden auf ihre Eltern wirken, daß sie in ähnlicher Weise — die Kosten sind ja verhältnißmäßig gering — ihr Heim schmücken, daß sie nicht jedes bunte Stück Papier zum dauernden Schmuck festnageln, daß sie jene miserablen sogenannten Oeldruckbilder verabscheuen lernen, die ihnen von den Händlern auf den Märkten oder von Hausirern als Prämien zu schlechter Lectüre aufgedrungen werden. Welche Förderung unser Handwerk durch Arbeiter erhalten kann, die Geschmack haben, ist einleuchtend. Auch der ärmere Arbeiter kann seine Wohnung durch ein gutes Bild schmücken, er wird überhaupt darauf sinnen, wie er sie sich zu einem Heim macht, in das er sich immer wieder zurücksehnt. Wir wollen kein Mittel verachten, das die Möglichkeit giebt, die Zahl der Opfer des Wirthshauslebens zu verringern. Und Dr. Spanier malt uns eine Zukunft vor, wo das Interesse für das Künstlerische überhaupt gesteigert werden wird. „Häufiger werden in den großen Städten die Museen besucht werden; Denkmäler und Gebäude wird man nicht bloß durch ihre Masse auf sich wirken lassen. Für das Schöne auch in der Natur wird man empfänglicher werden. Viele von uns sind ja durch die moderne Malerei erst zu rechtem Naturgenuß gekommen. Was zuerst im Bilde befremdete, fand man dann bei aufmerksamem Sehen in der Natur wieder. Nun achtete man auf Licht- und Luftstimmungen und auf das bunte Spiel der Reflexe. Der Blick, der sich fast an kalte Formenabstractionen gewöhnt hatte, wurde wieder auf die leuchtende Schönheit der Farbe berichtet. Die Künstler haben uns die Augen geöffnet. Sie boten uns zuerst vereinzelt, vielleicht auch ein wenig betont, was uns in der Fülle nicht zu Gesichte kam. So lehrten sie uns die Natur mit ihren intimen Reizen sehen und uns ihrer freuen. Man kann nicht einmal sagen, daß dieser Weg ein ganz verkehrter war. Jedes echte Kunstwerk ist organisch geworden und nach den ihm immanenten Gesetzen aus der Seeele des schaffenden Künstlers gewachsen, es ist an sich ein Stück Natur. Und so ist zwischen Kunst und Natur kein Gegensatz, sondern engste Verwandtschaft.

Darauf kommt es überhaupt an, daß wir das allgemeine Niveau des ästhetischen Empfindens heben. Es ist nichts erreicht, wenn nur die Künstler und die ihnen nahe stehen und einige wenige Auserlesene Kunst fühlen lernen. Viel freilich kann ein Einzelner, wenn er hochgestellt ist und reiche Mittel hat, für die Hebung des künstlerischen Sinnes und die Bildung des guten Geschmackes thun. Es geschieht

nur bei uns so gar selten. Wie es um die allgemeine ästhetische Bildung bestellt ist, kann man am besten aus der Art erkennen, wie große gesetzgebende Körperschaften, deren Mitglieder sich doch selbstverständlich zu den Gebildeten zählen, zu Fragen der Kunst Stellung nehmen. Wer aus den Reden der Volksvertreter einen Schluß zieht auf das Kunstverständniß des Volkes, wird kaum in diesem Punkte quieta non movere anzurathen geneigt sein. Nur durch eine allgemeine Cultur des guten Geschmacks können wir Deutschland in dem anbrechenden Concurrenzkampfe der Nationen auf dem Gebiete der Kunstthätigkeit vor starken Niederlagen bewahren, nur so können wir der heimischen Kunst freudig schaffende Künstler und — um mit Goethe zu reden: „gefühlvolle Kenner" und opferfreudige Käufer erhalten

Und gleichsam als Illustration zu seinen theoretischen Ausführungen ist dem Büchlein Spanier's der Catalog der Hamburger „Schulbilder"-Ausstellung angehängt. Da finden wir das Religiöse im obigen Sinne bei den Drucken nach Dürer, Holbein, Rembrandt, das Patriotische bei Menzel und Lenbach, das auf die Phantasie Wirkende bei Ludwig Richter, Böcklin, Klinger, Thoma. Leider hat sich die Commission bei der Auswahl etwas zu sehr von modischen Schlagworten beeinflussen lassen, sonst würden Anton von Werner, M. v. Schwind, Knaus u. A. gewiß nicht fehlen. Aber als erster Versuch sind Buch und Ausstellung zu loben, denn es ist eben unendlich schwer, die moderne Kunst in den Dienst des Volkes und der Jugend zu stellen.

---

## Laube und Dawison.

Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Von Eduard von Bamberg.

(Schluß.)

Inzwischen kam Dawison, während die Sache noch nicht spruchreif war, die Version zu Ohren, daß er seinen Contract werde einhalten müssen, und entrüstet über diese angebliche Sinnesänderung Laube's haranguirte er diesen während der Vorstellung der „Krisen" (28. December 1853), indem er den leidenden Zustand seiner Frau und die Nothwendigkeit einer Luftveränderung in's Treffen führte.

Laube nannte das Ausflüchte; darauf Dawison: „So sollte das Burgtheater zu stolz sein, einen Schauspieler, der Ausflüchte sucht, um loszukommen, mit Gewalt festhalten zu wollen."

Laube: „Das ist unsere Sache."

Dawison: „Sie sehen, ich gehe jetzt schon mit wahrem Widerwillen an die Ausübung meines Berufes, und in meiner Stimmung werde ich bald gar nicht mehr im Stande sein, zu spielen."

Laube: „So lassen Sie's bleiben."

Dawison: „Kann es die Direction dann verantworten, einen Schauspieler von Talent auf diese Weise vernichtet zu haben?"

Laube: „Lächerlich!"

Dawison: „Sie wollen mich also moralisch zu Grunde gehen lassen?"

Laube: „Was liegt daran?"

Dawison: „Aber ich sage Ihnen, daß ich mich ganz und gar unglücklich fühle, und daß ich sterbe, wenn Sie mich zwingen, hier zu bleiben."

Laube: „So sterben Sie!"

Dawison bekam einen nervösen Anfall und sagte darauf noch erregter zu Laube, daß sein brüskes und rücksichtsloses Wesen zerstörend auf edlere Kunstkreise wirke und er mit dieser Manier nicht lange eine große Kunstanstalt leiten werde. Dann bekam er einen neuen Anfall, und Lucas mußte die Rolle zu Ende spielen.

Das ist Dawison's eigene Darstellung; Laube äußert sich dagegen folgendermaßen. „Um die Frist abzukürzen, machte mir Dawison eine Scene hinter den Coulissen, die Scandal erregen und sofortigen Bruch herbeiführen sollte. Er ging mehrmals an mir vorüber, stieß Scheltworte aus und gesticulirte heftig. Ich sprach mit Jemandem und wurde es gar nicht gewahr. Als man mich aufmerksam machte, wußte ich auf der Stelle, wohin das zielte. Ich schickte sogleich nach Herrn Lucas; er hatte den Doctor in den Krisen auch schon gespielt. Ich ließ ihn bitten, er möchte eiligst kommen; binnen einer halben Stunde werde Herr Dawison ohnmächtig werden. Binnen einer halben Stunde wurde Herr Dawison auf der Bühne ohnmächtig und der Vorhang mußte fallen. Herr Lucas wurde sofort als Stellvertreter angekündigt, wir spielten das Stück ruhig zu Ende und des anderen Tags erließ unser Chef die Ordre: Herrn Dawison nie wieder das Burgtheater betreten zu lassen." Ehe wir die Fäden aus einander wirren, hören wir erst den gleichzeitigen Commentar des menschen- und theaterkundigen Holtei, den Dawison um seine Ansicht und seinen Rath angegangen war:

„Wen fragen Sie um seine Meinung? Der Schriftsteller, Schauspieler, Vorleser, mit einem Worte der Künstler (insofern ich Anspruch hätte auf diesen Beinamen) wird auf Ihre Seite treten. Er weiß am besten, wie einem zu Muthe ist, der es nicht aushalten kann oder nicht mehr aushalten zu können wähnt, gleichviel. Er weiß, daß in Momenten der Aufregung keine Rücksicht gilt und daß man gern sein eigen Geschick mit Fäusten zertrümmern würde, um nur etwas zu brechen. Für solche Zustände giebt es nur eine Erklärung, und diese findet kein Anderer, als der sie an und in sich selbst erlebte. Fragen Sie aber den ehemaligen Directionsbeamten und Director, so muß dieser auf Laube's Seite treten. Ich halte mich an die von Ihnen gegebene Beschreibung des Vorfalls. Sie zeigt, daß die Scene hinter den Coulissen nur der Ausbruch eines längst gährenden Gewitters war: Sie die von Sturm getriebene Wetterwolke, er der kalte, eiserne, spitzige Blitzableiter. Wenn Laube Ihnen versprochen hatte, für Lösung Ihres Contracts thätig zu sein, so glaube ich auch, daß er sich ernstlich darum bemühte. Er ist zu klug, um nicht einzusehen, daß Ihr erzwungenes Bleiben nur Ungemach herbeiführen könne. Ist er aber auf Hindernisse gestoßen, hat man ihm von oben erwidert: warum erst neuen Vertrag mit dem Mann schließen, wenn es von ihm abhängen soll, ihn gleich wieder zu lösen? Das geht nicht so! Thue Deine Pflicht und halte ihn fest! ꝛc. — was konnte er dagegen thun? Durfte er die Schuld auf Andere schieben? Mußte er sich nicht das Ansehen geben, er sei es und sein Wille, der Sie nun festhalte, trotz eines übereilt gegebenen Versprechens? Ein Director, der von höheren Gewalten abhängt und von diesen gewissermaßen vorgeschoben wird, um jeden Stoß zu pariren, wandelt auch nicht auf Rosen. Laube mag verletzende Formen haben, aber Sie, Freund, sind auch kein Lamm. Sie müssen sein, wie Sie sind, sonst wären Sie eben nicht, der Sie sind, und wären es nicht so rasch geworden. Aber gleichwohl halte ich es nicht für leicht, Ihr Director zu seyn, am allerwenigsten bei einer Anstalt, wo so vielerlei Willen Ihren Willen oft durchkreuzen müssen. Damit Sie sich bei einer Bühne auf die Dauer zufrieden fühlen können, müssen Sie unumschränkter geistiger Herrscher dieser Bühne sein. Das ist meine aufrichtige Meinung, und wenigstens ist es die Meinung eines Menschen, der Sie beobachtet hat, der Sie kennt, Sie deßhalb hochschätzt und es gewiß sehr gut mit Ihnen meint. Was die Folgen dieser Geschichte betrifft, so erscheinen sie mir unbedeutend trotz allem Gerede. Ehe ein Monat in's Land geht, werden Sie haben, was Sie wollten, Ihre Freiheit, unbedingt und ohne alle Nachwehen. Und dann, scheint mir, werden Sie wohl thun, diese zu benutzen, um Gastrollen zu geben, bis Sie einen leeren Thron finden, den Sie einnehmen können. Sie sind berufen, eine Bühne geistig zu leiten wie Schröder, Iffland, und zu spielen, was Sie freut. Ob es in Dresden geht, zwischen Lüttichau, Tichatscheck, Emil — und dem Hofe? — darüber habe ich vom Anfang meine Bedenken gehegt."

Was Holtei hier über schauspielerische Nervosität sagt, ist ebenso sachgemäß wie die Charakteristik der Antagonisten, und der Rath bezüglich der Gastspiele und der freien Bewegung zeigt uns, wie diese Ansichten tief in der Zeit begründet waren. Dagegen ist Laube nicht deßhalb kalt geblieben, weil er seit seiner Befürwortung auf Hindernisse gestoßen wäre; er ging vielmehr deßhalb nicht auf die erneute Bitte ein, weil ein officieller Bescheid auf die alte noch nicht vorlag, und er aus dem neu vorgeschobenen Grunde auf einen beabsichtigten Scandal schließen zu müssen glaubte. Daß so etwas von vornherein nicht in Dawison's Absichten lag, zeigt die Offenheit, mit welcher er seine Ausflüchte zugab; erst dadurch, daß Laube Oel in's Feuer goß, nahm die Sache eine flagrante Wendung. Daß dieser aber den Inhalt des Zwiegespächs als nebensächlich übergeht, ist ebenso charakteristisch für seine Darstellung wie für die andere, daß

Dawison die brutale Form seiner Anknüpfung unerwähnt läßt. Ihm war daran gelegen, den Eclat aus dem Kampfe seiner nervösen Leidenschaftlichkeit mit der göttlichen Grobheit des Directors zu erklären, während Laube tiefere Motive bei Dawison nachzuweisen und seine alleinige Schuld an der Störung der Vorstellung außer Zweifel zu setzen sucht. Beide gingen von falschen Voraussetzungen aus, Beide traten sich als unversöhnliche Gegensätze gegenüber; und so tief blieb diese Scene in ihren Gemüthern haften, daß Laube später Dawison die ganze Strenge seiner Kritik fühlen ließ, während dieser mit Hintansetzung aller Dankbarkeit von persönlichen Kränkungen sprechen konnte.

Was schließlich die Ohnmacht anbetrifft, so sieht dieselbe allerdings wie ein Theatercoup aus, der, wenn nicht in der Rolle vorgesehen, doch sehr wirksam extemporirt war. Indessen giebt es mehr Fälle in den Acten der Coulissenscandale, wo man im Hinblick auf Ursprung und Mittel des Streites apodiktisch behaupten möchte, daß der Eclat absichtlich herbeigeführt wurde, während sich die Ohnmacht natürlich durch die anderweitige Erregung der bereits erregten Nerven erklärt und nicht einmal der Umstand dagegen spricht, daß der in's Leben Zurückgerufene sich der Wirkungen dieses Unfalls freut. Der Doctor in den „Krisen" ist nun allerdings keine angreifende Rolle, aber Dawison hatte sich in solche Wuth hineingeredet, daß er auch in jeder andern den Faden verloren hätte; es war keine Ohnmacht, die ihn der Besinnung beraubte, sondern eine Depression, die er hätte meistern können, jetzt aber gewähren ließ, wo er seine ganze Zukunft unrettbar verloren glaubte.

In Wien war man durch diesen Auftritt „schmerzlich überrascht" und außerhalb „höchlichst frappirt". Man konnte es nicht verstehen, daß Jemand die Burg, diese Dorado des Schauspielers, diese Stätte höchster Anerkennung und behaglichster Sicherheit, im Stiche ließ, und die Auflehnung gegen Laube, welche man außer aller Möglichkeit geglaubt hatte, erschien den Einen als titanische Größe, den Anderen als möglichste Unverfrorenheit. Uebrigens traf das, was Holtei vorausgesehen hatte, richtig ein. Nachdem Laube die Unmöglichkeit einer Rückbildung dargethan hatte, begnügte man sich, die Ordnung und Disciplin gewahrt zu haben, fand es grausam, eine große Begabung in Unthätigkeit verkommen zu lassen und unpractisch dazu, dies mit theurem Gelde zu bezahlen, ließ also die Entlassung ohne weitere Nachtheile folgen. Nicht einmal die Sympathie des Publicums büßte Dawison ein, denn als er am 28. Januar 1854 in der „Aurora", einer geschlossenen Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern, Bruchstücke aus Hebbels „Michelangelo" las, war der Fremdenbesuch ein überaus starker und des Beifalls kein Ende. Man betrachtete schließlich den Auftritt als Abschluß unheilbarer Differenzen, beklagte den Verlust und hoffte, daß Dawison zum Gedeihen der Kunst und sich selbst zu Liebe in neuen Verhältnissen seine Rolle in der bürgerlichen Gesellschaft so gut spielen würde wie bislang hinter den Lampen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten

### Der vollkommene Geliebte.

Von Matilde Serao.

Kein Mann hat es je gewußt und keiner wird je erfahren, was und wie Massimo Dias ist. Nur eine Frau kann ihn kennen, verstehen und schätzen, und auch nur eine Frau, die ihn so wie ich geliebt, oder die er wenigstens geliebt hat. Vor Allem schon darum, weil nur eine Frau das Recht hat einen Mann zu beurtheilen, denn sie allein sieht ihn von der höchsten Stufe der Menschlichkeit aus, der Liebe, und richtet ihn auch so. Das Urtheil eines Mannes über einen anderen Mann, oder das Urtheil Tausender über einen einzelnen Mann hat meistens den Charakter einer manchmal unschuldigen, häufig aber bewußten und eigennützigen Lüge, indeß das Zeugniß einer Frau für ihren Geliebten klar, leuchtend und echt ist wie Krystall. Aber was sagen die Männer von ihm? Sie behandeln ihn vom Standpunkte der Liebe aus mit einer gewissen Verachtung, die auf Unkenntniß und Neid beruht, stellen sich verwundert, daß er den Frauen gefällt, bestreiten manche seiner augenscheinlichsten Liebeserfolge, finden ihn unbedeutend, gewöhnlich, oft unausstehlich und schließen mit der Bemerkung: wenn Massimo Dias auch einige Eroberungen gemacht habe, so erkläre es sich nur durch die Perversität der Frau, die ein verderbtes Geschöpf sei und in der Liebe zu Allem fähig. So lautet das Urtheil der jungen wie der alten Männer, der fröhlichen, der Menschenhasser, der gleichgiltigen, wie der Schwärmer, Aller, denen ich je begegnet bin.

Massimo Dias war diese verächtliche Meinung nicht unbekannt, aber er widersprach nie, selbst dann nicht, wenn ein kecker Freund es ihm in's Gesicht sagte; er ließ Alle reden, ohne sich zu vertheidigen, gleichgiltig gegen allen Haß und Neid. Ich habe ihn sogar mit der wunderbarsten Kälte die Ausbrüche seiner Gegner unterstützen hören, sein Unglück in der Liebe eingestehen, die Seltenheit seiner Erfolge, deren sich selbst die in der Liebe unglücklichsten Männer rühmen können, beklagen und darüber trauern hören, daß er keine einzige schöne Erinnerung bewahre, weil seine Liebesabenteuer so geringwerthig seien. Massimo Dias wollte sie selbstverständlich täuschen, wenn er sich ungeschickt nannte, denn eine solche Täuschung ist das sicherste Mittel, um Alle zu beruhigen. Die einzige Wahrheit ist, daß Massimo Dias viel geliebt worden ist und viel geliebt werden wird. Und das sage ich, die ihn geliebt habe, die ihn liebe, die ihn immer lieben werde, das sagt eine Frau, die er liebt, die er immer lieben wird. Man kann es mir glauben. Er wird bei den Frauen immer Erfolg haben, denn er ist ein vollkommener Geliebter.

Sie möchten wissen, weßhalb Massimo Dias ein vollkommener Geliebter ist? Nun, ich will Ihnen den Grund und die Art meiner Liebe erzählen, und Sie werden dann verstehen, warum andere Frauen ihn geliebt haben und noch lieben werden. Wenn auch das unschuldigste Weib einen jungen Mann kennen lernt, beschäftigt es sich vor Allem mit der Frage, ob er sie lieben könne oder nicht, und so werden nach der weiblichen Auffassung alle Männer in zwei Classen getheilt: die welche lieben können, und die welche nie lieben werden. Die zweite Classe hat für die Frauen keine Daseinsberechnung, sie mögen schön, reich, liebenswürdig sein, es hilft ihnen nichts, sie sind abgethane Geschöpfe, die das weibliche Auge nicht mehr unterscheidet. Massimo Dias gehörte der ersten Classe an. Die Frau, die ihn sah, fühlte, daß zu einer bestimmten Zeit, unter bestimmten Bedingungen sie vielleicht, wenn Gott oder der Teufel es so füge, seine Liebe gewinnen könne. Natürlich gab sich eine Frau diesen Gedanken nicht hin; es war nur ein geheimer, flüchtiger und unklarer Gedankenblitz, der gleich spurlos verschwand, ohne eine Spur zu hinterlassen und je wieder aufzutauchen, aber es blieb ein feiner, unsichtbarer Faden, der sich um die Frau und den Mann schlang. Dieser Faden knüpfte sich auch zwischen uns, als ich ihn zum ersten Mal sah; und als wir uns später ohne bestimmte Absicht von seiner oder meiner Seite wiedersahen, knüpften und verschlangen sich unablässig neue Fäden. Er machte mir nicht den Hof, aber er interessirte sich für mich, ohne zudringlich zu werden, und zeigte mir in seinem Benehmen eine weiche Anmuth, die auf den ersten Blick wie Zärtlichkeit aussah. Diese natürliche Anmuth, die nie durch ein sinnliches Wort verdorben wurde, die nie seinem Benehmen gegenüber anderen Frauen glich, die also etwas ganz Besonderes war, beruhigte und erweichte zugleich mein Herz. Ich bin nicht empfindsam, aber in seiner Gegenwart konnte ich an nichts Anderes denken, als nur an die Liebe. Im Blicke

seiner Augen, im Klange seiner Stimme, in jedem seiner Worte, selbst im Kältesten, lag ein solcher Glanz von Lebensfreude, eine so jugendliche Ueberzeugungskraft, dem Frühlingshauche gleich, der die Rosen in's Leben ruft. In seiner feinen und langsamen Anziehungskraft lag zugleich etwas Unbewußtes, und als er später, nicht plötzlich, mein Herz und meine Person gewann, geschah es ohne heftiges Drängen, ohne dramatische Ausbrüche, ohne angedrohte Fluchtversuche, ohne jene scheinbar unüberlegte, aber in Wirklichkeit schlau berechnete Niedergeschlagenheit, die der Mehrzahl jener Männer geläufig ist, die unsere Herzen mit heroischen Mitteln zu erobern pflegen. Massimo Dias war natürlich: er war verliebt, weil es in seiner Natur lag und weil es ihm eine Nothwendigkeit war, meinen Willen und meine Kräfte sich unterzuordnen. Einfach, wie eine Lebensäußerung, wendete er die feinsten Künste an, um noch mehr Liebe zu verdienen, und er verstand es auch, sich zu entfernen. So war seine Liebe immer mit meiner im Einklang, ohne daß er zu dieser Harmonie eines äußerlichen Zwanges bedurfte, und in Stunden des Kummers fand ich an meiner Seite den Mann, der den unbestimmten melancholischen Neigungen meiner unruhigen Seele folgte, wie ich auch in Stunden des Uebermuthes in ihm ein Echo jugendlicher Lebensfreude sah und sein Herz vor Lebensfreude tanzen hörte. Aber sein großes Geheimniß werde ich Jedem, der es hören will, sagen, obgleich Niemand daraus einen Nutzen ziehen kann: sein Geheimniß bestand in der Liebe zu mir, in jener heißen, beständigen Liebe, womit er mich immer umgab, womit er mich gleichsam in eine Liebesatmosphäre einschloß. Die Seele dieses Mannes strömte immer von Liebe über, und nur auf sie verließ er sich, um mich zu gewinnen. Nur durch seine Liebe kann ich die ganze Erwiderung seiner Liebe erklären: ich fühlte, daß nur Jene Recht haben, welche Leidenschaft mit Leidenschaft erwidern, welche die Sünde durch das höhere Gesetz der Dankbarkeit heiligen. Er liebte, er vergötterte mich, und ich liebte ihn mit völliger Hingabe, ich wurde sein, aber er wollte mich nicht im Sturm gewinnen: er wartete Tage, Wochen, damit in der Hingabe der Seele die Liebe noch stolzer und heftiger entbrenne. Er wartete, er litt, die Leidenschaft verzehrte ihn, aber er harrte in Geduld, damit unsere Liebe die Reife erlange. Wie war ich ihm für diese Geduld dankbar, die für ihn unerträglich sein mußte, und die für sein Zartgefühl zeugte, wie empfand ich es, daß er die Frau, die Liebe und sich selbst achtete! Ich begriff, daß in seinem Herzen die Liebe einen Tempel hatte, und die Feste trugen die Weihe der sehnsüchtigen Erwartung und der erhabenen Läuterung.

Ja, er war ein vollkommener Geliebter. Natürlich blieb er sich nicht immer gleich. Kein Tag unserer Liebe glich dem anderen, auch er blieb sich nicht gleich: ich sah ihn in plötzlichem Schmerz wie ein Kind weinend zu meinen Füßen, zuweilen in den lichtesten Augenblicken unserer Liebe suchte er bei mir Trost im Kummer; ich habe ihn bleich vor Zorn und Eifersucht an meiner Seite gesehen, bebend, mild und unfähig, irgendwelche Beleidigungen auszusprechen, er floh und kehrte wieder und erfüllte mich mit tödtlicher Angst; ich habe ihn bei mir gesehen voll brüderlichen Zutrauens, dann wieder stumm, düster, ohne eine Silbe auf meine Fragen zu erwidern, überwältigt von unerklärlicher Trägheit und Ohnmacht, und alle die Bilder seiner liebenden Seele erschienen und schwanden wie Visionen und banden mich unauflöslich an ihn.

Er war sich nie gleich. Mitunter war er so beherrscht von einer Krise leidenschaftlicher Liebe, daß er nichts kannte, nichts sah, nichts wußte und nichts wollte, als nur mich, meine Gegenwart, meine Person, als ob er mich am nächsten Tage verlieren müsse, als brauchte er den immerwährenden Besitz, um der Liebe sicher zu sein, von einem entsetzlichen heißen Durst erfaßt. Dann wieder ergriff ihn ein sonderbarer Gefühlsüberschwang, als weilte seine Seele nur in der Welt der Gedanken und Gefühle, als ob alle Dinge dieser elenden Welt ihm vollkommen fremd wären. In den schlimmsten Augenblicken schien er vom Dämon der Bitterkeit besessen, mein Herz blutete und es war mir, als freute er sich meines Herzleids. Und er hörte selbst dann nicht auf, wenn meine Augen sich mit Thränen füllten, als wäre es ihm eine Wonne, meine und seine Leiden zu sehen. Frivol und gedankenschwer, eifersüchtig und gleichgiltig, witzig und finster, leidenschaftlich und haßerfüllt, so vereinigte er in sich zehn Männer, alle neu, alle anziehend, alle bezaubernd, und bei jeder Zusammenkunft fragte ich mich von Neuem voller Angst, was ihm denn einen unendlichen Reiz gab. So erhielt er mein Herz in fortwährender Aufregung. Es gab schöne Augenblicke, wo ich seiner Anbetung sicher war, weil ich in seinen feurigen Augen wahre Liebe las, weil ich sie im Klange seiner Stimme hörte, weil ich stolz und zärtlich fühlte, daß dieser Mann mein eigen sei, aber gleich darauf verfiel ich wieder in Zweifel, und das erweckte in mir alle Ausbrüche der Leidenschaft. Es gab Zeiten, wo es schien, als fliehte er mich, Zeiten der Verzweiflung, der Raserei, und ach! vielleicht liebte er mich dann am Meisten und ich verstand das Räthsel nicht. So viel ist gewiß, daß allmälig mein ganzes Leben meinem Geliebten gehörte, ich fühlte, daß nur seine Liebe mir das Leben werthvoll und lebenswerth mache, und daß er der einzige Mann sei, den ich lieben könne.

Ein vollkommener Geliebter und doch ein Verräther! Es ist unnütz zu beschreiben, wie grausam ich litt, als sein Verrath sich mir sonnenklar offenbarte. Ich glaubte zu sterben. Er war so ehrlich in seiner Treue gewesen, ich war so fest mit ihm verbunden, daß mein ganzes Gefühl sich verwirrte. Die Liebe, die Eitelkeit, die Aufrichtigkeit, jedes Empfinden litt unter diesem Verrath. Er leugnete einfach Alles, den Beweisen zum Trotz, und diese Lüge, die mir wie eine Frechheit erschien, verdoppelte meinen eifersüchtigen Zorn. Später begriff ich, wieviel Liebe darin lag. Aber ich hatte den Kopf verloren. Ich verließ ihn also. Ich wollte ihn nicht mehr sehen, ich floh ihn. Unbeschreibliche Qualen! Ich liebte ihn und doch gehörte ihm meine ganze Seele, meine ganze Person. O, welche Gewalt mußte ich mir gegenüber anwenden, um ihn nicht zu sehen, um ihm nicht zu schreiben, um nicht einmal seinen Namen zu nennen. Er fuhr fort da zu erscheinen, wo er mich zu sehen dachte, und so war ich allmälig genöthigt, mich in mein Haus zu verschließen oder mir einsame Wege aufzusuchen. Er fuhr fort mir zu schreiben, und ich hatte nicht die Kraft es ihm zu verbieten, aber ich litt Qualen, weil ich seine Briefe nicht öffnen wollte. Alle Wege, alle Häuser, alle Dinge erzählten mir eine Episode unserer Liebe, überall hatte er seinen Stempel aufgedrückt, es gelang ihm, das Echo seiner Leidenschaft bis zu mir tönen zu lassen, als hätte er mich niemals niederträchtig betrogen. Ach, ohne ihn schien mir Alles in Schweigen und Dunkel gehüllt, jede Süßigkeit des Lebens ohne Werth, das Schwinden der Zeit, selbst das Leben nutzlos. Der Anblick eines Mannes erregte meinen Abscheu. Mein vollkommener Geliebter hatte mich an sich gebunden, ganz an sich, so daß nie, niemals mehr ein anderer Geliebter für mich auf der Welt sein konnte. Endlich vergab ich ihm seinen Verrath. Durch welche Illusionen ich mich beredete, weiß ich nicht mehr, sie entsprangen aus der unbezwingbaren Sehnsucht nach Liebe, ich war schwach, ich weiß es wohl, aber ich kann es mir nicht erklären. Ich weiß, daß ich wieder seine Geliebte an dem Tage wurde, als ich ihm begegnete und nicht die Kraft ihm auszuweichen hatte, und nicht den Muth hatte zu entfliehen; an einem Tage, wo er sich mir so traurig und so verliebt zeigte, daß ich mich selbst fragte, ob es nicht ein Irrthum sei, dem eigenen Glück zu entsagen, wenn das Glück schon da sei. Er liebte mich, ich war davon überzeugt. Das Geheimniß seiner erneuten Anziehungskraft war immer nur die Liebe, aus der das Wesen seiner Seele und seiner Nerven gebildet war. Dieser Aussöhnung folgten unvergeßliche Tage: in der Todesstunde werde ich wohl Alles vergessen, aber diese Tage werden die Visionen der Sterbestunde erfüllen. Er schwor mir, daß wenn er einen Fehltritt begangen habe — er konnte es nicht mehr leugnen, es war ihm unmöglich — so sei es unbewußt geschehen. Unbewußt? Ein merkwürdiges Wort, nicht wahr? Er wollte mich davon überzeugen, daß der Verrath eine instinctive That sei, unabhängig von seinem Willen, vielleicht sogar gegen seinen Willen, gewiß gegen seinen Willen, denn er liebe mich so unendlich!

Was soll ich weiter sagen? Er verrieth mich noch einmal und auf schlimmere Art; aber wenn diesmal der Schlag nicht so schwer traf, so widerstand ich in meiner Würde länger. Er leugnete wieder und sagte wie ein Kind zu Allem: Nein, nein; auf meine Beweise hin erbleichte er und leugnete weiter. Nach diesem zweiten Kummer, betrübt, aber weniger erregt, unterwarf ich mich der schmerzlichen Pflicht, meine Liebe zu analysiren. Ich erwog, was ich für ihn empfunden und noch empfinde, seinen Verrath, die Zeit und die Umstände. Kühl blickte ich in die Tiefen meines Herzens und prüfte die Fesseln, die mich an ihn banden: sie schienen mir unlösbar. Ich dachte nur, wenn er das Land verließe und ich ihn nie mehr wiedersehen würde, könnte ich diese Fesseln sprengen, aber wenn er an Ort und Stelle bliebe, würde mir der Anblick meines vollkommenen Geliebten genügen, um von neuem die Seine zu werden. Und wenn ich das Land verließe, würde ich nicht vielleicht doch in seine Arme zurückkehren? Dieser absoluten Nothwendigkeit gegenüber beschloß ich, von Neuem und immer wieder zu vergeben und immer wieder seine Geliebte zu sein, trotz seines Verraths. Später, als ich ihn besser kannte, wurde ich gerechter gegen ihn, und bin es noch. Wenn man einen vollkommenen Geliebten haben will, muß man den Verrath ertragen und schweigend leiden. Der Verrath ist in der Liebe eine ihrer Vollkommenheiten. Aus seiner verliebten Natur entsprang bei Massimo Dias der Instinct der Veränderlichkeit, und eigentlich betrog er nie eine Frau und mich weniger noch als die andern, denn er war immer in die Frau verliebt, der er seine Liebe gestand, wie es sich ja für jeden vollkommenen Geliebten gehört. Treu in der Liebe, aus Liebe gewoben, log er nie, wenn er von seiner Leidenschaft sprach. Treu, unbeständig und vollkommen.

## Aus der Hauptstadt.

### Karthago's Fall.

Seit vielen Jahren war die hohe Politik nicht mehr so geschäftig wie jetzt. Gewaltiges bereitet sich vor, nicht im Geheimen, nicht bedächtig langsam, sondern vor unser aller Augen und mit rasender Schnelligkeit. Die europäischen Soldatenvölker schicken sich an, die Wiege der Welt, das mütterliche Asien, unter einander auszuwürfeln. Afrika haben sie verschlungen, und ihr Appetit zeigt sich noch immer frisch und unermüdet. Es wird keinesfalls ohne Verwickelungen abgehen. Das merken allmälig selbst die Herrschaften, denen die Spazierfahrt nach Kiaotschau der harmloseste Spaß des Jahrhunderts deuchte. England ist in seiner Existenz bedroht, wenn es den Dingen den Lauf läßt, den sie augenblicklich genommen haben. Eine Ewigkeit hindurch war es die Colonialmacht der Erde. Zwar gönnte es den Nachbarnationen in Europa allerlei kleines Spielzeug, damit sie bei guter Laune blieben und nicht übermäßig neidisch würden. Aber was wirklich erquickend anzusehen und von wahrhaftem Werth war, das nahmen die erwachsenen und geriebenen Staatsmänner von Downinghouse immer rechtzeitig an sich, ehe die europäischen Babies ihre täppischen Händchen darnach ausstrecken konnten. So war es noch bis vor ganz kurzer Zeit im Gebiete der schwarzen Venus. Und so glaubten die Erben Beaconsfield's auch mit dem mongolischen Continente verfahren zu können. Daß man ihnen jetzt in den Weg tritt, daß man den lächerlich dreisten Anspruch der Gleichberechtigung erhebt, dürfen sie sich auf keinen Fall bieten lassen. Das britische Colonialreich, Groß-England für gleichberechtigt zu erklären mit den Colonialländern Frankreich und Deutschland, mit der russischen Macht, heißt es auf's Schwerste beleidigen. Die Meerkönigin wird sich nicht schweigend zur Meercollegin erniedrigen lassen. Solche historischen Umwälzungen gehen nun und nimmer im tiefsten Frieden vor sich. Nichtsnutziger Kleinigkeiten wegen, Kleinigkeiten im Vergleich mit diesem unerhörten Ansinnen, hat man zum Degen gegriffen. England sieht einstweilen noch mit mühsam verhehlter Wuth, zitternd vor Scham und Zorn, der Entwickelung zu. Noch hofft es, daß die Festlandmächte selbst ihre ungeheuerlich freche Anmaßung erkennen und sich mit eingezogenem Schwanz zurückziehen werden. Thun sie das nicht, nun gut, so ist Karthago gerüstet. Es wird losschlagen.

Von der inneren Schwäche des britischen Weltreiches spricht der Lesepöbel auf den Gassen, und die Wissenden sprechen es ihm nach. Wäre England Rom, dann stünden überall seine zermalmenden Legionen. Aber nicht ohne Grund und mit gutem Fug hat es bisher den Pfeffersack dem Tornister vorgezogen. Ganz geringe Unkosten hat ihm bisher die Verwaltung und Ausbeutung der Welt gemacht. Das ist ja der prächtige Unterschied zwischen einem Lande, dessen Minister geniale Kaufherren sind, und einem Militärstaate: ihm bringen die Colonien Jahr um Jahr Milliarden zum Nationalvermögen hinzu, dem Anderen fressen sie große Löcher in's Budget. England sah es auch deßhalb bislang nicht ungern, wenn seine europäischen Freunde Ueberseebesitz erwarben. Sie stürzten sich dadurch immer mehr in Schulden, fanden immer mehr Anlaß, sich unter einander in die Haare zu gerathen und sich in blutigen Kriegen gegenseitig zu ruiniren, zu Englands Glanz und Vortheil. Erst neuerdings trat unheilvoller Wandel ein. Die britische Macht hat sich auf dem ganzen Erdballe schweigend ihre claims abgesteckt, ihre Interessensphären, und schweigend respectirte das nachgeordnete Kroppzeug diese Niemandem angezeigten, noch auf keiner Karte vermerkten englischen Besitzergreifungen. Man nahm bescheiden, was übrig blieb: Sandlöcher, Malarianester und dergleichen. Zu den britischen Reservatterritorien gehörte u. A. auch China. Niemand zweifelte daran, daß die Drachenlande über kurz oder lang einen neuen Edelstein in der Krone Ihrer verwitweten Majestät bilden würden. China sollte der Ersatz für Indien sein, mit dessen Verlust Londoner Staatsmänner so oder so rechnen mußten. Wie ein Schlag in's Gesicht wirkte es deßhalb, als nach Beendigung des chinesisch-japanischen Froschmäusekrieges die Festlandmächte in die Friedensunterhandlungen eingriffen, die doch ausschließlich britischer Controlle unterstanden; als sie sogar die Stirn hatten, einen diplomatischen Sieg über Salisbury zu erringen und den Frieden von Shimonoseki zu dictiren.

In den letzten Tagen ist wieder von einem schweren volkswirthschaftlichen Irrthum die Rede gewesen, der im Jahre 1894, vor Abschluß des russischen Handelsvertrages, Wilhelm II. unterlaufen sein soll. Man behauptet, er habe sich damals auf einem Mahle bei Caprivi eingehend über die schlimmen Folgen geäußert, die eine etwaige Ablehnung des russischen Handelsvertrages für unsere politischen Beziehungen zu Rußland nach sich ziehen werde. Der Kaiser soll es unumwunden ausgesprochen haben, daß er in diesem Falle keinen anderen Ausweg für möglich halte, als die Entwickelung eines wirklichen Krieges aus dem wirthschaftlichen Kriege. Es hält schwer, diesen Nachrichten zu glauben. Wilhelm II. wird sich nie darüber im Unklaren gewesen sein, daß wirthschaftliche Fragen nicht das Geringste mit politischen gemein und zu thun haben. Geographische Lage und gemeinsame Interessen einer dritten Macht gegenüber bedingen die politische Freundschaft zweier Staaten; wie ihre Einfuhr und Ausfuhr sich zu einander verhält, das hängt von ganz anderen Factoren ab. Beides durcheinander zu wirbeln, brächte die heilloseste Confusion hervor. Und selbst wenn nicht Fürst Bismarck diese Meinung wiederholt mit aller Entschiedenheit und unwiderstehlicher Beweiskraft vertreten hätte, wäre es müßig, sie zu predigen. Jedes politische Kind sieht ein, daß in den kommenden Wirren unser Platz an Rußlands Seite sein muß; der erbittertste Zollkrieg wäre außer Stande, den naturnothwendigen, von selbst gegebenen Aufmarsch zu beeinflussen oder gar zu ändern. Um die Vorherrschaft in Asien ringen Rußland und England; Deutschland und England werden ihre Kräfte auf dem Boden des schwarzen Welttheils zu messen haben. Diese einfache Formel entscheidet. Frankreich, das bei seiner zurückgehenden Volkszahl gar keine Colonien brauchen kann und dessen Industrie sehr

verständigerweise ihren Hauptabsatz auf dem eigenen Markte sucht, kommt kaum in Betracht. Deutschland bildet also das Zünglein der Wage. Daß es sich England zuneigt, ist ausgeschlossen. Ganz abgesehen von dem Wunsche, mit seinem unmittelbaren Nachbar im Osten in Frieden zu leben, weiß es, daß England uns nimmermehr Freiheit der Colonisation geben würde, deren wir doch so dringend wie des lieben Brodes bedürfen, bei unserem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 600000 Seelen. Die Weltpolitik des zwanzigsten Jahrhunderts wird einen gesunden Ausgleich zwischen Slaven- und Germanenthum bringen: ein asiatisches Rußland, das anstandshalber Sommervillegiatur in Europa hält; ein Deutschland über See, ein germanisches Kaiserreich, das europäische Cultur und deutsches Wesen in die Tropen trägt. Es wäre höllische Narretei, wenn die beiden Erben der Welt sich über Nebendinge verfeinden, wenn Einer vom Andern schmähliche Demüthigung heischen würde, wie den Abschluß unvortheilhafter, nach Tribut riechender Handelsverträge. Auch sind die alten Herren am Newski-Prospect solche Thoren nicht.

England freilich muß sein Letztes versuchen, aus Petersburg und Berlin Heerlager zu machen, die sich das Salz auf dem Ei nicht gönnen und nur mit blutunterlaufenen Augen auf den ersten Anlaß zum Losschlagen lauern. Es ist den Briten aus dieser Verhetzungspolitik nicht einmal ein Vorwurf zu machen; sie sollen schachmatt gesetzt werden und vertheidigen sich natürlich mit Nägeln und Zähnen. Ein Vorwurf träfe nur uns, wenn wir in die uns gegrabene Falle blindlings hineintappten. Nach Ueberwindung der Coweswochen aber und der haarsträubenden Polenpolitik Caprivisti's scheint diese Befürchtung wenig am Platze. In erster Linie ist es den hallenden Weckrufen des alten Kanzlers zu verdanken gewesen, daß man von der Engländerei und dem Koscielskismus abschwenkte. Abschwenkte von diesen beiden unbegreiflichen politischen Irrthümern, die das höchste Mißtrauen des Zaren wachrufen und ihn zwingen mußten, anderwärts Anschluß als bei Deutschland zu suchen, dem curiosen Reiche, das aus phantastischen Gründen sogar die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages abgelehnt hatte. Der erste bündige Beweis unserer nationalen Unabhängigkeit von England, das kaiserliche Telegramm an Krüger, mag deßhalb immerhin verschieden beurtheilt, aus formellen Gründen sogar getadelt werden — für die Annäherung an Rußland hat es unsäglich viel mehr gethan als alle Besuche in Petersburg, alle freundschaftlichen Toaste und Prunkfeste. Daß jetzt endlich die Nebel vor den Augen gefallen sind und der Blick in die Weite sich geöffnet hat, erhellt aus den drohend scharfen Worten, mit denen der milde Vorleser Hohenlohe der polnischen Agitation zu allgemeiner Ueberraschung entgegentrat. Die öffentliche Meinung in England, von deren guter politischer Witterung wir der unserigen ein ganz bescheiden Theil wünschten, hat denn auch alsbald erkannt, welcher Wind jetzt auf höheren Befehl in der Wilhelmstraße weht. Ihre Presse gab sich nur ein paar Tage lang Mühe, mit Deutschland schön zu thun und ihm den alten, betäubenden Phrasenschnaps einzuschänken. Dann sah sie die Nutzlosigkeit ihrer Lockungen ein und pfiff die stolze Melodie, die der großen Nelsonschlacht gesungen wurde. Die City stimmt diesen Ton grundsätzlich immer nur dann an, wenn ihre Diplomatie bankbrüchig geworden ist. England hatte die Schwächung seines Einflusses in Peking, der früher allmächtig gewesen war, durch die russischen Staatskünstler zähneknirschend ertragen, hatte es dulden müssen, daß China die Bedingungen, zu denen es ihm das Sechzehnmillionendarlehen anbot, mit verletzender Schnelligkeit zurückwies. Als Rußland nun gar Miene machte, einen Vertrag mit den Weisen des Tsungli-Yamen zu schließen, der den britischen Handel in China lahm legen mußte, da war der beleidigte Canallöwe zum Kampfe bereit.

Wenn das Inselreich zum Kampfe bereit ist, so hat man darunter natürlich immer einen Kampf zwischen zwei anderen Mächten zu verstehen; selber pflegt es ja seine europäischen Kriege nur sehr ungern auszufechten. Es fragt sich, wen es diesmal in Dienst und Sold nehmen wird. Deutschland weigert sich, von seinem russischen Verbündeten zu lassen, und diese Weigerung vergißt ihm der englische Vetter nie, diese Weigerung kostet Wilhelm II. den letzten Rest von Volksthümlichkeit, den er drüben genießt. Frankreich hält noch unerschütterlich zum Freunde von Kronstadt, und die Dreibundstaaten geniren sich Deutschlands wegen, so gern sie im Uebrigen vielleicht Anschluß an England suchten. Es bleibt nur das allerdings vielversprechende Balkan-Tohuwabohu. Der Sultan muß gewonnen und in seinem Trutze gegen die Einmischung des Abendlandes bestärkt, die kretische Frage, die schon einmal so prächtig heiße Köpfe gemacht hat, muß wieder aufgerollt werden. Man darf gewiß sein, die Minister der Kaiserin von Indien schonen in Zukunft Prospecte nicht und nicht Maschinen, um die continentalen Mächte gegeneinander zu verhetzen und Europa an allen Ecken und Enden in Brand zu stecken. Rule, Britannia, rule the waves! Und diese Herrschaft läßt sich auf anderem Wege nicht ermöglichen.

Wie lange die Londoner Kniffe und Kunststückchen vorhalten, ist freilich nicht sowohl eine Frage der Zeit als der festländischen Intelligenz. Zeigt sie sich der thörichten Chamberlainerei gewachsen, die den Augenblick, Deutschland zu gewinnen, verpaßt und statt dessen den deutschen Nationalstolz aufgepeitscht hat, dann holt die Uhr vielleicht sehr bald aus zum Schlage der Stunde, die Karthagos Untergang anzeigt. In Asien wird der erste Schuß fallen. Russische Truppen stehen am Pamir, um in Indien einzurücken, sobald ein englischer Admiral in den chinesischen Gewässern die Kriegsflagge hißt. Deutschland aber hat dann eine fast märchenhaft günstige Stellung inne. Man darf es wohl für gewiß halten, daß sich seine Leiter, als sie den von Rußland zweifellos gebilligten, möglicherweise sogar begünstigten und gewollten Kiaotschauzug antreten ließen, ein klares Bild der Entwickelung gemacht hatten. Mancherlei Umstände, die seltsam bewegten Trinksprüche, die der Kaiser und sein Bruder tauschten, deuten darauf hin. Das Glück lächelt uns zu, eine reichthumschwangere Minute ist heraufgezogen — wird unserer äußeren Politik der Mann erstehen, den die innere nicht hat, der entschlossen und fest, nimmer wankend und in romantischer Träumerei vom Ziele abirrend, uns in Karthago's Erbe zu setzen vermag? Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Der Burggraf.“ Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen und einem Nachspiel von Josef Lauff. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Familie.“ Lustspiel in drei Acten von Auguste Germain. (Neues Theater). — „Sein Trick.“ Schwank in drei Acten von Maurice Desvallières und Antony Mars (Residenz-Theater). — „Die Schildkröte.“ Schwank in drei Acten von Léon Gandillot. (Neues Theater.)

Théâtre paré, sanfter Fliederhauch garantirt Lohse'scher Herkunft im Hause, weiße Nacken überall und würdige Cavaliere, denen man es ansah, daß sie bereits seit Wochen nicht mehr aus dem reinen Oberhemd herausgekommen waren; dazu die Anwesenheit der allerhöchsten Herrschaften — wenn ich solchen Zauber singe, braucht es dann noch anderer Dinge, um Josef Lauff's „Burggrafen“ zu preisen? Schon im Herbste des vergangenen Jahres hatten die Zeitungen blaue Wunder zu berichten gewußt von der Sprachpracht des Wiesbadener Poeten und Artilleriehauptmanns, und in den verschiedenen humoristischen Wochenschauen fand man damals seine schönsten Jamben mit Behagen citirt. Für die Aufführung am Berliner Kgl. Schauspielhause war die überschwängliche Frisur der Lauff'schen Muse ein bischen vereinfacht worden, aber es blieb des Wirksamen genug. Das umfängliche Drama führt in die kaiserlose, die angeblich schreckliche Zeit, der die Wahl Rudolf's von Habsburg ein Ende machte. Etwas geschichtswidrig, aber sehr überzeugend stellt der Dichter dar, wie Rudolf die Krone allein dem entschlossenen Eingreifen des idealen Burggrafen Friedrich von Zollern verdankte. Und ein Nachspiel eröffnet prophetisch wundersamen Ausblick auf die mannigfachen Segnungen des Dreibundes. Da während der vorangegangenen fünf Acte auch die frechen Tschechen und ihr König Ottokar gehörig die Wahrheit gesagt bekommen, ferner das Wort Wilhelm's II.: „Ein Reich, ein Gott, ein Kaiser!“ mehrfach anmuthig variirt wird, verdient das Schauspiel die Bezeichnung „vaterländisch“. Von dramatischem Nerv, dichterischer Phantasie und anderen Kinkerlitzchen, die man bislang in Bühnenwerken nicht ungern sah, findet sich freilich keine Spur. Doch entschädigt dafür ein Wortgedröhn, das sich gleichfalls ängstlich von dem Verdachte der

Poesie fern hält; und der Mangel an Handlung, die bleierne Langeweile wird effectvoll erhöht durch den Umstand, daß Lauff den Vers dazu benutzt, in mindestens vier Zeilen zu sagen, was prosaisch bequem in einer halben ausgedrückt werden könnte. Vom zweiten Acte an hielt es schwer, mit offenen Augen in die Welt dieses Dichters zu schauen, und als irgend eine Person auf den Brettern feierlich erklärte, „es müde zu sein", pflichtete ihr das gesammte Parquet mit automatischem Kopfnicken eindringlich bei.

Es ist ja recht erfreulich, daß wir nachgerade in der Lage sind, den Franzosen auf ihrem eigensten Gebiete des Genre Palais-Royal Concurrenz zu machen, aber die Pariser Schwankfabrikanten sind unseren Laufs und Jacobi, Jarno und Fischer, Hirschberger und Kraatz ꝛc. noch immer um ein Paar Nasenlängen voraus. In der Lebendigkeit und dem Witz des Dialogs, wie in der Kunst der Mache und in der kecken Erfindung. Da hat z. B. Lautenburg's Truppe die ganz verunglückte „Familie" gebracht, die uralte Geschichte von dem schlechten Musterbruder und dem verkannten guten Bruder, der zuletzt die bewußte Amerikanerin heirathet und dadurch die saubere Familie zu neuem Glanze bringt. Aber auch in diesem sonderbaren Product besticht uns neben dem wohl gepflegten geistreichen Dialog eine glücklich erfundene Figur, um derentwillen schon das Stück ein längeres Leben verdient hätte Es ist eine — mit Verlaub! — horizontale Schauspielerin, die in den besten Salons verkehrt, Dilettanten unterrichtet, Monologe „sagt", Ränke spinnt, die Ehemänner verführt, geldgierig, talentvoll und liederlich — nebenbei von Frau Bertens wundervoll gespielt, wenn auch nur in der schlechten Uebersetzung von Max Schönau, die die besten Pointen abstumpft. So z. B. den Schlußwitz, daß sie keinen Schmuck aus dem Familien-Juwelierladen mag, weil dieser nämlich den bezahlten Preis nicht wieder vergütet, wie es die weniger soliden Geschäfte gegen die übliche Provision zu thun pflegen. Durch diese Unverständlichkeit, die nothwendig erklärt werden mußte, wurde ihr letzter Abgang wirkungslos. Nach diesem Fehlschlag hatte aber das Residenztheater mit Gandillot einen großen Erfolg. Auch hier wieder das non plus ultra eines komischen Einfalls: zwei Frauen in einem Brautgemach. Censurfromm wird er dadurch, daß Beide legitim, mondsüchtig und durch einen Schlaftrunk dem Eherecht entrückt sind. Die stereotype Auskleidescene, die verwechselten Stiefel des ohnehin schon seelisch gefolterten schuldlosen Bigamisten und andere Scherze aus dem Specialitätentheater bewirkten, daß nach einer flauen ersten Hälfte des Stückes wenigstens in der zweiten ein im Neuen Theater noch nie gehörter Lachkrampf epidemisch wurde. Als der bucklige Panamist Naquet in der französischen Kammer das Scheidungsgesetz einbrachte und durchsetzte, trauerten die Pariser Dramatiker schon um ihre dadurch gefährdeten Ehebruchsstücke. Die Herren haben aber eingesehen, daß das Scheidungsmotiv dramatisch vielseitiger und dankbarer ist. Die surprises du divorce haben sie seither mit unerschöpflicher Phantasie auf der Bühne verwerthet, und die „Schildkröte" ist ein neuer Beweis ihrer Geschicklichkeit. Freilich darf man solche Burlesken nicht mit dem kritischen Wahrscheinlichkeitsmaaße prüfen, denn Gerichtshöfe, die wegen des Streites um eine Schildkröte einen Ehebund lösen und in zweiter Instanz die Scheidung für ungiltig erklären, ohne dem Ehemanne davon Anzeige zu machen, der sich inzwischen in aller Form Rechtens wieder vermählt, wunderlicher Weise mit der entlobten Braut des angeblichen Geliebten seiner ersten Frau, solche Ungeheuerlichkeiten sind nicht einmal im Lande des Dreyfus-Processes möglich. Die Uebersetzung des Herrn Schönau wimmelt abermals von Mißverständnissen, papiernen Wendungen und Gallicismen. Gegen die Zumuthung von Phrasen wie „Das ist sehr schlecht, was Sie da thun" sollte sich Frl. Reisenhofer wehren, auch der Schimpf „Sie Elender!" schmeckt nach dem kleinen Plötz, wie überhaupt die ganze börsencouriermäßige „Verdeutschung".

Auch „Le truc de Séraphin" erweist sich als ein Zugstück des Residenztheaters. Hier ist gleichfalls eine völlig neue Ueberraschung: eine stumme Schwiegermutter, allerdings etwas noch nie Dagewesenes. Besonders da sie in Folge einer Aufregung über die Untreue ihres Schwiegersohnes die Sprache wieder gewinnt und sie im kritischen Augenblicke, wo sie durch die Namensnennung einer Sünderin deren Gatten reizen könnte, auf's Neue verliert. Originell ist auch der Einfall, daß es sich hier nicht wieder um den Kniff eines Ehemannes handelt, der heimliche Vergehen durch allerlei Schwindeleien verdeckt, sondern um den Geschäftskniff einer Episodenfigur: eines Portiers, der an verliebte Herren oder Damen eine Hofwohnung vermiethet und durch anonyme Briefe die Ehehälften herbeilockt, denen er das nahe Hutgeschäft als Beobachterposten empfiehlt, so daß auch sein Helfershelfer, der Kofschuster, berlinisch gesprochen, seinen Vortheil hat, denn alle die eifersüchtigen Herrschaften sind anstandshalber genöthigt, sich ihm durch Einkäufe erkenntlich zu erweisen. In den Rendezvous-Scenen des zweiten Aufzugs erreicht die wilde Jagd über die Bühne nach dem classischen Muster von Labiche's „Florentiner Strohhut" ihren Höhepunkt, doch ist der Schlußact noch lustig genug. Vortrefflich sind auch hier wieder die Figuren des an Selbstvergötterung leidenden Cello-Virtuosen und seiner Frau, der gewesenen, aber noch immer vielliebenden Köchin. Kurz, ein tolle Burleske voll der verwegensten Späße und Clownsscherze, aber von zwei geistreichen Köpfen gut ersonnen und ausgeführt. Auch hier muß die Kritik mitlachen und ist entwaffnet.

## Notizen.

Felix Dahn hat in unserer Neujahrsnummer das Erscheinen der ersten Gesammtausgabe seiner poetischen Werke selbst angekündigt. Nun ist die von seinen vielen Verehrern und Verehrerinnen mit Ungeduld erwartete erste Lieferung bei Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgekommen: handliches Format, in Druck und Papier des vornehmen Verlags würdig, Anfang des grandiosen „Kampf um Rom", der Dahn's Meisterwerk ist und neben Scheffel's Ekkehard und Freytag's Ahnen unser bester historischer Roman bleibt. Bei den Kämpfen, die das deutsche Volksthum jetzt allenthalben zu bestehen hat, wird diese leicht zugängige Ausgabe der Werke des Dichters, der wie kein Anderer für ein freudiges und geschichtlich wohl begründetes Deutschthum eintritt, willkommen sein. Die Ausgabe soll nicht allein die Novellen und Romane enthalten, sondern auch die Gedichte und Dramen Dahn's. Wir kommen nach ihrer Vollendung auf die Gesammtausgabe ausführlich zurück und werden alsdann auch Dahn's bleibende Bedeutung für unser Schriftthum zu würdigen haben.

Ultramontanismus. Von Paul von Hoensbroech. (Berlin, H. Walther.) Jeder gute Deutsche muß vor dem Verfasser Respect haben, der aus tiefinnerster religiöser und patriotischer Ueberzeugung aus dem Jesuitenorden schied und zum evangelischen Glauben übertrat. Er kennt auch den stets deutschfeindlichen Jesuitismus wie kein Zweiter, denn er hat ihn am eigenen Leib und Geist erfahren. Nur den Unterschied, den er zwischen dem Katholicismus und Ultramontanismus macht, halten wir für eine Illusion, weßhalb uns auch sein Streitruf nicht opportun vorkommt. Aber für einen künftigen zweiten „Culturkampf", der früher oder später doch ausgefochten werden muß, enthalten die Streitschriften des Verfassers werthvolle und nützliche Waffen.

Max Bittrich, der gemüthvolle Spreewaldpoet, hat im Verlage von Georg Heinrich Meyer, Leipzig, eine Folge „Neuer Spreewald-Geschichten" erscheinen lassen, die sein ganz eigenartiges Erzählertalent wieder in ein glänzendes Licht stellen. Es sind schlichte Vorwürfe aus dem Alltags-Leben unserer Spreewäldler, die Bittrich zum Mittelpunkte seiner kleinen Kunstwerke macht: wie geliebt und gefreit, gelebt und gestorben wird unter den Erlen der Wendei, das schildert er mit einer Anschaulichkeit zum Entzücken, einem quellfrischen Humor und einer zarten Romantik, die ihres Gleichen suchen. Einzelne dieser knappen Erzählungen, die geradenwegs aus den jetzt von landesräthlicher Weisheit aufgehobenen Spinnstuben zu kommen scheinen, so echt ist ihr liebenswürdiger Volkston, sind meisterhaft. Wir nennen nur „Die Schirmnixe", ein tragisches Idyll von unsagbarer stiller Schönheit, das wie ein melancholisches wendisches Volkslied in Moll klingt und sanft verhallt. Andere von den Skizzen gewähren tiefe Einblicke in das bäuerliche Fühlen und Denken und fallen angenehm auf durch die natürliche, ungesuchte Lustigkeit der Darstellung. Max Bittrich wäre vielleicht der rechte Mann für den modernen, den echten deutschen Bauernroman, der sich von Auerbach'scher Süßlichkeit und Unwahrhaftigkeit ebenso weit entfernt hält, wie von der Schwarzseherei neuerer Berliner Romanschreiber, die unfrei nach Zola das Landvolk von der schwindelnden Höhe ihres Großstädterthums, ihrer „unendlich überlegenen Cultur", betrachten.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Nur ein kleiner Teil der

**Fünfzig 50 000 000 Millionen**

Einwohner Deutschlands kennt meine

**12 Fra Angelico**

**Goldgrund-Engel.**

Ausgabe 33×14 cm gross = à M. 3.—, Ausgabe 17×8 cm gross = à M. 1.—, Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = à M. 4.80 alle zwölf.

Verlangen Sie, bitte, den illustrierten Katalog umsonst von ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

**Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz,**
1 Via Tornabuoni.

**LIEBIG COMPANY'S**

**FLEISCH-EXTRACT.**

Einfache und rasche Bereitung vortrefflicher Bouillon.
Kein Auskochen des Bratenfleisches zu Suppen.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

**Antiquariats-Katalog 88.**
**Staats- und Socialwissenschaft.**
**Nationalökonomie. Finanzwesen.**
Etwa 1800 Nummern.
**Leipzig,** Königsstrasse 15.
**Oscar Schack.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 52. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 12. Februar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Währung und Landwirthschaft. Von Justus Ichenhaeuser. — Das Branntweinmonopol. Von Ad. Schneidewin. — **Literatur und Kunst.** Justus Kerner und seine Freunde. Von Adolph Tetzlaff. — Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg. Von J. J. Wegmann. — **Feuilleton.** Eine Illusion. Von Louis Couperus. — **Aus der Hauptstadt.** Die Pflaumenweichen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Währung und Landwirthschaft.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Bimetallisten aller Länder werden auf den ersten Blick geneigt sein, sich des Berichtes der englischen Landwirthschafts-Enquête-Commission zu erfreuen, denn eine Mehrheit der Enquête-Mitglieder hat ein Separatgutachten folgenden Inhaltes abgegeben: Die Majorität schreibt die Depression in der Landwirthschaft der Goldvertheuerung zu, herbeigeführt, theilweise durch seine geringere Ausbeute in einigen Jahren nach 1873, theilweise in der Demonetisirung des Silbers durch Deutschland und andere Mächte und durch die Suspendirung der Silberfreiprägung in der lateinischen Münzunion. Sie behauptet ferner, daß der ununterbrochene Silbersturz seit 1873 die Ausfuhr von Weizen aus den Silberstaaten wie Indien, stimulirt hat, daß die gleichen Folgen aus der entwertheten Papiervaluta Argentiniens hervorgingen und daß die hierdurch hervorgerufene künstliche Concurrenz den Preis des Weizens und anderer Artikel im englischen Markt zum Nachtheil des Farmers herabgesetzt hat. — Aber die Freude über diesen stark bimetallistischen Bericht muß den continentalen Bimetallisten vergehen, wenn sie den naiven Schlußsatz sehen, der darin gipfelt, wir Engländer wollen trotzdem um keinen Preis unsere Goldwährung aufgeben, aber es wäre höchst wünschenswerth, „wenn eine Mächteconferenz zusammenträte, die ein internationales Uebereinkommen träfe, demzufolge im Ausland und in Indien die Silberfreiprägung herbeigeführt werden würde!"

Unsere festländischen Silberfreunde quittiren hoffentlich gebührend über diesen insularen Egoismus, der die vermeintlichen oder wirklichen Uebel der Goldwährung durch die Verwässerung der Valuta anderer Nationen geheilt wissen will, doch fordert es die Gerechtigkeit, mitzutheilen, daß auch die Goldleute Englands diesen Sätzen scharf entgegengetreten sind. So veröffentlicht Shaw-Lefevre, ehemaliges Mitglied des Gladstone'schen Cabinets als 28. Flugheft der unermüdlichen englischen Goldliga eine scharfe Verurtheilung des englisch-landwirthschaftlichen Egoismus und eine generelle Zurückweisung der Irrlehre, daß die landwirthschaftliche Depression mit den Währungsverhältnissen zusammenhänge oder gar durch die Einführung des Bimetallismus geheilt werden könne. Vor Allem wendet er sich gegen das Thema der Goldknappheit, das 1898 wirklich ausgespielt haben sollte, wenn man weiß, daß die Ausbeute vom 1873/88er Durchschnitt von 400 Millionen p. a. auf etwa 1 Milliarde Mark in diesem Jahre gestiegen ist. Auch eine relative Goldknappheit kann Angesichts dieser Zahlen nicht angenommen werden, denn nicht nur schürfen wir an Gold mehr als vor der Demonetisirungsperiode an beiden Edelmetallen hervorgebracht wurde, sondern die Bevölkerungszunahme und das damit zusammenhängende Mehrbedürfniß an Geld ist durch den riesig vermehrten Gebrauch der Geldsurrogate, Checks, Wechsel, Cabeltransfers und durch Einführung Umlaufmittel ersparender Institutionen — Clearinghäuser — mehr als paralysirt worden.

Die weitere Behauptung, daß Ostindiens Ausfuhr an Weizen dadurch künstlich gesteigert worden wäre, weil es für seine Producte Gold, also entsprechend mehr Rupien als vor 1875 erhalte, während es seinen Innenconsum und seine Löhne in Silber zahle, also in unveränderter Rupienzahl, gehört ebenfalls in's Reich der Fabel. Der Durchschnitt aller Waaren ist in Indien — in Rupien gemessen — von 100 im Jahre 1871 auf 133 pro 1889/95 gestiegen bezw. in Silber (nach dem Schluß der Münzstätten) gemessen auf 153; Futterstoffe allein sind in Rupien von 100 auf 142, in Silber bemessen von 100 auf 162 gestiegen, die Löhne der Arbeiter auf 118 bezw. 138. Ein einziger Blick auf die nachstehende Tabelle zeigt, daß zwischen Silbersturz und Weizenexport aus Indien nicht der geringste Zusammenhang vorhanden ist.

| | Goldproduction Unzen | Silberpr. Unzen | Sauerbeck's Indexziffern | Schillinge Weizenpreis pro Quarter | Schillinge Silberpr. pro Unze | Weizenexport aus Indien Ctr. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1873 | 4,653,675 | 63,267,187 | 111 | 58 | 59 | 1,775,000 |
| 1874 | 4,390,031 | 55,300,781 | 102 | 55 | 58 | 1,069,000 |
| 1876 | 5,016,488 | 67,753,125 | 95 | 46 | 53 | 5,583,000 |
| 1878 | 5,761,114 | 73,385,451 | 87 | 46 | 52 | 1,044,000 |
| 1879 | 5,262,174 | 74,383,495 | 83 | 43 | 51 | 2,195,000 |
| 1880 | 5,148,880 | 74,795,273 | 88 | 44 | 52 | 7,444,000 |
| 1881 | 4,983,742 | 79,020,872 | 85 | 45 | 51 | 19,863,000 |
| 1883 | 4,614,588 | 89,175,023 | 82 | 41 | 50 | 20,956,000 |
| 1884 | 4,921,169 | 81,567,861 | 76 | 35 | 50 | 15,830,000 |
| 1885 | 5,245,572 | 91,609,859 | 72 | 32 | 48 | 21,060,000 |
| 1886 | 5,135,679 | 93,297,290 | 69 | 31 | 45 | 22,263,000 |
| 1887 | 5,116,861 | 96,123,586 | 68 | 32 | 44 | 13,538,000 |
| 1888 | 5,330,775 | 108,827,606 | 70 | 31 | 42 | 17,610,000 |
| 1889 | 5,973,790 | 120,213,611 | 72 | 29 | 42 | 13,799,000 |
| 1890 | 5,749,306 | 126,095,062 | 72 | 31 | 47 | 14,320,000 |
| 1891 | 6,320,194 | 137,170,919 | 72 | 37 | 45 | 30,303,000 |
| 1892 | 7,094,266 | 153,151,762 | 68 | 30 | 39 | 14,973,000 |
| 1893 | 7,618,811 | 165,472,621 | 68 | 26 | 35 | 12,156,000 |
| 1894 | 8,783,312 | 164,610,394 | 63 | 22 | 29 | 6,887,000 |
| 1895 | 9,688,821 | 169,180,249 | 62 | 23 | 29 | 10,003,000 |
| 1896 | 10,000,000 | 161,000,000 | 61 | 26 | 30 | 1,911,000 |

Ebensowenig hat die Papierwirthschaft Argentiniens den Einfluß, den die Bimetallisten ihr zuschreiben, ausgeübt, wäre dem so, dann gäbe es ja keine größere Staatsweisheit, als die Valuta in's Bodenlose sinken zu lassen: in Wirklichkeit geht aber die ganze Staatsweisheit nach der andern Richtung: Stabilisirung der Valuta und Argentinien übrigens vergrößert wie nachstehend gezeigt wird, seinen Export trotz sinkenden Goldagios, also auch hier nicht die von der bimetallistischen Theorie geglaubte Parallelbewegung.

| | 1891 | 1892 | 1893 | 1894 | 1895 |
|---|---|---|---|---|---|
| Weizenexport aus Argentinien in Ctr. | 2,479,000 | 3,476,000 | 7,859,000 | 13,283,000 | 11,432,000 |
| Goldagio | 466 % | 392 | 362 | 429 | 379 |
| Weizenpreis | 37 sh. | 30.3 | 26.4 | 22.10 | 23.1 |

Die gefährliche Concurrenz Argentiniens hat mit der Valuta gar nichts zu thun, sondern hängt mit der Jungfräulichkeit des Bodens, vortheilhaftem Klima, Erschließung des Landes durch Bahnen und starke Einwanderung zusammen, die diesem Lande derzeit einen eminenten Productionsvorsprung einräumen. Deutsche, wissenschaftlich gebildete Agrarier haben das längst eingesehen und sind deßhalb in logischer Weise auf ein Verbot des Capitalzuströmens verfallen, nur bleiben sie uns das Mittel, ein solches Verbot zu erzwingen und die rechtliche Grundlage zu einem solchen schuldig.

Ueberdies ist die Währung Argentiniens seit zwei Jahren im starken Aufwärtssteigen, also exporthemmend, Indien ist ein Quasigoldland, Japan, Rußland, Oesterreich definitiv, in in praxi existirt also für England, Deutschland, soweit Weizenexportländer in Betracht kommen, das Phantom der Exportprämie, herbeigeführt durch Silber- oder Papierwährung nicht, ganz abgesehen davon, daß die Exportprämie überhaupt nur ein Gebilde der Phantasie ist. Die Preise der landwirthschaftlichen Waaren sind wie die anderen Stapelartikel einzig und allein durch Transport- und Productionsverbilligungen gesunken, zum großen Vortheil der consumirenden Massen zum einzigen Nachtheil der Großgrundbesitzer und Großpächter. Auch der landwirthschaftliche Arbeiter ist von der landwirthschaftlichen Krisis nicht ergriffen worden. Vor 1873 ging zwei Drittel des Wochenlohnes auf die Anschaffung von Brod für sich und seine Familie, in der Periode 1892/94 genügte ein Dritttheil zu diesem Zweck, sein Antheil an dem Gesammterträgniß aus den landwirthschaftlichen Betrieben ist proportionell gestiegen, aber der der Großpächter und Großgrundbesitzer gefallen. So weist eine interessante Zusammenstellung von Großpächtern die folgende vergleichende Dreitheilung.

| | Grundpacht | Arbeiterlohn | Pächtergewinn | Total |
|---|---|---|---|---|
| 1863—67 | 1,781 £ | 1,987 £ | 1,344 £ | 5,112 £ |
| 1890—94 | 1,219 „ | 2,134 „ | 190 „ | 3,543 „ |

Little in seinem Bericht an die „Arbeiter-Enquête" ist deßhalb vollkommen gerechtfertigt zu sagen: „Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß in den letzten Vierteljahrhundert eine große ökonomische Revolution — mit wenig oder geringen gesetzgeberischen Mitteln — den Arbeitern 1/3 bis 1/2 des Unternehmergewinnes übertragen hat, den die Grundbesitzer oder Pächter bisher aus den landwirthschaftlichen Betrieben zu ziehen pflegten." Daraus geht übrigens hervor, was auch für Deutschland zutrifft, daß die zahlreichen landwirthschaftlichen Betriebe, die ohne oder nur mit wenig Arbeiter arbeiten, trotz der fremden Concurrenz nicht schlechter daran sind, da der Preissturz ihrer Producte, durch den der anderen Consumartikel paralysirt worden ist. Scheiden mithin aus der Masse der landwirthschaftlichen Betriebe die Arbeiter, als direct in relativ guter Lage sich befindend, und die Kleinbetriebe als indifferent aus, so verbleiben eben nur die Großen und Größten, die durch den Preissturz gelitten haben; aber abgesehen davon, daß sie in verschwindender Minderheit sind zu ihren Berufsgenossen und zum Rest der consumirenden Welt erst recht, sind sie in der Lage, durch Betriebsänderungen (Verlassen des Körnerbaues) und Betriebsverbesserungen eine vortheilhafte Wendung ihrer Verhältnisse herbeizuführen, ohne durch gewagte Experimente die übergroße Mehrheit ihrer Volksgenossen in's Verderben zu ziehen.

---

## Das Branntweinmonopol.

Von Ad. Schneidewin.

Die finanziellen Bedürfnisse des Deutschen Reiches waren in den Jahren, die seiner Begründung unmittelbar folgten, relativ gering, so daß die im Art. 35 und 70 der Reichsverfassung vorgesehenen Einnahmequellen desselben ohne allzu große Anspannung der Steuerkraft des Volkes zur Bestreitung des Budgets vollauf genügten. Als aber in wiederholten Fällen eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke und eine Vermehrung der sonstigen Kriegsmittel als nothwendig erkannt wurde, als namentlich das Reich die glänzende Bahn seiner socialen Reformen betrat, da reichten die bisherigen Zölle und indirecten Steuern, sowie die Matricularbeiträge nicht mehr aus, um den gewaltig angewachsenen Geldbedarf des Bundesstaates zu decken, und schon aus diesem Grunde mußte Bismarck sein bisher consequent durchgeführtes Freihandelssystem verlassen und eine neue Aera der Schutzzölle beginnen. Aber diese konnten nicht mehr allein die benöthigten Mittel flüssig machen, andererseits aber wäre es unklug gewesen, die Matricularbeiträge einseitig zu erhöhen; denn diese wiesen schon ohnehin alle Mängel einer Kopfsteuer auf, da die einzelnen Bundesstaaten nur nach Maaßgabe des jeweiligen Bevölkerungsstandes ohne Rücksicht auf den sehr verschieden entwickelten Wohlstand — man vergleiche nur die geographisch und wirthschaftlich wenig begünstigten thüringischen Kleinstaaten mit den reichen Hansestädten — veranlagt werden. So erwies es sich denn als nothwendig, die gleichfalls der Competenz des Reiches unterstellten indirecten Steuern auch noch heranzuziehen, und in der That schritt in den achtziger Jahren Fürst Bismarck zu einer umfassenden Reform derselben. Eine erhebliche Umgestaltung erfuhr indeß nur die Zucker- und Branntweinsteuer, während ein gleichzeitig von dem Kanzler vorgeschlagenes Tabaksmonopol nicht die Zustimmung des Reichstags fand.

Beide Gesetze, die wir jener Periode verdanken, haben sich wenig bewährt, namentlich begegnet die Branntweinsteuerreform vom 24. Juni 1887 in weitesten Kreisen schweren und zum Theil wohlbegründeten Einwänden. Ganz abgesehen davon, daß der finanzielle Erfolg derselben weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben ist, auch sociale und allgemein wirthschaftliche Erfahrungen von höchster Wichtigkeit beweisen, daß die Bestimmungen auf diesem Gebiete keineswegs den Grundsätzen einer gesunden Steuerpolitik entsprechen. Zwar verspricht die Novelle vom 19. März 1895, deren Folgen sich noch nicht ganz übersehen lassen, Besserung in manchen Punkten, besonders einen wirksamen Schutz gegen die Gefahren der Ueberproduction, jedoch hat es sich bereits gezeigt, daß die Hoffnung, den Brennern ausreichende Preise für ihr Product zu verschaffen, sich nur in sehr unvollkommenem Maaße erfüllt hat. Man hatte schon 1887 geglaubt, in dem Contingent ein Mittel gefunden zu haben, um dem damals hereinbrechenden Preissturz wirksam entgegen zu arbeiten; diese Maßregel erwies sich indessen als ein sehr schwacher Damm jenem durch die Lage des Weltmarktes und die Ueberproduction im Inlande herbeigeführten Strome gegenüber. Ferner ist es vom socialpolitischen Standpunkt aus zu beklagen, daß in einer Zeit, wo die Erkenntniß der

schweren Schädigungen, welche der Alkoholismus dem Einzelnen wie der Gesammtheit bereitet, immer mehr Raum gewinnt, die Gesetzgebung sich nicht mit genügender Schärfe gegen die Ursache dieser Uebel wendet. Wir müssen einen solchen Mißstand besonders in der übermäßigen Schonung der ganz kleinen Brennereien erblicken, welche einmal erfahrungsgemäß Heerde der Trunksucht sind, dann aber ein durchaus schlechtes Product liefern, welches durch seinen reichlichen Fuselgehalt im höchsten Maaße gesundheitsschädlich ist. Hierzu kommt noch, daß die Erhebung der Branntweinsteuer mit verhältnißmäßig hohen Kosten verknüpft ist, da ein zahlreiches Beamtenheer, dessen Besoldung einen bedeutenden Theil des Rohertrags verschlingt, mit jener Aufgabe betraut ist.

Alle diese Thatsachen lassen wohl die Behauptung als nicht zu gewagt erscheinen, daß die Branntweinbesteuerung, wie sie heute bei uns in Uebung steht, in hohem Maaße reformbedürftig ist. Ein Schüler des Prof. Conrad'schen staatswissenschaftlichen Seminars in Halle, Herr Dr. Paul Getz, hat in einer bei Gustav Fischer in Jena erschienenen Schrift u. d. T. „Das Branntweinmonopol als Besteuerungsform" diese Frage einer ausführlichen und fachkundigen Analyse unterworfen, und auch dieser Fachmann ist der Meinung, daß die Regierung ganz neue Bahnen beschreiten muß, um den berechtigten Wünschen der Brenner sowohl wie der Gesammtheit des Volkes entgegenzukommen. Nun hat, wie er darlegt, die Schweizer Alkohol-Gesetzgebung vom 23. December 1886 alle hier in Betracht kommenden Fragen in vorbildlicher Weise gelöst, indem sie ein Branntwein-Verkaufsmonopol einführte, eine Einrichtung, die sich bisher glänzend bewährt hat. Diese Maaßnahme, — ein Beweis hoher politischer Einsicht der leitenden Staatsmänner wie des ganzen Volkes, welches die Vorlage mit überwiegender Mehrheit annahm, — hat bereits in mehreren Gouvernements des russischen Reiches Nachahmung gefunden. Dr. Getz weist im Einzelnen überzeugend nach, daß der Schweizer Landwirthschaft aus der Steuerreform ein doppelter Nutzen erwachsen ist. Einmal ist die Alkoholverwaltung, wie die von ihm angeführten Zahlen beweisen, in der Lage, den inländischen Producenten durchaus auskömmliche Preise zu gewähren; somit ist jenen der ausländischen Concurrenz gegenüber ein wirksamer und dauernder Schutz verliehen worden. Zu diesem schutzzöllnerischen Charakter des Monopols — der Sicherstellung nach Außen hin —, gesellt sich fernerhin durch die heilsame Beschränkung des Brennereibetriebes der Schutz nach Innen hin. In Folge der Bestimmung, daß die Alkoholverwaltung keinem Lieferanten, sei er eine physische oder eine juristische Person, ein größeres Quantum als 1000 hl (auf absoluten Alkohol bezogen) pro Jahr abnimmt, ist jenem namentlich in Deutschland beklagten ungesunden Wettbewerb übergroßer Betriebe, welchen man in unserem Vaterlande immer noch mit unzureichenden und auch sonst nicht einwandfreien Mitteln zu bekämpfen sucht, eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt worden. Noch ersprießlicher war die Fixirung des gesetzlich zulässigen Mindestquantums auf 150 hl absoluten Alkohols. Denn durch diese Maßregel werden jene Brennereien kleinsten Umfangs und meist dürftigster Betriebseinrichtung, welche sich als die verderblichsten Alkoholheerde erwiesen hatten, beseitigt. Auch vom verwaltungstechnischen Standpunkt aus ist die Reduction der Zahl der Productionsstätten von großem Vortheil gewesen. Es sind gegenwärtig (1895) nur 70 inländische Brennereien an der Herstellung des Landesbedarfs betheiligt; die Ueberwachung derselben durch die eidgenössischen Controlleure und nicht minder die Geschäftsführung der Alkoholverwaltung wird durch ihre geringe Anzahl wesentlich erleichtert und beschleunigt.

Bedeutet die Unterdrückung der Zwergbrennerei in der Schweiz einen bedeutsamen Fortschritt im Sinne der Alkoholfrage, so wird die Trunksucht, wie Dr. Getz ferner ausführt, durch zwei weitere Bestimmungen des Gesetzes bekämpft. Die eine derselben betrifft die dem Bund obliegende Fürsorge für die Reinheit gebrannter Wasser. Die im ungereinigten Kartoffelsprit reichlich enthaltenen Fuselöle üben auf den menschlichen Organismus eine ganz besonders verderbliche Wirkung aus, so daß es eine wichtige Forderung der Hygiene ist, den Gehalt eines allgemein verbreiteten Volksgetränks an solchen giftigen Substanzen auf ein unschädliches Minimum zu reduciren. Indem nun die Alkoholverwaltung in der Schweiz den Sprit, welcher mehr als 1,5 ‰ alkoholische Verunreinigung besitzt, nicht zum Verkaufe bringt, ist dem gedachten Gesichtspunkte vollauf Rechnung getragen worden. Endlich ist die Maaßregel, daß mindestens 10 % des an die Cantone vertheilten Reinertrages zur Bekämpfung der Trunksucht in ihren Ursachen und Folgen zu verwenden sind, von großer Bedeutung. Daß unter diesen Umständen der übermäßige Genuß gebrannter Wasser einen starken Rückgang erfahren hat, ist nicht zu verwundern. Ein Beweis für diese Thatsache ist die erhebliche Reduction des Branntweinconsums überhaupt.

Die günstigen Ergebnisse der schweizerischen Alkohol-Gesetzgebung sind nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung der Branntweinsteuerfrage in anderen Staaten geblieben. In Oesterreich-Ungarn und Frankreich beschäftigt man sich ernsthaft mit einer Regalisirung des Verkaufs gebrannter Wasser und in Rußland besteht seit dem 6. Juni 1894 ein Getränkemonopol für die Gouvernements Perm, Ufa, Orenburg und Samara. In diesen Gebietstheilen erwirbt die Krone zwei Drittel des Bedarfs an geistigen Getränken von inländischen Producenten auf dem Wege des freien Kaufvertrags, während der Rest durch öffentliches Ausgebot beschafft wird. Die Preise werden vom Finanzministerium unter Berücksichtigung der jeweiligen Getreide- und Kartoffelpreise nach den Erfahrungen der letzten drei Jahre bestimmt. Die Fürsorge für die Rectification übernimmt zumeist die Regierung, doch ist auch Privatbetrieb gestattet. Diese Maaßregel schließt, wie Dr. Getz glaubt, eine bedenkliche Halbheit in sich, da jedenfalls die privaten Unternehmer häufig diejenige Zuverlässigkeit und Sorgfalt in ihrem Gewerbe vermissen lassen werden, welche zu der beabsichtigten nachdrücklichen Bekämpfung des Alkoholismus erforderlich erscheint. Dagegen dürfte von diesem Gesichtspunkte aus die neugeschaffene Institution der „Curatorien der Volksnüchternheit" von großem Nutzen sein.

Auch für Deutschland ist aus den erörterten Gründen die Einführung eines Branntweinmonopols durchaus wünschenswerth. Freilich wird die Regierung im Reichstag wie im Volke auf energischen Widerstand stoßen, wenn sie eine derartige Vorlage einbringt. Vor Allem werden alsdann die Wortführer der liberalen Parteien einen solchen Gesetzentwurf mit allem Rüstzeug der alten Schule nachdrücklich bekämpfen. Indessen dürfte ein großer Theil ihrer Einwände durch die Erfahrungen der schweizerischen Alkoholgesetzgebung entkräftet werden. Steht doch schon die bloße Thatsache, daß dasjenige Volk, das sich mit Recht der freiheitlichsten Verfassung unter allen europäischen Staaten rühmt, mit großer Mehrheit die Monopolvorlage angenommen hat, in auffallendem Widerspruche mit der freihändlerischen Anschauung von der absolutistischen und reactionären Natur eines jeden Regals.

Weit wichtiger sind jedoch nach Dr. Getz die günstigen Betriebsergebnisse, welche die eidgenössische Alkohlverwaltung aufweist. Hier zeigt es sich, daß die von Ad. Smith und seinen Schülern so häufig betonte Unfähigkeit der Regierungsbeamten, gewerbliche Geschäfte zu besorgen, nicht so weit geht, wie Jene annahmen, daß vielmehr innerhalb gewisser Grenzen der Staat sehr wohl in der Lage ist, durch seine Behörden eine derartige Thätigkeit ausüben zu lassen. Allerdings wendet Dr. Getz ein, man sei in der Schweiz hinsichtlich des Beamtenmaterials unserem Vaterlande gegenüber in einer Beziehung im Vortheil. „Dort gehen alle Beamten aus öffentlichen Wahlen hervor; auf diese Weise wird es ermöglicht, daß besonders tüchtige Männer ohne Rücksicht auf Dienstalter in verhältnißmäßig jungen

Jahren zu hohen Stellungen gelangen, während sich bei uns das Avancement vorzugsweise nach der Zahl der Dienstjahre richtet. Zudem hat die Gepflogenheit der meisten deutschen Regierungen, auch im Verwaltungsfach regelmäßig Juristen anzustellen, sehr häufig den Nachtheil im Gefolge, daß solche Beamte auf Grund einer einseitig theoretischen Schulung die Kenntniß des praktischen Lebens und seiner wirthschaftlichen Bedingungen, sowie eine gediegene technische Ausbildung vermissen lassen. Indessen ist auf diesem Gebiete leicht Abhilfe zu schaffen: einerseits durch die Aufnahme von kaufmännisch gebildeten Männern in den Beamtenorganismus und namentlich durch die Erweiterung des juristischen Studiums nach der volkswirthschaftlichen Seite hin, wie dies z. B. seit langem in Württemberg vorgeschrieben ist. Sind somit die Einwände, welche noch in der Gegenwart gegen ein Monopol als solches erhoben werden, leicht zu widerlegen, so kann Dr. Getz nicht verkennen, daß in Deutschland die Regalisirung des Branntweinverkaufs mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden wäre, als dies bei der Schweiz der Fall war.

In dieser Hinsicht kommen vor Allem diejenigen Momente in Betracht, welche ihren Ursprung in der Differenz der Bevölkerungsziffer und der Flächengröße beider Länder haben. Es ist von vornherein klar, daß in einem Territorium von circa 41000 qkm mit rund 3 Millionen Einwohnern die einheitliche Gestaltung und die Centralisation eines Gewerbes sehr viel leichter durchzuführen ist als in einem Staate, welcher circa 540000 qkm mit einer Volkszahl von rund 52 Millionen Seelen umfaßt. In rein technischer Beziehung würden die ungeheuren Zahlen, mit denen ein deutsches Branntweinmonopol zu rechnen hätte, die Uebersicht ungemein erschweren, zumal zur Bewältigung der einschlägigen Geschäfte ein zahlreiches Beamtenheer benöthigt werden würde, dessen Leitung von einer einzigen Stelle — etwa von Berlin aus — zu großen Bedenken Anlaß geben und namentlich diejenigen Einwände, welche die alte Schule gegen derartige Maaßnahmen erhob, sehr in den Vordergrund rücken dürfte. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ein so vielköpfiger Organismus mit außerordentlicher Schwerfälligkeit arbeiten und den Gefahren eines übertriebenen Bureaukratismus Thür und Thor öffnen würde. Ein solches Uebel könnte man nach Dr. Getz durch eine möglichst weitgehende Decentralisation vermeiden, indem man nämlich ebenso, wie dies zum Zweck der Ausführung der Reichsversicherungsgesetze geschah, das ganze Land unter Berücksichtigung staatlicher, wirtschaftlicher und administrativer Zusammengehörigkeit in einzelne Distrikte zerlegen und für jeden einzelnen Theil eine besondere Behörde schaffen wollte. Damit wäre auch wohl am sichersten die Möglichkeit gegeben, den ungemein mannigfaltigen Verhältnissen, welche in Deutschland bezüglich des Brennereigewerbes in Folge ökonomischer, landwirthschaftlicher und geographischer Zustände bestehen, Rechnung zu tragen.

Im Zusammenhang damit steht auch die Thatsache, daß die Entfernung zwischen Productions- und Consumtionsort des Branntweins in Deutschland regelmäßig weit größer ist, als in der Schweiz; in anderen Worten, daß die Transportkosten bei uns weit mehr in's Gewicht fallen würden als in unserem Nachbarlande. Dieser Umstand würde gleichfalls das Zustandekommen eines diesseitigen Monopols sehr erschweren, da alsdann die weiter erwachsenden Auslagen für die Beförderung der Waare nach den Depots, deren Errichtung uns aus verwaltungstechnischen Gründen unerläßlich erscheint, zu tragen wären. Dieser Mehraufwand würde in jedem Falle zweifellos ganz oder doch zum größten Theil der Staatscasse zur Last fallen; denn entweder müßte die Regierung jenen Transport selbst übernehmen oder den Brennern durch Gewährung höherer Preise ein Aequivalent für diese Mehrkosten zugestehen. Jedoch ist zu bedenken, daß ein ausgleichendes Moment in dieser Beziehung in der bevorzugten geographischen Lage unseres Vaterlandes im Vergleich zu der Schweiz anzusprechen ist. Während im Gebiet der Eidgenossenschaft keinerlei natürliche oder künstliche Wasserstraßen vorhanden sind und auch der Eisenbahnbetrieb in Folge topographischer Verhältnisse vielfach übermäßig zeitraubend und kostspielig ist, besitzt Deutschland zahlreiche schiffbare Flüsse und ein ansehnliches Canalsystem, ganz abgesehen von dem ausgedehnten Küstengebiet an der Nord- und Ostsee. Der hierdurch in weitgehendstem Maaße ermöglichte Schiffsverkehr hat selbstredend eine außerordentliche Transportverbilligung zur Folge, wobei gerade diejenigen Landestheile, in welchem die Kartoffelbrennerei in Folge der dort herrschenden landwirthschaftlichen Verhältnisse besonders intensiv betrieben wird, so namentlich die sieben alten preußischen Provinzen eine natürliche Begünstigung erfahren. Wenn nun gar, wie zu hoffen steht, das großartige Project des Mittellandcanals zur Ausführung gelangt, so dürfte für unsere Frage der Einwand der großen Transportkosten kaum mehr in Betracht kommen. Von Bedeutung ist auch die Thatsache, daß bei uns fast das gesammte Eisenbahnwesen im Besitz des Staates sich befindet, so daß diesem freie Hand gegeben ist, durch entsprechende Ermäßigung der Frachtsätze auch den Verkehr zu Lande wesentlich zu verbilligen.

Für die Beurtheilung der Branntweinmonopolfrage kommt ein weiterer Unterschied zwischen unserem Vaterlande und der Schweiz in Betracht. Es ist bekannt, daß in vielen deutschen Landestheilen in Folge der dortigen Bodenverhältnisse ein großer Kartoffelreichthum obwaltet, welcher nur zum Theil zur Befriedigung des unmittelbaren Consums benöthigt wird. Für den Ueberschuß der jeweiligen Erntevorräthe bietet zumeist nur die Spiritusfabrikation geeignete Verwendung; daher ist das Brennereigewerbe in jenen Gegenden von hoher volkswirthschaftlicher Bedeutung. Dagegen vermag die Schweiz nicht entfernt ihren Bedarf an Speise- und Futterkartoffeln selbst hervorzubringen, vielmehr muß sie alljährlich hierzu bedeutende Quantitäten von Kartoffeln aus dem Auslande einführen. Hier verweisen wir nochmals auf die citirte Brochure, worin der Verfasser die jährliche Kartoffeleinfuhr nach der Schweiz in Zahlen ausdrückt und nachweist, daß die Kartoffelbrennerei in der Schweiz von geringerer wirthschaftlicher Wichtigkeit ist.

In Deutschland dagegen giebt der Ueberfluß an Rohmaterial eine beständige Anregung zu einer Branntweinüberproduction, welche überaus schädlich auf die Preisgestaltung im Inlande sowohl wie auf dem Weltmarkte einwirkt. Dieser Uebelstand wird jedoch nur zum Theil durch das unabweisbare Bedürfniß hervorgerufen, die Ueberschüsse der jeweiligen Kartoffelernten in der Brennerei lohnend zu verwerthen. Vielmehr ist an der Branntweinerzeugung eine große Anzahl von gewerblichen Etablissements betheiligt, welche vielfach ihre Rohmaterialien aus dem Auslande beziehen oder solche Substanzen verarbeiten, welche auch anderweitig mit Gewinn in ein verkaufsfähiges Product umgewandelt werden können (namentlich Melasse). Zudem bereiten bekanntlich diese Betriebe in Folge ihrer technischen Ueberlegenheit den landwirthschaftlichen Brennereien eine überaus scharfe Concurrenz. Aus den angeführten Gründen dienen solche Spiritusfabriken nur in untergeordneter Weise agricolen Interessen; ihre Expropriation würde daher wohl mit erheblichen privatwirthschaftlichen Nachtheilen verbunden sein, aber keine übergroße Schädigung der Gesammtheit herbeiführen. Dagegen würde von einer solchen Maaßregel mit Zuversicht die dauernde Beseitigung der verderblichen Ueberproduction erwartet werden dürfen. Auch die Enteignung der ganz kleinen Brennereien, welche in der Gegenwart nur durch sehr weitgehende Steuerbegünstigungen lebensfähig erhalten werden, wäre alsdann dringend zu befürworten. Denn diese Betriebe bringen einmal der Landwirthschaft geringen Nutzen, da sie nur unbedeutende Kartoffelmengen in Alkohol zu verwandeln vermögen und daher auch ihre Schlempeerzeugung keine

nennenswerthen Einfluß auf ihre Viehhaltung ausüben kann. Außerdem aber bieten dieselben, wie Dr. Getz darlegt, eine beständige Anregung zum übermäßigen Trunk für die Producenten und deren Umgebung, so daß ihre ohnehin unbeträchtlichen wirthschaftlichen Leistungen durch die von ihnen ausgehenden Schäden des Alkoholismus reichlich aufgewogen werden. Eine das allgemeine Rechtsgefühl verletzende Schmälerung erworbener Rechte kann Dr. Getz in der Expropriation solcher Brennereien nicht erblicken, da dieselben auch in der Gegenwart lediglich durch die Ausnahmebestimmungen der einschlägigen Gesetzgebung einigermaßen concurrenzfähig erhalten werden. Den kleinen Kartoffelproducenten aber könnte man durch die Begünstigung der genossenschaftlichen Brennerei hinreichende Gelegenheit zur Verwerthung ihrer überschüssigen Materialien gewähren.

Freilich kann auch Dr. Getz nicht verkennen, daß das von ihm befürwortete Verfahren eine große Härte für die Betroffenen in sich schließt. Es ist jedoch eine allgemeine Erfahrung, daß jede bedeutende Reform, gleichviel welches Gebiet sie betrifft, einzelne Kreise in mehr oder minder erheblichem Maaße schädigt. Deßhalb kann es sich immer nur um die Frage handeln, ob die in sicherer Aussicht stehenden Vortheile der neuen Maaßregel die unausbleiblichen Nachtheile beträchtlich überwiegen oder nicht. Erwächst durch die Neuerung der Gesammtheit ein bedeutender und dauernder Gewinn, dann ist es auch gerechtfertigt, zur Erreichung dieses Zieles auch empfindliche individuelle Opfer zu fordern.

## Literatur und Kunst.

### Justinus Kerner und seine Freunde.

Von Adolph Tetzlaff.

Die schwäbische Dichterschule wird wohl nur mit ihren Häuptern, den ewig-jungen Uhland und Mörike, im Andenken des kommenden Jahrhunderts lebendig bleiben, aber auch der wunderlich-herrliche Justinus Kerner, der Sänger und Arzt von Weinsberg, ist noch auf lange hinaus der Vergessenheit entrückt. Und zwar als Dichter der Volkslieder „Preisend mit viel schönen Reden", „Wohlauf noch getrunken", „Dort unten in der Mühle", Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe u. A.; wie als Verfasser des prächtigen „Bilderbuchs aus meiner Knabenzeit" und endlich als ein Apostel des Occultismus und Spiritismus, wie wir heute sagen würden. Sein Leben war „ein Trost der Kranken, eine Geißel der Dämonen, Wonne der Musen und süße Zier des Vaterlandes". Auf dem Denkmal, das im Jahre 1865 in Weinsberg dem Dichter errichtet wurde, sind mit vollem Recht diese Worte des erneuerten Doctordiplomes wiederholt worden: sie bringen in aller Kürze schön und treffend die Bedeutung Kerner's zum Ausdruck. Als seine „reichste Hinterlassenschaft" hat Karl Gödeke den „umfangreichen Briefwechsel" schon vor dessen eigentlichem Bekanntwerden bezeichnet. Sein Wort ist jetzt in vollem Maaße bestätigt, da die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart durch Theobald Kerner, des Dichters Sohn, und Dr. Ernst Müller das zweibändige Werk veröffentlicht: „Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden." Die Sammlung enthält an tausend Briefe und Briefauszüge und zwar nur eine Auswahl des vorhandenen Materials, chronologisch geordnet und vorzüglich redigirt und mit fleißigen Einleitungen und Erläuterungen versehen. Wir erkennen hier auf den ersten Blick: Kerner's Briefwechsel ist so ausgedehnt und umfassend wie wenige. Wir gewinnen durch ihn einen klaren Einblick in sein dichterisches Schaffen, wir lernen daraus seine Lyrik, deren Grundton der Schmerz ist, begreifen und seine übrigen Werke, zumal die „Reiseschatten", verstehen. Zugleich tritt uns auch der Arzt und „Geisterseher", wie der Politiker Kerner deutlich vor Augen. Ganz besonders werthvoll ist der Briefwechsel dadurch, daß er Briefe so vieler hervorragender Zeitgenossen Kerner's enthält. Das giebt ihm eine hohe literar- und culturhistorische Bedeutung. Manche dieser Gestalten erscheint erst jetzt in völlig klarer Beleuchtung, manche ist erst jetzt überhaupt näher bekannt geworden. So behält Gödeke Recht, wenn er den Briefwechsel Kerner's „reichste Hinterlassenschaft" genannt hat.

Wie schön muß es doch in dem herrlichen Dichterheim von Justinus und Rickle Kerner gewesen sein! Wie wohl fühlten sich Alle, die da aus- und eingingen! Und wie wohl war es erst unserem Justinus, wie freute er sich über die Besuche der Dichtergenossen! Als ein Tieck, Geibel, Freiligrath, Mosen u. A. in jenen Tagen ihn aufsuchten, da war großer Jubel im Weinsberger Dichterhause. Und jene Besucher selbst haben die Stunden und Tage, die sie mit Kerner verlebten, in schönster Erinnerung bewahrt. Das sehen wir aus ihrem Briefwechsel mit ihm. Kerner hat Alle, die mit ihm einmal in Berührung kamen, für immer festgehalten, für immer an sich gefesselt. Er hat eben auch neidlos und freudig fremdes Talent anerkannt, fremde Vorzüge geschätzt — schon in frühester Zeit Uhland und den anderen Studienfreunden gegenüber — sich selber hat er dagegen in allzubescheidener Weise heruntergesetzt. Das zeigt sich immer wieder in seinen Briefen.

Der Berühmtesten einer von den Weinsberger Hausfreunden war der schwermüthige Dichter Nicolaus Niembsch von Strehlenau, den wir als Nicolaus Lenau verehren. Nach dessen Tod im Irrenhaus hat der treue Kerner an Lenau's Schwager und Biographen Schurz einen langen Bericht über den Freund geschrieben, der bisher unbekannt geblieben ist. Wir entnehmen ihm folgende Angaben: „In meinem Gartenhause wohnend, bereitete sich Niembsch zu seiner Reise nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute sich gar sehr auf die Urwälder, um dort Opossums, ein Thier, das sich todt stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matuszynski (einem Flüchtling aus Warschau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben und hängt an einem Faß des Einganges zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es ist mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in diesem Briefe schrieb: er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „Herr Onkel! Herr Onkel!" rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen. So spielte er auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. Einmal stellte er sich auf einer Reise von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnsinnig (aus Scherz) und brachte damit eine fremde Frau, die mitfuhr, sehr in Schrecken. Ich bat ihn, als er zur Reise nach Amerika Anstalten machte, inständig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorstellungen, die er sich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines solchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn. Wie locker und leicht beweglich sein Nervengeist war — was bei den Somnambulen z. B. zum zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Heraustreten aus sich die Veranlassung giebt, und was auch bei Goethe und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweist folgendes Ereigniß. Wir saßen einmal nach dem Nach-

tische, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte, und als wir auf ihn blickten, saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten andern Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von Jemand an sie geschlagen. Wir riefen: „Niembsch, was ist dies?“ Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: „Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.“ Freund Reinbeck behauptete einmal fest: Niembsch sei einmal im Gange seines Hauses auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo sich derselbe gar nicht in Stuttgart befunden habe ...“ So spielte in des gläubigen Geistersehers Briefen die vierte Dimension immer hinein. Interessant ist auch Schurzens Antwort: „Wie gerne wäre ich einmal in Weinsberg, in Ihrem Gartenhause und Ihrem Weibertreue-Thurm gewesen, wo Niembsch so oft geigte und dichtete! Da müßten Sie mir auch wieder einmal Ihre allerliebsten, mildmelancholischen Maultrommeln ertönen lassen. Die diesen von Ihnen entlockten verschwebenden Klänge kämen mir vor wie die seligen Geister abgeschiedener Töne. — Und eine Windharfe habe ich auch noch nicht gehört! O, ich Aermster! — Da würden wir Ihr Krystallglas noch einmal füllen und nicht auf die Lebendigen. Den Kaffee würde ich nicht so stark verlangen wie Niembsch. Er mußte, wenn er ihm schmecken sollte, wie Gift sein. Nur mäßig starken nannte er sogleich — Schwachmatikus! — Auf meiner Mutter ordentlich berühmt schwachen Kaffee äußerte er einmal (mit Ihrer gütigen Erlaubniß), „ein Glas Urin wäre ihm lieber“. Erinnern Sie sich noch, daß Sie dem armen Lenau einredeten, auf einem Ball in Oehringen habe sich ein Mädchen so in ihn verliebt, daß sie wahnsinnig geworden und sich für die Königin von Ungarn gehalten? Und zwölf Jahre darnach ward Lenau in der Wirklichkeit wahnsinnig und hielt sich da, wie er mir selbst gesagt, zuweilen für den König von Ungarn. So kann der Mensch hienieden keinen Scherz machen, der sich nicht einmal — mehr oder minder — traurig bewahrheitet.“

Auch noch ein anderer Großer kommt in dem Briefwechsel vor, allerdings nicht als Weinsberger Gast, sondern als literarischer Gegner: Heine. Sein bekannter Hohn auf Uhland und die übrigen schwäbischen Dichter hat natürlich auch den Kerner'schen Freundeskreis gewaltig aufgeregt. Der edle Justinus antwortete in seiner Weise mit dem folgenden Gedicht:

Sänger fröhnen gern dem Neide,
Lauschet nur dem Vögelchor!
Will die Lerche singen vor,
Pfeift der Fink ihr drein zu Leide.

Und im Walde — welch' Gemische!
Klinget oft wie Schimpf und Streit,
Nachtigall nur schweigt im Leid,
Bis sie schlafen im Gebüsche.

Denn ihr Lied vom schönsten Schalle
Singet sie in später Nacht,
Wo kein and'rer Vogel wacht, —
Hörten sie's, — sie schimpften Alle.

Aber auch ein wenig bekannt gewordener Streit knüpft sich an Heine's Angriffe. Der Berliner Verleger Reimer wünschte, wie die Gattin des Dichters Gustav Schwab zu erzählen weiß, eine gute Zeichnung von Uhland zu bekommen, um dem Musenalmanach sein Bild vorne hin zu drucken, er schickte deßhalb einen Professor Felsing aus Darmstadt ab, um die Zeichnung zu machen. Gustav Schwab, der wohl wußte, wie verhaßt Uhland das Zeichnen seines Bildnisses war, munterte diesen Felsing auch noch auf, nach Tübingen zu reisen, um Uhland selbst zu sehen, und gab ihm einen Brief an ihn mit. Nun muß Felsing aber dem Dichter ungeschickt über den Hals gekommen sein, und da dieser die Art und Weise von Uhland überhaupt nicht kannte, muß ihn die unfreundliche Aufnahme so abgeschreckt haben, daß er nach seiner Zurückkunft dem Verleger erklärt hat, er werde nie das Bild von Uhland zeichnen oder stechen. — In dieser Noth hat nun Reimer an Heine um sein Bild geschrieben; dem Herausgeber Schwab war dies gleich sehr unangenehm, er erfuhr es aber erst, nachdem es schon geschehen war. Lenau sagte auch gleich, da gebe er Nichts in den Almanach, verbot aber, dies gegen den Verleger zu äußern. Inzwischen kam nun das Verbot der Heine'schen Schriften und die schwäbischen Dichter hofften, die Sache werde sich zerschlagen. „Nun kommt aber kürzlich die Nachricht, daß das Heine'sche Bild schon gestochen wird. Chamisso ist so krank, daß er wünscht, mein lieber Mann soll die Sorge für den Almanach fast ganz übernehmen, inzwischen kommt nun auch das niederträchtige Urtheil von Heine über Uhland und die schwäbischen Dichter in seinem neuesten Buche; Pfitzer, Menzel, Graf Alexander, Alle erklären, sie geben keine Beiträge, und auch mein Mann findet, daß seine Ehre es nicht erlaubt, besonders seine Freundschaft für Uhland nicht, seinen Namen im Almanach zu nennen. So mußte er also nun dem Verleger die Erklärung machen, daß er jedenfalls für dieses Jahr von der Redaction zurücktrete, dieser wird wahrscheinlich in ziemliche Verlegenheit dadurch versetzt werden, was meinem lieben Manne sehr leid ist, er hat sich deßhalb auch angeboten, die Geschäfte davon zu besorgen, nur soll sein Name nicht genannt werden.“

Unter den übrigen Männern, die Kerner in Weinsberg nahe traten, ist besonders der dichtende Bayernkönig Ludwig I. zu nennen. Der Fürst unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Kerner, den er im Jahre 1848 kennen lernte, und zeigte stets die innigste Theilnahme und Hochachtung für ihn und die Seinigen. Er hat ihn später, als Kerner seines Augenleidens halber sein Amt niederlegen mußte, durch Gewährung eines ehrenvollen Jahrgehalts ausgezeichnet. Auch mit jüngeren Poeten trat Kerner in freundschaftliche Beziehungen, so mit Ludwig Pfau, G. v. Hauenschild (Max Waldau), Ludwig Bechstein, Hermann Kurz, Geibel, Freiligrath u. A. So ward der Freundeskreis, der sich an Kerner anschloß, immer reicher und größer. Alle waren ihm gleich ergeben. Aus allen ihren Briefen, die uns erhalten sind, leuchtet ungeheuchelte Liebe und Freundschaft für den Sangesgenossen an der Weibertreu hervor. Die treuesten Freunde blieben freilich stets die alten: Graf Alexander, Lenau, Varnhagen, Schwab ꝛc. Der genannte Graf Alexander von Württemberg, auch ein sehr begabter Dichter, schrieb auf seinen häufigen Sängerfahrten oft die übermüthigsten Briefe nach Weinsberg. So heißt es einmal in Poesie und Prosa:

„Du vielgeliebter Justel, O!
O könnt' ich springen wie ein Floh,
Ich spräng' in dreißig Sätzen,
An Dir mich zu ergötzen,
Nach meinem lieben Weinsberg hin.

So werde ich aber nur von den Flöhen, zu welchen mir meine vierzehn Hunde verhelfen, auf die schmachvollste Art incommodirt, und muß mich noch dazu ärgern, nicht so weit springen zu können wie diese Bestien, das heißt im Verhältniß. Ich habe schon Flöhe Sprünge von vier Fuß in die Weite machen sehen, das wären, der Floh zu $^1/_2$ Linie angenommen, 1152 Flohlängen. Ich würde also (meine Länge zu sechs Fuß angenommen) $6' \times 1152 = 6912'$ weit springen können auf einen Satz, und etwa in dreißig Sätzen nach Weinsberg und zwar in der kurzen Zeit einer Minute, und ganz ohne mich anzustrengen, denn bei großen Gelegenheiten könnte ich nach meiner Berechnung den Weg sogar in einer halben Minute in fünfzehn Sätzen zurücklegen. Ach, das wäre ein herrliches Leben, aber ich befürchte nur, mein zu häufiges Hinundherspringen würde doch incommodiren und ich zuletzt zwischen Deinen Daumennägeln ein tragisches Ende

finden." Besonders fesselnd sind Kerner's Mittheilungen, wie er als Arzt und Dichter zu seiner Vorliebe für Mesmerismus, Tischklopferei, Somnambulismus kam. Er schreibt: „Diese Sachen waren immer meiner eigenen Phantasie entgegen, aber ich kam auf sie rein nur auf dem Wege kalter Beobachtung, und was man so beobachtet und erkennt, muß man eben annehmen, ist es einem auch gegen die eigene Phantasie. Ein entlaubter Baum ist mir auch gegen die Phantasie, — aber er steht eben da vor mir, hat kein Laub, und ich muß sagen, er hat kein Laub, würde ein Anderer auch sagen, es giebt keinen Baum ohne Laub, das wäre des Schöpfers ganz unwürdig. Es ist eben doch so, — macht es anders. Wenn so ein Geist sich auch ganz einfältig und noch ganz als gemeiner Mensch geberdet, so sagt mir das nichts gegen seine Qualität. Solche Geister sinken ja unter den Menschen und nur deßwegen suchen sie Hülfe bei Menschen. Es giebt Geister, die ganz Thiere sind, die in Hundsgestalten ꝛc. erscheinen, diese fordern aber noch kein Gebet. Es giebt Menschen, deren Geistiges durchaus das einer Sau ist. Fällt ihr Körper weg, so kommt die Sau, der Saugeist heraus, der sich dann auch als Sau figurirt und auch so für einen, der Geister sehen kann, sichtbar wird. Es laufen viel mehr Thiere in Wäldern und Feldern, die ehemals sogenannte Menschen waren, als Thiere, die wirklich Thiere sind, darin laufen. Erstere uns unsichtbar, Letztere uns natürlich sichtbar. — Dies sind reine Wahrheiten. Ich denke, daß auch einmal Andere als ich solche Dinge nur wenigstens auch beobachten, dann wird man schon später finden, zu was sie führen, meinetwegen auch zu was Anderem als zu Geistern. Zu einer Naturwahrheit werden sie führen. Aber bisher wies man ja jede Beobachtung in diesem Felde zurück, und ich mußte immer allein in der Nacht gehen, und erzählte ich Dinge aus dieser Nacht, — so war ich Schwärmer, Wundersüchtiger, Esel und was Alles. Ich weiß gewiß, daß ich noch nach meinem Tode auf irgend eine Weise gerechtfertigt werde. Ich breche einmal die Bahn — und brech' ich auch darüber den Hals." Den Spiritisten werden diese Bemerkungen sehr interessant sein. Und immer wieder kommt Justinus auf seinen Wunderglauben zurück. „Kürzlich stellten Officiere in Heilbronn zur Belustigung einer Tanzgesellschaft auch besessene Weiber und Teufelsaustreiber dar! Es ist gut, daß der Mensch mit dem Schrecklichsten, Ernstesten zu spielen vermag, er würde sonst gar zu trübe werden, — wie ich es immer bin... Durch die süßen Geistlichen, Stunden der Andacht ꝛc. bekamet ihr so curiose Begriffe von Gott, der Natur, dem Leben nach dem Tode. Es waltet ein furchtbar strenges Naturgesetz, dem wir Alle anheimfielen ohne die Gnade des Erlösers. Wer diesen nicht erkennt, kommt in dies unerbittliche eiserne Rad der Natur, fällt der Schwere anheim, kann von der Erde nicht kommen, schwebt als Geistersau und muß froh sein, wenn er nach Jahrhunderten wieder Menschengestalt erhält und endlich einen Faltenrock bekommt . . ." Und später wieder, indem er Goethe citirt: „Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid, sagte Goethe, mir selbst aber kann es völlig einerlei sein; denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu leugnen und auf die Seite zu bringen sein. — Das kann ich von meiner Geisterlehre — oder vielmehr von meinem Geisterglauben: denn eine Lehre habe ich nicht — auch gerade so sagen. Goethe hätte wohl an keinen Geist geglaubt, — aber rein nur aus Angst und widrigen Gefühlen, welche bei sehr vielen Menschen diesen Glauben gern abschütteln. Mein Londoner Correspondent schrieb mir: Der verstorbene Sir Walter Scott, mit welchem ich genau bekannt war, hatte sehr starke Empfindungen (feelings) von einem Verkehr mit der geistigen Welt und glaubte daran, wurde jedoch durch Spott und die Furcht, abergläubisch zu erscheinen, verleitet, seine wahre Ueberzeugung zu verleugnen, und ich habe mit Schmerz die Kämpfe in seinem Gemüthe gesehen zu der Zeit, wo er seinen Versuch über Dämonologie und Zauberei schrieb. — Wäre Goethe noch am Leben, und ich hätte den Eckermann gelesen, so würde ich durchaus zu ihm reisen und ihm mein Wissen von jenen Phänomenen als Problem vortragen. Er müßte mich doch anhören, und sie müßten ihn doch zum Nachdenken veranlassen. Er war ein Forscher, und ich meine das in höherem Grade als er Dichter war. Er sagte von sich selbst: — er sei nicht dämonisch, — ich kann mir aber keinen Dichter denken, der nicht dämonisch ist, und ich glaube auch wirklich, daß er nicht dämonisch war und — das fehlte ihm. Man muß freilich wissen, — was man unter dämonisch versteht, er schien mir nur wie halbes Gefühl davon zu haben, nach dem, wie er sich darüber ausspricht. Eine solche Selbstständigkeit, wie Goethe hatte, ein solches Ego sum kann nur ein Dämon haben, in dem kein Dämon ist. Man wird mich nicht verstehen. Mit Inspiration ist es nur annähernd ausgedrückt — also ich meine, er war kein inspirirter Dichter. — Er war aber ein erstaunlich umfassender und naturforschender Mann, und er hätte mir durchaus noch in die Gespenster beißen müssen. Er lachte zwar über ähnliche Bestrebungen Lavater's und Stilling's; diese hielten ihm aber nicht die rechte Seite für ihn vor, nur die religiöse, für die er nun einmal keinen Sinn hatte. Als Naturforscher und Forscher des Lichtes (der Farben) hätte man ihn in eine Sackgasse führen können, in der er auch gewiß uns rechtfertigende Geständnisse hätte ablegen müssen."

Ein lieber Correspondent war der treffliche alte Varnhagen der immer Anregendes zu schreiben weiß. Er empfiehlt ihm auch einmal den General von Pfuel, den Freund Heinrich von Kleist's und späteren preußischen Minister. „Wenn Herr General von Pfuel Dich während des Sommers besuchen sollte, so lasse Dir den Unfug erzählen, den hier in Berlin der Rentant Hornung und ein Apotheker Kuhn mit den amerikanischen Gaukeleien treiben, sie richten alle ihre Fragen an den „lieben, guten Heine", der „so gut sein" will, ihnen die wunderbarsten Antworten zu ertheilen, nur nie etwas Wichtiges, Eingreifendes, sondern Albernheiten und Gleichgiltigkeiten. Der General weiß das Alles lebhaft vorzutragen; sei nur gleich ganz offen und vertraulich mit ihm! Neulich gab Heine in humoristischen, aber schlechten Versen und in mathematischen Räthseln genau die Zeit an, welche eine stehengebliebene Uhr zeigte, von der Niemand — so schwört man — außer dem Fragenden etwas wissen konnte. Wie das gemacht wird, weiß ich nicht, erinnere mich aber, daß Pinetti, Philadelphia, Cagliostro ꝛc. ähnliche Stückchen geliefert haben. Mehr noch als der stupide Aberglauben empört mich bei diesen Dingen der Frevel, mit dem das Heilige und Scurrile hier zusammengemischt wird. Heine war mein Freund und ich weiß ihn gewiß zu schätzen, aber daß angebliche Fromme sich an ihn wenden, um über Himmel und Hölle belehrt zu werden, das ist doch zu arg." Man kann sich denken, daß der geistergläubige Kerner diese Zeilen mit sehr gemischten Gefühlen gelesen haben muß. Aber Varnhagen war auch ein großer Politicus, wie wir aus seinen Tagebüchern wissen. Besonders über die 48er Märzereignisse, die ja heute ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern können, hält er den schwäbischen Freund auf dem Laufenden. So schreibt er einmal: „Seit Jahren seh' ich alle Zustände der europäischen Welt mehr und mehr zusammenfließen und sich zu gemeinsamem Schicksal vorbereiten. Die Unhaltbarkeit dieser Regierungswirthschaften leuchtete mir ein, ich wußte, daß sie einbrechen würden, aber ich dachte den Sturz nicht mehr zu erleben. Ueberraschend schnell kam der Fall Louis Philipp's, den ich von Anfang gehaßt als einen nichtswürdigen Intriganten; das freute mich und auch die Republik begrüßte ich mit froher Zuversicht. Ich hoffte auch in Deutschland heilsame Wandlungen, aber so groß, wie sie erfolgt sind, hat sie, glaub' ich, kein Mensch vorhergesehen. Wir hielten hier am längsten fest, verblendet von Dünkel und Eigensinn, bis uns sogar

Wien überholte; nun war freilich aller Widerstand eitel. Dennoch wurde noch ein Blutbad angerichtet, scheinbar nutzlos, aber im Erfolge für die Sache unendlich wichtig und fruchtbar, denn jetzt erst kam der rechte Muth zum Vorschein, und Kraft und Trieb in das Ganze. Die allgemeine Ueberzeugung ist, daß der Prinz von Preußen, im Verdruß über die schon gewährten Bewilligungen, noch zuletzt die Uebermacht des Militärs habe zeigen und das Volk demüthigen wollen; die Anklage ist nicht erwiesen, aber sie wird im Volk allgemein geglaubt, und daher ist Alles in Haß erglüht gegen den Prinzen, den man zerrissen hätte, wäre er nicht eiligst entflohen. Daß der Angriff auf die wehrlosen, dem Könige Vivat rufenden Bürger aus Mißverstand hervorgegangen, ist gar nicht anzunehmen. Furchtbar entspann sich nun ein erbitterter Kampf durch die ganze Stadt, Kanonen feuerten Kugeln und Kartätschen, Gewehrsalven, Plänklerfeuer, Reiterangriffe, Alles tobte durch einander. Die Gegend, in der ich wohne, war durch Barricaden gesperrt, die von einer kleinen Zahl von Helden siegreich gegen verschiedene Angriffe behauptet wurden. Unter meinen Fenstern erlag eine halbe Compagnie Fußvolk dem gräßlichen Steinhagel, der von den Dächern niederprasselte. Nie hab' ich größeren Muth, entschlossenere Todesverachtung gesehen, als diese Jünglinge zeigten, welche besiegt unrettbar verloren gewesen wären! Alle Häuser mußten die Nacht hindurch offen sein, es wurde nichts genommen als Waffen und was zu den Barricaden dienen konnte. Feine Studenten in sauberer Kleidung, Hausknechte, Gesellen, Jungen, alte Tagelöhner, alles war zu einer Schaar vereint, wetteiferte in Muth und Ausdauer. Solcherlei hatte ich bisher als Augenzeuge noch nicht erlebt! Und es freut mich, diese Ereignisse noch erlebt zu haben! — Wir stehen nun auf gleichem Boden mit dem übrigen Deutschland, und diese Gemeinsamkeit macht jeden Rückschritt unmöglich. Auch ist es dem Könige mit der neuen Richtung aufrichtig ernst, er wird redlich fortschreiten in ihr, eifriger vielleicht als seine Minister, denn er freut sich des neuen Bildes, das ihm anstatt des zerschlagenen vor Augen gestellt worden. „Preußen geht fortan in Deutschland auf", ist ein Wort von ungeheurem Inhalt, und der König wird es wahr machen. Das Volk hat in der That noch Herz zu ihm. — Aber welche Schwierigkeiten sind noch zu lösen, welche Stöße können noch stattfinden! Ich kann nicht glauben, daß der Kurfürst von Hessen und der König von Hannover sich erhalten. Für uns ist zunächst die polnische Frage schwierig. Ich und meine Freunde (Männer hohen Rangs sind darunter) rathen zum freiwilligen raschen Herausgeben des polnischen Theiles von Posen an das polnische Volksthum, Oesterreich muß mit Galizien dasselbe thun, dies große Verbrechen des achtzehnten Jahrhunderts muß endlich gesühnt werden. Kommt es zum Kriege mit Rußland darüber, desto besser, das wird die beste Stählung unseres neuen Völkervereins!" Der greise Geisterseher wird auch zu diesen demokratischen Expectorationen ohne Zweifel sein Dichterhaupt nachdenklich geschüttelt haben, denn er war — nach damaligen Begriffen — ein arger Reactionär, der mit seinen liberalen Freunden Uhland, Strauß, Friedrich Vischer und seinem Sohne Theobald dieserhalb ganz und gar nicht harmonirte. Man höre nur sein Lamento aus jenem „tollen" Jahr: „O, diese Zeit! Sie ist die Hölle, die aufwärts stürzt. Durch die ewige Einmischung in Regieren und Politik flieht von dem Volke aller Fleiß, alle Gemüthlichkeit, aller Frieden, entsteht ewiger Zwist und Hader in den Familien und in den Ortschaften, und stetes Geschrei, Faulenzen und Sauferei. — Die Religion ist den Säuen preisgegeben. Ich bedaure die Ausscheidung vom Oesterreichischen, und Wien ist mir doch viel deutscher (wenigstens gewiß schwäbischer) als Berlin. Ohne Wien kann ich mir kein Deutschland denken. Es giebt nur eine deutsche Kaiserstadt, und die ist Wien. Ich erkenne aber wohl, daß es nicht gehen wird, muß es jedoch bedauern." Aber zuweilen regt sich in dem unpraktischen Politiker auch etwas Anderes. Da lesen wir mit wachsendem Erstaunen folgende zwei Weinsberger Mittheilungen:

„Die Lola Montez kam vorgestern hier an, und ich bewahre sie in meinem Thurm bis auf weitere Befehle von München. Drei Alemannen halten dort Wache; es ist mir ärgerlich, daß sie der König gerade zu mir sandte, aber es wurde ihm gesagt, die Lola sei besessen, und er solle sie nur nach Weinsberg senden, den Teufel aus ihr zu treiben. Interessant ist es immer. Ich werde, ehe ich sie magisch-magnetisch behandle, eine starke Hungerkur mit ihr vornehmen. Sie bekommt täglich nur dreizehn Tropfen Himbeerwasser und das Viertel von einer weißen Oblate. Sage es aber Niemand! Verbrenne diesen Brief!" Und einige Tage später: „Die Lola befindet sich seit voriger Woche bei mir. Sie ist erstaunlich abgezehrt. Theobald magnetisirt sie, auch lasse ich sie Eselsmilch trinken. Den Metternich nahm ich in meinem Thurm auf, in dem Graf Helfenstein vor seiner Hinrichtung durch die Bauern gefangen saß. Das ist ihm ominös; es ist ihm unheimlich und mir sein ganzes Wesen unheimlich, besonders sein unverschämtes Liberalthun nun. Er behauptet: Nur sein Wunsch, daß Deutschland eine Republik werde, den er immerdar gehegt, habe ihn zu dem illiberalen System gebracht; nur so habe sich Deutschland so mächtig und kraftvoll erheben können. Das sei sein Werk und von ihm geflissentlich so durchgeführt. Er ruhte nicht, bis ich auf meinen Thurm eine rothe Fahne steckte. Er versprach mir ein Stückfaß vom besten Johannesberger, aber bis sein Schreiben nach Johannisberg kam, war der Keller schon durch die Nassauer in Beschlag genommen. So muß ich mich überall nur mit Gnadenbezeugungen begnügen, die nie in Erfüllung gehen. Das ist das Loos der Dichter, wie es schon Schiller besang. Nota bene. Metternich spielt die Geige sehr gut. Es ist noch eine alte von Niembsch im Thurm. Auf dieser spielt er immer die Marseillaise und pfeift konvulsivisch dazu im Mondenschein."

Zu diesen höchst erstaunlichen Berichten bemerkt der Herausgeber Dr. Müller in einer Fußnote trocken: „Demnach scheint ein Irrthum im Datum vorzuliegen, denn die obige Angabe ‚seit voriger Woche' stimmt nicht mit dem ersten Briefe überein." Es geht daraus hervor, daß der Herausgeber in allem Ernst an den Aufenthalt von Lola Montez und Metternich in Weinsberg glaubt. Auch alle Kritiken des Buches, die wir gesehen haben, theilen seine Ansicht. Möchte er sich doch vorerst bei Theobald Kerner erkundigt haben, der damals in Weinsberg war und jedenfalls die beste Auskunft geben kann! Für uns erleidet es gar keinen Zweifel, daß es sich nur um einen Ulk, eine Mystification Kerner's handelt.

Auch in seinen letzten Lebensjahren fand bei Justinus die Dichtkunst die sorgfältigste Pflege. Jedes Jahr fast erschienen zahlreiche Gedichte von ihm, meist im Stuttgarter Morgenblatt. Das Jahr 1841 brachte die dritte stark vermehrte Auflage der „Gesammelten Dichtungen"; im Jahre 1848 erschienen die lyrischen Gedichte besonders in vierter Auflage. Das Jahr darauf veröffentlichte der Dichter das anziehende „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", mit dem er sich schon seit Jahren beschäftigt hatte. Mit sichtlichem Behagen hatte er daran gearbeitet und den Seinigen die einzelnen Abschnitte davon in die Feder dictirt. Manche trübe Stunde hat er sich mit dieser Beschäftigung erhellt. Diese Jugenderinnerungen wieder in sich aufleben zu lassen, gewährte ihm viel Trost und Genuß. Nur schade, daß er diese Selbstbiographie nicht weiter führte und auch auf die spätere Zeit ausgedehnt hat. Daran hat ihn Gedächtnißschwäche und das zunehmende Augenleiden gehindert. Unter diesen Umständen mochte er, da er auf sich allein angewiesen war, sich in seinem Alter nicht mehr an ein größeres Werk wagen. Zum Glück jedoch haben seine Tochter Marie und sein Sohn Theobald diese Lücke in trefflichster Weise ausgefüllt. Erstere hat in ihrem 1877 er-

schienenen Buche „Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus“ gerade auch die Jugendzeit in anziehender Weise geschildert, während Letzterer sich in seinem soeben in zweiter Auflage erschienenen „Kernerhaus und seine Gäste“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) wesentlich auf die Weinsberger Zeit beschränkt. Es ist der beste Commentar zu diesem Briefwechsel. Theobald hat, meist als Augen- und Ohrenzeuge, ganz in seines Vaters Weise geschrieben; auch versteht der Sohn es nicht minder gewandt und fesselnd zu erzählen, wie der Vater. Daß der heute Achtzigjährige, der in Weinsberg die väterliche Praxis als Arzt fortgeführt hat, auch die „Kunst zu fabuliren“ und die beschauliche Dichternatur geerbt hat, wissen die Kenner unserer neueren Lyrik. Ein angesehener Literarhistoriker sagt von Theobald Kerner's Liedern sehr richtig: „Solche Gedichte können nur wir Deutsche machen.“

---

## Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg.

Von J. F. Wegmann.

Sogleich nach dem Tode Heinrich von Treitschke's äußerte sich wie etwas Selbstverständliches der Wunsch, es möchte ein Theil seiner Vorlesungen durch den Druck dauernd erhalten bleiben. Zu Viele hatten den Führer verloren, dem sie mit unbedingtem Vertrauen zu folgen gewöhnt waren; was war natürlicher als das Verlangen, aus den gedruckten Worten noch den Widerklang seiner lebendigen Rede zu vernehmen? Und ebenso natürlich, daß man hierbei zunächst an die Vorlesungen über Politik dachte. Tausende haben sie gehört; sie waren Treitschke's Lieblingscolleg, kein Anderes hat er so oft gelesen. Zuerst in Freiburg, im Wintersemester 1863/64 und 1865/66; einmal in Heidelberg, unmittelbar vor seiner Uebersiedelung nach Berlin; und dann hier seit 1874/75 regelmäßig jeden Winter. Die schwere Erkrankung, die ihn zum Tode führte, zwang ihn das letzte Mal zu schließen, ehe er geendigt hatte. Das weit umrahmte, reich erfüllte Bild des Culturstaates, das Treitschke in diesen Vorlesungen darstellte und erläuterte, bot ihm willkommene Gelegenheit, encyclopädisch Alles zu berühren, was für ihn der Begriff der Cultur umfaßte. Und Cultur bedeutete ihm die freie sittliche und intellectuelle Ausbildung persönlicher Eigenart, die doch zugleich mit Bewußtsein dienend sich einordnet in das politische Ganze, dessen Theil sie ist. Was er so aus dem eigensten Wesen und aus den Schätzen einer früh erworbenen reichen Belesenheit darbot, mit einer unvergleichlichen Herrschaft über das gesprochene Wort, zwanglos das vom Moment des Tages Angeregte unter das dauernd Giltige mischend, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit bekämpfend, was ihm diese Cultur, vor Allem die Cultur „seines geliebten Volkes“ zu bedrohen schien, das mußte Allen, die ihn sahen und hörten, ein unauslöschlicher Eindruck bleiben. Dieses Lieblingscolleg Treitschke's aus verschiedenen stenographischen Niederschriften seiner Hörer herzustellen, hat nunmehr Max Cornicelius, der neue Lector der Berliner Universität, mit großem Geschick unternommen. Der erste Band des Werkes: „Politik, Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin“, ist soeben bei S. Hirzel in Leipzig erschienen. Er behandelt das Wesen und die socialen Grundlagen des Staates. Wir greifen hier einige der wichtigeren Punkte dieser Reconstruction von Treitschke's Colleg heraus.

Die Politik im Sinne der Alten ist die Lehre vom Staat schlechthin; was sie zusammenfassend behandelt, fällt nach verschiedenen Gesichtspunkten gesondert in die Gebiete der Nationalökonomie und des Staatsrechtes. Die Aufgabe der Politik ist eine dreifache: Sie soll zunächst aus der Betrachtung der wirklichen Staatenwelt die Grundbegriffe des Staates zu erkennen suchen, sie soll dann historisch betrachten, was die Völker im politischen Leben gewollt, geschaffen und erreicht und warum sie es erreicht haben; hierdurch wird ihr drittens auch gelingen, einige historische Gesetze zu finden und moralische Imperative aufzustellen. So aufgefaßt ist die Politik angewandte Geschichte; damit ist schon gesagt, warum sie im Vergleich zu anderen Wissenschaften heute zurückgeblieben ist. Der darstellende Historiker selbst verspürt wenig Neigung ein System aufzustellen, andererseits ist unter den Juristen und Philosophen der historische Sinn nur langsam durchgedrungen. Das ist der Grund, warum eine Darstellung der Politik, die einigermaßen den Anforderungen des Historikers entspräche, heutzutage nirgends vorhanden ist; die beste ist Dahlmann's „Politik“, ein Werk, das schon über fünfzig Jahre zurückliegt. Die eigentliche systematische Politik, wie sie etwa von Bluntschli vertreten wurde, leidet noch immer an den Nachwehen der alten Naturrechtslehre.

Treitschke ist der Ansicht, daß die Deutschen erst durch Herder historisch zu denken gelernt haben. Den Griechen war der historische Sinn angeboren, sie kannten nicht, was wir Doctrinarismus nennen, deßhalb gelangte bei ihnen die Theorie der Politik früh zu einer solchen Höhe. Gegenüber der hohen Blüthe dieses Zweiges der Wissenschaft finden wir, was die Hellenen auf naturwissenschaftlichem Gebiete geleistet haben, unendlich gering und fast kindisch. Diese merkwürdige Erscheinung ist daraus zu erklären, daß die einfachsten naturwissenschaftlichen Untersuchungen Instrumente erfordern, deren Anfertigung einen hohen Grad von Technik voraussetzt. Ein zweiter Grund liegt tiefer: wir nehmen wahr, daß alle edlen Nationen von der Natur idealistisch angelegt sind und immer sein werden; man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist als der Comfort. Auf die frühzeitige glänzende Entwickelung der politischen Wissenschaft bei den Hellenen folgte eine lange Zeit der Erschlaffung, weil eine beschränkende Doctrin, sei es theologischer, sei es philosophischer Natur, den rein historischen Sinn nicht aufkommen ließ. Das ganze Mittelalter erscheint theologisch gebunden, man fragt nicht mehr nach dem Wesen des Staates, sondern sucht ihn der Kirche zu accommodiren. Dann kommt die befreiende That Martin Luther's; man fing wieder an den Staat in seiner Souveränität zu begreifen. Zugleich aber begann auch das Suchen nach einer Regel, die namentlich den Verkehr der Staaten unter einander in sittlichen Schranken halten sollte, und so entstand eine philosophische Anschauung vom Staate, die sogenannte Naturrechtslehre, die an ein natürliches, irgendwo in den Sternen geschriebenes Recht glaubte. Dieses Naturrecht maßte sich an ein Staatsideal aufzustellen, zu sprechen vom Staate, wie er sein soll.

Im Gedankengange seiner geschichtsphilosophischen Untersuchung erörtert Treitschke auch die oft aufgeworfene und verschiedentlich beantwortete Frage, ob im Laufe der Geschichte Moral und Gesittung der Menschen mit der Cultur immer mehr fortschreiten. Dieser Fortschritt ist nach seiner Ansicht nur ein bedingter. Wohl kann man ihn erkennen in der expansiven Civilisation; der einzelne Mensch aber wird mit den Fortschritten der Cultur nicht sittlicher; die Bestie regt sich ebensogut im Culturmenschen wie im Barbaren. „Nichts ist wahrer als die biblische Lehre von der radicalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine auch noch so hohe Cultur überwunden werden kann. Man muß doch zweifeln, welche Zeiten gesitteter seien, die einer rohen Gewalt, oder die einer feineren, aber desto raffinirteren Ausbeutung durch die Börse.“ Die theoretische Sittlichkeit des Menschengeschlechts verfeinert sich allerdings im Verlaufe der Cultur; wir verurtheilen heutzutage Vieles, was die Alten für erlaubt hielten, allein diese theoretische Erkenntniß hilft noch nicht zum praktischen Fortschritt, zur subjectiven Besserung des Einzelnen. Denn nicht die Intelligenz beherrscht den Menschen, sondern der Wille, dem

die Intelligenz nur dient. Man kann deßhalb auch nicht die Intelligenz zum Maßstab nehmen für den moralischen Fortschritt des Menschen. Auch andere Kräfte der Seele außer der moralischen, die Phantasie, das Gedächtniß, sehr wichtige mit dem Intellect unmittelbar zusammenhängende Kräfte, werden durch die Cultur geschwächt. Es gilt von dem Leben der Völker, was von der Natur gilt, daß keine neue Kraft angesammelt werden kann ohne einen Verlust nach anderer Seite. Schon Plato hat gesagt, die Erfindung der Schrift sei ein Unglück für die Menschheit gewesen, die Phantasie und das Gedächtniß hätten sehr darunter gelitten. Das ist offenbar richtig. Und dieses Unglück ist dann noch vermehrt worden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch ähnliche Erfindungen, die wir einseitig als einen Segen betrachten. Für gewisse Kräfte der Menschenseele giebt es ein Nonplusultra, das in manchen Fällen schon erreicht ist. Die Bildhauerkunst hat ihr Nonplusaltra erreicht in den Tagen der Phidias. An die durchschlagende, absolute Wirkung der griechischen Sculptur reicht kein späteres Werk mehr heran. Wir werden auch nie mehr eine Rede hören, wie sie den Athenern gehalten wurden. Die menschliche Geschichte verläuft nicht gradlinig, sondern in Spirallinien; große Fortschritte werden erkauft durch schwere Verluste. Die Anschauung aber, der Fortschritt bestände darin, daß der Comfort des äußeren Lebens zunimmt, ist eine so niedrige, plumpe Verirrung, daß man nicht nöthig hat sie zu widerlegen. Die Richtigkeit der Idee von einem Fortschreiten der Menschheit läßt sich überhaupt nicht durch die theoretische Vernunft erweisen, ebensowenig wie ein Beweis für das Dasein Gottes oder für die Richtigkeit optimistischer oder pessimistischer Weltauffassung theoretisch geführt werden kann. Hier spricht das Gewissen das letzte Wort. Allein aus dem Drang des Gewissens nach persönlicher Vervollkommnung geht die Ueberzeugung hervor, daß auch die Menschheit als Ganzes diesen Drang besitze. Dieser auf dem Gebiete der praktischen Vernunft geführte Beweis ist der einzig schlagende. Wie die Behauptung vom Fortschritte der Menschheit ist auch die von der Vergeltung in der Weltgeschichte sehr vorsichtig aufzufassen. Sie mag nach Treitschke begründet sein, aber in unendlich vielen Fällen vermögen wir nicht mit unseren menschlichen Augen eine Vergeltung zu erkennen. Und diese Ungewißheit hat doch auch ihr Gutes: würde sich hier auf Erden schon eine Vergeltung als erkennbare Folge unseres Handelns darstellen, so sänke ja jede Tugend zu kalter Berechnung herab und verlöre ihren ganzen Werth, der grade in der Uneigennützigkeit und Entsagung besteht.

Dann beweist Treitschke mit geistreicher Dialektik die Naturnothwendigkeit des Staates und seiner Entwickelung, wobei er sich gegen Schiller's „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" wendet. Es ist ein wahres Wort; aber man darf es nicht grob materiell auffassen, denn oft ist eine höhere Vergeltung gar nicht zu erkennen, wenigstens nicht in kurzen Zeiträumen, und manches schwere Unrecht erscheint ungesühnt. Das Leben des Staates zählt nach Jahrhunderten; nur wenn ein relativer Abschluß in der Geschichte eines Volkes erreicht ist, wird man ein Urtheil fällen können. Im Einzelnen dagegen erscheinen so manche Räthsel, die wir nicht zu lösen vermögen. Hätte man im Jahre 1858 von den Italienern und 1865 von den Deutschen sagen wollen, sie erreichten, was sie verdienten, so hätte sich das sofort als falsch erwiesen; aber im Gange der Weltgeschichte überhaupt ist zu erkennen, daß eine göttliche Gerechtigkeit waltet. In Oesterreich seufzen heute die deutschen Völker unter der Schuld ihrer Väter; ganz Oesterreich war evangelisch, aber durch die brutale Gewalt der Waffen, nicht durch eine überlegene geistige Macht wurde hier die Reformation wieder unterdrückt. Ein Volk aber muß vor Allem die sittliche Kraft haben, das was es als eine Wahrheit, als recht erkannt hat, sich fest zu erhalten. Insofern ist es richtig, daß die Deutschen Oesterreichs erhalten haben, was sie verdienten. Sie haben nicht die Energie der Norddeutschen bewiesen, an ihrem Protestantismus festzuhalten. In Frankreich schwankt Alles immer wieder zwischen Bigotterie und falscher Freigeisterei; durch die Aufhebung des Edictes von Nantes und die Vertreibung der Hugenotten hat Ludwig XIV. den Franzosen die Möglichkeit genommen, zugleich frei und fromm zu sein. Die Hugenottenverfolgungen rächen sich noch heute. Der Satz: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, ist aber auch darum so schwer zu verstehen, weil der das Urtheil Ausführende hier immer selbst Partei ist. Nie ist ein Volk gerechter vernichtet worden als die Polen, und doch wird Niemand bei der Betrachtung dieses Ereignisses eine Empfindung haben wie vor der Tragödie eines großen Künstlers, denn die Völker, welche diese Vernichtung vollzogen, waren selbst schuldbelastet, selbst Partei. Dazu das Gesetz der großen Zahl, das auch im politischen Leben gelten muß. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß im Großen gesehen die staatliche Entwickelung nichts ist, als die nothwendige äußere Form, die sich das innere Leben eines Volkes selbst gegeben hat, und daß die Völker die Staatsform erreichen, die sie nach ihrem sittlichen Gehalt erreichen können. Nichts kann verkehrter sein als die Anschauung, daß die Staatsgesetze etwas künstlich Erzwungenes wären gegenüber einem Naturrecht. Ultramontane und Jacobiner gehen beide von dem Standpunkt aus, daß die Gesetzgebung des modernen Staates ein Werk des sündigen Fleisches sei. Es zeigt sich hierin nur der völlige Mangel an Ehrfurcht vor dem nach außen gerichteten Gotteswillen, der sich im Staatsleben offenbart.

Fassen wir mit Treitschke die Entwickelung des Staates als etwas innerlich Nothwendiges auf, so leugnen wir damit nicht die Macht des Genies, des lebendigen Willens in der Geschichte. Denn es ist das Wesen des historischen Genies national zu sein. Einen geschichtlichen Helden, der nicht national gewesen wäre, hat es nie gegeben. Den allerhöchsten historischen Ruhm hat Wallenstein nicht erlangen können, weil er kein nationaler Held war, sondern ein Tscheche, der aus Zweckmäßigkeit den Deutschen spielte. Er ist ein großer Abenteuerer der Geschichte wie Napoleon. Das wahrhaft große historische Genie steht immer auf nationalem Boden. Das gilt auch vom Schriftsteller. Ein großer Schriftsteller ist nur, wer so schreibt, daß alle Volksgenossen empfinden: so muß es sein, so fühlen wir Alle; wer also im Stande ist ein Mikrokosmos seines Volkes zu sein.

Allgemeines Interesse erweckt auch die ideale Beredsamkeit, womit Treitschke sich gegen den Traum des ewigen Friedens wendet. Er nennt ihn reactionär von Grund aus, weil mit dem Kriege alle Bewegung, alles Werden aus der Geschichte gestrichen würde. Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit dem Traum des ewigen Friedens gespielt haben. Die neuere Geschichte zeigt vorzüglich drei so geartete Perioden. Es war erstens die traurige Zeit nach dem Utrechter Frieden, nach Ludwig's XIV. Tode; die Welt schien aufzuathmen; Friedrich der Große aber nannte scharfsinnig diese Jahre eine Zeit allgemeiner Entartung der europäischen Politik. Das heilige römische Reich in seinem damaligen lächerlichen Zustande, das unfertige Preußen, das vor der Frage stand zu wachsen oder unterzugehen, alle diese unreifen Verhältnisse wurden von Aposteln der Vernunft für sittlich erklärt. Der ältere Rousseau, der Abbé Castel de Saint-Pierre und Andere traten auf und schrieben ihre verrückten Bücher vom ewigen Frieden. Die zweite Epoche, in der man wieder stark die Friedenspfeife rauchte, kam unter ähnlichen Verhältnissen nach dem Wiener Congreß. Die Wiener Verträge wurden als ratio scripta betrachtet; es sollte vernünftig und sittlich sein, daß zwei edle Völker, die Italiener und die Deutschen, in alle Ewigkeit verstümmelt blieben. Die dritte Epoche erleben wir heute, wiederum nach einem großen Krieg, der allen

Idealismus in Deutschland zerstört zu haben scheint. „Erschallt nicht heute laut und schamlos das wiehernde Gelächter der Gemeinheit, wenn irgend etwas zu Grunde geht, was Deutschland groß gemacht hat? Die Fundamente unserer alten edlen Bildung werden jetzt zerstört, Alles was uns zu einer Aristokratie unter den Völkern gemacht hat, wird verhöhnt und mit Füßen getreten. Das ist denn allerdings die rechte Zeit auch wieder von einem ewigen Frieden zu phantasiren. Im Uebrigen lohnt es sich nicht der Mühe über diesen Gegenstand noch länger zu reden; der lebendige Gott wird dafür sorgen, daß der Krieg als eine furchtbare Arzenei für das Menschengeschlecht immer wiederkehrt."

Nach diesen bitteren Worten, die wohl nach Bismarck's Sturz diese Fassung erhielten, freuen wir uns des tröstlichen Ausblicks, den uns der „Historiker, der in der Welt des Willens lebt", — wie er sich einmal nennt — auf die Zukunft unseres Reiches eröffnet. Wir sind der einzige Staat, der völlige Parität den beiden Kirchen anerkennt; wir können eine Kirche, die sich für die alleinseligmachende hält, ruhig bestehen lassen neben den anderen Kirchen. Die Katholiken unter uns haben sich großentheils einer Cultur unterworfen, die in ihrem Wesen protestantisch ist. Ferner sind wir das am meisten monarchische Volk Europas; wir müssen aber damit eine angesehene Volksvertretung in Einklang zu bringen suchen. Wir haben das Räthsel gelöst, wie ein gebildetes Volk zugleich ein Volk der Waffen sein kann; und wir wollen das noch schwerere Räthsel lösen, wie ein reiches Volk sich die sittlichen Güter der Armee und des Kriegsdienstes erhalten kann. Durch den Schulzwang sorgen wir für ein mindestes Maaß gleicher Bildung. Staatsmacht und Volksfreiheit, Wohlstand und Wehrkraft, Bildung und Glaube, das sind die großen Gegensätze, die wir versöhnen wollen. So schwierige Aufgaben, zu denen in neuester Zeit dann noch die eigentlich socialpolitischen gekommen sind, werden unserem Staate gestellt. Zu ihrer Bewältigung hilft vor Allem der universelle Charakter der Deutschen, ihre Lösung macht ein gut Theil unserer Bedeutung und Größe aus.

Nur wenige der leitenden Gedanken haben wir hier dem prächtigen Werk entnommen. Wir müssen es uns versagen, des Näheren darauf einzugehen. Jedenfalls verdient der Herausgeber und der Verleger den Dank des deutschen Volkes dafür, daß sie für die Nachwelt das schon verhallte Wort des Berathers und Freundes unserer studirenden Jugend mit fast phonographischer Treue festgehalten und vervielfältigt haben.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Eine Illusion.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

Karlsbad . . . . .

„O laß mich dir so schreiben, wie ich nie zu dir sprechen würde, weil ich es nie mit hörbaren, wohl aber mit sichtbaren Worten wagen würde. Ich liebe dich so unendlich, du bist die stille Wonne eines jeden Augenblicks in meinem Leben, immer bist du wie eine liebe Erscheinung in meinen Gedanken, und immer fühle ich, wie hoch du über mir stehst, mich gleichsam beherrschest, aber nur ganz sacht, mit dem lieben Blick deiner holden Augen, mit dem ruhigen Lächeln deiner Lippen. Wie eine Kamee sind deine Züge in meiner Seele eingegraben. Du bist so schön, so wunderbar schön, und ich kann es dir ruhig sagen, denn nicht deßhalb bist du mir lieb. Ich bin stolz auf deine Schönheit, aber ich liebe dich nicht deßhalb, sondern weil du bist wie du bist, so reizend seltsam in deinem Seelenleben, und doch auch darin mir so verständlich; ich liebe dich, weil du auch meine Seele kennen lernen wolltest. Eitelkeit? Vielleicht. Laß es mich sein, laß mich eitel, stolz sein, daß du mich würdig findest eines einzigen Gedankens . . . .

Hat vor mir schon Jemand geliebt? Ich weiß und ahne nicht, daß diese sanfte Umarmung, diese Ueberwältigung des Willens, diese Ekstase der Liebe von dieser Welt sei. O umarme mich, beherrsche mich, gieb mir die Wonnen der Ekstase! Laß mich wie ein Kind in deinem Willen schlummern! Nichts will ich sein als meine Schwäche in deiner Macht, als Etwas von dir, das dir gehört, ein wenig bei dir in Ehren steht, ein klein wenig nur, zuweilen mit einer Liebkosung oder einem lieben Worte. Aber denke nicht so hoch von mir, denn das thust du! Du findest, daß ich begabt, daß ich harmonisch bin! Und was Alles findest du noch schön an mir. Ist das deine Liebe? Dann sollst du mich anders lieben, nur nicht so! Du sollst nicht zu mir emporschauen, mich bewundern; ich will weniger sein als du, will unter dir stehen. Und dann sollst du mich zu dir emporheben mit der lieben Geberde, womit du deine beiden Hände ausstreckst, um mich zu begrüßen, und dann lasse ich mich von dir stützen. Du bist so stark, stärker als du weißt. Du glaubst, du habest keine Willenskraft, und doch hast du sie. Ich schwöre dir, du hast sie! Nur ist sie von Schmarotzern umschlungen, wie Arabesken und Festons eine Säule umschlingen, aber die Säule ist da und steht. Ich sehe sie und schlinge meine beiden Arme darum! O, ich liebe dich, ich liebe dich! Bitte um was du willst: ich werde es thun, Alles, Alles. Nie, nie habe ich solche Gefühle gekannt, dieses Herrliche in mir, dieses Subtile, diese Ekstase! Mir ist, als schweben durchsichtige Schleier über meiner Seele, und als würden sie ganz leise, kaum mit Fingern, gehoben, und plötzlich ist mir, als sähe ich mich selbst und all' das Schöne in mir . . . Es ist schön, das Alles, überirdisch; man kann es nicht fassen, nicht aussprechen, nicht ausdenken, denn es sind Düfte von Gefühlen.

O mein König, du Gott meines Lebens! Wisse Alles, was ich dir sagen will, daß ich zu dir bete, daß ich dich anbete! O wo finde ich Worte? Ich bin in Verzweiflung, denn nichts von alledem, was ich dir da sage, keine Silbe sagt etwas. Und es muß doch etwas geben, womit ich es dir sagen könnte. Aber ich analysire zu viel, und wenn es sich um mein eigenes Gefühl handelt, bin ich einfältig und löse nichts. Darum will ich mich auch nicht mehr analysiren, will mich ganz und gar dem lieblichen Wiegen hingeben, dem Wiegen in deinen Armen . . . Für mich bist du ein Weltall, ein Himmel der Seele. O in dir zu sein, du zu sein! Laß mich leben in deiner lieben Stimme, laß mich leben, nur existiren, ich will ja weiter nichts. Leben in deinem Athem und darin zerschmelzen, wie eine Eisblume auf der Fensterscheibe unter einem Hauche zerschmilzt . . . Mein Gott, ich weiß ja nicht mehr, was ich schreibe. Glaube nicht, daß ich irre rede . . . oder glaube es. Alles, was du denkst und sagst und thust, ist lieb, ist herrlich, ist schön, ist du! Ich bete dich an. Leb' wohl, ich kann nicht mehr, denn ich kann dir ja doch nicht sagen, was ich möchte. Nur noch dies Eine: was ich fühle, das ist das Schönste, was je in mir gelebt hat, fleckenlos rein und edel und entzückend. Etwas nicht Egoistisches. Bitte mich, worum du willst: ich thu' es für dich! Lache darüber, aber habe Mitleid! Leb' wohl, du mein Mann, mein König, mein Engel, mein Gott, du Mysterium meiner Seele!

* * *

Mit einem zitternden Seufzer erhob sich Tila von dem langen Herabbeugen auf das Papier und fiel erschöpft in ihren Stuhl zurück. Ihre Augen strahlten glücklich, ihr kleiner blaßrother Mund öffnete sich zu einem entzückten Lächeln. Sie nahm ihren Brief und las die von ihrem Gefühl durchzitterten Zeilen wieder und wieder. Wie Lichtstrahlen schien es ihr von dem duftenden, hellgrauen Papier blendend entgegen zu glänzen. Ihr Brief war eine Sonne, ihre Sinne waren Strahlen. Dann wurde ihr Lächeln matter, und leise, ganz leise, kräuselten sich

ihre Lippen. Das Glück in ihrem Blicke entschwand in einem feuchten Dunste, und sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich kann ihm das nicht schicken ... unmöglich!“ sagte sie vor sich hin.

Es war eine große Enttäuschung, aber nein, sie konnte ihm das Blatt Papier nicht schicken, das ihre Seele bloßlegte. Ja, ihre Seele lag dort, zu unverschleiert, zu nackt und unkeusch. Wieder sollten die Schleier sie sachte, ganz sachte zudecken ... Doch warum? dachte sie mit der ihr eigenen kecken Offenheit ... Emancipation. Warum? War in ihr denn nicht Alles schön, was sie für ihn fühlte? Durfte sie es ihm nicht sagen?

„O wie lieb, wie unendlich lieb habe ich ihn!“ flüsterte sie, beinahe laut, und doch glücklich im Bewußtsein, es so flüstern zu können, hörbar, ohne daß es Jemand hörte. Und das Conventionelle, spielte wie ein Schauspieler Komödie in ihr und machte beleidigte Geberden voller Prätensionen schüttelte mißbilligend den Kopf, und leise flüsternd fand sie nun selbst, daß es wirklich nicht gehe, wirklich nicht ... Und ich thue es doch! dachte sie, gleichsam zum Trotz. Die Komödie dauerte aber fort. Einer nach dem Anderen traten die Schatten der Convention in den Vordergrund ihrer Gedanken, lächelnd, liebenswürdig warnend; nein, sie solle es nicht thun, es schicke sich nicht ... Und sie stand auf, mit sich selbst unzufrieden, ärgerlich über diese Komödie in ihr, fest entschlossen, die langweilige Moral nicht triumphiren zu lassen, und dann doch wieder nicht fest entschlossen ... Und das Glück, das in ihr gejubelt hatte, als sie diesen Brief schrieb, erblaßte und entschwand, und wieder war jene Dumpfheit des Gedankens in ihr, als wäre sie an etwas Schweres, etwas Häßliches gebunden, als könnte sie sich nicht zur Freiheit ihrer schönen Liebe emporschwingen.

Dann trat sie auf den Balcon hinaus und lehnte sich gegen eine hellrothe Vase mit ein wenig Geranium und Heliotrop. Klein, mit einer etwas scharfen Linie von Schlankheit stand sie so da im losen Faltenwurf ihres weißen seidenen Schlafrockes, der mit einer fast koketten Zwanglosigkeit ihre mädchenhafte Figur umspannte und in einer Schleppe bis auf den Boden herniederwallte, während eine weißseidene Schnur mit Quasten die Falten um die zerbrechliche Zartheit ihrer Taille zusammenzog. Und so stand sie im losen Faltenwurf dieser feinen Weiße, mit ihrem schmalen, sehr blassen Gesichtchen, milchweiß, die Schläfe zart geadert, als flösse blaues Blut darunter, das Haar sehr schwarz, zu schwarz, im Lichtschimmer goldig-schwarz erscheinend, lose herabwallend, denn es war so schwer, zu schwer fast und so trug sie es zu Hause meist offen, ihrer Kopfschmerzen wegen. Und auch ihre Augen waren wie schwarzes Gold, wie geschliffene Kohlen, über denen Goldstaub liegt, und sie träumten, zu glänzend beinah in der Blässe und leicht umdunkelt durch den Schatten eines blauen Kreises darunter. Unter ihren Augen, an ihren Schläfen war ihre Haut wie Elfenbein, und auch ihre schmalen Finger waren wie dünnes Elfenbein, durch welches das Licht scheint.

* * *

„Tila!“

„Mütterchen!“ Sie wandte den Kopf nach dem offenen Fenster des angrenzenden Zimmers, auf den Lippen das Liebkosungswörtchen, womit sie ihre Großmutter anzureden pflegte.

„Ein Brief für dich, Kind.“ Die alte Stimme klang sanft, wie ein gebrochenes Echo früherer Zeiten, vom Zimmer her bis auf den Balkon hinaus und verklang im Lärm des Lebens: dem Wagengerassel, dem Zwitschern eines Sperlings, Stimmengemurmel dort unten zwischen den Beeten. Und Tila durchschritt ihr Zimmer und betrat den Salon. „Ein Brief für dich, Kind, und ein Packet.“ Sie entnahm das weiße Viereck den zitternden Fingern, die es ihr reichten und erkannte die Schrift der Adresse. Gleich hätte sie damit fortlaufen wollen, weit fort in ein Bischen Einsamkeit. Aber die Mutter sah sie lachend an, sehr abgemagert in ihren alten schwarzen Spitzen, die wie in einer mattduftenden Eleganz verwelkt zu sein schienen, gleich ihrer Trägerin, und der Zeigefinger ihrer schönen dürren Altweiberhand bewegte sich drohend hin und her. „Was für ein lebhafter Briefwechsel, Kind! ... Und immer die gleichen runden Buchstaben auf den gleichen Crême-Couverts! ... Komm, die Zeitung ist da, die könntest du mir jetzt vorlesen.“

„Mütterchen!“ Sie bat, schmollend, fast verzweifelnd. Aber Mütterchen hielt sie nur zum Besten und neckte ihre Tila nur ein wenig. Nun ja, sie durfte also fortgehen, aber dann mußte sie sich anziehen, um mit Großmütterchen spazieren zu gehen. Wie lange wohl das Lesen, das Wieder- und Wiederlesen etwa dauern würde? Eine Stunde? Also dann in einer Stunde! „Komm noch einen Augenblick zu mir, Kind ... So willst du also fort von mir, mich verlassen, willst ... dich verheirathen? Und ich? Was soll ich dann? Wohin soll ich dann?“

Aber Tila antwortete nichts, sondern lächelte nur bittend und schlug in einem plötzlich aufwallenden kindlichen Gefühl ihren Arm um den dürren Hals der alten Dame. Und dann sagte sie ganz leise, fast unhörbar, während sie einen Kuß auf die vom Alter verwitterte Wange drückte: „O ich liebe ihn so, ich bete ihn an, ich bete ihn an!“

* * *

Scheveningen .....

Ich wohne hier, und oft, recht oft schweifen meine Augen über das Wasser. Denn der Haag ist mir eine Todtenstadt geworden, öde, und ohne Laut und Seele. Und die Tage wurden mir so lang, so endlos lang, daß ich hierher gekommen bin, um ihre Länge zu kürzen, und daß ich vielleicht bald noch weiter fortgehen werde, noch viel weiter ... Und doch, Tila, zählt der Tag nun zwei Stunden weniger, denn die Nachmittagstunden vier bis sechs sind nicht mehr, sie sind eine Leere geworden, eine unausfüllbare Leere, sie sind weg ... Soll ich dir sagen, wie sehr du mir fehlst? Es wäre mir nicht möglich, denn ich beherrsche die Sprache nicht wie du, meine liebe kleine Muse. Es war etwas so Herrliches, es war mein ganzes Leben geworden, jene zwei Stunden täglich in deinem Arbeitszimmer. In jener Umgebung — ich will meinen Stil ein wenig zu pflegen suchen, aber dann darfst du mich auch nicht auslachen — in jener Umgebung von feiner Weiblichkeit und dichterischem Kunstsinn, da fing ich erst an zu leben, da fühlte ich erst, daß sehr schöne Dinge tief in mir lebten, die dann gewaltsam hervordrangen, aber auch nur zu jenen Stunden. Wenn ich auch durch das Leben irrte wie ein unruhiger Geist, ich meine, wenn ich sonst überall immer nur mich selber und nie das Leben fühlte: bei dir mein Lieb, fühlte ich das Leben und daß außer mir noch etwas bestand, das wunderbar schön war, und ich fühlte etwas, was wie Kunst war, nur der eigenen Schönheit wegen geschaffen, ohne Nebenabsichten, ohne Egoismus. Und nun in meiner Einsamkeit, höre ich noch einmal den leisen Ton deiner feinen Stimme, Tila, Worte flüstern, Perle an Perle, im Zwielicht jener Nachmittage sehe ich deine liebe zarte Gestalt sich hin- und herbewegen, so voller Grazie, aber ..... ach, es ist nur eine flüchtige Vision, und jenes herrliche Kunstleben ist fort für mich, verschwunden, ebenso wie jene Stunden von vier bis sechs ... Doch dies sind nur wenige Worte, nur ein kleiner, ganz bescheidener Anspruch auf Stil. So wenig entbehre ich dich nicht, o nein, mehr, viel mehr! Drücke ich aus, was ich fühle, wenn ich dir sage, daß ich lebe und doch todt bin? Banalität! Nein, Lieb, ich kann es nicht aussprechen, nicht in Worte kleiden, wie schmerzlich ich dich entbehre, und ich habe nur den einen Wunsch, daß ich es dich fühlen lasse durch eine gewisse Elektricität der Sympathie, die ich mit Gewalt in meine banalen Worte schließe. Die zarten Schmetterlingsfühler deiner Seele werden es fühlen. Deine Liebe wird es fühlen.

Ich möchte mich so gern ganz aussprechen. Du kannst das so schön, und bin ich bei dir, dann lausche ich dir still und stumm, dann bewundere ich die Zartheit deiner Seele, die du in deinen Worten vor mir bloßlegst. Aber ich! ... Die Worte, die sich mir über die Lippen drängen, erscheinen mir wie Kieselsteine, glänzend in harten Farben, indeß ich doch die feinsten Nuancen suchte. So kann ich dir mit meinen Worten nichts sagen, ungeschickt wie ich nun einmal bin, und kann dir

auch nicht sagen, wie sehr du mir fehlst und wie sehr ich dich liebe, mein weißer Engel, meine liebe kleine Muse mit dem tragisch-blassen Gesichtchen und den tragisch-schwarzen Augen ... Ich kann es dir nicht sagen, aber tragen möchte ich dich, vorsichtig in meinen Armen dich tragen, wie eine Seele von reinem Schnee, hoch über der Welt und dem Leben und dem Schicksal, damit es unter dir weiterrollen mag, ohne dich zu zerschmettern, so wie es uns alle zerschmettert ... Aber nun komme ich wieder auf die Erde zurück und theile dir mit, daß ich oft des Abends auf meinem Balcon, wenn die Musik zu mir herübertönt, die Correcturen des ersten Theils von „Jesus von Nazareth" durchsehe. Ich kenne nun deine Art der Interpunktion genau, alle die Pünktchen und Striche, so sorgfältig habe ich sie studirt. Ich werde dir jedes Mal die letzten Bogen senden, damit du sie noch einmal durchsiehst.

Beifolgend auch ein Exemplar des „Dichtergartens", der deine Sonette „Schwarze Nacht" enthält. Es ist ein Gesang von schwarzsammtenen Tönen, so ruhig düster, so wonnig beruhigend und doch berauschend .....

Lebwohl, du erhabener Zweck meines gegenwärtigen Lebens!

Armand.

* * *

Sie las den Brief auf dem Balcon, den Kopf gestützt auf die alte Vase, während der Wind in der weichen Seide ihrer zarten, schlanken Gestalt knisterte. Sie las den Brief mit Thränen in den Augen, bis in's Tiefinnerste ihres Gemüthes gerührt, und doch unzufrieden, so unzufrieden! Und sie sah ihn vor sich, wie er in ihrem Zimmer zu sitzen pflegte, in seiner stillen Haltung eines Anbeters vor seiner Heiligen, und sie hörte seine herrliche Stimme mit dem leisen, ehrfürchtigen Tonfall, mit dem gewissen Etwas, das sich nicht zu nähern wagte. Und hier in seinem Briefe fand sie Alles wieder — die Stimme, den Tonfall ... Ja, er betete sie an, aber auf den Knieen, und vor ihrem Auge sah sie im Geiste stets seinen Kopf unter sich, seine Augen, sein Lächeln zu ihr emporhebend. Und das wollte sie nicht, nein — sie wollte es nicht! Sie wollte seinen Kopf über sich sehen, wie einen Schutz beinah, sie wollte, daß seine Augen auf sie herunterschauen sollten mit einem Blicke voll frohen Besitzerstolzes, wollte das Lächeln um seinen schönen Mund sehen, der sich zum Kusse zu ihr herniederbeugen sollte .... Ach, wie wenig befriedigte sie im Grunde jene Sanftheit, womit er sie wie ein Gläubiger seine Heilige in Ehren hält; wie weh that es ihr, daß er kaum sich ihr in Ehrfurcht zu nähern wagte, daß er seine Stimme zu dämpfen strebte, als fürchtete er, daß sein Athem sie besudeln könnte. Wie leidenschaftlich sehnte sie sich darnach, daß er aufstehe aus seiner knieenden Verehrung, aufstehe und wie ein Bräutigam zu ihr komme, seine Arme fest um ihren Hals schlinge, sie stürmisch an sich reiße ... Ja, das wünschte und wollte sie ... Und es schien ihr dabei, daß das nie so werden würde und sie es auch nicht wünschen dürfe, weil es etwas weniger Edles sein würde ... Weniger edel? O, Alles was sie für ihn empfand, war doch edel, das Edelste, was jemals gefühlt werden konnte! Warum durfte sie sich denn nicht nach dem Augenblicke sehnen, wo er kommen würde, sie zu nehmen, wo er sie beherrschen und sie sich erniedrigen würde zu seinen Füßen? Aber ach! er liebte in ihr nur die Dichterin, seine Muse, die ihm ein Leben voll schöner Empfindungen gab — er sah in ihr kaum das Weib ... Etwas Männliches hatte sich in ihre fast allzu sehr ausgeprägte Weiblichkeit verirrt, und dies Männliche war: ein fast unbewußter Hang zum fortwährenden Analysiren. Sie wußte nicht warum, kaum daß sie es that, auch nicht wann sie es zum ersten Mal gethan hatte, aber sie that es, fort und fort. Und mit ihrem logischen Seelenblick, hatte sie es gleich durchschaut, daß er in ihr kaum das Weib sah ...

Und das blasse Köpfchen — das tragische Gesichtchen mit den tragischen Augen, wie er schrieb — gegen die kalte Vase gelehnt, in ihrem Schooße jenen Brief, dem etwas wie der Hauch eines Gebetes entströmte, dachte sie immer wieder: wie sie zu seinen Füßen niedersinken möchte, sich erniedrigend, sich verkleinernd, damit er nichts, nichts Anderes in ihr sehe als das Weib, das liebende Weib, das ihn anbetete und ihn um eine Liebkosung bat, die für sie wie ein Almosen sein würde. Und die Künstlerin in ihr war dem Manne für seine Ehrfurcht nicht dankbar, weil das Weib in ihr keine Leidenschaft fand.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Pflaumenweichen.

Um die Lippen des Alten, der über bittere Menschenverachtung längst hinaus ist und das bessere Theil, den souveränen, eben darum Alles verzeihenden Humor erwählt hat, mag ein ganz besonders behagliches Lächeln gespielt haben, als die Huldigungsdepesche des Dresdner Parteitages bei ihm eintraf. Unvergeßliche Tage des schlimmen Jahres werden wieder vor seinen Augen aufgestiegen sein, Tage, da sich außer einigen schwärmerischen Freischälern das ganze vernünftige Deutschland, soweit es Politik trieb, in schöner Entrüstung von dem Gebannten abgewandt hatte. Damals schien Excellenz von Levetzow tauber noch zu sein als der gute Herr von Buol, der jedem abgeschiedenen Deputirten ein so tief empfundenes Marterl zu setzen weiß. Die Excellenz hatte den Sturz des Gewaltigen, der doch durch die Weiten des Weltraums dröhnte, im Drange der Geschäfte völlig überhört. Sie fuhr in der prompten Erledigung der Tagesordnungen fort, ohne sich um belanglose Personenfragen zu kümmern, und wer einst die Geschichte des Deutschen Reiches auf Grund reichstäglicher Sitzungsprotocolle schreiben will, dem würde der neukursliche Wechsel im Reichskanzleramte völlig entgehen, wenn nicht glücklicher Weise unsere Stenographen stets die gute Gewohnheit gehabt hätten, den Familiennamen des Kanzlers seinen Reden voraussetzen. Vom März 1890 an sprach plötzlich ein Herr Caprivi Caprera di Montecucculi anstatt des Herrn von Bismarck, sprach annähernd zwanzig Mal so oft und so viel. Im Uebrigen fand weder Albert Erdmann von Levetzow noch irgend ein Mitglied der patriotischen Mehrheit dies oder jenes banale Wort des Dankes für den Gefallenen. Wie man in Indien den schrecklichen Namen der Pest nicht nennt, um Wischnu, dem Gewaltigen, nur ja keinen Anlaß zum Zorne zu geben, so hütete sich der tapfere Deutsche, der seit dem 6. Februar 1888 außer Gott nichts auf der Welt fürchtet, den Namen des Teufels Bismarck an die Wand zu malen. Heute ist es wieder gestattet, sich hingerissen zu begeistern. Und heute fehlt auch der deutschkonservativen Fraction nicht der Muth, die Zeit und das Geld, dem Einsiedler im Sachsenwalde verehrungsvolle Liebesgrüße zu depeschiren. Diese Partei versteht es wie wenige andere, sich treffend selbst zu charakterisiren.

Auch sonst hat sie auf dem Dresdner Tage ihren Zartsinn und ihren Tact in das hellste Licht gestellt. Volldampf voraus geht es auf die Wahlen los. Daß sich das deutsche Volk von dem Flottenrummel nicht bethören lassen, daß es vielmehr seine Vertreter zwingen wird, die ehemalige Tirpitz'sche Uferlosigkeit glatt mit zu machen und so der Regierung des Johannes Miquel jeden Anlaß zur Verwirrung der Wahlschlachtlinie zu nehmen — diese Hoffnung darf man heute glücklicher Weise hegen. Um wirthschaftliche Fragen wird der Kampf toben, um nichts weiter. Das Dreigestirn Miquel-Posadowsky-Hammerstein, dessen Glanz oder jammervoller Untergang abhängt vom Ausgange der Reichstagswahl, trifft in kluger Erkenntniß der Sachlage seine Maaßnahmen. Von den Tribünen beider Häuser tönt süßer Schalmeienlaut. Den Agrariern wird die Berechtigung ihrer Beschwerden und Wünschen zugestanden, feierlich verflucht man die Handelsverträge, ein Meer von Licht fluthet der Landwirthschaft entgegen. Selbst die Handwerker dürfen sich an rosigen Hoffnungen erquicken, und es müßte mit dem Kuckuck zugehen, wenn den Kleingewerbtreibenden im Laufe der nächsten Wochen oder Monate nicht Rettung vor den Bazaren in aller unverbindlichen Form zugesichert würde. Die Regierung erleichtert der conservativen Partei

den Aufmarsch nach Möglichkeit. Für Beide handelt es sich darum, lebendig über die Wahlen hinweg zu kommen. Ist das geschehen, hat man auf fünf Jahre vor den Stimmzetteln und den demagogischen Wühlern Ruhe, dann wird man diesen Pöbelgesellen, die man heute mit gantirter Hand zärtlich streichelt, schon die Gegend zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Die Veranstalter des Dresdner Parteitages sind viel zu kluge Leute, als daß sie sich der Gefahren nicht bewußt wären, die sie umlauern. Mit der conservativen Herrlichkeit der Bismarckischen Zeit ist es unwiderbringlich aus und vorbei. Die von überlästigen und verständnißlosen Burschen immer wieder auf's Tapet gebrachte Mahnung, eine „Volkspartei" zu werden, mag und kann man aus sehr triftigen Gründen nicht beachten. Die Götzendämmerung der conservativen Partei bricht herein. So lange der alte Kanzler sie schützte, so lange er liebreich der Jugendgeliebten alle Steine aus dem Wege räumte und gar nicht daran dachte, Revanche für tausend kleine Nadelstiche an ihr zu nehmen, so lange stand sie aufrecht und glänzend da. Der Sturz Bismarck's, dieser furchtbarste Schlag, den die preußische Monarchie seit 1806 erlitten hat, richtete auch den Conservatismus in Preußen, oder was man jetzt darunter versteht, zu Grunde. Sein dilettirender Nachfolger brachte mit einer phantastisch thörichten Agrarpolitik die Partei in die verteufelt unangenehme Zwangslage, Opposition machen zu müssen. Wahrlich nicht gern entschlossen sich ihre Häupter zu solchem Thun. Man war eine Ewigkeit hindurch alleweil zuverlässig gouvernemental gewesen, hatte im Reichstagsmandate wirklich immer nur eine Gelegenheit gesehen, sich an maßgebender Stelle beliebt, seinen Söhnen und Neffen das Avancement leicht zu machen. Wenn es menschenmöglich gewesen wäre, den Caprivismus mit Hingebung zu fördern, man hätte es sicherlich gethan. Schon war der österreichische Handelsvertrag angenommen, und im Staatsinteresse, wie der technische Ausdruck heißt, wäre die Fraction auch dem russischen jauchzend beigetreten. Die Conservativen sahen nicht, daß Caprivi drauf und dran war, sie in die Luft zu sprengen, oder sie sahen es wohl, hatten aber in selbstverleugnender Loyalität nichts dagegen. Während Caprivi's Thätigkeit hatten sowohl der Stöcker'sche Socialismus wie die deutsch-sociale Reformpartei sich in aller Form etabliert und dann auf Kosten der Conservativen ausgedehnt. Dieser beiden ungerathenen Kinder zwar glaubte man zu gegebener Zeit Herr werden zu können, und man ließ sie, ohne sich nach ihrem Geschrei zu richten, einstweilen gewähren, mit dem still schweigenden Schwure, sie eines Tages doch abzuwürgen. Anders aber schlug das Wort des Ruprecht aus Ranfern ein. Im Handumdrehen wurde hier eine Bewegung in den sichersten Bezirken des alten Conservatismus hervorgezaubert, der man sich anschließen mußte, um nicht von ihr fortgeschwemmt oder ersäuft zu werden. Die plötzlich wach gewordene bäuerliche Wählerschaft schlug die Helldörfferei todt und zwang ihre Abgeordneten mit eiserner Faust in die Phalanx, die den russischen Handelsvertrag bis auf's Messer bekämpfte. In unglaublich kurzer Zeit flammte rasende Wuth der Verzweiflung in den östlichen Provinzen auf, die sich der Auspowerung Preis gegeben sahen. Den ländlichen Deputirten wurde der Rücken so gesalbt, daß sie Alles um sich her, Vergangenheit und Zukunft vergaßen und der Regierung Krieg bis auf's Messer machten. Selbst kaiserliche Ungnade hatte in jenen schreckensvollen Tagen ihren Schrecken verloren. Hammerstein, Stöcker, Ahlwardt und die „gemeingefährlichen Agrardemagogen" beherrschten die Partei.

Freilich ging der Anfall vorüber, wie er gekommen war. Sobald ruhigeres Wetter eintrat, besannen sich die Machthaber in der conservativen Fraction und nahmen mit schmachtendem Augenaufschlag nach oben allerhand reinliche Scheidung vor. Stöcker bestand die Prüfung nicht und flog; die Grenzlinie gegen die Deutschsocialen wurde deutlicher gezogen, und Herr Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers, sprach von hergelaufenen Leuten. Am drückendsten freilich lastete auf den Hochmögenden der Bund. Und diesen starknochigen Riesen abzuschütteln, dazu reichte Sindbad's des Schwachen Kraft nicht hin. So versuchte er's denn in Dresden mit derselben List, die ihm in Scheherazaden's Märchen bemerkenswerth gute Früchte getragen hatte. Er unternahm es, den lästigen Reiter betrunken zu machen und hoffte, ihn dann mit leichter Mühe abwerfen und tödten zu können.

In der That, die süßen Worte, die der Bund auf dem Parteitage zu hören bekommen hat, erinnern verdächtig an die schwere Süßigkeit exotischen Liqueurs. Alles war gut vorbereitet, und der Trank wurde in kunstvoll zierlich geschliffenen Kelchen kredenzt. Rechtzeitig vor der Dresdener Zusammenkunft hatte die Regierung ihr mildes Lied gesungen; Vertrauen und üppiges Hoffen war in die Herzen der noch nicht für immer mißtrauischen Landwirthe eingezogen, und ihrer Viele hatten die Pfennigweisheit vergessen, daß Sirenenreden keine Thaten sind, daß ein neuer Minister keineswegs zu halten braucht, was sein Vorgänger im Amte versprechen zu dürfen glaubte. Freiherr von Manteuffel übernahm es, die noch Zögernden heranzuziehen. Er ist ein geschickter Mann, wie sich bei einem Inhaber von dreizehn Aemtern von selbst versteht, und seine launigen Ausfälle gegen die Pflaumenweichen, seine mit Heiterkeit begrüßte Betheuerung, der Bund habe die Präsentirung unzuverlässiger Kantonisten Seitens der Partei nicht zu besorgen, waren wohl geeignet, arglose Gemüther einzulullen. Aber diese gute Laune hatte einen seltsam nervösen Anstrich, und diese Heiterkeit klang unecht. Es war, als verspotte und verlache man sich selbst ... Und die klugen Tactiker, die den Bund führen, machten sich ihren Vers auf den Umstand, daß eisiges Schweigen einer Erwähnung Stöcker's folgte, des Mannes, der doch einst der Abgott der Partei gewesen war. Sie machten sich ihren Vers darauf, daß man die 1890 mit Jauchzen begrüßte Socialreformerei ganz, ganz links liegen ließ und den Verbündeten von Tivoli, die Herr von Manteuffel jetzt witzig nach der B. T.-Quelle Raudauantisemiten nennt, einen derben Fußtritt gab. Vestigia terrent. Aller Zartsinn und alle Feinheit waren umsonst verschwendet ...

Von der agrarischen Bewegung, die allein dem Barth'schen Freisinn die Niederlage von 1893 beigebracht hat und die das letzte Bollwerk gegen eine Ueberschwemmung des platten Landes durch die Socialdemokraten bedeutet, haben die alten Parteien sammt und sonders nichts zu hoffen. Und die Pflaumenweichen am Wenigsten. Der Tag von Tivoli hat den Helldorff in den Sand gestreckt und den Grafen Dönhoff, der doch als Erster auf der Liste der zum kaiserlichen Prunkessen Geladenen stand, aus der conservativen Partei gewiesen. Das Schicksal dieser beiden Pflaumenweichen schreckte. Es war eine Zeit lang großes Gerassel mit Schwertern aus der Maskengarderobe, und die Steifleinenen rechts schlugen grimmig an ihre Papp-Panzer. Indeß, sie sehnen sich inniger als Bertha von Suttner und Gundacar, ihr Gemahl, nach der Abrüstung. Im bebenden Herzen haben sie das Wort bewahrt, das des Kaisers Majestät sprach und das in ein dreifaches Hoch auf den Grafen Caprivi ausklang: „Ich glaube, die That, die durch Einleitung der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eines der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, ist geradezu eine rettende zu nennen. Nicht nur unser Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der andern Länder, die mit uns bei dem großen Zollverbande stehen, werden dereinst diesen Tag segnen." Die Unterthanen der andern Länder haben allerdings guten Grund dazu. Doch wie dem auch sei — diese kaiserliche Rede drückte dem Bunde bei seiner Begründung ein Stigma auf, das die Pflaumenweichen immer nur mit Entsetzen betrachten konnten; ihnen muß in der Gesellschaft der Gezeichneten angst und bange werden. Mit Inbrunst lechzen sie der ersten Gelegenheit, ihr zu entlaufen, entgegen, und nichts wird sie hindern können, die Gelegenheit zu benutzen. Nach den Reichstagswahlen dieses Jahres wird ihnen ihren Berechnungen zu Folge der Stern der Stunde günstig sein. Schon liegt der Speer bereit, der dem agrarischen Siegfried bestimmt ist. Ob die deutschen Bauern nun den Höflingen und Strebern, die jetzt für sie und ihre Stimmzettel glühen, noch einmal den Weg in den alten Kasten öffnen, oder ob sie den Allzuweichen entschlossen schon in diesem Jahre den Pfad sperren — die Abschwenkung des Regierungsconservatismus, der selbst nicht weiß, was

er eigentlich conserviren will, von der agrarischen Fahne steht so oder so sicher bevor. Und der Unterschied ist nur, daß im letzteren Falle die Partei Dönhoff in einer Droschke zum Königsplatze fahren und sogar den Herrn Rickert und Barth noch bequeme Rücksitze anbieten kann, während sie andernfalls den Kern der großen socialdemokratisch-freisinnig-regierungstreuen Mehrheit bilden wird, die Anno 1899 die segensreichen Handelsverträge verlängern soll und will.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Der König." Schauspiel in 5 Aufzügen von Richard Voß. (Schiller-Theater.) — „Das neue Ghetto". Schauspiel in 4 Acten von Theodor Herzl. (Thalia-Teater.) — „Das grobe Hemd." Lustspiel in drei Aufzügen von C. Karlweis. (Lessing-Theater.)

Der höfischen Dichtung des Kgl. Schauspielhauses, die all und jedes Große in der Geschichte dem Wirken gekrönter Häupter zuschreiben möchte, setzte das Schiller-Theater Richard Voß' Schauspiel „Der König" entgegen. Doch mit geringem Erfolge in ethischer wie künstlerischer Beziehung, denn es fehlt Voß der Hellblick und die strenge Selbstzucht des Dramatikers. Es ist ihm unmöglich, einen Gedanken festzuhalten und folgerichtig zu entwickeln. Allerlei wilde Schößlinge sprießen ihm unter der Feder auf, und er bringt es nicht über's Herz, sie abzuschneiden. Vielmehr packt er alle seine Einfälle in das Stück hinein, tausend poetische Schönheiten, die bei Licht besehen, weder Schönheiten noch poetisch sind und das Schiff, statt es zu schmücken, so belasten, daß es hülflos untergeht. Im „König" ist leicht zu verfolgen, woher Voß Anregung und Idee zu seiner Arbeit nahm. Des bayerischen Ludwig trauriges Schicksal hat den vergrübelten Dichter bewegt, und die Kämpfe des Tages, in Sonderheit der stille, aber nichts destoweniger erbitterte Kampf zwischen dem deutschen Kaiser und einer großen Zahl gutgesinnter, patriotischer Bürger gaben den inneren Anreiz. Raymon der Sonnige erfährt, kaum er den Thron bestiegen hat, daß sein Vater von unzufriedenen Großen hingemordet, nicht das Opfer eines Unglücks auf der Jagd geworden ist, wie man ihm einzureden versuchte. Da überschattet jählings finsteres Mißtrauen sein frohes Gemüth. Vor Herrenhochmuth warnen wollte ihn die Mutter, als sie ihm das Geheimniß enthüllte; in Herrenhochmuth treibt sie ihn damit hinein. Raymon zieht sich in's Gebirge zurück, von seiner Gemahlin, von aller Welt; in den Armen eines schönen Maurenmädchens stirbt sein Wollen, und die Menschenverachtung trennt ihn zuletzt auch von seinem Treuesten, seinem Kanzler, dem Gründer des Reiches. Da bricht der Aufstand aus. Zwar erheben sich für Raymon wie für Ludwig II. die Bauern, aber der König selbst verzweifelt an sich und sucht romantischen Tod im Bergsee. In diese nur schlecht verketteten Geschehnisse hinein, die nicht nothwendig auseinander folgen, spielt allerlei bunter, verwirrender Mummenschanz; Mauren und Christen prallen zusammen, und es ist ein erschreckliches Getobe. Schwüle Liebesscenen und weitschweifige Lyrik lenken immer wieder vom Kerne der Handlung ab. Voß hat weder den Charakter des Königs entwickelt noch seinen Lebensgang verständlich gemacht; in Andeutungen und Anläufen bleibt Alles stecken. Die wild bewegten Vorgänge, deren inneres Räderwerk uns nicht enthüllt wird, die Phantastik und die Raserei des Königs rühren uns nicht an's Herz. Je mehr der Dichter sich erhitzt, desto kälter bleiben wir, und das Mißtrauen, womit Raymon der Sonnige die Menschheit beehrt, wächst proportional dem Mißtrauen, das sein Gethue dem Zuschauer einflößt. Das Stück wurde schon nach ein paar Aufführungen abgesetzt. Ein längeres Leben vermochte ihm natürlich auch die Darstellung nicht zu verschaffen, die im Schillertheater ungefähr auf der Höhe einer kleineren Provinzbühne oder eines besseren Dilettantentheaters zu stehen pflegt.

Auch „Das neue Ghetto" ist ein Sensationsdrama und, was fast ebenso schlimm, ein Tendenzstück. Bekanntlich ist der ehemalige Pariser Feuilletonist der „Wiener Neuen Freien Presse" neben Max Nordau der rührigste Vertreter des sogenannten Zionismus, der die Lösung der Judenfrage durch den Judenstaat — womöglich in Palästina — erstrebt. Man konnte also erwarten, daß sich hinter dem vielversprechenden Titel ein Plaidoyer für dieses Zukunftsjudäa verbergen würde. Das trifft aber nur theilweise zu, denn Herzl, dem es im Grunde zuerst um einen Theatererfolg zu thun war, ist sich wohl bewußt, daß der Zionismus den Christen gleichgiltig ist und unter den Juden viele eifrige Gegner hat. Er hält sich daher nur an die Judenfrage im Allgemeinen, ihre Lösung durch die Auswanderung nach dem neuen Zion ergiebt sich dann jedem Zuschauer von selbst, wie er meint. Also eine Zustandsschilderung des gegenwärtigen Semitenthums im christlichen Staat mit einem verschämten Ausblick auf eine bessere Zukunft. Denn, so sagt uns sein Held, das alte Ghetto ist wohl gefallen, aber die unsichtbaren Schranken der Judengasse stehen noch immer. Die Folgen der tausendjährigen Unterdrückung, die Ausschließung von mancher bürgerlichen Thätigkeit, die latente oder offene Gegnerschaft der christlichen Umgebung, Rasse und Religion, Charakter und wirthschaftliche Stellung, Geld und Geist, Alles zusammen bildet ein neues Ghetto. Aber der Verfasser hat als echter Tendenzdichter Sonne und Wind ungleich getheilt. Er ist Partei und daher parteiisch. Seinem Idealjuden hat er keinen gleichwerthigen Christen zur Seite gestellt, und wenn er auch die Schwächen und Lächerlichkeiten der Juden tadelt oder verspottet, so übertreibt er doch auch ihr Gemüth, ihr gutes Herz. Und nun halte man daneben die zwei christlichen Repräsentanten, den lüderlichen, rohen Rittmeister und den charakterlosen Dr. Wurzlechner, der zwar seinem jüdischen Freunde aus der Noth helfen will, aber sich zugleich mit allzu theatralischer Brutalität von ihm lossagt, um eines — antisemitischen Abgeordnetenmandats willen! Zwei Lumpen — der tschechische Bergarbeiter zählt als nebensächliche Episode nicht — auf eine ganze Mustersammlung von jüdischen Charakteren und Typen, von denen sogar der Schnorrer liebenswürdig ist. Besonders der Held Dr. Samuel ist unmenschlich edel. Er lehnt die Vertretung schlechter Interessen ab, schreibt hochfliegende Utopien, thut „Christenpflicht", indem er der Anwalt ausgebeuteter Bergleute wird, lehnt ein Duell mit Rücksicht auf seinen kranken Vater ab, stellt den bösen Bergwerksbesitzer zur Rede und wird im endlich unvermeidlichen (?) Zweikampf erschossen. „Hinaus aus dem Ghetto!" sind des Verkannten letzte Worte, — im Original ein klein wenig deutlicher: „Es wird eine Zeit kommen wo . . ." Die Zuschauer im Wiener Karltheater vollendeten den Satz: wo im Judenstaat alle Juden zu guten und zufriedenen Menschen werden. Auch Anderes wurde im Thaliatheater gemildert. Ja, der ängstliche Director litt es nicht einmal, daß der Verfasser, der doch den Proben, wie der ersten Aufführung beiwohnte, sich für den Beifall selbst bedankte, weil dies wie eine Herausforderung des Scandals hätte wirken können. Denn die Aufnahme war keine unbestritten freundliche, sogar eine wohltemperirte Pfeife ließ sich im Verlaufe des Abends hören. Und doch war im Thaliatheater fast das gesammte Publicum von Haus aus entschieden einer Meinung mit dem Verfasser, daß nämlich das Judenthum die größten Sympathien verdient. Wenn gleichwohl gezischt und gepfiffen wurde, so kamen diese Proteste gewiß weniger von christlichen als von jüdischen Antisemiten — solche Käuze giebt es nämlich auch — oder von Juden, die sich nicht assimiliren, aber auch nicht nach Palästina zurück wollen. Es bleibt also wohl für's Erste beim neuen Ghetto, und der Zionist hat vergeblich gedichtet. Mögen ihm die Tantièmen trösten!

Gegen die „Gruppe der Socialreformer", die während der letzten Reichsraths- und Landtagswahlen in der Wiener Inneren Stadt auftrat, richtet sich das „Grobe Hemd". Reich gewordene Börsianer, sowie begüterte Professoren und andere Gelehrte hatten sich von der in Grund und Boden verkommenen liberalen Partei getrennt und ihr Herz für den kleinen Mann entdeckt. Possirlich genug nahm sich dies Officiercorps ohne Soldaten aus, diese erlesene Schaar begeisterter Schwärmer mit Glatzen, die nach dem fünften Gange ihrer üppigen und stilvollen Diners in Champagner-Trinksprüche über den Hunger und die bittere wirthschaftliche Bedrängniß der proletarischen Volksclassen ausbrachen. Leider hat Karlweis mit dem dankbaren Stoffe nichts anzufangen gewußt. Von den gediegenen Reformern lernen wir nur zwei kennen, und von diesen zweien nur eine im wirklichen Bühnenbilde. Der Hofrath, der mit dem Strome der Zeit geht und die vacante Stelle einzig und allein einem alten Schlucker geben will, sie aber schließlich doch seinem Neffen überträgt, spukt bloß durch's Gespräch; zu sehen bekommen wir ihn nicht. Und von all' den prächtigen Typen, die grade der „socialreformischen Bewegung der Gebildeten" im Ueberschwang entsprossen sind, zeigt das Stück bloß die leb- und farblose Gestalt des unreifen jungen Schwätzers, der die Mode mitmacht. Er verflucht das Geld seines Erzeugers, mit dem er doch sein fideles Wohlleben ohne viel Gewissensbisse bestreitet; er declamirt unaufhörlich vom Schweiß und Blut der Armen und läßt dabei von keiner seiner kostspieligen Liebhabereien. Solch' ein Kind ist leicht zu bekehren. Es genügen dazu die ärmlichsten Possenmittel. Papa giebt sich den Anschein, als habe er sein ganzes Vermögen verspeculirt — eine Finte, auf die Blumenthal selber hätte verfallen können, so verbraucht und unmöglich ist sie. Und kaum beginnt das grobe Hemd der Armuth auf dem Leibe des trägen Phantasten zu kratzen und zu jucken, da kommt er schon zur Erkenntniß seiner Dummheit. Am Schluß des vierten Actes hat die Innere Stadt keinen herzloseren Capitalisten als ihn. Das Gefüge des „Lustspiels" ist, wie man sieht, von seltener Dürftigkeit und Reizlosigkeit. Die Weisheit, die der Wiener Autor predigt, fällt ebenfalls durch ihren matten Tombakklang auf. Daß der Reichthum keine Schande ist und die Armuth ihre Schattenseiten hat, davon ist die civilisirte Welt seit Adam so ziemlich allgemein überzeugt. Man könnte uns diese Lehre sogar eindringlicher und lustiger begründen und brauchte doch nicht an immerhin ernsten Dingen die allerordinärste Spießerklugheit zu erproben. Karlweis, der so thut, als offenbare er unter schelmischem Lachen ein tiefes Lebensgeheimniß, hat gar kein Organ, die Größe seiner Aufgabe zu begreifen; seine Satire ist durch und durch unecht, engbrüstig dabei und an der Oberfläche spielend. Was seine Werke dem Publicum wohlgefällig machte, das waren die Wiener Spasseteln drin, die lieben, alten, blitzdummen Possenreißerein, die sich immer rechtzeitig einstellten, wenn des Verfassers breites, nicht vom Fleck kommendes Gerede unerträglich langweilig und dem Stücke gefährlich geworden war. Karlweis hat sich an den Parisern gebildet, so gut ihm das gelingen wollte, und ihre Technik nicht ganz ohne Geschick nachgeäfft. Aber einen Aristophanes, selbst den Aristophanes Wiens sollte ihn sogar Herr Bahr nicht mehr nennen. In dem Stück gastirte Herr Tyrolt, ohne besonders aufzufallen. Gute alte Wiener Schule, Alles aus zweiter oder dritter Hand, trocken und aufdringlich, aber fleißig und strebsam. „Ein Stück Holz" nannte ihn der alte Laube.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

**Antiquariats-Katalog 88.**

**Staats- und Socialwissenschaft.**

**Nationalökonomie. Finanzwesen.**

Etwa 1800 Nummern.

**Leipzig,** Königsstrasse 15.

**Oscar Schack.**

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

## Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

## • Die Bismarck-Nummer •

der

## „Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

## Bismarck im Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Zola. Paris

Der neueste sensationelle Roman. Erscheint soeben in „Aus fremden Zungen", VIII. Jahrgang. Monatlich erscheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

---

*Neue Gedichte von*

*Rudolf Baumbach:*

*Bunte Blätter.*

*kl. 8°. VII u. 126 Seiten.*

*Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.*

*In allen Buchhandlungen zu haben.*

*Verlag von* **A. G. Liebeskind** *in* **Leipzig.**

---

# Bismarcks Nachfolger

## Roman von Theophil Zolling.

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 19. Februar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Militärstrafgerichtsordnung im Reichstage. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter. Von L. B. Frommelt. — **Literatur und Kunst.** Ein neuer altgriechischer Dichter. (Bakchylides.) Von Prof. R. Brähm. — Das Wiener Kriegsarchiv über 1866. Von G. F. Brandl. — **Feuilleton.** Eine Illusion. Von Louis Couperus. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Ein zu reizender Abend. Von C. v. Schöler. — Vom Königlichen Opernhaus. — Offene Briefe und Antworten: Justinus Kerner, Metternich und Lola Montez. Von Theobald Kerner. — Anzeigen.

### Die Militärstrafgerichtsordnung im Reichstage.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Der Beitrag in Nr. 51 v. Jahrg., welcher von den 1869 zu Heidelberg gefaßten Beschlüssen über die Erfordernisse einer dem allgemeinen Rechtsbewußtsein möglichst entsprechenden Militärstrafgerichtsordnung ausgehend, die Grundzüge des dem Reichstage vorgelegten Entwurfes einer solchen in Vergleich zu ersteren darstellte, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Von militärischer Seite ist er, wie von vornherein zu erwarten war, stark angegriffen, in Sonderheit ihm zum Vorwurfe gemacht worden, daß er von einem Geiste getragen werde, welcher das Ansehen und die Disciplin in der Armee zu untergraben geeignet sei. In den Kreisen, für welche er bestimmt war, hat er insofern gezündet, als auf die den Heidelberger Beschlüssen zu Grunde liegenden Rechtsgutachten und die daselbst gepflogenen Verhandlungen zurückgegriffen wurde und aus ihnen, welche wegen Länge der inzwischen verflossenen Zeit an maßgebender Stelle fast gänzlich unbekannt gewesen waren, manche Anregung zu Abänderungsanträgen entnommen wurden. Dies bestätigen die in die Oeffentlichkeit gelangten Beschlüsse der mit der Vorberathung betrauten Reichstagscommission.

Auf der Forderung, daß die Zuständigkeit der Militärgerichte im Frieden auf Dienstvergehen der Militärpersonen beschränkt bleibe, beruht der Antrag, die zur Disposition gestellten Officiere der bürgerlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, welcher trotz lebhaften Widerspruches der Regierungsvertreter endlich angenommen wurde, auf die Gefahr hin, dadurch Veranlassung zu einer Spaltung zu geben. Allein, obschon Seitens der officiösen militärischen Presse gelegentlich des Einbringens der Vorlage scharf betont war, daß regierungsseitig zu weiteren Concessionen man sich nicht entschließen könne und deßhalb dieselbe lieber zurückziehen werde, wenn an ihr Aenderungen principieller Art beschlossen werden sollten, läßt eine später abgegebene Erklärung des Generalauditeurs Ittenbach doch erkennen, daß man regierungsseitig dem Commissionsbeschlusse nachzugeben gewillt sei. Die Argumente, welche Seitens der Regierungscommissare gegen den Abänderungsvorschlag vorgebracht wurden, waren auch so schwache, daß sie nicht vermochten, die Commissionsmitglieder davon zu überzeugen, daß das Ansehen und die Disciplin der Armee darunter leiden könne, wenn Officiere, welche nicht mehr im activen Heere stehen, vielmehr bloß fingirt demselben noch angehören, von bürgerlichen Strafgerichten wegen begangener Strafhandlungen abgeurtheilt werden; und so ist es denn der Standhaftigkeit der Commissionsmitglieder gelungen, einen das Rechtsbewußtsein verletzenden, durch kein militärisches Interesse gebotenen privilegirten Gerichtsstand aus der Welt zu schaffen, welcher in zahlreichen Fällen gerechten Anlaß zu Aergerniß und zu Mißtrauen in eine unparteiische Strafrechtspflege gegeben hat.

Wenn der weitere Antrag, active Soldaten wegen bürgerlicher Vergehen und Verbrechen, die von ihnen vor der Dienstzeit oder vor der Einberufung zu Uebungen begangen wurden, grundsätzlich zur Aburtheilung den bürgerlichen Gerichten zu überweisen, abgelehnt wurde, so sprechen hierfür allerdings militärische Rücksichten und fällt dies nicht schwer in das Gewicht, weil hier nur Strafhandlungen in Betracht kommen, für welche das Strafmaaß sechs Wochen nicht übersteigt, da schon nach dem Entwurfe schwerer bedrohte den bürgerlichen Strafgerichten überwiesen werden können. Es handelte hier sich also mehr um Durchführung eines theoretischen Gedankens, welcher an schwerwiegenden Bedenken seiner praktischen Durchführbarkeit scheiterte.

Die gleiche Erwägung fand gegen den Antrag Geltung, den Standgerichten ein juristisches Mitglied zu überweisen. Ausschlaggebend hierfür war vornehmlich der Kostenpunkt, in Erwägung der Thatsache, daß die Zuziehung eines juristischen Mitgliedes schon bei den dislocirten 609 Standgerichten in Preußen in Folge der an den abzuordnenden Kriegsrath zu zahlenden Reisekosten und Aufwandsgelder nach oberflächlicher Schätzung den Betrag von 3 300 000 Mk. erfordern würde. Deßhalb läßt sich, so schwere Bedenken auch gegen das Fehlen des rechtskundigen Mitgliedes sprechen, dennoch kaum annehmen, daß in der zweiten Lesung sich die Erwartungen Derer erfüllen werden, welche an das Auffinden einer annehmbaren Form zur Verwirklichung dieses Wunsches noch glauben. Und weil doch nur geringfügige Strafhandlungen, vornehmlich aber solche rein militärischer Disciplin, der Zuständigkeit der Standgerichte unterliegen, ist dies Verlangen nicht geeignet, durch straffes Festhalten daran die Vorlage zu Falle zu bringen, zumal ihnen die Befugniß, auf Versetzung in die zweite Classe des Soldatenstandes zu erkennen, entzogen ist.

Weit mehr fällt es in das Gewicht und bleibt zu bedauern, daß der Antrag keine Annahme fand, den Untersuchungsrichter selbstständig zu machen und damit die Stel-

lung des Gerichtsherrn in ihrer Machtvollkommenheit und Verantwortlichkeit zu mildern. Im heutgeltenden Militärstrafverfahren ist der Untersuchungsrichter nur ein Organ des Commandogewalt besitzenden Gerichtsherrn und soll dies auch zukünftig bleiben. Vom Standpunkte der Rechtshandhabung ist dies zwar nicht gutzuheißen, allein es ermöglicht eine schnellere und einfachere Erledigung und die Rücksichtnahme hierauf war ausschlaggebend, die jetzige Vereinigung der juristischen und militärischen Gewalt in der Hand eines Befehlshabers fortbestehen zu lassen, also von einer Trennung dieser beiden Gewalten unter deren Uebertragen auf verschiedene Personen Abstand zu nehmen.

Nach der Vorlage sollten die Kriegsgerichte aus vier Officieren und einem Kriegsgerichtsrathe gebildet werden. Dies ist dahin geändert, daß die Zahl der Officiere auf drei herabgesetzt, der Kriegsgerichtsräthe auf zwei erhöht wurde. Hierin liegt allerdings eine bedeutungsvolle Verbesserung. Denn wenngleich die militärischen Beisitzer in der Ueberzahl bleiben, gewinnt doch das richterliche Element insofern eine größere Bedeutung, als durch Geltendmachen der widerstreitenden juristischen Anschauungen über die Begriffsmerkmale der unter Anklage stehenden Strafhandlungen die Rechtsfrage mehr geklärt und größere Gewähr für eine richtige Beurtheilung auch Seitens der Officiere geboten wird. Von Werth ist dies in Sonderheit deßhalb, weil die Revision der standgerichtlichen Urtheile den Kriegsgerichten zufällt, ein Umstand, welcher das Fehlen des Rechtsbeirathes bei diesen leichter empfinden läßt.

Der Reichsmilitärgerichtshof bot geeignete Veranlassung, das bayerische Reservatrecht zur Geltung zu bringen. Es beantragte der Abgeordnete Groeber, für Bayern ein oberstes Landesmilitärgericht mit dem Sitze in München zu errichten, dessen Zuständigkeit für Bayern sich auf die anderswo dem Reichsmilitärgerichtshofe zufallenden Straffälle zu erstrecken habe. Um eine gewisse Rechtseinheit zu sichern, soll in den Fällen, wo dasselbe erkannten Rechtsgrundsätzen der Strafsenate des Reichsmilitärgerichtshofes oder des Reichsgerichts beizutreten Bedenken trägt, es mit dem Plenum des Reichsmilitärgerichtshofes am Sitze des Letzteren zu gemeinsamer Berathung und Entscheidung zusammentreten. Es wird damit in eine gewisse Analogie zu den Landesversicherungsämtern der Arbeiterversicherung gebracht, welche die particularistischen Interessen gegenüber dem Reichsversicherungsamte zur Geltung bringen. Dieselben haben sich zum Zwittergebilde gestaltet, und es wäre zu bedauern, wenn auch die Rechtseinheit in der Militärstrafrechtspflege unter particularistischen Bestrebungen leiden sollte. Glaubt man das heutgeltende, unstreitig dem preußischen vorzuziehende bayerische Militärstrafverfahren zu Gunsten eines einheitlichen Rechtszustandes opfern zu können, so soll man auch nicht einen Ausnahmezustand fordern, welcher jedenfalls nicht das Aufgegebene zu ersetzen vermag. Durch Bildung der Senate des Reichsmitärgerichtshofes kann den bayerischen Interessen genügend Rechnung getragen werden. Und weil dessen Entscheidung sich zumeist nur auf die Prüfung der Vorentscheidungen rücksichtlich der Formvorschriften und der Rechtsgrundsätze, also eine höhere reinjuristische Thätigkeit, beschränkt, so erscheint das Verlangen eines eigenen obersten Landesmilitärgerichts nicht gerechtfertigt.

Daß das Militärgericht zeitlich begrenzt auch nach der Entlassung für Beleidigungen, Körperverletzungen und Herausforderungen zum Zweikampf aus dienstlicher Veranlassung gegen Vorgesetzte noch zur Verhandlung und Entscheidung zuständig sein soll, beruht auf militärischer Disciplin und Ordnung. In Folge dessen konnten auch die hiergegen erhobenen Bedenken nicht den erhofften Erfolg, vielmehr nur erzielen, daß der Grundsatz an sich, allerdings unter Befristung auf ein Jahr beibehalten wurde. Das Gleiche gilt von dem Verfahren bei Haussuchungen, welche nach den Angaben der Regierungsvertreter nur in vereinzelt seltenen Fällen erforderlich sein sollen. Auch hier mußte man sich darauf beschränken, für die außerhalb der Kasernen wohnenden Personen ein dem bürgerlichen Verfahren mehr angepaßtes durchzusetzen.

Nach § 270 kann die durch § 269 anerkannte Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung insbesondere der Staatssicherheit, oder eine Gefährdung militärdienstlicher Interessen oder eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt. Unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen der Ausschluß der Oeffentlichkeit aus Gründen der Disciplin zu erfolgen hat, bestimmt der Kaiser. Dieser sowie der § 322, auf Grund dessen der Angeklagte, abgesehen von dem Verfahren vor den Standgerichten, sich eines Vertheidigers bedienen kann, nachdem die Anklage erhoben ist, das Recht der Vertheidigung aber auf besondere, bei den Militärgerichten zugelassene Rechtsanwälte beschränkt bleiben soll, gaben Anlaß zu schwerwiegenden Angriffen, welche die Vorlage zu Falle zu bringen drohten. Aber auch hier gelang es den Vermittelungsvorschlägen des Centrums, dieselbe bei den Klippen der Skylla und Charybdis vorbei in ein günstiges Fahrwasser zu leiten, welches das Landen an dem gesteckten Ziele noch in Aussicht stellt. Damit scheint das Gelingen der Vorlage gesichert. Wäre sie gestrandet, so würde dieser ungünstige Erfolg der Rede des Kriegsministers zuzuschreiben gewesen sein, welcher die Person des Kaisers mehr als es Noth schien hierbei in den Vordergrund stellte und auf diese Weise Stimmung zu deren Gunsten zu machen bestrebt war. Er übersah dabei, daß, wie S. 385 v. Jahrg. hervorgehoben wurde, eine zeitgemäße, den Anforderungen der Wissenschaft und Rechtssicherheit erfüllende Reform nur zu verwirklichen ist, wenn dem Militärstrafverfahren die wesentlichen Formen des bürgerlichen Verfahrens zugeführt werden, und daß die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sowie das Recht der Vertheidigung die Hauptforderungen desselben bilden. Die Erklärung des Kriegsministers, daß die Verhandlungen der Militärgerichte in den Kasernen werden abzuhalten sein, wo man auf die Oeffentlichkeit schlecht eingerichtet sei, weßhalb man sich auf das Ausgeben von Einlaßkarten werde beschränken müssen, gab Anlaß zu Zweifeln, ob damit dem Grundsatze der Oeffentlichkeit auch entsprochen werde. Doch unterblieb ein diesbezüglicher Antrag. Dagegen fand der Antrag Lieber Annahme, wonach Absatz 2 des § 270 durch die nach § 8 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 dem Kaiser zustehende Befugniß ersetzt wird, allgemeine Vorschriften darüber zu erlassen, unter welchen Voraussetzungen das Gericht die Oeffentlichkeit der Verhandlung wegen Gefährdung der Disciplin auszuschließen hat. Entscheidend hierfür war die Erwägung, daß die Besetzung der Militärgerichte genügende Gewähr dafür biete, es werde den militärdienstlichen Interessen die ihnen gebührende Berücksichtigung nicht versagt werden, und weil das erkennende Gericht allein in der Lage sei, beurtheilen zu können, ob einer der gesetzlichen Gründe für Ausschluß der Oeffentlichkeit vorliege. In Folge dessen wurde schließlich auch Seitens des Kriegsministers im Namen seines Ressorts diesem Beschlusse zugestimmt.

Die Vertheidigung anlangend, fand der Antrag des Abgeordneten Groeber, in dem § 322, wonach der Angeklagte, erst nachdem die Anklage erhoben ist, sich des Beistandes eines Vertheidigers bedienen darf, den Zwischensatz zu streichen, Annahme, wodurch zum Ausdrucke gebracht ist, daß auch im Vorverfahren der Vertheidiger zugelassen wird. Allein, es geschieht dies mit der Seitens des Generalauditeurs erklärten Beschränkung, daß erst nach Abschluß des Vorermittelungsverfahrens jedoch vor Erheben der Anklage dies zu geschehen habe, aber auch dessen Zuziehung bei Einnahme des Augenscheins gemäß § 158 zugelassen werde. Vor den Standgerichten ist das Auftreten eines Vertheidigers ausgeschlossen. Doch erfuhr auch hier der Entwurf eine Verbesserung. Die Vorlage schloß in den zur Zuständigkeit der Standgerichte

gehörigen Sachen die Vertheidiger überhaupt gänzlich aus; sie sind nach der veränderten Fassung aber zugelassen, wenn es sich um die bei den Militärgerichten eingelegte Revision gegen standgerichtliche Urtheile handelt. Längere Erörterungen rief auch die Bestimmung hervor, wonach gemäß § 326 Ziffer 4 nur Rechtsanwälte, welche ihre Zulassung zum Auftreten vor den Militärgerichten erwirkt haben, und auch bloß insoweit bürgerliche Verbrechen und Vergehen den Gegenstand der Anklage bilden, als Vertheidiger zugelassen werden. Sie fanden durch Annahme eines Antrages ihre Erledigung, wonach jeder bei einem deutschen Gerichte zugelassene Rechtsanwalt zur Vertheidigung verstattet ist, aber aus militärdienstlichen Gründen der erwählte Vertheidiger von dem Gerichtsherrn und, wenn es sich um das Verfahren vor dem Reichsmilitärgericht handelt, von dem Präsidenten desselben mit der Maßgabe zurückgewiesen werden darf, daß gegen die mit Gründen versehene Zurückweisungsverfügung dem Zurückgewiesenen innerhalb dreitägiger Frist die Rechtsbeschwerde an den höheren Gerichtsherrn bezw. an die oberste Militärjustizverwaltungsbehörde zusteht. Der Antrag Groeber, Rechtsanwälte, wenn dieselben die active Dienstpflicht nicht erfüllt haben, nur insoweit als Vertheidiger zuzulassen, als Verfehlungen gegen die allgemeinen Strafgesetze den Gegenstand der Untersuchung bilden, fand wohl aus dem Grunde Widerspruch, weil man zutreffend es nicht billigen konnte, einen Unterschied zwischen gedienten und nichtgedienten Rechtsanwälten hinsichtlich ihrer Befähigung zu Vertheidigern zu machen, zumal anderen als den in den Ziffern 1 bis 3 aufgeführten militärischen Personen überhaupt nur, insoweit bürgerliche Verbrechen und Vergehen unter Anklage stehen, die Vertheidigung übertragen werden darf. Im Wesentlichen ist durch die vorgenommenen Veränderungen die Vertheidigung den Grundsätzen des bürgerlichen Strafverfahrens angepaßt. Weitere Zugeständnisse konnten nicht durchgesetzt, sollte nicht die militärische Disciplin gefährdet werden. Die Vorschriften über Strafverfügung und das Verfahren gegen Abwesende fanden unwesentliche Aenderungen. Verbessernd wurde § 380 dahin gefaßt: „War das Urtheil nur von dem Angeklagten oder zu Gunsten des Angeklagten angefochten, so darf eine härtere Strafe als die in erster Instanz erkannte nicht verhängt werden. Die einer Gesammtstrafe zu Grunde liegenden Einzelstrafen dürfen nicht höher als in dem angefochtenen Urtheil bemessen werden." Die Vorschrift, wonach das Berufungsgericht neben der erkannten, gleichsam als Frivolitätsstrafe, gegen Soldaten Arrest, gegen andere Angeklagte Haft verhängen könne, wenn es die Ueberzeugung gewinnt, daß das Rechtsmittel lediglich zur Verschleppung der Sache, oder aus Muthwillen eingelegt ist, wurde gestrichen. In den Vorschriften über Wiederaufnahme des geschlossenen Verfahrens wurde die Vorlage, welche die „Unschuld des Verurtheilten" als Vorbedingung fordert, dahin abgeändert, daß „die Freisprechung desselben oder Anwendung eines milderen Strafgesetzes" hierfür genügt. Die Strafvollstreckung anlangend, wurde im § 439 den verurtheilten Militärpersonen die Rechtsbeschwerde an das Reichsmiltärgericht, sowie als § 439a für die Verurtheilten, welche nicht zu dem activen Heere gehören, ein Strafaufschub auf nicht länger als vier Monate vorgesehen. Ueber Anträge auf Einfügen von Bestimmungen zur Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren Freigesprochenen wurde Vertagung beschlossen. Damit ist die erste Lesung beendet.

Weil auch bei der Berathung des Einführungsgesetzes wesentliche Aenderungen nicht beschlossen wurden, aber die Berathung des § 53 betreff. die Einführung des Gesetzes in Bayern noch zurückgestellt wurde, da über das bayerische Reservatrecht Ausgleichsvorschläge schweben, im Uebrigen jedoch die Regierungsvertreter den beschlossenen Aenderungen nicht widersprachen, vielmehr sogar überwiegend zustimmten, läßt sich erwarten, daß auf der veränderten Grundlage der Entwurf gesetzliche Anerkennung findet und damit eine Einigung der Militärstrafgerichtsbarkeit geschaffen wird, welche im Allgemeinen sich mit den Grundsätzen eines zeitgemäßen, den Anforderungen der Wissenschaft und Rechtssicherheit entsprechenden, aber auch den militärischen Verhältnissen Rechnung tragenden Strafverfahrens deckt. Und wenngleich noch Manches daran auszusetzen und mancher wohlberechtigte Wunsch unerfüllt bleibt, wird im Interesse der Rechtseinheit auch auf diesem Gebiete auf dessen Geltendmachen verzichtet werden müssen, um nicht das Scheitern der Vorlage in gleicher Weise, wie im Vorjahre die Strafproceßreform, herbeizuführen.

## Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter.

Von L. B. Frommelt.

Unsere Socialreform, worin wir den anderen Staaten mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, ist leider neuerdings in's Stocken gerathen. Agrarische Contreminen mögen daran keine geringere Schuld tragen, als die Stumm'schen Recepte, welche die sociale Krankheit, statt sie zu curiren, doch nur nach Innen treiben. Um so dankenswerther ist es, daß auch andere Großindustrielle mit ganz bestimmt formulirten Vorschlägen in die Oeffentlichkeit getreten sind. Da unsere Socialreform von Anfang an daran krankte, daß sie viel zu sehr vom grünen Tisch oder hohen Katheder aus decretirt oder beeinflußt wurde, so ist dies Heraustreten von Sachverständigen, die mitten im geschäftlichen Leben stehen und ihre Erfahrungen vom Baum der Praxis einsammelten, doppelt herzlich zu begrüßen, denn da findet man nichts von grauer Theorie, keine bureaukratische Scheuklappen und noch weniger unpraktische Experimente. Es sind kluge Vertreter ihrer Berufsinteressen, unabhängige Männer, die stets den freien Blick auf das Wohl der Gesammtheit gerichtet haben. Namentlich die geistig regsamen Rheinlande bringen solche Männer hervor. Da haben wir vor Allen den ehemaligen nationalliberalen Reichs- und Landtagsabgeordneten Fritz Kalle, der seine als Fabrikherr gesammelten Erfahrungen 1897 in der „Gegenwart" u. d. T. „Sociale Mobilmachung" niederlegte. Vielleicht nicht minderes Aufsehen erregte als Sprecher der rheinischen Industriellen Herr Julius Vorster in Köln mit seiner bei Gustav Fischer in Jena mehrfach aufgelegten Brochure „Die Großindustrie, eine der Grundlagen nationaler Socialpolitik." Als Dritter im Bunde erscheint nun der ebenfalls rheinische Großindustrielle Herr Fr. Soennecken, der jüngst im Bonner Bürgerverein mit einem wohldurchdachten Vortrag über Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter großes und berechtigtes Aufsehen erregt hat. Er begegnet sich in manchem Punkte mit Kalle's Anschauungen und Vorschlägen, beschränkt sich jedoch darauf, sich über einige grundsätzliche Fragen auszusprechen und zu erörtern, weßhalb, auf welche Weise und mit welchem Ziele wir die Wohlfahrtspflege üben. Auch ist er bemüht, kurz die Gründe der Nothwendigkeit, die Form und die gewaltige Größe des bereits Erreichten zu beleuchten und schließlich die Wege anzudeuten, welche die Bestrebungen zur Bethätigung der Wohlfahrtspflege einschlagen sollten. Natürlich vertheidigt auch er das Unternehmerthum, aber es geschieht überall aus seiner langjährigen praktischen Erfahrung und unterstützt durch sorgfältiges theoretisches Studium. Dabei wurde er von Berufsgenossen und Berufsgenossenschaften durch reichliches statistisches Material unterstützt, das er auf das Sorgfältigste nachgeprüft und verwerthet hat.

Zuerst bespricht er die großartigen Veranstaltungen der staatlichen Fürsorge für die kranken Tage oder das Alter der Arbeiter. Er wünscht aber, daß sich zu diesen Wohlfahrts-

Einrichtungen solche gesellen, die den Arbeitern während des Bestehens normaler Gesundheits- und Arbeitsverhältnisse nützlich und angenehm sind. Diejenigen um das körperliche Wohl der Arbeiter umschließen die Sorge für die Gesundheit und das wirthschaftliche Fortkommen. Dazu rechnet er luftige und gesunde Arbeitsräume, gesunde Schulräume, ferner die Unterhaltung von Badeanstalten, Turn- und Spielplätzen ꝛc. Den wirthschaftlichen Interessen im Besonderen wird durch gemeinsame Einkäufe von Nahrungsmitteln, Brennmaterialien und dergl. gedient. Für wichtig erklärt er die Belebung des Sinnes für Sparsamkeit, die Sorge für ausreichende Lebensversicherung und die Errichtung von Centralstellen für Arbeitsnachweisungen in den einzelnen Orten. Der Förderung des geistigen Wohles der Arbeiter dienen Erziehungsanstalten: Schulen, Fortbildungsschulen für Knaben, Haushaltungs- und Handfertigkeitsschulen für Mädchen. Ferner die Veranstaltungen, durch welche die Arbeiter außerhalb ihrer Arbeit geistige Anregung und Unterhaltung finden, wie Bibliotheken, öffentliche Lesesäle, Vorträge ꝛc.

Das ist eine ganze Reihe von Veranstaltungen der Fürsorge. Leider muß sich der Arbeiterfreund darein finden, daß es unmöglich ist, sie überall einzuführen, da es für viele derselben in den meisten Fällen an den nöthigen bedeutenden Mitteln dazu fehlt. Im Allgemeinen steht fest, daß Wohlfahrtseinrichtungen irgend welcher Art gewöhnlich am besten da ausführbar sind, wo größere Verhältnisse vorliegen, wie in staatlichen, communalen und größeren Fabrikbetrieben. In einer großen Zahl von gewerblichen Unternehmungen sind Wohlfahrtseinrichtungen der verschiedensten Art bereits eingerichtet, und es giebt eine stattliche Zahl von wahren Musterstätten der Fürsorge. Ob überall da, wo es geschehen könnte, für die Wohlfahrt der Arbeiter genügend gesorgt ist, das will der rheinische Industrielle nicht erörtern. „Jedenfalls begegnet man bei gut rentierenden Betrieben allgemein der größten Geneigtheit, für das Wohl der Arbeiter zu thun, was möglich und unter den jeweiligen Verhältnissen nützlich erscheint. Für die große Zahl der wenig oder gar nicht rentierenden Fabriken verbieten sich besondere Ausgaben von selbst. Man macht die Beobachtung, daß der Staat und die Städte, die ja zu den größeren Arbeitgebern zählen, mit den Bemühungen der Industriellen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege nicht gleichen Schritt gehalten haben. Auch bewähren sich die Wohlfahrtseinrichtungen nach den gemachten Erfahrungen nicht alle so, wie man es wünscht." So hat man vielfach geglaubt, selbst die von der Socialdemokratie am meisten aufgehetzten Arbeiter dadurch zufrieden stellen zu können, daß man es ihnen ermöglichte, sich in Gemeinschaft selbstständig zu machen, oder sie am Reingewinne des Geschäftes zu betheiligen. Versuche, die bisher damit gemacht wurden, haben meist mit Mißerfolg geendet. Abgesehen von der fehlenden inneren Berechtigung, wäre es auch wirthschaftlich nicht zu rechtfertigen, die Geschäftsgewinne unter die Arbeiter zu vertheilen. Industrie erfordert Muth und — Geld zu ihren Unternehmungen, und zwar Geld, das unter Umständen, wenn das Unternehmen mißlingen sollte, ohne wirthschaftliche Störungen geopfert werden kann. Woher sollen die Capitalien zu diesen Zwecken genommen werden, wenn sie nicht bei gut gehenden Unternehmungen als Gewinn entständen? Von der Vertheilung des Reingewinnes unter die Arbeiter stellt man sich gewöhnlich zu viel vor. F. Soennecken stellt folgendes Exempel auf: Denken wir uns einmal eine Fabrik mit $1^1/_2$ Millionen Mark Anlage-Capital, 1000 Arbeitern und nach Abzug der Zinsen und der nöthigen Abschreibungen mit einem jährlichen Reingewinne von 100000 Mk. Wenn für die Leitung des Unternehmens für zwei Beamte zusammen 10000 Mk. abgerechnet und die übrigen 90000 Mk. unter die 1000 Arbeiter vertheilt werden, so ergiebt das für jeden Arbeiter durchschnittlich einen Mehrgewinn von wöchentlich $1^3/_4$ Mk. Das wäre also nur eine ganz unerhebliche Mehreinnahme. Das Wichtigste aber ist, daß bei dieser Gewinnvertheilung auch kein Geldvorrath entstehen würde, aus dem der Betrieb schlechte Zeiten überwinden und die Kosten der Vergrößerung der Anlage, sowie für neue Unternehmungen decken könnte. Die Industrie würde verarmen, die Arbeiter würden beschäftigungslos werden. Der französische Großindustrielle Perigaud fils in Bourgoin hat einmal einen solchen Versuch gemacht. Er trat einst seine Foulard-Druckerei, die 200—300 Arbeiter beschäftigte, an seine Arbeiter ab. Jeder hatte 1000 Frs. einzulegen. Die Arbeiter stellten die Commis und Verwalter selbst an. Im ersten Jahre ging Alles gut, nach fünf Jahren aber ersuchten die Arbeiter ihren Wohlthäter, die Fabrik wieder selbst zu übernehmen, um sie vor dem Untergange zu schützen. Das ist aber keineswegs ein vereinzelter Fall. Die Handelsberichte der Zeitungen melden oft die Auflösung von Unternehmungen, die von Arbeitervereinigungen zu betreiben versucht worden waren. Die wohl in der Welt einzig dastehende Carl Zeiß-Stiftung in Jena kann als hochherziges Geschenk an die Arbeiter hier nicht in Betracht kommen. Das Fortbestehen der geschäftlichen Rentabilität dieses Unternehmens ist dadurch gesichert, daß der frühere Mitinhaber und Leiter Professor Abbe die Leitung in der Hand behalten hat. Der Bonner Fabrikherr findet das Mißlingen der gewöhnlichen gemeinschaftlichen Arbeiter-Unternehmungen auch ganz erklärlich. „Ein Geschäft, eine Fabrik zu betreiben, ist ein Beruf, der gründlich erlernt sein will. Jeder Betrieb erfordert eine verantwortliche und zielbewußte Leitung und von dem Leiter selbst die nöthigen Fähigkeiten. Es hat sich gezeigt, daß den Arbeiter-Vereinigungen die Erfüllung dieser Bedingungen schwer fällt, und daß sie deßhalb im Wettbewerb mit anderen Betrieben unterliegen." Unser Gewährsmann bestätigt auch, daß man mit der Sorge für gesunde und angenehme Wohnungen nicht immer die besten Erfahrungen macht. Die Ansprüche der Menschen an die Wohnung sind außerordentlich verschieden. Manche fühlen sich in einer kleinen Wohnung behaglicher als in einer großen. Das steigt oft herab bis zur äußersten Grenze der Bedürfnißlosigkeit. Es ist gewiß wünschenswerth, daß die Wohnungen gesund und geräumig sind. Man sollte auch ohne Rücksicht auf die oft sehr geringen Ansprüche der Arbeiter immerfort bemüht bleiben, gute und billige Wohnungen zu schaffen, aber eine Aenderung von Lebensgewohnheiten sollte man nicht zu schnell von ihnen erwarten. Es scheint, als wenn die Arbeiter schon von dem Namen „Arbeiter-Wohnung" abgestoßen würden. Die Wohnung mag ihnen als ein Armenhaus vorkommen, und wenn sie noch so hübsch aussieht. Diese Empfindungen, wenn auch durch nichts gerechtfertigt, scheinen vorzuherrschen. Weniger zutreffend ist es, daß die Arbeiter durch ein Miethsverhältniß etwas abhängig zu sein glauben. Im Gegentheil ist anzunehmen, daß sie sich in einem Hause, das ihrem Arbeitgeber gehört, in ihrer Stellung um so sicherer fühlen. Man wird aber an jedem Orte noch seine besonderen Erfahrungen damit machen. Herrn Soennecken ist ein Fall bekannt, wo ein Arbeitgeber die erbauten Wohnhäuser theilweise an nicht dem Arbeiterstande angehörende Fremde vermiethen mußte, so daß er den beabsichtigten Bau einer größeren Anzahl solcher Häuser wegen Mangels an Nachfrage einstellen konnte. An solchen Beispielen aus dem Leben sieht man, daß mit den besten Einrichtungen, die aus der besten Absicht heraus geschaffen wurden, den Arbeitern oft nicht in dem Maaße genützt ist, wie es von Vielen angenommen wird. Wie mit den Wohnugen, so geht es mit manchen anderen Einrichtungen.

Beweise der Anerkennung und des Wohlwollens, auch in Form materieller Zuwendungen, machen dem Arbeiter wahre Freude und sind ihm ein Ansporn in seinem Vorwärtsstreben. Anregung zum Sparen durch Gewährung hoher Zinsen oder Prämien hält der rheinische Fabrikherr für nützlich, die An-

wendung irgend welchen Zwanges aber nicht für empfehlenswerth. „Wenn der Arbeiter nicht aus seinem eigenen inneren Bedürfniß heraus die Verbesserung und Befestigung seiner Lebenslage anstrebt, dann empfindet er aufgezwungene Spareinrichtungen leicht als drückende und lästige Bevormundung.“ Man findet auch, daß Arbeitgeber ihren Arbeitern, um ihnen eine Freude zu machen, nach vollendetem 5., 10., 15. ꝛc. Dienstjahre eine jedes Mal steigende Prämie überreichen. Solche Aufmerksamkeiten und Belohnungen fördern die gegenseitige Anhänglichkeit und ein patriarchalisches Verhältniß, das mit allen Mitteln gepflegt werden sollte. Wo man durch Bibliotheken, Lesezimmer, Vortrags- und Unterhaltungsabende für das geistige Wohl der Arbeiter sorgen will, hat Soennecken gefunden, daß das Interesse dafür in vielen Fällen nicht lange anhält. „Die Heranziehung der Arbeiter zu geistiger Unterhaltung ist sehr gut, aber man sollte nicht allzuviel davon erwarten.“

Es ist eine Pflicht der Nächstenliebe, daß man, unbeirrt von mißlungenen Versuchen, immerfort bestrebt bleibt, den unbemittelten Volkskreisen in der geeignetsten Weise Hülfe und Förderung angedeihen zu lassen. Aber diese Pflicht sollte von allen Besitzenden mit gleicher Bereitwilligkeit ausgeübt werden, fordert unser Fachmann. Welche gewaltigen Opfer allein durch die gesetzlichen Unterstützungskassen nur einem Teile unserer Bevölkerung, den sogenannten Arbeitgebern, auferlegt sind, das geht am Deutlichsten aus den betreffenden Zahlen hervor. Er hat runde Zahlen und eine dreiprocentige Verzinsung angenommen. Danach zahlten die Arbeitgeber in Deutschland seit 1884 — er hat die Aufstellung bis Ende dieses Jahres berechnet —

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | für die Krankenkasse . . . . . | 609 | Millionen |
| 2. | „ „ Unfallversicherung . . . . | 641 | „ |
| 3. | „ „ Invaliditäts- u. Altersversicherung . . . . . | 356 | „ |
| 4. | „ „ Rückversicherung zum Schutze gegen die Folgen des Haftpflichtgesetzes, schätzungsweise | 30 | „ |
| 5. | „ „ Verwaltungskosten in den Betrieben selbst, schätzungsweise | 107 | „ |
| | zusammen | 1743 | Mill. Mk. |

Zu diesen Ausgaben kommt für Handel und Industrie in Preußen und einigen anderen Bundesstaaten noch eine hohe Gewerbesteuer. Da diese Steuer von kaufmännischen Geschäften und auch von gewerblichen Betrieben, also gerade von denjenigen erhoben wird, die der untersten Volksschicht Arbeit und Lebensunterhalt geben, so ist sie, wie der Bonner Fabrikant meint, nicht zu rechtfertigen. „Gegenüber den Wohlfahrtsbestrebungen für Arbeiter muß diese Gewerbesteuer als das gerade Gegentheil von Fürsorge erscheinen, die von den Gemeinden deßhalb je eher, desto besser beseitigt werden sollte.“ Man begegnet auch oft der Meinung, die ungeheuren Summen, welche die staatlichen Arbeiterschutz-Gesetze erfordern, trüge zum großen Theil der Staat, also die Gesammtheit der steuerzahlenden Bevölkerung. Das ist, nach F. Soennecken's Nachweis, ein Irrthum. Arbeiter und Arbeitgeber haben zusammen 3300 Millionen, also annähernd $3^1/_3$ Milliarde Mk. eingezahlt, während der Staat bisher nur 104 Millionen, und zwar für die Invaliden- und Altersversicherung beigetragen hat. Voraussichtlich wird der Gesammtbeitrag des Staates für diese Versicherung mit den Jahren steigen. Aber auch diese Summen, die vom Staate beigetragen werden, haben die Arbeitgeber und die Arbeiter, die Letzteren, soweit sie überhaupt Staatssteuer zahlen, durch die Staatssteuer-Umlage wieder mit aufzubringen. Selbst die Kosten der Verwaltung tragen nicht alle Staatsbürger gemeinschaftlich, sondern sie werden nur von den Beiträgen der Arbeiter und Arbeitgeber bestritten. Diese Kosten betrugen für die Verwaltung

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | der Krankenkasse | 104 | Mill. Mark |
| 2. | der Unfallversicherung | 89 | „ „ |
| 3. | der Invaliditäts- u. Altersversich. | 28 | „ „ |
| | der drei Kassen zusammen bisher: | 221 | Mill. Mark. |

Daß eine in so großem Stile eingerichtete Arbeiter-Versicherung Kosten verursacht und auch bedeutende Kosten, das ist erklärlich, aber F. Soennecken macht darauf aufmerksam, daß die persönlichen Verwaltungskosten solchen Mitmenschen zu Gute kommen, die wir nicht zu dem Arbeiterstande zu zählen pflegen. „Wenn wir für diese Personen, welche die Verwaltung besorgen, nach Abzug eines ausreichenden Betrages für die sächlichen Ausgaben, durchschnittlich ein Jahresgehalt von annähernd 1600 Mk. annehmen, dann ergiebt sich die Zahl von jährlich 12000 Beamten, also ungefähr so viel, wie es Postbeamte im Königreich Bayern giebt. Dazu kommen noch die in Fabriken mit der Berechnung der Beiträge zu den verschiedenen Kassen beschäftigten Personen. Die Zahl dieser Fabrikbeamten können wir, wenn wir das gleiche Einkommen dafür in Anrechnung bringen, auf jährlich 5000 annehmen. Die Gesammtzahl aller für diese Versicherungskassen fortwährend auf Kosten der Arbeiter und Arbeitgeber beschäftigten Beamten beträgt also 17000. Die Gesammtzahl der überhaupt für diese Versicherungen thätigen Personen ist noch viel größer. Denken wir nur daran, welche große Vermehrung des Arbeiterpersonals auf den höheren und niederen Verwaltungsbureaux in Folge der Arbeiterschutzgesetze haben stattfinden müssen.“ Der Bonner Großindustrielle ist nun freilich Partei, aber er hat Recht mit seiner Forderung, daß es das Wohl der Arbeiter selbst verlange, nicht Alles auf dieselben Schultern zu laden, damit wir die Herstellungskosten der deutschen Waaren nicht noch mehr vertheuern, Handel und Industrie nicht aus dem Lande treiben und die Arbeiter, für die wir sorgen wollen, nicht brodlos machen. Ein warnendes Beispiel haben wir ja an England. Durch seine hohen Löhne mußte vor Kurzem wieder ein sehr großer Auftrag auf Eisenschienen nach dem Auslande vergeben werden, der sonst dem eigenen Lande erhalten geblieben wäre.

Dem Arbeiterstande können wir aber gar keine größere Wohlfahrtspflege angedeihen lassen, als wenn wir für Unterricht und für Arbeit sorgen. Der Jugend muß der Segen eines guten und gründlichen Schulunterrichts zu Theil werden. Ueberall sollten Fortbildungsschulen bestehen, in denen sich die Jünglinge während der Lehrzeit weiter ausbilden können. Es sollte darauf gesehen werden, daß sich der Unterricht nicht auf die Fachkenntnisse beschränke, sondern darauf gerichtet werde, den Jüngling zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Die Heranbildung der weiblichen Jugend ist nicht weniger wichtig. Denn so nothwendig die eigene Tüchtigkeit und Gesundheit des Arbeiters für sein Fortkommen auch sein mag, nichts erscheint nothwendiger, als daß er in seiner Familie, in dem Zusammenleben mit seinen Angehörigen, eine behagliche Häuslichkeit und vor allen Dingen auch eine schmackhafte und gut zubereitete Nahrung finde. Darum gehören zu der Ausbildung der weiblichen Jugend vor Allem der Unterricht im Kochen und in Hausarbeiten. In den Städten Cassel, Köln, Hagen, München und vielen anderen, sind bereits Haushaltungs- und Kochschulen mit bestem Erfolge mit dem Elementarunterrichte obligatorisch verbunden. Es ist dringend zu wünschen, daß der obligatorische Haushaltungs- und Kochunterricht in allen Volksschulen eingeführt werde. Einen nützlicheren und für die Wohlfahrt der Arbeiter zweckdienlicheren Unterricht dürfte es kaum geben. Für die der Schule und der Lehrzeit bereits entwachsenen Arbeiter handelt es sich nächst der Gesundheit um den Segen der Arbeit. Die Gesundheit, das köstlichste Erdengut, können wir durch hygienische Maaßnahmen zu erhalten und zu fördern suchen, gegen die

Arbeitslosigkeit aber giebt es keine wissenschaftlichen Heilmittel, die Beschäftigung ist nur im Getriebe des Lebens zu finden. Wir müssen also für Arbeit und für Pflegestätten der Arbeit sorgen. Auch die Sorge für die Beschäftigung der Arbeiter kann nicht von einzelnen Kreisen erwartet werden. Jeder Besitzende hat die moralische Pflicht, einen Theil der Sorge mit zu übernehmen. Unzweifelhaft nützen Diejenigen wirthschaftlich mehr, die nach ihren Vermögensverhältnissen Aufwendungen machen, die Arbeit schaffen, als Diejenigen, die ihren Besitz in bescheidener Anspruchslosigkeit behüten und vermehren. Wenn wir jedoch mit der Arbeit, die wir dem Mitmenschen geben, auch sittlich etwas erreichen wollen, dann müssen wir Alles fernhalten, was den Arbeiter gesundheitlich und moralisch schädigen kann. Das Wirthshaus- und Vereinsleben und die unwürdige Gepflogenheit der jungen Burschen, den Eltern Kostgeld zu zahlen, das übrige verdiente Geld aber zu verjubeln, sind ein großer Krebsschaden. Einschränkung der Zahl der Feiertage, der Festtage und besonders der Tanzbelustigungen ist dringend zu empfehlen. Oeffentliche Beschenkungen verletzen oder verderben das moralische Empfinden des Beschenkten. Wer seinen Mitmenschen etwas Gutes thun will, sollte es in der Stille thun und sich einmal selbst an die Stelle der Personen denken, in dem Augenblicke, wo sie in Gegenwart Anderer, sei es in einem größeren oder kleineren Kreise, Almosen in Empfang nehmen sollen. Vor Allem ist es nothwendig, schädliche Beeinflussungen des Arbeiterstandes in geistiger oder sittlicher Beziehung zu unterlassen und bestehende zu verhindern Es ist im höchsten Grade schädlich, die Arbeiterkreise immerfort zu beunruhigen und Hoffnungen in ihnen zu erwecken, die sich nach menschlichen Begriffen nicht erfüllen können. Wie nachtheilig solche Einwirkungen sind, sehen wir an dem Einflusse, den socialdemokratische Irrlehrer und socialistische Eiferer auf die Masse ausüben. Jeder Mensch hofft mit Naturwendigkeit bis zum Grabe auf die Möglichkeit einer Verbesserung seiner Lage, um so lieber zollt er Jenen Beifall, die ihm die Erfüllung seiner Hoffnungen verheißen. Er hofft, ohne zu prüfen, ob seine Hoffnungen sich auch erfüllen können. Die Enttäuschung, die unausbleiblich ist, verbittert ihn, stört ihm die Lust zur Arbeit und raubt ihm die Zufriedenheit. Wie man sieht, begegnen sich diese Postulate Soennecken's vielfach mit den in der „Gegenwart" von Fritz Kalle aufgestellten Forderungen. Wir fühlen es überall aus seinen Gedanken, Thatsachendarlegungen und Vorschlägen heraus: der rheinische Fabrikant ist kein Utopist, aber auch kein zeit- und landesüblicher Unternehmer im Stumm'schen Fahrwasser, sondern ein besonnener Vertreter des bon sens, der Mäßigung und Vernunft, und ein unbestechlicher Wahrheitsfreund und guter Patriot.

## Literatur und Kunst.

### Ein neuer altgriechischer Dichter.

(Bakchylides.)

Von Prof. R. Brähm.

Im Jahre 1554 gab Henri Estienne ein griechisches Liederbuch heraus, wie er glaubte, von Anakreon. Diese Gedichte kamen der Sinnesart der französischen Hochrenaissance so sehr entgegen, daß Mancher glaubte, sie könnten nur von einem Zeitgenossen herrühren. Rasch eroberten sie die ganze gebildete Welt, in allen Literaturen haben sie ihre Spuren hinterlassen, und die Anakreontik ist eine bestimmte Gattung der modernen Lyrik geworden, die noch der junge Goethe gepflegt hat. Gegenwärtig haben wir geringes Gefallen an diesen Tändeleien; denn jene Sammlung flacher und zum Theil elender Lieder ist ein Erzeugniß der römischen Kaiserzeit, in dem nur hier und da in arger Verwässerung alte echte Motive enthalten sind. Die Aussicht, den echten Anakreon wieder zu erhalten, ist nicht groß; man sang eben schon in der Kaiserzeit nicht mehr die echten Lieder. Wir kennen überhaupt im Grunde von der melischen Lyrik, Pindar ausgenommen, nur ein paar Namen, wie Sappho, Simonides, Bakchylides u. A. Ihre Lieder selbst sind verstümmelt, verfälscht oder verschollen. Erst unseren Tagen blieb es vorbehalten, einige neue Trümmer zu entdecken. So ist in einem ägyptischen Grabe vor anderthalb Jahren ein Buch mit Gedichten des Bakchylides gefunden worden, das etwa um Christi Geburt ein Verehrer des Dichters mit in das andere Leben genommen hatte. Uebler als die Zeit hatten es die arabischen Finder mißhandelt, als es von dem British Museum erworben ward; aber hier war es in die Hände gekommen, die besser als irgend Jemand anders für seine Herstellung zu sorgen wußten: F. G. Kenyon, der seit der ersten Ausgabe der aristotelischen Schrift über Athen mit Recht berühmte Entzifferer griechischer Papyri, hat auch hier seine Kunst bewährt, und so hat Bakchylides eben seine Auferstehung gefeiert. Dies Mal war es ein wirkliches Buch, nicht eine Abschrift zum Privatgebrauch, wie die Schrift des Aristoteles, die sich ein armer Student auf die Rückseite ausrangirter Rechnungen geschrieben hat. Daher ist die Schrift an sich gut lesbar; aber die Rolle war zum Theil nicht nur zerrissen, sondern geradezu zerfetzt, so daß einzelne Seiten aus mehr als einem Dutzend Stücke zusammengesetzt worden sind, manche Fetzen noch ihrer Einordnung harren und viele große Lücken geblieben sind; wie denn überhaupt die Philologie noch sehr viel Arbeit mit ihm haben wird. Gleichwohl ist das Neugewonnene eine sehr werthvolle Ergänzung und Bereicherung unserer Kenntnisse von den altgriechischen Lyrikern.

Bakchylides war der Schwestersohn des Simonides, und wenn der Onkel den Dichterberuf schon geerbt hatte, so lag er dem Neffen noch viel näher, da er die beste Lehre und die leichteste Einführung finden konnte. Keos war ein günstiger Ort für einen Dichter, die poetisch zu feiernden olympischen Spiele blühten, und Simonides, schon in der Mitte der sechziger Jahre stehend, hatte um 490 keinen Rivalen mehr; damals mögen wir uns Bakchylides anfangend denken. Simonides brauchte wohl keinen Rivalen zu fürchten: Bakchylides trat sofort in den Schatten eines Größeren. Wir sind nun so glücklich, sie mehrfach concurriren zu sehen. Zuerst, noch mehrere Jahre vor 480, zur Feier des Sieges aus Aegina. Bakchylides erscheint hier durchaus als Client, der auf Bestellung dichtet und seine Dienstbeflissenheit gehörig betont. Pindar hat den Bakchylides bald ganz aus dem Felde geschlagen. Damals war Pindar noch ein Anfänger. Auf der Höhe des Könnens und sicherlich auf der des äußeren Ruhmes stand er, als er im Winter 476/75 in Syrakus zum Lobe Hierons sein erstes olympisches Gedicht aufführte. Zu derselben Gelegenheit sandte Bakchylides aus Keos dem kunstsinnigen und splendiden Tyrannen ein Gedicht, das mit prächtigen Bildern seine Bereitwilligkeit verräth, einem Rufe dorthin zu folgen. Noch 470 war es Pindar, der das feierliche Lied für einen delphischen Sieg Hieron's verfaßte; Bakchylides sandte wieder ein kleines Poem, in dem der Wunsch persönlich erscheinen zu dürfen die Hauptsache ist. Jetzt erreichte er es; der Onkel in Syrakus wird geholfen haben, und als 468 endlich Hieron's Gespann in Olympia siegreich war, dichtete er das Siegeslied, nicht Pindar. In diesem sieht man deutlich das Bestreben, auch die Gedankentiefe des Rivalen nachzuahmen, während er der rhythmischen Ueberfülle mit Glück ionische Schlichtheit gegenüberstellt. Um diese Zeit stirbt Simonides in Syrakus; 467 stirbt auch Hieron und kurz nach seinem Tode bricht die Tyrannis und

damit die künstliche Blüthe jenes Musenhofes zusammen. Den Pindar hat Platon hochgehalten; den Bakchylides hat er nicht beachtet. Der muß nach Hieron's Tode auch nach Griechenland zurückgekehrt sein; wir hören noch, daß er verbannt aus seiner Heimath im Peloponnes gestorben ist; auch Pindar ist in Argos gestorben. Also hat auch Jener sich in die neue Zeit nicht gefunden. Aber sein ferneres Leben liegt für uns noch ganz im Dunkel.*)

Es ist nun überaus dankenswerth, daß der rühmlichst bekannte Berliner Philologe Professor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf den gelehrten Fund in einer Brochure**) dem größeren Publikum zugänglich macht und darin eine glänzend geschriebene literarhistorische Abhandlung und Kritik mit Uebersetzungsproben bietet. Zum Unterschiede von den meisten Philologen, die einem derartigen Fund eine übertriebene Bedeutung beilegen würden, ist er weit davon entfernt, den neu entdeckten Dichter zu überschätzen, sondern stellt ihn auf seinen rechten Platz. Bakchylides ist einer aus dem Kreise der neun classischen Lyriker, zu dem Horaz so gern der zehnte geworden wäre. Aber als Dichter ist er niemals classisch gewesen. Die Schulknaben in Athen haben schon zu Sokrates' Zeiten Lieder von Simonides und Pindar auswendig gekonnt: keine Spur davon, daß Bakchylides zu dieser Ehre gekommen wäre. Und mochte auch Glätte und Verständlichkeit dem Horaz, bei dem die Kritik der Poesie Amme, wenn nicht Mutter war, mehr als billig gefallen: schwerlich würde er das Gesammturtheil über Bakchylides anders gefaßt haben, als die feinsinnigste griechische Kritik, die dem gottbegnadeten, aber zuweilen frostigen Dichter Pindar in Bakchylides die gleichbleibende Eleganz des correcten Versschmiedes gegenüberstellte. Wirklich würde man ihn erheblich höher einschätzen, wenn dasjenige dem Bakchylides Alles wirklich gehörte, was in seinen nun aufgefundenen Gedichten unmittelbar Eindruck macht. Wilamowitz urtheilt: „Da ist erstens der Stoff, die Geschichten, die er erzählt; die hat er weder erfunden noch schöpferisch ausgestaltet: sie gehören der griechischen Heldensage an, die denn freilich wohl überhaupt die größte Schöpfung dichterischer Phantasie ist, die es giebt; dafür hat auch das ganze Hellenenvolk an ihr gedichtet. Das zweite ist der feste Stil, zu dem das Versmaaß, die Abtönung der Mundart und all' der Zierrath der schmückenden Rede gehört, selbst ein Theil der Gedanken. Die Gedichte des Bakchylides wie die des Pindar sind sämmtlich dazu bestimmt, von einem Chore gesungen zu werden, der einen Reigen tanzte oder schritt. Sie sind sämmtlich für eine bestimmte Gelegenheit verfaßt, sei es eine gottesdienstliche Feier, sei es ein Fest zu Ehren irgend eines frohen oder traurigen Ereignisses. Die Sänger sind verschieden, Jungfrauen, Knaben, Männer, auch wohl gemischte Chöre, je nachdem wie der bestimmte Gottesdienst es vorschrieb."

Von seinen Gedichten wollen wir nun eine Probe betrachten in der allerdings sehr freien Uebersetzung von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, und zwar ein Stück aus dem Liede auf Hieron's letzten olympischen Sieg. Da heißt es nach einem conventionell preisenden Eingange:

Es strotzt von Opfern jedes Gotteshaus
am Festtag, jede Halle strotzt
von Gastgeschenken seiner Huld,
und wo des schönsten Phoibos haines
am Born Kastalias die Seher walten,
Dreifüße stehen vor dem Tempel dort,
kunstvoll geschmiedet Erz
und funkelhelles Gold.
Ja, Gotte, Gotte sollt ihr spenden,
dann habt ihr euch den schönsten Schatz gesammelt.
So hat Apollon einst,
des güldnen Bogens Herr,
als Zeus' Gericht
der reif'gen Lyder Reich dem Perserheere
zur Beute gab und Sardes' Feste fiel,
Kroisos gerettet.
Als ihm der Tag erschienen, den er nie
zu schaun gehofft, da wollt' er doch
der Knechtschaft thränenreiche Schmach
nicht dulden. Vor dem Erzpalaste
Ließ er sich einen Scheiterhaufen schichten,
Und sein erlaucht Gemahl, der Töchter Schaar,
Jungfrauen, holden Lockenschmuck
zerraufend unter Wehgeschrei,
bestiegen ihn zugleich. Die Hände
hob er empor zum hohen Firmamente
Und rief: „Grausam Geschick,
wo blieb der Götter Dank,
Apollon's Macht?
Wer zählet die Kleinode, wägt die Berge
Von Gold, die ihm des Alyattes Haus
nach Delphi sandte?
Und nun? Dem Perser dient die Lyderburg
Und des Paktolos gold'ner Strom.
Der Perser reißt zu schnöder Lust
Die Frauen aus dem Schutz der Kammer.
Süß ward das Bittre mir: Tod ist willkommen."
Er sprach's und winkte dem Habrobates,
das Feuer an den Scheiterbau
zu legen. Hell erklang der Schrei
der Mädchen; ihre Hände streckten
sie in Verzweiflung nach der lieben Mutter.
Der uns in's Auge blickt,
scheint stets der schlimmste Tod.
Rings schlug mit Macht
das lohe Feuer auf, als schwarze Wolken
von Zeus gesandt erschienen und die Gluth
der Flamme löschten.
Wo Götterwille wirkt, da zweifl' ich nicht.
Der Delier Apollon hat
sammt seinen holden Fraun den Greis
entrückt zu den Hyperboreern.
Dort fand er eine Freistatt. Also lohnte
sich seine Frömmigkeit, da nie ein Mensch
so vieler Weihegaben Zoll
zu Pythos Felsenkluft gesandt.
Und Hieron, gepries'ner König,
berühmen wird sich keiner der Hellenen,
daß er dem Gotte mehr
von Schätzen dargebracht
als du.

Hier muß der Uebersetzer eine Lücke lassen; der Papyrus ist zerrissen. Dann geht es fort:

Du kennst den Spruch,
Apollon gab ihn dem Admetos:
es soll der Sterbliche stets also leben,
als wäre morgen schon
der letzte Tag für ihn,
und doch zugleich,
als hätt' er vor sich fünfzig reiche Jahre.
Das ist das beste Theil: sei fromm und freue
dich deines Lebens.
Verständlich den Verständ'gen tönt mein Wort:
der Himmel strahlt in ew'gem Glanz,
des Meeres Naß bleibt klar und frisch,
es glänzt das Gold: allein dem Menschen
ist von des Alters Grau zur Jugendschöne
dir Rückkehr nicht vergönnt. Und doch, der Glanz
von Mannesmuth und edler That
verlischt nicht mit dem ird'schen Leib.
Das Lied erhält ihn. Und auf Erden
hast du des Glückes allerschönste Blüthe
Gezeitigt, Hieron.
Dem Hochbeglückten ziemt
das Schweigen nicht.
In Treuen wird die Nachwelt deines Namens
gedenken und dabei der Nachtigall
von Keos danken.

Dazu bemerkt der Uebersetzer: Hier wird stofflich die Erzählung vom Ende des Kroisos interessiren, das doch noch kein Jahrhundert zurücklag und schon ganz vom Schimmer der Sage umfangen war. Wir besaßen bereits ein Vasengemälde, das ein Landsmann Pindar's in Athen etwa um

*) Eine schöne Charakteristik der melischen Dichter giebt E. Kroker in seiner vortrefflichen „Geschichte der griechischen Literatur" I (Leipzig, Grunow).

**) Bakchylides. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

500 schon gemalt hat: da spendet Kroisos, allein auf dem Scheiterhaufen sitzend, von dem letzten Trunke Weines, während unten der Diener ‚Wolgemut' das Feuer anzündet. Herodot erwähnt die Rettung durch den Regen flüchtig und weist sie ab, um sie durch eine andere noch weniger glaubliche zu ersetzen. Der Versuch der Selbstverbannung steht dem orientalischen Fürsten gut und darf geglaubt werden; andererseits können wir dem Herodot glauben, daß Kyros dem überwundenen Gegner das Leben erhielt und ihn an seinen Hof zog. Der delphische Gott, dem Kroisos allerdings zu Danke verpflichtet, hat dann den Ruhm der Rettung für sich beansprucht. Herodot berichtet aus delphischer Ueberlieferung die nicht sehr glücklichen Antworten, mit denen die Priester sonst sich bemühten, die Zweifel an der Macht ihres Gottes zu beschwichtigen, die der Fall dieses seines freigebigsten Verehrers hervorgerufen hatte. Dem Hieron gegenüber hatte auch Pindar einmal den frommen König angeführt. Die Art, wie Bakchylides Beide parallelisirt, ist wenig sinnreich. Dankbar sind wir ihm dagegen für den Spruch Apollon's an Admetos, seinen Liebling. Es muß ein Spruchgedicht gegeben haben, das in dieser Form Lebensregeln gab; wir kannten schon einen: „Merke Freund Admetos' Rede und liebe den Guten, scheue Dich vor den Schlechten, denn sie wissen wenig Dank." Dieser Spruch ist tiefer und echt apollinisch. Den kranken und verdüsterten Fürsten hatte auch Pindar öfter gemahnt, das Leben zu genießen. Wenn dann Bakchylides am Schlusse die Vergänglichkeit des Menschen zu der Ewigkeit des Elementes in Contrast setzt, so ist das recht aus hellenischem Empfinden hervor gesprochen, und das Fortleben im Liede wieder ganz pindarisch. Aber das Selbstcompliment in dieser Form würde nicht über Pindar's stolze Lippen gekommen sein.

Auf alle Fälle ist das hier mitgetheilte Fragment eine der schönsten Blüthen altgriechischer Poesie. Die von dem Uebersetzer ferner verdeutschen Bruchstücke sind sprachlich und dichterisch nicht minder bedeutsam, aber schwerer verständlich und weniger allgemein ansprechend. Man mag sie in der geistreichen und lebensvollen Monographie des Berliner Hochschulrectors nachlesen.

---

## Das Wiener Kriegsarchiv über 1866.

Von G. F. Brandl.

An dieser Stelle haben wir vor Jahresfrist das Geschichtswerk von Heinrich Friedjung „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866" einer kritischen Besprechung unterziehen dürfen. Nun läßt die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart den zweiten Band erscheinen, womit das wichtige Werk seinen Abschluß findet. Auch dieser Theil fußt wieder auf den sorgfältigsten Studien im Wiener Geh. Kriegsarchiv, doch auch aus anderen Quellen zufließender Geschichtsstoff ist verwerthet, ja es ergaben sich noch belangreiche Aenderungen und Berichtigungen des schon in zweiter Auflage erschienenen ersten Bandes. Sie sind hier in einem Nachtrag zusammengestellt. Die Kriegsoperationen sind wieder sehr anschaulich entwickelt, und auch der militärische Fachmann wird wenig daran auszusetzen haben. Ein hohes reinmenschliches Interesse gewährt besonders der aus privaten Quellen genährte Bericht über die tragischen Opfer des für Oesterreich so unglücklichen böhmischen Feldzuges. Ja man kann sagen, daß der tapfere Haudegen, aber schwache Strategiker Benedek aus Friedjung's Darstellung zwar nicht gerechtfertigt und gerettet hervorgeht, wohl aber als entschuldigungswerthes und sympathisches Opfer eines abgewirthschafteten Systems. Ergreifend ist besonders sein militärisches correctes und menschlich rührendes Betragen als allgemeiner Sündenbock.

In ihm bäumte sich Alles gegen das gegen ihn beliebte Verfahren auf. Bekanntlich wurde er in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen, doch der Kaiser schlug den Proceß nieder. Aber der unglückliche General blieb ein abgesetzter, in Ungnade gefallener, von Allen verurtheilter Mann. Bei Tage und in kummervollen Nächten zermarterte er sich mit dem Gedanken, ob er sich nicht auflehnen solle gegen die Art, wie man ihn gebraucht und gebrochen hatte. Es war für seine Umgebung beängstigend, ihn mit sich und seinem Schicksal ringen zu sehen. Aber er bezwang sich, denn heilig war ihm das dem Erzherzog Albrecht gegebene Wort zu Schweigen. Wenn seine Gemahlin ihn so leiden sah, so hörte er wohl den Rath, sich Recht zu verschaffen durch die Veröffentlichung seines mit dem Kaiser vor und nach der Niederlage geführten Briefwechsels. Alfred v. Vivenot, der Geschichtsforscher, der mit Benedek verwandt war, erbat sich zu jener Zeit von ihm Mittheilungen, um seine Kriegführung rechtfertigen zu können. Er jedoch lehnte dies Alles, wenn auch unter schweren inneren Kämpfen bestimmt ab. Für Oesterreich und seine Armee war es von hohem Werthe, daß durch sein Schweigen das häßliche Gezänke unter den an der Niederlage Schuldtragenden erspart wurde, welches zumal in romanischen Ländern stets das Nachspiel bildet eines unglücklichen Krieges. Der Proceß Persano's und der Bazaine's gereichten weder den Angeklagten noch den Anklägern zur Ehre. Man kann gegen das wider Benedek eingeschlagene Verfahren vom menschlichen Standpunkte Vieles einwenden; aber Erzherzog Albrecht glaubte im Rechte zu sein, wenn er um des Staatsvortheils Willen, der ihm hoch über jeder anderen Rücksicht stand, Benedek zum Schweigen bestimmte und dann über ihn die moralische Verurtheilung aussprechen ließ. Es entsprach der Natur und der Ueberzeugung des Erzherzogs, daß über einen Einzelnen hinweggeschritten werden müsse, um die Ehre der Armee unbefleckt zu erhalten; deßhalb zögerte er nicht, um jenes hohen Zweckes willen den Vorwurf der Härte auf sich zu nehmen. Welchen Dank er jedoch Benedek wußte, geht aus seinen eigenen Worten hervor: „Ist es nicht", so schrieb der Erzherzog 1869 mit deutlichem Hinweise auf ihn, „edler und der Gesammtheit nützlicher, wenn ein unglücklicher Feldherr nach einer Katastrophe die ganze Schuld auf sich nimmt und in schweigender Resignation sein hartes Schicksal erträgt? Verdient er nicht dafür dankende Anerkennung Seitens aller Billigdenkenden? Muß ihm nicht jeder echte Soldat, jeder edel gesinnte Mann dies hoch anrechnen und mit Theilnahme lohnen?" So hatte auch Erzherzog Karl gehandelt, der sich nie darauf berief, daß die Kriege von 1805 und 1809 gegen seinen ausdrücklichen Rath unternommen wurden, der nie ein Wort der Klage über Kaiser Franz fallen ließ. „Diese Resignation zeugt von adeliger Gesinnung und weist zugleich auf die Wurzeln der Kraft Oesterreichs hin. So lange solche Treue in seinem Heere lebt, wird es starke Stürme überdauern," bemerkt Friedjung mit Recht.

Aber Benedek war nicht das einzige Opfer. Zögernd nur verzeichnet die Feder des Geschichtsschreibers, daß auch einem siegreichen österreichischen Befehlshaber des Jahres 1866 auferlegt wurde, Selbstbeherrschung zu üben ähnlich wie Benedek. Admiral Tegetthoff hatte kaum Zeit, sich seines Sieges zu freuen, als zum Staunen der Welt die Kunde kam, er habe von seiner Thätigkeit an der Spitze der Flotte scheiden müssen. Am 24. September desselben Jahres, also wenige Wochen nach der Schlacht bei Lissa, wurde er plötzlich des Commandos enthoben und ihm — nicht auf sein Ansuchen — eine Mission in's Ausland ertheilt, um, wie es officiell hieß, Tegetthoff Gelegenheit zum Studium fremder Flotten zu geben. Es ist bis heute nicht authentisch bekannt geworden, wodurch sich der siegreiche Admiral sein Mißgeschick zuzog. Nicht anders war es ihm nach dem Gefechte von Helgoland gegangen, auch da wurde ihm die nichts ver-

schweigende Geradheit seines Urtheils über Menschen und Dinge übel vermerkt. Gleich im Herbste 1866 brachten die Zeitungen eine seltsame Märe über die Ursache seiner Enthebung vom Flottencommando. Tegetthoff habe, da die Italiener sich ohne Grund rühmten, in der Schlacht bei Lissa den „Kaiser" in den Grund geschossen zu haben, auf dem Bord gerade dieses Schiffes seinen Waffengefährten ein prächtiges Siegesmahl gegeben: als er aber die Kosten des Banketts der Rechnungsbehörde vorlegte, da habe diese in ihrer weisen Fürsorge für die geschwächten Staatsfinanzen erklärt, diese unnütze Ausgabe sei dem Admiral nicht vorher bewilligt worden, und somit habe er sie dem nothleidenden Fiscus zu ersetzen. Da aber Tegetthoff keine sonstigen Glücksgüter besaß, so sei ihm wie einem Lieutenant, der Schulden halber seine Gage verpfänden muß, ein Abzug an seinem Gehalte vorgeschrieben worden. Darüber sei Tegetthoff ergrimmt und habe seinen Vorgesetzten, bis ziemlich hoch nach oben, seine Meinung auf's Kräftigste gesagt; und Jeder, der Tegetthoff's Briefe je unverkürzt vor Augen hatte, weiß, welcher Derbheit im Ausdruck der tapfere Seemann erforderlichen Falls fähig war. Darauf nun sei ihm der Rath ertheilt worden, sich ferne von seinem Vaterlande zu überlegen, was sich ein siegreicher Feldherr oder Admiral gegen Schreiber und Höflinge herausnehmen dürfe. Nicht unmöglich, daß sich Einflüsse Gehör verschafft hatten, deren Stupidität durch diese Erzählung enthüllt wird. Genug, Tegetthoff mußte, nachdem er zuvor am 11. October vom Kaiser in Abschiedsaudienz empfangen worden war, auf Reisen gehen, und mit dem Eifer eines Lernenden durchstreifte er die Häfen Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hohe Ehren wurden dem Sieger von Lissa zumal jenseits des Oceans zu Theil. Es war kein Geheimniß, daß ihm eine Art Verbannung auferlegt war, und so klingt es glaublich, daß ihm von Seiten mehrerer Staaten, besonders Nordamerikas, glänzende Anerbietungen gemacht wurden für den Fall seines Eintritts in ihre Dienste. Man kann da nur ironisch ausrufen: Res austriacae! . . .

Das allergrößte Interesse beansprucht die von Friedjung mitgetheilte Unterredung des Fürsten Bismarck mit dem Verfasser. Sie wurde ihm am 13. Juni 1890 in Friedrichsruh gewährt und betraf die Vorgeschichte des Krieges von 1866. Bismarck äußerte u. A.: „Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu meinem Ziele, ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache. Das war auch der Gedanke unserer Sendung des Herrn v. Gablenz, des Bruders des Generals, nach Wien, welche noch hart vor dem Kriege, im Mai 1866, die Herbeiführung eines Ausgleichs mit Oesterreich bezweckte. Man hat später auf beiden Seiten diesen Zwischenfall als ein Pudendum betrachtet und von ihm nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen. Gablenz überbrachte dem Kaiser von Oesterreich den Vorschlag, Preußen und Oesterreich sollten sich in die Herrschaft über Deutschland theilen. Wir sollten den militärischen Oberbefehl über Norddeutschland übernehmen, Oesterreich über den Süden. Niemand hätte uns damals bei der Theilung Deutschlands widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung da und konnten dem auf diese Wendung nicht vorbereiteten Europa das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands ein Stück seiner Souveränität dem Kaiser von Oesterreich abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu der er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es, der, wie ich früher bemerkte, bewirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir noch Oesterreich, das einen Monat darauf Bayern zum Alliirten im Kriege gewann, mochten davon Erwähnung thun, daß wir im Mai über die Theilung Deutschlands unterhandelt hatten. Ich weiß nicht, ob diese Ordnung eine endgiltige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen nothwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen. Jedenfalls aber wäre Oesterreich 1866 der Krieg und die Niederlage erspart worden. Außerdem aber schlug ich Oesterreich vor, daß wir, schlagkräftig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, um die Herausgabe des Elsaß zu erzwingen: Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten. Napoleon hatte damals nur eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können. Der Kaiser von Oesterreich war vielleicht nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen; wenigstens übergab er die Angelegenheit seinem Ministerrath zur Prüfung. Aber Kriegsminister Franck war der Meinung, es ginge nicht an, nach den großen Rüstungen der letzten Monate ohne einen Kanonenschuß Frieden zu machen, man könnte sonst von dem Heere Oesterreichs sagen, es sei pulverscheu; vielleicht ließe sich nach der ersten Schlacht darüber sprechen. Dieses Vorurtheil hatte freilich General Gablenz nicht zu scheuen, denn er hatte im vorhergehenden Feldzug in Schleswig-Holstein gezeigt, daß er das Pulver nicht fürchte. Noch entschiedener lehnte Finanzminister Graf Larisch ab. Er meinte, die österreichischen Finanzen machten einen Krieg unbedingt nothwendig, entweder um im Falle eines glücklichen Ausganges von Preußen eine große Kriegscontribution zu erlangen oder nach einer Niederlage mit Anstand die Staatsschuld liquidiren zu können. So wurde der Vorschlag von Oesterreich abgelehnt." So kamen also die Würfel in's Rollen, und die Weltgeschichte war um einen leicht zu vermeidenden Krieg reicher. Und Fürst Bismarck fährt fort: „Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, versuchte Oesterreich noch einmal mit Hülfe Napoleon's den Kampf wider uns aufzunehmen. Die Situation war für uns nicht ungefährlich. Wohl konnte Napoleon im ersten Augenblick nur 40 — 60 000 Mann an die Grenze schicken, aber mit Hülfe der tüchtigen süddeutschen Truppen wäre uns damit im Rücken eine ernste Verlegenheit erwachsen. Was geschehen wäre, wenn wir damals schließlich doch unterlegen wären und wenn Oesterreich noch einmal seine Herrschaft in Deutschland befestigt hätte, ist schwer zu sagen. Denn wenn wir nicht ganz niedergeworfen worden wären, mußte Oesterreich nicht lange darauf gegen einen Bund Preußen-Frankreich-Rußland seine Stellung aufrecht zu erhalten versuchen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ihm dies gelungen wäre. Indessen, das sind geschichtsphilosophische Betrachtungen, welche zu weit führen. Oesterreich hatte, indem es unser Angebot ablehnte, die Sache auf die Spitze des Schwertes gestellt, und der Ausgang des Kampfes ergab sich als Schluß des Spieles der mannigfaltigsten Kräfte und Einflüsse. Wieder hatten die Kanonen über den deutschen Dualismus entschieden — als es aber dann gelang, trotzdem zum Bunde mit Oesterreich zu kommen, trat ein wahrhaft befriedigender Zustand in Mitteleuropa ein. In der That, so wie die Dinge sich durch mein Zuthun entwickelten, befriedigten sie mich wirklich und aufrichtig; es ist das ein Abschluß für lange Zeit." Und Fürst Bismarck schließt: „Immer schwebte mir der Gedanke vor, den ich denn auch in die That umsetzte, daß es nothwendig sei, mit Oesterreich zu einer Verständigung, zu einem Bündnisse zu gelangen. Aber erst viel später, 1879, konnte dieser Plan zur Ausführung kommen; nur hätte ich damals gewünscht, daß das Bündniß ein pragmatisches werde. Ich schlug dem Grafen Andrassy vor, daß es durch die gesetzgebenden Gewalten beider Reiche bekräftigt würde; es wäre werthvoll gewesen, wenn die Parlamente Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ihre Zustimmung zum Vertrage gegeben hätten: sein Bestand sollte

nicht von den Regierungen allein abhängig sein, und seine Dauer wäre dadurch um so bestimmter verbürgt gewesen. Indessen konnte ich nicht Alles durchsetzen, was ich anstrebte, und es ist schwer genug geworden, zu dem thatsächlich Erreichten zu gelangen. Mit dem Grafen Rechberg hätte ich vor dem Kriege wohl zum Einverständnisse kommen können. Es war mir deßhalb unlieb, als er bald nach der Schönbrunner Zusammenkunft von seinem Posten zurücktrat. Ich rieth meinem König damals, Oesterreich ein Zugeständniß zu machen, welches Rechberg für nöthig hielt, um sich im Amte behaupten zu können. Er wünschte, daß Preußen in den neuen Handelsvertrag mit Oesterreich die Bestimmung des früheren wieder aufnehme, durch welche ihm der spätere Eintritt in den Zollverein offen gelassen wurde. Ich befand mich gerade in Biarritz bei Kaiser Napoleon, während diese Unterhandlungen schwebten, und es gelang unterdessen meinem Collegen, meinen alten Herrn breit zu schlagen und ihn zu bestimmen, den Wunsch Oesterreichs abzulehnen. Es trat mir damals der ganze Einfluß gegenüber, den man später unter dem Namen Delbrück zusammenfaßte. Auch der damalige Handelsminister Graf Itzenplitz, eine Unterschriftenmaschine, arbeitete mir entgegen, ebenso Finanzminister Bodelschwingh, der mir stets, wo er mir etwas anhaben konnte, eins versetzte. So wurde meine Absicht, mit Oesterreich in friedlichem Einverständnisse zu bleiben, vereitelt."

Friedjung hatte auch das Glück einer Unterredung mit dem Generalfeldmarschall Moltke, am 22. September 1889. Wir greifen eine Kritik der böhmischen Operationen heraus. Moltke äußerte u. A.: „Meine Ansicht war stets, daß der Krieg nur offensiv zu führen sei; nur so konnte der Nachtheil, der für uns durch die strategische Lage Böhmens gegeben ist, ausgeglichen werden. Dies hätte die österreichische Armee benützen sollen, aber es war der Fehler ihrer Aufstellung, daß sie zu weit rückwärts in Mähren stattfand. Der damalige Generalstabschef Benedek's, der, wie ich glaube, einen verhängnißvollen Einfluß übte, war zu furchtsam in seinen Voraussetzungen. Wenn Benedek sich sofort in Nordböhmen aufgestellt hätte, so hätte er allsogleich den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarth's v. Bittenfeld entgegentreten können — der Kronprinz konnte nicht gleich zur Stelle sein. So aber wurde diese Siegesmöglichkeit nicht ergriffen." Ueber die Frage, ob Prinz Friedrich Karl wirklich, wie manche militärische Kritiker behaupten, rascher hätte vordringen und den Vereinigungspunkt Jitschin schneller hätte erreichen können, äußerte Moltke: „Ich glaube, Prinz Friedrich Karl konnte nicht schneller auf Jitschin losmarschieren. Es handelte sich nicht darum, daß er Jitschin früher erreiche als der Kronprinz, sondern daß die Bewegungen beider Heere zusammenstimmten und sich unterstützten. Wohl ließ ich ihm in der Frühe des 29. Juni ein Telegramm aus Berlin senden, möglichst rasch vorzudringen, aber ein Tadel kann gegen ihn nicht ausgesprochen werden. Als er diesen Punkt erreicht hatte, dachten wir nicht daran, den Kronprinzen zur Vereinigung sofort heranzuziehen, sondern zogen es vor, diese Vereinigung erst am Tage der Schlacht selbst vorzunehmen. Sie fand denn erst vor dem Feinde statt und entschied in der Schlacht bei Königgrätz den Kampf. Daß der Kronprinz in der rechten österreichischen Flanke erschien, führte den preußischen Sieg herbei. Benedek hätte gewiß besser daran gethan, die Schlacht vor der Elbe zu vermeiden, sich hinter dem Flusse aufzustellen, mit einem Flügel an Josephstadt, mit dem anderen an Königgrätz gelehnt. Das wäre eine sehr feste Stellung gewesen. Dann hätten wir ihn mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl in der Front angreifen müssen, der Kronprinz hätte die beiden Nebenflüsse der Elbe, die Aupa und Mettau, überschreiten und ihn in der Flanke fassen müssen. Das wäre für uns eine sehr schwierige Operation gewesen, zumal der Angriff in der Front war dann sehr gefährlich. Aber Benedek gab ja, wie sein Telegramm an den Kaiser beweist, die Sache Oesterreichs bereits verloren und rieth dem Kaiser, schon vor der Schlacht um jeden Preis Frieden zu schließen ... Ueberhaupt", so erwiderte Moltke mit großem Nachdruck, als Friedjung den zögernden Gehorsam der österreichischen Generäle hervorhob, „Gehorsam ist Princip, aber der Mann steht über dem Princip. Wer dann im Kriege Recht hat, darüber kann in den meisten Fällen nur der Erfolg entscheiden. Späterhin ist das Urtheil natürlich leicht; deßhalb muß man mit der Verurtheilung eines Generals überaus vorsichtig sein." Die in Oesterreich verbreitete Anschauung, Benedek hätte die Schlacht gewinnen können, wenn er vor dem Erscheinen des Kronprinzen seine Reserven zur Niederwerfung der Armee Friedrich Karl's verwendet hätte, wehrte Moltke mit großer Bestimmtheit ab. „Das ist gewiß ein Irrthum", sagte er, „denn wenn Benedek um Mittag einen solchen Gegenangriff mit allen seinen Streitkräften versucht hätte, so wäre ihm vorerst ein ganz frisches preußisches Armeecorps, das III., entgegengestellt worden. Gar so schnell hätte er damit nicht fertig werden können. Während dieses Kampfes hätte der Kronprinz jedenfalls seinen rechten Flügel angegriffen; vermuthlich wäre dann die Niederlage der Oesterreicher nur um so größer gewesen. Denn je weiter sie im Centrum gegen Friedrich Karl vordrangen, desto verderblicher mußte die Wirksamkeit des Kronprinzen in ihrem Rücken sein." Ueber seinen Antheil an den Vorberathungen zum Kriege bemerkte der Feldmarschall: „Ich stand auf Seiten Bismarck's. Nur ungern und mit schwerem Herzen willigte der König in den Krieg, der ihm als ein Kampf Deutscher gegen Deutsche dünkte. Ich nahm natürlich nur jenen Einfluß auf die Politik, der mir meinem Amte gemäß zustand. Für mich bestand die Hauptfrage darin, daß es nothwendig war, so stark wie möglich auf dem wichtigsten Kriegsschauplatze in Böhmen zu erscheinen, alles Andere stand in zweiter Linie. Deßhalb rieth ich auch, den süddeutschen Staaten nur geringe Kräfte entgegenzustellen. Was hätten sie auch nach einem Erfolge beginnen oder durchsetzen können? Gedachten sie etwa gegen Berlin zu marschieren oder wollten sie Köln oder Koblenz belagern? Dann kam uns die Uneinigkeit zwischen ihren Führern zu Statten, die natürlich nicht von uns vorauszusehen war. Auch mußten wir, um unser Hauptziel zu erreichen, es wagen, die Rheingrenze zu entblößen. Anfangs ließen wir ein ganzes Armeecorps im Westen zurück, aber auch davon wurde später eine Division nach Böhmen gezogen. So konnten wir mit starken Kräften in Oesterreich eindringen, und wir waren ja wirklich in der entscheidenden Schlacht unserem Gegner auch an Zahl überlegen." Auf die Frage, ob der preußische Generalstab vor dem Kriege von den inneren Schwächen der österreichischen Armee eindringende Kenntniß hatte, entgegnete Moltke: „Man hat darin sehr übertrieben, wie überhaupt das ganze Spionenwesen vor und im Kriege einen sehr untergeordneten Werth besitzt. Wir waren natürlich von der Stärke und der Organisation der österreichischen Armee genau unterrichtet, wie wir es auch jetzt von der russischen und französischen sind. Es ist übrigens eine ganz falsche Vorstellung, zu glauben, man könne von vorneherein einen Feldzugsplan entwerfen, wie der Krieg bis zur Einnahme der feindlichen Hauptstadt zu führen sei. Vorausbestimmungen sind nur möglich bis zum ersten Zusammenstoße mit dem Feinde, dann muß man sich nach den Verhältnissen richten. Doch soll dann nicht etwa das Geistreichste, sondern das Einfachste und Natürlichste beschlossen, dieses aber muß mit voller Consequenz durchgeführt werden."

Jedenfalls gab es bei dieser Wendung des Kriegsglücks Ein edles Opfer: die Deutschen Oesterreichs, welche vom Mutterlande losgerissen wurden. Sie verloren damals ihren politischen Schwerpunkt und haben ihn noch nicht gefunden. Ehedem mußte ihr Blick, um die Politik des Reiches zu verstehen, einen Horizont umspannen, dessen Richtpunkte durch

Frankfurt, Mailand, Constantinopel und Pest gegeben waren. Mit dem Verluste der alten Machtstellung in Deutschland, Italien, Ungarn verengte sich dieser Gesichtskreis; das wirkte so, daß sie sich über Unwesentliches in Fractionen zersplitterten und oft so leben und handeln, als könnten sie nie im Kerne ihrer nationalen Existenz bedroht werden. Aus dieser Täuschung werden sie dann von Zeit zu Zeit durch feindselige Maßregeln der Regierung gerissen. Und Friedjung schreibt mit einer Nutzanwendung auf jüngste Ereignisse: „Als Graf Badeni aber durch die inneren Zwistigkeiten der Deutschen ermuthigt, so handelte, als ob die Auftheilung ihrer Rechte unter die anderen Volksstämme bereits ein Grundsatz österreichischen Staats- und Gewohnheitsrechtes sei, erinnerten die Deutschen Oesterreich nachdrücklich daran, daß sie in anderer Lage seien als Slaven und Magyaren, die in Oesterreich nothgedrungen ihre Heimath sehen müssen; ihnen jedoch, als Theil einer großen Culturnation, stehe eine andere Verbindung offen, sobald sie an Oesterreich nicht mehr wie seit Jahrhunderten durch freie Wahl, durch ihre in steten Blutopfern erprobte Anhänglichkeit gebunden seien." Wir schließen unsere Anzeige des schönen Werkes mit einem wieder actuell gewordenen Citat aus einem alten Aufsatze Treitschke's über unsere reichsdeutsche Stellung zu den um ihre nationale Existenz kämpfenden Brüdern in Oesterreich: „All unsere Theilnahme für den Gesammtstaat Oesterreich berechtigt uns doch nicht, die Augen zu verschließen vor der Möglichkeit seines Untergangs . . . bräche dereinst das Unglück seiner Zerstörung über Oesterreich herein, dann muß unser Reich bereit und fertig sein, das Deutschthum an der Donau aus den Trümmern zu erretten." Nun, unser Reich ist bereit!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Eine Illusion.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Tila hatte also ihren Brief nicht abgeschickt, sondern einen anderen geschrieben. Sie meisterte ja ihre Feder und wußte ihre umschleierten Worte nur dann und wann in der Wahrheit ihrer großen Liebe erglänzen zu lassen. Und mit seinen Briefen irrte sie umher, allein, in der Nacht der Tannenwälder, die wie tausendsäulige Dome dastehen. Sie litt unter dem ewigen Schmerze der Unbefriedigung und ach! wie unglücklich fühlte sie sich, weil das Erwartete niemals kommen würde. So war sie auch einmal spazieren gegangen, und als sie todtmüde nach Hause kam, schaute sie in ihren Spiegel. O, sie wollte sich Bewegung machen und gesund werden! Wenn ihre Wangen sich rötheten, wenn sie wirklich schön und nicht mehr nur tragisch-schön wäre, dann würde er vielleicht .... Und sie betrachtete ihr Spiegelbild aufmerksam, aber der Hauch von Wärme und Mattigkeit war nicht Eins mit ihrem bleichen Teint, und zu dunkel erglänzten die schwarzen Augen, unter denen die Ringe blauer erschienen. Und sie fand sich häßlich. Aber was war das? .... Sie horchte, denn es wurde im Salon, bei ihrer Großmutter gesprochen, und ... großer Gott, war es denn möglich? ... Sie trat ein: „Armand! Du bist's?!" ....

Er hatte sich erhoben, kam ihr entgegen und streckte ihr beide Hände zur Begrüßung hin. Sie reichte ihm die ihrigen, die er einen Augenblick umschlossen hielt, aber ganz leicht, aus Angst, sie zu zerbrechen, und sein ganzes Gesicht strahlte vor Glück. „Ja, ich bin's .... Ich will hier die Cur gebrauchen. Mein Arzt ..." Lachend schaute er sie an, ohne sich Mühe zu geben, seine Lüge wahrscheinlicher zu machen, und sie ... all' ihre Gedanken waren plötzlich weg, und sie sah nur ihn allein in ihrer Ekstase, die wie ein himmlisches Glück war.

„Wie nett, daß Armand uns gleich besucht, findest du nicht, Tila?" fragte Großmütterchen. „Und er hat Glück: es ist hier noch ein Zimmer in der zweiten Etage frei; das Fräulein sagte mir's heute Morgen ..."

Aber Tila hörte das Alles kaum, und während sie ihn ansah mit ihrem Glückslächeln, ihren tiefschwarzen, naß gewordenen Augen, die Hände noch zitternd unter seinem leichten Druck, da stammelte sie schluchzend: „Dummer Junge, du ..." aber er sah, daß es ihr gar nicht ernst war.

Dann kleidete sich Tila schnell um; sie trug nun Weiß, eine Farbe, die sie blaß machte, die sie aber doch sehr liebte, und ein paar Dijon-Rosen im Gürtel. Armand war hinaufgegangen in sein Zimmer; er wollte ein wenig Toilette machen und dann mit den beiden Damen Abendbrod essen.

„Liebes Kind", sagte die Großmutter nun „sage mir doch, was ist das eigentlich für ein Verhältniß zwischen euch Beiden?"

Tila sah sie groß an, als verstände sie sie nicht: „Was meinst du damit?"

„Ich meine natürlich nur Das, was ich frage. Er hat doch noch nicht um deine Hand angehalten, nicht wahr? — bei mir wenigstens nicht."

„Angehalten? ... nein, eigentlich hat er sich mir auch noch nicht erklärt."

Großmütterchen lächelte, denn sie hatte in ihrer Weltklugheit nie streng auf Etiquette gesehen. „Na, ihr thut wirklich, als ob ..."

„Er hat mir gesagt und wiederholt mir auch jetzt noch oft, daß er mich sehr, sehr lieb hat, und daß er weiß, daß auch ich ihn sehr lieb habe. Das ist unser Verhältniß."

„Sehr einfach. Und er reist dir nach und hält es scheinbar ohne dich nicht aus ..." Tila schwieg, ein seliges Lächeln auf den Lippen. „Nun", schloß sie, „das thut er gewiß in der Absicht, um deine Hand anzuhalten, bei mir, in aller Form, so wie es sich schickt. Meinst du nicht auch?"

Aber Tila antwortete noch immer nicht, und als die Großmutter noch einmal fragte, da kniete sie vor ihr nieder, schlang den Arm um ihren Hals und weinte leise, den Kopf an ihrer Schulter.

Am nämlichen Abend, im aschgrauen Zwielicht, als der Nordwind frisch durch das Teplthal sauste, saßen sie zusammen auf der Veranda vor dem Salon. Tila trug eine dreifach um den Hals geschlungene Boa, und ihre Haare waren vom Winde zerzaust.

„Ist es wirklich nicht zu kühl, Tila?" rief Großmutter besorgt. „Daß du mir nur nicht krank wirst!"

„Wirklich nicht, Großmütterchen, mich friert gar nicht."

Großmutter saß drinnen in dem von ein paar Leuchtern erhellten Zimmer: eine aufdringliche Hôtel-garni-Pracht mit hellrothen Tapeten, viel Gold an Spiegeln, Konsolen und Kronen und einer alten Plüschgarnitur. Und dennoch lag ein Hauch von Behaglichkeit über der Ordnung der Möbel, dem Arrangement des Sophas oder eines Blumentisches, bewirkt durch eine Kleinigkeit hier und ein paar Blumen dort, durch die Berührung von Tila's dünnen Fingerchen. Und Mütterchen saß dort so bequem auf ihrer Chaiselongue, ein Kissen im Rücken, ein Tischchen neben sich und darauf eine Menge Sachen, die sie immer brauchte: ein Pompadour mit einem Taschentuch, ein Riechfläschchen mit silberner Nagelfeile, ein Fächer, ein Roman von Ohnet und ein Elfenbein-Falzmesser, der „Figaro", eine Bonbonnière mit Emser Pastillen und eine kleine Scheere; auf den Zeitungen ein japanisches Arbeitskästchen mit einer Häkelarbeit — einer sehr feinen, denn Großmütterchen bildete sich viel ein auf ihre noch immer vortrefflichen Augen —, dann noch ein paar langstielige Rosen und ein chinesisches Weihrauchtempelchen, das Großmütterchen einen Augenblick anzündete, wenn sie die Luft dumpf und muffig fand: den Hôtelgeruch. Und so saß Großmütterchen da mit ihrer coketten grauen Perrücke, mit ihrem runzlichen, vergilbten Gesichte,

darin die Schönheit der Züge so grausam durch zahllose Runzeln und Krähenfüße zerstört war, worin aber die Augen — Tila's Augen noch beinahe ebenso glänzten wie die der Enkelin. Dort saß also Großmutter in ihren parfümirten schwarzen Spitzen, einen schwarzen Plaid über den alten Füßen.

* * *

„Und lebst du nun wieder?" fragte ihn Tila beinahe cokett. Er richtete in dem durch das Kerzenlicht von drinnen halb erleuchteten Dunkel des Balcons — draußen die Nacht, die frühe Nachtstille eines Badeortes — einen schwärmerischen Blick auf sie, einen mystischen Blick der Anbetung.

„Ja, ich lebe wieder, ich lebe wieder!" sagte er ganz leise. „Ich werde dir sagen, was es ist", fuhr er nach langem Schweigen fort, „ich habe mich in den letzten Tagen so unglücklich gefühlt. Ich war wie ein Schatten, wie ein geplagter Sclave des Lebens. Verstehst du mich? Ich will dir's erklären. Als du fort warst, da kam es über mich, ganz plötzlich: die Sehnsucht nach einer großen Illusion. Einer großen Illusion, die du mit mir durchleben solltest. Ich suchte darnach auf Gerathewohl, aber fand nichts. Und jeden neuen Tag lebte ich dahin wie eine Maschine; stand auf, zog mich an, speiste, las, musizirte, speiste wieder, ging spazieren: Besuche, Bekannte, Freunde, Scheveningen ... Alles, Alles ganz wie eine Maschine. Ich war nicht dabei, sondern außerhalb, oberhalb von alledem. Ich suchte weiter und immer weiter; ich war wie ein Junge von siebzehn Jahren, der den Shakespeare liest. Hattest du jemals gedacht, daß ich so jung sein könnte?"

„Eine Illusion, was für eine Illusion?" fragte sie mit leisem Schauer.

„Das wußte ich eben nicht — irgend etwas Schönes, sehr Schönes in diesem Leben."

„Ein großes, hohes, edles Ziel, eine schöne Wirksamkeit?"

„Nein, nein, kein Ziel, kein Streben, keine Handlung, nur ein Gefühl, ein Sein, ein schönes Sein. Ein Sein mit dir und darin eine schöne Empfindung. Aber nicht gewöhnlich, nicht alltäglich; verstehst du mich?"

„Nein", sagte sie matt und fühlte sich plötzlich sehr müde, fast verzweifelt.

„Ich will versuchen, es dir zu erklären. Eine Thätigkeit, die Arbeit habe ich wohl gekannt. Wie du weißt, schickte mich mein Vater mit einer kleinen Summe Geldes nach Amerika: ich habe dort gearbeitet, bin ein ganz gewöhnlicher Arbeiter gewesen. Ich widmete mich ganz der Arbeit, und doch war in mir ein zweites Ich, das nicht mit arbeitete. Aber dieses zweite Ich hatte zu jener Zeit nicht viel zu sagen. Dazu war damals keine Gelegenheit. Nun aber ist der Anlaß da, und nun wird es mich auch vollständig beherrschen."

„O, das soll es nicht!" sagte sie mit sanfter Abwehr.

„Warum nicht?"

„Du wirst dann zu sehr Gefühlsmensch, und das macht unglücklich."

„Unglücklich? Möglich. Aber es macht auch glücklich. Es macht eben Beides, — ein seltsames Gemisch. Ach, du weißt nicht, wie herrlich ich jetzt manchmal empfinde? In Bezug auf dich glücklich und unglücklich. Meist aber glücklich."

„Und unglücklich ... wann?"

„Unglücklich, wenn ich eine Wirklichkeit suche; aber glücklich, ach so unsagbar glücklich, wenn ich nur meiner Illusion, meiner Anbetung, meiner Schwärmerei lebe."

Sie schwieg, tief betrübt. Warum unglücklich, wenn er eine Wirklichkeit suchte? Mußte es denn immer, immer so bleiben ... nur eine Illusion?

„Du ahnst nicht, wie jung ich mich fühle", fuhr er fort, und seine gedämpfte Stimme klang ihr in dem draußen schwächer werdenden Kerzenschein wie ein wehmüthiger Wohlklang, selbst dann, wenn aus seinen Worten die Freude sprach. „Ich bin ein Junge. Ich bin siebzehn Jahr. Ich schwärme. Für dich. Das ist so schön, so schön! Und in Amerika, da habe ich hart gearbeitet ganz ohne eine Schwärmerei, denn damals war mein zweites Ich gefangen in mir. Aber Schwärmerei, immer Schwärmerei ..... Das ist nicht genug. Jene Wirklichkeit, Tila, wollen wir sie zusammen suchen."

Sie athmete tief auf, indem sie leicht lächelte und flüchtig erschauerte. Dann sagte sie mit matter Stimme und einem leichten Zucken der Augenlider: „Aber die Wirklichkeit ... die Wirklichkeit ist da, die brauchen wir ja nicht erst zu suchen."

„Nein, die Wirklichkeit ist nicht da. Die Wirklichkeit, die eine Illusion sein würde, die müssen wir erst schaffen. Ist das möglich? Sag' mal, meine liebe kleine Dichterin, wäre das wirklich unmöglich?"

„Worüber du nur phantasierst!" rief sie gereizt. „Ich weiß nicht, was du willst."

„Möglich, daß ich recht närrisch bin", fuhr er fort. „Aber es ist oft so herrlich, närrisch, recht, recht närrisch zu sein! Ganz außerhalb der Welt, der Menschen, der Conventionen."

„Aber ich weiß nicht wie ..."

„Ich auch noch nicht, aber wir werden es schon finden. Wir werden uns das Närrisch-Schöne schaffen, wollen wir, Tila?"

Er streckte seine beiden Hände aus; sie gab ihm die ihren, aber trübe lächelnd schüttelte sie rasch den Kopf. Ihre Liebe war so einfach, so vollkommen, so voll von einer Leidenschaft, die alle Complicationen in ihrer Seele vereinfachte, die sogar die Dichterin in ihr nur ein Weib sein ließ; und sein Gefühl war so schwebend, so unsicher, nur der Schatten einer Empfindung. Und wie sehr sie auch das Ungewöhnliche, das Ueberlegene in seiner jugendlichen Schwärmerei liebte, entnervte sie doch sein unentschlossenes Verlangen nach dem, was nicht existirte.

„Du weißt, daß ich dich sehr, sehr lieb habe", sprach sie und neigte dabei ihr Haupt leicht zur Seite, als wollte sie es ermüdet an seine Schulter lehnen. Aber zwischen ihnen war eine Kluft, die die Vereinigung ihrer Hände nicht zu überbrücken vermochte, während ihre Liebe schwindelnd sich an ihn klammern wollte. Und so blieb sie, hochaufgerichtet in ihrem Sessel, ihre Finger leise, leise seinem ehrerbietigen Druck entziehend. Er sah es nicht, er suchte noch immer.

„Du liebst mich?" fragte er selig, ihre Worte wiederholend.

„Das weißt du doch!" Einen Augenblick war es ihm, als müßte er sie in seine Arme schließen, mit einem Kuß ihren Kopf an seine Schulter drücken, aber sie war so zart, so weiß, so zerbrechlich, sie würde die Festigkeit seiner Umarmung nicht ertragen und dann ... Er liebte sie auch nicht so, daß er sie bei sich haben möchte als seine Frau. Ihn verlangte nicht nach dem Druck ihrer Arme um seinen Nacken, nicht nach einem Kusse auf ihre blaßrothen Lippen, denn ein Weib war sie nicht für ihn. Wenn er sie berührte, erglühte sein Blut nicht. Und noch immer sah er in ihr den mysteriösen Widerspruch eines Geistes, der greifbar wäre, die unkörperliche Verkörperung der höchsten Schönheit seiner seelischen Erregung. Und so umarmte er sie denn nicht und sagte nur:

„Wenn du mich wirklich liebst ..... dann werden wir sie finden, die Wirklichkeit, welche Illusion ist." Sie standen Beide auf, zu gleicher Zeit, die Hände noch leicht verschlungen. Beide fühlten sich wie im Bann einer dunklen Schwermuth, einer Düsterkeit, die mit der Nacht eins wurde. Und während sie so dastanden, die Hände wie zu einer Harmonie verschlungen — sah vom Zimmer aus, wo die Kerzen vor der roth-goldenen Tapete immer kleiner wurden, Großmutter mit ihrem liebenswürdigen Lächeln um den alten Mund zu ihnen hinauf, den Plaid über den Füßen, den Fächer cokett zwischen den beiden welken Fingern vor ihre sich fast blind starrenden Augen haltend.

* * *

Armand war am nächsten Morgen sehr früh ausgegangen. Er wollte allein frühstücken, aus Discretion. Er ging in den Stadtpark, und in der Kühle des frühen Morgens stieg er, indeß leichte Windstöße seinen weißen Flanellanzug durchdrangen, über das holperige Pflaster den Dreikreuzberg hinan, stramm ausschreitend, ohne ein bestimmtes

Ziel vor Augen. Mit großer Elasticität stieg er immer höher, während die Stadt, ihre villenähnlichen Häuser gegen die Anhöhen des Teplthals auf einander thürmend, zu seinen Füßen immer tiefer sank. In der Frische dieses kalten Morgens fühlte Armand, wie sein Hirn klarer und heller, sein Gedankengang natürlicher war, als gestern auf dem Balcon mit Tila. Ich bin wahnsinnig! dachte er. Was? Was fehlt mir denn? — Nein, er wußte nicht, was er eigentlich wollte: es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß er sich in einer ungewöhnlichen Stimmung befand, daß er so war wie nur Einer sein kann, der mit dem Kopfe arbeitend, mehr aber noch mit dem Herzen fühlend, viel und hart hat arbeiten müssen, — er als Arbeiter in Amerika, bis seine Hände rauh und schwielig geworden — Einer, der, endlich frei und ungebunden, fern von seiner Arbeit, alle Ekstase in sich aufwallen fühlt, die sich nicht hatte entbinden können, und die dann plötzlich, zu spät, die Seele überströmt wie ein endloses Meer. Sein Pessimismus war darin ertrunken, sammt seiner einst gezwungen angenommenen praktischen Nüchternheit, und auch sein früheres Leben war darin ertrunken. Als er Tila gefunden, da war mit einem Male das Alles darin ersäuft. Und merkwürdig! er war nicht in sie verliebt, wie er unzählige Male schon als ein gewiegter Frauenkenner in Andere verliebt gewesen war, in Frauen hier und Frauen dort, von allen Arten. Und hoch über jene sinnliche Welt von Frauen von Fleisch und Blut, von glühendem Blut und üppigem Fleische, Frauen von ganz sinnlicher Weiblichkeit, war sie gestiegen gleich einer dantesken Beatrice, ganz Seele, ihre zerbrechliche mit blauem Blut durchpulste Luftgestalt körperlos in reiner Seelenschönheit von Gedanken und Gefühlen. Dort thronte sie, verklärt in ihrer Gefühlsglorie umranscht von den Rhythmen ihrer Gedichte wie von überirdischen Hymnen.

Nein, sie war nicht Weib, sie gehörte keinem Geschlechte an, sie existirte nicht, sie war eine Illusion. Wenn er sie berührte, ihre Finger in den seinen hielt, dann fühlte er sie nicht, dann blieb sie auch Geist. Sie war die geträumte Scheinform einer Seele, und die logische Klarheit ihrer fast männlichen Kraft war auch eine Illusion, existirte nicht in einer Frau, konnte einfach nicht existiren in der zierlichen Maschinerie einer Frauenseele. Und weil jene logische Klarheit in Tila lebte, deßhalb war ihm ihre Seele eine Illusion, wie auch ihr Körper.

Warum das Alles? dachte er. Ich werde einfacher sein, werde versuchen sie zu lieben wie ein Weib, ein Weib. Ich will es versuchen.

Das schien ihm ein gesunder Gedanke in jenem kalten Nordwinde. Und der Gedanke, bei Tila zu sein, als ihr Gatte mit ihr zu leben, stimmte ihn fröhlich. Ja, als ihr Gatte! Wie hübsch das sein würde! Sie würden sich sehr, sehr lieb haben, sie würden viel reisen und immer so schöne Gespräche führen wie jetzt, ungewöhnliche Gefühlsgespräche, bei denen man sich gegenseitig Alles anvertraut, alle Winkel aufdeckt, auch die kleinsten, und alle Geheimnisse des Herzens enthüllt. O wie glücklich würden sie sein!

Gewiß, dachte er; genau so muß es werden. Einfach. Eine schöne Liebe. Keine Schwärmerei, keine Ueberspanntheit. Sie liebt mich und ich liebe sie. Ja, wir werden glücklich sein, erhaben glücklich. Meine liebe Tila!

Und fröhlich ging er weiter, in seinem weiten, weißen Anzuge, der die jungen kräftig gebauten Glieder umhüllte, mit etwas Militärischem in der Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, den schönen Kopf hoch, ein wenig zurückgebogen, um den frischen Wind einathmen zu können, der ihm gerade entgegen blies. In dem bläulichen Schatten unter dem Rande seines Strohhutes dämmerten seine Augen schwärmerisch-krank wie von Wehmuthsgedanken, aber jugendlich rundete sich das Oval seines Gesichtes, jugendlich strahlten Mund und Kinn, sein Mund sinnlich, rothlachend unter dem blonden Gekräusel seines Schnurrbartes, das Kinn viereckig, groß und ganz glatt rasirt. (Fortsetzung folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Ein zu reizender Abend.

Vorzüglich! diese Räume, dieses Arrangement, diese reiche Tafel und — last, not least — die gute Küche! Der ungesalzene Caviar, der edle Rheinwein, der perlende Schaumwein, die Beleuchtung und die Bedienung — ja, sogar die Bedienung — alles war tadellos. Es ging fast so schnell und so leise zu, wie bei Hofe. Die Wirthe strahlten vor Leutseligkeit und Gastfreundschaft, wie es Wirthen von Alters her zukommt. Der Hausherr brachte den Trinkspruch aus auf das Brautpaar, dem zu Ehren das Fest veranstaltet war und das Brautpaar lächelte und die Gäste riefen: Hoch! hoch! — „Sie hätten stärker einstimmen dürfen", sagte nachher die Hausfrau, aber die Anderen konnten das nicht finden und es war auch stark genug. Brautpaare kritisiren nicht, sie strahlen! — Alles strahlte und Jeder amüsirte sich, so gut er's verstand. Weßhalb sollte sich nicht Jeder auf seine Weise amüsiren? — Der Sprachgebrauch deutet ja schon an, daß man durchaus nicht dazu auf die Welt kam, um Andere zu amüsiren. Geschieht es trotzdem zuweilen, so kommt man sofort unter die Narren von Profession, auf die ernste, verständige Leute herablachen. Von rechtswegen, — es lebe der verständige Ernst!

„Ja, dieser hochselige Herr, ein scharmanter Mann, unser Prinz Ernst!" säuselt die schwerhörige Dame von der vorvorigen Generation. „Wo sind sie geblieben, die guten, alten Zeiten?"

„Sie haben Recht, Excellenz, wo bleiben überhaupt die meisten Dinge? es ist mir ganz unbegreiflich!" betheuert der pensionirte Hofmarschall und schiebt sich ein Caviarbrödchen in die rechte, etwas welke Backentasche.

„Wenn ich so was höre und sehe, wird mir ganz übel," flüstert der robuste Major seiner Nachbarin, einer eben so robusten Schönen, zu. „Die reden wieder von der guten alten Zeit, da sollen die Menschen früher mehr Geist und weniger Magen gewesen sein, als wie jetzt. Na, wer's glaubt! Schaut das alte Gerümpel etwa nach Geist aus? lächerlich! — nicht wahr, meine Gnädige?"

„Gewiß, ha, ha! finden Sie es nicht etwas heiß — übrigens reizende Räume," seufzt die Gnädige. Sie hat Ursache zu seufzen, denn aus der ersten Jugend ist sie schon längere Zeit heraus und die Taille ihres Galakleides ist etwas enge und solche Festmähler sind eine schöne, aber immerhin anstrengende Erfindung. Das muß Jeder zugeben! Man thut sein Bestes, um der Sache würdig zu dienen und das geht nicht ohne Anstrengung und Leiden — ohne Enttäuschung ab. Man schnüre sich nach Kräften die Mitte des Körpers zusammen und streiche sich das Gesicht mit Schminke an — die Jugend will sich deßhalb ebenso wenig einstellen, wie die Schönheit. Man lächle huldvollst umher und bemerke in längeren oder kürzeren Pausen, daß der Abend „zu reizend" und daß die Luft heiß sei — man kommt trotzdem nicht so recht in den vollen Genuß eignen Geistes und überquellender Liebenswürdigkeit. Merkwürdig, wie das nur Manche anzustellen wissen, daß sie immer oben schwimmen! Die Gnädige seufzt noch einmal verstohlen unter der Last ihres Amüsements.

„Aber Baronin, Sie essen ja nicht?"

„O, ich habe gegessen und ich werde essen, lieber Graf — diese Hähnchen scheinen deliciös zu sein."

„Nehmen Sie auch zum zweiten Mal, damit ich nicht auffalle", raunt der Herr Generalsuperintendent seiner Nachbarin zu, indem er das zweite Hühnchen nimmt. Das ältliche Fräulein mit der spärlichen Titusfrisur kämpft eine Secunde gegen Satan in geistlicher Maske.

„Es geht nicht, ich kann nicht mehr, aber sie sind sehr gut," gesteht die ehrliche Seele.

„Wohl eigene Zucht?" lispelt die niedliche Braut an Titus' rechter Seite.

„I wo! Hamburger!" flüstert es hinter dem geistlichen Herren.

„Hamburg! ja, ja, jetzt habe ich meine Heimath seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen," bemerkt nachdenklich der Ober-Seelsorger.

„Sie sind Hamburger?"

„Aus Tondern bin ich", gesteht er mit still-ironischem Vergnügen. „Freitag ist der Tag, an dem man Tondern kennen lernen muß."

Der Tituskopf bricht in eine begeisterte Lobrede aus. „Schleswig — herrlicher Volkscharakter! so treu, anständig — vornehme Naturen!"

„Und so grob!" setzt er trocken hinzu.

„Grobheit und vornehme Gesinnung schließen einander nicht aus", antwortet sie zungengewandt. „Warum muß man Ihre Vaterstadt am Freitag kennen lernen?" fragt sie und sieht ihn spitzbübisch von unten auf an.

„Freitag ist Viehmarkt in Tondern", erklärt er und das humoristische Augenzwinkern wird stärker.

„Nein, diese Sauce! großartig!" declamirt ein kleiner Herr, angejahrt, mit harmlosen, lebensfrohen Zügen.

„Fünfpfündige Kraftbrühe, prima Tafelbutter, dito Speck," rechnet die Dame an seiner Seite, während sie entzückt lächelt. Sie hat ein Talent zum Kopfrechnen und zum Lächeln. Während der kleine Herr neben ihr sich zum hunderten Mal mit Eifer in die Geschichte seiner Leiden als Grundbesitzer und Steuerzahler vertieft, rechnet sie mit stillem Genuß aus, was diese Gasterei in Bausch und Bogen werth ist.

„Man wird sie schon klein kriegen — ho, ho — die Commission nämlich und einen gewissen p. p. besonders. Der Kerl muß „vergrault" werden, daß er nicht mehr aus und ein weiß. Schimpfen muß man — man muß sich der Presse bedienen, die ist „für so was" da! Ich dulde in meiner Gemeinde nur die Zeitung, die kräftig gegen den p. p. losgeht — nämlich meine Gemeinde, das ist mein Schulze und ich — ha, ha! Aber was ich Ihnen erzählen muß, gnädige Frau, ich bin jetzt ausgezeichnet bedient. Ich habe die Karoline. Sie wissen schon, die vom grünen Baum, gemiethet. Na, häßlich ist sie und scheußlich mager", er wirft unbewußt einen Blick auf die spitzen Schulter seiner Freundin — „es rappelt auch öfter bei ihr, aber sie kocht gut, ganz gut so weit und was die Aga ist, die Andere — hübsches Mädel, rothblond — die schicke ich manchmal rüber in die Zimmer zum Lüften und Staubwischen. Seit meine Mutter todt ist, habe ich ja den Hausstand allein, aber die Mädels machen mir's leicht. Ich mache es ihnen auch leicht, Sonntags sage ich oft: na, da geht heute Mal miteinander spazieren, Ihr zwei Beiden — ja, das sage ich oft!"

Der kleine fünfzigjährige Junggeselle hatte sich athemlos geredet, er lachte über das ganze wohlgenährte Gesicht, wenn er seiner hausherrlichen Gutartigkeit und magnetischen Anziehungskraft gedenkt. Karoline und Olga müßten unter Curatel kommen, wenn sie nicht einsehen, daß sie bei ihm wie die Mäuse im Speck sitzen.

„Breslau! lieber heute als morgen ginge ich wieder hin," gesteht der geistliche Herr halblaut. Er ist angenehm angeregt; der Tituskopf zeigt Verständniß für einen freieren Flügelschlag — schlagen wir also so'n bißchen mit den Flügeln. Es klingt zwar mehr nach „Kettenrasseln", aber auch das ist ein ganz hübsches Vergnügen für Leute, die in Ketten hängen, mithin für die meisten Leute. Und dann muß sich doch jeder Vernünftige sagen, daß die Psyche, der Schmetterling im Menschen, von Zeit zu Zeit sein Recht haben will. Ein solches Mahl, bunte Reihe, ist die beste Gelegenheit, den Schmetterling flattern zu lassen, selbstverständlich nicht weiter, als von einem der schweren silbernen Kandelaber, die die Tafel zieren, zum anderen. Lüften wir den amtlichen Faltenwurf ein wenig — husch, da flattert er, der arme zerdrückte Schmetterling! Ach, wie schwermüthig sieht er aus, wo ist der feine, bunte Staub auf seinen Flügeln geblieben? — Bücherstaub, Sorgenstaub, Gedankenstaub haben ihn bedeckt. „Grau ist alle Theorie", sang schon ein sehr berühmter Schmetterling vor langer Zeit. „Aber die Praxis ist oft noch grauer" — summt es leise zwischen Titus und Pfarrherrn.

„Sie sammeln Stoff? schreiben Sie denn wieder?" so ruft es von der anderen Seite der Tafel herüber, und ein etwas geröthetes Gesicht lugt zwischen dem Kandelaber und der Krystallflasche hindurch. Die Ruferin, wohlhabende Witwe eines Industriellen und Mutter verschiedener lediger Töchter, fühlt mit Recht das Bedürfniß, auch einmal etwas zu sagen. Ihr Tischnachbar ist zwar kein Moltke, aber doch ein „Schweiger", der nicht einmal zuhört, wenn man ihm etwas erzählt.

Titus erwidert gelangweilt: „Ich schreibe wieder."

„Und wo erscheinen Sie?"

„Nirgend!" ruft Titus, in offne Ungeduld ausbrechend. „Ich bin ja der ‚Rückempfänger journalistischer Beiträge' aus den letzten Fliegenden Blättern!"

„Was ist denn das?" fragt die wohlhabende Witwe rathlos.

„Modernes Märtyrerthum!" ruft eine mokante Stimme, und ein sehr mokantes Gesicht neigt sich neben der Witwe vor.

„Ah, Herr Graf, Sie waren in Sinaia? erzählen Sie doch, ist denn Carmen Sylva immer noch so schön?"

Der Mokeur wendet sich zu dem Landedelfräulein, das mit andächtigen Blicken an seinen Lippen hängt. „Schön sagt nichts! Sie ist überwältigend, diese Frau! Solche Augen, wie die der Königin sah ich nie — diese Größe, diese Tiefe! überhaupt dieses Temperament, großartig!"

Das Landedelfräulein ist zunächst sprachlos. Sie starrt den Grafen an, als sei er selbst Carmen Sylva, obwohl seine Augen blaß und müde blicken, auch weder Temperament, noch sonst irgend etwas „Ueberwältigendes" an ihm zu bemerken ist. Er hat die erste und die zweite Jugend hinter sich und hoffentlich mehr Verstand im Schädel, als Haare oben drauf Im Uebrigen ist er bei Hofe, wie bei sich selbst, wohlgelitten und lebt unbeweibt — Nebenumstände, die eines Mannes Verdienste zuweilen „schwerwiegend" machen. Das Landedelfräulein lauscht den rumänischen Reiseerlebnissen mit der naiven Hingabe eines gläubigen Gemüths. Sie glaubt an die überwältigende Königin, an den Mokeur, an das Amüsement des Abends, sie ist eine Idealistin.

„Mein Bräutigam fährt schon sehr gut Rad, er konnte es beim zweiten Mal," flüstert die Braut mit stillem Stolz.

„Meine Braut ist schon bis nach Tyrol geradelt", ergänzt der Bräutigam ebenso stolz.

„Allheil, zur Radler-Ehe comme il faut!"

„Nein, Excellenz, ich bin kein Feind des Radsports, aus dem sehr einfachen Grunde," der Hausherr reibt sich die Hände, als ob er den „einfachen Grund" aus den Handflächen reiben müsse, „weil ich diesen Sport für sehr gesund halte, so lange er nicht übertrieben wird." Der Hausherr macht ein Gesicht, als habe er Excellenz etwas ganz Verblüffendes mitgetheilt und Excellenz sieht schräg über die Confectschaale hin — da, auf die vordere Dattel, die saftige, dicke, ist sie just noch lüstern.

„Ich bin ganz derselben Ansicht", lispelt sie höflich, ohne zu ahnen, von was die Rede war. Aber die Dattel hat sie glücklich erwischt und schiebt sie zufrieden zwischen die Lippen.

„Radfahren ist beinahe ein Verbrechen! Jeder Radfahrer müßte extra hoch besteuert werden," ruft der Superintendent mit Nachdruck. Er ist kurzsichtig, in diesem Fall sogar doppelt.

„Steuern? noch mehr Steuern? das fehlte gerade!" schreit der kleine Baron so laut, daß die Kopfrechnerin neben ihm zusammenfährt. „Da kann ich schließlich Karoline und Olga ablohnen und meinen Grund und Boden und meinen Schulzen dazu," zischelt der Baron und will sich todtlachen über seinen Witz.

„Aber Herr Generalsuperintendent," ruft das gläubige Edelfräulein mit einem kleinen Anflug von Leichtsinn. „Sie sollten selbst radeln. Denken Sie an Ihre Visitationen auf dem Lande — wie Sie da die Leutchen überraschen könnten!"

„Fast wie das letzte Gericht", mokirt sich der Graf.

Der Geistliche bewegt eine Praliné zwischen den Zähnen — er lächelt, ob von dem angenehmen Geschmack auf seiner Zunge oder von der Vorstellung, ein kleines Weltgericht in Scene zu setzen, wer weiß es? Das Wort Gottes wirkt ja zuweilen wunderbarer Weise auf seine Verkünder derart erhebend ein, daß es für ein gröberes Unterscheidungsvermögen nach Ueberhebung aussehen könnte. Selbstverständlich ist das nur scheinbar und hat ja auch in unseren Tagen, wo sich die Menschheit nur noch aus „Herrennaturen" zusammensetzt, weiter gar nichts zu sagen.

„Jesuiten?" tönt es vom anderen Ende des Tisches. „Natürlich sind Jesuiten bei uns in Berlin — der Maulwurf gräbt am Liebsten in fetter Erde."

„Empörend! Schrecklich!" Aus dem brodelnden Wortschwall, der sich jetzt ringsum erhebt, tönen Stichworte wie: Ultramontanismus, Graf Hoensbroech, Deutschland in Gefahr, Evangelischer Bund — scharf hervor.

„Ein zu reizender Abend!" ächzt die robuste Frau.

„Ich kann so'ne ewige Klugrederei nicht vertragen," brummt der Major. „Die Leute zerren an ihrem bißchen Geist herum, bis er so dünn geworden ist, daß man ihn überhaupt nicht mehr sieht. Wozu haben wir die Regierung? wozu die Armee? dazu, daß alles in Ordnung bleibt, damit punktum!"

„Wie schwer wiegen Sie, Herr Generalsuperintendent?" wendet sich Titus, aus tiefem Sinnen erwachend, an den geistlichen Herrn. Ringsum hält man den Athem an — der Gefragte schweigt vor Ueberraschung — dann bricht Alles in Lachen aus.

„Sehr gut, daß Sie die Frage so und nicht andersrum formulirten!" ruft der Graf.

„Zu leicht kann man zum Radeln kaum sein, wohl aber zu schwer", giebt Titus bedächtig zurück.

„Ich weiß nicht, ob ich zu schwer befunden würde, ich habe mich seit Jahren nicht mehr wiegen lassen," erklärt jovial der Mann aus dem Lande des schweren Gewichts.

„Ach! ich weiß immer, was ich wiege, denn jedes Mal, wenn bei uns die Schweine gewogen werden" — —

„Baronin, Baronin!" fällt der Graf dem arglosen Edelfräulein in's Wort, und er biegt sich vor Lachen hin und her. Sie ist etwas roth geworden, aber sie ist klug genug, mit zu lachen. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten! Die Hausfrau hebt die Tafel auf, die Herren machen den Arm krumm, die Schleppen rauschen: gesegnete Mahlzeit!

„Famose Küche — angenehmes Haus! Kommen Sie noch mit hinüber nach ‚Bellevue?' ein Glas Bier trinken?"

„Na ja, warum denn nicht?" knurrt der robuste Major und schlägt den Mantelkragen hoch, denn es weht von Norden kalt über sein Genick. Er bleibt noch einen Moment stehen und blinzelt den Mond an, der schiefmäulig auf ihn niederlächelt.

„Nee, eins war heute am Besten gelungen! Die Vergessenheit nämlich, in die das Brautpaar gerieth, dem zu Ehren wir da so köstlich geaßt wurden. Hi — hi — das ist 'en himmlischer Witz, und Brautpaare nehmen so was nicht übel — die freuen sich, wenn sie vergessen werden — aber wirklich war's ein zu reizender Abend!"

C. v. Schöler.

---

## Vom Königlichen Opernhaus.

„Der Ring des Nibelungen" und „Mozartcyklus". — „Lobetanz". Ein Bühnenspiel in drei Aufzügen von O. J. Bierbaum. Musik von Ludwig Thuille.

Von dem Königlichen Opernhause haben wir hier selten zu reden, denn seine paar Novitäten pflegt es immer erst gegen Ende der Saison, wenn andere Bühnen sich schon für den nächsten Winterfeldzug rüsten, mit Ach und Krach herauszubringen. Ach! rufen dann gewöhnlich die enttäuschten Abonnenten, weil es wieder nichts war, und Krach! macht das ganze höfische Kunstinstitut, das aus der künstlerischen Krisis nicht mehr herauskommt. Eine Wendung zum Besseren versprach die Berufung des Directors Pierson nach Hamburg, aber die Entlassung wurde ihm leider verweigert, so daß uns auch diese Unfähigkeit erhalten bleibt. Dagegen weiß man noch immer nicht, wie es mit dem hochbegabten aber ganz unzuverlässigen Kapellmeister Weingartner wird. Andere Opernbühnen leiden unter der chronischen Sängerempfindlichkeit ihrer Divas

und Tenöre di primo cartello, unsere Hofoper aber noch obendrein an den Primadonnenlaunen der Herren vom Tactstock. Felix Weingartner, der eine Menge Concerte in Berlin, Hamburg, Bremen, München und anderswo leitete, nebenbei sogar auch einige Aufführungen an seiner Heimstätte, der Berliner Königlichen Oper, und zwar gegen ein hohes Gehalt, hatte, wie er versichert, seine kostbare Gesundheit überanstrengt, sodaß er einen dreimonatlichen Urlaub mitten in der besten Saison durchsetzte, womit er aber noch immer nicht zufrieden sein soll. Es ist daher fraglich, ob er in absehbarer Zeit seine Stellung wieder antreten oder sich vorher noch etwas erbitten wird, etwa den Generalmusikdirectorentitel oder die bloße Concertleitung oder — die Entlassung. Die zahlreichen Verehrer dieses „seltenen" Künstlers sind auf Alles gefaßt, sogar auf einen Contractbruch.

Nicht minder unerfreulich ist die öffentliche Wirksamkeit des höfischen Kunstinstitutes. Für die Aufführung des „Nibelungenrings" von Richard Wagner erwies sich das ständige Künstlerpersonal dieser ersten Bühne als ungenügend, so daß man hervorragende Wagnersänger zur Aushülfe engagiren mußte. Der Kassenerfolg war ein guter, viel weniger der künstlerische, von der äußerlichen Ausstattung des Riesenwerkes abgesehen. Unter den Einzelleistungen ragte der Wotan des Herrn von Rooy und Herr Friedrichs als Alberich hervor, der leider nur zu oft distonirt, Vogl aus München präsentirte sich als eine schöne Ruine, Herr Burgstaller als Siegfried versagte, der Leipziger Herr Marion als Mime ließ den trefflichen Lieban nicht vergessen, nur Lilli Lehmann, die wieder Versöhnte, und der Kapellmeister Dr. Muck standen auf Bayreuther Höhe. Fast noch schlimmer war der Mozartcyklus mit seinen sieben Opern und einem Concertabend, zum Andenken an den hundertjährigen Sterbetag des Tonwundermanns. Am Besten kam noch der „Idomeneo" heraus, als welcher Herr Sylva auch die Gegner seiner nur auf Meyerbeer's Stil geschulten Manier versöhnte. Matter verliefen die übrigen Aufführungen: Entführung aus dem Serail, Così fan tutte, Titus, Zauberflöte. Ueber „Don Giovanni" hat die „Gegenwart" bereits eingehend berichtet. Die Aufführung wurde durch die plötzliche Absage des Herrn Cremonini verdorben, infolge dessen Herr Sommer den Don Ottavio in der italienischen Vorstellung deutsch sang. „Figaro's Hochzeit" scheiterte an der unpassenden Besetzung des Figaro durch den absoluten Bassisten Herrn Keller. Frau Herzog ist für dramatische Aufgaben kaum zu verwenden, und auch ihre Singmittel haben gelitten. Ihre Coloraturen zeugen ja noch von ihrer guten Schule und Kehlenfertigkeit, aber die Seele fehlt je länger je mehr — eine Schweizer Spieluhr.

Es war vorauszusehen, daß der große und verdiente Erfolg von „Hänsel und Gretel" das „Gezücht der Nachahmer" von den Cavalleria-Imitationen auf das Gebiet der Märchenoper ablenken würde. So tritt denn auch der lang erwartete „Lobetanz" in Humperdinck's Fußstapfen. Herr Otto Julius wollte uns auch einmal altdeutsch und volksliedmäßig kommen, doch ist sein Libretto, von der gequälten Lustigkeit und der symbolistischen Butzenscheibenpoesie abgesehen, nicht ungeschickt gestaltet.*) Die blonden und braunen Mädchen feiern „Singetag" und werden dabei von dem fahrenden Spielmann Lobetanz überrascht und abgeküßt. Nachdem sie ihm das zerschlissene Wams mit Rosen besteckt, entschließt er sich, das Fest mitzumachen, bei dem die „wohlangezogenen Dichter" mit „Harfengerupf und Saitengezupf", die schöne Prinzessin von ihrer Schwermuth heilen sollen. Natürlich lauscht dann die Kranke nicht den süßlichen Hofdichtern, sondern der Weise des in einer Laube versteckten Dorfgeigers und singt sie, die Augen groß aufschlagend, wie im wachen Traume nach, während der siegreiche Musikant vor den Fäusten der wüthenden Höflinge entfliehen muß. Derselbe schlimme Ausgang wiederholt sich im zweiten Akte, jedoch diesmal nach einer langen aber auch wirklich poesievollen Liebesscene zwischen der Prinzeß und dem Geiger hoch oben im Laub eines Lindenbaumes. Im dritten Akt ist Lobetanz im Kerker und wird von gefangenem Landstreicher-Gesindel verhöhnt. Dann geht es zum Galgen, wo er im Angesichte der noch immer ohnmächtigen Prinzeß sterben soll. Wie der Geiger von Gmünd erbittet er sich als letzte Gnade die Erlaubniß zu einem Concert, denn nur mit seiner Fiedel sei die Halbtodte in's Leben zurückzurufen. Richtig singt und geigt er sie wieder lebendig, der König begrüßt ihn als seinen Sohn, und „Alles wirbelt im bunten Tanze fort". Die Handlung hat einen großen Fehler; sie dreht sich in jedem der drei Akte immer um dieselbe Situation: Lobetanz geigt und singt die Prinzeß in den Traum, in die Ohnmacht und endlich in's Leben. Viel besser hat jedenfalls Bierbaum's Mitarbeiter die Sache gemacht, der junge Componist mit dem in Deutsch-Tyrol stark verbreiteten wunderlichen Namen, der übrigens bloß nach altösterreicher Orthographie verschnörkelt ist und trotz der Tuillerien nicht etwa französisch, sondern einfach „Thüle" ausgesprochen wird. Er ist Lehrer am Münchner Conservatorium und Componist einer Preisoper, nebenbei ein strammer Wagnerianer. Seine melodiöse Erfindungskraft ist nicht besonders reich und entbehrt der Eigenart und Persönlichkeit, ist aber gefällig und nie trivial. Der naturgemäße Brennpunkt, der in dem Spiele Lobetanzens steckt: „Soll ich singen zu dir, du stilles Kind" und „Ich steh' im Glanze wundersam" und die ganze Partitur überstrahlen sollte, ist matt und kalt; man begreift nicht, wie diese farblosen Weisen die Prinzessin gesund machen und alle Herzen bezwingen sollen. Noch andere melodische Einfälle fallen ab, so der Jung und Alt, Buben und Mädel, Henker und Richter, König, Prinzeß und Spielmann angeblich dahinreißende Schlußwalzer. Dafür ist Thuille glücklicher in dem weltvergessenen Einzel- und Wechselgesang der großen Liebesscene, einem Böcklin oder Ludwig von Hofmann in Wort und Klang; oder dort wo er schlichte Weisen im Volkston anschlägt, wie in Lobetanzens Gesang: „Will mein Junge Aepfel haben, rothe oder gäle." Ganz vortrefflich, wenn auch für den tändelnden Stoff manchmal zu schwer und dickflüssig, ist das Orchester behandelt. Hier zeigt sich der Tyroler überall als feiner und hochbegabter Musiker, der sich ebenbürtig neben den originelleren Humperdinck stellen darf. Themenbildung, Klangschattirung, Stimmungsmalerei zeugen von einem fertigen Meister, der ein harmonisches Ganzes bilden, kunstvoll steigern und fein abtönen kann. Die Kerkerscene verdient sogar die Censur: genial. Die düster gehaltene Instrumentation, die prächtige Ballade vom Tod und Zecher: „Stell' die Uhr ab, Freund Hein", wobei ein glatzköpfiger Alter den Tod agirt und zwei tanzende Weiber mimisch begleiten, der Rundreim des Chors a capella, der Eintritt des rothen Henkers und das Verklingen des unheimlichen Nachtstückes in dem trotz aller Schrecken von der aufgehenden Sonne bald verklärten Hochgericht — Hut ab vor dem Meister, der das Alles so an's Herz greifend in Töne gesetzt hat! Eine andere Frage ist indeß, ob das „frühlingslichte" Stück ohne diesen mystischen und graulichen Schlußact voller Rad- und Galgenpoesie nicht noch reicheren Beifall gefunden hätte. Wir fürchten sehr, daß er dem allgemeinen und nachhaltigen Erfolge des schönen Werkes arg im Wege stehen wird. Die Wiedergabe im Kgl. Opernhause ließ zu wünschen übrig. Herr Naval als Lobetanz schien noch unter den Nachwehen seiner Krankheit zu stehen, die übrigen Mitwirkenden ragten nicht über künstlerisches Mittelmaaß hinaus. Dies läßt uns für das in Vorbereitung befindliche Musikdrama Bungerts „Odysseus' Heimkehr" wenig Gutes erwarten*).

*) Der Clavierauszug ist im Verlage von A. Deneke in Berlin erschienen.

## Offene Briefe und Antworten.

### Justinus Kerner, Metternich und Lola Montez.

In unserer letzten Nummer wurden zwei Stellen aus Justinus Kerner's Briefen citirt, worin der große Dichter und Geisterseher von zwei seltsamen Patienten in Weinsberg erzählt. Es standen demzufolge im Jahre 1848 in seiner ärztlichen Behandlung die aus München verjagte spanische Tänzerin Lola Montez, der auf magisch-magnetischem Wege der Teufel ausgetrieben werden sollte, und der gleichfalls gestürzte Minister Metternich, der in Weinsberg „unheimlich" den Liberalen spielte, die Marseillaise pfiff und eine rothe Fahne auf den Geisterthurm stecken hieß. Trotz der nur das Datum berichtigenden Fußnote des Herausgebers besagten Briefwechsels und im Gegensatze zu der gesammten Kritik, welche die Kerner'sche Mittheilung ebenfalls ernst nahm, bemerkten wir mit Entschiedenheit: „Möchte man sich doch vorerst bei Theobald Kerner erkundigt haben, der damals in Weinsberg war und jedenfalls die beste Auskunft geben kann. Für uns erleidet es gar keinen Zweifel, daß es sich hier nur um einen Ulk, eine Mystification Kerner's handelt." Wie sehr wir mit unserer Ansicht im Recht waren, bestätigt uns eine eben einlaufende hübsche Postkarte aus Weinsberg, auf der das trauliche Kernerhaus abgebildet ist, sowie der Geisterthurm, in dessen Schatten der treffliche Theobald Kerner sitzt, eine kräftige Männergestalt in bequemer Joppe, mit weißem Haar und Knebelbart, die Züge weniger dem bekannten breiten Charakterkopf von Justinus ähnelnd, als dem durchgeistigten freundlich-milden Antlitz von Mutter Rickele. Herr Hofrath Dr. Theobald Kerner schreibt uns also mit energischen Zügen die keinen Achtzigjährigen verrathen, und mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit, die jede etwaige literarhistorische Legendenbildung ein für alle Mal zerstören muß:

Verehrter Herr!

Weder Fürst Metternich noch Lola Montez waren je in Weinsberg und noch weniger in meines Vaters oder in meiner ärztlichen Behandlung; die beiden Briefe waren nur eine humoristische Neckerei, die mein Vater mit der befreundeten Dichterin Emma Niendorf und Frau Sophie Schwab trieb; sie erkannten auch sogleich den Schalk.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Theobald Kerner.

*) Bei dieser Gelegenheit eine Berichtigung. In Nr. 4 brachten wir eine Erwiderung auf die Angriffe des Herrn Dr. Richard Batka gegen den Plan eines Bungert'schen Bühnenfestspielhauses am Rhein. Der Prager Musikschriftsteller ist aber, wie er uns schreibt, kein Tscheche, sondern Secretär des Clubs der deutschen Landtagsabgeordneten für Böhmen. Er legt begreiflicher Weise Werth darauf, den durch seinen Namen veranlaßten Irrthum richtiggestellt zu sehen. D. Red.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf
1 Gros Nr 106: M 3.—
Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt
Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie
Überall vorrätig

*Neue Gedichte von*
*Rudolf Baumbach:*
*Bunte Blätter.*
*kl. 8°. VII u. 126 Seiten.*
*Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.*
*In allen Buchhandlungen zu haben.*
*Verlag von* **A. G. Liebeskind** *in* **Leipzig.**

**Bismarcks Nachfolger**
**Roman von Theophil Zolling.**
**Fünfte Auflage.**
**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 26. Februar 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der englische Maschinenbauerausstand. Von Otto Gaupp (London). — Zur Flottenfrage. Von Nauticus. — Reform des Preßrechts in Elsaß-Lothringen. — **Literatur und Kunst.** Sorrent. Aus meinem italienischen Skizzenbuch. Von Anton von Werner. — Pariser Kritiker. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Eine Illusion. Von Louis Couperus. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Ferse des Achilles. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der englische Maschinenbauerausstand.

Von Otto Gaupp (London).

Am 31. Januar sind die ausständigen und ausgesperrten Maschinenbauer an die Arbeit zurückgekehrt und damit ist ein Streik beendigt worden, wie ihn folgenschwerer und kostspieliger selbst die industrielle Geschichte Englands nicht kennt. Sowohl seine Ausdehnung und Größe, als die entscheidende Bedeutung, die er unserer Ansicht nach für die ganze künftige Entwickelung der Gewerkschaften haben wird, rechtfertigen es wohl, daß man ihm einen kurzen Nekrolog schreibt.

Es hat in England Industriekämpfe gegeben, in denen die Zahl der feiernden Arbeiter viel größer war, so im großen Dockstreik und im Bergarbeiterausstand vom Jahr 1893; jener hat aber nur fünf Wochen gedauert und dieser etwa halb so lang als der Maschinenbauerausstand. Andere Kämpfe haben länger gedauert, waren aber, sowohl was Zahl der betheiligten Arbeiter, als Größe der engagirten Interessen betrifft, viel unbedeutender. Man kann daher ohne Bedenken den nun beschlossenen Streit den größten und tiefeinschneidendsten Kampf nennen, den Capital und Arbeit je ausgefochten haben. Das realisirt man vielleicht am lebhaftesten, wenn man sich klar macht, wie er sich in Mark und Pfennig ausgedrückt darstellt. In den „Daily News" hat ein Sachverständiger einen Ueberblick über die Kriegskosten gegeben und wir wollen hier seinen interessanten Berechnungen etwas näher folgen.

Direct am Kampfe betheiligt waren 10 Gewerkschaften mit 110 400 Mitgliedern. Von ihnen ist die bei weitem wichtigste die der „Vereinigten Maschinenbauer", die allein 92 000 Mitglieder zählt und deren Leitung die übrigen neun, die sogenannten „Alliirten Gewerkschaften" blindlings folgten. Die zehn Gewerkschaften haben während der 31 Wochen, die der Ausstand dauerte, durchschnittlich 34 000 arbeitlose Mitglieder gezählt. Dazu sind zu rechnen etwa 6000 nichtgewerkschaftliche Mechaniker, die aus Sympathie streikten, 22 000 ungelernte Arbeiter und etwa 8000 Mechaniker und Arbeiter in verwandten Industrieen, die der Streik um ihre Stellen brachte, so daß die Gesammtzahl der Arbeiter, die im Wochendurchschnitt in Folge des Streikes brodlos waren, auf 70 000 Mann berechnet werden muß. Da die Masse dieser Leute gelernte Arbeiter waren, kann ihr Durchschnittswochenlohn nicht niedriger als 30 Schilling gesetzt werden und so erhalten wir als ersten Hauptposten: Lohnverlust (70 000 Mann à 30 s für 31 Wochen) = 3 255 000 Pfd. Sterling. Was war nun weiter der Aufwand von Gewerkvereinsmitteln, den der Ausstand nöthig gemacht hat? Hier stoßen wir auf die Thatsache, daß die zehn kämpfenden Gewerkschaften wöchentlich im Durchschnitt 40 000 Mann mit 12 s 6 d pro Kopf unterstützt haben, und das giebt eine Gesammtausgabe von 775 000 Pfd. Sterling. Zu dieser Summe hat der angehäufte Fond der Maschinenbauer 265 000 Pfd. und der der übrigen neun Gewerkschaften 20 000 Pfd. beigesteuert. Ferner haben die 60 000 Mitglieder, die noch arbeiteten, für 25 Wochen à 4 s in die Streikkasse gezahlt und das macht weitere 30 000 Pfd. aus. Etwa 30 000 Pfd. sind durch Anleihen aufgebracht worden, während der Rest von 170 000 Pfd. auf die freiwilligen Beiträge anderer Gewerkschaften und — zum kleinsten Theil — des Publicums fällt.

Nehmen wir zu diesen 775 000 Pfd., daß andere verwandte Gewerkschaften gelernter Arbeiter etwa 100 000 Pfd. für Unterstützung von Mitgliedern ausgaben, die durch den Streik brodlos wurden, und ditto die ungelernten Arbeiter etwa 50 000 Pfd., und berechnen wir die Aufzehrung von Privatersparnissen auf 500 000 Pfd., so erhalten wir einen Gesammtverlust der Arbeiter von 4 680 000 Pfd. Sterling. Während diese Schätzung auf Data aufgebaut ist, die ziemlich präcis sind, ist eine gleiche Schätzung des Unternehmerverlustes natürlich nur höchst annähernd möglich. Die „Daily News" legen ihrer Berechnung zu Grunde, daß im Maschinenfach die Löhne gewöhnlich ein Drittel des Gesammtwerthes der Producte ausmachen und kommen auf dieser Basis dazu, den directen Verlust der Unternehmer auf 5 696 000 Pfd. zu veranschlagen. Das gäbe als Gesammtschaden des Streikes die ungeheuere Summe von 10 376 000 Pfd. Sterling oder mehr als 200 ½ Millionen Mark!

Ist nun dieses Geld rein zum Fenster hinausgeworfen? Ich glaube nein. Der Streik hat Unternehmern und Arbeitern eine wichtige Lection ertheilt. Er hat den Unternehmern gezeigt, daß auch sie die Waffen der Combination, die gewisse Arbeiterorganisationen so mächtig gemacht hat, führen und mit dieser Waffe und einer guten Sache selbst gegen die stärksten Arbeiterorganisationen auf Sieg rechnen können. Er hat auf der anderen Seite eine Illusion zerstört, die in den Fabriken Englands immer tiefere Wurzeln zu schlagen anfing, die Illusion von der Allmacht der großen Gewerkschaften, die Illusion, daß sie ihren Willen, wenn sie

nur recht wollen, immer durchsetzen können und daß im Grunde sie, und nicht die Unternehmer die wahren Herren der Fabrik seien. Der Streik hat mit anderen Worten wieder ein gesünderes Gleichgewicht zwischen Capital und organisirter Arbeit geschaffen. Und das war sehr nöthig, wenn die englische Industrie concurrenzfähig bleiben sollte. So schädliche Wirkungen in alter Zeit die unbeschränkte Uebermacht des Unternehmerthums hatte, so verhängnißvoll drohte in unserer Zeit für die ganze Entwickelung der Industrie die durch kein genügendes Gegengewicht controllirte Allmacht der Gewerkschaften zu werden. Für ihre Politik ist der Sache nach immer vor Allem das eine Motiv ausschlaggebend: für so viele als möglich von ihren Mitgliedern so hoch als möglich bezahlte Arbeit zu erlangen. Sie suchen zu diesem Zweck gleich den alten Zünften den Zuzug von außen möglichst zu beschränken, indem sie z. B. wie im Maschinenbaufach auf Einschränkung der Lehrlingszahl bestehen. Sie haben weiter von demselben Motiv beherrscht eine instinktive Abneigung gegen arbeitsparende Maschinen und sie glauben erhöhte Nachfrage nach Arbeit dadurch schaffen zu können, daß sie sich gegen Einführung neuerfundener Maschinen und volle Ausnützung alter möglichst sträuben. Sie suchen weiter, um in den Reihen ihrer Mitglieder möglichste Gleichheit zu erhalten, die Leistungen der besten Arbeiter möglichst auf das Niveau der wenigst Fähigen herabzustimmen. Alles das sind aber offenbar Tendenzen, die die Productionskosten erhöhen und entsprechend die Concurrenzfähigkeit der Industrie herabsetzen müssen. Diesen Tendenzen energisch Einhalt geboten zu haben, das ist das Verdienst des Streiks.

Unter den großen machtvollen Gewerkschaften war es gerade die der Maschinenbauer, in der diese industrieschädlichen Tendenzen sich immer mehr in den Vordergrund drängten. Diese Gewerkschaft war seit 1890 in die Hände socialistischer Führer gerathen, die sie lehrten, die Unternehmer als ihren natürlichen Feind zu behandeln, und sie begann im Gegensatz zu der anderen großen Gewerkschaft in der Maschinen- und Schiffsbauindustrie, der der Kesselmacher, die den Unternehmern gegenüber eine versöhnliche Politik verfolgten, absichtlich aggressiv vorzugehen, sich immer weiter in die Fabrikleitung einzumischen und einen Anspruch nach dem andern zu erheben, von denen keiner an sich sehr wichtig war, die aber zusammen die Productionskosten erhöhen mußten. Ihre Tactik war dabei sehr einfach und anfangs sehr erfolgreich. Sie griff die Unternehmer vereinzelt oder in kleinen Gruppen mit ihrer ganzen nationalen Stärke an, schlug sie durch Androhung oder Durchführung localer Streike, die sie gestützt auf ihre großen Hilfsmittel und ihre 100 000 Mitglieder ad infinitum fortführen konnte, und wiederholte dann den Angriff anderswo. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Die Unternehmer lernten unter dem Druck bitterer Erfahrungen, daß es, wollten sie anders Herren in ihren Fabriken bleiben, für sie nur den Ausweg gäbe, zum gleichen Mittel zu greifen, das die Arbeiter so stark gemacht hatte — zur Riesen-Combination. Vor 1894 waren sie nur local oder gar nicht organisirt; in diesem Jahr aber vereinigten sich die Werke am Tees mit denen am Tyne und Wear. 1896 schlossen sich ihnen die Verbände am Clyde, in Barrow und in Belfast an und zu Beginn letzten Jahres traten noch Manchester und Bolton hinzu. Damit war eine Organisation in's Leben gerufen, die der der Arbeiter an Größe und Machtmitteln nichts nachgab, und nun wuchs auf beiden Seiten mehr und mehr die Ueberzeugung, daß eine Kräftemessung zwischen den zwei Riesenföderationen unvermeidlich sei. Aus dieser Ueberzeugung heraus ist der Kampf entstanden.

Schon zu Beginn letzten Jahres war die Situation sehr gespannt und bereits im April dachten die Unternehmer an eine Aussperrung der Arbeiter. Aber eine Conferenz in London schob den Ausbruch der Feindseligkeiten noch einmal hinaus: man einigte sich hier über verschiedene Punkte, aber nicht über die wichtige Maschinenfrage. Und nun tauchte im Mai plötzlich für den Londoner District die peremptorische Forderung eines Achtstundentages ohne Lohnreduction auf. Die Forderung wurde von allen Gewerkschaften der Industrie erhoben; als die Unternehmer sie aber als unerfüllbar bezeichneten, traten die Kesselmacher und die mit ihnen föderirten Gewerkschaften von der Bewegung zurück. Anders die Maschinenbauer und ihre Alliirten. Sie hielten einen Kampf für unvermeidlich und wollten ihn lieber um die populäre Achtstundenfrage ausfechten, als um die Maschinenfrage, in der sie auf die Unterstützung der öffentlichen Meinung nicht rechnen konnten. Sie feuerten also den ersten Schuß, indem sie Ende Juni drei großen Londoner Firmen mittheilten, ihre Leute werden am 3. Juli die Arbeit niederlegen, wenn bis dahin in ihren Fabriken die 48-Stunden-Woche nicht bewilligt sei. Für sie antwortete die Föderation, sie werde in diesem Fall zum Schutz ihrer angegriffenen Mitglieder in den Verbandfabriken 25 Procent der Mitglieder der angreifenden Gewerkschaften aussperren. Trotz dieser Warnung begann am 3. Juli der Streik und nun erfolgten Schlag um Schlag. Der weitere Verlauf des Streikes ist bekannt. Er wurde auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit geführt; schließlich mußten aber die Gewerkschaften doch capituliren. Ihre Fonds waren erschöpft und ihre Hoffnung auf zureichende Hilfe von Außen erfüllte sich nicht, da das große Publicum absolut neutral blieb und die anderen großen Gewerkschaften sie nur sehr lauwarm unterstützten. Ende Januar zogen sie die Forderung des Achtstundentages zurück und acceptirten zugleich die Bedingungen, die die Unternehmer bezüglich der Fabrikleitung niedergelegt hatten.

Diese Bedingungen geben den Unternehmern für die Zukunft wieder größere Freiheit in der Leitung ihrer eigenen Fabriken und beseitigen die künstliche Erhöhung der Productionskosten, die die Auswüchse der Gewerkschaftspolitik mit sich gebracht hatten. Sie richten sich dagegen keineswegs gegen die legitime Funktion der Gewerkschaften. Die Unternehmerföderation giebt ausdrücklich zu, daß „Collektives Abschließen", wenn beide Parteien organisirt sind, eben so sehr in ihrem, als dem Interesse der Arbeiter liegt, und sie anerkennt die Gewerkschaften nicht nur als Etwas, das geduldet werden muß, sondern als einen unschätzbaren Factor in einer gesunden Gestaltung der Beziehungen zwischen Capital und Arbeit. Und die Friedensbedingungen enthalten dazu eine Reihe von Detailbestimmungen, die dafür sorgen, daß diese Anerkennung kein bloßes abstractes Princip bleibt, sondern in der Praxis zu vollem Ausdruck kommt. Der Ausgang des Kampfes wird jedenfalls auch in andern Industrieen einen Zusammenschluß der Unternehmer fördern und nach Allem, was gesagt worden ist, können wir darin nur eine segensreiche Entwickelung sehen. Denn daß ihrerseits diese Unternehmerverbände, die ein industrieschädliches Auswachsen der Gewerkschaften verhindern sollen, nicht zu Instrumenten der Unterdrückung und Tyrannei ausarten, dafür werden die öffentliche Meinung und die Schiedsgerichte sorgen, die heut zu Tage in England eher eine Tendenz haben, die Sache der Arbeiter auf Kosten der Unternehmer zu begünstigen. Die Verbände, die den Werth einer wohlwollenden öffentlichen Meinung wohl kennen, werden in der That im eigenen Interesse darauf sehen, daß etwaige arbeiterfeindliche Velleitäten ihrer einzelnen Mitglieder im Schach gehalten werden.

Wie in manchen früheren Industriekämpfen in England, so war auch in diesem ein wirklicher Lichtpunkt der Geist, in dem er geführt wurde. Beide Parteien haben mit sachlichen Waffen gekämpft und sich aller persönlichen Angriffe und Verdächtigungen enthalten. Es war ein Kampf der Principien und nicht der Personen, und als der Kampf ausgefochten war, hat die siegreiche Partei jedes provocirende Triumphgeschrei vermieden und die unterlegene ihre Nieder-

lage offen und ehrlich eingestanden. Das hat bewirkt, daß man sich nach dem Kampf ohne Vorbehalt die Hand schütteln und sich gegenseitig zusichern konnte, die Erinnerung an das Vorgefallene ihre künftigen Beziehungen nicht verbittern zu lassen. Arbeiter und Unternehmer in Deutschland können in dieser Beziehung von ihren englischen Collegen noch Manches lernen.

---

## Zur Flottenfrage.

Das Geschick der Marinevorlage ist wieder schwankend geworden, nachdem die Annahme ihres Inhalts, allerdings noch nicht betreffs seiner dauernd bindenden Form, bereits entschieden schien. Das Centrum erkennt die Nothwendigkeit einer Vermehrung der Flotte zwar an, ist jedoch mit dem geforderten Modus der Bewilligung nicht einverstanden, durch welchen es den Reichstag nicht einseitig gebunden wissen will. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß vor der Hand nur die Forderungen für das Budgetjahr 1898 bewilligt werden, und der künftige Reichstag zur völligen Bewilligung der übrigen, soweit die Finanzlage es zulassen wird, moralisch verpflichtet, und somit das Septenat nicht angenommen wird. In der vom Centrum wohl nur pro forma desavouirten sehr bemerkenswerthen Schrift eines seiner hervorragendsten Mitglieder, des Abgeordneten Müller-Fulda, wurde besonders betont, daß es sich bei der geforderten Flottenverstärkung nicht sowohl um ein Septenat, welches sich nur auf die Bauzeit der Schiffe, sondern um ein Aeternat des Hauptflottenbestandes handle, welches eine Minimal-Belastung des Reiches mit 150 Millionen jährlich für die Marine bedinge.

Das Marine-Budget beträgt pro 1897/98 im Ordinarium 58 930 111 Mk., im Extraordinarium 58 094 968 Mk., mithin in Summa 119 907 021 Mk., an Marine-Pensionen 2 881 942 Mk., somit im Gesammt-Ordinarium 61 812 053 Mk. 1896/97 betrug dasselbe nur 55 382 306 Mk. im Ordinarium, 2 690 222 Mk. Marine-Pensionen und 30 858 100 Mk. im Extraordinarium, mithin in Summa 88 930 628 Mk. Das vom Flottengesetz geforderte künftige Minimal-Marine-Budget von 150 Millionen würde daher annähernd eine Verdoppelung der bisherigen Marineausgaben bedingen, ein ganz außerordentliches Mehr von Mittelaufwendungen für die Marine. Der Reichstag wird sich somit darüber zu entscheiden haben, ob er sowohl die Verstärkung der Marine in dem geforderten Maaße, namentlich hinsichtlich der für die ständige erforderliche Vertretung unserer auswärtigen Interessen in der Praxis nicht in's Gewicht fallende Vermehrung der Schlachtflotte, der im Wesentlichen nur Bedeutung für den Küstenschutz und die Verhinderung der Blockade und eine gewisse politische Bedeutung beigemessen werden kann, für geboten hält, und ob die dafür erforderlichen Mittel nicht in andern Richtungen des Staatslebens nützlicher zu verwenden sind; wie ferner ob die dauernde Aufbringung dieser Mittel als gesichert gelten kann, und namentlich ob ihre dauernde Verwendung in den vom Gesetz festgelegten Richtungen rationell ist und den damit bezweckten Nutzen garantirt.

Die Festlegung auf ein bestimmtes Flottenbauprogramm ist noch im März 1897 vom Admiral Hollmann als völlig undurchführbar geschildert worden, und die Begründung der Vorlage giebt selbst zu, daß über die Höhe des Sollbestandes andauernd verschiedene Anschauungen zu Tage getreten sind, und hiermit dürften die Anschauungen der an der Entscheidung betheiligten Kreise der Marine-Verwaltung und vielleicht die des Reichsschatzamtes oder des Bundesrathes, und nicht etwa diejenigen in der Marine- und Tagespresse gemeint sein. Andererseits aber bemerkte die Begründung, daß in der technischen Entwickelung der Marine eine gewisse Ruhe eingetreten sei und motivirte damit die von der Vorlage geforderten Hauptschiffstypen. Dieser Behauptung stehen jedoch mannigfache Einwände entgegen. Darunter in erster Linie der, daß sowohl die Marine-Verwaltung wie der Bundesrath noch vor wenigen Monaten der Ansicht waren, daß eine Festlegung des Flottenbauplanes sowohl aus technischen Gründen wie aus finanziellen Rücksichten nicht angängig sei. Diese Ansicht ist in technischer Hinsicht durch die Umwälzungen im Schiffsbau, sowie im Panzer-, Maschinen-, Torpedo- und Armirungswesen begründet, und noch am 18. März 1897 erklärte der Staatssecretär Hollmann ausdrücklich: „Weder die verbündeten Regierungen noch der Reichstag würden sich jemals dazu verstehen, sich an eine formelle Denkschrift für Jahre hinaus zu binden. Dies ist ganz unmöglich, und, selbst wenn beide Theile wollten, nicht durchführbar; aus dem sehr einfachen Grunde, weil zunächst ebenso wie auf dem Lande so auf der See die Kriegskunst ganz wandelbar ist, und man sich nach Maaßgabe der Kriegskunst richten muß. Es ist ganz unmöglich, daß schon heute eine Marine-Verwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen, sie kann es nur für die Gegenwart mittheilen, und wenn sich die Verhältnisse ändern, dann würden sich auch die Forderungen ändern." Heute fordert aber in vollstem Widerspruch mit jener Erklärung und Ansicht der Flottengesetzentwurf eine gesetzliche Regelung des Schiffsbaues und der Schiffsclassen allein nicht nur auf sieben Jahre, sondern auf die Dauer.

Bereits aber treten Anzeichen dafür auf, daß in der Entwickelung der Technik sowohl der Schiffe wie der Schiffsmaschinen und selbst eines Theiles der Armirung keineswegs, wie dies die Begründung des Gesetzentwurfes behauptet, eine gewisse Ruhe eingetreten ist. In England, dem Mutterlande des Schiffbaues, macht sich immer mehr eine Strömung gegen die großen Panzercolosse bemerkbar, dasselbe aber ist in Frankreich der Fall, und ihre Vertreter machen geltend, daß zwei kleinere, tüchtig armirte und gepanzerte Schlachtschiffe weit beweglicher, manövrirfähiger, und in ihrem doppelten Wehrapparat nicht so verwundbar seien, wie die gepanzerten Leviathans von zehn und vierzehn Tausend Tonnen, und daß sie zusammen eine gleich wirksame artilleristische und Torpedoarmirung zu erhalten vermöchten. Der englische Admiral, Lord Charles Beresford, eine Autorität in seinem Fache, erblickt ebenfalls in den großen Panzercolossen nicht das Ideal eines Schlachtschiffes, und es ist bemerkenswerth, daß, wenn auch England den Bau colossaler Panzerschiffe noch nicht erheblich modificirt hat, das französische Marine-Budget für 1898 nur einen einzigen Panzerschlachtschiffsbau, dagegen denjenigen von sechs Panzerkreuzern und die Fortsetzung des Baues von fünf gedeckten erstclassigen Kreuzern vorsieht. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen und sogar höchst wahrscheinlich, daß der Bau großer Schlachtschiffe von circa 11 000 Tonnen Gehalt, wie ihn die Marinevorlage vorsieht, vor der Hand und selbst auf längere Zeit noch von England und Deutschland beibehalten wird, und daß auch in Frankreich seine Gegner nicht endgültig durchdringen werden. Jedoch ist bereits auch in England ein thatsächliches Symptom in gegentheiliger Richtung zu verzeichnen, indem man dort in jüngster Zeit etwas unter die 14 000-Tonnenschiffe zurückzugehen beginnt. Allein es erwächst den großen Panzercolossen aus der unlängst durch den Autoregulator-Torpedo hervorgerufenen dreifachen Vergrößerung des Wirkungskreises der Torpedowaffe ein neues sie beeinträchtigendes Moment. Der automobile Torpedo wirkte bisher mit Sicherheit nur auf 400 m. Heute jedoch ist seine Wirksamkeit auf 1000 und 1400 m, wie die Versuche mit der neuen Construction des Selbstregulators in Kiel ergaben, erweitert. Damit ist jedoch der Bereich, in dem sich die Panzerschiffe angreifenden Torpedoboote deren Schnellfeuergeschütz-Feuer aussetzen müssen, sehr

erheblich verkürzt, und es ist für die Panzerschiffe bei ihrem schwankenden Geschützstande und gegenüber ihrem sich mit über $^1/_3$ Knoten in der Minute sehr rasch bewegenden Ziel weit schwieriger als früher, dasselbe rechtzeitig außer Gefecht zu setzen. Ganz besonders gilt dies für stark nebliges und sehr unklares Wetter und die Nacht, wo Ueberraschungen möglich sind und das Licht der elektrischen Scheinwerfer, namentlich bei einiger Dauer ihres Gebrauches, ungeachtet der schützenden Kreuzer-Kette, die die großen Schlachtschiffe umgiebt, keine genügende Sicherheit gegen geglückte Torpedoangriffe bietet, da es erfahrungsmäßig derart blendet, daß die erfolgreiche Beobachtung in See, bei im übrigen dunkler Nacht, keineswegs absolut gesichert ist. Wenn auch Torpedoboote ihrer ganzen Beschaffenheit und ihrem beschränkten Kohlenfassungsvermögen nach zum Auftreten bei Operationen in fernen Weltmeeren, in Nähe von eigenen dortigen Flottenstationen ausgenommen, nicht befähigt sind, so vermögen sie doch in den nahen Gewässern bei den dort zum Angriff oder Vertheidigung der Küsten eines Landes stattfindenden Seeschlachten unbedingt mitzuwirken, und Länder, die über 300 und 200 bezw. über 100 Torpedoboote und Fahrzeuge verfügen wie England, Frankreich und Deutschland, werden auf die Mitwirkung eines starken Theiles derselben bei einer entscheidenden Seeschlacht in den benachbarten Gewässern sicher nicht verzichten. Die erfolgte, immerhin bedeutende Verstärkung der Torpedowaffe vermag daher leicht Einfluß auf die Construction der künftigen Schlachtschifftypen, die der Gesetzentwurf festlegen will, zu gewinnen. Eine fernere technische Neuerung, die, wenn auch, wie es scheint, nicht auf die großen Schlachtschiffe so doch auf sämmtliche kleinere von Einfluß zu werden verspricht, ist diejenige der Verwendung der in England bisher mit Erfolg erprobten Turbinenmaschinen, deren Einführung, wenn die noch andauernden Versuche auch ferner günstige Resultate ergeben, für sämmtliche Torpedoboote und selbst die übrigen kleineren Kriegsschiffe dort in Aussicht genommen ist, ein Vorgang, dem die übrigen Seemächte mit sehr beträchtlichen Mittelaufwendungen zu folgen genöthigt sein würden. Ferner wird in England neuerdings von Admiral Lord Charles Beresford der Ruf nach einer besonderen Kohlendampferflotte für die Kriegsflotte laut, die zur Kohlenergänzung für dieselbe bestimmt ist, ein Ruf, der, wenn er Berücksichtigung findet, auch anderwärts seinen Nachhall finden dürfte. Somit ist auf dem Gebiet der Marine ein Abschluß der Constructions- und sonstigen technischen Fortschritte, selbst im Wesentlichen, keineswegs zu verzeichnen, sondern es bleibt die Perspective auf starke Mittelaufwendungen für unvermeidliche Neuerungen in der Marine auch ferner fast in ihrem vollen Umfange bestehen.

Hierin liegt jedoch nebst der mangelnden Sicherheit dauernder starker wirthschaftlicher Ueberschüsse ein Hauptbedenken, sich mit dem Flottengesetzentwurf für immer zu binden. Andererseits aber ist zuzugeben, daß seine Durchführung eine sehr beträchtliche Ergänzung unseres Küstenschutzes und Sicherung vor Blockade durch nicht allzu überlegene maritime Streitkräfte ergeben würde. Wie weit wir jedoch einem Aussicht auf Erfolg versprechenden Angriff unserer Küsten nebst feindlicher Landung in großem Stil, sowie die Blockade und das Abschneiden der Lebensmittelzufuhr zur See überhaupt zu fürchten haben, ist bereits so häufig Gegenstand der Erörterung gewesen, daß wir hier nicht wieder darauf zurückzukommen brauchen. Der Gesetzentwurf besitzt daher in diesen beiden Richtungen die Tendenz einer annähernd idealen Ausgestaltung unserer maritimen Defensivkraft, während er, was den Schutz unseres Seehandels in den auswärtigen Meeren betrifft, zwar den exotischen Staaten gegenüber unsere Ueberlegenheit erhöht oder sichert, jedoch bei seiner verhältnißmäßig geringen Verstärkung der Kreuzerflotte, den Flotten der großen Seemächte gegenüber, in dieser Hinsicht ohne besonderen Effect sein dürfte. Unsere Bündnißfähigkeit zur See würde allerdings durch die verlangte, jedenfalls in Ost- und Nordsee gegen die russisch-baltische und die französische Canalflotte zur Offensive befähigte Flotte gesteigert, aber wann wird der hoffentlich noch recht ferne Moment eintreten, in dem wir den höchst gewagten Kampf gegen die englische Suprematie auf den Meeren, im Bunde mit Frankreich und Rußland aufzunehmen veranlaßt sein könnten?

Was den Schutz unserer Colonien und unserer sonstigen Interessen im überseeischen Auslande den kleineren und größeren exotischen Staaten gegenüber betrifft, so dürfte die geforderte Schlachtflotte auch wie bisher an die heimischen Meere für den Küstenschutz gefesselt bleiben, und nur die verhältnißmäßig unbedeutende Verstärkung der Kreuzerflotte demselben zu Gute kommen. Man kann daher behaupten, daß die geforderte Flotte zwar den Schutz der deutschen Küsten noch stärker macht als er bereits ist, und die Blokade derselben, vermöge der ihr nunmehr innewohnenden Offensivkraft, selbst für einen starken Gegner sehr erschwert, und daß ihre Vermehrung an Kreuzern unseren Handels- und sonstigen Interessen im Auslande zu Gute kommt, daß es jedoch keineswegs erwiesen ist, ob diese in gewissem Maaße ideale Ausgestaltung unseres maritimen Schutzes im Verhältniß zu den dauernden gewaltigen Mittelaufwendungen steht, welche sie erfordert. Ist sie etwa einer Epoche neuer und erfolgreicher colonialer oder sonstiger wirthschaftlicher Expansion Vorschub zu leisten bestimmt, zu welch' Letzterer sich im nordöstlichen China Gelegenheit zu bieten scheint, und erfüllt sie diesen Zweck nachweisbar, so wird sie sich vollauf bezahlt machen; allein sie ist nicht von der Beschaffenheit um uns ohne Bündnisse zu nachdrücklichem operativen Auftreten in fernen Meeren allein gegen die Flotten der großen Seemächte zu befähigen, da sie dazu auch in der geforderten Stärke nummerisch nicht ausreicht und ihr überdies die dafür unerläßlichen Flotten- und Kohlenstationen, mit ganz geringen Ausnahmen, fehlen. Ob die für die Flottenverstärkung geforderten 410 Millionen nicht productiver für die Hebung von Handel, Industrie und Verkehr und die Verbesserung der Lage gewisser Classen im Inlande, sowie für Canal- und Schmalspuranlagen ꝛc. zu verwenden wären, muß noch als offene Frage gelten, und von der Gestaltung der Ziele und Bahnen unserer auswärtigen Politik wird es abhängen, ob es bei der geforderten Flottenverstärkung, falls sie bewilligt wird, bleibt, oder ob sie nur eine erste Etappe zur weiteren Rüstung Deutschlands zu einer großen Seemacht bildet. Nauticus.

---

## Reform des Preßrechts in Elsaß-Lothringen.

Allem Anscheine nach hält die Regierung es für angezeigt, den Elsaß-Lothringern hinsichtlich der in Aussicht gestellten Einführung des deutschen Preßgesetzes im Reichslande eine bittere Enttäuschung nicht vorzuenthalten. In der Eröffnungsrede des kaiserlichen Statthalters am 10. Januar ist dieses politisch sehr wichtigen Punktes mit keiner Silbe gedacht worden und auch seitdem hat die reich organisirte officiöse Presse des Reichslandes sich in dieser Hinsicht durch ein beredtes Schweigen ausgezeichnet. Sogar die kräftigen Anzapfungen in der einheimischen elsässischen Presse, von wem denn eigentlich die Einbringung eines entsprechenden Gesetzentwurfes verhindert worden sei, haben bisher keine directe oder indirecte Antwort gefunden.

Daß die Reform des Preßrechtes im Reichslande, soweit man bei dem Sammelsurium von veralteten theils noch praktisch geübten, theils aber (nach Willkür der Regierung) thatsächlich außer Kraft gesetzten Bestimmungen aus den Zeiten der schlimmsten französischen Polizeiwirthschaft überhaupt von

einem „Recht“ noch reden kann, daß diese Reform dringend nothwendig ist, bedarf längst keines Beweises mehr. Es mögen nur die interessantesten Punkte hier kurz zusammengefaßt sein. Der Herausgeber jeder politischen Zeitung hat vor dem Erscheinen der ersten Nummer je nach Größe der Ortschaft eine Caution von baar 12 000 oder 20 000 Mark zu hinterlegen, wenn die Zeitung öfter als drei Mal in der Woche erscheint. Ueber Processe wegen Preßvergehen darf nicht berichtet, vielmehr nur die Thatsache der Verfolgung angekündigt und das Urtheil veröffentlicht werden. Verboten ist jede Veröffentlichung, die sich auf eine „Thatsache des Privatlebens“ bezieht. Die Zeitungen sind verpflichtet, binnen drei Tagen die Antwort (also nicht nur Berichtigungen) jeder in der Zeitung genannten oder erkennbar gemachten Person aufzunehmen und zwar darf die Antwort doppelt so lang sein als der Artikel, auf den sie sich bezieht. „Amtliche Schriftstücke, beglaubigte Berichte, Erläuterungen, Antworten und Berichtigungen“, die von einer öffentlichen Behörde einer Zeitung zugehen, müssen in der nächsten Nummer an der Spitze des Blattes veröffentlicht werden; aus welchem Grunde eine Behörde die Veröffentlichung eines Schriftstückes wünscht, ist völlig gleichgiltig (in den sechziger Jahren hat in diesem Punkte das französische Ministerium sich gezwungen gesehen, durch Circular die Behörden vor mißbräuchlichen Einsendungen zu warnen und möglichste Kürze bei solchen Einsendungen anzuempfehlen). Politische und volkswirthschaftliche Blätter, die im Auslande erscheinen, dürfen im Reichslande nur auf Grund einer Erlaubniß der Regierung verbreitet werden; die Regierung kann die Verbreitung auch altdeutscher Zeitungen jeder Zeit verbieten. Die formell zu Recht bestehende Bestimmung, daß jeder Artikel, der politische, philosophische oder religiöse Fragen behandelt, von dem Verfasser unterzeichnet sein muß, wird „nicht gehandhabt“. Diese Blüthenlese mag hier genügen; nur darf man dabei nicht vergessen, daß in letzter Instanz noch die sofortige Unterdrückung jedes Blattes und jede beliebige sonstige Maaßregel, vor Allem also auch entgegen dem Sinne der positiven gesetzlichen Bestimmungen das Verbot der Begründung einer neuen Zeitung auf dem Wege des Dictaturparagraphen möglich ist.

Endlich hatte nun im Februar vorigen Jahres der Staatssecretär von Elsaß-Lothringen, Herr von Puttkamer, im Landesausschusse auf eine entsprechende kräftige Anfrage des jetzigen Unterstaatssecretärs Dr. Petri feierlich erklärt, nachdem der Landesausschuß sich immer so sachlich und brav verhalten habe, sei nunmehr die Regierung entschlossen, in allernächster Zeit, wenn möglich noch in der laufenden oder doch sicherlich in der nächsten Session (das wäre also in dem jetzigen Winter) einen Gesetzentwurf einzubringen behufs Einführung des deutschen Preßgesetzes mit entsprechenden Modificationen. Bei den Letzteren denkt die Regierung in der Hauptsache an eine weitergehende Vollmacht gegenüber der ausländischen Presse, als sie das deutsche Preßgesetz bietet, wogegen unter den besonderen Verhältnissen nichts einzuwenden ist. Ja, der Staatssecretär ging noch weiter; er erklärte es direct als einen Erfolg der maßvollen und sachlichen Haltung des Herrn Dr. Petri und seiner Gesinnungsgenossen, wenn es dem Statthalter und dem Ministerium gelungen sei, entgegenstehende Schwierigkeiten zu überwinden. Und trotz dieser unzweideutigen Erklärung ist nicht nur in der vorigen Session des Landesausschusses der versprochene Gesetzentwurf nicht mehr gekommen, nein, auch in der Eröffnungsrede der jetzigen Sitzungsperiode wurde seiner mit keinem Worte gedacht!

Da ist es natürlich, wenn jetzt in den unmittelbar betheiligten elsässischen Kreisen die Frage aufgeworfen wird: wer hat seit dem verflossenen Februar in dieser Frage seine Meinung geändert? Der Statthalter und sein Straßburger Ministerium? Oder die Reichsregierung in Berlin? Für jeden Kenner der Verhältnisse ist die Antwort nicht schwierig. Wir haben es zweifellos mit der Thatsache zu thun, daß in den maßgebenden Berliner Regierungskreisen sich mächtige Einflüsse gegen die Erfüllung dieses Wunsches aller Elsässer und im Reichslande lebenden Altdeutschen geltend gemacht haben. Und zwar sind es zweifellos die reactionären Elemente der preußischen Regierung, denen gegenüber der Reichskanzler und frühere Statthalter des Reichslandes es leider nicht für angezeigt erachtet hat, sein Gewicht bei dem Kaiser für diese Reform einzusetzen, um eine Bloßstellung des jetzigen Statthalters zu vermeiden. Denn daß die Nichterfüllung einer solchen durch den Staatssecretär feierlich im Parlamente abgegebenen Erklärung in den elsässischen Kreisen und darüber hinaus als Bloßstellung des Statthalters peinlich empfunden werden muß, wird man kaum in Abrede stellen können. Wie wenig aber dieses verständnißlose Hineinregieren der preußischen Junkerpartei in die elsässischen Dinge im Reichslande die Liebe zu Deutschland fördert, kann man sich leicht vorstellen.*)

## Literatur und Kunst.

### Sorrent.

Aus meinem italienischen Skizzenbuch.

Von Anton von Werner.**)

Unmittelbar nachdem wir von Olevano nach Rom zurückgekehrt waren, reisten fünfe von uns, Lutteroth, Cohen, Franz Ruben, Tendlau und ich, nach Neapel, am 28. Juli 1869, und damit begann der zweite, schönere Theil unserer sommerlichen Studienzeit.

Es war glühend heiß, als wir in Neapel ankamen, der erste Abend brachte uns aber gleich das Zauberbild eines Vollmondscheines auf dem Golfe, wie ihn Oswald Achenbach einst gemalt hat — es war das erste Bild, welches ich von ihm sah, ich glaube 1860 — und wir saßen im Genusse dieser Pracht noch stundenlang im Nachtgewande an unseren Fenstern im Hotel Washington auf Santa Lucia. Trotz der Hitze machte das fröhliche, lärmende und geschäftige Leben und Treiben Neapels auf uns Alle im Gegensatze zu Rom einen geradezu erfrischenden und erquickenden Eindruck, und selbst die Taschendiebe, deren Bekanntschaft wir schon am ersten Tage auf dem Toledo machten, beeinträchtigten denselben nicht. Unser Häuptling Lutteroth, der Neapel schon kannte, hatte uns übrigens, umsichtig wie immer, darauf vorbereitet, und parirte selbst einen Griff, den einer dieser Spitzbuben in virtuoser Weise in seine Brusttasche auszuführen versuchte, mit einer schallenden Ohrfeige. Wir „Grünen“ wußten also, wie wir uns zu benehmen hatten.

Sorrent und Capri lagen gar zu verlockend vor uns, und der großen Hitze wegen beschränkten wir unseren Aufenthalt in Neapel für diesmal auf drei Tage, welche wir vor Allem dem Museo nazionale, dem Castell St. Elmo und dem Besuche von Kirchen zum Studium ihrer Kunstschätze widmeten. Mit den pompejanischen Malereien im Museo erging es mir, wie mit so vielen anderen Dingen in Italien, welche ich mir nach den übertriebenen Schilderungen davon immer noch ganz anders vorgestellt hatte. Sie imponirten mir nicht so, wie ich es erwartet hatte. Viel mehr inter-

*) Diese Zeilen waren bereits gesetzt, als endlich bei der ersten Etatlesung im Landesausschusse die reichsländische Regierung auf directe Anfrage hin sich zu dieser Frage äußerte und die „Hoffnung“ wiederholte, „in allernächster Zeit“ den Entwurf vorlegen zu können. Der Inhalt und namentlich der Ton dieser Erklärung läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß die oben vertretene Anschauung leider nur allzu gut der wirklichen Sachlage entspricht.

**) Siehe Anton von Werner: Olevano in Nr. 6.

essirten mich die antiken Broncen, Möbel und Geräthschaften; es schien mir, als ob die Wandmalereien zu diesen Kunstwerken in einem recht minderwerthigen Verhältniß ständen, und als ob die Broncen von vornehmen Künstlern, die Malereien mehr von handwerksmäßigen Malern, etwa antiken Stubenmalern herrührten. Die Archäologen werden das besser wissen.

Eine interessante Bekanntschaft machte ich übrigens in Neapel in der Person eines jungen Advokaten Paolo Rotondo, an welchen mich mein Pariser Freund Paul Boeswillwald, Architekt, empfohlen hatte, der noch kürzlich bei uns in Olevano gewesen war. Ich lernte in Herrn Rotondo einen enthusiastischen Verehrer der classischen deutschen Musik kennen, was damals in Italien vielleicht doch zu den Seltenheiten gehörte. Im großen Musiksalon seiner in einer engen Gasse belegenen Wohnung zeigte er mir, außer einer vollständigen Sammlung der Werke unserer deutschen Musik-Classiker in Prachtausgaben, nicht weniger als sechs Violoncells der besten Art und eine entsprechende Anzahl von Violinen und Bratschen für seine Quartettmusik; zwei Flügel und eine Menge Notenpulte vervollständigten das Inventar dieses der Musik geweihten Raumes. Ich probte stundenlang die verschiedenen Instrumente mit dem freundlichen Besitzer dieser Schätze und konnte außerdem noch in seiner ganz auserlesenen Bildersammlung eine Reihe vortrefflicher Werke der modernen italienischen Kunst bewundern, von welcher ich bis dahin in Italien nur wenig oder nichts gesehen hatte. Auf unserer Fahrt nach Sorrent wurde ich an das bekannte Wort erinnert: Wie klein unsere Welt doch eigentlich sei. In Castellamare im Hotel Royal trafen wir nämlich eine Italienerin, welche aber eigentlich eine Badenserin war und deren Büste unser Freund Tendlau vor drei Jahren in Carlsruhe modellirt hatte, ein deutsches Kammerkätzchen aus Säkkingen, das hier hängen geblieben war. Sie hatte sogar meinen Freund Scheffel in Carlsruhe gekannt, dessen „Trompeter von Säkkingen" ich just in Sorrent und Capri zu illustriren gedachte.

Soll ich die entzückende Fahrt auf der Straße von Castellamare nach Sorrent beschreiben? Das haben viele Andere schon besser besorgt, als ich es könnte. Es war zwar staubig und heiß, aber uns, wenigstens mir, erschien sie doch wie die Straße zum Paradies! Und mit dem Paradies hatte es auch seine Richtigkeit, denn wir kehrten in der Villa Rispoli ein.

Gedenke ich der Villa Rispoli*), so drängt sich in meiner Erinnerung ein Bild von Wohlleben, von heiterer Lust, von Tanz und Spiel und Jugendfröhlichkeit zusammen, das sich zur Casa Baldi in Olevano mit seinen ewigen Hammelkeulen ungefähr so verhielt, wie das Paradies sich zum Fegfeuer verhalten muß, worin ich übrigens nicht Kenner bin, habe auch nichts dagegen, so Jemand den Begriff „Capua" für das, was ich sagen will, verständlicher finden sollte.

Unser Häuptling Lutteroth hatte als sorgender Führer der Truppe bereits vor unserer Ankunft alles unsere leibliche Nahrung und Nothdurft Betreffende geregelt, billig aber gut, sehr gut, und so wurden wir bei unserer Ankunft, trotzdem wir keine Inglesi mit goldgespickten Taschen waren, so zu sagen mit offenen Armen empfangen. Wir eilten sofort durch den kühlen Garten mit seinen alten Oliven- und Orangenbäumen nach der prachtvoll steil und hoch über dem dunkelblauen Meer gelegenen Terrasse. Und da lag es nun vor uns das ganze herrliche Panorama: Vesuv, Neapel, Procida Ischia! ... Ah! ... Lutteroth kannte das schon, und während wir tief versunken in dem goldigen Anblick schwelgten und der taubstumme Tendlau fortwährend in mehr oder weniger verständlichen Ausrufen seinem Entzücken Luft machte, hatte der Häuptling auch sonst Umschau gehalten. Nun trat er zu uns und sagte — etwa wie Reiff-Reifflingen bei seiner Einquartierung in „Krieg im Frieden" —: „Hört mal', mit der Arbeit hier ist das nicht so, — aber es muß was gemacht werden, aber anders, seht mal ..." Wir blickten uns um. Eine Anzahl blonder Töchter Albions unter der Veranda auf Sesseln hingestreckt und lesend, andere Damen an seitlichen Tischen mit Handarbeit beschäftigt, denen wir bis dahin den Rücken zugekehrt hatten, beobachteten uns anscheinend schon eine Weile und suchten wohl zu ergründen, weß Stammes und Landes wir seien, und welche Sprache des Continents Tendlau eigentlich redete! Es schien mir, als ob soeben die schwarzäugige Signora Rispoli, die Tochter des Hauses, welche unter die Veranda getreten war, einige Aufklärungen gegeben hätte ... Pittori tedeschi! Die Mienen erheiterten sich. Man sah so irgend Etwas voraus, was Abwechselung in die Monotonie des Pensionslebens zu bringen versprach. Zunächst dachten wir allerdings nur an die Arbeit, wenigstens den ersten Tag ganz ernsthaft, und hatten deßhalb, um in unseren vorwiegend landschaftlichen Studien nicht gestört zu werden, welche uns zumeist weit ab von Sorrent, nach dem Deserto oder hinunter an's Meer und an andere Punkte führen mußten, die Einrichtung getroffen, daß uns besonders und zu anderen Stunden servirt wurde, als der übrigen Gesellschaft. Und wie wurden wir gehegt und gepflegt! Ich bin Zeit meines Lebens kein Gourmand gewesen und habe mit dem Magen eigentlich so lange ich denken kann, auf dem Kriegsfuß gestanden, aber hier lernte ich es schätzen, was es doch eine vernünftige Einrichtung ist, sauber und gut zu essen, und im Angedenken an die schmutzigen Trattorien in Rom, wie Carlin, Lepre und Falcone, oder gar an die Hammelkeulen von Olevano kam ich mir an der trefflichen Tafel der Villa Rispoli wie im Himmel vor. Inzwischen waren noch einige andere deutsche Freunde zu uns gestoßen, u. A. der Maler Ernst Koerner und der Secretär des archäologischen Instituts in Rom, Prof. W. Helbig mit seiner liebenswürdigen, als Clavierspielerin genialen Gemahlin, und die erste Festwoche begann mit Sonntag, dem 1. August. Es war das Fest der Santa Anna, welches, wie alle solche Feste, in Italien mit dem denkbar größten Pompe gefeiert wird, zu welchem unbedingt zwei Hauptrequisiten gehören: am Tage eine möglichst glänzende, bunte Procession und Abends unter allen Umständen ein Feuerwerk. Die Procession am Morgen war malerisch, das Fest mit dem Feuerwerk am Abend auf der grande marina und auf dem Wasser geradezu märchenhaft. Vor der kleinen, eng in die Felsschlucht hineingeklemmten Kirche auf der grande marina prasselten die Raketen und Schwärmer in die Luft, Feuerräder, Leuchtkugeln, kurz, was nur das in Feuerwerksachen, glaube ich, unübertroffene Genie des Italieners bei solchen Gelegenheiten bieten kann, knallte, prasselte und zischte. Weiße, grüne und rothe bengalische Flammen erhellten fortwährend die steilen Felswände, welche in der gluthrothen oder grünen Beleuchtung seltsam phantastisch in die blaue Luft hineinragten. Die See war spiegelglatt, von zahllosen Barken mit bunten Papierlaternen belebt, deren Spiegelbild im Wasser wie ein feurig buntfarbiger orientalischer Teppich schimmerte. Zwei Barken erregten namentlich unsere Aufmerksamkeit, die eine, reich ausgestattet und illuminirt, war mit sechs jungen Engländerinnen besetzt, welche von Castellamare herübergekommen waren, auf der anderen kleineren saß im Vordertheil eine bildschöne blonde Engländerin, welche sich unausgesetzt von bengalischem weißen und rothen Licht bestrahlen ließ, welches sie in der Form einer dicken Kerze selbst in der Hand trug, — ein ganz entzückendes Bild, an welches in meinem Skizzenbuche noch eine flüchtige Skizze, welche ich am anderen Tage aus dem Gedächtniß machte, erinnert. Wir Fünf oder Sechs waren auf einem Boote in's Meer hinausgerudert, wir sangen deutsche Lieder, und ich schlug die Guitarre der Signorina Rispoli dazu, was ich damals außer Singen auch noch konnte. Gondelfahrt, Mondschein, Illumination, Vesuv, Zitherklang

*) Jetzt Hotel Victoria.

und Gesang — es war eine richtige italienische Nacht, wie der Berliner sie sich denkt.

Zwei Tage darauf, am Dienstag Abend, war schon wieder große Festa in der Villa Rispoli selbst. Die junge Gemahlin des dänischen Ministers Wolfshagen hatte ihrem Gatten, welcher an diesem Abend in Sorrent ankam, gerade zu seinem Geburtstage — dem ersten in der Ehe — eine besondere Ueberraschung bereiten wollen. Garten und Terrasse waren mit bunten Lampions erhellt, und auf der Terrasse tanzten der Barbier von Sorrent mit drei Signorinen schon etwas vorgerückten Alters die echte und richtige Tarantella, aber meines Erachtens in sehr ruhigem und gemäßigtem Tempo. Auch ein Luftballon, der bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen darf, stieg auf und über das Meer hinaus. Das Fest endete mit einem improvisirten Tanz, welcher die Anregung zu einer größeren ballähnlichen Festa gab, welche nun wir, unter der Aegide von Mrs. Turner als lady patroness zum Sonnabend in's Werk richteten. Die Terrasse war wieder, aber noch glänzender illuminirt, auch Tarantella wurde getanzt, aber es war schließlich doch ein richtiger Ball unter italienischem Himmel auf der Terrasse in milder, schöner Sommernacht, und die jungen Engländerinnen und Italienerinnen schienen mit unseren Leistungen als Tänzer nicht unzufrieden zu sein. Die Lampions waren längst erloschen, als unser Häuptling Lutteroth noch Tarantella tanzte und die schon davoneilenden letzten Gäste dadurch zur Umkehr veranlaßte, worauf ich dann noch auf Verlangen der englischen Damen auf der Geige des Sorrentiner Paganini das Gaudeamus igitur und die Loreley spielte.

Nun hatte wieder ein humorvoller alter Garçon, welcher in dem kleinen Gartenhäuschen neben der Hauptvilla wohnte, der russische Staatsrath Nabokoff, so viel Freude an diesem Abend gefunden, daß er die theilnehmenden Herren alle auf den nächsten Tag, den Sonntag zu Nachmittag 5 Uhr, auf einen Champagner-Vespertrunk einlud. Mir kam die Sache — angesichts dieser Natur Nachmittags um 5 Uhr Champagner zu kneipen — zwar etwas außergewöhnlich vor, aber ich machte doch mit. Es war eine originelle Gesellschaft, welche sich da bei dem dicken, lustigen russischen Staatsrath zusammenfand: ein dänischer Minister, der schwedisch-norwegische Consul Clausen aus Neapel, ein englischer Marine-Capitän, ein junger englischer Kaufmann aus Neapel, ein halbes Dutzend junge deutsche Künstler und ein junger Sorrentiner, Gargiuoli, Chef eines großen Etablissements für jene Art zierlicher Holzmosaik, welche in allerlei Form von den Fremden als Andenken an Neapel und Sorrent gern in die Heimath mitgenommen wird. Der liebenswürdige Wirth, Herr Nabokoff, hatte besonders uns junge Maler in's Herz geschlossen, und in den folgenden Tagen saß er gern stundenlang im amüsanten und anregenden Geplauder mit uns zusammen. Der Champagner-Vespertrunk war glücklicherweise aber nicht von Rodensteiner Art, sondern wir konnten um 8 Uhr Abends noch ganz gerade zum Strande hinabsteigen, auf's Meer hinausfahren und wieder ein Feuerwerk, dies Mal auf der piccola marina bewundern. Ich ging sogar noch nach dieser Bootsfahrt mit dem Ehepaar Helbig in dessen Wohnung in der Villa Falcone und Frau Helbig spielte uns da die erste Schumann'sche Sonate vor in einer Situation, wie ich sie nie wieder gehört habe. Das Pianino stand in der geöffneten Verandathür, die Hörer saßen draußen auf der Veranda der Villa Falcone — wieder bezaubernde Mondnacht — Musik, Stimmung, Empfindung — Alles da!

Zum nächsten Vormittag hatte uns — nur damit wir uns nicht überarbeiteten — der junge Herr Gargiuoli eingeladen, sein Etablissement zu besichtigen, wobei es natürlich ohne Festa nicht abging. Er beschäftigte etwa hundert Arbeiter mit der Herstellung jener kleinen Holzmosaikarbeiten, welche allerlei Scenen aus dem italienischen Leben und Aehnliches darstellen und auf Kästchen, Fächern und anderen Souvenirs angebracht werden. Mit Stolz zeigte er uns neben vielen Medaillen, welche sein Etablissement auf Ausstellungen errungen hatte, auch Zeichen der Anerkennung von Seiten des Königs Victor Emanuel, eine kostbare goldene Uhr vom Prinzen Umberto und ein Schreiben von Garibaldi. Der schönste Genuß aber war, als seine Schwester, eine lebhafte junge Dame mit großen glühenden Augen uns auf seine Bitte neapolitanische Lieder mit prachtvoller Stimme vortrug und zuletzt noch mit dem Bruder Tarantella tanzte — aber anders als der Barbier mit den drei ältlichen Damen auf der Terrasse Rispoli. Zu den übrigen Gästen der Villa Rispoli waren wir inzwischen in die besten Beziehungen getreten und namentlich die beiden Kleinen des englischen Marinecapitäns hatten uns in's Herz geschlossen, und tollten mit uns herum sobald sie unserer nur habhaft werden konnten. Malte ich im Garten oder auf der Veranda, so waren sie bei mir, oder der alte Russe setzte sich zu mir, oder die Frau Minister Wolfshagen oder die Engländer und plauderten, doch läßt sich nicht behaupten, daß das Studium der Natur dabei gar zu ernsthaft genommen wurde. Aber ich saß doch auch zuweilen tagelang auf meinem Zimmer und machte Zeichnungen zum „Trompeter von Säkkingen", und es war gar lieblich arbeiten in meinem improvisirten Atelier, wenn im Salon vor demselben, wo das Clavier stand, die dunkeläugige Signora Rispoli mit heller Stimme ihre neapolitanischen Lieder sang.

So war die erste Woche und so wurde auch die zweite, mit Ausflügen zu Esel in lustiger Gesellschaft, abendlichen Promenaden und Bootsfahrten, bis endlich Lutteroth sagte: „Nun aber ist's genug; auf die Art, wenn's auch recht hübsch ist, kann das so doch nicht weiter gehen. Die See ist ruhig, hinüber nach Capri — an die Arbeit! Antonio soll morgen anspannen!" Wir murrten nicht, auch Tendlau nicht, obgleich der in Capri ebenso wenig Thon zum Kneten zu finden hoffen durfte, als hier in Sorrent oder schon früher in Olevano. Daß die See spiegelglatt war, war nicht ohne Einfluß auf unseres Häuptlings Entschluß, denn obgleich geborener Hamburger stand er doch mit Gott Neptun nicht gerade auf freundschaftlichem Fuße, weil der alte Herr ungerührt und unerbittlich immer sein Opfer von Lutteroth forderte, sobald sich dieser seinem Elemente anvertraute. Antonio, unser marinajo, erwartete uns also am anderen Tage mit seiner Barke in Massa, wohin wir zu Fuß wanderten, um die Ueberfahrt so viel wie nur möglich abzukürzen, denn der ruhigen See war doch nicht ganz zu trauen. Antonio war ein vortrefflicher Bursche; schön und schlank gewachsen, tanzte er die Tarantella, seine neapolitanische Fischermütze auf dem Kopfe, eine rothe Schärpe um den Leib geschlungen, mit bewußter Grazie, ohne Hast und Uebereilung, wie es ruhigem Manne von reifem Gemüthe ziemt. Für uns Deutsche hatte er ein besonderes tendre, er sang ganz correct deutsch: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", und erzählte von Papa Wrangel, den er, Gott weiß, wie und wann 'mal gesehen haben wollte, oder auch es sich nur einbildete. Nur vom Rudern war er kein besonderer Freund, was ihm auch Angesichts der Strecke von Massa bis Capri, der tiefblauen, spiegelglatten See und der strahlenden Sonne darüber nicht ganz zu verdenken war. Nach vergeblichem Manövriren mit dem Segel, welches uns keinen Zoll vorwärts brachte, entschloß er sich endlich auf gütliches Zureden, durch die bekannte Phrase: sta sera maccarò, seufzend dazu, mit seinem Kameraden zum Ruder zu greifen, und so näherten wir uns dann langsam, langsam bei entzückender Meeresstille und glücklicher Fahrt, dem Zaubereiland, dessen schroffe Felsen immer größer und größer vor uns aus dem Meere aufstiegen. Und Lutteroth wurde zum ersten Male nicht seekrank. Es war am 13. August 1869. Als unsere Barke endlich auf den flachen Strand der großen Marine auflief, umtobte uns ein ansehnlicher Theil der Capreser

Jugend, besonders der weibliche, mit Eseln, Geschrei und Gejohle und College Eduard Hübner aus Dresden stand in tadellosem weißen Sommeranzug am Ufer und schwenkte uns zur Begrüßung seinen weißbeschleierten Strohhut.

---

## Pariser Kritiker.

Von A. Brunnemann (Paris).

Durch die heutige französische Kritik, die ernste literarische Forschung sowohl, als die leichte Feuilletonplauderei, geht ein gemeinsamer gewaltiger Zug: eine Reaction des Gefühls und der Einbildungskraft gegen den wissenschaftlichen und materialistischen Geist der vergangenen Jahrzehnte, wo der Materialismus in voller Blüthe stand. Jung-Frankreich hat Vieles überwunden, was absolut als künstlerische Verirrung gelten muß. Es hat sich auch viel überwinden lassen, und die neuen Ideen, für die es jetzt kämpft, sind zum Theil nicht auf nationalem Boden erwachsen. George Elliot, Ibsen, Björnson, Tolstoi und Dostojewski, ja Richard Wagner haben zu diesem Ringen nach individualistischen und neuidealistischen Anschauungen lebhaften Anstoß gegeben. Ferner geht die Kritik nicht mehr, von ihren Theorien überzeugt, selbstbewußt vor. Sie ist nicht mehr jene positive Wissenschaft im Sinne Taines, der an Alles den Maaßstab seiner beiden bekannten Grundsätze stellte: 1. die erblichen Einflüsse eines Menschen unterscheiden ihn von allen Anderen, die nicht zu derselben Familie gehören. 2. die Einflüsse des Milieu unterscheiden ihn von allen Denen, die sich unter anderen Verhältnissen entwickelt haben.

Wie das stolze Nationalgefühl der Franzosen stark in's Wanken gerieth, erhielt auch jene positive Philosophie nach dem Sturz des Kaiserreiches einen argen Stoß. Es folgte ein unruhiges Umhertasten, ein Dilettiren mit der Wissenschaft, ein herausforderndes Auftreten des Individualismus und nun endlich ein Ringen nach neuen Idealen. Auch die Kritiker haben sich von den reinen Aeußerlichkeiten der „Documents humains" losgesagt und seciren den inneren Menschen. Sie haben unter der materiellen Hülle eine Psyche wiedergefunden und suchen Alles zu entschleiern, was nur irgendwie zu ihren Daseinsbethätigungen gezählt werden kann. Daher die jetzt so in den Vordergrund tretende impressionistische Kritik, bei der das persönliche Gefühl mehr entscheidet, als die streng objectiven künstlerischen Grundsätze. Ihr hängen die hervorragendsten Kritiker und Feuilletonisten Frankreichs an: Jules Lemaître, Edouard Rod, Anatole France u. A. Zu den noch streng objectiv und wissenschaftlich verfahrenden Persönlichkeiten sind Emile Faguet und Ferdinand Brunetière zu zählen.

Faguet gebührt das Verdienst, wesentlich zur Hebung der französischen Literaturforschung beizutragen, denn die vergangenen Jahrhunderte werden von den Modernen, die die Ueberfülle der Erscheinungen ihrer Zeit erdrückt und die nicht die nöthige Ruhe und Sammlung zu gerechter Beurtheilung früherer Literaturepochen finden, arg vernachlässigt oder äußerst oberflächlich behandelt. Was Faguet (geb. 1847) über das 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert geschrieben hat, sind klare, geistvolle Essays von unschätzbarem Werte. Unter den heutigen literarischen Productionen wendet er seine Aufmerksamkeit vorwiegend dem Theater zu (Notes sur le theâtre contemporain. 3 vol.) und, keiner Schule angehörend, kennzeichnet seine Beurtheilungen ein vornehmer Eklekticismus, der sie wesentlich von der impressionistischen Feuilletonkritik unterscheidet. Darum wirkt er weit trockener in der Darstellung wie sie, und es gelingt ihm nicht, auf ihre packende und fesselnde Weise das Bild seiner Zeit festzuhalten. Doch er ist unabhängig und unparteiisch, während sich die Anderen nur zu oft zu leidenschaftlichen Sympathien und Antipathien fortreißen lassen. Besonders zu schätzen ist seine maaßvolle Prüfung der Ausländerei und der für beständigen Lärm und verblüffende Ueberraschungen sorgenden jüngsten literarischen Schulen. Beiden kommt er mit lobenswerther Vorsicht und doch durchaus keiner Engherzigkeit entgegen, er versteht mit seinem Tact das Werthvolle aus dem wunderlichen Chaos der augenblicklichen Geschmacksrichtungen herauszufinden.

Rien ne dure que par la perfection de la forme et la vérité humaine au fond. Ferdinand Brunetière ist's, der sich diesen klassischen Grundsatz als Ideal hinstellt. Und, jenes Ideal vor Augen, hat es der streitbare Herr gewagt, den brutalen Naturalismus schonungslos anzugreifen, als Alles unter seiner Schreckensherrschaft zitterte und Niemand den Muth fand, dem rücksichtslosen Machthaber auch nur ein Härchen zu krümmen. Er hat den Feldzug eröffnet, an den sich bald die nach Befreiung aus platter Alltäglichkeit, trauriger Obscönität, roher Kunstlosigkeit schmachtenden, zarter besaiteten Seelen anschlossen. Er war der Erste, der Zola's „Terre" und „Pot-Bouille", diese widerlichsten aller naturalistischen Romane des gewaltigen, aber damals irre geleiteten Genies an den Pranger stellte, und die Schaar der Zola-Nachbeter wie schädliches Gewürm zertrat. Die Neu-Idealisten, die Gefühlvollen, die Schwärmer, die ernsten Ringer nach den höchsten moralischen und künstlerischen Zielen sollten ihm für seinen unerschrockenen Muth auf den Knieen danken, und doch ist kein Kritiker so verhaßt wie Brunetière. Nicht bei den Studenten allein, die ihn anno 1895 mit allerhand schmachvollen Wurfgeschossen von seinem Lehrstuhl in der Sorbonne (er las damals vor einer zahllosen Zuhörerschaft über Bossuet) vertrieben*) — auch Männer gesetzten Alters, gleichviel welcher literarischen Strömung sie angehören mögen, sind seine Freunde nicht; die Meisten nennen sich gern seine Feinde. Der akademische Kritiker ist der Antipode des französischen Geistes, der pedantische Nörgler, ein hochgelehrter Herr, eine Autorität in seinem Fache, aber trotz alledem eine sehr unsympathische Erscheinung. Er ist durchweg französischer Classiker. Er befolgt die strengsten Grundsätze: des ideés fondamentales, wie er sie nennt — sie entsprechen den höchsten künstlerischen Idealen aller Zeiten. Er verfügt über ein umfassendes Wissen; niemals werden wir bei seinem geistvollen Verfahren des Vergleichens und Gegenüberstellens verschiedener Literaturerscheinungen auf eine nur oberflächliche Kenntniß auch der entlegensten Dinge stoßen, — und doch — wen erwärmen seine Beurtheilungen! Dafür freilich belehrt er — dies jedoch wiederum auf recht einseitige Weise. Der Allmächtige der Revue des deux Mondes ist engherzig, einseitig und von galligem Temperament. Er besitzt nicht den klaren Blick eines vorurtheilsfreien, großdenkenden Menschen. Da sitzt ein wunderlicher Vogel vor ihm, der seinem Schönheitsideal nicht entspricht, doch einige prächtige Federchen schmücken sein häßliches Gefieder. Er zeigt sie uns nicht. Eine nach der anderen zupft er die unscheinbaren Federn ab — dann wohl spricht er von den paar hellen Ueberbleibseln auf dem traurigen Balg! Was können sie noch mildernd oder verschönernd zu seinem abschreckenden Bilde beitragen? Wir wenden uns entsetzt davon ab. So verleitet ihn sein Verfahren zu Strenge und Ungerechtigkeit. Sein Buch über den „Roman naturaliste" hat große Verdienste, es laufen aber manche schiefe, einseitige Beurtheilungen mit unter. Man lese die Capitel über Flaubert und Maupassant, hier ist er nicht im Stande, die Größe dieser Persönlichkeiten zu erfassen. Weit bedeutender sind seine Studien über das 17. Jahrhundert, das er wie kein Anderer kennt; ja seine Collegen werfen ihm nicht mit Unrecht vor, es habe ihm das

*) Die Antrittsrede Brunetière's in der Académie française, in welcher er gegen die Journalisten eiferte, hatte die jungen Leute zu solchen Kundgebungen ihrer Entrüstung veranlaßt.

Verständniß für die Neuzeit geraubt. Er geht in seiner Vorliebe dafür so weit, die Eliteschriftsteller des Siècle Louis XIV. nachzuahmen, und befleißigt sich eines archaïsirenden, durch langen Periodenbau erkenntlichen Stiles, der gleichfalls dem heutigen französischen Geschmack zuwider ist. Selbst sein Vortrag unterscheidet sich nur wenig von seiner Schreibweise, dabei läßt er keine Gelegenheit vorübergehen, seine hohe Gelahrtheit in Wort und Schrift an den Tag zu fördern. Dieser Typus des deutschen Gelehrten, verbunden mit französischer Eitelkeit, ist ein Doppelwesen, das sich bei seinen Landsleuten geradezu verhaßt gemacht hat. Die letzten Sympathien verscherzte sich der schroffe, rücksichtslose Mann durch seine reactionären, ultramontanen Bestrebungen, die ihren Culminationspunkt in der von allen Seiten angefochtenen Schrift: La banqueroute de la science fand.

Ein temperamentvoller Franzose wird kaum eine schwerfällige Kritik Brunetière's geduldig lesen, weit eher läßt er sich vom Onkel Sarcey etwas vorplaudern, obgleich der biedere Alte nichts weniger als ernst zu nehmen ist und ihn auch jetzt kein Mensch mehr ernst nimmt. Sarcey steht völlig außerhalb der modernen Bestrebungen und der streng wissenschaftlichen Forschung — mit den Männern von heute hat er nur den esprit gaulois gemeinsam, der bei ihm auch schon in's Breite und Plumpe entartet ist. Aber man bedenke, er ist der Nestor der französischen Theaterkritiker, der seit nahezu 30 Jahren das Montagsfeuilleton des „Temps" schreibt, sich nun überlebt hat und die Neuzeit nicht mehr begreift. Nun aber ist er ein sympathisches Original, an das sich die Pariser gewöhnt haben und es heißt bei ihnen: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern!" Trotzdem ihn die pietätlose Jugend gerne verspottet, klingen seine einstigen Tugenden und Vorzüge noch in seinen „lundis" an: ein humorvolles Wohlwollen, große Gutmüthigkeit, eine Vorliebe für klare Ideen und klare Ausdrucksweise nach dem Ausspruch Voltaire's: „Ce qui n'est pas clair n'est pas français," den die Modernen nicht immer beherzigen. Er verkörpert aller Empfindungskünstelei gegenüber den gesunden, wenn auch etwas prosaischen Menschenverstand. Er ist das Theaterorakel für die Durchschnittsphilister, die auf leicht faßliche Weise unterhalten sein wollen, sich aber nicht in allerhand tiefsinnige psychologische und sociale Probleme versenken mögen. Sie freuen sich über seine unerschöpfliche gute Laune, seine derben gallischen Späße, und es gelingt ihm, sie ganz von der Verrücktheit des Modernen und Ausländischen, das das Théâtre libre und das Théâtre de l'oeuvre zu Tage fördern, zu überzeugen. Sehr oft ruft er ihnen zu: hier sollen die und die Probleme gelöst werden, versteht ihr etwas davon? Nein! Ich auch nicht! Folglich gebt Euch zufrieden, das Stück taugt nichts.

Ernstere literarische Persönlichkeiten und die für alles Neue begeisterte Jugend behandeln ihn selbstverständlich als: „Celui qui ne comprend pas". Sarcey ist vorzüglich da, wo er mit dem gesunden Menschenverstand allein auskommt. Will aber ein Werk mit Geist und Gefühl zugleich erfaßt sein, erschließt es uns eine andere Anschauungs- und Empfindungswelt, als die althergebrachte — dieses Werk, und wäre es noch so tief und von Ewigkeitswerth, ist ihm gleichgiltig. Mit der harmlosen Naivität eines großen Kindes und etwas gutmüthig plumpem Spotte schreibt oder sagt er (er ist noch immer als literarischer Causeur besonders bei den Damen beliebt): „Ça m'est bien égal — je n'y comprends rien."

Was Sarcey an Verständnißlosigkeit sündigt, macht sein College Jules Lemaître*) vom „Journal des Débats" wieder gut. Dieser hochbegabte Schriftsteller, der sich überraschend schnell die Gunst des Publikums erworben hat, steht heute auf der Höhe seines Schaffens, als Hauptvertreter der impressionistischen oder subjectiven Kritik, der die Modernen fanatisch anhängen. „Ich liebe nur das Ich in mir oder Anderen," sagt er, „ich bin kein vollkommener Kritiker, sondern ein Mensch, wie alle Anderen, denn der vollkommene Kritiker soll nur die abstracte Schönheit, vom persönlichen Gefühl losgelöst, lieben." Man mag sich zu Lemaître's Grundsatz stellen wie man will, ihn auch für einen schlechten Kritiker halten — immer wird er fesseln. Keiner hat es verstanden, wie er, uns von dem so unruhig suchenden, nach Idealen ringenden und wieder in Skepticismus und Pessimismus verzweifelt zurücksinkenden modernen Geist ein klares Bild zu geben. Keiner wie er verstanden, die vielgestaltigen, mit mannigfachen fremden Elementen durchsetzten Strömungen der neuesten Literatur anschaulich zu machen, mit liebevollstem Eingehen auch auf das dem französischen Wesen Fernliegende. Keine Erscheinung der Weltliteratur ist von ihm unbeachtet geblieben; in der kurzen Zeit seiner Pariser Laufbahn (er bekleidete früher eine Professur in der Provinz) hat er bereits eine Ueberfülle vorzüglicher Essays über Alles, was sich irgendwie in der literarischen Welt ereignete, geschrieben. Kaum ein Geist ist mit so überraschender Elasticität und so feinem Verständniß für die entgegengesetzten Erscheinungen der complicirten Menschennatur ausgestattet, wie er. Er vermittelt die Lösung der schwierigsten psychologischen Probleme; er beurtheilt mit warmer Beredsamkeit, an der sein ganzer innerer Mensch Theil nimmt, die heutigen moralischen und religiösen Bestrebungen. Aus seinem ganzen Werk spricht eine Persönlichkeit zu uns, die sich lebhaft am Kampfe gegen den Naturalismus und Materialismus betheiligte, jede, wenn auch nur ganz geringe Aeußerung neu-idealistischer Ideen freudig willkommen hieß, und sich selbst aus Renan'schem Skepticismus und mancherlei, besonders durch Tolstoi beeinflußten inneren Wandlungen zu einer Weltanschauung hindurchgerungen hat, die wir am besten durch seine eigenen Worte wiedergeben:

„Was das Credo der neuen Zeit sein wird — es ist nicht leicht aufzustellen, doch wir wollen's versuchen: Ich glaube, die Menschheit geht, obwohl sehr langsam und mit vielen Haltepunkten und Rückschritten einem besseren Zustand entgegen, wo die Gerechtigkeit vollkommen verwirklicht, das Leiden geringer, die Wahrheit besser erkannt sein wird, nennen wir es einem Ideal . . . . . Ich glaube, daß alle Menschen wirklich solidarisch für einander verpflichtet sind . . . . Ich glaube, daß unser Interesse, unsere Freude darin besteht, etwas Anderes als uns selbst zu lieben, für die, welche wir lieben, zu arbeiten und darüber hinaus unsere Kräfte für die ganze Menschheit einzusetzen."

Verwandt mit ihm sind Edouard Rod und Paul Desjardins. Ersterer ist ein grübelnder gequälter Geist, von tiefer Sehnsucht nach einem Ideal erfüllt, der sein eigenes Bild in dem seltsam tiefsinnigen Roman: Le sens de la vie gezeichnet hat und zu dem Schluß gekommen ist: „Das Leben hat nur einen Sinn für die, welche lieben und glauben." In seinen durchaus subjectiven literarischen Essays sucht er vorwiegend die Geister auf, die seinem innersten Empfinden zumeist zusagen oder in derem Banne er einst gestanden: Leopardi, Schopenhauer, Wagner. Seine Studien über „Les idées morales du temps présent", die Desjardins gewidmet sind, wollen Alles das hervorheben, was an neu-idealistischen Theorien: La réligion de la souffrance humaine und La théorie du Pardon et de pitié, in den Werken der ernsthaftesten französischen Autoren enthalten ist. Er offenbart sich hier als ein großherziger Moralist.

Paul Desjardins hat in einem feinsinnigen Bande: Esquisses et Impressions gleichfalls literarische und künstlerische Betrachtungen niedergelegt. Aus ihnen spricht eine überzarte Sensibilität, ein köstlicher Humor, vor Allem aber eine tiefinnere Begeisterung für Alles, was das Hervorbrechen der Seele im modernen Menschen andeutet. Seitdem der auf-

*) Ueber Jules Lemaître, geb. 1853, hat die „Gegenwart" bereits einen Sonderaufsatz gebracht. (Nr. 24, 1896.)

opfernde Mann die „Union pour l'action morale“ begründet hat, tritt er als praktischer Reformator hervor und verzichtet mehr und mehr darauf, seine Ideen theoretisch zu verkünden.

Anatole France endlich ist der interessante Erbe des späteren Renan'schen Geistes und zeigt sich in seiner „Vie littéraire“ gleichfalls als durchaus subjectiver Kritiker: „Es giebt ebensowenig eine objective Kritik, als es eine objective Kunst giebt,“ sagte er einmal. „In Wahrheit können wir niemals aus uns heraus; das ist unser größtes Elend. Was würden wir nicht darum geben, könnten wir nur einmal Himmel und Erde mit dem feinen Auge einer Fliege betrachten oder die Natur mit dem rohen, einfachen Gehirn eines Orang-Utang verstehen! Wir sind in unsere Persönlichkeit wie in einen Kerker eingeschlossen. So wollen wir uns ehrlich gestehen, daß wir jedesmal von uns selbst sprechen, wenn wir nicht die Kraft in uns fühlen, zu schweigen.“

Während seine Collegen Gefühl und Herz mehr in den Vordergrund treten lassen, steht er mit souverainem Verstande jenseits von Gut und Böse; Alles was er schreibt, durchweht die feine, liebenswürdige Ironie eines geistreichen Sceptikers. Nur selten nimmt sie die Form beißender Satire an. Verhaßt ist ihm das Unkünstlerische, das Rohe und Plumpe — alles Moralisiren aber steht ihm fern. Den Naturalismus bekämpfte er wegen seiner brutalen Schreibweise, seiner Vorliebe für das Banale und Gemeine, seiner Behandlung der Menschheit als Masse, der zufolge das Individuum und jede tiefere Psychologie gänzlich in den Hintergrund gedrängt wurden. Seine meisterhafte Beherrschung der Sprache, seine knappe, klare und doch so glänzende Ausdrucksweise, sein edles Kunstempfinden gestalten das Lesen seiner Essays zu einem seltenen Genuß. Gern, jedoch nicht immer, wirkt er zersetzend. Wer etwas tiefer in sein Wesen einzudringen versucht, wird weit öfter, als er erwartet, einen etwas melancholischen Ernst, eine echte Gefühlswärme als Grundtöne aus den geistreichen Fioriturен herausklingen hören. Mehr als einmal wird er hier den Verfasser eines der köstlichsten, gemüthstiefen französischen Romane: „Le Crime de Sylvestre Bonnard“ wiederfinden.

Von den jüngeren Kritikern, die ihre nicht immer gleichwerthigen Aufsätze in den gelesensten französischen Revuen und Tageszeitungen veröffentlichen, schließt sich Pellissier mehr an Faguet, René Doumic an Lemaître an. Doumic hat in einem Bande: „Les jeunes“ recht durchdachte und außerordentlich belehrende Studien über die „jüngsten“ Romanschreiber, Poeten und Dramatiker veröffentlicht. Er bringt ihnen viel Wohlwollen, jedoch auch die durchaus nöthige Vorsicht entgegen, die die fanatischen Anhänger des Modernen, die Heißsporne oder überspannten Köpfe der Revue blanche und des Mercure de France nicht besitzen. Ihre Verhimmelungen modernster Erzeugnisse sind nur mit einer starken Beschränkung aufzunehmen. Eine Ausnahme macht Charles Morice, der ein recht gutes, doch nur wenig bekanntes Buch: „La littérature de tout à l'heure“ geschrieben hat.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Eine Illusion.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Armand blieb nicht lange bei seiner Lüge: „Der Doctor meinte“, denn er brauchte ja gar keine Cur; aber jeden Vormittag begleiteten er und Tila Großmütterchen zum Sprudel; dann frühstückten sie und brachten darauf Großmutter ermüdet heim, und dann gingen sie zusammen spazieren, in die Berge hinein. Und es waren Stunden voller Seligkeit, die Tila's Augen feucht machten, Stunden, die sie zusammen durchwandelten, Seite an Seite, ihre Schritte im gleichen Tact, dem Zweivierteltact eines frohen Marsches, die langsam sich aufwindenden Pfade hinan, unter dem wie mit kleinen Goldstücken durchsäeten Schatten des rothbraunen Buchenlaubes, unter der Düsterkeit der Tannensäulen, unter dem Silber der bleichstämmigen Birken. Und wie Fächer rundeten sich die Farren, Blatt an Blatt, ihre Stengel graziös unter den Büscheln versteckend. Ach, die Herrlichkeit, der stille Genuß dieses einsamen Zusammenseins, zwecklos, der Wegweiser kaum achtend, die Schritte dem Zufall des Weges anpassend. So waren sie auch einmal in einer regendrohenden Atmosphäre in den Bergwald gegangen, wo sie keinem Menschen begegneten und waren überströmt worden von der senkrecht niederplätschernden Fluth. Aber im sicheren Schutze ihrer Regenmäntel, waren sie gleichgültig weiter gewandert, so ruhig wie Spaziergänger durch den Sonnenschein wandern, und Tila hatte sogar ihren Regenschirm geschlossen, um seinen Arm besser fassen, sich an ihn drücken und unter seinen Schutz fliehen zu können. Und während das Prasseln des Regens noch andauerte und sie den Fall schwerer, dicker Tropfen auf dem kleinen seidenen Dache hörten, waren sie nach und nach, ganz allmälig, an das Rohanskreuz gelangt, das still dastand, überwässert von der Fluth der Wolken, und da war es ihnen, als sei es ein Christus, gekreuzigt und schmerzvoll niedersehend auf das Thal zu seinen Füßen, tragisch in dem Gewitterregen wie einst in der Nacht auf Golgatha. Und sie hatten sich unter das Kreuz gesetzt, dicht an einander geschmiegt, den Schirm über sich, wie zwei durchnäßte Vögel unter einem kleinen Dache. Von den Spitzen des Schirmes fielen durchsichtige, fast silberglänzende Strahlen. Vor ihnen, in der Luft, jagten sich die wilden Wolken wie barbarische Horden, wie düstere Legionen, die den Himmel zu stürmen schienen, grau und schwarz; rollende Streitwagen und sich aufbäumende Rosse, Massen von auf einander stürmenden Kriegern und jauchzenden Walküren. Und Alles farblos, grau und schwarz, und dicke Nebel schleppten sich wie Rauch über das Thal und die Stadt und hinunter in die Tiefe. Und so waren sie Beide lange dort geblieben. Schweigend, durch die Wärme ihres sich aneinander Schmiegens fühllos gegen den Regen. Und nun empfand er, daß sie ein Weib war und nicht eine Illusion, nun erkannte er es unter ihrem triefenden, rothen Regenmantel, da sah er es ihr an, wie sie sich selig an ihn schmiegte, dicht an ihn, ihre Schulter gegen seine Brust gedrückt, ihren Arm auf sein Knie gestützt, hülflos und liebevoll.

* * *

Nach jenem Tage wollte es Tila scheinen, als fühlte er einfacher für sie, als umfaßte er ihre Finger mit einer wärmeren, zärtlicheren Empfindung, als klinge jetzt seine Stimme weniger mystisch.

„Die Wirklichkeit, die Illusion ist, wir werden sie finden, nicht wahr Tila?“

„Ja, wir werden sie finden“, hatte sie ihm leise, glücklich lachend geantwortet, und ganz rasch, zwischen den dichten Säulengängen der Tannen, hatte er sie an sich gedrückt; da hatte sie erst die Kraft seiner Arme gefühlt und dann seinen Mund, das Gekräusel seines Schnurrbartes auf ihrer Wange. Und sie lebte nun ganz im Traum ihrer Liebe; nichts war mehr in ihr, außer ihrer Liebe. Sie schrieb keine einzige Zeile mehr; ihre Seele war zu erfüllt von dem Einen, dem Einzigen, von Ihm. Wenn sie las, dann sah sie zwischen ihren Augen und den Seiten ihres Buches sein Bild. Es wunderte sie das sehr, und sie erinnerte sich deutlich, wie sie oft dergleichen in Romanen gelesen und es dann immer nur eine Banalität genannt hatte: jenes Bild zwischen dem Buch und den lesenden Augen und nun? — nun sah sie es ganz deutlich, wie eine Photographie. O die banalsten Bilder, die trivialsten Ausdrücke in Büchern waren einmal, ein einziges Mal, die zartesten Aeußerungen eines feinen Gefühlslebens, das erste Mal, da sie gebraucht wurden, und sie sind nun die banalsten, die einst die herrlichsten waren! Wozu also noch dichten, Verse machen? Die Worte, die, aneinander gereiht, eine Stimmung malten, trogen immer: sie gaben das niemals

wieder. Und ihre Stimmung war nicht mehr die einer Dichterin, einer Künstlerin. Ach, was lag ihr jetzt an ihrer Kunst?! Ihre Stimmung war weiblich, ganz und echt weiblich, und weiter war nichts in ihr. Leer war ihre Seele, leer, und in jener Leere stand ihre Liebe, die wie ein Blüthenbaum Alles mit Blumen bestreut. Nur ihn und nichts als ihn; nichts als das drangvolle Jubeln seines Namens. O Gott, nichts als ihn, ihn! Der Gedanke an ihn, sein Bild, sein ganzes Sein umfloß sie wie eine Atmosphäre von Licht, umfing sie wie ein Gott seine Geliebte umfängt mit einer Wolke von Licht. Nur er, er allein, ihr Seelenkönig, ihr Mysterium, in ihre Seele eindringend, und ihre Seele, die leer ist, leer und in einem einzigen Augenblick in seinen feurigen Flammen steht! Und das Alles in Versen zu sagen, für Menschen, die ab und zu einmal zum Zeitvertreib Verse lesen? Wozu? Nein, jene Gluth behielt sie in sich, ihre Flammen in sich selbst, im strahlenden Sonnentempel ihrer Seele, herrlich, wohlthuend und gut. Das war Gott, das war das Höchste! Kunst — ein Hirngespinnst! Weib zu sein in der Liebe — das ist die Wirklichkeit, die himmlische Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die zugleich Illusion ist.

* * *

Ungeöffnet blieben die Correcturen zu „Jesus von Nazareth" auf Tila's Tisch, zwischen ihren Handschuhen und Armbändern. Sie wuchsen zu einem kleinen Stoße — und jeder Tag fügte dem Stoß einen neuen Bogen hinzu, und daneben Briefe des Verlegers — diese geöffnet —, der um Beschleunigung bat. „Ich werde gar nicht fertig mit diesen dummen Correcturen; sie sind mir so langweilig, und ich bin auch gar nicht bei der Sache!" sagte sie mit coketter Gleichgiltigkeit zu Armand. „Willst Du mir wieder helfen?"

Gewiß wollte er das, und so gingen sie an einem schönen, sonnigen Tage den Veitsberg hinan, der so einsam, ganz einsam daliegt mit seinem blassem Grün unter der Blätterhülle der Bäume. Und sie setzten sich in's Grün, in den kaum erleuchteten Schatten. Mit seinem Taschenmesser öffnete er die Kreuzbänder und verbesserte die Correcturen selbst, während Tila mit einem Mal vor diesen Perlenreihen von Versen sich faul im Grase räkelte und zahllose Hälmchen zerbiß, den Kopf gegen seinen Arm gelehnt, den einen Fuß auf dem anderen Knie schaukelnd. Und sie summte vor sich hin, ganz leise, während sie das Köpfchen leicht nach dem Tact bewegte.

„Sei still, Tila, ich kann nicht schreiben." Sie lachte ihn aus, machte noch lebhaftere Bewegungen, und plötzlich aufjauchzend knipste sie ihm den Bleistift aus der Hand.

„Laß doch die langweiligen Correcturen!" Sie war wie ein unartiges, kleines Kind, und plötzlich riß sie ihm alle Bogen weg und schleuderte sie mit einem großen Schwunge in die Luft, so daß sie bald hier- bald dorthin flatterten und dann niederfielen, so schwerfällig, langsam und plump, so gar nicht wie Vögelchen, die dummen viereckigen Bogen Papier!

„Aber Tila!..." Doch sie lachte, lachte nur.

„Sie können nicht einmal fliegen, meine Verse!" Er schüttelte lächelnd den Kopf, suchte von seinem Platze aus den Bleistift und sammelte rechts und links die Blätter. „Nun ist Alles durcheinander!"

„Ach, so laß doch!"

„Liegt dir nichts daran?" Sie schüttelte den Kopf. „Aber warum nicht?"

„Deinetwegen, Du bist mir nun Alles." Er streichelte ihr mit stolzem Lächeln das Haar, aber blieb wie immer ein wenig praktisch, auch in dieser Liebkosung. „So wird Dein Buch freilich nie fertig, Tila."

Sie wurde ärgerlich, daß er immer wieder mit dem „Jesus von Nazareth" kam. „Du bist eigensinnig", schalt sie ihn, „ich will nicht, daß Du sie durchsiehst, ich will nicht." Dann fügte sie sich plötzlich wider seinem Willen, ganz seine Sclavin: „Nun, dann thue es nur, wenn Du's gerne möchtest... Ich werde so, ganz stille liegen bleiben. Darf ich das? Stört Dich das nicht?" Und sie rührte ihren Kopf nicht mehr und lag da wie schlafend, während er die Buchstaben ausstrich und verbesserte auf dem Weiß der Ränder. Aber vor seinen Augen glitten sie hinweg, die schönen Verse, eine Zeile nach der andern, und wenn er falsche Buchstaben aus den Worten strich oder sie durch ein Komma trennte oder durch einen Strich verband, da fühlte er sich wie ein Goldarbeiter, der Juwelen fein in Gold einpaßt. Und seine Anbetung wuchs. Wie war es nur möglich, daß sie dies Alles geschaffen hatte, sie diese Visionen gehabt, diese tragische Musik einer herben Leidenstragödie in sich gefühlt, diese aus sieben Wunden blutende Menschlichkeit in sich empfunden, diese Menschen geschaffen in ihrer Phantasie! Sie, Tila, das bleiche Kind mit dem bläulichen Blute, so blaß, daß es oft schien, als müßte sie ohnmächtig werden, sie hatte all' dies machtvoll gefühlt, es machtvoll geschaffen in ihrem Hirne, sie hatte es mit macht voller Stimme herausgesungen in ihren Versen! Und nun lag ihr daran nichts mehr, war es werthlos für sie, um seinetwillen, um ihn, der doch nur ein Mann war, eine Wirklichkeit, kein Ideal! Scheu blickte er sie von der Seite an, sah auf ihr glänzend-schwarzes Haar nieder. Still lag sie da, unbeweglich, wie ein artiges Kind, um ihn nicht mehr zu stören, und ihre zerbrechlichen weißen Hände, wie Spielsachen aus Elfenbein, ruhten schlaff in ihrem Schooße. Und ein unbändiger Stolz, daß sie jetzt den heiligsten Schatz, ihre Kunst, mißachtete, um ihn, um ihn allein, erwachte in ihm, und er kam sich vor wie ein Baum, der seine Zweige schützend über sie breitet, über das liebe, süße Kind, über die kleine Sängerin, die selbst von ihrem Liede so gering dachte. Zu seinen Füßen goß sie ihre Kunst aus, so, wie hier in ihren drei Sonetten Maria Magdalena aus alabasternem Kruge den Balsam ausgoß über die Füße ihres Herzgeliebten, sie waschend in dem herrlichen Dufte, sie trocknend mit dem goldenen Vließ ihrer langen Haare...

„Was sind das für Pflänzchen, die hier überall wachsen?" Er hörte, in die Vision seines Stolzes verloren, nur ihre Stimme, ihre Worte verstand er nicht gleich. „All' diese blaßgrünen Pflänzchen, was ist das?"

„Ich weiß nicht, Tila."

Sie schwieg einen Augenblick; dann wieder: „Ach sieh nur den Vogel dort, der vom Zweig herunterhüpft, grün mit rother Brust... ist das ein Rothkelchen?"

„Ich weiß es wirklich nicht, Tila."

„Ach, Du weißt nichts. Weißt Du denn wenigstens, was das hier für Bäume sind?"

„Buchen sind es wohl nicht." Sie lachte laut auf. Sie hatte ihm den Kopf zugewandt und sah in sein etwas verlegen emporblickendes schönes Gesicht, das die Augen mit den hochgezogenen Brauen auf jenen merkwürdigen Vogel und auf alle jene merkwürdigen Bäume richtete. Nein, er verstand nicht viel davon, und sie wußte auch gar so wenig von der Natur, und sie war doch eine Dichterin; wie war das nur möglich? „Man braucht nicht Professor der Philosopie zu sein, um Verse schreiben zu können," entschuldigte sie sich, „aber man sollte die Natur doch wenigstens kennen."

„Man kann die Natur kennen, auch ohne alle die Namen zu wissen, die die umständlichen Menschen Allem gegeben haben."

„Aber ich kenne die Natur nicht, ebenso wenig wie Du, und darum schreibe ich auch schlechte Verse."

„Das ist nicht wahr, Tila."

„Ich mache sehr schlechte Verse."

„Das glaubst Du ja selbst nicht."

„Doch, sie sind nichts werth."

„Du bist ein echter Gefühlsmensch, und darum schreibst Du auch sehr schöne Verse."

„Ein Gefühlsmensch... und Du, Du auch?"

„Ich? Ein wenig."

„Und bist Du stolz darauf daß Du das bist?"

„Ja, denn das erhebt uns über den Pöbel."

„Und glücklich — bist Du glücklich dabei?"

„Ich bin stolz darauf."

„Und glücklich?"

„Ja, wenn ich mich ganz meinem Gefühl des Stolzes überlasse."

„Wie herrlich muß das sein! Ich bin nicht stolz und nie glücklich. Ich verlange immer zu viel. Sogar von Dir. Du giebst mir nie, niemals genug, und ach, Du liebst mich doch so schön, so herrlich, nicht wahr? Aber ich kann niemals aufhören zu verlangen, ich habe nie, nie genug."

„Werde ich Dich denn nie glücklich machen können?"

„Ganz glücklich? für immer glücklich? Nein! Aber Du kannst mir Augenblicke der Ekstase verschaffen, die so wunderbar schön sind, daß ich gern alle Leiden für sie erdulden will. Du bist mein Gott . . . darf ich Dich anbeten?

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich will nicht, daß Du Dich vor mir erniedrigst."

„Aber ich will es."

„Dann soll es niemals sein, Tila, denn ich könnte nicht ertragen, daß Du weniger wärst als ich. Das ist gerade meine Liebe zu Dir, daß ich Dich so hoch über mir fühle, — eine Illusion . . ."

Ja, so war es. Wie er sich auch zwang: sie konnte für ihn nicht lange Weib bleiben, sie entkörperte sich wieder, sie wurde wieder Illusion. Ganz, plötzlich empfand er das: seine Worte waren ihm, kaum gedacht, entfallen, denn sie waren ihm zu natürlich gewesen. Ein schwebendes Gefühl, etwas wie Reue, daß er sie nicht unausgesprochen gelassen, ging durch seine Seele. Sie aber sank zurück, wandte den Kopf ab und ließ ihn dann wieder auf seinen Arm niedersinken. Er starrte vor sich hinaus, in's Leere, die Blätter nicht mehr sehend: da entflog eines derselben, müde flatternd bis auf den Weg. Und plötzlich hörte er sie leise, wie in einem Traume der Wehmuth sagen:

„Eine Illusion . . . eine Illusion, die Wirklichkeit ist . . .! Das ist nicht möglich, niemals! O, Glück! Glück! Glück ist Illusion, nichts als Illusion, nur Illusion; und nur Schmerz ist Thatsache, nichts als Thatsache, nur Thatsache. Glück ist Einbildung, Ekstase, Illusion; Glück ist nie, niemals Thatsache, kann nie Thatsache sein, doch der Schmerz immer . . .!" Wie ein trauriges Orakel zitterten ihre Worte leise in dem durchsichtigen, hellgrünen Schattenlichte, und eine Wolke schien sich über sie zu breiten, finster und kalt, sodaß er wie schützend seinen Arm um ihre Taille legte und mit seiner Hand ihren Kopf an seine Schulter drückte. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Ferse des Achilles.

Nun hatte sich auch der letzte Gast verabschiedet, der aufdringliche Novellenschreiber, den man eigentlich nur deßhalb immer noch einlud, weil seine Frau vor Jahrzehnten einmal für schön gegolten hatte und weil er selbst, Gott weiß aus welchem Grunde, bei den Druckern und Papierlieferanten für wohlhabend galt. Mit Verlegern hatte er nämlich sein Lebtag lang nicht zu thun gehabt. Herr Rudolf Mosse sandte ihm einen bösen Blick nach — denn Herr Rudolf Mosse liebte es, wenn seine Angestellten pünktlich und in geschlossener Phalanx aufbrachen. Leute, denen man dann und wann etwas für's Feuilleton abnimmt und die auf wohlwollende Notizen Anspruch erheben, zählen aber zu den Angestellten. Es geht durchaus nicht an, daß sie sich Freiheiten herausnehmen, die im Mosse'schen Hause kein Bankdirector wagt und die man höchstens den adligen Mitgliedern des Officiercorps oder der Diplomatie verzeihen würde — Gentlemen, die es leider vorziehen, überhaupt nicht in dem Hause zu erscheinen.

„Eigentlich war's wieder recht nett", bemerkte der Palastherr mit einer leichten Wendung zu seiner Gattin hin, die müde das stark parfümirte Batisttuch auf den Mund drückte. „Geistvolle Leute, das muß man ihnen lassen. Den ganzen Abend über ein Feuerwerk von Witz und Laune — ich bin überzeugt, die im Schlosse haben's nicht so!"

„Sie essen ein Bischen viel", erwähnte Madame, die sich trotz ihrer literarischen Neigungen einen scharfen Blick für das Wirkliche bewahrt hatte und die den Appetit der Dichter so gut wie die ihr zur Prüfung vorgelegten Romane zu beurtheilen wußte. „Und die Diener schimpfen immer über das Trinkgeld. Von Noblesse keine Spur!"

Der Eigenthümer des Berliner Tageblatts zuckte die Achseln. „Culturdünger!" sagte er dann mit seinem feinsten Lächeln. „Aber so lange ich sie neben mir sitzen habe, vergesse ich das und freue mich an ihnen. Es wird da doch eine Menge Verstand und Scharfsinn verpulvert, nur daß sie in ihrer Jugend zu dumm waren, ihn richtig anzuwenden, daß sie die Feder zum Phantasieren und Politisiren statt zum Rechnen benutzten — das sollten wir ihnen nicht allzu übel nehmen. Und schließlich — man braucht sie doch!"

„Du bist ihnen immer ein guter Brodherr gewesen", sagte Madame anerkennend. „Lange vor den Februarerlassen vor 1890."

„Man denkt social —"

„Aber es ist etwas Weichlichkeit dabei, die ich vielleicht an Anderen, doch nicht an Dir liebe. Du überschätzest immer noch die Literatur —"

Herr Rudolf Mosse lachte laut auf.

„Bitte, unterbrich mich nicht. Ich weiß, was Du sagen willst. Es fällt mir nicht im Traume ein, der hoffentlich bald kommen und recht süß sein wird, auf Deinen heutigen Toast anzuspielen. Daß Du das Kroppzeug darin Deine lieben und werthen Mitarbeiter genannt hast, ist selbstverständlich; Du hast eben eine gute Erziehung genossen und weißt, was sich schickt. Ich spreche von ganz etwas Anderem. Ich meine, Du siehst das Blatt noch immer nicht mit den rechten Augen an."

„Höre 'mal!" Herr Mosse wurde aufmerksam und wandte den Blick von der dunklen, regenfeuchten Straße auf seine Frau.

„Ihr Männer habt eben alle Eure schwachen Stunden, und so bildest auch Du Dir manchmal ein, das Blatt übe durch den oder jenen guten Artikel, den es enthält, durch gediegene Sensationen oder sonst was Gekabeltes einen gewissen Einfluß aus. Deutlicher gesagt, Du bist wirklich der Meinung, daß Deine Redactionsbeamten, Deine auswärtigen Commis, Deine Entdeckungsreisenden und all' das andere Gewimmel an Deinen — pardon — moralischen Erfolgen betheiligt sind, daß Du ihnen sozusagen Etwas verdankst, wenn auch natürlich lange nicht so viel, wie sie Dir! Du hältst immer noch den Text für etwas relativ Wichtiges, bist immer noch zu undankbar gegen Dich, gegen das in Dir verkörperte, heilige Inserat!"

Herr Mosse steckte die Hände in die Hosentaschen.

„So lange das Blatt jung war, hatte diese Ansicht ja in der That Manches für sich. Doch heute! Heute! Sieh 'mal unsere Nachbarn an! Glaubst Du wirklich, daß Wertheim's ihre Commis mit solchen Schwärmeraugen betrachten? Unsinn! Die Idee des Geschäftes, das ist Wertheim. Die Handlungsdiener und die Weiber braucht er, weil er nicht zehntausend Hände hat. Indessen, der Kopf! Und es genügt ein Kopf. Das ist er. Genau so liegt es doch beim Blatte. Du kannst nicht selber alle Leitartikel gegen die Brodwucherer schreiben, kannst nicht selber zugleich in Paris die vermaledeite Dreyfusdummheit mitmachen und von Wien aus die Deutsche Bank pisacken, wegen ihres Luegergeschäftes. Et cetera! Dafür brauchst Du eben Leute. Die Leute bezahlst Du angemessen, und wenn sie nicht gut thun, schmeißt Du sie hinaus. Alle Ehre, wenn Du sie hier jährlich einmal bewirthest! Was da immer an Tischzeug draufgeht — als ob Rothwein Confetti wär' und sie bewürfen sich damit!"

„Na ja! — die liberale Idee — das stimmt ja, die ist von mir. Und sie vertreten sie, weil ich's so haben will —"

„Paperlapapp! Liberale Idee!"

„Erlaube gütigst! Die schafft uns doch unsere Anhänger. Und für deren Ausbreitung kämpfen wir doch! Ganz ohne Scherz!"

„Die liberale Idee kann sich bei Dir bedanken, Mosse — Du bist ihr nichts schuldig. Mein Gott, wenn die liberale Idee lesen gelernt hat, dann braucht sie doch wahrhaftig nur in die Annoncenbeilagen zu gucken, wo Du jetzt immer der Welt vorrechnest, daß 200 000 Menschen an Dich glauben und Dich abonniren. Mosse, Mosse, erkenne Dich selbst! Du bist die liberale Idee! 200 000 Wahlstimmen bedeutest Du. Ein Wink von Dir, und der Liberalismus in Deutschland ist mausetodt."

Herr Mosse wehrte in schöner Bescheidenheit ab. „Du bist eine gute Frau", sagte er dann, „Du vergötterst mich. Es liegt ja etliche Wahrheit darin, an politischem Einfluß dürfen wir uns gut und gern mit Denen im Schlosse messen. Es wird immer so viel vom persönlichen Regimente des Kaisers und der Macht des preußischen Königthums gesprochen — ob sich aber wirklich 200 000 freie Männer, nein, was sag' ich, 200 000 Familien bedingungslos seinen Befehlen unterwerfen? Ob der selbstständigste Monarch ein so unumschränktes Regiment wie ich führen kann, so unumschränkt die Gemüther beherrscht?" Das Machtgefühl stieg ihm zu Kopfe, seine Wangen rötheten sich leicht. „Die arbeitsamste und geschlossenste politische Organisation im Reiche, die am wenigsten unsichere Cantonisten hat, der Bund der Landwirthe, zählt nur 187 000 Mitglieder — ich, Rudolf Mosse, noch 13 000 mehr! Ja, es ist eine gewaltige Vorstellung. Und ich könnte eigentlich erwarten, daß die Deutschen Tag für Tag zu mir wallfahrten, um mir zu danken für die weise Mäßigung, womit ich meine Herrschaft ausübe! Und ich verstehe nicht, daß Miquel im Interesse seiner Politik der Sammlung . . ." Er unterbrach sich jäh. „Was doch der Machtkitzel alles thut!" fügte er hinzu und versuchte, ironisch zu lächeln. „Aber ich bin müde." —

„Ich will nur rasch noch 'mal nach dem Silberzeug sehen."

„O, ach — Du glaubst doch nicht etwa?"

„Gute Nacht, Rudolf I!"

„Gute Nacht, Majestät!"

* * *

„Der Kaiser richtete sich in seinem Lehnstuhle ein wenig auf. „Ich danke Ihnen, meine Herren!" Die Minister erhoben sich. „Sie, lieber Mosse, und Sie, lieber Herr von Miquel, bleiben wohl noch. Es ist doch Sorge dafür getragen, daß mir die Wahlresultate sofort vorgelegt werden?"

Excellenz von der Recke verbeugte sich tief. „Also gut. Ich danke Ihnen."

Der Monarch lud seine beiden vertrauten Rathgeber mit einer leichten Handbewegung ein, neuerdings Platz zu nehmen. Dann sah er auf den Chronometer, der vor ihm auf dem Tische lag. „Gleich neun Uhr. Ich bin gespannt, wie Berlin gewählt haben wird."

Herr von Miquel zog die Schultern ein ganz klein wenig höher. „Berlin — darüber wollen wir uns nicht beunruhigen. Mit seinen sechs Mandaten fällt es nicht in's Gewicht. Aber ob die Politik der Sammlung draußen die Erfolge gehabt hat, die —"

„Verzeihen Sie." Das Gesicht des Fürsten wurde um einen Schatten ernster. „Ich will nicht hoffen, daß aller Mühen und Anstrengungen ungeachtet die Bevölkerung sich gegen uns entscheidet. Daß Ihre Worte mich vorbereiten sollen . . . Ich will es nicht hoffen!"

„Ew. Majestät haben keinen Grund zu allerhöchster Besorgniß", rief Excellenz Mosse mit Wärme, wobei er es nicht unterlassen konnte, dem zurechtgewiesenen Collegen einen triumphirenden Blick zuzuwerfen. „Ich habe hier eine Statistik der Ortschaften, wo das Berliner Tageblatt und die Berliner Morgenzeitung verbreitet sind; Herr v. Podbielski hatte die Güte, sie für mich aufstellen zu lassen. Danach ist der Sieg des mossisch-nationalliberal-freiconservativ-neuconservativen Cartells todtsicher in 160 Wahlkreisen. Eine ganz einfache Rechnung. Das Berliner Tageblatt und die Berliner Morgenzeitung haben zusammen 200 000 Abonnenten. Rechnen wir auf jede Familie, in der eine dieser Zeitungen gelesen wird, durchschnittlich nur zwei wahlberechtigte männliche Personen und nehmen wir ferner an, daß, wie auf dem Lande allgemein üblich, immer zwei Familien ein Exemplar lesen, so ergiebt das 800 000 Wahlstimmen, die allein die Mosse-Bewegung auf die Beine bringt. Diese Anzahl genügt aber, um uns im ersten Anlaufe mindestens achtzig Mandate zu sichern. Und ich hoffe, College von Miquel, daß Sie die übrigen achtzig doch mit Ihrer jahrelangen, klugen Politik der Sammlung —"

„Gewiß, gewiß!" fiel Herr von Miquel dem Collegen nervös in's Wort. Er spürte den Stich recht gut. „Doch fehlen dann immer noch vierzig Stimmen an der Mehrheit."

„Die denke ich aus den Stichwahlen doppelt herauszuholen. Und nun ist", fuhr er fort, unbeirrt durch das malitiöse Lächeln des Nebenbuhlers, „die Stunde gekommen, wo ich allerunterthänigst Ew. Majestät ein Project vorlege, das ich speciell für diesen Zweck ausgearbeitet habe. Ich kaufe heute den Berliner Localanzeiger. Die Wählermassen, die bisher in August Scherl ihren gottgesandten Führer verehrten, werden sich morgen jauchzend mir zuwenden."

Herr von Miquel erbleichte sichtbar.

„Das heißt", stammelte er nach einer Weile, „auch Berlin, wo es ja sicher zu Stichwahlen kommt, wird mossistisch vertreten sein?"

„Es wird's." Die ruhige Größe dieser Worte hatte ungemein viel Historisches an sich.

Der Monarch, der bisher schweigend zugehört hatte, sprang von seinem Sitze auf. Seine blauen Augen leuchteten, milde Heiterkeit verschönte sein Antlitz. „Mosse", rief er, „das hätten Sie gethan? Bitten Sie sich eine Gnade aus!"

„Majestät", begann Mosse zögernd, „meine Frau —"

In diesem Augenblicke pochte es an der Thür. Der dienstthuende Adjutant trat ein. Er brachte die ersten Wahldepeschen. Der Kaiser erbrach sie mit Hast.

„Aus Ostpreußen", sagte er dann tief aufathmend. „Graf Dönhoff-Friedrichstein gewählt."

Aufmerksame und mit den gewöhnlichen Volksschulkenntnissen ausgerüstete Menschenkenner hätten jetzt in Miquel's entgeisterten Zügen die Angst des bösen Gewissens lesen können.

„Alles wird wieder gut", fügte der Monarch seiner Mittheilung mit einem freudigen Lächeln hinzu. „Die extremen Agrarier sind gerade in den Bezirken unterlegen, wo ihre Hauptmacht steht."

„Die ostelbischen Bauern lesen alle meine Morgenzeitung", erklärte Excellenz Mosse. „Meine Frau —"

„In den Städten scheint die Socialdemokratie zurückgedrängt —"

„Ihre besseren Elemente, die eine große Berliner Zeitung nicht entbehren können, lesen alle mein Berliner Tageblatt. Und was nun die Gnade anbelangt, die Ew. Majestät meiner Frau erweisen wollten —"

„Der Sieg ist also gewiß", hub da Miquel an, und sein fahles Gesicht verzerrte sich zu einer tückischen Grimasse. „An der Bewilligung der Flottenforderungen durch den neuen Reichstag besteht kein Zweifel mehr. Und in dieser Voraussicht habe ich denn gleich ein Project zur Deckung der Kosten aufgestellt."

„Es darf auf keinen Fall die schwächeren Schultern belasten!" verwahrte sich der Herrscher streng.

„Es trifft nur die allerstärksten."

„Das ehrliche und solide Handwerk, die Landwirthschaft, auch der deutsche Export sollen nicht darunter leiden."

„Mein Project tangirt sie nicht. Es schützt sie vielmehr vor den unreellen Schreiern, vor den Schwindlern, die sich auf dem Markte lärmend vordrängen und durch pomphaftes Wortgetön die Dummen anlocken."

Der Monarch nickte Beifall. „Das hör' ich gern. Freilich, was ich eigentlich von einer guten Steuer verlange: daß sie erziehlich wirke, daß sie gerade den Erwerbszweig, dem sie gilt, sittlich hebe und innerlich

gesund mache — das werd' ich wohl von Ihrer Steuer nicht erwarten dürfen."

„Und doch. Der Erwerbszweig, den ich im Auge habe, leidet unter einer fürchterlichen Pest, gegen die mein Vorschlag das einzige Heilmittel ist. Diese Pest hat einen schönen stolzen Beruf bis in's Mark verwüstet, ihn, dessen Angehörige Priester der Idee sein sollten, zu einer schäbigen Industrie erniedrigt. Diese Pest erwürgt auf der Stelle Jeden, der sich dem einst so angesehenen Berufe widmet und sich von ihr nicht gutwillig inficiren läßt. Sie bewirkt eine Demoralisation, für die kein Schrei der Anklage zu wuchtig ist, sie erst hat jene niederträchtige, ungeheuerliche Fälschung der öffentlichen Meinung ermöglicht, an der unser Volksgewissen und unsere völkische Ehrlichkeit schier zu Grunde gegangen sind."

„Wie heißt diese Pest?" forschte der Monarch erregt.

„Das Inserat."

„Und Ihr Heilmittel?"

„Die Verstaatlichung des Inserates."

„Sehr gut", pflichtete der Kaiser bei. „Aber um Gottes Willen — was ist denn unserer lieben Excellenz Mosse? Er liegt ja da wie ein Todter!"

* * *

„Scheußlich! Das kommt aber von dem späten Zubettegehen!" knurrte Rudolf Mosse vor sich hin, als er mitten in der Nacht an allen Gliedern zitternd, in Schweiß gebadet, erwachte. „Im nächsten Jahre geb' ich der Sorte kein Souper mehr! Und wie mir der Kopf brummt!"

„Was ist Dir denn?" fragte eine zarte weibliche Stimme.

„Ich habe das jüngste Gericht gesehen!" stöhnte der Mächtige schaudernd. „Franz Moor's Traum war nichts dagegen. Ich hätte lieber sterben mögen ... Gieb mir doch, bitte, meine Abendgrütze, Frau. Es muß noch etwas übrig geblieben sein." — Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„s'Katherl." Wiener Volksstück in fünf Acten von Max Burckhard (Berliner Theater). — „Die Bürgermeisterwahl". Eine ländliche Komödie in vier Acten von Max Burckhard (Dramatische Gesellschaft). — „Die Aufgeregten". Lustspiel in fünf Acten nach Goethe's Fragment von Felix von Stenglin (Kgl. Schauspielhaus).

Wir hätten dem verflossenen Burgtheater-Director für seine beiden Theaterstücke von Herzen einen Doppelerfolg gegönnt, denn nach Allem, was in Wiener Blättern über seinen Sturz ausgeplaudert wurde, ist er den verwerflichsten Intriguen zum Opfer gefallen. Ein schon bedenklich wackelnder Intendant, der die Ungnade von sich ab und auf den Director abzuleiten hofft, ohne doch — wie die Folge lehrt — seinem unvermeidlichen Fall vorbeugen zu können, und ein würdiges Komödiantentrifolium: eine noch immer jugendliche Sentimentale (Frau Reinhold), ein Komiker (Thimig) als „Königsmacher" und der unvermeidliche Reclamenheld Kainz, der zum Nachfolger Burckhard's den sattsam bekannten Klopffechter der Abrahamsohn-Brahm'schen Clique, den seichten Brochurenschreiber und Mitternachtkritiker empfiehlt, der noch nie ein Stück inscenirt hat und dessen Befähigungsnachweis bloß in seinem Heirathscontract mit einer Schauspielerin besteht, — das sind die grotesken Helden der unsauberen Verschwörung, denen Herr Dr. Burckhard hat weichen müssen. Wenn als Vorwand für die Nothwendigkeit seiner Entfernung aber nicht etwa das wachsende Deficit gewählt wurde, sondern Burckhard's literarisches Vergehen, in einem Roman („Simon Thums") und der satirischen Komödie „Die Bürgermeisterwahl" gewisse schwarzgelbe Staatsdiener gegeißelt und Verwaltungsschäden aufgedeckt zu haben, so können wir nach der gemachten Bekanntschaft beider Erzeugnisse nur bemerken: was der angebliche Anzengruber redivivus hier an den Pranger stellt, haben Andere längst vor ihm besorgt, sogar mit freierem Blick und schärferer Bosheit als er. Doch wir haben ja nur die literarische Leistung als solche in's Auge zu fassen; die Berechtigung der Satire wie des Satirikers geht uns nichts an.

Genauer betrachtet, haben die beiden in Berlin aufgeführten Stücke weder mit dem Theater noch überhaupt mit der Literatur etwas zu thun. Wäre der Verfasser nicht Burgtheater-Director gewesen, so hätten seine Dramen in Wien ebenso wenig wie in Berlin je das Lampenlicht erblickt, denn aus eigener Kraft sind sie nicht lebensfähig. Wie sein unglaublicher Roman in einem unmöglichen langathmigen Kanzleideutsch geschrieben ist, so entspringen auch die Theaterstücke dem blutigsten Dilettantismus. Man greift sich an den Kopf und fragt sich, wie es denn möglich ist, daß ein Bühnenleiter so ohne alle künstlerische und Theater-Erfahrung sein und kindlich aneinandergereihte Scenen für ein Theaterstück halten kann. Herrn Dr. Burckhard, fehlt augenscheinlich jede Bühnenperspective, jeder Sinn für Theaterwirkung, so heftig er auch bemüht ist, in „Katherl" ein gutes Volks- und Effectstück zu geben. Der Pantoffelehemann im häuslichen Kriege mit der eingebildeten Frau, der blindlings freiende ideale Jüngling, der sich nach allen Liebesbetheuerungen unerwartet brutal gegen seine angeblich unwürdige Braut wendet, die sozusagen vergewaltigte Unschuld vom Lande mit dem verschwiegenen Fehltritt, der erpresserische erste Geliebte — hier dessen Freund und des Mädchens leibhaftiger Bruder, — da fehlt auch nicht eine allbekannte Figur, nicht ein abgedroschenes Motiv. Daß sich das Stück an ethischer Verlogenheit mit den Erzeugnissen der Marlitt oder Ohnet's messen kann, zeigt die große Enthüllungsscene des dritten Actes. Die als Urheberin eines unehelichen Kindes entlarvte Katherl sucht nämlich ihren Fall nicht reuevoll und phrasenlos durch die Erzählung der halbwegs zwingenden Umstände, die ihn herbeiführten, ihre Schwesterliebe, ihre Jugend und Unerfahrenheit, sowie ihr verzeihliches Verschweigen mit ihrer Liebe zu entschuldigen, sondern protzt auf einmal trotzig mit ihrem Stolz, weil ihr hintergangener Bräutigam aufzubegehren wagte, worauf sie keifend wie eine beleidigte Unschuld das Haus, in das sie sich mit einer Lüge eingedrängt, verläßt und zwar in den ihr geschenkten schönen Kleidern. Freilich, ohne solche Unnatur und Unverschämtheit, die uns ihre bisherige Charakterzeichnung nicht erwarten ließ, würde der Bräutigam im wirklichen Leben der Reumüthigen wohl verzeihen und auf dem Theater der Vorhang gewiß zum letzten Male fallen müssen. Aber damit hätte das Stück ja noch nicht die übliche Länge des Theaterabends. Der Verfasser dichtet also noch zwei Acte, die eigentlich nur aus zwei Scenen bestehen: 1. der Junge liebt noch und bereut und 2. holt sich das erkrankte Katherl. Um diese zwei Acte, die mit ihrem „guten Ausgang" zugleich das Sonntagspublicum befriedigen sollen, nothdürftig zu füllen, werden die langweiligsten Episoden aufgeboten. Die böse Mutter ist durch ihres Sohnes Unglück plötzlich lammfromm geworden, und eine schiefgewachsene alte Jungfer tritt auf, die sich dem Betrogenen vergeblich als Ersatz anbietet und selbst um seine Hand anhält — o Theater! Und den letzten Act füllen zwei Megären von Krankenpflegerinnen, die endlos Schnaps saufen und von ihren Diebereien plauschen. Um den Abend noch ganz zu verpfuschen, muß Katherl auch nicht sterben, obwohl sie als schwindsüchtig (!) im Krankenhaus liegt, und wir müssen es der Competenz des Spitalarztes glauben, daß sie noch ein gesundes „Frauerl" wird. Wer dieses Wort zufällig überhört oder nicht als dichterischen Wink mit dem Zaunpfahl auffaßt, verläßt das Theater mit der felsenfesten Ueberzeugung, daß eine Sterbende von ihrem Geliebten ewigen Abschied genommen hat.

Noch schlechter ist die „Bürgermeisterwahl". Auch hier wieder das absoluteste Unvermögen, eine Handlung zu erfinden und zu gestalten. Der Verfasser wollte uns offenbar ein „modernes" Stück geben, also Alles nur Zustandsschilderungen ohne Held und breitestes Geschwätz ohne Interesse. Merkwürdig ist nur, wie er seine satirischen Absichten in echtestem Acten- und Papierdeutsch seinen Figuren in den Mund legt, doch ist die Verspottung der Bauern und Honoratioren am Biertisch im ersten und der Gerichtspersonen im zweiten Act noch halbwegs gelungen.

Die Bauern sind natürlich nicht Ganghofer-Defregger'sche Gewächse, sondern offenbar von dem talentvollen Münchener Josef Ruederer beeinflußt, dessen naturalistisch-unerquickliche „Fahnenweihe" auch einmal flüchtig über eine reichshauptstädtische Bühne getorkelt ist. Die wildernde Kellnerin Wali, die den bewußten Gendarm erschossen hat, kommt, weil man ihr dies nicht beweisen kann, für eine andere Sache in's Zuchthaus, und wird — ohne vorhergegangene Spannung und dramatische Steigerung — von einem Dorftrottel verrathen. „Ihr seid's alle Bagage und gehört alle dahin, wo ich herkomme, in's Zuchthaus." Das ist die Moral des Stückes, auf dessen Bekanntschaft wir noch lieber verzichtet hätten, als auf die von „Katherl". Wir werden wohl schwerlich wieder Gelegenheit haben, den Verfasser auf der Bühne zu sehen, denn nun ist der vielumstrittene Fall Burckhard eine erledigte Sache. Herr Burckhard wird nie ein Dramatiker werden und ist auch kein Schriftsteller. Aber er kann als helläugiger und temperamentvoller juristischer Fachliterat noch ersprießlich wirken, wie seine trefflichen Reformvorschläge für das juridische Studium und das Recht des Schauspielers bewiesen haben.

Noch eine verspätete Nachrede haben wir zu schreiben. Baron von Stenglin — den Lesern unseres Feuilletons kein neuer Name — hat es unternommen, das den Literaturfreunden bekannte Fragment, das Goethe 1810 als „politisches Drama" unter dem biblischen Titel „Die Zeichen der Zeit" ankündigte, dann später „Die Aufgeregten" benannte, zu ergänzen und für die Bühne lebensfähig zu machen. Ueber Zeit und Anlaß seiner Entstehung ist nichts Näheres bekannt. Erhalten sind uns der erste, zweite und vierte Act. Für den Rest des dritten Actes und für den fünften liegt des Altmeisters Disposition vor. Es ist eine der drei dramatischen Spiegelungen der französischen Revolutionszeit, die der große Zeitgenosse bekanntlich zunächst nur als widerwärtige Störung empfand, und die Berliner Aufführung hätte dem Goethehasser Börne einen neuen Anlaß gegeben, über den undeutschen Freiheitsfeind aus Weimar eine brillantenreiche Kritik zu schreiben. Wir haben inzwischen gelernt, die große Revolution und ihren größten Widersacher historisch zu begreifen. Goethe entwirft eine muntere Handlung, die das Recht auf Seite der Bauern läßt und diese nur so weit in's Unrecht setzt, als sie ihr moralisches Recht zu unnützen Grausamkeiten mißbrauchen. Es ist eine durchaus liebenswürdige Satire, weniger grotesk-komisch und unterhaltend als „Der Bürgergeneral", aber der Herr Geheimrath ist hier nicht ein bloßer Spötter, sondern sucht nach einem Ausgleich und nimmt die Maske des lachenden Philosophen vor, um zu zeigen, daß auch ernste Fragen und ewige Ideen von Herdenmenschen, Kannegießern und Philistern immer in's Komische verzerrt werden. Die Bauern in ihrer Beschränktheit sind gelungene Gestalten, der Chirurgus Breme v. Bremenfeld sogar eine köstliche Charge von Fleisch und Blut, prächtig in seiner phrasenfrohen Ausbeuterei der menschlichen Dummheit. Dagegen sind die ernsten Figuren des Bruchstückes, besonders die junge Gräfin Friederike und der Baron, „welcher Leichtsinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann", wenig mehr als Schemen aus der ausgeklügelten leblos-langweiligen Kategorie der „Natürlichen Tochter" und des „Groß-Kophta". Auch dem Bearbeiter ist es nicht gelungen, diesen Figuren Leben einzuflößen. Bescheiden und etwas despectirlich sagt er übrigens: „Einen neuen oder halbneuen Schuh wollte ich nicht machen, sondern nur die Löcher stopfen, daß der Schuh getragen werden konnte". Die von Goethe beabsichtigte Travestie einer Nationalversammlung, deren „Schwierigkeiten er zu seinem Bedauern nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war", hat der Bearbeiter tapfer ausgeführt, aber ihre schon im Fragment spielerische Ironie läßt zumal ein modernes Publicum nicht zum Genuß der Imitation kommen. In den Ton des Goethe von 1793 hat er sich sonst nicht übel hineingefunden, ohne moderne Zuthaten und „Verbesserungen", aber auch ohne archaistische Sprachmengerei. Alles in Allem ein theatralisch verunglückter, aber literarisch beachtenswerther Versuch.

## Notizen.

Die Jugend. Ein Poem von Constantin Masurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. (Berlin, Otto Elsner.) Wir wissen nicht, ob es sich nur um eine der beliebten literarischen Mystificationen handelt, oder ob Constantin Masurin wirklich ein junger russischer Poet ist, der mit seinem Gedicht zum ersten Mal vor das deutsche Publicum tritt. Seine mystische Dichtung, in der Traum und Wirklichkeit nebelhaft durcheinander wogt, schildert den Lebensgang eines nach idealen Gütern ringenden Jünglings, der von seiner ersten Liebe betrogen und weltflüchtig wird. Der Zeitgeschmack ist freilich diesen symbolischen Epen mit langwierigen, tiefsinnigen Gesprächen in der Abart eines Byron oder Puschkin abgeneigt, und wenn es sich um ein echtes russisches Original handelt, so hat es der formgewandte Uebersetzer jedenfalls verstanden, allen russischen Erd- oder Juchtengeruch daraus zu entfernen. Die Bilder von Leo Arndt sind zum Theil sehr hübsch, aber zu elegant; sogar die den Gräbern entsteigenden Todten sind zierlich gescheitelt und gelockt, als kämen sie geraden Wegs vom Friseur.

Seit Schopenhauer die Aufmerksamkeit auf die eigenartige Geistescultur des budhistischen Indiens gelenkt hat, ist die tausendjährige Literatur der ostarischen Völker nach allen Richtungen hin von Philologen und Philosophen durchforscht worden. Und der greise Max Müller in Oxford hat fast ein ganzes Menschenleben daran gewandt, die „heiligen Bücher des Ostens" zu übersetzen. Aber einige äußerst interessante Werke sind dem Sammeleifer des Indologen entgangen. Von diesen bringt der Verlag von W. Friedrich in Leipzig soeben in Uebersetzung ein Buch heraus, welches die kosmische Urkraft der Liebe in beiden Pol-Ausstrahlungen schildert: als irdische und als himmlische Liebe. Das schöne Werk betitelt sich: „Kamasutram", und enthält die indische ars amandi des Vatsyayana, mit dem vollständigen Commentare des Yaçodhara, aus dem Sanskrit übersetzt u. herausgegeben von Dr. Richard Schmidt-Eisleben. Seit der „ars amandi" des seligen Ovidius Naso, der geheimen Lectüre jedes Lateinschülers, hat es wohl kein Gelehrter mehr gewagt, das heikelste aller Themen zu bearbeiten: die „angewandte" Liebe! Und selbst unsere sogenannten populären Mediciner, welche unter dem Deckmantel angeblich wissenschaftlicher Belehrung den sexuellen Gelüsten unserer Greisenjünglinge Stoff bieten, in Werken wie „Hygiene der Liebe", „Physiologische Liebe", „Anthropologie der Liebe" u. s. w., würden nicht den Muth haben, in gemeinverständlichem Deutsch eine „Praxis der Liebe" zu schreiben. Das konnte nur ein spitzfindiger Brahame fertig bringen. Der Uebersetzer hat es daher vorgezogen, die intimsten Stellen in keusches Latein zu hüllen, obgleich das Werk nirgends zotig im gewöhnlichen Sinn dieses Wortes ist. Der wissenschaftliche Ernst, womit der Inder den bedenklichen, höchst eindeutigen Stoff behandelt, die feste Ueberzeugung: „Naturalia non sunt turpia", vor Allem aber die naive Freude am Systematisiren, mit der Alles rubricirt, registrirt und classificirt wird, wirkt mehr komisch als anstößig. In der That ist das Buch ein lehrreiches Beispiel für die culturbetrachtende Eigenart der Ostarier. Und so kann es nicht befremden, wenn die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin zu den Herstellungskosten eine größere Summe beigesteuert hat. Damit ist dem ganzen Unternehmen eine Art obrigkeitliches Placet aufgedrückt.

m. f. s.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Soennecken's Schreibfedern * Anerkannt vorzüglichste Qualität und Konstruktion

1 Auswahl (15) Federn 30 Pf

1 Gros Nr 012 M 2.50
1/4 Gros 70 Pf

Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

*Neue Gedichte von*
*Rudolf Baumbach:*
*Bunte Blätter.*

*kl. 8. VII u. 126 Seiten.*
*Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.*
*In allen Buchhandlungen zu haben.*
*Verlag von* ***A. G. Liebeskind*** *in* ***Leipzig.***

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 5. März 1898. 27. Jahrgang Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Militärstrafproceßordnung. In militärischer Beleuchtung. Von Ajax. — Geheimrathstitel der Professoren. Von o. ö. P. — Die Entwicklung der englischen Schulen. Von Lüder Schulze. — **Literatur und Kunst.** Ethische Probleme. Von Th. Achelis Bremen). — Eine Musiksteuer. Von Edmund Vetter. — **Feuilleton.** Eine Illusion. Von Louis Couperus. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Philharmonie. Von Caliban. — Der neue Kurs in der National-Galerie. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Militärstrafproceßordnung.

In militärischer Beleuchtung.

Seit zwanzig Jahren und länger verlangt das deutsche Volk einen Gesetzentwurf, der den Militärstrafproceß mehr den modernen Rechtsanschauungen nähert und die Wahrung der Gerechtigkeit besser verbürgt, als das jetzt noch giltige Gesetz. Je länger er dem Reichstag vorenthalten wurde, desto stürmischer wurde er gefordert. Endlich wird dem Drängen nachgegeben. Wer aber nur einigermaßen mit der Praxis vertraut ist, mußte sofort erkennen, daß der Entwurf eben so wenig der Gerechtigkeit zu ihrem Siege verhilft, als das alte Gesetz, an dessen Stelle es treten soll. Denn fast all' die krassen Schäden, unter denen die Rechtsprechung in der Armee seit mehr als einem halben Jahrhundert zu leiden hat, finden sich auch in ihm wieder. Die einflußreichen Kreise, die an der Ausarbeitung des Entwurfs mitgewirkt haben, werden sich dabei von folgenden Erwägungen haben leiten lassen: „entweder entrüstet sich der Reichstag über das Machwerk in solchem Maaße, daß er es kurzer Hand ablehnt; nun dann bleibt dem Wunsche der preußischen Krone entsprechend Alles beim Alten und der Reichskanzler hat sein Versprechen, eine Vorlage für eine moderne Militärstrafproceßordnung zu bringen, eingelöst; — oder er nimmt ihn in der ihm angebotenen Gestalt an; nun auch dann hat die preußische Krone von ihren Ansichten nichts zu opfern; ist doch in den Fragen, die den Ausschlag geben, der Entwurf nichts Anderes als ein Abklatsch des alten Gesetzes." Was bisher von den Verhandlungen der bezüglichen Commission des Reichstags in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, läßt annehmen, daß die zweite Eventualität eintreten wird. Bei jedem nur einigermaßen einschneidenden Paragraphen begegnet Herr von Goßler den Vorschlägen zur Abänderung nur zu oft mit einem kategorischen Quod non, und die Majorität der Commission weicht vor ihm zurück.

Warum diese Selbstverleugnung? Nun, einmal weil es vom persönlichen Standpunkt aus mißlich ist zu opponiren; es könnte nicht bloß, nein es würde bestimmt an bekannter Stelle übel vermerkt werden; dann aber auch weil man den scheinbar aus der Praxis geschöpften Gründen Sachliches nicht entgegenzusetzen hat. Der Reichstag pflegt Alles, was ihm in rebus militaribus vom Kriegsministerium vorgetragen wird, als baare Münze zu nehmen. Er hat keine Ahnung, auf wie schwachen Füßen dieses oft steht.

Die in Anknüpfung an die zweijährige Dienstzeit beantragten vierten Bataillone machten Herr von Caprivi und Herr von Kaltenborn dem Reichstag plausibel, trotzdem nur die Erfahrung eines Fähnrichs dazu gehört hätte, um die Verkehrtheit dieser Schöpfung zu durchschauen. Herr von Bronsart rief, ohne auf Widerspruch zu stoßen, dem Reichstag zu, daß kein Officier gegen seinen Willen verabschiedet würde, ferner daß jedem Officier zu jeder Zeit der Einblick in seinen Qualificationsbericht zustände; und der jüngste Officier der Armee weiß heute und wußte schon damals, daß nicht 10 % aller Officiere freiwillig ausscheiden, und daß wer einen Einblick in seinen Qualificationsbericht nimmt, seine Verabschiedung unterschreibt. Gewiß steht dem Officier dieses Recht zu; aber eben so gewiß ist auch, daß der genommene Einblick in dem Qualificationsbericht vermerkt und von den höheren Vorgesetzten als ein Symptom des Mißtrauens gegen sie angesehen wird, das bei der ersten günstigen Gelegenheit seine Ahndung findet.

In den Gesprächen mit den Herrn Reichstagsabgeordneten am Biertisch oder an der reich besetzten Tafel stößt man auf eine geradezu erschreckende Unwissenheit in militärischen Dingen. Im Grunde sehr begreiflich. Die wenigen Abgeordneten, die in der Armee lange genug gedient haben um selbstständig urtheilen zu können, treten aus Vorsicht mit der Sprache nicht heraus. Herr von Podbielski hat mit großem Erfolg zu schweigen gewußt; hätte er nur einmal versucht, Herrn von Bronsart oder Herrn von Goßler zu berichtigen, wir würden ihn heute sicherlich nicht an der Spitze der deutschen Reichspost, sondern wahrscheinlich noch inmitten zahlreicher geschäftlicher Unternehmungen sehen, von denen er sich noch nach der Uebernahme des Staatssecretariats loszumachen hatte. Die anderen Herrn aber, die Fühlung mit der Armee gehabt haben, standen zum Zeitvertreib bei einem Cavallerie-Regiment, ohne mit dem inneren Wesen der Armee vertraut geworden zu sein. Was hat diese Herrn während ihrer Dienstzeit die Militärstrafproceßordnung gekümmert? „Sie hat bisher bestanden, sie besteht und sie wird weiter bestehen." Darüber hinaus geht ihr Urtheil nicht; und werden diese „alten geschulten Soldaten" von ihren bürgerlichen Collegen im Reichstag über ihre Ansicht befragt, so kann sie naturgemäß nur im Sinne des Herrn von Puttkamer-Plauth ausfallen, der da meint, daß die alte Militärstrafproceßordnung sich vollauf bewährt habe.

So hat begreiflicher Weise die Regierung in den Ver-

handlungen leichtes Spiel; und ein Vertreter des Kriegsministeriums konnte kühn behaupten, daß schon die Belastung der mobilen Armee mit 650 Justizpersonen, die erforderlich wäre, wenn auch den unteren Militärgerichten ein Jurist von Fach beigegeben werden soll, die Einführung des Auditeurs bei diesen verbiete. Was wird nicht Alles in das Feld mitgenommen! Oft fragt man sich, wo denn die Combattanten bleiben? So viele Officiere und Mannschaften werden durch secundäre Aufgaben verschlungen. Und da soll bei einer Armee, die weit stärker als eine Million, ein Häuflein von 650 Justizbeamten ihre Operationsfähigkeit in dem Maaße lahm legen, daß die Gerechtigkeit bescheiden zurücktreten muß. Auch hier beugte sich die Commission vor der überlegenen Sachkenntniß des Vertreters der Regierung.

Die Ansicht, daß die bisherige Militärstrafproceßordnung sich bewährt habe, stützt sich nicht selten auf die freilich nicht zu bestreitende Thatsache, daß Klagen über sie aus den Kreisen der Armee nicht laut geworden. Richtig! Aber ich frage: wie hätten sie wohl laut werden können? Die Armee hat keine Stimme; sie redet nur durch den Mund des obersten Kriegsherrn; und dieser war, — so weit es sich um das letzte Jahrzehnt handelt — zu früh zur Regierung gekommen, um sich in der Praxis ein eigenes Urtheil zu bilden. Er vertrat daher ganz naturgemäß die Ansichten seiner Rathgeber, die in jeder Neuerung, wenn sie nicht von der allerhöchsten Stelle selber angeregt wird, ein Verbrechen am Vaterlande erblicken. Aeltere verabschiedete Officiere aber, die nicht gerade stumpfsinnig durch die vielen Jahre dienstlicher Praxis dahingegangen sind, werden Jedem, der es hören will, sagen können, daß durch die noch giltige Militärstrafproceßordnung die Gerechtigkeit nur zu leicht gefährdet werden kann. In den Erörterungen der Presse wie in den Verhandlungen der bezüglichen Commission des Reichstages standen unlängst die Functionäre der unteren Gerichtsbarkeit in dem Vordergrund. Nur die beiden wichtigsten von diesen braucht man unter die Lupe zu nehmen, um gewahr zu werden, daß das ganze Verfahren der unteren Militär-Gerichtsbarkeit bisher ein wahrer Hohn auf jede Rechtspflege gewesen ist.

Die entscheidende Persönlichkeit ist der Gerichtsherr, also im Allgemeinen der Regiments-Commandeur, ihm zur Seite steht der untersuchungsführende Officier. Sehen wir uns zunächst einmal den Letzteren etwas näher an.

Jedes Bataillon hat seinen untersuchungsführenden Officier. In der Regel wird er aus der Reihe der Bataillonsadjutanten genommen, die seine Geschäfte so nebenher zu erledigen haben. Bataillonsadjutanten werden aber junge Officiere im Alter von 22 und 23 Jahren, die etwa drei Jahre in der Front gestanden haben. Die Wahl erfolgt unter verschiedenen Gesichtspunkten. Der Candidat muß einigermaßen sicher auf dem Pferde sein, mit der Orthographie und dem Satzbau nicht auf einem allzu schroffen Fuße stehen, geschmeidige Umgangsformen haben und sich endlich des besonderen Wohlwollens des Regiments-Commandeurs, also des späteren Gerichtsherrn, erfreuen. Daß der junge Officier sich auch mit den Geschäften des untersuchungsführenden Officiers zu befassen haben wird, kommt kaum in Betracht. Mit diesen wird er schon fertig werden nach einigen Wochen eifrigen Studiums des Militär-Strafgesetzbuches, und nachdem er mehrere Male zu seiner Orientirung den von einem Kameraden geleiteten gerichtlichen Untersuchungen beigewohnt hat. Schon vier oder sechs Wochen nach seiner Ernennung zum Adjutanten schreitet man zu seiner Vereidigung behufs Uebernahme der gerichtlichen Obliegenheiten, die er von jetzt ab selbstständig erfüllt. Zweifellos haben wir noch ein gebildetes Officier-Corps. Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß diejenigen jungen Leute, die das Cadetten-Corps in die Armee entläßt, nur mit dem Minimum von wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet sind, das überhaupt von einem Mitglied der sogenannten besseren Stände gefordert werden muß. Von den jungen Leuten, die durch die Officierspresse gegangen sind, wollen wir hier gar nicht reden. Um ihr Wissen ist es bei dem Eintritt in die Armee meistens noch schlimmer bestellt. Den größeren Theil ihrer Kenntnisse eignen sich diese Officiere erst später durch eigenes Studium und durch den Besuch der Kriegs-Akademie an. In dem Lebensalter aber, wo sie als untersuchungsführende Officiere zu functioniren haben, sind sie noch in jeder Hinsicht unfertig; vor Allem aber auch in der Richtung der Lebensauffassung. Und einem Officier von dieser Qualification kann und wird oft das Amt des die Untersuchung führenden Richters, des Staatsanwaltes, des Vertheidigers und des das Erkenntniß ausarbeitenden Richters übertragen! Allerdings ist er nur das Organ des Gerichtsherrn, der ihm nach allen Richtungen die gemessensten Weisungen ertheilt. Er steht aber auch andererseits in der Vollziehung der einzelnen amtlichen Handlungen wieder vollständig auf eigenen Füßen. Ja, in der Sitzung des Standgerichtes liegt die Leitung der Verhandlungen eigentlich in seinen Händen, da der mit der gerichtlichen Praxis nur zu häufig unzulänglich vertraute officielle Vorsitzende sich auf ihn zu stützen sucht. Auch mit gutem Grund. Der untersuchungsführende Officier beherrscht den Gegenstand der Anklage. Hat er sich doch, oft Wochen lang, mit ihm auf das Eingehendste beschäftigen müssen, während der Vorsitzende in der Regel, das übrige Richterpersonal stets erst in der Sitzung selber mit ihm bekannt wird. Ein Umstand, der dem jungen Officier ein unerhörtes geistiges Uebergewicht über die sämmtlichen übrigen Mitglieder des Standgerichts verleiht. Selbst die in Byzantinismus ersterbenden Abgeordneten des Reichstags werden einräumen müssen, daß ein solcher gerichtlicher Functionär eine beständige Gefahr für die unbefangene, sachgemäße Rechtsprechung ist. An dem guten Willen, nur der Stimme des Gewissens Gehör zu geben, braucht dabei noch gar nicht gezweifelt werden. Die Gefahr liegt schon in seinem jugendlichen Alter und in dem durch dieses begründeten Mangel an dienstlicher wie allgemeiner Erfahrung. Als der unglückselige untersuchungsführende Officier zum Leben erweckt wurde, war man sich hierüber zum größeren Theil auch klar. Man glaubte aber aus der Noth eine Tugend machen zu müssen und ließ die Sicherstellung der Gerechtigkeit vor finanziellen Rücksichten zurückweichen. Damals litten Preußens Finanzen unter den Nachwehen der Napoleonischen Zeiten und der Befreiungskriege. Heute aber schwelgt Herr Johannes von Miquel geradezu in Ueberschüssen, heute weiß er vor Geld sich nicht zu retten. Dennoch sind auch heute die Mittel zur Bestallung einer juristisch approbirten Persönlichkeit an Stelle des untersuchungsführenden Officiers nicht vorhanden. Dieser traurige Functionär soll weiter Unfug treiben können.

Nun zu dem eigentlichen Träger des gesammten Verfahrens der unteren Militärgerichtsbarkeit, dem Gerichtsherrn und Regiments-Commandeur. Er ist fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der letzteren Function zu betrachten. Als dieser ist er, wenn wir ehrlich sein wollen, selbst bei der größesten Gewissenhaftigkeit außer Stande, ein zur gerichtlichen Verfolgung ihm gemeldetes Vergehen, mag es geartet sein wie es will, objectiv zu beurtheilen. Ueberall sitzt ihm der Regiments-Commandeur und mit diesem sein persönliches Interesse im Nacken. Dieser hat für die Disciplin, die richtige Handhabung des Dienstes in dem ihm unterstellten Truppentheil und für dessen guten Ruf aufzukommen. Genügt er hierin den Ansprüchen der höheren Vorgesetzten nicht, so ist ihm der blaue Brief sicher. Jeder Verstoß seiner Untergebenen gegen Vorschriften und Gesetze, der nach Oben zur Kenntniß gelangt, rüttelt daher auch an seinem militärischen Ansehen. Immer ist er persönlich engagirt. „In Ihrem Regiment wird geprügelt." — „In Ihrem Regiment grassirt der Diebstahl." — „Wie hätte Dieses und Jenes vorkommen können, wenn es nicht in Ihrem Regiment an der nothwendigen Aufsicht gefehlt hätte." — Diese jedem im Dienst er-

grauten Officier nur zu bekannten Wendungen lassen sich in seinem Inneren vernehmen, so oft er als Gerichtsherr einen Entschluß zu fassen oder eine Entscheidung zu treffen hat, und trüben zum Mindesten das objective Urtheil, wenn er nicht von vornherein der Animosität gegen den Angeschuldigten erliegt, selbstverständlich, ohne sich dessen bewußt zu werden. Wie oft läßt sich nicht schon das persönliche Verhalten des Gerichtsherrn gegen diesen, dessen Schuld sich doch erst aus der gerichtlichen Verhandlung ergeben soll, erkennen, daß er ihn für den Schuldigen hält, der den Ruf des Regimentes auf das Schwerste gefährdet hat! Die Untersuchungshaft soll sich lediglich auf die Entziehung der Freiheit beschränken, und dennoch läßt sich mancher Gerichtsherr verleiten, den Verhafteten in der Entsagung zu üben. Materiell ist dies freilich nicht leicht durchführbar; hier drücken sich die Vorschriften zu klar aus. Der Verhaftete hat aber auch geistige Bedürfnisse. Ihn auf diesem Gebiet zu beschneiden, kann dem Gerichtsherrn nicht schwer fallen, und wenn er nicht ein ganz fester Charakter ist, erliegt er der Versuchung. Das Gefühl der Verantwortung für Alles, was sich in seinem Regiment zuträgt, und, mit diesem eng verknüpft, die Sorge um seine eigene Zukunft beherrschen ihn in dem Maaße, daß er kein Mittel unversucht läßt, um sich den erschöpfendsten Einblick in die entlegensten Winkel des Dienstbetriebes zu verschaffen. Die beste Handhabe hierzu bieten ihm die gerichtlichen Untersuchungen, mit diesen vermag er die verborgensten Schäden aufzudecken. Und welcher Regiments-Commandeur ist uneigennützig genug, dieser Versuchung zu widerstehen? So währen die Untersuchungen, die an einem Tage beendet sein könnten, wenn man bei ihrem ersten Thema bliebe, oft Wochen lang, weil die Kette der aufgespürten Unregelmäßigkeiten und Verstöße gegen das vermeintliche dienstliche Interesse in der Compagnie oder in dem Bataillon, dem der Angeschuldigte angehört, noch immer nicht reißen will. Der betreffende Compagnie-Chef oder Bataillons-Commandeur bekommt schließlich den Eindruck, als wenn nicht der angeschuldigte Untergebene auf der Anklagebank säße, sondern er selber. Versteht man es, wenn diese Herren mitunter erst nach schweren inneren Kämpfen sich entschließen können, das Vergehen eines Untergebenen in Form des Thatberichts zur Kenntniß des Gerichtsherrn und Regiments-Commandeurs zu bringen? Beherrscht sie doch das dunkle Gefühl, daß dieser Schritt ihre weitere Carrière in der ungünstigsten Weise beeinflussen kann.

An allen Ecken und Enden erschwert der Regiments-Commandeur dem Gerichtsherrn das Leben. Wie, wenn Jener diesen dazu fortreißt, den Hauptleuten, die den Vorsitz in den Standgerichten zu führen haben, zuzurufen: „Meine Herren, ich kann Ihnen mein lebhaftes Befremden über die überaus milden Urtheilssprüche der Standgerichte nicht vorenthalten!“? — Welche Bedrängung der Gewissen liegt in diesen Worten! Mit welchen moralischen Beklemmungen wird der Hauptmann in die Verhandlungen des nächsten Standgerichts treten! Bedeutet doch die Aeußerung des Regiments-Commandeurs nichts Anderes als: „Ich verlange, daß Du schärfer verurtheilst und in dieser Richtung auch die übrigen Richter des Standgerichts beeinflussest.“ Giebt er dem Regiments-Commandeur nach, indem er schärfer urtheilt als sein Gewissen ihm vorschreibt, so handelt er ehrlos; siegt die Stimme des Letzteren, so handelt er gegen sein eigenes Interesse. Denn der Regiments-Commandeur wird zweifellos sein passives Widerstreben sehr übel vermerken. — Diese Ausführungen sind keine Gebilde der Phantasie. Welcher ältere Officier hat nicht ein oder mehrere Mal die flüchtig angedeutete Bedrängniß mit allen ihren Qualen durchkosten müssen? Aber wie gesagt, dieser Gerichtsherr ist überall Partei, mag er es nun wollen oder nicht. Ich behaupte, selbst der edelste und stärkste Charakter kann sich in der Ausübung der Pflichten des Gerichtsherrn der unteren Militär-Gerichtsbarkeit der Beeinflussung durch den ihm gleichzeitig anhaftenden Regiments-Commandeur nicht erwehren. Ueberall, unten an den Beinkleidern, an den Aermeln, am Kragen guckt dieser Pferdefuß hervor.

Wir haben aber die verhängnißvolle Figur des Gerichtsherrn der unteren Gerichtsbarkeit noch nicht erschöpft. Das Unheil wird ganz schlimm, wenn er juristisch völlig unvorbereitet die gerichtlichen Functionen übernehmen muß, d. h. wenn er in seiner ersten Dienstzeit als Officier mit den Geschäften des untersuchungsführenden Officiers nicht betraut worden war. Denn dann giebt es zwei Möglichkeiten: entweder sind die untersuchungsführenden Officiere, die er vorfindet, in ihrem Fache schon einigermaßen beschlagen; dann stützt er sich auf diese, und dann sind im Grunde diese jungen Leute die geistigen Träger des ganzen gerichtlichen Verfahrens innerhalb des Regiments; oder aber die untersuchungsführenden Officiere sind auch noch Ignoranten; dann herrscht eine erschreckende Unklarheit, und es regnet Vorwürfe, Zurechtweisungen von der höheren controllirenden Instanz, die so glücklich ist, über einen echten Juristen zu verfügen, mögen die unerfahrenen, untersuchungsführenden Officiere in ihrer Herzensangst auch noch so oft zum nächsten befreundeten Auditeur laufen und sich Rath von ihm holen. Es muß eben Alles gelernt werden, und zwar in der Praxis, nicht bloß in der Theorie. Es genügt nicht, die Nase in das Strafgesetzbuch zu stecken.

So, verehrter Herr von Puttkamer-Plauth, sehen in Wirklichkeit die berufenen Hüter der Rechtsprechung in der unteren Militär-Gerichtsbarkeit aus, die sich nach Ihrer Ansicht wie die ganze Militär-Strafproceßordnung bisher auch vollständig bewährt haben. Ich ging eines Tages in einer Vorstadt Berlins an einem Neubau vorbei, vor dem die Ziegelsteine gehäuft standen. Sie erregten meine Aufmerksamkeit durch ihr sehr schlechtes Aussehen. Ueber dieses hatte ich die Kühnheit, mich zu einem wirklichen Handlanger zu äußern. „Sie haben ja keine Ahnung“, gab mir der Mann aus dem Volke in liebenswürdigster Weise zurück. Er hatte Recht. Die Steine waren Rathenower Klinker. Nun, dieselben Worte möchte ich Ihnen zurufen, Herr von Puttkamer. Sie haben ja keine Ahnung! Ich habe nicht den Vorzug, Sie zu kennen. Ich weiß daher auch nicht, ob Sie jemals in der Armee gedient haben. Mag dem auch sein wie ihm wolle, in Ihrer Auffassung spiegeln sich die Anschauungen derjenigen Garde-Cavallerie-Officiere wieder, die ihr monatliches Gehalt dem Wachtmeister der Schwadron überlassen, in der richtigen Erkenntniß, daß dieser, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, doch „der Macher von det Janze“ ist. Diese Herren haben thatsächlich von den Interna des Dienstes keine blasse Ahnung. Nein, die Organe der unteren Militärgerichte haben sich nicht nur nicht bewährt, ihr bisheriges Wirken ist, wie ich oben schon gesagt habe, der reine Hohn auf jede Rechtsprechung gewesen.

„Aber“, höre ich sagen, „wenn die Dinge in der That so liegen sollten, wie ist es möglich gewesen, daß sie bisher nicht zur Sprache gekommen sind?“ — Nun, die Antwort hierauf habe ich oben zum Theil durch den Hinweis gegeben, daß die Armee unter allen Umständen zu schweigen hat. Zum Theil ist sie auch darin zu suchen, daß die Officiere während des Dienstes an dieser ernsten Frage fatalistisch vorübergegangen sind — es giebt deren unendlich viele — und daher auch später sich über sie nicht äußern, wo ihnen die Zunge gelöst ist, und endlich darin, daß sie sich der Gefahr, in der die Gerechtigkeit so oft geschwebt hat, nicht bewußt geworden sind, weil sie nur gewöhnt sind, das Leben durch die Brille ihrer Vorgesetzten zu schauen. Zu der letzteren Kategorie gehören namentlich diejenigen, die mit zehn Jahren und jünger das Elternhaus mit dem Cadettencorps vertauscht haben und von dort sogleich in die Armee gesteckt worden sind. Sie bringen es selten zu einer eigenen Meinung. — — —

An dem Gerichtsherrn und dem untersuchungsführenden Officier von heute hält nun auch der nach den Worten des Fürsten Hohenlohe und des Herrn von Goßler den modernen Rechtsanschauungen entsprechende Entwurf zur neuen Militär-Strafproceßordnung fest, und zwar ohne jede Abschwächung; denn die von der Regierung für die untere Gerichtsbarkeit gemachten Concessionen an den modernen Geschmack sind eitel Blendwerk; sie berühren den Gerichtsherrn so gut wie gar nicht. Die Commission des Reichstags hat aber hierzu Ja und Amen gesagt. Der Reichstag selber wird nicht anders verfahren; und der deutsche Michel hat wieder einmal das Nachsehen. Die Rathgeber des Kaisers haben, wahrscheinlich weil sie selber die Frage nicht zu übersehen vermochten, in ihm die Vorstellung erweckt, daß die Armee um keinen Preis diesen Gerichtsherrn und diesen untersuchungsführenden Officier entbehren könne, daß ohne diese verhängnißvollen Gestalten sie aus dem Leim gehen müsse; und wir werden sehen, daß sie auch in Zukunft ihr unheilvolles Wesen weiter treiben werden, so lange, bis endlich der deutsche Michel sich aufrafft und unabhängige Männer mit starkem Rückgrat in den Reichstag schickt, die nicht bloß verlangen, sondern auch zu erreichen wissen, daß die Gerechtigkeit in der unteren Militär-Gerichtsbarkeit nicht mehr auf Schritt und Tritt gefährdet werde, daß auch in ihr der Jurist von Fach ein Wort, womöglich ein entscheidendes, mitzureden hat. Ajax.

---

## Geheimrathstitel der Professoren.

Orden und solche Titel, die nicht nach der staatlichen Ordnung mit dem Amte verbunden sind, gehören zu den Dingen, die man sich nicht verbitten kann, da sie vom Landesherrn gegeben werden, und man nicht gefragt wird, ob man sie haben will oder nicht. Zwischen Orden und jenen Titeln ist aber ein Unterschied. Orden kann der, dem sie unwillkommen sind, in den Schrank legen, zu tragen braucht er sie nicht, und hat er sie nicht öffentlich gezeigt, so vergißt man bald, daß er sie hat. Er hat dann das Vergnügen, Collegen, die mit einer ganzen Garnitur aufzuziehen lieben, mitleidig auf sich herabblicken zu sehen.

Mit den Titeln ist es anders. Wenn das Regierungsblatt einmal bekannt gemacht hat, dem und dem Professor sei der Geheime Rath, Geheime Hofrath, Geheime Regierungsrath und wie die Geheimen sonst heißen mögen, verliehen worden, so muß der Professor, dem sein Amts-Titel, der da sagt, was er ist, wohl gefällt und der diesen Titel, eben weil ihm sein Beruf werth ist, mit Stolz trägt, sich von Jedermann das nichtssagende Geheime ꝛc. gefallen lassen. Sich dagegen sträuben hilft nichts, denn die Menge glaubt doch nicht, daß ein Professor seinen Berufstitel lieber haben kann als den Geheimen.

Die Menge hat aber zu diesem Glauben einen guten Grund. Ganz abgesehen davon, daß die Rechnung auf die Eitelkeit in einigen Fällen zutreffen mag, muß der Mann, der nicht dem Stande der Universitätsgelehrten angehört, nothwendig so rechnen: unsere Regierung hat dem und dem Professor den Titel Geheimer Rath gegeben; er muß also ein über seine Collegen, die den Titel nicht bekommen, hervorragender Mann sein, und zwar wissenschaftlich hervorragend, denn der Professor ist ja bekanntlich dazu da, die Wissenschaft zu fördern und zu lehren.

Sieht nun aber derselbe Mann das Personalverzeichniß einer größeren Universität durch, das Orden und Titel sorgsam verzeichnet, so entdeckt er mit steigender Bewunderung, daß z. B. alle Ordinarien der Juristenfacultät irgend etwas Geheimes sind, ebenso alle Ordinarien der medicinischen Facultät. Sie sind zweifellos Alle hervorragende Gelehrte. Aber nach welchen Merkmalen ist nun entschieden worden, daß alle Juristen und Mediciner die Auszeichnung verdienen, von den Theologen aber nur drei des Geheimen Kirchenrathes würdig waren, also ebenso vortreffliche Gelehrte sind wie jene, die übrigen dagegen minderwerthig sind? Wie können die Herren, die dem Monarchen die Vorschläge zur Verleihung der Titel machen, Minister oder deren Räthe, darüber ein Urtheil haben?

Man wird mir darauf sofort erwidern: Sie sehen die Sache unter einem falschen Gesichtspunkte an. Solche Titel werden verliehen für besondere Verdienste, die ein Professor sich um den Staat erworben hat. Gut, ich gebe zu, daß der Staat das Bedürfniß hat, dem Juristen, der ihm ein werthvolles Gutachten geliefert hat, dem Mediciner, der hygieinische, dem ganzen Lande wohlthätige Einrichtungen besonders gefördert, dem Landwirth, der im Landesculturrath segensreich gewirkt hat, eine besondere Auszeichnung zu verleihen. Aber allen Juristen, allen Medicinern? Die Rechnung kann doch so nicht stimmen.

Es wird mir weiter gesagt: ein vernünftiger Grund zur Verleihung der Titel ist langjährige Wirksamkeit im Amte. Die Regierungen wollen dem, der Jahrzehnte hindurch in seinem Berufe hingebend gearbeitet hat, ihre Anerkennung aussprechen, mögen nun seine Verdienste als Gelehrter auch nicht die allerhervorragendsten oder Verdienste um bestimmte einzelne Angelegenheiten des Staates gar nicht vorhanden sein; er verdient es wegen seiner Treue und seiner langen nützlichen Arbeit. Zugegeben, aber man sehe sich nun wieder das Personalverzeichniß an: da steht Einer ohne Titel, der einige Jahrzehnte Professor ist, ein Anderer mit dem Geheimen, der einige Jahre an der gleichen Universität thätig ist. Nimmt man die Gesammtheit der ordentlichen Professoren, nach dem Lebensalter oder nach der Anciennität an der gleichen Universität zusammengestellt, so kommt eine bunte Abwechslung zwischen Betitelten und Nichtbetitelten heraus. Also das stimmt auch nicht.

Sagen wir kurz, kein Verstand der Verständigen wird herausbringen, warum die Vertheilung der Titel so ist wie sie ist. Da man aber das Bedürfniß hat, einen vernünftigen Grund für die ganze Einrichtung zu finden, so wird man doch immer wieder als auf die einfachste Lösung darauf zurückkommen: die Professoren mit dem Titel „Geheimer" sind damit ausgezeichnet, weil sie wissenschaftlich höher stehen als die, denen der Titel fehlt. Und hier fängt nun das Unrecht an. Die Universitätsprofessoren wissen natürlich ganz gut, daß der „Geheime" in sehr vielen Fällen gar keine Beziehung zu den wissenschaftlichen Verdiensten hat, aber die außerhalb der Universität stehenden Menschen wissen das nicht; in ihrer Vorstellung bilden sich zwei Classen von Professoren, eine vornehme hochverdiente Professorenschaft und eine minderwerthige Gesellschaft guter Leute, die man auch haben muß, aber nicht besonders zu honoriren braucht. Es wird hier noch ein Unterschied in die Professorenschaft hineingetragen zu den schon in ihr bestehenden. Einige dieser Unterschiede sind ganz harmlos: die theologische Facultät gilt seit alter Zeit als die erste und vornehmste, die juristische hält sich dafür, in der philosophischen, wo sie noch ungetheilt ist, blickt der Naturwissenschaftler mit einem gewissen Mitleid auf seine philologischen Collegen, der classische Philologe fühlt sich erhaben über den Vertretern neuerer Sprachen ꝛc. Das sind ganz interne und sehr gleichgiltige, unschädliche Dinge, die verständigen Leute lachen darüber. Es ist aber noch ein anderer tief greifender Unterschied vorhanden in der äußeren Lebenslage. Die außerhalb der Universität Stehenden haben wohl kaum eine Vorstellung davon, wie ungeheuer verschieden die Einnahmen und damit die Lebensführung der einander amtlich scheinbar gleichgestellten Professoren sind. Das ist einmal so, und es muß zur Ehre der Professorenschaft hinzugefügt werden, daß Neid und Mißgunst gegen den besser

Gestellten zu den Ausnahmen gehören; die meisten dürftiger Gestellten finden sich ohne Murren damit ab. Man sollte aber bei dieser Lage der Dinge es vermeiden, durch Verleihung an sich nichtssagender aber nach außen blendender Titel einen Standesunterschied unter Menschen gleichen Amtes und gleicher Verpflichtung zu schaffen, durch Titel, die ganz nothwendig, indem sie einen Theil in den Augen der Welt heben, den anderen herabsetzen. Kurz, man schaffe die ganze Einrichtung ab.

Man wird mir gegen alles Vorgebrachte einwenden, daß ich ein sehr unpraktischer Mensch sein müsse, wenn ich nicht begreife, daß die Regierungen die früher besprochenen möglichen Gründe für die Titelverleihung gar nicht brauchen, sondern viel einfachere Erwägungen sie dazu veranlassen. Die Professoren, wird nun gesagt, wünschen es ja selbst. Die Professoren ist sicher zu viel gesagt, aber es ist nicht zu leugnen, man hört von solchen, die in feinerer oder gröberer Weise um den Geheimen betteln, auch von solchen, die bei Berufungen die Verleihung des Titels zur Bedingung machen. Wenn dem so ist, trifft die Regierungen kein Vorwurf; warum sollen sie nicht einem sonst schätzbaren Manne, dem der Titel solches Vergnügen macht, oder einem, der vielleicht so eher zu gewinnen ist, den Titel geben, der nichts kostet. Der Vorwurf trifft hier die Professoren, die so handeln. Wie niedrig müssen diese Leute von ihrem Stande denken, daß sie das echte Gold ihres Berufnamens mit dem Flitter eines Geheimrathstitels verdecken mögen. Es ist nur ein fauler Einwand — man hört ihn bisweilen — daß die Universitätsprofessoren einer Rangerhöhung bedürfen, da die Regierungen vielen Leuten, die außerhalb der Universität stehen, Gymnasiallehrern u. A., sehr freigebig den Professortitel verleihen. Ob das von den Regierungen weise oder unweise ist, darüber kann man verschiedener Meinung sein, aber daran kann man nicht zweifeln, daß es für die Universitätsprofessoren würdiger ist, mit Leuten des Gelehrtenstandes zu rangiren als einem eitlen Scheine nachzujagen. Hat einer das Bedürfniß, seinen Stand und Beruf bestimmt zu kennzeichnen, so mag er sich Universitätsprofessor nennen, wie das ja in Oesterreich und Bayern allgemein üblich ist.

Aber die Regierungen sparen Geld, wenn sie Titel geben. Mancher nimmt lieber einen kleineren Gehalt, wenn er den Titel bekommt. Professoren, die so handeln, schädigen unmittelbar die Interessen ihres Standes. Sie bringen den Regierungen die Vorstellung bei, daß sie mit einem Nichts ein Etwas entschädigen können. Und da die Gehalte zu einander in einem gewissen Verhältniß stehen, wenn auch in einem unsicheren und schwankenden, so drücken jene den Gehalt der Collegen, die aus irgend einem Grunde nicht in den Besitz des Geheimen gelangen.

Konnte die Straßburger Universität sich das Titelwesen vom Leibe halten, warum sollten andere Universitäten oder die Gesammtheit der Universitäten des deutschen Reiches das nicht können? Es gehört dazu weiter nichts, als eine öffentliche Erklärung einer größeren Anzahl von Professoren, womöglich von allen Universitäten, daß sie das ganze Titelwesen als ihrem Stande und Berufe nicht angemessen empfinden. Das würde dann noch die angenehme Folge haben, daß bei aller Welt die Achtung vor dem Professorenstande stiege.

o. ö. P.

## Die Entwicklung der englischen Schulen.

Von Lüder Schulze.

Die Regelung des höheren Schulwesens in England steht augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Im November 1895 ist der Bericht der Königl. Commission über die höheren Schulen erschienen. Im letzten Jahre hat die conservative Regierung versucht, durch ein Unterrichtsgesetz zugleich das höhere Schulwesen zu ordnen und das Elementarschulwesen in clericalem Sinne zu reformiren. Leider ist die erste Absicht, die bei allen Parteien Beifall fand, durch ihre Verquickung mit der zweiten, die die heftigsten Parteileidenschaften entfachte, gescheitert. Aber wenn auch der Gesetzentwurf vorläufig zurückgezogen worden ist, so ist doch eine Wiederaufnahme der auf die höheren Schulen bezüglichen Bestimmungen baldigst zu erwarten. Dafür sorgen schon die Bedürfnisse von Handel und Industrie, vor Allem die wiederauflebende Furcht vor dem deutschen Wettbewerb auf dem Weltmarkte, an dessen Erfolgen nach Ansicht der Engländer allein die besseren Schulen Deutschlands Schuld sein sollen. In solch' einem Augenblicke ist es interessant, einen Rückblick auf die Geschichte des höheren Schulwesens in England zu werfen, sein Werden und Wachsen zu verfolgen. Ein alter Mitarbeiter der „Gegenwart", Dr. Philipp Aronstein in London, der Verfasser einer trefflichen Biographie Disraeli's, hat in einer sorgfältigen Studie: „Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England" (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) wenigstens diese eine Seite des englischen Schulwesens untersucht. Wir entnehmen ihm einige allgemeine Punkte, die für uns Deutsche wichtig und lehrreich sind.

Um 1890 fällt der erste englische Versuch einer einheitlichen Regelung des höheren Schulwesens auf kleinerem Gebiete, nämlich in Wales. Dort waren die Zustände besonders traurig. Das Land war arm, die Stiftungen, die aus der Vergangenheit stammten, waren an Anzahl und Werth völlig unzureichend und kamen noch dazu allein der herrschenden englisch-staatskirchlichen Classe zu Gute, die sich von der welschen und methodistischen Bevölkerung in Sprache und Religion unterschied. Die Commission von Lord Aberdare (1880) deckte diese Zustände auf und veröffentlichte darüber einen Bericht (1882). Sieben Jahre später wurde die Welsh Intermediate Education Act erlassen, wonach für jede Grafschaft von Wales (einschließlich Monmouthshire) ein Erziehungscomité von 5 Mitgliedern (3 von den Grafschaftsräthen und 2 von dem Lord President of the Privy Council ernannt) gebildet werden sollte, das mit der Organisation der höheren Erziehung betraut wurde. Diese Comités sollten die bestehenden Stiftungen verwalten und neu vertheilen und mit Zustimmung der Grafschafts- oder Stadträthe eine Steuer von $^1/_2$ d. vom £ zu Erziehungszwecken ausschreiben; der Staat verpflichtete sich, einen gleichen Betrag wie die Gemeinden beizutragen. Das Gesetz hat sich trotz der kurzen Zeit seines Bestehens außerordentlich gut bewährt. Das welsche Volk, das als geistig regsam bekannt ist, hat diesem Rufe durch seine Opferwilligkeit Ehre gemacht; die Comités haben sich zusammengethan und für das Ländchen in kurzer Zeit eine durchgreifende Reform durchgeführt. Hier ist einmal praktisch, durch eine objectlesson, wie man in England sagt, bewiesen worden, was planmäßige Organisation vermag.

Nach diesen verschiedenartigen Ansätzen schien endlich doch die Zeit gekommen, um eine Organisation des Gesamtgebietes des höheren Schulwesens zu unternehmen, für die höheren Schulen dasselbe zu thun, was Forster's Gesetz von 1870 für die Elementarschulen gethan hatte. Die liberale Partei, welche in Erziehungsfragen immer die Initiative gehabt hat, wollte auch dieses Werk vollenden. Im Jahre 1892 brachte Arthur Acland einen Gesetzentwurf ein, der den englischen Grafschaften das Recht übertragen sollte, die höhere Erziehung zu organisiren. Der Gesetzentwurf ging aber nicht durch. Noch in demselben Jahre aber kamen die Liberalen zur Regierung, und Acland wurde Vicepräsident des Erziehungsamtes. Derselbe ernannte im März 1894 eine neue Commission, „um zu untersuchen, welches mit Rücksicht auf bestehende Mängel und örtliche Einnahmequellen die besten Methoden seien, ein wohlorganisirtes System der höheren Erziehung in England einzuführen und demgemäß Vorschläge

zu machen." An der Spitze dieser Commission stand James Bryce, der schon Mitglied der Commission von 1864/65 gewesen war, ein hervorragender Gelehrter und Politiker. Außerdem zählte sie 16 Mitglieder und zwar Vertreter der Universitäten, der höheren und Elementarschulen, Geistliche, Grafschaftsräthe und — zum ersten Male in der englischen Geschichte — drei Damen. Gegen Ende des Jahres 1895, kurze Zeit nach dem Sturze des liberalen Cabinets, begann die Commission die Früchte ihrer Arbeiten in neun Bänden zu veröffentlichen. Der erste Band enthält den eigentlichen Bericht, während die übrigen Bände die Vorarbeiten und Belege dazu liefern.

Der Bericht beschränkt sich ausdrücklich auf die Frage der äußeren Organisation, den Lehrplan und die Unterrichtsmethoden nur gelegentlich berührend. Innerhalb dieser Grenzen ist er aber um so vollständiger und giebt ein erschöpfendes Bild des gegenwärtigen Standes des höheren Schulwesens, daran die Erörterung der nothwendigen Reformen knüpfend. Diesen Reformplan wollen wir noch eben kurz skizziren. An der Spitze des gesammten Erziehungswesens soll ein dem Parlamente verantwortlicher Erziehungsminister stehen. Diesem wird jedoch nur geringe Initiative gegeben. Er hat vor Allem die Localbehörden zu beaufsichtigen, ihnen Rath zu ertheilen und sie zu unterstützen, sowie auch die Privat- und Gesellschaftsschulen nöthigenfalls gegen ihre Eingriffe zu schützen. Diesem Ministerium soll ein Erziehungsrath von zwölf Mitgliedern zur Seite stehen, von denen vier von der Regierung ernannt, vier von den Universitäten gewählt und vier cooptirt werden sollen. Er hat die amtliche Lehrerliste zu führen und in streitigen Fragen Rath zu ertheilen. Die Initiative im höheren Schulwesen soll hauptsächlich den neu zu errichtenden Localbehörden für höhere Erziehung zufallen, die das höhere Schulwesen in den ländlichen und städtischen Grafschaften zu überwachen haben würden. Sie haben die verfügbaren Gelder zu verwalten, können neue Steuern ausschreiben und beaufsichtigen die bestehenden höheren Schulen. Die Privat- und Gesellschaftsschulen sollen ihnen nur soweit unterstehen, als sie öffentlich „anerkannt" sein wollen. In diesem Falle müssen sie sich den öffentlichen Bestimmungen mit Bezug auf Lehrplan, Anstellung, Entlassung und Gehälter der Lehrer fügen und sollen dafür zum Wettbewerb um Stipendien und Preise zugelassen werden. Die gesundheitliche Aufsicht der Behörde soll sich dagegen auf alle höheren Schulen erstrecken. Mit Bezug auf die innere Organisation der Schulen lehnt es die Commission ab, feste Regeln aufzustellen. Sie will keine schematische Einförmigkeit nach festländischem Muster. Sie empfiehlt nur, daß mehr Werth auf gediegene allgemeine Bildung als auf den Erwerb verwerthbaren Wissensstoffes gelegt werde, und daß die Stiftungen, Preise und Stipendien mehr dem Zwecke dienen, den Aermeren die Wohlthaten der Erziehung zugänglicher, als, wie vielfach bisher, sie für die Wohlhabenden billiger zu machen. Für die Lehrer wird eine amtliche Liste gefordert, in die Jeder aufgenommen werden soll, der Zeugnisse über seine wissenschaftliche und praktische Befähigung beibringen kann. Auch sollen sie bessere Gehälter und das Recht der Berufung gegen willkürliche Entlassung haben.

Der Sturz des liberalen Ministeriums im August 1895 schien die Reform wieder auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Aber die conservative Regierung, in der Sir John Gorst den Unterricht vertrat, nahm das Werk auf und brachte am 31. März 1896 einen Unterrichtsgesetzentwurf vor das Parlament; daneben wurde noch eine Teachers' Registration Bill (d. h. ein Eintragungsgesetz für die Lehrer) dem Parlamente vorgelegt. Der Unterrichtsgesetzentwurf ist schon im Juni dieses Jahres nach einem überaus stürmischen Kampfe gescheitert. Die Schuld daran trägt die Thatsache, daß die Regierung mit der Regelung des höheren Schulwesens eine Umwälzung der Elementarschulen verbinden wollte. Sie verquickte jene dem Parteikampf durchaus fernstehende Frage mit dem Streite zwischen Gemeinde- und Kirchenschulen, der in ähnlicher Weise, wie der Zedlitz'sche Gesetzentwurf in Deutschland, die religiösen Leidenschaften entfachte und dadurch auch die das höhere Schulwesen berührenden Bestimmungen des Gesetzes zum Scheitern brachte. Doch hofft man, daß wenigstens das Eintragungsgesetz für Lehrer gerettet werden wird.

Trotz des Scheiterns der letzten Regierungsvorlage ist eine baldige Lösung der Frage, wie Aronstein schließlich ausführt, zu erwarten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer staatlichen Regelung dieser nationalen Angelegenheit ist allgemein durchgedrungen und gewinnt täglich an Kraft. Deßhalb aber wird man keineswegs mit der Vergangenheit brechen und sich dem Staate als allmächtigem Retter bedingungslos in die Arme werfen. Das englische System der Zukunft wird vielmehr die Mitte halten zwischen der früheren Anarchie und der französischen oder deutschen Staatsschule. Es wird die Initiative der Privaten, Gesellschaften und Körperschaften, die so Großes geleistet hat, nicht unterdrücken, sondern vielmehr anspornen, leiten und beaufsichtigen. Es wird keine vollständige Gleichheit einführen, nicht Alles bis auf's Kleinste vom grünen Tische aus regeln, sondern der Individualität der ausführenden Behörden, der Unternehmer und Lehrer Raum lassen, sich zu entfalten. Es wird kein centralisirtes bureaukratisches System sein, sondern sich vorzüglich auf örtliche gewählte Behörden stützen und so einfügen in das neue System der Selbstverwaltung, das in England im letzten Jahrzehnt entstanden ist. Endlich aber wird es vor allen Dingen die Lehren der Vergangenheit im Auge behalten und auch in der Hast des modernen Treibens nie den alten Grundsatz der öffentlichen Schulen vergessen, daß Unterricht und Erziehung niemals getrennt werden dürfen, und daß von allen Methoden — und wie reichlich werden wir damit beglückt — diejenige allein die richtige sein kann, welche den ganzen Menschen, nicht bloß seinen Verstand sondern auch sein Wollen und Fühlen in Betracht zieht.

## Literatur und Kunst.

### Ethische Probleme.

Von Th. Achelis (Bremen).

Die lebhafte Wechselwirkung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, welche die beiden letzten Decennien auszeichnet, hat jedenfalls gegenüber manchen schädlichen Auswüchsen die erfreuliche Wendung erzielt, daß meistens eine ernste und gründliche Kritik der hergebrachten Ansichten und Behauptungen einsetzte und dadurch die verhängnißvolle Herrschaft der die Wissenschaft und allgemeine Bildung terrorisirenden Schlagwörter beseitigt oder doch wenigstens erheblich erschüttert wurde. Man besann sich, daß es mit dem lauten Protest gegen philosophische Axiome allein nicht gethan sei, sondern daß es sich vor Allem um eine Reconstruction der ganzen Weltanschauung handele, sollte eine wirklich fruchtbare Entwickelung und Neubildung sich vollziehen. Nirgends tobt wohl der Kampf der Meinungen heftiger und unversöhnlicher, als auf dem Gebiet der Ethik, schon um deswillen weil gerade hier die stärksten Angriffe gegen die Voraussetzungen und die Beweisführung des Idealismus unternommen wurden. Es ist schlechterdings unmöglich, in einer knappen Erörterung dieser lebhaften Bewegung, die übrigens noch längst nicht abgeschlossen ist, gerecht zu werden, — es würde das eine selbstständige Untersuchung erfordern, — wir begnügen uns statt dessen, zwei besonders wichtige Momente

herauszugreifen, welche das Denken unserer Zeitgenossen in hervorragender Weise beschäftigt.*) Wir fragen zunächst, welches ist die Rolle, welche das Individuum der Gesammtheit gegenüber spielt? Die herrschende naturwissenschaftlich-sociologische Richtung, welche auch breite Schichten der culturhistorischen und ethnologischen Forschung beeinflußt, hat mit der kritisch völlig unhaltbaren Eliminirung jeder individuellen Eigenart geendet und sich dadurch selbst genau genommen, ad absurdum geführt. Für Gumplowicz z. B., den schärfsten Wortführer dieser Ansicht, bildet der Einzelne nur den völlig inhaltsleeren Schnittpunkt socialer Strömungen, womit der antiquirte Irrthum Locke's von der Seele als einer vollkommenen tabula rasa für das ethische Gebiet seine unverhoffte Wiederauferstehung erlebte. Jede psychologische Analyse war damit sichtlich unmöglich gemacht und der ödeste und widerspruchvollste Mechanismus, der sich mit äußeren Imprägnirungen behilft, auf psychische Erscheinungen ohne Weiteres übertragen. Daß diese Einseitigkeit mit naturnothwendiger Consequenz ihren Rückschlag herausforderte, liegt auf der Hand, und gerade in dem flammenden Protest gegen diese brutale Vergewaltigung unseres Ich durch die ihm fremde Außenwelt sehen wir einen der wesentlichsten Gründe für die wenigstens Anfangs ungeheuchelte Begeisterung, mit der weite Kreise Nietzsche begrüßten. Freilich mischt sich schon hier Wahrheit mit Irrthum, und mit Recht sagt Hartmann: So rühmend man es anerkennen darf, das Nietzsche in unserer demokratischen Zeit den Muth gefunden hat, die Culturwidrigkeit des demokratischen Nivellements und den überlegenen Werth einer Aristokratie zu betonen, so schießt er doch mit seinen Uebertreibungen weit über das Ziel hinaus. Wenn die Gesellschaft die Einheit von Aristokratie und Plebs ist, so ist nicht richtig, daß die Gesellschaft nur um der Aristokratie willen da ist. Aristokratie und Plebs sind dann nur verschiedenwerthige Glieder am Gesammtorganismus, die ihm mit verschiedenwerthigen Funktionen dienen. Die Aristokratie stärkt und steigert die Cultur und erweitert ihren Abstand von der Plebs, nicht ohne daß auch diese an der errungenen Cultur in geringerem Maaße Theil nimmt, und somit auch ihr Niveau stetig erhöht. Wir können es uns an dieser Stelle wohl ersparen, auf die weiteren paradoxen Behauptungen und Irrgänge des kühnen Denkers einzugehen, die schließlich in der aberwitzigen Construction des seltsamer Weise von Vielen bewunderten Uebermenschen endeten, um so mehr, als eine kühlere Betrachtung über diese Phantastereien allmälig zur Tagesordnung übergegangen ist. Aber das verdient doch nachhaltigere Beachtung, daß, wie ebenfalls Hartmann betont, Nietzsche in seinen Grundideen von dem viel zu wenig gewürdigten, in einsamer Weltverachtung verstorbenen Max Stirner ausgegangen ist. Die so pomphaft verkündete Souveränetät des Individuums, das in seiner jeglichen Verpflichtung unzugänglichen Erhabenheit erklären darf: Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt, führt auf das originelle, wenn auch völlig widerspruchsvolle Buch jenes philosophischen Nihilisten: Der Einzige und sein Eigenthum zurück, das schon im Jahr 1845 erschien. Stirner war, wie Hartmann darlegt, von Fichte ausgegangen, wie Nietzsche von Schopenhauer, und hatte gezeigt, daß das empirische Ich, der vergängliche Schöpfer seiner selbst, praktisch absolut sei und sein Geschöpf, die Erscheinungswelt, auch ganz und gar als sein Eigenthum zu betrachten habe, mit dem er in souveräner Willkür schalten könne. Die Geschichte der Philosophie ist über diese wahnsinnige Selbstvergötterung zur Tagesordnung übergegangen, und wird es wieder thun, so oft sie wieder auftaucht. Aber wie Stirner das unschätzbare Verdienst gebührt, die Feuerbach'schen Halbheiten durch seine unerbittlichen Consequenzen für immer ad absurdum geführt zu haben, so wird seinem Werk das dauernde Verdienst verbleiben, allen späteren verwandten Bestrebungen die Masken vom Antlitz zu reißen und sie in ihrer Nacktheit als bloße Verirrungen des Größenwahns kenntlich zu machen. Wer sich an Nietzsche's Vexirmasken als einer neuen und tiefen Weisheit erbaut, sollte deshalb vor allen Dingen nicht unterlassen, auf Stirner's geniales Meisterwerk zurückzugreifen, das in stilistischer Hinsicht hinter Nietzsche's Schrift nicht zurücksteht, an philosophischem Gehalt aber sie thurmhoch überragt. Freilich bedarf es kaum ernsteren Nachdenkens, um sich zu überzeugen, daß der völlige Illusionismus, in welchem diese speculative Vergötterung des Ich endet, sich mit jeder Erfahrung und jeder exacten Erkenntnißtheorie nicht verträgt, er ist vielmehr ganz und gar mystisch, obschon hier wieder die Beziehung auf die bedeutungsvolle transcendente Substanz fehlt. Auch hier liegt, wie so häufig, die Wahrheit in der Mitte der Extreme; wir haben es mit zwei Faktoren für jede Entwickelung zu thun. Auf der einen Seite steht die sehr complicirte Reihe äußerer Bedingungen und Ursachen, die wir unter dem Sammelnamen Milieu, monde ambiant und ähnlichen Ausdrücken zusammenzufassen pflegen. Dieser mechanischen Seite, die man thörichter Weise eine Zeit lang dem Menschen ersparen zu können glaubte, entspricht nun die unverlierbare psychische individuelle Eigenart, ein rein apriorisches Moment, das der landläufige Darwinismus meist völlig zu übersehen pflegt. Selbst für die wenig ausgeprägte Natur primitiver Hordenmitglieder, mit der die Sociologie gewöhnlich anhebt, ist jene Voraussetzung unentbehrlich, jede Differenzirung muß mit diesem Element rechnen, das eben auch erst die spätere eigenthümliche Färbung individueller Auffassung, die gewöhnlich für das ganze Leben bezeichnend bleibt, erklärt. Allerdings ist diese Entfaltung des Individuums zu einer geschlossenen, in sich gefestigten sittlichen Persönlichkeit ihrerseits wiederum nur erklärlich und haltbar unter einer sehr bedeutungsvollen erkenntnißtheoretischen Perspective, welche die Frage über den Werth des Einzelnen erst endgiltig entscheidet. Macht man sich klar, daß nur der Mensch in der unmittelbaren und fortdauernden Beziehung zu seiner Umgebung sich wirklich allseitig und ganz seiner Bestimmung gemäß zu entfalten vermag, so greifen auch damit teleologische Momente in diesem Proceß Platz, an welchen die vulgäre Anschauung achtlos vorüberzugehen pflegt. Nur wer sich und sein eigenes Thun nach dem Ausdruck Spinoza's sub specie aeternitatis zu betrachten fähig ist, findet hier den letzten entscheidenden Maaßstab, auf den auch Hartmann nachdrücklich hinweist: Es kommt Alles darauf an, daß das Individuum seine Wertbestimmungen mit den objectiven Zwecken in möglichsten Einklang bringe. Wenn ihm Etwas als subjectiv werthvoll erscheint, was objectiv verwerflich und zweckwidrig ist, so muß es zur Ueberwindung seiner objectiv verkehrten Zwecksetzung gelangen; wenn es Werth legt auf Dinge, die objectiv gleichgiltig sind, so muß es darauf sehen, daß eine solche an sich harmlose Neigung innerhalb des Spielraumes bleibt, der ihr von der objectiven Zweckordnung offen gelassen wird. Ein Individuum sammt allen seinen subjectiven Zwecksetzungen und Werthschätzungen wird ein objectiv um so werthvolleres Glied des Weltganzen, je mehr es diese Werthschätzungen in Einklang mit der objectiven Zweckordnung zu setzen vermag. Das kann es aber nur, wenn es eine solche giebt; wenn nicht, so ist jedes Individuum sammt Allem, was es bezweckt und werthschätzt, objectiv zwecklos und werthlos, ein bloßes gleichgiltiges Factum (S. 134). Dieser Zusammenhang führt uns zu dem zweiten für unsere ganze Weltanschauung und Stellung ausschlaggebenden Problem: Giebt es eine objective, auf inductiv-exactem Wege nachweisbare Zweckmäßigkeit ähnlich etwa wie auf der anderen Seite eine strenge Mechanik des Geschehens?

Es ist fast ein gewagtes Unternehmen, in unserem Zeitalter, wo es zum guten Ton zu gehören scheint, über die so

*) Mit besonderer Berücksichtigung des neuen Buches: Ethische Studien von Eduard v. Hartmann. Leipzig, Haacke.

tief in der philosophischen Erkenntniß zurückgebliebenen Vertreter der Teleologie die volle Schaale des Spottes und Hohnes auszugießen, für diese Perspective wieder einzutreten und eine Revision des unglaublich eilfertig gefällten Urtheils auf's Neue zu beantragen. Freilich wird Niemand mehr die kleinlichen, höchst egoistisch angelegten, rein anthropopathischen Kriterien dieses Princips im Ernst vertheidigen wollen, welche für die Aufklärungsphilosophie ungeschmälerte Geltung besaßen — insofern mag die unbarmherzige Verurtheilung jener Anschauung, welche F. A. Lange in seiner bekannten Geschichte des Materialismus über diese menschliche Schwachheit fällt, sehr an ihrem Platze sein, aber es ist doch anderseits ein sehr sprechendes Zeugniß, daß schärfere Naturforscher mit allem Nachdruck die Unentbehrlichkeit der Teleologie für die Erklärung der Anpassung, des Kampfes um's Dasein, der Auslese ꝛc. betonen. Auch die culturgeschichtliche und völkerpsychologische Betrachtung vermag daran nichts zu ändern, wie man sich gelegentlich einbildet; denn durch ihre Vermittelungen wird nur der von einer erfahrungsfeindlichen Speculation behauptete und von allen inductiven Untersuchungen widerlegte Satz von der Ewigkeit und Allgemeingiltigkeit derselben sittlichen und ästhetischen Gesetze und Vorschriften umgestoßen, während die Ethnographie lehrt, daß der Inhalt des Moralcodex unvergleichbar nach Völkern und Zeitaltern schwankt und sich auf keinen übereinstimmenden Grundton bringen läßt. Aber mit dieser Erkenntniß der völligen Relativität der einzelnen sittlichen und rechtlichen Forderungen und Ideale ist, wie klar erhellt, über den etwaigen Begriff einer Zweckmäßigkeit, ev. einer bloß formalen gar nichts entschieden. Vielmehr ergiebt eine weitere Analyse des Problems, auf die wir hier nicht gut näher eingehen können, daß sowohl jedes individuelle Thun, jede Pflicht, als auch die Synthese aller dieser unendlich verschlungenen Handlungen erst ihren wahren Werth, ja ihre logische Widerspruchslosigkeit erlangen durch jenen constitutiven Begriff der Zweckmäßigkeit, der selbstverständlich ebenso wie alle anderen logischen Kriterien, z. B. wie der angeblich in den Dingen selbst begründete Begriff der Causalität verschiedene Entwickelungsphasen in dem menschlichen Geist durchläuft. Ebenso falsch, wie es ist, mit dem transscendentalen Idealismus ohne Weiteres den Standpunkt des philosophirenden Ich zur absoluten Norm zu erheben, ebenso einseitig und unfruchtbar ist es anderseits, aus der menschlichen Gesellschaft und aus ihrer theoretischen Betrachtung in der Ethik in einer seltsam radicalen Anwandlung das teleologische Princip ganz und gar streichen zu wollen. Jede Erziehung, alle socialen Bestrebungen, ja der gesammte Culturfortschritt, kurz alles geistige Geschehen hat gar keinen Sinn mehr ohne die Annahme eines objectiv giltigen Zweckprincips, dessen sich freilich nur die wenigsten Menschen bewußt werden, da ihre Blicke durch den Schleier der Maja, wie der Inder sagt, d. h. der dunklen Erscheinungswelt, getrübt sind; es bleibt Sache einer vorsichtig tastenden Induction, an der Hand teleologischer Betrachtung, wie Windelband einmal bemerkt, das Normale aufzusuchen (Präludien, S. 273), das hier erst seine wahre Geltung, d. h. seinen streng allgemeinen und nothwendigen Charakter erhält. Hartmann sucht auch hier einen tieferen erkenntnißtheoretischen Zusammenhang herzustellen, den er u. A. so begründet: So lange das wahre Selbst im Gegensatz zum Erscheinungsich ein individuelles bleibt, so lange kann auch der vertiefsten Selbstsucht der Vorwurf des Individualeudämonismus nicht erspart bleiben; dies ist der durchschlagende Grund, warum der transscendentale Individualismus in allen seinen Gestalten es nicht über eine transscendente individualeudämonistische Pseudomoral hinausbringt und zu keiner echten Ethik gelangen kann. Anders wenn das wahre Selbst der eigenen Individualität sich als identisch erweist mit der absoluten Substanz oder dem absoluten Subject (wie z. B. im Vedanta). Hier ist es ein Irrthum, diesen Vorwurf des Individualeudämonismus aufrecht zu erhalten. Denn es ist klar, daß von Egoismus, Selbstsucht oder Individualeudämonismus nur so weit die Rede sein kann, als das Ich, das eigene Selbst oder das Individuum einem Nichtich, einem anderen Selbst oder anderen Individuen gegenüber gestellt oder entgegengesetzt wird. Wo dieser Gegensatz aufhört, da hört auch die Berechtigung auf, von Egoismus, Selbstsucht oder Individualeudämonismus zu reden. Dies ist aber der Fall, wenn das wahre Selbst oder der Kern der eigenen Individualität als identisch erkannt werden mit dem Absoluten; denn dann besteht weder ein Gegensatz mehr zwischen meinem wahren Selbst und dem absoluten Subject, noch auch zwischen meinem eigenen Selbst und dem des Nächsten, das ja auch mit dem Absoluten in Eins fällt (S. 201). Wie gesagt, ohne objective Zwecke giebt es auch keine objective, allgemeingiltige Werthe und damit keine objective Weltordnung, erst die Teleologie in ihrem allgemeinsten Sinne rettet uns vor dem Chaos und dem Zerfall der Welt in eine unendliche Summe zusammenhangloser todter Atome.

Es ist nicht möglich, wie schon am Anfang angedeutet wurde, dem Inhalt des vorliegenden Werkes in einer solchen flüchtigen Skizze gerecht zu werden; wir müssen den Leser auf die Lectüre und das Studium der verschiedenen Untersuchungen, um die sich aber ein gemeinsames Band schlingt, verweisen. Auch hier tritt wieder die eminente dialectische Kraft Hartmann's hervor und zugleich der so bezeichnende systematische Zug, der alle Fäden des Denkens mit spielender Leichtigkeit nach einem bestimmten Mittelpunkt vereinigt. Für unsere Zeit, die in ihrer unendlich complicirten Arbeitstheilung nur all' zu leicht über der Fülle der Einzelheiten den Blick für das Ganze verliert, ist diese universale Tendenz, welche stets nach harmonischer Verarbeitung und Abrundung ringt, doppelt werthvoll.

---

## Eine Musiksteuer.

Von Edmund Vetter.

Der von Dilettanten und ihrer Haus- und Concertmusik gequälte Mitteleuropäer lächelt vielleicht zustimmend zu unserer Ueberschrift, aber er irrt sich. Nicht um eine Besteuerung der Clavierseuche oder Concertfolter handelt es sich, sondern um eine Besteuerung zunächst des deutschen Liedes an sich. Von Frankreich her droht ihm nämlich ein Schlag, der es an den Wurzeln treffen würde.*) Vor einigen Jahren hat sich in Paris eine Société des éditeurs et compositeurs gebildet; sie erstrebt eine Besteuerung des gesammten musikalischen Lebens; keine Aufführung, kein Gesangsvortrag in einem Verein soll stattfinden dürfen, ohne daß dafür eine Steuer an den Componisten oder an seinen Verleger gezahlt wird. In Frankreich ist der Wunsch der Société in Erfüllung gegangen. Das Gesetz verlangt, daß für jede musikalische Reproduction eine Steuer zu entrichten ist. Die Société hat nun ein Ueberwachungssystem organisirt, welches mit Argusaugen die Thätigkeit aller musikalischen Vereine, Institute, kurz jede Bethätigung musikalischen Lebens außer dem Hause controlirt. Dies ist ihr um so leichter geworden, als sich ja das Musikleben in Frankreich mit dem warm pulsirenden musikalischen Leben in Deutschland gar nicht vergleichen läßt. Es concentrirt sich auf Paris; die kümmerlichen Pflänzchen musikalischen Lebens, die sich hier und da — und auch fast nur in den größeren Provinzialstädten — finden, können durch die Erhebung der Steuer in ihrer Entwickelung kaum noch ge-

*) Wir folgen hier einer lesenswerthen Brochure von Karl Peiser: „Auch eine Culturfrage! Zur Abwehr der Besteuerung musikalischer Aufführungen." (Leipzig, Gebr. Hug & Co.)

hemmt werden. Aber es finden sich auch in Frankreich noch Steuerobjecte genug, welche dem Heißhunger der Société zum Opfer fallen; der blinde Drehorgelspieler, der durch das Dorf zieht, die Dame, welche im Wohlthätigkeitsconcert zum Besten der Armen singt, sie alle tragen ihr Scherflein dazu bei, die Casse der Société und die Taschen ihrer Verwaltungsräthe zu füllen.

Die finanziell stark interessirten General- und Unteragenten der Société haben durch die willkürliche und brutale Art, mit welcher sie vorgehen, eine von Jahr zu Jahr steigende Erregung hervorgerufen. Nicht nur in Frankreich, auch in der Schweiz und in Elsaß-Lothringen, wo die Société mit ihren Ansprüchen bereits ein- und durchgedrungen ist. Diese Erregung gipfelte in einer Petition an den schweizerischen Bundesrath seitens 697 schweizerischer Musik-, Gesang- ꝛc. Vereine, hinter welcher nahezu 100000 Mitglieder stehen, um energische Maaßregeln gegen das Unwesen und die Ausbeuterei durch die französische Société des auteurs und ihre Agenten zu erbitten. Der Kernpunkt der schweizerischen Petition ist neben der Einschränkung der viel zu weit gehenden Schutzbestrebungen auf internationalem Gebiete (Berner Uebereinkunft) folgender: „Der Schutz des Aufführungsrechtes musikalischer Werke bedarf keines Vorbehaltes, doch darf das Recht der Aufführung musikalischer Werke und einzelner Theile oder rechtmäßiger Bearbeitungen musikalisch-dramatischer Werke für Concertzwecke Dritten nicht versagt werden, wenn der Veranstalter einer Aufführung das zu benutzende Notenmaterial vom Verleger käuflich erworben hat.“ In der Sitzung des Ständerathes zu Bern begründete der Referent diese Forderung in eingehender Darstellung und im Anschlusse an die Beschlüsse des Nationalrathes; er wies darauf hin, wie die Gesellschaft Dank einem geschickten System von Einschüchterungen und Bedrohungen unter Vermischung wahrer und falscher Thatsachen in wahrhaft unerhörter Weise die Gesang- und Musikvereine ausgebeutet habe. Kein Volksfest, kein Schützen-, Turn- oder Sängerfest sei mehr sicher vor ihrer Habgier; das ganze musikalische Leben des Volkes drohe hierdurch mehr und mehr lahm gelegt zu werden. Ein förmliches Spionirsystem erstrecke sich über das Land, welches die unbedeutendsten Aufführungen der entlegensten Dörfer aufstöbere. — Konnte man den Aufführungen direct nicht beikommen, so hielt sich die Société in den verschiedenen Cantonen mit mehr oder weniger Glück an die Wirthe und brandschatzte diese, obwohl dieselben in der Regel zu der Zusammenstellung der Programme gar nichts zu sagen haben und in ihrer großen Mehrzahl überhaupt von den einschlägigen musikalischen und rechtlichen Fragen gar nichts verstehen. Bei der Neuheit der Sache wurden auch von den Gerichten durch falsch ausgelegte Gesetzesparagraphen ꝛc. oft die schiefsten Urtheile gefällt, auch die Vertheidiger waren gar zu häufig nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben. Der schweizerische Bundesrath hat die gerügten Uebelstände zugegeben und versprochen, diese Petition in Berücksichtigung zu ziehen.

Verhältnisse ähnlicher Art herrschen, wie das Leipziger Musikalische Wochenblatt von E. W. Fritzsch ausführt, in den Reichslanden. Die Bedrückungen des musikalischen Lebens veranlaßten den bekannten Dirigenten und Componisten Hilpert, kaiserlichen Musikdirector in Straßburg i. E., eine Generalversammlung der elsässisch-lothringischen Musikvereine nach Oberehnheim einzuberufen, auf welcher derselbe in ausführlicher Darstellung die Mißstände beleuchtete, welche die Besteuerung musikalischer Aufführungen Seitens der Société des auteurs auch in den Reichslanden hervorgerufen hat. Im October des Jahres 1895 richteten die Musikalienhändler der Reichslande und der Schweiz ein Schreiben an den Verein der deutschen Musikalienhändler, welches die dringende Bitte enthielt, „dahin wirken zu wollen, daß bei öffentlichen Aufführungen — soweit es sich nicht um Bühnenaufführungen handelt — keinerlei Aufführungsgebühren erhoben werden, daß vielmehr das Recht der Aufführung lediglich an die käufliche Erwerbung des zur Aufführung nothwendigen Notenmaterials vom Verleger gebunden sein solle.“ Die Generalversammlung des Vereins der deutschen Musikalienhändler machte diesen vernünftigen und gerechten Vorschlag zu dem ihrigen.

Aehnlich, nur noch schlimmer als in den Reichslanden und in der Schweiz, mögen die Verhältnisse in Belgien sein. Es wird dort eine Petition vorbereitet, um die Kammer zum Erlaß eines Gesetzes zu veranlassen, welches die gegenseitigen Rechte und Pflichten genau bestimmt, die aus den Aufführungsrechten sich ableiten. Die unerträglichen Mißbräuche und unzähligen Processe, zu welchem das Gesetz seit seinem Erlasse in diesem Lande Veranlassung gegeben hat, beweisen die Nothwendigkeit einer Abänderung, welche die Natur der Beziehungen zwischen Concertgeber und Autor klar legt und ganz unzweideutig feststellt, wann die Aufführung eine ungesetzliche ist. Der „Guide musical“ in Brüssel schreibt: „Das künstlerische Eigenthum muß besonders gegen die Agenten einer ausländischen Gesellschaft geschützt werden, welche in der schamlosesten Weise die Componisten und die ausübenden Künstler ausbeuten.“

Nun geht durch die Blätter die Mittheilung, daß sich auch in Wien eine Gesellschaft nach dem Muster der Société des auteurs, compositeurs et éditeurs de musique in Paris gebildet hat. Da die betheiligten Verleger für sich 50% vom Netto der erhobenen Tantième beanspruchen, so erscheint die Sache ihrerseits durchaus nicht so selbstlos. Wiener Zeitungen berichten bereits, daß die Gastwirthe in Wien eine Versammlung abgehalten und solidarisch beschlossen haben, in allen Localen vom 1. Januar ab womöglich nur solche Musikpièçen zur Aufführung bringen zu lassen, die tantièmefrei sind, andernfalls aber keine Tantième zu entrichten und es auf die Klage der Autoren-Gesellschaft ankommen zu lassen. Der „Offene Brief“ des Herrn Eduard Seuffert in Wien an den Präsidenten der neu gegründeten Gesellschaft, abgedruckt in der „Neuen Musikalischen Presse“, beleuchtet in durchaus zutreffender Weise die Schäden und Nachtheile, welche die Bestrebungen der Gesellschaft sowohl für den schaffenden Tonkünstler, wie für die Entwickelung des Musiklebens überhaupt herbeiführen werden und naturgemäß herbeiführen müssen! Wir entnehmen demselben nur folgende Stellen, welche Beachtung und Beherzigung in den weitesten Kreisen verdienen: „Wenn ein Künstler das Glück hat, daß ein Opus die Runde macht und sein Verleger seine Rechnung findet, so bekommt der Autor bei einem nächsten Werk reichlich so viel Honorar mehr, als er beim ersten an Kreuzertantièmen verloren hat. Wenn aber Anfänger oder deren Verleger Aufführungstantièmen beanspruchen, werden sie einfach nie zu Wort kommen, die Werke werden nie Eingang, unaufgeführt nie Freunde und ebensowenig später Verleger finden. Wer ein Werk — notabene: gut — aufführt, erweist dem Autor und dem Verleger immer einen Gefallen. Dafür darf er nicht besteuert werden .... So selten Componisten die Gabe besitzen, ihr Werk gut vorzutragen, so selten ist die Gabe bei den Vortragenden, über den Werth eines unaufgeführten Tonstückes klar zu werden. Natürlich bleibt der Erfolg dann aus, den der Künstler mit alten Sachen gewohnt ist, er traut sich an die „Neuen“ nicht mehr heran und kehrt zur 4000. Wiederholung seiner berühmten „Schlager“ zurück. Reich an schlechten Erfahrungen, an denen in diesem Falle die Componisten nur zum geringsten Theile Schuld tragen, braucht es nur noch die Einführung der Tantièmen, und er wird Versuche, von denen er ohnehin nichts hält, gewiß unterlassen .... Was hätten aber die größten Künstler, die ihrer Zeit immer voraus waren, folglich erst ein, zwei Menschenalter nach dem Tode zur Geltung kommen, von Aufführungstantièmen? Das Kunstwerk ist eben ein Brief an die Menschheit mit sieben unlöslichen Siegeln. Nur der

Genius des Geistesverwandten wird ihn, gleich Röntgenstrahlen, durchleuchten und leicht entziffern. Allen Anderen wird er ewig verschlossen bleiben. Componisten und Verleger müssen also Wege suchen — und nicht verrammeln —, welche zum einig maßgebenden Forum, dem Publicum, führen. Die Wege wird schon die Kritik verrammeln."

Der Präsident des Vereins der deutschen Musikalienhändler, Dr. O. von Hase, sprach in der Sitzung der Association littéraire (23. September 1895, Dresden) folgende Worte: „Das die Völker erleuchtende Licht muß frei strahlen, so muß auch, darum bitte ich, das deutsche Lied (die deutsche Musik) frei sein, nicht nur in den großen Bildungsanstalten der Schule, Kirche und des Heeres, sondern auch — und hier begegne ich mich mit dem Schweizer Hilty — in dem durch Vereine mannigfaltig gegliederten Volksleben." Aber es ist nur eine Frage der nächsten Zeit, daß die Société und ihre Filialen und Nachtreter auch an die Eroberung des Deutschen Reiches gehen werden, um das deutsche Lied auf seinem eigensten Boden sich tributpflichtig zu machen. Um sich eine Idee von der tief einschneidenden Bedeutung einer solchen Doppelbesteuerung zu bilden, mögen Peiser's Angaben über die Verbreitung der deutschen Gesangvereine folgen. Im Deutschen Reiche bestehen annähernd 10000 Gesangvereine, Oesterreich wird an deutschen Gesangvereinen etwa 3000 besitzen. Der allgemeine deutsche Sängerbund allein umfaßt ungefähr 100000 Sänger. Die meisten der Vereine gehören ferner einem Provinzial- oder Gau-Verbande an, und diese haben sich wieder zu einem Ganzen zusammengeschlossen, welches einen gewaltigen Organismus bildet. Wer von dem Gesangsfeste eines Provinzial- oder Gau-Sängerbundes heimkehrt, bringt vielfache Anregung nach Hause, die noch lange segensreich fortwirkt. Nicht nur in der Großstadt, in den kleinsten Städtchen, in den armseligsten Dörfern, wohin sonst kaum ein Strahl geistigen Lebens dringt, bestehen Gesangvereine. Nach des Tages Arbeit kommen Leute, welche die verschiedensten Handwerke und Gewerbe treiben, zusammen, erquicken sich an dem Jungbrunnen der Musik, und Mühe und Sorgen eines oft kümmerlichen Lebens werden für einige Stunden vergessen. Sociale Gegensätze, die unser Volk zerklüften, werden überbrückt durch gemeinsame, begeisterte Hingabe an die Musik. Auch an allen patriotischen Gedenktagen, die wir begehen, bewährt das deutsche Lied seine Macht. Unsere Gesangvereine nähren die Flamme der Vaterlandsliebe. In guten und in bösen Tagen hat das deutsche Lied unsere Brüder begeistert, hat das deutsche Lied sie zu Kampf und Sieg geführt. — Man geht nicht zu weit, wenn man das deutsche Lied fast den köstlichsten Schatz unseres Volkes nennt. Wer jemals den Etat eines Gesangvereins in einem kleinen Städtchen kennen gelernt hat, wird lächeln und gleichzeitig gerührt sein über die Geringfügigkeit der Mittel, die einem solchen Vereine zu Gebote stehen. Groschenweise tragen diese kleinen Leute zusammen, um ihren Verein zu erhalten. Das Gehalt des Dirigenten eines solchen Vereins ist gewöhnlich Null. Er begnügt sich mit dem Genuß, den er selbst dabei empfindet, eine musikalische Aufführung leiten zu können. Bei allen Heimsuchungen, die das Vaterland treffen, bei allen Gelegenheiten, in denen es sich um Beschaffung von Mitteln für wohlthätige Zwecke aller Art handelt, sind die Gesangvereine in erster Reihe bereit, ihr Können in den Dienst der Wohlthätigkeit zu stellen. Und den dürftigen Etat dieser Vereine will man besteuern?! fragt Peiser mit gerechter Entrüstung.

Und nun die Frage von der anderen Seite betrachtet: vom Standpunkte der deutschen Urheber, Verleger und Componisten und ihrer Rechte? Wie ist es jetzt damit? Der Componist geht zum Verleger, und dieser hat die Pflicht, ihn angemessen zu honoriren. Der Verleger bestimmt dann den Verkaufspreis so, wie er glaubt, zu seinen Kosten und zu einem Gewinn kommen zu können. Daß er dabei ein gewisses Risiko trägt ist nur recht und billig; das muß eben jeder Kaufmann. Wer diese Musikalien käuflich erwirbt, erlangt dadurch — nach den jetzt geltenden Bestimmungen — das Recht, sie wo auch immer singen und spielen zu dürfen. Wird nun aber künftig einem materiell zu schwach fundirten Vereine die Pflicht auferlegt, für jede Reproduction noch eine Extrasteuer zu zahlen, so wird er vor die Alternative gestellt, entweder den Mitgliedsbeitrag zu erhöhen und damit eine ganze Anzahl solcher, die mit Pfennigen rechnen müssen, zurückzustoßen oder sich beim Ankauf von Musikalien zu beschränken und fast nur ältere Musik zu treiben, die nicht mehr von der Extrasteuer getroffen werden kann. Ist denn, fragt Peiser, damit einem jungen Componisten gedient, wenn er die Möglichkeit, außer dem Honorar von seinem Verleger auch noch die Pfennige der Gesang- und Musikvereine zu erhalten, mit einer weit geringeren Verbreitung seiner Werke bezahlen soll? In Wahrheit sind es nur einige wenige bevorzugte Componisten, welche einen größeren Gewinn einheimsen werden. Diese aber kommen auch bei dem jetzigen Verfahren nicht zu kurz. Wenn eines ihrer Werke einschlägt, so bringt ihnen schon das nächste Werk ein weit größeres Honorar. Die Mehrzahl der jungen Componisten aber wird dann nicht mehr ins Volk dringen. Das Programm eines Vereins wird in Zukunft nur ältere Musik und einige sogenannte „Schlager" berühmter Namen aufweisen. Auf Versuche mit jüngeren noch unbekannten Componisten werden sich nur recht Wenige einlassen. Kann die große Mehrzahl der deutschen Componisten damit einverstanden sein? Wir stellen hiermit das Thema in der „Gegenwart" zur Discussion und sind begierig, wie die Antworten auf unsere Anregung ausfallen werden. Wir schließen unsererseits vorläufig mit dem Schlagwort: Schutz dem freien Lied!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten

### Eine Illusion.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Schluß.)

Am folgenden Tage war Tila recht traurig darüber, daß sie jenen Ausspruch gethan. Hatte er in ihnen eine Abkühlung bewirkt? War etwas anders geworden zwischen ihnen? Was war erfroren? — O sie war sehr unglücklich! Seit jenem Regentage unter dem Kreuze hatte es ihr geschienen, als näherte er sich ihr mehr und mehr, als habe sich seine Ehrfurcht in Vertraulichkeit verwandelt. Und nun? Nun schien es ihr, als stände er wieder fern von ihr, sie in heiliger Beschauung ansehend, aber ach, mit fast verzweifelndem Mitleid in seinen Augen — diesen Augen, die ihn alt machten. Ach, dieser Blick, und dieser weiche, süße Tonfall in seiner herrlichen Stimme und diese feine Nüance des Mitleids! . . .

Still wurde er, schweigsam, und Mütterchen fand ihn nicht mehr so zuvorkommend wie früher, und sie fragte Tila, was er nur habe und wie nun eigentlich die Sache stände. Aber Tila weinte nur und sagte, sie wisse es nicht, und dann kam es, daß er für einige Tage fort wollte, nach Prag, zu einem alten Freund, einem Freund aus Amerika.

Einfach war ihr Abschied, mit einfachen Worten und einem einfachen Händedruck, aber sie fühlten Beide, wie ihnen die bedeutungsvolle Schlichtheit dieses Abschiedes schmerzlich war. Und als er fort war, da fiel die Einsamkeit auf Tila nieder, erst durchsichtig wie ein Flor und weiß wie Schnee, dann immer dichter und schwerer, ihre ganze Seele einhüllend, dann fielen schwere weiße Tücher, immer mehr und mehr, so Viele, so unendlich Viele, bis sie anfingen, ihre arme Seele wie in ein

enges Leichenkleid zu hüllen. Das Leben war nicht mehr für sie; nur er war: sogar in seiner Abwesenheit. Und stärker noch als mit magnetischer Gewalt, eisern, mit einer fast physischen Gewalt fühlte sie sich zu ihm hingezogen, dorthin, wo er war. Und was sie auch that und sagte oder schwieg und nicht that, sie sah nur ihn, sie dachte nur an ihn und sie fühlte nur ihn. Es war wie ein Gewicht, wie eine Schwere. Und nun empfand sie auch zum ersten Mal in ihrem Leben die so seltsam schmerzliche Wonne, durch ihn zu leiden, empfand sie ihr herrliches Glück, daß all' ihr Schmerz von ihm kam, durch ihn, daß es wie aus einer Quelle floß, und schluchzend lachte sie darüber, daß sie durch Qualen gefoltert wurde, die alle von ihm kamen. O nun war das Leben werth, gelebt zu werden, in diesem düsteren Glücke der Marter! So war sie nichts Anderes als ein Geschöpf der Liebe, nur Liebe allein, ein Abstractum ... „Ich will nur noch Schmerzen, recht, recht viel Schmerzen erleiden, um ihn!" sagte sie sich, bleich, mit den bläulichen, von wollüstiger Müdigkeit gezeichneten Schatten unter den schwarzglänzenden Augen, während sie die zarten Finger, matt wie sterbende Falter, im Schooße ruhen ließ. „Denn nun wage ich nicht mehr, wie einst, zu verlangen, daß er mir Alles geben soll, Alles, wie auch ich ihm Alles geben will ... Ich weiß nun, daß das unmöglich ist. Schmerzen, recht viel Schmerzen um ihn! Aber warum mußte er fort? Warum sehe ich ihn nicht mehr? Ich will ihn ja nur sehen, und wenn er dann sprechen will und ich ihn hören darf, dann ist's herrlich, herrlich! Ich will ja nichts Anderes als ihn anbeten dürfen, ich will ja nur, daß er in seiner Güte das duldet! Daß ich vor ihm auf den Knieen liege, meine Arme um seine Kniee schlinge, meinen Kopf darauf stütze und so zu ihm aufblicke, ohne ein Wort, ohne eine Frage, still, still, still, bis ich todt sein werde!" Sie murmelte ihr Verlangen ganz leise und doch beinahe vernehmbar, wie sie es immer that, wenn sie sich ganz ihrem Fühlen hingab. Und in diesem Gemurmel fühlte sie, wie die Fäden, stärker noch als magnetisch, sie so wild nach ihm hinzogen, dorthin, wo er war, und daß sie sich aufrichtete und plötzlich in einem einzigen Zuge schrieb:

„Warum bist Du von mir gegangen? Warum hast Du mich verlassen? Ich bin so allein, so allein. Ich habe solche Sehnsucht nach Dir. Komm zurück, ich bitte Dich darum, komm zurück!" Mehr nicht. Und sie las es nicht noch einmal, wie sie damals ihren Brief der Ekstase durchgelesen hatte: ungelesen faltete sie das Blatt, verschloß es und schrieb die Adresse, hastig, in einem einzigen Striche von Ungeduld. Und das Conventionelle schwiegen in ihr, so standhaft, als ob es niemals mehr sprechen würde. Aber kurz darauf, als sie an ihren Brief dachte, der nun schon weg war, verfiel sie wie in einen Taumel des Entsetzens. Ein wenig später empfing sie von ihm ein paar Zeilen die ihren Brief gekreuzt hatten:

„Ich komme morgen Abend zurück. Die Stadt langweilt mich, in meinem Freunde finde ich kein verwandtes Gefühl, wenig Mitleben wieder, ich fühle mich einsam und verlassen und sehne mich nach Dir! Schmerz ist Thatsache, Glück ist Illusion, nicht wahr, Tila, Du armes Kind meines Lebens? ... Ach, wenn wir nur von Illusionen leben könnten! Wie glücklich würden wir Beide dann sein!"

* * *

Am nächsten Abend kehrte er zurück; er kam, als Mütterchen bereits schlafen gegangen war, und Tila empfing ihn in dem Rothgold des Salons, im Kerzenschimmer der Krystallkrone. Ihr beide Hände entgegenstreckend, kam er auf sie zu. „Ich bin vor Dir geflohen, aber es hat nichts genützt!" Das war sein erstes Wort, ernst und ehrlich, mit einem Aufschrei von Bitterkeit. Sie wurde noch um einen Schein blasser.

„Geflohen? ... ich dachte es mir. Aber warum?"

„Weil es nicht länger ging, meine Tila, nicht länger gehen konnte; weil ich fort mußte von Dir, um einmal recht gründlich in mich hineinschauen zu können."

„Und das hast Du nun gethan?"

„Ja."

„Und was hast Du gesehen?"

„Viel Trauriges, Tila. Setze Dich, mein Kind, und laß mich Dich um Verzeihung bitten. Denn ich habe schlecht an Dir gehandelt."

„Nein, nein ..." Schnell stritt sie es ihm ab. Aber er hielt ihre Hände noch in den seinen und zwang sie, sich niederzusetzen. Dann setzte er sich neben sie und kniete halb vor sie hin.

„Ich fühle mich so furchtbar unglücklich, Tila."

„Du, warum Du?"

„Weil ich so schlecht an Dir gehandelt, weil ich — freilich nur unbewußt — einen Versuch mit Dir angestellt habe, Tila."

„Einen Versuch mit mir? Und darüber bist Du unglücklich?" Sie lächelte ihm zu mit ihrem strahlenden Lächeln und zuckte die Achseln, wie um ihm anzudeuten, daß es wenig auf sich habe und daß es ihm erlaubt sei, Versuche mir ihr anzustellen, ohne darüber unglücklich zu sein.

„Ach, das nicht zu können! ... es nicht zu können!" jammerte er.

„Was denn nicht?"

„Dich nicht so lieben zu können, wie ... Höre, Tila, ich will ganz frei und offen reden. Darf ich das, und darf ich auch sehr, sehr grausam sein?" Sie fühlte schon, wie diese Marter etwas in ihrem Körper fest, fest zusammenschnürte und doch antwortete sie lächelnd, wie die Märtyrerin ihrer Liebe: „Du darfst Alles!"

„So höre denn. Ich weiß, daß Du mich sehr, sehr lieb hast. Nicht wahr?"

„Ja."

„Auch so, daß Du mich ganz verstehen wirst und mir dann verzeihen kannst?"

„Auch so, und noch viel, viel mehr!"

„O mein Kind, nein, nein!" bat er flehentlich. „Nicht so, o Gott, nicht so! ... Dann werde ich es Dir nicht sagen können ..."

„Doch, sag' es mir."

„Nun, so höre denn. Du hörst zu, nicht wahr? ... Tila, es kann nicht sein, es ist unmöglich! Ich kann Dein Gatte nicht werden!" Hochaufgerichtet saß sie auf der Bank, die zarte Gestalt umflossen von der weißen indischen Seide, anmuthig umhüllt, und sie rührte sich kaum; sie blickte nur zu ihm auf mit der Wehmuth ihres Blickes, und ihre zerbrechlichen, zarten Fingerchen spielten mit den weißen Quasten ihres Schlafrocks. „Ich kann es nicht, Tila; unmöglich ..." Sie schwieg noch immer. „Und ich kann Dir nicht sagen, weßhalb nicht." Noch immer schwieg sie; der Hals war ihr wie zugeschnürt, jedes Wort von ihm bedeutete ihr eine Qual, die sie fast aufschreien ließ wie eine Gefolterte. Und als sie endlich den Muth gefunden hatte zu sprechen und als sie sprach, da that sie es nur, weil sie sah, wie verlegen ihn ihr Schweigen machte, also einzig um seinetwillen. Nur seinetwegen konnte sie die Lippen bewegen und hörbar sprechen.

„Du kannst es mir doch sagen", flüsterte sie leise und heiser, „denn ich weiß es, ich weiß es schon."

„Nein, nein!"

„O ja, und Du kannst es mir sagen. Kannst es mir sagen, weil Du kein gewöhnlicher Mann bist und ich kein gewöhnliches Mädchen, weil wir Beide keine Menschen sind, die eine Verlobung aus irgend welchem Grunde rückgängig machen. Du kannst es mir sagen, weil wir Gefühlsmenschen sind, die Vieles mit einander besprochen haben, außerhalb des Conventionellen, außerhalb der landläufigen Gespräche. Wir sind nicht gewöhnlich, nicht normal. Entsinnst Du Dich, daß Du nie ‚normal' um meine Hand angehalten hast?"

„Nicht? Ich ..." Ihn schwindelte.

„Und doch wußten wir Beide von einander, daß wir uns liebten. Also sage mir doch, warum Du mir das eben gesagt hast. Denn ich weiß es doch. Aber wenn Du es mir sagst, wird es Dir eine Erleichterung sein. Also komm und sag es mir!" Und sie schmachtete förmlich nach seinem Marterworte, das er nicht auszusprechen wagte.

„Ich kann nicht, Tila, ich kann nicht! Wenn Du es weißt, so "...

„Ja, ich weiß es! Und wenn Du es nicht kannst, so werde ich es können!“ sprach sie, indem sie sich erhob. „So höre von mir, warum Du niemals mein Gatte werden kannst: weil Du nicht in mich verliebt bist!“ Sprachlos starrte er sie an, jammervoll anzusehen in seiner Verzweiflung, die ihn mit der Erkenntniß jener Wahrheit durchzitterte. „Weil Du niemals verliebt in mich gewesen bist!“ fuhr sie fort. „Weil Du es niemals sein wirst. Weil ich keine Frau für Dich bin. So, nun weißt Du's!“

Minutenlanges Schweigen, dann bat er: „Tila vergieb mir! Ich dachte das ... Ich hätte es gerne gewollt ... Weib bist Du nicht für mich gewesen, aber viel, viel mehr! Du bist das Schönste, Höchste, Edelste in meinem Leben gewesen, Du bist es noch.“

„Ja, ich bin es noch!“ schrie sie bitter und schmerzlich. „Ich bin es noch!“ Und da konnte sie es nicht länger unterdrücken und in sich verschließen, endlich mußte alles Blut aus ihrer Liebeswunde strömen. „O Gott, o Gott, wie hart Du bist, wie grausam!“ schluchzte sie. „Warum mußt Du so grausam sein?“ Er fühlte, daß er es war, grausam gegen sich, grausam gegen sie. Ach, warum konnte er sich nicht in sie verlieben, wie er sich in hundert andere Frauen verliebt hatte, in hundert! ... Sie weinte laut, und mitten aus dem Schluchzen heraus rief sie plötzlich: „Höre, ich will ganz aufrichtig sein, ganz aufrichtig. Aber ich weine zu viel. Mütterchen wird mich hören. Komm in mein Zimmer.“ Sie zog ihn mit sich fort, in ihr Zimmer; er zögerte etwas. „Bitte komm! Was thut's denn? Du bist ja nicht in mich verliebt. Und ich will aufrichtig zu Dir sprechen, ganz aufrichtig, zum letzten Mal; aber hier würde Mütterchen mich hören. Ich weine zu laut. Bitte komm!“

Er folgte ihr, leise schloß sie die Thüre. Aber noch zögerte er. „Tila, Dein Ruf ...“

Doch plötzlich stürzte sich alles Blut in ihren Kopf, und sie hatte in diesem Schwindel von Leidenschaft ein Gefühl, als sei sie der Erde entrückt. „Ruf?“ kreischte sie wild. „Was liegt mir an meinem Ruf? Glaubst Du denn wirklich, daß ich in diesem Augenblick an meinen Ruf denke? Ich will Dich sprechen, hörst Du? Ich will Dir sagen, wie grausam Du bist. Ich will ...“ Aber ebenso plötzlich, wie der Schwindel sie ergriffen, fiel sie nun auch in sich zusammen. Und das Kreischen ihrer Stimme tönte jammervoll aus ihrem weichen Stöhnen. „O Gott, ja, ich will!“ schluchzte sie, halb lachend, wie vor Schmerz wahnsinnig geworden. „Aber ich will nichts, ich will nichts! Nur Dich anbeten, sonst nichts, und was Du mir sagst, das ist gut, und was Du mir thust, das ist gut ... Aber es ist Alles so hart! Du bist zu mir so grausam ... Bitte, bitte hör' mich an, laß mich Dir jetzt Alles sagen ... Ich weiß es wohl, ich bin nicht stolz, daß ich Dir das Alles so sage, bin nicht verschlossen wie andere Frauen, gebe mich ganz meiner Excentricität hin, und ich sollte das thun und nie hätte ich Dich merken lassen sollen, wie lieb ich Dich hatte! Aber ich war wahnsinnig und ließ es Dich merken und sagte es Dir und schrieb es Dir ... Das war wirklich wenig cokett von mir, nicht wahr? So geht's, wenn man sich so gar nicht um das Herkömmliche kümmert, nicht wahr, mein Lieb? Wir strafen uns selbst am meisten, wenn wir nicht conventionell sind, denn wir machen uns unmöglich! Aber daß es so sein mußte, ist so hart, so hart! Denn ich betete Dich an, und nun fast noch mehr, weil Du mir ein so schweres Leid anthust.“

Er hatte sich auf die Chaiselongue geworfen und lag nun da, stumm in seiner Machtlosigkeit, und sie war vor ihm hingesunken und hatte seine Hände ergriffen und ihren Kopf an seine Kniee geschmiegt. Und im trüben Lichte der einzigen Kerze saß er da, so recht wie ein machtloser Abgott, unbeweglich, reglos wie aus Basalt oder Porphyr, stumm niederschauend auf die zu seinen Götterfüßen ruhende, durch Liebe Verwundete.

„Was liegt mir daran, daß ich nicht stolz bin! Du darfst ihn ruhig mit Füßen treten, meinen Stolz! Aber warum mußte es so sein? Warum mußte ich Dich so verhimmeln? Warum mußte ich so unmögliche Schönheiten in Dir wecken, und warum konntest Du mich nie ganz gewöhnlich ansehen, sondern immer außergewöhnlich, wie etwa eine himmlische Erscheinung? O, ich mache Dir keine Vorwürfe, es ist ja nicht Deine Schuld, aber für mich ist es hart, grausam, entsetzlich grausam ... Denn Du weißt es noch immer nicht, wie unsagbar lieb ich Dich habe. Willst Du es nun wissen? Soll ich es Dir sagen?“

Rathlos blickte er sie an, sich selbst insgeheim verfluchend. Er vermochte nichts zu sagen; sie stand auf und nahm ein Bündel Papiere von dem Tische, zerriß sie mit entschlossener Sicherheit, eines nach dem anderen, mitten durch in ganz kleine Stückchen, die sie wie kleine weiße Opferblumen zu seinen Füßen hinstreute. Er konnte im Halbschimmer der einen Wachskerze nicht deutlich unterscheiden, was es war.

„Tila, mein Kind, was machst Du?“

„Ich zerreiße ‚Jesus von Nazareth‘; ich streue meine Verse in Stücken vor Dir aus!“ sprach sie mit einer Stimme in höchster Ekstase. „Es ist das Manuscript des letzten Theiles, und nun lebt es nicht mehr, mein Werk, und wenn auch der Anfang schon gedruckt ist, denn den Schluß habe ich vergessen und schreibe ihn nie, nie wieder. Ich will keine Dichterin mehr sein, denn ich kann ja Deine liebe kleine Muse nicht mehr sein, weil ich Deine Frau nicht werden darf, und nun lebt er nicht mehr, mein ‚Jesus von Nazareth‘, und nun liegt er geopfert zu Deinen Füßen!“

Er war plötzlich aufgesprungen; eisig-kalt überlief es ihn. Diese göttliche Kunst ihm zum Opfer gebracht! Ein tiefes Schluchzen rang sich aus seiner Kehle. „Tila, Gott, Tila, wie hast Du das thun können? Das durftest Du nicht!“

„Meine Kunst ist mir beinahe eben so viel werth wie mein Ruf!“ rief sie in schwärmerischer Ekstase. „Und doch ist mir meine Kunst das Liebste, was ich besitze, darum bringe ich sie Dir zum Opfer ...“

Wild trat er auf sie zu, die Augen in Thränen, und umarmte sie voller Leidenschaft und drückte sie an sich. Aber nun fühlte er keinen Stolz mehr über dies Opfer, sondern es peinigte ihn ein machtloses Mitleid, ein wilder Schmerz der Rathlosigkeit. Was sollte er thun, o Gott, was sollte er thun? Er fühlte in jenem Zimmer, das voll von ihrem feinen Dufte war, und sie in seinen Armen haltend, daß er sie doch wohl lieben könnte mit Verliebtheit. Warum wäre das so merkwürdig? O Gott, nur ein Atom von der Liebe, womit er tausend Mal schon geliebt hatte! Aber nein, nichts ... nichts als die Grausamkeit seiner nüchternen Illusion. Sie sahen einander in die Augen, und lächelnd sagte sie mit der Ruhe einer Sterbenden im leisen Gestöhn der letzten Worte, dem Seufzer der letzten Simme: „Und darf ich nun für immer Abschied von Dir nehmen ... mit einem Kuß, mein Lieb?“

„Für immer? Tila!“ ... und in seinem aufrichtigen Verlangen, den Schmerz von ihr zu nehmen, empfand er nicht gleich die neue Grausamkeit in der Einwilligung in ihren Wunsch, die ewige Folterqual an jedem neuen Tage: „Laß mich Dein Freund bleiben, Tila — das wird doch möglich sein?“

Sie lächelte ihm zu, glücklich, noch einmal zu leiden um ihn, für ihn, durch ihn, und dann schüttelte sie langsam den Kopf, ganz langsam: „Nein, nein, nein ...“ Und sie fragte ihn nur, noch immer lachend mit dem Lachen einer Sterbenden: „Für Dich ist das möglich ... aber für mich?!“

* * *

Dann hatte sie ihn gehen lassen, und sie selbst hatte ihn von sich treiben müssen, so rathlos war er. Und er war zum Hause hinausgerannt wie ein Wahnsinniger, durch die nächtig einsamen Straßen des Badeortes, und im grünlich-weißen Gespensterschein des Mondes war er in den Wald gegangen. Und dann hatte er an einer Pfütze gelegen und geschluchzt, geschluchzt aus Mitleid, aus Machtlosigkeit, aus wilder Ohnmacht, während seine Hände bebten, die sich an den Binsen und am Schilf blutig schnitten. Und dann warf er Schilf und Binsen von sich, weit, ganz weit ... „Und ich werde heirathen und vielleicht Kinder haben

und ... o Gott, es wird niemals so sein, nie so schön, nie so schön!" stieß er in seiner Raserei hervor, indem er seine Thränen gewaltsam hinunterwürgte, bis es ihm war, als müßte er daran ersticken und an dem Elend, daß seine Illusion nicht zur Wirklichkeit hatte werden können. Und auch sie lag dort im Elend, weiß an ihr weißes Bett gelehnt, das Opfer ihrer Kunst verstreut und zerpflückt am Boden, im Schimmer jener einen Kerze. Und sie hatte geweint und gestöhnt, und so laut, daß Großmütterchen es gehört hatte, die nun an ihrer Thür horchte. Und Großmütterchen war wie ein magerer Schatten in ihrem Nachtkleide, ohne graue Perücke, und sie hatte nicht den Muth, zu ihrer kleinen Tila zu gehen, weil sie sie so weinen hörte, als wollte sie in ihrem Schluchzen ihr ganzes Herz ersticken.

## Aus der Hauptstadt.

### Philharmonie.

Heiserkeit hatte Wilhelm II. diesmal vom Besuche des brandenburgischen Provinziallandtages und seines Festmahles abgehalten, der feierlichen Veranstaltung, der er seit 1890, dem Jahre des Bismarcksturzes, noch nie fern geblieben ist. Außer den Mitgliedern der hohen Körperschaft werden das auch die Politiker bedauern, denen ein interessantes und charakteristisches Wort darum nicht aller Bedeutung bar erscheint, weil es im Dufte des Johannisbergers und unter'm Klingklang der Gläser geboren ward. Das letzte Jahrzehnt des voll und ganz demokratisirten Säculums legt Herrscherreden den Werth nicht mehr bei, den sie in der loyalen Großväterzeit hatten, und auch auf die Worte des deutschen Kaisers lauscht das Weltall minder gespannt als einst auf die turbulenten Ansprachen des allzuklugen Decemberstaatsmannes. Nichts destoweniger haben die Auslassungen Wilhelm's II. so ureigenes Gepräge und beleuchten sein geistiges Profil so buntfarbig, daß man ihrer ungern auf längere Zeit enträth. Die Beredtsamkeit dieses Hohenzollern ist nicht von der liebenswürdigen und hinreißenden Art seines unglücklichen Vorgängers auf dem Preußenthrone, des Romantikers, der in lyrischer Poesie zerfloß und eben darum eine höchst undankbare Rolle in dem bewegten Märzdrama von 1848 spielte. Wilhelm II. blendet weder noch überzeugt er irgend einen Gegner durch seine in der Technik meisterhaften Trinksprüche. Er reizt vielmehr zu heftigem Widerspruche, bohrt tausend Stacheln ein und erweckt sich Feindschaften, die seine Thaten ganz gewiß niemals hervorgerufen hätten. So wird dem lebhaften und sanguinischen Temperamente, das den Strom der Rede nicht regiert und auf seine Mühlen treibt, sondern sich in stolzer Selbstvergessenheit von ihm tragen läßt, eine schöne Gabe fast zum Unsegen. Aber das macht sie der Oeffentlichkeit noch picanter, läßt sie in noch höherem Grade als Sensationen wirken. Hinzu kommt, daß besonders die an seine Brandenburger gerichteten Worte allemal Wilhelm's II. politisches Programm entrollten, daß sie der officiellen Politik des Jahres die Wege wiesen. Im Jahre 1890 dröhnte mitten in die Bismarckwirren hinein die Drohung, der Monarch werde Jeden zerschmettern, der ihm entgegentrete. Ein Jahr später wandte er sich zornvoll wider den Geist der Unzufriedenheit, der überall in Deutschland finstere Verbitterung erzeugte, und nach abermals zwölf Monaten fand er noch kräftigere Töne, forderte er die philiströsen Nörgler auf, den Staub der Heimath von ihren Pantoffeln zu schütteln. Dann kamen die Blüthemonde des Caprivismus. Im Februar 1893 gab der Kaiser der festen Willensmeinung Ausdruck, einen Zustand zu schaffen, mit dem Alle, die überhaupt zufrieden sein wollten, auch zufrieden sein könnten. Stürme kamen, die Bauernbewegung brauste daher, die Bismarckfronde wuchs zu gewaltiger Macht an — allen Widerwärtigkeiten gegenüber rief Wilhelm II. im Ständehause aus, daß er nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft zu geben habe für das, was er zum Wohle des Landes plane und unternehme. Ein ernstes Mahnwort an die Agrarier erklang 1895; kein Stand, rief der Fürst aus, könne beanspruchen, auf Kosten des Andern bevorzugt zu werden. Die Hundertjahrfeier ward im Februar 1896 eingeläutet. Heller und voller noch wogte ihr Jubel durch den Trinkspruch des eigentlichen Festjahres. Bismarck wurde damals der Handlanger Wilhelm's des Großen genannt. Daneben fiel das Wort von den Edlen und Unfreien. Heuer zum ersten Male hat der Herrscher den Männern des Rothen Adlers nicht die Tonart angegeben, aus der sein Ministerium im laufenden Jahre singen wird. Heuer zum ersten Male freilich auch ruhen zugegebenermaßen alle Fäden der Regierung in der Hand eines Mannes, dessen geschärfte Klugheit dem Monarchen frühzeitig offenbar ward und mit Recht just für seine Art der Regimentsführung unsagbar werthvoll deuchte.

Der diesjährige Trinkspruch des Kaisers im Palaste der brandenburgischen Stände hätte deßhalb außer dem Gedeihen der Flotte zuversichtlich Herrn Dr. Miquel gegolten. Hans ist immer noch im Glücke, ist es mehr als je vordem. Die raffinirte Stimmungsmache, die er für des Tirpitz uferlose Pläne in's Werk setzte, die überlegene Schlauheit, womit er Schritt für Schritt die widerstrebende öffentliche Meinung bezwang und bändigte, sind von fast märchenhaftem Erfolge gekrönt worden. Und auch am parlamentarischen Schachbrett hat der alte Blindlingsspieler gesiegt. So viel sich der Diadoch Lieber auch auf den feinen Zug einbilden mag, Dank dem er der Regierung die Flottenvorlage als Wahlparole aus der Hand schlug — im Augenblicke hatte sein Gegner weder Anlaß noch Lust, auf besondere Finessen zu achten. Herr Miquel war ausmarschirt mit dem Auftrage, die Flottenvermehrung vor oder nach den Wahlen zu erzwingen, und er hat seinen Auftrag ausgeführt. Mag sein, daß ihm selbst die Frucht allzu früh gereift scheint und unerwartet schnell in den Schooß gefallen ist. Mag sein, daß der wohlgesalbte Gladiator, dem so helle Freude am kunstvollen Ringkampfe aus den der pupillarischen Sicherheit allerdings immer noch entbehrenden Augen leuchtet, den Siegespreis lieber erst aus der Junischlacht heimgetragen hätte. Mancherlei umständliche Vorbereitungen lassen darauf schließen. Es war bereits ein so entzückend subtiler und geistreicher Mechanismus ausgeklügelt und eingerichtet worden. Das Wahl-Räderwerk hätte geschnurrt und Wunderdinge verrichtet, ein Vergnügen nicht nur dem Erfinder Dr. Miquel, sondern jedem Liebhaber so zierlicher Kunstwerke.

In der That hatte der Mechanikus im Kastanienwäldchen, der von Frau Vilma nicht umsonst als Lieber, Edler, Guter angesprochen worden ist, ganz ernstlich mit einer Auflösung des Reichstages gerechnet. Natürlich war es ihm so wenig wie irgend einem andern Kenner der Volksstimmung verhohlen geblieben, daß dies Experiment sehr leicht sehr unglücklich ablaufen konnte, daß dieselbe Nation, die Bismarck's Septennat in fieberischer Erregung bewilligt und seine parlamentarischen Feinde mitleidslos zermalmt hatte, der Frage der siebenjährigen Bindung mit äußerster Wurstigkeit gegenüberstand. Dennoch wollte er den Versuch und den hohen Einsatz — sich selbst — wagen. Hätten die bevorstehenden Wahlen sich unter dem von der Regierung approbirten und gesegneten Feldgeschrei der Flottenforderungen vollzogen, dann wäre eine Möglichkeit vorhanden gewesen, die Wähler von der ausschließlichen Erörterung wirthschaftlicher Forderungen abzulenken. Man hätte sie immer wieder auf die bedrohten Küsten hingewiesen, hätte ausschließlich patriotische Flottendichter citirt und die Vaterlandslosigkeit der Budgetrechtler so furchtbar gegeißelt, daß sich Bauer und Bürger wenigstens während der Wahlzeit ihrer brutalen und kleinlichen Sorgen um's tägliche Brod geschämt hätten. All' diesen Hoffnungen und Entwürfen hat Lieber's Gerissenheit ein Ende gemacht. Mit verhältnißmäßig klarem Gehirn, unbetäubt wenigstens von solchen Phrasen, die nicht zur Sache gehören, wird im kommenden Sommer der brave Wähler zur geliebten Urne schreiten, und statt sich den armen Kopf über marinetechnische Schwierigkeiten und budgetrechtlichen Bedenken zu zerbrechen, wird er nur über die leidige Brodfrage seinen Kandidaten interpelliren.

Herr Miquel ist den agrarischen Forderungen nie entgegen gewesen, er hat sich nie der Einsicht verschlossen, daß durchgreifende wirthschaftliche Reformen auf die Dauer unvermeidlich sind. Denn er war und ist, im Gegensatze zu den Boetticher und Marschall, die sich von kaiserlichen Gedanken ohne eigene Gedanken leiten ließen, ein selbstständig dienender Kopf, ein unabhängiger Gesell in der Abhängigkeit. Er wußte, von wannen der Wind aus den Niederungen kam. Und all' sein Ehrgeiz zielte dahin, den Orkan, der sich mit höhnischen Reden und papiernen Rectificirungen kühner Landräthe nun und nimmer beschwören ließ, nicht etwa abzulenken — nein, nur unschädlich zu machen für die Dauer seiner Vicekanzlerschaft, seines Ragens im Amte. Er kannte das einzige Mittel, die Brausegeister zu beschwichtigen: das schöne Wort. Delila wollte den Simson mit Schmeicheleien und Liebkosungen locken, den agrarischen Riesen, den die redlichen Tölpel aus der Caprivischule mit Stockstreichen und Schimpf nicht zur Vernunft, sondern zu wilder Raserei gebracht hatten. Darum scholl die Flöte, die zur Politik der Sammlung lud, darum sprachen binnen Wochenfrist drei Minister gegen die plötzlich so verrufenen Handelsverträge. Holde Harmonie erfüllte alle Gemüther. Nach und nach mußte Jeder dahinter kommen, daß es im Grunde nur zwei Störenfriede gab: den Bund der Landwirthe, der sich trotz süßen Schalmeienlautes höchst bockbeinig und mißtrauisch benahm, und das Centrum. Miquel's Politik der Sammlung und Miquel's Flottenmanöver zielten darauf ab, die eine Gruppe in's offenbare Unrecht zu setzen und in ihrer ganzen, erbärmlichen Kleinlichkeit bloß zu stellen, einer Kleinlichkeit, die aus den Nöthen des Vaterlandes confessionelle Handelsobjecte macht. Die andere Gruppe aber hoffte er durch Hervorrufung innerer Reibungen sprengen zu können. Es war eine Harmonie...

Aber die Tactiker des Centrums wie die des Bundes hatten den freundlich lächelnden Klugen nicht unterschätzt, und Beide schafften sich die Flottensorgen, die ihnen leicht verderblich werden konnten, gewandt vom Halse. Beim Centrum harren jetzt auch seine Aristokraten weiter aus, und die conservative Partei hat noch immer keinen Grund — Grund heißt Kraft — den Bund abzuschneiden und sich unter die Führung des Grafen Dönhoff zu begeben. Miquel-Pyrrhus hat die besten Elephanten für die Schlacht verloren . . .

Nur die Instrumente seines philharmonischen Orchesters nicht. Das wäre wenig in der Hand jedes Anderen; das ist unter Umständen Alles in seinen weichen Fingern.

Caliban.

---

## Der neue Kurs in der National-Galerie.

In deutschen Kunstkreisen gilt die Berliner National-Galerie als Schmerzenskind. In zwanzig Jahren des Bestehens (seit 1876) war vom künstlerischen Standpunkte aus zu Vieles verfehlt worden, es hatte sich ein zu bedrohlicher Ballast von Minderwerthigkeiten aufgehäuft, als daß man auf dieses Institut noch große Hoffnungen hätte setzen mögen. Dem lebendigen Wachsthum der Kunst wurde wenig Aufmerksamkeit, noch weniger Herz entgegengebracht. Eine Geschmacksrichtung war geltend, die theils auf dem Niveau patriotischer Dorfschulen stand, theils den verweichlichten Neigungen einer blasirten und gedankenlosen Großbourgeoisie genugthat. Während die Berliner Museen der alten Kunst rüstig vorwärts schritten und unter äußerlich recht undankbaren Verhältnissen Sieg auf Sieg erstritten, verfiel die staatlich approbirte Pflegeanstalt für neuere Kunst einem traurigen Marasmus, der von dem Frühlingswehen unserer Zeit kaum einen belebenden Hauch empfing. Wer die Kunst des Jahrhunderts ein wenig kannte und nun hier glaubte, einer Elite begegnen zu dürfen, empfing einen fast niederschmetternden Eindruck. Das wenige wirklich Gute und Echte wirkte innerhalb des Zusammenhanges, in dem es geboten wurde, kaum noch erhebend und befreiend, öfters vielmehr — betrübend und verstimmend.

Da endlich ging der Director Max Jordan, und Herr Dr. v. Tschudi, bisher Assistent Wilhelm Bodes bei der Gemälde-Galerie des alten Museums, trat an seine Stelle. Das war vor etwa zwei Jahren. Damals wußte man in der breiteren Oeffentlichkeit von Hugo von Tschudi noch recht wenig. In Fachkreisen aber war er als ausgezeichneter Kenner und ästhetisch durchgebildete Persönlichkeit längst vortheilhaft bekannt. Natürlich blieb abzuwarten, was er beginnen würde. Er machte sich aber rasch bemerklich. Er unternahm Ankäufe, die von sich reden machten. Und er setzte mit großer Energie eine allgemeine Neuordnung in's Werk, die seit Ablauf vergangenen Jahres im Wesentlichen als beendet betrachtet werden kann. Der Zeitpunkt ist also gekommen, sich öffentlich darüber Rechenschaft zu geben, was der neue Herr mit seinem neuen Kurse bezweckt, und wie viel er wohl erreichen wird.

Ich glaube, daß jeder nur einigermaßen billig Denkende von dem bisher Geleisteten durchaus befriedigt sein muß. Da Herr von Tschudi mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen hatte, so war seine Marschroute ziemlich gebunden. Er mußte mit Empfindlichkeiten und Traditionen, auch mit mancherlei Convenienzen und einflußreichen Gegenströmungen rechnen. Nicht bloß mit der Kunst, auch mit der Diplomatie hatte er ein erträgliches Verhältniß anzubahnen, und wo die zielbewußte Schneidigkeit nicht ausreichte, da mußten Eleganz und Geschmeidigkeit ihr secundiren. In Alledem hat Herr von Tschudi so viel Klugheit und Tact wie, vom Standpunkte der Kunst aus, einen guten und tapferen Willen bewiesen. Schon das äußere Gewand der Säle hat sich sehr glücklich verändert. Geschmackvoll ausgewählte Seidenstoff-Tapeten bilden für die aufgehängten Bilder angenehm getönte Hintergründe. Gelegentlich sind gute Licht- und Schattenwirkungen erzielt worden: so bei der hinteren Halle des Erdgeschosses, wo das frühere trocken-kalte Licht durch einen Kranz tief niederhangender Gobelins, von den Zugängen der Apsis-Cabinette her, weggenommen wurde. Die hierdurch erreichte Verdunkelung wirkt vielleicht auf den ersten Anblick ziemlich überraschend — aber wie eigenartig-schön dringt uns, mit matten Broncelichtern, die rhythmisch bewegte Figur des laufenden Marathon-Boten daraus hervor! Sie hat geradezu etwas Visionäres, wie sie mit der ekstatischen Hast ihrer Bewegungen auf uns zukommt. Aber auch sonst hat, hier wie anderswo, eine gelegentliche Verdunkelung ihr Gutes bewiesen. Gar Manches, das man kunstverwöhnten Augen nicht gerne darbieten mochte, ist gnädig mit nächtlichem Grauen bedeckt worden. Zuweilen ist Tschudi im Ausfindigmachen dunkler Ehrenplätze geradezu ingeniös gewesen.

Durchaus zu billigen ist die Durchführung des früher meist vernachlässigten Princips, das Zueinandergehörige beisammenzuhalten, statt es lose über die ganze Sammlung zu zerstreuen. Einzig auf diese Weise läßt sich eine concentrirte Betrachtung ermöglichen. Diese Wohlthat ist nicht bloß den Schlachtbildern und patriotischen Schaustücken zu Theil geworden, die in zwei Sälen des ersten Stockwerkes ihre Gemeinden vereinigen können, sondern sie wurde auch den wenigen Meistern erwiesen, die etwas reichhaltiger in der Galerie vertreten sind, wie Menzel, Böcklin, Knaus. — Schier wunderbar aber muß es den Betrachter anmuthen, daß durch das Umstellen und Umhängen — Platz gewonnen worden ist, so namentlich im Treppenhaus. Freilich dürften einige Bilder vorläufig ausgeschaltet worden sein oder sind „in Reparatur gegeben."

So ist also mit dem alten Bestande thunlichst nach höherer Gerechtigkeit verfahren worden. Etwas schwieriger jedoch ist es, langsam einen neuen Bestand heran zu ziehen. Hier stemmen sich wohl am meisten eingerostete Vorurtheile dem Fortschritt entgegen. So hat Tschudi bei Vielen lebhaften Anstoß erregt, als er in seinem ersten Directionsjahre (1896) bei den Neu-Erwerbungen wesentlich das Ausland berücksichtigte. Aber verdient er deswegen nicht im Gegentheil ein ganz besonderes, ein doppelt unterstrichenes Lob? Ist Kunstwirkung etwa an Staatsangehörigkeit gebunden? Oder glaubt Jemand in dem Sinne an eine deutsche Kunst, daß sie sich innerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle abspielen könne? Ist nicht die Kunst jedes Landes, so ausgeprägt sie in ihrer besonderen Eigenart auch sein mag, trotz alledem europäisch? Oder liegt Deutschland vielleicht außerhalb Europas? Hintenherum, in China? Doch wohl für's Erste noch nicht! Und wie in der Politik so müssen wir auch in der bildenden Kunst ein europäisches Concert anerkennen. Wobei uns die deutsche Stimme selbstredend stets am angenehmsten und eindringlichsten in die Ohren klingt, ohne daß wir deßhalb für die der anderen Länder taub sein dürfen! Etwas Schlimmeres hat aber Tschudi gewiß nicht gewollt, als ein wenig Taubheit und Blindheit von uns nehmen, völlig unbeschadet unserer deutschen Eigenart — die doch nicht gleichbedeutend ist mit deutscher Simpelei! — Auch kann es sich ja stets nur darum handeln, daß ein gewisser Procentsatz der Galerie dem Kunstschaffen des Auslandes gewidmet sei: nur so viel, daß man einen Maaßstab hat zur Beurtheilung der inländischen Production, und daß dem ästhetischen Pfahlbürgerthum die Spitze geboten wird. Und selbstredend darf das Ausland nur mit wirklich mustergiltigen, in ihrer Art durchaus charakteristischen Proben vertreten sein, nicht bloß den Namen, sondern auch den ausgewählten Werken nach. Ich will hier auch durchaus nicht etwa alle Ankäufe loben — es sind übrigens vorsichtiger Weise größtentheils „Schenkungen Berliner Kunstfreunde". Verschiedene Bilder, namentlich Spaniens und Italiens, die vielleicht aus äußeren Connivenz-Gründen erworben wurden, dürften fehlen. Wer aber etwa gegen Millet, Manet, Monet, Degas, Thaulow, Lavery, Bisbing, Segantini eifern wollte, der dürfte nicht wissen, was er thut. Denn die von diesen Meistern erworbenen Bilder, zumal die von Segantini, darf die Galerie sich zur besonderen Ehre anrechnen. Der Millet und Manet sind zweifellos ersten Ranges, und selbst von dem etwas eintönigen und langweiligen Mesdag ist mit großem Geschick eine Probe herausgegriffen worden, in der er sich von seiner farbigsten Seite zeigt. Hoffentlich wird Tschudi sich nicht einschüchtern lassen und noch manche ausländische Bilder hinzu erwerben, stets nur vom Besten das Beste, aber unentwegt weiter. Von englischer,

holländischer, belgischer, skandinavischer und auch von amerikanischer Kunst ist noch kaum etwas oder gar nichts zu spüren — und welche Meister giebt es in diesen Landen!

Im Jahre 1897 haben sich die Ankäufe, im Gegensatz zum Vorjahre, durchaus auf deutsche Meister beschränkt. Auch dies ist zu loben. Denn damit dürfte bewiesen sein, daß der Schwerpunkt der Sammlung nach wie vor auf nationalem Gebiet zu liegen hat. Die Auswahl verdient gleichfalls volles Lob. Sie erstreckt sich nicht bloß auf neuere Zeiten, sondern auch auf ältere. Von Ferdinand Waldmüller (1793 bis 1865) ist ein historisch überaus interessantes Bild erworben, eine „Heimkehr von der Kirchweih", in der Derbheit der Typen und Realistik der Darstellung an Courbet und die alten Niederländer gemahnend, coloristisch ein noch etwas ungehobelter Versuch in energischer Freilichtmalerei. Sehr werthvoll ist es für jeden Kunstfreund, die Bekanntschaft von Teutwart Schmitson zu machen, der leider in früher Jugend dahingerafft wurde (1830—1863) — ein überaus talentvoller Mensch, als kühner Zeichner und impressionistischer Maler gleich hervorragend. Seine „Pferde auf der Weide" enthalten bereits Alles und vielleicht noch mehr, als in unseren Tagen der Warschauer Meister Jozef v. Brandt geleistet hat. Dann eine Landschaft von Trübner, zwei Dachauer Bäuerinnen von Leibl, Lenbach's genial erfaßter Fürst Hohenlohe, von Koner — wenn man ihn durchaus bringen wollte, nicht übel gewählt: — ein Curtius-Porträt; ferner zwei ausgezeichnete Büsten von Adolf Hildebrandt: ein General und ein Böcklin-Porträt — in Letzterem das Visionäre trefflich erfaßt, das Elementare minder sicher zum Ausdruck gebracht; endlich, als Pièce de résistance, von Böcklin selbst zwei seiner berühmtesten und vollendetsten Schöpfungen: der durch die Klinger'sche Radirung bekannte „Frühlingstag" und die geniale Personification der „Brandung" — das Weib in der Felsenkluft mit der Riesenharfe, und mit den dämonisch-schmerzvollen, sehnsüchtig-ekstatischen Augen! Nur Eines muß ich bei diesen Böcklin-Bildern auf's Lebhafteste beklagen: die Goldrahmen! Ich hoffe, daß sie nicht für ewige Zeiten bestehen bleiben! Sie morden die Farbe. Und sie wirken überhaupt für unseren Geschmack wie ein rüder Faustschlag.

Alles in Allem ist das Facit der ersten zwei Directionsjahre Hugo von Tschudi's überaus günstig. Mit dem Schlendrian jedenfalls ist gebrochen. Aber viel, viel Arbeit steht noch bevor. Noch sind viele deutsche Meister zu berücksichtigen, die durchaus vertreten sein müssen. Allen voran Hans Thoma, der Deutscheste der Deutschen. Ferner Habermann, Albert Keller, Stuck, Hofmann, Ury, Leistikow, Lechter und manche Andere. Ferner sind Meister wie Piglhein, Uhde, Skarbina unzulänglich oder nicht charakteristisch genug verteten. Dann aber: noch mehr Böcklin's, immer noch mehr! Wie wäre es mit den großen „Apokalyptischen Reitern", die eben ihrer Vollendung entgegen gehen?

Franz Servaes.

## Notizen.

Der Deutsche Schriftenverlag, Berlin, debütirt mit einem hübsch ausgestatteten Liederbuche „Von Drinnen und Draußen", als dessen Verfasser sich G. Oertel nennt. Eine Vorrede klagt an; Oertel hält es für nothwendig, vorrednerisch seine Verse anzuklagen, weil sie „altmodisch" seien und ihr Urheber die „modernen Thorheiten" nicht mitmache. Wir müssen sagen, daß diese, allerdings männlich stolzen Geleitworte für unseren Geschmack entbehrlich gewesen wären. Das Buch spricht für sich, es bedarf keiner Einleitung, keiner wie immer gearteten Entschuldigung. Gegenüber der Lyrik der Jungen, die bei den meisten trotz aller künstlich, aber nicht kunstvoll aufgepappten Modernität doch das alte, süßliche Gedudel von vorvorgestern bleibt, während sie bei einigen von ihnen in zotige Frechheit à la Dehmel ausartet, gegenüber diesem Decadencegereim wirkt die Oertel'sche Dichtung naturwahr und naturfrisch. Ein Mann von deutscher Gemüthsinnigkeit spricht hier, dabei ein welterfahrener, abgeklärter, ausgereifter Mann. Die Lieder, die dieser vornehme und doch kampffrohe Geist seinem stillen Heim, seinem Weibe und seinem Buben singt, die Verse, in denen er nach urdeutscher Art Frühling und Wald fröhlich lobpreist, an den Wechsel der Jahreszeiten nachdenkliche Betrachtungen knüpft, sind köstliche Gaben. Für manches dieser Gedichte gäben wir alle Schuster- und Löffler-Bände der talentlosen jungen Herren hin, und wenn auch die Form hin und wieder ein wenig mehr Feile vertrüge, — so viele Jahre nach Platen sollte es bei uns keine falschen Reime mehr geben — so zeigt Oertel doch an anderer Stelle wieder, daß er sie meisterhaft beherrscht. Etwas schwächer scheint uns die politische Lyrik des Dichters; hier fehlt der jugendlich lodernde, grimmige Haß, der nun einmal Lieder dieser Art befeuern muß, wenn sie nicht zu sehr als gereimte Leitartikel wirken und ihrer Aufgabe, singende Flammen zu sein, genügen sollen. Oertel's Buch wird dem Verfasser Freunde auch in den deutschen Häusern schaffen, die den Dichter mehr als den Parteimann zu ehren wissen.

Dichterische Idole: Heine, Horaz. Von Emil Mauerhof. (Zürich, Henckell & Co.) Der geist- und kenntnißreiche Aesthetiker, der sich leider nur zu oft in Paradoxen gefällt, analysirt arg absprechend den Künstler Heine, von dem er nur sehr wenige Gedichte (Wallfahrt nach Kevelaar, Ich stand in dunklen Träumen, Schöne Wiege meiner Leiden) rückhaltslos anerkennt. Am Schlimmsten kommt die allerdings schlimme „Lorelei" dabei fort, doch ist er im Unrecht, wenn er auch den Componisten Silcher verurtheilt, der gerade hier wieder den Volkston wunderbar getroffen hat. Auch die anderen Componisten Heine's, ein Schubert, Schumann, Mendelssohn haben ihren Textlieferanten ohne Zweifel weit überflügelt. Hübsch ist auch Mauerhof's Parallele der geistesverwandten Heine-Horaz. Recht lustig und zutreffend aber sein Spott über die dichtenden Heine-Lobredner in dem Büchlein der Nürnberger Literarischen Gesellschaft, z. B. über Julius Stettenheim. „Unser Wippchen, der im bürgerlichen Leben auf dem Namen Stettenheim hört, der unermüdliche Vertreter des höheren Blödsinns in der deutschen Literatur, glaubt dem Dichterrosse sogar hebräisch kommen zu müssen, macht eine heroische Anstrengung und packt einen — Eselskinnbacken! „Philister über Dir", ruft er aus,

laß sie, Du bist
Und bleibst der Stolz doch Deinem Vaterlande!
Das Denkmal, das sie Dir verweigern, ist
Ein Monument von ihrer Zeiten Schande.

Herr Stettenheim wollte in seinem wildkochenden Unwillen natürlich sagen: die Weigerung ist ein Monument ihrer Schande! doch bevor er noch ausgedacht, hatte ihn flugs das zungenverdreherische Wippchen bei Seite geschoben und an seiner Stelle genau dasselbe gesagt, was die Heinegegner so unermüdlich zu behaupten pflegen: nämlich, daß ein Denkmal dieses Dichters einer jeden Zeit zur Schande gereichen müsse. Man wandelt eben nicht ungestraft ein ganzes Leben lang in den Irrgärten des classischen Unsinns." Dabei ist der grimme Mauerhof ein ganz entschiedener Philosemit!

Chi l'ha detto? Tesoro di Citazioni italiane e straniere da Giuseppe Fumagalli. (Milano, Ulrico Hoepli.) Der wackere Schweizer Verleger bietet hier seinem Publicum einen italienischen Fournier oder Büchmann, d. h. einen Hausschatz von geflügelten Worten mit Umgehung der Sprichwörter, an denen der Italiener bekanntlich sehr reich ist. Für den Deutschen sind zumal die überzahlreichen Librettocitate merkwürdig, aber bei der dortigen Popularität der nationalen Oper begreiflich. Wie im Büchmann ist auch bei Fumagalli die Bibel am reichsten vertreten, dann folgen Dante, Petrarca, Metastasio, Manzoni, Tasso, Giusti, Leopardi, Ariosto, Alfieri, Foscolo, Monti, Carducci, Parini, von fremdsprachigen Autoren Horaz, Virgil, Cicero, Ovid, Seneca, Voltaire, Juvenal, Shakespeare. Deutsch citirt der Italiener, wenn es hoch kommt, nur etwa „Kennst du das Land", alle sonst angeführten Citate aus Goethe, Schiller, Heine, Wieland, Wagner sind höchstens in Uebersetzung den Italienern geläufig und also nicht geflügelte Worte in unserem Sinn.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer Künstler-Enquête:

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

*Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie*

*1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf*

*1 Gros Nr 402: M 3.—*
*¼ Gros: M —.80*

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

*Neue Gedichte von*
*Rudolf Baumbach:*
*Bunte Blätter.*

*kl. 8. VII u. 126 Seiten.*
*Fein gebunden 3 Mark. In Kalbleder 5 Mark.*
*In allen Buchhandlungen zu haben.*
*Verlag von* **A. G. Liebeskind** *in* **Leipzig.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**


Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Carl Reißner in Dresden und Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 12. März 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Freiheit der Wissenschaft und die Universitäten. Von Professor Ludwig Büchner. — Die Wehrmacht von Siam. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. — **Literatur und Kunst.** Capri. Aus meinem italienischen Skizzenbuch. (Schluß.) Von Anton von Werner. — Neue historische Romane. Von Paul Seliger. — Vom alten Verdi. Von Hans Ellermann (Rom). — **Feuilleton.** Unter der Maske. Von Michejeff. — **Aus der Hauptstadt.** Meermännleins Schlangenschwanz. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Die Berliner März-Revolution 1848. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Freiheit der Wissenschaft und die Universitäten.

Von Professor Ludwig Büchner.

Der Gesetzentwurf des preußischen Cultusministers Bosse über die Regelung der Disciplinarverhältnisse der Privatdocenten oder die sogenannte lex Arons hat wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse unserer deutschen Universitäten gelenkt, von denen man mit vollem Recht sagen kann, daß ihre zu einem großen Theil dem Mittelalter entstammenden Einrichtungen wesentlich hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben sind. Sind sie doch seit lange von ihrem ehemaligen Charakter als universitas litterarum oder als Pflanzstätten freier Wissenschaft und höherer Bildung mehr oder weniger herabgestiegen und zu Dressur- oder Abrichtungsanstalten für die gelehrten Berufsarten und namentlich für künftige, möglichst willfährige Werkzeuge des Staatsmechanismus geworden! Hat doch Herr Bosse im preußischen Abgeordnetenhaus mit dürren Worten gesagt, daß die Universitäten nicht bloß Pflegstätten der Wissenschaft, sondern auch „Schulen im Dienste des Monarchen, des preußischen Staates seien, und daß sie die Aufgabe hätten, die Jugend mit der Liebe zu König und Vaterland, mit dem Respect vor der Monarchie und der Verfassung zu erfüllen!"

Die „freie Wissenschaft", von der Herr Bosse mit verstellter Freundlichkeit nebenbei sprach, kommt dabei freilich schlecht weg; sie muß sich dem jeweiligen Druck fügen, der von den jeweiligen Regierungen auf die an den Universitäten docirenden oder angestellten Vertreter der Wissenschaft geübt, wird — ein Druck, welcher es denselben unmöglich macht, etwas zu lehren, das den herrschenden Ansichten oder politischen Richtungen der Staatslenker mehr oder weniger zuwiderläuft. Neue oder bahnbrechende Gedanken oder Forschungen, welche sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, werden dadurch zurückgehalten, während kleine Geister und Detailkrämer der Wissenschaft oder charakterlose Handlanger derselben, welche sich vergeblich bemühen, „den zehntausendjährigen Blödsinn der Theologie mit der exakten Wissenschaft zu vermitteln oder Kindermärchen mit dem Gewand der Philosophie zu bekleiden" (E. Reich: Naturlehre des Menschen, S. 299), die hehren Stühle behaupten, von denen das Licht der Aufklärung und besseren Einsicht der Nation entgegenleuchten sollte. Allerdings hat dieser Vorwurf keine oder geringe Bedeutung für die an den Universitäten gelehrten Specialfächer, bei denen die geschilderten Conflicte mit herrschenden Einflüssen am wenigsten zu befürchten sind, und bei denen in der Regel schon das gewöhnlichste Maaß geistiger Handwerksarbeit hinreicht, um einen großen, mit Ehren und Auszeichnungen überhäuften „Mann der Wissenschaft" daraus zu machen. Anders aber dort, wo ein Einzelner, der in dem Specialistenthum kein geistiges Genüge findet, es wagt, über dasselbe hinauszugreifen und entweder solche Ideen zu entwickeln, welche mit den Staat und Gesellschaft beherrschenden Mächten und Ansichten in Conflict gerathen, oder aber sich in auffallenden Widerspruch mit herrschenden und einflußreichen Autoritäten der Gegenwart oder Vergangenheit zu setzen. Hier wird derselbe sofort zum wissenschaftlichen Ketzer, gegen den alle Mittel moderner Ketzerverfolgung ebenso anwendbar sind, wie diejenigen der Vergangenheit gegen wirkliche Ketzer. Zwar wird er nicht am langsamen Feuer des Scheiterhaufens geröstet, aber an dem weit langsameren und empfindlicheren der Verdächtigung, Zurücksetzung und Entziehung der Lebensluft — was um so viel mehr besagen will, als diese Sorte von wissenschaftlichen Ketzern in der Regel und zu ihrem Unglück von der Mutter Natur mit einer besonders feinen Sensibilität begabt zu sein pflegen.

Einer der bekanntesten Ketzerprocesse dieser Art aus neuerer Zeit ist der des Privatdocenten der Philosophie Dr. Dühring in Berlin, welcher in seiner vortrefflichen Schrift über den Werth des Lebens (Leipzig 1877) dem moralischen Schmerzensschrei eines in solcher Weise Mißhandelten und Verfolgten einen ergreifenden Ausdruck verleiht.

Glücklicher als der erblindete Dühring in Bezug auf seine äußere Lebenslage, wenn auch seines Schicksals wegen weit weniger bedauert oder beachtet, war der Verfasser dieses Aufsatzes, als er vor nunmehr zweiundvierzig Jahren von seiner Stellung als Privatdocent an der Tübinger Universität aus Anlaß seiner Schrift „Kraft und Stoff" hinweggemaßregelt wurde, weil man befürchtete, er werde mit seinen Lehren die Herzen der studierenden Jugend Württembergs vergiften. Von dem damit verbundenen Zweck wurde nun freilich, wie in solchen Verfolgungsfällen gewöhnlich, das gerade Gegenteil erreicht, indem der Verfasser gezwungen wurde, in eine Lebensstellung zurückzukehren, von welcher aus jene vermeintliche Vergiftung nur um so umfangreicher betrieben werden konnte. Der in unserer Zeit zu früher ungeahnter Höhe entwickelte Buchdruck und Buchhandel macht es dem Neuerer nicht schwer, seinen Ideen Eingang und Verbreitung

zu verschaffen, auch wenn das Holz eines Katheters nicht das erforderliche Sprachrohr liefern sollte.

Dieses führt unmittelbar zur Besprechung einer weiteren Ursache für den Rückgang der Universitäten als allgemeiner Bildungsanstalten und als Mittelpunkte der Bildung und Gelehrsamkeit überhaupt. Es ist die außerordentliche Verallgemeinerung der Bildung, welche teils die Mittel derselben, teils das Interesse für dieselbe von den meist kleinen Universitätsstädten mehr nach den großen und volkreichen Centralpunkten des Verkehrs hinzieht. So kommt es, daß in manchen großen Städten bloß durch private Thätigkeit und Vereinigung weit mehr zur Hebung der Bildung geschieht, als an den privilegirten, von mancherlei Vorrechten unterstützten Pflanzstätten derselben. Dem entsprechend gewinnt auch das Privatgelehrtenthum gegenüber den officiellen und zünftigen Vertretern der Wissenschaft immer mehr an Bedeutung und Einfluß. Noch mehr als in Deutschland ist dieses in England der Fall, wo in den letzten Jahrzehnten die bahnbrechendsten Leistungen von Privatgelehrten ausgegangen sind. Braucht man zum Beweise dessen doch nur an den großen Darwin zu erinnnern, der durch seine Leistungen ganze Fakultäten in Bewegung und Aufregung versetzt und ganze Bibliotheken hervorgerufen hat, und der Haufen von berufsmäßigen Professoren und Professörchen aufwiegt, obgleich er selbst kein solcher gewesen ist! Aber neben ihm glänzen in gleicher Weise Namen, wie St. Mill, H. Spencer, E. C. Lewes, R. A. Wallace, Lubbock, Tylor ꝛc. Auch in Deutschland braucht man nur an die Namen eines Schopenhauer, Strauß, Dühring, L. Feuerbach, R. Mayer, E. v. Hartmann zu erinnern, um zu beweisen, daß die Wissenschaft auch außerhalb der Mauern einer universitas litterarum zu gedeihen vermag. Wie sonderbar erscheint aber ein Zustand, in welchem die officielle Wissenschaft sich zum Theile von den Brocken ernähren muß, welche von den Tischen des freien, nicht officiellen Denkerthums abfallen, obgleich das Letztere mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche der von Schopenhauer mit so bitterem Sarkasmus gekennzeichneten „Stallfütterung" der Professoren gänzlich unbekannt sind.

Als dritter Factor für den Rückgang unserer Universitäten als allgemeine Bildungsanstalten kann die zopfige und mit dem Geist der Neuzeit contrastirende Form oder Verfassung derselben namhaft gemacht werden. Wie ein aus dem Mittelalter stehengebliebenes Haus mit seinen phantastischen Schnörkeln, Thürmchen, Erkern und kleinen, in Blei gefaßten Fenstern ragt diese alterthümliche Universitäts-Verfassung in unsere moderne, überall nach Licht, Luft und würdiger Einfachheit strebende Zeit hinein und begünstigt das renommistische, faulenzerische Studententhum mit seinen Rohheiten, verdorbenen Charakteren und Gesundheiten, vergeudeten Kräften u. s. w., sowie unter den Lehrenden das nepotistische und Günstlingstreiben, von dem noch des Weiteren die Rede sein wird.

In vierter Linie ist unter den Ursachen, welche die ehemalige Wichtigkeit oder Bedeutung unserer Universitäten als allgemeiner Bildungsanstalten in den Hintergrund treten lassen, zu nennen die so außerordentlich gestiegene Bedeutung und Vermehrung des Buchdrucks und Buchhandels, welcher gegenwärtig alle geistigen Schöpfungen und alle Mittel des geistigen Bedürfnisses dem Publicum rasch und leicht in die Hand liefert. Man kann heutzutage aus Büchern beinahe Alles und oft besser lernen, als aus den Vorträgen der Universitätsgelehrten, und nur die practischen, auf Anschauung, Uebung, Beobachtung und Experimenten beruhenden wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten machen davon bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme. Zieht man aber diese praktischen Fächer, bei denen der persönliche und mündliche Unterricht unentbehrlich erscheint, ab, was bleibt dann übrig? Ein meist langweiliges oder ermüdendes Ablesen von Collegienheften, welches oft nichts weiter ist, als eine umschreibende Wiederholung aus einem von dem Vortragenden oder einem Anderen verfaßten Compendium oder Lehrbuch — wozu der große Uebelstand hinzukommt, daß der Vortragende selten seinen Gegenstand erschöpft, sondern sich bei solchen Gegenständen, welche wohl ihn, nicht aber die Hörer interessiren, über Gebühr aufhält. Was aber die Letzteren betrifft, so pflegen sie als bloße Zuhörer dem Gehörten entweder wenig Aufmerksamkeit zu schenken oder aber durch Nachschreiben ihrem Gedächtniß nachzuhelfen, nebenbei auch den Schlaf abzuhalten. Das Nachgeschriebene aber ist in der Regel ganz unbrauchbar und muß später durch gute Bücher ersetzt werden. Es giebt aber auch noch eine dritte und recht zahlreiche Classe von Studirenden, welche die Collegien einfach „schwänzen" und sich die Zeit mit Trinken, Duelliren, Tabakrauchen, Spazierengehen und ähnlichen Allotriis vertreiben. Kommt dann die Zeit des Examens, so muß eine rasche und geistlose Büffelei das Versäumte nachzuholen suchen. Von eigentlicher Wissenschaft und wirklicher Bildung ist dabei selbstverständlich nur wenig die Rede; nur der praktische Zweck des durch das Examen Kommens spielt eine Rolle. Den Herrn Professoren, obgleich es gewiß sehr rühmliche Ausnahmen giebt, pflegt dieses Verhalten ihrer Studenten in der Regel wenig Sorge zu machen, vorausgesetzt, daß die Collegiengelder und Examengebühren richtig bezahlt werden.

Ganz eng an dieses Verhältniß schließt sich ein fünfter Grund für den Rückgang der Universitäten in ihrem Charakter als höherer Bildungsanstalten. Es ist der allgemeine materialistische Zug der Zeit, welcher nur solche Zweige des Wissens als angesehen und rentabel erscheinen läßt, welche mit der bekannten „milchenden und mit Butter versorgenden Kuh" Schiller'schen Angedenkens verwandt sind. Die eigentlich humanistischen, eine allgemeine, gelehrte Bildung bezweckenden Studien werden dadurch in die Ecke gedrängt und vernachlässigt; das Streben, möglichst rasch und sicher unter die schützende Haube des Staatsdienstes zu kommen, läßt Alles, was dem speciellen Berufszweck nicht dient, von Seiten der großen Mehrzahl der Studirenden mehr oder weniger vergessen oder nicht beachtet werden. Allerdings fehlt es in den jährlich zweimal veröffentlichten Lections-Catalogen der verschiedenen Universitäten durchaus nicht an Ankündigungen von Vorlesungen über allgemein bildende Gegenstände, wie Literatur, Geschichte, Geographie, Erdkunde, Sprachen, Philosophie, Staatswissenschaft, allgemeine Naturwissenschaft u. s. w.; aber sobald man ankommt und sich nach diesen Dingen umsieht, findet man, daß es in der Regel nur auf eine angenehme Täuschung seiner selbst und Andrer abgesehen ist, und daß ein wirkliches Zustandekommen der meisten dieser Vorlesungen zu den seltenen Ausnahmen gehört. Nur die Vorlesungen über Berufsstudien werden fleißig belegt, und auch dieses in der Regel nur, weil der betreffende Professor auch zugleich Examinator ist und ein Nicht-Belegen seiner Vorlesung sehr übel aufnehmen würde. Würde das Examiniren einer von der Universität ganz unabhängigen Examen-Commission anvertraut ohne Rücksicht darauf, wo, wann und wie der Examinand seine Kenntnisse erworben hat, so würden wahrscheinlich auch die Berufs-Collegien kein besseres Schicksal aufzuweisen haben, als dermalen die Vorlesungen über Humaniora.

Als sechster und letzter Krebsschaden unserer dermaligen Universitätszustände erscheint das von Dühring so trefflich geschilderte nepotistische und Günstlingstreiben, welches zwar leider unser ganzes Staatsleben durchdringt, aber bei solchen, durch eine gewisse Exclusivität von der allgemeinen Gesellschaftsbewegung sich abschließenden Gemeinwesen, wie es unsere Universitäten sind, einen besonders fruchtbaren Boden findet. Die berühmten und einflußreichen Professoren sind — abgesehen von verwandtschaftlichen Begünstigungen — in der Regel mit einem ganzen Stabe jungen Nachwuchses umgeben, für welchen Schmeichelei und möglichstes Ausposaunen der

Verdienste und Meinungen des begünstigenden Meisters den Weg zum eignen Emporsteigen bildet. Daß dieses depravirend auf beide Theile wirkt, und daß Leute von wirklichem Verdienst und Ehrgefühl sich davon zurückziehen oder in den Hintergrund gedrängt werden, erscheint selbstverständlich. Die Folge ist dann, daß kleine Talente, welche einen Mückenflügel gut zu beschreiben wissen oder alte Scharteken gut zu commentiren verstehen oder zu den hundert vorhandenen Operationsschnitten einen neuen erfinden und dergleichen mehr, als Leuchten der Wissenschaft am akademischen Himmel emporsteigen, obgleich ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung oft die allerdürftigste ist und ihr Mangel an philosophischem Geist oder Verständniß sich gelegentlich in den ärgsten, kaum einem Primaner zu verzeihenden Mißgriffen verräth. Währenddem theilen oft wirklich geniale Naturen, welche mehr auf Verdienst als auf Gunst zählen, das Schicksal jenes Hasen, auf welchen der simple Gelehrte, wie Schopenhauer geistvoll bemerkt, so lange er lebt, bloß schießen zu müssen glaubt, während derselbe erst nach seinem Tode der Zurichtung fähig und genießbar wird.

An eine Besserung dieser Zustände, welche bekanntlich Dühring seiner Zeit (1877) weit ausführlicher und schärfer kritisirt hat, als es hier geschehen konnte, ist freilich zur Zeit nicht zu denken, am wenigsten bei der jetzt herrschenden reaktionären Zeitrichtung. Die Gewohnheit des Hergebrachten setzt jeder Neuerung einen zu harten Widerstand entgegen. Auch hat der aus Anlaß der Dühring'schen Angelegenheit seiner Zeit gemachte Versuch von Berliner Studirenden eine solche Neuerung herbeizuführen, wie vorauszusehen war, keinen nachhaltigen Erfolg gehabt. Man verlangte in der am 12. Juli 1877 in Berlin abgehaltenen „Versammlung aller Interessenten für freie Pflege der Wissenschaft" zur Gründung einer dahin zielenden Vereinigung: Abschaffung des Universitätszwanges, Meldung zu den Prüfungen auf Grund selbstständiger privater Vorbereitung, Entfernung aller zünftlerischen und sonstigen Fesseln des Studiums und Emancipation der freien Forschung und des freien Denkens von jeder staatlichen oder universitären Beeinflussung.

Allerdings war dieses Programm zu eng gefaßt und zu sehr auf die specielle Dühring'sche Angelegenheit zugeschnitten. Es hätte heißen müssen: Gründung einer freien, ganz auf eigenen Füßen stehenden Universität für allgemeine Bildung mit Ausschluß der eigentlichen Berufs- oder Fachstudien. Daß eine solche Gründung einem wirklichen und tief gefühlten Bedürfniß entgegenkommen würde, läßt sich leicht nachweisen. Es giebt eine große Menge junger Leute, namentlich aus dem höheren Kaufmanns-, Landwirthschafts- oder industriellen Stande, aber auch aus Theater-, Journalisten-, Lehrer- und Schriftstellerkreisen, welche sich einen gewissen Grad höherer Bildung anzueignen wünschen, ohne ein Berufsstudium, wie Theologie, Philologie, Jurisprudenz, Medicin, beschreibende Naturwissenschaft ꝛc. ergreifen zu müssen. Zwar schickt man solche Leute auch auf unsere derzeit bestehenden Hochschulen, wo sie aber, wie bereits oben nachgewiesen, in der Regel ihre Rechnung nicht zu finden im Stande sind, weil daselbst die Sorge für jene allgemeinen Studien ganz hinter derjenigen für das Fachstudium und die Vorbereitung auf den künftigen Staats- oder Gemeinde-Dienst zurücktritt, während die nothwendige Organisirung eines humanistischen Studiums ganz fehlt. So werden denn die paar Jahre angeblichen Studiums in der Regel mehr mit studentischen Allotriis, als mit ernster Arbeit für geistige Ausbildung hingebracht. Es versteht sich von selbst, daß solche freie Hochschulen oder Lehranstalten, wie sie bereits in Frankreich und Belgien bestehen, von jeder, der Wissenschaft schädlichen Beeinflussung durch Staat oder Kirche ganz frei sein und jeder philosophischen oder sonstigen geistigen Richtung, so weit sie sich in wissenschaftlichen Grenzen bewegt, freien Spielraum gestatten müßten. Uebrigens würden solche Anstalten nicht bloß den ungelehrten Berufsarten zu Gute kommen, sondern auch den gelehrten, indem sie strebsamen Geistern die Möglichkeit bieten würden, eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung für ihr Berufsstudium sich anzueignen.

Als im Jahre 1882 das von O. Volger gegründete „Freie Deutsche Hochstift" in Frankfurt a. M., welches neben einigen anderen Zwecken nach Satz 4 eine „freie deutsche Hochschule für höhere Gesammtbildung" darstellen sollte, aber wegen Mangel an Mitteln diesen Zweck nur sehr mangelhaft erreichen konnte, durch die Munificenz eines Frankfurter Bürgers eine Halbmillionen-Erbschaft machte und in weiterer Folge dieses Umstandes und der Abdankung Volger's eine vollständige Neugestaltung des Instituts beschlossen wurde, da hielten die drei, in den Vorstand delegirten Mitglieder des Darmstädter Zweigvereins (Reg.-Rath Vix, Geh. Med.-Rath Weber und der Verfasser dieses Aufsatzes), denen gemeinschaftlich mit Prof. Roquette und Hofrath Schäfer die Abfassung des neuen Statuten-Entwurfes anvertraut war, es an der Zeit, jenem Gedanken einer Deutschen Hochschule für höhere Gesammtbildung Eingang auch bei den übrigen Mitgliedern des Vorstandes zu verschaffen und mit der Verwirklichung des schönen Gedankens wenigstens einen Anfang zu machen. Aber das Frankfurter Philisterium hatte kein Verständniß für die schöne Idee; man meinte, daß Dasjenige, was ein Frankfurter Bürger geschenkt habe, auch allein der Stadt Frankfurt zu Gute kommen müsse. Trotz eines längeren Aufsatzes in der Frankfurter Zeitung, in welchem Verfasser dieses seinen Plan und die Möglichkeit seiner Ausführung dem Frankfurter Publicum an das Herz zu legen suchte, trug jene spießbürgerliche Auffassung den Sieg davon, und der erste Anfang zur Gründung einer freien deutschen Hochschule für höhere Gesammtbildung, welche zugleich einen Sammel-, Stütz- und Mittelpunkt für das unabhängige oder Privatgelehrtenthum, eine Zufluchtsstätte für nicht-officielle Wissenschaft und Lehren hätte bilden können, war damit begraben. Allerdings waren die vorhandenen Mittel für Erreichung eines solchen Zweckes für den Anfang sehr bescheiden. Aber dieses Verhältniß würde sich im Laufe der Zeit, sobald man sich einmal von dem Nutzen der neuen Einrichtung überzeugt haben würde, ohne Zweifel zu Gunsten derselben geändert haben, theils durch den Zufluß Studirender selbst, theils durch Zuwendungen reicher Privaten. Jedenfalls hätte einmal ein Anfang gemacht werden müssen.

Das Frankfurter Hochstift begnügt sich einstweilen damit, jährlich eine Anzahl von Universitätslehrern zur Abhaltung von Vorlesungen für das große Frankfurter Publicum zu berufen, ist also einfach in die Reihe jener vielen Vereine getreten, welche diesen Zweck in größeren wie kleineren Städten in gleicher oder ähnlicher Weise verfolgen oder seit Jahren verfolgt haben. Vielleicht können diese Zeilen dazu dienen, der gegenwärtigen Leitung des Hochstifts eine nochmalige, wenn auch nur versuchsweise Anregung zur Verwirklichung unseres schönen Gedankens zu geben.

---

## Die Wehrmacht von Siam.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Das Reich des Weißen Elephanten hat sich, Dank der weisen Fürsorge des Königs, der europäischen Cultur erschlossen. Dem Beispiele Japans folgend, hat es auf verschiedenen Gebieten mit mehr oder minder Erfolg Reformen durchgeführt, und diese Reformen erstrecken sich selbstverständlich auch auf das Militärwesen. Nach den, für Laien verblüffenden Waffenthaten der Japaner zu schließen, sollte man wohl annehmen, daß auch die ihnen stammverwandten Siamesen es zu einem tüchtigen, schlagfähigen Heere gebracht

hätten, zumal ihre frühere Geschichte viel glänzendere Waffenthaten und Eroberungen aufzuweisen hat, als das Reich des Mikado. Als meerumspültes Inselreich hat Japan keine Nachbarn, und die einzigen Kriegszüge, die es im Laufe seiner mehrtausendjährigen Geschichte unternommen hat, waren jene nach dem Lande der Morgenruhe, nach Korea, wo ich selbst noch einzelne Ruinen von den Zerstörungszügen der Japaner aus früheren Jahrhunderten gesehen habe. Siam dagegen ist ringsum von kriegerischen Nachbarn umgeben; die fortwährenden Reibungen mit diesen kräftigten den militärischen Charakter der Siamesen, die sich aus einem kleinen Bergvolke im Laufe der Zeiten zu dem Mächtigsten von Hinterindien entwickelt und allein ihre vollständige Unabhängigkeit behauptet haben. Der Reihe nach bekämpften und schlugen sie die tapferen Birmanen, vernichteten die Peguaner, unterjochten die Schans und Laos, eroberten sich das fruchtbare Menaamthal. In zahlreichen Kämpfen gegen das früher mächtigste der hinterindischen Reiche, Cambodscha, nahmen sie diesem mehrere fruchtbare Provinzen ab, schlugen die Einfälle der Annamiten zurück und unterwarfen sich den größten Theil der Halbinsel Malakka. Aber so kräftig die Siamesen sich auch in ihren Kriegen gegen die Nachbarvölker erwiesen haben, mit der Unterdrückung derselben scheint ihr kriegerischer Geist zum großen Theil dahingegangen zu sein, und der heutige Zustand der Armee ist nicht der früheren großen Geschichte entsprechend. In dem letzten Kampfe gegen die Franzosen hat sich die siamesische Soldateska keineswegs bewährt, hauptsächlich wohl deßhalb, weil sie noch im Uebergang aus den unregelmäßigen, mit Bogen und Pfeil, Lanzen und Schwertern bewaffneten Heerhaufen in eine moderne Armee begriffen ist. Die Urtheile der letzten Reisenden über die Militärzustände in Siam sind höchst ungünstig, allein meinen eigenen Anschauungen zufolge sind diese Urtheile zu scharf und unbegründet. Die ausführlichste Darstellung fand ich in dem Werke „The Far East“ von Henry Normann, ein sonst ausgezeichnetes Buch von einem scharfblickenden, bewährten Verfasser. Er sagt darin: „Die siamesische Armeeliste, wie sie sich in den officiellen Documenten darbietet, muß dem Kriegsminister wirklich Stolz einflößen, denn dort sind die Vorkehrungen ausgezeichnet und die ganze Organisation complet. Nicht die geringste Sache ist vergessen worden, nichts in der Ausrüstung fehlt — auf dem Papier. Das zu beschreiben, was aber in Wirklichkeit vorhanden ist, wäre indessen nutzlos, denn in Europa würde Niemand die nackte Wahrheit für glaubwürdig halten. Während des letzten Jahrzehnts wurden drei Partien australischer Pferde, von etwa je Hundert an der Zahl, für die Cavallerie eingeführt, von denen jedoch nur die Hälfte nothdürftig die Vernachlässigung und den Unrath überlebten, in dem sie gehalten wurden. Sie führen noch heute ihr kümmerliches Dasein in großen und luftigen, aber gänzlich vernachlässigten Stallungen, aus denen sie bei festlichen Veranlassungen im lumpigen Zustande hervorgezogen werden, geritten von schmutzigen Reitern in zerrissenen Uniformen, die sich krampfhaft an Zügel und Sattelknopf festhalten.“

„Die Artillerie mit ihren jüngst eingeführten Feldgeschützen ist nicht besser. Während der ersten vierzehn Tage nach ihrer Einführung wurden die Messing-Visire gestohlen und verpfändet, ohne daß man sie seither wieder gefunden hätte. Das Schießpulver ist an einem Ort, die Geschosse sind an einem anderen, und Niemand weiß, wie sie zu füllen oder zu behandeln sind. Die Infanteristen aber kommen zum Exerziren, wenn es ihnen beliebt, desertiren wöchentlich nach Dutzenden, und beschweren sich über jene Offiziere, welche es versuchen, sie in Ordnung zu halten. Viele von ihnen haben ihr Gewehr noch niemals abgefeuert; und im Ganzen genommen, haben sie vom wirklichen Soldatengeist so viel, wie irgend ein Volkshaufen auf der Straße. Die Offiziere — hier fehlen die Worte, sie zu schildern. Man stelle sich eine Cadettenschule vor von imposanter Größe und vortrefflicher Einrichtung, mit vier oder fünf ohnmächtigen europäischen Instructoren, wo die jungen Herren von Siam bequem untergebracht sind, wohl gefüttert werden und monatlich etwa dreißig Schillinge erhalten, um eine militärische Uniform zu tragen und vermeintlichen Unterricht zu genießen. Sie widersetzen sich der einfachsten Disziplin und Controle; und was die Studien anbelangt, so sollen sie, die ihre eigene Sprache nur nothdürftig lesen können und von Arithmetik gerade so viel verstehen, um in einem chinesischen Pfandhause einen Ring oder eine Cravatte zu möglichst hohem Preise zu versetzen, aus englischen Büchern Taktik, Ingenieurwesen und Befestigungskunst lernen!“

„Von den wenigen jungen Leuten, welche eine gewisse militärische Ausbildung in Europa genossen haben, wurde keinem Einzigen gestattet, bei seiner Rückkehr nach Siam in den Militärdienst zu treten; während der unermüdliche Däne, Major Schau, der im Laufe von zehn Jahren rastlos sein Möglichstes zur Ausbildung der Truppen gethan hat, es erleben mußte, daß ihm eine Truppe nach der anderen weggenommen wurde, sobald es ihm gelungen war, sie einigermaßen in Ordnung zu bringen. Und doch giebt es kein leichter zu lenkendes Volk als die Siamesen; unter europäischer Leitung mit weitgehender Vollmacht, mit regelmäßigem Sold und strenger Disciplin, würde der militärische Geist bald entwickelt werden, und man könnte Truppen heranbilden, welche im Felde wenigstens ebenso brauchbar wären, wie jene von Birma.“ —

So weit Henry Normann, der in Siam jede Gelegenheit besaß, sich genau zu unterrichten. In manchen Dingen mag er Recht haben, aber im Ganzen genommen, zeigen sich die paar tausend Mann reguläre Truppen, welche in Bangkok garnisoniren, recht vortheilhaft, wenn auch noch nicht so vollkommen wie die japanesischen Truppen. Etwas Bestimmtes über die Zahl der Truppen anzugeben, ist unmöglich. In Siam besteht die allgemeine Wehrpflicht, und jeder Siamese, ausgenommen die Priester und die vornehmen Klassen, muß in jedem Jahre während drei Monaten Dienst leisten. Nur die Königliche Garde ist nach europäischem Muster organisirt und macht einen vortrefflichen, durchaus militärischen Eindruck. Sie besteht neben der Palastwache aus zwei Bataillonen Infanterie, einer Schwadron Reiter und einer Compagnie Genie. Ferner stehen im Dienst vier Regimenter Infanterie, vier Schwadronen Cavallerie, zwei Batterien Feldartillerie, zwei Bataillone Pioniere und das königliche Elephantencorps, zusammen etwa zehntausend Mann, die Bewaffnung besteht aus Krupp'schen Geschützen und Mannlicher-Gewehren, während für die Bewaffnung der Reserven in den Depots noch 40000 Mausergewehre vorhanden sind. In Bangkok selbst mögen etwa dreitausend Mann unter den Fahnen stehen, und die der königlichen Palaststadt gegenüberliegende große Kaserne ist in ihren Einrichtungen besser, als die Mehrzahl der europäischen. In den Mannschaftszimmern fand ich Ordnung und große Sauberkeit, und die Officiersmesse mit ihrer Bibliothek und hübschem Lesesaal erinnert eher an einen modernen Club. In dem Hofraume exercirten gerade Rekruten, in hellen Leinwandjacken und ebensolchen Kniehosen unifomirt, aber mit nackten Waden und Füßen. In dem tropischen Klima von Siam ist jede Fußbekleidung eine Qual, und sehr vernünftiger Weise ist die Nachahmung europäischer Truppen in dieser Hinsicht nicht so weit gegangen, wie in Japan. In den Stiefeln steckt die Tapferkeit nicht. Weiße Käppi und schwarzes Lederzeug vervollständigt die Uniform. Die Truppen werden von der Regierung aus verpflegt und erhalten einen Monatslohn von etwa acht Mark. Wie Officiere mir erzählten, sind die Rekruten recht verständig, nur hat es die größte Schwierigkeit, sie, die im gewöhnlichen Leben gewöhnt sind bei der Annäherung eines Höheren sich ehrfurchtsvoll auf alle Viere zu werfen, zum strammen Stehenbleiben zu ver-

anlassen. Ueber alles Lob erhaben sind die mit europäischen Musikinstrumenten versehenen Musikcorps der einzelnen Regimenter, die abwechselnd täglich in Bangkok öffentlich concertiren. Die Siamesen sind geborene Musiker und im Gegensatz zu der Musik der anderen Völker Ostasiens besitzen sie sehr ansprechende melodienreiche Volkslieder.

Auf viel höherer Stufe als die Landmacht steht die siamesische Kriegsmarine mit ihrer ausgezeichnet geschulten Marine-Infanterie, fast ausschließlich das Werk des Commandanten Admiral du Plessis de Richelieu, eines Dänen und Nachkommen des großen Cardinals. Richelieu hat sich um Siam und das Königshaus die größten Verdienste erworben, und der König besitzt keinen aufopfernderen Diener und treueren Freund als ihn. Er hat gezeigt, daß aus dem vorhandenen Material wirklich eine disciplinirte Truppe geschaffen werden kann. Die Zahl der Schiffe ist keine große — zwei stählerne Kreuzer mit 30 Geschützen, fünf Kanonenboote mit 31 Geschützen, und etwa 20 kleinere Schiffe, das ist Alles. Aber Richelieu hat aus seinem Vaterlande tüchtige Officiere berufen, und unter ihrer Leitung geht Alles klipp und klapp her, die weißgestrichenen Schiffe sind Muster von Sauberkeit, der Dienst entspricht allen Anforderungen, und daß die Flotte auch gegen europäische Schiffe leistungsfähig ist, hat sie in dem Gefechte gegen die Franzosen 1893 im Menaamstrom bewiesen, wo es dem tapferen Capitän Goldberg gelang, ein französisches Schiff in den Grund zu schießen. Die Schiffsmannschaft wird ausschließlich aus gewissen Provinzen rekrutirt. Jeder männliche Bewohner derselben ist zu dreijährigem Dienst vom 18. bis zum 21. Jahre verpflichtet und hat nach zurückgelegter Dienstzeit in jedem Jahre während drei Monaten unter die Waffen zu treten. Im Jahre 1896 betrug die Gesammtstärke der dem Marine-Ministerium unterstehenden Truppen 15000 Mann, die mit fünffachem Wechsel dienten, so daß stets 3000 Mann verfügbar waren. — Die Befestigungen an der Mündung des Menaam sind von der Marine-Artillerie besetzt, von welcher jährlich 2000 Mann mit fünffachem Wechsel einrücken, mit einer Reserve von weiteren 2000 Mann.

Die Marine-Infanterie rekrutirt sich aus der männlichen Bevölkerung der Küstenprovinzen zwischen dem 22. und 40. Lebensjahr, und bildet vielleicht das wichtigste Corps der ganzen Wehrmacht, nicht allein ihrer soldatischen Eigenschaften wegen, sondern weil sie von der Regierung zu allerhand anderen Arbeiten herangezogen wird — eine Art Mädchen für Alles. Die Soldaten werden im königlichen Palast, als Diener auf Reisen, zum Bau von Palästen, Brücken, Dämmen, zum Wachdienst, mit einem Worte überall dort verwendet, wo tüchtige Arbeit gerade gefordert wird. Auf diese Weise sind sie nicht, wie in manchen Ländern Asiens, Drohnen, die auf Kosten der Steuerzahler leben, sondern gehören zu den nützlichsten Bürgern des Landes. Nach unseren europäischen Begriffen mögen wir über eine solche Verwendung des Militairs lächeln, aber sie entspricht den thatsächlichen Bedürfnissen, und das für sie verausgabte Geld wird durch ihre Arbeit reichlich wieder hereingebracht.

Der König hat auf seiner Studienreise durch Europa die verschiedenen Armeen kennen gelernt, und er weiß nun, daß in seiner schuhlosen Militairmacht der Schuh doch an verschiedenen Stellen gewaltig drückt. Nach seiner Rückkehr werden die noch herrschenden Mißstände gewiß nicht länger geduldet werden. Freilich wäre es vergebliches Bemühen, eine Armee schaffen zu wollen, um dem Andrängen der Franzosen und Engländer erfolgreich Widerstand zu leisten, aber Siam bedarf doch für den Dienst im eigenen Lande und zur Unterdrückung von Unruhen und Zwistigkeiten mit den Nachbarn an den Grenzen geschulter Soldaten. Daß sie bald nach der Rückkehr des Königs vorhanden sein werden, dafür bürgt die bewährte Thatkraft des weisen Herrschers.

## Literatur und Kunst.

### Capri.

Aus meinem italienischen Skizzenbuch. (Schluß.)

Von Anton von Werner.

Von Capri hatte ich glücklicherweise bis dahin weder Bilder noch Photographien gesehen, was heute nicht mehr möglich wäre. Ich wußte nur, daß der grause Tiberius dort mal längere Zeit Sommerwohnung hatte und sich zuweilen eine kleine Abwechselung gestattete, indem er Freunde oder Bekannte von dem steilen Felsen in's Wasser hinunter stoßen ließ; dann, daß mein Freund J. V. Scheffel bei Pagano gewohnt und auf dem Dache wie ein Kater auf- und abgehend den „Trompeter von Säkkingen" gedichtet hatte, und endlich daß es auf Capri eine blaue Grotte gab, welche mir aber nach den illuminirten Lithographien und Stichen, welche ich davon gesehen hatte, immer höchst unwahrscheinlich vorgekommen war. Das war gerade genug und ich lernte in Capri die Wohlthat kennen, welche in dem Umstande liegt, daß man nicht gar zu viel weiß, und also noch überrascht werden kann. Und deßhalb ist mir der Aufenthalt in Capri vom ersten bis zum letzten Tage eine Quelle unaussprechlicher Freude und höchsten Genusses gewesen, denn jeder neue Tag ließ uns etwas Neues und Schönes schauen und genießen. Zunächst schon der Moment der Ankunft. Es schien mir, als ob die ganze lustige Hölle losgelassen wäre, Alles schrie, tobte, lachte, tollte wie besessen um uns paar Menschen herum, ohne daß ich mir recht erklären konnte, warum sich die Menschen alle so aufregten. Ich begriff endlich, daß es sich lediglich darum handelte, uns und unser Gepäck hinauf in das Inselstädtchen zu befördern, und daß dies nothwendig auf Eseln geschehen müßte, welche uns mit Geschrei und Gejuchze offerirt wurden. Na, wir also hinauf auf die angenehmen Langohrs, und mit Hü und Ho, die ganze Capreser Jugend hinterdrein, ging die Fahrt im Galopp los und den schmalen Feldweg in die Höhe. Ich habe selten eine heiterere halbe Stunde erlebt. Ganz so einfach und schlankweg war der Trab auf dem steinigen Pfade nun eben nicht, nur unser Häuptling Lutteroth war mit seinen langen Beinen gegen uns wieder im Vortheil, denn wenn sein Esel mal unter ihm stolperte und hinfiel, so fiel Lutteroth wenigstens nicht mit, sondern stand dank seinen langen Beinen über dem gefallenen Esel wie der Coloß von Rhodos über der Meerenge und konnte es ruhig abwarten, bis sich das fromme Grauthier unter den ermunternden Zurufen seiner Capreser Freunde wieder erhob. Und so gelangte unser Zug denn endlich auf dem kleinen Marktplatz an, wo uns die Senatoren von Capri mit kritischen Blicken begrüßten, dann ging's rechts in eine Seitengasse, und — da war sie: die Palme Pagano's, und das Haus davor war also Don Pagano's Albergo für Künstler und andere Sterbliche. Eine weite weißgetünchte Halle empfing uns, auf einer weißgetünchten Treppe stiegen wir zu den weißgetünchten Zimmern des oberen Stockwerkes hinauf und passirten, bis wir in unseren verschiedenen Zimmern untergebracht waren, noch mehrere weißgetünchte Veranden. Es war überhaupt Alles weiß getüncht, nur an ein Fenster hatte Jemand den schwarzen Kater Hiddigeigei auf die Glasscheibe gemalt. Es muthete Alles entschieden fremdartig und südländisch an. Vor Allem das Dach, auf welchem also Scheffel wie ein Kater dichtend auf- und abgegangen war, und es war ganz selbstverständlich, daß ich zu allererst dort hinauf sprang. Und es ist wirklich einzig, dieses Dach, mit seiner niedrigen Balustrade, den Wölbungen, welche sich aus seiner Fläche erheben, und den merkwürdig geformten Schornsteinen da und dort. Wie viele schöne Abendstunden haben wir auf diesem Dache verlebt, wenn der Vollmond mit seinem Silberglanze über dem Meere stand, und die ganze Natur zum Träumen, Ruhen, Genießen einlud!

Das ganze Haus war übrigens während der Zeit unseres Dortseins eine richtige Malerherberge oder Künstlerwerkstatt. Wir trafen an deutschen Collegen außer Hübner noch den blonden Brandt aus Rom und den Marinemaler Fritz Sturm, sieben französische Künstler und einen alten Dänen, Herrn Murphy, welcher auch etwas Künstler war und sich bei Olevano auf einem Weingut seßhaft gemacht hatte. Er war dort das Jahr vorher von Briganten überfallen worden, deren Führer ihn mit den Worten: „Non avete paura, Signor“ um einiges baares Geld bat. Herr Murphy lud ihn freundlichst ein, mit in sein Zimmer hinauf zu kommen, und als der Herr Brigant zögerte einzutreten, sagte er auch: „Non avete paura, Signor“, ergriff seine Flinte und schoß ihn nieder, worauf er noch dem unten der Gartenmauer zueilenden Briganten Nr. 2 einen Schuß aus dem Fenster nachsandte, während Nr. 3 sich zu salviren wußte. Ein liebenswürdiger, welterfahrener alter Herr, dem ich später noch zu besonderem Danke verpflichtet wurde.

Von den französischen Künstlern waren Sain und Hamon wohlbekannt als Darsteller von antiken und modernen Scenen, für welche ihnen Capri und Pompeji Stoffe und Hintergrund boten. Henri Regnault hatte kurz vor unserer Ankunft Capri verlassen, um sich nach Spanien und Marokko zu begeben, die Maler Blanchard und Demaré und der Bildhauer Degeorges waren die ganze Zeit mit uns, sie waren Stipendiaten der französischen Akademie; der Namen der anderen Franzosen erinnere ich mich nicht mehr. Wir hielten gute kameradschaftliche Beziehungen zu einander, und der Umstand, daß ich einige Jahre kurz vorher in Paris zugebracht hatte, bot mannigfache Berührungspunkte. Natur und Menschen auf dem Zaubereiland Capri ließen also nichts zu wünschen übrig, höchstens daß die See von da oben herab gesehen manchmal zu unwahrscheinlich tief purpurblau aussah und das gegenüber liegende Festland Abends so feine Töne zeigte, daß sie den Landschafter zur Verzweiflung bringen konnten. Auch die Verpflegung bei Don Pagano war für den Pensionspreis von 5 Francs den Tag damals ganz vorzüglich, nur der Wein war sauer, wie in Olevano und selbst der Lacrimae Christi konnte uns nicht Freudenthränen entlocken. Studirt und gearbeitet wurde kräftig, von früh bis spät, nur Mittags um 12 Uhr und Abends um 7 Uhr fanden wir uns Alle im kühlen Eßzimmer zusammen, und dann gingen die Wogen der Unterhaltung über Kunst und Wahrheit und Schönheit und andere interessante Themata hoch, sehr hoch. Eduard Hübner war der lebhafteste und schneidigste Disputator unter uns, während Chef Lutteroth in kühler Ruhe mehr bestrebt war, die hochgehenden Fluthen dann und wann zu besänftigen, damit der leibliche Mensch nicht dabei zu kurz käme. Unser Bildhauer Tendlau hatte natürlich keinen Thon zum Kneten gefunden, und begnügte sich mit Tönen (au!), d. h. er quälte das im Speisezimmer befindliche Pianino ziemlich häufig mit dem ersten Satz einer Beethoven'schen Sonate.

Ich malte besonders gern an der piccola Marina, und es war außer dem Malen noch ein ganz besonderer Genuß, dort in's blaue Wasser zu springen und zwischen den großen Felsblöcken herumzuschwimmen, zuweilen drei Mal täglich. Aber auch am Tiberiusfelsen, der Tragara, den Faraglioni und am Arco naturale landschafterte ich fleißig, selbstverständlich ohne die reichlich gebotene Gelegenheit, Menschen zu malen, darüber zu versäumen. Die wenig oder gar nicht beschäftigte Bevölkerung Capris bot für billiges Geld viel willige Modelle an Mann, Weib und Kind, das Atelier war draußen die freie Natur oder eine offene Veranda oder Pergola und es wurde ausgiebiger Gebrauch von diesen trefflichen Umständen gemacht. So sehr nun aber auch die Capreser Buben daran gewöhnt waren, halbnackt in glühendem Sonnenbrande herumzulaufen oder zu lungern, so mißglückte doch der Versuch, welchen ich mit einem machte, seinen Rücken in voller Sonne zu malen, als Studie für ein Bild, welches ich in Paris gemalt hatte und wobei ich mit dem Modellstudium in voller Sonne auch nicht fertig geworden war, weil das Pariser Modell, auch ein Italiener, es nicht ausgehalten hatte. Mein Capreser ragazzo streikte gleichfalls schon nach der ersten Viertelstunde. Auch Blanchard, welcher als französischer Stipendiat (prix de Rome) die übliche vorgeschriebene Actstudie im Freien, im vollen Sonnenlicht malen wollte, gab den Versuch auf. Neben diesen Naturstudien machte ich übrigens in Capri noch eine Anzahl größerer und kleinerer Illustrationen zum „Trompeter von Säkkingen“, welche die besondere Freude unserer französischen Collegen erregten.

So fleißig nun auch allseitig gearbeitet wurde, so kamen Vergnügen und Erholung dabei doch nicht zu kurz, nur hatten beide hier einen etwas anderen Charakter, als in Sorrent, sie waren etwas primitiver. So z. B. hatten wir immer unsere helle Freude an unseren ragazzi, welche uns das Malgeräth zur Arbeitsstätte trugen, als Modell dienten oder sich sonst nützlich machten. Die fanden sich nun naturgemäß zu Mittag immer vor dem Hausthor des Albergo Pagano ein, und eines Tages kam einer von uns auf den Gedanken, von dem gerade über dem Hausthor befindlichen Balcon des Speisezimmers einige Bajocchi (große Kupfermünzen) unter die Jungens zu werfen, welche nun in einen dichten Knäuel unter- und übereinander stürzend die Münzen zu erhaschen suchten. Das brachte dann einen anderen findigen Kopf darauf, in diesem Momente einen Kübel Wasser von oben herab auf den Knäuel zu schütten, was von den Jungens mit johlender Heiterkeit und der stürmischen Bitte nach Wiederholung beantwortet wurde. Ein harmloses Vergnügen, das sich fast täglich wiederholte. Doch des Abends, wo ein Jeder gerne seine Ruhe hat, ging's auch zuweilen, statt zu träumen und zu schwärmen auf Pagano's Dach, hinab zur Tarantella in die große weiße Halle. Der Pfarrer von Capri war nicht ein so sorgsamer Seelenhirt, wie der von Olevano, und die Capreser Mädchen folgten für einige Bajocchi, einen ordentlichen Kübel voll Maccaroni, genügenden sauren Wein und Käse gern unserer Einladung, in Pagano's Halle mit uns Tarantella zu tanzen. Die Musik lieferte der Todtengräber von Capri, der, ohne eine Miene in seinem Knochenantlitz zu verziehen, schier unermüdlich mit dürrer Hand das Tamburin schlug. Es gäbe ein hübsches symbolisches „Bild“, welches ich akademischer Jugend hiermit bestens empfohlen haben will: der Knochenmann hohläugig auf der Erde sitzend und Tamburin schlagend, neben ihm die Grube (das schwarze Kellerloch) und eine Schüssel Maccaroni, und vor ihm im rasenden, wirbelnden Tanze die fröhliche Jugend, immer dicht an dem schwarzen Loche vorbei. Schön und tiefsinnig, nicht wahr? — Blanchard und Demaré skizzirten zwar auch sehr eifrig, aber an so etwas dachten sie wohl nicht. Im Tanzen und in dem, was Lungen und Beine dabei zu leisten hatten, waren uns die Capreserinnen aber entschieden überlegen, nur der langbeinige Chef Lutteroth als Vorbild in Allem und der kurzbeinige Freund Hübner hielten noch tapfer aus, wenn die Mittelnummer schon längst versagt hatte. Uebrigens gehörte ein gewisser Mannesmuth dazu, bei diesem Vergnügen ausdauernd zu bleiben. Denn nach dem Genuß von Maccaroni, Käse und bei gesunder Transspiration dufteten die Capreser Damen alsbald nicht gerade so wie die ambrosischen Locken, von denen Anakreon oder irgend ein anderer alter Herr singt, auch nicht wie das Veilchenparfüm der Damen in der Villa Rispoli in Sorrent. — Genüsse anderer Art boten uns die Kahnfahrten um die Insel herum und in die blaue Grotte und der Aufstieg nach Annacapri. Die Fahrt um die Insel ist ja wundervoll bei ruhiger See, aber bei bewegter für Manche doch ein zweifelhaftes Vergnügen. Als wir in die Brandung an der Westspitze der Insel geriethen, fingen unsere Ruderer schon an, zur Madonna zu flehen. Trotz hochgehender See schwammen aber Lutteroth

und Hübner durch den natürlichen Bogen des einen Faraglioni-Felsens hindurch, während Blanchard so seekrank wurde, daß wir ihn gleich hinter den Faraglioni aussetzen mußten, was mit Hülfe einer Art Tellssprung seinerseits auch glückte. Die blaue Grotte erschien mir übrigens noch naturwidriger blau, als die colorirten Lithographien, welche ich bis dahin von ihr gesehen hatte. Aber wie entzückend unwahrscheinlich und zauberhaft war das, als nebst einem unserer Schifferbuben der prachtvoll gebaute Ruben in's Wasser sprang und in die blaue Fluth untertauchend wie eine Leben gewordene antike Silberstatue da unten herumschwamm!

Nach Annacapri führte damals nur der beschwerliche Treppenaufstieg außen an der steilen Felswand hinauf, wir gingen nur eines Trunkes Weines, nicht sonstiger Studien wegen, hinauf. Auf der Felsentreppe herniedersteigend begegneten uns Mädchen, große flache Körbe mit Orangen gefüllt, nach Capri hinuntertragend; es sah hübsch aus, wie die Gestalten, da scheinbar frei im Aether schwebend, langsam an uns vorbeizogen. Eine davon, die schöne Chiarella, habe ich auch so gemalt. Ein anderes niedliches plein-air-Motiv sah ich eines Tages unten an einem Hause an der grande marina. Auf dem offenen Treppenpodest vor dem Hauseingang saß die Frau Mama mit Flickarbeit beschäftigt und zankte die ältere Tochter aus, welche mit einem Krug auf dem Kopfe in ruhiger, antiker Haltung wahrscheinlich verspätet eben die Treppe hinaufstieg. Auf der Brüstung des Podestes an der anderen Seite saß die jüngere Tochter des Hauses und suchte ihrem krausköpfigen amoroso, dessen Kopf in ihrem Schooße lag, die Einquartierung ab. In den Fenstern standen Töpfe mit rothen Nelken. Ich habe die Scene auch in Capri gemalt, damals wurde aber „der Pulsschlag des modernen Lebens" noch mit Vorsicht behandelt; die Skizze ist deßhalb in einem Winkel meines Ateliers unausgeführt liegen geblieben.

Während wir in Olevano und auch in Sorrent nichts von der Welt draußen erfahren hatten, konnten wir uns hier wenigstens aus der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und dem „Temps" orientiren. Wir erfuhren, daß Kaiser Napoleon ernstlich erkrankt sei und in Deutschland Arbeiterausstände florirten. Wir konnten Pecht's Artikel über die Münchener Ausstellung lesen und vieles Interessante über des jungen Königs von Bayern Wagner-Cultus hören. Aber all' das erregte bei uns doch nur wenig Interesse. Viel mehr beunruhigt wurde unser Junggesellen-Kreis, als eines Tages an unserer Mittagstafel ein neuer Gast, eine malende Miß, ein ältlicher Blaustrumpf erschien, durch welchen unserer Unterhaltung einiger Zwang auferlegt wurde, weil wir nicht wußten, ob die Dame nicht vielleicht Deutsch verstände. Mit um so größerer Freude und mit Ehrerbietung wurde ein anderer Gast begrüßt, welcher in den letzten Wochen unseres Aufenthaltes bei Pagano eintraf und vierzehn Tage bis zu unserer Abreise mit uns zusammen blieb: der Altmeister Friedrich Preller in Begleitung seines Sohnes. Es lag etwas Knorriges in seinem Wesen, und ich glaube kaum, daß die junge lustige Malergesellschaft ganz nach seinem Sinne war; sein Schüler Cohen, welcher ihm auf malerische Abwege gerathen zu sein schien, mußte auch eine scharfe Kritik seiner bisherigen Studien erdulden; trotzdem freuten wir uns des Zusammenseins mit dem berühmten Autor der Odysseelandschaften aufrichtig. Leider wurden mir diese letzten Wochen in Capri noch durch einen Anfall von italienischem Fieber verleidet, welchen ich mir eines Abends, als ich noch spät in der Nähe des arco naturale gezeichnet hatte, zuzog. Ich hatte nicht darauf geachtet, daß die Sonne bereits hinter Annacapri verschwunden war und fühlte plötzlich ein eigenthümliches Frösteln durch den ganzen Körper. Gestreckten Laufes eilte ich nach Hause, das Fieber hatte ich aber richtig erwischt. Da nahm mich der alte erfahrene Herr Murphy in Behandlung, aber nicht mit Chinin, sondern mit Rothwein. Herb und sauer war er zwar, aber er half; drei Tage mußte ich zu Bett bleiben und trinken, so viel ich nur konnte, und am vierten Tage war ich wieder wohlauf. Was ich zum Dank und als Angedenken an den sauren Wein dann, der Sitte gemäß, auf eine Thürfüllung im Speisezimmer malte, war zwar nicht gerade zartfühlend, aber wahr, und kam vom Herzen; Hamon, Sain, Brandt, Hübner, Lutteroth und Koerner hatten schon andere Thürfüllungen bemalt; ich malte auf die mir zugewiesene einen badischen Weinwirth, welcher mit saurer Miene den Capreser Wein probt, welchen eine antike Hebe ihm kredenzt. Vielleicht hat sich das Bild bis heute noch erhalten; es sollte mich freuen, es wiederzusehen.

Unser Aufenthalt in Capri nahte seinem Ende. Am 1. October fuhr ich mit den beiden Preller, L. Tendlau, Fritz Sturm und einem Amerikaner Bons auf dem Marktschiff des Antonio Scoppa nach Neapel hinüber. Eine Menge Capreserinnen mit Apfelsinenkörben füllten die Barke, und längsseit außenbords hatten die Schiffer einen etwa acht Fuß langen Haifisch befestigt, welchen die Fischer von Castellamare gefangen hatten, und welcher bei uns nachträglich unbehagliche Gedanken ob unserer Schwimmübungen in der See hervorrief. Bei fast völliger Windstille dauerte die Fahrt bis Neapel fast sieben Stunden lang, so daß ich vollkommen Muße hatte, die Herrlichkeiten dieses einzigen Stückes Natur noch einmal recht durchzukosten. Von Neapel aus bestieg ich mit L. Tendlau noch den Vesuv und besuchte Pompeji und andere Sehenswürdigkeiten, ehe wir nach Rom zurückfuhren. Dort traf ich außer anderen Freunden den Kunstgelehrten Alfred Woltmann, mit welchem ich von Carlsruhe aus befreundet war. Wir machten zusammen die Rückfahrt über Assisi, Chiusi, Perugia, Orvieto, Sienda, Pisa, Florenz, wobei ich Gelegenheit fand, interessante Einblicke in das kunstgelehrte Studium zu thun, bis ich mit einem beabsichtigten längeren Aufenthalt in Venedig meinen italienischen Studienaufenthalt abschloß und der deutschen Heimath zueilte. Es sind unvergeßliche Tage, welche ich in Sorrent und Capri damals verlebt habe. Sechsundzwanzigjährig, voll frischen Muthes in die Zukunft blickend, der Gegenwart nur fröhliche Stunden abgewinnend und ohne übermäßige Sorge um Werth oder Unwerth dessen, was man schafft, Natur und Leben als Künstler auf einem der schönsten Punkte der Erde in Gesellschaft heiterer, gleichgesinnter und -gestimmter Kameraden genießen, Niemand beneiden und über Nichts sich ärgern, jeden Tag als einen Festtag begrüßen — es ist wirklich Freude und Glück genug, so daß man sich damit begnügen kann, es nur einmal im Leben genossen zu haben! Und falls gelehrte Superklugheit griesgrämig die Frage erörtern will, ob Italien und ein Aufenthalt in Rom als Staatspreis dem jungen Künstler förderlich und dienlich oder ob es nicht eher weggeworfenes Geld sei, so mögen diese Skizzenbuchblätter angesehen werden als einer jener Berichte, welchen die Staatsstipendiaten über ihr Thun und Treiben in Italien an die hohe Akademie einzusenden gehalten sind, und möge der Umstand dabei nicht unliebsam in's Gewicht fallen, daß der Akademiedirector jetzt nachholt, was der Stipendiat vor nahezu dreißig Jahren versäumt hat. Er fürchtete damals vielleicht, daß heitere Lebenslust amtlich mit dem Ernst des Studiums nicht zusammengehen dürfe. Aber das scheint mir heute ein Irrthum. Der Ernst des Lebens kommt früh genug. Genau ein Jahr nach meinem Aufenthalte in Capri befand ich mich im Hauptquartier der III. Armee vor Paris, und der Donner der Kanonen und das Hurrah der deutschen Kaiserproclamation lenkten meine künstlerische Laufbahn in ganz andere Wege, als ich in Capri hätte vermuthen können.

## Neue historische Romane.

Von Paul Seliger.

Es giebt zwei Arten von historischen Romanen: die eine behandelt entscheidende Schicksale von Völkern und Staaten und rückt die leitenden Persönlichkeiten einer Zeit in den Vordergrund der Darstellung, die andere behandelt Schicksale des Einzelnen und benutzt das Historische nur zur Schilderung des Zuständlichen, der Sitten, der Culturformen, in die sie das Individuum hineinstellt. Hat die erste Gattung die Größe des Stoffes für sich, so liegt andererseits die Gefahr nahe, daß das allgemein Menschliche, das doch den eigentlichen Gegenstand der kunstmäßigen Darstellung bildet, hinter den Besonderheiten der Staatsraison und der geschichtlichen Begebenheiten zurücktritt, daß das geschichtlich Ueberlieferte in seiner ursprünglichen Form mit in den Roman hineinverwoben wird, während es doch nur als Rohmaterial zu betrachten ist, das lediglich in so weit Verwendung finden darf, als es durch den Dichter umgeschmolzen wird. Wir gehen nicht so weit wie Vischer, der die in Rede stehende Romangattung ganz und gar verwirft, nur meinen wir, daß ein wirklicher Dichter dazu gehört, ein wahrer „Seelenkündiger", der es versteht, die von der Geschichte, namentlich längst vergangener Zeiten, gelassenen Lücken in der psychologischen Begründung der Handlungen durch eine das tiefste Wesen der Individuen bloßlegende Analyse auszufüllen. Daran leiden ja die meisten der historischen Romane, wie sie die Gegenwart in Ueberfülle hervorbringt, daß diese unerläßliche Forderung der Herstellung künstlerischer Einheit der Charaktere außer Acht gelassen wird; die Zeichnung geschieht nicht auf Grund dichterischer Intuition, die den Charakter von vornherein als Einheit auffaßt und die einzelnen Züge durch Analyse gewinnt, sondern durch Synthese der einzelnen, empirisch aufgerafften, oft nur die Oberfläche streifenden und deswegen einander widersprechenden Zeugnisse. Bei der zweiten Gattung, wo es sich meist um erdichtete Personen handeln wird und der Verfasser also freier verfahren kann, kommt es für die künstlerische Wirkung darauf an, daß die Charaktere in ihrem Thun und Leiden so in der geschilderten Zeit wurzeln, daß sie nicht von ihr losgetrennt werden können. Das Colorit darf nicht, wie es häufig geschieht, nur äußerlich aufgetragen und ausschließlich der Seltsamkeit wegen gewählt werden, so daß sich die erzählte Geschichte mit geringen Abänderungen auch zu jeder anderen Zeit und in jedem anderen Volke hätte ereignen können. Auch hier ist demnach künstlerische Einheit das Haupterforderniß.

Felix Dahn's neuester Roman aus der Völkerwanderung „Ebroin" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) gehört zu der ersten Gattung. Die Erzählung behandelt den Kampf, den der Majordomus Ebroin von Neustrien sowohl im Innern gegen seinen Hauptgegner, den Bischof Leodegar von Autun, als auch nach außen gegen König Dagobert von Austrasien und dessen Majordomus Pippin von Heristal zur Wiederherstellung der Einheit des Reiches führt. Darin liegt schon ein schwerwiegender Compositionsmangel, da zwei Dinge, die gar nichts miteinander zu thun haben, zusammengeschweißt sind und die Einheit nur durch die Person des Helden hergestellt wird. Der zweite Theil wirkt dazu durch seine summarische Behandlung beinahe nur wie ein Anhang zum ersten, auch bemerkt man hier deutlich ein Nachlassen der künstlerischen Gestaltungskraft, die wenigstens in Einzelheiten im ersten Abschnitte unverkennbar hervortritt. Zum großen Theile liest sich die Darstellung hier wie ein Abriß aus einem geschichtlichen Lehrbuch, ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wird, daß dem Roman als etwas verwunderliche Zugabe eine Karte des Frankenreichs zur Zeit Ebroin's und die Stammtafeln der Merowinger und Arnulfinger beigefügt sind.

Ebroin ist der Sohn eines freien, aber armen Bauern, der durch die Willkür des Grafen von Poitiers, des Oheims Leodegar's, zum Leibeigenen gemacht und erst nach der Geburt des Sohnes durch Bischof Praejectus von Clermont losgekauft worden war. Dieser Letztere läßt den Knaben, dessen außerordentliche Fähigkeiten er erkannt hat, zuerst an seinem Bischofssitze erziehen und bringt ihn sodann an den Königshof nach Paris, wo er mit der adeligen Jugend des Landes zusammen weitergebildet wird. Die Scene, in welcher ihn Dahn sich von vornherein seine Stellung sichern läßt, indem er, zum Wettschießen aufgefordert, den Pfeil, den Leodegar vorher in's Centrum der Scheibe geschossen hat, mit dem seinigen zersplittert, ist direct aus Kinkel's „Otto dem Schütz" übernommen. Im Laufe der weiteren Entwickelung spitzt sich der Gegensatz zwischen Ebroin und Leodegar immer weiter zu, bis endlich nach manchem Ab und Auf Letzterer endgiltig unterliegt und auf Ebroin's Befehl geblendet und hingerichtet wird. Leodegar ist der typische Vertreter jener verweltlichten, gewissenlosen, lasterhaften Geistlichkeit, wie sie gerade das Zeitalter der Merowinger in so erschreckender Verworfenheit hervorgebracht hat. Ihm gegenüber steht der selbstlose, nur auf das Beste des Reiches bedachte Ebroin, der, ehe er seine Wohlfahrtspläne durchsetzen kann, seinen Nebenbuhler wie ein giftiges Gewürm zertreten muß. Der Gegensatz in beider Wesen ist ganz vorzüglich herausgearbeitet, nur finden wir, daß die Charakteristik Ebroin's in so fern zu wünschen übrig läßt, als Dahn uns immer nur die staatsmännische Größe seines Helden versichert, ohne sie je in der Erzählung hervortreten zu lassen; es wird nur berichtet, daß Ebroin durch seine Tüchtigkeit im Felde und im Rath zu immer größeren Ehren aufsteigt, aber niemals bekommt der Leser Gelegenheit, wenigstens in Bezug auf die staatsmännische Begabung des Majordomus sich selbst ein Urtheil zu bilden; ja die einzige Scene, die darauf Bezug nimmt, endet mit einer vollständigen Niederlage Ebroin's und würde eher dessen gänzliche Unfähigkeit beweisen, auch die innere Politik des von Parteien zerrissenen Frankenreiches zu leiten. Der Majordomus hatte schon als junger Mann dem ihm damals noch befreundeten Leodegar gegenüber die Nothwendigkeit von socialen Reformen zu Gunsten der Kleinbauern betont, aber weiter nichts erreicht, als daß dieser vor der Zeit stutzig wird und ihm nun mit allen Mitteln seines ränkevollen Geistes entgegenarbeitet. Aber Ebroin glaubt einen Haupttrumpf auszuspielen, indem er zu dem Reichstag, an dem sonst nur der Adel und die hohe Geistlichkeit erschienen, nach altgermanischer Sitte eine große Anzahl von freien Bauern Teil nehmen läßt, mit deren Hülfe er seine auf die Hebung des Bauernstandes gerichteten Anträge — Eindämmung der Gewalt des Adels, Herausgabe der auf gefälschte Urkunden gestützten Landschenkungen an die Kirche durchzusetzen hoffte. Er verrechnet sich aber dabei, indem er den Einfluß der Kirche auf das Volk viel zu niedrig anschlägt: es wird Leodegar leicht, die Stimmung in's Gegentheil zu verkehren, dadurch, daß er aus der Unmenge von Urkunden die schaurigen Flüche verliest, die den treffen sollen, der die darin bezeugten Schenkungen antastet, und es bedurfte gar nicht der Anklage auf Grund eines ganz gemeinen Raubmordes, den Ebroin früher begangen hat, um seine Pläne zu durchkreuzen, ja er muß es sogar erleben, daß die Bauern, durch Leodegar aufgereizt, sich gegen ihn selbst wenden und ihn und die Seinigen überwältigen. Der erwähnte Mord ist die einzige Handlung Ebroin's, die im ganzen ersten Bande vorkommt, noch dazu mit großer Breite dargestellt, so daß die Rolle, die Dahn seinen Helden spielen läßt, beinahe in komischem Mißverhältniß zu dem Mitgetheilten steht. Abgesehen von der verunglückten Reichstagsversammlung werden mit keinem Worte irgend welche Maaßnahmen Ebroin's erwähnt, die darauf hindeuteten, daß er mit den geplanten socialen Reformen Ernst machte oder auch nur sich bemühte, in dieser Beziehung Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Und doch hätte nichts näher gelegen, als dem Romane eine solche Wen-

dung zu geben, ja die Erwartung des Lesers wird nach dieser Richtung hin gelenkt, und er wird ungeduldig, da sie immer und immer wieder getäuscht wird. Freilich hätte dann der Verfasser die ausgefahrenen Geleise verlassen müssen, in denen sich sein Roman bewegt: er würde dann nicht nur von den Kämpfen der Großen unter sich und von den Maaßnahmen der hohen Politik, von Krieg und Kriegsgeschrei erzählen, von denen auch die Ueberlieferung zu berichten weiß, sondern hätte in richtiger Würdigung der Aufgabe des historischen Romans diese zu ergänzen gesucht, indem er sich liebevoll in das Fühlen und Denken des Volkes versenkte und dessen Leiden, Befürchtungen und Hoffnungen uns anschaulich vorführte. Dadurch wäre auch der Ausbruch des Bauernaufstandes in ausreichendem Maaße motivirt worden, der gegen Ende des Romans eine entscheidende Rolle spielt, da Ebroin die Empörer zu seinen Zwecken benutzt, Leodegar vollständig niederzuschlagen, und auch nach Austrasien Sendboten der socialen Revolution ausschickt, die dann König Dagobert nebst seiner Gemahlin meuchlings ermorden. Endlich hätte Dahn so Gelegenheit gefunden, den Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der damals noch nicht erloschen war und bei der Empörung doch gewiß eine Rolle gespielt hat, da sie sich in erster Linie gegen die Geistlichkeit richtete, schärfer hervorzuheben, während er so in der Person des alten Schäfers Thiemo nur ganz flüchtig berührt wird.

„Arachne" von Georg Ebers (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) spielt in Egypten, und zwar in den Künstlerkreisen von Alexandria. Zwei eng befreundete Bildhauer, Hermon und Myrtilos, vertreten zwei entgegengesetzte Richtungen ihrer Kunst: der Erstere hat sich dem Realismus zugewandt, der sich zu Anfang des dritten vorchristlichen Jahrhunderts in Alexandria entwickelte, der Letztere wandelt in den Spuren der hohen griechischen Kunst vergangener Zeiten. Hermon will eine Arachne schaffen; er hat dazu als Modell ein egyptisches Mädchen, Ledscha, gefunden, mit dem er auch etwas leichtes Liebesgetändel treibt, ohne zu ahnen, daß in ihr eine alles verzehrende Leidenschaft für ihn emporlodert. Ihre Eifersucht wird rege gemacht, als sie bei einem Feste, das der reiche Oheim Hermon's giebt, eine vornehme Thrakierin Althea die Arachne als lebendes Bild darstellen sieht und bemerken muß, daß der Geliebte sich gar nicht mehr um sie kümmert. Sie beschließt ihn zu verderben, indem sie sich mit einem Seeräuber, der mit seiner Familie auf einer Insel des unteren Nil ein Asyl gefunden hat, unter der Bedingung verlobt, daß dieser das Haus des Oheims, in dem Hermon und Myrtilos ihre Werkstatt haben, überfällt und ihr den Ungetreuen lebend in die Hände liefert. Der Ueberfall wird auch ausgeführt und Myrtilos fortgeschleppt, an Hermon's Stelle aber ergreifen die Räuber einen Gallier, den dieser aus dem Wasser gerettet und mit nach Hause genommen hat; er selbst wird geblendet, indem man ihm eine brennende Fackel in's Gesicht stößt. Nach langer Blindheit erlangt er das Augenlicht zurück und heirathet seine Cousine Daphne. Myrtilos wird auch wieder aufgefunden, und so löst sich Alles in Wohlgefallen auf; nur die arme Ledscha wird mit einem Trupp Gallier, dem sie sich angeschlossen hat, nach einem mißglückten Ueberfall Alexandria's auf einer Nilinsel eingeschlossen, wird hier von Hermon besucht und tödtet sich mit dessen Schwert, das sie ihm heimlich aus der Scheide gezogen hat. Hermon und Myrtilos gehen nach Pergamon, wo der Erstere die dortige Kunstschule begründet. Er hat sich zu einem maaßvolleren Realismus bekehrt, als den er früher verfolgte, und drückt sein künstlerisches Glaubensbekenntniß am Schluß mit den Worten aus: „Treue Diener der Wahrheit wollen wir bleiben; sie allein führt indeß nicht den Schlüssel zum Allerheiligsten der Kunst. Wem Apollon, der reine unter den Göttern, und die schönheitsfreundlichen Musen dies nicht zugleich mit der Wahrheit öffnen, dem bleiben seine Pforten verschlossen, wie stark und beharrlich er auch an ihnen rüttelt." Die Erfindung ist also ziemlich dürftig und zugleich ungeschickt, insbesondere sieht die Verwechselung Hermon's mit dem Gallier einem Verlegenheitsbehelf so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Vor Allem aber ist an dem Roman das zu tadeln, daß man gar nicht weiß, wie er zu seinem Titel kommt; schon das ist zweifelhaft, ob man Ledscha oder Althea als die Hermon umgarnende Spinne ansehen soll; Althea spielt nur eine ganz nebensächliche Rolle, und auch Ledscha verliert der Leser den größten Theil des Romans hindurch aus den Augen, sie tritt nur am Anfang und Ende greifbar hervor. Mit großer Breite, wodurch die Handlung außerordentlich schleppend wird, ist Allerlei hineingezogen, was nur in dem lockersten Zusammenhange mit dem Gegenstande steht; es findet sich auch viel unverarbeitete Geschichte darin, so z. B. die erwähnte Verschwörung; auch verschmäht es Ebers nicht, allerlei unnützen archäologischen Kleinkram selbstgefällig aufzutischen.

Einen geschlosseneren Eindruck hinterläßt der zweibändige Roman von August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj (München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Der Verfasser hat dem Titel den Zusatz: „Eine Dichtung" gegeben, und dieser hat seinen guten Sinn, wenn wir ihn etwa in der Bedeutung nehmen, in der Goethe von „Dichtung" und Wahrheit spricht, nämlich daß damit das Herstellen eines inneren Zusammenhanges zwischen den einzelnen Begebenheiten aus der Seele der handelnden Personen heraus bezeichnet werden soll, selbst wenn sich die angenommenen Motive nicht überall mit den geschichtlich festgestellten decken sollten. Es findet sich zwar auch recht viel bloße Geschichte — vielleicht sogar etwas zu viel — in dem Romane, aber es ist unleugbar, daß die rein menschlichen Schicksale der auftretenden Personen viel sorgfältiger und kunstgemäßer in sie hineinverwoben sind als bei Ebers und Dahn. Dort lassen uns die dargestellten Personen alle mehr oder weniger kalt, bei Sperl ist das anders: er findet oft ergreifende Töne, sodaß wir mit seinen Gestalten mitfürchten und mithoffen. Zum Gegenstande hat der Roman die Kämpfe, die sich zu Zeiten König Ottokar's von Böhmen und seines Sohnes zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen abspielen. Im Vordergrunde der Ereignisse steht Zawisch von der Krummenau aus dem Geschlecht der Witigonen nebst seinen zwei Brüdern Witigo und Wok, die endlich unter dem Schwächling Wenzel dem Stammes- und Religionshasse der tschechischen Partei zum Opfer fallen. Viele werden als werthvollen Zug in dem Romane die streng „nationale" Richtung, in der sich Sperl bewegt, begrüßen, indem er alles innere Recht auf Seiten der Deutschen erblickt, gegen das sich die Tschechen mit der schnödesten Arglist und Tücke auflehnen: wir hätten es lieber gesehen, wenn er hier Licht und Schatten gleichmäßiger vertheilt hätte. Die Namen des Geschlechts, wie Budiwoj, Zawisch, Wok ꝛc. deuten doch darauf hin, daß, wenn das Geschlecht wirklich aus Deutschland stammte, was Sperl überdies selber noch als zweifelhaft betrachtet, es wenigstens stark slavisirt war, und in der ersten Abtheilung des Romans, die im Jahre 1261 spielt, werden die Witigonen auch noch als in fester Treue zu Ottokar stehend eingeführt. Im zweiten Buch, das mit dem Jahre 1276 beginnt, ist der Bruch mit dem Böhmenkönige bereits erfolgt, und wir erfahren nur ganz kurz und beiläufig aus Zawisch's Munde, daß hierzu die schroffe Wendung Ottokar's zum Tschechenthum hin die Veranlassung gegeben hat. Es ist nun einer der empfindlichsten Mängel des Romans, daß diese für den ganzen späteren Lauf der Erzählung entscheidende Thatsache so kurz abgethan und nicht ausführlich nach ihren Beweggründen und in ihren Einzelheiten dargestellt wird. Auch sonst hat dies Werk vielfach etwas Abgerissenes, Fragmentarisches an sich, das zum Theil recht störend wirkt, indem so Manches unklar bleibt. Hinein spielt auch die Waldenserbewegung; aber auch dieses Moment ist nicht voll ausgenützt; so wie es angewandt ist, bleibt es lediglich etwas der eigentlichen Handlung nur äußer-

lich Hinzugefügtes, während es leichter Mühe bedurft hätte, Wolf's Zugehörigkeit zu den Neuerern zu einem höchst wirkungsvollen Abschluß des Ganzen zu gestalten. Sperl bleibt aber, nachdem Professor Ad. Hausrath (George Tailor) seine Fabulistenfeder hingelegt hat, neben Dahn und Ebers heute der begabteste Vertreter unseres historischen Romans.

---

## Vom alten Verdi.

Von Hans Ellermann (Rom).

Nach dem Hinscheiden von Wagner und Brahms ist aus der großen musikalischen Vergangenheit nur noch der alte Giuseppi Verdi am Leben, eine hohe Säule, die von der entschwundenen Pracht des bel canto zeugt. Aber der italienische Meister ist doch mehr als nur ein Mitstrebender von Rossini, Bellini und Donizetti. Er ist fast der einzige ältere Ausländer, der sich neben der unbestritten herrschenden Kunst Wagner's auf der deutschen Bühne hat halten können, von der französischen komischen Oper abgesehen. Und er hielt sich nicht allein wegen der melodischen und theatralischen Kraft seines unverwüstlichen „Troubadour", der noch heute die meistgespielte Oper der Welt ist, sondern weil er mit der Zeit fortzuschreiten verstand und einen Größeren im Geist in sich zu verarbeiten wußte. „Aïda" stellt sich würdig neben Wagner's Musikdramen, und auch die Producte seines Alters „Othello" und „Falstaff" sind bis heute die besten nachwagner'schen Opern. Offen und klug hat er übrigens Wagner's Bedeutung erkannt. Gino Monaldi, sein letzter Biograph*), theilt uns das Urtheil Verdi's über seinen berühmten Nebenbuhler und Zeitgenossen mit: „Wagner! Ein überlegenes musikalisches Genie. Er kam wie Paganini mitten unter den ungünstigsten Umständen. Er copirte Noten, nachdem er den ‚Tannhäuser' geschrieben hatte. Er erlebte herbe Enttäuschungen: um nur ein Beispiel anzuführen, er reichte der Commission der Akademie der Musik in Paris den ‚Fliegenden Holländer' ein, die Oper wurde abgelehnt. Dagegen richtete man die Anfrage an ihn, ob er das Libretto derselben verkaufen wolle! Wagner hat das Recht, den Größten beigezählt zu werden! Seine Musik, so fern sie auch, abgesehen vom ‚Lohengrin', unserem Empfinden liegt, ist eine Musik, in der Leben, Blut und Nerven vorhanden sind: mithin eine Musik, die das Recht auf Fortbestand hat. Er zeigte, daß er in ungewöhnlichem Grade das Vaterlandsgefühl der Kunst besaß. Er trieb die blinde Verehrung seiner Lehrmeinung so weit, daß er Musik mit unterlegtem künstlerischem Programm schrieb. Dieser vorher gefaßte Gedanke schadete ihm, doch ist das Uebel nicht von ihm, sondern von seinen Nachahmern gekommen."

Als er eines Tags auf die Nachahmer Wagner's und Bizet's zu sprechen kam, äußerte sich Verdi in folgender Weise: „Unter ihnen (den Nachahmern) giebt es einen großen Theil actueller junger Operncomponisten, die, sich an unnachahmliche Vorbilder anlehnend, die Kunst und ihr eignes Empfinden betrügen und aus Mangel an Aufrichtigkeit conventionell werden. Der Patriotismus ist thatsächlich in der italienischen Kunst nicht mehr vorhanden. Das ist das Beklagenswertheste. Wenn die jungen Leute sich gehen ließen, wie ihre Empfindung es ihnen eingiebt, würde dabei noch etwas herauskommen. In dem Ungestüm ihres heuchlerischen Wesens dagegen täuschen und verleiten sie schließlich sich und die andern." Diese Worte äußerte Verdi, wohlgemerkt, nach dem „Othello" und kurz vor dem „Falstaff"!

Verdi ist stets ein glühender Bewunderer Palestrina's gewesen, den er den „ewigen Vater der italienischen Musik" zu nennen pflegte. Es wird genügen, an den im April 1872 von ihm an Hans von Bülow gerichteten Brief zu erinnern, in welchem er die Deutschen wegen ihrer pietätvollen und beständigen Verehrung der Werke Bach's lobt und es schmerzlich beklagt, daß die italienische Schule der reinen Quelle Palestrina's untreu geworden ist. „Glücklich ihr", rief er aus, „die ihr noch die Söhne Bach's seid! ... Und wir? ... Wir, die Söhne Palestrina's, hatten wohl einst eine große und uns eigenthümliche Schule! Jetzt ist sie entartet und droht dem Untergange anheimzufallen! Wenn wir nur wieder von vorn anfangen könnten!"

Diese Urtheile sind für den „italienischsten aller Italiener" ungemein kennzeichnend. Für seinen Biographen ist Verdi's ganzes Schaffen ein einziger großer und einheitlicher Entwicklungsgang. Der „Maëstro der italienischen Revolution", der mit „Nabucco" beginnt, um mit „Rigoletto", „Troubadour" und „Traviata" fortzuschreiten, macht mit „Don Carlos" und „Aïda" einen wichtigen Schritt vorwärts zum Musikdrama auf symphonischer Grundlage und stellt sich mit „Othello" und „Falstaff" an die Spitze der auch in Italien nicht mehr einzudämmenden neuen Bewegung. Um also nicht überflügelt zu werden, marschirt der Alte als Fahnenträger voran, aber es geschieht nicht ohne ein gewisses Bedauern. „Die Verlockungen der Harmonie," sagte er nach Monaldi einmal, „verlangsamen und hemmen den Flug der Phantasie; sie sind oft ein Hinderniß und eine Verlegenheit für den talentvollen Componisten, der auch ohne sie auskommen könnte, wogegen sie den talentlosen Musikern sehr zu Statten kommen, die in ihnen wenigstens ein Mittel finden, sich zu salviren". Also auf deutsch: eine Eselsbrücke. Man sieht auch aus diesem Urtheil, daß Verdi's Wagnerianerthum nicht ganz einwandfrei ist. Sein Biograph stimmt ihm so ziemlich in Allem bei. So kommt es denn oft zu recht befremdlichen Urtheile: die „unanständige" (!) Carmen Bizet's stellt er tief unter die „ergreifende" Traviata, auch die Parallelle Verdi-Wagner ist ziemlich schwach, so viel hübsche Einfälle sich da finden.

Interessant sind Monaldi's Mittheilungen über Verdi's Schaffensart: Er theilt seine Arbeit in zwei Perioden, in die der Gedankenarbeit und die der materiellen Ausführung, so daß er nicht eher zur Feder greift, bis er den ganzen vocalen oder gesanglichen Theil der Oper und im Umriß wenigstens auch den instrumentalen ersonnen und im Geiste durchgearbeitet hat. Früher ist diese erste Periode, die der bloß geistigen Arbeit, die längere gewesen, heute dagegen ist sie die kürzere. Seitdem das symphonische Princip in das musikalische Drama eingedrungen ist, ist die Arbeit der Instrumentation nothwendig eine langwierige und mühevolle geworden. Thatsächlich hat Verdi, der die Musik der „Aïda", des „Othello" und des „Falstaff" ihrer ganzen Ausdehnung nach in nur wenigen Monaten entwerfen konnte, etwa ein Jahr darauf verwenden müssen, die Partitur einer jeden dieser Oper fertig zu stellen, eine Arbeit, an die er stets mit einem gewissen Widerstreben gegangen ist. Das soll nicht heißen, daß er den instrumentalen Theil seiner letzten fünf bis sechs Opern mit weniger Verständniß und technischem Können als die fremden Componisten in Angriff genommen und behandelt habe, zumal er dabei eine Einfachheit und einen Geschmack bewährte, wie sie nicht leicht zu überbieten sein möchten. Monaldi erzählt, daß eines Tages, als die Rede auf die angebliche Vortrefflichkeit und Wirksamkeit einer damals sehr beliebten Oper kam, der Meister die Aeußerung that: „Ich sehe nicht ab, wenn das Publicum mit der Gewohnheit brechen wird, sich mit der Beschaffenheit des instrumentalen Theiles einer Oper zu beschäftigen. Es sind das Dinge, die

*) Eine deutsche Ausgabe ist unter dem Titel: „Giuseppe Verdi und seine Werke" von Gino Monaldi noch vor dem italienischen Original bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. Die Uebersetzung von L. Holthof ist gut, einige Mißverständnisse abgerechnet. So wenn es von der Trauung Verdi's mit der Sängerin Strepponi im savoyischen Dorfe Collanze heißt: „an der Schweizer Grenze, wenige Schritte von Ginevra". Gemeint ist natürlich Genf.

jeder Componist zu machen versteht oder wenigstens zu machen verstehen sollte. Vor einiger Zeit schrieb ich Ricordi, der mir jedes Mal anzeigte, wann er eine Oper mit schlechter Instrumentation erhalten hatte: ‚Wer weiß, ob sich nicht etwas gute Musik darin finden läßt!' Die gute Instrumentation besteht übrigens nicht in der Mannigfaltigkeit und Ungewöhnlichkeit der Effecte: sie ist gut, wenn sie etwas bedeutet!"

So transscendental und ideal speculativ die Kunst Wagner's ist, so plastisch und menschlich ist dem Biographen die Verdi's; so wenig sich Wagner für die Bestrebungen und den Geschmack seiner Zeitgenossen interessirt, so sehr fügt Verdi sich denselben, läßt sie auf sich einwirken und athmet ihre Luft ein; je weniger sich Wagner um die größere oder geringere Verständnißfähigkeit des Publicums und den Ausdruck seiner Werthschätzung kümmert, um so mehr hält Verdi darauf und rechnet er damit. So läßt Verdi, während Wagner seine theatralische Ueberlegenheit auf das „symphonische Princip" begründet, ganz im Gegentheil seine Herrschaft von dem „melodischen Princip" ausgehen. Trotzdem greifen Beide wechselseitig, wenn auch nur in seltenen Fällen, auf das dem Andern eigne Gebiet über; wenn aber das Uebergreifen Verdi's auf das symphonische Gebiet nur wenig zur Vermehrung seines Ruhmes beiträgt, hat Wagner dem Uebergreifen auf das melodische Gebiet seine größten und berechtigtsten theatralischen Erfolge zu verdanken. Wenn das für Verdi eine Schwäche bezeichnen kann, schlägt es dagegen das melodramatische System Wagner's in seinem Hauptgrunde. Monaldi verschweigt aber eine Schwäche Verdi's: seine Musik kann nicht vom Theater los, während Wagner's Musik auch im Concert eine selbstständige Schönheit zeigt. Verdi fehlt Wagner's Tiefe und Poesie. Es mag nicht unwahr sein, daß Verdi eine ebenso große theoretisch-musikalische Bildung hat, wie Wagner, aber — er verheimlicht sie doch allzu sehr.

Als Urheber von etwa dreißig Opern, von denen fast die Hälfte sich lebend auf dem Theater erhalten hat, ist Verdi zugleich ein Componist, der sich bis in sein spätes Alter niemals wiederholt. Gerade in seinem Alter legt er einen Beweis von einer wunderbaren Jugendfrische ab. In der „Aïda" sind die Originalität und Schönheit der Erfindung durchweg vorhanden; im „Othello" und „Falstaff" herrscht die Schönheit allerdings weniger vor, aber die Originalität zeigt sich noch frischer und lebenskräftiger, und beide Opern sind melodramatische Kundgebungen ganz neuer und ungewöhnlicher Art. Ja mehr noch: die Verschiedenheit zwischen der „Aïda" und dem „Falstaff" ist vielleicht noch größer als die zwischen dem „Nabucco" und der „Aïda". Das zeigt uns, eine wie große Jugendlichkeit des Denkens und Empfindens Verdi in seiner schöpferischen Thätigkeit beseelt hat. Weiter aber beweist es die außerordentliche Vielseitigkeit des Verdi'schen Schaffens, das, vom „Nabucco" bis zum „Falstaff" sich erstreckend, kaum eine Analogie in dem irgend eines modernen Schriftstellers findet, wenn man allenfalls von dem Goethe's absieht. Während aber der große und gewaltige deutsche Dichter sich sprungweise fortbewegt und mit einem Satz den Schritt von den „Römischen Elegien" zu der mittelalterlichen Romantik des „Faust" und von diesem zu „Hermann und Dorothea" zurücklegt, fast immer seiner Zeit voranschreitend, hält der italienische Tonmeister gleichen Schritt mit dem Geiste seiner Zeit, den er zu erfassen sucht, damit er ihm zum Führer diene. Nach dem „Othello" war gewiß in Italien der Augenblick für ein nochmaliges erfolgreiches Hervortreten nicht günstig. Einige junge Leute von Geist, darunter Puccini und Mascagni, hatten sich mit ein paar glücklichen Opern — wie mit „Manon" und der „Cavalleria" — in ungewöhnlichem Grade die Gunst des Publicums errungen; Verdi dagegen „vergnügte" sich in bescheidener Weise damit, die Musik des „Falstaff" zu schreiben. Auch für ein Genie konnte dieses Vergnügen, mit achtzig Jahren eine komische Oper zu schreiben, etwas von einem Wagniß an sich haben; trotzdem fiel die Kurzweil für ihn günstig aus, und er setzte die Welt noch einmal mit dieser seiner letzten, der Erfindung nach originalen, dem Gedankengehalte nach wissenschaftlich durchgebildeten und der Technik nach vollendeten Arbeit in Staunen. Die historischen und überlieferten Züge, die in der „Aïda" noch lebendig und bestimmt hervortreten, erscheinen in den beiden letzten Opern als ganz und gar verändert. Für die Geschichte bleibt der Musiker des „Othello" und des „Falstaff" groß, ja größer noch, als er in der Vergangenheit gewesen; aber für die Volksüberlieferung endet Giuseppe Verdi mit der „Aïda". Indem Monaldi diese Thatsache aufzeigt, verschweigt er sein tiefes Bedauern darüber. Er beweist damit nur, daß er ein Stockitaliener, während sein Meister zum Kosmopolitismus weiter geschritten ist.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Unter der Maske.

Von Michejeff.

„Die Karte!" rief im nachlässigen Tone eines Stammgastes ein junger schlanker Mann im Frack, indem er eine maskirte Dame in ein Cabinet séparé eines Restaurants führte.

„Sofort!" antwortete unterwürfig der Kellner, indem er sich tief verbeugte. Sein rasirtes Gesicht verzog sich zu einem dienstfertigen Lächeln. Offenbar kannte er den Besucher und war froh, ihn zu bedienen. Er reichte die Karte. Das etwas abgelebte Gesicht des jungen Mannes wurde ernst, und seine müden, eingefallenen Augen musterten durch den Zwicker die Karte. Seine bleiche, nervöse Hand zupfte den kleinen, nach der Mode gestutzten Bart. In seinem Aeußeren vereinigte sich eine gesucht moderne Toilette mit der Nachlässigkeit eines Menschen, der im Grunde wenig auf sein Aussehen giebt. Seine weiße Atlascravatte war verschoben, die langen Haare hingen in völliger Unordnung in die hohe, gedankenvolle Stirn, einige Knöpfe seiner Weste waren nicht zugeknöpft.

„Sie weigern sich also entschieden, an der Zusammenstellung unseres Menus Theil zu nehmen?" wandte er sich zu der maskirten Dame, die unbeweglich stehen geblieben war. Ihre hohe, geschmeidige Gestalt, in dunkle Seide gehüllt, hob sich vortheilhaft von dem hellen Fond der Tapeten ab.

„Ganz entschieden!" antwortete sie. Sie hatte eine klangvolle, melodische, tiefe Stimme, die aber jetzt scharf im kleinen Zimmer ertönte. Nachdem sie ihre Antwort nachlässig hingeworfen hatte, ließ sie sich auf einem Divan nieder. Sie schob die Schleppe ihres Kleides zur Seite, so daß die elegant beschuhten Füßchen zum Vorschein kamen. Mit ihrem großen Fächer aus weißen Straußfedern beschäftigt, schien sie ruhig abwarten zu wollen, was weiter kommen würde.

„Sie überlassen also auch die Wahl der Weine meinem Geschmack?" fragte der junge Mann, sich wieder in die Karte vertiefend.

„O vollkommen!" klang wieder die Stimme der Dame zu ihm herüber. Die weichen Bewegungen des Fächers wurden langsamer.

„Also, mein Lieber," wandte sich der junge Mann zu dem Kellner, der die ganze Zeit in ehrerbietiger Stellung dagestanden hatte, „gieb uns einen Hummersalat, verstehst Du? Dann Sterlet mit Tartarsauce und saftige Chateaubriands. Und dann — dann Punsch glacé. Was den Wein betrifft, so giebst du uns eine Flasche von meinem Clos Vougeot, von meinem, verstehst du? Und noch andere Weine, die ich gewöhnlich nehme."

„Seien Sie unbesorgt, wir bedienen Sie ja nicht das erste Mal," sagte der Kellner lächelnd.

„Und wenn Du das Essen hereingetragen hast, schließe die Thür, laß die Portière hinunter, und daß ich Dein Gesicht ja nicht mehr erblicke! Verstanden?" Der Kellner zuckte mit den Achseln, als ob ihn die Voraussetzung, daß er diesen selbstverständlichen Wunsch nicht verstanden hätte, beleidigte. Eilig verschwand er, um seinen Diensteifer zu zeigen. „Billigen Sie meine Anordnungen?" fragte der junge Mann die Dame in einem munteren, schmeichelnden Tone, indem er auf dem Divan neben ihr Platz nahm.

„Ich beneide Sie um Ihren Appetit!" antwortete die Dame, das Gesicht hinter dem Fächer verbergend.

Er stimmte selbstzufrieden in ihr Lachen ein: „Sie denken wohl, meine geheimnißvolle Unbekannte, daß wir hier in der Großstadt keinen Appetit haben? Wir haben ihn! Freilich einen etwas nervösen, krankhaften, gereizten Appetit, aber immerhin ... Wir sind gar nicht hungrig und doch Gourmands, wir sind weder leidenschaftlich, noch heißblütig und dennoch drehen sich unsere Gedanken immer um eine Frau. Es ist

ja nicht Liebe, es ist bloß ein künstlich geweckter Appetit für schelmische Frauenaugen und weiche Atlashändchen." Und in lebhaftem Tone sprechend, knöpfte der junge Mann den langen Handschuh seiner Dame los und streifte ihn von ihrer Hand. Sie sträubte sich nicht; sie schien es kaum zu bemerken. Als er aber zum Schluß seiner Rede ihre schmale, entblößte Hand an seine Lippen zog, entschlüpfte ihm diese Hand wie eine geschmeidige Schlange. „So geht das nicht!" rief er aus, nach ihrer Hand haschend. „Das ist gegen die Verabredung. Sie bestehen hartnäckig darauf, Ihre Maske nicht abzunehmen, ich unterwerfe mich, — aber im Uebrigen gebe ich nicht nach."

„Gut," sagte sie, „ich habe Ihnen erlaubt, meine Hand zu küssen, und nehme mein Wort nicht zurück. Aber es ist beleidigend für eine Frau . . ." Und, wie vor Aufregung den Fächer rascher schwingend, überließ sie ihre Hand dem jungen Manne.

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich liebenswürdig sein werde," unterbrach er sie. „Ich bin sogar fähig, mich in Sie zu verlieben, ohne ihr Gesicht gesehen zu haben. O, diese verhaßte Maske! Lügen will ich nicht. Es ist ja mein Privilegium, immer und allen die Wahrheit zu sagen, eine geistreiche und doch nackte Wahrheit. Meine Macht liegt ja darin und mein Ruhm als geschickter Journalist. Deshalb erntet ja meine unbedeutendste Notiz stürmischen Beifall, der mich glücklich macht, denn er hat mir dieses Rendez-vous mit Ihnen verschafft. Obgleich ich kaum glauben darf" — — —

„O, Sie sind unausstehlich!" unterbrach ihn die Dame mit kokettem Zorn. „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie mich nicht kennen. Mich haben ihre Feuilletons bezaubert. Ich liebe alles Hervorragende, Talentvolle. Ich bin frei, ich bin excentrisch. Ich schrieb Ihnen also jenen Zettel, in welchem ich Sie zu einem Rendez-vous auf dem Maskenballe bestellte. Zu meinem großen Erstaunen kamen Sie meiner Aufforderung gehorsam nach. Ich finde Sie, ich nehme Ihren Arm, und — wir sind hier. Alles ist ja so einfach, so natürlich. Nur eines habe ich nicht erwartet, ich muß es gestehen: daß Sie kommen würden. Sie empfangen wahrscheinlich täglich eine große Anzahl von solchen Briefen. Sind Sie so leichtgläubig und begeben Sie sich zu allen Rendez-vous?"

„Ich bin gar nicht leichtgläubig, holde Maske. Mein Diener wirft jede Woche einen ganzen Korb voll dergleichen Briefe fort. Ich schenke solchen Wischen wenig Aufmerksamkeit, die meisten lese ich nicht einmal. Und dann liebe ich es, daß die Frauen zu mir kommen."

„Womit habe ich denn Ihre Gunst verdient, hochberühmter Mann?" scherzte die Dame.

„Durch Ihren Geist," antwortete er rasch. „Ihr Zettel sprudelt von Witz und Originalität. Ich wurde neugierig. Offen gestanden: ich erkannte einen würdigen Nebenbuhler meiner Feder. Es ist interessant, in einer Frau einen hervorragenden Schriftsteller zu finden und, wie ich mich überzeugt habe, noch dazu in einer hübschen Frau."

„Wie können Sie wissen, daß ich hübsch bin? Ich habe meine Maske noch nicht abgenommen."

„O, meine Dame, wir großstädtischen Menschenkenner irren uns in dieser Beziehung niemals. Wie sonderbar es auch klingen mag, das Gesicht einer Frau steht immer in einer ganz bestimmten Beziehung zu ihrer Gestalt. Natürlich hat diese Regel ihre Ausnahmen, aber Ausnahmen kann man doch nicht in Betracht ziehen. Wenn wir die Gestalt einer Frau mit dem feinen Blick eines Kenners prüfen, die Umrisse ihrer Hände und Füße, die Geschmeidigkeit ihrer Taille sehen, erraten wir sofort den Eindruck, den ihr Gesicht auf uns machen wird. Ich kann mich in der Farbe des Haares, der Augen, der Haut irren, aber den Charakter des Gesichtes, das Geheimniß des Gesichtes werde ich immer richtig voraussagen. Was Sie anbetrifft zum Beispiel, so wette ich, daß Sie ein bleiches, nervöses Gesicht haben, das Gesicht einer leidenschaftlichen, aber sich beherrschenden Frau. Es liegt darin etwas Schwärmerisches und doch Hartes. In Augenblicken der Leidenschaft nimmt Ihr Gesicht den Ausdruck einer leidenden und doch sinnlos glücklichen Bacchantin an, in Augenblicken des Zornes — den einer steinernen Sphinx."

„Genug, genug!" rief die Dame, „Sie sind schlau. Sie wollen, daß ich von Ihren galanten Prophezeiungen hingerissen, die Maske abnehme und Ihnen sage: sieh' her, du hast Recht, ich bin eine Bacchantin und zugleich eine Sphinx. Aber ich will Sie nicht länger quälen und will Ihnen die Bedingungen nennen, unter welchen ich die Maske abnehmen werde. Hören Sie!" Sie fuhr mit feierlichem Ernste fort: „Wollen Sie mein Gesicht sehen, so müssen Sie mir die Geschichte Ihrer ersten Liebe erzählen. Den Namen brauchen Sie nicht zu nennen, aber Sie müssen offen und wahrheitsgetreu Alles berichten. Alles Unwahre höre ich sofort heraus, fühle es heraus und dann — bleibe ich hinter der Maske verborgen."

Die letzten Worte hatte sie in einem herausfordernden, neckischen Tone gesagt. Beide schwiegen. Der junge Mann blickte ernst zu Boden. Eine unbequeme, unerwartete Pause war entstanden. Da erschien der Kellner mit Schüsseln und Flaschen. Wie ein Gespenst über den Teppich gleitend, setzte er behend alles Bestellte auf den Tisch. Ein silbernes Gefäß mit Eis gefüllt, in dem die Champagnerflasche stand, nahm die Mitte ein. Nachdem er Alles geordnet hatte, verschwand er, ohne das Schweigen der Gäste unterbrochen zu haben. Offenbar verstand er seine Sache.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Wunsch?" fragte endlich die Dame mit einem kaum hörbaren Zittern in der Stimme.

„Er gefällt mir gar nicht," rief der junge Mann aus. Er sprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Er schien gereizt zu sein.

„Dann wollen wir soupieren, obgleich es mir sehr unbequem ist, mit der Maske vor dem Gesicht zu essen. Und dann wollen wir friedlich auseinander gehen," erwiderte sie ruhig.

„Es ist ein sonderbarer Wunsch!" sagte er achselzuckend, ohne auf ihre letzten Worte Acht zu geben. „Sie sind vielleicht die Frau oder Schwester eines Schriftstellers, der Stoffe für seine literarischen Arbeiten sucht. Ich will nicht, daß die Geschichte meiner ersten Liebe, wie sie auch gewesen sein mag, die Spalten einer Zeitung schmückt."

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihre Geschichte nicht weiter erzähle."

„Und dann verspüre ich keine Lust sie zu erzählen." Und er fügte verlegen und doch gereizt hinzu: „einer Abenteurerin zu erzählen."

„Sie sind aber aufrichtig!" rief die Dame aus und, zum Staunen ihres Cavaliers, in einem sehr fröhlichen Tone. „Ich begreife Sie vollkommen, und Ihre Denkart gefällt mir. Erzählen Sie mir also die Geschichte nicht und regen Sie sich nicht auf! Wollen wir essen? Setzen Sie sich hierher und gießen Sie mir Wein ein!" Und ihren Fächer auf das Kaminbrett werfend, setzte sie sich an den Tisch.

„Und Ihre Maske?" Er blieb vor ihr stehen, sie scharf musternd als ob er mit seinem Blick den Sammet und die langen, dichten Spitzen durchdringen wollte. Aus den Oeffnungen leuchteten wie zwei Kohlen die schwarzen, erregten Augen der Unbekannten.

„Ich nehme sie nicht ab! Ich bin ja eine verdächtige Abenteurerin und ich will nicht, daß Sie meine Züge sehen. Lassen wir das! Wollen wir essen, und von einander friedlich scheiden wie zwei kluge Menschen, die sich verstanden haben?" Und sie begann die aufgetragenen Speisen zu mustern.

„Ich habe Sie beleidigt! Verzeihen Sie mir. Aber gestehen Sie nur, daß Sie sonderbare Launen haben."

„Ich fühle mich gar nicht beleidigt; Alles, was Sie gesagt haben, ist ja so natürlich. Sie kennen mich nicht, Sie haben nicht einmal mein Gesicht gesehen. Meine sonderbare Laune können Sie mit dem Hang zum Schönen und Poetischen erklären, welcher doch in der ersten Liebe eines jeden Menschen liegt. Wahrscheinlich auch in der Ihrigen, nicht wahr?" Die Frage stellte sie beinahe naiv.

„Nun gut, auch in der meinigen, aber . . ." Er ließ sich auf den Stuhl nieder, ohne jedoch das Essen zu berühren.

„Was ist es mit dem Aber? Fahren Sie fort!" Sie sprach freundlich und sorglos und bemühte sich zugleich, ein Stückchen Brod unter die Spitzen der Maske zu schieben.

„Sie haben es entschieden unbequem zum Essen und Sie zwingen mich —" er sprang auf's Neue auf.

„Die Geschichte Ihrer ersten Liebe mir zu erzählen, damit ich bequem essen kann?" entgegnete sie mit einem leichten Lachen.

„Nein, nein!" brauste er auf, „aber weil — weil Sie ein so reizendes Kinn haben. Ich will Ihre Lippen sehen, — ich will sie sehen. Ich erwischte eben Ihren Mundwinkel, als Sie die Spitzen emporhoben, ein entzückender Mundwinkel."

„Und des reizenden Mundwinkels einer Abenteurerin wegen wollen Sie die Geschichte ihrer ersten und wahrscheinlich besten und reinsten Liebe erzählen?" Sie schüttelte den Kopf so heftig, daß die Spitzen emporflogen und ihre weißen Perlenzähne blitzartig hervorleuchteten.

„Nein, nicht darum," sagte der Herr in einem Tone, der deutlich zeigte, daß er ernstlich böse geworden war, „aber einfach, weil eine so originelle Forderung erfüllt zu werden verdient."

„So," erwiderte sie gedehnt, „endlich haben Sie es anerkannt. Es war die höchste Zeit, denn es ist mir schrecklich unbequem zu essen. Die Gabel bleibt immer in den Spitzen hängen."

„Gut, ich erzähle, obgleich es gar nicht so leicht ist. Warum? Sie werden es selbst sehen," sagte entschlossen der junge Mann. „Hören Sie zu: ich studirte in einer Provinzialstadt des Südens. Sie war in der letzten Classe des dortigen Gymnasiums. Sie stammte aus einer guten, geachteten, wohlhabenden Familie."

„War sie schön?" unterbrach ihn die Dame.

„O ja! sie war jung! 17 bis 18 Jahre alt, versprach aber sehr schön zu werden. Sie hatte etwas Schwärmerisches und zu gleicher Zeit einen Anflug von Picanterie, etwas Poetisches, Reines und doch schon ein Hauch der zukünftigen Leidenschaftlichkeit. Und wissen Sie, der größte Reiz liegt ja darin, wenn man bei einem Mädchen, fast bei einem Mädchen, fast bei einem Kinde, schon deutlich —"

„Die zukünftige glückliche und leidende Bacchantin sieht — in Augenblicken der Leidenschaft, und die zukünftige steinerne Sphinx — in Augenblicken des Zornes?" unterbrach ihn die Dame.

„Sie haben meine Worte gut behalten."

„Fahren Sie fort!"

„In diesem leidenschaftlichen Mädchen lebte damals eine große Kämpferin für die neuen Ideen. Ich theilte ihre Ansichten. Und dieser Umstand hatte für mich einen besondern Reiz. Oft nahmen wir an Bootpartieen Theil. Um uns herum stritt man, ereiferte sich, wir aber saßen ganz still und schauten uns in die Augen, und in unsern Herzen blühte die Ueberzeugung, daß wir Heldenthaten vollbringen würden. So leicht, so wunderbar war uns zu Muthe. Küsse und Umarmungen

waren da überflüssig, es genügte in diese tiefen, klaren Augen zu blicken, um in sich den Helden, in ihr die Heldin zu sehen. Und das Wasser plätscherte so sanft, die Bäume am Ufer nickten uns freundlich mit ihrem dichten Laube zu, wir merkten es aber kaum. Zuweilen drückte ich fest ihre warme Kinderhand, und dann versanken wir wieder in unsere Träumerei."

Offenbar hatte der junge Mann auch jetzt im Rausche der Erinnerungen Alles um sich herum vergessen, hingerissen von seiner leidenschaftlichen, leicht erregten Natur, die aus ihm einen so feurigen, farbenreichen Schriftsteller, den Liebling des Publikums gemacht hatte. Die Unbekannte schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein, den Kopf vorgebeugt, saß sie unbeweglich da, wie auf etwas weit Entferntes lauschend. Er schwieg, sie fuhr zusammen und hob den Kopf empor. „Nun und weiter?" fragte sie in einem erkünstelt gleichgiltigen Tone.

Er zuckte die Achseln. „Weiter . . . der Held beendigte das Studium und begab sich in die Hauptstadt, um zu arbeiten. Arbeiten! Ein großes, herrliches Wort! Darwin hat gearbeitet, und der letzte Gauner nennt sein Geschäft auch Arbeit. Ich wollte die literarische Laufbahn einschlagen, denn ich fühlte einiges Talent in mir. Ich wollte den Ruhm eines Propheten erwerben. Aber in den größeren Zeitschriften wurde ich nicht aufgenommen, man hatte da mehr als genug Mitarbeiter; mich durchzuschlagen, dazu fehlte es mir an Energie, und so ging ich denn mit meinen Neuigkeiten und Localnachrichten auf den großen Markt und wurde ein Journalist, ein Augenblicksschriftsteller, den man nicht ernst nimmt. Ich wurde berühmt, ich machte mir einen Ruf. Die Diener in den Restaurants erweisen mir alle Achtung, die Herausgeber der Blätter zahlen meine Schulden ohne Zögern, denn das Publikum liebt mich. Sogar die Damen laufen mir nach, des Ruhmes wegen. Nun, und ich schreibe getrost weiter und denke schon etwas Amüsantes aus."

Er hatte die letzten Worte in einem bitteren Tone gesagt. Dann goß er sich ein volles Glas Rothwein ein und leerte es in einem Zuge. Dann erst besann er sich und bot der Dame den Wein an. „Ist es Ihnen gefällig?"

„Nein, später!" sagte die Dame und hielt ihn mit einer Handbewegung zurück, dann fragte sie ihn leise: „und sie, was wurde aus ihr?"

„Was weiß ich," seufzte er. „Zuerst correspondirten wir — dann gaben wir es auf. Ich schämte mich vor ihr. Was konnte ich ihr in meiner Person bieten, in der Person ihres ehemaligen Helden — einen kleinen Augenblicksschriftsteller. Auch meine Liebe zu ihr verflog in dem großstädtischen Treiben. Sie blieb in der Provinz. Wer weiß, vielleicht ist sie glücklich verheirathet. Es sind ja fünf Jahre vergangen. Sie schreibt mir auch nicht."

„Und Sie denken nie an sie zurück?" unterbrach die Dame den jungen Mann.

„O ja! besonders in der Nacht, denn ich leide ja an Schlaflosigkeit — eine Folge der unordentlichen Lebensweise und der nervösen Abspannung. Zuweilen liege ich zu Hause in meinem abgeschmackten Chambre-Garnie, in diesem weißgetünchten Sarge, in dem der alleinstehende Proletarier des Geistes begraben ist, — ich liege, rauche eine Cigarette nach der anderen, und werde plötzlich klarsehend. Den heimathlichen Strom erblicke ich, und das Boot und ein paar herrliche Mädchenaugen. Dann wird mir so weh zu Muthe und doch so wunderbar. — Das ist mir ein hübsches Ende für meine Erzählung!" unterbrach er sich plötzlich in einem scharfen, unangenehmen Tone. — „Ich habe Ihnen nichts weiter zu berichten. Ihre Maske brauchen Sie nicht abzunehmen! Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das Alles vorgeschwatzt habe. Jedenfalls will ich nicht mit diesen theuren Erinnerungen mir das Vergnügen kaufen, Ihre schönen Züge zu betrachten. Sie haben Recht, wir wollen ruhig soupiren und in Frieden auseinander gehen. Auf Ihr Wohl!"

Die letzten Worte waren mit schmerzlicher Ironie gesprochen. Der junge Mann goß der Dame Wein in ihr Glas und hob sein Glas, um anzustoßen. Sie saß unbeweglich da. Plötzlich erhob sie sich von dem Sopha und sprach mit gebrochener Stimme: „Nein, ich erfülle mein Versprechen! Nicht durch Ihre Erzählung haben Sie es erkauft, daß ich die Maske abnehme. Ich habe einfach eingesehen, daß Sie besser sind, als Sie es selber glauben. Sie verdienen mein Vertrauen. Aber bevor Sie mein Gesicht sehen, will ich Ihnen sagen, wer ich bin." Sie schwieg. Der junge Mann verneigte sich höflich, aber auch schweigend. „Ich bin die Schauspielerin Askowa. Haben Sie schon etwas von mir gehört?"

„Aber natürlich! Ihr Ruhm ist bis zu uns gedrungen. Mit Ungeduld erwarten wir Sie zu den Gastrollen in der Residenz," antwortete der junge Mann verbindlich. Heimlich dachte er aber: O, sie ist eine excentrische Person, diese neue Sarah Bernhardt! Sie hat aus mir einen Vortheil ziehen wollen: offenbar will sie von mir einen Artikel haben. Den hat sie verdient. Jedenfalls ist sie klug. Wir wollen abwarten, wie sie aussieht.

„Ich will sehen, ob ich auch bei Ihnen Erfolg haben werde," sagte langsam die junge Künstlerin, und ihre schöne Hand zum Gesichte emporhebend, warf sie mit einer leichten Bewegung die Maske ab. Er sah sie an und erstarrte. Er glaubte zu träumen. Er fuhr sogar mit der Hand über seine Augen.

Beinahe stöhnend rief er: „Jenny!"

„Endlich hast Du mich erkannt! Und die Stimme? Hast Du meine Stimme denn vergessen? Uebrigens ist die Stimme einer sich gut beherrschenden Künstlerin nicht so leicht zu erkennen." Sie blickte mit ihren großen, schönen Augen auf den Jugendfreund. Ein rührendes, schmeichelndes Lächeln zitterte auf ihren schönen Lippen. Er aber stand vor ihr bleich und unbeweglich; plötzlich ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen. „Ich hoffe, daß es bei Ihnen nicht bloß künstlich geweckter, nervöser Appetit für weiche Frauenhände ist!" klang ihre schöne Altstimme mit schalkhafter Bitterkeit und doch so zärtlich. Dann fühlte sie, wie eine Thräne auf ihre Hand fiel. Sie hatte ihn verstanden. Vorsichtig, langsam neigte sie sich zu ihm. Er hob den Kopf, er sah sie mit einem leidenden Lächeln an, er rang nach Worten und fand sie nicht.

„Sehen Sie," sprach sie leise, „Ihre Heldin ist nicht untergegangen. Sie hat auf einem anderen Wege gelitten und gekämpft. Und ist die Arbeit auf dem Gebiete der Kunst nicht süß, ist der Sieg auf diesem Wege" — ihre Stimme klang dabei feierlich — „kein großer Sieg?"

Sein Kopf sank noch tiefer, seine Lippen schlossen sich krampfhaft. Da neigte sie sich zu ihm und drückte einen langen zärtlichen Kuß auf das gebeugte Haupt ihres Jugendfreundes.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Meermännleins Schlangenschwanz.

Wie ein Thackeray'scher Roman, mit spannenden Fortsetzungen von Sonntag zu Sonntag, liest sich die regierungs- und centrumsamtliche Flottenpolitik der letzten Wochen. Unaufhörlich flattern Minen und Gegenminen, von beiden Seiten wird ein glitzernder Reichthum an List und Schlauheit in die Luft verpulvert, die Ueberraschungen nehmen kein Ende, und je breiter die Handlung sich entwickelt, desto unverhüllter tritt ihr satirischer Grundton hervor. Der lichten Harmonie, womit Excellenz Reinecke alle scharfen inneren Gegensätze umhüllte und verkleisterte, ist jäh grelle Disharmonie gefolgt. Wahrhaftig, der selige Vater des Vaterlandes, Windthorst, dem man ein marmornes Denkmal rüstet und an dessen Todtenbahre aufrichtig trauernd die Großen des Reiches standen, der kleine Alexander hat sich doch nicht als unersetzbar erwiesen. Sein geriebener Gegner, mit dem Arm in Arm er einst den Photographen in die Schranken forderte, steht verblüfft und wehrlos dem Diadochen gegenüber; die vergiftete Klinge ist ihm mit elegantem Hiebe aus der Hand geschlagen worden.

Zwar bedeutet all' die Katzbalgerei um die Schiffsvermehrung schon seit Langem weiter nichts als ein spielerisches Kräftemessen gewandter Fechter. Herr Lieber und seine Leibkapläne haben die Tactik des Kastanienwäldlers rechtzeitig durchschaut, sich aus purer Freude an Rank und Schwank aber so gestellt, als nähmen sie sie bitterernst. Wer ihren verdächtigen Aufmarsch in der Flottenfrage mit kritischen Augen betrachtete, der wußte von vornherein, daß sie verborgene Tücken im Schilde führten und sich nicht von Herrn Miquel auf Sandbänke setzen lassen würden. Dem Vicekanzler ist es von Anfang an nicht eigentlich um die Flotte zu thun gewesen, die er auch ohne besondere Kraftanstrengung in den Hafen bugsiren zu können hoffte. Er sah über seine und des Herrn Tirpitz' Nasenspitze hinweg in die Zukunft, ihm lag daran, den neuen Reichstag vorzubereiten, den Reichstag, der die Handelsverträge durchsehen und die Wirthschaftspolitik des kommenden Jahrhunderts inauguriren soll. Und soviel war Herrn Miquel's Scharfblick klar: wenn es beim Kampfe an der Urne allein um wirthschaftliche Fragen ging, dann überlieferte er sich mit gebundenen Händen den Gruppen, die durchgreifende Reformen trutziglich erzwingen wollen und, sobald sie in der Mehrheit sind, erzwingen werden. Ein in seiner Nüchternheit und Klarheit für jeden feinen oder verschlagenen Kopf so roher Kriegsplan, ein so simpler Aufmarsch mißfiel dem klugen Diplomaten auf's Aeußerste. Er hätte alle kunstvollen Combinationen zerstört. Durch das Auftauchen der Flottenfrage, die trotz des unangenehm ablenkenden Dreyfus-Rummels die öffentliche Meinung in Deutschland immer lebhafter interessirte und verwirrte, schien eine Möglichkeit gegeben, die Hypnose zu brechen, in die das Volk von den wirthschaftsreformerischen Hexenmeistern versetzt worden war. Erörterungen über Reichsgewalt, Seegewalt und das größere Deutschland, farbige Hansaträume und die gepanzerte Faust schoben wenigstens auf Stunden und Tage die gefährlichen Gedanken an Kleindeutschlands sociale Noth in den Hintergrund. Es war nur noch nöthig, die mißtrauische Wachsamkeit der Bündler einzuschläfern, und das hielt der Arrangeur durch verschwenderische Anwendung bildschöner Worte, feierliche Erklärungen aller betheiligten Minister für erreichbar. Zwar hatte vor wenigen Jahren der Kaiser die Handelsverträge, die jetzt officiell so fürchterlich geschmähten, eine „rettende That" genannt — aber wer sagte denn, daß sie nach dem Juni 1898 nicht wieder so genannt werden durften? Nur die Excellenzen, die sich mit ihrer offenherzigen Verurtheilung des Caprivismus vor versammeltem Volke bloßgestellt und festgelegt hatten, mußten dann über die Klinge springen, und alsbald

hätte Alles im alten Gleise weiter gehen können. Vorher wären die Wahlen unterm Zeichen der Flottenvorlage vollzogen worden. Im Lager des Bundes wie auch des Centrums, dieser beiden bedrohlichen und selbst Herrn Miquel unheimlichen Mächte, hätte sich eine Confusion ohnegleichen entsponnen. War man sich doch hier über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Entwurfes keineswegs einig. Freunde und Feinde der Tirpitzpläne standen sich im Bunde gegenüber, und es bedurfte vielleicht nur einiger geschickter Schachzüge, einiger Drehungen und Wendungen, um die Brüder zu veranlassen, einander mit gezücktem Schwerte anzufallen. In patriotischer Erregung hätten die bündischen Freunde der Schiffsvermehrung sich mit den rückhaltlosen Erklärungen der Minister zu Gunsten einer Revision der Handelsverträge begnügt und ganz vergessen, daß sogar gewisse, sehr bestimmte Versprechungen des Reichskanzlers noch immer nicht eingelöst sind, daß man offenbar auch gar nicht daran denkt, sie einzulösen. Die agrarische Heeresmacht wäre in zwei Hälften zerfallen, die sich gegenseitig lahm gelegt hätten, oder zum Mindesten wäre ihre Schwungkraft gelähmt, ihre Bewegungsfreiheit gründlich gehemmt worden. Allerdings konnte Herr Miquel nicht wissen, wie die Marinewahlen ausfallen würden. Aber das war ihm auch einigermaßen egal. Sein Bestreben mußte vor Allem dahin zielen, einen Reichstag zu erhalten, der keine sichere, eisern entschlossene Mehrheit für eine bestimmte Wirthschaftspolitik aufweisen konnte, mit dem von Fall zu Fall unterhandelt werden mußte. Dr. Johannes hat vom bedächtig genialen Thiers mehr als man manchmal glaubt gelernt. Wie alle Ueberfeinen, liebt er complicirtes Spiel um des Spieles willen. Und seine Flotte hätte Herr Tirpitz dann doch bekommen, wenn auch in anderer Form und auf anderer Grundlage als jetzt.

Der geübte Rechner, der zur Zeit des Kaisers unbegrenztes Vertrauen besitzt, unterschätzt ganz sicher nicht die agrarische Bewegung und die Kraft des Ultramontanismus. Und er, der lächelnd alte Tafeln bricht, dem eine Umwerthung jetzt gilliger, politischer Werthe keine Heiligthumsschändung bedeutet, er lächelt über die noch gäng und gäbe, kindliche Unterscheidung zwischen Liberalismus und Conservatismus, links und rechts. Seine Politik, das weiß er, muß nach neuer Methode Stützen suchen, seine Gegner und seine Anhänger sind nicht nach dem Schema F gruppirt. Es ist augenscheinlich: für die Politik der Sammlung, die er in die Wege leitet, für die Herrschaft des Miquel'schen gesunden Menschenverstandes, mit einem Worte, für die Strategie des witzigen Fortwurstelns ist eine eherne Agrarpartei, ein unabhängiger, aalglatter Lieberismus weit ungemüthlicher, weit weniger wünschenswerth als beispielsweise sechzig oder siebzig Singerleute im Reichstage. Die heutige Socialdemokratie verdient nicht mehr, daß man sie fürchtet. Seit sie ausdrücklich und ganz ehrlich erklärt hat, ihren Sieg nur der fortschreitenden Entwicklung verdanken zu wollen, und seit sie allen blutigen, revolutionären Ideen aufrichtig entsagt hat, darf ein kluger Staatsmann sie getrost als quantité négligeable behandeln. Denn gerade die fortschreitende Entwicklung einer Wirthschaftsordnung kräftigt naturgemäß den Staat, der auf ihr errichtet ist. Immer exacter wird die Maschine arbeiten, immer geringer die Reibung im Räderwerk und die Gefahr einer Explosion werden. Dem Großcapitalismus, dessen weisester Diener Herr Miquel ist, muß das Herz im Leibe lachen, wenn er socialdemokratische Volksversammlungen dröhnende Resolutionen zu Gunsten der Riesenbetriebe und Waarenhäuser à la Wertheim annehmen sieht, trotzdem sie erwiesenermaaßen ungeheuerliche Lohndrücker sind. Ist das nicht die lang und heiß ersehnte, die rührende Interessengemeinschaft zwischen Capital und Proletariat? Man vergleiche doch mit diesem behaglichen Ausdrucke socialdemokratischer Zufriedenheit die wilden Haßausbrüche der Mittelstandspolitiker gegen den Bazarismus, und man wird klar erkennen, wo die wirklichen Revolutionäre stehen, wo der Drache lauert, der das bestehende, glorreiche System verschlingen will. Nein, wahrhaftig, die Socialdemokratie ist nicht der Feind. In eitler Selbstgefälligkeit bespiegelt sich die Fraction. Ihre naive Renommisterei, ihre harmlose Freude am Schein äußert sich neuerdings überwältigend in dem famosen Beschlusse, in allen deutschen Wahlkreisen Zählcandidaten aufzustellen, um so nach den Wahlen mit einer recht großen Stimmenzahl paradiren zu können. Diese liebenswürdig-geckenhaften Leute sind eine um so begehrenswerthere Stütze jeder klugen Regierung, als sie gewöhnlich und so lange es keine Gefahr hat, gegen sie auftreten. Nur im Momente der höchsten Noth bringen sie Hülfe, selbstlose Hülfe, für die sie sogar, wie weiland Ritter Delorges, den Dank brüsk ablehnen. Der Handelsvertragsgraf rettete sein Lebenswerk nur, weil sie ihm beisprangen und den unglaublichen Contract mit Rußland votirten; wenn Miquel einmal für Wertheim und Rothschild den schweren Waffengang wagen muß, wird ihm der großbourgeoise Millionär Singer den Säbel schleifen und den Rücken decken gegen die Schleudern des wuthflammenden kleinen Handwerker-, Bauern- und Krämervolkes.

All' den geistreichen Kriegsplänen des verschlagenen Generalstabschefs ist nun freilich durch die diesmal überlegene Tactik Liebers ein Ende gemacht worden. Das Gewebe war ihm unversehens wieder einmal zu fein gerathen, und das seidene Netz zerriß, als die Wasserfaune des Centrums hineingriffen.

An eine Auflösung des Reichstages und eine von der Flottenparole beherrschte Neuwahl ist jetzt nicht mehr zu denken. Miquel ist vom Centrum in die denkbar ungünstigste Lage hineinmanövrirt worden; er muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Mit einer genialen Verbeugung vor den Wünschen des Kaisers hat man das Septennat aus der Welt geschafft und sich anheischig gemacht, die neuen Schiffe schon in sechs Jahren zu bewilligen. Und im selben Augenblicke lädt man demokratischen Sinnes voll die vielberufenen und wichtigen schwächeren Schultern ein, gefälligst näher zu treten und sich zu überzeugen, daß ihnen aus dem hübschen Schiffsspiel auch nicht die kleinste Last erwachse. Alle Mehrkosten werden den Starken aufgeladen, ja, durch die Beschleunigung des Schiffbaus um ein volles Jahr erhöhen sich diese Mehrkosten zu Gunsten der minder wohlhabenden Bevölkerung, die an der Aufbringung der jährlichen Etatsüberschüsse betheiligt ist und wünschen muß, daß sie recht bald zu andern als Flottenzwecken verwandt werden können. Mit diabolischem Hohne durfte Dr. Lieber, den man sehr zu Unrecht bislang als geschwätzigen und hirnlosen Phraseur behandelt hat, dem Bundesrathe zurufen, er habe das Seinige gethan, aber mit der Deckungsfrage stehe und falle der Entwurf, ohne ihre befriedigende Lösung gebe es keine Flottenvermehrung. Schweigend mußte der Reichskanzler den grimmen Hieb einstecken, daß sein Wort allein nicht genüge, um das Centrum zu beruhigen; die Anspielung auf das Vereinsgesetzversprechen war offensichtlich. Und nicht minder satter Hohn klang in die Ohren der Commerzienräthe, die sich vor kurzem so heilig begeistert hatten für deutsche Seegewalt und neue Schiffe; man wolle ihnen Gelegenheit geben, ihre Vaterlandsliebe nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit dem Beutel zu bethätigen. Die Hoffnung oder Befürchtung einiger Querköpfe, an der Deckungsfrage werde der ganze Entwurf scheitern, zeigt in einer für die Regierung wenig schmeichelhaften Weise, welch' ungemessener Thorheit und Kurzsichtigkeit man sie noch immer für fähig hält. Der Ausfall einer Reichstagswahl bei purer Ablehnung der Tirpitz'schen Pläne wäre höchst zweifelhaft gewesen. So gewaltigen Umfang hätte der Flottenfuror nicht angenommen, daß jede andere Erwägung darunter erstickt wäre. Was Bismarck im Boulanger-Jahre vermocht hatte, Bismarck, dem die erwerbthätigen Schichten ohnedies blindlings vertrauen durften, das gelang seinem Imitator Caprivi 1893 nur noch Dank den Antisemiten, die kein Geld mehr zu einer abermaligen Neuwahl hatten und ihr mühsam Errungenes nicht gleich wieder auf's Spiel setzen mochten. Der günstige Ausgang des Flottenwagnisses war mithin trotz Kiaotschau alles Andere eher denn sicher. Als dann die reichstägliche Mehrheit sich der Forderung geneigt zeigte, jedoch an der siebenjährigen Bindung Anstoß zu nehmen schienen und die Möglichkeit eines Wahlkampfes auf dieser Basis auftauchte, da schrumpften die ohnehin nicht übermäßig glänzenden Aussichten der Regierung noch mehr zusammen. Und wo sollte sie jetzt den Muth herbekommen, dem Volke die Entscheidung anheim zu stellen, jetzt, da sie vom Parlamente nicht nur jeden Mann, jeden Groschen und jedes Jahr, sondern opferwillig noch mehr zugesichert erhalten hat, jetzt, wo es sich allein noch darum handelt, ob die Millionäre oder die Allerärmsten etwaige Mehrkosten aufbringen sollen? Wenn die Wähler die Stellung der etatsrechtlichen Streitfrage vielleicht mit Wurstigkeit abgelehnt hätten, so hört doch in Geldsachen auch ihre Gemüthlichkeit auf. Und wir haben nun ein Mal das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht im Reiche, das jedem einkommensteuerfreien Lump nabobisches Stimmvermögen giebt.

Nein, das hindert weder Graf Posadowsky mehr noch der anleihen- und laurafreudige Kardorff oder der blasse Bleichröder-Nationalliberalismus: Herr Dr. Lieber ist Sieger geblieben. Kühn und frohen Sinnes darf er den oft genannten Eventualitäten entgegen sehen. Was auch kommen möge — er wäscht seine Hände in Unschuld. Und der Ruhm seiner raffinirten Gewandtheit, die dem greisen Freunde der in letzter Zeit allzu selten erwähnten Vilma Parlaghi alle, aber auch alle Waffen entriß, dieser Ruhm wird nicht mehr erlöschen. Nun erst, da er mit einem Miquel Fangball gespielt hat, ist die That gethan, die ihn würdig macht, das Erbe Windthorst's anzutreten, nach seinem Tode von den Großen des Reiches herzlich betrauert zu werden wie jener, und ein marmelsteinernes Denkmal zu erhalten, wie er.

Es sind Viele gewesen, die nicht begreifen konnten, weßhalb im komischen Böcklinbilde der reichstäglichen Flottenschlacht Dr. Lieber als begeistertes Meermännlein und emsiger Aegirdiener auftrat. Sie hielten's für eine plumpe Maskerade. Nun, wo sie gesehen haben, daß dem Meermännlein der sagenberühmte Schlangenschwanz nicht fehlt, an dem man Seinesgleichen untrüglich erkennt, werden sie an seiner Echtheit und hoffentlich auch an der Echtheit seines Marinepatriotismus nicht länger zweifeln.

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Die Berliner März-Revolution 1848.

Verehrter Herr!

In Nr. 2 der „Gegenwart" befindet sich ein Artikel „Die Märzgefallenen" von Caliban, worin historische Behauptungen aufgestellt sind, welche im Widerspruch stehen mit den offenkundigen, unbestreitbar feststehenden Thatsachen. Am 18. März 1848 Vormittags gegen 12 Uhr begab sich eine Deputation der Berliner Stadt-Verordneten unter Führung ihres damaligen Vorsitzenden, des Directors der damals Nieder-

schlesisch Märkischen, später Anhaltischen Eisenbahn Fournier, in das Königliche Schloß, um vom König die Verleihung einer Verfassung zu erbitten. König Friedrich Wilhelm IV., welcher schon unter dem 14. März 1848 den vereinigten Landtag zur Berathung einer Verfassung berufen hatte, hatte die Gnade „die Verleihung einer Verfassung zuzusichern". Diese königliche Zusicherung wurde dem Volke, welches sich auf dem Schloßplatz angesammelt hatte, von der Deputation mitgetheilt, auch erschien die Majestät auf dem Balcon des Schlosses um zum Volke zu sprechen, aber seine Stimme wurde übertönt durch jubelnde Zurufe, in welche sich aber auch wüstes, ungezogenes Geschrei: „Truppen fort!", „Militär zurück!" mischte. Die Verfassung war daher schon zugesichert, ehe der Straßenkampf um 3 Uhr Nachmittags begann; es ist also nicht wahr, daß durch den Straßenkampf am 18. März dem preußischen Volke die Verfassung errungen ist. — Es ist auch nicht wahr, daß der Straßenkampf von einer politischen Partei zur Erreichung idealer Ziele, zur Erringung der Verfassung herbeigeführt und durchgeführt wurde, sondern socialistische, französische und polnische Agenten hatten die urtheilslose, leicht zu bethörende Masse des Volkes aufgewiegelt und zum Aufruhr verführt, um Gesetz und Recht, Zucht und Ordnung umzustoßen, Preußens Macht der französischen Republik gegenüber lahm zu legen und die polnischen Rebellen zu befreien, welche in Berlin ihre wohlverdiente Strafe dafür abbüßten, daß sie 1846 in Posen einen Aufstand mit bewaffneter Hand angestiftet hatten, diese Rebellen von Profession, welche zum Dank für die Befreiung sich beeilten in der Provinz Posen den blutigen Kampf gegen alles Deutsche, gegen alle Deutsche zu entfesseln. Jede der damaligen politischen Parteien hat mit Entrüstung den Verdacht zurückgewiesen, daß sie die Urheberin des Straßenkampfes gewesen, so auch insbesondere im Namen der damals erbittertsten Oppositions-Partei, der demokratischen, einer ihrer hervorragendsten Führer, der Ober-Tribunalsrath Waldeck, ein Mann, welcher bei seiner, selbst von seinen entschiedensten politischen Gegnern anerkannten Ehrenhaftigkeit nie abgeleugnet haben würde, was er gethan. Wenn die Behauptung aufgestellt worden ist, daß nicht die Namen aller am 18. März 1848 Gefallenen bekannt geworden sind, weil sich die Angehörigen der Gefallenen geschämt, so ist dies die vernichtendste Kritik dieses Straßenkampfes. Es kann ja leider nicht in Abrede gestellt werden, daß Studenten und jugendliche Freiheitsschwärmer sich bei dem Straßenkampf betheiligt haben, aber von diesen kann man wohl sagen: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten!" — Wohl nur wenige von ihnen sind sich klar bewußt gewesen, für was sie kämpften, für wen sie die Kastanien aus dem Feuer holten und viele dieser unreifen Schwärmer haben sich allerdings, als sie zur richtigen Erkenntniß der Dinge kamen, geschämt. — Die beiden so berühmt gewordenen, so viel besprochenen Schüsse am 18. März 1848 auf dem Schloßplatz haben wohl das Signal zum Straßenkampf gegeben, aber sie waren nicht die Ursache des Kampfes. Der Straßenkampf war von den Agitatoren geplant und vorbereitet und würde, wenn diese beiden Schüsse auch nicht gefallen, unter irgend einem anderen Vorwande herbeigeführt worden sein. Dies ergiebt sich daraus, daß 1. die Menge, obgleich ihr angeblicher Wunsch — die Verleihung der Verfassung — erfüllt und jede weitere Kundgebung daher zwecklos war, der Aufforderung zur Räumung des Schloßplatzes nicht Folge leistete, sondern weiter lärmte und tobte, 2. ein großer Theil der Menge bewaffnet war, 3. der Bau der Barrikaden vollständig vorbereitet und organisirt war. Unwiderleglicher aber noch wird dies nachgewiesen durch die Vorgänge auf dem Hausvogtei-Platz und in dessen Nachbarschaft. Ungefähr um $1^1/_2$ Uhr Mittags des 18. März 1848 — also jedenfalls lange vor der Einmischung des Militärs auf dem Schloßplatz — wurden auf dem Hausvogtei-Platz von bewaffneten Leuten aus dem Volke die über den Platz fahrenden Droschken und sonstigen Fahrzeuge angehalten, die Pferde ausgespannt und man fing an, obgleich weit und breit kein Soldat zu sehen, mit den umgestürzten Fahrzeugen an den Ausmündungen der Jerusalemer- und der Mohren-Straße auf dem Hausvogtei-Platz Barrikaden zu bauen. Als der Bau beendet war und sich noch immer kein Soldat zeigte, drangen Bewaffnete vom Hausvogtei-Platz aus durch die Fenster, welche sie einschlugen, in das Erdgeschoß der Hausvogtei — ob sie dort die Verfassung suchen wollten? — und es flogen bald Acten und Papiere aller Art, welche wohl für Manchen dieser Freiheitskämpfer nicht gerade Ehren-Diplome enthalten haben mögen, auf den Platz hinaus. Es mußte aber wohl bald Gegenbefehl gegeben worden sein, denn die Acten ꝛc. wurden wieder durch die Fenster in das Innere des Gebäudes zurückgeworfen und dort in Brand gesteckt. Jetzt eilte die im Hofe zwischen der Hausvogtei und der in der Jägerstraße befindlichen Bank aufgestellte Wache, welche nur aus einem Unterofficier und sechs Mann bestand, herbei, und die Freiheitskämpfer flüchteten eiligst durch die Fenster auf den Platz heraus und über den Platz hinweg hinter die Barrikaden. Während die Wache so in der Hausvogtei in Anspruch genommen war, zog eine mit Knüppeln und Stöcken bewaffnete Rotte vom Gensdarmen-Markt her durch die Jägerstraße und verlangte vom Grenadier des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Theißen, welcher als Schildwache vor der Bank stand, die Auslieferung seines Gewehres. Da der Brave die Auslieferung verweigerte, so suchte man es ihm zu entreißen, Theißen wehrte sich tapfer und hielt das Gewehr, dessen unteren Theil man ihm schon entwunden, mit allen Kräften oben an der Mündung fest, so daß der Lauf auf seine Brust gerichtet war, und dies benutzte einer der Helden — sein Name ist der Nachwelt nicht erhalten geblieben — um das Gewehr abzudrücken, und so fiel der brave Grenadier, tödtlich getroffen durch seine eigene Waffe in Erfüllung seiner Pflicht. Es muß dies um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags geschehen sein. Auf der Gedenktafel, welche zum ehrenden Angedenken an der Reichsbank angebracht ist, ist ausdrücklich hervorgehoben, daß Grenadier Theißen als erstes Opfer der Revolution, also vor dem Beginn des Kampfes auf dem Schloßplatz gefallen ist. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde die gesammte Berliner Garnison alarmirt und bei der Morgendämmerung des 19. März 1848 waren alle Barrikaden im Besitz des Militärs, der Aufstand war niedergeworfen. Wenn der König die überall siegreichen Truppen aus Berlin herauszog, so that er dies aus seiner großen landesväterlichen Herzensgüte, in seinem hochherzigen Vertrauen auf den gesunden Sinn seines Volkes, um fernerem Vergießen von Blut seiner verführten Landeskinder vorzubeugen, und der Gang der Ereignisse hat erwiesen, daß der König mit weit ausschauendem, weisem Blick das Richtige erkannt hat. Wohl sahen alle preußischen Männer, denen Glauben und Treue, Gesetz und Recht, Zucht und Sitte kein leerer Wahn, mit Wuth und Ingrimm im Herzen Alles, was ihnen heilig, durch eine zucht- und zügellose Menge in den Staub getreten, sahen den Erben des Hohenzollern-Thrones vor der blinden Wuth irregeleiteter Volksmassen fliehen, und schon rüsteten sich in den Provinzen Freischaaren zum Zuge nach Berlin, um dem Unfuge, der Zucht- und Gesetzlosigkeit ein Ziel zu setzen, Gesetz und Recht wieder aufzurichten, die Ordnung wieder herzustellen. — Doch es bedurfte keiner eisernen Gewalt. Die Umsturz-Partei, welche wohl umstürzen, niederreißen, zerstören, aber nicht schaffen, nicht aufbauen konnte, hatte bald, da sie, aller Fesseln entledigt, ihre Unfähigkeit nicht mehr unter dem Deckmantel tyrannischer Unterdrückung verbergen konnte, ganz abgewirthschaftet. Als der Rausch des Freiheitstaumels verflogen, wendete sich der ernüchterte, gesunde Sinn auch des Berliner Volkes enttäuscht von dem Umsturz ab und ohne Kampf sang- und klanglos sank die Revolution in ihr ruhmloses, unbeweintes Grab. Als im November 1848 General Wrangel in Berlin einrückte, erhob sich, wie der General dem König vorher gesagt hatte, keine Hand gegen ihn, es fiel kein Schuß — Berlin athmete auf, erlöst vom schweren Druck der Zuchtlosigkeit, und freudig eilten die Weiber herbei, um die Waffen ihrer Ehemänner an die zum Sammeln der Waffen herumfahrenden Wagen abzuliefern, da hierdurch dem nutzlosen Herumlungern, der Entfremdung von der Arbeit ein Riegel vorgeschoben wurde. Die Revolution war todt und begraben, Gesetz und Recht, Zucht und Ordnung waren wieder hergestellt, die Königliche Gewalt wieder aufgerichtet, als der König am 5. December 1848 ohne jeden äußeren Zwang, aus eigenem, freiem Entschluß, aus seiner Gnade dem preußischen Volke die Verfassung verlieh, welche heute noch die Grundlage der in Preußen giltigen Verfassung bildet.

Die Richtigkeit der vorstehend angeführten Thatsachen, welche jeder Zeit durch Acten, Urkunden ꝛc. und jetzt auch noch durch Bekundung lebender Augenzeugen nachgewiesen werden kann, wird nicht durch beweislos hingestellte Behauptungen, durch leere Phrasen widerlegt und man kann getrost die Entscheidung der Frage, von welcher Seite die Fälschung der Geschichte versucht wird, jedem vorurtheilsfreien Mann überlassen. Die von mir angeführten Thatsachen sind theils den Acten des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments entnommen, theils sind sie mir von einem Augenzeugen, dem Rittergutsbesitzer Hauptmann Fournier, dem Sohn des obenerwähnten Directors, mitgetheilt worden.

Hochachtungsvoll

Kreuzburg a./L. Wallmann

Major a. D. u. Landes-Oekonomie-Rath.

## Notizen.

Griechenland und die Zukunft des Orients. Von einem deutschen Historiker. (Leipzig, A. Deichert.) Auf die Erfahrungen der Vergangenheit sich stützend, sowie auf genauster persönlicher Kenntniß des Griechen- wie Türkenthums kommt ein anonymer Greifswalder Professor zu dem Ergebniß, daß die durch die Geschichte und die Gegenwart geforderte einzige Lösung in der Herstellung einer christlich-griechischen Großmacht am Bosporus besteht, ein Gedanke, dem auch Moltke gelegentlich Ausdruck verliehen hat. Die trefflich geschriebene Broschüre verdient jedenfalls Beachtung.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Aufruf.

Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt von Gottfried August Bürger verflossen sind, scheint uns der Zeitpunkt gekommen, alle Verehrer des Vaters der deutschen Ballade, des Gründers einer neuen deutschen Lyrik, um ein Scherflein zu bitten für einen einfachen Denkstein. Wenn auch als Mensch nicht ohne Fehler, so hat es doch Bürger als Poet, dem wir „Lenore" und „Das Lied vom braven Mann" verdanken, gewiß verdient, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein äußeres Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe, und die wackeren Bewohner des kleinen Harzortes Molmerswenda, die ihrer Heimath reichbegabten Sohn ehren wollen, dürfen wohl darauf rechnen, daß ihnen die Unterstützung der Berufenen nicht fehle. Wir bitten, Beiträge an unseren Cassirer Bankdirector U. Schmidt, Sangerhausen, Georgenpromenade, freundlich gelangen lassen zu wollen. Die Einsendungen wolle man mit der Bemerkung „Für das Molmerswendaer Bürger-Denkmal" versehen. Exemplare unseres Aufrufs zum Zweck weiterer Verbreitung ist unser Schriftführer, Gymnasial Director Prof. Dr. Dannehl, Sangerhausen, zu liefern bereit. Allen Spendern schon jetzt unseren herzlichsten Dank! Quittung über die Eingänge und Bericht über die Verwendung der ganzen Summe erfolgt nach Abschluß der Sammlung.

Sangerhausen 1898.

Das Sangerhäuser Comité zur Errichtung eines Bürger-Denkmals in Molmerswenda am Harz.


• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**



Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
1/4 Gros: M —.80

Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei



# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**



# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt.
J. Liebig
Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.



„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 19. März 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Zukunft der Coalitionsfreiheit und der Gewerkvereine. Von Professor W. Hasbach (Kiel). — Ein Japaner über das Heirathen. Von Paul Ernst. — **Literatur und Kunst.** Aus meinen Erinnerungen. Von Professor Herman Wichmann (Rom). — Die Placatkunst. Von Franz Servaes. — **Feuilleton.** Bei der Kartenlegerin. Von Gyp. — **Aus der Hauptstadt.** Der Zickzack-Minister. Von Freidank. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Zukunft der Coalitionsfreiheit und der Gewerkvereine.

Von Professor W. Hasbach (Kiel).

Vor bald fünfzehn Jahren habe ich in der „Gegenwart" einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Die gegenwärtigen Ziele der englischen Gewerkvereine" veröffentlicht. Aus meinen Ausführungen war zu erkennen, daß die Trade-Unions sich in den siebenziger Jahren nach zwei Richtungen hin weiter entwickelt hatten. Das theoretische Band, welches sie mit dem Grundsatz des „Geschehenlassens" verband, löste sich und sie hielten es nicht mehr für richtig, sich auf wirthschaftliche Aufgaben zu beschränken. Hatte früher der Gewerkverein als die geeignete Organisation gegolten, um das Angebot der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte in voller Freiheit anzupassen, so hatten die Vertreter der Arbeiter jetzt gegen die Intervention des Staates zu ihren Gunsten nichts mehr einzuwenden. War der Gewerkverein früher als ein unpolitischer Engel erschienen, der mit gewaltigem Schwerte das bürgerliche Eigenthum behütete, so beschloß der Gewerkvereins-Congreß im Jahre 1882 die Verstaatlichung des Bodens und die demokratische Selbstverwaltung . . . In schweren Zeiten war die Sinnesänderung vor sich gegangen: die landwirthschaftliche Noth und die Weltkrisis der siebziger Jahre hatten viele Gewerkvereine vernichtet, andere um Jahrzehnte zurückgeworfen und das Vertrauen in die Macht des „collective bargaining" erschüttert. Zwar die Gewerkvereine der ländlichen Arbeiter hatten sich schon früh, ja man kann sagen, von Anfang an über die engen Grenzen einer Arbeiterpolitik hinweggesetzt, lange ehe sie durch trübe Erfahrungen über die Machtlosigkeit des organisirten Kampfes gegen die Wucht sinkender Conjuncturen belehrt waren, welche dann später den jugendlich-urkräftigen Glauben so rasch knicken sollten. Und mit dem Jahre 1878 zeigt es sich, daß der neue Geist auch in die gewerblichen Arbeiterschichten eingedrungen ist. Howell nennt das Programm von 1878 „a new departure" und Herr und Frau Webb verfehlen nicht, zu beweisen, daß die erste Offenbarung des „neuen Geistes" unter der unmittelbaren Inspiration von Karl Marx sich vollzogen hat. Eine Reaction anderer Art macht sich in jener Zeit gleichfalls bemerklich, die seither, zuweilen stehen bleibend, im Stillen weitergewachsen ist und nun den Unkundigen überraschend hervorbricht: die Feindseligkeit der Unternehmer gegen die genossenschaftliche Regelung der Arbeitsbedingungen.

Allein für uns Deutsche ist sie keine unbekannte Erscheinung, die Uebereinstimmung zwischen zwei so verschiedenen Ländern ist für uns der einzige auffallende Zug. Bricht eine neue Epoche in der Geschichte der Arbeit an? Erbitterung und Haß sind auf beiden Seiten gewachsen, gewaltige Massen sind zum Kampfe aufgestellt oder formiren sich. Giebt es keinen Weg aus diesen friedlosen Zuständen heraus? Deutschland kann, wie mir scheint, einen solchen Weg einschlagen, aber es führt nicht, wie man vermuthen könnte, in die Vergangenheit zurück und er geht nicht über die Vernichtung der Coalitionsfreiheit.

Wer die ältere wirthschaftliche Ordnung kennt, die dem Staate die Verwirklichung der socialen Gerechtigkeit zuwies, eine von dem Grundsatz wirthschaftlicher Freiheit in Trümmer geschlagene Ordnung, so daß nun die Vertragsfreiheit die Herrschaft der Vernunft durch die brutale Gewalt der socialen Mechanik ersetzte und das vielgestaltige Uebergewicht des einzelnen Capitalisten über den einzelnen Arbeiter erschreckend offenbar wird — wer diese Ordnung kennt, der weiß, daß die Coalitionsfreiheit nur mit dieser Wirthschafts-Ordnung fallen kann, und daß jeder Schritt zurück thatsächlich einen Schritt vorwärts auf den socialistischen Staat zu bedeutet. Selbst wenn er viel an ihr zu tadeln finden sollte, würde ein Mann von gereiftem politischen Urtheil sie nicht beseitigen wollen. Eine überlebte Einrichtung, wie den Feudalismus des 18. Jahrhunderts, welche überall mit neuen politischen Bildungen und dem Rechtsbewußtsein der Zeit zusammenstößt, die mag man austilgen, aber eine Einrichtung, die auf dem Boden bestimmter wirthschaftlicher und socialer Zustände mit der rechtlichen Freiheit und Gleichheit, der allgemeinen Wehrpflicht, der allgemeinen Steuerpflicht, dem allgemeinen Wahlrecht aus demselben Stamme ethisch-politischer Ideen hervorgesprossen ist, die kann man allein beseitigen, wenn man den Stamm selbst ausreutet. Die Engländer haben es als ein Zeichen ihrer fortgeschrittenen politischen Bildung betrachtet, daß in Großbritannien nicht eine Partei das wieder niederzureißen sucht, was die andere geschaffen hat und jede dort weiterbaut, wo die Vorgängerin die Arbeit niederlegte: so steige der Bau socialen und politischen Fortschrittes allmälig, sicher in die Lüfte. Die Unthätigkeit ihres Walpole ist wohl von ihnen damit gerechtfertigt worden, daß er einsah, die Menschen müßten sich in die neuen Zustände hinein gewöhnen, und einer ihrer tiefsten Philosophen und bedeutendsten Geschichtsschreiber, David Hume, war der Ueber-

zeugung, daß der politische Mensch von Sitten und Gewohnheiten lebt. Wer von diesen politischen Anschauungen erfüllt ist, der sieht in den immer wieder auftauchenden Plänen, das allgemeine Wahlrecht, die Gewerbefreiheit, die Coalitionsfreiheit aus dem Gesetzbuche zu streichen, das Treiben von Kindern, die des alten Spieles müde geworden sind.

Gewiß der allgemeine Contractbruch, die widerwärtigen Auftritte, welche so häufig Arbeitseinstellungen begleiten, sie sind nicht erfreulich und Niemand findet an ihnen Gefallen. Aber in ihren derberen Formen sind sie gewöhnlich Jugendthorheiten unorganisirter Massen, und wer den unangenehmen Scenen ein Ende machen will, der erkläre offen, daß diese Wirthschafts-Ordnung seinen Grundsätzen socialer Gerechtigkeit nicht genügt. Denn indem sie den wirthschaftlichen Krieg zum Princip des wirthschaftlichen Lebens macht, nicht nur das Ringen der Unternehmer unter einander entfesselt, sondern auch den Arbeiter zwingt, mit seinen Genossen und dem Unternehmer um sein tägliches Brod zu kämpfen, macht sie oft die Ernährung der Familie von der Begehung von Scheußlichkeiten abhängig. Ja sie verführt zu mehr, zur Behinderung des Unternehmers in der Bethätigung seiner besonderen Aufgaben. Er soll, so erheischt es die Ordnung, den Bedarf des Marktes erforschen, er soll im eigenen Interesse die wechselnde Nachfrage nach Gütern und Diensten befriedigen, er ist, wie Rodbertus sagt, ein Functionär der Gesammtheit: den Unternehmern ist gewissermaßen im Nebenamte die Leitung der Volkswirthschaft anvertraut. Aber diese volkswirthschaftliche Sphäre des Unternehmers kann der Arbeiter im Drange persönlicher Selbstbehauptung nicht achten, er muß den Unternehmer zu zwingen suchen, nach seinen Bedürfnissen, nicht nach dem Bedarf der Volkswirthschaft, die Production zu regeln, zu organisiren, Arbeiter anzunehmen und zu entlassen: ein seltsamer Conflict der Pflichten macht ihn zum Feinde unserer Wirthschafts-Ordnung. Wer kämpft, will siegen und diese Ordnung hat die Verbesserung seiner Lage an den ewigen, nie ermattenden Kampf gegen den Unternehmer geknüpft. Für ihn ist der Krieg wirklich „der Vater von Allem", der Erhebung seines Daseins wie die Zertrümmerung seines Wohlstandes, des Rückfalls in den Trunk und in die Schuldknechtschaft.

Zur Rechtfertigung der Arbeiter sind zwei „Theorien" in Umlauf gesetzt worden, die eine die „Theorie der constitutionellen Fabrik", die andere die „Theorie von dem überflüssigen Uebernehmer". Nach der Ersteren muß in der Fabrik wie im Staate die absolute Herrschaft durch die constitutionelle ersetzt werden, die Unterthanen, bezüglich die Arbeiter sind zur Mitarbeit bei der Gesetzgebung und Verwaltung berufen. Das durchaus berechtigte Bedürfniß des Arbeiters nach menschenwürdiger Behandlung und entsprechenden Einrichtungen soll durch eine hinkende Vergleichung gestützt werden, welche auch die Vergewaltigung des Unternehmers begründen muß. Man gestatte ein anderes Bild. Die constitutionelle Fabrik ist eben so zweckmäßig, wie das constitutionelle Schiff, welches nicht mehr vom Steuermann allein, sondern auch von den Matrosen und Heizern gelenkt werden soll. Daß Matrosen und Heizer wie Fabrikarbeiter ein Recht haben, die höchstmögliche Entlohnung und die günstigsten Arbeitsbedingungen zu fordern, ist ebenso zweifellos, wie der Satz, daß dem Steuermann und dem Unternehmer die Leitung ihres Schiffes bezüglich ihrer Unternehmung bleiben muß. Können jene ihre berechtigten Forderungen nur durch Uebergriffe in den Wirkungskreis dieser Personen erreichen, so ist das ein vollgiltiger Beweis dafür, daß in der Wirthschafts-Organisation ein schwerer Fehler enthalten sein muß, ein Fehler, welcher durch schechte Analogien nicht gehoben wird. Nach unserer wirthschaftlichen Ordnung steht der Arbeiter dem Unternehmer nicht anders gegenüber, wie der Verkäufer des Rohstoffes oder der Hülfsstoffe, Beide wünschen für ihre Güter und Dienste den besten Preis. Erhalten die Arbeiter diesen Preis, dann ist ihnen die constitutionelle Fabrik ebenso gleichgiltig, wie die Thatsache, daß zwischen ihnen und dem Unternehmer nur ein 'cashnexus' besteht und das sittliche Band fehlt, welches sie zur Unternehmung vereinigt. Allein die „constitutionelle Theorie" erscheint neben der „Theorie von dem überflüssigen Unternehmer" wie ein Wunder an Tiefsinn. Die Letztere wird in einer Periode immer weiter reichender weltwirthschaftlicher Beziehungen, internationaler Feindseligkeiten und verwegenster schutzzöllnerischer Sprünge nur als Gehirnreflex des Hungers verständlich, welcher mit trüben Augen auf den Antheil des Unternehmers stiert. Der Gierige kann nicht mit freiem Blicke die Hunderte und Aberhunderte von verunglückten Productivgenossenschaften, Phalangen, Communities umspannen, deren Trümmer den Boden von den uralten Stätten europäischer Cultur bis in die Prärien des fernen Westens bedecken. Tritt uns aber die „Theorie" als ein Abkömmling der Lehre vom Mehrwerth gegenüber, dann empfiehlt es sich, darauf hinzuweisen, daß die Mutter nach dem Erscheinen des letzten Bandes von Marx todt ist; mit erdrückender Mehrheit ist das Leichenatteſt ausgefertigt worden.

Doch blicken wir einen Augenblick zurück! Wir sahen es: die Coalitionsfreiheit kann nicht beseitigt werden, sie wächst üppig aus dem Boden dieser Wirthschafts-Ordnung empor. Kaum geboren, fällt sie über ein anderes Product dieser Ordnung, die Unternehmung, her, welche das gleiche Recht auf Existenz geltend macht. Und kann eine Ordnung, deren Seele die Zwietracht ist, etwas Anderes zeitigen, als Streit und Kampf?

Jedoch, Kampf und Streit führen zum socialen Frieden, zur Blüthe der Volkswirthschaft: das war der hohe Sang, den wir so oft vernommen haben und der uns jetzt, nach dem Ende des Hamburger Streiks und des Ausstandes wie der Aussperrung der englischen Maschinenbauer wie ein Spottlied vorkommt. Wäre dem so, dann würde man den socialen Krieg wie eine bittere Arznei hinnehmen. Jedoch ich habe meine Meinung über die ungenügenden Wirkungen von Coalitionsfreiheit und Gewerkverein so häufig ausgesprochen, so häufig betont, daß sie allein bestimmten Arbeiterschichten in Zeiten steigender Conjunctur nachhaltigen Nutzen bringen, habe dies in Zeiten gesagt, wo weder Ehre noch Dank damit zu verdienen waren, daß ich mich insbesondere jetzt nicht wiederholen möchte. Nicht die Furcht vor dem verdächtigenden Terrorismus liberaler und socialistischer Andersgläubiger hält mich zurück, denn, wer die reichen Ernten an literarischem Ruhm und angenehmen Lebensstellungen, welche den um das Panier des Gewerkvereins Geschaarten zu Teil geworden sind, in Betracht zieht, der wird in den „Ketzern" nicht „Streber" erblicken, wie Biermer in seiner Brochure „Die neueste Entwickelung der britischen Arbeiterbewegung" befürchtet.

Wichtiger als das Aussprechen von Befürchtungen, Anklagen und Verdächtigungen ist jedoch die Frage, ob es denn keinen andern Weg „zum socialen Frieden" giebt, als denjenigen, den die englischen Arbeiter „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" vor hundert Jahren beschritten haben, als die Unternehmer die ältere, sie beschränkende Ordnung zu beseitigen begannen und nun Coalitionsfreiheit wie Gewerkverein in den Kauf nehmen mußten, welche einige Nachfahren jener Unternehmer nun auch noch unterminiren möchten. Bescheidene Männer, die gerne Alles für sich haben möchten, Licht ohne Wärme, Nacht ohne Finsterniß, befruchtende Gewitterregen ohne Donner und Blitz!

Ich glaube, es giebt einen solchen Weg — für Deutschland. Wir werden ihn erkennen, wenn wir uns darüber klar werden, was die durch die Coalitionsfreiheit ermöglichte Verbindung mit seinen Genossen dem Arbeiter leisten soll. Sie soll ihm 1. Arbeit nachweisen und die Mittel zur Aufsuchung entfernter Arbeitsstätten gewähren, 2. ein Ein-

kommen in Zeiten der Arbeitslosigkeit sichern, 3. die Arbeitsbedingungen (z. B. Arbeitszeit) regeln, 4. den dauernden Bezug eines der Lebenshaltung des Arbeiters entsprechenden Lohnes ermöglichen.

Alle diese Ziele lassen sich erreichen, wenn die Gesetzgebung die Coalitionsfreiheit durch dauernde Institutionen ergänzt. Der Arbeitsnachweis muß zu einer das ganze Land umspannenden Organisation ausgedehnt werden (1), die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu den älteren Versicherungszweigen hinzutreten (2), es muß durch Gesetz die Arbeitszeit in den verschiedenen Gewerben auch für Männer geregelt (3), und es müssen die Gewerbegerichte zu obligatorischen Schiedsgerichten weitergebildet werden, denen alle Streitigkeiten, insbesondere aber Lohnfragen sofort vorzulegen sind (4). Diesen vier Einrichtungen möchte ich noch zwei andere Maßregeln hinzugefügt sehen, die aber als Maßregeln zweiter Ordnung vor der Hand nicht weiter erörtert werden sollen: die Fixirung von Minimallöhnen für Arbeiterinnen und die Verstaatlichung einiger Gewerbe, von denen alle Industrien abhängig sind, z. B. der Kohlenbergwerke.

Bestehen jene vier Einrichtungen, dann wird erstens die tiefe Kluft zwischen den unteren und den oberen Schichten der Arbeiterwelt stark ausgefüllt werden. Die Ersteren werden Das erreichen, was ihre schwachen Organisationen nie zu erreichen vermögen. Die Aristokraten haben weniger Anreiz, sich von den Plebejern zu scheiden. Zweitens wird ein großer Theil der Streitigkeiten z. B. derjenige über die Arbeitszeit hinfällig. Drittens ist ein Gerichtshof da, der rasch und unparteiisch dem Streit über die Lohnhöhe ein Ende macht. Viertens hat der Arbeiter kein Interesse mehr daran, in den Aufgabenkreis des Unternehmers einzugreifen, er braucht ihn nicht mehr zu vergewaltigen, um seine Existenz zu behaupten. Fünftens wird der Arbeiter nicht immer wieder die Verheerung seines kleinen Vermögens durch den wirthschaftlichen Krieg erleben, er kann mit einer gewissen Sicherheit der Zukunft entgegensehen, er kann sich Ziele in ihr stecken. Sechstens wird jene entsetzliche Verhetzung zwischen Unternehmern und Arbeitern vermindert werden, die ein politisch weder nach außen noch nach innen gefestigtes Volk so tief erschüttert. Es ist der Boden bereitet für das langsame Emporsteigen der arbeitenden Classen, für die Wiedervereinigung von Besitz und capitalloser Arbeit. Vor Allem aber wird die unserer Wirthschaftsordnung entsprechende technische Stellung des Arbeiters anerkannt, das Arbeiterrecht steht nun auf anderem Boden als das Unternehmerrecht, während die heutige Rechtsordnung sie als rechtlich gleiche Personen behandelt, was sie nicht sind. Unsere Wirthschaftsordnung will die freie Concurrenz der Unternehmer im Interesse der Consumenten, sie lockt sie durch die Hoffnung auf Gewinn, wenn sie das Amt, Functionäre der Gesammtheit zu sein, richtig verwalten; ein Gehalt kann sie ihnen nicht anweisen. Der nicht zur Leitung der Unternehmung berufene Arbeiter, der seine Arbeitskraft dem Unternehmer zur Verfügung stellt, nach seinem Geheiß schafft, dem muß das Arbeiterrecht der Zukunft eine seiner technischen Stellung im Productionsproceß entsprechende rechtliche Stellung anweisen. Dem Unternehmer die wechselnden Gewinne, die Verluste, das Risico, dem Arbeiter das sichere, stete Einkommen, the living wage. Unser Arbeiterrecht dagegen, welches die unter der formellen Gleichheit verborgene materielle und technische Ungleichheit nicht zu würdigen weiß, zieht den Arbeiter in alle Schicksale des Unternehmers mit hinein: Ueberarbeit, Arbeitslosigkeit, reichliches Auskommen und völliger Mangel wechseln mit einander ab. Als die verschrobenste Offenbarung dieses Irrthums stellen sich die gleitenden Scalen dar. Ja die Consequenz dieser Ordnung zwingt ihn, dem Unternehmer die Leitung aus der Hand zu nehmen, was schiefe und falsche Theorien begründen müssen. Der Unternehmer ist nicht überflüssig — wäre er es, warum übernehmen denn die Arbeiter nicht die gesammte Volkswirthschaft in Generalentreprise und warum stellen denn die Socialisten nicht einen Antrag auf Ablösung des Capitaleigenthums? — sondern der Unternehmer ist etwas Anderes als der Arbeiter, was das Arbeiterrecht der Zukunft anerkennen muß. Die Coalitionsfreiheit ist eine der Correcturen des auf der Vertragsfreiheit beruhenden Arbeiterrechtes, die Verwirklichung der oben bezeichneten Forderungen die andere. Diesen Gedanken, möge mir gestattet sein zu bemerken, welche die Unbefriedigung mit der englischen Socialpolitik hinreichend erklären, habe ich schon vor Jahren Ausdruck gegeben, vor meinem Eintritt in die akademische Laufbahn.

Derartige Maßregeln nun sind in Deutschland möglich, denn wir haben die Ueberzeugung bewahrt und befestigt, daß ein Volk ein Organismus von Individuen ist, die zur Erreichung der höchsten menschlichen Ziele, des gemeinsamen Tragens von Freud und Leid mit einander verbunden sind. Wie sie im Kampf gegen den äußeren Feind ihr Blut für einander verspritzen, so betrachten sie sich als eine sittliche Gemeinschaft, die ihre Glieder so weit trägt und stützt, als die Rücksicht auf deren Selbstständigkeit und Selbstsucht es zweckmäßig erscheinen läßt. Ein Volk, welches die Schutzzölle nicht abgeschafft, Gesetze gegen den unlauteren Wettbewerb und den Wucher erlassen, auf den Gebieten der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes neue Bahnen betreten hat: ein solches Volk kann über die englischen Vorbilder in noch mehr Stücken hinaus gehen. Erwägt man dann weiter, daß selbst ein Theil der englischen Arbeiter gegen die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit nichts einzuwenden hat und das obligatorische Schiedsgericht uns von einem fernen Lande als eine nützliche Einrichtung vorgehalten wird, dann wird man in den hier aufgestellten Zielen die unseren besonderen Verhältnissen angepaßte Ausgestaltung und consequente Weiterbildung eines europäischen Rechtsgedankens erblicken.

Und nicht nur für die Industrie erhoffe ich von der Durchführung der bezeichneten Maßregeln dauernden Vortheil, sondern auch für die Landwirthschaft. Je mehr sich die Lage der gewerblichen Arbeiter bessert, je stetiger sie wird, um so mehr landwirthschaftliche Producte aller Art werden sie verzehren können. Werden ihre Löhne höher, dann tritt für den Landwirth noch eine andere erfreuliche Folge ein. Die Möglichkeit, Arbeiter zu diesen Lohnsätzen zu beschäftigen, verschwindet, der gewerbliche Unternehmer muß die Arbeitskraft durch Maschinen ersetzen, die Fortwanderung vom Lande wird verlangsamt. Schon im Jahre 1780 erklärte ein anonymer Schriftsteller, wahrscheinlich ein Fabrikant, die Nothwendigkeit der Maschinenverwendung aus den hohen Löhnen, die Nation müsse „counterbalance the high price of labour by the seasonable aid of mechanical inventions“. Und vor einigen Jahren bestätigte es ein Amerikaner, Schönhof, mit den Worten: „Where, as in America, the rate of wages is a high one, the first object of the employer is to economize its employment.“

So scheint mir, daß die Landwirthschaft das allerstärkste Interesse an der steigenden Lebenshaltung, den höheren Löhnen gewerblicher Arbeiter hat. Verstärken aber die Vertreter der Landwirthschaft die Macht der Unternehmer über die Arbeiter, so wird ein hoher Getreidezoll seine volle Wirkung nicht ausüben können. Die Löhne werden den erhöhten Kosten der bisherigen Lebenshaltung nicht folgen können, die Nachfrage nach Lebensmitteln wird sich vermindern, Verbesserungen der Technik werden unterbleiben und der Zuzug vom Lande dauert fort.

Sollten die Landwirthe glauben, daß die Coalitionsfreiheit und die Gewerkvereine ihnen lästig werden könnten, so genügt es, von anderen Erwägungen abgesehen, auf die englischen Erfahrungen hinzuweisen. —

Auf dem Congreß des Vereins für Socialpolitik im Herbste 1897 stand die Coalitionsfreiheit auf der Tagesordnung. Ich hatte nicht die Absicht dort zu sprechen. Da

aber die weitere Frage, ob die Coalitionsfreiheit zur Lösung des Problemes genüge, von keinem der Redner aufgeworfen wurde, und sich doch bald zeigte, daß man über eine mehr oder minder scharfe Constatirung entgegengesetzter Meinungen nicht hinaus kam, so nahm ich mir vor, die Frage zu stellen. Aber ich war der Letzte, der sich in die Rednerliste eintragen ließ, und als ich endlich zum Sprechen kam, hatte sich in dem sauerstoffleeren Saale eine solche Müdigkeit der Geister bemächtigt, der Hunger und die Sehnsucht nach den Gattinnen waren so deutlich in den Gesichtern der Zuhörer zu lesen, daß ich es für das Beste hielt, mich ganz kurz zu fassen. Denn da Hunger und Liebe bekanntlich „das Getriebe" zusammenhalten, so sind sie staat- und gesellschafterhaltende Mächte, die man selbst nach dem Fall des Socialistengesetzes nicht untergraben möchte. Aber die Kürze, deren ich mich befleißigte, machten meine Worte schwer verständlich. Hier die Ergänzung!

---

## Ein Japaner über das Heirathen.

Von Paul Ernst.

Die sogenannte Frauenfrage hat in der letzten Zeit ein immer größeres Interesse erweckt, theils dadurch, daß wirklich durch die moderne Entwickelung die in ihr zusammengefaßten Probleme immer brennender geworden sind, vor Allem das, was mit den mittellosen Unverheiratheten werden soll — der letzte ökonomische Kern aller Emancipationsbestrebungen — theils auch dadurch, daß in Ländern anderer Rasse oder anderer Culturrichtung die Frauen eine Stellung errungen haben, der die unserigen nachstreben, ohne an das Bedenkliche der Uebertragung von Verhältnissen, die auf fremdem Boden gewachsen sind, in ganz andere Umstände zu denken. Ein Capitel, das vielleicht noch wichtiger ist, wie das der Befreiung der Frau, weil hier nicht bloß das Wohlergehen gewisser Individuen, sondern die Existenz einer grundlegenden gesellschaftlichen Institution betroffen wird, ist viel weniger erörtert. Ich meine die Ehefrage.

In Justus Möser's Patriotischen Phantasien finden sich zwei Artikel „Die gute selige Frau" und „Die allerliebste Braut", deren Inhalt auch den in die modernen Verhältnisse Verliebtesten, der eine „Ehefrage" gar nicht anerkennen wird, nachdenklich stimmen möchte. Es heißt bei Möser: „Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirathe. Allein so viel Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben, so kann ich doch Keine finden, die mir ansteht und der lieben Seligen einigermaßen gleich ist. Ich höre von Keiner, oder man sagt mir sogleich: diese Person hat sehr vielen Verstand, eine schöne Lectüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wohl englisch und italienisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich und ist die artigste Person von der Welt. Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange und lebhaftem, doch eingezogenem Wesen, eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche, verständige Köchin, und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde." Es folgt dann eine Schilderung der Thätigkeit, welche die Verstorbene in der gesammten Hauswirthschaft entfaltet hat, und am Schluß heißt es: „Nach ihrem Tode, wie ich Alles, was sie während unserem sechzehnjährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher, als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So Vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen." Die seitherige Entwickelung hat der Frau ein Gebiet hauswirthschaftlicher Thätigkeit nach dem andern genommen, vornehmlich dadurch, daß die gekauften Gegenstände von solcher Billigkeit waren, daß ihre Herstellung in der Wirthschaft sich nicht mehr lohnte. Was heute noch von hauswirthschaftlicher Thätigkeit der Frau, namentlich in den Großstädten, vorhanden ist, ist reines Rudiment. An die Stelle der früheren Thätigkeit ist nun nichts Entsprechendes getreten; dafür haben die Frauen eine höhere Ausbildung erlangt von der Art, wie sie Möser, und mit ihm heimlich vielleicht mancher Andere recht mißgünstig betrachtet. Deren wesentlichstes Merkmal ist, daß sie keine productive Bedeutung hat, sondern lediglich theils der Erweiterung der eigenen Fähigkeiten, theils der Unterhaltung im Familienkreise dient. Wie man immer über den Werth einer solchen Ausbildung auch für die Entwickelung der betreffenden Persönlichkeit selbst — es handelt sich natürlich immer nur um normal veranlagte Menschen — urtheilen mag: eins steht sicher fest, nämlich, daß für den Mann die Kosten der Familie beträchtlich gestiegen sind. Das hat verschiedene Folgen in den verschiedenen Abtheilungen der Gesellschaft. Denjenigen Classen und Ständen, denen die Fortschritte der Production am meisten zu Gute gekommen sind, machte dieses Mehr an Ausgaben nichts aus. Bei den Arbeitern wird die Frau in die Production gedrängt, und es entwickeln sich hier Bedingungen für eine ganz neue Art der Ehe. Am schlimmsten geht es den Vertretern der sogenannten höheren Berufe. Einerseits sind sie auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen, der doch nicht so gesteigert ist, daß der Ausfall wett gemacht würde; andererseits ist hier noch keine Form gefunden, in welcher die Frau durch außerhäusliche Arbeit zum Unterhalt der Familie beitragen könnte. Daher in diesen Berufen die Männer in steigendem Maaße genöthigt sind, ehelos zu bleiben, wenn nicht das Renommé des Titels eine vortheilhafte Heirath erlaubt. Da sie, im Großen und Ganzen genommen, doch die intelligenteste Schicht der Nation repräsentiren, denn in keiner anderen findet die Auslese so sehr nach dem Princip der Intelligenz und Tüchtigkeit und so unter möglichstem Ausschluß des Zufalls statt, so ist es ein großer Verlust für die Nation, wenn sie sich nicht fortpflanzen können; ganz abgesehen von dem Bedenklichen, eine so wichtige Classe ohne die Zucht und das zufriedenmachende Glück der Ehe zu lassen. Wie sich die Dinge entwickeln werden, kann man ja nicht wissen: ob nach der Richtung eines weiteren Heraustretens der Frau in die Production und das öffentliche Leben neben den Mann, oder nach der, welche durch die Natur mehr angezeigt zu sein scheint — so weit man von so Etwas überhaupt sprechen kann —, nämlich der Rückkehr in die Familie. Es ist deßhalb auch müßig, sich die Consequenzen auszumalen: schließlich wird die Entwickelung, die wir ja immer nur nachträglich verstehen, nicht vorher leiten können, wahrscheinlich irgend eine ganz neue und ungeahnte Form erzeugen.

Es ist nun interessant, den Eindruck zu beobachten, welchen dieser Auflösungs- und Umbildungsproceß auf Jemanden macht, der aus Verhältnissen kommt, welche denen bei uns des vorigen Jahrhunderts in wesentlichen Stücken ähnlich sind. Man kann das durch die Lectüre eines soeben in deutscher Uebersetzung erschienenen kleinen Buches des Japaners Naomi Tamura „Warum heirathen wir?" Der Verfasser kennt außer den japanischen nur noch die amerikanischen Verhältnisse, also die in dieser Hinsicht entwickelsten, und ist ein ganz bedingungsloser Verehrer der Letzteren. „Warum heirathen wir?" Amerikaner werden ohne jegliches Zaudern auf unsere Frage antworten: Nun, wir heirathen natürlich aus Liebe. Gegenseitige Liebe ist der ursprüngliche Beweggrund bei euren Heirathen, und alle solche Fälle wie Heirathen um Geld oder um hohe Stellung sind Ausnahmen. Ihr denkt, daß ohne Liebe eine Heirath unmöglich ist ... Es muß Menschen, die solche Vorstellungen haben, seltsam erscheinen, daß es in Japan durchaus gar keine Heirathen aus Liebe giebt ... Wir

hören oft die Leute ein junges Paar rühmen, wenn sie sich nicht streiten und freundliche Zuneigung zu einander haben. Das ist gut, sagt man, ein glücklicher Zufall. Es ist ganz offenbar, daß wir nicht aus Liebe heirathen. Wenn man von einem Manne weiß, daß er mit dieser Regel gebrochen hat, so betrachtet man ihn als einen gemeinen Burschen, dem es in betrübender Weise an Moral fehlt. Die öffentliche Meinung weist der Liebe zur Frau einen sehr niedrigen Platz an auf der Stufenleiter der Moral ... Wir halten die Familie für eine unumgänglich nothwendige Einrichtung, weil der Vater seinen Namen und seine Familie seinem Sohn überliefern muß, damit durch diesen die Familie fortgepflanzt wird. Vater zu sein, ist die höchste Würde, welche ein Mann in Japan bekleiden kann, ja, unsere jungen Männer sind eben so ehrgeizig darauf, Vater zu sein, wie es eure sind, Präsident zu sein. Mit dieser Kenntniß unserer Denkungsart ist es leicht, den Grund der Heirath in Japan zu finden — die stete Fortpflanzung der Familie."

Die Art, wie die beiden späteren Ehegatten zusammenkommen, ist nach diesen Voraussetzungen verschieden. In der modernen Gesellschaft, speciell in Amerika, giebt es eine Anzahl geselliger Möglichkeiten für die beiden Geschlechter, sich kennen zu lernen; wir in Europa sind gegenüber der Ver. Staaten offenbar erst auf dem halben Wege, da die größere Freiheit und Ungebundenheit des weiblichen Geschlechtes dort eine intimere Bekanntschaft ermöglicht als bei uns, wo der Heirathslustige ja nur die conventionelle Schale vom Wesen seiner Künftigen zu Gesicht bekommt — auch diese intimere Bekanntschaft ist immer noch fraglicher Natur, denn gerade in dem Alter, um das es sich hier handelt, kann man von beiden Theilen noch nicht die skeptische Menschenkenntniß erwarten, welche hinter den bunten Farben und Federn der Liebesperiode das wahre Wesen sieht.

In Japan giebt es diese geselligen Möglichkeiten und damit die freie Wahl der Betheiligten nicht; die Heirath wird vielmehr durch einen Vermittler arrangirt, welcher in beiden Familien bekannt ist, Alter, Vornehmheit, Vermögen, sonstige Vorzüge ꝛc. abwägt, ähnlich, wie auch bei uns in bäuerlichen Gegenden Heirathen gemacht werden. Der Japaner, welcher, wie schon der citirte Passus zeigt, treuherzig unsere Convention für lauter baare Münze nimmt, scheint den amerikanischen Zustand bei Weitem vorzuziehen. Sehr richtig hat er herausgemerkt, daß mit ihm eine ganz andere Stellung des Weibes eng verbunden ist. Die Japanerin wird von vornherein in respectvoller Hochachtung des männlichen Geschlechtes erzogen und so, daß eine Erweiterung ihres Gesichtskreises ihr unmöglich gemacht wird. Dagegen „einer vollendet fein erzogenen Amerikanerin gegenüber kommen wir uns sehr klein und unbedeutend vor. Es fällt uns sehr schwer, ihren Gedanken zu folgen, denn sie haben wirklich Gedanken, und das ist etwas, woran wir bei Frauen nicht gewöhnt sind. Sie fragen uns nach den Ländern, welche wir gesehen haben und was für Bücher wir gelesen haben. Sie sprechen ganz verständig mit uns über Romane, Gedichte, Staatsmänner, Kritiken oder Philosophie. Sie haben Vieles gelesen und darüber nachgedacht und unterhalten sich über das Gelesene. Alles das ist neu und merkwürdig für uns. Wenn die japanischen Damen nur etwas von diesem Talent hätten, würde es ein Vergnügen sein, mit ihnen zusammenzukommen; aber unter den gegenwärtigen Umständen würde wenig Vergnügen dabei sein, einer jungen Japanerin den Hof zu machen."

Was Herr Tamura bei dieser Schilderung übersieht, ist Folgendes, was bereits am Anfang dieses Artikels angedeutet ist. In den Ver. Staaten ist die hauswirthschaftliche Thätigkeit der Frau am meisten zurückgegangen, hier hat sie also in den Kreisen, welche hier in Frage stehen, die meiste freie Zeit. Dafür ist das Leben des Mannes um so belasteter, denn der Haushalt kostet entsprechend mehr. Sicher wird Jeder, welcher gebildete Amerikanerinnen näher kennen gelernt hat, von dem Typus entzückt sein; aber er hat als Voraussetzung die Raffsucht und bloß auf den Erwerb gerichteten Sinn der Männer. Was an Feinheit der Intelligenz und des Charakters der Frau zugewachsen ist, das geht dem Mann ab. Und die Amerikanerin weiß ganz genau diesen Zusammenhang. In ganz anderm Maaße als bei uns wird dort der Mann taxirt nach dem, „was er werth ist", „was er für Geld macht". Das ist ja eine recht verständige Nüchternheit und garantirt wohl eher eine glückliche Ehe, wie wenn man sich über diese doch nun einmal vorhandenen Dinge hinwegsetzt; aber ob man einen solchen Zustand doch so ohne Weiteres loben soll, ist vielleicht trotzdem fraglich. Selbst wenn man der Frau den Gewinn auf Kosten des Mannes gönnen will, so muß man doch nicht übersehen, daß diese hohe Stellung der Frau eine Gefahr für die Festigkeit der Familienbande in sich schließt. Ganz wie im Rom der Kaiserzeit — man muß die Uebertreibungen der Satiriker und die Explosionen einer geschlechtlich erregtern und naivern Rasse abstreichen — wird auch im heutigen Amerika über die Häufigkeit der Ehescheidung geklagt. Und bei solchen Zuständen giebt doch immer das Interesse der Kinder zu denken. Die sittlichen Ideale wandeln sich mit den allgemeinen Anschauungen. Wir Modernen mögen unser Ideal von Nietzsche geschildert finden als die Herausbildung aller Vornehmheit, Schönheit, Kraft der Persönlichkeit, nicht um eines Bentham'schen Zweckes willen, sondern als Selbstzweck. Das ist ein stolzes und großes Ideal, wie es früher noch keine Zeit gehabt hat. Vor ihm verschwinden eine große Menge Tugenden früherer Zeiten. So ist die Selbstverleugnung theoretisch wie praktisch schon lange in Mißcredit gekommen. Diese in Mißcredit gekommenen Tugenden aber waren sämmtlich von eminent socialer Bedeutung. Ja, und das ist die Frage: wir wollen doch Alle glücklich werden, ob in einsamem Stolz oder in demüthiger Selbstverleugnung. Wir wollen das herausschaffen, was in uns ist. Haben wir die Erfüllung dieses Strebens eher zu erwarten bei dem Ideal, das eine atomisirte Gesellschaft geschaffen hat, oder bei dem, wo der Mensch handelt als schwaches Glied einer Gemeinschaft, ohne die er nichts ist? Es kommt wohl auf die Kühnheit an. Und wir sind ja heute viel muthiger, wie unsere Vorfahren.

Das ist die Grundstimmung, welche alle wesentlichen Unterschiede ausmacht zwischen Alt und Neu, und auch zwischen japanischer und amerikanischer Ehe. Das japanische junge Ehepaar wohnt bei den Eltern des Mannes und hat sich diesen in allen Stücken folgsam und gehorsam zu erweisen. Das geht ohne Conflicte natürlich nur bei nahezu stationären Verhältnissen, wo keine tiefgehenden Unterschiede in den Lebensanschauungen der Generationen außer den durch das Alter bedingten vorhanden sind. Sicher fällt der kindliche Gehorsam und die Ehrerbietung gegenüber den Eltern auch im schon vorgerückten Alter der jungen Generation schwer; aber dafür hat sie die Erwartung ähnlicher Kindesverpflichtung im eigenen Alter; der Japaner erhofft also zunehmende Behaglichkeit, und so hat er recht, wenn er das Alter als den schönsten Theil des Lebens betrachtet. Bei uns ist die Auflösung der Familie nach den Generationen schon sehr weit fortgeschritten; und hier vereinsamt das Alter, indem die Kinder nach einander aus dem Haus gehen. Die junge Generation hat mehr Freiheit, die alte weniger Sonne. Aber für eine rasch fortschreitende Gesellschaft ist ja wohl die ungehemmte Beweglichkeit der jungen Generation wichtig.

# Literatur und Kunst.

## Aus meinen Erinnerungen.

Von Professor Herman Wichmann (Rom).*)

Wie auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Feilner-Straße in Berlin nach dem berühmten Keramiker Tobias Christoph Feilner, meinem Großvater, benannt wurde, so ließ König Wilhelm I. aus eigenster Initiative eine Straße Berlins mit dem Namen Wichmann und zwar nach meinem Vater belegen. Dieses den Künstler ehrende Denkmal ist ihm gewiß unter vollständiger Zustimmung seiner Fachgenossen geworden; denn obgleich Ludwig Wichmann nicht in die Reihe der großen erfindenden Meister zu setzen ist, wie Thorwaldsen, Rauch, Cornelius, Schinkel und andere Koryphäen der verflossenen, großen Kunstperiode der Neuzeit, so blieb er doch in einem Genre unübertroffen: er war nämlich einer der größten Physiognomiker seiner Zeit, und seine Büsten haben unzweifelhaft europäischen Ruf erlangt; sie bildeten seine Hauptforce. In sonstigen Arbeiten, die größtentheils anmuthige Figuren oder Gruppen in idyllischer Art darstellten, herrschte vor Allem ein ungemeiner Liebreiz, während das Heldenhafte, Großartige außerhalb seiner Sphäre und Kraft lag.

Unter den Bekannten der Eltern waren bedeutende Persönlichkeiten, deren Namen in der deutschen Geschichte unvergänglichen Klang haben, wie da sind: Hegel, Gans, Marheineke, A. W. Schlegel, Ranke, Thorwaldsen, Gottfried Schadow, Rauch, Tieck, Begas, Wach, Timm, Rother, Maaßen, Spontini und Andere. Als Intime konnten freilich viele von ihnen nicht gelten. Alle indeß kamen in's väterliche Haus und sämmtliche Physiognomien stehen mir noch lebhaft vor Augen. Auch einiger mir noch erinnerlicher nennenswerther Frauen, deren Namen in jener Friedensepoche sich eines weittönenden Klanges erfreuten, will ich Erwähnung thun.

Mein Vater modellirte die Büste der damals weltberühmten Sängerin Henriette Sonntag. In einer der Sitzungen hob sie mich kleinen Jungen auf, küßte mich und äußerte: „Damit, wenn du einmal groß bist, du dich rühmen kannst: „„Die berühmte Sonntag hat mich geküßt.““ Da ja nur wir alten Leute uns dieser außerordentlichen Erscheinung noch erinnern können, so möchte ich der jüngeren Generation kundthun, daß sie zu jenen Phänomenen gehörte, an welchen äußerlich die Jahre spurlos vorübergehen. Sie starb als Matrone in wunderbarer jugendlicher Schönheit; hätte man es nicht gewußt, so hätte man sie in ihren letzten Tagen ebenso gut für zwanzig als für sechzig Jahre alt halten können.

Mein Onkel Begas, der berühmte Porträtmaler, fertigte das später epochemachende lebensgroße Bild Fanny Elßler's an, einer Tänzerin, die damals in Europa die Bühnen beherrschte. Er ließ sie auf Blumen tanzen, im weißen Gewande, von hellem Sonnenschein beleuchtet. Wohin ist das wundervolle Bild gekommen? Das Atelier des Künstlers, das ich als Kind mit meiner Mutter besuchte, befand sich damals in dem Palais des Prinzen Albrecht am Ende der Kochstraße. Ich füge beiläufig hinzu, daß Therese Elßler, die Schwester der Gefeierten, in regelrechte Ehe mit dem Prinzen Adalbert von Preußen trat, welche Vereinigung, wie dies bei dergleichen Bündnissen wohl selten der Fall ist, eine sehr glückliche war.

Auch sah ich Bettina von Arnim in der Werkstatt des Vaters. Wie ich später erfuhr, arbeitete sie an einer Skizze für ein zukünftiges Standbild Goethe's und Schiller's. Mein Papa war ihr bei der Modellirung behülflich, da sie keine Uebung besaß, den Thon zu kneten. Aber noch lange Zeit hinterher behauptete er, daß ihre Idee zum Monumente die allerphantasiereichste gewesen sei und die Rauch's und Rietschel's in den Hintergrund gestellt hätte. Ein solches Urtheil ist allerdings immer relativ, doch aus dem Munde eines bedeutenden Künstlers von nicht geringem Werthe. Nach Jahren sah ich noch den Gipsabguß der Skizze; wohin er gelangt ist, weiß ich nicht; die Composition steht mir noch dunkel im Gedächtniß.

Die Majorin von Paalzow will ich noch citiren, die Schwester Wach's, der damals durch sein Bild „Judith“ Epoche machte, die bekannte Verfasserin der Romane „Godwie Castle“, „Saint-Roche“ und „Thomas Thyrnau“. Sie war damals in Berlin eine vielgesuchte Persönlichkeit, in allen geistreichen Cirkeln fand man sie am Theetisch, auch im kleinen Kreise sah ich sie oft im elterlichen Hause. Sie ließ sich gern als höheres Wesen anstaunen, was besonders auch von mir geschah, denn einzelnes aus ihren Werken für meine Kindesseele Geeignetes hatte mir die Mutter erzählt, und viele Thränen waren darüber von mir vergossen worden.

Im Jahre 1838, ich war damals ein fünfzehnjähriger Knabe, war meine Mutter genöthigt, wegen ihrer schwächlichen Gesundheit die Bäder in Ischl zu gebrauchen, wohin der Vater und wir drei Söhne sie begleiteten. Der Aufenthalt war auf sechs Wochen angesetzt, und eine Erholung that nach immerhin eifrigem Studium uns Allen gut. Da sah ich zum ersten Male die Alpen, die ich nachher so oft überschreiten sollte und von denen ich schon so oft geträumt. Bei meiner Besichtigung des Mozarteums eröffnete mir der Archivar, daß Mozart's Wittwe, 83 Jahre alt, hier in Salzburg lebte. Sofort war der Entschluß gefaßt, sie aufzusuchen; wir, die Eltern und ich, machten uns zu ihr auf den Weg; die Brüder, welche kein besonderes Interesse, weil sie noch zu jung waren, für diese Merkwürdigkeit zeigten, blieben zurück. Bekanntlich hieß jetzt die alte Dame Frau Etatsräthin Nissen, nach ihrem zweiten Gemahl, den sie auch überlebt hatte. Sie wohnte nahe dem bischöflichen Palaste in einem Hause, wo Mozart lange mit seinen Eltern und Geschwistern verweilt hatte. Auch Michael Haydn soll später hier längere Jahre sich aufgehalten haben. Die hochbetagte Frau nahm uns freundlich auf und machte den Eltern einen sehr angenehmen Eindruck, sie war so gütig zu uns, daß mein Papa immer dreister wurde und zuletzt um einen Papierschnitzel, von Mozart's eigener Hand beschrieben, bat. Die Mama schilderte zu gleicher Zeit der Greisin meine schwärmerische Liebe zu dem himmlischen Musiker, und wie ich stets gerührt sei, wenn man nur seinen Namen nenne. Es mochte der alten Frau wohl scheinen, als ob dies Alles seine Richtigkeit hätte, denn sie stand auf, ging an einen Secretär, kramte lange unter Papieren, sah sich diesen Zettel, jenen Zettel an und kam zuletzt mit einem kleinen Blättchen zurück, welches sie mir mit den Worten übergab: „Halten Sie es werth!“ Es war eine Cadenz zu dem Mozart'schen Clavier-Concert in C dur, von ihm selbst aufgesetzt. Als ich sie in Händen hatte und sie überlas, so rannen mir, kindlich und enthusiastisch, wie ich war, die Thränen über die Backen,

*) Der Nestor der deutschen Künstler in Rom sendet uns seine nur in wenigen Exemplaren als Manuscript für Freunde gedruckten Erinnerungen: „Frohes und Ernstes aus meinem Leben“, woraus wir obige allgemein interessante Mittheilungen entnehmen dürfen. Der heute 75jährige Verfasser, Schüler von Mendelssohn, Taubert und Spohr, der schon in jungen Jahren als Componist Aufsehen erregte, mußte 1850 infolge eines Nervenleidens und Augenübels seiner öffentlichen Thätigkeit entsagen und lebt seither, trotz seiner schon länger als eine Generation dauernden Krankheit, künstlerisch und literarisch thätig in Italien. Er hat sich in allen Musikgattungen, außer der Oper und dem Oratorium, versucht und gegen sechzig Opera veröffentlicht, die viel Schönes enthalten. Dem Schriftsteller hat kein Geringerer als Altmeister Theodor Fontane „ein ausgesprochenes literarisches Talent“ zuerkannt. Seine drei Bände „Gesammelte Aufsätze“ enthalten neben den Büchern von Hehn und Gregorovius mit das Beste, was über Italien geschrieben worden ist. Bekannter ist sein hochinteressanter Briefwechsel mit Victor Hehn (Stuttgart, Cotta Nachf.) geworden. Hoffentlich entschließt sich Professor Wichmann, auch seine Lebenserinnerungen dem großen Publicum zugänglich zu machen. Unsere Leser werden sich gewiß in diesem Wunsche mit uns vereinigen. D. Red.

und dankbar über alle Maßen umarmte ich die alte Frau zu wiederholten Malen. Diese ganze Scene ging in Gegenwart einer Urnichte der Frau Mozart vor, welche bei unserem Eintreten an einem altmodischen Clavier gesessen und geübt, dann aber sich erhoben und unserem Gespräche zugehört hatte. Ich erinnere mich, daß mein Vater meinte, sie gliche Mozart. Es war ein hübsches Mädchen, das viel lachte und mit Anmuth seine kleinen Bemerkungen dem Gespräche hinzufügte. Bei der Trennung umarmte meine Mutter beide Damen und ließ der lieblichen Enkelin einen kleinen orientalischen Shawl zurück, die sich ihn von der Schulter nahm. Mit kindlicher Freude und Naivetät wurde er angenommen. —

An einem ihrer Gesellschaftsabende wurden die Eltern auch von Felix Mendelssohn besucht; bei dieser Gelegenheit will ich eine Anekdote erzählen, welche alle Anwesenden herzlich lachen machte: Mendelssohn interpellirte mich über die nächste musikalische Preisausschreibung für die akademischen Eleven. „Wir haben ein Symphonie-Thema erhalten", erwiderte ich, „auf welches wir einen Instrumentalsatz für Großorchester bauen sollen." „Ei der Tausend!" sagte Mendelssohn, „welche künstlerische Erfindungsgabe besitzt die Königlich Preußische Akademie! Welche Genialität, welcher Reichthum gehört nicht dazu, seine Themata zu verschenken! Habe ich einmal ein gutes Thema erwischt, — denn eine blinde Henne findet ja auch ein Gerstenkorn —, so gebe ich's bei Leibe meinem liebsten Bruder nicht."

In diese Zeit fällt die Erscheinung Liszt's, der gleichfalls im elterlichen Hause verkehrte. Als er einstmals zu Tisch mit einigen seiner Freunde geladen war, kam er als der Erste durch ein Mißverständniß eine Stunde zu früh. Da glaubte er den Eltern eine Freude zu machen, wenn er mich aufforderte, vierhändig mit ihm zu spielen. „Pour dissiper le temps" — sagte er, indem er einen auf dem Clavier liegenden, vierhändige Stücke enthaltenden Band aufschlug und dann den hartholzigen Flügel des Fabrikanten Florschütz mit der von ihm gewählten Ouverture zu Spohr's Faust unter meiner Mitwirkung bearbeitete. Er spielte den Baß, ich die Oberstimme. Dann mußte ich ein Stück allein vortragen, wozu ich ein Capriccio wählte, von mir componirt, welches ich ein paar Tage vorher im Saale der Akademie zum Geburtstag des Königs, wo regelmäßig die alljährliche Prüfung der Eleven stattfand, mit Orchesterbegleitung öffentlich executirt hatte. Ich wurde damals prämiirt und sehe noch das zufriedene, lächelnde, mir zunickende Gesicht meines Vaters, als der Vicedirector Wach mir die akademische Belohnung, in musikalischen Werken bestehend, überreichte. Das Datum, an welchem ich mit Liszt musicirte, ist mir darum im Gedächtniß geblieben, weil es unser gemeinsamer Geburtstag, nämlich der zweiundzwanzigste October war.

Und hier fallen mir einige Lisztianer ein, welche ich wegen des für den großen Virtuosen noch regen Interesses nicht auslassen will. Der später sehr berühmt gewordene Pianist, Director des bekannten musikalischen Instituts in der Dorotheenstraße zu Berlin, Kullack, brachte eines Vormittags dem im Hotel de Russie mit seinem Freunde Lefèvre aus Köln wohnenden Liszt eine seiner Transcriptionen für Clavier zur Ansicht. Noch mehrere Besucher, unter ihnen auch ich, waren zugegen. Das nicht sehr geräumige Zimmer füllte Cigarrendampf. Der Gefeierte selbst hatte eine halbfußlange schwarze Cuba im Munde und bot jedem Eintretenden gleichfalls von dieser Sorte an. In der heitersten Stimmung forderte er Kullack auf, seine neue Composition vorzutragen; man würde sie gerecht und milde recensiren. Jener aber antwortete: „Jetzt, wo alle Welt nur Ihren Tönen lauschen will, müßten Sie eigentlich mein Stück produciren!" Da hätte man das Unglaubliche sehen und hören können! Ohne einen Augenblick zu zögern, setzte sich Liszt an den Flügel und spielte a prima vista eine Composition von so eminenter Schwierigkeit, daß es schier an's Wunderbare grenzte. Kullack aber stand zitternd daneben, nur in Angst, den richtigen Moment des Notenumschlagens nicht zu treffen, den zu verfehlen leicht war. Wie Humboldt Bücher las, indem er sie sozusagen langsam durchblätterte, durch einen Blick sich den Inhalt einer Seite zu eigen machend, ebenso las der eminente Pianist Musik. Gewöhnliche Spieler sehen einen Tact, Liszt sah zwei bis drei Zeilen voraus. Man möchte fast sagen, daß in dieser mechanischen Fertigkeit beide große Männer etwas mit dem Rechenkünstler und Taschenspieler Dase gemein hatten, der, wenn man ihm einen Teller Erdbeeren hinhielt oder ein Ziegeldach zeigte, mit einem Ueberblick wußte, wie viel Erdbeeren und wie viel Ziegel. Auch eine andere noch wenig bekannte Merkwürdigkeit will ich kundgeben. Felix Mendelssohn erzählte eines Abends vor mehreren jungen Musikern, indem er die unglaubliche Fähigkeit Liszt's im Vomblattspielen feststellen wollte, daß derselbe sein, Mendelssohn's D-moll-Concert für Pianoforte im Gewandhause zu Leipzig und zwar aus der Partitur öffentlich vor einem großen Publicum vom Blatt gespielt habe. Wie dies zuging, weiß ich nicht mitzutheilen; daß es aber geschehen, daran ist kein Zweifel.

Auch einer Soiré im Mendelssohn'schen Hause, Leipzigerstraße 2 in Berlin, als Liszt in der Stadt noch nicht aufgetreten war und Mendelssohn ihn zum ersten Male hörte, entsinne ich mich. Solo- und vierhändiges Spiel (Liszt und Mendelssohn) wechselten ab. Noch sehe ich die Arme und Hände des Ersteren in der Luft umherfliegen und zwar wie Waschlappen, so leicht, als ob kein Knochen im Handgelenk wäre. Mendelssohn ging öfter im Zimmer auf und ab, alle Zuhörer wie ein Bezauberter anredend: „Kann der spielen, kann der spielen!??" Und immer wieder schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. Ich sehe Liszt dann in der väterlichen Wohnung auf einem Balle um Mitternacht auf kurze Zeit erscheinen, wo er beim Cotillon den Damen die Gewinne austheilte, welche auf dem Tische in der Mitte des Saales aufgestellt waren. Die jungen Mädchen waren natürlich sämmtlich in ihn verliebt und manches von seiner Hand überreichte Andenken und Bouquet ist gewiß Jahre hindurch als Heiligthum verehrt worden. Mein Vater formte einmal seine Hand ab; sie war mehr ein Curiosum als edel gezeichnet; die Spannung, wenn er den Daumen und kleinen Finger mit einer gewissen Anstrengung so viel als möglich auseinander brachte, war eine enorme; auch konnte er das Handgelenk so schlapp machen, daß bei einer Schwingung der Hand deren Oberfläche auf den Arm klatschte. „Hierin", so sagte er, „liegt die Hauptforce jeder Virtuosität: leichtes Handgelenk."

Ueber die sonstigen Vorfälle seines damaligen Aufenthaltes in Berlin könnte man Bücher schreiben. Sie stehen übrigens mehr oder weniger in jeder Liszt-Biographie. Die Leute waren verrückt geworden, man zerfetzte die weißen Glacéhandschuhe, welche er beim Beginn jedes seiner Concerte auszog, um sich davon ein Stück Leder als Reliquie zu bewahren; die Studenten gaben ihm Commerse, man arrangirte große Schlittenfahrten durch die Stadt, Deputationen von Nah und Fern nahmen kein Ende. Im späteren Leben sah ich ihn noch mehrere Male, doch nur vorübergehend. Einmal machte ich eine Whistparthie mit ihm zu Leipzig in irgend einem Hotel, an welcher auch David, der Concertmeister, Theil nahm. Es war zu dieser Zeit eine große Künstlermenge zu den ersten Aufführungen des Tannhäuser zusammengeströmt, auch wurde eine neue Symphonie des Franzosen Gouvy probirt. Da sie sehr zahm, sich mehr dem älteren Stile Mozart's und Haydn's zuneigte, war sie für Liszt von keinem Interesse. Immer aber blieb er der wohlwollende, formvolle Mensch, der nie sein Mißfallen merken ließ, wenn eine Arbeit nach bestem Wissen und Willen geliefert worden war. Wo indeß Lodderigkeit und Effecthascherei zu erkennen, da konnte er bös werden und kannte keine Schonung.

In Halle sah ich ihn mit der Fürstin Wittgenstein und einer seiner Töchter im Hofe des Gasthauses „Zum Kurfürsten" frühstücken. Es war an einem schönen Frühlingsmorgen. Robert Franz war von ihrer Gesellschaft, und auch ich, als ich von ungefähr vorüberging, wurde zur Theilnahme am Mahle eingeladen, doch ich weiß nicht gleich, weßhalb ich refüsiren mußte.

Erst nach dreißig Jahren und länger traf ich Liszt in Rom wieder. Ueber eine jener Zusammenkünfte habe ich in meinen „Gesammelten Aufsätzen" ausführlich berichtet. Dieselbe fand in den Gemächern der wegen ihrer Schönheit berühmten Donna Giovannina Lezzani, späteren Signora Ramacciotti statt. Auch konnte man ihn oft in den Straßen der ewigen Stadt herumschlendern sehen. Er war doch zuletzt ein sonderbarer Kauz geworden. Ob er sich über die Welt oder diese sich über ihn lustig machte oder welche Absichten er sonst mit seinem seltsamen Benehmen bezweckte, wer will es wissen? Sein ganzes Wesen war weit entfernt von dem eines Tartüffe oder gewöhnlichen Pietisten, dennoch ging er in der Via del babuino mit einem Gebetbuche in der Hand, ein ander Mal freilich wieder auf dem Corso in einem socialistischen Zeitungsblatte lesend, immer in seinem Abbaterock. Bei festlichen Gelegenheiten trug er sogar hin und wieder ein goldenes Kreuzchen um den Hals. Er lebte zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Klöstern, unter den Mönchen, dann wieder hatte er einen Schwarm von Schülern um sich versammelt, mit welchen er, wie einst Rafael, durch die Straßen zog. Ueberhaupt konnte Liszt nicht allein sein, und wo er auch eintraf, sofort bildete sich ein Kreis um ihn, welcher Idolatrie mit ihm trieb, ohne die er nun einmal nicht zu existiren vermochte. Der größte Virtuose aller Zeiten, mehr oder weniger interessanter Componist, war und blieb er immer eine Zwittergestalt. Und diese beiden Naturen in ihm veranschaulichten sich nicht allein in seiner Kunst, sondern auch im Leben. Er konnte wunderbar spielen, wunderbar fühlen; wunderbar Schönes musikalisch erfinden, zu gleicher Zeit aber in diesen drei Branchen Schauderhaftes produciren und war ohne alle Gewissensbisse. Ebenso soll er als Mensch gewesen sein, näher habe ich ihn ja nie gekannt — eine Natur Engel und Teufel zu gleicher Zeit. Dennoch war er im Vergleich mit seinem großen Freund Wagner ein Gentleman durch und durch.

Das Pariser Conservatorium genoß in den dreißiger Jahren eines europäischen Rufes, einem Nicht-Musiker aber, der nicht wußte, daß mehr der reproducirende Theil der Musik dort zur Vollendung gelangt war, gab solche Annahme eine irrige Vorstellung; auch mein Vater dachte, ein Eleve könne da Alles erlernen, auch deutsche Composition. Aber, wie falsch! Dies kann nur in Deutschland geschehen, wo allein die große Schule unserer Classiker mit richtigem Verständniß interpretirt wird. Dessen ungeachtet faßte der Vater den Plan, mich auf einer projectirten Reise nach Paris mitzunehmen, dann auf zwei Jahre dort zu lassen, und glaubte damit den Nagel auf den Kopf zu treffen. Im Februar 1843 reisten wir, d. h. unsere ganze Familie in Gemeinschaft mit meiner Tante Kunde und ihren Kindern, außer Bruder Ernst, der in München bei Kaulbach sich als Maler ausbildete, nach Paris ab. Wir hatten zwei Wagen Extrapost; von Eisenbahnen nach Frankreich war noch nicht die Rede; erst vereinzelte Strecken derselben tauchten auf. Es war Winter, die Eltern wollten noch einen Theil der Pariser Saison mitmachen und reisten daher im Februar ab. Wir froren oft gewaltig, und da während der ganzen Reise die Maxime herrschte, welche auch die meiner Tante war, am Essen zu sparen, so nannten wir Jungens spottend diese Fahrt den Uebergang über die Beresina. Gewöhnlich lebten wir den Tag über in den Stationen von Kaffee und Butterbrod, welche Mahlzeit sich im nächtlichen Absteigequartier wiederholte. Als meine Cousine sich einst über Hunger beklagte, meinte deren Mutter, es sei dies kaum möglich, da man erst vorgestern Mittagbrod gegessen hätte.

Kassel, welches wir passirten, konnte natürlich nicht wieder verlassen werden, ohne daß ich mit meinem Vater Spohr aufsuchte. Da wir gehört hatten, daß der Altmeister gewöhnlich schon um 6 Uhr bei der Arbeit saß, so scheuten wir uns nicht, ihm um 8 unsere Visite zu machen, denn auf 9 war die Weiterreise festgesetzt. Mein Vater gab ihm zu wissen, daß vor einigen Monaten eine Symphonie für Orchester von mir aufgeführt worden sei: „Also gleich an das Höchste hat sich Ihr Sohn gewagt?" antwortete Spohr. Erstaunt war er aber, als ihm eröffnet wurde, daß ich in das Pariser Conservatorium eintreten sollte. Er machte kein Hehl daraus, daß diese Idee eine unglückliche sei; man spiele zwar dort vortrefflich Violine, er müsse dies anerkennen, obgleich die deutsche Geigenschule mit dem breiten Strich, wie er sie erfunden, daselbst nicht cultivirt würde; aber deutsche Art zu componiren lehre man nicht. Wollte ich etwas Rechtes lernen, so solle ich in das neue von Mendelssohn gestiftete Conservatorium zu Leipzig eintreten, wo ausgezeichnete Lehrkräfte wie Hauptmann, Moscheles, Schumann und Mendelssohn selbst für die Vortrefflichkeit des Unterrichts bürgten. Nun fielen meinem Vater die Schuppen von den Augen, und er stimmte sofort Spohr bei. Ich will aber gleich kund thun, daß dieser ganze Plan nach unserer Rückkunft von Paris aufgegeben wurde. Bei der Durchreise durch Leipzig stellte es sich nämlich heraus, daß ich in meinen Kenntnissen bereits zu weit vorgeschritten war, um den ganzen Elementarcursus, wie derselbe statutenmäßig für jeden eintretenden Schüler festgesetzt war, noch einmal durchmachen zu müssen. Uebrigens will ich bemerken, daß zwar Spohr von den vorzüglichen Kräften des Leipziger Conservatoriums sprach, aber doch dabei verwechselte, daß Schaffen und Lehren zwei ganz verschiedene Gegenstände sind. Zu jeder pädagogischen Thätigkeit ist eine specielle Anlage nöthig; ja ich möchte sagen, jede praktische musikalische Activität — man verstehe mich wohl, ich meine nicht das praktische Element in der Composition selbst, wie z. B. eine gute Stimmführung, gute Handhabung der Instrumente, Rücksichtnahme auf Athemholen ꝛc. — bestehe nun dieselbe in der Wiedergabe eines Werkes selbst oder in der Anleitung, dasselbe auszuführen, ist sehr verschieden von der eigentlichen Erfindungsgabe. Beethoven z. B. war ein schlechter Dirigent; ein gewöhnlicher Musiker vermöchte das Orchester besser in Ordnung zu halten als er. Ebenso unfähig, den Tactstock zu führen, war Schumann. Lehren konnte Beethoven gar nicht, während Componisten zweiten Ranges, wie Taubert und Blumner ganz vorzüglichen Unterricht ertheilten. Die Schumann'sche Clavierstunde in Leipzig — er hatte die oberste Classe unter sich — war das non plus ultra von Lächerlichkeit, was man sich nur denken konnte. Ich führe eine solcher Stunden dem Leser dramatisch vor und bemerke dabei, daß mehrere Schüler die Aufgabe hatten, ein und dasselbe Stück, gleichsam mit einander rivalisirend, der Reihe nach dem Meister vorzutragen.

Erster Pianist hat vollendet und sieht Schumann fragend an. Schumann (nachdem er während des Spiels leise auf und abgegangen und aufmerksam zugehört hatte): „Mein bester Freund, Sie hätten wohl diesen Satz besser spielen können." Lange Pause. Zweiter Pianist trägt das Stück mit ziemlicher Bravour vor und scheint ein anerkennendes Urtheil zu erwarten. Schumann: „Ja, ja, mein lieber Freund, es ist schwer, es ist schwer." (Lange Pause.) Dritter Pianist spielt mit ungefähr derselben Virtuosität, wie die beiden ersten, nicht besser, nicht schlechter. Schumann ist merkwürdiger Weise durchaus nicht durch dieses Spiel gelangweilt, sondern hört auffällig, besonders aufmerksam einzelnen Tönen zu. Am Ende des Stückes fragt er ganz naiv, ohne sich weiter auf eine Kritik der Execution einzulassen, sowohl den Spieler als auch die beiden anderen noch im Zimmer befindlichen

Pianisten, ob ihnen nicht aufgefallen sei, wie bei dem Anschlagen des Tones Fis, immer die eine der Fensterscheiben mitgeklirrt hätte, dies wäre doch sonderbar. In dieser Art ging die Clavierstunde fort, der ich allerdings nicht selbst beigewohnt habe, welche mir aber mein Freund Louis Ehlert treu geschildert. —

Von weiteren Ereignissen der winterlichen Reise schweige ich und versetze den Leser sofort nach Paris. Von den Persönlichkeiten, mit denen mein Vater Verkehr hatte, nenne ich den berühmten Architekten Hittorp, einen Deutschen, den Erbauer von St. Sulpice. Er und seine liebenswürdige Frau hielten einmal in der Woche offenes Haus und ich erinnere mich dieser Soiréen mit vielem Vergnügen, denn mancher interessante Mensch begegnete uns daselbst. Ich führe den Bruder des berühmten Malers David, dieses wüthenden Jakobiners und Freundes Robespierre's, an. Er war Bildhauer und in seiner Jugend mit meinem Vater in dem Atelier von Bosio, einem bedeutenden französischen Künstler, unterrichtet worden. Aus dieser Werkstatt rührt das Haut-Relief her an der Einfahrt in die Tuilerien, welches Wichmann unter der Aegide seines Meisters erfand und lieferte. Ob es nach dem Brande durch die Commune noch besteht, wer weiß es?

Ich nenne ferner den Banquier Leo, wo allsonntäglich Abends Chopin spielte. Der kleine, unansehnliche Mann saß zusammengekauert am Pleyel'schen Flügel; (er spielte nie auf einem andern). Ein naher Kranz von Damen, ein weiterer von Herren umgab ihn. Er war überaus liebenswürdig und jeder seiner Bewunderer hatte das Recht, den Wunsch nach einem bestimmten Stück zu äußern. Er gab nur eigene Compositionen, welche er bei seinem eminenten Gedächtnisse insgesammt auswendig wußte. Da hörte man bitten, „Ach diese Mazurka", dieses „Notturno", diese „Ballade", diese „Etüde", dieses „Impromptu", dieses „Scherzo", und immer mit der gleichen Bereitwilligkeit und Unermüdlichkeit flossen die reichen musikalischen Gaben aus dem schöpferischen Füllhorn des in seiner Art einzig dastehenden Claviercomponisten. Wie es zuging, daß Leo der Begünstigte war, der den kleinen Mann ganz regelmäßig jede Woche bei sich sah und dabei allen Freunden des Hauses die bestimmte Versicherung geben konnte, daß Chopin unbedingt bei ihm spielen würde, weiß ich nicht. Vielleicht waren hier finanzielle Verhältnisse, welche unsern Künstlern an den reichen Banquier fesselten, maßgebend. Ueber des großen Virtuosen Spiel zu sprechen, wird man mir erlassen, seine Eigenart ist zu genau bekannt; ich will nur noch betonen, daß ich wie berauscht von seinen Leistungen war.

Der Neffe Leo's, der berühmte Porträtmaler Heinrich Lehmann, der spätere Director der französischen Akademie, war gleichfalls eine ständige Person in dieser Gesellschaft. Obgleich ein Deutscher, war er im Jahre 1870 einer der größten französischen Chauvinisten und Feind seines Vaterlandes. Von ihm hingen im Musiksaale zwei vorzügliche Bilder aus Leo's Familie, und viel wurde zu jener Zeit gestritten, ob diese oder das eben angefertigte Bild von Ingres' „Cherubini" den Vorzug verdiente.

Ich will auch nicht den Besuch zu erwähnen vergessen, den ich dem alten Auber in der Rue St. George mit meinem Vater abstattete. Jener war damals Direktor des Conservatoriums, schon sehr bejahrt, dessenungeachtet, wie man sich in's Ohr raunte, ein großer Damenheld. Es ging das ungeheuerliche Gerücht in Paris um, daß alle Aspirantinnen für irgend eine Stelle im Conservatorium einen Stein mehr im Brett bei ihm hätten, sobald sie seinen Liebesbetheuerungen Gehör schenkten. Wir fanden Auber in einem eleganten Schlafrock, auf einem eleganten Sessel, in einem noch eleganteren Zimmer mit elegantester Ausstattung. Mein Vater hatte vom Königlichen Oberbibliothekar und Besitzer der damaligen Spener'schen Zeitung, Spieker, der alle Frühjahr von Berlin nach Paris reiste und ein intimer Freund Auber's zu sein sich schmeichelte, einen Empfehlungsbrief mitgenommen. Wir wurden denn auch sehr freundlich von Auber empfangen; Plätze für die Sonntagsconcerte im Conservatorium von 12—2 wurden uns angeboten und die Loge des Componisten in der Opéra comique theilweise zur Disposition gestellt. Auch in der italienischen Oper hatte Auber mehrere Plätze gratis im ersten Range, die selten von ihm benutzt wurden, weßhalb er uns die Freibillets auf mehrere Wochen hin einhändigte. Hier hörte ich denn die europäischen Größen, die noch jetzt von Allen, die einst ihre Kunst bewunderten, als die letzten Repräsentanten der nicht mehr existierenden antiken bolognesischen Gesangsschule betrachtet werden können: Tamburini, Lablache, Mario, die Grisi, Persiani, Borgo-Mani bildeten ein Ensemble, wie man es später wohl nie wieder vernommen hat. Der Vorzug vor Allen gebührt Lablache, dem nie Uebertroffenen; er war zu gleicher Zeit einer der größten Schauspieler und zwar von einer Vielseitigkeit, wie man sie nur bei solchen ersten Ranges antrifft. In den Aufführungen des Conservatoire, wo ausschließlich deutsche Musik gegeben wurde, sang Pauline Viardot-Garcia, die allberühmte Schwester des allberühmten Gesanglehrers, der uns die größte Sängerin, die in ihrer Eigenart je gelebt, Jenny Lind, dadurch geschenkt hat, daß er ihr einmal bei ihrer damals ermüdeten Stimme ein gänzliches, langes Schweigen auferlegte, dann, daß er ihr die richtige Verbindung ihrer Stimmregister und überhaupt den mechanischen Theil der Kunst, den auch der größte Künstler im Schweiße seines Angesichts erlernen muß, mit seiner unvergleichlichen Methode beibrachte. Hätte der Zufall damals Jenny Lind nicht zu ihm geführt, so würden wir dieses Meteor nie bewundert haben. Auber trug uns die herzlichsten Grüße an Spieker auf und entließ uns nach einigen Plaudereien auf's Freundlichste. Wiedergesehen habe ich ihn nicht, denn er ließ sich, wie ich glaube, bei einem abermaligen Anklopfen verleugnen, wußte er doch wohl eigentlich nicht recht, was er mit uns anfangen sollte. Er starb nach langen Jahren, ein Neunziger, unter der Commune.

Ich gedenke noch der Rachel, die ich in Phädra von Racine anzustaunen Gelegenheit hatte und deren Büste zu machen mein Vater sich bei einigen Kunstfreunden angeboten. Da Wichmann gerade in diesem Genre der Bildhauerei unübertroffen dastand, so acceptirte die Künstlerin gern. Auf diese Weise konnte auch ich mich ihr persönlich nähern, da mein Vater mich zu den Sitzungen, welche in ihrem Hause stattfanden, mitnahm. Sie wurden sozusagen öffentlich gehalten; ich führe nur an, daß Leopold von Ranke und Ludwig Rellstab, die damals Beide in Paris verweilten, gleichfalls zugegen waren, außerdem sah ich dort den Grafen Walewski, den späteren Minister Napoleons III., einen natürlichen Sohn des ersten Kaisers, dann den Prinzen Joinville, den Sohn Louis Philipps. Es war notorisch, daß beide von ihr begünstigt wurden; auch erfreuten sich diese verschiedenen Monarchengeschlechter je eines Abkömmlings von einer und derselben Mutter.

Die Rachel-Felix als Schauspielerin zu charakterisiren, unterlasse ich, wie ich ja auch Chopin's gleichfalls nur in seiner Erscheinung Erwähnung gethan. Die Kritik über die große Künstlerin ist erschöpft. Aber Eins will ich sagen: sie war nur erhaben und Alles mit sich fortreißend im Grausen-Erregenden, im fanatischen Ausdruck. Schrie sie in der Maria Stuart: „J'ai poussé le poignard dans le coeur de l'ennemi", so war dies ein Augenblick, wo das Publicum erst eiskalt wurde und dann in einen frenetischen, anhaltenden Beifall ausbrach. Mildere Gefühle, wie Verzeihung, Vergessen des ihr zugefügten Leides, Ergebung in den Willen des Höchsten, die waren dieser dämonischen Seele fremd. Ihr Mund trotz ihres wundervollen Organs war nur zum Entsetzen geschaffen. Eine der größten Schauspielerinnen, hat sie doch nie die Größe und Vielseitigkeit der Ristori erreicht.

Noch einmal hatte ich Gelegenheit, mit Chopin zu sprechen, indem ich mich nach seiner Wohnung Chaussée d'Antin begab, um ihn zu ersuchen, mir einige Clavierstunden zu geben. Obgleich er einen Louisd'or für die Lection nahm, meinte mein Vater doch, ich müsse die Pariser Zeit nicht vorüber gehen lassen, ohne einige Anweisungen von den großen Meister mit in die Heimath zu nehmen. Chopin fragte mich, bei wem ich bisher Unterricht gehabt, ob ich ihm etwas vorspielen könnte und wie lange ich in Paris bliebe. An der letzten Frage scheiterte die Sache; er meinte, es lohne nicht der Mühe, bei einem so kurzen Aufenthalte zu beginnen; auch schien er froh darüber zu sein, daß er über mein Vorspielen hinwegkam.

---

## Die Placatkunst.

Von Franz Servaes.

Das Placat ist entschieden der Liebling unserer jüngeren Künstler geworden. Es fängt schon an und tritt revolutionirend auf. Nicht bloß auf Buchdeckeln finden wir es wieder und in den Buntdrucken modernster Zeitschriften, auch in der „großen" Malerei hinterläßt es bereits Spuren, und vielleicht stehen wir vor einer großen Stil-Reformation, zu der das Placat den Anstoß geben wird. Das Placat ist in der That an einem entwickelungsgeschichtlich so überaus günstigen Zeitpunkt hervor getreten, daß es die Errungenschaften eines ganzen Zeitalters in seinen scheinbar disparatesten Bestrebungen in sich aufnehmen, verarbeiten und gleichsam auf ihrem letzten, durchgesiebten Ausdruck bringen konnte. Es giebt keine Strömung der letzten dreißig Jahre, die nicht so oder so in's Placat eingemündet wäre — nicht als ob sie damit endgiltig verschwunden wäre (Gott sei Dank nicht!), aber sie hat doch gleichsam ihren schlimmst-besten Extract dorthin abgeben müssen. Naturalismus, Realismus, Mysticismus, Phantastik, decorativer Chic und rein-ornamentale Stilisirung, decadenter Impressionismus und hieratisch-starrer Archaismus, caricaturistische Laune und heiter tanzendes Leben, extremer Colorismus und puritanisch-strenge Schwarzweißkunst, ganz besonders aber Alles, was irgendwie mit dem Japanismus zusammenhängt — — Alles, Alles hat von seiner Kraft an den modernen Placatstil abgegeben und damit die wunderlichste Ausgeburt unseres bizarren Zeitgeistes schaffen helfen. Das Blut des modernen Placatkünstlers ist mehr als irgend ein anderes „ein ganz besonderer Saft", eine aus Himmels- und Höllenkräften zusammengebraute Mixtur, Extrait double aller raffinirt ersonnenen Elixire, mit einem Geruch manchmal wie von Krankheit, doch insgemein von einer solch' sprudelnden Vergnügtheit, wie sie nur die gesunde Lebenskraft schenkt. Was bisher unserem Zeitalter am Wenigsten gelungen war: hier ist ein Stil geschaffen! — einer, wie ihn keine andere Zeit gekannt hat, ganz nach dem Ebenbilde unserer widerspruchsvollen Gegenwart, nervös, gefällig und überaus prägnant, dabei frei von aller Schablone und bis in's Unglaubliche wandelbar, und somit, wie man wohl hoffen darf, entwickelungsfähig. Es ist weiter für unsere Zeit überaus charakteristisch, daß der Anstoß zu diesem neuen Stil von Seiten der — Reclame gekommen ist, und es käme nur darauf an, ihn von der Reclame wieder zu emancipiren. Er soll sich nach eigenen innewohnenden Gesetzen ausleben können, vor Allem aber mal ein wenig beruhigen. Mit anderen Worten: Nachdem die Künstler mit ihren kühnsten und seltensten Kräften daran gearbeitet haben, einen Stil für das Placat zu schaffen, der universell-giltig geworden ist, dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo sie das Placat sich selbst überlassen können, um den gewonnenen Arbeitsertrag für größere und bedeutsamere Leistungen fruchtbar zu machen. Das Placat aber, das mit einem so eminenten Kraftaufwand den Händen der Handwerker entrissen worden ist, kann getrost den Handwerkern zurückgegeben werden. Aber diese Handwerker werden nicht nur etwas Neues und Tüchtiges gelernt haben, sondern sie werden in ihrer Art künstlerische Persönlichkeiten sein, frei, erfindsam, beweglich und von einträglichem Stilgefühl. So, hoffentlich, wird's kommen! — oder genauer noch: es wäre gut, wenn es so käme! Denn auf die Dauer ist das Arbeiten für Placat-Unternehmer dem Künstler, der Höheres schaffen kann, durchaus nicht zuträglich. Dieses Geschäft erfordert seine Specialisten — das wird sich immer klarer herausstellen — und denen in's Handwerk zu pfuschen, steht dem unabhängigen Künstler weder an, noch kann es für ihn von Nutzen sein: es muß ihn beirren und von der Klarheit und Reinheit seiner Ziele nicht unbedenklich abziehen. Darum braucht es gewiß keinem Künstler verwehrt zu sein, in einer Stunde übermüthiger Laune auch einmal ein Placat zu machen, nur dem eigentlichen Geschäftsbetrieb, wenn er nicht mit seiner Kraft darin aufgehen will, sollte er gescheitermaßen fernbleiben.

Wie gesagt, dieser Zeitpunkt einer reinlichen Trennung ist wohl noch nicht da, aber er steht uns doch bevor. Und einer vorschauenden Kritik wird es nicht verübelt werden können, wenn sie auf sein Nahen aufmerksam macht. Denn der Kritiker hat mehr zu thun, als bloß das zufällig Bestehende zu rubriciren und allenfalls mit Etiquetten und Werthmarken zu bekleben, er muß auch das Ganze der Kunstbewegung in's Auge fassen, er muß mitunter für den naivschaffenden, den Tagesströmungen arglos hingegebenen Künstler „denken" — das Wort ohne jede Prätension genommen. Er steht gleichsam auf einer Warte, von der er das ganze Getriebe überschaut, und wie er niemals versäumen darf, rückwärts zu blicken, so steht es ihm auch an, ein wenig in die Zukunft zu spähen. Man sagt zwar meist: der Kritiker soll der modernen Kunstbewegung folgen — und gewiß ist das ein schönes Ziel, das schwer zu erreichen und niemals zu vernachlässigen ist. Aber darf er darum nicht auch einmal bei Gelegenheit versuchen, dem momentanen Wachsthum im Geiste voran zu eilen und einige Linien in's Unbestimmte zu ziehen, die vielleicht doch Denen, die vorwärts marschiren, nicht ohne Werth, möglicher Weise sogar wegweisend sind?! Ich wünsche also von Herzen, daß Deutschland in den nächsten Jahren noch eine gute Anzahl Special-Artisten für's Placat an's Licht stellen möge, schon damit jene Anderen, die jetzt schwankend hin- und herpendeln, von diesem Felde des Ehrgeizes sich abwenden und ihre Kräfte reinlicher concentriren lernen. Im Uebrigen aber muß zugestanden und soll hier ausdrücklich betont werden, daß jeder moderne Künstler, weß' Strebens er auch sei, vom modernen Placat reichlich zu lernen hat. Ich denke dabei am Wenigsten an jene Stilfexereien, über die man lächeln mag, so witzig und anmuthig sie sich manchmal auch geberden. Ich denke vor Allem an jene ungemein prägnante Knappheit und Selbstsicherheit des Ausdrucks, die von den Placatkünstlern sowohl für die Farbe wie für die Linie gefunden sind; an das künstlerische Stilgefühl das sich darin verräth; an die Empfindung für Schwergewicht und ästhetische Gliederung. Das sind Vorzüge, mögen sie auch zunächst dem Bedürfniß reclamehafter Fernwirkung entsprungen sein, die doch auch der „größeren" Kunst nicht verloren gehen dürften, zumal diese noch oft Reste von Zerflossenheit in unsicherem Umhertasten, oder von Ueberladenheit und Betonung des Nebensächlichen aufzuweisen hat. Die erzieherische Wirkung, die auf diesem Wege vom Placat ausgehen kann, schlage ich ungemein hoch an, und darum dürfte es, meiner festen Ueberzeugung nach, kein strebender Künstler versäumen, sich mit den Leistungen der neuen Placatkunst nach Möglichkeit vertraut zu machen. Verschiedene Ausstellungen der letzten Jahre haben dazu gewiß bereits das Ihrige gethan, auch sind gute Muster des Auslandes in den modernen Künstler-Ateliers schon ziemlich verbreitet. Wer indeß nach gründlicherer Be-

lehrung suchte und die ganze Bewegung in ihrem Werden und in ihrem Wachsthum zu überschauen trachtete, der stand noch ziemlich unberathen da, wofern er sich nicht auf schwer erlangbare ausländische Publicationen, wie etwa auf die von der Imprimerie Chaix monatlich herausgegebenen „Maitres d'Affiches." zu stützen gedachte. Da darf es denn mit starker ungetheilter Freude begrüßt werden, daß nunmehr auch ein deutsches, wohlunterrichtetes, in seinen Reproductionen direct mustergiltiges Werk über den neuen Kunstzweig vorliegt: Jean Louis Sponsel, „Das moderne Placat". Es ist ein Werk, das eben sowohl unseren künftigen Placat-Artisten, wie auch Denen, die es nicht werden wollen, empfohlen sein möge, vor Allem aber den pp. Auftraggebern, damit sie endlich erfahren, welcherlei Ansprüche sie zu stellen haben, und daß es durchaus nicht nothwendig ist, dem Kunstgefühl in's Gesicht zu schlagen, wenn man auf wirksame Reclame ausgeht. Der Verfasser ist übrigens kein beliebiger junger Mann oder Geschäftsinteressent, sondern ein deutscher Museumsbeamter, Directorial-Assistent am Königlichen Kupferstichcabinet zu Dresden.

Herr Dr. Sponsel geht sehr methodisch zu Werke. Er giebt uns eine dokumentarisch belegte Geschichte des Placats in den verschiedenen Ländern — eine Geschichte, die in den meisten Fällen ein knappes Lustrum umfaßt: aber gerade daraus erkennt man, mit welcher Energie gearbeitet worden ist. Es war nicht anders, als seien mit einem Male die baufälligen alten Dämme von den brandenden Wogen zerrissen und stürmisch überfluthet worden. Eine nicht im Entferntesten geahnte Fülle von Talent ergoß sich plötzlich in das neue Becken. Vielleicht wird man das experimentirende Suchen nach dem passenden Stil noch einmal genauer darstellen und als organischeren Proceß entwickeln können, als dies Sponsel bis jetzt vermocht hat. Doch bringt er auch für diesen Theil der Materie manch' Schätzenswerthes bei, und zumal seinem Hinweis auf den Einfluß der Japaner wird man auf's Lebhafteste zustimmen müssen. Die Stärke des Buches liegt aber in der übersichtlichen Gruppirung des bis jetzt vorhandenen Materials und in den wirklich meisterhaften Reproductionen, die eine genaue Anschauung des Besten bis in weite Kreise hineintragen werden. Doch kann man Sponsel nicht ganz von der deutschen Gelehrtenuntugend der Vollständigkeitsjägerei freisprechen: er bietet manchmal zu viel Detail und weiß nicht immer die markanten Linien von den nebensächlichen mit voller Schärfe herauszuheben. Am wenigsten gelungen erscheint mir seine Behandlung des deutschen Placats. Er weiß zwar die Gründe des Zurückbleibens (Schablonen- und Handwerksbetrieb in den lithographischen Anstalten) überzeugend zu entwickeln, er nimmt aber dann doch gar zu viele Leistungen, die entweder knapp mittelgut sind oder noch keinen ausgesprochenen Placatstil tragen, in seine Darstellung mit hinüber, während er andererseits so beachtenswerthe jüngere Begabungen wie Fidus, Baluschek, Brandenburg gar nicht zu kennen scheint und Andere, wie Hofmann, Lechter, Sattler und selbst Heine, im Verhältniß gar zu kurz behandelt. Es ließe sich daher eine Darstellung des deutschen Placats denken, die sowohl bedeutend mehr Ballast hinauswürfe, wie auch die Contouren schärfer und feiner zöge. So liegt denn der Schwerpunkt des Sponsel'schen Werkes auf der Beschreibung des französischen, belgischen, englischen und amerikanischen Placats, und hier ist wirklich aus dem Buche sehr viel zu lernen. Prachtvolles leisten ganz besonders die Amerikaner, die ja von Haus aus das meiste Genie für die Reclame mitbringen. Die Engländer mögen hie und da (Brothers Beggarstaff) noch radicaler vorgehen, sie wirken aber dann leicht brutal und beinahe plump. Die Amerikaner dagegen zeigen stets einen feinen Kunst-Tic, auch wo sie mit den allereinfachsten Mitteln arbeiten und auf ganz lapidare Wirkungen ausgehen. Welch' ein vorzügliches Placat hat beispielsweise Eduard Penfild für Harper's Augustheft gemacht! Die Schule Steinlen's und wohl auch der Norweger (Munch) ist ja unverkennbar, und trotzdem ist das Blatt eine stolze und selbstständige Leistung. Man kann die Striche zählen, die auf dem Bilde sind, und die Farben erst recht, es fehlt (wie auf griechischen Vasenbildern) jede Andeutung eines Ortes, und doch ist Situation, Stimmung, Umgebung dem Beschauer auf den ersten Blick ohne Weiteres klar. Ein junges Paar sitzt am Strande, sie in weißer Sommerblouse, er, ein wenig zurück, in schwarzem Badetricot. Sie haben sich ein wenig gezankt, und darum starrt sie, stirnrunzelnd, auf's Meer, und er, die Cigarrette schief im Munde, blickt sie von der Seite trotzig an. Also ein beliebiger Griff in's Leben: ein ganz einfaches alltägliches Motiv: mit sparsamen Strichen alles wiedergegeben: und die eminenteste Placatwirkung. Sodann ein Beispiel von mehr stilisirter Behandlung — wobei aber zu bemerken ist, daß diese Art Stilisirung stets die genaueste Naturbeobachtung zur Voraussetzung hat. Wiederum ein Amerikaner: Charles H. Woodbury. Für die Julinummer einer Zeitschrift wird ein nächtliches Feuerwerk an einem See dargestellt. Gewiß ein höchst complicirtes Motiv: aber mit eben so einfachen, wie deutlichen, wie ästhetisch wirksamen Mitteln wird's gelöst. Auf jede Art Modellirung ist von vornherein bewußt Verzicht geleistet. Die Menschen erscheinen bloß als schwarze Silhouetten, Büsche und Bäume als stumpfgrüne Massen. Der Himmel ist eine Fläche von eintönigem Bleiblau. In diese mattgedämpften Farben springt nun mit kühnem Elan ein knatterndes Gelb hinein: Raketenstriche sausen durch die Luft, Lampions schwanken bis tief in das Schwarz des Vordergrunds hinab, und der ganze See ist eine einzige leuchtende Fläche. Und um auch die Schrift, auf die bei Placaten soviel ankommt, genügend hervorzuheben, ist diese (es sind bloß die drei Worte: The July Century!) auf weißem Grunde ausgespaart und in drei Colonnen, mit großen lateinischen Buchstaben übereinander gesetzt. Ich kann nur jedem Placatkünstler rathen, sich dieses Bild genau anzusehen und direct als Stilschule zu betrachten. In anderen Fällen geht die Stilisirung noch weiter und nimmt einen rein-ornamentalen Charakter an. Dies ist in vorbildlicher Weise z. B. dem Belgier Gisbert Combaz gelungen. Er stellt ein Segelschiff auf bewegtem hohem Meere dar. Eine Anlehnung an alte Holzschnitte könnte man vielleicht heraus erkennen. Doch ist dies nebensächlich. Das Blatt bleibt bewundernswerth wegen seiner absoluten Lebendigkeit innerhalb der strengsten Stilisirung. Einige weiße Linien im schwarzen Meer deuten die Wogengänge an. Der überspritzende Gischt ist gleichfalls nichts Anderes als ausgespaartes Weiß, mit gezackten Rändern. Auch die Wolken im hohen matten Himmel sind weiße, geränderte, hie und da grotesk geblähte Streifen. Das Boot selbst hat etwas Visionäres. Vom Wogenanprall liegt es schief. Und mit seinem hohen Mast und den geschwellten Segeln stößt es schräg nach oben bis fast an den Bildrand. Die beiden Segel sind in durchaus paralleler Bewegung dargestellt. Aber gerade diese stilisirte Gleichmäßigkeit übt eine machtvolle Wirkung. Die Linienführung ist bestimmt und rhythmisch. Sie hat etwas Musikalisches, Refrainartiges.

Ich denke, mit diesen Beispielen ist es genug. Sie ließen sich mit Leichtigkeit vermehren. Namentlich aus der französischen Kunst bietet Sponsel bedeutsame Proben. Diese ist wohl am reichsten und mannigfaltigsten entwickelt. Die deutsche Kunst aber ist relativ arm. Das beste Placat hat wohl Otto Fischer für die Dresdener Gewerbe-Ausstellung von 1896 geliefert. Dann kommt Stuck mit seinem Pallas-Kopf und der Prager Orlik mit einem vehementen Placat für Hauptmann's „Weber". Die Hauptsache ist, daß sich die industriellen Kreise der Sache bemächtigen, zielbewußt und mit künstlerischem Willen. An artistischen Talenten fehlt es nicht. Also zu, nur zu!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Bei der Kartenlegerin.

Von Gyp.

Frau von Nacre (eine junge Wittwe, sitzt in einem schwarzen und mit grauer Seide ausgeschlagenen Coupé. Kleid aus saphirblauem Tuch, auffallend einfach. Saphirblaues Sammethütchen. Sie scheint sehr aufgeregt). Ich habe dem Kutscher gesagt, er solle unweit der Bank halten. Das sieht zwar unwahrscheinlich aus, aber ich möchte nicht, daß man mich zu einer Kartenlegerin fahren sieht. Man würde sich über mich lustig machen, und mit Recht, denn es ist zu dumm! . . . Aber gleichviel . . . Daran ist nur Herr von Paroly Schuld! . . . Er behauptet nämlich, sie prophezeiten oft ganz sonderbare Sachen. Unlängst sprach er davon — nicht mit mir, sondern zu Jacques — aber ich stand in der Nähe und verlor kein Wort. „Diese Frauen sind oft ganz unglaublich", sagte er; „sie kriegen Alles heraus. Da wohnt z. B. eine in der Rue Coq-Héron Nr. 4, ich war bei ihr vor etwa einem Jahre. Sie hat mir erst die Karten gelegt, das war fauler Zauber . . . aber dann hat sie mir aus den Linien meiner Hand prophezeit, ich werde mir die Kniescheibe brechen, und 14 Tage nachher habe ich sie mir richtig gebrochen. Dann hat sie mir vorausgesagt, ich werde mich im Laufe des Jahres über die Ohren verlieben, auch das ist eingetroffen. Endlich hat sie mir allerlei ganz richtige Dinge über meinen Charakter und meine Gewohnheiten gesagt." Bei alledem war ich ganz Ohr. „Wenn Du wissen willst," schloß er dann, „welche Glieder Du Dir im Laufe des Jahres brechen wirst, dann suche nur mal Fräulein Blanche Merveille, Rue Coq-Héron Nr. 4 auf." Ich habe mir die Adresse sofort aufgeschrieben und will jetzt zu ihr . . . Es ist fünf Uhr und schon dunkel, Niemand wird mich sehen . . . Mein Gott, kommen wir denn heut' gar nicht mehr an's Ziel. Ach endlich! (Sie steigt aus.) Kutscher, warten Sie hier in der Nähe! (Der Wagen fährt fort.) So! . . . Ich konnte mich doch nicht nach der Rue Coq-Héron kutschiren lassen . . . Der Kutscher hätte es der ganzen Dienerschaft erzählt, und sie kennen Blanche Merveille vielleicht auch . . . Na, wo bin ich denn hier? Ich habe keine blasse Ahnung von der Rue Coq-Héron. (Zu einem Polizisten.) Bitte, wo ist die Rue Coq-Héron? . . . Aha, danke sehr! (Sie geht weiter.) Da ist sie! . . . Gott, welch' scheußliche Straße! Ich bin mein Lebtag noch nie hier gewesen. Und dann dies Haus! . . . ich wage mich gar nicht hinein! Und kein Gas! Aber hier muß es sein! Ja, hier! Vorwärts! — (Sie geht entschlossen in's Haus und stolpert über die Treppe, die sie in der Dunkelheit nicht sieht.) Himmel! (Sie faßt das Geländer.) Ich hätte gute Lust, wieder zu gehen! . . . Ach was! das wäre zu dumm! (Sie steigt hinauf und liest die Visitenkarte an einer Thüre des ersten Stockes.) Uff! hier ist es! (Sie hustet, ein kleines, buckliges Weib öffnet und bittet sie, in's Vorzimmer zu treten.) Muß ich lange warten?

Die Alte. Nein, gnädige Frau. Die Dame vor Ihnen ist schon sehr lange da. Ich werde klopfen und Fräulein benachrichtigen. (Ab.)

Frau von Nacre. Schon halb sechs! . . . Und ich wollte um Fünf zu Haus sein! . . . Ich habe es allen meinen Freunden gesagt, und sie sind im Stande auf mich zu warten! Der arme Paroly geht gewiß im kleinen Salon unruhig auf und ab . . . Ich möchte nur wissen, ob mir die Kartenlegerin etwas von ihm sagen wird. (Sie zieht ihren Handschuh aus; im nämlichen Augenblick öffnet sich die Thüre, und eine Frau macht ihr ein Zeichen, in's Nebenzimmer einzutreten, wo viele Heiligenbilder und Hände mit geheimnißvollen Linien, Zeichen und Ziffern hängen. Auf der Stockuhr steht ein ausgestopfter Rabe.)

Die Kartenlegerin (in unbestimmtem Alter von 30 bis 60 Jahren. Schwarze Augen in einem länglichen, unbedeutenden Gesicht; fast wie eine perfecte Köchin aus einem guten Hause, wenn sie nicht einen Kranz von rothen Rosen auf dem Kopfe und eine lange silberne Halskette trüge, woran ein großes kupfernes Kreuz. Sie macht Frau von Nacre ein Zeichen, sich an einen grün bedeckten Tisch zu setzen, nimmt ihr gegenüber in einem großen Lehnstuhle Platz und fragt mit trockener, gelangweilter Stimme): Kennen Sie meine Preise?

Frau von Nacre. Nein, aber . . .

Die Kartenlegerin. Ich nehme zwanzig Francs und auch zehn Francs . . . weniger als zehn Francs nicht.

Frau von Nacre. Ich . . .

Die Kartenlegerin. Für zwanzig Francs erfahren Sie Alles . . .

Frau von Nacre (lächelnd). Ich bitte also um Alles.

Die Kartenlegerin (betrachtet sie mit verdrießlicher Miene, denn das Lächeln scheint sie zu ärgern). Nanu?!

Frau von Nacre. Ich soll wohl etwas thun oder sagen?

Die Kartenlegerin. Unsinn, erst zahlen.

Frau von Nacre. Verzeihung! (Sie nimmt ein Goldstück aus ihrem Beutelchen und überreicht es der Kartenlegerin, die es erst fünf bis sechs Mal auf dem Tische klingen und dann in ihrer Tasche verschwinden läßt.)

Frau von Nacre (für sich). Sehr vertrauensselig scheint sie ja nicht zu sein! (Sie betrachtet den Tisch, worauf eine Lampe, ein magischer Ring und ein Sieb steht.)

Die Kartenlegerin (höflicher). Kommen Sie das erste Mal zu mir?

Frau von Nacre. Ja!

Die Kartenlegerin. Wohl in Folge meiner Annonce?

Frau von Nacre. Nein! (Für sich): Eine merkwürdige Art, die Karten zu legen! (laut) Jemand hat mir Ihre Adresse gegeben.

Die Kartenlegerin (nimmt aus einer Schublade ein Kartenspiel und schiebt es ihr hin). Heben Sie gefälligst mit der linken Hand ab . . . danke . . . (mischt das Spiel). Jetzt wählen Sie 15 beliebige Karten und geben Sie sie mir. (Frau von Nacre wählt die Karten. Die Kartenlegerin dreht sie um und murmelt ein paar unverständliche Worte, dann plötzlich): Sie wollen Alles wissen, nicht wahr? Gutes wie Schlechtes? (Frau von Nacre nickt.) Ich sehe hier, daß Sie sehr verschwenderisch leben . . . gewöhnen Sie sich das in Zukunft ab. Hüten Sie sich auch vor einem kleinen brünetten Herrn, der Ihnen nachstellt . . .

Frau von Nacre. So!?

Die Kartenlegerin. Sie handeln oft sehr unbedacht und machen sich dadurch viele Feinde.

Frau von Nacre. Ja, aber . . .

Die Kartenlegerin. Hüten Sie sich vor der Leidenschaft des Spiels . . . verstehen Sie?

Frau von Nacre. Keine Silbe!

Die Kartenlegerin. Schon gut! Wenn Sie meine Rathschläge befolgen, werden Sie Ihre Lage ganz wesentlich verbessern.

Frau von Nacre. Welche Lage denn?

Die Kartenlegerin (fortfahrend). Hüten Sie sich vor der Eifersucht einer gewissen Blondine, die Ihr Vertrauen mißbrauchen will.

Frau von Nacre. Mein Vertrauen?

Die Kartenlegerin (scharf). Na ja, um Ihnen zu schaden.

Frau von Nacre. Was Sie nicht sagen?

Die Kartenlegerin. Jetzt kommt aber die Hauptsache! (nimmt ein anderes Spiel.) Heben Sie mit der linken Hand ab und wählen Sie 17 beliebige Karten. Danke! Wieder der brünette kleine Herr! Nehmen Sie sich nur vor dem in Acht! Sie werden seinetwegen noch Dummheiten machen!

Frau von Nacre. Nicht möglich!

Die Kartenlegerin (gereizt) Na ja!! Und da . . . haben wir auch schon wieder die Blondine; nehmen Sie sich auch vor der in Acht!

Frau von Nacre. Schön . . . Aber prophezeien Sie nicht auch aus den Linien der Hand? . . . Ich habe es etwas eilig.

Die Kartenlegerin. Gewiß, Madamchen. (Sie betrachtet erstaunt diese Kundin, die für ihr Goldstück schon befriedigt ist.)

Frau von Nacre (die Hand hinhaltend). Also bitte . . .

Die Kartenlegerin (blickt neugierig einen der Ringe an, am kleinen Finger der Dame). Donnerwetter!

Frau von Nacre. Was giebt's? Haben Sie schon was Merkwürdiges entdeckt?

Die Kartenlegerin. Nein . . . Das heißt, ja . . . Was ist das für ein Stein?

Frau von Nacre. Das? ein Saphir.

Die Kartenlegerin. Stimmt! (mit dem Tone einer Seherin): Ich sehe in Ihrer Hand Dinge . . . aber Dinge, sag' ich! . . .

Frau von Nacre. Schlechte?

Die Kartenlegerin. Nein, ganz im Gegentheil, aber Sie müssen meiner Weisung folgen . . . Sie lieben einen Mann?

Frau von Nacre. Nein!

Die Kartenlegerin. Dann werden Sie geliebt.

Frau von Nacre. Das ist möglich.

Die Kartenlegerin. Wahnsinnig geliebt!

Frau von Nacre. Wahnsinnig? Das ist nicht übel!

Die Kartenlegerin. Jawohl. (Sehr streng). Und wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, dann stoßen Sie diese große Liebe nicht zurück. Der Mann, der Sie liebt, ist edel und gut.

Frau von Nacre. Wirklich?

Die Kartenlegerin. Jawohl . . . Ich lese in Ihrer Hand, daß er zu allen Opfern bereit wäre, um sie zu besitzen . . .

Frau von Nacre. Das lesen Sie in meiner Hand? Merkwürdig!

Die Kartenlegerin. Gewiß! Wundert Sie das etwa?

Frau von Nacre. Allerdings!

Die Kartenlegerin (fortfahrend). Lange, feine und schmale Finger. Sie sind vertrauensselig und lassen sich von Leuten beeinflussen, die ein Interesse daran haben, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen.

Frau von Nacre (immer überraschter). Wen?

Die Kartenlegerin. Den Mann, der Sie liebt!

Frau von Nacre. Woher wissen Sie das?

Die Kartenlegerin. Das lese ich hier.

Frau von Nacre. Das lesen Sie hier? . . . So! . . . dann lesen Sie doch weiter . . .

Die Kartenlegerin (lebhaft). Um Sie zu gewinnen, würde er Alles thun . . . seine Familie verlassen, seine politische Laufbahn aufgeben . . . Sie scheinen erstaunt?

Frau von Nacre. Ja mit allem Grund. Sie lesen also in den Linien meiner Hand die Pläne eines Anderen? Das ist sonderbar.

Die Kartenlegerin. Warten Sie nur, es kommt noch schöner! Wenn sie ihn nicht erhören, ist er zum Aeußersten entschlossen.

Frau von Nacre. Ach, was Sie sagen!

Die Kartenlegerin. O, Sie kennen ihn nicht! Sie wissen nicht, wie sehr er Sie liebt! Er scheint kalt, zurückhaltend und ist doch das Gegentheil ... Kurz, Sie zerstören Ihr Lebensglück, wenn Sie kein Vertrauen zu ihm haben.

Frau von Nacre. Wo lesen Sie das?

Die Kartenlegerin (ihr eine Linie zeigend). Da steht's.

Frau von Nacre. Hier? Warum nicht gar! Sie starren mich ja die ganze Zeit über an und schauen so wenig auf meine Hand, wie Sie in meinen Hut sehen.

Die Kartenlegerin (empört). Nanu!

Frau von Nacre (bei Seite). Ah, Herr von Paroly! Sie wollten sich also über mich lustig machen, und da Sie mich kannten, so haben Sie Jacques in meiner Gegenwart die Adresse gegeben, weil Sie wußten, ich würde dann herkommen, und haben vorher die Kartenlegerin instruirt, daß eine Dame komme, der Sie dies und das erzählen soll, und sie erkenne mich an einem großen Saphirring am vierten kleinen der linken Hand ...

Die Kartenlegerin (fortfahrend). Folgen Sie meinen Rathschlägen, sie sind gut, und Sie werden es nie bereuen, zu mir gekommen zu sein ...

Frau von Nacre (erhebt sich wüthend). Jetzt werde ich Ihnen auch einmal wahrsagen, und was ich Ihnen sage, das ist wirklich wahr und kostet kein Goldstück! Sie sind eine Schwindlerin!!

Die Kartenlegerin. Aber Madame! ...

Frau von Nacre. Und das lese ich nicht in Ihrer Hand, sondern auf Ihrem Gesicht! Adieu! (Sie rauscht stolz aus dem Zimmer.)

## Aus der Hauptstadt.

### Der Zickzack-Minister.

Der Byzantinismus bekommt Alles fertig. Aus Schwarz Weiß zu machen, ist ihm ein Kleines. Herr von Bülow, der neue Staatssecretär des Auswärtigen, hatte nach seinen ersten bedeutenderen Eröffnungen im Reichstag kaum den Mund geschlossen, als sich sogleich die sogenannten staatserhaltenden Parteien vor ihm im Staube wälzten und ihn, wenn auch nicht gerade den zweiten Bismarck, der den Deutschen erstanden, so doch als den Träger einer Politik im echt Bismarck'schen Stile verherrlichten, der der traurigen Zeit des Zickzackkurses das seit Bismarck's Sturz heiß ersehnte Ende bereiten würde. Woher dieser überschwängliche Enthusiasmus? Daß diese in Loyalität ersterbenden Männer in Wahrheit meinen sollten, der Zickzackkurs hätte abgewirthschaftet, ist ausgeschlossen. So gering wir auch von ihrer Ueberzeugungstreue denken, ein so dürftiges Zeugniß geistiger Armuth können wir ihnen denn doch nicht ausstellen. O nein, wir halten sie in der überwiegenden Mehrzahl vielmehr für recht helle Köpfe, ausgestattet mit einem besonders scharfen Blick für Alles, was geeignet ist, ihre persönlichen Interessen zu fördern. Sie sind fast ohne Ausnahme wirthschaftlich gut gebettet, weil sie es zu allen Zeiten verstanden haben — viele ohne Scheu vor den Traditionen ihres Namens — die augenblicklichen Conjuncturen auszunutzen. Sicherlich sind diese Ehrenmänner nicht minder schnell, als jeder ebenso klar aber weniger eigennützig denkende deutsche Politiker hinter die Winkelzüge und Mätzchen gekommen, mit denen Herr von Bülow die zahlreichen Widersprüche seiner auswärtigen Politik zu vertuschen gesucht hat. Sie haben sich aber wohl gehütet, dies auch nur in leisester Weise anzudeuten. Wissen sie doch, daß unsere Parlamente seit dem Regierungsantritt Wilhelm's des Zweiten nur noch eine — wenn man so sagen darf — constitutionell-decorative Bedeutung haben, daß alle Machtfülle bei der Krone liegt, und daß, wer mit dieser oder ihren Vertretern durch Dick und Dünn geht, gleichviel, wohin der Kurs steuert, noch niemals schlecht gefahren ist. Nicht geistige Verblendung, sondern purer Eigennutz hat die Herren beherrscht, als sie den neuen Staatssecretär des Auswärtigen zu der Rückkehr zur Bismarck'schen Politik beglückwünschten. Welches Lächeln mag um die Lippen des Herrn von Bülow gespielt haben, als er nach dem so leicht errungenen Erfolge sein stilles Arbeitszimmer betrat? Ob er wohl mit sich selbst ebenso zufrieden gewesen ist, wie die Mehrheit des Reichstags, die ihm ohne Zaudern das „probatum est" ausgestellt hat?

Die servile Presse rühmt in Herrn von Bülow den Diplomaten von Fach. Dies trifft einmal insofern zu, als er im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der sich die ersten Sporen im Staatsdienst als Staatsanwalt erworben, in der Diplomatie von der Pike auf gedient hat; dann aber auch darin, daß er den Diplomaten vorbismärckischer Zeiten, den Diplomaten der alten Schule, wieder zu Ehren gebracht hat, der zu Allem fähig ist, nur nicht dazu, die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Nicht ein Schüler Bismarck's ist Herr von Bülow, wie Herr von Kardorff behauptet. Bismarck wirkte geradezu verblüffend, als er das diplomatische Intriguenspiel früherer Zeiten über den Haufen rannte und mit solchem Freimuth seine Gedanken entwickelte, daß diese unerhörte Offenheit viele Jahre keinen Glauben finden konnte. Metternich, der Mann der Kniffe und Schliche, der meisterhaft im Nachsatz wieder zurückzunehmen verstand, was der Vordersatz eingeräumt, vielleicht auch Herr von Beust zweifelhaften Ruhmes, der im Stile des seiner Zeit so gefeierten Gortschakoff spaltenlange Noten schreiben konnte, in denen Alles gesagt wurde, was überhaupt zu sagen war, und an deren Schluß der Leser über die Absichten des Schreibers noch unklarer war als vor der Lectüre, — diese Männer dürften die Vorbilder des Herrn von Bülow gewesen sein. Als Diplomat Metternich'scher und Beust'scher Schule mag Herr von Bülow, als er nach den ersten „glänzenden" Reden vor dem Reichstag im stillen Arbeitszimmer bei sich Einkehr hielt, sich das beste Zeugniß ausgestellt haben. Unter dem Gesichtspunkt der wahren Interessen des Deutschen Reiches aber, dessen Ansehen zu fördern die vornehmste Pflicht seines Amtes ist, dürfte der große Erfolg ihm vielleicht in einem anderen, viel weniger erfreulichen Lichte erschienen sein. Ohne Zweifel war sein Lächeln ein verächtliches. Mußte er sich nicht gestehen, daß diesem Reichstag Alles geboten werden kann, auch das Widersinnigste, wenn es ihm nur einigermaßen mundgerecht gemacht wird. Indessen Neues wird er sich damit kaum gesagt haben. Wir halten es vielmehr nicht für unwahrscheinlich, daß dieses Uebermaaß von Geschmeidigkeit, das unsere gegenwärtigen parlamentarischen Vertreter auszeichnet, in den Erwägungen des Herrn von Bülow vor der Uebernahme des Staatssecretariats des Auswärtigen den Ausschlag gegeben hat. Je ungebundener ein Minister heute mit den Parlamenten umzugehen vermag, desto erfolgreicher kann er sich gegenüber der an verschiedenen Stellen vorherrschenden Neigung, jeder Zeit mit neuen Kräften zu arbeiten, im Amte behaupten. Diese Vermuthung wird durch die unerhörte Abfertigung unterstützt, die Herr von Bülow dem Grafen Wintzingerode als dem Vorsitzenden des Evangelischen Bundes auf dessen wohl begründete Beschwerde über das Verhalten des preußischen Gesandten bei dem päpstlichen Stuhle bei Gelegenheit der Feier von Kaisers Geburtstag in Rom hat zu Theil werden lassen. Der Erlaß verräth eine derartige Geringschätzung der Vertretung berechtigter Interessen — hier handelte es sich um confessionelle —, daß der deutsche Leser sich in die Zeiten des aufgeklärten Despotismus, nein des selbstherrlichen Feudalismus zurückversetzt wähnte. Mit Umgehung des eigentlichen Kernes der Sache werden dem Evangelischen Bunde, dessen Vorstand mit gutem Recht die verletzten Empfindungen treuer evangelischer Männer zum Ausdruck gebracht hatte, im Allerhöchsten Auftrage die schärfsten Reprimanden ausgesprochen und nebensächliche Dinge, in denen Graf Wintzingerode vielleicht geirrt haben mag, mit einem Aufwand von Ueberhebung in Inhalt und Form breit getreten, der nur aus der Ueberzeugung entspringen konnte, daß, je rücksichtsloser gegen jede selbstständige Regung der Regierten vorgegangen würde, desto sicherer auf ihre Fügsamkeit gerechnet werden könne. Unbedingt besitzt Herr von Bülow ein beträchtliches Maaß von Menschenkenntniß. Graf Wintzingerode hat — wenigstens bis jetzt — den mehr als verletzenden Rüffel eingesteckt; und einige Mitglieder des Preußischen Landtags, die in dem Irrthum befangen waren, aufrichtig evangelisch zu fühlen und zu denken, standen sofort von der Absicht, zu interpelliren, ab, als ihnen die „Vossische Zeitung" zurief, daß ihr Vorhaben doch nur mit einer kläglichen Niederlage enden würde.

Ja, Herr von Bülow kennt die Menschen. Er weiß auch, wie reich unsere Zeit an Mittelmäßigkeiten ist, und daß nur wenig dazu gehört, um für eine Leuchte gelten zu können. Die Frankfurter Zeitung ist wahrlich kein Regierungsblatt. Aber auch sie hat sich der Beeinflussung durch die überlegene Persönlichkeit des Herrn von Bülow nicht entziehen können. Sie nennt ihn einen Charmeur, einen Zauberer. Möglich, daß das gesprochene Wort so bestrickend wirkt. Ich habe — allerdings in wortgetreuer Wiedergabe — die „glänzenden" Reden des Herrn von Bülow nur in der Zeitung lesen können und bin von der Trivialität der Bilder und von der „Billigkeit" der gewählten Citate geradezu unangenehm berührt worden. Wahrscheinlich haben sie Herrn von Bülow selber nicht imponirt. Aber er weiß, daß Vergleiche in Bildern und geistreich klingende Citate in unserer dürren Zeit aus der Mode gekommen waren, daß sie daher, als Nouveauté mit einer gewissen Coketterie vorgetragen, die Wirkung auf das eben so meinungslose wie dankbare Publikum nicht verfehlen würden. Wie abgedroschen das Bild von dem europäischen Concert! Wie kläglich die Vertheilung der einzelnen Instrumente auf die Staaten! Selbst die Gallerie kam zu ihrem Rechte, indem auch die Pauke ihren Musikus erhielt. Dennoch fand das Bild im Reichstag und in der Presse ungetheilte Bewunderung. Man kennt die französische Redensart, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. Wir zaudern, uns zu dieser Wahrheit zu bekennen. Zu traurig stände es um unser deutsches Vaterland, wäre sie begründet. Denn nach dieser Auffassung verdienten wir auch den Zickzackkurs, unter dem die Nörgler nun bald ein volles Decennium seufzen. Daß wir uns gebessert hätten und damit eines weniger krummen Kurses würdiger geworden wären, wird vielleicht der Bülowschwärmer Herr von Kardoff behaupten. In Wahrheit sind aber noch dieselben Steuerleute am Ruder, die heute mit Rußland und gegen England, morgen gegen Rußland und mit England gehen, heute durch den Mund des Kriegsministers die an den Königlichen Werkstätten in Spandau angestellten Arbeiter auffordern, über die Köpfe ihrer Vorgesetzten hinweg ihre Ansprüche nach Oben geltend zu machen und morgen die die Interessen des Arbeiterstandes vertretende Partei mit Stumpf und

Stiel ausrotten wollen, die heute jubeln, wenn Bismarck ein Handlanger genannt wird, und morgen den neuesten Gang nach China mit den Traditionen Bismarck'scher Politik zu rechtfertigen suchen, obwohl Fürst Bismarck auf das Eindringlichste vor derartigen Abenteuern gewarnt hat. Wie hätte Herr von Bülow auch die Basis für eine stetere Politik finden können? Nein, auch er macht den Zickzackkurs mit, und seine bisherigen rednerischen und schriftlichen Aeußerungen, so weit sie bekannt geworden sind, verfolgen nur den einen Zweck, dem Zickzackkurs ein trügerisches Mäntelchen umzuhängen.

Bei drei verschiedenen Gelegenheiten hat Herr von Bülow im Plenum und in der Commission in markanter Weise das Wort ergriffen: in der Kiaotschau-Angelegenheit, in der Kretafrage und in der Dreyfuß-Affaire. Es verlohnt sich der Mühe, den Widersprüchen nachzuspüren, die er sich hierbei in richtiger Speculation auf die politische Gedächtnißschwäche der loyalen Zuhörer geleistet hat. Zuerst warf er sich in die Brust und rühmte das zielbewußte, stetige Vorgehen der deutschen Politik, das schließlich zur Besetzung von Kiaotschau geführt habe. Es ist an und für sich schon ein großes Wagniß, dort einen Triumph zu verkünden, wo Alles noch in der Schwebe sich befindet und der wirkliche Effect mit seinen Consequenzen sich noch nicht übersehen läßt. In Marinekreisen soll durchaus nicht überall Begeisterung für Kiaotschau herrschen. Im privaten Gespräch werden — allerdings mit großer vorsichtiger Zurückhaltung — hier und dort Befürchtungen laut, daß wir uns in der Wahl der Bucht gründlich „verhauen" haben. Hierüber wollen wir aber mit dem augenblicklichen Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten nicht rechten. Der Triumph der Besetzung von Kiaotschau läßt sich nicht leugnen. Wie sind wir aber zu ihr gekommen? Zwei deutsche katholische Missionare wurden in China ermordet. Sie gaben Deutschland den Anlaß zum Einschreiten. Lag der Mord etwa auch in dem ostasiatischen Programm der deutschen Politik? Doch wohl kaum. Die Gelegenheit wurde einfach beim Schopf ergriffen und das Festsetzen in Kiaotschau mit allen Symptomen der Ueberstürzung eingeleitet. Wenn man nur einigermaßen mit dem Organismus unserer Verwaltungen vertraut ist, so kann man sich ein ziemlich treues Bild von dem stürmischen, von Befehl und Gegenbefehl beunruhigten Treiben machen, zu dem Marineamt und Kriegsministerium, Marine und Armee sich verurtheilt sahen. Zwei Transport- und zwei Kriegsschiffe sollten nach China abgehen. Man vergegenwärtige sich nochmals, wie oft ihre Abfahrt hinausgeschoben wurde. Täglich wurde eine andere Version vernommen. Dies nennt Herr von Bülow nämlich stetig und zielbewußt. Aber damit noch nicht genug. Das Auslaufen der beiden Kriegsschiffe aus dem Hafen von Kiel vollzog sich unter Begleiterscheinungen, die an die Theatercoups und die tönenden Reden eines Napoleon nur zu stark erinnerten. An Prinz Heinrich wurde die Aufforderung gerichtet, eintretenden Falles mit gepanzerter Faust jeden Gegner niederzuschlagen, der seinem Vorhaben sich widersetzen wollte. Wie dieses Vorhaben geartet sein würde, ist bei dem Auslaufen der Schiffe aus dem Kieler Hafen Mitte December eben so wie heute, wo sie bald ihr Ziel erreicht haben werden, demjenigen verborgen geblieben, der nicht unmittelbar in die Bülow'schen Pläne eingeweiht ist. Nach Allem, was sich inzwischen zugetragen, braucht der deutsche Patriot die Expedition nicht allzu ernst zu nehmen. Hätte die gepanzerte Faust wirklich dreinschlagen sollen, dann hätte man unter Anderem nicht ein so klappriges Schiff wie die „Deutschland" aus dem Reservebestand hervorziehen dürfen, das in allen bis jetzt passirten Wasserstraßen und Meeren zum Nachtheil des Ansehens unserer Marine Unfälle über Unfälle erlitten hat; und dann hätte sich die Fahrt des Prinzen Heinrich, zu der er sich durch eine Wochen lange Verabschiedung von allen Verwandten und vielen deutschen Höfen auf das Feierlichste vorbereitet hatte, nicht zu einer Vergnügungsreise gestaltet, wie es nach den Telegrammen der Zeitungen der Fall zu sein scheint. Ungeachtet des großen Ernstes, der seiner Aufgabe nach den in Kiel vernommenen Worten innewohnen mußte, hat der Prinz Zeit gefunden, sich dem Jagd- und Radsport auf den einzelnen Stationen hinzugeben. Auf Ceylon suchte er Elephanten zu erlegen; dort radelte er auch bei einem Wettfahren. In Singapore kamen die Tiger an die Reihe. Es gehört der Verstand des beschränkten Unterthanen dazu, der in seinem Urtheil entgleist, wenn nicht rechtzeitig von Oben die Directiven für sein Denken einlaufen, um die krassen Gegensätze, worin die Vorbereitung und der Verlauf der Expedition des Prinzen Heinrich zu einander stehen, als den Ausfluß einer zielbewußten Politik zu erkennen.

Noch deutlicher sollen aber die der deutschen Politik von Herrn von Bülow nachgerühmten Vorzüge in der Kretafrage zu Tage treten. Die für diese verkündeten Grundsätze gipfeln in der Behauptung, daß wir, weil absolut uninteressirt, den mehr interessirten Mächten nur nachzulaufen und schließlich als Mitglied des europäischen Concertes unser Instrument auf den Tisch zu legen hätten, sobald wir glauben, nicht mehr mitspielen zu können. Ein Mal liegt schon in diesen Grundsätzen ein Widerspruch. Denn wer nicht mitmachen will, läuft auch nicht mehr nach. Allein dies ist für uns belanglos; wir sind keine Freunde des Silbenstechens. Andererseits aber muß unser Auswärtiges Amt eine eigenthümliche Vorstellung vom Nachlaufen haben, wenn es hierunter auch die Geltendmachung besonderer Forderungen und Vorschläge versteht. Nach dieser Logik lief Deutschland den anderen Mächten nur nach, als es bei den Botschaftern in Berlin die Blockirung des Piräushafens in eindringlicher Weise anregte, um an den Griechen den groben Friedensbruch zu ahnden, den sie durch Ausschiffung ihrer Truppen auf Kreta begangen. Ein Nachlaufen war hiernach auch die Bekämpfung der Candidatur des Prinzen Georg von Griechenland für den Gouverneurposten auf Kreta. Daß diese Candidatur überhaupt aufgeworfen wurde, war freilich ein starkes Stück. Damit Kreta nicht an Griechenland fiel, hatten sich die Türken zum Kriege entschlossen. Jetzt sollen die überall geschlagenen und gedemüthigten Griechen durch eine Hinterpforte nach Kreta gelangen. Dies ruhig mit anzusehen, ist nicht Jedermanns Sache, wohl aber die Sache Desjenigen, der sich, weil völlig uninteressiert, das Nachlaufen zur Richtschnur gewählt hat. Herr Hanotaux in Paris hat zweifellos andere Vorstellungen vom Nachlaufen. Fast an demselben Tage, an welchem es Herr von Bülow unter dem Beifall des Reichstags als Grundsatz proclamirte, beschwerte er sich in der dortigen Kammer über den Schutz, den Deutschland dem Sultan angedeihen lasse, indem es ihn in der Auflehnung gegen die Candidatur des Prinzen Georg bestärke. Wie endlich Rußland dieses Nachlaufen auffaßt, ist unschwer zu errathen, wenn man nur mit einigem Nachdenken die Auslassungen der Hamburger Nachrichten liest. Vor gar nicht langer Zeit fühlte dieses Blatt sich wieder ein Mal veranlaßt, Deutschlands starke Anlehnung an Rußland zu empfehlen. Dies dürfte nichts Geringeres zu bedeuten haben, als daß Rußland, verstimmt durch den Widerstand, auf den es bei uns in der Candidatur des Prinzen Georg gestoßen ist, Frankreich Avancen in der Befriedigung seiner Revanchegelüste gemacht hat. So werden auch die Krieg athmenden Andeutungen der Generäle Boisdeffre und Pellieux in den Verhandlungen des Zola-Processes verständlich. Wir sind also den mehr interessirten Mächten in dem Maße nachgelaufen, daß allem Anschein nach wir uns ihre Unzufriedenheit zugezogen und sie uns gezwungen haben, mit kriegerischen Eventualitäten zu rechnen. Aus der Luft haben die Hamburger Nachrichten den Anlaß zu der größtentheils unbeachtet gebliebenen Mahnung sicherlich nicht gegriffen. Wie oft hat nicht Bismarck gezeigt, daß er sich auch in der Einsiedelei des Sachsenwaldes über den Gang der Dinge auf dem Laufenden zu erhalten weiß!

Der Zola-Proceß leitet uns zu der dritten, in die Oeffentlichkeit getretenen diplomatischen Leistung des Herrn von Bülow hinüber. Bisher hatte sich unser Auswärtiges Amt jeder wirksamen Einmischung in die Dreyfus-Affaire enthalten, so deutlich auch die officielle Presse in Paris uns der Bestechung des unglücklichen Capitäns beschuldigte. Als diese Presse ganz außer Rand und Band zu gerathen schien, hatte der deutsche Botschafter in Paris bei einem recht nebensächlichen Anlaß eine sehr hohe französische Decoration erhalten. Hierin erblickte man in Deutschland eine auf vielfaches Drängen endlich gewährte Genugthuung. Als dennoch die Beschuldigungen ihren Fortgang nahmen, entschloß sich Herr von Bülow, aus der Reserve herauszutreten. In einer Commission des Reichstags wies er auf unzweideutige Weise jede Gemeinschaft der Deutschen Regierung mit Dreyfus zurück. Gleichzeitig konnte und mußte der deutsche Leser aus den Auslassungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung auf eine Parteinahme des Auswärtigen Amtes für Dreyfus schließen. Nach der Verurtheilung Zola's schlug das Blatt mit einem Male um. Secundirt von der Kreuzzeitung, der Post, dem Reichsboten und Zeitungen ähnlichen Schlages, hatte das Regierungsblatt für die große Rede, mit der Herr Méline von der Tribüne der Kammer herab der Dreyfus-Affaire ein entgiltiges Ende bereiten wollte, nur Worte der Bewunderung, und zwar für die Rede desselben Herrn Méline, der in frechster Weise den Frankfurter Frieden verleugnet hatte, indem er in feurigen Worten den Elsaß-Lothringern, die Frankreich zu dem Erfolg der Reise des Präsidenten Faure beglückwünscht hatten, dankte und sie so indirekt in ihren Hoffnungen auf eine Rückkehr zu Frankreich bestärkte; dies in schamloser Verkennung der Rücksichten, die ihm die Stellung des vornehmsten Ministers der Republik auferlegt. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt nur nach Dictat. Der letzterwähnte Artikel muß also als ein Symptom des Frankreich gegenüber in unserer Politik plötzlich eingetretenen Wandels aufgefaßt werden, den die Franzosen ihren Freunden, den Russen, zu verdanken haben. Die Abkühlung, die in Petersburg das Nachlaufen Deutschlands in der Kretafrage bewirkte, hat uns — hierüber dürften wir uns kaum täuschen — zu einem Grade von Selbstverleugnung fortreißen können, der uns schon nicht mehr schön kleidet. Herr von Bülow nennt aber auch dieses Hin und Her eine stetige, zielbewußte Politik.

Nein, Herr von Bülow, der Zickzackkurs ist auch unter oder vielmehr mit Ihnen ruhig weiter gesteuert worden. Wie hätte es auch anders sein können? Stehen Sie doch gar nicht am Steuerruder. Sie werden nur dann und wann zugelassen, in die Speichen des Rades helfend einzugreifen, wenn das Schiff gar zu unsicher auf den Wogen tanzt. Sie sind kein Mann Bismarck'scher Willenskraft und Auffassung. Sie wollten uns dies glauben machen und suchten deßhalb während des letzten Sommers auf der Rückfahrt von Kiel nach Berlin mit dem Fürsten Hohenlohe den Altreichskanzler in Friedrichsruhe auf. Die Täuschung gelang aber nur zum Theil. Denn es fiel von Seiten des Fürsten Bismarck das charakteristische Wort: „Sand in die Augen"; und verschiedene Blätter, die sich damals noch eine gewisse Unabhängigkeit von der Regierung zu erhalten gewußt hatten, meldeten ziemlich unverblümt, daß während des Aufenthaltes der Minister in dem gastlichen Hause des Altreichskanzlers auch nicht mit einem Worte die Politik gestreift worden war. Sie saßen auch an seiner Tafel, Herr von Bülow, als der Kaiser auf der letzten Fahrt von Rendsburg nach Berlin die

Reise in Friedrichsruh unterbrochen hatte, und Sie sind Zeuge gewesen, daß zwar die Unterhaltung sehr animirt geführt, aber auch hier die Politik ängstlich vermieden worden ist, obwohl wenige Tage vorher der Kaiser sich auf die Tradition Bismarck'scher Politik berufen hatte. Allerdings bringen die Blätter soeben die Nachricht, daß Graf Herbert Bismarck mit seiner Gemahlin bei Hofe empfangen worden ist und knüpfen hieran die theils von Hoffnungen, theils von Befürchtungen eingegebene Vermuthung, daß er in kürzester Zeit im Staatsdienst wieder Verwendung finden wird, vielleicht als Botschafter in St. Petersburg. Die Vermuthung lassen wir heute auf sich beruhen. Halten wir uns an die Thatsache, daß Graf Herbert Bismarck Gelegenheit gegeben wurde, seine Gemahlin bei Hofe vorzustellen, und lassen wir vor unserem Geiste verschiedene Ereignisse vorüberziehen, die sich vor dem Empfang im Laufe der letzten 13 Monate zugetragen haben: vor etwa einem Jahre die Ausladung des Grafen Herbert von einer Hochzeitsfeier durch den Minister des Hauses v. Wedell; am 1. April das irrthümliche Gratulationstelegramm des Herrn de Grahl, das ihn veranlaßte, sich auf auf etwa 14 Tage von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen; zur Zeit der Manöver die Controverse über die Bedeutung der Kaiserin Augusta im Lichte der Geschichte; endlich im December die schon oben berührte Berufung auf die Traditionen Bismarck'scher Politik in Kiel und die krampfhaft unpolitische Unterhaltung an der Abendtafel in Friedrichsruh. Wer will jetzt leugnen, daß der Zickzackkurs, ob ohne, ob mit Herrn von Bülow, noch in voller Blüthe steht? Herr von Bülow kann es also den Nörglern nicht verargen, wenn diese ihn zu den Männern à la Boetticher und Marschall zählen? Wilhelm II. hat einen scharfen Blick für diejenigen Leute, welche bei großer Beanlagung unter Verzicht auf eigene Meinung und eigenen Willen seine Weisungen strikte auszuführen vermögen. Daß der Kaiser plötzlich Männer anderen Schlages hätte zu seinen Werkzeugen wählen wollen, ist nicht anzunehmen.

Freidank.

## Notizen.

**Unter fremder Sonne.** Von Paul Remer. (Berlin, Schuster und Löffler.) Die anschauliche und oft poetische Weltreiseschilderung des begabten Verfassers ist viel zu gut, um unter „picanter" Flagge die Liebhaber obscöner Lectüre anzulocken. Gegen die nackte indische Venus des Umschlags, die vielleicht für die Romane eines Belot passen würde, müßte Herr Remer sich entschieden verwahren. Man sollte glauben, daß die Firma Schuster und Löffler auf solche plumpe Speculationen auf die perversen Instincte gewisser Bücherkäufer schon aus Anstandsgefühl verzichten müßte, besonders nach ihren üblen Erfahrungen der letzten Zeit. Mußten sich doch die Schuster und Löffler vom Staatsanwalt und anläßlich der Börries v. Münchhausen'schen Enquête von unseren ersten Autoren wie Heyse, Dahn, Greif ꝛc. bestätigen lassen, daß sie „verwerfliche", „anstößige" Literatur verlegen. Des zutreffendsten Ausdruckes bediente sich wohl Karl Busse: „Schweinereien." Aber die „modernen" Verleger gerathen nur zu leicht auf solche Abwege. Da sie einsehen, daß das Publicum auf ihre Jungen und Jüngsten nicht anbeißen will, so versuchen sie es in ihrer Verzweiflung mit der Pornographie, mindestens in der Ausstattung. Schon einmal haben Schuster und Löffler eine freche literarische Mystification von Publicum und Kritik unter dem anrüchigen Titel „Die Barrisons" verübt. Wir haben damals den angeblichen Vicomte d'Aubecq, für dessen tödtlich langweiliges Machwerk seine Helfershelfer schon eine begeisterte Reclame in Scene setzten, als einen galizischen Jüngling entlarvt. Wenn aber dort der Titel und die Pariser Clichés entsprechend frivol waren, so ist der unanständige Umschlag doch bei Remer's Reiseschilderung nicht im Geringsten gerechtfertigt. Also wieder eine unsaubere Speculation und dreiste Mystification, die für diese Firma nachgerade charakteristisch wird. Wer weiß auch, ob die Sammlung für Liliencron nicht ein besseres Ergebniß gehabt hätte, wenn seine Bücher in einem weniger prononcirten Verlag erscheinen würden. Jedenfalls möchten wir unseren Autoren rathen, die Ausstattung, die die Verleger der „Barrisons" etwa ihren Büchern geben, ganz genau vorzuschreiben und zu überwachen. Wer auf seinen literarischen Ruf hält, muß auch den pornographischen Schein meiden.

Von der monumentalen „Geschichte der Christlichen Kunst" von Franz Xaver Kraus (Freiburg i. B., Herder'sche Buchhandlung) sind zwei Bände erschienen, der Schlußtheil steht noch aus. Aber schon jetzt läßt sich constatiren, daß dieser erste Versuch einer Gesammtdarstellung der christlichen Kunstgeschichte oder sagen wir besser der Kunst der christlichen Völker nach ihrer religiösen Seite geradezu glänzend gelungen ist. Der ultramontane Standpunkt des Verfassers ist ja bekannt, wie denn auch das Werk „in erster Linie den (katholisch) theologischen Kreisen" gewidmet ist, aber die Betrachtung ist, wenn auch confessionell gebunden, doch wieder künstlerisch durchaus frei und objectiv, sodaß auch protestantische Leser das Buch mit Genuß und Nutzen in sich aufnehmen und studiren werden. Einen gewissen Ueberschwang, ja mannigfache Ueberschätzungen wird man dem Verfasser gerne nachsehen, denn ohne diese oft naive Begeisterung würde er das Werk gewiß nicht so liebevoll ausgestaltet haben. Ist es ihm auch nicht ganz gelungen, die Ebenbürtigkeit der früh-christlichen Kunst mit der antiken überzeugend zu beweisen, so hat er sie doch historisch meisterhaft entwickelt und das Verhältniß der mittelalterlich erstarrten Religion zur Kunst grundlegend erforscht und festgestellt. Ueberall erfreut den Leser der sichere Kunstmaaßstab, die genaue Kenntniß des vielverzweigten Materials, die Beherrschung der verborgensten Quellen, besonders aber auch der geschichtsphilosophische Geist seiner Darstellung der Cultur und die formschöne und klare Gliederung und Stilisirung. Die neuesten Forschungen sind überall berücksichtigt, auch in den Controversen zeigt sich ein gerechter Sinn und urbanes Eingehen auf gegnerische Ansichten. Die Illustrationen sind vorzüglich, ohne Buntscheckigkeit, immer charakteristisch. Wir sind auf die Behandlung der vielfach kirchenfeindlichen Kunst der Renaissance bis zur Gegenreformation, die Hettner in seinen „Italienischen Studien" unwiderleglich dargestellt hat, sehr begierig.

**Inferno.** Von August Strindberg. Uebersetzt von Christian Morgenstern. (Berlin, Georg Bondi.) Nicht der Aesthetiker oder Literahistoriker sollte dieses grauenerregende Werk eines zerstörten Dichtergeistes besprechen, sondern der Psychiater. In die Hölle des Verfolgungswahnsinns führt Strindberg, woraus ihn der Mystiker Swedenborg und der Katholicismus „befreien!" Und das ganze traurige Buch ist nicht etwa ein Roman, sondern ein Tagebuch über wirklich Erlebtes und Erlittenes. Am Anfang nimmt der große Weiberfeind und Eremit in Paris von seiner Frau, einer Tochter des Journalisten Uhl von der officiösen „Wiener Zeitung", Abschied, wird leidenschaftlicher Chemiker, Alchymist und Goldmacher, vereinsamt in immer tieferem Elend, flieht vor eingebildeten Verfolgern nach Berlin, seinem einstigen Paradiese, und in die Heimath seiner Frau, wo er der widerlichen Proselytenmacherei seiner Verwandten ausgesetzt ist, und endlich nach Schweden, wo er Swedenborgianern und Convertiten in die Hände fällt. Als Rettungshafen will der Todtgehetzte sich am Schluß des Buches in die alleinseligmachende Kirche flüchten, aber das belgische Kloster scheint ihn nicht aufgenommen zu haben, denn Wiener Freunde erhielten, wie uns mitgetheilt wird, erst neulich Briefe von ihm. Ob aber Kloster oder Gummizelle — für die Literatur ist Strindberg todt. Sein letztes Buch ist ein menschliches Document von großem psychiatrischem Werth, denn die Selbstverwüstung einer hohen Seele, der Verfolgungswahn und die beginnende Paranoia sind noch nie mit solch' hellseherischer Darstellungskraft geschildert worden.

**Einsam.** Roman von O. Verbeck (Leipzig, Fr. W. Grunow). Hinter dem allzu durchsichtigen und geschmacklosen Pseudonym von Fräulein Overbeck verbirgt sich ohne Zweifel ein Erzählertalent ersten Ranges, auf dessen Entdeckung der Verleger stolz sein kann. Die Geschichte selbst ist in Anbetracht der spärlichen Handlung zu lang (600 Seiten!), aber feineren Lesern wird diese Empfindung nirgend zum Ueberdruß, denn die Kunst der plastischen Schilderung und psychologischen Analyse ist eine so vollkommene, daß wir all' diese geplagten, guten Alltagsmenschen herzlich lieb gewinnen und ungern von ihrem einfachen Schicksal Abschied nehmen. Der schöne Ausdruck Uhland's „schlichtes Heldenthum" gilt auch von diesem edlen Mädchen, das an einen eifersüchtigen Egoisten verkuppelt wird, alles Ehe- und Weltleid im Herzen durchkämpft und erst als Witwe ein neues Glück und eine sonnigere Zukunft findet.

**Ludwig II., König von Bayern.** Ein Charakterbild von C. Beyer. (Leipzig, Gustav Fock.) Der bekannte Rückertforscher hat auf Grund unbenutzter Quellen das Leben des unglücklichen Bayernkönigs hier neu skizzirt und besonders über dessen verschiedene Aufenthalte in der Schweiz manches Unbekannte zusammengetragen, das Charakter und Ende seines Helden in schärferer Beleuchtung zeigt. Gewährsmänner sind ihm einige Schweizer z. B. der ultramontane Verleger Benziger von Einsiedeln, der Förster auf dem Rütli u. A. Die Schweizer „Fremdenindustrie" hatte damals goldene Zeiten, und die Bettelbriefe der biederen Eidgenossen verfolgten den großmüthigen König überall. Die Rolle, die Kainz spielte, der unmittelbar nach der Starnberger Katastrophe durch seine damalige Braut Sarah Huzler des Königs intime Briefe an die „Gartenlaube" verkaufte, widersteht freilich Beyer's Idealisirungsversuch. Wenn der König sich damals verletzt zeigte und seinen „Didier" abfallen ließ, so war dies gewiß nicht die erste Regung der künftigen Paranoia, sondern berechtigter Unwillen über komödiantenhafte Tactlosigkeiten. Ebenso kritiklos ist aber auch Beyer's Schönfärberei der Vorgänge von 1870. Heute wissen wir doch genau, daß König Ludwig, der seinem Beichtvater und publicistischen Vertreter, dem jüngst verstorbenen Legationsrath und Archivar Dr. Ludwig Trost, die Bekämpfung der „Preußenseuche" auftrug, besonders „unseren Fritz" glühend haßte und nur widerwillig und gezwungen in Versailles die Kaiserkrönung beantragen ließ, obendrein in der Meinung, daß es ein Wahlkaiserthum sei und daß später an ihn die Reihe komme. Das Büchlein ist übrigens hübsch ausgestattet.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Aufruf.

Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt von Gottfried August Bürger verflossen sind, scheint uns der Zeitpunkt gekommen, alle Verehrer des Vaters der deutschen Ballade, des Gründers einer neuen deutschen Lyrik, um ein Scherflein zu bitten für einen einfachen Denkstein. Wenn auch als Mensch nicht ohne Fehler, so hat es doch Bürger als Poet, dem wir „Lenore" und „Das Lied vom braven Mann" verdanken, gewiß verdient, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein äußeres Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe, und die wackeren Bewohner des kleinen Harzortes Molmerswenda, die ihrer Heimath reichbegabten Sohn ehren wollen, dürfen wohl darauf rechnen, daß ihnen die Unterstützung der Berufenen nicht fehle. Wir bitten, Beiträge an unseren Cassirer Bankdirector U. Schmidt, Sangerhausen, Georgenpromenade, freundlich gelangen lassen zu wollen. Die Einsendungen wolle man mit der Bemerkung „Für das Molmerswendaer Bürger-Denkmal" versehen. Exemplare unseres Aufrufs zum Zweck weiterer Verbreitung ist unser Schriftführer, Gymnasial-Director Prof. Dr. Dannehl, Sangerhausen, zu liefern bereit. Allen Spendern schon jetzt unseren herzlichsten Dank! Quittung über die Eingänge und Bericht über die Verwendung der ganzen Summe erfolgt nach Abschluß der Sammlung.

Sangerhausen 1898.

Das Sangerhäuser Comité zur Errichtung eines Bürger-Denkmals in Molmerswenda am Harz.


• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**



1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf
1 Gros Nr 106: M 3.—
Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt
Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie
Überall vorrätig



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zolas Romane

Das Geld. 9. Auflage. 2 Bde. geh. 5 M., geb. 6 M.
Doktor Pascal. 2. Auflage. 2 Bde. geh. 5 M., geb. 6 M.
Lourdes. 4. Auflage. 3 Bände geh. 6 M., geb. 8 M.
Rom. 8. Auflage. 3 Bände geheftet 6 M., gebdn. 8 M.
Der Zusammenbruch (Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage. 3 Bände geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark.

Der neueste sensationelle Roman: „Paris" erscheint soeben in VIII. Jahrg., monatl. 2 Hefte à 50 Pf. Aus fremden Zungen, Heft 1 u. Abonnem. in allen Buchhandlgn.

Bestellungen auf die einzige deutsche Buchausgabe von „Paris" Anfang Mai erscheinend (3 Bde. geheftet 6 M., gebunden 8 M.), nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.



Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**



Verl. d. Weidmannschen Buchhdl. in Berlin.

Soeben erschien:

BAKCHYLIDES

von

U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.

8°. (34 S.) 80 Pf.



Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.



Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 26. März 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die deutsch-englischen Beziehungen. Eine internationale Umfrage. — Der Doppelgänger. Von Rudolf Kleinpaul. — **Literatur und Kunst.** Der Dialog im modernen Roman. Von Josef Ettlinger. — **Feuilleton.** Ein Achtundvierzigergrab. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Der Sammlungs-Schwamm. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der Berliner Märzaufstand 1848. Von Baumeister Ludwig Zeitler. — Notizen. — Anzeigen.

### Die deutsch-englischen Beziehungen.

Eine internationale Umfrage.

Die noch immer unfreundlichen, um nicht zu sagen gespannten Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nationen boten der Redaction den Anlaß, einige hervorragende deutsche und englische Politiker und Publicisten um ihr Urtheil über die Ursachen und die Berechtigung dieser beklagenswerthen Entfremdung und über die Wege zu einer Verständigung anzugehen. Unser Londoner Correspondent Dr. Otto Gaupp theilt hier die von ihm eingeholten und übersetzten Gutachten mit, denen einige deutsche Erwiderungen von hervorragender Seite folgen sollen. Hoffentlich geht, wie aus einer richtigen Diagnose die richtige Therapie, auch aus diesem Widerstreit der Ansichten, Interessen und Vorschläge in absehbarer Zeit die Völkerversöhnung hervor! — — — —

**The Right Honourable W. E. Hartpole Lecky. M. P.** (Verfasser von: „History of England in the 18th Century", „History of Ireland in the 18th Century." „History of European Morals", „Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe.")

Ich glaube nicht, daß an der Entfremdung ein wirklicher Interessengegensatz schuld ist. Man spricht ohne Zweifel viel von deutscher Concurrenz, und wir anerkennen alle die bewundernswerthe Energie und Intelligenz, womit das deutsche Volk sich neue Märkte erobert hat; ich glaube aber nicht, daß das in England irgend welches wirkliche Uebelwollen erzeugt hat. Wir sind so lange an ein System vollkommenen Freihandels und unbeschränkter Concurrenz gewöhnt, daß der gelegentliche Erfolg eines Rivalen keine Erbitterung erregt. Unser Handel befindet sich, nach der Statistik zu urtheilen, die dem Parlament jährlich vorgelegt wird, sicher nicht in einem Zustande des Verfalles — erst letztes Jahr konnten wir trotz einer riesigen Mehrausgabe für Marinezwecke, $7\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling von unserer Staatsschuld abzahlen. Unsere Regierung mischt sich so wenig in das wirthschaftliche Leben, daß Fragen dieser Art nicht in die Politik hereingezerrt werden; und deutsche Concurrenz hat sich schon lange in vielen Gewerben und Industrien in England selbst scharf fühlbar gemacht, ohne irgend welche Feindseligkeit zu erregen. Sie war wahrscheinlich auf den meisten dieser Gebiete vor einigen Jahren, als die öffentliche Meinung Englands entschieden deutschfreundlich war, ganz ebenso scharf wie heute. Nach meiner Ansicht ist die Hauptwirkung, die die deutsche Concurrenz auf die öffentliche Meinung Englands ausübte, die gewesen, uns mehr und mehr von dem Werth zu überzeugen, den Deutschlands ausgezeichnetes System technischer Ausbildung, die viel weiter verbreitete Kenntniß fremder Sprachen und die vielen Sparmethoden haben, die in die deutsche Industrie eingeführt wurden.

Ich glaube auch nicht, daß die deutsche coloniale Ausdehnung irgend etwas mit unserem Gesinnungswechsel zu thun hat. Um es offen herauszusagen, wir haben auch nicht den geringsten Glauben an die Zukunft der deutschen Colonien. Es scheint uns so gut wie bewiesen, daß die überwältigende Mehrheit deutscher Auswanderer ihnen die Vereinigten Staaten, England oder selbst Frankreich vorzieht. In unseren Colonien, wo sie sofort dieselben industriellen Privilegien genießen, wie unsere eigenen Landsleute, bilden sie ein bedeutendes, nützliches und willkommenes Element. Ich weiß nicht, wie viele Quadratmeilen die deutschen Colonien Afrikas umfassen; wenn Sie aber vielleicht nachfragen wollen, wie viele Deutsche sie bewohnen und wie viele von dieser kleinen Schaar Regierungsbeamte sind, dann werden Sie unser Empfinden verstehen. Was immer sonst unsere Fehler sein mögen, vom Colonisiren glauben wir Etwas zu verstehen, und unser erster Glaubensartikel ist, daß zu seinem Erfolg zwei Dinge wesentlich sind: Einmal ein natürliches und spontanes Abfließen der heimischen Bevölkerung nach der geplanten Colonie und dann ein Regierungssystem, das diese Colonisten ihren Weg selbst finden läßt und ihnen erlaubt, ihre eigene Energie so weit als möglich ohne Einmischung und Hinderung von der Heimath zu entwickeln. Wünscht das deutsche Volk sein überflüssiges Geld im Aufbau eines Colonialreiches auszugeben, so ist das seine eigene Sache. Wir haben sicher weder das Recht, noch den Wunsch, das übel zu nehmen.

Ein bekannter colonialer Zwischenfall hat allerdings tiefen und weitverbreiteten Unwillen erregt. Jameson's Einfall war, obwohl nicht unprovocirt durch Mißregierung, eine strafbare und schimpfliche Sache, die sich ohne das geringste Wissen unserer Regierung zutrug, die zu verhindern unsere Regierung ihr Bestes that und die Alle, die in der öffentlichen Meinung Englands am meisten Beachtung verdienen, schnell verurtheilten. Aber sie spielte sich ab innerhalb der klaren und wohldefinirten Sphäre britischer Suzeränetät und britischen Einflusses. Deutschland, und Deutschland, allein unter den Nationen der Welt, hielt es für passend, sofort officiell seine Ansicht über die Sache kundzugeben. Nehmen Sie einmal an, zwischen Preußen

und Bayern käme es zu einem Streit und eine preußische Bande würde, ohne von ihrer Regierung bevollmächtigt zu sein, einen Einfall nach Bayern machen — nehmen Sie an, deutsche Filibustiers überschritten die österreichische Grenze, um der deutschen Partei in ihrem Kampfe mit den Tschechen zu helfen — glauben Sie, daß in einem solchen Falle die öffentliche Meinung Deutschlands ein Telegramm aus Windsor, das sofort und öffentlich der siegreichen Regierung gratulirte, freundlich aufnehmen würde?

Und wenden wir uns nun zu europäischen Fragen. Es ist ein demüthigender Beweis für die Unvollkommenheit unserer Civilisation, daß die continentalen Staatsmänner sich immer mit der Gefahr eines europäischen Krieges und den Coalitionen beschäftigen, die sich in diesem Falle bilden würden. Und das Kaleidoscop europäischer Politik ändert sich so schnell, daß Niemand mit wirklicher Zuversicht voraussagen kann, wie in der Stunde der Gefahr und noch viel mehr in der Stunde des Unglücks die Mächte sich gruppiren würden. Aber die Politik Englands ist durchaus klar. Sie geht dahin, in europäischen Streitigkeiten die stricteste Neutralität zu beobachten, in der Erhaltung des Friedens unser größtes europäisches Interesse zu sehen und sorgfältig Allianzen, die zu Verwickelungen führen, zu vermeiden. Abgesehen von dem Falle, daß Deutschland eine grob aggressive Politik einschlagen sollte, wie es z. B. die Invasion Hollands wäre, wissen die deutschen Staatsmänner genau, daß sie, was immer für Coalitionen gebildet werden mögen, von England nichts zu befürchten haben. Von wie vielen der Großmächte, die Sie umgeben, können Sie das Gleiche sagen? Die unwiderstehliche Kraft der öffentlichen Meinung in England fordert die Abstinenz von europäischen Streitigkeiten, und kein englischer Staatsmann war je weniger dazu geneigt, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen, als Lord Salisbury. Die Ansicht, daß wir früher die Bedeutung Constantinopels sehr überschätzt haben, hat viele Anhänger gewonnen, und wenn auch manche deutsche Blätter es für angebracht hielten, unserer jüngsten Orientpolitik alle Arten machiavellistischer Pläne unterzuschieben, so müssen doch diese Politik und ihre Beweggründe jedem aufrichtigen Beobachter vollkommen durchsichtig erscheinen. Unsere Vertragsverpflichtungen und das Friedensinteresse zwangen uns zu einer Einmischung, und auf die öffentliche Meinung Englands hatten die armenischen Massacres einen tiefen Eindruck gemacht. Deutschland scheint es absolut kalt gelassen zu haben, und das Hauptziel seiner Staatsmänner scheint gewesen zu sein, die Allianz der stärkeren Macht zu gewinnen.

Im griechischen Kriege hat Deutschland in einem ähnlichen Geiste gehandelt. Griechenland war offenbar im Unrecht und wir, im Verein mit den anderen Mächten, thaten unser Bestes, um den Krieg zu verhindern; als er aber vorbei war, lag uns, wie unseren französischen Nachbarn, aufrichtig daran, eine Nation, die im Osten wenigstens das civilisirende, fortschrittlich-christliche Element repräsentirt, nicht hoffnungslos zertrümmert zu sehen. Aber Griechenland war eine schwache Macht, von der wenig zu hoffen oder zu fürchten war, und so sah man Euch, vor allen anderen christlichen Nationen, sein Unglück erschweren und verlängern. Ihr habt Euch ohne Zweifel die Dankbarkeit Eurer Freunde, der Türken, erworben.

Nach dem Kriege von 1870 gab es eine große Partei in England, die von dem erhöhten Einfluß Deutschlands mit Sicherheit eine Höherentwickelung internationaler Moral, das Wachsthum eines mehr nüchternen, friedlichen, fortschrittlichen und aufgeklärten Geistes in der europäischen Politik erwartete. Man glaubte, der hohe und duldsame Geist seiner classischen Literatur werde mehr und mehr seine Politik bestimmen und der wachsende Einfluß des süddeutschen Typus werde die härteren Züge des reinen Militärismus des Nordens mildern. Wir erkannten die besten und edelsten Eigenschaften des deutschen Geistes und Charakters in dem Thronerben, der sich im Frieden noch mehr auszuzeichnen versprach, als er sich bereits im Kriege ausgezeichnet hatte, und dessen früher Tod eine der traurigsten Tragödien unserer Zeit war. Man glaubte, der dominirende Einfluß in Europa werde in die Hand weniger aggressiver, weniger arroganter, weniger nervöser und unsicherer Männer, als in der Vergangenheit fallen, in die Hand einer Nation, die sehr stark sei und doch nicht bloß die Stärke anbete, die sehr patriotisch sei und sich doch eifrig bemühe, das Interesse der Civilisation in allen Formen zu fördern, die aufrichtig wünsche, Animositäten zu mildern und eine natürliche Abneigung gegen alles Prahlerische, Sensationelle und Theatralische habe. Wir glaubten, eine solche Nation werde im Leben der Menschheit eine höchst wohlthätige Rolle spielen, und wir dachten sie vor Allem geeignet für die Lösung der zwei großen Probleme unserer Zeit: das Aufkommen der Socialdemokratie und die Schwierigkeit, die Demokratie mit wohlgeordneter und maßvoller Freiheit auszusöhnen. Carlyle gab diesem Glauben in einem wohlbekannten Brief vom November 1870, in dem er wenig großmüthig über das Mißgeschick Frankreichs triumphirte, mit gewohnter Emphase Ausdruck: „Die germanische, nicht die gallische Rasse wird nun im ungeheuren Weltdrama der Hauptspieler sein und von ihr erwartete ich bessere Resultate. Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und tüchtige Deutschland an Stelle des prahlenden, ruhmredigen, händelsüchtigen, ruhelosen und überempfindlichen Frankreich Königin des Continents werden soll, erscheint mir als die hoffnungsvollste historische Thatsache, die ich erlebt habe."

Heute würde Niemand in England mehr Solches schreiben, und Sie können sich kaum wundern, daß die gewohnheitsmäßige und ostentative Gehässigkeit einiger führender norddeutscher Zeitungen auf die öffentliche Meinung Englands einen schädlichen Einfluß gehabt hat. Einige der wichtigsten unter ihnen lassen kaum eine Gelegenheit vorbeigehen, ohne uns zu sagen, wie sehr sie uns hassen, wie sehr sie sich über jede Verlegenheit, in die wir gerathen, freuen, wie sehr sie auf eine Invasion unseres Bodens hoffen, wie willkommen ihnen eine Coalition ganz Europas gegen uns sein würde. Ich glaube nicht, daß wir als Nation gegen fremde Kritik sehr empfindlich sind. Unser Fehler liegt eher in der entgegengesetzten Richtung, und wir wissen wohl, daß unsere eigene Presse durchaus nicht fehlerfrei ist; aber es würde selbst deutschem Scharfsinn kaum gelingen, auch nur ein Beispiel anzuführen, wo wir, seit Deutschland ein Reich geworden, es geschädigt oder zu schädigen versucht haben. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die ewige Wiederholung solcher Angriffe, von der englischen Presse wiedergegeben, ihre Wirkung gethan hat und eine sehr aufrichtige Zuneigung in eine feste, wenn gleich nicht sehr active Abneigung verwandelt.

Ich nehme nicht an, daß das die deutschen Publicisten stark bekümmert. Deutschland übt zwar in Europa den dominirenden Einfluß nicht aus, den man einst erwartet, aber es ist sehr stark und hat mit großer Schnelligkeit den Cultus der Kraft entwickelt. Bei allen seinen großen Gaben ist und war Preußen außerhalb seiner Grenzen nie zu populär, vor Allem darum, weil es nie die Wahrheit erkannt hat, daß Nationen nicht weniger stark sind, wenn sie ihrer Politik eine Dosis Liebenswürdigkeit beimischen. Ich glaube jedoch, daß es in Deutschland viele Leute giebt — und in England ist das sicher der Fall — welche die sich vertiefende Gefühlskluft beklagen, die zwei große Nationen trennt, zwischen denen es so viele natürliche Bande der Sympathie und des Interesses und keinen wirklichen Grund zu ernstem Antagonismus giebt.

**The Right Honourable Sir Richard Temple. Bart.** Früher hätte bezüglich der deutsch-englischen Beziehungen überhaupt keine Frage aufgeworfen werden können, da Deutschland mit England verknüpft war nicht nur durch

Blutsverwandtschaft und gemeinsame Abstammung, sondern auch durch historische Ueberlieferungen und enge Verbindung bei mancher großen Gelegenheit. Während der letzten Jahre aber haben die Ausbreitung des deutschen Handels nach überall hin und die Ausdehnung deutscher Unternehmungen in Gegenden, die an britische Colonien, Dependenzen und Märkte grenzten, die Aufmerksamkeit Englands auf das Vorgehen Deutschlands gelenkt. Es war insbesondere das Hissen der deutschen Flagge in verschiedenen Plätzen und die Entsendung deutscher Kriegsschiffe nach verschiedenen Küsten, was die Engländer veranlaßte, auf die deutsche Regierung ein viel schärferes Auge zu haben, als je zuvor. England muß natürlich immer wachsam sein, um sich zu behaupten, um keine Schmälerung seiner Stellung zu erdulden, um seine weit zerstreuten Besitzungen gegen Gefahr und Bedrohung sicher zu stellen. Da es selber beständig vorwärts schreitet, sieht es ohne Ueberraschung, wie andere Nationen dasselbe thun. Es ist ganz darauf gefaßt, daß Andere mehr und mehr in Wettbewerb mit ihm treten werden; es wird sich aber bemühen, im großen Hinderniß-Rennen der Nationen über die Rennbahn der bewohnbaren Erde der Sieger zu sein! Wie die Umstände heute liegen, hofft England zuversichtlich, in diesem Kampfe alle Elemente der Superiorität auf seiner Seite zu haben, wenn es sich nur selbst treu ist. Sollte es — was Gott verhüte — geschlagen werden, so kann daran nach seiner Ansicht nur sein eigener Fehler und nicht irgend welche inhärente Ueberlegenheit Anderer Schuld sein. Es mag sehr eifersüchtig gewesen sein und mag es noch oft sein, genau so wie ein Rennpferd und sein Reiter es sind. Solche Eifersucht ist aber nicht mit Feindseligkeit verwandt, hat im Gegentheil gar nichts mit ihr zu thun. England fühlt so wenig Feindseligkeit gegen seine Rivalen und Mitbewerber, als sie ein Jockey gegen andere Jockeys oder eine Mannschaft in einem Bootrennen gegen die andern fühlen.

England muß aber andere Nationen bitten, gütigst folgende Erwägung nicht zu vergessen. Auswärtiger Handel und fremde Besitzungen mögen für die eine Nation ein Vortheil, für die andere ein Ruhm sein. Für Frankreich z. B. ist ein überseeisches Reich eine Sache des Ruhmes und wenig mehr, da es mit seinen Dependenzen nur wenig Handel und kaum irgend welche Colonisation treibt. Für Deutschland hat ein solches Reich ohne Zweifel einen gewissen Vortheil, fügt aber wenig zu seinem Ruhm, der bereits so groß ist und der ihm als der ersten der Continentalmächte Europas nothwendig zugehören muß. Die Ausdehnung des russischen Reiches in Asien mag viel zu seinem Ruhm und Prestige beigetragen haben, aber nichts zu seinem Wohlstand und nur sehr wenig zu seinem Handel. Sie hat in der That seine militärische und finanzielle Stärke in Wirklichkeit geschwächt, insofern sie es zwingt, große Streitkräfte in Gegenden zu halten, die nur wenig Einnahme abwerfen und ihre Kosten nicht zahlen. So wäre auch ohne fremden Besitz Frankreich immer noch Frankreich, Deutschland immer noch Deutschland und Rußland immer noch Rußland. Die Vereinigten Staaten haben bis jetzt auf dem Gebiet auswärtiger Erwerbungen wenig versucht; sollten sie es je thun, so gälte dieselbe Beweisführung auch für sie.

Für England aber sind seine auswärtigen Besitzungen einfach eine Lebensfrage. Für England bilden sie eine Sache, bei der nicht Vortheil, Gewinn oder Ruhm, sondern Leben und Tod auf dem Spiele stehen. Sollten seine Colonien wünschen, von ihm abzufallen, so würde es sie mit seinem Segen ziehen lassen, sich in seine alten Grenzen schließen und ruhig sein Schicksal abwarten. In gewissem Sinne wäre es wohl immer noch England, aber nicht das England der Gegenwart. So lange sie aber zu ihm halten, wie das zum Glück jetzt der Fall ist, würde es für sie und für sich selbst, bildlich zu sprechen, bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Kanonenschuß, bis zum letzten Pfund Sterling kämpfen. Und warum? Einfach, weil England ohne sein Auslandsreich nicht im Stande wäre, seine Bevölkerung zu ernähren, seine Arbeiter zu beschäftigen, im 19. Jahrhundert eine civilisirte Existenz zu führen. Ohne sein Reich wäre England nur ein größeres Belgien oder, um einen genaueren Vergleich zu gebrauchen, was die Vereinigten Staaten der Niederlande in den Tagen ihrer Größe waren, und nichts mehr. Solch' eine Situation wäre für die Bevölkerung der britischen Inseln, wie sie heute ist, durchaus verhängnißvoll. England muß daher seine ganze Macht einsetzen, um sie zu vermeiden. Andere Nationen werden vielleicht so gut sein, nicht zu vergessen, daß England, wenn es ihnen im Wege steht oder Hindernisse bereitet, das nicht aus irgend welcher natürlichen Schlechtigkeit oder Bosheit thut, sondern gezwungen durch die Erfordernisse seiner Stellung und die Nothwendigkeit seiner Existenz.

Nichtsdestoweniger fühlt England, daß es kein Recht hat, etwas dagegen einzuwenden, wenn Deutschland etwa dieses Beispiel der Ausdehnung und Ausbreitung nachahmt. Es kann ja in der That Deutschland gar nicht daran hindern. Es kann sich nicht einmal beklagen, so lange keine Eingriffe in seine eigenen Besitzungen vorkommen. Es kann sich vernünftiger Weise deswegen mit Deutschland nicht zanken, es haßt jeden Streit und zieht im Zweifelsfall irgend eine Art internationaler Entscheidung unendlich vor. Bezüglich deutscher Colonialerwerbungen muß den Engländern noch eine besondere Erwägung in Betracht kommen. Deutschland ist die Centralmacht des europäischen Continents; es hat auf der einen Seite Frankreich, auf der anderen Rußland, auf deren dauernde Freundschaft es nicht rechnen kann. Gegen wen richtet sich in der That die sogenannte französisch-russische Allianz? Entweder gegen England, oder gegen Deutschland, oder gegen Beide zusammen. Sollte es je zu einem europäischen Krieg kommen, so hätte Deutschland mit Frankreich oder mit Rußland oder mit Beiden zusammen zu rechnen. In diesem Fall sähe sich Deutschland gezwungen, die Freundschaft Englands — und sie ist etwas sehr Nützliches — zu pflegen, eine Eventualität, die die Engländer mit Befriedigung sehen würden. Stände es gut mit England, was, wie wir hoffen, der Fall sein würde, so wären Deutschlands auswärtige Besitzungen gesichert genug, wie hart auch Deutschland in Europa bedrängt sein möchte. Ganz anders läge die Sache, wenn England unfreundlich sein würde, was, wie wir hoffen, nie der Fall sein wird.

Viele Engländer sind der Ansicht, daß der Erwerb auswärtiger Besitzungen für continentale Mächte im Fall eines Kampfes mit England kein Vortheil wäre. Im Gegentheil, solche Mächte schaffen Positionen, die England im Fall eines Krieges, der hoffentlich nie ausbrechen wird, erfolgreich angreifen könnte. Es muß zugestanden werden, daß England die Erwerbung auswärtiger Länder durch Deutschland ernster auffaßt, als ähnliche Annexionen Frankreichs. Nur selten folgt auf eine Eroberung Frankreichs ein großer Handel; zuweilen ist dieser Handel England und nicht Frankreich zugefallen. Auf eine deutsche Eroberung dagegen folgt immer ein energischer Handel. Und wenn England auch deutsche Annexionen, an sich betrachtet, nicht zu fürchten braucht, so kann es doch die deutsche Rivalität im Handel nicht übersehen. So lange sich die deutschen auswärtigen Angelegenheiten nur auf legitime Handelsrivalität und solche Plätze beziehen, die offenkundig nicht zum britischen Besitz und der britischen Einflußsphäre gehören, wird es, hoffen wir, zu keinen gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und England kommen. Die Engländer sind bei allen ihren Fehlern ruhig, gutmüthig und großherzig. Sie werden sich mit gutem Humor in's Unvermeidliche schicken. Was die auswärtige Concurrenz betrifft, so sind die Engländer der festen Zuversicht, ihre Stelle an der Spitze der industriellen Welt behaupten zu können, wenn nur seine Fabrikanten ihre

volle Kraft einsetzen. Der entschiedene Vorsprung, den England in Bezug auf beinahe alle, wenngleich nicht ganz alle der bestehenden Industrien besitzt, ist immer noch groß genug, um ihm die Suprematie zu sichern, sofern sein Volk sein Bestes thut. In dieser Hoffnung bestärkt es die Thatsache, daß keine Nation in Europa anders mit ihm zu concurriren wagt, als unter dem Schild eines Schutzzolltarifes.

Man mag vielleicht fragen, ob denkende Engländer in dieser Beziehung überhaupt nichts fürchten? Sie fürchten leider sehr viel. Sie fürchten die Gewerkschaften und die Streike der Arbeiter und die Aussperrungen, gegenüber denen die Unternehmer zur Wiedervergeltung greifen müssen. In früheren Jahren wurde der Gewinn nicht gerecht getheilt zwischen Capital und Arbeit; das Capital erhielt zu viel, die Arbeit zu wenig. Heute erhält die Arbeit ganz ihren vollen Antheil; die Gewerkschaften aber streben noch mehr als das zu erlangen, und das kann das Capital nicht tragen. Sie streben weiter darnach, die besten Arbeiter auf die Stufe der mittelmäßigen herabzudrücken. Kann diesen Tendenzen kein Einhalt geboten werden, so muß der britische Handel leiden. Sollte je England im Wettbewerb geschlagen werden, so werden daran Ursachen dieser Art und nicht etwa ein Versagen seiner Tüchtigkeit Schuld sein.

Endlich kann der Ton der Presse in beiden Ländern die gegenseitigen Gefühle zum Besseren oder Schlimmeren beeinflussen. Ein so langes Thema läßt sich nicht am Ende eines Artikels erörtern; ich möchte aber ein gutes Beispiel aus Frankreich citiren. Und dabei ist zu beachten, daß dieses Frankreich nicht mit England verwandt ist, daß es in Egypten eine ständige Beschwerde gegen die britische Regierung und in Westafrika einen unentschiedenen Streit mit England hat. Aber nun die indischen Grenzstämme England zu schaffen machen und es den ganzen Winter durch inmitten der Schneeberge zwei Armeecorps halten muß, äußert sich Frankreich sympathisch. Der Pariser „Temps" schreibt: „Hier haben wir etwas, das die ganze Aufmerksamkeit der Nationen erregen sollte: die patriotische Kühle, die absolute Ruhe, die volle Selbstbeherrschung, womit Presse und Publicum in England den traurigen Ereignissen des Feldzuges in's Angesicht schauen. Das ist der Weg, dem Mißgeschick Grenzen zu setzen und es wieder gut zu machen." Solches ist von jener romantischen Hochherzigkeit dictirt, die den französischen Charakter auszeichnet. Deutschland ist mit England verwandt, hat keine ständige Beschwerde gegen die britische Regierung, nirgends einen unentschiedenen Streit mit England. Und welche Sprache führt heute die Presse in Deutschland, einschließlich der deutschen Presse Oesterreichs, gegen England? Ich überlasse es meinen deutschen Freunden und Lesern, sich diese Frage selbst zu beantworten und selbst den Vergleich anzustellen.

**Mr. Spenser Wilkinson**, der sich als Kritiker der auswärtigen Politik Englands einen großen Namen gemacht und dessen Schriften: „The Command of the Sea", „The Great Alternative", „The Nation's Awakening" die englische Auffassung nationaler Politik auf's Tiefste beeinflußt haben, ist in deutschen Kreisen durch sein Werk über den deutschen Generalstab (The Brain of an Army), das von deutschen Fachzeitungen auf's Günstigste beurtheilt wurde, bekannt geworden. Er schreibt uns:

Der deutsche Aerger gegen England soll drei Gründe haben. Der erste soll von 1870 datiren, als England während des deutsch-französischen Krieges neutral blieb. Warum hätte England nicht neutral bleiben sollen? Deutschland erwies sich ja durchaus fähig, seine Sache selbst zu führen und die Sympathie war hier zu Lande größtentheils auf deutscher Seite. Ich habe Deutsche sagen hören, die britische Regierung sei nicht correct neutral gewesen und habe sich gewisser Handlungen schuldig gemacht, die angeblich zum Vortheil Frankreichs gewesen seien. Aber diese Behauptungen sind durchaus grundlos, und sie ließen sich leicht widerlegen, wenn ihnen concrete Form gegeben würde.

Die zweite Veranlassung zu bösem Blut ergab sich im Zusammenhang mit den Anfängen deutscher Colonialunternehmung. Ich habe an der Hand deutscher und englischer officieller Berichte ein meiner Ansicht nach getreues Bild dieser Vorgänge gegeben,*) und sehe keinen Grund, meine Ansicht zu ändern: daß damals das Vorgehen der deutschen Regierung mit Absicht feindselig und für England schädlich war. In England erregte die Sache kein Interesse und ließ Jedermann absolut kalt mit Ausnahme von einigen stillen Beobachtern.

Ein dritter Grund, der für die deutsche Erbitterung angegeben wird, ist der Umstand, daß England sich eines offenen Anschlusses an den Dreibund oder eine andere, wie ich wohl annehmen darf, von Deutschland zu seinem eigenen Schutz gewünschten Allianz enthält. Da bei England der Besitz einer Armee nicht vorausgesetzt wird, würde sein Anschluß an eine Allianz ein Versprechen bedeuten, in gewissen Fällen seine Flotte zur Zerstörung irgend einer anderen Flotte zu gebrauchen. Es steht uns aber ja immer offen, von unserer Flotte Gebrauch zu machen, wenn wir die Zeit dafür gekommen glauben, und es kann kaum ein Unrecht sein, wenn wir Versprechen ablehnen, die uns binden würden, vor dieser Zeit zu handeln. In die großen Kriege der Vergangenheit hat sich England gewöhnlich nur widerwillig eingelassen und nur, um sich gegen ein wachsendes Uebergewicht zu vertheidigen, das seine Unabhängigkeit direct bedrohte. Seine Selbstvertheidigung war für andere Nationen von Nutzen, deren Unabhängigkeit dasselbe Uebergewicht bedrohte. Gegenwärtig ist keine solche Gefahr sichtbar. Die Stellung Rußlands bedroht keinen Theil des britischen Reiches. Gewiß in entfernter Zukunft mag einmal ein russischer Angriff auf Indien nicht unmöglich sein; wer aber die indische Grenze und die indische Armee kennt, ist unbesorgt, denn bei vernünftiger Regierungskunst und solcher Heeresleitung, deren die indische Armee sich rühmt, würde ein Invasionsversuch unter nur annähernd ähnlichen Bedingungen, wie den heutigen, dem Angreifer zum Unheil ausschlagen.

Für England ist also Hülfe zu seiner Vertheidigung gegen Rußland oder selbst gegen Frankreich und Rußland kein dringendes Bedürfniß. In deutschen Schriften liest man heute, daß Rußland und Deutschland sehr gute Freunde sind, und daß die deutsche Armee und der Dreibund Deutschland genügend sicher stellen. Wo liegt also die Nothwendigkeit für eine Allianz zwischen Deutschland und England, und warum sollte Deutschland es England übel nehmen, daß es seinen eignen Weg geht? Ein Zusammenwirken der zwei Länder zu einem gemeinsamen Zweck könnte von Vortheil sein, aber ein solches Zusammenwirken setzt eine Sympathie zwischen den zwei Nationen voraus, wie sie die jüngsten Ereignisse keineswegs gefördert haben.

Doch kommen wir auf die Frage der Vertheidigung des britischen Reiches zurück. Die großen besiedelten Colonien, Canada, Australien und die Capcolonien schweben nicht in der geringsten Gefahr; sie würden selbst den Zusammenbruch der britischen Macht überleben. Sie mögen unabhängig werden, obwohl man in England hofft, daß sie nie Ursache haben werden, das zu wünschen; aber es besteht keine Aussicht, daß sie sich je der Suprematie irgend einer anderen europäischen Macht fügen werden.

Von den kleinen Streitigkeiten, die wir mit verschiedenen Mächten in der letzten Vergangenheit bezüglich sogenannter Colonialfragen gehabt haben, berührt keine unsere Lebensinteressen, und sie sind nur gefährlich, insoweit sie eine Tendenz haben, Ehrenfragen zu werden. Hier haben wir unsere eigene Empfindlichkeit, die Andere nicht immer verstehn. Wenn unsere

*) In „The Great Alternative", Kap. 7.

Haut dick ist, wo ihre dünn ist, und dünn, wo ihre dick ist, so bedeutet das eben, daß Jene, die unsere Freunde sein wollen, im Umgang mit uns einige Rücksicht auf unsere Gefühle nehmen müssen, wie sie nun einmal wirklich sind. Ich habe während der letzten 15 Jahre in deutschen Zeitungen manchen unfreundlichen Artikel gelesen, aber auf das Publicum hier haben sie bis auf die allerletzte Zeit keinen Eindruck gemacht. Wenige Engländer verstehen Deutsch oder lesen deutsche Zeitungen, und wenn der Berliner Correspondent einer Londoner Zeitung einen unangenehmen Artikel aus einer Berliner Zeitung citirt und seine ebenso unangenehme Antwort beifügt, so läßt das hier Jedermann gleichgültig. Aber auch der phlegmatische Engländer hat seine Gefühle, und sie können verletzt werden. Gegen Ende des Jahres 1895 ereignete sich Jameson's Einfall in Transvaal. In England verstand man den Glückwunsch des deutschen Kaisers genau; jeder Mann, jede Frau, jedes Kind empfand ihn als einen Schlag in's Gesicht. Die englische Presse gab einstimmig dem Gefühl der Beschimpfung Ausdruck, das Jedermann empfand, einige Blätter mit der Würde und einige ohne Zweifel mit dem Mangel an Würde, die sie jeweils charakterisiren. Als die deutsche Presse dann damit antwortete, daß sie den Engländern grobe Vorwürfe machte, weil sie sich beleidigt fühlten und diesem Gefühl Ausdruck gaben, war der Bruch der Sympathie vollständig. Es wird nicht leicht sein, ihn zu heilen.

Das Verlangen Deutschlands nach einem Colonialreich ist uns durchaus verständlich und erregt unter uns weder Eifersucht noch Feindseligkeit. Deutsche klagen, daß ihnen England bei jedem Schritt im Weg gewesen sei. Aber England stand Deutschland nur im Weg, wenn Deutschland durch Verdrängung vorher bestehender britischer Interessen nach dem Princip „ôte-toi que je m'y mette" eine Colonie zu erwerben suchte. Das war ein unfreundliches Vorgehen seitens Deutschlands und in England überwiegt heute das Gefühl, daß unsere Regierung mit nutzloser und ungebührlicher Gefügigkeit handelte, wenn sie Deutschland irgend welche Zugeständnisse machte, so lange sein Vorgehen diesen Charakter trug. England hat während der letzten 25 Jahre Deutschland nie einen Schaden zugefügt oder sich in deutsche Angelegenheiten gemischt.

So viel schrieb ich im December, nicht um Deutschlands Politik zu tadeln, noch die Englands zu vertheidigen, sondern lediglich in der Absicht, deutschen Lesern das Gefühl, das in England Deutschland gegenüber herrscht, zu erklären. Nun ist Gefühl zwar nicht Politik, aber unmöglich kann eine nationale Politik von nationalem Gefühl unbeeinflußt bleiben. Wenn die deutsche Regierung so zielbewußt ist, wie man allgemein annimmt, so muß man glauben, daß das Hervorrufen dieser Gefühle in England von ihr beabsichtigt war, und daraus sind wir gezwungen, auf bis jetzt verhüllte feindselige Absichten zu schließen. Die Devise der neueren deutschen Politik ist „Rücksichtslos". So lange eine solche Auffassung herrscht, ist es kaum consequent, Rücksichten von Anderen zu erwarten. Es bleibt jedoch möglich, daß wir die Einsicht der deutschen Regierung in unsere hiesigen Verhältnisse überschätzen; denn es ist immer eine schwierige Aufgabe, den Gemüthszustand eines anderen Volkes zu verstehen. Bis jetzt habe ich nur selten, sei es in der deutschen Literatur oder in persönlicher Begegnung mit deutschen Männern, ein auch nur einigermaßen richtiges Verständniß von englischen Verhältnissen, Lebensauffassung und politischem Wesen angetroffen; dürfte nicht der Anfang zu einer besseren Verständigung zwischen den beiden Völkern damit zu machen sein, daß man sich deutscherseits eine vorurtheilslose Idee von England, wie es wirklich ist, zu bilden sucht?

**The Right Honourable Sir Charles Dilke. Bart. M. P.** war so liebenswürdig, sich unserm Londoner Correspondenten gegenüber in Bezug auf unser Thema zu äußern. Sir Charles sieht mit Vergnügen jede Bewegung, die darauf abzielt, die Stimmung zwischen Deutschland und England zu verbessern; hält aber wie Herr Spenser Wilkinson dafür, daß das keine leichte Aufgabe sein wird. Unser Correspondent zeigte ihm den interessanten Artikel des Herrn Wilkinson, und Sir Charles stimmt beinahe allen Ausführungen dieses Herrn bei. Er ist der Ansicht, daß nichts, was England während des deutsch-französischen Krieges that oder nicht that, Deutschland Grund zu berechtigter Beschwerde giebt. Er weist darauf hin, daß auch die Franzosen klagen, England habe damals Deutschland begünstigt und daß es unmöglich Beide zugleich begünstigt haben kann. Auch hat sich England seitdem nichts gegen Deutschland zu Schulden kommen lassen, während Sir Charles durchaus der Ansicht ist, daß Deutschland bei der Erwerbung seiner meisten Colonien mit absichtlicher Feindseligkeit gegen England vorging und daß es für beide Theile besser gewesen wäre, wenn die englische Regierung damals mehr Festigkeit bewiesen hätte. Das und die ganze seitherige Richtung der deutschen Politik hat im englischen Volk langsam die — wie Sir Charles hofft, unbegründete — Ansicht heranreifen lassen, daß Feindseligkeit gegen England die ausgemachte Politik des Deutschen Reiches sei und daß Deutschland in der That der eigentliche Feind Englands sei. Von diesem Standpunkt aus hat dann das Krüger-Telegramm des deutschen Kaisers, das in ganz England einen tiefen und dauernden Eindruck machte, das eine Verdienst gehabt, daß es mit einem Schlag der ganzen Nation die Augen über diese Thatsache öffnete. Während noch vor wenigen Jahren kaum ein Engländer in erhöhten Marinerüstungen Deutschlands eine Bedrohung Englands gesehen hätte, sind heute die meisten Engländer überzeugt, daß sie sich in der That gegen England allein richten und daß England nicht verfehlen darf, sie sofort durch entsprechende Anstrengungen zu beantworten.

Sir Charles nimmt nicht an, daß Deutschland je daran denken sollte, England allein anzugreifen — er glaubt überhaupt nicht an die Wahrscheinlichkeit isolirter Kriege — er hält es aber für möglich, daß Deutschland, im Fall etwaiger ernster Complicationen zwischen England und dem Zweibund die Gelegenheit benutzen würde, mit Forderungen z. B. in Colonialfragen an England heranzutreten. Sir Charles hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Oesterreich nach dem Tode seines weisen Kaisers in Stücke gehen wird, und in diesem Fall würde Deutschland, seiner Ansicht nach, auf dem Continent seine Hände so voll haben, daß es England und einer „Weltpolitik" nur noch wenig Aufmerksamkeit zuwenden könnte. Sir Charles würde es gleich Herrn Wilkinson mit Freuden begrüßen, wenn der Gang der Dinge zeigen würde, daß Englands Argwohn bezüglich der Politik und der Ziele Deutschlands grundlos ist.

Der bekannte Journalist und Herausgeber der „Review of Reviews" **Mr. William T. Stead** schreibt:

Mit Dankbarkeit begrüße ich Ihren Versuch, zwischen Deutschland und England freundlichere Gefühle zu fördern. Das ist ein Unternehmen, wohl werth der besten Anstrengungen der besten Leute in beiden Reichen. Das Geschwätz von einem unvermeidlichen Kriege zwischen Deutschland und England ist unaussprechlicher Unsinn. Daß Rivalität und Wettbewerb bestehen, die eine Tendenz haben, immer schärfer zu werden, ist zweifellos wahr; aber ein großer Unterschied besteht zwischen der Rivalität von Nationen auf dem weiten Gebiet des Friedens und dem Ruf zu einem brudermörderischen Krieg. — Sie fragen mich nach den besten Mitteln, um ein besseres Einvernehmen zwischen den zwei Nationen zu Stande zu bringen. Ein deutscher Botschafter bot mir einst an, was er für ein unfehlbares Friedensspecificum erklärte: „Geben Sie mir", sagte er, „carte blanche, einige zwanzig Redacteure aufzuhängen und ich verspreche Ihnen, es wird keinen Krieg geben." Ohne gleich das drastische Recept des Generals von Schweinitz zu adoptiren, könnte doch viel erreicht werden,

wenn die Journalisten sich immer die Verantwortlichkeit klar machen würden, die ihren Federn anhaftet. Ich wage keine Kritik der deutschen Blätter, aber in unseren eigenen thut sicher Besserung in dieser Hinsicht sehr Noth. Ich weiß nicht, ob es möglich wäre, einen internationalen Verein von Preßmitgliedern zu bilden, die sich individuell oder collectiv verpflichten würden, sich aller Aeußerungen zu enthalten, die darauf berechnet sind, nationale Animosität zu schüren, und zu versuchen, das Verhalten ihrer Nachbarn mehr vom Standpunkt der Sympathie als der Antipathie aus zu beurtheilen; aber die Idee dürfte eines Versuches werth sein.

Um einen kleinen Beitrag zur Sache eines bessern internationalen Einvernehmens zu liefern, darf ich vielleicht sagen, daß es mir von meinen Landsleuten besonders undankbar erscheint, die Annäherung Deutschlands an die englischen Ideale nationaler Existenz übelzunehmen. Das mag Ihnen vielleicht paradox klingen, ist es aber in Wirklichkeit durchaus nicht. Die gegenwärtige Friction zwischen den zwei Reichen wurzelt zum größten Theil in der ausgedehnten Anglisirung Deutschlands. Ihr Kaiser ist ein halber Engländer von Geburt und mehr als ein halber seinem Genius nach. Seine Aspirationen sind ausgesprochen englisch. Zum Beweis braucht man nur auf die leidenschaftliche Hingabe zu weisen, mit der er die deutsche Flotte entwickelt. Unter seiner Leitung neigt das Deutsche Reich von Tag zu Tag mehr dazu, in den Fußtapfen Englands zu wandeln. Im auswärtigen Handel stoßen wir auf jedem Markt auf deutschen Mitbewerb. Seine Dampfschiffe mehren sich auf all' den großen Linien des Seeverkehrs, die wir geöffnet haben. Auf dem ausgesprochen englischen Feld des Colonisirens bemüht sich Deutschland energisch, das Versäumniß von Jahrhunderten einzuholen. Selbst die freien offenen Aeußerungen des Kaisers stehen mehr in Uebereinstimmung mit den Principien englischer Debatte, als dies bisher von einem deutschen Herrscher für möglich gehalten wurde. Der journalistische Instinkt der englisch sprechenden Rasse findet keinen hervorragenderen oder glänzenderen Vertreter, als Ihren Kaiser, der Alles mit der Allwissenheit eines Redakteurs behandelt und dessen inspirirte Aeußerungen mit der ganzen Schlagfertigkeit und Unfehlbarkeit von Leitartikeln hervorgebracht werden.

Es steht deßhalb Engländern besonders schlecht an, es übel zu nehmen oder sich darüber aufzuregen, weil Deutschland sich in seiner Schätzung der Wichtigkeit von Handel, Colonien und Seeherrschaft täglich mehr und mehr englischen Idealen nähert. Mir deucht, wir sollten dies Vorgehen als die aufrichtigste Form der Schmeichelei hinnehmen und mit Sympathie auf die fortschreitende Entwickelung englischer Ideen in deutschem Gewande blicken. Wenn es dann sein sollte, daß Sie dabei Ihr Muster noch übertreffen, um so besser für Sie, um so schlimmer für uns. Die Welt ist weit, der Weg ist klar und wenn Sie uns ohne Zweifel in vielen Dingen weit überlegen sind, so haben wir zum Wenigsten den Vortheil, früher im Feld gewesen zu sein und continentalen Verwickelungen fern zu stehen, so daß wir uns über kein unbilliges Handicap des Schicksals beklagen können.

— — — In unserer nächsten Nummer werden von deutscher Seite zunächst der Kaiserliche Gesandte a. D. Exc. von Brandt, Ludwig Bamberger, Eduard von Hartmann, Karl Jentsch, Professor Fr. Ratzel-Leipzig das Wort ergreifen.

---

## Der Doppelgänger.

Von Rudolf Kleinpaul.

Eins der sonderbarsten, aber ältesten Vorurtheile ist: daß die Krebse Rückwärtsgänger seien wie die Seiler. Man nehme den ersten besten Krebs her und lasse ihn über den Küchentisch oder durch die Stube laufen, so ergiebt sich, daß er eben so gut vorwärts als rückwärts geht. Gewiß laufen die Krebse im Wasser seitwärts oder rückwärts; aber sie laufen auch vorwärts. Sie schwimmen auch vorwärts, indem sie sich mit den Schlägen ihres kräftigen Schwanzes weit fortschnellen. Woher also diese ewige Rederei vom Krebsgang, als ob derselbe mit Rückgang gleichbedeutend wäre? — Man will sogar wissen, die Sonne müsse im letzten Drittel des Juni umkehren, um wieder nach dem Aequator zu zu gehen, weil sie dann im Zeichen des Krebses stehe. Eben so gut könnte man sagen, die Bücher, die um diese Zeit an den Verleger zurückgehen, wenn sie nicht verkauft sind, hätten das vom Krebs. Sie heißen ja Krebse.

Der Krebs bewirkt vielmehr, daß andere Thiere nicht vorwärts kommen, als daß er selber rückwärts ginge. Schon Herkules wurde von einem Krebs in's Bein geknippen, als er die Lernäische Schlange todtschlug. Das Festhalten, das Kneifen ist den Menschen zuerst am Krebse aufgefallen; die Scheeren des Krebses sind wie Zangen, mit denen er eklig zugreift. Der Hummer verfolgt seine Beute überhaupt nicht, aus seinem Verstecke schleudert er nur die mächtigen Scheeren vor und fängt, was vorüberkommt. Wer krebsen will, muß sich in Acht nehmen, nicht von den Scheeren gefaßt zu werden, die Kneipwunden sind gefährlich. Und so mag sich das Volk auch vorgestellt haben, daß die Sonne im Juni von einem Krebs geknippen und gleichsam zurückgezerrt werde, wie denn der Krebs für alles Einschließende und Klammernde vorbildlich geworden ist. Zum Beispiel für die Stäbe eines Gitters: die Schranken, welche die Rednerbühne umgaben, hießen im Alterthume: Krebschen, lateinisch: Cancelli, daraus ist unser Wort Kanzel hervorgegangen. Offenbar hat man dann die Begriffe verwechselt und vermeint, ein Thier, daß die Ursache des allgemeinen Rückschrittes sei, könne selber nicht vorwärts.

Etwas Anderes scheint dagegen Thatsache zu sein: daß sich die Schlangen nur vorwärts bewegen können. Ein Ausgleiten nach hinten ist bei ihrer Leibesanlage nicht gut möglich. Wenn einmal eine vorwärts und rückwärts gehen kann, so wird das als eine Ausnahme angesehen; dann ist es überhaupt mit der Schlange nicht ganz richtig. Sie soll dann ein Doppelthier sein und nicht einen Kopf und einen Schwanz, sondern wie ein Janus zwei Köpfe, einen vorn und einen hinten haben und abwechselnd bald den einen, bald den anderen gebrauchen. So eine Schlange heißt ein Doppelgänger oder eine Doppelschleiche, was die Uebersetzung des alten griechischen Ausdruckes Amphisbäna ist. Sie stellt beiläufig keine Schlange, sondern eine Eidechse, eine sogenannte Ringelechse dar, bei der man Kopf und Schwanz nicht recht unterscheiden kann, weil Beide gleich dick und die Augen von Haut überdeckt sind.

Auch unter den Menschen giebt es Amphisbänen oder Doppelgänger, glaubt das Volk.

Die menschlichen Doppelgänger haben nicht bloß wie die Ringelechsen an einem Leib zwei Köpfe; sondern zwei ganze besondere Leiber, so daß sie thatsächlich doppelt vorhanden sind, doppelt gehen und doppelt gesehen werden können.

Es kommt hierbei darauf an, daß das doppelt vorhandene Wesen dennoch wie die Doppelschleiche nur ein einziges Wesen ist; mit zwei bloßen Dubletten und Ebenbildern ist es nicht gethan. Freilich bezeichnet man im gemeinen Leben einen Menschen, der einem anderen Menschen recht ähnlich und ihm wie aus den Augen geschnitten ist, als dessen Doppelgänger. Man sagt zum Beispiel, der jetzige Kaiser von Rußland habe einen Doppelgänger an dem Herzog von York — der Prinz von Wales habe einen in London und einen anderen in Kalkutta — die Königin Victoria habe einen an einer Bettlerin, die an den Kirchen steht und den Andächtigen die Thüre aufmacht. Es ist bekannt, daß der Freiherr von Lutteroth, der deutsche Generalconsul in Triest, merkwürdig an den Kaiser Wilhelm I., ein Schuhmacher in Triest an den

König Victor Emanuel und der Portier des Ischler Bahnhofs an Napoleon III. erinnerte. Solche Naturspiele sind nichts Seltenes — wenn wir die Menschen so oberflächlich ansähen wie die Thiere und die Pflanzen, würden sie noch weniger selten sein. Zwillinge sind sich bisweilen so ähnlich wie ein Ei dem anderen, um sie auseinanderhalten zu können, müßte man sie zeichnen. Und doch gehen sie nicht doppelt, weil sie wirklich zwei Mal existiren; der Zar hat sein eigenes Leben und der Herzog von York hat sein eigenes Leben. Der wahre Doppelgänger ist eine und dieselbe, nur doppelt erscheinende Person.

Es giebt Menschen, heißt es in einem Gedichte vom Anfang des Jahrhunderts, die wunderbar geartet sind, die

ein doppelt Wesen haben, denn als Schatten
gehn sie noch einmal in der Welt umher.
Wer sie erblickt, weiß nicht, sieht er den Menschen,
sieht er das Schattenbild, so sind sie gleich.
Zwillinggeschwister scheinen sie, nur daß
der eine von der Mutter nicht geboren
ein Schattenleben führt.

Zwei Schwestern, Martha und Marie. Diese Marie ist immer ein besonderes Kind gewesen. Sie besitzt außerordentliche Anlagen, Interesse für alle Wissenschaften, namentlich für die Sternkunde und macht glänzende Fortschritte in der Musik. Dazu eine nicht gemeine Schönheit, große blaue räthselhafte Augen, Hang zur Einsamkeit. Wie Marie fünfzehn Jahre alt ist, entdeckt die Schwester an ihr eine überaus merkwürdige Eigenheit. Martha kommt gerade nach Hause und findet Marien im Zimmer des Vaters, wo sie still und unbeweglich, wie eine Bildsäule am Fenster steht. Sie geht auf sie zu und legt ihr die Arme von hinten um den Hals, ohne daß sie von ihr bemerkt zu werden scheint: das ist sie schon so gewohnt. Während Martha noch nachdenkt, fällt ihr Blick in den Garten hinunter: da geht ihr Vater neben derselben Marie, die sie doch eben in den Armen zu halten wähnt. „Um Gottes willen, Marie!" — ruft sie ganz erschrocken. Da regt sich die Gestalt und sieht sich um; die Marie unten im Garten aber ist weg und der Vater steht allein.

Martha ist über alle Maßen unruhig, scheut sich aber, der Schwester direct etwas zu sagen. Sie erkundigt sich bloß: ob Marie schon lange oben sei? — „Das", antwortet Marie, „wirst Du wohl am besten wissen; ich bin ja eben erst heraufgekommen — bist Du denn schon lange da? — Ich denke, ich war mit dem Vater im Garten!" — Indem, so tritt der Vater selbst herein. „Aber sage mir nur, Marie, wo bist Du denn auf einmal hingewesen? Wir gehen miteinander auf der Terrasse auf und ab, ich erzähle dir noch ein Langes und ein Breites von dem Hofball, urplötzlich bin ich verlassen wie Koschat! Ich denke nicht anders, als der Erdboden hat Dich verschlungen, und nun finde ich Euch hier!" — „Ich weiß auch nicht, wie es zugeht", versetzt Marie achselzuckend.

Schon andere Leute wollten das Fräulein mitunter gesehen haben, während sie doch zu Hause geblieben war. Sie wollte schon als Kind manchmal im Himmel gewesen sein und mit den lieben Engelchen gespielt haben. Der Vater hat niemals etwas davon wissen wollen.

Anderthalb Jahre darauf sieht sich Marie selbst: sie soll eine Abendgesellschaft besuchen und Toilette machen und geht zu dem Ende mit einem Lichte die Treppe hinauf zum Kleiderschranke. Nach einiger Zeit kommt sie todtenbleich wieder herunter, weil der Schrank von selbst aufgegangen und ihr Geist, ihr Doppelgänger herausgetreten ist. Sie hat ihr Spiegelbild erblickt, so deutlich erblickt, als stünde sie wirklich vor einem Spiegel. Es wird nun bald mit ihr aus sein; sie ist auf einen nahen Tod gefaßt. Am dritten Tage wird sie wirklich bettlägerig, fragt noch, ob es bald neun Uhr sein werde, und sinkt mit dem Glockenschlage in die Kissen zurück, um sich nicht wieder zu erheben.

„Du weißt nicht," sagt der bekümmerte Vater zu der trostlosen Schwester, „Du weißt noch nicht, mein Kind, was der Mensch für eine verhängnißvolle Gabe, für ein Ungeheuer an seiner eignen Phantasie mit sich herumträgt."

Die Phantasie hat nämlich damit angefangen, die Persönlichkeit im Jenseits zu verdoppeln. Daß nach dem Tode ein zweites Leben angehe und ein neuer, überirdischer Mensch geboren werde, ist allgemeiner, durch die Erinnerung und den Traum genährter Glaube. An die Todten zu denken, sich lebhaft mit ihnen zu beschäftigen, sie Jahre lang nicht aus dem Sinne zu lassen, ist natürlich, aber häufig steigert sich das Gedächtniß bis zu einer wirklichen Sinnestäuschung, so daß die Verstorbenen plötzlich und unvermittelt als Gesichte vor dem geistigen Auge stehen und wie ein unverhoffter Besuch erscheinen. Man nennt sie dann Gespenster, und diese Gespenster gleichen den Abgeschiedenen auf's Haar — gewöhnlich sehen sie aus, wie die Leute im Leben gewesen sind, manchmal aber auch, wie sie im Sarge gelegen haben, beide Bilder hat man ja im Gedächtniß. Jeder Todte, der wiederkommt, jede Weiße Frau, die in einem alten Schlosse umgeht, Hamlet's Vater und Banquo's Geist läßt sich demnach als ein Doppelgänger ansehen: es ist ein getreues Abbild, das im Augenblicke des Todes auftaucht, gleichsam eine Todtenmaske, die von der Leiche abgenommen wird, ein zweites Wesen und doch das vorige Wesen wieder. Man kann also sagen, daß nach dem Volksglauben jeder Mensch wie eine Ringelechse eine Art Doppelthier darstelle, das aus dem zwiefachen Wesen vor und nach dem Tod bestehe und das eben durch den Tod zusammengehalten werde. Der Unterschied ist nur der, daß die beiden Dubletten nicht gleichzeitig vorhanden sind, sondern die eine auf die andere folgt, der Tod also nicht wie eine Grenze zwischen zwei Ländern, sondern wie die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Mitte liegt.

Daraus folgt nun aber, daß der zweite Mensch erst gesehen werden kann, wenn der erste nicht mehr ist; denn ohne Tod kein Geist, wie ohne Geld kein Schweizer. Der Gespensterglaube beruhte auf der Fiktion, daß den Leib eine Seele verlassen habe, die nicht mitgestorben sei, sondern in der Luft fortlebe und den verwesenden Leichnam allmählich bis auf das Gerippe nach sich ziehe; dadurch kam eine neue Materialisation zu Stande. Die materialisirte Seele besaß nun wiederum die Züge und die Gestalt des Verstorbenen, sie schien sein vollkommenes Ebenbild zu sein, sie hatte gleichsam den Todten, von dem nur noch die Gebeine übrig waren, aufgesogen. Sobald sich also der Doppelgänger zeigt, muß Einer gestorben sein, das liegt in der Natur der Sache. Wenn der Geist eines Menschen, der noch unter den Lebenden wandelt, wie ein frisches Lichtbild gesehen wird, so läßt sich nur zweierlei denken. Entweder, daß der Mensch vorübergehend gestorben und wie man sagt: geistesabwesend gewesen sei. Oder daß er gleich sterben werde, das zweite Ich bereits in der Bildung begriffen sei und der Tod gewissermaaßen vorspuke.

Zu Sylvester sitzt in Leipzig ein froher Freundeskreis zusammen: Officiere, Beamte, Professoren und Literaten; darunter ein Brautpaar. Von dem Letzteren wird die ganze Gesellschaft für den nächsten Jahreswechsel auf das Gut eingeladen, auf welches der Baron seine Braut binnen Kurzem heimzuführen gedenkt. Wirklich findet sich auch in der nächsten Sylvesternacht auf dem alterthümlichen Bergschloß Rochsburg männiglich wieder ein; nur die junge Frau vom Hause fehlt noch, obgleich sie gerade am meisten auf Wort halten bestanden hat. Sie ist noch bei ihrer Mutter in Wechselburg, die sie zu Weihnachten besucht hat und die ihre Tochter gern noch ein paar Tage behalten will. Vielleicht aber kommt sie noch in der letzten Stunde. Man setzt also vorläufig einen Stuhl für die Baronin an den Tisch und ein Glas mit ein paar Rosen auf ihren Platz.

Um Mitternacht wird die Gesellschaft durch ein sonder-

bares Getöse draußen im Hof, anscheinend durch den Einsturz eines alten Glockenthurms aufgeschreckt, und Alles eilt an's Fenster. Wie es ruhig geworden ist und sie sich wieder umwenden, sehen sie auf dem Stuhle, der im Scherz für sie hingestellt worden war, die Schattengestalt der Baronin sitzen und mit dem letzten Glockenschlag verschwinden.

Sie war in der zwölften Stunde, infolge eines unglücklichen Zufalls, der mit ihrem Zustande zusammenhing, plötzlich und unerwartet gestorben.

Sie hatte Wort gehalten. Die Todten halten überhaupt immer Wort, wenn sie einmal etwas versprochen haben, weil es ihnen die Lebenden nicht zurückgeben.

So sahen einst die alten Macedonier Alexander den Großen auf seinem Stuhle sitzen, während er eben noch mit seinen Freunden Ball schlug. Stumm, lautlos, unbeweglich, in seinem Ornat und mit dem goldenen Diademe auf dem Haupte saß er da. Alexander der Große starb bekanntlich wie Achill in der Blüthe seines Lebens, zweiunddreißig Jahre alt, zu Babylon am Fieber. Plutarch, der die Begebenheit erzählt und unter den Vorzeichen seines Todes mit anführt, versteht sie offenbar nicht mehr; er sucht sie zu motiviren und macht aus dem Phantom einen dunkeln, räthselhaften Menschen, der sich während des Ballspiels in die Sachen des Königs gesteckt und auf seinen Stuhl gesetzt hätte; er wäre hernach auf Anrathen der Seher aus dem Wege geräumt worden. Die Hallucination, denn nur um eine solche, aber um eine ansteckende, handelt es sich, wird Zeit genug von selber vergangen sein.

So sah Macbeth Banquo's Geist auf seinem Platze sitzen und verschwinden.

Gewöhnlich ist es die Angst, die Todesangst, die solche Gesichte zeitigt, heimlich herumspionirt und es dann so darstellt, als ob die Menschen schon bei Lebzeiten ihre Gespenster haben könnten. Eine besorgte Mutter sieht plötzlich ihren Sohn, wie er Hechte angelt und mit seinem Kahne ahnungslos einem Wehre zutreibt — eine Schwester sieht plötzlich ihren Bruder, den guten Reiter am Boden liegen, mit einem rothen Tuche um den Kopf — De Wette sieht sich selbst. Der bekannte deutsche Theolog wurde, in Berlin seines Amtes entsetzt, 1822 als ordentlicher Professor nach Basel berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Ihm soll hier etwas Merkwürdiges begegnet sein. Er war eines Abends in einer befreundeten Familie zu Besuch, in einem Hause, welches dem seinigen gerade gegenüber lag. Wie die Gesellschaft auseinandergeht, tritt er von ungefähr an's Fenster und blickt in sein Schlafzimmer hinüber. Dort fällt ihm ein Lichtschein auf; es kommt ihm so vor, als stünde dort eine weiße Gestalt, die ein Licht in der Hand habe und damit nach ihrem Kopf hinleuchte, wie jemand, dem am Kopfe etwas wehthut. Er starrt unverwandt hin: auf einmal erkennt er sich selbst in der Gestalt. Es ist jetzt als hätte sie ihm leuchten wollen, damit er sein Gesicht besser sehen könne. Ganz außer sich eilt er hinüber; er weiß gar nicht, wie er hinübergekommen ist. Als er aber wirklich sein Schlafzimmer betritt, hat ein massiver Stein die Decke durchschlagen und das Kopfende des Bettes zertrümmert.

Der einfache Mann wird sich das so auslegen, daß sich De Wette's Geist wie ein zweiter De Wette auf kurze Zeit von seinem Körper getrennt, ihn in einem todähnlichen Zustand zurückgelassen und dann wieder belebt habe, nachdem er von seinem Ausfluge in's Schlafzimmer an seinen Posten zurückgekehrt sei. Damit verschwand der Doppelgänger wieder. Ganz dieselbe Theorie macht sich der Naturmensch auch vom Traume, ja, vom Schlafe überhaupt: auch hier nimmt er an, daß sein Geist aus dem Körper heraustrete und mit andern Geistern zusammentreffen, ja, dem Schläfer selbst wieder erscheinen könne, indem dieser im Traume sich selber sehe. Auch im Schlafe ist man ja gleichsam weg, und die Seele scheint zu entfliehen, weil das Bewußtsein aufhört. Daher nannten die Alten den Schlaf den Bruder des Todes.

Seltsam! Wir müssen sterben, schon während des Lebens sterben, damit die Seele vom Körper entbunden und der Doppelgänger sichtbar werde; nur in Amerika hat man Mittel und Wege gefunden, am Leben zu bleiben und gleichzeitig ein Geist zu werden, ja, sein zweites Ich als einen bequemen Stellvertreter und Boten zu gebrauchen. Ein Kaufmann in Philadelphia entsendet seinen Doppelgänger nach London, um einer Bekannten Nachricht von ihrem Gatten zu bringen, um ein Geschäft abzuschließen, um dort einer Vorstellung beizuwohnen. Der Doppelgänger ist wie ein billiger Courier, der Yankee kann hübsch zu Hause bleiben und doch die weite Welt umschweifen. Wir in Europa pflegen in einem solchen Falle den alter ego, ein anderes Ich, das heißt einen wirklichen Stellvertreter zu nehmen, dem wir unsere Angelegenheiten übergeben: der Prokurist ist zum Beispiel ein alter ego des Geschäftsherrn, der Reichskanzler das Zweite Ich des Kaisers. Im Jahre 1820 ernannte der König beider Sicilien Ferdinand I. den Kronprinzen Franz zu seinem alter ego und ermächtigte ihn zur Ertheilung einer Verfassung, die er nachher wieder für nichtig erklärte; im December 1844 war der Graf Woronzow alter ego des Zaren Nikolaus I. im Kaukasus. Kleine Leute ernennen ohne viel Umstände einen guten Freund zu ihrem anderen Ich, und alle Eheleute scheinen in dem Fall der obenerwähnten Doppelschleiche zu sein, indem sie sich gegenseitig: als ihre bessere Hälfte betrachten. Diese Art Doppelgänger bleibt immer die einfachste und die gemüthlichste.

## Literatur und Kunst.

### Der Dialog im modernen Roman.

Von Josef Ettlinger.

Man kann den Roman von heute, wenn man auf eine feinere Siebung der Begriffe verzichten will, ziemlich einfach auf drei Elemente analysiren: ein episches, ein lyrisches, ein dramatisches. Unter dem epischen Element ist die erzählte Handlung zu verstehen, die Schilderung von Thatvorgängen. Unter dem lyrischen ist der psychologische Theil zu verstehen, die Wiedergabe von Seelenzuständen. Unter dem dramatischen endlich sind die eingeschalteten Dialogpartien zu verstehen, die Einführung redender Personen. Während aber das epische und das lyrische Element als integrirende Bestandtheile des Romans anzusehen sind und sich ihrem Wesen nach von selbst verstehen, spielt der Dialog in der Theorie des modernen Romans eine eigenartige, wechselnde und in ihren Functionen ungemein vielfältige Rolle, die in ihrer Bedeutung vielleicht noch nicht hinreichend gewürdigt zu werden pflegt.

Was den Dialog zunächst aus dem Flusse der Erzählung heraushebt, ist ein zeitliches Moment. Die Erzählung, sei es daß sie rein episch den äußeren Gang der Thatsachen berichtet, sei es daß sie den Gefühlen und Stimmungen ihrer Personen auf die Spur geht, deckt sich der Regel nach niemals im Tempo mit der Wirklichkeit. Wo sie episch, also chronologisch ist, gleitet sie in mehr oder minder raschem Fluge an den Begebenheiten hin und faßt oft die Vorgänge von Minuten, Stunden, Tagen und noch weit größeren Zeiträumen in das Bild eines einzigen Satzes. Wo sie lyrisch ist, braucht sie, um eine Gedankenfolge in Worten wiederzugeben, hundertfach mehr Zeit, als zum bloßen Denken dieser Gedankenreihe nöthig wäre. In einem Falle also übertrifft

die Erzählung die Wirklichkeit im Zeitmaaß, im Anderen bleibt sie hinter ihr zurück. Beides ist beim Dialog ausgeschlossen. Er lehnt sich genau an die Wirklichkeit an. Sobald er eintritt, lenkt das Tempo in das des wirklichen Lebens ein, erscheinen die Dinge und Personen in natürlicher Lebensgröße, die wir sonst — je nachdem — durch ein Fernrohr verkleinert oder durch das psychologische Brennglas vergrößert sehen. Der fortwährende Tempo- und Distanzwechsel, ohne den der Roman in seinem epischen und lyrischen Theile gar nicht auskommen könnte und in dessen Regelung die besondere Kunst der Composition besteht, macht sofort einem stabilen Verhältniß Platz, wenn das gesprochene Wort die Erzählung unterbricht.

Dieser Unterschied ist wesentlich. Denn indem sich der Dialog seinem ganzen Wesen nach am engsten an die Wirklichkeit anschließt und sie zum unmittelbaren Vor- und Nebenbild hat, ist er auch am strengsten den Gesetzen der Lebenswahrheit unterworfen. Dadurch aber wird er zugleich das stärkste Mittel, Illusion zu erzeugen, und damit das wichtigste technische Hülfsmittel überhaupt, das der moderne Roman besitzt.

Drei Hauptfunctionen fallen dem Dialog im Romane zu. Er kann exponiren, illustriren, charakterisiren. Die Exposition erfolgt ähnlich wie im Drama. Indem von einzelnen Personen oder Dingen die Rede ist, erfahren wir zwanglos auf diesem indirecten Wege, was uns von ihrer Vorgeschichte zu wissen noth thut. Diese Art der Exposition hat vor jeder anderen den Vorzug der Natürlichkeit, weil sie den Erzähler der Nothwendigkeit überhebt, an einem bestimmten Punkte der Erzählung Kehrt zu machen und ein größeres oder kleineres Stück zurückliegender Begebenheiten nachträglich aufzunehmen. Aber sie ist zugleich die schwierigere Methode, weil sie jeden Schein von Absichtlichkeit vermeiden muß und ihn doch leicht genug erweckt. Der Wege, sie anzuwenden, sind es verschiedene. Entweder wird die Vorgeschichte da und dort etappenweise eingestreut, oder sie wird an einer Stelle zusammenhängend vorgetragen. In beiden Fällen kann es entweder die Hauptperson selbst sein, die ihre Geschichte bei passender Gelegenheit erzählt, oder es können sich dritte Personen über zurückliegende Schicksale der Hauptperson unterhalten. Erzählt die Hauptperson selbst, so kommt es in erster Linie darauf an, daß ihre Erzählung an einem geeigneten Punkte und in einer durch die Situation genügend motivirten Form eingeschaltet wird. Berichten andere Personen von ihr, so ist es wichtig, daß diese Personen den Verhältnissen nach auch thatsächlich in der Lage sein können, das zu wissen, was sie aussagen; eine Forderung, gegen die namentlich dann häufig verstoßen wird, wenn es sich um eine etwas längere Erzählung handelt, in deren Verlaufe der Autor gelegentlich vergißt, daß nicht er selbst, sondern nur eine seiner Personen das Wort hat. In allen Fällen aber darf der exponirende Dialog niemals erkennen lassen, daß er nur dazu bestimmt ist, den Leser in die Handlung einzuführen, derart, daß Dinge gesprochen werden, die zwar der Leser auf irgend eine Weise erfahren muß, die aber unter den geschilderten Verhältnissen zwischen den redenden Personen kaum je zur Sprache kommen könnten, oder doch niemals in der Ausführlichkeit, wie sie zum Verständniß des Lesers nöthig ist. Man gewinnt bei solchen Dialogen stets gleich den Eindruck, daß sie nicht der Situation entflossen, sondern nur aus technischen Rücksichten künstlich aufgepfropft sind. Aehnlich liegt die Sache, wenn wir aus einem Gespräche Begebenheiten erfahren sollen, die sich zwar im Verlaufe der Handlung, aber hinter der Scene der Erzählung abgespielt haben. Hier wird die exponirende Function des Dialogs eine einfach referirende; indessen ist dieser Unterschied rein temporaler und nicht wesentlicher Natur.

Eine zweite Function des Dialogs im Roman besteht darin, daß er gewisse Situationen und Zustände durch das lebendige Wort illustriren helfen muß. Im Roman einer modernen Ehe beispielsweise fiele ihm die Aufgabe zu, an einer Reihe von kleineren und größeren Scenen zu zeigen, wie sich das Verhältniß der Gatten allmälig wandelt, wie da und dort durch Meinungsverschiedenheiten erst Frictionen entstehen, dann Conflicte einreißen, und wie schließlich ein unbedachtes schnelles Wort im Nu eine Katastrophe herbeiführen kann. Oder er hat ein bestimmtes Milieu, bestimmte Gesellschafts- oder Berufskreise zu illustriren, deren Anschauungen und Gepflogenheiten sich in ihren Reden am besten offenbaren können. Oder er hat zu beweisen, wie das Thun und Lassen der Hauptperson auf ihre engere und weitere Umgebung wirkt, wie es dort beurtheilt wird, welche Schatten es wirft. Oder er kann Stimmungen erzeugen helfen, die zur Vorbereitung kommender Geschehnisse und zu ihrem besseren Verständniß nöthig sind. In allen diesen Fällen ließe sich die directe Rede des Dialogs wohl auch durch die fortlaufende Erzählung ersetzen und umschreiben, aber die Darstellung würde ohne seine Anwendung auf manche intimere künstlerische Reize verzichten und Vieles geradezu aussprechen müssen, was sie mit Hülfe des Dialogs nur leise durchklingen oder als Obertöne mitschwingen läßt.

Der illustrirende Dialog geht häufig in den charakterisirenden über oder fällt auch wohl streckenweise mit ihm zusammen. Und in dieser dritten Function ist der Dialog dem modernen Roman am unentbehrlichsten, in dem immer mehr jede directe Charakteristik zu Gunsten der höherstehenden, indirecten verdrängt und verpönt wird. Das moderne Drama, das seine Personen fast nur noch durch ihre Reden und fast gar nicht mehr durch ihre Handlungen charakterisirt, hat an dieser Entwickelung — Degagirung möchte man sagen — des Romandialogs wohl den stärksten Antheil. Ganz natürlich, weil der Dialog im Roman doch schließlich nichts Anderes ist, als ein fragmentarisches Drama, und weil sich die ästhetischen Forderungen, die man an eine naturwahre Bühnensprache stellen lernte, rasch genug auch auf die dramatischen Bestandtheile des Romans übertragen mußten. Die charakterisirende Kraft des Dialogs aus den Fesseln der conventionellen Schriftsprache gelöst zu haben, ist vielleicht der stärkste Fortschritt und das unbestreitbarste Verdienst der heutigen Romantechnik.

Man hat dabei zwischen einer objectiven und einer subjectiven Charakteristik zu unterscheiden, je nachdem durch den Dialog der Sprechende selbst oder der Besprochene charakterisirt werden soll. Die objective Methode beruht darin, daß aus dem Gespräche dritter Personen schmale oder breitere Streiflichter auf den Hauptcharakter fallen. Die höhere subjective Methode charakterisirt den „Helden" — das alte Wort läßt sich noch immer nicht durch ein besseres ersetzen — durch sein eigenes Reden. Aber auch hier wieder sind Spaltungen wahrzunehmen. Die Charakteristik des Sprechers drückt sich auf dem doppelten Wege aus, was er spricht und wie er spricht: durch den Inhalt seiner Reden und durch die Prägung des Ausdruckes, die er ihnen giebt. Je nachdem er ein Mann der That oder ein Phrasenheld, ein geistvoller Weltkenner oder ein Durchschnittsmensch, eine leidenschaftliche oder eine besonnene Natur ist, wird er — und ein Entsprechendes gilt selbstverständlich von den weiblichen Charakteren — seine Persönlichkeit in seinen Reden anders zum Ausdruck bringen. In der Art wie er den Menschen gegenüber auftritt, mit denen ihn Beruf, Geselligkeit, Neigung oder Zufall zusammenbringen, in der Art, wie er von sich und von Anderen redet, wie er über Kunst, Natur, Politik, Liebe, Religion oder anderes Allmenschliches urtheilt, wie er sich kühl oder lebhaft, blasirt oder enthusiastisch, offen oder zurückhaltend, heiter oder pathetisch giebt, kann der Schlüssel seines ganzen Wesens zu finden sein. Und zu diesen mehr allgemeinen Aeußerungen seiner Persönlichkeit treten dann die besonderen hinzu, die durch ganz bestimmte Situationen herbeigeführt werden und durch sie ihr charakteristisches Licht erhalten. Denn nicht so sehr,

was ein Mensch spricht, als zu wem und unter welchen äußeren Umständen er es spricht, kann erkennen lassen, weß Geistes Kind er ist.

Darin liegt zugleich das Unterscheidende, was dem Dialog im Roman vor den anderen Hülfsmitteln der Charakteristik zukommt: daß er das Charakteristische erst in's Individuelle einzelt. Charaktere nämlich sind noch keine Individualitäten, und gerade Individualitäten zu erschaffen, ist eines der Ziele, in deren Verfolgung der moderne Roman den nur auf Charaktere ausgehenden älteren Roman zu überholen trachtet. Diese individuellen Merkmale einer Persönlichkeit liegen aber weniger in dem Inhalt ihrer Reden, als in ihrer Ausdrucksweise. Jeder Person die ihr zukommende Ausdrucksweise zu leihen, muß das sorgfältige Streben des modernen Romanschriftstellers sein, dem zu diesem Zwecke nicht, wie dem Dramatiker, Erscheinung, Organ, Mienen- und Geberdenspiel eines Darstellers ihre Hülfe leisten. Dabei hat man abermals Zweierlei auseinanderzuhalten: die Sprache und die Sprechweise. Die Sprache eines Menschen muß seinem Alter, seinem Bildungsgrad, seiner socialen Stellung angemessen sein. Ein Diplomat wählt seine Worte anders als ein Briefträger, ein Pfarrer anders als ein Officier, ein junger Student anders als ein erfahrener Patriarch. Mit der Sprechweise dagegen treten die Eigenthümlichkeiten des einzelnen Individuums in's Leben, wie sie Gewohnheit, Temperament, Erziehung, körperliche Disposition und wohl auch Stammes- oder Volksart an ihm herausgebildet haben: die Art der Wortstellung und Satzbildung, die Vorliebe für bestimmte Redefiguren oder Kraftworte, für Einschaltungen und Auslassungen, für derbe oder zierliche Ausdrücke, für Interjectionen oder Fragesätze, Weitschweifigkeit oder wortkarge Kürze, und dergleichen sonst mehr. Hierher gehört auch die Verwendung des Dialects in seinen verschiedenen Graden und seines unedlen Halbbruders, des Jargon. Die Mannigfaltigkeit der Mittel, die der Strom des Lebens gerade auf diesem Gebiete so überreichlich mit sich führt, ist unendlich groß, aber die Vorsicht und der Geschmack in ihrer Verwendung sind stets bei Wenigen nur gewesen. Am Meisten profitirt nach dieser Seite hin der Humor, dessen Träger in unseren Romanen leider meist Episoden- oder Nebenfiguren zu sein pflegen; gerade er jedoch läßt sich nur zu leicht zum Ueberschreiten der Linie und zum Umschlag in's Groteske verleiten.

Das tägliche Leben und sein Sprachgebrauch muß allemal der Maaßstab, wenn auch nicht das sklavisch genau erfüllte Vorbild eines naturwahren Dialoges bleiben. Jeder gesprochene Satz muß unweigerlich die Probe auf die Frage bestehen können: ist es anzunehmen, daß ein Mensch mit derart angelegtem Charakter, von diesem Bildungsgrade, dieser socialen Stellung, diesem Lebensalter in dieser Situation, diesen äußeren Verhältnissen zu dieser Person diese Worte spricht? Denn auch die Situation und die äußeren Verhältnisse dürfen der Glaubwürdigkeit nicht im Wege stehen. Oft genug kann man in Romanen die Wahrnehmung machen, daß ein Gespräch ganz andante commodo geführt wird, wo die Zuspitzung der Situation oder auch nur die zufällige äußere Umgebung einer solchen Möglichkeit direct widersprechen; wie beispielsweise, wenn man einen ausführlichen Meinungsaustausch auf den Perron eines Bahnhofes kurz vor Abfahrt des Zuges verlegt, wo in Wirklichkeit hundert kleine Unterbrechungen und Augenblicksorgen die Gedanken fortwährend ablenken müssen. Oder wenn Jemand in kritischer Lage, sei's in Erwartung, sei's unter dem Eindruck eines erschütternden Ereignisses seine wohlgeordneten und gesammelten Gefühle zum Ausdruck bringen darf, während er dazu unter den dargestellten Umständen thatsächlich vor Erregung nicht halbwegs fähig sein kann. Oder wenn einem Sterbenden noch eine lange Erzählung in den Mund gelegt wird, zu deren Zehntheil ihm schon die physischen Mittel fehlen müßten. Und nicht minder wesentlich, als diese Rücksicht auf die Situation, ist der Umstand, daß auch die Person, mit der gesprochen wird, zu dem Inhalte des Gesprochenen nicht in einem unwahrscheinlichen Verhältniß steht: daß man also nicht etwa einen einfachen Mann aus dem Volke zum Adressaten feuilletonistischer Geistreichigkeiten macht oder Bekenntnisse an Jemand richten läßt, dem ein solcher Vertrauensbeweis offenbar nicht zukommt.

Ein letztes wichtiges Erforderniß für die Technik des Dialogs ist seine Continuität. Das will sagen: so, wie eine Persönlichkeit in ihrer Sprache und Sprechweise von Anfang an charakterisirt worden ist, muß sie consequent bis zum letzten Worte durchgeführt werden. So selbstverständlich das theoretisch erscheinen mag, so vielfach wird in der Praxis dagegen gesündigt und so häufig wird man finden, daß die Redeweise ein und derselben Person sich im Laufe weniger Capitel mehr oder weniger verändert, ohne daß ein innerer Grund dafür besteht; einfach weil dem Autor die Kraft oder die Gabe dafür gebricht, die Uebereinstimmung von Charakter und Sprache festzuhalten. Solche Widersprüche können namentlich dann entstehen, wenn der Autor einzelne Personen willkürlich zum Sprachrohr seiner eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen macht. Um nur ein zufällig eclatantes Beispiel dafür anzuführen: in dem großen Romane „Glänzendes Elend" von Hans Hopfen muß ein junger Zeitungsverleger, der sonst als einfacher Selfmademan ohne höhere und feinere Bildung geschildert ist, mit urplötzlicher Beredsamkeit ganze Feuilletons gegen die moderne Richtung in der Literatur ausspühen, Feuilletons, die zwar von unverfälscht Hopfen'scher Prägung, aber gerade darum in dem Munde des biederen Druckereibesitzers mit Volksschulbildung eine absolute Unmöglichkeit sind. Die gleiche Rolle eines ästhetisch Entrüsteten hat in demselben Romane an anderer Stelle ein alter Haudegen von verarmtem, pensionirtem Officier zu spielen, der sich zeitlebens nur um den Dienst, den Turf, das Jeu und sonstige Standesinteressen gekümmert hat; und es ist bezeichnend, daß er, der doch einem völlig anderen Bildungs- und Gesellschaftskreise angehört, sich dabei genau derselben Hopfen'schen Kraftworte und bajuvarisch derben Wendungen bedient, wie vorher der tüchtige Böotier, der es vom Rübenbauer durch Glück und Thatkraft zum Zeitungsbesitzer gebracht hat.

Noch bliebe in dieser kurz skizzirten Theorie des modernen Romandialogs die Frage zu erörtern, wann denn jeweils der Dialog einzusetzen und die unpersönliche Erzählung abzulösen habe. Im Großen und Ganzen ergiebt sich das schon aus der Natur der unterschiedenen drei Functionen: wo er exponiren, illustriren oder charakterisiren soll. An welchen Stellen dies aber der Fall zu sein hat, das läßt sich selbstverständlich nicht in eine schematische Regel zwängen: hier sind Geschmack und Bedürfniß des Autors die einzige Instanz. Es giebt Romane, in denen der Dialog seltener eintritt, weil die epische Erzählung oder die psychologische Analyse überwiegen, wie bei Gottfried Keller; und wieder solche, die dem Dialog die bevorzugte Stelle einräumen, wie es z. B. in der liebenswürdigsten und feinsten Form bei Theodor Fontane's Werken der Fall ist. Ein erwähnenswerthes Curiosum dieser zweiten Gattung dürfte der jüngste Roman „Erbrecht" von Carl Bleibtreu sein, der ursprünglich ein Drama war und nur durch kleine Einschaltungen äußerlich in die Erzählungsform umgesetzt worden ist: in diesem tödtlich langweilenden Roman wird überhaupt nur gesprochen. Aber auch sonst wird die Gabe, den Dialog auf das Zweckmäßige und Nothwendige zu beschränken, bei nur zu vielen unserer Autoren vermißt. Nur zu häufig muß er flittrigen Zerstreuungszwecken oder dem Ziele dienen, die Geistesfunken und die Specialansichten des Verfassers selbst zum Vorschein zu bringen.

Ueber die historische Entwicklung des Dialogs im Roman und die wechselnde Technik seiner Behandlung ließe sich wohl

eine besondere Studie schreiben. Vor hundert Jahren, als der „Wilhelm Meister“ erschien, stand der Dialog als solcher noch stark unter antiken Einflüssen. Die Begriffe des Epischen und des Dramatischen waren noch strenger geschieden. Dennoch konnte Goethe schon Ausgangs 1797 an Schiller schreiben: „Es ist mir recht aufgefallen, daß wir Modernen die Genres so sehr zu vermischen geneigt sind, ja daß wir gar nicht einmal im Stande sind, sie von einander zu unterscheiden. Es scheint nur daher zu kommen, weil die Künstler, die eigentlich die Kunstwerke innerhalb ihrer reinen Bedingungen hervorbringen sollten, dem Streben der Zuschauer und Zuhörer, Alles völlig wahr zu finden, nachgeben ... So sieht man auch im Gang der Poesie, daß Alles zum Drama, zur Darstellung des vollkommen Gegenwärtigen sich hindrängt. So sind die Romane in Briefen völlig dramatisch, man kann deswegen mitunter förmliche Dialoge, wie auch Richardson gethan hat, einschalten; erzählende Romane mit Dialogen untermischt würden dagegen zu tadeln sein.“

Seitdem diese Worte geschrieben wurden, hat das „Streben, Alles völlig wahr zu finden,“ niemals aufgehört, sich geltend zu machen. Erst ist den letzten Jahrzehnten aber hat es bekanntermaßen auf allen Gebieten der schönen Künste eine Umwerthung des Kunstzweckes siegreich herbeigeführt: des Zweckes, das höchste Maaß von Illusion bei höchster Wahrung der künstlerischen Form zu erreichen. Diesem Streben hat sich auch der moderne Roman in immer steigendem Grade dienstbar gemacht, und in ihm findet das bedeutende Fortschreiten der Dialogtechnik ihre ursächliche Erklärung.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Achtundvierzigergrab.

Von Gustav Beßmer.

Ein dreiblätteriges Kleeblatt saßen wir in der Restaurationsabtheilung des Cannstatter Curparkes. Der weite Raum unter dem sonndurchleuchteten Blätterdache der alten Platanen war besetzt von einer sonntäglich gestimmten Menge, deren überwiegenden Theil die nahe schwäbische Residenz gestellt haben mochte. In der Nähe des Musikpavillons promenirte ein Flor junger Evastöchter, Stoff zur Bewunderung und zur Kritik bietend. Ein Glied unseres Dreibundes, ein junger Philologe, machte von letzterer Gelegenheit starken Gebrauch. Wir nahmen seine Lästerungen nicht ernst; er gehörte zu jenen Gezeichneten, die — zur eigenen Ueberraschung — eines Tages geheirathet sind.

Wieder hatte eines der holden Kinder, eine träumerisch blickende Blondine, sein Mißfallen erregt. Sie war in Begleitung eines alten Herrn; auf der Suche nach einem freien Platze strandeten sie an unserem Tisch. Wir besorgten den noch fehlenden Stuhl; die Unterhaltung, die in Gang kam, führte zur gegenseitigen Vorstellung und das Endergebniß war, daß wir eine Stunde später gemeinsam aufbrachen, um die Aussicht von der Sulzerrainhöhe aus zu genießen. Aus einem Garten- und Alleenkranze grüßte die freundliche Badestadt zu uns herauf; der das Thal durchströmende Neckar glitzerte im Sonnenlichte; über die landhausbesetzte Rebenhügelkette hinweg gewahrte das Auge Höhenzug um Höhenzug, bis ein letzter als blauer Streif den Horizont abschloß. Den einmündenden Kessel des Stuttgarter Thales erfüllte leichter Nebeldunst, der die Häusermasse der schwäbischen Residenz dem Blicke entzog und nur die die Höhen emporsteigenden Straßenzüge klar hervortreten ließ.

Wir standen auf dem Freiligrathblick; unsern im Thale lag der alte Friedhof mit des Dichters Grab. Sein Wunsch:

„Ich lag heut' Nacht in süßen, stillen Träumen
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben“

ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Sonne begann langsam zu sinken; röthliches Licht lag auf den Hügeln, spielte um das uralte Friedhofkirchlein, über dessen Dach die Stürme von mehr denn neun Jahrhunderten dahingebraust sind, und wohl auch um des Dichters Grab. Ein grüner Gürtel, zogen sich die den Friedhof von der Stadt noch trennenden Obstgärten um das altersgraue Gemäuer. Die den Sänger der Freiheit zu Grabe trugen, werden kaum geahnt haben, daß sich zwanzig Jahre später in nächster Nähe dieses Ruheplatzes eine — Artilleriekaserne erheben sollte. Ein glücklicher Zufall läßt des Dichters Büste dieser Kaserne den Rücken bieten.

Hatte sich unser alter Herr bei der Vorstellung als ein hoch in den Sechzigern stehender Privatgelehrter entpuppt, so zeigte sich hier oben, daß er noch ein Weiteres war, einer der wenigen noch lebenden Kämpfer des tollen Jahres. Es war, als wollte der Greis wieder jung werden; die alten müden Augen leuchteten und die Stimme wuchs, als er uns aus jenen Tagen berichtete. Uns klang es wie fernes Wettergrollen einer versunkenen Zeit, der Zeit, wo der Todte im Thale sein „Ça ira“ gesungen.

Stille lag über unserer kleinen Gesellschaft, als der alte Herr geendet; sie wurde unterbrochen durch die junge Dame.

„Großpapa,“ sagte sie langsam, „weßhalb hast Du mir nur seine ersten ‚Gedichte‘ gegeben?“

„Aber Kind!“ murmelte der alte Herr lächelnd, „Dir ... einem Mädchen! ...“

„Gestatten Sie —“ mischte sich unser junger Philologe ein, denn er konnte eine Gelegenheit, seine Literaturkenntniß zu beweisen, nicht unbenutzt lassen — „auch Freiligrath hat Liebesgedichte —“ Er brach ab und hüstelte; ein nicht mißzuverstehender Blick unseres neuen Bekannten hatte ihn getroffen; die junge Dame erröthete; ihre weichen kleinen Hände preßten sich um den Griff des Sonnenschirms, die Spitze stocherte im Wegsand. Unser Sorgenkind begriff, daß es einen Lapsus begangen und machte zur Ablenkung auf einen Bahnzug aufmerksam, der sich fern im Thale durch die Obstgärten hinschlängelte.

Wir brachen auf und traten den Rückweg an. An einer Biegung wandte ich mich; unser Kritiker und die junge Dame waren bedenklich in der Nachhut. Nun blieb er sogar stehen und sprach auf sie ein. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich — Zehn für Eins hielt er ihr einen Vortrag über das „deutsche Liebeslied!“

Der Thalgrund hatte sich allmälig in Dämmerung gehüllt; ein Nebelstreif zeichnete den Lauf des Flusses. Auf unserer Höhe lagerte noch das Abendlicht; verspätete Sonnenstrahlen glitten zwischen den Stämmen des alten Parks hindurch und verloren sich in dem grünen Gewirr der verwilderten Ziersträucher. Bald schwand auch dieser letzte Rest des Tages und der Abend breitete seine Schatten gleichmäßig über Höhen und Thal aus. Aus der Tiefe des Restaurationsgartens herauf, dem wir uns näherten, klang Lachen und Gläsergeklirr. Die großen Bogenlampen glichen im Blättergrün schwimmenden Monden. Im Lichte einer dieser Lampen betrachtet, machte mir das Sorgenkind den Eindruck eines Menschen, der vor einem sehr folgenschweren Unternehmen steht.

* * *

Frühjahr war es; ein Frühjahr, wie es nur auf einen sehr milden Winter folgen konnte. An Busch und Baum brachen die Knospen; die Rasenflächen der Gärten hatten über Nacht ein lichtes Grün angenommen. Die hauptstädtische Presse wollte, neben den eingetroffenen Staaren und Schwalben, sowie ausgekrochenen Maikäfern und blühenden Pfirsichbäumen, schon einen lebenden Schmetterling gesehen haben. Gereizt durch den Schwung dieser Berichte strömten die Residenzler zu Fuß und zu Wagen, mit der elektrischen Bahn und mit der Eisenbahn hinaus, um womöglich ähnliche Entdeckungen zu machen. Auch unser Sorgenkind forderte mich zu einer solchen Excursion auf und schlug mir vor, einen Nachmittag auszuspannen.

„Du darfst nur sagen, welcher Gegend Du den Vorzug giebst!“ setzte er liebenswürdig hinzu. Nachdem ich meinen Vorschlag gemacht, schnitt er jedoch ein höchst unglückliches Gesicht. Am Nachmittag traf er zur festgesetzten Stunde ein. Ersichtlich hatte er etwas auf dem Herzen. Während ich mich vollends bereit machte, trat er, wie zufällig, vor einen an der Wand hängenden Abreißkalender.

„So, an einem siebzehnten März hat Friedrich Wilhelm III. seinen ‚Aufruf an mein Volk‘ losgelassen ... Müssen 'mal doch sehen, was der Achtzehnte bringt! ... Hurrah, den Berliner Märzaufstand! Und zugleich ... da hör 'mal:“ — er wandte sich nach mir um — „morgen ist ja Freiligrath's Todestag. Wie wär's, wenn wir unsern Plan änderten und heute sein Grab besuchten ... Die Vegetation ist dort eher weiter voran. Und in der Nähe weiß ich ein famoses Local.“

„Ich zweifle nicht, daß Du in der Gegend bekannt bist,“ murmelte ich etwas anzüglich. Uns Allen war es nachgerade ein offenes Geheimniß, daß er seit einiger Zeit von den sieben Abenden der Woche vier bis fünf in dem nahen Cannstatt verbrachte. Die Kellnerin unseres Stammtisches hatte ihm schon mehrmals ernste Vorstellungen gemacht. Noch vor Jahresfrist konnte ihn diese bajuvarische Jungfrau um den Finger wickeln; heute besaß selbst sie nicht mehr den Schatten eines Einflusses.

„Also Cannstatt!“ lächelte er befriedigt. Ich stimmte schweigend zu. Mochten die Motive des Sorgenkindes sein, welche sie wollten — daß das Grab nur ein Vorwand war, stand mir fest — mir war der Todte einer der männlichsten Vertreter der deutschen Lyrik, ein Sänger der Freiheit und des Rückgrates in allen Dingen, ein Mann, dessen Grab noch servilen Seelen ein Dorn im Auge war ... Er war einen Nachmittag werth, der alte Achtundvierziger!

Eine halbe Stunde später standen wir vor seinem Denkmal und blickten auf den Löwenkopf, dessen Träger den Muth gehabt hatte, einer

übermächtigen Reaction noch seine Lieder in's Gesicht zu schleudern. In den alten, die morschen Mauer entlang stehenden Bäumen zeigten sich die ersten Knospen; grün war nur der Epheu, der sich um Grab und Denkmal rankte. Wir schritten die Mauer entlang und lasen die Inschriften. Das England, das dem verbannten Dichter fünfzehn lange Jahre hindurch eine Heimstätte geboten, hatte hier selbst ein kleines Häuflein seiner Bürger liegen; die Mauerreihe bildete einen Fremdenkirchhof.

In der Nähe wurden Stimmen laut; wir traten zu Seite. Plötzlich zog mich mein Begleiter hinter eine Gruppe von Lebensbäumen. Den schmalen Weg an dem alten Friedhofkirchlein vorüber schritten ein alter Herr und eine junge Dame — unsere Bekannten vom „Freiligrathblick". Die junge Dame trug einen Lorbeerkranz. Und nun bot sich uns ein Bild von eigenartiger Schönheit. Das grüne Gewinde in der einen Hand, mit der anderen einen Stützpunkt fassend, schwang sich die jugendliche Mädchengestalt zur Büste empor und wenige Augenblicke später thronte der Kranz auf des Dichters Stirne.

„Komm! Und kein Wort, daß wir sie gesehen haben!" raunte mir mein Begleiter zu. Er eilte voran, ich folgte, auf Nebenwegen erreichten wir das Thor. Dort angelangt, machte er Halt und vertiefte sich in die Betrachtung eines Grabmals; schon tauchte das Paar zwischen den Grabsteinen auf. Die Begrüßung von Seiten des alten Herrn war sehr herzlich; er lud uns ein, den Abend in seiner Wohnung zu verbringen.

Die Stunden verflossen uns in angeregtester Unterhaltung. Der alte Herr und die Enkelin — die Eltern der jungen Dame waren früh gestorben — bildeten neben der Bedienung die Glieder der kleinen Familie. Wir hatten den Vorzug genossen, in's Wohnzimmer geführt zu werden. Das Mobiliar athmete in seiner Einfachheit und Gediegenheit noch den Geist einer Zeit, in der die Moden weniger schnell gewechselt hatten. An einer Seitenwand, unter einem Stiche nach Claude Lorrain, stand ein Pianino. Ich war näher getreten, den Stich zu betrachten. Beim Wegwenden warf ich einen flüchtigen Blick auf die aufgeschlagen liegende Composition; es war das Freiligrath'sche „Ruhe in der Geliebten".

Mit frauenhafter Würde vertrat das junge Mädchen die Hausfrau, schenkte den Thee ein und betheiligte sich an der Unterhaltung. Eine warme Natürlichkeit sprach aus ihrem ganzen Wesen, aus der klaren ruhigen Stimme und den tiefblauen Augen, die sich beim Sprechen nicht senkten, sondern — wohl mit eine Folge der männlichen Erziehung, die ihre Besitzerin genossen — voll auf dem Gegenüber haften blieben. Das lange blonde Haar lag in einem Knoten vereinigt auf dem Hinterkopfe. Die kleinen Carreaus ihres, Graublau mit Weiß gemusterten Blusenkleides ließen die das Mittelmaß nur wenig überschreitende Gestalt der Trägerin größer und voller erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

Mein Sorgenkind schien es weniger auf die Würdigung dieser einzelnen Vorzüge, als auf die Betrachtung der ganzen Persönlichkeit abgesehen zu haben. Dann und wann ertappte ich es auf einem Blicke, der mir, in Verbindung mit der Composition auf dem Clavierdeckel, zu denken gab. Der alte Herr hatte übrigens dies mein Interesse für die Blätter auf dem Clavier mißdeutet.

„Elisabeth," sagte er, sich etwas zurücklehnend, „Du könntest uns heute Abend eine Probe Deines musikalischen Talents geben ... Was hast Du denn dort aufliegen?"

„Ich ... dort ... Großpapa?" murmelte die junge Dame etwas verwirrt. „Ach, nur ... nur ein Uebungsstück!"

Ich constatirte, daß zwei Insassen des Zimmers bedenklich erröthet waren.

„Ein Uebungsstück? ... Aber Kind, darüber bist Du doch hinaus! ... Laß doch 'mal sehen! ... So gar groß sind unsere Anforderungen ja nicht."

Als zunächst sitzend, hatte ich mich erhoben und dem alten Herrn das Heft gereicht. Das junge Mädchen war zur Seite getreten und preßte für einen Augenblick die Hand auf das Herz. Mein Sorgenkind war in ein schon mehr glühendes Roth getaucht; es hatte eine Theetasse zur Hand genommen und betrachtete sie mit einem Interesse, das geradezu unheimlich war.

„Danke!" rief mir der greise Inquisitor zu. „Hm! Hm!" murmelte er, nachdem er sich von der Natur des „Uebungsstückes" überzeugt hatte. Er schien eben das Heft still weglegen zu wollen, da schob sich die obere freie Ecke des Umschlages etwas zurück. Seine Augen hefteten sich plötzlich auf die Stelle; hier mußte etwas stehen, das besonderer Aufmerksamkeit würdig war. Eine Minute mochte verstrichen sein, der alte Herr hatte erst einen Blick auf die Enkelin, dann auf den Theetassenliebhaber geworfen. Er hüstelte und wandte sich an mich.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie für einen Augenblick allein lasse! Ihr Freund hat mich um eine Unterredung gebeten. Ich glaube, es ist das Beste, wenn wir unsere Angelegenheit gleich abmachen." Bei den letzten Worten hatten sich seine Augen auf das Sorgenkind gerichtet, das, ein Bild des Unglücks, vor seiner interessanten Tasse saß.

„Du, Elisabeth, gehst auf Dein Zimmer! ... Es ist möglich, daß ich dort mit Dir zu reden habe," fuhr er, halblaut und kurz, fort.

Mein Begleiter hatte sich erhoben und stotterte etwas, das wie „sehr erwünscht!" und „längstersehnter Moment" klang. Der alte Herr schwieg, öffnete eine Thüre und forderte ihn mit einer Handbewegung zum Vortritt auf.

Ich war allein. Das verhängnißvolle Heft lag noch auf dem Tische. In einer Anwandlung verzeihlicher Neugier schlug ich es auf; ich fühlte eine gewisse Verpflichtung, zu erfahren, was ich angestellt hatte. Das war die Handschrift des Sorgenkindes; diese halb englische Pfote war sein Stolz.

„Ich habe dich, das ist die Fülle!
Ich habe dich, mein Wünschen ruht!"

stand auf dem Blatte geschrieben; darunter prangte der Name des Guten. Er schien die Literaturstunden fortgesetzt zu haben — und mit Erfolg, wie die Verse bewiesen. Als Schlußhonorar bekam er nun noch die Schülerin.

Ja, ja — den Lorbeerkranz hatte der Achtundvierziger wohl verdient!

## Aus der Hauptstadt.

### Der Sammlungs-Schwamm.

„Ich sing' ein Lied aus alter, alter Zeit, ein mahnend Lied an deutsche Einigkeit!" Schwungvoll wie Excellenz Verdy du Vernois, der diesen grammatisch allerdings nicht ganz unbedenklichen Reim erst durch seinen patriotischen Inhalt zu einem klar als deutsch erkennbaren Verse gemacht hat, begeistert und begeisternd wie er hat auch die Excellenz des Castanienwäldchens in die Vergangenheit geschaut. Freilich nicht bis in Alarich's Zeiten schweifte der Blick des Auges zurück, dem zur Ueberwindung solcher Fernen vielleicht die pupillarische Sicherheit fehlt. Er begnügte sich mit der schwärmerischen Vertiefung in die erfreulichen Resultate der Septennatswahlen von 1887, und des Dr. Johannes' mahnend Lied an deutsche Einigkeit, das unter dem Titel einer Politik der Sammlung seit Monden durch die Blätter säuselt, soll die liebe, alte Cartellmehrheit wieder aus dem Grab erstehen lassen. Der Finanzminister hat dies Mal die Wahlen zu machen, und die Stimmzettel, die in die Urnen niederfallen, sind seines eigenen Schicksals dunkle und heitere Loose. Weder der Kiaotschaujubel noch der Flottenschrecken, von denen beiden man sich an maßgebender Stelle gewiß viel versprochen hat, werden irgend welchen Einfluß auf die Gemüther der Wählerschaft ausüben. Aber Herr v. Miquel liebt zum Glück, sehr im Gegensatz zu den Caprivi und Marschall, die complicirte Politik, und mit dem dritten Brenneisen, das er im Feuer hatte, der Sammlungsparole, hofft er das Lockenhaupt des kommenden Reichstages nach seinen Wünschen, nach der neuesten Hofmode, frisieren zu können.

Das Unternehmen ist zweifellos geschickt in die Wege geleitet. Wohl steht der Aufruf der 1500 überall auf Schrauben, wohl lastet gerade auf den wichtigsten, den entscheidenden Stellen ein pythisches Dunkel. Aber diese Unklarheit ist gewollt, diese kautschukmäßige Gedehntheit hat den 1500 erst den Unterschlupf ermöglicht. Der Sammlungs-Schwamm ist so locker und faserig, um recht viel Flüssigkeit aufsaugen zu können. Sein Fabrikant hat die deutsche Sprache zwar nicht bei Sanders und Wustmann studiert, und auf kleine Stildummheiten kommt es ihm so wenig an wie den Excellenzen, die statt politischer Poesie dramatische erzeugen. Dafür aber ist er beim Sprachlehrer Talleyrand in die Schule gegangen. Sein Manifest wird in Ewigkeit als ein Meisterwerk jener Diplomatie glänzen, die das Phrasendreschen zu einer adligen Kunst erhoben hat und die ihre ganze, nicht ungewöhnliche Intelligenz dazu verwendet, naive Gemüther mit Redensarten betrunken zu machen.

Herrn Miquel und den Unterzeichnern des Aufrufs, die seine innere Unhaltbarkeit von vornherein erkannt haben — es werden das etwa 1500 sein — darf man nicht zutrauen, daß sie der Meinung gewesen sind, ohne ihre feierliche Erklärung wäre der Wahlkampf auf anderer als auf wirthschaftspolitischer Grundlage vor sich gegangen. Ebenso klar mußten sie sich indeß ausnahmslos darüber sein, daß die Vorbereitung und Herbeiführung von Handelsverträgen, die der Landwirthschaft und der Industrie gleicher Weise Genüge thun, eine blanke Unmöglichkeit ist. Unsere Industrie sieht sich angewiesen, hat sich selbst angewiesen auf den auswärtigen Markt. Auf den Markte derjenigen Staaten, die für Fabrikwaare noch aufnahmefähig sind und die dafür mit ihren Bodenerzeugnissen zahlen. Handelsverträge, wie die Exportindustrie sie gebraucht, müssen justament das Gegentheil von dem begehren, was die Landwirthschaft verlangt, müssen offene Grenzen für fremde Bodenproducte fordern. Jeder nationalökonomische Fibelschüler kann sich das an den Fingern abzählen. Damit das Ausland die spottbilligen Wunder deutscher Industrie bereitwillig aufnimmt, hat der deutsche Bauer auf den Schutz seiner Arbeit, die doch sozusagen auch national ist, zu verzichten. Aus seiner Haut, ausschließlich und allein aus seiner Haut können die Riemen geschnitten werden, womit man Waarenballen made in Germany über die Grenze transportirt. Wer mit Graf Posadowsky den deutschen Export zu heben sucht, hat die heilige Pflicht, vorher den deutschen Landwirth zu garottiren. Wenn Marquis Posa sich heilig verschwört, das nicht zu wollen, sondern vielmehr „alle Forderungen

der vernünftigen Agrarier" zu erfüllen, so beweist er damit nur von Neuem, was für erstaunliche Wundermänner die Koryphäen des neuen Kurses sind. Feuerfresser und Taucher zu gleicher Zeit. Jedem anderen Menschen als dem staatsmännischen Grafen Posadowsky bleibt nur ein Entweder — Oder. Entweder schrankenloser internationaler Industrialismus oder lohnende Bebauung der vaterländischen Scholle. Da giebt's kein Compromiß. Es scheint überflüssig, solche Selbstverständlichkeiten zu wiederholen. Und dennoch kann das Miraculum des Sammlungsaufrufes nur daraus entstanden sein, daß wenigstens die naiven Unterzeichner der Meinung waren, Kohl und Ziege könnten sich in Güte einigen und bequem neben einander wirken, wenn nur die theoretische Scheidelinie gezogen wird.

Oder die 1500 Herren haben mit einer reservatio mentalis unterschrieben, mit dem heimlichen Zusatze, daß sich nach den Wahlen schon Alles finden werde. Jeder hofft, sobald es ernst wird, den Andern in der Tasche zu haben, Jeder erwartet von dem Bündniß Vortheil für sich, die Stärkung seiner Position, durch die ihm der Nachbar am Ende auf Gnade und Ungnade überliefert wird. Man mißtraut sich gegenseitig, und man hat allen Grund dazu. Keine Partei, keine wirthschaftschaftliche Gruppe denkt daran, der Sammlungsidee wegen abzurüsten oder längst geplante Angriffe auf den Besitz des Mitgesammelten aufzugeben. Nur für die Stichwahlen, nur für den Kampf gegen die Socialdemokratie kann der Aufruf Werth und Bedeutung erlangen. Und diese Argumentation hat wohl auch den Fürsten Bismarck bewogen, mit seines Namens Wucht einer Bewegung Schlagkraft zu verleihen, deren Führer ausdrücklich erklären, daß sie der von der jetzigen Regierung entrollten Fahne folgen, deren Programm sich auf den schönen Worten etlicher rasch vergänglicher Minister aufbaut.

Wollte man das neue wirthschaftliche Cartell, seinen Einfluß und seine Aussichten nach der Haltung der freisinnigen Presse beurtheilen, so müßte man ihm allerdings ein ungemein schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen. Denn diese Blätter, durch deren Schimpf und Spott jedes gut deutsche Unternehmen erst Weihe und Feuertaufe erhält, rasen mit infernaler Wuth gegen die Sammlung an. Die „Nationalzeitung", über deren Natur- und Entwickelungsgeschichte wir an Gerichtsstelle beinahe ein interessantes Colleg zu hören bekommen hätten, die vossischen und mossischen Organe, wie das trübselige Reichsblatt, das die erfolgreichsten Erdäpfelzüchter der heimathlichen Scholle um Herrn Rickert vereint — sie Alle und ihr gesammter, gewaltiger Troß vergessen fast die Verhimmlung des ragenden Picquart über dem Zorn, den ihnen der letzte, gelungene Streich Miquel's verursacht. Doch ihre sonst so feine Witterung mag der Gram darüber verdorben haben, daß dem klugen Finanzer spielend gelang, was ihnen bis dahin trotz heißen Bemühens mißglückt war: die Einigung widerstrebender, grundverschiedener Elemente, daß er den Grafen Dönhoff zusammenzuführen vermocht hat mit Rassedemokraten deutsch-socialer, hessischer Observanz, während sie aus eigener Kraft nicht einmal Knörke und Pachnicke mit einander auszusöhnen im Stande gewesen wären. Die börsenliberale Gegensammlung stellt sich als eine trübselige Parodie der Miquel'schen Heldenthat dar, eine Parodie mit nur drei guten Witzen. Einer davon ist die freundschaftliche Nebeneinanderstellung der Namen Richter's und Rickert's, der andere die Unterschrift des Agrariers, Annoncenaquisiteurchefs und Rittergutsbesitzers Mosse. Und daß man in dem Generaldirector unserer elend untergegangenen Berliner Gewerbeausstellung, in dem Wirkl. Geh. Commerzienrath Goldberger den Vater der freisinnigen Einigkeit bewundern und feiern muß, das ist überhaupt der beste politische Treppenwitz der letzten Jahre. Diesem Herrn kam zwischen Diner und Nachmittagsschlaf der Gedanke, daß man schon allzu lange nicht mehr von ihm gesprochen und über seine Thaten gelächelt hat, und da es gerade keine Internationale Bank zu gründen und keine Ordensauszeichnung zu erlangen gab, so schaarte er sich mit Isidor Löwe, dem frischgebackensten aller Commerzienräthe, zusammen. Diese neue Freisinnige Vereinigung wird noch weniger Schaden thun als die alte, die ihren Namen in einem Anfall von Selbstverhöhnung gewählt hat. Andererseits freilich überschätzt auch der Börsenliberalismus die Gefahr, die ihm von der Miquel'schen Sammlung droht. Er hat sogar viele intime Freunde unter diesen Gesammelten, Leute, die ihren Namen nur hergaben, um nicht in den Verdacht des Drohnenthums zu kommen, gerade wie andere Leute im Heerbann der 1500 dem liebenswürdigen Drängen der Sammler allein deßhalb nicht widerstanden, weil sie keine Lust hatten, spielverderberisch allzu lebhaft auf ihr Bienenthum zu pochen. Sie Alle hängen dem Sammlungs-Schwamme nur ganz lose, leise, wie zufällig angesogene Wassertropfen an.

Es ist hier darauf hingewiesen worden, daß für die Politik, die Herr Miquel in den nächsten Jahren zu machen gedenkt, fünf bis sechs Dutzend Socialdemokraten minder unbequem sind als eben so viel entschlossene und fanatische Mitglieder einer rührigen Mittelstandspartei. Seitdem Liebknecht's Blutgier sich dem milden Scepter Singer's gebeugt hat und die Leiter der Bewegung sich trotz aller Barrikadenreden schaudernd ihrer Verantwortung bewußt geworden sind, die ihnen um so drückender lastet, je mehr sie bei dem gewaltigen Umfange des Hetzgeschäftes und der Kundschaft den Ueberblick verlieren, seit dieser Mauserung der Partei hüten sie sich ängstlich davor, den Kladderadatsch herbei führen zu helfen, der ihrer parlamentarischen Herrlichkeit ein Ende machen würde. Die Riesenschlange hat sich übernommen und liegt nun stumpf und wehrlos in müder Verdauung. Sie wird bei den kommenden Wahlen wiederum mehr verschlingen, als ihr taugt, und wird im kommenden Reichstage wiederum die Function der trägen Masse ausüben, des Hemmschuhes am Streitwagen der Wirthschaftsreformer. Herrn Johannes Miquel, der mit einer Stärkung des agrarischen Radicalismus durch die Wahlen rechnen muß und dem möglicher Weise auch die verzweifelten Handwerker und Krämer ein paar wilde Gesellen auf den Hals schicken, sind die fingerischen Reactionäre dann gewiß nicht unlieb. Wie sie gegen das Margarine- und gegen das Börsengesetz votirten, für die Butterfälscher und die Getreidespeculanten, so werden sie auch fernerhin schützend ihre schwieligen Arbeiterfäuste über Sanct Manchester halten. Nichts destoweniger zwingen Rücksichten anderer, vielleicht rein äußerlicher Art den Wahlminister, dies sein Hülfscorps wider Willen nicht übermäßig anschwellen zu lassen. Gegen die Zunahme der socialdemokratischen Stimmen an sich ist nichts zu machen; auf zwei Millionen Wähler werden die kindlich eitlen Herren nach der Wahl schon deßhalb prahlerisch hinweisen können, weil allein ihre Zählcandidaten ihnen einen starken Zuwachs an Mitläufern bringen werden. Miquel's Kunst muß sich darauf beschränken, der übermäßigen Vermehrung ihrer Mandate vorzubeugen, da ein solcher Triumph oben sehr ungern gesehen und ihm übel vermerkt werden würde. Und mit der Sammlungsklappe hofft er zwei Fliegen schlagen zu können: die socialdemokratische, die jetzt weniger Stichwahllücken zum Durchschlüpfen finden wird, als bei der bisherigen Confusion im Lager der Ordnungsparteien anzunehmen war, und die extrem bündlerische, die nunmehr, wie er sehnsüchtig hofft, mit Rücksicht auf die Sammlungsgenossen so gutmüthig sein und alle von Bennigsen für gemeingefährlich und unbescheiden erklärten Forderungen zurückstellen wird. Und die betrübende Unklarheit in volkswirthschaftlichen Dingen, das Unvermögen selbst kluger und entschlossener Agrar-Politiker, über ihre Gutsmauer hinauszusehen, begünstigt ungemein die geheimen Pläne des Sammlungsvirtuosen. Die Coalitionsfreiheit der Industrie-Arbeiter z. B., die der Ausdehnung und Machtvollkommenheit der Großbetriebe ein Paroli biegen und den Ausfuhrpolitikern gewaltige Migräne machen würde, diese Freiheit müßte logischer Weise eine Forderung des Bundes der Landwirthe sein. Herr Miquel kann von Glück, seinem bekannten Glück, sagen, daß der alte Fractionsgeist bei den Bündischen noch stark genug ist, um ihnen den völlig freien Blick zu verwehren, und daß die Fabrikarbeiter sich thöricht in die Gefangenschaft der Singergenossen begeben haben, statt eine unpolitische Wirthschaftspartei zu gründen. Ohne diese Hindernisse würden alle werkthätigen Bienen zusammen marschiren, während sie sich jetzt wüthend anfallen, zum Heile des Capitalismus und des großen Sammlungskünstlers.

Nur Vermuthungen lassen sich darüber aufstellen, welche Politik Dr. Johannes nach den Wahlen inauguriren wird. Seine überlegene Klugheit wandelt grundsätzlich andere Pfade, als die Wetterbeobachter vorher annehmen. Ueberdies sind hier vielleicht satirische, aber nun und nimmer ernstgemeinte Prognosen am Platze. Sieht sich doch die Politik unserer Tage wie ein Spiel mit blauen, weißen und rothen Bällen an, die der Jongleur auf dem Drahtseile genau in dem Tempo nach unten schleudert, wie sie ihm von oben zugeworfen werden. Herr Miquel wird am liebsten, das ist gewiß, ein System des geistreichen Fortwurstelns erfinden und insceniren, ein System, das den ruhigen und leidenschaftslosen, für tactische Feinheiten empfänglichen Beobachter zuversichtlich amüsiren, ja selbst zur Bewunderung hinreißen wird, wenn es vielleicht auch die davon Betroffenen zur Verzweiflung treibt. Bei alledem kann der Sammlungsschwamm vortreffliche Dienste leisten. Nur die, deren Bestreben dahin geht, den werthschaffenden Schichten des Volkes auf den Trümmern des Manchesterthums ein neues Haus zu bauen, diese Männer mögen sich bei Zeiten fragen, ob der Miquel'sche Schwamm nicht ihrem Hause gefährlich werden kann.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Kaiser und Galiläer." Welthistorisches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Acten von Henrik Ibsen. Bühnenbearbeitung von Georg Droescher. (Belle Alliance-Theater.) — „Königskinder." Ein deutsches Märchen in drei Aufzügen von Ernst Rosmer. Musik von Engelbert Humperdinck. (Kgl. Schauspielhaus.)

Längst schon dröhnen Pauken und Trompeten dem Bahnbrecher nicht mehr, der die deutsche Bühne revolutionirt hat, dem der herrliche Berliner Natural- und Realismus Dasein und Blüthe verdankt, an dessen Thaten sich die Hauptmann und Genossen so nachdrücklich gebildet haben, daß ihre Jugendschöpfungen mehr oder weniger gelungene Ibsenparodien scheinen. Der Magus aus Norden ist nun, viel verhöhnt und viel bewundert, siebzig Jahre alt geworden, und sein Name klingt um den Erdball, Dank vor Allem der Berliner Gemeinde, die sich mit unermüdlichem, mit rasendem Eifer für ihn einsetzte, so lange er ihr den dernier cri de la mode bedeutete. Aber während der in skeptischer Kritik und Verneinung stets hyperidealistische Poet, der Ibsen nun einmal ist, gemächlich weiter seinen Weg ging und sich nicht sonderlich um die Lobschreier und Schimpfer kümmerte, kamen andere Sensationen auf, und die Maßgebenden begeisterten sich für neue Könige in Israel. Freilich muß, wer mit der Ibsen'schen Kunst-

anschauung und Schaffensart überhaupt einverstanden ist und sie nicht grundsätzlich ablehnt, zugeben, daß der Dichter mit den Jahren reifer und köstlicher geworden ist, und daß die Ibsenschwärmer, denen die „Stützen der Gesellschaft" ein incommensurables Wunderwerk schienen, „Klein Eyolf" und „John Gabriel Borkman" schlichtweg für Offenbarungen des siebenten Himmels hätten halten müssen. Aber nichts davon ist geschehen. Und den Tag, an dem der Scandinavier das vom Psalmisten besungene Alter erreicht hatte, feierte man in der Hauptstadt seines Dichterweltreiches damit, daß die Mehrzahl der „vornehmen Theater" einfach still schwieg, während die eigentliche Ibsenbühne, der Musentempel in der Schumannstraße, sich mit einer schlechten Aufführung von „Hedda Gabler" begnügte. Im Neuen Theater führte Lautenburg neuerdings seinen unübertrefflichen Hjalmar Ekdal vor, Lautenburg, auf den die Großmächtigen nur von oben herab ansehen, der sich aber um die Popularisirung Ibsen's zehnmal mehr Verdienste als irgend einer von ihnen erworben hat. An die noch nicht auf die Bretter gebrachten Schauspiele des Jubilars wagten sich zur Feier des Tages allein zwei Vorstadtbühnen heran, deren Directoren noch unwiderstehliche Gelüste nach literarischem Ruhme verspüren und die von vornherein auf milde Beurtheilung des Experimentes rechnen durften.

„Kaiser und Galiläer" ist Ibsen's letztes historisches Drama. Er mag es in sehr frühen Jahren, als er noch ein eifriger Schillerschüler war, begonnen haben und hat es verhältnißmäßig spät beendet. Deutlich sieht man die Schablone, nach der der erste Entwurf gearbeitet worden ist. Zunächst zielte Ibsen offenbar auf eine brave Geschichtstragödie nach bewährten Handwerksregeln ab. Dann trug der Poet in das wenig eigenartige Werk die Gedankenernten langer Jahre ein, und als es für all' den Reichthum zu klein wurde, baute er neue Stockwerke auf, hoch in die Wolken hinauf, und unterkellerte das Haus abgrundtief. So ist es ein merkwürdiger Bau geworden, auffallend stillos, auffallend ungeschickt, und doch hohen Interesses werth. Die zehn Acte des Schauspiels, deren Wiedergabe gut und gern zwei Abende in Anspruch nimmt, hat Herr Droescher, der wagemuthige Director des Hauses vor'm Halle'schen Thore, in sechs zusammengezogen. Verständlicher und klarer hat er die Arbeit dadurch kaum gemacht. Ihm kam es auch weniger auf den Ideeninhalt, als auf die Coulisseneffecte an, deren das Werk zur Genüge besitzt. Henrik Ibsen ist eben nicht umsonst Theater-„Instructor" gewesen. In seiner Belle Alliance-Gestalt leidet das Schauspiel unter einer verwirrenden Fülle der Gesichte; daß es trotzdem nicht ermüdete und abspannte, vielmehr die Aufmerksamkeit bis Mitternacht rege erhielt, ist der schönste Beweis für das hohe Ansehen seines Dichters und für seine unverwüstlichen inneren Vorzüge. Allerdings schwankt die Charakteristik, allerdings finden sich Lücken und Oberflächlichkeiten die schwere Menge, aber die Figur des faustischen Apostaten, des kaiserlichen Wahrheitsuchers fesselt trotz des Mangels an eigentlich persönlichen Zügen von Anbeginn und steigt zu wahrhaft tragischer Größe empor. Zwei Weltanschauungen prallen aufeinander, mit verbissener Zähigkeit sucht Julian die Lehre des Galiläers niederzuringen, aber seine gewaltige Anstrengung ist umsonst vergeudet. Vom Schicksal dazu bestimmt, dem Christenthum die Bahn freizumachen, muß er dem Rufe gehorchen, und statt den neuen Glauben zu vernichten, führt er ihn zum Siege, führt ihn zum Siege gerade dadurch, daß er ihn verfolgt. Mit großer Anschaulichkeit, die so recht einen Maaßstab für Sudermann's Unvermögen in dieser Beziehung abgiebt, ist die sittliche Verlotterung und die bunte, fröhliche Pracht der Römerwelt gezeichnet, und stimmungvoll, ergreifend hebt sich von diesem in grellen Giftfarben gemalten Hintergrunde die Gestalt des vergrübelten Mystikers im Cäsarenpurpur ab. Ein großes, reiches Leben, das verloren gehen mußte, weil just an ihm eine neue Weltanschauung sieghaft erstarken und sich läutern sollte — dieser ergreifenden Tragik der Nothwendigkeit hat vor Ibsen Niemand von gleich hohem Standpunkte herab Ausdruck verliehen.

Frau Elsa Bernstein geb. Porges hat seit dem denkwürdigen Schicksale ihrer „Dämmerung" wenig von sich sehen und hören lassen. Der Berliner Naturalismus, für den sie in ihrer weiblich-nervösen Art, ihrer Freude an geistreichem Gethue und vor Allem durch ihren Mangel an dichterischer Gestaltungskraft viel mitzubringen schien, dankte ihr's wenig, und da er ohnehin bald aus der Mode kam, hatte Frau Bernstein keinen Anlaß, sich auf ihn zu versteifen. Sie that also mit, was andere Hoffnungen der Freien Bühne auch thaten und schrieb ein Märchendrama, ausdrücklich ein „deutsches" Märchendrama. Wen das verworrene Durcheinander der mühsam ausgetüftelten Begebnisse in dem Stücke, das ermüdende Reimgeklapper, die unsagbare Armseligkeit des poesielosen Machwerkes mit keiner Silbe, keinem Hauche an die Stimmung des deutschen Märchenwaldes erinnert, der braucht nur einen Blick in den rothen Führer durch die Rosmer'sche Steppe, den Theaterzettel, zu werfen. Da steht es gedruckt, er kann's Schwarz auf Weiß nach Hause tragen, und es muß also wahr sein: „Deutsches Märchen".

Die alte Wittichen haust mit Rautendelein — nein, die alte Hexe haust mit der Gänsemagd im Hellawalde und unterrichtet sie in allerhand Zauberwerk. Aber dem Blondchen behagt es besser, Kränze zu flechten und im Brunnen sein hübsches Angesicht zu beschauen. Eines Tages, wie es wieder gerade angelegentlich damit beschäftigt ist, kommt der Königssohn des Weges gegangen, fragt es, ob's sein Maienbuhle sein möchte und schenkt ihr nachher die Krone. Sodann zanken sich die frischgebackenen Liebesleute nach der Kunst, er hört, daß Hexenfluch sie an die Scholle gebannt hält und enteilt. Aber sie kann die Sehnsucht nach ihm nimmer mehr verwinden, und gerade als er in Hellabrunn, die Stadt, eintritt, wo er als König herrschen soll, naht auch die Gänsemagd, mit der Krone im Haar. Aber die Hellabrunner Bürger sind dumm und schlecht. Es ist ihnen von der Hexe im Walde gesagt worden, Mittags Schlag zwölf Uhr werde ein Menschenkind durch das Stadtthor kommen, das sei der König. Trotzdem erkennen sie den Königssohn nicht, der sich ihnen als Schweinehirt verdungen hat, und jagen ihn und seine Buhle unter lautem Hohn davon. Und im Hellawalde stecken sie Beide im Schnee.

Das Alles sind scheinbar schlau erfundene, sind sorgsam auf den Effect berechnete Situationen. Genügend viel thränenweise Sentimentalität, reichliche Gelegenheit zu „poetischen" Reden und zur „Gedankendichtung", krauses Witzspiel — und doch keine Einheitlichkeit der Stimmung, und eben deßhalb keine Spur von Märchenzauber. Unerträgliche Längen sollen gut gemacht werden durch die mehr als oberflächliche Charakteristik; bald versenkt sich die Verfasserin umständlich in Einzelheiten, die weit von der Sache ablenken, bald erlischt ihr die Kraft, auch nur den conventionellen Märchenton festzuhalten und wenigstens ein farbiges, anschauliches Bild zu geben. Man zerbricht sich anfangs den Kopf, was die geehrte Dame mit Diesem und Jenem wohl hat sagen wollen, man spät mit qualvoller Anstrengung dem Sinne der confusen Ereignisse nach, und findet keinen. Desto mehr Reminiscenzen stoßen dem auf, der den Talisman, die Versunkene Glocke und die geheimen und gar nicht geheimen Quellen dieser Meisterwerke kennt. Daß Frau Bernstein über Wesen und Art des deutschen Märchens kaum nachgedacht hat und sie gar nicht versteht, geht schon allein daraus hervor, daß sie die Unschuld stecken läßt, die im Märchen immer liegen muß, daß sie weder die Hexe noch die bösen Bürger Hellabrunns bestraft. Das Ganze ist eben nichts als eine herz- und gemüthlose Speculation, eine Schaufensterauslage, die morgen, sobald die Mode gewechselt hat, mit kalter Ruhe einer anderen aus dem Atelier derselben Dame Platz macht. —

Die Musik zu den „Königskindern" ist Kapellmeistermusik, wenn auch ungewöhnlich talentvolle, fleißige und geistreiche Arbeit, von Wagner'scher Factur, nur undramatisch und eher für den Concertsaal passend. Bei „Hänsel und Gretel" konnte sich Humperdinck an das Volkslied anlehnen, und das verlieh seiner immer nur nachschaffenden Kunst das feste Rückgrat, die naive Originalität, die melodische Kraft. In den „Königskindern" fehlt ihm diese Krücke, und so verräth sich überall seine Armuth der Erfindung und Gedanken. Seine spielerische Virtuosität, die sich im contrapunctistischen Verarbeiten der Motive nicht genug thun kann, findet nur selten einmal starke und schöpferische Accente. Die melodramatische Unform, die ein Weber, Meyerbeer und Bizet gebändigt, lähmt Humperdinck, so daß bei ihm Wort und Ton einander stets im Wege stehen und keine reine Wirkung und Freude aufkommen lassen. Es ist übrigens für unsere verwahrlosten Kgl. Schauspiele bezeichnend, daß die beiden Hauptdarsteller von Prag und Wien geborgt werden mußten.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals der Berliner Märzaufstand 1848.

Geehrter Herr!

Die Anti-Calibaneske in Nr. 11 Ihrer Zeitschrift stellt die Beweggründe des Kampfes vom 18. März vielfach auf den Kopf, denn bei dem krankhaft wankelmüthigen Wesen des übel berathenen Königs war die Ausführung der „beschlossenen" Verfassung ja doch zweifelhaft. Der Straßenkampf aber entstand, weil die Bürger sich verrathen glaubten, und weil, gerade wie jetzt bei dem Rufe nach Schutz gegen die Polizei, alle Welt annahm, von der Polizei, der damaligen Personificirung der Staatsregierung, chicanirt und gequält zu sein. Der Aufstand, an dem nicht nur „Gesindel", sondern auch die besten Bürger theilnahmen, mußte losbrechen. Ich will aber hier nicht darauf eingehen, sondern mir nur als einer der ältesten Leser der „Gegenwart" erlauben, auf die beiden in dem Offenen Briefe erwähnten historischen Schüsse zurückkommen, da ich einer der wenigen Augenzeugen bin, die an jenem Tage dicht vor der Front der „Franzer" auf dem Schloßplatze standen.

Ich war damals in Ober-Tertia. Um $^1/_2$11 Uhr Sonnabend Vormittags kam der Director in die Klasse und sagte: „Geht schnell, ohne Euch aufzuhalten, nach Hause. Heute geht's los." Ich lief nun zuerst nach dem dicht am Alexanderplatz belegenen offenen Geschäftslocal meines Vaters, mit dem ich die Abende vorher den Zusammlungen an der Wilhelmstraße, Ecke der Linden, beigewohnt hatte. Dann nach unserem in der Linienstraße belegenen, jetzt mir gehörigen Hause, um meinem Vater, wie öfters, das Mittagessen zu holen. Ich sollte nun meinen in der Breitenstraße beschäftigten älteren Bruder nach Hause holen. Um $1^1/_4$ Uhr war ich auf der damals $^1/_2$ Meter höheren Langenbrücke und sah auf den damals einen halben Meter tiefer als jetzt liegenden Schloßplatz herunter. Derselbe war ziemlich geleert, nur dicht am ersten Schloßportal stand ein Knäuel Menschen, meiner Schätzung nach wenig mehr als Hundert. An dem (damaligen) Engpaß zwischen Schloß

und Stechbahn zeigte sich die Spitze einer auf der Schloßfreiheit stehenden Reiterschaar. Ich hielt dafür, daß — ehe diese Reiter bis zur Breitenstraße gekommen seien, um den Platz zu sperren — ich noch erst nach dem Portal I laufen könne, um zu hören, was los sei, und daß ich dann noch Zeit hätte, die Breitestraße zu gewinnen. Dicht am Portal hörte ich, daß der König eben auf dem Balcon gewesen sei und die Zusage freiheitlicher Einrichtungen gegeben hätte, zugleich aber auch, daß der Platz geräumt werden solle. Da ich nun Soldaten aus dem zweiten Portal herauskommen sah und nicht von der Breitenstraße abgeschnitten werden wollte, lief ich quer über den Platz. Die Spitze der Militär-Colonne war schon fast bis an den Bürgersteig der Breitenstraße (Ecke nach der Brüderstraße zu) gekommen, machte Linksum, mit Gewehr zur Attacke rechts, und kam mit mir zugleich fast an die Rinnsteinkante des damals in den Schloßplatz tief hineinspringenden Bürgersteigs der Breitenstraße (Ecke nach der Langenbrücke). Zehn Schritte vor mir in der Breitenstraße waren zwei Arbeiter im Begriffe, noch schnell vor der Absperrung um die Ecke nach der Langenbrücke (jedenfalls nach Hause) zu laufen. Dicht an der Ecke war eine ältere Frau im Arbeitsanzuge, die vom Platz aus noch die Breitestraße erreichen wollte. In diesem Augenblicke waren die beiden linken Flügelleute der Militärcolonne an dem Rinnstein des Bürgersteigs angelangt, die Kolben ihrer Percussions-Gewehre hingen, wahrscheinlich mit gespanntem Hahn, tief herunter und stießen an die ziemlich hohe Rinnsteinkante, — zwei Schüsse in die Luft — Alles stob auseinander. Da angeschossen und angestochen werden gerade nicht angenehm ist, sprang ich zurück und lief nach der tief zurückliegenden Thüre des kleinen Schloßgartens an der Spree, vor weiterem Schießen sicher. Die Menschen am ersten Schloßportal aber liefen, „Verrath, Verrath“ schreiend, nach der Königstraße. Die Militärcolonne stand, wohl selbst erschreckt über die Schüsse, ganz unbeweglich. Da aber nun kein Schuß mehr fiel, lief ich, als Einer der Letzten nach der Langenbrücke, dann durch die alte Post und durch die Parallelstraßen der Königstraße nach der Königsbrücke, wo die „Verrath“ Schreienden an der neuen Friedrichstraße die Rinnstein-Brückenbohlen aufrissen, einen Omnibus umwarfen und auf der schmalen Brücke selbst einen mit zwei Reihen Mehlsäcken beladenen Wagen unseres Nachbars als Barrikade querüber stellten. Um $2^1/_4$ Uhr (höchstens $2^1/_2$) war ich schon wieder in meines Vaters Geschäft, um die eisenbeschlagenen Thüren des Ladens schließen zu helfen, und mich dann am Pulvertragen, — aus den, an der Stadtmauer stehenden, unbewachten Vorrathskästen des Alexander-Regiments — für die Protzkästen der kleinen Böller der Schützengilde und am Verrammeln des Prenzlauer Thores u. s. w. mit jugendlichem Eifer zu betheiligen.

Ergebenst

Baumeister Ludwig Zeitler.

## Notizen.

Wenn wir folgende Titel lesen: Die Keuschen, Eine Folge von Romanen über das Liebesleben im 19. Jahrhundert, Erster Band: Fürst Lichtenarm, Zweiter Band: Der Prinz, — so wissen wir auch schon, daß das wieder einmal Emanationen des sattsam bekannten Berliner Verlages von Schuster & Löffler sind, d. h. Pornographie und Mystification. Nun ist aber der Verfasser Julius Meyer-Graefe wohl ein feiner Kunstkenner und Feuilletonist, aber nicht entfernt ein Erzähler, ein Gestalter, ein Humorist oder gar ein Dichter. Seine zwei Bände mit ihrer gequälten Komik, ihrer affectirten Phantastik, ihren extravaganten Bocksprüngen — Schule Bierbaum-Scheerbart — sind einfach ungenießbar, langweilig und confus. Epater le bourgeois, das läßt man sich wohl einmal in einer kurzen Skizze gefallen, aber in einer „Folge von Romanen“ wirkt dieser melancholische Ulk fast wie ein continuirliches Schlafmittel. Mit Vorsicht zu gebrauchen! Wie uns übrigens der Verlag — sogar mit Berufung auf das Preßgesetz! — mittheilt, hat der Verfasser von „Unter fremder Sonne“ die in Nr. 12 bemängelte Umschlagzeichnung „durch einen Freund selber besorgt“. Um so schlimmer für Herrn Remer, wenn er dem genius loci des Verlags der „Keuschen“ so sympathisch entgegen kommt.

Will man wissen, ob ein literarisches Unternehmen bei uns Anklang gefunden hat, so muß man bloß fragen: wird es von der Concurrenz nachgeahmt? Wenn in unserem Dorado des unlauteren Wettbewerbs die Imitationen auftauchen, dann handelt es sich gewiß um einen großen Erfolg, von dem auch die schriftstellernden und verlegenden Collegen ihr Theil nehmen möchten. Die „Gegenwart“ ist seit ihrem Bestehen einige Dutzend Male vergeblich nachgeahmt worden, von Wislicenus, Mauthner, Kürschner, Lindau, Sylvester Frey u. A. So geht es auch der Münchener „Jugend“, womit Georg Hirth der vielcopirten spießbürgerlichen Anecdotensammlung der „Fliegenden Blätter“ ein künstlerisches Seitenstück entgegenhält, aber schon taucht in Berlin eine witzlose Nachahmung „Das Narrenschiff“ auf, um der „Jugend“ das Geschäft zu verderben. Auch Wilhelm Spemann's „Museum“ (Berlin, Spemann) muß eingeschlagen haben, denn überall erscheinen ähnliche Lieferungshefte mit Tafeln und knapp erklärendem Text auf dem Umschlag. So ist der „Classische Sculpturenschatz“ von F. von Reber und A. Bayersdorffer (München, Bruckmann) dem Spemann'schen Werke nachgefühlt, wenn er sich auch auf die Abbildung von plastischen Kunstwerken beschränkt. Jedenfalls bleibt Spemann's „Museum“ als Lehr- und Lernmittel, als Kunsterziehungswerk in Text und Bild unerreicht. Nirgends drängt sich eine lebhafte Tendenz vordringlich hervor, immer wird der Beschauer dieser so sorgfältig zusammengestellten Hefte von der rein künstlerischen Freude an der Anschauung, am Bilde beherrscht. Vortrefflich sind die beigegebenen kunsthistorischen und ästhetischen Essays; zum Theil aus der Feder von Autoritäten wie Julius Lessing, Bode, Helferich, Cornelius Gurlitt, und ebenso lobenswerth sind die knappen und doch alles Wissenswerthe enthaltenden Bilderklärungen des Umschlags mit klaren Notizen, wichtigen Daten und nützlichen Winken. Das Schönste aber sind die technisch tadellosen Reproductionen, fast jedes Blatt in Linie und Ton selbst ein Kunststück. Kein besserer Anschauungsunterricht, um den Laien in die Geschichte und den Genuß der Kunst einzuführen, als dieses volksthümliche und billige, dabei doch in Ausstattung und Geist so vornehme Sammelwerk.

Die Jubiläumsausgabe von Kuno Fischer's Geschichte der neueren Philosophie (Heidelberg, Carl Winter) ist bei ihrem 7. Band angelangt, der die 2. Auflage von „Schelling“ enthält. Auch hier ist Manches hinzu gekommen, wie die Verarbeitung neuen Materials, z. B. des interessanten Briefwechsels zwischen Schelling und dem König Maximilian von Bayern. Neben der lichtvollen Darstellung von Schelling's Philosophie fesselt uns der biographische Theil, der vornehmlich auf Grund von Waitzens „Karoline“ auch Schelling's von Schwächen und Härten nicht freies Charakterbild in großen Zügen und zugleich mit feiner Psychologie schildert. Mit besonderer Wärme wird namentlich seine Muse Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling behandelt, das kraftgenialische und dämonische Weib, das an Schelling's Seite den Frieden fand und gab, eine geflügelte Natur, wie sie Jean Paul nannte, der sich auf diese classisch-romantischen Frauen gewiß verstand. Wir hoffen noch immer, daß der Verfasser diese Jubelausgabe mit einem neuen 10. Band abschließen werde, der die Philosophen der zweiten Jahrhunderthälfte: Stirner, Nietzsche, Hartmann enthält. Es wäre ein vollständiger Abschluß und die schönste Krönung seines Lebenswerkes.

Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Von Arthur Drews. (Freiburg i. Br., J. C. P. Mohr). Das Buch enthält eine Cardinalfrage der ganzen Philosophie, welche mit musterhafter Klarheit und eindringender Schärfe behandelt sind, nämlich das folgenschwere Problem, inwiefern wir kritisch genöthigt sind, über den Rahmen unseres individuellen Bewußtseins, das meist als letzter und ursprünglicher Factor psychischer Erscheinungen betrachtet wird, hinaus zu gehen, um endlich zu dem eigentlichen Realen, das wir eben im Selbstbewußtsein nicht haben, zu gelangen. Nur eigensinnige Verblendung kann sich der klaren Einsicht verschließen, daß wir mit dem spärlichen Ausschnitt unseres bewußten Seelenlebens nicht den gesammten Inhalt unseres geistigen Daseins ermessen und erschöpft haben — auch die Thatsachen der Völkerkunde bestätigen nach allen Richtungen diesen Schluß. Es fragt sich somit, wie wir (völlig im Bereich inductiv-exacter Untersuchung) über diesen Bereich nur ideeller, d. h. subjectiver Zustände und Verhältnisse zu der wirklichen schaffenden kosmischen Kraft vordringen können, die nicht bloßes Object, bloße Vorstellung ist. In dieser Perspective erweitert sich diese Darstellung, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, zu einer Kritik der gesammten modernen Philosophie. Wir wünschen dem gedankenreichen Buche viele eifrige und nachdenkliche Leser, da sich für Manche wenigstens eine totale Umwälzung ihrer Weltanschauung daran knüpfen möchte. Th. Achelis.

Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes. Von Therese Kracht. (Berlin, Ulrich Kracht.) Das anspruchlose Büchlein mit seinen anziehenden Schilderungen und Illustrationen hat als Reiseführer einen großen praktischen Werth, denn es ist reich an nützlichen Belehrungen und klugen Winken. Es sollte im Handgepäck jedes deutschen Nordlandfahrers zu finden sein. Zu diesem Zwecke würde sich eine weniger steife Umschlagsdecke empfehlen, wie sie sich bei Baedeker und Meyer bewährt hat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verl. d. Weidmannschen Buchhdl. in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

**Zolas Romane**

| | |
|---|---|
| **Das Geld.** | 9. Auflage. 2 Bde. geh. 5 M., geb. 6 M. |
| **Doktor Pascal.** | 2. Auflage. 2 Bde. geh. 5 M., geb. 6 M. |
| **Lourdes.** | 4. Auflage. 3 Bände geh. 6 M., geb. 8 M. |
| **Rom.** | 8. Auflage. 3 Bände geheftet 6 M., gebdn. 8 M. |
| **Der Zusammenbruch** | (Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage. 3 Bände geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark. |

Der neueste sensationelle Roman: **„Paris"** erscheint soeben in VIII. Jahrg., monatl. 2 Hefte à 50 Pf. **Aus fremden Zungen,** Heft 1 u. Abonnem. in allen Buchhandlgn.

Bestellungen auf die einzige deutsche Buchausgabe von **„Paris"** Anfang Mai erscheinend (3 Bde. geheftet 6 M., gebunden 8 M.), nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Abonnement**

auf das

**II. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 2. April 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: England und Deutschland. Von Eduard von Hartmann. — Zur Reform des Hochschulunterrichts. Von Professor A. L. Möller. — **Literatur und Kunst.** Zola's Paris. Von Theophil Zolling. — Das Kunstgewerbe und die moderne Industrie. Von Johannes Gaulke. — Rudyard Kipling in deutschem Gewande. Von C. Brodmann. — **Feuilleton.** Das Denkmal. Humoreske von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Grünenthal. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

## England und Deutschland.

Von Eduard von Hartmann.*)

### I. Die englische Stimmung gegen Deutschland.

1. Deutschland will nicht länger Englands Geschäfte auf dem Festland besorgen, wie es im spanischen Erbfolgekriege, im siebenjährigen Kriege und in den Napoleonischen Kriegen gethan hat. Da England schwerlich eine andere Macht finden wird, die sich seinen Interessen dienstbar macht, und da es selber immer unfähiger geworden ist, in continentale europäische Verwickelungen wirksam einzugreifen, so ist das für England so unangenehm, daß es immer wieder versucht, uns vor seinen Interessenwagen zu spannen und durch jeden neuen Mißerfolg verdrießlicher wird. Daher das stete Schwanken der englischen Presse zwischen Lockrufen und Strafpredigten an die Adresse Deutschlands.

2. Der arme Verwandte, auf den man sich so lange Zeit gewöhnt hatte, mitleidig hinab zu blicken, nimmt sich heraus, zu gern gegönnten Ehren auch eine Machtstellung, ja sogar wachsende Wohlhabenheit zu erringen. Man soll aufhören, ihn als quantité négligeable zu betrachten, und sieht sich genöthigt, ihm eine gewisse Achtung zu bewilligen, die man früher berechtigt war, ihm zu versagen. Ein solcher Uebergang ist nicht dazu angethan, angenehme Gefühle zu erwecken; das Peinliche dieses Umlernens wird allzuleicht auf den Urheber des Umschwungs zurückprojicirt.

3. Alle herrenlosen Länder der Erde hatte England sich gewöhnt als eine ihm allein vorbehaltene Interessensphäre zu betrachten, abgesehen davon, daß es auf Frankreich und Rußland an einigen Punkten gewisse Rücksicht nehmen mußte, die aber als Handelsconcurrenten kaum in Betracht kamen. Nun kam aber Deutschland und forderte von dem noch unvertheilten Rest der Erde ein Stückchen. Das mußte nothwendig den Engländern als eine unerhörte Anmaßung und als eine directe Feindseligkeit gegen England erscheinen. Niemals ist Deutschland so unvernünftig gewesen, etwas für sich zu verlangen, worauf England schon die Hand gelegt hatte. Aber für die englische Auffassung verschwand der Unterschied zwischen den bereits von England mit Beschlag belegten und den noch herrenlosen Gegenden, weil sie sich gewöhnt hatte, alles noch nicht von anderen Mächten occupirte Gebiet als englische Zukunftscolonien zu betrachten.

4. Der deutsche Wettbewerb in Handel und Industrie beunruhigte die Engländer, weil die deutsche Waarenbewegung schneller zunahm als die englische und selbst das „made in Germany"-Gesetz zu einer Förderung des deutschen Absatzes geführt hatte. Der große Fabrikant und Kaufmann betrachtet selten den benachbarten kleineren Concurrenten mit freundlichen Gefühlen, wenn er sieht, daß dieser schneller vorankommt als er selbst.

5. Der aus allen diesen Gründen aufgespeicherte Unmuth kam zum Ausbruch, als zu dem englischen Aerger über den Mißerfolg des Jameson'schen Einfalles noch die Glückwunschdepesche des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger hinzukam. Denn die Engländer lasen aus ihr den spöttischen Triumph Deutschlands über das abermalige Mißlingen der schon mehrfach versuchten Auffaugung der Burenrepublik durch die englische Colonialpolitik heraus.

### II. Die deutsche Stimmung gegen England.

1. England hat sich in der Geschichte weder als wohlwollender Nachbar noch als zuverlässiger Bundesgenosse erwiesen. Nach dem spanischen Erbfolgekriege mußte Deutschland das zurückeroberte Elsaß wieder an Frankreich ausliefern, weil es von England im Stich gelassen wurde; ebenso nach dem Sturze Napoleon's, weil England die Ansprüche des französischen Königthums unterstützte. Im Jahre 1870 schenkte England wohl der deutschen Abwehr des französischen Angriffes seine Sympathie; aber nach Sedan schlug die Stimmung um, als Deutschland die kleinste territoriale Abrundung des vorspringenden Winkels bei Weißenburg forderte. Und als gar am Ende eines unerhört glückliches Krieges die Rückgabe des Elsaß verlangt wurde, da führte die Mißgunst das englische Volk zu beinahe feindseliger Gesinnung gegen Deutschland und zu zärtlichem Mitgefühl mit dem Besiegten. Die Preußen besonders haben nie vergessen, wie Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege von England schmählich im Stich gelassen wurde, und daß es englische Handelseifersucht war, was auf dem Wiener Congreß verhinderte, daß der Meßplatz Leipzig preußisch wurde. Kein Wunder, daß man nach solchen Erfahrungen von England keine Thaten politischen Wohlwollens erwartet, und daß man zu einem Bündniß mit

*) Wir beginnen hier die deutschen Entgegnungen auf die in voriger Nummer veröffentlichten Gutachten über die deutsch-englischen Beziehungen von Hartpole Lecky, Sir Richard Temple, Spenser Wilkinson, Sir Charles Dilke, William Stead. In nächster Nummer werden Exc. von Brandt, Ludwig Bamberger, Karl Jentsch, Prof. Fr. Ratzel folgen. Die Redaction.

England, falls ein solches von englischer Seite angeboten werden sollte, kein rechtes Vertrauen hat.

2. Die englische Politik dreht sich seit etwa einem halben Jahrhundert um den Gegensatz zu Rußland wie früher um den zu Frankreich. Seit 1870 kann es auf keine anderen Verbündeten gegen Rußland mehr rechnen als Deutschland und Oesterreich, von denen Letzteres allein militärisch zu schwach ist, um einen Krieg mit Rußland aufzunehmen. Die Deutschen wissen ganz genau, daß England nichts so glühend ersehnt, als einen gewaltigen Krieg zwischen Deutschland und Rußland, der für ein Menschenalter Rußland lahm legen und für ebenso lange der englischen Politik das verlorene Uebergewicht in Asien zurückgeben würde. Deutschland muß deßhalb auf der Hut sein gegen englische Einfädelungen, die darauf hinauslaufen, es wider Willen in einen mörderischen und zwecklosen Krieg mit der stärksten europäischen Großmacht hinein zu treiben. Deutschland wünscht mit seinem östlichen Nachbar in Friede und Freundschaft zu leben und muß einer Macht mißtrauen, deren Lebensinteresse ist, die deutschen Machtmittel gegen Rußland auszuspielen. Deutschland muß gegen englische Intriguen und Lockungen doppelt auf der Hut sein, so lange Frankreich nur darauf lauert, ihm in den Rücken zu fallen und Oesterreich und Italien noch zu keiner ihrer Einwohnerzahl entsprechenden militärischen Machtentfaltung gelangt sind. Wir segnen in diesem Sinne das Schicksal, das die Regierung Wilhelm's II. fast unmittelbar an die Wilhelm's I. angeknüpft und uns dadurch vor der Gefahr sicher gestellt hat, noch einmal die Geschäfte Englands auf unsere Kosten besorgen zu müssen.

3. Es ist nicht angenehm für einen ohne seine Schuld Verarmten, von seinem reichen Vetter mit einem Gemisch von Mitleid und Geringschätzung betrachtet zu werden; es verbessert aber auch nicht seine Stimmung gegen den reichen Vetter, wenn seine erfolgreichen Bemühungen, wieder in die Höhe zu kommen, in jenem zwar Mißgunst erwecken, aber nicht dazu führen, ihm die Achtung wie vor seines Gleichen abzunöthigen. Niemand hat es gern, wenn ihm die einfache Ausübung seiner natürlichen Rechte als Anmaßung ausgelegt und er immer noch als unbeträchtlicher Emporkömmling zurückgesetzt und wie ein Anfänger und Neuling schulmeisterlich zurecht gewiesen wird, nachdem er seine Tüchtigkeit durch Erfolge erwiesen hat.

4. Seitdem ein Viertel des deutschen Volkes für seine Ernährung auf Einfuhr und auf deren Bezahlung durch ausgeführte Waaren angewiesen ist, kann es den auswärtigen Markt eben so wenig entbehren wie das englische, bei dem allerdings reichlich die Hälfte auf Ernährung durch Einfuhr gestellt ist. Es ist also Handel und Ausfuhrindustrie für Deutschland wie für England nicht mehr eine Sache der Liebhaberei, sondern der bitteren Nothwendigkeit, während Rußland und Frankreich ihre Völker auch ohne Einfuhr und Ausfuhr ernähren können. Wer unserer Ausfuhr und Einfuhr Hindernisse in den Weg legt, der rührt an unseren Lebensgrundlagen und stellt sich damit als unseren Feind dar. Die englische Regierung hat das bisher nicht gethan, aber die englische Presse hat uns in dieser Hinsicht eine Gesinnung verrathen, welche die schlimmsten Befürchtungen erwecken muß. Das deutsche Volk wird dadurch zu dem Verdacht gebracht, daß die englische Regierung bei der nächsten politischen Verwickelung von ihrem eigenen Volke dahin gedrängt werden könnte, dem deutschen Handel und der deutschen Ausfuhrindustrie durch einen Gewaltstreich das Lebenslicht auszublasen, um sich diesen unbequemsten aller Concurrenten vom Halse zu schaffen.

5. Der englische Colonialbesitz umfaßt alle vortheilhaftesten Objecte handelspolitischer Ausnutzung; England hat wie der Löwe das Fleisch der Beute an sich gerissen und bloß die Knochen übrig gelassen. Da ließ Deutschland sich das Gelüste beikommen, nach ein Paar solcher Knochen zu schnappen, von denen es schwerlich satt werden dürfte. Je zweifelhafter der Werth des von uns Begehrten war, desto größer war der Unwille, als selbst diese mageren Abfälle uns von England mißgönnt wurden. Man empfand dies als die ungroßmüthige Gier des Ueberreichen, der dem Besitzlosen wehren will, sich Dasjenige anzueignen, was er von herrenlosem Abhub und Nachlese des Aufhebens werth erachtet hat. Man empfand den englischen Widerstand um so bitterer, als man sich sagte, daß England jeden Kleinstaat mit bereits bestehendem Colonialbesitze in solchem Falle rücksichtsvoller behandelt haben würde als die continentale Großmacht Deutschland, der das Streben nach dem kleinsten Fetzen Colonialbesitz von England als eine unerhörte und unverschämte Anmaßung angerechnet wurde.

6. Als Jameson in Transvaal einfiel, sah darin kein Deutscher etwas Anderes, als einen insgeheim von der englischen Regierung patronisirten Handstreich, den diese im Falle des Mißlingens wollte desavouiren können, den sie aber im Falle des Gelingens zur Abrundung des südafrikanischen englischen Reiches bestens zu fructificiren bereit war. Die Vorgänge in der Untersuchungscommission haben die deutsche öffentliche Meinung in dieser Auffassung nur bestätigt. Nun verbindet aber die Reichsdeutschen mit den Niederdeutschen in Holland und Belgien eine lebhafte nationale Sympathie, obschon dieselbe von den Holländern aus einer ganz unmotivirten Furcht vor Annexion nicht getheilt wird. Den neuen heimtückischen Versuch einer englischen Vergewaltigung ihrer Stammesbrüder empfand die deutsche Nation wie einen „Schlag in's Gesicht", und der Kaiser gab nur dem allgemeinen nationalen Gefühl Ausdruck, wenn er den Präsidenten von Transvaal zu der Abwehr des Ueberfalles beglückwünschte. Da die englische Regierung officiell das Unternehmen desavouirte, so konnte sie sich nicht von diesem Glückwunsch verletzt fühlen, eben so wenig konnte es ein Engländer, der die officielle Verleugnung gelten ließ. Indem das englische Volk den Glückwunsch auch seinerseits als „Schlag in's Gesicht" empfand und darüber aufschrie, gestand es ein, daß die Ableugnung der Regierung bloße Form war, und daß es das Unternehmen als seine nationale That anerkannte. Dann hätte es aber auch zugeben müssen, daß der Schlag mit einem unanfechtbar correcten und loyalen Worte nur die Antwort auf den von ihm geführten Schlag durch eine völkerrechtlich sehr anfechtbare und illoyale That war.

### III. Die Aussichten für die Zukunft.

1. Die Gründe für die deutsche Verstimmung gegen England sind von englischer Seite leicht zu beseitigen. England möge sich an den Gedanken gewöhnen, daß Deutschland einen Theil der im dreißigjährigen Krieg erlittenen Einbuße bereits wett gemacht hat und einen anderen Theil sich bemüht in Zukunft einzubringen, daß es politisch und wirthschaftlich mündig geworden ist und als solches behandelt zu werden beanspruchen darf, daß es aber weder gewillt noch verpflichtet ist, Englands Interesse zu dienen, am wenigsten gegen Rußland, sondern seine Politik nach seinen eigenen Interessen einzurichten das Recht hat. England möge aufhören, jeden loyalen Fortschritt des deutschen Handels und Gewerbefleißes mit Neid und Verdruß zu betrachten, die ganze noch unvertheilte Erde als sein angestammtes Erbe anzusehen und freie deutsche Bauernstaaten mit Gewalt und List seiner Herrschaft unterwerfen zu wollen. Sollte eine Zeit kommen, wo die Mehrheit jener Staaten englisch redet, so wird die ersehnte Herrschaft England von selbst als reife Frucht in den Schooß fallen.

2. Die Gründe der englischen Verstimmung gegen Deutschland können von deutscher Seite nur dadurch beseitigt werden, daß das deutsche Volk auf loyalen Wettbewerb zu weiterer Ausbreitung seines Handels und auf jeden Colonialbesitz verzichtet, sich um der schönen Augen Englands willen mit

Rußland verfeindet, es in der Ordnung findet, daß England weitere officielle und nichtofficielle Eroberungskriege gegen Transvaal führt und die schulmeisterlichen Belehrungen der englischen Presse ohne Widerspruch zu Herzen nimmt. Da dies schwerlich geschehen wird, so bleibt nur die Hoffnung übrig, daß das englische Volk sich davon überzeugt, wie wenig die Gründe seiner Mißstimmung gegen Deutschland der Billigkeit gemäß sind.

3. Ein Schutz- und Trutzbündniß für den Kriegsfall ist für beide Staaten gleich wenig Bedürfniß. Gegen einen Angriff des Zweibunds kann England sich zur See und Deutschland sich zu Lande auch ohne Hülfe des andern Theils genügend wehren. So wenig England ein Bündniß mit Deutschland wünscht, ebensowenig Deutschland ein solches mit England, dessen Hülfe es im Kriegsfall mit seinen Nachbarn nur äußerst geringen Werth beimessen könnte, und zu dessen Bundestreue ihm nach den Lehren der Vergangenheit das Vertrauen fehlt.*) Nur ein kleiner Theil der doctrinär-liberalen Presse, der auf Volk und Regierung gleich wenig Einfluß hat, denkt an ein Bündniß mit England. Es ist ein sonderbarer Irrthum, wenn man in England sich einbildet, das deutsche Volk ersehne ein Bündniß mit England und sei verstimmt darüber, daß dieses Sehnen von England nicht erfüllt werde. Seit dem japanischen Kriege gilt hier ohnehin jede Gefahr eines Krieges zwischen Dreibund und Zweibund als beseitigt.

4. Zwischen dem wohlverstandenen Interesse der englischen Politik und dem der deutschen besteht keinerlei Collision, aber in einem äußerst wichtigen Punkte Uebereinstimmung. Ein feindlicher Gegensatz könnte nur durch eine unbillige und maßlose Ueberspannung der englischen Ansprüche bis zur Forderung maritimer, colonialer und commercieller Alleinherrschaft hervorgerufen werden. Ein diplomatisches und maritimes Zusammenwirken ist dagegen überall da geboten, wo der freie Wettbewerb im überseeischen Handel durch einseitige prohibitionistische Maaßregeln in Frage gestellt wird. Beide Staaten haben also keinen Grund zur Gegnerschaft, desto mehr aber zu freundschaftlichem Hand in Hand gehen. Möge der in China damit gemachte Anfang eine gute Vorbedeutung für die Zukunft sein!

5. Für beide Staaten ist es das dringendste Lebensinteresse, daß bei einem Kriege mit seinen gefährlichsten Gegnern der andere Theil wohlwollende Neutralität bewahre und sich nicht etwa zu seinen Feinden schlage. Wenn England uns, während wir mit dem Zweibunde im Kriege lägen, die Zufuhren zur See abschnitte, so würde unsere Widerstandsfähigkeit durch Nahrungsmangel nach spätestens $1^1/_2$ Jahren gebrochen sein. England ist im Seekriege dem Zweibund gewachsen, so lange es im Stande ist, ebensoviel Schiffe wie Rußland und Frankreich zusammen nicht nur zu bauen, sondern auch zu bemannen. Wenn aber Deutschland sich mit dem Zweibund zum maritimen Dreibund zusammenschließt, dann wird das maritime Gleichgewicht zu Ungunsten Englands verschoben. Der Zweibund ist zwar von Frankreich gegen Deutschland geplant, von Rußland aber lediglich als Bund gegen England geschlossen worden, und jeder weiß, daß es Rußlands Wille allein ist, der die Zweibundspolitik bestimmt. Wenn Rußland die Stunde für den Entscheidungskampf mit England gekommen glaubt, wird es sicher um Deutschlands Hülfe werben, um England in Indien und in Europa zugleich tödtlich zu treffen. Rußland wird schwerlich einen Angriff auf Indien eröffnen, so lange es nicht gleichzeitig den Seekrieg gegen England in Europa aufnehmen kann, und es wird England nicht zur See angreifen, so lange es mit seinen Vorbereitungen zu dem Angriff auf Indien noch nicht ganz fertig ist. Wenn es aber mit beiderlei Vorbereitungen am Ende ist, wird es England seine Bedingungen dictiren oder die Entscheidung mit Gewalt herbeiführen. Diese Entscheidung ist für Rußland bloß ein Kampf um die Herrschaft in Asien, für England aber zugleich ein Kampf um seine politische und wirthschaftliche Existenz überhaupt. Im Hinblick auf diesen Fall dürfte England im eigensten Interesse wohlthun, sein Verhalten gegen Deutschland so einzurichten, daß es die Neutralität der Betheiligung am Kampfe vorzieht. Englands Sicherheit liegt genau ebenso in der Neutralität Deutschlands bei einem europäischen Seekriege, wie Deutschlands Sicherheit in der Neutralität Englands bei einem europäischen Landkriege. Die Behauptung, daß Deutschlands Neutralität das Zünglein an der Waage des maritimen europäischen Gleichgewichts ist, oder doch im Begriff steht, es demnächst zu werden, dürfte vorläufig dem englischen Volke noch als eine lächerliche deutsche Ueberhebung erscheinen. Vielleicht aber wird die zukünftige Weltstellung Englands mit davon abhängen, ob es diese Thatsache rechtzeitig erkennen und würdigen lernt.

*) Vergl. mein Buch „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik" Leipzig, Hacke, Nr. XXII „England". 1. Englands politisches Interesse; Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft: a. Englands Stimmung gegen Deutschland und seine Bundestreue; b. England als Landmacht; c. England als Seemacht; d. die englische Finanzmacht; e. politische Erwägungen. S. 341—401.

## Zur Reform des Hochschulunterrichts.

Von Professor A. L. Möller.

Die Universitäten sind der Stolz unserer Nation, aber so viel auch neuerdings für die Ausstattung des akademischen Unterrichts gethan wurde, die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Reform wird immer allgemeiner anerkannt. Auch Heinrich von Treitschke klagt in seiner „Politik" lebhaft über die „Sättigung des Geistes, die der Universitätslehrer heute so oft bemerkt, die Blasirtheit der durchschnittlichen jungen Studenten", er führt die Mißstände unseres höheren Bildungswesens auf die Universität, auf das Uebermaaß des Specialisirens zurück, das nicht zum Selbstdenken erzieht, und sagt ausdrücklich „der akademische Unterricht soll productiv sein, der Hörer soll gezwungen werden, selbst nachzudenken". Treitschke erhofft Besserung von einem bereits absehbaren Aufschwung der Wissenschaft zu einer mehr summarischen Anschauungsweise, aber er untersucht nicht, wie diese im Unterricht zum Ausdruck und zur Wirkung gelangen soll. Nun tritt der Greifswalder Geschichts-Professor Ernst Bernheim in einer lesenswerthen Flugschrift „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart" (Berlin, S. Calvary & Co.) mit einer Reihe wohldurchdachter Vorschläge hervor, deren Prüfung sich nicht nur den Behörden, sondern auch dem gebildeten Publicum gebieterisch aufdrängt. Auch wir sind der Ansicht, daß die Mißstände des akademischen Wesens, die wir beklagen, nicht durch Aenderungen im Unterricht allein zu heben sind, aber zweckmäßige Reformen können sehr viel, vielleicht das Meiste zu einer Besserung von innen heraus beitragen. Die akademische Freiheit ist ja eine schöne Sache, doch sie artet nur zu leicht aus, und führt oft zum sorglosen und leichtsinnigen Bummelleben. Bernheim ist der Meinung, daß hier die Reform einzusetzen habe. Er regt an, daß man aus jedem der officiell erforderlichen Semester, vom ersten an, mindestens eine entsprechende Arbeit verlangt, oder daß man, wie bei den Examen im Baufach, Arbeiten aus einer bestimmten Anzahl von Fachgebieten vorschreibt. Die vorzulegenden Arbeiten sollen keine Leistungen von eigenem wissenschaftlichem Werthe, sondern lediglich Uebungsarbeiten sein, wie sie der Student so wie so in den praktischen Uebungen vom ersten Semester an zu machen hat, und es sollen regelmäßig eben diese sein, wie sie sich im Gange der Studien ergeben haben.

Dem Docenten erwächst aus der Beurtheilung keine besondere Mühe, da die Arbeiten sich um die Dinge drehen, die er zur Zeit in seinem Colleg behandelt, und da sie im pädagogischen Interesse durchaus nicht von bedeutender Ausdehnung sein sollen. Uns scheint, solche Examenbestimmungen müßten in jeder Hinsicht segensreich wirken. Der Student sieht sich angehalten, an jenen praktischen Uebungen von Anfang an und ausdauernd Theil zu nehmen, er sieht sich genöthigt, in den Semestern, die für ihn Geltung haben sollen, wirklich zu arbeiten, denn die Semesterzahl wird nun nicht nach dem trügerischen Schein rite an- und abgemeldeter Collegien, wie bisher, sondern nach den in concreto vorliegenden Resultaten wirklichen Studiums angerechnet. Wer ein Semester oder ein paar verthun zu dürfen glaubt, weiß nun, daß er sich dadurch die erforderliche Studienzeit um eben so viel Semester verlängert, und es hört der elende Zustand auf, daß so viele Leute in schwächlicher Halbheit zwischen Nichtsthun und regellos unterbrochenem Collegienbesuch hindämmern können, ohne je Ernst zu machen. Es heißt nun in jedem Moment „entweder — oder."

Will man etwa die Schreckensworte „Zwangscollegien, Dressur, sklavische Examensarbeit" entgegen werfen? fragt Bernheim. Sie sind hier nicht am Platze. Der zwingende Anlaß, überhaupt zu arbeiten, wenn die Arbeit auf nichts Anderes ausgeht, als zu selbstständigem Denken zu erziehen, beeinträchtigt die geistige Freiheit wahrhaftig nicht. Selbst wenn es nöthig erscheinen sollte, eine bestimmte Reihe von Gebieten zu bezeichnen, auf denen die Studienarbeiten sich bewegen müssen, so würde die Bewegungsfreiheit auf jedem Gebiete noch groß genug sein, und der Begriff der Zwangscollegien in seinem gefürchteten Sinne könnte nicht darauf angewendet werden. Es ist ganz etwas Anderes, wenn man sagt: „Du mußt ein Colleg über Rechtsgeschichte gehört haben und mit dem Stoffe Bescheid wissen, wenn man ihn Dir abfragt", als wenn man vorschreibt: „Du mußt auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte praktische Uebungen mitmachen und eine daraus hervorgegangene Arbeit vorlegen, die zeigt, daß Du selbstständig denkend in den Stoff eingedrungen bist." Im ersteren Falle kann man das Colleg hübsch belegen, es mehr oder weniger regelmäßig hören oder nicht, und nachher die Sache für's Examen einpauken; im letzteren Falle geht das nicht, da heißt es, zu seiner Zeit wirklich wissenschaftlich arbeiten. Sollte das im Ernst schädlich sein?

Professor Bernheim schlägt weiter vor, auch bei den Prüfungen, welche die Universitäten abhalten, die gedachten Uebungsarbeiten außer den speciellen Examensarbeiten zu fordern, also beim Doctorexamen außer der Dissertation; dieselben könnten dem Sinne der Sache gemäß ohne Bedenken ein zweites Mal vorgelegt werden, falls der Betreffende später sein Staatsexamen macht, oder umgekehrt. Dabei könnte man offen lassen, daß die Dissertation je nach ihrem inneren Werthe und der Zeit, die sie in Anspruch genommen hat, von der Vorlage von Uebungsarbeiten aus den letzten zwei bis drei Semestern dispensire, und das könnte ebenso für das Staatsexamen gelten; es würde so durch die Forderung der Uebungsarbeiten die Anfertigung einer größeren Arbeit von wissenschaftlichem Werth in den vorgerückten Semestern nicht gestört.

Viel könnte auch noch durch die Handhabung der mündlichen Prüfungen in der von Bernheim gewünschten Richtung gewirkt werden. Man sollte allgemein, wie es jetzt schon zum Theil bei den Philologen, den Medicinern geschieht, außer daß man systematische Kenntnisse abfragt, einzelne concrete Aufgaben stellen. „Man lege dem Candidaten des betreffenden Faches z. B. eine der wichtigeren Urkunden aus dem Gebiet der Rechtsgeschichte vor; wenn er versteht, die technischen Ausdrücke in ihrem rechten Sinne wiederzugeben, etwa vorkommende ältere Datirungen mit Hülfe einer chronologischen Tabelle richtig aufzulösen, die Formalien der Urkunde zu bestimmen, die darin enthaltenen Rechtsverhältnisse im Zusammenhang mit dem Rechtszustand der Epoche zu erklären, so wird er mehr Zeugniß von wissenschaftlicher Beherrschung der Dinge ablegen, als wenn er theoretische Kreuz- und Querfragen beantwortet." Es kann nur heilsam auf die Art der Studien wirken, wenn der Student darauf zu rechnen hat, daß es im Examen heißt „hic Rhodus hic salta", nicht im Sinne philiströs abgemessenen oder hastig überstürzten Einpaukens, sondern im Sinne frisch und ruhig erarbeiteter Selbstständigkeit, echter akademischer Freiheit.

Unser Universitätsunterricht leidet ferner daran, daß die systematisch darstellenden Vorlesungen vom Katheder herunter einen unverhältnißmäßig großen Raum im Lehrplan einnehmen; sie beschränken bei der passiven Receptivität, die sie bedingen, die wesentlichste Aufgabe des Unterrichtes, selbst thätig beobachten, denken, arbeiten zu lehren. Diese Aufgabe muß in den Vordergrund treten. Demgemäß sollen die drei bis sechs und mehr Stunden in der Woche üblichen sogen. Privatvorlesungen mit geringen Ausnahmen unterbleiben; an ihre Stelle sollen nach Bernheim's Vorschlag treten: Einmal kurze Orientirungsvorlesungen, ein- bis zweistündig, bei sehr großem Stoffgebiet allenfalls auch mehrstündig in der Woche, worin eine gedrungene Uebersicht über die Hauptmomente des Stoffes unter wesentlichem Hervorheben der Auffassung gegeben wird und die Hörer durch Nachweis der klassischen Hauptwerke und Handbücher angeleitet werden, sich die Detailkenntnisse selbstthätig anzueignen. Dann praktische Uebungen von den ersten Semestern an, je nach Bedarf zwei-, vier- und mehrstündig in der Woche, welche die Studenten zu allgemein wissenschaftlichem und zu fachmäßig differenzirtem Beobachten und Denken heranbilden und sie mündlich wie schriftlich zu klarer Formulirung ihrer Gedanken und zu selbstständig productiver Thätigkeit anleiten, zuerst durch kleine und kleinste Uebungsarbeiten (Interpretationen, Referate, Voruntersuchungen, Präparate u. s. w.), in den späteren Semestern durch größere Vorträge, Untersuchungen, Dissertationen. Bei den Staats- und Universitätsprüfungen soll die Vorlage solcher Uebungsarbeiten aus jedem der officiell erforderlichen Semester vom ersten an mit datirter Bescheinigung des betreffenten Docenten verlangt werden; für die letzten Semester genügt beim Doctorexamen eventuell die Vorlage einer größeren Arbeit, und zwar je nach deren Werth gemäß dem Urtheil der betreffenden Facultät bezw. der Fachvertreter, zum Dispens von Uebungsarbeiten aus den letzten zwei oder drei Semestern; bei nachfolgendem Staatsexamen kann dieselbe entsprechend in Anrechnung gebracht werden. Die jetzt üblichen Seminare und denen ähnlichen Einrichtungen werden also in ihrem Wesen an sich nicht verändert, nur gewinnen sie ein fester organisirtes Verhältniß zu einander und zum ganzen Unterricht, indem sie überall stufenweis für Anfänger und Vorgerücktere einzurichten sind und mit vermehrter Stundenzahl, mit erweiterter Bedeutung in den Vordergrund des Lehrplans treten. Endlich Combination systematischer Darstellung mit praktischen Uebungen, ähnlich wie es bei den Archäologen und Kunsthistorikern zum Theil bei Naturwissenschaftlern und Medicinern längst allgemein in den mit Demonstrationen, Uebungen, Excursionen verbundenen Vorlesungen üblich ist, überall auch in den humanistischen Fächern, soweit irgend thunlich. Stoffe, die dazu geeignet sind, sollen möglichst in praktischen Uebungen allein absolvirt werden. Es ist gar keine Frage, daß der Universitätsunterricht vielfach verbesserungsbedürftig ist. Jede Reform ist zu begrüßen, die bei den Schülern das Interesse am Wissen groß zu ziehen vermag.

# Literatur und Kunst

## Zola's Paris.

Von Theophil Zolling.

Eine Woche nach Zola's Verurtheilung wegen der Beschimpfung des Kriegsgerichts ist der dritte Band seiner Romantrilogie der drei Städte: „Paris“*) erschienen, womit der darin geschilderte Seelenkampf eines katholischen Priesters sein Ende gefunden hat. In „Lourdes“ glaubte der Abbé Pierre Froment seinen wankenden Glauben durch den Anblick des Wunders befestigen zu können, aber die Folge war Enttäuschung und Ekel vor der „Verherrlichung des Absurden“. Ebenso mißlang sein zweites Experiment in „Rom“. Hier erkannte er die Unmöglichkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung der katholischen Religion. Vor dem unentweglichen Non possumus des Kirchenoberhauptes, dem Widerstreite zwischen der modernen weißen und mittelalterlichen schwarzen Welt und dem herrschsüchtigen Dogma entflieht der Abbé in Verzweiflung zurück nach Paris, wo der dritte Band spielt. Pierre ist nur noch ein Priester dem Namen nach, bloß mit dem Kleide der Kirche und der Geberde des Glaubens. Seine Religion wird die Brüderlichkeit, die Barmherzigkeit. Er widmet sich ganz den Armen und Enterbten, aber vor der wachsenden Fluth des Elends erkennt er die schließliche Nutzlosigkeit und lächerliche Ohnmacht des Wohlthuns, denn nach so vielen Jahrhunderten christlicher Barmherzigkeit ist die Armuth nur gewachsen und hat sich bis zur Tollwuth der anarchistischen Verbrechen gesteigert. Zuletzt ist er überzeugt, daß das Heil allein in der Wahrheit und Gerechtigkeit liegt. Aber er wird nicht der Stifter einer neuen Secte ohne Größe und Zukunft, wie wir befürchtet haben, denn ein Schisma ist in Paris unmöglich, was schon der Versuch eines „hochherzigen und geistig bedeutenden Mannes“ (Lacordaire) gezeigt hat. „Ach, der arme Mann und das traurige Werk inmitten des allgemeinen Unglaubens, der eisigen Gleichgültigkeit der Einen und den Spöttereien und Verwünschungen der Anderen! Wenn Luther heute wiederkehrte, würde er in einer Dachkammer des Armenviertels enden, verlassen und Hungers sterbend“. Pierre widmet sich also der Arbeit, denn auch die Wissenschaft sei im Stande, unseren Durst nach dem Göttlichen zu stillen. So ergeben sich für die drei Städte Lourdes, Rom und Paris die drei bedeutsamen Etappen: das Wunder, das Dogma, die Wissenschaft.

Der eigentliche Held des Romans ist der Chemiker Guillaume Froment, der Bruder des Abbé. Ein Positivist, ein Gelehrter, ganz der Beobachtung und dem Experiment gewidmet, läßt er nur die festgestellten Thatsachen gelten. In der Entwickelung der Menschheit wie des Weltalls sieht er das Werk einer langsamen Evolution, aber kann doch nicht die Thätigkeit des Vulkans, der wilden Naturkraft leugnen, den jähen Ausbruch und Kataklysmus, der jede geologische Phase, jede historische Periode bezeichnet. Als Republikaner und Revolutionär glaubt er, daß kein Fortschritt erreicht wurde, ohne schreckliche Katastrophen. Er hat einen neuen Explosivstoff — Pikrinsäure oder Melinit? — von außerordentlicher Gewalt und unberechenbarer Wirkung erfunden. Als der arbeitslose Socialist Salvat mit einer ihm entwendeten Patrone fast ein Haus in die Luft sprengt und eine kleine Putzmacherin tödtet, da ist unser theoretischer Anarchist im ersten Augenblick erschrocken über diese thörichte Gewaltthat, bei der er selbst verwundet wird, weil er die glimmende Lunte zertreten will. Er denkt an einen edleren Zweck seiner Erfindung und will sie für den Krieg verwenden. Die feindlichen Armeen wären im Nu vernichtet, die Festungen fielen wie Kartenhäuser zusammen, und der sich seines Pulvers bedienenden Armee wäre ein niederschmetternder Sieg gewiß. Er will seine Erfindung Frankreich schenken, um ihm den Sieg im kommenden Kriege gegen Deutschland zu sichern, doch ist er frei von engherzigem Patriotismus. Sein Pulver soll zwar erst der Größe der Republik dienen, dann aber den Krieg unmöglich machen. „Welch' ein Erlösungsschrei der Welt, wenn eines Tages meine schreckliche Kriegsmaschine erscheint, die mit einem Schlage die Armeen zerstört und alle Völker zur Abrüstung zwingt! Der Krieg wäre besiegt, nun auch seinerseits todt, nachdem er so viele Menschen gekostet hat!“ Aber er zögert noch, seine fürchterliche Erfindung — man denkt da unwillkürlich an die Kugelspritzen und die kindischen Preußenvernichtungsphantastereien der belagerten Pariser — dem Kriegsminister zur Verfügung zu stellen, besonders nach Salvat's Hinrichtung, die er nicht billigen kann. Da steht er eines Morgens vor der Sacrécoeur-Kirche auf der Höhe von Montmartre. Das prahlerische Monument, das den Tod des Königs Ludwig XVI. und die Commune 1871 sühnen und Paris zur Reue mahnen soll, scheint ihm eine nicht zu duldende Beleidigung und Bedrohung von Paris, „und er verurtheilte die Citadelle des Absurden“. Also widmet er sich der Herstellung seines Explosivstoffes, um die Kirche in die Luft zu sprengen. Eben sind zwanzigtausend Pilger unter ihrer Kuppel im Gebete versammelt, und die große Glocke wird ihm das Zeichen zur Entzündung der Mine geben. Aber Pierre ist da. Er hat den Plan durchschaut und will die Ausführung verhindern. Auf seine Frage, warum der Bruder denn die Kirche zerstören will, antwortet Guillaume großartig: „Damit man mir glaube! Dieses Gebäude muß gestürzt werden und ich unter den Trümmern sterben, denn wird die entsetzliche Zerstörungskraft meines Pulvers nicht bewiesen, so wird man mich für einen Schwindler, Phantasten und Visionär halten. Vieler Todten bedarf's, vielen Blutes, damit das Blut nicht länger vergossen werde“. Nach seinem Tode soll dann seine Schwiegermutter, die in das Geheimniß seiner Erfindung eingeweiht ist, an alle Großmächte das Recept des Pulvers und die Zeichnung der Bomben und Kanonen dafür senden. So vermacht er dann allen Völkern das entsetzliche Geschenk der Zerstörung, das er vorerst Frankreich allein geben wollte. Mit Recht wendet sein Bruder ein, daß es eine Verblendung sei, zu glauben, die Zerstörung, der Mord könne ein fruchtbarer Act werden. „Die Gewalt ist immer bald am Ende angelangt, denn sie ruft das Gegengefühl der Solidarität hervor. Die Mörder bleiben immer nur Mörder, deren Saat der Schrecken ist“. Diese Vernunftgründe machen auf den heroischen Erfinder, der eigentlich nur ein großes Kind und Confusionsrath ist, zwar einen starken Eindruck, aber erst als Pierre weint, ihn beschwört, mit ihm ringt und mit ihm sterben will, läßt er sich aus der Krypta hinwegführen. Und bald darauf erfährt er ein tieferes Leid. Er will seine um 25 Jahre jüngere Pflegetochter Marie heirathen, doch er entdeckt, daß sie seinen Bruder liebt, der sein Priesterkleid längst abgelegt hat und ihre Gefühle erwiedert. Mit der Seelengröße, die ihm eigen ist, verzichtet Guillaume auf sein spätes Herzensglück und giebt ihnen seinen Segen. Haben doch seine Gedanken schon eine andere Richtung genommen. Sein Explosivstoff, der als Bombe unschuldige Spaziergänger tödtete und die Kirche zerstören sollte, wird von ihm zur segensvollen Triebkraft gezähmt. „Da man den elektrischen Motor noch nicht gefunden hat, so ist hier der ideale Motor, die mechanische Kraft für Alle, für den Hausgebrauch, die dadurch ermöglichte Luftschifffahrt, die überwundenen Entfernungen, alle Wege geöffnet, endlich alle Menschen brüderlich vereint ... der gebändigte Vulkan, der jetzt die Arbeit erleichtert und den Frieden und die Civilisation verbreitet.“

Es ist ein gewaltiges Werk an Breite und Tiefe. Eine ganze Armee von Nebenfiguren zieht an dem Leser vorüber,

*) Paris, E. Fasquelle. Eine gute deutsche Uebersetzung von A. Berger ist in unserer weitaus besten Romanzeitung „Aus fremden Zungen“ im Erscheinen begriffen; die Buchausgabe soll noch im April jedenfalls bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herauskommen.

und die verschiedensten Bilder folgen sich wie in einem Diorama, — das ganze Paris, das Zola doch viel besser kennt, als die Eintagsbekanntschaften Lourdes und Rom. Er hat bei der Berührung dieser Muttererde seine Kraft wiedergefunden. So romantische Einfälle, wie die Braut von Rom, die mit der Leiche ihres Bräutigams Hochzeit feiert und aus der Renaissance ohne Weiteres in die Roma capitale versetzt ist, kommen in diesem neuen Bande nicht vor. Es geht ja mitunter auch ziemlich phantastisch zu, und der Zufall spielt meistens eine übergroße Rolle, aber es ist doch immer das wirkliche Paris, die absonderliche Stadt der Panamisten, von Ravachol, jedoch auch eines Pasteur. Die Romantechnik Zola's ist die alte und ja auch vielfach bewährte, die Handlung oft schleppend, doch die Composition gut aufgebaut. Nur seine frühere Kunst, die Hauptsache in's Licht zu stellen und Nebensachen auch nebensächlich zu behandeln, hat einer gewissen Geschwätzigkeit des Alters Platz gemacht, der Sucht, Alles zu sagen, statt Schiller's „weises Verschweigen" zu üben. Alle diese Menschen, so gut sie gezeichnet sind, reden überdies, Hoch und Niedrig, Männlein und Weiblein, die gebildete Sprache des Verfassers, kräftig, klug, aber weitschweifig und gar nicht individuell. Wie z. B. Guillaume's großartige Schwiegermutter oder die angeblich echt weibliche Marie sprechen, ist die reine Unnatur. Ueberhaupt diese in Ueberlebensgröße gezeichnete Familie des Chemikers: die drei Hauptkerle von Söhnen, sämmtlich geniale Arbeiter, Erfinder und Künstler, die beiden Brüder, die zwei Frauen, Alle in ihrem „lächelnden Heroismus", einfach, stumm, stoisch, würdevoll, ohne Religion und Dogma, nur die Kunst, Arbeit und Wissenschaft anbetend und in ihrer Seelen- und Geistesgröße fast unmenschlich! Zola selbst scheint es gemerkt zu haben, leider zu spät, denn die kurze und sinnlose Scene, wo Marie plötzlich rechthaberisch und jähzornig wird, wie nie vor- und nachher, ist gewiß erst nachträglich hineingeflickt, ohne Zusammenhang und Folgerichtigkeit und hat nur den Zweck, etwas menschliche Schwäche und Individualität in die stilvolle Typenmalerei zu bringen. Die Schilderungen sind weniger glänzend und langwierig als früher, indessen treten an ihre Stelle nicht minder ermüdende philosophische und socialpolitische Abhandlungen, die dem geduldigen Leser stets mit dem nämlichen billigen Kunstgriffe beigebracht werden: il tomba en une songerie profonde où lui apparaissait . . . und dann folgen des Verfassers eigenste Betrachtungen, nur ab und zu durch etwas Handlung oder Dialog unterbrochen. Sogar der eifrige Radfahrer Zola kommt zum Wort mit einem langen Hymnus auf die hosentragenden Sportcolleginnen, die ihm ein herrlicher Vorgeschmack des Zukunftweibes sind. Aber trotz aller Schwächen und Manirtheiten bleibt es doch eine großartige Folge von Scenen in allen möglichen Decorationen und Beleuchtungen: das Arbeiterviertel mit der città dolente des Elends und Verbrechens, das Quartier St. Germain mit seinem verarmten, doch ehrenhaften Adel, die corrumpirte Hochfinanz, das beschränkte Bürger- und Beamtenthum, — eine Fastenpredigt und eine Hochzeit in der Madeleine-Kirche, das Abgeordnetenhaus, wo man sich in feierlichen Sitzungen um den Besitz der Regierung, der Nation reißt, ein Todesurtheil vor schlaftrunkenen Geschwornen und einem emotionssüchtigen Publicum, eine Hinrichtung, ein Ministerhôtel, eine Razzia im Boulogner Gehölz, ein Wohlthätigkeitsbazar, eine Maschinenfabrik, eine Salonvorstellung, eine Garderobe im Théâtre français, das Cabinet particulier einer feinen Restauration, ein Abend im Cabinet des Horreurs (Chat noir) ꝛc. Zola hat den Roman vor seinem Proceß geschrieben, und vor dem Wiederauftauchen der Dreyfus-Affaire in der vorliegenden Fassung dem „Journal" zum Abdruck übergeben, aber doch zeichnet er vorgreiflich manche seiner späteren Widersacher: einen Staatsanwalt, der in Sensationsprocessen Carrière macht, einen Gerichtspräsidenten, der sich beim Minister seine Instructionen holt; die habgierige und verlogene Presse, vom Scandal lebend, gewissenlos, jede schlechte Sache vertheidigend. Besonders die revolutionäre Partei ist in zahlreichen Figuren vertreten: der collectivistische Abgeordnete Mège, der Communist Bache, welcher Phalansterien und eine pantheistische Staatsreligion erstrebt, der Positivist Morin, der alle Verschwörer Barthès (Blanqui), der sein Leben im Gefängniß oder in der Verbannung verbringt, mit seinem schweren Schritt eines Löwen im Käfig, der Apostel und Märtyrer der brüderlichen Republik, der ewige Jude der Freiheit; dann der Geschäftsanarchist Bergaz mit seinen zwei Helfershelfern, die — „der Diebstahl ist nur eine erzwungene Rückgabe" — das Haus einer Freundin plündern und beschmutzen und vor der Verfolgung sicher sind, dieweil sie der Geheimpolizei angehören, oder der mysteriöse Janzen, der seinen Traum von bluttriefender Brüderlichkeit in allen Ländern verwirklichen will und, obschon wahrscheinlich ein Deutscher, die Fourier, Saint-Simon, Proudhon, Comte als große Lichter anstaunt, aber von dem Riesen Karl Marx ebenso wenig zu wissen scheint wie Zola, der seinen Namen nur einmal ganz flüchtig erwähnt. Dafür bekommt sein kritischer Gegner Brunetière von der Revue des Deux-Mondes, der zur Freude aller Dunkelmänner den Bankrott der Wissenschaft verkündete, sein Theil ab. „Ich liebe die Schulfuchser nicht", läßt Zola seinen Allerwelts-Abbé ungefähr sagen, „jene unausstehlichen Katheder-flüchtlinge, die sich in der Gesellschaft verbreiten, in den Journalismus eintreten, die Künste bevormunden und die Literatur beherrschen wollen. Nachdem sie nur auf Voltaire geschworen, kehren sie zum Spiritualismus, zum Mysticismus zurück, dieser neuesten Salonmode, zur Kunstfeinschmeckerei und zum Kosmopolitismus. Seitdem der kraftvolle Glaube an die Wissenschaft für eine brutale, unelegante Sache gilt, wollen sie sich vom Schulstaube rein waschen und schießen ihre sarkastischen Pfeile auf die Wissenschaft ab, um sich mit dem Glauben der Einfältigen zu brüsten. Wenn es eine triviale Weisheit geworden ist, daß $2 \times 2 = 4$ sind, so sind es doch wirklich vier. Und diese Wahrheit auszusprechen, ist weniger thöricht, als z. B. an die Wunder von Lourdes zu glauben. Aber die Herren haben alle Angst, genarrt zu werden, und so gelangen sie schließlich zum Widerstande gegen jeden Kraftaufwand und alle Arbeit des Jahrhunderts, zum Ekel vor der Freiheit, zum Mißtrauen gegenüber der Wissenschaft und zur Verneinung der Zukunft." Endlich führt uns Zola die bürgerliche Verkommenheit an dem stark übertreibenden Beispiele der Familie Duvillard vor: der Vater ein Banquier, der sich an allen unsauberen Finanzoperationen betheiligt und selbst in den Netzen einer lasterhaften kleinen Schauspielerin zappelt, während seine Frau, die getaufte Jüdin, nach widerlichem Gezänk ihren schwindsüchtigen Liebhaber ihrer Tochter zum Gatten giebt und sein Sohn zu der decadenten Richtung der Verlaine und Mallarmé schwört, die ja auch von unseren Dichterlingen nachgeäfft wird. Dieser Hyacinth ist ein prächtiger Typus fin de siècle: eine Fehl- und Zwittergeburt, „Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi und Ibsen vereint," Anarchist, Symbolist und sogar Sodomist, dabei aber der Mode zu Liebe strenger Katholik. Er dichtet an einem kleinen Epos „Das Ende des Weibes", denn er glaubt nicht mehr an die Nothwendigkeit und Daseinsberechtigung der Frauen. „Man hat Mißbrauch damit getrieben, das Weib muß endlich aus der Poesie fortgejagt und deren Tempel gereinigt werden von den weiblichen Defecten (tares), die ihn beschmutzt haben. Wenn wir Alle erhaben und vornehm genug wären, um aus Ekel kein Weib mehr zu berühren, und wenn sie dann Alle unfruchtbar stürben, das wäre wenigstens ein reinliches Ende!" Und wie ein Ausschnitt aus Zola's tapferem Brief an die französische Jugend klingt es, wenn der Abbé über diese Verfallzeitler aus Eitelkeit und Faulheit, „vielleicht auch überanstrengt von einem arbeitüberlasteten Jahrhundert-Ende," klagt und doch sich damit tröstet, daß dies nur eine vorübergehende Reaction ist,

daß hinter dem Lärm dieser Impotenten die wahre Jugend steht, die schweigt und über ihrer Aufgabe brütet. „Diese Jünglinge schreiten vorwärts mit dem Jahrhundert, sie haben keine Hoffnung weggeworfen und sind entschlossen, die Arbeit ihrer Vorgänger fortzusetzen, immer nach mehr Licht, nach mehr Gerechtigkeit verlangend. Man spreche zu ihnen vom Bankrott des Wissens, und sie zucken die Schultern, denn sie sind überzeugt, daß niemals die Wissenschaft mehr Herzen entflammt und größere Eroberungen gemacht hat. Erst wenn man die Schulen, die Laboratorien, die Bibliotheken geschlossen und den socialen Boden geändert hat, erst dann wird man befürchten können, daß der Irrthum wieder wachse und sich ausbreite, der den schwachen Herzen und engen Gehirnen so theuer ist . . .' Nein, die Wissenschaft ist das feste, unausweichliche Ziel der Menschheit auf ihrem großen Marsche zur Erkenntniß. Ein Darwin und Fourier haben den Samen der zukünftigen Religion ausgestreut, aber es bedarf noch vieler Jahrhunderte bis zur Ernte. Man gebe der Religion des Wissens ebenso viele Jahrhunderte wie dem Christenthum, und statt jenes lügenhaften Paradieses werden wir das Reich Gottes auf Erden haben."

Die Trilogie schließt mit dem nämlichen Symbol wie die „Rougon-Macquarts". Monate sind vergangen. Pierre und Marie sind Mann und Frau. Die beiden Brüder haben im Kreise der Ihrigen den inneren Frieden wiedergefunden. Gleichgiltig und ohne Groll blickt Guillaume jetzt auf die große Sühnkirche, denn die Tage des herrschsüchtigen alten Glaubens sind gezählt. Dem ehemaligen Priester jedoch giebt sein Kind die Gewißheit, daß er gerettet ist, jenseit der Lüge und des Schreckens, zurückgekehrt in den Schooß der guten und gesunden Natur. Nun hat er eine Aufgabe, einen Lebenszweck, den Frieden der erfüllten Pflicht, denn das Leben selbst ist Arbeit, die Welt existirt nur in ihr und durch sie. Und wieder erscheint ihm Paris in seiner Sonnen-Apotheose. „L'on aurait dit quelque semeur géant, caché dans la gloire de l'astre, qui, à colossales poignées, lançait ces grains d'or, d'un bout de l'horizon à l'autre . . ." Paris, von der Sonne befruchtet. Die reichen Stadtviertel im Westen sind in einem röthlichen Dunste verhüllt, während die guten Samenkörner wie ein goldener Staub in die Volksviertel des Ostens fallen. Dort in den Schulen, Ateliers, Fabriken wird die Saat aufgehen, dort ist guter Boden. Die Mutter zeigt dem hoffnungsreichen Kinde, dem Geschlechte der Zukunft, das herrliche Bild: „Nimm, mein Kleiner, Du wirst es sein, der dies Alles erntet und den ganzen Segen der Wahrheit und Gerechtigkeit in die Scheune bringt, denn nur aus diesem Erdreich wird die Saat reifen!" Und der Naturalist stimmt eine Victor Hugo'sche Hymne auf die Lichtstadt an. „Wie die antike Welt Rom hatte, das jetzt am Sterben liegt, so herrscht Paris souverän über die modernen Zeiten von heute und morgen, es ist das Centrum der Völker, das Gehirn der Welt, von allen Städten die Anführerin, die Civilisatorin, die Befreierin. Gestern rief es den Nationen das Loosungswort der Freiheit zu, morgen wird es ihnen alle Wissenschaft und alle Gerechtigkeit und die neue und echt demokratische Religion der Zukunft bringen. Und das Jahrhundert endet mit Paris und das neue wird mit ihm beginnen, und all' das Getöse seiner unendlichen Arbeit, die Flamme seines Leuchtthurms wird die Erde beherrschen." Etwas kürzer gesagt: Paris-Pharus am Meere des Lebens!...

Jedenfalls ist es ein tragisches Schicksal, daß der Verherrlicher von Paris durch seine jüngsten Erlebnisse gar so grausam an die Wirklichkeit gemahnt und in seiner Lichtstadt der Wahrheit und Gerechtigkeit das Opfer der Weihwedel- und Säbeljustiz und von der Volkswuth fast todtgeschlagen wurde. Diese stockfranzösische Kurzsichtigkeit, die hinter ihrer chinesischen Mauer von der Welt nichts Anderes kennt und anerkennt und ganz erstaunt ist, wenn ein Darwin von England, ein Ibsen und Tolstoi vom hohen Norden, ein Edison von Amerika, ein Schopenhauer, Wagner oder ein neuer Lichtstrahl von Deutschland kommt, diese chauvinistische Einseitigkeit bewirkt denn auch, daß der deutsche Leser bei aller Bewunderung von Zola's Gestaltungskraft oft nur kopfschüttelnd und mit halbem Antheil sein grandioses Werk genießt. Schon seine Zusammenstellung der drei Städte: des katholischen Wallfahrtsortes, der päpstlichen Residenz in partibus und der Stadt der Revolution und Mode scheint uns beschränkt und sonderbar. Wenn Abbé Froment an seinem Glauben irre wird und über seinen Talar radelt, so ist das für uns nur ein Einzelfall, ohne allgemeine und große Bedeutung. Frankreich, das mit seinen politisch-socialen Revolutionen den zweiten Schritt vor dem ersten gethan, während die germanische Welt schon Jahrhunderte vorher sich die Gewissensfreiheit erkämpft und bewahrt hat, schwankt noch heute rückständig zwischen Voltaire und Loyola hin und her. Auch zu seiner Weltmission fehlt uns der Glaube, denn wir haben diese Weltbefreier bei ihrer blutigen Arbeit gesehen, in der Selbstzerfleischung der ersten Republik und der Commune, wie unter der Eroberungswuth des corsischen Condottiere. Zola verschweigt schamhaft die lächerliche Rolle seiner demokratischen Republik als Verbündete der asiatischen Despotie, vielleicht weil er sich heimlich eingestehen muß, daß ohne diese naturwidrige Allianz Frankreich als Großmacht ausgespielt hätte und zu einem anderen Spanien herabsinken würde. Nein, Monsieur Zola, Paris ist längst nicht mehr der Culturmittelpunkt, weder im wissenschaftlichen noch künstlerischen oder gar politischen Leben, ebenso wenig wie Frankreich. Wir wünschen und hoffen jedoch, daß es eine Culturmacht bleibe, aber nicht wieder voraus „an der Spitze der Civilisation" marschire, denn das Wort ist thöricht und anmaßend und hat bei uns und anderwärts einen bösen Klang. Frankreich gehe nicht voran als Chef, sondern als Bruder und Mitkämpfer hübsch demokratisch in Reih und Glied und Schulter an Schulter mit uns, gemeinsam mit den anderen ganz gleich berechtigten und um die Cultur nicht minder verdienten Nationen entgegen dem großen Ziele der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit.

— — —

## Das Kunstgewerbe und die moderne Industrie.

Von Johannes Gaulke.

Seit einigen Jahren bereiten sich im modernen Kunstgewerbe Umwandlungen vor, die, sollten wir uns nicht täuschen, ihren Abschluß in der Begründung eines unser Zeitalter charakterisirenden Stils suchen. Bisher hatte man dem Kunstgewerbe von Seiten der ausübenden Künstler nur eine untergeordnete Bedeutung beigelegt, es wurde unter gänzlicher Verkennung seiner Aufgabe als eine Kunst zweiten Ranges angesehen, die gerade gut genug war, von mechanischen Arbeitern ausgeübt zu werden. Kunst und Kunstgewerbe oder richtiger die angewandte Kunst — durch welche Bezeichnung der künstlich construirte Gegensatz deutlich hervortritt — waren zwei streng von einander getrennte Gebiete geworden. So kam es, daß in den künstlerischen Instituten, den Museen und Akademien, jede Berührung mit dem Kunstgewerbe strengstens vermieden wurde; für die Pflege des Letzteren wurden besondere Anstalten, die Kunstgewerbemuseen, die meist mit einer Schule verbunden sind, begründet. Die Trennung beider Gebiete sollte sich in der Folge bitter rächen.

Das Kunstgewerbe, das zu anderen Zeiten seine Motive der Natur entlehnte, vergrub sich nunmehr in einem gelehrten Pandekten- und Museumsstaub. Kunstgewerbliche Sammlungen in allen größeren Städten, reich illustrirte kunstgewerbliche und architektonische Werke wurden in Unmassen in den Bibliotheken, die das geistige Arsenal der Kunstgewerbeschüler bilden, aufgespeichert. Daß die Schüler den ausgiebigsten Gebrauch von dieser bequemen Lehrmethode machten, beweisen

uns die Resultate des modernen Kunstgewerbes. An die Erfindung neuer Formen dachte kein Mensch mehr. Das Kunstgewerbe machte eine Rundreise durch alle Länder und Zeiten, die hoheitsvollen Formen der Antike und der Renaissance, die grotesken Gebilde des Barock und die leichtsinnigen Schnörkel des Rokoko bis zur ausdruckslosen Linie des Empire, in der kirchlichen Kunst die massigen Formen des romanischen Stils und die hochstrebenden Glieder der Gothik, dazu die phantastischen Gebilde der Orientalen und die bizarren Formen der Chinesen und Japaner: alle diese räumlich und zeitlich getrennten Stilarten und Formen sehen wir im modernen Kunstgewerbe sich stetig wiederholen. Einzelne durch eine moderne Technik bedingte Modificirung mag die eine oder andere dieser ehrwürdigen Formen erfahren haben, der Kern blieb aber derselbe, so oft sich auch das neckische Spiel wiederholte. Trotz der intimen Kenntniß der alten Vorbilder war es den Neuen nicht einmal gelungen, die charaktervollen Formen derselben sich anzueignen, geschweige denn zu erweitern, das geheiligte Ideal der alten Meister ward zum Idol. An reinen Aeußerlichkeiten hatte man sich geklammert, die Form wurde kraftlos und matt, das von den Griechen zu einer so herrlich stilistischen Form entwickelte Akanthusblatt, welches auch in der Renaissance wieder zu hohen Ehren gelangte, artete zu einer geistlosen Arabeske aus; nichts erinnert in der Architektur sowohl als am kunstgewerblichen Gegenstand mehr an die lebendige Naturform. War es der Ekel vor dieser akademischen, jedes Naturstudium ausschließenden Methode, die im Kunstgewerbe erschreckend um sich gegriffen hatte? oder der Mißerfolg? — Einerlei, dem Verlangen nach einem neuen Stil ist nach einer langen stillosen Zeit endlich durch die That Ausdruck verliehen. Man ist dabei, den Pandektenstaub von den Füßen zu schütteln, um dem Vortrag der größten Lehrmeisterin, der Natur, wieder vorurtheilsfrei lauschen zu können.

Der maschinelle Betrieb, der nicht nur in alle Zweige der Industrie eingedrungen, sondern auch das Kunstgewerbe sich zum Theil unterthänig gemacht, hat die Specialarbeit zu seiner Voraussetzung, während der handwerksmäßige eine möglichst vielseitige Ausbildung des Künstlers resp. Handwerkers verlangt. War der mittelalterliche Künstler Zeichner, Bildhauer, Erzgießer, Ciseleur in einer Person — er konnte sein Werk ohne Zuhilfenahme von Mittelpersonen in allen Entwickelungsstadien selbst durchführen —, so ändert sich das Bild in der modernen Production mit einem Schlage, nunmehr wird ihm ein streng abgegrenztes Gebiet zugewiesen, er wird Specialist. Ja, die Specialisirung der Arbeit geht so weit, daß unter Anderen der Bildhauer nicht mehr das gesammte Gebiet der Plastik nothwendig zu beherrschen braucht, sondern je nach Bedürfniß als Figuren-, Thier-, Ornamentenbildhauer u. s. f. sich bethätigt. Dadurch, daß der einzelne Gegenstand bis zu seiner endgiltigen Vollendung durch viele Hände wandert, empfängt er einen fabrikationsmäßigen Charakter, er büßt das an den alten Werken so hoch geschätze individuelle Gepräge ein. Gerade im modernen Bronceartikel tritt die verallgemeinernde Tendenz der modernen Industrie am Prägnantesten hervor, die Charakteristika einer Kleinplastik oder eines kunstgewerblichen Artikels verschwinden in der Fabrikation oft gänzlich. Dann kommt außerdem hinzu, daß durch die mechanischen Reproductionsverfahren, wie unter Anderen durch den galvanischen Niederschlag die eigentliche Handarbeit und damit die charakteristische Technik eine weitere Einbuße erleidet und dem Künstler gänzlich die Controlle über sein Material, ein für die individuelle Gestaltung des Gegenstand höchst wichtiger Umstand, entzogen wird.

Aehnlich wie in der Metallwaarenfabrikation verhält es sich auch auf anderen Gebieten des Kunstgewerbes, so muß auch der Decorationsmaler eine ähnliche Theilung seines Ichs mit sich vornehmen lassen, er bildet sich zum Specialisten der Landschaft, der Figur, des Stillebens, des Ornaments u. s. f. aus. In größeren kunstgewerblichen Instituten ist die Theilung der Arbeit in einem erstaunlichen Umfang durchgeführt worden, selbst unter den Ornamentmalern sind wieder Specialisten der verschiedenen Spielarten herangezüchtet worden.

Nächst der Specialisirung der Arbeit hat noch ein anderer Umstand die Kunstindustrie auf eine schiefe Ebene gedrängt, es ist die überall vorherrschende Tendenz, einem minderwerthigen Material den Charakter des echten zu verleihen. Bleiben wir auch hier bei der Bronce-Industrie. Was wird nicht Alles unter der Marke „echte Bronce“ auf den Markt geworfen! Ueberpinselte Zinkgüsse und andere mit einer künstlichen Patina überzogenen Legirungen, den Höhepunkt erreicht aber der Schwindel in der sog. Galvanobronce — der Begriff schließt allein schon einen groben Widerspruch in sich, denn es lassen sich bekanntlich nur reine Metalle, wie Gold, Silber, Kupfer auf galvanischem Wege niederschlagen, aber keine Bronce, die eine Legirung von Kupfer und Zinn ist. Sehen wir vorläufig von dem minderwerthigen Material, das die Galvanobronce darstellt, ab, so erweist sich auch diese Technik, die darin besteht, daß ein Gipsabguß auf galvanischem Wege mit einer Kupferschicht überzogen wird, vom künstlerischen Standpunkt als gänzlich ungeeignet. Der galvanische Auftrag erfolgt gleichmäßig ohne Berücksichtigung der Höhen und Tiefen, die Folge ist, daß erstens die Schärfen der Modellirung verwischt werden, dann aber bedenkliche Verschiebungen der Formen und Proportionen hervorgerufen werden. Die Galvanotechnik beschränkt sich indessen nicht allein auf die Kleinkunst und das Kunstgewerbe, sondern dehnt sich auch auf die Großkunst aus. Der Vorgang ist hier genau derselbe; die in Gips ausgeführte Denkmalfigur wird gleichfalls auf galvanischem Wege mit einer Kupferschicht überzogen von einer durchschnittlichen Stärke von 2—3 mm. In dieser Technik sind viele der Provinzial-Kaiser- und Kriegerdenkmäler ausgeführt. Ist der künstlerische Werth dieser Arbeiten in den meisten Fällen ein äußerst geringer, so sinkt er durch das minderwerthige Material noch weiter herab. Es ist auf Grund verschiedener Beobachtungen anzunehmen, daß diese Monumente militärischer Kunst kaum ein Menschenalter überdauern werden — an einzelnen macht sich bereits wenige Jahre nach ihrer Enthüllung der Zahn der Zeit recht unangenehm bemerkbar. —

Aehnliche Erscheinungen können wir auf allen Gebieten des Kunstgewerbes und der Industrie beobachten. In der Kunst einem in minderwerthigem Material ausgeführten Gegenstand ein gediegenes Aeußere zu verleihen, hat die moderne Industrie eine geradezu märchenhafte Geschicklichkeit erreicht. So treffen wir unter Anderen in der Fassaden- und Innendecoration den sogenannten Kunststein der verschiedensten Art als Ersatz für Sandstein und Marmor an. In der äußeren Wirkung stehen die Kunstproducte dem echten Material häufig in keinem Punkte nach, nur dürften sich in der Dauerhaftigkeit wesentliche Unterschiede ergeben. Wohin wir uns wenden, wird das Stichwort: „Billig und schlecht“ marktschreierisch ausposaunt. — Was wird nicht Alles in den Bazaren von Wertheim abwärts bis zum gewöhnlichen Ramschladen dem Publicum vorgesetzt! — Gegenstände, die häufig nicht werth sind, daß sie fabricirt werden. Die Wohnungen von Reich und Arm sind förmlich mit der billigen Dutzendwaare von Nippes, Gipsfiguren, imitirten Broncen, Oeldruckbildern u. s. f. überschüttet, das individuelle Gepräge vermissen wir in den meisten Fällen selbst in den Häusern unserer Nabobs.

Nun bleibt noch die große Frage zu beantworten, ob überhaupt eine wirkliche Gesundung des Kunstgewerbes eintreten kann, so lange man munter fortfährt, nach dem Princip: „Billig und schlecht“ zu fabriciren. Was nutzen uns schließlich die neuen Formen, die hier und da hervorsprießen, sobald sie in die Praxis übertragen durch die Fabrikarbeit abgeschliffen werden! William Morris, der kürzlich verstorbene Socialist, einer der interessantesten und vielseitigsten Männer

der Zeit, hatte während seines bewegten Lebens einen beständigen Kampf mit der Großindustrie gekämpft, weil er zu der Erkenntniß gelangt war, daß diese die Einseitigkeit und Geschmacksverwilderung heranbilde. Er war — in einem scheinbaren Gegensatz zu seinem politischen Bekenntniß — einer der heftigsten Gegner des Specialistenthums, sein Ideal war das universelle Wissen und Können und er selbst entfaltete in allen möglichen Disciplinen eine erstaunliche schöpferische Thätigkeit. Wie die großen Meister der Renaissance war er zugleich Künstler, Handwerker und Industrieller, dazu entfaltete er auch als Dichter und Schriftsteller eine außerordentliche Produktivität. Seine literarischen Arbeiten vervielfältigte er auf einer von ihm selbst hergestellten Handpresse, auch die Buchbinderarbeit verrichtete er selbst und stellte Einbanddecken her, die sowohl durch einen eigenartigen künstlerischen Entwurf, als auch durch die praktische Bearbeitung das alltäglich Gebotene weit überragten. Ein Mann von so universellem Können ist allerdings eine Ausnahmeerscheinung, er ragt in unsere Zeit wie ein Monolith aus längst vergangenen Tagen hinein. Seine ganze Lebensart war ein Protest gegen die nivellirende Großindustrie, er haßte allerdings diese nicht an sich, sondern nur die Art ihres Betriebes und richtete daher seinen Kampf gegen das moderne beutegierige Unternehmerthum, das keine idealen Zwecke mehr mit der Arbeit verbindet. Die Ziele, die William Morris sich gesetzt hatte, waren zweierlei Art: erstens wollte er die individuelle Arbeit von dem Druck der Maschine befreien, die Arbeit sollte des Menschen würdig werden, sie sollte keine moralischen und physischen Schäden zur Folge haben, die mit der Maschinenarbeit unmittelbar verknüpft zu sein scheinen. Das zweite Ziel galt der Produktion gediegener Waaren, zu denen er selbst die verschiedensten Vorbilder geschaffen hatte, das Gute sollte in der Masse wie heute das Schlechte hergestellt werden. Ob diese Ziele nach Lage der Dinge erreichbar sind, ist die Frage, da der Concurrenzkampf der Unternehmer unter einander eine fortwährende Verbilligung und damit eine Verschlechterung der Waaren zur Folge hat. Ein anderer, die individuelle Entwickelung des Kunstgewerbes äußerst schädigender Umstand resultirt aus der internationalen Tendenz der Industrie, sie fabricirt nicht für ein geschlossenes Wirthschaftsgebiet, sondern für den Weltmarkt. Ein geschickter Unternehmer wird stets darauf bedacht sein, den Charakter seiner Waare so abzustimmen, daß diese sich viele Absatzgebiete gleichzeitig zu erschließen vermag. Es müssen an dem Modell folglich alle charakteristischen Eigenarten nach Möglichkeit vermieden werden, kein ausgesprochen deutscher, französischer oder italienischer Zug darf ihr anhaften, der Schwerpunkt ist auf reine Aeußerlichkeiten zu verlegen, eine lächelnde Miene, eine tändelnde Bewegung, aber nur keine Tiefe der Auffassung. Jene sog. Idealköpfe mit dem stereotypen Lächeln und der coketten Haltung, wie sie jetzt von Paris massenhaft nach Deutschland und anderen Ländern importirt werden, ist der Universaltypus, der überall gekauft und verkauft wird.

Man preist das nationale Moment in der Kunst. Und mit Recht. Wie aber kann sich dieses ganz entfalten, wenn der für den Weltmarkt schaffende Künstler und Kunsthandwerker fortwährend die Wünsche seines internationalen Publicums zu berücksichtigen hat? Die größten Kunstepochen eines Volkes sind immer die gewesen, die ihre Zeit am getreuesten wiederspiegelten. National und zeitgemäß war der hervorragende Zug der mittelalterlichen Kunst und der Renaissance. Die alten Meister haben auf künstlerischem und kunstgewerblichem Gebiet so Außerordentliches leisten können, weil sie ganz in ihrer Arbeit aufgingen, sie gaben sich wie sie waren, unbeeinflußt durch ein internationales kaufendes Publicum. Das ist ein Moment, das im modernen Kunstgewerbe eine schärfere Betonung erfahren muß, soll das frischbegonnene Studium der Naturform nicht wieder in einer conventionellen Schablone erstarren.

Weiter ist wieder die Form des Gegenstandes in Einklang mit der Structur zu bringen. Jedem Gegenstand, der Vase, dem Trinkgefäß, dem Stuhl, dem Spind u. s. f. ist durch den Zweck, den es zu erfüllen hat, von vornherein eine bestimmte Grundform gegeben. Diese erfährt nun durch die decorative Kunst eine gewisse Detaillirung, die Hauptform wird verschiedentlich gegliedert, so daß eine Reihe Nebenformen entstehen, während die freien Flächen zur Aufnahme decorativer Motive dienen. Vergegenwärtigen wir uns diesen Vorgang an der Vase. In der antiken Vase ist im Einklang mit der Bestimmung des Gegenstandes der Grundtypus stets beibehalten worden, eine reichere Gliederung erfährt nur der Fuß und die Henkel. Das moderne Kunstgewerbe hat es dagegen fertig gebracht, die Grundform durch eine allzu reichliche unverständliche Ornamentirung oft gänzlich zu vernichten. Das ornamentale Brimborium wurde zum Zweck des Kunstgewerbes gemacht. Die Structur des Gegenstandes betonen, heißt daher nichts weiter, als zur Einfachheit zurückkehren. Nicht minder wichtig für eine charaktervolle Gestaltung des kunstgewerblichen Artikels sind auch die Beziehungen des Materials zur Technik. Die moderne Industrie hat, wie oben ausgeführt, dieses Moment oft gänzlich überwunden. Es ist leicht ersichtlich, von welcher Bedeutung gerade das Material für die Stilentwickelung ist, da dieses nicht unwesentlich die Erscheinungsform des Gegenstandes bedingt. Ein Ornament und selbst ein architektonisches Glied wird, je nachdem es in Stein, Holz oder Metall ausgeführt wird, eine besondere Behandlung aus Gründen der Stabilität erfordern. Der Stein drängt auf eine massige Anlage hin, das Metall gestattet eine graziösere Behandlung, und neue Merkmale ergeben sich wieder in einer Ausführung in Holz oder Thon. Die moderne Industrie hat Dank der ihr innewohnenden verflachenden Tendenz diese naturgemäße Forderung negirt und daher keinen neuen Stil hervorbringen können, obgleich eine Anzahl Vorbedingungen hierzu gegeben waren; ich führe nur die häufige Verwendung des Eisens im Kunstgewerbe und in der Architektur hier an.

Erst wenn die Maschinentechnik neue charakteristische Formen wird hervorgebracht haben, dann erst werden wir uns mit ihr aussöhnen können. Zum Kleinbetrieb zurückkehren, hieße die wirthschaftlichen Tendenzen negiren, da dieses dem gesteigerten Comfortbedürfniß nicht mehr gerecht werden kann und auch die unser Zeitalter beherrschende demokratische Strömung auf die Verallgemeinerung aller Kulturgüter hindrängt. Das zur Verwirklichung dieses Zieles wichtigste Mittel ist die Maschine. Es ist daher Sache des Künstlers, Formen zu erfinden, die auf maschinellem Wege reproducirt, nichts von ihrer Eigenart einbüßen. Die moderne Plakatkunst hat nach dieser Richtung hin wesentliche und ganz erfreuliche Resultate erzielt, durch eine massige Anlage, durch kräftige große Linien und durch ein bestimmtes saftiges Colorit sind bisher unerreichte Effecte hervorgerufen worden. Diese Versuche der angewandten Kunst haben sich allerdings fast ausschließlich auf die Flächendecoration erstreckt, der Gebrauchsgegenstand ist von dem „kommenden Stils“ so gut wie unberührt geblieben. Eine Ausnahme machen nur einzelne keramische Producte englischen und französischen Ursprungs. Wenn auf diesem Wege weiter geschritten wird, ist anzunehmen, daß auch der Massenartikel dieses Stils ein gewisses künstlerisches Gepräge annehmen kann, da seiner Reproduction mittels der Maschine nichts im Wege steht. Die zweckmäßige Anwendung einer fortgeschritteneren (maschinellen) Technik, die Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Structur, Form und Material des Gegenstandes, dazu die Benutzung natürlicher Vorbilder, das sind im Wesentlichen die Momente, welche das moderne Kunstgewerbe zu erfüllen hat, um sich wieder zu einer volksthümlichen Kunst entwickeln zu können.

## Rudyard Kipling in deutschem Gewande.

Von C. Brodmann.

Kipling ist bei uns verhältnißmäßig wenig bekannt. Aus mancherlei Gründen ist seine Sprache im Original auch für den schwierig, der sonst die englischen Schriftsteller in der Ursprache liest, und bis vor Kurzem war außer wenigen kleinen Novellen nur die größere Erzählung: „The Light that failed“ in deutscher Uebersetzung zugänglich. Nun beruht Kipling's Stärke aber gerade in der Kunst, mit der er in knappem Rahmen Menschen und Zustände zu schildern im Stande ist, und es sind die kleinen Erzählungen, wie sie die „Plain Tales from the Hills“, „Life's Handicap“ ꝛc. bringen, denen er den begründeten Ruf als einer der besten lebenden Erzähler verdankt. Wie weit seine Beliebtheit im eigenen Vaterlande geht, sieht man daraus, daß man seine Schriften dort sogar zu einem „Birth-day book“ ausgeschlachtet hat, einer Art Kalender oder Agende, die auf jeden Tag des Jahres ein Sprüchlein von ihm bringt. — Unter diesen Umständen war es mit Freude zu begrüßen, daß der Reclam'sche Verlag in Leipzig auch ihn unter die zahlreichen ausländischen Autoren aufnahm, die von dort schon dem deutschen Publicum zugänglich gemacht sind. Das Heft ist vor Kurzem in der Universal-Bibliothek erschienen und führt den Titel: „Schlichte Geschichten aus Indien von Rudyard Kipling. Nach dem Englischen von Hans Helling.“ Leider wird diese Freude sehr getrübt, wenn man das Bändchen zur Hand nimmt. Es ist zweifellos die schlechteste Uebersetzung, die der Schreiber jemals vor Augen gehabt hat und stellt eine Mißhandlung des Autors dar, wie sie ärger kaum gedacht werden kann. So sehr man den billigen Preis der Reclam'schen Ausgabe in Betracht ziehen mag, so sehr muß man doch gegen eine derartige Corrumpirung eines allseitig als werthvoll anerkannten Werkes protestiren. Und es scheint bei der großen Verbreitung, die die Reclam'sche Bibliothek besitzt und bei dem guten Renommé, dessen sich auch die in ihr enthaltenen Uebersetzungen im Allgemeinen bisher erfreuten, geboten, diesem Protest energischen Ausdruck zu geben, damit dem Publicum das Urtheil nicht verwirrt wird und es nicht dem Autor zuschreibt, was der Uebersetzer gesündigt hat. Wenn wir aus diesen Gründen im Folgenden etwas auf diese Uebersetzung eingehen und sie mit dem Original vergleichen, so wird die graue Eintönigkeit, die man von einer solchen kritischen Uebersicht erwarten möchte, zum Glück wesentlich gemildert durch prächtige Blumen unfreiwilliger Komik, auf die wir stoßen werden, und um die es schade wäre, wenn sie im Verborgenen weiter blühen sollten.

Zur allgemeinen Orientirung sei vorausgeschickt, daß die „Plain Tales from the Hills“ eine Sammlung kleiner Skizzen aus dem anglo-indischen Leben in und um Simla, der hochgelegenen Sommerresidenz des Vicekönigs, darstellen. Die einzelnen Erzählungen (in der Tauchnitz-Ausgabe von 1890 sind es vierzig) hängen untereinander nur lose dadurch zusammen, daß eine kleine Anzahl typischer Figuren, wie die kokette und witzige Mrs. Hauksbee, oder wie die drei in schauderhaftem Englisch conversirenden Musketiere Mulvaney, Ortheris und Learoyd in mehreren derselben auftreten. Jede Erzählung wird mit einem gereimten Motto eingeleitet, das häufig sehr zierlich ist und wesentlich dazu beiträgt, das Localcolorit zu verstärken. Von diesen vierzig Skizzen bringt die deutsche Uebersetzung ganze vierzehn. Die einleitenden Verschen sind fortgelassen. Die Hoffnung, daß im Prosatext nun wenigstens versucht sei, die charakteristische Ausdrucksweise, den leichten, gewandten, stellenweise aphoristisch kurzen Plauderton beizubehalten, der dem Original den Hauptreiz giebt, erweist sich gleichfalls auf den ersten Blick als irrig. Dringt man weiter ein, so merkt man, daß man ein geradezu unglaubliches, schülerhaftes Machwerk vor sich hat, bei dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die ungeschickte Benutzung des Lexicons, die die erste gefundene Bedeutung ohne Rücksicht auf Zusammenhang und Sinn in den Text zwängt, oder die Phantasie, mit der an anderen Stellen aus ähnlichem Wortklang auf ähnlichen Sinn (Notabene ohne Lexicon) geschlossen wird. Man würde nach Lectüre der ersten paar Seiten das Buch verdrießlich zur Seite werfen, wenn nicht, wie schon angedeutet, die unfreiwillige Komik, die sich üppigst entfaltet, den Aerger entwaffnete und das Studium des Heftes doch noch zu einer Art von Genuß machte.

Greifen wir als Beispiel eine der Geschichten heraus: Miss Youghal's Sais (Sais = Stallknecht). Strickland ist „in the Police“, also ein Polizeibeamter, der, wie Kipling ironisch sagt, die außergewöhnliche und von Oben nicht gewürdigte Idee hat, in solcher Stellung müsse man das Leben der Eingebornen gründlichst studiren und der deßhalb oft Monate lang als Fakir oder sonstwie verkleidet im Lande umherstreift. Er verliebt sich in eine junge Dame, deren Eltern aber von ihm nichts wissen wollen. Um nach einer Zeit der Trennung seine Liebe wiederzusehen, verwandelt er sich in einen Sais und tritt in den Dienst ihrer Eltern, die über den intelligenten Pferdeknecht, über die Bouquets, die er für den Frühstückstisch bindet und über seine Kunst, den Pferden die Hufe à la London zu schwärzen, höchst erfreut sind. Die Geschichte kommt zum Klappen, als Strickland einmal hinter der Angebeteten seines Herzens als Diener hertraben muß, während ihr ein alter und würdiger General etwas zudringlich den Hof macht. Es giebt eine Scene, und das Ende vom Liede ist, daß der brave General bei Vater Youghal den Brautwerber für den falschen Sais macht, und „sie sich kriegen.“ — Der Uebersetzer beginnt sein Werk vielversprechend damit, daß er aus Strickland einen „Polizisten“ macht, was dem Leser einen merkwürdigen Begriff von der socialen Stufenleiter in Anglo-Indien und von dem demokratischen Anstrich der Gesellschaft dort giebt. Er läßt ihn in seiner Verkleidung als Fakir „den Faden“ eines Mordes auffinden und läßt ihn im schlechtest bezahlten „Bezirk des Reiches“ angestellt sein, wobei er das „Departement“ der Verwaltung, dem Strickland angehört, irrthümlich geographisch auffaßt. Strickland macht den Scherz und bringt einem Bekannten in eigener Person als Sais ein Billet, in dem er ihn um zwei Kisten Cigarren für sich selber bittet. Aus den „boxes of cheroots“ macht die Uebersetzung höchst wortgetreu „Büchsen“ und aus dem erklärenden Schlußvermerk des Billets: „at present I am out of Society“, „gegenwärtig gehöre ich nicht zur guten Gesellschaft“, wird steif und hölzern: „gegenwärtig bin ich fern von jeder Gesellschaft.“ The poor fellow, bemerkt der Autor, was suffering for an english smoke, sehnte sich mit Schmerzen darnach, einmal wieder rauchen zu können wie ein Engländer; „er nahm sich als Engländer nicht zum Besten aus“, giebt Reclam. Als Sais hat Strickland natürlich überhaupt viel zu leiden. Ein junger „Subalterner“ („subaltern“ = Lieutenant) schimpft auf ihn, weil er ihm nicht schnell genug ausweicht, die Frau eines „Saisesgenossen“ (a fellow-saises wife) will ihn vergiften, weil er keine Gegenliebe für ihre Zuneigung hat. Aber das Schlimmste waren „die Hochzeitsabende, wenn er die Musik hörte, indeß sein Haupt auf einer Pferdedecke ruhte, während er mit den Füßen den Walzertact schlug.“ Hochzeitsabende mit Musik in dieser unbestimmten Mehrzahl! Darnach scheint ja das Heirathen in Indien recht flott zu gehen. Schönes Land, denkt die Leserin. Leider existirt es so nur in der etwas vorschnellen Phantasie des Uebersetzers. Hoffentlich bekommt die Leserin keinen zu großen Schreck, wenn sie hört, daß die „Hochzeitsabende“ in Wahrheit „wet nights“ nasse, oder besser regnerische Abende sind, die wohl auf dem Wege: wet-wedding-Hochzeit sich so zu ihrem Vortheil verändert haben. Auch das schöne Bild: Strickland auf dem Rücken liegend und mit den Beinen den Walzertact schlagend, muß leider zerstört werden. „His toes tingled for

a waltz", „es juckte ihn in den Zehen, so gerne hätte er einen Walzer mitgetanzt", sagt Kipling. Nun kommt der böse General. Er holt Miß Youghal zu einem Spazierritt ab „and began that specially offensive „youre-only-a-little-girl" sort of flirtation — most difficult for a woman to turn aside deftly and most maddening to listen to", was wir übersetzen würden: „Er begann ihr in jener besonders verletzenden Art die Cour zu machen: eigentlich sind Sie ja noch ein halbes Kind" u. s. w., eine Art, der eine Dame nur schwierig ausweichen kann, ohne schroff zu werden, und die den Hörer rasend macht. Der Hörer ist Strickland, der als Stallknecht hinterherreitet und dem kein Wort der Unterhaltung entgeht. Unser Freund giebt: „Ein alter, angesehener General ritt mit Miß Youghal aus und begann gar bald mit dem offensiven: „Ich versichere Sie, mein Fräulein" ihr den Hof zu machen, Worte, die es einem Weibe sehr schwer machen, sich erzürnt davon abzuwenden, die sie viel mehr bethören, darnach zu lauschen." Aus der jungen Dame, der es höchst peinlich ist, sich von einem alten Beau zweideutige Courschneidereien gefallen lassen zu müssen, noch dazu in Gegenwart ihres Liebhabers, wird „ein Weib" das den bezaubernden Worten: „Ich versichere Sie, mein Fräulein", „bethört lauscht!"

Die Katastrophe bricht los, Strickland stellt den General. Der „hatte schon eine Spur der Sache gefunden", als ihm Miß Youghal erzählt, wer der falsche Sais ist und „nannte Strickland seinen Namen." In Wahrheit bekam er beinahe Krämpfe (nearly had a fit) und nannte sich selbst „Namen", d. h. einen alten Esel etwa (called himself names). Endlich geben die alten Youghal's ihre Einwilligung zur Verlobung, nicht ohne daß der Uebersetzer durch Vertauschung von Miß Youghal, der Braut mit Mrs. Youghal, der Schwiegermutter einige Verwirrung stiftet, bei der er aber durch freie Behandlung des ganzen Satzes den Sinn nothdürftig, wenn auch gewaltsam, wieder einrenkt. Aber Schwiegerpapa stellt Bedingungen: Strickland soll seine Lebensweise ändern, den Eingebornen nicht mehr nachlaufen, sondern ein braver, solider Bureaumensch werden, denn das macht sich am besten bezahlt und führt schließlich nach Simla: „he shall drop his old ways and stick to departemental routine, which pays best and leads to Simla." „Mit der Bestimmung", lesen wir bei Herrn Helling, „daß er das alte Treiben aufgebe und darnach trachte, ein Amt im Departement zu erlangen, das gut bezahlt würde, und er nach Simla führe." Wahrscheinlich auf der Hochzeitsreise.

Im Folgenden wollen wir hieran noch einige Prachtstücke aus den anderen Erzählungen anschließen. Der arme brave Telegraphenbeamte Michele, den die Liebe später zum Helden macht, geht, ehe his chance of life („seine Aussichten im Leben", heißt's in der Uebersetzung) sich ihm darbietet, jeden Sonntag mit seiner Braut Hand in Hand „nach der Messe durstig mitten durch die Hitze nach Hause." Hat wohl Sonnabend geschwiemelt und sehnt sich nach einem Frühschoppen, denkt der argwöhnische Leser. Aber er thut dem Armen Unrecht: he walked home „through the hot stale dust", „durch den heißen widrigen Staub. — Dust = Durst. Es liegt ja so nahe! Conrector und Cantor Aepinus mit seiner Ableitung des Französischen aus dem Lateinischen: dies — le die — müßte an der Uebersetzung seine helle Freude haben. — Ein anderes Beispiel: Ein Thunichtgut, den seine Familie nach Indien schickt „to tea", „zum Thee", hat die gute Absicht, „to reform all his slack, shiftless ways", sein schlaffes und unbeholfenes Wesen zu bessern. „Sich von allen Schlacken zu reinigen", heißt's bei Reclam. Slack = die Schlacke. Aber es kommt noch besser! Dieser Mann mit der Schlacke hat, als er „zum Thee" nach Indien fuhr, seine Jugendliebe, Miß Agnes Laiter, zu Hause lassen müssen. Nachdem sie über seinem Abschiedsbrief hinlänglich geweint hat, heirathet sie einen Anderen und wird „Frau Else Irgendwer, wie es ihre Familie forderte." Miß Agnes Laiter wird Frau Else Irgendwer. Wunderbar, dieser Wechsel des Vornamens! Aber, so sehr der Leser sich den Kopf zerbrechen mag, die wahre Lösung des Räthsels findet er nicht, sie ist zu fürchterlich. Im englischen Text steht: Miß Agnes Laiter „became Mrs. Somebody Else!"

Wer hat einmal etwas von einem „Saatkorn" gehört, das „vor dem Regen sich regt und bebt"? Dieses Naturwunder entpuppt sich leider als ganz gewöhnliches „corn", als boshaftes Hühnerauge, das beim Umschlag des Wetters sticht und brennt. Verwechslungen wie Mall, der Weg, mit Mail, der Post, die durch das ganze Buch gehen, oder eine Uebersetzung wie handicapped durch „blindlings", die zu der weiteren Folgerung Handicap = Blindekuh einladet, machen nach diesen Glanzleistungen keinen großen Eindruck mehr. Niedlicher ist schon, wenn Kipling die englische Regierung an indische Fürsten schreiben läßt, to refrain from kidnapping women, sie sollten sich nicht beikommen lassen, Weiber zu rauben, und die Uebersetzung dies wiedergiebt durch: „sie sollten sich nicht mit kinderräuberischen Frauen abgeben". Dies klingt so väterlich, als ob es sich um Babys handelte, die man vor Zigeunerinnen warnt.

Sehr bald hat der Verfasser gemerkt, daß die bei Kipling häufig vorkommenden indischen Worte und die englischen Titel- ꝛc. Abkürzungen besondere Schwierigkeiten bei der Wiedergabe bereiten. Meist hilft er sich durch ein einfaches und naheliegendes Verfahren: er läßt die betreffenden Sätze aus. Geht das nicht, so macht er die Augen zu und übersetzt verzweifelt darauf los, wobei denn manches Wunderbare sich ergiebt. So wird aus der Ajah, dem eingeborenen Dienst-, resp. Kindermädchen, mit der eine Frau Oberst zum Skandal der ganzen Station klatscht, eine „Nachbarin". —

Für solche Schwupper sucht er an einer anderen Stelle durch eine Gewissenhaftigkeit der Uebersetzung zu entschädigen, die man vielleicht für zu weitgehend halten könnte: When a Hill girl grows lovely, she is worth travelling fifty miles over bad ground to look upon, sagt Kipling. „Wenn ein Mädchen vom Hügelland lieblich heranwächst," giebt die Uebersetzung, „so ist es der Mühe werth, auf schlechten Straßen fünfzig englische Meilen weit zu reisen, nur um sie zu sehen". Da fehlt nur noch der Zusatz (1 engl. Meile = 1,609315 Kilometer), dann wäre das erreicht, was der Physiker eine astronomische Genauigkeit nennt.

Zu all' den Mißverständnissen und Fehlern der Uebersetzung kommt nun noch das durchweg steife, unbeholfene und unschöne Deutsch. Neubildungen wie „Hügelländerin", „hügelländisch", Sätze, wie der folgende: „Ihr Charakter konnte 23 Mal beurtheilt werden" oder „Ich habe schon einen mit einem zahmen Roß disputiren sehen" geben dem Leser die Gänsehaut. Daß ein Citat, das sich im Text findet, unverstanden bleibt und toll wiedergegeben wird, kann man sich denken. So wird aus dem biblischen „vessel of wrath appointed for destruction" ein „Racheschiff, gewidmet der Zerstörung". Warum nicht lieber gleich „ein Torpedoboot"?

Zum Schluß noch zwei besonders lustige Versehen. Der Lieutenant Pluffles, der in Simla zu viel Zeit hat, wird von der bösen Kokette Mrs. Reiver in Schlepptau genommen und kommt durch ihren Einfluß auf Abwege: „he wandered into a bad set", er gerieth in schlechte Gesellschaft. Aha! set — setter — Jagdhund! Also „er verwandelte sich sozusagen in einen Jagdhund". Das ist, sozusagen, blühender Unsinn! — Das Hübscheste aber ist Folgendes: Ein junger Mann, erzählt Kipling, geht daran zu Grunde, daß er im Elternhaus zu sehr behütet und verpäpelt ist und dann als Muttersöhnchen draußen sich nicht in die Welt schicken kann. Um das zu illustriren, wählt er hübsch das Beispiel eines jungen Hundes (puppy), den man Anfangs zu ängstlich vor Allem bewahrt hat, was ihm schaden könnte und der sich deßhalb, wenn er erwachsen ist, an den unbekannten Genüssen,

die sich ihm aufthun, den Magen gründlichst verdirbt, von den Prügeln und Bissen, die er dabei einheimst, gar nicht zu reden. Die Genüsse im Beispiel sind natürlich recht hundemäßiger Natur. Die Uebersetzung verwechselt „puppy“ mit „baby“ (Verlagsort Leibzig!) und dem entsetzten Leser wird ein „Baby“ und zur Bekräftigung nachher „ein Kindlein“ vorgestellt, das in der Badestube Seife ißt, das an frischgeschwärzten Stiefeln knabbert, und das der alte Haushund belehren muß „wie unklug es sei, einen großen Hund in's Ohr zu beißen“.

Ich glaube, das genügt! Die Blamage, die diese phantasievolle Uebersetzung nicht bloß für den Reclam'schen Verlag bedeutet, wird hoffentlich bald durch eine zum Mindesten ernsthaft zu nehmende deutsche Bearbeitung der Kipling'schen Erzählungen wieder ausgeglichen werden.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Denkmal.

Humoreske von Gustav Beßmer.

Sie hatten vortrefflich dinirt und machten sich eben daran, den Kaffee zu trinken, der warm und duftend vor ihnen stand; sie befanden sich in einer jener Stimmungen, in denen der Mensch geneigt ist, die Welt für die vortrefflichste Einrichtung zu halten. Kluge Frauen lassen solche Momente selten verstreichen, ohne dem Gatten eine Erhöhung des Haushaltungsgeldes, ein neues Kleid oder sonstige Dinge zur Bewilligung zu unterbreiten. Kein Mann wird in solchem Fall die Forderung seiner Regierung direct ablehnen; sanfte Nachgiebigkeit oder diplomatisches Hinausschieben sind alsdann die einzigen Mittel, den Frieden aufrecht zu erhalten, der Grundlage jeden Staatswesens ist, dessen Fehlen aber in jenem „Staat im Staate“, den man Ehe nennt, doppelt schmerzlich empfunden zu werden pflegt. Frau Eugenie Hendriksen war eine solche kluge Frau. Der Gatte, der (Kinder waren nicht vorhanden) Volk und Parlament in sich vereinte, hatte schon mehr denn eine Probe ihrer führenden Tactik erhalten. Er nickte daher nur, als sie ihm während des Kaffees die Mittheilung machte, sie sei dem neugegründeten Frauenverein beigetreten; es lag ihm auf der Zunge, einige Bemerkungen zu machen über die Reden, die anläßlich dieser Gründung gehalten worden waren; er unterdrückte sie jedoch rechtzeitig. Wurde ihm doch in den Fragen, die ihn bewegten, seiner Fürsorge für das Geschäft, seinen Interessen für Kurse und Politik, wozu zu Zeiten noch die Sorge um den Ausfall der Weinernte und die Qualität der Havannahtabake kam, nichts in den Weg gelegt. Hatte die Vorsehung, oder die Natur oder wer sonst die Schuld trug, das zartere Geschlecht mit einem besonders leistungsfähigen Zungenmuskel bedacht, so ließ sich nichts dagegen einwenden, wenn es von dieser Fähigkeit öffentlich Gebrauch machte. Fraglich blieb nur, ob der Mann so „verrissen“ werden mußte, wie es bei Gründung dieses Vereins geschehen war.

„Du wirst doch nichts dagegen einzuwenden haben, Männchen?“ lächelte sie, die zustimmende Antwort vermissend. Das „Männchen“ — es war um einen halben Kopf größer, als die Gattin — gestattete sich zu bemerken, daß es genickt habe. Frau Eugenie begnügte sich mit dieser Form der Zustimmung und versank in ein zweiminutliches Stillschweigen, von dem sich das Ticken der Uhr angenehm abhob. Ihr Busen hob und senkte sich leise, ein träumerisches Lächeln lag um die feinen aber festen Lippen. Diese Lippen und ein Zug frauenhafter Reife um Mund und Kinn ließen vermuthen, daß sie die Dreißig überschritten habe. Sechs Jahre waren verflossen, seitdem sie, als nicht mehr ganz junge Erbin, Herrn Heinrich Hendriksen, Inhaber der Exportfirma Hendriksen & Meyer mit ihrer Hand beglückt hatte. Der Gatte, um zehn Jahre älter, gehörte jenem Typus der heutigen Geschäftswelt an, der zwischen Vierzig und Fünfzig müde und verbraucht erscheint, späterhin dann wieder etwas lebhafter wird und sich so ganz allmälig zum „schweren“ alten Herrn auswächst. Vorläufig jedoch deutete noch nichts in seiner Erscheinung auf diesen Indianersommer hin, im Gegentheil, die spärlichen Bestände seines Haupthaares begannen sich allmälig zu lichten; ihr Besitzer machte den Eindruck eines ruhebedürftigen Mannes. Besonders frisch war nur noch der blonde Schnurrbart, dieses männliche Attribut, das bekanntlich den Stürmen des Lebens am längsten widersteht.

„Offen gesagt, fürchtete ich, Dich zu erzürnen,“ fuhr Frau Eugenie, ihr Schweigen endend, mit einem leisen Seufzer der Befreiung fort. „Du glaubst gar nicht, welche Sorge ich hatte ... Ihr Männer seid meist so seltsam, Ihr glaubt immer gleich Eure Herrschaft bedroht, wenn wir Frauen den Versuch einer selbstständigen Aeußerung machen.“ Herr Hendriksen stieß einen unbestimmbaren Ton aus, während die Rechte, die die Cigarre hielt, eine ablehnende Bewegung machte. Er kannte dieses an die Wand Malen einer männlichen Autorität, die in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Wenn Jemand sich vor häuslichen Erörterungen zu fürchten hatte, so war es allemal der Gatte. Eines stand fest — zu diesen Vorträgen brachte sie ihn nicht! „Ja, was ich noch sagen wollte,“ sagte sie, seine Tasse wegnehmend, leichthin, „übermorgen hält Fräulein Thiele einen Vortrag über die Frau im Erwerbsleben. Du würdest mir eine Freude bereiten, wenn Du mich begleiten wolltest.“

Lupus in fabula! dachte er. Eine Freude, hatte sie gesagt! ... Na, das glaubte er ihr auf's Wort! ... Einen Triumph, hätte sie eben so gut sagen können ... Er vergegenwärtigte sich sein Eintreten in den Saal, und die Blicke der anwesenden Damen. Die Situation würde eine verzweifelte Aehnlichkeit haben mit dem Transporte eines Kriegsgefangenen.

„Uebermorgen?“ murmelte er, sich räuspernd, „unmöglich! .. Da habe ich Sitzung ... im Handelsverein.“

„Schade!“ seufzte Frau Eugenie, ein Stirnlöckchen zurückstreifend. „Ich dachte mir die Sache so hübsch. — Hast Du etwas gesagt, Heinrich? ... Nicht. Bist Du auch sicher, daß die Sitzung übermorgen stattfindet?“

„Aber Liebste —“ Herr Hendriksen versuchte zu lächeln — „ich habe doch das Referat! Es ist übrigens keine eigentliche Sitzung; mehr so eine Art vorbereitender Zusammenkunft.“ Er hatte noch rechtzeitig bedacht, daß sie sich durch Nachschlagen in den Zeitungen überzeugen konnte.

Frau Eugenie lächelte eigenthümlich und preßte für einen Augenblick die kleinen Lippen fest aufeinander: sie kannte diese „Sitzungen“, diesmal entging er ihr nicht. Sie warf ihm einen ihrer wärmsten Blicke zu, erhob sich und trat neben ihn. „Nun, dann vielleicht ein andermal, Heinrich! ... Siehst Du, Männchen, so ein Abend ohne Dich, ist kein Abend.“ Sie kraute ihm leise den Nacken. „Aber nun spöttelst Du gewiß im Stillen über mich. ‚Sechs Jahre verheirathet, und noch so verliebt!‘ wirst Du sagen .. Wir armen Frauen hören eben nie auf zu lieben, und je härter Ihr uns behandelt, desto treuer sind wir.“ Ihr Busen hob sich, ein Seufzer folgte. „Aber da fällt mir ein: der Vortrag ist ja gar nicht übermorgen, sondern Donnerstag! Mein Gott, wie vergeßlich man wird! ... Aber das kommt davon, daß ich nur an Dich denke. — Nun: was sagt man jetzt? ... Bekomme ich auch für Donnerstag einen Korb?“ Sie schmiegte ihre Wange an die des Gatten, ein Arm legte sich um seinen Nacken.

Das reine kaudinische Joch! dachte er leise stöhnend. „Donnerstag — hüstelte er — „Donnerstag, Schatz,“ — das „Schatz“ war durch die verfahrene Sachlage bedingt — „Donnerstag wird es mir geradezu unmöglich sein. Da tagt das Comité für —“ ja, wozu konnte ein Comité gleich tagen?! — „für das Schulzedenkmal,“ platzte er heraus. Er biß sich auf die Lippen, zu spät, der Unsinn war heraus. Wenn sie näher auf die Sache einging, saß er fest. Zum ersten Mal bereute er, die ihm im Laufe der Jahre angetragenen öffentlichen Ehrenämter zurückgewiesen zu haben. Welch' reiche Auswahl von Abhaltungen hätte er jetzt gehabt!

Frau Eugeniens Blicke ruhten prüfend auf dem Gatten. Sie ließ sich an seiner Seite in einen Stuhl gleiten. „Für das Schulzedenkmal, sagst Du ... Wer war denn dieser Schulze, wenn ich fragen darf? ... Ich, für meine Person, höre heute erstmals davon.“

„Aber Schatz! ... Schulze, der berühmte Schulze! ... Du kennst ihn nicht?!“ Er starrte sie an und schnitt eine Geberde des Erstaunens, dann warf er einen Blick auf die Uhr. „Noch fünf Minuten!“ murmelte er, halblaut mit sich selbst sprechend. „Da heißt es eilen!“ Zur Gattin gewandt, fuhr er laut fort: „Schulze war ein Universalgenie, meine Liebe. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich über seine Bedeutung reden. Auf jeden Fall würden die fünf Minuten, die ich noch zur Verfügung habe, nicht entfernt ausreichen.“

„Du wolltest doch vor drei Uhr nicht auf das Bureau gehen?“

„Dann habe ich mich geirrt,“ murmelte er, eine Cigarre abschneidend und mit allen Zeichen der Eile in Brand setzend.

„Es scheint so,“ sagte Frau Eugenie trocken. „Doch, um auf besagten Schulze zu kommen — weßhalb laßt Ihr nicht seine Vaterstadt für ein Denkmal sorgen?“

„Stelle diese Frage keinem Dritten!“ stöhnte er. „Du würdest Dir eine Blöße geben. Schulze ist hier geboren.“

„Mag sein!“ sagte Frau Eugenie kopfschüttelnd. „Man wird ja noch Näheres über ihn in Erfahrung bringen. Ich interessire mich für den Mann. Nur begreife ich nicht, weßhalb das Denkmal so eilt. Kann die Sitzung nicht verschoben werden?“

„Ich möchte keinen Zwist, meine Liebe,“ murmelte Herr Hendriksen, sein Abonnement für die elektrische Bahn aus der Brieftasche nehmend. Frau Eugenie zuckte die Achseln: die Entgegnung kannte sie! Benutzte sie sie doch selbst, wenn sie sich ein Mal in die Enge getrieben sah. Mochte er sich für den Augenblick aus dem Staube machen; die Frist, die er gewann, war eine Galgenfrist.

„Hm! Noch etwas, Eugenie“: hüstelte er, die Hand auf dem Thürgriff, „das Comité wünscht die Sache noch geheim gehalten, für den Fall, daß das Project nicht realisirt würde. Du verstehst — die zahlreichen Nachkommen Schulze's! ... Es würde viel böses Blut machen.“

Allein, ließ sie sich in einen Stuhl fallen. Ja, sie war im Rechte gewesen, diese Frau Rechtsanwalt Mellin, wenn sie in ihrer Rede sagte: „Kein Kniff, keine Schändlichkeit ist den Vertretern des sogenannten stärkern Geschlechts zu groß, zu abgrundtief, wenn es gegen eine schwache Frau geht. Eine Frau zu betrügen, erscheint ihnen verdienstvoll.“ Hatte sie hier nicht einen Beleg? ... Um ihr nicht das kleine Vergnügen, ihn mit in diesen Vortragabend zu nehmen, gönnen zu müssen, benutzte

er erst die Ausrede mit der Handelsvereinssitzung, dann, als er sah, daß sie schlauer gewesen, den ungeheuerlichen Bären dieses Denkmalsprojects. Doch dem war gut so. Sie wollte ein Exempel statuiren, das ihm Wiederholungen verleiden sollte. In der eigenen Schlinge sollte er sich gefangen sehen. Sie trat in das Nebenzimmer, setzte sich an den Schreibtisch und griff nach einer Karte.

„Geehrter Herr Doctor!“ schrieb sie. „Vielleicht erinnern Sie sich unseres Gesprächs bei Consuls. Auf meine Klage über die stiefmütterliche Behandlung des localen Theils Ihres Blattes, forderten Sie mich zur Mitarbeiterschaft an demselben auf. Hier ein kleiner Beitrag. Mein Mann steht an der Spitze eines Comités, das sich ganz im Geheimen gebildet hat und dessen Zweck es ist, einem verdienten Mitbürger unserer Stadt ein Denkmal zu setzen. Die Sache ist, wie gesagt, noch Geheimniß; Sie sind somit Ihrer Concurrenz gegenüber in der Vorhand. Ich hoffe, Ihnen bald Näheres verrathen zu können.“

Sie überlas das Ganze nochmals, dann unterzeichnete sie, schob das Billet in einen Umschlag und adressirte: „Herrn Doctor Karl Spindler, Redacteur der Morgenpost.“ Und das Billet in der Hand, tanzte sie wie toll im Zimmer auf und ab.

— — — Herr Heinrich Hendriksen hatte die eingelaufenen Briefe durchgesehen und mit den nöthigen Weisungen dem Procuristen weiter gegeben. Der zweite Theil seines Vormittagsprogramms, die Durchsicht der Morgenblätter begann; zu ihnen zählte auch die Morgenpost. Behaglich zurückgelehnt saß er in seinem Arbeitsstuhl; Frau Eugenie war bei seiner abendlichen Nachhausekunft nicht mehr auf das Thema vom Mittag zurückgekommen; für den Abend hatte er eine kleine Sectprobe verabredet — die Handelsvereinssitzung mußte durchgeführt werden — und für den Augenblick saß er hier, rauchte seine Cigarre, las die Ereignisse der letzten zwölf Stunden und wußte einen Stadttheil zwischen sich und der Gattin. Inmitten der Lectüre erweiterten sich seine Augen plötzlich; er erhob sich, trat an das Fenster des Privatcomptoirs und las die Stelle ein zweites Mal. Dann sank er leise stöhnend auf den Stuhl vor dem Schreibtisch zurück; die Linke hielt, schlaff herabhängend, noch immer die Zeitung fest. Von der Straße herein drangen die Warnungssignale eines vorüberfahrenden Wagens der electrischen Straßenbahn, vermischt mit dem Rollen schwerer Lastfuhrwerke, die den Boden erzittern machten; im anstoßenden Hauptcomptoir kratzten die Federn über das Papier und hantirte ein Lehrling an der Copirpresse. Alle diese Töne vereinten sich in dem Gehör des regungslos Verharrenden, der das Denken für den Augenblick aufgegeben hatte. Der Artikel, der diese Wirkung hervorgerufen, lautete:

„So reich unsere Stadt an Denkmälern auch ist, so arm ist sie bekanntlich an Monumenten, die die Erinnerung an dahingegangene verdienstvolle Mitbürger wach halten könnten. Thatsächlich besitzen wir nicht ein solches und doch dürfen wir mit berechtigtem Stolze sagen, auch unsere Stadt hat Männer geboren, bei deren Erwähnung selbst dem Deutschen im Auslande das Herz höher schlägt. Wir enthalten uns einer Aufzählung der Namen, sind sie doch jedem Leser bekannt. Wir unterlassen eine solche Aufzählung aber auch deßhalb, weil sich, wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, unter dem Vorsitze unseres geschätzten Mitbürgers Herrn Heinrich Hendriksen ein Comité gebildet hat, dessen Bestreben es sein wird, dieses schreiende Mißverhältniß auszugleichen. Vorerst wird es einem der verdientesten Söhne unserer Stadt ein bleibendes Gedächtnißzeichen errichten. Wir werden unsere Leser an dieser Stelle auf dem Laufenden halten.“

Der Vorsitzende dieses Comités versuchte inzwischen langsam seine Gedanken zu sammeln. Ueber die Quelle des Artikels gab er sich keinen Augenblick einem Zweifel hin. Sie hatte ihn also durchschaut — und sich gerächt, nicht übel gerächt, wie er sich stöhnend gestand. Das Schrecklichste war, daß er ihr diesen Namen genannt. So mußte er einen Schulze ausfindig machen, der eines Denkmals würdig war, während er im andern Falle die Auswahl unter einer Reihe klingender Namen gehabt hätte. Allein, wie jedes Uebel, mußte auch dieses eine gute Seite haben. Und es hatte sie, sobald es ihm gelang, unter den Trägern dieses Namens einen aufzustöbern, der sich mit einiger Nachhülfe zu einer Art verkannten Genies stempeln ließ. Auf anerkannte Größen konnten schließlich Hinz und Kunz verfallen; verborgene Verdienste an's Licht zu ziehen oder ein Unrecht gut zu machen, war den Besten vorbehalten. Mit dem erhebenden Gefühl, zu diesen zu gehören, trat er an das Telephon, um sich mit dem Auskunftsbureau verbinden zu lassen, dessen er sich geschäftlich bediente.

„Hier Heinrich Hendriksen in Firma Hendriksen & Meyer. Senden Sie mir sofort Ihren gewiegtesten Recherchеur. Sollte womöglich Stadtkind sein. Soll Droschke nehmen!“ Eine Viertelstunde später rollte ein Einspänner vor. Herr Hendriksen stand am Fenster und überflog die Gestalt des Aussteigenden. Sein Aeußeres entsprach. Er repräsentirte die Mitte zwischen der Erscheinung eines Schauspielers und derjenigen eines jungen Rechtsanwalts. Vom Schauspieler hatte er das bartlose Gesicht und die tadellose Haltung, vom Manne des Rechts den scharfen raschen Blick, den er über die Fensterfront gleiten ließ. Die Miene hochachtungsvoller Verbindlichkeit, mit der er die verhüllten Mittheilungen des Handelsherrn entgegennahm, konnte nur ein Menschenkenner aufsetzen.

„Verstehe ich recht, Herr Commerzienrath,“ nahm er nach fünf Minuten das Wort, „suchen die Herren nicht das Verdienst zu krönen, das an der Börse des Lebens schon zugelassen und anerkannt ist; sie möchten die verborgene Größe an das Licht ziehen. Einen schöneren Auftrag würde ich mir nicht gedacht haben. Es ist das Leidige unseres Berufs, das Ungünstige suchen zu müssen; eine Aufgabe, wie die, die Sie mir soeben zu ertheilen die Güte hatten, söhnt wieder damit aus. — Was sodann den Namen betrifft, auf den ich mich zu beschränken hätte: mit oder ohne ‚t‘, wenn ich fragen darf?“ Er hatte sein Notizbuch hervorgeholt und sich schreibfertig gemacht.

„Darüber ist nichts bestimmt worden. Sie können sämmtliche Schreibarten einbeziehen. Ich hätte nur noch zu bemerken, daß ich alle Mittheilungen in der Angelegenheit an mich selbst und durch Sie selbst erwarte . . . Bei entsprechender Lösung Ihrer Aufgabe werden wir uns nicht auf die materielle Anerkennung beschränken; Sie werden dann in meiner Person einen Berather besitzen, der Ihnen an die Hand gehen wird, falls Sie“ — Herr Hendriksen lächelte und machte eine kleine Kunstpause — „Lust haben sollten, sich in einem anderen Berufe zu versuchen.“

Der Vertreter des Bureaus verbeugte sich und murmelte einige Worte, wie „tiefbeglückt,“ „Dank im Voraus“ und schrankenlose Ergebenheit.“ Der Händedruck, mit dem er sich — Herr Hendriksen war ihm durch Darreichung der Rechten entgegengekommen — verabschiedete, bildete eine wunderbare Mischung von Hochachtung und rein menschlicher Hinneigung. Wäre der Kutscher für feinere Unterscheidungen zugänglich gewesen, er hätte die Wahrnehmung machen müssen, daß der Passagier der Rückfahrt um eine sociale Stufe höher stand, als der der Hinfahrt. (Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Grünenthal.

Es ist Berliner Romantik, wohlverstanden. Die Romantik des allmälig gleichfalls anfaulenden Kleinbürgerthums, das zwar immer noch in sentimentalen Tönen „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“ singt, insgeheim aber längst von der Absurdität der altfränkischen Behauptung, ehrlich währe am längsten, überzeugt ist. Jahrzehnte lang hat sich das erbeingesessene Berliner Philisterium vor dem Gifthauche bewahrt, der aus den Thiergartensümpfen herüberdringt, Jahrzehnte lang den tombackenen, mit Patchouli parfümirten Luxus des neuberlinischen Westens in pomadiger Genügsamkeit abgelehnt. Aber die Zeiten, wo Erbsenbrei und Eisbein das Entzücken des Feinschmeckers, sonntägliches Kaffeekochen die selige Vorfreude der Woche war, diese liebenswürdig beschränkten Zeiten sind versunken. Zu oft hat das Bürgertöchterchen die aufgedonnerten, hochbusigen Freundinnen der Börsenjüngel in blau ausgeschlagenen Equipagen an sich vorüberrollen sehen, zu oft hat es in seinem Lokal-Anzeiger von den rauschenden Freuden der Bruchtheil-Welt gelesen, zu oft mit neugierigen, sehnsüchtigen Blicken hinübergeschaut in die Gefilde der Unseligen. Im Central-Theater, das dieser Schicht die nun einmal erforderlichen Kunstanregungen vermittelt, sah die Kleine dann verkörpert und dichterisch verklärt, was bisher nur ihre erhitzte Einbildungskraft beschäftigt hatte. Der Jubelgreis Mannstädt und der jugendliche Spießer Freund haben auf Grund eingehender Studien Parisischer Possen-Originale äußerst merkwürdige Vorstellungen von Berliner überschäumender Lebenslust, ihre athemlose weibliche Zuhörerschaft aber schwört auf ihren gepumpten Realismus. Der Sohn des Hauses, der nach altem Handwerkerbrauche „Kaufmann“ gelernt hat, besucht nicht mehr wie früher die Humboldt-Akademie und ochst morgens, vor Beginn der Geschäftsstunden, das „so nützliche Englisch“ nach Toussaint-Langenscheidt, sondern reibt sich auf in bitterem Neide wider die besser gestellten Collegen, die samt und sonders Verhältnisse in Sammet und Seide haben und ihnen hübsch eingerichtete Stuben mit separatem Eingange miethen können. Ja, unsern Bürgersöhnen ist es längst zu eng im Hause geworden. Neu-Berlin erzog sie zu Weltstädtern. Waren sie Eroberernaturen, dann richteten sie all' ihr eisernes Streben darauf, es den Glücklichen einmal nach zu thun, waren sie zu träg oder zu gutmüthig, dann begnügten sie sich damit, gelegentlich in die rauchigen Biersäle zu laufen, wo der heisere Baß des Genossen und ehemaligen Großconfectionärs Singer all' und jeder Autorität wissenschaftlich ein Ende macht. Berlin ist von jeher eine melancholisch vergnügte Stadt gewesen. Die Stätten, wo hier angeblich den schimmernden Freuden der Nacht, dem Wein und der Liebe gehuldigt wird, sind derart, daß sie aus einem Wüstling binnen wenigen Wochen einen Säulenheiligen machen können. Wie bescheiden ist unsere goldene Jugend, wie klobig amüsirt sich unsere Finanzaristokratie! Der verstorbene Herr Hertzog hielt es für der Daseinsfreuden höchste, wenn er in einer übel berufenen Weiberkneipe an einem Abend zweitausend Mark für miserablen Sect ausgeben konnte. Und in den vornehmen Restaurants, die der Berliner Jobber nach gelungenem Fischzug zu beehren pflegt, herrscht ein Ton, wie er in Pariser Schwemmen gewiß zu den Ausnahmen gehört. Unternehmende Lebemännchen, denen man es allzu deutlich ansieht, daß sie aus dem reinen Oberhemd kaum noch herauskommen, versetzen die verheirateten Damen am Nebentische dadurch in einen Rausch des Entzückens, daß sie ihnen heimlich zutrinken, und die Brillantenbeladenen erwidern den Gruß hinter'm Rücken des schon stark dreiviertelvollen Gebieters. Berliner Sünde, Berliner Ehebruchs-Romantik! . . . Man begreift nicht, daß sie verführerisch wirken kann auf die außerhalb Stehenden, daß dies aus Knauserei und Protzerei, Geschmacklosigkeit und barbarischer Naivetät seltsam gemischte Genießen die

Unberührten zur Nachahmung anspornt. Es mag aber sein, daß gerade diese merkwürdige Sorte von Amüsement dem neuberliner Volkscharakter auf's Innigste entspricht und daß die Spreebewohner sich ihm deßhalb mit schöner und aufopfernder Begeisterung hingeben.

Die Berliner Romantik, die dem Weltdorf im Sande von jeher anhaftete und einen hervorstechenden Zug seines Wesens bildete, ist unter'm Einfluß der neuen Zeit und der neuen Propheten keineswegs verloren gegangen. Sie äußert sich nur in anderer Art als in den Tagen des alten Fritz, der Freiheitskriege und der Barrikadenschlacht. Sie wandelt sich gemach in eine Zuhälter- und Verbrecher-Romantik um. Man wird den poesievollen Tod zweier jungen Leutchen noch nicht vergessen haben, der in allen maßgebenden Zeitungen der Hauptstadt als ein einzigartiges Sterben in Schönheit verherrlicht worden ist. Romeo war Vorsitzender des Radfahrerclubs Hohenzollern, und Julia, die sechzehnjährige, die in ihren Mußestunden der Buchhaltung oblag, „in Sportskreisen berühmt und beliebt." Romeo hatte, als der Fahrradhändler dräuend an die fällige Theilzahlung mahnte, die unter seiner gewissenhaften Verwaltung stehende Portocasse angegriffen, und als sie leer war oder die leider gesetzlich noch immer zulässige Revision drohte, kaufte er im Waarenhause einen Revolver, während Julia die übrigen Decorationen besorgte, wobei sie nach Hausmütterchenweise noch unter'm Schatten des Todes zwölf und einen halben Silbergroschen abhandelte. Dann errichtete das Paar in dem einfachen Stübchen des Radfahrclub-Vorsitzenden einen Altar: in der Mitte des Tisches lag aufgeschlagen die Bibel, zu beiden Seiten brannten hohe Kerzen, und ringsherum ausgebreitet leuchteten die Radfahrembleme und die zweiten und dritten Preise, die man sich in internen Vereinsrennen geholt hatte. Romeo und Julia schrieben zum Schlusse ergreifende Gedichte eigener Fassung in ein Stammbuch, und dann knallten die Schüsse . . . Berliner Romantik bis an's Ende. Oder widrige, blasphemische Theaterei, was in diesem und anderen Fällen mehr dasselbe bedeutet.

Einen Schritt weiter noch zum Colportage-Roman ist der Held der neuesten Berliner Sensation gegangen, der sogar reichstäglicher Debattenehren für würdig befunden worden ist. Ihn umwittert gespenstisch der Hauch des Geheimnißvollen, Ungewöhnlichen und Spukhaften. Der heiligen Geldmaschine, die die 300 Millionen-Liebesgabe für die Reichsbank erzeugt, den Zwergen und Drachen, die den Hort hüten, entwindet der Kluge einige Päckchen der köstlichen Noten, nach denen das wirkliche europäische Concert, die Gruppe Rothschild, Musik macht. Geld kommt auf den Markt, das echt und doch falsch ist, und die Gräber sind es, die das dunkle Mysterium enthüllen. In finsterer Mitternacht verbirgt der Thäter seinen Schatz am Ruheplatze der Todten, zwölf Stunden darnach berät er pseudonym mit seinem Bankier über die Cassawerthe, darin er den Raub anlegen will, und in der Zwischenzeit ist er der ehrbare Beamte, dem das übliche unumschränkte Vertrauen aller Vorgesetzten gehört. E. T. A. Hoffmann hätte der Figur mit Leichtigkeit das Gespensterschwänzchen angehängt. Bei ihm wäre Grünenthal zuversichtlich zum Hofrathe avancirt, der seine Bureaustunden prompt innehält, sich aber zwischen zwölf und eins in der Nacht auf seine Wärwolfspflichten und seine Vampyrvergangenheit besinnt. Fraglich ist allerdings, ob er ihn an der Börse hätte speculiren lassen, die zur Zeit der Lutter und Wegner'schen Tafelrunde noch nicht die Krone des staatlichen und des socialen Gebäudes bedeutete. Wir Modernen möchten diesen Zug aber keinesfalls missen. Durch ihn wird Grünenthal erst echt, gewinnt das Bild dieses Berliners, der die Annäherung der Mittelstände an die Gepflogenheiten der oberen Schichten überzeugend darstellt und verkörpert, erst Licht und volles Leben. Und daß er aus der correctesten und saubersten Classe des alteingesessenen, pedantischen Bürgerthums, aus der Beamtenschaft hervorgangen ist, das zeigt die eingetretene Umwälzung in ihrer ganzen Größe und Bedeutung an. Er hascht nach gefälligen und zuthunlichen Weibchen, wie nur irgend ein Gentleman aus der „Gesellschaft", er renommiert mit seinen glücklichen Börsenspeculationen, und auch die Heiligkeit der Ehe betont er in angemessener Weise. Er, der Staatsdiener, das Mitglied einer Kaste, von der man glaubte, daß sie mit dem altpreußischen Geiste stehen und fallen würde!

Auf den sittlichen Eigenschaften, die die Märker im Laufe der Jahrhunderte erworben hatten, beruhte das Fritzische Preußen. Die hervorstechendste nationale Brandenburger Tugend war neben dem Mißtrauen gegen alles Fremde und neben dem starrköpfigen Eigensinn der Geiz. Es bedarf nur eines Blickes auf die heutigen Zustände, um zu erkennen, wie gewaltigen Umfang hier die Veränderungen angenommen haben. Noch zwar wehrt sich beim modernen Berliner die im Blute sitzende, ererbte Sparsamkeit gegen den neuen, verschwenderischen Geist, und gerade dieser Verzweiflungskampf charakterisirt ihn, verleiht seinem Wesen den unfreiwilligen, versöhnenden Humor, ohne den er schlechthin unerträglich wäre. Aber die Axt ist bereits an die angebliche Wurzel alles Uebels gelegt, und über kurz oder lang wird sie ausgerodet sein. Gewiß zum Schaden preußischer Stärke. In diesem armen, gottverlassenen Lande hieß es früher für Bürger und Bauern, den Daumen fest auf den Beutel zu drücken, jeden Groschen drei Mal in der Hand umzuwenden, ehe man ihn fortgab. Nur so war es möglich, ein recht bescheidenes, doch ehrliches Dasein zu fristen. Die lobenswerthe Angewohnheit blieb bestehen, als die Erwerbsverhältnisse sich ein wenig verbesserten, die Ersparnisse im Strumpfe wuchsen an, und diese Ersparnisse sind es gewesen, die die preußische Weltmachtspolitik ermöglicht, die den Staat des mit Recht groß genannten, weil im Kleinen großen Kurfürsten, den Staat Friedrichs II., den Staat Wilhelms des Einzigen begründet haben. Aus den scheinbar so schwachen, unwirtlichen Marken floß zum Erstaunen der Gegner ein schier unerschöpflicher Goldstrom, sobald Noth am Manne war. Jetzt will es anders werden. Jedoch die wahnsinnige Repräsentationssucht, die auf den Gassen daherprotzt, so daß sie sich eigentlich gar nicht erst in tausend Kleinigkeiten zu offenbaren braucht, der aufdringliche Luxus von heute sind altpreußischer Tradition zuwider. Unser Volk ist noch nicht reif zu vornehm großer Lebenshaltung. Es darf sich ihr nicht eher hingeben, als bis es seine Mission erfüllt, die letzte Schlacht gewonnen hat. Zwingt man ihm durch böses Beispiel ein Surrogat davon auf — und dies böse Beispiel macht sich allerorten abscheulich breit — dann wird das Verderben rascher über uns hereinbrechen als über Völker, denen ein weiches Capualeben längst zur wohligen Gewohnheit geworden ist. Aller Repräsentationslust folgt die Neigung, mehr zu scheinen als man ist, die Freude am Decorativen, am Komödienspiel, an der Renommisterei. Niemand kann leugnen, daß unsere Politik bereits schwer unter dieser Schwäche leidet. Furchtbarer noch hat sie aber das sociale Leben verwüstet. Die rüden und hunnischen Manieren des Emporkömmlingthums werden vom Mittelstande nachgeäfft, und die Ganzkleinen suchen ihrerseits wieder das behäbige Bürgerthum zu übertrumpfen. Noch zwar ist die Dienstmagd, die im Sonntagsputze für die kostbar geschmückte Gnädige gehalten wird, eine Witzblattfigur, und kein Parteiorgan rüffelt den Arbeiter, der die sonnabendlichen Destillengelage für ein unverkürzbares Menschenrecht hält, wenn auch die größere Hälfte des Wochenlohnes in Freibier für die schmeichelnden Cumpanen draufgeht. Herr Grünenthal führte ein großes Haus, bezahlte überall mit funkelnagelneuen Tausendern, hielt sich fast den ganzen Sommer hindurch in teuren Bädern auf und erregte selbst dort Aufsehen durch seine großen Ausgaben. Jedermann wußte, daß er nur Factor bei der Reichsdruckerei, ein Mann von ganz bescheidenem Einkommen war, und doch schöpfte Niemand Verdacht. Man glaubte eben einen Renommisten wie Andere mehr vor sich zu haben, der während vier Wochen im Jahre toll verschwendete, um in den übrigen achtundvierzig nach Bärenart Hungerpfoten zu saugen. Und das ist so des Landes der Brauch geworden. Wir Alle, die ganze Oeffentlichkeit, die Regierung, die unausgesetzt über Umsturzparagraphen brütet und rastlos Pläne zur Erzielung gefälligerer Reichstage schmiedet — wir Alle sehen der Verelendung unseres so tüchtigen und im Kern so gesunden Volkes durch die Parvenücultur ruhig zu. Der Schnapshändler und Abgeordnete Max Schulz, dessen Fabrikate so geschmacklos wie seine Reden sind, darf ungestraft gegen die Kirchenbehörden hetzen, die endlich nach langer Zeit wieder einmal einen vernünftigen Einfall gehabt und die Sonntagssauferei getadelt haben. Von der bedrohten Freiheit des Staatsbürgers und der idealen christlichen Kirche darf geredet werden, die nichts dawider einzuwenden hat, daß ihre Gläubigen viehisch betrunken den Sonntag feiern. Und das Hauptargument des wackeren Eugenknappen Schulz ist immer wieder der Hinweis darauf, daß dem armen Mann ebenso ausgiebiger und bestialischer Lebensgenuß zugestanden werden muß wie dem Reichen, und wenn der ganze Schnee verbrennt. Sobald Zola aus dem Gefängnisse kommt, wird er seinem Assommoir die Gestalt des Berliner Schnapsapostels hinzudichten müssen, wenn ihm nicht der lang erwartete, Berliner Realist zuvorkommt, der Max Schulz, Grünenthal und Sodoms Obere gleichzeitig abschildert. Innig gesellt sind sie ohnehin, und zusammen gehören sie auch.

Die Zeitungen sind in diesen Tagen noch voll von glorreichen Revolutionsreminiscenzen. Der alte Freisinn, der die Märzgräber mißbraucht, um seinen betrügerischen Schwindel und seine Falschmünzereien zu verbergen, hat schon aus diesem Grunde dem börsenfreundlichen Herrn Grünenthal nichts vorzuwerfen. Und wenn er in seinen Sudelküchen der öffentlichen Meinung anläßlich des Betruges in der Reichsdruckerei ein Opferlamm schlachtet, so wird's der Husarenobrist Podbielski sein. Durch den rücksichtslosen Druck, den Stephans Erbe auf den Curs der beliebten Packetfahrtactien ausgeübt hat und der ein Beweis für seine Unfähigkeit ist, die Werthe von Transportgesellschaften so hoch zu bringen, wie es der Berliner Stadtverordnetenversammlung mit den Pferdebahnactien geglückt ist, durch diese Baisse-Operation hat er es ohnehin mit der Speculantenpresse verschüttet. Man darf getrost annehmen, daß sie wenigstens halb amtlich gegen ihn und für Grünenthal Partei ergreift. Und in der That, als Incarnation des neuen Geistes, der von Berlin ausgehend alle deutschen Lande beschattet, verdient der gewesene Oberfactor und Cassaspeculant den Beistand und Beifall derer, denen er seine Weltanschauung verdankt, deren Moralgesetze ihn zu Thaten begeisterten und denen er, nehmt Alles nur in Allem, die farbenschönste Blüthe am Baume der Berliner Erkenntniß, der Berliner Romantik bedeuten muß.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Brand." Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. (Schiller-Theater.) — „Abschied." Schauspiel in vier Aufzügen von Georg Engel. (Berliner Theater.) — „Spiritismus." Schauspiel in drei Acten von Victorien Sardou. (Neues Theater.) — „Alarich, König der Westgothen." Drama in fünf Aufzügen von J. von Verdy du Vernois. (Berliner Theater.) — Englische und italienische Gastspiele.

Der große Tag ist vorbei, die Photographien des seltsam verknissenen, mähnenumwallten Greisengesichtes verschwinden wieder aus den Schaufenstern, und aufathmend setzen die Theater-Directoren die Festdramen, die doch nichts bringen, wieder vom Spielplane ab. Von

einer Ibsenbegeisterung war, soweit das Auge reichte, nichts zu sehen. Die Masse des Publicums denkt ja nicht daran, zu revoltiren und ganz offen zu erklären, daß ihr der Norweger herzlich unsympathisch ist. Sie macht den Rummel, macht die Heuchelei mit und bezeugt dem Dichter jenen kühlen, nichtswürdigen Respect, der auf völlige Verständnißlosigkeit oder aber auf die geistige Ueberwindung des Poeten schließen läßt. Wir wollen nicht untersuchen, nach welcher von beiden Seiten das Pendel schwingt. Im Schiller-Theater, dessen Director sich mit der Aufführung des „Brand" wahrscheinlich ein besonderes literarisches Verdienst erwerben wollte, trat die Ueberlegenheit der kleinbürgerlichen Hörer jedenfalls nicht besonders nachdrücklich in die Erscheinung. Das umfangreiche Werk krankt allerdings an einer Blutleere, die wärmere Stimmung vielleicht nur im vierten Acte aufkommen läßt und die es unbegreiflich macht, daß man die Arbeit allen Ernstes mit unserm „Faust" zu vergleichen wagte. In frostiger Allegorie geht das dichterische Empfinden und Gestalten unter: die Nebenspieler Brand's, des starren Wahrheitsfanatikers, sind bis auf sein Eheweib dürftige oder gar trostlose Caricaturen. Der innere Kampf, den der unerbittliche Priester mit sich selbst kämpft, sein Niederringen alles weichen, nachgiebigen, allzu menschlichen Fühlens ist gewiß mit gewaltiger Anschaulichkeit dargestellt, aber dieser über sich selbst Hinausgestiegene verliert ja mehr und mehr den Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit der Erde, mit uns selbst. Er schrumpft zum fleischlosen Vertreter der Idee ein, und seinen letzten Weg, den Pfad zur Vernichtung im Lawinenschnee wandelt er als todtes Abstractum. Alle Stationen seiner Entwicklung sind mit einer kahlen Absichtlichkeit in's helle Licht gerückt, die wohl sinnfällig, aber nicht künstlerisch wirkt, und das Persönliche in den Charakteren der anderen Figuren tritt schwächlich zurück vor dem Typischen. Nur in jener Scene, wo Agnes unter unendlichem Weh das letzte Andenken an ihr verstorbenes Kind hingiebt, wo sie auf Brand's Drängen auch diesen „Götzendienst" aus der Brust reißt und mit der Habe des kleinen Todten das Zigeunerkind beschenkt, nur in diesem ergreifenden Auftritt arbeitet sich das Flämmchen echter Poesie aus dem Wust der sie erstickenden Gedanken hervor. Aber befreiend und groß wirkt Ibsen auch hier nicht. Agnes bricht unter dem Drucke des Uebermenschen und der seelischen Last, die er in seiner irren Strenge ihr auferlegte, zusammen; er selber stirbt nach sinnlosem, verlorenem Ringen und nachdem unsere mitfühlende Antheilnahme ihn längst kopfschüttelnd verlassen hat, den Tod des Geisteskranken. Und wir erkennen ein wenig betreten, daß wir von Anfang an nicht mit dem Träger einer Idee zu thun hatten, sondern mit dem von einer fixen Idee Behafteten. Ibsen hat seinen Brand in reiferen Jahren selbst parodirt, indem er Gregers Werle, den Mann der idealen Forderung, schuf. Es war also schon darum überflüssig und gefährlich, das Branddrama aufzufrischen. Der naive Hörer nimmt ein Stück immer nur so lange ernst, als er weiß, daß der Dichter selbst es ernst nimmt.

Herrn Georg Engel, der seine Stücke sehr ernst nimmt, wird es aus diesem Grunde einigermaßen in Erstaunen setzen, daß wir sie lächerlich finden. Das ist aber seine eigene Schuld, denn er mußte sich bei etlicher Ueberlegung sagen, daß die Werke der Charlotte Birchpfeiffer noch ziemlich bekannt sind und daß es allein schon deshalb seine Bedenken hat, aus ihnen tragische Stoffe zu ziehen. Herr Engel erzählt zum x ten Male die rührende Mär von der scheinreichen Wittib, die sogar vor einem argen Betruge nicht zurückgeschreckt ist, um ihrem Sohne das kostspielige Studium zu ermöglichen. Von einer Geldheirath, die der Knabe machen soll, erhofft sie ihre Rettung und die Lösung des Knotens; es ist aber selbstverständlich, daß das Kind seinen eigenen Geschmack hat und Lotten liebt, die Gesellschafterin der Frau Mutter. Da Lotte zu allem Elend auch noch die Tochter des abscheulichen Kerls ist, dessen Bankbruch die Mutter ihres Erkorenen um Hab und Gut gebracht hat, nimmt die Sache ein immer bedenklicheres Aussehen an. Erschreckliche Kämpfe folgen. Die Alte soll wegen ihres Betrugs angezeigt werden, der Sohn weiß nicht hin noch her, Lotte schwört heilig und theuer, mit oder ohne den Bräutigam nach Amerika durchgehen zu wollen. Ein knasterbärtiger Capitän, der offenbar bislang nur Ententeiche befahren und sein Seemannsdeutsch von Lieber im Reichstage gelernt hat, nimmt sich Lottchens in dieser Noth an und packt sie auf sein der neuen Welt zustrebendes Schiff. Der Sohn der Madame Senator läßt Mamachen mit ihren Sorgen sitzen, folgt seiner Lotte und vertraut einem herumwimmelnden alten Krauthacker die Aufgabe an, Muttchen zu trösten und besonders die unangenehme Betrugssache aus der Welt zu bringen. Eine feine Familie! Das Schauspiel zeugt von einer auch in unsern Tagen bemerkenswerthen technischen Ungeschicklichkeit und ist in allen Einzelheiten so papieren, so unerträglich unklug ausgeklügelt, daß nur die Rücksicht auf die schweizende Mühsal des Verfassers und die Hoffnung, er werde nun endlich der dramatischen Mißerfolge müde sein, uns von der Aufstellung einer Statistik seiner Hülflosigkeiten abhält.

Von Sardou's neuem, aber längst nicht mehr neuestem Stücke braucht man nur den zweiten Act zu erzählen, um die ganze Handlung zu haben. Die Gräfin d'Aubenas hat eine Nacht im Hause ihres Liebhabers verbracht. Am Vorabend ist sie angeblich in Begleitung ihrer Zofe und einer Freundin mit dem Schnellzug verreist. Dieser stößt mit einem Petroleum führenden Güterzuge zusammen, und die meisten Passagiere finden ihren Tod. Auch die Freundin und die Zofe. In einem verkohlten Leichnam glaubt der Graf die Ueberreste seiner vergötterten Frau zu erkennen. Während man die Leichen in feierlicher Procession abholt, sieht die Gräfin mit ihrem Geliebten schaudernd und rathlos am Fenster zu. Ein treuer Cousin hat indeß die Wahrheit errathen, und nachdem sich der verzweifelte Gatte entfernt, holt er die Gräfin aus ihrem Versteck hervor. Zwei Wege sind ihr jetzt offen: entweder gesteht sie dem Gemahl ihre Schande, oder sie bleibt vor der Welt eine Todte. Sie wählt den Scheintod. Aber der Geliebte wollte nicht ihre Liebe, sondern ihr Geld; er will kein romantisches Verschwinden, sondern eine ordnungsgemäße Ehescheidung mit Herausgabe ihres Vermögens. Die Gräfin sieht ihn also in seiner wahren Gestalt als Egoist und Abenteurer und wählt den einzig richtigen Weg des Eingeständnisses und der Reue. — Aber wo bleibt der im Titel gewährleistete Spiritismus? Er füllt den ersten Act mit einigen sehr unterhaltenden Gesellschaftsscenen, wo die Herren und Damen mehr oder minder lebhaft über den Occultismus plaudern und einen Klopfgeist citiren. Sardou ist seit langen Jahren überzeugter Spiritist, aber noch viel mehr ein schlauer Stückeschreiber, und als solcher hütet er sich wohl, durch eine Parteinahme manche Zuschauer zu verletzen. Wo die Tantième anfängt, hört seine Ueberzeugung auf. Er schickt also ganz gleich beredte Sachwalter für und gegen den Occultismus auf die Bühne, damit nur ja alle Meinungen befriedigt werden. Erst im letzten Act greift der Spiritismus etwas in die Handlung ein und zwar zur Lösung: der gräfliche Spiritist wird von seiner schuldigen Frau, die sich als Geist drapirt, überrumpelt und zur Verzeihung gestimmt. Paul Lindau, der das Stück übersetzt hat, ändert diesen allerdings empörenden Schluß. Nur der liebe Mond sorgt für die gespenstige Beleuchtung, und der verzeihende Graf erkennt sogleich die Realität des Lebens. Freilich fragt man sich jetzt: wozu noch der ganze umständliche Spiritismus, wo schon der gewöhnliche Christenglaube an ein Jenseits und seine Wunder vollauf genügten? Da wäre es schon besser gewesen, eine andere und schlimmere Rohheit zu mildern: des hintergangenen Gatten fürchterliche Verzweiflung und achttägige Trauer um die Todtgeglaubte, womit seine und unsere Nerven unnöthig lange und grausam gefoltert werden. Aber wo bliebe dann der dritte Act und die für einen Theaterabend nöthige Länge!

Im Berliner Theater toben sich die blutigen Dilettanten noch immer aus. Wie wir „Katherl" und die neueste Verballhornung von Otto Ludwig's herrlichem Erzählerkunstwerk „Zwischen Himmel und Erde" nie kennen gelernt hätten, wenn die Verfasser nicht zufällig ein Burgdirector a. D. und ein Mitglied des Berliner Theaters wären, so würden wir schwerlich Gelegenheit haben, den Alarich zu beweinen, unsers Volkes besten Todten, wäre der Verfasser nicht ein leibhaftiger General z. D. und Staatsminister a. D. Das Publikum, dem diese Ehre widerfuhr, verhielt sich übrigens sehr angemessen und applaudirte aus Leibeskräften einem unserer besten Heerführer und Kriegsminister, dem trefflichen Militär- und Memoirenschriftsteller. Was er als Dichter will, sagt uns sein sterbender Alarich: „Nur in der Einheit liegt der Zukunft Größe. Vergeßt es nie, daß ihr Germanen seid." Ob sich gerade der erste Gothenkönig, Römling und Romplünderer zum Repräsentanten des deutschen Einheitdrangs eignet, ist eine andere Frage, die trotz Felix Dahn jeder Kenner von Simonis' und Eicken's Quellenstudien verneinen wird. Als Bühnenheld hätte ihn der Dichter jedenfalls anders zeichnen müssen, weniger marklos im Handeln und folgerichtiger im Denken, etwa wie die beiden anderen Gothendramenfürsten: Dahn's Roderich und Sudermann's Teja. Dazu die verworrene Liebesintrigue, die gewaltsamen Effecte — Wirkungen ohne Ursache —, der Hurrahpatriotismus an Stelle sorgfältiger Motivirung, alle die bösen Seiten des nachschillerschen Bumbumstücks, ohne Wildenbruch's Bühnentemperament und beherzte Rhetorik. Der Verfasser, der auf dem Kriegstheater seinen Mann steht, dankte in Civil von seiner Parquetloge aus.

Auch auf die Gastspiele des Mister Forbes Robertson bei Kroll und der Signorina Tina di Lorenzo und ihrer beiderseitigen Truppen hätten wir gerne verzichtet, denn solche ausländische Stars, die nicht phänomenale Künstler sind, bieten doch kaum etwas mehr als das ethnographische Interesse: wie sich allbekannte Dramen in einer fremden Kunst und Sprache spiegeln. Der englische Tragöde wie seine Hauptpartnerin Mrs. Patrick Campbell vertreten beide das stillvoll-malerische Princip, Alles ist gedämpft, in schöne Linien gelegt, Hamlet wie Macbeth, gleichsam den fürchterlichen statuarischen Umrissen eines Flaxman nachgebildet. Besser war schon das harmonische Zusammenspiel in Pinero's „Zweiter Frau Tanqueray". Etwas mehr Erfolg hatten die Italiener im Berliner Theater, denn das Publicum wollte doch die schöne Neapolitanerin sehen, der man nachgesagt, sie habe dem Harem des Sultans angehört, was den magyarischen Verleumder in einen sensationellen Zweikampf verwickelte. Welch' unbezahlbare Reclame für eine Gastspielerin! Nun, die Frau enttäuschte nicht, obwohl sie keine classische Schönheit ist, wie man ausposaunte, das verhindert schon das kecke Stumpfnäschen, aber eine liebliche Mädchengestalt von vollen Formen und graziösen Bewegungen. Die Künstlerin selbst interessirte weniger, denn sie ist noch zu unfertig. Sie hat entschieden Unrecht, Duse'sche Rollen zu spielen und dadurch für sich tödtliche Vergleiche herauszufordern. Ihr fehlt das Dämonische, geistig Bedeutende. Sie ist immer nur ein schönes Weib, und sie weiß es auch allzu gut und posirt damit. Als sentimentale Kameliendame oder Frou-Frou oder Hüttenbesitzersfrau verfällt sie zu leicht in's Rührselige. Ganz vortrefflich ist sie aber in munteren Rollen, als scheidungslustige Cyprienne mit ihrem herzlichen Lachen und besonders als spitzbübische Rococo-Wirthin Goldoni's. In Sudermann's „Ehre" gab sie wunderlich genug nicht die schlimme Hinterhäuslerin Alma, sondern machte aus der arg verzeichneten Fabrikantentochter Leonore die Hauptperson. Ein lieber Bekannter war uns wieder Signor Flavio Andò, der einstige Partner der Duse: ein braver Künstler in seiner einfachen, warmherzigen Natur

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Junger Schriftsteller, bewährter Mitarb. d. verbr. Jugend- u. Familienblätter, sucht — als Nebenbeschäftigung — d. Redaktion e. kleineren Zeitschrift zu übernehmen. Beste Referenzen! Offert. an „M. B. Z." postlagernd Zittau, Sa.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

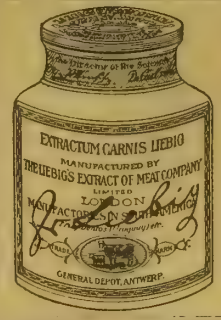
von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.




**LIEBIG Company's**
**FLEISCH-EXTRACT.**
**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.
Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

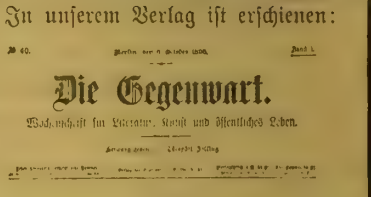
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:




**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

**Abonnement**
auf das
**II. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 9. April 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** England und Deutschland. Gutachten von M. v. Brandt, L. Bamberger, Karl Jentsch. — Gegen die Abendkost im Heere. Von W. v. C. — **Literatur und Kunst.** Bismarck und seine Mitarbeiter. Von August Mützell. — Friedrich Haase's literarische Abschiedsvorstellung. Von K. G. Wilhelmi. — **Feuilleton.** Das Denkmal. Humoreske von Gustav Beßmer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Metamorphose des Centrums. Von Spectator. — „Odysseus' Heimkehr" von August Bungert. — Notizen. — Anzeigen.

### England und Deutschland.

Gutachten von M. v. Brandt, L. Bamberger, Karl Jentsch.*)

Zuerst möchte ich hervorheben, daß eine Gereiztheit, wie sie in der That zwischen einem Theil der Presse Deutschlands und Englands besteht, zwischen den Staatsmännern, d. h. den wirklichen, praktischen Staatsmännern der beiden Länder nicht vorhanden ist. Dies zu beweisen, genügt die Debatte, die am 1. März im englischen Unterhause stattfand, bei der der Führer Ihrer Majestät Opposition, Sir William Harcourt, mit schneidender Ironie die Unruhestifter in der Presse und den öffentlichen Verhandlungen abführte. „Worüber ich mich beschwere," sagte er, „ist, daß seit Wochen alle Zeitungen und eine ganze Anzahl von Herren in Reden die englische Regierung aufgefordert haben, etwas zu thun, um den Schaden abzuwenden, der den britischen Handel in Folge von dem treffen müsse, was Rußland und Deutschland gethan haben. Und sowie das Parlament zusammentritt, sagt uns der Premierminister, daß alles dies aus einer Verwirrung von Ideen entstanden sei, und daß ein Grund für solche Besorgnisse überhaupt nicht vorliege. Lord Salisbury erklärte: Ich bin zugleich verpflichtet zu sagen, damit man nicht etwa voraussetze, als ob wir einen wüthenden diplomatischen Krieg für den Vertrag von Tientsin (1858) geführt haben, daß Niemand bis jetzt auch nur die leiseste Absicht angedeutet hat, die Rechte, die wir unter dem Vertrage besitzen, zu beeinträchtigen." Und der Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes, Mr. Curzon, könnte diese Erklärung seines Chefs nur auf das Ausdrücklichste bestätigen. Vielleicht aber wird man in England und auch in manchen Kreisen in Deutschland wohl thun, einem Satze aus der Rede Mr. Curzon's besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Das ganze Aussehen des Ostens war durch diesen Krieg (den chinesisch-japanischen) verändert worden; derselbe übte einen tiefgehenden und störenden Einfluß auf das Gleichgewicht wie auf die Lage und die Geschicke aller Mächte aus, die entweder an dem chinesischen Meere liegen oder Interessen in den Gebieten an demselben besitzen." Vielleicht genügt diese Aeußerung Mr. Curzon's, das jüngste Vorgehen Deutschlands in China zu erklären, wenn dasselbe überhaupt noch einer Erklärung bedurfte.

Zu der Presse und den Herren, die Reden halten, und Beide haben ein zu großes persönliches Interesse daran, eine so ausgiebige Agitation wie die Hetze gegen Deutschland nicht sobald einschlafen zu lassen, kommt die große Menge derer, die ihre Ansichten und Urtheile aus der Tagespresse schöpfen und gedankenlos nachplappern, was dieselbe ihnen vorspricht, und die sehr beträchtliche Schaar der Chauvinisten, in England Jingoes genannt, deren Einfluß sich während der letzten Jahrzehnte in immer erheblicherem Maaße in der Behandlung aller auswärtigen, d. h. sich nicht in England abspielenden Fragen bemerkbar gemacht hat. Von der Rohheit und dem Eigendünkel dieser Herren kann sich nur der einen Begriff machen, der in der englischen Tages- und periodischen Presse ihren Spuren gefolgt ist. Hier ein Pröbchen ihres Stils und ihrer Ueberhebung, das dem Februarheft der Contemporary Review und einem in derselben veröffentlichten Artikel „Das Problem im fernen Osten" entnommen ist. „Es besteht ein scharfer Unterschied zwischen den Gründen der Politik Rußlands und der Deutschlands im fernen Osten. In dem einen Falle erkennen wir die rechtmäßige Entwickelung einer Politik, die so alt ist, wie unsere eigene, in dem andern sehen wir das Ergebniß einer unerträglichen Einmischung in eine Lage, die Deutschland nicht versteht, die es wegen seines Mangels an Verständniß verschlechtern muß und aus der es nie den Vortheil ziehen kann, den es sich davon verspricht. Wenn deutsche Professoren uns, die wir die Last des Kampfes während siebzig Jahren getragen und die wir seit beinah drei Jahrhunderten unsere Stationen in Canton, Amoy und Chusan gehabt und damit das Thor der chinesischen Abgeschlossenheit zum Wohle Europas und der Civilisation offen gehalten haben, sagen, daß sie ein besseres Mittel wissen, diese Frage zu erledigen, so ist das eine unerträgliche Ueberhebung und Unverschämtheit: wenn deutsche Kaufleute von dem, was wir gethan, Gewinn suchen, und nicht allein ihn suchen, sondern ihn auch noch monopolisiren wollen, so ist das nicht nur eine Unverschämtheit, sondern Etwas, was das englische Volk nie dulden wird. Der deutsche Herrscher und die deutsche Presse bewegen sich in einem Augenblick in Drohungen gegen England, im nächsten in dem, was sie für die kalte Logik von Deutschlands Unentbehrlichkeit für England halten. Je früher sie enttäuscht werden, desto besser. Wir benutzen keinen ihrer klugen Pläne. Wenn sie im fernen Osten unsere Freunde sind, dann sollen sie unserer Führung dort folgen und sich nicht zu den Werkzeugen Rußlands machen."

So lange die englische Presse solche Früchte zeitigt, und ihr Baum trägt fast nur solche, wird auch die deutsche kaum

*) Vgl. die fünf englischen Gutachten in Nr. 13 und „Deutschland und England" von Ed. v. Hartmann in voriger Nummer.

einen freundschaftlicheren Ton anschlagen, denn wie man in den Wald ruft, schallt es aus demselben zurück. Aber der Artikel der Contemporary Review zeigt auch zugleich, woher die Entrüstung der englischen Presse und des von ihr genasführten Publicums stammt, und zwar daher, weil wir uns erlauben, eine eigene Ansicht und eine selbstständige Politik zu haben, statt stolz darauf zu sein, den Schildknappen des Ritters Georg zu spielen. Und da wäre denn ja auch das Mittel gefunden, ein besseres Einverständniß zwischen den beiden Ländern herzustellen, wenn man sich nämlich in England entschließen wollte und könnte, die volle und ganze Gleichberechtigung Deutschlands auf allen Gebieten anzuerkennen und es demgemäß zu behandeln. Davon scheint man aber, und ich zögere nicht hinzuzufügen, leider, auch in den Kreisen noch weit entfernt, denen die von Ihnen befragten englischen Politiker und Publicisten entstammen; man kann sich eben dort noch nicht daran gewöhnen, daß zwischen dem Preußen der vierziger Jahre und dem heutigen Deutschen Reiche Ereignisse liegen, die jede Rückkehr Deutschlands unter die Rute englischer Staatsweisheit unmöglich machen.

M. v. Brandt,
Kaiserlicher Gesandter a. D.

Ihr Unternehmen, eine bessere Stimmung zwischen England und Deutschland herbeizuführen, hat meine volle Sympathie, und ich enthalte mich jeder Kritik, ob der Beitrag des Herrn Eduard von Hartmann der gewünschten Absicht entspricht. Meiner Ansicht nach sollte Jeder zu seinen eigenen Landsleuten sprechen und sie darauf aufmerksam machen, daß, wenn auch die officielle Politik sich gegenseitig nicht decken mag, das kein Grund ist, sich als Volk und als Menschen einander anzufeinden. Ich beziehe mich im Uebrigen auf das, was ich an anderer Stelle über das Verhältniß zwischen Deutschland und England in einem Artikel über den Fall Rommel*) gesagt habe: „Was Frankreich den Deutschen nicht verzeihen kann, ist am Ende doch nur Eines: daß sie sich 1870 nicht schlagen ließen. Alles Andere ist Nebensache. Diese Thatsache ist nun einmal nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Aber glücklicher Weise, zwischen Deutschland und England steht nichts dergleichen. Wir haben nicht die Engländer, und sie haben nicht uns geschlagen. Es sind nur böse Worte gefallen. Wer die ersten und wer die meisten derselben verbrochen hat, mag dahingestellt bleiben. In Wirklichkeit haben wir sehr wenig Grund uns zu zanken. Deutschland hat kein Uebermaaß an Freunden in der Welt; kein ernster Grund liegt vor zum Zwiespalt zwischen beiden Nationen, sehr Vieles verbindet sie. Von allen Völkern, mit denen wir die großen Aufgaben der Cultur zu lösen haben, ist das englische ohne Zweifel das respectabelste, an Kraft, an Sitte, an Intelligenz. Es ist geradezu unbegreiflich, welcher Teufel einen Theil unserer besten Journalisten reitet, sich immer tiefer in elenden Wortstreit mit ihren englischen Collegen zu verbeißen, sich zu freuen über jeden Unfall, der England zustößt, sich zu ereifern, weil es keinen Heeresdienst nach europäischen Muster einführt, ja — so weit geht der Unsinn — zu triumphiren, wenn der Schutzzoll sich regt, der uns doch bitter bekommen würde! Weil einmal ein Geheimer Legationsrath des Auswärtigen Amtes den Präsidenten von Transvaal in Berlin umhergeführt hat, um ihm die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, haben die Ueberseepatrioten bei uns sich eingeredet, die theuren Boeren fühlten eine auf Blutsverwandtschaft zurückzuführende sentimentale Liebe zu Deutschland. Wenn uns einmal etwas Böses zustoßen sollte, würde Ohm Paul sich weiter gar nicht darüber aufregen, und die Deutschen in Johannesburg haben viel mehr Interessen mit den Uitlanders gemein als mit den Boers, so wenig man diesen übrigens das Recht bestreiten kann, in ihrem Lande nach ihrer alten Façon zu regieren. — Das Nationalitätsprincip hat diesem Jahrhundert sein Gepräge aufgedrückt; es hat Großes und Gutes vollbracht. Aber wie alles Gute, hat es seine Schattenseiten. Nationalhaß ist eine große Dummheit, die vor dem prüfenden Urtheil des Verstandes nicht Stich hält. Gleichwohl giebt es sehr gescheite Leute, die nicht davon lassen können. Und wenn man sich schon darein ergeben muß, daß zwischen Franzosen und Deutschen die Feindschaft auf lange unausrottbar ist, sollte es da nicht erlaubt sein, die Stimme zu erheben, auf daß dem sinnlosen Wortkampf zwischen der deutschen und der englischen Presse ein Zügel angelegt werde?

Ludwig Bamberger.

Meine Ansicht über unsere Stellung zu England ergiebt sich aus jener Auffassung der europäischen Frage, die ich in „Weder Communismus noch Capitalismus“ und „Neue Ziele neue Wege“, sowie in vielen Zeitschriftenaufsätzen entwickelt habe. Ich weiß nun zwar, daß ich dieser Auffassung wegen für einen Narren, und zwar für einen nicht ganz ungefährlichen, gehalten werde, aber da ich, ohne sie wenigstens zu skizziren, die gestellte Frage nicht beantworten kann, so bleibt mir nichts übrig, als das auch an dieser Stelle noch einmal zu thun.

Das deutsche Volk braucht einen seinem Bevölkerungszuwachse entsprechenden Landzuwachs. Die Gründung eines überseeischen Colonialreichs nach englischem Muster ist ausgeschlossen durch die continentale Lage unseres Landes, durch unsere historische Entwickelung und durch unsere Staatseinrichtungen. Es bleibt uns daher kein anderer Weg der Expansion als der zu Lande über die dünn bevölkerten Gebiete des südöstlichen Europas und Westasiens. Dadurch gerathen wir in einen Gegensatz zu Rußland, der nicht bloß oberflächliche und vorübergehende Interessen, sondern die Wurzeln unseres nationalen Daseins betrifft, und dadurch wird England unser natürlicher Bundesgenosse. Der Gegensatz ist aber auch schon, abgesehen von unserem Expansionsbedürfniß, gegeben durch die bloße Thatsache, daß das ungeheure Rußland unser Grenznachbar ist. Kein lebenskräftiges Volk duldet an seinen Grenzen das Heranwachsen einer Macht, von der es erdrückt werden kann. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die beiden Hälften, in die der deutsche Michel sein altes Stammland hat zerschneiden lassen, sich zu Rußland verhalten, wie Holland und Belgien zum Deutschen Reiche. Diese beiden Kleinstaaten können aber nur in einem sehr beschränkten Sinne selbstständig und unabhängig genannt werden. Wenn wir uns die Ohnmacht des kleinen Holland nicht zu Nutze machen und die Mündung unseres Rheinstromes nicht annectiren, so geschieht das doch nicht aus irgendwelchen christlichen oder sonst idealistischen Rücksichten auf fremde Eigenthumsrechte, sondern weil wir den Widerspruch der übrigen europäischen Mächte scheuen. Wenn aber nach fünfzig Jahren Rußland eisfreie Häfen an der Ostsee wünschen, und seine Polypenarme sogar vielleicht bis an die untere Elbe ausstrecken wird, so wird es Niemanden zu scheuen haben. Rußland hat keinen Feind im Rücken und wird dann wahrscheinlich 150 Millionen Einwohner haben, während sich die Einwohnerzahl unseres heutigen Staatsgebietes nicht über sechzig Millionen vermehren kann, wenn wir uns nicht eine permanente Hungersnoth zuziehen wollen. Die Macht eines Volkes ist das Product von Kopfzahl, Tüchtigkeit und Land. Im ersten dieser drei Factoren stehen wir den Russen nach, im zweiten sind wir ihnen weit überlegen, im dritten bleiben wir weit, weit hinter ihnen zurück, nicht bloß durch die verhältnißmäßige Kleinheit, sondern auch durch die höchst ungünstige Lage unseres Gebietes. Wir haben also nur die Wahl, ob wir auf unsere Unabhängigkeit verzichten, oder die russische Macht nach Asien zurückwerfen wollen.

Die Russenfreundlichkeit Bismarck's war durch die Umstände gegeben. Als Realpolitiker faßte er immer nur sein

*) Dr. Rommel, Au Pays de la Revanche. Genève, Stapelmohr. Der Verfasser der Vorrede, der bekannte Kritiker Jules Lemaitre, ist übrigens, wie wir Herrn Dr. Bamberger versichern können, auch der Verfasser des ganzen Buches.

nächstes Ziel in's Auge. Dieses war in der auswärtigen Politik: für Preußen die noch fehlende materielle Grundlage der europäischen Stellung, die es beanspruchte, zu beschaffen. Damit war zunächst der Gegensatz gegen Oesterreich gegeben. Das Weitere konnte im Einvernehmen mit Frankreich gegen den Willen Rußlands, oder bei wohlwollender Neutralität Rußlands gegen den Willen Frankreichs besorgt werden. Die Tollheit der Franzosen hat die zweite Alternative verwirklicht. Damit war also für Bismarck die Unvermeidlichkeit der Russenfreundschaft gegeben. Aber die Weltgeschichte bleibt nicht stehen. Kaum war der letzte der europäischen Nationalstaaten, der sich als Nebenproduct der preußischen Politik ergab, fertig geworden, so war auch schon die Aera des europäischen Gleichgewichts, das auf einem System annähernd gleich mächtiger Nationalstaaten beruhte, geschlossen und die Zeit der Weltpolitik angebrochen. Die europäischen Großstaaten sind zu Kleinstaaten herabgesunken, die, jeder für sich allein, nur noch Lärm, aber keine Politik mehr machen können; die Zukunft gehört den Weltmächten, und das deutsche Volk hat nur die Wahl, ob es politisch abdanken oder eine Weltmacht werden will. Mit dieser Alternative verbindet sich eine zweite: da Europa für mehr als eine Weltmacht keinen Raum hat, so fragt es sich, ob Deutschland oder Rußland die europäische Weltmacht sein soll.

Durch unsere Handelsinteressen wird die beschriebene Lage keineswegs geändert, vielmehr befestigt. Nicht in politischer Feindschaft gegen England, sondern im besten politischen Einvernehmen mit ihm haben wir unsere Stellung auf dem Weltmarkte errungen, und hatte Hamburg seine Stellung errungen zu einer Zeit, wo es, ein politisch ganz ohnmächtiger kleiner Freistaat, auch nicht ein einziges Kriegsschiff zu seiner Vertheidigung gehabt hätte, wenn seine Kauffahrer von Kapern bedroht gewesen wären; schon vor fünfzig Jahren übertraf sein Handel den von ganz Holland. Zwar die Ansicht, daß die wirthschaftlichen Gegensätze mit den politischen nichts zu schaffen hätten, und daß ein Zollkrieg die politische Freundschaft nicht zu trüben brauche, ist im Allgemeinen nicht richtig; wirthschaftliche Interessenconflicte sind eine der gewöhnlichsten Kriegsursachen, und man darf sagen: außer den dynastischen sind alle Kriege entweder Colonial- oder Handelskriege; (Eroberungskrieg ist nur eine andere Bezeichnung für Colonialkrieg). Aber gerade für unser Verhältniß zu England gilt der Satz, daß die Concurrenz auf dem Gebiete des Ausfuhrhandels nicht zu politischen Verwickelungen zu führen braucht; ja hier kann gar keine politische Verwickelung entstehen, weil ja England unsere Waaren hereinläßt, und nicht allein unsere Waaren, sondern auch unsere Menschen. Wiederum ist es nicht England, sondern Rußland, das uns auch auf diesem Gebiete provocirt, indem es unsere Waaren und unsere Auswanderer aussperrt; wir wären vollauf berechtigt, ihm den Krieg zu erklären, um es zur Oeffnung seiner Grenzen zu zwingen. Für mich kommt nun zu diesen gegebenen Verhältnissen noch der subjective Umstand, daß ich für Exporthandel überhaupt nicht schwärme; mein wirthschaftliches Ideal ist das Carey'sche des inneren Marktes (die Schutzzöllnerei gehört nicht zu den wesentlichen Bestandtheilen dieses Ideals), so daß ich eigentlich auf der Seite der Agrarier und Mittelstandspolitiker stehen müßte. Leider sehe ich mich diese beiden Parteien zu bekämpfen genöthigt, weil sie das Ideal mit ungeeigneten Mitteln erstreben und die beiden Bedingungen seiner Verwirklichung: Beseitigung der Latifundien und Landerwerb durch Erweiterung der Staatsgrenzen, übersehen. — So führen mich vier convergirende Gedankenreihen zu dem einen Ergebniß, daß Rußland — nicht das russische Volk, sondern das Zarthum als europäische Macht — unser Feind ist, mit dem wir über kurz oder lang einen Entscheidungskampf auf Tod und Leben auszukämpfen haben werden, England dagegen unser natürlicher Bundesgenosse in diesem Kampfe. Damit soll nichts gesagt sein, weder gegen die auswärtige Politik unserer Regierung im Allgemeinen, noch insbesondere gegen ihre Flottenpolitik. Ich bin kein Politiker, betheilige mich grundsätzlich niemals und auf keine Weise activ an der Politik, und beschränke mich darauf, den Lauf der Ereignisse von einem geschichts-philosophischen Standpunkte aus zu betrachten und zu kritisiren. Hiervon abgesehen habe ich über jene beiden Punkte nichts zu sagen, weil ich nichts davon weiß. In die Pläne des Kaisers bin ich nicht eingeweiht, und aus den augenblicklichen Handlungen eines Staatsmannes lassen sich keine sicheren Schlüsse auf seine Absichten ziehen; in der Diplomatie haben nicht allein die Worte, sondern auch die Thaten, wenn es nicht gerade Kriegserklärungen sind, oft genug nur den Zweck, die Absichten zu verbergen. Und über die Flottenfrage kann ich nichts sagen, weil ich von der Marine, wie vom Militär, nichts verstehe. Dagegen darf ich mir erlauben zu bemerken, daß ich es bedenklich finde, wenn mit der Flottenagitation eine Engländerhetze zusammentrifft, denn das sieht so aus, als ob wir zu einem Kriege gegen England rüsteten. Nun halte ich es zwar nicht für möglich, daß irgend einmal eine deutsche Regierung so dumm sein könnte, England den Krieg zu erklären, aber es ist doch, wie man an Frankreich gesehen hat, immerhin gefährlich, wenn der Volksinstinct irregeleitet wird; in Deutschland hat dieser Instinct bis jetzt immer die richtige Witterung gehabt und den Feind nicht jenseis des Canals, sondern im Osten gespürt.

Den politischen Erwägungen gesellen sich Culturinteressen ersten Ranges zu. Rußland ist eine asiatische Macht, die Russen sind Asiaten, wie denn alle Slawen wenigstens Halbasiaten sind. In dem Augenblick, wo Asien eine bedrohliche Haltung annimmt, gehören die großen Vertreter der europäischen Cultur, das deutsche, das englische und das französische Volk als Bundesgenossen zusammen. Die große Frage des Continents der Alten Welt, ob die asiatische Masse oder der europäische Geist herrschen soll, diese Frage, um die das erste Mal bei Marathon und Salamis gekämpft worden ist, sie ist bis heute noch nicht endgiltig gelöst, ja sie ist heute wieder einmal brennend geworden, so daß der Ruf: Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!, durchaus zeitgemäß erscheint; nur ist es nicht der arme todte Buddha, der schon bei Lebzeiten keinem Menschen ein Leid zugefügt hat, in dem sich die asiatische Gefahr verkörpert, sondern der russische Zar, dessen tschechische Vorposten schon mitten im Herzen des alten deutschen Reichsgebietes stehen. Uebrigens bin ich für die Unliebenswürdigkeiten der Engländer nicht blind. Aber die große Politik soll nicht durch Empfindlichkeiten bestimmt werden. Und dann pflegen unsere leitenden Kreise russischen Unliebenswürdigkeiten und Zumuthungen gegenüber merkwürdig unempfindlich zu sein. Daraus und aus manchem Anderen ziehe ich den Schluß, daß man sich in die Abhängigkeit von Rußland, die uns aus unserer geographischen Lage, falls wir sie nicht ändern, erwachsen muß, schon zu fügen beginnt. Diesen Punkt scheint Eduard von Hartmann noch niemals in's Auge gefaßt zu haben. Dann ergiebt er sich in die „bittere Nothwendigkeit", unsere Existenz auf Handel und Ausfuhrindustrie zu gründen, während ich wünschte, daß wir ihr vorzubeugen strebten. Denn mir erscheint es furchtbar, daß wir es unter weit ungünstigeren Bedingungen mit einer Entwickelung versuchen sollen, an deren Ende England trotz seiner günstigeren Lage und seines concurrenzlosen Anfangs jetzt schon angelangt ist. Endlich ist es noch die Frage, ob das Deutsche Reich je einmal in die Lage kommt, in einem Kriege zwischen England und Rußland den Ausschlag zu geben. So viel ich weiß, strebt eine einflußreiche Partei in England nach Rußlands Freundschaft. Asien hat Raum für Beide, und es könnte wohl sein, daß sie sich über die friedliche Theilung einigten, ohne daß Eins von Beiden uns dabei nöthig hätte. Nicht englisches Interesse, sondern unsere eigene nationale Existenz ist es, was wir Rußland gegenüber zu vertheidigen haben.

Karl Jentsch.

## Gegen die Abendkost im Heere.

„Wir leben in einer seltsamen Zeit." Ich möchte glauben, dieses Wort hat sich zu allen Zeiten in deutschen Landen vernehmen lassen; mit demselben Grad des Erstaunens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Kunde der französischen Revolution über den Rhein drang, wie in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, als die Zeitgenossen, wenn man ihnen glauben soll, noch in einer gewissen Beschaulichkeit dahingelebt haben. Warum sollen wir es nicht auch auf die Gegenwart anwenden? Giebt es doch auch in unseren Zeitläuften des Seltsamen übergenug; und wer ehrlich sein will, muß dem Redner einer politischen Versammlung, die in Frankfurt a./M. vor einigen Monaten abgehalten wurde, zustimmen, wenn er meinte, daß seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck das Kopfschütteln sich bereits zu einer nationalen Eigenthümlichkeit ausgebildet habe. Seltsam erschien uns z. B. die Bewilligung der erklecklichen Summe von 7—8 Millionen zur Beschaffung einer Abendkost für die Mannschaften des Heeres. Die Thatsache der Forderung an sich kann freilich nichts Befremdliches haben. Denn Anträge, die auf eine Verbesserung der Verpflegung von Mann und Pferd abzielen, kehren im Miltäretat so häufig wieder, daß über sie im Grunde kein Wort zu verlieren ist. Das Seltsame lag aber in dem Umstande, daß das Kriegsministerium sich diesen Posten in seinem Etat von verschiedenen Parteien hat aufdrängen lassen, die ihn in der Agitation für die heranrückenden Neuwahlen bei der großen Masse als captatio benevolentiae zu verwerthen gedenken. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß auch nach Ansicht der Militär-Verwaltung bei der Abendkost für die Mannschaften des Heeres die Bedürfnißfrage nicht vorlag. Wäre es der Fall, so wäre es ihre Pflicht gewesen, selber die Initiative zu ergreifen. Aber nein, die Abendkost war nicht nur nicht erforderlich, sie wird sogar ein der Armee nachtheiliges superfluum werden.

Wie gestaltete sich denn bisher die Verpflegung der Mannschaften? Zu unterscheiden ist eine officielle und eine officiöse Verpflegung. Officiell ist diejenige, welche aus den Competenzen des Mannes bestritten wird. Sie bestand unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Garnison aus 750 Gr. Brod, einer sehr nahrhaften Mittagskost, in der das Fleisch niemals fehlte, auch dann nicht, wenn der Mann es nicht direct zwischen die Zähne nehmen konnte, denn dann erhielt er es in Gestalt von zerronnenem Speck; ferner aus einem Morgenkaffee und einem Kaffee während der Vesperstunde, endlich aus dem, was der Mann von der ihm in die Hand gezahlten Löhnung auf seine Beköstigung zu verwenden für gut hielt. Die Portionssätze waren mehr als ausreichend. Von dem Gemüse der Mittagskost und von dem Kaffee erhielt der Mann so viel als er wünschte; und zu den Zeiten des stärksten Appetits, also während der Ausbildung der Rekruten, konnte man ihn zu wiederholten Malen mit der Menageschüssel in die Küche eilen sehen. An den hohen Festtagen erfuhr die Mittagskost, außerhalb der Garnison, auf Märschen und im Manöver fast die gesammte Naturalverpflegung eine wesentliche Steigerung. Unter der officiösen Verpflegung wäre alles das zu verstehen, was mit den Ersparnissen der Menagegelder und mit den Ueberschüssen des Cantinenbetriebs bestritten wurde; dieser befindet sich bei jeder Truppenabtheilung mit selbstständiger finanzieller Verwaltung. Unter den Begriff der officiösen Verpflegung würden fallen: erstens die Abendkost in Gestalt von Kartoffeln mit Häring oder einer Kartoffelsuppe oder Kaffee oder Eiern oder Käse oder Wurst; vereinzelt wurde sie fast täglich, mindestens aber zwei oder drei Mal wöchentlich überall dort gewährt, wo die Gelder nur einigermaßen sorgfältig verwaltet wurden; zweitens die Kaffee- oder Theeportionen, mit denen der Mann für jede größere Uebung außerhalb der Garnison, gleichviel zu welcher Jahreszeit, ausgestattet wurde; drittens die Wurst- oder Speckportionen, die verabfolgt wurden, sobald anzunehmen war, daß eine geplante Marsch- oder Gefechtsübung über das gewöhnliche Maaß hinausgehen würde; viertens die Spenden von Bier oder Grog, entweder ebenfalls im Anschluß an anstrengende Uebungen oder aus Anlaß einer guten Besichtigung oder eines Festtages; endlich die Gaben materieller Art, die dem Manne zu Weihnachten zuflossen. — Selbst der Socialdemokrat mit dem anspruchvollsten Magen wird einräumen müssen, daß bei einer solchen Verpflegung von Darben doch nicht die Rede sein kann. Er wird auch nicht die Behauptung in den Bereich der Mythe weisen können, daß bis in die jüngste Zeit viele Mannschaften sich nach ihrer Entlassung nach den Fleischtöpfen ihres Bataillons zurückgesehnt haben und noch zurücksehnen, weil sie es weder vor noch nach ihrer Dienstzeit so gut gehabt haben wie in dieser.

Herr Lieber wird dem entgegenhalten, daß der militärische Dienst jetzt höhere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Mannes, namentlich an die körperliche, stelle als früher. Richtig! Durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit sind sie bei der Infanterie und Artillerie in dem Maaße unnatürlich gesteigert worden, daß der Erfolg der Ausbildung schon mehr als fraglich geworden ist. Trotzdem hat die bisherige Verpflegung noch vollauf ihren Zweck erfüllt. Ich habe junge, in einem Industriebezirk ausgehobene Mannschaften auf dem Wege vom Bahnhof in die Kaserne zu ihrer Einstellung als Rekruten häufig an meinem Fenster vorüberziehen sehen. Oft drängte sich mir die Befürchtung auf, daß diese kümmerlichen Gestalten den Anstrengungen des Dienstes erliegen würden. Sah ich sie aber im Spätsommer bei dem Baden in adamitischen Costüm wieder, mußte ich mich überzeugen, daß meine Besorgniß sehr überflüssig gewesen war. Jetzt erblickte ich nur volle, kräftige, muskulöse Körper, die die landläufigen Redensarten, daß das Menschengeschlecht immer mehr verkümmere, und daß namentlich die Industrie ein gesundes Geschlecht nicht mehr aufkommen lasse, Lügen strafte. Wohl gemerkt, diesen Eindruck machten die Mannschaften zu einer Zeit, wo sie für das bevorstehende Manöver durch große Anstrengungen aller Art in den voraufgegangenen Monaten gewißermaßen trainirt worden waren. Nein, wer die bisherige Verpflegung der Mannschaften unseres Heeres für unzulänglich erklärt, schlägt der Wahrheit in's Gesicht. Im Gegentheil, die Verpflegung wurde schon bisher in solcher Fülle gewährt, daß scharfblickende, erfahrene Officiere ein „Zu viel" befürchteten.

Zweifellos muß der Soldat so genährt werden, daß in der Ausübung des Dienstes die Körperkräfte nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr gehoben werden. Was aber darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Nicht für den Friedensdienst soll er erzogen werden, sondern für den Krieg. In diesem kehren nur zu oft die Tage wieder, wo Schmalhans das Regiment führt. Auch an ihnen hat Gehorsam, Ausdauer, Entschlossenheit, Verachtung der Todesgefahr, haben all' die Tugenden des Vaterlandsvertheidigers sich zu bewähren, ohne die der Sieg nicht zu haben ist. Wo soll der Mann aber die Willenskraft hierzu hernehmen, wenn er im Frieden gewissermaaßen im Ueberfluß groß geworden ist? Wer hat nicht in den letzten Feldzügen wahrgenommen, daß die Mannschaften aus denjenigen Provinzen, in denen ein weit verbreiteter Wohlstand herrscht, schneller den Muth sinken ließen, sobald der Hunger sich einstellte und für's Erste nicht befriedigt werden konnte, als ihre Kameraden aus denjenigen Landestheilen, in denen ein härterer Kampf um das Dasein geführt werden muß. Notorisch ist der Pole, der Brandenburger, auch der Schlesier gegen Entbehrungen weit widerstandsfähiger, als der Rheinländer, Westfale und Schleswiger. Lernt aber der Soldat nicht im Frieden sich mit seiner Verpflegung einzurichten, ungerechtfertigte Begehrlichkeiten seines Magens zu unterdrücken, so ist es im Kriege zu spät, weßhalb schon während seiner Ausbildung in der Erziehung zur Selbstzucht vorgegangen werden muß.

Nicht selten begegnet man in den Kreisen der älteren, intelligenteren Officiere der Ansicht, daß unter dem Einfluß der seit vielen Jahren sich immer mehr vordrängenden humanitären Bestrebungen im Heere auch auf dem Gebiete der Verpflegung schon mannigfach gesündigt worden ist. Bei einem Capua sind wir freilich noch nicht angekommen. Aber unbedingt müßte mehr geschehen, um dem Mann auch hierin, so weit es überhaupt möglich ist, mit dem furchtbaren Ernst des Krieges annähernd bekannt zu machen, damit er in diesem nicht allzu sehr überrascht wird und unter dem Eindruck des Unerwarteten dem Kleinmuth erliegt. Mit äußerster Strenge wirkt überall die Manöverleitung darauf hin, daß bei dem Beziehen eines Bivaks die Verpflegung sogleich zur Stelle ist. Schwere Strafen treffen Denjenigen, der ihr verspätetes Eintreffen verschuldet. Dieses Verfahren ist durchaus zu billigen. Denn die vornehmste Aufgabe der ruhenden Truppe besteht darin, daß sie sich so schnell wie möglich für neue Actionen rüstet. Dieses wird aber am Sichersten durch die Befriedigung des Magens erzielt. Indessen die Regelmäßigkeit, mit der nun früh- und rechtzeitig die Verpflegung im Bivak einläuft, muß naturgemäß in dem Mann die irrige Vorstellung erwecken, daß er unter allen Verhältnissen, also auch im Kriege, es immer so gut haben wird. Um ihn hiervor zu bewahren, müßte eine Manöverleitung, die ihre Pflichten ernst nimmt, an einigen wenigen Uebungstagen ein verspätetes Eintreffen der Verpflegung herbeiführen. Sie würde auf reichliche Zinsen einer solchen Maßregel in den heiklen Lagen des Krieges rechnen können, wo der knurrende Magen nur zu schnell das Soldatenherz um den letzten Rest seiner Widerstandsfähigkeit bringt. Unter demselben Gesichtspunkt müßte der Mann in der Garnison in seiner Verpflegung stets nur so gestellt werden, daß er jeder Zeit Anlaß hätte, mit ihr wenigstens Haus zu halten. Nur so erhält er einen richtigen Begriff von ihrer hohen Bedeutung. Schwer fiel ihm dies schon bisher. Wird aber noch das Abendbrod täglich und von Amts wegen gespendet, — und der Reichstag hat es ja widerspruchslos in allen drei Lesungen des Militäretats bewilligt — so läuft er gradezu Gefahr, gering von seiner Verpflegung zu denken.

Wie wenig Werth die Mannschaften schon bisher auf die Abendkost, so weit sie gewährt wurde, legten, ist unter den Leuten der Praxis kein Geheimnis. Namentlich dem Manne des zweiten Jahrganges wurde sie oft unbequem. Den ganzen lieben langen Tag hatte er sich im Dienst redlich abgequält. Nicht einen Augenblick war er den prüfenden Blicken seiner Vorgesetzten entzogen gewesen. Da winkte ihm der Abend, der ihm vielleicht eine oder zwei freie Stunden schenkte. Es drängte ihn hinaus aus den engen Mauern der Kaserne. Denn er wollte einmal auch mit nichtuniformirten Menschen sprechen; er wollte vielleicht auch einige nothwendige Einkäufe machen. Nun trat das Abendbrod dazwischen. Wollte er dieses noch genießen, was erübrigte er noch von der freien Zeit? Denn um neun Uhr sollte er schon wieder im Bett liegen. In dem Dilemma entschied er sich schon bisher, wo er vielleicht, wie erwähnt, nur dreimal wöchentlich des Abends beköstigt wurde, nur zu oft für den Verzicht. Wie wird er sich zu der Abendkost jetzt stellen, wo er sie täglich officiell erhält, wenn womöglich die Vorgesetzten darauf hinzuwirken suchen, daß er sie auch wirklich einnimmt? Nun, jetzt wird sie ihm zu einem Odium, dem er sich zu entziehen nach Kräften bestrebt sein wird. Also anstatt mit der ihm gewährten Verpflegung Haus zu halten, vergeudet er sie. Die nicht abgehobene Abendkost wandert in die Spülichttonne, aus der die Schweine gefüttert werden.

Wer will leugnen, daß diese Ausführungen der Praxis entlehnt sind? Welcher Bataillonscommandeur hätte nicht häufig auf die an die Feldwebel gerichtete Frage, ob nicht wieder die Bewilligung eines Abendbrodes angezeigt wäre, die Antwort erhalten: „Nur nicht heute, bis zu so später Stunde können wir die Kerle doch nicht in der Kaserne zurückhalten . . .“?

Und die so erzogene Truppe soll nun mit leerem Magen, mürbe vom voraufgegangenen Marsche frischen Muthes in den Kampf treten? Der Hunger drückt das Gemüth nieder; und hiergegen soll sich der der Todesgefahr entgegengehende Soldat wehren können, der im Frieden im Ueberfluß gelebt hat? Keine Uebertreibung! Wer leichten Herzens auf seine Abendkost verzichten kann, lebt im Ueberfluß. Es ist keine Schwarzseherei, wenn wir behaupten, daß eine zu reichlich bemessene Verpflegung unsere Armee moralisch schwächen muß. Darum beklagen wir die Bewilligung der Abendkost, die nicht aus militärischer Nothwendigkeit, sondern nur aus Partei- und Wahlrücksichten zu Stande kam.

W. v. C.

## Literatur und Kunst.

### Bismarck und seine Mitarbeiter.

Von August Mützell.

Der neben dem trefflichen Horst Kohl berufenste Historiograph Bismarck's, Heinrich von Poschinger, setzt seine rastlose Thätigkeit fort. Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart giebt er fast zu gleicher Zeit den 3. Band seiner bekannten Veröffentlichung über die Thätigkeit des Bundesraths unter Bismarck für die Jahre 1874—1878 und eine neuartige Publication heraus „Bismarck-Portefeuille“, von dem uns zwei Bände vorliegen. Es ist, etwa ähnlich wie Horst Kohl's „Bismarck-Jahrbuch“, das leider nicht sonderlich eingeschlagen hat und nunmehr in einem neuen Verlag in periodischen Heften erscheint, eine Sammelmappe für einzelne ungedruckte amtliche Kundgebungen, Briefe und Artikel. Aus Poschinger's drei Bänden wollen wir hier einiges allgemein Interessante über die zahlreichen Mitarbeiter des großen Staatsmannes herausheben.

Mit der Größe Bismarck's hat seine Unnahbarkeit so ziemlich Schritt gehalten. Vor seinem Eintritt in den Staatsdienst war sein Verkehr ein ebenso freier und ausgedehnter wie der anderer conservativer Abgeordneter. Als Gesandter in Frankfurt a. M. und St. Petersburg standen die Thüren seines Salons weit offen; sein Haus galt für gastlicher als das des gastlichsten unter seinen Collegen. Nach der Ernennung zum Ministerpräsidenten mußte sich Bismarck aber schon mehr und mehr von der Geselligkeit zurückziehen; die Fluth der Geschäfte der inneren und auswärtigen Politik, die bis 1866 über ihn hereinbrach, zwang ihn in Bezug auf seine Zeiteintheilung zur größten Oekonomie. Die Geschäfte nahmen ihn damals täglich zehn bis zwölf und häufig noch mehr Stunden in Anspruch. Erst von Königgrätz ab datirt sein eigentliches Prestige; von jetzt ab war Bismarck der Mann, an den sich Alles herandrängte. Die jahrelangen Arbeiten für das Gelingen seines großen Werkes: die Einigung Deutschlands, Arbeiten, wie sie kein zweiter Staatsmann aufweisen mag, hatten aber seine Gesundheit untergraben; es beginnen seine längeren Abwesenheiten auf dem Lande, 1867 erstmals in Varzin; in Berlin aber erneuerten sich die aufregenden Arbeiten, und es kamen dazu die Sorgen um die Einrichtung und den Ausbau des Norddeutschen Bundes, die Angliederung der neuen preußischen Provinzen und das Inschachhalten der durch Sadowa erweckten französischen Aspirationen. Bismarck hatte jetzt in vier parlamentarischen Körperschaften zu erscheinen: im Reichstag, Zollparlament, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Zu dem Vorsitz im Staatsministerium war Jener im Bundesrath hinzugekommen. Wir kennen aus dieser Periode eine Fülle staatsmännischer Akte Bismarck's

aber über Bismarck als Mensch haben damals nur Wenige Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu sammeln, und wer dies ausnahmsweise konnte, dem fehlte vielleicht die Gabe, die gewonnenen Eindrücke wiederzugeben. Erst nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich wurde Bismarck wieder zugänglicher, sein diplomatischer und sonstiger Generalstab mußte ihm die Familie ersetzen, und Moritz Busch verdanken wir es, daß uns die Gestalt des Gründers des Deutschen Reichs demnächst auch menschlich näher gerückt wurde. Von den späteren Leuten Bismarck's hat bisher Keiner etwas über den Herrn und Meister veröffentlicht. Am meisten Material besitzen die Vorstände der Reichskanzlei, v. Tiedemann und Dr. v. Rottenburg, von denen wir wohl hoffen dürfen, daß sie dereinst ihre Erinnerungen herausgeben. Nächst diesen beiden Beamten hat Bismarck, wenn man von den Ministern und Staatssecretären absieht, am meisten mit den Beamten des Auswärtigen Amtes dienstlich und außerdienstlich verkehrt. Am nächsten unter ihnen stand ihm Lothar Bucher; aus seinem literarischen Nachlaß ist aber, nach Poschinger, nichts zu erwarten. Gleich einem Bourienne mit Napoleon, wird er an der Seite des Reichsschöpfers in die Unsterblichkeit der Geschichte eingehen. Lothar Bucher stellte gegenüber seinem Biographen Poschinger, wie derselbe jetzt mittheilt, in Abrede, daß er durch Ferdinand Lassalle zum Fürsten Bismarck gebracht worden sei. Nach einer Erzählung des Generals Freiherrn v. Korff, welcher mit Beiden näher bekannt war, hätte sich die Sache aber wie folgt zugetragen. Um das Jahr 1863 gab es keinen Politiker, der in dem Streite zwischen Lassalle und Schulze-Delitzsch nicht Stellung genommen hätte. Als in einer Abendgesellschaft des Ministers des Innern Grafen Eulenburg das Gespräch darauf kam, bezweifelte einer der Gäste die lauteren Absichten Lassalle's. Baron Korff warf ein, diese Zweifel würden sich am Besten durch Anknüpfung eines persönlichen Verkehrs mit Lassalle beseitigen lassen. Nach Verlauf einiger Zeit erklärte Graf Eulenburg dem Freiherrn v. Korff, Herr v. Bismarck habe sich bereit erklärt, Lassalle direkt zu hören. Kurze Zeit darauf kam es zu zwei eingehenden Aussprachen zwischen dem Ministerpräsidenten und Lassalle. Im Laufe derselben kam der Letztere zu der Ueberzeugung, daß er bei seinem leidenschaftlichen und hochfahrenden Wesen bei dieser persönlichen Art der Verhandlung mit Bismarck seiner Sache eher schade als nütze. Deßhalb schlug er zu kritischer Behandlung seiner Theorien dem Ministerpräsidenten seinen Freund Lothar Bucher vor, welcher Vorschlag von dem ersteren acceptirt wurde. Als Bismarck Bucher's Ernennung zum Legationsrath dem Könige vorschlug, zögerte der Monarch lange mit der Unterzeichnung des Patents. Nachher soll er — einer gut verbürgten Mittheilung zufolge — die Feder, womit er unterschrieb, zertreten haben aus Unmuth darüber, daß Bismarck ihm angesonnen, einen so extremen Steuerverweigerer in das Auswärtige Amt aufzunehmen. Später sah der Monarch allerdings ein, welche schätzbare Kraft Bismarck dem Königlichen Dienst gewonnen hatte, und trat mit Bucher verschiedene Male in direkte Beziehungen. Kein Beamter der politischen Abtheilung hat auf dem Gebiete der innern Politik so viel gearbeitet, als Bucher. In Folge seiner umfassenden Kenntnisse eignete er sich wie kein Zweiter zum Sekretär Bismarck's, also zur Erledigung desjenigen Arbeitsstoffes, der jetzt in der Reichskanzlei zusammenfließt. Ein Institut dieser Art aber gab es in den sechziger Jahren noch nicht. Erst im Jahre 1873 dachte Bismarck daran, durch die Ernennung Lothar Bucher's zum Generalsekretär sich eine dringend nöthige Geschäftserleichterung zu verschaffen. Der Gedanke gelangte jedoch nicht zur Ausführung.

Bucher war zu Anfang im Amte von seinen Collegen etwas unterdrückt; er wurde überhaupt in der allerersten Zeit von Bismarck wie eine heimliche Liebe gehalten, und seine Neider in den Kreisen der „National-Zeitung", die er jetzt „schnitt", triumphirten darüber, daß seine erste Anstellung im preußischen Staatsanzeiger thatsächlich todtgeschwiegen wurde. Nachdem das Herzogthum Lauenburg an die Krone Preußen übergegangen war, wurde Lothar Bucher mit der Ordnung der ganz antiquirten Verhältnisse dieses Ländchens betraut. Die Sache verursachte ihm viel Mühe. „Wohin man die Augen warf, — erzählte Bucher einem Freunde — überall in den Institutionen des Herzogthums mittelalterlicher Wust, ungeschmälert und ungemildert unter der Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, allenthalben Ausbeutung der Mehrheit durch eine kleine bevorrechtigte Minderheit; Lauenburg war mit anderen Worten ‚das Pompeji der deutschen Verfassungsgeschichte', es war, was ungefähr auf dasselbe hinausläuft, das Paradies des Junkerthums und eines nach Herkommen ähnlich begünstigten Beamtenstandes."

Ganz vorzugsweise unterstützte Bucher Bismarck in dem Kulturkampf; er führte in dieser Materie im Auswärtigen Amt die Feder. Da nicht bekannt ist, daß Bucher in seinen jüngern Jahren sich eingehend mit Kirchenrecht befaßt habe, so war er offenbar darauf angewiesen, sich jetzt die betreffenden Kenntnisse nachträglich anzueignen. Die Rathschläge Buchers krankten vielleicht auch an dem Umstande, daß er stets in protestantischen Ländern gelebt und von dem Wesen und der Macht der katholischen Kirche sich keinen rechten Begriff zu machen im Stande war Herr v. Keudell, der lange Jahre neben Lothar Bucher arbeitete, war über seine Leistungsfähigkeit erstaunt. Wenn in Varzin bei Tisch eine unaufgeklärte Frage von Keudell mit Bismarck besprochen wurde, pflegte Bucher mitunter ganz regungslos dazusitzen. Am andern Morgen fand Bismarck beim Frühstück ein Promemoria Bucher's vor, das die Frage bis auf den Grund erschöpfte. Professor Gneist war Bucher's Studiengenosse. Schon auf der Schulbank beobachtete er an ihm ein verschlossenes Wesen, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Als Gneist Bucher einmal fragte, wie es dem Kanzler gehe, hauchte Bucher im Flüsterton, als ob es sich um das größte Staatsgeheimnis handle, hin: „Schlecht hat er geschlafen". Oft kamen Gäste vom Besuche des Fürsten Bismarck nach dessen Entlassung aus Friedrichsruh zurück, die auch nicht ein Wort aus dem Munde des gleichfalls an der Tafel sitzenden Geheimraths gehört hatten.

Ein ganz anderer „Mitarbeiter" war der Cultusminister von Mühler. Poschinger theilt aus den Acten eine hübsche Episode mit. Wie wir aus dem Bismarck-Jahrbuch wissen, mischte sich der Geheime Cabinetsrath v. Mühler seiner Zeit in die Behandlung von Personalangelegenheiten im Gebiete der Reichspostverwaltung. Das Bundeskanzler-Amt (gez. Delbrück) hatte in einem Bericht an den König die Anstellung eines ehemaligen hannoverschen Postbeamten für den Oberpostdirektorposten in Frankfurt am Main in Vorschlag gebracht. Cabinetsrath v. Mühler glaubte von dieser Besetzung abrathen zu müssen. Er begründete seine Ansicht mit dem Hinweis, daß die Correspondenzen des entthronten Königs von Hannover ihren Weg über Frankfurt nehmen, und daß es für den ehemaligen hannoverschen Beamten peinlich sein müsse, etwaige angeordnete Beschlagnahmen auszuführen. Es wurde demgemäß vom Civilcabinet aus dem Bundeskanzler-Amte aufgetragen, einen anderen Vorschlag zu machen. Als Vertreter des in Varzin weilenden Bundeskanzlers hatte Roon die ablehnende Entscheidung gegengezeichnet. Graf Bismarck sah sich in Folge dessen veranlaßt, am 28. August 1869 eine Denkschrift an den König zu richten, in welcher es unter Anderem heißt: „Es ist bisher nie vorgekommen, daß die technische Beurtheilung der Qualifikation einer Person in die Instanz des Civilcabinets verlegt worden wäre. Wenn dem Generalpostdirektor nicht mehr die Fähigkeit zugetraut wird, die technische Qualifikation der Beamten seines Ressorts zu beurtheilen, so müßte derjenige Cabinetsrath, der sie richtiger zu schätzen weiß, an seine Stelle gesetzt werden, falls Ordnung

im Dienste verbleiben soll. Die Letztere ist unvereinbar mit einem System, nach welchem die persönliche Qualifikation im Cabinet beurtheilt und damit der Schwerpunkt der Personalfrage in eine dienstlich nicht verantwortliche Stelle verlegt würde. Es wäre mit einem solchen System dem Nepotismus eine weite Thür geöffnet, über die bei uns, namentlich bezüglich der Verwendung in den neuen Provinzen, wie es scheint nicht mit Unrecht, geklagt wird. Der vorliegende Fall stellt sich als ein in der preußischen Dienstpragmatik unerhörter dar. Wenn der König persönlich eine Vorliebe für einen besonderen Beamten gehabt hätte, so würde Seine Majestät wohl mit seinem Wunsche nicht zurückgehalten haben. Die Beurtheilung der dienstlichen Qualifikation eines Beamten hat Allerhöchstderselbe bisher dem Generalpostdirektor vertrauensvoll überlassen. Man kann daher die in diesem Falle ergangene Königliche Entscheidung, mit welcher ein amtlicher Antrag abgelehnt wird, nur den postalischen Einwendungen des Herrn Cabinetsraths v. Mühler zuschreiben — einer Art von Beeinflussung der Allerhöchsten Entschließungen im laufenden Dienst, welche mit der Stellung des Cabinetsraths unverträglich ist und die Geschäfte vermehrt und erschwert."

In seiner Denkschrift an den König hält naturgemäß der Bundeskanzler Graf Bismarck seinen Unwillen in den Schranken der Ehrerbietung zurück. Um so furchtbarer entladet sich sein Grimm in dem bei dieser Gelegenheit an Roon gerichteten Begleitbrief. „Ich weiß nicht, ob Mühler (Cabinet) einen anderen Postkandidaten in petto hat, oder ob er nur jene frivole Motivirung der Allerhöchsten Entscheidung fabricirt hat, um irgend welcher weiblichen Einbläserei (folgen die Namen einflußreicher Damen) den Mantel umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Postkamarilla noch Haremsintriguen bestehen, und Niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urtheils opfere, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespieen, und mein Kopf ist wie ein Glühofen, trotz Umschläge. Es ist aber auch, um den Verstand zu verlieren. Verzeihen Sie meine Aufregung, nachdem Ihre Name unter der Sache steht, aber ich kann ja nicht annehmen, daß Sie bei der Form der Unterschrift sich die Sache angeeignet oder auch nur geprüft haben. Ich selbst überlasse dergleichen dem makellosen Philipsborn (dem damaligen Generalpostdirektor), aber nicht dem Cabinets-Mühler oder (Name einer Frau)." Hierauf antwortet Roon am 1. September: „Es thut mir herzlich leid, daß ich durch meine Contrasignatur zum Mitschuldigen geworden bin. Aber zu meiner Entschuldigung darf ich wohl daran erinnern, daß wir nicht selten Dinge kontrasigniren, ohne sie materiell approfondirt zu haben. Hätte ich eine Ahnung von dem Effekt und der Bedeutung jener Ordre auf Sie gehabt, so würde ich dagegen remonstrirt haben. Dies zu thun bin ich auch heute bereit."

Man kann aus diesem Verfahren des damaligen Bundeskanzlers Grafen Otto v. Bismarck unschwer abnehmen, daß er selbst bei verhältnißmäßig unbedeutenderen Anlässen mit der allergrößten Entschiedenheit darauf drang, daß von den Räthen in den Privatkanzleien des Königs, mochten sie dem Civil- oder Militärcabinet angehören, auch nicht die mindeste Einmischung in die Regierungsangelegenheiten geschehen dürfe.

Als zweiter vortragender Rath neben Costenoble fungirte anfänglich Geheimer Rath Immanuel Hegel, der inzwischen verstorbene nachmalige Consistorialpräsident. Derselbe hat auf die Anregung seiner Freunde in seiner letzten Lebenszeit eine kurze Selbstbiographie geschrieben, welche unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" erschienen ist und Mancherlei enthält, was von Interesse ist. Hegel, der bis zu seiner Berufung zum Consistorialpräsidenten vom Juli 1848 bis zum Jahre 1865 im Staatsministerium beschäftigt war, stand mit den führenden Männern in Preußen in ständigem Verkehr. Wenn er auch immer nur an zweiter Stelle zu schaffen hatte, so konnte er doch vielerlei Wichtiges aus der nächsten Nähe mit ansehen. Insgesammt hat er in den 16 Jahren seines Dienstes im Staatsministerium zehn verschiedene Männer an der leitenden Stelle stehen gesehen, Männer, welche in ihren Anschauungen weit auseinander gingen. Am Ausführlichsten von seinen Chefs gedenkt er Bismarck's. „Ich betrachte es — sagt Hegel von Bismarck — als eine besondere Gunst meiner Lebensführung, daß es mir vergönnt war, diesem großen Staatsmanne über zwei Jahre lang in dem unmittelbaren Dienstverhältniß als vortragender Rath persönlich nahe zu treten. Er überragte durch seine Ausrüstung mit außerordentlichen Gaben an Leib, Seele und Geist weit alle gewöhnlichen Menschenkinder und machte auch bei seinen Untergebenen große Ansprüche an ihre Arbeitskraft, Hingebung und Treue. Wir hatten Alle bei seinem Eintritt den Eindruck, daß er uns mit mißtrauischen Augen ansah, ob wir nicht etwa bestochen, oder sonst etwa unter anderem Einflusse ständen. Als er aber sich überzeugte, daß wir im Bureau des Staatsministeriums sämmtlich ehrliche Leute und gute Preußen waren, hatten wir uns seines Vertrauens zu erfreuen. Wir waren immerhin Alle nur Werkzeuge seines Willens; für ein gemüthliches Verhältniß blieb kein Raum, ich hatte aber von ihm die Anschauung, daß er als Unterthan und Lehnsmann mit Gut und Blut, Leib und Leben voll und ganz im Dienste seines Königs und Herrn stand und Alles für ihn einzusetzen bereit war. Ich war durch meinen langjährigen Verkehr mit dem vorgesetzten Ministerpräsidenten in gewohnter Uebung; ich vermied darin ein eigentlich vertrauliches Verhältniß; bewegte mich unbefangen und in Bescheidenheit und war nach besten Kräften bemüht, meine Pflicht zu erfüllen und dem Ministerpräsidenten, soweit Sinn und Auge reichte, mit meiner Hülfe zu dienen. Auf diese Weise gewann ich auch das Vertrauen Bismarck's: ich blieb stets offen und aufrichtig und wurde von ihm darin nicht beschränkt; in der ganzen Zeit meiner Verbindung mit ihm habe ich keinen Konflikt erlebt und von ihm kein kränkendes Wort erfahren, was in späteren Jahren sich wohl verändert haben möchte. Er gestattete es, daß ich ihm zu seiner Erleichterung meine Ausfertigungen gleich im Concept und Reinschrift vorlegte; wenn er etwas darin änderte, so war es keine große Mühe, sie noch einmal schreiben zu lassen. Wenn ich zum Vortrag bei ihm eintrat, faßte ich alle meine Geisteskräfte fest zusammen, um allem Unerwarteten gewachsen zu sein. Ein behagliches, selbstzufriedenes Sichgehenlassen war bei ihm nicht angebracht; man stand dabei in Gefahr, umgerannt oder übersprungen zu werden. Er vereinigte ein starkes Selbstgefühl, eine furchtlose Thatkraft, eine phantasiereiche Combinationsgabe und bei leidenschaftlicher Erregbarkeit überraschende Nüchternheit im berechneten Maaßhalten. Es war damals die Zeit des heftigen Verfassungskonflikts mit dem liberalen Landtag; in entscheidenden Momenten war ich mit Bewunderung Zeuge, wie er ohne zögerndes Erwägen der entgegengesetzten Gesichtspunkte mit genialer Intuition in zweifelloser Sicherheit seinen Beschluß faßte."

Das dienstliche Verhältniß, das zwischen Bismarck und seinem Geheimrath Wagener bestand, wird durch folgenden Schriftenwechsel recht deutlich illustrirt. Am 27. Februar 1872, also im Beginne des Falk'schen Culturkampfes, hatte Wagener nachfolgende Eingabe an den Fürsten gerichtet: „Eurer Durchlaucht verfehle ich nicht ganz gehorsamst zu melden, daß ich heute sehr unwohl und arbeitsunfähig bin. Die Vorwürfe gestern Abend haben mir sehr wehe gethan, um so mehr, als ich daraus die Ueberzeugung gewinnen muß, daß meine Kräfte meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sind." Darauf erging nachstehender Bescheid: „Ich hoffe, daß Sie bald wieder hergestellt sein werden, und bitte Sie, mir in meinem nervösen und kranken Zustande nicht durch Verstimmung über Aeußerlichkeiten das Leben noch schwerer zu machen, als es ohnehin mir schon ist. Sie sind der Einzige in meiner Um-

gebung, mit dem ich rückhaltslos offen mich ausspreche, und wenn ich das nicht mehr kann, so sticke ich an meiner Galle. Vorwürfe habe ich Ihnen nicht sowohl als dem Geschäftsgange im Staatsministerium gemacht, und wenn auch Ersteres der Fall wäre, so sollte ich meinen, daß Sie einem so alten und vielgequälten Freunde etwas zu Gute halten könnten." Aber 1873 erfolgte der Sturz Wagener's in Folge der Lasker'schen Enthüllungen. Der formelle Abschluß der von Letzterem aufgerührten Untersuchung war ein Verweis Wagener's, der denselben veranlaßte um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm auch mit der gesetzlichen Pension bewilligt wurde (1. Oct. 1873). Daß Bismarck durch diese Affaire Wagener's Ehre nicht als verletzt betrachtete, hat er dadurch bewiesen, daß Wagener nach wie vor wiederholt Einladungen nach Varzin erhielt und daß ihm der Kanzler später sogar ein Commissorium zur Theilnahme an dem Congreß der Kathedersocialisten in Eisenach ertheilte. Noch im Jahre 1875 nannte Bismarck Wagener, ihn in Schutz nehmend, „einen durchaus sachkundigen Mann und einen Mann von Geist."

Eine von Bucher ganz verschiedene und eigenartige Stellung nahm unter den Collegen in der Wilhelmstraße Rudolf Lindau ein. — Poschinger ist weit entfernt davon, Rudolf Lindau als Mitarbeiter Bismarck's mehr Bedeutung beimessen zu wollen, als seinen sämmtlichen Collegen in der politischen Abtheilung gebührt; ob der Kanzler aber einem dieser Herren mehr persönliches Wohlwollen schenkte als Rudolf Lindau, möchte er bezweifeln. „Dieses Wohlwollen verdankte Lindau in erster Linie seiner Bescheidenheit oder richtiger der Selbsteinschätzung seines geschäftlichen Werthes für den Fürsten Bismarck, sodann aber dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem sich Niemand zu entziehen vermag. Rudolf Lindau ist ein geistvoller und angenehmer Causeur, in dessen Gesellschaft nach des Tages Arbeit und Mühe bei einem Glase Bier nebst Cigarre sich trefflich plaudern läßt. Man konnte, wenn er die Thüre hinter sich schloß, nicht sagen, großartige Gesichtspunkte gehört, einen Blick in neue Bahnen oder Welten gethan zu haben, aber Lindau hatte gewiß Manches gesagt, woran man auch schon gedacht hatte, und er wußte aus Sphären zu erzählen, die Bismarck interessirten. Es giebt Menschen, die einem auf die Nerven gehen. Bei Lindau ist das gerade Gegentheil der Fall; er wirkt beruhigend auf die Nerven; das fühlte auch Bismarck, und deßhalb zog er ihn gern in sein Haus. Rudolf Lindau würde es als einen tactlosen Mißbrauch des Vertrauens betrachtet haben, mit dem er beehrt wurde, wollte er von dem, was er dort gehört und wahrgenommen, außerhalb des Hauses sprechen; er hätte aber die Discretion zu weit getrieben, wollte er es sich versagen, einige Notizen über den größten Staatsmann dieses und aller früheren Jahrhunderte niederzuschreiben, Bismarck's Persönlichkeit und Charakter unter die Lupe zu nehmen und demnächst zu beschreiben." So druckt denn also Poschinger jetzt zwei ältere Bismarck-Artikel von Rudolf Lindau wieder ab, die eine hübsche Charakteristik enthalten. Wir erfahren u. A. daraus, daß die an Bismarck gelangenden Bettelbriefe thatsächlich nach Tausenden gerechnet werden können. Vor einiger Zeit, als der Kanzler krank in Varzin war, wurden alle an ihn gerichteten Briefe, welche nicht streng privater Natur waren, nach Berlin zurückgesandt, um dort gelesen und beantwortet zu werden. Der größte Theil dieser Briefe enthielt „gehorsamste Gesuche", jedoch kaum einer dieser Bettelbriefschreiber hatte irgend einen Anspruch an den Fürsten. Einer der Beamten, deren Geschäft es war, diese Gesuche zu lesen — ein ordnungsliebender Mann und augenscheinlich ein Liebhaber der Statistik — machte sich das Vergnügen, eine Liste aller Gesuche, nur so weit sie Geld betrafen, sich aufzustellen. Sie beliefen sich auf zehn Millionen Mark. Der Fürst lachte nicht, als man ihm dies erzählte, sondern zuckte die Schultern mit einem Blicke bitterer Verachtung. Andererseits ist es natürlich, daß ruhige, anständige Leute von Selbstachtung, welche nichts vom Fürsten verlangen und ihn nicht mit ihren Privatangelegenheiten zu stören wünschen, niemals mit ihm in Berührung kommen, sofern sie nicht in irgend einer amtlichen Beziehung zu ihm stehen, oder ein wirkliches Geschäft sie zu ihm führt. „So ist es ganz natürlich gekommen, daß Fürst Bismarck einen großen Theil der niedrigen Seite der menschlichen Natur sieht, und es überrascht kaum, daß er skeptisch oder sogar misanthropisch geworden sein soll. Seine Erfahrung beweist, daß die Menschen in der Regel — eine Regel, welche glücklicherweise viele Ausnahmen erleidet — nicht den richtigen Stolz besitzen, daß sie geneigt sind, sich wegen ganz geringer Dinge zu demüthigen; daß es viele Prahler unter ihnen giebt, und daß diese selben Prahler leicht übertölpelt werden können. Bismarck ist es sicherlich wohl bewußt, daß es viele sehr ehrenwerthe Leute in der Welt giebt, aber die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß es sein Mißgeschick ist, mit einer verhältnißmäßig kleinen Zahl derselben Verkehr zu haben. Er hält fest zu den wenigen Männern und Frauen, denen er vertraut, weil er sie als seine wahren Freunde kennt, aber er ist argwöhnisch gegen Fremde. Sein erster Gedanke, wenn er ein neues Gesicht sieht, mag natürlich sein: „Nun, was verlangt dieser Mann von mir?" Dies erklärt, warum er allgemein gefürchtet ist, obgleich seine intimen Freunde seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit hoch rühmen." Sehr fesselnd ist ferner was dieser alte Mitarbeiter noch über den „Chef" erzählt. „Wie alle Menschen, welche Großes vollbracht haben, hat Bismarck die Fähigkeit, in einem gegebenen Augenblick seine ganze Geisteskraft auf einen einzelnen Punkt zu concentriren, und es ist wundervoll, wie klar und gut er dann diesen einen Punkt sieht. Er könnte sicherlich nicht ein halbes Dutzend Briefe auf einmal dictiren, wie von Cäsar und Napoleon I. erzählt wird; es ist sogar wahrscheinlich, daß er es als eine Art von Humbug ansehen würde, gut geeignet, die Zuschauer in Erstaunen zu setzen, aber von geringem Zweck für die Beschleunigung der Arbeit. Bismarck hat oft die Ansicht ausgesprochen, daß eine Sache nicht gut gemacht ist, wenn sie nicht so gut wie möglich gethan ist, und daß keine Sache, selbst die unbedeutendste, so gut wie möglich geleistet werden kann, wenn nicht die ganze Aufmerksamkeit darauf verwendet wird. Aber während er dagegen ist, mehr als eine Sache zur selben Zeit zu thun, vermag er schnell von einer Sache zur anderen überzugehen. Gerade wie sein Auge, welches an dem Gegenstande, auf dem es ruht, befestigt zu sein scheint, deßwegen nicht lange auf demselben Punkte beharrt, so sieht und durchschaut sozusagen sein Geist eine besondere Frage, verläßt sie aber plötzlich und gänzlich, sobald die Aufmerksamkeit durch einen anderen Gegenstand erfordert wird. Die Gründlichkeit der Bismarck'schen Depeschen, welche selten irgend einen Theil einer Frage unbeleuchtet lassen, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich durch Uebung angewöhnt hat, dem gerade vorliegenden besonderen Gegenstande ausschließlich seine Aufmerksamkeit zu schenken."

Heinrich v. Poschinger, dem jetzt das Staatsarchiv verschlossen ist, sucht auch schon bei den Antiquaren nach Bismarckiana. Einige so gefundene Briefe des Fürsten sind auch sammt den erzielten Preisen im „Portefeuille" abgedruckt. Die Preise sind erstaunlich niedrig: 21, 11, 17 Mark. Wenn Herr v. Poschinger meint, die Berühmtheit eines Mannes könne an den Autographenpreisen gemessen werden, so ist das durch diese Preise der Bismarck-Briefe widerlegt. Ein weit besseres Maaß für die Berühmtheit giebt vielleicht die große Zahl der erscheinenden Bücher über Bismarck, so weit es keine Briefsammlungen sind, denn von solchen will unser Publicum anscheinend auch dann nicht viel wissen, wenn sie von einem Stilkünstler wie Bismarck geschrieben sind.

## Friedrich Haase's literarische Abschiedsvorstellung.

Von K. G. Wilhelmi.

Schauspieler-Autobiographien sind in den meisten Fällen eine große Enttäuschung, denn sie pflegen gerade das zu verschweigen, was uns am Meisten an ihnen interessiren würde: das Geheimniß ihrer Kunst, ihre Stellung zu der Frage Diderot's: muß der Schauspieler selbst gerührt sein, um zu rühren? Statt dieser Grundfragen der Aesthetik und Bühnenpsychologie pflegen die schreibenden Künstler fast alle uns bloß mit persönlichen Aeußerlichkeiten, mit Anecdoten abzuspeisen, mit Theaterklatsch, bei dem die liebe Eitelkeit, oft aber auch Rollenneid und Schmähsucht die Hauptrolle spielen. Auch die besten schreibenden Komödianten machen hiervon keine Ausnahme. Welche Enttäuschung bereiteten die zwei dicken autobiographischen Bände der einzigen Jenny Lind-Goldschmidt! Wie uninteressant sind die Memoiren von Karl Sontag und Thomas! Auch wenn der schreibselige Helmerding sein Leben erzählte, würde schwerlich mehr als eine Sammlung von Anecdoten, Briefen und Theaterzetteln herauskommen. Da machen es die Anderen besser, die ihre Abschiedsvorstellung auf der Bühne geben und nicht noch ein „unwiderruflich letztes Mal" auftreten, wenn auch nur in der Literatur. Oder die, wenn sie auch der Nachwelt, die dem Mimen bekanntlich keine Kränze flicht, etwas zu sagen haben, das Glück erleben, die kundige Feder eines literarischen Fachmannes als Medium zu erwischen. So hat der Hamburger Schröder seinen übergewissenhaften Meyer gefunden, Ludwig Devrient seinen Heinrich Smidt — Otto Hendel's treffliche Bibliothek der Gesammtliteratur verschickt eben eine kürzende neue Ausgabe —, und Karl Seydelmann, der doch ein gewandter und geistvoller Briefschreiber war, seinen hegelisirenden Rötscher. Und nun kommt auch Fritz Haase, als Autobiograph*). Am Arme eines Smidt oder Rötscher? O nein, er ergreift selbst die Feder, und siehe da! er ist wirklich als Schriftsteller gerade wie als Schauspieler ein Ausnahmemensch. Er kann's, weiß Gott, er kann's! und wir dürfen ihm auch zu dieser ungewohnten und — wie er selbst sagt — letzten Rolle von Herzen applaudiren.

Auch die Literatur hat ihr Lampenfieber. Also schnell zuerst ein paar biographische Kleinigkeiten. Erinnerungen an Freunde und Bühnengrößen, auch Federmenschen, wobei die Schätzung freilich meist etwas übertrieben, von der Freundschaft vergrößert, von der Erinnerung verklärt wird. Wie vergessen ist z. B. schon der arme Alfred Meißner, wer kennt ein bloßes Jahrzehnt nach seinem Tode noch Feodor Wehl, die Mühlbach oder gar Robert Heller! Die Todten reiten schnell. Aber Haase hat Recht, wenn er uns von diesen guten Menschen und schlechten Musikanten erzählt, in seiner Weise, mit so viel Herz. Wir lauschen ihm gern. Aber da sind ja auch Größere, ein Gutzkow mit seinen Menschlichkeiten, und dann der alte Tieck, zu dessen Füßen Haase saß, der sich mit Recht seinen Schüler nennen darf. Wie hübsch erzählt er von seinem Meister, z. B. dessen Vorlesungen! In dem Vortrage von Lustspielen war Tieck geradezu hinreißend. Goldoni, Holberg und Shakespeare dürften niemals einen glücklicheren Interpreten gefunden haben, als ihn. „Der Diener zweier Herren" kann unmöglich auf einer Bühne so lebensfrisch und so überwältigend komisch verkörpert werden, als dies durch Meister Tieck's Vortrag geschah. „Ich erinnere mich einer Vorlesung dieses Lustspiels, wo neben Tieck's Bruder, dem Bildhauer Friedrich Tieck, die Familie von Raumer, Charlotte von Hagn, die Crelinger, Döring anwesend waren, daß Döring von Tieck's Vortrag derartig hingerissen wurde, daß er bei einem Actschluß in seiner exaltirten Art sehr geräuschvoll rief: „Wundervoll!" — Tieck sah über seine Brille nach Döring hinüber, mit einem so unaussprechlich mitleidsvoll ironischen Blick, daß Emil Bürde und ich schleunigst in ein Nebenzimmer eilten, um uns dort vor Lachen ausschütten zu können! Solch' spontane packende Gewalt für hohe komische Wirkungen besaß Ludwig Tieck. Aber auch bei ernsten Werken war sein Vortrag von größter Wirkung. Niemals fühlte ich mich zum Beispiel von der Sterbescene im Götz von Berlichingen so bis in meine tiefste Seele hinein ergriffen, als wie bei Tieck's Vorlesung. Es war mir, als ginge mit Götzen eine ganze Welt unter." Wenn Tieck Vormittags unterrichtete, wurde Haase ihm gegenüber niemals befangen, denn Tieck besaß die große und seltene Kunst, von dem Standpunkte der Bildung des Schülers zu belehren, so daß Vertrauen, Liebe, Gläubigkeit, Verehrung und treueste Anhänglichkeit Meister und Schüler verband. „Alles, was ich an möglicher Vereinfachung in meinen Darstellungen zur Erscheinung brachte, verdanke ich ihm, und es macht mich geradezu lachen, wenn Nichts bedeutendes Urtheil mir nicht selten „alte Schule" oder gar „Idealismus" vorwarf. Was heißt das überhaupt?! Jede wirkliche Kunst war, ist und bleibt ewig schön! Bei all' dem Widerwärtigen, das heutzutage in so manchem ultrarealistischen Werk aufgewühlt wird, ist man versucht, eine wohl geordnete Dramen-Canalisirung herbeizuwünschen! Mir erscheint die „Kunst", wie sie von gewissen „Modernen" gepflegt wird, als eine leichte Dirne, die sich mit Vorliebe auf der Gasse herumtreibt und den Duft derselben mit ihrer zerfetzten Schleppe weithin verbreitet. Ihre Verehrer aber rufen voll Begeisterung: „Wie wunderbar echt. Dieser mulmige Geruch ist dem Leben abgerochen!" Ich danke dafür — ich halte mir die Nase zu! —" Wie man sieht, sagt Haase seine Meinung frei heraus. Wer will es ihm verdenken? . . . Auch den alten Schopenhauer hat Haase in Frankfurt kennen gelernt. Er erzählt darüber: „Mittags pflegte ich im Englischen Hof" zu speisen und hatte die Ehre und Freude gegenüber dem ebenfalls dort speisenden gewaltigen Schopenhauer zu sitzen, welcher nie ein Wort sprach, während des Essens wissenschaftliche Zeitschriften zu lesen pflegte und nur beim Verlassen seines Stuhles, ohne jemals zu grüßen, seinem unter demselben liegenden Pudel sehr laut zurief: „Komm, Mensch!" Eines Tages — ich hatte Abends vorher den Mephisto gespielt — bemerkte ich, daß Schopenhauer über seine Brille weg, mich scharf fixirte und plötzlich zu mir sagte: „Herr Haase, ich habe Sie gestern Abend im Faust spielen sehen und viel Anregung durch Ihre Darstellung empfangen." — Tiefe Stille an der Table d'hôte. Schopenhauer sprach. Ein Ereigniß! Schopenhauer sprach, der nie gesprochen. — Noch allerlei fügte der große Philosoph hinzu, was ich nicht wieder erzählen darf, weil es sehr lobend war, aber daß er schließlich: „Adieu, Herr Haase!" und zum Pudel: „Komm, Mensch!" sagte, darf ich erwähnen." — Wir besitzen ein schriftliches Zeugniß dieser Werthschätzung in einem Briefe Schopenhauer's, den Eduard Grisebach erst neulich wieder veröffentlichte: „ . . . vor zwei Jahren habe ich hier den jetzt wohl schon berühmten Schauspieler Haase als Mephistopheles gesehen und bin sehr befriedigt gewesen: er war durch und durch in Verruchtheit getränkt und ein gewisses „air de réprobation" verließ ihn nie. Am meisten hat er mich frappirt im Anfang, plötzlich als fahrender Scholast dastehend." — Kein Wunder, daß Haase auf diese Anerkennung sich etwas einbildet. Sie kommt figürlich gesprochen, einem Ritterschlage gleich. Am Interessantesten ist aber unser Autobiograph, wenn er nicht von Federmenschen und Philosophen, sondern von Collegen spricht. Er thut es als Fachmann, aber ohne Fachsimpelei, vor allem aber ohne Neid, manchmal fast in zu großer Bewunderung, die ihn übrigens ehrt. Da stoßen wir auf feine Bemerkungen z. B. über schauspielerische Charakterisirkunst. „Wenn Professor H. Th. Rötscher von dem Kopf und den Zügen Seydelmann's behauptete, daß letztere zwar regelmäßig und belebt, jedoch ohne besonders

*) Was ich erlebte 1846—1896. Berlin, Richard Bong.

hervorstechenden Ausdruck gewesen seien, daß er dies für einen Vorzug dieses Gesichtes hielt, weil dasselbe dadurch sich zu jedwedem Ausdruck qualificirte und nicht Gefahr lief, durch stereotype Charakteristik beeinträchtigt zu werden, so müssen wir um so mehr erstaunen, daß es Theodor Döring möglich wurde, bei seinen auffällig charakteristischen und scharfen Gesichtszügen in gleichem Maaße Geist, Sarkasmus, Humor, Dämonie, Kindlichkeit und die ganze Hölle (wenn er Lust dazu verspürte!) zum Ausdruck zu bringen. Sein erstes Erscheinen auf der Bühne regte stets mit einem Schlag diejenige Stimmung an, deren der Künstler für den darzustellenden Charakter bedurfte, und zwar so unabweisbar, daß ein sachkundiges Urtheil vollauf im Stande gewesen wäre, aus dem ersten Erscheinen Döring's in einer Vorstellung auch sofort vorher zu deduciren, welch' ein Menschenkind uns „da oben" entgegentritt. — Das ist die Kunst der individualisirenden Charakteristik — ein heiter müheloses Spiel für das Genie — dem Talent zum Theil erreichbar — ein ewiges Geheimniß für den Handwerker in dieser Kunst." Großen Reiz gewährt es, Haase's Urtheil über Collegen und Colleginnen zu vernehmen z. B. über die jüngst verstorbene Marie Seebach. „Ein solches Gretchen kommt wohl kaum jemals wieder — und kam auch bis heutigen Tags, nach vier Jahrzehnten, in Wahrheit nicht wieder. Diese rührende bürgerliche Mädchennatur mit ihrer entzückenden Ursprünglichkeit und Drolerie, welcher das zermalmende tragische Gewicht sich an die Sohle heftete — das war eine Summe von Genialität, wie man sie nie gesehen, nie gehört, nie erlebt hatte. Louise, Clärchen, Marie Beaumarchais — alle diese Gebilde trugen mehr oder minder den Stempel geheiligter Künstlerschaft und strahlten Jahrzehnte in hellem Lichte am Horizonte unseres Kunsthimmels; — doch „das Gretchen" blieb der Solitair in dem Demantgeschmeide unerreichten Könnens."*) Oder sein scharfsinniges Urtheil über Barnay: „Bei ihm muß Temperament und Leidenschaft ein Echauffement des Verstandes ersetzen, das mit einem apodictischen „es soll so sein!" starke Wirkungen auf den Intellect seiner Zuhörer hervorzubringen vermag, leider aber seltener bis in das Herz, in das Gemüth derselben dringt, und deßhalb bei den verständnißvollen Elementen seiner Zuschauer die Empfindung einer nur halbbefriedigten tief innerlichen Wirkung zurückläßt. Elementare Leidenschaft hat aber gar wenig mit dem Verstande zu thun und ist — wo dieselbe fehlt — weder durch Fleiß noch Willen zu ersetzen. Künstlerische Thaten der letzterwähnten Factoren, bleiben bei mangelndem angeborenem Temperament doch immer „kalte Flammen", — das weiß ich, leider ganz genau, aus eigener Erfahrung." Fesselnd ist Haase ferner, wenn er von seinen Reisen und Tourneen erzählt, von Paris bis Amerika. Namentlich sind seine Reisebriefe aus den Vereinigten Staaten voll hübscher Augenblicksbilder und Charakteristen, z. B. derjenigen von Booth, den er aufrichtig bewundert. Aber das Interessanteste bleiben die Berichte über seine Mitbegründung des Deutschen Theaters in Berlin und seine nur allzuflüchtige Mitgliedschaft. Er schreibt sich selbst die erste Idee zu. „Zwei Dutzend Männlein und Weiblein, eifrigst der Kunst beflissen, erprobt in allen Stürmen und Kämpfen, die mit stolzem Muthe aus diesen Kämpfen sich ihren weithin klangvollen Namen gewonnen, konnte dies Werk vollbringen. Die Grundlage bildeten — natürlich mit den durch die andere Nationalität bedingten Aenderungen — die Institutionen des Théâtre français und von diesen insbesondere diejenige der Societairs und der Gagisten. Als Societairs erschienen mir natürlich zuerst: die Mitglieder der Vereinigung. Die Gagisten wurden durch diese berufen. Wir würden erst zur Miethe wohnen — wir würden uns dann ein Haus bauen, — das Deutsche Reich uns dabei unterstützen und die Stadt Berlin uns fördern, wo sie nur könnte. Staat und Stadt würden uns einen Zuschuß gewähren und wir mit dem Cultus-Ministerium rapportiren ꝛc. Karl Frenzel, dem ich die Angelegenheit bis in Geringfügigkeiten detaillirte, nahm sich derselben an und erörtete dieselbe in der Nationalzeitung, nahm mich auch persönlich wiederholt in Schutz, als das „Deutsche Theater" inaugurirt wurde und alle Ehrenqualitäten bei Zusammenfügung des ersten Personals, sowie der Initiative für die ursprüngliche Idee des Theaters einzig und allein auf fremden Scheitel gehäuft zu werden schienen. „Mißverständnisse" und „Irrungen" ergaben sich bald nach Beginn des „Deutschen Theaters": Ich erblickte in diesem Societätsverhältniß, das vor Allem jedweden Beschluß durch Stimmenmehrheit sanctionirte und nur aus fünf Personen bestand — von denen drei durch Bande wahrer Freundschaft eng verknüpft schienen — nicht mehr die Verwirklichung des mir ursprünglich vorgeschwebten Ideals und trat nebst Ludwig Barnay mit einem beträchtlichen Geldopfer aus der Societät, umsomehr, als auch meine Gesundheit durch die vielfachen Erregungen stark gelitten hatte. Kurios bleibt dabei der Umstand, daß der von uns zum technischen Director gewählte Societär, Herr A. L'Arronge, an meinen durch Krankheit absolut geforderten Austritt nicht glauben wollte, die Zeugnisse erster Berliner Aerzte nicht für ausreichend erachtete und mir schließlich — horribile dictu — einen damals bekannten, jetzt verstorbenen „Irrenarzt", Geheimrath Dr. Westphal, in's Haus sandte und von demselben noch ein „allerletztes Zeugniß" verlangte. Dieser „Irrenarzt" erklärte mich jedoch für völlig „hell" und bestätigte zum Erstaunen des restirenden Triumvirats der Societät lächelnd das Zeugniß der allgemein bekannten und berühmten Aerzte. Als Geheimrath Dr. Westphal mein Zimmer verlassen hatte, mußte ich unwillkürlich Rückschau halten in der so peinlichen Sache, und hell in meiner Seele strahlte die Schiller'sche Sentenz:

„Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. —
Das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer warnend wiederkehrt!" — —

Liebe — Haß — Eigennutz — Speculation — Klugheit und Thorheit — Alles das stieß sich im engsten Raum. Wo blieb Barnay, die Ziegler, die Haverland, Haase?! „Wo sind sie Heinz, wo sind sie?!" — — — —. — Ueber allen Wipfeln ist Ruh'! — Die letzten freundlichen Worte über mich persönlich wurden ja wohl von dem Herrn L'Arronge gegen mich gerichtet in seinem stark nach Weihrauch duftenden Werke, das mit seinem Titel wenig oder gar nichts zu schaffen hat, sondern gemeinhin „Eigenlob meiner Direction des Deutschen Theaters in Berlin" hätte bezeichnet werden müssen." Wer die geschilderten Verhältnisse näher kennt, wird jedes Wort dieser zornigen Auseinandersetzung unterschreiben. Haase, der doch das zugkräftigste Mitglied des neu begründeten Theaters war und von seiner künstlerisch und materiell erfolgreichen Leipziger Direction auch mehr geschäftliche Erfahrung mitbrachte, als irgend einer seiner Mitsocietärs, ist in der Schumannstraße auf geradezu schändliche Weise „hinausgegrauelt" worden. Aber die Strafe blieb nicht aus. Einer nach dem andern seiner Collegen theilt sein Loos, und als auch zuletzt Förster an's Burgtheater ging, blieb zwar der geriebene L'Arronge zurück, aber damit war der Verfall des ursprünglich vornehmen und verdienstlichen Unternehmens besiegelt. Als dann Barnay im Berliner Theater eine siegreiche Concurrenz begann, beeilte sich der geängstete L'Arronge, seinen Thespiskarren einem Anderen zu überlassen und wenigstens die Casse zu retten.

Aber noch einen anderen Kummer hat der „glückliche"

*) Bei dieser Gelegenheit sei ihr überall — sogar auf ihrem Grabsteine! — um etwa mindestens sechs Jahre zu früh angesetztes Geburtsdatum berichtigt. Die unvergessene Künstlerin kann unmöglich 1834 geboren sein, wie in allen Lexika zu lesen steht. Carl Schultes hat nachgewiesen, daß sie schon 1846 in Regensburg erste jugendliche Liebhaberinnen und Gesangssoubretten spielte, was auch dem größten Talent mit — 12 Jahren unmöglich ist!

Haase: den ihm gegenüber stets wiederholten Vorwurf des Virtuosenthums. Immer und immer wieder kommt er in seinem Buche auf diesen Vorwurf zurück, mit guten und — minder guten Argumenten. Auch der alte Fontane wird citirt: „Es ist Mode geworden, ja geradezu guter Ton, von dem Virtuosenthum als von etwas Schrecklichem, als von der Wurzel alles Uebels zu sprechen. Ich finde dies einfach absurd und bekenne mich offen und uneingeschränkt zu der entgegengesetzten Ansicht. Alles, was mich von Personen auf der Bühne noch interessirt, sind Virtuosen oder doch solche, die wenigstens in der einen oder anderen Rolle „virtuos" aufzutreten verstehen. Wenn ich im Großen und Ganzen überschlage, was in den letzten sechs, acht Jahren schauspielerisch überhaupt noch einen Eindruck auf mich gemacht hat, so waren es immer virtuose Leistungen: Rossi, Salvini, Haase, Klein oder die Niemann-Raabe. Selbst die kleine Conrad ist da, wo sie hinreißt, auch virtuos. Wenn Haase seinen Thorane, seinen Klingsberg ꝛc. spielt, so bin ich nicht mehr im Theater, und fühle mich erst wieder dahin versetzt, wenn die „reinen Künstler" das Wort ergreifen, will sagen, die, deren Kraft in der Regel nicht ausreicht, mich in Raum und Zeit dahin zu stellen, wohin die Dichtung und ich selber mich haben will. Es giebt keine Kunst ohne Virtuosität. Sie kann verschieden sich äußern — man nehme Menzel und A. von Werner — aber da muß sie sein, wenn überhaupt von Kunst gesprochen werden soll." Und dazu bemerkt Haase: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Frage aufwerfen: war denn z. B. Ludwig Dessoir nicht auch ein Virtuos? Ragte er nicht um Haupteslänge aus seinem Ensemble hervor? Keiner, der ihn in seinen Glanzrollen gesehen, wird mir dies bestreiten. Nur war sein Ensemble stets dasselbe, das Ensemble des Königlichen Schauspielhauses, in dem er, Jahr aus, Jahr ein, etwa ein Dutzend Rollen spielte. — Wenn ich vielleicht von einer vier- bis oft fünfstündigen Probe erschöpft nach Hause kam, mußte ich in einer mir freundlich und selbstredend anonym übersandten Zeitschrift lesen: „daß ich meine darstellerische Kraft nur in einer zerstörenden Thätigkeit entfalte." Eben noch, nur wenige Minuten früher, hatte ich mich mit Aufopferung dieser ganzen Kraft bemüht, meine armen, durch ein in fieberhafter Eile wechselndes Repertoir abgehetzten Collegen zu einem der Dichtung würdigen Ensemble zu vereinen, hatte, selbst nimmer müde, die Scenen mit ihnen bis zur Erschöpfung wiederholt, und war ihnen durch freundliche Unterweisungen so viel als möglich behülflich gewesen, den Anforderungen der Kritik und des Publicums zu genügen. — Und warum zetert man nur über „deutsche" sogenannte Virtuosen? Warum bleibt die Oper ganz ungeschoren? Sind denn Booth, Salvini, Rossi, die Duse und Andere mehr nicht auch Virtuosen? Man wird nach fünfzig Jahren allerdings schließlich abgehärtet, — dickfellig gegen nie endende Nörgeleien, allein die Prägung des Tadels, wie er uns heutigen Tages entgegentritt, sollte und müßte doch wohl eine würdigere, nutzbringendere sein. Tadel, so dachte ich wenigstens stets, soll doch anregen, belehren, das Wissen und Können des Getadelten erweitern und fördern, — oder irre ich mich in dieser Annahme? „Car tel est notre plaisir" dürfte doch nicht das Endziel kritischer Beurtheilung sein. — Und nun gar das so fragwürdige Anathem gegen das „Virtuosenthum"! Jedes Kunstwerk muß als solches „virtuos" sein, sonst ist es kein Kunstwerk. Ich möchte fast glauben, daß nur gar Wenige, welche diese Bezeichnung als „stärkste von ihren Künsten" den Virtuosen unter die Nase gerieben zu haben glauben, so recht eigentlich den Begriff „Virtuosenthum" überhaupt im ganzen Umfange der Bedeutung verstanden haben oder — vielleicht nicht haben — verstehen wollen. Der echte Virtuos wird mit jedem Instrument gut spielen und auffallen, weil er eben mehr kann als die Anderen. Ein namhafter Journalist sagte mir gelegentlich der Uraniafeier im Opernhause zu Berlin Abends beim Bankett: „Der bedeutend veranlagte Schauspieler habe die Pflicht, sich einem mittelmäßigen Ensemble unterzuordnen und zwar stets als Werkzeug des Dichters, und seine stärkeren Darstellungsqualitäten herabzustimmen, auf daß er durch die Potenz seines Könnens nicht auffälliger würde, als die Uebrigen!" — Sic! Das heißt also: dem seltenen, absonderlichen Talente, welches sich hervorragend kennzeichnet, den Wirbelknochen ausdrehen, damit es in dem Gehudel der nie alle werdenden Unbedeutendheit verschwinde — und „zum Werkzeuge des Dichters" werde! — „Ist das schon Thorheit, — hat es doch Methode!" Und an der Bescheidenheit des Ausspruches wäre ja wohl auch nichts zu mäkeln! — Wer kommt aber dabei zu kurz und — wer gewinnt dabei? Als „College Crampton" in Berlin von der Bühne herab seine Karte abgab, las ich in fast jeder Zeitung nur von der Vorzüglichkeit der Darstellung des Herrn Engels als „Crampton". „Haben Sie Engels als ‚Crampton' gesehen?" Ueber das Stück als solches hörte ich — merkwürdig genug — ungleich weniger parliren. Ein Beweis, daß der Schauspieler Engels nach dem Princip der Kritik „virtuos" gewesen sein muß. Allein das verschlägt wahrscheinlich nichts, weil es hier einem Werke der modernen Richtun gin der Literatur zu Gute kam und die „Virtuosität" dabei nutzbringend wurde! — Zu derselben Zeit las man auch Controversen über die Darstellung des Orest durch die Herren Matkowsky und Kainz. Der Kritik nach müssen Beide durch ihre Darstellungen einzig und allein in den Vorstellungen der „Iphigenie", sowohl im Königlichen Schauspielhause wie auch im Deutschen Theater, das ausschließliche Interesse der Zuhörer in Anspruch genommen haben, demnach also ebenfalls — ohne Herabstimmung ihrer Talente „virtuos" gewesen sein, was jedoch keinerlei Anstoß erregte! — Nicht selten bekam ich auch zu hören, daß „das leidige Virtuosenthum" lediglich in den Dienst der Reclame getreten sei! — Nun, dann bin ich zum Beispiel kein Virtuos gewesen, denn mein Reclame besteht seit langen Jahren zumeist in kühlem, seltenem Lob, wohl aber in den Brusttönen oft recht herben Tadels. Um so dankbarer bin ich in diesem Augenblick noch all' denjenigen Männern, deren gütige Anerkennung meiner Bestrebungen in dem letzten Jahrzehnt meiner Wirksamkeit mich nicht flügellahm werden ließ."

Man wird diese temperamentvollen und in mancher Beziehung den Nagel auf den Kopf treffenden Auseinandersetzungen mit Antheil lesen, auch wenn man Haase's Ueberschätzung des dramatischen Künstlers nicht billigt. Wir halten die Schauspielkunst für eine secundäre, lediglich reproducirende, nicht schöpferische Kunst, der nur eine dem Dichterwerke dienende Rolle zukommt. Darum scheint uns der Standpunkt des norddeutschen Zuschauers, den im Theater zuerst das Stück interessirt, berechtigter, als der des Wiener Publicums, das nur den und den Mimen spielen sehen will. Das hindert aber nicht, daß man in dem Gastspielreisenden Haase den letzten großen Vertreter einer absterbenden Kunst ehren kann, des absoluten Schauspielers. Wenn man die besonders in Berlin üppig hervorschießenden „realistischen" Künstler preisen hört, die weder gehen noch sprechen können, so wird man Haase wenigstens die Eigenschaften zuerkennen: Fleiß, Technik, Naturwahrheit. Er hat ein Genre geschaffen, die geckischen, altmodischen Menschen, die „Haase-Rollen", sowie man in Frankreich noch heute von den „Dugazon" spricht. Welchem Würdigen wird er Iffland's Ring, den er von Döring erbte, vermachen? Sonnenthal und Baumeister sind Ruinen. Barnay ist nicht mehr activ. Vielleicht Kainz? Eher Matkowsky. Von den Jüngeren ist wohl keiner würdig genug. Aber wir hoffen, daß Meister Haase noch recht lange nicht in die Lage komme, über sein Kleinod eine Bestimmung zu treffen. Auch seine literarische Abschiedsvorstellung ist vielleicht doch nicht die „unwiderruflich letzte" ...

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Denkmal.

Humoreske von Gustav Beßmer.

(Schluß.)

Herrn Hendriksen's Stimmung war um ein gut Theil gehobener; eine innere Stimme sagte ihm, daß er sich auf den Recherchеur verlassen konnte; der brachte es fertig, einen entsprechenden Denkmalcandidaten zu machen, wenn er keinen fertigen fand. Blieb nur noch die Schwierigkeit des Comités. Er selbst hatte in seinem Leben noch keinem solchen angehört. Wie sollte er es anstellen, um für seinen noch unbekannten Unsterblichkeitsanwärter eine Anzahl klingender Namen zu gewinnen?!.. Darüber, daß in allen Fällen erst diese, nicht der Name des zu Ehrenden und mochte dieser heißen, wie er wollte, den Ausschlag gaben, war er nicht im Zweifel. Je mehr Stimmen er auf seinen Candidaten vereinigte, desto höher wuchs dieser in den Augen der Mitwelt. Das Comité konnte also die zweite und unter Umständen größere Schwierigkeit bilden. Inmitten dieser Betrachtungen wurde er durch den Eintritt eines Angestellten gestört. Den vielbeschäftigten Chef markirend, kramte er noch einige Augenblicke in dem papierenen Wust, der den Schreibtisch bedeckte, bevor er aufsah und so die Audienz genehmigte.

„Der Herr Oberbürgermeister," meldete der junge Mann, sichtlich auf Nadeln stehend. Herr Hendriksen fuhr sich durch die dichteste Stelle seines Haupthaars und starrte den Sendboten an, so daß sich dieser gedrungen fühlte, die Meldung zu wiederholen.

„Ich lasse bitten!" beschied der Chef hastig. Er fand eben noch die Zeit, die Feder zu ergreifen und sie beim Eintritt des Angemeldeten wieder bei Seite zu legen.

„Tag, mein lieber Herr Hendriksen!" rief der Oberbürgermeister, ihm die Hand schüttelnd. „Kommt mir da eben im Vorbeifahren der Gedanke: ‚sehen wir 'mal nach, wie es unserem alten Freund und Mitbürger geht!' Die paar Worte zwischen den Handelsvereinssitzungen zählen ja nicht.. Ja, ja, die Geschäfte! Tragen die Schuld, wenn man sich allmälig entfremdet wird." Er ließ sich in den angebotenen Stuhl fallen und warf einen Blick freundschaftlichster Fürsorge auf den vor ihm sitzenden Handelsherrn, der sich anschickte, dem Danke für die liebenswürdige, „so außerordentlich liebenswürdige" Nachfrage, die Gegenerkundigung nach dem Befinden des Stadtoberhaupts zu verbinden.

„Gut. Leidlich gut, mein lieber Herr Hendriksen. Sollte nur mehr Unterstützung finden; möchte, wir hätten ein halbes Dutzend solch' weitblickender, inmitten des Weltverkehrs stehender Männer im Magistrat, Männer mit großen Gesichtspunkten! Verstehen mich. Weiß, weiß: haben abgelehnt. Begreife. Ein Geschäft, wie das Ihre, fordert den ganzen Mann... Still, kein Wort!.. Sie wissen, daß ich keine Complimente mache. ‚Nein', habe ich mir heute morgen, wie ich den Artikel in der Morgenpost lese, ‚nein', habe ich mir gesagt, ‚wie er nur die Zeit findet, sich auch noch für geistige Interessen in's Zeug zu legen!..' A propos: dürfte ich — ganz vertraulich natürlich, haha! — wissen, welche Herrn noch dem Comité angehören?.." Herr Hendriksen hatte für den Augenblick ein Gefühl, ähnlich dem, das einen Menschen durchzuckt, den man ohne vorhergehende Abkühlung in kaltes Wasser taucht. Die nächste Sekunde jedoch fand ihn gefaßt. Die ablehnende Antwort, die er gab, war so weich in Ausdrücke des Bedauerns verpackt, daß sich ein Gewaltigerer unten den Gewaltigen, als ein Oberbürgermeister, nicht hätte gekränkt fühlen können. „So. So, die Sache ist noch geheim", fuhr dieser fort, „na, da könnten Sie mich vielleicht auch noch — ganz geheim, haha! — mit auf die Liste setzen?!.. Sie begreifen: wo es sich um locale Interessen von solch' einschneidender Bedeutung handelt, fühlt man sich gewissermaßen getrieben auch sein Scherflein beizutragen... Na, und in der Platzfrage bin ich natürlich ganz auf Ihrer Seite."

Herr Hendriksen gestattete sich, einzuschalten, daß das Comité diesem Punkt noch nicht näher getreten sei, zumal auch seine Constituirung noch nicht die öffentliche Weihe empfangen habe.

„Haha! Der reine Geheimbund!.. Werden gut thun, mich einzuzeichnen! Könnten sonst mit der Polizei in Conflikt kommen!" lachte der Oberbürgermeister. „Na, und über den Candidaten könnten wir ja gelegentlich sprechen!.. Also: nicht wahr: vorläufig mit auf die geheime Liste!.. Grüßen Sie mir Ihre Frau Gemahlin!.. Reizende Frau!.." Er hatte sich erhoben und legte dem Hausherrn, der ihm gefolgt war, die Rechte auf die Schulter. „Schwerenöther, der Sie sind!.. Hatte kürzlich Gelegenheit, Sie zu beobachten, wie Sie ihr bei Mohrenbach's den Mantel umlegten. Haha! Wissen Sie, was ich da zu meiner Frau sagte? ‚Alte, sieh weg!' habe ich gesagt. Ja, ja, mein Verehrtester!... Und da wollen Sie einem die glücklichsten Ehen bestreiten! Nichts da! Ehre ist ganz auf meiner Seite! Also: auf Wiedersehen in unserer ersten Sitzung!.. Nein! Nein! Keine Begleitung! ‚Für eine Minute', sagte ich mir, ‚kannst du ihn seinen Geschäften entziehen. Mehr verantwortest du nicht'... Jetzt keinen Schritt mehr, mein verehrtester Herr Hendriksen!" protestirte er mit einem letzten Händedruck; sie hatten das Hauptcomptoir durchschritten und befanden sich unter der Thüre zum Flur. „Also: Wiedersehen!"

Als Herr Hendriksen gemessenen Schritts an der Reihe der Doppelpulte vorüber in sein Privatcomptoir zurückkehrte, kratzten die Federn pianissimo, hatten die Angestellten ihre feierlichste Miene aufgesetzt, nur der Maschinist, wie der die Copirpresse bedienende jüngste Lehrling genannt wurde, gestattete sich ein leises Grinsen. Mit hörbarem Aufathmen ließ sich der Gegenstand dieser stillen Ovation in seinen Stuhl gleiten. Wenn die Sache so weiterging, war der Berg bald überschritten; Frau Eugenien zu zürnen, hatte er schon jetzt keinen Grund mehr. Die sich überstürzenden Ereignisse hatten ihn noch verhindert, die Bilanz seiner steigenden Bedeutung zu ziehen; so nur war es denkbar, daß er sich für einen Moment mit dem blinden Schwein des Sprichworts vergleichen konnte, das eine Eichel gefunden hat. Schon im nächsten Augenblicke wandte er sich kalt von dem Bilde ab; ein leises Lächeln trat um seine Lippen; ein anderes Bild trat vor sein geistiges Auge.

„Commerzienrath Hendriksen," murmelte er. Die zwei Worte bargen einen Klang, dessen tägliche Wiederkehr auch auf Frau Eugeniens Gehörnerven besänftigend wirken mußte. Er hatte es ungerügt gelassen, als der Vertreter des Auskunftsbureaus ihm diesen Titel beigelegt, er hatte ihn als in Zukunft sehr wohl denkbar gefunden. Ueberhaupt ein angenehmer Mensch, dieser Auskunftsmann!

„Commerzienrath Hendriksen!" Ein Schlag auf seinen Rücken bereitete der Vision ein jähes Ende. „Alter Junge!" rief eine dröhnende Baßstimme. „Da sitzt er und addirt seinen Mammon, während unsereiner sich absinnt, wie er bei heutigen Preisen noch arbeiten soll."

Der Großkaufmann war aufgesprungen. Der Besucher kam nicht des Denkmals wegen; das stand fest. Der Ankömmling, Director einer Spinnerei, war einer seiner Jugendfreunde. Director Wilmes hatte eine etwas freie Art, seine Ansichten über Dinge oder Personen auszusprechen; die Erfahrungen, die er hierbei gemacht, hatten ihn bewogen, größere Menschenansammlungen nach Möglichkeit zu meiden. Sonst hatte sein Kommen auf Hendriksen wie ein erfrischendes Bad gewirkt, heute fand er ihn ein wenig ‚unfein'.

„Hör' mal," sagte der Andere, nachdem die ersten Begrüßungsworte gewechselt waren, „ich komme eigentlich in einer verteufelten Geschichte. Meine Frau ist wieder einmal mit mir über's Kreuz; irgendwo muß da eine Achse heiß gelaufen sein. Nun hat sie heute Morgen die Zeitungsgeschichte mit Deinem Denkmal gelesen und seitdem ist sie vollends wild geworden. Sie hat mir eine regelrechte Scene gemacht und mir vorgeworfen, ich hätte keinen Ehrgeiz, und andere Männer verstünden besser, als ich, sich die Geltung zu verschaffen, die ihrer Stellung entspreche... Kurz und gut, sie hat mir erklärt, einmal wolle auch sie den Namen, den sie aus Liebe zu mir angenommen habe" — er seufzte und blickte dem Rauche der Cigarre nach — „einmal wolle auch sie diesen Namen gedruckt und öffentlich genannt sehen. Du seiest mein Freund und werdest mich auf meinen Wunsch hin gewiß in die Liste der Comitémitglieder aufnehmen.. Ich weiß ja nicht, wie die Geschichte, die Ihr da vorhabt, eigentlich gemacht werden soll, aber wenn Du mir einen Gefallen thun willst, dann setzt Du mich zu den übrigen Namen. Mitsprechen in der Sache will ich nicht, das gebe ich Dir schriftlich."

„Wenn Du keinen weitern Wunsch hast," murmelte Herr Hendriksen, „der eine ist erfüllt."

„Na, dann meinen Dank!" rief der Bittsteller sichtlich erleichtert. „Du glaubst gar nicht, wie einem eine solche Frau warm machen kann!.. Hm, ich muß jetzt weiter." Er erhob sich und streifte die Asche seiner Cigarre ab. „Sie will bis zehn Uhr Nachricht haben; scheint noch Besuche machen zu wollen... Halt 'mal: fast hätte ich's vergessen!.. Ich soll Dich fragen, wem die Geschichte eigentlich gesetzt werden soll. Komisches Volk, diese Weiber!.. Alles wollen sie wissen!"

„Du entschuldigst, wenn ich über den Punkt noch Schweigen bewahre", murmelte Hendriksen matt; der Freund fiel ihm heute auf die Nerven.

„Na, dann nicht! Mir übrigens völlig egal!" tröstete Wilmes. —

Abend war es; Herr Hendriksen schickte sich an, nach Hut und Stock zu greifen, um sich zu der Sectprobe zu begeben, die der Gattin gegenüber als Handelsvereinssitzung lief. In der Tasche seines Ueberrockes befand sich eine Liste, auf der neunundzwanzig klingende Namen verzeichnet standen. Sechsundzwanzig der Vorgemerkten hatten ihn aufgesucht, drei hatten sich ihm auf dem Gange zum Mittagstisch angeboten. Achtundfünfzig Mal war ihm die Hand gedrückt worden, ungerechnet die Dreingaben; achtundzwanzig Mal war er genöthigt gewesen, sich über den Stand seines körperlichen Befindens zu verbreiten. Trotzdem — trotz aller Strapazen — hatte er sich die Bildung eines Comités schwieriger gedacht. Wie die Dinge lagen, hatte er nicht nur einen hübschen Grund zu einem solchen gelegt und einen Candidaten in Aussicht für das Denkmal — er selbst war auf dem Wege ein berühmter Mann zu werden. Obwohl seine Frau die Frau war, einen solchen voll zu würdigen?!... Diese Frage bewegte ihn noch, als er schon vor der Front des Restaurants stand.

— — — Ein starkes Jahr war verflossen; man schrieb Juni. Der städtische Park stand in vollem Grün; gegen sonstige Tage jedoch zeigte er ein verändertes Aussehen: die Kinderwagen fehlten, und an Stelle dieser Vehikel hatte sich eine festlich gekleidete Menge eingefunden. Es bedurfte keines besondern Blicks, inmitten dieser Menge einen exclusiven Kern zu entdecken; dieser Kern schaarte sich um einen verhüllten Gegenstand von etwa drei Meter Höhe, der sich am Rande einer gärtnerischen Anlage erhob. Von dieser Anlage, dem Mittelpunkte des Stadtparks aus, führte eine schattige Platanenallee zur Stadt. Die

Allee war heute angefüllt von einer sich drängenden Menschenmasse, deren Blicke gespannt auf den verhüllten Gegenstand und ein daneben befindliches kleines podiumartiges Gerüst gerichtet waren. Im Rücken des Gerüsts hatte ein Musikcorps Aufstellung genommen; die Notenblätter lagen aufgeschlagen auf kleinen zerlegbaren Ständern; der Dirigent hielt den Tactstock bereit, ein Zeichen, und er setzte ihn in Bewegung. Im nächsten Augenblicke brausten die Klänge eines Marsches über die aufathmenden Massen der Harrenden hin. Nachdem der Marsch gespielt war, trat für einen Augenblick Stille ein. Diesen Moment benutzte ein in tiefstes Schwarz gekleideter Herr zur Besteigung des Podiums. Von seiner Höhe genoß er einen ungehinderten Blick über eine Phalanx von Cylinderhüten, die in angenehmer Abwechslung mit hellen Damentoiletten durchsetzt war. Nach einer tiefen Verbeugung vor dieser Phalanx und einer weniger tiefen, flüchtigen, vor den Zuschauern der Allee, öffnete der Schwarzgekleidete den Mund, ein Vorgang, der in der Allee hörbare Bewegung hervorrief.

„Hochgeehrte Herren und Damen, verehrte Anwesende!" begann er mit weithin schallender Stimme. An diese Mittheilung knüpfte er eine kleine Pause, um einen strafenden Blick in der Richtung der Allee abzuschicken; dann fuhr er fort: „Wie Sie alle wissen werden, trennt uns ein starkes Jahr von dem denkwürdigen Tage, an welchem, auf Anregung und unter Vorsitz unseres geschätzten Mitbürgers Commerzienrath Hendriksen, eine kleine Schaar von Männern sich vereinte, um einem der verdientesten Söhne unserer Stadt ein bleibendes Gedenkzeichen zu errichten. Der Name des zu Ehrenden wurde noch geheim gehalten, während die Kunde des hochherzigen Unternehmens schon von Lippe zu Lippe ging. So war denn der öffentlichen Meinung ein weiter Spielraum geboten und sie hat ihn ausgenutzt. Um so größer war die Ueberraschung, als der Name des großen Todten, den zu ehren wir heute hier versammelt sind, in die Oeffentlichkeit drang . . . Hochverehrte Anwesende, nichts liegt mir ferner, als auch nur ein Blatt rauben zu wollen aus dem Ruhmeskranze Derer, die die öffentliche Meinung vor einem Jahre als des Denkmals würdig bezeichnet hat, und sie, diese Todten, weiß ich auf meiner Seite, wenn ich sage: das Comité konnte hochsinnig handeln, indem es sich für einen dieser Anerkannten entschied; es zog es vor, groß zu handeln . . . Wir alle kennen heute den Namen des Mannes, dessen Gedächtniß wir mit diesem noch unverhüllten Gedenkzeichen der Nachwelt überliefern wollen; vor einem Jahre aber stand dies anders. Wenigen mag es damals bewußt gewesen sein, daß unter uns ein Wolfgang Amadeus Schulze gelebt, gekämpft und gelitten hat . . . Was die Verhältnisse, was — sagen wir es offen! — menschliches Unverständniß gesündigt, wir suchen es heute dem Todten gegenüber gut zu machen, indem wir um die Dornenkrone seines Märtyrerthums den wohlverdienten Lorbeerkranz der Anerkennng flechten. Das Leben und die Werke des großen Todten sind in einer Schrift beleuchtet worden; die Presse hat Auszüge gebracht. Wenn ich trotzdem in der Folge Bekanntes wiederhole, so erfülle ich den schönen Wunsch des Comités, das die Größe des Dahingegangenen Angesichts seines Denkmals betont sehen möchte. — Wolfgang Amadeus Schulze — die Vornamen weisen auf musikbegeisterte Eltern hin — wurde geboren am 15. März 1843 in hiesiger Stadt. Ueber den Bildungsgang des jungen Wolfgang Amadeus enthält die besprochene Schrift das Wissenswertheste. 1865 begegnen wir dem jungen Manne als Militärmusiker, 1876 als Capellmeister seines Regiments. Als solcher hat er eine Reihe von Märschen componirt, von denen uns jedoch nur zwei erhalten sind, sein ‚Siegesmarsch', den wir vor wenigen Minuten genossen und sein ‚Königsmarsch', der uns noch bevorsteht. Diesen ‚Königsmarsch' hat der junge, im Joche eines anstrengenden Dienstes schmachtende Tondichter Seiner Majestät, unserem erhabenen Landesvater, in Ehrfurcht zugeeignet und Allerhöchstdieselben haben huldvollst geruht, die Widmung anzunehmen. Ein tragisches Geschick wollte es, daß der Componist zwölf Jahre nach dieser Ehrung starb und es Seiner Majestät somit unmöglich machte, sich seiner fördernd zu erinnern. — Die Nachforschungen nach den Werken des Todten haben bis jetzt die erwähnten Märsche, seine Uhrkette und seine Tabakspfeife, sowie einige Briefe zu Tage gefördert; wie alle bedeutenden Männer, hat Wolfgang Amadeus Schulze einen Briefwechsel hinterlassen. Die Gegenstände sind dem städtischen Museum einverleibt worden und können dort besichtigt werden. In einem der Briefe, er ist an eine Jugendgeliebte gerichtet, spricht Wolfgang Amadeus den Gedanken an eine Oper aus; die Auffindung dieser Oper bildet den heißesten Wunsch aller Verehrer des großen Dahingegangenen. Bis dahin wollen wir das Ueberkommene dankbar genießen und bedenken, daß der Genius aus jeder Zeile spricht. Ein weiterer Gewinn aber, ein ethischer Gewinn, liegt in dem erhebenden Bewußtsein, daß, mag auch die Mitwelt wahre Größe mitunter verkennen, die Nachwelt gutzumachen bestrebt ist; ein Trost für Alle, die gleich dem großen Todten, der uns hier vereinigt, vergebens um Anerkennung ringen . . . Und nun falle die Hülle, die" — der Redner machte eine Wendung zum Denkmal — „Dein Bildniß, Wolfgang Amadeus Schulze, unsern Blicken noch entzieht!"

Wieder hatte der Dirigent zum Tactstock gegriffen, wieder brausten die Klänge eines Marsches durch den Park. Gleichzeitig glitt die graue Leinwanddecke zu Boden, das Denkmal lag frei. Auf granitenem Sockel erhob sich eine lebensgroße Broncebüste; eine Broncetafel, in mittlerer Sockelhöhe angebracht, trug die Inschrift. Als der letzte Ton des Marsches verklungen war, brach ein Beifallssturm los, wie ihn die alten Bäume der Parks noch nicht vernommen haben mochten. Hand in Hand mit diesem Ausbruch der Volksbegeisterung entstand ein Drängen in der Richtung des Denkmals; Frauen und Mädchen kreischten, kleine Kinder wurden in die Höhe gehalten, um nicht zerdrückt zu werden. Einer Fluthwelle gleich wälzte sich die Menge auf das Denkmal zu. Eine kleine Spanne suchte die Phalanx noch Stand zu halten, die nächste Minute jedoch sah nur noch versprengte Fähnlein, die sich einen Weg durch das Gedränge bahnten. Vor einem derselben bildete sich wie durch Zauberhand eine Gasse.

„Da kommt er!" — „Der ist's!" — „Der in der Mitte!" und „Hoch!" — „Hoch Hendriksen!" brach es zu beiden Seiten der lebenden Mauer los. Inmitten zweier imponirender Cylinderhüte schritt Herr Heinrich Hendriksen, den Hut in der Hand nach rechts und links huldvollst dankend. Am Ende der Allee hielt eine Reihe von Equipagen. Die Begleiter des Gefeierten, zwei wirkliche Geheime Commerzienräthe, schoben ihn in eine derselben, dann kletterten sie nach; der Schlag fiel zu, und „Hoch" erklang es ein letztes Mal.

„Sie fahren zum Banket," erklärte ein Fleischermeister, dessen dicke goldene Uhrkette ihm ein gesellschaftliches Uebergewicht über die Umgebung verlieh.

— — — Herr Commerzienrath Heinrich Hendriksen — wie Eingeweihte wissen wollen, bald: Geheimer Commerzienrath Hendriksen — ist heute nicht nur einer der angesehensten Männer, er ist auch der populärste Mann der Stadt — und er weiß dies. Nur zwei Personen gegenüber fühlt er sich beengt. Die eine, der Director der städtischen Sammlungen, ist außer aller Schuld; er tritt, als Mensch, wie als Beamter, dem Gefeierten noch genau so bescheiden gegenüber, wie er dies am ersten Tage, als Vertreter eines Auskunftsbureaus, that. Die zweite Persönlichkeit, Frau Commerzienrath Hendriksen, ist von einem Verschulden nicht freizusprechen: der Gatte erinnert sich einer gewissen Scene, in deren Verlauf sie ihm unzweideutig in's Gesicht gelacht.

Eine Besserung dieses Verhältnisses erwartet er von einer demnächstigen Standeserhöhung.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Metamorphose des Centrums.

Sammlung rechts und Sammlung links, das Centrum in der Mitten! Das ist ungefähr die politische Situation, in der wir uns augenblicklich befinden. Und man sollte nicht übersehen, daß vielleicht noch wichtiger als die beiden Sammlungen die Stellung der Centrumspartei ist, die davon unberührt bleibt. Die ersten Nachrichten, daß einzelne Theile des Centrums die schutzzöllnerische Sammlung mitmachten, haben sich im Wesentlichen als irrig erwiesen, und bei der antiagrarischen Sammlung hat kaum noch Jemand an das Centrum gedacht. Ihre Stütze sucht diese Partei gegenwärtig weder im schutzzöllnerischen noch im freihändlerischen Lager, weder in conservativen noch in liberalen Schichten. Ihre Stärke beruht vielmehr in ihrem immer mehr hervortretenden Verhältniß zur Regierung. Sowohl im Flottengesetz wie in der Militär-Strafproceß-Ordnung ist das Centrum die Partei, die der Regierung den Sieg in die Hände spielt, während im fernen Osten Deutschland katholische Missionare rächt und Cardinal Kopp von Breslau nach Rom gereist ist. — Zwar hat es auch früher Zeiten gegeben, in denen das Centrum mit der Regierung Hand in Hand ging, damit eine Hand die andere waschen konnte. Aber von diesen früheren gelegentlichen und vorübergehenden Beziehungen sind die gegenwärtig angebahnten sehr wesentlich verschieden. Die Centrumsmänner sprechen gar nicht mehr wie Vertreter einer Partei, die auf ihre theilweis demokratische Ueberlieferung Gewicht legt, sondern sie nehmen ganz den Ton an, wie er für eine regierungsfähige Partei erforderlich ist. Junker mit oder ohne „von" vor dem Namen führen eine Sprache, als ob sie aus dem besten ostelbischen Regierungsklüngel hervorgegangen wären, und Reserveofficiere sowie Leute, die niemals im Leben eine Flinte auf der Schulter gehabt haben, überbieten sich in ihrer Vorliebe für militärische Vorurtheile, als ob sie mit ihnen auf die Welt gekommen wären. Ist doch (um von Dr. Lieber gar nicht zu reden) der württembergische Landgerichtsrath Gröber, ein Mann, den man bis vor Kurzem noch zu den Elementen des Centrums rechnete, die Sinn für eine bürgerliche Politik besäßen, in den Debatten über die Militär-Strafproceß-Reform so weit gegangen, zu behaupten, die Duelle der Reserveofficiere müßten von Militärgerichten abgeurtheilt werden, weil die bürgerlichen nicht geeignet seien, auf eine Verminderung der Duelle hinzuwirken!

Die Umwandlung im Centrum ist nicht von heute und gestern. Schon im Jahre 1896, als bei Begründung der preußischen Central-Genossenschaftscasse der Major v. Huene zu ihrem Präsidenten berufen wurde, haben aufmerksame Beobachter darauf hingewiesen, daß hier zum ersten Mal einem Mitgliede des Centrums nicht im Wege gewöhnlicher Amtscarrière, sondern ganz ausschließlich in seiner Eigenschaft als Parlamentarier eine hohe Verwaltungsstelle verliehen [illegible] preußische Central-Genossenschaftscasse gehört zu den wenigen Verbänden,

die unmittelbar dem Minister unterstellt sind). Eine wenig bemerkte, aber hochbedeutsame Förderung erfuhren die Beziehungen des Centrums zur Regierungspartei seitdem die Leitung der Reichsgeschäfte in die Hand eines ultramontanen Präsidenten gelegt wurde. Die Reichsregierung wünschte, daß das Bürgerliche Gesetzbuch perfect werde, und der Herr Präsident erklärte, wenn 20 Leute im Hause waren: das Bureau sei über die Beschlußfähigkeit einig (er hatte statt der Köpfe im Saal die Hüte in den Vorräumen zählen lassen). Unter der Leitung dieses Präsidenten hat die Regierung es fertig gebracht, was keinem anderen europäischen Parlamente geboten wurde, daß Geheimpolizisten in das Haus geschickt wurden, und daß der Präsident, ausdrücklich darauf hingewiesen, nicht einmal daran dachte, daß nach der Geschäftsordnung ihm, und ihm allein die Handhabung der Polizei im Sitzungssaal und in den Zuhörerräumen zustehe. Noch niemals, so lange es einen Deutschen Reichstag giebt, hat ein Präsident der Erörterung so enge Grenzen gezogen, sobald er glaubt, daß sie die Person des Monarchen unangenehm berühren könnte.

Als Fürst Chlodwig von Hohenlohe zum Reichskanzler ernannt wurde, hat kaum Jemand daran gedacht, daß er der katholischen Linie des Hauses angehöre. Stand er doch aus den Zeiten seines bayrischen Ministerpräsidiums her bei den Centrumsmännern selbst geradezu in dem Rufe eines Culturkämpfers. Man übersah, daß die elsaß-lothringische Zeit auf ihn einen sehr erheblichen Einfluß geübt hatte. Von Conflicten mit der Geistlichkeit war dort nichts zu merken. Die — für Person und Familie übrigens niemals verlorene — Fühlung mit der Kirche war wieder gewonnen, ohne daß in der Oeffentlichkeit ein auffälliger Schritt geschehen wäre. Kein Ultramontaner und auch kein noch so argwöhnischer Liberaler konnte damals auf den Gedanken kommen, daß aus dieser Ernennung eine Annäherung an das Centrum entstehen könnte. Dennoch ist es der Fall gewesen. Mit den Hohenlohes zogen eine Anzahl niemals aufgegebener katholischer Familienbeziehungen in das Palais in der Wilhelmstraße ein. Es hat sich hier in kleinerem Maaßstabe, und zum Theil vielleicht den betheiligten Personen unbewußt, eine ähnliche Wandlung vollzogen, wie mit dem Cardinal Hohenlohe, dem man auch seinen Weggang vom vaticanischen Concil so wenig verzeihen konnte, daß Pius IX. ihn als preußischen Vermittelungsgesandten mit aller Entschiedenheit ablehnte, und der doch unter Leo XIII. wieder ein einflußreiches Mitglied der Kurie geworden ist. Auch der älteste der drei Brüder Hohenlohe-Schillingsfürst, der Herzog von Ratibor, der frühere Präsident des Herrenhauses, der in seinem oberschlesischen Besitzthum geradezu Gegner der ultramontanen Partei war, hatte dennoch niemals aufgehört, Katholik zu sein.

Als Freiherr v. Buol zum Reichstagspräsidenten ernannt wurde, da hielt man den Mann für viel zu unbedeutend, als daß man von ihm Schlimmes hätte befürchten sollen. Man hat sich hierin getäuscht, und wird sich noch in manchem Anderen täuschen. Die persönlichen Beziehungen zwischen Ministerien und Parlament haben eine sehr viel größere Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt, und zu mancher sonst räthselhaften Erscheinung in unserem Staatsleben erhält man den Schlüssel, wenn man sich klar macht, wie diese Beziehungen zwischen ultramontanen Abgeordneten und ultramontanen Beamten in den letzten Jahren zugenommen haben. Was war das im vorigen Jahre für eine sonderbare Sache mit der Wiederaufnahme der gescheiterten Strafproceß-Reform! Auf den Beschluß des Hauses, als Gegengewicht gegen sonstige Verschlechterungen wenigstens die Besetzung der Strafkammern mit fünf Richtern beizubehalten, hatte die Regierung mit der Erklärung geantwortet, daß nunmehr die Vorlage für sie werthlos geworden sei, und der Gesetzentwurf wurde zur Seite geschoben. Fünf Monate später tauchten plötzlich zu derselben Vorlage Abänderungsanträge auf, und da sah man, daß der Reichstagspräsident den Ausdruck „Vertagung" gebraucht hatte. Der führende Mann unter den Parlamentariern der verschiedenen Parteien, die damals hinter den Coulissen thätig gewesen waren, war der ultramontane Abgeordnete Rintelen in Gemeinschaft mit dem ultramontanen Staatssecretär des Reichs-Justizamtes Dr. Nieberding. Die wenigen wirklich liberal gesinnten Abgeordneten, die damals auf das Spiel hineingefallen waren, haben es später bereut, und haben, wenn auch nur pro forma, in der nächsten Session einen veränderten Antrag eingebracht, der ihren wirklichen Standpunkt darlegen sollte. In allen Justizfragen war das Centrum zu Windthorst's Zeiten ein Hort des Rechtes und ein Vertheidiger aller Garantien für eine wahrhaft volksthümliche Rechtspflege. Unter den Männern, welche für sich das Verdienst in Anspruch nehmen können, gerade in Justizangelegenheiten dem Centrum die mehr volksthümliche Färbung genommen, und mit anerkennenswerther Geschicklichkeit die Verbindung mit den reactionärsten Elementen der preußischen Regierung hergestellt zu haben, nimmt der königlich preußische Kammergerichts-Rath Rintelen eine ganz hervorragende Stellung ein. Er hat es so weit gebracht, daß man den reactionärsten Verfechter von Justizverschlechterungen nicht mehr unter den Conservativen, sondern im Centrum zu suchen hat.

Daß wir die Entwickelung des Centrums zur Regierungspartei von unserem Standpunkte aus nicht bedauern, brauchen wir kaum noch ausdrücklich zu versichern. Der Gedanke des parlamentarischen Lebens beruht nicht bloß darauf, daß die Parteien abwechseln *können*, sondern auch darauf, daß sie in der That abwechseln. Daß eine Partei, die über den vierten Theil der Mandate verfügt, sich auch allmälig zur Regierungspartei entwickelt, betrachten wir unter unseren Verhältnissen als ganz in Ordnung. Nur bedauern würden wir, wenn dies unbemerkt geschähe. Es muß in aller Oeffentlichkeit darauf hingewiesen werden, daß das Centrum jetzt nicht mehr wie früher mit der Regierung einzelne Handelsgeschäfte macht, sondern in das dauernde Verhältniß einer Handelssocietät tritt. Dann werden die Elemente, welche die Umwandlung zur Regierungspartei nicht mitmachen wollen, sich über ihre Haltung klar werden.

Spectator.

---

## „Odysseus' Heimkehr" von August Bungert.

Die Leser der „Gegenwart" werden sich erinnern, daß hier wiederholt auf Bungert's musikalisch-dramatischen Doppel-Cyclus „Die Homerische Welt" hingewiesen wurde. Zuerst hat ein Jugendfreund des Dichtercomponisten in Form eines Sendschreibens an Bungert dessen Werdegang erzählt, von der Aufführung von „Odysseus' Heimkehr" in Dresden und dem in Godesberg am Rhein geplanten Deutschen National-Opernhause, für das Bungert's Verehrer die nöthigen $1^1/_2$ Millionen Mark bereits gestiftet haben. Es war vorauszusehen, daß nicht nur die Anhänger des alten Opern- und Theaterschlendrians gegen den kühnen Versuch des Componisten agitiren würden, sondern auch die eingefleischten und geschäftsmäßigen Wagnerianer, die einem gefährlichen Nebenbuhler ihres Abgottes und eine unbequeme Concurrenz des Bayreuther Unternehmens fürchten. Zu ihrem Stimmführer machte sich ein übrigens ganz unbekannter böhmischer Musikschriftsteller, Herr Richard Batka, gegen den sich der zweite Bungert-Artikel unseres Mitarbeiters Josef Schrattenholz wendete. Herr Batka — der Name erinnert unwillkürlich an die Anekdote des alten Döring, der aus dem Tschechischen Theater entfloh, weil die Deborah gar so schrecklich „Bumsta! Bumsta!" (Rache) schrie — wetterte gegen das Wagniß des „jungen" (!) Bungert und den „Godesheimer" (sic) Plan. Säße er nicht gar so weit ab — nämlich in Prag-Weinberge, wo er nach seiner Angabe im Literaturkalender zwar „Privatier" ist, aber seine Kunsturtheile leider nicht als Privatsache behandelt, sondern in ein nach Stil und Gesinnung gleich schlechtes Deutsch faßt und dem geduldigen Holzpapier anvertraut — so hätte er sich jetzt zu seinem Befremden davon überzeugen können, daß nach den Dresdnern nun auch die Berliner der Musiktragödie „Odysseus' Heimkehr" eine begeisterte Aufnahme bereitet haben, und wenn auch noch so laut Pan Batka Bumsta! schreit.

Wir wissen aus Schrattenholz' Mittheilungen etwas Näheres über das gesammte Riesenwerk, das Homer's epische Welt auf die Bühne bringen soll. Die griechische Rhapsodie verwandelt sich in ein modernes Musikdrama. Zum ersten Male seit Wagner's Tod tritt ein deutscher Componist mit einem in Idee und Ausführung großartigen Riesenwerk auf. Schon dieser Wagemuth verdient Anerkennung. Nicht weniger als sechs „Tagewerke" fordert Bungert. Die vier Tragödien der Odysseus-Tetralogie: Kirke, Nausikaa, Odysseus' Heimkehr, Odysseus' Tod sind vollendet. An den zwei Abenden der „Ilias": Achilleus und Klytämnestra arbeitet er noch. Schon die Wahl des Stoffes ist ein Meistergriff. Wir müssen es ja gestehen, daß auch Wagner's Genie die Popularisirung des uns angeblich adäquateren nordischen Mythos nicht durchgesetzt hat; seine überlebensgroßen und doch menschlichkleinen, blutschänderischen und betrügerischen Götter und Helden sind uns unsympathisch und fremd geblieben. Das werden freilich unsere Kunstchinesen nicht gelten lassen, die jeden Versuch, über Wagner hinaus zu gehen und neue Wege zu wandeln, schroff ablehnen. Und doch liegt im Fortschritt, nicht in der Verknöcherung des Alten das Recht der Lebenden und das Heil der Kunst. Was echt und schön ist, wird sich auch behaupten. Wenn Mascagni sich als ein Irrlicht erwiesen hat, so ist damit die Unmöglichkeit neuer Wege nicht bewiesen. Das vielgeschmähte Publikum hat vielleicht das richtigere Gefühl als unsere Kunstweisen. Daß es Mascagni, Leoncavallo und Humperdinck zujubelt, beweist doch, daß auch Wagner noch nicht alle Sehnsucht gestillt hat und nicht die ganze Erfüllung ist. Vielleicht sogar nicht mehr als eine Mode. Wenn nicht Alles trügt, so hat Wagner's weltbezwingender Erfolg seinen Höhepunkt überschritten. In Frankreich, wo sich die gesammte Symbolistenschule mit ihren Nebeln und Allegorien von ihm ableitet, ist die Kritik des „fremdartigen Zauberspuks" müde, und schon ruft Lemaître überdrüssig: „Wenn man uns doch in Ruhe ließe mit den Schwänen, Waldvögelein, Runen und Schwertern, mit sagenhaften Rittern und Burgen und anderen Gemeinplätzen, die zwar in Wagner's Werken vortrefflich waren, aber doch nicht Fleisch von unserem Fleisch sind. Est-ce que cette ferblanterie est de la vie?" Ich glaube, daß man Bungert für seinen „reactionären" Schritt danken sollte. Wir haben doch gesehen, daß wir in Wagner's Fußstapfen nicht weiter kommen; sein Weg war der eines Genies, das einsam und stolz mit Riesenschritten seinen Weg geht. Niemand kann ihm nachfolgen; er nimmt den Jungen Luft und Licht. Wo ist das einzige lebensfähige Werk seiner Nachfolger? Selbst der begabteste von ihnen, Richard Strauß, tastet in Oede und Dürre. Muß man dem Pfandfinder nicht zujubeln, der vom falschen Wege ablenkt und die neue Bahn weist, dies Mal zur Lebensfreude, zur Sonne Homer's, die auch uns lächeln soll? Aber ein Urtheil über Bungert's Werk ist erst dann möglich, wenn wir das Ganze kennen. Wir haben es hier bloß mit einem Fragment, dem dritten Tagewerke des ersten Cyclus zu thun.

Zuerst der Dramatiker und Theatraliker im kühnen Aufbau seiner Handlung: das machtvolle Vorspiel, im ersten Acte der heimkehrende Held, im zweiten Penelopeia und die Freier, im dritten Wettkampf und Besiegung der Freier und die Vereinigung des treuen Gattenpaares. Wirksam ist zumal der zweite Act mit der dramatischen Steigerung: Telemach's Bedrohung, Penelopeia's erzwungener Schwur und der viel geprüfte Dulder im Bettlergewand. Bungert's Griechenthum ist nicht bloßes Costüm, wie bei Bulwer oder Georg Ebers, sondern verinnerlichte Anschauung, von symbolischer Tiefe, ein Griechenthum im deutschen Geiste. Die Luft des edelsten Humanismus, der Renaissance umweht uns, ein Hutten und Erasmus hätten ihre Freude an dem Werke, das so griechisch und doch so deutsch ist, unsere alte ewige Germanensehnsucht nach dem Süden in Wort und Ton so ergreifend ausdrückt. Die Verse lassen zwar formell den dichtenden Laien da und dort erkennen, in einem prosaischen oder matten Ausdruck oder Flickwort, aber im Ganzen trifft Bungert dichterisch doch immer das Wesentliche. Für die oft mangelnde Stimmung tritt die Musik helfend ein. Bungert als Dichter und Komponist — und das unterscheidet ihn von Wagner — ist naiv, nichts ausklügelnd und erzwingend. Die tödtliche Nähe des überragenden Genius schreckt ihn nicht; mit einer gewissen Naturburschenlaune wälzt er die Quadern zu seinem musikalischen Gigantenbau. Während Wagner von der Symphonie ausgeht, nimmt Bungert die Melodie als Grundstein. Seine Musik ist vor Allem melodisch, und der Reichthum seiner Erfindung setzt in Erstaunen. Er hat es nicht nöthig, den melodischen Satz bis zur Erschöpfung contrapunctistisch auszubeuten, spielerisch fortzuentwickeln, zu variiren, jetzt in Verlängerung dann in Verkürzung, verschnörkelt oder transponirt. Bungert's Melodienschöpfung scheint wirklich unerschöpflich. Seine Melodien sind weich und zart, oft in der Art frischer Volksweisen, einfach und kindlich, daneben weihevolle Hymnen, überwältigende Chöre von antiker Größe. Daß Bungert sich von Wagner's Einflusse doch nicht ganz zu befreien vermochte und z. B. die Leitmotive beibehielt, um seinem Cyclus Einheit und Zusammhang zu geben, ist vielleicht zu bedauern, doch er behandelt sie stets mit feiner Kunst, sie sind fast immer plastisch. Jede Person, jede typische Stimmung hat ihr charakteristisches Motiv, und leicht erkennt man den heroischen, liebenden, duldenden Odysseus, die treue Penelopeia. Da finden wir kein Zutodehetzen eines dürftigen Einfalls, nichts Schematisches und Programmmusikalisches. Der Born fließt klar und frisch, in's Ohr fallend, und statt uns mit einem Motiv zu ermüden, erfindet Bungert lieber schnell ein neues. Und dann die sichere, in sich gefestete Selbstständigkeit, vor der auch der Reminiscenzenjäger seine hämische Arbeit aufgeben muß. Und endlich die wirklich schönen Einzelgesänge und Chöre, für die es nur einen Ausdruck giebt: sonnig. Doch nicht nur im Lieblichen, Liedartigen, Lyrischen ist Bungert zu Hause. Wie kraftvoll weiß er die Gegensätze melodramatisch herauszuarbeiten: ich erinnere nur an den Frevel der Freier und die Mahnung des Sehers. Dann die so orginell instrumentirte Bogenspannungsscene und die ergreifenden Monologe von Odysseus und Penelopeia. Sein Orchester klingt immer gut zusammen; die Dresdener Aufführungen bewiesen es besser als die Berliner. Daß er für die Singstimmen zu schreiben versteht, wissen wir schon von dem Liedercomponisten. Freilich betonen seine Widersacher gerade diese Leichtigkeit, denn ihnen ist Bungert nun einmal etikettirt als ein „achtungswerthes Talent der Hausmusik in kleineren Formen, speciell des Liedes", also wird der colossale Rahmen „prätenziös" genannt, die „Redlichkeit" seiner Gabe bemängelt und von Meyerbeer'schen Effecten gefabelt. Ueberhaupt, welche Keckheit, ohne die Kritiker um Erlaubniß zu fragen, gleich auf den ersten Streich — allerdings in 16jähriger Lebensarbeit — einen sogar sechs Abende umfassenden Cyclus zu bringen und Wagner's Tetralogie zu übertrumpfen! Bumsta! Bumsta!

Unsere hier unlängst ausgesprochenen trüben Ahnungen wegen der gewiß unzureichenden Berliner Darstellung sind leider von der Wirklichkeit übertroffen worden. Der Aufführung fehlte es zwar, dank Meister Tetzlaff's Inscenirung und Brandt's Decorationen, nicht an Glanz und Pracht, doch der musikalische Theil blieb weit zurück. Abermals mußte das höfische Institut eine Anleihe in Prag — Herr Batka wird sich freuen — machen, aber das war nicht einmal der Uebel Schlimmstes, denn Herr Capellmeister Schalk zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen, wenn auch das Orchester etwas stark hudelte und lärmte. Aber neben dem ganz unrein singenden Chor nun die Hauptrollen: die ungenügende Frau Götze als Penelopeia, Frl. Rothhauser den Telemachos tremolirend, der urkomische Melantho des Frl. Cortese, der consequent distonirende Seher des Herrn Grün und die sämmtlich störenden kleineren Partien. Herrn Philipp's Hyperion hatte wenigstens ein paar gute Momente, und nur der Odysseus des Herrn Hoffmann stand auf der Höhe seiner Aufgabe. Das war in Gesang und Spiel wahrhaft großer Stil. Kein Wunder, daß alle Scenen, wo er auftrat, eine besondere Begeisterung hervorriefen, wie denn überhaupt die Aufnahme zumal der zwei ersten Acte eine widerspruchslos freundliche war. Es ist charakteristisch, daß die ganz in Wagner's Fahrwasser schwimmenden Berliner Opernreferenten, denen die fürchterlichen Längen im „Nibelungenring" Tabu sind, woran nicht gerührt werden darf, Bungert's dritten Act von ermüdender Länge finden und Kürzungen empfehlen. Wir hoffen nicht, daß Bungert sich dazu verstehen wird. Sollte er aber doch dem Zwange des Opernschlendrians weichen, so werden seine Verehrer einst um so lieber zu dem neuen Olympia auf dem grünen Hügel am Rhein pilgern, um dort das Werk in seiner künstlerischen Totalität zu genießen. Bungert hat in Dresden und nun auch in Berlin bewiesen, daß er ein eigenes Festspielhaus verdient. m.

## Notizen.

„Gegen den Strich." Von J. K. Huysmans. (Berlin, Schuster & Löffler.) Wir haben diesem nicht uninteressanten Bekehrungsroman des clerical gewordenen Zolaisten „A Rebours" schon nach dem Erscheinen des Originals eine Besprechung gewidmet. Ihn zu übersetzen, lag wirklich nicht das geringste Bedürfniß vor, denn die Wenigen, die sich dafür interessiren, werden wohl in der Lage sein, das Original zu lesen, das natürlich auch der besten Verdeutschung vorzuziehen ist. Diese Uebersetzung — sie schreibt z. B. consequent Barbey d'Aurévilly! — ist aber so schlecht, wie all' die übrigen Verdeutschungen des Schuster-Löffler'schen Verlags. Als Urheber nennt sich auf dem altdeutsch verschnörkelten Umschlag und Titelblatt ein unsicherer Herr M. Carpius, wenn wir richtig entziffert haben, denn sein Name ist gerade so unlesbar wie seine Uebersetzung. — In einem berüchtigten Scandalblättchen, dessen Herausgeber gegen die ihm von Prof. Hans Delbrück öffentlich zugeschleuderte Beschuldigung des „Schmutzes," der „Infamie," einer „ehrenrührigen Handlung" bis heute noch nicht geklagt hat, läßt nun die Firma Schuster & Löffler als Antwort auf unsere Kritik einiger ihrer Verlagswerke ein Circular abdrucken, das wir als erprobtes Abschreckungsmittel an lästige Einsender unerbetener Recensionsexemplare, also auch an Schuster & Löffler sandten. Das Circular hat denn auch in diesem Falle die beabsichtigte Wirkung erreicht: in der richtigen Erkenntniß, daß die von ihnen verlegten Bücher unserer im Circular aufgestellten Anforderung eines „inneren Werthes" ebenso wenig entsprechen, als „durch zeitgemäß interessanten Inhalt hervorragen," verschonten uns Schuster & Löffler mit ihrem weiteren Bombardement von Recensionsexemplaren. Trotzdem haben wir etwa ein Dutzend ihrer Novitäten besprochen, zum Theil ausführlich und wohlwollend, gemäß ihrem literarischen Werth. Und zwar ohne je ein Inserat von der Firma bekommen zu haben, — nichts als einmal die unverfrorene Zumuthung, einen Bettelbrief für „ihren" Autor Liliencron zugleich mit der Besprechung eines seiner Werke abzudrucken. Daß wir diesen Wunsch ebenso wenig erfüllten, wie wir das Lob pornographischer Speculationen in der Art der „Barrisons", der „Keuschen", des Umschlagbildes zu Remer's Reise oder anderer verwandter Erzeugnisse ihres Verlags anstimmten, das haben uns Schuster & Löffler verdacht, nicht so unsere Leser, wie zahlreiche Zuschriften beweisen. Auch ein angesehener Autor, dessen Buch aus einem anderen Verlage durch Ankauf von Schuster & Löffler übernommen wurde, hat erklärt, sich dieses neuen Verlages zu schämen. Wie aber die Collegen der Firma über unseren Fall denken, sagt u. A. die Allgemeine Buchhändler-Zeitung: „Der deutsche Verleger kümmert sich mit wenig Ausnahmen den Teufel um ein Literaturblatt, und verlangt dafür aber, daß es sich um jedes seiner Verlagswerke kümmere und ist vor Allem tief verletzt, sobald er jenes Maß von Wohlwollen in der Besprechung vermißt, das am Besten durch den Abdruck ihrer Waschzettel erreicht wird. Denn es scheint, daß die Mehrzahl der Verleger gar keine Kritik will, sondern eine Lobhudelei ...," Dafür ist nun freilich die „Gegenwart" nicht zu haben, und sie wird sich ihr Recht und ihre Pflicht, zumal die gewerbsmäßige literarische Talentlosigkeit und Unzucht in Büchern und Bildern kritisch abzustrafen, von Niemand verschränken lassen. Am allerwenigsten von dem Schmutzblatt, dessen Herausgeber eine öffentliche Ehrenbeleidigung mit der Forderung — von Beweisen, statt der unter anständigen Leuten üblichen Klage vor Gericht beantwortet. Sein Eintreten für Schuster & Löffler hat natürlich nur den Zweck eines Scheinmanövers, einer Diversion, um sich Luft zu schaffen und die Aufmerksamkeit seiner Leser von der Hauptsache, der Ehrenbeleidigung, abzulenken. Es erinnert uns an den Dieb, der seine Verfolger und das Publikum irre führen will und plötzlich Feuer! schreit. Die Wissenden aber lassen sich nicht täuschen und rufen: Dieb! Dieb! Dieb!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Junger Schriftsteller, bewährter Mitarb. d. verbr. Jugend- u. Familienblätter, sucht — als Nebenbeschäftigung — d. Redaktion e. kleineren Zeitschrift zu übernehmen. Beste Referenzen! Offert. an „M. R. Z." postlagernd Zittau, Sa.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. Weidmannschen Buchhdl. in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

Preis 20 Pfennig. Von **Rudyard Kipling** Preis 20 Pfennig.

**Schlichte Geschichten aus Indien.**

Universal-Bibliothek No. 3459,

ist schon seit Jahresfrist eine neue vorzügliche Übersetzung von **Leopold Rosenzweig** erschienen. Die erste Auflage (Übersetzung von Hans Helling) ist aus dem Handel zurückgezogen und gelangt nicht mehr zur Ausgabe.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Bad Reinerz,**

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

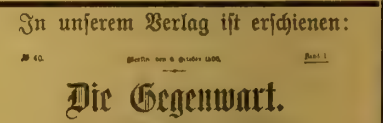
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc.-Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 16. April 1898. 27. Jahrgang Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Cuba, Spanien und die Vereinigten Staaten. Von Wm. Weber (Belleville, Ill). — Die Bedeutung von Kiaotschau. Von Professor Ferdinand von Richthofen. — **Literatur und Kunst.** Jakob Burckhardt. Von J. B. Stähelin. — Die erste deutsche Flotte. Nach den Geh. Staatsarchiven zu Berlin und Hannover. — **Feuilleton.** Attalea Princeps. Von W. Garschin. — **Aus der Hauptstadt.** Der gelbe Leichnam. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Die Musiksteuer. Von Edmund Vetter. — Anzeigen.

### Cuba, Spanien und die Vereinigten Staaten.

Von Wm. Weber (Belleville, Ill).

Die cubanische Frage war, obwohl es sich in erster Linie um eine Empörung von Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit handelt, von Anfang an keine rein innere Angelegenheit Spaniens, sondern eine Frage von internationaler Bedeutung, die trotz dem Papste zu ernsten Verwickelungen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten führen kann. Aber sind die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Cuba wirklich solcher Art, daß dadurch für die Amerikaner das Recht und die Pflicht erwächst, die Sache der Cubaner zu ihrer eigenen zu machen? Oder handelt es sich dabei nur um einen der so wohl bekannten, wenigstens in Europa so viel erwähnten, rücksichtslosen Streiche der Yankees, die meinen, daß ihnen die ganze Welt gehöre, und daß sie deßhalb alle Gesetze und Rücksichten des internationalen Rechtes und Anstandes außer Acht setzen dürfen? Untersuchen wir einmal die wirthschaftlichen Zustände auf Cuba. Von der Größe der Insel Cuba macht man sich einen Begriff, wenn man sie mit bekannteren Ländern vergleicht. So sind z. B. die Rheinprovinz, Westphalen, Hannover, Schleswig-Holstein, Sachsen-Meiningen, Anhalt, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg und Reuß-Schleiz zusammen 43 822 engl. Quadratmeilen groß, also nur eine Kleinigkeit kleiner als die Insel Cuba (43 825 engl. Quadratmeilen mit den Inseln). Die Einwohnerzahl der genannten deutschen Länder betrug nach der letzten Zählung 11 690 050, während die von Cuba nach dem letzten Census vom Jahre 1887 sich auf 1 631 619 belief. Von diesen waren 520 316 farbig, die übrigen weiß. Die Insel, deren natürliche Hülfsquellen noch bei Weitem nicht ganz erschlossen sind, eignet sich vor allen Dingen für den Rohrzuckerbau. Wenigstens vier Fünftel sämmtlicher Producte des Landes bestehen in Zucker und den bei der Zuckerindustrie gewonnenen Nebenerzeugnissen, das letzte Fünftel wird durch Tabak und andere Dinge gebildet. Daraus folgt, daß vier Fünftel der Bevölkerung des Landes für ihren Lebensunterhalt auf den Rohrzuckerbau angewiesen sind. Der Werth des cubanischen Handels betrug beim Ausbruche der Insurrection im Jahre: £ 170 458 553, wovon £ 101 014 266 auf die Ausfuhr und £ 69 444 287 auf die Einfuhr kamen. Das Vermögen der Insel wurde damals auf £ 850 000 000 taxirt, oder auf £ 531 für den Kopf der Bevölkerung. Man sieht aus diesen Zahlen, daß der Zuckerbau sich bezahlt hat, und die Einwohner Cubas dabei zu Wohlstand gediehen sind. Um so dringender erhebt sich die Frage: Wie erklärt sich die Thatsache, daß die Cubaner, d. h. hauptsächlich die ärmere und farbige Bevölkerung des Landes, sich gegen die spanische Herrschaft auflehnen und dabei sehnsüchtig nach den Vereinigten Staaten hinüberblicken? Ist das vielleicht ein unbezwingliches Verlangen nach der freien, republikanischen Regierungsform, wie sie in den Vereinigten Staaten herrscht, im Gegensatz zu der monarchischen Verfassung des Reiches, zu dem Cuba vorläufig noch gehört? Auf jeden Fall ist es eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß die Cubaner von 1868 bis 1878 ununterbrochen gegen Spanien gekämpft haben, und daß der jetzige Aufstand, in dessen Verlaufe Spanien das größte Heer, daß je den Ocean überschritten hat, nach Cuba gesandt hat, schon seit 1895 dauert, ohne daß die Spanier ihrem Ziele auch nur einen einzigen Schritt näher gerückt wären. Die Aufständischen auf Cuba rekrutiren sich vornehmlich aus der farbigen und ärmeren weißen Arbeiterbevölkerung des Landes, und es kann unbedingt behauptet werden, daß diesen Leuten die Regierungsform, unter der sie leben, ganz gleichgiltig ist, wenn es ihnen erträglich geht, d. h. wenn sie reichliche Gelegenheit zum Arbeiten haben und für diese Arbeit angemessen bezahlt werden. Das ist überhaupt die Denkart fast aller Menschen und zwar mit Recht. Ein Jeder ist gerne zufrieden, wenn er dabei bestehen kann, daß er seine Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit darauf beschränkt, seine eigene Lage möglichst zu sichern und zu verbessern. Er überläßt, wenn er darin erfolgreich ist, die Sorge für das große Ganze gern anderen Leuten. Es giebt natürlich immer Schwärmer, die aus müßiger Neugierde ein System der denkbar besten, allein guten Regierungsform ausbilden und versuchen, ihre Mitmenschen für ihr Ideal zu begeistern. Aber in guten Zeiten sind diese Schwärmer nicht zu fürchten, das Volk ist mit seinen nächsten Angelegenheiten viel zu ernstlich beschäftigt, als daß es Zeit hätte, den Zukunftsträumereien der Schwärmer ein mehr als vorübergehendes Interesse müßiger Neugier zu schenken. Erst in den Tagen, in denen der Brodkorb zu hoch gehängt wird, in Zeiten der Arbeitslosigkeit und der damit verbundenen Noth beginnt der normale Mensch über die staatlichen Fragen nachzudenken. Dann sucht er nach Erklärungen für sein hartes Loos, und wehe, wenn er dann die Ursache dafür in dem Regierungs-System, unter dem er lebt, zu finden glaubt. Dann dann werden ihm solche Fragen Lebensfragen. Dann ist er auch

bereit und entschlossen, Leib und Leben daranzusetzen, um seiner Noth so oder so ein Ende zu bereiten. Daher ergiebt sich auch bei näherer Prüfung, daß die cubanische Frage für die aufständischen Cubaner lediglich eine Magenfrage ist. Die Cubaner würden ohne Unterschied ihrer politischen Meinungen es vorziehen, bei Spanien zu bleiben. Denn wenn ihr Aufstand erfolgreich ist, würden sie doch ihre politische Selbstständigkeit und damit zugleich ihre Muttersprache und viele andere, jedem Menschen heilige Dinge und Güter aufgeben müssen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß Cuba in der unmittelbaren Nähe der Vereinigten Staaten nicht ein selbstständiges Land bleiben kann. Aber die Cubaner haben die Ueberzeugung gewonnen, oder sind vielmehr durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht gezwungen worden, daß sie unter spanischer Herrschaft nicht einmal ihr nacktes Leben fristen können.

Spanien hat von jeher seine Colonien nicht als seine Kinder, sondern als seine Beute betrachtet und sie demgemäß nicht so verwaltet, daß sich die Colonien zu glücklichen und mächtigen Gemeinwesen entwickeln konnten, sondern sie in jeder Weise niedergehalten, unterdrückt und ausgesogen. Alle Aemter in den Colonien wurden und werden mit Spaniern, Günstlingen der gerade herrschenden Fraction am Hofe, besetzt. Eine selbstständige Entwickelung des Handels und der Industrie der Colonien wurde auf jede mögliche Weise hintertrieben. Die Folge davon war, daß sich die spanischen Colonien bei der ersten günstigen Gelegenheit vom Mutterlande losgesagt haben, so daß von all' den weiten Gebieten, die vormals der spanischen Krone gehörten, gegenwärtig nur noch Cuba und die Philippinen, von einigen kleineren Inseln und aus anderen Gründen unbedeutenden Gebieten abgesehen, als letzte Ueberreste eines vormals unermeßlichen Reichthums geblieben sind, und selbst diese kleinen Reste wollen und können sich nicht länger unter das schwere Joch Spaniens beugen. Spanien hat eben in seiner langen Colonisationsgeschichte nichts gelernt und nichts vergessen. In dieser Hinsicht ist es grundverschieden von England. Auch dieses Land hat ursprünglich seine Colonien nach denselben Grundsätzen verwaltet wie Spanien, aber als es in Folge dessen seine reichen, nordamerikanischen Colonien, die heutigen Vereinigten Staaten, verloren hatte, hat England diese Lehre sofort beherzigt.

Cuba wird bis auf den heutigen Tag nicht im Interesse der Cubaner, sondern im Interesse der spanischen Granden und der spanischen Kaufleute und Industriellen regiert.

Der General-Gouverneur von Cuba z. B. hat seinen Wohnsitz in Madrid, von wo aus er die von Spanien nach Cuba gesandten Militär- und Civilbeamten dirigirt, obwohl er selbst möglicherweise nie in Cuba gewesen ist. Für seine Dienste bezieht er unter mancherlei Gestalt ein Gehalt, das im Ganzen ungefähr zwei Mal so groß ist als das Gehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die übrigen Beamten werden natürlich ebenfalls sehr gut bezahlt. Wer von Spanien in die Colonien geschickt wird, soll sich da, in Nacheiferung des bekannten Vorbildes der edlen Römer, finanziell erholen, oder sein erstes Vermögen erwerben. Das Alles aber wäre bei dem ungeheuren, natürlichen Reichthume der Insel von den Cubanern um so eher zu verschmerzen, als sie seit urdenklichen Zeiten daran gewöhnt sind und es als eine Naturnothwendigkeit zu ertragen gelernt haben. Unerträglich wird aber, daß die Handelsbeziehungen Cubas von Spanien aus, nicht zum Wohle Cubas, sondern zum ausschließlichen Vortheile der Spanier regulirt worden sind und werden. Auch da hat es freilich ganz besonderer, erst in der neuesten Zeit entstandener Verhältnisse bedurft, um den Cubanern die sie vernichtende Bevormundung Spaniens zum Bewußtsein zu bringen.

Die von Spanien aus erlassenen Handelsgesetze für Cuba sind kurz ausgedrückt folgende: Cuba kann seine Erzeugnisse an die ganze Welt verkaufen, hat aber nur Erlaubniß, bei den Spaniern Einkäufe zu machen. Das läßt sich bekanntlich leicht dadurch erreichen, daß man auf nicht-spanische Einfuhrartikel einen so hohen Eingangszoll legt, daß alle nicht aus Spanien kommenden Waaren vom cubanischen Markte ausgeschlossen werden. Im Allgemeinen lassen sich die Völker das nicht gefallen. Im internationalen Handelsverkehr gilt der Grundsatz: Eine Hand wäscht die andere, gerade so gut, wie im Verkehr einzelner Individuen. Aber Cuba hat sich lange Zeit einer Ausnahmestellung erfreut. Es war, so lange es keinen Rübenzucker gab, das Hauptzuckerland der Welt, von dem alle Völker der Welt, die Zucker haben wollten, kaufen mußten, einerlei, ob die Cubaner dafür andere Bestellungen bei ihnen machten oder nicht. Cuba besaß in dieser Hinsicht genau dieselben Vortheile wie gegenwärtig die Vereinigten Staaten mit Bezug auf Weizen. Da die europäischen Völker unter allen Umständen den nordamerikanischen Weizen nöthig haben, kann sich die Union den sonst sehr gefährlichen Luxus gestatten, sich durch einen übermäßig hohen Tarif, wie durch eine Art chinesischer Mauer, gegen das Ausland abzuschließen. Mit Bezug auf Cuba und die Spanier hat der Rübenzucker dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dadurch ist nach und nach der cubanische Zucker ganz selbstverständlich von allen europäischen Märkten verdrängt worden. Selbst wenn der Rohrzucker besser sein sollte als der Rübenzucker, würden sich alle europäischen Länder, mit Ausnahme Spaniens, doch höflich bedanken, dem Zucker der Cubaner, von denen sie keine entsprechenden Vortheile genießen, in ungehinderte Concurrenz mit ihrem eigenen Rübenzucker treten zu lassen. Spanien allein aber verbraucht aus gewissen Gründen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der cubanischen Zuckerernte. So ist es denn gekommen, daß in den letzten Jahren die Vereinigten Staaten der ausschließliche Markt für den Absatz des cubanischen Zuckers geworden sind. Das hat zwei Ursachen, einmal verzehren die Nordamerikaner sehr viel Zucker und Süßigkeiten, und zweitens liegt die Insel Cuba unmittelbar vor der Thür der Vereinigten Staaten. Die Floridastraße ist nur ungefähr hundert Meilen breit und wird in wenigen Stunden gekreuzt. Dementsprechend kamen von den 170 Mill. Dollars des jährlichen cubanischen Gesammthandels beim Ausbruche des gegenwärtigen cubanischen Aufstandes 100 Mill. Dollars auf den Verkehr mit den Vereinigten Staaten. Diese 100 Mill. aber repräsentirten in Folge der im Interesse Spaniens erlassenen Handelsgesetze Cubas hauptsächlich cubanische Ausfuhr und waren den Nordamerikanern deßhalb nicht gerade erfreulich. Verschiedene Handelsverträge mit Spanien brachten zwar einige Linderung, aber da diese den Nordamerikanern nicht genügen konnten, trat mit der Wilson Bill vom 27. August 1894, obwohl die Wilson Bill, wie allgemein bekannt ist, im Uebrigen freihändlerische Neigungen hat, eine Aenderung in unserem Tarife für Zucker ein, der den cubanischen Zucker von den Vereinigten Staaten ausschloß. Auch die Vereinigten Staaten haben eigene Zuckerinteressen zu beschützen und sind ebensowenig wie Europa gezwungen, den cubanischen Rohrzucker zu kaufen.

Die Folge dieser amerikanischen Gesetzgebung war sofortiger Rückgang der cubanischen Zuckerindustrie, Arbeitslosigkeit unter den vielen mit dieser in Verbindung stehenden und davon abhängenden Bewohnern Cubas. Die unausbleibliche Folge davon wieder war, daß diese Leute — Müßigang ist aller Laster Anfang — begannen über ihre Lage nachzudenken, und da sie eine schon vorher gemachte Beobachtung von Neuem bestätigt fanden, daß Spanien allein an ihrem Unglück Schuld trage, so ergab es sich von selbst, daß die Fahne der Empörung wieder im Felde erschien. Die arbeitslosen Arbeiter schlossen sich in Schaaren den aufständischen Führern an. Denn sie mußten sich sagen: Wenn wir ruhig bleiben, werden wir verhungern; wenn wir uns empören, werden wir vielleicht auch getödtet werden; aber

ebenso wahrscheinlich unser elendes Loos dauernd verbessern; auf jeden Fall ist der Tod auf dem Schlachtfelde mit der Waffe in der Hand leichter und schöner als der feige Hungertod.

Wenn man so die Ursachen und die Unabwendbarkeit des Aufstandes in Cuba richtig erkannt hat, so fragt man sich billig: Wie kommt es aber, daß Spanien nicht einfach die Beschwerden der Cubaner abstellt? Es ist doch leicht genug, den Cubanern Handelsfreiheit mit den Vereinigten Staaten zu gewähren. Das ist dem Anscheine nach allerdings sehr einfach. Es bedürfte nur eines Federstriches der Königin. Aber in Wirklichkeit gestaltet sich die Sache vom Standpunkte der Spanier aus höchst schwierig. Der spanische Handel und die spanische Industrie sind ganz auf den bisherigen Zustand in Cuba eingerichtet, der für sie eine bedeutende und zugleich eine der letzten ihnen ausschließlich gehörende Einnahmequelle ist. Würde den Cubanern gestattet werden, ihre Handelsgesetze nach ihren eigenen Bedürfnissen einzurichten, so würde der ganze cubanische Handel selbstverständlich an die Vereinigten Staaten fallen. Das würde aber einen entsprechenden Nothstand in Spanien im Gefolge haben. Dadurch würden wieder die Spanier in Spanien Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihrer Regierung finden und diese, die so wie so von verschiedenen Seiten bedroht wird, sicher stürzen. Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, daß die spanischen Staatsmänner, obwohl ihnen kein Mensch Verstand und Einsicht absprechen kann, in der cubanischen Frage anscheinend gänzlich von allen Rücksichten auf Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit im Stiche gelassen werden. Sie können wohl die Insel in einem Kriege mit den Aufständischen oder mit den Vereinigten Staaten, nachdem alle Kräfte Spaniens erschöpft sind, verlieren. Aber sie können unter keinen Umständen, freiwillig, aus eigenem Entschlusse, der Insel Unabhängigkeit, oder, was in diesem Falle dasselbe ist, die Erlaubniß, ihren Handel nach eigenem Ermessen zu reguliren, gewähren. Im Uebrigen sind die Spanier bekanntlich gern bereit, den Cubanern alle möglichen, modernen Verfassungen zu geben. Wenigstens auf dem Papier.

Aus unserer Statistik des cubanischen Handels geht hervor, daß die Amerikaner allerdings sehr gewichtige Gründe haben, sich um Cuba zu bekümmern. Es handelt sich für die Vereinigten Staaten um einen jährlichen Handel von einhundert Millionen Dollars, der durch den Aufstand ganz verloren gegangen ist. Außerdem aber ist in Folge dieses Handels in Cuba sehr viel nordamerikanisches Geld angelegt, das durch den Krieg ebenfalls unproductiv geworden, wenn nicht gar durch das Zerstören der damit eingerichteten Zuckerplantagen und Zuckersiedereien ganz verloren gegangen ist. Die Kreise, die in dieser Weise direct und persönlich in Cuba interessirt sind, bestehen aus der so überaus wichtigen Classe von Geld- und Kaufleuten, deren Einfluß auf die äußere Politik der Vereinigten Staaten vielleicht größer ist, als in irgend einem anderen Lande. Daher sieht man auch, daß Organe, die hauptsächlich die Interessen dieser Classe vertreten, wie z. B. die New Yorker „Nation" von Anfang an ganz kühl und besonnen die Möglichkeit eines kriegerischen Conflicts mit Spanien in's Auge faßt, während sie bei allen Fragen, bei denen England in Betracht kommt, für Schiedsgerichte und ewigen Frieden schwärmten, weil der Krieg ein so großes Uebel und des so hoch entwickelten Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts unwürdig sei. Zwischen Spanien und England ist für diese Herren ein großer Unterschied, nicht daß sie England besonders fürchteten und auf Spanien mit Verachtung hinabblickten. Aber in einem Kriege mit England würde das amerikanische Capital und der amerikanische Handel ungeheuer leiden, ohne daß entsprechende Gewinne zu erwarten wären. In einem Kriege mit Spanien dagegen würden Gewinne und Capitalien, die anscheinend bereits ganz verloren sind, wieder gewonnen werden können.

Cuba hat außerdem eine ganz außerordentlich wichtige, strategische Lage mit Bezug auf den Golf von Mexico sowohl wie auf das caribische Meer und, was zwar noch in der Zukunft liegt, aber sich unbedingt verwirklichen wird, mit Bezug auf den Canal, der Central-Amerika durchschneiden und den atlantischen mit dem stillen Oceane verbinden wird, mag dies nun schließlich der Panama- oder der Nicaragua-Canal sein. Erst kürzlich noch hat sich eine in solchen Fragen so gewichtige Autorität wie der Capitän A. T. Mahan, U. S. N., in einem Aufsatze in Harper's Monthly darüber eingehend ausgesprochen. Diese Kreise, die im Allgemeinen von unseren großen Geld- und Handelsleuten als Störenfriede schief angesehen werden, sind in der Cubafrage der unbedingten Zustimmung jener gewiß, wenn sie erklären, es sei nicht angängig, daß die Vereinigten Staaten eine andere europäische Macht in den Besitz Cubas gelangen lassen, es sei vielmehr im höchsten Grade zu wünschen, daß sie selbst in den Besitz der werthvollen Insel kommen. Natürlich sprach sich bis vor Kurzem keiner von unseren führenden Leuten so unumwunden aus, aber es läßt sich doch deutlich genug zwischen den Zeilen lesen, was sie meinten. Es liegt jedoch in der Natur der Dinge, daß diese beiden Classen viel zu klein an Zahl sind, als daß sie einen bestimmenden Einfluß auf die Politik unserer Regierung in der cubanischen Frage ausüben könnten, wenn diese Frage nicht gleichzeitig auf das Nachdrücklichste an die Humanität und christliche Nächstenliebe des amerikanischen Volkes in allen seinen Schichten appellirte. Der Kampf zwischen Cuba und Spanien ist von Haus aus ein so ungleicher, daß jeder Menschenfreund in der ganzen Welt mit dem kleinen Häuflein von Patrioten — denn das sind doch schließlich die Cubaner ganz gewiß — sympathisiren muß, das es wagt, einen Kampf auf Leben und Tod mit einem im Verhältniß so übermäßig starken Volke wie Spanien aufzunehmen. Sie zeigen aber nicht nur einen solchen unerschrockenen Muth, der schließlich auch ein Muth der Verzweiflung sein könnte, sondern sie haben sich bisher thatsächlich gegen die Uebermacht ihrer Feinde behauptet, ja sogar an Boden gewonnen. Dabei muß auch der Umstand schwer in's Gewicht fallen, daß die Spanier, weil die Cubaner Rebellen sind, in der ganzen Welt, z. B. auch in den Vereinigten Staaten, ihre Bedürfnisse an Proviant, Kriegsmaterial und anderen, zu einer erfolgreichen Führung des Krieges, nothwendigen Dingen decken können, während den Cubanern alle Märkte der ganzen Welt verschlossen sind. Die Vereinigten Staaten wie die Spanier hielten bis vor Kurzem sorgfältig Wache darüber, daß kein mit Vorräthen, Waffen und Mannschaften für die Aufständischen beladenes Schiff amerikanische Hafen verläßt, oder an der cubanischen Küste landete. Daß trotzdem ab und zu ein kleines geschwindes Fahrzeug der Wachsamkeit der amerikanischen und spanischen Behörden entschlüpfte und sich mit den Cubanern in Verbindung setzte, kann nicht sehr in's Gewicht fallen. Die Cubaner haben bisher, dank ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit, den Vortheil über die Spanier errungen. Das verschafft ihnen Bewunderung in der ganzen Welt, so weit diese wenigstens sich überhaupt um Cuba bekümmert.

Die Spanier haben auf der anderen Seite nicht nur eine, im Verhältniß zu ihrer Aufgabe, so außerordentlich große Macht in Anwendung gebracht, um die empörerischen Colonisten zu bezwingen, sondern zugleich, da sie den Krieg nicht mit den gewöhnlichen, offenen Mitteln moderner Kriegsführung zu einem erfolgreichen Ende bringen konnten, zu anderen Mitteln und Wegen gegriffen, die nur Abneigung und Widerwillen erregen können. Nicht nur werden alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Cubaner ohne Gnade und Erbarmen zusammengeschossen, sondern auch alle Verdächtigen gefangen gesetzt und sehr willkürlich behandelt, ja ganz friedliche Bürger wurden von Haus und Hof vertrieben, da sie möglicherweise den Rebellen Vorschub leisten konnten.

Zumal Weyler konnte sich anscheinend nicht anders der Aufständischen erwehren, als daß er die Insel, so weit er sie beherrschte, in eine Wüste verwandelte. Die sich in die von den Spaniern besetzten Städte flüchtende friedliche Landbevölkerung ist dort auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen und allerlei Krankheit, Noth und Elend ausgesetzt. Berichte, die darüber nach den Vereinigten Staaten herüber drangen, haben das amerikanische Volk, besonders die kirchlichen Kreise, im höchsten Grade aufgeregt. Die ruhigsten und friedlichsten Leute sagen sich: Spanien besitzt offenbar nicht die Macht, um die Ordnung in Cuba wieder herzustellen, es hat nur noch die Fähigkeit, dort blind und grausam zu wüthen. Wir können aber als Christen und Menschenfreunde weder ruhig zusehen, wie die Spanier allen entsetzlichen Instincten ihrer Natur freien Spielraum geben, noch daß die Cubaner so nutzlos und grausam leiden müssen. Wir sind die Nächsten dazu. Diese Greuel werden auf unserer Hausschwelle verübt. Darum müssen wir dazwischen treten und Spanien nöthigenfalls mit Gewalt zwingen, mit seinem Treiben einzuhalten und die billigen Forderungen der Cubaner zu gewähren.

Auch diese Kreise zogen dabei früher die Möglichkeit in Erwägung, daß die Vereinigten Staaten in Folge solchen Einschreitens Cuba annectiren müssen. Das ist ihnen aber keineswegs sonderlich erwünscht, — in diesem Punkte unterscheiden sie sich mit den Großhändlern und Capitalisten von den Militärs — aber sie sind entschlossen, auf die Gefahr der Annection hin, ihre Pflicht als Christen und Menschen den Spaniern und Cubanern gegenüber zu erfüllen. Es herrscht nämlich in Amerika eine, ob begründete oder unbegründete Furcht, wage ich nicht zu entscheiden, vor der durch die Annection Cubas unvermeidlichen Verstärkung des farbigen Elementes, das bekanntlich in dem Aufstande eine so hervorragende Rolle spielt, in den Vereinigten Staaten. Aus der Insel müßte sofort ein neuer Staat gemacht werden, wenn nicht gar zwei, und dann könnte gar leicht der Fall eintreten, daß Cuba in unserem Senate durch Farbige vertreten wäre. Eine solche Möglichkeit ist aber Vielen ein Dorn im Auge. Jedenfalls hat die europäische Presse Unrecht, wenn sie von frivolen amerikanischen Kriegstreibereien spricht. Die Katastrophe des „Maine", ob von Spanien verschuldet oder nicht, würde allein gewiß kaum zum Kriege führen. Die Gründe liegen tiefer. Spanien ist moralisch, obwohl es der rechtmäßige Eigenthümer Cubas ist, und Niemand seinen Besitztitel auf Cuba anficht, im Unrechte. Die mißhandelten Bewohner Cubas sind Spanien keine Treue schuldig. Spanien hat eben gegen die Gesetze der Natur gesündigt, die durch die geographische Lage des Landes deutlich genug angezeigt werden und dahin lauten, daß Cuba zu Amerika und nicht zu Europa gehört, und daß demgemäß seine Bewohner auf einen möglichst ungehinderten Verkehr mit den Ländern Amerikas angewiesen sind. Spanien muß jetzt dafür büßen, daß es sich dieser so naheliegenden Erkenntniß trotz ernster Warnungen aus gemeiner Selbstsucht so lange hartnäckig verschlossen hat.

---

## Die Bedeutung von Kiaotschau.

Von Professor Ferdinand von Richthofen.*)

Die Lage von Kiaotschau ist, was das Morphographische betrifft, als eine ungemein günstige zu bezeichnen. Die Bai öffnet sich an der Südküste der Halbinsel Schantung, unweit der Stelle, wo diese an das Festland ansetzt. Die Einfahrt ist tief. Im Innern vermindern sich bald die Tiefen nach allen Richtungen, und seichter versandeter Boden erfüllt einen großen Theil der Bai. Der von Norden einmündende Kiau-ho mit dem Ku-ho hat jedenfalls wesentlich die Versandung bewirkt. Diese, ebenso wie alle Flüsse, welche in die Bai münden, durchströmen das bis in große Tiefe völlig zersetzte, daher leicht zerstörbare archäische Gestein. Sehr frühe Besiedelung und Uebervölkerung haben längst zu unbedachter Entwaldung der Berge und des Hügellandes, und schließlich zur Ausrottung jedes nur brennbaren Gewächses geführt. Dadurch ist die Versandung der Flußbetten veranlaßt; die Sedimente gelangten nach den Mündungsgebieten. Vielleicht hat eine langsame Hebung, auf welche einige Anzeichen hindeuten, die Bildung von Untiefen auf den vorgeschobenen Sandbänken befördert. Keineswegs haben aber diese Verhältnisse die Bai als Hafenplatz untauglich gemacht; zur Rechten der Einfahrt, nördlich vom Lau-schan, ist tiefer Ankergrund vorhanden, in einem die Kieler Bucht übertreffenden Areal, mithin in hinreichender Ausdehnung zur Aufnahme großer Flotten.

Die Stadt Kiaotschau war früher ein wichtiger Handelsplatz. Durch ihre Erreichbarkeit von der See und ihre geographische Lage war sie geeignet, nicht nur den größten Theil von Schantung, sondern auch weite Gebiete der großen Ebene mit Handelsgütern zu versorgen; auch hat sie zu gewissen Zeiten als Zwischenhandelsplatz für Korea gedient. Als ein weiterer Vortheil kam zu dieser günstigen Lage der Umstand, daß an die Bai von Kiaotschau nördlich ein flaches Gebiet, eine Zone niederen Wellenlandes anschließt, die ergiebig und dicht bevölkert zwischen dem westlichen und östlichen Gebirgsland von Schantung weit nach Norden durchgreift, so daß eine leichte Verbindung zwischen dem Aeußeren und Inneren Gelben Meere möglich ist.

Ein Fluß, der Kiau-ho, kommt aus dem Laigebirge und ergießt sich in die Bai; ein anderer, der Lai-ho, geht in der Senke nach Norden. Da, wo beide Flüsse einander am nächsten kommen, ist das Land so flach, daß man sie durch einen Kanal verbinden konnte; kleine Kanalboote gingen in früherer Zeit von Meer zu Meer. Der große Plan, den Wasserweg zu einem Kanal für Seeschiffe zu erweitern, ist nur ersonnen, nie ausgeführt worden.

Seine alte Bedeutung hat Kiaotschau durch die Oeffnung von Tschifu für den Fremdhandel eingebüßt, da diese dem ganzen Verkehr von Schantung eine andere Richtung wies. Jetzt bestehen in der Provinz überhaupt, also auch zur Verbindung des Innern mit Kiaotschau, nur schmale Landwege. Der Transport geschieht durch die einfachsten Mittel, daher ist die Fracht theuer. Neue Straßen könnten nach den wichtigsten Punkten mit Leichtigkeit angelegt werden. Aber die Zukunft von Kiaotschau beruht in seiner Rolle als Ausgangspunkt von Eisenbahnen. Die Kohlenfelder von Schantung werden durch sie erschlossen und dem Hafen nahe gerückt werden. Diese Felder sind günstig gelegen, die Flötze haben genug Mächtigkeit, um den Abbau zu lohnen, und die Beschaffenheit der Kohle dürfte sie für den Gebrauch auf Dampfschiffen vorzüglich geeignet machen. Der wichtigste

*) Der berühmte Geograph hielt in der Deutschen geologischen Gesellschaft unlängst einen hochinteressanten Vortrag über den geologischen Bau von Schantung, welche Provinz von ihm im März, April und Mai 1869 im Auftrage der Reichsregierung besucht wurde. Er schickte dabei folgende Bemerkung voraus: „Es war meine erste Landreise in China. Daher fehlten mir noch Uebung und Landeserfahrung, welche es mir gestattet haben würden, von den Landstraßen abzuweichen und die Reisewege, dem Zweck geologischer Studien entsprechend, quer über die Gebirge zu nehmen. Auch waren mir Gesteine und Formationen von China größtentheils noch neu. Geologische Untersuchungen von Anderen lagen nicht vor, und es fehlte, wie überall in China, an Karten, sodaß eine eigene topographische Aufnahme zur Einzeichnung der geologischen Beobachtungen unbedingt erforderlich war." Wir bringen hier nur einen Auszug seiner allgemein interessanten Ausführungen und verweisen Fachinteressenten auf die „Zeitschrift für praktische Geologie" (Berlin, Julius Springer), die einen vollständigen stenographischen Bericht des Vortrages bringt. Der Verfasser hatte die Güte, den obigen Artikel durchzusehen.

Die Redaction.

Punkt aber ist der, daß es im ganzen südlichen und östlichen Asien keine Stelle giebt, wo gleich gute Steinkohle so nahe von einem günstig gelegenen Verschiffungsplatz vorkommt. Die großen und ausgezeichneten Kohlenfelder Chinas liegen weiter binnenwärts; nur Kaiping ist dicht an der Küste, aber die Fahrt ist lang bis dahin, und es bietet sich kein günstiger Hafenplatz. Die mesozoischen Kohlen von Japan und Formosa stehen an Beschaffenheit hinter denen von Schantung zurück, und die Tertiärkohlen Indonesiens können einen Vergleich nicht aushalten.

Die Lage der Eisenbahnen ist vorgeschrieben. Eine Bahn nach Wéi-hsiën, von da gegen Westen der Nordgrenze des Gebirges entlang nach Poschan-hsiën und Tsi-nan-fu verlängert, würde die nördlichen Kohlenfelder der Reihe nach dem Hafen tributpflichtig machen. Der Bau der Strecken in diesen ungemein volkreichen und produktiven Gebieten ist leicht und wegen der äußerst billigen Arbeit wenig kostspielig. Ein weiterer Schienenweg würde in westlicher Richtung nach I-tschou-fu angelegt werden müssen. Sollten sich hier die Eisenerze als abbauwürdig zeigen, so würde der Ort noch eine besondere Wichtigkeit erlangen. Die Verbindung der letztgenannten Stadt über Yentschoufu mit Tsi-nan-fu würde einen höchst bedeutsamen vorläufigen Abschluß des Netzes bilden. Bisher waren die Kohlen fast außerhalb jeder Verkehrsmöglichkeit. In der Eröffnung des Hafens von Kiaotschau und in der Herstellung der genannten Verbindungen liegt die Zukunft der reichen, zum Theil noch unbekannten Kohlenfelder von Schantung. Solche sind in der Gegend von I-tschou-fu und am Nordrand des Gebirges zwischen Tsi-nan-fu und der Stadt Wéi-hsiën vorhanden. Jedes von ihnen zeigt das Vorhandensein mehrerer Flötze von meist vorzüglicher Beschaffenheit und abbauwürdiger Mächtigkeit. Sie finden sich theils in Wechsellagerungen mit Kohlenkalk und klastischen Gebilden, theils in diesen allein, wo die letzteren in dem oberen Theile der Formation ausschließlich herrschen, theils in Horizonten, welche etwas jünger als Carbon sein dürften. Von den größeren Kohlenfeldern des Nordrandes sind zu nennen (von West nach Ost): 1. Tschang-kiu-hsiën, 2. Po-schan-hsiën, 3. Lin-tschi-hsiën, 4. Wéi-hsiën. Es möge zuerst das Wichtigste von diesen beschrieben werden, nämlich: Das Kohlenfeld von Po-schan.

Die Kohlenfelder des Kreises Po-schan-hsiën werden am meisten abgebaut; sie nehmen in Beziehung auf Quantität der Förderung, Güte der Kohle und technische Benutzung derselben den ersten Rang ein. Die lebhafte Industriestadt, in der die Fabrikation von Glaswaaren aller Art und buntem Schmelz für das Email cloisonné, sowie Töpferei, Fabrikation von Eisenvitriol und rothem Eisenoxyd als Farbstoff eifrig betrieben werden, liegt in einem buchtförmigen Becken am Nordrand des Gebirges. Unmittelbar südlich von der Stadt erhebt sich ein ca. 600—800 Fuß hoher Kalksteinrücken, dessen von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost gerichteter Südrand eine Bruchlinie bezeichnet. Er theilt das Kohlenbecken in zwei Theile und wird von dem Hsiau-fu-Bach in einer engen Klamm durchbrochen. Der obere Theil dieses Baches hat die Gestalt einer halben Ellipse, innerhalb der sich ein nach allen Seiten flach abfallender, nur im Nord-Ost durch einen Paß mit dem Kalkriegel verbundener kuppelförmiger Berg erhebt, der schwarze Berg oder Héi-shan. Dies ist der Hauptsitz des Kohlenbergbaues. Der Berg ist fast söhlig geschichtet, und man erkennt eine Menge von Halden an seinen Gehängen. Seine Höhe erreicht ungefähr 1000 Fuß über Po-schan; er besteht aus Sandsteinen, Thonen und Schiefern, die zu oberst eine Decke von festem Quarzsandstein tragen. Mehrere Flötze sind sicher vorhanden; sie zeigen ein schwaches nördliches und nordöstliches Einfallen. Die beiden bedeutendsten Gruben sind bei dem Töpfer-Dorfe Ku-ta-wan, sie haben ungefähr 100 Fuß Höhenunterschied, jede von ihnen (sie bauen dasselbe Flötz ab) arbeitet in einem kreisrunden gemauerten Schacht von 15 Fuß Durchmesser und 200 bezw. 260 Fuß Tiefe. Im unteren Schacht, in dem viel Wasser zu heben ist, geschieht die Förderung durch Maulthiere, im oberen durch einen Haspel, an dem 12 bis 15 Mann arbeiten. Die Mächtigkeit des Flötzes wird auf 6—8 Fuß angegeben; die Förderung erfolgt in Körben von Rindshaut: das tägliche Quantum soll (vor 29 Jahren) für die untere Grube 80, für die obere 60 t betragen haben. Die Förderung auch in den anderen größeren wie kleineren Gruben geschieht ausschließlich durch Schächte, nie durch Stollen; es fehlt an Zimmerholz. Im Gelände östlich der Stadt sind Kalksteine mit der Fauna des Bergkalkes besonders bemerkenswerth; weiter nördlich deuten Reihen verlassener Halden auf ehemaligen Bergbau hin. Wahrscheinlich wird dieses Gebiet in der Zukunft noch besondere Bedeutung erlangen. Im Westen stehen Kohlensandsteine, schwarze Knollenmergel und Schieferthone unter Löß und Schuttbedeckung an. Ein 18 Zoll bis 4 Fuß mächtiges Kohlenflötz mit Sandstein im Hangenden führt glänzende bituminöse Kohle von geringer Qualität; sie ist mürbe und hat muschligen Bruch. Die Schächte waren 60 bis 180 Fuß tief.

Das Kohlenfeld von Lin-tschï-hsiën (nordwestlich von Tsing-tschóu-fu), welches von mir nicht besucht wurde, liegt vor dem Nordrand des Gebirges, wo sich eine flache Wölbung aus der Ebene erhebt. Unmittelbar südlich davon steht an der Straße Kohlenkalk an, welcher mit sanfter Neigung nach Norden fällt. Bohrungen werden zur Klarstellung der Verhältnisse ausgeführt werden müssen. Das Kohlenfeld von Tschang-kiu liegt 50 km östlich von der Provinzialhauptstadt Tsi-nan-fu und fast ebenso weit nordwestlich von Po-schan. Es erfüllt ebenfalls ein buchtförmiges Bruchfeld im Nordrand des Gebirges. Wenn man von dem ebenen Land im Norden kommt, treten sandige Sedimente mit kaum merkbarer Neigung aus der Lößdecke zu Tage. Eine Gruppe verlassener Gruben liegt bei Hwanghai. Sie war im Besitz der Franziskaner-Mission von Tsinan-fu, deren Mitglieder die Mächtigkeit des abgebauten Flötzes zu 6 Fuß angaben. Eine zweite Gruppe befindet sich nordwestlich von dem Dorfe Pu-tsüen; die Mächtigkeit beträgt nach Angabe der Chinesen 4 Fuß. Die Lagerung soll ungestört, die Flötze sollen unter geringem Winkel nach Norden geneigt sein. Ein grauer Sandstein ist anstehend, Schiefer mit Pflanzenabdrücken liegen auf den Halden. Ein kreisrunder, zum Theil ausgemauerter Schacht von 15 Fuß Durchmesser war 120 Fuß tief. Man benutzte 32 Pferde und förderte mit ihnen täglich angeblich 60 t; außerdem hob man noch 1200 Eimer Wasser. Das Kohlenfeld scheint größere Ausdehnung zu haben und das wichtigste am Nordrand des Gebirges zu sein. Die Verhältnisse müßten zunächst durch ein nicht zu weit südlich angesetztes Bohrloch aufgeschlossen werden. Sollte in dem Gebiet von Tschang-tsing-hsiën westlich von Tsi-nan-fu und weiter südlich am Westrande des Gebirges Kohle vorkommen, was wohl möglich ist, so würden dies sehr beachtenswerthe Localitäten sein.

Das Kohlenfeld von Lai-wu-hsiën (östlich von Taingan-fu) hat eine sehr ungünstige geographische Lage, auch das kleine unbedeutende Kohlenfeld von Tsin-ko-tshwang kann nicht weiter in Betracht kommen.

Die Stadt Wéi-hsiën ist ein alter Centralpunkt des Handels für das nördliche Schantung, der Knotenpunkt einer Reihe von Straßen, ein wichtiger Ort, dessen Bedeutung sich mit dem Aufschwung von Kiaotschau noch mehr heben wird. Die Kohlenfelder liegen im Süden der Stadt und sind auch hier nur innerhalb einer in's Gebirge hineingreifenden Bucht aufgeschlossen: im Osten und Westen treten vulcanische Tuffe auf, die wahrscheinlich die Steinkohlenformation bedecken und unter denen ihr Fortstreichen vermuthet werden darf. Die Schichten fallen flach nach Norden ein. Vom Alluvium gelangt man in den Löß; hier beginnen, 10 km

südlich von der Stadt, die ersten verlassenen Halden. Beim Brunnengraben mag man auf das Kohlenflötz gestoßen sein, man baute die oberen Teufen ab und mußte nach und nach die Schächte weiter nördlich ansetzen. Die letzte Grube, auf welcher eben erst wegen zu schwieriger Wasserbewältigung die Arbeit eingestellt worden war, bestand in einem 43 m tiefen Schacht. Es lagen noch etwa 1000 t Kohle auf der Halde. Diese Kohle ist nicht kokend und enthält etwas Eisenkies; das Flötz ist angeblich 3 bis 4 Fuß mächtig. 600 m südlich findet sich eine andere Reihe von verlassenen Schächten, durch die ein 4 Fuß mächtiges Flötz abgebaut wurde, weiter südlich bei dem Dorfe Liu-ku eine dritte Gruppe, die auf ein 6 Fuß mächtiges Flötz niedergeht. Hier waren noch einige Gruben im Betrieb. Die Mächtigkeit des Flötzes wurde zu 6 Fuß angegeben. Auch die Verschiedenheit des Hangendgesteins kennzeichnet die drei Kohlenflötze als verschiedenen Niveaus angehörig. Nach dieser dritten Gruppe folgt ein ausgedehntes Feld von theils verlassenen, theils offenen Gruben, die eine Reihe von Flötzen auszubeuten scheinen. Die Qualität der Kohle ist verschieden, der größte Theil besteht indessen in Klein- und Staubkohle, was dem Umstande zugeschrieben werden mag, daß man in geringen Teufen arbeitet. Der flache Einfallswinkel und die Vielzahl der Flötze an dieser Stelle sichern schon einem geringen Tiefbau eine erhebliche Ausbeute.

Während alle bisher genannten Kohlenfelder an der Nordseite des Berglandes gelegen sind, gelangen wir mit den Kohlenfeldern von I-tschou-fu und I-hsiën an dessen Südseite. Die archäisch-sinischen Gebirgsländer endigen scharf an einem westöstlich streichenden Bruch. Was südlich davon liegt, ist in die Tiefe gesunken. Es breitet sich ein flaches Gelände aus, von einigen bis 150 Fuß hohen flachen Wellen durchzogen. Weiter im Süden und im Osten steigen niedere Hügel an, darunter eine etwa 500 Fuß hohe gerundete Kuppe fern im Süden, welche aus Kalkstein zu bestehen scheint. Bei einer Wanderung von etwa 18 km in westsüdwestlicher Richtung von der Stadt I-tschou-fu wurde das Ausgehende eines mächtigen Systems östlich fallender Schichten durchquert. Der Einfallswinkel ist bis 30° in den unteren Theilen und nimmt bis 15° in den oberen ab. An der Oberfläche sind nur einzelne, durch Alluvialboden oder Ackerland getrennte Schichtencomplexe sichtbar. Der Bergbau war zur Zeit der Bereisung lebhaft, und es fand ein großer Transport von Kohlen und Koks von Osten nach Norden statt. Aber die Arbeit war auf die obersten Teufen beschränkt, da in größerer Tiefe zu viel Wasser eindrang. Es ist seitdem von einem Mandarin mit Hülfe eines europäischen Ingenieurs ein Pumpwerk aufgestellt worden. Doch ist es nicht in Betrieb, einerseits weil der Mandarin sich in Wei-hai-wei bei der Besiegung durch die Japaner das Leben nahm, andererseits weil man aus Sparsamkeit die Pumpröhren zu eng genommen hatte. Nur ein vollständig nach europäischen Methoden geführter Abbau würde im Stande sein, dem Bergbaudistrict Bedeutung zu verschaffen. Vermuthlich wird dann das Kohlenfeld von I-tschou-fu die hervorragendste Stellung unter allen in Schantung einnehmen. Das Kohlenfeld hat eine beträchtliche, aber noch nicht zu übersehende Ausdehnung. Es wird insbesondere seine Fortsetzung nach Osten und Süden unter den dort auftretenden porphyrischen Tuffgesteinen zu untersuchen sein. Auch ist noch nicht festgestellt, ob das weiter westlich gelegene Kohlenfeld von I-hsiën die unmittelbare Fortsetzung bildet, oder ob es von dem von I-tschou-fu getrennt ist. Dieses Gebiet hat gegenwärtig eine Vergünstigung durch seine Lage in unmittelbarer Nähe des Großen Canals.

Die Eisenerze im I-tschou-fu-District (Roth- und Brauneisen) werden bis jetzt trotz ihres hohen Eisengehaltes nicht gewonnen; alles Roheisen kommt aus der Provinz Schansi und wird in Gießereien von Schantung mit altem Eisen verschmolzen. Das gewonnene Material ist vorzüglich. Ein anderes Vorkommen von Eisenerzen ist östlich von Tsinan-fu. Es ist Magneteisenstein, welcher in Gesellschaft von krystallinischem Kalk, Epidot und Feldspatgestein auftritt. Ein Fundort liegt 3 km, ein anderer 20 km von der Stadt, und wahrscheinlich giebt es deren mehr. Es sind offenbar Contactlagerstätten, welche Dioritdurchbrüchen ihre Entstehung verdanken.

Der übrige Metallreichthum von Schantung, über den phantasievolle Berichte gegeben worden sind, und der auf mehreren zum Zweck der Anlockung herausgegebenen Karten der Provinz graphische Darstellung gefunden hat, scheint sich thatsächlich auf Spuren von Gold in den Alluvionen und auf geringe Mengen von Bleiglanz und Kupferkies im archäischen Gebirge zu beschränken. Es giebt kaum ein werthvolles Metall, welches nicht Schantung angedichtet worden ist. Das Gleiche gilt von Edelsteinen, unter denen selbst der Diamant nicht fehlt!

## Literatur und Kunst.

### Jakob Burckhardt.

Von J. B. Stähelin.

Nun hat auch der andere große Basler neben Böcklin seinen Biographen gefunden. Ein Schweizer Landsmann und Schüler, Hans Trog, hat ihm eine liebevolle biographische Skizze gewidmet, die in R. Reich's Buchhandlung in Basel herausgekommen ist. Die äußeren Lebensschicksale des großen Kunstforschers und Historikers sind einfach genug: er studirte in Bonn und Berlin, war Professor in Zürich und Basel, war in seinem lieben Italien fast mehr zu Hause als am jungen Rhein und starb als hartnäckiger Junggeselle, ein hoher Siebziger. Trog reconstruirt mit herzwarmem Spüreifer den Werdegang des seltsamen Mannes und weiß manches Neue und Interessante zu berichten. In Berlin besuchte er bei Ranke, von dem neben den Geschichten der romanischen und germanischen Völker und den Fürsten und Völkern Südeuropas die römischen Päpste und die ersten Bände der deutschen Reformationsgeschichte damals schon vorlagen, das historische Seminar; es war zwar, wie Burckhardt scherzend zu sagen pflegte, schon nicht mehr das „große" Seminar, aus dem in der ersten Hälfte der 30er Jahre Forscher wie Waitz, Giesebrecht, Köpke hervorgegangen waren; man wurde aber immerhin noch zum selbstständigen Arbeiten angeleitet, und nicht ohne Stolz hat Burckhardt in seiner autobiographischen Skizze erwähnt, daß er zwei umfangreiche Arbeiten für dieses Seminar anfertigte, welche die Zufriedenheit des großen Lehrers fanden. Stets blieb Burckhardt ein Ausspruch Ranke's in Erinnerung, den er einst seinen Schülern gegenüber gethan hatte: „Meine Herren, Sie müssen den Sinn für das Interessante in sich entwickeln." „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus", habe er, Burckhardt, bei diesem Dictum gedacht. Aber Trog meint, wohl wenige Schüler Ranke's haben dieser Forderung ihres Lehrers in höherem Maaße Rechnung getragen als Burckhardt; freilich dürften auch Wenige in so eminentem Grade diesen Sinn schon mitgebracht haben wie der junge Basler Student. „Das Beste, was Burckhardt von Ranke gelernt hat, ließ sich übrigens wohl weit weniger in Seminar und Vorlesungen holen, welch' letztere schon damals recht ungenießbar waren, als in den Werken des Historikers selber: der Blick für die großen geschichtlichen Zusammenhänge, das Erfassen des Wesentlichen und Bedeutsamen aus der ungeheuren Masse des Thatsachen-

materials, der Sinn für den Werth der Persönlichkeit in der Geschichte, die Gabe, sich in die verschiedenartigsten Charaktere und Seelenstimmungen der handelnden Menschen hineinzuleben, und daraus entspringend das Verschmähen absoluter starrer Maaßstäbe, an denen der Historiker in Lob oder Tadel, in Liebe oder Haß Personen und Geschehnisse als anmaßender Moralrichter mißt. Was ihm aber wohl schon damals wie später wenig an Ranke mag gefallen haben, das war dessen oft allzu weitgehendes Streben nach diplomatisch verhüllender Sprache, ein gewisser Mangel an kräftiger Subjectivität, ja an Freimuth, die, wie ein Hörer jener Zeit, der Theologe W. Beyschlag, sich ausdrückt, alle dunkeln Farben abdämpfende vornehme Neutralität." Burckhardt hat später in seinen geschichtlichen Vorlesungen etwa einmal solche gar zu subtile und vermittelnde Wendungen bei Ranke nicht ohne leisen Spott citirt: so in der Schuldfrage Wallenstein's, wo er „die gemäßigten Redactionen" bei Ranke mit einer Gewissenhaftigkeit namhaft machte, die ihre berechnete Wirkung auf den Hörer nicht verfehlte; oder wenn er bei dem Verrath Karl's I. durch die Schotten den Satz aus der „Englischen Geschichte" anführte: „Auf eine ziemlich anstößige Weise wurde das Geldgeschäft mit der Auslieferung des Königs in Verbindung gebracht." Solche Dinge pflegte Burckhardt jeweilen deutlicher zu bezeichnen. Daneben soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß Burckhardt beim Tode Ranke's im Colleg des hingegangenen großen Historikers mit ehrenden Worten gedachte. Von Ranke's Werken pflegte er in der Vorlesung die Päpste als das Beste zu bezeichnen, was er geschrieben; das habe er nie mehr übertroffen.

Es ist weniger allgemein bekannt, daß Burckhardt eine ansehnliche Dichtergabe besaß und sogar damit vor die Oeffentlichkeit trat. Nicht Alles steht auf der Höhe der Vollendung; aber Nachlässigkeiten wird man nirgends begegnen, stammen doch diese Lieder aus jener Zeit der Formenglätte, die sich etwa durch den einen Namen Geibel charakterisiren ließe. Ein Gedicht wie das dreistrophige „In ein Stammbuch" könnte auch der Weichheit der Stimmung nach in den 1848 erschienenen „Juniusliedern" stehen. Eine gewisse ästhetische Beschaulichkeit und da und dort etwas pessimistisch angehauchte Resignation liegen wie ein zarter Schleier über diesen Versen. Recht bezeichnend ist die Mahnung „An einen Dichter (1848)" beginnend mit den Worten: „Daß Dir nichts die Ruhe stehle!"; und weiter heißt es dann: „Du entsage! — gieb dein Sinnen — Ganz dem Schönen; bettelarm, — Doch im Herzen göttlich warm — Zieh' getrosten Muths von hinnen." Der Dichter, an den diese Apostrophe gerichtet war, hieß Paul Heyse; unter sein Porträt, das er zu jener Zeit an Burckhardt gesandt hat, schrieb er mit zierlicher Hand die eben citirten Verse. Auch allemanische Gedichte hat er veröffentlicht.

Nach den üblichen Dissertationen, Schulprogrammen und Monographien trat der junge Professor 1852 plötzlich mit einem großen Werke vor das Publicum. Ein Buch von über 500 Seiten in der ersten von Schweighauser in Basel gedruckten und verlegten Auflage, stellt „Die Zeit Constantin's des Großen" schon äußerlich die umfangreichste aller bisherigen Publicationen Jakob Burckhardt's dar, aber auch ihrem Inhalte nach läßt sie alles Frühere weit hinter sich. Burckhardt wußte, daß er mit diesem Buche etwas bot, was bisher Niemand geboten hatte. Er habe — so pflegte er zu erzählen — bei der Lectüre der Quellen gemerkt, daß die culturgeschichtliche Seite derselben bisher noch gar nicht ausgebeutet worden sei; er habe daher begonnen, diese Dinge zu sammeln und zusammenzustellen, für das Thatsächliche seien Clintons Fasti Romani zur Hand gewesen. So erschien dem genialen Historiker die Entstehung seines Werkes fast wie ein Spiel. Daß es freilich seines Blickes, seiner Divinations- und Intuitionsgabe bedurfte, um aus den Quellen gerade das herauszufinden und herauszugestalten, was die wesentlichen Züge jener ganzen Periode bildet und bestimmt, davon sagte Burckhardt nichts. Für ihn ist bekanntlich der Bischof Eusebius von Cäsarea „der widerlichste aller Lobredner, der erste durch und durch unredliche Geschichtschreiber des Alterthums"; einem solchen Biographen traut er auch das Schlimmste zu, er kommt daher mit all' seiner Erbaulichkeit über den Christen Constantin für Burckhardt gar nicht in Betracht. Andere haben anders geurtheilt: Ranke, der in der Weltgeschichte (3. Theil, 1. Band) ein äußerst blasses Bild Constantin's entwirft, ohne Burckhardt's mit einem Worte zu erwähnen, hat dann in den Analekten zu diesem Bande Euseb kritisch beleuchtet und nach Kräften zu retten versucht; hier wird auch „die Zeit Constantin's des Großen" des Citirens gewürdigt. Französischerseits hat ein so feiner Kenner jener Zeiten, wie Gaston Boissier, der Verfasser des Werkes La fin du paganisme, in Constantin einen wenn auch auf seine ganz besondere Weise gläubigen Christen sehen wollen. Kam man mit Burckhardt selbst auf diese Controversen zu sprechen und erzählte man ihm von solchen Rettungsversuchen Constantins, so lächelte er und meinte: es werde schließlich doch bei seinem Urtheil bleiben. Und wir theilen diese Ansicht: mit Constantin, dem Mörder und Eidbrecher, sollte sich der christliche Glaube hüten, Geschäfte machen zu wollen. Schon in diesem ersten Buche treten uns reicher Geist und herrliche Plastik des Ausdrucks entgegen. Dabei scheut Burckhardt das Verwerthen historischer Analogien und Vergleiche so wenig, als etwa Theodor Mommsen in seiner Römischen Geschichte, deren erster Band das Jahr nach dem „Constantin" erschienen ist. So meldet sich bei Anlaß des antiken Aberglaubens einmal der Name des Cagliostro; bei den religiösen Aktenstücken Constantin's, in denen sich „der öde Deismus eines Eroberers laut macht, welcher einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können," heißt es: „auf ganz ähnliche Wendungen ist Napoleon in seinen arabischen Proclamationen in Aegypten verfallen." Und an einer andern Stelle liest man: „in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung hat Constantin die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen als Napoleon, da er das Concordat schloß." An einzelnen psychologisch wunderbar feinen allgemeinen Aussprüchen, über Staat und Kirche, über den Zug des Menschen nach Einsamkeit und so vieles Andere, ist hier reicher Ueberfluß. — Mit diesem culturhistorischen Erstlingswerk war der 34-jährige Gelehrte in die erste Reihe der Historiker getreten.

Durch Kugler, den Geschichtschreiber des alten Fritz und verdienstlichen Kunstforscher, war Burckhardt, dessen Mitarbeiter in Berlin er war, tiefer in das Gebiet der Kunstgeschichte eingedrungen. Unter Kupfer's Anregung entstand der „Cicerone"; dieses erstaunliche Werk eines einzelnen Kunstforschers, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Obwohl bei seinem Erscheinen freudig begrüßt, von keinem Geringern als von Waagen besprochen und mit geringen Ausnahmen mit der wärmsten Anerkennung bedacht, brauchte das Buch volle vierzehn Jahre, um zu einer zweiten Auflage zu gelangen. Bei den echten Kunstfreunden und Kunstkennern zwar stand es in Ehren — „die Architekten haben den Cicerone gerettet", pflegte Burckhardt zu sagen — in weitere Kreise aber scheint es nicht gedrungen zu sein; es mag dies freilich damit zusammenhängen, daß die Wallfahrt nach dem Süden in jener Zeit der kostspieligen und schwerfälligen Verbindungen mit Italien noch wesentlich kleinere Dimensionen aufwies, als dies heute der Fall ist. Immerhin mag die Enttäuschung über diesen Mißerfolg nicht wenig mit dazu beigetragen haben, daß Burckhardt später sein Buch so leichthin in andere Hände gelegt hat. Heute ist der „Cicerone" in der Hand aller Italienfahrer, und trotz aller Veränderungen, die das Buch erfahren hat und vielleicht um seiner praktischen Brauchbarkeit willen auch erfahren mußte,

spüren wir an so manchen Stellen noch den Geist Jakob Burckhardt's mächtig und bestimmend zu uns sprechen; wenn wir aber völlig sicher und authentisch wissen wollen, wie sich die italienische Kunstwelt in ihrem großen Entdecker gespiegelt hat, so werden wir zu der 1. Auflage von 1855 greifen und von seinem Verfasser uns erzählen lassen, was ihm in stiller Zwiesprache gewaltige Künstler und unvergängliche Kunstwerke anvertraut und geoffenbart haben. Wir genießen dann den „Cicerone," wie wir Goethe's Italienische Reise genießen.

Burkhardt's drittes Hauptwerk ist seine „Cultur der Renaissance". In sechs großen Abschnitten: Der Staat als Kunstwerk, Entwickelung des Individuums, Wiedererweckung des Alterthums, Entdeckung der Welt und des Menschen, die Geselligkeit und die Feste, Sitte und Religion, wird der Stoff vorgelegt in geistvollstem Räsonnement, mit erstaunlicher Tiefe der Analyse, in künstlerisch vollkommener Form. Ueber der Fülle von Geist und der souveränen Beherrschung des Materials vergißt man fast völlig die Unsumme von Arbeit, die dieses wunderbare Buch voraussetzt. Der Leser genießt dasselbe wie ein vollendetes Kunstwerk, dessen Zauber bei jeder Betrachtung ein stets neuer und mächtiger ist. Wenige wissenschaftliche Bücher halten wie dieses die Probe aus, daß man immer wieder zu ihnen zurückkehren kann, ohne daß sich das Interesse abschwächte, der Genuß verringerte. Burckhardt hat einmal von den Memoiren Commines' gesagt, sie seien eines der seltenen Bücher, die man doppelt so lang wünschte; von der „Cultur der Renaissance" möchte man das Gleiche sagen, bemerkt Dr. Trog mit Recht. Auch der „Cultur der Renaissance" ist übrigens kein rascher blendender Ersatz zu Theil geworden. 1869 erst ist — diesmal im Verlage von Seemann in Leipzig — die „zweite durchgesehene Auflage" erschienen. Eine kurze Vorbemerkung theilt mit, daß sich die Veränderungen in der neuen Auflage auf lauter einzelne Zeilen im Text und Zusätze in den Anmerkungen beziehen. Zu einer völligen Neubearbeitung fehle dem Verfasser die nöthige Muße und die Möglichkeit eines nochmaligen längeren Aufenthaltes in Italien; statt nun bloß einzelne Partien zu ändern und neue einzuschieben, wage er es eher, das Werk in derselben Gestalt, in der es einst Anklang gefunden, wieder erscheinen zu lassen: „Vielleicht würden auch manche Ansichten und Urtheile, welche jetzt dem Verfasser bereits etwas jugendlich erscheinen, in derjenigen Schattirung, die sie nunmehr erhalten würden, geringere Zustimmung finden." Möge, so schließt Burckhardt, möge die Arbeit den Freunden der gegenwärtig in so schwunghaftem Fortschritt begriffenen Culturgeschichte von Neuem empfohlen sein. H. Trog weiß nicht recht, ob man diese Vorbemerkung völlig ernst nehmen oder mehr nur als eine höfliche Ausflucht betrachten soll, die ihn von der ihm lästigen Aufgabe befreite, an einem einheitlich concipirten und in sich geschlossenen Werke tiefer greifende Aenderungen vorzunehmen. „Vollends beim letzten Wunsch-Satze glaubt man Burckhardt etwas spöttisch lächeln zu sehen. Vielleicht hat gerade dieser schwunghafte Fortschritt der Culturgeschichte ihm seinen eigenen einstigen „Versuch" etwas entleidet. Denn über die zweite Auflage hinaus nahm er sich seines Werkes nicht mehr an."

Als der 4. Band erste Hälfte von Franz Kuglers Geschichte der Baukunst erschien im Verlag von Ebner und Seubert (Paul Neff) in Stuttgart „Die Geschichte der Renaissance in Italien." Es ist wieder ein durch und durch originelles Buch, das Burckhardt damit der Wissenschaft geschenkt hat; er glaubte, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage (von 1878) heißt, es sei wünschbar, daß neben die erzählende Kunstgeschichte auch eine Darstellung nach Sachen und Gattungen trete, gleichsam ein zweiter systematischer Theil, wie dies seit Winckelmann mit der Kunst des classischen Alterthums geschehen. Als Resultate einer solchen parallelen Behandlung des Zusammengehörenden, gegenüber der nach Künstlern erzählenden Geschichte, nennt er das in den Vordergrundtreten der Triebkräfte, welche das Ganze der Kunst beherrschten, die Präcedentien, von welchen der einzelne Meister bei seinem Schaffen bedingt war. Sodann meint Burckhardt, die vorliegende Arbeit lasse sich vielleicht auch durch ihre Kürze rechtfertigen, „indem sie den wesentlichen Kunstgehalt einer Periode in einen kleinern Umfang zusammendrängt, als dies die Künstlergeschichte vermag." Es muß Burckhardt förmlich gereizt haben, seine Meisterschaft in Breviloquenz einmal in ihrer ganzen Kraft zu beweisen. In 195 Paragraphen — wir schreiben auf Grund der dritten Auflage von 1891, die unter Burckhardt's Mitwirkung Professor Holtzinger herausgegeben hat — wird der ganze ungeheure Stoff vorgetragen, der in die zwei Bücher Architektur und Decoration und in 24 Kapitel innerhalb derselben zerfällt. Mit großem Druck wird jeweilen auf einigen Zeilen der Inhalt des einzelnen Paragraphen auf die denkbar knappste und dabei doch lichtvollste Formel zusammengedrängt; in kleinem Drucke werden die Ausführungen: Denkmäler- und Litteraturnachweis beigefügt. „Die Eintheilung verräth überall die Meisterhand und zugleich den scharfsichtigen Culturhistoriker, dem auch die Kunst nur als ein ganz bestimmter Ausdruck einer Culturepoche sich darstellt. Ein Object des Studiums, nicht der genußvollen Lectüre, ist dieses in seiner Art ganz einzig dastehende Buch. Auf dieses Werk vor Allem gründet sich Burckhardt's autoritäre Bedeutung für Alles, was die Renaissance-Architektur betrifft. Kein Wort ist hier überflüssig, jeder Ausdruck auf's Sorgfältigste erwogen und endgiltig geprägt. Eine Feinheit des architektonischen Verständnisses waltet in dem Ganzen, die mit immer neuem Erstaunen erfüllt; es ist, als ob Burckhardt zeitlebens nur mit der Formenwelt und der Formensprache der Baukunst sich abgegeben hätte; ja man kann vielleicht behaupten, daß selbst ein Architekt und Gelehrter wie Gottfried Semper diese Aufgabe nicht vollkommener hätte lösen können. Freilich das Bedauern wird man nie unterdrücken können, daß Burckhardt nicht doch noch neben dieser rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Geschichte der Renaissance-Baukunst und -Decoration eine eigentliche Darstellung der gesammten Kunstwelt dieser Epoche uns geboten hat; es hätte ein herrliches Buch werden müssen. Jetzt haben wir uns eben mit dem „Cicerone" zu begnügen und wollen uns freuen, daß wenigstens in diesem Buche Burckhardt das Wort über diese ganze Kunstepoche ergriffen hat, die von ihm erst ihr volles Licht und ihre verdiente Würdigung empfangen. Daß Burckhardt an seiner Geschichte der Renaissance viel gelegen war, zeigt am besten der schon berührte Umstand, daß er auch der dritten Auflage seine Mitarbeit nicht versagt hat."

Schon vier Jahre vor Burckhardt's Tod verlor die Basler Universität ihren erlauchtesten Lehrer. Burckhardt hat sich einmal geäußert, ein Wunsch sei ihm leider nicht in Erfüllung gegangen: der, bis zu seinem Tode dociren zu können. So sehr hing er an diesem schönen Amte. Trog charakterisirt sehr schön Burckhardt's Kunst, durch das Wort auf empfängliche Hörer einzuwirken; sie schien ihm etwas ganz Unvergleichliches. Er gestand, daß er dieses Glücksgefühl am stärksten in der Schule gehabt habe, das sei im Grunde sein liebster Unterricht gewesen. Pathetisch war Burckhardt in der Schule so wenig als nachher im Colleg; wer das verlangte oder erhoffte, hat nie seine Rechnung gefunden. Geistreiche Portraits der geschichtlichen Personen, charakteristische Anecdoten und Aussprüche belebten die mit herodoteischer Erzählerfreudigkeit vorgetragenen historischen Begebenheiten; und das Alles sprudelte so frisch, als ob ihm selber der Stoff jedesmal eine neue und erhöhte Freude machte. Dabei scheute er unter Umständen auch das starke, derbe Wort durchaus nicht: Heinrich VIII. („dieses Stück Speck in Goldstoff mit den schrecklich falschen Schweins-Augen)" war ein Lümmel und ein Teufel zugleich. — Aus Erweckheit und

Flegelei kommt man bei Cromwell nicht mehr hinaus. — Jakob I. ist eine der widerwärtigsten Gestalten in der Weltgeschichte. — Beim Sacco di Roma heißt es von den Truppen, namentlich den deutschen: mit einer solchen Bande von Süffeln war absolut nicht zu unterhandeln. — Francis Bacon, Minister, Begründer der inductiven Wissenschaften, aber ein Schurke; 1626 ist er gestorben: sit ei terra levis! — Dies nur einige aus einer stattlichen Schaar von Trog herausgegriffener Beispiele. „Ueber solch' deutliche Meinungskundgebungen würde sich ein Treitschke von Herzen gefreut haben, während sie für Ranke ein unnennbares Aergerniß gewesen wären. Sie waren ein Ausfluß jener starken Subjectivität, aus welcher der größte Zauber Burckhardt'scher Lehrthätigkeit floß. Burckhardt stand dem, was er behandelte, niemals oder doch nur höchst selten gleichgiltig gegenüber: aus Abneigung oder Zuneigung, aus Sympathie oder Antipathie machte er kein Hehl. Für diese Sorte Objectivität, die man ebenso gut Charakterlosigkeit oder höflicher Indifferenz nennen könnte, war er nicht zu haben. Er trug nicht Gelehrsamkeit vor, sondern seine Auffassung von den Geschehnissen, den Persönlichkeiten, den großen Culturfactoren. Wie sich in seinem Geiste die Dinge spiegelten, das erfuhr man bei ihm, oft nur aus einer gewissen Betonung, einer kurzen Andeutung, manchmal freilich auch aus unmißverständlichen deutlichen Worten. Damit hängt auch sein Bestreben zusammen, möglichst die Quellen abzuhorchen, von ihnen sich direct belehren zu lassen, denn erst aus diesen unmittelbaren Zeugnissen erwuchs ihm das Bild der Vergangenheit so klar und plastisch, daß es sein geistiges Eigenthum wurde; nur hier fand er gerade diejenigen Züge und diejenigen Nuancen, welche seinen Schilderungen die Plastik und die Farben schufen." Von der griechischen Culturgeschichte steht uns zum Glück die Publication großer Partien in Burckhardt's eigener Ausarbeitung bevor. Man wird dann wohl in den weiten Kreisen Derer, die diese Vorlesung nie gehört haben, und denen der Geist eines Jakob Burckhardt mehr gilt als der neueste Stand des philologischen und archäologischen Wissens, den Ausspruch Friedrich Nietzsche's besser verstehen, der seiner Zeit Burckhardt als den ersten der jetzt lebenden Kenner der Griechen bezeichnet hat. Nietzsche, obwohl damals College, hat oft als Schüler zu den Füßen Burckhardt's gesessen. Er preist ihn als „einen der heute so selten gewordenen Erzieher". Nicht mehr im lebendigen Wort, aber zum Glück in seinen Schriften lebt der herrliche Mann in's neue Jahrhundert hinüber.

---

## Die erste deutsche Flotte.

Nach den Geh. Staatsarchiven zu Berlin und Hannover.

Als nach Ablauf der Sundzollverträge Preußen im Jahre 1842 Verhandlungen über die Ermäßigung und Ablösung jenes Zolles begann, wurde mit der allgemeinen Kenntniß über diese Verhältnisse auch die klägliche Stellung Deutschlands zur See jedem Einzelnen offenbar. Noch allgemeiner wandte sich gleich darauf die öffentliche Theilnahme der schleswig-holsteinischen Frage zu. Ihre Erörterung führte naturgemäß zurück auf die einstigen Kriege gegen Dänemark; sie rief jene Zeiten in die Erinnerung, da lange zuvor, ehe Holland und England als Seemächte zählten, die deutsche Hansa mächtige Flotten in die Meere sandte. Mit der Erinnerung an jene ruhmvolle Vergangenheit wuchs die Schmach der Gegenwart. Das Verlangen, wieder gutzumachen, einzuholen, was man Jahrhunderte hindurch versäumt, lebte je mehr, je stärker in immer weiteren Kreisen auf. Schon hatte Georg Herwegh in seinen Gedichten eines Lebendigen mit prophetischem Schwunge „die deutsche Flotte" besungen und daran erinnert, daß aus der Hansa Zeiten auch deutsche Helden auf dem Meeresgrunde schlafen. In die düstere Stimmung jener Jahre warf er helle Funken mit dem Rufe: „Das Meer, das Meer macht frei!" Schon sang auch Ferdinand Freiligrath zu St. Goar am Rheine seine „Flottenträume" und sah im Geiste auf den Masten der deutschen Flotte die einst verpönten Farben schwarz-roth-gold in tausend Wimpeln wehen. So pochten nüchterne Wirklichkeit und ideale Begeisterung gleich stark an das politische Gewissen der deutschen Bevölkerung. In Zeitungen und Zeitschriften und Broschüren wurde die brennende Frage erwogen. Mit Erstaunen erkannte man durch eingehende Untersuchungen, daß nächst England und Nordamerika Deutschland die bei weitem stärkste Handelsflotte habe, aber auch die einzige, die ohne Schutz der Willkür Fremder preisgegeben sei.

Solche Stimmungen bewegten die deutschen Gemüther, als im Frühjahre 1848 der dänische Krieg ausbrach. Schon am 14. April wurden die ersten deutschen Handelsschiffe im Sund von den Dänen mit Beschlag belegt, nicht weniger als 27 preußische Schiffe führte man am 19. April aus dem Hafen von Helsingör nach Kopenhagen, und im Mai erschienen dänische Fregatten vor den Mündungen deutscher Ströme, um die Häfen zu sperren. Die deutschen Schiffe flüchteten in fremde Häfen oder nahmen auch wohl unter Scheinkäufen fremde Namen und fremde Flaggen an. An Gegenwehr war nicht zu denken: in waffenloser Ohnmacht lag der deutsche Riese vor dem zwerghaften Feinde. Die Aufregung war eine allgemeine. Der Ruf nach Schutz der Schiffahrt und der Küsten erscholl nicht nur aus den Seestädten, auch im Binnenlande fand der Ruf einen immer lauteren Wiederhall. Zahlreiche Eingaben ergingen an die Regierungen der Küstenstaaten. In den Bezirken der Elbe und Weser fürchtete man sogar feindliche Landungen. Da das Landheer in Hannover zu klein war, um einen ausreichenden Schutz gegen landende Dänen zu gewähren, mußte den hülfesuchenden Gemeinden die Selbstbewaffnung und da es auch an Waffenvorrath gebrach, die klägliche Vertheidigung mit Heugabeln und Sensen angerathen werden.*) Bei der Aussichtlosigkeit einer sofortigen Aenderung der schmachvollen Lage griff man nach trugvollen Hoffnunggebilden. Eine amerikanische Hülfsflotte werde in der Nordsee erscheinen, schrieben die Zeitungen, auf holländischen Beistand sei zu rechnen, hieß es, als jene ausblieb. Mit solchen Hoffnungen wechselten ganz unausführbare Vorschläge, die wie jene ebensosehr den Zorn ernster Patrioten herausforderten wie den Hohn des Auslandes. Aus der Aufregung dieser ersten Tage erwuchsen dann alsbald zahlreiche Flottenvereine, namentlich in den Seestädten, zur Sammlung von Beiträgen für die Gründung einer deutschen Marine. Und gleichzeitig wurde diese Angelegenheit in ernsten Schriften nüchtern beurtheilt. Im Mai verfaßte der Prinz Adalbert von Preußen seine Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte und mit gleicher Sachkunde untersuchten von Peucker, Rintel, von Wickede die brennende Frage. Von der Noth der Zeit und von dem allgemeinen nationalen Aufschwunge jenes Jahres getragen, ging man damals an die Ausführung des schweren Unternehmens, dem deutschen Vaterlande neben dem sofortigen Schutz seiner Küsten die lange entbehrte Seewehr zu schaffen.

Die Entstehung der deutschen Flotte ist also mit den Bewegungen des Jahres 1848 eng verknüpft. Was die Begeisterung jenes Jahres zu schaffen gesucht, ist wieder zerfallen. Auch die deutsche Flotte hat dieses Schicksal getheilt und nach wenigen Jahren gingen ihre ersten Anfänge wieder zu Grunde. Sie gingen zu Grunde nicht nur in Folge der Theilnahmlosigkeit des größeren Theiles der deutschen Regierungen, sondern auch in Folge der schließlich eingetretenen Gleichgiltigkeit der großen Mehrzahl des deutschen Volkes. Diese

*) So in einer Verfügung der Landdrostei in Stade an das Amt Lehe vom 18. April 1848.

letztere Thatsache war um so auffallender, als das Jahr der Entstehung der ersten deutschen Kriegsflotte die gesammte öffentliche Meinung mit einer Einhelligkeit sich dem großen Unternehmen zuwenden sah, wie selten vorher bei der Behandlung einer Einzelfrage des politischen Lebens. Neuerdings hat der Osnabrücker Archivar Dr. Max Bär eine actengemäße Geschichte der deutschen Flotte von 1848—1852 vornehmlich nach dem Staatsarchive zu Berlin und Hannover unternommen. Wir folgen hier seiner bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen ausgezeichneten Darstellung.

Die unerquicklichsten Verhältnisse, unsicher und schwankend, beeinträchtigten schon von Anfang an eine ruhige, ungestörte Ausbildung der Flotte in hohem Maaße und in gleicher Weise, wie auf der andern Seite die Geldnoth lähmend auf ihre Entwickelung wirkte. Die Lage des pflichttreuen und arbeitfreudigen Mannes, auf dessen Schultern die Ausbildung der deutschen Seewehr ruhte, war eine geradezu ergreifende. Einige Zeilen eines Briefes, den der Admiral Brommy am 25. April 1850 an den oldenburgischen Oberst Mosle richtete, mögen von seiner Stimmung Zeugniß geben: „Ich stehe und falle mit unserer Schöpfung. Der Himmel gebe, daß ich diese bevorstehende Krise wie die früheren überstehe. Aber wahrlich! Es ist keine Kleinigkeit, den Muth zu bewahren und bei allen Geduldproben treu auszuharren. Wäre nur eine höhere Macht da, welche uns in Schutz nähme. Ohne eine Spitze an der Marineverwaltung geht es wahrhaftig auf die Länge nicht und aufrichtig darf ich es Ihnen gestehen, daß die letzten Zeiten des Reichsministeriums trotz des obschwebenden Bankerotts doch besser waren, als das jetzige Interim. Wenigstens war Einheit vorhanden. Man legte doch durch Zaudern keine Hindernisse in den Weg .... Wie soll es aber werden? Wenn es so wie jetzt fortgeht, ist die Marine ruinirt. Es wird nicht anders möglich sein, als Oldenburg mit der Oberaufsicht der Verwaltung provisorisch zu beauftragen, bis ein Definitivum hergestellt ist. Wo das Geld herkommen soll? Nun, wo es früher in ähnlicher Lage herkam. Sie, Herr Oberst, wissen, wie ich denke, daß ich deutsch gesinnt bin und daß ich nur zu gut weiß, wo unsere deutschen Gesinnungen die beste Stütze finden können..... Machen Sie es möglich, daß Preußen, wenn auch nicht ostensibel, doch durch Oldenburg die Sache vermittelt und halten Sie sich überzeugt, daß es mein eifriges Bestreben sein wird, der dereinstigen deutschen Regierung die Flotte in einer Deutschlands würdigen Weise zu übergeben." Zu spät! Die Flotte war nicht mehr zu retten. Sogar die Anerkennung der deutschen Kriegsflagge blieb eine mangelhafte. Zu Unzuträglichkeiten hatte dieser Umstand aber nicht geführt, da auch andernfalls die mehrfach beantragte Uebungsfahrt der deutschen Kriegsschiffe schon allein des Kostenaufwandes wegen unterblieben sein würde. Das Banner wehte nur am heimischen Strande, auf der Weser und Elbe, unthätig und ruhmlos wie die Flotte selbst. Nur eine der Flaggen hat schließlich ein ehrenvolles Ende gefunden: das „Barbarossa"-Banner deckte später den Körper seines todten Admirals und ward dem wackeren Manne mit in's Grab gegeben.

Karl Rudolf Bromme, genannt Brommy, war am 10. September 1804 zu Anger bei Leipzig geboren. Zuerst in englischen Diensten, trat er sehr bald in die Dienste Griechenlands über. Er gab seine gesicherte Stellung als griechischer Fregattencapitain auf und ließ sich durch die Vermittelung des bayerischen Gesandten in Athen für den Reichsdienst gewinnen. Am 5. April 1849 wurde er zum Capitain zur See und Seezeugmeister ernannt, am 19. August 1849 zum Commodore und am 23. November 1849 zum Contreadmiral. Nach Auflösung seiner Schöpfung wurde er am 30. Juni 1853 mit Ruhegehalt verabschiedet. Die Bemühungen des thätigen Mannes, anderweit Verwendung und Beschäftigung zu finden, schlugen fehl. Dadurch entwickelte sich seine durch die Aufregungen der letzten Jahre hervorgerufene Krankheit mehr und mehr. Der Kaiser von Oesterreich wünschte ihn zu einer ehrenvollen Stellung in Mailand zu befördern. Voll Hoffnung, daß die Thätigkeit seine Krankheit heben würde, folgte er der Aufforderung, sich in Mailand vorzustellen. Aber sein geschwächter Körper vermochte den an ihn gestellten Anforderungen nicht mehr zu genügen. Kränker, als er abgereist, kehrte er zu seiner Familie zurück. Bei seinem Tode hinterließ Brommy einen sechsjährigen Sohn. Er starb am 9. Januar 1860 und wurde auf dem stillen Friedhofe des oldenburgischen Dorfes Hammelwarden begraben. Jahrzehntelang lag dort das Grab des ersten deutschen Admirals ungeschmückt und von der lebenden Nation vergessen. Erst in unseren Tagen haben deutschgesinnte Männer die Ehrenschuld der Nation eingelöst und auf der Ruhestätte des ersten deutschen Admirals ein einfaches, würdiges Denkmal errichtet. Am 22. September 1897 enthüllt, trägt es die vom Dichter der Marschen, Hermann Allmers, verfaßte Inschrift: „Karl Rudolf Brommy ruht in diesem Grabe, der ersten deutschen Flotte Admiral. Gedenkt des Wackern und gedenkt der Zeiten, an schöner Hoffnung reich und bittrer Täuschung."

Die wahren Ursachen, weßhalb die Nordseeflotte, abgesehen von dem in der Bundesverfassung beruhenden inneren Grunde, untergehen mußte, faßt Bär in wenige Sätze zusammen: 1. Die Ablehnung Oesterreichs, sich durch Zahlung an der Bundesflotte zu betheiligen; 2. die Eifersucht Hannovers, welches die angebotene Theilnahme Preußens auch in letzter Stunde noch zurückwies, weil es besorgte, daß es durch Zutritt Preußens aufhören werde, die erste Stelle im Nordsee-Flottenverein einzunehmen; 3. die Theilnahmlosigkeit der Binnenstaaten; 4. die Gleichgiltigkeit eines großen Theils der deutschen Nation, von den bayrischen Bergen bis herab zu den lau gewordenen Bürgern Hamburgs. Die Vollführung des Auflösungsbeschlusses der Bundesversammlung wurde von deren Ausschuß sofort in Angriff genommen. Die nächste Maaßregel war die Kündigung aller kündbaren Verträge. Ein gleichzeitiges Erforderniß wäre die Veröffentlichung des bevorstehenden Verkaufs der Schiffe gewesen. Die Mehrzahl aber wünschte wegen des üblen Eindrucks eine solche öffentliche Bekanntmachung von bundeswegen vermieden und sie vielmehr den zur Auflösung der Flotte zu bevollmächtigenden Commissarien überlassen zu sehen. Man hatte nämlich die Absicht, drei Bundesstaaten zur Stellung je eines Commissars aufzufordern. Dem Beispiele Hannovers folgend weigerten sich alle nach und nach aufgeforderten Staaten aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung. So einigte man sich, nur einen Commissar zu ernennen. Das an Mecklenburg gerichtete Ersuchen, ihn zu stellen, wurde aber gleichfalls abgelehnt. Es blieb daher kein anderer Ausweg, als geeignete Privatleute zu ermitteln und einen solchen von Bundeswegen zu beauftragen. Nachdem unter anderen General Jochmus, Heinrich von Gagern und verschiedene Schiffmakler und Advokaten der Hansestädte genannt worden waren, brachte der hamburgische Gesandte den Wasserbaurath Hübbe, der oldenburgische den ehemaligen Geheimen Staatsrath Dr. Hannibal Fischer in Vorschlag. Diesem Letzteren wurde das Geschäft übertragen. Gleichzeitig ergingen an Brommy — er erhielt die Verfügung am Jahrestage des siegreichen Treffens von Eckernförde — die nöthigen Anweisungen: Kündigung der Verträge, Entlassung der entbehrlichen Mannschaften und Uebergabe der beiden Schiffe „Barbarossa" und „Gefion-Eckernförde" an Preußen gemäß den Bundesbeschlüssen vom 16. Februar und 2. April. Schon am 10. April fand die Uebergabe dieser beiden Schiffe an die preußischen Vertreter Commodore Schröder und Major Gärtner in Bremerhaven statt. An Bord der Dampffregatte „Hansa" wurde das Geschäft vollzogen: „welch schwere Stunde für den Admiral Brommy, als auf seinem Flaggschiff „Barbarossa" die deutsche Flagge gestrichen und die preußische

gehißt wurde, und doch auch wieder welch' verheißungvolles Zeichen für die deutsche Zukunft!" schreibt Max Bär mit Recht.

Die Aufgabe des Flottenverkaufs war keine leichte. Wer sollte die Schiffe kaufen? Zu Handelsfahrzeugen waren sie nicht geeignet. Die Kanonen und das Wurfgeschoß konnte überhaupt Niemand gebrauchen, der nicht auch gleichzeitig die Schiffe selbst, und zwar zu Kriegszwecken, kaufen wollte. Eine sofortige öffentliche Versteigerung der gesammten Flottenbestandtheile aber würde lediglich den Werth von altem Eisen und Brennholz ergeben und kaum die Verkaufskosten gedeckt haben. Am 2. Mai 1852 trat Hannibal Fischer sein Amt in Bremerhaven an. Er überzeugte sich bald von den vorhandenen Schwierigkeiten, die dadurch nicht geringer wurden, daß er seinen Auftrag wohl überhaupt nicht richtig aufgefaßt hat. Statt kaufmännisch auf eine möglichst rasche und daher billige Erledigung des Geschäftes bedacht zu sein, spielte er sich in Bremerhaven „als einen freundlichen Vermittler schwer verletzter Interessen" auf. Das hatte zur Folge, daß sich zunächst die Officiere ihm näherten, um seine Theilnahme für ihr künftiges Loos in Anspruch zu nehmen. Er hielt ferner Besprechungen mit den Marinebehörden, wobei sich ihm, wie er berichtete, das Bedürfniß einer weiteren Ausdehnung seines Commissoriums herausgestellt habe, welches doch seine Befugnisse lediglich auf die Verwerthung des Materials beschränkte. Trotzdem hatte er auch Bedenken gegen die öffentliche Bekanntmachung des Verkaufs, weit länger, als es den Absichten des Bundes entsprach. Er hielt es für erforderlich, mit den Bekanntmachungen genaue Beschreibungen zu verbinden, deren Beschaffung einen längeren Aufenthalt verursachte. Die Veröffentlichungen erfolgten daher erst auf besondere Anweisung des Bundesausschusses in Frankfurt, wo allgemein große Unzufriedenheit über Fischer herrschte, der nach allen Seiten bemüht war, seiner Wirksamkeit eine möglichst große Ausdehnung und Wichtigkeit zu geben. Dieser Hannibal wäre überhaupt eine wundervolle komische Figur ohne seine offenbare Gemeinschädlichkeit. Nachdem die Wellen der deutschen Revolution sich allmälig zu beruhigen begannen, hatte er sich bei allen deutschen Regierungen als ein Reactionär vom reinsten Wasser, der durch Gras und Korn zu gehen bereit sei, angeboten, war allenthalben herumgereist, wo Zusammenkünfte von Regierungen oder Ministern stattfanden, bildete sich auch ein, daß man sich um ihn reißen würde. Im Hannover'schen Staatsarchiv fand Dr. Bär folgende prächtige Charakteristik des Ehrenmannes in einem Briefe des Ministers von Schele an den damaligen Bundestagsgesandten Otto von Bismarck-Schönhausen: „Ich habe ihn an verschiedenen Orten getroffen, zuletzt noch in Dresden mit zwei Töchtern, die ihm geblieben waren, wie ein Vagabond herumziehend, in der abgelegendsten Vorstadt auf einem Dachstübchen in der großen Misère und den saloppesten Umgebungen hausend. So traf ich ihn unter Anderm auch vor einigen Jahren zufällig auf einer Reise in Jena an, wo er ein literarisches Leben beginnen wollte, die Professoren aber mit ihm umzugehen Scheu trugen. Endlich gelang es ihm, Aufträge der Ritterschaft im Gotha'schen in ihrer Streitsache gegen den Herzog von Coburg-Gotha zu erhalten und zugleich von einigen andern mediatisirten Potentaten, welche die Zeit gekommen hofften, wo der 14. Artikel der Bundesacte wieder eine Wahrheit für sie werden würde, ihre Interessen in Frankfurt geltend zu machen. In Frankfurt war er im vorigen Jahre auch so gut situirt, daß er, wenn er mich dort besuchte, jeden Gegenbesuch verbat, um seine Misère nicht bloßzustellen. Seine erste Frage war immer, ob ich denn nichts davon gehört hätte, daß irgend ein deutscher Fürst eines Ministers bedürfe, der mit der Revolution so vollständig gebrochen habe, daß man nicht den geringsten Zweifel an seiner reactionären Brauchbarkeit hegen dürfe; er wünsche nur ein einstweiliges Unterkommen, denn es könne ja gar nicht fehlen, daß die Demokraten im Oldenburgischen Lande bald wieder oben aufkämen, daß man dann seiner bedürfen und ihn zurückrufen werde. Ich habe viel anderes unsinniges Zeug vergessen, was er mir dort vorgeplaudert hat, da ich ihn baldmöglichst wieder aus dem Zimmer los zu werden suchte und nur nicht geradezu wegweisen mochte, weil es gegen meine ganze Sinnesart ist, mich gegen Jemand mit Härte zu benehmen, der mir als ein objectum misericordiæ erscheint." Und derselbe Minister Schele hatte später die Gelegenheit Ehren-Hannibal in seiner Thätigkeit als Flottenauctionator zu sehen. Er berichtet darüber an Bismarck: „Während seines Aufenthaltes in Bremerhaven bin ich nur einmal auf einige Stunden dahin gekommen, wo ich Fischer nur auf einige Augenblicke gesehen und in keiner Lage, die sich für einen Bundescommissar ziemt, indeß, da der hiesige Verkehr mit Bremerhaven tägliche Gelegenheit darbietet zu vernehmen, was dort vorgeht, genug darüber gehört, um annehmen zu dürfen, daß der Sparrn, an dem er leidet, sich nicht vermindert habe. Er hat sein Logis häufig gewechselt, sich bald in Bremerhaven, bald in Geestemünde einquartirt, Niemand mochte ihn bei seiner Unsauberkeit, Renommirerei und Händelsucht im Hause haben. Man behauptete, daß er sich bei Tische mehr der Finger als der Messer und Gabel bediene; er hat sich deßhalb zuletzt in einem Gasthofe die Bedingung gefallen lassen müssen, daß er nicht begehren wolle an der Table d'hôte zu speisen, sondern auf seinem Zimmer. Das hat er mir in diesen Tagen selbst erzählt, wie nicht minder, daß er gewünscht habe, einen Club in Lehe besuchen zu dürfen, um mit den dort befindlichen Beamten und Officieren Verkehr haben zu können. Es sei ihm auch erwidert worden, man werde in der nächsten Sitzung über sein Ansuchen ballotiren, er habe es sich aber verbeten, weil er es für einen absichtlichen Affront gehalten, daß man über einen Bundescommissar ballotiren wolle. Wie ist es aber möglich, die Ehrenstellung eines Bundescommissars geltend machen zu können, wenn man, wenn ich mich so ausdrücken darf, als ein Sch ..... in Erscheinung tritt. Durch sein Renommiren hat er sich in allerlei Injurienhändel verstrickt und deßhalb Klagen bei dem Amte angestellt. Statt schriftlich oder durch einen Advokaten seine Sache zu verhandeln, ist er in der Amtsstube selbst erschienen, mitten unter anderem Crapule. Wie er von Bremerhafen aus einmal eine Excursion nach Hamburg und Lübeck machte, begehrte er in der hiesigen Polizeidirection die Ausfertigung eines Passes. Wie er bei dieser Gelegenheit aufgefordert wird, sein Domicil anzugeben, erwidert er lächelnd, er habe eigentlich jetzt gar keins. In Oldenburg wolle man ihn ja nicht haben, er stehe jetzt bloß in Diensten des Deutschen Bundes und halte sich temporär in Bremerhafen oder in Geestemünde auf. Um sein Alter befragt, erwidert er, das wolle er nicht im Passe bemerkt haben, er hoffe sich noch wieder zu verheirathen und dabei könne sein Alter ihm im Wege stehen." Dieser saubere Herr war also amtlich beauftragt, die erste deutsche Flotte zu „verklopfen". Schele meldet Bismarck wiederholt, „daß die Maaßnahmen und Arbeiten für die Auflösung der Flotte mit einer Langsamkeit und durch den dabei stattgefundenen Aufwand an Personal, an unnöthigen Formalitäten, an Rechnungs- und Schreibereiweitläufigkeiten, mit einem solchen Aufwande betrieben sind, daß jeder Kaufmann, der auf diesem Wege und auf diese Weise seine Angelegenheiten zu ordnen versucht, sich dabei um jeden Credit gebracht haben würde. Dabei haben sich die Equipage der Flotte und ein Heer überflüssiger Bundesbeamter nutzlos von einem Monate zum andern in Bremerhaven herumgetrieben, aus langer Weile Händel begonnen, und der Uebermuth derselben hat zu vielfachen Excessen geführt, bei denen selbst Mordthaten nicht ausblieben ... Inzwischen werden die Schiffe eins nach dem andern verkauft und weggeführt, obgleich die bestellten Arbeiten größtentheils darin

stecken, mit dem Verkauf des übrigen Materials wird jetzt auch verfahren. Die Leute lesen dabei in allen Zeitungen, daß die Ansprüche der einzelnen Staaten an den Bund sich fortwährend zu Millionen häufen, daß bald von dieser, bald von jener Seite die Zahlung verweigert wird, und die Liquidation ad calendas graecas vertagt zu werden den Anschein gewinnt." Kurz, die ganze Auction kann eine nationale Schande genannt werden.

Aber schon damals öffnete sich dem Blicke weiter schauender Vaterlandsfreunde eine verheißungsvolle Zukunft. Preußen übernahm zwei Schiffe der Nordseeflotte und sprach damit die Absicht aus, nun auch fernerhin auf den Schutz seiner und damit auch der deutschen Küsten Bedacht zu nehmen. Und noch mehr! An der Nordseeküste selbst schaffte es sich in jenen Tagen, da man die Flottentrümmer verkaufte, den Raum zu seiner Gründung: Wilhelmshaven. Noch hatte Hannibal Fischer sein trauriges Amt nicht einmal begonnen, da fand eine bedeutsame Besprechung statt zwischen dem Prinzen Adalbert von Preußen und dem preußischen Kriegsminister. Es handelte sich um die Tauglichkeit der Jahdemündung zur Anlage des Standortes für die preußische Marine, desselben Platzes, den auch Napoleon einst für einen Kriegshafen in feste Aussicht genommen hatte. Man wußte, daß der Großherzog von Oldenburg die Erwerbsthätigkeit der an der Jahde liegenden Landstrecken seit lange gehoben wünschte, und schon im Juni 1852 erhielt der preußische Gesandte für Oldenburg, Graf von Nostiz, den Auftrag zu unauffälliger Erkundigung bei der oldenburgischen Regierung. Und unauffällig — schon wegen der Eigenthümer der anliegenden Ländereien — wurden auch die erfolgreichen weiteren Verhandlungen geführt. Am 7. Januar 1854 theilte das oldenburgische Staatsministerium der hannoverschen Regierung mit: das einmal erkannte Bedürfniß maritimen Schutzes habe nach Auflösung der Flotte zu Verhandlungen mit Preußen geführt und zum Abschluß eines Staatsvertrages vom 1. December 1853, nach welchem der preußischen Regierung das zu einem Kriegshafen erforderliche Gebiet an der Jahde, der Hafen von Heppens, eingeräumt worden sei. — Wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel schlug diese Nachricht in Hannover ein. Zwar waren im October bereits Zeitungsmittheilungen erschienen, daß Preußen mit dem Plane umgehe, Kriegshäfen an Elbe und Weser anzulegen und daß es mit Hamburg und Oldenburg in Unterhandlung getreten sei. Schon diese Nachricht erregte in Hannover die größte Bestürzung. Die Möglichkeit einer Verhinderung wurde eifrig erwogen durch Hineinziehung Oesterreichs und dadurch, daß nach altem Recept nun auch Oesterreich ein Flottenstandort verschafft werden müsse. Aber man erkannte bald, daß mit den Bestimmungen des Bundesrechtes nicht dagegen anzukämpfen sei, und in Wien war man schon gar nicht zu einem vergeblichen Versuche geneigt, der Ausführung des angeblichen Planes entgegenzutreten. Da übrigens die Bemühungen der hannoverschen Vertreter in Hamburg und Oldenburg, etwas über die Angelegenheit zu erfahren, gar kein Ergebniß hatten, so glätteten sich die Wogen der Erregung. Die Nachricht der wirklich vollendeten Thatsache kam daher nach allen Richtungen hin vollständig überraschend, so überraschend, daß der König von Hannover unter dem ersten Eindrucke dieser Botschaft den Gedanken faßte, — nunmehr wieder auf die Errichtung einer dritten deutschen Flotte zurückzukommen. Das Gutachten, das er einforderte, fiel aber glänzend ablehnend aus: Hannover, Bremen und allenfalls Braunschweig seien viel zu schwach zu solchen Leistungen, Oldenburg stelle sich unter Preußens Schutz, Hamburg sei schon im März 1852 lau gewesen und die Betheiligung der Binnenstaaten sei ausgeschlossen. Der Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg war bereits am 20. Juli 1853 abgeschlossen worden, am 1. December wurde dann eine Nachtragsbestimmung vereinbart. Von diesen beiden Verträgen schreibt sich die Entstehung von Wilhelmshaven her. Sie sind der Ausgang der Gründung einer preußischen Marine in größerem Umfange. Die Gründung des Reiches erfüllte dann vollends das Sehnen des Jahres 1848 nach einer deutschen Seewehr. Lector.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Attalea Princeps.

Von W. Garschin.

In einer großen Stadt war ein botanischer Garten und darin eine große Orangerie aus Eisen und Glas. Sie war sehr schön: schlanke Säulen stützten den mächtigen Bau und darauf ruhten leichte Gewölbe, die durch wahre Spinnengewebe von eisernem Gitterwerk miteinander verbunden waren. Darin eingesetzte Glasscheiben schlossen den Raum. Besonders schön zeigte sich die Orangerie, wenn die Sonne unterging und sie mit ihrem rothen Lichte verklärte. Dann stand sie über und über in Brand, und die rothen Strahlen spiegelten sich darin, wie in einem fein geschliffenen, großen Edelsteine. Durch die durchsichtigen dicken Scheiben sah man von außen die eingeschlossenen Gewächse. Trotz des Umfangs der Orangerie war es den Pflanzen zu eng. Die Wurzeln verflochten sich untereinander und nahmen sich gegenseitig Feuchtigkeit und Nahrung. Die Zweige der Bäume verwickelten sich mit den großen Blättern der Palmen, krümmten und knickten sie und verbogen sich dabei selbst und zersplitterten sich am eisernen Gitter. Wohl beschnitten die Gärtner die Zweige und umbanden mit Drähten die Blätter, damit sie nicht ganz nach Belieben wachsen konnten, doch das half wenig. Die Pflanzen brauchten einen weiten Spielraum, heimathlichen Boden und Freiheit. Sie kamen aus warmen Ländern und waren zarte, üppige Geschöpfe; sie gedachten ihrer Heimath und sehnten sich nach ihr. Wie durchsichtig ein Glasdach auch sein mag, der klare Himmel ist es doch nicht. Zuweilen im Winter bereiften die Scheiben; dann wurde es in der Orangerie ganz dunkel. Dann heulte der Wind, packte die Gitter und schüttelte sie. Schnee bedeckte das Dach. Und drinnen standen die Gewächse und hörten den Schneesturm, und sie gedachten eines anderen, eines warmen, feuchten Zephyrs, der ihnen einst Leben und Gesundheit gab. Wie gern hätten sie wieder sein Wehen gefühlt, ihre Zweige in ihm gewiegt, ihre Blätter in ihm spielen lassen. Doch die Luft in der Orangerie war reglos; höchstens zerschlug der Wintersturm einmal eine Scheibe, und dann strich ein scharfer, kalter Luftstrom unter das Gewölbe. Und wohin er traf, da erbleichten die Blätter und verdorrten. Zum Glück wurden die Glasscheiben rasch wieder eingesetzt. Ein ungeheuer gelehrter Director stand dem botanischen Garten vor und duldete keine Unordnung; obwohl er seine ganze Zeit mit mikroskopischen Beobachtungen in einem besonderen Glashäuschen der Orangerie verbrachte, so entging ihm doch nichts.

Unter den Gewächsen befand sich eine Palme, höher und schöner als alle anderen. Der Director in seinem Glashäuschen hatte sie mit dem lateinischen Namen Attalea benannt. Das war aber nicht ihr heimischer Name, die Botaniker hatten ihn sich bloß ausgedacht. Ihren heimischen Namen kannten die Botaniker nicht; er stand also auch nicht auf dem am Stamm der Palme befestigten weißen Brettchen. Einst kam in den botanischen Garten ein Fremder aus jenem warmen Lande, wo die Palme wuchs. Er lächelte freundlich, als er sie sah, denn sie erinnerte ihn an seine Heimath.

„Ach!" sagte er, „diesen Baum kenne ich." Und er nannte ihren heimischen Namen.

„Entschuldigen Sie", rief der Director aus seinem Glashäuschen, wo er gerade mit größter Aufmerksamkeit einen Stengel mit einem scharfen Messer durchschnitten hatte. „Sie irren sich. Einen Baum dieses Namens giebt es nicht. Das hier ist Attalea Princeps, eine brasilianische Art."

„O ja", sagte der Brasilianer, „ich glaube wohl, daß die Botaniker ihn so nennen, doch hat er in seiner Heimath einen eigenen Namen."

„Sein Name ist der, den ihm die Wissenschaft giebt", bemerkte der Botaniker trocken und schloß die Thüre seines Glashäuschens, denn er wollte nichts von Leuten wissen, die, wenn ein Mann der Wissenschaft spricht, nicht zu schweigen und gehorchen wissen. Der Brasilianer aber stand lange in Gedanken versunken vor dem Baume, und es wurde ihm schwerer und schwerer um's Herz. Er gedachte seiner Heimath, ihrer Sonne, ihres Himmels, ihrer prächtigen Wälder mit den wunderbaren Thieren und Vögeln, ihren Wüsten, ihren herrlichen Nächten. Er erinnerte sich, daß er sich nirgend so glücklich gefühlt hatte, wie in seiner Heimath, ob er auch die ganze Welt bereist hatte. Und als wollte er von ihr Abschied nehmen, berührte er die Palme mit der Hand und verließ den Garten. Schon am anderen Tage fuhr er auf einem Dampfer der Heimath zu.

Die Palme aber blieb zurück. Noch drückender wurde es ihr jetzt, obwohl es ihr bis zu diesem Zwischenfalle schon drückend genug gewesen war. Sie fühlte sich ganz allein. Um fünf Klafter überragte sie die Wipfel aller übrigen Gewächse, und diese anderen liebten sie nicht; sie beneideten sie und nannten sie stolz. Dieser hohe Wuchs verursachte ihr aber nur Kummer. Abgesehen davon, daß die anderen Alle beisammen standen, sie aber allein war, wurde sie mehr als alle Anderen an ihren heimischen Himmel erinnert und trauerte auch mehr als die Anderen um ihn, weil sie am nächsten an das häßliche Glasdach hinanreichte, das ihn ersetzen sollte. Durch dies Dach wurde bisweilen etwas Blaues sichtbar; das war, wenn auch ein fremder, bleicher, doch nichtsdestoweniger der wirkliche blaue Himmel. Und wenn die Pflanzen unter sich plauderten, pflegte Attalea immer zu schweigen, zu trauern und daran zu denken, wie schön es doch sein würde, wenn sie auch nur unter diesem bleichen Himmel stehen könne.

„Nu sagt mir 'mal, wann wird man uns endlich begießen?" fragte die viel Feuchtigkeit liebende Sagopalme. „Ich soll wohl heute noch verdorren?"

„Eure Worte setzen mich in Verwunderung, Nachbarin", sagte der dickbäuchige Kaktus. „Habt Ihr an der großen Masse Wasser noch nicht genug, womit man Euch täglich begießt? Seht doch 'mal mich an: mir läßt man sehr wenig Feuchtigkeit zukommen und doch bin ich frisch und saftig."

„Wir sind an solche Sparsamkeit nicht gewöhnt", antwortete die Sagopalme. „Wir können nicht auf so trockenem, schlechtem Boden wachsen. Wir sind nicht gewohnt, auf jede beliebige Art zu leben. Vor Allem aber habe ich Euch zu sagen, daß man sich Eure Bemerkungen verbitten muß." Nach diesen Worten schwieg die Sagopalme beleidigt.

„Was mich betrifft", mischte sich der Zimmtbaum hinein, „so bin ich mit meiner Lage ziemlich zufrieden. Langweilig ist es hier, doch bin ich wenigstens darüber beruhigt, daß mich Niemand plündert."

„Man hat uns doch aber nicht alle geplündert", sagte das baumähnliche Waldfarnkraut. „Vielen mag natürlich dieses Gefängniß wie ein Paradies erscheinen, nach der kläglichen Existenz, welche sie in Freiheit geführt haben."

Bei diesen Worten vergaß der Zimmtbaum, daß man ihn geplündert hatte und fühlte sich gekränkt und schimpfte. Einige Pflanzen nahmen für ihn, andere für das Waldfarnkraut Partei, und so begann ein hitziges Gezänk. Wenn sie sich von der Stelle hätten rühren können, so würden sie sich gewiß gerauft haben.

„Warum zankt Ihr Euch?" sagte Attalea. „Bessert Ihr etwa so Eure Lage? Ihr vergrößert Euer Unglück nur durch Bosheit und Erbitterung. Laßt lieber von Eurem Streit und denkt über meinen Vorschlag nach. Hört mich also an: wachset in die Höhe und in die Breite, dehnet Eure Zweige aus und dränget wider die Rahmen und das Glas, dann muß unser Gefängniß gesprengt, und wir gelangen in Freiheit. Stemmt sich freilich nur ein einzelnes Zweiglein gegen die Scheiben, dann schneidet man es natürlich ab, was aber wird man gegen hundert kühne und kräftige Stämme thun? Wir brauchen nur einig zu sein bei der Arbeit, und der Sieg ist unser."

Anfangs machte Niemand eine Einwendung. Alle schwiegen und wußten nicht, was sie sagen sollten. Endlich erklärte die Sagopalme: „Das ist Thorheit."

„Thorheit! Thorheit!" fielen die Bäume ein, und Alle auf einmal begannen sie der Palme zu beweisen, daß sie schrecklichen Unsinn vorschlage. „Eine unmögliche Sache!" schrieen sie, „Unsinn! dummes Zeug! Die Rahmen sind solid, und wir werden sie niemals sprengen, und wenn auch, was dann? Leute mit Messern und Aexten werden kommen, die Zweige abhauen, die Rahmen wieder herstellen, und Alles wird beim Alten bleiben. Es kann auch kommen, daß man uns ganz abschneidet."

„Wie Ihr wollt!" antwortete Attalea gelassen. „Aber nun weiß ich, was ich zu thun habe. Ich werde Euch gewähren lassen: lebt wie Ihr wollt, zankt Euch mit einander, streitet über das Wasser, das Ihr braucht, und bleibt in Ewigkeit unter Eurem gläsernen Dach. Ich werde auch allein meiner Wege gehen. Ich für mein Theil will nicht mehr durch diese Gitter den Himmel und die Sonne sehen —, ich will sie in Freiheit sehen!"

Und stolz blickte die Palme mit ihrem grünen Wipfel auf den unter ihr ausgebreiteten Wald der Gefährten herab. Niemand von ihnen wagte ihr darauf etwas zu erwidern; nur die Sagopalme sagte leise zu ihrer Nachbarin: „Passet auf, wir werden es noch erleben, wie sie ihr den großen Schädel abschneiden werden, damit sie sich nicht zu viel einbilde, die Hochmüthige!"

Die Uebrigen schwiegen zwar, aber ärgerten sich nichts destoweniger über Attalea und ihre stolzen Worte. Nur ein kleines Gräschen hielt sich nicht über die Palme auf und schien gar nicht beleidigt von ihren Reden. Von allen Gewächsen der Orangerie war es das geringste, verachtetste Pflänzchen: locker, bleich, kriechend mit welken, dicken Blättchen. Es wurde auch nur dazu verwendet, um den nackten Boden zu bedecken. Es schlang sich also um den Fuß der großen Palme, hörte ihr zu und gab ihr Recht. Die südliche Natur kannte es nicht, aber liebte Luft und Freiheit darum nicht minder. Auch für das Pflänzchen war die Orangerie ein Gefängniß. „Wenn schon ich geringes, welkes Gräschen ohne meinen grauen Himmel, meine bleiche Sonne, meinen kalten Regen so schwer leide, was muß erst dieser schöne, mächtige Baum in der Sclaverei dulden!" So dachte es, umschlang zärtlich die Palme und liebkoste sie. „Warum bin ich kein großer Baum? Ich würde dann Ihrem Rathe folgen. Zusammen würden wir emporwachsen und in Freiheit gelangen. Dann würden auch die Uebrigen einsehen, daß Attalea Recht hatte." Es war aber eben kein großer Baum, sondern nur ein kleines, welkes Gräschen. Nur noch zärtlicher konnte es sich um den Stamm der Palme winden und ihr seine Liebe und seinen Glückwunsch zu dem Wagniß zuflüstern. „Natürlich ist es bei uns lange nicht so warm, der Himmel nicht so rein, der Regen nicht so üppig, wie in Deinem Lande, aber es giebt auch bei uns einen Himmel, eine Sonne und laue Winde. So prachtvolle Gewächse mit so großen Blättern und schönen Zweigen haben wir nicht, doch wachsen auch bei uns stattliche Bäume: Fichten, Tannen und Birken. Ich selbst bin nur ein kleines Gräschen und werde niemals zur Freiheit gelangen. Du aber bist so hoch und stark! Dein Stamm ist fest, und Du brauchst kein langes Wachsen, um das Glasdach zu erreichen. Du wirst es sprengen und unter Gottes freiem Himmel stehen. Dann wirst Du mir erzählen, ob dort noch Alles ebenso schön ist, wie einst. Auch damit werde ich zufrieden sein."

„Warum, kleines Gräschen, willst Du nicht mit mir zusammen hinaus? Mein Stamm ist fest und stark: stütze Dich auf mich und krieche an mir empor. Mir ist's eine kleine Mühe, Dich mitzunehmen."

„Ach nein, das ist nichts für mich! Sieh nur, wie welk und schwach ich bin: ich vermag nicht einmal eines meiner Aestchen aufzurichten. Nein, ich bin kein Gefährte für Dich. Wachse und sei glücklich. Nur bitte ich Dich, erinnere Dich bisweilen, wenn Du in Freiheit sein wirst, Deines kleinen Freundes!"

Nun begann die Palme zu wachsen, sich zu dehnen und zu strecken. Die Besucher der Orangerie bewunderten ihren außerordentlichen Wuchs, sie aber wurde mit jedem Monat höher und höher. Der Director des botanischen Gartens schrieb einen so raschen Wuchs der guten Pflege zu und brüstete sich mit den Kenntnissen, womit er die Orangerie einzurichten und zu leiten verstand. „Hier, meine Herren, sehen Sie diese Attalea Princeps an," sagte er. „Selten wird man selbst in Brasilien einem so hoch gewachsenen Exemplare begegnen. All' unser Wissen haben wir eingesetzt, damit ihr Wuchs im Treibhause sich ganz ebenso entwickele, wie in Freiheit, und mir scheint, wir haben einigen Erfolg errungen."

Selbstzufrieden klopfte er dabei mit seinem Rohrstock an den starken Baum und hell tönten die Schläge durch die Orangerie. Die Blätter der Palme aber erbebten bei diesen Schlägen. O wenn sie zu stöhnen vermocht hätte, welchen Weheruf des Zornes würde der Director gehört haben!

„Er bildet sich ein, ich wachse zu seinem Vergnügen," sagte Attalea. „Möge er's sich nur einbilden!" Und sie wuchs und wuchs, indem sie all' ihre Säfte nur auf ihr Wachsthum verwendete, ihre Wurzeln und Blätter aber derselben beraubte. Bisweilen schien ihr, als ob sich der Zwischenraum bis zu dem Gewölbe gar nicht verringere. Dann spannte sie alle ihre Kräfte an. So kam sie den eisernen Rahmen immer näher und näher, und endlich berührte ein junges Blatt die kalte Glasscheibe.

„Sehet nur, sehet," riefen die Pflanzen, „wie sie emporgewachsen ist! Wie ist es möglich!"

„Ja schrecklich ist sie gewachsen," bestätigte das Waldfarnkraut.

„Was ist da weiter! Wenn sie dabei noch so dick wäre wie ich!" sagte die dickleibige Cicade, deren Stamm einer Tonne glich. „Wozu streckt sie sich aber? Damit richtet sie doch nichts aus. Das Gitterwerk ist solid und die Glasscheiben sind dick."

Noch ein Monat verging. Attalea nahm zu an Höhe. Für ihr Weiterwachsen war kein Raum mehr. Endlich stemmte sie sich fest gegen die Rahmen. Da begann der Stamm sich zu krümmen. Ihr blätterreicher Wipfel knickte, die kalten Eisenstangen gruben sich in die zarten jungen Blätter ein und zerschnitten sie. Doch Attalea war eigensinnig und drückte unbekümmert wider das Gitterwerk, und siehe da! das Eisen begann schon nachzugeben.

Aufmerksam verfolgte das kleine Gräschen den Kampf. „Sage mir, thut's denn nicht weh? Wenn die Rahmen nun einmal so stark sind, wär's nicht besser, davon abzustehen?" fragte es die Palme.

„Weh? Was will das bedeuten, wenn es mein Wille ist, in Freiheit zu gelangen. Hast Du nicht selbst mich dazu aufgemuntert?" antwortete die Palme.

„Wohl habe ich dazu aufgemuntert, doch wußte ich nicht, daß das so schwer sei. Du thust mir leid. Du leidest gewiß sehr."

„Schweige, schwaches Pflänzchen! Beklage mich nicht! Ich werde sterben oder mich befreien!"

In diesem Augenblicke ertönte ein lautes Krachen. Eine dicke Eisenstange war gebrochen. Klirrend fielen die Glassplitter zu Boden. Einer derselben durchschlug den Hut des Directors, der eben aus dem Glashäuschen trat. „Was ist denn das?" rief er aus, als er die Glasstücke durch die Luft fliegen sah. Fluchend eilte er hinaus und sah nach dem Dache hinauf. Stolz erhob sich über dem Glasgewölbe die grüne Krone der Palme.

„Wie, das ist Alles?" dachte Attalea. „Ist das Alles, um dessentwillen ich mich so gequält habe? Das war also mein höchstes Ziel?!"

Spätherbst war es, als Attalea ihre Wipfel im durchbrochenen Dache aufrichtete. Es fiel ein feiner Regen, halb mit Schnee vermischt; der Wind jagte graue, flockige Nebel vor sich her. Sie schienen die Palme umarmen zu wollen. Die Bäume draußen waren bereits entblättert und sahen aus wie häßliche Leichen. Nur Fichten und Tannen trugen noch ihre dunkelgrünen Nadeln. Finster blickten die Bäume auf die Palme

„Du wirst erfrieren!“ schienen sie ihr zu sagen. „Du weißt nicht, was Frost ist. Du verstehst nicht zu dulden. Warum bist Du aus Deinem Treibhause ausgebrochen?“

Da begriff Attalea, daß es um sie geschehen sei. Sie erstarrte. Sollte sie wieder unter das Dach kehren? Doch schon konnte sie nicht mehr zurück. Sie mußte im kalten Winde stehen bleiben, seine Stöße und die eisigen Schneeflocken fühlen, den grauen Himmel und die dürftige Natur schauen, den schmutzigen Hinterhof des botanischen Gartens, die langweilige große Stadt im Nebel. So mußte sie warten, bis die Leute dort unten im Treibhause beschlossen hatten, was mit ihr zu geschehen habe.

Der Director befahl, den Baum abzusägen. „Wohl könnte man eine besondere Kuppel über sie errichten,“ sagte er, „aber auf wie lange? Sie würde nur von Neuem in die Höhe schießen und Alles zerbrechen. Und dabei wäre es über die Maßen kostspielig. Man muß sie fällen!“

Man band also die Palme mit Seilen fest, damit sie nicht im Fallen die Mauern der Orangerie zertrümmere, und durchsägte sie tief unten an der Wurzel. Das kleine Gräschen, das den Stamm des Baumes umschlungen hielt, wollte sich von seiner Freundin nicht trennen und fiel zugleich unter der Säge. Als man die Palme aus der Orangerie hinausschleppte, lagen auf der Schnittfläche die von der Säge zerfleischten Blätter des bescheidenen Pflänzchens.

„Dies Unkraut muß man ausjäten und wegwerfen,“ sagte der Director. „Es ist so schon gelb geworden und von der Säge verdorben. Hier ist etwas Neues hinzupflanzen!“

Ein Gärtner grub mit einem Spatenstiche den Rest des Gräschens aus. Er warf es in einen Korb, trug es hinaus und schüttete es auf dem Hinterhofe gerade auf die todte Palme, die im Schmutze lag und vom Schnee schon halb zugedeckt war. Und die anderen Pflanzen im Gewächshause rauschten zufrieden.

## Aus der Hauptstadt.

### Der gelbe Leichnam.

Der Chinese hat seine Schuldigkeit gethan und kann gehen. Durch die Besetzung von Kiaotschau, über dessen Rechtschreibung sich die gewissenhaften deutschen Gelehrten und der nicht minder gewissenhafte deutsche Reichskanzler immer noch den ohnehin sorgenschweren Kopf zerbrechen, durch den kecken Handstreich sind zwar nicht die Wahlen, wohl aber die Flottenfrage nach dem Wunsch und Sinne des Einsiedlers im Kastanienwäldchen entschieden worden. Ueber Meer und Land schallt der junge Ruhm des Herrn von Bülow, der allerdings an dem ganzen Unternehmen verzweifelt unschuldig ist, dem aber Dr. Johannes gern die Ehren gönnt — kommt es dem in Erhabenheit Schmunzelnden doch bekanntlich immer nur auf die Sache, nie auf die Person an. Erst Kiaotschau hat die Mehrheit der Herrschaften von Bildung und Besitz für die Schiffsvermehrung entflammt und einige Sympathie dafür im Volke wachgerufen, dessen kindlich romantischen Neigungen und phantastischen Bedürfnissen man durch die Besetzung des fernen Hafens in Ostasien, wie durch den prunkvoll arrangirten Abschied Prinz Heinrich's entgegenkam. Für die Regierung ist die Kiaotschauaffaire nunmehr einstweilen erledigt. Andere Sachen drängen sie, der Wahltag rückt rasch näher. Man verdankt dem fixen Zugreifen Diederich's und seiner Blaujacken eine beträchtliche Hebung des Regierungsprestiges, und dieselbe Presse, die noch vor Jahresfrist den „kühl besonnenen“ Marschall, früher noch den staatsmännischen Afrikaverschenker Caprivi in den siebenten Himmel erhob, feiert jetzt programmgemäß den großen Concertflötisten Bülow als glorreichen Erneuerer des alten Kurses. Und es finden sich ehrliche Michel genug, die den Rummel begeistert mitmachen. Immerhin genügen, das weiß der siebenfach gesiebte Leiter der preußischen und deutschen Staatsgeschäfte, diese günstigen Stimmungen bei Weitem nicht, um eine gute Wahl zu machen; mit Hülfe dieser Flamme allein läßt sich der ersehnte Zaubertrank nicht destilliren. Und darum hat der Wahlweise sein Angesicht von Kiaotschau abgewandt und späht nach anderen Himmelsrichtungen, anderem Succurs aus.

Nicht so die kleine, aber rührige und millionenstarke Gruppe, die früher unter'm flatternden Banner des Cobdenismus, jetzt unter schön modernisirten Namen daher kommt und der alle Fabriken von öffentlicher Meinung oder doch die ersten Hypotheken darauf gehören. Für sie bedeutet Kiaotschau einen Ausweg aus der furchtbaren Sackgasse, in die sich das Manchesterthum verrannt hatte. Deutschland war von ihnen zu einem Industriestaate gestempelt worden, und durch die Ausfuhrpolitik, so las man in den mossisch-vossischen Organen, sollte es seine Bevölkerung ernähren können. Den Gegnern fiel es leicht, diese Art Volkswirthschaft ad absurdum zu führen. Sie brauchten nur darauf hinzuweisen, daß in allen Culturländern der Erde die einheimische Industrie sich kräftigt, daß man allenthalben den eigenen Markt zu sperren und selbst zu exportiren beginnt. Sogar die Opferung unseres Bauernstandes, zu der der Berliner Freisinn voll und ganz entschlossen war, hätte diese unheimliche Entwickelung nicht gehemmt. Dafür, daß das Ausland für sein billiges Korn herabgesetzte Zölle erlangte und es nun in erstickenden Massen über die deutsche Grenze werfen konnte, wären ja freilich die Industriezölle im Vertragslande ermäßigt worden. Aber die fremden Regierungen waren wohl unterrichtet und wußten genau, daß ihre Industrie binnen Kurzem in der Lage sein würde, es auch ohne Zollschutz mit der deutschen aufzunehmen . . . Der Kreis war geschlossen, und die Lehre von der Ausfuhrpolitik hätte an ihrer eigenen Thorheit zu Grunde gehen müssen, wenn nicht plötzlich der chinesische Markt am Horizont erschienen wäre, das rettende Kiaotschau. Dreihundert Millionen Menschen, noch fast unberührt vom europäischen Handel, dreihundert Millionen kaufbegierige und natürlich zahlungsfähige Abnehmer, so reich, aber nicht so geizig wie Li-Hung-Tschang — welch eine Perspective! Nun konnte die Exportirerei mit verdoppelten Kräften weiter gehen, nun bestand keine Gefahr mehr, daß eine der rasenden Handelskrisen, die im ersten Drittel des Jahrhunderts Englands Reichthum um ein Haar zerschmettert hätten, über Deutschland hereinbrechen würde. Bei der Besitzergreifung von Kiaotschau war von hoher Stelle aus erklärt worden, daß man nun nicht nur eine Flottenstation an der Ostküste Asiens, sondern auch ein Einfallsthor für den deutschen Handel besitze. Die Politik der Sammlung verkündete die wunderliche Interessengemeinschaft von Landwirthschaft und Industrie, und selbst die mehr als unvorsichtige Aeußerung, die dem neuen Staatsminister Tirpitz im Reichstage entschlüpfte und die klar bewies, wohin der wirthschaftliche Wind in den oberen Regionen weht, selbst das naive Eingeständniß, die neuen Schiffe wären zur Sicherung der Korneinfuhr nach Deutschland nöthig, machte unsere Bauern nicht stutzig. Wir wissen es nun also, und man hat es uns autoritativ bestätigt: die Erwerbung von Kiaotschau ist ein Triumph der Ausfuhrpolitik, China wird zuversichtlich unser guter Kunde.

Es war billig nicht zu erwarten, daß eine so abgrundtiefe Erkenntnis ausschließliches geistiges Eigenthum der uns regierenden Herrschaften bleiben würde. Auch die befreundeten Staaten — und mit wem wären wir nicht befreundet! — machten sich die Idee zu Nutze und suchten ihren Handel durch Besetzung chinesischen Gebietes zu heben. Die Auftheilung des Drachenlandes ist im vollen Zuge. Noch zwar geben sich die Beschwichtigungshofräthe, die doch ihr Gehalt verdienen wollen, alle erdenkliche Mühe, eine klare Thatsache abzuleugnen, und von der Unantastbarkeit der armen Mandschudynastie, sogar von der politischen Nothwendigkeit, China zu erhalten, gehen schöne Reden. Derweilen aber hat die zünftige Diplomatie bereits die Interessensphären abgegrenzt, und mit Lineal und rother Tinte sind durch die Karte des gelben Polens schon die Striche gezogen, die jeder europäischen Großmacht anzeigen, wo ihr Raub beginnt und wo er endet. Schneller noch als die Bedenklichen annehmen konnten, haben die Ereignisse Denen Recht gegeben, die in der Besetzung Kiaotschaus kein harmloses Späßchen, sondern den Ausgangspunkt schwerer Verwicklungen sahen. Offen und geheim arbeiten die Mächte, deren unersättlicher Landhunger durch unser Vorgehen neuerdings gereizt und ausgelöst worden ist, in Peking, in ganz China gegen einander, und wenn man es bislang nicht auf eine Entscheidung mit den Kanonen hat ankommen lassen, so ist das nur der militärischen Ohnmacht Englands zuzuschreiben. Zähneknirschend sehen die ernsten Herren in Downing Street zu, wie Rußland jetzt trotz Weihaiwei endgiltig die Herrschaft über Asien an sich reißt, und wahrlich, sie werden es uns zu danken wissen, daß wir dem Tiger in Petersburg durch die Waffenthat von Kiaotschau den heiß ersehnten Anlaß zum Sprunge gaben. Ob die Verschiebung der Machtverhältnisse in Asien, die die reichsdeutsche Politik ahnungslos bewirkt hat, die beinah völlige Ausschaltung Englands und die übermäßige Stärkung seines Nebenbuhlers im allgemeinen Interesse der Staaten wünschenswerth gewesen ist, das wird eine nicht ferne Zukunft lehren. Im Interesse Deutschlands, sollte man freilich meinen, hätte es gelegen, den sonst so beliebten status quo ante aufrecht zu erhalten, um dereinst, wenn die Würfel über Indien fallen, den berufenen Schiedsrichter spielen und reichen Maklersold einheimsen zu können. Jetzt, wo Rußland durch seine chinesischen Erwerbungen und den unwiderstehlichen Einfluß, den es auf die Pekinger Staatsmänner ausübt, drei Viertel von Asien in der Tasche hat, ist England, sind übrigens auch die andern europäischen Mächte mit asiatischem Colonialbesitz in seinen Augen kaum mehr als dreiste Eindringlinge. Sie aus den usurpirten Gebieten hinaus zu werfen, muß des Zaren Wunsch und Wille sein; der Wille aber findet sicher den Weg.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß der Newsky-Prospect eine thatsächliche Zerstückelung Chinas verhindert, weil er den fetten Bissen für sich allein zu behalten gedenkt. Aus eigener Kraft könnte das alte Culturvolk, dem in jahrtausend langem Frieden alle soldatischen Tugenden abhanden gekommen sind, sich der europäischen Fresser nicht erwehren. Von den kriegerischen Erschütterungen, die im letzten Abschnitt der Geschichte an die Küste des Mongolenreiches prallten, drang keine einzige bis in's Innere. Fröhlich und einfältig, unbekümmert darum, ob hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen, sind die Zopfträger ihrem Geschäfte nachgegangen, alle Heereseinrichtungen verwahrlosten im Laufe der friedlichen Zeit, und die modernen Waffen, womit das wenig kampflustige Militär ausgerüstet ist, haben sich als Kinderspielzeug und lustiger Humbug erwiesen. Nichts kann die euro-

päischen Eroberer in ihrem Siegeszuge hemmen, auch wüthende Volksaufstände nicht, die keineswegs ausbleiben werden, die sogar die einzige wirklich ernsthafte Gefahr für die modernen Cortez und Pizarro darstellen. Der Chinese ist der geborene Verschwörer, mit Leib und Seele bei allen möglichen, geheimen Gesellschaften bethätigt, und der wahnsinnige Haß gegen die rothhaarigen Barbaren, der sich allmälig bis in die entlegensten, weltfernsten Provinzen durchfressen wird, kann eines unheilvollen Tages sehr wohl zu einer chinesischen Vesper aufflammen. Zu ändern vermöchte allerdings auch sie das Geschick des Landes nicht, vielmehr würde die „Pacification" dann nachdrücklich und schnell durchgeführt und die definitive Zertrümmerung des uralten Reiches nur noch beschleunigt werden. China wäre dann ein nationaler Leichnam, ausgelöscht von der Weltkarte, seine Bevölkerung träte dann in die europäische Geschichte ein.

Und der Marsch des neuen Timur begänne. Nicht an der Spitze blutdürstiger, gewappneter Schaaren käme der neue Mongolenchan, der fürchterliche Zerstörer, daher; dreihundert Millionen arbeitslustiger, unermüdlicher, mehr denn genügsamer Tagelöhner folgten ihm. Aber sie würden der europäischen Cultur ein grausigeres Ende bereiten, als es der wilden Gottesgeißel des Mittelalters möglich gewesen wäre, selbst wenn deutscher Heldenmuth nicht ihre Kraft auf den Gefilden von Liegnitz gebrochen hätte. Die Schädelpyramiden, die die Bahn Timurlenk Tamerlans einsäumten, wären fast wie Boudoirnippes anzuschauen gegenüber den Hekatomben, die seinem Nachfolger fallen würden. Alle Quellen und Brunnen, alle Ströme europäischer Civilisation würden für immer verseucht und vergiftet werden durch den gelben Leichnam.

Noch lebt China. Eingeschlossen von seinen Mauern, zufrieden und gefestet in sich, geht das gewerbfleißige, sich mit Geringem bescheidende Volk eigenen Weg. Es verachtet die goldgierigen Barbaren, die lüstern in's Land hineinstarren, und denkt nicht daran, sich mit ihnen zu messen. Die ungeheure Nation ist sich ihrer fürchterlichen, wirthschaftlichen Kraft nicht entfernt bewußt; sie liebt die heimathliche Erde, liebt ihre Wissenschaft, ihren Glauben und ist glücklich in der Enge. Das soll nun anders werden. Der Kaiser in Peking, den man einen guten Mann sein ließ, die Mandarinen, die zwar unermeßliche Spitzbuben, aber ein gewohntes Uebel waren, sollen durch Fremdherrscher ersetzt, europäische Regierungssitten, Assessorismus und Bureaukratie, europäische Barbarenbräuche sollen dem ehrwürdigen Volke aufgezwungen werden. Die alte Form, das ist gewiß, wird zerfallen. China tritt in die Weltwirthschaft ein. Zu gährender Unruhe aufgepeitscht, fluthet das gelbe Meer über die niedrigen Dämme, die es bisher umhegt haben. Und der Wettbewerb des Kulis, der gefürchtete, der selbst unserer Socialdemokratie die bleiche Angst in die Wangen treibt, so daß sie ihnen gegenüber den blinkenden Grundsatz „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" fallen läßt, dieser Wettbewerb wird den europäischen, den deutschen Arbeiter vernichten.

Unsere Vulgär-Oekonomen erhoffen von der Erschließung Chinas, will sagen, von der Zertrümmerung seiner Einrichtungen und der Aufhebung seiner Lebensbedingungen, eine gewaltige Vermehrung der Waarenausfuhr. Kiaotschau bedeutet ihnen neues Blut für den altersschwach werdenden Großcapitalismus, einen neuen Tragpfeiler für das wankende Gebäude des Industriestaates. Aber die beinah phantastische Bedürfnißlosigkeit der chinesischen Bevölkerung wird ihre Rechnung durchkreuzen. Und nach ganz kurzer Zeit wird man finden, daß die Handelsbilanz der beiden Länder Ziffern aufweist, die tödtlich für uns sind. Hat China, das an geriebenen Schlauköpfen und Kaufleuten nicht arm ist, erst einmal die Sachlage erkannt, so wird es seine spottbilligen Arbeitskräfte gegen uns aufbieten und Deutschland mit seiner Ausfuhr überschwemmen. Bald genug, von uns selbst wird er erfahren, welche Dinge hier zu Lande marktgängig sind, und sie mit der ihm eigenen Geschicklichkeit in der Nachahmung zu Preisen anbieten, die jede heimische Concurrenz bei Seite schleudern. Und nicht lange, so folgt der chinesischen Waare der Kuli. Schon jetzt, wo der Mongole nur mit äußerstem Widerstreben den Erdenwinkel verläßt, der ihn geboren hat, den die Seelen seiner Väter umschweben und in dem er sterben will, schon jetzt macht man allenthalben Versuche mit chinesischen Arbeitskräften und versteht es, sie heranzulocken. Ist China nur noch ein geographischer Begriff, und auch das bloß in begrenztem Sinne, ist der Kuli genügend „aufgeklärt" worden, dann schäumt die Springfluth heran. Der Capitalismus wird sie jauchzend auf seine Mühlen leiten. Ohnehin drängt die Nothwendigkeit den Industriestaat dahin, die Arbeiterlöhne zu verkürzen. Denn je stärker der Wettbewerb auf dem Weltmarkte wird, desto tiefer sinken die Preise; je mehr Länder durch Erstarkung der eigenen Industrie unabhängig von der ausländischen, der deutschen, werden, desto gewaltigere Anstrengungen muß sie machen, den fremden Markt zu behaupten. Das ist nur möglich, wenn sie trotz hoher Schutzzölle die einheimische Concurrenz unterbietet — und diese Schutzzölle werden zuversichtlich sehr hoch sein, sobald erst einmal durch die Handelsvertragswirthschaft der deutsche Bauer und Grundbesitzer abgethan ist und wir mit unserem Kornbedarf von der Gnade des Auslandes abhängen. Die ungeheuer gedrückten Preise drücken fortgesetzt den Arbeitslohn; um existiren und exportiren zu können, müssen die Fabrikanten ihn rücksichtslos beschneiden. Ist das Existenzminimum für den deutschen Arbeiter erreicht, dann bleibt nur noch eine Rettung, dann stehen die Fabrikthore dem Kuli offen. Und das ist das Ende. Durch Hunger und grausame Mißhandlung verthierte Arbeitermassen werden dafür sorgen, daß bei der losrasenden socialen Revolution kein Stein unserer Cultur auf dem andern bleibt ...

Deutschland eine Provinz der Mandschurei ... Tröstliche Aussichten entrollte heuer das Osterfest, das von den blindwüthigen Verehrern der Panzerfaustpolitik als deutscher Weltmacht Ostern angesungen wird. Die Dilettanten haben nur eine Entschuldigung für sich: sie dürfen nicht verantwortlich gemacht werden für die Kurzsichtigkeit ihrer Augen. Die Fürbitte des Alles verzeihenden Gottessohnes auf Golgatha gilt auch ihnen: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Der Osterkuchen der deutschen Politik scheint dies Mal mehr und größere Rosinen zu haben als je zuvor, aber man hat ihn nicht gar werden lassen, und es ist Gift in den Töpfen. Verwesungsgeruch, der nicht aus der Vergangenheit, der aus der Zukunft herströmt, von den Ufern des gelben Meeres, von der Todtenstätte der großen, gelben Nation.

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Die Musiksteuer.

Verehrter Herr!

In Folge meines Alarms in Nr. 12 wegen der durch die Agenten der Pariser Société des Auteurs et Compositeurs bisher in Belgien, der Schweiz, den Reichslanden und in Oesterreich-Ungarn bereits in chicanösester Weise in's Werk gesetzten Besteuerung der musikalischen Vorträge in Vereinen und Concerten, auch auf der Drehorgel (!), sind der „Gegenwart" so zahlreiche Kundgebungen eingegangen, daß sich schon jetzt der Stand der Angelegenheit für das Deutsche Reich beurtheilen läßt. Die rückhaltlosesten Zustimmungen kamen von den allerdings durch die Besteuerung in ihrer Existenz bedrohten Gesangsvereinen und Musikgesellschaften, die ohne Zweifel in ihrer Gesammtheit gegen die Einführung dieser lästigen und lächerlichen Steuer bei uns protestiren und nöthigenfalls die neueren Componisten einfach boycottiren, d. h. auf deren Compositionen verzichten werden. Dagegen hüllten sich die Musikverleger meist in ein verdächtiges Schweigen. Nur Herr Hugo Bock, in Firma: Bote & Bock in Berlin, erklärte sich uns gegenüber mit der Besteuerung ganz einverstanden. Daß die populären Componisten wie Ludolf Waldmann und Paul Lincke (d. Z. in Paris) ebenfalls Anhänger der Besteuerung sind, ist begreiflich. Uebrigens wurde uns von verschiedenen Seiten versichert und nachgewiesen, daß der Componist niemals damit einverstanden ist, aber viel zu sehr vom Verleger abhängt. Die erbittertsten Gegner sind natürlich die Fabrikanten mechanischer Musikwerke, welche die geistigen Erzeugnisse der Componisten in alle Welt hinaustragen. Herr Director F. Pietschmann, i. F.: Deutsche Musikwerke System Pietschmann A. G. in Berlin, schreibt uns u. A.: „Wir haben unter dem Drucke der Verleger viel empfindlicher zu leiden, als man außen annimmt; fordern sie doch 100—200 Mk. für die Benutzung eines einfachen Gassenhauers, der nur ein Schmetterlingsleben führt und diese Kosten gar nicht einbringt." Nun hat sich zur Bekämpfung dieser Mißbräuche ein Verein gebildet, dessen Sitz in Leipzig und deren Vorsitzender Herr Otto Späthe in Gera ist. Im Petitionswege ist bereits von ihm durchgesetzt, daß das Gesetz betreffend die Urheberschaft und die Wiedergabe von Compositionen eine Aenderung erfährt. Das reiche Material zur Beleuchtung des Unwesens dürfte, wie wir hören, wesentlich zur Durchbringung der Gesetznovelle beitragen. Auch die Anregung, die Besteuerung der Aufführungen für die Reichslande aufzuheben und für das übrige Reich unmöglich zu machen, soll im Reichsjustizamt auf fruchtbaren Boden fallen.

Hochachtungsvoll

Edmund Vetter.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

**Junger Schriftsteller,** bewährter Mitarb. d. verbr. Jugend- u. Familienblätter, sucht — als Nebenbeschäftigung — d. Redaktion e. kleineren Zeitschrift zu übernehmen. Beste Referenzen! Offert. an „M. R. Z." postlagernd Zittau, Sa.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Preis 20 Pfennig.** Von **Rudyard Kipling** **Preis 20 Pfennig.**

**Schlichte Geschichten aus Indien.**

Universal-Bibliothek No. 3459,

ist schon seit Jahresfrist eine neue vorzügliche Übersetzung von **Leopold Rosenzweig** erschienen. Die erste Auflage (Übersetzung von Hans Helling) ist aus dem Handel zurückgezogen und gelangt nicht mehr zur Ausgabe.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

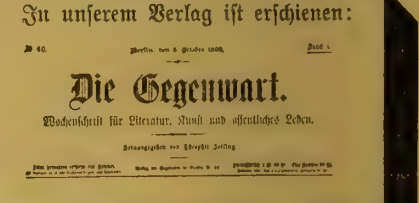
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 23. April 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zwangsinnung oder freie Innung. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die Ergebnisse der Norwegischen Nordpolexpedition. Von Fridtjof Nansen. — **Literatur und Kunst.** Julius Grosse. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Adolph Tetzlaff. — Eine neue Goethe-Liebe. Von E. M. Bitterweek. — **Feuilleton.** Sonnentod. Von Peter Nansen. — **Aus der Hauptstadt.** — Krieg auf Actien. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Zwangsinnung oder freie Innung.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Die auf dem Gesetze vom 26. Juli 1897 betr. die Abänderung der Gewerbeordnung beruhende Organisation des Handwerks ist dadurch einen Schritt weitergefördert, daß durch Kaiserliche Verordnung vom 16. März d. J. deren Bestimmungen über freie Innungen, Zwangsinnungen, Innungsausschüsse, Innungsverbände in Kraft gesetzt werden. Bekanntlich hat das vorgedachte Gesetz mit dem Tage seiner Verkündigung am 7. August 1897 bloß, insoweit es sich um die zu seiner Durchführung erforderlichen Maßnahmen handelt, Gesetzeskraft erlangt, während der Zeitpunkt, mit welchem es im Uebrigen ganz oder theilweise in Kraft tritt, einer Kaiserlichen Verordnung mit Zustimmung des Bundesraths gemäß dessen Artikel 9 vorbehalten wurde. Dies geschah in richtiger Würdigung der Thatsache, daß nicht auf einmal, vielmehr allmählich fortschreitend die geplanten Veränderungen durchgeführt werden können, soll nicht von vornherein deren beabsichtigter Zweck verfehlt werden. Wer deren Entstehungsgeschichte die ihr gebührende Aufmerksamkeit nicht versagt, dem leuchtet dies auf den ersten Blick ein. Dem Gesetzgeber fiel die Aufgabe zu, das kaiserliche Versprechen einzulösen, welches den am 2. Juni 1890 empfangenen Vertretern des deutschen Handwerkertages dahin ertheilt war, dem Handwerke eine Organisation zu geben, welche den weiteren Rückgang desselben in gewerblicher, gesellschaftlicher, wirthschaftlicher Hinsicht aufzuhalten und dem darauf beruhenden Verfalle des Mittelstandes vorzubeugen geeignet sein könne. In den Mitteln zur Erreichung dieses Zieles gingen die Reichsregierung und die preußische Staatsregierung, sowie das in dem Centralausschusse der vereinigten Innungsverbände Deutschlands zu Berlin und in dem Allgemeinen deutschen Handwerkerbunde zu München vertretene Handwerk jedoch wesentlich auseinander. Die Reichsregierung vertrat die Auffassung und hielt dieselbe durchweg fest, daß den berechtigten Forderungen des Handwerks ganz und gar Rechnung getragen werden könne, wenn ihm, gleich dem Handelsstande und der Großindustrie in den Handels- und Gewerbe-Kammern, eine gesetzliche Vertretung seiner Interessen in den Handwerkskammern geschaffen werde, welche berufen sei, an maßgebender Stelle die Wünsche des Handwerks zum Ausdrucke zu bringen, aber auch von eben derselben als Begutachterin aller derjenigen in Vorbereitung befindlichen gesetzlichen Maßnahmen zugezogen werden müsse, welche das Handwerk berühren, sowie wenn das Lehrlingswesen eine zweckentsprechende Regelung erfahren würde. Aus dieser Erwägung beschränkte sie sich in ihren drei Entwürfen auf den Vorschlag einer Handwerkskammer ohne Unterbau vorbehaltend, mit Hülfe dieser einen Unterbau zu schaffen. Die preußische Staatsregierung betrat den entgegengesetzten Weg. Auf diesem mußte zunächst der Unterbau hergestellt sein, bevor das Werk durch die Handwerkskammer gekrönt werden konnte. Sie schlug eine Dreigliederung in Fachgenossenschaften, Handwerksausschüssen, Handwerkskammern vor, aus welcher die Innungen, Innungsausschüsse, Innungsverbände, Handwerkskammern hervorgingen, welche das Gesetz vom 26. Juli 1897 vorsieht. Diesem Aufbau von unten entsprechend, müssen die niederen Organisationen zunächst geschaffen und ausgebildet sein, bevor an Errichten der Handwerkskammern herangetreten und die erst mit Hülfe dieser Letzteren durchführbare Regelung des Lehrlingswesens im Handwerk nebst Gesellenprüfung und Schutz des Meistertitels in Aussicht genommen werden kann. In Folge dessen liegt der Schwerpunkt der Organisation in einer richtigen zweckdienlichen Ausbildung des Unterbaues, also in einer geeigneten Organisation der Innungen. Es steht mithin das Handwerk augenblicklich vor der schweren Aufgabe, eine Entschließung treffen zu sollen, welche für sein zukünftiges Geschick entscheidend und verhängnißvoll sein muß. Denn von der jetzt getroffenen Wahl wird seine fernere Leistungsfähigkeit beeinflußt. Wie Herkules am Scheidewege, steht auch das Handwerk augenblicklich am Scheidewege, welcher es zu einstiger gewerblicher und gesellschaftlicher Größe, oder in den Abgrund weiteren Verfalles führen muß.

Die entgegengesetzten Strömungen zwischen Norddeutschland und Süddeutschland, von denen das erstere in dem Centralausschusse zu Berlin, das letztere in dem Handwerkerbunde zu München seine eigentliche Vertretung findet, waren dafür bestimmend, daß zwei Arten von Innungen, nämlich die freien Innungen der §§ 81—99 und die Zwangsinnungen der §§ 100—100u nebeneinander gesetzliche Geltung fanden, auch als gewissermaßen darauf zurückführbare Folge neben der Handwerkskammer des § 103 anderen in den einzelnen Bundesstaaten vorhandenen, zur Vertretung der Interessen des Handwerks berufenen Körperschaften die Wahrnehmung der Rechte und Pflichten jener gemäß § 103q übertragen werden darf. Es machte sich also auch hier wieder das Bestreben nach einer Unterscheidung geltend, welche den Einigungs- und Ein-

heit-Bestrebungen bedauerlicherweise stets dann entgegengesetzt zu werden pflegt, wenn es darauf ankommt, mit vorgefundenen Zuständen und Verhältnissen brechen zu müssen. Allein in dem gegebenen Falle trifft das Uebergewicht des Verschuldens mehr Diejenigen, welche sich der Erkenntniß verschließen, daß die sich entwickelten Verkehrsgesetze sowie steigende Einstellung der maschinellen Kraft und darauf zurückführbare Theilung der Arbeit nicht mehr den engen Schranken der mittelalterlichen Zunft- und Bannrechte sich anpassen lassen, vielmehr die stets zunehmenden Fortschritte auf dem Gebiete der Erfindungen auch freiere Bewegung beanspruchen. Man darf der Geschichte der Erfindungen die ihr gebührende Beachtung nicht versagen, muß ihr vielmehr überall Rechnung tragen, will man ein gewissenhafter Berather des Handwerks sein. Wer dies verkennt, schadet in seinen noch so gut gemeinten Bestrebungen dem Handwerke mehr, als dessen Gegner. Er sollte sich deßhalb seines Einflusses enthalten, um nicht dem durch ihn verführten Handwerk in einem Zeitpunkte, wo es leider zu spät sein wird, zu dem Bedauern Anlaß gegeben, sich vor seinen Freunden nicht gehörig bewahrt zu haben, als es gegen seine vermeintlichen Feinde sich wehrte.

Die auf dem Gesetze vom 26. Juli v. J. beruhenden Rechtsregeln sind an die Stelle der durch sie aufgehobenen der Gewerbeordnung getreten. Deßhalb beherrscht der auf dem Beschlusse des Reichstages des Norddeutschen Bundes vom 23. October 1867 beruhende leitende Grundgedanke einer unbeschränkten Gewerbefreiheit das Gewerberecht wie vordem so auch zukünftig. Von diesem ausgehend werden die Handwerker deßhalb zu prüfen und zu entscheiden haben, ob sie der freien Innung oder der Zwangsinnung zustimmen sollen. Die unterscheidenden Merkmale beider Einrichtungen sind darin zu finden, daß, wie auch das Wort „frei“ bereits besagt, der Beitritt zu jener von der freien Willensentschließung des Betriebsunternehmers und der dieser entsprechenden Zustimmung der Innungsmitglieder abhängt, mithin der Austritt Jenem bezw. die Ausschließung dieser jeder Zeit gestattet ist, allerdings unter Beobachten der im Gesetze vorgesehenen Bedingungen. Der Zwangsinnung gehört jedoch Kraft des Gesetzes jeder Gewerbetreibende mit dem Zeitpunkte und so lange an, als er innerhalb des Innungsbezirkes eines derjenigen Handwerke betreibt, für welches sie errichtet wurde, also auch gegen seinen Willen und gegen das Einverständniß der Innungsgenossen. Das Kleingewerbe, welches nicht unter den Begriff des Handwerks unterzuordnen ist, wie die Fuhrbetriebe, die Gastwirthschaft, der Kleinhandel kann zwar für Bildung einer freien Innung eintreten, braucht aber das Errichten einer Zwangsinnung nicht zu besorgen, für welche Letztere nach § 100 unabweisbares Erforderniß der handwerkliche Betrieb bildet. In Folge dessen ist solches aber auch von der Vertretung in der Handwerkskammer ausgeschlossen. Ebenso ist der fabriksmäßige Betrieb von der Zugehörigkeit zu einer Zwangsinnung befreit. Was der Gesetzgeber unter Fabrik verstanden wissen wollte, hat er bedauerlicherweise nicht zum Ausdruck gebracht. Und dieser Umstand hat in den betheiligten Kreisen bereits zu den gewagtesten Combinationen Anlaß gegeben, indem es nicht an Stimmen fehlte, welche die völlig grundlose Ansicht zu vertheidigen unternahmen, daß die regelmäßige Beschäftigung von zehn Arbeitern oder das Einstellen einer Kraftmaschine schon ausreichend sei, dem handwerklichen Betriebe die Eigenschaft eines fabrikmäßigen zu verschaffen. Dies stimmt zweifellos nicht mit dem Willen des Gesetzgebers überein, wie er in der Rechtsprechung des Reichsgerichts geklärt wurde. Denn darnach wird zum Wesen der Fabrik gefordert, das Einstellen durch mechanische Triebkräfte in Bewegung gesetzter Kraftmaschinen in Verbindung mit einer derartigen Theilung der Arbeit, daß jeder dabei angestellte Arbeiter nur einzelne Theile eines zu schaffenden Productes, Keiner aber das ganze Erzeugniß herzustellen vermag. Es kann deßhalb z. B. im Baugewerbe niemals von einem fabrikmäßigen Betriebe die Rede sein, obschon den einzelnen Bauarbeitern die Herstellung nur einzelner Gebäudetheile wie Mauern, Balkenlagen, Bedachung, Ofensetzen übertragen zu werden pflegt, auch neuerdings für Heraufschaffen der Baumaterialien an die Verwendungsstelle mechanisch betriebene Hebewerke Verwendung finden. Und deßhalb werden sich gegen die Zugehörigkeit zu einer Zwangsinnung recht viele von Denjenigen vergeblich sträuben, welche auf das Evangelium der falschen Handwerksapostel bauend, sich in dem Traume wiegen, einen Befreiungsgrund für sich geltend machen zu können.

Angesichts dieser Sachlage und der zu Tage getretenen Spaltung in den beiden Lagern der handwerklichen Bewegung erscheint es von Allgemeininteresse, das Für und Wider der Zwangsinnung zu klären, bevor der Würfel gefallen, also ein begangener Fehler nicht mehr gut zu machen ist. Weil einmal nach Art. 6 die derzeitigen Innungen in ihrer Entschließung kurz befristet sind, ob sie sich in Zwangsinnungen umwandeln, oder als freie Innungen auf Grund ihrer den neuen Vorschriften entsprechend umgeformten Satzungen fortbestehen wollen, sodann aber auch das Errichten der Handwerkskammern in gleichem Verhältnisse hinausgeschoben wird, als die Innungsbildung sich verzögert, hat das Handwerk volle Veranlassung, so bald als möglich seine Entscheidung zu treffen, nachdem es durch die vorerwähnte kaiserliche Verordnung vor die Wahl gestellt wurde. Und bei vorurtheilsfreier Erwägung könnte solche gar nicht schwer fallen. Denn im Ernste wird doch kein besonnener Mensch daran glauben wollen, daß es möglich sei, das hervorgetretene Freiheitsgefühl niederzudrücken und zu dem Zunftwesen des Mittelalters zurückzukehren. Gleichwie ein reißender Strom, der aus seinen Ufern getreten, sich nicht mehr in das alte Flußbett zurückdämmen läßt, ebensowenig wird es gelingen, den auf der geschichtlichen Entwickelung beruhenden Freiheitsgedanken zu ersticken und den Einfluß zu beseitigen, welchen das Einstellen der maschinellen Kraft mit der verbesserten Maschinentechnik fortschreitend auf die Herstellung handwerklicher Erzeugnisse gewonnen hat. Es giebt ganze Industriezweige, namentlich in der Bekleidungsindustrie, der Textilindustrie und der Edel- und Unedel-Metallindustrie, welche von ihr in dem Maaße beherrscht werden, daß der bloß handwerkliche Betrieb mit ihnen nicht Stand zu halten vermag. Auf diesen Gebieten erscheint es völlig ausgeschlossen, daß der Rückgang des Handwerks aufgehalten, dasselbe zu neuem gewerblichem Leben erblühen kann. Mögen die Schneider, Schuhmacher, Schlosser, Schmiede, Tischler dem Irrlichte einer Zwangsinnung nachjagen, mag es ihnen gelingen, in diese Zwangsorganisation eingepreßt zu werden, sie werden demungeachtet nicht den ihnen schädlichen Einfluß der fabrikmäßigen Herstellung abwenden und nicht auf dem Weltmarkte den Wettbewerb der Großindustrie überflügeln können. Vielleicht verlängern sie noch kurze Zeit ihr Siechthum, um endlich doch in das Loos zu verfallen, bloße Arbeitskraft in der Hand der Großindustrie und der Capitalmacht zu werden. Mit ihnen ist also gar nicht mehr zu rechnen, auf sie nicht zu zählen. Dies ist auch offen und unumwunden regierungsseitig anerkannt, wenn von maßgebender Stelle aus erklärt wurde, daß dem erstrebten Befähigungsnachweise für das gesammte Handwerk nicht zugestimmt werden könne.

Läßt man diese Berufsfächer aus dem Spiele, so wird man unschwer zu der Erkenntniß gelangen, daß nur in der freien Innung die gedeihliche und segensreiche Zukunft des Handwerkes ruht. Allerdings giebt es noch Viele, welche entweder selbst verblendet oder selbstsüchtig genug sind, um das Handwerk darüber zu täuschen und ihm liebliche Luftschlösser aus der Zwangsinnung vorzuführen. Dies gelingt ihnen aber nur dadurch, weil sie selbst verkennen oder geflissentlich entstellen, daß nach § 100 f als Mitglieder der Zwangsinnungen alle Diejenigen anzugehören haben, welche

das Gewerbe in dem Innungsbezirke selbstständig betreiben, aber daß nicht die Eröffnung des Betriebs durch die Zugehörigkeit zu einer Innung bedingt wird. Seitens des Magdeburger Handwerkertages ist die Ueberzeugung ausgesprochen, daß nur zwei zusammenwirkende Einrichtungen, nämlich eine Zwangsorganisation und ein obligatorischer Befähigungsnachweis den weiteren Verfall des Handwerkes aufzuhalten vermögen, und seitdem auf allen ferneren Handwerkertagen die Forderung einer Zwangsorganisation auf der Grundlage des Befähigungsnachweises aufgestellt worden. Zu diesem Verlangen steht die jetzt gegebene Zwangsinnung mithin in diametralem Widerspruche. Sie erfüllt zwar den einen Theil, verwirft jedoch den anderen Theil desselben. Und deßhalb ist es zu verwundern, wie von derselben Seite, welche den Verfall des Handwerkes auf die unbeschränkte Gewerbefreiheit zurückführen zu müssen sich überzeugt hält, jetzt das Heil in einer Zwangsorganisation gefunden werden kann, welche gerade auf diesem Grundübel sich aufbaut, also dessen verheerende Wirkungen in weit höherem Grade äußern muß, als wenn keine oder doch bloß eine freie Organisation besteht. Dazu tritt, daß wir in einem Zeitalter leben, welches der Freiheit weiten Spielraum giebt und den Zwang verabscheut. Ein Beitrittszwang zu der Innung muß dieser Einrichtung Widersacher und Gegner erzeugen, welche nach Kräften bemüht sein werden, den segensreichen Aufgaben und nützlichen Bestrebungen der Innungen entgegen zu wirken. Diesen wird das Feld ihrer Thätigkeit abgeschnitten, wenn nicht ein gebieterischer Zwang, vielmehr freie Willensentschließung zur Innungsmitgliedschaft führt. Denn dann vereinigen in dieser Einrichtung sich bloß solche Gewerbetreibende, welche auch von der Bedeutung derselben und ihrer Aufgaben überzeugt, sowie von dem Geiste erfüllt sind, der zur glücklichen Lösung derselben unentbehrlich ist. Und wenngleich die durch die Innungsnovelle vom 18. Juli 1881, bezw. die solche ergänzenden Gesetze vom 8. December 1884 und 6. Juli 1887 den Innungen verliehenen Vergünstigungen aus den Gew.-Ord.-§§ 100 e und 100 f denselben durch Artikel 6 des Gesetzes vom 26. Juli 1897 wieder entzogen wurden, so ist durch dessen § 103 a ein neuer und weit wirkungsvoller Antrieb zum Erwerbe der Mitgliedschaft bei denselben geschaffen, indem in erster Linie den Mitgliedern der Innungen und erst in zweiter den dem Handwerkerstande angehörenden Mitgliedern der Gewerbevereine das active Wahlrecht und die passive Wählbarkeit für die Handwerkskammer zugestanden wird. Wer aber die Bedeutung dieser Letzteren nicht unterschätzt, der wird sich um die Erlangung der Mitgliedschaft bei einer Innung bewerben. Und deßhalb hat in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo das Handwerk vor die Wahl gestellt ist, eine Entscheidung darüber zu treffen, ob es für die Zwangsinnung oder für die freie Innung sich entschließen wolle, dasselbe reiflich abzuwägen, auf welcher Seite das Uebergewicht der zu erhoffenden Erfolge ruht. Es wird bei unbefangener vorurtheilsloser Prüfung jedoch zu dem Endergebnisse gelangen müssen, die Zwangsinnung zu verwerfen und für die freie Innung sich zu erklären.

## Die Ergebnisse der Norwegischen Nordpolexpedition.

Von Fridtjof Nansen.*)

Die Entdeckung neuer Länder war nicht der Zweck der Expedition; sie war vielmehr darauf berechnet, mit dem Eise zu treiben und so weit als möglich vom Lande abzuhalten, da dieses der Drift leicht hindernd in den Weg treten konnte. Nichtsdestoweniger darf man wohl sagen, daß sie unsere Kenntniß der Vertheilung von Land und Meer in den dem Pole zunächstgelegenen Gebieten in nicht geringem Grade bereichert hat. Die unleugbar wichtigste unserer geographischen Entdeckungen war das tiefe Polarmeer selbst. Wie schon bei Entwickelung des Plans der Expedition erwähnt worden ist, hatte man dieses Meer bisher in der Regel für seicht gehalten. In der Discussion der Geographischen Gesellschaft in London vor unserer Abreise wurde mir gegenüber betont, daß man beinahe überall am Nordpol Land zu finden erwarten müsse. Soweit man das Meer bisher untersucht hatte, war es überall seicht. Südlich von Franz-Joseph-Land und Spitzbergen hatte die Tiefe bis zu 160 Faden (300 Meter) betragen, während nördlich von der sibirischen Küste nur eine Tiefe von nicht mehr als 40 (75 Meter), höchstens 80 Faden (150 Meter) festgestellt worden war. Außerdem hatten die Expeditionen, die in diesem Meere nach Norden hin vorgedrungen waren, dort stets neues Land entdeckt. Die österreichisch-ungarische Tegetthof-Expedition hatte während ihrer Drift Franz-Joseph-Land, die Jeannette-Expedition die Henrietta-Insel, die Jeannette-Insel und Bennett-Land entdeckt. Auch ich glaubte, daß das Polarbecken im Ganzen seicht sei, wenn ich auch die Möglichkeit hervorhob, daß sich quer durch das unbekannte Polarbecken eine tiefere Rinne hinziehen und die große, zwischen Spitzbergen und Grönland gelegene, bis zu 4800 Meter betragende Tiefe mit dem von der „Jeannette“ befahrenen Gebiete verbinden könnte. Eine solche Rinne haben wir thatsächlich gefunden, da das Meer unter 79° nördlicher Breite im Norden der Neusibirischen Inseln plötzlich tiefer wurde und bis auf 3500 und 3800 Meter sank, und diese Tiefe während der ganzen nordwestlichen und westlichen Drift der „Fram“ bis nördlich von Spitzbergen beibehielt. Ich glaube, daß es nicht allein eine schmale Rinne sein kann, sondern daß das Polarbecken zum größern Theile eine Tiefsee ist, die nach Norden und Osten hin die Fortsetzung der Tiefsee des Nordatlantischen Oceans bildet. Wieweit diese Tiefsee sich nach Osten hin erstreckt, davon können wir uns eine begründete Ansicht nicht bilden; wir wissen nur, daß sie bis nördlich von den Neusibirischen Inseln reicht; aber es ist wohl wahrscheinlich, daß sie sich auch weiter nach Osten hinzieht; die „Jeannette“ fand ja auch, daß die Tiefe jedesmal zunahm, wenn sie nach Norden oder Nordosten trieb.

Was für Schlüsse kann man nun annehmbarerweise über die Vertheilung von Land und Meer in den noch unbekannten Theilen des Polarmeeres ziehen? Ich glaube, wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß diesseits des Pols nur wenig oder gar kein Land liegen kann; und zwar aus mehreren Gründen. Schon die Annahme, daß ein so tiefes Meer auf eine so weite Strecke bloß eine schmale Rinne sein sollte, ist an und für sich unwahrscheinlich; es muß sich sicherlich noch ein gutes Stück von unserer Route aus nach Norden erstrecken. Ferner sahen wir in keiner Richtung Anzeichen von Land. Während unserer Schlittenfahrt nach Norden schien das Eis mit großer Geschwindigkeit, ja mit größerer, als wir es weiter südlich gefunden haben, zu treiben. In den Rinnen war große Bewegung, und wir selbst wurden öfter ziemlich schnell in verschiedenen Richtungen weiter getrieben, so schnell sogar, daß es bisweilen aussah, als wären wir Wind und Wogen hülflos preisgegeben. Derartige Eismassen könnten sich kaum mit so großer Freiheit bewegen, wenn es Land von einiger Größe in der Nähe gäbe, denn dieses würde der Drift unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Es muß auch bemerkt werden, daß sowohl bei

*) Der Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig stellt uns die Schlußbogen ihrer neuen zweiten Auflage von Nansen's bekanntem Reisewerk „In Nacht und Eis“ zur Verfügung, die ein bisher ungedrucktes Nachwort des Verfassers über die Ausbeute seiner kühnen Polarexpedition enthält. Wir entnehmen ihm einen kurzen Auszug und verweisen unsere Leser auf das herrliche Werk selbst. Das beste Wort über Nansen und seine Errungenschaften hat wohl Prof. Neumayer in Hamburg, der Director der deutschen Seewarte gesprochen: Nansen hat zwar nicht den Nordpol, wohl aber die Popularisirung der Polarforschung erreicht. Die Redaction.

der Drift der „Fram", als auch bei unserer Schlittenfahrt das Fortkommen besonders leicht war, sobald uns der Wind nach Norden oder Nordwesten trieb, daß es dagegen langsam ging, wenn wir nach Südost zurückgetrieben wurden. Unsere meteorologischen Beobachtungen werden uns vermuthlich einen Fingerzeig geben können, ob es gegen Norden größere Ländermassen giebt oder nicht, denn der Verlauf der Isothermen und die Vertheilung des Luftdrucks, die Windrichtungen, der Einfluß der verschiedenen Winde auf die Temperatur u. s. w. müssen uns etwas darüber sagen, wenn dies Alles zusammengestellt wird. Augenblicklich kann ich nichts weiter sagen, als daß es auf mich den Eindruck gemacht hat, daß auch diese Verhältnisse durchaus nicht eine nördlich von uns befindliche Ländermasse anzeigten. Der in meinen Augen entscheidende Beweis für eine größere Ausdehnung des Polarmeeres im Norden unserer Route sind indessen die Eismassen, die mit verhältnißmäßig großer Geschwindigkeit beständig nach Süden, an der grönländischen Ostküste entlang bis zum Kap Farewell und über dieses hinaus treiben. Eisfelder von einer solchen Ausdehnung müssen aus einer größeren Wasserfläche kommen als jene, durch welche wir trieben.

Hätte die „Fram", anstatt sich auf dem 83. Breitengrade aus dem Eise herauszuarbeiten, hoch im Norden ihre Drift fortgesetzt, so würde sie unzweifelhaft von dem Polarstrome mit diesem Eise an der grönländischen Küste entlang nach Süden geführt worden sein. Nach der Richtung der ganzen Drift ist es jedoch nicht wahrscheinlich, daß die „Fram" dicht an die Küste gekommen wäre; zwischen ihr und der Letzteren wäre sicher ein breiter Gürtel geblieben, und das diesen ausfüllende Eis muß selbstverständlich aus einem nördlich von unserer Route gelegenen Theile des Polarmeeres, der eine doppelt so große Ausdehnung haben wird, herstammen. Betrachten wir das Verhältniß zwischen der Fläche des Polarmeeres selbst und seinen Eismassen einerseits und dem ostgrönländischen Polarstrom mit seinem beständigen Mitführen von Eis andererseits, so liegt es sehr nahe, dieses Verhältniß mit demjenigen zwischen einem großen, ausgedehnten Inlandeise und seiner Mündung in einen engen Eisfjord, wie wir es z. B. in Grönland finden, zu vergleichen. In dem innern Polarbecken, in dem die „Fram" trieb, hat das Eis, ebenso wie in dem Innern des Inlandeises, eine sehr langsame Bewegung. Je mehr es sich jedoch der Mündung nähert, desto mehr nimmt die Bewegung mit der Abnahme der Breite des Eisstromes zu; das Eis strömt mit immer größer werdender Geschwindigkeit nach Süden, bis es schließlich an das offene Meer gelangt, wo es von Wind und Seegang losgebrochen wird und in dem warmen Wasser schmilzt. Es ist dies ebenso, wie die Ausläufer des Inlandeises durch die Thäler und vereisten Buchten hinaus in die wärmeren Luftschichten fließen, wo sie geschmolzen werden, dann in's Meer münden, dort losgebrochen werden und als Eisberge forttreiben. Eine gewisse Breite eines Eisgürtels im ostgrönländischen Polarstrome dürfte folglich einem mehrmals breitern und ausgedehntern Theile des bekannten oder unbekannten Polarmeeres entsprechen. Deßhalb glaube ich, daß wir mit Sicherheit von der Annahme ausgehen können, daß wir es diesseits des Pols mit einem ausgedehnten eisbedeckten Meere zu thun haben. Jenseits des Pols hingegen ist die Möglichkeit, Land antreffen zu können, wohl vorhanden. Es ist kaum anzunehmen, daß man gegenwärtig schon die Nordgrenze des arktisch-amerikanischen Archipels, sowie Grönlands und seiner Inseln erreicht haben sollte; wir müssen vielmehr erwarten, daß wir dort auch nördlich von der jetzigen Grenze des Bekannten noch Inseln finden werden.

Während die „Fram" an der Nordwestküste von Sibirien entlang fuhr, machten wir einige mehr zufällige Entdeckungen, die, obwohl von geringerer Wichtigkeit, doch von geographischem Interesse sein können. Wir fanden dort viele neue Inseln, und die ganze Küstenlinie scheint bedeutend mehr zerrissen und eingeschnitten zu sein, als man bisher geglaubt hat. Schon im Karischen Meere fanden wir eine neue Insel, die Sverdrup-Insel, und weiter an der Küste entlang die Scott-Hansen-Inseln, die Clements-Markham-Inseln, die Ringnes-Inseln, die Mohn-Inseln und die General-Tillo-Inseln, sowie noch einige auf der Westseite der Halbinsel Tscheljuskin, wie die Fearnley-Inseln und die Axel-Heiberg-Inseln. Im Norden der von Nordenskiöld besuchten Taimyr-Insel fanden wir eine größere Inselgruppe, die in nördlicher und nordöstlicher Richtung eine ziemliche Ausdehnung zu haben schien, und der wir den Namen Nordenskiöld-Inseln gegeben hatten. Im Süden von Nordenskiöld's Taimyr-Sund hatten wir im Colin-Archer-Hafen geankert. Auch dort fanden wir verschiedene Inseln, und das Land war, soweit wir es untersuchen konnten, durch Buchten und Meerengen zertheilt. Hier war die einzige Stelle an diesem Theile der Küste, wo wir an das Festland selbst herankamen. Aber wo wir uns ihm weiter im Südwesten genähert hatten, machte es auf uns stets wieder den Eindruck eines von zahlreichen Fjords zerschnittenen Landes. Die Vorstellungen, die ich mir nach den ältern Karten von dem zwischen der Dickson-Insel und der Taimyr-Bucht liegenden Theile Sibiriens gemacht hatte, haben sich daher wesentlich verändert. Statt der einfachen Küstenlinie mit flachen Buchten scheinen wir es hier mit einer echten Fjordküste und einer recht deutlich ausgebildeten Schärenkette, vor der draußen im Meere noch zahlreiche größere und kleinere Inseln liegen, zu thun zu haben.

Schon die Drift der „Fram" hat, wie bemerkt, bewiesen, daß im Norden von Franz-Joseph-Land eine ausgedehnte Tiefsee ist und daß dieses Land sich nicht nach Norden gegen den Pol hinzieht, wie früher von verschiedenen Seiten behauptet worden war. In meinem Reiseplane hatte ich betont, daß Franz-Joseph-Land kein geeigneter Ausgangspunkt für eine Polarexpedition sei, falls man zu Lande nach dem Pole vorzudringen beabsichtige, denn ich hielt es „für eine Inselgruppe, deren verschiedene Inseln tiefe Sunde trennen, und es ist nicht anzunehmen, daß sich dort größeres, zusammenhängendes Land findet". Unsere Entdeckungen auf der von mir und Johansen unternommenen Schlittenreise können diese Ansicht nur bestätigen. Payer's Wilczek-Land, das die Phantasie so in Erregung versetzte, ist zu einer kleinen Insel zusammengeschrumpft, und sein Zichy-Land hat sich in eine Reihe kleiner Inseln aufgelöst, an deren Westseite wir ein ausgedehntes Meer sehen. Das Einzige, bei dem vielleicht noch von einiger Größe die Rede sein kann, ist Leigh Smith's Alexandra-Land, das sich noch immer in die unbekannte, nebelige Ferne hineinverliert, aber es kann ebenfalls nichts Bedeutendes sein.

Wie weit die Inselgruppe sich nach Norden erstreckt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen, aber sehr weit kann es unserer Erfahrung nach keinesfalls sein. Allerdings sah Payer von seinem nördlichsten Punkte Petermann-Land und König-Oskar-Land; aber daß das Erstere eine große Ausdehnung haben kann, ist nicht anzunehmen, jedenfalls kann dies nicht nach Osten hin sein, da wir es sonst hätten sehen müssen, als wir auf unserm Wege nach Süden in geringer Entfernung östlich daran vorbeikamen. Daß es nicht groß ist, geht auch daraus hervor, daß das Eis ziemlich ungehindert nach Westen zu treiben schien, als wir auf seiner Breite waren. Daß auch König-Oskar-Land nicht groß ist, glaube ich daraus schließen zu können, daß im Laufe des Winters und des Frühlings südliche und südöstliche Winde das Eis beständig und mit großer Leichtigkeit vom Lande ab nach Norden trieben und das Wasser im Westen der Frederick-Jackson-Insel und der südlich davon gelegenen Inseln offen hielten.*) Hätte im Norden oder Nordwesten eine

*) Ein solches offenes Wasser fand Payer 1874 im Norden an der Nordseite des Karl-Alexander-Landes und an der Westseite von Kronprinz-Rudolf-Land schon im April.

größere zusammenhängende Ländermasse gelegen, so würde diese der Drift dieses Eises nothwendigerweise Hindernisse in den Weg gelegt haben. König-Oskar-Land kann deßhalb schwerlich etwas Anderes sein als eine kleinere Insel.

Am schwersten ist es vielleicht, sich eine Ansicht über die Ausdehnung der Inselgruppe nach Osten hin zu bilden. Nach dem, was wir auf der Reise von Hvidtenland nach Westen hin sahen, schien die Ostküste des Wilczek-Landes in südöstlicher Richtung weiter zu ziehen, und weiter nach Osten sahen wir kein Land mehr. Dagegen schien der dunkle Himmel, den wir auf unserer Schlittenreise über das Treibeis östlich von Hvidtenland in den Tagen, ehe wir dieses erreichten, im Süden vor uns sahen, auf ziemlich offenes Wasser in dieser Richtung zu deuten. Aber dies schließt ja nicht aus, daß weiter nach Osten hin Inseln liegen können, es kann sogar wahrscheinlich erscheinen, wenn wir nach unsern Erfahrungen im Juni und Juli 1895 im „Sehnsuchtslager" urtheilen dürfen, da wir ja trotz anhaltender starker nördlicher Winde ungefähr auf 82° 5′ nördlicher Breite und zwischen 64° und 65° östlicher Länge still liegen blieben, ohne nach Süden zu treiben. Dies war um so auffallender, als das Eis sich in anderen Richtungen recht willig vor dem Winde bewegte. Es könnte dieses darauf hindeuten, daß im Süden vor uns Land oder eine Inselreihe gelegen hat, die sich wie eine Querwand in ostwestlicher Richtung hingezogen und der Eisdrift den Weg versperrt hat.

Nach Westen hin, glaube ich, erstreckt sich Franz-Joseph-Land viel weiter, als wir bis jetzt wissen. Auf der Nordseite von Alexandra-Land sahen weder Jackson noch wir das Westende der Inselreihe; die große, offene Rinne am Lande entlang, die sich ein gutes Stück in dieser Richtung hinzuziehen schien, deutete auf Land hin. Auf der Südseite des Alexandra-Landes hat Leigh Smith ebensowenig wie Jackson die Westgrenze des Landes gesehen. Es würde interessant sein, das noch unbekannte Gebiet, das hier nach dem Nordostlande und Spitzbergen zu noch übrig geblieben ist, zu untersuchen. Johansen und ich würden es durchzogen haben, wenn wir nicht Jackson und seine Leute getroffen hätten. Hoffentlich gelingt es diesen, diese Aufgabe zu lösen.

Es wird einige Zeit dauern, bis unsere meteorologischen Beobachtungen, die sich über einen Zeitraum von drei Jahren erstrecken und deßhalb einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Witterungsverhältnisse liefern, ausgearbeitet sein werden. Unsere Beobachtungen scheinen, ebenso wie die, welche wir auf unserem Zuge über das grönländische Inlandeis machten, keine meteorologischen Ueberraschungen zu bieten. Die Temperaturen vertheilen sich über diesem Meere anscheinend beinahe ganz so, wie man es im Voraus erwarten konnte, und wenn ich bei der Entwickelung meines Planes behauptet habe, daß man in dem unbekannten Polarmeere die Wintertemperatur wahrscheinlich höher finden würde, als sie es z. B. in Sibirien ist, so hat sich auch dieses als richtig erwiesen. Das Meer scheint sich hier geltend zu machen, und unsere niedrigste Temperatur (— 52,6° C.) ist ja verglichen mit den in Werchojansk in Sibirien beobachteten Temperaturen, die bis — 68° C. betragen, gar nicht so niedrig.

Wir hatten in den langen, dunkeln Polarnächten außerordentlich gute Gelegenheit zur Beobachtung der Nordlichter. Sie traten außerordentlich häufig auf; ich glaube, daß im Winter dort oben eigentlich kein einziger Tag ohne Anzeichen von Nordlichtern verging, falls es klar genug dazu war. Es schienen ebenso viele am Nordhimmel wie am Südhimmel zu sein. Die Häufigkeit der Nordlichter ist eigentlich überraschend, da der ganze Weg der „Fram" sehr viel nördlicher gelegen war als die Zone, in der sie der allgemeinen Ansicht nach am häufigsten vorkommen. Dieses Gebiet größter Häufigkeit umgiebt den Pol, wie bekannt, in einem ovalen Ringe, dessen Längenachse sich ungefähr von der Südspitze Grönlands bis zu einem Punkte zwischen der Behringstraße und den Neusibirischen Inseln hinzieht, und welcher auf der amerikanischen Seite bedeutend weiter (ungefähr bis 60° nördlicher Breite) nach Süden geht als auf der asiatischen. Im Norden oder innerhalb dieser Zone liegen sowohl der geographische als auch der magnetische Nordpol. Nach unseren Erfahrungen ist es mir, als müsse dieser Maximumgürtel in dem von uns durchfahrenen Theile des Polarmeeres viel weiter nach Norden gehen, als man es hätte erwarten sollen. Folglich kann der Nordlichtpol, d. h. das Centrum oder der Pol des Maximumgürtels, nicht, wie man geglaubt hat, auf 80° nördlicher Breite im Norden des Smith-Sund liegen, sondern muß sich weiter südlich in der Gegend des magnetischen Pols befinden. Zu einer Erklärung des Nordlichts können unsere Beobachtungen jedoch ebenso wenig ausreichen wie die anderer Expeditionen. Einzelne Umstände lenken den Gedanken auf die Kathodenstrahlen hin, und die von Stipendiat Kr. Birkeland aufgestellte Erklärung, daß es solche sind, wie sie die Sonne aussendet, die dann von der Erde als Magnet angezogen werden und die Erdatmosphäre in den ihre Pole umgebenden Zonen treffen, scheint mir viel für sich zu haben.

Die im Eise zugebrachten drei Jahre sind durch eine werthvolle Summe von Beobachtungen auf verschiedenen Gebieten belohnt worden. Man kann sagen, daß das Polarproblem jetzt wirklich gelöst ist, denn die Reise hat den Schleier, der über der großen unbekannten Region um den Pol ruhte, zum großen Theile gelüftet, und wir sind in Stand gesetzt worden, uns von diesem Theile unserer Erde, der bisher der Phantasie preisgegeben war, ein einigermaßen klares, nüchternes Bild zu machen. Erhalten wir nun auch in nächster Zukunft eine Ansicht aus der Vogelperspective der Polgegend vom Luftballon aus, so werden wir das Wesentlichste kennen. Aber hierbei dürfen wir nicht stehen bleiben, denn noch mahnen uns viele Räthsel dort oben im Norden zur Arbeit; noch ist dort Vieles zu erforschen, Vieles, was nur jahrelange Beobachtungen erreichen können.

Was für Fingerzeige geben nun unsere Erfahrungen für die künftigen Untersuchungsmethoden? Zuvörderst glaube ich, daß die Reise den vollgiltigen Beweis für die Zweckmäßigkeit der von uns benutzten Reisemethode geliefert hat. Daß man ein brauchbares Schiff bauen kann, das die Eispressungen, denen es auf einer Drift mit dem Eise durch diese Regionen ausgesetzt sein wird, auszuhalten im Stande ist, ist nun wohl sicher, und ebenso, daß man auf diese Weise, wie wir es thaten, das Polarmeer mit ziemlicher Sicherheit befahren kann, wenn man nur die genügenden Vorbereitungen getroffen hat. Gefahren kann man wohl begegnen, aber auch nicht größeren, als man bei jeder anderen Art zu reisen wohl ausgesetzt sein könnte, und dann bietet eine Drift wie die unsere so große Vortheile, daß diese Reiseart auch in der Zukunft benutzt werden sollte und es wohl werden wird. Ein Schiff, das wie die „Fram" dahintreibt, bildet ja in Wirklichkeit ein schwimmendes Observatorium erster Classe, das die vorzüglichste Gelegenheit zu jeder Art wissenschaftlicher Untersuchungen bietet. Es bedarf eines solchen jahrelangen Aufenthalts in diesen Regionen, um so vollständiges Material zu sammeln, daß wir einen vollen Einblick in die physischen Verhältnisse dieses Gebietes erhalten können. Auf Grund unserer Erfahrungen würde man sich noch zweckmäßiger einrichten können, als wir es gethan haben. Man könnte an Bord Laboratorien mit sich führen, in denen sich selbst die feinsten wissenschaftlichen Untersuchungen vornehmen ließen.

Am liebsten sähe ich, daß eine neue derartige Expedition in den uns noch unbekannten Theil des Polarmeeres eindränge. Könnte sie durch die Beringstraße nach Norden oder Nordosten in das Eis hineingehen, so würde sie, glaube ich, ein gutes Stück nördlich von unserer Route quer durch das Polarbecken getrieben werden und uns, wenn sie einst wieder in offenes Wasser diesseits des Poles gelangt, eine einzig dastehende Summe des kostbarsten wissenschaftlichen Materials,

eine Summe für die menschliche Forschung nothwendiger Beobachtungen mitbringen. Eine solche Drift jedoch würde länger als die unsere dauern und meiner Meinung nach fünf Jahre in Anspruch nehmen, und Mancher wird vielleicht den Einwand erheben, daß trotz alledem die Theilnehmer Gefahren ausgesetzt sein könnten, da ja von vielen Seiten behauptet worden ist, daß die Gesundheit bei einem mehrjährigen Aufenthalte in jenen Himmelsstrichen leiden müsse. Dem kann ich nicht beipflichten. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß die arktischen Gebiete ein außergewöhnlich gesunder Aufenthaltsort sind. In den fünfzehn Monaten, die Johansen und ich zu unserer Reise von der „Fram" bis zur Begegnung mit Jackson brauchten, hatte ich zehn Kilogramm zugenommen, obwohl unsere Kost in dieser Zeit nicht viel Abwechselung bot. Dies deutet doch nicht darauf hin, daß ein solches Leben den Körper schwächt. Als ich nach Norwegen zurückkehrte, war ich so wohlbeleibt, wie ich mich nicht erinnern kann, je gewesen zu sein. Auch an Bord der „Fram" war das Leben, meiner Erfahrung nach, gesund. Ich habe stets gefunden, daß die Theilnehmer der Expedition sich wohl befanden, und die an Bord gemachten physiologischen Untersuchungen scheinen dies auch zu bestätigen. Wenn jene Untersuchungen erst ausgearbeitet sind, werden sie die während unserer Reise herrschenden hygienischen Verhältnisse beleuchten und ein werthvolles Material zur Richtschnur für zukünftige Expeditionen ergeben. Die bisher bei arktischen Expeditionen am allermeisten gefürchtete Krankheit, der Skorbut, braucht nicht mehr aufzutreten, da es sicherlich leicht ist, genügende Vorsichtsmaßregeln dagegen zu treffen. Bei dem Studium der darüber vorliegenden Literatur ist Professor Torup zu dem Schlusse gelangt, daß die wahrscheinlichste Ursache des Skorbuts eine Vergiftung ist, indem sich bei einer eigenartigen langsamen Zersetzung ungenügend conservirten, z. B. eingesalzenen Fleisches und Fisches, den Ptomainen ähnliche Giftstoffe bilden, die bei ständigem Genusse diese Krankheit hervorrufen. Bei unserer Ausrüstung wurde denn auch hierauf besonders Rücksicht genommen, und alle Untersuchungen und Erfahrungen, die ich auf der Reise zu machen Gelegenheit hatte, haben diese Ansicht nicht widerlegt, sondern sie eher noch bestätigt. Doch wenn dies so ist, dann ist es auch eine einfache Sache, dem Skorbut zu entgehen; man braucht nur dafür zu sorgen, daß wirklich gut conservirte Nahrungsmittel mitgenommen werden.

Wenn dann zweitens gesagt worden ist, daß das einförmige, abgesonderte Leben unter den außergewöhnlichen Verhältnissen auf das Gemüth einwirken, daß es Melancholie und andere Geisteskrankheiten hervorrufen müsse, liegt die Antwort nahe, daß das Leben, das Johansen und ich in unserem dritten Jahre dort oben im Norden führten und das zum großen Theile in unserer Winterhütte verlief, in vieler Hinsicht abgesonderter und extremeren Verhältnissen unterworfen war, als die meisten Expeditionen sie gehabt haben, und doch haben wir keinen Anflug von Melancholie oder einem anderen Gemüthsleiden gespürt.

Was unsere Reise uns endlich in Bezug auf die Untersuchungsweise in den Polarregionen noch gelehrt hat, ist vielleicht, daß man auch mit kleinen Mitteln Verschiedenes erreichen kann. Wenn man dem uns von den Eskimos gegebenen Fingerzeige folgt und mit Kajaks, Schlitten und Hunden vordringt, ist man im Stande, in Gebiete, die bisher als sehr schwer zugänglich galten, einzudringen und dort bedeutende Entfernungen zurückzulegen. Auf diese Weise läßt sich das Treibeis, selbst wenn es in der Drift begriffen ist, noch in großer Entfernung vom Lande befahren, und ich glaube, daß dieses eine der Methoden wäre, nach welcher die zwischen dem arktisch-amerikanischen Archipel und dem Pol gelegene große Region erforscht werden müßte. Hier harren viele wichtige Fragen ihrer Lösung. Auch diese Region muß vom Menschen betreten werden.

## Literatur und Kunst.

### Julius Grosse.

Zu seinem 70. Geburtstage.

Von Adolph Tetzlaff.

Der wackere Dichtersmann und Generalsecretär der Deutschen Schillerstiftung feiert in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag. Seine kleine Gemeinde wird es nicht an Zeichen dafür fehlen lassen, daß sie ihm ein liebevolles Gedenken widmet. Der Erfurter Julius Grosse, der den größten Theil seines Lebens in München verbrachte und nun im Weimarer Schillerhause für das Wohl bedrängter Collegen und ihrer Hinterbliebenen mitsorgt, zählt im Süden und Norden treue Verehrer und Freunde seines edlen, bescheidenen Wesens, wie seiner rastlosen Dichterphantasie. Hat er auch auf der Bühne niemals Fuß fassen können, so ist doch dem Epiker und besonders dem Lyriker ein schöner Platz in unserer Literaturgeschichte sicher. Seine Romane und Novellen werden immer gerne gelesen, seine Epopoen vom Mädchen vom Capri, von der Gundel vom Königssee, sein satirisches Gedicht vom Pesach Pardel, dem jüdischen Schmock und das prächtig großartige Volkramslied, vor Allem aber seine von Paul Heyse gesichteten und herausgegebenen Gedichte mit ihren wundervoll zarten Mädchen- und Pagenliedern, frischen Volksweisen und stillen Naturbildern werden noch auf lange hinaus im deutschen Volke fortleben. Den Werdegang des Menschen und Dichters vom Theologen, Maler, Journalisten, Dramaturgen bis zum Schillerstiftler zu verfolgen, ist uns leicht gemacht; hat doch Grosse selber unlängst die Causalität seines geprüften Dichterlebens entwickelt und beschrieben. Leider ist sein inhaltreiches Buch „Ursachen und Wirkungen" (Braunschweig, George Westermann) nicht so bekannt geworden, als es verdient; vielleicht aus einem äußerlichen Grunde. Wie nämlich etwa der Friedrich Vischer der ersten „Kritischen Gänge" sich mit einem Male Friedrich Theodor Vischer nannte oder — um ein modernstes Beispiel zu nennen — die Maler-Dichterin Hermine von Preuschen sich plötzlich Hermione schreibt, so lesen wir auf Grosse's Autobiographie befremdlich „Julius Waldemar Grosse". Dieser verwirrende Namenswechsel hat gewiß viele Verehrer des Dichters, der als Julius Grosse 50 Jahre lang vor der Oeffentlichkeit stand und unter diesem Namen berühmt geworden, irre geführt und der Verbreitung seiner „Erinnerungen" geschadet. Wir betonen daher, daß der neue Julius Waldemar ganz der alte Julius Grosse ist. Vielleicht hilft's noch!

Die Glanzzeit des Dichters fällt in die Sechziger Jahre, wo er zu den Münchener „Krokodilen" gehörte. In seinen Plaudereien in „Nord und Süd" hat er hinsichtlich dieser Dichtergesellschaft bereits nähere Nachweise gegeben. Ueber ihre Leistungen im Lauf der Jahre, über die inneren Wandlungen des Bundes, sowie über die einzelnen Mitglieder wäre Vieles nachzuholen, obschon diese Aufgabe in eine Specialgeschichte der Literatur gehört, theilweis übrigens und nicht unglücklich von Felix Dahn übernommen worden ist. Indeß ist er viel zu frühzeitig von München geschieden (Dahn ging 1861 nach Würzburg), um von der späteren Zeit des Dichterbundes richtige Darstellung geben zu können. Jene Phalanx von etwa zwanzig Schriftstellern und Dichtern, deren Anzahl sich allmälig auf das Dreifache erhöht hat, bildet in der That in der deutschen Literaturgeschichte eine bleibende Gruppe, ja einen gewissen Markstein, zumal der neue Bund damals im Princip kaum weniger oppositionell gegen die nächsten Vorgänger auftrat, wie die heutigen Jüngstdeutschen. Sicher ist, daß jedem Mitglied des Bundes namentlich die erste Periode jener Zeit als eine bedeutungsvolle unvergeßlich geblieben ist, ästhetisch als eine bildende,

erhebende, vollendende, social als eine hochbeglückende im unvergleichlichen Freundesbunde. Hinsichtlich der eigentlichen Tendenzen des „Krokodils" haben vielfach unzutreffende Vorstellungen gewaltet und ist das Richtige kaum erst angedeutet worden. Zur Vermittelung wie zur Begründung tieferen Verständnisses liefert nun Grosse's Selbstbiographie einen Commentar von bleibendem Werthe. In München walteten Vorurtheile allersonderbarster Art, theils im Einklang, theils im Widerspruch mit der leichtlebigen Sitte des Südens. „In München pulsirt ein buntfarbiges und empfängliches Volksleben, während das Familienleben hermetisch geschlossen ist, namentlich gegen den Fremden. In den Schulen hat vielhundertjährige Saat katholischer Lehre und Spaltung ihre Frucht getragen, daraus ergaben sich die seltsamsten Widersprüche. Der Bayer persönlich war und ist, sobald er die Grenzen seines Landes überschreitet, beliebt in ganz Deutschland, umgekehrt aber in der Heimath war er wohl entgegenkommend gegen Oesterreicher, Rheinländer und Franzosen, dagegen voll Mißtrauen gegen den Norddeutschen. Es war ihm eingeredet worden, Preußen werde eines Tages Bayern verschlingen. Jeder Gelehrte, jeder Schriftsteller norddeutschen, wie auch mitteldeutschen Stammes galt in München natürlich zuerst als Freimaurer, dann als politischer Sendling, bedacht auf Bayerns Schädigung. „Wie oft hat Grosse diese völlig unausrottbaren fixen Ideen mit Franz Trautmann durchgesprochen, aber Jahrzehnte sind verflossen, seit jeder einzelne Schriftsteller und Gelehrte unter jenen Vorurtheilen zu leiden hatte, und namentlich hatte der Münchener Dichterbund von Anfang an dagegen zu kämpfen. Obgleich Emanuel Geibel, das Oberhaupt der neuen Münchener Schule, ein Lyriker, war die Tendenz derselben nicht entfernt eine lyrische, sondern im weitesten Sinne kosmopolitische, ethnographische, romantische im Sinne des homerischen Helden, der viele Länder, Völker und Städte gesehen. Wenn Heyse und Geibel einen spanischen Romanzero edirten, Bodenstedt die russischen und englischen Dichter, Schack die persischen und maurischen Dichter reproducirte, so war diese romantische Universalität durchaus keine zufällige Signatur, aber sie wurde ergänzt durch historische wissenschaftliche Vertiefung nach germanistischer deutsch-nationaler Seite, und, hierin einer allgemeinen Strömung ganz Deutschlands entsprechend, stand die Münchener Schule keineswegs isolirt oder in akademischer Entfremdung vereinsamt. Was die Münchener Gruppe in ihren Werken damals und später geschaffen hat — Grosse rechnet auch Scheffel, Herm. Lingg, Wilhelm Herz, Felix Dahn, Hopfen, Heigel, Jensen, Leuthold hinzu —, das wurde in Deutschland ergänzt durch Jordan, Freytag, Hamerling, Gottschall, Roquette u. s. w. „Das Reinmenschliche aller Zeiten ward im Gegensatz der früheren politischen Poesie der Jung-Deutschen wieder erhoben, und wenn schließlich jene Bestrebungen ihre Höhe und Vollendung in der deutsch-nationalen Romantik gefunden haben, als deren siegreichster Ausdruck die Wagnersche Musik durchaus nicht übersehen werden darf, so hat die Münchener Schule dieser Entwickelung wesentlich vorgearbeitet in ganz anderem befruchtendem und breiterem Sinn, als die politischen Dichter der vierziger Jahre. Jene Zusammenstellung unter einem großen Rahmen, der sich leicht noch breiter spannen läßt (Hebbel, Ludwig, A. Lindner ꝛc.), giebt Allem, was zwischen der vormärzlichen Epoche der Jung Deutschen und der ein Menschenalter später folgenden Umwälzung des modernsten Naturalismus liegt, einen gemeinsamen Charakter, ein bleibendes Gepräge; man könnte diese Epoche die der nationalen historischen Neuromantik nennen, und die Münchener Schule mit den wahlverwandten gleichzeitigen Strebungen in ganz Deutschland war ihr glänzendster Ausdruck." Nach dieser Charakteristik erzählt er uns manches Interessante vom Krokodil und den Krokodilen. Da war eines Tages ein Preis auf die beste Erklärung des berühmten Lingg'schen Gedichtes ausgeschrieben, dem der Dichterbund seinen Namen entnommen:

Im heiligen Teich von Singapur
Verweilt ein uralt Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.
Das Krokodil ist völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn die Sonne scheint, dann lacht's.

Es liefen nicht weniger als vier Arbeiten ein, die eine literarhistorisch im Stil Julian Schmidt's, die andere naturhistorisch von Livingstone, die dritte im Stil der „Didaskalia für Herz, Wissenschaft und Publicität" und eine vierte philosophische. Grosse's Arbeit gewann, und aus dem Champagnerfrühstück ward ein Gelage, das bis zum sinkenden Abend dauerte. Dann gingen die Anderen nach Haus oder in's Theater, Grosse aber blieb mit Bodenstedt zusammen bis lange nach Mitternacht; in jenen zwölf Stunden wurden Herzens- und Lebensbekenntnisse ausgetauscht, die für immer verknüpfen; wenn auch „Frau Edlitam" am anderen Tage ihren Finger erhob ob jener attischen Nacht, das Freundesbündniß ist schattenlos und unwandelbar auf Lebenszeit geblieben. „Bodenstedt's persönlicher Zauber läßt sich schwer definiren. Seine milde, lächelnde, stets Wärme ausstrahlende Natur war unerschöpflich und dankbar für Jeden, der die Kunst des Hörens zu seinen Gunsten verstand. Heute freilich gilt mir jener persönliche Zauber Mirza Schaffy's als eine um so schwerere Anklage gegen jene, denen der Poet nur als Clown willkommen, gut genug für müßige Stunden einer banausischen Gesellschaft. Dreht er aber den Rücken, oder schließt er die Augen, ist er auch sofort vergessen. Im Frühling 1892 war Bodenstedt drei Wochen lang in Weimar und wurde auf Händen getragen, er hätte sich verdreifachen müssen, um allen Einladungen zu genügen. Als er ein Jahr später gestorben war, veröffentlichte ich den mitunterschriebenen Wiesbadener Aufruf zu Beiträgen für sein Denkmal auch in Ilm-Athen. Das Resultat war nach fünf Monaten völlig gleich Null. Diese Thatsache will ich hiermit annageln und niedriger hängen, damit Jeder wisse, wie viel selbst ein hochbeliebter und vielgelesener Dichter heute in Deutschland gilt."

Bekanntlich war es König Maximilian gewesen, der damals die norddeutschen Dichter und Gelehrten nach München zog. Es war ein Musenhof, wie wir ihn seit den Alt-Weimeraner Tagen nicht wieder erlebt. Grosse hat dieser schöngeistigen Akademie ein feines Gelegenheitsstück gewidmet. Er schuf Anfang 1857 auf Geibel's Anregung eine Komödie „Die steinerne Braut", ein Phantasiestück, worin ein König von Macedonien sich eine Poetenschaar aus Athen verschreibt, um seine angeblichen „Nichtathener" zu bilden. Zeit und Sphäre des Stückes ist die nämliche, wie die des Sommernachtstraumes, nicht die Antike, sondern das Mittelalter. Sieger nach den Parteikämpfen zwischen Athenern und Macedoniern bleibt schließlich ein verschollener Centaur, der die Urkraft des Hochlands zu Ehren bringt, während die anderen Conflikte durch Vermählungen zwischen Fremden und Einheimischen geschlichtet werden. Und ebenso hat in Wirklichkeit das urbayerische Element den Sieg davongetragen. Die Mehrzahl der Krokodile hat Glück und Ehren und Erfolg gefunden, theilweise auch neue Heimath in Bayern, soweit sie dort geblieben. Grosse behauptet, daß vor vierzig Jahren eine Opposition der sogenannten berufenen gegen die einheimischen Kräfte niemals stattgefunden hat trotz aller Anfeindung. Im Gegentheil gingen alle jüngeren Talente sehr bald in das Lager des Krokodils über, indem sie fühlten, daß dies neue große Kunstprincip auch den nationalen Strebungen im engeren Sinn zu Gute kommen werde. Den Beweis hat die Folge gelehrt. Nach dreißig Jahren war die eigentliche „Münchener Schule" in alle Winde zerstoben, aber ihre Erben waren (abgesehen von den Hofdichtern des Königs Ludwig II.) die Specialisten, die bayrischen Volkspoeten, die Autochthonen, genau dieselbe analoge Entwickelung, wie dreißig Jahr nach Kaulbach und Schwind die Defregger,

Math. Schmidt, Lenbach, Gabriel Max und Uhde die eigentlichen Sieger geblieben sind, nicht aber die Idealisten.

Ein Specialhistoriker des Krokodils würde übrigens drei Perioden zu verzeichnen haben, die erste im Café Daburger am Marienplatz; Scene: ein düsteres Rückzimmer, wo von sechs bis neun debattirt wurde. Inhaber des Locals waren eine stattliche Tirolerin, die vor langen Jahren sich als Sängerin auf weiten Weltreisen ein Vermögen ersungen, und ihr Mann, der zuletzt als Trottel Alles blau anstrich. Diese erste Glanzperiode des Krokodils dauerte etwa fünf Jahre, bis 1861 das Münchener Dichterbuch erschien. Zweite Periode: Übersiedelung nach dem großen Erfolg in ein Weinhaus. Mit den Gourmands kam nunmehr die Anekdote auf. Poetische Beiträge waren höchstens noch geduldet. Die Epoche der nunmehr berühmten, aber blasirten Nomaden dauerte bis zum Scheiden Bodenstedt's und Geibel's. Dritte Epoche: Zeit des Verfalls und der zahlreichen vergeblichen Versuche, wieder emporzukommen, dehnte sich bis zum Erscheinen des zweiten Dichterbuches, womit das Krokodil zu Grabe getragen ward, während längst die Butzenscheibenpoesie der Baumbach und Wolff siegreich triumphirte.

Ein warnendes Symptom der inneren Zerklüftung war damals Anfang 1857 der plötzliche Sturz Dingelstedt's. Irgend ein Essayist sagt irgendwo: „Es giebt zwei Arten von Künstlergrößen. Die Einen wollen mit Selbstverleugnung ihrer Person lediglich durch ihre Werke wirken, den anderen aber ist die künstlerische Leistung lediglich ein Mittel, um eine persönliche Rolle zu spielen." Zu diesen gehörte Dingelstedt, der von Anfang an eine Sonderstellung einnahm und München nur als Zwischenstation nach Berlin oder Wien betrachtete, wo er schließlich auch sein Ziel erreicht hat. „Dingelstedt", urtheilt Grosse, „war unstreitig der erste Theater-Regisseur und Impresario aller Zeiten und es soll ihm unvergessen bleiben, was er als Vorläufer der Meininger der dramatischen Kunst genutzt hat. Wie frivol er jedoch bei aller Genialität und aller menschenbezwingenden Macht über die idealen Aufgaben des Theaters dachte, das haben Heinrich Laube und nach ihm Andere längst ausgesprochen." Die Grundursache seines Sturzes in München war das finanzielle Mißglücken des Gesammtgastspiels im Jahre 1854 und die dadurch erwachsene Schuldenlast. Dann kam die Bacherliade vom Jahre 1856, wo Dingelstedt als Antwort auf die Hervorrufe des Publicums das Gas ausdrehen ließ. Bekanntlich glaubte Otto von Schorn im Schulmeister von Pfaffenhofen den wahren Dichter des Fechters von Ravenna entdeckt zu haben, und das Publicum nahm bei endlicher Aufführung des (Halm'schen) Stückes für den unterdrückten Bacherl energisch Partei, freilich ohne alle innere Berechtigung. Als Bacherl nachher auf seinem „Siegeszuge" durch ganz Deutschland seine abgeschmackten Producte las, wurde er überall verhöhnt, aber er cassirte lachend die Eintrittsgelder ein und kam als vermögender Mann nach München zurück. Zunächst wurde er hier — Milchmann; später ist er nach Amerika ausgewandert und als Schulmeister in Nebraska gestorben. Im Münchener Dichterkreis führten jene Ereignisse zur Entstehung der köstlichen Ballade „Lothar", als der gemeinsamen Quelle von Halm und Bacherl.

Grosse erzählt gar manches Intime aus seinem Wachsen und Werden und rühmt sich mit Recht seiner Offenheit, seines „Alles Sagen ohne Vertuschen und Schönfärben", was alleiniges Ziel einer Autobiographie sein sollte, aber nur selten ist. Er posirt, beweihräuchert sich nie, ist ehrlich und streng gegen sich selbst. Oft auch überstreng. Wenn er z. B. bei der köstlichen Erzählung seiner mannigfachen Liebesnöthe den einem jungen Mädchen geraubten Kuß, wie eine Sünde, ein „sittliches Verschulden" beichtet, so ist daran nur seine unbezwingliche Schüchternheit und sein fast mädchenhafter Zartsinn schuld. Es war eben ein feinbesaitetes Poetengeschlecht, das da in der Malerstadt München gern auch äußerlich den Künstler markirte. Heyse's gebrannte Locken, Grosse's griechisches Profil mit den langen Haaren und Dahn's Calabreser, womit er sich auch heute noch in seinen „Gesammelten Werken" hat abbilden lassen, sind typisch für dieses aussterbende Sängergeschlecht. Nur Scheffel sah in dieser Gesellschaft wie ein philisterhafter Staatshämorrhoidarius, Bodenstedt wie ein biblischer Patriarch aus. Von Scheffel berichtet Grosse eine reizende Episode, welche sich gleichsam wie ein altfranzösisches Fabliau anhört. Er erzählt, daß die Amme mit dem Söhnchen Scheffel's sich eines Tages in der Mittagssonne erging. Da naht ein fremder Herr: „Wer ist das reizende Kind? Bitte, geben Sie mir es auf einen Augenblick!" Sprach es, nahm das Kind, schritt dann sofort zur nächsten Droschke und fuhr davon. Es war Scheffel selbst, der sich in München von seiner Frau getrennt hatte, aber nun sein Söhnchen nach Karlsruhe entführte, und die kühne Maßregel half. Alsbald folgte die Mutter dem Kinde, um sich mit dem Gatten wieder zu versöhnen. „Obwohl man nicht zusammenwohnte, durfte der Troubadour doch seiner Gattin den Hof machen und soll sie mehr als einmal wie Romeo vermittelst der Strickleiter besucht haben. Eine Garantie für die Wahrheit der anmuthigen Fabel übernehme ich nicht, aber auch wenn es die pure Erfindung, möge ihr romantischer Reiz die ‚indiscrete' Mittheilung entschuldigen", bemerkt Grosse. Scheffel hatte seit dem Tode seiner vergötterten Schwester 1855 den hohen Eid geschworen, dies verruchte München nie wieder zu betreten, und er soll den Eid gehalten haben. Hüsch ist auch, was Grosse einmal von Gutzkow erzählt. Der Dichter des Uriel Acosta war es alltäglich gewohnt, sich nach dem Theater in später Stunde kopiose und schwerverdauliche kulinarische Genüsse zu gönnen. Natürlich schlief er dann meist sehr schlecht. Um so erfreulichere Erfahrungen machte er dann auf ländlichen Ausflügen, wo er in Ermangelung der städtischen Speisekarte sich mit einfacherer Kost begnügen mußte und dann vortrefflich schlief. Am anderen Morgen hieß es dann: „Was kostet dies Bett, Herr Wirth? Endlich einmal ein vernünftiges Bett, ein unbezahlbares Bett, so gut habe ich noch nie geschlafen. Von heute an ist es mein. Packen Sie es ein und schicken Sie es nach Weimar!" Das Bett kam an und that eine Weile seinen Dienst, bis die alten Gewohnheiten wieder auch die alten Folgen hatten. „Ei was, dies verwünschte Bauernbett taugt auch nichts. Fort damit, hinauf auf den Boden!" Wieder machte dann Gutzkow einen Ausflug, und abermals fand er ein unvergleichliches Bett, das abermals angekauft und nach Weimar geschafft wurde, natürlich mit demselben schließlichen Erfolg. Auf diese Weise war im Lauf der Zeit ein ganzes Magazin von zahllosen Bauernbetten zusammengekommen, die endlich alle Räume des Speichers füllten. „Es war ihm versagt, das rechte Ruhebett vor seinem Ende zu finden, dessen geheimnißvolle Vorgänge wohl nie an das Tageslicht kommen werden," schließt Grosse.

Aus seiner Münchener Krokodilszeit weiß er noch Manches zu erzählen. Ein drolliger Kauz war der Reisehumorist Ludwig Steub, der bekanntlich Tyrol sozusagen entdeckt oder wenigstens zum beliebten Touristenziel gemacht hat. Auch das Wort „Sommerfrische" hat er erfunden und in Umlauf gebracht, so daß es jetzt unserem alltäglichen Sprachschatze einverleibt ist. Er erfand auch ganze Lawinen von Toasten nach gewissem Recept, aber er hatte dabei nicht immer Glück. So hatte Steub zur Carnevalszeit einmal einen seiner berühmten Toaste auf Frau Professor X. zum Besten gegeben, d. h. er begann mit Eva und Semiramis, ging dann zu Cleopatra, Lucrezia und allen berühmten Frauen der Weltgeschichte über, schließlich wußte weder er, noch irgend ein Anderer, wo die Grenze zwischen Phantastik und Satire geblieben war. Die Dame brach in Thränen aus, und ihr Gatte ward von Stund an Steub's Todfeind. Dergleichen Unheil in geistreichen Jongleurkünsten mit gesprochenen oder geschriebenen Messern passirte Steub gar nicht allzu selten,

ja er war deßhalb gefürchtet — bei Tisch, wie in der Presse.

Leuthold's galliger Humor hatte mit Steub's Manier sehr viel Verwandtes. Unversehens schlug bei ihm die graziöseste Schmeichelei in die massivste Grobheit um, „als fahre er mit derselben stachligen Haarbürste, die eben noch die Locken frisirt, plötzlich in das Gesicht des ahnungslosen Opfers." Ueber Leuthold, der erst nach seinem Tode im Irrenhaus als Lyriker berühmt geworden, ist in letzter Zeit Mancherlei geschrieben worden. „In Deutschland beginnt das Interesse meist erst mit der Tragik. Leuthold's lodernder Titanenzorn hatte keinen anderen Grund, als das Unglück, nicht gekannt zu sein, aber er selbst war Schuld daran. Von sich auf Andere schließend, fürchtete er die bösen Zungen und wagte deßhalb nichts zu publiciren, hatte aber gleichwohl den traurigen Muth, im Hofbräuhaus und sonst vor banausischem Volk als Rhapsode zu posiren, den Hafis in der Schenke zu spielen und dann über die glücklicheren Kollegen zu schimpfen, die ihn angeblich nicht aufkommen lassen wollten." Berühmt ist Leuthold auch auf pathologischem Gebiet geworden, weil er im vollsten, buchstäblichsten Sinn des Wortes die Schwindsucht durch Rothwein aus dem Felde geschlagen. Im Jahre 1864 übernahm er die Redaction einer Volkszeitung in Stuttgart, ließ sich aber vorher von den ersten Autoritäten Münchens wie Stuttgarts untersuchen, denn er litt an Lungenblutungen. Beide Aerzte gaben ihm höchstens noch ein halbes Jahr Lebensfrist und empfahlen ihm möglichste Muße. Er trat die Stelle an, überwarf sich sehr bald mit dem Verleger und erhielt mit der Entlassung ein volles Jahresgehalt, so daß er sorglos in Stuttgart bleiben und die Güte der Württemberger Weine hinreichend ausprobieren konnte. Im folgenden Frühjahr stellte er sich abermals den Aerzten vor, denn er begann stark zu werden und mußte sich alle Kleider ändern lassen. Die Aerzte schüttelten den Kopf und erklärten ihre Wissenschaft für blamirt, wenn er davon komme. Indeß sei es möglich, daß seine Lunge verkalkt sei, denn der Klevener Rothwein gelte seit alter Zeit als kalkhaltig. Er solle im Interesse der Wissenschaft weiter Bericht erstatten, so erzählte Leuthold selbst nach seiner Rückkehr in München. Er würde vielleicht dauernd Sieger geblieben sein, wenn er das vornehme Leben hätte weiter führen können, statt in den alten Sumpf zu gerathen. Gleichwohl hat der von der Wissenschaft Aufgegebene noch vierzehn Jahre gelebt.

Das anerkannte Haupt der Münchener Dichterschule war Emanuel Geibel, neben Heyse ihr größtes Talent. Man weiß, daß er unter dem König Ludwig grollend von München schied. Bekanntlich hatte Geibel, der sich, wie alljährlich, im Sommer 1866 in seiner Vaterstadt Lübeck aufhielt, den König von Preußen, als er die alte Hansestadt besuchte, im Auftrage des Magistrats mit einer Ode begrüßt, die den Einheitsgedanken des künftigen Deutschen Reiches vom Fels zum Meer im Voraus feierte. Ultramontane Zeitungen denuncirten jene Begrüßung in gehässiger Weise und warfen die perfide Frage auf, mit welchem Recht ein Münchener Hofpoet, der von bayerischem Brode lebe, wagen dürfe, dem Besieger und Feind Bayerns zu huldigen. In Folge dieser Aufhetzung wurde nun kurzer Hand und ohne weitere Benachrichtigung die Pension gestrichen. Heyse setzte hinzu: „Natürlich habe ich heute ebenfalls auf meine Pension verzichtet, denn ich theile Geibel's Gesinnung vollkommen!" Es fehlte jetzt nur noch, daß Riehl und Löher, Schack, Carriere und Liebig ebenfalls ihrer Wege gingen, dann war das Kesseltreiben beendet, und die verhaßten „Nordlichter" der verflossenen Aera erloschen nach fünfzehnjähriger Dauer. Um den ganzen Widersinn jener Maßregel zu verstehen, muß man beachten, daß der Bestand der geheimen Schutz- und Trutzbündnisse, welche Bismarck unmittelbar nach 1866 zwischen dem Norddeutschen Bund und den Südstaaten zu Stande gebracht hatte, bereits allgemein bekannt war. „Welcher unglaubliche Widerspruch also, einen Hofpoeten zu bestrafen, weil er einen Bundesgenossen besungen," bemerkt Grosse. „Sollte man nicht annehmen, daß es mit jenem Bündniß durchaus nicht aufrichtig gemeint sei, und daß man Preußen immer noch als „Feind" betrachten müsse? Von solcher Seite aus hatte die Maßregel sogar eine politische Bedeutung, und in diesem Sinne schrieb auch Grosse eine mannhafte Kundgebung, und die Allgemeine Zeitung war weitblickend und charakterfest genug, keinen Ausdruck der Indignation über jenen unüberlegten Schritt zu streichen oder zu ändern. Der König war über jenen Artikel, hauptsächlich der Form halber, aufgebracht und ließ nach dem anonymen Verfasser forschen. Glücklicherweise gab es in Bayern keinen Hohenasberg und keinen Spielberg, um den unliebsamen Kritiker in den Schatten zu setzen, dennoch wurde die Wirkung fühlbar und brachte einen latenten Conflict zwischen dem Theaterintendanten Perfall und Grosse, seinem Dramaturgen, zum Ausbruch, wie zum höchst unerwarteten Ende.

Geibel's Abschied aus München war ebenso still und spurlos vorübergegangen, als sein Empfang vor sechzehn Jahren glanzvoll und blendend gewesen war. Auch im Jahre 1868 hätte man ihn in München sicher nicht so klanglos ziehen lassen ohne seinen eigenen Wunsch, meint Grosse „In Wahrheit ist Geibel am Isarstrand niemals recht warm und heimisch geworden. Weder das Klima, noch das süddeutsche Volksthum sagte ihm zu; meines Wissens ist er nicht ein einziges Mal in's bayerische Hochland gekommen, wohin doch Riehl, Bodenstedt wie auch Heyse mehrfach zu den königlichen Ausflügen und Jagden befohlen wurden. So ist die herrliche Natur der Alpenwelt dem norddeutschen Sänger fremd geblieben, und die wenigen Wintermonate, die er alljährlich in München zubrachte, reichten nicht aus, ihm das Trauliche und Behagliche süddeutscher Lebens- und Volksart nahe zu bringen." Daß der König von Preußen ihm zum Ersatz der entzogenen Pension sofort eine höhere aussetzte, sei nur beiläufig erwähnt. Geibel hat noch über ein halbes Menschenalter in seiner Heimath gelebt im Sonnenschein des Ruhmes und der Altersruhe. Lübeck hat ihm ein prunkvolles Denkmal errichtet, aber das herrlichere hat er sich selbst als Herold des neuen Reiches gesetzt. Auch sein Wirken in München wird dereinst noch gerechtere Würdigung finden, wenn der Parteien Gunst und Haß einer leidenschaftslosen Auffassung gewichen sein wird. Möchte doch der treffliche Grosse selbst diese Freundespflicht erfüllen!

Bei seinem nunmehrigen Rückblick auf seine Münchener Thätigkeit als Dichter, Tagesschriftsteller und Redacteur darf sich Grosse das Zeugniß ausstellen, daß er in jenen Jahren mühevoller und angestrengter gearbeitet hat, als jemals in seinem Leben. Seit seiner Rückkunft von Italien bis zum Ende des Jahres 1857 hat er im Ganzen hundertundfünfzig größere Artikel geschrieben, je ein Drittel über die bildende Kunst, über das Theater, wie über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur. Und er bemerkt dazu nicht ohne Wehmuth: „Ich führe das hier an, wahrlich nicht um zu prahlen, sondern um das große Umsonst aller meiner Anstrengungen zu bezeichnen. Die Neue Münchener Zeitung war nur in Bayern verbreitet, und dort bin ich auch bekannt geworden. Aber alle Mühen von zwölf Jahren, d. h. bis Ende 1866, waren schließlich gleichsam umsonst, denn im weiteren Deutschland war ich als Kritiker und Redacteur völlig unbekannt geblieben. Und so mußte ich im Jahre 1870, als ich die neue Stellung als General-Sekretär der Schillerstiftung in Weimar antrat, gleichsam als homo novus beginnen, der in weiten Kreisen außerhalb Bayerns einem gewissen Mißtrauen begegnete, weil seine eigentlichen und in langen Jahren bewährten Vorarbeiten nicht bekannt geworden waren." Das beweist nun aber doch eine echt dichtermäßige Unschuld, wenn Grosse über die Erfolglosigkeit der journalistischen Tretmühlenarbeit klagt. Wann ist je in deutschen Landen ein Tages-

schriftsteller berühmt geworden? Vielleicht Börne ausgenommen, der ein allererstes Publicistentalent war, und dem die politisch und social aufgeregte Zeit zur Berühmtheit mit verhalf, die schon heute naturgemäß verblaßt ist. Auch Heine verdankt seine Unsterblichkeit nur seinen Liedern und den noch heute gern gelesenen Reisebildern. Er war auch insofern ein echter Journalist, als ihm jeder größere Wurf mißlang; man denke nur an seine verunglückten Roman-Anläufe. Grosse darf also nicht klagen. Neben der journalistischen Danaidenarbeit ist er doch ein Dichter geblieben, dem manches große Werk beschieden war. Möge er im Weimarer Dichterhause noch lange Jahre in beschaulichem Fleiße den Musen und allen guten Geistern dienen!

---

## Eine neue Goethe-Liebe.

Von E. M. Bitterweek.

Schlesien darf sich rühmen, daß von unseren größten Dichtern gerade die ersten Führer der geistigen Bewegung des XVIII. Jahrhunderts, Goethe und Lessing, seinen Boden betreten haben. Beide lernten es in recht unruhigen, von wildem Kriegslärm erfüllten Zeiten kennen. Denn ebenso wie der Eine mitten in den siebenjährigen Krieg hineingericth, als er 1760 seine Stellung als Secretär bei dem preußischen General und Gouverneur von Breslau v. Tauentzien antrat, so waren es auch für den Anderen kriegerische Verwickelungen, die ihn dreißig Jahre später mit seinem Fürsten in das ihnen fremde Land riefen. Goethe hatte schon in einem am 28. Februar 1790 an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar gerichteten Briefe den Wunsch geäußert, das 90er Jahr soviel als möglich unter freiem Himmel zuzubringen, und hatte die preußischen Revuen erwähnt, zu denen er seinen Landesherrn zu begleiten gedachte. Der Wunsch Goethe's sollte sich über alles Erwarten erfüllen und Carl August in die Lage kommen, seinem Freunde ein größeres Schauspiel zu zeigen, als das einer Friedens-Parade. Denn ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen drohte auszubrechen, weil Preußen sich bewogen fand, den Gelüsten Oesterreichs und Rußlands auf die von ihnen gemeinsam angegriffene Türkei entgegenzutreten. Preußen rüstete schon im Frühjahr 1790 zum Kriege und sammelte seine Truppen an der schlesisch-böhmischen Grenze. Der Herzog, der als Chef des ihm seit 1787 verliehenen früher Rohr'schen Cürassier-Regiments in Aschersleben dem preußischen Heere angehörte, mußte sich seinen Wunsch versagen, das Regiment selbst in's Feld zu führen, da dieses nicht mit ausrückte. Dafür wurde ihm der Befehl über eine Brigade übertragen, und am 27. Mai reiste er über Aschersleben und Berlin nach Schlesien ab. Vorher schickte er noch die Einladung, ihm dorthin zu folgen, an Goethe, der der Herzogin-Mutter bis Venedig entgegengereist war, um sie nach Beendigung ihrer italienischen Reise in die Heimath zu geleiten. Sogleich nach seiner Rückkehr dankte Goethe seinem Herzoge für die Einladung, die ihn auf dem Rückwege am 9. Juni in Augsburg erreicht hatte, zeigte aber auch an, er werde noch einige Zeit durch Geschäfte und durch eine Fußwunde zurückgehalten werden, die ihn am Tragen des Stiefels hindere. So kam es, daß Goethe erst nach Verlauf eines Monats, nämlich am 26. Juli, Weimar verließ. Dieser Goethe'sche Aufenthalt in Schlesien ist noch mehrfach in Dunkel gehüllt, obwohl uns ein Dutzend Reisebriefe des Dichters, sowie seine beiden Notizbücher enthalten sind, sowie das Ausgabenbuch seines ihn begleitenden Dieners Seidel. Sicher ist, daß die Hinreise über Altenburg, Dresden, Görlitz und Reichenbach eine Woche dauerte, seine Fahrten von Breslau in die Grafschaft Glatz und zurück eine weitere Woche, daß eine Reise nach Oberschlesien, Krakau und in's Riesengebirge sich daran schloß, und daß er am 19. September die Rückreise von Breslau nach Dresden antrat. Der bekannte Literarhistoriker Adalbert Hoffmann (Oppeln) hat zu zwei Malen, und zwar in seiner fleißigen Studie „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge" (Warmbrunn, Max Leipelt), sowie neuerdings in seiner trefflichen Monographie „Goethe in Breslau und Oberschlesien" (Oppeln, Georg Maske), die schlesische Reise des Altmeisters einer, wenn wir so sagen dürfen, topographisch-literarischen Forschung unterzogen und dabei neben anderen nicht unwichtigen Beiträgen zu Goethe's Biographie die große Entdeckung einer neuen Goethe-Liebe gemacht. Prüfen wir an seiner Hand den Sachverhalt!

Auf der großen Cour, die sicher in dem königlichen Schlosse in Breslau stattfand, lernte Goethe den Freiherrn Friedrich v. Schuckmann kennen, der damals Rath bei der Oberamtsregierung und im Nebenamt Oberbergrichter war. Dieser schildert diese Begegnung in dramatisch-bewegter Weise in einem Briefe an den Musikdirector Reichardt vom 12. August 1790: „Heute war bei Ankunft des Königs große Cour. Ich sah einen farbigen Rock — gegen das Costüm, und aus diesem supplicantenähnlichen gemeinen Rocke ein ungemeines Gesicht hervorblicken. Fragte lange vergebens nach dem Eigenthümer — und höre endlich — Goethe! Wir machten Bekanntschaft, aber freilich, wie man sie so macht. Ich nahm Deinen Namen zum Empfehler und hoffe ihn wohl noch mehr zu sehen." Und einige Tage darauf: „Goethe aß gestern Mittag (17. August) gerade bei Ankunft Deines Briefes mit mir (in Schuckmann's Wohnung im Pachaly'schen Hause, jetzt Roßmarkt Nr. 10), und ich konnte ihm seine Einlage allsogleich geben. Nachmittag waren wir im Zwinger, in einem Getümmel von 400 Menschen (und zwar bei dem zur Jahresfeier der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. im kaufmännischen Zwinger veranstalteten Feste) und da war's denn, wo wir Muße und Einsamkeit genug fanden, viel und vertrauter mit einander zu reden. Ich hab' ihn doch ganz anders, als meine Vorstellung war, gefunden, gerade zu meiner Zufriedenheit. Daß es schwer ist, ihm näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigenthümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen so, wie sie in ihm liegen, auszudrücken; in der Intension Beider und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn erräth, fühlt, durch jede Oeffnung, die er giebt, hineinsieht, kann er nicht reden. So stell' ich mir's vor; sag' du mir, ob ich recht habe. Einige Menschen, vor denen er ist, würden gewiß leichter und besser sprechen, wenn sie gemeinerer Natur wären, weil in die currenten Formeln nur die currenten Dinge passen." Und einen dritten, noch das ganze in dem Umgang mit Goethe genossene Glück athmenden Brief, besitzen wir von Schuckmann, der am 26. September 1790 an Reichardt berichtet: „Böse Beispiele verderben gute Sitten und so macht der Anblick imponirender Müßiggänger faul, oder vielmehr das sinnlose Drehen in ihrem Kreise zu leer, um sich in solcher Stimmung dem Freunde zu nahen. Doch bin ich äußerst zufrieden über diese verlebte Zeit, in der ich im größten Contrast auch manche Stunden des höchsten Lebensgenusses gehabt habe. Ohne daß ich Dir's sage, wirst Du errathen, daß ich sie Goethen verdanke. Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Convention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen, und das wohl aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was

die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab. Das ist jetzt, nachdem er acht Tage weg ist, mein reines Urtheil über seine persönliche Art, ohne Einwirkung der Zuneignung, die ich zu ihm gewonnen habe. Freilich alle übrigen Menschen hier, von (dem Philosophen) Garve bis zu (Oberamtspräsident) Seydlitz, finden, daß er sich sonderbar ausdrücke, daß er nicht zu verstehen sei, und lästige Prätensionen mache; — und doch hat er sich von meiner guten Mutter*) recht vertraulich die Wunderthaten des Enkels und ihre Wirthschaft erzählen lassen, die ihn auch recht lieb darum hat. Auch (Capitän v.) Kessel ist eine Ausnahme, dem war er durch seine Liebhaberei verwandt, und er hat ihn einen Nachmittag, da er seine Sachen (Kupferstiche) besah, durch das, was er darüber äußerte, sehr entzückt. Sein Studium scheint jetzt Kant, und auf seinem Wege in eigener Manier, der Mensch zu sein. Das sieht man auch klar in Faust und Tasso, und ich habe manche vortreffliche Dinge von ihm gehört, die da zu stehen verdienten. Ueber seine Werke haben wir nicht gesprochen, weil er es zu vermeiden schien. Doch konnte ich's nicht lassen, ihm einmal ein paar Worte über Tasso zu sagen, der meinem Gefühl immer das erste von Allem, was ich je gelesen, bleibt. Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen, von der Du die Zeichnung bei mir gesehen hast. Auch hier hat ihn sein Auge nicht betrogen. Du siehst, Lieber, daß ich das lange Ausbleiben dieses Briefes durch Erfüllung Deines Verlangens: viel von ihm zu schreiben, gut mache." Hier also die erste Andeutung einer Zuneigung.

Nun ist aus der Biographie Schuckmann's von dem Regierungspräsidenten Frhr. v. Lüttwitz (1835) zu entnehmen, daß Schuckmann's im Jahre 1789 geschlossene eheliche Verbindung mit der schönen Tochter des Generals von Röder bald wieder durch den Tod, der seine holde Gattin auf der Reise nach Mecklenburg in Berlin im Frühjahr 1790 ereilte, aufgelöst worden ist. Dann lesen wir: „Goethe's Verehrer werden gewiß mit Vergnügen Schuckmann's obige schöne Aeußerungen lesen, in denen sich Wahrheit ohne Dichtung rein ausspricht und vielleicht auch gern vernehmen, daß Goethe während seines Aufenthaltes in Breslau in Schuckmann's Hause von dessen Frau eine Freundin hatte kennen lernen, die er zur Gattin begehrte; nämlich die älteste Schwester des Verfassers dieser Biographie, welche zwar den Dichter von Werther's Leiden nicht verschmähte, aber doch seine Wünsche nicht erfüllen durfte und späterhin zweite Gemahlin Schuckmann's wurde."

Diese Schwester des Biographie-Verfassers war die am 5. August 1769 im Hause ihrer Großmutter in Krichen bei Breslau geborene Henriette Eleonore Auguste Freiin von Lüttwitz, die älteste Tochter des in Hartlieb bei Breslau angesessenen Generallandschaftsrepräsentanten von Schlesien Hans Wolf von Lüttwitz (1732—1793) und seiner Frau Henriette geb. von Lüttwitz. Sie verheirathete sich am 25. April 1791 mit Schuckmann, folgte ihm im Frühjahr 1795 nach Bayreuth und starb dort am 17. April 1799 im Alter von 29 Jahren und 8 Monaten. Sie war demnach, als Goethe um sie freite, erst 21 Jahre alt. Als sicher darf erachtet werden, daß Goethe mit Henriette bei Schuckmann am 17. August, als Jener dort zu Mittag eingeladen war, zusammengekommen ist, und zwar wohl zum ersten Male, wenn er ihr nicht etwa schon begegnet sein sollte, als er im Schuckmann'schen Hause seinen Besuch machte. Am Abend dieses Tages werden wir das junge Mädchen auf dem zur Jahresfeier der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. von der Breslauer Kaufmannschaft veranstalteten Ball und Gartenfest im Zwinger zu suchen haben, wohin sich bekanntlich auch Schuckmann und Goethe begaben. Bis der Letztgenannte am 26. August in die Grafschaft Glatz abreiste, hatte er sonach über acht Tage Zeit, sich dem liebgewonnenen Mädchen in Schuckmann's Hause, wo er nach dessen eigenem Zeugniß viel aus- und eingegangen sein muß, zu nähern und ihr Herz zu gewinnen.

Wer unsere „Goethe-Pfaffen" bei der Arbeit beobachtet hat, wird sich nicht wundern, daß ihr diese ganz bestimmte Meldung von Goethe's Liebe, Werbung und Ablehnung höchst unangenehm war — man denke sich nur: der große Goethe als abgewiesener Freiersmann! — und daß sie auf jede Weise Goethe's Mißerfolg zu entkräften und die Quelle zu bemängeln suchte. Nun besaß aber Ernst von Lüttwitz die Eigenschaften zu einem zuverlässigen Gewährsmann im reichsten Maaße. Gerade weil er zur Zeit des Goethe'schen Aufenthalts in Breslau kaum $14^1/_2$ Jahre alt war und sich gewiß noch bei den Eltern in Hartlieb aufhielt (der Dichter berührte es übrigens auf der Reise in der Grafschaft Glatz am 26. August), so wird ihm das Erscheinen Goethe's in seinem Elternhause als Freier kaum entgangen sein, und wenn ihm auch vielleicht damals von seiner Schwester Henriette oder einem anderen Familiengliede nähere Mittheilungen nicht gemacht worden sind, warum soll dies nicht später einmal bei der Erwähnung des Goethe'schen Besuches geschehen sein? So leicht läßt sich die Mittheilung des Freiherrn Ernst von Lüttwitz eben nicht als die Frucht einer unsicheren Familienüberlieferung darstellen. Ernst v. Lüttwitz kannte doch wohl die Bedeutung und den Ernst seiner Worte, machte seine Mittheilung überdies in einer von einem Uebelwollen gegen Goethe durchaus entfernten Art und Weise, daß man überzeugt sein darf, er würde den Mißerfolg Goethe's nicht aller Welt verkündet haben, wenn er nicht selbst auf das Genaueste unterrichtet gewesen wäre. Die Richtigkeit seiner wichtigen Nachricht läßt sich aber auch nachprüfen, und Adalbert Hoffmann hat diese Nachprüfung vor Veröffentlichung seiner ersten Schrift durch Erkundigungen bei den noch lebenden Nachkommen Henriettens v. Lüttwitz vorgenommen. Eine wörtliche Wiedergabe der darin hauptsächlich benutzten Auskunft der Freiin Eleonore v. Lüttwitz vom 24. August 1896 wird dem Leser daher willkommen sein und zeigen, daß die Erzählung von Goethe's Werbung nicht unbeweisbar ist. Sie lautet: „Gern bin ich bereit, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben, so weit ich es vermag. Die Dame, um die sich Goethe beworben hat, war Henriette v. Lüttwitz. Tochter des Repräsentanten v. Lüttwitz auf Hartlieb bei Breslau und seiner Frau geb. v. Lüttwitz. Daß Goethe sich wirklich um sie beworben hat, weiß ich bestimmt durch einen Brief dieses meines Urgroßvaters, worin er nicht sehr entzückt über diese Werbung schreibt, noch befangen in den Standesvorurtheilen der damaligen Zeit; über die Stimmung der Tochter schreibt er nichts." Von dem Verhalten Henriettens giebt dagegen die mündliche Ueberlieferung die erwünschte Nachricht; hierüber und über ihre Erscheinung berichtet ein späterer Brief derselben Dame: „Sie soll der Bewerbung Goethe's geneigt gewesen sein, doch hat ihr Vater die Verbindung nicht zugegeben. Sie soll ein seltenes geistig zartes, weibliches Wesen gehabt haben, nicht schön, aber sehr anziehend gewesen sein."

Es liegt auf der Hand, daß der Verfasser vor Allem den erwähnten Brief zu erlangen versucht hat, der, wie noch ermittelt werden konnte, an den zweitältesten Bruder Henriettens, den 1772 geborenen Heinrich, gerichtet war. Wenn dies noch nicht gelungen ist, so liegt es daran, daß der Brief mit weiteren Papieren in andere Hände gekommen und der gegenwärtige Verwahrer des Lüttwitz'schen Familienarchivs noch nicht in die Lage gekommen ist, dieses einmal zu sichten und genau danach zu durchforschen.

Angesichts der so bestimmten und bis in's Einzelne gehenden Erinnerung der Freiin Eleonore v. Lüttwitz bedarf es wohl auch des Briefes selbst nicht so sehr, zumal sein Inhalt noch von anderer Seite, die durch eine ganz ver-

*) Die Mutter seiner verstorbenen Frau, die ihm das Hauswesen versah.

schiedene Quelle unterrichtet, ohne jede Anregung hierzu, bestätigt worden ist. Frau Baronin Marie v. Seydlitz geb. v. Lüttwitz auf Nieder-Struse, eine hochbejahrte Enkeltochter Henriettens schreibt an Adalbert Hoffmann: „Die Schilderung über meine Großmutter hat mich sehr interessirt, sie ist ganz wahr, denn von ihrer Schwester*) wußte ich, daß sie mit schwerem Herzen ihre Neigung überwunden, aber dem Vater hat folgen müssen."

Nach diesen ganz bestimmten und entscheidenden Zeugnissen fällt die Behauptung der Gegner, daß die Werbung Goethe's nach Allem, was wir von ihm wissen, geradezu unmöglich sei, in sich zusammen. Schon das völlige Schweigen Goethe's soll viel, wenn nicht Alles beweisen. Nun, Goethe hatte in diesem Falle alle Ursache, der Erinnerung an die für ihn durch den Ausgang höchst unerfreuliche Liebesepisode auszuweichen, deren kurzer Verlauf vielleicht auch mit erklärt, daß wir von ihm selbst weitere Zeugnisse, als etwa zwei hierauf beziehbare Gedichte, nicht besitzen. In einem Brief an Herder am 21. August aus Breslau finden wir nach einer geschäftlichen Nachschrift das als besonderes Epigramm in Goethe's Werke aufgenommene Gedichtchen:

### Feldlager 1790.

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Schlesiens Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! — O bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

Man hat den Schluß des Epigramms bisher immer auf Christiane bezogen, und an sich läßt sich gegen diese Erklärung nichts einwenden. Adalbert Hoffmann weiß aber eine andere Deutung. „Bei Goethe als dem geborenen Erlebnißdichter darf man schon voraussetzen, daß ein eben erlebter Vorgang ihm das hübsch gedachte Epigramm eingegeben hat. Und wir brauchen nach diesem Ereigniß nicht lange zu suchen. Der Herzog von Weimar berichtet dem Major v. Knebel von einem im Cantonnement angeknüpften Liebesverhältniß eines jüngeren Bruders von Knebel, der als Stabscapitän im ersten Bataillon Leibgarde stand und deßhalb auch zum Möllendorf'schen Corps gehörte, also mit Carl August und Goethe namentlich in Breslau öfter in Berührung kam. Der betreffende, nach des Herzogs Rückkehr aus Schlesien an Knebel geschriebene Brief vom 21. October 1790 schließt mit den Worten: „Der lange Aufenthalt in Schlesien gab mir Gelegenheit, menschliche und staatswirthschaftliche Verhältnisse kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir nachahmen zu können wünsche. Deines Bruders Gegenwart in dem Cantonnement hat mir recht gut gethan, ich hätte ihn bei einem Haare verheirathet." Danach bezöge sich das Epigramm auf diese Liebesaffaire. Aber auch Goethe war in Breslau der Liebe verfallen, und zwar sehr ernstlich, und auch von ihm kann man sagen, er hätte sich bei einem Haare verheirathet. Die Anrufung des Liebesgottes in dem letzten Verse des Epigramms entsprach danach auch einem eigenen Herzenswunsch. Adalbert Hoffmann ist der Ansicht, daß es sich hier nicht um eine unbedeutende Herzensgeschichte, sondern um eine trotz ihrer kurzen Dauer tiefernste Neigung des Dichters handelte, die ihn zum raschen Entschluß führte, um die Hand der Auserwählten zu werben. Freilich gerade zu einer Zeit, als Goethe unlängst seine Freundin Christiane Vulpius in sein Haus aufgenommen hatte. Denn in zärtlichen Banden war er wohl an diese gefesselt und ihr dankbar und zugethan, und die Trennung von ihr, die sich in der Annäherung an Henriette v. Lüttwitz vorbereitete, mußte ihn schmerzlich berühren. Aber als seine Gattin hat er Christianen damals noch nicht angesehen und behandelt, wenn er sie auch nach der Geburt seines Sohnes August in sein Haus aufgenommen hatte. Selbst die nach Eingehung der Ehe mit Christiane Vulpius von Goethe vertretene Auffassung, daß er sie immer als seine Frau betrachtet habe, beweist nichts, da diese Aeußerung aus späterer Zeit offenbar von einer liebevoll-schonenden Rücksicht dictirt ist. Man braucht nicht daran zu erinnern, daß Goethe's Mutter das Verhältniß mit Christiane Vulpius anfangs gewiß nicht als eine Ehe ansah, und daß auch Goethe selbst weder in den in seinen Briefen gebrauchten Benennungen Christianens noch in ihrer Vertheidigung gegen ihre Rivalin v. Stein etwas dazu that, einer anderen Auffassung Geltung zu verschaffen. Noch im Jahre 1799 äußerte Schiller, der doch die Zustände in Goethe's Hause richtig zu beurtheilen Gelegenheit genug gehabt hat: „Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist, zu ändern, viel Verdruß erregen." Und Christiane selbst! Verräth nicht deutlich ihr in der Weimarer Goethe-Ausgabe mitgetheilter Brief an Goethe aus etwa derselben Zeit (Mitte November 1798), daß sie trotz zehnjährigen Zusammenlebens mit ihm von der Besorgniß nicht ganz frei war, er könnte sich noch entschließen, einer Anderen die Hand zum Ehebunde zu reichen? Denn nach der Erzählung, daß sie im Theater gefragt worden sei, ob es wahr wäre, daß Goethe heirathen würde, und daß sie den Frager gebührend abgefertigt hätte, schildert sie ihren hierdurch erregten Gemüthszustand mit den Worten: „Weil ich aber immer daran denke, so habe ich heute nacht davon geträumt, das wahrt ein schlimmer traum —" und dankt dem Freunde, daß sein Brief (vom 20. November) sie wieder froh und zufrieden gemacht habe. Hoffmann bemerkt: „Um Goethe's willen wollen wir nicht bedauern, daß der von ihm gewünschte Ehebund mit Henriette v. Lüttwitz nicht zu Stande gekommen ist; blieb ihm doch dadurch die Möglichkeit erhalten, durch die spätere Eheschließung mit Christiane Vulpius wieder gut zu machen, was er bei Eingehung des illegitimen Verhältnisses sowohl an ihr, als an der guten Sitte verschuldet hatte." Diese Bemerkung Hoffmann's hat die Goethe-Philologen nicht wenig aufgeregt. Um aber zu beurtheilen, ob Goethe im Jahre 1790 als zur Eingehung einer ehelichen Verbindung geneigt zu erachten ist oder nicht, darf man auf keinen Fall seine Aeußerungen aus späterer Zeit über das Institut der Ehe oder auch nur sein Verhalten gegen Christiane Vulpius in Betracht ziehen, sondern man muß die Frage aus seiner Vergangenheit beantworten. Da lehrt eben die Geschichte seiner Verlobung mit Lilli (Elisabeth) Schönemann, nach deren Auflösung er zehn Jahre lang in den Banden der Frau v. Stein schmachtete und so von jedem Gedanken an ein Ehebündniß abgelenkt wurde, das Gegentheil. Es braucht nur auf die Thatsache hingewiesen zu werden, daß später auch Schuckmann, ein Mann von hohen Geistesgaben, der gewiß nicht geringere Ansprüche erhob, als Goethe, von Henrietten angezogen wurde und sie zu seiner Lebensgefährtin erkor. Wir besitzen überdies noch ein ausdrückliches Zeugniß Schuckmann's über die Vorzüge seiner zweiten Frau in einem Briefe an Reichhardt vom 15. Mai 1791, worin er diesem Freunde anzeigt, daß er seit dem 25. April verheirathet sei, und von seiner neuen Gattin, nicht ohne Erinnerung an sein erstes eheliches Glück, schreibt: „Ich hoffe dadurch auf der Bahn eines zufriedenen häuslichen Lebens zu sein. Wenn es auch keine hohen Entzückungen darin giebt — die in jedwedem Leben wohl nur eine Periode machen — so wird es doch nicht freudenleer sein und ruhige Behaglichkeit gewähren. Ich hab' ein gutes liebes Weib, unverdorbenen Herzens und gesunden Verstandes, hübscher Figur — und mir zugethan." Schuckmann urtheilt also über die Geistesgaben Henriettens mit denselben Worten, wie Schiller in einem Briefe an Körner über diejenigen der Frau v. Stein, worin er schreibt: „Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen."

Aus dem schon angezogenen Briefe Schuckmann's vom

*) Der dritten Gattin Schuckmann's.

15. Mai 1791 und dem späteren Briefwechsel Goethe's mit diesem gewinnen wir einen Anhalt dafür, daß Goethe die Nachricht von seiner Verehelichung mit Henriette v. Lüttwitz frühestens in dem Antwortschreiben Schuckmann's auf Goethe's letzten über dessen Uebertritt in Weimarische Dienste verhandelnden Briefe vom 12. Juni 1791 erhalten hat. Zuerst bot der Dichter die Stelle im Weimarer Geheimen Conseil Schuckmann am 25. November 1790 an. Schuckmann muß Goethe's Anfrage bald beantwortet haben, denn in seinem Briefe vom 1. Januar 1791 an Reichhardt geht er auf seinen gewundenen Bescheid an Goethe mit den Worten ein: „Ich darf Dir wohl nicht erst sagen, wie viel Reiz das Erbieten für mich hatte, ohngeachtet ich an Gehalt hier mehr habe. Ich entdeckte den Vorschlag der Mutter (nämlich: von seiner verstorbenen Gattin), ohne ihn näher zu bezeichnen, und sie resignirte sich; erbot sich auch freiwillig, das Kind mitzugeben, weil sie erkannte, es ohne mich nicht erziehen zu können — aber Beides so, wie man sich einem Todesurtheil ergiebt. Ich habe also Goethen meine Situation, die er selbst gesehen hat, in meiner Antwort geschildert, ihm selbst die Entscheidung überlassen, ihm noch mancherlei Specialfragen gethan, und besonders noch die: ob die Sache nicht Aufschub leide? So ruht die Verhandlung, da er mir noch nicht wieder geschrieben hat.“ Noch bevor der Dichter von Schuckmann Antwort erhält, läßt er einen bestimmteren Antrag am 12. Mai 1791 folgen. Das Schreiben ist von Goethe zwar auf den 12. Juni 1791 gesetzt. Wenn man jedoch in Erwägung zieht, daß sowohl die Postrechnungen, als auch Goethe's eigenhändiges Briefverzeichniß einen am 13. Mai an Schuckmann abgegangenen Brief mit Anträgen erwähnen, im Monat Juni dagegen kein Schreiben an ihn, so wird man annehmen dürfen, daß der Dichter sich in der Eile im Datum geirrt hat. Er erfuhr darnach von Schuckmann's Heirath mit dem einst von ihm verehrten Mädchen vor der letzten Wiederholung des Antrags nichts. Feinfühlende Rücksicht auf Goethe wird wohl bei der Ablehnung des Antrags durch Schuckmann mitgewirkt haben. Das der trefflichen Studie Hoffmann's beigegebene Bildniß Henriettens zeigt uns einem durchaus lieblichen Mädchenkopf mit schönen dunklen Augen, umgeben von einem schwarzen Lockenwalde. Ist das Porträt ähnlich, so zeugt es von Neuem von Goethe's Kennerblick und gutem Geschmack.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Sonnentod.

Von Peter Nansen.

Die alte Dame lag im Sterben. Langsam entflohen ihre Kräfte, wie Wein aus einer gesprungenen Flasche.

Sie lag im Schlafzimmer, wo das Bett an der Wand in das Zimmer hereingerückt war, ein Nachttisch mit Arzneien daneben. Grüne, verblichene Vorhänge waren vor das Fenster gezogen und mit einer Nadel zusammengeheftet. Dem Bett gegenüber stand die Thür nach dem Nebenzimmer ein wenig offen, und von dort her drang ein gedämpftes Flüstern.

Sie lag still und zusammengeschrumpft in dem großen Bett, der Kopf fiel schwer hintenüber von einem dünnen Hals herab. Die Nase zeichnete sich in dem farblosen Gesicht lang und scharf ab, nach dem Munde mit der vorspringenden Oberlippe zu; alles Fleisch der Wangen war schlaff hineingesunken. Die Augen lagen tief mit geschlossenen Deckeln.

Draußen strahlte der Frühling. Durch die grünen Vorhänge schimmerten sonnenrothe Ziegelsteine und ein Stück vom weißblauen Himmel. Die Sonne glitt langsam am Fenster vorbei, bis sie die dreieckige Oeffnung über der Stelle, wo die Vorhänge zusammengeheft waren, erreichte. In schrägen Lichtstreifen schien sie hier durch und auf die gelben Bettpfosten, gerade in's Antlitz der Sterbenden. Sie bewegte die Unterlippe, die Augen öffneten sich, fielen aber gleich wieder zitternd zu.

Die Sonne glitt über die Mundpartie und vergoldete sie, und weiter bis in die Nüstern.

Sie kämpfte machtlos gegen die Sonne; die Lippen öffneten sich, um zu reden, aber konnten keinen Laut hervorbringen.

Aus dem Nebenzimmer drang eine flüsternde Stimme bis zu ihr: „Gehen Sie nicht hinein; sie scheint zu schlafen.“

Unter dem Federbett bewegten sich ihre Arme schwach, sie konnte sie nicht emporheben. Die Sonne glitt über die linke Wange, einige Strahlen schlichen sich in's Ohr, so daß es einen matten, röthlichen Schimmer bekam, streiften das Haar, das wirr über das Kopfkissen fluthete. Das ganze Gesicht bebte. Sie hob den Kopf mit allen Kräften vom Lager empor, doch sank er sogleich wieder zurück in den Sonnenschein

In jedem Augenwinkel perlte eine große Thräne hervor und blieb an den Wimpern hängen.

Da ging plötzlich durch den ganzen Körper der Kranken ein Leben, er krümmte sich, die Augen öffneten sich weit, und dann fiel sie mit einem Röcheln schwer auf die Seite, das Gesicht von der Sonne abgekehrt. Bloß der Hinterkopf lag noch im Sonnenschein.

Sie kamen schnell aus der andern Stube herbei, die Schwester und ein altes Mädchen.

„Sie ist todt,“ sagte das Mädchen. „Ein leichter Tod ist's gewesen!“

„Ein selig Ende!“ sagte die Schwester, die vor dem Bett kniete. „Sieh nur, wie die Sonne bis zum letzten Augenblick freundlich sie beschienen hat! Ein Sonnentod!“

## Aus der Hauptstadt.

### Krieg auf Actien.

Aus lethargischem Schlafe ist die Berliner Börse erwacht. Die schöne nervöse Unruhe, die ihr vor dem bösen Falle der Friedländer und Sommerfeld eignete, hat sich wieder eingestellt, und wenn es auch kein Haussegeschäft ist, das ihr winkt, so giebt's doch auch in der Baisse zuweilen Thiergartenvillen, jedenfalls aber eine behagliche Sommerwohnung zu verdienen. Krieg in Sicht! Der Schreckensruf macht nicht mehr die Geschäfte stocken, wie es in Altväterzeiten wohl der Brauch war, er beflügelt sie heute, schafft Neigung und Raum für weitausblickende Transactionen. Nicht nur ein in Trägheit versunkenes, untüchtig werdendes Volk peitscht Mars noch rechtzeitig vom Lotterbette auf und bewahrt es vor völligem, faulem Verderben, auch der von allen maßgebenden Nationalökonomen als „Herz des Wirthschaftslebens“ gewertheten Börse frischt er das Blut auf. In pomphaften und stolzen Wellenlinien zittert die kriegerische Erregung der Yankees über's Meer und streut reichen Segen noch auf die letzte russische Winkelbörse. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen. Längst sind die Kronen ausgeschaltet aus dem Rathe der Erdgewaltigen. Ob blutige Entscheidungen fallen sollen oder nicht, das bestimmt heute in der alten Welt die Gruppe Rothschild, und in der neuen, die es angeblich besser hat, die Freisinnige Vereinigung der Häuser Vanderbilt, Gould und Astor. Schon bemerkt mit Recht Dr. Levysohn, daß in Zukunft nicht mehr die Militärmacht eines Staates, daß seine Finanzkraft und sein Credit ausschlaggebend sind für Sieg oder Niederlage. Das Großcapital beschämt an Feldherrnkunst und Eroberungskunst den Macedonier Alexander und den [illegible]

Parvenü. Eine Hand voll Jahrzehnte genügte ihm, um nicht nur einen lumpigen Continent, wie Jene thaten, sondern die ganze Welt, Patagonien und Spitzbergen eingeschlossen, seiner tyrannischen Herrschaft zu unterwerfen. Und die Völker, die sonst in rasch steigender Wuth unablässig versuchten, das Joch fremder Eroberer abzuschütteln, tragen dienstwillig die Kette des neuen Zwingherrn und schlagen seine Schlachten opferfreudiger, als je ein Rheinbundfürst die des großen Napoleon.

In den Spalten der nicht eingeweihten Presse erscholl sentimentales Gejammer, als der größeren Oeffentlichkeit bekannt wurde, daß Nordamerika sich auf das ohnehin schier verblutete Spanien stürzen wolle. Man fand es wenig ritterlich, Nutzen zu ziehen aus der Bedrängniß eines Landes, das hart um seine Existenz rang und sich mit Mühe nur innerer Feinde erwehren konnte. Diese inneren Feinde allerdings, die cubanischen Aufständischen, umwitterte höchster Poesie Schönheitsglanz. Für die Freiheit der herrlichen Antille standen sie Tag und Nacht in Waffen gegen den überlegenen Tyrannen; für die Zukunft der Heimath starben sie auf dem Felde der Ehre jenen Tod, den Jener süß nennt, so lange er nicht in die unangenehme Lage kommt, ihn selbst sterben zu müssen. Aber man wünschte, daß die Spanier und die Cubaner ihre Zwistigkeiten untereinander auskämpfen möchten. Durch die Einmischung der Vereinigten Staaten wurde die Partie zu ungleich. Und man begann die üblichen Sympathien, die nichts kosten und doch dem, der sie hegt, so ungemein wohlthun, nunmehr Spanien zuzuwenden.

Bisher hat das Privatpublicum sich Börsentransactionen gegenüber immer anerkennenswerth correct benommen. Es verfolgte sie mit Interesse, lobte schmunzelnd die Waghälse, denen ein kühner Coup gelang, und rief nach dem Staatsanwalt, wenn ein Pechvogel besonders derb hineinfiel und zugeben mußte, im Drange der Geschäfte Mein und Dein verwechselt, will sagen, Depots unterschlagen zu haben. Indeß war bei aller Theilnahme der öffentlichen Meinung für Börsenangelegenheiten nie etwas von poetischen Gefühlen zu spüren. Die Sache ging an's Portemonnaie, nicht an's Herz. Man verfolgte ihre Entwickelung nicht im Feuilleton, sondern auf der letzten Seite des Hauptblattes, wo der Courszettel abgedruckt war. Jetzt will sich's wenden. Jetzt endlich ist die Jobberei so weit, daß sie auch officiell den Platz beansprucht, den sie thatsächlich schon seit Langem einnimmt. Es sind wirkliche kriegerische Angriffe, nicht mehr allein angegriffene Depots, wodurch sie von sich reden macht. Und die Abonnenten räumen ihr die überragende Stellung ein, die sie heischt. Der Handelstheil des Leibblattes beginnt hinfort mit dem politischen Leitartikel, was freilich nach der Aussage der Wissenden schon ein Menschenalter hindurch Usance sein soll.

Einfach genug stellt sich Anlaß und Einleitung des neuesten Krieges dar. Der nordamerikanische Zuckerring, der vorwiegend mit europäischem, billigem Prämienzucker handelt, fühlte sich immer genirt von der cubanischen Zuckerproduction, bei der es lag, die Preise zu drücken und den Profit der Yankee-Aristokraten zu schmälern. Um diese Concurrenz einzuengen, gab es ein ungemein schlichtes Mittel: die Niederbrennung der Zuckerrohrplantagen auf Cuba. Leider wird Brandstiftung in Friedenszeiten mit Zuchthaus bestraft. Die albernen europäischen Gesetzbestimmungen zwangen also den New-Yorker Zuckerring, einen umständlicheren und kostspieligeren Weg einzuschlagen. Man entfachte den seither berühmt gewordenen cubanischen Aufstand. In Maximo Gomez fand der Principal den geeigneten Handlungsgehülfen. Drei Jahre lang währt nun der Freiheitskrieg des cubanischen Volkes. Heldenhaft ist gekämpft worden. Mit Dynamit in die Luft gesprengte Eisenbahnzüge, die harmlose Reisende beförderten; zerstörte Brücken und Dörfer; geschändete Mädchen und bajonettirte Säuglinge und dies vor Allem angezündete Zuckerrohrplantagen und Zuckersiedereien, stehen mit goldenen Lettern eingemeißelt in die granitne Tafel, die Maximo Gomez, des amerikanischen Jobberhausknechtes, Siegesthaten kündet. Vor einem Gefechte mit spanischen Truppen hat sich der Heros allewil klug gehütet, da er nicht sicher war, ob sich ihre Gewehre so leicht und widerstandslos in Brand stecken ließen wie Zuckerrohr. Fügte es ein unglücklicher Zufall dennoch, daß der Insurgentenführer einem spanischen Streifcorps begegnete, so brach er unverzüglich die Schlacht ab, zündete statt der Fabriken eine gute Cigarre an und verlegte sein Hauptquartier, wenigstens so weit es ihn umfaßte, unverzüglich in die Berge. In der Rolle des fliehenden Feldherrn hat er dem General Barratieri glänzend den Rang abgelaufen, und wenn auch nicht im männermordenden Streite, so stand er doch auf dem Rückzuge stets an der Spitze des mißhandelten cubanischen Volkes. Da aus den großen Häfen der Vereinigten Staaten rastlos Nahrungsmittel und Geldsendungen an ihn abgingen — um Patronen und Flinten war's dem Tapferen weniger zu thun — so bekam er sein Commisgehalt immer rechtzeitig und hatte auch über die ausbedungene gute Verpflegung nicht zu klagen. Wenn die Börse Krieg führt, so läßt sie ihre Angestellten nicht darben. Erfreulich war bei diesem regen Postverkehr die Haltung der Mc Kinley'schen Regierung, die selbst die Göttin der Gerechtigkeit beschirmte, indem sie zwei Binden über den Augen trug und so absolut nicht im Stande war, die bei helllichtem Tage betriebene Ausrüstung und Absendung der Flibustierexpeditionen zu sehen oder gar zu verhindern.

Die finanzielle Begabung und die Finanzkenntnisse des spanischen Ministeriums sind bekanntlich nicht sehr bedeutend, und so wird man den komischen Fehlgriff entschuldigen dürfen, den sie durch die Gewährung des Waffenstillstandes auf Cuba beging. Die Annahme des Waffenstillstandes seitens Maximo Gomez hätte ihn unter Umständen gezwungen, eine Woche lang auf die Niederbrennung von Zuckerrohranlagen zu verzichten, was gleichbedeutend gewesen wäre mit einer empfindlichen Schädigung seiner Auftraggeber. Er lehnte deßhalb von sicherem Verstecke aus sowohl die angebotene Autonomie wie die Waffenruhe mit jener muthigen Entschiedenheit ab, die von unerschütterlich heldischer Gesinnung und von der festen Zuversicht zeugt, daß man ihn nicht finden werde. Nun hatten Washington und der Zuckerring erst recht Ursache zu bewaffneter Einmischung. Im Namen der Menschlichkeit, der Civilisation und aller anderen heiligsten Güter verlangte Mc Kinley, daß die blutigen Greuelthaten auf Cuba ein Ende nehmen müßten. Das war so schön wie ehrenhaft, nur leider richtete der würdige Präsident seine zürnende Aufforderung nicht an die Zuckerspeculanten in New-York, sondern befremdlicherweise an die ganz unschuldige und machtlose spanische Regierung. Diese eigenthümliche Verwechselung der Adressen findet eine befriedigende Erklärung auch dann nicht, wenn man erwägt, daß Dank ihr die Actien des Zuckerringes beträchtlich stiegen. Denn es müßte erst nachgewiesen werden, daß der hervorragende Insasse des Weißen Hauses einen größeren Posten der schätzbaren Papiere rechtzeitig vom Syndicate überwiesen erhalten hat. Allerdings darf man annehmen, daß ein smarter Politiker wie Mc Kinley nicht thörichter und in veralteten Anschauungen befangener ist als etwa jene Berliner Stadtverordneten, die sich des Besitzes von Pferdebahnactien rühmen dürfen und eben deßhalb mit lodernder Begeisterung für die ungeheuerliche Ausdehnung der Vorrechte dieser segenbringenden Compagnie eintreten.

Der Verwaltungsrath der Actiengesellschaft für den spanisch-amerikanischen Krieg hatte anfangs geglaubt, die Unkosten für einen wirklichen Feldzug sparen zu können. Ihm lag nur daran, Spanien einzuschüchtern und zur freiwilligen Hergabe Cubas zu bewegen. Die Börsenpresse der ganzen Welt gab denn auch den Hidalgos um des köstlichen Friedens halber wiederholt diesen selbstlosen Rath. Bedauerlicherweise hält die Monarchie in Spanien an dem Irrwahne fest, daß sie nicht das Feld zu räumen und abzudanken brauche, sobald eine Gruppe hervorragender Finanzmänner es um des köstlichen Friedens halber für unumgänglich nothwendig hält. Dem Zuckersyndicat wären also neue und eigentlich recht unnöthige, deßhalb doppelt schmerzliche Geschäftsunkosten, wie sie die Führung eines Krieges nun einmal mit sich bringt, entstanden, wenn es nicht zum Glück über eine starke, patriotische Presse und eine ebenso patriotische Deputirtenmehrheit geboten hätte. Diese anständig bezahlten Gentlemen machten aus der Privatangelegenheit des Ringes eine nationale Frage, und hingerissen

sprachen sich sowohl die Zeitungen wie die Häuser der Volksvertreter dafür aus, daß der Krieg auf Kosten der Gesammtheit zu führen wäre, der etwaige Ueberschuß dagegen ausschließlich dem vaterländischen Zuckertrust gebühre . . .

Europa, das in Waffen starrende, sieht mit verschränkten Armen dem Ausbruche des abscheulichsten, unbegründetsten Krieges zu, den die Geschichte kennt. Niemals ist so würdelos und gemein ein Streit vom Zaun gebrochen worden, wie von den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Doch das ginge noch hin. Aber niemals ist auch so würdelos und gemein über Krieg und Frieden beschlossen worden, wie in der Washingtoner Repräsentantenkammer. Europa hat für Feierlichkeit und Getragenheit des diplomatischen Stils viel übrig, und sein Sinn dafür ist ungemein geschärft. Daß es sich nicht auflehnt gegen den neuen Anspruch der Finanzdynastien, hinfort an Stelle des legitimen Herrscherthums den Krieg zu erklären, ist verständlich. Es hat den Geist der Zeit erkannt. Wohl aber sollte es sich die Formlosigkeit verbitten, die ungeheuer ehrliche Frechheit, womit Washington und seine Jobber-Regierung einfach den Gelderwerb als Triebfeder ihres Thuns hinstellen. Etwas Verbrämung verlangt der europäische Mensch in solchen Fällen nun einmal. Er hat gewiß nichts gegen wenig schamhafte Aeußerungen der Habsucht, aber er erträgt sie nicht in ganzer Nacktheit. Er wünscht sie decolletirt.

Mir scheint, in dem an sich braven und anerkennenswerthen Cynismus der Börsenfürsten jenseits des großen Teiches liegt der Fehler ihrer Rechnung. Die europäischen Großmächte lassen sich viel Dummdreistigkeiten von der amerikanischen Ohnmacht bieten; selbst die alberne Monroedoctrin haben sie geduldig hingenommen. Wenn man sie aber mit der Nase darauf stößt, daß den feierlichen Excellenzen im silbergestickten Fracke, den gekrönten Königen mit ihren Millionen von Soldaten die wichtigsten Rechte aus der Hand gewunden worden sind von ehemaligen Schnorrern und Hasenfellhändlern, dann möchte es doch wie ingrimmiger Zorn aufwogen in ihren Herzen. So viel Rücksicht durften sie von der Hochfinanz erwarten, daß sie ihren Stolz im Angesicht der Menge schonte, daß sie ihnen wenigstens formell die angestammten, ererbten Rechte ließ. Europas Kriegsherren werden den Krieg auf Actien, die Finanz- und Armee-Operationen um Cuba, weder verbieten können noch wollen. Die Geschichte ist in eine neue Phase eingetreten; hinfort finden die obligaten Massenschlächtereien unter'm Banner des geschwollenen Geldsackes statt. Aber beim ersten Kriege dieser Art werden die alten Regenten noch einmal ihre Kraft zeigen. Europas eisengepanzerte Faust wird dem Zuckertrust die Beute in dem Augenblick entreißen, wo er sie bereits zu halten glaubt. Diese Strafe droht ihm nur wegen seiner Ungeschicklichkeit. Denn daß nichts in der Welt die alte Welt hindern könnte, den cubanischen Streit zum ersehnten Anlasse zu nehmen, über den protzigen, in Grund und Boden verderbten, widerstandsunfähigen neuen Continent herzufallen, der keine Basalte, keine Vergangenheit, aber auch eben deßhalb keine Zukunft hat — daran denkt man heute noch nicht. Unsere Nachkommen werden daran denken, wenn es zu spät ist, wenn Amerika sie wirthschaftlich erwürgt hat, wenn eine Million Soldaten keinen Börsenkurs mehr hat und alle Kriege statt mit Kanonen mit Actien geführt werden. Caliban.

## Notizen.

Einen Literaturkalender giebt Frau Sophie Pataky heraus unter dem Titel: „Lexikon deutscher Frauen der Feder". (Berlin, Carl Pataky.) Von dem Kürschner'schen Kalender unterscheidet sich diese fleißige Arbeit schon darin, daß auch verstorbene Schriftstellerinnen (zurück bis zum Jahre 1840) aufgeführt werden, so daß das Lexikon die deutsche Frauenliteratur der neueren Zeit umfaßt. Es ist ein starker und eleganter Band von 500 Seiten, und doch bloß ein halbes Werk, denn es reicht nur von A bis L, so daß wir also noch einen mindestens ebenso beleibten Schlußband erwarten dürfen. Lexikographen und Literarhistorikern bietet sich hier um so willkommeneres Material, als auch ein Pseudonymenschlüssel und biographische Mittheilungen beigefügt werden. Freilich sind letztere sehr mit Vorsicht zu gebrauchen, denn manche Apolloschwester zeigt sich als echte Evastochter in der Neigung, ihren Geburtstag zurückzudatiren und auch sonstige Correcturen an ihrem Civilstandsregister vorzunehmen. So wird z. B. der geschiedene Mann immer, der Ehemann aber meist dann unterschlagen, wenn er einen israelitischen Namen führt. Nach einigen Stichproben constatirte ein „wissender" Mitarbeiter unseres Blattes, daß fast alle schreibenden Frauen in ewiger Jugend blühen; auch mit der Dame, die in jedem neuen „Kürschner" um ein Jahr jünger wird, feierte er hier ein rührendes Wiedersehen. Im nächsten Jahrgang wird sie sich hoffentlich des nämlichen Alters erfreuen, das ihre Tochter — gern haben möchte.

Schon in 2. Auflage erscheint „Friede auf Erden" von Otto Umfrid (Eßlingen a. H., Wilhelm Langguth). Das Buch macht den ernsten Versuch, die so oft nachgesprochene Idee von der logischen Nothwendigkeit des Krieges und von der Unmöglichkeit einer internationalen Legislative und Executive nachdrücklich zu widerlegen. Umfrid ist Stadtpfarrer in Stuttgart, man merkt aber seinen Erörterungen den Theologen nicht an. Er meint, der Krieg mag eine lange Zeit die unvermeidliche, zum Fortschritt treibende Geißel der Menschheit gewesen sein; er mag sogar in gewissem Sinne als „Vater der Cultur" betrachtet werden, aber das Kind wird mündig und emancipirt sich von dem rohen Vater. Umfrid ist also für internationale Schiedsgerichte. Wie er sich dies völkerrechtliche Proceßverfahren im Einzelnen zu denken hat, entwickelt er in anschaulicher und überzeugender Weise, wobei er G. Schlief's bekannte Schrift zu Grunde legt. Er unterscheidet zur Durchführung des Rechtszustandes im Staatenbunde zwei Organe: einen internationalen Gerichtshof und einen in kritischen Zeiten einzuberufenden Congreß. Der Erstere hat das als bestehend vorausgesetzte codificirte Recht auf die einzelnen Streitfälle anzuwenden, der Letztere das werdende Recht mit Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu schaffen. Der Vorsitz des Gerichtshofes wechselt unter den Großmächten ab; Geschäftssprache ist das Französische. Der Gerichtshof hat keinen festen Sitz, die Präsidialmacht bestimmt den Tagungsort. Eine Berufung ist ausgeschlossen, da es über den souveränen Staaten keine Instanz geben kann. Was die Executivgewalt betrifft, so ist dem Gerichtshof keine bewaffnete Macht zur Verfügung gestellt. Wird der Entscheidung der Gehorsam versagt, so ist die offene Revolution vorhanden. Es wird sich daher empfehlen, durch Vertrag von vornherein zu bestimmen, daß, wenn das Abkommen gewaltsam von einem der Contrahenten gebrochen wird, der casus belli als gegeben erachtet wird. Dann erfolgt der Zusammentritt gegen den Friedensstörer. Man darf wohl annehmen, daß es zu dieser ultima ratio nicht kommen wird. Umfrid hält seine Discussionen für keine Utopie, er will sie vielmehr als Weissagung angesehen wissen, deren Erfüllung unsere Nachkommen erleben werden. Wir empfehlen sein Buch allen Friedensfreunden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**
**Ethik**
**als positiver Wissenschaft.**
Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach im Beuel a. Rhein.

Preis 20 Pfennig. Von **Rudyard Kipling** Preis 20 Pfennig.
**Schlichte Geschichten aus Indien.**
Universal-Bibliothek No. 3459,
ist schon seit Jahresfrist eine neue vorzügliche Übersetzung von **Leopold Rosenzweig** erschienen. Die erste Auflage (Übersetzung von Hans Helling) ist aus dem Handel zurückgezogen und gelangt nicht mehr zur Ausgabe.

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**
**Fünfte Auflage.**
**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
**und**
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 30. April 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Lage in Oesterreich. Von Julius Patzelt. — Der Kanonenkönig. Von Gustav Gröge. — **Literatur und Kunst.** Jenny Lind und Spohr. Erinnerungen von Prof. Herman Wichmann (Rom.) — Aus dem italienischen Hauptquartier 1866. Von Georg Simmich. — **Feuilleton.** Die Marquise. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. — **Aus der Hauptstadt.** Die Jubiläumswahl. Von Caliban. — Anzeigen.

### Die Lage in Oesterreich.

Von Julius Patzelt.

Die Hoffnungen, die von den Deutschen auf den Sturz des Grafen Badeni gesetzt worden waren, haben sich nicht erfüllt. Das Cabinet Badeni war beseitigt, die Solidarität der Rechten war, soweit ihr auch Deutsche angehörten, erschüttert, sah doch selbst Abgeordneter Ebenhoch, der auf dem Krakauer Slaventage als der „edelste Theil" des deutschen Volkes gepriesen wurde, sich gezwungen, am Weihnachtstage mit einer Kundgebung an die Oeffentlichkeit zu treten, in der er von seinen slavischen Freunden und Bewunderern abrückte. Die letzten Tage der Aera Badeni hatten bei den Deutschen das Gemeingefühl mächtig gefördert, allein diese Solidarität der deutschen Linken war rein negativer Natur. Trotz heftiger persönlicher Antipathien hatten sich die deutsch-oppositionellen Fractionen zu einer Phalanx zusammengeschlossen, die fest und stark genug war, die Rechte zum Weichen zu bringen und das Cabinet zu stürzen, die aber jener inneren Einheit entbehrte, die die Grundlage zu einer deutschen Majoritätscombination hätte bieten können. Der Widerstand gegen die Sprachenverordnungen, die lex Falkenhayn-Stransky und die Geschäftsführung des Präsidiums Abrahamowicz-Kramarz hatten die deutsch-oppositionellen Fractionen geeinigt, diese Solidarität ging aber über diesen ihren negativen Zweck nicht hinaus, ja hinsichtlich der Sprachenverordnungen reichte sie nicht einmal dafür aus, da der Lage der Dinge nach die Beseitigung der Sprachenverordnungen nur als die Einleitung zu ihrer Modification, beziehungsweise zur gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage gedacht werden konnte. Auch über diesen Punkt herrschte im Lager der deutschen Opposition weder Klarheit noch Einmüthigkeit. Man forderte die Aufhebung der Verordnungen, darüber aber, wie denn die Sprachenfrage zu regeln sei, divergirten die Anschauungen beträchtlich, selbst im Lager der Deutsch-Böhmen. Ja, obgleich die Deutschen ohnehin in politischer Beziehung stark differenzirt sind, nahm man sich gar nicht einmal die Mühe zu einem gemeinsamen nationalen Programme zu gelangen, und jede Mahnung daran wurde besonders von der radicalen Provinzpresse mit überlegen sein sollendem Lächeln abgewehrt, das indessen nur schlecht ihre eigene Unfähigkeit, klar zu sehen und zu denken, zu verbergen vermochte. „Erst hinweg mit den Sprachenverordnungen!" lautete die stereotype Antwort; man übersah aber dabei, daß diese Forderung die Deutschen nur dann durchsetzen konnten, wenn sie gleichzeitig mit ihr einen positiven Vorschlag zur Lösung der Sprachen- und Nationalitätenfrage verbanden.

Darin liegt für die Deutschen ein ungeheurer Nachtheil gegenüber den Tschechen und Polen, die ein klar umschriebenes nationales Programm besitzen. Die Deutschen haben keines, weil sie deren zu viel haben, eine Erscheinung, die sich nur daraus erklären läßt, daß sich in ihren national-staatsrechtlichen Anschauungen ein Umwandlungsproceß vollzieht, der zur Zeit noch nicht abgeschlossen ist. Noch giebt es alte deutsche Centralisten, die zähe an ihrer Doctrin festhalten, allein diese selbst war in dem Augenblicke überwunden, wo die sogenannte deutsche Staatspartei zu Grabe getragen wurde. Vom Staatsdeutschthume, das es für seine Pflicht hielt, nur für den Staat zu sorgen, dagegen aber gewissermaßen staatsgrundgesetzlich seine nationale Hegemonie sichergestellt wissen wollte und dabei elend Schiffbruch litt, zur nationalen Autonomie, das ist die Richtung, in der sich die national-politische Entwicklung des Deutschthums in Oesterreich bewegt. Zurückgelegt ist dieser Weg noch nicht, nur zögernd setzt man einen Fuß vor den anderen; sich von der Doctrin, die Jahrzehnte lang als das Um und Auf politischer Weisheit im deutschen Lager gepredigt wurde, entfernend, fürchtet man einen Abgrund; man zögert und geräth nur zu oft in die Gefahr in Seitenwege einzubiegen, die zu der alten Misère zurückführen. An einem solchen Punkte halten wir jetzt: „Sonderstellung Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens". Das klingt verlockend. Mit einem Schlage ist das gewaltige Problem, dessen Lösung seit fünfzig Jahren vergeblich versucht wird, auf ein simples Rechenexempel, auf eine einfache Subtraction reducirt, vermöge deren die numerische Mehrheit der Deutschen in Westösterreich hergestellt ist. Allein ist Jemand im Stande, die politische Constellation anzudeuten, unter der die Deutschen, nur vielleicht von den Dalmatinern unterstützt, diese Operation gegen den geeinten Widerstand aller anderen nationalen und politischen Factoren im Staate durchzuführen vermöchten? Schon der Grundgedanke dieses staatsrechtlichen Programmes beruht auf einem Irrthume. Die Nationalitätenfrage in Oesterreich liegt so, daß es sich nicht darum handelt, ob und wie ein Volksstamm, den oder die anderen beherrschen könne, sondern wie die Stämme Oesterreichs nebeneinander auszukommen vermögen. Die Abtrennung Galiziens und Dalmatiens von Westösterreich würde in diesem zwar die Deutschen in die Mehrheit bringen, allein

ganz abgesehen von der Frage der Durchführbarkeit, haben doch gerade die Ereignisse des letzten Jahres augenfällig bewiesen, daß selbst die numerische Mehrheit eines Stammes noch keine sichere Gewähr für seine Hegemonie bietet. Die Vorherrschaft des Deutschthums wäre deßhalb auch in einem auf Grund des Linzer Programms construirten Oesterreich nicht sichergestellt. Im Gegentheile spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Deutschthum sich in diesem Falle wieder mit dem Staate itendificiren und sich bei seiner Vertheidigung als eines in der Idee wenigstens deutschen Staatswesens verbluten würde. Dem deutschen Centralismus in Westösterreich würde dasselbe Schicksal werden, wie dem deutschen Centralismus vor 1868 in der Monarchie und nach 1868 in Cisleithanien. Gewiß läßt sich Oesterreich nicht gegen die Deutschen regieren, aber auch nicht gegen die Slaven. Die Lösung dieser Frage kann mithin nur durch ein Compromiß erfolgen. Leider erkennt man das im deutschen Lager noch viel zu wenig. An der Erinnerung an eine längst verflossene Epoche festhaltend, stellt man Forderungen und Grundsätze auf, die heute nicht mehr realisirbar sind; man kämpft um Unerreichbares, indem man in dem Irrwahne sich befindet, daß das Deutschthum in Oesterreich nur durch die Herrschaft über alle anderen Volksstämme seine Existenz sichern könne. Man perorirt vor der die anderen Stämme thurmhoch überragenden deutschen Cultur und hat zu ihr so wenig Vertrauen, daß man glaubt, zu dem culturellen Uebergewichte der Deutschen müsse auch noch ihre numerische Präponderanz und ein womöglich durch Staatsgrundgesetze festgesetztes Herrschaftsprivileg kommen, damit ihr Volksthum erhalten werden könne.

Von diesem Gedanken, richtiger von diesem Irrthume, geht auch die Forderung nach der Sonderstellung Galiziens u. s. w. aus, die sich lediglich als eine Copie der dualistischen Politik der Deutschen nach 1866 darstellt, ebenso schlecht als das Original. Die Unmöglichkeit, die deutsche Hegemonie, den deutschen Centralismus in der ganzen Monarchie aufrecht zu erhalten, verkennend, erklärte man sich mit der staatsrechtlichen Sonderstellung der Länder der ungarischen Krone einverstanden, in der Hoffnung, das für die Monarchie aufgegebene System nunmehr in Cisleithanien fest gründen zu können. Das war ein verhängnißvoller Fehler; heute findet man, daß auch Cisleithanien für den deutschen Centralismus noch zu groß sei, und ist im Begriffe, den alten Fehler, obgleich man ihn als solchen erkannt hat, zu wiederholen, das heißt, durch Abtrennung einiger Kronländer zu einem deutsch-centralistischen Westösterreich zu gelangen, um nach einigen Jahren die Gewißheit zu haben, daß das Vaterland noch immer zu groß sei.

Stellen wir uns auf den Boden der realen Verhältnisse, fragen wir darnach, wie unsere nationale Stellung im Staate nach Maßgabe des Möglichen zu regeln ist, dann kommen wir zu folgendem Resultate: Das centralistische System ist unhaltbar, weil es mit dem politischen und culturellen Fortschritte der Völker unvereinbar ist, der insbesonders dort, wo seine Forderungen sich mit den nationalen einzelner Volksstämme verbinden, nach Selbstverwaltung und Autonomie heischt, die in einem nach Cultur und Nationalität so reichgegliederten Staate wie Oesterreich nur im Rahmen einer föderalistischen Verfassung Verwirklichung finden können. Sich dieser Erwägung verschließen, heißt den großen Zug verkennen, der durch unser ganzes modernes, wirthschaftliches und politisches Leben geht und auf die Bildung thunlichst großer Associationen unter möglichster Wahrung der Selbstständigkeit des Einzelnen abzielt. Nur in dieser Richtung kann sich die innerpolitische Entwickelung Oesterreichs vollziehen, weil in ihr allein die Garantien seines Bestandes liegen. Man mag an dem Probleme herumdoctern so viel man will, am Ende wird man immer vor dem Föderalismus stehen.

Wir Deutsche aber haben ihn zuletzt zu fürchten. Was wir zu besorgen haben, ist erstens der Fortbestand des centralistischen Systems, das schon längst keinen deutschen Charakter mehr trägt und keine der Hoffnungen erfüllt hat, die von den Deutschen darauf gesetzt wurden, zweitens aber jene Halbheit, die besonders von den Polen propagirt wird: Die Erweiterung der Autonomie der Landtage besonders im Sinne der Restituirung des Wahlrechtes an sie. Das ist ein altes Desiderium der Polen, das sie neuerdings wieder aufgenommen haben, einerseits weil die Tschechen die Restitution als ersten Schritt zur föderalistischen Verfassungsrevision verlangen, andererseits weil die Schlachta es dann so bequem haben würde, alle ihr unliebsamen Elemente aus dem Centralparlamente ferne zu halten. In der That geht auch der ganze polnische Autonomieschwindel über diese Forderung nicht hinaus. Würde sie erfüllt, dann wäre die chinesische Mauer um Galizien, die die polnisch-ruthenische Volksbewegung bei den letzten Wahlen durchbrochen hat, wieder geschlossen und die Präpotenz der polnischen Delegation im Reichsrathe wäre wieder hergestellt. Schon aus diesem Grunde könnten die Deutschen auf dieses Autonomieproject nicht eingehen, selbst wenn nicht andere noch gewichtigere Gründe dagegen sprächen. Zunächst würden die Deutschen in Böhmen mit Recht protestiren, ebenso aber hätten auch die der übrigen deutschen Kronländer allen Grund, damit nicht einverstanden zu sein, denn die meist kleineren Landtage der Alpenländer würden hinsichtlich ihres politischen Gewichtes gegenüber den großen Landtagen von Böhmen und Galizien zu Vertretungen dritter und vierter Ordnung herabsinken, welches Mißverhältniß unzweifelhaft auch auf die politisch-nationale Gesammtlage des alpenländischen Deutschthums nicht ohne schädliche Wirkung bleiben könnte. — Endlich dünkt mich aber das Project der sogenannten Erweiterung der Autonomie der Landtage in der Praxis überhaupt nicht durchführbar, da die Competenzen z. B. des böhmischen und des salzburgischen Landtages in Folge der Verschiedenheit der Größe und der wirthschaftlich-finanziellen Ressourcen der beiden Länder niemals gleich bemessen sein können, wenn diese Competenzen über den Rahmen der gegenwärtigen verwaltungs-technischen Aufgaben der Landtage hinausgehen. Ganz von selbst ergiebt sich also bei jedem Versuche einer verfassungsrechtlichen Reorganisation des Staates die Nothwendigkeit, die deutschen Alpenländer bei Belassung der gegenwärtigen Landtage als Provinzialvertretungen zu einem innerösterreichischen Verwaltungsgebiete zusammenzufassen, womit man bei dem Gruppensysteme angelangt ist. Nur unter dieser Bedingung können die Deutschen auf die staatsrechtlichen Bestrebungen der Tschechen und die Aspirationen der Polen eingehen, weil erst die staatsrechtliche Organisation der rein deutschen Kronländer den Deutschen Oesterreichs die feste Basis zur Behauptung ihrer nationalen Stellung in einem österreichischen Föderativstaate böte. Für die Deutschen in den Alpenländern kann deßhalb die Frage der Verfassungsrevision in der That nicht mehr strittig sein, denn sie beantwortet sich selbst durch die Vortheile, die die Revision ihnen in wirthschaftlicher, politischer und nationaler Beziehung gewähren würde. Allein die alpenländischen Deutschen waren von jeher gute, aufopferungsvolle Nationale, die die deutsche Gemeinbürgschaft jederzeit in Ehren hielten, wenn sie auch weniger als die Anderen davon sprachen. Ehe wir — sagen sie sich — uns in dieser Frage entscheiden, müssen wir sehen, ob dabei auch die Deutschen in den Sudetenländern nicht schlecht fahren und etwa von dem modernisirten böhmischen Staatsrechte verschlungen werden. Die Antwort, die sie aus Böhmen erhalten, lautet: „Nur kein böhmisches Staatsrecht, sondern Zweitheilung Böhmens mit einem deutsch-böhmischen Landtage, weil wie sonst zu Grunde gehen müssen."

Betrachten wir einmal die sogenannte böhmische Frage für sich. Die Deutschen in Böhmen waren seit jeher der

selbstsüchtigste Zweig des Deutschthums in Oesterreich. Fortgesetzt bedurften sie der Unterstützung der Deutschen in den Alpenländern, wobei sie sich indessen in der Regel die Führung der Deutschen anmaßten, ihre Stammesgenossen in den anderen Kronländern aber immer im Stiche ließen, wo es sich wie z. B. bei der Grundsteuerregulirung darum handelte, im Vereine mit den Tschechen und Feudalen die Deutschen der Alpenländer über's Ohr zu hauen. Bei alledem haben aber die Deutschen in Böhmen bis auf die letzte Zeit selbst das Wenigste für die Erhaltung ihres Volksthums gethan, seinen Rückgang jedoch nicht sich selbst, sondern anderen Factoren zur Last gelegt. Wenn man sich daran erinnert, dann vermag man auch die Stellung der Deutsch-Böhmen in der Sprachen-, Nationalitäten- und in der staatsrechtlichen Frage nach Gebühr zu schätzen. Sie, die am lautesten den Ruf nach Gemeinbürgschaft der Deutschen in Oesterreich erheben, verleugnen sie in allen ihren Forderungen, die eine geradezu empörende Rücksichtslosigkeit gegen die nationalen Interessen nicht nur der Deutschen der Alpenländer, sondern auch der Mährens bezeugen. In der Sprachenfrage fordern sie die Statuirung eines rein deutschen und eines rein tschechischen Sprachgebietes, in dem in Schule und Amt ausschließlich das Deutsche oder das Tschechische berechtigt sein soll. Im engsten Zusammenhange damit verlangen sie die Zweitheilung Böhmens überhaupt und einen eigenen deutsch-böhmischen Landtag, weil sie „sonst zu Grunde gehen müssen".

Welche verderblichen Folgen die Verwirklichung derart abstruser Projecte für die übrigen Deutschen Oesterreichs nach sich ziehen müßten, kümmert die Deutsch-Böhmen nicht im Geringsten. Sie scheeren sich den Teufel darum, daß ihre „Lösung" z. B. auf Mähren gar nicht anwendbar ist; daß durch die Schaffung eines rein tschechischen Verwaltungsgebietes zwischen die Masse des deutschen Volkes und die Alpenländer ein gefährlicher Keil eingetrieben würde, und daß endlich die Zweitheilung Böhmens ein für Steiermark und Kärnthen gefährliches und kostspieliges Präcedens wäre. Ist das deutsche Gemeinbürgschaft oder Verrath der Deutsch-Böhmen an der nationalen Sache? Und was wollen sie denn schließlich durch die Zweitheilung Böhmens in nationaler Beziehung erreichen. Man kann sich die Sache nur so vorstellen, daß der neu zu bildende deutsch-böhmische Landtag nicht nur — so weit Deutsch-Böhmen in Betracht kommt — mit den Befugnissen ausgestattet werde, die heute dem böhmischen Landtage für das gesammte Königreich zustehen, sondern daß ihm auch ein gut Theil der Competenzen des gegenwärtigen Reichsrathes übertragen werde. Glauben die Deutschen in Böhmen aber, daß selbst die weitest gefaßte Competenz des neuen deutsch-böhmischen Landtages das Zugrundegehen des Deutschthums in Böhmen zu verhindern im Stande wäre, wenn dieses sich wirklich innerhalb des gegenwärtigen Landesverbandes nicht zu behaupten vermag? Wo liegen denn die Ursachen des Vordringens des Tschechenthums? Etwa in Beschlüssen des böhmischen Landtages? Keine Spur! Es handelt sich um die Wirkung ökonomischer Ursachen. Die Unternehmer in Deutsch-Böhmen ziehen tschechische Arbeiter heran, weil diese billiger sind und ähnlich verhält es sich auf kleingewerblichem Gebiete. Aus Südwestböhmen ziehen jährlich über den Sommer Tausende deutscher Handwerker nicht nach Nordböhmen, wo sie auf die Concurrenz des billigeren, weil culturell noch nicht so weit fortgeschrittenen und deßhalb auch anspruchsloseren tschechischen Arbeiters stoßen, sondern nach Deutschland, weil sie dort lohnendere Arbeitsgelegenheit finden. Kann man diese ökonomischen Ursachen des Eindringens des Slaventhums in deutsches Gebiet überhaupt bekämpfen, dann geht das durch die von deutscher Seite bereits vorgeschlagene Errichtung deutscher Arbeitsvermittlungsstätten, man bedarf also dazu keiner Zweitheilung Böhmens. Geht das aber auf diesem Wege nicht, dann wird auch der deutsch-böhmische Landtag machtlos sein. Oder soll der neue deutsch-böhmische Landtag etwa beschließen, daß jeder Tscheche an den Thoren deutscher Orte zurückgewiesen werde? Abgesehen von der Undurchführbarkeit einer solchen Maßregel in der Zeit modernen Verkehres, würde sie nichts helfen, denn mechanische Maßregeln haben sich gegen wirthschaftliche Erscheinungen noch immer als unzulänglich und verfehlt erwiesen.

Das Wort von der Zweitheilung Böhmens ist also ein Schlagwort. Realisirt würde es den Deutschen in Böhmen nichts nützen, ihren übrigen Stammesgenossen in Oesterreich aber nur Schaden bringen. Das ist indessen kaum zu befürchten, da es der praktischen Bedeutung überhaupt, der Durchführbarkeit ermangelt. Ebenso vage wie die Forderungen nach der Zweitheilung ist die Furcht vor dem sogenannten böhmischen Staatsrechte. Warum sollen denn die Deutschen in den Sudetenländern, die sich so gerne als die Pioniere des Deutschthums im Osten feiern lassen, sich national in einer schlimmeren Lage befinden, als die gesammten Deutschen in Oesterreich? Das pereentuelle Verhältniß zwischen Deutschen und Slaven in den Sudetenländern ist fast ganz das gleiche wie in Cisleithanien, ja es stellt sich noch günstiger, wenn man bedenkt, daß in Folge der unglückseligen Verquickung des Deutschthums in Böhmen mit dem Liberalismus die Klerikalen, also ein bedeutender Theil der Deutschen in Oesterreich, sich oft zu den Slaven zu schlagen pflegen! Haben die Deutschen der Sudetenländer so wenig Vertrauen zu sich selbst, daß sie glauben, nicht auf eigenen Füßen stehen zu können? Und versteht es sich nicht ganz von selbst, daß, wenn die Deutschen auf die staatsrechtlichen Bestrebungen der Tschechen eingehen, sie auch in der Lage sind dafür Zugeständnisse einzutauschen, die ihnen den Schutz ihres Volksthums garantiren, soweit das durch gesetzliche Bestimmungen überhaupt geschehen kann? Die Sudetenländer in einen tschechischen centralistisch organisirten Staat umzuwandeln ist eine ebensolche Utopie, wie der deutsche Centralismus in Oesterreich. Hand in Hand mit der Föderalisirung des Staates müßte naturgemäß eine ohnehin dringend nothwendige, zweckentsprechende Reform der Verwaltung gehen, die durch Erweiterung des Wirkungskreises der Gemeinden, Bezirke und neu zu schaffenden Kreise, die natürlich national abzugrenzen wären, der Forderung nach nationaler Autonomie Rechnung tragen würde. Die Sudetenländer wären ein durchaus zweisprachiges Gebiet jedoch nur so, daß in den Aemtern der rein nationalen Kreise nur von einer dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechenden Anzahl Beamten die zweite Landessprache gefordert werden würde. Diese Zweisprachigkeit wäre einerseits in dem natürlichen Rechte eines jeden Staatsangehörigen begründet, andererseits aber auch in dem Bedürfnisse nach einer, der Lage der Dinge nach, der deutschen Geschäftssprache des Gesammtstaates, die sich in der Centralverwaltung nur so aufrecht erhalten lassen könnte.

So betrachtet, verliert das böhmische Staatsrecht auch für die Deutschen in den Sudetenländern alle Schrecken. Es erscheint lediglich als Theil einer natürlichen Organisation des Gesammtstaates. Denn wie die Sudetenländer wären auch die anderen österreichischen Ländergruppen, die innerösterreichische, die südslavische und die polnisch-ruthenische zu organisiren. Auf den Kreisvertretungen würden sich die den gegenwärtigen Landtagen territorial entsprechenden Provinziallandtage, auf diesen die Generallandtage aufbauen, die endlich in das gemeinsame Centralparlament ausliefen, in dessen Competenz die bisherigen sogenannten gemeinsamen Angelegenheiten des Aeußeren, des Krieges und der sogenannten Reichsfinanzen, sowie die indirecten Abgaben, die Landesvertheidigung, das Justizwesen und das Eisenbahnwesen und ein Theil der Agenden des gegenwärtigen Handelsministeriums fielen. — Dieser Aufbau wäre nichts Ungeheuerliches, denn er wäre nichts Anderes als eine den österreichischen Verhältnissen angepaßte Combination der Verfassung Preußens und des deutschen Reiches.

Nur in diesen Bahnen kann sich Oesterreich entwickeln und nur wenn Regierung und Gesetzgebung in sie einlenken, wird sich die Kette von Staatskrisen schließen, die Oesterreich seit 1859 fortgesetzt erschüttern, und die Möglichkeit eines Ausbaues unserer Institutionen auch in freiheitlicher Richtung gegeben werden, die nur in Folge des inneren nationalen Streites verkümmert geblieben sind. Aus Gründen, die nicht näher erwähnt werden sollen, mag es den sogenannten Deutsch-Radicalen angemessen erscheinen, durch Ablehnen jedes Ausgleiches Oesterreich dauernd in erdbebenartiger Erschütterung zu halten. Ob das deutsch, ob das politisch ist? Die Mission unseres Stammes als eines nach dem Osten vorgeschobenen Postens ist noch lange nicht beendet. Das „Wunderbare", „Unfaßbare", das die Deutsch-Radicalen von Ibsen für ihre Politik acquirirt haben, weil diese der Realität entbehrt, giebt es in der Politik nicht. Jede Erscheinung hat ihre faßbare Ursache und die Geschichte der Entstehung des deutschen Zollvereines, des norddeutschen Bundes, des Deutschen Reiches, beweist, daß die Ursachen großer Bewegungen im Leben der Völker zum allergeringsten Theile national-idealer, sondern vorwiegend wirthschaftlicher Natur sind. In den letzten Monaten erscholl diesseits und jenseits der Grenzpfähle wiederholt der Ruf nach einem diplomatischen Eingreifen der deutschen Reichsregierung zu Gunsten der Deutschen in Oesterreich. Erwartungsvoll blickten die Radicalen nach Berlin; allein das „Wunderbare" ereignete sich nicht. Während wir Deutschen in Oesterreich im harten Kampfe um unsere Existenz rangen, da bereitete Deutschland in aller Stille einen modernen Argonautenzug vor. Weit über'm Meer, ferne im Osten, wo nur einige hundert Deutsche an den Küsten Ostasiens wohnen, griff es mit mächtiger Hand ein, um der deutschen Production ein unermeßliches Gebiet zu eröffnen, ein Unternehmen, das auf Jahre hinaus für seine Politik richtunggebend sein wird. In Europa aber ist es naturgemäß ängstlich bedacht auf die Aufrechterhaltung des status quo in der alten Welt, um die Arme frei zu haben für lohnende Eroberungen in einer neuen. Hoffen wir also nicht auf das „Wunderbare". Halten wir uns an das Wirkliche. Wir Deutschen in Oesterreich haben noch eine Mission, die uns eine Achtung gebietende Stellung in diesem Staate verbürgt. Sie zu erfüllen, bedürfen wir aber der Ruhe und gefestigter staatlicher Verhältnisse, weil wir nur dann auch als nationale Minorität unsere culturelle Ueberlegenheit zur Geltung bringen können.*)

---

## Der Kanonenkönig.

Von Gustav Gröge.

Der bekannte Historiker und Ethnograph Gustav Diercks giebt bei Carl Reißner in Dresden eine biographische Bibliothek unter dem Titel „Männer der Zeit" heraus. Besonders sympathisch berührt es uns, daß Diercks sich nicht allein auf bedeutende Gelehrte und Schriftsteller beschränkt, sondern auch Männer des praktischen Lebens porträtiren läßt. Nach Heinrich Stephan kommt ein Fridtjof Nansen an die Reihe, und jetzt der alte Krupp. Oberstlieutenant Herman Frobenius hat es übernommen, uns den Lebenslauf des „Kanonenkönigs" zu schildern, und das geschieht mit technischer Sachkenntniß, psychologischer Kunst und stilistischem Feingefühl. Sehen wir uns an seiner Hand einige Etappen auf dem Lebenswege des großen Industriellen und Patrioten näher an!

Zuerst die mühevollen Anfänge des rastlosen Arbeiters und genialen Erfinders und seine ersten mühseligen Erfolge! Die Feldartillerie war durch die Einführung der gezogenen Handfeuerwaffen, welche in allen Armeen seit den vierziger Jahren immer mehr vervollkommnet wurden, in ihrem Werthe für die Schlacht ganz wesentlich beeinträchtigt worden. Die glatten Kanonen hatten nur kleine Schußweiten, ihre werthvollen waren gerade diejenigen, welche jetzt die Infanterie mit den neuen Gewehren auch beinahe erreichen konnte. Sie vermochten also nur noch auf die größeren Entfernungen — über 600 m — zu schießen, denn wenn die feindlichen Schützen ihnen näher standen, wurden sie zum Abfahren gezwungen, wie sich bereits in den Kriegen 1848 bis 1850 mehrfach gezeigt hatte. Der für so werthvoll erachtete Kartätschschuß kam kaum mehr zur Verwendung. Wollte die Feldartillerie nicht zu einer unnützen Last der Armee herabsinken, so mußte sie ihre Leistungen betreffs Schußweite, Treffsicherheit und Geschoßwirkung mächtig steigern. Dahin gingen nun alle Anstrengungen und zwar lag es nahe, gerade wie bei dem Gewehr, auch beim Geschütz durch eine Führung des an die Rohrwände gepreßten Geschosses die größere Leistung zu erreichen, also gezogene Geschütze zu construiren. Gerade wie bei dem Gewehr begann der Kampf zwischen Vorder- und Hinterlade-Systemen, und gerade wie bei jenem war es die bei Weitem stärkere Beanspruchung des Materials, die die Verwendung des Gußstahls in den Vordergrund drängte.

Krupp's scharfem Auge entging es nicht, welche Bedeutung das Eisen in fortifikatorischer Beziehung gewinnen werde; er war rasch entschlossen, auch auf diesem neuen Gebiet mit seinem Gußstahl den Kampf aufzunehmen und kündigte deßhalb am Schluß seines Pariser Ausstellungs-Cataloges an, daß die Firma mit der Errichtung von Walzwerken zum Walzen von Gußstahlschienen und Platten beschäftigt sei, zu deren Production das Werk schon binnen Kurzem gerüstet sein werde. „Unter Anderem sollen mittelst 2000 Pferdekraft Walzen von 15 Fuß Bahnlänge betrieben werden, um große Platten bis zu 1 Fuß Dicke und selbst noch dicker, z. B. zur Panzerung von schwimmenden Batterien oder Festungswerken zu walzen." Diese Walzwerke wurden auch in dieser Zeit gebaut und gleichzeitig ein Bessemerwerk zur Ausführung gebracht, da der, allerdings dem Tiegelgußstahl in der Vollkommenheit seiner Eigenschaften nachstehende, Bessemer-Stahl für die Massenverwendung von Schienen, Blechen und Platten ein sehr gutes Material liefert. In der Folge ward auch die Fabrikation von Stahl-Eisenbahnschienen, welche mit der Eröffnung seines Schienen-Walzwerkes Krupp eigentlich erst in Deutschland einbürgerte, zu einem der bedeutendsten Fabrikationszweige. Die Stahlschienen verdrängten auf Grund ihrer viel längeren Dauer bald die gebräuchlichen Schienen aus Guß- oder Schmiedeeisen und wurden in immer größerer Zahl gearbeitet, bis die jährliche Leistung auf 150000 Tonnen gesteigert wurde. Auch das Plattenwalzwerk ward im Jahre 1864 in Betrieb gesetzt, aber auffallender Weise zur Herstellung von Panzerplatten zu Befestigungszwecken bis zum Tode Alfried Krupp's niemals benutzt. Erst nach diesem ist durch die Erfolge der seitdem erzeugten Krupp'schen Panzerplatten die Richtigkeit seiner Voraussetzung, daß er auch auf diesem Gebiete alle andern Fabriken schlagen werde, voll erwiesen worden; denn die Krupp'schen Platten haben trotz aller hochgradigen Anstrengungen der Ingenieure aller Staaten und trotz der vielen in diesem Zweige der Technik gemachten genialen Erfindungen, Dank des auch bei dem Nachfolger Alfried's nie rastenden Strebens nach Vervollkommnung und

*) Unser verehrter Mitarbeiter, Chefredacteur des Wiener Deutschen Volksblatts, führt die in der obigen Rück- und Vorschau entwickelten Ideen des Weiteren aus in seinem bei Georg Szelinski in Wien erscheinenden „Oesterreichischen Jahrbuch 1897", einem wohlgelungenen Versuche, die jüngste politische Entwickelung unseres verbündeten Nachbarstaates (Badeni, Gautsch, Thun) in großen Umrissen festzuhalten. Wir empfehlen das Jahrbuch auch reichsdeutschen Lesern, obwohl wir den deutsch-böhmischen Vorkämpfern viel sympathischer gegenüberstehen und der Meinung sind, daß das Deutsche Reich einen uns von Wien trennenden Tschechenstaat unter gar keinen Umständen dulden wird.
Die Redaction.

der auf gründlichster wissenschaftlicher Basis fortgesetzt angestellten Versuche und Prüfungen, immer wieder den Sieg davongetragen und der Fabrik auch in dieser Beziehung die erste Stelle unter allen Concurrenten gesichert.

Es ist, meint Frobenius, auffallend, daß Alfried Krupp den Gedanken, Panzerplatten anzufertigen, in der Folgezeit völlig aufgegeben zu haben scheint, daß er niemals bei irgend einer Platten-Lieferung sich betheiligt hat und erst in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens der Aufgabe wieder näher trat, Panzerschutz-Constructionen zu entwerfen. Es ist um so auffallender, als in diesem Fabrikat Deutschland lediglich auf England angewiesen war, seine Panzerconstructeure und Ingenieure also in der Lage der oft recht hemmenden Abhängigkeit von dem Inselreiche waren. Nimmt man hinzu, daß auch die dortige Panzer-Industrie noch völlig in den Kinderschuhen steckte, daß man es 1864 noch für die höchste Leistung hielt, Platten von 300 kg Gewicht zu walzen, also bei einer Stärke von 25 mm etwa 1,50 Quadratmeter, und bedenkt man, daß Krupp's Massengüsse sich bereits 1862 auf Blöcke von 20000 kg erhoben, daß er allein im Besitz des Geheimnisses und der Kunst war, das Material in vollwerthigster Güte bis zu solchen Massen in einheitlicher Stärke zu formen, so folgt ohne Weiteres, daß es ihm spielend leicht geworden sein müßte, alle Concurrenz durch Herstellung großer und starker Platten zu schlagen und dem Vaterlande die erste Stelle in der Panzerconstruction zu sichern. Daß Letzteres trotz Krupp's Zurücktreten von diesem Gebiet doch der Fall war, daß gerade Deutschland trotz der hierdurch herbeigeführten Schwierigkeiten die Führung in der ganzen Entwickelung der Panzerbefestigung übernommen hat, das ist anderen Männern zu danken, Maximilian Schumann, der die genialen Ideen, und Hermann Gruson, welcher die technischen Kenntnisse dazu bot. Aber Frobenius nennt es eine weise Fügung, daß Krupp sich von diesem Gegenstand fern hielt, daß er auch kein Verständniß für Schumann's Ideen gehabt zu haben scheint und daß er seine zur gemeinsamen Arbeit bittend ausgestreckte Hand zurückwies. „Vielleicht war dies nothwendig, damit noch andere Kräfte neben denen Krupp's zur Entwickelung kämen und durch schwere Arbeit und Widerstände hindurch sich rängen, um auch anderen Ideen, anderen Materialien zur Anerkennung und zur Bethätigung ihrer Leistungsfähigkeit zu verhelfen. „Vielleicht war es den höchsten Zwecken dienlicher, daß Krupp seine geniale Erfindungsgabe, seine Thatkraft und seine Mittel auf die Ausbildung lediglich der Kriegswaffe beschränkte, um das Höchste ihm Erreichbare zu leisten, während die Aufgabe Anderen vorbehalten blieb, die Mittel zu finden und zu vervollkommnen, welche gegen die immer sich steigernde Wirkung der Krupp'schen Geschütze einen unverwundbaren Schutz zu bieten bestimmt sind; vielleicht mußte sogar eine gewisse Beeinflussung des Verhältnisses dieser Personen zu einander, gewissermaßen der Natur ihrer sich gegenseitig befehdenden Ideen und technischen Erzeugnisse entsprechend, sich entwickeln, um beide technische Zweige die bedeutende Höhe der Entwickelung erreichen zu lassen, auf welcher angekommen, sie wohl sich vereinigen durften."

Und noch einmal betont Frobenius, daß die im Gebiete der Geschütz-, Geschoß- und Pulver-Industrie gleichzeitig errungenen Siege nicht durchweg als Verdienste Alfried Krupp's zu bezeichnen sind. Denn die Geschosse, welche auch in England den Panzerzielen gegenüber als die besten, besser als die Stahlgeschosse, sich bewährten, waren nicht aus Krupp's Fabrik, sondern Hartguß-Granaten von Hermann Gruson. Dieser gewann mit diesem seinem ersten Erfolge den ersten festen Grund und Boden, auf dem er mit ungeahntem Erfolge die Reihe seiner Hartguß-Constructionen aufzubauen begann. Er wurde mit seinen Granaten ein gefährlicher Rivale Krupp's, und erst nach Einführung einer neuen Härtungsmethode gewannen die Stahlgranaten wieder den Vorrang. Gebührt aber Krupp auf dem Gebiete der Geschütz-Construction allein das Verdienst, mittelst seiner Ringconstruction Rohre von der erforderlichen Widerstandsfähigkeit erzeugt zu haben, um die großen Pulverladungen verwenden zu können, welche die erstrebte Kraftsteigerung nöthig machte, so ist es ihm auch anzurechnen, daß er die Widerstände zu überwinden wußte, welche der Einführung verbesserter Pulversorten in Deutschland entgegengestellt wurden. Er hat hierdurch die Aufmerksamkeit auf diesen Theil des Geschützwesens gelenkt, welcher so außerordentlich wichtig ist und in der Folge eine so eminente Bedeutung für die Entwickelung der Artillerien aller Länder gewonnen hat. Daß dann Deutschland nicht hintenan hinkte, sondern sich an die Spitze der Bewegung stellte, das hat Krupp im Jahre 1868 glücklich angebahnt, wie er sich auch fernerhin thätig auf diesem Felde betheiligt hat. So hatte diese Periode von 1866 bis 1870, welche mit so großen Enttäuschungen begonnen und so viele schwere Krisen mit sich gebracht hatte, doch in den endlich errungenen großen Erfolgen nur dazu beigetragen, dem Gußstahl und Krupp's genialer Verwendung seines Materials in allen Gebieten reiche Anerkennung und eine Stellung zu verschaffen, welche nunmehr nicht so leicht mehr zu erschüttern schien. Wohlthuend berührt die sachliche und objective Klarlegung der Frage, mit welcher der Hauptmann E. Monthaye vom belgischen Generalstab für Krupp's System eintrat. Seine Untersuchung führt zu der unbedingten Anerkennung und einwandfreien Kritik der Krupp'schen Geschütze. Ausgehend von einer Besprechung der verschiedenen zur Verwendung kommenden Metalle hebt er die Vorzüge des Tiegelgußstahls hervor und citirt das Urtheil des Chemikers Fremy: „Wenn Krupp dazu gelangt ist, den Kriegsmaschinen jene Vollkommenheit zu geben, welche man an ihnen kennt, so geschah dies, weil er seit einer langen Reihe von Jahren ihre Fabrikation auf eine wirklich wissenschaftliche Grundlage stellte. In seiner Fabrik wird nichts dem Zufall überlassen; Chemiker analysiren fortwährend die Grundstoffe und die hergestellten Erzeugnisse; das wissenschaftliche und industrielle Element ist eng mit dem militärischen Element verbunden; Artillerie-Officiere sind der Fabrikation zugetheilt und verfolgen alle Einzelheiten; erhebliche Summen werden auf neue Versuche verwandt, die mit den verschiedenen Legirungen, die sich für die Geschützfabrikation eignen, gemacht werden; jedes untersuchte Metall erhält gewissermaßen seine Akten, die seine chemische Zusammensetzung, seine Vortheile und seine Mängel ergeben." Mit Recht wird hervorgehoben, daß Krupp allein im Stande ist, sich das größte Vertrauen für seine Fabrikate zu erwerben, weil er selbst sich die Materialien in dieser wohlüberwachten wissenschaftlichen Weise zubereitet, während in Frankreich und England die zu verarbeitenden Blöcke von Privaten gefertigt und geliefert werden. Nachdem Monthaye hierauf die Verschlußsysteme einer kritischen Untersuchung unterworfen hat, bespricht er die ballistischen Leistungen und weist nach, daß die neuen Krupp'schen Geschütze denen von de Bange durchweg vorzuziehen sind. Er schließt sein Buch mit den Worten: „Der gegenwärtige Eigenthümer der Krupp'schen Fabrik ist ein Greis von 74 Jahren, dessen eiserne Gesundheit und Thatkraft jedoch dem Alter und der Krankheit trotzt. Er ist noch heute der Mittelpunkt von allen den ausgedehnten Unternehmungen, deren Ausgangspunkt die Essener Gußstahlfabrik ist. Man hat ihn den „Kanonenkönig" genannt, wie man den verstorbenen Van der Bilt den „Eisenbahnkönig" nannte. Dieser ehrende Beiname ist ohne innere Bedeutung für den großen amerikanischen Finanzmann, der sich begnügte, die Antheile der als gut und gewinnbringend bekannten Linien zu kaufen, ohne je in seinem Leben einen einzigen Kilometer Eisenbahn gebaut zu haben, er kommt dagegen mit vollem Recht Herrn Krupp zu, da er selbst nicht nur eine Artillerie geschaffen hat, sondern auch das Metall, aus dem sie hergestellt wird."

Es erscheint kaum noch nöthig, eines anderen Schriftstellers „Pertinax“ zu erwähnen, welcher in ähnlicher Weise die Ueberlegenheit Krupp's gegenüber De Bange, Armstrong und Whitworth nachweist; genügt doch die Thatsache, daß das Krupp'sche Geschütz bis 1887 das einzige war, das in den europäischen und amerikanischen Kriegen seit zwei Jahrzehnten seine vollkommene Leistungsfähigkeit durch alle Wechselfälle zahlreicher und anstrengender Feldzüge bewiesen hatte.

In der That gab es außer Frankreich, England und Serbien keinen Staat von einiger militärischer Bedeutung, der sich nicht mehr und mehr den Krupp'schen Geschützen zugewandt hätte; weit über die Grenzen Europas hinaus beeiferten sich die Staaten Amerikas, Asiens und Afrikas, ihre Flotten und Küstenbefestigungen mit den Krupp'schen Panzergeschützen zu armiren und ihre Armeen mit seinen Feldgeschützen auszurüsten. Es ist eine gewaltige Anzahl von Rohren, die bis zum Todestage Alfried Krupp's aus seiner Werkstatt hervorgegangen waren, mehr als 23000 Stück waren in seinen Journalen verzeichnet, und es giebt keine Geschützfabrik der Welt, welche auch nur annähernd diese Zahl erreicht hätte. So hatte der Meister das hohe Ziel erreicht, das er sich in den Träumen seiner Jugendjahre gesteckt hatte, sein Lieblingsgedanke, den Tiegelgußstahl bei den stärksten Kriegswaffen zur Anwendung und Anerkennung zu bringen, hatte sich voll und ganz erfüllt, eine That seiner unermüdlichen siegesgewissen Thätigkeit und Schaffenskraft. Alle Gegner sah er noch an seinem Lebensabend überwunden, mit lauter Stimme verkündeten auf fast allen Schießplätzen der Erde die Erzeugnisse seines Geistes den Ruhm des väterlichen Erbes, des Tiegelgußstahles.

Aber die schöne Darstellung vom Frobenius vergißt über dem Geschäftsmann und Erfinder auch das rein Menschliche nicht. Nach ihm war Krupp ein ganzer Mann, bei dem nichts aus der großen Idee, die ihn beherrschte, herausfiel, und der Alles, selbst das Bestenscheinende, zu thun unterlassen haben würde, wenn es ihm mit seiner großen Lebensaufgabe nicht vereinbar dünkte. Es ist hieraus zu erklären, daß er sich der Politik stets völlig fern gehalten hat, so fern, daß er selbst die Gefahr der politischen Agitation unter seinen Arbeitern fast zu spät erkannte. Mit der Politik hatte sein Lebenswerk nichts zu thun, und während einerseits er keine Zeit hatte, sich damit zu beschäftigen, hätte sie anderseits seiner internationalen Industrie nur Hemmnisse bereiten können. Er bedurfte aber der Freiheit, auf der ganzen Erde, um dort seinem Gußstahl zur Anerkennung zu verhelfen, wo es ihm gerade am ehesten gelang. Vergebens hatte er, seinem ihm angeborenen Patriotismus folgend, lange Jahre nach Verständniß in seinem engeren Vaterlande gestrebt; er mußte anderwärts festen Fuß zu fassen suchen, wo man ihm mit weniger Zweifeln und Schwierigkeiten begegnete, da er die alte Erfahrung auch an sich machen mußte, so gut wie Dreyse und Maximilian Schumann, daß der Prophet am wenigsten gilt in seinem Vaterlande. Deßhalb trug er nicht das geringste Bedenken, seine in Preußen schnöde abgewiesenen Gewehrläufe nach Frankreich zu schicken und auch seine Feldgeschütze Napoleon I. zu empfehlen. Daß ihm die alte Feindschaft nicht weniger im Blute gelegen haben sollte, als jedem anderen ehrlichen Deutschen, ist nicht anzunehmen; aber der Patriotismus hätte ihm hier nur im Wege gestanden; es galt, für seine Waffen zunächst eine Anerkennung zu finden. Wie hätte er denn weiter schaffen, dem Vaterlande seine Geschützausrüstung in so vollendetem Maaße schmieden können, wenn er für immer in der Ecke stehen blieb, wohin die entscheidenden Behörden ihn zu drängen schienen? Einen Boden mußte er zunächst suchen, der als Nährboden für die weitere Entwickelung sich eignete, wenn er seiner Lebensaufgabe gerecht werden wollte. Und fand er ihn im Vaterlande nicht, dann mußte eben der Patriotismus vor der Hand bei Seite gestellt werden, denn er war hinderlich. Wir sehen ihn dann sofort wieder in seine Rechte eingesetzt, als durch Frankreichs Neuerungen die einheimische Regierung sich bewogen sah, mit Krupp's Stahlgeschützen endlich Ernst zu machen. Von da ab existirte Frankreich für Krupp nicht mehr. Das Vaterland bot ihm nun, was er brauchte. Wenn man gesagt hat, daß in unseren großen Kriegen Roon unser Schwert schliff und Moltke es zum Kampfe führte, so kann man auch betonen, daß der alte Krupp es war, der uns die Waffe selbst geliefert hat. Neben Dreyse gebührt ihm der Ehrenname: des Deutschen Reiches Waffenschmied.

## Literatur und Kunst.

### Jenny Lind und Spohr.

Erinnerungen von Prof. Herman Wichmann (Rom).

Im Jahre 1844 begann für mich eine künstlerisch merkwürdige Zeit, merkwürdig nicht für mich allein, sondern auch für alle Berliner, alle Deutschen, Europäer, Amerikaner und für jeden Menschen, der ein Kunstphänomen ersten Ranges genießen zu können das Glück hatte. Jenny Lind, bis dahin unbekannt und nur in ihrem Vaterlande Schweden mit einem succès d'estime geehrt, erschien in der preußischen Hauptstadt als Stern am Horizonte. Eine Baronin Ritterstolpe, gleichfalls eine Schwedin, die schon seit Jahren in Berliner Kreisen sich tummelte, von ihrem Manne in Stockholm geschieden, der, da ihre Berliner Nähe ihm immer noch unheimlich dünkte, derselben den Vorschlag gemacht hatte, für sie daselbst 1000 Kronthaler, in Wien aber 2000, in Mailand 3000 und in Neapel 5000 als Jahresrente geben zu wollen — hatte das junge blonde nordische Mädchen überredet, mit ihr nach Berlin zu reisen, es würde dort das höchste Aufsehen erregen.

Jenny Lind, welche lange gezögert, da sie nicht ohne Bedenken über ihren Erfolg war, zuletzt aber eingewilligt hatte, lebte zuerst bei einer Familie Reimer in der Französischen Straße, immer aber unter der Protection der Baronin. Zum ersten Mal sang die Lind bei Onkel Waldenburg, wo sie von der Baronin eingeführt worden war. Der Enthusiasmus war sofort ein unbeschreiblicher, obgleich vor der Hand nur in der Familie Waldenburg, da man aus Furcht, sich etwa zu blamiren, zu diesem ersten Versuch keine Gäste eingeladen hatte. Natürlich hörten meine Eltern augenblicklich von dieser merkwürdigen Erscheinung und gaben auf Zureden meiner sehr musikalischen und sachverständigen Cousine Eveline von Waldenburg eine Gesellschaft, in welcher außer der Lind viele unserer Opern-Sänger und -Sängerinnen sich hören ließen. Es war das zweite Mal, daß die von Waldenburg's so betitelte „schwedische Nachtigall“ (ein Beiname, der später ein allgemeiner wurde) in Berlin sang, aber ihr Erfolg war bereits so gesichert, daß an ihm nicht der geringste Zweifel sein konnte. Künstler unter einander sind neidisch und gönnen sich oft nicht berechtigten Beifall, wo aber ein so glänzender Stern leuchtet wie die Lind, Alles um sich verdunkelnd, jede Concurrenz ausschließend, da verstummt auch jede Kritik. Und das war an jenem Abend der Fall; Alles war gerührt; Jeder drückte dem Andern die Hand; Jeder nahm dankbar an, was ihm geboten wurde, und man fühlte einmal wieder einfach, daß man Mensch war. Ihr Auftreten auf der Bühne ließ nicht lange auf sich warten; den ungeheuren Succeß zu schildern, erspare ich mir. Ich hatte in jener Zeit das Glück, ihr dadurch näher zu treten, daß sie mich aufforderte, sie hin und wieder zu besuchen, um sie beim Durchgehen von Musikstücken auf dem Piano zu accompagniren. Die Baronin, die bisher dieses Amt verrichtet hatte, übergab es von nun an

mir, besonders, da sie es in den öffentlichen Concerten ohnehin nicht übernehmen wollte. Aus dieser Zeit stammen viele meiner Lieder, welche die Lind in solchen Concerten sang und von denen einmal ein Heft in 300 Exemplaren während einer Woche verkauft wurde. Die Einführung eines Liedes in's Publikum durch eine so vollendete Künstlerin macht es eben populär, selbst wenn sein musikalischer Werth nicht gerade ein bedeutender ist. Ich erinnere mich noch der Concert-Abende in der Singakademie und im Saale des Schauspielhauses, die ich mit der Lind im kleinen Wartezimmer verplauderte, während die andern Virtuosen ihren Firlefanz auftischten, bis Jenny wieder mit ihrem Vortrag an die Reihe kam; einmal trat die berühmte Krelinger bei uns ein und sagte zur Lind: „Und wann singen Sie mir wieder das Vergißmeinnicht? Es ist doch gar zu rührend." Jenny aber, mit den Finger auf mich weisend, sprach: „Hier ist der Componist!" worauf die alte Krelinger mir einen herzhaften Kuß gab.

Der damalige englische Gesandte Lord Westmoreland hätte nichts dagegen gehabt, wenn eine Verbindung der Sängerin mit seinem Sohne zu Stande gekommen wäre. Obgleich er, aus uralter Familie, die Bedenken seiner Standesmitglieder gegen eine sogenannte Mesalliance theilte, so war er doch so fanatischer Musikliebhaber und Componist, daß sein Enthusiasmus für Jenny ihn über jedes Vorurtheil erhoben hatte. Die Heirath kam indessen nicht zu Stande; den Grund kann ich nicht angeben: ich glaube, daß Jenny bereits eine Passion für einen Schweden, Günther, hatte und dem hohen Lord einen Korb gab. Eines merkwürdigen Faktums will ich gedenken, um zu zeigen, welch' einen überwältigen Einfluß eine Kunstleistung der Lind auf edlere Gefühle hatte. Taubert und Rellstab, unzertrennliche Freunde, waren dadurch erbitterte Gegner geworden, daß Letzterer die eben aufgeführte Oper „Jogeli" des Ersteren etwas herb öffentlich in der Zeitung kritisirt hatte. Dadurch fühlte sich die ganze Familie Taubert derart verletzt, daß selbst die beiderseitigen Kinder einander nicht mehr begrüßten. Nun begegnete unser Kapellmeister zufällig Rellstab auf der Straße nach einer eben stattgehabten Probe der Norma. Taubert war noch ganz ergriffen und tief gerührt vom Gesange der Lind, und ohne ein Wort zu verlieren, fiel er Rellstab um den Hals; alle Feindschaft war vergessen. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, welche Umwandlung in der Beurtheilung Bellini's in Taubert vorging, nachdem er den großen italienischen Componisten von der Lind hatte singen hören. Auch einen Ausspruch der Sängerin will ich hier zum Besten geben. Sie meinte, daß, nachdem die Grundlagen im Gesangunterricht gelegt seien, das Studium eines höheren Kunstgesanges sich in der Diagonale: Bellini, Mozart, Händel bewegen sollte.

Mein Vater meißelte ihr Konterfei, sehr ähnlich als Hautrelief; zur Büste fand er ihre Physiognomie nicht recht geeignet; ihre Züge waren eigentlich grob und nur der Ausdruck war oft entzückend. Zwischen Büsten wie die der Fürstin Liegnitz, Prinzessin Karl, Elisa Radziwill, Henriette Sonntag, der Gräfin Hochberg, Gräfin Poniatowski, Auguste von Dachroeden konnte dieser Kopf nicht recht paradiren. Ich sehe noch alle diese schönen Gesichter — viele andere sind meinem Gedächtnisse entfallen — eines neben dem andern im Atelier aufgestellt, während ihnen gegenüber unzählige Köpfe berühmter Männer florirten. Wie soll ich ihre Zahl angeben? Ich citire. Buch, Link, Jüngken, Maaßen, Savigny, Gans, Hegel, Marot, Gudin, Spohr, Rungenhagen, Mendelssohn, Kaulbach, Krüger, Schönlein, Meyerbeer, Feilner, Graf Hochberg, Anton Radziwill und seine Söhne ꝛc. ꝛc., wie gesagt, die Allermeisten sind meiner Erinnerung entschwunden.

In meinem Leben beginnt bald darauf eine neue Epoche. Die Eltern meinten, ich müsse selbstständig werden, und hielten es für das Beste, mich auf ein paar Jahre in die Welt zu schicken. Daß diese erste Trennung von den Meinen mir recht schwer wurde, versteht sich von selbst; damit war aber doch auch wieder ein Gefühl der Freude verbunden, von nun an mein eigener Herr zu sein. Obgleich ich also, wie gesagt, ganz selbstständig, sowohl musikalisch als auch in sonstiger Beziehung von nun an sein sollte, wählte ich doch aus eigener Initiative vorerst meinen Aufenthalt in Cassel, um noch einen strengen Cursus bei Spohr durchzumachen. Wenn man auch glaubte, daß ich das so zu sagen Grammatikalische in meiner Kunst überwunden hätte, meinte ich dagegen, man könne sich nicht genug darin befestigen.

Es war Morgens 8 Uhr, als ich Spohr meinen ersten Besuch machte; ich hatte gehört, daß er Winter und Sommer bereits um Sechs bei der Arbeit saß. Ich fand ihn in einem kleinen Zimmer, in welchem ein dürftiges Clavier stand; das Violinpult war an seinen Schreibtisch geschraubt, auf diesem lag die Geige, und an ihm pflegte er seine Lectionen zu ertheilen. Der Meister war von gigantischer Statur; spielte er auf der Violine, so schien dieselbe nicht größer als eine Cotelette; seine durch zahlreiche Abbildungen bekannte Physiognomie zeigte die edelsten Züge. Seine hellfarbigen Augen blickten Vertrauen erweckend, offen und klar; ich habe bei keiner Gelegenheit die leiseste Moquerie in ihnen wahrgenommen; daheim trug er stets einen hellgrauen Anzug, eine Art Hausrock, in welchem er Unterricht ertheilte und auch jedweden Besuch empfing. Ging er aus, so vertauschte er dieses Costüm mit einem sonderbaren grünen und einer Art Rekrutenmütze von derselben Farbe. Die Bekleidung, auf welche er wenig Werth legte, hatte wirklich etwas Laubfroschartiges. Sein stilles Häuschen stand isolirt in einem Garten unweit des Königsplatzes; es barg zwei Stockwerke, welche er mit seiner Frau, einer Tochter des in Cassel fungirenden Ober-Appellationsrath Pfeiffer, allein bewohnte. Seine Dienerschaft bestand in zwei Mädchen und einem alten Gärtner; dieser Letztere, im Verein mit Frau Spohr, pflegte die Gartenbeete und auf ihnen besonders die Lieblingsblumen des Meisters, die Rosen, deren eine große Anzahl verschiedener Sorten das kleine Haus an hohen Stöcken umstand. In solcher Umgebung empfing mich der Meister auf das Zuvorkommendste. Angemeldet wurde ein für alle Mal nicht. Man passirte unbehindert die Pforte des das Gärtchen umgebenden eisernen Gitters, durchschritt es, trat dann ungehindert in's Häuschen ein, klopfte links an die kleine Thür des Arbeitszimmers, hörte ein mit tiefer, sonorer Stimme gesprochenes „Herein!" und stand vor Spohr. Ich hatte verschiedene Arbeiten mitgebracht, damit sich der Meister ein Urtheil über meine Fähigkeiten bilden möchte. Mit der größten Ruhe, er hatte seine Morgenarbeit bereits vollendet, guckte er dieses oder jenes Opus durch, hielt jedoch mit seinen Bemerkungen vorerst zurück. Im Laufe des Gesprächs erkundigte er sich nach manchen seiner Berliner Freunde unter den Musikern; besonders mußte ich ihm von Hubert Ries, meinem Violinlehrer, dem bekannten, später im 85. Jahre verstorbenen Concertmeister, seinem früheren Schüler, berichten. Mein Gedächtniß erinnert sich heute noch ganz genau dieser ersten mit Spohr gepflogenen Plauderei. Nachdem sich mein nunmehriger Gönner wohl ein vorläufiges Urtheil über meine Person und meine Leistungen formirt, setzte er die Zeit des Unterrichts fest, und meine Antrittsvisite war beendet.

Zwei Mal in der Woche und zwar von 3 bis 4 Uhr durfte ich Spohr Arbeiten vorlegen. Bei der Kritik über dieselben handelte es sich größtentheils um ästhetische Bemerkungen. Ich war so weit in meinen musikalischen Kenntnissen vorgerückt, daß es dem Meister erspart war, mir sozusagen grammatikalische Satzfehler oder dergleichen zu corrigiren; es kam mehr darauf an, mich auf Längen, Kürzen, Anwendung dieses oder jenes Instrumentes oder Auffassen eines Textes aufmerksam zu machen. Auch würde mir Spohr sonst seinen Beistand kaum bewilligt haben, denn Anfangsgründe und Theorie zu lehren, das hätte ihn gründlich gelangweilt. Ich

gedenke noch heute dieser Musikstunden mit großer Dankbarkeit; meine Verehrung für den Altmeister stieg bei jeder ferneren Zusammenkunft, und ich glaube, daß ich mir damals auch seine Zuneigung erworben habe.

Von drei Töchtern Spohr's — Söhne hat er nie gehabt — war ihm nur noch eine geblieben; die zweite, eine Frau Zahn, hatte sich mit einem Posamentier verheirathet, welcher bald mit ihr nach Amerika hinüberzog, während die jüngste, von der er stets mit der innigsten Rührung sprach, in der Blüthe der Jahre gestorben war. Frau Ida Wolf zeigte immer die größte Zärtlichkeit gegen den von ihr abgöttisch geliebten Vater; sie wischte ihm — er war etwas, wenn auch nicht auffallend, corpulent — nach jedem Quartettsatz den Schweiß von der Stirn und versäumte nie, wenn man beim Abschluß des Spieles sich zum Abendbrod rüstete, ihm den bereit gehaltenen Ueberzieher anzuziehen, damit er sich allmälig abkühle und sich ja nicht etwa in der veränderten Temperatur des bis dahin von den Gästen unbetretenen Eßzimmers erkälte.

Als unsere Privat-Streichquartett-Aufführungen stattfanden, war Spohr beinahe ein Siebziger. Von den drei Werken, die regelmäßig geboten wurden, spielte er in zweien die erste Geige; in dem gewöhnlich zwischen diesen ausgeführten Quartett figurirte als Hauptviolinist sein Lieblingsschüler Bott, er aber übernahm zu seiner Erholung die bis dahin von diesem besetzte zweite Violine. Der ausgezeichnete Bratschist Teichert executirte die Viola, der berühmte Violoncellist Dotzauer den Baß. Regel war, daß ein Spohr'sches Quartett mit auf der Tagesordnung stand, welches selbst vorzuführen er sich nie nehmen ließ. Und hier hatte ich denn die Freude, mein A-moll-Quartett in einer Soirée bei Wolf eigenhändig von Spohr als erstem Violinisten executirt zu hören. Es sind beinahe 50 Jahre. Noch gedenke ich des Augenblickes, als ich ihn tief ergriffen anredete: „Herr Capellmeister, das ist zu viel Ehre für mich." Er schmunzelte und meinte, ich solle dies nur auf sich beruhen lassen, aber recht bald ein neues, vollendeteres Stück liefern, dann verspräche er mir auch, es wiederum auf sein Programm zu setzen.

Außer jenen stereotypen Abenden gedenke ich der musikalischen Unterhaltungen in Spohr's eigenem Hause. In diesen wirkte er selbst nicht mit, sondern hatte in einem Nebenzimmer eine Whistpartie arrangirt; er affectirte dann, von da aus den mittelmäßigen Musikleistungen der dilettantischen Bekannten von Madame Spohr zu folgen. Ich aber wollte wetten, er hörte gar nicht hin — was man ihm auch nicht verdenken konnte. Whist spielte er eben so gern wie Billard, weßhalb ein stehender Whistabend ihm Bedürfniß war. Und da vom Billardspielen die Rede ist, so führe ich an, daß Spohr, wenn er um 1 Uhr gespeist, täglich von 2—3 Uhr in das seiner Wohnung naheliegende sogenannte Lesemuseum ging, wo er, um sich eine Verdauungsbewegung zu machen, einige Partien spielte. Oft mußte ich ihn von dort auf seinen Wunsch zu meiner angesetzten Musikstunde abholen, da er im Eifer des Kugelstoßens leicht den für die Lection bestimmten Tag vergaß. Nicht selten hielt er mich auch wohl gar noch zu einem neuen Spiel fest, wenn er nämlich den Nachmittag nicht noch anderweitig beschäftigt war und so der Unterricht auch ein halb Stündchen später beginnen konnte.

Bei aller Sorgfalt, die Spohr beim Lehren mir widmete, glaubte ich doch, zu bemerken, daß sein Interesse für die Violinstunden, welche er außerdem ertheilte, ein größeres war. Und das darf nicht Wunder nehmen, denn als Geiger war er ja der Stifter der großen deutschen Violinschule, weßhalb es ihm am Herzen lag, seine Methode und das von ihm Erschaffene in seinen Schülern fortzupflanzen. Er schenkte uns Joachim, wenn auch nur indirect: Spohr zeugte David, David zeugte Joachim.

Meiner Person, das weiß ich, konnte die Zurücksetzung nicht gelten, denn er forderte mich nach beendeter Lection öfters auf, mit seiner Frau und deren Schwester, Fräulein Lina Pfeiffer, einer alten Jungfrau — Beide waren recht musikalisch — zu musiciren. Wenn ich dann mit einer oder der andern dieser Damen à quatre mains spielte, setzte er sich gewöhnlich mit an's Clavier und ertheilte den Frauen seinen Rath beim Vortrag. Eben war Mendelssohn's „Sommernachtstraum" vierhändig erschienen, und der Meister war begierig, die ihm bis dahin unbekannte Musik, sei es auch nur oberflächlich, kennen zu lernen. Ich sehe ihn noch am Piano bei uns sitzen, mit in das Notenheft gucken und höre, wie er die verschiedenen Stimmen, je nachdem, einmal Sopran, dann wieder Baß oder Sopran, dann wieder Baß oder Tenor und Alt flötete, pfiff und brummte. Das neue Werk gefiel ihm ungemein — Schwärmerei lag nicht in seiner Natur —, aber er lobte es mit einer gewissen Begeisterung; überhaupt war er ein großer Verehrer von Mendelssohn, nur daß er dessen angenommenen Härten und Dissonanzen, so drückte sich Spohr aus, nicht beistimmen könnte. Sein musikalisches Glaubensbekenntniß sans phrase war Mozart; an Beethoven mäkelte er viel herum, für Weber hatte er gar keine Sympathie und unseren Heroen, wie Bach und Händel, ja selbst dem großen Dramatiker Gluck konnte er nicht den Geschmack, den er an geringeren Geistern fand, abgewinnen. Sein Antipode aber war Meyerbeer, über den er sich immer nur lustig machte (natürlich sehr mit Unrecht); er lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, als H. Heine ein Spottgedicht über die schwere Geburt der „Afrikanerin" aus dem Aermel geschüttelt hatte, und stimmte den satirischen Bemerkungen, die reichlich darin vorhanden waren, gern zu.

Dagegen hatte er andere Größen zweiten Ranges, wie Marschner, Kreutzer, Onslow, dann die Franzosen Boieldieu, Grétry, Méhul, Isouard, die Italiener, Cherubini und Cimarosa — mit Rossini und Bellini durfte man ihm nicht kommen —, Ferdinand Ries, Lortzing, ja selbst Hiller und noch einige neuere Meister sehr lieb. Ueber alle diese Autoren habe ich mit ihm conversirt. Wagner erkannte er ein großes Talent zu und gedachte oft lobend des merkwürdigen Mannes, nur dessen Epigonen verspottete er, namentlich war ihm die Liszt'sche Schreiberei — ich citire sein eigenes Wort, ohne es verantworten zu wollen — „ein Gräuel".

Spohr's praktische Thätigkeit erstreckte sich auf die Direction der Oper im kurfürstlichen Theater und der Abonnementsconcerte, in denen er nicht selten bei so vorgerücktem Alter noch als Virtuose auftrat. Ich hörte ihn dort seine berühmte Gesangsscene spielen, später dann eine originelle, eben von ihm vollendete Composition, nämlich ein concertirendes Streichquartett mit Orchesterbegleitung, in welchem er die erste Geige strich. Ich glaube, er hat jenes Quartett nicht verlegt und es wird wohl nur als nachgelassenes Werk im Manuscript vorhanden sein; wäre es untergegangen, so würde ich dies für einen nicht geringen Verlust halten. Es hätte wohl der Mühe gelohnt, schon des eigenthümlichen Musikgenres wegen und weil von Spohr, das Stück in classischen Concerten zur Geltung zu bringen.

Der Meister erlaubte mir und anderen Schülern, uns vor Beginn der Oper in der Nähe des Theatereinganges einzufinden, von wo er uns bis zur Thür des Parterres begleitete, in das wir dann gratis eintreten durften; die Schließer respectirten seine Autorität. Da erinnere ich mich, daß ich einmal zur „Zauberflöte" nicht erschienen war. Als ich am nächsten Tage die Lection nahm, fragte er mich, ob ich unwohl gewesen. Ich war in eine Gesellschaft geladen gewesen. „Wie ist es möglich", meinte er, „daß Sie ein so belehrendes Werk zu hören versäumen? Ich hoffe, daß dies nicht wieder vorkommt und daß Sie lieber alles Andere im Stich lassen." Ich schämte mich. So wie Spohr mir ungeschminkt die Wahrheit sagte, so nahm er auch im Orchester kein Blatt vor den Mund. Viele Mitglieder klagten über seine Derbheit;

ich habe indessen nie gefunden, daß er wissentlich Jemand zu nahe getreten ist.

Trotz seiner hohen Jahre unterließ unser Meister nicht, seine Gesundheit durch körperliche Uebungen zu kräftigen. Er war noch jetzt ein guter Schwimmer; man sah ihn Schlittschuh laufen und bei eisigem Ostwinde machte er oft weite Promenaden. Jeden Sommer unternahm er während der zweimonatlichen Theaterferien einen längeren Ausflug mit seiner Frau; reiselustig war er stets. 1845 ging er nach Berlin, um daselbst „Die Kreuzfahrer" zu dirigiren. Auf Ersuchen von mir boten ihm meine Eltern ein Absteigequartier in unserem Hause an. Oft noch erinnerte sich der Meister mit Vergnügen der Stunden, die er in meinem väterlichen Heim verlebt hatte. Er erzählte ausführlich von jenem Abende im traulichen Gärtchen, an welchem, nachdem „Die Kreuzfahrer" zum ersten Mal die Bühne passirt hatten, Meyerbeer gleichsam als Feldmarschall, die Capellmeister Taubert und Dorn als dessen Adjutanten, die Concertmeister Gans, Ries und Zimmermann als Officiere und alle Mitglieder der königlichen Capelle als Soldaten ihm zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Tag einen silbernen Lorbeerkranz überreichten.

Bei dieser Gelegenheit hatte Meyerbeer, der kein besonderer Redner war, eine Ansprache an den Gefeierten gerichtet und soll sich dabei selbst übertroffen haben. Mein Vater, der eine launige Ader hatte, machte, als nach Beendigung des Sermons eine Pause eintrat, in welcher der Altmeister wegen schuldiger Danksagung ein wenig in Verlegenheit war, — sich zu Meyerbeer wendend, die Bemerkung: „Gegen Sie ist Demosthenes nur ein Stümper gewesen!" Hiermit war das Eis gebrochen.

Nach einigen Monaten dann, eine Symphonie war meine letzte Arbeit unter Spohr's Aegide, verließ ich Cassel, mit welchem mich noch jetzt, nach beinahe einem halben Jahrhundert, enge Beziehungen verbinden, die ich damals angeknüpft hatte. Unvergeßlich vor Allen aber bleibt mir der Meister in seiner Ruhe, seinem Edelsinn, seiner Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit. Wie Vielen hat er nicht in Verborgenheit geholfen!? Mit Thränen nahm ich vor meiner Abreise in's Land jenseits der Alpen von ihm Abschied; ich sollte ihn nicht mehr so gesund und froh wiedersehen. Als ich nach mehreren Jahren durch Cassel reisend ihn aufsuchte, da saß er in der mir bekannten Laube, umgeben von seinen Blumen, und las, wie mir schien, ohne Interesse ein unbedeutendes Buch. Seine Schaffenskraft war erlahmt. Obgleich vollständig urtheilsfähig und durchaus seiner Sinne mächtig, hatte doch ein Fall auf den Hinterkopf ihn einer gewissen Energie im Denken beraubt. Das fühlte der Meister tief und klagte es mir, fügte auch hinzu, daß sein sonstiges reges Interesse für Weltbegebenheiten und Politik nicht mehr dasselbe sei; nur Eins sei ihm geblieben: die Liebe zur Kunst. „Aber nur passiv, nur passiv", sagte er mit Wehmuth, „kann ich mich an der Musik erfreuen". Ohne daß eine bestimmte Krankheit Ursache davon gewesen, überraschte ihn der Tod. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht führte ihn Morgens improviso ein sanfter Schlummer hinüber. Seine Züge sind uns durch eine Büste meines Vaters, frappant und doch in idealer Auffassung, erhalten. Der Meister besaß in seiner zweiten Frau — die Mutter seiner Kinder, die einst so berühmte Harfenspielerin, deren Tönen Goethe mit Andacht gelauscht, war längst verschieden — bis zu Ende die treueste Gefährtin und eine rührende Pflegerin. Sie war sein zweites Ich. Auch diese edle Frau ist vor nicht langer Zeit in hohem Alter heimgegangen.

## Aus dem italienischen Hauptquartier 1866.

Von Georg Simmich.

Eines der wichtigsten Memoirenwerke unserer Zeit, das bei S. Hirzel in Leipzig erscheinende Tagebuch des Diplomaten und Kriegsgeschichtschreibers Theodor v. Bernhardi, ist mit seinem unlängst erschienenen 7. Bande: „Der Krieg 1866 gegen Oesterreich und seine unmittelbaren Folgen" bei seiner interessantesten Epoche angelangt. Geheimrath Bernhardi hatte nämlich 1866 das für einen Nichtmilitär unerhörte Glück, seine theoretischen Kriegskenntnisse praktisch zu bethätigen. Sein von ihm ausgearbeiteter Feldzugsplan hatte Moltke's Beifall gefunden, und der preußische Generalstabschef war es selbst, der den Privatstrategetiker seinem königlichen Herrn und Bismarck empfahl, als es sich darum handelte, einen preußischen Bevollmächtigten in's italienische Hauptquartier zu entsenden. Es gewährt einen Genuß, nunmehr diesen Militärbevollmächtigten, den Herr La Marmora nicht übel Lust hat, über die Achseln anzusehen, bei seiner Arbeit zu beobachten, dem italienischen Generalissimus die Unverträglichkeit seines Kriegsplanes — Nous sauterons dans le quadrilatère! Nous sauterons dedans! Vous verrez! (Wir werden in's Festungsviereck springen! Wir werden hineinspringen! Sie werden es sehen!) wiederholt er einmal über das andere — mit der großartigen preußischen Auffassung von der Führung dieses Krieges klar zu machen. Sehr bezeichnend ist folgende Unterhaltung des mißachtetet „Individuums aus Berlin" mit La Marmora:

Ich (denke im Stillen: Da es nun einmal so und nicht zu ändern ist, so mag er denn nach seiner Weise über den Mincio gehen — wenn er nur dann auch weiter und über die Etsch geht! Mag er nach Padua kommen, auf welchem Wege er will: wenn er nur hinkommt, und dann von dort aus, mit Cialdini vereinigt, richtig operirt!): „Il me semble, qu'une fois arrivé à Padoue rien ne pourra vous empêcher, d'établir vos communications en arrière sur Bologne."

La Marmora: „Mais certainement, une fois à Padoue, nous construirons le chemin de fer de Padoue à Bologne."

Ich (in einer Verwunderung, die ich nicht sogleich ganz bemeistern konnte): „Vous voulez construire un chemin de fer durant la campagne?"

La Marmora: „Mais certainement, en deux mois ce sera fini." Nur die Brücke über den Po könne nicht in so kurzer Zeit fertig werden; das sei allerdings unangenehm, aber man müsse sich darein finden und darnach einrichten. (Bernhardi bemerkt dazu: Wie denkt sich denn der Mann den Gang des Feldzuges? Wo glaubt er denn zu sein im dritten Monat nach Eröffnung des Feldzuges — in diesem Kriege, der doch den Charakter eines Invasionskrieges haben und in diesem Geist geführt werden müßte? — Aber daß der Krieg in diesem Geist geführt werden müßte, das ist eben, was er nicht begreifen kann und ebenso wenig begreifen will. — Daß es sich darum handelt, die Entscheidung, und zwar die im Kriege überhaupt mögliche höchste Entscheidung an der Donau zu suchen, dafür hat er keinen Sinn. Er will sich mit seinen Operationen auf dem engsten möglichen Raum herum drehen und nach dem allernächsten handgreiflichen Vortheil haschen. Läßt man ihn gewähren, so thut er Punkt für Punkt Alles, was Oesterreich wünschen muß.)

Ich: Der preußische Generalstab zu Berlin glaubt, die italienische Armee werde nach Triest vorgehen, sich mit Hülfe der Flotte dieser Stadt und der Eisenbahn von dort bemächtigen, um so eine neue Basis für neue Operationen zu gewinnen und uns an der Donau die Hand bieten zu können.

La Marmora lehnt den Gedanken, nach Triest zu gehen, durchaus und auf das Entschiedenste ab: „nous n'avons pas besoin d'aller à Trieste!"

Ich: Ich hätte geglaubt, der wichtige Punkt sei immerhin des Habens werth, auch wenn es nicht unbedingt nöthig

sein sollte, hinzugehen. Der Besitz des Ortes, die Verbindung von dort zur See nach Ancona müsse doch für die Italiener einen gewissen Werth haben.

La Marmora: Man braucht Triest nicht und wird nicht hingehen; auch könnte der deutsche Bund die Besetzung von Triest übelnehmen; on a toujours été très soupçonneux sur ce point!

Ich: (NB. Der deutsche Bund — die arme Creatur! — kann also noch Besorgnisse einflößen! Aber auch hier fehlt wieder das Verständniß der Lage, in der ein Angriff auf Triest gar keinen Unterschied macht. Nimmt der deutsche Bund Antheil an diesem Kriege, so thut er es, um Preußen zu zertrümmern, und thut es dann ganz unabhängig davon, ob Triest angegriffen wird oder nicht. Fehlt ihm aber der Muth dazu, könnnen ihn so große Interessen, wie die Aussicht auf eine Zertrümmerung Preußens, nicht zum Kriege bestimmen, dann fängt er wahrhaftig um Triest auch keine Händel an).

Ich entwarf ein glänzendes Bild der Erfolge, die zu erreichen seien, der gebietenden Stellung, die wir gewonnen hätten, wenn wir Preußen siegreich an der Donau ständen, La Marmora und die italienische Armee jenseits der Alpen, und die Oesterreicher, im glücklichsten Fall auf Linz zurückgeworfen, von der Hauptmasse ihres Gebietes und ihren reichsten Hülfsquellen abgeschnitten wären. Dann könnten wir den Frieden dictiren.

La Marmora: „Il n'en faut pas tant pour réduire l'Autriche à la paix" — einmal geschlagen, werde die österreichische Armee sich auflösen — die 40 000 (?!) Italiener, die sich bei der Armee in Böhmen befänden, würden namentlich zu uns übergehen, und Oesterreich werde bereit sein, Frieden zu schließen. Und Bernhardi beschließt seine Tagebuch-Aufzeichnung mit der Notiz: „Deutlicher und bestimmter konnte das Verlangen nicht ausgesprochen werden, die Kriegführung innerhalb enger Grenzen zu halten und ihr ein bescheidenes Ziel zu setzen."

Der Verlauf des unglücklichen italienischen Feldzuges hat Bernhardi bekanntlich vollauf Recht gegeben. Moltke läßt kein Mittel unversucht, um die italienischen Generale auf andere Gedanken zu bringen, als sich auf einen Belagerungskrieg einzulassen. „Es ist auffallend", so schreibt er in einem Briefe vom 15. Juni an Bernhardi, „daß man sich in Florenz darüber täuschen sollte, wie das Quadrilatère gewiß leichter zu gewinnen ist, indem man die Oesterreicher im freien Felde schlägt, als indem man Festungen belagert ... Das Vorrücken auf Padua schneidet dem Gegner die Lebensader durch. Er ist genöthigt, herauszutreten, schon weil er nichts zu leben hat; aber um das zu thun, ist Cialdini viel zu schwach ... Sieht man am Arno nicht ein, daß nur eine wesentliche Schwächung des Kaiserstaates die Möglichkeit gewährt, eine Eroberung, selbst wenn sie gemacht wird, dann auch zu behaupten? ... Meine Hoffnung ist, daß König Victor Emanuel, welcher selbst Staatsmann und Soldat ist, die Dinge anders auffaßt und noch im letzten Augenblicke sein schönes, zahlreiches Heer durch die Polasina vorführt, die wichtigste Verbindung des Festungsvierecks durchschneidet, Venedig von der Land- und Seeseite umfaßt und gegen das Herz des österreichischen Staates vorrückt."

Bismarck ist geradezu verzweifelt über die italienischen Dinge, und in einem Briefe an Usedom sagt er es rund heraus, „daß von der italienischen Armee unter einem ungenügenden Armeebefehl wenig zu erwarten sei." Nur zu bald sollten selbst die trübsten Vermuthungen durch die schreckenerregende Wirklichkeit überboten werden. „Am 24. Juni haben die Italiener jenseits des Mincio eine Schlacht verloren" — so merkt Bernhardi in seinem Tagebuche an. „Ich hätte mir das eigentlich denken können, aber ich hatte es mir nicht gedacht!" Von der Verwirrung im italienischen Hauptquartier macht man sich schwer eine zutreffende Vorstellung. „Es scheint in der italienischen Armee gar keine Stabswache zu geben", schreibt Bernhardi. „Niemand fragte, wer man sei, und was man wolle, man fuhr in das Städtchen (Piadena, das Hauptquartier des Königs) hinein wie im tiefsten Frieden, und jeder österreichische Spion konnte ebenso gut wie ich bei einem Kaffeehause oder dem Quartier des Königs vorfahren." Inzwischen war von Florenz aus ein aus Berlin vom Generalstab eingesendetes Packet angelangt. Da der preußische Gesandte erkrankt war, sah sich Bernhardi genöthigt, das Packet zu öffnen. „Ich erstaunte über den Inhalt. Es fanden sich nämlich darin die Ordre de bataille der österreichischen Armee (in drei Exemplaren) und ebenfalls in drei Exemplaren ein Croquis der Stellung der österreichischen Armee in Böhmen und Mähren am 11. Juni! Diese Stellung setzte mich sehr in Verwunderung, denn sie ist eine durchaus defensive! Das hatte ich nicht erwartet." Der Nachrichten-Dienst im preußischen Generalstabe muß also nicht schlecht organisirt gewesen sein! La Marmora ist im Augenblick nicht zu sehen, und Bernhardi übergiebt daher die österreichische Ordre de bataille an den General Petitti, von dem er Näheres über die Niederlage (Custozza) erfährt. Der erste Schrecken war allerdings sehr groß; allein da die Oesterreicher seit zwei Tagen gar Nichts unternommen haben, ist „die gehörige Fassung wiedergekehrt." Aus einem Gespräch Bernhardi's mit Graf Dubsky, Secretär der österreichischen Gesandtschaft, erfahren wir den Grund, warum die Verfolgung des Feindes unterlassen wurde. „Ich sagte: Wenn Erzherzog Albrecht den Tag nach Custozza über den Mincio vorgegangen wäre, hätte er bei den Italienern eine gewaltige Verwirrung veranlaßt, da, wenn auch nicht die Armee, so doch das Hauptquartier der Italiener vollkommen den Kopf verloren hatte. Dubsky übereilte sich und antwortete: Die österreichische Armee habe von Paris aus die Weisung gehabt — es sei ihr die Verpflichtung auferlegt gewesen, unter keiner Bedingung über den Mincio vorzugehen, d. h. wohl Napoleon hatte für diesen Fall mit einer Kriegserklärung gedroht. Er konnte nicht verbergen, wie überaus peinlich ihm diese Erinnerung war. Dann wollte er seine Uebereilung dadurch verbessern, daß er hinzufügte, noch am Tage, unmittelbar nach der Schlacht sei aus Paris die dringende Bitte eingetroffen, nicht über den Mincio zu gehen." Hübsch ist auch folgende Anekdote über La Marmora's Unfähigkeit. Er hatte das Schlachtfeld von Custozza um 12 Uhr verlassen und war nach Goito zurück geritten. Als ihm dort General Cuchiari auseinandersetzte, daß er sein Armeecorps unmöglich noch an demselben Tage auf das Schlachtfeld bringen könne, legte er sich nicht zu Bett — wie Einige behaupten. Er war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können. Er sperrte sich aber in ein Zimmer ein, ging wie ein Wahnsinniger darin auf und ab und rief einmal über das andere im schönsten piemontesischen Patois: Ah! povero mi! nicht etwa povera Italia! Sehr lustig zu lesen ist auch das abfällige Urtheil von La Marmora über Victor Emanuel. Er äußert sich zu Bernhardi: „Prenez garde, que le Roi ne vous fasse quelque pâté!" Usedom habe Durchstechereien mit Castiglione und durch den mit dem König — telegraphire an Castiglione „ce qui n'est pas même très-beau, et comme le Roi n'est pas fort, il lui a fait plus d'un pâté. Il en a fait à moi!" — Bernhardi notirt hierzu: „Diese freimüthige Art, sich über den König auszusprechen, beweist wohl, daß die Herren zur Zeit nicht zum Besten mit einander stehen, und daß La Marmora sehr gereizt ist. Er muß in diesen Tagen viel Widerspruch erfahren haben." La Marmora hatte, wie er über den Mincio ging, die sämmtlichen im Hauptquartier beglaubigten fremden Officiere auf dem rechten Ufer zurückgelassen, Lucadou nicht ausgenommen. Sein Streben geht sehr sichtbar dahin, alle fremden Zuschauer fern zu halten — das italienische Mißtrauen bestimmt ihn wohl dazu. Auf dem Rückzug, der nun kommt, will er natürlich vollends keine Zuschauer haben.

Und Bernhardi klagt: „Hier Einfluß auf den Gang der Operationen zu gewinnen, ist ganz unmöglich. Auf den König ist nicht zu rechnen. Es hilft zu gar nichts, daß er im Großen und Ganzen unstreitig die richtigen Ansichten hat. Davon habe ich mich überzeugt, seitdem ich gesehen habe, wie hier die Dinge betrieben werden. Denn der König hat sich so eingerichtet, in eine solche Lage versetzt, daß er gar nicht durchgreifen kann. — Er kennt die Bedingungen nicht, unter denen ein wirklicher Heerbefehl sich allein führen läßt. Namentlich hat er für seine Person kein wirkliches Hauptquartier. Zwar hat er ein sehr zahlreiches und glänzendes militärisches Gefolge, aber ein organisirtes, arbeitendes Hauptquartier, mit dem sich operiren läßt, ist das nicht. Die Herren seiner Umgebung haben gar nichts zu thun, weil gar nichts vorliegt, was gethan werden könnte."

Während Bernhardi von Sorgen über die Italiener niedergedrückt erscheint, tröstet ihn die Siegesnachricht von Trautenau. „Nun ist mir um den Erfolg des ganzen Feldzuges, des ganzen Krieges nicht mehr bange! Auf den Ausgang des ersten ernstlichen Zusammentreffens kam sehr viel an; es hätte das moralische Uebergewicht, die größere Aussicht auf Erfolg, die wir vor dem Feinde allerdings voraus hatten, theilweise oder selbst ganz aufheben können, wenn es unglücklich ausfiel, wenn es die Zuversicht unserer Truppen schmälerte und ihnen einen hohen Begriff von der Kriegserfahrung der Oesterreicher beibrachte. Jetzt ist der Stein im Rollen, und er wird fortrollen von Sieg zu Sieg!" In die Tage zwischen Custozza und Königgrätz fallen einige kurze Unterredungen mit Victor Emanuel. Der König beklagte das übereilte Vorgehen seiner Armee. Zu den Erfolgen in Böhmen läßt er dem König Wilhelm Glück wünschen. „Quant à moi, je suis allé un peu trop vite; j'avais promis de commencer le 24, et j'ai voulu commencer le 24. Je me suis lancé un peu trop avant!" Auch Victor Emanuel war der erste Schreck über die erlittene Niederlage gewaltig in die Glieder gefahren. „Les premiers jours j'étais furieux. Je l'avoue... maintenant, nous allons un peu mieux étudier la question." Der Sieg von Königgrätz hat den Italienern bekanntlich dieses sorgfältigere Studium der „question" erspart.

Durch die Abtretung Venetiens an Napoleon und den vom Kaiser Napoleon gemachten Waffenstillstandsvorschlag ist die diplomatische und militärische Sachlage von Grund aus geändert. Nur vereinzelt wurden unter den Militärs Stimmen laut, daß Italien auf diesen Vorschlag nicht eingehen könne! Bernhardi hat eine dritte kennzeichnende Unterredung mit Victor Emanuel in Cicognolo. Der König ist nunmehr über Napoleon und seine Vorschläge auf das Aeußerste empört. Den Kaiser nennt er nie anders als „ce cochon!" Mit großer Klugheit benutzt Bernhardi die Stimmung des Königs, um ihn in seinem natürlichen, instinctiven Argwohn gegen Louis Napoleon zu bestärken. „Mais, qu'est ce qu'il me demandera?" fragt er den gewandten deutschen Unterhändler. „Je ne veux rien lui donner!". Bernhardi entgegnet, daß man von Sardinien spreche, — er glaube indessen nicht recht daran. Napoleon werde vielleicht Ancona fordern. Der König hält eine solche Forderung nicht für unmöglich. Darauf ergeht er sich in bitteren Bemerkungen über die Treulosigkeit Louis Napoleon's, der nach dem Frieden von Villafranca ihm zum Abschiede auf dem Mont-Cenis die Hand gereicht habe mit den Worten: „Comme je n'ai pu tenir ma parole, qu'il ne soit plus question de Nice et de Savoye." Und dennoch sei Napoleon später auf diese Forderungen zurückgekommen. Auch jetzt wiederhole Napoleon sein unredliches Verfahren; doch er, der König, wolle bei seinem verbündeten Preußen verbleiben. Mit höfischem Tacte antwortet Bernhardi: „C'est que Votre Majesté est roi et gentilhomme; il n'est ni l'un ni l'autre!" Sehr richtig bemerkt der König, daß er sich um die österreichische Cession gar nicht kümmere. „La Vénétie est à moi, j'y enverrais des garnisons; halte là!" könnte Louis Napoleon wohl sagen, „il en est capable." Allein Napoleon kann unmöglich für Oesterreich gegen Italien Krieg führen. Und nun hält Bernhardi den König mit großer Gewandtheit fest, um ihn dazu zu bestimmen, bei Ferrara über den Po zu gehen, damit der Abschluß der Cessionsverhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich endgiltig verhindert würde. „Die Stimmung im Lande ist eine sehr erregte, und es sind Unruhen zu befürchten, im Falle Vorschläge Frankreichs jetzt angenommen würden. J'ose prier V. M. de croire, que je parle en ce moment non comme représentant de la Prusse, mais comme un honnête homme, qui dit la vérité sur la foi de sa parole d'honneur!" Eindruck hat er auch mit dieser Versicherung vorerst noch nicht gemacht. Aber drei Tage später erklärt ihm Victor Emanuel in einer vierten Unterredung, Louis Napoleon werde ordentlich zudringlich mit seinen Annahmevorschlägen. Wenn Italien nicht annehme, so telegraphire der Kaiser: „Je serais obligé de prendre un parti"; — aber er, Victor Emanuel nämlich, lasse sich nicht einschüchtern: „je suis curieux de voir le parti, qu'il va prendre." — Und Victor Emanuel erzählt weiter: Cialdini ist gestern über den Po gegangen — die ganze Armee folgt. Bernhardi soll das aber Niemandem sagen, auch La Marmora nicht (!!). Dazwischen läßt er sich ein Beute-Pferd vorreiten, das einer seiner Officiere erstanden hat — ein österreichisches Husaren-Pferd, Schimmel.

Victor Emanuel waren diese unerbetenen Einmischungsversuche sehr zuwider, aber die franzosenfreundliche Partei am Hofe und in der Armee war mächtig, so daß der König leicht in Gefahr kommen konnte, von der Seine überrumpelt zu werden. Man versuchte auf alle Weise, den leicht bestimmbaren Charakter Victor Emanuel's im französischen Sinne zu beeinflussen und scheute auch vor kleinen diplomatischen „Correcturen" nicht zurück, als man von Paris aus dem französischen Botschafter in Florenz, Herrn Malaret eine Depesche zugehen ließ, der zufolge sich König Wilhelm zur Annahme der französischen Vorschläge bereit erklärt habe, so daß eigentlich nur noch Italiens Zustimmung ausstehe, auf die es nunmehr allein ankomme. In Wahrheit stand es um die Angelegenheit ganz anders. König Wilhelm war allerdings nicht abgeneigt, auf den französischen Vorschlag einzugehen, allein ohne Italien könne er keinen Waffenstillstand schließen. Dabei bemerkte Bismarck in seiner Depesche an Usedom, daß es ihm dringend darauf ankomme, zu wissen, ob Italien fest am Bündniß hält, namentlich an den Punkten, die für einen Kriegsfall mit Frankreich vorhergesehen waren, oder ob ein Abfall Italiens zu befürchten sei, wenn die Erreichung seines eigenen Zieles in Aussicht stehe. Zum Glück für die bereits dem Unterliegen nahe gebrachte franzosenfeindliche Partei entschied man sich dennoch im italienischen Ministerrath, die Annahme des französischen Vermittelungsvorschlages an folgende Bedingungen zu knüpfen: 1. Directe Abtretung Venetiens an Italien ohne Vermittelung Frankreichs; 2. Abtretung Südtirols und 3. Fernhalten anderer (also der römischen) Fragen von den Friedensverhandlungen. Diese Bedingungen hatten sowohl für Paris wie für Wien wohl nur die Bedeutung, eine die Vermittelungsverhandlungen aufschiebende Wirkung auszuüben. Bernhardi arbeitet in dieser Richtung weiter. Er treibt den Minister Visconti förmlich dazu, die wieder eingeleitete Vorwärtsbewegung der italienischen Armee nicht zum Stillstand kommen zu lassen. Visconti erklärt, daß Italien unter allen Umständen am Bündnisse mit Preußen festhalten werde, „jusqu'à la fin". Gleichwohl ist Visconti-Venosta über Italiens Geschick in Verzweiflung. Er klagt über die schlechte Heeresleitung und sagt im Hinblick auf die in Böhmen errungenen Erfolge: „Il est trop tard, j'ai le pressentiment, que tout est fini pour nous comme pour vous! Glorieusement pour vous, honteusement pour nous!" Nachdem nun

die unannehmbaren Forderungen Italiens bekannt geworden waren, zögerte auch Bismarck keinen Augenblick mehr, die schärfsten Saiten anzuschlagen. Ricasoli ist aller Sorgen enthoben, er braucht Frankreichs Drohungen nicht mehr für allzu ernst zu nehmen. Victor Emanuel ist über die Ablehnung des Waffenstillstandes „sehr erfreut; man habe ihm von anderer Seite immer nur das Gegentheil gesagt. Er erkläre, daß er festhalten werde, sobald Preußen dauernd ablehne. Seine Minciotruppen marschirten schon auf den Po; bald werde die ganze Armee in Venetien sein." Bernhardi ist mit dieser Haltung des Königs einverstanden. Allein er wird von Usedom im Auftrage Bismarck's unausgesetzt gedrängt, die italienische Heeresleitung zu Vorwärtsbewegungen anzutreiben. Usedom thut das in einer Weise, die Bernhardi die Klage abpreßt: „Usedom hat nicht immer den glücklichsten Tact!" Es kommt zu den härtesten Auftritten zwischen Lamarmora und Bernhardi. Ersterer erklärt das Benehmen Usedom's gegen ihn für „ignoble" (plebejisch). Bernhardi erwidert sofort: „Mon général, vous ne devez jamais oublier, que j'ai l'honneur de représenter ici la Prusse, et qu'il y a des terms, que je puis ni ne dois ni ne veux entendre et que je ne souffrirai jamais." Lamarmora war über diese entschiedene Widerrede „etwas erschrocken"; allein der stolze Preuße blieb bei seiner Aufforderung „ménager les termes", wenngleich er in dem gereizten Gemüthszustande Lamarmora's alle Berechtigung für eine mildernde Beurtheilung seines Benehmens gelten ließ. (Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Marquise.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

In der gläsernen Galerie, die zwischen den Zimmern von Marinus und Hugo die Verbindung herstellte, war es glühend heiß von dem Feuer eines Kamins. Ein seltsamer Duft von Cigarettenrauch, Lotus d'Egypte und Anisette hing wie eine Wolke unter der niedrigen Zimmerdecke. Die Beiden wohnten etwas hoch, nämlich im fünften Stocke eines Hauses der Avenue des Boulogner Wäldchens. Die Wohnung war vollständig möblirt, aber nun schon seit acht Monaten — seit der Katastrophe — unbewohnt. Ein Zufall hatte sie ihnen zugeführt, weil der Portier des „Hôtels" dem Diener eines ihrer Freunde davon erzählt hatte. Sie hatten Glück gehabt.

Ninette hatte ihren eleganten Pelz etwas geöffnet und nippte wie ein Kätzchen aus ihrem Liqueurglase. „War das so etwas wie ein Roman hier unten?" fragte sie.

Hugo zuckte die Achseln. „Wir wissen nichts Genaues," erwiderte er ausweichend.

„Wie hießen sie?"

„Marquis und Marquise d'Yemena," sagte Marinus. „Er war Spanier; nun wohnt er in seinem Schlosse in Estremadura."

„Wie lange waren sie verheirathet?" fragte Ninette nun wieder.

„Einen Tag . . ."

„Einen Tag!"

„Am Morgen fand man ihre Leiche, er saß neben dem Bette" . . .

„O mein Gott, mein Gott!" Ninette war blaß geworden; mit aufgerissenen Augen starrte sie Marinus an, der seine Cigarette gleichgiltig zu Ende rauchte.

„Aber warum?" fragte sie.

„Ich weiß nicht," entgegnete Marinus. „Vielleicht eine Enttäuschung" . . .

„Die er hatte?"

„Nein, sie . . . Selbstmord. Ein Revolverschuß in den Mund. Er war in Verzweiflung."

„Großer Gott!"

„Enttäuschung in der Ehe!" wiederholte Hugo. Reglos lag er auf dem Sopha und starrte immer in's Leere. Draußen rasselten die aus dem Gehölz zurückkehrenden Wagen über den hartgefrorenen Damm.

„Gott, Gott!" wiederholte weinend Ninette und rang die fein behandschuhten Hände.

„Was gehen Dich denn eigentlich diese fremden Menschen an?" fragte endlich Hugo leise.

„Nichts, nichts . . ." gab Ninette zurück, noch immer verwirrt.

„Gehörte der Marquis d'Yemena etwa früher zu Deinen Freunden?"

„Nein, wirklich nicht!" antwortete sie offenherzig; „aber solche Geschichten regen mich auf. Auch die Unglücksfälle in den Zeitungen regen mich auf."

„Bist Du so ein zartes Püppchen?" fragte Marinus mit breitem Lachen.

„Ja, ja!" rief sie schmollend. „Ich bin ein zartes Püppchen und Du bist ein plumper Bär. Ich bin in der That ein zartes Püppchen . . . Aber was weiter?"

„Wieso?"

„Was geschah weiter?"

„Nichts, weiter nichts: sie waren verheirathet; noch in derselben Nacht erschoß sie sich, und des Morgens fand man sie todt, und ihn halb wahnsinnig neben der Leiche. Er zog dann bald nachher aus, und seit der Zeit wird das ganze Haus möblirt vermiethet; rein zufällig haben wir diese Wohnung gefunden."

„Und Du kannst hier wohnen?" rief Ninette. „Und Hugo auch?"

„Warum denn nicht?"

„Du kannst hier oben wohnen, während dort unten das Entsetzliche geschah?"

„Aber das ist doch jetzt nicht mehr da!" rief Marinus lachend.

„Nein, das nicht, aber doch, doch . . ."

„Na was denn?"

„Ich könnte es hier keinen Tag aushalten!"

„Warum nicht?"

„O ich hätte solche Angst!"

„Unsinn!" rief Marinus wieder lachend. Aber Ninette war aufgestanden.

„Ich gehe."

„Schon?"

„Ja, ich muß fort." Sie knöpfte ihren Mantel zu und sah in den Spiegel, dann schob sie das Hütchen zurecht, zupfte an den blonden Stirnlöckchen unter dem Schleier und besah sich von rechts und links. „Wo ist mein Muff . . . Adieu, ich gehe."

„Warum so eilig, Ninette?" fragte Hugo.

Sie sah ihn an und lachte, denn sie freute sich, daß er das sagte. „Nein, wirklich, ich muß fort, ich müßte schon längst fort sein. Kommst Du mit hinunter?"

„Hinunter? Sechs Treppen, Ninette! Warum denn?"

Sie wurde verlegen. „Bitte, bitte, thu' es doch . . . Der Portier sieht mich immer so wüthend an, gewiß hat er es nicht gern, daß ich herkomme. Bitte, sei so gut." Hugo erhob sich. „Willst Du?" fragte Ninette noch einmal.

„Mit Vergnügen."

„Adieu, dicker Bär!" Sie reichte ihm die Hand und huschte dann zur Thüre hinaus. „Sechs Treppen, sagst Du?" fragte sie auf dem Treppenabsatze.

„Ja gewiß, sechs!" antwortete Hugo lachend. „Sieht Dich der Portier wirklich so wüthend an?"

„Ja, ja . . ." Sie trippelte rasch die Stufen hinab, indeß er ihr etwas langsamer folgte; die oberen Treppen waren sehr schmal, wurden

aber nach unten zu breiter. Der Läufer der großen, breiten Vordertreppe mit dem vergoldeten und mit blauem Plüsch bezogenen Geländer und den unbeweglichen, glänzenden Bronce-Lampenträgern war aufgenommen, sämmtliche Thüren der verödeten Gemächer geschlossen. „Nicht hier herunter, Ninette!“ rief Hugo. „Der Thorweg ist geschlossen.“ Und er deutete auf die kleine Hintertreppe.

„Sind wir nun schon an den Schlafzimmern vorbei?“ fragte Ninette.

„Natürlich. Die sind im zweiten Stocke.“

„Geschah es dort?“

„Ich glaube. Fürchtest Du Dich, Ninette?“ Sie kamen an der Portierloge vorüber, wo sie Hugo die Hand reichte. Vor dem Cerberus wollte sie ihn nicht küssen. „Adieu, wann kommst Du?“

„Ich weiß nicht, — bald.“

„Du bist gar nicht lieb.“ Er schwieg und lächelte. „Liebst Du mich denn nicht mehr?“

„Doch, natürlich.“

„So komm' doch mal mit heran. Du weißt, wie lieb ich Dich habe, Du bist so weich, so fromm wie ein kleines Lamm.“

„Ein Lamm, ich?“

„Ja, und gerade darum liebe ich Dich so; ja, ich habe Dich ebenso lieb wie meine Freundinnen.“

„Sind das auch Lämmchen?“ fragte er. Sie lachte lauter, indeß sie nochmals seine Hand drückte. „Adieu, adieu, ich muß wirklich fort... O wie habe ich mich verspätet! Adieu!“ Er öffnete ihr die Thüre und sie trippelte hinaus in die kalte Dämmerung, und plötzlich hörte er ganz unerwartet nochmals ihr: „Gott, o Gott!...“

* * *

Langsam ging er zurück, indem er einen Umweg machte, ohne im Grunde zu wissen warum, wahrscheinlich bloß um über die Vordertreppe gehen zu können. Ganz langsam ging er hinauf. Seine Finger glitten über die goldenen Lampenträger, die wie auf ewig verdammte Odalisken aussahen, mit erhobenen Armen eine erloschene Lampe über ihren Häuptern schwingend. Hugo war, als würde er von einer eisigen Kälte befallen, und als rührte dies von dem Schweigen der mächtigen, gewölbten Corridore her. Die verschlossenen Thüren glichen prunkvollen Grabmälern mit ihren Stuck-Putten, die mit Blumen-Festons spielten. Hugo's Schritte hallten laut in der Todtenstille wieder. Oben fand er Marinus schon bei der Arbeit; seine Zimmerthüre war weit geöffnet, und die Lampe warf ihren Schein über den mit Papieren, Büchern und Zeitungen bedeckten Tisch. Marinus beugte sich mit dem breiten Rücken über die Arbeit, sein Nacken war kurz, sein Kopf groß und vierschrötig. Wie er so dasaß, in seinem grauen Flanellhemde, das Halstuch wie einen Strick um den Hals geschlungen, lag in seiner ganzen Erscheinung etwas ungewöhnlich Ungenirtes und Unordentliches; auch sein Zimmer war unordentlich: sein Bett, auf dem er eben geschlafen haben mochte, war durcheinandergewühlt, hier und da sah man abgestreifte Cigarrenasche, und Kleidungsstücke und Papiere lagen im ganzen Zimmer herum. Es war in diesem Raume, dessen ganze Einrichtung aus einem Waschtisch, einem Bett und dem Schreibpult bestand, etwas Ungemüthliches, das von gehetzter nervöser Arbeit sprach.

„Gehst Du nicht aus?“ fragte Hugo.

„Nein, ich muß noch an meinem Feuilleton schreiben; ich bin damit ohnehin schon im Rückstande. Und dann habe ich eine Masse Briefe zu schreiben.“

„Wann wirst Du speisen?“

„Ich glaube, ich werde lieber gar nicht essen, denn ich habe keine Zeit; vielleicht heute Abend spät.“

Hugo schloß die Verbindungsthüre — dieses ewige Geschreibsel seines Freundes langweilte ihn nachgerade — und trat auf den Balkon hinaus. Die Luft im Rauchzimmer war so beklemmend, daß er aufathmete; was war es? Aber bald schon kehrte er zurück, denn es war ihm draußen zu kalt. Er ging dann unruhig im Zimmer auf und ab bei offener Thüre, damit die frische Luft einströme. Endlich schloß er sie wieder, schraubte die Lampe höher und setzte sich, schweigend und trübe vor sich hinstarrend. Das Rauchzimmer war niedrig und breit. Auf Versteigerungen hatten Marinus und Hugo einige Eichenholzmöbel und persische Teppiche gekauft, um sich für ihre Pariser Zeit ein gemüthliches Heim zu schaffen. Im Grunde genommen waren sie nicht sehr eng befreundet, und ihr Zusammenleben entsprach mehr ihrem Hange zur Gemüthlichkeit als einer wirklichen Sympathie. Oft lebte ein Jeder tagelang für sich, ohne sich um den Andern zu kümmern. Marinus schrieb viel: nachdem er mit zwei Romanen von feinster Kunst debütirt hatte — von jener Feinheit, die irgendwo unter seiner Plumpheit verborgen sein mußte und ihn mit seinen breiten Fingern und schmutzigen Gänsefedern Sätze schreiben ließ, die an die feinste Spitzenarbeit der Sächsischen Porzellan-Manufactur erinnerten — fing er bald darauf an, berauscht durch den unerhofften Erfolg und seinen plötzlichen Ruf, flüchtiger zu schreiben und leicht und viel, bloß um des Geldes willen. Die Technik machte ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten; in seinem unordentlich und trivial werdenden Stil erkannte man noch hier und da die Ueberbleibsel einer einstigen Kunst, die plötzlich wie Lichtfunken aufflammte. Dem großen Publicum war seine neue Schreibart lieber. Er schrieb einen Feuilletonroman von riesigem Umfange für ein ausländisches Blatt und verstreute seine Manuscripte über alle Zeitschriften, auch übersetzte er. Er liebte seine Arbeit nicht mehr — nur seine beiden Erstlinge hielt er werth. Aus dem bißchen Tinte in seiner Feder flossen die Sätze endlos und ohne Liebe fort.

„Wie ist es nur möglich, daß Du so schmierst?“ pflegte ihn dann Hugo zu fragen, worauf Marinus achselzuckend immer nur eine einzige Antwort hatte:

„Was liegt mir daran! Ich brauche Geld, gerade wie Du! Sie finden es Alle ja doch schön.“

„Aber Du selbst?“

„O ich!!... ich habe nur meine beiden Erstlinge geschrieben und — mehr kann ich nicht. Ich habe Alles gegeben. Mein Können ist klein. Sieh nur, ist denn noch irgend etwas Gutes in meinem Feuilleton? Die Scene hier, die kleine Scene dort, — dieser Satz, schau, dieser Satz“ — und er lächelte leise — „das sind Alles nur Wiederholungen von dem, was ich einst schrieb. Mein Können ist klein“...

Gewiß urtheilte er richtig, aber diese Klarheit seines Urtheils verrieth seine Bitterkeit. Im Grunde seines Herzens verachtete er sich selbst in seiner Vielschreiberei um des Geldes, des Erwerbes willen. Und doch konnte er nicht anders! Die Lebensnoth zwang ihn, wie tausend Andere.

Hugo sah ein, daß Marinus auf diese Weise sein Talent verpfuschte, aber er verachtete ihn deßhalb nicht; so sehr nahm er sich das Thun und Lassen seines Freundes doch nicht zu Herzen. Er selbst war Künstler mit Leib und Seele: die Kunst seiner Poesie — kurze, meist reimlose freie Rhythmen — war meistens düster und intim, zu intim für die große Menge. Wenn Marinus sie las, dann sagte er wohl:

„Wie kannst Du derlei veröffentlichen, den Menschen geben? Behalte es lieber für Dich! Weißt Du, was man darüber sagen wird? Daß es sehr schön ist, aber dunkel — und sie haben sogar ganz Recht von ihrem Standpunkte. Aber von Dir ist es unrecht, dergleichen drucken zu lassen.“

Ja, wie konnte er den Menschen jene Verse geben, bei deren Titel sie schon die Augen aufrissen: Essenzen, Symbole, Schatten... Das Heiligste in ihm sprach in jenen Versen, und die sandte er an Verleger, corrigirte die Fahnen und las die Kritiken darüber! Warum? Um des Ruhmes, des literarischen Ruhmes willen? Das Lob in der einen oder anderen Zeitschrift, die Erwähnung seines Namens da oder dort? War das der Ruhm, um den sich Andere so bemühten? Und dann lächelte er und dachte insgeheim, daß wenn man noch Lorbeeren erhielte, wie einst im Mittelalter ein Petrarca auf dem Kapitol, dann würde er auch gegen solchen Ruhm gleichgiltig sein und ihn nur als eine lästige Ceremonie betrachten. Aber warum denn sonst? Etwa aus

Humanität? Um den Menschen etwas Schönes, das Schönste, was er besaß, die Atome seiner Seele zu geben? O nein, das wußte er ganz bestimmt: Darum war es nicht. Für ihn existirten die Begriffe von socialer Gemeinschaft nicht. Er gab die Lieder seiner Seele nicht aus Liebe hin zu den Menschen, zu den Vereinzelten, die einmal zufällig die Augen über seine Verse gleiten ließen, ohne sie zu Ende zu lesen. Also warum denn? Die Antwort blieb er sich schuldig, er konnte sie nicht finden; er wußte nur, daß er gab, daß er viel schrieb, weil er nicht anders konnte, ebenso wie Marinus. Und dann versuchte er sich in Gedanken zu trösten, daß Alles gut sei — im Wesen seines Entstehens nämlich — weil in ihm niemals auch nur der Gedanke an Profanation aufgestiegen war. Aber bei alledem litt er, litt er unsäglich. Und er litt, weil er Künstler war, weil er in der Kunst sagen konnte, was er lebte, liebte und litt, und er litt sogar darunter, daß er dies Leid aussprechen konnte. Er litt, weil er fühlte, daß seine Seele in alle Winde zerstob, wie die Blätter einer welken Blume, und daß ein Jeder diese Blätter mit den Fingern greifen, zerknittern konnte, um sie dann zu betrachten, daran zu riechen und zu sagen: es ist schön oder nicht allzu schön. So strahlten die Spiegel seines Talentes sein Leid tausendfach wieder, bis er tausendfältig litt und sein Leid nicht mehr verborgen blieb im tiefsten Winkelchen seines Ich, sondern eitel im Widerschein all' jener Diamantfacetten strahlte. O welch ein Leid, nicht allein, in Stille und Einsamkeit leiden zu können! nicht verbluten zu dürfen, verlassen, in der Nacht! leiden zu müssen im Angesichte der Welt, dieser grausam harten Welt, und in künstlerischer Schönheit zu leiden, wie auf der Bühne! O und jene Illusion, primitiv, einfach zu werden und einfach zu leben, in Schlichtheit zu lieben und, wenn es sein muß, auch schlicht zu leiden!

Seit mehreren Tagen schon hatte Hugo keinen Buchstaben mehr geschrieben: in seinem Wesen wechselten die Stimmungen wie in einem Märchenstück, wo sich die Decorationen von selbst zu verschieben schienen, nun die Nacht, dann wieder in Lichteffecten, und Gespenster liefen über die Bühne, er konnte sie nicht greifen, und nichts blieb in seiner Hand und nichts vor seinem Blick. Alles wechselte und wechselte wieder; etwas davon in Worten wiederzugeben, wäre nicht unmöglich, denn es war nur ein flüchtiger Spuk seiner Seele. Er war in jener Periode, wo keine große Gemüthsbewegung ihn festhielt oder ihn vorwärts zu gehen zwang: er hielt sich frei von jeder Fatalität und schien durch das Leben zu huschen, ohne eigentlich zu wissen wohin. Hinter sich sah er seine Vergangenheit und alle die Empfindungen, die mit ihr begraben wurden: es war wie ein großer, weiter Friedhof mit schönen, weißen Grabmälern und schneeweißen Marmorbildern. Vor ihm schimmerte nebelhaft die Zukunft wie ein geschlossener Palast der Nacht mit dämmernden Hallen. Er erwartete sehnsüchtig den Tag und schritt vorwärts, empfindungslos und beinahe geblasen, wie ein widerstandsloses Federchen: aber niemals tagte es. Stets neue Hallen erglänzten, während der eigentliche Palast zurückwich in die Ferne. Während dieser Periode litt er nicht sehr unter seiner Künstlerschaft: wenig war in ihm und um ihn. Alles in ihm wartete, wartete fieberhaft gespannt. (Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Jubiläumswahl.

Nicht genau an dem Tage, da Wilhelm II. auf eine zehnjährige Regierung zurückblickt, aber doch in seiner unmittelbaren Nähe soll das deutsche Volk den Männern, denen es einer landesüblichen Redensart nach vertraut, neuerdings die Berechtigung zur freien Eisenbahnfahrt erster Klasse zwischen Berlin und dem Wohnorte des Gewählten ertheilen. Mit anmuthiger Schalkheit hat das Ministerium die Veröffentlichung des Wahltermins so lange wie möglich hinausgezögert und vorher durch die neckische Drohung, möglicher Weise erst im Spätsommer wählen zu lassen, die berechtigte Entrüstung aller um ihre Badereise besorgten, staatserhaltenden Elemente hervorgerufen. Herr von Miquel mag auch thatsächlich den 16. Juni für verfrüht erachten. Bis zum Herbste wäre es ihm sicherlich geglückt, eine stichhaltige Wahlparole zu finden; binnen acht Wochen aber ist das vielleicht selbst ihm unmöglich. Doch waren diesmal andere Einflüsse, Gefühlsregungen am Ende, mächtiger als er und seine behutsame Klugheit. Der Monarch hat sich, so theilen die Zeitungen mit, die es wissen könnten oder es wenigstens gern wissen möchten, entschieden ablehnend ausgesprochen gegen den Gedanken einer pomphaften Feier seines ersten Regierungsjubiläums. Es ist indeß ganz gut möglich, daß er diese Feier der deutschen Wählerschaft überlassen will und daß er von ihrer patriotischen Einsicht etwas wie ein Jubiläumsparlament erwartet.

Der Alte im Kastanienwäldchen hat sein Bestes gethan, um der Nation diese festliche Handlung zu erleichtern. Das letzte Jahr strahlt im Glanze der Gloire, nach der es nun ein Mal jedem Militärvolk, nicht nur dem verschrieenen französischen, gelüstet. Den auswärtigen Triumphen in Haïti und Kiaotschau stellen sich die ebenso erforderlichen und fast noch beliebteren Reformen im Innern an die Seite. Allerdings sind es nur erst keimende Reformen, oder ganz genau ausgedrückt, Reformen, zu denen das Saatkorn demnächst in die Erde gelegt werden soll. Die Regierung des Herrn Miquel hat Reformen *versprochen*. Und man darf mit froher Zuversicht erwarten, daß sie die noch nicht beendeten Tagungen der beiden hohen Häuser, des deutschen Reichstags sowohl wie des preußischen Landtags, fleißig dazu benutzen wird, weitere Versprechungen zu machen. Je näher der Wahltag rückt, desto farbenlustigere Zukunftsbilder wird sie malen. Schon haben die Handwerker und Kleingewerbetreibenden ihr Theil dahin. Wertheim's elf Lampen und die Achtzehngroschen-Photographien der Firma Jandorf finden bei Herrn Miquel's Regierung durchaus nicht die begeisterte Aufnahme, die ihnen die Inseratenpresse bereitet hat. Und trotz der wenig temperamentvollen Begründung der Interpellation des Herrn von Brockhausen neigte sich Herr Miquel beinah freundlich dem Project einer Umsatzsteuer, und schüchtern nur wagte sein Generalsteuerdirector den Einwand, erdrosseln dürfe man doch den Bazarismus nicht. Wenn es ungeachtet dieser ministeriellen Bereitwilligkeit doch zu keiner gesetzgeberischen Maßnahme kommt, die den kleinbürgerlichen städtischen Mittelstand schützt; wenn die Inhaber der stuckprächtigen und fensterreichen Riesenmausefallen Au bonheur des dames sich nicht mehr wie in dem veralteten Buche Zola's rühmen, 900 selbstständigen Existenzen das Lebenslicht ausgeblasen zu haben, sondern wenn sie sich am Untergange der zehnfachen Zahl schmunzelnd weiden — das Ministerium hat dann keine Schuld daran, sondern vielmehr die „wirthschaftliche Evolution" und die „Umstände". Neben den Handwerkern, die sich gewaltig rühmen und unbequem werden könnten, falls man ihnen nichts verspricht, fallen besonders lästig die begehrlichen Agrarier. Aber auch sie müssen mit hellem Entzücken die Antworten vernehmen, die auf ihre Interpellationen vom Tische der Regierung hersäuseln. Die Leutenoth wie die Viehverseuchung — allem Elend und noch einigem dazu gedenkt das Ministerium in thunlichster Kürze abzuhelfen. Und nichts verlangt es, als daß man ihm einen Weg weise, einen Ruhmesweg, der rechts und links vom Denkmale des Herrschers die Hermen St. Agrarius' und Richard Cobdens zeigt, daß man es einweihe in das Geheimniß der trockenen Pelzwäsche. Eigentlich thut's einem leid, verhältnißmäßig so wenig bedrängte und Rettung begehrende Volksschichten in Deutschland zu sehen. Denn es müßte doch ein interessantes Ding sein, zu erfahren, wie die Regierung Interpellationen beunruhigter, weil unter'm Druck indirecter Steuern leidender Millionäre tröstend und hoffnungweckend beantwortet; wie sie den Actionären der Darmstädter Bank Schutz vor Robert Warschauer & Co., den allzu agiofreudigen, zuschwört. Die Wahlen sind nahe, und jede Stimme zählt. Es wäre schade, wenn der oder jener Börsengänger an Miquel verzweifelte und noch vor dem

16. Juni Concurs anmeldete, wodurch er seines Wahlrechts verlustig ginge und die Politik der Sammlung eine Stimme verlöre.

Anno 1893, als Caprivi die Linke bezaubert hatte und gar nicht wissen wollte, was die Rechte dachte, weil er ihrer ohnehin sicher war, Anno 1893 hätte die diesjährige Wahlpolitik der Regierung Wunder gewirkt. Inzwischen aber sind die kleinen Leute mißtrauisch geworden, und da Einigkeit stark macht, haben sich die Großen ihnen in dieser Beziehung angeschlossen. Millionen von Wählern, die bisher mit den alten politischen Parteien durch Dick und Dünn marschirten, wähnen jetzt allen Ernstes, daß der Stimmzettel der Talisman sei, der sie aus wirthschaftlicher Noth befreien könne. Ihnen genügt nicht mehr der obligate Händedruck vor der Wahl; besorgen sie doch, daß er sich nach der Wahl unversehens in einen Fußtritt verwandeln werde. Es sind Spuren da und Exempel, die schrecken ... Wenn bei der Jubiläumswahl der brave Bürger feierlich und gemessen an die Urne tritt, wird er sich vorher nicht die Versprechungen wiederholt haben, die ihm in verschwenderischer Laune gemacht worden sind, sondern die Erfahrungen der letzten zehn Jahre werden ihm vorüberziehen. Statt in der Zukunft, wird er in der Vergangenheit weilen. Und das giebt nicht denselben guten Klang.

Die verflossenen zehn Jahre waren eine Zeit trüber Irrungen und Wirrungen. Sie mußten es sein. Sie bedeuteten die Lehrjahre des neuen Fürsten, und die Lehrjahre waren in diesem Falle, der allgemeinen Regel zuwider, Herrenjahre. Wilhelm II. fand sich nicht gleich zurecht in der Fülle verantwortlicher Aufgaben, die seiner harrten. Er meinte, die sich schier endlos thürmenden Schwierigkeiten durch einen starken Willen meistern zu können. Aber er fand, daß sie schwieriger wurden, sobald man an ihnen rührte. Er hatte geglaubt, mit der Socialdemokratie fertig werden zu können, und mit glücklichem Instincte hatte er die richtige Waffe dazu erspäht. Die Gründung einer kaiserlichen Arbeiterpartei schwebte ihm vor, und das sociale Königthum der Hohenzollern schien proclamirt in der Stunde, da die Deputation der streikenden Bergarbeiter das graue Schloß in Berlin betrat. Doch köstliche Frucht reift nur langsam, und erzürnt, entmuthigt wandte sich der Monarch ab, als er verbissenen Trotz in den Gesichtern Derer zu lesen glaubte, denn seine Wohlthaten galten. Vielleicht auch hielt er die rasenden Schmähreden der näheren Genossen des Herrn Singer, die die kaiserliche Socialreform in ihrer Machtstellung bedrohte, für die Herzensmeinung des arbeitenden Volkes. So blieb das geplante Gebäude unvollendet, und Gras wuchs darüber. Wirkungslos verpuffte, was mit Gepränge und tausend Hoffnungen begonnen worden war. Andere Fehlschläge kamen hinzu. Die Oeffentlichkeit verstand das Wesen des jungen Hohenzollern nicht. Sie hatte sich im Dusel freisinniger Phrasen das Bild eines pedantisch steifen Schatten- und Kartenkönigs zurechtgemacht, der alleweil immer erst von seinem Minister, besser noch, seiner Abgeordnetenkammer erfuhr, welcher Meinung er eigentlich war. Und selbst als Wilhelm II. seine Eigenart längst energisch bekundet hatte, fuhr man tiefgekränkt zusammen, wenn ein gekröntes Wort, das Niemand vorgedacht hatte, laut wurde. Ungleich mehr Gegner als durch seine Handlungen, durch die mitunter heftigen Schwankungen seiner Politik hat sich der Kaiser durch die scharf geprägten Worte gemacht, die an sich nur Aeußerungen einer impulsiven und stolzen Natur waren, den Philister aber Beleidigungen spießbürgerlicher Würde, Staatsstreichdrohungen deuchten. Daß des Königs Wille höchstes Gesetz sei, dies Dictum hat Millionen in Harnisch und gährende Erregung versetzt, die stumm blieben bei der Verwirklichung des eisenklirrenden Satzes, bei der Entlassung Bismarck's. Wenn die furchtbare Wunde, die Einleitung und Ausgang der Bismarcktragödie dem monarchischen Bewußtsein beigebracht hat, sich nun allmälig zu schließen beginnt, wenn sie nicht in faulige Eiterung übergegangen ist, so verdankt die Nation dies allein der gewaltigen und beispiellosen Selbstbeherrschung des Schloßherrn von Friedrichsruh. Schlimmer als ein verlorener Krieg hätte sonst die unbegreifliche Caprivi Epistel an den Prinzen Reuß gewirkt. Eine ablehnende Haltung des tiefgekränkten alten Kanzlers gegenüber den Versöhnungsversuchen hätte unser politisches Leben auf Jahrzehnte hinaus verwüstet und vergiftet. Es war bei Gott nicht seine kleinste Großthat, daß er, obgleich ganz Temperament und Vulkan, doch um des Vaterlandes Willen Zorn und Rachsucht, ja selbst die leise Verstimmung, nieder zwang. Dank ihm ist die Möglichkeit einer politischen Gesundung Deutschlands gegeben; die berufenen Aerzte mögen nun wie er ihre Pflicht thun.

Weniger gefährlich für den neuen Kurs, den Wilhelm II. steuert, ist die verfehlte Wirthschaftspolitik des verschollenen Domherrn von Merseburg geworden. Zwar hat der Kaiser die Handelsverträge eine rettende That genannt und, als Montecucculi's Stern am hellsten strahlte, die agrarischen Führer seinen Unwillen deutlich spüren lassen. Nichtsdestoweniger war es bei der Gewandtheit Miquel's und der versöhnlichen Loyalität der ostpreußischen Granden leicht, aus der Sackgasse heraus zu kommen, die in mehreren deutschen Großstädten als Caprivistraße verewigt worden ist. Der Bund der Landwirthe, den die ungemein geschickte und erfolgreiche Strategie seiner Leiter zum ausschlaggebenden Factor der augenblicklichen Wirthschaftspolitik gemacht hat und der bei den Wahlen höchster Trumpf sein wird, hat die Regierung aus allen früheren Stellungen herausmanövrirt und ihren Vertretern nach der Reihe Erklärungen abgezwungen, die sich sonst nur im Koffer Canossareisender finden. Es ist ihm geglückt, den Herrscher von der Berechtigung seiner Forderungen zu überzeugen, und der Bund rückt heute, wenige Jahre nach dem Königsberger Mahle, unter regierungsfreundlichem Banner in's Feld. Daß dies seine Reihen noch festigt, ist ein besonderer Vortheil, wie ihn so besonders seine Schachzüge verdienen.

Regierungsfreundlich wie er, wenn auch mit theatralischeren Posen, zeigt sich heuer das Centrum, das bisher bei jeder Wahlschlacht auf dem linken Flügel stand. Den Patrioten, denen der Culturkampf noch durch alle Glieder spukt, erscheint Lieber's Flottenbegeisterung gewiß nicht unverdächtig; sie kennen nur nicht die Gründe dafür und zermartern sich umsonst auf der Suche nach Rampolla's Spuren. Zu guterletzt stellt sich vielleicht heraus, daß der Mönch von Lehnin doch kein dummschlauer Betrüger war und sich auf Weissagungen besser verstand als die Organe des pleite gegangenen Rickertei, die den prophezeiten Zug nach links immer wieder in Dunst zerrinnen sehen, Berliner Fata morgana. Leo XIII. kann die diplomatische Niederlage auf Cuba getrost verschmerzen, der Sprengel Deutschland entschädigt ihn zur Genüge.

Gestützt auf zwei starke, gut organisirte Heeresverbände, darf die Regierung den Jubiläumswahlen mit einiger Ruhe entgegen blicken. So gut wie sie hat es Bismarck kaum jemals gehabt. Es ist allerdings ein kleiner, ein unbedeutender Unterschied dabei. Der alte Kanzler pflegte die Regierungs-Parteien zu regieren; jetzt regieren sie. Der alte Kanzler verpflichtete sich seine Mehrheit, ohne ihr gegenüber zu capituliren; jetzt capitulirt das Ministerium, ohne daß die Mehrheitsparteien sich ihm irgendwie verpflichten. Dieser curiose Umstand drückt den Jubiläumswahlen ihr sehr eigenartiges Gepräge auf. Er resultirt aus dem tiefen Mißtrauen, womit die Wählerschaft in die Zukunft schaut, womit Staatsmänner sie erfüllt haben, die Goliathe im Reden, Zwergvolk im Handeln sind. Kiaotschau und das größere Deutschland erregen wohl die Nerven und durchfeuern das allzu dick gewordene, in Phlegma erstarrte Blut, aber auf dies Programm hin bindet man sich nicht für fünf Jahre. Die erste Decade der Herrschaft Wilhelm's II. war eine Folge zum Theil interessanter, aber mehr oder minder mißglückter Experimente. Deutschland geht erwartungsvoll, doch mit kritischen Sinnen und ohne Ueberschwang in die zweite hinein. Blancocredit möchte es ihr einstweilen nicht einräumen.

Caliban.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**
**Ethik**
**als positiver Wissenschaft.**
Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

---

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

---

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

---

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

*Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie*

*1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf*

*1 Gros Nr 402: M 3.—*
*1/4 Gros: M —.80*

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
**und**
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

**Junger Schriftsteller,** bewährter Mitarb. d. verbr. Jugend- u. Familienblätter, sucht — als Nebenbeschäftigung — d. Redaktion e. kleineren Zeitschrift zu übernehmen. Beste Referenzen! Offert. an „M. R. Z." postlagernd Zittau, Sa.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**
Wochenschrift für Literatur Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Gegen die Auftheilung China's. Von H. von Samson-Himmelstjerna. — **Literatur und Kunst.** Das Ende eines Pamphletisten. (Paul-Louis Courier.) — Aus dem italienischen Hauptquartier 1866. Von Georg Simmich. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Marquise. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Des Königs Rock. Von Freidank. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Gegen die Auftheilung Chinas.

Von H. von Samson-Himmelstjerna.

Das Sprichwort: man solle die Haut nicht theilen, bevor der Bär erlegt worden, — stammt wohl aus Schilda, wo man bekanntlich, wie in Nürnberg, Niemanden henkt, man hätte ihn denn. Ueber diese alte Volksweisheit sind wir heutzutage hoch erhaben, — in unserer Zeit der Vorurtheilslosigkeit und der Umwerthung aller Werthe, — da man sich nur jenseit Gut und Böse aufzustellen braucht, um berechtigt zu sein, nicht nur zum Verspotten schildbürgerischer Klugheit, sondern auch alles dessen, was noch den Vätern als heilig galt. In unserer Zeit, da die heißhungrige Colonialpolitik begonnen hat, den Grundsatz der Herrenmoral: Macht geht vor Recht — durch die internationale Praxis zu sanktioniren, — da ungestraft Tunis unter Protectorat und Aegypten unter Schutzherrschaft gestellt werden durften, — da Cecil Rhodes und Jameson auf Billigung und Ovationen haben rechnen dürfen, — in unserer Zeit hat man sich nicht zu wundern, wenn ganz brutal die „Auftheilung Chinas" in Aussicht genommen, oder wenn schicklicher von der „Abgrenzung der Interessensphären in China" geredet wird: das ist der verschämte Ausdruck für die Vorausbezeichnung der Eroberungsgebiete. Den klugen Leuten, die so reden, gilt es als selbstverständlich, daß die Einbeziehung und Besetzung der Theilungsquoten durch einen Jeden des am Geschäfte Betheiligten ohne ernstliche Hindernisse, gleichsam von selbst, erfolgen werde; und als einzige Schwierigkeit bei der Sache erscheint ihnen die vorher zu erzielende Verständigung über die „Abgrenzung"; und da möglicher Weise eine Verständigung darüber nicht anders herbeizuführen sein werde, als mittelst Waffengewalt, so habe von den Unternehmungslustigen ein Jeder für den bevorstehenden Kampf sich thunlichst zu rüsten. — Leider wird auch in angesehenen deutschen Organen von der bevorstehenden „Auftheilung Chinas" gefaselt, und wird dadurch die Regierung des Deutschen Reiches in der öffentlichen Meinung immerhin verdächtigt, als sei auch sie nicht abgeneigt, das Auftheilungsgeschäft zu begünstigen und sich daran zu betheiligen. Aber all' das Gerede der Zeitungsschreiber und der Kannegießer über die „Auftheilung Chinas" ist viel unkluger noch als der Streit um das Fell vor Erlegung des Bären. Denn die zur Jagd Ausziehenden kennen doch den Gegenstand der Unternehmung: von den Jägern weiß ein Jeder, was ein Bär ist, und wie beschaffen seine Lebensweise und Gangart. Die gleiche Vorkenntniß ist auch Denen zugänglich, welche sich anschicken, das Erbe des kranken Mannes am Bosporus unter sich zu vertheilen: die bezüglichen Ländergebiete und deren Hülfsquellen, ihre Bevölkerungen und deren Begabungen und Gewohnheiten sind längst bekannt; ein Jeder, den es angeht, kann sich leicht darüber belehren. — In sehr andersartiger Lage befindet man sich China gegenüber; in schlimmerer Lage noch, als wenn man darüber gar nichts wüßte. Denn gänzlich Unbekanntem nähert man sich mit Vorsicht; durch Mißkenntniß und Vorurtheile Entstelltes kann zu täppischem Draufgehen verleiten und folgenschwere Enttäuschungen herbeiführen. Zu allen Zeiten ist man im europäischen Abendlande über China sehr mangelhaft unterrichtet gewesen; während vieler Jahrhunderte waren die spärlichen Nachrichten aus dem fernen Wunderlande gänzlich in Vergessenheit gerathen; aber bis vor wenigen Menschenaltern zurück waren immerhin die geringen in unserem Abendlande über China verbreiteten Kenntnisse doch wenigstens zutreffend; etwa um die Wende dieses Jahrhunderts hat es begonnen, damit anders zu werden; namentlich seit den vierziger Jahren ist man mit stets sich steigerndem Eifer beflissen gewesen, die aberwitzigsten Ausstreuungen über die chinesische Welt zu verbreiten und die von daher stammenden zuverlässigen Nachrichten in Vergessenheit zu bringen, so daß einer der besten Kenner Chinas, Georg von der Gabelentz, hat ausrufen können: „Von allen Culturländern der Welt ist China das bestverleumdete." Daher ist es wohl unausbleiblich, daß Diejenigen, welche sich zur Eroberung Chinas anschicken, schlimmen Ueberraschungen und Fehlrechnungen entgegengehen: ganz was Anderes, als eine Theilung des Bärenfells, kann das schließliche Ergebniß der Unternehmungen werden! — Zum Verständnisse des Nachfolgenden nur eine ganz gedrängte Zusammenstellung der bezüglichen Thatsachen und Verhältnisse.

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren sich die Grenzen des römischen und chinesischen Reiches so nahe gerückt, und hatten die Beziehungen zwischen den beiden Welten begonnen, so rege zu werden, daß beiderseits an ständige diplomatische Verbindung gedacht und auch der Anfang dazu gemacht wurde. Hier sowohl wie dort ist der Gang der Ereignisse diesen Bestrebungen nicht günstig gewesen, und auf beiden Seiten kam Alles, was man von einander gewußt hatte, alsbald vollständig in Vergessenheit. Ebenso war es schon vorher für die abendländische Kenntniß

von China gänzlich ohne Folgen geblieben, als im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die Grenze der chinesischen Herrschaft sich vorübergehend bis an das Ostgestade des Kaspisees ausgedehnt hatte. — Später hat ein lebhafter Handelsverkehr Platz gegriffen zwischen China und den von den Arabern beherrschten Gebieten, bezw. zwischen der chinesischen und der islamitischen Welt: chinesische Händler drangen bis zum Rothen Meere vor und arabische Factoreien waren bis zur Halbinsel Schantung vorgeschoben; doch sind die Kenntnisse, welche die Araber von China erwarben, absolut gar nicht in das derzeitige christliche Abendland vorgedrungen. So konnte es geschehen, daß die Nachrichten, welche im Jahre 1295 Marco Polo aus China brachte, als Märchen aus einem unmöglichen Wunderlande erschienen und alsbald, beim Fehlen aller und jeder Beziehungen zwischen China und dem Abendlande, hier wieder gänzlich in Vergessenheit geriethen. — Erst als nach Entdeckung des Seeweges nach Indien Jesuiten-Missionare im Jahre 1580 in China Fuß gefaßt hatten, — erst von diesem Zeitpunkte an beginnt das christliche Abendland fortlaufend aus China Nachrichten zu erhalten, und zwar zutreffende, zuverlässige Nachrichten, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, und unserem Abendlande China in überaus vortheilhaftem Lichte erscheinen ließen. Das Anwachsen wohlverbürgter Kenntnisse über China, wie auch die Steigerung des wohlwollenden Interesses an den chinesischen Dingen Seitens des christlichen Abendlandes, hat fast bis in die Mitte unseres Jahrhunderts seinen Fortgang genommen; von jetzt ab setzen aber die abfälligen und gar oft entsetzlich tendenziös gefärbten Berichte über China ein, welche es schließlich fertig gebracht haben, unserem Abendlande ein unkenntliches Zerrbild von der chinesischen Culturwelt geläufig zu machen.

Der Umschwung in der über China üblich gewordenen Berichterstattung erklärt sich aus zwei von einander ganz unabhängigen Umständen, welche, ihrer verschiedenen Natur gemäß, nach zwei Richtungen hin Anlaß zu Mißdeutungen gegeben haben, die beide gleich folgenschwer für unser Abendland werden können: einmal Mißdeutungen hinsichtlich der Lebensauffassung, auf welcher die chinesische Cultur beruht; — sodann Mißdeutungen hinsichtlich der Verfassung und Stärke des chinesischen socialen Körpers und Staates. Die alten Jesuiten-Missionare, angefangen von den P. P. Ricci und Verbiest bis herab auf die P. P. Du Halde und Amiot, die sich alle um China unvergängliche Verdienste erworben haben und dort noch heute im besten Andenken stehen, — die alten Jesuiten-Missionare haben es sofort mit ihrem Scharfblicke erkannt, daß das in sich geschlossene und gefestigte, durch fünftehalbtausend Jahre bewährte Diesseiter-Moralsystem Chinas einerseits unangreifbar dasteht gegenüber allen vernünftiger Weise denkbaren Jenseiter-Glaubenslehren, — daß es aber anderseits auch keiner der Letzteren hindernd im Wege steht, noch von ihnen befehdet zu werden braucht, — daß vielmehr dieses im Ahnendienste zum Ausdrucke gelangende Diesseiter-Moralsystem sich mit beliebigen Jenseiter-Glaubenslehren bestens vereinbaren läßt. In der That hatten seit Jahrtausenden Tao-Leute und Buddhisten, Juden und Muhammedaner, nicht minder während Jahrhunderten — (vom sechsten Jahrhunderte ab) — zahlreiche Gemeinden von Nestorianer-Christen, unbehelligt und in bester Eintracht in China gelebt, und zwar Alle als echte Chinesen, d. h. unter genauer Beobachtung der von der chinesischen Morallehre vorgeschriebenen staatlichen Riten und Ahnendienst-Feierlichkeiten.

Es muß hier, wenn auch nur ganz kurz, auf den chinesischen Ahnendienst eingegangen werden, da ohne seine Kenntniß die chinesischen Dinge unverständlich bleiben. Die Feierlichkeiten finden in der Regel alle vierzehn Tage statt. Das Rituale hat äußerlich Aehnlichkeit mit dem katholischen Meßopfer. Unter Absingung des Ahnenhymnus mit Instrumentalbegleitung wird es vom Hausvater, assistirt von der Hausmutter, inmitten der Familienversammlung vor einem Altartische celebrirt, auf welchem die Namenstafel des jedes Mal gefeierten Vorfahrs aufgestellt worden. Den Schluß der ritualen Feierlichkeit bildet eine Ansprache des Hausvaters, der, nun im Namen des verehrten Vorfahrs redend, den Anwesenden die zu seinem Andenken gewidmeten Opfergaben zurückreicht: sie mögen sich ihrer erfreuen und dabei des Alterthums gedenken, dem sie Alles verdanken. Nach Einnahme des gemeinsamen Erinnerungsmahles, — (bevor der Familienrath sich als Standesamt constituirt zur Eintragung der in der Familie erfolgten Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen, — sodann als Versorgungsanstalt für die kranken und hülfsbedürftigen Verwandten, — und endlich als Justizbehörde) — vorher wird von dem Hausvater aus dem, meist auf Jahrhunderte zurückreichenden Familienarchive die Lebensgeschichte eines der Vorfahren verlesen mit daran geknüpften belehrenden und ermahnenden Nutzanwendungen. Das nächste Mal ist ein Anderer der Vorfahren Gegenstand der Mittheilungen und Betrachtungen, und so fort bis der Cyclus des Archivs erschöpft ist, worauf der Turnus von Neuem beginnt. Daher kennt jeder Chinese die Geschichte seiner Familie genau, oft bis in die frühe Vorzeit zurück; seit der Kindheit ist in ihm das dankbare Bewußtsein seines Zusammenhanges mit dem Alterthume geweckt worden, und unter den Aufgaben des Lebens steht ihm die Lebendigerhaltung der Ueberlieferungen des Alterthums als heiligste oben an. — Die andere Bedeutung aber des Lebens: einer glücklichen Zukunft die Wege zu bereiten, für die späteren Geschlechter Vorsorge zu treffen, — diese Bedeutung des Daseins wird schon im täglichen Leben als selbstverständliche anerkannt durch die übliche Bezeichnung der Kindheit als des „zukünftigen Alterthums", womit angedeutet werden soll: unsere Aufgabe sei es, dahin zu wirken, daß in ferner Zukunft auch unserer Kinder und Enkel als verdienter Vorfahren gedacht werden möge, — und diese Bedeutung des Lebens wird im Rituale der Beerdigung des Hausvaters besonders feierlich in Erinnerung gebracht. Hier wird der Abgeschiedene als gegenwärtig vorgestellt in der Person seines jüngsten Enkels, der ihn repräsentirt; und an das Kind, an den Vertreter zugleich des vergangenen und des „zukünftigen" Alterthums wendet sich die an den Verstorbenen gerichtete Anrede: „... Du bist zur Seligkeit eingegangen, und wir, deine Verwandten, hoffen dich nachträglich zu ehren, indem wir selber mit Hülfe deines günstigen Einflusses auf Erden segensreich gedeihen." — So wird der Ausdruck des Dankes zugleich zum Bekenntniß der Pflicht. — Mithin ist unverkennbar, daß der chinesische Ahnendienst einzig und allein ethischem Zwecke dient; daß ihm nur moralische, sociale und staatliche Bedeutung beiwohnt, woher er denn auch mit jedem religiösen Bekenntnisse durchaus vereinbar ist. Auch kann dabei von Abgötterei keine Rede sein, da die Frage: ob bei der Ahnendienst-Feierlichkeit die persönliche Gegenwart des Vorfahrs vorauszusetzen sei, von den Chinesen entschieden verneint wird. Es ist mithin nur eine Erinnerungsfeier, bei welcher man sich die Gegenwart der Person des Vorfahrs vorzustellen sucht.

So sind denn auch die alten Jesuiten-Missionare weit davon entfernt gewesen, diese rein ethischen, mit dem chinesischen Staatswesen eng verflochtenen Culthandlungen als Abgöttereien zu verschreien und zu verdammen, und Dank dieser humanen Auffassung ist ihre missionirende Thätigkeit in allen Kreisen der Gesellschaft, bis in die höchsten Schichten hinauf, von überraschenden Erfolgen begleitet gewesen, so daß es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen konnte, als werde ganz China in verhältnißmäßig kurzer Zeit für die christliche Lehre gewonnen sein. Da entbrannte zwischen der Gesellschaft Jesu und dem inzwischen nach China eingedrungenen Dominikaner-Orden ein Kampf auf Leben und Tod, welcher die ganze katholische Kirche bis

in ihre Grundvesten erschüttert hat und im Jahre 1773 zur Auflösung des Jesuiten-Ordens führte. — Den Dominikanern war es darum zu thun, in China einen Staat im Staate zu bilden und das ganze Vielmillionenreich als eine Provinz ihrem Orden einzuverleiben. Dazu erschien in erster Reihe erforderlich, einen scharfen Gegensatz zwischen Chinesenthum und Christenthum künstlich zu construiren, und hierzu bot sich als allergeeignetstes Mittel dar die Verketzerung und Verdammung des dem ganzen Staatsgedanken Chinas zu Grunde liegenden Ahnencultes als einer angeblich abscheulichen Abgötterei; damit war ein trennender Schlachtruf gewonnen: hie Christus! — hie Kong-fu-tse! — Es konnte nicht lange ausbleiben, daß die Staatsgefährlichkeit der Verhetzungen und Treibereien erkannt wurde, und es endigte damit, daß alle christlichen Missionare ohne Unterschied aus China ausgewiesen wurden. — Die um die Mitte der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts wieder zugelassenen Missionare, die katholischen sowohl wie die verschiedenen protestantischen, haben sich leider nicht die alten Jesuiten-Patres zum Muster genommen, sondern sind in die Fußstapfen der Dominikaner des achtzehnten Jahrhunderts getreten, die Bewohner des Reiches der Mitte gegen ihre Obrigkeit aufhetzend, und nach Außen das Reich und die ganze chinesische Cultur abscheulich tendenziös verleumdend, um sich dadurch von Europa her Unterstützung in der hetzerischen Wühlarbeit zu erwerben. Zufolge dieser planmäßig und systematisch betriebenen Verleumdungsthätigkeit, an welcher auch der abendländische „ehrbare Kaufmann" sich fleißig betheiligt hat, in der Meinung, daß es seinem Geschäfte nur förderlich werden könne, wenn es gelinge, das Abendland zu kriegerischen Actionen gegen China zu verleiten*), — zu Folge aller dieser Verhetzungen und Verleumdungen ist im Abendlande ganz in Vergessenheit gerathen, wie noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein die Berichte aus China gelautet haben: — wie z. B. P. Amiot's großer Discurs über die der chinesischen Cultur zu Grunde liegende Piété Filiale mit einem begeisterten Hymnus anhebt über die beispiellose Geordnetheit des chinesischen Staatswesens, über das lautere Glück, dessen seine unzähligen friedlichen Angehörigen sich erfreuen; — wie im Berichte über die Gesandtschaftsreise des Lord Macartney mehrfach ausdrücklich, und fast beständig zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß China noch für lange den europäischen Staaten als unerreichbares Muster gelten werde; — und wie es häufig betont worden ist, daß zwischen den Anschauungen der Gebildeten in China und im europäischen Abendlande kaum ein Unterschied sich herausfinden lasse, während der gemeine Mann in China thurmhoch erhaben dastehe gegenüber dem europäischen Manne aus dem Volke. Hat doch noch in der Mitte der vierziger Jahre der bekannte Lazaristen-Missionar Huc nach fünfzehnjährigem Aufenthalte in verschiedenen Theilen des chinesischen Reiches ausgerufen: „Europa will das werden, was China schon seit Jahrtausenden ist." — Die prophetische Bedeutung dieses Wortes ist in einer Beziehung ganz besonders in den letzten Decennien prägnant hervorgetreten. Während seiner ganzen historischen Vergangenheit, während fünftehalbtausend Jahren, hat sich der Chinese als entschiedener Diesseiter geltend gemacht, d. h. in Gesellschaft und Staat hat er die Sorge um das friedliche Zusammenleben der Menschen als nächste und wichtigste Aufgabe erkannt. Dagegen hat das europäische Abendland erst in neuerer Zeit begonnen, sich vom Jenseiterthume abzuwenden, insofern es aufgehört hat, vorwiegend und Allem zuvor außerirdisches Heil, sei es auch auf Kosten des irdischen Wohlseins, in Staat und Gesellschaft anzustreben. Fraglich aber bleibt es — und eine entsetzlich ernste Frage bleibt es —, ob nicht das Abendland culturlich zu Grunde gegangen sein wird, bevor es ihm gelungen war, „das zu werden, was China seit Jahrtausenden ist", — d. h. ob die Völker des europäischen Abendlandes beim Abstreifen nicht nur des Jenseiter-Glaubens, sondern auch zugleich der Jenseiter-Moral, zu jener tüchtigen Diesseiter-Moral durchdringen werden, auf welcher Chinas vieltausendjährige Größe beruht hat? Wehe dem Abendlande, wenn es das Jenseiterthum aufgegeben hat, ohne zu einem geläuterten Diesseiterthume gelangt zu sein!

Wenn hier Jenseiter- und Diesseiterthum von einander unterschieden wurden, so ist die Unterscheidung nicht derart aufzufassen, als schlössen sich die beiden Anschauungen nothwendig gegenseitig aus, und als müßten sie nothwendig einander befehden. Solch feindlicher Gegensatz hat nur von zelotischem und herrschsüchtigem Fanatismus, nach dem Vorgange der Dominikaner des XVIII. Jahrhunderts, künstlich construirt werden können; in der Sache selbst ist er keineswegs begründet; vielmehr muß objectiv ruhige Ueberlegung erkennen, daß nicht nur beide Auffassungen einträchtlich neben einander bestehen können, wie auch thatsächlich seit Jahrtausenden friedliches Einvernehmen zwischen ihnen in China gewaltet hat; — sondern daß sogar Beide zu einander gehören, wie die zwei Seiten desselben Dinges; und daß erst dann die Eine zu voller Reife und Abklärung gelangt ist, wenn sie die Berechtigung der Anderen anerkannt hat. Der Unterschied zwischen den beiden Anschauungen besteht nicht sowohl in einem principiellen Widerspruche, als vielmehr darin: daß hier das eine, dort das andere der beiden Hauptbedürfnisse der Menschennatur in erster Reihe Befriedigung sucht —: hier das Bedürfniß nach Lösung der geheimnißvollen Welträthsel, dort das Bedürfniß nach friedlichem Zusammenleben des Menschen miteinander; — hier die Beantwortung der Fragen, welche auf ein außerhalb des Daseins liegendes Jenseit abzielen, dort die Lösung von Aufgaben, welche lediglich die friedliche Regelung der Daseinsverhältnisse bezwecken. — Nun ist aber doch wohl schon a priori zuzugeben, daß der Diesseiter sich nicht im Unrecht befindet, wenn er zunächst mit bekannten Dingen der Erfahrung rechnet, und vor Allem und in erster Reihe darauf ausgeht, das friedliche Verhalten der Menschen zu einander so unverbrüchlich zu sichern, wie es dem Chinesen durch Regelung des Ahnencultes und durch die unauflöslich feste, auf diesen Cult sich stützende Organisation der Familie und des Staates — der erweiterten Familie — gelungen ist; — und wenn er dem freien Ermessen des in gesichertem Frieden lebenden Menschen es anheim giebt, wie er seine Stellung in dem sein Dasein umfassenden Weltganzen sich ausmalen wolle; — wogegen doch schon a priori des Jenseiters Verfahren weniger sicher erscheinen muß: mit einer immerhin willkürlichen, auf keinerlei sinnfällige Erfahrung gestützten Lösung der Welträthsel zu beginnen, um auf eine Theorie, die sich Niemandem aufzwingen läßt, die staatliche und sociale Regelung der Daseinsverhältnisse aufzubauen, — ein Verfahren, das sich auch historisch als weniger sicher erwiesen hat, insofern als der Zusammenbruch einer herrschenden Religion jedes Mal eine Umwälzung auch der auf ihrer Grundlage aufgebauten staat-

*) Im Innern des chinesischen Reiches wird der europäische Handel vielfach unter dem Deckmantel der Missionsthätigkeit betrieben. Der französische katholische Missionar empfängt aus dem Mutterlande seine Subsidien zumeist in Form von Waaren, aus deren Vertrieb er sich die Geldmittel für die Missionszwecke zu verschaffen hat. — Englische und amerikanische Handlungshäuser verstehen es, ihren Agenten die Missionar-Qualität beilegen zu lassen, wodurch dieselben unter den besonderen Schutz ihrer Gesandtschaften gestellt und zur Ausübung ungebührlichen Druckes auf die chinesischen Behörden verleitet werden. Daher kann es nicht überraschen, daß in der Vorstellung des Chinesen „Christ", „Opiumgistmischer" und „Revolutionär" Begriffe sind, die sich decken. — Sehr erfreulich ist die unbezweifelbare Thatsache, daß die deutschen Missionare durch ihr correcteres Verhalten von den Uebrigen sich vortheilhaft unterscheiden: dadurch muß eine freundliche Gestaltung der deutsch-chinesischen Beziehungen wesentlich gefördert werden. Von unberechenbar günstigen Folgen wäre es, wenn die deutschen Missionare sich entschlössen, zu dem chinesischen Ahnenculte dieselbe wohlwollende Haltung einzunehmen, wie ihre Vorgänger des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

lichen und socialen Verhältnisse nach sich gezogen hat. — Dem christlichen Jenseiter sollte es bei Vertiefung seiner Lehre nicht schwer fallen, dem Voranstellen des Strebens nach friedlichem Verhalten der Menschen zu einander zuzustimmen, wenn er bedenkt, daß nach seiner eigenen Tradition mit dem Kommen des Heilands die Mahnung verkündet wurde: durch Friede und Wohlgefallen unter den Menschen sei Gott in der Höhe zu ehren. — Aber nicht darum ist es der neueren, streitbaren und herrschsüchtigen Mission in China in erster Reihe zu thun!

Der andere Umstand, welcher der verleumderischen Berichterstattung über China Vorschub geleistet hat, beruht auf einem gar beklagenswerthen innerchinesischen Vorgange, dessen freilich sehr bedauerliche Folgen in häßlicher Weise tendenziös übertrieben worden sind. Zu Anfang der dreißiger Jahre wurde durch einen habgierigen Kaiser der Aemter-Verkauf eingeführt, und in Folge dessen ist das Niveau des chinesischen Beamtenthums in argem Maaße gesunken, sowohl im Civil- wie auch im Militär-Dienste: Unterschlagung und Bestechung wurden in Beamtenkreisen alltägliche, fast normale Erscheinungen. Die Wehrkraft des Reiches sank rapid auf erbärmlich niedere Stufe und die großen Reichs-Verkehrsstraßen geriethen in Verfall. Darauf aber ist, nach dem Zeugnisse der besten Kenner Chinas, die Wirkung des Aemter-Verkaufes beschränkt geblieben; und wie hoch auch die bewirkte Schädigung veranschlagt werden mag, so wird es doch, sobald eine kräftige Hand die Zügel der Regierung ergreift, bezw. sobald die verkommene Mandschu-Dynastie einer tüchtigeren Platz gemacht hat, — so wird es doch möglich sein, die Folgen der Mißwirthschaft in wenigen Jahren bis auf die letzten Spuren vergessen zu machen. Denn einem tüchtigen und kräftigen Herrscher stünden dazu alle Hülfsmittel in reichstem Maaße zu Gebote. Nach den besten Zeugnissen steht die altbewährte Bauernkraft des chinesischen Volkes noch vollkommen ungebrochen da. Bei seiner beispiellos niedrigen Besteuerung und seinem unvergleichlichen Fleiße ruht im chinesischen Volke eine unermeßlich ausgiebige Finanzkraft. Unter gewissenhaften Führern würde auch die militärische Tüchtigkeit des Chinesen sich wieder so glänzend bewähren, wie es im Laufe seiner mehrtausendjährigen Geschichte, bis in die neuere und neueste Zeit, so oft geschehen ist. Dazu kommt, daß nicht nur die unbegrenzt autokratische Gewalt des Herrschers ihm erlauben würde, alle die reichen Kräfte des Reiches unbedingt in Thätigkeit zu setzen, sondern daß ihm dazu auch ein Heer zuverlässiger und tüchtiger Beamte zu Gebote stünde. Denn von dem etwa eine Million Köpfe zählenden Literatenthume Chinas, aus dessen Mitte die Staatsbeamten hervorgehen, steht kaum ein Sechstel im Staatsdienste; die weitaus überwiegende Anzahl der regierungsfähigen Literaten aber, in verschiedenen Lebensstellungen über das ganze Reich verstreut, bildet wohlorganisirte örtliche Gesellschaftsverbände, deren Spitzen alle zur Residenz hinaufreichen. Somit vermöchte ein reformfreundlicher Herrscher gleichsam im Handumdrehen das ganze Beamtenpersonal des Reiches auszuwechseln, und das zwar um so eher, als bei einem chinesischen Staatsverwaltungs-Beamten nur allgemeine, keineswegs Special- und Localkenntnisse vorausgesetzt zu werden brauchen, da er gleichsam nur als Aufsichtsorgan fungirt, die wirkliche Regierung aber vom Notablen- und Honoratiorenrathe ausgeübt wird, welchen der Gouverneur oder Präfect um sich zu versammeln genöthigt ist, weil er ohne ihn nicht zu regieren vermöchte. — Aus dieser eigenthümlichen Combination von strammster Autokratie mit ausgedehntester Selbstverwaltung ergiebt sich, daß eine eigentliche Bedrückung des Volkes durch habsüchtige Mandarine gar nicht vorkommen kann; dahingehende Versuche scheitern sofort an dem Widerstande der Bevölkerung, auf welche der Beamte, bei seiner zumeist völligen Entblößung von Militärkräften, in der Regel gar keinen Zwang auszuüben vermag. Sobald ein Mandarin es sich beikommen läßt, die Bevölkerung erheblich zu brandschatzen, so wird er von den örtlichen Notabeln mittels einer landesüblichen sehr einfachen Procedur, in aller Ruhe, in höflichster aber sehr bestimmter Weise der Regierung zurückgeschickt, womit dann seine Laufbahn beschlossen ist. Etwa angewandten Machtmitteln aber tritt die Bevölkerung mit einer Revolte entgegen, welche gleichfalls, wenn auch indirect, des Beamten Laufbahn beschließt.

Beachtet man Alles das, sowie das über das ganze Reich verbreitete engmaschige Netz von öffentlichen und geheimen Vereinsbildungen aller Art, so begreift man, welchen unabsehbaren Ueberraschungen und Enttäuschungen diejenigen entgegengehen, welche zu einer „Auftheilung" Chinas sich anschicken; und man wird es nicht für unmöglich halten, daß eines schönen Tages das chinesische Volk, im Unwillen über die Zudringlichkeiten des Abendlandes, sich unter einem tüchtigen Führer wie ein Mann erhebt, um sich des Andranges gänzlich zu entledigen, — in welchem Falle es alle vom Abendlande in Form von Bergwerken, Eisenbahnen u. s. w. investirten Capitalien kostenlos einziehen würde. Dieser Eventualität gegenüber ist es als ein Glück zu erachten, daß Deutschland, seinem eminent friedlichen Charakter gemäß, bei den China betreffenden „Auftheilungs"-Plänen sicherlich nicht mitbetheiligt ist, und daß seine neuerliche Kiao-tschau-Action sicherlich nichts Anderes bezweckt, als nur die Gewinnung eines festen Stützpunktes für die friedlichen Operationen seines Handels und seiner Industrie. Es ist anzunehmen, daß der vormalige Gesandte Deutschlands in China, M. von Brandt, die Richtung der deutschen Politik im fernen Osten zutreffend bezeichnet, wenn er sagt: „Dem deutschen Interesse würde es am ehesten entsprechen, den Versuchen der chinesischen Regierung, die Entwickelung des Landes auf nationaler Grundlage herbeizuführen, freundlich gegenüberzustehen". — Wird von Deutschland diese Richtung festgehalten, so könnte es gar leicht geschehen, daß, im Falle eines kriegerischen Conflictes zwischen China und Mächten des Abendlandes, Deutschland an Chinas Seite stehend befunden würde. Zum Herbeiführen eines solchen gesegneten Verhältnisses würden — wie soeben bemerkt wurde — die deutschen Missionäre in China durch versöhnliches Verhalten zum Chinesenthume sehr wesentlich beitragen können. Außer der soeben angedeuteten Gefahr wird durch das Andrängen des europäischen Abendlandes für dasselbe auch eine andere, vielleicht noch größere, heraufbeschworen, welche auch bei fortgesetzt friedlichen Beziehungen unausbleiblich ist, falls es dem Abendlande nicht gelingt, sich die größere moralische und praktische Tüchtigkeit des chinesischen Diesseiters anzueignen, dem die Arbeit nicht als ein Fluch gilt, sondern als die selbstverständliche Bethätigung wahrer Menschlichkeit. Allen seinen Nachbarvölkern und allen Denen gegenüber, mit welchen es in dauernde Beziehung getreten ist, die europäischen Abendländer nicht ausgenommen, hat das chinesische Volk seine commercielle und wirthschaftliche Ueberlegenheit und seine unwiderstehliche Expansivkraft bewährt. Alle die Aufdringlichkeiten der abendländischen Industrien müssen zu dem Ergebnisse führen, daß China schließlich den Wettbewerb mit ihnen aufnimmt und — sie dann besiegt und vernichtet. In den portugiesischen und holländischen Colonien hat schon seit Jahrhunderten der Chinese unbestrittene Vorherrschaft gewonnen. Das englische Singapore ist eine ganz chinesische Handelsmetropole geworden u. s. w. Ueberall hat es sich auf die Dauer unmöglich erwiesen, den Zudrang der Chinesen zu hindern; überall hat man schließlich erkannt, wie nützlich ihre Einwanderung sei. Wiederholt hat man es versucht, sich der Chinesen durch Massenmorde zu entledigen. In Manila wurden i. J. 1603 an einem einzigen Tage in einer von der Regierung begünstigten Hetze 25000 Chinesen niedergemacht; ebenso i. J. 1740 in Batavia 20000; — Alles vergeblich; alsbald gab es mehr Chinesen als jemals; und schließlich hat überall die Regierung den Wider-

stand aufgegeben, einsehend, daß sie tüchtigere und ruhigere Unterthanen als die Chinesen nicht finden könnte. Und schon jetzt, schon vor Eröffnung der russisch-mandschurischen Eisenbahn, schon jetzt beschäftigt man sich in Sibirien mit der bangen Frage: „wer wird der Sieger und wer der Besiegte sein?“ Die sibirische Bahn, fürchtet man schon jetzt, wie im „Ssibir“ zu lesen, — die sibirische Bahn könne leicht einen commerciellen und Arbeiter-Einfall der gelben Rasse in's russische Gebiet zur Folge haben. Schon gegenwärtig seien an der Ussuri-Bahn und der großen Wasserstraße des Amur-Bassins die Avantgarden des Einfalles bis nach Sfretensk, dem Endpunkt der Schifffahrt, wahrzunehmen; in Wladiwostok werde schon jetzt der Handel der Russen von den Chinesen geschlagen; die größeren Städte am Amur — (Blagoweschtschensk und Chabarowsk) — müßten Hungers sterben, wenn sie nicht aus den chinesischen und mandschurischen Ansiedelungen mit Getreide, Gemüse und Schlachtvieh versorgt würden ... wer wird der Sieger und wer der Besiegte sein? Kurzum, wollte man mit völligem Mißkennen Chinas sich ernstlich an seine „Auftheilung“ und Eroberung machen, so würde das Endergebniß der Unternehmung sicherlich in jeder Beziehung ein sehr unerwartetes und unerwünschtes sein. Uebrigens wird die Unkenntniß des Abendlandes hinsichtlich der chinesischen Dinge durch einen Umstand erklärt und gleichsam entschuldigt, welcher das Durchdringen zum vollen Verständnisse des Chinesenthums allerdings ganz eigenthümlich erschwert, — ein Umstand, der zugleich das unwiderstehliche Vordringen des Chinesenthums begreiflich macht und die Vergeblichkeit der Auftheilungsgelüste vollends klar erkennen läßt. Unmittelbar anschaulich ist es, daß Leute mit verschiedener, ja mit diametral entgegengesetzter Lebensanschauung, wie der vorurtheilsvolle Jenseiter und der nüchterne Diesseiter, kaum jemals zu gegenseitigem vollen Verständnisse gelangen können. Dem Ersteren, dem orthodoxen Jenseiter, ist die Erde eine Strafanstalt, ein Jammerthal, lediglich eine Anstalt zur Vorbereitung für eine spätere, bessere Existenz; und die Ausgestaltung des irdischen Lebens, da es nichts an sich Werthvolles ihm bieten kann, ist dem Jenseiter höchstens nur nebensächlicher Fürsorge werth; ja mehr noch: vorwiegendes Interesse an irdischen Dingen ist in den Augen des consequent orthodoxen Jenseiters gleichbedeutend mit Gefährdung dessen, „was allein Noth thut“. Diese Auffassung, welche es selbstverständlich vernachlässigt, die Bedingungen für möglichst gedeihliche irdische Existenz zu sichern, hat nothwendig immer zur Folge gehabt, bei Denen, welche an der Auffassung consequent festhielten, asketische, quietistische, weltflüchtige Lebensführung zu bewirken, die widerstandslos alles Ungemach über sich ergehen läßt, dem Uebel keine selbstthätige Abwehr entgegensetzt und vor dem Stärkeren, der „die Gewalt hat“, sich kritiklos und ohne Murren beugt; — eine Lebensführung, die selbst dazu beiträgt, die Nöthe und Qualen der Existenz über das unvermeidliche Maaß hinauszusteigern. Zugleich ist aber diese Auffassung, wo mit ihr nicht Ernst gemacht wurde, immer zur Handhabe geworden, den quietistisch Erzogenen, von allen Garantien für eine erträgliche Gestaltung des Lebens Entblößten und allen Schutzes gegen sociale Leiden jeder Art Beraubten zu unterjochen und zu knechten. Daher sind alle aufeinanderfolgenden Culturen des abendländischen Jenseiterthums ohne irgend eine Ausnahme durch sociale Kämpfe ausgezeichnet gewesen; und Alle sind sie schließlich socialem Siechthum verfallen; alle sind sie, unter socialen Convulsionen, an socialer Zerrüttung zu Grunde gegangen, den Schauplatz ihrer Kämpfe und Leiden als entvölkerte Culturwüsten hinterlassend. Dem chinesischen Diesseiter dagegen hat es von jeher und beständig als zweifellos vornehmste Aufgabe gegolten, das Dasein so zu gestalten, daß durch seine befestigten Einrichtungen nicht nur dem Einzelnen und nicht nur in der Gegenwart, sondern der Gesammtheit aller bestehenden und aller kommenden Geschlechter die möglichst sichere Garantie für gedeihliche Existenz und Entwickelung geboten werde. Allein solchem humanen, zugleich praktischen und zugleich idealen Streben ist es zu danken, daß das Chinesenthum während seiner ganzen fünftehalbtausendjährigen Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein, trotz beispielloser Bevölkerungsdichte, niemals durch sociale Krankheitserscheinungen belästigt worden ist, und niemals sociale Fragen, wie sie unser Abendland beunruhigen, gekannt hat; daß es vielmehr zu allen Zeiten einer so glücklichen, unabhängigen, weil ganz auf sich selbst gestellten, und so wenig gestörten Volkswohlfahrt sich erfreut hat, wie es hier „unter dem wechselnden Monde“ nur denkbar ist und nirgend in der Welt in ähnlichem Maaße erreicht wurde. — Daraus erklärt sich auch, daß das Chinesenthum, obschon von ihm niemals Eroberungskriege geführt worden sind, und obwohl es mehrmals unter Fremdherrschaft gerieth, doch beständig seine Grenzen erweitert hat. Die benachbarten Völkerschaften haben freiwillig um Anschluß an das chinesische Reich gebeten, dessen geordnete und glückliche Verhältnisse sie zu schätzen gelernt hatten; und die Eroberer sind jedes Mal selbst besiegt, d. h. zu Chinesen umgewandelt worden. — Diese letztere, historisch feststehende Thatsache, d. h. das unwiderstehlich wirkende Vermögen des Chinesenthums, in seinem Bereiche Alles aufzusaugen und sich zu assimiliren, — diese Thatsache sollte von Denen nicht übersehen werden, welche mit leichtsinniger Zuversicht an eine „Auftheilung“, d. h. an eine Eroberung Chinas denken. Um so beachtenswerther ist die expansive und assimilirende Kraft des Chinesenthums, als ihr heute, nach fünfzig Jahren, der Abendländer weniger Widerstand entgegenzusetzen vermöchte, als zu Zeiten des P. Huc; denn noch entschiedener als damals, macht sich im heutigen Europa die Neigung geltend: „das zu werden, was China seit Jahrtausenden ist“, — d. h. die Neigung, sich dem Diesseiterthume zuzuwenden, alle socialen und staatlichen Dinge einzig und allein in Rücksicht auf sie selbst zu regeln. Es ist klar, wie aus derart diametral entgegengesetzten Lebensauffassungen hier und dort so sehr verschiedenartige Sitten und Einrichtungen hervorgehen konnten, daß für die Erscheinungen der einen Culturwelt in der anderen nur äußerst schwer Verständniß erlangt wird; ja daß Manches, was hier als geheiligt gilt und als unentbehrlich zu gedeihlichem Bestande der Gesellschaft erscheint, dort als barbarisch verspottet wird; und durch solchen Mangel an gegenseitigem Verständniß wird es einestheils erklärt, daß in China der Abendländer unsympathisch erscheint, und wird es anderentheils verständlich, wenn auch nicht entschuldigt, daß im Abendlande man aus Unkenntniß sich mit Ueberhebung für berechtigt, ja im Namen der Civilisation für verpflichtet hält, China zu „erschließen“, zu erobern und der abendländischen krankenden Cultur zugänglich zu machen.

Vom consequent orthodoxen Jenseiterthume wird ohne irgend einen Vorbehalt gelehrt: „du sollst der Obrigkeit gehorchen, die Gewalt über dich hat“; für die Ausführung eines unheilvollen Befehles hast nicht du zu verantworten, sondern die Obrigkeit, die ihn erließ. Auf diese Lehre haben im Abendlande nicht selten despotische Herrschaften und Tyranneien sich stützen dürfen; und der Kampf zwischen den verschiedenen Organen des Staatskörpers um die Vorherrschaft gehört im Abendlande zu den normalen Erscheinungen des staatlichen Lebens; miteinander unvereinbare Theorien über die beste Anordnung des Staatsverbandes haben sich fast jederzeit unversöhnlich gegenübergestanden und bekämpfen sich im Abendlande noch heute. — In China dagegen hat es darüber im Laufe von fünftehalbtausend Jahren niemals zwei Meinungen gegeben. Im Reiche der Mitte ist niemals daran gezweifelt worden, daß dem Herrscher, bezw. seinen Beamten, wie Vater und Mutter Gehorsam geschuldet werde, — wobei jedoch als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß die Regierung dem Volke gegenüber Vater- und Mutterpflichten ausübe, und daß sie von althergebrachten und bewährten Grund-

sätzen sich leiten lasse; — und wobei gleichzeitig schon in der Schule den Kindern gelehrt wird, daß der Sohn dem Vater, wenn er ihn auf unrechtem Wege betrifft, Vorstellungen zu machen habe, — und nachdrücklich eingeprägt wird, daß es heilige Pflicht sei, einer Regierung, die das Herkommen verletzt, Widerstand zu leisten, und eine verderbte Dynastie zu entthronen. — Daher kommt es, daß in China äußerst wenige Herrscher ein schlimmes Andenken hinterlassen haben, während im Abendlande der Nachruf, Vater des Vaterlandes gewesen zu sein, verhältnißmäßig nur wenigen Fürsten von der Nachwelt gewidmet wird. — Ebendaher kommt es, daß im Abendlande fast alle Revolutionen die Einführung von Neuerungen bezweckt haben, während sie in China immer nur der Wiederherstellung des Althergebrachten haben dienen sollen. — Und ebendaher erklärt es sich, daß in China strammste Centralisation und allerausgedehnteste Selbstverwaltung nebeneinander bestehen, und daß dort der Himmelssohn in kritischen Zeiten die äußerste Autokratie auszuüben vermag, zu gewöhnlichen Zeiten aber von allen Herrschern der Welt der beschränkteste und willenloseste ist; — während in unserem Abendlande Centralisation und Selbstverwaltung sich ebenso unbedingt ausschließen, wie Autokratie und Herrschaftsbeschränkung.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß Verständigung und einträchtige Beziehungen zwischen dem abendländischen Jenseiterthum und der chinesischen Diesseiterwelt durchaus nicht so undenkbar sind, wie es nach allen den „westöstlichen Contrasten" auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn aus seiner prähistorischen Zeit hat das Chinesenthum so zahlreiche, in den Ritualen und Sitten und im Volksaberglauben hervortretende religiöse Anklänge herübergenommen und bewahrt, daß ebenso für einen, schroffer Orthodoxie abholden, wahrhaft gebildeten Chinesen versöhnliche, teleologisch-deïstische Weltauffassung charakteristisch ist, wie sie auch für den gebildeten Abendländer, der schon seit Jahrhunderten das orthodoxe Jenseiterthum, und neuerdings auch den wüsten Materialismus, überwunden hat, als selbstverständlich gilt. Daß eine solche Annäherung der Lebensauffassungen unseres Abendlandes an diejenigen der chinesischen Welt bereits in erheblichem Maaße stattgefunden hat, beweist die Thatsache, daß im Westen Europas in neuerer Zeit — (gerade wie in China seit Alters) — der Staat es nicht mehr als seine Aufgabe ansieht, für ein jenseitiges Wohl seiner Angehörigen in besonderer, confessionell vorgeschriebener, Weise zu sorgen, — sondern daß er vielmehr — (wie in China seit Alters) — sich darauf beschränkt, das friedliche Zusammenleben der Staatsbürger zu sichern, ihrem freien Ermessen es überlassend, ob und wie sie ihres außerirdischen Heiles sich vergewissern wollen. Somit ist heute mehr noch, als vor Jahrzehnten, die Beobachtung zutreffend, nach welcher die Anschauungen eines gebildeten Chinesen und eines erleuchteten Europäers kaum von einander zu unterscheiden sind. Wenn nur — mag wiederholt werden — wenn nur, an diese Thatsache anknüpfend, die deutschen Missionäre, — welche von jeher in dem ehrenden Rufe stehen, daß sie weniger schroff und unversöhnlich, als ihre französischen, englischen und amerikanischen Collegen, dem Chinesenthum gegenüber sich verhalten — wenn nur die deutschen Missionäre die Traditionen ihrer Vorgänger aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte aufnähmen und dazu beitrügen, daß zwischen Deutschland und China ein wahrhaft freundliches Verhältniß sich ausbilde! Denn nicht zum Wenigsten in der Hand der Missionäre liegt es, Deutschlands Stellung in China zu einer führenden und ausschlaggebenden zu gestalten. Und wenn man es in Europa allgemeiner begriffen haben wird, was in China schon seit Alters als selbstverständlich gegolten hat, daß nämlich die Diesseiter-Moral dem Jenseiter-Glauben nicht Abbruch thut, sondern daß Beide sehr wohl mit einander vereinbar sind, und daß es, nach Erschütterung des auf dem Jenseiter-Glauben beruhenden Sittengesetzes, zur Gesundung und Sicherung der socialen Zustände des Abendlandes unumgänglich nothwendig ist, schon der Jugend die Grundsätze einer unabhängigen, auf sich selbst gestützten Moral fest aufzuprägen, dann wird zwischen dem europäischen Abendlande und der chinesischen Welt ein friedliches, auf gegenseitige Anerkennung begründetes Verhältniß sich herstellen können, unvereinbar mit „Auftheilungs"- und Eroberungsgelüsten.

## Literatur und Kunst.

### Das Ende eines Pamphletisten.

(Paul-Louis Courier.)

Im Walde von Larçay, unweit der Gemeinde Véretz, im Département Indre-et-Loire spielte sich am Abend des 10. April 1825 ein düsteres Drama ab, dessen unglücklicher Held einer der ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts war: der classische Pamphletist Paul-Louis Courier. Der schneidige Hohn ist ihm nicht minder eigenthümlich als das nur leicht die Oberfläche streifende Epigramm, gleichviel, ob der Verfasser seinen Spott gegen den Uebermuth des Adels und des Clerus richtet, oder ob er Mißstände in der Rechtspflege und Verwaltung rügt, oder ob er endlich für die Freiheit der Presse und andere moderne Errungenschaften eine Lanze bricht. Nach unserem Gefühle wird denn auch Francisque Sarcey der Eigenart und Bedeutung Paul-Louis Courier's weit weniger gerecht als Armand Carrel, dessen congeniale Natur ihm gestattete, den auf demselben Gebiete kämpfenden Geisteshelden unter dem angemessenen Gesichtswinkel zu betrachten und zu beurtheilen. Das Beste über diesen ausgezeichneten Schriftsteller findet sich aber in dem soeben erschienenen 3. Bande von Georg Brandes' „Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen" (Leipzig, Veit & Comp.), worauf wir unsere Leser nur kurz verweisen wollen, um den Schleier, der seinen tragischen Tod noch heute verhüllt, zu lüften.

Paul-Louis Courier wurde an besagtem Abende ganz in der Nähe seiner Besitzung La Chavonnière ermordet, ohne daß zwei gerichtliche Untersuchungen, von denen die eine bereits im Jahre 1825, die andere fünf Jahre später in Tours geführt wurde, volle Klarheit über die Urheber des Verbrechens und deren letzte Beweggründe verbreitet hätten. Erst in jüngster Zeit ist es den vereinten eifrigen Forschungen zweier Schriftsteller, L. Desternes und G. Galland, gelungen, auf der Grundlage unanfechtbarer Urkunden, die sie in den Archiven des Départements Indre-et-Loire, in den Schwurgerichtsacten und anderwärts fanden, sowie gestützt auf Localstudien, ein annähernd vollständiges Bild der Vorgänge zu gewähren, die in ihrer Gesammtheit ein erschütterndes Familiendrama darstellen. Auch ein Deutscher, der den Lesern der „Gegenwart" wohlbekannte Literarhistoriker, Essayist und Reiseschriftsteller Siegfried Samosch, hat an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt und die Archive von Blois und Chambord durchstöbert und giebt nun in seinem prächtigen neuen Reisewerke „Pariser Feste und Streifzüge in die Normandie, Bretagne und Vendée" (Minden, Bruns) eine sehr ausführliche Darstellung der mysteriösen Mordthat, wonach es keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Gattin Paul-Louis Courier's eine verhängnißvolle Rolle in dem „Sittendrama" gespielt hat, das von der Phantasie des jüngeren Dumas' nicht erschütternder hätte ersonnen werden können.

Unter eigenthümlichen Verhältnissen war die Ehe zwischen Paul-Louis Courier und der Tochter des Hellenisten Clavier, Herminie, zu Stande gekommen. Hatten den Pamphletisten, der selbst ein ausgezeichneter Forscher und Kenner der grie-

chischen Literatur war, und dem das Verdienst gebührt, den vollständigen Text des Schäferromans des Longos, Daphnis und Chloë, in Florenz entdeckt und herausgegeben zu haben, zunächst wissenschaftliche Interessen an das Haus Clavier's gefesselt, so wurde ihm der Verkehr in dessen Familie sehr bald lieb und werth. Unter den Briefen, die er aus Italien an seine Freunde und Bekannten sandte, sind mehrere an M. et Mad. Clavier adressirt. In Paris, wohin er im October des Jahres 1812 zurückkehrte, setzte er dann auch den Verkehr im Hause des Professors am Collège de France fort, und dort entspannen sich bald zwischen dem vierzigjährigen früheren Artillerieofficier, der sich mehr durch Gelehrsamkeit als durch körperliche Vorzüge auszeichnete, und der achtzehnjährigen Mlle. Esther-Etienne-Herminie herzliche Beziehungen, die im März 1814 zu einer Verlobung führten. Waren es nun in der That Rathschläge seiner Verwandten oder wirkte nicht wesentlich der unentschlossene Charakter Couriers mit, als diese Verlobung nach kurzer Zeit wieder aufgehoben wurde? Zwei Tage später schreibt er aber von Neuem als Bußfertiger an Madame Clavier, unter dem seltsamen Vorwande, daß er in ihrem Hause seinen Stock habe stehen lassen, während er selbst noch ein Taschentuch von ihr besitze, das er zurücksenden würde, falls ihm untersagt werden sollte, es persönlich zu überreichen. Sollte man nach diesen allem Anscheine nach aus dem innersten Herzen quellenden Worten nicht annehmen, daß Paul-Louis Courier in der That von einer tiefen Leidenschaft für Herminie ergriffen war? Ihm wurde denn auch Verzeihung gewährt, und die Vermählung fand am 12. Mai 1814 statt. Unter den Briefen des Pamphletisten befindet sich aber einer, den er am 25. August desselben Jahres aus Havre an seine junge Frau gerichtet hat, und in dem er auf ihr Schreiben vom 14. desselben Monats Bezug nimmt. Der alte Freiheitsdrang, das nie völlig überwundene Gefühl, durch die Ehe seine Unabhängigkeit zu opfern, war wiederum über ihn gekommen, und er hatte sich ohne zwingenden Grund auf Reisen begeben, zunächst in die Touraine, dann, ohne sich in Paris aufzuhalten, in die Normandie. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, seiner Gattin in zärtlicher Weise zu schreiben.

Weit lebhafter als der Wunsch, beständig mit seiner jungen Gattin zusammen zu sein, regte sich in Courier jedenfalls die Begabung des Pamphletisten, der z. B. einmal in arge Aufregung geräth, als sechs Gendarmen einen Bauern verhaften und wie einen schweren Verbrecher in's Gefängniß führen, obgleich die ganze Schuld darin bestanden hat, daß er bei einer Begegnung der Aufforderung des einen Todten geleitenden Pfarrers, stillzuhalten, nicht Folge leistete, vielmehr, ohne zu grüßen, seines Weges ritt. Courier billigt nicht etwa das Verhalten des Bauern; wohl aber wendet er sich gegen die Willkür der Behörden, die den Mann seit Wochen im Kerker halten, so daß seine Familie Noth leiden muß. Das Mitleid des Pamphletisten mit dem Loose der armen Bauern ist durchaus echt; er selbst trägt stets Bedenken, gegen Diejenigen, die ihn in seinen Interessen schädigen, hart vorzugehen. So hatte er als Eigenthümer des Waldes von Larçay oft genug Gelegenheit, sich bestohlen zu sehen, wie denn auch Diejenigen, insbesondere die Holzhändler, mit denen er im geschäftlichen Verkehre steht, auf seine nachsichtige Geduld zählten. „Deine Briefe entzücken mich", schreibt er im Januar 1816 seiner Gattin, und berichtet, nachdem er das Briefthema kurz ausgeführt hat, über die Besichtigung eben des Hauses, das er später kaufen sollte, und in dem dann das Sittendrama sich zum Theil abspielte, das mit dem gewaltsamen Tode Courier's seinen verhängnißvollen Abschluß erhielt. Am 24. April 1818 wurde der Pamphletist Besitzer von La Chavonnière, und dort hielt jetzt auch Madame Courier ihren Einzug. Diejenigen, die Madame Courier in ihrem neuen Wirkungskreise eifrig geschäftig sahen, wie sie selbst ihre kleine Domaine leitete, den Tagelöhnern ihr Lohn auszahlte, hätten wohl glauben können, daß sie jetzt erst sich an der richtigen Stelle befände. Jeden Donnerstag sahen die Bewohner der Nachbarschaft eine Amazone im Galopp vorüberjagen; es war die Gattin des Pamphletisten, die sich zum Markte nach Cormery begab. Daneben vernachlässigte sie aber auch nicht ihre künstlerischen Interessen; sie malte und las selbst ernste Bücher wie „Histoire de la peinture en Italie", von Stendhal. Am 30. September 1820 entsproß der Ehe ein Sohn, und im folgenden Jahre befindet sich Paul-Louis Courier wieder allein in Paris, wo er den Druck seines Pamphlets über den Ankauf des Schlosses Chambord vorbereitet, nach der Veröffentlichung vor Gericht gestellt, sowie verurtheilt wird und in Sainte-Pélagie seine zweimonatliche Gefängnißstrafe verbüßt, die ihn vielfach mit dem Volksdichter Béranger zusammenbringt. Dieses Jahr 1821 wird von Desternes und Galland „wohl als das glücklichste im Leben Paul-Louis Courier's" bezeichnet; der Name des Pamphletisten war in Aller Munde, und er sonnte sich in seinem Ruhme, von dem ein Abglanz auf die Gattin in La Chavonnière fiel. Nun setzt das Drama ein.

Im Frühling des Jahres 1823 war ein Pierre Dubois in Courier's Dienst getreten; jung, mit einem gefälligen Aeußeren, auch einer intelligenten Physiognomie ausgestattet, machte er sehr bald auf die verwöhnte Pariserin Eindruck, so daß er sich ihrer ganzen Gunst erfreute. Die Vertraulichkeiten zwischen ihm und Mad. Courier blieben dem übrigen Dienstpersonale nicht lange verborgen. Eine Zeugin sagte später in einem der Processe aus: „Ich habe Madame verschiedene Male während der Mahlzeit in die Küche kommen und aus dem Glase von Pierre Dubois trinken sehen, auch habe ich diesen mehrfach an der Tafel Mad. Courier's bedient." Die Gattin des Pamphletisten legte selbst allem Anscheine nach gar keinen Werth darauf, nicht im Verkehre mit ihrem ländlichen Liebhaber gesehen zu werden. So waren alle Bauern der Umgebung Zeugen, wie sie Pierre Dubois auf dem Felde aufsuchte, neben ihm auf seinem Karren Platz nahm, ihn auf die Jahrmärkte begleitete, ja sogar Arm in Arm mit ihm Wirthshäuser besuchte. Damit nicht genug, theilte Mad. Courier später ihre Neigung zwischen Pierre Dubois und dessen Bruder Symphorien, der etwa ein Jahr später gleichfalls in La Chavonnière in Dienst getreten war.

Im Frühjahr 1824 übernahm der Pamphletist, der, mit einem scharfen Blicke für die Schäden der Gesellschaft ausgestattet, wunderlich genug nicht sehen konnte, was sich in seiner nächsten Umgebung abspielte, die Leitung seines gesammten Hauswesens, weil er sich überzeugt hatte, daß Mad. Courier sehr schlecht wirthschaftete und überall Schulden gemacht hatte. Wie groß war sein Erstaunen, als unter den zahlreichen Gläubigern sich auch ein Büchsenmacher einfand, der für ein geliefertes Gewehr eine Rechnung im Betrage von fünfzig Thaler überreichte, zumal, da die sogleich angestellte Untersuchung ergab, daß Pierre Dubois die Waffe als Geschenk von Madame Courier erhalten hatte! Zwar versicherte der Diener, daß ihm das Gewehr behufs Bewachung der Ernte übergeben worden wäre; allein Courier erfuhr sehr bald den ganzen Zusammenhang. Nach einer heftigen Auseinandersetzung erhielt Pierre Dubois den rückständigen Lohn ausgezahlt und sollte sofort den Dienst verlassen; allein er weigerte sich, falls ihm nicht wegen nicht rechtzeitiger Kündigung noch ein Drittel des Jahreslohnes als Entschädigung gewährt würde. Erst acht Tage später entschloß sich Courier dazu, worauf Pierre Dubois das Feld räumte. Der Scene zwischen Herrn und Diener, die sich am 18. Juli 1824 abspielte, folgte eine andere zwischen den beiden Gatten. Als gewiß bezeichnen Desternes und Galland, daß der Pamphletist damals zunächst entschlossen war, sich von seiner Frau zu trennen. In der zweiten Hälfte des Juli entfloh sie aus La Chavonnière, und es gelang den Nachforschungen des Ehemannes festzustellen, daß sie sich nach Tours in das Haus eines ge-

wissen Arrault begeben hatte, der mit Pierre Dubois sehr befreundet war. Der Pamphletist holte die Flüchtige nach La Chavonnière zurück, und als sie einen neuen Fluchtversuch machte, beauftragte er den Aufseher Frémont mit der Ueberwachung seiner Gattin. „Wohl oder übel", heißt es in dem vorliegenden Berichte, „muß Madame Courier in La Chavonnière bleiben und weit entfernt, die geringste Reue zu bekunden, in Wahrheit ohne das Bewußtsein der Schlechtigkeit ihres Handelns bleibt sie im Verkehr mit den beiden Dubois. Phorien (Symphorien) befindet sich nach wie vor in La Chavonnière, ohne Zweifel, weil der Verdacht sich nicht auf ihn lenkte. Pierre erhält Briefe von Madame, auch Zusammenkünfte werden ihm gewährt und streift um La Chavonnière herum. Unter Anderem findet er sich einmal, am 1. Januar 1825 um 11 Uhr Nachts, als er sich von Véretz nach Esvres, seinem Domicile, begiebt, im Vorhofe ein, und Madame Courier begiebt sich dorthin, um mit ihm zu sprechen. Courier erfährt oder belauscht diese Unterhaltung, und jetzt, am Ende seiner Geduld und von Wuth ergriffen, überhäuft er seine Frau mit so heftigen und lauten Vorwürfen, daß die Dienerschaft Alles hört. Er beschließt, sich für immer von dem Hause zu entfernen, das dem Glücke seiner Ehe verhängnißvoll geworden ist. Trotzdem reiste er seiner Frau nach Paris nach, wohin sie sich am 6. Januar 1825 mit dem vierjährigen Paul begeben hatte. Nach einiger Zeit kehrte er allein nach La Chavonnière zurück, wohl mit der Absicht, einen Käufer oder Pächter für sein Besitzthum zu finden. Madame Courier setzte inzwischen die Correspondenz mit Pierre Dubois fort; einer der Briefe ist nach Montbazon poste restante gerichtet und vom 9. April 1825 datirt, just dem Tage vor demjenigen, an dem Paul-Louis Courier im Walde von Larçay ermordet wurde.

Am 10. April hatte sich der Pamphletist bis $4^1/_2$ Uhr Nachmittags in seinem Zimmer eingeschlossen, worauf er sich mit großen Schritten in seinen Wald begab. Die feierliche Stille des Sonntag-Abends wurde dann durch einen Schuß gestört. „Ein gerade zur rechten Zeit abgegebener Schuß auf dem Anstande!" sagten zwei Bauern unter einander, die von einem ländlichen Feste von Saint-Avertin heimkehrten. Die Dienerschaft, die auf La Chavonnière zurückgeblieben war, wurde Abends, als ihr Herr nicht heimkehrte, ängstlich. Auch der Aufseher Frémont, der um neun Uhr Abends von der Jagd nach Hause kam, wollte nichts von dem Verbleibe seines Herrn wissen; ebenso wenig Symphorien Dubois, der gegen zehn Uhr eintraf, sich aber beeilte, das beim Laden benutzte Papier aus dem einen Laufe des Gewehrs Frémont's in das Heerdfeuer zu werfen, als die Ladung des anderen Laufes zufällig explodirt war und den Aufseher leicht an der Hand verletzt hatte. Frémont und ein zweiter Diener machten sich noch in der Nacht auf den Weg, um Schritte wegen ihres Herrn zu thun. Am nächsten Tage ordnet der Maire die Durchsuchung des Waldes an; aber erst nach mehreren Stunden gelingt es, die Leiche Paul-Louis Courier's aufzufinden. Als der Aufseher Frémont herbeigerufen wird, derselbe, der seiner Zeit mit der Ueberwachung von Mad. Courier betraut worden war, benimmt er sich ziemlich auffällig. Wurde der Verdacht der Urheberschaft dieses Mordes im ersten Augenblicke auf die von dem Pamphletisten oftmals angegriffenen Jesuiten gelenkt, so gewann der Untersuchungsrichter sogleich die Ueberzeugung, daß dieser Verdacht völlig grundlos war. Der aus der tödtlichen Wunde gezogene Pfropf der Ladung war aus einem Stücke des Feuilleton littéraire hergestellt, eines Blattes, dessen einziger Abonnent im Umkreise Paul-Louis Courier war. Es war die Nummer vom 13. August 1824, und die angestellten Nachforschungen ergaben, daß die Ausgaben vom 12., 14. und 15. August desselben Blattes sich in dem Zimmer Frémont's befanden, während nur diejenige vom 13. August fehlte. So lag ein bestimmtes Anzeichen vor, daß einer der Diener des Pamphletisten den Mord begangen habe. Der hauptsächliche Verdacht richtete sich auf Pierre Dubois, als Mad. Courier am 20. April in La Chavonnière eintraf und sogleich eine Untersuchung auf eigene Faust einleitete. Am 23. April sendet sie ein langes Schreiben an das Gericht, um zu betonen, daß P. Dubois unschuldig sei. Sie versichert, stets nur bei der Wahrheit geblieben zu sein, während sie gerade am Tage zuvor vom Untersuchungsrichter bei einer Unwahrheit ertappt worden war, als sie erklärte, von namhaft gemachten Zeugen erfahren zu haben, daß ihr Gatte am Morgen des verhängnißvollen Tages den Aufseher Frémont für zehn Uhr Abends in den Wald bestellt habe. Die angerufenen Zeugen bekunden jedoch mit aller Bestimmtheit, von einer solchen Verabredung nichts zu wissen. Dagegen wurde gegen Mad. Courier geltend gemacht, daß sie, auch nachdem sie La Chavonnière verlassen hatte, mit Pierre Dubois in Correspondenz gestanden habe. Dieser Briefwechsel wurde jedoch von der Frau des ermordeten Pamphletisten als harmlos bezeichnet, und ihr entschiedener Ton machte solchen Eindruck auf den Untersuchungsrichter, daß der Proceß gegen die beiden Brüder Dubois damals nicht eingeleitet wurde. Dagegen wurde Frémont von Mad. Courier als der Thäter denuncirt. „Sein Herr", betonte sie, „war entschlossen, ihn zu entlassen, und hatte Vorkehrungen getroffen, seine Güter einem Pächter, dem er sein Vertrauen schenkte, zu übergeben! Frémont kannte die Absichten seines Herrn." Am 1. September 1825 erschien Frémont, gegen den noch andere Verdachtsgründe vorlagen, vor den Geschworenen und wurde mit Einstimmigkeit für nichtschuldig erklärt. Damit endet der zweite Act des Dramas.

Mad. Courier hatte nach der Ermordung ihres Gatten den Aufenthalt wieder in La Chavonnière genommen. Dort empfing sie auch Symphorien Dubois mit allen Ehren, nachdem das Gericht beschlossen hatte, daß gegen ihn und dessen Bruder Pierre das Verfahren nicht eingeleitet werden sollte. Als Symphorien im August 1827 von seinen Pferden tödtlich verletzt wurde, besuchte seine Herrin ihn am Sterbebette und steckte ihm später, als er bereits im Sarge lag, einen Ring an den Finger. Im October 1829 tauchten neue Verdachtsmomente auf, die sich diesmal gegen fünf Personen richteten, von denen Symphorien Dubois gestorben, Frémont bereits im Jahre 1825 freigesprochen worden war. Die drei übrigen waren Pierre Dubois und zwei andere Diener Courier's, Boutet und Arrault. Hauptbelastungszeuge war Frémont, nachdem eine gewisse Sylvine Grivault bekundet hatte, daß sie alle fünf bei der That beobachtet habe. Die Untersuchung zog sich in die Länge, so daß Mad. Courier erst im Januar 1830 eine Vorladung für den 11. desselben Monats vor den Untersuchungsrichter in Tours erhielt. Vor diesem trägt sie zunächst ihre frühere Ruhe zur Schau, allein sie wird doch verdächtig, und der Staatsanwalt erläßt gegen sie einen Vorführungsbefehl. Wiederum verblüfft sie den Untersuchungsrichter durch ihre Kaltblütigkeit. Auf die Frage, von wem sie erfahren habe, daß ihr Gatte am 10. April 1825 Frémont in den Wald von Larçay bestellt habe, erklärt sie jetzt: „Ich erinnere mich dessen nicht mehr." Und dieselbe Antwort ertheilt sie, sobald andere dringende Verdachtsgründe angeführt werden.

Am 16. März 1830 erklärt der Appellhof von Orléans die Verhaftung der Gattin des Pamphletisten für unzulässig, beschließt aber zugleich, Pierre Dubois, Arrault und Boutet in Anklagezustand zu versetzen. Frémont, der in dem früheren Schwurgerichtsprocesse freigesprochen worden war, erscheint am 9. Juni 1830 als Hauptbelastungszeuge vor der Jury von Tours. Im Schwurgerichtssaale sucht Frémont überall nach einer Stütze, so schwankend ist sein Gang geworden, die Leute von Véretz erkennen den früheren Aufseher des Pamphletisten nicht wieder; ist doch sein langes, wirr herabhängendes Haar in wenigen Tagen weiß geworden. Lautlose Stille herrscht, als Frémont nach einer eindringlichen Ver-

mahnung des Präsidenten über die fürchterliche Mordscene berichtet: „Herr Courier ging voran . . . Phorien warf ihn zu Boden . . . ‚Schieße,‘ sagte er zu mir, ‚oder mit deinem Leben ist es zu Ende.‘ „Dann“, fährt Frémont mit schwacher Stimme fort, „. . . feuerte ich den Schuß ab und entfloh.“ An den fünf Sitzungstagen wird Frémont mehrfach vernommen. Nochmals wird er befragt, ob Pierre und Symphorien Dubois, wie mehrere Zeugen bekunden, in der Stunde des Verbrechens dem Walde fern gewesen seien; er beharrt jedoch mit aller Entschiedenheit bei seiner Aussage, und als der Präsident ihm ein letztes Mal zuruft: „Falls Sie sich geirrt, falls Sie gelogen haben, nehmen Sie es zurück, noch ist es Zeit,“ erklärt er nach einer Pause: „Ich habe die Wahrheit gesagt.“ Dies waren seine letzten Worte, am ganzen Körper zitternd zog Frémont sich zurück: einige Tage darauf ist er gestorben. Am Abend des 14. Juni verkündete der Obmann der Jury folgendes Verdikt: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Wahrspruch der Geschworenen lautet: mit Stimmengleichheit, nein, Pierre Dubois ist nichtschuldig und mit Einstimmigkeit, nein, Martin Boutet und Arrault sind nichtschuldig.“

In Bezug auf die beiden Mitangeklagten Arrault und Boutet muß noch hervorgehoben werden, daß der eine als Vermittler zwischen Mad. Courier und Pierre Dubois gedient, die Briefe besorgt und die Zusammenkünfte bei seinem Bruder in Tours erleichtert hatte, während Boutet mit den Brüdern Dubois sowie mit Arrault intim befreundet war. Die fünf Genossen hatten sich zusammengefunden, weil Pierre Dubois aus dem Dienste gejagt worden war, und die vier anderen befürchten mußten, daß die Reihe auch an sie kommen würde. War Paul-Louis Courier aus dem Wege geräumt, so durften die Fünf wieder unter dem Régime der Herrin auf gute Tage rechnen. Freilich bleibt bei dieser Erklärung des Verbrechens noch die Lücke bestehen, daß nicht ersichtlich war, weßhalb Frémont gerade den tödtlichen Schuß abgegeben hatte. Aus den Zeugenaussagen und den eigenen Angaben Frémont's darf nun gefolgert werden, daß die beiden Brüder Dubois den Aufseher so lange bearbeitet hatten, bis er, dem Weingenusse ergeben, sich ihren Beweisgründen fügte. „Eines Tages“, erklärte Frémont vor Gericht, „befand ich mich früher als Pierre Dubois in der Schenke; dieser traf ein und kam zu mir, indem er mir zu schmeicheln suchte. ‚Ich muß dir ein Geheimniß anvertrauen‘, sagte er unter Anderem; ‚die Abwesenheit von Mad. Courier ist ein Unglück für uns, sie steht mit ihrem Manne sehr schlecht, ich wünschte wohl, daß er todt wäre. — Wäre ich jeden Tag wie Du mit ihm im Walde zusammen, so würde ich es bald besorgt haben.‘“

So schließen sich die Glieder der Kette zusammen, unter denen für den Schuldbeweis das qualificirte Geständniß des Thäters Frémont und die damit in vollem Einklange stehende Aussage der in anderer Hinsicht nicht unbedenklichen Augenzeugin Sylvine Grivault als entscheidend in's Gewicht fallen. Nur bleibt auch nach der Schwurgerichtsverhandlung vom Juni 1830 unklar, ob Mad. Courier als Anstifterin des Verbrechens angesehen werden muß, oder ob die fünf Mordgesellen unabhängig von ihr die That verübten, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch in demjenigen der Herrin zu handeln glaubten. Als diese im Januar 1830 wegen ihrer nächtlichen Zusammenkunft mit Pierre Dubois befragt wird, erwidert sie ausweichend: „Mag die Unterhaltung stattgefunden haben oder nicht, was in meinem Gedächtnisse nicht haften geblieben ist, so ist dies ziemlich gleichgiltig, es handelt sich um einen Vorgang, der der Angelegenheit, die mich hierher führt, durchaus fremd ist . . . Trotz meiner Achtung und meiner Ergebenheit für die Justiz würde mich ein weiteres Beharren bei Dingen, die der Angelegenheit fremd und für sie ohne Belang sind, zu der Annahme zwingen, daß man, um die gegen mich ergriffene sehr strenge Maßregel zu beschönigen, sich angelegen sein läßt, diese Untersuchung in einen Verleumdungsproceß umzuwandeln. Ich erkläre deßhalb noch entschiedener als ich es bisher gethan habe, daß ich auf erfundene, lügenhafte und verleumderische Einzelheiten, die man in meinem Privatleben aufspüren möchte, weder antworten will, noch antworten darf.“ Es ist bereits hervorgehoben worden, daß Mad. Courier den Untersuchungsrichter durch ihr sicheres Auftreten verblüffte. Als erwiesen betrachtet aber Siegfried Samosch, daß sie durch ihr ganzes Verhalten in den Brüdern Dubois Erwartungen erweckt hatte, die dann auf den verbrecherischen Entschluß der Beiden nicht ohne Wirkung blieben. Von diesem Gesichtspunkte aus kann Mad. Courier von einer moralischen Mitschuld an dem ungesühnt gebliebenen Tode ihres Gatten jedenfalls nicht freigesprochen werden.

Lector.

---

## Aus dem italienischen Hauptquartier 1866.

Von Georg Simmich.

(Schluß.)

Auch der König Victor Emanuel zeigte sich über die preußischen Forderungen an die italienische Heeresleitung sehr gereizt. Er war wieder einmal „furieux“ (wüthend). Er verlangt von Preußen eine runde Erklärung über den Abschluß eines wirklichen Waffenstillstandes. Bernhardi erwidert: „Ich habe Befehl, zu sagen, daß wir es selbst anzeigen werden, wenn wir Waffenstillstand schließen wollen. Alle Nachrichten, die auf anderen Wegen an den König gelangen, verdienen keinen Glauben.“ Als nun schließlich Victor Emanuel mit der Nachricht herausplatzt, daß der Prinz Napoleon — bekanntlich der Schwiegersohn Victor Emanuels — am nächsten Tage ankommen werde, um von Neuem zu versichern, daß Preußen einen Waffenstillstand bereits angenommen habe, und von Neuem darauf zu dringen, daß auch Italien ihn annehme, da überkommt den „derben“ König ein förmlicher Wuthanfall, und er fügt hinzu: „Je le recevrai comme un chien!“ Noch einmal bekräftigt Bernhardi, daß die etwaigen Mittheilungen des Prinzen Plonplon über einen etwaigen Waffenstillstand falsch sein müssen, denn: Si jamais nous sommes sur les point de conclure un armistice, c'est par moi que V. M. en sera informé et par nul autre. Tout avis qui Lui parviendrait par une autre voie, est faux.“ „Est bien, c'est à cela que nous nous arrêterons“ antwortet der wiederum besänftigte König — und Schwiegersohn Plonplon wird wirklich im Hauptquartier mit einer ausgesuchten Unhöflichkeit empfangen. Da Victor Emanuel ein Feind jedweden höfischen Zwanges ist und mit Niemand gern bei Tische spricht, so bleibt nichts Anderes übrig, da der Prinz schicklicher Weise nicht mit den Ordonnanz-Officieren des Königs an einer Art Marschallstafel Platz nehmen kann, als für ihn in einem eigenen Raume im Palazzo Fieschi decken zu lassen. Uebrigens hatte Bernhardi den Prinzen sehr bald durchschaut. „Man muß mit ihm auf seiner Hut sein; er ist klug — er läßt gern mitten in die Höflichkeiten hin und wieder eine sanft gesprochene Bosheit einfließen.“ Der Prinz mahnt den preußischen Militärgeschäftsträger zur Vorsicht bei der Behandlung der gegenwärtigen Lage: „Nehmen Sie sich in Acht, geben Sie sich keinerlei Blöße! Sie haben sich am Ende schon ein wenig bloßgestellt!“ „Wer?“ fragt Bernhardi mit gut gespielter Unbefangenheit. „Ich, mein Prinz?“ „Oh, Sie persönlich keinesfalls! Aber Herr v. Usedom! Freilich ein Ehrenmann, ein guter Patriot, aber er ist zu hitzig, er geht zu weit, man darf niemals königlicher sein wollen als der König selbst!“ Da lag sozusagen der Hase im Pfeffer. Usedom's Briefe an Visconti und an den König, in denen er zu energischer Vorwärtsbewegung der italienischen Armee

drängte, mußten zur Kenntniß des Prinzen gelangt sein. Und noch ein hübscher Ausschnitt aus Bernhardi's Unterredung mit Plonplon:

Prinz Napoleon (mit eigenthümlichen Inflectionen der Stimme und einem vielsagenden Mienenspiel): Eh bien! Das Treffen bei Trautenau ist das einzige in diesem Kriege, das nicht so ganz gelungen war. — Das fünfte Armeecorps hat sich weit vor allen anderen ausgezeichnet. — Etwas beiläufig, weniger betont, fügt er hinzu: „Ce sont des Polonais, excellents soldats!"

Ich: (So! also den wenigen Polen aus dem Posen'schen verdanken wir unsere Siege? die Polen sind die eigentlichen Helden dieses Krieges? — das war mit Absicht gesagt und ich durfte es nicht ungerügt hingehen lassen.) Sans doute ce sont de très-bons soldats et fort attachés à leurs officiers: nous en sommes très contents. Aber das fünfte Armeecorps bestehe nur zu einem Viertheil aus Polen. Zudem hätten die polnischen Regimenter den Feldzug in Böhmen gar nicht mitgemacht. Sie seien detachirt in den Festungen am Rhein. Ce sont nos Allemands de la Basse-Silésie, où le peuple vit mal, où les hommes ne sont pas aussi grand de taille ni aussi robustes que nos soldats du Brandebourg, de la Poméranie et de la Prusse proprement dite, die wir immer für unsere besten Truppen gehalten haben —: diese Schlesier sind es, die im Wesentlichen das fünfte Armeecorps bilden. Es ist eigenthümlich, daß gerade ein Armeecorps, von dem wir es weniger erwarteten, sich vorzugsweise ausgezeichnet hat. Freilich ist dieses Armeecorps sehr gut geführt worden! — Uebrigens mag auch seine Mission gelungen sein, so ist dieser Prinz doch nicht durchaus auf Rosen gebettet gewesen. Ob ihn Victor Emanuel wirklich „comme un chien" empfangen hat, weiß Bernhardi nicht, wohl aber, daß die beiden jungen Prinzen ihn schlecht genug behandelt haben. Sie haben ihn fühlen lassen, daß sie ihn keineswegs als Verwandten oder als ihres Gleichen ansehen. Dem Prinzen Amadeo, als er von seiner Wunde genesen in das Hauptquartier zurückkehrte, sagte Prinz Plonplon sehr viel Schönes über die glänzende Tapferkeit, die er in so jungen Jahren bewiesen habe. Prinz Amadeo antwortete, wie seine militärische Umgebung erzählt: „Je suis certainement très flatté de tout, ce que vous voulez bien me dire; seulement je ne suis pas aussi jeune, que vous paraissez croire; souvenez-vous de la belle réputation qu'Amédée de Savoye s'était fait à la quatrième croisade!" Das sollte heißen: „Du bist ein Emporkömmling; quant à moi je date de loin!" Das sieht dem wackeren König von heute ähnlich.

Sehr unterhaltend ist eine von Bernhardi erzählte Episode, von der geplanten Ungarischen Legion, an deren Spitze sich der alte Kossuth stellen wollte. Sein ältester Sohn begab sich nun als Unterhändler zu Bernhardi, der aber vom einflußlosen alten Kossuth ebenso wenig wissen wollte, wie vom jungen. Ja er gab dem jungen Herrn — es wird wohl ein Bruder des gegenwärtigen ungarischen Abgeordneten und Deutschenfressers sein — zu verstehen, daß er doch eigentlich eher im Feld als an der Seite seines Vaters zu finden sein sollte: „Ich bin auch sechzig Jahre alt und darüber, ich habe aber meinen Sohn nicht als Stütze bei mir behalten; ich habe ihn zur Armee gesendet und in's Feld, obgleich er erst siebzehn Jahre alt ist." Der junge Kossuth erklärt darauf mit energischer Bestimmtheit, er werde immer da sein, wo sein Vater ist! — „Er spricht das aus, als ob es ein großartiger heroischer Entschluß wäre! Der Sache ein Ende zu machen, sagte ich: „Ich kann Ihren Vater nicht sehen; Sie sehen selbst, das Hauptquartier wimmelt von französischen Officieren; ich bin beobachtet!" Bald darauf empfiehlt sich der junge Mann. — So! die bin ich los! — père et fils! —"

Dem La Marmora ist ein Stein vom Herzen genommen, wie sich ihm die Aussicht eröffnet, daß Preußen bescheidene Ansprüche erheben könnte. Er ist leicht zu durchschauen: Da es ihm als einem Piemontesen nur darauf ankommt, Venetien zu gewinnen, gleichviel auf welche Weise, gleichviel ob mit oder ohne Waffenehre — gleichviel, was sonst in Europa vorgeht — und ohne daß es ihm wünschenswerth erschiene, Italien von der Vormundschaft Frankreichs zu befreien, da hätte er wohl am Liebsten gleich zugegriffen und Napoleon's Vorschläge ohne Weiteres angenommen. Da das nicht geht, wünscht er jetzt — da, wie er meint, Venetien den Italienern jedenfalls gesichert ist — einen baldigen gemeinschaftlichen Frieden, und er ist geängstigt durch den Gedanken, Preußen könnte durch hochgespannte Forderungen den Abschluß verzögern.

Inzwischen bewegten sich die Verhandlungen zwischen Wien und dem preußischen Hauptquartier in einer ganz anderen Richtung. Auf die von Oesterreich gemachten Waffenstillstandsbedingungen ging Preußen endlich ein. — „Wir hatten damals die Cholera im Leibe", sagte Bismarck hinterher, um seine Haltung zu rechtfertigen. Bernhardi konnte das nicht wissen. Er beklagt sich über Bismarck, „es ist nicht Recht von ihm, daß er uns (Bernhardi und Usedom) ohne directe Nachrichten und Weisungen läßt, so daß wir von den Franzosen erfahren müssen, was bei uns vorgeht. Unsere Stellung wird dadurch schwierig und peinlich ... Was nun meine Stellung und Thätigkeit hier betrifft, werde ich mich natürlich nicht an Usedom's etwas schüchterne Andeutungen halten, sondern an den klaren Wortlaut der Depesche Bismarck's, — meine Aufgabe ist, vorsichtig, ohne Leidenschaft dahin zu wirken, daß Waffenstillstand und Frieden hier abgelehnt werden, daß hier Schwierigkeiten erhoben werden." Und nun zeigte ihm Visconti, während Bernhardi ihm eine in diesem Sinne abgefaßte Depesche an Bismarck vorweist, „eine ganz andere Sache", nämlich eine Depesche des italienischen Grafen Barral aus Nikolsburg, die ihn in Erstaunen versetzte. Es war nämlich gerade in diesen Tagen ein totaler Umschwung in der Politik Preußens eingetreten. Nachdem Preußen die Waffenstillstandsbedingungen Oesterreichs angenommen, und Bismarck an Italien die Aufforderung gerichtet hatte, seinerseits ebenfalls den Waffenstillstand zu unterzeichnen, war Bernhardi's Mission zu Ende. Der Frieden stand ja unmittelbar bevor.

Victor Emanuel war in einer gereizten Stimmung, die sich unter Anderem auch darin zeigte, daß er sich — und zum Theil in ziemlich ungeordneter Rede — mehrfach wiederholte. Er zeigte sich dadurch verletzt, daß Preußen ohne ihn Frieden schließt und selbst, ohne ihn sonderlich zu fragen; er klagte sogar ausdrücklich darüber, namentlich darüber, daß dies gerade jetzt geschehe, gerade in dem Augenblicke, wo er in der besten Verfassung sei, entscheidend einzugreifen. Im Anfang seien die Dinge nicht so gegangen, wie sie wohl sollten — das sei wahr — die Schwierigkeiten, namentlich die örtlichen, seien aber auch sehr groß hier in Ober-Italien — und das Mißlingen bei Custozza habe darin seinen Grund gehabt, daß Cialdini nicht habe am 24. Juni über den Po gehen können — und daß er, als er dann am 25. übergegangen war, auf das Gerücht von einer verlorenen Schlacht, das zu ihm gelangte, und dadurch bestimmt, wieder über den Strom zurückgegangen sei. Dann seien allerdings 8—10 Tage am Oglio versäumt worden, auch das sei wahr! Aber seitdem sei doch gewiß Nichts mehr versäumt worden! — Man habe Eisenbahnzüge aneinander rennen lassen vor Eile — „pour faire vite" — und mit äußerster Anstrengung, bis zur Erschöpfung, habe man die Truppen marschiren lassen u. s. w. Jetzt sei er, Victor Emanuel, aber auch in der gehörigen Verfassung, wie gesagt. Er habe das Venetianische besetzt, ohne sich an Frankreich zu kehren, er habe alle Päße nach Tirol inne und werde, für seine Person, in drei Tagen in Udine sein. — Er habe gegenwärtig 250 000 Mann in Venetien und werde in vierzehn Tagen 300 000 Mann ja

sogar um 80 000 Mann mehr haben als in diesem Augenblicke — denn er habe noch weitere 100 000 Mann Reservemannschaften und Rekruten einberufen, die eben jetzt ausgerüstet würden. Gewähre man ihm, was er verlangt, nämlich in Italien den Isonzo als Grenze, und Wälsch-Tirol, dann werde er Frieden schließen, wenn nicht, dann setze er den Krieg allein fort, ohne Preußen: „Je joue le tout pour le tout; je le sais bien! mais c'est ce que j'ai toujours fait, et je suis toujours prêt à le faire, j'en ai l'habitude!" Er gehe dann für seine Person zur Expeditions-Armee, zu Cialdini und dringe in die deutsch-österreichischen Lande ein. La Marmora möge inzwischen Verona belagern, das von der Bergseite her in etwa 25 Tagen erobert werden könne. Die Oesterreicher haben 60 000 Mann am Isonzo und 100 000 Mann bei Laibach. Sie haben bereits wieder Truppen von der Donau nach dem Süden zurückgesendet. Dazwischen kommen auch Urtheile über die beiden unglücklichen Führer der Italiener im Kampfe vor. Von La Marmora sagt der König bemitleidend: il n'a pas beaucoup de tête, ce pauvre La Marmora!" — Was den Admiral Persano den negativen Helden von Lissa betrifft, giebt er zu verstehen, daß er nie Vertrauen zu ihm gehabt habe, aber als constitutioneller König habe er ihn nicht entfernen können. Natürlich ist des galanten Königs Kriegslustigkeit eitel Spiegelfechterei. Ganz Italien und er selbst beglückwünscht sich zu dem unverschämten Glück, für zwei verlorene Schlachten Venetien geschenkt zu bekommen.

Von Interesse ist Bernhardi's Urtheil über des französischen Kaisers widerspruchsvolle Vermittlerpolitik. „Wie mir scheint, gewährt Napoleon's Politik während der letzten Wochen ein sehr eigenthümliches Schauspiel. So klug er ist, hatte er den Fehler begangen, sich ausschließlich nur auf den Fall vorzubereiten, der ihm der wahrscheinlichste schien und — wie das so oft geschieht in dieser Welt — die entgegengesetzte Chance gar nicht ernstlich zu erwägen. Er hat mit Sicherheit darauf gerechnet, daß Oesterreich Sieger bleiben würde in dem Kampfe mit uns. War das geschehen, dann wollte er mit Glanz als rettender Theatergott auftreten und einschreiten, — den Italienern zum Ziel verhelfen, wahrscheinlich ohne Kampf durch sein bloßes Wort, seinen Machtspruch, um sich dann die rettende That auf dem linken Rheinufer recht schön bezahlen zu lassen. Das Gegentheil ist nun eingetreten, Preußen ist Sieger geblieben, dadurch sind alle Berechnungen, alle Zauberkreise Napoleon's gestört, und er weiß nun gar nicht, wie er es anfangen soll, bei dieser Gelegenheit auch zu irgend einem Gewinne zu kommen. Er schwankt hin und her zwischen den allerverschiedensten Unmöglichkeiten, sucht sich bald an diesem, bald an jenem Strohhalm zu halten und macht in seiner Politik die seltsamsten Sprünge. Bald will er sich Belgiens bemächtigen, bald die orientalische Frage im Verein mit Preußen lösen — dann wieder „Compensationen" am Rhein fordern und es nöthigenfalls auf einen Krieg mit Preußen wagen — kurz er ist augenscheinlich ganz desorientirt und aus der Fassung und taumelt hin und her, wie in einem Labyrinth von einander widersprechenden Vorstellungen und Plänen! Auch ist Napoleon sehr krank; so sagt mir wenigstens Landauer, und der muß es wissen."

Am 7. August erhielt Bernhardi ein Telegramm von Bismarck, der ihn von seiner Stellung am italienischen Hauptquartier zurückberief. In Berlin wurde er von König Wilhelm, wie auch von Bismarck und Moltke als „unser Rettungsanker" belobigt. Es ist aber keine Frage, daß ein Militär von Beruf als Bevollmächtigter dem „schwachen" Victor Emanuel, wie dem „kopflosen" La Marmora mehr imponirt und den unzuverlässigen Bundesgenossen Preußens mit besserem Erfolg berathen hätte, als der geistvolle Historiker und kluge Weltmann, der in den Augen der verbündeten Säbelraßler doch nur ein bloßer Dilettant und Civilist blieb.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Marquise.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages ging er hinunter. Er hatte sich in der letzten Zeit einen Umweg angewöhnt, um über die Vortreppe gehen zu können; er redete sich ein, daß er das thäte aus Liebe zum Luxus und weil er diese Treppe schöner fand als die andere. Schon bei dem zweiten Stockwerke, wo die Schlafgemächer lagen, mußte er seine Schritte in einen anderen Gang lenken. Er sah eine geöffnete Thür und bemerkte zufällig, daß der Portier eben mit dem Lüften und Reinigen der Räume beschäftigt war.

Der Portier grüßte. Hugo ging ein paar Stufen hinab, dann aber, wie unter einer plötzlichen Eingebung, kehrte er rasch um, ging wieder hinauf und blieb stehen vor der geöffneten Thür.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Portier artig.

„Könnte ich mir vielleicht das Zimmer ansehen?"

„Gewiß, treten Sie näher."

Hugo trat ein und beschritt ein Vorzimmer, indeß der Portier die Vorhänge zurückbog. Das grell-weiße Licht eines schneereichen Wintertages drang durch die Fenster. Das Gemach war groß und hoch, hatte drei hohe Fenster, die wie riesige, mit Tüll verschleierte Glasquadrate Fassaden und Bäume von der Straße durchschimmern ließen. Hugo sah nicht Alles im ersten Augenblicke; nur gewann er den flüchtigen Eindruck einer großen unendlichen Weiße. Bald aber sah er es: das große Bett, wie ein Prunkbett, ungefähr in der Mitte des Zimmers, erhöht und wie ein Heiligthum von einem vergoldeten Gitter umgeben, und zu welchem vier Stufen hinaufführten. Vom Betthimmel fielen die Vorhänge, weißer Atlasbrokat mit vergoldeten Quasten, aus einer Marquisenkrone in dicken, schweren, schneeweißen Falten hernieder. Dichte Büschel von weißen Straußfedern kräuselten sich an den vier Ecken des Baldachins empor: auf dem vergoldeten Gitter ruhte das weiße Plüschgeländer auf Greifen; weißer Sammet bedeckte die Stufen. Eine Parade-Decke von weißem Atlas voller Stickerei lag auf dem Bett und hing in schweren Falten an dessen Seite herunter.

„Das Schlafzimmer?" fragte Hugo, obgleich er es sah. Der Portier nickte bejahend, ohne zu antworten; es lag jetzt etwas Feierliches in seinem Wesen, und langsam, fast zögernd, schritt er weiter. Auch der weiche Teppich, auf dem jeder Schritt lautlos verhallte, war weiß; in der Mitte und in den Ecken waren Rococo-Arabesken, die in ihren matten Farben etwas verschossen schienen und deren Rosa und Gelb an welke Rosen erinnerte. Die Vorhänge, die der Portier zurückzog, um die Fenster zu öffnen, waren aus demselben Atlasbrokat wie die Draperien des Bettes, mit denselben Goldquasten verziert; ein hoher Spiegel war verhängt. Die Stühle, wahrscheinlich gleichfalls Weiß und Gold, waren auch mit Schonern zugedeckt. Alles war neu, unbewohnt, ohne Seele.

„Hier sollten die Ankleidezimmer der Marquise sein!" sagte der Portier und öffnete eine kleine Thür, durch welche nun das volle Licht in das Nebengemach drang, das er eben betrat. Aber noch konnte Hugo sich nicht entschließen, ihm zu folgen; es war in diesem Schlafgemach, in all' diesem leblosen Weiß und Gold, in dieser schneeweißen, jungfräulichen und zugleich so strengen und majestätisch kalten Ueppigkeit Etwas, das ihn zurückschreckte, etwas Fremdes wie ein Mysterium. Unwillkürlich strich er mit der Hand über den weißen Plüsch der Balustrade, und da fiel sein Auge mit einem Mal auf den sonst makellosen Läufer auf den Stufen und sah dort drei, vier große Flecken, ausgewaschenes Roth . . .

Er traute sich nicht zu fragen, ob es Das war. Er zitterte in eisigem Schauer. Er stellte sich vor, wie die arme Marquise, sehr jung, fast

noch ein Kind, an ihrem Hochzeitsabend vom Marquis in all' diesen Schnee hineingeführt wurde ... Ihre Ehe, eine ganz weltliche Ehe und doch wie ein Sacrament mit der ganzen mystischen Pracht ihres Gottesdienstes gefeiert und vom Erzbischof eingesegnet; umgeben von der Prachtentfaltung ihrer Verwandten und Freunde, Träger hochadeliger Namen; verkündet von den fashionabelsten Zeitungen mit genauer Beschreibung des unschätzbaren Spitzenschleiers der Braut und dem Verzeichniß ihrer vollständigen Aussteuer, von den Brillanten bis zu den Schuhen. Eine halbe Nacht nur hatte sie hier gelebt, in all' diesem weißen Atlas und weißen Plüsch, nur eine halbe Nacht geruht unter der Marquisenkrone und den Straußfederbüscheln ... Was war in ihrer Seele vorgegangen? Welche Verzweiflung mochte sie zu einem solchen Schritte getrieben haben? warum hatte sie zwischen ihre blassen Lippen den tödtlichen Schuß gejagt? Wie und was hatte sie Alles gelitten? Aber da gab es keine Antwort; schweigsam hingen die Vorhänge, wie Leichentücher; still schlangen die Greifen des vergoldeten Gitters ihre Arabesken, und nur die ausgewaschenen Flecke auf dem Läufer sagten vielleicht, daß sie dort niedergesunken war, die arme Marquise! Aber Hugo hatte nicht den Muth zu fragen ...

Der Portier war weiter gegangen, aus einem Zimmer in's andere, lüftend und die Sonne einströmen lassend. Hugo folgte ihm nicht. Es fror ihn, wohl der geöffneten Fenster wegen. Er wollte fort. Aber auf der Schwelle war ihm, als könnte er nicht fort, als hielte ihn Etwas mit Gewalt, mit sanfter Gewalt, mit weichen Händen zurück. Er bot alle seine Willenskraft auf und ging endlich.

* * *

Sogar draußen empfand er noch einen leichten Druck auf der Brust, wie von jenen Händen; er blieb den ganzen Tag fort, speiste mit einigen Freunden, besuchte ein Theater, kam spät nach Hause und doch wich jene sanfte Gewalt nicht von ihm. Es war nichts Schreckhaftes, nur etwas sanft Trauriges blieb an ihm hängen, wie eine unsichtbare Umarmung der Trauer, Etwas, das ihn bat, an Das zu denken, es nicht zu vergessen, sondern es trostvoll in seinen Gedanken zu liebkosen. Mit keinem Menschen sprach er davon, sondern gerade an jenem Tage unterhielt er sich unter Aufbietung seiner ganzen Energie über allerlei andere Dinge, die widersinnigsten und ihm zumeist ganz gleichgiltigen, und doch verließ ihn jenes Etwas keine Secunde. Und der Druck jenes hohen, weißen Gemaches lastete auf ihm, so schwer, wie ein Himmel voll Schnee auf uns lasten kann, ehe die Flocken fallen.

„Warum denke ich erst jetzt daran?" fragte er sich, als er des Nachts nach Hause kam. Er wohnte doch schon drei Wochen mit Marinus dort oben. Und indem er die kleine Hausthüre aufschloß, kam ihm plötzlich ein Gedanke zum Bewußtsein, der ihn erschauern ließ: Und ... und was geht es mich an? geht es mich denn überhaupt etwas an? — Er zündete die Kerze an, die für ihn bereit stand, machte den Umweg und stieg die herrschaftliche Treppe hinauf, begleitet von einem Schatten, riesig, mit fremdartig zusammengefügten Gliedern, die sich elephantengroß auf der Wand hin und her bewegten. Das flackernde Kerzenlicht blitzte ihm vorauf, vorwärts, immer voran, daß er es nicht gar einholen konnte ...

Was hatte er denn im Grunde zu schaffen mit alledem, was dort geschehen war, mit jenem Mysterium des Schmerzes, das dort in der Seele einer jungen Frau sich vollzog, die während einer halben Nacht unter einem prunkvollen Betthimmel mit einer Marquisenkrone geruht hatte? Hatte seine Seele etwas gemein mit der ihrigen? Warum floß etwas von seinen Gedanken mit den ihrigen zusammen, warum waren seine Empfindungen unbewußt mit ihrem Schmerze verwandt? Wie seltsam war diese alles durchschauende, allwissende Unerbittlichkeit, welche die Seelen leitet, die Menschen einander begegnen läßt, sie glücklich oder unglücklich macht, wieder trennt und mit ihnen Schach zu spielen scheint auf einem geheimnißvollen Spieltisch! Was war das Ende von alledem? Die Marquise war todt; sie hatte nichts von Hugo's Dasein gewußt, ebenso wenig wie er vom ihrigen, bevor sie todt war. Der Marquis war in Spanien, und doch war ihm, als hätte er sie Beide gekannt.

Er war zwei Treppen hinangestiegen und nun am Corridor angelangt, wo die Schlafgemächer lagen; noch immer spielten die Putten reglos über den Thüren. Die Thüre dort war der Eingang zu dem Fremdartigen und Seltsamen. Die Fenster waren nun in jenem Zimmer geschlossen und das Bett stand da, still und weiß. Nichts lebte dort ... Dann ging er die übrigen Stufen empor; sein Schatten wich nicht von ihm. Wieder schien ihn der Druck jener weichen, unsichtbaren Hände zurückhalten zu wollen; er sah nach seinem Schatten, als könnte er auf der Wand auch den Schatten dessen sehen, was ihn zurückhielt. Aber er sah nichts.

* * *

In dieser Nacht träumte er ohne Unterbrechung und hörte das Gemurmel einer Todtenmesse in einer hohen Kirche, wo auf einem weißen Prunkbett eine weiße Frau lag. Ministrirend gingen die Priester um sie herum; die Chorknaben schwangen an langen Ketten die Weihrauchgefäße: Alles war weiß, sogar die Trauerfarbe. Aber es war doch nicht ganz wie im Leben, denn Alles war so dünn und durchsichtig, als sei gar nichts dahinter. Und die Schatten der Priester schienen zu sagen: „Wir wissen wohl, daß wir nicht leben, aber dennoch zeigen wir uns und siehst Du uns, und scheinbar gehen wir und singen und beugen die Knie vor Einer, die todt scheint, es aber nicht ist; überhaupt ist sie nicht so wie wir. Und doch sind wir wirklich, und unsere seltsame Todtenmesse hat einen Zweck, aber Du kannst ihn nicht erkennen, Dein Gehirn ist nicht fein genug. Wir können Dir auch nicht erklären, warum und wie wir existiren, denn Du würdest uns doch nicht verstehen; Du kannst nicht Alles begreifen. Es giebt sehr feine Dinge von unsäglicher Heiligkeit, von denen Du nur hier und da eine leise Ahnung hast, aber auch nur eine bloße Ahnung. Dein Gehirn ist so plump und Deine Schädeldecke so dick; und Du hast nichts Anderes als Dein Gehirn oder glaubst wenigstens, was für Dich auf ein und dasselbe hinauskommt. Das, was wir aber haben, ist viel feiner als die Seele; wir können es Dir nur nicht erklären: es ist so fein, daß Deine Sprache keine Worte dafür hat. Aber Mitleid empfinden wir mit Dir, weil Du uns nicht verstehen kannst, ja, wir beklagen Dich!"

Die Priester schienen ihn spöttisch von der Seite anzusehen und lächelten einander mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung zu. Er kam sich in seinem Traume ziemlich armselig vor; er fühlte, wie plump er mit seinem Körper war, der irgendwo dort draußen hing oder stand, jenseits all' dieser nebelhaftweißen Todtenmesse.

„Hörst Du uns singen?" fragten die Priester wieder. „Nein, nicht wahr? Du siehst uns nur singen, siehst es an unserem geöffneten Munde; aber Du hörst die Klänge nicht; Deine Ohren sind zu grob dazu. Was wir singen, ist ja auch keine Musik, denn es ist viel feiner als die Seele der Musik. Es ist ein Tönen des Lichtes, wie wenn die Mondesstrahlen berührt würden von unsichtbaren Fingern, aber Du vernimmst gar nichts davon ..."

Und hochmüthiger wie zuvor reckten sich die Priester über ihn und spotteten und lachten wieder, und er fühlte sich dicker werden, und als ob er plötzlich ganz große Glieder bekäme und seine Hände in's Riesenhafte wüchsen; plump streckten sie sich den paar Strahlen entgegen, die bleich und gespenstisch durch die weißen Kirchenfenster fielen und die Priester und alle Gegenstände durchdrangen; er wollte mit seinen dicken Fingern die Strahlen wie Saiten berühren, um die Musik herauszulocken, aber er griff mitten hindurch, als wären sie Luft.

„Was ist denn der Zweck?" fragte er. „Sagt mir, wozu die Messe?"

Die Priester antworteten nicht und sahen auch nicht mehr nach ihm, denn er war weit, weit fort von ihnen, und ein schwerer Dunst schien ihn zu trennen von ihnen. Und die Priester waren sehr ernst geworden, denn das Allerheiligste des Mysteriums schien nun vor sich zu gehen. Und Alle warfen sich auf die Knie.

„Sagt mir, warum?“ rief er ihnen laut zu, „sagt mir, warum starb sie? warum? o warum?“ Aber der Nebeldunst zwischen ihm und der Kirche wurde immer dichter und undurchdringlicher; ein großes Mysterium schien dort zu geschehen; er sah nicht, was es war, und auch sein krampfhaft arbeitendes, bis zum Aeußersten angespanntes Gehirn konnte es nicht fassen. Und er fühlte, wie Alles vor ihm entwich bis in die Unendlichkeit.

„Wenn Ihr wißt, warum sie starb, so sagt es!“ schrie er laut, „sagt es mir schnell!“ Aber seine rauhe Menschenstimme durchdrang die unermeßliche Atmosphäre nicht mehr.

Fernab im Schatten der Kirche knieten die Priester in Ekstase. Er sah nur, wie sie ihr Antlitz, worin die Augen wie Feuer glühten und die Hände gen Himmel erhoben. Das Paradebett entschwebte langsam; was mit der weißen Frau geschah, sah er kaum; er verstand es nicht. Doch kräftiger strengte er sein Denkvermögen an, und plötzlich — in weniger als einem Augenblicke — begriff er etwas in seinem Innersten von den Priestern, der Messe und der weißen Frau.

„Der Schmerz!“ rief er aus. „Es ist der Schmerz! der Schmerz ist heilig, das ist's!“

Dann verschwamm Alles im Nebel, auch sein Traum; er begriff nichts mehr, da war nichts mehr, ein einziger Nebel drehte sich noch langsam um und um. Als er erwachte, kam ihm etwas von dem Schmerze zum Bewußtsein.

„Nein, es war doch nicht Das, was ich damals glaubte,“ rief er in Verzweiflung, weil er es nicht hatte ausdenken können, selbst im Traume nicht ... Und er betrachtete seine Hände, ob sie denn wirklich gar so dick und groß seien.

* * *

Ich habe doch einen Zusammenhang damit! dachte er seither, wenn er träumend am Kaminfeuer saß oder die Avenue entlang nach den Boulevards ging. Wie kam es, daß wir gerade hier wohnen mußten? Wir waren mit unseren Zimmern im Hôtel nicht zufrieden und der Groom kannte den Portier hier, der die Wohnung zu vermiethen beauftragt war. Wie banal! Ich wußte von der Geschichte, von dem Tode der Marquise. Kaum habe ich jedoch daran gedacht. Nur Ninette ist Schuld daran. Und warum? Weil sie sich fürchtete ...? In dem Hause spukte es doch nicht, wenigstens stand es nicht in solchem Ruf! — Aber im Grunde meinte er: Die Seele der Marquise ist der meinigen verwandt, vielleicht durch den Schmerz ... Es giebt solche Sympathien des Schmerzes!

Da kam es plötzlich über ihn wie eine Offenbarung: nun war es ihm klar, was er thun mußte.

Eine Nacht wollte er in dem Zimmer mit dem weißen Prunkbette zubringen; vielleicht würde er dann Gewißheit erlangen. Eine Nacht, eine ganze Nacht! Aber wie? die Thüren waren immer verschlossen; also war es nur durch Vermittelung des Portiers möglich, und der würde es niemals erlauben.

Tagelang quälte ihn der Gedanke, eine Nacht in dem weißen Zimmer zubringen zu müssen — und er ließ ihn nicht mehr los. Es war wie eine magnetische Kraft, die ihn zu dem Portier hinzog, um ihn zu fragen ... Wieder war es wie ein leiser Druck unsichtbarer Hände, die ihn vorwärts schoben, immer weiter, bis zu der Wohnung des Portiers. Er faßte keinen Entschluß, er überlegte nichts. Aber eines schönen Nachmittags, als er nach Hause kam und den Portier sah, ging er ohne Zögern auf ihn zu. Die Hände schoben ihn mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt.

„Ich möchte Sie Etwas fragen“, begann er. Höflich lächelnd sah ihn der Mann an. „Ja, ich möchte Sie Etwas fragen, — unter vier Augen.“

Der Portier bat ihn auf einen Augenblick in seine Loge zu kommen. „Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte er höflich, als sie dort angekommen waren.

„Ich möchte Sie etwas sehr Sonderbares fragen!“ sprach Hugo mit fester, kräftiger Stimme, die sich von seinem sonst sehr weichen Organe wesentlich unterschied. „Lassen Sie mich aber vorausschicken, daß ich Künstler bin ... Schriftsteller. Ich kann darüber noch nicht viel sagen, aber ich muß Ihnen doch, um mein sonderbares Anliegen etwas zu rechtfertigen, erklären, daß ich gerne neue Eindrücke sammle und verschiedenartige Gemüthsbewegungen studire.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Des Königs Rock.

Wenige Tage nach dem achtzehnten März nicht des Jahres 1848, sondern hujus anni saß ich an der Wirthstafel des Bahnhofs in Oberhausen über einem Cotelett, das der dortigen Küche alle Ehre machte. Nur einige Schritte von mir entfernt waren zwei Herren reiferen Lebensalters in einer lebhaften Unterhaltung begriffen. Aus den Bruchstücken, die hiervon gegen meinen Willen zu mir herüberdrangen, konnte ich schließen, daß ich es mit Männern zu thun oder auch nicht zu thun hatte, die in aufrichtiger Liebe ihrem Vaterlande ergeben waren. Bald verabschiedete sich der Eine von den Beiden, um jedoch sogleich, bereits reisefertig, zurückkehren und das politische Gespräch wieder aufzunehmen: „Noch Eins! Haben Sie heute in der Zeitung die Zurückweisung der herausfordernden Worte Bebel's bezüglich des Rockes des Königs durch den Kriegsminister gelesen? Ich habe mich über den Erfolg sehr gefreut; so etwas erwärmt mir das Herz. Ich bewundere die Schlagfertigkeit des Herrn von Goßler; besser konnte er unmöglich Bebel abführen, als indem er den Rock des Königs als denjenigen Rock bezeichnete, den der König auch trägt.“

Bei diesem Hymnus auf den Kriegsminister kribbelte es mir ordentlich in allen Gliedern, zumal ich mir sagen mußte, daß diese kindliche Einfalt sich nicht bloß auf die beiden Gesinnungsgenossen an der Wirthstafel — denn der sitzengebliebene Freund stimmte dem Lobredner des Herrn von Goßler auf das Bereitwilligste bei — beschränkte, sondern in den königstreuen bürgerlichen Kreisen allgemein verbreitet sein dürfte. Die beiden Guten wußten natürlich nicht, daß dem Kriegsminister alles Andere nachgerühmt werden kann, nur nicht die Gabe der Schlagfertigkeit, daß in Folge seiner mäßigen rednerischen Beanlagung bei einer festlichen Tafel in Darmstadt ihm, dem damaligen Divisions-Commandeur, ein Toast auf das Töchterchen der regierenden Herrschaften gerade keine Lorbeeren eingebracht hat, daß seine erste Rede über den Fall Brüsewitz im Ganzen stümperhaft von Statten ging, und daß er es in seinem weiteren Auftreten im Reichstag erst allmälig zu einer gewissen Sicherheit gebracht hat, trotzdem es ihm in seiner früheren langjährigen Stellung als Commissar des Herrn von Bronsart doch wahrlich nicht an Uebung gefehlt hatte. Den beiden Guten war auch die Thatsache entgangen, daß Bebel nicht zum ersten Mal gegen des Königs Rock Verwahrung eingelegt, vielmehr das Gleiche schon im vorigen Jahre gesagt hatte, als die damalige Ansprache Wilhelm des Zweiten an die vereidigten Rekruten des Garde-Corps dasselbe Aufsehen im Volke erregt hatte wie die diesjährige bei demselben Anlaß. Die „Schlagfertigkeit“ des Kriegsministers hatte also darin bestanden, daß er sich auf die schneidige Abführung des Abgeordneten Bebel mehr als zwölf Monate hatte vorbereiten können.

Dieser Umstand wird Herrn von Goßler allerdings die Genugthuung nicht verkürzt haben, mit der er im Stillen Bebel für die Gelegenheit gedankt haben dürfte, den schönen Gedanken an den Mann, nein an den Reichstag zu bringen. Aber es ist doch sehr die Frage, ob die Wirkung, die er sich von diesem Erzeugniß seiner „Schlagfertigkeit“ auf die Vertreter des deutschen Volkes versprochen, sich in Wahrheit mit seinen Erwartungen in dem Maaße gedeckt hat, als [illegible]

bei seinen Freunden auf dem Bahnhof in Oberhausen äußerte. Die kleine Episode in den Debatten des Reichstages, um die es sich hier handelt, schloß ziemlich seltsam ab; vorausgesetzt, die Zeitungen haben ihren Verlauf richtig wieder gegeben. Nach ihnen nahm der Reichstag den Knalleffect schweigend hin. Warum?

Daß die Freisinnigen und Socialdemokraten dem preußischen Kriegsminister zujubeln, wird Niemand annehmen. Nach dem Geschmack des Centrums konnte die schöne Phrase des Herrn von Goßler auch nicht sein, wenn es sich auch bis zur zweiten Lesung des Entwurfs der Militärstrafproceßordnung bereits zur eigentlichsten Regierungspartei durchgemausert hätte; denn bei ihm rangirt der König weit hinter dem Papst. Wer sich hiervon überzeugen will, braucht nur einmal der Feier von Kaisersgeburtstag in einer katholischen Kirche nicht bloß in den Reichslanden, sondern auch in den übrigen Staaten des deutschen Vaterlandes beizuwohnen. Den National-Liberalen ist die allzu unterthänige Familie Goßler und vor Allem ihr gegenwärtiges hervorragendes Mitglied, der jetzige Kriegsminister, vielleicht nicht minder unsympathisch als den immer noch lebensfähigen Nörglern, trotzdem sie selber, die National-Liberalen, in Gefügigkeit kaum übertroffen werden können. Die psychologische Erscheinung ist aber nicht selten, daß dieselben Eigenschaften, die dem eigenen Ich anhaften, unseren Gefühlen zuwiderlaufen, wenn wir ihnen bei anderen Sterblichen begegnen. Weßhalb aber endlich hüllten sich die Conservativen in Schweigen, als der Herr von Goßler die nach seiner Ansicht doch gewiß sehr wirkungsvolle Lanze für den König brach? Ist denn nicht sonst die Verfechtung der Rechte und Anschauungen der Krone ihr besonderes Privilegium? Hat nicht Herr von Manteuffel sich unlängst im Herrenhaus zu der „unentwegten" Monarchie, d. h. auf Deutsch zu der Alleinherrschaft Wilhelm's des Zweiten, bekannt? Hat die Partei nicht gerade in der Berathung des Entwurfs zur Militärstrafproceßordnung dem König noch mehr geben wollen, als dieser selbst beansprucht hat? Hat sie sich nicht überall redlich bemüht, unserer constitutionellen Entwickelung Steine auf den Weg zu werfen, damit ihr König für seinen Willen und seine Neigungen noch freiere Bahn erhalte, als er ohnehin schon hat? Gewiß. Aber eben deßhalb war sie stumm geblieben.

Im Widerspruch mit allen geschichtlichen Thatsachen ist diese nach einem Ausspruch des Reichsgerichtsraths Mittelstedt verächtliche Partei seit Jahrzehnten und in den letzten Jahren mit besonderer Betonung von ihren Gegnern die Partei der Junker gescholten worden. Von der Geschichte beleuchtet, sieht der Junker aber weniger kläglich aus, als die adligen Mitglieder der heutigen conservativen Partei, die draußen im Leben in Laurahütte machen oder mit Fränkel und Compagnie jobbern, während sie daheim bei üppigen Mahlzeiten eine lange Galerie ruhmreicher Ahnen auf sich herabschauen lassen. Graf von Roon hat ganz Recht, wenn er meint, daß unter dem Junker nur der märkische Edelmann aus altem Geschlecht zu verstehen ist. Dieser aber hatte stets einen recht steifen Nacken, mit dem er den Hohenzollern wahrlich genug zu schaffen gemacht hat. Der Nacken war auch steif geblieben in derjenigen Epoche unserer vaterländischen Geschichte, in der der schrankenlose königliche Wille seine höchsten Triumphe feierte. Hatte doch der märkische Junker dem König Friedrich Wilhelm dem Ersten derartig zu imponiren gewußt, daß dieser seiner königlichen Würde nichts zu vergeben meinte, wenn er sich mit ihm im Zweikampf maß. Ja, der Nacken beugte sich — und dieses Mal nicht zum Ruhme des märkischen Adels — auch in den Zeiten unseres Niederganges zwischen 1806 und 1812 nicht, als er ziemlich unbotmäßig eigennützige Forderungen bei der Krone durchzudrücken suchte, deren Erfüllung einer weiteren Schwächung ihres, der Krone, Ansehen gleich kam. Es wäre in der That interessant nachzuweisen, wie viele Hofleute und Höflinge unter den Hohenzollern sich aus den Familien der märkischen Junker rekrutirt haben. Nicht die Partei der Junker sind die heutigen Conservativen, sondern die Partei der gleißnerischen Höflinge; und als solche haben sie dieses Mal dem Herrn von Goßler den sonst so bereitwillig gespendeten Beifall vorenthalten müssen. Indem der Kriegsminister des Königs Rock als den Rock präcisirte, den der König auch trägt, schoß er vom Standpunkt der Conservativen bei dem Ziel vorbei. Denn zweifellos sieht Wilhelm der Zweite in des Königs Rock nur seinen eigenen. Wie alle Welt, so weiß auch der Freiherr von Stumm-Halberg auf Schloß Halberg und sein Gefolge, wie kräftig Wilhelm der Zweite das pronomen possessivum zu betonen pflegt. Wie häufig kehren nicht in seinen Reden die Worte wieder: „Meine Armee, Meine Marine, Mein Reichskanzler, Meine Minister, Mein Botschafter, Mein Volk, Meine Märker!" Und über des Königs Rock sollte er anders denken?

Nein, verehrter Herr von Goßler, wir wollen Ihnen zugeben, daß der schöne Gedanke an und für sich Ihnen alle Ehre macht, auch dann noch, wenn er — was anzunehmen ist — nicht von heute auf morgen Ihrem Gehirn entsprungen ist. Aber er hat weder die Conservativen überzeugt noch Herrn Bebel widerlegt. Unmöglich können sich Männer in dem politischen Leben schroffer gegenüberstehen, als der oft genannte Freiherr bürgerlichen Blutes und der thatkräftige Führer der Socialdemokraten. Aber in der Deutung des Rockes des Königs wissen sie sich Eins. War jedoch die conservative Partei auf der richtigen Fährte, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach gegenüber dem Erfolg Ihrer „Schlagfertigkeit" auch die entscheidende Stelle stumm geblieben. Dies wäre allerdings für Sie sehr schmerzlich. Denn es gehört kein großer Scharfblick dazu, um zu durchschauen, daß die dem Rock des Königs gegebene Erklärung — um Herrn Eugen Richter hier auch einmal zum Wort kommen zu lassen — weniger auf den Reichstag als auf die höchste Instanz zielte, die über Sein oder Nichtsein zu entscheiden hat. Sollte dem in der That so sein, nun dann trösten Sie sich mit der Anerkennung Ihrer beiden Freunde auf dem Bahnhof in Oberhausen, die zu Ihrer Kenntniß gebracht zu haben mir in diesem Falle zur besonderen Genugthuung gereichen würde. Freidank.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Anno dazumal." Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen (theilweise mit Benutzung eines alten Anecdotenstoffes) von Carlot Gottfried Reuling (Königliches Schauspielhaus). — „Die Nothlüge." Schwank in drei Aufzügen von Max Kempner-Hochstädt. (Berliner Theater.) — „Onkel Bönkost." Schauspiel in vier Acten von Georg Reicke-Sabinus. (Goethe-Theater.)

Herrn Reuling's Flug trachtete einmal nach den Sternen. Sein Erstlingswerk „Der Mann im Schatten" war eine runde und saftige Schöpfung, das Morgendämmern des kerndeutschen, socialen Schwankes. Bereitwillig und freudig übersah man die ganz nebensächlichen, fast ausschließlich im Technischen wurzelnden Schwächen der behaglich ausgesponnenen Arbeit, die von trefffsicherer Satire beflügelt war. Aber der Unverstand und die Höllenangst eines neugebackenen Directors, der seinem Aufsichtsrathe zu Liebe die bisher so sorgsam verhätschelten literarischen Neigungen erwürgte und allein den Cassenbericht anbetete, „praktische Erwägungen" entfernten den Reuling'schen Schwank alsbald wieder vom Spielplan. Und der junge Herr erkannte seufzend, daß es nicht gut wäre, aristophanischen Lorbeer zu erstreben. Er begann also, Dutzendstücke zu schreiben, dramatisirte Späßchen nach Art der Erfolgreichen. Leider fehlt ihm dazu die geriebene Mache der Schönthaniden und die unverfrorene Fingerfertigkeit Blumenthal's. Seine Phantasie wie sein Witz sind schwerblütig, sie bedürfen eines würdigen Gegenstandes, um warm zu werden, und sind viel zu stolz, als daß sie sich zum bloßen Hanswurst des Publicums erniedrigen möchten. Herrn Reuling gelingt es nicht, den Dichter in sich umzubringen, und das bricht dem Possenfabrikanten den Hals.

Wenn wir nicht irren, ist es eine Stolze'sche Anecdote, die seiner neuen Arbeit zu Grunde liegt. Um ein hübsches Mädel bemühen sich Vater und Sohn. Der Junge wird natürlich bevorzugt und läßt es sich nicht nehmen, seine Liebste während eines Gewitters nach Hause zu begleiten, obgleich er zur selben Zeit Posten stehen sollte. Sein eifersüchtiger Erzeuger, zugleich sein dienstlicher Vorgesetzter, kommt hinter die schwere Versündigung des Sprößlings und will die Gelegenheit benutzen, sich seinen Wettbewerb vom Halse zu schaffen. Er stellt ihn also vor das Kriegsgericht, damit es den Missethäter für einige Monate in den Thurm werfe; derweilen hofft er die Hand des geliebten Jüngferleins für sich kapern zu können. Aber er hat die Rechnung ohne zwei halbvergessene Paragraphen des Kriegsgesetzbuches gemacht: auf Verlassen des Postens steht der Tod, und ohne Einwilligung des Verurtheilten darf die ihm zudictirte Strafe nicht gemildert werden. Das weiß sein Fritzchen, und

trotzig begehrt er nun, erschossen zu werden, wie es das Gesetz verlangt. Begnadigung will er nur annehmen, wenn der Alte ihm dazu noch die Grete giebt. Selbstverständlich bleibt dem geängstigten Vater zuletzt nichts übrig, als seinerseits auf die Grete zu verzichten, um den Sohn zu retten.

Lebenswahrheit sprüht diese Schnurre gerade nicht, und Reuling hat den Unsinn keineswegs wahrscheinlicher gemacht. Seine übermäßig behagliche Art stellt ihre Albernheit vielmehr erst in's rechte Licht. Es kommt hinzu, daß sie auch auf ihre Ausdehnung und Ergiebigkeit hin betrachtet viel zu dürftig ist, um drei Acte füllen zu können. Der Verfasser sah sich deßhalb gezwungen, anfangs viel Zeit mit wenig amüsanten Liebesscenen zu vertändeln, die dadurch nicht anmuthiger geworden sind, daß der ein bißchen widerliche Johannistrieb des Alten beständig hinein spielt. Lustiger ist der zweite Act, der die Bürgerwehr von 1848 verspottet, bedauerlicherweise in der allzu sattsam bekannten, unechten Witzblattmanier. Gerade bei Reuling hätte man hier komisches Leben sehen wollen, eine Vertiefung der Satire, zu der sowohl das Jahr der Handlung wie das gegenwärtige herausforderten. Aber der überlegene Spötter, der den Mann im Schatten schrieb, ist schlafen gegangen, und der Ulkmacher ist an seine Stelle getreten. Vollends enttäuscht hat der letzte Act, der sich wie eine Kartoffelcomödie giebt und auch den Rest der Illusion, man habe es mit einer dichterischen Hohlspiegelung wirklichen Lebens zu thun, erbarmungslos zerstört. Es ist nur die liebenswürdige, von aller Prätension freie Art des Verfassers, die eine deutliche Verstimmung nicht aufkommen läßt. Während der kindischsten und salzlosesten Späße sieht man ihn verlegen lächelnd neben seinen Figuren stehen und hört, wie er entschuldigend sagt: „'s is ja bloß Aeppelwoi', ich weiß recht gut, aber die Leut' wollen's doch emal heutz'tage so!" Wir unsererseits möchten an die wenigen lichten Momente, die Reuling's Muse in diesem Schwanke gehabt hat, trotz alledem die erneute Hoffnung knüpfen, daß er sich auf sich selbst besinnt und früher erweckte Hoffnungen in Erfüllung gehen macht.

Neben seiner Arbeit, die in Einzelheiten immer noch den Dichter und den geschmackvollen Schriftsteller verräth, verdienen zwei neue Darbietungen der unterm Directionsscepter des Herrn Prasch vereinigten Dilettantenbühnen kaum Erwähnung. Herr Kempner-Hochstädt, in Kreisen älterer Junggesellen durch eine allzu fade Zotensammlung verrufen, hat sich leider abermals veranlaßt gesehen, etwas Nichtpornographisches von sich zu geben. Nach seiner Behauptung ist ein Schwank daraus geworden. Aber diese Behauptung ist auch das einzige Scherzhafte an der „Nothlüge". Herr Kempner hat den Beweis erbracht, daß es doch nicht so einfach und doch nicht Jedem möglich ist, Pariser Vaudevilles nachzumachen. Einen Verwechslungs-„Spaß", der für die Bühne kleinerer Privat-Theatervereine und für einen Act vielleicht hinreichend gewesen wäre, hat dieser Prokustes der Posse zu drei endlosen Aufzügen ausgewalzt. Verbunden mit einer umfassenden Politik der Sammlung hochbetagter Kalauer mußte dies Attentat auf die Geduld des geduldigsten Theaterpublicums von Berlin ein schlimmes Ende nehmen. Vom zweiten Acte an wurde mit jener Ausdauer gezischt, die gerade hinreicht, um das völlige Einschlafen des Nachbarn zu verhindern.

Abgeirrt vom Pfade der Pflicht, der ihn als Consistorialrath durch's Leben wandeln und in juristischen Ehren sein Brot verdienen heißt, ist auch Herr Reicke, der unter dem Pseudonym Sabinus im Goethe-Theater ein Schauspiel „Onkel Bönkost" aufführen ließ. Engels gab die Titelrolle, und allerhand Reclame war vorher gemacht, ein neuer College Crampton versprochen worden. Nun zeigte der Consistorialrath ja allerdings, daß er auf den die moderne Welt bedeutenden Brettern so ganz unbeholfen nicht ist; sein Onkel Bönkost unterhält eine Stunde lang, obgleich er nicht als Charakterstudie, sondern nur als neuer Abdruck jenes alten Clichés angesprochen werden kann, das den bewußten grimmen Murrkopf mit dem goldenen Herzen darstellt. War indeß mit dieser einzelnen Figur noch auszukommen, so entpuppte sich das dazu gehörige Stück von der ersten Scene an als eine schauderhafte Verirrung des Consistorialraths. Onkel Bönkost hat alle Hände voll zu thun, eine Familie von Thoren vor den Lockungen einer rothhaarigen und dementsprechend dämonischen Kellnerin zu bewahren; auch die tückischen Anschläge ihres Gemahls, der, von Beruf verlorener Sohn, zum Hause gehört, muß er zu nichte machen. Am Ende dankt man's ihm mit einem Fußtritt. Die erstickende Breite des Dialoges, die unaufhörlichen Wiederholungen und zwecklos ablenkenden Episoden hätten einem praktischen Juristen, der doch sonst im Privatverkehr unnützer Papierverschwendung aus dem Wege zu gehen pflegt, von Anfang an auffallen müssen. Freilich konnte er nicht vorhersehen, daß das Goethe-Theater offenbar sowohl des Dramaturgen wie des Regisseurs entbehrt.

## Notizen.

G. Hirth's Kunstverlag in München fährt fort, sich um die Popularisirung der Kunst verdient zu machen. Sein Formenschatz, der seit 1877 erscheint, ist das erste und älteste deutsche Unternehmen, welches sich die Aufgabe gestellt hat, die Meisterwerke der Kunst und des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker durch ganz mustergiltige Reproductionen zu einem billigen Preise dem Volke zugänglich zu machen. Es diente auch Spemann's „Museum" und Bruckmann's „Sculpturenschatz" als Vorbild. Namentlich wurden und werden, mit Rücksicht auf das kunstgewerbliche Schaffen der Gegenwart, solche Vorbilder alter Kunst ausgewählt, welche modernem Geschmack und moderner Verwendbarkeit entgegenkommen. Mit den uns vorliegenden Heften seines 22. Jahrganges gelangt die längst von Hirth geplante Erweiterung des Programms, wonach mehr als bisher die künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnisse seit Beginn dieses Jahrhunderts bis in unsere Tage in den Bereich der Publication gezogen werden, zur Ausführung. Eine Neuerung in der Ausstattung ist die Verwendung eines Kunstdruckpapiers, auf welchem die Darstellungen in vorzüglichster Wirkung zum Ausdruck gelangen. Gleichzeitig beginnt der verdienstvolle Georg Hirth ein neues, kunstverwandtes Lieferungswerk: „Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben aller Zeiten", worin er den ganzen riesigen Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten in mehrere Serien theilt, innerhalb welcher eine kunsthistorische Anordnung herrscht. Als solche Serien sind vorläufig folgende in Aussicht genommen: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten; Sitten und Costüme; Thiere, Mythen- und Fabelwelt; Die Pflanze, Allgemeine Ornamente; Aeußere Baukunst; Innere Decoration, Wand- und Deckenmalerei; Stickerei und Weberei; Das Möbel, Tischlerei, Holzschnitzerei; Geräthe und Werkzeug, Musikinstrumente; Gefäße; Keramik; Schmiede- und Schlosserarbeit; Heraldik, Wehr und Waffen. Schmuck und Medaillen, Allegorien, Genre; Schrift, Druck, Bücherornamente, Ex libris; Die Landschaft. Jede Serie wird eine Art von praktischem „Special-Formenschatz" darstellen. Die erste Lieferung der ersten Serie ist erschienen. Der „schöne" Mensch ist hier natürlich der nackte — der bekleidete Mensch wird in einer besonderen Serie (Sitten und Costüme) behandelt, — weil alle künstlerischen Regungen von der Betrachtung der nackten Mitmenschen ausgegangen sind, die menschliche Gestalt also die Grundlage jedes kunstgeschichtlichen Schönheitskanons bilden muß. Sie will die ausübenden Künstler an die Schönheit als kategorischen Imperativ erinnern und in weitesten Kreisen die auch physiologisch bedeutsame Ueberzeugung befestigen, daß die Wohlfahrt des Menschengeschlechts nicht bloß von geistiger Bildung, sondern auch von körperlicher Schönheit und Kraft abhängig ist. Besonders interessant sind hier die variirenden Darstellungen des männlichen und weiblichen Antlitzes, des Mundes, der Augen, der Hände und Füße, des Rückens ꝛc., die Bewegungen und Mienen, die „beseelten Stellungen", wozu das Werk viele Detailaufnahmen nach Statuen, Gemälden ꝛc. darbietet. Georg Hirth hat dem Heft inhaltlich wie in der Ausstattung ein originelles Gepräge verliehen. Seinem Unternehmen wünschen wir die weiteste Verbreitung, denn das Werk wird dazu beitragen, „sehen" zu lernen, eine Fähigkeit, die keineswegs jedem Menschen eigen ist, der gesunde Augen hat, sondern die erworben sein will, und deren Mangel zu einem großen Theil mit Schuld ist an der Verständnißlosigkeit, mit der das weitere Publicum nicht nur der Antike, sondern auch den Kunstbestrebungen unserer Zeit gegenübersteht. Die beigegebenen kurzen Bemerkungen beschränken sich auf die nöthigsten historischen Angaben und versuchen auf Einzelheiten aufmerksam zu machen, die dem Bearbeiter jeweils für die betreffende Schöpfung besonders charakteristisch erschienen. Wir empfehlen das Werk.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**

**Ethik**

**als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

---

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

---

**Verlag von Gustav Fischer in Jena.**

**Soeben erschien:**

**Leitfaden**
der
**Physiologischen Psychologie**
**in 15 Vorlesungen.**

Von
**Prof. Dr. Th. Ziehen**
in Jena.
Mit 23 Abbild. im Text.
**Vierte teilweise umgearbeitete Auflage.**
Preis: brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

---

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Für die schulentlassene Jugend. Von Albert Andreä. — Die Entstehung des Petroleums. Von E. Erichsen. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner in München. Von Adolph Tetzlaff. — Ein geistlicher Interviewer. Von B. August Jessen. — **Feuilleton.** Die Marquise. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Kriegs-Kunst. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Für die schulentlassene Jugend.

Von Albert Andreä.

Ist es richtig, daß die vom deutschen Volke erlebten geschichtlichen und wirthschaftlichen Umwälzungen und Neubildungen nicht ohne Rückschlag auf unsere heranwachsende Jugend geblieben sind, und daß wir dieser ein erhöhtes Maaß von Fürsorge zu widmen haben, so kann für die Ausgestaltung der Letzteren nur das Wie in Frage kommen. Hierfür aber wird man betreffs eines Punktes einig sein, daß nämlich die schlechteste Thätigkeit diejenige ist, welche im Almosengeben besteht oder dem sich nähert. Wollen wir auf diesem socialen Gebiete etwas Ersprießliches leisten, so darf das nicht in dem planlosen Sichentäußern irgend welcher Münzen bestehen, sondern es muß persönliche Arbeit gethan werden. Soll die Entfremdung, welche zwischen einzelnen Volksschichten eingetreten ist, nicht von Tage zu Tage größer werden und eine Kluft sich im eigenen Volke aufthun, gräßlicher als die, welche Lazarus sah, unüberbrückbar, das Heil der Nation in ihren dunklen Finsternissen begrabend, so muß der mit reicheren Kenntnissen und größeren Gütern versehene Theil der Deutschen sich werkthätig in den Dienst seiner minder bevorzugten Brüder und ihrer Kinder stellen. Nur dadurch, daß wir in freier Liebe den Classen selbst dienen, deren wirthschaftliche Dienste wir entgegennehmen, vermögen wir das Gleichgewicht herzustellen und zu erhalten, dessen jetzt unsere öffentlichen Zustände zum Schaden des Gesammtwohles entbehren. Und blicken wir hierbei nach anderen Ländern hinüber, so können wir in dem Patronagesystem Belgiens, Frankreichs u. s. w. und in manchen sonstigen fremdländischen Einrichtungen zwar gute Vorbilder ausfindig machen, aber keines läßt sich ohne Weiteres auf deutsche Zustände übertragen. Deutsche Denkweise, deutsche Art und Sitte hat zu bestimmen, wie bei uns vorzugehen ist; und im eigenen Lande haben wir uns umzuschauen, um zu entdecken, wo und wie an Bestehendes anzuknüpfen ist.

Da dürfte denn als das beste System, auf welchem die Fürsorge sich auferbauen kann, das Pflegersystem sich darbieten. Wir brauchen es für das Vereinsleben nicht aus dem Auslande einzuführen. Im Berliner Vereine zur Besserung der Strafgefangenen ist es seit dem Jahre 1828 fortgesetzt bis heute in Anwendung; und es wäre ein schwer ausführbares Unternehmen, die Vereine aufzuzählen, welche in Deutschland seine Grundsätze befolgen. Trotzdem ist auch dieses einer zeitgemäßen Umgestaltung fähig. Ein von dem rühmlichst bekannten Landgerichtsdirector Dr. Felisch geleiteter Verein hat sich dem auf einem bestimmten Felde seit Kurzem unterzogen. Es ist der freiwillige Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen, der sich auf Grund eines an Pestalozzi's 150. Geburtstage, dem 12. Januar 1896, von 106 Damen und Herren erlassenen Aufrufes am 21. Januar 1896 im Bürgersaale des Rathhauses zu Berlin gebildet hat. Sein Entstehen ist namentlich seinem verdienten und unermüdlichen ersten stellvertretenden Vorsitzenden, dem Lehrer Pagel, zu verdanken, welcher seine eigenen Anschauungen in einer Broschure niedergelegt hat, betitelt: Der freiwillige Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen; ein Versuch zur Lösung der Frage: was ist das deutsche Volk seinen verwaisten Kindern schuldig? Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). Wir folgen hier den dankenswerthen Angaben, die Dr. Felisch in seiner Brochure „Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend" (Leipzig, Duncker & Humblot) niedergelegt hat.

Zweck des Vereins ist die sittliche und wirthschaftliche Förderung der Waisen Berlins in den auf ihren Austritt aus der Schule folgenden Jahren. Daß hierfür eine neue Vereinigung gegründet wurde, erheischt in unserer Zeit, welche viel mehr einer Zusammenfassung der bereits vorhandenen als einer Errichtung neuer Vereine bedarf, einer kurzen Begründung. Auf dem Gebiete der Waisenfürsorge war keine Corporation vorhanden, welche mit ihrer Thätigkeit beim Schulentlassungstermine eingesetzt und eine erziehliche Wirksamkeit in den Vordergrund gerückt hätte. Unter den allgemeinere Ziele verfolgenden befanden sich allerdings solche, welche sich dem Jugendschutze in verschiedenen Formen, und auch einer, welcher sich satzungsgemäß ausschließlich dem Wohle der schulentlassenen Jugend widmet. Allein die Arbeit für Waisen ist wegen des Eingreifens der Vormünder, der Gemeindewaisenräthe und der Vormundschaftsgerichte eine so eigengeartete, daß die Leiter der vorhandenen Vereine das Ausscheiden dieses Sondergebietes aus ihrem Thätigkeitsfelde umsomehr mit Freuden begrüßten, als Letzteres trotzdem noch ein für sie nicht voll zu Bewältigendes verblieb. Gerade der Wunsch, bereits gepflegten Bestrebungen nirgends Abbruch zu thun, führte den Erziehungsbeirath von vornherein dazu, nur im Einverständnisse mit allen in Frage kommenden Behörden und Vereinigungen vorzugehen, und hat seine peinliche Befolgung dieses Grundsatzes bereits dadurch belohnt, daß das Vorhaben, eine Centralstelle des

Waisenfürsorgewesens Berlins zu werden, seiner Erfüllung sehr nahe gerückt worden ist.

Unter Waisen versteht der Verein alle vaterlosen Kinder. Er zählt dazu nicht nur die, welche ihren Vater oder beide Eltern verloren haben, sondern auch die dauernd von ihrem Vater verlassenen und alle unehelichen Kinder. Diejenigen, welchen nur die Mutter entrissen worden ist, während der Vater sich um sie kümmert, sind von seiner Wirksamkeit ausgeschlossen. Allerdings wurde nicht verkannt, daß auch solchen Kindern oft eine Fürsorge dringend nothwendig ist. Allein diese hat so andersgeartete Voraussetzungen und muß in so abweichender Weise bethätigt werden, daß sie nicht mehr in den Rahmen der Bestrebungen des Erziehungsbeirathes paßt; derartige Fälle werden daher eintretenden Falles geeigneten befreundeten Vereinen überwiesen. Zur Vereinsmitgliedschaft sind erwachsene Personen beiderlei Geschlechts ohne Unterschied des Berufes, der Partei oder des Glaubensbekenntnisses, sowie Personenvereinigungen, Behörden und sonstige Körperschaften berechtigt. Jedes neue Mitglied hat zu erklären, ob es als Pfleger, bezw. Pflegerin, fachmännischer Beistand, zahlendes oder immerwährendes Mitglied eintritt.

Die Verwaltung des Vereins erfolgt durch den Vorstand und die Generalversammlung. Letztere tritt mindestens einmal im Jahre zusammen. Ersterer besteht aus einem Ehrenpräsidenten, als welchen der Verein mit Stolz und Dank Se. Excellenz den Staatsminister Herrfurth den Seinen nennen darf, einem Vorsitzenden und einem Schriftführer nebst je drei Stellvertretern dieser, einem Schatzmeister und dessen Stellvertreter und 100 Beisitzern. Dieser Gesammtvorstand versammelt sich nur zwei Mal im Jahre zur Erledigung principieller Angelegenheiten. Aus seiner Mitte ist ein Arbeitsausschuß gewählt, dem nur 20 von den 100 Beisitzern angehören, und dem die eigentliche Vereinsverwaltung obliegt, die in monatlichen Sitzungen erledigt wird, während Vorsitzender, Schriftführer und Schatzmeister die laufenden Geschäfte besorgen. Neben diese große Organisation der eigentlichen Vereinsleitung tritt eine ebenso große der Fürsorgethätigkeit. An ihrer Spitze steht die vom Arbeitsausschusse ressortirende Abtheilung für Lehrstellennachweis und Pflegerwesen, die bereits ein eigenes ständiges Büreau errichtet hat. Ihr sind 220 Bezirksausschüsse unterstellt, welche die ganze Stadt Berlin umfassen, und auf welche sogleich des Näheren einzugehen sein wird. Außerdem laufen in ihr die Fäden derjenigen Commissionen zusammen, welche sich mit der eigentlichen Fürsorge befassen; namentlich der Commission zur Bildung der Bezirksausschüsse, der zur Gewinnung fachmännischer Beistände und für Lehrstellennachweis, der zur Prüfung der Unterstützungsgesuche, der Aerztecommission und der Commission für juristischen Beirath.

Daß ein so großer Apparat nothwendig war, wurde durch die Arbeitsweise des Erziehungsbeirathes bedingt. Er legte von vornherein das Schwergewicht auf die Entfaltung persönlichen Wirkens für die Verwaisten. Deßhalb wurde in den Satzungen, neben die zahlenden und immerwährenden Mitglieder, die sich nur zu bestimmten Geldzahlungen verpflichten, als die eigentlich werkthätige Mitgliederclasse die der Pfleger und der Pflegerinnen gesetzt, welche sich verbindlich machen, zur Erreichung der Ziele des Vereins nach Maaßgabe einer besonderen Pflegeordnung thätig zu werden. Letztere ist etwas umfangreicher als sogenannte große Pflegerordnung ausgearbeitet und den Vorsitzenden der Bezirksausschüsse zugestellt, während ein Auszug daraus, die sogenannte kleine Pflegerordnung, jedem einzelnen Pfleger ausgehändigt wird. Es wird angestrebt, daß möglichst jeder Pfleger nur einen Pflegling zu übernehmen hat. Jedenfalls kann Ersterer bestimmen, wie viel Schutzbefohlene er zuertheilt wünscht. Mehr als vier werden ihm vom Verein nicht zugewiesen. Die Satzungen bezeichnen als die Hauptaufgaben der Pfleger und Pflegerinnen bei der Berufswahl der ihnen überwiesenen Waisen und bei der Unterbringung dieser in dem erwählten Berufe mitzuwirken, die Waisen zu überwachen, über deren Arbeitgeber sich zu unterrichten, gute Beziehungen zwischen diesen und ihren Pfleglingen anzubahnen, Letzteren mit Rath und That beizustehen und an den Vorstand kurz zu berichten. Dieser Satz enthält im Kern die Haupttheile der Waisenfürsorge des Erziehungsbeirathes, die allerdings in einer eigenartigen Weise im Einzelnen geregelt sind.

Es war nämlich davon auszugehen, daß von den rund 200 000 Schülern der Berliner Gemeindeschulen und den für die Zwecke der Fürsorge in Betracht kommenden Anstalten in jedem Schuljahre rund 12 000 zur Entlassung kommen, daß hiervon etwa 10%, gleich 1200, verwaist im obengedachten Sinne sind, sowie, daß für $12\frac{1}{2}$% der Waisen die Stadt Berlin durch deren Uebernahme in Kostpflege bereits Sorge getragen hat. In jedem Halbjahre schließen also mindestens 1000 Vaterlose ihre Schulbildung ab, von denen zunächst nicht feststeht, ob sie einer Fürsorge bedürfen werden. Betreffs dieser sind somit in jedem Falle Ermittelungen anzustellen und die Mehrzahl von ihnen in Pflegschaft zu übernehmen. Da der Grundsatz maßgebend ist, sich jeden Eingriffes dann zu enthalten, wenn den Waisen bereits von anderer Seite eine ausreichende Fürsorge zu Theil wird, stellt sich mithin ziffernmäßig die Sache so, daß in jedem Semester etwa betreffs 200—300 Waisen festzustellen sein wird, daß dies der Fall ist, und etwa 700—800 in Pflegschaft kommen müssen. Betreffs eines Jahres gelten daher die doppelten Zahlen.

Eine so große Aufgabe erforderte eine planmäßige Bewältigung. Die Pfleger und Pflegerinnen bedurften eines Zusammenschlusses in einem kleineren Kreise, welcher den Namen Bezirksausschuß erhielt. Dieser selbst aber war im Anschlusse an eine bereits vorhandene communale Eintheilung zu bilden. Als solche boten sich naturgemäß die Waisenrathsbezirke dar. Da Berlin 240 Waisenrathsbezirke hat, und in einzelnen Fällen die Zusammenlegung zweier solcher zu Doppelbezirken aus besonderen Gründen wünschenswerth erschien, wurden im Ganzen 220 Bezirksausschüsse des Erziehungsbeirathes begründet, auf welche die 1473 Pfleger und Pflegerinnen vertheilt wurden. Jeder Bezirksausschuß arbeitet selbstständig unter einem eigenen Vorsitzenden, hat sich aber natürlich nach den ihm übergebenen Directiven zu richten.

Durch ein dankenswerthes Entgegenkommen der städtischen Behörden, insbesondere der Schulverwaltung, sind nun sämmtliche Schulen angewiesen worden, dem Erziehungsbeirathe die Namen ihrer Waisen auf Anfrage mitzutheilen. Es wird deßhalb von der Abtheilung für Lehrstellennachweis und Pflegerwesen alle Halbjahre eine gedruckte Umfrage an allen Schulen zur Feststellung dessen abgelassen, welche vaterlosen Kinder beim nächsten Schulentlassungstermine abgehen. Aus den eintreffenden Antworten vertheilt das Bureau die Waisen nach ihrer Wohnung auf die 220 Bezirksausschüsse des freiwilligen Erziehungsbeirathes und überweist sie deren Vorsitzenden mittelst einer Berufswahlconferenzliste. Die Vorsitzenden der Bezirksausschüsse haben nun etwa 4—5 Monate Zeit bis zum Schulentlassungstermine vor sich. Sie überweisen sofort die in den Listen verzeichneten Kinder ihren Pflegern und Pflegerinnen, ersteren die Knaben, letzteren die Mädchen. Die Pfleger und Pflegerinnen ihrerseits stellen zunächst fest, ob überhaupt der Fall der Pflegschaft gegeben ist, und theilen verneinenden Falles ihrem Vorsitzenden das Erforderliche mit, auf daß dieser den Fall in Abgang stelle. Für die Uebrigbleibenden wird die Pflegschaft eingeleitet.

Sie beginnt mit der Vorbereitung der Berufswahl. Leitsatz hierfür ist, daß dabei die Vermögenslage des Kindes, dessen besondere Neigungen und Anlagen, sein sittlicher, geistiger und körperlicher Zustand und die sonst in Betracht kommenden allgemeinen und persönlichen Verhältnisse Berücksichtigung zu finden haben. Um dies zu ermöglichen, hat sich der Pfleger mit der Schule, namentlich dem Classenordinarius, dem Gemeindewaisenrathe, dem Vormunde, der Mutter oder sonstigen

Anverwandten des Waisenkindes und diesem selbst mündlich, nicht schriftlich, durch Recherche an Ort und Stelle in Verbindung zu setzen und auf diese Weise festzustellen: was will das Kind werden, was kann es werden, welche Mittel sind zur Erreichung des Zieles vorhanden? Hierbei ist der Pflegling und dessen Angehörige — manchmal auch der Vormund — darüber aufzuklären, welche Vortheile und Nachtheile die verschiedenen Berufsarten bieten, und inwiefern sie Anforderungen stellen, welche der Pflegling zu erfüllen geschickt ist. Geeignetenfalls ist Letzterem Zutritt zu einer Werkstätte zu verschaffen, um sich über das betreffende Fach aus eigener Anschauung ein Bild zu machen. In allen Fällen ist aber darauf hinzuwirken, daß der Pflegling sich von einem der zahlreichen, über alle Stadtbezirke vertheilten Vereinsärzte, die ihre Dienste unentgeltlich dem Erziehungsbeirathe zur Verfügung stellen, auf die körperliche Brauchbarkeit für den erwählten Beruf untersuchen läßt. Hierauf wird ein hoher Werth gelegt, da es außerordentlich wesentlich ist, daß bei der Berufswahl die Erfordernisse der Hygiene berücksichtigt werden, und daß Jeder nur in einen Berufszweig, dem er körperlich gewachsen ist, hineinkomme, unsere Erwerbsclassen aber diesem Umstande nur eine sehr geringfügige Aufmerksamkeit zuwenden.

Wie schwer es ist, Waisen in die „höheren" Gewerbe zu bringen, ergiebt sich daraus, daß sogar die so gut geleitete Berliner städtische Waisenerziehungsanstalt zu Rummelsburg ihre Zöglinge im Wesentlichen nur als Schneider, Tischler, Schmiede, Tapezierer, Bäcker, Kaufleute, Sattler, Schuhmacher, Gürtler und Schlosser unterbringt, hingegen in einem Zeitraume von 11 Jahren von 1169 Waisen nur entließ: je 5 Köche und Pianofortebauer, je 4 Vergolder, Diamanteure, Lithographen, je 3 Instrumentenmacher, Mechaniker, Maschinenbauer, Optiker, Möbelpolirer, Photographen und Stuckateure, je 2 Messerschmiede und Graveure, je 1 Förster, Zahntechniker, Steinmetz, Uhrmacher, Orgelbauer, Ciseleur, Posamentier, Nähmaschinenbauer, Obstzüchter u. s. w. An diesem wunden Punkte hat der freiwillige Erziehungsbeirath mit besonderem Erfolge eingesetzt und durch die vorzüglichen Verbindungen seiner Pfleger und Pflegerinnen wie der fachmännischen Beistände seinen befähigteren Pfleglingen Berufe erschlossen, zu denen sie ohne seine Mitwirkung niemals gelangt wären. Hier hat auch die Opferbereitschaft mancher wohlhabender Mitglieder sich auf's Schönste bewährt, die so weit gegangen ist, sogar hervorragend veranlagte Knaben auf eigene Kosten zum Lehrberufe vorzubereiten.

Die Beobachtung dieser Grundsätze macht in der Praxis für die Knaben verhältnißmäßig wenig Schwierigkeiten. Mehr ergeben sich für die Mädchen. Auch für sie steht der negative Satz fest, daß sie nicht in Fabriken und nicht in solchen Betrieben, in denen wenig zu lernen ist, unterzubringen sind. Positiv wird für sie Beschäftigung als Dienstmädchen in erster Reihe empfohlen. Sie sind aber oft zu schwächlich, um sofort nach der Entlassung aus der Schule einen Dienst antreten zu können. Hier ist mit Vortheil häufig zunächst die Zwischenstufe der Ausbildung in einer Haushaltungs- und ähnlichen Schule zwischengeschoben worden, deren Besuch den Pfleglingen des Erziehungsbeirathes durch ein großes Entgegenkommen der vielfachen, hierfür thätigen, mit ihm befreundeten Vereine erheblich erleichtert worden ist. Es ist in letzter Zeit auch der Versuch gemacht worden, solche Waisen zuerst als sogenannte Lehrdienstmädchen gegen ermäßigten Lohn überzählig in einen Haushalt treten zu lassen, in welchem die Hausfrau mitarbeitet und sie allmälig und zwar zunächst unter Verschonen mit besonders schwerer Arbeit in die Pflichten des Dienstes einführt. Ein Theil der weiblichen Pfleglinge wandte sich auch dem kaufmännischen Berufe, ein geringerer den Gewerben zu. Es soll in jedem Falle Sorge getragen werden, daß die weiblichen Pfleglinge auch eine Ausbildung für's Haus erhalten, um sie für eine spätere Eheschließung vorbereitet sein zu lassen.

Ist in dieser Weise im Einvernehmen mit dem Vormunde die Festsetzung des zu ergreifenden Berufes durch die Berufswahlconferenz erfolgt, so liegt nunmehr jedem Pfleger ob, seinem Pfleglinge eine entsprechende Stelle zu verschaffen. Stets ist hierbei durch sachdienliche Erkundigungen festzustellen, ob die Arbeitgeber eine gute Erziehung und eine tüchtige Ausbildung der Waisen gewährleisten. Pfuschern, sogenannten Lehrlingszüchtern und sonstigen Ausbeutern, gewissenlosen, unmoralischen oder verdächtigen Personen dürfen die jugendlichen Waisen nicht anvertraut werden. Kann der Pfleger keine passende Stelle ausfindig machen, so hilft die Abtheilung für Lehrstellennachweis und Pflegerwesen oder die fachmännische Commission aus; ersterer sind Seitens der Pfleger und Pflegerinnen diejenigen Stellen mitzutheilen, welche sie gelegentlich ermitteln, ohne sie besetzen zu können. Dem Lehrstellennachweise stand für fast alle Berufszweige fortgesetzt eine größere Zahl von Lehrstellen zur Verfügung, als lernlustige Waisen dafür angemeldet wurden. Der Grund hiervon war erfreulicherweise der, daß der Lehrstellennachweis bereits in kurzer Zeit sehr bekannt in Berlin geworden ist, und daß andererseits die meisten Pfleger vermöge ihrer eigenen Bemühungen und ihres regen Eifers ihren Schutzbefohlenen selbst eine Stelle verschafften. Dabei waren die angemeldeten Stellen gut, zum Theil vorzüglich und nur wenige minderwerthig. Dasselbe außerordentliche Entgegenkommen, welches der freiwillige Erziehungsbeirath bei befreundeten Vereinigungen, bei Stiftungen u. s. w. gefunden hat, welche ihm die Pfleglinge zur Ausbildung auf Anstalten ꝛc. abnahmen oder sie anderer Vergünstigungen theilhaftig werden ließen, hat sich auch bei den Arbeitgebern gezeigt. Wiederholt wurde das Lehrgeld ganz oder zum Theil erlassen, in zwei Fällen sogar in der Höhe von je 500 Mk.; mehrfach fand eine Abkürzung der Lehrzeit gegenüber den sonst bei demselben Meister üblichen vertragsmäßigen Abmachungen oder eine Erhöhung des von dem Meister gewährten Kostgeldes statt. In Anerkennung des guten Zweckes des Erziehungsbeirathes waren viele Arbeitgeber in uneigennütziger Weise zu Opfern aller Art bereit.

Finden auf diese von Dr. Felisch geschilderte Weise die Grundsätze, deren Befolgung der Berliner freiwillige Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen anstrebt, eine Anwendung in anderen Orten, so wird zweifellos eine große Gewähr für die Besserung der Bedingungen geboten werden, unter welchen sich das Heranwachsen der deutschen Jugend vollzieht. Der Verwahrlosung, der Verkommenheit, der Verrohung wird niemals voll gesteuert werden können, aber doch vielfach mit Erfolg Abbruch gethan werden. „Mancher Jüngling und manches Mädchen, das man heute mit Sicherheit als Rekruten des großen Heeres der Bettler und der Landstreicher, der Strolche und der Arbeitsscheuen, der Prostituirten und der Verbrecher bezeichnen kann, wird auf dem rechten Pfade erhalten und vor dem Versinken in Schande, Laster und sträflichen Lebenswandel bewahrt bleiben. Allerdings kann und wird es sich auch ereignen, daß Pfleglinge, denen sich die Jugendfürsorge zugewendet hat, trotzdem sinken und verkommen. Es wird dann auch nicht ausbleiben, daß ein Sturm der Entrüstung sich gegen Diejenigen erhebt, welche sich uneigennützig der Sache der Volkserziehung und insbesondere des Jugendschutzes ergeben haben, und daß die getroffenen Einrichtungen als unzulänglich öffentlich bezeichnet werden. Das darf aber von dem Betreten des vorstehend gekennzeichneten Weges und von dem Verharren auf ihm nicht abhalten." Mit diesen Worten schließt der verdienstvolle Landgerichtsdirector Felisch seine vortreffliche Brochure. Möge sein Beispiel und das der ihn unterstützenden hochherzigen Männer und Frauen in allen Theilen unseres Vaterlandes zu Gunsten des heranwachsenden Geschlechtes mit dem gleichen edlen Eifer befolgt werden!

## Die Entstehung des Petroleums.

Von E. Erichsen.

Zu den vielen ungelösten Naturräthseln gehört auch die Entstehung unseres so populären Petroleums. Die fossilen Kohlenwasserstoffe und besonders das Petroleum kommen zwar in Schichten sehr verschiedenen geologischen Alters vor, aber immer nur in gewissen für jedes Oelgebiet besonders genau charakterisirten Schichtencomplexen sedimentären, und zwar fast ausschließlich marinen Ursprungs. Ferner weisen die Erdöl führenden Formationen aller Systeme und aller Erdtheile eine so ausgesprochene und auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in ihrer Ausbildung und Zusammensetzung auf, daß man berechtigt ist, von einer gewissen „Petroleumfacies" verschiedener Formationen zu sprechen. Immer sind es bituminöse Thonschiefer und verschiedene, meistens buntfarbige Thone in Wechsellagerung mit Sandsteinen und Conglomeraten. Kalksteine, welche in diesen Formationen auch vorkommen, enthalten fast nur theerartige Stoffe, aber fast nie eigentliches Petroleum. Bisweilen auch eingeschaltete Süßwasserbildungen sind nur sehr selten bituminös. Ferner kommen größere Erdölmengen nur in mächtigeren Sandsteinbänken vor; Erdwachs (Ozokerit), ist nur in jüngeren Tertiärthonen in Nestern und Kluftausfüllungen bekannt; Erdpech und Asphalt finden sich entweder in Kalksteinen oder sie sind nachweisbar nur ein Verwitterungs- und Verdampfungsrückstand von ausgeronnenem flüssigem Erdöl. Wo sich — wie z. B. in den Karpathen — mehrere Petroleumformationen von verschiedenem geologischem Alter neben einander finden, sind oft ganz bitumenfreie Schichtencomplexe zwischen zwei Oelformationen parallel und concordant eingeschaltet. Vulcanische Erscheinungen im eigentlichen Sinne sind im Zusammenhange mit Erdöllagern nirgends bekannt. Dagegen begleiten Salzlager, Salzquellen und Schwefelwasserstoffquellen fast alle bekannten Petroleumquellen. Endlich enthalten verschiedene Schichten verschiedene Erdölqualitäten.

Schon v. Gümbel hat nachgewiesen, daß die sogenannten „Schlammvulcane" mit dem eigentlichen Vulcanismus nichts gemein haben und überhaupt logischer „Schlammsprudel" genannt werden sollten. Prof. Rudolf Zuber (Lemberg) hat aber Gelegenheit gehabt, die großen und schönen Schlamm- und Erdgasausbrüche der Petroleumgebiete von Rumänien, bei Baku und auf der Halbinsel Kertsch (Krim am Asow'schen Meer) persönlich zu besuchen. Dieselben entstammen entschieden und ausschließlich sedimentären, Oel und Gase enthaltenden Schichten und lassen weit und breit keine Spur von wirklichem Vulcanismus erkennen. Andererseits hat er in Südamerika, bei San Rafael im Süden der Argentinischen Provinz Mendoza, schon in der Nähe der Haupt-Cordilleren-Züge, am Cerro del Alquitran ausgedehnte mesozoische Petroleumlager untersucht, welche in der Tertiärepoche durch große Trachyt- und Andesitausbrüche heimgesucht worden sind. Dort sind aber nur riesige Asphaltfelder, Thermen und alle möglichen Contacterscheinungen, wie gefrittete Schiefer, koksartige Partien u. dgl. als Folgen davon geblieben. Von Schlammsprudeln oder Kohlenwasserstoffgas-Quellen ist dort jedoch nichts zu bemerken. Die vulcanischen Erscheinungen sind daher nicht nur keine Ursache der Oel- und Schlammausbrüche (natürlich in obiger Bedeutung), sondern im Gegentheil, sie sind im Stande, dieselben zu verhindern oder auch gänzlich zu vernichten.

Es bleiben also nur die Hypothesen beachtenswerth, welche den Ursprung des Petroleums in den dasselbe enthaltenden geologischen Formationen und in einer entsprechenden Zersetzung der darin aufgespeicherten organischen Substanzen suchen. Unter den Verfechtern dieser Ansichten haben sich wieder Meinungsdifferenzen herausgestellt, welche einerseits in der Annahme verschiedener organischer Substanzen (thierisch oder pflanzlich), andererseits in der Verschiedenheit der dem Oelbildungsprocesse zu Grunde zu legenden chemischen Vorgänge, schließlich in der Verschiedenheit der Ansammlungsart der dazu nöthigen organischen Körper beruhen. Von den zahlreichen in den letzten Jahren behandelten Darstellungen dieser Kategorie hat besonders die mit dem Namen der Höfer-Engler'schen bezeichnete Theorie die meisten und eifrigsten Anhänger gefunden.

Höfer ist zwar nicht der Erste, der den animalischen Ursprung des Erdöls befürwortet hat. Es gebührt ihm jedoch unzweifelhaft das Verdienst, diese Frage durch die sachkundige Zusammenstellung der für den thierischen Ursprung des Petroleums sprechenden Argumente zu einer wissenschaftlichen und fast vollendeten Theorie ausgearbeitet zu haben. Engler hat die Höfer'schen geologischen Argumente vervollständigt und die chemische Seite des Erdöl-Bildungsprocesses durch originelle Experimente und scharfsinnig daraus abgeleitete Folgerungen in erheblicher Weise gefördert. Engler hat gezeigt, daß die wirklichen Fette im chemischen Sinne dieses Wortes, d. h. die Glyceride der eigentlichen Fettsäuren und dann auch diese Säuren (Oleïn-, Palmitin- und Stearinsäure) in freiem Zustande, unter gewissen Bedingungen, d. h. in diesem Falle bei erhöhtem Druck und höherer Temperatur in solche gasförmige, flüssige und zum Theil auch feste Kohlenwasserstoffe übergeführt werden können, welche die Hauptmasse des natürlichen Erdöles und seiner verwandten Fossilstoffe ausmachen. Dagegen ist es weder Engler noch seinen Schülern gelungen, durch dieselbe Behandlung wirklich thierischer Substanzen, wie der Mollusken und Fische, derartige Kohlenwasserstoffe zu erhalten. Außerdem giebt Engler in der Beschreibung seiner Versuche ausdrücklich an, daß dieser Umwandlungsproceß am Oleïn viel leichter und vollständiger vor sich geht, als am Stearin.

Höfer faßt die hauptsächlichsten Argumente, welche seiner Ansicht nach für den thierischen Ursprung des Erdöls sprechen, in folgenden Sätzen zusammen: Wir finden Petroleum auf primärer Lagerstätte mit Thier-, aber ohne oder nur mit geringfügigen Pflanzenresten; so in den Fischschiefern der Karpathen, in verschiedenen von T. Sterry Hunt studirten Kalken im Grenzgebiete Canadas und der Vereinigten Staaten. Schiefer, welche wegen ihres hohen Bitumengehaltes zur Oel- und Paraffinerzeugung verwendet werden oder wurden, sind ebenfalls reich an animalischen, jedoch bar oder arm an pflanzlichen Resten; so z. B. die liassischen Oelschiefer in Schwaben und Steierdorf (Banat). Auch andere bitumenreiche Schiefer, wie z. B. der Kupferschiefer von Mansfeld, dessen Bitumengehalt bis 22 Proc. steigt, führen reichlich thierische, doch nur selten pflanzliche Reste. Gesteine, welche reich an Pflanzenresten sind, sind in der Regel nicht bituminös; dies tritt jedoch ein, sobald sich Thierreste dazu gesellen. Durch Umwandlung thierischer Reste können sich Kohlenwasserstoffe analog jenen des Erdöles bilden. An einer Korallenbank am Ufer des Rothen Meeres wurde von O. Fraas Petroleum ausschwitzend getroffen, welches nur animalischen Ursprunges sein kann.

Dagegen wendet nun Zuber im Märzheft der Zeitschrift für praktische Geologie (Berlin, Julius Springer), dem wir hier folgen, sehr zutreffend ein, daß es allerdings wahr ist, daß die bituminösen Fisch- oder sogen. Menilitschiefer der Karpathen sehr zahlreiche Fischreste enthalten, so daß ihr Bitumengehalt ganz logisch und naturgemäß auf diese animalischen Stoffe zurückzuführen ist. Diese Formation ist aber nicht nur nicht der einzige, sondern im Gegentheil der am wenigsten ergiebige und untergeordnetste unter den karpathischen Erdöl-Horizonten. Dagegen sind die wichtigsten und reichhaltigsten Petroleum-Formationen der Karpathen, nämlich die Eocän- und sogenannte Ropianka- (Kreide) -Schichten auffallend arm an bestimmbaren Fossilien und speciell an Thierresten; sie sind aber keineswegs arm an organischen Resten überhaupt. Es kann wohl Niemand mehr

zweifeln, daß die so ungemein zahlreichen verschiedenen problematischen Wülste, sogenannte Hieroglyphen und Pseudo-Fucoiden des Flysches, Reste oder Spuren von Oganismen sind. Auf Grund der Nathorst'schen Studien wurden dieselben allerdings von Vielen, und besonders eifrig von Th. Fuchs als Kriechspuren von Würmern und anderen Weichthieren, also als animalische Reste erklärt. Neuerlich hat aber v. Gümbel auf Grund sehr eingehender und scharfsinniger Untersuchungen gezeigt, daß die vegetabilische Natur wenigstens der Flyschalgen (Chondriten u. dgl.) doch sehr wahrscheinlich ist. Ferner kennen wir aus der an Petroleum und Ozokerit so reichen subkarpatischen miocänen Salzthon-Formation in Borysław fast keine thierischen, dagegen aber recht zahlreiche unzweifelhafte Pflanzenreste, besonders oft in Steinsalz eingebettete, zum Theil verkohlte, und zum Theil sich in Erdwachs verwandelnde Coniferenzapfen. Es wurde zwar mehrfach versucht, den ganzen Erdölvorrath aller karpathischen Horizonte ausschließlich auf den Bitumengehalt der oberwähnten Fischschiefer zurückzuführen. Wer jedoch Gelegenheit gehabt hat, die karpathischen Petroleum- und Ozokerit-Vorkommen näher zu studiren, und gesehen hat, daß die reichsten Gebiete oft sehr weit von der nächsten Fischschieferpartie entfernt sind, daß diese Schiefer und die dieselben begleitenden Sandsteine das wenigste Oel enthalten und daß die ölreichsten Horizonte des Eocäns und der Kreide auch in verticaler Richtung von den bituminösen Fischschiefern durch überaus mächtige, ganz undurchlässige oder auch bitumenfreie Schichtencomplexe getrennt sind, der kann nur zu der einzig logischen Ueberzeugung gelangen, daß zwar die Fischschiefer thierisches Bitumen und etwas Erdöl enthalten, aber daß das Petroleum der übrigen Schichtencomplexe von anderen Materialien stammt und daselbst auf ursprünglicher Lagerstätte vorkommt. Und Zuber fährt fort:

Nun ist allgemein bekannt, daß viele Braunkohlen und fast alle noch heute in Bildung begriffenen Torflager Paraffin oft sogar in ansehnlicher Menge enthalten. Besonders reich daran sind die berühmten Pyropissitlager zwischen Zeitz und Weißenfels in der Provinz Sachsen. Warum soll dieser Bitumengehalt nicht durch eine eigenthümliche Zersetzung der Pflanzensubstanz entstanden sein, ebenso, wie wo anders unter passenden Bedingungen von der thierischen? Die Chemie hat uns in dieser Beziehung nichts Beweiskräftiges gegeben; die Pflanzen verarbeiten einen Theil ihrer Nahrung in dieselben Fette wie die Thiere; Sumpfgas entsteht in ganz gleichem Maaße bei der Verwesung thierischer und pflanzlicher Substanzen; wir kennen ebenso viele bituminöse Anhäufungen vegetabilischer, wie bitumenfreie animalischer Substanzen; der nothwendige Kohlenstoff und Wasserstoff ist in Beiden in genügender Menge vorhanden; warum soll der complicirte und noch nicht näher bekannte chemische Umwandlungsproceß für die thierische Substanz annehmbarer sein als für die vegetabilische? Nach Zuber's Ansicht liegt der Hauptunterschied nicht so viel in der Beschaffenheit der organischen Substanz, sondern vielmehr in den physischen und chemischen Bedingungen, welche den entsprechenden Umwandlungsproceß begleiten.

Freilich, was bisher an Beweismaterial für den — sit venia verbo — Animalismus oder Vegetabilismus vorgebracht worden ist, ist noch absolut nicht stichhaltig genug, um die Frage nach der Entstehung des Erdöls zu Gunsten einer dieser beiden Ansichten zu entscheiden. Es scheint vielmehr, daß diese Einseitigkeit eine ebenso unnöthige und unbegründete ist, wie jene zur Zeit des Kampfes zwischen den Plutonisten und Neptunisten gewesen ist. Beide haben in gewissen Grenzen Recht gehabt und behalten.

Auf lange Beobachtungen gestützt, gelangt Radziszewski zu folgenden Schlüssen in Bezug auf die Entstehung des Erdöls: Das Petroleum ist ein Product der fauligen Gährung von zusammengeschwemmten und im Meerschlamme begrabenen Pflanzen. Wie bei jeder Gährung neben einem Hauptproducte noch eine ganze Reihe von homologen Nebenproducten entsteht (z. B. bei der gewöhnlichen Alkohol-Gährung sind Kohlensäure und der Aethyl-Alkohol das Haupt-, die Homologe des Letzteren, wie Propyl-, Butyl-, Amyl- und weitere Alkohole die Nebenproducte), so sind auch bei dieser Zersetzung der Cellulose die Kohlensäure und Methan (Sumpfgas) das Hauptproduct, und die übrigen Kohlenwasserstoffe des Erdöls, wie Aethan, Pentan, Octan, Decan u. s. w., sind Nebenproducte. Selbstverständlich unterliegen bei derartigen marinen Ansammlungen organischer Stoffe außer der Cellulose noch andere sowohl animalische wie auch vegetabilische Körper einer gleichzeitigen Zersetzung, welche verschiedene andere Verbindungen liefert, die nachher in sehr verschiedenen Verhältnissen den Hauptproducten beigemengt erscheinen können. Dies würde die Verschiedenheit der Zusammensetzung verschiedener Erdöle erklären. Radziszewski hebt ferner hervor, daß die Menge der das Erdöl in der Natur begleitenden Gase, welche an so vielen Stellen seit Jahrtausenden aus dem Erdboden entweichen, unzweifelhaft eine so riesige ist, daß die Auffassung der Gase als Haupt- und des Petroleums nur als Nebenproduct dieses Gährungsprocesses gewiß nichts Unwahrscheinliches enthält. Was schließlich die Rolle der Meersalze bei diesem Vorgange betrifft, so scheint es aus einigen vorläufigen Versuchen, welche Radziszewski mit Meerschlamm und faulenden Seetangen ausgeführt hat, mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß bei Gegenwart von Salzwasser mehr fettige oder theerartige Substanzen entstehen, dagegen bei Süßwasser fast nur große Mengen von Sumpfgas und Kohlensäure entweichen. Daß die Meersalze entweder in dieser oder in noch anderer Weise auf den Erdölbildungsproceß doch einen wichtigen Einfluß gehabt haben müssen, scheint außerdem noch aus dem bereits hervorgehobenen auffallenden innigen Zusammenvorkommen von Steinsalz, Soolquellen, Bitumen und Erdöl hervorzugehen.

Später hat Kreutz nachgewiesen, daß das Erdöl und Erdwachs der subkarpathischen miocänen Salzthonformation auf ursprünglicher Lagerstätte und in innigem genetischen Zusammenhange mit den Salzlagern und vegetabilischen (hauptsächlich Coniferen-) Resten vorkommt. Daraus, wie auch aus einigen anderen Beobachtungen schließt er, daß sich aus Anschwemmungen harziger pflanzlicher Substanzen unter Mitwirkung von Salz und Schlamm durch einen eigenthümlichen, nicht näher erörterten chemischen Proceß zuerst gleichzeitig Erdöl und Erdwachs gebildet hat, und daß später nach und nach durch den immer steigenden Gebirgsdruck und wahrscheinlich auch erhöhte Temperatur das vorhandene feste Erdwachs in flüssiges Erdöl verwandelt wird. Es sind dies die von Andrussow geschilderten Verhältnisse des Karabugas-Busens am Kaspi-See. Bekanntlich strömt in diesen stark salzigen Busen unaufhörlich eine beträchtliche Menge bedeutend süßeren Wassers aus dem Kaspi hinein. Diese Strömung trägt dem Karabugas-Busen eine große Masse feinen Planktons, abgerissene Stücke von Algen und Seegräsern und auch eine beträchtliche Menge von Fischen zu. In das stark concentrirte Salzwasser des Karabugas gerathen, geht alles dies zu Grunde. Die conservirende Wirkung der Salzlösungen, die Abwesenheit von aasfressenden Thieren im Karabugas, die sonst im Meere so schnell jeden Leichnam vertilgen, und die recht schnell vor sich gehende Bildung von Absätzen in der Nähe der Wasserstraße, — alles das sind Bedingungen, die ohne Zweifel der Einbettung von beträchtlichen Massen organischen Stoffes in den Absätzen des Karabugas günstig sind. Aus diesen organischen Stoffen kann in der Folge bei günstigen Bedingungen Erdöl entstehen. Die fossilen Kohlenwasserstoffe sind organischen Ursprungs, wobei pflanzliche und thierische Stoffe in gleichem Maaße betheiligt sein konnten (in Amerika besonders verbreitete Meinung). Die chemische Hauptreaction konnte hierbei zum Theil eine Zersetzung der thierischen und pflanzlichen Fette nach Absonderung der Ei

weißstoffe durch Fäulniß derselben in demselben aber oder in noch größerem Maaße eine faulige Gährung der Cellulose sein. Die Gegenwart von Meersalzen hat einerseits conservirend, andererseits so eingewirkt, daß dabei wahrscheinlich vorwiegend feste und flüssige Kohlenwasserstoffe (Erdwachs und Erdöl) gebildet wurden, wogegen bei Gegenwart von süßem Wasser hauptsächlich Gase und Kohlenflötze entstehen konnten. Vom geologischen Standpunkte aus scheint es, daß besonders tiefere, ruhige, litorale Meerbusen, wo aus irgend einem Grunde größere Ansammlungen von organischer Substanz verschiedenster Abstammung mit sofortiger Verschüttung durch Sedimente stattfinden konnten, für die Oelbildungsvorgänge die günstigsten Bedingungen darboten. Die meisten Erdöllagerstätten sind ursprünglich; nur ganz local und selten konnte das Erdöl aus seiner primären Lagerstätte in benachbarte poröse und zerklüftete Gesteine gelangen. Nur insofern ist eine Lagerungsänderung fast immer zu beachten, daß der erste ölbildende Vorgang höchst wahrscheinlich größtentheils in Thonen und Schiefern stattfand, wogegen das fertige Product sich naturgemäß vorwiegend in den dazwischen gelagerten Sandsteinen ansammeln mußte. Das Erdwachs (Ozokerit) ist in gleicher Weise und gleichzeitig mit Erdöl entstanden, war aber dann im Stande, sich unter entsprechenden Bedingungen noch theilweise oder vollständig in flüssiges Erdöl umzuwandeln.

Alle diese Angaben Zuber's werfen ein klares Licht auf die natürliche Entstehungsweise von Fettsäuren und Kohlenwasserstoffen aus pflanzlichen Stoffen und machen die Radzizewski'sche Erdölentstehungs-Hypothese desto wahrscheinlicher.

## Literatur und Kunst.

### Richard Wagner in München.

Von Adolph Tetzlaff.

Die fast märchenhafte Geschichte von dem großen Musiker, der wie ein Fürst lebte, eine Menge seidener Schlafröcke besaß und vor seinen Gläubigern aus Wien in die Schweiz flüchtete, sich dort versteckt hielt und für verschollen galt, bis ihn plötzlich eines Tages der Abgesandte eines jungen Königs nach München rief, wo er fast alle seine hochfliegenden Pläne in's Leben rufen konnte, hat in neuer Zeit manche historische Ergänzung und Berichtigung erfahren. Conrad Beyer, Carl von Heigel, Eliza Wille, Louise von Eisenhart, Kobell u. A. haben fleißig neue Bausteine hinzugetragen. Viel Wichtiges nun auch der Münchener Dichter Julius Grosse, auf dessen hochinteressante Lebensbeschreibung („Ursachen und Wirkungen"; Braunschweig bei G. Westermann) wir schon einmal verweisen durften, so weit sie den Musenhof des Königs Maximilian betreffen. Heute wollen wir aus diesem schönen Memoirenwerke das herausgreifen, was sich auf Richard Wagner bezieht, dessen Widersacher der treffliche Grosse als Redacteur und Kritiker war. Für die Einzelheiten verweisen wir auf Grosse's Werk selbst.

Im Jahre 1864 trat Wagner in nähere Beziehungen zu König Ludwig. Wie früher Dresden, dann Weimar, so wurde jetzt München der Mittelpunkt für die Aufführung seiner Werke. Hans v. Bülow wurde zur Leitung des nach Wagner's Vorschlägen reorganisirten Conservatoriums und als Hoftheatercapellmeister berufen. Mit ihm kam Frau Cosima, und bald hatten die guten Bierphilister etwas zum Klatschen. Zuerst sollten die feurigen Pfingstzungen Richard Wagner's erklingen, und seine neueste Offenbarung hieß Tristan und Isolde. Aus allen Hauptstädten Europas, aus allen Heerlagern der Kunst waren Botschafter und Deputirte erschienen, wie zum heiligen Concil. Schon zur Generalprobe im Costüm und bei erleuchtetem Hause war ein so zahlreiches Publicum geladen, daß das Haus fast gefüllt war; sie dauerte von Morgens zehn bis Nachmittags drei Uhr. Ein Urtheil maßt sich Grosse als Laie nicht an, er berichtet nur Eindrücke. „Die Zuhörer waren theils tief ergriffen, theils verblüfft. Das war doch weder Lohengrin, noch Tannhäuser, das war etwas Neues, Unerhörtes, für menschliche Sinne noch Unfaßbares, das war die unendliche Melodie in ihrer ganzen unheimlichen Strom- und Sturmfülle. In den Zwischenacten drängte sich Wagner gebieterisch durch die dichten Gruppen und schuf sich, wo er erschien, mit gewisser Heftigkeit freie Bahn. Ich wiederhole, daß ich als Laie mich incompetent fühlte; außerdem mochte mein Nervensystem angegriffen sein, aber Thatsache ist, daß ich nach dem zweiten Act das Haus verlassen mußte, um mich daheim sofort zu Bett zu legen. Meine physische Kraft war zu ungenügend, mein Gehör zu unvollkommen. Ich sagte mir damals schon: für diese neue Musik muß die Natur andere und bessere Organe schaffen, und sie schafft dieselben durch die Mütter der nächsten Generation. Nur auf diese Weise bürgert sich das Neue und Gewaltige allmälig ein — in der Musik und ebenso in der Literatur — Schiller und Goethe wurden erst bei der dritten Generation allgemein populär, vorher herrschte Kotzebue." Immerhin war Grosse so objectiv, daß er die unerwartet begeisterte Berichterstattung seines Opernreferenten unverändert in die von ihm redigirte officiöse Bayerische Zeitung aufnahm. Februar 1865 begann jene Bewegung in München, welche im December mit der Entfernung Wagner's aus München endete, also beinahe das ganze Jahr umfaßte. Die Allgemeine Zeitung und die Neuesten Nachrichten haben noch im August 1893 durch Abdruck einer Reihe von Preßstimmen aus jener Zeit ein übersichtliches Bild jener „Hetze" gegeben. Wagner ist todt, seine Musik ist seitdem eine siegende, ein Land nach dem anderen unterwerfende Weltmacht geworden, auf die jeder Deutsche stolz sein muß, weil sie auf dem weiten Erdenrund als heroische Verkünderin deutschen Geistes aufgefaßt und bewundert wird. Heute zieht jede Serie seiner Opern einen Strom von Fremden nach München, und bittere Reue, daß Bayreuth geerntet hat, was für die Hauptstadt geplant war, bewegt die Gemüther. So kommt es denn, daß aus jener hochdramatischen Wendung, die zur Vertreibung Wagner's führte, heute eine Art von Haberfeldtreiben unwürdiger Barbaren, ein bleibender Schimpf für München's Bürgerthum gemacht wird. Große nennt das starke Verschiebungen, die endlich richtig gestellt werden sollten, um nicht die Belastung anderen Schultern aufzubürden. „In der Hauptsache wirkte durchaus nicht die Kunst Wagner's aufregend, diese war und blieb populär von Anfang an, desto weniger dagegen seine Person und Lebensführung. Er hatte vor den Propyläen eine anmutige Villa bezogen, und dies kleine Paradies mit dem reizenden Park hat ihm gewiß niemand mißgönnt. Aber über seine maßlose Verschwendung liefen bald die fabelhaftesten Gerüchte um, und noch zehn Jahre später hat die Wiener Neue Freie Presse diese Bilder des Luxus durch eine Reihe schier komischer Einzelheiten bestätigt. Hatte früher die Localpresse unter dem sparsamen König Max jede Neuberufung eines Norddeutschen als abermalige „Belastung der Steuerpflichtigen" heuchlerisch bejammert, so fand jetzt die zehnfache Vergeudung ihre Vertheidiger. Semper's imponirende aber kostspielige Theaterpläne mögen nur vorsichtige Hofbeamte erschreckt haben, den Philister erhitzten ganz andere Dinge, unter anderem die Lebensromantik des Meisters, die vornehm jedes Schleiers verschmähte." So stieg die Erregung gegen Ende des Jahres so weit, daß einige Blätter eine Parallele zwischen 1848 und 1865, zwischen jener Lola Montez und dem Meister ziehen konnten. Die Parallele schien auch darin zu treffen, daß wie der Großvater auch der Enkel dem äußeren

Drucke nachgab. Auf Wunsch und Befehl des Königs verließ Wagner im December München, aber seine Macht blieb unvermindert und wirkte bis 1871 von Luzern aus, nur stärker und planmäßiger organisirt, wie sich in der Folge zeigen sollte.

Inzwischen brach der 66er Krieg los. In München ging, wie Grosse erzählt, Alles seinen Gang, wie in tiefster Friedenszeit, nur die Zeitungsleser und Parlamentarier, die animalia politica, waren in Fieber, vor Allem raste täglich Sigl's Vaterland über Verrath und Schmach und Weltuntergang; genau wie vier Jahre später in Frankreich wollte man den ersten Nachrichten nicht glauben und hielt Alles für Berliner Schwindel, bis denn doch das Flüchten der Schätze aus Pinakothek und Residenz auch die Ungläubigen stutzig machte. Andererseits herrschte eine dumpfe Gewitterschwüle nebst wachsender Verblüfftheit über die märchenhaft schnelle Entwickelung des Kriegsdramas, und wenn man ehrlich sein will, mischte sich dem anfänglichen Schrecken sehr bald das Gefühl einer dankbaren Erleichterung bei, daß sich Alles mit so eleganter Kürze und Präcision vollzog. Der König war unsichtbar. Die Minister eilten wie in der Fabel vom Birnenschütteln hin und her, und keiner kam wieder, als es sich um das Unterzeichnen des Friedens handelte. Herr v. d. Pfordten endlich fand den König auf der kleinen Roseninsel im Starnberger See, und zwar soll er im Uferschilf im Indianercostüm des letzten der Mohikaner gefunden sein. So haben es zwanzig Jahre später die Blätter berichtet, und es ist kein Widerspruch erhoben worden; Grosse begeht deßhalb keine Indiscretion, wenn er sich auf diese bekannten Dinge bezieht.

Nach dem Frieden führte Richard Wagner seinen längst gehegten Plan aus, seine journalistischen Widersacher in München zu verderben, besonders Grosse und seine Bayerische Zeitung. Man mag das Nähere in Grosse's Buch nachlesen. Wagner beschwerte sich namentlich beim König, daß es ihm unmöglich sei, für seine Denkschrift „Deutsche Kunst und Politik" in einem Münchener Blatt einen Platz zu finden. Die Folge war, daß die amtliche Bayerische Zeitung einging und Grosse fast über Nacht seinen Posten nach zwölfjährigem Dienste verlor. Die Cardinalfrage, was eigentlich jenen tiefgründigen Zorn Wagner's gegen die Tafelrunde und was mit ihr zusammenhing, entfacht hat, ist niemals gelöst worden, vielleicht weil sie zur rechten Zeit überhaupt nicht gestellt worden ist. Im Grunde ging doch Richard Wagner's idealste Bestrebung als nationaler Vorkämpfer der Deutschthums mit allen Mitteln der Musik und Poesie durchaus adäquat mit den Strebungen der Germanisten, und schon aus diesem Grunde hätte er in der Münchener Gruppe die treuesten Bundesgenossen finden müssen, wenn er ihnen näher getreten wäre. Aber eine solche Annäherung ist, wie Grosse bezeugt, niemals versucht worden, und die Entfremdung kann ihre Wurzeln doch nur in den alten Parteigegensätzen des Jahres achtundvierzig gehabt haben. „Möglicher Weise irre ich in dieser Annahme, aber die historische Analogie spricht dafür, daß auch bei gleichen Zielen Convent und Gironde unversöhnliche Gegner bleiben," bemerkt Grosse.

An Stelle der Bayerischen Zeitung begann auf Kosten der königlichen Civilliste die Süddeutsche Presse, und zwar unter der Redaction von Julius Fröbel, mit dem zugleich eine Phalanx seiner Getreuen erschien: Heinrich Bode aus Hannover und Röckel aus Wien, beide alte Gesinnungs- und Kampfgenossen aus dem Jahre achtundvierzig, Collegen, die einst vereint gerungen und geduldet, nunmehr die Situation beherrschten. Außerdem wurden zugezogen Porges aus Wien als Redacteur des Feuilletons und ein Herr Châtelet, seines Zeichens ursprünglich Schlossergesell, jetzt angehender Philosoph und angeblicher Theaterkritiker, dessen Name die Concepte der Frau Cosima deckte. Es kam Alles genau so, wie Ludwig Nohl schon vor zwei Jahren vorausverkündet hatte. Die officielle Zeitung nebst der glücklich prosperirenden Beilage wurde beseitigt zu Gunsten einer Schöpfung Richard Wagner's. „Diese Situation," schreibt Grosse, „war ebenso interessant, als eigentlich so paradox, als möglich. Draußen im Felde hatte Preußen gesiegt, an der Spitze der kleindeutschen Nationalpartei. In Bayern erhob jetzt scheinbar noch einmal die großdeutsche Idee ihr Haupt, aber seltsamer Weise brach die litterarische Nemesis über die anwesenden Norddeutschen, nicht durch Bayern, sondern durch alte Achtundvierziger, herein. Ueber Geibel, den Hofdichter und den Sänger „über den Zinnen der Partei", siegte schließlich der Geist jener Straßenkämpfer, die nunmehr einen König als Bundesgenossen gefunden hatten. Neben so großen Gegensätzen verschwindet der Einzelne; für mich bedeutet jene Entwickelung, wie sie begann, aber nicht dauern konnte, noch heute eine monströse Unnatur. Nicht durch ein Aufbäumen des Partikularismus sollten die verhaßten Norddeutschen fallen, sondern durch fremde Invasion. Das Beiseiteschieben galt nicht Einzelnen und nicht Personen, sondern einem Princip, und wer daran noch zweifelte, sollte sehr bald belehrt werden." Grosse steht übrigens den Herren der neuen Redaction nicht unfreundlich gegenüber, und seine Charakteristik ist durchaus zutreffend. „Es waren brave, tüchtige Leute, mir persönlich durchaus nicht unsympathisch, voraus Julius Fröbel, der moderne, geistreiche Beaumarchais, der, alle Parteien benutzend, stets auf der Höhe der Situation stand, in Amerika, in Wien, wie in Stuttgart und nun in München. War er der welterfahrene Odysseus, so war Röckel der große Ajax und Wilhelm Bode der kleine Thersites, der Alles bemängelte, aber Alles besser wußte, die Gedanken Napoleon's mit derselben Unfehlbarkeit kannte, wie die Pläne der römischen Curie. Wie gesagt, es waren brave Leute, dereinstige Dulder und Märtyrer, Revolutionäre, denen man es gönnen konnte, daß sie an ihrem Lebensabend wider Erwarten obenauf gekommen — wenn auch nur als Generalstab eines neuen Despoten —, ein abermaliger Beweis, daß keine Partei einen größeren Terrorismus übt, als die der Radicalen." Doch auch dieser Terrorismus sollte nur von sehr kurzer Dauer sein, und der eigentliche Zauberer sah sich von seinen Werkzeugen im Stich gelassen. Gleich die erste Nummer der Süddeutschen Presse vom ersten October brachte im Feuilleton als actuelles Kampfprogramm Richard Wagner's Denkschrift: „Deutsche Kunst und Politik", ein Essay auf monatlange Fortsetzungen berechnet. Grosse nennt es nicht mit Unrecht weitschweifig, dunkel und phrasenhaft verschwommen, ein Literaturzerrbild von willkürlichsten Prämissen und schiefsten Gesichtspunkten, im Stil selbst den Schwulst nicht verschmähend. Dies Alles wäre zu ertragen gewesen, aber die Tendenz seiner Ausführungen richtete sich, erst andeutungsweise, dann immer unverhohlener gegen die Lieblingsneigungen des Königs Max II., gegen jene Berufungen, speciell also gegen jene Tafelrunde von Gelehrten und Dichtern, die er um sich versammelt hatte. Kraftstellen von verdorbenen Studenten wie von harmlosen Lumpen, glänzten unter den Invectiven, welche Richard Wagner seiner Feder gestattete. Das war also jene berühmte Brandschrift, welche Wagner seiner Zeit, das heißt vor mehr als zwei Jahren, dem König vorgelesen hatte und für welche er, nach seiner Beschwerde, keine Zeitung in Bayern gefunden habe. Wagner wußte selbst wohl am Besten, weßhalb ein solches Pasquill nirgends angeboten werden konnte, weil es überall mit Entrüstung zurückgewiesen worden wäre. Aber hinaus mußte es dennoch; jetzt endlich lag vor dem Auge der Wissenden der ganze Zusammenhang der Dinge klar am Tage: lediglich um das Erscheinen jener Schmähschrift möglich zu machen, mußte die officielle Presse eingehen, mußte das Ministerium mundtodt gemacht werden, mußte ein lebenskräftiges Organ, wie das Morgenblatt, verschwinden — ein Streich despotischer Willkür, der an die schlimmsten Zeiten der Censur erinnert. Man beachte wohl: Es hieß hier nicht: stehe auf und hebe dich weg, damit ich mich setze. Richard Wagner saß fest und

sicher, auch ohne daß Andere von ihrem Stuhl aufstanden. Er war in keiner Weise von jenem Kreise der Berufenen provocirt oder gereizt oder beschränkt worden. Es war auch nicht nur der Uebermut und die Kampflust des revolutionären Princips an sich, es galt in den Augen eines warmfühlenden Idealisten — und das war der König damals — Alles zu discreditiren, was sein Vater gewollt und geschaffen, es galt allein die ausschließliche Herrschaft über seine Seele zu gewinnen, mochte dabei auch die zarte Pflanze der Pietät vor den väterlichen Strebungen für immer aus der Brust des Sohnes gerissen werden. Geibel's Stirnadern schwollen noch nach Jahren von Zorn, wenn nur der Name Wagner's genannt wurde, und wenn ich hier jenen Streich des neuen Großkophta wieder an das Licht gestellt habe, um seinen Werth zu würdigen, so geschah es zugleich im Namen der Manen unseres unvergeßlichen Meisters Emanuel. Wagner mag als Musiker ein halber oder ein ganzer Gott sein, als Schriftsteller hat er seinem eigenen menschlichen Charakter leider einen Makel beigebracht, der in der Geschichte der Litteratur ebenso fortdauern wird, wie die Beweise der Denkart, die Voltaire am Hofe Friedrich's II. kundgegeben, unvergeßlich geblieben sind.

Von welcher Wirkung nun Wagner's Pasquill „Deutsche Kunst und Politik" damals auf das größere Publicum gewesen ist, weiß Grosse nicht zu sagen; er vermuthet, die langwindigen Deductionen seien überhaupt nur wenig gelesen worden, denn der ungenießbare Stil schreckte zurück. Desto folgenreicher aber wirkten sie im eigenen Heerlager selbst. Der Rückschlag der zu stark geladenen Mine vollzog sich auf der Stelle. Julius Fröbel, ein literarischer Veteran von überlegener Welterfahrung, ebenso feinfühlig in Geschmack und Tact, fand die Wagner'schen Ausfälle derart gegen alle Kleiderordnung guten Anstandes, daß er den Weiterdruck einstellte und erst später fortfuhr, nachdem die stärksten Auswüchse von Byzantinismus und Servilismus getilgt waren. Die unqualificirbaren rohen Angriffe gegen König Max und seine Tafelrunde blieben freilich vorläufig ungesühnt.

Julius Fröbel hat diese Vorgänge in seinen Lebenserinnerungen zum Theil nur verhüllt berührt, ja, er sucht seine Einstellung des Abdrucks auf unmittelbaren königlichen Befehl zurückzuführen. Wie stark er aber selbst dabei betheiligt und wie entschieden seine plötzliche Frontstellung gegen Wagner gewesen, geht aus zwei Umständen unwiderleglich hervor. Der persönliche Bruch mit dem alten Freunde und Kampfgenossen ward unheilbar und ist es auf Lebenszeit geblieben. Zweitens aber kündigte Fröbel seinen Vertrag mit dem König überhaupt. Er mochte als alter Freiheitsmann sich nicht als gekauft ansehen für Tendenzen, die ihm fremd waren. Er erklärte, die Zeitung hinfort nicht mehr mit königlicher Subvention, sondern auf eigene Kosten fortzuführen, und so trat er von jenem Tage an nicht mehr als besoldeter Redacteur, sondern als unabhängiger Eigenthümer der Süddeutschen Presse auf. Allerdings ist es kein Geheimniß geblieben, daß Fröbel verstanden hatte, sich beizeiten norddeutsche Quellen aus dem Reptilienfonds in ergiebiger Weise zu erschließen, und für diese Hülfe ist er nicht undankbar gewesen. Fröbel's Geschick, Weitblick und energischer Beredsamkeit ist es, nach Grosse's Zeugniß, mit zu danken gewesen, daß der bayerische Partikularismus im Laufe von drei Jahren derart umgestimmt und für den Gedanken der nationalen Reichseinheit gewonnen ward, daß in entscheidender Stunde Bayern sich wie ein Mann gegen Frankreich erhob, sehr entgegen dem Widerstreben der bayerischen Ultramontanen. Daß Fröbel in Bismarck's Interesse thätig gewesen, bekundete sich später öffentlich, als er zum Dank für seine guten Dienste zum Generalconsul des Deutschen Reiches ernannt wurde, zuerst in Smyrna, dann in Algier, von wo er erst viele Jahre später in hohem Alter nach Zürich zurückkehrte.

Richard Wagner allerdings stand dieser selbst erfochtenen Siegesbahn des alten Freundes ganz fern. Als Feldmarschall seiner eigenen Partei sah er sich damals Ende 1867 von seinen eigenen Prätorianern gleichsam im Stich gelassen, und nachdem ihm das literarische Heft aus der Hand gewunden war, hielt er es für das Beste, sich für immer auf seine eigene Domäne, auf das Gebiet der Musik, zurückzuziehen. Uebrigens stieß er doch noch einmal mit Grosse zusammen, der inzwischen literarischer Beirath der Hoftheaterintendantur von Perfall geworden war. Dieser sah sich bald genug von Wagner befehdet. Grosse's Bemühungen, Perfall's exponirte Stellung nach Kräften zu stützen, haben damals allgemeine Billigung gefunden, selbst Fröbel's Süddeutsche Presse trat in jenem Conflict nicht entfernt zur Seite ihres Schöpfers, und zwar aus denselben Gründen, die zum dauernden Bruch zwischen den alten Freunden und Gesinnungsgenossen geführt hatten. Dagegen gab es ängstliche Gemüther und weitblickende Propheten genug, welche trotz Perfall's Sieg seine Stellung als erschüttert ansahen und über kurz oder lang seine Erhöhung zum Obersthofmarschall, das heißt seine Entfernung von der Intendanz als unausbleiblich verkündeten. In der That behauptete auch hier Wagner schließlich das Feld. Freilich blieb die Erregung in der Bürgerschaft fortdauernd, auch nach 1866 und nach 1869 so stark, daß bekanntlich der Magistrat gegen den königlichen Wunsch, auf dem Münchener Gesteig ein Wagner-Theater zu erbauen, Front machte und die Mitwirkung dazu von Seiten der Stadt versagte. Alles das sind bekannte Dinge, ebenso, daß in Folge jener Verweigerung sich erst mit dem Jahre 1871 die Gründung der Wagner-Vereine mit sammt der Verlegung jener Projecte nach Bayreuth vollzog. Aus und nach der siegreichen Durchführung dieser künstlerischen Secession ist nunmehr nach langen Jahren eine ganze Kette von Anklagen emporgewachsen, und Legenden haben sich unausrottbar festgesetzt, deren Tendenz es ist, dem „Barbarenthum" von München ein Brandmal beizubringen. Nachdrücklich protestirt Grosse gegen eine derartige Entstellung der Thatsachen. Uebrigens war er froh, aus all' diesen Irrungen, Wirrungen in dem stillen Weimarer Schillerhaus ein Asyl und ein neues Amt zu finden. Der gewaltige Tondichter hatte mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Genies, dem zur Förderung seiner erhabenen Kunstzwecke jegliches Mittel gut genug ist, fast alle seine Münchener Feinde niedergeworfen.

---

## Ein geistlicher Interviewer.

Von B. August Jessen.

Enquête und Interview sind, wie schon ihre Namen besagen, eine französische und eine englische journalistische Erfindung, aber im Wesen und wenn auch in etwas veränderter Gestalt waren sie schon lange vor unserer Schnellpressenzeit in der Welt. Einen Stammvater unserer heutigen Interviewer haben wir in dem jungen Geistlichen Christoph Friedrich Rinck zu begrüßen, der vor 114 Jahren alle deutschen Berühmtheiten heimsuchte, nur daß er seine Unterredungen damals nicht veröffentlichte, sondern in seinem Tagebuch sorgsam niederschrieb zu eigener Belehrung und seiner Auftraggeber privater Unterhaltung. Rinck war nämlich nach beendeten Studien 1781 ordinirt und zum Hof- und Stadtvicarius in Karlsruhe bestellt worden, und in dieser Stellung erhielt er den Auftrag seines Markgrafen, die berühmtesten Männer der Schweiz und Deutschlands aufzusuchen, in erster Linie die Theologen, und durch persönlichen Verkehr mit denselben, besonders durch Anhören von Predigten, sich weiter auszubilden. Jede Seite seines nunmehr von M. Geyer mustergültig herausgegebenen Tagebuches*) zeugt von dem ernsten, gewissen-

*) Christoph Friedrich Rinck's Studienreise 1783/84. Altenburg, Geibel.

haften Streben des Fünfundzwanzigjährigen, den Absichten seines hohen Gönners gerecht zu werden. Es waren nicht gerade dunkle Winkel, in die unser Rinck leuchtete, im Gegentheil just die Mittelpunkte des geistigen Lebens in dem damaligen Deutschland, die Universitätsorte und Städte wie Weimar, Dessau, Berlin, Hamburg. Aber Rinck thut die Augen auf und hat einen nüchternen klaren Blick; da er als Reisender überall Besuche macht und als Durchpassirender nicht für gefährlich gehalten wird, so schütten ihm Manche ihr Herz aus, und wir erfahren Allerlei, zuweilen ein bischen Klatsch, zuweilen auch Bedeutenderes. Vor Allem giebt sein Tagebuch ein gutes Bild von dem Leben in Kirche, Schule und Gemeinde, in dem Hause von Predigern, Gelehrten und Schriftstellern. Für die Geschichte der Prediger und Predigt jener Zeit wird es eine Quelle von bleibendem Werthe sein. Daneben enthält es manch' werthvollen Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung, giebt Aufschlüsse über allgemeine Gesprächsstoffe der Zeit, setzt eine Fülle von wichtigen einzelnen Personen in schärferes Licht. Auch für das Leben auf der Straße hat Rinck guten Blick, und so ziehen denn vornehme Geheimräthe und betrunkene Postillone, fromme Prediger und gottesleugnerische Wirthsgäste, artige wie unartige Studenten und grobe Dienstmädchen, Faust lesende Gastwirthe und mütterliche Wohnungsvermietherinnen, zudringliche Bettler und freche Straßendirnen — Alles in buntem Durcheinander an unsern Augen vorbei. Daß die Aufzeichnungen des Tagebuches zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, verleiht ihnen eigenen Reiz.

Man kam dem Interwiewer im Ganzen freundlich entgegen. Am herzlichsten war die Aufnahme in dem Lavater'schen Kreise zu Zürich. Lavater war selbst durch ein Schreiben von Serenissimus über den Zweck der Reise unterrichtet worden. Die Züricher Theologen vereinen sich im Tagebuche zu einem anmuthigen Bilde. Hören wir Einiges aus seinem ersten Interview: „Nach Tisch besuchte ich Herrn Diaconus Lavater. Er war nicht zu Hauß, sein Sekretär gab mir unterdessen die Werke von Chodowiecki zu besehen. Bald kam Herr Lavater. Empfieng mich kurz, aber sehr höflich, da er von Serenissimo selbsten meinen Namen und die Absicht meiner Reise vernommen hatte. Er konnte nicht einmal die Briefe lesen, die ich ihm mitbrachte, als zwei reisende Edelleute aus Siebenbürgen durch einen Doktor aus Zürich ihm vorgeführt wurden. Das Gespräch wurde nun allgemein. Lavater ist in seinen Unterredungen ganz frey; er spricht ganz ernsthaft — die Magd trägt sein Kind vor der Thür vorbey, mitten im Wort hört er auf, springt gegen die Thür und holt das bildschöne Kind herbey, läßt es wieder gehen, knüpft den abgebrochenen Faden an. Spricht von Allem, was vorkommt; seine Uebergänge sind oft schnell, ihm aber leicht. So kam er ganz unvermuthet auf den Tod, behauptete, Niemand fürchte den Tod; sterbe er nicht gern, so seye es Liebe zum Leben, höre aber die Hoffnung zum Leben auf, so fürchte der Mensch dann weder die physischen Uebel des Todes, noch die auf den Tod folgende moralische. Er sterbe vielmehr gern. Alle Einwendungen, von der Angst eines sterbenden Sünders, vermochten nichts; er hörte sie kaum halb und berief sich auf die Erfahrung. Mittags speißte ich mit ihm. Er betet selbsten laut zu Tisch, aber nur das Unser Vater — mit vieler Andacht und sehr erbaulich. Seine Unterredung ist frei — fragt man, so ist die Entscheidung so gleich da, alle Einwendungen beschweren ihn. Er hat kaum einige Bissen gegessen, so ließt er etwas vor, damals den neuesten Theil des Wandsbecker Bothen (von Claudius in Hamburg). Hier ist er oft sehr munter, so wie ein neuer wiziger Einfall vorkommt. Da er noch laß, kam eine Magd, bringt eine abschlägige Antwort von ihrer Frau. Er fuhr etwas auf: „Hab' ich nicht 2mal fragen lassen, ob es gewiß seye, und allemal hat sie es mir zugesichert?" Er fühlte sehr bald, daß er etwas hestig worden, sagte zur Magd: saget nur, es sey schon gut — noch in starkem Ton, erholte sich dann, widerholte einen wizigen Gedanken aus dem Wandsbecker, der aber gar keinen Bezug hieher hatte, und fieng an zu lachen. Es schien fast ein Sprung in seiner Seele zu seyn. Unvermuthet kamen wir auf die Unterredung vom Nachdruck ... Ihm, sagte er ganz mit heiterem Lachen, druke man nichts nach: denn keine Parthie wolle ihn in ihre Zunft aufnehmen. Die Dichter sagen: er seye ein schwaches Lichtchen, die Theologen lassen ihn auch nicht viel gelten, die Philosophen auch nicht und eben so die Schönen Geister. Es gehe ihm wie den Leviten, die kein Erbgut hatten — aber der Herr ist mein Theil. Er speißte nicht viel, trank kaum einen kleinen Schoppen Wein, saß aber bey Tisch von 1. 4tel nach 12 biß $^1/_2$2 Uhr, wo er einige Franzosen erwartete, die sich vorher anmelden ließen. Er sprach da zimmlich viel, blieb aber hie und da stecken, weil er der Sprache nicht mächtig genug ist. Wovon aber die Rede gewesen, weiß ich eigentlich nicht, weil ich nicht französisch verstehe." Das ist allerdings schlimm für einen Interviewer! Aber er hält sich auf andere Weise schadlos, indem er sich nach echter Interviewer Art darnach erkundigt, wie der berühmte Prediger, Physiognomiker, Dichter und — „Schelm" (Goethe) literarisch zu arbeiten pflegt. Ja sogar etwas Ungedrucktes, ein köstliches werdendes Werk fällt ihm in die Hände. „Sah' ich das noch nicht ganz ausgearbeitete 1 mal 1 von Herrn Lavater, ohngefär 40 bis 50 Blat Papier in der Größe einer gewöhnlichen Charte, in einer Capsel, deren es vieleicht gegen 2 Duzend geben wird. Jedes Blat ist nur auf einer Seite beschrieben: es enthält lauter Definitionen, Wort- und Sach-Erklärungen von mancherley natürlichen, philosophyschen, theologischen, moralischen p. Gegenständen. Der Tittel ist deßwegen auch ganz allgemein: Ein mal Eins der menschlichen Kenntnisse. Hier sind einige Blatt als Muster: ein Blatt: „Die erste unmittelbare, lebendige willkührliche Beweg-Ursache unsers Daseyns heißt Vater. Die zweyte lebendige, willkührliche, unmittelbare Mitursache unsers Daseyns heißt Mutter. Die unmittelbaren Bewegungen eines Vaters und einer Mutter, die das Daseyn eines lebenden Wesens zu bewürken pflegen, heißen Zeugung." ...

In der Literatur sind seine Ideale Gellert und Christian Felix Weiße. Vor dem Denkmale Gellert's, des „Vaters der deutschen Dichtkunst", geht das Herz ihm auf; der Anblick der Marmorbüste dieses Dichters läßt die Tiefen seiner Seele erbeben. Weiße und Goethe werden gegeneinander gewogen, und die Wagschale sinkt zu Gunsten Weiße's. Für landschaftliche Schönheiten hat er ein empfängliches Herz: Zürich, Heidelberg, das Weserthal bei Münden, der Fuchsthurm bei Jena werden von ihm nach Gebühr gepriesen; gern nehmen wir da mit in Kauf, wenn er auch die Leipziger Ebene „sehr schön" findet. Aber von Kunst versteht er nach eigenem Geständniß nicht viel. Auf seinen Geschmack in Sachen der Baukunst scheint seine Heimath Karlsruhe mit ihren neuerbauten Häusern und ihrer regelmäßigen Anlage bestimmend gewirkt zu haben. Eine Stadt ist schön, wenn sie gerade Straßen und mehrstöckige neue Gebäude aufzuweisen hat. Demgemäß haben seiner Ansicht nach Natur und Kunst Mannheim „zu einem Ideal der Schönheit erhöhet". Berlin ist großartig, Hannover, näher besehen, schön. Für die Schönheit altdeutscher Baukunst fehlt ihm der Sinn; Braunschweig ist „irregulär und unansehnlich". In Tübingen, Stuttgart, Nürnberg, Jena, Weimar, Erfurt, Leipzig, Halle, Dessau — überall wird der junge Vicarius mit Wohlwollen aufgenommen. In Weimar ist naturgemäß der vielbelaufene Goethe etwas kühl; Herder ist vornehm höflich, als Theologe dem Theologen gefällig; Wieland ist liebenswürdig wie immer. Diese Weimarer Tagebuchnotizen sind auch heute noch culturgeschichtlich und literarisch von Interesse. „Nicht gar ehrbar dünkt es uns vor eine Herzogliche Residenz, daß unter dem Thor Sperrgeld bezalt werden muß: die Person 3 Kreuzer, mit Pferd 6 Kreuzer. Wir logirten wieder

im ErbPrinzen. Ich schikte zu Herder, da er wieder nicht predigte, fragte, wenn ich die Ehre haben könnte, ihn zu sprechen. Er bestellte mich um 11 Uhr. Ich gieng zu ihm. Ein Mann von der feinsten Lebensart, ein rundes, offenes Gesicht, beredter Mund, sehr schön — so wol in der Bildung als Wuchs. Ganz rund frisirt mit einer Locke: das Tuppé über die Stirn herunter gestrichen — one Halstuch, braun Rock und Camisol, Beinkleider schwarz, wie auch die Strümpf. Ein Mann in seinen besten Jahren, sehr liebenswürdig. Er predigt gewöhnlich nur alle 4 Wochen. Herder konnte dem Ansehen nach den gröSten Fürsten vorstellen — er ist mit Würde herablassend und in dem freundlichsten Discour ehrwürdig. Ich war gegen eine halbe Stunde bey ihm, dann empfal ich mich, bat mir die Ehre aus, ihn noch mehr besuchen zu dörfen, erhielt sie und zugleich die Zusicherung, daß er biß nechsten Sonntag predigen werde. Er sieht abgelebt aus, klein, hat ein sehr kurzes Gesicht, eine schwache, aber sanfte Stimme, ist oft noch zimlich lebhaft und wizig. Ich fragte ihn, ob er mit unsern badischen Wielandten verwant seye? er sagte: mit Niemand, als mit allen Menschen. Ich sprach Manches mit ihm, besonders von teutschen Staaten, wovon er selbsten anfieng, denn hierin hat er große Einsichten. Er glaubt nicht, daß Frankreich nach seiner iezigen Einrichtung iemals sinken könne. Er erzälte mir manches: der Herzog lernte one Grammatik Latein, nun sollte er seinen Namen unterschreiben, er schrieb Dux Saxonie. Wieland hat dem Herzog die Religion aus dem Herzen philosophirt, Göthe den Rest herausgelacht. Das Gymnasium hier steht sehr schlecht. Herder, der es als Ephorus besuchen sollte, kommt nie, oft nicht einmal in das Examen. Herder kam hieher durch Göthe, um einen gelinden BeichtVater zu haben, der dem Herzog nie in's Gewissen redet, damit Göthe tun kann, was er will pp." Hier macht sich die erste Voreingenommenheit unseres Interviewers gegen Goethe bemerklich. Aber zuvörderst schildert er uns seinen hochverehrten Herder als Prediger. „Die Kirch war kaum zum dritten Theil voll. Die beeden Frauen Herzogin Amalia und Louise nebst einigen von Adel stunden in dem fürstlichen Stul. Herr Herder kam endlich auf die Kanzel mit der ihm eigenen, ganz freien und ungezwungenen Würde ... Ich schrieb dißmal etwas nach, konnte aber nicht alles verstehen, weil Herder in dieser großen Kirche sich gar nicht anstrengt. Da die Leute ihn so wenig verstehen, so kommen nicht viele, und die wo da sind plaudern zum Teil. Ein ganzes ist diese Predigt nicht — ich hätte würklich mehr erwartet über diese Materie ... Uebrigens schön ausgearbeitet, mit eben der ganz eigenen Leichtigkeit und Zierlichkeit hergesagt, wie die lezte. Aber auch diese kan ich theologisch christliche Predigt nicht nennen im strengsten Verstand. Sie enthielt sehr viel schönes, rührendes, und erbauliches, voll Menschenkenntniß. Seine Aussprache ist bezaubernd schön; ein anderer Chrysostomus, so sanft fließt es ihm von seinen Lippen. Der Ton ist nicht ganz einförmig, aber natürlich und oft etwas besonders nachdrüklich, one sich Mühe zu geben. Ein Wort, eine Silbe etwas langsamer ausgesprochen hat in seinem Munde vielen Nachdruck. Bewegungen der Hände macht er gar keine. Ganz gerade, aber weit entfernt vom steifen, steht er da. Die Zuhörer waren sehr aufmerksam, mehr vornehme als gemeine — vor diese predigt er auch gar nicht gut. Von der Herrschaft war Niemand da. Göthe geht nicht in die Kirche, und so sie auch sehr selten. Nach der Predigt verlas er noch ein Gebet, aber nicht mit der Wärme, mit der ich es erwartete. Er spricht überhaupt so leis, daß man Mühe hat, alles zu verstehen, wenn man nur etwas entfernt von ihm ist. Seine Perioden sind zum Glük nicht so weitläuftig, und seine Gedanken nicht so verstekt, wie in seinen Schriften: alles liegt offen und klar vor Augen ... Um $^1/_2$12 gieng ich zu Herrn General-Superintendent Herder, weil ich von ihm zu Tisch eingeladen war. Ich unterhielt mich mit ihm in seinem Zimmer bis $^1/_4$ auf 1 Uhr. Wir sprachen von Kirchen und Schulen — er klagt selbsten über diese Gegend, besonders weil so viele aus dem Baurenstand studiren; denn Vornehmere und Leute von Gaben wählen etwas anderes, weil sie bey der Theologie gar wenig Aussichten haben. Er sagt, seine Pfarrer darf er nicht vor Neuerungen warnen, sie kleben nur zu viel am Alten, sie denken, sie prüfen selbsten gar nicht. Er machte mich auch mit einer Sekte bekannt, die hier noch existirt, nemlich die Böhmisten, von Jacob Böhme — sie gehen sehr selten in die Kirche und gar nicht zum Abendmal, weil sie diß bloß als ein Hülfsmittel für schwache halten, sich aber für stark, doch schiken sie ihre Weiber. Es sind hier noch etwas harte Geseze gegen sie, sie werden besonders begraben, dörfen nicht zu Gevater stehen p., halten sich aber sonsten sehr ruhig und gut. Nun wurden wir zu Tisch gerufen — es speißte noch eine adeliche Dame mit und ein Magister, vermuthlich der HoffMeister von Herders Kindern. Er traktirt recht gut. Unsere Unterhaltung war lebhaft und munter — hie und da mußte freilich ein mancher ehrliche Mann die Revüe passiren. Herders Frau ist noch zimlich jung, schön, wizig, etwas satyrisch, gelehrt, oft ein wenig affektirt. Nach Tisch giengen wir insgesammt auf Herders Zimmer zum Coffee, es kam noch ein Frauenzimmer, man plauderte und scherzte manches, unvermerkt wurde es 4 Uhr, ich nahm dann Abschied ..." Dann sieht unser Rinck die Hofgesellschaft. „Abends gieng ich in die Kammer-Musik. Der Concert-Saal ist prächtig. Groß! auf der einen Seite Spieltische: auf der andern eine kleine Erhöhung vor das Orchester; weiter oben ringsherum ein geräumiger Gang vor Liebhaber der Musik. Gnädigste Herrschaft war selbsten da, auch die Herzogin Amalie und der Prinz*), Bruder von Herrn Herzog, der auf einer Reise in Paris war und sehr hager und übel aussieht — er war wie der Herzog in Jäger-Uniform; grün und gelb, one Stern, auch Frau Herzogin hatte keinen, aber einen Orden. Herrn und Damens waren viel da, die leztere aber weit zahlreicher; alle one große Pracht. Zuhörer oben wohl etliche 100, worunter viele Standes-Personen. Wie ich kam, ließ sich eine sehr schöne Sängerin hören**), als Sängerin aber sehr mittelmäSig — doch etwas schmachtend. Mein Nachbar, vermuthlich ein Jäger, sagte mir, daß Frau Herzogin es sich zur Gnade ausgebeten bey der Geburt des Erbprinzen, daß diß Frauenzimmer den Hoff meiden solle. Aber Herr Geheimer Rath Göthe sehe sie gerne, und nun sey sie schon 2mal wieder da gewesen. Alles spricht doch hier sehr frey gegen Göthe! Obs Neid? oder Schmähsucht? oder gegründete Ursach? Fürsten und Minister! Heil euch, wenn Bösewichter, wenn Religions-Verächter über euch schreien, weil ihr sie nicht duldet; ihr seit weit erhaben über das lästernde Gebell des Gottlosen und Lasterhaften — euer Haupt ist unter dem Schutz des Höchsten. Sinds aber Seufzer des Unterdrükten, sinds Aergernisse, die ihr der Tugend stellt, sinds Klagen der entweihten Unschuld, wahrlich, dann möchte ich lieber Neger in ZukerPlantagen seyn, als an eurer Stelle ein feiler Knecht des Lasters mit Orden und Kronen glänzen. Ich blieb im Conzert gegen $1^1/_2$ Stund, habe mich satt, aber nichts ausserordentliches gehört. Die herzogliche Durchlaucht und viele andere spielten unaufhörlich und eifrig in Karten ..." Bald darauf darf Rinck sogar die Frau Großherzogin interviewen. „Ich eilte noch vor 4 Uhr in das Fürstenhauß ... Ein Kammerdiener meldete mich — ich hatte gleich die Gnade untertänigst aufzuwarten. Ihro Durchlaucht waren mitten im Zimmer, ganz einfach gekleidet, one Schminke, etwas bleich, aber doch gesund. Unter einer neben Thür stund eine Hoff-Dame, deren Backen dick mit rother Farbe überschmirt waren. Ihro Durchlaucht empfiengen mich sehr gnädig, fragten, wo ich her komme? was ich studirt? Ich mußte ihnen einiges

*) Prinz Konstantin, geb. 1758.

**) Wahrscheinlich war es Corona Schröter.

aus der Schweiz, besonders von Lavater erzälen. Ich bezeugte höchstdenenselben meine Freude über Dero hohes Wohlseyn, über das Glük, daß die Vorsehung sie mit einem Erbprinzen gesegnet, über die Gnade, daß sie mich vorgelassen hätten. Fragte, ob sie keine Nachricht hätten, daß unsere durchlauchtigste Frau Erbprinzessin guter Hoffnung seye. Sie verneinten es. Da ich ongefehr $^1/_4$ Stunde die Gnade genoß, mit Höchstdenenselben zu sprechen, sagten Ihro Durchlaucht mit gnädigster Herablassung, es seye ihnen angenehm gewesen, mich kennen zu lernen, und wünschten mir Glük auf meiner vorhabenden Reise. Ich empfal mich also Ihro Durchlaucht untertänigst zu Gnaden. Gewiß eine große Fürstin! Doch sollte sie es nicht seyn, da sie aus Darmstadt ist! Viele Würde hat sie zwar nicht in ihrer Miene; anfangs gab sie sich so ein Ansehen, es steht ihr aber nicht — sie vergaß es auch bald und war mir dann nur desto verehrungswürdiger durch ihre natürliche Anmuth und Adel des Herzens." Und dann das Interview bei Goethe. „Früh um 9 Uhr ließ ich mich bei Herrn Geheimen Rath von Göthe melden, wurde auch gleich vorgelassen. Er empfieng mich höfflich, doch mit der Mine eines Gnädigen. Ich saß neben ihm im Sopha, er fragte etwas Weniges von meiner Reise: ich erkundigte mich, ob er nicht bald wieder etwas wolle druken lassen — er entschuldigte sich aber mit vielen Geschäften. Dann sprachen wir etwas von Herdern. Er schien aber abbrechen zu wollen, denn er schwieg oder antwortete nur kurz mit einem gnädigen ia! oder nein! Ich merkte den Wink, und brach auf, da ich ongefähr $^1/_2$ Viertel Stund in seiner Atmosphäre athmete. Sein Ansehen ist gar nicht einnehmend, seine Mine mehr fein und listig, als leutseelig." — Ist das nicht köstlich? Doch schnell ein neues Interview!

„An eben diesem Morgen gieng ich noch zu Herrn Hoff-Rath Wieland. Unten sah ich einige seiner Kinder, deren er 10 hat, das älteste ist eine Tochter von 15 Jahren. Die wo ich sahe, sie sehen sehr schön und munter, noch kleine Knaben von 5 und 6 Jahren und eine noch ein kleineres auf dem Arm einer Hauß-Jungfer. Der Bediente meldete mich, ich wurde gleich vorgelassen — er hatte noch Pantoffel an. Empfieng mich sehr gütig. Ich machte die gewöhnlichen Zerimonieen, er erwiederte sie nicht. Ich sezte mich neben ihn, machte ihm meine Danksagung vor die ‚Empfindungen des Christen' und den Oberon. Er bezeugte seine Freude, wenn erstere besonders etwas gutes stifteten. Er fragte mich von meiner Reise — in Berlin empfol er mir besonders den Mendelssohn und Ramler. Ich fragte ihn nach dem Charakter des ersteren, er hält ihn für ganz gut. Daß er immer noch ein Jude bleibt, ist ihm wol zu verzeihen, dann die Christen sind ia nicht, was sie seyn sollten — sie theilen sich ia alle in Sekten; zu welcher sollte er nun übergehen! So kamen wir besonders auf Religion und Religions-Veränderungen zu sprechen. Wieland fodert, ein Prediger soll Lehrer der Weißheit seyn — also nicht an Patribus und Systemen kleben, sondern die reine Weißheit aus Gottes Wort und der Seele und dem Herzen des Menschen schöpfen. Er denkt überhaupt, so wie in allem, auch hierin sehr hell, schätzt Herdern hoch, der eine vortreffliche Methode hat, besonders Vorurteile auszurotten; er greift sie nicht direkte an, sondern zeigt, wenn er Aergerniß besorgen könnte, nur die reine Wahrheit — die Irrtümmer stürzen dann von selbst zusammen. Ich war etwas über eine halbe Stunde bey ihm, unterhielt mich recht angenehm. Als ich Abschied nahm, lud er mich ein, ihn noch mehr zu besuchen. Noch Eins von ihm! Die Bibel enthält fast lauter orientalische Bilder, nichts ist nun absurder, als wenn man aus diesen Bildern Lehrgebäude aufführt und dann einen helldenkenden Kopf, wie z. E. Mendelssohn, in das Lehrgebäude einpressen will — es ist, sagt Wieland, wie jenes grichische Ungeheuer, das alle in einen Trog legte, von den zu großen weghieb und die kleinen so lange strekte, bis sie ihn ausfüllten."

Nachdem unserem Interviewer von dem Geheimen Canzlisten Roth noch allerlei Klatsch zugetragen wurde, den er gewissenhaft in seinem Tagebuch aufschreibt, reist er nach Leipzig, wo er sofort dem Schauspieldichter Weiß seine Aufwartung macht, den er bezeichnender Weise hoch über Goethe stellt. „Beym ersten Anblik liebt man den Mann, eine gute sanfte Seele, sein Gesicht mit der Heiterkeit eines innerlich glüklichen, eines ganz rechtschaffenen Mannes erfüllet, Geistes Talente und Güte des Herzens stralet aus seinem frohen Lächlen. Ich konnte mich nicht enthalten, beym ersten Anblick dieses lieben Mannes eine Vergleichung in meinen Gedanken zwischen ihm und Göthe anzustellen — 2 Männer, die in Schauspielen und andern Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten. Aber wie Himmel weit unterschieden, so wie der erste Anblik eines jeden — wie Licht und Finsterniß. Einer schreibt wizig, aber one Herz; will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht. Der andere nicht weniger mit Witz und Geistes-Kraft begabt, und diß veredelt mit dem besten Herzen. Die Früchte zeugen von dem Baum, das Wasser von der Kuelle — genießt, trinkt hier, Kinder und Erwachsene. Weißens Werke sind köstliche Nahrung für den Verstand, sie werden schon in der Brust des Kindes veste Grundsäze der Tugend bilden. Heil dir! Vater so vieler Kinder Teutschlands! werth, daß du die Luft einathmest, die ehedem Gellert athmete! Daß deine Gebeine neben seinen einst sanft ruhen, daß die nemliche Krone des Verdiensts einsten auf deinem Haupte glänze, die einen seeligen Gellert reichlich für seinen heißen Eifer zum Glück der Welt belohnet!"

In Dessau besucht unser Theologe natürlich den weltberühmten Basedow, den Stifter des Philantropins, wobei wir recht erbauliche Dinge hören. Das erstemal ist der große Pädagoge „ziemlich benebelt", das andere Mal „tout besoffen", das dritte Mal endlich „wirklich nüchtern"! „Er empfieng mich recht dölpelhaft. Sein Aussehen ist graß — in meinem Leben sah' ich keine so fürchterliche Augbrauen, als die seinen, wie ein Walt über einen Hohlweg hängen sie über die Augen fürchterlich herunter — sein übriger Aufzug ist der eines verarmten Dorfschulmeisters — der so reiche Mann, mit 2000 Thaler Pension. Wann er sprach, so war es immer ein elendes Lallen eines Besoffenen, Zotten und Wiz und Unsinn unter einander vermengt. Den andern Mittag wie ich zu Tisch kam, saß er auch da, ich wunderte mich, er bot mir die Hand und bedauerte, daß er den Morgen nicht zu Hause gewesen, wo ich ihm versprach, ihn zu besuchen — nun staunte ich, da mir andere von ihm sagten, daß er die ganze Nacht und diesen Morgen durch gesoffen und gespielt, und deßwegen auch nun hier speise, seine Frau aber habe er mit Muscheln bestochen. Er hörte es selbsten mit an und lachte dazu — trank immer ein Glas rothen Wein nach dem andern und war tout besoffen. Wie konnte es anders seyn, 24 Stunden hinter einander fort gesoffen! Herr von Andree und er hatten immer ihren Spaß mit einander — ersterer sagte ihm, daß er ein recht guter Professor seye, er lehre Tugend und Laster: Tugend mit Worten, Laster mit seinem Leben — wol die treffendste Schilderung von dem vollen Schwein! Er nahm es mit Lachen auf und machte ienem eine andere Sottise: sie zogen sich unter einander auf. Ich verabscheute diesen Auswurf von Menschen — nahm mir auch vor, den elenden Professor Basedow gar nicht zu besuchen. Wie ich abends um 6 Uhr wieder in das Gesellschafts-Zimmer kam, so war Basedow noch da, alle trieben den größten Unfug mit ihm, sie fragten ihn, was vor ein Tag heute seye p.; kam er nahe an das Billiard, so klopften ihn die spielenden mit dem Geh auf die Hände. Endlich kam er auf mich zu, küßte mich (der alte Sünder!) und lud mich ein, ihn zu besuchen." Und Rinck sollte diesen dritten Besuch nicht zu bereuen haben. „Um 10 hatte ich das Glück — dann für ein Glück

muß ich es aus zwifachem Grunde halten, weil Basedow sonst viele Exzellenzen, wie er mir sagte, die ihn zu sprechen begehren, abweißt, mich aber selbsten einlud — noch mehr aber, weil ich iezt ein besseres Urteil von ihm fällen lernte — also ich hatte das Glück Basedow zu sprechen. Er empfieng mich recht artig, war wirklich nüchtern. Wir sprachen vom ErziehungsWesen, ich bewunderte seine tiefe Einsichten: fragte ihn, ob er nichts mehr schreibe. Er sagte mir, daß er in einem Jahre blind werde, also nicht mehr viel anfange — aber einiges habe er unter den Händen, das er schleunigst ausarbeite, besonders ein neues Gesangbuch — er ließ es holen, reichte mir eine Pfeife Tobak und laß mir über eine halbe Stunde aus seinem Manuscript vor, besonders die Lieder von der Ewigkeit, auch einige Morgenlieder, die mir alle ganz vorzüglich gut schienen — erhaben, kurz, voll Geist, und doch verständlich. Ich unterhielt mich so mit ihm über eine Stunde recht lehrreich und angenehm; bedauerte nur, daß der Mann so schlecht lebt, hörte aber doch nachher, daß er oft nur in einem ViertelJahr einmal so arg seye, wie vorgestern und gestern." Wir nennen das heutzutage einen Quartalssäufer.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Marquise.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Der Portier sah ihn etwas komisch von der Seite an, da er den Herrn wohl sehr sonderbar fand. Aber der Miether schien doch sonst ein ganz anständiger Mensch, viel anständiger als der andere, der Dicke. Indessen sah Hugo ein, daß der Portier ihn doch niemals ganz verstehen würde und fuhr daher rasch fort: „Und darum ... um eine Gemüthsbewegung zu studiren, möchte ich gerne ..." Er stockte, aber damit der Portier nicht am Ende meine, daß bei ihm etwas unrichtig sei, lächelte er leicht und sprach ohne ernsthafte Betonung: „Ja, ich möchte gern eine Nacht in dem Zimmer der Marquise zubringen, dem Zimmer mit dem weißen Bette."

Der Portier riß vor Erstaunen die Augen weit auf, denn ihm war das Alles ganz unverständlich. „Aber mein Herr ...!" stammelte er verlegen.

Hugo lachte, doch klang es rauh und gezwungen: „Sie begreifen mein Anliegen wohl nicht, was? Sie finden mich sonderbar? So sind wir Künstler!" sagte er theatralisch, indem er sich ein flottes Air gab, was ihm übrigens Mühe machte. Haben Sie etwas dagegen, mich eine Nacht dort schlafen zu lassen?"

„Aber, mein Herr, was ... was wollen Sie ... dort thun?" stammelte der Mann.

„O, ich versichere Sie ... nichts, gar nichts. Mein Wort zum Pfand, daß ich in dem Zimmer nichts verderbe. Kein Mensch soll je von der Sache erfahren. Aber da Sie begreiflich dem Herrn Marquis verantwortlich sind, so will ich Ihre Erlaubniß gern entsprechend vergüten."

„Darf ich ... aber erst ... mit meiner Frau sprechen, mein Herr?" fragte der Portier, dem die Sache immer seltsamer wurde.

Hugo lachte. „Gut, thun Sie das und berichten Sie mir dann, wie Sie beide darüber denken. Einstweilen nehmen Sie diese Kleinigkeit für die Sparcasse Ihres Kleinen." Er entnahm seiner Brieftasche einen Fünfzigfrankenschein und reichte ihm dem Portier, der das fürstliche Trinkgeld mit einer tiefen Verbeugung in Empfang nahm. „Ich werde also Näheres darüber hören, nicht wahr?" fragte er möglichst gleichmüthig, wobei er mit seinem Stock in der Luft herumfuchtelte. Dann ging er leichten Schrittes hinauf, es war aber fast wie eine Flucht vor dem entsetzten Blicke dieses Mannes, der eben kein Künstler war. Oben angekommen, mußte er, obwohl ganz außer Athem, doch herzlich lachen. „Er wird denken, daß ich verrückt bin!"

Marinus war noch bei der Arbeit. „Ich habe mein Feuilleton fast fertig!" rief er außer sich vor Freude, daß er so viel geschafft hatte.

„So?" sagte Hugo kühl. Sein Anliegen an den Portier erwähnte er nicht, aber plötzlich fiel ihm auch ein, daß er vergessen hatte, ihm einzuschärfen, Marinus ja nichts davon zu sagen. Sein Gespräch mit dem Kerl da unten hatte ihn guter Laune gemacht, und schnell schürte er das Feuer und goß sich ein Glas weißen Portwein ein, worauf er sich die Hände am Ofen wärmte. Aufgeblasene Kerls, diese Portiers in großen Häusern! dachte er. Dieser da hatte ja mit einem Male seine ganze Würde verloren. Ich höre ihn schon, wie er mit seiner Frau raisonirt und schreit: der Herr ist verrückt, ganz entschieden verrückt! — Und vor unterdrücktem Lachen fast erstickend — Marinus sollte nichts merken — schlürfte er den Portwein und wärmte sich über der Gluth, mit Behagen an die Komödie denkend, welche die Zwei da unten jetzt wohl spielen mochten. Ja, ja, der Herr ist verrückt, verrückt! verrückt!

* * *

„Er ist überspannt," sagte unterdessen die Frau des Portiers, „aber er sieht ganz gutmüthig aus, er wird also wohl nichts Schlimmes anrichten, und ich denke, wir können's erlauben." Offenbar hatte die Banknote und die Hoffnung auf eine zweite sie willfährig gestimmt.

Die folgende Nacht sollte Hugo also in dem weißen Zimmer zubringen. An diesem Tage waren seine Nerven auf's Aeußerste gespannt; im Fieber lief er auf den Straßen herum, mit funkelnden Augen und einem ironischen Lächeln. Er begegnete seinen Freunden und zeigte sich in dem Kaffee, welches sie besuchten, so aufgeregt, daß man ihn fragte: „Sie haben wohl Glück gehabt, mein Lieber?"

„Vielleicht!" antwortete er, und dabei dachte er fröstelnd an das weiße Bett und was es wohl noch umschweben mochte: ein Atom jener zarten Marquisenseele, vielleicht sogar noch mehr — jene Seele selbst ...

Es war der erste November, Allerheiligen. In Notre-Dame wurde eine große Messe gelesen. Seines Traumes eingedenk, wo er weiße Priesterschemen gesehen, trat er mit der eindringenden Menge ein, kniete auf einen Betstuhl nieder und bekreuzigte sich. In der Kirche war es düster, weil zwischen den gothischen Wölbungen ein bläulicher Dunstkreis schwebte. Dahinter schimmerte traumhaft der Altar, hoch, von unzähligen Kerzen beleuchtet und doch gedämpft, als wolle er die Augen der Menschen nicht blenden. Ein Männerchor that in eintöniger Weise eine fromme Frage, und die helle Stimme eines einzigen Chorknaben antwortete sofort mit seraphischer Sicherheit; dann fragten die Bässe wieder, und schwer mischte sich der Klang der Orgel ein, wie ein Wogendrang auf hoher See; und wieder antwortete das Kind, silberhell und sicher, zart und allwissend, und leise rauschte die Orgel dazu, als fürchte sie das heilige Orakel des Kindes mit ihrem Klange zu entweihen. Hugo fühlte, wie sein Herz stille stand, als das Kind zu singen begann und mit so viel Sicherheit und Allwissenheit und doch so zart und so fein antwortete, als müßte seine Stimme an den Pfeilern zerschellen. Aber die Bässe schienen furchtlos, denn kaum schwieg das Kind, ertönte auch ihre schwere Frage wieder, die ganze Kirche erfüllend, und die Orgel dröhnte mit, und die rauhen Männerstimmen schienen froh, daß das Kind Alles so ganz bestimmt wußte, und auch immer wieder antworten würde, silberhell und sicher, Alles was sie nur fragen mochten. Dann schlug auch Hugos Herz mit und pochte bis in den Hals empor vor Freude.

„O wenn ich es fragen könnte, dieses Kind!" dachte er. „Fragen könnte von dem Mysterium. Das Kind würde es wissen! Wie glücklich sind jene Priester, die das Kind fragen können und himmlische Antwort von ihm erhalten!"

Thränen verfinsterten seinen Blick; im feuchten Lichte seiner Augen verschwamm der Glanz des Altars, der noch mehr als ein Traum wurde.

* * *

Als Hugo wieder hinaustrat, fühlte er sich erfrischt im Frosthauch der Luft; er war froh, in der Kirche gewesen zu sein, und noch froher, daß er in dieser Nacht in dem weißen Zimmer sein würde ... Und wieder spannte er seine Erwartung auf's Höchste und sah sich schon im Geist allein in der Nacht, der Stimme eines Geistes lauschend, auf die Thüre starrend, voll banger Erwartung, daß sie sich öffnen werde durch Geisterhand. Seine lebhafte Phantasie zauberte blitzschnell unzählige Bilder hervor. Im Gewühl der kalten Straßen, wo die Menschen in Pelzen und warmen Kleidern einher gingen, hatte er das Vorgefühl des kalten Entsetzens, der Erkenntniß eines Mysteriums, das er in dieser Nacht erleben würde. Er dachte es sich in den verschiedensten Formen; sie würde aus dem Ankleidezimmer treten mit ihren blonden, bis auf den Boden herabwallenden Haaren, womit sie ihre Nacktheit verschleiern würde; mit einem Male würde das den Spiegel verhüllende Tuch dann hinunterfallen, und dann würde er sie plötzlich in ihrem Brautkleid oder in ihrem weißen Nachtgewand im Spiegel sehen, dann in dem Bette schlafend, die Hände über der Brust gekreuzt, oder als Gespenst auf der Estrade liegend, am vergoldeten Gitter, den Revolver neben sich, — jedoch nicht greifbar, und auch die Waffe würde es nicht sein. Und sie würde ihm ihr Geheimniß des Schmerzes anvertrauen, und ihm auch sagen, daß ihre Seele mit der seinen verwandt sei, daß sie ihn nun wieder verlasse, aber auf einem anderen Sterne erwarte, in den Gärten der Venus oder in den weißen Landschaften des todtenblassen Mondes oder auf den Rosenblättern der großen mystischen Rose, in deren Herzen Maria sitzt mit den heiligen Frauen, umgeben von Heiligen, auf leicht gekräuselten Rosenblättern ...

Leichten Muthes wanderte er durch das Gewühl der Straßen, wie von seiner Phantasie getragen, und ohne recht zu wissen warum, wandte er sich nach der Straße, wo Ninette wohnte, denn in seinen wachen Träumereien empfand er keinen Unterschied zwischen Ninette, dem Chorknaben, der Kirche, dem Geiste der Marquise und der heiligen Rose. In seinem durch den Frost erstarrten Gehirne mengte er Alles zu einer unwahrscheinlichen Phantasmagorie durcheinander und dachte mit Rührung daran, daß Ninette ihn sehr, sehr lieb hatte. Sein Gehirn war wie ein geschliffener Krystall und Alles glänzte und blitzte darin, so daß er keine Wahrheit, keine Unwahrscheinlichkeit mehr unterscheiden konnte und sich nur einer Sache bewußt war, daß er sich selbst fieberhaft aufregte, daß nicht Alles bewußt war in seinen Gedanken und Einbildungen, und er prüfte seine Phantasie mit dem Auge eines Dritten.

Auch bei Ninette hatte er keine Ruhe; er konnte nicht sitzen bleiben auf dem Stuhl, stille auf dem Divan und verspürte große Lust ihr zu erzählen, daß er in dieser Nacht dort in dem Zimmer mit dem weißen Bett sein würde. Ninette schwatzte über alle möglichen Dinge, aber ganz konnte er sich doch nicht beherrschen, darum sagte er plötzlich ohne irgend welchen Uebergang und mit einem Anflug mit Lächeln: „Ninette, kommst Du bald wieder einmal oder fürchtest Du Dich etwa?"

„Fürchten?"

„Ja, vor dem Geiste der Marquise?" Da erblaßte sie und bat ihn, über derlei Dinge nicht zu spotten, denn, offen gesagt, sie sei sehr abergläubisch und würde nie den Muth haben, in jenem Hause zu wohnen, auch nicht wenn der Marquis sie zur Marquise machen und ihr alle jene Herrlichkeiten schenken wollte. Es war ja kein gewöhnlicher Selbstmord, vielmehr ein Mysterium dahinter, das Niemand wußte, das auch wohl nie Jemand enträthseln würde, und deßhalb habe sie sich damals gefürchtet und würde sich auch noch weiter fürchten, und deßhalb käme sie nie wieder zu ihm. O ihr schauderte bei solchen Mysterien, derartigen Dingen, die den Lebenden immer unbekannt bleiben — Dingen von Tod und Leben und Gott und Teufel, und besonders vor dem Teufel fürchte sie sich und wenn sie schlafe, dann denke sie immer, er grinse hinter ihrem Bettvorhange hervor ...

Hugo lachte sie aus, aber er konnte sich nicht mehr beherrschen und fragte plötzlich: „Und wenn nun Jemand doch das Geheimniß von der Marquise und ihrem gewaltsamen Tode erfahren würde, Ninette?"

„Wie denn? Papiere, ein Brief?"

„Nein, etwas anderes: von ihr selbst, ihrem Geist" ...

Er mochte sie wohl mit seltsamem Lachen und glänzenden Augen ansehen, denn sie erschrak, entfärbte sich und sprang auf. „Bitte, Hugo, sage das nicht und schaue nicht so drein!"

„Wieso?" fragte er erstaunt, und sein Lachen klang schrill, wie ein Meckern und seine Augen glänzten wie im Fieber.

Sie wurde todtenbleich, sah ihn mit großen Augen an, mit Entsetzen um den halb geöffneten Mund. „Du siehst ja selbst aus wie der Teufel!" stammelte sie, „ich fürchte mich wirklich vor Dir!" Und plötzlich sprang sie auf, lief in ihr Schlafzimmer, warf die Thüre in's Schloß und verriegelte sie.

„Ninette!" rief er.

„Nein, geh' fort! Ich fürchte mich! Du machst so schreckliche Augen, ich will Dich nicht sehen!" rief sie. Er lachte und ging.

* * *

Als Hugo des Abends nach Hause kam, nachdem er sehnsüchtig die Nacht erwartet, war Marinus fort: er schien Stunden auf Stunden geschrieben zu haben; auf seinem wie gewöhnlich sehr unordentlichen Schreibtische lagen dicke Stöße Manuskript, mit seiner großen deutlichen Schrift bedeckt, sauber geordnet; er selbst war wohl nach einem so angestrengten Arbeitstage ausgeflogen. So brauchte sich also Hugo nicht zu verstellen. Er war froh, sich nun endlich seinem Ziele zu nähern, aber in seine Freude mischte sich etwas wie kalte Furcht, die ihn erschauern ließ. Der Verabredung gemäß kam der Portier um halb Zwölf, ihn zu holen.

„Ich muß Ihnen nur noch sagen Herr, daß ich Ihnen eine Bedingung stelle. Sehen Sie, ich kenne Sie nicht, nicht wahr? oder sagen wir lieber: ich kenne Sie kaum. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage, aber ich werde von dem Herrn Marquis für Alles verantwortlich gemacht. Es ist ein sehr sonderbarer Einfall von Ihnen, dort im Zimmer der armen Frau Marquise schlafen zu wollen. Ich weiß nicht, was Sie dort treiben werden; ich an Ihrer Stelle würde es ein wenig unheimlich finden, und meine Frau auch! Die findet übrigens das ganze Haus sehr verdächtig, und wenn uns der Herr Marquis nicht ordentlich bezahlte" ...

„Und welche Bedingung denn?" unterbrach ihn Hugo ungeduldig.

„Daß ich Sie ganz einfach einsperre, damit ich Sie, wenn Sie irgend etwas Böses thun oder Hexereien machen, am Morgen festnehmen kann."

Hugo schien einen Augenblick darüber nachzudenken, doch im Grunde war er ganz damit einverstanden, daß ihn der Portier dort einsperre. „Schön, ich gehe darauf ein," sprach er.

Der Mann warf noch einen flüchtigen, unsicheren Blick auf ihn und zuckte spöttisch die Achseln. „Nun dann folgen Sie mir gefälligst!" sprach er gelassen. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Kriegs-Kunst.

Der Abend des ersten, heißen Maitages hatte die wundersame, würzige Kühle gebracht, die nur dem jungen deutschen Frühling eigen ist und die sich beim besten Willen mit nichts Anderem vergleichen läßt als mit einem nimmer endenden Glase Forster Kirchenstück. Forster Kirchenstück von 1893 natürlich, und kunstgerecht unter der Wasserleitung, nicht im brutalen Eiskübel frappirt. Wir hatten nun freilich keinen goldgelben Tropfen vor uns, sondern öliges, braunschwarzes Bier, aber der Mai, der die Poeten mit anerkennenswerther Ausdauer liebt, machte die Illusion doch vollkommen, und nebenbei thut Abends

in der Maienzeit eine Maaß Dickbier dem inneren Menschen noch entschieden wohler als des Römers Gefunkel. Der deutsche Magen entschlägt sich nur langsam und widerwillig seiner böotischen Wintergewohnheiten, und um es mit ihm nicht zu verderben, muß man sich scheinheilig seinen Launen fügen. Um so rückhaltloser genoß unser besseres Selbst, genoß der trotz Miquel unausrottbare Idealist in uns die friedvollen, seltenen Wonnen des köstlichen Abends. Vom fünfeckigen Thurme im Tucherhofe aus, der in der halben Dämmerung noch malerischer und echter als sonst aussah, hinter den festen Kirschlorbeerstämmen hervor, konnte man sich des bewegten Lebens auf der Straße freuen, des so außerordentlich lex Heinze-widrigen Marktens und Feilschens um ein bischen sogenannter Liebe. Die weißen Blumen huschten vorbei, wie in einer Wandeldecoration, und selbst das ungewisse, graue Zwielicht vermochte die brennende Farbenpracht der Gewänder und Hüte nicht auszulöschen. Mitunter blitzte es in dem schwirrenden Gewoge auf wie ein Brillant oder wie ein schönes Auge, und der Flackerschein der Laterne schrieb allerlei krauses Zeug, Liebesgedichte oder ein Menetekel upharsin, auf den Asphalt. Im Grunde genommen grenzenlos ekelhaft das Alles, und eine furchtbare, thränenschwere Anklage gegen die hoheitsvolle Cultur unseres hoheitsvollen Jahrhunderts, und trotzdem jetzt, wo man die Scenerie gedankenlos schauend genoß, von sattem und üppigem Reiz.

„Keine würdige Aufgabe für die Kunst," sagte Fritz behaglich, „und ihr Moralisten werdet uns verdammen, wenn wir's darstellen, ich mit dem Pinsel, andere mit der Schreib- oder der Notenfeder." Meinen bescheidenen Protest dagegen, ohne Gewährung mildernder Umstände zu den Moralisten gezählt zu werden, überhörte er. „Das Volk erziehen sollen wir, oder es wenigstens nicht ganz in Grund und Boden verderben. Sollen bedenken, daß Berlin nicht Deutschland ist, und die Friedrichstraße nicht das fleißige, nüchterne, sparsame Berlin. Ja zum Teufel, was geht das Alles mich an? Ich phantasire meine Bilder aus dem Ellenbogengelenk heraus, und die Ideen schüttele ich aus dem Aermel — ich weiß, Du willst jetzt sagen, sie seien auch ärmlich genug. Aber wenn ich so rasend schnell schaffe, liegt dann der Grund dafür nicht darin, daß dies Leben um uns herum mich anregt, mich dazu zwingt? Indem der Künstler versucht, die Perversitäten seiner Zeit in Linien und Farben zu bannen, will er sich so wenig zu ihrem Sittenschilderer wie zu ihrem Richter aufwerfen. Da irgend ein alter Römer es überdem kinderleicht nennt, Satiren zu schreiben, habe ich schon ganz und gar keine Neigung dazu. Trotzdem meine ich, wird die Nachwelt es uns danken, daß wir nicht nur sorgsam abgefaßte Costümstücke und Weihebilder, nicht nur Thronreden und Cavallerieangriffe malen, sondern auch das elend dumme und doch verflucht amüsante Alltagsleben. Eine einzige solche Skizze lehrt sie wahrscheinlich mehr als irgend ein Ruhmessaal in irgend einem Zeughause, dessen Wände vor Goldrahmen und Farbenklexen keine Tapete oder Kalktünche mehr zeigen."

Ich hatte Fritz, weiß Gott, zu dieser Auseinandersetzung nicht gereizt, schrieb vielmehr seinen Eifer der lindkräftigen Frühlingsluft zu, die in weichen Wellen wie von einem fernen Buchenwalde her in die stickigen Festungsgräben der Großstadt drang und das Hirn berauschte. Trotzdem wollte ich ihm in so wohlgepflegten Sätzen Rede stehen, wie es bei dem Umstande möglich war, daß ich keinem Disputirclub angehöre, es aber heute bereits bis zur vierten Maaß gebracht hatte, als ich zufällig sah, daß Fräulein Lieschen Fritz ganz heimlich in die Seite puffte. Gleich darauf blickte sie leicht gähnend auf ihre kleine Uhr und constatirte möglich unbefangen, es wäre halb Neun vorüber. Ich bin es gewesen, der ihr einst diese Uhr geschenkt hat. Sie ist aus gutem Silber, 800 gestempelt, mit der Bundesrathsmarke versehen und hat mich eine Novelle gekostet. Trotzdem spielte ich mit keinem vorwurfsvollen Worte darauf an, bedauerte nicht, daß ihr meine Gegenwart jetzt immer so rasch langweilig werde, obgleich wir doch keine Liebesleute mehr waren, und ermunterte Fritz, mit ihr aufzubrechen.

Ich weiß nicht, ob Professor Schenk bei seinen in ihrer Albernheit epochalen Untersuchungen über die Geschlechtsbestimmung auch den Einfluß von dickem Bier und Frühlingsluft gehörig in Betracht gezogen hat. Mir persönlich scheinen diese beiden Genußmittel die umgekehrte Wirkung wie seine animalische Nahrung auszuüben, mit der er den Organismus junger Frauen zart zu überreden sucht, keinen Zucker mehr auszuscheiden und dafür die augenblickliche Friedenspräsenzstärke des Heeres zu sichern. Bier und Frühlingsodem dagegen arbeiten offenbar dem Femininum in die Hände, sie machen sentimental und aus Männern mehr oder minder alte Weiber. Einstmals war ich Lieschens so sicher wie Herr v. d. Recke seines Portefeuilles. Und ich hätte jedem Zweifler geantwortet, was er auf der letzten Biergesellschaft bei Johannes dem Sammler Herrn Rickert antwortete, als ihn dieser nicht selbstlos interessirte Herr fragte, ob die Gerüchte über seinen Rücktritt begründet seien. Lächelnd entgegnete der Minister, daß niemals weniger begründete Gerüchte in die Presse gekommen wären, und daß es insbesondere unbegreiflich sei, wie politische Kreise eine solche Tartarennachricht auch nur secundenlang ernst nehmen konnten. Lucanus war nicht auf dem Feste, er hätte sich sonst vielleicht getroffen gefühlt. Das schöne Vertrauen des Herrn v. d. Recke und seine verblüffte Entrüstung ehren ihn; beweisen sie doch, daß er sich im Dunste der Bureaux und im Staube der Acten die heitere Naivetät der Seele bewahrt hat. Ich für meinen Theil bin pessimistischer gestimmt, seit dem Sturze aus Lieschens Gunst, und verlasse mich auf keine maßgebende Stelle mehr. In süßer Empfindsamkeit bezahlte ich mein Bier, und da hoch oben am Himmel der Feind der Reichsbank und das Symbol der Doppelwährung, der silberne Mond, stand, überredete ich mich dazu, begrabenes Glück durch einen poetischen Solo-Spaziergang im nächtigen Thiergarten zu ehren.

An der hübschen Lindenallee, die der in goldbraune Butter getauchte Siegesspargel so stimmungsvoll abschließt, fielen mir zum ersten Male die neuen Marmorverzirnungen auf, und zwar durch das Medium der davor postirten Schutzleute. In jüngeren Jahren habe ich vergeblich versucht, in ein Verhältniß zu den hier in weißen Stein verewigten Herrscherherrschaften zu kommen, und jetzt interessirten sie mich schon gar nicht mehr. Du lieber Gott, wenn man erkennen muß, daß auch der willensstärkste, allerpersönlichste Monarch vollkommen physiognomielos wird im Laufe der Jahrhunderte, eine Legende für ungläubige Ohren, eine verklungene Sage! Ist es nicht betrübt, zu wissen, daß nun und nimmer der ragende Einzelne den Gang der Geschicke bestimmt, so mächtig er auch ringt, so qualvoll er sich auch müht, daß vielmehr der große, blöde Haufe den Ausschlag giebt, alle Zeit gegeben hat? Heute noch mehr als je. Denn heute ist der Pöbel der anerkannte Souverän, fühlt sich als solcher und zerschmettert Jeden, der ihm in den Weg tritt. Kaum, daß er es noch für nothwendig hält, eifersüchtig zu sein auf die, die er aus alter Gewohnheit an seiner Spitze duldet und denen er das Schwert der Gewalt anvertraut hat. Er weiß ja, sie entrinnen ihm nicht, sie stehen immer unter seiner Controle, sind immer abhängig von den dreihundert oder vierhundert Verfassungsnachtwächtern, die er in allgemeiner, gleicher und geheimer Wahl erkürt. Wahrhaftig, es kann heut' keine Freude mehr sein, König zu heißen. Denn man ist's nicht mehr. Und diese Erkenntniß bedeutet brennende Säure just für den stolzen Fürstenmenschen, die Individualität auf dem Throne, die danach lechzt, sich auszuleben und die Welt nach ihrem gekrönten Willen zu gestalten. Hindernisse überall, boshafte Nadelstiche der Kleinen, die groß sind, groß durch ein elendes Stück Papier, das sich zwischen den Monarchen und sein Volk gedrängt hat. Fiebrischer Ehrgeiz, starkes und wagmuthiges Temperament, Lust zu Heldenstreichen und siegsicheres Selbstvertrauen — wie wollt ihr euch bethätigen in der stickigen Atmosphäre des modernen Constitutionalismus? Es ist ein Drang, den Erdball zu gewinnen und mit dem Ruhm übermenschlichen Könnens zu erfüllen, aber die Abstimmungsmaschine hemmt knarrend den Flug. Des Hochgebietenden Stimme zählt, kommt es zur Entscheidung, nicht mehr als die des armseligsten Trottels, und das dreiste Wort vom primus inter pares ist erfunden worden, um die Schwingenkraft des Genius zu lähmen. An all' und Jedes heftet sich die Nörgelsucht, Drahtnetze

sind ausgespannt, um den Aufflug in die Höhen unmöglich zu machen, um selbst den Versuch, die stumpfe Masse mit fortzureißen, zu verhindern. So muß Pegasus im Joche frohnden, und an Aeußerlichkeiten, die sein flammendes Wollen und Wünschen wie Spielereien anmuthen, die schöpferische Kraft vergeuden, altern und sinken. Und nachher wird, das ist Alles, ein Marmorblock bemüht. Welch' ein Schicksal, Ihr adleräugigen Markgrafen aus Brandenburg!

„In gewisser Beziehung irren Sie doch", sagte jetzt ein alter Herr, der auf der monumentalen Bank saß und meine Gedanken gehört hatte, ohne daß er mir bisher aufgefallen war. „Zu der Zeit, da ich existirte, stand es den Fürsten absolut frei, sich auszuleben. Wenn sie Krieg wünschten, hatten sie welchen, und auch an anderen Nervenemotionen fehlte es nie. Ich habe das aber, ganz offen gestanden, immer für einen Fehler unserer mittelalterlichen Einrichtungen gehalten. Es wurde in den Fürsten nie etwas recht reif. Kaum war der Wunsch, die Begierde da, dann trat auch schon die Erfüllung lächelnd in den Palast. Zur Aufspeicherung von Energie, zum brünstigen Ringen um eine Idee, zu jener hochgespannten Seelenstimmung, die nur aus der Ueberwindung innerer Schwierigkeiten erwächst und die, kommt's einmal zum Kampfe, sausende Kraft abschnurrt wie ein bis zur letzten Umdrehung aufgezogenes Uhrwerk — dazu brachten's unsere Monarchen nicht. Bei ihnen blieb also außen haften und drang nicht über die Epidermis fort. Bei ihnen durchtränkte nicht ein einzelner Plan, eine bestimmte Absicht, die jahrelang im Verborgenen bleiben mußte, alles Sinnen und Denken, erfüllte nicht den ganzen Mann. Und darum ging auch nie der ganze Mann an ihre Ausführung, wenn die rechte Stunde da war. Wissen Sie, daß die Palmen die schönsten und stärksten werden, die im Dunkeln keimen? Ihr Freund da vorhin hat fast verächtlich von Weihebildern gesprochen, von gemalten Thronreden und Cavallerieangriffen. Er that sich Wunder was darauf zu Gute, daß er das Kleinleben darstellte, das ganz mückenhafte, in dem nur von Fraß und Liebe, bar bezahlter Liebe sogar, die Rede ist. Die Kriegsbilder verlacht Ihr seinen Kenner, über Knackfuß' Allegorien seht Ihr überlegen hinweg, und das Burggrafendrama glaubt Ihr damit abthun zu können, daß Ihr es auf seinen Kunstwerth untersucht. Ja, habt Ihr denn keine Augen, Ihr Mikroskopiker? Klebt Ihr denn so am Aeußerlichen, daß Ihr nicht seht, wessen Geist und welcher Geist in diesen Kunstübungen athmet? Der sogenannte künstlerische Werth all' dieser Arbeiten braucht gar nicht in die Erscheinung zu treten, auf ihn kommt es nicht an. Vergeudet deßhalb Eure Zeit und Euren Witz nicht an der ästhetischen Bekrittelung solcher Werke, sucht lieber das große, heiße Sehnen zu begreifen, das erschütternd aus ihnen spricht. Und gebt wohl Acht darauf, denn es sind gemalte, gemeißelte, gereimte Programme eines Mächtigen, der sich anschickt, der Mächtigste zu werden. Ueber das Buddhabild hat sich Europa den Kopf zerbrochen, und unter den Superklugen war des Kopfschüttelns viel — Kiaotschau ist daraus geworden, die Frage des zwanzigsten Jahrhunderts, die gelbe Frage! Alle Kunst, die ihre Inspiration von jener Höhe empfängt, wird Kampfkunst, Kriegskunst sein, und so rauh, so huronisch sie Euch auch manchmal scheinen mag, von ihr wird die Zukunft sprechen, nicht von Eurem raffinirten, überfeinen Kleinkram, Euren Skizzlein aus der Friedrichstraße, Euren genialgesehenen Licht- und Luft-Stimmungen. Und überhaupt — wenn es das Unglück der modernen Fürsten ist, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen, dann ist es das Unglück der modernen Völker, daß sie die Psychologie der Kronenträger vernachlässigen."

Ich war durchaus geneigt, dem Greise auf seine umfangreiche Rede zu antworten, die Herrn von Buol nervös gemacht und zur Drohung mit Abendsitzungen veranlaßt hätte. Wie ich aber genauer hinsah, bemerkte ich, daß er von der Bank verschwunden war und nun als Marmor-Herme die eine Ecke decorirte. Statt seiner redete im nächsten Momente ein Schutzmann auf mich ein, der es offenbar nicht erwarten konnte, mich bei der Beschädigung des Denkmals in flagranti zu ertappen.

Am nächsten Morgen meldete mein Tageblatt, und mir wurde sehr ernst zu Sinn, als ich die Notiz las: „Die Kosten der neuen Geschütze werden sich durch Anbringung künstlerischen Schmucks darauf nicht unbeträchtlich erhöhen. Unter den modernen Geschützen wird das neue deutsche Feldgeschütz das erste sein, das wieder einen der heutigen Technik angepaßten, künstlerischen Schmuck erhalten und dadurch auch den Wünschen des Kunstgewerbes Rechnung tragen wird." Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Mohammed, der Prophet". Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Otto von der Pfordten. (Kgl. Schauspielhaus.)

Da die Spielzeit sich rasch ihrem Ende nähert, räumt das Königliche Schauspielhaus noch in aller Geschwindigkeit mit den vertragsmäßig zu gebenden Novitäten auf und bringt deren jetzt in drei Wochen mehr heraus als sonst in drei Monaten. Das einzig Interessante an den Schauspielhausneuheiten sind indeß die Vorgänge hinter den Coulissen, die Kämpfe, die die unglückseligen Autoren mit Herrn Grube, und Herr Grube wieder mit seinen Vorgesetzten zu bestehen hat. Im Falle Reuling spielte der Antisemitismus eine Rolle, der nach Ansicht des gewaltigen Pierson irgendwo im zweiten Act spuken sollte, und außerdem hatten sich maßgebende Kreise verstimmt gefühlt durch etliche saloppe, antimilitaristisch zu deutende Späßchen des harmlosen Verfassers. Zum Glück beruhigte die Nachgiebigkeit des ganz und gar nicht politischen Odenwäldlers die Mißvergnügten; dem freisinnigen Herrn Pierson wurde der alte Handelsjude geopfert, und den maßgebenden Kreisen die Casernenhofblüthen. Leichter ist Herrn Otto v. d. Pfordten der Weg zum Haine der getrockneten Lorbeern gemacht worden. Er hat klug Rücksicht darauf genommen, daß wir mit der Türkei auf gutem Fuße leben, und nichts in seinem Mohammed-Schauspiele deutet auf die Absicht hin, dem Botschafter Marschall am goldenen Horn das Leben sauer zu machen und culturkämpferisch den Islam zu befehden. Und dennoch erregte der Stoff als gefährlich eine Zeit lang Anstoß. Nur dem Umstande, daß das vaterländische Schattenspiel an der Wand „1812" die Unverdächtigkeit des Autors hinreichend erwiesen hatte, verdankt er seinen endlichen Triumph, wenn man die dröhnende Niederlage, die das dramatische Gedicht bei der Aufführung erlitt, so nennen will. Herr v. d. Pfordten hat auf jeden Versuch, den Entwickelungsgang des merkwürdigen und gescheidten Religionsstifters zu schildern, verzichtet; ebenso wenig ist es ihm beigefallen, in dem Werke irgend eine Idee zu gestalten. Er erzählt vielmehr frei nach Schlosser's Weltgeschichte die befremdlichen Abenteuer, die dem Propheten im Laufe bewegter Jahre zugestoßen sind, und phantasirt aus Eigenem die Mähr von Ali, dem einzigen treuen Jünger Mohammed's, und dessen Jugendfreundin Ajischa hinzu. In der ersten deutschen Encyclopädie kann man unter dem Buchstaben M nachlesen, wessen Mohammed im Umgange mit Damen Alles fähig war, und so darf es Niemanden befremden, daß er in seiner Unersättlichkeit auch vor dem Schäfchen des armen Mannes, vor Ali's Ajischa, nicht Halt macht. Durch hypnotische Künste erobert er sich das arme Weibsbild, das ihn eigentlich inbrünstig haßt, und als Ali darüber wüthend wird und den Tückebold verläßt, muß er eines elenden Todes sterben. Aber Mohammed kommt auch nicht mit blauem Auge davon. Zwar haben ihm die visionären Anfälle, in denen er Meister ist, ungeheuren Zulauf verschafft, und ein geheimnißvolles Buch, das Ali auf dem schlichten Wege des Raubmordes einem braven Einsiedler abgenommen hat, zwingt alles Volk gläubig zu seinen Füßen. Indessen fehlen ihm bei dem flottgehenden Religionsgründungsgeschäft die Neider und Concurrenten nicht, und kurz nachdem er noch glücklich einer Giftmischerei entronnen ist, rührt ihn der Schlag. Daß wir es bei Mohammed mit einem historischen Charakter von bezwingender Eigenart zu thun haben, einem orientalisch sinnlich-übersinnlichen Freier und dem einzigen Jahrtausendmenschen des neuzeitlichen Morgenlandes, davon läßt Otto v. d. Pfordten rein gar nichts merken. So glatt und arm wie sein psychologisches Können ist seine Versprache, der selbst die formelle Gewandtheit, die äußere Glätte gänzlich abgeht. „Mohammed" soll dazu ausersehen gewesen sein, dem „Johannes" ein Paroli zu biegen. Aber Herrn v. d. Pfordten gegenüber steht Sudermann auf Voltaire-Höhe, und das Mohammed-Drama dieses Lessinglieblings nimmt sich wie ein reines Kunstwerk aus, wenn man es an der Stümperei unseres jungen Landsmannes mißt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto **an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**

**Ethik**

**als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

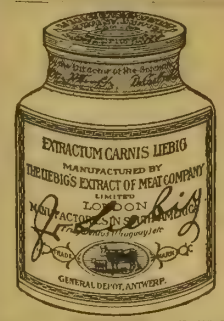
von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**




**LIEBIG Company's**
**FLEISCH-EXTRACT.**
**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.
**Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.**

**Verlag von Gustav Fischer in Jena.**

Soeben erschien:

**Leitfaden**
der
**Physiologischen Psychologie**
in 15 Vorlesungen.

Von
**Prof. Dr. Th. Ziehen**
in Jena.
Mit 23 Abbild. im Text.
**Vierte teilweise umgearbeitete Auflage.**
Preis: brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
**und**
**andere Kunstfragen.**

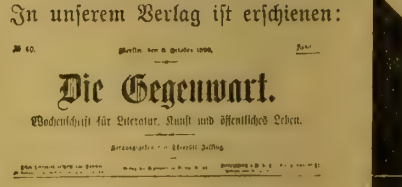
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Anille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Regelung der Heimarbeit. Von Sigmund Schilder (Wien). — **Literatur und Kunst.** Herkunft und Werdegang der Schopenhauer'schen Philosophie. Von Eduard von Hartmann. — Ein geistlicher Interviewer. Von B. August Jessen. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Marquise. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Was Ihr wollt. Von Caliban. — Anzeigen.

### Die Regelung der Heimarbeit.

Von Sigmund Schilder (Wien).

Die Frage der Heimarbeit und des Verlagssystemes ist nach ihrer theoretischen Seite hin schon seit einer Reihe von Jahren erschöpft. Weder die historische noch die den Verhältnissen der Gegenwart zugewandte Forschung kann zu dem feststehenden wissenschaftlichen Bilde der Heimarbeit etwas hinzuthun. Die descriptive Forschung ist zwar auch heute noch von bedeutendem Werthe, indem sie vor der stumpfen Oeffentlichkeit immer wieder auf die argen Mißstände der Heimarbeit hinweist, wie niedrige Hungerlöhne, schlimme Abwechslung athemloser Ueberarbeitung mit peinlichster Arbeitslosigkeit, gesundheitsschädliche Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit, Verschärfung des Wohnungselends, schleuderhafte Production, Erschwerung der aufstrebenden Bewegung der übrigen Arbeiterschaft, kurz, die massenhafte Erzeugung eines höchst elenden Proletariats. Aber gegenwärtig liegt doch die Hauptaufgabe der literarischen Behandlung der Heimarbeit darin, auf die Mittel zu ihrer Einschränkung und allmäligen Beseitigung hinzuweisen. Keine descriptive Schrift über die Heimarbeit kann umhin, ein derartiges ceterum censeo auszusprechen.

Bis vor kurzer Zeit befand sich die praktische Seite unserer Frage gegenüber der theoretischen in erheblichem Rückstande. Nur hinsichtlich zweier Punkte herrschte eine gewisse Uebereinstimmung: Erstens brach sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn, daß eine einfache Decretirung des Gesetzgebers, Heimarbeit und Verlagssystem seien abgeschafft und alle auf Rechnung eines Unternehmers erfolgende gewerbliche Thätigkeit habe in den Werkstätten oder Fabriksräumen desselben vor sich zu gehen, entweder nutzlos bleiben oder von sehr schlimmen Folgen begleitet sein würde. Selbst die deutschen und österreichischen Socialdemokraten mußten auf dem Züricher Congresse für Arbeiterschutz einen diesbezüglichen Antrag der englischen Arbeiterdelegirten als undurchführbar zurückweisen. Bei einer derartig radicalen Kur ist nämlich die Besorgniß nicht ungerechtfertigt, daß die Unternehmer in einzelnen wichtigen Gewerbszweigen, insbesonders in der Bekleidungsindustrie, auf den Ausweg verfallen würden, mit ihren Betrieben in's Ausland zu übersiedeln, welches derartige Beschränkungen der Heimarbeit noch nicht eingeführt hat. So planten die Wiener Confectionäre im Frühling 1896, sich auf ungarisches Staatsgebiet nach Budapest und Preßburg zu flüchten und sich die nöthigen Hülfskräfte aus Ungarn und Galizien kommen zu lassen, als damals (in Folge des Mißverständnisses einer gerade vom österreichischen Handelsministerium veröffentlichten Skizze eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Heimarbeit) das Gerücht Verbreitung fand, die Regierung wolle sie zwingen, selbst Betriebswerkstätten zu eröffnen, statt wie bisher Heimarbeiter zu verlegen. Oesterreich hätte durch einen derartigen unbedachten Eifer nur einen Theil seiner nationalen Industrie an Ungarn verloren, und die früher schlecht entlohnten Heimarbeiter der Wiener Confectionäre wären sodann völlig der Arbeitslosigkeit und der Armenpflege anheim gefallen.

Der zweite fast allgemein angenommene Satz über die praktische Behandlung der Heimarbeit, welcher übrigens nur die positive Ergänzung des ersten negativen bildet, geht dahin, daß „die Gesetzgebung bereits wirksame Tendenzen unterstützen müsse, welche mächtig genug erscheinen, um den Schäden des Verlagssystemes thatsächlich entgegenzuwirken. Die realen Factoren des Lebens müssen die Träger eines diesbezüglichen Gesetzes sein, die schwerfällige Hand des Staates kann da allein nichts ausrichten." Mit diesen Worten schließt Dr. E. Schwiedland, Privatdocent der Wiener Universität, welcher die Verhältnisse der Heimarbeit in Oesterreich und die Mittel zur Beseitigung ihrer Schädlichkeiten zum Hauptgegenstand seiner Studien gemacht hat, eine längere Polemik gegen die Ansicht, die Mißstände in der Heimarbeit seien durch ein völliges Verbot der Letzteren zu beseitigen (siehe seine beiden reichhaltigen „Vorberichte über eine gesetzliche Regulirung der Heimarbeit", erstattet an die niederösterreichische Handelskammer in den Jahren 1896 und 1897, Wien, Verlag der niederösterreichischen Handelskammer).

Schwiedland hat sich schon in seinen früheren Arbeiten über die Heimarbeit in Oesterreich, über jene bereits wirksamen Tendenzen ausgesprochen, welche der Gesetzgeber zur Bekämpfung der aus der Heimarbeit hervorgehenden Mißstände anzuwenden in der Lage ist. Er legt in seinem zur Kenntniß der österreichischen kleingewerblichen Verhältnisse unentbehrlichen Werke „Kleingewerbe und Hausindustrie in Oesterreich" (I. Allgemeiner Theil: Die wirthschaftliche Stellung der Hausindustrie und des Kleingewerbes; II. Die Wiener Muscheldrechsler, Leipzig 1894, Verlag von Duncker u. Humblot) das Hauptgewicht auf die freie Thätigkeit der Heimarbeiterschaft: Die Regierung möge auf die polizeiliche Bevormundung und Hemmung der Arbeiterbewegung ver-

zichten, dann würden die Gewerkvereine der Heimarbeiter ebenso wie jene der Fabrikarbeiter die ökonomische und sociale Hebung ihrer Mitglieder bewerkstelligen. Außer den herkömmlichen Kampfmitteln der Gewerkvereine stände ihnen bei der kleingewerblichen, an den Aufwand großer Capitalien nicht gebundenen Technik ihrer Berufe noch ein anderes zu Gebote: nämlich eine eigenthümliche Combinirung von Gewerkverein und Productivgenossenschaft. Gemäß derselben vertheilt der Gewerkverein (ohne an die strengen juristischen Formen der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften gebunden zu sein) die einlangenden Bestellungen möglichst gleichmäßig unter seine einzelnen Mitglieder. Wenn der betreffende Gewerkverein alle Arbeiter des Ortes oder einen möglichst großen Theil derselben umfaßt, so ist die Heimarbeit eo ipso aufgehoben oder wenigstens den übrigbleibenden Heimarbeitern eine starke Stütze im Lohnkampf geboten. Daß in solchen gewerkvereinlichen Productivgenossenschaften (die übrigens mitunter auch unter verlegten Meistern von ihrer Genossenschaft organisirt werden, so von der Wiener Schuhmachergenossenschaft für die Heereslieferungen) auf anständige Preise, kurze, regelmäßige Arbeitszeit, gesunde Arbeitsräume, sorgfältige Arbeit streng gesehen wird, ist selbstverständlich. Schwiedland erwähnt als besonders gelungenes Beispiel die Organisation der Meerschaumbildhauer in Wien, eine verhältnißmäßig kleine kunstgewerbliche, intelligente Arbeitergruppe, ohne die Schwierigkeiten zu übersehen, die einem ähnlichen Vorhaben bei einer großen minder gebildeten Arbeitergruppe in einer kleingewerblichen Massenproduction, wie Schusterei, Schneiderei, Drechslerei ꝛc. gegenüberstehen.

Als zweiter realer Factor, an welchen die Gesetzgebung anzuknüpfen hat, wird allgemein der Arbeiterschutz im weitesten Sinne des Wortes, welcher auch die Arbeiterversicherung mit umfaßt, betrachtet. Es wird die Ausdehnung desselben auf alle Kategorien der Heimarbeit (Sitzgesellen, Stückmeister, bäuerliche verlegte Hausindustrielle, verlegte kleine Meister) gefordert. Man geht hierbei von der bekannten Thatsache aus, daß die Heimarbeit von den Unternehmern nur so lange benützt wird, als sie ihnen beträchtliche Vortheile vor der Werkstätten- und Fabriksarbeit bietet, wie insbesondere niedrige Löhne, große Ersparniß an Betriebsräumen, Heizung, Beleuchtung, Kosten der Arbeiterversicherung, Abwälzung des Geschäftsrisicos auf die in Zeiten der Geschäftsstockung arbeitslose, in Zeiten guten Absatzes überarbeitete Heimarbeiterschaft. Sobald aber diese Vortheile durch gleichwiegende Nachtheile, z. B. rückständige Technik bei gleichzeitiger Erfindung arbeitsparender Maschinen in dem betreffenden Gewerbe, schleuderhafte Arbeit, Materialunterschlagung ꝛc. aufgewogen werden, zieht der Unternehmer die solidere, technisch vollkommenere Fabriksarbeit vor. Dieser Fall kann sehr leicht eintreten, wenn dem Unternehmer der Verlagsbetrieb durch zwangsweise Durchführung der Arbeiterversicherung, des gesetzlichen Normalarbeitstages und der gesetzlichen Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit vertheuert wird.

Diese zweite Art der Bekämpfung der Mißstände der Heimarbeit, welche im Gegensatz zu dem brüsken sofortigen Verbot eine Besserung durch allmälige Hinüberleitung der Heimarbeiter in Fabriks- und Werkstättenbetriebe erzielen will, wurde namentlich von dem eifrigen preußischen Socialpolitiker Professor Sombart anempfohlen. Schwiedland verhält sich (in den Schlußausführungen des zweiten Theiles seines früher erwähnten Werkes „Kleingewerbe und Hausindustrie in Oesterreich") gegenüber dieser Methode, die Heimarbeit einzuschränken, keineswegs ablehnend. Aber er beurtheilt ihre Durchführbarkeit ziemlich skeptisch. Er weist auf die ungeheuren Schwierigkeiten hin, welche einer gewerbepolizeilichen Reglementirung der Heimarbeiter entgegenstehen. Die Sitzgesellen sind z. B. in Oesterreich schon derzeit der Krankenversicherung unterworfen. Wie mangelhaft ist aber die diesbezügliche Gesetzesbestimmung durchgeführt! Wie durchaus erfolglos und unbeachtet sind die zwar allgemein gehaltenen aber sehr entschiedenen Vorschriften der österreichischen Gewerbeordnung geblieben, welche die Lehrlinge vor Ausbeutung und alle kleingewerblichen Arbeiter vor gesundheitswidrigen Arbeitsverhältnissen schützen wollen!

Während aber die deutschen und österreichischen Socialpolitiker die zur Bekämpfung der Heimarbeit möglicher Weise anwendbaren Mittel erwogen, schuf eine Reihe angelsächsischer demokratischer Staaten eine kühne und, was mehr sagen will, erfolgreiche Gesetzgebung zum Schutze der Heimarbeiter. Der neuen angelsächsischen Heimarbeiter-Gesetzgebung ist es gelungen, mit ebenso sinnreichen als energischen Mitteln, den staatlichen Arbeiterschutz auf die Heimarbeiter auszudehnen, dadurch ihre Ausbeutung den Verlegern allmälig zu verleiden und den übriggebliebenen Heimarbeitern bessere Arbeitsbedingungen zu sichern. Auf diese Weise wurden die Zweifel und Bedenklichkeiten, welche Schwiedland noch 1894 äußerte, durch die Praxis dieser Staaten widerlegt. Diese Wandlung spiegelt sich sehr deutlich in seiner neueren Arbeit ab, den früher erwähnten beiden „Vorberichten über eine gesetzliche Regelung der Heimarbeit". Die Schicksale der von den Gewerkvereinen organisirten losen Productivgenossenschaften werden zwar in dem Berichte von 1896 ausführlich dargestellt. Wir erfahren von den minimalen Erfolgen der englischen Schneider, von den nicht viel besseren Erfolgen der Schweizer Schneider, die eigentlich nur in Zürich mit ihren Bestrebungen durchgedrungen sind. Die Schuster hatten selbst auf dem heißen Boden Englands, speciell Londons, mit derartigen gewerkvereinlichen Bestrebungen Erfolge erzielt, aber nur aus ganz besonderen Gründen. In jenen Districten, wo die Schuhmacherei ohnehin zumeist fabriksmäßig betrieben wird, verhalf der Heimarbeiterminorität die Unterstützung ihrer Collegen dazu, die Eröffnung von Werkstätten zu erlangen. In London hatte der Erfolg, der von den Heimarbeitern wenigstens in der Erzeugung der besseren Qualitäten errungen wurde (von 10000 Zwickern und Ausputzern der Schuhmacherei in London gehören 800—900 der Arbeiterorganisation an, deren Mitglieder nicht in den Wohnungen, sondern in gemeinsamen Betriebsstätten arbeiten) einen Hauptgrund in dem Umstande, daß für das Zwicken und Ausputzen Maschinen bestehen, deren Einführung durch die Vereinigung der Arbeiter in gemeinsamen Werkstätten erleichtert wird, auf solche Weise wurde der sociale Fortschritt durch einen technischen unterstützt. Aber im Allgemeinen legt nun Schwiedland das Hauptgewicht auf die Darstellung und Empfehlung des staatlichen Arbeiterschutzes, indem er in dem Berichte von 1897 auf die Durchführung und Resultaten desselben in England, namentlich aber in Nordamerika und Australien hinweist.

Die Grundlage jedweder Verwaltungsthätigkeit zum Schutze der Heimarbeiter ist eine genaue Registrirung derselben. Ohne Registrirung wäre es gar nicht möglich, diese über Stadt und Land in unzähligen Localitäten zerstreuten Arbeitermassen der nöthigen oftmaligen und eingehenden Besichtigung durch die Fabriks-Inspectoren und Sanitätsbeamte zu unterziehen. In England ist seit der Fabriksgesetz-Novelle vom 1. Januar 1896 und ihrer Durchführungsverordnung vom 27. Januar 1896 eine strenge, ausnahmslose Verpflichtung für die Verleger in den wichtigsten hausindustriell betriebenen Productionen (insbesonders in der Herstellung von Bekleidungsgegenständen sowie in der Kunst- und Möbeltischlerei) aufgestellt, eine ständige Liste ihrer Heimarbeiter mit Angabe der Namen und Adressen zu halten, in welche der Fabriks-Inspector oder die Beamten der öffentlichen Gesundheitspflege jederzeit Einsicht nehmen können. Außerdem hat jeder Verleger oder Mittelsmann jeden 1. März und 1. September eine Liste über den derzeitigen Stand seiner Heimarbeiterschaft dem Fabriks-Inspector zu übersenden. Aehnliche Bestimmungen über die Evidenzhaltung der Heimarbeiterschaft bestehen auch in Nordamerika in den Staaten New-

York, Massachusetts, Maryland, Pennsylvanien, Illinois, Ohio und in Australien in den Colonien Victoria und Neu-Seeland. Während in den erwähnten nordamerikanischen Staaten ein derartiger Registerzwang hauptsächlich nur bei der hausindustriellen Erzeugung von Bekleidungsgegenständen, Tabakwaaren und Galanteriecartikeln vorgeschrieben ist, gilt er in Victoria und Neu-Seeland allgemein für alle Heimarbeiterbetriebe. Doch wird schon jetzt in Nordamerika, speciell in Illinois, wo die aufblühende Millionenstadt Chicago ein Centrum des ärgsten Heimarbeiterelends bildet, von den Gewerbe-Inspectoren eine Ausdehnung der Registerpflicht auf alle Heimarbeiter ohne Unterschied der von ihnen erzeugten Artikel gefordert. In Victoria besteht sogar eine Anmeldungspflicht für die Heimarbeiter selbst, um durch ihre Anmeldungen die Genauigkeit der Listen der Verleger prüfen zu können.

Der historische Ausgangspunkt der Heimarbeiter-Gesetzgebung war bezeichnender Weise nicht die Bekümmerniß über die Lage der Heimarbeiter, sondern die Gefährdung der Consumenten der von ihnen erzeugten Waaren, namentlich der Bekleidungsgegenstände, durch die gesundheitsschädlichen Verhältnisse, unter welchen die Heimarbeit vor sich ging. Es war öfters vorgekommen, daß ansteckende Krankheiten, wie Diphtheritis, Scharlach, Blattern, Krätze ꝛc. in ihrer Verbreitung dadurch ungemein gefördert wurden, daß an denselben Mitglieder der Heimarbeiterfamilien und Bedienstete der berüchtigten „Schwitzbuden" erkrankten und den Ansteckungsstoff sowohl ihren Mitarbeitern in den überfüllten Wohnungen als auch mittelst der von diesen gefertigten Kleider, Galanteriewaaren ꝛc. den Verkäufern und Consumenten derselben mittheilten. Dies war z. B. bei einer argen Blatternepidemie in den ärmeren Vierteln Chicagos im Jahre 1894 der Fall. Diese Umstände wurden von den Fabriks-Inspectoren, Sanitätsbeamten und von den arbeiterfreundlich gesinnten Politikern zu einer lebhaften und wirkungsvollen Propaganda für Heimarbeiterschutzgesetze benützt. So ist im § 6 der englischen Fabriksgesetz-Novelle vom 1. Januar 1896 eine Strafbestimmung gegen den Verleger aufgestellt, der wissentlich in einem Gebäude, worin ein Inwohner von Scharlach oder Blattern befallen ist, an Kleidungsstücken arbeiten läßt. Die diesbezüglichen Bestimmungen der erwähnten nordamerikanischen Staaten dehnen die Strafbarkeit des Verlegers auf alle infectiöse Krankheiten und jede Art von Ansteckungsstoff aus. Sie geben dem Inspector sogar das Recht, unter derartig gefährlichen Verhältnissen erzeugte Waaren mit Beschlag zu belegen, sie zu desinficiren und sogar zu vernichten und stellen für die Sanitätsbeamten die Pflicht auf, von jedem derartigen Krankheitsfalle in dem Wohnhause eines Heimarbeiters den Fabriks-Inspector zu benachrichtigen. Aehnliche Vorschriften bestehen auch in Neu-Seeland und Victoria.

Diese Bestimmungen, welche zwar auch den Heimarbeitern zu Gute kommen, aber in erster Linie dem Schutze der Consumenten gewidmet sind, werden durch eine Reihe anderer ergänzt, welche vorzugsweise die Heimarbeiter selbst vor gesundheitsschädlichen Einwirkungen schützen sollen. So besteht in den nordamerikanischen Staaten New-York, Pennsylvanien, Massachusetts, Ohio die Vorschrift, daß kein Verleger eine Heimarbeit beginnen lassen dürfe, bevor nicht der Gewerbe-Inspector den betreffenden Heimarbeitern nach Besichtigung ihrer Wohnungsräume einen Erlaubnißschein (Permil) gegeben hat. Dieser wird ihnen erst auf Grund einer Prüfung der sanitären Eignung der Heimarbeiterwohnung zu gewerblichen Zwecken ertheilt und kann jederzeit zurückgenommen werden, sobald dies die öffentliche Gesundheitspflege oder die Gesundheit der verwendeten Hilfskräfte erfordert. Wo die Institution des Erlaubnißscheines (Permil) nicht besteht, sucht man wenigstens die Errichtung eines Heimarbeiterbetriebes ohne Wissen des Fabrik-Inspectors durch strenge Strafbestimmungen zu verhüten, damit demselben die Möglichkeit gewahrt sei, sanitäre Uebelstände durch nachträgliche Controle zu beseitigen. Zu diesem Zwecke sind ihm in allen Staaten theils allgemeine, theils specialisirte Vollmachten durch das Gewerbegesetz gegeben, die Erzeugung unter ungesunden, unreinlichen, die Gesundheit der Heimarbeiter gefährdenden Verhältnissen zu verhindern und eventuell mit strengen Strafen an dem Verleger und dessen Mittelsmann zu ahnden.

Das allgemeine Verbot hausindustrieller Erzeugung unter unreinlichen und ungesunden Verhältnissen, wird in den nordamerikanisch-australischen Gesetzgebungen in einer Reihe von Detailbestimmungen ausgeführt. In New-York müssen die von den Heimarbeitern als Wohnung und Betriebsstätte benützten Räume der Zinsgebäude gewissen Bestimmungen in Bezug auf Licht, Luft, Canalisation entsprechen, die Wände und Decken darin müssen im ganzen Hause mindestens zwei Mal im Jahre, je nach den Anforderungen des Gesundheitsamtes, gründlich geweißigt werden In Massachusetts und Illinois erstreckt sich die Controle hinsichtlich der Unbedenklichkeit der hausindustriellen Kleiderconfection vom sanitären und Reinlichkeitsstandpunkte sogar darauf, ob die betreffende Wohnung und die darin erzeugten Kleider frei von Ungeziefer sind. In Maryland verlangt das Gewerbegesetz insbesonders, daß jede Werkstätte frei von Nässe sei, die aus einer Röhrenleitung oder einem Abort herstammt oder auf einen sonstigen gesundheitswidrigen Uebelstand zurückzuführen ist; und es wird schon als eine eventuell strafbare Gesundheitsschädlichkeit betrachtet, wenn die Abfälle des Productionsprocesses oder jeder andere Schmutz und Mist nicht wenigstens ein Mal binnen 24 Stunden entfernt werden. In Ohio ist der Fabriks-Inspector nach seiner freien Ueberzeugung befugt, alle nothwendigen Aenderungen oder einen Reinigungsproceß, Malen oder Weißen, zu fordern, um schädliche Gerüche, Schmutz, Ungeziefer, kurz gesundheitsschädliche oder mit Infectionsgefahr drohende Zustände hintanzuhalten, sowie für genügende Beheizung, Beleuchtung und für Closette zu sorgen. In Maryland besteht auch ein sehr vernünftiges Verbot, zu Zwecken der Beleuchtung oder Beheizung irgend eine explosive oder entzündliche Mischung in irgend einer Form zu gebrauchen.

Mit besonderer Sorgfalt suchen die nordamerikanischen Gesetzgebungen die gesundheitsschädliche Ueberfüllung in den als Betriebsstätten dienenden Wohnungen der Heimarbeiter zu verhüten. Gegenüber dieser Seite des mit der Heimarbeit gewöhnlich verbundenen Wohnungselends wenden sie folgende Mittel an: In New-York und Pennsylvanien wird die Zahl der Personen, welche in einem Heimarbeiterbetrieb (tenement) arbeiten darf, schon im Erlaubnißschein (Permil) fixirt, überdies bestehen in diesen beiden Staaten, sowie auch in Ohio, ausdrückliche Bestimmungen über das Minimum des Luftraumes, welcher auf die einzelne Person in den sogenannten Schwitzbuden zu entfallen hat, und zwar muß derselbe bei der Nachtarbeit größer sein als bei der Arbeit unter Tags. In Illinois ist dem Gewerbe-Inspector gleich bei der Anmeldung des Heimarbeiter-Betriebes die Zahl der daselbst beschäftigten Leute anzugeben. In Maryland besteht ein directes Verbot der gesundheitsschädlichen Uebervölkerung aller Werkstätten, die Heimarbeiter-Betriebe mit inbegriffen. Denselben Zweck verfolgen jene gewerbegesetzlichen Bestimmungen in New-York, Pennsylvanien, Maryland und Ohio, welche den Verleger und Mittelsmann unter Geldstrafe für hinreichende Ventilation verantwortlich machen.

Die Hauptaufgabe einer ernstgemeinten Heimarbeiter-Gesetzgebung, die Durchführung eines gesetzlichen Normalarbeitstages gegenüber den in der Hausindustrie üblichen, ungemessen langen Arbeitszeiten, unterliegt in England, wo ein Normalarbeitstag für erwachsene Männer noch nicht eingeführt ist, großen Schwierigkeiten. Die englische Gesetzgebung begnügt sich damit, die Cumulirung der Fabriks- und Heimarbeit über das Maaß des englischen Normalarbeitstages (für Frauen und Kinder) hinaus zu verbieten. Aber die Controle hierüber, welche sich naturgemäß auf zwei Betriebs-

plätze erstrecken muß, ist sehr schwierig, fast unmöglich. Viel rationeller ist das Gesetz des Cantons Zürich, welches die von Fabriksarbeiterinnen nach Feierabend und an Sonntagen betriebene Heimarbeit völlig verbietet. Aus Pennsylvanien wird berichtet, daß die durch das Heimarbeitergesetz von 1895 bewirkte häufigere Inspection eine strengere Durchführung der auf die Kinderarbeit bezüglichen Vorschriften zur Folge gehabt habe! Auf diesem Gebiete sind eben die Bestimmungen für die Fabriksarbeiterschaft vielfach noch derart im Rückstande, daß man von der Heimarbeiter-Gesetzgebung, welche sich auf jene stützen muß, nicht viel erwarten darf.

In den Berichten der englischen, nordamerikanischen, australischen Gewerbe-Inspectoren wird die Tendenz dieser Heimarbeiter-Gesetzgebung, die Erzeugung durch Heimarbeiter kostspieliger, mühseliger und verantwortungsvoller zu machen, und sie dadurch dem Verleger möglichst zu verleiden, offen eingestanden. Während dies aber bei den bisher angeführten Maßregeln nur auf indirectem Wege erfolgt, hat sich die kühne Gesetzgebung des australischen Staates Victoria direct gegen jene Thatsache gewendet, durch welche die Heimarbeit in erster Linie ihren für den Verleger vortheilhaften Charakter erhält, nämlich gegen die niederen Löhne. Im § 15 des Gewerbegesetzes von 1896 ist für die Bekleidungsindustrie (auch Schuhwaaren), Möbelerzeugung und Bäckerei die Schaffung von Commissionen vorgesehen, welche aus gewählten Vertretern der Unternehmer und Arbeiter paritätisch zusammengesetzt sind. Diese sind unter dem Vorsitze eines unparteiischen Obmanns mit der Aufgabe betraut, für das Gewerbe, welchem sie angehören, je nach der Art der betreffenden Arbeitsleistung örtlich obligatorische Minimalstücklöhne festzusetzen. Diese Special-Commission hat auch die Zahl oder die Verhältnißzahl von Lehrlingen und jugendlichen Hülfsarbeitern unter 18 Jahren zu bestimmen, welche innerhalb einer Fabrik oder Werkstätte beschäftigt werden dürfen, sowie den Minimalpreis oder Lohnsatz für die Arbeit derselben. Durch diese Bestimmungen ist die Heimarbeit in ihrer Wurzel getroffen. Denn wenn die Heimarbeiter auch nur die Entlohnung der am schlechtesten bezahlten Werkstättenarbeiter genießen, so ist bei ihrer technisch-rückständigen und schleuderhaften Arbeitsweise der Vortheil, welchen sie den Unternehmern bieten, größtentheils aufgehoben. Der socialpolitische Vortheil ist um so größer, da durch die Thätigkeit der Lohn-Commission auch die Quelle der Lehrlingsausbeutung für die Verleger und ihre Mittelsmänner verschüttet wird.

Ein eigenthümlicher Weg zur Beseitigung der Heimarbeit wurde in Neu-Seeland eingeschlagen, und zwar im Anschluß an eine im nordamerikanischen Staate New-York übliche Praxis. Dort werden jene Waaren, welche in Heimarbeiterwohnungen producirt wurden, ohne daß der Erlaubnißschein (Permil) des Inspectors vorlag, durch auffällig angebrachte Zettel mit der Aufschrift Tenement made dem Publicum zur Warnung kenntlich gemacht, und die Wegnahme dieser Zettel durch den Heimarbeiter, Verleger oder Händler ist mit schweren Strafen bedroht. In Neu-Seeland wird ein solcher Zettel nicht nur widerrechtlich oder unter ungesunden Verhältnissen erzeugten Waaren angeheftet, sondern alle in Heimarbeiterwohnungen verfertigten Gegenstände müssen bei hoher Geldstrafe durch einen solchen kenntlich gemacht werden. Damit werden sie aber vor dem lebhaften demokratischen Empfinden der dortigen Bevölkerung als sanitär bedenkliche und moralisch verwerfliche Schwitzbudenarbeit gekennzeichnet.

So tiefgreifende Bestimmungen über die Erzeugung und über den Verkauf der hausindustriell verfertigten Waaren bedürfen zu ihrer praktischen Durchführung eines Systems von Strafen und Rechtsnachtheilen, deren Beschwerlichkeit und Härte dem Vortheil einer schrankenlosen Ausbeutung der Heimarbeiter mindestens gleichkommt. Zu gering ist wohl die im Maximum 40 Mark betragende Strafe, welche in England der Verleger für die Nichtanmeldung eines Heimarbeiterbetriebes zu bezahlen hat. Die einigermaßen langandauernde Nichtentdeckung bringt ihm einen viel höheren Gewinn. Wirksamer ist schon das Strafmaximum von 200 Mk., welchem Verleger bei wissentlicher Erzeugung unter Ansteckungsgefahr auferlegt wird. Der Verleger ist auch am besten im Stande, auf die Heimarbeiter Einfluß auszuüben, wohl schon durch die bloße Drohung der Arbeitsentziehung im Fall des Zuwiderhandelns. Weitaus strenger sind die nordamerikanischen Gesetze: Schon durch das Recht des Gewerbe-Inspectors zur Beschlagnahme und eventuellen Vernichtung der unter gesundheitsschädlichen oder unreinlichen Verhältnissen erzeugten Waaren wird der nachlässige oder böswillige Verleger sehr empfindlich getroffen. Außerdem wird jede einzelne Uebertretung der Heimarbeiter-Schutzbestimmungen in Massachussets mit 210—420 Mark gebüßt, in Pennsylvanien mit 420—2100 Mark. Minder streng ist Illinois, wo die Geldstrafen bei einem Minimum von 12,6 Mark bei 420 Mark enden. In Ohio sind Strafen von 210—420 Mark festsetzt, die durch eine Kerkerstrafe von 30—60 Tagen ersetzt oder mit derselben cumulirt werden kann. Maryland verhängt Geldstrafen bis zum Betrage von 4200 Mark, wobei das Minimum je nach der Größe der Uebertretung 420, 630, 840 Mark beträgt. Diese Geldstrafen können mit Gefängniß von 60 Tagen bis zu einem Jahre cumulirt werden. Ueberdies wird die Durchführung dieser strengen Bestimmungen in Maryland dadurch zu sichern gesucht, daß jene Vereine (wahrscheinlich sind die Gewerkvereine der Arbeiter gemeint), welche genügende Beweise zur Verurtheilung einer Person erbringen, die Hälfte dieser hohen Geldstrafen erhalten. In New-York wird sogar der Hausbesitzer und mit ihm der Hausmeister zu einem unfreiwilligen, aber sehr leistungsfähigen und allezeit gegenwärtigen Hülfsorgan des Heimarbeiterschutzes gemacht; indem er ebenfalls straffällig wird, wenn er einen Heimarbeiterbetrieb ohne Permil duldet. In Neu-Seeland wird der Verkauf hausindustriell erzeugter Waaren ohne den in den Augen des Publicums herabsetzenden Zettel mit einer Geldstrafe bis 200 Mark gebüßt, die willkürliche Entfernung des Zettels vor dem Verkaufe mit einer Geldstrafe bis 400 Mark. In Victoria unterliegt der Verleger für jeden Tag der versäumten Eintragung eines seiner Heimarbeiter in die zur Information des Gewerbe-Inspectors dienende Liste einer Strafe bis zu 40 Mark. Jeder Heimarbeiter, welcher seine Adresse dem Gewerbe-Inspector anzumelden unterläßt, unterliegt einer Strafe bis zu 10 Mark. Verletzungen der von der Lohn-Commission getroffenen Bestimmungen werden bei der ersten Uebertretung bis 200 Mark gebüßt, bei der zweiten mit 100—500 Mark, bei der dritten mit 1000—2000 Mark, überdies ist die betreffende Fabrik oder Werkstätte künftighin von der Registrirung ausgeschlossen, d. h. ihr Weiterbetrieb ist untersagt.

Welches sind nun die Erfolge dieser mit so kräftigen Mitteln durchgeführten Heimarbeiter-Gesetzgebung? Das Endziel derselben, der allmälige Uebergang der Heimarbeiter in Werkstätten und Fabriken, ist bis jetzt noch nirgends erreicht worden, obwohl je nach der größeren oder geringeren Ausdehnung der Schutzbestimmungen eine mehr oder weniger weitgehendere Annäherung an dieses Ziel erfolgt ist. Denn jede Lücke des Gesetzes ermöglicht unter dem Drucke der von der Concurrenz bedrohten Verleger und der durch Arbeitslosigkeit, Noth und niedere Stücklöhne zur Verzweiflung gebrachten Heimarbeiter die Fortdauer der alten schlimmen Zustände. In den nordamerikanischen Staaten (im Gegensatze zu Victoria und Neu-Seeland) liegt nach dem übereinstimmenden Urtheile der Fabriks-Inspectoren die Möglichkeit zum Umgehen aller Schutzbestimmungen darin, daß der Betrieb der Heimarbeit bloß mit den eigenen Angehörigen, mit Frau und Kindern, von der Wirksamkeit derselben ausgenommen ist, und die Verleger mit ihren Aufträgen sich fast ausschließlich an solche Heimarbeiterfamilien wenden. Ueberdies werden häufig

vor dem Gewerbe-Inspector Fremde als nahe Verwandte bezeichnet. Noch verhängnißvoller als diese verhältnißmäßig leicht zu beseitigende Lücke, welche in der ungerechtfertigten Begünstigung der Familienbetriebe liegt, ist jene andere, welche durch die Existenz autonomer einer gesetzlichen Regelung der Heimarbeit entbehrender Bestandtheile desselben Zollgebietes gegeben ist. Die Fabriks-Inspectoren der nordamerikanischen heimarbeitsfeindlichen Staaten, insbesondere die aus New-York und Massachussets, wo die Heimarbeiter-Gesetzgebung die verhältnißmäßig größten Erfolge erreicht hat, klagen darüber, daß durch die Strenge der Gesetzgebung und Verwaltung ihrer Länder die Heimarbeit mit allen ihren Mißständen in jene Gebiete hinübergedrängt wird, in welchen dieselbe keiner gesetzlichen Einschränkung unterliegt. Massachussets und Illinois haben sich sogar kurzer Hand dadurch zu helfen gesucht, daß sie dem Gewerbe-Inspector und den Sanitätsbeamten eine Controle über die Einfuhr von Kleidungsstücken und Galanteriewaaren einräumten mit der Befugniß, alle dergleichen Artikel mit Beschlag zu belegen oder zu vernichten, falls sie unter ungesunden Verhältnissen oder an unreinlichen Orten erzeugt sind. Statt dieser staatsrechtlich bedenklichen und hinsichtlich der praktischen Wirkung zweifelhaften Maßregeln schlagen die Gewerbe-Inspectoren ein alle Staaten der Union umfassendes Reichsgesetz zur Regelung der Heimarbeit vor. Eine vortheilhafte Wirkung der in Victoria ausnahmslos unter Strafandrohungen gegen Verleger und Verlegte durchgeführten Registrirungspflicht ist die Beseitigung der von den Arbeiterinnen schwer empfundenen und bitter angefeindeten „Concurrenz des Mittelstandes", welche darin besteht, daß der geheimgehaltene Betrieb der Heimarbeit von den weiblichen Mitgliedern dürftiger Schichten mit den socialen Ansprüchen des Mittelstandes (Frauen und Töchter kleiner Beamten, Lehrer 2c.) zur Befriedigung gewisser Mittelstands- und Luxusbedürfnisse benutzt wird. Jenen Frauen, welche nach den Worten des englischen Socialpolitikers Charles Booth den festen Glauben haben, daß eine schäbige Eleganz und verstohlen verdiente Hungerlöhne ihrer Stellung als „Damen" weniger Abbruch thun, als wenn sie gute Löhne öffentlich verdienten, ist durch die Registrirungspflicht ihr bisheriges Verfahren verleidet worden.

Die für Deutschland und Oesterreich unabweisbar gewordene gesetzliche Regelung der Heimarbeit wird sich aber mit der bloßen Reception der nordamerikanisch-australischen Bestimmungen nicht begnügen können. Viele der letzteren sind nur auf das Sweater-System im Großen anwendbar, welches in den angelsächsischen Staaten dominirt, in Deutschland, namentlich in den Großstädten, erst in der Ausbreitung begriffen, in Oesterreich aber überhaupt noch nicht zur Entwickelung gekommen ist. In Oesterreich und in der Mehrzahl der Fälle auch in Deutschland, hat man es mit einzelnen männlichen und weiblichen Sitzgesellen, mit verlegten Familien und Kleinmeistern zu thun, aber das englisch-amerikanische System der Mittelsmänner im großen Stile, welche wiederum viele Heimarbeiter unter sich haben, ist noch nicht durchgedrungen. Außerdem gehört es zu den wichtigsten Aufgaben des deutschen und österreichischen Heimarbeiterschutzes, die Heimarbeiter der Wohlthaten der in den englischen Staaten (abgesehen von den Anfängen einer obligatorischen Unfallversicherung in England) noch gar nicht bestehenden Zwangsversicherung, insbesonders der Kranken- und Unfallversicherung, theilhaftig zu machen. Die deutsche Alters- und Invalidenversicherung fehlt zwar derzeit noch in Oesterreich, wird aber daselbst als nothwendige Ergänzung der schon erfolgten Neuregelung der Gesetzgebung über das Heimathsrecht und den Unterstützungswohnsitz innerhalb der nächsten Jahre durchgeführt werden müssen. Dabei hat die, namentlich in Oesterreich, von Gesetzes wegen scharf durchgeführte Trennung der kleingewerblich beschäftigten Personen in kleingewerbliche Meister und kleingewerbliche Arbeiter (Gesellen und Lehrlinge) zurückzutreten hinter der wichtigen Unterscheidung in verlegte Heimarbeiter einerseits, in Werkstätten selbstständig arbeitende Meister sammt Gehülfen und Lehrlingen andererseits. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die kleingewerblichen Meister ebenso zur Theilnahme bei Kranken-, Unfalls- und Invaliditätskassen gesetzlich verpflichtet werden, wie es die Arbeiter schon längst sind. Sonst würden die Verleger ihre Sitzgesellen zu formellen Meistern machen und die Durchführung der Zwangsversicherung vereiteln. Ebenso nothwendig ist die Ausdehnung des österreichischen elfstündigen Normalarbeitstages auf das Kleingewerbe, wenn irgend ein Erfolg in der Frage der Heimarbeit erzielt werden soll. Wo derselbe, wie in Deutschland, für erwachsene Männer nicht besteht, dort soll er eingeführt, und mindestens für Frauen und für junge Leute bis 18 Jahren auf 10 Stunden herabgesetzt werden. Vielleicht werden die Kleingewerbetreibenden auf das privilegium odiosum ungemessen langer Arbeitszeit leichter verzichten, wenn ihnen die Einsicht kommt, daß ihre und ihrer Leute Ueberarbeit schließlich nur ihren Verlegern zu Gute kommt. Außerdem bedarf es einer ausgiebigen Vermehrung der Gewerbe-Inspectoren, falls sie die neue Aufgabe bewältigen sollen, der Heimarbeit mittels jener wohlthätigen nordamerikanischen Vorschriften an den Leib zu gehen, welche den Verleger oder Mittelsmann, der an unreinlichen Orten und unter ungesunden Verhältnissen arbeiten läßt, so energisch zur Rechenschaft ziehen. Speciell in Oesterreich ermöglicht die bisherige Anzahl der Gewerbe-Inspectoren kaum eine oberflächliche Inspection der größeren Betriebe. Bei der großen Betheiligung des weiblichen Geschlechtes an der Heimarbeit ist auch die Anstellung weiblicher Gewerbe-Inspectoren, die sich in den angelsächsischen Staaten bekanntlich ausgezeichnet bewährt haben, unentbehrlich. Auch ist die Ausdehnung des Truckverbotes auf die Hausindustrie unbedingt nothwendig, damit nicht der Verleger den Heimarbeitern, abgesehen von seiner sonstigen wirthschaftlichen Uebermacht, noch als creditirender Gemischtwaarenverschleißer gegenübertrete. Endlich soll der ausbeuterische Mißbrauch, daß der Verleger dem Heimarbeiter die Arbeitsmittel, die er ihm beistellt, höher als zum Selbstkostenpreise anrechnet, durch ein gesetzliches Verbot bekämpft werden. Es wäre sehr wünschenswerth, daß sich die mitteleuropäischen Staaten über die Grundlinien eines gemeinsamen Vorgehens gegenüber der Heimarbeit einigen würden, damit nicht gegen den Heimarbeiterschutz unter dem Vorwande, er dränge einzelne nationale Industrien in's Ausland, Stimmung gemacht werde. Eine unumgängliche Nothwendigkeit ist eine derartige internationale Verständigung bei den langsam und allmälig eintretenden Wirkungen eines vernünftigen Heimarbeiterschutzes freilich nicht, zumal da das muthige Vorangehen eines Industriestaates in einer socialpolitischen Frage die beste Einwirkung und Propoganda auf die öffentliche Meinung und die leitenden Factoren der anderen Culturstaaten zu bilden pflegt. Speciell in der Frage der Heimarbeit suchen die ihrer Lage bewußten Arbeiter aller Nationen ihren betreffenden Regierungen mit allem Eifer ein müßiges Zusehen und Dulden unmöglich zu machen. So wurden kürzlich in Berlin und Petersburg von den dortigen Regierungen Verordnungen zur Regelung der argen Arbeitsverhältnisse in der Confectionsindustrie erlassen, und die Anregung dazu kam von großartigen Strikes der in der Kleidererzeugung verlegten Arbeiter.

Jedenfalls bildet die Frage der Heimarbeit eines der brennendsten, eines baldigen Einschreitens bedürftigsten socialpolitischen Probleme der Staaten Mitteleuropas, mag auch der Verlagsbetrieb mit seinen geringen Erfordernissen an Capital und Unternehmungsgeist in der rückständigen österreichischen Volkswirthschaft eine viel bedeutendere und in Folge dessen auch traurigere Rolle spielen, als in den wohlhabenderen und fortgeschritteneren Weststaaten. Das reiche Material, welches Schwiedland in seinen Vorberichten über den Charakter

und die Erfolge der englisch-amerikanisch-australischen Heimarbeiter-Gesetzgebung gesammelt hat, ist sicherlich geeignet, den competenten Factoren Deutschlands und Oesterreichs bei der hoffentlich bald erfolgenden legislativen Behandlung der Heimarbeit vom größten Nutzen zu sein.

## Literatur und Kunst.

### Herkunft und Werdegang der Schopenhauer'schen Philosophie.

Von Eduard von Hartmann.

Den ontologischen Monismus, nach welchem das innere Wesen in allen Dingen schlechthin eines und dasselbe ist, entlehnt Schopenhauer von der Vedantalehre, den Eleaten, Scotus Erigena, Giordano Bruno, Spinoza und Schelling; aber was dieses Eine sei, nämlich Wille, das hat er zum ersten Mal als alleiniges metaphysisches Princip hingestellt und systematisch ausgeführt, wenn sich auch in Andeutungen dafür eine Menge Vorgänger finden (Vgl. Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. II, 736, Parerga, 2. Aufl., I, 144—146). Die Begründung, warum das Wesen in allen Dingen Eines ist, schöpft er aus Kant's transcendentalen Idealismus, der dem Ding an sich Raum, Zeit und Kategorien, also auch die Vielheit, abspricht. Wenn Fichte sich um des ethischen Idealismus willen, Schelling um des metaphysischen Idealismus willen an den erkenntniß-theoretischen Idealismus Kant's angeklammert hatte, so thut Schopenhauer es lediglich um des Monismus willen, weil er nur hierdurch die Einheit des Weltwesens trotz des Scheines seiner individuellen Zersplitterung sicher beweisen zu können glaubt. Darum ist es unrichtig, ihn als Individualisten zu betrachten; er schöpft zwar aus der individuellen inneren Erfahrung den Fingerzeig für das, was das Weltwesen ist, aber sein ganzes Interesse geht dahin, die Einheit desselben zu sichern.

Schopenhauer will das Ergebniß Berkeley's erneuern, daß alle Objecte nur Vorstellungen seien (Welt ꝛc. II, 13 bis 14). Locke hatte die secundären Qualitäten der Objecte als bloß subjectiv nachgewiesen; daß aber auch die primären bloß subjectiv seien, hat nach Schopenhauer's Ansicht erst Kant in seiner transcendentalen Aesthetik bewiesen. Von Kant übernimmt er ferner die dynamische Auffassung der Materie, die Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich, von empirischem und intelligiblem Charakter, die transcendentale Freiheit, das Nichterforderlichsein von bewußter Intelligenz und Absicht für die zweckmäßige Einrichtung der Naturerscheinungen, das interesselose Gefallen am Schönen, den Primat des Praktischen über das Theoretische im Bewußtsein, den empirischen Pessimismus und die moralische Geringschätzung der Menschen. Während aber bei Kant praktische Vernunft und transcendentale Freiheit zusammenfallen, unterscheidet Schopenhauer Beide scharf, indem er die Vernunft auf abstrakte discursive Reflexion und die Freiheit auf die Fähigkeit der Vernichtung des ganzen Eigenwillens beschränkt (Nachlaß, herausgegeben von Grisebach III, S. 100).

Er sieht die Kantische Philosophie ganz durch die Brille der idealistischen Schule Kant's (Parerga II, 97), nach welcher der Verstand wohl durch seine Einrichtung genöthigt ist, die Sache so anzuschauen, als ob das Ding Ursache der Sinnesempfindung wäre, thatsächlich aber weder das Ding an sich noch das Object Ursache derselben sein kann. Ersteres kann es nicht sein, weil es keine transcendente Causalität giebt (Welt ꝛc. I, 516, 529—530), Letzteres nicht, weil das Object die bloß unbewußte causale Projection der Empfindung nach außen, also das Posterius der Empfindung ist. (Welt I, 527, II, 26). —

Von Bouterweck entlehnt er die nähere Ausführung des Kant'schen Dynamismus, nach welcher die ganze Welt ein System von Kräften ist, und die Wirklichkeit in der Virtualität besteht. Nach seiner idealistischen Deutung Kant's faßt er die Kräfte als bewußtseinsimmanente Erscheinungen auf, setzt sie mit der Materie überhaupt identisch und erklärt es für falsch, die Materie als ihr Resultat und die Kräfte als übersinnliche Principien zu betrachten, aus denen die Materie erst wird (Nachl. ed. Grisebach III, 19—28, 145). In seiner Anlehnung an Bouterweck macht er die mit dem Willen identischen Naturkräfte allerdings zu übersinnlichen Principien, aus denen alle Natur und Wirklichkeit, also auch alle Objecte und Materie erst als ihr Resultat entspringen. Die erstere Bedeutung von Kraft ist die erkenntniß-theoretisch-idealistische, die Letztere die realistische. —

Mit Fichte's erstem Standpunkt stimmt Schopenhauer darin überein, daß der letzte Grund nicht Dasein oder auch nur Sein, sondern ein Thun, eine Thathandlung und zwar ein Thun bloß um der Thätigkeit willen, d. h. ein ziellos blindes Wollen ist, während das Dasein und Sein nur ein Product der Thätigkeit für das Bewußtsein (Nachl. III, 56, IV, 195) und die Substanz nur erfüllter Raum ist (ebd. III, 15). Wollen und Spontaneität sind ein und dasselbe (ebd. III, 112). Er theilt zwar Fichte's Mißachtung für die Natur und Wirklichkeit, aber nicht seinen Glauben an die sittliche Vernünftigkeit der Urthätigkeit und an die fortschreitende Vergeistigung und Versittlichung des Natürlichen. Von Kant und Fichte hat Schopenhauer gelernt, daß die ganze Welt nur dann Sinn und Bedeutung hat, wenn man sie ethisch auffaßt; er erkennt deßhalb schon früh eine Teleologie der Natur in Bezug auf sittliche Zwecke an (Nachl. III, 88). Dagegen verwirft er Fichte's Glauben, daß ein seliges Leben vor dem Tode möglich sei; denn es ist eben die Arbeit das Lebens, in der langen Reihe der dumpfen, trüben Stunden das mühsam durchzuführen, was man in den wenigen erhabenen, hellen Stunden erkannt hat (ebd. 122, 119).

Schopenhauer wirft Fichte vor, daß er das unerkennbare Subject des Erkennens („Ich") zum Object („das Ich") gemacht habe; aber er thut ihm damit Unrecht, indem auch bei Fichte das absolute Ich unerkennbar für das empirische Bewußtsein, das empirische Ich aber nur Erscheinung ist. Er wirft ihm ferner vor, daß er das freie Wollen, die Spontaneität, und jene gesetzmäßige, unbewußte Thätigkeit verwechsele, durch welche unser Wahrnehmen producirt wird (99—100), während er selbst die Sonderung von Wollen (ohne Object) und Erkennen (ohne Trieb) streng durchführen will (99). Am heftigsten richtet sich sein Tadel gegen Fichte, weil dieser das Entstehen des empirischen Bewußtseins und seiner Gesetze und Formen erklären will, wobei er sich zu seinen Deductionen eben jener erst zu erklärenden Gesetze bedienen und die Kategorien transcendent gebrauchen muß (95, 111). Dieses Verhalten ist offenbar sich selbst widersprechend, wenn die bloß immanente Giltigkeit dieser Gesetze und Formen für das empirische Bewußtsein einmal zugestanden ist, d. h. wenn die negativen Grunddogmen des transcendentalen Idealismus richtig sind. —

Schelling ist Derjenige, der Schopenhauer seine wichtigsten Gedanken, soweit sie von denen Kant's und seiner Schule verschieden sind, geliefert hat. Schopenhauer hat in den Jahren 1811—1813 sämmtliche bis zum Jahr 1812 erschienenen Schriften Schelling's sorgfältig studirt (Nachl. III, 123—171, Parerga II, 118). Nach Schelling sind der Verstand (in construirender Thätigkeit) und das Object ein und dasselbe (Schelling's Werke I, 1, 410); das Subject ist nicht ohne das Object aufzuheben und umgekehrt (I, 1, 327). Die Causalität kann zugleich als Vertreterin der Relationskategorien und damit auch aller übrigen Kategorien gelten

(I, 3, 514 fg., I, 2, 33). Die physikalische Atomistik ist eine philosophisch ganz unhaltbare Ansicht (I, 2, 200—212, vgl. Schop. Par. II, 118). Der Begriff ist nur der Schatten einer Realität, die allein von der Anschauung geliefert wird (I, 3, 427). Alles dies klingt bei Schopenhauer nach und findet nur seine genauere Ausführung. Auch die intellectuelle Anschauung, den Centralgedanken der Schelling'schen Philosophie, billigt und übernimmt Schopenhauer ausdrücklich (Nachl. III, 128) und verwirft nur die Ansicht, als ob die überzeitliche, übersinnliche, intellectuelle Anschauung vom empirischen Willen und der Verstandesbildung abhängig sein, dem Verstande philosophische Erkenntnisse übermitteln, oder als übersinnlicher Erklärungsgrund des empirischen Bewußtseins und seiner Gesetze und Formen dienen könne (ebd. 131, 141, 153, 162, 165).

Schelling tadelt Beck, daß er das Ding an sich nur zu exterminiren aber nichts Anderes an seine Stelle zu setzen wisse, da man doch ohne übersinnlichen Grund der Realität unserer Vorstellungen nicht abkommen könne; Beck bemühe sich vergeblich, das Reale unserer Empfindungen zu erklären, weil er nur ideale Thätigkeit kenne. Das Hinausgehen zum übersinnlichen Grund der Realität unserer Vorstellungen oder zu dem positiven Ersatz des Kant'schen Dinges an sich erfolgt bei Schelling in doppelter Weise. In seiner ersten Periode durch die Platonische Idee (I, 1, 406—407 u. 415), beim Uebergang zur zweiten Periode durch Betonung des Willens als der realen Thätigkeit neben und hinter der idealen.

Die Platonische Idee, die mit dem Kant'schen Ding an sich zusammenfällt, erfassen wir in der unbewußten Seligkeit der intellectualen oder transcendentalen Anschauung, in welcher Subject und Object mit einander verschwinden (I, 1, 317 bis 327), und nur das reine Subject-Object, das absolute Erkennen, das obsolute Ich, die Form aller Formen übrig bleibt (I, 4, 327). In dieser intellectuellen oder transcendentalen Anschauung werden die Dinge nicht für die Erscheinung, sondern ihrem ewigen Charakter nach, oder wie sie an sich sind, bestimmt (I, 4, 326). Offenbar hat Schelling hier die Platonischen Ideen durch Verschmelzung mit der dritten Erkenntnißgattung Spinoza's aus der nüchternen Begriffssphäre in die einer mystischen, unbewußten, überindividuellen Anschauung erhoben und damit etwas ganz Anderes aus ihnen gemacht. Schopenhauer sieht die Platonischen Ideen lediglich mit den Augen Schelling's, ohne seine Quelle zu nennen; auch bei ihm sind sie unbewußte Intuitionen, die der bewußten ästhetischen Anschauung ähnlich gedacht sind und dieser zu Grunde liegen sollen. Aber die unbewußte intuitive Vernunft, mit der bei Schelling sich die Besonderung der Einen absoluten Idee zu Gattungsideen und Einzelideen vollzieht, übernimmt Schopenhauer nicht mit; ebenso verwirft er Schelling's Bezeichnung der Ideen als ewiger unendlicher Begriffe (Nachl. III, 136). Schopenhauer unterscheidet Begriff und Idee so, daß Ersterer auch Artefacte und das unter Relationen Stehende, Letztere aber nur Uebersinnliches und Naturformen ausdrückt (Nachl. III, 209—210). Er weiß auch, daß Platon seine Ideen auch auf Artefacte ausdehnt, (Nachl. IV, 267) also etwas ganz Anderes unter Idee versteht als er selbst. Trotzdem fährt er fort, seinen Begriff der Idee als „platonische Idee" zu bezeichnen.

Schon in seiner ersten Periode sagt Schelling gelegentlich, daß Wollen die Quelle alles Selbstbewußtseins, und Geist ursprüngliches Wollen sei (I, 1, 401, 499); aber er zieht daraus noch keine Consequenzen. In der Schrift über die Freiheit dagegen lehrt er einen realistischen Pantheismus des Urwillens, in dem alle Einzelwillen begriffen sind (I, 7, 352, 337). Nun ist der positive Begriff des Ansich die Freiheit (I, 7, 352). Schon bei Kant entpuppt sich das Ansich des Menschen überall als Freiheit, wo es positiv auftritt; es blieb also nur der Schritt übrig, diese Freiheit als Wille zu bestimmen und auf alle Kreatur auszudehnen. Indem Schelling diesen Schritt that, lieferte er Schopenhauer auch die andere Seite seines Systems, was Schopenhauer ebenfalls ignorirt. (Welt I, 595—597). Die allgemeine Virtualität als Charakter des Daseienden war Schopenhauer bereits durch Bouterweck gegeben, der auch den Willen als eine Art der Kraft bestimmt; es bedurfte nur noch der Verallgemeinerung des Begriffs Wille, um auch die Kraft als eine Art des Willens zu bestimmen. Indem Schelling diese Verallgemeinerung vollzog, lieferte er Schopenhauer die Grundlinien seiner Willensmetaphysik. Auch als Willensmetaphysiker bleibt Schopenhauer ebenso wie Schelling ein deductiver Philosoph; „nicht aus der Erscheinung das Ding an sich, was ewig mißlingen mußte, sondern umgekehrt soll erklärt werden" (Nachl. IV, 342). Bei Schopenhauer ist ebenso wie in Schelling's zweiter Periode der Wille als wollender ein Nichtseinsollendes, und seine Erhebung zum Wollen eine Schuld und die Quelle alles Uebels, die zu sühnen und wieder zu verschließen Aufgabe des Weltprocesses ist.

Bei Schelling läuft neben dem principiellen Monismus des Urwillens eine gewisse individualistische Neigung zur Hypostasirung des Individualwillens einher, und über diese anhängende Inconsequenz ist auch Schopenhauer nicht völlig hinausgekommen. Die transcendentale Freiheit und den intelligiblen Charakter Kant's betrachtet Schopenhauer gefärbt durch die Schelling'sche Freiheitslehre. Auch die Unterscheidung von praeter und extra scheint er aus Schelling's Schrift über die Freiheit entnommen zu haben, ebenso wie die Ansicht, daß der Mensch die Natur an sich nehme und erlöse (I, 7, 344, 411). Was er Schelling vorzuwerfen hat, ist, daß er das Ideale und Reale zur Identität verschmelzen will, anstatt es auseinanderzuhalten; dabei übersieht er nur, daß die Identität bei Schelling nur Einheit bedeutet, und daß er selbst sich letzten Endes der Einheit des absoluten Subject-Objects mit dem Urwillen doch ebenso wenig entziehen kann wie der Einheit des Subjects und Objects in der Idee. —

Neben diesen Einflüssen machen sich noch zwei andere geltend: der französische Materialismus und die indische Religionsphilosophie. Den Ersteren glaubte er ungescheut in sein System aufnehmen zu können, wofern er nur alle seine Lehren im Sinne des Berkeley-Hume'schen Phänomenalismus oder des Kant'schen transcendentalen Idealismus umdeutete, und Dasjenige, was der Materialismus für eine bewußtseinstranscendente Realität hielt, als bewußtseinsimmanente, phänomenale, empirische Realität auslegte.

Die indische Religionsphilosophie bestätigte ihm nicht nur die Wesenseinheit des Alls, sondern lehrte ihn auch, den Phänomenalismus als Begründung dieses Monismus aufzufassen. Sie wies ihn ferner auf den Monismus, das tat twam asi, als die metaphysische Begründung der Moral, und auf das Mitleid und die quietistische Askese als die exoterische und esoterische Bethätigungsform des monistischen Moralprincips unter den gemachten phänomenalistischen Voraussetzungen hin. Sie zeigte ihm weiterhin die Vertiefung des Kant'schen empirischen Pessimismus zum metaphysischen, gab ihm ein Vorbild in der falschen Uebertragung ethischer Begriffe (Schuld und Sühne) auf die metaphysische Sphäre und machte ihm die geschichtslose Weltanschauung des absoluten Illusionismus vertraut. Sie lehrte ihn endlich die Wiederverkörperungslehre als exoterischen Ausdruck für die Unzerstörbarkeit des monistischen Wesens durch den Tod begreifen und das Nichtmehrwiedergeborenwerden als Sinnbild der vollzogenen Verneinung des Willens zum Leben. Alle diese weit auseinanderliegenden Bestandtheile sind in Schopenhauer's Philosophie nur lose mit einander verknüpft und in keine widerspruchslose und organische Verbindung gebracht. —

Sehr lehrreich ist die antipodische Stellungnahme Schopenhauer's Hegel gegenüber. Hegel übernahm von Schelling gerade das, was Schopenhauer verwarf: die Vernunft als

Formalprincip der Selbstentfaltung, Besonderung und Fortentwickelung der Idee. Schopenhauer will davon nichts wissen; denn er kennt nur eine bewußte, discursiv reflectirende, abstrakt begriffliche Vernunft, aber keine unbewußte, zeitlose, intuitive, wie Hegel sie annimmt, und schiebt deßhalb Hegel seinen andersartigen Begriff von Vernunft unter. Er kennt nur abstrakt allgemeine, aus der Anschauung abgezogene Begriffe und bemerkt nicht, daß Hegel gar nicht von diesen redet, sondern von unbewußten, normativen Intellectualfunctionen, die ein Prius der Anschauung sind und als Einheit des Allgemeinen und Besonderen mit den Ideen oder „unendlichen Begriffen" Schelling's zusammenfallen. Er bekämpft die Hegel'sche Idee in einer Weise, die, wenn sie berechtigt wäre, gerade ebenso gut seine eigene Idee als metaphysisches Prius der Individuen und ihrer bewußten Erkenntniß treffen und nur die ästhetische Idee als tertiäres Product des Willens übrig lassen würde. Wenn schon seine Urtheile über Fichte und Schelling nichts weniger als unbefangen und gerecht sind, so hat ihn seine Antipathie gegen Hegel gänzlich verhindert, dessen Absichten zu verstehen und sachlich zu kritisiren.

Crusius und Rüdiger hat Schopenhauer erst in den Jahren 1821 und 1828 kennen gelernt, also erst nach der Fertigstellung seines Systems. Er constatirt, daß Rüdiger Erkennen und Wille als mens und anima sondert und dem Willen oder der anima außer der Muskelbewegung auch die Formation des Fötus, Instinct und Divination zuschreibt, und daß Crusius dem Willen die Priorität vor dem Verstande zuspricht und die Gründe in Ideal- und Realgründe, Letztere wieder in Existentialgründe und Ursachen (der Veränderung) eintheilt. Er selbst ist auf seine vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde dadurch gekommen, daß er zunächst auf Grund seines Willensprincips zu der üblichen Unterscheidung von Ursache und Erkenntnißgrund das Motiv als drittes hinzufügte und die Ursache ratio essendi nannte (Nachl. III, 45, 59), dann aber auch die ratio essendi bei mathematischen Sätzen von der ratio fiendi oder Veränderungsursache sonderte (Nachl. III, 75—76). —

In den Jahren 1811—1814 nahm Schopenhauer einen Standpunkt ein, der sich noch nicht mit seinem späteren deckt, wohl aber die Keime zu demselben enthält und insbesondere demjenigen Schelling's noch näher steht. Er ist als der Standpunkt des „besseren Bewußtseins" zu bezeichnen. Da er vom Herbst 1811 ab bis Frühjahr 1813 in Berlin Vorlesungen hörte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er auch bei Solger gehört hat, der bei der Gründung der Universität Berlin von Frankfurt dorthin berufen war. Der Standpunkt des besseren oder höheren Bewußtseins stimmt so auffallend mit demjenigen Solger's überein (vergl. meine „Deutsche Aesthetik seit Kant", S. 66—67), daß es überaus merkwürdig wäre, wenn Schopenhauer unabhängig von Solger und doch in paralleler Gedankenentwickelung mit diesem aus Schelling die nämlichen Consequenzen abgeleitet haben sollte. In dem curiculum vitae, das er seinem Habilitationsgesuch beifügte, nennt er allerdings Solger nicht unter seinen Lehrern, erwähnt aber auch Fichte nur nachträglich und anhangsweise.

Es besteht eine Duplicität des Bewußtseins; das eine Bewußtsein ist das niedere, gemeine, empirische, zeitliche, sinnliche, kategoriale, bedingte, persönliche, das andere das höhere, bessere, ewige, unzeitliche, übersinnliche, kategorienlose, unbedingte, unpersönliche, absolute Bewußtsein. Das Erstere theilt sich in Verstand und Vernunft, das Letztere steht hoch über allem Verstand und aller Vernunft wie über aller Natur (III, 69—70, 86, 96, 142, 155). Nur im Zustand des Ersteren wird philosophirt, in dem des Letzteren nicht, denn in ihm ist der Gegensatz von Unbedingtem und Bedingtem, Gott und Welt, verschwunden (III, 110, 140, 95). Der Philosoph in seinem niederen philosophirenden Bewußtsein hat nur ein bedingtes Wissen vom Absoluten; sofern er aber sich in den absoluten Zustand des besseren Bewußtseins oder in die absolute Erkenntnißweise erhebt, weiß er nicht vom Absoluten, sondern ist dieses selbst (Nachl. III, 38, 140). Das empirische Bewußtsein besteht in dem Gegensatz von Subject und Object und fällt mit ihm hinweg (160, 161); das bessere Bewußtsein hat keinerlei Objecte mehr, also auch kein Subject (91). Das bessere Bewußtsein ist also ein Bewußtsein ohne Subject, wenn man Subject im immanenten Sinne versteht, wo es das Object als sein Correlat fordert; versteht man dagegen unter Subject das Unerkannte, das Noumenon, das Ding an sich (III, 47), dann ist das Subject das Absolute selbst und fällt demnach mit dem besseren Bewußtsein zusammen. Man könnte den Ausdruck Gott dafür brauchen, wenn von diesem Begriffe nicht Persönlichkeit und Causalität unabtrennbar wären (IV, 236). Der absolute Zustand des besseren Bewußtseins (III, 143) liegt jenseits aller Erfahrung, so daß er positiv unsagbar ist, und wir nur negativ von ihm sprechen können (IV, 145). Er ist weder theoretisch noch praktisch (ebd.) und überhaupt nichts meinem jetzigen Bewußtsein Analoges (III, 142); er ist über Sündhaftigkeit, Uebel und Tod (IV, 179). Zwischen beiden Arten des Bewußtseins giebt es keine Vermittelung; wo das Eine auftritt, muß das Andere zurücktreten (IV, 222—223). Die wahre Philosophie oder der Kriticismus hat nur die Aufgabe, alle Aeußerungen des besseren Bewußtseins zu sammeln und es vom gemeinen Bewußtsein zu unterscheiden.

Er fragt sich also: welches sind die Aeußerungsformen des besseren Bewußtseins, wenn doch dieses selbst über und jenseits aller Vernunft und Erfahrung liegt? Nach der Seite des Willens sind dies das Sittengesetz, die Heiligkeit und Seligkeit, nach der Seite der sinnlichen Vorstellung hin die Anschauung des Schönen und Erhabenen, nach der Seite des Denkens die Einsicht, daß der Mensch ein außerzeitliches, übersinnliches, freies, unbedingt seliges Wesen ist (III, 79). Der Duplicität des Bewußtseins entspricht die Duplicität der Willensrichtung: Hedonik und Askese (IV, 221; III, 80); der natürliche, glückſuchende Wille wird von der praktischen Vernunft oder dem Instinct geleitet, und das bessere Bewußtsein erscheint ihm dann nur als gebietendes Gesetz oder Sollen (IV, 145) oder kategorischer Imperativ. Die Askese negirt das Zeitliche als solches, das von der Moralität noch bejaht und nur nach Maaßgabe des besseren Bewußtseins geregelt wird (III, 80). Für den Standpunkt des gemeinen Bewußtseins Tod und Vernichtung bedeutend, ist doch das bessere Bewußtsein an sich selbst Quelle aller wahren Seligkeit und alles echten Trostes (IV, 219). Laster ist Negation des besseren Bewußtseins (III, 81).

Beim Heiligen herrscht das bessere Bewußtsein so ungestört, daß ihm die Sinnenwelt verblaßt; beim künstlerischen Genie dagegen ist ein ebenso lebendiges besseres Bewußtsein begleitet von einem lebhaften Bewußtsein der Sinnenwelt (III, 71), und das Ergebniß ist die platonische Idee mit dem Eindruck des Schönen und Erhabenen. Es ist der Fehler der Kant'schen Aesthetik, daß sie nur Begriff und Gefühl, aber nicht das bessere Bewußtsein kennt, aus dem die Apodikticität des ästhetischen Urtheils ebenso wie die des kategorischen Imperativs stammt (III, 68—69). Die platonische Idee ist somit eine Aeußerungsform des besseren Bewußtseins, aber nicht mit ihm identisch, weil sie noch Object oder Erscheinung ist, das bessere Bewußtsein aber frei von Object und Subject ist (IV, 26). Der theoretischen Vernunft erscheint das bessere Bewußtsein im Genie gar nicht, so daß dieses von seinen eigenen Werken niemals durch vernünftige Reflexion Rechenschaft geben kann (IV, 145—146). Will man sich dem besseren Bewußtsein nähern, während man, wie der Philosoph es muß, auf dem Reflexionsstandpunkt des empirischen rationalen Bewußtseins bleibt, so thut man besser, vom Subject auszugehen statt vom Object; deßhalb hat auch Schopenhauer in seiner Schrift „Die vierfache

Wurzel ꝛc." diesen Weg eingeschlagen (IV, 223). Denn der Uebergang zum besseren Bewußtsein, der alle Classen der Objecte vernichtet, geschieht am besten von dem Punkt aus, den alle Classen von Objecten gemein haben, d. i. vom Subject aus (IV, 224). Die verschiedenen Aeußerungsformen, in denen das bessere Bewußtsein sich uns zeigt, sollen weder Mischungen des besseren und gemeinen Bewußtseins, noch causale Wirkungen des Ersteren auf das Letztere sein, sondern gleichsam als magischer Einfluß zu deuten sein (IV, 191).

Warum sind wir nun nicht in dem Zustande des besseren Bewußtseins? (III, 143). Warum besteht der Zustand des empirischen Bewußtseins, wenn er doch aus dem besseren Bewußtsein nicht abzuleiten ist? Die Antwort lautet: durch die Schuld des Willens, der sich erkennen wollte (IV, 343), sich aber durch das bessere Bewußtsein nicht erkennen konnte, sondern dazu des gemeinen Bewußtseins bedurfte. Es ist die Urschuld des blinden Willens, daß eine Welt sammt Uebel und Sünde entstanden ist; Aufgabe des besseren Bewußtseins ist die Welterlösung und Wiederherstellung seiner ungetrübten Seligkeit. Zwischen dem Willen zum Leben und dem besseren Bewußtsein besteht also ein Widerstreit; der Erstere stört das Letztere in seiner Seligkeit und schränkt es in seiner Absolutheit ein, und wird dagegen vom Letzteren verneint und aufgehoben. Dieser Antagonismus macht es unmöglich, daß der Wille etwa eine Erscheinungsform des besseren Bewußtseins sei; er muß etwas Selbstständiges neben ihm sein. Dann ist aber auch das bessere Bewußtsein, die absolute Erkenntnißweise, nicht mehr das Absolute selbst, wie es in Schelling's Identitätsphilosophie der Fall war (III, 140), sondern nur ein Moment oder eine Seite des Absoluten, dessen andere Seite der Wille zum Leben ist.

Auf dem „Standpunkt des besseren Bewußtseins" erscheint der Wille noch wie etwas Hinzukommendes zu dem eigentlichen Inhalt des Absoluten, der eben in dem besseren Bewußtsein besteht. Der Uebergang zu dem eigentlichen System Schopenhauer's vollzieht sich dadurch, daß Beide ihre Stelle tauschen, also der Wille in die erste Reihe als Ding an sich oder Absolutes tritt, und das bessere Bewußtsein als etwas zu ihm Hinzukommendes sich darstellt. Aus keinem anderen Ausgangspunkte, auch nicht aus dem besseren Bewußtsein, läßt sich der Wille zum Leben ableiten; deßhalb muß er selbst zum Ausgangspunkt genommen werden. Und das darf man, denn er ist zwar nicht zu erklären, aber auch nicht zu bezweifeln, das seinem Dasein nach Gewisse (IV, 122). Nach diesem Umschwung werden nun die transcendentale Freiheit und der kategorische Imperativ mehr als Erscheinungsweisen des Willens aufgefaßt, der den Schleier der Maja oder den Trug des gemeinen Bewußtseins durchbricht. Für das bessere Bewußtsein bleibt dann eigentlich nur noch das Gebiet des Schönen übrig, da das empirische rationale Bewußtsein der Philosophie sich dem Ding an sich doch nur durch negative Bestimmungen nähern kann, und das unmittelbare Innewerden des eigenen Willens einerseits schon wieder auf die Seite des Willens fällt, andererseits doch in der Erscheinung stecken bleibt. Im Gebiete des Schönen liegt die Bedeutung des besseren Bewußtseins in der Idee; die Idee, die vorher bloß eine der Aeußerungsformen des besseren Bewußtseins war, tritt also nun an die Stelle des besseren Bewußtseins selbst, und dieser Ausdruck verschwindet vollständig aus den Schopenhauer'schen Schriften seiner Reifezeit.

## Ein geistlicher Interviewer.

Von B. August Jessen.

(Schluß.)

In Dessau kommt das erste leise Anzeichen, daß man der Besuche satt war. Basedow äußerte nämlich, daß er gelegentlich auch Besuche von Excellenzen nicht annehme. Rinck erzählt's mit halbem Spott: ihm war eben bis dahin ein Nichtannehmen von Besuchen nicht begegnet. Aber bei einigen Berlinern (Nichttheologen) trifft ihn dann das Mißgeschick, abgewiesen zu werden. Es ist bezeichnend für die Anschauungen der Zeit, daß Rinck darin eine halbe Ungerechtigkeit sieht; das Reisen und das damit verbundene Besuchen berühmter Leute gehörte eben zu den Bildungsmitteln früherer Zeiten. Am Schlimmsten war es in Göttingen: man empfing ihn, aber man war spröde und verschlossen; Einige sagten ihm in's Gesicht, das sei die Folge der unüberlegten Schwatzhaftigkeit Seitens einiger Besuchsreisender. Also war der Berufsinterviewer damals ein wohlbekannter Typus!

Culturhistorisch interessant sind die Berliner Aufzeichnungen. „Berlin, diß Convolut von Städte, Strassen, deren Ende auch der schärffste Blick nicht erreichen kan, schön gepflästert, reinlich, sehr weit und breit, immer voll Menschen, schöne Häuser, oft Paläste von ausnehmender Pracht und Schönheit. Eine Stunde fuhren wir immer fort, biß wir endlich an die Post kamen, die ongefehr in der Mitte der Stadt stehen mag. Ich zalte die zenfachen Trinkgelder, ließ mein kleines Felleisen visitiren, ein Pack-Knecht führte mich dann auf mein Begehren in ein Privat-Hauß zu einer Wittfrau, Madame Riebessen, die oft Zimmer auf einen Monat verpachtet. Sie wohnt in der Gloster-Straße, der Bischofs-Straße gegenüber. Sie hatte zwar kein Zimmer leer, nahm mich aber doch auf, logirte mich zu einem Vetter von ihr, einem HoffRath aus Brandenburg, der den ganzen Tag nicht zu Hauß ist. Ich war nun froh, wieder ausruhen und mich erwärmen zu können. Abends gieng ich etwas zu meiner Haußfrau. Sie ist recht vernünftig, denkt gut, hat noch eine Tochter zu Hauß, die sie wol erzieht, läßt sie wenig ausgehen; sie klagt sehr über die liederlichen Sitten und Ausschweifungen Berlins. Der Kron-Prinz ist Anführer, hält hier seine eigene Maidressen. Besonders beschwert sie sich auch sehr über den König wegen den gar zu harten Auflagen. Neuerlich wieder eine auf den Toback, der besonders die Schlesier sehr schwierig machte; man befürchtet Krieg, wo es gewiß wieder verloren geht, oder gar freiwilligen Ueberfall zum Kaiser. Eben so mit dem guten Coffee. Er kostet 14 Groschen das ℔, aber es darf Niemand keinen brennen, ausser wenige, die ganz besondere Erlaubnuß dazu erhalten, alle andere müssen ihn geröstet kaufen, und so kommt dann das ℔ auf 21 Groschen." Auch weniger berühmte, als berüchtigte Dinge werden interviewt. So überredet man ihn, zu Bose zu gehen, „wo besonders Sonnabends Tanz ist und viele Personen sich versammlen. Ich konnte mir keine Idee davon machen, da sie mir sagten, daß die unglücklichen Kreaturen, die sogenannten CarisierMamsells, da ganz frei unter der Gesellschaft von wol 100 Mannsleuten sich befinden, one Scham wol gar, wenn sie nur irgend denken, daß es ihnen gelingt, diesen oder ienen einladen, mit ihnen zu fahren oder sie mit sich zu nehmen — sich also ganz feil biethen. Im Hauß selbst darf kein Unfug geschehen, deßwegen auch sehr viele one die geringste Absicht hingehen. Ich gieng also mit; vor dem Hauß stehen Gutschen, die warten, biß ein solches Mensch so glücklich ist, einen zu eriagen. Wir kamen in einen großen Saal mit 3 Kronleuchtern — mit Conzert neben ein Billiardzimmer. Alles war ganz voll: Offizier, Juden, Leute von Stand gröstentheils — man ißt, trinkt, raucht p. Unter diesem ganzen Schwarm von Mansleuten liefen nun etwa 12 solcher Kreaturen herum. Uebertünchte Gräber voll Gestank und Unflat — die Schamhaftigkeit, diese Beschüzerin der Tugend, haben sie fast ganz abgelegt. Ihre Tracht ist zwar noch so zimlich modest. Sie gehen unter allen Mansleuten herum, redet sie einer an, so heißt er gleich Du lieber Junge, kennen sie einen nur halb weg, so reden sie ihn an. Ich hörte mehreren zu, sie sprachen doch recht dumm — ia Unwissenheit, glaube ich, ist des Lasters Kuelle auch hier ... Neben mir fragt Einer so eine unglückliche, ob sie heute noch nichts verdienet, traurig

sagte sie nein! sie lebe aber noch der Hoffnung. Sie halten es also mehr vor einen iustum modum acquirendi, als daß sie blos Wollust suchen sollten." Auch minder anrüchige Orte werden besucht: „Um 4 Uhr gieng ich in die Oper, weil heute General-Probe gehalten wurde ... Man geht unentgeldlich hinein, will man aber in eine Loge, so muß man doch durch ein Trinkgeld sich den Weg bahnen. Die bezaubernde Madame Todi ist auf diesen Winter hier. Gleich nach 4 fieng es an: die Musik ist sehr gut. Einige singen auch vortrefflich, freilich hat Todi sich in Ansehung des vollen Tons und der angenehmen Stimme, auch übrigen freien Stellung, besonders aber des Affekts gar bald ausgezeichnet. Der erste Act währte $1^1/_2$ Stund, dann kam ein Balled, wo einige sehr zirlich tanzten, aber, weil es verbotten, keine Sprünge machten. Nun fieng der andere Act an; ich aber war vollkommen satt, sie sungen wie gewöhnlich italienisch, und also den meisten unverständlich. Am meisten aber ärgerte es mich, daß man nicht einmal merken konnte, was es vorstellen sollte, und daß die Männer in ihren Pelz eingehüllt ganz eine Weiberstimme affektirten. Keiner hatte nicht einmal eine so volle Stimme, als Todi. Die bärtigen Weiber! (Wie ich nachher hörte, so sinds Kastraten. Die Unglücklichen!)" Auch der alte Fritz interessirt unseren Interviewer. „Unsere Unterredung war vom König — es ist unerhört, wie weit die Freiheit dieser Leute geht, über den König zu raisoniren, und doch sind sie im ganzen stolz auf ihn, in Vergleichung mit anderen Fürsten, da reden sie nur von seiner Tapferkeit, Klugheit, und anhaltendem, Alles überwindenden Fleiße. Sprechen sie aber von ihren Verhältnissen gegen den König, so ist er grausam, hartherzig, kennt das Wort Barmherzigkeit nicht. Ein Höffling und Günstling fiel in Ungnad, der König macht ihn gleich zum Pfeifer — er tut einen Fußfall, der König stoßt ihn mit Füßen von sich — er geht, erschießt sich, der König lacht darüber. Bald vermehrt er die Abgaben, diß ist nicht recht, macht auf alles Auflagen, diß ist ihnen ein gar zu schweres Joch, sie prophezeien ihm, wenns Krieg geben sollte, Schlesiens Abfall, so wie Untreue der halben Armee; bald verringert er ihre Besoldungen — nun seufzen sie über den König, verfluchen das FranzosenRegiment pp., klagen immer über betrübtere Zeiten und leben doch ganz herrlich und wollüstig. Jeder Müssiggänger ist ganz Egoist, und nimmt sich das unumschrenkte Recht heraus, in seinen leeren Stunden, wenn Bunsch und andere Getränke ihm seine Zunge geläufig machen, den so emsigen, mit so großen Talenten versehenen, aber schon so oft betrogenen und eben deßwegen nun mißtrauischen König zu tadlen, mit allen seinen Anordnungen, wenn er als weiser Regent Mittel erfindet, die hie und da sich zu sehr angehäufften Schäze, die zur Wollust und Üppigkeit reizen, in einen andern Teil seines Reichs zu leiten, der es so bedürftig ist, wie die Saat des Regens. Freilich schließt oft der König von einem wollebenden Mann auf alle, macht Auflagen, die alle drüken — und würklich oft sehr hart — und doch hat von allen ienen Raisoneurs nicht einer das Herz, mit der Freimütigkeit des Patrioten dem König die Augen zu öffnen, ein sclavischer Geist hält sie da zurück, zu handlen, zu reden. Gottlob! daß ich gleich weit von der so schlüpfrigen Würde eines Königs und von der kriechenden Bestimmung eines Königs-Sclaven entfernt bin!"

Aber auch die Berühmtheiten der Berliner Literatur werden pflichtschuldigst besucht, vor Allen Nicolai, der Rationalist und Freund Lessing's. „Nicolai sagte mir, daß man alles druken 'lassen solle, was ieder will — dann diß müsse eine schlechte Wahrheit seyn, die nicht gegen alle Lügen bestehen sollte. Alle Einwendungen, daß die Menschen in ihrem Glauben irre gemacht werden, halfen nicht. Es seye einerley, war die Antwort, die Menschen mögen glauben, was sie wollen — es komme aufs tun an. In diesem Diskur konnten wir nicht einig werden, Nicolai mißfiel mir hier äußerst. Ich wunderte mich, daß die Kirchen so leer sind — Nicolai sagte, es komme ia nicht aufs Kirchengehn an. Es gebe überdiß sehr viele Separatisten, die deßwegen die besten Leute seyen. Die berüchtigte Laster sind gewiß lange nicht so häufig in Berlin, wie man auswärts ausschreit, nur daß freilich Bortells öffentlich privilegirt sind. Ich habe mir schon so oft vorgenommen, mich nicht mehr in solche Religions-Gespräche einzulassen, und doch werde ich immer in solche, ich weiß nicht wie, eingeflochten. Künftig will ich mich gewiß besser in acht nehmen. Es freute mich hier den guten Ramler anzutreffen, ich hielt mich gleich zu ihm, sprach von seinen glücklichen Uebersezungen der horazischen Oden, es werden nechstens wieder mehrere erscheinen. Er ist Professor der schönen Wissenschaften bey den Catheden, klagt aber gar sehr über ihre dumme Köpfe, er wollte mir nicht gestatten, ihn einmal dahin zu begleiten. Er sagte mir, ehemals habe er nur eine Zeile seiner Verse auf einen Tag rechnen können, iezt 12 Zeilen. Er hat ein recht gutes heiteres Aussehen, ist aber etwas vor sich, sucht nicht leicht selbsten Gelegenheit zu reden, wird er aber gefragt, so ist er sehr gefällig im Antworten — ein fester sanfter Blick verräth seinen denkenden Geist, der alles in ein schönes Gewand einzukleiden weiß." Dann geht es zu Moses Mendelssohn. „Er war nicht in seinem Hauß, aber gleich neben im Comptoir. Vermuthlich ist er in der Handlung mit associrt, es sind lauter Seiden-Waaren. Ich kam hinein, es waren mehrere da, er an einem Pult, ein Kaufmanns Buch vor sich, ich hätte ihn bald nicht erkannt. Ein kleiner, unansehlicher Mensch, schlecht gekleidet, ein sehr erhabener Rücken, ein unförmlicher Kopf, die Haare in Unordnung, ein eingefallenes schwarzes Gesicht, die Augen weit im Kopf liegend, an seinem Kinn noch einige Löckchen weißlechter Bard. Ich meldete ihm von HoffRath Wieland zu Weimar einen Gruß. Es freute ihn. Uebrigens ist er nicht sehr gesprächig, etwas in sich verschlossen — aber den Weisen findet man doch bald an ihm. Unser Gespräch betraf gröstenteils seine Schriften. Viel wichtiges kam nicht vor, weil immer mehrere Leute da waren, und er auf die Post noch vieles abzufertigen hatte. Neben ihm wohnt Herr Prediger Lüdke, ich wollte ihn besuchen. Kaum konnte ich vor ihn kommen, seine Frau mußte mich vorher examiniren, was ich von ihm wolle, ich glaube, er vermuthete einen reisenden Studenten, der ein Viaticum verlangt. Natürlich ist unser Interviewer außer sich, so verkannt zu werden, läßt sich aber nicht abschrecken. „Auf meiner Charte sahe ich, daß in der Gegend der berühmte Mahler und Kupferstecher Chodowiecki wohne, ich gieng auch zu ihm — in diesen Tempel der Minerva. Er ist zimlich bey Jahren, der Mann voll Genie, ist sehr freundschaftlich und gefällig, ich sprach mit ihm von seiner Kunst, so viel ich verstund. Er gefiel mir gar wol. Er sagt, er könne iederzeit gleich arbeiten, wenn er wolle, er dörfe auf keine Laune warten. Eben schickte er Lavatern 3 Blatten in seinen Messias, die eine: der Engel, der den Hirten Jesum verkündiget. Er beklagte sich, daß ihm so vieles nachgestochen werde, selbst in Berlin. Ich fragte ihn, welches er für sein bestes Stück halte? er weiß keinem den Vorzug vor andern zu geben." Auch das Mißgeschick des Interviewers nimmt überhand. „Nun wollte ich noch Herrn Geheimen Consistorial-Rath Silberschlag besuchen, traf ihn aber nicht an. Also zu Herrn Geheim-Rath Dohm — war auch nicht zu Hauß. Nun war es 12 Uhr. 3 volle Stund bin ich also herum geloffen, und sprach nur 2 Männer: 2 ganze Stund waren verloren!"

Wir wissen, daß unser Interviewer auf Goethe nicht gut zu sprechen ist. Aber noch einmal stoßen wir auf dessen Namen. „Jerusalem's Rede ist ein Ausfluß aus seinem edlen Herzen, gleichsam der Mittel-Punkt aller Pflichten, die die erfahrene Weißheit einem Lehrer der Religion vorschreiben kan ... Unter den harten Prüfungen, die er anführt, gehört doch vor-

züglich wol der Tod seines Sohnes zu Wetzlar, den er freilich auf ausdrüklichen Befehl des Herzogs lange nicht, aber endlich desto fürchterlicher erfahren, da ein dummer Rezensent, der mit Unverstand, ia mit tollem Unsinn rezensirte, sagte, es seye kein Wunder, wenn Jerusalems Sohn sich selbst erschossen, da der Vater solche Grundsäze hege und die Erbsünde läugne. Wie muß diß dem edlen Manne so wehe getan haben? eben so, da Göthe diesem unglücklichen Sohn unter dem Namen Werther eine ewige Schandsäule errichtete — sich zugleich selbst eine Schandsäule errichtete."

In Hamburg besucht unser Rinck den großen Klopstock, „dänischen Legations-Rath, marggräflich Baadischen HoffRath. Traf gerade den Balbier bey ihm, wurde one alle Zeremonien, aber höflich empfangen, gleich auf den Mittag eingeladen, hielt mich über eine Stunde bey ihm auf — gieng dann zu Rambach, dann wieder zu ihm biß Nachts um $^1/_2$12 Uhr. Vortreffliche, mir unvergeßliche Stunden, um die mich mancher mit Recht beneiden wird; groß war für mich die Ehre, so lange in der Gesellschaft eines der gröſten Männer Deutschlands zu seyn, lehrreich für mich in vielem Betracht die Unterredung mit ihm. Er ist im Haus sehr schlecht gekleidet, hatte 2 Schlafröcke übereinander an, eine weise, ganz schmuzige Mütze auf. Bey Tische lernte ich seiner seeligen Frauen Schwester Tochter kennen, die an einen Kaufmann von Winthem verheurathet ist, der aber, wie mir Klopstock nachher sagte, Bankerott wurde, da er vorher sehr reich war. Jezt ist er im AddresComtoir bei Klopstocks Bruder, der zu gleich einen Handel mit gelben irdenen Gefäßen führt; er speißte auch mit am Tisch, ist ein unansehnlicher, aber sonst guter Mann. Klopstock wohnt bey ihnen im Hause — sie haben 3 Kinder, 2 erwachsene Töchter und einen Sohn von 14 Jahren, Klopstock liebt sie sehr. Eben diese Frau von Winthem hat neulich mit ihrer ältesten Tochter die Arie von Klopstock (Preis des Schöpfers) gesungen, die der große Bach zu Hamburg so vorzüglich gut komponirte, daß mir Klopstock selbsten sagte, wenn er ie von Bach sagen könnte, er habe sich selbst übertroffen, so seye es hier — wiewol er noch nie nichts mittelmäsiges gemacht. Die Frau von Winthem scheint mir mit ihren Töchtern etwas eitel zu seyn, ob ihr Mann schon so unglücklich war, so treibt sie doch großen Staat, besucht mit ihren Töchtern wol täglich die gröſten Gesellschaften. An Klopstock fand ich würklich den großen Mann, dessen Name schon eine so große Idee erregt. Er ist zwar 60 Jahr alt, hat aber noch viel Feuer in seinen Augen, seine Ideen und alle seine Ausdrücke sind ganz bestimmt und lichtvoll; was er sagt, ist durchdacht, sehr oft fragt er: Verstehen Sie auch recht? so angelegen ist es ihm, recht verstanden zu werden. Man muß sich bey ihm im Reden sehr wol in Acht nehmen, daß man nicht ausschweift, er fragt sonst gleich: Wie kommen Sie vom Vorigen hierauf? Ueber alles fand ich sein Urteil tiefsinnig, frei und gründlich, nur in der Religion vermißte ich Gründlichkeit. Alles würzt er mit einer gewissen Annehmlichkeit, die die Unterhaltung mit ihm sehr reizend macht; ist übrigens fern von steifen Complimenten, gerade zu, aber doch fein, ein würcklich wahres Lob, das er zu verdienen sich fühlt, hört er nicht ungern, aber der Schmeichler, der blos im Allgemeinen ihm etwas schönes vorsägen wollte, würde wüst wegkommen. Er ist aus Quedlinburg gebürtig, gieng oft mit Ramlern in seiner Jugend um: er erzehlte mir von diesem eine besondere Art zu lesen: Strophen, worinn Affekt ausgedrukt ist, singt er gleichsam, andere, die blos erzelen, ließt er dann so schnell, als man in keiner Comödie wol sprechen darf, und behauptet, die Griechen haben so gelesen. Klopstock hat nie ein Amt begleitet, wünschte aber oft nebst der Würde eines so großen Dichters die eines Seeoffiziers zu bekleiten, weil er gar zu gern auf dem Wasser ist. Er lebt von einer Pension des Königs von Dännemark und des Marggrafen von Baaden. Ich brachte ihm eine Addresse von Lavater, er liebt den guten Mann sehr, ist aber nur gar nicht mit seinen eilfertigen Arbeiten zufrieden, er sollte sie alle eine Zeitlang im Pult liegen lassen und korrigiren; fast am wenigsten ist er mit seinem Messias zufrieden, weil er nicht hält, was er verspricht — er hat auch Erdichtungen und ist gar nicht populär. Klopstock behauptet, daß seine Messiade noch mehr populär seye, als Lavater's, eben dieses behauptet er auch von seinen Liedern und Oden, verglich sie sogar mit den Gellert'schen und sagt von diesen, daß sie mehr dunkle Stellen enthalten als seine. An den Schweizern, selbst Bodmer und Lavater nicht ausgenommen, vermißt er durchaus Wohlklang in ihren Schriften. Klopstock behauptet, das Plattdeutsche habe sehr viele Zierlichkeit, besonders wenn es etwann wolerzogene Frauenzimmer reden: viele plattdeutsche Ausdrüke haben noch ihren natürlichen Ursprung, sind für sich beteudend. Hiebey sprachen wir viel von der deutschen Sprache. Adelung ist in seinen Augen ein großer Schwäzer, der lauter unerwiesene Hypothesen annimmt, damit Kuartanten anfüllt, deren brauchbares man in wenigen Bogen sagen könnte. Man sollte die Sprache mehr philosophisch bearbeiten, die ursprüngliche Bedeutung der Wörter aufsuchen. Wir sprachen auch gelegenheitlich von der Luftmaschine, er sagte, er freue sich sehr, daß er diß noch erlebet — mit Charles gienge er selbsten gleich in die Luft, wie er im Schlafrock und der Mütze dastehe, käme aber Montgolfier, so sagte er: ich will mich vorher anziehen und bedenken. Sein Messias, sagte er über Tisch, würde freilich vieles verlieren, wann die Berliner recht hätten (so nennt er alle, die wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek denken), die die Gottheit Christi läugnen — ich fragte ihn nachher, da wir wieder allein waren, über seine Gesinnung in der Religion. Er ist ganz bitter eingenommen gegen alle Neuerungen, sagt: in der Bibel stehe, der Geiz ist eine Wurzel alles Übels, er behaupte mit Recht, der Stolz ist eine Wurzel alles Übels — alle Neuerungen schreibt er dem Stolz zu. Ausserte ferner den Gedanken, wann die Religion nach seiner Vernunft sich richten müsse, so erkenne er sie lieber gar nicht, so schieße er sich lieber eine Kugel vor den Kopf, diß seye vor einen Naturalisten das vernünftigste. Ich wunderte mich bey diesem sonst so gründlichen Mann hier so viele leere Lüken zu finden — entweder kennt er die vernünftige Reformation der Kirche nicht, oder sieht, daß seine Messiade dadurch einen Stoß leide und eifert dagegen: Sein Herz mag immer daran keinen Anteil haben, ich glaube so: Aus Liebe für sein Kind, seine Messiade, kan er nicht ruhig über Religion nachdenken, prüft also nicht, eifert nur dagegen, wenn etwas neu scheinendes aufkommen soll. Ebenso gegen die Fatalisten; er behauptet, wenn im Menschen nicht eine gewisse Potentia occulta — unerklärbare Fähigkeit — frei zu handlen liege, so fallen alle Begriffe von Tugend und Laster weg. Den Nachmittag rauchten wir Toback zusammen und tranken Bier. Abends um $^1/_2$7 Uhr fuhren wir zu seinem Bruder, dem Kaufmann Klopstock, der auch das Addreß Comtoir hat. Es waren schon mehrere Herrn und Frauen versammlet, die ganz andächtig Charten spielten, unter andern die Frau von Winthem mit ihren beeden Töchtern, Herr Professor Büsch mit Frau und Tochter, einem schröcklich eitlen Ding, das mit dem Wenigen, was ihr die Natur unter dem Halß verliehen, vor Jedermann auf die Parade zieht, und wie es scheint nur bedauert, daß der grausame Tyrann: der Wolstand ihr verbietet, nicht alle ihre Reize ganz enthüllt iedermann vor Augen zu legen. Klopstock fieng auch bald an, Schach zu spielen, ich las eine Abhandlung von den Luft-Kugeln, die in dem Addreß Comtoir gedruckt ist. Das Spiel währte biß halb 9, dann besprach man sich etwas, nach 9 giengs zu Tisch. Ich hatte das Glück, neben meinem Klopstock zu sizen. Die ganze Gesellschaft war munter, die 3 Mademoiselles Büsch und von Winthem so sehr, daß sie oft die Grenzen der weiblichen Sittsamkeit überschritten, sie dünken sich, gelehrt zu seyn, und dieser Wahn macht sie weit weniger liebenswürdig, als sie sonst

wären. Bis gegen 1/2 12 saßen wir bey Tisch — erst dann giengs nach Hauß. Es währte mir würcklich viel zu lang, ich fieng bald an zu gähnen. Zu satt seyn gebieret leicht Eckel, und so gieng es mir in dieser Gesellschaft, nur Klopstock konnte mich schadlos halten. Fast habe ich ihn einmal beleidigt, und diß würcklich nur aus dem Grund, weil ich mit meinen Gedanken schon im Bette war: ich wollte nämlich Gelegenheit suchen, ihn auszuforschen, warum er so wenig Anhänglichkeit an unser fürstliches Haus zeige und doch mehr an das dänische, indem er auf die Königin Christina so eine vortreffliche Ode machte. Ich fragte ihn also, ohne fast etwas zu denken — ob Dännemark eigentlich sein Vaterland seye? ich wußte es nun wol, daß er aus Quedlinburg herstammte, er sagte es mir auch vorher, daß er da mit Ramlern in seiner Jugend viel umgegangen — und doch vergaß ich mich hier so sehr. So geht es denn mit der Kraft unserer Seele, wie mit ieder körperlichen, wenn sie zu lang angestrengt ist, so erschlafft ist. Er schien diese Frage übel zu nehmen, und sagte, darauf antworte ich nicht; diß weiß so gar ieder Franzos. Ich hatte viele Mühe, diß bei ihm wieder gut zu machen — endlich wurde er es doch wieder . . . Schon gestern versprach mir Klopstock, mir etwas vorzulesen, allein er hatte einen etwas rauhen Halß. Lud mich also auf heute ein. Ich gieng gegen 11 Uhr zu ihm — er tat es bald — las mir aus dem 2. Gesang seines Messias die Stelle von dem verzweiflenden Abbadona — er las würcklich vortrefflich, voll Affekt und doch dus. Ich sagte ihm nachher, daß ich glaube, solche Stellen, die einen gewaltigen Affekt anzeigen, seyen leichter zu lesen, als die, wo feinere Schilderungen gemacht, die nur gewisse Abstammungen einer Leidenschaft enthielten, weil nach diesen der Ton selbsten auch in feinere Nüancen sich teilen müsse. Er gab mir Recht — schlug deßwegen andere Stellen auf im 11. Gesang, las die Auferstehung eines Adams und Eva und Abrahams — wobei ich diß bewunderte, daß dieser Mann von so ernstem Charakter sich ganz in das feinere Gefühl der erwachenden Eva zu versezen, und sehr gut selbst im Ton auszudrüken vermochte. Er reißt das Herz des Zuhörers mit fort, wenn er ließt, wie ein Strom den leicht schwimmenden Nachen. Er las mir so ongefehr eine Stunde. Ich bat ihn, auch eine Stelle zu lesen, wo Jesus redend eingeführt wird — er getraute es sich aber nicht und sagte, daß er den Ton Jesu für zu eindringend und göttlich hielte, als daß die Stimme eines Sterblichen ihn nur von weitem erreichen werde. So wie auch alle Gemählde von Christo ihm viel zu gering seyen, selbst Lavater's Köpfe — er denke sich ihn mit viel höheren göttlichen unbeschreiblichen Zügen. Wäre er ein Mahler, sagte er, so würde er vieleicht sein ganzes Leben blos damit zugebracht haben, die Größe des Heilandes der Welt, deren Bild er in seiner Seele habe, zu mahlen, und würde sie doch vieleicht nie erreicht haben. Eben so kan er es nicht leiden, wenn nur eine Person in einem Konzert die Worte Christi singt, weil es zu unvollkommen ist; seiner Meinung nach sollten sie immer von einem ganzen Chor gesungen werden, dadurch würde wenigstens das für einen Menschen unnachahmliche in dem Ton Jesu ausgedruckt — einer kan ihm nicht gleichkommen, die andern des Chors fühlens, kommen ihm zu Hülfe."

Mit einer Empfehlung Klopstock's wird auch der herrliche Mathias Claudius besucht. „Wandsbeck ist nur ein Dorf, aber schön. Ich kam nicht ganz hinein, den Claudius, den ich sprechen wollte, wohnt in einem recht schönen Landhauß rechter Hand, gerade an dem Weg, noch vor dem Dorf. Ich grüßte ihn von Klopstock, Lavater und Böckmann — traf ihn sehr schlecht gekleidet an, ein alter Ueberrock, eingeschlurfte Schuhe, eine schmuzige Mütze, das Haar um den Kopf herumhangend — so tragt er es immer. In seinem Zimmer hängt besonders eine Tafel mit den Schattenrissen von Herder und seiner Familie. Bey seinem Hauß hat er ein kleines Gut, keinen Garten, er nährt davon eine Kuh. Er ist nicht reich, hat überdiß 6 Kinder, davon das älteste 9 Jahr ist: 5 Mädchen und 1 kleinen Knaben. Alle sehen sehr schön, wie das Leben selbsten aus. Er verspricht nicht gar viel, redet wenig, antwortet nur abgebrochen. Er hatte ehedem Theologie, nachher die Jura studirt, keins wollte ihm recht behagen, hatte bereits in Darmstadt eine weltliche Bedienstung, gab sie bald auf und lebt seitdem ganz vor sich. Er lobte mir besonders seinen in der Nähe liegenden Wald. Bald kam eine ganze Familie von Hamburg, ihn zu besuchen, ich trank eine Thasse Thee und rauchte eine Pfeife, nach einer Stunde gieng ich wieder fort. Seine Frau ist noch recht schön und artig . . ." Doch genug der Auszüge. Der Leser wird uns zustimmen, daß der junge badische Vicar ein nicht ungeschickter Vorgänger unserer heutigen Interviewer ist.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Marquise.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Schluß.)

Sie gingen die Treppen hinab. Die Kerze des Portiers trieb die Finsterniß hinunter, wie etwas Schwarzes, das entfloh. Im zweiten Stockwerke machten sie vor der Thüre des Vorzimmers Halt. Mechanisch streifte Hugo's Blick die Putten, die darüber spielten. Einer schlief, während die Anderen ihm einen Schleier über den Kopf hielten, und die Sterne überstrahlten das Ganze. Es war eine passende Allegorie für den Eingang zu einem Schlafgemache. Der Portier hatte die Thüre geöffnet.

„Treten Sie ein," sprach er. „Aber warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen eine Kerze holen." Er ging hinunter in seine Loge. Das Licht verschwand mit ihm, und Alles wurde schwarz und unheimlich. Und im Dunkel blieb Hugo stehen. Eine Secunde später war der Portier aber wieder oben, zündete die Kerze an und führte ihn hinein. Dann stellte er den Leuchter auf den Tisch. „Also . . . Sie wollen es durchaus?"

„Gewiß," entgegnete Hugo mit einem Lächeln. „Ich danke Ihnen für Ihre Mühe."

„Und ich schließe Sie ein?"

„Natürlich, das haben wir ja ausgemacht."

Der Portier stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und war fest davon überzeugt, Hugo sei verrückt. „Darf ich Ihnen dann eine gute Nacht wünschen?" sprach er, jedes einzelne Wort betonend, so wie man es einem Wahnsinnigen gegenüber pflegt.

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Hugo höflich. Dann entfernte sich der Portier, schloß die Thüre und verriegelte die des Vorzimmerchens. Hugo hörte seine Schritte auf der Treppe verhallen, dann ward Alles still. Er schaute sich um. Seltsam klein und dunkel brannte die Kerze in dem großen, weiten Raume; das weiße Bett stand da, majestätisch, in fürstlichem Luxus, doch die Möbel und Spiegel blieben seelen- und leblos.

„Es ist Vollmond," sagte Hugo zu sich selbst, und sich des hellen Abends in den Straßen erinnernd. „Ich will die Fensterläden öffnen."

Er schlug von einem Fenster zunächst dem Bette die weißvergoldeten Läden zurück. Der Mond strahlte hinein und seine weiße Klarheit beschien das Bett.

„Es ist sehr hell," dachte Hugo, „ich will das Licht auslöschen; für alle Fälle habe ich Streichhölzer bei mir." Als er die Kerze ausblies, war es, als schiene der Mond noch weißer auf das Bett. Es war wie ein Bühneneffect, und Hugo bemerkte es.

„Es ist sehr schön so, dieses weiße Marquisenbett im Mondschein."

Wohlgefällig ließ er den Blick darauf ruhen und etwas wie ein Gedicht flog durch seine Phantasie mit Klängen von Weiß und Silber, kaum waren es Worte. Dann ging er auf das Bett zu.

„Nein, sie liegt nicht darin," dachte er lächelnd. „Und auch nicht auf der Estrade. Dort sind die Flecken, das Blut. Im Spiegel? dann wird das Tuch gewiß von selbst herunterfallen. Wenn sie erscheinen soll, dann wird sie sich zu helfen wissen."

Schnell dachte er darüber nach, was und wie er empfand. Er fürchtete sich nicht, vielmehr kam eine Ruhe über ihn, eine lächelnde Ruhe nach all' der Aufregung vom Nachmittage, auf der Straße, in der Kirche und bei Ninette. Nun war er in jenem Zimmer und — merkwürdig genug — fühlte er sich eigentlich müßig und unnütz.

„Was thue ich hier?" dachte er flüchtig; aber gleich wieder regte er sich auf, künstlich und mit aller Gewalt. „O, sie wird kommen, nach einer Weile wird sie gewiß kommen!" meinte er. Und er setzte sich einen Augenblick auf einen der überzogenen Stühle; im Grunde fand er es recht langweilig dort zu sitzen. Dann legte er sich lang auf die Chaiselongue.

„Diese langweiligen Schoner!" dachte er; „ich will doch sehen ..." Er hob einen Bezug in die Höhe; die Chaiselongue, wie alle Möbel, war weiß mit Gold.

„Es ist Alles sehr schön," dachte er. „Welch' ein Geschmack in diesem Luxus! Nichts überladen und doch sehr vornehm; das Bett auch. Halt, ich will mich einmal hineinlegen.

Er gähnte wiederholt, wollte es sich aber nicht eingestehen und verzog krampfhaft den Mund, als hätte er Zahnweh. „Ich werde im Bette auf sie warten!" dachte er und lächelte. Dann zog er Rock und Stiefeln aus, schlug die Atlasdecke zurück und legte sich lang hin. „Wie nett, ein paar Stufen hinauf zu müssen, wenn man schlafen geht," dachte er; „das Gitter mit den Greifen ist schön; wie ruhig tragen die Thiere die weiße Balustrade, und welche Ruhe in ihren Köpfen mit den starren Augen. Es ist wirklich sehr schön."

Er schaute empor. Die weißen Spitzenvorhänge schlugen ihre aus der Krone hervorquellenden Falten um ihn. „Wie merkwürdig liege ich hier," dachte er wieder, „so vollständig gekleidet! Ich kann mich aber doch nicht ganz ausziehen; es ist schon komisch genug, daß ich meine Stiefel nicht anhabe. Eigentlich ist das gar keine Toilette, um eine Marquise zu erwarten."

Und er wartete wirklich und horchte, ob er nicht ein wallendes Gewand rauschen höre.

„Nichts," dachte er, „ich höre nichts. Wie langweilig! Ich wollte wirklich, ich sähe oder hörte etwas; ich fürchte mich ja nicht im Geringsten. Aber nun fängt es an langweilig zu werden!"

Ja, es war langweilig. Das Bett unter der Decke war nicht gemacht, darum lag er recht unbequem. Er fand, daß die Sache ziemlich ohne Reiz sei. Und er stand auf, zog Stiefeln und Rock wieder an und ging im Zimmer hin und her. Nichts erschien, nichts rauschte, alles blieb ruhig. Und das vom Mondschein beleuchtete Zimmer war gar nicht mehr gespenstisch, sondern nur ungemüthlich; ungemüthlich mit all' diesen Möbelschonern, mit dem Tuch über dem Spiegel; auch das Bett war ungemüthlich. Er setzte sich wieder und versuchte, es sich bequem zu machen, dann horchte er von Neuem. Es kam aber nichts, gar nichts. Er fing an, sich über sich selbst zu ärgern. „Was will ich denn eigentlich hier? Welch' eine verrückte Idee, eine ganze Nacht hier bleiben zu wollen! Es ist so lang, eine ganze Nacht! Ich bin müde und möchte gern ein wenig schlafen, wenn ja doch nichts kommt. Ich hätte gute Lust, laut zu schreien ... Halt! ... Ob der Kerl mich wohl wirklich eingeschlossen hat?"

Er ging durch das Vorzimmer und rüttelte an der Corridorthüre. Sie war verschlossen. „Wahrhaftig; der Kerl glaubte, ich sei verrückt. Aber was thue ich denn auch hier? Es ist langweilig, schauderhaft langweilig und öde!"

Er versuchte, alles Erlebte ein zweites Mal in Gedanken zu durchleben; er dachte an Ninette's Entsetzen bei Marinus' Erzählung, an die empfundene Seelensympathie ... Aber nichts spiegelte sich mehr in seinem Gehirn; er war müde, stumpf, er empfand keine Furcht, kein unheimliches Gefühl, und am allerliebsten hätte er schlafen wollen und zwar womöglich in seinem eigenen Bette. Dann blieb er ärgerlich sitzen, immer auf die Verbindungsthüre starrend. Unwillkürlich erinnerte er sich der Scene aus der „Weißen Dame", in welcher Avenel die weiße Dame erwartet: „Komm, o du weiße Dame!" Er mußte unwillkürlich lachen, aber verharrte doch in seinem Aerger; mit gerunzelter Stirn und wüthendem Blicke starrte er noch immer auf die Thüre des Ankleidezimmers und starrte so lange, bis ihn die Augen schmerzten ...

„Kommst Du nun bald?" rief er plötzlich wild. Dann hörte er draußen laute schwere Schritte auf der Treppe. Er horchte und erbleichte. Sie kamen näher, und verklangen dann in der Höhe.

„Ich bin wirklich verrückt!" dachte er. „Das ist Marinus, der nach Hause kommt!" Er gähnte fürchterlich. „O Gott, ich halte es nicht mehr aus!" rief er laut. „Ich habe es satt!" ... Und wild streifte er seine Kleidungsstücke ab und warf sich auf das Bett und breitete die Atlasdecke über sich aus. Anfangs fror ihn, denn es war so kalt in dem stets unbewohnten Zimmer, aber schon nach einer Viertelstunde schlief er fest. Er schnarchte leicht. Im Mondschein stand dort fleckenlos weiß das prächtige Bett; silbern glänzte die Marquisenkrone, und die Straußfedernbüschel auf den Spitzen des Betthimmels waren wie vergoldet.

Sonst blieb das Zimmer still und unbeseelt, nur Hugo's Kleider und Schuhe warfen häßliche dunkle Flecken über die weißen Sammetstufen der Estrade.

* * *

Am nächsten Morgen ging Hugo in aller Frühe, vom Portier aus seiner Gefangenschaft befreit, in seine Wohnung hinauf; er fand Marinus laut schnarchend im Bette. Hugo ging in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und legte sich zu Bett; er war todtenbleich, und seine Augen starrten weit vor Entsetzen. Noch immer stierte er unbeweglich nach der Zimmerdecke, und bis in's Mark hinein fror ihn. Als er in dem weißen Bette erwacht war, hatte der Morgen grau durch die geöffneten Jalousien herein geschienen. Und da hatte er gesehen, daß das Tuch vom Spiegel heruntergefallen war und nur noch mit einem Zipfel an einer Glasblume des venetianischen Rahmens hing.

Wie war das geschehen? Durch Zufall? War er vielleicht daran vorbei gegangen? War das Tuch erst ein wenig herunter gerutscht und dann, während er schlief, vollständig zu Boden gefallen?

Oder ...? War es Das? War ihr Bild im Spiegel erschienen und hatte nach ihm gesehen? Und er hatte dort wirklich die ganze Zeit geschlafen, während seine Kleider auf dem Boden zerstreut waren?! Nie würde er die Wahrheit erfahren: er hatte ja geschlafen! Zitternd vor Furcht und Kälte hatte er dann immer den entschleierten Spiegel angestarrt; dann war er aufgesprungen, hatte sich angekleidet, das Bett gemacht, die Decke darüber ausgebreitet und sich dann ruhig und kleinlaut hingesetzt und gewartet, bis der Portier kommen würde. Während dieser ganzen Zeit hatte er sich nicht gerührt; er fühlte sich so klein, so Lebens in der Unendlichkeit des elend und im Mysterium vom Tode, so unwissend in dem Unbekannten. Zum Glück war der Portier früh gekommen, am frühesten Morgen. Mit wahrer Freude hatte er den Schlüssel sich im Schlosse drehen hören. Er hatte zu ihm gesagt, er wisse nicht, wie das Tuch von dem Spiegel gefallen sei. Weiter hatte der Portier nichts Ungeordnetes entdecken können: nur hätten die Stiefel des Herrn die weiß-sammtenen Stufen der Estrade etwas beschmutzt, das könne aber leicht wieder abgebürstet werden. Der Portier hatte erleichtert aufgeathmet, denn was hätte solch ein Narr nicht Alles anrichten können! Mit wahrer Freude hatte er Hugo zum Zimmer hinausgehen sehen und lieber gar nicht gefragt, ob der Herr denn etwas gesehen habe, zwar wohl etwas blaß war er ja ...

In seinem Bette dachte nun Hugo an das hinuntergefallene Tuch. Aber nie würde er etwas Gewisses darüber erfahren. Und ein Frösteln durchlief seinen Körper. Warum mußte er aber auch dort schlafen, müde, geärgert über sich selbst, sich für toll haltend, auf dem Bette der Marquise, der armen Dulderin, die sich dort getödtet hatte, um nicht länger zu leiden? Warum war die Wirklichkeit so ganz verschieden von Dem, was er sich eingebildet hatte, und vor Allem, warum hatte er dort schlafen müssen, dort, auf dem gleichen Platze, wo sie geschlafen hatte, wie kurz dies auch gewesen sein mochte? Was hatte er mit ihr gemein? Was gab es zwischen ihm und ihr? welches Fluidum strömte zwischen ihnen Beiden, welche Elektricität, welche Sympathie verband sie? In dieser Morgenstimmung des vernünftigen Ueberlegens und nach seinem Entsetzen über das heruntergefallene Tuch schien es ihm plötzlich ganz unabweisbar, daß ihre beiden Seelen verwandt waren. Und im selben Augenblicke, wo sich diese Seelenverwandtschaft vielleicht offenbart hätte, mußte er schlafen wie ein Trunkener, versteckt unter der Atlasdecke! Erst versuchte es dies Alles für Unsinn zu halten, aber die Thatsache blieb unumstößlich. Ja, er hatte dort geschlafen. Mag auch Alles in dieser Welt zu ändern sein, nur diese Vergangenheit nicht, und es gehörte ja schon der Vergangenheit an, daß er dort in jener Nacht ge schlafen hatte! Dort und sonst nirgends! In jener Nacht hätte er nirgendwo anders schlafen können als gerade dort! Das Nachspiel des geheimnißvollen Seelendramas der unglücklichen Marquise war, daß er eine einzige Nacht auf ihrer letzten Ruhestätte schlief. Und nun erschien ihm das Nachspiel noch seltsamer, als das Drama selbst.

* * *

Er schlief nicht mehr ein. Als es halb elf Uhr schlug, stand er auf, kleidete sich an und ging durch das Rauchzimmer zu Marinus, der gerade aufgewacht war, aber noch behaglich unter den Decken lag.

„Ei," rief er, „wo hast Du denn die ganze Nacht gesteckt, Du kleiner Schäker?" Hugo lächelte. „Ich bin mit Freunden gebummelt," fuhr Marinus fort, „es war ganz fidel . . . Mein Feuilleton ist fertig; heute schicke ich den letzten Theil des Manuskripts fort."

„Ich möchte Dir was sagen," begann Hugo.

„Was denn?"

„Ich ziehe aus; ich will wo anders wohnen."

„Anderswo? Du bist verrückt; das Haus hier ist doch etwas ganz Apartes, was Einem nicht alle Tage geboten wird."

„Möglich, aber wir wohnen hier zu hoch und so weit von den Boulevards weg. Und ich habe gerade die Boulevards so gern!"

„Ach, die sind doch nicht weit!"

„Ich finde es doch zu weit; mindestens zwanzig Minuten zu gehen."

„Das ist doch ganz nahe. Und wohin ziehst Du denn, wenn man fragen darf?" warf Marinus hin.

„Ich weiß es noch nicht; jedenfalls näher zu den Boulevards. Vielleicht in die Nähe der Kirche St. Germain l'Auxerrois, da hat man eine schöne Aussicht auf die Kirche gegenüber."

„Das ist doch nicht näher bei den Boulevards!"

„Ich glaube doch" . . .

„Also Du ziehst bestimmt?"

„Ja."

„Kindisch!" Hugo lachte.

„Du weißt, ich liebe die Abwechslung."

„Wo warst Du heut' Nacht?"

„Warum?"

„Weil Du Dich gewiß seit heute Nacht verändern willst!" scherzte Marinus mit breitem Lachen. „Was Teufels steckt dort bei der Kirche?"

„Komm, sieh Dir's an."

„Das will ich thun, Du Narr . . . Aber wie blaß Du aussiehst! . . ."

„Ich packe jetzt meine Sachen," sagte Hugo ausweichend.

„Um Gotteswillen, welche Eile!"

„Ja, ich ziehe heute Nachmittag."

„Aber Du hast das Zimmer gegenüber der Kirche doch noch nicht?"

„Nein, das stimmt!" antwortete Hugo mit erzwungenem Lachen. „Ich will erst hingehen, das wird das Beste sein. Also auf Wiedersehen!" Er wandte sich zum Gehen.

„He, einen Augenblick, bitte!" rief Marinus. „Weißt Du, worüber ich eben nachdachte? Ueber meinen neuen Roman. Weißt Du, was ich thue? Ich habe einen ganz famosen Stoff an der Geschichte von der Marquise d'Yemena, dem Selbstmorde hier unten. So ein wenig sensationell, aber nur ein wenig. Er wird wohl packen, denke ich. O ich weiß schon, wie ich es anfassen werde. Es wird mich gewiß inspiriren, daß ich hier wohne; vielleicht spukt sie noch hier herum und kommt dann zu mir, um mir ihre Geschichte zu erzählen!" Er lachte laut auf und war entzückt von seinem neuen Plane.

„Eine gute Idee!" stimmte Hugo zu. „Ich werde wohl später davon hören. Also adieu. Ich komme zurück, sobald ich das Zimmer habe."

„Addio, Schatz!"

Hugo ging. Bei der Wohnung des Portiers sah er dessen Frau. Er redete sie lächelnd an: „Ich komme, Ihnen für Ihre Freundlichkeit eine kleine Vergütung zu geben. Sie wissen schon, heute Nacht . . ." Er gab wieder einen Fünfzigfrankenschein. „Aber gleichzeitig muß ich meine Wohnung kündigen; ich ziehe. Heute Mittag noch. Unter uns: nach meiner Ansicht ist hier im Haus nicht Alles in Ordnung. Ich dachte mir's schon lange, und nun weiß ich es gewiß. Darum gehe ich lieber, denn ich würde zu nervös, wenn ich hier wohnen bliebe."

Die Frau erblaßte und sah ihn angstvoll an. „Was haben Sie denn gesehen, Herr?" fragte sie stotternd.

„O nichts, gar nichts; ich spreche lieber nicht davon. Nein, ich werde mit Niemand darüber sprechen; es würde dem Hause nur schaden und Miether oder Käufer vertreiben. Sprechen Sie, bitte, auch mit meinem Freunde nicht darüber, daß ich heute Nacht dort gewesen bin. Er weiß es nicht; er schwatzt immer über Alles. Er könnte den Mund nicht halten. Ich komme später wieder, meine Sachen zu packen. Adieu!"

## Aus der Hauptstadt.

### Was Ihr wollt.

I.

Lieber Herr und Freund!

Ich störe Sie nicht gern in Ihrer Wahlarbeit. Man weiß ja, wie unwahrscheinlich ernst Sie's damit nehmen, und auch wer Sie nicht so genau kennt wie ich, ersähe das aus der Thatsache, daß Sie nun schon sechs Wochen lang fern von Madrid unter Ihren Stimmproleten weilen. Wahrhaftig, ich wünschte, solch ein Zoon politikon wie Sie zu sein, verehrter Meister. Daß Sie sich die letzten unanständig langweiligen Debatten geschenkt haben, zeugt nun freilich von Ihrer Weltklugheit; wir Ausharrenden wurden noch zu guter Letzt um die Nachtwächtermörder-Lex und das bischen dazugehörige Pikanterie betrogen. Aber der Schmaus am Freitag bei S. M., der entschädigte in mancher Hinsicht, und es that mir leid, dabei nicht neben Ihnen sitzen zu dürfen. Aus zweierlei Gründen. Den Einen kennen Sie, und das freut mich, denn grobe Complimente beschimpfen den, der sie macht. Was aber den Anderen anbelangt . . . kurz und gut, ich brauche dringend Ihren Rath.

Das erwartete Pronunciamento ist ausgeblieben. Der Reichstag hat Censur Nr. Ia bekommen, dieser Reichstag mit seinen Bismarckerinnerungen und seiner sonstigen, erblichen Belastung. Die paar bewilligten Kähne und das lumpige Bürgerliche können doch nicht fünf Jahre verbissenen Trotzes und Nadelstich-Nörgelei vergessen gemacht haben! Die ganze Sache gefiel mir von Anfang an nicht, und den Collegen dito dito. Wir waren sämmtlich auf bedeutsame Kampfkundgebung gefaßt, statt dessen eitel Frieden und Honig. Lohnte nach meiner unmaßgeblichen Ansicht den pomphaften Apparat nicht. Der Weiße Saal eignet sich famos zu einer Haupt- und Staatsaction mit Gewitter und Blitzschlägen, und die Scenerie war vortrefflich. Der goldene Thron mit dem Purpur darüber ging prachtvoll von Hintergrunde los, die schwarze und rosa Opposition direct vis-à-vis im Frack, Knicknie und Schlotterherzen, Generalstab und Marine in Gala rechts — köstliches, imperatorisches Bild, fordert seinen Werner heraus. Rothschild und die jungen Bleichröder's mögen ja mehr springen lassen können, aber das machen sie uns nicht nach. Steht eben jenseits des Coupons. Jedoch, wie gesagt, der

Donnerer Zeus kam nicht. Statt dessen Liebenswürdigkeiten, kaiserlicher Dank, Buol, der immer in Hörweite blieb, was bei ihm gewiß viel sagen will, decorirt, und am Abend Cercle. Hätte mich nicht gewundert, wenn Knörcke und Langerhans auch Gnadenstrahl abbekommen hätten. Arme Kerle waren nach Einladung dessen so sicher, und eigentlich mit Recht, daß sie vor Aerger erkrankten, als sie trotzdem geschnitten wurden.

Unter Freunden braucht man kein Blatt vor den Mund zu nehmen, nicht einmal die Post, die Dank König Stumm gazetta grata in höheren Regionen. Also rund heraus gesagt: was da am Himmel heraufzieht, gefällt mir nicht. Der Liberalismus geht um, die vornehme Gemäßigtheit in Lila, die scharfe Tonart ist absolut unbeliebt geworden. Deßhalb findet sich in der Thronrede kein Wort der Absage an die verlorenen Söhne, die agrarischen Zusicherungen des portefeuillebegabten Dreigestirns aber sind fühlbar abgeschwächt. Glauben Sie mir, Baron, Bündisch wird nicht Trumpf. Wer gute Hühneraugen hat, merkt den Regen in der Luft und zieht sich zurück. Mirbach ist der undankbaren Vermittlerei satt und sagt bis auf Weiteres Valet, ehe er sich, so oder so, unheilbar exponirt. Reinecke Manteuffel hat genug Aemter cumulirt und ist froh, daß er sich bei seinen dreizehn Eisen im Feuer nicht die Finger verbrennt. So viel scheint gewiß: die schönen Zeiten der Agrardemagogie sind vorüber, und Hammerstein darf getrost beim Friedrichsteiner anfragen, wie er das Fauteuil gepolstert haben möchte. Baron, Lila wird Mode, die Lauen sind obenauf. Daß Chlodwig an Butterheinrich geschrieben und ihn zur neuen Candidatur ermuntert hat, trotzdem wir doch den Kreis energisch berennen, ist ein Wink mit der Forke. Donhoff und Heinrich als kommende Männer!

Lachen Sie nicht. Warum sollte S. M. es nicht mit einer liberalen Aera versuchen? Erstens 'mal sind die Liberalen von heute zehn Mal biegsamer und gouvernementaler als unser Einer. Das mag bedauerlich sein, aber wir haben uns nun einmal in den Mannesmuth hinein hetzen lassen und können schwer wieder heraus. Und dann — Sie mögen Alle sagen, was Sie wollen: der moderne Constitutionalismus ist für S. M. wie geschaffen. 397 Statisten, die die Geldbewilligungsmaschine drehen; ihnen ganz naturgemäß die Verantwortung vorm Volke, das Odium neuer Lasten, und aller Ruhm der Krone! Und was meinen Sie, wie die mageren Kühe zugreifen werden, der mossische Freisinn, das Häuflein um Bennigsen! Nach so langer Dürre schmeckt's aus der Regierungskrippe. Und sie kommen heran, wenn wir uns völlig in die Fronde drängen lassen. Ich für mein Theil hege allerdings nicht das geringste Verlangen danach, als Krebs à la bretonne servirt zu werden.

Je mehr ich die bevorstehende Umwälzung überdenke, desto wahrscheinlicher dünkt sie mich. Für die Politik des größeren Deutschlands, die wir uns nun einmal mit Kiaotschau auf den Buckel gepackt haben, ist größere Freiheit oder doch Surrogat dafür im Innern unerläßlich. Couleur Mittelparteien inclusive Thiergartenfraction. Und der Draht nach Rußland, den wir seit Kiaotschau dringender als je brauchen, ist fest zu knüpfen nur durch Handelsverträge; Häppchen Philippinen, wonach die Nasen bereits aufgespannt sind, nur durch Kornzollconcessionen an Jonathan. Landwirthschaft muß bluten, hülft ihr kein Deibel nicht. Lassen Sie nur die Wahlen vorüber, Posadowsky, Recke und den auf Lorten über die Mine geflogen sein, dann klingt's nicht mehr aus Moll. Minister kommen und gehen: Auswahl einstweilen unbeschränkt. Wohin der Hase läuft, spürt man deutlicher noch an Kleinigkeiten als an den großen Actionen. Die Müller-Lieder von der Aenderung des allgemeinen Wahlrechtes, die seit vorigem Sommer beschlossene Sache ist — weßhalb hat man denn das Geheimniß genau vier Wochen vor den Wahlen ausplaudern lassen? Damit's den Conservativen das Genick bricht. Von wannen aber kommt dem Buolgenossen die Wissenschaft?

Ich fürchte, ich fürchte — und das ist des besagten Pudels Kern — der Bund hat sich allzu festgelegt. Schon daß er anfänglich nichts von den Kähnen wissen wollte, während Rickert und Mosse gleich mit patriotischer Begeisterung dafür waren, hat bei der kühlen Witterung oben verschnupft. Für ihn ist, wenn der Barometerstand sich ändert, nichts zu hoffen, umsomehr, als er die zukünftigen Maßgebenden sämmtlich vor den Kopf gestoßen hat. Mag sein, daß er hier und da nur die Bretter vor diesen Köpfen traf, aber ärgerlich bleibt's doch. Und, lieber Baron — wir sind ja Leidensgenossen, warum da hinter'm Berge halten? — isoliren lassen wollen wir Beide uns doch nicht? Ich muß es schon meines Edgars wegen vermeiden. Das Avancement ist schwerer als je vorher, und um Hugo, der jetzt seinen Referendar machen wird, habe ich auch meine Sorgen. Was meinen Sie — modificirt man seine Zustimmung zu den Bundesforderungen anderthalb Tage vor den Wahlen, wo's in der Erregung keiner mehr beachtet, und tritt man eventuell, wenn den Kerlen von der Dessauerstraße aus der Rücken gesalbt wird, lieber ganz von der Candidatur zurück? Letzteres natürlich nur im alleräußersten Nothfall. M. d. R. hat seine Annehmlichkeiten. Aber man will doch nicht ewig Landrath bleiben.

Seien Sie so viel Mal gegrüßt, wie Ihnen von Ihrem Proleten Stimmen wünscht

Ihr sehr getreuer

II.

Bester Freund und Geisterseher,

So weit sind wir noch lange nicht, im Gegentheil. Ich habe hier, wie Sie richtig annehmen, alle Hände und noch vier voll zu thun und muß mich daher kurz fassen. Rathsam wäre es, wenn eindringliche Beschäftigung mit Ihren Wählern Sie zwänge, das Gleiche von sich zu sagen. Sie könnten sonst Ueberraschungen erleben. Ich ärgere mich hier mit einem volksparteiischen Kerl herum, einem Berliner good for nothing, von dem ich bloß weiß, daß er ein Buch über das Scatspiel geschrieben hat und daß Richter in meiner Gegenwart seiner mit dem Kosewort Erwähnung that, er würde selbst die Feuerzange, womit er den Kerl gegebenen Falles berühren müsse, von diesem Augenblicke an nur noch mit desinficirbaren Gummihandschuhen anfassen. Und so was nennt sich Gegencandidat. Das hat aber eine Suada und küßt frei nach Dicken's die dreckigsten Säuglinge ab . . .

Was Sie anbelangt, liebster Freund: nicht in's Bockshorn jagen lassen. Onkel Chlodwig liberalisirt nun 'mal von Jugend an und mag im hohen, müden Greisenalter mit der süßen Gewohnheit nicht brechen. Es wäre auch grausam, derlei von ihm zu verlangen. Grausam und zwecklos. Einfluß hat er ohnehin nicht den geringsten; man schüfe ihm höchstens welchen, wenn man ihn officiell tragisch nähme.

Der Liberalismus des Rothen Prinzen — er hört sich gern so nennen, also thun wir ihm den Gefallen — berührt oben natürlich angenehm, weil er unschädlich ist, unschädlicher noch als Rickert's Spielart. Der Thiergartengünther wär' uns seiner Dienstwilligkeit wegen zweifellos gefährlich, wenn er mehr als zwölf Siegfriede hinter sich hätte; aber er kriegt nie mehr. Onkel Chlodwig liebt die beiden Heinriche zärtlich, und auch dem Sammler graut nicht gerade vor ihnen. Man schätzt die Menschen immer, die Einen fetiren und umtänzeln.

Unsere Stärke, bester Freund, dieser von Ihnen gewitterten liberalen Herbstmorgenluft gegenüber ist nun just der Bund. Das werden Sie mir ohne Weiteres zugeben: eine neue Aera, wie Sie sie kommen sehen, könnten wir Beide nicht mitmachen. Unserer Väter gute Namen hindern uns daran, unser liebes, altes Junkerthum und das bißchen Gewissen, das man doch alleweil in der Brust hat. Also gestatten Sie Ihrer Phantasie nicht, Ihnen satirische Märchen vorzuspiegeln. Käme der Friedrichsteiner — der übrigens in „seinem" Kreise mit Donnergepolter unten durchfallen wird — dann bliebe für uns nichts übrig als scharfe Opposition oder Abgang durch die Mitte. Vor diesem peinlichen Dilemma schützt uns der Bund. Er wird in den nächsten Reichstag eine starke Truppe von rough riders bringen, die allen liberalistischen Schwächeanfällen von vornherein den Stempel der Sentimentalpolitik aufdrückt. Ohne den Bund freilich stünden wir solchen Anwandlungen einigermaßen machtlos gegenüber, und eine Helldorffperiode wäre bei der hülflosen Confusion und Zerfahrenheit in der Partei dann ebenso gut möglich, wie es der Caprivirummel war. Indem die Dessauerstraße aber jedem Einzelnen von uns den Rücken salbt, erweist sie die gleiche massirende Gefälligkeit dem ganzen Conservatismus. Also bleiben wir steifleinen aufrecht.

Was Sie sonst beunruhigt, ist ein Nebelstreif. Zu den schönen Eigenschaften der höchsten Stelle gehört die impulsive Dankbarkeit, die keinen geleisteten Dienst unbelohnt läßt und die den Vater des Vaterlandes zwingt, alle dem Reiche geltenden Opfer als ihm persönlich dargebracht anzusehen. Der alte Kasten am Königsplatze hat sich wegen seiner Bismarckthorheit — die mir nebenbei von größerem Muthe zu zeugen scheint, als wir Anno 1890 Schweigsame und Anno 1895 Wildbegeisterte in diesen beiden Jahren an den Tag gelegt haben — also für diese Anrempelung des alten Nörglers ist die Mehrheit seiner Zeit von Majestät ganz gehörig abgekanzelt worden. Gönnen wir ihr jetzt also auch das Lob. Vergessen Sie doch nicht, daß Majestät in frischem, warmblütigem Subjectivismus und nicht auf Grund pedantischer, politischer Erwägungen urtheilt, daß hier weniger staatsmännische, als ganz persönliche, von der Minute ausgelöste Empfindungen der Freude oder des Verdrusses in's Spiel kommen. Gewiß ist ein Ministerleben weder an Weisheit noch an Länge dem salomonischen vergleichbar, und Niemand von uns giebt einen Dreier für ihre stolzen Worte. Minister kommen und gehen, aber die Zeitströmung bleibt, der eherne Wille der Wählerschaft. Und Majestät sind viel zu klug, in zehnjähriger Regierung viel zu weise geworden, als daß sie gegen diesen Strom schwämme.

Nun, ich will Sie und mich mit psychologischen Betrachtungen nicht von drängenderer Arbeit abhalten. Davon aber seien Sie überzeugt: Der Cours bleibt der alte. Schon weil er's muß. Und für mich bedeutet die Thronrede in ihrer vornehmen, erhabenen Unparteilichkeit, bedeutet die stolze Würde, womit die Krone es ablehnt, offensichtlich und mit einem Pronunciamento einzugreifen in's heulende Kampfgewühl des Tages, für mich bedeutet's, daß Majestät sich als conservativer roy, nicht als liberalisirender erster Beamter des Staates fühlt. Umgeben von der bezwingenden Pracht seines ehrwürdig grauen Schlosses empfing er sein Parlament — aber wahrlich nicht, um an der Kleinpolitik theilzunehmen, sondern um sich ihm als sein Herrscher zu zeigen, der den Gehorsam zu belohnen weiß, wie er den Ungehorsam straft. Sie sehen, darin spukt kein Liberalismus, wenn auch, das gestehe ich zu, dem politischen Charakter S. M. die liberalschillernden Züge keineswegs fehlen. Doch darüber ein ander Mal, wenn Sie mehr Zeit haben.

Grüßen Sie mir Ihren Hugo. Der Junge interessirt mich. Wann gedenkt er seine Ministerrede zu halten?

Ihr

Caliban.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**
**Ethik**
**als positiver Wissenschaft.**
Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter —** in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

# Bismarcks Nachfolger

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai **Kurmittel:** Natürl. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
**und**
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Vom Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Ueber die Entstehung der Volkswirthschaft Von L. O. Brandt. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Theodor Döring. Von Carl Schultes. — Die Elsässische Frage 1815. Von Karl Brüggemann. — **Feuilleton.** Ariadne. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Der Staatsstreich. Ein politischer Rückblick vor den Reichstagswahlen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Rudyard Kipling in deutschem Gewande. Von C. Brodman. — Notizen. — Anzeigen.

### Vom Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Veranlaßt durch die Ergebnisse von Gerichtsverhandlungen, welche ein trübes Bild sittlicher Verkommenheit in gewissen Kreisen der großstädtischen Bevölkerung entrollten, legte die Reichsregierung 1892 dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, welcher als lex Heinze bezeichnet, den Plan verfolgte, Abhülfe gegen sittliche Mißstände zu schaffen, also verbessernd auf Hebung der Sittlichkeit einzuwirken. Er fand damals nicht gesetzliche Anerkennung. Dies hatte seinen Grund vornehmlich darin, weil eine verschärfte Strafvollstreckung, wie solche in einzelnen Staaten bekannt ist, gegen diejenigen Personen in Aussicht genommen war, welche man gemeingewöhnlich als Zuhälter zu bezeichnen pflegt, und welche selbst arbeitsscheu ihren Lebensunterhalt aus dem unzüchtigen Lebenswandel sittlich verirrter Mädchen, denen sie ihren Schutz angedeihen lassen, sich verschaffen. Man hielt damals es für bedenklich, der discretionären Gewalt derjenigen Behörden, welchen der Strafvollzug obliegt, eine so weitgehende Befugniß zuzugestehen. Und weil auch noch einzelne andere Anstände hinzutraten, kam die Vorlage nicht durch. Inzwischen mehrten sich die Mißstände, welchen beigekommen werden sollte, und der Wunsch auf gesetzliche Maßnahmen zur Hebung der Sittlichkeit wurde in fast allen Schichten der Bevölkerung laut. Wohl in Folge dessen, in Sonderheit darauf abzielender Anregungen der deutschen Katholikentage, beantragten am 2. December 1897 die Abgeordneten Prinz v. Arenberg, Gröber, Letocha, Dr. Rintelen, Dr. Spahn und Dr. Stephan die Zustimmung des Reichstages zu einem ihrerseits vorgelegten Entwurf eines Gesetzes betr. Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, welcher auf dasselbe Ziel hinauskommt, was die gefallene Vorlage in das Auge gefaßt hatte. Nach stattgefundener erster Lesung wurde er am 19. Januar 1898 der 9. Reichstagscommission zur Vorberathung überwiesen. Dieselbe hat ihre Arbeiten nach sorgsamer und vorurtheilsfreier Prüfung der einschläglichen Erwägungsgründe bereits beendet und den Bericht über ihre Thätigkeit erstattet. Die ursprüngliche Vorlage hat einzelne Aenderungen erfahren. Sie würde deßhalb auch in der jetzigen Form, wenigstens ohne wesentliche Aenderungen Annahme gefunden haben, wenn nicht durch vorzeitige Schließung des Reichstages dies vereitelt wäre, weil in ihr den weitgehendsten Wünschen die ihnen gebührende Berücksichtigung zu Theil wurde, weßhalb ihr die Mehrzahl der Stimmen gesichert erscheint.

Zunächst wendet sich ein in das Strafgesetzbuch neu einzuschaltender § 174a gegen die mißbräuchliche Ausnutzung der aus dem Arbeits- oder Dienstverhältnisse entspringenden Gewalt über weibliche Beschäftigte zwecks Befriedigung geschlechtlicher Gelüste. Er strafbedroht mit Gefängniß Arbeitgeber oder Dienstherren und deren Vertreter, welche unter Mißbrauch des Arbeits- oder Dienstverhältnisses, mittels in Aussicht gestellter, mit dem Arbeitsverhältniß zusammenhängender Nachtheile oder Vortheile ihre Arbeiterinnen zur Duldung oder Verübung unzüchtiger Handlungen verleiten. Hiermit ist allerdings bereits ein weiter Schritt gethan; allein er kann als ausreichend noch nicht erachtet, weil die Fälle nicht getroffen werden, in welchen Familienglieder oder andere Hausgenossen die geschaffene Hausgemeinschaft ausnutzend, in gleicher Weise sich vergehen.

Auf das gewohnheitsmäßige oder eigennützige Vorschubleisten der Unzucht durch Vermittelung, Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit, ist (§ 180) zur Zeit Gefängniß angedroht, doch soll zukünftig auf Gefängniß nicht unter einem Monate und neben diesem auf Geldstrafe von 150 bis zu 6000 Mk. als Regel, aber nur bei Feststellen mildernder Umstände darunter erkannt werden dürfen, wobei als Zusatzstrafen Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie Polizei-Aufsicht zugelassen sind. Hier wurde in richtiger Würdigung der Thatsache, daß, so lange eine Kasernirung der Prostitution durch Toleranzhäuser noch nicht durchgeführt ist, doch die Möglichkeit des Erlangens einer Wohnung für Prostituirte nicht abgeschnitten werden darf, ein Absatz 2 in den § 180 eingefügt, welcher ausspricht, daß die Vermiethung an Frauenspersonen, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, nicht als Vorschubleistung anzusehen ist, sofern damit nicht eine Ausbeutung des unsittlichen Erwerbes der Mietherin verbunden ist. Damit wird der Anlaß zur Beunruhigung für Hausbesitzer abgeschnitten, über welchen in Folge dahin ergangener gerichtlicher Entscheidungen, daß schon in dem Ueberlassen einer Wohnung gegen den ortsüblichen Miethzins der Thatbestand der Kuppelei gefunden werden könne, stets das Damoklesschwert der Strafaussicht schwebte, wenn sie entweder selbst alleinstehenden Frauenspersonen eine Wohnung überließen oder die Aufnahme weiblicher Untermiether gestatteten, zumal die Polizei es ablehnte, Auskunft über den sittlichen Leumund der Mietherin zu ertheilen.

Unter die Fälle der schweren Kuppelei des § 181 ist das Verhältniß des Ehemannes zur Ehefrau hinzugetreten, auch neben der Zuchthausstrafe noch die Zulässigkeit der Geldstrafe von 150 bis zu 6000 Mk. ausgesprochen. Ein Antrag, auf den Beischlaf zwischen Verlobten die Anwendbarkeit auszuschließen, fand keine Annahme, obgleich er damit begründet wurde, daß es in vielen Gegenden Deutschlands Sitte sei, daß zwischen Verlobten schon vor der Ehe ein Geschlechtsverkehr stattfinde, sogar in manchen Gegenden die Schließung der Ehe davon abhängig gemacht werde, daß der weibliche Theil zeugungsfähig sei, mithin im Volksgefühle dies als erlaubt gelte, weßhalb es demselben widerstreite, wenn Eltern, die solches duldeten, dafür bestraft werden. Allein man entschied sich dafür, auf solche Verhältnisse keine Rücksicht zu nehmen, weil sie nicht eine Sitte, sondern eine Unsitte darstellen, und trug denselben nur insoweit Rechnung, daß ein Absatz eingefügt wurde, wonach bei Vorhandensein mildernder Umstände an Stelle der Zuchthausstrafe auf Gefängnißstrafe und neben dieser auf Geldstrafe erkannt werden kann.

Der Kernpunkt ruht jedoch in den neueingefügten § 181a und § 327a. Der Erstere tritt dem überhandnehmenden Zuhälterthum entgegen, und strafbedroht mit Gefängniß nicht unter einen Monat eine männliche Person, welche von einer Frauensperson, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, unter Ausbeutung ihres unsittlichen Erwerbes ganz oder theilweise den Lebensunterhalt bezieht, oder welche einer solchen gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz in Bezug auf die Ausübung des unzüchtigen Gewerbes Schutz gewährt oder sonst förderlich ist; der Letztere, welcher der Verbreitung geschlechtlicher Krankheiten vorbeugen will, erklärt straffällig, wer wissend, daß er mit einer ansteckenden Geschlechtskrankheit behaftet ist, außerehelich den Beischlaf ausübt. Dadurch, daß § 181a das Mindestmaaß der Strafe auf ein Jahr festsetzt, wenn der Zuhälter der Ehemann der Frauensperson ist, oder dieselbe unter Anwendung von Gewalt oder Drohungen zur Ausübung des unzüchtigen Gewerbes angehalten hat, aber auch die Ueberweisung an die Landespolizeibehörde mit den Folgen der Correctionsnachhaft vorsieht, sichert er den beabsichtigten Erfolg. Denn erfahrungsgemäß vermag nichts in gleichem Maaße abschreckend auf arbeitsscheue Personen einzuwirken, als die Aussicht auf Unterbringen in eine Corrections- bezw. Besserungsanstalt oder ein Arbeitshaus, wo sie zu regelmäßiger Arbeit zwangsweise angehalten werden können.

Während abgelehnt wurde, in den § 182 die Altersgrenze der Verführten von Vollendung des 16. auf das 18. Lebensjahr hinauszuschieben, um die daraus ableitbaren Erpressungsversuche abzuschneiden, ist in dem § 184 eine Strafverschärfung eingetreten. Mit Gefängniß bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. oder mit einer dieser Strafen wird in Zukunft strafbedroht, wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft, vertheilt, an Orten, welche dem Publicum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung selbst herstellt oder durch Andere herstellen läßt oder zu demselben Zwecke vorräthig hält, ankündigt oder anpreist, bezw. Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzen oder die geschlechtliche Lüsternheit zu erregen geeignet sind, einer Person unter 18 Jahren anbietet, verkauft oder sonst überläßt, oder an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, zu geschäftlichen Zwecken oder in der Absicht, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen, ausstellt oder anschlägt, ebenso Derjenige, welcher zu unzüchtigem Gebrauche bestimmte Gegenstände öffentlich ausstellt oder anpreist, oder öffentliche Ankündigungen erläßt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen. Nur in dem als § 184a aufgenommenen Falle der Veröffentlichung von Gerichtsverhandlungen, für welche wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, war es bei dem bisherigen Strafmaaße verblieben, wonach in erster Linie auf Geld-, in zweiter erst auf Gefängnißstrafe zu erkennen war.

Dem § 184b des Entwurfes, welcher den Gefahren für die Sittlichkeit durch theatralische Vorstellungen unzüchtigen Inhalts entgegenwirken sollte, wurde die Zustimmung versagt, und statt dessen nur eine Resolution dahin beschlossen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, auf dem Wege verschärfter Praventiv-Maßregeln mittels der hierzu berufenen Verwaltungsorgane dahin zu wirken, daß öffentliche theatralische Vorstellungen, Singspiele, Gesangs- oder deklamatorische Vorträge, Schaustellungen von Personen oder ähnliche Aufführungen nicht veranstaltet werden, welche durch gröbliche Verletzung des Scham- oder Sittlichkeitsgefühls Aergerniß zu geben geeignet sind. Desgleichen wird in einer zweiten Resolution angeregt, dem Reichstag baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, betreffend die Bekämpfung und Einschränkung der geschlechtlichen Krankheiten.

Ob es als eine glückliche Lösung der gestellten Aufgabe erachtet werden kann, der Anordnung der Verwaltungsbehörden zu überlassen, welche Schaustellungen wegen Gefährdung der Sittlichkeit untersagt werden sollen, und nicht vielmehr leitende Grundsätze hierüber als gesetzliche Normen aufgestellt wurden, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird hierdurch Anlaß zu Beschwerden über die Maßnahme der Verwaltungsbehörden gegeben, indem die Frage, ob Verwaltungswillkür oder Verwaltungsrecht vorliege, nicht selten streitig sein wird. Das Rechtsbewußtsein kann aber nicht gehoben, muß vielmehr erschüttert werden, wenn die Fälle sich mehren, in welchen die Verwaltungsbehörde eine Vorstellung als den guten Sitten widerstreitend verbietet, aber später Seitens der angerufenen Verwaltungsgerichte deren Anordnung außer Kraft gesetzt wird. Und deßhalb ist mit dieser Lösung der Sache nicht recht gedient.

Gleichwie die Anträge auf Milderung der die Homosexualität bekämpfenden Strafbestimmungen der §§ 175, 176 in der Commission keine Annahme fanden, obschon sie damit begründet waren, daß sie einer von vielen Männern der Wissenschaft gestellten Petition und dem jetzigen Standpunkte der medicinischen Wissenschaft entsprechen, auch sich aus den thatsächlichen Verhältnissen ergeben, weil man wohl zu Recht besorgen zu müssen glaubte, daß die Freigabe des widernatürlichen Geschlechtsverkehres zu gleichen, dem Gemeinwohl nachtheiligen Mißständen ausarten könnten, wie solche in Italien und dem alten Griechenland sich gezeigt und zu deren Verfall beigetragen hätten, so konnte man sich auch darüber nicht einigen, die Ziffer 6 des § 361 zu streichen, welche die sittenpolizeiliche Controle zum Gegenstande hat. Dieser Umstand gab die Veranlassung zu der zweiten Resolution, welche mithin darauf abzielt, aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten die sittlichverirrten Frauenspersonen zu überwachen. Gleichzeitig wird jedoch dahin gestrebt werden müssen, die Ursachen des weiteren Sittenverfalles zu bekämpfen. Dies kann wirksam aber nur geschehen, wenn der Veranlassung der geschlechtlichen Preisgabe entgegen gewirkt wird. In erster Linie kann das böse Beispiel erachtet werden, welches sittlich gefallene Mädchen bieten. In Bremen ist der Versuch gemacht, die Prostitution auf abgelegene Straßen zu beschränken, zu welchen jugendliche Personen, in Sonderheit junge Mädchen keinen Zutritt haben, und zwar mit einem statistisch nachweisbar günstigem Erfolge. Hier hat sich bewährt, daß Toleranzhäuser, welchen der entehrende Beigeschmack der Bordelle fehlt, dem Bedürfnisse der Großstadt zwar Rechnung tragen, aber die Gefahr der Sittenverderbniß nicht im Gefolge haben. Durch Einführen solcher würde mithin die eine Ursache des Ueberhandnehmens der Prostitution gemildert. Ein weiterer Beweggrund für Mädchen, welche der Verführung nicht widerstanden, ist meist die Noth, in die sie geriethen,

wenn der Verführer sie verließ, nachdem sich die Folgen des Umganges zeigten. Die Pflicht, nicht nur für sich, vielmehr auch für das Kind zu sorgen, dem sie das Leben gegeben, zwingt nicht selten die Gefallene zu einem ihr selbst widerlichen Lebenswandel, um die erforderlichen Mittel für Beider Lebensunterhalt zu beschaffen. Hier zeigt sich der Fluch der bösen That, daß sie fortwirkend Böses muß erzeugen. Doch kann durch eine strengere Inanspruchnahme des Verführers und dessen Heranziehen zu den Kosten des Unterhaltes auch seines Kindes viel geholfen werden, um Verirrte von weiteren Schritten zurückzuhalten. Und deßhalb wird das durch die Resolution angeregte Gesetz nur dann dem beabsichtigten Zwecke dienen, und den geplanten Erfolg erreichen, wenn eine Kasernirung des Lasters durchgeführt und die Schwängerungsgesetzgebung in Bahnen geleitet wird, welche dem Erzeuger eines Kindes unmöglich machen, sich seinen Unterhaltsverpflichtungen freventlich zu entziehen.

---

## Ueber die Entstehung der Volkswirthschaft.

Von L. O. Brandt.

Die wissenschaftliche Betrachtung der Wirthschaft und ihrer Geschichte geht als von einem Axiome davon aus, daß der Mensch, weder auf der höchsten noch auf der niedrigsten Culturstufe ohne eine auf die Aneignung brauchbarer Güter gerichtete Thätigkeit denkbar sei. Und diese ständig wirksame Sorge äußere sich in einem, in der menschlichen Natur begründeten vernünftigen Zweckstreben, die größtmöglichste Bedürfnißbefriedigung mit den geringsten Opfern, dem kleinsten Arbeits- und Gefahrenaufwande zu erzielen. Man sagt daher, die wirthschaftliche Natur des Menschen, das wirthschaftliche Princip sei etwas in der menschlichen, körperlich-geistigen Organisation Liegendes, Unveränderliches (Wagner). Was die Reihenfolge der Wirthschaftsformen in natürlicher, aufeinanderfolgender Entwickelung anlangt, so hat die Wissenschaft eine Reihe von Eintheilungen geschaffen, denen ebenfalls eigenthümlich ist, daß auf jeder Stufe die Grunderscheinungen des wirthschaftlichen Lebens gleichartig sind, daß die Formen der Production und des Verkehrs sich wohl in den verschiedenen Perioden (Naturalwirthschaft, Geldwirthschaft, Creditwirthschaft. — Jäger; Hirten, Ackerbauer; Manufactur, Agricultur; Agricultur — Manufactur — Handel) verändert haben, als Formen aber in jeder Periode vorhanden gewesen seien. In beiderlei Hinsicht prüft in einem vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Werke der ausgezeichnete Professor der Nationalökonomie, Karl Bücher (Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung) den Standpunkt der Wirthschaftsgeschichte und kommt zu ganz neuen, lehrreichen Ergebnissen, die zum Theil durch die geistvolle Benutzung des überreich von unseren Ethnographen gesammelten Beobachtungsmaterials aus dem Kreise unserer Naturvölker erzielt sind.

Wenn man wirklich feststellen will, ob die Anschauung von der natürlich gegebenen wirthschaftlichen Natur des Menschen richtig ist, dann muß man den Urzustand der Menschheit untersuchen, und da wir diesen nirgends mehr auf der Erde finden, vielmehr alle Naturvölker, die wir kennen, gewisse Elemente einer Cultur schon entwickelt haben, werden wir der Wahrheit wenigstens möglichst nahe kommen, wenn wir die am niedrigsten stehenden, heute lebenden Naturvölker auf die Grundsätze ihrer Wirthschaftsführung hin beobachten. Und bei einem solchen Verfahren entdeckt man bald, daß diese Naturvölker keineswegs die Züge tragen, die man ihnen zuschreibt, indem man vom Culturmenschen auf den Urmenschen in reiner Abstraction Rückschlüsse machte; wir finden nichts von einer communistischen Urgesellschaft, die der Kampf um's Dasein zu gemeinsamer Wirthschaftsführung zusammenschmiedete. Der Begriff der Arbeit ist den Menschen zweifellos jahrtausendelang ebenso fremd gewesen, wie sich von dem Vorhandensein gesellschaftlicher Verbände bei den niedrigsten Naturvölkern heute kaum eine Spur findet. „In kleinen Gruppen, ähnlich den Rudeln der Thiere, schweifen sie, ihre Nahrung suchend, umher, finden in Höhlen oder unter einem Baume, hinter einem in wenig Minuten aus Reißig errichteten Windschirm, oft bloß in einer ausgewühlten Erdgrube ihr Nachtlager, nähren sich hauptsächlich von Früchten und Wurzeln, essen aber auch alles Animalische bis auf Schnecken, Maden, Heuschrecken, Termiten herunter. Die Männer sind in der Regel bloß mit Pfeil und Bogen oder Wurfholz bewaffnet; die Frauen führen als Hauptgeräth den Grabstock, ein zugespitztes Stück Holz, das sie zum Wurzelgraben gebrauchen. Scheu, wo sie mit Angehörigen höher stehender Stämme zusammentreffen, oft tückisch und grausam, führen sie ein unstätes Dasein, in welchem der Körper zwar das Höchstmaaß der Behendigkeit und Gewandtheit erlangt, technische Kunstfertigkeit aber nur außerordentlich langsam und einseitig sich entwickelt." Diese Völker als niedrige Jäger zu bezeichnen, geht nicht an, da die Jagd und ihr Ertrag nicht die Hauptnahrungsquelle ist. Wenn man auch bei ihnen eine Familienverfassung in dem Sinne gelten lassen kann, daß eine über das Paarungsverhältniß hinausgehende Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib besteht, so muß doch auf der anderen Seite darauf hingewiesen werden, daß diese Menschengruppen sich in der Noth leicht von einander trennen, und eine besonders enge Gemeinschaft besteht eigentlich nur zwischen Mutter und Kind. Alle diese Stämme gehören zu den kleinen Menschenrassen, nicht weil sie degenerirte Volkstrümmer wären, sondern weil sie dauernd schlecht ernährt sind. Ueberall finden wir in der Bedürfnißbefriedigung der Naturvölker Züge, die an das instinctive Triebleben der Thiere erinnern, auch an ihre Unstätigkeit. Der Urmensch und Naturmensch läßt sich nur vom Selbsterhaltungstrieb leiten, er denkt nur an sich und nur an die Gegenwart; von einer zweckbewußten Fürsorge in Voraussicht künftiger Tage und im Hinblick auf Nebenmenschen ist keine Rede. Daher auch seine Gefühllosigkeit, sein Egoismus, seine Begehrlichkeit, Sorglosigkeit und Trägheit, die sich in der fast bei allen Naturvölkern beobachteten Sitte der Kindertödtung, der Aussetzung von Kranken und alten Leuten, die ihren Grund haben in der Behinderung des Wanderlebens und Nahrungsuchens durch solche schwer bewegliche Genossen. Die Nahrungssorge ist der einzige kräftige und allmächtige Trieb in diesen Menschen, alle anderen Gefühle: Mutterliebe, Elternliebe, Geschlechtsliebe finden wir nicht oder wenig entwickelt. Die Sorglosigkeit auch sehr hochstehender Naturvölker ist genugsam von unseren Reisenden geschildert worden. Eine Periode wüster Gefräßigkeit im Ueberflusse wechselt mit viel länger dauernden Zeiten empfindlichen Mangels, und ob auch der Wilde den Hunger noch so oft hat fühlen müssen, zur Vorrathsammlung gelangt er doch nicht. Ebenso bekannt ist es, daß der Naturmensch keine Zeiteintheilung kennt, keine feststehenden Mahlzeiten einnimmt, die dringende Arbeit erst thut, wenn sie ihm auf die Nägel brennt; daß sein Gefühlsleben ebenso impulsiv ist, im Augenblicke von der tiefsten Traurigkeit in's Lachen und Scherzen umschlägt. Werthvorstellungen, die ein abwägendes Urtheil voraussetzen, kennt er nicht. Um den nichtigsten Flitterkram tauscht er seine Habe und seine Seligkeit aus und vernichtet, selbst wenn er schon auf hoher Stufe steht, im Todtencultus große, unersetzliche Werthe an Werkzeugen und Geräthen, die dem Todten in's Grab folgen. Der Entstehung und Erhaltung (Vererbung) von civilisatorischen Elementen erwachsen so bei den Naturvölkern große Schwierigkeiten; der Entwickelungsgang ist durch die Jahrtausende gar mühselig und langsam gewesen und „wenn schon bei den höher stehenden

Naturvölkern sich noch außerordentlich viel Unwirthschaftliches findet, wenn jedenfalls die bewußte Anwendung des wirthschaftlichen Princips bei ihnen eher die Ausnahme als die Regel bildet, so werden wie bei den sogen. ‚niederen Jägern' und ihren eben gekennzeichneten Vorgängern den Begriff der Wirthschaft überhaupt nicht mehr anwenden dürfen. Wir haben bei ihnen ein vorwirthschaftliches Entwickelungsstadium festzustellen, das noch nicht Wirthschaft ist", ein Stadium, das Bücher die Stufe der individuellen Nahrungssuche nennt.

Was den Begriff der Arbeit selbst anlangt, so hat Bücher schon in einer anderen vortrefflichen Arbeit auf ihren Zusammenhang mit dem Spiele und der Musik hingewiesen. Er glaubt die Entwickelung der Arbeit aus ähnlichen Trieben ableiten zu sollen, wie sie auch höhere Thiere zeigen, und die den Menschen treiben, über die Nahrungssuche hinaus ein Thätigkeitsfeld zu gewinnen, insbesondere aus dem Nachahmungs- und Experimentirtrieb. Er weist darauf hin, daß die Zähmung der Hausthiere nicht mit Nutzthieren, sondern mit Luxusthieren beginnt; die gewerbliche Thätigkeit scheint auszugehen von der Körperbemalung, Tättowirung, Durchbohrung oder anderweiter Verunstaltung einzelner Körpertheile bis zur Erzeugung von Schmuck, Masken, Rindenzeugen ꝛc. „Alle gleichmäßig anhaltende Thätigkeit endlich gestaltet sich rhythmisch und verschmilzt mit Gesang und Tanz. Im Spiele bildet sich die Technik aus, und sie wendet sich nur sehr allmälig dem Nützlichen zu. Das Spiel ist also älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduction. Selbst bei den höher entwickelten Naturvölkern, wo beide Elemente sich von einander abzuscheiden beginnen, geht der Tanz noch jeder wichtigen Arbeit voraus oder folgt ihr (Kriegs-, Jagd-, Erntetänze) und der Gesang begleitet die Arbeit."

Mit diesen Untersuchungen Bücher's ist auf das Vorhandensein eines wirthschaftslosen Urzustandes neues Licht geworfen, es ist bewiesen, daß das wirthschaftliche Princip nicht etwas natürlich im Menschen Liegendes ist, sondern erworben wird in jahrtausendelanger langsamer Arbeit und erworben werden muß in jedem Menschenleben; aber die Entwickelung der Wirthschaft aus diesem Zustande darzustellen, ist eine weitere schwierige Aufgabe, die noch zu lösen bleibt. Wenn wir die Thatsache der Wirthschaft da als gegeben annehmen dürfen, wo eine Gemeinschaft von Menschen ihre Bedürfnißbefriedigung nach dem wirthschaftlichen Princip regelt, so sind doch die Anwendungen dieses Princips meist anfangs nur unvollkommen und vor Allem hat das Individuum eine außerordentlich freie Stellung, so daß auch auf späteren Stufen der Ausdruck communistische Wirthschaft, den man so oft, aus falsch verstandenen Aeußerlichkeiten schließend, auf Naturvölker anwendet, schlechthin durchaus ein falsches Bild von der Sache giebt. Auch Friedrich Ratzel wendet sich in seiner „Politischen Geographie", dem geistvollsten Buche, das seit Ritter der wissenschaftlichen Welt auf diesem Gebiete geschenkt worden ist, gegen die Haltlosigkeit der Abstraction, mit der Forscher wie Laveleye ohne Weiteres das Ureigenthum als Gemeineigenthum ansprechen. Er macht uns weiter auf den Unterschied aufmerksam, der besteht zwischen Gemeineigenthum und den eigenthümlichen Niemandsländern, wie wir sie noch neuerdings in Nordamerika gefunden haben und die früher offenbar viel häufiger gewesen sind. Die Production ist im Urstande der Wirthschaft häufig nach Geschlechtern gesondert; jeder Theil, Mann und Weib, hat ein streng abgegrenztes Thätigkeitsgebiet; der Feldbau und die Zubereitung der vegetabilischen Speisen fällt der Frau, die Jagd, Viehzucht, Weberei ꝛc. dem Manne zu; auch die Consumtion zeigt diese Theilung oft; die Einzelnen essen jeder für sich. Die vor Allem in Oceanien gebräuchlichen Gemeinsamkeitshäuser der verschiedenen Alter und Geschlechter hindern den Zusammenschluß des Familienlebens. Bei polygamisch lebenden Völkern hat meist jede Frau eine eigene Hütte.

Von der Wirthschaft bis zur Volkswirthschaft ist aber noch ein weiter Weg, und Bücher untersucht nun ferner, wie sich dieser Entwickelungsgang abgespielt hat und geht dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß maßgebend für die Periodenfolge das Verhältniß von Production und Consumtion ist: „Die Länge des Weges, den die Güter vom Producenten zum Consumenten zurücklegen." Danach werden drei Abschnitte der Wirthschaftsentwickelung aufgestellt: 1. Die Stufe der geschlossenen Hauswirthschaft (reine Eigenproduction, tauschlose Wirthschaft), auf der die Güter in derselben Wirthschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind. — 2. Die Stufe der Stadtwirthschaft (Kundenproduction oder Stufe des directen Austausches) auf der die Güter aus der producirenden Wirthschaft unmittelbar in die consumirende übergehen. — Die Stufe der Stadtwirthschaft (Waarenproduction, Stufe des Güterumlaufes), auf der die Güter in der Regel eine Reihe von Wirthschaften passiren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen. Diese Eintheilung ist uns eigentlich von vornherein in ihrer klaren Charakterisirung einleuchtend und wird es um so mehr, nachdem uns Bücher das Typische jeder Entwickelungsstufe auseinandergesetzt hat. Die geschlossene Hauswirthschaft ist sich selbst genug; die Familie, das Geschlecht, die wir als ihren Träger anzusehen haben, wickeln den ganzen Vorgang der Gütererzeugung im eigenen Kreise ab und schließen den Consum des Erzeugten daran; denn nichts wird erzeugt, was nicht auch verbraucht werden kann; auch die Mittel zur Erzeugung selbst, die Werkzeuge und Geräthe, werden in der Wirthschaft selbst erzeugt; die unmittelbare Verbrauchsfähigkeit in eigenen Kreise ist Voraussetzung für die Erzeugung des Gutes. Der Tausch ist unbekannt oder später doch verpönt. Eine solche Wirthschaft ist an den Boden gebunden und von ihm abhängig; sie erfordert aber auch, zumal bei der Dürftigkeit mechanischer Hülfsmittel, großen Kräfteaufwand für gewisse Arbeitszwecke, und den kann nicht ein Familienkreis leisten, wie er unseren heutigen Verhältnissen entspricht, sondern nur der Geschlechtsverband, die Sippe, die auch die ursprüngliche Rechtsgenossenschaft ist. Im alten Deutschland waren die Träger der Wirthschaft die Hundertschaften, also eine ursprünglich militärische Organisation. Aber auch sie waren entstanden aus dem Zusammentreten von mehreren Geschlechtern, oft wurden sie auch nur von einem Geschlechte gebildet. Ihre Wirthschaftsführung beschreibt Lamprecht vorzüglich in seinem Deutschen Wirthschaftsleben im Mittelalter, wo man (Band I, 2, Schluß) die Schilderung als Ergänzung der Darstellung des Typischen, wie sie Bücher giebt, nachlesen möge. Und selbst als der intensivere Ackerbau allmälig die Eigenthums- und Gesellschaftsverhältnisse lockerte und die Geschlechtsgenossenschaft verfiel, blieb sie für besondere Arbeitszwecke, die die physische Kraft des Einzelnen übersteigen, bestehen; es bilden sich als Reste der alten Gemeinwirthschaft temporäre Arbeitsgemeinschaften, wie wir sie in den russischen Artjels, der bulgarischen Druzina, der serbischen Moba vor uns haben, freiwillige gegenseitige Hülfsgenossenschaften beim Ackerbestellen, beim Fischfang, Holzfällen, Hausbau u. s. f. Das war das eine Mittel, mit dem sich der aus der weitergefaßten Sippe allmälig ausscheidende Haushalt der Familie im engeren Sinne vor dem Kräfteverluste bewahrte, der eine ganze Reihe von Wirthschaftsaufgaben undurchführbar gemacht haben würde. Das andere war die Sicherung höriger Leute und Sklaven und deren Arbeitskräfte, auf denen die Oikenwirthschaft und Frohnhofswirthschaft beruhten. Diese Wirthschaften sind nicht ohne Verkehrserscheinungen: Maaße, Gewichte, geregelte Transportverhältnisse, Uebertragung von Gütern und Leistungen; aber Allen fehlte das Charakteristische des tauschwirthschaftlichen Verkehrs: „Der specielle Rapport jeder einzelnen Leistung mit ihrer Gegenleistung und die freie Selbstbestimmung der mit einander verkehrenden Sonderwirthschaften."

Die Familienwirthschaft versucht also beim Zerfalle der Geschlechtsgenossenschaft die Mittel zur Arbeitsdurchführung und Bedürfnißbefriedigung zu gewinnen auf die vorher geschilderte Weise, aber eine lückenlose Bedarfsdeckung wird sich trotzdem nicht immer, und je weiter der Zersetzungsproceß fortschreitet, desto weniger erreichen lassen. Und wo sich in der einen Wirthschaft Lücken zeigen, treten wohl in einer anderen Ueberschüsse auf, Ueberschüsse an Gütern und Ueberschüsse an Arbeitskräften. Hier setzt nun allmälig die gegenseitige Hülfeleistung ein und es bilden sich daneben schon reine Tauschvorgänge in naturalibus aus, die schließlich zunächst für die Güter, die örtlich beschränkt vorkommen, und für die in bestimmten Wirthschaften besonders qualificirte Arbeitskräfte vorhanden sind, zu regelmäßigem Tauschverkehre führen, ohne daß zunächst der Charakter der Wirthschaften als solcher reiner Eigenproduction dadurch verändert würde. Diesen verlieren sie aber mehr und mehr, indem die auf den Anbau des Bodens gegründeten Einzelwirthschaften einen Theil ihrer Selbstständigkeit einbüßen, „da sie nicht mehr im Stande sind, ihren gesammten Güterbedarf mit eigenen Kräften zu erzeugen und dauernd und regelmäßig der Ergänzung aus den Producten anderer Wirthschaften bedürfen. Es bilden sich allerdings nicht sofort vom Boden ganz losgelöste Wirthschaften, deren Träger etwa die industrielle Veredelung von Stoffen für Andere oder die berufsmäßige Leistung von Diensten oder die Besorgung des Austausches zur ausschließlichen Erwerbsquelle machen. Vielmehr sucht jeder Wirth nach wie vor so weit als möglich dem Boden seinen Unterhalt abzugewinnen; hat er darüber hinaus Bedürfnisse, so benutzt er eine besondere Geschicklichkeit der Hand, einen besonderen Productionsvortheil seines Wohnortes, der ihm in Feld, Wald und Wasser entgegentritt, um ein specielles Erzeugniß im Ueberfluß hervorzubringen. Auf diese Weise entstehen einseitig entwickelte Sonderwirthschaften, die auf den regelmäßigen, gegenseitigen Austausch ihrer Ueberschußproducte angewiesen sind. Dieser Austausch bedarf keines organisirten Handels, wohl aber der Verkehrserleichterungen, und diese finden sich in der Ausbildung des Marktwesens.“ Damit gelangen wir zur Stadtwirthschaft, zur Wirthschaft des unmittelbaren Austausches, d. h. des Austausches von Consument zu Consument, ohne das Zwischenglied des stehenden Handels. Die mittelalterliche Stadt war ein befestigtes Schutzgebiet für die umliegenden Landorte und bildete einen Schutzverband, und dafür übernahmen alle In- und Umwohnenden die Verpflichtung, die Befestigung zu unterhalten und die Vertheidigung zu übernehmen. Den Inhalt dieser Pflichten und Rechte bildete das Burgrecht. Die Bewohner der Stadt waren ursprünglich in Bezug auf den Wirthschaftsbetrieb nicht von den Landbewohnern verschieden; die Stadtmarkungen wurden aber am ehesten zu klein, um einer wachsenden Menschenzahl die Bedürfnißbefriedigung auf eigenem Boden zu gewähren, und so bilden sich hier zuerst die Sonderwirthschaften aus, die besondere Fertigkeiten pflegen, um die mindere Ergiebigkeit des Bodens zu ergänzen; die Gewerbe entstehen in der Stadt und mit ihnen als Mittel zum Austausche der gegenseitigen Ueberschußproducte die Märkte, und daraus fließt ferner eine Umbildung des Burgrechtes; der Verkehr von, zu und auf dem Markte genießt besonderen Schutz und Freiheit. Alle Marktleute, alle Marktgänger heißen Kaufleute. Der Verkehrskreis, den diese Märkte umfaßten, wurde immer größer; der Marktfrieden wird zum Stadtfrieden, und immer erfolgt der Kauf und Verkauf zwischen den Producenten selbst; es muß öffentlich und aus erster Hand verkauft werden und was in der Stadt producirt werden kann, soll auch in ihr producirt werden, daher haben die städtischen Handwerker ein ausschließliches Absatzrecht auf dem Markte. Und nur, wenn ein Gewerbe nicht vertreten war, durften Auswärtige zum Markte kommen. Das wurde aber möglichst durch künstliche Verpflanzung der fehlenden Gewerbe in solche Städte vermieden. Kauf und Verkauf vollziehen sich noch großentheils ohne Dazwischentreten des Geldes als Naturaltausch, bei dem für billige und gute Bedienung auf beiden Seiten durch strenge Vorschriften und Taxen gesorgt war. Unter solchen Umständen konnte sich der Handel selbst als Beruf nur langsam entwickeln; aber es gab einen städtischen Kleinhandel, den Handel mit Pfennwerthen der Krämer, Hocken und Gewandschneider. Der Großhandel war nur Wander-, Markt- oder Meßhandel, mit ganz bestimmten wenigen Waaren (Gewürzen, Fischen, Pelzen, Tüchern, Wein). — Der Verkehr hat sich nunmehr schon ausgebreitet. „Der ganze wirthschaftliche Erscheinungskreis ist gegenüber der geschlossenen Hauswirthschaft reicher und mannigfaltiger geworden; die Sonderwirthschaften sind an Menschenzahl kleiner; sie sind von einander abhängig; sie übernehmen gewisse Functionen für einander; der Tauschwerth dringt bereits bestimmend in ihr inneres Leben ein. Aber die Productionsgemeinschaft fällt noch immer mit der Consumtionsgemeinschaft zusammen. Einen Umtausch der Güter giebt es noch nicht.“ Und unter einander sind die einzelnen Marktgebiete auch scharf geschieden; eigene Münze, Maaß und Gewicht, Bannmeilen, Zölle trennen das eine städtische Wirthschaftsgebiet von dem andern, und fesseln die in ihm und um ihn wohnenden Menschen an einen Markt. Bücher macht auch an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß die Wirthschaftsordnung der Stadt recht nur als Fortbildung der Frohnhofsordnung zu verstehen und erklären ist. Die Wurzel der Berufs- und Ständebildung steckt da; ihre Mittel sind aber noch unentwickelt, es giebt keine stehenden Unternehmungen und kein Unternehmercapital; das Leih- und Nutzcapital ist recht bescheiden. Die Tauschwirthschaft erweitert ihr Feld, indem sie besonders häufig unkörperliche Sachen (Verhältnisse) zu wirthschaftlichen Gütern werden läßt, die dem Verkehre unterliegen und verkehrsrechtlich als Immobilien behandelt werden. Der öffentliche Haushalt hat immer noch vorwiegend den Charakter der Privatwirthschaft: Einnahmen aus Domänen, Diensten, Regalen herrschen im Staate; aus dem Marktverkehre und der Besteuerung des Consums in den Städten vor. Die einzige directe Steuer ist die Vermögenssteuer. Die Stadtwirthschaft hat aber in Deutschland nicht oder doch nur in wenigen Fällen, wie in Italien z. B. zur Vollendung der Ausbildung in einen staatlichen Organismus geführt, sondern den Uebergang zur Volkswirthschaft haben wir zu suchen in der Bildung der Territorialgewalten, die schließlich zum nationalen Einheitsstaate zusammengefaßt werden. Daher finden wir den Durchbruch nationaler Ideen begleitet von einem Kampfe gegen die Sonderrechte der Städte, des Adels, der geistlichen und weltlichen Corporationen. Dies System der abgeschlossenen Staatswirthschaft, dessen Grundzüge der städtischen Wirthschaftspolitik entnommen sind und das sein theoretisches Gewand im Merkantilismus fand, hat den Zweck, die inneren Kräfte eines ganzen Landes im Ineinandergreifen der verschiedenen fördernden Factoren zu entwickeln; es wurde unterstützt durch die Fortbildung des Creditwesens, das dem Großhandel seine wichtige Stellung verschaffte, der die localen Märkte vernichtete, indem er sie überging und für einen interlocalen Verkehr über weite Räume den Messen zu steigender Bedeutung verhalf; der ferner das Handelscapital zur Unterstützung des Gewerbefleißes, zur Heranbildung der Massenproduction verwendete. Die sorgfältige Ausbildung des Transport- und Verkehrswesens war nur ein weiteres Mittel, große Räume, viele Menschen mit einander in schnelle Beziehung zu setzen. „Ueberall neue Organisationen, die darauf berechnet sind, die wirthschaftlichen Bedürfnisse Vieler zu befriedigen: eine nationale Industrie, ein nationaler Markt, nationale Verkehrsanstalten; überall das capitalistische Unternehmungsprincip des Handels“, eine Bewegung, die der absolutistische Staat zu fördern bestrebt war, ohne daß er die alte stadtwirthschaftliche Organisation mit ihrer scharfen

Trennung von Stadt und Land, ihren Schranken nach Außen zunächst rite beseitigt hätte; nur allmälig löste sich ein Stück nach dem andern von dieser ehemals so wirksamen Summe wirthschaftspolitischer Macht. Die Erbschaft des Absolutismus trat, so paradox es auch klingen mag, der Liberalismus an, der, indem er scheinbar nur zerstörte, die „Bahn für wirkliche volkswirthschaftliche Neugestaltungen frei gemacht und es ermöglicht hat, daß gemäß dem jeweiligen Stande der Technik jede Kraft an der Stelle in den Dienst des Ganzen treten kann, wo sie diesem am meisten nützt." Daneben ist allerdings der alte Staatsgedanke lebendig geblieben, der auf einen immer engeren Zusammenschluß der einzelnen Theile des Volkes und des Staatsterritoriums abzielt.

So haben wir an der Hand von Bücher's geistvollen Ausführungen den Weg der Wirthschaftsentwickelung verfolgt. Die Wirthschaftsbeziehungen der Menschen dehnen sich ehemals nur auf die Sippe, dann auf die Nachbarschaft in Stadt und Land, dann auf das Volk aus. Das Gut bleibt ursprünglich in einer Wirthschaft, geht in der Stadtwirthschaft unmittelbar vom Producenten auf den Consumenten über, und durchläuft in der Volkswirthschaft eine ganze Reihe von Wirthschaften: es circulirt. „Im Verlaufe der ganzen Entwickelung hat sich die Spannweite zwischen Production und Consumtion vergrößert. Auf der ersten Stufe sind alle Producte Gebrauchsgüter, auf der zweiten wird schon ein Theil zu Tauschgütern, auf der dritten werden die meisten Waaren." Doch darf man nicht annehmen, daß diese Perioden scharf abgegrenzt neben einander stehen, sondern wenn auch eine Form der Wirthschaft vorherrscht, so finden sich daneben doch immer Reste der alten und Ansätze zur neuen Form.

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Theodor Döring.

Von Carl Schultes.

Den eigentlichen „Mumm" der Döring-Witze kann man nur dann geben, wenn man seine eigenthümliche, scharfe Sprechweise, sein Pusten und Pfauchen, und das merkwürdige Schmacken mit dem Munde, das fast jeder kurzen Rede vorausging, getreu nachmachen kann. George Hiltl und Herrmann Müller verstanden und Fritz Haase versteht es heute noch, in vortrefflichster Weise den Meister zu copiren. Für mich pendelte Döring's Sprechen immer zwischen Falstaff und Mephisto, und wer den guten Theodor noch in der Erinnerung hat, wird mich verstehen. Auf seinem Bilde als „Hans Lange" das er mir zum Andenken schenkte, steht auf der Rückseite: „Der Hans Lange könnte auch, wie ich Sie kennen lernte, ein Bayer sein! Ihr Theodor Döring." Als ich das las, fragte ich mich freilich: Ist's ein Lob oder eine Grobheit?

Am „Aufgekratztesten", darf man wohl sagen, war Döring, wenn er bei Lutter und Wegener hinter der zweiten Flasche saß, und in seine humoristisch-satirische Raisonnirstimmung kam, in der er nichts im Himmel und auf Erden verschonte. Sein ihm wohlgeneigter Chef, Excellenz von Hülsen, war da für ihn nur „der böse Fähnderich", Schauspieldirector Düringer wurde zum „Mann mit dem Gehirnschwund", und am Schlimmsten kam sein Rivale Ludwig Dessoir weg, welcher zum „Verdammten Judenjungen" degradirt wurde. Wenn ihm aber entgegengehalten wurde: „Ja, aber Dessoir hat doch das schönste dramatische R in der Welt!" entgegnete er: „Hat Theodor Döring auch, aber Theodor hat Etwas, das der Kerl nie kriegt, ein dramatisches Demi-Rrrrr!" Dabei sein sanftes Gurren und dazu das verschmitzte Mienenspiel . . . es war zum Schreien! —

Zwischen Döring und Dessoir war — zumeist hinter dem Rücken — ein sehr erbitterter, jedoch für alle Eingeweihten höchst lustiger Kampf entbrannt, und Dessoir beschuldigte Döring, er habe die nichtswürdige Dessauer-Anecdote erfunden, was aber nicht anzunehmen ist, da sie zu sehr einer „Börsen-Gewaltsache" gleicht. Da ich die starke Anecdote vergessen wähne, mag sie hier stehen.

Dessoir reiste zu einem Gastspiele nach Posen, seiner Vaterstadt, und in demselben Abtheil fuhr ein Wechselmakler, der ihn von der Bühne her kannte, aber zugleich auch in Posen mit der Familie des Künstlers befreundet war. Recht höflich fragte der Mann: „Werden Sie uns beglücken in Posen auch wieder einmal, Herr Dessauer?" Dessoir sah sich den Sprecher von oben bis unten an, und entgegnete in hochdramatischem Tone: „Mein Herr, ich heiße Dessoir . . . Des-soar! Verstanden?" — „Schön, Herr Des-so-ar!" sagte ruhig der Gemaßregelte. Bei der nächsten Station stieg man aus, um sich die Füße zu vertreten, und Dessoir guckte sich überall um, ob nicht ein Kellner mit einer Erfrischung käme. Da drängte sich der Abgewiesene dienstfertig an den Künstler heran und flüsterte mit abgenommenem Hute: „Wenn Se was suchen, Herr Dessoir, seh'n Se, dort drüben ist das . . . Pissauer!" — Man mußte diesen Kladderadatsch-Witz, als er neu war, von Döring erzählen hören, wie er förmlich in Wonne schwelgte, wenn er Dessoir in Sprache und Haltung copirte. —

Einige Jahre, bevor das alte ehrwürdige Hoftheater auf dem Hagenmarkte in Braunschweig abgerissen wurde — ich habe noch vier Jahre auf diesem Theater gespielt, auf dem Faust von Goethe zuerst gegeben wurde — gastirte Theodor Döring zum letzten Male dort und zwar als: Timotheus Bloom (Rosenmüller & Finke), Philipp II. und Falstaff. Mit seinem famosen Bloom hatte er nicht den sonst gewohnten großen Erfolg; denn da stand ihm der ganz vortreffliche Charakterkomiker des braunschweigischen Hoftheaters Julius Bercht im Wege, der diese Rolle zuerst gespielt hatte. Döring war wüthend, daß ihn das Publicum — seiner Meinung nach — hatte abfallen lassen, und auf der Probe von Don Carlos am nächsten Tage ging er wie ein knurrender Löwe herum, und die Regie seines alten Freundes Schütz machte ihm nichts recht. Am Abende vor der Vorstellung krakehlte er in der riesigen Garderobe selbst mit seinem Dutzbruder, dem berühmten Hoffriseur Wilhelm Brüggemann, dem Erfinder der Fettschminke, und als der erste Garderobier Bertram den Königsmantel brachte, gerieth er in unsagbare Wuth. Es war damals noch die Zeit, in welcher Costüme und Decorationen nicht das Alpha und Omega des Theaters waren, und ein gutes Ensemble allen Virtuosenmätzchen vorgezogen wurde. Unsere Braunschweiger Costüme galten für sehenswerth — heute hat wohl das Stadttheater in Kyritz an der Knatter Besseres —, aber sie mußten in ihren Hauptstücken zu Vielem vorhalten. Der Mantel war nun der Stolz des Directors Schütz als Wallenstein, und der Garderobier dachte, ebenso gut könne er auch der Stolz Herrn Döring's als Philipp II. sein.

„Verdammter Lumpenkram, scheußlicher Fetzen! Theodor Döring ist doch kein Narre, daß er sich als Philipp eine Pelztoga um die Lenden schlägt?!" schrie Döring wie ein Wahnsinniger, wickelte sich in den weiten und sehr langen Wallensteinmantel, warf sich auf den Boden hin, und trudelte durch die wohl zwölf Schritte lange Garderobe hin, indem er brüllte: „Kürzer, kürr . . . zerr, kürr . . . zerrrr!" Schütz schlug vor Entsetzen über die Entweihung des besten Stückes der Garderobe die Hände über dem Kopfe zusammen, und brüllte nun seinerseits wie ein Bär: „Verrückter Kerl, Du ruinirst mir mein Prachtstück!" — Alles schrie und lachte durcheinander. Döring sprang auf und schrie nun auf Schütz

ein: „Drei Hände kürzer muß das Aas werden, sonst kannst Du Dir für den Philipp heute Abend einen Lumpenkerl holen: denn der Theodor Döring kann ohne kurzen Mantel nicht spielen! Eine Scheerre herr, eine grroße Schneiderr-Scheerre!“ Bertram stand der Todesschweiß auf der Stirn, als Döring eine große Scheere ergriff, um den Mantel abzuschneiden.

„Erlauben Sie, Herr Döring, das geht über den Spaß!“ keuchte der Bock, dem die Schnupftabacksnase ewig tropfte, und rang mit Döring um die Scheere. „Herr Döring, seien Sie gut! Wir haben auch einen kürzeren Mantel, den ich schnell mit Hermelin besetzen lasse!“

So ruhig und humoristisch, als ob er nicht eine Minute vorher wie ein Verrückter getobt hätte, sagte nun Döring, indem er Bertram auf die Schulter klopfte: „Wisch' Dir erst die Nase an Eduard Schützen's Prachtstück ab, mein lieber Junge, dann bring' Deinen Mantel, aber das sage ich Dir, er darf kaum über den Ellenbogen gehen, sonst ist's kein richtiger Spaninger!“ „Holen Sie ihm doch den rothen Kragen des Don Contreras aus der Preciosa!“ sagte Schütz. „Der ist echt spanisch!“ Als nun das Ding von verschossenem rothen Samt ankam, lachte Döring hell auf: „Bon! Aberr Herrrmelin drum rum und Deinen Wallenstein-Kladderadatsch drauf, dann sollst Du einen Don Philipp sehen, der sich gewaschen hat!“ Herzog Wilhelm sagte später, er habe in keiner Posse so gelacht, als an jenem Don Carlos-Abende. Ich glaube freilich, der Schalk saß Theodor Döring im Nacken, und er wollte sich an den Braunschweigern rächen, die seinen Bloom nicht goutirten. —

In Döring's Hause gerirte sich die Schwester seiner jungen Frau gerade wie diese, und das Mariannele, die Köchin, welche ebenfalls eine Schwäbin war, wie die beiden Damen, guckte ihren Herrinnen Vieles ab, so daß Döring immer von seinen „drei schwäbischen Weibern“ sprach. Seine Frau und deren Schwester wollten den guten Theodor zu einem geregelteren Leben bringen, damit er nicht immer erst gegen 4 oder 5 Uhr von Lutter und Wegener etwas schwankend heimkehren möchte, und so schwatzten sie ihm zu seinem Geburtstage ein ganzes türkisches Morgencostüm: „Schlafrock, rothe seidene Pumphosen und Fetz“ auf, nebst goldgestickten, rothen Saffianpantoffeln. Es machte ihm riesigen Spaß, als die Drei erklärten, nachdem er sich in die Liebesgaben gehüllt hatte, „des Thorle siehet aus grad' wie e echt's Türkle!“ Schnurrend wie ein Kater ließ er sich von den hübschen Weibern cajoliren, und da ein treffliches, zweites Frühstück mit Sect seiner wartete, blieb er zu Hause.

Schon zwei oder drei Tage später fühlte er jedoch, daß ihm das „die geliebte Kneipe“ nicht ersetzen könne, und als die beiden Damen einen Ausgang machten, klingelte er dem Mariannele und befahl ihr, seine Kleider und Stiefel zu bringen, da er ebenfalls ausgehen wolle. — „Des ischt mir von die Gnädige heilig verbotte. Sie müesset scho' brav sei' und z'Haus bleibe, wie sich's für en ordetliche Maa (Mann) g'höret!“

„I, da schlag' doch ein Millionen-Donnerwetterr in die ganze schwäbische Wirthschaft hinein!“ schrie Döring, stülpte sein Fetz auf, warf das Mädchen in eine Ecke, daß derselben Hören und Sehen verging, und stürmte in seinem türkischen Morgenstaate hinüber zu Lutter und Wegener, allwo ihn ein unbeschreiblicher Jubel empfing.

„Kinderr!“ rief Döring, „Schwur bei Mephistopheles: Heute kehrt der türkische Pascha nicht mehr zu seinen drei Schwäbinnen in's Serrail zurrück. Sect her!“

## Die Elsässische Frage 1815.

Von Karl Brüggemann.

Die französischen Chauvinisten werden bekanntlich nicht müde, von einer „Elsässischen Frage“ zu sprechen, obwohl es keine solche mehr giebt. Eine Frage, welche ein völkerrechtskräftiger Vertrag wie der Frankfurter Frieden, der von beiden Contrahenten unterschrieben und ausgeführt wurde, erledigt hat, ist eben keine Frage mehr. Man kann dies den Franzosen gegenüber, die mit der immer wieder aufgeworfenen sogenannten „Elsässischen Frage“ nur Europa beunruhigen und sich lächerlich machen, nicht nachdrücklich genug betonen. Aber es gab allerdings früher eine Elsässische Frage: als Ludwig XIV. Straßburg und Metz dem alten deutschen Reich hinterlistig wegnahm und seine Nachfolger es behielten; während den Revolutionskriegen und bei den beiden Friedensschlüssen 1814 und 1815. Besonders brennend war die Frage im Sommer 1815, nach der Schlacht von Waterloo, als sich die Monarchen und Diplomaten wieder in Paris zusammengefunden, das sie erst vor einem Jahre verlassen. Ziemlich dieselben Persönlichkeiten, welche im Frühjahr 1814 in Paris, im Winter 1814 und 1815 in Wien berathen hatten, stießen jetzt wieder aufeinander. Aber das Geschäft, bisher so vielfach verwickelt, schien sich jetzt wesentlich vereinfacht zu haben. Die vier Mächte, welche sich seit dem Sommer 1813 die Verbündeten nannten, brauchten sich nur in einem einzigen Cabinet zusammenzufinden, um die Maaßregeln in die Wege zu leiten, welche im Stande waren, Frankreich für seinen Friedensbruch zu züchtigen und dem gekränkten Europa Garantien zu schaffen für Aufrechterhaltung des Friedens in der Zukunft. Die Vertreter der vier Mächte setzten sich auch in einem Cabinet zusammen und fingen an zu berathschlagen. Bei den ersten Worten schon zeigten sich aber schroff und ohne Aussicht auf Versöhnung die Gegensätze. England, dem unerbittlichen Legitimitätsprincip huldigend, mußte nothwendig verlangen, daß der in sein persönliches Eigenthum zurückgeführte König Ludwig XVIII. nach Besitz und Würde keinerlei Schädigung oder Erniedrigung erfahre. Rußland schien zunächst streng gegen Frankreich verfahren zu wollen, kehrte aber bald zu der Ansicht zurück, daß es wegen der im Orient geplanten weiteren Unternehmungen zweckmäßig sei, sich in Frankreich einen dankbaren Freund zu erwerben; auch gehe es nun und nimmer an, sich in Sachen der Großmuth und des Edelsinns durch England überbieten zu lassen. Oesterreichs Staatsmänner, Metternich namentlich, wurden von der steten Sorge umgetrieben, es möchte durch eine Verkettung der Umstände, durch neue Ländervertheilung sich ereignen, daß dem österreichischen Staat, im Elsaß etwa, wiederum ein deutsches Vorderösterreich angehängt werde, das unmittelbare Berührung mit Frankreich schaffe und damit zugleich die Grenzwächterstelle am Rhein und die stetigen Reibereien mit dem unruhigen Volke drüben, wie es der Fall gewesen von 1792 bis 1800, als Oesterreich noch in den Niederlanden, am Rhein, in Italien in vielfach verschlungene Grenzberührungen mit Frankreich kam. Und fand man für Oesterreich Vergrößerungen hier am Rheine, so mußte wohl Rußland in Galizien entschädigt werden; der sichere polnische Besitz ging so verloren gegen den bedenklichen Erwerb am Rhein. Darum sprach sich im Allgemeinen Oesterreich dahin aus: was man in Wien mühsam ins Gleichgewicht gesetzt, daran solle man nicht mehr rühren. Preußen, auf dem Congreß in Wien mit Rußland noch allermeist zusammen gehend, fand sich jetzt so verlassen wie niemals. Den günstigen Zeitpunkt nutzen, den Frieden für lange Zeit sichern, Frankreich unfähig machen zum Angriff auf seine Nachbarn, das war es, was Preußen jetzt als seine Forderung in erste Linie stellte. Und dazu gehöre: Abreißung der Festungsgürtel im Norden und Osten längs der französischen Grenze, Lostrennung mindestens von Elsaß und Lothringen, finanzielle Schädigung, Ueberwachung

des gefährlichen Nachbars auf längere Zeit. Für einzelne sicherstellende Maaßregeln an der Grenze trat zwar auch Oesterreich zu Zeiten auf. Unterstützung aber fand Preußen nur bei einzelnen Staaten vom zweiten Rang; am meisten von Seiten der Vertreter Württembergs. Kronprinz Friedrich Wilhelm, seit dem 19. Juli in Paris, machte es zu seiner persönlichen Angelegenheit, im Verein mit dem Gesandten seines Vaters, dem Grafen Wintzingerode, die Anschauungen Preußens zu unterstützen, trotzdem er sich dadurch von den Beziehungen, welche in natürlicher Weise auf Rußland hinwiesen, lossagen mußte. Beweise dafür bringen die Aufzeichnungen von Gagern und von Stein; während es zu bedauern bleibt, daß vom Kronprinzen selbst keinerlei Berichte zu finden sind, von mir wenigstens keine gefunden werden konnten. Der Umfang württembergischer Thätigkeit ist somit nur den Meldungen zu entnehmen, welche die Vertreter des Königs Friedrich in Paris während des Sommers 1815 nach Stuttgart gelangen ließen, Graf Wintzingerode, Varnbüler und Hügel, welche durch ihre persönlichen freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen sich mancherlei Zutritt und Einblick zu verschaffen wußten. Diese Gesandtschaftsberichte aus der Privatregistratur des Königs Friedrich von Württemberg ruhten bisher unbeachtet im Stuttgarter Kgl. Geh. Haus- und Staatsarchiv. Der bekannte Historiker des Rheinbundes Generalmajor z. D. Dr. Albert Pfister hat dieselben nunmehr geprüft und das Wichtigste daraus in seinem unlängst erschienenen Werk: „Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) veröffentlicht. Es gewährt einen großen Genuß, an seiner Hand einen Einblick nicht allein in die kriegerischen Ereignisse von damals zu gewinnen, sondern auch in die diplomatischen Machenschaften, bei denen der geniale Talleyrand, obwohl Vertreter eines besiegten Landes, die erste Geige spielte, besonders aber zu erkennen, daß ohne die Eifersüchtelei der Großmächte das Elsaß schon damals wieder in deutschen Besitz gelangt und ohne Zweifel noch ein paar Jahre uns völlig assimilirt worden wäre, was bekanntlich heute sogar nach 28 Jahren noch nicht ganz geglückt ist.

Aus Dr. Pfister's Forschungen und Darstellung geht klar hervor, daß in allen Fragen, welche die Sicherstellung der Grenzen betrafen, die süddeutschen Staaten, Württemberg voran, Hand in Hand gingen mit Preußen als dessen einzige Bundesgenossen; getrennt aber sahen sie sich von Preußen immer wieder durch das Mißtrauen, mit denen sie die deutschfreundlichen Bestrebungen einzelner Kreise dort betrachteten, Bestrebungen, von denen sie den Umsturz des soeben mühsam Gebauten, die Beschränkung der Regierungsgewalten und das Zusammenknüpfen der deutschen Nation zur Einheit befürchteten. Und diese zunächst von Metternich eingepflanzte Furcht war es, welche die deutschen Mittelstaaten immer wieder zu Oesterreich und Rußland zurückführte, trotzdem daß diese Mittelstaaten erkannten und, wie es Württemberg that, zu deutlichem Ausdruck brachten, daß Preußen allein auf dem richtigen Wege sei, die deutsche Grenze zu schützen und des deutschen Volkes Wohlfahrt für die Zukunft sicher zu stellen. Oesterreich vermochte sich nicht fest auf Preußens Seite zu halten, schwankte immer mehr zu England und Rußland hinüber. Die preußische Politik nahm deßhalb Veranlassung, darzulegen, wie es ihr nicht um eigenen Gewinn an Land und Leuten zu thun sei, wie sie dahin strebe, die deutschen Grenzen überhaupt und die zunächst anliegenden Staaten zu verstärken. Das war es nun, was die Aussichten der süddeutschen Fürsten auf Vergrößerungen so günstig gestaltete, wie noch nie. Namentlich König Friedrich von Württemberg sah sich der Verwirklichung seiner innigsten Herzenswünsche jetzt wirklich nahegerückt. Jetzt konnte sein Verlangen nach einem Grenzwächteramt auch ganz bestimmte Formen annehmen. Bisher war der Landhunger der größeren Rheinbundstaaten bei der Lohnbemessung für ihre Leistungen in Napoleons Kriegen mit wiederholten, aber jedesmal ziemlich bescheiden zugemessenen Gaben befriedigt worden. Jetzt aber ließ sich die bestehende Lage dahin ausbeuten, daß die Frankreich benachbarten Grenzstaaten einen tüchtigen Bissen abbekamen, daß Württemberg seine Bevölkerung vielleicht nahezu verdoppelte und zugleich aus der gedrückten Stellung, in der man doch Manches über sich ergehen lassen mußte, herauskam. —

In die auf einander folgenden Stufen des Ganges der Verhandlungen bis zum endlichen Frieden vom 20. November 1815 geben die Berichte der drei oben genannten württembergischen Vertreter, verglichen zugleich mit den Aufzeichnungen anderer Mithandelnden, einigen Einblick, den uns Pfister's verdienstvolles Geschichtswerk auf Grund der Stuttgarter Kgl. Archive ermöglicht.

Vom 25. Juli aus Paris schildert Graf Wintzingerode seinem König die Lage so: Ein Besuch bei Metternich habe ihn belehrt, daß die Minister der vier Mächte ein einziges Cabinet bilden werden, um alle Maaßnahmen der französischen Regierung zu überwachen und um die Forderungen an diese festzustellen. Der Herr Alexis de Noailles et tous les faiseurs de Mons. de Talleyrand führen laute Klage über die Härte der Bedingungen, die man Frankreich auflegen wolle. „Man ist sehr uneinig: England und Rußland widersetzen sich lebhaft jeder Verkleinerung Frankreichs, sie wollen Garantien erreichen nur durch zeitliches Besetzen eines Theils der Festungen; Preußen und Oesterreich aber wollen Provinzen haben. Preußen namentlich belagert alle die Festungen, welche es haben will, ohne sich viel um die Flagge zu kümmern, die aufgezogen wird. Oesterreich würde gern dasselbe thun, wenn seine Generale den Muth und die Thätigkeit dazu hätten und es nicht viel bequemer fänden, sich mit Abmachungen und Waffenstillständen zu begnügen. Rußland ist verstimmt, daß seine Armee keinen Antheil an den Lorbeeren des letzten Feldzuges (Waterloo) hat. Jetzt will es die Augen auf sich lenken dadurch, daß es die Grundsätze der Mäßigung und der Großmuth zu den seinigen macht. Zu den Engländern hat Kaiser Alexander gesagt: Im verflossenen Jahr haben wir Euch die Thore von Paris geöffnet; diesmal habt Ihr Euch revanchirt.“ Fouché soll mit der Ausarbeitung der Antwort betraut sein, welche Frankreich auf die gestellten Forderungen geben will. „Dieser Mensch aller Parteien ist heute einflußreicher auf die Bourbonen und vielleicht auf die Alliirten als jemals. Das Talent Talleyrands verschwindet neben dem seinigen. Man sagt, er habe am meisten zum Sturz der Bourbonen beigetragen; er stand, ehe wir in Frankreich einrückten, an der Spitze der Partei, welche Napoleon II. und die Regentschaft verlangte, dazu eine österreichische Armee als Hüterin und den Erzherzog Karl als Regenten. — Am Tage seiner Ankunft hier mißbilligte der König von Preußen die Absicht Blücher's, die Brücke von Jena sprengen zu wollen. Seine eigenen Adjutanten aber tadelten diese Inschutznahme der Franzosen: die Preußen hätten Paris genommen, und diese Rache sei für ihre Ehre nöthig; der König habe nicht das Recht, sie daran zu hindern. Ich habe das von einem preußischen Officier, der Zeuge war. Wie mir ein russischer Adjutant sagte, ist die Abneigung des Kaisers Alexander gegen die preußische Armee und Regierung auf dem Gipfel. Nur seine Freundschaft für den König und die Nothwendigkeit der Einigkeit halten ihn zurück.“ Des Morgens um 8 Uhr, fährt Wintzingerode fort, setze er sich en campagne, um den Geschäften nachzugehen. Sonst treffe man Niemand; denn Paris sei ein schauderhafter Platz für Geschäfte, weil alle Leute die Zerstreuungen aufsuchen. — Die Zeit der Ordensregen war wieder gekommen, der Paraden, der Feste, der diplomatischen Hetzereien, die Zeit, da man jedem Schritt des Nachbars mißtraute, er könnte sich einen Vortheil aneignen; die Zeit, da man schon so viel Sicherheit verspürte, um mit Hochgenuß sich Reibereien zu überlassen. Vom 5. August setzt Wintzingerode hinzu: Er und seine

Collegen von Baden und Darmstadt hätten den Kanzler Fürsten Hardenberg noch nicht gesehen; dagegen habe er sich an Humboldt gewendet, und dieser habe erklärt: „Die Interessen Preußens fallen zusammen mit denen Württembergs.“ Er wolle keine Vergrößerung für Preußen, würde aber dahinzielende Absichten Württembergs gerne unterstützen. Varnbüler schreibt dem König nach Stuttgart vom gleichen Tage: „Obwohl man in der Armee und in ganz Deutschland mit Recht erwartet, daß zur Sicherung der Zukunft ein Stück Lothringen und das Elsaß von Frankreich abgerissen und Deutschland zugeteilt werden, um die starke Offensivstellung Frankreichs zu vermindern, so arbeiten doch die Franzosen mit Erfolg auf ihre Integrität hin, weil sich für diese auch Kaiser Alexander erklärt hat. Sie wollen sich lieber zu großen Geldopfern verstehen, welche dem russischen Cours aufhelfen könnten... Ich weiß bestimmt, daß die Oesterreicher nichts so sehr fürchten, als die Möglichkeit einer aufrichtigen Vereinigung der süddeutschen Staaten. Die englische Diplomatie äußert nicht das mindeste Interesse dafür, daß Deutschland neue und gesicherte Grenzen bekomme. — Es ist mir im Vertrauen mitgetheilt worden, daß Schwarzenberg, Wellington und Gneisenau nicht mit der Politik der Minister einverstanden seien, sondern die Occupation von Lille, Straßburg, Landau, Thionville und Longwy verlangen. — Die Bayern beginnen zu fühlen, daß sie allein nicht mächtig genug sind, die Rolle eines selbstständigen Staates zu spielen. Die furchtsamsten und abgeneigtesten deutschen Höfe beginnen einzusehen, daß es Zeit wäre, vereinigt zu handeln.“

Es war seit lange Sitte geworden, politische Meinungen über die Gegenwart, Absichten für die Zukunft in Denkschriften niederzulegen, welche von Cabinet zu Cabinet wanderten, von Staatsmann zu Staatsmann, um dann zumeist in aller Stille begraben zu werden. Derartige Denkschriften, Memoires, gingen sowohl von den großen Staatsmännern aus, wie namentlich von den Vertretern der Mächte zweiten Ranges, welche nicht in den Berathungssaal der Großen zugelassen wurden. Seit den ersten Tagen des August scheint Wintzingerode im Auftrag seines Kronprinzen und unter dessen Beihülfe mit Abfassung einer Denkschrift beschäftigt gewesen zu sein, welche den Standpunkt Württembergs in der Frage über Schaffung von gesicherten Grenzen für Süddeutschland klarzulegen bestimmt war. Der Freiherr vom Stein erzählt, in der Mitte des Monats August habe der Kronprinz von Württemberg dem Kaiser Alexander eine Denkschrift zugestellt, welche er selbst ausgearbeitet und der Minister Graf Wintzingerode unterzeichnet habe. Am 31. August sandte der Kronprinz seine Denkschrift auch an Stein. Dieser suchte nun eine Unterredung bei Alexander nach, um aber nur zu erfahren, er, der Kaiser, glaube sich zum Wiederhersteller der Religion in Frankreich berufen; jede Abtretung sei dem Ansehen und der Erhaltung des Königs von Frankreich nachtheilig. Capodistria fügte dem noch bei: Rußlands Vortheil sei, Frankreich stark zu lassen.

Graf Wintzingerode legt ausführlich die leitenden Gedanken dar, welche ihm bei Ausarbeitung der für die Vertreter der Mächte bestimmten Denkschrift zur Richtschnur gedient haben: — es müssen Garantien geschaffen werden, welche Stand halten, auch wenn die Regierung in Frankreich wechselt. Der Friede von Paris und die Bestimmungen des Wiener Congresses haben allenthalben befriedigt mit alleiniger Ausnahme der Staaten von Süddeutschland. Der jetzige Augenblick müsse ergriffen werden, um die Lücke auszufüllen. Auf keiner Strecke der Grenze von den Alpen bis zur Nordsee seien die Grenzbollwerke von der Natur auf eine so in die Augen springende Art gezogen, wie durch die Vogesen im Süden von Deutschland. Es wäre überflüssig, fährt Wintzingerode fort, hier alle die Argumente zu wiederholen, welche die Vereinignng von Elsaß mit dem Mutterlande fordern, aber es ist nicht überflüssig, auf die Einwürfe zu antworten, welche man diesem Verlangen von einer verbündeten Macht entgegenhalten könnte, indem man vorbringt: die Bourbonen könnten sich nicht halten, wenn man sie zu Abtretungen zwingt, und ein Verschwinden Frankreichs aus der Liste der Großmächte würde das Gleichgewicht stören. Solcher Einwand würde Beachtung verdienen, wenn man nachweisen könnte, daß die Bourbonen sich zu halten vermögen, wenn man ihnen keine Abtretungen zumuthet, und daß Frankreich die Angriffswaffe, die man ihm mit dem linken Rheinufer im Elsaß läßt, niemals dazu verwendet, wiederum die Ruhe zu stören. Da diese Garantie aber einmal nicht gegeben werden könne, so würde eine größere Verschuldung darin liegen, die Interessen von Europa und die Sicherheit so vieler Bundesgenossen einer Begünstigung der Bourbonen zum Opfer zu bringen, statt den Bourbonen oder vielmehr der französischen Nation die Garantien abzuverlangen, welche man jetzt fordern kann. „Es handelt sich dabei keineswegs um das Abreißen eines Stücks von Frankreich, sondern einzig um die Zurückerstattung einer Provinz, die zu Frankreich gehört nur allein nach dem Recht der Eroberung. Es handelt sich nicht darum, das Beispiel nachzuahmen, das Frankreich selbst seit 25 Jahren gegeben hat, sondern einzig darum, auf den germanischen Mutterboden eine Provinz zurückzuführen, welche ihm nur die Gewalt entrissen hat.“ Durch die Zurückerstattung dieser Provinz würde Frankreich keineswegs seine Grenzsicherung verlieren, welche auch in den Vogesen besteht. Nur seine vornehmste Angriffswaffe würde Frankreich entrissen werden mit dem Besitz des linken Ufers am Oberrhein; Frankreich selbst würde an Bevölkerung und Quellen des Wohlstandes den angrenzenden Mächten doch stets überlegen bleiben. (Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ariadne.

Von Anton Tschechow.

Auf dem Verdeck des Dampfers, der von Odessa nach Sewastopol fuhr, kam ein freundlicher Herr mit einem Backenbärtchen auf mich zu, um seine Cigarre an der meinen anzuzünden. „Sehen Sie“, sagte er, „diese Deutschen, die neben der Kommandobrücke sitzen? Kommen Deutsche oder Engländer zusammen, so sprechen sie von Wollpreisen, von der Ernte, von ihren geschäftlichen Angelegenheiten; warum aber sprechen wir Russen unter einander nur von Weibern und den letzten Dingen? Ganz besonders von Weibern!“

Das Gesicht des Herrn war mir schon bekannt. Am Vorabend waren wir im selben Zug vom Auslande zurückgekehrt, und ich sah ihn in Wołoczyska bei der Zollrevision mit einer Dame, seiner Reisegefährtin, und zwar vor einem Berge von Koffern und Damenkörben. Er schien verlegen und niedergeschlagen, als er für irgend einen Seidenstoff Zoll bezahlen sollte, und seine Reisegefährtin sich darüber zu beschweren drohte. Während der Fahrt nach Odessa bemerkte ich dann, wie er Backwerk und später Apfelsinen in den Damenabtheil schleppte. Jetzt war es etwas stürmisch, das Schiff schaukelte leicht, und die Damen zogen sich in ihre Kajüten zurück. Der Herr mit dem Backenbart setzte sich neben mich und fuhr fort:

„Ja, wenn wir Russen zusammenkommen, dann sprechen wir nur von den letzten Dingen und von Weibern. Wir sind so klug, so bedeutend, daß wir nur lautere Wahrheiten verkünden und die letzten Fragen lösen. Der russische Schauspieler kann nicht lustig sein und sogar im Lustspiel ist er tiefsinnig; so auch wir: wenn wir mal von Dummheiten sprechen, behandeln wir sie bloß von einer höheren Warte aus, denn uns fehlt die Aufrichtigkeit und Einfachheit. Ueber Weiber sprechen wir aber,

glaube ich, darum so oft, weil wir mit nichts zufrieden sind. Die Weiber wollen wir zu ideal, und da unser Wunsch nicht im Verhältniß zu dem steht, was die Wirklichkeit bieten kann, so ist das Resultat Unbefriedigung, Enttäuschung und Weltschmerz. Aber langweilt es Sie nicht, dieses Gespräch fortzusetzen?"

„Nicht im Geringsten."

„Dann erlauben Sie mir, mich vorzustellen," sagte mein Nachbar erhob sich leicht: „Iwan Ilitsch Schamochin, sozusagen Gutsbesitzer bei Moskau . . . und Sie sind mir ja gut bekannt." Er setzte sich wieder und fuhr fort, indem er mir freundlich in's Gesicht sah: „Ein Philosoph wie Max Nordau etwa würde diese ewigen Gespräche über Weiber mit erotischem Wahnsinn oder ähnlich erklären, weil wir eben Slaven oder Sklaven sind, ich aber betrachte die Sache ganz anders. Ich wiederhole: Wir sind unbefriedigt, weil wir Idealisten sind. Wir verlangen, daß die Wesen, die uns und unsere Kinder gebären, besser als wir seien und höher als Alles in der Welt. So lange wir jung sind, idealisiren und vergöttern wir also die, denen wir unsere Liebe schenken. Liebe und Glück sind für uns synonym. Bei uns in Rußland verachtet man die nicht aus Liebe geschlossene Ehe, die Sinnlichkeit flößt uns Ekel ein, und Romane und Erzählungen, wo die Weiber schön, poetisch und erhaben sind, haben einen größeren Erfolg; und wenn der Russe sich von jeher für eine Madonna von Raffael oder für die Frauen-Emancipation begeistert hat, so ist daran ganz gewiß nichts Unwahres. Aber das Unglück kommt in der Ehe oder Liebe. Kaum sind wir verheirathet oder treten wir in intimere Beziehungen zu einer Frau, so sind wir schon nach ein paar Jahren enttäuscht; treten wir dann Anderen näher, so giebt es neue Enttäuschungen, und wir überzeugen uns endlich davon, daß die Weiber falsch, kleinlich, eitel, ungerecht, grausam sind, — mit einem Wort, daß sie nicht nur nicht höher, sondern ungeheuer niedriger als wir Männer stehen. Und uns Enttäuschten und Betrogenen bleibt nichts übrig, als zu murren und immer von unseren trüben Erfahrungen zu sprechen.

Aus Schamochin's Aeußerungen entnahm ich, daß ihn die russischen Zustände mit Stolz erfüllten. Wahrscheinlich sprach da noch sein Heimweh mit. Indem er die Russen lobte und ihnen einen großen Idealismus zuschrieb, urtheilte er aber nicht schlecht über die Ausländer, und das nahm mich für ihn ein. Es war auch klar, daß ihm Etwas auf seinem Herzen lag und daß er eigentlich lieber von sich selbst sprechen wollte, als von den Weibern, und daß ich von ihm wohl irgend ein langes Bekenntniß zu hören bekäme. Und in der That, als wir eine Flasche Wein bestellt und ein Glas getrunken hatten, fing er folgendermaßen an:

„Ich erinnere mich, daß in irgend einer Novelle Jemand sagt: ‚Das ist die Geschichte!' Und ein Anderer erwidert ihm: ‚Nein, das ist nicht die Geschichte, sondern bloß die Einleitung zur Geschichte." So ist auch das, was ich bisher gesprochen, nur die Einleitung, und ich möchte Ihnen gern meinen letzten Roman erzählen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie also nochmals frage, ob es Ihnen nicht langweilig ist?"

Ich verneinte es, und er fuhr fort: „Die Handlung spielt im Moskauer Gouvernement, in einem nördlichen Bezirke. Die Natur ist dort nämlich wunderbar. Unser Landsitz befindet sich am hohen Ufer eines wilden Bergbaches, an einer reißenden Stelle, wo das Wasser Tag und Nacht rauscht; stellen Sie sich nun einen großen, alten Garten vor, liebliche Blumenbeete, Bienenstöcke, Obstbäume, unten den Bach mit überhängendem Weidengebüsch; dann auf der andern Seite Wiesen, dahinter auf einem Hügel einen unheimlichen Fichtenwald. Hier wachsen in großer Menge Pilze, auch Elenthiere giebt's. Noch im Sterben werde ich wohl von einem Morgen dort träumen, wo einem die Augen vor lauter Sonnenschein schmerzen, oder von einem herrlichen Frühlingsabend, wo im Garten und dahinter die Nachtigallen schlagen und aus dem Dorf die Harmonika ertönt, im Hause Clavier gespielt wird, der Bach rauscht und Alles zu einem solchen Wohlklang verschmilzt, daß man weinen oder ganz laut singen möchte. Unser Ackergrund ist nicht groß, aber dafür bringen die Wiesen zusammen mit dem Wald ungefähr 2000 Rubel jährlich ein. Ich bin der einzige Sohn meines Vaters, wir sind beide schlichte Menschen, und dieses Einkommen nebst der Pension meines Vaters genügen uns vollständig. Die ersten drei Jahre nach Absolvirung der Universität lebte ich auf dem Lande, wirthschaftete eifrig, und erwartete irgend ein Amt. Aber besonders hielt mich die Liebe zur Heimath zurück. Ich war in ein ungewöhnlich schönes, ja ganz bezauberndes Mädchen verliebt. Sie war die Schwester meines Nachbars, des Gutsbesitzers Kotlowitsch, eines heruntergekommenen Herrn, der auf seinem Gute Ananas, seltene Pfirsiche und sogar einen Springbrunnen, dabei aber keinen Pfennig besaß. Er arbeitete nichts, verstand nichts und war wie aus ausgekochten Rüben gemacht; nebenbei heilte er die Bauern homöopathisch und schwärmte für den Spiritismus. Übrigens war er ein zartfühlender, weicher Mensch und nicht dumm, aber ich liebe die Männer nicht, die sich mit Geistern abgeben und Frauen magnetisch kuriren. Bei derlei geistig befangenen Menschen ist immer eine Verwirrung der Begriffe vorhanden, weßhalb es äußerst schwierig ist, mit ihnen zu verkehren; dann aber lieben sie die Frauen nicht, und das wirkt auf empfindliche Menschen unangenehm. Auch sein Aeußeres mißfiel mir. Er war groß, dick, weiß, hatte einen kleinen Kopf mit glänzenden Schweinsaugen und fette Finger. Er drückte einem nicht die Hand, sondern knetete sie förmlich und entschuldigte sich immer. Ersuchte er einem um etwas, so hieß es ‚Entschuldigen Sie!' gab er etwas, dann gleichfalls ‚Entschuldigen Sie!' Was aber seine Schwester betrifft, so war sie ganz anders. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich weder in der Kindheit, noch in meiner Jugend Kotlowitsch kannte, denn mein Vater war Professor in N. und wir lebten lange in der Provinz. Als ich mit den Leuten Bekanntschaft machte, war das Mädchen zweiundzwanzig Jahre alt, hatte längst die Pension hinter sich und sogar zwei, drei Jahre in Moskau gelebt, wo sie von einer reichen Tante in die Gesellschaft eingeführt worden war; sie hatte es sogar schon fertig gebracht, Schulden zu machen, mit der Tante in Streit zu gerathen und mit ihr zu brechen. Als ich zum ersten Mal mit ihr sprach, verblüffte mich vor Allem ihr ebenso seltener, wie schöner Name Ariadne. Er paßte so gut zu ihr! Sie war brünett, sehr schlank und zart, geschmeidig, flink, hübsch, mit vornehmen, außergewöhnlich edlen Zügen. In ihren Augen glänzte und leuchtete die Jugend, die schöne, stolze Jugend. Sie eroberte mich schon am ersten Tage unserer Bekanntschaft, und das konnte auch nicht anders sein. Die ersten Eindrücke waren so machtvoll, daß ich mich bis heute von der Illusion nicht befreien kann, daß die Natur, als sie dieses Mädchen schuf, etwas Wunderbares hervorbringen wollte. Ariadne's Stimme, ihre Schritte, ihr Hut und sogar ihre Fußspur im sandigen Ufer, wo sie nach Gründlingen angelte, riefen in mir eine Freude, eine wilde Lebenslust hervor. Nach dem herrlichen Gesicht und den prächtigen Formen beurtheilte ich auch ihre Seele, und jedes ihrer Worte, jedes Lächeln entzückte mich und sprach mir von einer erhabenen Seele. Sie war sanft, offen, heiter, einfach, fromm, sprach ebenso poetisch auch über den Tod, und ihre Seele war so reich nuancirt, daß sie sogar ihre Mängel liebenswerth machen konnte. So kannte sie den Begriff ‚nicht dürfen' ganz und gar nicht, und wenn sie nach irgend etwas ein Verlangen hatte, so hörte sie auf keine Vernunftgründe und blickte dann an einem vorbei in's Leere und fing halblaut zu singen an, als hörte sie einem gar nicht. Und wenn sie etwas haben wollte, so mußte man es ihr um jeden Preis sofort geben. Für sie gab es kein Nein. Zum Beispiel wenn sie ein neues Pferd wollte und kein Geld da war — was liegt daran? Man kann ja irgend etwas verkaufen oder versetzen, und wenn der Verwalter schwur, daß er nichts zum Verkaufen oder Versetzen habe, so kann man doch die Eisendächer vom Pavillon abtragen und sie an eine Fabrik verkaufen, oder die Arbeitspferde, gerade wenn sie am nöthigsten sind, auf den Markt bringen und verschleudern. Diese zügellosen Wünsche brachten das ganze Gut in Verzweiflung, aber sie äußerte sie immer mit solcher Naivetät, daß man ihr schließlich Alles verzieh und Alles erlaubte, wie einer

Göttin oder Kaiserin. Meine Liebe war innig, und man entdeckte sie bald, sowohl mein Vater als auch die Nachbarn und die Bauern. Und alle interessirten sich für mich. Wenn es sich traf, daß ich die Arbeiter mit Schnaps regalirte, verneigten sie sich und sagten: ‚Gebe Gott, daß Sie das Fräulein Kotlowitsch heirathen mögen!‘ Und Ariadne selbst wußte es wohl, daß ich sie liebe. Sie kam oft zu uns, zu Pferd oder im Wagen und verbrachte manchmal ganze Tage lang mit mir und dem Vater. Sie freundete sich mit meinem Alten an, und er unterrichtete sie sogar im Radfahren, was ihre liebste Zerstreuung war. Ich erinnere mich noch, wie sie sich eines Abends zum Fahren rüsteten, und ich ihr beim Aufsitzen half — sie war damals so schön, daß es mir schien, als würden mir die Hände verbrennen, wenn ich sie berührte, und ich bebte vor Wonne; und als sie Beide, der Alte und sie, auf der Landstraße fuhren und das ihnen begegnende Pferd des Verwalters zur Seite sprang, da schien es mir, als ob auch das Thier von ihrer Schönheit verblüfft wäre und deßhalb scheute. Meine Verehrung, meine Liebe rührten Ariadne, sie fühlte Mitleid mit mir und wünschte meine Liebe zu erwidern. Das ist ja so poetisch! Aber wirklich lieben, wie ich, konnte sie nicht, denn sie war kalt und schon verdorben. In ihr saß eben der Teufel, der ihr Tag und Nacht zuflüsterte, daß sie bezaubernd, göttlich sei, und da sie nicht bestimmt wußte, wozu sie auf der Welt war, malte sie sich ihre Zukunft nach ihrer Weise aus: sie träumte von Bällen, Pferderennen, Livreen, glänzenden Salons, von einem Schwarm von Grafen, Fürsten, Gesandten, berühmten Malern und Künstlern, die sich vor ihr verneigten, sie verehrten, und sich für ihre Schönheit und ihre Toiletten begeisterten .... Diese Gier nach persönlichen Erfolgen macht die Menschen aber kalt — und Ariadne war kalt: gegen mich, gegen die Natur und gegen die Musik. Indeß verstrich die Zeit, und die Grafen waren noch immer nicht da; sie lebte noch bei ihrem Bruder, dem Spiritisten, und die Geschäfte gingen immer schlechter, ja so schlecht, daß sie sich weder ein Kleid, noch einen Hut kaufen konnte und man allerlei Kniffe anwenden mußte, um die Armuth zu verbergen.

Als sie noch bei ihrer Tante in Moskau wohnte, hatte sich irgend ein Fürst Maktuew um sie beworben, ein reicher, aber nichtiger Mensch. Sie hatte ihn kurzweg abgewiesen. Nun aber nagte die Reue manchmal an ihr — warum hatte sie ihn ausgeschlagen? Wie unsere Bauern die Fliegen mit Ekel von der Milch wegblasen und sie dennoch trinken, so verzog sie bei der Erinnerung an den Fürsten voller Ekel das Gesicht und sagte trotz alledem zu mir: „Ach was, es liegt doch ein undefinirbarer Zauber in einem Titel.“ Sie träumte also von Titeln, Glanz, aber wollte gleichzeitig auch mich nicht loslassen. Indessen: wie sehr man auch von großen Cavalieren träumen mag, das Herz ist doch nicht von Stein, und es thut einem um seine Jugend leid. Ariadne bemühte sich also ehrlich, sich zu verlieben, und that so, als liebte sie wirklich und schwur mir sogar Liebe. Aber ich bin ein nervöser, empfindlicher Mensch; wenn man mich liebt, so fühle ich es selbst aus der Ferne und ohne Versicherung und Eid, aber wenn sie mir von Liebe sprach, so kam es mir vor, als hörte ich den Gesang einer künstlichen Nachtigall. Wissen Sie, man verkauft jetzt solche singende Vögel aus Papiermasse mit Musik. Ariadne selbst fühlte die Lüge und ärgerte sich über sich selbst, und ich sah sie oft genug weinen.

Einmal umarmte sie mich plötzlich und küßte mich — das trug sich des Abends am Ufer zu — und ich las es doch aus ihren Augen, daß sie mich einfach aus Neugier umarmte, um sich zu prüfen, was daraus werden könnte. Aber mir wurde es unheimlich, ich faßte sie bei den Händen und sagte ihr voll Verzweiflung: „Diese Liebkosungen ohne Liebe sind mir eine Qual!“ — „Memme!“ rief sie ärgerlich zurück und ging fort.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte ich sie nach ein paar Jahren doch geheirathet, aber dem Schicksal beliebte es, unsern Roman anders zu gestalten. Es geschah, daß eine neue Persönlichkeit an unserm Horizont erschien. Zu Ariadne's Bruder kam ein Universitätsfreund auf Besuch, Michail Iwanowitsch Lubkow, ein lieber Mensch, von dem die Kutscher und Diener sagten: „ein famoser Herr!“ Er war mittelgroß, mager, kahlköpfig, hatte das Gesicht eines gutmüthigen Philisters, un interessant, aber gut gebaut, bleich, mit steifem, wohlgepflegtem Schnurrbart, einem großen Adamsapfel und auch Hitzbläschen am Halse. Er trug an einem breiten, schwarzen Bändchen einen Zwicker und schnarrte, weil er weder das R noch das L aussprechen konnte; zum Beispiel das Wort „Lachen“ klang bei ihm wie ‚wachen“. Er war immer fidel und Alles kam ihm lächerlich vor. Er hatte auf ungewöhnlich alberne Art mit zwanzig Jahren geheirathet und zwei Häuser in Moskau als Mitgift erhalten, beschäftigte sich dann mit der Renovirung einer Badeanstalt, verlor aber Alles, und nun lebten seine Frau und vier Kinder in einem Chambregarni und litten Noth, und daß er sie erhalten mußte, erschien ihm lächerlich. Er war 36 Jahre alt, seine Frau 42 — auch das war lächerlich. Seine Mutter, eine hochmüthige Person mit Ansprüchen auf Adel, verachtete seine Frau und lebte für sich mit einer Menge Hunde und Katzen; auch ihr mußte er 75 Rubel monatlich geben. Er selbst war ein Mensch von feinem Geschmack, liebte es fein zu frühstücken und in der Eremitage zu diniren; er verbrauchte also sehr viel Geld, aber der Onkel gab bloß 2000 Rubel jährlich. Das reichte natürlich nicht, weßhalb er tagelang in Moskau herum lief und nach Credit suchte — auch das schien ihm lächerlich. Er kam zu Freund Kotlowitsch, um, wie er behauptete, im Schooße der Natur vom Familienleben auszuruhen. Beim Mittagessen, beim Nachtmahl, auf Spaziergängen sprach er immer von seiner Frau, der Mutter, den Gläubigern, den Gerichtsexekutoren und lachte über sie; er lachte auch über sich und versicherte, daß er bei seiner Kunst im Borgen viel angenehme Bekanntschaften erworben habe. Er lachte unaufhörlich, und wir lachten auch. Während seines Aufenthalts begannen auch wir die Zeit anders zu verbringen. Ich liebte mehr die Ruhe, sozusagen die idyllischen Vergnügungen, das Angeln, Abendspaziergänge, Pilzesammeln; Lubkow zog die Picknicks, Feuerwerk und die Jagd vor. Er veranstaltete dreimal in der Woche Picknicks, und Ariadne schrieb mir mit ernstem, begeistertem Gesicht auf einen Zettel Austern, Champagner, Confect auf und schickte mich damit nach Moskau, natürlich, ohne zu fragen, ob ich Geld habe oder nicht ... Und bei den Picknicks gab es Toaste, und lustige Geschichten von seiner alten Frau, von den Hunden der Mutter, und was für liebe Menschen doch die Gläubiger sind.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Der Staatsstreich.

Ein politischer Rückblick vor den Reichstagswahlen.

In den Landen des deutschen Michel hat der Staatsstreich keinen Boden. Dazu ist er zu sehr Unterthan, ja, wie Treitschke es uns leider nur zu oft hat zeigen müssen, zu sehr Lakai. Diese Tugend zweifelhaften Werthes verdankt er wohl an erster Stelle dem übergroßen Reichthum an Fürsten, der es zu Wege bringt, daß selbst der bescheidenste Staatsbürger mindestens einmal in seinem Leben, hat er aber Glück, des Oefteren von der Gnadensonne eines Herrschers beschienen wird. Nur in sehr vereinzelten Fällen ist es dem deutschen Michel gelungen die Lakaienlivrée auf kurze Zeit abzustreifen: um das denkwürdige Jahr 1848 herum, in der Conflictsperiode Anfang der sechziger Jahre und in der Bismarck'schen Epoche. Namentlich diese hat den Beweis erbracht, daß der Deutsche, richtig angeleitet, auch eines gewissen Grades von Selbstbewußtsein fähig sein kann. Zu keiner Zeit trug er wohl den Kopf so hoch wie damals, als der gewaltige Kanzler der politischen Welt den Lauf vorschrieb. Indessen exceptio confirmat regulam. Bismarck war kaum aus dem Amte vertrieben, als das alte Erbübel sich wieder breit machte. Wahrscheinlich war es zu lange und zu gewaltsam zurückgedrängt worden. Denn es brach mit solcher Heftigkeit durch, daß es seitdem alle edleren Regungen der Nation geradezu überwuchert. So sehen wir denn auch seit Bismarck's Sturz ihre Vertretungen und die Krone in innigster Umarmung, nicht Dank beiderseitigem Entgegenkommen, sondern Dank

der fast unterwürfigen Gefügigkeit der Ersteren in die Wünsche und Begehrlichkeiten der Letzteren. Eugen Richter hat oft und beweglich über den Absolutismus von heute geklagt. Unbarmherzig fielen die Gegner über ihn her. Niemand aber hat ihn widerlegen können. Denn wer will bestreiten, daß in Deutschland nur ein Wille herrscht, daß die Constitution eigentlich nur dem Namen nach besteht, lediglich zu dem Zwecke, den guten, braven, oft so entsetzlich blöden Michel über den Absolutismus hinweg zu täuschen?

Constitutionelle Regungen, d. h. die Zeiten, in denen unsere Parlamente sich zu einem eigenen Urtheil aufrafften, gehören schon längst der Vergangenheit an. Reichstag und Landtag sind nur willenlose Bewilligungsmaschinen; und in den wenigen Fällen, in denen man versucht war zu glauben, daß sie ihre eigenen Wege gehen wollten, kamen wir nur zu bald dahinter, daß Scheingefechte geführt worden waren.

Gefechte dieser Art spielten sich im Reichstag bei der Feier des achtzigsten Geburtstags des Fürsten Bismarck und im vorigen Jahre bei der Berathung der Hollmann'schen Flottenvorlage, im Landtag bei der Erörterung des thörichten Entwurfs zu einem Vereinsgesetz ab.

Ich fürchte, der freundliche Leser springt jetzt von meiner Seite ab. Denn „Oho!", höre ich ihn rufen, „hat nicht Wilhelm der Zweite den Reichstag, der dem Schöpfer des Deutschen Reiches die Ehrung verweigerte, freilich gegen allen constitutionellen Brauch, aber mit voller moralischer Berechtigung auf das Schärfste gegeißelt? Gewiß. Aber der Tadel glitt an dem Reichstag ab. Wußte doch seine Mehrheit sich in der Antipathie gegen den Fürsten Bismarck mit dem Tadler Eins. Die von Wilhelm dem Zweiten geäußerte Entrüstung ist zweifellos der Ausdruck einer aufrichtigen Verstimmung gewesen. Aber die Art, wie der Altreichskanzler gezwungen worden war, das Amt an Herrn von Caprivi abzugeben, und die Steckbriefe, die hinter dem eigentlichen Begründer des Deutschen Reiches an die sämmtlichen Regierungen des Auslandes gerichtet worden, waren doch schon damals nicht aus der Welt zu schaffen gewesen; und die Mehrheit des Reichstages hatte alles Recht gehabt, aus diesen beiden Thatsachen, an denen die Deutschen noch bis in die fernsten Zeiten zu knabbern haben werden, auf die wahren, einem Wechsel nicht unterworfenen Gesinnungen der maßgebenden Factoren zu folgern. Hat ihr nicht der Verlauf der Dinge Recht gegeben? Es hatte sich zufällig gefügt, daß die Gnadensonne wenige Monate vor dem 1. April 1895 durchgebrochen war. Als bald darauf durch abscheuliche Verdächtigungen seiner genialen Politik Bismarck genöthigt worden war, Urbi et Orbi zu zeigen, in wie leichtfertiger Weise Rußland vor den Kopf gestoßen und in die offenen Arme Frankreichs von Herrn von Caprivi getrieben worden, da war er schon wieder in Ungnade gefallen; und es hätte nicht viel gefehlt und er wäre vom Staatsanwalt auf Betreiben des Fürsten Hohenlohe des Hochverraths angeklagt worden. Die betreffenden Auslassungen des Reichsanzeigers waren deutlich genug. Vor Allem hat aber das Centrum gute Spürnasen, und es konnte sich das Vergnügen, Bismarck die Ehrung zu verweigern, gönnen, ohne ein ernste Trübung der Beziehungen zum Träger der Krone befürchten zu müssen.

Kaum weniger ernst sind die Sprünge des Reichstages bei der Flottenfrage im vorigen Jahr zu nehmen. Fürst Hohenlohe mag ein hervorragender Diplomat sein. Daß er aber auch das Metier des Reichskanzlers versteht, den Beweis hiervon ist er uns bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben. Er erntet zwar, so oft er eine kurze und dennoch an diplomatischen Wendungen reiche Erklärung, die den divergirendsten Deutungen Thür und Thor öffnet, ablieft und Reichstag wie Nation vor einen Orakelspruch stellt, regelmäßig ungetheilten Beifall. Aber das will gar nichts sagen. Wir meinen vielmehr, daß ihm trotz aller seiner diplomatischen Erfolge sogar das für einen Reichskanzler erforderliche mindeste Maaß von Menschenkenntniß abgeht. Denn sonst hätte er wissen müssen, daß auch ein Volksvertreter auf eine gewisse Rücksichtnahme Anspruch erheben muß, so lange er den Wunsch nach einer Wiederwahl noch nicht völlig aufgegeben hat. Das Vorgehen des Herrn Hollmann, der, wie sich zu allseitigem Erstaunen ergab, den Fürsten Hohenlohe an die Wand gedrückt hatte, um die Forderungen der Krone mit Umgehung der allein verantwortlichen Stelle direct zur Kenntniß der Commission zu bringen; der Meinungsaustausch an der erwähnten Tafelrunde im Kastanienwäldchen, der einer Beeinflussung der geladenen Parlamentarier verteufelt ähnlich sah; die Sendungen der Marinebilder aus dem Civilcabinet an den Reichstag, nach deren Gegenzeichnung durch den Reichskanzler Herr Eugen Richter vergeblich geforscht hatte, endlich die von dem Freiherrn von Stumm vor der entscheidenden Abstimmung unter den Reichstagsabgeordneten colportirten Drohungen, — Alles dies schlug doch zu empfindlich und zu vernehmlich dem constitutionellen Anstand in's Gesicht. Ein Reichstag, der auch diese Demüthigungen eingesteckt, hätte sicherlich den letzten Rest seines Ansehens eingebüßt. Nicht weil er nicht Ja sagen wollte, lehnte er die Marinevorlage ab, sondern, weil er sich schämte, es in diesem Milieu zu thun. Die Rathgeber der Krone und ihre treuesten Freunde hatten es denn doch zu ungeschickt angefangen. Die Entrüstung hierüber hielt sogar noch einige Tage nach der Abstimmung an, als Fürst Hohenlohe in der Verblendung verharrend, vor den Reichstag mit dem Antrag trat, die Gelder zur Errichtung einer Gedenkhalle für die Armee herzugeben, nachdem eben erst „Wilhelm der Große" auf dem engen, schmalen Plätzchen neben dem Schloß in einer wenig geschmackvollen, dem anspruchslosen Wesen des Verewigten direct zuwiderlaufenden Weise enthüllt worden war. Indessen, so berechtigt auch diese Entrüstung war, die dem Reichstag den Muth gab, den zweiten Antrag ebenfalls abzulehnen, sie vermochte sich dennoch nicht lange zu behaupten. Nur zu bald fiel die Mehrheit in die Rolle des allzeit gehorsamen Unterthanen zurück. Als seine Mitglieder auf einem deutschen Schiff vor versammelten Seesoldaten vaterlandslose Gesellen genannt worden waren, biß er krampfhaft die Lippen zusammen; und Krone und Reichstag lagen sich bald darauf wieder eng umschlossen in den Armen.

Dieselbe Kurzsichtigkeit des Reichskanzlers hatte es verschuldet, daß sogar der Landtag, dieses unschuldige Lamm, das kein Wasser zu trüben weiß, einmal bockbeinig wurde. Was zu viel ist, ist schließlich auch unserem Landtag einmal zu viel. Daß die Vorlage des Entwurfs zu einem Vereinsgesetz auf einem effectiven Wortbruch des Reichskanzlers hinausläuft, über diese Thatsache kann Seine Durchlaucht Niemanden hinwegtäuschen, dies vermochten auch die sophistischen Ausführungen des Justizministers nicht, die im Interesse des Ansehens unserer Justiz auch nach Ansicht vieler hervorragender Juristen besser unterblieben wären. Die nationalliberale Partei konnte sich der Einsicht nicht entziehen, daß durch die Annahme des Entwurfs der Wortbruch sanctionirt und ihr eigenes Todesurtheil unterschrieben worden wäre. Und welcher Anstrengungen hatte es noch bedurft, um selbst in dieser Frage einmal bockbeinig zu werden! War doch auch hier wieder der unvermeidliche Freiherr bürgerlicher Abstimmung bald liebkosend, bald drohend durch die Reihen gegangen, um berechnende Gemüther zum Abfall zu bewegen. Auch hier herrschte nach Ablehnung des Entwurfs auf der ganzen Linie bald wieder tiefer Friede; und auch der Landtag ließ keine Gelegenheit, und mußte sie an den Haaren herbeigezogen werden, vorübergehen, um der Krone wie ihrer Regierung seine grenzenlose Ergebenheit zu bekunden und so das letzte für die loyalen Abgeordneten so überaus peinliche Geschehniß vergessen zu machen.

* * *

Wilhelm der Zweite liebt pomphafte Feste. Oft ist Kiel ihr Schauplatz, aber wahrlich nicht immer zum Ruhme der Stadt und des Hafens. Ueber das geräuschvolle Auslaufen der Schiffe, die den Prinzen Heinrich in ferne Meere und in eine dunkle Zukunft tragen sollten, und über die sich fast täglich häufenden Unfälle, von denen sie auf ihrer Fahrt heimgesucht wurden, hat sich die inländische Presse sattsam ereifert und die ausländische sattsam lustig gemacht. Aber dieser Effect bedeutet doch nichts gegenüber der Blamage, die uns die erste, bei Weitem größere, mit geradezu erdrückendem Pomp ausgestattete Kieler Feier eingebracht hat. Zu der Eröffnung des Suezcanals im Jahre 1868 war die ganze Welt eingeladen worden. Mit Fug und Recht. Hatte es sich doch dort um eine große Wasserstraße gehandelt, die Weltmeere mit einander verbinden sollte. Die englischen Seeleute nennen aber unsere Ostsee einen Tümpel. Bekanntlich ist der Engländer immer großmäulig und besonders dann, wenn er glaubt, seinem lieben Vetter in Deutschland Eins auf die Mütze geben zu können. Aber in der Bewerthung der Ostsee gegenüber den anderen Meeren hat er nicht ganz unrecht. Auch der Einfältigste konnte einsehen, daß auf dem Nordostsee-Canal der Welthandel sich nicht gerade abspielen würde. Er bleibt doch, mit dem Suezcanal verglichen, immer ein recht bescheidener Wasserweg. Dennoch wurde die ganze Welt eingeladen, sich an unserer Freude über das vollendete Werk zu betheiligen. Darob sofort große Entrüstung in Paris. Unsere Freude konnten die Franzosen bei dem besten Willen nicht theilen. Aber auf der anderen Seite fanden sie nicht den Muth, sich von der Feier auszuschließen. Man wußte sich indessen zu helfen. Dank den Bemühungen unseres großen Staatsmannes, des Generals von Caprivi, war der Zweibund bereits so weit gediehen, daß Frankreich und Rußland sich mit Liebesbetheuerungen förmlich überschütteten. In dem Figaro war daher eines Tages zu lesen, daß die beiden Großmächte ihre Schiffe vor dem Einlaufen in den Kieler Hafen vereinigen würden, um bei dem Einlaufen selbst Wilhelm dem Zweiten die Thatsache des Zweibundes ad oculus zu demonstriren. „Der Figaro ist ein Lügenblatt", hielt mir ein politisch sehr erfahrener Mann entgegen. „So weit werden Frankreich und Rußland die Frechheit denn doch nicht treiben. Sie kommen doch als unsere Gäste." Dieses Mal hatte der Figaro doch die Wahrheit gesagt.

Wilhelm der Zweite ließ auf dem Festmahle in Hamburg, das vor der Eröffnungsfahrt durch den Canal alle Gäste vereinigt hatte, in einer Rede durchblicken, daß ohne seinen Willen kein Schuß in Europa losgehen könne. Bei dem darauffolgenden Cercle der Allerhöchsten Herrschaften gab der Großfürst Alexis, der mit in den Kieler Hafen eingelaufen war, zu erkennen, daß er die Worte des Deutschen Kaisers nicht gehört oder nicht hatte verstehen wollen. Denn als der Deutsche Reichskanzler, der Fürst Hohenlohe, sich ihm bekannt machen ließ, nahm der große, breitschulterige Mann die Vorstellung des kleinen Onkel Chlodwig in gespreizter Stellung, die Hände in den Hosentaschen, entgegen und wandte sich alsbald einem ihm völlig gleichgiltigen Dritten zu. Noch deutlicher antworteten die Herren Franzosen auf die Hamburger Rede. Als später im Kieler Hafen zu ihnen die Kunde drang, Wilhelm der Zweite wolle am nächsten Tage einem ihrer Schiffe die Ehre seines Besuches erweisen, drückten sie sich über Nacht polnisch, und als am fernen Horizonte die Sonne aus dem Meere tauchte, wurde vergeblich nach lieben Gästen ausgeschaut. Alles dies zusammen war eine unerhörte Herausforderung des Gastgebers. Der deutsche Patriot konnte darob vor Wuth bersten. Aber auch nicht der Hauch eines Vor-

wurfs über die fahrlässige Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten, die es nicht einmal für erforderlich gehalten hatte, die Gemüthsverfassung unserer freundlichen Gäste zu sondiren, kam über die Lippen des Reichstags, als seine Mitglieder sich nach den überstandenen Festgelagen allmälig wieder in Berlin zusammenfanden. Auch das nahm der Reichstag ruhig hin, daß der Canal eröffnet worden war, bevor er fertig gewesen, daß Herr von Bötticher ihm mit dreister Stirn die Wahrheit vorenthalten hatte, jene unerfreuliche Wahrheit, die sich den auf dem König Wilhelm versammelten deutschen Fürsten während der Canalfahrt in dem mehrstündigen Festsitzen des Schiffes kund gethan hatte. Selbstverständlich rührte auch kein Mitglied des Reichstages daran, daß die vom Fürsten Hohenlohe bei der Eröffnungsfeier verlesene Urkunde directe Geschichtsfälschungen enthielt, indem sie die Männer, die sich um den Canal nur durch die Liquidirung beträchtlicher Reisekosten für die zahllosen Fahrten von Berlin nach Kiel verdient gemacht haben, besonders rühmend erwähnte, während sie den intellectuellen Vater, den damals wieder einmal in Ungnade gefallenen Fürsten Bismarck, sowie die technischen Schöpfer des großen Werkes in fast gehässiger Weise todtschwieg. Die Entrüstung, die über diese glänzende Leistung des neuen Courses im Lande herrschte, hatte dem hohen Reichstag sicherlich nicht entgehen können. Dennoch fühlte er sich nicht berufen, sie officiell zur Kenntniß der Regierung zu bringen. Hätte dies doch als ein Symptom constitutioneller Regungen aufgefaßt werden können.

Nur kurze Zeit, lieber Leser, wollen wir uns bei dem bürgerlichen Gesetzbuch aufhalten; schon um in dieser Frage mit dem Reichstag in zeitlichem Einklang zu bleiben. Hat er doch die hochwichtige Berathung dieses in unser sociales Leben tief einschneidenden Werkes, das die deutschen Rechtsbegriffe auf mindestens ein halbes Jahrhundert wieder festlegen soll, innerhalb weniger Wochen geradezu durchgepeitscht, ungeachtet aller Warnungen Bismarck's, der zu bedenken gab, daß bis zum Inkrafttreten des Gesetzes noch viel Wasser die Spree hinunterfließen werde. Und weßhalb? Nun, Herr von Bötticher hatte erklärt, daß Wilhelm dem Zweiten die endgiltige Annahme des Gesetzes vor Beginn seiner üblichen Nordlandreise sehr erwünscht wäre. Ein von der höchsten Instanz geäußerter Wunsch ist aber für unsere Volksvertretung nichts anderes als ein scharf ausgesprochener Befehl, der die pünktlichste Befolgung erheischt. Und richtig, so geschah es. Aber der Politiker mit schlichtem, offenem Sinn, der noch nicht mit den Schlichen und Kniffen unseres Parlamentarismus vertraut ist, fragte sich unwillkürlich, worin denn das besondere Interesse Wilhelm des Zweiten an einer vorzeitigen Annahme des Gesetzes begründet sei. Der Deutsche Kaiser hatte es zwar behufs seiner Publicirung zu unterschreiben. Hätte er dies jedoch nicht ebenso gut in Hammerfest wie in Kiel oder Potsdam thun können? Mit der Unterschrift war aber den diesbezüglichen kaiserlichen Pflichten Genüge gethan. Im Uebrigen stand der Kaiser zum Bürgerlichen Gesetzbuch nicht anders als der Kleinste der reußischen Fürsten. Auf diesem Gebiet ist er thatsächlich nur primus inter pares. Dennoch galten auch hier dem Reichstag die Wünsche des Königs von Preußen als Befehl; und ehe der deutsche Michel es sich versah, war dieses Gesetz nicht bloß durch drei Lesungen gezerrt worden, sondern auch schon durch Allerhöchste Unterschrift vollzogen.

Auf die sclavische Botmäßigkeit, deren sich der Reichstag bei der Berathung der diesjährigen Marinevorlage und des Entwurfs einer modernen Militär-Strafproceßordnung befleißigt hat, brauche ich Dich, verehrter Leser, nicht noch besonders aufmerksam zu machen. Ich bin überzeugt, Du hast Dich über die schamlose Gesinnungslosigkeit, vor der die Mehrheit hierbei nicht zurückschreckte, eben so schwarz, wenn nicht schwärzer als ich geärgert. Wo blieben in den Lesungen der Marinevorlage die früher so emphatisch erhobenen Proteste gegen die von Wilhelm dem Zweiten vor einigen bei der Prunktafel im königlichen Schloß inaugurirte Weltpolitik? Sie verstummten ebenso schnell wie die Ausdrücke des Erstaunens über den Wandel der Anschauungen des Marinesecretariats, der sich doch unmöglich unvermittelter hätte vollziehen können als geschehen. Vor einem Jahre hatte ein abgegrenztes Programm nicht vorgelegt werden können, weil der täglich fortschreitenden Technik nicht Halt zu bieten war. Heute läßt sich nach den Offenbarungen des Herrn Tirpitz die Technik auf einen Stillstand ein, und zwar nicht auf ein, sondern vielleicht sogar auf sechs Jahre ein, was allerdings die Werftverwaltung in Wilhelmshaven nicht abhält — eben weil die Technik unablässig fortschreitet — den neuen König Wilhelm auf der Backbordseite mit anderen Panzerplatten als auf der Steuerbordseite zu versehen. Es hatte ausgereicht, daß Herr Lieber den Forderungen Wilhelm des Zweiten gegenüber über Nacht aus einem Saulus ein Paulus wurde, um alle Bedenken gegen die Marinevorlage in den Wind zu schlagen, und um den Regierungen unter Verzicht auf wichtige Rechte der Volksvertretung mehr anzubieten und zu bewilligen als sie selber verlangt hatten. —

In welchem Lichte erscheint ferner die so gebieterisch formulirte Forderung einer modernen Militär-Strafproceßordnung, wenn wir sehen, daß die Beugung des Rechtes in der Armee unter Zustimmung des Reichstages ungeschwächt weiter betrieben werden soll, weil dieser es für praktisch erachtete, den ihm hingeworfenen Knochen anzunehmen; in der zu seiner Rechtfertigung heuchlerisch vor den Wählern zur Schau getragenen Befürchtung, daß, wenn das deutsche Volk diesen mageren Knochen zurückweise, es schließlich gar nichts bekommen werde. In den erörterten Scheinkämpfen fand der Reichstag noch so viel Muth, um sich ein wenig zu zieren. Bei der Berathung der diesjährigen Marinevorlage und des Entwurfs zur Militär-Strafproceßordnung hat er sich auch dieses letzten und bescheidensten Merkmals eigenen Denkens und Wollens entäußert.

* * *

Im Juli und August des vorigen Jahres brach über die Provinz Schlesien eine große Wassersnoth herein. Noth und Elend schrieen vernehmlich nach Hülfe. Unter dem ersten Ansturm des aufgerüttelten Mitleids griff Jeder in seine Tasche, um den Geschädigten über das Schlimmste hinwegzuhelfen. Johannes von Miquel freute sich als guter katholischer Christ über die Uebung der Barmherzigkeit im großen Stil und hielt sich wohlweislich im Hintergrunde. Als aber die Gemüther begannen, sich zu beruhigen, der Blick sich klärte, als vor Allem bekannt wurde, was im Königreich Sachsen für die dortigen Ueberschwemmten geschehen, daß der Kaiser Franz Joseph sofort an die Stätte der Verheerungen geeilt war, um Trost und Hülfe zu bringen, da ging der Ruf durch das preußische Volk: „Aber wo bleibt denn unsere Regierung, wie documentirt sich denn bei uns die landesväterliche Fürsorge?“ Es wurde in der Presse die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß der Landtag zu außerordentlicher Sitzung einberufen werde, um Mittel zum Besten der Ueberschwemmten sofort bereit zu stellen. Aber die Regierung hielt sich auch des Weiteren vorsichtig zurück, mit Genugthuung wahrnehmend, daß die allgemeine Wohlthätigkeit wie immer so auch dieses Mal vorzüglich functionire. Nach Verlauf einiger Monate erschien in Vertretung des Kaisers die Kaiserin in Schlesien und unterzog sich mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit den sich bei solchen Gelegenheiten häufenden Empfängen und Ansprachen. Die hohe Frau hatte im Grunde nur für das, was die christliche Nächstenliebe bereits geleistet hatte, zu danken und erfüllte diese angenehme Pflicht unter Anderem durch ein Telegramm an die Vorsitzende eines der verschiedenen schlesischen Wohlthätigkeitscomités, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, deren Mühewaltung doch nicht groß genug gewesen war, um durch sie von einem längeren Ausflug nach dem Süden abgehalten zu werden. Ihre Majestät waren genöthigt, Dank und Anerkennung nach Venedig zu telegraphiren. Als die Magnaten Schlesiens im verflossenen October und November die üblichen großen Jagden gaben, betrat auch Wilhelm der Zweite die heimgesuchte Provinz. Die Spuren des Elends hatten sich inzwischen verwischt. Es konnten vielfach nur noch die Striche an den Häusern, mit denen der höchste Wasserstand während der Ueberschwemmung festgelegt worden war, und die verwelkten Kränze auf dem Grabe eines braven Gefreiten gezeigt werden, der bei den Bergungsarbeiten sein Leben eingebüßt hatte. Die Besuche der Allerhöchsten Herrschaften hatten allerdings ihre wohlthuende Wirkung nicht verfehlt. Aber sie vermochten doch nicht die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die da meinten, daß die Regierung in unverantwortlicher Weise ihre Pflicht versäumt habe, indem sie in der Bethätigung der christlichen Nächstenliebe der allgemeinen Wohlthätigkeit den Vortritt gelassen. Alle Welt und vielleicht auch Du, lieber Leser, sehnte den Zusammentritt des Landtags herbei, damit die Vertreter des Volkes dessen wahre Meinung der Regierung direct in's Gesicht sagten. Endlich sahen wir den Landtag vereinigt; und siehe da, es begab sich, daß Herr von Miquel und Herr von der Recke im Grunde nur Worte der Anerkennung zu hören bekamen. Verschiedene conservative Abgeordnete fühlten sich auch berufen, den besonders tief empfundenen Dank zu den Füßen des Thrones niederzulegen, da mit dem Erscheinen der Allerhöchsten Herrschaften in Schlesien die Abhülfe des Nothstandes in ihr wirksamstes Stadium getreten sei. Johannes von Miquel schmunzelte wie immer so auch dieses Mal und machte sich sicherlich seine eigenen Gedanken über die Menschen, vor Allem über Diejenigen, die er gerade vor sich hatte, und die sich als die berufenen Hüter der salus publica auszugeben pflegen. Es geht doch nichts über den Mannesmuth und die Ueberzeugungstreue.

Und wie resignirt — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — benahm sich das Abgeordnetenhaus bei der diesjährigen Berathung des Eisenbahnetats. Seine Mitglieder hatten nicht einmal den Schneid, für die Sicherheit des eigenen lieben Lebens einzutreten. Die alberne Denkschrift, mit der Herr Thielen die von der Presse gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu entkräften versucht hatte, ließ man zwar nicht gelten, schon weil es nicht möglich gewesen war, sich in dem Labyrinth von Daten und Zahlen zurechtzufinden. Aber man nahm es ruhig hin, daß der Herr Minister, assistirt von dem ehrenwerthen Grafen Limburg-Stirum, die Zustände in unserem Eisenbahnwesen als ganz vortrefflich bezeichnete, trotzdem kurz vorher im Reichstag Herr Hammacher laut in die Welt hineingerufen hatte, daß die preußische Eisenbahnverwaltung Bankerott gemacht habe; und Herr Hammacher ist doch wahrlich ein friedlich denkender Mann, dem nichts ferner liegt, als die Uebertreibung, und der nach dem Geschmack der Nörgler sich schon viel zu viel mit dem neuen Course eingelassen hat. Wenn sich ein Redner wirklich einmal zu einer tadelnden Bemerkung aufraffte, um Herrn Thielen auf Kosten des Herrn Miquel zu entlasten, so geschah dies in der Annahme, daß dies weniger gefährlich wäre, da Herr Miquel ja ein besonders dickes Fell habe. Niemandem fiel aber bei, Herrn Thielen vorzuhalten, daß er entweder für sein Ressort selbst aufzukommen habe, oder, wenn ihn Herr Miquel hieran hindere, zurücktreten müsse, vorausgesetzt, daß dieser selber nicht gezwungen werde, zu weichen. Denn Niemand wollte sich in den Geruch eines Krakehlers bringen. Die Wirkung dieser wür-

digen Haltung blieb naturgemäß nicht aus. Wie gering Herr Thielen das Ansehen der Herren Abgeordneten einschätzt, hat er bei einer späteren Rede des Herrn Nadbyl, die sich speciell an seine Adresse gerichtet hatte, deutlich genug gezeigt. Während dieser Abgeordnete sprach, unterhielt sich unter beständigem Lachen Herr Thielen mit seinen allweisen Räthen und war auch nicht zu größerer Aufmerksamkeit zu bewegen, nachdem Herr Nadbyl über diesen Beweis der Nichtachtung bei dem Präsidenten des Hauses Beschwerde geführt hatte. Und eine solche rücksichtslose Behandlung konnte sogar einem Mitgliede der sonst so gefürchteten und daher mit einem so großen Aufwand von Selbstverleugnung umworbenen Centrumspartei widerfahren. Nun — man verzeihe den trivialen Ausdruck — stärkerer Tabak konnte dem preußischen Volke, das doch seine Steuern zahlt und mitunter auch ein Wort mitreden will, nicht geboten werden; aber seine Vertreter rauchten auch diesen Knaster. Herr Thielen und seine lachenden Räthe blieben auch wegen dieser unerhörten Tactlosigkeit ungerupft.

Ich hatte immer gehört, daß Herr Brefeld, unser gegenwärtiger Handelsminister, der Sohn eines Apothekers sei. Vor einigen Wochen hätte man glauben können, daß Soldatenblut in seinen Adern rolle. Denn er hat sich bei der Besprechung des entsetzlichen Unglücks auf der Zeche Carolinenglück bei Bochum als ein hervorragender Tactiker erwiesen. Kaum waren die ersten Nachrichten hierüber in das Publicum gedrungen, kaum hatten die socialdemokratischen Blätter begonnen, den Ursachen der schrecklichen Katastrophe nachzuspüren, als Herr Brefeld, ohne eine Interpellation abzuwarten, sich sofort im Hause der Abgeordneten über das Unglück ausließ und die Mittel erwog, mit denen seiner Wiederkehr, so weit es überhaupt möglich, vorgebeugt werden könne. Er wußte wohl, wie viel die ihm unterstellte Bergpolizei auf dem Kerbholz hatte. Er hatte vielleicht auch geahnt, daß so schwere Anklagen, wie sie wenige Tage nach der Katastrophe die Bergwerks- und Hüttenzeitung gegen die Regierung erhoben, im Anzuge seien. Indem er selber Einiges in möglichst harmloser Form einräumte, wollte er den zu befürchtenden Beschuldigungen die Spitze abbrechen. Und diese Tactik hat sich in vollem Maaße bewährt. Herr Schulz, der Abgeordnete für Bochum, der die Interessen der durch die socialdemokratische Presse bedrohten Zechendirectoren zu vertreten hatte, stellte sich schützend vor den Herrn Minister, und die Kammer nahm die Versicherungen des Herrn Brefeld, sich bessern zu wollen, mit sichtbarer Befriedigung entgegen. Daß 115 Männer und Jünglinge wahrscheinlich dem von der Regierung, wenn auch nicht begünstigten, so doch geduldeten Ausbeutungssystem der Zechendirectoren zum Opfer gefallen waren, daß sehr Vieles im Staate Dänemark oder vielmehr in der von dem Staate geübten Bergpolizei faul ist, das entging den Herren Abgeordneten oder sollte ihnen vielmehr entgehen, um der Regierung nur nicht unbequem zu werden. Sie hüteten sich wohl, es auszusprechen, daß diese 115 Leichen auch auf das Gewissen des Herrn Ministers fielen. Warum gehen auch die Leute in die Grube? Sie wußten ja, daß es sehr gefährlich ist. Graf Limburg-Stirum und der vom Kladderadatsch so übel zerzauste Freiherr von Zedlitz thun es sicherlich nicht. Und der große Tactiker, Herr Brefeld, fährt fort, Erfolge über Erfolge einzuheimsen. Die Bergleute, die er nach unserer Ansicht so schnöde im Stich gelassen hat, brachten ihm vor einigen Wochen bei seiner Anwesenheit im Saarrevier einen glänzenden Fackelzug. Natürlich bestellte Arbeit, zu der sich die Bergleute der Bochumer Zechen nicht hergegeben hätten, die aber beweist, wie weit der Arm einer Regierung reicht, die sich erlauben darf, in den Parlamenten une chose negligeable zu erblicken.

Der Abgeordnete Bebel behauptete unlängst im Reichstage, daß die socicaldemokratische Partei allein noch die Rechte des Volkes zu wahren suche. Wer hat den Muth noch dies bestreiten zu wollen; ich meine, welcher ehrlich denkende Mann? Es muß dem neuen Cours der Ruhm gelassen werden, Reichstag wie Landtag völlig demoralisirt zu haben. Denn wie muß es in den Köpfen Derer aussehen, in denen schon so kläglichen, jedes Willens und jeder Würde baaren Volksvertretungen gegenüber die Idee des Staatsstreiches überhaupt Raum findet? Welchen Gefahren gehen wir ferner entgegen, wenn wirklich einmal Männer mit Haaren auf den Zähnen in die Parlamente geschickt werden, die keine Neigung verspüren, Wilhelm dem Zweiten das ausschließliche Regiment zu überlassen? Ist nicht zu befürchten, daß der Gedanke an den Staatsstreich dann mit er höhter Wucht sich der Regierenden bemächtigen wird? Gewiß. Deßhalb lassen diese es sich heute gesagt sein, daß das Spielen mit dem Staatsstreich hinausläuft auf ein Spiel um Scepter und Kronen.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals Rudyard Kipling in deutschem Gewande.

Auf die Besprechung der Helling'schen Uebersetzung von „Plain Tales from the stills“ in Nr. 14 der „Gegenwart“ theilt der Reclam'sche Verlag mit, daß er jene, von ihm selbst als durchaus schlecht anerkannte Bearbeitung schon „seit Jahresfrist“ durch eine andere, von Leopold Rosenzweig herrührende ersetzt habe. Demgegenüber muß ich darauf hinweisen, daß noch Ende Februar d. J. mir in einer der ersten Berliner Sortimentsbuchhandlungen die alte schlechte Uebersetzung verkauft wurde. Bei dem Zurückziehen derselben aus dem Buchhandel scheint demnach nicht sehr gründlich vorgegangen zu sein, und die öffentliche Warnung vor Herrn Helling's Meisterleistung war doch noch recht nothwendig.

Die neue Uebersetzung, die mir vom Verleger selbst zuging, verdient eine bedeutend bessere Censur als die frühere. Der Uebersetzer hat sich offenbar ernstlich bemüht, in den Sinn und die Eigenart des Originaltextes einzudringen. An manchen Stellen hat er mit viel Glück die Kipling'sche Art zu plaudern in's Deutsche wiedergegeben. Die tragikomischen Versehen und Mißverständnisse, die bei der ersten Bearbeitung so erheiternd wirkten, sind verschwunden, und das Deutsche liest sich, einige wenige Stellen ausgenommen, glatt und fließend. Flüchtigkeiten und kleinere Versehen fehlen allerdings auch hier nicht, und an die Kipling'schen Verse hat er sich ebensowenig herangewagt wie sein Vorgänger. Auf zwei Stellen, die ich bei meiner ersten Besprechung schon berührte, muß ich hier noch einmal eingehen, da sie zwar verbessert, aber immer noch nicht richtig geworden sind.

Das Saatkorn, das bei Herrn Helling vor dem Regen sich regt und bebt, ist bei Herrn Rosenzweig zu einem ganzen Feld Kornähren geworden, die vibriren, wenn der Regen naht. Da möchte ich doch noch einmal dem armen Hühnerauge zu seinem Rechte verhelfen. As a corn shoots and tingles before rain heißt der englische Text. Corn kann zwar auch Saatkorn bedeuten, aber nicht Kornähren, und die Verba lassen sich beim besten Willen nicht durch „vibriren“ übersetzen. Ein zweiter Stein, über den auch die neue Uebersetzung stolpert, ist die Stelle: If the colonels' wife had been an ordinary „vessel of wrath appointed for destruction“ she would have knourn etc. Herr Helling machte aus der Frau Oberstein Racheschiff. Hier finden wir: „Wäre des Obersten Frau nicht ein Gefäß des Zornes und Werkzeug der Zerstörung gewesen . . .“ Es ist also der Kraftausdruck ernsthaft genommen und dann, um den Sinn zu retten, die Negation eingeschoben, die im Englischen fehlt. In Wahrheit ist die biblische Phrase ironisch im Sinne der bigotten Frau Oberst gebraucht, die alle nicht bigotten Leute ansieht als „Gefäße des Zornes, die da zugerichtet sind zur Verdammniß“ nach Martin Luther's Uebersetzung.

Auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen. Kipling gebraucht viele aus dem „vernacular“ übernommene, der englischen Sprache und den gebräuchlichen Lexicis fremde Worte. Man muß in einer guten Uebersetzung eine Erklärung derselben verlangen, wenn sie vielleicht auch am besten im Text unübersetzt stehen bleiben. Die Rosenzweig'sche Bearbeitung läßt sie theils unübersetzt und unerklärt stehen, theils giebt sie sie frei, aber falsch wieder. So heißt es von einer Indierin, die ein Engländer heirathet: sie war, wie die Hochländerinnen, keine Purdahnashin“. Wie viele von den Lesern, auf die Herr Rosenzweig mit seiner Uebersetzung rechnet, sollen eine Ahnung haben, was das bedeutet? Der Ausdruck geht auf die nach strengem Ritus lebenden indischen Frauen, die sich nur verschleiert in der Oeffentlichkeit und in der Gegenwart von Männern zeigen. Eine kleine Anmerkung des Inhalts wäre doch wohl rathsam gewesen.

Immerhin ist trotz dieser Mängel die neue Uebersetzung zu empfehlen, so lange wir nicht eine sorgfältige deutsche Bearbeitung der gesammten Plain Tales besitzen, die allerdings wohl nur mit Hülfe des Autors selbst durchführbar wäre. Und so bedauerlich es bleibt, daß eine Uebersetzung wie die Helling'sche überhaupt in die Oeffentlichkeit kommen konnte, so erfreulich ist es, daß der Reclam'sche Verlag, dessen Verdienste um Verbreitung guter populärer Literatur voll anerkannt werden müssen, ohne äußeren Anstoß schon für Ersatz der verunglückten Bearbeitung gesorgt hatte.

C. Brodman.

## Notizen.

Wolken und Sterne. Von Fritz Bopp. (Frauenfeld, J. Huber.) Die mancherlei Erfahrungen über angebliche Naturdichterinnen, die sich nachträglich als Gartenlauben-Producte erwiesen, haben uns mißtrauisch gemacht. Bopp ist aber wirklich ein Mann aus dem Volke, der auch als Dichter ernst genommen zu werden verdient. „Wer den untersetzten, stiernackigen Bauernknecht scheu und etwas aufgeregt ein Rindlein durch die Stadt Zürich treiben sieht, der würde Alles hinter ihm suchen, nur keinen Poeten. Und wenn man einem Fremden Bopp zeigen würde mit den Worten: Das ist ein Mitglied unserer obersten cantonalen Behörde, — so würde er über den ungemein schlichten, ganz und gar bäuerlichen Mann den Kopf schütteln. Aber er ist nun so: Bopp ist Bauernknecht und zugleich der Abgesandte seiner Gegend in der Behörde, er verrichtet Tags über die härtesten Dienste in Stall und Feld und führt am Abend die politische Feder, nach deren Wink so und so viel hundert Bürger ihre Stimmabgabe einrichten. Und neben all' dem schreibt er Gedichte." Dies Nebeneinander ist von einem angesehenen Schweizer Localblatt bezeugt und psychologisch merkwürdig. Bopp besitzt den besten Bildungsgehalt und die Formgewandtheit des Kunstdichters. Naturlaute und Volkston sucht man vergebens. Vieles ist allzu stilisirt, aber doch auch da wieder mancher ergreifende Ton:

Ende des Tages!
Nirgend ein Mißgetön wilden Gelages,
Ruhende Werke und Gott dann bei mir —
Friede mit Dir! — —

Liebende Hände
Dämpfen des Herzens wildlodernde Brände;
Sterne, die lang ich, wie lang nicht mehr sah,
Sind wieder da! — —

Wie im Entschweben
Fühl' eine Hand auf dem Scheitel ich beben,
Streift mich ein Mund und haucht kosend mir zu:
Gehe zur Ruh!

Schön und doch eigenartig und kraftvoll ist auch das Folgende:

Mutter, Mutter, Schnee ist weggegangen —
O wie grünt es jung auf Deinem Grabe,
Wo ich all' mein Hoffen und Verlangen,
Leid und Lust bei Dir gestillet habe!
Weißt Du, wie der Vater nachgekommen,
Wie er eilte, bald mit Dir zu schlafen —
Nah, ganz nahe — hast Du's nicht vernommen,
Wie die Schollen auf das Herz ihn trafen?
Kindern gleich, die sich im Bett die Hände
Reichen und im Schlafe sich nicht lassen,
Mögt Ihr heimlich durch die dunklen Wände
Tastend eure hagern Hände fassen.
Sinn' ich's, möcht' ich jedem Lenz entsagen,
Still als Drittes zwischen euch gebettet,
Eure Decke über's Herz geschlagen,
Eure Hände unter'm Haupt verkettet.

Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands. Von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Carl Curtius. Stuttgart, Carl Krabbe.) Der einst bekannte Jugendschriftsteller war ein gründlicher Kenner des classischen Alterthums, der während seines Aufenthaltes in München dazu auserlesen war, dem Kronprinzen Ludwig von Bayern Vorträge über die Geschichte und Literatur der Hellenen zu halten. Diese Vorträge, die vielseitigen Beifall fanden, sind nicht für gelehrte Forscher bestimmt; sie wollen vielmehr einen weiteren Kreis von Alterthumsfreunden und die reifere Jugend für die hellenische Welt und ihre hohe culturhistorische Bedeutung begeistern. Der geographische Abschnitt giebt ein Bild von Land und Leuten, von den Städten und Heiligthümern in Griechenland und den griechischen Colonien, sowie eine etwas ausführlichere Beschreibung der wichtigsten Culturplätze, wie Mykenä, Delphi, Olympia, Athen, Milet, Samos, Syrakus, Agrigent. Hier kommen neben der geschichtlichen und topographischen Entwickelung jener Städte besonders ihre Bauten und Denkmäler in Betracht, die auf Grund der neueren Ausgrabungen und Funde beschrieben sind. In dem geschichtlichen Theil werden die Hauptereignisse der griechischen Geschichte erzählt, die großen Gesetzgeber, Staatsmänner und Feldherrn in kurzen Charakterbildern vorgeführt, während nebensächliche Dinge bei Seite gelassen sind. In ähnlicher Weise will der dritte Abschnitt nicht einen Abriß der Literaturgeschichte, sondern skizzenartige Betrachtungen über das Leben und die Werke der bedeutendsten Dichter, Geschichtsschreiber, Redner und Philosophen bringen. Wir empfehlen das sich angenehm lesende Werkchen den Freunden des classischen Alterthums, insonderheit für Jugend- und Volksbüchereien.

Die Nietzsche-Biographien nehmen in fast bedrohlicher Weise überhand. Nach der zumal das Persönliche ausschöpfenden großen Lebensbeschreibung aus der Feder von Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester des Philosophen, (Leipzig, Naumann), kommt der Kieler Professor Aloys Riehl mit seinem fesselnden Essay „Fr. Nietzsche, der Künstler und der Denker" (Stuttgart, Fr. Frommann, E. Hauff). Ganz vortrefflich ist hier die tiefbohrende psychologische Analyse des Menschen als Schlüssel zum Verständniß des Denkers, sodann die Kritik der Schriften in der Reihenfolge ihres Entstehens. Der beste Abschnitt ist aber Nietzsche dem Sprachkünstler gewidmet in seinen drei Perioden, den ersten „Unzeitgemäßen Betrachtungen", dem Höhepunkt von „Menschliches, Allzumenschliches" und der „Fröhlichen Wissenschaft", während die dritte Periode, mit der „Morgenröthe" als Uebergang, die letzten Schriften umfaßt, die schon vielfach in stilistischer Beziehung die Manier, die Marotte und den geistigen Verfall bezeichnen. Der glänzend geschriebene Essay ist in Frommann's „Classikern der Philosophie" erschienen. Ihm stellt sich in der Sammlung „Männer der Zeit" von Gustav Diercks (Dresden, Carl Reißner), einer verwandten, aber populäreren Lebensbildersammlung hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, der neueste Band: Friedrich Nietzsche, Ein Lebensbild von Hans Gallwitz ebenbürtig an die Seite. Hier wird das Lebenswerk stets in Verbindung mit der Biographie betrachtet, besonders unter Berücksichtigung des Briefwechsels. Gallwitz steht den Schriften freilich weniger kritisch gegenüber als Riehl, doch hebt er mit Recht hervor, daß Nietzsche die Zwiespältigkeit unserer Bildung tiefer durchschaut als irgendwer, aber darunter auch schwerer gelitten hat und daran zu Grunde gegangen ist. Unsere überkommene Cultur, meint Gallwitz, bedarf neuer Ziele und Aufgaben, wie sie nur aus einer vertieften Erkenntniß der Wirklichkeit erwachsen, und er ist dem Geschick dankbar, daß es uns diesen großen ehrlichen Feind der Durchschnittssittlichkeit und des gewohnheitsmäßigen Christenthums geschenkt hat. Wir empfehlen auch diese gut geschriebene, einsichtige und allgemein verständliche Biographie.

Von Victor Hehn's „Italien, Ansichten und Streiflichter" (Berlin, Gebr. Borntträger) erscheint schon die fünfte Auflage, welche mit Lebensnachrichten über den Verfasser bereichert ist, auch einen köstlich schalkhaften Nachtrag über eine Familientragikomödie von Taormina enthält. Der Herausgeber hat wohl recht, wenn er sagt, es sei das Tiefste, Freieste, Originellste, in die dem Inhalt verwandteste Form Gegossene, was seit Goethe über Italien gesagt worden sei. Freilich ist es keine sogenannte leichte Lectüre, keine Feuilletongeschwätz. Es verlangt hochgebildete Leser, denn es steckt viel Gelehrsamkeit darin, wenn sie sich auch nirgend in pedantischer Form äußert, sondern stets graziös, geistreich und fein bleibt. Zu vornehmen Geschenken besonders geeignet.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der**

**Ethik**

**als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

---

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

---

**Preis 20 Pfennig.** Von **Rudyard Kipling** **Preis 20 Pfennig.**

**Schlichte Geschichten aus Indien.**

Universal Bibliothek No. 3459,

ist schon seit Jahresfrist eine neue vorzügliche Übersetzung von **Leopold Rosenzweig** erschienen. Die erste Auflage (Übersetzung von Hans Helling) ist aus dem Handel zurückgezogen und gelangt nicht mehr zur Ausgabe.

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

**Bismarcks Nachfolger**

Roman von **Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

**und**

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

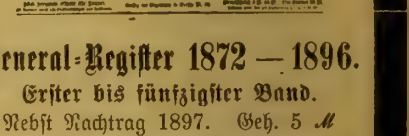
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

In unserem Verlag ist erschienen:



**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die agrarische Frage. Von Eduard von Hartmann. — Bankier-Clearinghäuser. Von Justus Ichenhäuser. — **Literatur und Kunst.** Die italienische Lyrik der Gegenwart. Von Josef Ettlinger. — Die Elsässische Frage 1815. Von Karl Brüggemann. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ariadne. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Deutschlands Wahl-Leiter. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Die agrarische Frage.

Von Eduard von Hartmann.

1. Die Noth der Landwirthschaft.

Daß die deutsche Landwirthschaft sich in einer schwierigen Lage befindet, ist leider nur zu wahr. Allerdings gilt dies vorzugsweise von dem Großgrundbesitz, der auf den Verkauf seiner Bodenproducte angewiesen ist, gar nicht für den Kleingrundbesitz, der nur für den eigenen Bedarf producirt, oder gar von Bodenproducten noch hinzukaufen muß, und nur in geringerem Maaße für den landwirthschaftlichen Mittelstand, der nur einen kleinen Theil seiner Producte zu Gelde zu machen braucht. Aber gerade der Großgrundbesitzerstand ist für den Staat sehr wichtig, da er einen großen Theil der Officiere und Beamten stellt und einen starken Halt des überlieferten Staatsbewußtseins und der monarchischen Loyalität bildet. Wenn Viele seiner Mitglieder ihren Grundbesitz einbüßten, so würde es nicht so leicht sein, sie zu ersetzen, da die für sie eintretenden Hypothekengläubiger selten zur Gutsverwaltung befähigt und zum Vertauschen ihrer städtischen Gewohnheiten mit einem Landaufenthalt geneigt wären. Es wäre ein nationales Unglück, wenn ein erheblicher Theil des Bodens Eigenthum städtischer Privatpersonen oder Creditanstalten würde, und hinfort nur durch Verwalter oder Pächter bewirthschaftet würde. Noch schlimmer wäre es, wenn der Getreidebau in dem Maaße aufhörte, lohnend zu sein, daß er zu Gunsten der Weidewirthschaft eine erhebliche Einschränkung erführe; denn damit würde die Nothwendigkeit der Getreideeinfuhr und die Gefahr einer Aushungerung im Kriegsfalle zunehmen. Wenn auch nur noch ein Drittel des deutschen Volkes sich mit Landwirthschaft und Gartenbau beschäftigt, so beziehen doch noch drei Viertel desselben ihre Nahrungsmittel aus dem Ertrage des heimischen Bodens, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß der heimische Boden so viel als möglich zur Volksernährung beiträgt.

Die Ursachen der Noth sind mannigfacher Art. Der Werth der Bodenproducte ist seit zwanzig Jahren gesunken, die Arbeitslöhne gestiegen; in Folge dessen ist der Reinertrag der Landwirthschaft, sofern sie auf Verkauf und gemiethete Arbeitskräfte angewiesen ist, gesunken. Nun ist freilich im letzten Menschenalter der Reinertrag um nicht mehr gesunken als der Zinsfuß für dauernde Anlage im Allgemeinen, nämlich um etwa ein Drittel, so daß die Capitalisten, die ihr Capital im Grundbesitz angelegt haben, in dieser Hinsicht nicht übler daran sind, als Diejenigen, die sich Staatsanleihen, Prioritätsobligationen oder Dividenden tragende Actien gekauft haben. Aber während die Letzteren im Durchschnitt ihre Werthpapiere schuldenfrei besitzen, müssen die Ersteren durchschnittlich vier Fünftel ihres Eigenthums an die Besitzer der Hypotheken verzinsen, deren Zinsfuß nicht ganz so schnell wie die Bodenrente gefallen ist. Während die Letzteren nur die capitalisirte Rente bezahlt haben, haben die Ersteren im Kaufpreise noch einen Zuschlag mitbezahlt, der sich als ein Hoffnungskauf künftiger Conjuncturgewinne durch wachsende Bodenrente darstellt.

Der Gutsbesitzer hat also einen doppelten Nachtheil im Vergleich zum Staatsrentner oder Actionär: einerseits ist sein Reinertrag schneller gesunken als der Zinsfuß seiner Hypothekenschulden; andererseits hat er den Theil des Kaufpreises verloren, in welchem die Hoffnung auf steigende Bodenrente escomptirt war. Von dem ersteren Nachtheil wird er um so schwerer bedrückt, je höher sein Gut verschuldet ist; aber er wird gar nicht davon betroffen, wenn es schuldenfrei ist. Der letztere Schaden entspringt aus einer fehlgeschlagenen Speculation auf Conjuncturgewinn aus steigender Bodenrente; von ihm sind mehr oder weniger Alle betroffen, die in den letzten zwanzig Jahren Güter gekauft, oder zu Schätzungswerthen übernommen haben. Es liegt auf der Hand, daß Jeder, der in eine Speculation eintritt, auch auf Verlust in Folge fehlgeschlagener Erwartungen gefaßt sein muß. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat der Gutsbesitzerstand colossale Conjuncturgewinne eingestrichen, da sich der Güterwerth vervierfacht hat; aber den Riesengewinnern im Anfang und in der Mitte des Jahrhunders stehen erhebliche Verluste in den dreißiger Jahren und am Ende des Jahrhunderts gegenüber, und es ist schlimm für die Generation der Gutsbesitzer, die gerade von solcher ungünstigen Conjunctur betroffen wird. Die Söhne müssen einen Theil der Gewinne, die ihre Väter eingestrichen haben, wieder herausgeben; aber die Familien haben sich darauf nicht eingerichtet und klagen nun bloß darum über ihr Unglück, weil der Glückszuwachs der Väter in übereilter Hast bereits anderweitig vertheilt und verzehrt ist.

Es kommen noch einige andere Umstände hinzu, welche den gegenwärtigen Niedergang des Reinertrags besonders empfindlich machen, das sind der ländliche Arbeitermangel, die gesteigerte Lebenshaltung und die erhöhten Ansprüche an die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Gutsbesitzer.

Ein Arbeitermangel war auf dem Lande so lange nicht spürbar, als die Industriearbeiter in den Städten schlecht bezahlt, die Verkehrsgelegenheiten umständlich und kostspielig und das Recht auf Freizügigkeit noch gesetzlich beschränkt war. Die gewaltige Steigerung der städtischen Löhne mußte auf die ländlichen Arbeiter als Lockspeise wirken, sobald das Eisenbahnnetz entwickelt und das Menschenrecht zur freien Verwerthung der persönlichen Arbeitskraft gesetzlich sichergestellt war. Durch Einführung einer landwirthschaftlichen Saisonindustrie (Brennerei, Zuckerfabrikation) gewöhnten die Grundbesitzer selbst ihre Arbeiter an ein unstetes Wanderleben und leiteten sie dazu an, ihre Arbeitskraft da zu verwerthen, wo sie am besten bezahlt wurde. Durch Einführung der Dreschmaschine wurde die Zahl der für den Winter erforderlichen ständigen Arbeitskräfte eingeschränkt und die sommerliche Bestellung der Ernte theilweise selbst zu einer Saisonarbeit mit weithergeholten Hülfskräften. Jetzt erst traten die verderblichen Folgen der „Bauernlegung" zu Tage, die von den Vorfahren der heutigen Grundbesitzer in den letzten Jahrhunderten aus kurzsichtiger Gewinnsucht geübt worden war. Das heutige Geschlecht büßt für die aufgehäuften Sünden seiner Ahnen, weil ihm der Nachwuchs an Arbeitern aus den jüngeren Söhnen der Bauernhöfe fehlt. Selbst für gesteigerten Lohn sind in den Ostprovinzen die nothwendigen Arbeiter und das Gesinde, ohne welches das Leben einer Land-Aristokratie unerträglich wird, aus dem Kreise deutscher Reichsangehöriger kaum noch aufzutreiben. In Mittel-, West- und Süddeutschland dagegen, wo noch Bauern genug sind und eine Mischung von landwirthschaftlichen Zwergbetrieben mit gewerblicher Thätigkeit besteht, ist von dieser Noth nichts zu merken.

Durch die gewaltige Steigerung der Gutserträge bis zu Ende der siebziger Jahre hatten die Gutsbesitzer sich und ihre Kinder an eine beträchtlich gesteigerte Lebenshaltung gewöhnt. Die Zunahme des Reichthums und der Luxus in Handels- und Gewerbekreisen wirkte dabei als Ansporn, um die bedrohte Stellung als erster Stand im Staate auch durch Entfaltung äußeren Aufwandes im Wettbewerb mit den neuen Nebenbuhlern zu behaupten. In den letzten zwanzig Jahren hat nun Handel und Gewerbe einen weiteren Aufschwung genommen, während die Bodenrente zurückgegangen ist. Das jüngere Geschlecht der Gutsbesitzer aber hatte im Durchschnitt nicht die sittliche Kraft, sich von den luxuriösen Gewohnheiten ihrer Väter in den sechziger und siebziger Jahren zu der einfacheren Lebenshaltung ihrer Großväter in den dreißiger und vierziger Jahren zurückzuschrauben, während der Luxus des städtischen Bürgerthums vor ihren Augen zunahm. Insbesondere konnten die Söhne und Töchter der Gutsbesitzer sich schwer darein finden, hinter denen der reichen Stadtbürger zurückzustehen, und die Eltern waren oft zu schwach, ihnen die Mittel zu versagen, um sich nicht von den Kindern städtischer Parvenus ausstechen zu lassen.

Es kommt hinzu, daß der Staatsdienst im Heere und der Verwaltung immer höhere Aufwendungen an standesgemäßen Zulagen und Unterhaltskosten erfordert. Die Erlangung einer solchen Stelle, die ihren Mann ohne Zulage standesgemäß ernährt, ist jetzt nur noch durch allmälige Aufwendung eines Capitals möglich, so daß wir mitten in einem System des verschleierten Stellenkaufs drinstecken. Diese Capitalien flüssig zu machen, fällt den Gutsbesitzern jetzt viel schwerer als dem städtischen Bürgerthum, und doch müssen sie beschafft werden, wenn der Grundbesitz auf seinen herkömmlichen Einfluß im Staat und in der Gesellschaft nicht freiwillig verzichten will.

Bei der einfachen, mehr extensiven Bewirthschaftungsweise im ersten Drittel dieses Jahrhunderts bedurfte es keiner besonderen Fachbildung für den Gutsbesitzer. Es genügte, daß er als Kind auf dem Gute seines Vaters aufwuchs und die Ferien seiner Schulzeit und Dienstzeit dort verlebte. Gegenwärtig, wo der Boden drei- und vierfachen Rohertrag bringen muß, um die Lasten und Unkosten zu decken, bedarf es dagegen besonderer Tüchtigkeit und gründlicher fachmäßiger Vorbildung, um einen befriedigenden Reinertrag herauszuwirthschaften und für dieselbe Bodenfläche eines viel größeren Betriebsfonds als früher. Der heutige Landwirth muß nicht nur technisch, sondern auch kaufmännisch geschult sein, und seine technische Ausbildung darf nicht mehr eine rein praktische sein, sondern muß auf der wissenschaftlichen Höhe unserer Zeit stehen. Um eine solche zu erwerben, dazu gehören aber mindestens drei, auch wohl vier Jahre. Nur wo solche Vorbildung sich mit persönlicher Tüchtigkeit, Energie, Fleiß, hauswirthschaftlicher Sparsamkeit, mit Weitblick und Umsicht vereinigt, kann der Besitzer bei genügender Capitalkraft auch heute noch auf einen befriedigenden wirthschaftlichen Reinertrag rechnen. Diese Bedingungen sind aber in den seltensten Fällen erfüllt, da die Söhne zunächst in der städtischen Garnison ihre Jugend zu genießen wünschen, und die Väter hoffen, daß dieselben durch reiche Heirathen das in der Jugend Versäumte wieder einbringen werden. Kein Wunder, daß da unsere Landwirthe bei der auf allen Gebieten so verschärften Concurrenz nicht gedeihen können.

### 2. Die Mittel der Abhülfe.

Derjenige Verlust, der aus verfehlter Speculation auf stetige Steigerung der Bodenrente für die gegenwärtigen Besitzer entsprungen ist, muß unweigerlich abgeschrieben werden; es ist nur zu bedauern, daß die ungeschickte Verwendung des 200 Millionenfonds in den polnischen Provinzen die Güterpreise im Osten noch immer hoch über ihrem reellen Capitalwerth hält, und die Gesundung in dieser Hinsicht erschwert. Anders liegt es mit der Verschuldung, dem Hypothekenzinsfuß, dem Arbeitermangel und der Vorbildung der Landwirthe; in allen diesen Punkten ist wirksame Abhülfe möglich.

Daß das Sinken des Hypothekenzinsfußes hinter dem des Reinertrages zurückgeblieben ist, hat lediglich darin seinen Grund, daß Preußen und das Reich die rechtzeitige Convertirung der Staatsanleihen in den achtziger Jahren unterlassen und dadurch das deutsche Publicum verhindert hat, sich an den dreiprocentigen Zinsfuß erster Sicherheiten zu gewöhnen. In Folge dessen mußten die Versuche einiger Landschaften, ihre $3^1/_2$ %igen Pfandbriefe in 3 %ige zu convertiren, mißlingen. Der Zinsfuß der Pfandbriefe folgt dem der Staatsanleihen, aber er kann ihm nicht im Sinken vorangehen. Der Staat hat die Convertirung bis jetzt unterlassen, um die Interessen der Officiers- und Beamtenfamilien zu schonen, und da diese wieder großentheils den Gutsbesitzern verwandt sind, so haben diese bis jetzt nicht einsehen wollen, daß die Convertirung der Staatsanleihen die für den Augenblick wichtigste Hülfe wäre, die der Staat ihnen überhaupt zu Theil werden lassen kann.

Die vorhandene hypothekarische Verschuldung muß durch Zwangstilgung beseitigt und die Quellen, aus denen sie entsprungen ist, müssen für die Zukunft verschlossen werden. Die Zinsdifferenz von $^1/_2$ %, die nach Convertirung der Staatsanleihen und Pfandbriefe den Besitzern zu Gute kommt, reicht zur allmäligen Tilgung aus, wofern nur die Wiederaufnahme von Pfandbriefen nach Tilgung eines Theils der Schuld verboten wird. Die Hypothekenverschuldung entspringt theils aus Erbtheilung (Abfindungshypotheken), theils aus Restkaufgeldern, theils aus Aufbesserungsdarlehen, theils aus Consolidirung persönlicher Schulden. Alle diese Quellen müssen verschlossen werden, mit Ausnahme der Ameliorationsanleihen; diese aber dürften nur von staatlich beaufsichtigten Anstalten nach sorgfältiger Prüfung der Zweckmäßigkeit und unter Verpflichtung zu rascher Tilgung gewährt werden.

Abfindungshypotheken an Miterben müßten verboten

und durch Realtheilung oder Idealtheilung des Gutes ersetzt werden, wofern die Ersparnisse des letzten Besitzers zur Abfindung der Nacherben nicht ausreichen. Die Realtheilung beim Erbgang müßte gesetzlich vorgeschrieben sein, wo die für die Verwaltung zweckmäßige Maximalgröße des Besitzes überschritten ist, und gesetzlich verboten, wo der Besitz unter dem für eine Familie erforderlichen Mindestmaaß bleibt. Alle bisherigen Erörterungen über Anerbenrecht sind grundsätzlich verfehlt, weil sie auf die Größe des Besitzes keine Rücksicht nehmen. Die bloße Abfindungsrente ist ebenso ruinös für den Grundbesitzer, wie die Abfindungshypothek, ja noch schlimmer, weil sie ihn in falsche Sicherheit einwiegt. Nur die Idealtheilung mit Reinertragsantheil (Tantièmeberechtigung) der Nacherben kann der Grundbesitz ertragen, vorausgesetzt, daß er noch groß genug ist, um mehr als eine Familie standesgemäß zu ernähren. Wo diese Bedingung nicht erfüllt ist, da ist im Staatsinteresse wie im Familieninteresse völlige Enterbung der Nacherben geboten.

Wer ein Gut kaufen will, soll kein größeres wählen, als er baar auszahlen kann, damit er als freier Mann auf freiem Grunde sitzt, und nicht seinen Gläubigern frohndet. Die Großmannssucht, die lieber ein fünf Mal so großes Gut mit 80% hypothekarischer Belastung kauft, muß der Staat den Leuten austreiben, um sich vor immer neuen nothleidenden Landwirthen zu wahren. Es wäre ein großes Glück für den Staat, wenn wir fünf Mal so viel Landwirthe wie jetzt hätten, deren jeder ein schuldenfreies Gut sorglos und zufrieden bewirthschaftete. Deßhalb ist die hypothekarische Eintragung von Restkaufsgeldern gesetzlich zu verbieten.

Wenn jeder Landwirth nur ein so großes Gut besäße, daß sein Capital ihm über den Kaufpreis hinaus noch einen genügenden Betriebs- und Reservefond übrig ließe, so brauchte er überhaupt keinen Credit. Für gewöhnliche Fälle würde der Betriebsfond, für außerordentliche Nothstände der Reservefond ausreichen. Wo die genügenden Mittel fehlen und Personalcredit zu Hülfe genommen werden muß, da besteht bereits keine völlig solide Wirthschaft mehr. Wächst einem solchen Landwirth allmälig die zunehmende persönliche Schuldenlast über den Kopf, so sucht er sie hypothekarisch zu consolidiren, d. h. die negativen Ergebnisse seiner Mißwirthschaft zu verewigen. Ein Solcher geht früher oder später sicher zu Grunde, falls ihm nicht eine steigende Conjunctur Rettung bringt. So lange es keine Veranstaltungen zur Gewährung billigen Personalcredits für Landwirthe gab, mochte die Gesetzgebung über die Hypothekarisirung der Personalschulden hinwegsehen; seit aber der 50 Millionenfond vermittelst der Genossenschaften dem Creditbedürfniß entgegenkommt, muß jede neue hypothekarische Eintragung verboten werden, die nicht behördlich für Ameliorationszwecke genehmigt ist.

Das fortdauernde fernere Anwachsen der Hypothekenverschuldung noch über den Ersatz der erfolgten Tilgungen hinaus kann nur verhindert werden durch Schließung der Grundbücher für Neueintragungen. So lange die Grundbesitzer das nicht einsehen, ist ihnen überhaupt nicht zu helfen. Was man auch thun mag, um den Reinertrag ihrer Güter künstlich zu heben, so kann dies doch Alles nur die Noth der Landwirthschaft für die Zukunft steigern, weil es die mögliche hypothekarische Belastungsgrenze derselben steigert und die freie Eintragung früher oder später doch von der eröffneten Möglichkeit Gebrauch machen läßt. Nur Zwangstilgung in Verbindung mit der Schließung der Grundbücher für Neueintragungen kann die Söhne und Enkel unserer Gutsbesitzer aus Pächtern ihrer Hypothekengläubiger wieder in freie Eigenthümer zurückverwandeln. Dann aber können auch fünf Mal so viel Gutsbesitzerfamilien ebenso gut wie die jetzigen auf demselben Flächenraume leben, und dem Staate eine Menge frischer Kräfte zuführen, weit werthvollere, als ihm jetzt die von den Hypothekenzinsen lebenden städtischen Familien liefern.

Dem ländlichen Arbeitermangel der östlichen Provinzen kann nur dadurch abgeholfen werden, daß wieder eine genügende Zahl von Bauerngütern zwischen dem Großgrundbesitz eingeschoben wird. In einer Zeit steigender Conjunctur ist dies fast unmöglich, weil dann kein Großgrundbesitzer sein Gut dazu hergeben mag, es in Parcellen zu zerschlagen. Die jetzige Zeit des landwirthschaftlichen Nothstandes muß deßhalb so sehr als möglich für diesen Zweck ausgenutzt werden. Die Rentengutsgesetze haben schon etwas geleistet, bedürfen aber noch mancher Verbesserungen, um ihre Aufgabe ganz zu erfüllen. Das heutige Geschlecht der Großgrundbesitzer kann einigen Trost aus dem Gedanken schöpfen, daß ohne die jetzige Nothlage im Allgemeinen ihre Nachkommen gänzlich außer Stande sein würden, den immer dringender werdenden Mangel an Arbeitern zu überwinden, daß sie aber durch die Parcellirungen in dieser Nothstandsperiode für künftig dauernde Abhülfe erlangen können.

In Bezug auf bescheidenere Lebenshaltung kann der Hof, der oberste Kriegsherr, und die Regierung den Gutsbesitzern sehr zu Hülfe kommen, wenn Ersterer mit gutem Beispiel vorangeht und die letzteren Beiden den Regimentscommandos und Regierungspräsidien nicht bloß allgemeine Anweisungen zur Einschränkung des Luxus ihrer Untergebenen ertheilen, sondern präcise Bestimmungen, wie viel Zulage sie für ihre Officiere und Beamten fordern dürfen. Wenn die Geldaristokratie nur erst sähe, daß die Geburtsaristokratie den Wettkampf im Luxus endgiltig aufgiebt, dann würde sie bald ihre Bemühung darauf richten, die Letztere an Einfachheit und Schlichtheit der Sitten nachzuahmen. Freilich ist dazu vor allen Dingen das Vorbild von oben erforderlich; so lange jedes Frühstück eines Militärcasinos, das von einem hohen Gaste beehrt wird, die militärische Einfachheit vermissen läßt, kann man von den schönsten allgemeinen Verfügungen gar keine Wirkung erwarten.

Die jüngeren Söhne der Gutsbesitzer mögen sich nach wie vor dem Staatsdienste widmen; die Anerben aber sollten sich, um den gesteigerten Ansprüchen der Zeit genügen und eine rationelle und intensive Wirthschaft treiben zu können, durch eine gründliche praktische und theoretische Schulung nach allen Richtungen auf ihren künftigen Beruf als Landwirthe vorbereiten, anstatt in kleinen Cavallerie-Garnisonen ihrer Väter Schulden zu vermehren. Deutschlands Boden könnte in der That auch heute noch das deutsche Volk ernähren, wenn fachmäßige Bildung, Intelligenz und Capitalkraft sich bei seiner Bewirthschaftung vereinigten, um überall eine rationelle und intensive Wirthschaft sicher zu stellen. Aber die heutige Generation besitzt diese Eigenschaften in zu wenigen Exemplaren, und sie macht bisher zu wenig Anstalten, um sie wenigstens ihren Söhnen zu verschaffen. Wenn auch die Landwirthschaft im Ganzen größere Beständigkeit zeigt als Gewerbe und Handel, so muß sie doch auch im Stande sein, wechselnden Verhältnissen zu folgen, unrentabel gewordene Productionszweige rechtzeitig aufzugeben und sich mit raschem Entschluß auf solche zu werfen, für die sich ein Bedürfniß entwickelt hat. Wenn z. B. Deutschland jetzt über 100 Millionen für Producte der Geflügelzucht, gegen 70 Millionen für Obst und Wein und gegen 40 Millionen für Flachs an's Ausland zahlt, wenn allein die Einfuhr an Eiern den Werth der Roggeneinfuhr übersteigt, so liegen darin Fingerzeige, wie viel die deutschen Landwirthe sich entgehen lassen, weil sie rationelle Geflügelzucht und Obstcultur noch nicht verstehen.

Die Nothlage der Landwirthschaft ist also keineswegs aussichtslos. Wenn erst die Staatsschuldenconvertirung erfolgt und die Convertirung der Pfandbriefe auf 3% nach sich zieht, wenn dann die Zwangstilgung und die Schließung der Grundbücher für Steuereintragungen zusammenwirken, um die bestehende Verschuldung zu beseitigen und ihren Wiedereintritt und ihr weiteres Anwachsen zu verhindern, wenn der Arbeitermangel gehoben wird, wenn Einfachheit der

Sitten und ernste Berufsarbeit die Ausgaben vermindern und den Ertrag erhöhen, dann werden die deutschen Landwirthe wieder gedeihen auch ohne Aufbesserung der gegenwärtigen Conjunctur. Aber dazu gehört Geduld, Entsagung, Fleiß, der Bruch mit lange genährten Gewohnheiten und Selbsttäuschungen und der Verzicht auf herkömmliche Ansprüche. Sich in eine solche Lage zu finden, ist nicht leicht, und es ist kein Wunder, wenn die gezeigte Zukunftshülfe vermittelst gegenwärtiger Opfer mißachtet und nach augenblicklichen Heilmitteln ausgespäht wird.*)

### 3. Die Forderungen der Agrarier.

1. Verstaatlichung der ländlichen Hypotheken. Der Staat soll die Hypotheken durch 3%ige Staatsanleihe ablösen, die Tilgung sehr verlangsamen oder noch lieber ganz beseitigen, aber den älteren Staatsgläubigern nach wie vor $3^1/_2$% Zins weiter zahlen. Während private Hypothekengläubiger und Pfandbrief-Institute genöthigt sind, an die Stelle bankrotter Gutsbesitzer zu treten, ist bei dem Staate eine solche Neigung, sich mit Privatbesitz zu belasten, weniger zu erwarten. Der Einfluß der Gutsbesitzer auf die Regierung würde dahin gerichtet sein, mit Rücksicht auf die Noth der Landwirthschaft vom Staate als Gläubiger die äußerste Nachsicht gegen zahlungsunfähige Gutsbesitzer zu erwirken.

2. Verstaatlichung der Reichsbank und Verpflichtung der verstaatlichten Reichsbank zur Gewährung billigen Wechselcredits an Grundbesitzer. Daß die Central-Genossenschaftscasse mit 50 Millionen ausgestattet ist, und diese Staatsgelder mit 3%, d. h. $^4/_5$% unter dem durchschnittlichen Discontosatz für feinste Geschäftswechsel im Jahre 1897 verleiht, genügt nicht. Die Reichsbank soll ihr Capital von 120 Millionen und ihr Notenausgaberecht auch noch diesem Zwecke dienstbar machen. Da sie dies als Privatinstitut niemals thun wird, muß sie verstaatlicht werden; dann wird der Einfluß der Agrarier auf die Regierung schon ausreichen, sie in den Dienst der Gutsbesitzer zu stellen.

3. Einführung des Bimetallismus zu dem ehemaligen Werthverhältniß zwischen Gold und Silber von 1 zu $15^1/_2$. Die Wirkung dieser Maßregel wäre Rückkehr zur thatsächlichen Silberwährung, da das Gold binnen Kurzem aus dem Lande strömen würde. Der Preis des Silbers auf dem Weltmarkt würde sich zwar durch solche Maßregel ein wenig heben, aber schwerlich über die Hälfte des Nominalwerthes der Silbermünzen hinausgelangen. Wir hätten dann eine Währung, welche alle Schuldverpflichtungen nach Capitalwerth, Zins und Tilgungsrenten um etwa die Hälfte erleichterte. Der Preis der Producte würde sich sofort dem neuen Geldwerth anpassen, also auf das Doppelte emporschnellen. Die Arbeitslöhne dagegen würden sich nur langsam und allmälig nach dem neuen Geldwerthe regeln, also in der Zwischenzeit den Gutsbesitzern die Herstellungskosten ihrer Producte verbilligen. Diese Ersparniß an Arbeitslöhnen wäre allerdings vorübergehend und würde sich in etwa zehn bis zwanzig Jahren ausgleichen; die Ersparniß an Zinsen und Tilgungsraten wäre aber ebenso dauernd wie der Gewinn am Preis der Producte. Beide Vortheile würden sogar immer mehr wachsen, da der Silberpreis in Folge fortschreitender Verbesserung der Fabrikationsmethoden auch nach Einführung der Silberwährung bald wieder weiter fallen würde.

4. Beträchtliche Erhöhung der Getreidepreise, sei es durch staatliches Getreidemonopol (Antrag Kanitz), sei es durch Einfuhrverbot, sei es durch starke Erhöhung der bestehenden Getreidezölle.

5. Erhöhung der Viehpreise durch Vieheinfuhrverbot auf Grund der Thatsache, daß in allen Viehausfuhrländern ansteckende Krankheiten unter dem Vieh vorkommen.

6. Verbot oder Bekämpfung aller mit heimischen Landwirthschafts-Producten concurrirenden Kunstproducte und Auslandserzeugnisse, z. B. Margarine, künstliche Süßstoffe, Kunstweine, Quebrachorinde, Schweineschmalz, Cocusbutter, Schafwolle ꝛc., sei es durch hohe Steuern und Zölle, sei es durch Erschwerung des Verkaufs.

7. Verhinderung von Canalbauten, sofern diese nicht bloß der Ausfuhr von heimischen Landwirthschaftsproducten, sondern überwiegend der Einfuhr ausländischer dienen.

8. Forderung von Vorzugstarifen auf den Staatsbahnen für die Ausfuhr heimischer Landwirthschaftsproducte. Die Agrarier möchten zwar die Deutschen verhindern, billigere ausländische Landwirthschaftsproducte zu kaufen, aber sich die Freiheit offen halten, ihre eigenen Producte auf ausländische Märkte zu bringen, wenn sie dort theurer als auf den heimischen bezahlt werden.

9. Erhöhung der Personentarife der vierten Classe, oder womöglich gänzliche Beseitigung der vierten Wagenclasse, um die Abwanderung ländlicher Arbeiter und Dienstboten nach den Städten zu erschweren.

10. Unbeschränkte Erlaubniß zum Hereinziehen ausländischer Arbeiter als Ersatz für die abwandernden Deutschen.

11. Beseitigung aller Zoll- und Handelsverträge, welche die Durchführung der vorhergehenden Forderungen verhindern oder erschweren. Das Reich soll freie Hand behalten, um auch künftig noch weitere Maßregeln zu Gunsten seiner Gutsbesitzer und zum Nachtheil des Auslands zu treffen, wenn die bisher vorgeschlagenen nicht ausreichen sollten, die Noth der Landwirthschaft für immer zu beseitigen. Deßhalb sind alle Handelsverträge von langfristiger Geltung zu verwerfen, höchstens einjährige zu gestatten, am meisten aber ein vertragloser Zustand mit autonomen Tarif zu empfehlen. Führt das zu einem Zollkriege mit allen anderen Staaten, so ist das nur erwünscht, denn um so rascher nähern wir uns dem Ideal des geschlossenen Wirthschaftsgebietes. Der Bruch der bestehenden Handelsverträge zu Gunsten der heimischen Landwirthschaft ist nur zu empfehlen und durch die Nothlage der Landwirthschaft hinlänglich gerechtfertigt. Sollte er zu einem Kriege mit Waffen führen, so wäre doch auf Sieg zu hoffen; aber selbst ein Ende mit Schrecken wäre besser als ein Schrecken ohne Ende, ein ehrenvoller, rascher Untergang besser als ein langsames Hinsiechen.

12. Bessere Ausgestaltung der Zucker- und Branntwein-Steuer-Gesetzgebung zu Gunsten der Landwirthe, da die bisherigen Versuche der Gesetzgebung den an sie geknüpften Erwartungen nicht entsprochen haben.

13. Unterwerfung des Productenhandels unter die Interessen der Landwirthschaft. (Schluß folgt.)

*) Vgl. meine „Socialen Kernfragen" (Leipzig, Haacke) S. 72—82, 293—295, 349—360, 417—430, 440—514.

---

## Bankier-Clearinghäuser.

Von Justus Ichenhäuser.

In den Jahren 1895, 1896 und 1897 hat das Londoner Bankier-Clearinghaus £ 7592886000, 7574853000 und 7491281000 umgesetzt. Mit welch' stupend riesigen Zahlen zu rechnen ist, vergegenwärtigt man sich am besten dadurch, daß man die bescheidene Mark an Stelle des £ sprechen läßt; der Umsatz betrug also 151857720000 Mark, 151497060000 Mk. und 149,82 Milliarden Mk., mithin das siebenunddreißigfache der berühmten französischen Kriegsentschädigung. Werktäglich wurden demnach durchschnittlich eine halbe Milliarde Mk. Zahlungsanweisungen einkassirt, am 15. Februar 1882 sogar ein Maximum von fast $1^1/_2$ Milli-

arden Mk., ohne daß ein Groschen baaren Geldes den Besitz gewechselt hat.

Ueber diese Riesensumme hinaus rechnet ferner jede Bank von den einlaufenden Checks (und diese repräsentiren etwa 87 % der Tageseinzahlungen, während der Rest mit etwa 7 % auf Banknoten und 6 % auf Cassa entfällt) diejenigen ihrer verschiedenen Kunden untereinander ab, so daß diese an und für sich beträchtlichen Umsatzziffern in den obigen Riesenziffern gar nicht enthalten sind. In Städten ohne Clearinghaus und ohne ausgebildeten Check-Depositenverkehr wäre ein Heer von Cassenboden, Dienern nothwendig gewesen, um schon allein die mechanische Arbeit des Hin- und Hertragens der Gold- und Silbermassen und selbst der Banknoten und Checks zu bewältigen, ganz abgesehen davon, daß eine solche enorme Summe Geldes ihrer volkswirthschaftlichen Bestimmung am besten entspräche, wenn sie ungestört als „hoard“ (Schatz) in der Geldcentrale des Landes (Bank von England, Reichsbank) schlummern würde. Der sinnreiche Mechanismus, der diese Riesenarbeit leistet, charakterisirt sich rechtlich und thatsächlich als ein Abkommen einer Anzahl Londoner Bankiers und Banken, sich ihre fälligen bezw. bei Sicht zahlbaren Papiere (Checks) nicht in ihren Geschäftslocalen zur Zahlung zu präsentiren, sondern zu ihrer Ausgleichung mittelst Compensation und Scontration regelmäßig zusammenkommen. Hieran knüpft sich die weitere Verpflichtung, einander die Papiere zur Prüfung zu überlassen, damit die betreffende Zahlstelle zu Hause das betreffende Document (Check) nach allen Richtungen hin prüfe, ob echt, ob genügende Deckung ꝛc., dann, das ist das Wichtigste, die Beanstandung innerhalb einer ganz kurz bemessenen Präclusivfrist zu erklären, andernfalls die Forderung als anerkannt gilt. Den Schluß macht die Verpflichtung, den sich ergebenden Saldo durch entsprechende Buchungen auszugleichen und das hierzu erforderliche Guthaben ständig zu halten, bezw. zu ergänzen.

Ein recht unscheinbares Parterrelocal in einem Seitenhofe der Bankierstraße Lombard Street, im Post Office Court, ist der Sitz des allergrößten Saldirungsvereines. Der Theilnehmerzahl, Bank von England, 22 Großbanken bezw. Großbankiers und die Filialbanken der Londoner Westminster (1), London Joint Stock (4), City Bank (3), London South Western (1) und Unionbank (1), insgesammt zehn Filialen, die in Folge ihrer Größe direct ohne Vermittlung ihrer Centralen „clearen“, also der Theilnehmerzahl von 33 entspricht die Anzahl der alphabetisch angeordneten Standorte mit den großen einfachen Schreibpulten, deren schwarzes, unauffälliges Aussehen seltsam zu dem Geldregen, der ständig während der Bureaustunden auf sie niedersaust, contrastirt. — Mit dem Glockenschlag 10½ Uhr Vormittags hat sich die Banken und Bankiersvertreters versammelt, und das Geschäft beginnt. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit fliegen die in allen möglichen Farben schillernden Checks, die bunten Bankanweisungen und die ernster und würdiger dreinschauenden Wechsel vom Pulte der Inhaberin zum Pulte der Zahlungsstelle, ganz formlos ohne Quittung, ohne Gegenzeichnung, ohne nähere Bezeichnung der überlassenen Papiere. Der Vertreter der Zahlstelle notirt die Höhe an das „In-Clearingbuch“ und der Besitzer hat sein Verzeichniß im „Out-Clearingbuch“. Um 12 Uhr schließt die Morgenzusammenkunft. Boten haben inzwischen die sortirten Checks ꝛc. in die naheliegenden Banklocale gebracht, woselbst die Checks in Bezug auf ihre Echtheit und Deckungshöhe geprüft werden, um dann im Falle der Beanstandung Mittags wieder, mit einer kleinen handschriftlichen Bemerkung versehen, wie „ungenügend“ (keine Deckung) oder „stopped“ (vom Aussteller selbst beanstandet) oder „irregular“ (formelle oder materielle Unregelmäßigkeiten), als umgekehrte Einlieferung, Anspruch des Empfangenden, an das einliefernde Haus in das Clearinghaus zurückzukehren. Der verhältnißmäßig ruhigen Vormittagssitzung folgt die ungemein stürmischere Nachmittagssitzung.

Die Londoner Depositenbanken schließen ihre Cassen mit dem Glockenschlag 4 Uhr. Wer immer auch eine Gutschrift, sei es des Zinsgenusses halber oder weil er die Summe an sich benöthigt, für den laufenden Tag bei seiner Depositenbank haben will, muß die Gelder vor 4 Uhr eingeliefert haben.

So entsteht um halb 4 Uhr in den Bankiersstraßen Londons jenes charakteristische Gedränge und Laufen Hunderter von Laufburschen und Commis, die mit ihren Contogegenbüchern und Bündeln von Checks zu den Banken drängen, um den Anschluß nicht zu versäumen. Die Clearingshausbeamten sind seit halb 3 Uhr auf ihren Posten. Bis 3 Uhr 55 Minuten strömen den Bankvertretern die eigenen Checks zu. Mit dem Glockenschlag 4 Uhr werden Einlieferungen nicht mehr angenommen, und das letzte Bündel Checks oder Wechsel, das 5 Minuten vor 4 Uhr eingelaufen war, muß innerhalb einer einzigen Stunde von der Zahlungsstelle geprüft und eventuell beanstandet und zurückgeliefert werden, widrigenfalls dasselbe unbedingt anerkannt ist. Inzwischen hat präcis 4 Uhr das Saldirungsgeschäft begonnen.

Je zwei Beamte verständigen sich gegenseitig über die Summen, die ihr Haus dem andern Haus schuldet, respective zu fordern berechtigt ist. Jedes Haus, z. B. die National-Provincial-Bank of England, hat ihr gedrucktes Formularbuch, das alle 33 Theilnehmer aufführt mit einer Debet- und Creditseite. Es ist klar, daß pro Saldo die National-Provincial-Bank, wie jedes andere Haus, durch Addiren der beiden Seiten und Substrahiren der Summen ermittelt, was jedes Haus im Ganzen für den Tag schuldet, respective von den Uebrigen zu fordern hat. An Stelle der täglichen 500 Millionen Mark Baargeld ist durch Compensation zwischen den einzelnen Gläubigern und Schuldnern die zu begleichende Summe schon erheblich verringert worden, dennoch waren beispielsweise 1879 und 1880 bei einer durchschnittlichen Tagessaldirung von 350 Millionen Mark noch immerhin durchschnittlich 41 Millionen Mark auszugleichen und zwar minimaliter 22 Millionen, maximaliter 116 Millionen Mark.

Bis zum Jahre 1854 pflegten nun die Clearinghaus-Theilnehmer die Saldi in Banknoten auszugleichen und somit immerhin noch circa 6 % der verrechneten Summen in wirklichem Gelde umzusetzen. Bei einem Durchschnittstagesumsatz von einer halben Milliarde Mk. wären also noch immer 30 Millionen Mk. mit Banknoten auszugleichen gewesen. In jenem Jahre einigte man sich zu einer weiteren Vereinfachung: Jeder Clearinghaus-Theilnehmer eröffnete bei der Bank von England ein Depositenconto mit einem Minimaldepositum, das zur Begleichung des sich ergebenden Tagessaldo genügt. Die Theilnehmer theilen nun das Gesammtergebniß ihrer Bilanzbogen dem Vertreter der Bank von England mit, die wiederum die immerhin noch gewaltige Summe durch Ab- resp. Zuschreibung auf das Conto des pro Saldo schuldenden oder forderungsberechtigten Bankhauses das Conto des Clearingbankiers von selbst ausgleicht.

Das ist der Mechanismus, durch welchen die kolossalsten Massen von Forderungen täglich ohne einen Groschen Baargeld, ohne eine Fünfpfundnote bezahlt werden.

Der Erfolg des wahrscheinlich schon 1755, sicher aber vor 1775 functionirenden Saldirungsvereines, dessen Ausweise freilich erst seit 1868 (mit 68 Milliarden Mk.) regelmäßig veröffentlicht werden, forderte zur Nachahmung auf. Der Plan der Compensation erstreckte sich bald nicht nur auf einfache Zahlungsversprechen, sondern auch auf Forderungen aus Lieferung börsengängiger Werthe, und schließlich aus scheinbar ganz entfernten Handlungen. So entstanden die Abrechnungsstellen in London für die Uebertragung von Fonds und Actien (Stock Exchange Clearing House), das zwei Mal monatlich, Medio und Ultimo, in Function tritt, in derselben Stadt die Abrechnungsstelle für Metalle, Silber, Kaffee und Zucker, die Liquidationsvereine an der Pariser, Berliner, New-Yorker, Frankfurter und Züricher

Börse, ja selbst schließlich centrale Abrechnungsstellen für Eisenbahnbillete (Railway Clearing House in London) und Andere mehr.

Diese Mechanismen zum Ausgleich nicht sofort in Geld zahlbarer Werthe fallen aus dem Rahmen dieser Arbeit, wir beschränken uns vielmehr auf die Nachahmung, die das London Bankers Clearinghaus in den englischen Provinzialstädten und in Amerika und schließlich auf dem Continent gefunden hat.

Vor Allem sei sie als Saldirungsverein im speciellen Sinne des Country Clearing gedacht. England verdankt diese Einrichtung dem bekannten Bankier Sir John Lubbock, der der Bank- und Handelswelt auch den beliebten Bankholiday, die gesetzliche Feiertagsruhe am Oster- und Pfingstmontag, am zweiten Weihnachtsfeiertag und am ersten Montag im August, Tage, die bis dahin weder gesetzliche, noch beobachtete Feiertage waren, geschenkt hat. Auf seine Veranlassung übernahm das Londoner Clearinghaus auch die Regulirung der zahlreichen in London einlaufenden Provinzialchecks, und zwar ebenfalls unter Anwendung des Princips der eng befristeten Präclusivfrist.

Auch hierbei wird die Saldirung in der Weise vorgenommen, daß die Mitglieder des Londoner Clearinghauses zwischen 12 Uhr und 2 Uhr 15 Minuten an gleicher Stelle zusammenkommen, die Checks an die von Seiten der Provinzial-Depositenbanken ein für alle mal ernannten Vertreter übergeben und diese wiederum die Verpflichtung eingehen, diese übernommenen Checks innerhalb weniger Stunden nach der Provinz behufs Prüfung ꝛc. zu übersenden. Checks, die nicht bis 12 Uhr des dritten Tages zurückgegeben sind, gelten als anerkannt. Die sonst giltigen Checks werden dem Londoner, als Agenten fungirenden Depositenhaus in gleicher Weise alsdann belastet, wie wir dies oben schilderten, und wiederum vollzieht sich der Proceß der Ausgleichung der unter den Provinzialbanken entstandenen gegenseitigen Forderungen, ohne daß Baargeld remittirt, oder daß mehr oder weniger kostspielige Werthsendungen das Land unnützer Weise durchzogen haben. Dem Checkinhaber erwächst ebenfalls keine weitere Auslage als drei Tage Zinsverlust, und der Bankier resp. die Depositenbank rechnet für ihre Bemühungen, im Gegensatz zu den berüchtigten deutschen Spesensätzen, für Inkassi nichts, denn sie hat keine, mit Ausnahme eines eingeschriebenen Briefes an den Provinzial-Correspondenten.

Bedenkt man, daß in der gleichen Weise der Privat- und Staatsbedarf im Wege der Ausgleichung befriedigt resp. vom Orte des jeweiligen Ueberflusses an die Bedarfsstelle kostenfrei überwiesen wird, während wir in Deutschland z. B. noch jährlich eine Milliarde Staatsgelder durch die Post transportiren lassen, so wird man anerkennen müssen, daß das englische Doppelsystem, Provinzialbankier- und London Bankier-Clearinghaus, eine fast ideale Gestaltung angenommen hat.

Es ist sehr bedauerlich, daß J. C. Pocock, der Vorstand des Londoner Clearinghauses, nicht auch die Ziffern des County Clearing veröffentlicht. Eine englische Quelle schätzt sie an Stückzahl und Beträgen ebenso hoch als die Town Clearing, doch verneint uns der Chef-Inspector, bei mündlicher Anfrage, die Richtigkeit dieser Angabe.

Zum Clearen der städtischen und reinenglischen Documente (Checks, Wechsel ꝛc.) trat seit 1883 auch die „Scotch Clearing", die Saldirung der in London zusammenströmenden schottischen Checks bezw. Wechsel und Anweisungen auf Städte im Königreich Schottland. Das Princip ist genau das gleiche wie die oben beschriebenen, nur mit dem Unterschied, daß an Stelle der Centralisirung etwa in Edinburgh Glasgow die Hälfte, und zwar die größere Hälfte der Arbeit, übernimmt; die Saldi selbst aber laufen wie die Saldi der „Country Clearing" durch das „Town Clearing" und ersparen somit thatsächlich Geld- oder Wechselrimessen von oder nach Schottland, so weit selbstverständlich die Guthaben der vermittelnden Banken dies gestatten. Die Höhe des Umsatzes im „Scotch Clearing" kann leider nicht ermittelt werden, allzu hoch darf sie nicht angenommen werden, da sich gerade dieser neueste Zweig des Clearingshauses nur langsam entwickelt.

Auch die großen englischen Provinzialhauptstädte haben das Clearinghaus in getreuer Anwendung der Londoner Einrichtung angenommen:

1898er Umsätze (bis 8. Mai):

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Birmingham | 7 | Theilnehmer | 438 | Millionen | Mark |
| Leeds . . . . | 8 | „ | 114 | „ | „ |
| Leicester . . . | ? | „ | 85 | „ | „ |
| Liverpool . . | ? | „ | 951 | „ | „ |
| Manchester . | 12 | „ | 1423 | „ | „ |
| Newcastle . . | 10 | „ | 439 | „ | „ |
| Bristol . . . | ? | „ | 192 | „ | „ |

Wie die sieben englischen Provizial-Clearinghäuser vom Londoner Country Clearing zu unterscheiden sind, so existiren neben dem „Scotch Clearing", das die in London zusammenströmenden schottischen Checks cleard, in den Hauptorten Schottlands Clearinghäuser nach dem Londoner Town Clearing Modell und zwar in Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, Greenock, Dundee und Paisley. Eine eigenartige Specialität Edinburghs sei noch erwähnt; dort clearen die sieben Mitglieder nicht nur Checks, sondern auch ihre eigenen Banknoten; die sieben Mitglieder sind eben auch Zettelbanken; es liegt deßhalb nahe, daß auch die von der Kundschaft eingezahlten fremden Banknoten zur täglichen Abrechnung gelangen, nebenbei erwähnt, ein vortreffliches Mittel, um etwaigen Gelüsten, Noten künstlich in Circulation zu halten, vorzubeugen. Zum Schlusse der Darstellung des englischen Clearingsystems sei noch der Abrechnungsstelle in Dublin gedacht, die wieder ein ausgedehntes irisches Provinzialsystem eingeführt hat.

Bei den Amerikanern bürgerte sich die Institution des Clearinghauses zwar erst spät ein, und zwar in New-York am 11. October 1833, aber diese Verspätung haben sie durch eine enorme Ausdehnung, die sie dem Geschäfte gaben, wieder wett gemacht. Das New-Yorker Clearinghaus hat 92 Mitglieder, die ganz nach dem Londoner Vorbild arbeiten, freilich mit dem schwerwiegenden Unterschied, daß sie keine Central-Abrechnungsstelle, wie die Bank von England, besitzen und deßhalb genöthigt sind, ihre Tagesdifferenzen in Noten zu begleichen. Entsprechend dem fluctuirenden Charakter der nordamerikanischen Finanz- und Handelspolitik zeigen die Umsätze große Schwankungen und zwar wurde 1881 die enorme Summe von 254 Milliarden Mk. abgerechnet, in den Neunziger Jahren schwankte die Umsatzziffer in New-York zwischen 148 Milliarden herab bis zu 98 Milliarden (1894) und in den anderen 41 Clearinghaus-Plätzen der Union zwischen 104 Milliarden (1892), und 84 Milliarden Mk. (1894), um 1897 mit 133,6, bezw. 96,5 Milliarden Mk. abzuschließen.

Von außereuropäischen Plätzen erfreuen sich noch Melbourne (1897 2,87 Milliarden Mk.) und Sydney (2,42 Milliarden Mk.) ferner Tokio u. A. in Japan des Vortheiles eines Clearinghauses, während es im continentalen Europa leider noch zu wenig gewürdigt wird.

Gleichzeitig in Paris und Wien wurden im Jahre 1872 Saldirungsvereine eröffnet, die Chambre de compensation und der Wiener Saldirungsverein. Beide Städte sind aber leider über die ersten Anfänge eines ersprießlichen Clearingverkehrs nicht hinausgekommen. Paris hat von seinen achtzehn ursprünglichen Theilnehmern sechs wieder verloren und die Umsätze sind selten bis 5 Milliarden Francs (1895 4,916 Milliarden) gestiegen. Wien hat es gar nur auf eine halbe Milliarde Gulden gebracht, obgleich das Saldirungsgeschäft dort in höchst praktischer Weise Seitens der Oesterreich-Ungarischen Bank, eines ähnlich privilegirten Institutes wie unsere Reichsbank, gehandhabt wird. Als Ursache darf man annehmen,

daß den Kaufleuten in beiden Ländern das Check- und Depositenwesen noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß ein Theil der Bankiers, die vermöge ihres Umsatzes zur Theilnahme herangezogen werden könnten, diese Begünstigung aus anderen Gründen nicht verdienen und schließlich aus dem weiteren Grunde, daß eine langjährige Entwöhnung von dem Gebrauche von Hartgeld und dafür eine Unmasse Papiergeldzeichen in beiden Ländern das directe Zahlen von Empfänger zu Empfänger, so irrationell es auch ist, dennoch nicht allzu sehr erschwert hat, als in Ländern mit gewohnheitsmäßiger Hartgeldzahlung. Das Gleiche gilt für Deutschland in Bezug auf Schwerfälligkeit der Einbürgerung. Bis zum Jahre 1876 hatten wir außer in den localen Ansätzen der alten Hamburger Bank, des Leipziger Cassenvereins und des Berliner Cassenvereins, die ja nur den Bedürfnissen ihrer geschäftlichen Kunden zu genügen trachteten, auch nicht einmal in Berlin ein Abrechnungshaus.

Dann faßte die Reichsbank den kühnen Gedanken, ganz Deutschland zu einem Giroplatze umzuwandeln. Die Zahl der Girokunden stieg von 3245 im Jahre 1876 auf 13,205 im Jahre 1897, der Umsatz von 16 Milliarden auf 104 Milliarden. Schon hierdurch sind dem Lande viele Millionen Umlaufsmittel erspart worden; dem englischen Vorbilde kam aber diese Form des Saldirungsverkehres noch lange nicht gleich. Der Reichsbank-Giroverkehr kam eben nur den Reichsbank-Girokunden zu Gute, in den Großstädten häufte sich immer noch das zahlreiche Personal an Cassierern, Cassenboten, die zahlreichen Geldschränke, während doch ein Checkbuch dieselben Dienste leisten würde.

Im Jahre 1883 einigten sich endlich 16 große Berliner Bankhäuser, um in Berlin, ganz im Sinne eines englischen Clearinghauses, eine Central-Abrechnungsstelle einzuführen. Der Vereinigung traten bis heute noch weitere fünf Häuser bei, so daß dieselbe mit der führenden Reichsbank und der Seehandlungssocietät insgesammt 23 Mitglieder zählt.

Diese Firmen sind verpflichtet, analog dem Londoner Clearinghaus, alle Wechsel, Checks durch die Abrechnungsstelle laufen zu lassen, wodurch sie sowohl, wie ihre zahlreichen Kunden, alle Vortheile eines Clearingverkehres genießen. Clearinghäuser wurden ferner eingerichtet und zwar ebenfalls unter der Leitung der jeweiligen Reichsbankstelle, in chronologischer Reihenfolge, in Frankfurt a. M., Cöln, Stuttgart, Leipzig, Hamburg, Dresden, Breslau, Bremen, Elberfeld; die Umsätze lassen freilich zu wünschen übrig, sie erreichten 1896 bei 120 Theilnehmern in den zehn Städten bei 3 954 979 Einlieferungen à 5805 Mk. durchschnittlich die Maximalziffer von 22,9 Milliarden Mk. und rechneten 1897 die Recordziffer von 24,2 Milliarden Mk. ab, ohne daß eine Vermehrung der deutschen Clearinghausstädte eingetreten ist.

Im ersten Drittel 1898 wurde die Recordziffer von 10 Milliarden Mk. abgerechnet, so daß voraussichtlich 1898 mit 27—28 Milliarden abschneiden wird.

## Literatur und Kunst.

### Die italienische Lyrik der Gegenwart.

Von Josef Ettlinger.

Eine deutsche Geschichte der italienischen Literatur, der neueren wenigstens, besitzen wir noch nicht. Das große Werk des Breslauer Universitätsprofessors Adolf Gaspary, das auf zwei Bände gediehen war, ist leider unvollendet geblieben, nachdem sein Verfasser im März 1892 seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat. Es theilte dieses Torsoschicksal mit der älteren Geschichte der italienischen Poesie von Ruth, über die italienische Lyrik im besonderen besitzen die Italiener selbst noch keine Darstellung. Man hatte sie von dem Florentiner Professor Enrico Nencioni erwartet, der den Ruf eines italienischen Sainte-Beuve genoß; aber Nencioni ist vor einiger Zeit gestorben, ohne dieser Erwartung entsprochen zu haben. Paul Heyse, bei uns der feinste Kenner der italienischen Lyrik, hat sich im vierten Bande seiner bekannten Anthologie auf eine kleine Auswahl dessen beschränkt, was ihn „von irgend einer Seite anmuthete", ohne sich seinerseits auf eine Interpretation dieser zeitgenössischen Poesie einzulassen. Recht willkommen erscheint unter diesen Verhältnissen eine größere französische Arbeit. La Poésie Italienne contemporaine von Jean Dornis (Paris, Paul Ollendorff's Verlag, 1898), die sich als eine glückliche Mischung von Kritik und Anthologie darstellt und Dank der sorgsamen französischen Prosaübertragung der einzelnen Gedichte auch dem des Italienischen nicht genügend mächtigen deutschen Leser gestattet, sich von Aussaat und Ernte auf dem Felde der transalpinischen Lyrik ein eigenes Bild zu machen.

Auf die Zeiten poetischer Blüthe, die den Kampf der Romantiker mit Manzoni an der Spitze und der Classizisten unter Leopardi's Führung mit sich brachten, folgte eine längere Periode des Stillstands. Von der Mitte der vierziger bis zum Ausgang der sechziger Jahre war das geistige Italien zu stark in den Bann politischer Interessen gespannt, um für poetische Illusionen empfänglich zu sein. Erst das Jahr 1867 ließ das Frühroth einer neuen Literaturepoche heraufdämmern, und der Name, an den sie anknüpfte, schrieb sich Giosué Carducci. Den Höhepunkt in seinem poetischen Schaffen, von der einen Satanshymne abgesehen, bedeuten die 1877 erschienen „Odi barbare", so genannt, weil sie sich der barbarischen, will heißen der antiken hellenischen Versmaaße, der sapphischen, alkäischen, asklopiadeischen u. a. Strophe bedienen, die Horaz einst zuerst auf lateinischen Boden verpflanzt hatte. Mit der Neubelebung dieser Metren wollte Carducci dem allzu leichten, beinahe automatischen Spiele der Reime aus dem Wege gehen, das bei dem Reichthum der italienischen Sprache an mehrsilbigen sonoren Endungen die formale Seite des Dichtens dort so ungemein erleichtert. Und in dem er so den Gleichklang gepaarter Reime durch die freien Schwebungen des Rhythmus ersetzte, gewann er zwar in seiner Diktion an herber Kraft und Größe, setzte sich aber zugleich durch die anspruchsvollen Schwierigkeiten der antiken Metren in der Ausdrucksfähigkeit und Stoffwahl gewisse, bald erreichte Grenzen: so erklärt es sich, daß die zweite und dritte Folge der „Odi barbare" der ersten Auslese weder an Werth, noch an Erfolg gleichkommen, wenn auch die Meisterschaft der Form dieselbe blieb.

Als der anerkannte Purpurträger der italienischen Lyrik unserer Tage ist Carducci, der nun schon geraume Weile auf seinen Lorbeeren ausruht, nicht ohne ein größeres Gefolge geblieben. Seiner Führung vertraute sich eine Gruppe von jüngeren Dichtern an, die man kurzweg als die Schule von Bologna zu bezeichnen pflegt, obwohl ihr Meister selbst gegen diese äußerliche Zusammenfassung sich verwahrt hat; eine Gruppe von durchweg hochgebildeten, mit classischem Geiste und Wissen genährten Männern, zumeist Professoren, die gleich Carducci selber mit Vorliebe die antiken reimlosen Maaße cultivirten, aber auch außer Cours gerathene Versformen, wie die Ottaverime, wieder zu Ehren brachten. Zu ihnen gehörte in seinen jüngeren Jahren der im Eingang dieser Zeilen schon genannte Professor Nencioni, geb. 1840, der zwei Bände Poesien erscheinen ließ, späterhin aber über seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Dienste der Muse vergaß; ferner Giovanni Marradi aus Livorno (geb. 1852), ehedem der Führer einer besonderen kleinen Gruppe junger Leute, die unter dem Namen der „Nuovi Goliardi"*) in den Jahren 1876/77 als die

*) Goliarden hießen im Mittelalter die weltlich gewordenen Kleriker, die als fahrende Scholasten die Lande durchzogen.

ersten kecken Tirailleure des Naturalismus in Italien auftraten; weiter Severino Ferrari (geb. 1856), der Dichter der kleinen Leute, der seine Popularität zwei Sammlungen „Bordatine“ (1885 und 1886) verdankt, kurzen balladenartigen Dichtungen aus dem Tagesleben, die ihr Titel nicht unzutreffend mit buntfarbigen Stickerein vergleicht. Auch Enrico Panzacchi aus Bologna (geb. 1841), Professor an der dortigen Akademie, der unter Coppées Einfluß in modernen Stimmungsbildern Gutes geschaffen hat, und namentlich der Florentiner Guido Mazzoni (geb. 1859), der in seiner Vaterstadt ebenfalls als Professor wirkt, stehen mit zuerst in dieser Reihe. Mazzoni kommt vielleicht von ihnen allen unseren Begriffen von Lyrik in seiner Poesie am nächsten. Von einem Liedchen „Ad una mia bambina“ sei nur ihres entzückenden Wohllauts wegen die erste Strophe hier mitgetheilt:

Già di mammole e giacinti
Gli orti avviva il nusvo aprile,
Ed a' marmi de gli estinti
Dà le mammole e i giacinti.
Tu dibatti i piè discinti
Nel tepor primaverile
Che di mammole e giacinti
Gli orti avviva il nusvo aprile.

Und doch zeigt schon diese kleine Probe den tiefwurzelnden Unterschied zwischen romanischer und germanischer Lyrik: oder welcher deutsche Poet von heute würde sich einfallen lassen, in einem Gedichte an ein kleines Kind von den „Marmorgräbern der Verstorbenen“ zu reden? —

Der Schule von Bologna steht diejenige von Palermo, die sicilianische, als Widerspiel gegenüber. Hier Carducci, dort Mario Rapisardi, ähnlich wie ein halbes Jahrhundert zuvor Leopardi gegen Manzoni, nur daß hier der Gegensatz eine ganz persönliche Form annahm und in der alten Rassenverschiedenheit des Süd- und Norditalieners seine tiefere Ursache fand. Rapisardi stammt aus Catania, wo er 1844 geboren ward und als Universitätsprofessor gegenwärtig wirkt. Als Dichter trat er zuerst 1868 auf. Im selben Jahre mit Carducci's „Odi barbare“, 1877, erschien seine größte und berühmteste Dichtung, das Epos „Lucifero“, und es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß auch ihm die diabolische Persönlichkeit des Fürsten der Finsterniß, wie seinem Gegner Carducci, den stärksten poetischen Impuls gegeben hat. Nur daß jenem hundert Verse genügten, wo dieser zwanzig große Gesänge in Stanzen verbrauchte. Rapisardi's Lucifer zieht aus, den altgewordenen Herrn der Heerschaaren von seinem Throne zu stürzen. Er legt zu diesem Ende eine ziemlich umständliche Reise durch die Welt und die Jahrhunderte zurück, läßt sich dabei in unterschiedliche galante Abenteuer ein, gelangt aber schließlich wirklich dahin, die Herrschaft Gottes zu vernichten, so daß er dem noch immer auf den Höhen des Kaukasus festgeschmiedeten Prometheus triumphirend die Botschaft bringen kann: „Steh' auf, der große Tyrann ist todt!“ Das weitschichtige und bunte, einer schier uferlosen Phantasie entsprungene Werk, das eine Art poetischer Geschichtsphilosophie von der grauen Heidenzeit bis auf die Tage von Sedan und St. Privat umfaßt, fand seine zahlreichen Bewunderer, auch außerhalb Italiens; namentlich geberdete sich der alte Victor Hugo sehr entzückt darüber. Ein äußerst heftiger Angriff auf Carducci, den es enthielt — die bissige Stelle war zum Ueberfluß keinem Geringeren als Dante in den Mund gelegt — forderte den Bologneser zu einer grimmigen Abwehr heraus, woraus in der Folge eine scharfe literarische Fehde entstand. Rapisardi hat sich dann weiterhin einer vorwiegend naturphilosophischen Dichtung in den Spuren des Lukrez zugewandt, dessen Werk er auch übersetzte. In diesem Geiste geläuterter Betrachtung ist seine Trilogie „Giobbe“ (Hiob) und ein Band äußerst formvollendeter „Poesie religiose“ gehalten, die in den achtziger Jahren erschienen.

An Rapisardi unmittelbar schließt sich eine Gruppe seiner engeren Landsleute an. Sein Schüler und Geistesverwandter ist der Socialist Giovanni Cesareo aus Messina (geboren 1861), ein Poet von zarten und gelenkigen Ausdrucksformen, harmonischer Schönheitsfreude und einer hellklingenden Sprache, die keine robusten und schweren Töne kennt. Als Literarhistoriker hat er in einem Werke den Nachweis versucht, daß nicht das bildungschwere Oberitalien, sondern Sicilien die eigentliche Wiege der italienischen Dichtkunst sei. Gleichfalls Socialist und Cesareo auch als Poet durch den stark musikalischen Zug seiner Verssprache verwandt, ist Luigi Capuana aus Catania (geboren 1839). Von anderen Mitgliedern dieser südlichen Landsmannschaft soll seiner anderwärtigen Verdienste halber Giovanni Verga (1840 in Catania geboren) nicht unerwähnt bleiben, der Dichter der „Cavalleria rusticana“, der freilich durch seinen vieljährigen Aufenthalt in Mailand die sicilianische Eigenart auch als Lyriker beinahe abgestreift hat. Bei ihm noch weniger, als bei den Anderen, lassen sich die Abzeichen einer bestimmten Schule feststellen, soweit sie nicht ohnedies Gemeingut des sicilianischen Volkstemperamentes sind. —

Gleich Verga hat sich auch Antonio Fogazzaro (geboren 1842 in Vicenza) außerhalb Italiens mehr als Erzähler und ausgezeichneter Prosaist, denn als Lyriker bekannt gemacht. Als solcher findet er sich an der Spitze derjenigen Dichter, deren Schaffen vorherrschend im Zeichen einer religiösen Weltanschauung steht. Er selbst war ein Schüler des poetisch wohlbegabten Abbate Zanella, der als zeitweiliger Leiter des Gymnasiums von Vicenza Einfluß auf ihn gewann und ihm wohl auch die Verehrung für sein eigenes Vorbild Manzoni und dessen „heilige Hymnen“ in die Seele pflanzte. In der Waldeinsamkeit von Valsolda, wohin er sich weltscheu schon frühe zurückzog, ließ er dann so manche dichterischen Blüthenträume reifen, darunter als einen der schönsten das lyrische Epos „Miranda“, das die entsagungvolle Liebe eines vornehm geborenen Mädchens zu einem jungen Dichter in krystallene Verse faßt. Ein Zug in's Erhabene zeichnet Fogazzaro's Poesien aus, er steckt, wie er selbst einmal mit leisem Lächeln von sich sagt, „immer in den Wolken“. Persönliche Schicksalsschläge, wie der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, mögen diese Richtung seines Wesens begünstigt haben, die auch in seinen Romanen zum Ausdruck kommt. Seine Religiosität ist durchaus Herzens- und Empfindungssache, nicht dogmatische Glaubensstrenge. Aber sein gutgemeinter Versuch, den Vermittler zwischen unversöhnlichen Gegensätzen zu spielen und in einer geistvollen Schrift, den heiligen Augustin als eine Art Vorläufer von Darwin und dessen Schöpfungstheorie darzustellen, brachte ihm nur Enttäuschung und Bitterniß.

Von dem gläubigen Idealismus Fogazzaro's hebt sich der entschiedene Pessimismus eines Arturo Graf mit besonderer Schärfe ab. Als Sohn eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter in Athen (1848) geboren und in Rumänien aufgewachsen, durchlebte er die Jahre seiner Entwickelung im Schatten einer heimathlosen Melancholie. Eine unstäte Jugend ließ ihn zum frühreifen Grübler werden. Die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit alles Seienden, die Sehnsucht nach dem Tode — von dem er sich gleich Leopardi übergangen wähnt, ohne ihn deßhalb doch freiwillig zu suchen — die düstere Poesie des Todtentanzes lebt besonders in seiner Gedichtsammlung „Medusa“ (1880) und dem im vorigen Jahre erschienenen Sonettenkranze, der den gleichfalls bezeichnenden Titel „Le Danaidi“ trägt. Die Quintessenz seiner Lebensanschauung birgt das kurze Gedicht „Ascolta“ (Hör' zu!), das in der Uebertragung von Paul Heyse lautet:

Wenn über'm Grab der Chor
Der Sänger schweigt, hoffst ewig Du zu schlafen,
Träumst Dir im Tod, im Nichts den Ruhehafen?
Du Thor, Du Thor!

Wenn Deines Lebens Flor
Verblüht und dieser Leib in Staub zerfallen,
Hoffst Du, die Ketten würden von Dir fallen?
Du Thor, Du Thor!
Leih' meinem Wort Dein Ohr:
Nie wird man dieser Knechtschaft Dich entbinden;
Du wirst im Tod so wenig Ruhe finden,
Wie je zuvor.
Kein Schlummerbett erkor,
Wer starb; dem ew'gen Wandel hingegeben,
Von Form zu Form, von Leben geht zu Leben
Er neu hervor! —

Eine Eigenthümlichkeit der italienischen Lyrik ist ihr Reichthum an Dialectdichtern. Fast jede der zahlreichen Provinzmundarten hat einen oder mehrere poetische Repräsentanten: die venezianische, lombardische, piemontesische, toscanische, römische, neapolitanische, sicilianische, umbrische, ligurische. Der bekannteste und bedeutendste dieser Dialectlyriker ist Tanfucio Neri (eigentlich: Renato Fucini), ein geborener Toscaner, von Beruf Ingenieur zu Florenz. Er dichtet im Pisaner Patois und gilt für einen feinen Kenner und getreuen Abbildner des toscanischen Volkslebens. Die Einfachheit und Kraft in Ton und Farbe, die ihm eigen ist, haben ihm eine größere Gemeinde geschaffen. Seine literarische Empfehlung übernahm Edmondo de Amicis, der zu Neris' erster Sammlung von hundert Sonetten die warm gehaltene Vorrede schrieb. Dieselbe Gunst erwies Carducci dem römischen Dialectpoeten Cesara Pescarella, als er über dessen Sonettsammlung „Villa Gloria" das literarische Protectorat übernahm. Pescarella lebt in Rom, wo er geboren ist und hat neuerdings seine Dichtung als Recitator überall in Italien mit großem Beifall vorgetragen. Es verkörpert das leichtblütige und unbeständige Römerthum, in dem sich von jeher ein gut Theil naiver Kindlichkeit lebendig erhalten hat. Die Vertretung Venedigs und seiner Mundart hat sich Riccardo Selvatico zur Aufgabe gemacht, der die Reize der Lagunenstadt in manchem schwellenden Sonett gefeiert hat und charmante kleine Liebesliedchen wie auf Schmetterlingsflügeln in's Weite flattern ließ. Den Typus des neapolitanischen Lazzaroni mit einer Beimischung des alten Sarazenen- und Normannenblutes stellt Salvadore di Giacomo dar, der als Bibliothekar in seiner Vaterstadt lebt. Er ist der Genremaler des neapolitanischen Volkslebens mit seinem pittoresken Schmutz, seiner Camorra, seiner naiven Sittenlosigkeit. Seine Sonette könnten einer italienischen Yvette Guilbert als Texte dienen. Er ist der „Verist" unter den Dialectdichtern seines Landes.

Als Verismus hat man bekanntlich mit einer ebenso überflüssigen als unschönen Wortbildung die besondere Spielart des modernen Realismus in Italien bezeichnet, wo der herrschende Geschmack länger und zäher, als irgend anders wo an dem Cultus einer nur posirenden Schönheit festgehalten hatte und noch jetzt vielfach festhält. Zum Wortführer dieser rücksichtslosen Wirklichkeitsdichtung schwang sich vor etwa zwei Jahrzehnten der Universitätsbibliothekar in Bologna Olindo Guerrini (geboren 1845) auf. Da seine ersten poetischen Gaben nicht beachtet worden waren, wählte er einen besonderen Weg, sich bekannt zu machen: er gab aus dem Nachlasse eines angeblichen Vetters und Freundes, der mit dreißig Jahren der Schwindsucht erlegen sein sollte, einen Band Dichtungen unter dem Pseudonym Lorenzo Stecchetti heraus. Die Mystification gelang vortrefflich. Der Eindruck war allgemein groß, und die Begeisterung für den „so jung verstorbenen" Dichter ging so weit, daß man Wallfahrten an sein von Guerrini genau beschriebenes Grab unternahm, natürlich ohne es zu finden, bis dann die Täuschung offenkundig ward. Allerdings war Guerrini's Einfall nicht so ganz originell: schon Sainte-Beuve ließ, wie man weiß, seine ersten „Poésies" als Gedichte eines gewissen Joseph Delorme erscheinen und gab ihnen zur Steigerung der Illusion eine geschickt erfundene Lebensgeschichte dieses erdichteten Dichters bei. Originell ist aber auch in seinen Dichtungen Stecchetti insofern nicht durchaus, als er stark unter der Einwirkung Heinrich Heine's steht, der überhaupt auf die neuere italienische Dichtung einen beträchtlichen Einfluß geübt zu haben scheint und zahlreiche Uebersetzer gefunden hat. Mit ihm hat Stecchetti den kritisch-skeptischen Verstand und das romantisch-sentimentale Herz gemein, auch die elegante Selbstironie und den witzigen Cynismus, Alles jedoch in einer specifisch italienischen Mischung, in der sich der landesübliche Zug in's Rhetorische ebenso wenig verleugnet, wie der heißere Athem und die lebhaftere Geberde des Südens. Sein Temperament hat ihn auch zum theoretischen Vorkämpfer des Verismus aufgerufen, für dessen Berechtigung und Regierungsfähigkeit er in mehreren polemischen Schriften eintrat.

Das sociale und altruistische Element, das man in Stecchetti's Lyrik noch vergeblich sucht, hat in die moderne italienische Dichtung Italiens erst Ada Negri (geb. 1870 in Lodi) eingeführt. Sie ist unter den weiblichen Lyrikern, deren Italien eine namhafte Zahl besitzt, die jüngste und in Deutschland die bekannteste; bekannter jedenfalls als Alinda Brunamonti, die vielbewunderte umbrische Dichterin, die schon als zwölfjähriges Mädchen in ihrer Heimath Perugia als poetisches Wunderkind Berühmtheit genoß*); oder die leidenschaftliche Contessa Lara, die als Kind einer englischen Mutter und eines russischen Vaters ihre Erziehung im Pariser Sacré-Coeur erhielt, um im vorigen Jahre nach einem bewegten Leben zu Rom unter dem Dolche eines eifersüchtigen Liebhabers — man entsinnt sich des vielbesprochenen Falles — zu verbluten; oder Vittoria Aganoor, die als Tochter eines Armeniers und einer Schottin in Venedig zur Welt kam; oder endlich Annie Vivanti, eine Nichte Paul Lindau's und Schülerin Carducci's, der auch ihren ersten Versen ein Geleitwort mitgab. Sie Alle hat Ada Negri an rasch aufsteigender Berühmtheit überholt, seit sie als achtzehnjährige Volksschullehrerin zuerst dem selbstgeschauten Elend der Enterbten eine Stimme lieh. Auf die erste Sammlung ihrer Poesien, deren gewaltiger Erfolg der jungen Dichterin außer dem Millipreis — jährlich zweitausend Francs — ein angesehenes Lehramt in Mailand eintrug, folgte eine Zweite 1895 unter dem Titel „Tempeste", von der gleich wie von der ersten auch eine deutsche Ausgabe erschienen ist. Sie selbst aber hat sich mittlerweile in Hymens Fesseln schlagen lassen und ist als die Gattin des reichen Mailänder Großindustriellen Garlanda selbst in die Reihen jener „borghesi astuti" eingetreten, gegen die sich so manches Mal die grollende Wucht ihrer Verse gerichtet hat; und fast hat es den Anschein, als habe die Ruhe des häuslichen Glücks den Nerv ihrer großen Leidensfähigkeit ertödtet oder doch narkotisirt. Jedenfalls fürchten nicht wenige ihrer italienischen Bewunderer, daß Ada Negri todt ist, seitdem Ada Garlando lebt — und im Ueberflusse lebt.

Die eigenfarbigste und vielseitigste Erscheinung der modernen italienischen Literatur ist auch in seinem lyrischen Dichten ohne Frage Gabriele d'Annunzio (geb. 1863), dessen merkwürdig schillernde Persönlichkeit und blendende Begabung sich schon seit Jahren eines europäischen Rufes erfreuen. D'Annunzio's Heimath ist Pescara, das alte Küstennest, er selbst nennt sich ein Kind der Abbruzzen; aber seine eigentliche Wiege stand an Bord eines Schiffes, sein Geburtsort war die blaue Woge der Adria, und die Liebe zum Meere, aus der er seine besten poetischen Stimmungen gesogen hat, ward ihm im buchstäblichen Sinne angeboren. Seine literarische Laufbahn begann schon auf der Schulbank, und er stand noch unter der Botmäßigkeit des Gymnasiums zu Prato,

*) Eine feine und werthvolle Würdigung dieser namentlich mit einer wunderbaren Naturempfindung begabten Frau findet sich in den „Essais" des Freiburger Professors Franz Krauß (Berlin, Gebr. Paetel, 1896, S. 327 ff.).

als bereits sein erster Band Gedichte („Primo Vere", 1879) im Druck erschien. Der bekannte italienische Kritiker Chiarini, Carducci's streitbarer Freund und Mazzoni's (s. o.) Schwiegervater, gab dem jungen Talente vor der Oeffentlichkeit die Schwertleite und hielt es namentlich dazu an, sich von dem schönheitsfreudigen Geiste der Antike durchdringen zu lassen. Zwei Jahre nach dem Erstlingswerk erschien ein zweiter Band Lyrik (Il Canto nuovo", 1882), als d'Annunzio eben achtzehn Jahre alt geworden und nach Rom gekommen war, um dort zu studiren. Seitdem ist Werk um Werk diesen Vorläufern gefolgt, Novellen, neue Verse, Romane, zuletzt auch Dramen, ein Cyclus von Schöpfungen, an dem sich die ganze erstaunliche Wandlungs- und Biegungsfähigkeit d'Annunzio's aufrollt. Das Gesammtbild seines Schaffens wurde an dieser Stelle bereits entworfen. Jedenfalls lebt in diesem mit allen Organen künstlerischer Empfängniß ausgestatteten Poeten eine große, schönheitsuchende Seele, die sich auch in seinen Verirrungen und Wunderlichkeiten nicht verleugnet. In seiner Lyrik hat er die Epoche einer stürmischen, ausschweifenden Erotik glücklich überwunden und sein ausgezeichnetes Formtalent einer naturgesunden, gereiften Empfindungsfülle dienstbar gemacht. Man kann ihn hier, wenigstens nach der formellen Seite, als einen freilich sehr unabhängigen Hospitanten der Schule von Bologna bezeichnen, mit der er die Vorliebe für die Pflege classischer Metren theilt.

Das Capitel über d'Annunzio's Lyrik schließt das Werk von Jean Dornis ab, der nur leider auf die erwartete Gesammtcharakteristik der zeitgenössischen italienischen Poesie verzichtet hat. Allerdings hätte er als Franzose und Stammverwandter an ihr sehr viel weniger Unterscheidungsmerkmale entdecken können, als sich dem deutschen Beobachter aufdrängen. Will man diesen Unterschied zwischen italienischer und germanischer Lyrik in wenige Worte ungefähr zusammendrängen, so wäre festzustellen, daß dem modernen Italiener in den meisten Fällen die Anschauung die Empfindung ersetzen muß und daß mehr in der Reflexion, als in Gefühl und Phantasie seine dichterische Zeugungskraft beruht. Natur- und Weltbetrachtung walten vor, die Glaubensfrage wirkt noch immer da und dort als scheidendes Moment, ein starker Zug in's Rhetorische tritt überall heraus. Die Freude am rein sinnlich-musikalischen Wohllaut giebt oft den Anstoß und den Ausschlag, nicht minder auch die Neigung zu großen, plastischen und pittoresken Worten, zum decorativen Faltenwurf, zur edeln Pose, zur sammtenen und brokatnen Pracht des Ausdruckes. Der Cultus der schönen Form, der leuchtenden Farben behauptet nach wie vor seine Vorherrschaft, und es ist bezeichnend genug, daß ein künstliches Reimgefäß, wie das Sonett, noch heute als die eigentliche nationale Versform der italienischen Lyrik in Gunst und Blüthe steht, das doch bei seiner regelmäßigen Anwendung nicht sowohl durch die Zahl und Anordnung der Reime, als durch die vorgeschriebene Zeilenzahl dem freien poetischen Gedanken je nachdem zur Zwangsjacke oder zum Prokrustesbett werden muß. Sicher ist es auch kein bloßer Zufall, daß die Führer der beiden wichtigeren neueren Schulen, daß Carducci und Rapisardi und gleich ihnen die meisten anderen namhaften Lyriker Universitätsprofessoren, Bibliothekare oder sonst Träger gelehrter Berufe sind, zu denen der kastalische Quell gewöhnlich erst durch die Canäle einer reichen wissenschaftlichen Bildung gelangt. Und so hat Paul Heyse zwar durchaus Recht, wenn er es beklagt, daß die italienische Poesie in Deutschland noch zu wenig bekannt und gewürdigt sei; indessen kann die nähere Beschäftigung mit diesem Theile der Weltliteratur doch am Ende nur die erfreuliche Gewißheit verstärken, daß gerade auf dem Felde der Lyrik, der reinen Lyrik, kein Volk der Erde in den letzten hundert Jahren eine annähernd ähnliche hohe Entwickelungsstufe erreicht oder eine gleiche Fülle von Begabungen und Leistungen hervorgebracht hat, als das Deutsche.

## Die Elsässische Frage 1815.

Von Karl Brüggemann.

(Schluß.)

Für König Friedrich von Württemberg war der Gedanke der Vogesengrenze nichts Neues; er hatte darauf hingewiesen schon zu Anfang des Jahres 1814 und jetzt eben zu Ende des Monats Juli 1815 schrieb er aus Ludwigsburg an Wintzingerode: Die Mömpelgarder hätten, 500 Mann stark, eine Bittschrift um Einverleibung in den württembergischen Staat eingereicht. (Es ist diese Adresse, mit den ursprünglichen Handschriften bedeckt, noch in Stuttgart vorhanden.) Eine mißliche Sache sei es, Entscheidungen treffen zu müssen, wenn doch täglich die Lage ein anderes Gesicht zeige, nicht nach Grundsätzen, sondern von Menschen geleitet, welche augenblicklichen Eindrücken folgen. „In diesem Sinn habe Ich Meinem Sohn geschrieben." — Und den Anstoß zu der Denkschrift gebend, fährt der König fort: „Der Friede von Paris und die Wiener Verträge haben überall gegen Frankreich Bollwerke geschaffen und mit alleiniger Ausnahme der süddeutschen Staaten. Auf diese Lücke will Seine Majestät die Aufmerksamkeit der hohen Mächte lenken: Diese Pflichten, Sicherheit zu schaffen, bilden heute das vornehmste Geschäft des Königs von Württemberg."

Graf Wintzingerode fährt in der Zusammenstellung seiner Denkschrift fort und hebt zunächst hervor: Nicht von den Bourbons, sondern von Frankreich habe man Sicherheit zu verlangen. Bei der Frage, ob es hinreiche, nur einige Punkte oder die ganzen Vogesen zurückzunehmen, haben diejenigen Verbündeten doch wohl die Hauptstimme, welche Jahrhunderte lang gegen Frankreichs Ehrgeiz gerungen und nach endlichem Unterliegen lange und grausame Jahre der Trauer, der Erniedrigung, der Verzweiflung hindurch das Joch dieses unruhigen Nachbars getragen haben. Es schließt die Denkschrift, welche officiell als die Denkschrift des Kronprinzen oder des Grafen Wintzingerode bezeichnet wird, aber in Wirklichkeit die Ansichten des Königs selbst wiedergiebt, mit den Worten: „Die Verstärkung Süddeutschlands ist eine Nothwendigkeit, wie viele traurige Erfahrungen bewiesen und alle aufgeklärten Cabinete anerkannt haben. Eine bloße Schleifung der Festungen erreicht diesen Zweck nicht; sie erniedrigt und erbittert ein Volk, ohne es zu schwächen. Nicht die Festungen Hüningen, Schlettstadt, Straßburg und Landau, sondern der Boden des linken Rheinufers ist es, der, wenn er den Franzosen belassen wird, früher oder später die Sicherheit von Süddeutschland und dadurch die Ruhe von Europa bedroht. Die öffentliche Meinung in Deutschland fordert diese Maaßregel, und auf beiden Seiten des Rheines würde ein allgemeiner Schrei des Unwillens sich erheben, wenn der einstimmige Wunsch der verbrüderten Volksstämme nicht erhört und der Deutsche im Breisgau und in Zweibrücken sich nochmals verdammt sähe, in dem Deutschen von Mömpelgard oder Saarburg einen Feind zu erblicken. Den Entrüstungsschrei der Franzosen darüber braucht man so wenig zu hören, als man ihr Geschrei über Belgiens Verlust beachtete. Wollte man sich an die Franzosen kehren, so dürften die Verbündeten sich weder an einer Festung, noch an irgend einem Kunstwerk, noch an ihren Börsen vergreifen und müßten mit unsichtbaren Lorbeeren abziehen."

Die Denkschrift wurde nie officiell an die vier Mächte überreicht. Unter der Hand scheint sie bei den Staatsmännern nach Stein's Aussage cirkulirt zu haben. Aber im Ganzen blieb sie wohl akademische Stilübung, bei der sich der König, der Kronprinz, Witzingerode von der Seele schrieben, was sie drückte. Die weiteren Berichte Wintzingerodes an den König bestätigen die Verschlimmerung der Aussichten in Paris. Vom 10. August läßt er sich so vernehmen: „Metternich und die Anderen sind erstaunt über die Petition mit ihren zahlreichen Unterschriften aus Mömpelgard. Hier in Paris wird

gerade nicht so viel getanzt, wie auf dem Congreß in Wien, aber schneller geht die Sache auch nicht. — Es scheint, daß Preußen in manchem von seinen Ansprüchen herabgestiegen ist. Man schreibt diese Aenderung dem Wunsch des Herrn v. Humboldt zu, als Gesandter hier bleiben zu können. Gewiß ist, daß Talleyrand in Wien kein Hehl daraus machte, wie sehr ihm eine solche Wahl zuwider wäre, und jetzt hat er ihn verlangt. So ist wenig Aussicht vorhanden, daß man von Frankreich eine Abtretung erlangen wird. Die Früchte des blutigsten Sieges und der riesigsten Anstrengungen werden von neuem verloren sein, beinahe wenigstens. Die Ueberlegenheit des französischen Ministers über die unserigen, und die wenige Harmonie, welche sowohl zwischen den einzelnen Staaten als auch im Innern der einzelnen Cabinete selbst herrscht, bringen diese Consequenzen unfehlbar hervor. Nesselrode und Capodistria, Metternich und Baldacci, besonders Humboldt und Hardenberg sind noch weniger einig als Preußen und Rußland. Die heftigsten Scenen aber haben Blücher und Gneisenau aufgeführt, nicht nur gegenüber von Schwarzenberg, sondern auch von Hardenberg. Diese zwei Generale haben im Namen der preußischen Armee erklärt, daß Preußen sich nicht zufrieden geben könne mit der gegenwärtigen Zusammenstellung seiner Provinzen, welche nur das Skelet eines Staates vorstellen, nicht aber einen Staat selbst; daß Preußens Armee und Volk sich mit ihren Opfern das Recht erworben hätten, zu fordern, daß man aus Preußen endlich einen Staat mache. Fürst Hardenberg hat sich beim König beklagt und dieser die beiden Generale zurechtgewiesen und ihnen verboten, sich in Politik zu mengen. Blücher hat zweimal seinen Abschied verlangt, aber er ist ihm verweigert worden."

„Wenn die alliirten Souveräne," berichtet der württembergische Vertreter Hügel nach Stuttgart, „zusammen in die Stadt reiten, so hört man immer nur rufen: Es lebe Kaiser Alexander! — Die Kriecherei der Franzosen vor dem russischen Kaiser wird täglich größer." — „In einer Note," fährt Hügel fort, „welche über Theilung der Trophäen von Seiten des englischen Comissariats an das preußische übergeben worden, heißt es unter Anderem: Die englische Armee hätte die Schlacht bei Waterloo allein gewonnen, während die preußische sich bloß zu der Verfolgung hinzugedrängt habe. Der General Graf Gneisenau, der mir dieses bei der preußischen Fahnenweihe erzählte, fügte bei, daß die Antwort kräftig ausfallen solle. Seit gestern (7. September) soll Oesterreich von seinen Forderungen ganz zurückgetreten sein, so daß nun Preußen Frankreich gegenüber ganz allein steht, eine Stellung, welche es nicht behaupten kann. — Preußen soll jetzt (13. September) auch größtentheils nachgegeben haben, so daß man sich einen Begriff von dem abzuschließenden Frieden zu machen vermag. England und besonders Rußland sind ganz auf französischer Seite. Das hat Kaiser Alexander bewiesen, als er es durchsetzte, daß Straßburg weder abgetreten, noch occupirt, noch geschleift werden solle; es hat die Festung in ihrem gegenwärtigen Zustand bei Frankreich zu bleiben. Nun ist nicht zu leugnen, daß Straßburg kein gefährlicher Posten für Rußland ist; daß aber das Interesse für Süddeutschland, welches in dem Kampfe gegen Frankreich so große Anstrengungen gemacht hat, in so hohem Grade vernachlässigt wird, bleibt unverantwortlich."

Noch bevor die Forderungen der Verbündeten formulirt waren hatte König Friedrich in der Mitte des September den Grafen Wintzingerode angewiesen, er solle daran erinnern: wenn auch der Friede von Paris vom 30. Mai 1814 auf eine schuldbare Weise die Sicherheit Süddeutschlands vernachlässigte dadurch, daß er Straßburg und Landau in den Händen Frankreichs ließ, so würde jetzt eine Wiederholung dieses Fehlers in den Augen von ganz Deutschland als ein Verbrechen erscheinen. In beiden Feldzügen haben die württembergischen Truppen wirksam mitgeholfen; er sei der Erste gewesen, der in Süddeutschland gerüstet, als Napoleon den französischen Boden wieder betrat; so habe er auch ein Recht, auf Vergrößerung zu hoffen; alle Eroberungen seien bisher für die Niederlande, für Preußen, für Oesterreich gewesen. Unermüdlich erwies sich Graf Wintzingerode, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Sein Bericht vom 3. September hat folgenden Inhalt: „Jede Abtretung, Landau, ausgenommen, wird vermieden, das geht aus meinen Unterredungen mit Nesselrode, Hardenberg, Metternich hervor." In einer Audienz bei Kaiser Alexander brachte Wintzingerode an, daß sein König in Unruhe darüber sei, ob seine Erwartungen bei diesen Friedensverhandlungen sich auch erfüllen sollen. Von diesem Uebergang etwas betroffen, sprach der Kaiser sein Bedauern aus, daß das allgemeine Interesse nicht zusammengehe mit dem besonderen Württembergs. „Ich bemerkte, daß unsere Hoffnung wieder geweckt worden sei dadurch, daß das allgemeine Interesse die Beschützung der particulären Interessen gebiete; zum Mindesten solle er doch verhindern, daß irgend eine andere Macht, eine von den großen, sich einzelner vorgeschobener Punkte bemächtige, welche hier als Pfähle dienen könnten, um daran ein Garn zu befestigen, geeignet, uns einzuwickeln. — Da ergriff der Kaiser meine Hand und antwortete mit fester Stimme: ‚Ich verstehe Euch, das wird nicht geschehen.'" Das hatte Kaiser Alexander leicht versprechen, denn Oesterreich, auf das der besorgte Wintzingerode hindeutete, ließ sich durch die Furcht, Galizien verlieren zu müssen, leicht vom Rhein, vom Elsaß und vom badischen Land abhalten, trotz seines Vertrags mit Letzterem wegen Heimfall von Breisgau und badischem Antheil der Pfalz. „Als ich vom Kaiser Alexander herausging, stieß ich auf Nesselrode, welcher die entgegengesetzte Ansicht kund gab wie der Kaiser und äußerte: solche vorgeschobene Punkte würden in der Hand einer großen Macht am besten verwahrt sein. Ich antwortete, daß der Bescheid, den mir soeben der Kaiser gegeben, mich der Furcht überhebe, der heilige Geist könnte einmal die großen Mächte so sehr im Stiche lassen, daß sie ein Wiedersetzen Oesterreichs am Rheine zugeben. Württemberg, Baden und Bayern würden Hüningen, Straßburg und Landau ebenso gut, ja besser vertheidigen als Oesterreich. Frankreich hätte ein großes Interesse, Oesterreich aus diesen Plätzen zu vertreiben, während wir ihm weniger Verdacht einflößen würden. Auch hob ich hier den Plan zur Wiedergewinnung von Mömpelgard hervor und die Mittel, uns mit dieser ehemals württembergischen Provinz in Verbindung zu bringen. Da bat aber Nesselrode inständig, nach dieser Richtung hin Eurer Majestät keine Hoffnung zu machen; auch Hardenberg mahnte ab."

Bei dem Versagen Oesterreichs setzte das Zusammenhalten Rußlands und Englands allen Anstrengungen der Preußen und Württemberger einen unbesiegbaren Widerstand entgegen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, welche ihren Ausdruck fand in einem Theil der Presse, wie im Rheinischen Merkur, und sich kräftig kundgab in der preußischen Armee, war noch nicht mächtig genug, um die Hindernisse, welche durch dynastische und bureaukratische Engherzigkeit bereitet wurden, bei Seite zu schieben. In Memoiren, in Denkschriften ohne Zahl, von denen die von Humboldt, vom Kronprinzen von Württemberg, von Gagern die bedeutendsten sind, kam die Rechtmäßigkeit der aufgestellten Forderungen und der Unwille über die Zurückweisung zur Geltung. In den letzten Tagen des Monats September erreichte denn auch der Kampf in den Cabineten der in Paris verhandelnden Mächte seinen Höhepunkt. Kaiser Alexander erließ den Befehl zum Rückmarsch seiner Armee in die Heimath, und es handelte sich schließlich darum, daß Preußen den Krieg gegen Frankreich allein fortsetze; Preußen mit seinen 11 Millionen Einwohnern, dessen alte Provinzen durchaus erschöpft waren, dessen neues Volk und Land noch nicht den bescheidensten Anfang gemacht hatte,

sich in einen einheitlich fühlenden Körper zusammenzufügen. In solcher Lage mußte Preußen geschehen lassen, was nicht hintanzuhalten war. Noch einen Rest der alten Forderungen suchte Hardenberg zu retten; vergebens. Es war Alles aus. Wehrlos, arm und uneins sollte Deutschland bleiben; dahin lautete der Spruch von England und Rußland. Und das galt bei ihnen als selbstverständlich, als die eigentliche Bestimmung des deutschen Volkes. Hier liegt die Entscheidung, und hier sind die Umrisse für Jahrzehnte der deutschen Geschichte zu suchen. —

In zornigen Thränen, in bitteren Betrachtungen suchten sich die enttäuschten Gemüther zu erleichtern in den Jahren 1814 und 1815, 1840 und in späteren Zeiten, als man die Wahrnehmung machen mußte, wie der Schlüssel zum Hause, ja die Hausthüre selbst dem deutschen Lande von den Fremden vorenthalten blieb. „Und doch," schreibt Pfister, „in der tiefen sittlichen Entrüstung darüber, daß die fremden Mächte gelassen zusehen konnten, wenn Franzosen und Dänen Stücke vom deutschen Land abrissen; darüber, daß die Fremden uns auf die Finger klopften, wenn wir das Weggenommene wieder zu erlangen suchten, — in dieser sittlichen Entrüstung liegt im Grunde nur der Nachweis für unsere vollendete politische Unschuld und Naivität: Wie konnten wir doch nur erwarten, daß die Fremden sich für unsere Wohlfahrt interessiren, da doch in ihrem Vortheil viel mehr unsere Zerrissenheit, Schwäche und Wehrlosigkeit lag! Erst später, als wir das Unschuldskleid zum großen Theil abgestreift, lernten wir die alte Wahrheit schätzen: Man muß nur können, um zu dürfen! Und heute noch sind wir damit beschäftigt, uns recht klar zu machen, welche Wohlthaten sich aus dem nationalen Egoismus ableiten lassen."

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ariadne.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Lubkow liebte die Natur, aber betrachtete sie ihrem Wesen nach als etwas viel niedriger Stehendes als er und als nur zu seinem Vergnügen geschaffen. Wenn er sich etwa vor einer prachtvollen Landschaft befand, rief er: „Es wäre gut, hier ein Gläschen Thee zu trinken!" Oder wenn er ein Lamm streichelte: „Canaille, dich sollte man braten!"

Er sah einmal Ariadne mit dem Sonnenschirm in der Ferne und sagte zu mir: „Sie ist mager, und das gefällt mir. Ich liebe die Dicken nicht." Das berührte mich unangenehm. Ich bat ihn also, sich in meiner Gegenwart über die Frauen nicht so zu äußern. Er sah mich erstaunt an und sagte: „Was ist Schlechtes dabei, daß ich die Mageren liebe und nicht die Dicken?" Ich antwortete ihm nicht. Später, als er in vorzüglicher Stimmung und etwas angeheitert war, brachte er abermals die Rede auf diesen bedenklichen Gegenstand.

„Sie gefallen offenbar Ariadnen Grigoriewna," sagte er, „ich wundere mich, daß Sie es nicht merken."

Mir wurde bei diesen Worten unbehaglich, und ich sagte ihm meine Ansicht über Liebe und Frauen im Allgemeinen. „Ich verstehe Sie nicht," seufzte er, „denn meiner Meinung nach ist eine Frau eine Frau und ein Mann ein Mann. Ariadne Grigoriewna mag ja, wie Sie sagen, poetisch und erhaben sein, aber das heißt doch nicht, daß sie außerhalb der Naturgesetze steht. Sie ist augenscheinlich längst in einem Alter, wo man eines Mannes, eines Liebhabers bedarf. Ich verehre die Frauen gewiß nicht weniger als Sie, aber ich bin der Ansicht, daß gewisse Verhältnisse die Poesie nicht ausschließen. Die Poesie ist das Eine und der Liebhaber ist ein Anderes. Es ist wie bei einer ländlichen Wirthschaft: die Schönheit der Natur ist Eines und der Nutzen von Wald und Feld ein Anderes."

Ariadne aber sagte mir damals von ihm: „Wenn Sie nur wüßten, welch' schreckliches Weib seine Frau ist! Gattin und Mutter saugen ihn förmlich aus. Ja Sie, Sie leben unter den Fittichen des Vaters und waren nie in fürchterlicher Lage. Der arme Lubkow! Und dabei erzählt er lachend von seinem Unglück, ach! und ich bedauere ihn so sehr!"

Angelten ich und Ariadne, so lag Lubkow auf dem Sand und trieb seinen Spaß mit mir oder lehrte mir seine Lebensweisheit. „Ich wundere mich, mein Herr, wie Sie ohne Roman leben können!" sagte er, „Sie sind jung, schön, geistreich, mit einem Wort ein außergewöhnlicher Mensch erster Qualität, und dabei leben Sie wie ein Mönch. Sie sind mir ein Greis mit 28 Jahren! Ich bin fast um zehn Jahre älter, aber welcher von uns ist jünger? Fräulein Ariadne, wer?"

„Natürlich Sie," erwiderte ihm Ariadne.

Wurde ihm das Schweigen unserer Fischangelei langweilig, so ging er in's Haus, und sie sagte mit bösem Blicke: „Er hat Recht, Sie sind kein Mann, sondern wie eine saure Milch! Ein Mann muß sich begeistern, amüsiren, Streiche begehen, leiden . . . eine Frau verzeiht Ihnen wohl Grobheiten und Unverschämtheiten, aber niemals Ihre langweilige Besonnenheit." Sie wurde ernstlich böse und fuhr fort: „Um Erfolg zu haben, muß man energisch und kühn sein. Lubkow ist nicht so schön wie Sie, aber interessanter und wird immer bei den Frauen Erfolg haben, weil er eben ein Mann ist." Dabei hörte man in ihrer Stimme eine gewiße Verbitterung. Einmal beim Abendessen sagte sie, ohne mich anzusehen: „Wenn Sie ein Mann wären, würden Sie nicht auf dem Lande versauern und verbauern, sondern reisen und im Winter im Ausland z. B. in Italien leben." Mein Vater hatte nämlich oft von Italien erzählt, wie schön es dort ist, von der herrlichen Natur, den Museen! In Ariadne erwachte also plötzlich der Wunsch, nach Italien zu reisen! Sie schlug jetzt sogar mit der Faust auf den Tisch und ihre Augen funkelten: „Ach, Reisen!"

Und die Gespräche wurden endlos, wie schön es in Italien sei — ach Italien, ach und ach! — so ging es Tag für Tag, und wenn Ariadne mich anblickte, dann erkannte ich an ihrer trotzigen Miene, daß Italien sie in ihren Träumen schon erobert hatte, mit seinen Palästen, den vornehmen Ausländern und Touristen, und daß sie unmöglich zurückzuhalten war. Ich rieth ihr, noch ein wenig zu warten, zu einem Aufschube von zwei Jahren, aber sie kräuselte unwillig die Stirn und sagte: „Sie sind bedächtig, wie ein altes Weib."

Lubkow aber war für die Reise. Er sagte, daß sie sehr billig sei, und daß auch er mit Vergnügen nach Italien fahren und dort von dem Familienleben ausruhen würde. Ich gestehe, ich war sehr naiv, wie ein Gymnasiast. Aber nicht aus Eifersucht, sondern im Vorgefühl von etwas Schrecklichem und Ungewöhnlichem bemühte ich mich, die Beiden, wenn irgend möglich, nicht allein zu lassen. Und sie verspotteten mich, und wenn ich fortging, gaben sie sich den Anschein, als ob sie sich eben geküßt hätten und dergleichen. Ich sang gar nicht übel und spielte auch Clavier, aber jetzt verloren diese Trümpfe ihre Macht; man hörte mir einfach nicht mehr zu: jede Nacht träumte ich von seiner Frau und von den Gläubigern, von dem breiten Band des Zwickers, und wie meine Ariadne einem Abgrund entgegenging.

Eines schönen Morgens erschien aber ihr dicker, weißer Bruder, der Spiritist, und wünschte mich unter vier Augen zu sprechen. Er war ein undelikater Mensch; ungeachtet seiner Erziehung hatte er sich nicht enthalten können, einen fremden Brief, der vor ihm auf dem Tische lag, zu lesen. Jetzt gestand er mir also, daß er zufällig einen Brief Lubkow's an Ariadne gelesen habe. „Aus diesem Brief erfuhr ich," sagte er mir, „daß sie in nächster Zeit in's Ausland verreist. Lieber Freund, ich bin außer mir. Erklären Sie mir das, um Gottes willen, ich verstehe rein gar nichts!" Und während er dies sagte, athmete er tief und mir direct in's Gesicht; es roch nach gekochtem Fleisch. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie in das Geheimniß dieses Briefes einweihe," fuhr er fort, „aber

Sie sind Ariadne's Freund, sie schätzt Sie. Vielleicht ist Ihnen etwas bekannt . . . Sie will verreisen, aber mit wem? Herr Lubkow trifft gleichfalls Anstalten, mit ihr zu fahren. Entschuldigen Sie, aber das finde ich von Seiten des Herrn Lubkow sonderbar. Er ist ein verheiratheter Mann, hat Kinder, und schreibt unterdessen an Ariadne per ‚Du'. Entschuldigen Sie, aber das ist sehr sonderbar!"

Mir wurde ganz kalt, Hände und Füße waren mir wie abgestorben, in der Brust fühlte ich einen Schmerz, als ob man mir einen dreieckigen Stein hineingestopft hätte. Kotlowitsch ließ sich erschöpft auf einen Stuhl sinken und die Hände hingen ihm lang herab. „Was kann ich thun?" fragte ich.

„Reden Sie ihr zu, überreden Sie sie . . . Bedenken Sie doch, was kann ihr Lubkow sein? Paßt er zu ihr? Gott, wie schrecklich, wie schrecklich!" fuhr er fort und faßte sich beim Kopfe. „Sie hat so ausgezeichnete Partien ausgeschlagen, den Fürsten Maktuew und . . . und Andere. Der Fürst vergötterte sie, und erst letzten Mittwoch versicherte sein verstorbener Großvater Ilarion — wir citirten nämlich seinen Geist — daß Ariadne seine Frau wird. Und nun . . . mein Gott, nein, das ertrage ich nicht! . . . Entschuldigen Sie nur . . ."

Nach dieser Unterredung konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen. Ich wollte mich erschießen. Des Morgens schrieb ich fünf Briefe und zerriß sie wieder, und dann weinte ich in der Scheune und schämte mich vor dem Kutscher. Ich verlangte Geld von meinem Vater und reiste nach dem Kaukasus ab. Dabei hatte ich noch immer das Gefühl, als hätte ich einen dreieckigen Stein in der Brust, aber doch war ich zufrieden, plötzlich und ohne Abschied verreist zu sein. Natürlich Frau ist Frau und Mann ist Mann, aber das Alles ist doch nicht so einfach in unserer Zeit, und ich als Culturmensch, kann doch nicht — Sie werden zugeben: die schmutzige, thierische Liebe mit meiner Menschenwürde auf eine Linie stellen. Ich glaube, daß der menschliche Genius, der mit der Natur unablässig kämpft, auch die thierische Liebe zum Feinde hat und sie besiegt, indem er sie wie mit einem Netz von Illusionen, von Brüderlichkeit und Liebe förmlich umhüllt; auch für mich ist die Liebe etwas Ideales und jede Umarmung von Achtung für die Frau beseelt. Der Abscheu gegen den thierischen Instinkt, der in hunderten von Generationen Jahrhunderte lang gezüchtet wurde, ist mir mit dem Blute vererbt und bildet einen Theil meines Wesens, und wenn ich jetzt die Liebe idealisire, so ist das ebenso natürlich, wie die Unbeweglichkeit meiner Ohrmuscheln und daß ich nicht mit Fellen bedeckt bin. Wahrscheinlich denken die meisten Culturmenschen wie ich, denn auch in unseren Tagen verachtet man vielfach den Mangel an sittlichen und poetischen Elementen in der Liebe als Atavismus, als Symptome der Entartung und Geisteskrankheit. Es ist wahr, diese idealisirte Liebe setzt an der Geliebten Eigenschaften voraus, die sie oft gar nicht besitzt, und das ist für uns die Ursache beständiger Irrthümer und Leiden. Aber ich glaube, es ist besser zu leiden, als sich damit zu beruhigen, daß die Frau Frau und der Mann Mann ist.

* * *

In Tiflis erhielt ich vom Vater einen Brief. Er schrieb mir, daß Ariadne Grigorjewna in's Ausland verreist sei mit der Absicht, dort den ganzen Winter zu verbringen. Einen Monat darauf kehrte ich nach Hause zurück. Es war schon Herbst. Jede Woche schickte Ariadne meinem Vater parfümirte und sehr interessante Briefe, die man ohne Weiteres hätte drucken können. Ich bin der Ansicht, daß jede Frau Schriftstellerin sein kann. Ariadne schilderte also sehr ausführlich, wie es ihr gar nicht leicht gewesen, sich mit ihrer Tante auszusöhnen und von ihr tausend Rubel für die Reise zu erbetteln, und wie lange sie in Moskau eine ihrer entfernten Verwandten, eine Greisin, bereden mußte, mit ihr zu fahren. Diese überflüssige Ausführlichkeit war mir aber schon auffallend, und ich erkannte natürlich, daß sie gar keine Reisegefährtin hatte. Nicht lange darauf erhielt auch ich einen Brief von ihr, ebenso parfümirt und druckfähig. Sie schrieb, ihr sei bange um mich und um meine schönen, klugen, verliebten Augen und warf mir in aller Freundschaft vor, ich begrabe meine Jugend und versauerte auf dem Lande, während ich doch so gut wie sie unter Palmen im Paradies leben könnte, den Duft der Orangenblüthen einathmend. Und sie unterschrieb: „Die von Ihnen verlassene Ariadne." Nach zwei Tagen ein anderer ähnlicher Brief und unterschrieben: „Die von Ihnen Vergessene".

In meinem Kopfe schwirrte es. Ich liebte sie leidenschaftlich und träumte jede Nacht von ihr, aber dazu noch „Verlassene" und „Vergessene" — das war zu viel. Und dabei die Langeweile auf dem Lande, die endlosen Abende, die Eifersucht auf Lubkow . . . Die Ungewißheit quälte mich Tag und Nacht und wurde unerträglich . . . Ich hielt es nicht länger aus und reiste ab.

Ariadne rief mich nach Abbazia. Ich traf dort ein, an einem hellen, warmen Tage, nach einem Regen, die Tropfen hingen an den Bäumen. Ich stieg in dem großen, kasernenähnlichen Hotel ab, wo Ariadne und Lubkow wohnten. Sie waren nicht zu Hause. Ich ging in den Park, bummelte in den Alleen und setzte mich dann. Ein österreichischer General ging mit den Händen auf dem Rücken vorbei, mit den nämlichen rothen Hosenstreifen, wie unsere Generale. Im Rollwagen führte man einen Kranken herum, und die Räder knirschten auf dem feuchten Sande. Dann kamen noch eine Menge Engländerinnen, ein gelbsüchtiger Greis, ein katholischer Pfarrer dann wieder ein österreichischer General. Die Militärmusik, die soeben mit funkelnden Trompeten aus Fiume eingetroffen war, schritt träge zur Estrade und begann zu spielen. Waren Sie einmal in Abbazia? Ein schmutziges, slavisches Städtchen mit einer einzigen stinkenden Gasse, die man nach einem Regen ohne Gummischuhe gar nicht passiren kann. Ich habe so viel und jedes mal mit unendlicher Rührung von diesem irdischen Paradiese gelesen, daß ich, als ich wieder einmal mit aufgekrämpten Hosen vorsichtig die schmale Gasse passirte, mich in meiner Unentschlossenheit fragte, wohin soll ich denn gehen und was soll ich hier thun? Wenn ich unvermeidlichen Russen begegnete, die Alle ganz wie ich enttäuscht waren, wurde ich zornig und schämte mich. (Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Deutschlands Wahl-Leiter.

Wer an Revolutionen nicht so von Jugend auf gewöhnt ist, wie Maëstro Giuseppe, der mag keine klingende Melodie vor sich hingeträllert haben, als die Kunde von den wüthenden Straßenkämpfen in Mailand Rudini's Depeschencensur passirt hatte und in unsere Morgenblätter gedrungen war. Mailand, das der nordische Handbuch-Reisende vielleicht ein wenig mit Unrecht nur seines Domes, seiner Gallerien und seines ungemein enttäuschenden Leonardo da Vincis wegen schätzt, ist nicht ganz die poesielose, halbdeutsche Stadt, als die sie Einem im Mittagslichte und bei flüchtiger Umfahrt im rasselnden Einspänner erscheint. In den verräucherten und engen Trattorien der Vorstädte, wo ein öliger Süßer, nicht der schreckliche Tintenchianti aus dem Fasse fließt, wo man zwar mit den Fliegen erbittert um jeden Tropfen kämpfen muß, aber in Anbetracht der haltbaren und umfangreichen kupfernen 10 Centesimi schließlich auch diesen Gottesgeschöpfen den billigen Genuß gönnt, in den winklig dunklen Schänken geht es Abends echt genug her, und durch die Gassen pulst dann unverfälscht italienisches Lebensblut. Liebe Kneipe in der holprigen Via Cernaja, wackeres Weinfaß von Wirth, der aus der düstersten Ecke hervor jene berühmten Einzelheiten über die Schlacht bei Adua immer wieder unaufgefordert vortrug — wie gemüthlich war es bei euch, wie frei von jedem Blutdunst, trotz des Gemetzels, das der Hausherr mit Erbitterung unter den Mannen Menelik's anrichtete! Unser schwarzhaariger und beweglicher Reisecumpan aus Frankfurt — es ist seines häuslichen Friedens wegen besser, daß ich verschweige, ob

ihn an der Oder, ob ihn am Main ein liebend Weib umfängt — hätte gar nicht so begeistert von dem aufgedonnerten Millionenprunk des neuen Lupanars zu schwärmen brauchen, auf das Mailand vor Jahresfrist beinahe stolzer als auf seinen Marmordom war. Wir fühlten doch an jedem Windhauche, der vorüber strich, und jedem Blick, der uns traf, daß das solide Nordland mit seiner nie fertig werdenden Heinze'schen Lex weit hinter uns in wesenlosem Scheine lag. Und an dieser Stätte ein bischen frech vergnügter, behaglicher und derber Daseinsfreude hat sich zehn Monate später die stärkste Barricade des Viertels erhoben. Aus Möbeln, die man durch die Fenster hinab spedirt hatte, umgestürzten Wagen und hoffentlich leeren Weintonnen thürmte sie sich auf, und hinter ihr standen, wahnsinnig vor Verzweiflung und Wuth, hundert zum Tode entschlossene Männer, und vor ihr stürmten die Weiber den Bersaglieri entgegen und hielten den blitzenden Bajonetten ihre Säuglinge hin. Wo sonst nur der rothe Trank aus schwankenden Gläsern niedergesickert war, da grinsten jetzt gewaltige Blutlachen, und Artillerie mußte heran, um Bresche zu schießen und den Nahkampf der Truppen mit den Empörern in der Straße und auf den Dächern zu ermöglichen. Es war ein Kampf voll unsäglicher Erbitterung, Haß und schnaubendem Fanatismus, ein Kampf, wie ihn nur die wagen, die nichts mehr zu verlieren haben, die den Männertod auf freier Gasse dem Hungertode auf dem Stroh vorziehen.

Ungefähr zur selben Zeit, da in Mailand der Bürgerkrieg raste, erzählten unsere für Humor sehr empfänglichen Journale die wunderhübsche scherzhafte Mär von Mr. Leiter und seiner schönen Freundin, die dem in süßer Stunde ertheilten Rathe ihres Schäfers folgend ein wenig in Weizen speculirte, es aber nicht über's Herz bringen konnte, das kostbare Geheimniß den Berufsgenossinnen zu verschweigen. Mr. Leiter hatte nur Miß Nina einen kleinen Extraverdienst zukommen lassen wollen, und am Erfüllungstage sah er mit gerechtem Verdruß, daß Nina's Schwatzhaftigkeit oder Nina's gutes Herz ihm mehr denn drei Millionen gekostet hatte. Aber er verschmerzte den Schlag leicht, so berichten unsere angesehenen Blätter lächelnd weiter, denn die von ihm arrangirte Weizen-Schwänze hat einen Reingewinnst von nahezu zweihundert Millionen ergeben. Wie sich die Regenten der Vereinigten Staaten das Vergnügen machen, einen Krieg zu führen, weil ihnen ihre Mittel das erlauben, so erregen ihre Privatleute Brodrevolutionen, und das vergossene Blut von hundert Elenden, die dem Kleinkalibrigen erliegen und den Kartätschen der gezogenen Kanonen, würzt ihnen angenehm die Wonnenächte an eines Dirnleins Busen. Wir Anderen aber, die wir stolz sind auf die Civilisation dieses Jahrhunderts und mit Verachtung auf das finstere Mittelalter blicken, wir sehen dem Spaße fröhlich zu. Uns kommt es nicht in den Sinn, welch' eine satanische Frivolität, welch' ein Bestienthum sondergleichen aus diesen Vorgängen züngelt, aus diesem gesetzlich allerdings erlaubten Spiele mit der Brodfrucht und all' dem pikanten Drum und Dran. Denn wir wahren eifersüchtig die mühsam errungenen Freiheiten des Säculums, darunter die Ausbeutungs-, die Betrugs-, die Schwindelfreiheit. Die Maibowle muß schon ganz besonders gut und reichlich gewesen sein, wenn uns zwischen Hausthür und Bett, im Dunkeln, wo böse Gedanken reifen, auch der Gedanke kommt, daß das unvernünftige Mittelalter eigentlich ganz vernünftig handelte, wenn es alles Raubgesindel ohne viel Federlesens an den Galgen band.

Dem besonnenen Norden, wo man die letzten beiden Lire nicht in der fröhlichen Hoffnung verjuxt, morgen von einem gutmüthigen Forestiere ein großes Kupferstück in die geöffnete Hand gedrückt zu bekommen und dadurch der dringendsten Sorgen enthoben zu werden, der ehrbaren Heimath ist der Brodkrieg erspart geblieben. Ja, um ein Kleines hätte er ihr sogar das von allen Schichten der Bevölkerung mit steigender Sehnsucht erwartete Thiergartenministerium und die freisinnige Reichstagsmehrheit beschеert. Noch niemals ist der Ramschbazar-Liberalismus so sehr um ein einigermaßen wirksames Schlagwort verlegen gewesen wie in der jetzigen Wahlbewegung. Der Freisinn hat längst aufgehört, Oppositionspartei zu sein; er leistet vielmehr der Regierung Hausknechtsdienste bei ihrer Abwehr agrarischer Uebergriffe, und der aus Gott weiß was für Gründen als Rother Prinz firmirende Herr von Schönaich-Carolath, der wildliberale Handelsverträgler und Actienbrauereidirector Roesicke erfreuen sich in ihren Wahlkreisen der thätigen Unterstützung des Ministeriums. Und wie tief man die Musterkoffer auch durchwühlt, nirgends findet sich mehr eine frische gebügelte und gebrauchsfertige Phrase zur Köderung der Wählerschaft, die dem ewigen Bimbambimmel von Volksrechten und politischen Fortschritt nur mit äußerstem Mißtrauen und offenem Hohne lauscht. Selbst die Ladewig-Portemonnaies ihrer zwischenhandelnden Freunde, die unaufhörlichen Partei- und Vereins-Gründungen des mit allzu viel freier Zeit gestraften Rickert haben den Bankrott seiner Gruppe nicht zu verhüten vermocht. Die Demagogie Eugen Richter's aber, die einst die Herzen bethörte, ist längst von Ahlwardt und der socialdemokratischen Budikerfraction überboten worden. Der Linken mußte deßhalb die plötzliche und rapide Steigerung des Weizenpreises ein Geschenk des Himmels bedeuten. Hier konnte sie einhaken. Den alten Aberglauben der Vulgärökonomen, daß billiges Getreide hohe Löhne entbehrlich macht, legt sie von jeher auch ihren Glaubenssätzen zu Grunde, und daraus ergab sich dem leichtgläubigen Volke gegenüber von selbst die Tactik, wider die Getreidezölle zu donnern, der Landwirthschaft zu Gunsten des Industriestaates den Untergang zu bereiten. Nur die Begehrlichkeit einer Hand voll Junker steift sich in verbohrtem Trotz gegen die naturgemäße Entwickelung, will mit künstlichen, mit tyrannischen Maßregeln Ueberlebtes auf Kosten des blühend Lebendigen erhalten. Die Getreidepreise klettern in toller Geschwindigkeit empor, weil die paar Großgrundbesitzer auf ihrem Schein bestehen und die Grenzen nicht öffnen wollen; ein ganzes, darbendes Volk steht einer lächerlich kleinen Minderheit gegenüber, die den Hunger zu Geldgeschäften mißbraucht und unanständige Profite einsäckeln will, weil ihr zufällig einiger politischer Einfluß zur Seite steht. Wie kann man da über die Entscheidung zweifelhaft sein? Daß der $3^1/_2$ Mark-Zoll unter den vorliegenden Verhältnissen kaum fühlbare Wirkung auf den Getreidepreis auszuüben vermag, daß der deutsche Landwirth seinen Kornvorrath seit mindestens einem halben Jahre ausverkauft und nicht das mindeste Interesse an der elementar hereingebrochenen Hausse hat, das verschweigt der kluge Agitator wohlweislich, und darf es verschweigen, da sein Bettelsuppen-Publicum ihn nicht darnach fragt. Und es besteht kein Zweifel, die Brodnoth hätte auf die Wahlen gedrückt, wenn Mr. Lewi oder Lewis Joseph Leiter nicht so sehr zur Unzeit auf dem Plane erschienen wäre.

So jung der Ruhm dieses Jahrhundertshelden auch noch ist, so umwittern ihn doch schon Sang und Sage. Nicht nur die Nina Farrington-Legende, nicht nur die romantische Mär von der tödtlichen Feindschaft zwischen ihm und Mr. Armour, die nun plötzlich in dicke Freundschaft umgeschlagen ist nach dem alten Spruche vom Sackpack, nein, auch sein Riesenprofit an sich hat die Herzen und die Sinne erregt. Wie Grand Old Gladdy, der schönrednerische Reichsverderber, von unserem Freisinn im Gegensatz zu Bismarck über die Bohnenstangen gepriesen wird, schon weil er Deutschland bis an sein seliges Ende haßte, während der alte Kanzler allerdings die tragische Schuld auf sich lud, dies Reich in den Sattel zu heben; wie Gladdy † erfreute sich Mr. Leiter von vornherein der wohlwollenden Freundschaft und der Bewunderung unserer Maßgebenden. Das ist so selbstverständlich, so vollkommen Ausfluß des Instinctes, daß man dem kühnen Chicagoer Fixer nicht einmal den nun sicheren Verlust des halben oder ganzen Dutzends Mandate übel nehmen wird, die man ohne sein Dazwischentreten Dank der Hülfe des Brodwucherspukes den Agrariern abgenommen hätte. Wie die Dinge sich nun gestaltet haben, macht Lewi Joseph heuer die deutschen Wahlen und erweist Herrn Miquel und seiner Sammlungspolitik bessere Dienste, als der begabteste vortragende Rath, der strebsamste Assessor zu thun im Stande gewesen wären. Er zeigt dem kurzsichtigen und schwerhörigen Wähler, der für Abstracta keine Organe hat, im derben Gleichniß die

vernichtende Furchtbarkeit und den Umfang der Gefahr, die aus der glorreichen Freiheit des Spieles mit der Brodfrucht erwächst. Er setzt ein dickes Fragezeichen hinter den grausigen Unsinn, den wir Alle bislang für Tabu gehalten haben und der es in die Hand eines einzigen Menschen legt, Millionen von Hungernden die Scheuern zu schließen und den Mehlsack unerreichbar hoch zu hängen. Mit dem aus Osten zugewanderten Joseph, den Pharao über sein Reich setzte, trat der Kornhandel in die Geschichte ein; mit dem Joseph aus Westen wird er Abschied nehmen. So groß die Langmuth und die Lust unserer Regierenden am Fortwursteln auch sein mag — die Mailänder Barricaden flößen ihnen doch eine gelinde Besorgniß ein, die Ideen und Wünsche auslösen und besonders fleißige Räthe zum Entwurf von Gesetzesvorschlägen veranlassen wird.

Die Arbeit des Leiters unserer Wahlen, der es sich in den Kopf gesetzt hat, von der Chicagoer Schwindelmetropole aus den in Deutschland wiederholt festgestellten Ruck nach links zu paralysiren, wird unbillig erschwert durch das Verhalten der Parteien, zu deren Bestem er sich müht. Unsere Börsenfeinde denken nicht daran, das prachtvolle Agitationsmaterial auszunutzen, das Mr. Joseph ihnen zugeschanzt hat. Die Interpellation Kanitz im Landtage, dieser vortrefflich erdachte tactische Schachzug, wurde im letzten Augenblicke zurückgezogen. Die Situation war verblüffend günstig. Da der Reichstag bereits sein Leben ausgehaucht hatte, durfte es Niemand den Fragestellern zum Vorwurf machen, daß sie nicht diese immerhin gefährliche Kampfstelle, sondern das unbedingt sichere Abgeordnetenhaus zum Aufmarsch erkoren hatten. Der Eindruck einer rücksichtslosen Kennzeichnung der Jobbererumtriebe, den der Widerspruch von sechs Rickertmannen nur noch erhöht hätte, wäre vier Wochen vor den Wahlen unermeßlich gewesen. Aber Herrn v. Miquel, der im Deckblatte jener Sammlung, die er meint, Alles und Alle sanft einwickelt, sowie den angstvollen Bemühungen der conservativen Hofpartei gelang es, eine abermalige Aufrollung der schlimmsten agrardemagogischen Frage zu verhindern. Nur der Regierung nicht weh thun, nur nach oben hin nicht anstoßen und sich dadurch als Riese an Leib und Geist verrathen — das ist das heißeste und innigste Streben aller männlich Stolzen der Königsthronen. Und wenn man geistig wie materiell zu Grunde drüber ginge — man duckt sich doch... So blieb Joseph Leiter von dieser Seite ohne Hülfe in seinem Vernichtungskampfe gegen den ebenso legitimen wie unbeschränkten Getreidehandel, und es ist ein Beweis für die Güte der von ihm vertretenen Sache und für seine eigene Agitationskraft, daß er dennoch den Sieg erringen wird.

Denn wenn der Marquis Rudini sich auch den Luxus gönnen darf, einige hunderttausend Lire in Pulver und Blei zu verkrachen und auf der Straße das Prestige zu erwerben, das seinem Vorgänger in den Bergen der abessynischen Schweiz verloren ging, so verspricht dasselbe allopathische Heilmittel zwischen Frankreich und dem Böhmerwald keine durchschlagende Wirkung. Herr Bebel hat mit Recht schön und sinnig bemerkt, der Stimmzettel sei unsere Waffe, und an der Gesetzesliebe der Wählermassen werde die Reaction zerschellen. In der That, diese bornirte und tückische Gesetzlichkeit des kleinen Mannes, der sein Dreierbrod von geheimnißvollen, unfaßbaren Mächten Tag für Tag verkleinert sieht, macht das Regieren sogar in Deutschland zu einer schweren Kunst. Sie zwang die führenden Männer bereits zu grausamen Handlungen gegen Fonds- und Brodbörse, sie erdrosselte den Terminhandel und wird den Sieger bei den kommenden Wahlen, Herrn Leiter aus Chicago, zum Letzten seines Stammes machen. Wir haben keinen öligen Süßen in Deutschland, der lieblich duftend vom Fasse läuft, es ist wahr, aber dafür besitzen wir in unseren Wahlurnen famose Fallen für die Fliegen und andere, noch unappetitlichere Insecten und verstehen uns ihrer besser zu erwehren, als die armen Leute in der holprigen Via Cernaja in Mailand.

Caliban.

## Notizen.

Die Photographische Gesellschaft in Berlin unterbreitet uns die ersten vier Lieferungen ihres neuen Prachtwerkes: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller und Fachgelehrten herausgegeben von Karl Werckmeister. Das Werk soll die Bildnisse sowie kurze Lebensbeschreibungen der bedeutendsten Persönlichkeiten unseres zu Ende gehenden Jahrhunders aus den Gebieten der Staatengeschichte, der Technik und der Wissenschaften, der Literatur und der Künste enthalten. Nur die besten zeitgenössischen Originale — seien es Gemälde, Zeichnungen, Lithographien, Stiche oder photographische Aufnahmen — werden vervielfältigt. Bei den bedeutendsten Männern wird versucht, durch eine Reihe von Bildnissen ein lebenswahres Abbild ihrer Gestalt zu geben. Die vorliegenden Tafeln zeichnen sich in der That durch eine Schönheit der Ausführung aus, wie wir sie bisher selten gesehen. Auch die Auswahl der Originalien ist von kunstverständiger Hand getroffen. Da finden wir die prächtigen Bildnisse der Brüder Grimm, Kriehuber's Grillparzer, der herrliche Mommsen in seiner Bibliothek aus der Nationalgalerie (Knaus), Stauffer's Freytag, Magnus' Mendelssohn-Bartholdy, Lenbach's Moltke und Siemens, Schäfer's prächtigen alten Schopenhauer mit der Brille in der Hand, Turner's Byron u. A. Der richtigen Kürze befleißigen sich die biographischen Notizen von Grisebach, Th. v. Frimmel, H. Grimm ꝛc. Daß sich das Bildnißwerk auch ferner auf der Höhe der ersten Hefte halten wird, dafür bürgt uns der Name des rühmlichst bekannten Verlags.

Die Zeitseele in der modernen Literatur und Kunst. Von Siegmar Schultze. (Halle, C. A. Kaemmerer & Co.) In beiden Abhandlungen giebt der Verfasser interessante Aufschlüsse über ältere Weib- und Naturauffassungen, deren Ausläufer er bis in unsere Zeit hinein verfolgt, sowie Beobachtungen über das specifische „Moderne“. Seine Untersuchungen gipfeln darin: unsere Weibauffassung ist raffinirt, decadent, ist das Product einer geschwächten Männlichkeit und bezeichnet einen Niedergang der Zeit. Unsere Naturauffassung dagegen bildet ein Gegengewicht, in ihr offenbart sich ein Aufgang der Zeit, in dem innigen Anschluß an die große, ewige Natur liegt die Heilung und Gesundung der Zeit. Diese „Zeitseele“ wird nicht bloß in der Dichtung, auch in der modernen Malerei und theilweise Plastik nachgewiesen. Es ist eine geistreiche und formschöne Untersuchung.

Gedichte und Schriften. Von Sigmund Schott. 3 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Zum ersten Male erscheinen die bisher zerstreuten Gedichte und Prosaschriften des schwäbischen Dichters und Denkers als einheitliches Ganzes. Ein feingebildeter Geist und lebendiges Gemüth offenbaren sich in diesen Erzeugnissen der freien Stunden eines thätigen und verdienstvollen Lebens. Der erste Band mit den Gedichten zeugt von Empfindung, Phantasie und Sprachgewalt. Ein Buch praktischer Lebensweisheit sind die zwölf Capitel „Von menschlichen Schwächen“: es spricht aus ihnen das wohlwollende, durch die großen Geister des Aufklärungszeitalters gebildete Urtheil eines welterfahrenen Mannes. Der Aufsatz „Sterben und Unsterblichkeit“, die „Ansichten vom Leben“ und die ausgewählten Schriften des Nachlasses enthalten freie Betrachtungen, in denen ein wahrheitsuchender Geist abseits den Wegen schulmäßiger Philosophie den letzten Problemen des Menschenlebens nachgeht. Schott war auch als Briefschreiber literarisch bedeutend und stand in Correspondenz z. B. mit Gottfried Keller, dessen Briefe an Schott von Bächtold bei Wilhelm Hertz in Berlin mit veröffentlicht worden sind. Wäre es nicht möglich, dieser Gesammtausgabe Schott's noch einen 4. Band mit seinem Briefwechsel nachfolgen zu lassen? Die Stadtbibliothek in Zürich würde Schott's Briefe an Keller gewiß gerne zur Verfügung stellen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,** pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Verl. d. **Weidmannschen Buchhdl.** in Berlin.

Soeben erschien:

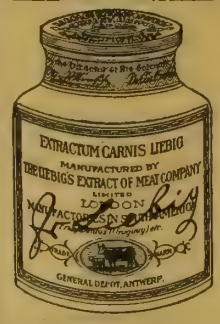
**BAKCHYLIDES**

von

**U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.**

8°. (34 S.) 80 Pf.

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Natürl. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**




**LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT.**

**Nur echt,** wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

**Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.**

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
**für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.**
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.**

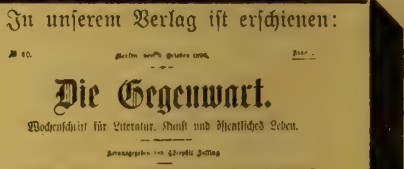
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:




**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 24 Berlin, den 11. Juni 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die reine Demokratie. Von Paul Ernst. — Die Monroe-Doctrin. In deutsch-amerikanischer Beleuchtung. Von Wm. Weber (Belleville, Illinois). — Die agrarische Frage. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Renaissance-Frauen der Gegenwart. Von Professor Herman Wichmann (Rom). — **Feuilleton.** Ariadne. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Große Berliner Kunstausstellung. 1. Die Plastik. Von Johannes Gaulke. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals gegen die Auftheilung Chinas. Von H. von Samson-Himmelstjerna. — Notizen. — Anzeigen.

### Die reine Demokratie.

Von Paul Ernst.

In der revolutionären Bewegung der vierziger Jahre und noch über sie hinaus haben die Forderungen politischer Theoretiker nach der „reinen Demokratie" eine große Rolle gespielt. Besonders die Vertreter der Arbeiterinteressen haben sich sehr mit diesen Problemen beschäftigt; die Bekanntesten dieser Denker sind Moritz Rittinghausen und Victor Considérant. Daß gerade sie auf diese Theorien kamen, ist verständlich aus dem Umstand, daß die Arbeiter, nachdem sie bei den Revolutionen die hauptsächlichste Rolle gespielt und scheinbar ihre politischen Ideale erreicht hatten, sich regelmäßig sehr bald enttäuscht sahen, indem sie bemerkten, daß nunmehr unter der Herrschaft von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durchaus nicht das geschah, was sie wollten, sondern daß die Dinge ziemlich ebenso gingen wie vorher, nur mit dem Unterschied, daß gewisse Institutionen einen anderen Namen bekommen hatten und die Staatslenker andere Leute waren. Es ist begreiflich, daß sie die Ursache dieser Erscheinung nicht da suchten, wo sie wirklich lag, nämlich in der relativen Geringfügigkeit ihrer Bedeutung im gesellschaftlichen Leben; hatten sie doch in den aufgeregten Revolutionstagen wirklich das Geschick der Staaten bestimmt, und sie konnten nicht auf die Meinung kommen, daß sie diese Rolle gewissen Vortheilen verdankten, die mit ihrer relativen Bedeutung im Leben der Gesellschaft nichts zu thun haben, nämlich dem Umstand, daß die Großstädte in einem centralisirten Staate das Uebergewicht haben, und daß sie in den Großstädten die Ausschlaggebenden waren. Ganz naturgemäß schoben sie das Scheitern ihrer Hoffnungen darauf, daß die politischen Institutionen, welche sie wünschten, nicht in der möglichst vollkommenen Reinheit verwirklicht seien. In der „reinen Demokratie" müsse ihnen die Herrschaft zufallen.

Die reine Demokratie fand sich verwirklicht in den Urcantonen der Schweiz, und sie fand sich bei dem damaligen Stande urgeschichtlicher Forschung in der Urgeschichte. Was man in dieser Hinsicht in der Urgeschichte fand, das hat sich zum größten Theil als Phantasie herausgestellt, die häufig ja nicht direct zu widerlegen, aber eigentlich nie zu beweisen ist; die archaische Demokratie der Schweiz aber, die sich unter ganz besonders günstigen geographischen und allgemein culturellen Bedingungen entwickelt hat und damals als letztes Ueberbleibsel der Urväterfreiheit galt, lebt noch heute unter so exceptionellen Bedingungen, daß aus ihr gar nichts von allgemeiner Bedeutung zu ersehen ist.

Eine merkwürdige Probe auf die Unhaltbarkeit der reinen Demokratie unter den complicirten Verhältnissen der Gegenwart liefert die Geschichte der englischen Gewerkvereine. Sidney und Beatrice Webb haben ihrer werthvollen Geschichte der Trade-Unions nunmehr ein zweibändiges Werk über die Theorie und Praxis derselben nachfolgen lassen. Da die Verfasser die Arbeiterbewegung nicht nur als Gelehrte verfolgen, sondern auch das Temperament des Politikers mitbringen, das man eigentlich bei solchen Unternehmungen als unerläßlich annehmen sollte, so haben sie dem merkwürdigen Problem ein besonderes Interesse entgegengebracht. Die betreffenden Theile des Buches haben dadurch einen Werth gewonnen, der weit über den specialwissenschaftlichen hinweggeht.

Nicht aus irgend welchen doctrinären Erwägungen heraus, sondern wohl nur deßhalb, weil eine derartige Organisation die einfachste und nächstliegendste ist, haben sich die localen Gewerkvereine des vorigen Jahrhunderts in primitivster demokratischer Form organisirt. „Die Mitglieder eines jeden Gewerbes machten in den allgemeinen Versammlungen die Statuten, wandten sie auf die einzelnen Fälle an, bewilligten die Ausgaben, und ordneten das Verhalten individueller Mitglieder so an, wie es ihnen für das gemeine Wohl erforderlich schien." Der Präsident wird oft nur immer für eine Versammlung gewählt, und seine Hauptaufgabe ist, für Ordnung und Anstand bei der Versammlung zu sorgen. Ist für irgend welche Zwecke ein Ausschuß nöthig, so wird derselbe nicht durch Stimmzettel gewählt, sondern die Betreffenden werden „der Reihe nach, wie ihre Namen in den Büchern stehen, ernannt." Die Ausschußmitglieder müssen sehr schnell wechseln.

Diese localen Vereine waren also eine ganz ungegliederte Masse, ohne Beamte, Executive und Repräsentationsversammlung. Die allgemeine Versammlung war bemüht, alle Geschäfte selbst zu erledigen, und wo sich die Herauscrystallisirung besonderer Organe als unumgänglich nothwendig erwies, ließ man das Amt in kurzer Zeit die ganze Reihe herumgehen, so daß ein Einzelner nicht hervortreten konnte.

Es ist klar, daß diese Art Demokratie wenig Regierung und Verwaltung voraussetzt. Sobald Zeiten kamen, wo eine energischere und größere Thätigkeit erforderlich war, zeigte sich dieser Mechanismus zu schwerfällig. Die Geschäfte gingen

dann von der allgemeinen Versammlung über auf einen verantwortlichen Ausschuß. Die Forscher glauben, daß die gesetzlichen und socialen Verfolgungen und die Kämpfe mit den Unternehmern die Ursache dieses Differenzirungsprocesses waren. Sie wissen von den Schneidern zu erzählen, daß diese zwei Organisationen hatten, eine für den Frieden und eine für den Krieg. Die erstere bestand in den beschriebenen Versammlungen in den dreißig Herbergen von London und Westminster. Die Kriegsorganisation wird von der Quelle wie folgt beschrieben: „Eine jede Herberge hat einen Vertreter, der bei besonderen Gelegenheiten durch eine Art schweigende Uebereinkunft gewählt wird, häufig ohne daß die große Mehrheit weiß, wer gewählt ist. Die Vertreter bilden einen Ausschuß und wählen ihrerseits auf ähnliche Weise einen sehr kleinen Ausschuß, der bei ganz besonderen Gelegenheiten alle Macht hat, von dem alle Befehle ausgehen, und dessen Befehlen unbedingt gehorcht wird."

Die primitive Art der Regierung und Verwaltung durch die allgemeine Versammlung der Mitglieder wurde überhaupt unmöglich, wenn die localen Clubs sich zu größeren Organisationen zusammenthaten, oder wenn ein solcher Club auch Mitglieder aus anderen Städten aufnahm. Das Nächstliegende scheint zu sein, daß nunmehr eine gewählte repräsentative Versammlung die Geschäfte leitete, in der Art, daß sie eine ständige Executive ernannte und centralisirte. Aber die Gewerkvereine schlugen diesen Weg nicht ein, sondern experimentirten anderweitig.

Zunächst versuchte man die Methode des „regierenden Zweigvereins". Die Mitglieder einer Stadt wurden dazu bestimmt, nicht nur die speciellen Geschäfte ihres eigenen Kreises zu besorgen, sondern auch die allgemeinen der großen Vereinigung, welche aus einer Anzahl derartiger Zweigvereine in verschiedenen Städten bestand. Die Regierung wechselte sehr schnell, und zwar entweder nach dem Princip, daß jeder Zweigverein nach der Reihefolge, wie er in den Büchern stand, an die Reihe kam, oder so, daß die Gesammtheit der Mitglieder über den nächsten regierenden Verein abstimmte.

Die politischen Formen, welche die Arbeiter geschaffen haben, sind deßhalb so interessant, weil sie ohne Nachwirkung alter geschichtlicher Entwickelung organisirt haben und ohne das Moment der Herrschaft des einen Theils über den anderen; es konnten sich hier also Möglichkeiten entwickeln, die im großen politischen Leben ausgeschlossen sind.

Die Verfasser machen auf eine sehr interessante Parallele aufmerksam. „Wenn man Kleines mit Großem vergleichen will, so kann man behaupten, daß das Britische Reich durch einen „regierenden Zweigverein" verwaltet wird. Die das Reich als ein Ganzes angehenden Geschäfte werden nicht von Reichs- oder Bundesbeamten, sondern von den Beamten eines Theils des Reiches, denen des Vereinigten Königsreichs von Großbrittannien und Irland, erledigt; und diese werden nicht von einem Reichstag oder einer Bundesversammlung, sondern vom Parlament zu Westminster beaufsichtigt." Die Entstehung dieser Verfassung hat sich freilich ganz anders entwickelt, nämlich auf Grund der Thatsache der Abhängigkeit der Colonien vom Mutterlande; aus einem Herrschaftsverhältniß, das dann gemildert wurde durch Gestattung der Selbstverwaltung der inneren Angelegenheiten unter einer praktisch nicht ausgeübten Controle der Krone.

Diese denkbar billigste und einfachste Art centraler Verwaltung war nur möglich, so lange das Gebiet dieser Verwaltung eng begrenzt war und sie eigentlich nur ein Nachrichtencentrum vorstellte. Mit seiner Erweiterung, besonders als eine centrale Casse gebildet war, wurde es unmöglich, daß eine Versammlung von Arbeitern am Feierabend alle diese Dinge in Ordnung halten konnte. Es mußte zunächst ein ständiger und besoldeter Beamter, der Generalsecretär, gewählt werden für die Cassenarbeiten. Da er das Gehalt aus der gemeinsamen Casse bezog, so wurde er von der Gesammtheit der Mitglieder gewählt.

Im Uebrigen blieb aber Alles beim Alten, und insbesondere wurde jeder Vorschlag, der nicht in den Artikeln vorgesehen war, sowie alle den Streik ꝛc. betreffenden Fragen der Abstimmung der Mitglieder unterbreitet. Die sehr alte Vereinigung der Bürstenmacher hat noch heute diese Methode bewahrt. In London geht der alte eiserne Kasten des Vereins mit den die Sache betreffenden Schriftstücken, von einem arbeitslosen Mitglied getragen, von Werkstatt zu Werkstatt. Er wird geöffnet, man hörte zu arbeiten auf, die Schriftstücke werden verlesen und besprochen, und die Delegirten instruirt, wie sie sich auf der nächsten Delegirten-Versammlung zu verhalten haben. Alte Protokolle von 1824 zeigen, daß dieser Gebrauch in den geringsten Kleinigkeiten unverändert geblieben ist; wahrscheinlich ist er 200 Jahre alt.

Unsere Zeit des raschesten Fortschritts und der allgemeinen Umwälzung auf allen Gebieten ist auch eine Zeit fortschreitender Demokratisirung. Wir haben uns dadurch gewöhnt, die Demokratie und den Fortschritt als eng verbunden anzusehen; ganz im Gegentheil aber ist die Demokratie, je reiner sie ist, desto conservativer, aus dem einfachen Grunde, weil sie gerade in ihrer reinsten Form kein Organ der Initiative hat. Aller Fortschritt geht vom Einzelnen aus, der, wenn er nicht eine hervorragende Stellung einnimmt, durch das Beharrungsvermögen der Masse paralysirt wird.

Bemerkenswerth ist bei dieser Verfassung noch, daß jede allgemeine Versammlung eines Zweigvereins das Recht hatte, jeden beliebigen Vorschlag der Abstimmung des Gesammtvereins zu unterbreiten. Es ist das genau dasselbe, was man im großen politischen Leben als Referendum bezeichnet. Dessen Einführung in der Schweiz, verursacht durch die demokratischen Theoretiker, erweckte seiner Zeit Erwartungen und Befürchtungen, von denen sich so gut wie Nichts erfüllt hat; wir werden sehen, wie auch in den Gewerkvereinen die Institution nur vom recht relativem Werthe gewesen ist.

Schon als man die Stellung des Generalsecretärs schuf, verließ man das Ideal der primitiven Demokratie. In immer steigendem Maaße erforderte sein Amt eine Schulung, die für den von der Arbeitsstätte her frisch gewählten Arbeiter unmöglich zu erreichen war. Zwar wurde er und wird er in fast allen Fällen noch heute auf ein Jahr gewählt. Aber es ging eben nicht, jedes Jahr einen neuen, ungeübten Mann an diese Stelle zu setzen, und so konnte der Generalsecretär durchaus sicher sein, daß er regelmäßig wieder gewählt wurde. Ja, mit der Zeit mußten die Arbeiter sogar eine besondere Vorbildung von den Candidaten für das Amt verlangen; so haben die Baumwollarbeiter richtige Examina eingerichtet, deren Bestehung allein den Zugang zu den höheren Stellen ihrer Organisation erschließt. In einigen der neueren Vereine wird dann auch in den Statuten die Ständigkeit des Beamtenstabes ausdrücklich anerkannt.

Neben dem Fachmann oder den Fachmännern, als die sich die Berufsbeamten in kurzer Zeit entwickelten, mußte der Executivausschuß, der die Controle über die Beamten hatte, immer mehr an Bedeutung einbüßen, denn er setzte sich aus Leuten zusammen, die den Tag über als Handarbeiter thätig waren und nur ein paar Abendstunden frei hatten, um sich mit den Dingen vertraut zu machen, welche die beständige Thätigkeit der Anderen ausmachten. In der ersten Zeit wechselte immer noch der Sitz der Regierung, und es mußten sich daher immer neue Executivmitglieder von Neuem in die Dinge einarbeiten, und noch heute ist das Streben, den Sitz der Behörde ständig zu verändern, nicht ganz erloschen, so wenig wie das Princip des Amtswechsels der Reihe nach. Wie die Aufgaben der Kreise größer und diese selbst umfangreicher wurden, so wurde auch der Stab der besoldeten und de facto ständigen Beamten immer größer; Bureauräume mußten gemiethet werden, eine Registratur angelegt werden, und so fort.

Da verbot sich denn das Wandern der Regierung von Ort zu Ort. Ein Zweigverein wurde definitiv als regierender Zweigverein constituirt: man wählte dazu den aus dem wichtigsten Centrum des Gewerbes. Dem Executivausschuß gegenüber, der nunmehr immer von diesem einen Zweigvereine gewählt wurde, und dem dadurch ein Moment des Zufälligen anhaftete, gewannen die von dem Gesammtverein gewählten besoldeten Beamten naturgemäß noch mehr an Autorität.

Unter solchen Umständen waren demnach die besoldeten Beamten die eigentlichen Herrscher des Vereins. In sehr weiten Grenzen waren sie unbeschränkt.

Dem glaubten die Arbeiter durch Aufstellung einer geschriebenen Constitution entgegen wirken zu können. Dieselbe sollte derartig umfassend sein, daß für die Beamten nichts zu thun bliebe, als bei jedem vorkommenden Fall mechanisch den betreffenden Paragraphen der Verfassung zu befragen. Diese Statuten sollten aber nicht von einer oder einigen Personen verfaßt werden, sondern vom ganzen Gewerk. Die Zweigvereine hielten Versammlungen ab, in denen sie ihre Beschlüsse faßten. Dann sandten sie auf einen Delegirtentag einen Delegirten mit den schriftlich formulirten Beschlüssen und dem Auftrag, auf deren Grund zu stimmen.

Die Complicirtheit und Kostspieligkeit dieser Methode führte zu der Ersetzung der Delegirten-Versammlung durch das Referendum nebst Versendung eines vierzehntägigen oder monatlichen gedruckten Circulars, welches alle Vorschläge der centralen Executive oder der einzelnen Zweigvereine enthielt. So thöricht oder sinnlos ein solcher Vorschlag auch sein mochte, er mußte durch das Circular zur Kenntniß aller Mitglieder des Gesammtvereins gebracht werden, und in jedem Zweigvereine wurde über ihn debattirt und beschlossen. Kenner der politischen Literatur werden sich erinnern, daß diese Methode noch heute ein weit verbreitetes politisches Ideal ist, trotz der wenig ermuthigenden Erfahrungen in der Schweiz. Bei den Gewerkvereinen hat man den Vortheil, daß man verfolgen kann, wie sich die Sache weiter entwickelt hat.

In der ersten Zeit folgte ein äußerst reges Leben in den Zweigvereinen und eine Hochfluth von Anträgen aller Art wurden der Gesammtheit unterbreitet. Dieselben sind oft recht grotesker Natur; und wenn man bedenkt, daß die allerärgsten von diesen Ideen gar nicht an die Oeffentlichkeit gekommen sein werden, da nur solche Vorschläge, welche in den Zweigvereinen eine Majorität erlangt hatten, der Gesammtheit unterbreitet wurden, so kann man sich ein höchst sonderbares Leben in den Kreisen vorstellen. Nun wurde zwar der größte Theil thörichter Vorschläge von der Gesammtheit nicht angenommen; aber in Fällen, wo das falsche Urtheil der großen Masse psychologisch nahe liegt, vor Allem in der Erniedrigung der Beiträge und Erhöhung der Unterstützungen, geschah doch manches Unheil.

Da die weit überwiegende Mehrzahl der Anträge, außer denen, die von der verantwortlichen Executive ausgingen, welche von den geschulten Beamten berathen wurden, abgelehnt wurden, so wurden es die Zweigvereine bald überdrüssig, sich die undankbare Arbeit zu machen; und die Berufsbeamten, welche ja die Last von diesen Dingen hatten, wußten durch allerhand Politik den Zweigvereinen auch noch die übrig gebliebene Lust zu verleiden. Schließlich ging man so weit, die Initiative bei Statutenänderungen überhaupt abzuschaffen.

Und das Referendum ohne die Initiative stärkte nur die Macht der Executive, in deren Hand jetzt allein das Recht lag, Fragen der Abstimmung aller Mitglieder zu unterbreiten. Das Plebiscit ist stets ein Mittel, wenn es intelligent angewendet wird, um dem Willen der Befrager die Sanction des Gesammtwillens zu geben. Die Executive aber war, wie wir wissen, in der Praxis ganz abhängig von dem Generalsecretär und dem besoldeten Beamtenthum.

Die Verfasser ziehen das Facit dieser Entwickelung mit den Worten: „Wenn die Demokratie keine andern Mittel zu liefern vermöchte, um die Volkscontrole zu sichern, als die Massenversammlung, die jährliche Wahl der öffentlichen Beamten, die Initiative und das Referendum, so würde die Geschichte des Gewerkvereins es vollkommen klar machen, daß allein der Druck der administrativen Bedürfnisse unvermeidlich dahin führen müsse, die Gesammtheit der Mitglieder aller wirksamen Controle über die Regierung zu berauben. Wir könnten hier leicht einige einflußreiche Gewerkvereine namhaft machen, die nur einen einzigen ständigen Beamten besitzen und deßhalb auch heute noch nicht über die Entwickelungsstufe einer thatsächlichen persönlichen Dictatur hinaus gekommen sind".

Ein einziges Moment hemmt die persönliche Dictatur, und das ist, daß die übrigen Beamten nicht von dem Generalsecretär, ihrem Chef, gewählt werden, sondern gleich diesem von der Gesammtheit. Das erzeugt freilich wieder die Gefahr von Eifersüchteleien, persönlichen Reibereien und damit unnützer Kraftvergeudung und Lähmung der Thätigkeit. Allein in der Praxis haben die Beamten doch so viel gemeinsame Interessen, daß sie ziemlich zusammenhalten und so eine Regierung der Bureaukratie bilden, welche ja vielleicht nicht die schlechteste aller möglichen Regierungen ist.

Das Ideal der reinen Demokratie ist also offenbar nicht zu realisiren. Soll nicht an ihre Stelle die Dictatur eines Einzelnen oder einer Bureaukratie treten, so ist der Uebergang zur repräsentativen Versammlung nöthig, zu einem Parlament, welches einen Executivausschuß ernennt und controlirt, unter dem die Beamtenschaft ihre Thätigkeit verrichtet. Zu diesem System sind denn auch die modernsten Gewerkvereine übergegangen. Als Typus diene die Verfassung der Baumwollspinner. Deren Parlament wird jährlich in genauem Verhältniß zur Mitgliederzahl gewählt und besteht aus etwa hundert Abgeordneten. Es versammelt sich regelmäßig vierteljährlich zu Manchester, kann aber zu jeder Zeit vom Executivausschuß zusammen berufen werden. Es ist, wie das britische Parlament, die absolut oberste Gewalt. Gesammtabstimmung der Mitglieder giebt es so wenig, wie imperatives Mandat. Die Regierung wird von einem Executivausschuß geführt, der aus den hauptsächlichsten Beamten und im Gewerbe thätigen Mitgliedern besteht. Für die tägliche Verwaltungsarbeit wählt dieser Ausschuß einen Unterausschuß, der aus den Beamten besteht. Die eigentliche Executivarbeit wird vom Generalsecretär verrichtet, der auch die Bureaubeamten anstellt. Dieser oberste Beamte wird nicht von der Gesammtheit gewählt, sondern vom Parlament, und nicht auf ein Jahr, sondern „so lange er sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltet", d. h. ständig.

Dabei ist jedoch zu bedenken, daß die Baumwollindustrie local concentrirt ist, ebenso wie die ähnlich organisirten Grubenarbeiter. Das Parlament verursacht also keine großen Kosten, da es seine Versammlungen an den Sonntagen abhält. Große Gewerkvereine, deren Mitglieder über das ganze Land zerstreut sind, behelfen sich durch einen repräsentativen Ausschuß an Stelle des Parlaments, welcher das Cabinet bildet und die Beamten anstellt.

Ist die Thätigkeit der besoldeten Beamten so complicirt geworden, daß sie der gewöhnliche Arbeiter, welcher fast alle Zeit und Kraft auf sein Tagewerk verwenden muß, sie nicht leisten kann, so ist es auch schwer für ihn, dieselbe zu controliren. Wenn er dazu aber im Stande ist, so arbeitet er sich bald aus der Schicht der Handarbeiter heraus zu einer anderen Existenz und hat dann nicht mehr den Instinct und die Interessen der Handarbeiter. Dieser Schwierigkeit entgehen die Baumwollspinner und Kohlenbergleute, indem sie in das Parlament theils besoldete Districtsbeamte, theils noch im Gewerbe thätige Arbeiter wählen.

Bis hierher ist die praktische Entwickelung der Gewerkvereine gekommen. Sie hat jedenfalls den Theorien der

reinen Demokratie Unrecht gegeben. Fraglich aber ist, ob die Herausbildung der repräsentativen Einrichtungen ein Beweis für diese ist. In der kleinen Welt der Gewerkvereine haben sich Mißstände bis jetzt noch nicht herausgestellt, wohl aber in der großen politischen Welt. Man ist doch heute recht skeptisch gegen den Parlamentarismus geworden, sei das Parlament nun, wie in England, Besitzerin der höchsten Gewalt, oder habe es, wie etwa in Deutschland, nur einen Theil davon, den es nur auf dem Wege der Compensationspolitik fructificiren kann. So lange die Menschen nur Menschen sind, wird stets die Gefahr vorhanden sein, daß der, dem die Gewalt übertragen ist, sie für seine eigenen Interessen mißbraucht; und je kürzer die Frist währt, wo er die Gewalt hat, und je geringer sein Antheil an ihr und damit seine Verantwortung in einer großen Versammlung, desto größer die Gefahr. Es ist oft hervorgehoben, daß eine alte Dynastie, deren Wohlergehen mit dem Wohlergehen des Landes eng verknüpft ist, immer noch die beste Gewähr giebt. Wenn nur das complicirte moderne Staatsleben noch die Möglichkeit des patriarchalischen Absolutismus zuließe! In der Praxis würde heute vielmehr die Sache darauf hinauskommen, daß kleine Cliquen und Interessengruppen, die zufällig am Hofe Einfluß haben, ihre Wünsche durchsetzten, und das ist denn doch noch schlimmer, als selbst ein corrumpirter Parlamentarismus.

Aber die politischen Wissenschaften sind Wissenschaften der Thatsachen, nicht der Pläne. Aus dem Ringen und Kämpfen wird sich schon eine neue Form herausbilden, die wir nicht vorher wissen können, weil alle diese Dinge stets das Werk Vieler und das Werk blinder Entwickelung gewesen sind.

---

## Die Monroe-Doctrin.

In deutsch-amerikanischer Beleuchtung.

Von Wm. Weber (Belleville, Illinois).

Unlängst wurde berichtet, daß Fürst Bismarck die Monroe-Doctrin als eine außergewöhnliche Unverschämtheit und Drohung für die Südamerikaner, wie für die europäischen Staaten mit amerikanischen Interessen bezeichnet habe. Bei Zeitungsnachrichten solcher Art muß man allerdings mit der Möglichkeit rechnen, daß die betreffenden Worte entweder gar nicht gesprochen, oder doch von dem Berichterstatter gröblich entstellt worden sind. Es giebt überall Leute, die ihre eigene Weisheit dadurch wichtiger machen wollen, daß sie sie einem hochstehenden Manne unterschieben. Dennoch aber ist es wohl angebracht, die sogenannte Monroe-Doctrin einmal des Näheren vom amerikanischen Standpunkt aus zu beleuchten.

Im Verlaufe der Napoleonischen Kriege wurden im Anfange dieses Jahrhunderts die spanischen Colonien in Amerika vor die Frage gestellt, wen sie als ihr rechtmäßiges Oberhaupt zu betrachten haben, die von Napoleon abgesetzten Bourbonen oder den Bruder Napoleon's. In diesem Dilemma entschieden sie sich für keins von Beiden, sondern beschlossen, sich von Spanien loszusagen und selbstständige Staaten zu bilden. Sie hatten eben keine besonderen Gründe, mit Dankbarkeit und Freude an die vergangenen Zeiten ihrer Abhängigkeit von Spanien zu denken. Es gelang ihnen auch, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erkannten diese bald an. Nach der Niederwerfung Napoleon's machte sich in Europa das Bestreben geltend, die staatlichen und politischen Verhältnisse so wieder herzustellen, wie sie in der Zeit vor der französischen Revolution gewesen waren. In Spanien, Frankreich und anderen Ländern wurden demgemäß die alten Dynastien wieder auf den Thron gesetzt. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß der spanische König mit Wehmuth und Sehnsucht der schönen Tage gedachte, in denen Süd- und Mittel-Amerika zu seinem Reiche gehörten und ihm ihre Schätze zu Füßen legten. Es ist ebenso natürlich, daß die Mitglieder der Heiligen Allianz es nur für recht und billig hielten, daß auch in Amerika die durch die böse französische Revolution umgestürzten Verhältnisse wieder hergestellt würden. Wenigstens gelangten anscheinend durchaus zuverlässige Nachrichten nach England und Amerika, daß Spanien mit Hülfe Frankreichs und Rußlands seine abgefallenen amerikanischen Besitzungen wieder erobern wolle.

Diese Nachricht erregte nicht allein die öffentliche Meinung in den spanischen Ländern Amerikas, sondern vor allen Dingen auch in den Vereinigten Staaten, deren Bürger in dieser Absicht weiter reichende, auch auf die Zerstörung der republikanischen Regierungsform in Nord-Amerika gerichtete Bestrebungen fürchteten. Das veranlaßte den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten James Monroe diese Frage in einer seiner Botschaften an den Congreß zu erwähnen. Diese Botschaft wurde am 2. December 1823 im Congresse verlesen. Der auf die ehemaligen, spanischen Besitzungen in Amerika bezügliche Passus lautet folgendermaßen: We owe it to candor and the amicable relations existing between the United States and the allied powers to declare that we should consider any attempt, on their part, to extend their system to any portion of this hemisphere, as dangerous to our peace and safety. With the existing colonies or dependencies of any European power we have not interfered and shall not interfere, but with the governments who have declared their independence and maintained it, and whose independence we have, on great consideration and just principles, acknowledged we could not view an interposition for the purpose of oppressing them, or controlling in any other manner their destiny, by any European power, in any other light than as a manifestation of an unfriendly disposition towards the United States. Im ferneren Verlauf der Botschaft findet sich dann noch die Stelle: The American continents should no longer be subjects for any new European colonial settlements. Der erste Passus heißt in deutscher Uebersetzung: Wir sind es der Aufrichtigkeit und den zwischen den Vereinigten Staaten und den verbündeten Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen schuldig, zu erklären, daß wir irgend einen Versuch ihrerseits, ihr System auf irgend einen Theil dieser Erdhälfte auszudehnen, als unseren Frieden und unsere Sicherheit gefährend betrachten würden. In die Verhältnisse der bestehenden Colonien oder Besitzungen irgend einer europäischen Macht haben wir uns nicht eingemischt, und werden wir uns nicht einmischen. Aber, so weit die Regierungen in Betracht kommen, die ihre Unabhängigkeit erklärt und behauptet haben, und deren Unabhängigkeit wir, nach reiflicher Erwägung und auf gerechte Grundsätze hin, anerkannt haben, können wir ein Einmischen zum Zwecke ihrer Unterdrückung, oder der Controle ihres Schicksales in irgend einer anderen Weise durch irgend eine europäische Macht in keinem anderen Lichte betrachten als dem einer Kundgebung unfreundlicher Gesinnung gegen die Vereinigten Staaten. Die Uebersetzung der anderen Stelle ist: Die amerikanischen Continente sollten nicht länger das Ziel irgend welcher neuen, europäischen colonialen Niederlassungen sein.

Diese Aeußerung des Präsidenten Monroe, die natürlich vom Congresse beifällig aufgenommen wurde, hatte den Erfolg, daß Frankreich irgend welche Absichten, in die amerikanischen Verhältnisse einzugreifen, ableugnete, und daß nichts aus den Wünschen des spanischen Königs wurde. Im Uebrigen war es nur eine persönliche Meinungsäußerung des Präsidenten, die als solche nicht schwerer wog und wiegt als die eines einfachen Privatmannes. Auf die Feuerprobe ist sie damals nicht gestellt worden. Sie ist ebenso wenig zum

Gesetze der Vereinigten Staaten erhoben und wird es auch nie werden. Kein Präsident der Vereinigten Staaten ist auf die Botschaft Monroe's verpflichtet worden, oder konnte darauf verpflichtet werden. Sie ist daher auch in der Vergangenheit je nach den Umständen und der Lage beachtet oder nicht beachtet worden. Als z. B. Napoleon III. während des nordamerikanischen Bürgerkrieges den Versuch machte, Mexiko in ein unter französischem Einflusse stehendes Kaiserreich zu verwandeln, ließen die Vereinigten Staaten das anfänglich ruhig zu, ohne auch nur ein Wort des Widerspruches dagegen zu äußern, weil nämlich der Bürgerkrieg ihnen eine starke auswärtige Politik verbot. Als aber die Rebellion niedergeschlagen war, und die Vereinigten Staaten die größte und beste Kriegsflotte, sowie das größte und kriegsgeübteste Heer der damaligen Zeit zu freier Verfügung hatten, sah sich Napoleon bald genöthigt, den Amerikanern anzuzeigen, daß er bis zu einem bestimmten Datum Mexico freiwillig räumen werde. Die amerikanische Diplomatie hat in solchen Fragen völlig freie Hand und nur die Aufgabe, das zu erreichen, was dem wohlverstandenen Interesse der Vereinigten Staaten entspricht und unter den jedesmaligen Umständen erreicht werden kann.

Anders steht es mit der öffentlichen Meinung in Amerika. Diese hat die Botschaft des Präsidenten seiner Zeit mit lauter Freude begrüßt, umsomehr als sie den gewünschten Erfolg hatte, und sie mit dem Glorienschein der Legende umwoben. Für das amerikanische Volk, einschließlich der Presse, ist jener Passus der Botschaft die Monroe-Doctrin, das ewige Grundgesetz des amerikanischen Völkerrechtes geworden, an dem Niemand mehr rütteln kann, und an das bei jeder möglichen Gelegenheit appellirt wird. Weil das aber der Fall ist, sollte kein europäischer Diplomat oder Staatsmann auch nur ein Wort darüber verlieren. Auch die europäischen Völker besitzen ähnliche ungeschriebene Gesetze, die unter Umständen einen großen Einfluß auf die Politik ausüben, aber für gewöhnlich gänzlich ignorirt werden, wenigstens von den Staatsmännern. England z. B. rühmt sich, daß es die See beherrsche. Napoleon III. war lange der Schiedsrichter Europas und das französische Volk La Grande Nation, die verpflichtet war, Rache für Sadowa zu nehmen. Die Deutschen dagegen haben sich schon lange vor 1870 dafür begeistert, daß jene den freien, deutschen Rhein nicht haben sollten.

Bei allen solchen nationalen Idiosynkrasien fragt es sich vor allen Dingen, inwieweit sie berechtigt sind, und die sie vertretenden Völker die Macht besitzen, den Wunsch und Willen zur That werden zu lassen. Die Monroe-Doctrin ist zunächst keine Drohung für die süd- und mittelamerikanischen Staaten. Die Vereinigten Staaten haben nie den geringsten Versuch gemacht, auf Grund der Monroe-Doctrin in die Politik irgend eines anderen amerikanischen Staates einzugreifen. Es ist ihnen immer einerlei gewesen, welche Regierungsform und was für Gesetze diese hatten. Es würde ihnen gleichgültig sein, wenn irgend Einer davon an Stelle der republikanischen Regierungsform die monarchische einführen würde. Sie würden sich auch nicht darum bekümmern, wenn ein südamerikanischer Staat einige Provinzen an eine europäische Macht abtreten würde. Denn sie erkennen die Souveränität, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aller amerikanischen Staaten unbedingt an. Die Voraussetzung dabei ist nur, daß solche Acte der Ausdruck des Volkswillens in den betreffenden Staaten und nicht das Resultat eines gewaltsamen Eingreifens einer oder mehrerer europäischen Mächte wären. Darum erblicken die süd- und mittelamerikanischen Staaten in der Monroe-Doctrin nur das willkommene Versprechen, daß die Vereinigten Staaten ihnen im Nothfalle helfen wollen, ihre Unabhängigkeit gegen europäische Eroberer zu vertheidigen. Es ist etwas Aehnliches, wenn auch nicht durch ausdrückliche Verträge Stipulirtes wie die Garantie der Neutralität Belgiens und der Schweiz durch gewisse europäische Mächte.

Ebensowenig wie die selbstständigen amerikanischen Staaten können sich die europäischen Mächte, die in Amerika Interessen d. h. Besitzungen haben, über die Monroe-Doctrin beklagen. Diese Lehre ficht ihre Besitztitel nicht an. Wenn allerdings eine europäische Macht insofern in Amerika interessirt sein sollte, daß sie beabsichtigte, dort durch Gewaltmittel, Krieg und Eroberung erst Colonien zu erwerben, oder wenn etwa England daran dächte, seine amerikanischen Besitzungen auf Kosten seiner schwächeren und hülflosen Nachbarn auszudehnen, so muß diesen allerdings die Monroe-Doctrin als eine ganz unverschämte Frechheit erscheinen. Aber Fürst Bismarck denkt ganz gewiß nicht daran, daß sich das Deutsche Reich je auf diese Bahn unrechtmäßiger Landerwerbung in Amerika begeben soll.

Die andere Frage, ob die Vereinigten Staaten die Macht besitzen, nöthigenfalls für die Monroe-Doctrin erfolgreich das Schwert zu ziehen, muß entschieden bejaht werden. Man kann sogar so weit gehen und sagen, daß die Zeiten vorüber sind, in denen die Vereinigten Staaten für die Unabhängigkeit ihrer Schwester-Republiken hätten zum Schwerte greifen müssen. Denn die meisten dieser Staaten sind gegenwärtig so erstarkt, daß sie sich sehr wohl selbst vertheidigen können. Das Beispiel Cubas, wo es den Spaniern nicht gelingen wollte, die Aufständischen zu unterdrücken, obwohl die ganze Insel nur anderthalb Millionen Einwohner zählt, und die Spanier mehr als 200 000 Mann im Felde stehen haben, mußte der Welt zeigen, wie groß der kriegerische Geist in Amerika ist. Er ist aus vielen Gründen bei Weitem stärker in Amerika als in Europa entwickelt. Denn das Leben in Amerika ist selbst in seiner alltäglichsten Form einem Kriege viel ähnlicher, als das Leben in den ruhigen und geordneten Ländern Europas. Es giebt dort mehr Männer als irgendwo in der Welt, bei denen Waffengebrauch zum gewöhnlichen Leben gehört. Die Leute, die von Europa nach Amerika auswandern und dort festen Fuß fassen, sind im Allgemeinen kühner und entschlossener, als die, die zu Hause bleiben. Ihre Nachkommen erben diese Eigenschaften ganz gewiß. In Süd-Amerika fällt dabei besonders in's Gewicht, daß die ersten Spanier, die dorthin gekommen sind, die verwegensten Leute der ganzen Welt gewesen sind. Außerdem fließt in den Adern der heutigen Süd-Amerikaner viel Indianerblut. Allerdings mit Bezug auf augenblickliche Kriegsbereitschaft stehen alle amerikanischen Staaten weit hinter den Europäern zurück. Aber dieser Nachtheil wird dadurch ausgeglichen, daß die Europäer erst über den Ocean kommen müßten, von Europa ihr Kriegsmaterial und wahrscheinlich auch die Lebensmittel zu beziehen hätten, und daß sie den Krieg in einem unbekannten Lande und ungewohnten Klima führen würden.

Es sind allerdings in allen amerikanischen Ländern viele geborene Europäer ansässig. Aber diese würden, mit verschwindenden Ausnahmen, in einem Kriege mit einer europäischen Macht auf Seiten ihrer amerikanischen Heimath stehen. Denn alle Auswanderer aus Europa verlassen ihr Vaterland, weil es ihnen dort nicht gut oder wenigstens nicht gut genug geht. Wer in Europa ein behagliches Loos hat, entschließt sich nie zur Auswanderung. Die Wenigen, die aus purem Muthwillen und Abenteuerlust in die wilde Fremde gehen, kehren sehr schnell nach Hause zurück. Wer daher in Amerika einmal ansässig geworden ist, lebt gleichzeitig auch der festen Ueberzeugung, daß seine Existenz eine viel schönere ist, als ihm seine europäische Heimath je geboten hätte. Aus diesem Grunde hängt er mit aufrichtiger Liebe an seiner neuen Heimath und, wird ihr auch selbst dann treu bleiben, wenn sie von seinem eigenen Volke sollte angegriffen werden. Er kann seine schwer erworbene Existenz in dem neuen Lande gar nicht auf's Spiel setzen, um durch einen durch nichts zu entschuldigenden Verrath nichts Anderes zu gewinnen, als die ferne Aussicht auf eine Existenz, die ihm schon in seiner Jugend unerträglich erschien. Die zweite

Generation aber hängt erst recht an dem Lande, in dem sie geboren ist. Sie machen sich ausnahmelos sehr ungünstige Vorstellungen von dem Heimathlande ihrer Eltern, weil sie dieses nur aus den nothgedrungen einseitigen Darstellungen ihrer Eltern kennen, und weil dabei immer die böse Thatsache hervortritt, daß es ein Land ist, das seine Kinder nicht alle ernähren kann, sondern sie in fremde Länder abstoßen muß. Nur Kinder solcher Eltern, die als Erwachsene unter günstigeren Verhältnissen als ihre Eltern, vor allen Dingen reichlicher mit Geld versehen als diese, die europäische Heimath ihrer Familie wieder besuchen können, überwinden dieses Vorurtheil und gelangen zu einer richtigeren Werthschätzung ihres Mutterlandes.

---

## Die agrarische Frage.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

### 4. Kritik der agrarischen Forderungen.

Alle diese Forderungen laufen darauf hinaus, daß andere Berufsclassen, seien es die Consumenten, seien es die Gläubiger, sei es die Gesammtheit der Steuerzahler durch Vermittelung des Staates, den Gutsbesitzern etwas zuwenden, das ihnen nach der freien Gestaltung des wirthschaftlichen Verkehrs nicht zufallen würde. Nun ist ja eine solche Unterstützung einer Berufsclasse durch die andern nicht schlechthin zu verwerfen, wenn der Bestand dieser Berufsclasse anders nicht aufrecht zu erhalten ist, wenn sie durch solche Zuwendungen dem Staate wirklich dauernd erhalten werden kann, und wenn die Verhinderung ihres Unterganges ein dringendes Staatsinteresse ist. Aus diesem Gesichtspunkt ist durch die Gesetzgebung der letzten zwei Jahrzehnte den Gutsbesitzern schon recht viel zugewendet worden, das hierfür den übrigen Staatsbürgern entzogen werden mußte. Die Kornzölle, die Zuckerausfuhrprämien, der Erlaß eines Theiles der Branntweinsteuer, die Erschwerung des Margarineverkaufs, die Verleihung von 50 Millionen Mark Staatsgeldern um $^4/_5$ % unter dem Reichsbank-Discontosatz, die Erschwerung des Productenhandels — das Alles stellt solche Begünstigungen der Landwirthe auf Kosten der Nation oder einzelner Berufsclassen dar. Was die deutschen Landwirthe auf diesem Wege in den letzten zwei Jahrzehnten an Zuwendungen aus Anderer Tasche bereits erhalten haben, beläuft sich nicht mehr auf Millionen, sondern auf Milliarden.

Die erste Voraussetzung für eine solche Subvention einer Berufsclasse ist, daß der Erfolg auch wirklich erreicht wird. Nach Ansicht der Landwirthe aber ist der Erfolg durch die bisherigen Zuwendungen nicht erreicht, d. h. ist die Noth heute größer als je. Die zweite Voraussetzung ist, daß die deutsche Landwirthschaft ohne solche Unterstützung aus den Taschen des Volkes nicht aufrecht zu erhalten sei. Aber die unverschuldeten Fideikommißbesitzer, ja sogar die mäßig verschuldeten, tüchtigen und sparsamen Gutsbesitzer und die meisten Bauern und Kleinbesitzer könnten sehr wohl auch ohne diese Subvention bestehen; nur die überschuldeten, untüchtigen und unwirthschaftlichen müßten zu Grunde gehen. Es liegt aber im Interesse des Staates oder der Nation nicht, die Letzteren zu erhalten, sondern sie durch capitalkräftigere, intelligentere und sparsamere Landwirthe zu ersetzen. Freilich darf ein solcher Ersatz nur allmälig erfolgen, weil zum Nachwuchs Zeit gehört.

Deßhalb allein war es gerechtfertigt, wenn der Staat durch mäßige Kornzölle die Getreidepreise hob, die Viehseuchengesetze streng handhabte und andere Mittel versuchte, um die landwirthschaftliche Krisis zu mildern. Aber solche Hülfen können nicht für ewig Anwendung finden, sondern nur für eine gewisse Zeit, bis die Landwirthschaft sich der neuen Lage angepaßt hat; dann muß das natürliche Verhältniß wieder hergestellt werden. Diejenigen Landwirthe, welche die in dieser Uebergangsperiode gebotenen Hülfen unbenutzt gelassen haben, um sich auf die neue Lage einzurichten, können sich nicht beklagen, wenn die Geschichte über sie hinwegschreitet. Ist es in dieser Uebergangsperiode nicht möglich, sie durch intelligente Gutsbesitzer zu ersetzen, so müssen sie eben durch Bauern ersetzt werden. Der englische Getreidebau ist nur darum zu Grunde gegangen, weil England keine kleinen Bauernwirthschaften mehr hatte, und weil Gesetz und Reichthum die rechtzeitige Zerschlagung des Großgrundbesitzes in kleine Bauerngüter verhinderten. Wir haben noch Bauerngüter und sind nicht behindert, die bankerotten Rittergüter in Bauerngüter aufzutheilen. Es ist gewiß gerechtfertigt, noch einige Jahrzehnte hindurch mäßige Getreidezölle aufrecht zu erhalten, damit die Reinigung des Gutsbesitzerstandes von untüchtigen und unwirthschaftlichen Elementen sich ohne schroffe Krisen vollzieht; aber diese Zölle müssen späterhin allmälig vermindert werden, und sie müssen endlich ganz aufhören, wenn die jetzigen Hauptgetreideländer von ihren Erzeugnissen immer mehr verbrauchen und immer weniger zur Ausfuhr übrig behalten. Es wird nach der ungünstigen Conjunctur für die Landwirthschaft bei zunehmender Einwohnerzahl sicherlich wieder eine günstige kommen, die alle früheren übertrifft.

Den Gutsbesitzern ist bis jetzt beim Essen der Staatshülfe nur der Appetit nach immer verstärkten Gaben gewachsen. Sie pochen auf ihr vermeintliches Recht auf ein solches Maaß von Staatshülfe, daß auch den Schwächeren und Untüchtigeren das Bestehen gesichert ist: sie verwechseln aber dabei das Staatsinteresse am Bestande der nationalen Landwirthschaft und dasjenige an dem Bestehen einzelner Landwirthe. Ihre Forderungen müssen schon darum Bedenken erwecken, weil wenig volkswirthschaftliche Bildung und Einsicht unter den Gutsbesitzern vertreten ist, und dieser Mangel durch die Verkehrtheit verschiedener bisher von ihnen verlangter Maßnahmen praktisch erwiesen ist. Unsere bestehende Branntwein- und Zuckerbesteuerung ist ebenso wie die über die Börse und den Margarineverkauf von den Agrariern verlangt und durchgesetzt worden. Die Mißerfolge auf diesen Gebieten werden aber schon nach so kurzer Probe von den Agrariern selbst theils offen, theils unter vier Augen eingestanden. Das lange vertheidigte System der Zuckerausfuhrprämien, die so eifrig betriebene Contingentirung der Spiritusfabrikation werden heute schon als Fehler preisgegeben; das Verbot des Terminhandels mußte den Landwirthen selbst Schaden bringen, so lange sie nicht die Capitalkraft und wirthschaftliche Reife besaßen, ihre Erntevorräthe nur allmälig zum Verkauf zu bringen. Die den Getreideexport begünstigenden Eisenbahntarife verleiteten die Gutsbesitzer zum frühzeitigen Verkauf ihrer Ernte an's Ausland, während später nicht nur das Volk sondern theilweise auch sie selbst das billig aus dem Lande gejagte Nähr- und Saatkorn zu viel theureren Preisen zurückkaufen mußten. Nach diesen Erfahrungen sind ihre weiteren, noch unverwirklichten Forderungen doppelt vorsichtig zu prüfen. Der verzweifelnde Bankrotteur greift erfahrungsmäßig bald nach Strohhalmen, bald nach den abenteuerlichsten Projecten, um noch eine Rettung zu versuchen. Die Agrarier lieben es aber, sich selbst als verzweifelnde Bankrotteure darzustellen, die völlig unfähig sind, sich selbst zu helfen.

Wenn der Staat damit vorgeht, seine Anleihezinsen herabzusetzen, so folgt die Herabsetzung der Pfandbrief- und Hypotheken-Zinsen ganz von selbst nach, ohne daß es der Hypothekenverstaatlichung bedürfte. Wenn der Staat seine Schulden mit $3^1/_2$ % zu verzinsen fortfährt, so ist eine Hypothekenverstaatlichung auf 3procentiger Grundlage sehr

gewagt, sowohl wegen des augenblicklichen Mißlingens als auch wegen der späteren Folgen. Es würde darauf hinauslaufen, daß alle Landwirthe zu Staatsdomänenpächtern würden, und die Steuerzahler für die nicht eingehenden Pachtsummen aufkommen müßten.

Die Verstaatlichung der Reichsbank und ihre Dienstbarmachung für die Landwirthe würde binnen Kurzem die Reichsbank in den Bankerott der nothleidenden Landwirthe mit hineinreißen, die feste Säule des nationalen Geld- und Creditsystems untergraben und die furchtbarste Geld- und Creditkrise über uns heraufbeschwören. Mit der jetzigen Organisation der Reichsbank würde das gemischte System von Privateigenthum, Staatsverwaltung und Privataufsicht aus der Welt geschafft, das für so manchen andern Wirthschaftszweig noch vorbildlich werden kann. Schon die Centralgenossenschaftscasse hat den Landwirthen den Credit so sehr erleichtert, daß sie nach der Klage des Ministers zu ungesunder Creditbenutzung geradezu verführt worden sind. Würde auch die Reichsbank auf diesen Weg gedrängt, so wäre des fröhlichen Borgens kein Ende. Wenn aber die Verstaatlichung durchgeht, so dürfte die Regierung schwerlich im Stande sein, gegen die agrarischen Ansprüche in dieser Richtung fest zu bleiben. Die Vorgänge bei der National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft sind gerader zu rechter Zeit gekommen, um dem Publicum die Augen darüber zu öffnen, was man von Hypotheken- und Creditinstituten zu erwarten hat, die zum Schein unter Staatsaufsicht, in Wirklichkeit aber unter agrarischem Einfluß stehen.

Ob Staaten wie Oesterreich, Rußland, Rumänien, Italien und Japan wohl daran gethan haben, sich um die Einführung der Goldwährung zu bemühen, ist sehr fraglich. Ob Deutschland seiner Zeit weise gehandelt hat, den Empfang der französischen Kriegsentschädigung als Gelegenheitsanlaß zur Einführung der Goldwährung zu benutzen, darüber läßt sich wenigstens streiten. Ich glaube, daß der großartige Aufschwung des Handels und Gewerbes in Deutschland wenigstens nachträglich diese Maßregel gerechtfertigt hat, die seiner Zeit vielleicht verfrüht scheinen konnte. Denn daß wir jetzt wahrscheinlich reif und reich genug sind, um die Goldwährung zu ertragen und zu behaupten, und daß jetzt die Rückkehr zu den früheren Zuständen ein schwerer wirthschaftlicher Fehler wäre, das steht für mich fest. Die Agrarier haben gar kein Interesse an einer Währungsänderung, außer wenn durch sie eine „Seifachtheia", ein völliger Umsturz der Werthe zu Gunsten der Schuldner und Producenten und zum Nachtheil der Gläubiger, Rentner, Angestellten und Arbeiter herbeigeführt wird. Daß aber eine solche das schwerste nationale Unglück wäre, kann nur der an ihr Interessirte verkennen. Sie würde wirken wie eine Papiergeld-Inflation, d. h. unter schweren Entbehrungen der Arbeiter und Angestellten zu einer Ueberproduktion anreizen, der dann die furchtbarste Krisis für Alle nachfolgte. Ein Volk, das sein Heil auf Geldverschlechterung baut, muß nachher desto schwerer und länger für den augenblicklichen Schwindelerfolg büßen.

Die künstliche Erhöhung der Productionspreise durch Monopole, Einfuhrverbote und Zölle ist weiter nichts als eine Belastung der Consumenten zu Gunsten der Landwirthe. Werthe werden dadurch nicht geschaffen und das Volk als Ganzes nicht bereichert. Ein Monopol mit festem Durchschnittsverkaufspreis würde in billigen Jahren die Kornpreise um 50 bis 100 Procent künstlich vertheuern. Ein Einfuhrverbot würde den ärmsten Theil des Volkes dem Hungertode preisgeben, weil die heimische Production thatsächlich schon lange nicht mehr zur Volksernährung ausreicht. Ueber die Hälfte des Brotpreises steckt im Getreidepreis, und darum steigen und fallen die Brotpreise reichlich halb so sehr wie die Kornpreise. Die Fleischpreise sind in noch viel höherem Maaße von den Viehpreisen abhängig. Sobald ein Süßstoff entdeckt wird, dessen Geschmack hinter dem des Zuckers nicht zurücksteht, ist die ganze Zuckerproduction überflüssig, weil künstlich gesüßtes Mehl und Stärkemehl weit nahrhafter sind als Zucker. Die Margarine, billiges Schmalz und Cocosbutter sind unschätzbare Bereicherungen für den Tisch der minder bemittelten Volksklassen und für die Volksernährung, und man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß es künftig gelingen wird, noch schmackhaftere pflanzliche Fette zu gewinnen als Oele und Cocosbutter. Ihren Verbrauch dem Volke zu erschweren oder zu verekeln, schließt eine schwere Verantwortlichkeit in sich. Noch größer ist freilich die, Urheber der chronischen Volksvergiftung durch Branntwein zu sein und selbst den Anträgen auf verschärfte Rectification Widerstand zu leisten. Wenn die Spiritusbereitung aus Holzabfällen sich bewährt, so wird es geradezu zur Sünde, werthvolle Volksnahrungsmittel wie die Kartoffeln noch ferner zu vernichten, bloß um das Volksgift auf theuerem Wege herzustellen, das sich auf weit billigerem gewinnen läßt. Die Agrarier werden es aber sicherlich nicht unversucht lassen, die Spiritusbereitung aus Sägespähnen gesetzlich verbieten, oder doch auf jede Weise erschweren zu lassen.

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs; kein Fortschritt ist in dieser Hinsicht dringlicher als der Ausbau des deutschen Kanalnetzes, der wegen zu hohen Standes des Zinsfußes allzu lange vernachlässigt geblieben ist, jetzt aber bei dem gesunkenen Zinsfuß desto kräftiger in Angriff genommen werden kann und muß. Wer sich diesem dringlichsten Culturfortschritt widersetzt, handelt geradezu culturfeindlich; nicht minder Derjenige, welcher die Freizügigkeit aufheben oder auf Umwegen erschweren, oder die von den Vorfahren für die deutsche Cultur eroberten östlichen Landestheile aus Classeninteresse wieder der Slavisirung ausliefern will. Was hilft uns die Rückeroberung des Elsaß, wenn unsere östlichen Gutsbesitzer fünfmal so große Landstriche ohne Schwertstreich dem Deutschthum verloren gehen lassen? Wenn Deutschland nur die Wahl hätte, die Großgrundbesitzer der Ostprovinzen oder den Boden dieser Provinzen selbst zu verlieren, so könnte die Entscheidung keinen Augenblick zweifelhaft sein. Deutsche Bauern würden auch ohne dazwischen liegende Rittergüter die Ostmarken gegen die slavische Rückstaufluth vertheidigen; deutsche Rittergutsbesitzer ohne die nöthige Zahl dazwischen liegender Bauerngüter vermögen es nicht mehr, sondern leisten ihr wissentlich und geflissentlich Vorschub. Alle Bestrebungen zur Erhaltung des Deutschthums in den polnischen Landestheilen sind vergeblich, der ganze 200 Millionenfond weggeworfen, so lange die deutschen Gutsbesitzer in ihrem Bestreben fortfahren, das Land durch polnische Arbeiter zu polonisiren und ihren Einfluß darauf richten, daß man mit mit diesem vaterlandsfeindlichen Treiben Nachsicht übe.

Deutschland führt gegenwärtig an Ackerbau- und Forstwirthschaftsproducten für etwa 1100, an Viehzuchtsproducten für etwa 800, an Colonialwaaren, Tabak, Mineralölen, nicht einheimischen Rohstoffen und Halbfabrikaten für die Textilindustrie sowie an Bergwerksproducten, Fischen u. s. w. für etwa 1500 Millionen Mark ein. Alle diese eingeführten Güter sind augenblicklich unentbehrlich, theils unmittelbar für die Befriedigung der gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse des Volkes, theils mittelbar für unsere gewerbliche Production. Die Hälfte unserer Industrie ist auf ausländische Rohstoffe angewiesen, und müßte stillstehen, sobald diese Einfuhr aufhörte. Von $4^1/_2$ Milliarden Gesammteinfuhr sind also etwa $3^1/_3$ Milliarden dem Volke unentbehrlich. Allein an Nahrungsmitteln müssen gegen 2 Milliarden eingeführt werden, während die Eigenproduction an solchen gegen 6 Milliarden beträgt. Ein Viertel des deutschen Volkes hängt also mit seiner Ernährung vom Auslande ab, und muß verhungern, wenn dieses ihm die Nahrungsmittel verweigert. Das thut es aber indirect, sobald es sich weigert, dem deutschen Volke die Waaren abzukaufen, mit dem es bisher die Einfuhr bezahlt hat. Deutschland in einen Zollkrieg mit aller Welt verwickeln, heißt also nichts Anderes, als ein Viertheil

des Volkes zum Hungertode oder zur Auswanderung verurtheilen. Der Zollkrieg mit aller Welt ist aber gerade der Zustand, zu dem die agrarischen Forderungen mit unausweichlicher Nothwendigkeit hindrängen.

Die Aufgabe der Staatsregierung besteht darin, die Interessen aller Berufsstände in Harmonie zu setzen; diese Harmonie, welche Allen gerecht wird, ist nur dadurch zu erzielen, daß jeder nach seiner relativen Bedeutung im Staate berücksichtigt wird. Nun betrug die agrarische Bevölkerung in Deutschland bei Beginn dieses Jahrhunderts etwa 80 % und wird um Ende desselben schwerlich noch mehr als 30 % betragen. Wenn also i. J. 1800 die Regierung die agrarischen Interessen in Deutschland im Vergleich zu Handel und Gewerbe im Verhältniß von 4 : 1 berücksichtigen mußte, so darf sie es i. J. 1900 nur noch im Verhältniß von 3 : 7. Von den drei Zehnteln agrarischer Bevölkerung ist aber nur ein kleiner Theil Besitzer; den Besitzlosen ist es gleichgiltig, ob sie Herren oder Bauern dienen, und die Besitzenden haben meistens Zwergwirthschaften im Nebenbetrieb, so daß sie landwirthschaftliche Producte zukaufen müssen, also von der landwirthschaftlichen Noth gar nicht berührt werden. Selbst nach der Schätzung der agrarierfreundlichen Regierung sind nur etwa 5 Millionen Köpfe, also ein starkes Elftel des deutschen Volkes an den Kornzöllen irgendwie interessirt. Noch nicht ein Tausendstel des deutschen Volkes gehört dem Großgrundbesitzerstande an, der nur etwa 13000 Familien umfaßt.

Diese Zahlen sind nun aber den Agrariern sehr unbequem; sie wollen ihre politische Stellung im Staate und ihr soziales Verhältniß zum Hofe dazu mißbrauchen, ihren wirthschaftlichen Interessen ein größeres Maaß von Berücksichtigung zu erzwingen, als ihnen gegenwärtig nach ihrem relativen Gewicht im System der deutschen Volkswirthschaft gebührt. Obwohl der Reichthum der Landwirthschaft in diesem Jahrhundert sich vervierfacht, und die agrarische Bevölkerung sich nicht vermindert hat, sehen doch die Agrarier ihre relative wirthschaftliche Bedeutung schwinden und dadurch zugleich ihre politische gefährdet, weil Handel und Gewerbe in derselben Zeit ihren Reichthum und ihre Bevölkerungsziffer soviel schneller vermehrt haben.

Gleichsam das Symbol und der Sammelplatz ihrer glücklicheren Concurrenten ist die Börse, und deßhalb concentrirt sich gegen diese die ganze Abneigung, die der Sieger im wirthschaftlichen Wettlauf dem Ueberholten einzuflößen pflegt. Aber diese Abneigung ist blind, weil sie der Einsicht in die Unentbehrlichkeit eines organisirten Centralmarktes auch für die Producenten ermangelt. Blinder Eifer schadet nur, nicht bloß dem, gegen den er gerichtet ist, sondern auch dem, der sich ihm hingiebt. So haben auch die mannigfachen agrarischen Chikanen gegen die Börse den Gutsbesitzern noch mehr geschadet als den Kaufleuten; sie haben die Stellung des Großhandels gegenüber dem Kleinhandel noch günstiger gemacht, als sie ohnehin schon war, und haben die deutsche Volkswirthschaft im Ganzen geschädigt, ohne daß auch nur der dem Ausland daraus erwachsene Nutzen diesen Schaden aufwöge. Die Aufhebung des Getreideterminhandels z. B. ist zwar ein Zukunftsideal; aber so lange unsre Landwirthe ihre jetzige wirthschaftliche Unreife, Kurzsichtigkeit und Unsolidität bewahren, werden sie selbst am meisten unter derselben leiden. Von fortgesetzten und verschärften agrarischen Drangsalirungen der Börsen ist schwerlich ein anderes Ergebniß zu erwarten, weil den maßgebenden Führern die nöthige Einsicht in die wirthschaftlichen Zusammenhänge und die erforderliche Unbefangenheit des Urtheils fehlt, um die schädigenden Rückwirkungen ihrer Bestrebungen auf ihre eigenen Interessen zu durchschauen.

### 5. Die agrarische Partei und die Wahlen.

Die Anstrengung der Agrarier, ihre bedrohte wirthschaftliche Stellung durch eine politische „Sammlung“ zu retten, zeigt uns den letzten Verzweiflungskampf eines einst die Alleinherrschaft übenden Standes um die Rettung des früheren Wohlstandes und Ansehens. Bis zu diesem Augenblick kämpft zwar der Bund der Landwirthe noch als Wirthschaftsgruppe die mit verschiedenen politischen Parteien Fühlung hat, aber sein Bestreben geht offenbar dahin, den Rahmen der alten Parteien zu sprengen und sich, wenn er aus den Wahlen siegreich hervorgeht, als die herrschende politische Partei der Zukunft an die Stelle der zertrümmerten alten Parteien zu setzen. Anstatt in der unkaufmännischen und unsoliden Borgwirthschaft und Verschuldung den Grund ihres wirthschaftlichen Rückganges trotz Vervierfachung des Werthes ihr Güter zu sehen, fordern die Gutsbesitzer vom Staate die Gewährleistung eines Standescinkommens, das ihnen die Behauptung ihres politischen Einflusses ermöglicht. Anstatt sich mit dem Schicksal, das sie thatsächlich in die zweite Reihe zurückgeschoben hat, würdevoll abzufinden, wollen sie durch Mißbrauch des ihnen verbliebenen Restes von Macht dem Schicksal trotzen.

Man sollte meinen, daß die Kraft von etwa 13000 Familien zu schwach sein müßte, um sich die Ausbeutung eines Volkes von 53 Millionen zu sichern. Aber in Oesterreich sind es sogar nur 600 Familien, die die Schicksale des Reiches bestimmen. Bei den Wahlen könnten freilich die Großgrundbesitzer nichts erreichen, wenn ihnen nicht der Regierungsapparat, die evangelischen Geistlichen, ein Theil der Großindustriellen, ihre eigenen Angestellten und Arbeiter und der größte Theil der Bauern mit ihrem Anhang Beistand leisteten.

Diejenigen Großindustriellen, die sich mit den Agrariern zu dem Programme der Sammlung verbündet haben, rechnen darauf, daß die Regierung stark genug sein wird, um die Gelüste der siegreichen Agrarier zu zügeln, soweit der deutsche Handel als Grundlage der Industrie durch sie gefährdet wird, daß aber der Sieg derselben ihre eigene Stellung als Arbeitgeber im Kampf mit ihren Arbeitern verbessern, die Fortsetzung der Socialreform aufhalten und die Polizeiherrschaft über die Arbeiterkreise stärken werde. Die ländlichen Kleinbesitzer und Arbeiter halten bis jetzt ihr Interesse noch großentheils für zusammenfallend mit dem der Großgrundbesitzer; aber weil die Einsicht in den Gegensatz beider Interessen überall dämmert und stellenweise schon zum Durchbruch gelangt ist, darum gerade haben es die Großgrundbesitzer, die sich fälschlich Agrarier nennen, so eilig, die bevorstehenden Wahlen als die vielleicht letzte Gelegenheit zur Befestigung ihres parlamentarischen Einflusses auszunutzen.

Die Großindustriellen, die sich mit den Agrariern verbündet haben, spielen ein gefährliches Spiel. Die Regierung hat schon in der letzten Legislaturperiode zu viel Proben davon abgelegt, daß sie ihre wohlbegründete, bessere Ueberzeugung dem Hintertreppeneinfluß der Agrarier hat zum Opfer bringen müssen, als daß man sich für die Zukunft in Sicherheit wiegen dürfte. Wenn sich in der nächsten Legislaturperiode zu diesem Hintertreppeneinfluß ein verstärkter parlamentarischer gesellt, so müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß die Regierung jede Kraft einbüßt, den agrarischen Forderungen Widerstand zu leisten, oder daß sogar reine Agrarier zur Regierung berufen werden, die dann mit der Durchführung ihres Parteiprogrammes experimentiren. Niemand würde früher und schwerer unter einer solchen Wendung der Dinge leiden als die Großindustriellen, welche wesentlich auf die von den Agrariern bedrohte Ausfuhr angewiesen sind. Die Reue über das geschlossene Wahlbündniß würde dann zu spät kommen, und auch die Machtverschärfung der Gerichte und Polizei würde sich dann unfähig erweisen, die hungernden Massen der brotlos werdenden Arbeiter im Zaume zu halten. —

Wir haben augenblicklich drei Parteien, welche durch Verwirklichung ihrer Ziele Deutschland zu Grunde richten würden, die Socialdemokratie, das Centrum und die Agrarier.

Es handelt sich nur darum, die relative Gefährlichkeit der drei zu bestimmen. Der Sieg der Socialdemokratie, d. h. die Diktatur des Proletariats mit unentgeltlicher Expropriation aller Capitalisten zu Gunsten des Gemeinwesens, ergäbe einen völligen Zusammenbruch aller bestehenden Organisationen ohne brauchbaren Ersatz, allgemeines Elend, Hungersnoth, chaotischen Bürgerkrieg und endlich einen Cäsarismus, der aus den Trümmern einen Neubau errichtete. Der Culturproceß würde dadurch einige Menschenalter einbüßen, aber doch nach Ueberwindung der Revolution und ihrer wirthschaftlichen Folgen an das Erbe der Vergangenheit anknüpfen und schließlich wieder weitergehen.

Der Sieg des Ultramontanismus dagegen würde zwar zunächst das wirthschaftliche Gedeihen nicht schädigen, aber geistigen Tod und damit für absehbare Zeit das Ende der nationalen Cultur bedeuten. Deßhalb allein schon ist die ultramontane Partei viel gefährlicher als die socialdemokratische. Es kommt aber hinzu, daß sie eine unabsehbare Dauer vor sich hat, während die Socialdemokratie sich in spätestens einem Menschenalter in etwas ganz Anderes, viel Harmloseres umgewandelt haben wird, daß der Ultramontanismus für immer der Gegner eines ketzerischen Kaiserthums sein und bleiben wird, die Socialdemokratie aber sehr wohl zu einer monarchischen Partei unter einem protestantischen Kaiser werden kann. Die ultramontane Partei wird um so gefährlicher, die socialdemokratische um so ungefährlicher, je mehr Abgeordnete sie in die Parlamente entsendet. Die Socialdemokratie ist schon jetzt bloß noch theoretisch eine revolutionäre, praktisch aber eine sociale Reformpartei, es ist gar nicht daran zu denken, das sie jemals eine Mehrheit im Reichstage erlangen könnte, und wenn sie doch eine solche erlangt hätte, wären ihre Führer die Letzten dazu, die unabsehbare Gefahr einer plötzlichen allgemeinen Verstaatlichung der Productionsmittel heraufzubeschwören.

Sie hat gegenwärtig keinen Einfluß auf die Regierung, bereitet sich aber mehr und mehr darauf vor, die ultramontane Partei in ihrer Rolle als Regierungspartei abzulösen. Wie die Caprivischen Handelsverträge nur dadurch zu Stande gekommen sind, daß die Socialdemokratie als eine der Regierungsparteien functionirte, so werden auch die künftigen Handelsverträge den Agrariern nur dadurch abgerungen werden können, daß die Regierung sich mit auf die Socialdemokratie stützen kann. Die ultramontane Partei ist die das Parlament beherrschende Partei und zugleich die Regierungspartei der Gegenwart; sie wird diese Stellung schrittweise dazu benutzen, um so viel Concessionen von der Regierung zu erlangen wie möglich. Wenn dann die Regierung auf den Punct gelangt ist, daß weitere Concessionen ihr unmöglich sind, dann wird hoffentlich die Umbildung der socialdemokratischen Partei so weit fortgeschritten sein, daß die Regierung in ihr eine sichere Stütze gegen weitere ultramontane Anmaßungen findet.

In den jüngeren Kreisen der socialdemokratischen Partei ist nicht nur Intelligenz und wissenschaftliche Bildung, sondern auch Fleiß und ernste Arbeit zu finden, die nur vorläufig noch durch die vorgefundenen marxistischen Dogmen eingeschnürt sind, aber bereits von allen Seiten her an ihnen rütteln und bald genug damit enden werden, sie völlig einzureißen. In der ultramontanen Partei dagegen ist nur taktisches Geschick und formale Bildung, keine wissenschaftliche Vertiefung und kein lauteres, selbstzweckliches Wahrheitsstreben zu finden; an eine Kritik des katholischen Dogmas ist in ihr gar nicht zu denken, geschweige denn an dessen einstige Ueberwindung. In beiden Parteien aber ist doch die Parteifahne mit einem Ideal, in der ultramontanen mit einem transcendenten, in der socialdemokratischen mit einem irdischen geschmückt, das allen Kreisen des Volkes und der Menschheit zu Gute kommen soll. In der agrarischen Partei dagegen herrscht der nackte Classenegoismus einer seit Jahrtausenden bevorrechteten Aristokratie, die ihre bevorzugte Stellung auf Kosten der übrigen Volksbestandtheile behaupten will, obwohl sie längst aufgehört hat, führender Bildungsträger des Volkes zu sein. Die agrarische Partei zeichnet sich weder durch Intelligenz, noch durch Geistesbildung, noch durch ernste, wissenschaftlich vertiefte Arbeit, noch durch volkswirthschaftliche Kenntnisse und Einsicht aus.

Die socialdemokratische Partei hat schon heute aufgehört, eine Gefahr für unser Staatsleben zu sein, seitdem sie die Anarchisten von sich ausgeschieden und den revolutionären Charakter praktisch abgestreift hat. Die ultramontane Partei ist die größte und eigentliche innere und äußere Zukunftsgefahr des Deutschen Reiches; aber für die Gegenwart hat sie mit den Lebensinteressen desselben einen klugen Scheinfrieden geschlossen. Die agrarische Partei ist die acute Gegenwartsgefahr. Sie wird die demagogische Anspannung und die pecuniären Opfer, die sie sich für die bevorstehenden Wahlen auferlegt hat, schwerlich auf die Dauer durchführen können; es handelt sich für sie darum, bei diesen Wahlen zu siegen, und Deutschland in den nächsten fünf Jahren nach ihren Interessen einzurichten, oder zu fallen, und dann wohl für immer, weil im nächsten Jahrhundert die Bauern ihr schwerlich noch Vorspanndienste leisten werden. Ist die agrarische Gefahr bei den nächsten Wahlen abgewehrt, so ist sie wohl für immer beseitigt.

Glücklicher Weise werden diese Erwägungen durch keinerlei wichtige Staatsinteressen durchkreuzt, denen die Mehrheit der anderen Parteien nicht die gebührende Rechnung zu tragen pflegt. Landheer und Marine sind sammt ihrer Bewaffnung und Verpflegung gesetzlich sicher gestellt; sollten neue nothwendige Bedürfnisse auftauchen, denen der künftige Reichstag seine Anerkennung versagt, so hat ja die Regierung die Auflösung in der Hand. Die bevorstehenden Wahlen dürfen und müssen also ganz unter den Gesichtspunkt gestellt werden, daß es in ihnen gilt, die einzige acute Gefahr der Gegenwart, die agrarische, abzuwehren. —

Bis jetzt wollen die Gutsbesitzer von den wirklichen Heilmitteln ihrer Lage nichts hören; wie der Opiumesser nach Opium und wieder nach Opium verlangt, so schreien die durch unsolide Creditwirthschaft an den Rand des Abgrund Gebrachten nach immer mehr, immer leichterem und immer unsoliderem Credit. Die durch untüchtige und unhaushälterische Wirthschaft den Staat und das Volk ebenso wie sich selbst geschädigt haben, fordern von eben diesem Staat und Volk steigende Opfer, um ihre schlechte Wirthschaft fortsetzen zu können. Je mehr der Staat ihnen darin nachgiebt, desto höher wird der capitalisirte Scheinwerth der Güter über ihren reellen Ertragswerth emporgetrieben, desto ungesunder wird die Position der Besitzer und desto schwieriger die einstige Heilung des Uebels. Die unsolide Borgwirthschaft führt folgerichtig zur Speculation auf Verunsolidirung der Reichsbank, Geldverschlechterung, Brodwucher, Verkehrsunterbindung, Slavisirung der Ostmarken, Einfuhrverbote, Zollkriege, Ruin der Ausfuhr und Hungertod der in diesem Jahrhundert zugewachsenen Industriebevölkerung, die dem Vaterlande den Charakter eines reinen Ackerbaustaates abgestreift hat.

Wenn hingegen der gesunde Sinn des deutschen Volkes sich gegen solche Verirrungen rechtzeitig empört, wenn der Verzweiflungskampf der Agrarier bei den Wahlen sich als vergeblich herausstellt, dann ist zu hoffen, daß die besonneren Elemente unter den Gutsbesitzern gegen die blinden Heißsporne die Oberhand gewinnen, und daß die Einsicht sich Bahn bricht, welche Rettungsmittel allein erreichbar sind und zum Ziele führen.

## Renaissance-Frauen der Gegenwart.

Von Professor Herman Wichmann (Rom).

In Italien giebt es noch einen Typus hoher Frauen, der sich von jener Zeit her erhalten hat, als Vittoria Colonna und die edelsten Damen der Renaissance durch Entfaltung vielseitiger Gelehrsamkeit, häuslicher Tugenden und tiefer Herzensbildung ihren Einfluß in der Gesellschaft geltend zu machen wußten. Dieser Typus ist nicht ausgestorben. Contessa Ersilia Lovatelli, Contessa Antonietta Spezia, Contessa Leontina Fantoni-Gordigiani sind Erscheinungen solcher Eigenart.

Die Gräfin Lovatelli stammt aus dem berühmten Geschlechte der Caetani, sie ist die Tochter Don Michele's, des Duca di Sermoneta und Principe di Teano, eines Mannes, dessen Wissen weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt war. Er galt als einer der größten Dantekenner und stand in freundschaftlichem Verhältnisse zu vielen ausgezeichneten Gelehrten sowohl italienischer als auch deutscher Herkunft, von welch' Letzteren ich besonders Alfred von Reumont und Gregorovius als seine nächsten Freunde nenne. Er hatte in seiner nie ruhenden Thätigkeit, seiner Wißbegier und seinem Eifer, stets das einmal Begonnene auch zu vollenden, etwas von dem Temperament des alten Papstes Bonifazius VIII., seines denkwürdigen Ahnherrn. Dabei trug er mit vieler Ergebenheit ein schweres Unglück: er war blind. Seine Tochter Ersilia erbte die Talente ihres berühmten Vaters und wurde nicht minder berühmt als er. Sie ist Ehrendoctor der deutschen Universität Halle und spricht und schreibt — nur der Papst soll ihr ebenbürtig sein — das beste Latein in ganz Italien. Alle modernen Sprachen stehen ihr zu Gebote. Ihre archäologischen Werke sind bekannt. Sinn für bildende Kunst und Musik ist ihr in individueller Weise eigen. Mit solchen Vorzügen ausgestattet, empfängt sie allabendlich im Familienkreise die Coryphäen der Hauptstadt. Ihre Unterhaltung ist dann stets belebend und herzgewinnend. Was sie deutschen Gelehrten war und ist, zeigt ihr interessanter Briefwechsel mit Gregorovius. Sie ist Mitglied der aus dem Mittelalter stammenden altehrwürdigen Gesellschaft der Lincei (Luchse), die in dem römischen Palaste der Königin Christine von Schweden, am Fuße des Janiculus, seit mehr als einem Jahrhundert tagt. Nur Gelehrte ersten Ranges finden in ihr Aufnahme. Dieselben erhalten dann ein in Kupfer gravirtes Diplom, wie mir solches einst Leopold von Ranke in Berlin zeigte, als er zum Luchse gemacht worden war. Darf ich auch Vergangenheit und Kindheit der edlen Frau berühren, so theile ich mit, daß ich mich rühmen kann, als Musiklehrer in dem kleinen Mädchen Ersilia Geschmack für Mozart und Beethoven, wie überhaupt für unsere Klassiker mit Erfolg geweckt zu haben.

Gräfin Spezia hat das schaffende Talent Ersilia's nicht, dennoch ist sie ihr nach einer andern Richtung hin vielleicht noch überlegen. Im schnellen Erfassen jedweder Lage, im Rath- und Trostgeben, in der Sicherheit des Urtheils steht sie für mich einzig da. Milde, gerecht, streng, wo es sein muß, ist sie immer auf der Höhe der Situation. Belesen wie jene, hält sie sich doch mehr an die Producte italienischer Literatur, während Ersilia einen universellen Zug an sich hat. Ich kenne sie seit meiner Jugendzeit, in welcher mich ihr gediegener Gesang anzog und begeisterte. Sie wohnte damals mit ihrer Mutter, einer berühmten römischen Schönheit, im herrlichen Palazzo Giustiniani, wo sie alltäglich Gelegenheit hatte, die werthvollen antiken Statuen und ausgezeichneten Gemälde der dortigen Galerie zu sehen und ihren Kunstsinn daran zu bilden. Zu der auserwählten Gesellschaft, welche sich in den Gemächern der Spezia's bewegte, gehörten auch die Besitzer des Hauses, die beiden greisen Marchesi Giustiniani, Brüder, die in inniger Liebe zusammen lebten. Aus einer alten genuesischen Patrizier-Familie stammend und größtenteils in Genua verweilend, war ihnen der durch Erbschaft zugefallene römische Palast von der päpstlichen Regierung streitig gemacht worden. Ein von ihnen mit der Letzteren geführter Proceß dauerte 30 Jahre, dann gewannen sie ihn. In jetziger Zeit hätten sie wohl kaum reussirt. Geistlichkeit und Adel bergen doch immer noch ein ideales Element in sich; ein solches besitzt indessen die heute herrschende Plutokratie schwerlich.

Ein drittes Genre ist durch Contessa Leontina Fantoni-Gordigiani vertreten. Sie ist nicht wie die beiden ebengenannten Frauen von hoher Geburt, sondern die edelste Repräsentantin einer in höchster Bildung stehenden bürgerlichen Künstlerfamilie, deren sämmtliche Glieder ungemein vielseitige Begabung mit eisernem Fleiße vereinigen. Gattin des jetzt verstorbenen Grafen Fantoni, war sie schon als Jungfrau die Blüthe und ist jetzt die Frucht der Beziehungen, welche diese beglückten und beglückenden Menschen zu einander unterhalten. Solche Specialität von Kunstjüngern beiderlei Geschlechts findet man nicht selten gerade im Florentinischen.

Luigi Gordigiani, ihr Vater, war der größte Liedercomponist Toscana's, der italienische Schubert. Auf einer Marmortafel, die man an seinem Hause Borgo-Ognissanti angebracht, wird ihm dies von seinen Landsleuten bezeugt. Und wer hätte je Gordigianische Gesänge gehört, ohne ihre Tiefe, ihren Liebreiz zu empfinden? Man denke aber nicht, daß seine Lieder mit deutschem Maßstabe gemessen werden können. Sie sind zwar in ihrer Art eben so schön und vollendet, aber sie sind ganz anders. Der Italiener ist seiner Natur nach Dramatiker, eine deutsche Lyrik im eigensten Sinne ist ihm fremd; daher schließen auch die Gordigiani'schen Gesänge immer ein dramatisches Element in sich. Musik ohne Handlung ist den romanischen Völkern schwer verständlich, deßhalb giebt es keine wirkliche Instrumentalmusik bei ihnen. Ein Sichversenken in reine musikalische Phantasie ohne Worte ist diesen Söhnen des Südens fast unmöglich. Leontina's Bruder, Michele, ist, wie sein Vater der bedeutendste Liedersänger war, so noch heute der größte Portraitmaler von Toscana. Sein Ruf geht über die engen Grenzen der Halbinsel hinaus. Sein Pinsel hat manche Persönlichkeiten der savoyischen Königsfamilie und auch viele Glieder des brittischen Königshauses verewigt. Und auch sein Sohn, Enkel unseres Luigi, ist ein eminentes Talent in der Malerei, jedoch in seiner Richtung vom Vater sehr verschieden. Der Sohn ist ganz in der modernen Richtung aufgegangen, der Vater Idealist, Epigone Raphaels und der großen Niederländer.

Giulietta Gordigiani nun, die Tochter Michele's, zeigt sich uns zu gleicher Zeit als vollendete Clavierspielerin (sie ist die beste Schülerin des großen Pianisten Buonamici) und Concertsängerin ersten Ranges. Niemand trägt die Canzonetten ihres Großvaters mit so innigem, herzergreifendem Gefühle vor als sie. Bewandert in der Weltliteratur, spricht sie zugleich alle modernen Sprachen.

Auf die Hauptperson Leontina zurückzukommen, so liegt ihr Schwerpunct, wie bei Ersilia Lovatelli in der Wissenschaft, bei ihr in der Kunst. Die Melodien ihres Vaters sind auf die Worte ihrer ebenso entzückenden Gedichte gemacht. Wer kennt nicht: „O Santissima Vergine Maria“ und ihre reizenden charakteristischen toscanischen Volksgesänge? Leontina's Aquarelle sind in Florenz bewundert. Sie ist also von seltener Vielseitigkeit; dabei belesen und gewiß den beiden früher geschilderten Damen an Herzensbildung gleich.

Ein Jahr lebte ich in Florenz mit diesen ungewöhnlichen Freunden und sah sie fast täglich. In ihrem ganzen Zusammensein lag für mich sozusagen etwas Geheimnißvolles; die Atmosphäre des Hauses hatte etwas Aetherisches. Und wie sie lebten, starben auch diese Menschen. Die reizende Sofia, eine 16jährige Schwester Leontina's, schwand dahin, lächelnd, tändelnd, immer heiter. Ehe man sich dessen versah, lag sie im Sarge; gelitten hatte sie nicht. — Vor kurzer Zeit

erzählte mir auch die greise Gräfin Fantoni die Umstände, welche den Tod ihres Vaters Luigi verursacht und begleitet hatten. Als zwanzigjähriger Jüngling machte er nämlich eine Reise nach Pest. Vor der Stadt weissagte ihm zufällig eine alte Zigeunerin, daß er in seinem vierundfünfzigsten Jahre sterben würde. Er lachte nur, und bald vergaß er den Spruch. Nach dreißig Jahren war er in Paris, wo er alljährlich ein Concert gab. Da wurde ihm von einer Kartenlegerin unerklärlicherweise das gleiche Prognostikon gestellt. Seit jenem Tage siechte er dahin. Kein Zureden, keine List konnte ihm mehr den Glauben nehmen, daß nach vier Jahren sein Ende mit Gewißheit bevorstehe. Er wurde körperlich nicht krank, aber durch psychische Einwirkung starb er in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre. „Povero babbo" (toscanischer Ausdruck für Papa), sagte die Gräfin, „è morto per impressione".

Und noch andere solche Renaissance-Frauen von heute könnte ich anführen, wie Emilia Peruzzi, die berühmte Gemahlin Ubaldino Perruzzi's, des hochverehrt gestorbenen Sindaco von Florenz — unser bekannter Schriftsteller Heinrich Homberger widmete dieser Frau seine italienischen Novellen und führte uns in der ersten derselben Donna Emilia in ihrer ganzen psychologischen Eigenthümlichkeit vor —, oder die mir aus meiner Jugendzeit bekannte Marchesa Dragonetti mit ihren drei geistreichen Töchtern, ferner mehrere Glieder der alten Familie Borgia, aber bei ihnen wiegt ein politisches Element vor, ohne daß sie jedoch ihre Renaissance-Bildung vernachlässigt oder gar eingebüßt hätten.

Zum Schluß möchte ich nur noch feststellen, daß diese Vorführung dieser weiblichen Gestalten nicht etwa eine Zurücksetzung deutscher Frauen bezwecken soll. Niemand mehr, als gerade ich, ist durch die Gunst des Schicksals in den Stand gesetzt, den Werth einer Deutschen, von der einst unser großer Psychologe Fontane bewundernd sagte: „Oh, ob der Wahrheit, die in dieser Frau liegt" zu ergründen und zu schätzen. Es handelt sich in diesem kleinen Essay nur darum, einen traditionellen italienischen Typus zu kennzeichnen, wie er in so bestimmter Art in Deutschland nicht auftritt. Bei uns ist Alles modern, in einem gewissen Sinne also Ueberlieferung ausgeschlossen. Frauen wie Bettina, Rahel, Dorothea Veit, Henriette Herz, Gisela Grimm sind vielleicht genialer, origineller, mehr geistig producirend. Jede von ihnen steht jedoch für sich vereinzelt da. Was einem alten Culturvolke, wie es die Italiener sind, bei beiden Geschlechtern in allen Classen angeboren und eigen ist, scheint eine unbewußte stete Beobachtung der Form, eine naive Anmuth, eine Eleganz der Bewegung, — Attribute, wie solche als Naturgeschenk uns Kindern des Nordens versagt wurden. Wohl Denen unter uns, die sie erlernen! Das soll nicht etwa heißen, unsere Frauen besäßen keine Grazie. Nein, sie haben sie eben in ihrer Weise individuell, während sie hier typisch erscheint. Auch verweise ich zur Bekräftigung meiner Ansicht, daß den Italienern in Geltendmachung der Form der Vorrang gebührt, unter Anderen auf das Urtheil zweier berühmter, doch absolut verschieden denkender Männer, geistiger Antipoden, wie ich sie nennen möchte: Friedrich Nietzsche und Victor Hehn.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ariadne.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Es giebt in Abbazia eine stille Bucht, wo Dampfer und Boote mit bunten Segeln herumfahren; von da aus sieht man Fiume und die fernen Inseln im violetten Nebel — das wäre ganz malerisch, wenn man nur nicht die Aussicht mit Hotels und Dépendancen verbaut hätte, mit blödsinnigen, spießbürgerlichen Architekturen, sodaß man in diesem Paradiese nichts als Fenster, Terassen und Plätze mit weißen Stühlen und schwarzen Kellnerfräcken sieht. Und dann der Park, wie man ihn jetzt in jedem ausländischen Curort findet: ein Park, wo die Treibhausflora duft- und reizlos vegetirt; einsam und traurig stehen hier und da alte Platanen oder Buchen noch aus der Zeit, da diese lästigen Casernen nicht existirten. Und das dunkle, unbewegliche Grün der Palmen und die geometrischen Linien der Alleen und die Rosenflächen mit dem grellgelben Sand ringsum, die grellgrünen Bänke und die schmetternden Soldatentrompeten und die rothen Hosenstreifen der Generäle — Alles das wird einem nach zehn Minuten schrecklich. Und dabei ist man verpflichtet, man weiß nicht warum, hier zehn Tage, zehn Wochen zu verleben! Gegen meinen Willen mich in den Curorten herumschleppend, habe ich immer deutlicher erkannt, wie unbequem und schlecht die Satten und Reichen leben, wie dürr ihre Phantasie, wie unfrei ihr Geschmack und ihre Wünsche sind. Sie sind in der That in ihren Wünschen beschränkt, all' diese Bankiers, Prinzen, Comtessen und Barone, welche gehorsam wie Schüler auf dem Sande spazieren und sich nicht anders ernähren, zerstreuen und an der Natur erfreuen, als nach dem Preiscourant der Hotelbesitzer. Um wieviel glücklicher als sie sind jene alten und jungen Touristen, die nicht genug Geld haben, um in den großen Hotels zu leben oder aus Abneigung gegen die Parks und die weißen Oberhemden der Kellner nur da wohnen, wo es der Zufall fügt, sich am Anblick des Meeres vom Gipfel der Berge aus, im grünen Grase liegend ergötzen, zu Fuße gehen, die Wälder, Dörfer kennen lernen, die Sitten des Volkes beobachten, seine Lieder hören und sich in seine Frauen verlieben. Während ich also im Park saß, begann es zu dunkeln und im Zwielicht erschien meine Ariadne, elegant und geschmückt, wie eine Prinzessin; Lubkow folgte ihr, in einem ganz neuen Anzug.

Als sie mich erblickte, schrie sie vor Freude auf, und wäre es nicht im Park gewesen, so wäre sie mir gewiß um den Hals gefallen. Sie drückte mir also kräftig die Hände und lachte, und ich lachte auch, aber ich hätte lieber geweint. Nun begannen die Fragen: wie geht es zu Hause dem Vater, ob ich den Bruder gesehen und dergleichen. Sie fragte auch, ob ich mich noch immer der Gründlinge, unserer kleinen Zänkereien, der Picknicks erinnere ... „Ach, wie war das Alles schön!" seufzte sie, „aber wir leben auch hier nicht langweilig. Wir haben viele Bekannte, morgen stelle ich Sie einer russischen Familie vor. Nur bitte ich, kaufen Sie sich einen andern Hut — der da ist so komisch." Sie musterte mich und faltete die Stirn: „Abbazia ist kein Dorf", sagte sie, „hier muß man comme il faut sein."

Später gingen wir in's Restaurant. Ariadne lachte während der ganzen Zeit, ulkte und nannte mich „Lieber, Guter, Kluger" und wollte es fast nicht glauben, daß ich neben ihr war. So saßen wir also bis elf Uhr und gingen sehr zufrieden — sowohl mit dem Souper wie miteinander — nach Hause. Am folgenden Tag stellte sie mich der russischen Familie vor: „Sohn des berühmten Professors, unser Gutsnachbar." Sie sprach mit dieser Familie nur von ihren Gütern und Ernten und berief sich dabei immer auf mich. Sie wollte für eine sehr reiche Gutsbesitzerin gelten, und das gelang ihr wirklich. Sie benahm sich wie eine echte Aristokratin, die sie übrigens ihrer Herkunft nach ja auch war, wie eine verwöhnte Weltdame, die den Werth des Geldes gar nicht kennt.

„Ist das aber eine böse Tante!" rief sie plötzlich mit einem Lächeln. „Wir haben uns nämlich ein wenig gezankt, und sie reiste gleich nach Meran ab, die Garstige!"

Später, als ich mit ihr im Park spazierte, fragte ich: „Von welcher Tante sprachen Sie denn vorhin? Was für eine Tante?"

„Das ist eine Nothlüge", sagte sie lachend. „Die Leute dürfen es nicht wissen, daß ich ohne Reisegefährtin bin." Nach einem minutenlangen Schweigen schmiegte sie sich an mich und sagte: „Liebster, befreunden Sie sich doch mit Lubkow! Er ist so unglücklich! Seine

Mutter und seine Frau sind einfach entsetzlich. Wenn ich ihnen je begegne, will ich ihnen meine Meinung sagen!" Sie sprach Lubkow mit Sie an und als sie schlafen ging, verabschiedete sie sich von ihm ganz ebenso wie von mir: „Auf morgen." Sie wohnten in verschiedenen Stockwerken — das gab mir Hoffnung, daß Alles Unsinn sei, und daß es zwischen ihnen gar keinen Roman gebe; ich fühlte mich deßhalb erleichtert, wenn ich mit ihnen zusammentraf. Und als er einmal um ein Anlehen von 300 Rubel bat, gab ich sie ihm mit großem Vergnügen.

Jeden Tag spazierten wir, spazierten wir bloß. Bald bummelten wir im Park, bald aßen, bald tranken wir, dazu tägliche Gespräche mit der russischen Familie. Ich hatte mich nachgerade daran gewöhnt, daß ich im Park unvermeidlich den gelbsüchtigen Alten, den geistlichen Herrn und auch den österreichischen General begegnete, der immer ein Spiel Karten bei sich trug und wo es nur möglich war, Patience legte, wobei er nervös mit den Schultern zuckte. Und die Musik spielte immer dasselbe. Zu Hause schämte ich mich oft vor den Bauern, wenn ich an Wochentagen mit einer Gesellschaft zu einem Picknick fuhr oder fischte, und gerade so schämte ich mich auch hier vor den Bedienten, Kutschern und Arbeitern, denen ich begegnete, denn es schien mir immer, als ob sie mich ansähen und dächten: Warum thust du nichts? Und diese Scham empfand ich täglich vom Morgen bis Abend. Es war eine merkwürdig unangenehme und monotone Zeit; die einzige Abwechslung bestand darin, daß Lubkow von mir bald hundert, bald 50 Gulden borgte, und so bald er sie hatte, plötzlich belebt, wie der Morphinist vom Morphium, wieder laut zu lachen anfing — über seine Frau, über sich selbst oder über seine Gläubiger.

Im Allgemeinen schien er im Auslande ein wenig nachdenklich geworden und wie von einer Sorge bedrückt. „Hier schlafe ich schlecht", sagte er. „Der Teufel hole diese Familienangelegenheiten. Der Onkel hat meiner Frau und der Mutter meine Adresse mitgetheilt, und nun bombardiren mich Beide mit Depeschen und Briefen."

Die Regentage kamen, es wurde kalt. Wir fuhren nach Italien, und ich telegraphirte dem Vater, daß er mir um Gotteswillen nach Rom einen Check von 800 Rubel schicken solle. Wir blieben in Venedig, Bologna, in Florenz, und in jeder Stadt geriethen wir unvermeidlich in die theueren Hotels, wo man uns jedesmal für Beleuchtung und Bedienung und Heizung und Frühstück und auch extra für das Recht, nicht im gemeinschaftlichen Saale speisen zu müssen, viel Geld abnahm. Wir aßen schrecklich viel. Des Morgens servirte man uns Kaffee, aber nicht einfach eine Tasse oder ein Glas voll, sondern Café complet d. h. mit Milch, Butter, Weißbrod und Honig; um ein Uhr Dejeuner: Fisch, Fleisch, eine Omelette, Käse, Früchte und Wein. Um sechs Uhr Diner mit acht Speisen und langen Pausen, während denen wir Bier und Wein tranken. Gegen neun Uhr Thee. Vor Mitternacht verlangte Ariadne zu essen und bestellte Schinken und weiche Eier. Um ihr Gesellschaft zu leisten, aßen wir auch. In den Zwischenacten dieses Speiseprogrammes liefen wir in die Museen und Ausstellungen, mit der beständigen Furcht, wir könnten die Frühstücks- oder Mittagsstunde versäumen. Man kann die Kunst nicht mit vollem Magen lieben; wäre ich ein Maler, ich würde die Barbaren verachten, die an der Table d'hôte essen. Als ich mich für die Kunst zu interessiren, die Galerien zu besuchen und Kunstbücher zu lesen begann, nahm ich an keiner Wirthstafel mehr theil, sondern nährte mich bloß von Radieschen und Brod und fühlte mich dabei leicht und frei, wie auf Flügeln. Schleppte ich mich aber mit Ariadne und Lubkow vor den Bildern herum, so zog es mich magnetisch nach Hause, um mich niederzulegen, ich suchte mit den Augen immer einen Stuhl und sagte wiederholt mechanisch den Anderen nach: „Welche Pracht! So viel Luft!" Ich Heuchler! Wir satten Schlangen schenkten unsere Aufmerksamkeit lieber glänzenden Dingen. Die Schaufenster der Kaufläden hypnotisirten uns, wir waren von den unechten Broschen entzückt und kauften eine Menge solch unnützer Dinge. Das gleiche geschah in Rom. Es regnete, und ein kalter Wind blies. Nach einem reichlichen Frühstück fuhren wir nach der Peterskirche, und dank unserer Uebersättigung und vielleicht auch wegen des schlechten Wetters machte sie auf uns gar keinen Eindruck, wir warfen einander aber Gleichgiltigkeit gegen die Kunst vor und geriethen beinahe in Streit.

Vom Vater traf Geld ein. Ich ging eines Morgens, um es in Empfang zu nehmen, und Lubkow begleitete mich. „Die Gegenwart ist nicht vollkommen glücklich, wenn es eine Vergangenheit giebt," bemerkte er. „Von der Vergangenheit blieb mir ein großer Packen auf dem Halse. Wenn ich Geld hätte, wäre es am Ende zu ertragen, aber so, von allem entblößt . . . Können Sie sich das denken, daß mir nur acht Francs blieben!" fuhr er fort, indem er die Stimme senkte „und ich muß der Frau hundert und der Mutter ebensoviel schicken. Ja, und hier muß man doch auch leben. Ariadne ist wie ein Kind, sie will meine Lage nicht begreifen und wirft mit dem Gelde nur so herum. Wozu hat sie gestern eine Uhr gekauft? Und wozu sollen wir fortfahren zu heucheln? Daß Ariadne und ich vor den Dienstboten und Bekannten unsere Beziehungen verbergen, kostet uns täglich überflüssige 10—15 Francs, indem ich ein besonderes Zimmer bezahlen muß. Wozu das Alles?"

Der dreieckige Stein fiel wieder auf meine Brust. Es war nicht mehr die Ungewißheit, alles war jetzt klar; mir wurde ganz eisig, und ich entschloß mich sofort, Beide nicht mehr zu sehen, ihnen zu entfliehen und gleich nach Hause zu reisen . . .

„Mit einem Weib anzubandeln ist leicht," fuhr Lubkow fort, „man braucht es nur zu schmücken, aber später, wie schwer lastet Alles, und welcher Unsinn!" Als ich das empfangene Geld zählte, sagte er: „Wenn Sie mir nicht tausend Francs borgen, bin ich verloren. Ihr Geld ist für mich die einzige Rettung."

Ich gab ihm das Verlangte, und er belebte sich sogleich und lachte über seinen Onkel, den Sonderling, der seine Adresse nicht hatte geheim halten können.

In's Hotel zurückgekehrt, packte ich meine Sachen und bezahlte die Rechnung. Es blieb mir noch übrig, mich von Ariadne zu verabschieden. Ich klopfte bei ihr an. „Entrez!" In ihrem Zimmer herrschte eine große Unordnung: auf dem Tische Theegeschirr, Brodreste, Eierschalen, ein erstickender Parfümgeruch. Das Bett war noch nicht gemacht und sehr durchwühlt. Ich erkannte darunter Lubkow's riesige Pantoffeln . . . Ariadne war kurz zuvor aufgestanden, noch nicht frisirt und trug eine Flanelljacke. Ich grüßte und saß eine Minute still da, um ihr Zeit zu lassen, ihr Haar in Ordnung zu bringen, dann fragte ich am ganzen Leibe zitternd: „Wozu . . . wozu haben Sie mich nach Italien bestellt?"

Sie errieth offenbar, was ich dachte, und faßte meine Hand. „Ich will, daß Sie da bleiben," sagte sie. „Sie sind so rein!"

Ich schämte mich meiner Aufregung und fürchtete, am Ende noch gar in Thränen ausbrechen zu müssen. Ohne ein Wort ging ich hinaus, und schon nach einer Stunde saß ich im Waggon. Während der ganzen Fahrt stellte ich mir Ariadne in Lubkow's Armen vor und mir ekelte vor ihr und allen Frauen, die ich in den Waggons und auf den Stationen sah. Ich war in der Lage eines neidischen und gierigen Geizhalses, der plötzlich erkennt, daß alle seine Dukaten unecht sind. Die reinen, anmuthigen Bilder, die so lange meine Phantasie sich von der Liebe gemacht hatte, meine Pläne, meine Hoffnungen, meine Erinnerungen, meine Ansichten über die Frauen — Alles verhöhnte mich jetzt und zeigte mir die Zunge . . . Ein lästiger Schwarm von Fragen, die ich nur immer wieder mit Fragen beantworten konnte, kreiste in meinem Gehirn. Ariadne, dieses junge, schöne, kluge Mädchen, die Tochter eines Senators, in einem illegitimen Verhältniß mit solch einem uninteressanten Alltagsmenschen? Warum aber sollten sie denn Lubkow nicht lieben? antwortete ich mir selbst. Wieso ist er schlechter als ich? O, mag sie lieben, wen sie will, aber warum all' die Lügen? . . . Aus welchem Grunde sollte sie eigentlich mit mir aufrichtig sein? . . . und so weiter im Fragenspiel bis zur Betäubung. Und indem ich mich gleichzeitig unserer letzten Reisen erinnerte, sagte ich mir: Der Teufel treibt sein Spiel mit mir! . . . Im Coupé wurde es kalt. Ich fuhr erster Klasse, aber da saßen ihrer drei in einer Sitzreihe, Doppelfenster gab es nicht, die Thüre führte

direkt in's Coupé, und ich fühlte mich eingeengt, verlassen elend und fror schrecklich an die Füße, und immer unaufhörlich dachte ich: wie verführerisch war sie heute in ihrer Bluse mit dem aufgelösten Haar, und plötzlich packte mich eine so heftige Eifersucht, daß ich vor Schmerz aufsprang. Meine Nachbarn sahen mich mit Erstaunen, ja mit Schrecken an.

Zu Hause fand ich haushohen Schnee und zwanzig Grad Kälte. Ich liebe den Winter, weil es bei mir zu Hause immer besonders warm zu sein pflegt. Es ist ein Genuß, an einem hellen Frosttag im Pelz und in Filzstiefeln irgend etwas im Garten zu thun, dann in einem gut geheizten Raum zu weilen, indeß der Vater am Kamin sitzt . . . oder ein Schwitzbad zu nehmen! Nur ohne eine Mutter oder Schwestern oder Kinder im Hause, ist es an Winterabenden traurig und still. Aber je wärmer und gemüthlicher es ist, desto poetischer erscheint des Windes Heulen im Ofen, desto empfindlicher fühlt man die Abwesenheit von Verwandten. Und in diesem Winter, als ich aus dem Auslande zurückkehrte, waren die Abende lang, sehr lang, und vor Schwermuth konnte ich nicht einmal lesen. Am Tage ging es noch leidlich mit Hin und Her, Schneereinigen, Hühner füttern, aber an den Abenden war es zum Umkommen. Ich stellte mir Ariadne in Lubkow's Armen vor, und die Fragen, immer dieselben, schwirrten stets in meinem Gehirn. O wie ich litt, wenn Sie wüßten! Früher sah ich Gäste nicht gern, jetzt freute ich mich ihrer, denn ich wußte ja, daß von Ariadne die Rede sein würde. Oft kam der Spiritist Kotlowitsch um von der Schwester zu sprechen, und manchmal brachte er seinen Freund mit, den Fürsten Maktuew, der in Ariadne nicht weniger als ich verliebt war. Es war dem Fürsten ein Bedürfniß, in ihrem Zimmer zu sitzen, die Tasten ihres Clavieres zu berühren, in ihren Noten zu blättern; ohne dergleichen konnte er nicht leben, und der Geist des Großvaters Ilarion fuhr fort zu prophezeien, Ariadne werde früher oder später Maktuew's Frau. Bei uns blieb gewöhnlich der Fürst vom Frühstück bis Mitternacht, und er schwieg immer; schweigend trank er zwei, drei Flaschen Bier und nur selten, bloß um seine Theilnahme am Gespräch zu zeigen, lachte er kurz, traurig und blöde. Bevor er nach Hause ging, führte er mich stets bei Seite und fragte halblaut: „Wann haben Sie Ariadne zum letzten Mal gesehen? Ist sie gesund? Ich glaube, sie langweilt sich dort nicht, was?" (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Große Berliner Kunstausstellung.

#### 1. Die Plastik.

Berlin galt lange Zeit als die traditionelle Bildhauerstadt. Nachdem die Künstler jedoch angefangen haben, mit den Fabrikanten um die Wette in patriotischen Denkmälern zu concurriren, haben sich bemerkenswerthe Machtverschiebungen auf dem Gebiet der Plastik vollzogen. Nach den vereinzelten glänzenden Leistungen der Vorjahre scheint gegenwärtig eine vollständige Stagnation in Berlin eingetreten zu sein. Sehen wir von den Werken älteren Datums ab, so bietet die Abtheilung der Plastik der Großen Kunstausstellung des Anregenden herzlich wenig.

An erster Stelle verdient der Belgier Van der Stappen genannt zu werden. Er ist den Berlinern kein unbekannter Gast mehr, aber erst die diesjährige Collectivausstellung seiner Werke gestattet uns ein vollkommenes Urtheil über diesen reich begabten Künstler. Seine Phantasie ist unerschöpflich, sein Darstellungskreis allumfassend, kein Stoffgebiet scheint ihm verschlossen zu sein, er schildert das werkthätige Volk in allen Situationen. Ein Werk von tiefer Tragik sind die „Städte-Erbauer," zwei nach vollbrachter That erschlafft zusammengesunkene Cyklopen der Arbeit; in liebenswürdiger Auffassung schildert er den in seine Arbeit versunkenen Kunsthandwerker; die Aehrenleserin, Wasserträgerin und ähnliche Figuren führen uns in die Kreise des ländlichen Proletariats. Van der Stappen huldigt vollkommen der naturalistischen Kunstanschauung, jeder Gegenstand, jede Episode aus dem Leben ist ihm gerade recht als Vorwurf, aber dennoch ist er weit davon entfernt, das Häßliche um seiner selbst willen darzustellen, er benutzt es nur wie jeder große Künstler, um Contrastwirkungen zu erzielen, daher bietet er auch in seinen Werken etwas mehr als eine platte Copie der Natur, der gedankliche Inhalt wird stets alle andern Momente überwiegen. Wie an mehreren Büsten deutlich erkennbar, abstrahirt er sogar von der plastischen Form, wenn ihm die rein malerischen Ausdrucksmittel einen größeren Erfolg in der Charakterisirung des Dargestellten versprechen. Von seinen symbolisch-allegorischen Werken fesseln durch Inhalt und Form in gleichem Maße: das „Meer," eine von den Wellen umschlungene liegende weibliche Figur und der „Tintenfisch," ein jugendlicher Mann in ähnlicher Stellung und Auffassung. Etwas sehr räthselhaft erscheint mir dagegen die geheimnißvolle Sphinx, ein weiblicher Kopf in Elfenbein und Gold ausgeführt.

Wenn man im Bann der gedanklich tiefen Arbeiten eines Van der Stappen gestanden hat, so büßt die hiesige Atelierkunst vollends ihren Reiz ein. Mancher Berliner Künstler hat allerdings versucht, sich die Art der Franzosen und Belgier anzueignen, aber sobald er die heimischen Traditionen verleugnet, geht es ihm wie dem Schuster, der nicht bei seinem Leisten bleibt. Der vielseitige Eberlein ist, nachdem die Geschäftsconjunctur in Kaiser- und Kriegerdenkmälern sich erheblich verschlechtert hat, an ein anderes Stoffgebiet getreten. Er stellt Gottvater in dem Moment dar, wie er Adam den Odem einhaucht. Daß ihm diese Aufgabe nicht gelungen ist, dafür kann man Eberlein nicht verantwortlich machen, da unter seinen Händen auch der tiefsinnigste Vorwurf sich in einen recht harmlosen Einfall umwandelt. Wäre er bei dem ihm eigenthümlichen Gebiet geblieben, bei der Darstellung weiblicher Anmuth und Grazie, er hätte noch manche die Sinne bestrickende Venus und Psyche geschaffen, aber in der Entwickelung eines tieferen Gedankens spielt ihm seine virtuose, auf die pikante Wiedergabe des Nackten gerichtete Technik selbst den bösesten Streich. Wäre ich nicht durch den Catalog eines Andern belehrt worden, ich hätte die Arbeit Eberlein's für eine amüsante Episode aus dem an erotischen Excessen so reichen Leben der Olympier gehalten. Bessere Resultate erzielt er, so lange er über die Grenzen der Kleinplastik nicht hinaus geht. In einem Adam- und Evacyklus, einer Folge von vier Gruppen, ist die seelische Stimmung der handelnden Personen recht anschaulich zum Ausdruck gebracht.

Auch unseren Denkmalbildhauern dürfte ein Studium der Kunst des Van der Stappen nicht zum Nachtheil gereichen. In seiner Specialausstellung treffen wir die in halber Lebensgröße ausgeführte Statue Wilhelms des Schweigsamen von Oranien an, welche uns den Beweis liefert, daß auch eine der Vergangenheit angehörende Gestalt in lebendiger Auffassung geschildert werden kann und daß nicht immer die theatralische Gespreiztheit ein Charakteristicum der alten Haudegen gewesen ist. Die Figuren in der Siegesallee haben uns allerdings zu dieser Annahme verleiten müssen. Wenn es einem Ausländer gelungen ist, eine historische Person dem modernen Empfinden näher zu rücken, um wie Vieles lebenswahrer sollten da erst die noch unter uns weilenden Persönlichkeiten geschildert werden können! In der Ausstellung befinden sich drei Colossalstatuen des Fürsten Bismarck, von denen aber nicht einer einzigen eine individuelle Auffassung zu Grunde liegt, die relativ beste ist die von Hugo Cauer, doch ist auch hier die Haltung des Kanzlers zu stark posirt. Von den übrigen Denkmalfiguren zeichnet sich die Colossalstatue Moltke's von Ernst Seeger vortheilhaft aus. Moltke ist nicht als der mit allerhand Flittertand überschüttete Feldmarschall, sondern als der schlichte Mensch und große Denker in einer bestimmten Situation dargestellt; hierin allein beruht der Erfolg Seeger's. Derselbe Künstler hat auch eine herrlich erblühte, an den Grenzen der Weiblichkeit angelangte Mädchengestalt „Jugend" ausgestellt. Die Darstellung des jugendfrischen nackten weiblichen Körpers ist auch Herrmann Hausmann in seiner Brunnenfigur trefflich gelungen. Die Freude an dem Nackten ist also trotz spießbürgerlicher Bedenken nicht im Schwinden begriffen. Reich ist die Ausstellung an kleineren fleißig studierten männlichen und weiblichen Akten, auf größere Compositionen müssen wir jedoch in diesem Jahr verzichten. Anspruch auf Beachtung kann die in voller Action erfaßte Gruppe Achill mit dem Leichnam des Hektor von Hans Everding erheben.

Die Sonderausstellungen der leider zu früh verstorbenen Bildhauer Lock und Geiger dürften das allgemeine Interesse sicherlich auf sich lenken. Von den größeren Compositionen Michel Lock's, der sich als Autodidact zu einer ansehnlichen künstlerischen Höhe durchgerungen hat, ist nur die vielfach genannte Gruppe „Ich habe keine Zeit müde zu sein" ausgestellt. Diese in eine harmonische Stimmung ausklingende Arbeit ist indessen für Lock, dessen Stärke in der mächtigen einheitlich geschlossenen Composition gipfelt, wenig charakteristisch. Auch die kleine Arbeit „Kommt her zu mir" und die Skizze „Lerne leiden ohne zu klagen" lassen uns die Bedeutung dieses eigenartigen Künstlers, der in mancher Hinsicht an die alten Nürnberger Meister erinnert, andererseits aber auch die Formensprache der Renaissance beherrscht, nicht im Entferntesten erkennen.

Ueber das Lebenswerk Nicolaus Geiger's gewinnen wir einen vollkommeneren Ueberblick. Es sind Arbeiten aus verschiedenen Perioden dieses Künstlers ausgestellt. Weiteren Kreisen dürfte „die Arbeit", Broncestatue eines Schmiedes, der im Vollbewußtsein seiner Kraft auf seine Arbeit blickt, bekannt sein. Einem anderen Genre gehören die tanzenden Kinder, zwei Marmorreliefs an; zu dieser Arbeit haben zweifellos die Vorbilder Donatello's dem Künstler die Anregung gegeben. Das lustig bewegte, eine echt morgenländische Stimmung athmende

Relief im Giebelfelde der Hedwigskirche, zeigt uns Geiger auf der Höhe seines Könnens. Die höchste seelische Spannung ist in der sitzenden Figur „Versuchung“ ausgedrückt; die sinnliche Erregtheit, die den ganzen Körper Eva's wollüstig erschüttert, löst sich „Nach dem Sündenfall“ in die tiefste moralische Depression aus.

Im Anschluß hieran sei auf die Specialausstellung Max Kruse's, des Schöpfers des vortrefflichen Siegesboten von Marathon hingewiesen. Außer dieser Arbeit treffen wir noch manchen alten Bekannten an, so die groß angelegte Gruppe „Mutter Erde“, ein Grabmonument. Unsere besondere Aufmerksamkeit müssen wir aber heute den Holzskulpturen zuwenden. Kruse hat sich dadurch, daß er diese fast verloren gegangene Technik der Vergessenheit entrissen hat, ein entschiedenes Verdienst um die Sculptur erworben. Man trifft wohl auf jeder Ausstellung einmal eine in Holz ausgeführte Arbeit an, selten aber eine Holzsculptur. Die Künstler haben sich damit begnügt, die Modellirtechnik auf jedes feste Material, ob Stein, Holz oder Bronce mechanisch zu übertragen, und das nennt man Bildhauerei. Die Methode ist ja eine recht bequeme, nur schade, daß dadurch die charakteristische Wirkung des Materials aufgehoben wird. Die Form mit dem Material wieder in Einklang zu bringen, war der Hauptgesichtspunkt, von dem sich Kruse bei der Anfertigung der höchst individuell erfaßten Büsten von Liebermann, Hauptmann und Leistikow hat leiten lassen. Als glänzende technische Leistungen sind auch die nicht minder künstlerisch hervorragenden Arbeiten „Liebe“, das unbewußte Bekenntniß zweier jugendlicher Menschenkinder, und „Diana“, ein kräftig erblühtes Weib, zu bezeichnen. Bedenklich erscheint es mir jedoch, wenn Kruse, nur um technische Nennungen zu erzielen, seine Zuflucht zu einem alten Scherzartikel, dem vertieften transparenten Relief, nimmt. Wir wollen von einer Kritik des virtuosen Kunststückchens „Schweißtuch der h. Veronica“ Abstand nehmen, um nicht den günstigen Gesammteindruck seiner Abtheilung zu verwischen.

Johannes Gaulke.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals gegen die Auftheilung Chinas.

Verehrter Herr!

Mein Aufsatz in Nr. 19 hat, wie ich voraussah, viele Angriffe zu bestehen. Ich wiederhole aber, die Bekehrungserfolge der alten verföhnlichen Missionare waren glänzend, numerisch und qualitativ; in allen Classen der Gesellschaft machten die damaligen chinesischen Christen wirksam Propaganda durch ihre leuchtenden Tugenden; das Christenthum stand in China früher in hohem Ansehen; bis heute wird in China den alten Missionaren dankbares Andenken bewahrt (Tscheng-Ki-Tong). — Sehr anders lautet, was wir aus den Darstellungen der unbefangenen Beobachter über die moderne Mission in China erfahren: im Gegensatze zu den Selbsttäuschungen der Missionare sind die Missionserfolge numerisch verschwindend gering (M. v. Brandt und „Grenzboten“), trotz der auf die Missionszwecke verwendeten Unsummen („Grenzboten“). Als anmaßend und herrschsüchtig, friedenstörend und revolutionär ist die christliche Mission allgemein verhaßt (Gray, Exner, Simon), und zwar nicht nur bei den Chinesen, sondern auch mißliebig bei den ortskundigen abendländischen Residenten; auch bei ihnen gilt heute der christliche Chinese als ein verderbter, moralisch herabgekommener Mensch: man hütet sich, ihn als Diener oder Beamten anzustellen (Rudolph Lindau). Und alle diese geradezu bedrohlichen Mißverhältnisse sind auf das Treiben der modernen Missionare zurückzuführen, welche in ihrer hypnotischen Voreingenommenheit leider nur zu selten „uneigennützig und lauter“ sind (wiewohl die meisten der deutschen Sendboten es sein mögen), sondern dem unbefangenen Beobachter nur zu oft sehr anders erscheinen. „Für uns Europäer bilden die das ganze Volksleben beherrschenden gemeinnützigen Vereine insofern ein Hinderniß, als der Chinese immer geneigt sein wird, uns Alle, ob wir nun Kaufleute, Beamte oder Missionare sind, in dem Verdacht zu haben, als wollten wir ihnen das Christenthum aufzwingen, dessen Ueberlegenheit sie nun einmal Angesichts der vollständig religionslosen praktischen Chinesenmoral nicht anerkennen wollen. Von den Predigten der Missionare, die dem im Christenthum aufgewachsenen Europäer leicht verständlich sind — (?), versteht selbst der gebildete Chinese wohl kaum die Hälfte, und was er versteht, oft falsch. Dagegen leuchtet ihm die Art, wie ein chinesischer gemeinnütziger Aufruf an das einfache Menschengefühl appellirt, viel mehr ein ... Die Missionsgesellschaften in England und Amerika haben das System verfolgt, ihre Anstrengungen durch Vermehrung ihrer Mannschaften zu verdoppeln. Wo früher nur ein Dutzend Missionare zu wirken versuchte, werden jetzt Hunderte von zum Theil recht jungen und unerfahrenen Leuten hinausgeschickt; oft ohne tiefere Geistesbildung, durch weiter nichts als Glaubenseifer ausgezeichnet. Dadurch wird der Sache nur geschadet. Der Widerstand der Gebildeten, von denen man sagen kann, daß sie weder Buddhisten noch irgend etwas Anderes sind, indem sie sich gegen Alles, was über die einfachste Moral hinausgeht, ablehnend verhalten, wird dadurch nur umsomehr herausgefordert. Früher oder später sind von der pilzartigen Vermehrung des Missionspersonals schlimme Folgen zu erwarten.“ (Fr. Hirth). — „Der Ehrgeiz, die Herrschsucht und Urtheilslosigkeit eines gewissen Theiles der in China wirkenden französischen, englischen und amerikanischen Missionare tragen die Schuld an dem durchaus berechtigten Mißtrauen, welches die chinesischen Behörden der Propaganda des Christenthums, gleichviel in welcher Form dieselbe auftritt, entgegentragen ... Man frage nur bei den diplomatischen Vertretern im Osten nach, und man wird daselbst wenig Sympathie für diese Pioniere finden ...“ 2c. (Exner). Auch der katholische Missionar habe keinen Zutritt zum eigentlichen Familienleben (v. Gundlach). — In unseren Beziehungen zu China sei die ältere Cultur zu achten, statt die Erzeugnisse unserer Mistbeeten-Cultur ihm aufzudrängen; dort, in China, sei noch Autorität statt Majorität maßgebend (v. Brandt). — Besonders die englischen und amerikanischen Missionare seien hinsichtlich der Verhältnisse Chinas von kaum glaublicher Unwissenheit; sie getrauen sich Festungen einzunehmen, ohne deren Beschaffenheit und Stärke zu kennen; daher seien ihre Mißerfolge begreiflich (Brief aus Shanghai an die „Grenzboten“). — „Das Publicum in den „Häfen“ betrachtet sie — d. h. die katholischen Missionare — als eine Quelle von Verlegenheiten ... Sie unterstützen die unbegründetsten Forderungen schlechter Menschen ... Sie bedrücken die Nichtchristen und erbittern das Volk ... Sie veranlassen die Christen, sich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern; sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen; sie lösen Eheversprechen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften aus eigennützigen Gründen Unfrieden ... Sie belästigen die Behörden durch ihre übertriebenen Forderungen und entblöden sich nicht, die Christen dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen“ (v. Hübner). — „Mit achtbaren Ausnahmen sind die Missionare wahre Geißel; die europäische Civilisation könnte in China keiner schlimmeren Agenten sich bedienen.“ (Eugène Simon). — Die Behauptung eines meiner Gegner: „den Ahnentafeln, welche der Chinese für den Sitz der Seele der Ahnen hält, kommt cultliche Verehrung zu“ — widerspricht der wirkliche Sachverhalt. Der darüber befragte Chinese pflegt es sich zu verbitten, daß man ihm die Albernheit einer solchen Annahme zu Muthe; damit befindet er sich im Einklange mit den canonischen Schriften, welche es ausdrücklich und wiederholt ablehnen, die Regeln und Vorschriften der im Ahnencult zum Ausdrucke gelangenden Diesseiter-Moral mit irgend welchen Jenseiter-Anschauungen zu vermengen, woher denn auch diese Letzteren, mochten sie wie immer beschaffen sein, historisch während Jahrtausenden als vereinbar mit dem religiös vollkommen indifferenten Ahnencult sich erwiesen haben, — bis im vorigen Jahrhunderte die Dominicaner in ihrer Kampfes- und Eroberungslust die gänzlich unbegründete gegentheilige Auffassung geltend gemacht haben. Die canonische Auffassung wird u. A. durch folgenden Ausspruch ihres Codificators Confucius gekennzeichnet. Von einem Schüler befragt: ob die Todten wüßten, was unter den Lebenden sich begebe, oder ob sie davon nichts wüßten? — hat Confucius ausweichend geantwortet: „Wollte ich sagen, die Todten hätten ein Wissen davon, so müßte ich fürchten, daß fromme Söhne und folgsame Enkel ihr Leben fortwerfen möchten, um zu den Todten zu gelangen; wollte ich sagen, daß die Todten keine Kunde davon hätten, so müßte ich fürchten, daß unfromme Söhne ihre Verwandten vernachlässigen und sie nicht beerdigen möchten. Man solle daher nicht zu wissen wünschen, ob die Todten davon eine Kunde hätten oder nicht; man solle jetzt nicht zu hastig fragen; die Antwort erfolge später von selbst.“ (Plath.) Somit ist es unzweifelhaft, daß die Ahnencult-Handlungen keineswegs abgöttische sind und daß sie nur als sinnbildliche Erinnerungsfeierlichkeiten zu gelten haben, genau ebenso wie die Angehörigen der christlichen katholischen Confessionen Culthandlungen vor Heiligenbildern celebriren, welche vom Dogma keineswegs als Sitz der Seelen der Heiligen angesehen werden. Und hier ebenso wie dort bleibt es dem Bedürfnisse des frommen Gemüths anheimgegeben, den Gegenstand der Verehrung mehr oder weniger lebendig vorzustellen.

Ebenso mißlungen ist die gegnerische Herleitung: die beim Ahnencult dargebrachten Opfer müßten abgöttische Bedeutung haben, „weil das canonische Buch shi-king unter den Ahnenopfern Weihrauch, Früchte und Thiere, ja in einem vereinzelten Falle sogar ein Menschenopfer erwähnen.“ — Der shi-king ist aber eine Auswahl von 305 besonders poetischen, aus dem Volksmunde gesammelten Liedern, wovon die ältesten vor 3644 und die Jüngsten vor 2484 Jahren aufgeschrieben worden sind (Plath). Diese Lieder bezeugen also zum Theil lediglich die volksthümlichen Erinnerungen aus prähistorischer Zeit, in welche schamanischer Geist noch hineinragte. — Daraus für den historischen, seit Confucius geregelten, Ahnencultus abgöttischen Charakter zu folgern, ist eine noch stärkere Leistung, als wenn man den heutigen Juden und Christen Abgötterei vorwerfen wollte, weil ihren, an der Grenze der Prähistorie stehenden Erzvätern das Darbringen blutiger Opfer — ja dem Abraham sogar die Absicht eines Menschenopfers an seinem eigenen Sohne — nachgesagt werde; — weil noch heute das Passahlamm geschlachtet werde; — weil die Bücher, welche vom Blutvergießen der Erzväter erzählen, den Christen als canonische gelten u. s. w. Meine Gegner haben nicht bedacht, daß die auf die Jesuiten-Missionare des 16.—18. Jahrhunderts geschleuderte Beschuldigung: als hätten sie ihren Beichtkindern nur mittelst einer reservatio mentalis die Accomodation an den Ahnencult gestattet: „falls nämlich die Convertiten ein andächtiges Bild oder ein Kreuz, oder den heiligen Namen Jesus über den

Ahnenaltar aufstellten" — daß diese Beschuldigung aus keiner anderen Quelle herstammen kann, als aus den von den Dominicanern beim Papst gegen ihre Rivalen, die Jesuiten, eingereichten Anklage-Acten. Da nun aber bekannt ist, wie geläufig es den Dominicanern, den Monopolisten der Ketzerprocesse und Scheiterhaufen — wie geläufig es ihnen gewesen ist, hinein zu inquiriren, was sich nicht heraus inquiriren ließ, so liegt es auf der Hand, daß dieser Beschuldigung an sich gar kein Werth beizumessen ist. Dazu kommt noch erstlich, daß gar kein Anlaß und gar keine Nothwendigkeit vorlag, an sich religiös indifferente Handlungen erst gleichsam zu entsündigen mittelst einer Art reservatio mentalis, — woher die Beschuldigung offenbar aus der Luft gegriffen war — und zweitens, daß die alten Missionare des 16. bis 18. Jahrhunderts sehr entschieden bedacht gewesen sind, auf alle unwesentlichen und entbehrlichen Cultrequisite und symbolischen Gegenstände, insoweit sie dem chinesischen Empfinden fremdartig erschienen, zu verzichten — wie sie z. B. sogar die Marienbilder und den Mariencult aus den chinesisch-christlichen Kirchen entfernt hatten („Grenzboten"). Die Tendenz, ihre Convertiten mit entbehrlichen christlichen Aeußerlichkeiten zu beschweren, hat den alten Missionaren des 16.—18. Jahrhunderts durchaus ferngelegen. Somit fällt die Beschuldigung nicht nur wegen Unlauterkeit ihrer Quelle, sondern auch aus, sozusagen, innersachlichen Gründen in sich zusammen. Ein Gegner scheint irrthümlich zu meinen, daß die evangelische Mission in China mit voller Einhelligkeit im Kielwasser der Dominicaner schwimme und einmüthig und widerspruchslos den Ahnencult der Chinesen als Abgötterei verhorrescire. Thäte sie es wirklich einhellig, so wäre es um so schlimmer mit ihr bestellt. Zum Glück aber ist das gar nicht der Fall. Nur bei den englischen und amerikanischen Missionaren ist diese irrige Auffassung durchaus maßgebend, und da sie über die erdrückende Mehrzahl verfügen, so werden die anders denkenden deutschen Missionare von ihnen majorisirt und terrorisirt. „Auf einem Congreß in Shanghai ist des Dr. Martin Vorschlag, den Ahnencultus milder zu beurtheilen, gar nicht zur Discussion zugelassen worden." („Grenzboten"). Ich kann nur meinen dringenden Wunsch wiederholen, die deutschen Missionare mögen sich von den verderblichen Traditionen der Dominicaner emancipiren und mögen sich mit dem Ahnencult der Chinesen befreunden, wie alle in China friedlich bekannten Religionen — mit Einschluß der jüdischen, christlichen und islamitischen — es während Jahrtausenden, bis zum Dominicaner-Einbruche, gethan haben. Für Deutschlands Stellung und Einfluß im Osten wäre es von unabsehbar segensreicher Tragweite.

Hochachtungsvoll

H. von Samson-Himmelstjerna.

## Notizen.

Kürschner's Deutscher Literaturkalender 1898 (Leipzig, G. J. Göschen), der liebe unentbehrliche Freund aller Federmenschen, kommt uns in diesem Jahr als Jubelgreis, denn er feiert das 20. Jahr seines Bestehens. Aus kleinen Anfängen, einem dünnen Heftchen von 100 Seiten, hat sich dieser stattliche Band von 1700 Seiten entwickelt, ein zuverlässiges Adreßbuch aller deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, literarischen Vereine, Redactionen, Verleger, Correspondenzen und Agenturen. Wir wünschen ihm eine immer größere Verbreitung, damit er in Ehren und Freuden auch sein 50. Jubiläum feiern kann.

Das Problem der Krystallisation. Von A. Turner. (Leipzig, Theodor Thomas). Das Geheimniß der Krystallisation, das der Verfasser in Folge seiner weiteren Entwickelung der Atom- und Molecültheorie aufgedeckt hat, datirt in Bezug auf die ersten Publicationen, zwanzig Jahre zurück. In seiner Abhandlung über die Kraft und Materie im Raume 1878 veröffentlichte derselbe bereits eine Anzahl Krystallkörper, mit Angabe ihrer Constructionsverhältnisse, der Anzahl der Molecüle in jeder Entwickelungsphase und der mathematischen Formeln zu deren Berechnung, ohne daß damals diesen Arbeiten die gebührende Aufmerksamkeit in den einschlägigen Kreisen zu Theil geworden wären. Obwohl sich erkennen ließ, daß damit die Basis für die vollständige Lösung des Krystallisations-Problems gegeben war, hatte sich Niemand gefunden, die Arbeiten weiter zu führen, und erst als der Autor mit der 4. Auflage seines Buches über die Kraft und Materie 1894 den größten Theil der bekannten Krystallkörper und ihre inneren Constructionsverhältnisse in einem Umfange publicirte, die dem Abschlusse dieses Unternehmens gleich kam, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt, als einem Ereigniß, das die bisherigen Anschauungen auf dem Gebiete der Krystallographie vom Grunde aus umgestalten mußte. Die Construction der Krystallkörper in der Ausdehnung jener Publicationen hatte bereits die Nothwendigkeit einer Trennung von jenem Werke erkennen lassen, weil sie weit über die Grenzen desselben hinausgingen, und auf dieser Grundlage ist die vorliegende Specialausgabe entstanden, welche den Beweis liefert, daß der Verfasser das Problem der Krystallisation nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gelöst hat und zwar in einer Weise, die an Gründlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen wird. Wer sich jemals mit der Lösung dieses Problems befaßt hat, wird die Schwierigkeiten zu würdigen wissen, welche sich einer derartigen Aufgabe entgegenstellen, und anerkennen, daß manche Lebensaufgabe an derselben bisher fruchtlos gescheitert ist. Umsomehr Werth hat die vollendete Arbeit, besonders wo alle Entwickelungsverhältnisse der Krystallconstructionen klar gestellt und in den mathematischen Formeln die Mittel an die Hand gegeben sind, auch die Anzahl der Molecüle zu bestimmen, welche zum Abschlusse jeder einzelnen Entwickelungsphase erforderlich werden. Gleichzeitig giebt der Verlag die 5. Auflage von Turner's „Die Kraft und Materie im Raume" heraus, die den Abschluß seiner allgemeinen Theorie über die Relationen der Materiebilder. Es handelt sich bei den Arbeiten über diesen Gegenstand um vollständig neue Principien und Anschauungen, welche nicht nur veraltete irrige Grundsätze beseitigen, sondern auch Neues an ihre Stelle setzen und zwar mit Zugrundelegung positiver Factoren und Beweisführungen, die Jeder in der Lage ist, bei speciellem Studium des Werkes, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Es bezieht sich das namentlich auf die Theorie über die chemisch-physikalischen Gesetze, die Atom- und Molecülverbindungen, jene über die Natur der Gase und Dämpfe, Licht, Wärme und Elektricität. Aus den Gesetzen der Relationen einfacher Substanzen leitet der Verfasser die Gesetze der Entwickelung der Massen im Raume, die Bildung der Sonnensysteme und die Theorie über die Natur der Kometen und Meteoriten ab, gleichzeitig den Beweis führend, daß das Newton'sche Gravitationsgesetz in Bezug auf die Anziehung proportional der Masse unzulässig sei und ebenso die Kant-Laplace'sche Hypothese der Weltenbildung durch Ringablösung und jene von Schiaparelli über den Zusammenhang der Meteorschwärme und Kometen. Dasselbe bezieht sich auf die Theorie des Verfassers bezüglich des Lichtes und der Elektricität; sie beweist die Unhaltbarkeit der Aether-Hypothese und der Wellenschwingungen des Lichtes, und begründet die Anschauungen auf der Basis der materiellen Lichtstrahlen, schon auf Grund ihrer chemischen und mechanischen Wirkungsfähigkeit. Ebenso begründet Turner die chemische Wärmetheorie auf der Basis der abstoßenden Relationen der Materie in ganz allgemeinem Sinne auf alle Elemente ausdehnend und jene der Elektricität mit den Relationen von Substanz zu Substanz identificirend, mit Zugrundelegung des Princips der anziehenden und abstoßenden Kräfte. Es genügen diese wenigen Andeutungen, um das Interesse für den Inhalt des Buches anzuregen, das seit seiner ersten Ausgabe die allgemeine Theorie über die Materie und ihre Relationen mehr und mehr ausgebildet und in der gegenwärtigen Form zum Abschlusse gebracht hat.

Kreuzfahrer. Von Maria Janitschek. (Leipzig, Verlag kreisende Ringe, Max Spohr.) Das Buch einer Frau, das Werk eines Menschen, der manche Stadien geistiger Entwickelung durchlebt hat. Ein Hauch vornehmer Seelenhoheit durchweht es und ein Sehnsuchtsschrei nach Glauben, nach Erlösung klingt inbrünstig hindurch. In der Verfasserin lebt die Ahnung eines großen aufdämmernden Jahrhunderts, das mit siegesbewußtem Jauchzen herniedersteigen wird, uns neue Schönheiten zu offenbaren. Was sie von den meisten ihrer schreibenden Geschlechtsgenossinnen auszeichnet, ist ihr großer Gesichtskreis. Die unverstandene Frau, das unglücklich erzogene Mädchen aus guter Familie genügt ihr nicht. Lebensweisheit, höchstes Wissen und eine blühende Phantasie vereinigen sich bei ihr zu einem Schaffen, das ihrer eigenen künstlerischen Individualität entstammt. Jede dieser neun Novellen hat eine künstlerische Eigenart. Schöne Zeichnungen von Fidus schmiegen sich dem Inhalt des Buches congenial an. g. s.

Der Uebermensch in der modernen Literatur. Von Leo Berg. (München, Albert Langen.) Der bekannte Literarhistoriker und Aesthetiker unternimmt hier den interessanten Versuch, als „Capitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts" den Einfluß Nietzsche's und seiner barocken Idee vom „Uebermenschen" auf die zeitgenössische Literatur aufzuzeigen, wobei er die geistige Beschaffenheit oder eher Verwirrung unserer Zeit kritisch analysirt. Ausgehend von Feuerbach und Stirner wird zuletzt Zarathustra erklärt und Nietzsche's unleugbar starke Beeinflussung der neueren Literatur. Daß Ibsen's Adelsmensch eigentlich auch von Nietzsche stammt, hätte besonders scharf hervorgehoben werden sollen. Das Beste sind die feinsinnigen und durchweg gerechten Beurtheilungen des Uebermenschen in Roman, Novelle, Drama und Gedicht, von Strindberg's Tschandala, Wilbrandt's Osterinsel und Hans Hoffmann's Eisernem Rittmeister bis Heyse's Ueber allen Gipfeln, Vossens Blonder Kathrein, Holzens Socialaristokraten und Dehmel's Erlösungen. Berg bespricht nicht alle einschlägigen Erscheinungen, übersieht sogar manches Wichtige, woran der Ursprung des Buches, d. h. die Zusammenstellung seiner zufälligen Bücherbesprechungen allzu sehr erkennbar wird. Sonst kann man sich mit seinen Urtheilen meistens einverstanden erklären, wie wenn er etwa Bleibtreu's zahllose Veröffentlichungen ungenießbar nennt. Berg's Freimuth über die Auswüchse der modernen Richtung macht es begreiflich, daß die jungen Herren ihn „phrasenhaft" nennen, aber das ist er ganz und gar nicht. Möchte er sich von der Wuth der „neuen" Dichter nicht abhalten lassen, auch die Fortsetzung seines lehr- und kenntnißreichen Buches zu schreiben, zumal aber das complementäre Seitenstück dazu: Jesus oder das Erlösungsmotiv in der heutigen Literatur. Keiner würde das dankbare Thema tiefer und fesselnder zu behandeln verstehen, als Leo Berg.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

### Zu Darlegungen für Nervenkranke

über ein höchst einfaches aber durchschlagendes Verfahren behufs Bekämpfung nervöser Störungen, selbst in komplicirten Fällen, erbietet sich kostenlos

**Verlagsanstalt Contag & Co., Leipzig.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

### • Die Bismarck-Nummer •

der

### „Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

### Bismarck

im

### Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

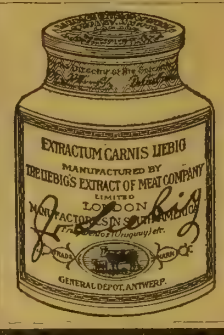
**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

### Königl. Bad Oeynhausen

Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Natürl. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**




### LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT.

**Nur echt,** wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

**Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.**

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

**Preis 20 Pfennig.** Von **Rudyard Kipling** **Preis 20 Pfennig.**

### Schlichte Geschichten aus Indien.

Universal-Bibliothek No. 3459,

ist schon seit Jahresfrist eine neue vorzügliche Übersetzung von **Leopold Rosenzweig** erschienen. Die erste Auflage (Übersetzung von Hans Helling) ist aus dem Handel zurückgezogen und gelangt nicht mehr zur Ausgabe.

### „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Thüringisches**
**Technikum Ilmenau**
**für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.**
**Director Jentzen.**

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

### Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

### Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

### General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Fehler der socialpolitischen Gesetzgebung. Von P. Asmussen. — Die Siebenbürger Sachsen und die Magyaren. Ein Blatt Geschichte. — **Literatur und Kunst.** Ein Gespräch im Münchener Glaspalast. Von Sapiens. — Mißbrauchte Frauenkraft. Von Richard Wulckow. — Dalldorfer Lyrik. Von Börries Freiherrn von Münchhausen. — **Feuilleton.** Ariadne. Von Anton Tschechow. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Berliner Criminalität. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 2. Die Berliner Malerei. Von Johannes Gaulke. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Fehler der socialpolitischen Gesetzgebung.

Von P. Asmussen.

Von socialpolitischer Gesetzgebung mag in Deutschland kein Mensch recht mehr etwas hören. Kein Wunder! Die Arbeiterversicherung erfordert nicht wenig Opfer und befriedigt schließlich nicht, weil die gezahlten Renten doch nicht ausreichen, den Empfänger vor der Armencasse zu schützen, weil namentlich die Altersrente viel zu spät kommt und weil dem Ganzen der frische, freie Zug fehlt und zu viel nun einmal im Volke nicht beliebtes bureaukratisches Beiwerk an der ganzen Versicherung haftet. Zudem fehlt jede Sorge für Wittwen und Waisen der Arbeiter. Von dem Arbeiterschutze schweigt man am liebsten ganz, da hierbei des Kaisers kühner und großer Gedanke durch die gesetzgebenden Factoren bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist. Von Arbeitspflicht und Arbeitsnachweis ist vollends keine Rede mehr.

Gefällt mithin das Geschaffene eigentlich Keinem so recht, so sind auch Diejenigen arg enttäuscht worden, die da meinten, durch die socialpolitische Gesetzgebung der Socialdemokratie erheblichen Abbruch thun zu können. Die alten braven Parteihäuptlinge der Socialdemokratie haben gewiß über das „Gesaires", das über diesen Punkt in der tonangebenden deutschen Presse zu lesen war, recht tüchtig gelacht. In ihrer Presse und in den Versammlungen der Parteigenossen dagegen sprengten sie das Gerücht aus, nur die Furcht vor der Socialdemokratie habe den besitzenden Classen die socialpolitischen Gesetze eingegeben. Und das Verhalten der deutschen Spießbürger gab den Lügen der Socialdemokraten Recht. Betrachtet man doch heute noch die Geldopfer der Arbeiterversicherung als eine Versicherungsprämie gegen den Umsturz. Wer sich zu keiner höheren Anschauung aufschwingen kann, der kann allerdings nur von einem fehlgeschlagenen Versuch reden. Denn menschliche Habgier dadurch befriedigen wollen, daß man ihr eine kleine Abschlagszahlung leistet, ist ein vollendet lächerliches Beginnen und zeugt von so viel Unkenntniß der menschlichen Natur, als ein gewöhnlicher Mensch eben leider mit sich herum zu tragen pflegt. Wer die socialpolitische Gesetzgebung nicht aufzufassen vermag im Geiste des verewigten Kaisers Wilhelm und seines regierenden Enkels, als ein Versuch, dem gedrückten Arbeiter in dem Kampfe um's Dasein zu unterstützen, mit dem läßt sich überhaupt über diese ganze weitschichtige Materie nicht reden.

Nun pflegen erste Versuche in der Regel keine Meisterstücke zu werden und die socialpolitische Gesetzgebung ist es auch nicht geworden. Es macht dem warmen Herzen des verewigten Kaisers gewiß alle Ehre, daß er zunächst an die Aermsten und Gedrücktesten dachte, an die eigentlichen Arbeiter, an die Proletarier, wie die Socialdemokraten mit vielem Unrecht sagen und wie wir ihnen trotzdem nachsagen wollen, weil die Bezeichnung üblich geworden ist und an Kürze nichts zu wünschen übrig läßt. Nun ist die Lage der durch die heutigen Productionsweise zur arbeitleistenden Maschine herabgewürdigten Arbeiter gewiß eine traurige, aber sie wissen ihr Elend auch gehörig an den Markt zu stellen und dafür, daß in Deutschland einer, der arbeiten will, nicht zu verhungern braucht, ist schon gesorgt gewesen, bevor es socialpolitische Gesetze gab.

Worin besteht denn die Nothlage des Arbeiterstandes? Mit dürren Worten läßt sich das nun gar nicht erschöpfend sagen, da die Lage der Arbeiter in den verschiedenen Gegenden und in den verschiedenen Branchen eine gar verschiedene ist. Die Socialdemokraten, die Alles über einen Kamm scheeren, beweisen eben dadurch, daß sie gar keine Arbeiterpartei sein wollen und gar nicht darauf ausgehen, dem Arbeiter in unserer Gesellschaft das Joch zu erleichtern. Sie erstreben eine Besserung der Lage der Arbeiter erst im Zukunftsstaat oder wie sie das Ding augenblicklich nennen, den sie aber nicht zu begründen und über dessen Einrichtungen sie Näheres nicht mitzutheilen wissen. Nach ihrem Dafürhalten liegt der Grund des Arbeiterelends darin, daß sie für Unternehmer und Capitalisten und nicht für die gesammte Gesellschaft und dadurch für sich selber arbeiten. Als ob nicht erst Capital und Unternehmer die Arbeitsgelegenheit schaffen und das Risico tragen! Der edle Menschenfreund in seinem Gefühlsdusel, der nicht selten mit dem klarblickenden Verstande durch die Lappen geht, meint natürlich, das Arbeiterelend liege begründet in den Entbehrungen, die er sich bei seinem schmalen Einkommen nothwendig auferlegen muß. Das mag für einige Kategorien berechtigt sein, im Allgemeinen sicher nicht. Die Lebensführung der Arbeiter ist gegen früher eine wesentlich bessere geworden, er stellt Ansprüche an das Leben, an die noch zu Anfang unseres Jahrhunderts kein Arbeiter zu denken sich erlaubte und gestattet sich Ausgaben, die damals als tollhauswürdig verschrieen worden wären. Daß Mancher über seinen Stand hinaus lebt und noch weit mehr Anforderungen an das Leben stellt, wird gern zugegeben, trifft aber auch für andere Stände zu.

Der Grund des Arbeiterelends liegt in unseren Augen darin, daß der Arbeiter in der Welt nicht weiter kommen, daß er es nicht zu etwas Eigenem bringen, daß er nicht selbstständig werden kann. Der Trieb, einmal zur Selbstständigkeit zu kommen, selbst etwas gelten zu wollen, wohnt tief in der Brust eines jeden Menschen und ist die Triebfeder aller guten Thaten der Menschen, freilich auch die zu allen bösen Thaten. Als eine freie Persönlichkeit will er sich fühlen, nicht als Rad an der Maschine. Deßwegen wird im socialistischen Zukunftsstaat, wo der Einzelne in der Gesellschaft untergeht, auch von Glück und Zufriedenheit bei Denen keine Rede sein können, die mehr sein wollen als die höchste Classe des Thierreiches. Aber was für Aussichten hat heute auch der fleißige und treue, der sparsame und intelligente Arbeiter? In Lesebüchern und Volksschriften lesen wir freilich von jenen selbstgemachten Männern, die aus sich selbst heraus es zu einem Platz auf der Commandobrücke der Menschheit gebracht oder sich mindestens eine angesehene Stellung geschaffen haben. Aber insofern nicht der Name dabei steht, sind die Erzählungen für eine begeisterungsfähige Jugend zusammengelogen oder aber, wenn es sich um geschichtliche Persönlichkeiten handelt, haben sie in früheren Jahren gelebt, wo das noch möglich war, was heute ein Märchen geworden ist. Die selbstgemachten Männer sind heute selten und werden immer seltener werden.

Woran aber liegt es, daß der Arbeiter auch mit Aufbietung aller Energie und Kraft nicht vorwärts kommt? Lediglich doch daran, daß der Mittelstand in Deutschland im Aussterben begriffen ist. Das wollen freilich manche Volkswirthschafter und Gesetzesfabrikanten nicht einräumen und leugnen es an der Hand von Zahlen, die ihnen die Statistik als sehr gefällige Wissenschaft zur Verfügung stellt. Sie rechnen einen Stand mit mittlerem Einkommen heraus und nennen diesen den Mittelstand, wobei sie nach bewährtem Muster, nämlich nach englischem, arbeiten. England hat keinen Mittelstand mehr, ist aber trotz alledem für manchen Deutschen das Musterland, während es uns doch höchstens zeigen kann, welchen Weg wir nicht gehen sollen. Zum Wesen des Mittelstandes gehört die Selbstständigkeit, das Arbeiten für eigene Rechnung bei gutem Auskommen und einer zur Schau getragenen Behäbigkeit, ein tüchtiges Stück Spießbürgerthum im guten Sinne des Wortes. Wir haben diesen Stand noch in den mittleren Kaufleuten, in den Handwerkern, die mit Gesellen und Gehülfen für eigene Rechnung arbeiten, und in dem mittleren und kleinen Bauernstande. Die mittleren Beamten möchte ich nicht dahin rechnen, weil ihnen die Selbstständigkeit fehlt. Aber wie lange haben wir ihn noch? Der Bauernstand seufzt unter einer erdrückenden Schuldenlast, an der er vielleicht nicht unschuldig ist, die aber auch einem unglücklichen Erbschaftsrechte entspringt. Wird nicht irgend etwas gethan, so wird die deutsche Landwirthschaft ein unrentables Gewerbe und der Bauer muß seine Scholle dem Hypothekengläubiger abtreten, der es dann in der Hand hat, sich Latifundien zu bilden. Der Handwerker kann mit den Fabriken nicht mehr concurriren. In manchen Branchen bekommt er fast nur noch Reparaturen und Flickarbeit. In anderen hat er mit den Unternehmern zu kämpfen, welche große Werkstätten unterhalten und nicht selten das Handwerk gar nicht gelernt haben, sondern ihre Leute, Lehrlinge und Gesellen, von Werkführern u. dgl. beaufsichtigen lassen. Der Unternehmer hat keine Kenntnisse und Fertigkeiten, er hat nur das Geld oder, was noch schlimmer ist, er hat auch das Geld nicht und will nur versuchen, ob bei dem Unternehmen etwas heraus kommt. Geht die Geschichte nicht, dann geht er und bleibt seinen Lieferanten die Waaren und seinen Arbeitern den Lohn schuldig. Der Kaufmann aber kann mit den großen Waarenhäusern, Ramschbazaren und Versandtgeschäften nicht Preis halten, die recht eigentlich darauf aus sind, ihn zu ruiniren.

Das ist nun aber eine bekannte Thatsache, daß der Mittelstand die sicherste Stütze für Thron und Altar ist, denn hier wohnt Religion und Patriotismus, von welch' letzterem Artikel der Proletarier in der Regel nicht zuviel hat. Aber auch die höheren Schichten der Gesellschaft vergessen bei einer Fremdherrschaft in der Regel bald genug, weß Volkes Kinder sie sind und suchen mit dem fremden Herrscher Fühlung zu bekommen, wenn nur der fremde sich nicht unnahbar erweist. Der Mittelstand aber hält zähe fest am Gewesenen und Gewordenen. Aber auch das Andere ist wahr: die wüthendsten Revolutionäre, die eifrigsten Socialdemokraten sind nicht diejenigen Proletarier, die nie etwas zu verlieren hatten, sondern Diejenigen, welche einmal etwas zu verlieren hatten und es verloren haben, die aus dem Mittelstande in's Proletariat hineingerutscht sind. Das sind jene verzweifelten katilinarischen Existenzen, die zu Allem fähig sind. Kein Wunder auch! Sie haben beim Kampf um's Dasein an ihrem eigenen Leibe erfahren, daß gegen den Großbetrieb und das hinter dem Großbetriebe stehenden Capital mit Erfolg doch nicht gekämpft werden kann. Ihr Haß gegen das Capital ist der echteste, weil der natürlichste. Und nun ist der ganze Mittelstand in Deutschland in Gefahr, langsam in's Proletariat hinabzugleiten, und daß man dem nicht vorbeugt, das ist der Fehler der socialpolitischen Gesetzgebung. Mit Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz hebt man den Arbeiter nicht aus dem Proletariat heraus, deßhalb muß man den Mittelstand vor der Verarmung schützen.

Freilich ist so etwas leichter gesagt als gethan, denn wäre dies gethan, so wäre ein großes, vielleicht das größte Stück der socialen Frage gelöst. Allerdings hat der Mittelstand eine Unmenge von Helfern, wenn man Preßstimmen, Parteiprogramme und Wahlaufrufe liest. Aber man hat dabei nur zu oft das Gefühl, daß es mehr auf die Stimmen des Mittelstandes abgesehen ist, als darauf, daß man diesem wirklich helfen will. Hier aber helfen Redensarten nichts, hier müssen wir Thaten sehen. Und mit einem festen Programm zur Hülfe des Mittelstandes wagt sich kaum einer hervor, weil man fürchtet, dergleichen werde Anstoß erregen und als Socialismus oder dergleichen gebrandmarkt werden. Mag ja auch sein, daß die Materie an sich so schwierig ist, daß man sich nicht recht daran zu machen wagt.

Was man zu thun hat, um den Mittelstand lebensfähig zu erhalten, schmeckt allerdings etwas nach den anticapitalistischen Mitteln der Socialdemokraten. Der Socialdemokrat empfindet ganz richtig, daß das Capital den Menschen in eine ihm unwürdige Knechtschaft zwingt. Um aber den Menschen aus dieser Knechtschaft zu erlösen, weiß er kein anderes Mittel, als das Capital entweder zu vernichten, wobei nicht bedacht wird, daß das Capital aufgespeicherte Arbeitskraft ist und jederzeit wieder in Arbeit verwandelt werden kann. Oder aber er will das Capital dadurch unschädlich machen, daß er es dem Einzelnen entzieht und es angeblich zum Gemeingut, thatsächlich zum Beherrscher Aller macht. Heute machte sich doch das Capital in den Händen der verschiedenen Capitalisten etwas Concurrenz. In der Gesellschaft nach socialdemokratischem Muster giebt es so etwas nicht. Nur die Gesellschaft hat etwas, kein Einzelner kann etwas bekommen, keiner kann aus der Tretmühle des ewigen Einerlei heraus, Keiner kann der Herrschaft der Gesellschaft entfliehen, wenn er sich nicht selbst um's Leben bringen will.

Wir wollen nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben, nicht unerträgliche Zustände beseitigen und unerträglichere an ihre Stelle setzen. Wir wollen das Capital weder vernichten noch vergesellschaften, vielmehr soll nach wie vor der Einzelne befugt und berechtigt sein, etwas zu erwerben. Aber wir wollen es mehr zu dem allgemeinen Besten des Staates und der Communalverbände heranziehen. Dies geschieht am Sichersten durch eine Erhöhung der Erbschaftssteuer bei größeren Nachlässen und durch eine Erhöhung der Steuern von den-

jenigen Einkommen, die zur nothwendigen Erhaltung einer Familie nicht aufgebraucht werden und zur Vermehrung des Capitals dienen. Es mag ja ganz schön sein, einen reichen Entferntverwandten zu beerben, von dessen Existenz man kaum eine Ahnung hat, oder wenn das auch, um den man sich nicht gekümmert hätte, wenn er in Noth und Armuth dahingelebt hätte. Aber wenn da der Staat in weit höherem Maaße als Miterbe auftritt, wie das heute geschieht, macht's nichts aus. Ja, wenn der Staat von Gesetzes wegen als Universalerbe eingesetzt wird, sobald der Verwandtschaftsgrad ein zu ferner ist, kann man es begreiflich finden. Eine stärkere Heranziehung der höheren Einkommen, dem Procentsatze nach, zu den Steuern hat man ja allenthalben, aber die höheren Einkommen könnten noch mehr bluten. Wer 1000 Mark Einkommen hat, muß 6 Mk. zahlen. Für meine Heimath ist das zu viel, ein Solcher kann eigentlich gar nichts zahlen, seine Familie braucht das Einkommen bis auf den letzten Groschen. Wer 100000 Mk. hat, zahlt 4000 Mk. Der Mann könnte gut und gerne 10000 Mk. zahlen, er und seine Familie würden sich deßwegen keinerlei Entbehrungen aufzulegen nöthig haben.

Es ist nun natürlich, daß eine Erhöhung der Erbschaftssteuer bei großen Nachlaßmassen, eine Einsetzung des Staates als Universalerbe, wo es sich um Erbschaften handelt, bei denen nur sehr entfernt verwandte Erben vorhanden sind und eine Erhöhung der Einkommensteuer für Einkommen, die mehr als ausreichend sind, eine Familie gut zu unterhalten, der Staatscasse ganz bedeutende Mehreinnahmen zuwenden werden. Dafür würde der Staat dann auch in der Lage sein, nicht nur weitere Kreise steuerfrei zu lassen, sondern auch solche Ausgaben aus eigenen Mitteln zu bestreiten, die heute dem Einzelnen und den größeren und kleineren Communalverbänden zugewiesen werden müssen. Natürlich ist nicht nur das sogenannte mobile Capital herzunehmen, sondern jedes größere Einkommen, auch wenn es aus einem Großgrundbesitz, einem Engros-Geschäft, einer Fabrik herrührt. Auch wo die Grund- und Gewerbesteuer Gemeindesteuer ist, sollte man die großen Unternehmungen zu einem viel größeren Procentsatz des Gesammtumsatzes zur Steuer heranziehen.

Zum weiteren Schutz des Mittelstandes gehört eine Umgestaltung des Creditwesens. Einerseits ist der Personalcredit fast ganz beseitigt und nur wer etwas zu verpfänden hat, oder sichere Bürgen beibringen kann, bekommt noch Geld geliehen. Andererseits verlangen die Kunden des mittleren und kleinen Gewerbetreibenden einen fast unbegrenzten, auch der Zeit nach unbegrenzten Credit, während sie im Versandtgeschäft und im Waarenhaus baar bezahlen, weil es eben nicht anders geht. Hier ist nun freilich der Staat nicht allemal der Mann, der helfen kann. Die mittleren und kleinen Gewerbetreibenden müssen hier zur Selbsthülfe greifen und einmal von dem unglückseligen Standpuncte herunter, von dem aus jeder seinen Berufsgenossen, weil er ein Concurrent ist, als seinen schlimmsten Feind ansieht. Dem Staate aber erwächst die Pflicht, solche Bestrebungen des Mittelstandes zu unterstützen. Unbedingt müssen auch Mittel gefunden werden, um jenen unsauberen Creditschwindlern das Handwerk zu legen, welche z. B. als Bauschwindler in weiten Kreisen berüchtigt sind, die nichts haben und den Handwerker oft genug um seinen Lohn bringen, welche aber nicht allein im Baugewerbe zu finden sind. Manches würde in dem Stück schon besser sein, wenn einmal der Satz, daß die Arbeit vor dem Capital ein Vorrecht hat, zur Durchführung käme. Die Gesetzgebung von heute ist allerdings insofern eine capitalistische, indem sie mehr den Besitz als den Erwerb sicher zu stellen sucht. Und hier sind wir bei einem Puncte angelangt, wo es künftig anders werden muß.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Artikels, ein vollständiges Programm dessen aufzustellen, was geschehen muß, noch weniger, genau zu begründen, warum es geschehen kann und gerade so geschehen muß. Vor allen Dingen muß man einmal erkennen, daß dem Mittelstande geholfen werden muß und nicht nur durch allerlei kleine Mittelchen, sondern durch wirkliche große Mittel. Man darf sich dabei nicht an das Geschrei Derer kehren, die dabei stärker belastet werden, sie können es ja tragen. Man hat schon der Befürchtung Ausdruck gegeben, das Capital würde sich eine stärkere Belastung nicht gefallen lassen, sondern dahin auswandern, wo man es weniger stark hernimmt. Aber auch im Auslande sind die Staatscassen in der Lage, mehr Einnahmen gebrauchen zu können. Auch dort kämpft der Mittelstand den Kampf der Verzweiflung auf Leben und Tod. Auch dort würde man eine stärkere Belastung der Leistungsfähigen uns Deutschen gewiß gern nachmachen. Im Uebrigen ist der Gedanke an eine Auswanderung des Capitals eigentlich lächerlich. Die Auswanderungslustigen sind mehr in den Reihen des Mittelstandes, der seinen Ruin fürchtet, und der kleinen Leute, die nicht existieren können, zu suchen. Der Capitalist wird sich schon nähren.

Gelingt es, den deutschen Mittelstand zu retten, so darf man eine neue Aera deutscher Macht und deutscher Größe erhoffen, so darf man auch einen Sieg im Concurrenzkampf mit England erhoffen. Gelingt es nicht, so ist es mit der Macht Deutschlands selbst dann vorbei, wenn es uns auch noch Generationen hindurch gelingen mag, den Schein einer Weltmachtstellung zu wahren. Gelingt es nicht, so rückt uns auch die Gefahr einer socialen Revolution immer näher. Die Führer der Socialdemokratie wünschen eine solche freilich nicht, weil sie nicht wissen, was sie nachher machen sollen, aber die Masse wird über ihren Kopf hinweg Revolution machen. Der stärkste Damm gegen die Revolution ist der selbstständige Mittelstand, nicht nur, weil er etwas zu verlieren hat, sondern mehr noch, weil der Proletarier zu ihm emporschaut, als zu einer Stufe, die er auch noch zu erreichen vermag. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Socialdemokraten, wenn sie einmal selbstständige Geschäfte bekommen, sehr häufig der Partei den Rücken kehren oder merklich lauer werden. Ist der Mittelstand weg, so weiß der Arbeiter, daß er sein Leben lang ein Sclave des Capitals sein wird. Soll aber der Mittelstand gerettet werden, so muß man lieber heute als morgen an's Werk gehen. Von selber macht sich Dergleichen nicht und leichter wird es mit der Zeit auch nicht, sondern nur schwerer. Darum ist es nöthig, einen guten Willen zu bekunden, denn wo ein Wille ist, wird auch ein Weg zu finden sein.

---

## Die Siebenbürger Sachsen und die Magyaren.

Ein Blatt Geschichte.

Im Jahre 1860 erschien auf der siebzehnten Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Ulm zum ersten Mal ein officieller Vertreter der Siebenbürger Sachsen. Seine Aufnahme war kühl genug. Die liberalen deutschen Kreise ließen es ihn fühlen, wie sehr man es den Sachsen verübelte, daß sie im Sturmjahre 1848/49 „im Dienste der Reaction gestanden", kurz, es wurde unzweideutig erwiesen, daß die Blendwerke der Magyaren die Seelen gefangen hatten. Es hat lange Zeit gebraucht, bis diese Verstimmungen — oder sollen wir gar Antipathien sagen? — verscheucht worden sind, und es hat noch länger gedauert, bis das gebildete Deutschland den wahren Kern der ritterlichen und freiheitsliebenden Arpadssöhne erkannt hat.

Diese kurze historische Skizze will zeigen, daß die Sachsen aus alter Erfahrung den magyarischen Chauvinismus und die diesem anhaftende Gewaltthätigkeit, also im Sinne jener Tage, die magyarische „Reaction" so genau kannten, wie

Europa sie kennen zu lernen erst heute Gelegenheit nimmt; daß sie also in ihrem freiheitlich-nationalen Interesse nicht anders handeln konnten, als sie eben gehandelt haben. Sie will zeigen, daß der versöhnliche Sachse auch damals trotz aller Bedenken zuerst seinen Ausgleich mit dem Magyaren suchte, und daß er erst, als er sich von demselben betrogen und hintergangen sah, zielbewußt und mit dem Aufgebote der edelsten Volkskräfte den Kampf mit seinem alten Widersacher aufnahm, der ihn dann auch auf die Seite des angestammten deutschen Herrscherhauses stellte.

Die Sachsen hatten vor 1848 keine Ursache, nach der Revolution und dem Umsturze zu verlangen, denn die Verfassung, die Siebenbürgen und seine Völker genossen, gewährte ihnen allen Freiheit, Licht und Luft. Siebenbürgen war bis 1848 ein besonderes, selbstständiges, von keinem anderen Lande oder Reiche abhängiges Kronland der österreichischen Monarchie. Diese Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wurde insbesondere Ungarn gegenüber strenge und eifersüchtig gewahrt. Es hatte seine eigene constitutionell-ständische Verfassung und mußte in ihrem Sinne regiert werden. In ihr und in der Verwaltung herrschte der Grundsatz der Gleichberechtigung der drei ständischen Nationen: der Sachsen, Szekler und Ungarn (sogenannter Comitatsadel). Die Sachsen vertraten den freien Bürger- und Bauernstand, die Magyaren den Adel. Auf dem siebenbürgischen Landtage waren diese drei Nationen durch ihre freigewählten Abgeordneten vertreten, nur befanden sich die größten Steuerträger des Landes, die Sachsen, in einer argen, den Verhältnissen nicht entsprechenden Minderheit. Vor Vergewaltigung wurden sie jedoch bis 1791 durch das Recht des Curiatvotums geschützt, und als dies abgeschafft wurde, in der Regel durch den Gerechtigkeitssinn des Monarchen und durch die weitere verfassungsmäßige Bestimmung, daß zur Giltigkeit eines Beschlusses die drei Nationssiegel nothwendig waren, von dessen Verweigerung die Sachsen gerade zu Beginn der vierziger Jahre (Landtag 1841/43) einen beißenden Gebrauch gemacht hatten. Alle Glieder der sächsischen Nation waren frei und genossen dieselben Rechte. Der Sohn des Thorhüters konnte, wie St. L. Roth es treffend kennzeichnet, das politische Haupt, der Sachsengraf, werden, und die höchste Geburt hinwiederum gab keine politischen Vorrechte. Einen unfreien Volksstamm gab es allerdings auf dem Sachsen-, dem sogenannten Königsboden, die Rumänen; doch als das Jahr 1848 heraufzog, waren die Sachsen die Ersten, die ihnen Freiheit und Gleichberechtigung gewährten. St. L. Roth, der hervorragendste sächsische Politiker jener Zeit, hat schon 1842 die Aufhebung des Robotts verlangt, und ein anderer Sachse, ein hoher politischer Würdenträger, Bedeus von Scharberg, machte ebenfalls dahin zielende praktische Vorschläge, die auch 1846 zum Theil in einem Urbarialgesetz ihren Niederschlag fanden; ihre Verwirklichung aber wurde durch die Magyaren hintertrieben.

Die Amtssprache der Sachsen war selbstverständlich die deutsche, nur mit dem Gubernium, der höchsten Regierungsstelle im Lande, verkehrten sie lateinisch; deutsch aber mit dem Hofe und dem Militär.

So waren ihre Verhältnisse klar und ihre politischen Rechte wohl Angriffen ausgesetzt, aber im Großen und Ganzen doch gesichert. Man wird es also begreifen, daß sie herzlich wenig Verlangen nach der neuen magyarischen Freiheit verspürten, umsoweniger, als sie gerade in den Jahren vor der Revolution die Magyaren auf's Neue von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen zu lernen, Gelegenheit hatten.

Und wieder war es die Sprache, in der sich der ritterliche Sohn Arpad's verrieth. Um die Wende des dritten Jahrzehnts beginnen die ersten chauvinistischen Vorstöße. Anstatt in der gesetzlichen, lateinischen Sprache schickt die Regierung, die ganz in den Händen der Ungarn war, die Erlässe in der magyarischen. Zunächst übersah man's in den sächsischen Magistraten, als sie aber Regel wurden, da sandte man sie uneröffnet zurück; allmälig aber wurde es Uebung, nun anstatt lateinisch, deutsch zu antworten. Doch damit nicht genug. Auf dem Klausenburger Landtage wurde 1842 ein Gesetz eingebracht, das nichts weniger als die Vergewaltigung der deutschen Sprache auch in der sächsischen Innerverwaltung, in Schule und Kirche verlangte. Der erste Kriegsruf war erschallt; er weckte die Schläfer, und St. L. Roth faßte die sächsischen Beweisgründe in einer flammenden Flugschrift, „dem Sprachkampf", so wuchtig zusammen, daß erst nach Jahren eine lahme magyarische Widerlegung versucht wurde. Sein Wort aber: Recht muß Recht bleiben, entzündete ein weithin leuchtendes Höhenfeuer der Begeisterung, die auch der tapferen Sachsenschaar, etwa 20 gegen 300 Magyaren, auf dem Landtage Kraft, Muth und Ausdauer verlieh; zwar konnten diese Tapferen das Unheil nicht ganz abwenden, aber sie machten es doch im Großen und Ganzen unwirksam. Leidenschaftlich schritt die Erregung durch die sächsischen Gaue, das Mißtrauen war geweckt, das Nationalbewußtsein auferstanden: und der magyarische Uebermuth sorgte schon dafür, daß sie nicht mehr zur Ruhe kamen. Denn ununterbrochen rüstete man auf Seite der beiden anderen „verbündeten" Nationen. „Was geschehen konnte, um die Sachsen in ihrer geistigen und materiellen Entwickelung zu behindern, wurde versucht", berichtet ein Zeitgenosse. Ihre unschuldigsten und berechtigsten Bestrebungen wurden verdächtigt und verketzert; die sächsische Presse unerhört vergewaltigt: Artikel, die gegen persönliche magyarische Verleumdungen sich sachlich wehrten, wurden von der Censur unterdrückt. So trat denn überall der magyarische Haß unverhüllt zu Tage.

Was heutzutage der Nationalstaat dem Magyaren ist, das war in jenen Tagen die „Union" zwischen Ungarn und Siebenbürgen. Wie heutzutage Jener mit List und Gewalt, mit erlaubten und noch mehr unerlaubten Mitteln erstrebt wird, so auch in jenen Tagen die Union. Von ihr versprach man sich eine einige, einzige, große Nation, die gegebenen Falles, wie die Sachsen es schon 1842 aussprachen, leichter Hand mit diesen fertig zu werden versprach, aber auch stark genug sein sollte, sich von der Gesammtmonarchie und der Dynastie loszulösen.

Man wird nun billigerweise es den Sachsen nicht verübeln können, wenn sie sich diese Frage der Union doch ein wenig näher besahen, wenn sie sich's überlegten, sich ihrer Stützen, die sie in der Gesammtmonarchie und der Dynastie hatten, so leichter Hand berauben zu lassen, um sich mit Haut und Haaren der entfesselten chauvinistischen Macht der Magyaren zu verschreiben. Denn wer sollten ihre neuen Herren sein? Die hochmüthige, rücksichtslos gewaltthätige Magyarisirung im eigentlichen Ungarn war ihnen nur zu gut bekannt. Sie kannten den zweiten Gesetzartikel vom Preßburger Landtage aus dem Jahre 1844, dessen Wort und Geist nichts Anderes als die rücksichtslose Durchführung der magyarischen Sprache in Verwaltung und Rechtspflege, im Landtage, in den Muncipien und Gemeinden, in den Kirchen und den Schulen verlangte. Sie kannten auch die praktische Verwerthung dieses Gesetzartikels, die so weit ging, daß deutsche und slovakische Gemeinden ihrer Priester beraubt, ihnen aber wahre Hetzapostel, die nur magyarisch konnten, aufgehalst wurden. Das waren die neuen Herren, die die Sachsen gegen ihre historischen Rechte und das stammverwandte Oesterreich eintauschen sollten.

So brach das Jahr 1848 unter dem Gluthhauche des entfesselten Magyarismus an, der sich zudem durch das meisterhaft gehandhabte Feuerwerk liberaler Schlagwörter und Phrasen gedeckt fühlte, der aber seine Gewaltthätigkeit den Sachsen schon dadurch verrieth, daß er am 15. März 1848 im VII. G.-A. des Preßburger Landtages, ohne Siebenbürgen, das doch frei und unabhängig war, zu befragen, die vielbegehrte Union förmlichst und feierlichst ausrief. Kaum

war das Zeichen in Pest gegeben, da antworteten auch schon Klausenburg, der Mittelpunkt der Siebenbürger Magyaren, mit einem Manifeste, das stürmisch und leidenschaftlich die Union mit Ungarn verlangte. Die sächsischen Fanfaren waren nun allerdings nicht auf diesen Ton gestimmt. Eine Fluth von wilden Beschimpfungen ergoß sich über sie: Anfangs Mai schon wurde das Bild des Sachsengrafen Salmen auf offenem Platze in Klausenburg verbrannt. Und doch hatten sie bis jetzt die Unionsfrage nur noch in den Zeitungen erörtert, keine Entscheidung getroffen; ja, es trat zu Tage, daß sich in ihrer Mitte eine Partei für die Union bildete; eine Partei, die selbst durch beängstigende Thatsachen in ihrer Meinung nicht erschüttert wurde. Zu derselben Zeit erschien nämlich der Gouverneur von Siebenbürgen, Teleki, in Hermannstadt und erklärte kurzer Hand der sächsischen Nationsuniversität d. i. ihrer politischen Vertretung: die Frage der Union müsse als entschieden angesehen werden; den Sachsen, die doch ein gleichwerthiger, politischer Factor waren, erlaubte er zwar gnädig, Wünsche zu erheben, doch, fuhr er drohend fort, die Geschäftssprache müsse die magyarische sein; außerdem sei eine neue Territorialeintheilung nothwendig — und das war die Zerreißung des Königsbodens. Uebrigens, schloß er, dürfte für die Widersprechenden außerhalb des Landtages kaum Sicherheit zu finden sein. Dieser Landtag aber sollte am 29. Mai in Klausenburg eröffnet werden.

Die Wirkung solcher Worte läßt sich denken. Man hatte die Drohung verstanden, man hatte die Einschüchterung empfunden; aber auch die brutale Faust der Magyarisirung hatte sich verrathen. Mit einem Schlage war Hermannstadt geeint und stand im Lager der Unionsfeinde. Leider aber nicht das übrige Sachsenland. Für eine unbedingte Union war auch hier Niemand zu haben, wohl aber für eine bedingte; denn, meinten sie mit ihrem Führer, dem genialen, edeln Schäßburger Karl Gooß, der Geist der bürgerlichen Freiheit habe in Ungarn gesiegt, und das sei eine Bürgschaft für die Rechte und die Freiheiten der Sachsen. Ruhiger, und, wie die Folgezeit erwiesen hat, richtiger urtheilte der Mann, der sein Deutschthum und seine Monarchentreue mit dem Tode bezahlt hat, St. L. Roth. In einem Briefe vom 5. Mai an die unionsfreundlichen Kronstädter ließ er sich, wie folgt, vernehmen. Er fragte:

„Welchen Nutzen bringt die Union? Freisinn! Als ob der ein Kind des Magyarenthums allein sei. Ist er nicht ein Kind des Zeitgeistes? Der von den Magyaren als Waffe gegen die Regierung Oesterreichs, die die Nationalitäten schützt, im Rasseninteresse gebraucht wird? Kommt ein allgemeiner Umschwung, so beschränkt er sich nicht bloß auf Ungarn, er bringt, ja er hat schon ein freisinniges Regiment in Oesterreich gebracht, und das bietet sicherer und gründlicher Reformen, als die ungarische Uebereilung, die Alles in Frage stellt und Alles niederreißt, was bestand.

Was haben wir zu befürchten? Den Haß der Ungarn. Ein Maaß, das voll ist, kann nicht voller werden. Vereinigen sich Ungarn und Szekler, so ziehen wir uns auf unser Nationalrecht, das uns politische Selbstständigkeit giebt, zurück, und fügen uns nur dem Machtworte der Krone. Denn die magyarische Verfassung ist schon in der Theorie selbstsüchtig, weil sie magyarisch und nicht ungarisch ist; in der Praxis aber völlig unterjochend, wie leider Form und Inhalt der Beschlüsse erweist. Darum haben die Sachsen zu entscheiden, für oder wider das neue konstitutionelle Schwarzgelb; für oder wider den dermaligen despotischen Magyarismus. Als Deutsche aber zieht uns auch das Herz zu den Deutschen in Oesterreich."

Doch diese überzeugenden Auseinandersetzungen fruchteten nichts: Kronstadt und Schäßburg vor Allem blieben unionsfreundlich. So kamen die sächsischen Abgeordneten, gespalten in ihren Anschauungen, nach Klausenburg, das schon so durchwühlt war, daß das Standrecht dort verhängt werden mußte. Ungeheuer war trotz alledem der Terrorismus der Gasse. Unio vagy halàl! (Union oder der Tod) das war der Ruf, der die Sachsen unter Insulten empfing und sie in den Landtag hineinbegleitete.

Vor der entscheidenden Sitzung hielten sie eine Nationalversammlung, um sich zu einigen. Die Mehrheit der Stimmen entschied für die bedingte Union: hatte doch auch die Krone sich schon durch die Sanktionirung des genannten ungarländischen Gesetzartikels für sie entschieden und sich gebunden. Wir wollen den Jubel der Magyaren nicht schildern, denn auch heute noch klingt er den Sachsen wie wiehernder Hohn in's Ohr. Wohl gaben sie feierlich und öffentlich das Versprechen, jede Nationalität zu achten, das Gebiet der Sachsen unangetastet zu lassen. Ihre Wünsche sollten sie dem gemeinsamen Reichstage vortragen und sich der Loyalität des ungarischen Volkes, seiner Ehre, den Prinzipien der neuen Zeit anvertrauen. Als die Sachsen ihre Bedingungen schriftlich dem Landtage einreichten, da gab er seinen Sympathien und dem Versprechen protokollarisch Ausdruck, daß sie, der Adel und die Szekler, mit allen Kräften dahin wirken wollten, daß das Ministerium einen auf Grundlage der sächsischen Erklärung verfaßten Gesetzentwurf vorlege. Der magyarische Liberalismus, die Ritterlichkeit und der Treuschwur der freiheitsliebenden Arpadsöhne sollte sich bald in glänzender Weise zeigen.

Doch diese Union hatte keine Union der Gemüter zur Folge. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich bald des sächsischen Volkes; der Verdacht, daß man von den Magyaren verrathen und hintergangen werden könnte, wurde von Tag zu Tag, insbesondere durch die Maßnahmen der neuen Regierung, gesteigert. Die magyarischen Liebenswürdigkeiten gewannen am 31. Juli in einem innerministeriellen Droherlaß greifbare Gestalt. Der Sachsengraf Salmen eilte nach Pest. Szemere, der Innerminister, drohte: er werde Salmen nicht nur absetzen, sondern verhaften lassen. Hierauf erhielt er aber die Antwort: „Versuchen Sie es, den Sachsengraf einsperren zu lassen." Es blieb bei der täppischen Drohung.

Von der Art war das Vorspiel für die Verhandlungen im Pester Landtage, von der Art die Lockrufe, die man an die Sachsen für einen etwaigen Waffengang gegen Oesterreich richtete. Und doch war es nur ein Kinderspiel gegen das, was kommen sollte. Die Sachsen schickten ihre besten Männer zur Tagung in Pest. Aber, was man unten nur geahnt, das wurde hier zur Wirklichkeit. Schon Ende August entbot Karl Gooß, der den magyarischen Phrasen geglaubt hatte, seinen Landsleuten da unten, sie sollten Pulver und Gewehre kaufen und sich rüsten — „denn man hintergeht uns". Und thatsächlich hat man die Sachsen hintergangen, wie noch nie ein Volk.

Am 12. September legte die Regnicolardeputation den Gesetzentwurf, der die Union durchführte, vor: es waren 20 Artikel, aber von einer Berücksichtigung der sächsischen Wünsche und Rechte keine Spur. Allseitig war der magyarische Beifall, und nur mit Mühe konnte sich der sächsische Zweifel, daß das Haus nicht beschlußfähig sei, Geltung verschaffen. Die Abstimmung mußte verschoben werden; doch am nächsten Tage meldete das Protokoll die en bloc-Annahme des Gesetzes. Was half der sächsische Protest? Der Präsident und die Mehrheit blieben dabei. . . . Acht Tage darauf gab der Präsident den Austritt von sechs sächsischen Deputierten bekannt, und die andern wurden daran nur durch den neuausbrechenden ungeheuren Tumult verhindert. „Landaufwiegler", „Volksverräther" wurden ihnen nachgeschleudert, und Kossuth verstieg sich in seiner Rede, die wie eine Windsbraut durch das Haus fuhr, zur folgenden Drohung: „Es kann sein, daß wir zu Grunde gehen, aber ich schwöre es bei Gott, daß wir nicht die Letzten sein werden, die zu Grunde gehen, sondern wir werden über die Leichen der Verräther in's Grab sinken. Das merke sich Jedermann!" Man wollte einen königlichen

Commissär in's Sachsenland schicken und mit Hilfe der Szekler sich mit den „Herren Sachsen messen". Doch man stand schließlich davon ab.

Das war die Einladung zum gemeinschaftlichen Waffentanze. Denn inzwischen waren auch die Loose zwischen der Krone und dem entflammten Magyarismus gefallen: die Revolution war ausgebrochen. Wie hätten nun nach solchen Vorgängen, nach solchen Aufklärungen über den Werth der magyarischen Treue, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Sachsen die Partei der Magyaren ergreifen können? Wie sich mit einem solchen gewaltthätigen Volke gegen die Dynastie, die eines Blutes mit ihnen war, die ihnen im Zeitenverlaufe doch mehr nationalen Schutz geliehen als die Magyaren, der sie die deutsche Treue Jahrhunderte lang gewahrt hatten, wie sich mit einem Kossuth, der sich bald darauf vermaß, keinen Sachsen mehr auf dem Gebiete der ungarischen Krone dulden und sie aus dem Lande jagen zu wollen, verbinden können? Wenn sie noch etwas auf nationale Ehre halten, wenn sie das Erbe ihrer Väter, das ihnen die nationalen Rechte und die Freiheit sicherte, bewahren, wenn sie die Zukunft ihrer Söhne makellos an die eigene Vergangenheit knüpfen wollten, dann konnten sie nicht anders, dann mußten sie, bei Gott, so handeln!

Manch ein Leichenstein erinnert das heutige Geschlecht an die nun folgende, blutgetränkte Zeit; aber es war eine große Zeit. Und wenn die nachfolgende Reaction Magyaren und Sachsen gleichmäßig knechtete, so waren die Sachsen daran nicht Schuld. Ein frühlingskeuscher, idealer Hauch ging in jenen kriegerischen Zeiten durch ihr Volk; es entfaltete Kräfte, wie sie nicht die Reaction, sondern nur der edelste Kampf für Freiheit und Volksthum allein gebiert. Und diese blutige Taufe, die der schon müde Nationalkörper erhielt, hat ihn geweiht und gestählt. Aus dem Grabe St. L. Roth's, der für sein Volk und sein Deutschthum auf der blutigen Richtstätte zu Klausenburg sein Leben lassen mußte, steigt der Geist unversieglicher nationaler Verjüngung und Widerstandskraft empor. Und der schmucklose Stein auf dem einsamen Grabe des unvergleichlichen Karl Gooß ist ein ragendes Mal für die tragische Verantwortung, womit der Sachse seinem Volke verpflichtet ist: Karl Gooß zog in der Sylvesternacht des Jahres 1848 die furchtbarsten Konsequenzen aus dem Irrthum seiner unionsfreundlichen Politik: ein Schuß endete das Leben des edelsten Mannes, der je dem Trugworte der magyarischen Ritterlichkeit, Freiheit und Treue geglaubt hat.

## Literatur und Kunst.

### Ein Gespräch im Münchener Glaspalast.*)

Ein (von einem Blatt) Lesender.

„Der Präsident bedauert. Ihre Stümperei
Empört zu stark sein feines Künstlerblut,
Als daß des Glaspalast's sie würdig sei." —
Nun, das ist klar. Das Bild ist allzuschlecht.

Ein Bewunderer.

Die hohe Jury sprach. Auf ihre Pflicht
Gerechten Urtheils ist sie eingeschworen
Und zog so jedes Bild vor ihr Gericht.
Wie that's die Jury? Wahrhaft unvergleichlich.

Ein Skeptiker.

Nein, lieber Freund, stell' Dein Bemühen ein,
Du machst mit ihm mir keinen blauen Dunst.
Geschworene freilich mögen sie wohl sein,
Das heißt geschworene Feinde jeder Kunst.

Ein Zeitverständiger.

Was wollt Ihr denn? Der Künstler soll
Doch nicht von gestern sein, vielmehr von heute.
Das, dünkt mich, sind sie ganz und voll:
Modernste klugbedachte Leute.

Ein Entrüsteter.

Du bist ein Tückebold! Ich hör's heraus,
Du meinst: Sie wissen drauf zu laufen,
Nichts Gutes einzulassen in ihr Haus,
Denn wer sollt' ihren eignen Schund sonst kaufen?

Ein Wohlredender.

Pfui doch, wer spricht so roh von dem Genie!
Ihr Pinsel hat sich mühsam auch geplagt
Und zählt auf Erntelohn. Da weisen sie
Natürlich ab — was ihnen nicht behagt.

Ein Zustimmender.

Ich meine, kürzlichst wär' es so zu fassen:
Ein Baum, der einem Gärtner nur Verdruß
In seinem Küchengarten schafft, den muß
Er sorglich nicht aufkommen lassen.

Ein Beipflichtender.

Zumal, wenn solch' ein Baum schon Früchte trug,
Die überall begehrt in deutschen Landen.
Gerecht nur ist's: Was anerkannt genug,
Ist für den richtigen Sinn nicht mehr vorhanden.

Ein Abschließender.

Hört auf! Schaut Euch die schönen Bilder an
Hier rundherum und laßt die Wortbataille!
Ein Jeder leistet, was er ist und kann,
Und deß befleißt sich auch die Refüsirung.

Sapiens.

*) Nachdruck erwünscht. Diese gepfefferten Verse, die uns von einem allverehrten alten Mitarbeiter zugehen, passen übrigens mutatis mutandis auch für die dermalige Große Berliner Kunstausstellung, wie für die Jubiläumskunstausstellung in Wien. Die Redaction.

### „Mißbrauchte Frauenkraft."

Von Richard Wulckow.

Bei der sogenannten Frauenfrage handelt es sich im Grunde nur darum, wie die weiblichen, bisher unbenutzt gebliebenen Kräfte auf möglichst vielen Gebieten zu freier Entfaltung gelangen können. Es ist nicht zu leugnen, daß diese, von klugen und thatkräftigen Führerinnen geleitete Bewegung sowohl in ideeller als in materieller Beziehung reich an Fortschritten gewesen ist, wenn auch die extremen Forderungen, mit denen sich das deutsche Volksbewußtsein schwer befreunden kann, wie z. B. die völlige wirthschaftliche und politische Gleichstellung mit dem Manne, das Wahlrecht u. A. bisher — zu ihrem Vortheil — unerfüllt geblieben sind. Wir sagen ganz bewußt zu ihrem Vortheil, denn die vorwärts dringenden Frauen haben sich fast ausschließlich darauf beschränkt, ihre freien Kräfte auf Gebieten einzusetzen, auf denen sie gezwungen sind, mit den Männern zu wetteifern, und bei diesem Ringen haben sie übersehen, daß ihr eigentlicher Culturberuf auf einer andern Seite liegt, daß ihre eigentlichste oft so reiche Natur bei ihren bisherigen Strebungen so wenig zur Geltung gekommen ist. Und nicht nur das: sie haben es dabei auch zum großen Theil versäumt, diese

werthvollen inneren weiblichen Eigenschaften zu entwickeln und im Dienste der Menschheit zu verwerthen. Die fortgeschrittenen Frauenrechtlerinnen mögen von einer Wesensungleichheit zwischen der Natur des Mannes und der des Weibes nichts hören, aber trotzdem besteht diese Ungleichheit und sie wird niemals aufhören zu bestehen; sie wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß es Frauen giebt mit männlicher Geistesart und Männer mit weiblicher, oder daß sich gemeinsame menschliche Eigenschaften bei beiden Geschlechtern finden, oder daß endlich eine gegenseitige Einwirkung stattfindet, wodurch der Mann sich bis zu einem gewissen Grade die für die Frau charakteristischen Züge und die Frau die für den Mann eigenthümlichen aneignet. Denn alle diese Dinge beruhen auf Einzelerscheinungen; für das Geschlecht als solches haben sie keine beweisende Kraft und können den grundlegenden Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Eigenart, zwischen Männerberuf und Frauenberuf nicht auslöschen.

Solchen und ähnlichen Gedanken begegnen wir in einer soeben erschienenen Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin Ellen Key, welche unter dem Titel: „Mißbrauchte Frauenkraft“ in guter deutscher Uebersetzung (Verlag von Albert Langen in München) vorliegt und ohne Zweifel das lebhafte Interesse aller Derer verdient, die sich mit der Frage der Frauenbewegung ernstlich beschäftigt haben oder auch dieselbe in ihren wesentlichen Punkten kennen lernen wollen. In den Reihen der fortgeschrittenen Frauenrechtlerinnen wird sie voraussichtlich Opposition, wohl auch heftigen Widerspruch erregen; die Begründung desselben wird aber ihre ernsten Schwierigkeiten haben, da das logische Gefüge derselben ein recht festes ist und dem Gedankengange eine Art von Unantastbarkeit sichert. Ohne jede der vorgetragenen Anschauungen zu unterschreiben, wird man von dem interessanten Gedankengange gefesselt und hat Gelegenheit, eine eigenartige Darstellung der Frauenfrage kennen zu lernen, wie sie die große Literatur dieser Frage kaum aufweisen hat.

Die Verfasserin geht davon aus, daß die Menschheit im Großen und Ganzen die fundamentale Arbeitseintheilung, welche bereits zwischen den beiden Geschlechtern zu Gunsten der Cultur stattgefunden hat, auch in Zukunft beibehalten wird, weil sie auf der charakteristischen Eigenart der Geschlechter beruht und daher nicht in großem Maaßstabe willkürlich abzuändern ist. Tiefe und anhaltende wissenschaftliche Forschung, das scharfe Beobachtungs- und Combinationsvermögen, welches die einzelnen Thatsachen zu einem übersichtlichen Ganzen gruppirt; die sorgfältige und folgerichtige Analyse, die umsichtige Synthese, die consequente Anwendung der gegebenen Principien — Alles das, was den Philosophen, den Politiker, den Sociologen, kurz den Gelehrten auszeichnet, trifft man in geringerem Grade bei der Frau an, ebenso den höchsten Flug der Phantasie. Auch die großen epischen und dramatischen Dichtungen, die bedeutenderen Werke der Musik und der bildenden Kunst fordern jene Stärke, über welche die Frau nicht verfügt. Der Mann holt auch seine Inspiration aus den großen Gefühlen; er beherrscht sie aber, wenn er aus ihnen gestaltet, er giebt sie in seinem künstlerischen Schaffen aus und befreit sich so von ihrer Macht. Das männliche Genie verdoppelt sich beim Schaffen, es ist Mann und Weib zugleich. Beim Weibe verstärkt die Genialität ihr ursprüngliches Genie, welches darin ruht, lieben zu können. Träfe sie nun die Wahl, die Forderungen des Herzens zu unterdrücken, um sich der Production besser widmen zu können, so verlöre sie nicht nur an Glück, sondern an Genialität. „Ihre Genialität ist eins mit der höchsten Potenz ihres Lebens als Weib.“

Diese Bemerkungen sind keineswegs müßig, denn die echten und gerechten Frauenrechtlerinnen stricter Observanz gehen ja thatsächlich so weit, daß sie sich gezwungen fühlen zu dem Entschlusse, die gefährlichste Gelegenheit zur Ablenkung aus der von ihnen gewählten Bahn einer Vorkämpferin für die Frauenrechte bündig abzulehnen, d. h. der Liebe zum Manne und der Gründung einer Familie zu entsagen. Wir nennen hier als Beispiel nur das junge lebensfrische Fräulein Käthe Schirrmacher, welches diese Erklärung abgegeben hat. Eine solche Thatsache spricht sehr vernehmlich und zeigt ein völliges Verkennen der echt weiblichen Culturaufgaben und ein völliges Abirren von dem Wege, der den Frauen in erster Linie vorgezeichnet ist. Die Verfasserin meint, es sei eine Verkehrtheit, den Schwerpunkt seiner Beweisführung auf das zu legen, was man in Zukunft noch von den Frauen erhoffen dürfe, sondern vielmehr auf das, was sie bereits für die Cultur gethan haben. Dieser Einsatz der Frauen in die Culturarbeit der Menschheit ist die Humanisirung des Gefühls, die Sittigung des Menschengeschlechts, die Vertiefung und Veredelung des Heims. Arbeit und Production auf geistigem und materiellem Gebiete ist die Culturaufgabe des Mannes und alle Bestrebungen der Frauen, es ihm auf diesem Gebiete nachzumachen oder gleich zu thun, sind nichts Anderes, als „mißbrauchte Frauenkraft“. Dieser Einsatz der Frauen ist für die Menschheitsentwickelung und -veredelung ebenso unentbehrlich wie der des Mannes, und deßhalb darf die Frau nicht meinen, sie mache sich nur dadurch nützlich, wenn sie den Bestrebungen und Aufgaben des Mannes nacheifert. Daß die mit einem hervorragenden Kraftgefühl und mit Willensstärke begabten Frauen auf den Arbeitsgebieten des Mannes ganz Anerkennenswerthes leisten mögen, beweist nichts für den ihnen vorgeschriebenen hohen Culturberuf. Gerade weil die Frauennatur sich modificiren läßt nach dem, was man von ihr verlangt und wozu man ihr das Recht einräumt, muß sie eine Entscheidung treffen, ob sie sich den großen Aufgaben sittlicher und ethischer Vertiefung der Menschennatur hingeben oder einen Wettbetrieb mit den Lebensaufgaben des Mannes eingehen will, ein Wettbetrieb, bei dem sie zu ihrem Schmerz einsehen wird und muß, daß dieser sie wegen seiner anders gearteten Organisation stets überflügeln wird, ihre eigenen besten Eigenschaften aber Schaden leiden müssen. Zu beklagen sind die Frauen, welche nicht wählen können, sondern aus „Brotnoth“ gezwungen sind, Arbeiten zu ergreifen, zu denen ihnen Neigung und Interesse fehlt, „aber ich richte mich“, so ruft die Verfasserin aus, „gegen die Frauen, welche sich völlig frei ihren Lebensberuf wählen können und doch ihren Lebensberuf darin suchen, in eine Concurrenz mit dem Manne einzutreten, in der der bessere Theil ihres Ich verkümmert!“

Auch die Männer haben während ihres grausamen Wettkampfes viele edle und feine Gefühle opfern müssen; sie haben ihren Zielen nicht nachjagen können, ohne daß noch ganz andere Leidenschaften, als nur die edle schöne Schaffenslust des Genies entwickelt worden sind. Bei Denen, die nicht ausschließlich von dieser getrieben wurden, war der Ehrgeiz, die Herrschsucht, die Gewinnsucht in sehr vielen Fällen die eigentliche Triebkraft. Und diese Leidenschaften würden allmählich auch in der Seele des Weibes anfangen, die feineren und zarteren Regungen zu bekämpfen, wenn die männlichen Arbeitsgebiete immer mehr ihr Zielpunkt würden und ihr Hauptinteresse in Anspruch nähmen. „Alle feineren Wurzeln ihres Wesens würden aus einem neuen Erdreich neue Nahrung ziehen müssen und so würde auch das Blüthenblatt ihres Wesens eine andere Farbe erhalten.“ Diejenigen, welche glauben oder zu glauben vorgeben, die Frau könne auf die Dauer die ganze Kraft ihres tiefen, weiblichen Gefühlslebens für die Aufgaben des Familienlebens und der Häuslichkeit bewahren, und außerdem die ganze Intensivität und Concentration des Mannes erringen, seine Genialität, wo es geistiges Schaffen und Forschen, wo es Unternehmungen, Erfindungen gilt — die glauben eigentlich an etwas ganz Anderes, als an die Gleichheit und Gleichberechtigung der beiden Geschlechter. Sie glauben an die absolute Ueber-

legenheit der Frau. Könnte die Frau mit ganzer Kraft und Hingebung die Forderungen der beiden Gebiete erfüllen, dann wäre sie die von der Natur wesentlich reicher ausgestattete, sie wäre in Wahrheit der Uebermensch. Wäre das aber wirklich so, dann gäbe es jetzt keine Frauenfrage, dann wäre es der Frau trotz Mutterschaft und Kindespflege geglückt, die Leitung der ganzen Culturarbeit zu übernehmen, da zu allen Zeiten erfahrungsmäßig nicht der stärkste Körper, sondern der stärkste Geist beim freien Wettkampf zwischen Mann und Mann Sieger bleibt.

In der Frau ruht ein naiver Enthusiasmus, ein kindlich-künstlerischer Zug, der sie so leicht empfindlich macht für die feinsten Nüancen, ihr ein starkes Bedürfniß für Glanz und Farbe im menschlichen Dasein giebt und zugleich die Fähigkeit, unser Leben mit einem Schimmer von Anmuth und Reiz zu umgeben und es zu verschönen. Sie wird deßhalb auch von ihren Impulsen sicherer geleitet als der Mann, sie erfaßt oft schnell, ahnt und fühlt tief, beobachtet fein und vielseitig auf den verschiedensten Gebieten. Aber deßhalb besitzt sie auch bei geistigem Ringen nicht die starke Concentration des Mannes, der bisweilen ein ganzes Leben lang über einem fruchtbaren Gedanken, einer lockenden Erfindung sinnt. So bewegt sich das geistige Leben der Frau gewissermaßen in kleinen, kurzen Wellenschlägen auf einem in seiner Tiefe ruhigen Strome; die Seele des Mannes ist ein reißender Strom mit bewegter Tiefe, der die Kraft hat, Gedanken und Anregungen in ungebrochener Stärke an die Oberfläche zu führen und bis in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen.

Die Strebungen der heutigen Frauenbewegung nach der wirthschaftlichen und politischen Gleichheit mit dem Manne, haben, statt die Frauen frei zu machen, vielmehr einen gewaltigen Druck auf die strebenden und thatkräftigen unter ihnen geübt, eine unerhörte Anstrengung über die Vielen gebracht, die nicht der Ausnahme, sondern der Regel angehören. Wichtige und höchst erstrebenswerthe Rechte, so das Eigenthumsrecht und die Mündigkeit der verheiratheten Frau bezüglich ihrer Person, ihrer Kinder, ihrer Arbeit, ihres Eigenthums treten für sie dabei völlig in den Hintergrund; das Streben, es unter allen Umständen dem Manne gleichthun zu wollen, ist in die erste Linie ihres Sinnens und Denkens gerückt und dadurch hat sich eine unschöne, in ihren äußersten Folgen der Cultur und dem Glücke feindliche Auffassung von der Frau gebildet, die für uns das Sinnbild edlen reinen Menschthums und der Gegenstand hoher Verehrung war. Diese Auffassung gewinnt leider eine um so gefährlichere Berechtigung, als die Frauen zu diesem Wettkampf mit den Männern nicht sowohl aus persönlichem Ehrgeiz, sondern von einem brennenden, fast fanatisch zu nennenden Eifer im Dienste der Frauensache angetrieben werden. Feine gefühlvolle Naturen mit großer Begabung lassen sich mit fortreißen und werden in ihrem krankhaften Eifer aufgerieben; andere mittelmäßige zwingen sich gegen ihre innerste Neigung zu den Studien und Berufsarbeiten, an denen sie trotz allen Widerstrebens und aller Enttäuschung festhalten — der Frauensache zu Liebe! Denn das ist ihre ewige Furcht, daß Männer ihre weibliche „Schwäche" verhöhnen! Die Arbeits- und Examenresultate werden von den Vorkämpfern der Frauensache verherrlicht; dieselben Resultate bei dem Jünglinge sind die natürlichsten Dinge von der Welt. Und das trübt den Blick des jungen Mädchens noch mehr für den wirklichen Werth dessen, was sie durch Ueberanstrengung erreicht! Ganz abgesehen davon, daß durch die Studien der Frauen an sich ihre ganze Entwickelung zu weiblicher reiner Eigenart und zu geistiger Gesundheit und Kraft vereitelt wird, trifft das jetzige, so äußerst verbesserungsbedürftige Schulsystem sie doppelt hart und empfindlich. Aber es sind nach der Auffassung der Verfasser noch andere Uebelstände, welche die Frauenbewegung gezeitigt hat und — die leider nicht wegzuleugnen sind. Die Frauenbewegung hat es sich hauptsächlich zur Aufgabe gemacht, für die Frauen der bevorzugteren Stände die Möglichkeit zu geistiger Entwickelung und ökonomischen Erwerb in unvermeidlicher Concurrenz mit dem Manne zu schaffen, aber man hat dabei viel zu wenig auf die große Masse der arbeitenden, um ihr tägliches Brod ringenden Frauen gesehen, die doch wahrlich einen hochbedeutenden Theil der ganzen Frauenfrage ausmachen. Die Verfasserin geht zu weit, wenn sie sagt, daß diese Frauen unter einen immer stärkeren Druck gerathen und daß die Frauenrechtlerinnen für die sociale Frage und für ihre Einheit mit der Frauenfrage blind gewesen sind. Denn erstens wendet man sich neuerdings mit großer Aufmerksamkeit gerade diesen Bedrängten zu, wie z. B. die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Ernennung von weiblichen Fabrik-Inspectoren u. A. deutlich zeigen; und andererseits giebt es auch eine große Zahl von Frauenrechtlerinnen, die ihre volle Aufmerksamkeit den Arbeiterinnen widmen und diese durchaus in die Frauenfrage einschließen, aber zuzugeben ist, daß sich in vielen Frauenkreisen gewissermaßen eine besondere Frauenfrage für die Gebildeten entwickelt hat — und das ist zweifellos vom Uebel. Denn das Schicksal der Gebildeten steht in engem Zusammenhange mit dem der geistig Armen und nur dadurch kann die Frauenbewegung sich die thätige Antheilnahme an ihren Bestrebungen in weiten Kreisen sichern, wenn sie thätig in das Lebensloos der Armen einzugreifen strebt und auf Mittel sinnt, ihre Lebensführung zu heben und den schweren Druck, der auf ihrer Existenz lastet, ein wenig zu mildern.

Der Grundgedanke der besprochenen Schrift, für den eigentlichen, im Plan der Weltleitung vorgesehenen Beruf der Frauen einzutreten, vor Ueberschätzung der Mannesarbeit Seitens der Frauen zu warnen und zur Hochhaltung des Culturberufs, der Sittlichung und Veredelung der Häuslichkeit zu mahnen, — dieser Gedanke verdient alle Beachtung und sorgfältige Prüfung auch von Denen, die sich der Arbeit im Dienste der Frauenbewegung ernstlich geweiht haben. Gerade sie werden in der Schrift ein sicheres Regulativ für die Grenzen und für die Gefahren ihrer den Männeraufgaben nachstrebenden Thätigkeit finden. Ellen Key sagt am Schlusse ihrer Schrift .... „wir verlangen das Recht zu denselben Möglichkeiten für eine individuelle Entwickelung, ganz das nämliche Recht, mündig zu sein, ob wir verheirathet oder unverheirathet sind; ganz das nämliche Recht, Theil zu nehmen an der Abfassung der Gesetze (!), die auf die ganze Gesellschaft ihre Wirkung ausüben und daher auch auf unsere speciellen Aufgaben. Wir haben das nämliche Recht, ganz auf unsere eigene Verantwortung zu leben, unsere eigenen Wege zum Glück und zur Harmonie zu gehen. Daß uns, weil unsere Aufgabe eine andere war, der Zutritt zum vollen männlichen Culturbesitz abgesperrt wurde, war ebenso thöricht und für das Ganze schädlich, wie wenn dem Manne der Zutritt zum weiblichen Culturbesitz versperrt gewesen wäre. Für das frische Weitergedeihen der beiden Lebensgebiete, für die volle Aneignung der beiderseitigen verschieden gearteten Culturvorräthe durch beide Geschlechter, ist vollkommene Freiheit für beide Theile die unabweisbarste Lebensbedingung."

Wenn wir den Gedankeninhalt dieser Sätze ohne Vorbehalt acceptiren und uns für die gegenseitige Aneignung des „Culturbesitzes" der beiden Geschlechter entscheiden sollen, so würde das nach unserer Empfindung mit dem Hauptgedanken der Schrift im Widerspruche stehen, den wir darin gefunden haben, daß die Frau nicht ohne Schaden für ihre der Verinnerlichung und Veredelung der Menschheit dienende Eigenart die Arbeitswege des Mannes betritt, die im Neuschaffen auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Cultur zu suchen sind. Hier wäre vielleicht etwas mehr Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks am Platze gewesen.

## Dalldorfer Lyrik.

Von Börries Freiherrn von Münchhausen.

Der Schriftsteller Ernst Schur, der in Pankow — also in der Nähe des Dalldorfer Narrenhauses — wohnen soll, hat ein Buch Verse geschrieben, dem er, um ihm gleich den Stempel des Blödsinns aufzudrücken, den Titel gab: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden." Und die sattsam bekannten Unsterblichkeitsfabrikanten Schuster & Löffler in Berlin haben diesen Schmerzen an die Oeffentlichkeit verholfen. Schur's Buch ist derartig dumm und unbedeutend, daß es an sich auch nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Zeile werth ist. Aber es ist symptomatisch für die bei uns eingerissene „Dehmelei" in der Lyrik, und als Symptom, das Rückschlüsse auf Ursprung und Art der Krankheit zuläßt, mag es hier mit noch einigen anderen faulen Früchten moderner Lyrik auf einem Teller liegen.

Ich halte es für nöthig, hier nochmals zu wiederholen, was ich schon an anderer Stelle ausgesprochen habe: daß ich manche Gedichte Dehmel's für schön halte, obwohl der Kenner eines Matthias Claudius und Anderer ihnen die Originalität, die seine Freunde so gern für ihn in Anspruch nehmen möchten, absprechen wird. Nicht diese guten Gedichte Dehmel's, sondern die albern-verworrenen, die aus Eitelkeit mit einer überspannten Originalitätssucht durchtränkten und die plump obscönen sind es, die seine Nachtreter zu Vorbildern genommen haben, und die uns heute so oft im Schuster & Löffler'schen Verlag entgegentreten. Durchblättern wir zunächst einmal das Schur'sche Buch.

Gewidmet ist es einer unbekannten Dame, Dehmel und Mombert. Dehmel dichtet dafür natürlich Schur an*) und Mombert wird Schur und Dehmel besingen. Das ist Mode geworden. Liliencron erzählt von Bierbaum**), Bierbaum preist Dehmel***) und Dehmel verherrlicht wieder Liliencron†). So wird man zwar vielleicht bekannt, aber die billige Gegenseitigkeitsreclame thut einem doch für Bierbaum und noch mehr für Liliencron leid, der das Unglück, von Dehmel besungen zu werden, wirklich nicht verdient hat. Obgleich dieser harte Schlag neulich auch Ibsen traf, über den Dehmel die auch von Zeitungen wiederholten und überall mit berechtigtem Mitleid für den armen Norweger gelesenen Verse von sich gab:

Skal, Ibsen, Skal,
du Meister des Doppelsinns,
du Feind der Halbheit!
Ich bringe dir ein Wort dar, das
dich ganz beleuchtet: (!!)
Skal, du vom heiligen Geist — Beschatteter!

Aber gehen wir vom Meister wieder auf den Schüler über! Die Gedichte Schur's scheinen bald keine Ueberschrift, bald eine Unterschrift zu haben, stehen manchmal ganz hoch oben, manchmal ganz tief unten auf den Seiten und sind so gesetzt, daß dreiviertel des Buches weißes Papier geblieben ist. Ich citire zwei dieser Monstra mitsammt ihrer wahnsinnigen Interpunktion:

Flimmern.
Neben mir steht ein Stuhl leer —
hell beleuchtet von dem matten Schein der Lampe —
halb im Schatten —
— wenn nun dort jene Frau
säße, die du schon zu lieben meinst,
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ welche Frau ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

*) Dehmel, Erlösungen. S. 258.
**) Liliencron, Heidegänge. S. 11.
***) Bierbaum, Der bunte Vogel. S. 253 ff.
†) Dehmel, Aber die Liebe, Widmung.

Oder auf Seite, — ja so, Seitenzahlen hat natürlich unser Mann nicht, das wäre ja viel zu althergebracht, — also sagen wir: eine Seite sieht so aus:

~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
. . .
. . .
! !

und ganz unten rechts steht: „Meine Augen quellen über ein dunkles Weh". Wem fällt bei diesen Strophen nicht die goldene, tiefdurchdachte „Dichtung" des mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit producirenden Wilhelm Arent ein, die auf Seite 102 seiner „Lebensphasen" steht, wo sie vom ersten bis zum letzten Worte also lautet:

Im „Carneval"
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Ich will den Verfertigern keinen Vorwurf aus solchen Dingen machen, sie können offenbar nicht dafür; aber was muß das für ein Verlag sein, der solchen hirnverbrannten Blödsinn druckt wie:

|
Menschlichstes
Tierischstes
Trivialstes
o ihr Urwälder
o ihr Wilden
Kultur
nacht
nacht
meine Stiefel drücken mit einem Male so unmenschlich.

Und dabei wagt sich dieser Beklagenswerthe an Urtheile über einen der geistvollsten Menschen, die vielleicht je gelebt haben, und nennt Jesus „den großen Theatraliker", „den sensitiven Decadent" und „den müden Zweifler!" Und wie peinlich muß es Schur sein, wenn er später einmal seine jugendlichen Ungereimtheiten und Unzüchtigkeiten liest, z. B. die sexuelle Perversität, er wolle „deines lieben Körpers Feuchtigkeit aus den weichen Falten deines Fleisches mit vertrauten Lippen schlürfen", oder das gleichfalls ekelhafte Gelüst:

Deine weichen Sohlen will ich küssen
will ich voller Inbrunst küssen
bis sich deine Zehen angstvoll krümmen,
voller Not an meinen Mund sich pressen.

Wirklich, man kann den Angehörigen des Unglücklichen den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß sie besser auf den jungen Mann hätten aufpassen müssen, — die Herausgabe solcher Unglaublichkeiten wäre dann vielleicht, trotz Schuster & Löffler, noch rechtzeitig zu verhindern gewesen. Eine Strophe will ich zuletzt noch citiren, um zu zeigen, daß der Bedauernswürdige, doch bisweilen ganz scharf über sich selbst im Klaren zu sein scheint. Er sagt nämlich:

. . . wo sich Dummheit selbst fêtirt,
in satter Dumpfheit vegetirt,
den trägen Blick verschlossen hält
der neuen bunten schönen Welt u. s. w.

doch scheint er sich nicht selbst gemeint zu haben. Alle diese Leute wie Schur, Dauthendey, Scheerbart, E. R. Weiß u. s. w. sind eben geistige Kinder des Pankower Haupt-

Pornographen*) Richard Dehmel. Er und seine Freunde haben es auf dem Gewissen, daß alljährlich etliche Leute, deren Geist dürr und unfruchtbar ist, wie das Brett vor ihrem Kopfe, ihre von maßloser Eitelkeit und Originalitätsfexerei diktirten Werke in einem wahlverwandten Verlage drucken lassen und damit dem Publicum den Geschmack verderben oder es vom Kauf neuer Gedichtbücher abschrecken. Und dies halte ich für das Hauptmoment, das eine ernsthafte Kritik zum Vorgehen gegen diese Herren bestimmen muß: ein Liliencron muß es entgelten, was ein Dehmel gesündigt hat! Und wer will es den Leuten übelnehmen, wenn sie alle diese langweiligen Dalldorfer Narrenbücher nicht kaufen wollen, in denen z. B. auch das Unnennbare beschrieben wird:

Tief und tiefer: seeliges Leben
bang Empfangen — welch' Verschulden!
Schwellend wühlt sich Leben in Leben:
wildes Wachsen, stilles Dulden.**)

oder in denen die Onanie besungen wird und die Selbstbefriedigung des Weibes vor dem impotenten Manne? Mit vollem Rechte schließt das Publicum die Thür vor solchen Pornographien, die der Staatsanwalt allerdings noch, — im Buchhandel, — frei auf der Straße herumlaufen läßt. Aber wenn das Publicum die Thür schließt, dann bleiben auch ungerechterweise die ausgeschlossen, die einen Ehrenplatz im deutschen Hause verdienten.

Wie verhält sich nun die Kritik alldem gegenüber? Die ernsthafte schweigt. Die der Dehmelei wohlgesinnte Presse aber preist Dehmel als den Mann, in dem der deutschen „Kunstplebejernation" „der Begriff der Majestät im Kunstschaffen und Kunstgenießen wieder aufgegangen"***) sei, will seinen Namen mit lauter großen Buchstaben geschrieben wissen „wie HERR-GOTT" und spricht von seiner „alles überschlauenden Gnadenkunstschläue"†), wobei sie freilich um die von ihr herangezüchtete Dehmelsaat mit ungemein eingehendem Interesse und sehr vielen Worten herumgeht und es nicht wagt, sie mit wenigen klaren und vernichtenden Sätzen abzuthun. Man lese nur die Besprechung des E. R. Weiß im „Deutschen Dichterheim", oder die Schur's, oder man lese, was Dehmel über Schur dichtet. Ich halte es für nöthig, vorauszusetzen, daß das Gedicht, dem die folgenden Verse entnommen sind, Schur nicht verulken soll; der Dichter hat wenigstens diese Wirkung nicht beabsichtigt (aber wohl erreicht!). Dehmel erzählt in den „Erlösungen", daß Schur bei ihm gewesen sei, und daß er durch des Gastes Weisen und Stammeln das Lied seiner Seele gehört habe: „o seelig Lied —!" Dann geht die Unterhaltung anscheinend auf Schur's Buch über:

„Jedes Wort" — einst Gestammel —
„ist m—mir haha—heilig" —
ist allen heiliger noch als dir; (!)
„sie aber lalala—lachen darüber!"
sie lachen und du leidest noch?!
„Ich k—kann nie s—sagen" — wer kann je sagen
„was meine S—Seele will" — Aller Seele!
„ich b—bin so verlassen" — vom einigen Geist
„Nur m—manchmal, w—wenn ich mein Lalala—Leiden
v—vergesse,"

Ist es nicht ein trauriger Anblick zu sehen, wie das „Lalalaleiden" über das „sie", die bösen Leute mit den fünf Sinnen, „lalalachen", hier als etwas Typisches dargestellt ist und mit welchen Worten der deutsche Dichter Schur getröstet wird!

Ueberlassen wir doch die Bezeichnung der Herrenabenddichter und der Zotensängerinnen als „Künstler" unseren westlichen Nachbarn, überlassen wir ihnen das Feiern rückenmarkskranker Decadence! Denken wir lieber an unser Deutschthum und an das, was ihm immer eigentümlich war: herbe Reinheit und ernste Strenge.

*) Vergl. Entscheidung d. 1. Straff. d. Landgerichts I, Berlin v. 2. Sept. 1897 gegen Dehmel's Gedichte (Verlag von Schuster & Löffler in Berlin).

**) Dehmel, Aber die Liebe, S. 79.

***) Deutsches Dichterheim 17, 1 (M. G. Conrad natürlich).

†) Ebenfalls von M. G. Conrad. Zum Vergleiche stelle ich einige Urtheile deutscher Künstler über etliche Dehmel'sche Gedichte aus dem Schuster & Löffler'schen Verlage daneben, die mir anläßlich einer Enquête zugingen: „verwerflich" (Adolf Wilbrandt), „unflätig" (Hermann Allmers), „über alle Maßen ekelhaft" (Johannes Trojan), „erstaunliche Geschmacklosigkeit und Gefühlsroheit" (Hans Hoffmann), „beispiellose Roheit und Gemeinheit" (Paul Heyse), „bisher unerreichter Grad von Schamlosigkeit" (Julius Grosse), „zweifelloser Unfug" (Martin Greif), „betrübende Geschmacklosigkeiten" (Ludwig Fulda), von „abschreckender, verletzender Häßlichkeit" (Georg Ebers), „Schweinereien" (Karl Busse), „scheußlicher Schmutz" (Hermann Allmers), „an Widerlichkeit und rüder Gesinnung unerreicht" (Ludwig Jacobowski), und Hermann Heiberg schreibt: „Die Kunst, die solche Kunst treibt, ist keine Kunst, sondern widerwärtiges Bordellenthum."

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ariadne.

Von Anton Tschechow.

(Schluß.)

Der Frühling kam. Man mußte auf's Feld, um Sommergetreide und Klee zu säen. Ein trauriges Geschäft aber man spürte schon etwas vom Frühling; ich hoffte mich mit dem Gedanken an den Verlust abzufinden. Und wenn ich so bei der Arbeit im Felde den jungen Lerchen lauschte, fragte ich mich oft: Soll ich diesen quälenden Fragen nicht mit einem Mal ein Ende machen und ohne Weiteres ein einfaches Bauernmädchen heirathen?

Da plötzlich, mitten in meiner Arbeit, erhalte ich einen Brief mit einer italienischen Marke. Und der Klee und die Bienenstöcke und die Hühner und das Bauernmädchen — Alles verschwand wie Rauch. Diesmal schrieb Ariadne, daß sie unendlich unglücklich sei. Sie warf mir vor, daß ich ihr eine rettende Hand versagt, daß ich auf sie von der Höhe meiner Tugend herabgeblickt und sie im Augenblicke der Gefahr verlassen hätte. Alles das war mit nervöser Hand groß hingeschrieben, mit durchstrichenen Stellen und Kleckſen; offenbar war sie beim Schreiben eilig und litt. Zum Schluß flehte sie mich an, zu kommen und sie zu retten. So riß ich mich abermals los. Ariadne wohnte in Rom. Ich kam spät am Abend zu ihr, und als sie mich erblickte, brach sie in Thränen aus und warf sich mir an den Hals. Während des Winters hatte sie sich gar nicht verändert, und sie war noch immer so jung und schön. Wir soupirten zusammen und fuhren bis zum Tagesanbruch durch Rom spazieren. Sie erzählte mir die ganze Zeit von ihrem Leben und Treiben. Ich fragte, wo Lubkow sei.

„Erinnern Sie mich nicht an diesen Menschen!" rief sie aus. „Er ist ein Ekel!"

„Aber Sie liebten ihn doch," sagte ich.

„Niemals! Die erste Zeit war er originell und weckte mein Mitleid, das ist Alles. Er ist unverschämt; er nimmt die Frau im Sturm und das reißt uns hin. Aber sprechen wir nicht von ihm, mein Lieber. Das ist eine traurige Seite meines Lebens. Er ist nach Rußland, Geld zu holen — Glück auf die Reise! Ich sagte ihm, daß er ja nicht wage, zurückzukehren."

Sie wohnte nicht mehr im Hotel, sondern in einer Privatwohnung; zwei Zimmer, nach ihrem Geschmack eingerichtet, kalt und elegant. Nach Lubkow's Abreise hatte sie von ihren Bekannten ungefähr 5000 Francs geborgt, und meine Ankunft war für sie in der That eine Rettung, da es ihr schon unmöglich war, noch weiter Schulden zu machen. Ich hatte die Absicht, sie in unser Dorf zurückzubringen, aber es gelang mir nicht. Sie sehnte sich wohl nach der Heimath, aber die Erinnerung an die Entbehrungen dort und die verrosteten Dächer auf dem Hause ihres Bruders riefen in ihr Ekel hervor. Sobald ich ihr vorschlug, nach Hause zu

fahren, drückte sie mir krampfhaft die Hände und rief: „Nein, nein! Dort würde ich vor Langeweile sterben!“

Dann trat meine Liebe in ihr letztes Viertel. „Seien Sie wie früher und lieben Sie mich ein wenig,“ sagte Ariadne, zu mir gebeugt. „Sie sind finster, fürchten sich dem Augenblick hinzugeben und denken immer an die Folgen. Das ist langweilig. Ich bitte Sie darum, seien Sie zärtlich! . . . Mein Engel, mein Heiliger, mein Geliebter, ich liebe Sie so sehr!

So wurde ich ihr Liebhaber. Einen Monat lang war ich wie toll vor Entzücken. In den Armen den jungen, herrlichen Körper zu halten, und zu denken, daß ich sie habe, meine Ariadne — ach, sich daran zu gewöhnen, war nicht leicht! Aber ich habe mich doch daran gewöhnt, und nach und nach begann ich mit klarem Blick meine Lage zu betrachten. Vor Allem verstand ich, daß Ariadne, ganz wie einst, mich nicht liebte. Aber sie wollte wahrhaft lieben; sie fürchtete die Einsamkeit, und die Hauptsache: ich war jung, gesund, stark, sie war sinnlich, wie es die kalten Menschen überhaupt sind — und wir Beide stellten uns, als hätten wir uns aus leidenschaftlicher Liebe einander genähert. Dann begriff ich noch etwas . . .

Wir lebten in Rom, in Neapel, in Florenz und kamen auch nach Paris, aber dort war es uns zu kalt, und wir kehrten nach Italien zurück. Ueberall hielt man uns für Mann und Frau, für reiche Gutsbesitzer, man machte gern unsere Bekanntschaft, und Ariadne hatte viel Erfolg. Da sie Unterricht im Malen nahm, nannte man sie „die Malerin“, obwohl sie nicht das geringste Talent besaß. Sie schlief täglich bis zwei, drei Uhr Nachmittags und nahm den Kaffee und das Dejeuner im Bette. Mittags aß sie Suppe, Fisch, Fleisch, Spargel, Geflügel, und wenn sie sich zur Ruhe begab, reichte ich ihr irgend etwas in's Bett, z. B. ein Stück Roastbeef, das sie mit einem eifrigen und besorgten Ausdruck verzehrte; wenn sie aber in der Nacht erwachte, aß sie Aepfel und Orangen. Ihre Haupteigenschaft war eine erstaunliche Schlauheit. Sie hinterging mich fortwährend, jeden Augenblick, offenbar ohne jede Nothwendigkeit, nur aus Instinct, wie der Sperling zwitschert oder die Motten fliegen. Sie war hinterlistig und zwar mir, den Dienern, dem Portier, den Geschäftsleuten und allen Bekannten gegenüber; ohne Schwindelei verlief kein Geplauder, keine einzige Begegnung. Sobald ein Herr in unser Zimmer trat — wer es auch sein mochte, ein Kellner oder ein Baron — so änderte sie sofort den Blick, den Ausdruck, die Stimme und sogar die Linien ihrer Gestalt beinahe, und jedes Wort, jedes Lächeln bei ihr war berechnet. Wenn Sie uns da gesehen hätten, Sie würden sich gesagt haben, daß es in ganz Italien keine reicheren Leute als uns gab. Keinen Maler, keinen Musikanten ließ sie vorüber, ohne ihm über sein außerordentliches Talent was vorzuschwindeln.

„Sie sind ein Genie!“ sagte sie mit süßer, flötender Stimme. „Es ist sogar schrecklich . . . ich glaube fast, Sie können durch die Menschen hindurch sehen!“

Und das Alles bloß, um zu gefallen, um Erfolg zu haben, Alle zu bezaubern! Sie erwachte jeden Morgen mit dem einzigen Gedanken: Coketiren! Das war der ganze Zweck und Inhalt ihres Lebens. Wenn sie in irgend einer Gasse, in irgend einem Hause einen Menschen gewußt hätte, dem sie nicht gefällt, würde sie dies tief gekränkt haben. Sie mußte jeden Tag bezaubern, fesseln, jemand verrückt machen. Daß ich ganz in ihrer Macht stand, von ihrem Zauber völlig in Nichts zerfloß, machte ihr dieselbe Wonne die bei den Turniren einst die Sieger empfanden. Sie streckte sich des Nachts wie eine Tigerin hin, ohne Decke — es war ihr immer zu heiß — und las die Briefe, die ihr Lubkow schickte; er bat sie himmelhoch, nach Rußland zurückzukehren, sonst werde er bei seinem Eid irgend Jemand bestehlen oder ermorden, um zu Geld und zu ihr zu kommen. Er war ihr ekelhaft, aber seine leidenschaftlichen, slavischen Briefe schmeichelten ihr. Sie hatte eine zu hohe Meinung von ihrer Unwiderstehlichkeit und glaubte, daß sie ganz Italien, die ganze Welt durch ihre Schönheit besiegen könnte.

Diese Gespräche über die Reize ihres Körpers verletzten mich, das bemerkte sie auch, und immer, wenn sie mir böse war, sprach sie davon, nur um mich zu ärgern; sie reizte mich, ja es kam soweit, daß sie einmal vor einer bekannten Dame zornig wurde und mir sagte: „Wenn Sie nicht aufhören, mich mit Ihren Belehrungen zu langweilen, so lege ich mich nackt auf diese Blumen hin!“

Ich litt. Oft, wenn ich ihr zusah, wie sie schlief oder aß oder sich bemühte, ihrem Blick einen unschuldigen Ausdruck zu geben, dachte ich: Wozu hat ihr Gott all' diese Schönheit und den Verstand gegeben? Bloß damit sie sich unaufhörlich im Bett wälze, esse, schwindle und lüge? Und in dieser Gefräßigkeit, Falschheit und Gefallsucht sah ich — verzeihen Sie wieder das gelehrte Wort — die traurigen Erscheinungen des Atavismus. Ich hatte die tückische Sclavin vor mir, die den Kampf gegen ihren Unterdrücker, den Mann führte — die Frau aus der Steinzeit oder der Pfahlbauten. Ariadne war klug, sehr listig, erfinderisch, aber nicht logisch. Mit Begriffen mit ihr zu streiten, war unmöglich, weil sie nicht folgerichtig denken konnte. Ihr Verstand war groß, so lange sie ihre Schlauheit anwenden konnte, wenn sie aber nicht hinterging, mußte man über eine gewisse Roheit und Wildheit bei ihr staunen. Sie fürchtete drei Dinge: den 13. im Datum, den bösen Blick und böse Träume; über freie Liebe und über Freiheit überhaupt sprach sie wie eine alte Betschwester; aber sie war teuflisch schlau und witzig und verstand es gründlich, sich in Gesellschaft als gebildet und aufgeklärt zu geben. Die Schlauheit, ihre größte Urkraft, half ihr aus allen üblen Lagen und ließ sie niemals im Stich. Aber sie war auch grausam, wie eine Wilde. Selbst in den vergnügtesten Augenblicken war sie ohne Scrupel im Stande, einen Diener zu beleidigen oder ein Insekt zu tödten; sie schwärmte für Stierkämpfe und Mordgeschichten, und schäumte, wenn einmal ein Angeklagter freigesprochen wurde. Wählen Sie Frauen zu Richtern und Geschworenen, und es wird kein Freispruch mehr gefällt.

Dank unseren Bekanntschaften, lernte ich viele Frauen — russische und Andere — kennen und studiren, und ich überzeugte mich, daß sie Alle, wie die Wassertropfen, meiner Ariadne ähnlich sind. In jedem Blick, jeder Geberde und jedem Bändchen und Stirnlöckchen fühlte ich Hinterlist, geistige Armuth, Sinnlichkeit und Grausamkeit heraus. Ebenso wie mich die europäischen Männer mit ihrer Cultur trösteten und entzückten, so verletzten mich die Frauen mit ihrem groben Conservatismus, ihrem deutlichen Streben nach rückwärts, nach Finsterniß. Ich fühlte in ihnen einen hassenswerthen Feind, und wenn vom Mars eine Masse herabfiele und dieses ganze, herrliche Geschlecht begrübe, so hätte ich es für einen Act göttlicher Gerechtigkeit gehalten und mich gefreut.

Bei dem Leben, das ich und Ariadne führten, brauchten wir viel Geld. Der arme Vater schickte mir seine Pension, alle seine kleinen Einkünfte; er borgte für mich, so viel ihm möglich war, und wenn er mir einmal ablehnend antwortete, sandte ich ihm ein verzweifeltes Telegramm, worin ich ihn beschwor, unser Gut zu verpfänden oder eine zweite Hypothek darauf zu nehmen. Er erfüllte Beides ohne Widerspruch und sandte mir das ganze Geld. Aber Ariadne verachtete die praktische Seite des Lebens, und wenn ich tausend Francs zur Befriedigung ihrer unsinnigen Wünsche verputzte und dabei vor Kummer stöhnte, sang sie leichten Herzens „Funiculi“, oder „Addio, mia bella Napoli“. Nach und nach wurde ich kühler und schämte mich unseres Verhältnisses. Um ihrer nicht völlig überdrüssig zu werden, begann ich die Museen und Galerien zu besuchen und viel zu lesen; ich aß wenig und hörte zu trinken auf. So hetzte ich mich vom Morgen bis zum Abend ab, und es wurde mir gleichsam leichter in der Seele. Aber auch Ariadne wurde meiner überdrüssig. Der Zufall wollte, daß die Leute, bei denen sie Erfolg hatte, Alltagsmenschen waren; Salons fanden sich nicht, wie ehedem in der Heimath; es fehlte überdies an Geld, und das kränkte sie und brachte sie oft zum Weinen. Endlich sagte sie mir, daß sie nichts mehr gegen die Heimreise nach Rußland habe. Und so reisen wir also.

In den letzten Monaten korrespondirte sie eifrig mit ihrem Bruder, offenbar mit geheimen Absichten — Gott weiß, welchen! . . . Ich war

es müde, hinter ihre Schliche zu kommen. Aber wir fahren nicht nach Hause, sondern nach Jalta und von da nach dem Kaukasus. Sie kann nur noch in Curorten leben, und gerade diese sind mir unerträglich. Ach, wäre ich nur wieder auf dem Lande, bei meinen Ochsen und Enten. Ich möchte jetzt arbeiten, im Schweiße des Angesichts mein Brod erwerben, bloß um meine Fehler zu sühnen. Ich fühle jetzt in mir einen Ueberfluß an Kraft, und wenn ich sie anspanne, kann ich unser Gut in fünf Jahren loskaufen. Aber die Sache ist bedenklich. Wir sind hier nicht mehr im Ausland. In Rußland muß man an die gesetzliche Ehe denken. Natürlich ist die Begeisterung von ehedem vorüber und von der gewesenen Liebe keine Spur mehr. Immerhin, ich bin verpflichtet, sie zu heirathen. Das Prinzip vor Allem!

* * *

Schamochin, vom Erzählen erregt, ging mit mir hinunter in die Cajüte, und wir fuhren beim Schlafengehen fort, über Frauen zu sprechen. Es war schon spät.

„Nur die Frau vom Lande steht noch nicht hinter dem Mann zurück," sagte Schamochin; „dort denkt und fühlt und kämpft sie mit der Natur, für die Cultur, gerade so eifrig wie der Mann, aber die städtische, intelligente Bürgersfrau ist schon längst zurückgeblieben und verfällt in ihren ursprünglichen Zustand, und dadurch ist sehr Vieles, was das menschliche Genie erobert, verloren gegangen; die Frau verschwindet nach und nach, und an ihre Stelle tritt das ursprüngliche Weibchen. Dieser Rückfall der intelligenten Frau bedroht die Cultur mit einer ernsten Gefahr; in ihrem Rückgange bemüht sie sich, den Mann an sich zu fesseln und hemmt seinen Fortschritt. Das ist gar keine Frage."

Ich protestirte gegen solches Verallgemeinern. Warum nach der einen Ariadne alle Frauen beurtheilen?! Ich bemerkte ihm, daß ich in allen Schichten der russischen Gesellschaft vielen gebildeten, intelligenten, hochherzigen, von edlem Streben erfüllten Frauen begegnet bin, die gerade so gut denken und arbeiten wie der Mann. Schon das Streben der Frau nach Bildung und Gleichberechtigung der Geschlechter — was für mich ein Streben nach Gerechtigkeit — schließe jede Voraussetzung einer Degeneration aus. Aber Schamochin hörte mir kaum zu und lächelte ungläubig. Er war schon ein leidenschaftlicher, überzeugter, blinder Frauenhasser, den zu bekehren unmöglich wäre.

„Papperlapapp!" unterbrach er mich. „Jawohl, in der Pension drei Sprachen und Algebra zu lernen und später im Leben nicht zu wissen, was damit anfangen, — das ist mir eine nette Bildung! Und dabei sind sie listig, entsetzlich listig, und ihr Streben nach Bildung ist Firlefanz. Es ist bloß Gefallsucht und Männerfang, weiter nichts. Aber meinetwegen, es mag also wirklich gebildete Frauen geben, wie es gelehrte Staare und Papageien giebt; ich gebe auch zu, daß eine geschickte Aerztin oder eine Pianistin zu finden wäre, aber finden Sie mir einmal eine gerechte, nicht grausame, eine logisch denkende Frau! Was die Gleichberechtigung der Geschlechter betrifft, so ist das, verzeihen Sie, ein bloßes Mißverständniß. Sobald die Frau in mir einen ihr nicht gleichen Menschen, sondern das Männchen sieht, und sie ihr ganzes, langes Leben nur darauf sinnt, mir zu gefallen, das heißt mich zu beherrschen, kann da noch die Rede von Gleichberechtigung sein? Ach, glauben Sie doch den Weibern nicht, sie sind sehr, sehr schlau! Wir Männer kämpfen wohl gar für ihre Freiheit, aber sie wollen sie ja gar nicht, und stellen sich nur so, als ob sie frei sein wollten. Entsetzlich schlau!"

Mir wurde das Streiten am Ende langweilig; ich wollte schlafen und drehte mich mit dem Gesichte zur Wand.

„Ja—a!" hörte ich ihn beim Einschlummern. „Ja—a! Und die ganze Schuld trägt die Erziehung, mein Lieber. In den Städten läuft die ganze Erziehung und Bildung der Frau in der Hauptsache darauf hinaus, ein Mensch-Thier aus ihr zu machen, d. h. ein Weibchen, das dem Männchen gefällt und es zu besiegen versteht. Ja—a," wiederholte er und seufzte, „man sollte die Mädchen gemeinsam mit den Knaben erziehen und unterrichten, damit sie immer beisammen bleiben. Die Erziehung sollte mehr eine philosophische sein. Man muß die Frau so erziehen, daß sie gleich dem Mann ihr Unrecht einsieht, sonst glaubt sie sich immer im Recht. Man präge den Mädchen von klein auf ein, daß der Mann vor Allem kein Cavalier und kein Bräutigam ist, sondern dem Weibe ebenbürtig. Man lehre sie logisch denken und sage ihnen nicht, daß ihr Gehirn weniger wiege als das männliche und daß sie deßhalb der Wissenschaft, der Kunst, überhaupt der Cultur gegenüber gleichgiltig bleiben dürfen. Ein Schusterbube oder Schneiderlehrling hat auch ein kleineres Gehirn als ein erwachsener Mann, aber er nimmt doch Theil am allgemeinen Kampf um's Dasein, indem er arbeitet und leidet. Es ist auch verwerflich, Alles auf die Physiologie zu schieben, denn erstens gebiert die Frau nicht jeden Monat, zweitens gebiert nicht jede Frau und drittens arbeitet die Bäuerin gleich nach der Entbindung auf dem Felde, ganz ohne Schaden. Die Frau muß sich wie der Mann kleiden und wie er, sich der Nacktheit schämen. Lippenpomade, Schminke, Papilloten, über Bord all' diese Abscheulichkeiten! Dann muß auch vollständige Gleichberechtigung im täglichen Leben herrschen. Also keine Galanterie. Wenn ein Mann einer Dame einen Stuhl anbietet oder sich nach ihrem Taschentuche bückt, soll sie es ebenfalls thun. Ich habe also gar nichts dagegen, wenn ein Mädchen aus guter Familie mir den Mantel oder ein Glas Wasser holt . . . Ja . . . a."

Mehr hörte ich nicht, ich schlief ein. Am nächsten Tag, als wir uns Sebastopol näherten, war ekliges, feuchtes Wetter. Es schaukelte. Schamochin saß mit mir auf Deck, in Gedanken versunken. Männer mit hochgestelltem Mantelkragen und Damen mit bleichen, verschlafenen Gesichtern begaben sich zum Thee hinunter. Eine junge, sehr schöne Dame, dieselbe, welche sich in Woloczyska über den Zollbeamten geärgert, blieb vor Schamochin stehen und sagte ihm mit dem Ausdruck eines verwöhnten Kindes: „Jean, Dein Ariadchen ist seekrank!" Später sah ich in Jalta diese schöne Dame hoch zu Pferd, zwei Offiziere, die ihr kaum folgen konnten, hinterher; eines Morgens traf ich sie am Strand mit phrygischer Mütze und einer Schürze, eine Skizze in Oelfarben malen, umstanden von einer großen Volksmenge, die sich an ihr ergötzte. Ich machte ihre Bekanntschaft. Sie drückte mir sehr stramm die Hand, sah mich entzückt an, dankte mir mit süß-flötender Stimme für den Genuß, den ihr meine Schriften bereitet. „Glauben Sie ihr nicht", flüsterte mir Schamochin zu, „sie hat keine Zeile von Ihnen gelesen."

Als ich einmal gegen Abend am Strand spazierte, begegnete mir Schamochin, in den Händen große Packete mit Delikatessen und Obst. „Der Fürst Maktuew ist hier!" rief er freudig. Gestern ist er mit ihrem Bruder, dem Spiritisten, angelangt. Jetzt verstehe ich, worüber sie damals mit ihm Briefe gewechselt hat! Lieber Gott!" fuhr er fort, indem er gen Himmel blickte und die Packete an seine Brust preßte, „wenn es ihr nur mit dem Fürsten gelingt, denn das bedeutet ja meine Freiheit, und dann kann ich nach Hause, zum Vater!" Und er lief weiter und drehte sich noch einmal um. „Ich fange wirklich an, an Geister zu glauben!" rief er mir zu. „Der Geist des Großvaters Ilarion hat ganz gewiß die Wahrheit prophezeit! Die Sache macht sich, die Sache macht sich!"

Am folgenden Tage reiste ich von Jalta ab. Wie Schamochin's Roman geendet hat, ist mir nicht bekannt.

## Aus der Hauptstadt.

### Berliner Criminalität.

Nirgends ist Berlin berlinerischer, als in jener langgestreckten, unfreundlich grauen Häuserzeile. Wenn die leise Kühle des Sommerabends sich vergeblich müht, den stickigen Dunst fortzufegen, den die Sonne tagsüber in den tiefen Steingraben hineingedrückt hat; wenn die grellbunten Kneipenlichter mattglänzend wie Papierlaternen durch den staubigen, heißen Nebel schimmern, der ihnen die lockendste Leuchtkraft nimmt; wenn die

Tausende, die von ermüdender Arbeit kommen oder zu derbem Vergnügen eilen, sich mit aufgesetzten Ellbogen lärmend über die Bürgersteige schieben, dann ist die Oranienstraße wirkliches, echtes Berlin. Am farb'gen Ausschnitt haben wir das Leben. Und hier, auf diesem Pflaster, inmitten dieser Vorstadtcavaliere, die in ihrer grobcynischen Großmäuligkeit sympathischer sind, als die schlechtgefirnißten Centralberliner mit den importirten Pschüttmanieren, hier ging sie ihrem Gewerbe nach, das meist wohl eine brodlose Kunst war. Unbedingt zahlungsfähige Käufer hat Neuberlin, das nach solchen Leckerbissen giert, nur des Sonnabends oder vier Tage nach dem Ersten; während der letzten dreiundeinhalb Wochen des Monats ist in eroticis Schmalhans Küchenmeister. Die Singer war dazu noch ein Bönhas, den die privilegirten Kameradinnen nicht für voll ansahen und dessen Häßlichkeit die Nachfrage auch während der „guten Zeit" häufig genug in's Stocken brachte. Sie schlug sich nichtsdestoweniger schlecht und recht durch, arm, aber unehrlich, und der Tod, der sie jählings und mit ganz unpolizeilicher Sicherheit packte, ist ihr gewiß ganz ebenso unerwünscht gekommen wie nur einer ihrer glücklicheren und verhätschelten Colleginnen, die in den Villen von Berlin W wohnen und jener einträglichen künstlerischen Thätigkeit huldigen, die zwischen Gesang und Tanz in der Mitte liegt.

Die Ermordung der Singer ist ein pikantes und der aufregenden Momente nicht entbehrendes Ereigniß, das in mehr als einer Beziehung an den fast romantischen Tod der Frau Wendt im nächtigen Thiergarten erinnert. Nichtsdestoweniger hat die hauptstädtische Presse sich recht obenhin mit ihm abgefunden, und es nimmt beinah den Anschein, als hätte das Ereigniß ein bißchen ihre Zirkel gestört. Zwar brachten die vornehmen Organe den genauen Plan der Wohnung, das wohlgetroffene Porträt und das Facsimile der Ermordeten; zwar fehlten die ergreifenden Einzelheiten nicht: das Hemd, bis auf welches entkleidet die Verstorbene in der Sophaecke lag; die blutigen Streichhölzer; die nach Briefen und Documenten durchwühlte Kommode. Aber der Kenner spürte doch heraus, daß man ohne rechte Liebe an die Sache gegangen war. Selbst Scherl theilte das allgemeine Mißbehagen der Erwerbsgenossen. Zwei so schmutzige Greuelthaten hinter einander waren ihm zu viel für den guten Ruf der Stadt, in der 200 000 Abonnenten auf ihn lauschen und das Inseratengeschäft nicht verdorben werden darf. So winkte er denn seiner Jagdmannschaft ab, und es mag sein, daß er ihr die schönsten und schwärzesten Brillanten aus den Berichten hat streichen lassen. Man darf dies schon daraus schließen, daß weder der Unterrock und das Hemd der Singer in beglaubigten, getreuen Nachbildungen, noch einzelne blutige Original-Streichhölzer im Depeschensaal Unter den Linden zur Ausstellung gekommen sind.

Während der Unparteiische um des Renommees seiner Abnehmerschaft willen auf die lüsterne Darstellung conträrsexueller Greuelthaten verzichtete, die am Familientische des Berliner Spießbürgers Abends der Frau und den unverheiratheten Töchtern vorgelesen werden und die Erfüllung der idealsten Aufgaben der Presse darstellen, hegten die politischen Collegen höheres Verlangen. Es war knapp zwei Wochen vor der Wahl, von einem Wahlkampfe nichts zu merken, desto mehr aber von einer steigenden Animosität der Provinz gegen die gottähnlichen Parteihäuptlinge, die die großen Städte beherrschen. Diese Frau Singer starb äußerst ungelegen. Schilderte man ihr Thun und Treiben gar zu genau, ließ man die treuen Leser draußen, die doch immerhin keine wirklich civilisirten Jahrhundertsmenschen, sondern Kaffern sind, wie's im Jargon heißt, ließ man sie allzu tiefe Blicke thun in den morastigen Abgrund, dann erweckte man ohne Noth sittliche Entrüstung und machte den Rednern aus Babel auf dem platten Lande das Leben und den Sieg noch schwerer, als sie es ohnehin sind. Die Geschichte dieser Gefallenen, deren Liebhaber sämmtlich vor ihr zitterten, weil sie sämmtlich gemeine Verbrecher waren und die denuncirfreudige Schwatzhaftigkeit der Dirne fürchten mußten; daneben die ruinirte Handwerkerfamilie, die einst in bescheidenem Wohlstand lebte, dann aber in der Stadt Wertheims und unter'm Glanze seiner elf elektrischen Sonnen so weit herabgekommen war, daß sie sich nur durch tage- und wochenweise Abvermiethung ihres besten Stübchens an Prostituirte vor der völligen Auspfändung bewahren konnte — sie gaben, traun, keine einladenden Sujets ab und vermochten dem Ruhme der aufstrebenden Weltstadt nicht zu nützen. Speciell die verdammte Handwerkerfrage, die da wieder angeschnitten wurde. Zehn Tage vor den Wahlen waren solche blutrothen Fanale ganz unsagbar unbequem. So entschloß man sich denn, den Fall Singer nicht parteipolitisch auszubeuten, weil die Partei der Bildung und Humanität schweren Schaden dabei erlitten hätte. Und man enthielt sich sogar der üblichen und schon seit Wochen sorgsam vorbereiteten Witze auf die Berliner Criminalpolizei mit ihrem manchesterlichen laisser faire, laisser aller den Mördern gegenüber. Herrn v. Windheim muß ordentlich mollig zu Muthe geworden sein, als er dies Mal nirgendswo dem ebenso freiheitlichen wie energischen Verlangen der Bürgerschaft nach Reform des veralteten Sicherheits-Polizeiapparates begegnete.

Die so überaus still und friedlich verlaufene Wahlbewegung, die bettelarm war wie keine vorher an wirklichen, volkerregenden Losungsworten, stimmte von selbst den hohen Ton der wirthschaftlichen Reactionäre auf der Linken herab und zwang sie zu einer ihnen ganz ungewöhnlichen Vorsicht. Nun führt aber eine sensationslose Wahlcampagne regelmäßig zu einer Niederlage des angreifenden Theiles, der parlamentarischen Opposition. Die Berliner Führer erkannten das bei Zeiten, und nichts mag sie bitterer verdrossen haben, als daß die Luise Günther in der Berliner Hasenhaide statt auf einem östlichen Rittergute ermordet worden ist, daß die Frau Singer von der Hand eines großstädtisch angehauchten Lebemännleins und nicht unter dem Dolche eines Junkers fiel. In dieser tödtlichen Verlegenheit kam irgend Jemandem von ihnen eine gute Idee. Der Feind, den die Linke dies Mal vor Allem, den sie fast allein zu fürchten hatte, war der große Agrarierbund. Ihm mit ehrlichen Waffen beizukommen, schien unmöglich; die glitzerndsten Freiheitsphrasen, der brausendste Enthusiasmus, der aus Mosse's Sprachrohren aufquoll, verfing nicht bei seinen hinreichend aufgeklärten Mitgliedern, und selbst die aus Wertheim's Bazar bezogene Fahne des Nordost wollte nicht recht im Winde rauschen. Die bäuerliche Kampforganisation beherrschte fast unumschränkt die Wahlen. Sie bedurfte keiner ministeriellen Unterstützung, die ihr im Bedürfnißfalle wohl auch schwerlich zu Theil geworden wäre; sie dictirte den Parteien ihre Gesetze und bereitete sich in aller Ruhe, aber mit unwiderstehlicher Druckkraft eine Mehrheit gegen die segensreiche und rettende That der Handelsverträge vor. In dieser furchtbaren Noth verfielen der Freisinn und seine Verbündeten auf einen eigenthümlichen Kniff. Der Trick war echt amerikanisch und brachte in die hier zu Lande bisher üblich gewesene Wahlagitation ein exotisches Moment hinein; er kennzeichnete sich als Kunstgriff von der Art, die man im gewöhnlichen Leben auch nicht mit Glacéhandschuhen berührt. Doch er versprach Erfolg, und das genügte den vornehm Gesinnten. Man wußte, daß der Bund eine Organisation wie andere mehr war, daß er Geld vereinnahmte und Geld verausgabte. Vor ungefähr zwei Jahren hatten die Bundesleiter in aller Ausführlichkeit dargethan, daß sie von den Lieferungen, die sie für die Mitglieder vermittelten, Seitens der Lieferanten einen der Bundescasse zufließenden Rabatt erhielten. Sie hatten die Gesellschaften, die diese Vergütigung gewährten, namentlich aufgeführt und ihre Mitgliedschaft gebeten, den betreffenden Firmen zum Dank dafür ihre Aufträge zukommen zu lassen. Den Eindruck, den man aus diesen Mittheilungen empfing, ging dahin, daß man der Rührigkeit des Bundesvorstandes alle Hochachtung zollen mußte; er verstand es offenbar aus dem ff, sich für die Wahlen eine dicke Sparbüchse zu füllen, ohne die Mitglieder übermäßig zu belasten. Ihm lächelte ja kein Börsenzeus, der der politischen Danaë Goldgewitterregen in den Schooß schüttete, und er besaß nicht das Geheimniß der rothen Trinkkur, wie die Herren vom Rickert'schen Nordost, denen es ein Kinderspiel ist, Woche für Woche ganze Provinzen mit dem tödtlich öden „Reichsblatte" zu überschwemmen, die Bauern postfrei in den Besitz für alle häuslichen Zwecke gut verwendbarer Papiermassen zu setzen und doch so gut wie keine buchmäßig nachweisbaren Einnahmen zu haben. Wie über seine Kassaeingänge, hatte sich der Bund auch wiederholt über die ihm durch die sehr nachdrücklich betriebene Agitation erwachsenen Unkosten ausgelassen. Daß er seine Beamten bezahlte, daß er seinen Vorstandsmitgliedern baare Auslagen ersetzte, die sie im Interesse des Bundes gemacht hatten — dies Alles schien eigentlich zu selbstverständlich, als daß es erst ausdrücklich mitgetheilt zu werden brauchte. Trotzdem war der Bund frühzeitig klug genug, es zu thun. Deßhalb kam es ihm und den unabhängigen Politikern einigermaßen überraschend, als vierzehn Tage vor den Wahlen plötzlich „Enthüllungen" auftauchten, denen zu Folge der Junkerbund von den durch ihn vermittelten Lieferungsgeschäften eine Fabrikanten-Provision bezöge, während er andererseits seine Angestellten besolde und seinen Leitern ihre Auslagen vergüte. Die Wirkung dieser niederschmetternden Darlegungen war überraschend. Man hatte mit gutem Recht auf die gottverlassene Gedankenlosigkeit und Gedächtnißschwäche der geehrten Abonnenten speculirt und war mit Fug entrüstet darüber, daß die Agrarier sich kaufmännisch gerade so gewandt zeigten, wie der ehrbare Handelsstand. Ein hinreißend schöner sittlicher Zorn brach in allen den Redactionen aus, die über das Panama unseres Journalismus über die zermalmende Anklage, sich auf Preßbetheiligungen eingelassen zu haben, ein trappistenhaftes Schweigen bewahren. Am lautesten tobte der catonische Grimm Derer, die über Herrn v. Boetticher's Beziehungen zum Welfenfonds vornehm hinweggesehen hatten. Gewiß war den Leitartikelschreibern insofern ein kleiner Mangel an Folgerichtigkeit vorzuwerfen, als sie ihren Brodherren, den Mosse, Lessing und Ullstein, den Hansemann, Bleichröder und Theilhabern nicht den weiteren Gelderwerb unter Androhung sofortiger Kündigung verboten, und als sie nicht selbst mit Ekel und Empörung auf ihre Kulilöhne und ihre Droschken-Liquidationen verzichteten. Aber diese unbedeutende Inconsequenz erklärt sich ungezwungen aus der Arbeitsüberhäufung unserer freisinnigen Redacteure kurz vor der Wahl und aus ihrer richtigen Erkenntniß, daß mit den Herren Mosse, Lessing, Ullstein, Hansemann und Bleichröder in Geldsachen nicht zu spaßen sei.

Wer den Zweck der Uebung nicht gleich erkannte, sondern noch den altväterlichen Glauben an die Wahrheit des gedruckten Wortes hegte, der freilich mußte in diesen Tagen ungemessenen Respect vor den liberalen Berliner Zeitungsschreibern empfinden. Mit welch' unerbittlicher Strenge machten sie nicht Front gegen eine wirthschaftspolitische Organisation, deren einziges Verschulden darin besteht, daß sie nicht so verschuldet ist wie dies oder jenes freisinnige Zeitungsunternehmen, daß sie es vielmehr verstanden hat, mit kaufmännischer Klugheit Einnahmen und Ausgaben zu balanciren! Aber nach den freisinnigen Sittenrichtern zu urtheilen, ist Geldverdienen, auch das ehrlichste Geldverdienen, Sünde ohne Gleichen. Unter diesen Umständen scheint es nicht uninteressant, ein Mal die Frage aufzuwerfen, ob der freisinnige Journalismus in der Praxis und sich selbst gegenüber ebenso catonisch denkt, wie in der

Theorie dem Bunde der Landwirthe gegenüber. Von so ernsten und grausamen Sittenrichtern sollte man es eigentlich ohne Weiteres annehmen. Stutzig macht uns indeß ein flüchtiger Blick in die Verhandlungen der Börsen-Enquête-Commission und die Erinnerung an eine schalkhafte Notiz, die gerade vor sechs Jahren durch die conservative Berliner Presse ging: „Vor etwa acht Tagen sind aus dem Privatcabinette des Herrn v. Hansemann die üblichen Gratificationen an die Handelsredacteure der Berliner Zeitungen, soweit sie ihre Visitenkarten zu diesem Zwecke eingesandt hatten, verschickt worden, und zwar einige Monate vor Fälligkeit der üblichen Halbjahrsgratificationen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Vorausbezahlung in Verbindung bringen mit den Vorbereitungen zur Emission der neuen rumänischen Anleihe, deren Vorzüge zu schildern und deren Nachtheile zu verschweigen sich die Herren Handelsredacteure mit 300 bis 1500 Mark, je nach der Größe ihrer Zeitungen, bezahlen lassen." Ich weiß nicht, ob auch heute noch Banken und Handelsredacteure diesen Liebesbriefwechsel auf Postanweisungsabschnitten pflegen. Wahrscheinlich hat die moderne Technik andere, minder auffallende Mittel und Wege für den zärtlichen Verkehr geschaffen. Es ist jedenfalls nicht anzunehmen, daß die Börsenjournalisten, die nach Feststellungen der Börsen-Enquête-Commission von ihren 1200 Mark Monatsgehalt trotz eines verschwenderisch üppigen Lebens noch große Villen und Bankdepots „ersparen" konnten, daß besagte Herren plötzlich in einem Anfall von Scham auf alle trüben, aber ergiebigen Einnahmequellen Verzeicht geleistet haben. Neben verschiedenen Vorgängen in der allerneuesten Neuzeit sprechen schon ihre freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zur Bankwelt und Bankhalbwelt gegen diese Annahme. Es giebt eine Liste freisinniger Zeitungspolitiker, die in den Salons der Depoträuber Friedländer und Sommerfeld, des lumpus in folio, Commerzienrath Wolff, der berüchtigten Bankier und Gauner Pinkus Ehrlich und Hugo Löwy Figur machten und getreu bis zum letzten Augenblick aushielten. Nun hat gewiß Jeder das Recht, sich den Kreis zu wählen, in dem er sich wohl fühlt und sich amüsirt. Aber das liegt doch auf der Hand: es ist weder geschmackvoll noch klug, nach dem Staatsanwalt und der Polizei zu schreien, wenn die Leute, die man Brüder nennt, unaufhörlich mit dem Staatsanwalt zu thun haben und aus der Polizeiaufsicht gar nicht mehr herauskommen.

Allerdings ist die Campagne gegen den Bauernbund zuerst mit ziemlichem Geschick in's Werk gesetzt worden und wer ein Freund feinen Macchiadellitreibens, die eigenen Thaten und Worte verhöhnender Satire ist, dem mußte das Herz bluten, als ungeschlachte Tatzen das klug ausgelegte Spinnengewebe eines eleganten Buschkleppers dadurch zerrissen, daß sie zu viel drin fangen wollten. Durch die verwegene Aussprengung des Gerüchtes, es gehe in der Dessauerstraße nicht Alles mit rechten Dingen zu, war es sehr wohl möglich, die Wählermassen in Verwirrung zu bringen. Man wußte, daß alle Führer und Directoren der Bewegung in ihren abgelegenen ländlichen Wahlkreisen, fern von Madrid weilten; daß es ihnen schwer fallen würde, vorm Wahltage zu gemeinsamer Abwehr der kecken Anwürfe zusammenzutreten, und man rechnete nicht ohne Grund darauf, daß die Husarenattacke gerade durch ihre unerhörte Albernheit die Betroffenen zunächst verblüffen mußte. Bis zum 16. Juni, so kalkulirte man, würde von dem fidelen Schwindel genügend hängen bleiben und seine Wirkungen äußern. Nachher mochte immerhin die ehrliche Wuth der aus dem Hinterhalt Angegriffenen sich Luft machen, nachher mochten die Aufklärungen kommen und die absichtlichen Mißverständnisse, die böswilligen Fälschungen der freigeistigen Jesuiten aufgedeckt werden, — für die Wahlen hatten sie dann ihre Schuldigkeit gethan. Man konnte sich, etwas von Mißverständnissen in den Bart brummend, mit guter Art aus der Affäre ziehen. Leider verdarb die Plumpheit der Mitgänger, was so scharfsinnig ausgeheckt worden war. Man trat mit Enthüllungen auf den Plan, die das Brandmal der Lächerlichkeit an der Stirn trugen; man zweifelte die persönliche Ehrenhaftigkeit der Bundesleiter an und war so unvorsichtig, mit Zahlen zu operiren und Thatsachen herbeizuziehen, die auf der Stelle als dumme Lügen entlarvt werden konnten. Ja selbst den Staatsanwalt riefen die ganz Unklugen zu Hülfe, die gutmüthigen Närrchen, die nicht wissen, daß ein politischer Vorstoß sofort unwirksam wird, daß der Pfeil auf den Schützen zurückspringt, wenn die Unbetheiligten merken, daß blinder, täppischer Haß ihn abgeschnellt hat. Die wörtliche Citirung der Strafgesetzbuchparagraphen, von der die wackeren Schächer sich wahrscheinlich blaue Wunder an Effect versprochen hatten, diente statt dessen nur dazu, die Abonnenten stutzig zu machen, sie nun endlich zur Nachprüfung der erhobenen Anschuldigungen zu veranlassen. Und an der thörichter Weise von ihrem Lotterbette aufgepeitschten Urtheilsfähigkeit des deutschen Staatsbürgers scheiterte Pater Lamormain's Plan. Nicht allein die schon im Keime unsinnigen und unhaltbaren persönlichen Berichtigungen, nein, was weit schmerzhafter war, auch die Hauptanklage brach zusammen. Dem Bunde waren in seiner Eigenschaft als Massenabnehmer vom Thomasringe billigere Preise bewilligt worden; aus Rücksichten auf die Concurrenz facturirten die Fabriken aber den üblichen höheren Verkaufspreis und vergüteten dem Bunde die Differenz als Rabatt, zwangen ihn gleichzeitig durch Conventionalstrafen, seinen Abnehmern selbst nur einen gewissen Teil dieses Rabattes, nicht mehr, zu überweisen. Es lag hier ein kaufmännisches Geschäft, wie Tausend andere vor. Das mußten auch die verfrachten Juristen in unsern freisinnigen Redaktionen erkennen und sich deßhalb hüten, beim Barlauf über's Mal hinwegzurennen. Der Verleger der Freisinnigen Vereinigung, die er mit seinen 210 000 Abonnenten ja repräsentirt, sollte sich in Zukunft doch ein wenig mehr um seine Zeitungen und deren Schreiber kümmern; gewisse Dummheiten dürfen nicht gemacht werden, denn die Oeffentlichkeit ist in Verkennung der Sachlage gern geneigt, nach dem Lakaien den Gebieter zu beurtheilen.

Beruhen die aktenmäßigen Darlegungen der Bundesleitung auf Wahrheit — und es ist kein Zweifel daran möglich — dann haben die Unternehmer des Feldzuges allen Anlaß, ihre eigene Criminalität zu prüfen. Denn es wäre dann ein Wahlbetrug festgenagelt, wie er selbst in der unehrenvollen Geschichte des modernsten Plappermentarismus seines Gleichen sucht. Zunächst werden sich deßhalb die an der Campagne hervorragend betheiligten Zeitungen darüber verantworten müssen, ob sie ihre Lügen in gutem Glauben und nach gewissenhafter Prüfung des Sachverhaltes oder leichtsinnig und wider bessere Einsicht vorgebracht haben. Unsere Presse wird sich klar darüber sein, was für sie auf dem Spiele steht. Sie ist nicht so gestellt, daß sie noch besonders viel an der öffentlichen Achtung einbüßen könnte, und versteht sie sich von der schweren Anklage der vorsätzlichen, heimtückischen Fälschung und Ehrabschneiderei zum Wahlmogelzwecke nicht zu reinigen, so helfen ihr alle Heiraths-, Kuppel- und Massenannoncen der Welt nicht über das Sedan hinweg. Sie wird deßhalb Zeugniß darüber abzulegen haben, ob sie von dem Thomasringe der Herren Zechendorffer und Viesicke falsch instruirt worden ist und ob sonach der erhobene, zerschmetternd schwere Vorwurf auf diese merkwürdige Erwerbsgesellschaft zurückfällt. Dann wären die journalistischen Praktiken des Ringes moralisch mindestens ebenso criminell, wie es seine Geschäftskunstgriffe für jede empfindsame Seele sind.

Hat so die Thomasmehlangelegenheit das strafrechtliche Können der hauptstädtischen Journalistik zu ihrem Unglücke mehr in Anspruch genommen, als der Fall Singer, den man mit verdächtiger Hast in die Ecke schob, so sollte man jetzt, wo die Schlacht verloren und die Blamage unleugbar ist, das Spitzbubengeschrei: „Haltet den Dieb!" einstellen. Es läge sonst die Gefahr vor, daß weitere Kreise lebhaftes Interesse an der Berliner Criminalität empfinden und ihm durch vergleichende Studien, unangenehme Nachforschungen u. dergl. m. Ausdruck verleihen möchten. Unter den hiesigen Zeitungen, die als Organe der öffentlichen Meinung dem Junkerbunde gewaltig den Text gelesen und ihm den Wortlaut der §§ 263 St.-G.-B. und § 4 des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes wiederholentlich unter die Nase gerieben haben, giebt es manche sehr dunkle Existenz. Vorm Richterstuhle des öffentlichen Anstandes und der öffentlichen Moral würden sie nach weitverbreiteter Meinung als hochgradig criminell erscheinen. Sie handelten deßhalb zweifellos sehr weise, wenn sie kurz und bündig darlegten, daß ihre angeblichen jährlichen Unterbilanzen nicht aus der Tasche von Börsenleuten und Großbanken gedeckt werden, daß vielmehr ihre erlaubten Einnahmen hinreichen, die Herstellungskosten zu bestreiten. Gefällt ihnen dies Entweder nicht, so giebt es für sie nur ein Oder. Sie müssen dann in aller Form und Ehrlichkeit erklären, daß sie sich keiner Unabhängigkeit erfreuen, daß sie nicht dem allgemeinen Wohle dienen, sondern unbedingt den Befehlen einiger Finanzbarone zu gehorchen haben. Handelt es sich dann einmal um criminelle Vorgänge und ihre Werthung, so wird man wissen, weßhalb sie mit zweierlei Maaß messen und bald Scheuklappen, bald Mikroskope vor den Augen tragen. Caliban.

---

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### 2. Die Berliner Malerei.

Obgleich Berlin auf der diesjährigen Kunstausstellung stärker als die andern deutschen Kunststädte in ihrer Gesammtheit vertreten ist, so nimmt es doch keineswegs eine dominirende Stellung ein. Der Charakter der Berliner Malerei ist ein einförmiger, ihr Darstellungskreis ein eng begrenzter; während in den Vorjahren die Meinungen heftig aufeinander platzten, wandelt man heute in höchst friedlichen Bahnen. Ob die Kampfesstimmung aus den Reihen der jüngeren Künstlerschaft endgiltig gewichen ist, oder ob der Waffenstillstand ein nur erzwungener ist, darüber kann man in Anbetracht der rigorosen Handhabung des Kunstrichteramtes ein abschließendes Urtheil nicht fällen. Jedenfalls hat aber die Jury trotz der sorgfältigen Auslese der Berliner Kunst den Charakter der guten Durchschnittswaare nicht zu nehmen vermocht. Wie begegnen gewiß manchen klangreichen Namen, und was noch wichtiger ist, mancher hervorragenden künstlerischen Leistung, aber keinem neuen, bahnbrechenden Talent. Auch hat der stets zu allerlei Excentricitäten neigende, aber immer interessante Symbolismus keinen Vertreter aufzuweisen. Die Berliner Kunst ist in sich gegangen, es geht ihr wie dem alten Revolutionär, der ungern an seine Sturm- und Drangperiode erinnert wird. Wer sich eine leidliche Position schaffen will, muß sich hübsch den Zeitverhältnissen anpassen! Von diesem Gesichtspunkt haben sich gewiß die meisten derjenigen Künstler leiten lassen, welche in den Augen der Jury Gnade gefunden haben.

Erschwert wird der Ueberblick über die Berliner Kunst durch die unzweckmäßige Aufstellung der Kunstwerke; eine übersichtliche Anordnung der einzelnen Gruppen hat man vermieden und oft sogar die Werke einzelner Künstler über die ganze Ausstellung vertheilt. Einen internationalen Charakter trägt der sogenannte Ehrensaal. Wenn wir von dem Bilde Werner's, Kaiser Wilhelm auf dem Todtenbett, das wohl nur seines patriotischen Charakters wegen an dieser bevorzugten Stätte aufgestellt worden ist, absehen, so ist die Wahl der Bilder für den Ehrensaal recht glücklich ausgefallen. Die Berliner Kunst wird durch ein Gemälde Ludwig Dettmann's „Feierabend" repräsentirt. In Dettmann besitzt die Freilichtmalerei einen ihren vorzüglichsten Meister, er hat diese zum platten Naturalismus hinneigende Richtung mit einem tieferen Inhalt zu erfüllen verstanden. Es ist nicht der Schmutz der Landstraße, noch das Elend oder das abschreckend Häßliche, das er zum Gegenstand seiner Darstellung macht, sondern er benutzt diese Momente nur, um seinen Vorwurf wahr und sachlich entwickeln zu können. Es ist kein gewaltiger Vorwurf, keine dramatische Action oder ein historisches Geschehniß, das Dettmann in dem Gemälde „Feierabend" entwickelt, sondern er schildert ganz harmlose Menschen, die nach des Tages Last und Arbeit ein wenig pausiren. Was nun aber dieses Bild zu einem wahren Kunstwerk macht, ist die wunderbare Milieustimmung: die Menschen scheinen so eng mit ihrer Umgebung verwachsen zu sein, daß man sie sich kaum unter anderen Verhältnissen vorzustellen vermag. Demselben Stoffgebiet gehören auch die Arbeiten von Franz Skarbina, „Abend im Dorfe" und „Der Schnitter" an. Während bei Dettmann die elegische Stimmung überwiegt, bevorzugt Skarbina das Charakteristische. Sein Schnitter, der die Sichel über die Schulter gelegt von der Arbeit in das Dorf, auf dessen Dächern die Strahlen der untergehenden Sonne noch einmal lustig aufblitzen, heimkehrt, legt von der Gestaltungskraft des Künstlers wieder ein glänzendes Zeugniß ab. Den Vorgenannten steht in der Wahl des Vorwurfs und der Auffassung Karl Storch sehr nahe. „Es wird Abend" nennt er sein fein beobachtetes Gemälde. Ein Arbeiter rüstet sich zum Heimweg, er ist dargestellt, wie er sich den Rock überwirft, von ferne winkt ihm das heimathliche Dorf, auch die Natur rüstet sich zur Ruhe, noch einen Augenblick und die Abenddämmerung bricht ein; die Stimmung und Bewegung der Figur ist mit dem Milieu auf das Geschickteste in Einklang gesetzt.

Die Landschaftsmalerei in Verbindung mit der figürlichen Staffage hat in Berlin die Führung übernommen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl künstlerischer Individualitäten hervorgebracht. Wie verschieden sehen die Dettmann, Leistikow, Bracht, Skarbina, Frenzel, Herrmann und Andere die Natur! Aber sie Alle wissen den Beschauer in demselben Grade zu fesseln. Der Eine erzählt uns in novellistischer Breite das Leben der Natur und der Naturkinder, ein Anderer bringt nur einen bestimmt begrenzten Moment zur Darstellung, er faßt die Erscheinungsform der Natur sinnbildlich auf, er wird Symbolist. Wieder andere gehen über die Aufgaben der Malerei hinaus, sie wollen nicht nur dem Auge etwas bieten, sondern auch die auf andere Sinnesorgane reagirenden Aeußerungen der Natur zum Vortrag bringen. Der Beschauer soll das Geläut der heimziehenden Rinderheerden vernehmen oder die penetranten Ausdünstungen des Düngerhaufens und selbst die erdrückende Schwüle der niedrigen Bauernstube empfinden.

Mit der Geschichte der Berliner Landschaftsmalerei ist der Name Eugen Bracht auf das Innigste verknüpft. Er hat als einer der Ersten den alten Styl gesprengt und Motive in den Darstellungskreis gezogen, die ein Aesthetiker der alten Schule unmöglich als „malerische" oder gar „schöne" hätte bezeichnen können. Das öde Haideland, der zerklüftete, wüste Gebirgszug ist ihm gerade als Vorwurf willkommen. Und mit welchen kräftigen Strichen weiß er die monumentale Größe und die einsame Majestät der Natur festzuhalten! Die diesjährige Ausstellung bringt mehrere in verhältnißmäßig kleinen Dimensionen ausgeführte, aber dennoch höchst wirksame Bilder; eine besondere Beachtung verdient eine groß angelegte melancholische Dünenlandschaft. — Eine Schule hat Bracht im engeren Sinne nicht begründet, er ist eine viel zu ausgeprägte Individualität, um als „Autorität" gelten zu wollen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er die Eigenart seiner Schüler zur freien Entfaltung gelangen läßt; nur in der Kunst des Componirens oder richtiger gesagt in der Kunst, für jedes Motiv die adäquate Form zu erfinden und die Massen auf der Fläche wirksam zu vertheilen, hat er einen gewissen Einfluß ausgeübt.

Aus einem anderen Holz ist Walter Leistikow geschnitten. Er ist in diesem Jahr nur mit einigen kleineren Arbeiten „Abend" und „Sommer" vertreten, aber sie lassen die Eigenart dieses Künstlers deutlich erkennen. Leistikow arbeitet mit den denkbar einfachsten Mitteln, er vermeidet einen reich entwickelten scenischen Apparat und das glänzende Spiel der Farbe; ein von hohen Kiefer umsäumter einsamer See, — das ist Alles, was er bringt. Aber welche Tiefe, welche poetische Stimmung weist er dem Vorwurf abzugewinnen! Seiner Landschaft ist stets ein träumerisch melancholischer Charakter, der bis zum Dämonischen sich steigern kann, eigen. Derartige Stimmungen mögen anfänglich verblüffen, bald aber sieht man sich in dem Bann der geheimnißvoll brütenden Natur.

Es würde zu weit führen, wollte man an dieser Stelle auch nur die Namen aller hervorragenden Berliner Landschaftsmaler anführen. Da sind Frenzel, Feldmann, Schmittgen, Basedow, Herrmann und Andere mit beachtenswerthen Arbeiten vertreten, Graf Harrach repräsentirt vortheilhaft die ältere Richtung mit dem Gemälde „Hereinbrechender Gewittersturm". Zwei Bilder von außergewöhnlicher Tiefe des Colorits sind von Willy Hammacher geschaffen. Das eine zeigt uns eine Meeresbrandung in der Morgendämmerung, das andere „Friede" ist ein reines Stimmungsbild; aus dem intensiven violetten Blau erhebt sich auf felsigem Meeresgestade ein einsamer Todtenacker. —

Das größere Figurenbild, sei es historischen oder allegorischen Charakters, ist schwach vertreten. Eine beachtenswerthe Erscheinung wollen wir bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen: Cornelia Paczka. Die Künstlerin bringt zwei große Compositionen „Mädchentanz" und „Musik der Glücklichen". Der Vorwurf hat nicht den Vorzug der Neuheit für sich, Schäferspiele, Liebesidyllen und Serenaden sind oft geschildert worden, aber trotzdem wird stets Derjenige ein dankbares Publicum finden, welcher dem alten Liede eine neue Strophe hinzuzudichten vermag. In dieser Hinsicht hat Frau Cornelia Paczka einen glücklichen Griff gethan, ihre graciösen Mädchengestalten erfreuen das Auge und erheitern das Gemüth. Charakteristisch für die weibliche Urheberschaft ist der decente, mitunter sogar ängstliche Farbenauftrag, die peinlich correcte Zeichnung und die geringe Plastik der Figuren.

Aehnlich wie mit dem Figurenbild steht es mit dem Genre und dem socialen Stimmungsbild, der „Kleinleutemalerei". Eine tüchtige Charakter- und Milieustudie bringt nur Jens Birkholm „In der Wärmhalle". Einen größeren Raum nimmt dagegen das Portrait ein. Viele Arbeiten treffen wir an, die von einem tüchtigen Können zeugen. Ueber den Durchschnitt erheben sich jedoch die wenigsten. Max Koner behauptet noch immer seine anerkannte Stellung, auch Conrad Kiesel, der Schöpfer so vieler effectvoller Mädchengestalten, hat nach dieser Richtung hin keinen ernsthaften Concurrenten gefunden. Ein Damenbildniß von Carl Ziegler verdient hervorgehoben zu werden: in diesen Zügen sind Herrschsucht und Schwäche, weibliche Würde und sinnliches Verlangen eine eigenthümliche Mischung eingegangen. Von jüngeren Künstlern hat Ernst Heilemann durch ein Damenbildniß die Probe eines vielversprechenden Talents gegeben. Auf eine tiefere Psychologie dürfte dieses Bild indessen kaum Anspruch erheben können. Aber dennoch ist die Kunst Heilemann's psychologisch höchst interessant, da er mit bewunderungswürdigem Geschick alles das, was man gemeinhin als „modern", „chic", „fin de siècle" bezeichnet, zum Ausdruck gebracht hat. An diesem Dämchen, das es auch gar nicht nöthig hat, ein eigenes Seelenleben zu führen, ist Alles modern, die schmächtige Gestalt, die scheinbar ungezwungene, aber gut einstudirte Haltung nicht minder, als der Schnitt und die Farben des Costüms. — Die Leidenschaftlichkeit der Neutöner und Uebermenschen ist dahin — man muß wenigstens äußerlich sich fromm und sittsam geberden —, wer auf der Höhe des Jahrhunderts wandeln will, darf keine Freude an dem Kräftigen und Urwüchsigen empfinden. Daher sind auch unsere Modemaler so außerordentlich decent geworden.

Johannes Gaulke.

## Notizen.

Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte von Friedrich Zarncke. (Leipzig, Ed. Avenarius.) Der Verleger des Literarischen Centralblattes fährt fort, die Aufsätze seines Herausgebers in Buchform einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Nach dem Bande ausgezeichneter Goetheschriften folgt nun die obige Sammlung ungedruckter oder so gut wie unbekannter Aufsätze cultur- und literargeschichtlicher Art, und ein jeder zeugt von des verstorbenen Germanisten Gelehrsamkeit und weitem Blick. Die Aufsätze zur Universitätsgeschichte, zum Theil bloße Recensionen, sind voll interessanter Mittheilungen und neuer Forschungen, eine wahre Fundgrube für den Culturhistoriker. Dasselbe gilt von den Anzeigen zur neueren Gelehrtengeschichte, wie der Bericht über Meusebach's Bibliothek oder die Jugenderinnerungen aus der Franzosenzeit. Daß der tapfere und freisinnige Zarncke aber, obwohl ein Stockphilologe und Zünftler, ein großes Herz und tiefes Gemüth besaß, bezeugen seine Reden über Curtius und Jacob Grimm und zu den Ereignissen des Kriegsjahres 1870/71. Von den am Schluß abgedruckten Reden und Ansprachen am Sarge des allverehrten Lehrers hat von allen Leipziger Professoren wohl Fr. Ratzel, wie so oft, das beste Wort gefunden, wenn er den unvergeßlichen „treuen Pfleger und Hüter unserer geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze und Regeln und aller guten Ueberlieferungen" preist.

Mein Weltleben. Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Eine Autobiographie, etwas redselig, aber offen und wahr. Eine hübsche Selbstkritik seiner volksthümlichen Poesie giebt die Erzählung, wie Rosegger den Bauern in seiner Heimath seine Dichtungen vorliest und was die Landsleute dazu sagen. Besonders schön ist das dem Vater bestimmte Denkmal „Der Dritte und der Letzte von der Waldheimath," dann „Zwei Kameraden" und „Mein Weib."

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Moderner Völkergeist.

Dühringscher Standpunkt. Halbmonatsschrift.
**Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.**
Postliste Nr. 4811.

Auch direct durch Kufahl'sche Buchhandlung, Berlin, Kochstr. 19, von wo auch Probenummern. Zunächst Darlegung des Dühringschen socialen Programms. Originalbeiträge, auch seitens der Familie Dührings.
Actualitäten der Politik und Literatur.

## Zu Darlegungen für Nervenkranke

über ein höchst einfaches aber durchschlagendes Verfahren behufs Bekämpfung nervöser Störungen, selbst in komplicirten Fällen, erbietet sich kostenlos

**Verlagsanstalt Contag & Co., Leipzig.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

## • Die Bismarck-Nummer •

der

## „Gegenwart"

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

## Bismarck

im

## Urtheil berühmter Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

## Königl. Bad Oeynhausen

Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

**Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 12 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

## Bismarcks Nachfolger

### Roman von Theophil Zolling.

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

## Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

## Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipz

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1898. 27. Jahrgang. Band 53.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Wettbewerb am persischen Golf. Von Oberstlieutenant R. v. Bieberstein. — Die Bankkraft Berlins. Von Justus Ichenhaeuser. — Die Röntgenstrahlen und ihre Verwerthung. Von E. G. Kießling. — **Literatur und Kunst.** Die Lebensbeschreibung des „Einzigen". Von Otto Stoeßl (Wien). — Erinnerungen an Schwind und Kaulbach. Von Heino Hugo (Weimar). — **Feuilleton.** Bei Li-Hung-Tschang. Aus meinem Tagebuch aus Tientsin. Von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt.** Ein verlorenes Jahrzehnt. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. 3. Die übrige deutsche Malerei und das Ausland. Von Johannes Gaulke. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Wettbewerb am persischen Golf.

Von Oberstlieutenant R. v. Bieberstein.

In dem Meeresbecken, welches Persien, das türkische Reich, Arabien und das selbstständige Gebiet des Sultans von Oman bespült, tritt heut' ebenfalls ein lebhafter Wettbewerb der an ihm interessirten europäischen Mächte in die Erscheinung. Obgleich die Sicherheit der Macht Englands durch die heut' erreichte ungeheure Größe seines Colonialbesitzes bereits beeinträchtigt zu werden beginnt, ist man jenseits des Canals nichts weniger wie geneigt, der unersättlichen Ländergier eine Schranke zu ziehen, sondern strebt unentwegt nach der Erweiterung vorhandener oder der Erwerbung immer neuer Machtsphären, Stützpunkte und Einflußgebiete. Heute sind es die Länder am persischen Golf, denen gegenüber die britische Expansionspolitik neue Sprossen treibt.

Auch in Persien tritt dieser Politik jedoch der dort seit langen Jahren bereits unter Schah Naßr Eddin befestigte russische Einfluß entgegen, dem auch sein Nachfolger Raum gegeben hat, und ferner das beträchtliche Interesse, welches Rußland an der Aufrechterhaltung dieses Einflusses mit Rücksicht auf die wichtige Verbindung seines kaukasischen und namentlich seines transkaspischen Besitzes durch die von Resht am Südufer des kaspischen Meeres nach dem Hafen Buschir am persischen Golf geplante Eisenbahn besitzt, ein Bahnbau, der weit weniger auf den vielbesprochenen, heute höchst unwahrscheinlich gewordenen künftigen Kampf Rußlands um Indien, wie auf die Handelsverbindung Rußlands, sowie des neu geschaffenen centralasiatischen General-Gouvernements, eines ungeheuren, zum Theil fruchtbaren Ländergebietes, mit Persien, dem persischen Golf und damit dem indischen Ocean abzielt. Rußland strebt mit einem Wort nicht nur im Osten Asiens, sondern auch im Süden desselben nach dem Weltmeere, woselbst es ebenfalls weite Gebiete uncivilisirter Länder findet, die einen Markt für den Absatz seiner Producte bilden können, der noch nicht von den übrigen Mächten mit Beschlag belegt ist.

Allein auch die Gruppe deutscher Pioniere in Kleinasien, welche das anatolische Bahnnetz schuf und verwaltet, hat die Bedeutung des Weges zum persischen Golf und damit eine höchst wichtige Concurrenzlinie des Suezcanals erkannt, und es ist sehr zu bedauern, daß es dem englischen Einfluß gelungen ist, die Ertheilung der erstrebten Concession zur Verlängerung der anatolischen Bahn über Angora hinaus zum Euphrat, die die kürzeste Verbindung Europas und Kleinasiens mit dem persischen Golf bewirkt haben würde, zu verhindern. Zwar hat das unlängst ergangene Irade des Sultans auch den im Wettbewerb um dieselbe befindlichen Engländern jene Concession versagt; allein englische Schifffahrtsgesellschaften besitzen bekanntlich bereits seit Langem verbriefte Rechte auf die Schifffahrt im Schatt el Arab und den Euphrat und Tigris hinauf. England verfügt über Consulate in allen wichtigen Städten Persiens und Verbindungen mit den Stämmen Arabiens, und heute benutzt es die sich ihm mit dem Aufstande im El Hasah-Gebiet der Nordküste Arabiens bietende Gelegenheit und die in Persien herrschende, durch unerträglichen Steuerdruck und die Herrschaftsbestrebungen der Geistlichkeit hervorgerufene Gährung, und die Ermordung des englischen Telegraphenamts-Vorstehers Graves bei dem Militäraufstande in Belutschistan, zu einer beträchtlichen militärischen Machtentfaltung, mit dem Zweck, den Einfluß Großbritanniens an den Gestaden des persischen Golfs zu erweitern und vielleicht um dort, wie dies bereits an der Südküste Arabiens bezüglich des Golfes von Aden und der Straße von Bab el Mandeb der Fall ist, mit einem Hafen, einer Bucht oder Insel ein Pied à terre und neuen Stützpunkt zu erlangen. Die Bahrein-Inseln in der Bai von Adscher, mit der bedeutendsten Perlenfischerei der Welt, würden sich dazu ganz besonders eignen. Die englische Presse tritt für die Occupation der Mekranküste ein, und der britische Waffenhandel nach dem persischen Meerbusen versieht nicht nur die kriegführenden Stämme an der Nordwestgrenze Indiens, sondern auch die am persischen Golf und dem Golf von Oman wohnenden arabischen Stämme mit Waffen und unterstützt ihr Streben nach Unabhängigkeit der Türkei gegenüber. Allerdings scheint die englische Gesellschaft, welche mit einer Mittelaufwendung von 60000 £ die Euphratbahn von Sureh nach dem persischen Golf zu bauen beabsichtigt, in Folge des erwähnten Irades des Sultans, vor der Hand auf dieses Unternehmen verzichten zu müssen, welches das nördliche Arabien, im besonderen Mesopotamien, sowie die Küstengebiete des persischen Golfs in die Machtsphäre Englands bringen würde, allein es bedarf vielleicht nur eines kräftigen Vorgehens Englands, um seine dortigen Ziele zu erreichen. Bereits betrachtet man englischerseits den persischen Golf und die Ostküste Arabiens als englische Interessen-

sphäre, und aspirirt auf die Ausdehnung derselben womöglich auf ganz Arabien mit Mekka, um den durch den jüngsten siegreichen Krieg in der mohamedanischen Welt wieder beträchtlich gestiegenen Einfluß des Sultans, der sich zur Zeit gegen die Engländer geltend macht, möglichst zu untergraben.

Bei dieser Sachlage boten die Unruhen an der unter englischer Schutzherrschaft stehenden Mekranküste in Süd-Belutschistan den Engländern den willkommenen Anlaß, in der ersten Hälfte des Januar Truppen der indischen Garnisonen nach Dschask und Khahbar, nach der persischen Küste und dem Golf von Oman, sowie von Kurratschi nach Osmara an der Mekranküste abzusenden, für welche in Guetta und Karratschi Truppen aller Waffen als Nachschub nach Gwada an der Mekranküste in Bereitschaft gestellt sind. Ferner erhielt ein britisches Geschwader bereits vor Monatsfrist den Befehl sich bei Maskat, der Hauptstadt der Omanküste, zu sammeln. Dasselbe besteht aus den Kanonenbooten Redbreast und Lawping von 1200 Tonnen und 16-zölligen, zwei 4,7 cm Schnellfeuergeschützen und 2 Mitrailleusen, dem Kanonenboot Pigeon von 1200 Tonnen und 16-zölligen Armstrong-Geschützen und 4 Mitrailleusen, und dem Kreuzer dritter Klasse Cossack von 1770 Tonnen, 6 fünfzehnzölligen Armstrong-Geschützen, 8 4,7 cm Schnellfeuergeschützen, 1 leichtem Geschütz und 3 Mitrailleusen. Da Maskat bekanntlich nicht an der Mekranküste, sondern durch den Golf von Oman getrennt, ihr ca. 30 deutsche Meilen entfernt gegenüber liegt, so bringt man die Bestimmung des englischen Geschwaders mit den Unruhen in der arabischen Republik Korein unweit Schattel-Arab in Verbindung, wo ein von der Türkei anerkannter Scheikh und ein Usurpator, Scheikh Jussuf, sich befehden, und der Letztere eifrig bemüht ist, die Engländer zu bewegen, sich als Schutzherrn von Korein zu erklären und ihm zur Herrschaft zu verhelfen. Der Bruder Scheikh Jussuf's, der das auf 10 Millionen Rupien geschätzte Vermögen des früheren ermordeten Scheikhs von Korein in Bombay aufbewahrt, hat mit dem bisherigen englischen Ministerresidenten in Baroda, nunmehrigen General-Consuls in Buschir wiederholt verhandelt, und dieser den Verbündeten Scheikh Jussuf's, den Scheikh Dschahin mehrmals empfangen. Somit scheint die britische Hauptaction zur Zeit auf das wichtige Mündungsgebiet des Euphrat abzuzielen, und man darf gespannt sein wie Rußland, welches bereits die Vorbereitungen zum Bau der Bahn nach Buschir trifft, sich im Interesse der Zukunft seiner centralasiatischen Gebiete zu den weiteren Schritten Englands an der Mekranküste und im persischen Golf stellen wird.

---

## Die Bankkraft Berlins.

Von Justus Ichenhaeuser.

Berlin repräsentirt zwar noch lange nicht die Concentration der deutschen Bankkraft, wie dies London für England, Paris für Frankreich thun, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Berliner Banken schon seit längerer Zeit das Bild anwachsender Capitalcentralisation, veranlaßt theils indirect durch die bekannten gesetzgeberischen Maßregeln, theils direct durch den stimulirenden Einfluß des Concurrenzkampfes bieten. Ihren Höhepunkt erreichte die Expansionslust im abgelaufenen Jahr, und da dieses Jahr auch das erste Jahr ist, das unter der vollen Herrschaft des Börsengesetzes stand, mag eine vergleichende Uebersicht der 1897er Resultate der Berliner Banken unter Ausschluß der eine exceptionelle Stellung einnehmenden Reichsbank angemessen sein.

Die Reihenfolge der Capitalsveränderungen stellt sich wie folgt dar:

| | Capitalshöhe 1./1. 1898 | + gegen 1 Jahr vorher | + gegen 2 Jahre | + gegen 3 Jahre vorher |
|---|---|---|---|---|
| | | Millionen Mark | | |
| Deutsche Bank | 150 | + 50 | + 50 | + 75 |
| Discontogesellschaft | 115 | — | — | + 40 |
| Dresdner Bank | 110 | + 25 | + 25 | + 40 |
| Handelsgesellschaft | 80 | — | + 15 | + 15 |
| Darmstadtbank | 80 | — | — | — |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 75 | + 15 | + 15 | + 27 |
| Nationalbank | 45 | — | — | + 9 |
| Mitteldeutsche | 36 | + 6 | + 6 | + 6 |
| Breslauer Discontobank | 30 | + 7,5 | + 15 | + 19,5 |
| Genossenschaftsbank | 28 | + 7 | + 7 | + 7 |
| Berliner Bank | 20 | + 12,5 | + 12,5 | + 15 |

Mit alleiniger Ausnahme der Darmstadtbank, die seit März 1889 in den ersten Debitposten ihrer Bilanz stabil ist, eine Enthaltsamkeit, die jetzt freilich ebenfalls durchbrochen wird, haben alle anderen Banken Capitalsvermehrung eintreten lassen.

Ebenso bedeutsam sind die Veränderungen im eigenen werbenden Capital, also im Bestand von Actiencapital und Reserven.

| | 1./1. 98 | 1./1. 97 | 1./1. 96 | 1./1. 95 | Zunahme seit 3 Jahren |
|---|---|---|---|---|---|
| | in Millionen Mark | | | | |
| Deutsche Bank | 194 | 139 | 138 | 101 | ca. 94% |
| Discontogesellschaft | 143 | 143 | 144 | 99 | „ 43% |
| Dresdner Bank | 137 | 104 | 100 | 85 | „ 60% |
| Handelsgesellschaft | 102 | 102 | 83 | 83 | „ 23% |
| Darmstadtbank | 98 | 98 | 98 | 98 | „ 0% |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 85 | 67 | 66 | 52 | „ 60% |
| Nationalbank | 54 | 53 | 54 | 42 | „ 30% |
| Mitteldeutsche | 39 | 33 | 32 | 32 | „ 22% |
| Breslauer Discontobank | 33 | 25 | 17 | 12 | „ 175% |
| Genossenschaftsbank | 32 | 27 | 24 | 24 | „ 33% |
| Berliner Bank | 21 | 8 | 8 | 5 | „ 320% |
| | 938 | 796 | 764 | 633 | ca. 48% |

Die Zunahme des eigenen werbenden Capitals betrug binnen Jahresfrist 142 Millionen Mark, seit dem 1. Januar 1895, mithin binnen dreier Jahre, 305 Millionen Mk. = 48%. Schält man die ersten fünf Banken heraus, die als die alte Garde der Großbanken Berlins gelten darf, dann betrug die Zunahme derselben binnen Jahresfrist 88 Millionen Mk., seit dem 1. Januar 1895, mithin binnen dreier Jahre 206 Millionen Mk. = 44%. Die schärfste Avance zeigt die Deutsche Bank, die sich annähernd mit ihrer Capitalkraft verdoppelt hat, ihr folgt die Dresdner Bank, dann die Discontogesellschaft, eine 23%ige Vermehrung zeigt die Handelsgesellschaft, während die Darmstadtbank eine merkwürdige Gleichgiltigkeit gegen Capitalvermehrung und Reservenstellung documentirt.

Unter der jüngeren Garde steht die Berliner Bank, die sich 1898 übrigens noch weiter vergrößert, procentual in der Vermehrung weitaus voran; ferner die Breslauer Discontobank, die seit ihrer Uebersiedelung nach Berlin sich ebenfalls stark gekräftigt hat und jetzt wieder vor einer Capitalsvermehrung steht, dann der Schaffhausen'sche Bankverein, der ebenfalls in Berlin festen Boden gefaßt hat, während die anderen nur in Berlin domicilirenden Banken relativ stabil sind, wobei freilich zu bemerken ist, daß das Actien- und Reservecapital der Nationalbank sich jetzt auf rund 70 Millionen Mk. gehoben hat.

Anders verhielt es sich bei der Steigerung des Passivcredites. Es betrugen die Gesammtcreditoren in Millionen Mark

| | 1. 1. 98 | 1./1. 97 | Steigerung binnen Jahresfrist |
|---|---|---|---|
| Deutsche Bank | 490 | 404 | + 21 % |
| Dresdner Bank | 274 | 243 | + 13 % |
| Discontogesellschaft | 199 | 208 | — 4 % |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 130 | 120 | + 8 % |
| Handelsgesellschaft | 108 | 119 | — 10 % |
| Nationalbank | 89 | 89 | — |
| Darmstadtbank | 83 | 101 | — 19 % |
| Breslauer Discontobank | 74 | 44 | + 70 % |
| Mitteldeutsche | 59 | 51 | + 16 % |
| Genossenschaftsbank | 37 | 40 | — 8 % |
| Berliner Bank | 35 | 6 | + 480 % |
| | 1578 | 1425 | + 10 % |

Größeren Passivcredit nehmen von den fünf Großbanken nur die Deutsche Bank und die Dresdner Bank gegen ein Jahr vorher in Anspruch, der Deutschen Bank allein flossen 86 Mill. Mk. neue Gelder zu, während sowohl die Discontogesellschaft, als auch die Handelsgesellschaft und die Darmstadtbank positive Restrictionspolitik trieben und Zufluß neuer Gelder bezw. Einräumung neuen Acceptcredites abwehrten. Die Consequenz ist, daß binnen Jahresfrist diese fünf Hauptbanken im Wege der Capitalsvermehrung 88 Mill. neuer Gelder erhielten, im Wege des erhöhten Passivcredits nur 79 Mill. Mk.

Bei der jungen Garde ist die Bewegung eine ungleichmäßige; die Berliner Bank verlangte entsprechend der Verdreifachung ihres eigenen Vermögens einen etwa fünffach höheren Passivcredit, ebenso nahm die Breslauer Discontobank 30 Mill. Mk. mehr in Anspruch, während die anderen stabil sind. Die Gesammtmehrung des fremden Credits aller Berliner Banken ist 10 % binnen Jahresfrist, während die Zunahme des Eigenvermögens 17 % beträgt.

Die gesammten, den elf Berliner Banken zur Verfügung gestellten Capitalien: Actiencapital, Reserven und Creditoren beliefen sich am 1./1. 1898 auf 2516 Mill. Mk. gegen 2221 Mill. Mk. ein Jahr vorher. Die elf Banken verfügen somit über 295 Mill. Mk. mehr als im Vorjahre, trotzdem ein Theil der Banken Restrictionspolitik hinsichtlich des Anschwellens der Passiven trieb. Am 1. Januar 1898 verlangten bezw. erhielten unsere elf Banken etwa die Hälfte mehr Passivcredit, als sie an Capital und Reserven besaßen, in England dagegen war das Verhältniß bei den fünf führenden Depositenbanken Ende April 1898 wie folgt:

| | Eigencapital und Reserve | Creditoren ohne Accepte |
|---|---|---|
| | Millionen Mk. | |
| National-Provinzial | 100 | 936 |
| London und County | 60 | 840 |
| Lloyds | 55 | 728 |
| London und Westminster | 88 | 488 |
| Barclay | 60 | 500 |
| | 363 | 3792 |

Die englischen Banken gestatten sich somit eine fast zehnfach größere Inanspruchnahme des Passivcredits als ihr Eigencapital beträgt, ein Ziel, das auch unseren Banken vorschweben sollte und das erreichbar ist, wenn einerseits das Depositen- und Checkwesen mehr gepflegt, das speculative Emissionswesen hingegen eingedämmt werden würde.

Den Passiven unserer elf Banken stehen an sofort realisirbaren Activen gegenüber: Wechsel, Cassa, Bankierguthaben und die als bald versilberbar anzusehenden Reports:

| | 1897 in Millionen Mk. | 1896 |
|---|---|---|
| Deutsche Bank | 336 | 236 |
| Disconto-Gesellschaft | 132 | 107 |
| Dresdner Bank | 149 | 134 |
| Handelsgesellschaft | 85 | 89 |
| | 702 | 566 |

| | 1897 in Millionen Mk. | 1896 |
|---|---|---|
| Uebertrag | 702 | 566 |
| Darmstädter Bank | 62 | 72 |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 81 | 68 |
| National-Bank | 73 | 75 |
| Mitteldeutsche | 33 | 27 |
| Breslauer Disconto-Bank | 63 | 27 |
| Genossenschafts-Bank | 23 | 20 |
| Berliner Bank | 15 | 5 |
| | 1052 | 860 |

Die Liquidität stellt sich wie folgt:

| | 1897 Passiven zu Act. | 1896 Passiven zu Act. |
|---|---|---|
| Handelsgesellschaft | 100 : 78 | 100 : 74 |
| Deutsche Bank | 100 : 71 | 100 : 66 |
| Disconto-Gesellschaft | 100 : 66 | 100 : 51 |
| Darmstädter Bank | 100 : 62 | 100 : 72 |
| Dresdner Bank | 100 : 54 | 100 : 55 |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 100 : 62 | 100 : 56 |
| National-Bank | 100 : 83 | 100 : 84 |
| Mitteldeutsche | 100 : 56 | 100 : 53 |
| Breslauer Disconto-Bank | 100 : 85 | 100 : 61 |
| Genossenschafts-Bank | 100 : 62 | 100 : 50 |
| Berliner Bank | 100 : 43 | 100 : 83 |

Die Gesammtheit der Berliner Banken deckt ihre Passiven am 1. Januar 1898 im Verhältniß von 100 : 67, und am 1. Januar 1897 im Verhältniß von 100 : 60, die fünf Großbanken allein wie 100 : 66 bezw. 100 : 59. Das Verhältniß hat sich seit Jahresfrist gebessert, immerhin steht noch eine Anzahl von Banken unter dem Liquiditätsmittel.

Ueber die Gewinne der Banken ist Folgendes zu bemerken: Es betrug der Bruttogewinn incl. Vortrag in Millionen Mk.:

| | 1897 | 1896 |
|---|---|---|
| Deutsche Bank | 20,01 | 18 |
| Disconto-Gesellschaft | 17,30 | 16,9 |
| Dresdner Bank | 14,08 | 12,1 |
| Handelsgesellschaft | 10,26 | 9,3 |
| Darmstädter Bank | 10,4 | 10,7 |
| Schaffhausen'scher B.-V. | 8,18 | 6,87 |
| National-Bank | 6,98 | 6,27 |
| Mitteldeutsche | 3,6 | 3,18 |
| Breslauer Disconto-Bank | 3,65 | 2,52 |
| Genossenschafts-Bank | 2,07 | 1,83 |
| Berliner Bank | 1,72 | 1,03 |
| | 98,25 | 88,7 |

Die Quellen des 1897er Gewinn- und Verlust-Contos sind (ohne Saldovertrag) die folgenden:

| Banken: | Wechsel u. Zinsen | Sorten | Effecten | Provisionen | Comandit | Grundstücke |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | in Millionen Mark | | | | | |
| Deutsche | 9,27 | 0,3 | 3,9 | 6,02 | — | — |
| Disconto | 6,31 | ? | 3,99 | 3,22 | 4,14 | 0,2 |
| Dresdner | 6,41 | 0,1 | 3,58 | 3,88 | — | 0,41 |
| Handelsgesellsch. | 5,33 | — | 2,45 | 2,19 | — | — |
| Darmstadtbank ab Passivzinsen von 1,4 Mill. Mk. | 5,54 | 0,9 | 3,11 | 1,24 | 0,48 | — |
| Schaffhausen'sch. | 3,7 | — | 2,3 | 1,72 | — | 0,02 |
| National | 3,2 | 0,04 | 1,91 | 1,47 | — | — |
| Mitteldeutsche | 1,53 | — | 0,66 | 1,07 | 0,21 | 0,01 |
| Breslauer Disc. | 1,74 | 0,07 | 0,85 | 0,78 | 0,15 | — |
| Genossensch. | 0,84 | 0,01 | 0,33 | 0,35 | 0,50 | 0,05 |
| Berliner | 0,69 | — | 0,66 | 0,35 | — | — |
| | 44,76 | 1,42 | 23,74 | 22,29 | 5,48 | 0,69 |

Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß der Bruttogewinn von 98¼ Millionen Mk. zu zwei Drittel aus den Hauptposten des legitimen Geschäftes, Wechsel-, Zinsen-Pro-

visionen verdient wurde. In Procenten des dividendenberechtigten Actiencapitals beträgt der Bruttogewinn circa 14%, des nominellen Eigencapitals (Capital und Reserven) 9,5% und der Bankkraft 2,6%.

Zum Schlusse geben wir noch eine Uebersicht der Verwendung und Vertheilung des Bruttogewinnes und die Coursgestaltung der verflossenen Jahre, die nicht ohne Interesse sein werden:

| Banken | Handlungsunkosten, Steuern | Abschreibungen | Reservestellungen | Dividenden in Mill. Mk. | Dividenden in % | Tantiemen | Vortrag auf 1898 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutsche | 5,32 | 0,18 | 1,61 | 10 | 10% | 2,97 | 0,5 |
| Disconto. | 3,1 | 0,97 | — | 11,5 | 10 „ | 2,22 | 0,38 |
| Dresdner | 3,5 | 0,41 | 0,58 | 7,65 | 9 „ | 1,86 | 0,101 |
| Handelsges. | 1,36 | — | 0,05 | 7,2 | 9 „ | 1,27 | 0,38 |
| Darmstadt. | 1,5 | 0,1 | 1,44[1] | 6,4 | 8 „ | 0,96 | 0,02 |
| Schaffh. | 1,28 | — | 0,4 | 5,2 | 8 „ | 0,81 | 0,48 |
| National | 1,296 | 0,13 | 0,4 | 3,825 | 8½% | 0,88 | 0,4 |
| Bresl. Disc. | 1,08 | 0,08 | 0,129 | 1,837 | 7% | 0,519 | 0,07 |
| Mitteldsche. | 0,99 | 0,002 | 0,14 | 2,16 | 6 „ | 0,242 | 0,06 |
| Genossensch. | 0,365 | 0,043 | — | 1,47 | 6 „ | 0,188 | 0,006 |
| Berliner | 0,4 | 0,054 | 0,2 | 0,845 | 6½% | 0,197 | 0,022 |
| Alle Bank. | 20,191 | 1,969 | 4,949 | 58,087 | 8,3%[2] | 12,116 | 2,419 |

Dem hohen Durchschnittserträgniß von 8,3% auf das am 31. December 1897 dividendenberechtigte Capital der elf Berliner Banken entspricht auch die hohe Coursbewerthung, wie sie die nachstehende Tabelle bringt:

| | | Coursbewegung 1897 | 1896 | 1895 | 1894 | 1893 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutsche Bank | H | 213 | 199 | 222 | 173 | 173 |
| | N | 186 | 183 | 170 | 155 | 147 |
| Disconto-Gesellschaft | H | 214 | 219 | 235 | 208 | 178 |
| | N | 191 | 204 | 196 | 176 | 166 |
| Dresdner Bank | H | 165 | 164 | 185 | 156 | 161 |
| | N | 149 | 153 | 153 | 134 | 121 |
| Handelsgesellschaft | H | 176 | 160 | 174 | 154 | 155 |
| | N | 150 | 146 | 141 | 131 | 125 |
| Darmstadtbank | H | 160 | 161 | 167 | 152 | 146 |
| | N | 149 | 152 | 149 | 131 | 126 |
| Schaffhausen'scher B.-V. | H | 153 | 147 | 148 | 138 | 116 |
| | N | 144 | 137 | 134 | 113 | 104 |
| Nationalbank | H | 152 | 150 | 154 | 130 | 124 |
| | N | 137 | 138 | 126 | 106 | 101 |
| Breslauer Discontobank | H | 122 | 125 | 128 | 108 | 104 |
| | N | 114 | 116 | 106 | 95 | 95 |
| Mitteldeutsche | H | 120 | 115 | 120 | 105 | 106 |
| | N | 111 | 107 | 103 | 95 | 93 |
| Genossenschaftsbank | H | 122 | 122 | 125 | 107 | 121 |
| | N | 117 | 117 | 115 | 111 | 112 |
| Berliner Bank | H | 115 | 118 | 123 | 111 | 105 |
| | N | 110 | 109 | 109 | 97 | 95 |

Ein interessantes Thema bildet auch die Frage der Tantièmen. Die elf Berliner Banken haben bei 58 Mill. Mk. Dividende über 12 Mill. Mk. Tantièmen = ca. 21% an einen verhältnißmäßig kleinen Kreis gezahlt. Um nicht ungerecht zu sein, muß man aber von diesen 12 Mill. Mk. die Beamtengratificationen kürzen, es bleiben alsdann die folgenden Reintantièmen:

Deutsche Bank. Von den 2 974 000 Mk., die als Tantième ꝛc. figuriren, gehen 200 000 Mk. für Beamten-Wohlfahrtseinrichtungen und 660 000 Mk. an Remunerationen ab, so daß 1 442 334 Mk. für die Tantième der Directoren und anderen Beamten und 671 690 Mk. für die Aufsichtsräthe bleiben. Die Kopfquote der vorletzten Post ist nicht zu berechnen, da die Directoren der Centrale und die Filialen ebenso ungleich participiren, wie die der Beamtenschaft. Der Aufsichtsrath dagegen besteht aus neunzehn Herren, und selbst wenn wir die drei Herren aus dem Bremer Localausschuß als vollberechtigt einsetzen, beziffert sich die Kopfquote auf 30 500 Mk.

Bei der Handelsgesellschaft erhielten pro 1897 die Geschäftsinhaber und Procuranten 837 572 Mk. und die sechzehn Aufsichtsräthe 430 350 Mk., gleich einer Kopfquote von 26 900 Mk.

Die Discontogesellschaft, ebenfalls wie die Handelsgesellschaft eine Commanditgesellschaft, überweist pro 1897 gegenüber einer Dividende von 11½ Mill. Mk. 2,21 Mill. Mk. oder knapp 23% an Tantièmen, und zwar 1 849 520 Mk. an die Geschäftsinhaber und 369 904 Mk. an die achtzehn Aufsichtsräthe, gleich einer Kopfquote von 20 500 Mk. Die Dresdner Bank hat bei 7 650 000 Mk. Dividende an die Actionäre 1 858 716 Mk. für diese bestimmt, gleich ca. 25%. Wenn man die Beamtengratification kürzt, dann erhalten die Directoren ꝛc. 747 760 Mk. und die einundzwanzig Aufsichtsräthe 536 000 Mk. oder eine Kopfquote von 25 500 Mk.

Die Bank für Handel und Industrie vertheilt 6 400 000 Mk. an die Actionäre und 960 000 Mk. gleich 15% Tantième, hiervon entfallen 638 000 Mk. an die Directoren und 321 000 Mk. an die vierzehn Aufsichtsräthe, gleich ca. 23 000 Mk. Kopfquote.

Der Schaffhausen'sche Bankverein vertheilt bei 5,2 Mill. Dividende 810 000 Mk. Tantième, die an acht Directoren und fünfzehn Aufsichtsräthe gelangt; die Nationalbank für Deutschland theilt ihre 800 000 Mk. Tantième in 620 000 Mk. an die Directoren und an gratificationsberechtigte Beamte und 260 000 Mk. an neun Aufsichtsräthe, gleich ca. 29 000 Mk. Kopfquote.

Die Berliner Bank bezahlt ihre fünfzehn Aufsichtsräthe mit je 5860 Mk., die Genossenschaftsbank mit 3400 Mk., während bei der Breslauer Discontobank und der Mitteldeutschen eine Unterscheidung zwischen Aufsichtsrath und Vorstand bezw. Angestellten nicht möglich ist. Die Kopfquote bei den Großbanken bleibt sich ungefähr gleich; das Richtigste wäre, daß dem Aufsichtsrath eine fallende Procentualscala am Reingewinn an Stelle des fixen eingeräumt werden würde.

[1]) Gleich einschließlich Passivzinsen.
[2]) Durchschnittlich auf das dividendenberechtigte Actiencapital.

---

## Die Röntgenstrahlen und ihre Verwerthung.

Von E. G. Kießling.

Zwei Jahre sind verflossen, seit ein glücklicher Zufall den Würzburger Professor über Nacht zu einer Weltberühmtheit machte. Damals war kein Mensch populärer, alle Zeitungen sprachen nur von den Röntgenstrahlen, sein Bild und die X-Aufnahmen prangten in allen Buchhandlungen, und selbst auf die höflichsten Briefe antwortete der von allen Seiten Bestürmte nur mit Circularen. Wie es aber stets mit solchen Augenblicks- und Sensationserfolgen geht, der treffliche Physiker wurde in den Augen der Menge nur zu rasch eine Mode von gestern. Seine Brochuren werden bloß noch von Fachgelehrten gelesen und besprochen, und sein Würzburger Verleger hat es durchaus nicht mehr nöthig, die Recensionsexemplare an die Zeitungen mit einem Nachdrucksverbot zu versehen, denn unsere holzpapiernen Neuigkeitsverbreiter haben längst viel „wichtigere" Sensationen ihren Lesern aufzutischen. Sogar in der Reichshauptstadt wurde der im Feuer der rasch verflogenen Begeisterung gefaßte Beschluß, Röntgen auf der Potsdamer Brücke neben Helmholtz und Siemens ein Standbild zu errichten, sehr abfällig beurtheilt und anscheinend fallen gelassen. Sic transit gloria mundi. Aber der tüchtige Gelehrte wird sich über den Ver-

lust seiner Popularität zu trösten wissen, denn das Interesse der Fachgenossen ist ihm gesichert, und an der Ausgestaltung seiner Entdeckung wird unablässig rastlos gearbeitet. Einerseits war diese Arbeit der Ergründung der Natur dieser Strahlen, sowie dem Studium der Eigenschaften derselben gewidmet, andererseits befaßten sich die Techniker damit, die Apparate, welche der Strahlenerzeugung dienen, zu vervollkommnen. Was die Letzteren anbelangt, so war man Anfangs der Meinung, daß dieselben weder Reflexion noch Refraction zeigen. Diese Meinung wurde jedoch durch neuere Versuche erschüttert, nach welchen die X-Strahlen Interferenzerscheinungen (Interferenz directer und streifendreflectirter Strahlen, lamellare Bewegungserscheinungen, Beugung durch Spalte) zeigen. Diese Strahlen bestehen also wenigstens zum Theil aus Wellenbewegungen.

Es ist nicht sichergestellt, ob diese Wellenbewegungen transversale oder longitudinale Schwingungen darstellen, aber es kann als sicher angenommen werden, daß die Röntgenstrahlen keineswegs einfacher Natur sind. Die bei verschiedenem Vacuum der Lampe entstehenden Strahlen besitzen, wie man sich leicht überzeugen kann, ein sehr verschiedenes Durchdringungsvermögen für Fleisch, Knochen u. dgl., je nach ihrer Entstehungsart. Man bezeichnet, um der Sache einen Namen zu geben, jene Strahlen, welche Fleisch leicht, die Knochen aber nur schwer durchdringen, mit X-Strahlen, und man erhält dieselben, wenn man ein geringeres Vacuum in den Lampen anwendet. Wird das Vacuum größer, so steigert sich die Durchdringungsfähigkeit für die Knochen, und man nennt solche Strahlen, welche auch die Knochen leicht durchdringen, $X_3$-Strahlen. Zwischen diesen beiden Extremen soll noch eine dritte Art von X-Strahlen gelegen sein, welche mit $X_2$-Strahlen bezeichnet werden. So nimmt z. B. Porter drei Arten von X-Strahlen an. Nach Röntgen's Untersuchungen geben die Vacuumröhren Strahlen von verschiedener Qualität und sind die bei der Absorbtion bevorzugten Strahlen für verschiedene Körper verschieden. Auch das Durchdringungs- (Penetrations-) Vermögen der X-Strahlen für die verschiedenen Körper ist vielfach Gegenstand von Versuchen gewesen. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Durchlässigkeit eines Körpers für die X-Strahlen nicht direct mit der Dichte zusammenhängt, obwohl z. B. Mineralien mit einer größeren Dichte als fünf zumeist undurchlässig sind.

Die Rolle, welche die Röntgenstrahlen in der chemischen Dynamik spielen, ist nach den vorliegenden Resultaten der zahlreichen Forschungen auf diesem Gebiete wohl eine recht kleine zu nennen. Die Kathodenstrahlen, welche von der Kathode im Inneren der Lampen ausgehen, wirken, wie Goldstein zeigte, energisch auf gewisse Salze ein. Die Röntgenstrahlen jedoch wirken nicht einmal auf sehr lichtempfindliche Substanzen ein und erwiesen sich zur Hervorrufung chemischer Veränderungen als wirkungslos. Aus alledem geht wohl hervor, daß sie kaum berufen sein dürften, in der chemischen Dynamik je eine besondere Rolle zu spielen; es scheint sogar die Wirkung, welche dieselben auf die Bromsilbergelatineschichte der photographischen Trockenplatten ausüben, eine indirecte zu sein und dürfte diese Wirkung wahrscheinlich nur auf Fluorescenz der Gelatineschichte beruhen.

Wesentliche Fortschritte sind auf dem Gebiete der Herstellung und Verwendung derjenigen Apparate, welche zur Erzeugung von X-Strahlen dienen, zu verzeichnen. Die fortwährend sich verbreitende Anwendung der Röntgenstrahlen, hauptsächlich zu chirurgischen und medicinischen Zwecken, brachte es mit sich, daß viele Elektriker sich mit der Fabrikation der Apparate befaßten und Verbesserungen anbrachten, so daß die Anforderungen, welche man heute an eine gute Apparatik stellt, bereits ziemlich groß und trotzdem die Preise in Folge der Concurrenz billiger geworden sind. Professor E. Valenta in Wien hat unlängst in einem im Verein österreichischer Chemiker gehaltenen Vortrag — vollständig abgedruckt in der empfehlenswerthen neuen „Oesterreichischen Chemiker Zeitung" (Wien, Pestalozzigasse 6) — sich eingehend über diese Fortschritte der Röntgen-Apparate geäußert, so daß wir Fachinteressenten auf die genannte Zeitschrift verweisen können. Er weist u. A. nach, daß an den Apparaten zur Herstellung eines entsprechend hoch gespannten Stromes (den Inductorien) für die Zwecke der Erzeugung von X-Strahlen, in den vergangenen zwei Jahren manche Verbesserungen angebracht wurden. Man paßte in erster Linie die Wickelung der primären und secundären Rollen dem speciellen Zwecke an und verbesserte die Unterbrechervorrichtungen. Der gewöhnliche „Hammer-Unterbrecher" arbeitet zwar recht gut und eignet sich auch für Ströme von jener Spannung, wie sie zu Beleuchtungszwecken üblich ist, giebt aber, insbesondere bei hoher Spannung, starke Funken, was die Wirkung sehr beeinträchtigt, und arbeitet sehr langsam. Man suchte deßhalb rotirende Unterbrecher zu construiren, welche im Vacuum oder in einer schlechtleitenden Flüssigkeit arbeiten, ohne bisher damit besondere Erfolge zu erzielen. Für Ströme von kleinerer Spannung (12—25 Volt) ist der Quecksilberunterbrecher sehr gut geeignet. Nur schwingt bei den älteren Constructionen die Feder langsam und ist deßhalb die Anzahl der Unterbrechungen eine geringe. Bei den neueren derartigen Unterbrechern ist dieser Fehler bedeutend kleiner. Diese schnell schwingenden Unterbrecher sind insbesonders für kleinere Inductorien (bis 20 cm Schlagweite) sehr gut geeignet, während für große Inductoren, 25—50 cm und darüber, heute allgemein rotirende Quecksilberunterbrecher verwendet werden, wie Valenta nachweist.

Was die eigentlichen Erzeuger der X-Strahlen, die X-Strahlen-Lampen, anbelangt, so ist auch auf diesem Gebiete seit zwei Jahren ein sehr wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Die ersten Lampen hatten die Form einer Birne oder einer cylindrischen Röhre und als Kathode diente Anfangs ein kugelförmiger Knopf, welcher später durch eine Metallscheibe (Aluminium) und noch später durch einen ebensolchen Hohlspiegel ersetzt wurde. Als Anode war Anfangs ein Stift oder Knopf aus Platin oder Aluminium, dann eine in einem seitlichen Tubus angebrachte kleinere Scheibe und später ein Metallring von größerem Durchmesser als jener der Kathode in Anwendung. Bei Verwendung von knopfförmigen Elektroden geht aber ein großer Theil der wirksamen Kathodenstrahlen verloren; besser wirkte die Scheibe und noch besser der Hohlspiegel, welcher die Kathodenstrahlen auf einen möglichst kleinen Raum der Glaswand concentrirte, von dem aus dann sehr viele X-Strahlen ausgingen. Aber dies hatte den Nachtheil, daß die von den Kathodenstrahlen getroffene Stelle der Glaswand sehr heiß wurde und sogar in's Glühen kam, wodurch die Dauer eines solchen Rohres sehr stark verkürzt wird. Als einen großen Fortschritt bezeichnet Valenta daher jene Lampen, bei denen diese Schwierigkeit durch die Anbringung der sogenannten „Antikathode" zum größten Theile behoben ist. Unter einer „Antikathode" versteht man ein gegen die Axe des Kathodenhohlspiegels geneigtes Blechstück (Platin oder Iridium), welches in der Nähe des Brennpunktes des Ersteren so angebracht ist, daß das von der Kathode ausgehende Strahlenbüschel dasselbe möglichst voll trifft. Bei diesem Auftreffen setzen sich die Kathodenstrahlen zum Theile in Röntgenstrahlen um. Die Wirkung ist eine sehr günstige, und es wurden derartige Lampen bereits vor einem Jahre in Stützerbach, Berlin u. A. ausgeführt. Man suchte den Effect dieser Lampen dadurch zu erhöhen, daß man die Lampen aus einem für die X-Strahlen möglichst durchlässigen Materiale herzustellen begann. Die Herstellung von Aluminiumlampen, welche allerdings sehr gut wirken mußten, machte sehr große Schwierigkeiten und so suchte man denn die Wirkung durch geeignete Wahl des Glases zu vergrößern. Es gelangten bläulich fluorescirende Lampen in den Handel, welche, aus

einem Boratglase hergestellt, den großen Vortheil einer starken Durchlässigkeit für die X-Strahlen besaßen, aber — rascher zu Grunde gingen, als Lampen aus gewöhnlichem grün fluorescirendem Thüringerglas. Um nun diesen Mangel zu beseitigen, macht man neuester Zeit die Lampen sehr groß. Die Form derselben ist kugelförmig mit cylindrischem Ansatze. In diesem Ansatze befindet sich z. B. bei der ganz vorzüglich wirkenden Gundelach'schen Röntgenlampe die aus Aluminium erzeugte, mit Glas hinterkleidete Kathode, während in der Mitte des kugelförmigen Theiles die aus einem kreisrunden hochpolirten Platinblech bestehende Antikathode und hinter derselben die stab- oder scheibenförmige Aluminiumanode angebracht ist. Anode und Antikathode sind mit einander leitend verbunden.

Je größer die Entfernung der Elektroden und je größer das Vacuum in der Lampe ist, eine desto größere Schlagweite muß das betreffende Inductorium besitzen. Eine Lampe, welche in dieser letzteren Beziehung einen großen Spielraum zuläßt, war daher erwünscht. Dies wird in der That erreicht durch die Verwendung von sogenannten Lampen mit regulirbarem Vacuum", welche überdies den Vortheil haben, daß man mit demselben Inductorium die Lampe zur Herstellung von $H_1$- oder $H_3$-Strahlen verwenden kann.

Siemens & Halske verwertheten die Thatsache, daß die beim Stromdurchgange leuchtende Luft mit Phosphordämpfen sich verbindet und ein fester Körper resultirt, dazu, um das Vacuum in ihrer regulirbaren Lampe herabzudrücken. Diese Lampe besteht nach Valenta aus einem kugelförmigen Theile, welcher die Antikathode und Anode enthält und einerseits ein seitliches cylindrisches Ansatzstück mit der Kathode trägt, andererseits durch ein Rohr mit einer Kugel verbunden ist, welche seitwärts ein Rohrstück mit einer zweiten Elektrode und ein solches mit rothem Phosphor enthält. Wird die Lampe mit dem Inductorium verbunden, so läßt sich mit Hülfe eines Fluorescenzschirmes leicht constatiren, ob die Evacuirung eine genügende ist. Ist dies nicht der Fall, so sieht man auch beim Durchgange des Stromes von der Kathode ein starkes Büschel blauer Strahlen ausgehen. Man verbindet alsdann die Hülfsanode mit dem positiven Pol des Inductoriums und läßt den Funken durchschlagen, nach einiger Zeit ist das Vacuum ein größeres geworden, von der Kathode geht dann nur mehr ein dünner blauer Faden aus, worauf man wieder umschaltet. Ist das Vacuum zu groß geworden, so fehlt das blaue Licht zwischen Kathode und Antikathode vollkommen; man erhitzt alsdann die Kugel mit einer Flamme, wodurch man die am Glase haftende Luftschichte in das Vacuum hineintreibt.

Von größter Wichtigkeit für die Verwerthung der Röntgen'schen Erfindung zu Zwecken der Chirurgie sind außer den Verbesserungen, welche die Lampen erfahren haben, die Verbesserungen der Fluorescenzschirme und der photographischen Hülfsmittel zur Fixirung der Durchleuchtungsphänomene. Es ist eine bekannte Thatsache, daß eine Reihe von Körpern: Platindoppelsalze, Fluorcalcium, Calciumwolframat, gewisse Uransalze ꝛc. die Eigenschaft, die Energie der Röntgenstrahlen in Lichtenergie umzusetzen, im hohen Grade besitzen. Diese Eigenschaft wird zur Herstellung von Fluorescenzschirmen verwendet, welche heute so vollkommen erzeugt werden, daß man mit ihrer Hülfe im Stande ist, selbst kleine Fremdkörper in Weichtheilen zu finden. Zur Herstellung solcher Schirme dienen vor Allem Platincyanürverbindungen, wie z. B. Kalium-, Baryum- und Calciumplatincyanür, welche mit Hülfe eines geeigneten Lackes auf einen Carton gleichmäßig vertheilt aufgetragen werden. Solche Schirme geben unter dem Einflusse der X-Strahlen ein grünes Licht. Verwendet man einen solchen Schirm in der Weise, daß man eine photographische Film mit der Schichte auf jene des Schirmes in einer Pappendeckelcasette preßt und durch die Film exponirt, so wird eine bedeutende Abkürzung der Expositionszeit erzielt. Dr. Lewy empfiehlt diese Films in Combination mit feinen Verstärkungsschirmen zu verwenden und wenn man die auf diese Weise erzielten Belichtungszeiten für Durchleuchtungsaufnahmen von Körpertheilen mit jenen, die vor einem Jahre noch nöthig waren, vergleicht, so kann man wohl ruhig sagen, daß die Zeit, wo man heute als schwierig geltende Aufnahmen mit X-Strahlen als Momentaufnahmen wird auszuführen im Stande sein, nicht mehr allzu ferne sein dürfte.

So wirkt Röntgen's Entdeckung noch immer belebend und befruchtend weiter, und was sie an billiger Volksthümlichkeit eingebüßt, hat sie auf wissenschaftlichem Gebiete und an bleibender Bedeutung für die Menschheit gewonnen.

## Literatur und Kunst.

### Die Lebensbeschreibung des „Einzigen".

Von Otto Stoeßl (Wien).

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat uns von der Biographie ihres Bruders im vorigen Jahre den zweiten Band geschenkt, voll von intimen Aeußerungen, Briefen, voll Schwung und Stimmung, wie eben durch den Glanz und Reichthum des darzustellenden Lebens die Biographin bewegt und noch durch alle Lust und Qual der Schwesterschaft, aufsteigender Erinnerung und schmerzlicher Gegenwart aus der objectiven Fassung und sonst üblichen Gelassenheit gebracht war. Ihre Betrachtung war weder philosophisch noch kritisch, sie lebte einfach das große Leben, das auch ihres Daseins einziger Inhalt war und ist, mit allem Gefühl nach und alle Quellen, die es so reich und fruchtbar gemacht, sprangen rauschend auf. Aus den Capiteln der Bayreuther Zeit, oder des ersten Sorrentiner Aufenthalts, oder aus den Aeußerungen über Burckhardt und die Basler Professur erhebt sich, von der reinsten Intuition erkannt und gebildet, nicht von einem kritischen Verstand beredet, die Gestalt Nietzsche's.

Und nun, nicht ganz ein Jahr darnach, erscheint die Lebensbeschreibung Max Stirner's von John Henry Mackay, auch sie nicht philosophisch-kritisch, sondern, ein Kunstwerk als Biographie, ganz schlicht, aber den Dichter in ihrem Autor verrathend: plastisch, einfach, von feinen Farben und angenehmer Lebhaftigkeit. Aber wie blaß erscheint dieses Buch neben dem früheren, wie eine zarte Umrißzeichnung neben einem groß aufglühenden Gemälde. Dort ein fruchtbarer Strom von Erinnerungen, Briefen, Handschriften, Aeußerungen, hier ein paar mühsam festgestellte Daten, dort jede Phase von den verschiedensten Berichten belebt und beleuchtet, hier ein armseliger, schmaler Quellfaden, der oft genug im Sande verläuft. Fast nichts Persönliches, wenig Erinnerungen, ein geringer Kreis von Leuten, die überhaupt von Stirner gewußt, von ihm fast nichts Handschriftliches erhalten, der Nachlaß verschollen und verloren, kein Bild, eine einzige, kümmerliche Carricatur, ein Brief von ein paar Zeilen, ein paar Worte gleichgiltiger Art sind schon werthvolle Fingerzeige, die mit ihm gelebt, sind fast Alle schon todt . . ., und aus diesem Wenigsten ist dennoch ein Bild herausgebracht, lebendig und von poetischer Sachlichkeit.

So ist nun das Leben der zwei Denker bekannt, welche unserem sterbenden Jahrhundert die Richtung gegeben haben, viele Seelen unserer Zeit und nicht die schlechtesten verdanken diesen beiden Männern die Grundstimmung und den innersten Gehalt ihrer Weltanschauung, aus der dann die Werke sich ergeben haben, welche den eigensten Ausdruck dieser Zeit, ihren Stil ausmachen. Als Denker, als Philosophen sind sie von ihren engeren Zunftgenossen minder wichtig genommen, sie sind einen anderen Weg nach einem anderen Ziel gegangen. Un-

mittelbar von sich redende Egoisten waren sie, nicht die Wahrheit, ihre Wahrheit suchten sie, auf die Energie des Lebens auf das Grundgefühl der Zeit wirkten sie und haben es bestimmt. Freilich ist wieder ihr Wesen und Werk ganz in der Zeit vorausbestimmt und bedingt. Stirner und Nietzsche sind in ihr begründet, aber so hoch über sie hinauf gewachsen, daß sie wie große Bäume fernhin schatten, indeß ihre Wurzeln den Boden zerfurcht, gesprengt haben. Ein Haupttheil jedes großen Lebens ist der Zerstörung gewidmet, und das erste Werk eines Jahrhunderts ist die Zerstörung der werthlosen Vergangenheiten, bis wieder ein Frühling heraufkommen kann. Stirner und Nitzsche waren Sturmwind und Feuerbrand unseres Jahrhunderts. Der erste, Stirner ist von ganz anderer Wirkung gewesen, als Nietzsche, an dem Leben Beider erkennt man gut ihr Verschiedenes und Verwandtes. Beide sind nicht bloß Zerstörer, — es giebt keinen starken Gedanken, der bloß verneinend, nicht auch fruchtbar wäre, — Beide sind schöpferisch, aber nach ihrem innersten Wesen verschiedenen Gebieten zugekehrt: Stirner ein politischer Kopf, Nietzsche ein Artist. Der Eine hat praktisch wirken wollen — die Anarchisten haben von ihm ihren grundlegenden Gedanken —, der Andere hat den gegenwärtigen Menschen und seine arme Zeit verächtlich weggeschoben und in einem großen Zukunftsgedanken mit feuerigen Farben das Bild des Uebermenschen auf den fernen Horizont gezeichnet. Nietzsche ist der reichere Geist, von allen Vergangenheiten erfüllt, alles Wissen sammelnd, von gleicher Gewalt des Denkens und Gefühls, jeder Satz hat leuchtende Perspectiven in Urgründe, krystallene Reinheit, Stahlschärfe, göttlich scherzende Kraft, aber das Ziel ist ein schmerzlicher Verzicht, der endliche Entschluß, sich lachend von Allem zu wenden. Die Riesengestalt der Uebermenschen geht in die Wolken, ohne Gemeinschaft mit der Erde. Nietzsche selbst ist überfeinert, durch wunderbare Uebung und Zucht des Gehirns weiß er selbst die Kraft der Instincte, des Elementaren verloren und sein ganzer Ruf geht nach diesem Wunsch, seine Zerstörung will die untergegangene Freudigkeit, den großen Tanz wieder aufzaubern, aber in diesem Jauchzen ist Verzweiflung und etwas wie eine allzu heftige Geberde, freilich so schön, als trauervoll, eine Freudigkeit, mehr Wunsch als Wahrheit. Emporgestreckte Arme, emporstarrende Augen nach der Freude. In ihm ist sie nicht. Das ist der glühende Gefühlsinhalt seiner Werke, darum ist er so fruchtbar für die Künstler gewesen, deren Wesen nichts ist als ein Wünschen, deren Schaffen ein Ausdruck der Sehnsucht ist und ihre Gestalt. Nietzsche's Wirkung auf die Anschauung und Gesinnung der Zeit ist großentheils eine mittelbare gewesen; ein Garten blühender Rosen steht in einem Thale und ein günstiger Wind trägt den ganzen purpurnen Duft weithin in eine Wüste oder in einen Wald, wo man sich dann über die unsichtbaren Rosen wundert. Die Zeit, scheinbar fern, Menschen, die mit seinen Schriften nichts zu schaffen gehabt, die in anderen Thälern leben, haben sein ganzes Wesen in sich aufgenommen. Oder ist er es, in dem die Zeit sich selber ausgedrückt hat. Der Dichter, wahl- und wehrlos selbst ein Gedicht des Lebens? Das hat er selbst oft gefühlt und gesagt.

Stirner wirkte anders, als Anderer, titanisch, finster, in seiner Lustbarkeit ist die Carmagnole, jauchzt er, so ist es ein Wind in rothes Feuer fahrend, in ihrem größten Ernst haben seine Worte sprengende Kraft, sein Verstand bohrt sich durch, er ist unablässig und concentrirt, kein freischweifender Geist, bändigt er Wille und Wort, seine Reden sind wie stechende Spaten, die an einem morschen Bau hacken, nach jedem Satz meint man das Bröckeln des Schutts zu hören. Seine Kritik ist gesammelt und auf einen Angriffspunkt gerichtet. Und wenn er an seinen großen Schluß kommt: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!", dann sind unseren Blicken alle Trümmer alter Lebensbetrachtung, verrotteten Staatswesens, welker Religiösität, Sittlichkeit, Moral weggeräumt und wir sehen über jungfräuliches, fruchtbares, neues Land. Nietzsche trägt den Adel alter Culturvergangenheit, Kraft und Bildung langer Geschlechterreihen hat in ihm ihren höchsten Stand, darum seine Priesterschaft, in den Goldglanz und Edelsteinschimmer der unerhörtesten Beredtsamkeit gehüllt; Stirner ist der einfache Arbeiter, — man bedenke seinen eigentlichen Namen: Johann Caspar Schmidt, Einer von Vielen.

Am 25. October 1806 kommt Johann Caspar Schmidt als Sohn eines „blasenden Instrumentenmachers" zur Welt. Sein Vater stirbt ein halbes Jahr nach seiner Geburt, die Mutter heirathet zum zweiten Mal einen Apotheker, mit dem sie nach langer Wanderschaft endlich in Kulm an der Weichsel landet. Johann Caspar kommt nach dieser ersten Jugend, — nichts weiß man von ihrer Witterung und Sonne, — wieder nach Bayreuth zurück an's Gymnasium, in Pflege zu seinem Pathen Sticht. In der Schule ist er ziemlich brav, ein guter Durchschnittsstudent, auch aus dieser Zeit ist weder Günstiges, noch Schlimmes über ihn bekannt. „Einer einfachen Familie entstammend fließt im Kinde das unvermischte Blut der Oberfranken, eines nüchternen, ernsten, klugen, ein wenig schwerfälligen Menschenschlages." Nach dem Gymnasium geht er an die Berliner Universität, hört Heinrich und Carl Ritter, Böckh, Schleiermacher, Neander, Hegel, übersiedelt nach Erlangen, unterbricht einmal einer Reise halber, — der einzigen seines Lebens — dann aus Familienrücksichten zweimal das Studium, das er endlich nicht mit dem Doctorexamen, sondern mit einer Lehramtsprüfung beendet, in seiner schriftlichen Arbeit über Schulgesetze zuckt alles Künftige schon kräftig auf. In diese Zeit fällt seine erste Ehe, die nur ein Jahr währte, seine junge Frau starb. Er findet keine Staatsanstellung und kommt endlich als Lehrer in einem Mädchenpensionat unter.

Hier in Berlin beginnt nun der entscheidende Verkehr seines Lebens; er verbringt seine Abende in dem Kreise der „Freien" bei Hippel. Dieser Hippel hatte in der Friedrichstraße eine gemüthliche Weinstube, wo sich allabendlich ein Kreis von unzufriedenen, oppositionellen Geistern versammelte, die äußerste Linke der damaligen Zeit, der man den Namen die „Freien" beilegte, eine Schaar, die durch Einzelne ihrer Mitglieder in den Vortagen der achtundvierziger Bewegung Ruhm erhielt. Die hervorragendsten Leute waren dort: Bruno Bauer, der berühmte Bibelkritiker, sein Bruder Edgar, Ludwig Buhl, der in seiner Kritik des Staates sich nicht nur gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das Wesen des Staates überhaupt wendet, darin vielleicht Stirner verwandt und von Einfluß auf ihn, ferner eine große Zahl von Journalisten, die Dichter Gottschall, Jordan, Karl Beck, J. L. Klein, die Socialisten Marx und Engels und auch mehrere Damen. Der Ton war frei, oft übermüthig und ausgelassen, größte Ruhe, feierlicher Ernst, strenge Debatten wechselten mit Kartenspiel, Possenreißerei und Uebermuth; manche Gäste verschrieen denn auch die heiteren Leute als arge „Polissons". Dort war Stirner zu Hause, dort bekam er wohl auch diesen seinen Namen, den er von nun an behielt. Mackay schildert seine Erscheinung und Art in dieser seiner Blüthezeit ausführlich und mit Liebe. Stirner war von Mittelgröße, gut gewachsen, schlank, fast mager, unauffällig, ohne Prätension, aber ungemein nett, Typus des Lehrers, blonder Backen- und Schnurrbart, leichtgelocktes, kurzes Haar, das die mächtige, hochgewölbte und bedeutende Stirn freiließ. Hinter der Brille schauen helle, blaue Augen still und gelassen „weder träumerisch, noch durchbohrend auf Menschen und Dinge." Besonders schön seien seine Hände gewesen. So muß er sympathisch, selbstbewußt, aber nie laut, etwas pedantisch, vielleicht auch ironisch unter den Freunden gegangen sein, ohne Freund, wie ohne Feind, er verrieth sich und sein Leben nie, gegen Niemand, daher ist er bei großem Verkehr so ganz spurlos untergegangen. Auch der Ehrgeiz

war ihm fremd. Neben seiner Lehrthätigkeit war er auch als Correspondent zweier Blätter thätig. Er schreibt unter einer Chiffre, die auch von Anderen benutzt worden zu sein scheint, so daß nur eine geringe Zahl von Arbeiten mit Sicherheit als von ihm herrührend bezeichnet werden kann. Die bedeutendste ist wohl die über „das unwahre Princip unserer Erziehung oder Humanismus und Realismus." Jetzt, wo man wieder an die dringende Revision der Unterrichtsbasis für die Mittelschule denkt, möchte es ungemein werthvoll sein, diese freilich kritischen, negativen, im Positiven etwas allgemeinen Grundzüge zu betrachten. Der Grundton des Hauptwerkes ist schon stark angeschlagen und klingt durch. Die alte classische Bildung ist eine fast rein formale, ihr Resultat eine ästhetische Eleganz, die des Realismus gipfelt in den Grundsätzen der Menschenrechte; sie kommt über den praktischen Menschen nicht hinaus. Beide Principien müssen untergehen. Nicht dem Philosophen werde die Erziehung anvertraut, sondern jenem neuen Princip, das den Willen aus dem Untergange des Wissens neu emporblühen läßt. Denn darauf allein kommt es an, daß das Wissen sich als Wille umgestaltet. Auf die Epoche der Denk- wird die der Willensfreiheit folgen und in ihr werden die persönlichen und freien Menschen der Zukunft erstehen, — zu verständigen, nicht zu vernünftigen Menschen erzogen. Heute erzieht man „brauchbare Bürger", nicht selbst sich bethätigende, freie Menschen ... „höchst civilisirte, gebildete Subjecte, lächelnde Sclavenbesitzer und selber Sclaven, keine freien, sondern loyale Geister, Leute von Grundsätzen, keine principiellen Menschen." Ein Ziel sei das einzige: Persönlichkeit, nicht der Wissenstrieb, sondern der Willenstrieb muß gepflegt werden. Das Kind muß sich fühlen. „Fürchtet man, daß mit diesem Princip die Autorität zu Grunde gehen wird?"

„Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine Autorität zu sein." Der in Frechheit ausartende Freimuth der Kinder bricht sich an der eigenen Freiheit des Erziehers. Und der Name des neuen Princips, wenn man schon einen braucht: Personalismus.

In dem Kreis der Freien traf Stirner damals auch jenes Fräulein Marie Dähnhardt, welche von dem lebhaften Emancipationsdrang ergriffen, sich in Berlin aufhielt und auch an den Abenden bei Hippel lebhaft betheiligte. Ihre Verheirathung mit Stirner fand am 21. Oktober 1840 in der Wohnung des Bräutigams statt, sehr formlos, kurz vor dem Mittagessen; der Prediger hielt eine dürre Rede, — im ganzen Haus war keine Bibel zu finden, — während welcher die Gäste zum Fenster hinaussahen, und als die üblichen Ringe gewechselt werden sollten, hatte man auch die vergessen, so daß Bruno Bauer mit den Messingringen seiner gestrickten Geldbörse aushelfen mußte, mit denen Max Stirner und Marie Dähnhardt getraut wurden, worauf man sich noch lange bei einer Bowle unterhielt. Diese formlose Eheschließung war gewiß keine absichtliche Beschimpfung der Religion, sondern nur eine ganz natürliche Gleichgültigkeit Aller gegen einen Act, der gegenüber der innern Bedeutung des Entschlusses gewiß nebensächlich urtheilen mußte. Marie Dähnhardt soll von ungemein frischer, sympathischer Anmuth gewesen sein, ihr mäßiges Vermögen reichte hin, für einige Jahre ein sorgloses Arbeitsleben zu begründen, und nun entstand das in jedem Sinn einzige Werk vom „Einzigen"; lange war schon davon gesprochen worden, bis es endlich bei Wigand in Leipzig 1844 erschien, alle Blicke auf sich lenkte, um bald im Sturm der Revolution vergessen zu werden und erst in unseren Tagen sich wieder zu erheben. Das Buch entging der Confiscation, weil sein Inhalt „gar zu absurd" befunden wurde, einen offenen Auges schlafenden Staat hat Stirner überlistet durch die scheinbar abstracte Form, die er seinen sehr concreten Gedanken zu geben wußte. Die Aufnahme war sensationell, die Gegner gehörten allen Parteien, denn Alle waren angegriffen. Hier ist der Gedankengang nicht zu entwickeln, auch nicht eine Kritik, eine Vertheidigung. Es ist ein Werk der concentrirtesten Gedanken, die wieder durch ihre Subjectivität Gefühl verrathen und erwecken, ein fester Entschluß geht über die Trümmer einer Welt nach dem Ziel der Einzigkeit des „Ich". Hie und da noch Blitze von Haß, Verachtung, meist aber Ironie, die Alles so leicht macht. Andere Denker haben einen schweren Kampf der Gedanken, ihre Maschine rasselt, hier ist kein Widerstand, stahlharte Präcision der Worte, zwischen deren engen Fugen keine Empfindung Raum hat, wie ein wohlgebildeter Panzer schützt diese Form einen streitbaren Körper. Zur Schlacht ziehend haben die Spartaner den Päan gesungen. Ein solcher Freudengesang scheint hier mitzugehen, vielleicht aus dem erweckten Empfinden der Mitlebenden. Mackay hat den Gedankengang mit ausgezeichneter Auswahl auseinandergefaltet, man möge sich darüber selbst unterrichten. Wie aber der Begriff des „Einzigen" als des allein lebendigen, wesenhaften aus den Leichnamen und Anachronismen herausteigt und Gestalt, Athem, Ruf und Geberde bekommt, wird man nur aus dem Buche selbst sehen können, mag man seine Idee theilen oder nicht. Stirner schreibt keinen üppigen, blühenden Stil, nur, man verzeihe dies „nur", ein gutes, lautes, klares Deutsch, äußerlich scheint es nicht besonders individuell, dem allgemeinen, energischen Stil der damaligen Schriftsteller gleich, in Wahrheit so hoch über ihnen, wie seine Gedanken über den ihren. Manchem scheint sein Stil glatt, derb in den Gleichnissen, ohne Schönheit. Das kommt von dem absichtlichen Sichfreihalten von jedem künstlerischen Schmuck. Dieses Buch hat die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt" und das Motto: „Gott giebt die Nüsse dem, der sie nicht zu knacken weiß." Mit diesem Werk erreicht er seine Höhe, nach diesem kurzen, glücklichen Zeitraume sieht man ihn in zehn elenden Jahren untergehen, in eine Vergessenheit, noch vor dem Tode.

Seine Ehe mit Marie Dähnhardt blieb nicht glücklich, trotz ihres einfachen Lebens ging den jeder Wirthschaft Unkundigen das bischen Vermögen wie Wasser durch die Finger und nach ein paar Jahren standen sie dem Nichts gegenüber. Von der Schriftstellerei konnte Stirner nicht leben; also: wo anders Fuß fassen! Max Stirner gründet eine Milchwirthschaft. Darüber ist viel gelacht worden, wenn gleich in allen diesen Geschäftsversuchen geistiger Menschen etwas sehr Rührendes liegt; auch hierin verläßt sie ihre Idee nicht, aber sie leben in einem andern Element, für das Neue haben sie keine Organe. So ging der letzte Rest des Vermögens auf. Innerlich längst einander entfremdet, entschlossen sich beide Gatten nun zur Trennung, Marie Dähnhardt geht nach London, Stirner bleibt in Berlin. Marie Dähnhardt schlägt sich durch furchtbare Noth und Erniedrigung durch, sie kommt nach Australien, wird Wäscherin, tritt dann zum Katholicismus über, kehrt nach London zurück und dort lebt sie noch heute, steinalt, eine bigotte Frau mit Tractätchen, in Bereuung ihrer jungen Sünden, die doch ihres Lebens Werth und Schönheit waren, geistig noch frisch, aber auf den Namen Stirner darf man sie nicht bringen, den sie verabscheut, als eine Mahnung an ihr fluchwürdiges Einst.

Stirner ist in Berlin geblieben, seine Freunde sehen ihn selten, was er damals that und trieb ist ungewiß. Er wechselt oft die Wohnung. Ein Vierziger und schon ist sein Leben fertig, noch einmal im Jahre 1852 tritt er mit einer „Geschichte der Reaction" auf, einem unbeträchtlichen Torso. Er wird auch bei Hippel nicht mehr gesehen, von Gläubigern bedrängt, wechselt er beständig sein Quartier, vertauscht es wieder mit dem Schuldarrest, von Vermittlungsgeschäften der kümmerlichsten Art lebte er. Am 25. Juni 1856 starb er an einem giftigen Insectenstich.

Das ist das Wenige, was Mackay über das äußere Leben Stirner's herauszubringen vermochte. Die Gestalt Stirner's hat ihren wunderbaren Zauber gerade durch ihre große Einfachheit und erschütternde Stille. Einer aus Un-

zähligen kommt herauf, sagt, was er zu sagen hat und geht dann wieder still hinweg. Ein plebejischer Individualist ist er neben dem Aristokraten Nietzsche. Von der Politik ausgehend giebt Stirner den Gedankengang zu einer Neuordnung des Lebens, einer Ordnung, bedingt durch wechselseitiges Interesse, statt der bisherigen Gewaltordnung, einer Herrschaft willkürlicher Ideen. Aus der Negation aller Massen und Vielheit wächst der „Einzige". Nietzsche kämpft einen subjectiveren Kampf ohne Gegenwartserlösung und Halt, eine dichterische Phantasiegestalt, welche der philosophische Entwicklungsgedanke in logischer und doch bizarrer Steigerung ausgedacht hat, der Uebermensch ist sein Trost und Traum. Darum wirkt er mit der Kraft eines Dichters, der unsern Wünschen bloß durch die Schönheit seines Werkes genügt und alle Forderungen des Lebens vor dem Anblick seiner Schöpfung verstummen läßt. Stirner dagegen kühl und klar, ohne den Glanz der Schönheit verspricht unserm Leben neue Ordnung, neuen Geistern ein neues Dasein, neuen Sinn. Still führt er uns zu uns selbst zurück; wenn irgendwo das neue Leben und die neuen Menschen sind, sind sie in uns. Und das ist der große Jubel, der die Schlacht begleitet.

---

## Erinnerungen an Schwind und Kaulbach.

Von Heino Hugo (Weimar).

Wie ich die Bekanntschaft Moritz von Schwind's machte, weiß ich nicht mehr, sie lag sozusagen in der Luft. Ich lebte in den mittleren fünfziger Jahren in Eisenach, Schwind malte auf der Wartburg. Die Restauration lag noch in der Burg, und beim damaligen Commandanten der Wartburg, Bernhard von Arnswald, war ich ein gern gesehener Gast. Bernhard von Arnswald, der sich um die Restauration der Burg so sehr verdient machte, ragte vermöge der Anlage seines Charakters und seiner Begabungen in alle Kreise der Gesellschaft hinein. Hoch und niedrig ging in ihm auf. Er war Cavalier, Volksmann und Künstlernatur. Der Großherzog Carl Friedrich von Sachsen hatte sein Zeichnentalent ausbilden lassen, auch colorirte er sehr schön, schlug die Zither, sang Romanzen und war ein Troubadour, mit der Wartburg verwachsen, welcher sein ganzes Sinnen galt. Den Glorien- und Märchenschein der Wartburg zu heben, kam es ihm auf eine neu geschaffene Legende mehr oder weniger nicht an. Den „Abendstern", das Lied Wolfram's aus dem Sängerkriege auf der Wartburg, mußte ich ihm oft auf seiner Kemenate neben der Lutherstube am Clavier singen, und eines Tages hatte er sich sogar das Lied selbst angeschafft und kam zu mir mit der Klage, mit diesem Gesange werde er gesanglich nicht fertig, was ich auch sehr richtig fand, denn sein eigentliches Feld war nur das Volkslied und das Schnaderhüpfel.

Nachdem die Bekanntschaft mit Schwind gemacht war, holte ich ihn zwei Sommer lang fast jeden Abend mit einem Freunde, Dr. Wislicenus, Bruder des Historienmalers Herrmann Wislicenus, ab, um mit ihm und seinen aus München mitgebrachten Schülern und Gehülfen in den Wäldern umherzustreifen. Hauptsächlich erinnere mich seiner Schüler, des früh verstorbenen Malers Spieß und des Historienmalers Mosdorf. Sonntags that mir Schwind die Ehre an, auf meinem Sopha in unserer Wohnung in der Stadt sein Mittagsschläfchen zu machen, bei welcher Gelegenheit ich mir einmal das Herz faßte, ihm ein altes Oelbild, das Kniestück eines alten betenden Mannes, zu zeigen, welches ich restauriren lassen wollte. Er sah es über die Schulter an und sagte dann: „Um Gotteswillen, lassen sie den Dreck darauf, das ist das Beste daran." Die Frage war entschieden. Mosdorf hatte ich schon vorher um seine Meinung gefragt, und der hatte sich etwas diplomatischer ausgedrückt: die Partie um den Mund sei nicht ganz schlecht. Meister Schwind hatte aber den gordischen Knoten unerbittlich mitten durchgeschnitten, ein ganzer Mann in seiner Kunst und seinem Wesen.

Von anderwärts kamen damals viele Künstlerbesuche auf die Burg, welche Schwind ihre Aufwartung machten. Rietschel kam, Rauch, Preller, Ludwig Richter; Liszt war oft da, und wir Beide, mein Freund und ich, gehörten ohne Widerrede zum Künstlerkreis. Zu Kühmstedt, dem Eisenacher Componisten, war Schwind in nahe Beziehungen getreten, schwang auch den Fiedelbogen und spielte mit Kühmstedt und seinen Schülern Quartette, sich immer die erste Geige vorbehaltend. Schwind, ein Wiener Kind und ein Jugendgenosse Franz Schubert's, mit dem er eine Zeit lang zusammen wohnte, war sehr musikalisch und schwur hoch auf sein Violinspiel. Er meinte, seine Bilder dürfe man angreifen, sein Violinspiel aber nicht, was mich nicht hinderte, die Frau Professor Kühmstedt zu trösten: sie würde bei dem Quartettspiele der Herrn alles Ungeziefer los, wofür mich Schwind mit seinem Fiedelbogen durchprügeln wollte. Lieder Kühmstedt's mußte ich Schwind oft vorsingen.

Unter den Besuchen hoher Künstler, welche zur Zeit Schwind's auf der Wartburg vorsprachen, ist mir der Wilhelm Kaulbach's, des Directors der Akademie in München, hauptsächlich noch in der Erinnerung. Wir zerbrachen uns den Kopf, warum dieser Widersacher der Schwind'schen altdeutschen Schule eigentlich kam. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich aber auf der Wartburg angesagt, und Kaulbach malte das Treppenhaus des neuen Museums. Er kannte die etwas scharfe Zunge Schwind's und mochte als umsichtiger Mann und Diplomat, welcher den Reineke Fuchs illustrirte, den Weg zur Wartburg hinauf nicht zu hoch finden, um wärmere Gefühle in Meister Schwind anzuregen. So erklärten wir uns wenigstens das unerklärliche Kommen des ungetreuen Sohnes, welcher die Wege von Schnorr, Cornelius, Schwind verlassen und die hohe Priesterschaft der neu erstandenen deutschen Kunst in den Wind geschlagen hatte. Kaulbach, welcher über Meiningen kam, wo er Gast seines Verehrers und halben Collegen, des Erbprinzen, jetzigen Herzogs von Meiningen, gewesen war, hatte sich auf einen Sonntag Nachmittag auf der Burg angesagt. Wir kannten genau die Ankunft der Post, eine Werrabahn gab es noch nicht, und Schwind hatte im Sängersaale vor dem Bilde des im Entstehen begriffenen Sängerkrieges einen schön geschmückten Mittagstisch mit kalten Speisen und guten Weinen aufstellen lassen.

Wir standen voller Erwartung um alle diese Herrlichkeiten, mit einem gesunden Hunger und Durst versehen, die bei dem vielen Warten sich sehr bemerkbar machten. Das veranlaßte mich schließlich zum Vorschlage, das Mahl auch ohne Kaulbach zu beginnen, was Annahme fand. Und nun tobte neben dem Gesangeskampfe an der Wand eine Viertelstunde lang ein Vernichtungskrieg gegen Braten, Schinken und Salat. Das Blut, ich meine der Wein, floß in Strömen, und dann ging es in die Stadt nach dem „Rautenkranz", wo die Post aus Meiningen ihre Fahrgäste ablud. Bei dem Oberkellner erkundigte ich mich, ob Director Kaulbach aus München angekommen sei. Die Antwort lautete verneinend. Wir gingen enttäuscht weiter, ich kehrte aber noch einmal in den „Rautenkranz" zurück und frug nach dem Fremdenbuche. Darin stand: Kaulbach, Kaufmann aus München. Auf meine Frage, ob der Kaufmann Kaulbach zu sprechen sei, hieß es, der sei nach der Wartburg gewandert. Wir nahmen sogleich seine Verfolgung auf und holten ihn bald ein. Kaulbach nahm uns aber mit in den „Rautenkranz" und drehte nun den Spieß um, indem er uns ein warmes Abendessen vorsetzen ließ und, glaube ich, nur Champagner zum Besten gab.

Beim Abschied spät Abends sagte Kaulbach zu Schwind

und seinen Schülern, sie sollten ruhig bei der Arbeit bleiben, Montag früh, er komme allein auf die Burg. Mir ging es aber im Kopfe herum, er könne einem Fremdenführer in die Hände fallen, der ihn mit unerwünschter Geschichte traktire, und früh sieben Uhr stellte ich mich mit der Bitte bei ihm ein, ihn führen zu dürfen. Er nahm dies freundlich an, zog mich zum Kaffee und wir wanderten dann durch das „Rösenshölzchen" unserem Ziele zu. Unvergeßlich ist mir dieser Weg wegen seiner Kurzweil in der Unterhaltung; zwei Stunden brauchten wir bis hinauf zur Burg. Unter der Felsengruppe „Nonne und Mönch" ruhten wir auf einer steinernen Bank aus, und bei dem Anblicke der zerklüfteten Felsen des Georgenthals ließ ich mich von meinem Gedankengange fortreißen und kam auf Erdbildung zu sprechen, denn ich schrieb damals an einer kosmo-theokoratisch-politischen Abhandlung, die in ihrer Ueberspanntheit vor Erschaffung der Erde begann und glücklicherweise nie das Licht der Welt erblickt hat. Geh. Staatsrath Thon, früherer Weimarischer Staatsminister, dem ich die Schrift zu lesen gab, hatte sie wirklich durchgelesen, hatte Kommas angebracht, wo sie seiner Meinung nach fehlten, und hatte an den Schluß, welcher in einer Apotheose endigte, ein Ausrufungszeichen und ein „Amen" gesetzt, mir auch einiges Verbindliche gesagt. Schwind hätte mich jedenfalls verrückt genannt.

Von Kaulbach wußte ich, daß er ein großer Maler war, aber als Geognost hatte ich ihn noch nie rühmen hören. Und so kam ich denn mit meiner Theorie kühn heraus, mußte aber bald bemerken, daß Kaulbach auch eine fertige Theorie über die Entstehung der Erde hatte, welche sich nicht mit der meinigen deckte. Und als ich Miene machte, nicht auf seine Gedanken einzugehen, sagte er mir ganz ruhig, was er da vorbringe, seien nicht seine Ansichten, sondern diejenigen Alexander Humboldt's, mit dem er in Berlin umgehe. Ich saß da wie ein begossener Pudel, und Kaulbach, der Satiriker und Sarkast, weidete sich an meiner Verlegenheit. Die Fuchsschlauheit war ein wesentlicher Bestandtheil seines Wesens... Auf der Wartburg wurden wir gescholten, daß wir so spät kamen. Kaulbach bat sich aber seinen Führer für den Nachmittag wieder aus, und Abends brachten wir in angeregtester Weise im Burggarten als Gäste des stellvertretenden Burgherrn zu. Kaulbach sah ich ein Jahr später in der Gemäldegalerie in Dresden, wo er auf mich zukam und berichtete, Schwind müßte diesmal ein Werk ersten Ranges geliefert haben, denn seine heftigsten Gegner seien wie umgewandelt: es handelte sich um die „Sieben Raben". Schwind hatte mir bereits aus München geschrieben, ganz München laufe ihm das Haus ein.

Nach der Arbeit war Schwind oft sehr übellaunig, wahrscheinlich aus Erschöpfung und Ueberarbeitung. Unter vier Augen war er jedoch stets leutselig. Annäherungsversuchen gegenüber benahm er sich abwehrend und konnte, wie schon angedeutet, mehr als derb werden. Kühmstedt, Kaulbach, Schiller und Goethe, Arnswald, Bildhauer Knoll, auch sich selbst hat er auf dem „Sängerkriege" verewigt. Zum Osterdingen mußte ich ihm einmal Modell stehen, weil ihm eine Verkürzung mißlungen war. Der Herzogin Helene von Orleans gestattete er, auf dem Bilde des Abschieds der heiligen Elisabeth von ihrem Gemahle eine Blume zu malen, wie er sie denn auch auf dem „Rosenwunder" verewigte, indem ihre Züge dem Kopfe der Begleiterin der heiligen Elisabeth verliehen sind. Mir stiftete er nach seinem Abzuge von der Wartburg eine Vignette zu einem Festmarsche, bei Gelegenheit der Jenenser Jubiläumsfeier. Dagegen diente ihm meine Feder, als er sein Oelgemälde „der Ritt Kaiser Rudolph's von Habsburg nach Speyer" in Dresden ausstellte, was natürlich seinem Geschenke nicht gleichkam und mich zu ewigem Danke verpflichtet. Später besuchte ich ihn mit einem Stuttgarter Freunde in seiner Villa am Starnberger See und kam dann mit ihm auseinander, als mich meine Sturm- und Drangperiode und die Ausschreitungen meiner Feder von Dresden nach Stuttgart und von da über Weimar nach England in das Exil warfen. Bei seinem Tode tauschte ich mit der Familie Trauerkundgebungen aus. Von Schwind habe ich viel gelernt und bin in meiner Liebe zum klassischen Stile in allen Künsten durch ihn und sein Urtheil weiter gebildet worden. Er fußte wie Cornelius und Schnorr auf Dürer, und man darf ihn einen Hohenpriester der deutschen Kunst nennen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Bei Li-Hung-Tschang.

Aus meinem Tagebuch aus Tientsin.

Von Ludwig Hevesi.*)

Heute ist der erste April, bei den Chinesen „Tag des Ernstes" genannt. Ich war natürlich sehr gespannt auf das Diner bei Li-Hung-Tschang. In Begleitung von drei „nassen Soldaten" (Seesoldaten) und einem „trockenen" Officier (Infanterieofficier) machte ich mich Mittags auf den Weg. Ich saß im Consulats-Palankin und hatte die seit vier Wochen vorgeschriebene rosenrothe Brille aufgesetzt. Im vicekönigl ichen Viertel ging alles Volk barfuß; ein Decret hatte dies zur Besänftigung der zürnenden Götter anbefohlen. Wir kamen am Richtplatz vorbei, wo eben ein Mann wegen Majestätsbeleidigung die gefürchteten „500 Berührungen" erhielt, mit dem Bambus nämlich. Er hatte sich unterstanden, die Gelbsucht zu bekommen, und gelb ist die Farbe des kaiserlichen Hauses. Man nimmt es jetzt mit solchen Dingen sehr streng. Am Thore des Palastes gab ich meine chinesische Visitkarte ab, deren Länge mit einem Zollstock gemessen wurde, um das Maß der mir gebührenden Ehrenbezeigungen zu bestimmen. Da der Consul mich als eine Persönlichkeit angemeldet hatte, die viel attisches Salz führe, wurden mir Verbeugungen im Winkel von 63 Grad gemacht, die den Salzkaufleuten zukommen. Wir gingen durch mehrere Höfe und in der Mitte eines jeden legte mein Begleiter, der Consul, eine Schnur mit Käsch (durchlochter Scheidemünze) nieder. Bei unserer Rückkehr sollten wir sie sämmtlich wieder mitnehmen, nachdem die ganze Zeit über ein Hofdiener dabei gestanden und das Geld mit einem Fächer in den Farben des Vicekönigs gefächelt hatte. Diese Pantomime meinte: „Dein Geld würde mir die Handfläche verbrennen."

Im dritten Hofe stand ein Pavillon, der statt aus Backsteinen aus lauter russischem Ziegelthee gebaut war; ein unerhörter Luxus. Darin empfing mich der große Li, umgeben von zehn sogenannten Netto-Chinesen; in den zwei ersten Höfen hatte ich nur Brutto-Chinesen, d. h. ungewaschene, gesehen. Er trug bereits wieder die zurückerhaltene gelbe Reitjacke, im Uebrigen war er sehr einfach und hatte sogar statt des Krystallknopfes nur einen gewöhnlichen beinernen Hosenknopf an die Mütze genäht. Die Begrüßung war streng chinesisch. Er legte die Hand auf die Magengrube und sagte: „Wahrlich, Du bist mein Ahnengrab." (Der verehrteste Gegenstand des Chinesen.) Ich aber markirte eine zärtliche Kußhand und sagte, wie mir empfohlen worden: „Ich küsse das Maaß des Fußes der Kaiserin-Mutter." Dann plauderten wir ganz europäisch weiter, der Consul diente als Dolmetsch. Li-Hung-Tschang ist ein über sechs „Männerfuß" langer Chinese mit 5—6 Barthaaren am Kinn und vorschriftsmäßigen Schlitzaugen, hinter deren runden Gläsern „viel Verstand kauert." Er trug den amtlichen Schlafrock mit dem Damenfußstapfenmuster, an dem die chinesischen Staatsgroßen alter Schule auszählen, ob sie auf eine wichtige Frage Ja oder Nein sagen sollen. „Wir bekommen senkrechtes Wetter" (d. h. Regen), sagte er freundlich. — „Wenn Excellenz es gestatten, gewiß," antwortete ich höf-

*) Unser verehrter Mitarbeiter sammelt soeben bei seinem Verleger Bonz & Comp. in Stuttgart seine alten und neuen Humoresken aus Zeit und Leben, Literatur und Kunst unter dem Titel „Das bunte Buch". Er klagt dabei, daß die meisten dieser Aufsätze etwas zu ernst genommen worden seien, indem man ihm „einige Unrichtigkeiten" nachgewiesen habe, während sie doch „aus lauter Unrichtigkeiten" bestehen. So hat ein Amerikaner gegen seine scherzhaft gemeinte Untersuchung über Rembrandt's Judenthum eine furchtbar gelehrte Brochure geschrieben. Auch seine satirischen „Bekenntnisse eines Bücherkritikers", die zuerst in der „Gegenwart" erschienen, veranlaßten einen der berühmtesten deutschen Romanschriftsteller zu dem Ausspruche, der Verfasser habe sich durch sie unmöglich gemacht. Von dem obigen „Tagebuch aus Tientsin" gelte also vorbeugend Hevesi's Wort, daß „Einiges buchstäblich wahr ist, das meiste Uebrige aber buchstäblich unwahr." Jedenfalls empfehlen wir das „Bunte Buch" als das Werk eines wahren — Humoristen.

Die Redaction.

lich. Mittlerweile hatte ein Fremdling, der eben Audienz gehabt, das Gemach verlassen. „Ein Amerikaner, der mir eine neuersundene Amputationsmaschine für meine Feldlazarethe anbot," sagte Li achselzuckend.

Der Speisesaal war ganz „rothhaarig" (d. h. englisch) eingerichtet. Sogar ein Thermometer hing an der Wand und wurde von einem eigenen Diener, dem vicekönigliches Hofthermometerwärmer, unablässig gewärmt, da Li 25 Grad im Zimmer haben muß, um sich nicht zu erkälten. Es waren zwanzig Personen zu Tische, darunter der Chef des Schablonirungsamtes, ein Mann von Ideen, und drei noch nicht enthauptete Generale. Einer von diesen führte den besonderen Titel „Torpedomajor". Ein Anderer war der General Ping, der wegen seines angeblichen Sieges bei Ni-Thao zum General Ring avancirt war. Das Avancement erfolgt nämlich im Alphabet; er begann als General Bing und hofft als General Zing zu sterben. Der Dritte war bereits zum Sieger in der nächsten Schlacht ernannt und galt als sehr vorurtheilsfrei: er trug sogar einen „westlichen" Korkhelm, weßhalb ihn Li scherzend mit einer Champagnerflasche verglich, die auch Kork auf dem Kopfe habe. Er besaß auch schon Taschentücher, und zwar mit fünf roth eingefaßten Löchern für die Finger. Gespeist wurde ganz chinesisch, aber nicht übel. Die berühmte Haifischflossensuppe übertraf sich selbst. „Es sind Haifische aus Wai-Hai-Wai," flüsterte mir der Vicekönig zu, und der Consul ergänzte bedeutsam: „Dort ist der Menschenhai heuer besonders fett." Neu war mir der Teifunbraten. So nennt man ein Schaf, das der chinesische Wirbelsturm Teifun ein paar Meilen weit über Stock und Stein vor sich her gewirbelt hat, so daß es in einen außerordentlich mürben Fleischballen verwandelt ist. Mit schwarzem Eiweiß gespickt, schmeckt es köstlich. Eine Omelette aus Ameiseneiern wurde nicht minder gerühmt, doch konnte ich mir kein Herz zu ihr fassen, obgleich ihr Genuß eine Nachtigallenstimme verleihen soll. Auch daß man unter dem Titel „Geflügel" Alles, was da kreucht, vom fliegenden Fisch bis zur Heuschrecke, auftrug, war nicht nach meinem Geschmack. Dagegen nahm ich von einem Gericht, das sie „gebackene Sommersprossen" nannten, zwei Mal; was es war, weiß ich nicht. Mandarinenten dürfen jetzt nicht geschlachtet werden, um den Respect vor der Obrigkeit nicht zu schädigen.

Der Wein machte den General Ping-Ring sehr gesprächig. Während er etikettemäßig Bissen um Bissen in die Luft warf und mit dem Munde auffing, erzählte er mir von seinen kriegerischen Erfindungen. So hatte er Raketen mit Widerhaken anfertigen lassen, wie sie die Japaner nicht haben. „Mein Günstling," kicherte er mir zu, „die werden was staunen!" Auch hatte er in seinem Bezirke neue Straßen im Zickzack angelegt, was die Bewegungen der feindlichen Artillerie sehr verlangsamen werde. In seinem Lager waren die Papierlampions für Gasbeleuchtung eingerichtet, und seine mongolischen Musketiere mußten ihre 500jährigen Gewehre statt mit unsicheren Lunten, mittelst echter schwedischer Zündhölzchen abfeuern. Er hatte erst vor Kurzem einen neuen wichtigen Fortschritt angebahnt und den Ersatz der bisherigen weichhölzernen Geschützrohre durch harthölzerne beschlossen, ja solche bereits an bester Stelle, bei Krupp bestellt, aber noch keine Antwort erhalten. Seine Forts waren im besten Vertheidigungszustand, er hatte sie eben erst neu mit stärkstem Pappendeckel überziehen lassen, und zwar mit gelbem, denn auf Kaisergelb wage Niemand zu schießen. Nachmittags wolle er sein Stelzenkorps vor mir exerziren lassen; er habe es für die Ueberschwemmungssaison eingeführt und die Leute könnten auf ihren Stelzen durch grundlosen Schlamm attakiren. Nur mit der Reiterei habe er sein Kreuz. Zwar sei durch einen seiner Rittmeister soeben eine Aufsehen erregende Erfindung gemacht worden, die sie den Japanern sehr überlegen machen werde, nämlich die der Steigbügel. Der große Fehler der chinesischen Cavallerie bleibe jedoch, daß sie meist nur auf dem Papier stehe. Allerdings habe er wenigstens die Qualität dieses Papiers schon zwei Mal namhaft verbessert, so daß ein Fortschritt nicht zu verkennen sei. Schlimmsten Falles habe man ja ein untrügliches Mittel, den Japanern Schreck einzujagen. Der Sohn des Himmels brauche sich nur zu entschließen, dem kaiserlichen Drachen im Reichswappen, der jetzt blos fünf Klauen habe, noch eine sechste, ja eine siebente Kralle an die Füße malen zu lassen. Freilich greife ein Kaiser nicht so leicht zu einem so radicalen Mittel. „Mit Recht," warf der Torpedomajor ein, „das ganze Japan ist ein Schwindel. Es soll japanische Corps geben, die nur mit eisernen Fliegenklatschen bewaffnet sind. Und ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß sie Schanzen auf einem Fuße hüpfend stürmen; da können sie freilich nicht leicht Kehrt machen, um davon zu laufen. Der dritte General, Yeh II. mit Namen, trug auch Einiges bei, um den japanischen Blödsinn zu kennzeichnen. Die Officiere, sagte er, gingen nur maskirt in den Kampf, und zwar trage der Oberbefehlshaber eine Moltke-Maske, die zu seiner Uniform gehöre, so daß seine Truppen vom leibhaftigen Moltke commandirt zu sein glauben. Die Corpsführer sollen alle die Bismarck-Maske tragen, um recht zu imponiren. Der japanische Hofkoch servire sogar täglich eine Pastete aus süß zubereiteten Snider'schen Patronen, deren Kugeln wie Obstkerne auf den Teller gespuckt würden; das sei denn doch der höchste Chauvinismus. Doch was könne man von Leuten erwarten, in deren verrücktem Lande der Vollmond viereckig sei? Selbst darin glauben sie die Europäer nachäffen zu müssen.

Als das Porzellanbier kam — so heißt der Thee, weil er aus Porzellan getrunken wird — und der Duft des Tabaks, der durch Zuckerrohr geraucht wurde, süß in die Nasen stieg, begann der Chef des Schablonierungsamtes „die Opiumflöte zu blasen" und gab dabei einige seiner neuesten Ideen zum Besten. „Was nützen uns alle Panzerdschunken und Nanking-Uniformen?" sagte er. „Die Hauptsache ist doch der innere Friede. Ich habe, um den Schlägereien in meinem Viertel eine Ende zu machen, bei Todesstrafe verboten, Andere als Porzellanstöcke zu tragen. Nun schlägt Niemand mehr drauf los, weil sein Stock brechen würde." Er ließ sich eine neue Flöte reichen und träumte laut über das ehrwürdige Gold in Mukden, den halbtausendjährigen Kriegsschatz der Mandschuh-Kaiser. „Das Gold ist so alt, daß schon dickes Moos darauf gewachsen ist," rief er; „und die Japaner haben Kupfer und Papier, und die Japaner geben das ihre aus, während wir das unsere liegen lassen; wer wird also länger aushalten?" Er zündete eine dritte Flöte an und stammelte: „Wir müssen die Reiscultur heben, denn die ist unser Reichthum. Wie machen wir das? Indem wir die Schnapspreise auf die Hälfte herabsetzen. Dann zecht sich ganz China rothe Nasen an, hi, hi! Dann plötzlich ... verbieten wir die rothen Nasen, hi, hi! Bei Todesstrafe! ... Jetzt entsteht ein ungeheurer Bedarf an Reismehl, zum Einpudern, hi, hi! ... Die Reiscultur wächst wahnwitzig und China ist reich ... hi hi!" Er nickte ein, ehe er am äußersten Ende dieses volkswirthschaftlichen Fortschritts angelangt war. Der Consul erzählte mir dann, dieser kühne Reformer habe sich eingehend über deutsche Verhältnisse unterrichten lassen und allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Chinesen sollten fortan den Zopf vorne hängen lassen, dann könnten die Deutschen nicht mehr höhnen: „Der Zopf, der hängt ihm hinten." Während noch der Consul etwas vom wahren Fortschritt phantasirte und den Uebergang vom Kopfabschneiden zum Zopfabschneiden empfahl, stieß der Papagei des Vicekönigs in seinem Käfig, der eine vergoldete Crinoline, angeblich der Exkaiserin Eugenie, ist, einen freudigen Mißton aus. Vorhänge rauschten zur Seite und die drei gefeiertsten Tänzerinnen Tientsin's traten auf. Die eine hieß „Tochter der Wolke" und war in einen fashionablen Regenbogen aus sieben Streifen und ebenso vielen Lücken gekleidet. Die andere hieß „das göttliche Niesen" und drapirte sich in einen weiß seidenen Sonnenschirm, einen bunten Fächer und noch andere Winterkleider. Die dritte aber war die „chinesische Venus", bei deren Erscheinen jeder Mensch geblendet in das göttliche Niesen ausbricht und alle Farben des Regenbogens spielt. Diese symbolische Trias führte uns zu Ehren eine Pantomime aus, die den Fortschritt bedeutete. Sie zogen goldene Telegraphendrähte von Gast zu Gast und sandten Küsse umher; sie wurden heiser, impften sich Blutserum ein und wurden wieder hellstimmig. Auch trieben sie unsichtbare Japaner gefangen bis vor die Füße des großen Li. Wenn Shakespeare schon in's Pidjin-Englisch übersetzt wäre, hätten sie ein paar Ellen „Sommernachtstraum" aufgeführt. Li-Hung-Tschang aber schwieg zu alledem, wie zu den weisen Reden seiner hochgestellten Gäste, die ihn nicht heiter gestimmt hatten. Als die drei Grazien wieder Luft geworden waren, ließ er uns vorzügliche Cigarren reichen, wie sie nicht einmal die Königin von England raucht, und führte uns in den Garten, an einen gewissen Punct. Jenseits der Gartenmauer tobte ein seltsames Gerassel und Geklapper. „Ist dort der Uebungsplatz der Trommler Ihrer Armee?" fragte ich betäubt. Er lächelte schwach und führte mich einige Stufen hinan, so daß wir über die Mauer blicken konnten. Jenseits einer Wiese übten sich zwanzigtausend chinesische Soldaten unisono aus Leibeskräften im Aussprechen des Mitlauters „R". Die Chinesen haben bekanntlich kein „R" und sprechen es als „L" aus, wie kleine Kinder. General Ping aber ließ seinen Truppen das rollende „R" beibringen, um sie auf die Höhe der Neuzeit zu heben. „Glauben Sie, daß dieses Corps nächstes Mal den Japanern gewachsen sein wird?" fragte mich Li-Hung-Tschang ruhig.

## Aus der Hauptstadt.

### Ein verlorenes Jahrzehnt.

Es war angeregt und heiter genug in der kleinen Tafelrunde hergegangen, so angeregt und heiter, wie es die Etiquette bei einem officiellen Kaiserdiner nur immer zuläßt. Majestät hatte sich von vorzüglicher Laune beflügeln lassen und der Unterhaltung von vornherein jene Lebendigkeit verliehen, die den zum Diner Befohlenen erlaubte, das Gespräch auch ihrerseits dann und wann mit Perlen zu schmücken. Politische Fragen waren gestreift, die Erfolge des vergangenen Jahrzehntes nicht ohne Stolz noch einmal aufgezählt worden, und einer der Herren Staatssecretäre konnte nicht umhin, seine Bewunderung und zugleich in feiner Form sein patriotisches Bedauern über den kaiserlichen Befehl auszusprechen, der jede Feier des ersten Regierungsjubiläums untersagt hatte. „Die Bevölkerung indeß," fuhr er dann ungefähr fort, „die Ew. Majestät Zurückhaltung wohl zu würdigen weiß, ohne sie in diesem Falle theilen zu können, die Bevölkerung wird heute mit schöner Einmüthigkeit ihrem Dank und ihrer Ehrfurcht Ausdruck geben. Es war eine schöne Idee, sie gerade heute an die Wahlurnen zu berufen. Denn heute zum ersten Male wird die Socialdemokratie zurückfluthen. Wie sehr hatten Ew. Majestät Recht, als Ew. Majestät bei Antritt von Hochderselben Regierung erklärten: die Socialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich schon allein fertig!"

Der Reichskanzler nippte an seinem Champagnerkelche. Er nippte immer nur, seit er in Letzlingen vor dem König und seinen Jägern ungenügende Trinkfestigkeit gezeigt und sich dadurch ein für alle Mal das Beneficium des Alters, sehr mäßig sein zu dürfen, erworben hatte. Ihm war in den letzten Tagen nicht ganz wohl zu Muthe gewesen. Zwar machte ihm der Ausfall der Wahlen wenig Kümmernisse. Welches Ergebniß sie auch haben mochten — er fühlte sich vollauf befähigt, die Politik zu inauguriren, die Seine Majestät dann für nothwendig halten würde. Dafür, daß die agrarischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen, war ja gesorgt, und eine andere, wirkliche Gefahr gab es nicht. Hätte es aber eine gegeben, so wäre sie ihm höchstens im Lichte eines guten Demissionsgrundes erschienen, einer Gelegenheit zu ehrenvollem, senecaschönem Rückzuge aus dem Amte, den er ersehnte und dessen sein hohes Alter bedurfte. Nein, was ihm in den vergangenen Wochen Sorgen geschafft hatte und ihn sogar aus der wohligen Ruhe dieser Stunde aufscheuchte, das war der leidige Brief an den wahlverwandten Rothen Prinzen gewesen, den die agrardemagogische Opposition mit dreister Zähigkeit ausgenutzt hatte. Dem Fürsten Reichskanzler war es nicht in den Sinn gekommen, die Bündischen damit beleidigen zu wollen. Er ging diesen unangenehmen Menschen vielmehr ängstlich aus dem Wege und hütete sich, mit ihnen die Klinge zu kreuzen. Butterheinrich gehörte zum hohen Adel, war seiner Familie befreundet, hatte im Reichstag immer für die Regierung gestimmt und bekannte sich zu jenem verschwommenen, Niemand weh thuenden Liberalismus, dem auch der Fürst Reichskanzler einstmals sozusagen gehuldigt hatte. Einen solchen Mann einzubüßen, schien unersetzbarer Verlust, und nur das emsige Bestreben, ihn der Allgemeinheit zu erhalten, hatte dem greisen Reichskanzler den vielberufenen Brief in die Feder dictirt. Er war dabei der festen Ueberzeugung gewesen, so recht nach dem Herzen der ganzen Nation zu handeln. Und nun dieser rohe, plebejische Undank! Welchen Eindruck mochte die schmachvolle Hetze wohl auf Seine Majestät gemacht haben?

Der Fürst Reichskanzler hob sacht die müden Wimpern, stellte das Glas mit zitternden Fingern behutsam vor sich hin und fing mit inniger Freude einen gütigen Blick seines Herrn auf, der ihm Gewißheit gab, daß einstweilen nichts zu befürchten stand. So lange man sich zu ihm noch auf den Onkel Chlodwig-Fuß stellte, war Alles gut. „Und welchen Ausgang der Wahlen hält unser Reichskanzler für wahrscheinlich?“ fragte der Herrscher gut gelaunt.

In zwei Stunden spätestens würde ein ungefähres Wahlergebniß vorliegen. Fürst Chlodwig hatte es nie geliebt, Prophezeihungen zum Besten zu geben, die vor Ablauf von tausend Jahren auf ihre Richtigkeit geprüft werden konnten. Ergab sich nach diesem Zeitraum, daß der Prophet im Irrthum befangen gewesen war, dann that ihm der Mißgriff keinen Schaden mehr. Ueberhaupt war nicht anzunehmen, daß sich nach zwei vollen Jahrtausenden Jemand finden würde, der allerlei alte Wahrsagungen controlirte. Wen interessirt es, was ein Laubfrosch aus der Epoche des roi soleil für Wetter verkündet hat? Hier aber, im gegebenen Falle, lag die Sache schwieriger. Hundertundzwanzig Minuten später konnte der Prophet schon blamirt sein . . . „Ein Zurückdrängen der Socialdemokratie wäre im höchsten Grade wünschenswerth,“ beantwortete der Reichskanzler die Frage des Monarchen mit diplomatischem Takte. „Ich zweifle keine Sekunde daran, daß Ew. Majestät mit ihr allein werden fertig werden. Ueber die Einzelheiten ist College Excellenz von der Recke zweifellos besser unterrichtet als ich.“

„Daß der Ruf zur Sammlung befreiend gewirkt hat, steht fest,“ meinte der Minister des Innern, nachdem ihm der kaiserliche Gastherr mit einer liebenswürdigen Handbewegung das Wort ertheilt hatte. „Es war das wieder eine von den glänzenden Anregungen, die den Ministern Ew. Majestät die Arbeit so ungemein erleichtern und zu einem wahrhaften Vergnügen gestalten. Die Socialdemokratie hat ihren Höhepunkt überschritten. Hier in Berlin, das gebe ich zu, wird sie noch sogenannte Fortschritte gemacht haben. Hier berauscht die Phrase die Gemüther und hält sie noch in Bann. Aber draußen auf dem Lande . . Auf dem Lande herrschen Gottesfurcht und Königstreue. Da hat sie ausgespielt.“

„Der beste Beweis dafür ist unleugbar die Thatsache, daß die Führer es nach reiflicher Ueberlegung sogar für Kraftverschwendung gehalten haben, ein Agrarprogramm auszutifteln,“ bemerkte die gegenübersitzende Excellenz.

„Ich muß gestehen, ein Wahlausgang in diesem Sinne wäre mir nicht unlieb,“ sagte der Monarch gedankenvoll. „Die Berliner mögen immerhin fünfzigtausend neue socialistische Stimmen aufbringen — ich weiß ja, sie meinen es doch nicht so. Sie krakehlen nur gern ein bißchen, wie ihr terminus technicus lautet. Dagegen würde ein Sieg dieser . . . dieser Partei in den Provinzen mich allerdings unangenehm berühren. Denn ich kann das Gefühl nicht los werden, als fälle heute die Wählerschaft ihr Urtheil über unsere Gesammt-Politik, als werde durch ihr Votum erst die Geschichte dieses Jahrzehntes meiner Regierung abgeschlossen.“

„Mich dünkt, Ew. Majestät, Votum genug ist die allgemeine Begeisterung, die sich so wohlthuend bemerkbar macht in der Jubiläumsliteratur,“ äußerte ein ernsthaft dreinschauender Staatssecretär.

Der Monarch lächelte, ein wenig belustigt, ein wenig überlegen. „Sie sind ein unverbesserlicher Optimist, lieber Thielemann.“

„Aber die Stimmung für Kiautschau spricht Bände, zehnmal mehr Bände, als jene ganze Literatur beträgt,“ mischte sich jetzt der immer geistreiche und immer humoristische Herr v. Bülow ein. „Unsere neue Flotte braucht gar keine Dampfkessel, um sich fortzubewegen; sie wird auf den Händen getragen just von den Abgeordneten, die die Wählerschaft am besten kennen.“ Da war auch das brillante, spaßige Bild, das die Reichstagsreden des jüngsten auswärtigen Ministers mit Recht so rasch berühmt gemacht hat.

Doch der Kaiser lächelte jetzt nicht. „Ich will es nur gestehen,“ begann er dann wieder, „daß ich dem heutigen Wahlergebniß mit einiger Unruhe entgegen sehe. Man hat meine Politik in diesen zehn Jahren absichtlich und unabsichtlich mißverstanden. Man hat von einer tiefgehenden Verbitterung gerade der Gutgesinnten gesprochen. Ich weiß das alles. Man hat nothwendige, unumgänglich nothwendige Maßnahmen gegen mich ausgebeutet, hat beispielsweise die Auseinandersetzung mit dem Fürsten Bismarck, die doch im eigensten, dringendsten Interesse des Staates erfolgte, einen vernichtenden Axthieb gegen das monarchische Bewußtsein der Nation genannt. Ich leugne es nicht, gerade dies Wort quält mich ein wenig. Ist das monarchische Bewußtsein in's Wanken gerathen, da in's Wanken gerathen, wo es unter meines erhabenen Großvaters Regierung ungeschwächt und herrlich blühte, dann müssen heute die socialdemokratischen Stimmen in den ländlichen Bezirken zugenommen haben. Dann würde ich dies ganze Jahrzehnt voll Arbeit und Mühe, voller Pläne und Entwürfe für verloren ansehen.“

„Nicht so, Ew. Majestät,“ rief jetzt voll Eifer der Finanzminister, der bisher geschwiegen hatte. „Die Bismarckfrage beherrscht, wenn es mir erlaubt ist, das zu sagen, das öffentliche Interesse nur noch in sehr geringem Maße. Die Erregung ist annähernd auf den Nullpunkt gesunken, auf dieselbe bescheidene Höhe, die sie anno 1890 einnahm. So wenig wie damals würde sich heute ihretwegen Jemand compromittiren. Gewiß, die Bismarckverehrung vieler Leute ist zur Zeit groß — aber sie ist es doch nur Dank der Gnade, mit der Ew. Majestät Se. Durchlaucht den alten Fürsten erfreuen. Eine Feuerprobe würde diese Verehrung so wenig wie vor acht Jahren bestehen. Nur einige Querköpfe und Freischärler haben sich darin verbissen —“

„Und die Agrardemagogie,“ schaltete Freiherr v. Hammerstein-Loxten ein.

„Auch die,“ gab der Finanzminister trocken zu. „Aus all' diesen Gründen, Ew. Majestät, würde ich in einem Anwachsen der Socialdemokratie keinen Anlaß zu der Befürchtung erblicken, daß der monarchische Gedanke irgend wie in's Wanken gerathen sei. Mit der Socialdemokratie gehen mindestens anderthalb Millionen Mitläufer, die ohne eine Spur des Bedauerns oder des Verdrusses wieder von ihr abfallen, sobald Gefahr im Verzuge ist. Heute stimmt Jeder, der ein Strafmandat wegen Radfahrens auf Chausseebanketten erhalten hat, Jeder, den unglückliche Liebe quält, jeder mißvergnügte oder magenleidende Rentenverzehrer für den Socialdemokraten. Der Verantwortung, die er damit übernimmt, ist sich Niemand bewußt. Früher ärgerte man die Regierung oder revanchirte sich für thörichte Maßnahmen untergeordneter Verwaltungsorgane dadurch, daß man den Fortschrittler wählte. Heute ist der Freisinn aus der Mode gekommen und Roth die Lieblingscouleur der Nörgler. Wenn ich ganz aufrichtig sein darf, Ew. Majestät, so sagte ich gern noch ein kühneres Wort.“

Der Herrscher nickte seinem Vicekanzler zu.

„Der Freisinn, der Nörgelliberalismus ging in die Brüche, sobald seine Vertreter zu parlamentarischer Macht gelangt waren und dadurch neben ihrer Unfähigkeit, Positives zu schaffen, ihre Gefährlichkeit gezeigt hatten. Alle diese Fractionen, die bloß der persönlichen Verstimmung des Einzelnen ihr Dasein verdanken — solche persönliche Verstimmung tritt manchmal epidemisch auf — alle diese Fractionen schaden der Regierung nur, so lange sie im Reichstage nur eine Handvoll Vertreter zählen. Sehr unangenehm können sie werden, wenn hinter den paar Abgeordneten unverhältnißmäßig viel Wähler stehen. Dann vereinigen sie nämlich die Vortheile, die eine Kammerminderheit hat, mit denen, die der Mehrheit eignen, das heißt, sie haben nicht nöthig, mitzuarbeiten, sind nicht verantwortlich und fühlen sich doch im Besitze der Volksgunst. Ich meine also, gerade herausgesprochen, wir müssen mehr Socialdemokraten in den Reichstag hinein haben, wenn wir die Partei als solche zu Grunde richten wollen. Ich würde es begrüßen — Ew. Majestät verzeihen das Paradoxon — wenn statt vierzig Socialisten diesmal deren achtzig kämen.“

„Anders als sonst in Menschenköpfen, ꝛc.!“ citirte der Monarch. Er wurde durch seinen Adjutanten unterbrochen, der eine dienstliche Meldung brachte. „Freuen Sie sich mit mir!“ rief er dann mit frischer und lauter Stimme. „In vier von den sechs Berliner Wahlkreisen ist ein Rückgang der socialdemokratischen Stimmen eingetreten. Meine Berliner kommen sacht zur Vernunft und beginnen die Kinderkrankheiten der parlamentarischen Nationen zu überwinden. Schon die große Ruhe der Wahlbewegung war mir ein Zeichen dafür. Man fängt an, sich in die neue Ordnung einzuleben, sieht keine unerhörte Sensation mehr darin und wird sich am Ende entschließen, ein Recht mit Vernunft anzuwenden, das man bislang nach fröhlicher Bengel Manier zu einer Hatz mißbrauchte. Habe ich Ihnen nicht gesagt, mit den Socialisten werde ich schon allein fertig? Und jetzt, Excellenz, da das Wüstenbild Ihrer achtzig Socialdemokraten verdunstet ist, können Sie fortfahren, uns die Grundzüge Ihrer neuen Erfindung, wie man den Schrecken bekämpft, zu entwickeln.“

„Ich will mich zum Dank für Ew. Majestät gnädige Erlaubniß kurz fassen,“ hob der Vicekanzler noch einmal an. „Vierzig Social-

demokraten im Reichstag sind ein Hinderniß für die Regierungsgeschäfte und uns zu viel: achtzig dagegen sind ihnen selbst zu viel. Und ich ziehe die letztere Empfindung vor. Achtzig Mann haben nicht mehr die Ausrede, daß sie ihrer kleinen Zahl wegen zur Unthätigkeit verdammt seien und nur den Gang der Gesetzgebung controliren könnten. Von achtzig Mann verlangt die Menge Thaten. Was bleibt ihnen nun übrig? Entweder entwickelt sich wirklich die oft prophezeite Reformpartei aus dem socialdemokratischen Urbrei, und dann versumpft die Bewegung. Denn dann unterscheidet sie sich in nichts mehr von der kleinbürgerlichen Demokratie. Oder die achtzig Herren packt der Großmachtkitzel, sie beginnen, uns ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten, verzögern muthwillig die Verhandlungen, machen sie unfruchtbar und regen dadurch die Bevölkerung wider sich auf. Oder noch besser, sie wenden Gewalt an und erzwingen Gegengewalt. Nun, auch in diesem Falle wäre ihr Schicksal besiegelt."

Ein seltsames Lächeln spielte um den festgeschlossenen Mund des Herrschers.

„Mit einem Worte," schloß der Finanzminister, „wir haben sie in der Zwickmühle. So oder so — aber entscheiden müssen sie sich. Ihr jetzt beliebtes dilatorisches Verfahren, das uns am meisten schadet, wäre dann unmöglich."

„Die Arbeiter begingen einen nie wieder gut zu machenden Fehler, als sie 1890 die gnädigst dargebotene Hand Ew. Majestät nicht annahmen," betonte der Ernsthafte.

„Schlimmer noch," ergänzte der Finanzminister. „Der Grundunsinn war, daß eine wirthschaftliche Bewegung, über deren Berechtigung sich weiß Gott sehr gut reden ließe, radical politische Allüren annahm, gegen Staat und Königthum, Kirche, Familie, Autorität und was weiß ich sonst noch, auftrat. Diese unverzeihliche Dummheit rächt sich so gewiß, wie alle Posten im Einmaleins stimmen."

Nach Aufhebung der Tafel nahm der Monarch seinen Vicekanzler bei Seite.

„Ich habe Sie ganz gut verstanden," sagte er. „Sie sehen einen Sieg der Socialdemokratie voraus, trotz alledem. Aber Ihre Philosophie, Dank deren Sie sich damit abfinden, gefällt mir nicht. Denn wäre sie wahr, so müßte ich das vergangene Jahrzehnt auch in der Beziehung verloren nennen. Ich wäre dann ja nicht mit diesen Leuten fertig geworden."

Der Minister verneigte sich tief. „Ew. Majestät haben mich aus Frankfurt geholt," erwiderte er, „und als Frankfurter theile ich die zärtliche Verehrung der Mainherrschaften für Wolfgang Goethe. Wäre Wilhelm Meister ohne seine Lehrjahre Wilhelm der Meister geworden, den die Literaturgeschichte ehrt und bekränzt? Ich bin ein alter Mann, Ew. Majestät. Glauben Sie meiner Erfahrung, glauben Sie mir, daß von den Jahren unseres Lebens, die uns rauschende Erfolge brachten, die Meisten sich später als hohl und faul herausstellen. Aber kein Jahr ist verloren, dem wir eine Niederlage und damit eine bittere, eine theure, aber gute Lehre verdanken." Caliban.

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### 3. Die übrige deutsche Malerei und das Ausland.

Die beste Vertretung von allen deutschen Kunststädten hat auf der diesjährigen Ausstellung München gefunden. Wir finden in dieser Abtheilung eine reiche Auslese der Münchener Internationalen Ausstellung von 1897 vor, die seiner Zeit eine eingehendere Besprechung an dieser Stelle gefunden hat (siehe „Gegenwart", Band 52, Nr. 39). Stuck ist mit seinen bekanntesten Arbeiten der letzten Jahre erschienen. „Das böse Gewissen" zeigt uns den vielbewunderten Künstler auf der Höhe seines Könnens. Verzweifelung, blöde Angst und bis zum Wahnsinn gesteigerte Reue starrt uns aus den Zügen des Unglücklichen entgegen, der von dämonisch grinsenden Weibern, den Göttinnen der Vergeltung, mit Schlangen gepeitscht wird. Weniger befriedigt mich „das verlorene Paradies". Stuck will auf jeden Fall naiv sein, aber man merkt zu schnell die Absicht und wird verstimmt. Auch in dem Gemälde „scherzender Kentaur" neigt er zu einer saloppen Manirirtheit. War es denn nöthig, die Maid, die der groteske Bursche liebesbrünstig an sich zieht, mit so geringen körperlichen Reizen auszustatten? Stuck kann besser malen. Oder sollte der Meister nur einmal den Glauben seiner andächtigen Gemeinde auf die Probe gestellt haben? Man könnte ihm dergleichen schon zutrauen, wenn man sieht, mit welch' überlegener Ruhe, als ginge ihn das Gerede der Welt nichts an, er spöttisch den Beschauer mißt. Sein Freund Samberger, von dem das Portrait Stuck's stammt, scheint ihn genau zu kennen.

Verschiedene Münchener haben in dem Sagen- und Märchenschatz des deutschen Volkes manchen anziehenden künstlerischen Vorwurf gefunden. Julius Exter bringt eine phantastische Schilderung, der verzauberte Wald, ein Triptychon. Ein Bauernbursche ruft fröhlich in den Märchenwald hinein, halb erschreckt, halb erstaunt über den Uebermuth des Menschenkindes erwidern die Waldnixen kichernd den Lockruf. Weniger in der Handlung als in der poetischen Märchenstimmung, die in dem Beschauer längst verklungene Erinnerungen an die glückliche Kinderzeit erweckt, liegt der Reiz des Gemäldes. Das Märchen vom Menschenfresser schildert uns Schuster-Woldau in launigem Vortrag. Karl Hartmann greift auf die germanische Vorzeit zurück. Zwei altersgraue Barden feiern die Heldenthaten der Väter, eine andächtige Gemeinde lauscht ihrem Vortrag, tiefere Dämmerung herrscht weit im Umkreise, nur am Horizont leuchten einige Feuerwolken — ein herrliches poesiedurchwirktes Stimmungsbild.

In die weniger poetische Wirklichkeit führt uns Adolf Echteler zurück. Die tragischen Momente des Lebens weiß er mit großer psychologischer Schärfe zu entwickeln. So macht er auch diesmal einen ergreifenden Vorwurf zum Gegenstand seiner Schilderung, der um so mehr fesselt, als ihm ein deutsches Volkslied zu Grunde liegt: Der Wirthin Töchterlein. Die Stimmung des Uhland'schen Gedichtes hat hier einen trefflichen künstlerischen Ausdruck gefunden. Eine intime Schilderung reinen ungetrübten Mutterglücks giebt Karl Blos in dem Bilde „Die Mutter", auch die Wiedergabe der eigenthümlich tiefen Dämmerung, die den ganzen Raum erfüllt, verdient als eine bedeutende malerische Leistung hervorgehoben zu werden. Ernstere Accorde schlägt L. von Flesch in dem Gemälde „Reue" an, ein unter der Wucht ihres „Fehltritts" auf dem Tisch zusammengesunkenes Weib vertraut sich dem Seelsorger an.

Eine über den Rahmen der üblichen repräsentativen Historienmalerei weit hinausragende Leistung ist das „Ave Maria" nach dem Kampf am Berge Isel 1809 von Albin Egger-Lienz. Man hat sich daran gewöhnt, das Geschichtsbild wegen seiner vorherrschenden einseitigen tendenziösen Auffassung nicht sonderlich ernst zu nehmen, die Figuren sind meist so feierlich posirt, als treten sie zu einer Parade oder Revue an, man enthusiasmirt sich nur auf Commando, ein tieferes Interesse nehmen die Betheiligten selten an dem Vorgang. In dem Geschichtsbild „Ave Maria" sind aber wirkliche Charaktere geschildert, diese nervigen, durch den Ernst der Zeit erzogenen Bauerngestalten überzeugen, nur dem eignen Triebe folgend, sind sie zu einem Dankgebet nach der siegreichen Schlacht in die Kniee gesunken.

Die Landschaftsmalerei tritt in München hinter das Figuren- und Stimmungsbild im Allgemeinen zurück, dennoch hat sie aber in der Schilderung mächtiger Scenerien manche vortreffliche Leistung hervorgebracht. Das unwirthliche Hochmoor, der düstere Erlenbusch, die öde Haide mit dem einsamen Gehöft, das sind mit Vorliebe die Motive, die Hänisch, Steppen, Gussow und Andere darstellen. Das Thierstück in Verbindung mit der Landschaft hat in Heinrich Zügel seinen originellsten Vertreter gefunden. Er ist ein kühner Neuerer, der seinem Jungvieh ein so charakteristisches, ja individuelles Gepräge zu geben versteht, daß man gern über einzelne gewagte Farbenexperimente hinwegsieht.

Eine Künstlerschaar, die, um dem nivellirenden Einfluß der Großstadt zu entgehen, sich in dem weltverlorenem Dorf Worpswede bei Bremen niedergelassen hat, tritt seit den letzten Jahren mit recht beachtenswerthen Leistungen auf den deutschen Ausstellungen hervor. Die Flucht in die Einsamkeit ist also doch etwas mehr gewesen, als eine bloße Marotte. Hier haben die modernen Anachoreten eine vortreffliche Gelegenheit gefunden, die Natur und die menschliche Psyche in ihren feinsten Regungen zu studiren. Der auch als Landschaftsmaler geschätzte Fritz Mackensen schildert eine trauernde Familie, die sich um einen kleinen Kindersarg gruppirt hat. Kein wilder, den ganzen Menschen durchwühlender Schmerz wird von den Trauernden zur Schau getragen. Die Eltern fügen sich mit einem gesunden Stoicismus in das Unvermeidliche, die unerforschlichen Rathschläge des lieben Gottes verursachen ihnen recht geringes Kopfzerbrechen, und während sie nach altem Brauch, wie es die Väter und Großväter schon gethan haben, ihr Gebet verrichten, drängen sich schon wieder die praktischen Gesichtspunkte in den Vordergrund der Betrachtung, daß man nämlich durch den Tod des Kindes eines recht unbequemen Essers ledig geworden sei. Dieses glückliche, von keiner falschen Sentimentalität angekränkelte Gefühlsleben des Bauern kann kaum besser zum Ausdruck gebracht werden, als es hier geschehen ist. Einen ähnlichen Vorwurf behandelt David Mosé (Wien) in dem Triptychon „Begrabene Hoffnung". Das Mittelbild schildert uns die betagten Eltern am Sterbebette des hoffnungsvollen Sohnes, auf dem Seitenbilde betten sie ihn geräuschlos zur letzten Ruhe. Leidenschaftlicher bewegt ist der „Abschied" von Arthur Kampf (Düsseldorf): ein älterer Mann hat dem todten Freunde zum letzten Mal die Hand gedrückt, gebrochen ist er aus der Todtenkammer zurückgekehrt, im Vordergrunde stehen zwei weniger tief ergriffene, spießbürgerliche Gestalten, die eine der Situation angemessene Trauerphysiognomie aufgesetzt haben. — Eine Anzahl höchst charakteristischer Volkstypen zeichnet Richard Scholz (Dresden) in dem „Gemeinderath zu P.". Die Dorfweisen sind bei dem Gemeindevorsteher, der, wie es scheint, eine große Staatsaction ausgeheckt hat, zu einer Berathung zusammengetreten. Der Alte läßt die Entgegnungen der Bauern ruhig über sich ergehen, da er wohl weiß, daß er schließlich doch seinen Willen durchsetzen wird. Das Bild wirkt durch die Komik der Situation sowohl, als durch die treffliche Wiedergabe der pfiffigen Bauernphysiognomien in hohem Grade ergötzlich. —

Die Malerei des Auslandes bietet quantitativ wie qualitativ wenig, nur einzelne englische Werke dürften wohl eine allgemeine Beachtung finden. Lange Zeit wußte man die Engländer auf dem Continent nur als Kunstliebhaber zu schätzen, seit einigen Jahren sind sie aber als nicht zu unterschätzende Concurrenten auf den internationalen Kunst-

markt getreten. Gangbare Massenartikel wird aber die englische Kunst nicht produciren, vorausgesetzt natürlich, daß sie von der einmal betretenen Bahn nicht abweicht. Und ebenso wenig kann sie auf den Beifall der breiten Masse rechnen, sie schafft in der That nur für eine kleine feinfühlige Kunstgemeinde. In den Werken Robert Fowler's (Liverpool) findet die englische Kunst ihren abgeklärten Ausdruck. Eine schwüle Sommernachtsstimmung erfüllt die Luft, jugendlich schlanke Mädchengestalten lauschen träumerisch dem Vortrage eines Jünglings. Der Künstler schildert Apoll und die Musen, aber dieser Musagetes ist ein Anderer als der der Antike und ebenso sein Gefolge. Diese sehnsüchtig verlangenden jungfräulichen Gestalten muthen uns — um nicht gerade zu sagen: modern — so vertraut an, als gehören sie unserer Welt und unserer Zeit an. Ein anderes Bild nennt der Künstler „letzte Blüthen". In der schwülen Sommernacht harrt das mit allen Reizen der Weiblichkeit ausgestattete Mädchen ihres irdischen Erlösers, wie in der Natur drängt Alles in ihr zum Ausgleich, wenn er heute nicht kommen wird, dann muß sie verblühen. — Eine derbere Kost bietet Frank Brangwyn (London) in seinem Bacchuszug; sein Colorit ist kräftiger, mehr auf eine decorative Wirkung hinzielend, doch sind die Localtöne, wie bei dem vorigen zu einer einheitlich ruhigen Wirkung ineinander gebunden. Walter Crane, der bekannteste der modernen englischen Symbolisten, ist mit zwei weniger aufregenden Arbeiten vertreten. Oder ist den Schwanenjungfrauen oder dem Ringelreigen in den Lüften etwa eine tiefere symbolistische Bedeutung beizumessen? Bewunderungswürdig bleibt Crane aber immer in der graciösen Linienführung, weniger befriedigt das matte Colorit seiner Bilder. Mit der englischen Kunst hat der auch nur seiner Staatsbürgerschaft nach zu England gehörende Hubert Herkomer eigentlich wenig zu thun. Er stellt das Bildniß des Prinzregenten und des „Generals" Booth aus: zwei tüchtige Leistungen der Porträtmalerei, Arbeiten, die allerdings nicht an die einst vielbewunderte „Dame in Weiß" heranreichen, aber uns den Meister auf seiner künstlerischen Höhe zeigen.

Ich habe in diesem begrenzten Rahmen versucht, die Haupttypen der diesjährigen Ausstellung zu skizziren. Die Zahl der Kunstwerke, denen man eine längere Lebensdauer prognosticiren könnte, ist gering im Verhältniß zu der Masse des Gebotenen. An sich dürfte dieser Erscheinung wohl keine besondere Bedeutung beizumessen sein, da wohl zu allen Zeiten die goldene Mittelstraße die am meisten frequentirte gewesen ist. Was uns aber mit banger Sorge um die Zukunft erfüllen kann, ist das Schwinden der frohen Kampfesstimmung. Viele klangreiche Namen sehen wir alljährlich wiederkehren, ihre Träger leisten noch Großes, Andere haben schon lange den Zenith ihres Ruhmes erreicht und zehren an den Früchten der Vergangenheit. — Wo aber bleibt die neue Generation?

Johannes Gaulke.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Momentaufnahmen." Komödie in 3 Akten von Josef Jarno (Residenztheater). — Hamburger, Tegernseer, Wiener Gastspiele.

Ein Witzblatt hat neulich in einem Bilde die künstlerische Bilanz der vergangenen Winterspielzeit gezogen: auf einem Brett in der Morgue acht dramatische Wasserleichen. Einige trugen auf einem Zettel ihren Namen, und darauf las man: „Der Burggraf" von Lauff, „Die Königskinder" von Rosmer, „Agnes Jordan" von Hirschfeld, „Mutter Erde" von Halbe. Es war aber nicht nöthig, mit Ibsen's „Borkmann" und Fulda's „Sohn des Kalifen" in den vorletzten Winter unseres Mißvergnügens zurückzugreifen, denn beide Autoren haben auch in dieser Saison wieder für das dramatische Leichenschauhaus gesorgt: mit „Brand" und „Jugendfreunde." Desgleichen ist Sudermann's „Johannes" nichts weniger als ein Erfolg, obwohl die gefürchteten Logirbesuche aus der Provinz sich etwas zu vergeben fürchteten, wenn sie Berlin verließen, ohne das vielbesprochene und sogar verboten gewesene Stück gesehen zu haben. Diese „Zugezogenen" allein haben das Sensationsdrama auf dem Spielplan erhalten. So müßte denn ein sehr großes Dramenleichenhaus gebaut werden, denn so ziemlich alle Novitäten des ablaufenden Halbjahrs wären darin unterzubringen. Entgehen würden ihm wohl nur ein paar französische Possen des Neuen und Residenztheaters, Dreyer's „In Behandlung" und Blumenthal & Kadelburg's „Im weißen Rößl." Letzteres ist eines jener Spaßmacherstücke, nach deren Aufführung der Halbdichter Blumenthal, der ja immer noch literarischen Ehrgeiz heuchelt, verschämt in den Zeitungen ein neues Werk aus seiner eigensten Feder und mit ernsthaften poetischen Ansprüchen anzukündigen pflegt, worauf dann regelmäßig eines jener fürchterlichen Dramen à la „Anton Antony," „Das zweite Gesicht," „Heute und Gestern," „Zwei Wappen," „Gräfin Fritzi," „Einmaleins" ꝛc. zum Vorschein kommt, die den blutigen Oscar — sobald er ohne Mitschuldigen auftritt — zu einem der durchgefallensten Dramatiker gemacht haben. Zum Glück wird es ihm nach seiner baldigen Niederlegung der Direction des Lessingtheaters wohl weniger leicht, seine Stücke auf die Bühne zu bringen. Zwar bleibt er Besitzer des Lessingtheaters, doch wird der neue Pächter sich von seinem verderblichen Einflusse hoffentlich frei zu machen wissen. Die deutschen Dramatiker jedoch, die Blumenthal als Director schwer geschädigt hat, weil er ihre Stücke immer schnell vom Spielplan abzusetzen pflegte, um seinen eigenen Erzeugnissen Platz zu schaffen, die, wenn sie auch durchgefallen waren, doch keine Tantième kosteten und seinen Namen auf dem Repertoire erhielten, — die deutschen Autoren werden über Blumenthal's Directionsende jubeln. Es ist jedenfalls ein sehr weises Gesetz, daß in Paris kein Director an seiner Bühne eigene Stücke aufführen darf. Blumenthal ist ein abschreckendes Beispiel für den unlauteren Wettbewerb, dem sich ein selbst Theaterstücke schreibender Bühnenleiter nur zu gerne hingiebt.

Einen hübschen Erfolg kurz vor Thorschluß hatte des Schauspielers Jarno „Momentaufnahmen." Es ist ein ächtes Komödiantenstück, das auf den Effect geht und dankbare Rollen, aber nichts Eigenes oder von literarischer Bedeutung bietet. Es soll so eine Art Beichte sein, worin der oft des Plagiats beschuldigte Jarno die Leiden eines Theaterdichters darstellt: die Schmeicheleien der Freunde, Neid und Schmähsucht der Feinde, die angebliche Gemeinheit des Publicums, das den Dichter nur mit unanständigen Stücken Geld verdienen läßt (?!) Der Verfasser führt sein Thema ganz geschickt durch. Leider geht es nicht ohne Taktlosigkeiten und Gefühlsrohheiten ab, besonders im zweiten Act. Das Beste ist die satirische Schilderung des Chambregarnistenlebens mit seiner Erziehung zur Ehe, reich an offenbar Gesehenem und Erlebtem, mit hübsch individualisirten Typen, nur Manches zu stark aufgetragen, trivial und carikirt. Da der Verfasser sich blos das bescheidene Ziel steckt, ein Copist der Wirklichkeit zu sein, so dürfen wir auch kein fein abgestimmtes Lebensbild, kein Kunstwerk von ihm verlangen.

Zum Kennzeichen der ausgehenden Theaterzeit und der aufblühenden Sommerbühnenkunst gehören die Gastspiele. Im Thaliatheater gab es „D' Tegernseer", eine Nachfrucht der Schlierseer, denen da mit mehr Eifer als Glück nachgestrebt wird. Das Problem der Bauernschauspieler haben die Oberammergauer und Schlierseer bestmöglich gelöst, die Schüler und Nachahmer aus Tegernsee verzerren es in's Dilettantische. Von ihren Stücken — Vorbild der leider unsterbliche „Herrgottschnitzer" — ist wenig Gutes zu sagen; an Anzengruber wagen sie sich kaum heran — Gott sei Dank! Uebrigens war eine wirkliche Novität dabei: „Die Haberer" von Michael Hirsch, zwar um mindestens einen Act zu lang, aber doch ein ernster Versuch, aus den nachgerade langweiligen Motiven der Wilderer und Jager, der harben Madel und unehelichen Kinder herauszukommen. Die Haberfeldtreiber mit ihrer urgermanischen Lynchjustiz, ihrem romantischen Rechtssinn und ihrer hahnebüchenen Poesie, wie sie aus Panizza's Darstellung und neuerdings aus den Acten der Münchener Schwurgerichte hervorgehen, bilden ein neues und erfrischendes Element in der herkömmlichen Schmid-Ganghofer'schen Schönmalerei. Ein besseres Zusammenspiel zeigt das Wiener Ensemble im Thaliatheater. Es sind lauter treffliche Künstler, die sich da um Frln. Niese und den nicht minder sympathischen Herrn Natzler gruppiren. Sie brachten uns einige Wiener Volksstücke, wie den nichtssagenden „Heirathsschwindler" von Bernhard Buchbinder und den mehr lustspielmäßigen Schwank von Ernst Gettke und Alexander Engel: „Im Fegefeuer", womit, nebenbei gesagt, der Brautstand gemeint ist. Er enthält gut beobachtete Familienbilder aus dem Wiener Spießerleben, harmlos, schlicht, natürlich; wir begreifen, daß das Stück bei der Vertheilung des Raimund-Preises in engere Wahl kam, und ziehen es in jeder Beziehung Burckhard's „Katherl" vor. Man hat die prächtige Niese nicht ganz mit Unrecht die zweite Gallmeyer genannt, denn auch sie ist eine urwüchsige komische Kraft und zwar bis in die sentimentalsten Irrwege ihrer Rollen hinein. Seit der jugendlichen Hedwig Raabe haben wir in Berlin kein so zu Herzen gehendes Thränenlächeln und Jubelrufen mehr auf der Bühne gehört ... Endlich bot das Ensemble des Hamburger Ernst-Drucker-Theaters im Centraltheater eine angenehme Abwechslung durch die behäbige Mundart von der Waterkant. Nur schade, daß die Novität der wackeren Plattdeutschen: „Das alte lustige Hamburg" von P. Okonkowsky so tief im Fahrwasser der Ausstattungsposſen schwimmt und mit seinen Couplets, Massenmärschen und Entkleidungsscenen den unverfälschten Geist Adolph Ernst's athmet. Auch das in Hamburg ein halbes tausend Mal aufgeführte Volksstück „Familie Eggers" von Schölermann und Schultz ist das herkömmlich plumpe Vorstadttheaterstück. Es ist doch ein Jammer, daß die plattdeutsche Sprache, die in der Lyrik und Erzählung Unsterbliches hervorgebracht hat, auf dramatischem Felde unfruchtbar geblieben ist. Wie kläglich sind sogar Fritz Reuter's Bühnentalentproben ausgefallen! Kaum daß man in seinen Possen den großen Dichter auch nur ahnt. Das lyrische und epische Genie unseres Klaus Groth hat sich leider im Drama nicht versucht. Mehrere Stellen in seinem „Quickborn" und den „Vertelln" lassen eine starke vis comica und dramatische Lebhaftigkeit erkennen, die zur Schaffung eines plattdeutschen Theaters von grundlegender und bleibender Bedeutung hätten werden können.

Als Siegerin auf der ganzen Linie hat Adele Samrock Berlin verlassen. Die Nachfolgerin der Wolter ist eine durch und durch elementare und moderne Schauspielerin, doch nicht ohne academische Stilisirung. Das Organ ist wohlklingend, verfügt über alle Register und scheint ziemlich widerstandsfähig. Ihre Maria Stuart war eine Leistung von großem Wurf, geistig bedeutsam, voll verhaltener Gluth. Um so bewundernswerther gelang ihr in seiner schlichten Innigkeit das kleinbürgerliche Widerspiel in Schnitzler's „Liebelei": ein süßes Wiener Mädel, das nichts auf der Welt fühlt und denkt, als nur ihre Liebe. Am Besten liegen ihrer Kraftnatur unstreitig die dämonischen Bühnenweiber mit

ihrem Ueberschuß an Theaterblut und Hysterie. So die Dumas'sche Francillon und Richard Voissens grobe Effectdame Eva, die sich sonst auf keiner Bühne lebensfähig erwies. Die Niemann-Raabe hatte sie umsonst zu vertiefen und verinnerlichen gesucht; erst die Sandrock mit ihrem schwülen, herrischen Temperament und dem fortreißenden, wahrhaft tragischen Naturell macht uns solche blonden Bestien glaubhaft und interessant. Jedenfalls war es ein Segen für die geborene Holländerin, die vor Jahren einmal fast unbemerkt am Deutschen Theater engagirt war, daß sie in die Zucht der Wiener Kunsttradition kam. Die Widersprüche und Unausgeglichenheiten wurden dort gedämpft, ihr Ungestüm gebändigt, ihre starke Natur aber dabei doch nicht erstickt. In Berlin wäre sie wohl eines der beliebten Originalgenies geworden, die weder gehen noch sprechen können, eine sogenannte Naturalistin ohne Technik und Stil. Erst im Burgtheater ist sie groß geworden, eine Künstlerin.

—r.

## Notizen.

**Kaiser Wilhelm I.** Von Erich Marcks. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Der junge Leipziger Geschichtsprofessor beschrieb an Sybel's Stelle für die Allgemeine deutsche Biographie das Leben des alten Kaisers und liefert hier ohne Zweifel die beste Biographie Wilhelm's I., die sämmtliche Festschriften aufwiegt. Leider hat er auf archivalische Ausbeute verzichten müssen, ist aber doch tiefbohrender Forscher geblieben, dabei ein machtvoller Gestalter und scharfsinniger Psychologe. Das Schöne an seinem Buche ist, daß der Kaiser, wie es auch im Leben war, vor dem Geist und der Geschichte der Zeit als Persönlichkeit zurücktritt; er ist die liebenswürdige Verkörperung des Altpreußenthums, der im Schatten der überwältigenden Größe des von ihm erkannten, berufenen und treu festgehaltenen Genius steht. In den Augen aller Byzantiner wird es dem schönen Buche freilich schaden, daß Marcks die Babelsberger Scene 1862, wo Bismarck den zur Abdankung bereiten König „beim preußischen Portepee faßt", so bedeutsam als Keim der ferneren Entwickelung betont. Das erst kühle, dann immer wärmere, endlich verehrungsvolle und dankbare Verhältniß des in dieser Treue wirklich großen Königs zu seinem „Handlanger" bildet den Kern dieser Darstellung, die uns eine wahrhaft königliche Seele ohne die Gefahr der Eifersucht auf seine Diener zeigt. Die echt Ranke'sche Objectivität, die Treitschke'sche Wärme und die psychologische wie geschichtsphilosophische Eigenart machen das Buch zu einem Muster großen modernen Historienstils.

**Imitata.** Lateinische Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte. Von Adolf Pernwerth v. Bärnstein. (Leipzig, Dietrich.) Das Büchlein, das jetzt neu versandt wird, ist schon 1896 erschienen, hat aber inzwischen seinen Verlag gewechselt. Der durch seine früheren Publicationen wie „In duplo" und „Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere?" auf dem Gebiete neulateinischer Dichtung vortheilhaft bekannte Verfasser, der ein hoher Regierungsbeamter in bayerischen Diensten ist, bringt hier wieder trefflich gelungene Nachbildungen von Dichtungen von Goethe, Heine, Scheffel, Uhland u. A. Werthvoll ist die Vorrede über die neulateinisch-rhythmische Nachbildung deutscher Gedichte von dem alten christlichen Kirchengesang an bis zu den Uebertragungen eines Seyffert, Stadelmann, Schwetschke, Ranke, Ulrichs, Strehlke, Weinkauff und Eckstein. Das Ergebniß ist, daß die lateinische Sprache die Weltsprache aller humanistisch Gebildeten bleiben wird.

**Aus dem Thessalischen Feldzug der Türkei. Frühjahr 1897.** Berichte und Erinnerungen eines Kriegscorrespondenten von Dr. C. A. Fetzer, Lieutenant d. L. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Verfasser war beim Beginne der Feindseligkeiten der einzige deutsche Berichterstatter an Ort und Stelle. Er befand sich dann während des ganzen Feldzugs immer in vorderster Linie und war Augenzeuge fast aller Schlachten, die in Thessalien geschlagen wurden. Schon um deßwillen haben seine gut geschriebenen Berichte bleibenden Werth als Geschichtsquelle und Anspruch auf das höchste Interesse, umsomehr, als sie von der Wiedergabe seiner zahlreichen, zum Theil mitten in den Kämpfen angefertigten photographischen Aufnahmen begleitet sind.

**Aerztliche Patrouillengänge.** Von Dr. med. Oberdörffer. (Godesberg a. Rh., Georg Schlosser.) Der Verfasser geht dem Kurpfuscherthum scharf zu Leibe und verlangt als Vorbedingung der Krankenbehandlung eine exacte wissenschaftliche Ausbildung, auf deren Grundlage erst die ärztliche Technik ausgeführt werden könne. Als Verfechter der Individualisirung steht der Verfasser auf dem Standpunkte, daß der Arzt nicht Krankheiten, sondern Kranke zu behandeln habe. Die Brochure ist ein ernstes Mahnwort gerade jetzt, wo das Gesetz gegen das Kurpfuscherthum im Vordergrund des Interesses steht. Der Arzt wird auf die hohe Bedeutung und Verantwortlichkeit seines Berufes mit Ernst und Nachdruck hingewiesen, und dem Publicum wird ein Prüfstein geboten, ob der Arzt auch das Vertrauen verdient. Wir empfehlen die verdienstliche Schrift.

**Italienische Landschaftsbilder.** Von Emil Roland (Emmi Lewald). (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung [A. Schwartz].) — Die Oldenburger Ministerstochter ist den Lesern unseres Feuilletons nicht unbekannt. Sie schildert hier ihre Hochzeitreise und zwar auch weniger besuchte und bekannte Gegenden, wie den Lago d'Orta, Ravenna, Assisi, Subiaco u. A. m. Es sind immer originell poetische, stimmungsvolle Feuilletons, die allen Freunden Italiens empfohlen seien.

**Carl XII. und seine Krieger.** Von Verner von Heidenstam. (München, Albert Langen.) Heidenstam's Name gehört zu den besten in der schwedischen Literatur. Und seinem starken, naiven Erzählertalent mußte ein Held wie der jugendliche Carl XII. besonders passen, der Lieblingsheld des schwedischen Volkes, obgleich er ein verödetes und verarmtes Reich hinterließ. Heidenstam hat es prächtig verstanden, die Zeit romantischer Königsmacht, hohen Königsstolzes und begeisterter, aufopfernder Königstreue vor unseren Blicken aufzurollen. Nicht durch detaillirte Schilderungen des Milieus und der Costüme, nicht durch subtile Seelenanalyse trifft er das historische Colorit, sondern durch frisches naives Erzählen, das Bild um Bild vor unsere Augen stellt und uns mit packender Gewalt in die ferne, thatenreiche Zeit entführt. Kein Geringerer als Georg Brandes schreibt über dieses Werk: Alles, was der Dichter gewollt hat, hat er erreicht; in dieser Serie von Novellen hat er das erste Epos Schwedens geschrieben. — Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß die fabelhaft tollkühne oder — tolle Geschichte des König-Narrs, wie Scherr ihn nennt, des Psychopathischen im Sinne Krafft-Ebing's mit so viel balladesker Empfindung und Gluth geschildert werden könnte. Es ist wirklich eine dichterische Bravourleistung.

**Erlebnisse eines reisenden Handwerksburschen.** Wanderung durch Deutschland und Dänemark vor 35 Jahren von Julius Pfeiffer. (Stuttgart, Robert Lutz.) Der Verfasser ist der Sohn eines württembergischen Lehrers. Er erzählt ergötzlich seine Jugend- und Wanderzeit. Es sind insbesondere die Zustände des letzten Jahrzehntes unter dem deutschen Bunde, die uns mit lebensvoller, anschaulicher Klarheit und frischer Farbe geschildert werden. Man muß zuweilen lächeln über die engen Verhältnisse und zopfigen Anschauungen, die uns da entgegentreten. Aber wie versöhnend wirken dann auch wieder der ruhige, behäbige Friede, die schlichte, einfache Art, in der die Menschen leben und sich geben. Aber es sind nicht nur friedliche Bilder, die an unserem Auge vorüberschweben. Einige Jahre vor dem Kriege von 1864 befindet sich unser Handwerksbursche in Hamburg und Holstein. Da erzählt er von dem gespannten Verhältniß, das sich zwischen dem Inselstaate und dem Deutschen Bunde entwickelte. Als endlich der Krieg erfolgte, da ist der schwäbische Handwerksbursche, der bei einem dänischen Meister auf der Insel Alsen eine freundliche und gut bezahlte Arbeitsstelle gefunden hat, ein Augenzeuge der entscheidenden Katastrophen. Alles in Allem ein culturhistorischer Beitrag zur Zeitgeschichte von entschiedenem Werth und eine köstliche Lectüre.

**Stimmen und Bilder.** Gedichte von Ferdinand Avenarius. (Leipzig, Eugen Diederichs.) Herr Avenarius, dessen „Kunstwart" noch immer „erscheint", aber den man nirgend sieht und liest, dichtet auch noch immer. Z. B. folgende tiefgefühlte Poesie vom Näh-Riekchen:

Nun zur Seite Dir, vom Kanapee
Nippt' vom Glas ich oder von der Tasse,
Denn Du thatest es nun 'mal nicht anders:
Chokolade gab es oder Bier
Und an's Plaudern ging's — daran kam Alles,
Mir am liebsten stets Dein Leben. Cantor
War Dein Vater. Als er früh gestorben,
Zog im Dorf der Pfarrer Dich herauf.
Ach, wie war's dort draußen wunderschön!
Daß es anders werden mußte! — er auch
Starb. Daß Du, Dein Brod zu suchen, reisen
Unter Fremde mußtest in die Stadt!
— Daß auch Avenarius dichten muß!

möchten wir fortfahren, denn bloß der Umstand, daß diese geschraubten „Trivialitäten", mit Scheffel zu sprechen, „unökonomisch" in der „Mitte des Papiers" geschrieben sind, kennzeichnet die Absicht, sie für Verse auszugeben. Aber auch sonst haben wir in dem ganzen Bande vergeblich nach Poesie, Stimmung, Eigenart und Talent gesucht. Es ist der blutigste Dilettantismus, der sich neben der kritischen Strenge, womit der immer langweilige Kunstwärter fremde Leistungen beurtheilt, recht possirlich ausnimmt. Und dabei brüstet er sich, den Leuten „nicht nach dem Mund, sondern nach dem Gewissen zu reden." Redete er doch lieber schlichte Prosa oder gutes Deutsch!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Zu Darlegungen für Nervenkranke**

über ein höchst einfaches aber durchschlagendes Verfahren behufs Bekämpfung nervöser Störungen, selbst in komplicirten Fällen, erbietet sich kostenlos

**Verlagsanstalt Contag & Co., Leipzig.**

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.
474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

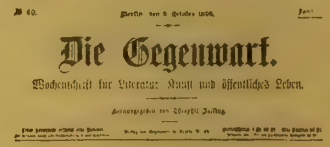
**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:



**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


## Abonnement
auf das
**III. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Vierundfünfzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1898.
Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Vierundfünfzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


| | Seite |
|---|---|
| Die deutsch-englischen Beziehungen. Von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter | 1 |
| Die preußische Regierung und die Ostmarken. Von Benno Hilse | 3 |
| Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten. Von einem Stabsofficier | 5 |
| Die österreichische Verfassungskrise. Von Julius Patzelt | 17 |
| Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands. Von Ottomar Schuchardt | 49 |
| Unsere Monroe-Doctrin. Von Contre-Admiral Réveillère. Mitgetheilt von Bertha v. Suttner | 81 |
| Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Gutachten von Emile Ollivier, Björnson, Barthélemy Saint-Hilaire, Strindberg, Graf de Mouy, Ernst v. Wildenbruch, Robert Mitchell, Schmoller, Graf du Barail, Adolph Wagner, Flourens, Alfano, Heijdenrijck, J. G. Fischer, Fürst Meschtscherskij, Francesco Crispi | 97 |
| Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika. Von Carlos Grothe | 113 |
| Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft. Von W. Mühlpfordt | 129 |
| Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens. Von Paul Ernst | 145 |
| Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten. Von Carl von Bruchhausen | 164 |
| Der russische Abrüstungsvorschlag. Von Otto Umfrid | 177 |
| Zur Friedensbotschaft. Von Carl v. Bruchhausen | 193 |
| Welfische Umtriebe. Von Kurd v. Strantz | 209 |
| Rußlands Rüstungen zur See. Von Franz Eissenhardt | 225 |
| Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt. Von einem alten Diplomaten | 241 |
| Politische Ausblicke. Von Contre-Admiral Réveillière. Mitgetheilt von Bertha v. Suttner | 257 |
| Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland. Von Verax | 260 |
| Der Friedenszar. Von Arthur Kleinschmidt | 275 |
| Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt. Von Benno Hilse | 289 |
| Unser Handel in französischer Beleuchtung. Von A. F. Ehrenberg | 305 |
| Die Idee des Friedens und das Recht. Von Moritz Lazarus | 311 |
| Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit. Von Miles | 321 |
| Weßhalb das Volk socialistisch wählt. Von Diogenes | 337 |
| Ein Reichs-Wohnungsgesetz. Von Benno Hilse | 339 |
| Die Zukunft von Deutsch-China. Von K. E. Odebrecht | 353 |
| Zur neuen Militärvorlage. Von Miles | 369 |
| Großgrundeigenthum und sociale Frage. Von A. v. H. | 401 |


### 2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.


| | Seite |
|---|---|
| Der Aerztetag und die Aerztinnen. Von Richard Wulckow | 35 |
| Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich. Von Benno Hilse | 116 |
| Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende. Von Wilhelm Berdrow | 133 |
| Das „stärkere" Geschlecht in der Natur. Von F. G. Fritzsche | 290 |
| Vom Vater der Medicin. Von Karl Itschner | 322 |
| Die Motoren im Straßenverkehre. Von Karl Hilse | 356 |
| Vom Ursprung des Menschen. Von Ludwig Büchner | 406 |


### 3. Vermischte Aufsätze.


| | Seite |
|---|---|
| Das Schuldbuch der Welt. Von Justus Ichenhaeuser | 7 |
| Gold und Silber. Von Justus Ichenhaeuser | 19 |
| Wirthschaft und Boden. Von Arthur Dix | 33 |
| Die Reichspost als Baumeister. Von Hans E. Wernicke | 41 |
| Die Freiheit der Berufswahl. Von Franz Pollitzer | 51 |
| Vom ersten deutschen Parlament. Von Hugo Wesendonck 54. | 72 |
| Zünfte und Gilden. Von Emil Michael | 66 |
| Georg Brandes über Polen. Von Hermann Köser | 82 |
| Rettungsmittel in Seenoth. Von C. Lund | 147 |
| Zur agrarischen Frage. Von Carl Andresen | 161 |
| Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal | 163 |
| Bismarck-Symbole. Psychologisch-physiognomische Studie. Von Alfons Matthes | 180 |
| Die Lehren des Sudan-Feldzuges. Von Rogalla von Bieberstein | 194 |
| Von moderner Stenographie. Von Emil Richter | 211 |
| Versicherungszwang gegen Feuersgefahr. Von Benno Hilse | 228 |
| Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus. Von R. von Elwert | 243 |
| Deutsche Aussichten in Palästina. Von Theobald Keller | 246 |
| Die Entstehung des Anarchismus. Von Arnold Fischer | 250 |
| Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges. Von Miles | 273 |
| Der Kampf der Verkehrsanstalten. Von A. L. Müllner | 277 |
| Der älteste Volkswirth. Von O. F. Weigel | 282 |
| Cultur-Aussichten. Von Karl Groterjan | 306 |
| Rußlands nationale Entwickelung. Von Paul Milukow | 371 |
| Agrarische Fragen. Von Paul Ernst | 385 |
| University Extension. Von Ernst Gystrow | 386 |
| Unterseebootflotten. Von Franz Eissenhardt | 404 |


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


| | Seite |
|---|---|
| Der Nothhelfer. Von E. Würthmann | 13 |
| Ein Todesfall. Von Alfred von Hedenstjerna | 29 |
| Das Geständniß. Von Georges de Lys | 45 |
| Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow 62. 75. 91. | 108 |
| Bismarck | 65 |
| Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao | 125 |
| Der Bahnwärter Von François Coppée | 141 |
| Das Fenster. Von H. A. Luchmanowa | 155 |
| Die Cravatte. Von Jean Aicard | 173 |
| Der Märchenprinz. Von Paul Linsemann | 188 |
| Ein verlorenes Paradies. Von August Trinius | 202 |
| Die Prämien-Vertheilung. Von R. | 220 |
| Verbrüderung. Von K. S. Baranzewitsch | 235 |
| Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard 268. | 284 |
| Erblich belastet. Von Rudolf Huch 297. | 314 |
| Die Emancipirte. Von Laiso | 330 |
| Zu heiß! Von Gyp | 345 |
| Die Familie in Schwarz. Von R. | 363 |
| Gespenster. Von A. v. Kameke | 379 |
| Was der Nordwind that. Von K. S. Baranzewitsch | 395 |
| Im Champagnerrausch. Von A. Tschechow | 411 |
| Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Mariannens Ring 14. Zwei Glas Bier 30. Requiem 77. Die Tactvollen 93. Todtenkränze 109. Der Posaunenkönig 173. Das National- | |

Seite

Zuchthaus 189. Kein Romantiker auf dem Throne 204. Bismarck's Memoiren 221. Das dramatische R. 237. Kaisers Kreuzfahrt 252. Der Mönch von Lehnin 285. Classenwahlen 300. Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher 332. Lappalien 347. Franzseppel 363. Eine weise Politik 380. Sauhatz 397. Freiheit, die ich meine 412.

— Von Allerhand Nörgeleien 157. Doctor Dementi 270.

— Von Spectator: Eine Dreiclassenwahl . . . . . 315

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Von Klaus Groth . . . 9
Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Franz Erhardt . . . . . 20
Giacomo Leopardi. Von R. Schröder . . . . . 23
Gespräche mit Byron. Von G. F. Petersen . . . . . 59
Ein unbekannter Brief an Schiller. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß . . . . . 70
Erinnerungen an Georg Ebers. Von Karl Stelter . . . . 102
Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen . . . . . 105
Die Legende von Theodor Körner. Von Karl Wiggers . . . 118
Anna Ritter. Von Carl Busse . . . . . 135
Indische Philosophie. Von A. v. H. . . . . 137
Der gereinigte Shakespeare. Von Erich Urban . . . . . 152
Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne. Von Ed. Nietze . 185
Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Von Theophil Zolling . . . . . 196. 217. 232
Phantasus, Polymeter & Comp. Von Erich Urban . . . . 200
Theodor Fontane über sich selbst. Nach ungedruckten Briefen . 213
Der junge Ibsen. Von Carl Busse . . . . . 229
Zur neueren russischen Literaturgeschichte. Von Albert Scholz 248
Ein berühmter Pechvogel. (Johann Gottfried Seume.) Von Emil Moldenhauer . . . . . 262
Goethe bei Napoleon. Von J. R. Metz . . . . . 279
Amerikanische Humoristen. Von Frank W. Miller . . . . 327
Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth . . 341. 359
Robert Blum als Schriftsteller. Allerlei Ungedrucktes. Von K. 357
Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer . . . . . 373
Maeterlinck als Dichter und Denker. Von Arthur Goldschmidt 407
Abermals Genie und Wahnsinn? Von Marcus Landau . . 409

b. Bühne und Bühnenkritik.

Der Ausgang des bürgerlichen Dramas. Von Arthur Eloesser 43
Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Hugo Wenck . . . . . 84
Das Wesen des Lustspiels. Von Kurt Bruchmann . . . . 122
Blumenthal's Abschiedsvorstellung im Lessingtheater . . . . . 158
Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes . . . . . 169
Der Untergang der plattdeutschen Komödie. Von Arthur Obst 312
Berliner Gastspiel. Von Jane Hading . . . . . 414
Dramatische Aufführungen: Reichsfürst und Landesherr (Weitra) 158. Johanna (Björn Björnson) 159. Ottilie (Triesch) 174. Eheliche Liebe (Ompteda) 175. Eifersucht (Bisson-Leclerq) 175. Das Paradies der Frauen (Freund-Einödshofer) 175. Cyrano von Bergerac (Rostand) 190. Großmama (Dreyer) 206. Jörg Trugenhoffen (Stratz) 207. Hofgunst (Trotha) 207. Seine alte Freundin (Sontoneff) 223. Zaza (Berton-Simon) 223. Das Vermächtniß (Schnitzler) 238. Pamela (Sardou) 239. Auf der Sonnenseite (Blumenthal-Kadelburg) 239. Herostrat (Fulda) 287. Das Erbe (Philippi) 287. Der Herr Secretär (Hennequin) 287. Fuhrmann Henschel (Hauptmann) 301. Der Eroberer (Halbe) 302. Der Star (Bahr) 318. Der Hypothekenschuster (Ely) 318. Die Rose vom Kaukasus (Gottschall) 348. Thörichte Liebe (Wolters-Gjellerup) 349. Mamsell Tourbillon (Kraatz-Stobitzer) 349. Die Befreiten (Hartleben) 364. Nr. 17 (Skowronnek) 365. Die Barbaren (Stobitzer) 413. Die Lustspielfirma (Walter-Stein) 414. Mathias Gollinger (Blumenthal-Bernstein) 414.

Seite

6. Bildende Künste.

Das Nackte in der bildenden Kunst. Von Ludwig Volkmann 40
Die Aesthetik des Städtebaues. Von C. Wenck . . . . . 57
Gegen die moderne Kunst. Von Graf Leo Tolstoj . . . . 166
Kunstausstellungen. Von S. . . . . 254
Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Heinrich Melzer 266
Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerhause. Von Johannes Gaulke . . . . . 271
Die weibliche Schönheit in der Kunst. Von Alfred Holtzmann 292
Prell's Cyklus für die Römische Botschaft. Von Gustav Schalk 317
Der neue Stil in der Kunst. Von Johannes Gaulke . . . 343
Puvis de Chavannes. Von A. Brunnemann . . . . . 377
Wiener Kunst. Von Otto Stoeßl . . . . . 389
Aus den Kunstsalons. Von S. . . . . 398

7. Musik.

Ein neues Musikdrama. Von Paul Marsop . . . . . 11
Richard Wagner und seine Freunde. Von Georg Sturzenegger . . . . . 25
Berliner Erinnerungen. Von H. Wickmann . . . . . 37
Franz Liszt und die Frauen. Von Lüder Schulze . . . . 88
Richard Wagner und Lilli Lehmann. Von Adolph Kohut . . 149
Reissiger, Meyerbeer, Liszt. Von Heino Hugo . . . . . 181
Der Streit um die Marseillaise. Von Josef Kircher . . . . 294
Der Geigerkönig Joachim. Von Bruno Riezler . . . . . 324
Hans von Bülow als Erzieher. Von Georg Thiele . . . . 392
Opern und Operetten: Alar (Zichy) 46. Die Schwarze Kaschka (Jarno) 46. Pergolesi (Tasca) 206. Eugen Onegin (Tschaikowskij) 206. Don Quixote (Kienzl) 333. Der Prinz wider Willen (Seuberlich) 334. Der Streik der Schmiede (Beer) 334. Die Blumen-Mary (Weinberger) 334.

8. Notizen.

Amelang 366. Avenarius 302. Baisch 302. Berdrow 63. Berling 127. Bischoff 415. Björnson 414. Brandes 399. Dahn 319. Dorn 303. Fischer, Kuno 303. Fischer 303. Frankenberg 79. Gamerra 15. Garbell 415. Gaspey-Otto-Sauer 414. Geucke 399. Goedeke 223. Gräser 63. Grisebach 350. Hamsum 15. Hart 47. Hendel 303. Hesse 350. Heyse 366. Hirth 399. Hoffmann 303. Ihering 366. Kaemmel 207. Karnack 318. Karpeles 143. Kohut 303. Krabbe 366. Kretzschmar 366. Kürschner 189. 207. 334. Lassar-Cohn 319. Litzmann 319. Lorentzen 334. Lorenz 15. Malachowski 95. Neudek-Schröder 302. Nordahl 95. Pauli 366. Penzler 350. Petersen 366. Pochhammer 303. Poschinger 399. Riehl 350. Rogge 79. Rosegger 319. 366. Ruland 350. Sanders 415. Saul 414. Schaukal 303. Scheibe 365. 382. Scholz 415. Schultes 159. Schultz 389. Seemann 350. Servaes 415. Sperling 111. Spielhagen 366. Springer 350. Stern 143. Stirner 159. Sturm 382. Werckmeister 142. 302. Wertheimer 79. Willatzen 365. Wohlfahrt 303. Zingeler 79.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die deutsch-englischen Beziehungen. Von Eduard von Hartmann 31. Ein Bismarcktag. Von Otto Buchwald 127. Nochmals die welfischen Umtriebe. Von Germanicus 254. Zu „Goethe bei Napoleon". Von Heinrich Ehrlich 302. Nochmals der „Dresdener Zola". Von Karl Gjellerup 382.

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die deutsch-englischen Beziehungen. Drei Gutachten von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter. — Die preußische Regierung und die Ostmarken. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten. Von einem Stabsofficier. — Das Schuldbuch der Welt. Von Justus Ichenhaeuser. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Von Klaus Groth. — Ein neues Musikdrama. Von Paul Marsop. — **Feuilleton.** Der Nothhelfer. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Marionnens Ring. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Die deutsch-englischen Beziehungen.

Drei Gutachten von Friedrich Ratzel, Theodor Mommsen, Prof. Ritter.*)

Gern halte ich mich bei der Beantwortung Ihrer Umfrage daran, daß Sie von „den gespannten Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nationen" sprechen. Was sollte in der That bei einem Meinungaustausch über deutsche und englische Politik herauskommen? Diese beiden Staaten sind nun einmal zum harten Wettbewerb um politische und wirthschaftliche Macht berufen. Nach Anlage und Bestrebungen ihrer Völker sind sie einander zu ähnlich, nach Lebensbedingungen und Geschicken zu verschieden. Sie müssen einander deßhalb manchmal unbequemer sein als ihnen andere Staaten sind. Für England war es sicherlich leichter, Frankreich als einzige starke Macht in der Westhälfte Europas zu wissen, denn Frankreich war mit Ruhm und Glanz zufrieden zu stellen. Deutschland mit seinem germanischen Sinn für politische Wirklichkeiten wird, ohne es zu wollen, manche Störung in der ungemein sinnreichen politischen Weberei verursachen, durch die England die Welt mit einem Netz von Machtlinien überzieht, die es an den günstigst gelegenen Punkten anzuheften wußte. Das hat keinen anderen Grund, als daß es aus denselben zwingenden Gründen wie England Raum für seine wachsende, fleißige und unternehmende Bevölkerung sucht. Wir werden es auch nicht ändern können, daß der Inselstaat den nachbarreichen Continentalstaat, die See- und Handelsmacht die Land- und Militärmacht nicht voll zu verstehen vermag. Das ist ein weltgeschichtlicher Gegensatz, der heute wie vor Jahrtausenden den Horizont der Länder einengt, die er unter so grundverschiedenen Bedingungen einander gegenüberstellt. Ruhige Beurtheiler werden sich mit den darin liegenden Nothwendigkeiten abfinden. Hoffentlich werden aber auch weitere Kreise und besonders die bessere Presse aufhören, sich bei jeder Gelegenheit über die heuchlerische, Schwache vergewaltigende oder mit Geld an sich kettende, vor Starken zurückweichende Krämer- und Punierpolitik zu erregen; ebenso wie man auf der anderen Seite sich entwöhnen muß, alle Schwierigkeiten, denen England in steigendem Maaße seit einem Menschenalter begegnet, auf das seitdem großgewordene Deutschland zu schieben und dessen Wunsch, sich zu regen wie andere, als Anmaßung zu verschreien.

Für uns genügte es, in den wirklich vorhandenen Interessengegensätzen, deren Zahl leider groß genug ist, entschlossen Stellung zu nehmen. Die Schadenfreude über englische Mißerfolge in Korea oder Indien überlassen wir Anderen, die mehr Anlaß dazu haben. Unsere Weltpolitik schließt die englische nicht aus und sollte nicht immer hingestellt werden, als sei sie dieser von Natur entgegengesetzt. Wir sind durch unsere Lage in Europa zu einer Vorsicht und zu einem Gewichtlegen auf das näher Erreichbare gezwungen, wie nie England es gekannt und gewollt hat, das nur die Natur zum Nachbar hat. Nicht immer werden Flottenfrage und Expansion bei uns die Rolle spielen wie jetzt; es wird ganz von selbst ein Rückschwanken zu einer mehr continentalen Politik eintreten, sobald in Europa der heutige Zustand des Abwartens und Hinhaltens aufhört. Und dann würde es sogleich klar werden, wie unklug und überflüssig es wäre, sich in einen dauernden Gegensatz zu einem Land hineinzureden, zwischen dem und uns die Nordsee liegt, während wir von drei großen und fünf kleinen Nachbarn umlagert werden.

Es ist viel angenehmer und ich glaube zur Zeit auch nützlicher von den beiden Völkern zu reden. Darf man dabei doch vor Allem die erfreuliche Thatsache feststellen, daß Engländer und Deutsche sich besser verstehen als irgend welche anderen großen Völker der Erde. Für uns Deutsche liegt etwas wahrhaft Erleichterndes in dieser Thatsache. Sind wir nicht auf allen Seiten von Nachbarn umgeben, die durch Anlage oder Cultur uns innerlich ferner stehen? Wir haben auch nie gegeizt mit dem Ausdruck unserer Freude, wenn man in England sich herabließ, uns und unsere Werke zu schätzen, und wir sind manchmal darin sehr naiv gewesen. Wir haben Zeiten der Anglomanie durchlebt, wo Fürst und Nähmädchen englisch schwärmten. Ich möchte an die Gesinnungen des deutsch-russischen Seehelden von Krusenstern erinnern: „Mit begeisterter Liebe hing er an England, dem Vaterland seiner Bildung. Jeden Engländer war er bereit, als Freund zu empfangen; Alles, was den Stempel englischen Wesens an sich trug, war ihm homogen und lieb. Sein Gefühl für dieses Land war ein so unbedingtes und von solcher Wärme, daß er stets bereit war, für jede Forderung, für jeden Anspruch Englands einzutreten; denn daß die Politik Englands immer und überall edel, großartig, gerecht und uneigennützig sei, daran hatte er nie gezweifelt. Selbst die Ansprüche Rußlands waren in seinen Augen unberechtigt, wo sie mit denen Englands in Conflict kamen, wie an der

*) Vgl. die englischen Gutachten in Nr. 13, Eduard von Hartmann in Nr. 14, und M. von Brandt, Ludwig Bamberger, Karl Jentsch in Nr. 15 der „Gegenwart".

Nordwestküste von Amerika."*) Man wird sagen: Das sind längstvergangene Zeiten, so weit zurückliegend und so vollständig abgethan wie die Ueberschätzung Byron's und Scott's. Täuscht man sich aber darin nicht? Stehen wir nicht gerade jetzt in den Nachwirkungen einer Ueberschätzung Darwin's und Spencer's? Unsere wissenschaftliche und mehr noch halbwissenschaftliche Welt — die Beiden sind so schwer zu trennen — haben diesen bedeutenden, aber englisch-einseitigen Geistern Triumphe bereitet, die sie weder in England noch in Amerika gefeiert haben. Diese Triumphe sind von Kurzsichtigen ausgegangen und waren verfrüht. Aber man vergleiche doch einmal, wie trüb daneben das Licht unseres großen Entdeckers Robert Mayer in die deutsche Welt hineinleuchtete! Die Verehrung erstreckt sich wunderbarerweise auch auf Geister zweiten und dritten Ranges, Leute wie Tyndall und Huxley, an denen die Energie der Aeußerung und die Klarheit der Darstellung besticht, sie erstreckt sich selbst auf „billige" Geister, die nur emsig sind, wie Lubbock. Sie werden bei uns von Gelehrten, die große Namen tragen, übersetzt und eingeleitet. Wie selten hält man in England deutsche Werke für werth, übersetzt zu werden! Welche Verbreitung haben englische Zeitschriften und Zeitungen bei uns? Wenn sie in ihrer Heimath längst den Credit verloren haben, den sie einst besaßen, werden ihre Aussprüche bei uns noch auf die Goldwaage gelegt. Daß Deutschland in fast jedem Zweig der Naturwissenschaft intensiv und extensiv mehr leistet als England, erkennen die Engländer selbst an; aber die englische „Nature" findet man bei uns in jedem Laboratorium und auf jedem Studiertisch. Wenn man nun erst eine Bilanz der wechselseitigen Schätzung rein literarischer Werke aufmachen könnte, würde auf Englands Seite eine gewaltige ungetilgte Summe von geistiger und gemüthlicher Theilnahme stehen, die von Deutschland gezollt, aber nicht erwidert worden ist. Man wird natürlich den Geist Carlyle's heraufbeschwören. Aber wo ist Carlyle außerhalb Englands anerkannt worden wie in Deutschland? Als er in seiner Heimath noch im Dunkel stand, strahlte ihn Goethe's Gunst und Aufmunterung erwärmend an.

Thatsächlich beschäftigt man sich jetzt in Frankreich viel eingehender mit deutscher Literatur, als man es jemals in England gethan hat. In England thun es einige Liebhaber, in Frankreich wird der Strom deutschen Geistes in jede Schule geleitet und ein Taine hat den Deutschen vielleicht noch richtiger erfaßt als ein Carlyle. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete nähert sich uns Frankreich immer mehr, unsere Sprache und unsere Methoden werden dort mit Eifer studirt wie nie vorher und der geistige Austausch führt immer zahlreichere und engere persönliche Beziehungen herbei. Beide Theile arbeiten daran mit gleicher Liebe. Es wäre ein fast idealer Völkerverkehr, wenn nicht die Franzosen noch immer zu oft sich daran erinnerten, daß sie erst durch die Folgen des Krieges von 1870/71 gezwungen worden sind, sich uns so weit zu nähern, und wenn nicht uns selbst die Erfahrung von der Unbeständigkeit des französischen Volkswillens den Glanz dieses Bildes verdunkelte. Es giebt Tausende von Deutschen, die mit Engländern durch eine Freundschaft verbunden sind, welche keine Meinungsverschiedenheit zu trennen vermag; denn das Talent zu herzlicher, aufrichtiger Freundschaft gehört zur Stammesmitgabe beider Völker. Aber durch die deutsch-französischen Freundschaften geht immer ein feiner Riß, der oberflächlichen Betrachtung kaum sichtbar, der anzeigt, daß irgend ein Imponderabil die beiden Naturen hindert, sich ganz zu verschmelzen. Wer es erkannt hat, der fürchtet immer im Stillen, daß dieses Spältchen eines Tages plötzlich zur Kluft sich erweitern könnte. Keine politische Constellation wird das zu ändern vermögen. Man lese Taine's Schmerzensschrei im November 1870*), um diesen Riß zu fühlen. Wir Deutsche müssen das eben als ein Geschick unserer Lage annehmen, daß auf der Seite, wo sich immer deutlicher die Interessengemeinschaft continentaler Mächte herausstellt, der Stammesunterschied die Völker zerklüftet; während dort, wo wir die besten Züge unseres Wesens wiederfinden, der politische und wirthschaftliche Interessengegensatz die Staaten auseinander halten will. Aber von einem passiven Hinnehmen kann in beiden Fällen keine Rede sein. So wie wir es für selbstverständlich halten, daß unsere Staatsmänner die politische Interessengemeinschaft Frankreichs und Deutschlands pflegen und nach beiden Seiten immer mehr zum Bewußtsein bringen, so betrachten wir es als eine natürliche Aufgabe denkender Engländer und Deutschen, das köstliche und so seltene Gut wechselseitigen Vollverstehens zweier Völker sich nicht durch die Uebertreibung der politischen oder wirthschaftlichen Gegensätze verdunkeln und verkümmern zu lassen.

Soweit meine Beobachtungen reichen, erwachsen allerdings auf beiden Seiten ziemlich verschiedene Aufgaben. In Deutschland war man seit Jahrhunderten bestrebt, von England zu lernen. Natürlich. Hat doch dieses Volk mit seiner ungebrochenen Entwickelung eine viel frühere Reife fast aller Eigenschaften, die die Natur in germanische Menschen gelegt hat und die in diesem Falle noch durch ein keltisch-romanisches Ferment belebt sind. Vieles, was die Engländer in vorauseilender Entwickelung geerntet haben, säen wir mühsam erst an. Wir können noch Manches von England lernen und bringen dazu die alte Lernbegier mit. Thun wir aber nicht zuviel darin. Die Reue über zuviel Verehrung, die wir dem hochstehenden Vetter erwiesen, hat ohnehin ihren Theil an der Bitterkeit, mit der heute mancher gute Deutsche von England spricht. Für uns, die wir mit fremden Einflüssen gesättigt sind, ist es heute viel nöthiger, das zu entwickeln, was uns eigen ist und unsere Stärke bildet. Unsere politische Selbstständigkeit verlangt geradezu den Rückhalt eines größeren Maaßes von Selbstständigkeit im Volkscharakter; und zugleich bemißt sich auch die Schätzung, die uns andere Völker angedeihen lassen, nur nach der Stärke, die wir aus uns selbst schöpfen.

Den Engländern habe ich hier keinen Rath zu geben, sondern nur eine Beobachtung mitzutheilen. Ich stelle einfach die dem Geographen und Ethnographen vertraute Thatsache fest, daß die mit Unterschätzung gemischte Unkenntniß fremder Länder und Völker schon oft in den Beziehungen Englands zum Ausland die Ursache von Fehlgriffen und Mißerfolgen gewesen ist. Außerdem stehen heute selbst dem Inselvolk die nahen und fernen Nachbarn ungleich viel näher als damals, wo die Engländer jenen „Charakter für sich" ausbildeten, den Kant vor Allen an den Engländern rühmt. Das Inselvolk ist darauf angewiesen, nun auch etwas Charakter für andere zu entwickeln. Friedrich Ratzel.

Auf Ihre Anfrage kann ich nur erwidern, daß in den wissenschaftlichen Kreisen, über welche allein ich mich zu äußern in der Lage bin, von einer Entfremdung zwischen Engländern und Deutschen überall nichts wahrzunehmen ist. Die verschiedenen Forschungsweisen und Arbeitkreise kommen wohl zur Geltung und werden empfunden, aber Uebelwollen und Neid hängt sich daran, so viel ich abzusehen vermag, weder hier noch dort. Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß, wenn wenigstens bei uns die nationale Höflichkeit bei wissenschaftlichen Discussionen nicht selten zu wünschen übrig läßt, die internationale gegenseitig geübt wird, und auch die Gelehrten verschiedener Meinung als Gentlemen mit einander verkehren. Theodor Mommsen.

Von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch machend, wende ich mich, ohne auf die vorhergehenden englischen Ur-

*) Jugenderinnerungen von Theodor von Bernhardi, 1893. Seite 159.

*) Essais de Critique et d'Histoire (3me Ed. 1874). L'opinion en Allemagne et les conditions de paix.

theile einzugehen, zu dem Urtheile des Herrn von Hartmann. Nehmen wir gleich die Anfänge, gleichsam die Principien: „Deutschland will nicht länger Englands Geschäfte auf dem Festlande besorgen, wie es im Spanischen Erbfolgekriege, im Siebenjährigen Kriege und in den Napoleonischen Kriegen gethan hat, denn es ist jedes Mal von England im Stiche gelassen worden."

Das sind drei falsche Urtheile, denn es läßt sich bei allen drei Ereignissen zeigen, daß zwischen Deutschland und England eine ganz enge Gegenseitigkeit der vitalsten Interessen bestanden hat, so daß von einer Besorgung der englischen Interessen durch Deutschland ohne gleichwerthige Gegenleistung Englands gar nicht geredet werden darf.

1. Im Spanischen Erbfolgekriege. Dieser hat den allgemeinen Zweck gehabt, die große jesuitische, spanisch-habsburgische Weltmonarchie, diese beständige Gefahr für das liberal-protestantische Westeuropa, zu brechen; er hat den allgemeinen Erfolg gehabt, eine neue katholische Uebermacht sowohl Ludwig's XIV. als auch der Habsburger in Wien zu vereiteln. An diesem Erfolge haben die liberalen Engländer, die Whigs, durch den Herzog von Marlborough einen großen und selbstständigen Antheil. Den Frieden von Utrecht selbst, den alle Gegner Ludwig's, auch Preußen, außer dem Kaiser und dem ihm ergebenen Theile des Reiches billigten, haben die conservativen, bis dahin auch stuartischen Torys eingeleitet und geschlossen, nicht die liberalen und protestantischen Whigs, die den Krieg geplant und geführt hatten. Diese Unterscheidung muß man sehr beachten, wenn man culturlich richtig urtheilen will. Und Straßburg? Ja, Straßburg kommt in erster Linie auf Rechnung der städtehassenden Fürsten, auch des großen Kurfürsten, und dann der Fürsten, die beim Frieden von Utrecht den Kaiser im Stich ließen. Hat nicht Friedrich I. von Preußen sich schnell mit Frankreich verstanden, weil dieses seine Königswürde anerkannte? Und endlich — rechnet Herr v. Hartmann für nichts, daß durch den Spanischen Erbfolgekrieg einerseits dem falschen Fürstenideal, dem Ludwig XIV., die Habsburger und die Stuarts anhingen, die Grundlage durch Besiegung ihrer Träger entzogen worden, andererseits das echte Ideal, das Wilhelm III. von England vertrat, zur Anerkennung gekommen ist? Für England ist dies allgemein bekannt, für Deutschland liegt dies in der Wahlcapitulation Karl's VI., in welcher das Hoheitsrecht des Kaisers, die Acht über einen Reichsfürsten auszusprechen, durch „constitutionelle" oder „verfassungsmäßige" Garantien so beschränkt worden ist, daß es einfach unbrauchbar wurde. Das ist Friedrich II. in den schlesischen Kriegen zu Gute gekommen, wie er selbst gesagt hat. Diese Reichsverfassung war für ihn eine achtungswerthe Bundesgenossin. Das darf man nicht vergessen!

Auch hier sind es die conservativen Torys gewesen, die den Bund mit Friedrich gelöst haben, nicht die liberalen Whigs, die ihn mit Geld und Truppen (Ferdinand von Braunschweig an der Weser) so sehr unterstützt haben, daß man behaupten kann, daß ohne die Hülfe der Whigs Friedrich den Krieg nach 1758 mit Erfolg nicht hätte weiterführen können. Daß England 1758 festhielt trotz der Verhandlungen Frankreichs, das ist der Hauptfactor des ganzen Krieges, denn er beherrscht die Jahre 1758, 1759, 1760 und 1761. Gegen diesen Factor verschwindet alles Andere!

Freilich — Pitt hat gesagt, daß die Colonien in Deutschland erobert werden müßten! Aber sind sie darum in Deutschland erobert worden? und durch Friedrich? Franzosen sagen bei Quebec. Das richtige Urtheil in dieser Sache gewinnt der, welcher alle drei schlesischen Kriege und den Seekrieg um die Colonien im Zusammenhange überschaut, nicht bloß eine Thatsache einzeln herausnimmt. Dies Urtheil dürfte lauten: Die Erwerbung und Behauptung Schlesiens und die Erwerbung Indiens und Nordamerikas sind correlate Erfolge des gemeinsamen Kampfes des protestantischen und constitutionellen Englands und des protestantischen und constitutionellen Kur- und Reichsfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Ob da das Urtheil, daß Deutschland Englands Geschäfte besorgt habe, noch gehalten werden kann? Ich zweifle daran.

3. Die Napoleonischen Kriege. Auch in diesen ist es nicht wahr, daß Deutschland Englands Geschäfte besorgt habe, dann aber von ihm im Stich gelassen worden sei. Zum Beweise braucht man nur die Vorgänge zu Wien am 6. November 1814 anzuführen. Diese Vorgänge bilden einen der grausamsten Wendepunkte des Völkerlebens, denn in ihnen hat Rußland den Löwenantheil der Kriege erobert. Häußer sagt einfach, daß Preußen aus seiner natürlichen Stellung getreten sei, indem es am 6. November sich von England abwandte (— es im Stich ließ), dagegen sich an Rußland anschloß und seine Geschäfte besorgte. Was hat da Leipzig zu bedeuten gegen Warschau mit dem Weichselgebiet? Nur Kleinkram!

Weiter auf die Gutachten einzugehen, erlaubt mir der Raum nicht; nur das eine möchte ich sagen, daß nur möglichste Unparteilichkeit und Wahrheit den Interessen unseres Vaterlandes dient. Man darf eben die Politik nicht auffassen als ein (man verzeihe das Gleichniß!) Scatspiel, in welchem jeder Spieler nach einem Vortheilchen hascht, anstatt menschlichen Interessen in der Cultur zu dienen.

Prof. Dr. Ritter.

---

## Die preußische Regierung und die Ostmarken.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Die unsererseits in der Neujahrsnummer dieses Jahrganges gegebene Anregung hat in maßgebenden Kreisen bereits beachtenswerthe Erfolge erzielt. Die gegenwärtige Lage in Oesterreich hat die Staatsregierung wohl zu der Erkenntniß gebracht, daß ernstere Schritte nothwendig werden, um den Gefahren vorzubeugen, welche aus den particularistischen Bestrebungen des fremdsprachlichen Theiles der Bevölkerung auf Selbstständigkeit und Anerkennung eigener Nationalität zu besorgen sind und daß hierzu jedenfalls mehr gehört, als den Ansiedelungsfond zu erhöhen. Hierfür spricht der Erlaß der Minister der Justiz und des Innern vom 11. März, wonach die nicht selten versuchte rechtswidrige Polonisirung deutscher Namen zu hindern den Standesbeamten zur Pflicht gemacht wird, — sowie namentlich der Erlaß des Staats-Ministeriums vom 12. April. Derselbe anerkennt den Ernst der Lage, sowie die besonderen und schwierigen Aufgaben der Staatsregierung in den Provinzen gemischtsprachlicher Bevölkerung und nationaler Gegensätze, um das deutsche National- und preußische Staatsbewußtsein in der Bevölkerung zu stärken und lebendig zu erhalten und folgert aus derselben eine besondere Verpflichtung der innerhalb dieser angestellten Beamten des Staates und der Gemeinden, einschließlich der Lehrer, auf werkthätige Unterstützung hierin in ihrem amtlichen und außeramtlichen Verhalten. Es soll ihnen darnach obliegen, durch ihr Vorbild den vaterländischen Geist zu kräftigen und die darauf gerichteten Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zu unterstützen. Wo die Gelegenheit geboten ist, soll unter Vermeidung kühler Abschließung eine rege, auch außerdienstliche Mitwirkung bei allen berechtigten Anstrengungen zur Hebung der Wohlfahrt des Volkes, deutscher Bildung und deutscher Cultur stattfinden. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet das Staats-Ministerium die Begründung von wirthschaftlichen Genossenschaften, die Bereitstellung deutscher, der Bevölkerung zugänglicher Bildungsmittel, die Gründung und Erhaltung patriotischer Vereine, die Schaffung geselliger Vereinigungspunkte, die Unterstützung der in ihrer Existenz und deutschen Nationalität gefährdeten Bevölkerungsclassen und Einzelner, die Förderung von Heilanstalten und Stationen von Krankenpflegerinnen, die Fürsorge für Kleinkinderschulen und anderen

Erziehungs- und Bildungsanstalten. Es spricht seine Ueberzeugung aus, daß dabei jedes aggressive Vorgehen gegen die fremdsprachliche Bevölkerung zu vermeiden und den willigen Elementen derselben die Theilnahme überall offen zu halten sei, jedoch neben der entschiedenen Abwehr deutschfeindlicher Bestrebungen ein versöhnlicher Geist gerichtet auf die allmälige Abschleifung der bestehenden Gegensätze, das Thun und Lassen der Beamten und Lehrer leiten müsse.

Zunächst scheint die Staatsregierung die Gründung von wirthschaftlichen Genossenschaften in der Provinz Posen ernstlich in das Auge gefaßt zu haben. Denn im Auftrage des Handelsministers bereiste der Genossenschaftsinstructor Baist dieselbe und soll auf seine Anregung bereits die Gründung von handwerklichen Wirthschaftsgenossenschaften und Rohstoffgenossenschaften in Rawitsch, Lissa, Fraustadt, Meseritz, Schneidemühl, Kolmar und Czarnikau zurückführbar sein. Voraussichtlich wird in gleicher Weise, wie in dem Regierungsbezirk Oppeln, welcher eine sprachlich gemischte Bevölkerung besitzt, eine staatliche Beihülfe zu den ersten Einrichtungskosten der in's Leben zu rufenden Handwerker-Darlehnskassen gewährt werden, um hierdurch dieselben schmackhafter zu machen und auch in Folge des Zusammenschlusses der einzelnen Genossenschaften zu einer Provinzialgenossenschaft denselben der Credit der preußischen Central-Genossenschaftscasse zugänglich gemacht werden. Allein bislang ist der Erfolg ein nur problematischer. Denn die Städte, welche den Sitz der Genossenschaft bilden, liegen in überwiegend deutschem Sprachgebiete der Provinz Posen, so daß der polnisch sprechende Theil der Bevölkerung zur Zeit hierfür noch nicht gewonnen ist. Dies mag seinen Grund vielleicht darin haben, weil der Wander-Instructor die polnische Sprache nicht insoweit beherrscht, um sich den Polen verständlich zu machen. Man wird mithin mit etwas veränderter Taktik vorzugehen haben, soll nicht die der Absicht entgegengesetzte Wirkung erreicht werden. Und hierzu liegen bereits unzweideutige Anzeichen vor. Denn Seitens der polnischen Banken werden ebenfalls Mittel zur Verfügung gestellt, um den polnischen Handwerkern gleichfalls einen billigen Credit zu gewähren und den Bezug von Rohstoffen zu verschaffen. In welchem Geiste und zu welchem Zweck dies geschieht, dafür spricht beredt die Thatsache, daß das Schöffengericht in Posen den Uhrmacher Bialas wegen Ausstellung von Uhren, Broschen und Urketten mit polnischem Adler und der Devise „Gott erlöse Polen" zur strafgerichtlichen Verantwortung ziehen konnte. Gleich wie den Ansiedelungsbestrebungen dadurch entgegengewirkt, daß innerhalb des Ansiedelungsgebietes ein bisher in deutschem Besitze gestandenes größeres Gut in kleinere bäuerliche Anwesen an gutpolnische Ansiedler zerlegt wird, so werden den deutschen Handwerker-Darlehnscassen polnische gegenüber gestellt werden. Und daß Letztere erfolgreicher in polnisch-nationalem Sinne wirken, dafür sorgt bei ihnen der Einfluß der Geistlichkeit einerseits, andererseits aber der leider nicht wegzuleugnende Umstand, daß mit viel zu großer Nachsicht den Polonisirungsbestrebungen gegenüber verfahren zu werden pflegt.

Der kürzlich zu Pelplin verstorbene Bischof Redener von Culm hatte Anlaß gefunden, gelegentlich seiner Anwesenheit in einer mit polnischen Elementen stark durchsetzten Kreisstadt anläßlich der Firmungsfeier seinen Empfindungen dahin Ausdruck geben zu müssen: „Diese polnischen Hetzer machen mir mein Amt und mein Leben sehr sauer." Er hat inzwischen den ewigen Frieden gefunden. Aber gerade in Folge seines Dahinscheidens fällt der Staatsregierung die Aufgabe zu, umsichtiger und vorsichtiger bei Bestallung seines Nachfolgers zu Wege zu gehen, als dies nach dem Ableben des deutschgesinnten Erzbischofs Dinter durch Erheben des Dr. von Stablewski auf den Erzbischofssitz von Gnesen und Posen leider der Fall war. Denn sollte auch hier in gleichem Sinne verfahren werden und dem polnisch gesinnten Theile des Klerus es gelingen, dem Probste von Wollszlegier den Hirtenstab des Bischofes von Pelplin zu verschaffen, dann wäre die Fackel des Haders und Streites in Westpreußen in gleicher Weise entzündet wie in der Provinz Posen.

Der „Dziennik Kujawski" führt Klage darüber, daß zahlreiche Eisenbahn- und Postbeamte aus dem Regierungsbezirke Bromberg nach Rheinland, Westphalen und Hannover versetzt worden seien. Die Richtigkeit dieser Thatsache vorausgesetzt, so würde daraus allerdings gefolgert werden können, daß die Staatsregierung sich von der Richtigkeit unserer Ausführungen überzeugt hat, zunächst der polnischen Agitation ihrer Beamten durch deren Herausziehen aus der Provinz entgegenzutreten. Allein auch das Mittel ist gefährlich, dieselben in Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung zu versetzen, so lange die katholische Presse wie die Germania sich noch der Erkenntniß verschließt, daß ihre deutsch-nationale Aufgabe darin zu finden sei, der Irrlehre entgegenzutreten, daß die polnische Gesinnung mit dem katholischen Glaubensbekenntnisse zu identificiren sei. Denn diese Polen werden bestrebt sein, den polnischen Geist in die deutschen Glaubensgenossen ihres neuen Wirkungskreises hineinzutragen und mit deren Hülfe bald erreichen, daß ihnen auf reindeutschem Boden polnisch gepredigt und ihren Kindern in polnischer Sprache der Religionsunterricht ertheilt werden muß. Auf diese Weise entstehen polnische Enclaven innerhalb deutschen Bodens, von welchen ausgehend der polnische Geist der Zwietracht erstarkt wird. Und werden die dafür ausgewechselten Beamten den deutschen Geist in der Provinz Posen zu heben geeignet sein? Dies ist zu bezweifeln, wenn nicht Vorsorge getroffen wird, daß die Neuheranziehenden für die polnische Propaganda gewonnen, d. h. verpolonisirt werden können; eine Gefahr, die bei gutgläubigen Katholiken recht nahe liegt.

Das Vertrauen, mit welchem die Staatsregierung sich an die patriotische Gesinnung und den deutsch-nationalen Geist ihrer Beamten wendet, und von welchem aus sie eine werkthätige Unterstützung in ihren culturellen Bestrebungen erhofft, ist zwar sehr schätzenswerth. Allein zum Erreichen der gesteckten Ziele reicht dies nicht aus. Wer die Provinz Posen bereisen will, um deutsch-nationale Ziele zu fördern, der muß mit den Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der gemischtnationalen Bevölkerung auch vertraut sein. Und wenngleich eine genaue Bekanntschaft dessen bei dem Staatssecretär des Innern wegen seines langen Wirkens in der Provinz vom Landrath bis zum Landeshauptmann vorausgesetzt werden darf, so gilt dies doch nicht in gleichem Grade von den sonstigen Mitgliedern des Staatsministeriums und deren Hülfskräften. Sie sind nicht gefeit gegen die bestrickende Liebenswürdigkeit und gegen die bewundernswerthe Höflichkeit des polnischen Adels und des polnischen Klerus; sie verkennen aber auch den Umfang der Mehrarbeit, welchen in Folge der Doppelsprache die Beamten der Provinz Posen gegenüber diesen in den reinsprachlichen Landesgebieten zu bewältigen haben, indem sie auf deren Neigung rechnen, patriotische Vereine zu begründen und zu erhalten, gesellige Vereinigungspunkte zu schaffen, deutsche, der Bevölkerung zugängliche Bildungsmittel bereit zu stellen. Denn es wird meist den Beamten die Muße hierzu, vielfach aber auch das Geld fehlen, weil erfahrungsgemäß nur die minderbemittelten Anwärter sich zu einer Anstellung in der gemischtbevölkerten Provinz entschließen, so lange sie nicht darauf rechnen können, daß ihre Verdienste auf dem Gebiete der Förderung nationaler, patriotischer Gesinnung auch äußere Anerkennung und Berücksichtigung bei Beförderungen finden. Und deshalb wird das Augenmerk der Staatsregierung auch darauf gelenkt werden sollen, bei der gerade jetzt bevorstehenden Durchführung des Handwerks-Organisationsgesetzes vom 26. Juli v. J. durch bewährte Kräfte als Wanderlehrer dahin zu wirken, daß die umzuwandelnden Innungen und die aus ihnen hervorgehenden Handwerkskammern von dem deutsch-nationalen Geiste beseelt und getragen werden.

## Die österreichisch-ungarische Armee und die Nationalitäten.

Von einem Stabsofficier.

In deutschen Militärkreisen hegte man schon längst die Befürchtung, daß der wildtobende Nationalitätenstreit in Oesterreich-Ungarn auch die k. k. Armee afficirt habe. Leider erhält dieser geheime Zweifel an der Tüchtigkeit der politischen Heeresverfassung neue Nahrung durch eine Flugschrift: „Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen?" (München, J. F. Lehmann). Der Verfasser verbirgt sich hinter ein Pseudonym. „Karl Schwarzenberg" soll, nach unseren Erkundigungen, lange Jahre der österreichischen Armee in hervorragender Stellung angehört haben, aber seine dermalige diplomatische Stellung zwingt ihn vorläufig zur Verschweigung seines Namens. Indessen macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube und tritt weniger als vorsichtiger Diplomat, denn als energischer Haudegen mit soldatischer Offenheit auf. Auf alle Fälle zeigt er sich innig vertraut mit den österreichisch-ungarischen Militärverhältnissen, wenn auch da und dort vielleicht ein gewisser Hang zur Uebertreibung auffällt. Er ist ohne Zweifel der Meinung, daß Angesichts der drohenden Gefahr für die Kriegstüchtigkeit der Armee und die Bündnißfähigkeit der Monarchie nach Gentzens Recept frapper fort besser ist als frapper juste. Gleichwohl sind Sachkenner der Meinung, daß die Wiener und Pester Officiösen schwere Arbeit haben werden, um Schwarzenberg factischer Irrthümer zu überführen und so die durch seine Enthüllungen erreichte Beunruhigung der militärischen Kreise Deutschlands wieder zu beschwichtigen oder — einzuschläfern. Und was ist denn der Kern von Schwarzenberg's Allarm?

Das österreichische Heer hat bekanntlich eine Armee-Sprache, aber neben dieser deutschen Commandosprache besitzen die Regimenter besondere Regimentssprachen. Während man also in allen Regimentern des gemeinsamen Heeres deutsch commandirt, wird beim Unterricht, Felddienst und Schießen oder in außerdienstlicher Beziehung in der Regimentssprache gesprochen. Die Regimenter recrutiren sich stets aus bestimmten Aushebungsbezirken. So kommt es, daß z. B. in einem Regiment das deutsche, im anderen das slavische Element in überwiegender Mehrzahl vorhanden ist, außerdem sich vielleicht noch Leute mit italienischer und kroatischer Muttersprache in geringerer Anzahl vorfinden. Je nach der Regimentssprache spricht man von einem deutschen, tschechischen, galizischen, ungarischen, kroatischen Regiment u. s. w. Diese Sprachunterschiede bringen natürlich mancherlei Schwierigkeiten mit sich. So kann es vorkommen, daß bei Uebungen mit gemischten Waffen die Cavalleristen sich nicht ohne weiteres mit den Infanteristen verständigen können, nicht jeder Mann zum Melde- und Ordonnanzdienst außerhalb des Truppentheils zu verwenden ist.

Wie sehr durch solche Zustände, besonders während der großen Herbstübungen, die ganze Befehlsertheilung in geradezu hemmender Weise erschwert wird, zeigt sich in jedem Jahre schärfer und unheilvoller. Schon aus dem Kaisermanöver im Jahre 1885 in Böhmen erzählt Schwarzenberg von solcher Sprachverwirrniß. An den Commandeur einer Batterie sei eine böhmische Cavalleriepatrouille herangesprengt und hätte auf tschechisch eine Meldung gemacht, worauf der Commandeur auf deutsch eine Frage gestellt hätte. Die Antwort lautete: „Nerozumim" (ich verstehe nicht). Darauf kamen polnische Ulanen mit einer Meldung, die im fließendsten Polnisch angebracht wurde. Auf die Frage des Commandeurs, ob sie nicht deutsch verstünde, erwiderte die Patrouille: „Neznám" (ich verstehe nicht). Als schließlich auch noch ungarische Husaren die anscheinend besonders wichtige gleiche Meldung brachten, diesmal in magyarischer Sprache, erscholl auf deutsche Fragen wieder die Antwort: „Nemtudom" (ich verstehe nicht). Also die reine babylonische Verwirrung, die übrigens auch den letzten Herbstübungen bei Totis eine bedenkliche Schlußwendung gab und zwar unter den Augen Kaiser Wilhelms II. Der Meldedienst versagte hier aus Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache bis zu den Stabsofficieren hinauf. Besonders wurden bei den Honveds die deutsch gegebenen Weisungen thatsächlich nicht verstanden. Diese betrübende Thatsache ist damals an leitender deutscher Stelle wohl bemerkt und in Officierkreisen vielfach besprochen worden!

Nur die österreichisch-ungarische Heeresleitung scheint das Uebel nicht zu erkennen und fährt auf den Bahnen der Entdeutschung starrsinnig weiter. Um den deutschen Charakter der deutschen Regimenter zu stören, steckt man vielfach einen ziemlich großen Procentsatz Polen oder Slaven in die Truppentheile. So z. B. hat das rein deutsche Infanterie-Regiment Nr. 73 (Egeraner) derzeit in Prag, seit neuerer Zeit starke polnische Zutheilungen. Durch solche Bestimmungen wird der Parteihader geradezu heraufbeschworen, es sind bei dem geringen Bildungsgrade der Leute Streitigkeiten unvermeidlich und Handgreiflichkeiten keine Seltenheit mehr. Wie bedauerlich aber bereits diese Zustände bei ernsten Anlässen wirken, beweisen, nach Schwarzenberg, die jüngsten Ausschreitungen in Prag. Es ist hier nicht nur innerhalb der Kasernen zu blutigen Zusammenstößen gekommen, sondern einige zum Einschreiten gegen das tschechische Volk bestimmte Abtheilungen versagten vollständig. Ein Oberlieutenant eines tschechischen Regiments sollte in Zizkow, wo aus der Menge und aus den Häusern Steine, Eisenstücke, Möbeltheile u. s. w. auf das Militär geschleudert wurden, mit Waffengewalt Ordnung schaffen. Nachdem er wiederholt gedroht hatte, zu schießen — aber ohne Erfolg, commandirte er Feuer; darauf fielen — zwei Schüsse. Als er zum zweiten Male Feuer commandirte, schoß die gesammte Mannschaft in die Luft. „Wie oft konnte man in den kritischen Tagen beobachten, wie die die Straßen absperrenden tschechischen Soldaten unter den Augen ihrer tschechischen Officiere mit dem Pöbel sich geradezu verbrüderten. "Nazdar vojácy"*) tönte es aus der Menge und „Nazdar páuové"*) lautete die Antwort der Soldaten.... Der beste Beweis, daß die Regierung die Ansicht über die Unzuverlässigkeit der Truppen theilt, ist der, daß sonst zur Unterdrückung der Unruhen auch heute stets anderssprachige Regimenter verwandt werden. So mußten in Graz, wo es deßhalb auch in diesen Tagen zu schweren Krawallen kam, das dort liegende allgemein verhaßte bosnische Infanterie-Regiment einschreiten. Aufsehen hat es erregt, daß über die geschilderten Vorgänge, vor Allem auch über die Ermordung deutscher Unterofficiere durch tschechische Landwehr, über die standrechtliche Erschießung mehrerer Soldaten — Thatsachen, welche trotz strenger Geheimhaltung ziemlich allgemein bekannt waren, über die aber Niemand zu sprechen wagte — der Abg. Wolf im Prager Landtage öffentliche Aufklärung forderte.

Insbesondere der von Schwarzenberg erwähnte Todschlag ist ein beklagenswerther Beweis, wie der nationale Haß auch in der Armee genährt und bis zur Verübung schändlicher Verbrechen gesteigert wird. Ein Corporal des 73. Regiments hatte am Abend vorher als Patrouillenführer seiner Pflicht gemäß einige tschechische Landwehrsoldaten, welche über Urlaub geblieben waren, aus einem Gasthause in Prag entfernt. Als derselbe mit einem anderen Unterofficier am Tage darauf in ein Gasthaus kam, in welchem sich zufällig dieselben Landwehrleute befanden, fingen letztere mit den Unterofficieren sofort Streit an und im Verlauf desselben erhielt der eine Corporal einen Bajonettstich in den Unterleib, an dessen Folgen er bald darauf starb. Der Corporal, welcher die Patrouille geführt hatte, kam mit einem Bajonettstich in das Gesicht davon. Also die reine Militär-Anarchie!

*) nazdar = tschechischer Hetzgruß, vojáci = Soldaten, páuové = Herren.

Der reichsdeutsche Bundesgenosse tröstete sich bisher gerne damit, daß ja die Deutschen den dritten Theil des Heeres ausmachen, daß sie auch den Ungarn und Tschechen an Zahl überlegen — beiden zusammen aber unterlegen!! — und der kriegstüchtigste Theil des Heeres sind. Der Nationalitätengegensatz hat aber dahin geführt, daß die Regimentssprache immer mehr gepflegt und bei Unterricht, Felddienst, Schießen und im Umgang die Armeesprache vielfach ganz verdrängt hat. In den letzten Jahren sind allerdings wiederholt Erlasse zum Schutze der deutsch geschriebenen Dienstvorschriften ergangen, um der heute leicht verständlichen Sucht, den Wortlaut der Commandos in die Regimentssprachen zu übersetzen, Halt zu gebieten. Alles umsonst! Die Pflege der Regimentssprachen macht sich immer mehr und mehr geltend, und mit ihr treten die nationalen Gegensätze auf Kosten der übereinstimmenden Gesinnung überall schärfer hervor. Die Sprachkenntnisse mancher Officiere, welche unabhängig von ihrer Nationalität überall hin versetzt werden können, halfen bisher oft die sprachlichen Schwierigkeiten unter den Leuten überwinden. Die Versetzung aus deutschen Regimentern in nichtdeutsche und umgekehrt sollte jeden Gegensatz in dem Officiercorps beseitigen. Gab dieser jedenfalls anerkennenswerthe Grundsatz manchmal Anlaß zu Reibereien zu einem Zeitpunkte, da alle Nationalitäten noch gleiche Duldung erfuhren, so kann man sich denken, wie auch hier heute die Verhältnisse liegen. Bei den aus den Cadettenanstalten und Akademien hervorgegangenen Officieren ohne ausgesprochene Nationalität, welchen vom frühesten Jugendalter an die Idee des Einheitsstaates eingeimpft wird, kann man von parteiischen Sondergesinnungen nicht sprechen. Anders ist dies bei den Officieren nichtdeutscher Nationalität, welche sich am liebsten in ihrer Muttersprache unterhalten, die deutsche Sprache nur widerwillig anwenden. Zu diesen tritt nun auch noch der Officier des Beurlaubtenstandes, welcher, mitten im bürgerlichen Beruf stehend, die Wünsche seines Heimathlandes höher einschätzt als den Gedanken an Groß-Oesterreich. Und welcher Einfluß fällt diesen Männern im Feldzuge zu! Die Heeresleitung verfügt schon seit einigen Jahren, daß die Stabsofficiere und Truppen-Commandanten nicht der Nationalität der unterstehenden Truppe angehören dürfen. Man braucht nur den „Militär-Schematismus" zur Hand zu nehmen, nach den Namen zu beurtheilen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Seit neuerer Zeit werden auch die aus den Militärbildungsanstalten in die Armee eingereihten Berufsofficiere und Cadetten nur jenen Truppenkörpern zugewiesen, deren Nationalität sie nicht angehören. Aehnlich wird auch bei Ernennung zu Reserveofficieren vorgegangen. Es folgert hieraus, daß die Heeresleitung ganz gut erkannte, welche Gefahr für die Armee vorhanden, wenn Commandant, Officiere und Mannschaften der gleichen Nationalität angehören würden, aber viel zu spät!

Noch schlimmer steht es in Ungarn um die noch immer gemeinsame Armee, denn dort wird die Entdeutschung von oben mit Hochdruck getrieben. In der ungarischen Landwehr, nach dem 1849er Muster Honved genannt, werden alle nicht im gemeinsamen Heere zur Einstellung gelangenden Recruten „abgerichtet"; außerdem treten zu ihr nach zehnjähriger Dienstzeit die ungarischen Mannschaften des Heeres über; diese erhalten also dann statt der deutschen plötzlich die magyarische oder kroatische Dienstsprache. Die ungarische Landwehr nimmt eine Sonderstellung innerhalb des Heeres ein und führt Fahnen und Abzeichen mit ungarischen Farben; sie hat ihre eigenen Militärvorbereitungsanstalten. In die Landwehr treten die magyarischen Officiere mit Vorliebe ein, während ihre Zahl im Heere eine verhältnißmäßig geringe ist. Insbesondere die besseren Kreise verschließen sich aus naheliegenden Gründen der Officier- und Beamtenlaufbahn sehr. Erfährt man, daß die Verwendung der Honved-Armee nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Landesvertretung erfolgen kann, so ist es leicht denkbar, wie sehr in Cisleithanien die Vertreter der einheitlichen dynastischen Armee dieser gefährlichen Theilung widerstrebten. Für die Magyaren aber bedeutet jedes Zugeständniß die Nothwendigkeit einer weiteren Forderung, und es ist nur als eine Frage der Zeit zu bezeichnen, daß auch aus den übrigen ungarischen Regimentern die deutsche Sprache verbannt wird.

Die österreichische Heeresleitung bemüht sich allerdings, die durch die Schulgesetze theilweise verdrängte deutsche Sprache in einer großen Zahl militärischer Erziehungsanstalten lehren zu lassen. Aber daß solche Einrichtungen bei den heutigen Masseneinstellungen das Bedürfniß nie ganz befriedigen können, ein großer Theil auf die allgemeinen Schulen angewiesen bleibt, ist selbstverständlich. Wenn aber in den Volks- und Mittelschulen Böhmens, Galiziens, Ungarns u. s. w. die deutsche Sprache kaum noch gelehrt wird, wo soll die Kenntniß der Armeesprache herkommen? Noch schlimmer aber liegt die Sache bei den Vorgesetzten. Die Unterofficiersfrage war in Oesterreich-Ungarn von jeher eine brennende; es hat stets an altgedienten Unterofficieren gefehlt. In der preußisch-deutschen Armee ist jeder Unterofficier eine Stütze des Officiers in der Ausübung des kleinen Dienstes, in Oesterreich muß der Unterofficier zu einer solchen erst mühsam herangebildet werden. Deutschschreibende Corporale und Feldwebel sind große Seltenheiten geworden, um die sich die Compagnie-Commandanten „reißen". In solchen Regimentern, welche über einen gewissen Prozentsatz deutsch sprechender Mannschaft verfügen, ist es nicht immer leicht, darin Leute herauszufinden, die sich zu Vorgesetzten eignen. Außerdem sollen derartige Truppentheile noch an andere Regimenter Ordonnanzen und Schreiber ꝛc. abgeben. Welche Arbeit würde den Officieren erspart, wenn sie über mehr deutsch sprechende und schreibende Chargen verfügen könnten! Einsichtsvolle Commandanten dringen ja darauf, daß ihre Unterofficiere deutsch lernen, wenigstens soviel, um deutsche Befehle zu verstehen und deutsche Meldungen machen zu können, die eigene Regierung arbeitet ihnen aber geradezu entgegen. Nicht genug können die Worte des Landesvertheidigungsministers vom Jahre 1895 beherzigt werden: „Was wird aus der Armee werden, wenn die Dienstsprache nicht einmal mehr von den höheren Unterofficieren soweit verstanden wird, um gegebene Befehle auszuführen? Das würde dann ein ganz unmöglicher, babylonischer Thurm. Dem muß Rechnung getragen werden. Die Dienstsprache muß gelernt werden, denn sonst wird die gemeinsame Armee zur Unmöglichkeit!" Ist es den Kindern der Unterofficiere aber heute oft nicht mehr möglich, in ihren Garnisonorten deutsche Volksschulen zu besuchen, dann können die Eltern ihnen nicht die Erziehung geben, die sie zur Wahl desselben Berufes befähigen soll.

Noch gehört der Offiziersersatz überwiegend dem deutschen Elemente an. Von jeher hat es in der Armee von Geschlecht zu Geschlecht als eine vornehme Ueberlieferung gegolten, die Söhne alter Officiers-Familien immer wieder diesem Stande zuzuführen. Solch anerkennenswerthe Grundsätze werden aber durch die Schulverhältnisse in Oesterreich geradezu erschwert. In einer großen Anzahl von Garnisonen kämpfen die Officiere bezüglich der Erziehung der Söhne mit den ernstesten Schwierigkeiten. Bleiben die letzteren im Elternhause, wie dies ja für die Charakterbildung durchaus zu wünschen wäre, so muß es bei dem häufigen Garnisonwechsel vorkommen, daß der vielleicht in italienischer Sprache begonnene Unterricht tschechisch oder ruthenisch fortgesetzt wird. Die rechtzeitige Aufnahme des Sohnes in eine militärische Erziehungsanstalt wird daher stets als ein großes Glück angesehen, ist es doch oft dort allein nur möglich, die Armeesprache zu erlernen. Alle Officiere können ihre Kinder aber in die Anstalten nicht schicken, alljährlich wird eine große Zahl von Aufnahmegesuchen abgelehnt. Daher müßte die Errichtung von Schulen mit deutscher Unterrichtssprache diesem bedauerlichen Uebelstande abhelfen. Was sehen wir aber statt dessen?

Ueberall Verminderung der deutschen Schulen und immer weiteres Abweichen von den Bahnen Maria Theresia's, auf welche Schwarzenberg immer wieder zurück verweist.

Wird es mit dieser Forderung bei den antideutschen Tendenzen aller österreichischen Regierungen nicht zu spät sein? Sicher ist für uns deutsche Dreibundesgenossen nur das Eine: bloß eine einheitliche und deutsch geleitete und beseelte österreichische Armee hat für uns Bündnißwerth. Wir wissen aus der Geschichte, daß nur der deutsche Kern der österreichischen Armee zuverlässig ist. Von der Armee Radetzky's in Italien gingen italienische Bataillone theilweise geschlossen zu dem Gegner über, so zwei Bataillone vom Regiment Erzherzog Albrecht in Cremona, $1\frac{1}{2}$ Compagnien vom Regiment Haugwitz in Brescia, die Besatzungen von Treviso, Udine und Palma nuova, endlich das Matrosencorps in Venedig. Ungefähr 20 000 Mann, nahezu ein Drittel der Armee, verließen meineidig ihre Fahnen. 1848 standen sich zum ersten Male kaiserliche Truppen gegenüber. 26 Bataillone Infanterie und 59 Escadrons waren zu den Aufständischen übergegangen. Das einzige ungarische Regiment, welches mit allen seinen Theilen im heimathlichen Siebenbürgen trotz des Widerstreits von Gehorsam und Vaterlandsliebe seinem Eide treu blieb, — war das Linien-Infanterieregiment Erzherzog Karl Ferdinand Nr. 51, dessen Officiercorps hauptsächlich aus braven deutschen Männern bestand, deren entschlossenes, kaisertreues Auftreten zur Festigkeit der Mannschaft hervorragend beitrug. Fast überall hatte die stets in den Himmel erhobene, zuverlässige Armee versagt und war mit 70 000 Mann, voran Generäle und Stabsofficiere, in's feindliche Lager marschirt. „Was wäre wohl in jener so verhängnißvollen Zeit aus dem österreichischen Ländergewirre geworden, wenn auch in den deutschen Regimentern die Sehnsucht nach dem nordischen Stammesland mächtiger gewesen wäre, als die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Entsinnt man sich denn dessen gar nicht mehr in der kaiserlichen Hofburg?" fragt Schwarzenberg. Doch weiter! Von 61 000 Oesterreichern kamen bei Magenta nur 12 000 in das Gefecht. Der Angriff der Brigade Kintzel auf die Stadt mißlang durch das Verhalten der hauptsächlich italienischen Mannschaft des Regiments Sigismund, zwei ungarische Regimenter flohen in die Straßen, ein drittes ließ sich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen nehmen. 4000 Vermißte gaben die Oesterreicher selbst bei Magenta an, bei Solferino sogar 7000 Mann. Hier war das Regiment Wasa Nr. 60 hauptsächlich Schuld an der Niederlage der österreichischen Waffen, während das Eingreifen des deutschen Prinzen Alexander von Hessen die Armee vor gänzlicher Vernichtung bewahrte. Wieder machten deutsche Regimenter von solch schmählichem Verhalten eine Ausnahme und kämpften heldenmüthig für Habsburgs Ehre. Und wie standen die Dinge 1866? Es geriethen in den Gefechten vom 26.—30. Juni gegen 40 000 Mann, bei Königsgrätz 18 000 unverwundet in Gefangenschaft; in der Mainarmee gingen die italienischen Regimenter, insbesondere bei Aschaffenburg, mit klingendem Spiel zum Gegner über; es bildete sich in Oberschlesien aus Ueberläufern die ungarische Legion unter Klapka, bereit zum Einfall in ihr Vaterland. „Nicht umsonst mußte das Manuscript des dritten Bandes der „Officiellen österreichischen Kriegsgeschichte von 1866" dem Verfasser wiederholt zurückgegeben werden — und auch trotz mehrfacher Ueberarbeitung enthält dieselbe noch manch unangenehme Sätze für die österreichischen Waffen." Und 1870? Wären die deutschen Waffen damals nicht so blitzrasch erfolgreich gewesen, die Kriegspartei im Donaustaate hätte sicher Oberwasser bekommen, bestand ja doch seit dem Juni zwischen Erzherzog Albrecht und General Lebrun ein genau verabredeter Kriegsplan. Die tschechischen Regimenter begeisterten sich für einen Einfall ins deutsche Reich immer eifriger, während die Magyaren die Feier des Sedantages eine blutige Beleidigung ihrer französischen Gefühle nannten.

Doch kommen wir zum Schluß! Bisher waren Deutschland und Oesterreich durch hundertjährige, auf's engste geknüpfte Beziehungen und geschichtliche Grundlagen fest miteinander verbunden; daran hat auch ein Königgrätz nichts ändern können. Je mehr aber der Einfluß der Deutschen in Oesterreich-Ungarn gegen die gehässigen Bestrebungen der Slaven und Magyaren zurücktritt, je mehr sich eine innerliche Zersetzung des habsburgischen Einheitsstaates vorbereitet, desto loser muß auf die Dauer das Bündniß zwischen beiden Reichen werden, desto geringer der Werth der Bundesgenossenschaft einer von solchen Gesinnungen erfüllten Armee. Gehen nun aber die Parteiwünsche jeder Nationalität ihren eigenen Weg, so kann es nicht verwundern, wenn durch die heutigen innigen Wechselbeziehungen zwischen Volk und Heer bei erneuten politischen Verwicklungen mit anderen Staaten auf die unbedingte Zuverlässigkeit der Truppen nicht zu rechnen ist. Die Kundgebungen der Tschechen und Magyaren für die Franzosen, der Südslaven für Rußland würden im Fall eines Krieges des Donaustaates mit jenen Ländern als bedenkliche Erscheinungen, besonders vom Standpunkte der Bundesgenossen, anzusehen sein. Man denke sich die „Begeisterung", mit welcher im Fall eines Kampfes Schulter an Schulter mit Deutschland heute tschechische Regimenter mit dem an der Mutterbrust eingesogenen Haß gegen alles Deutsche, dem deutschen Kameraden zu Hülfe eilen würden!!

Die Folgerung für das Deutsche Reich ergiebt sich daher ganz von selbst. Es hat feste Garantien zu verlangen von seinem österreichischen Bundesgenossen, keine leeren Worte, sondern Beweise. Ist die Regierung nicht gewillt oder überhaupt nicht mehr im Stande, die k. k. Armee wieder ganz im deutschen Geiste zu reformiren und für deren absolut zuverlässige Bundestreue zu bürgen, dann hat der Dreibund für uns gar keinen Werth mehr. Jedenfalls thun wir einstweilen gut daran, Chamberlain's Birminghamer und neuliche Parlaments-Rede besser zu beachten. Es wird gegenwärtig in London viel über die Alternative einer Allianz mit Deutschland oder Amerika gesprochen, aber wir können uns füglich ein Bündniß mit England und den Vereinigten Staaten zugleich sehr wohl denken. Das wäre so etwas wie ein Pangermanischer Weltbund, der am Ende das Hinauswerfen Rußlands aus Europa und die Erlösung des gewaltsam entdeutschten Oesterreich nach sich ziehen könnte. Man mag sich das jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle gesagt sein lassen!

## Das Schuldbuch der Welt.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Methode der statistischen Vergleichung der Staatsschulden der civilisirten Länder wird von Jahr zu Jahr unsicherer. Nicht nur wechseln jetzt die Zinsfüße der Capitalien von 2% bis hinauf zu 6 und 7% in Brüchen von $\frac{1}{4}$% und darunter, sondern das Einreißen der Valutawirthschaft, das starke Schwanken des Silberwerthes und die Treubrüche vieler Staaten in der Form particller oder totaler Bankerotte lassen die Reducirung auf ein allgemeines Einheitsmaaß: Nettozinsenaufwand in Mark, immer schwieriger erscheinen. Beschränkt man sich dagegen, wie wir es in nachstehender Tabelle thun, auf die Aufzählung des Schuldencapitals, und zwar nach Nominalcapitalien, dann schleicht sich eine bedenkliche Fehlerquelle ein, denn es ist klar, daß z. B. eine niedrig verzinsliche Anleihe von 3% ein doppelt so hohes Schuldcapital repräsentiren darf, als ein 6%iges, ohne für die Steuerzahler drückender zu sein.

Immerhin haben diese Zusammenstellungen einen bedingten Werth, sei es auch nur im Vergleich zu früheren Perioden, und aus diesem Gesichtspunkte wird die Tabelle das Interesse der Leser beanspruchen können.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Frankreich | Mill. Mk. | 24 480 | Schweden | Mill. Mk. | 309 |
| England | „ „ | 12 897 | Serbien | „ „ | 284 |
| Oesterreich-Ungarn | „ „ | 12 127 | Griechenland | „ „ | 189 |
| Italien | „ „ | 10 185 | Dänemark | „ „ | 152 |
| Deutsche Einzelstaaten | „ „ | 9 992 | Bulgarien | „ „ | 147 |
| Englische Colonien | „ „ | 9 492 | Norwegen | „ „ | 146 |
| Rußland | „ „ | 7 900 | Kongostaat | „ „ | 120 |
| Spanien | „ „ | 5 660 | Venezuela | „ „ | 92 |
| Nordamerika | „ „ | 3 972 | Haiti | „ „ | 91 |
| Portugal | „ „ | 2 525 | Schweiz | „ „ | 70 |
| Deutsches Reich | „ „ | 2 204 | Columbia | „ „ | 62 |
| Egypten | „ „ | 2 088 | San Domingo | „ „ | 57 |
| Brasilien | „ „ | 2 072 | Guatemala | „ „ | 55 |
| Holland | „ „ | 1 849 | Transvaal | „ „ | 54 |
| Belgien | „ „ | 1 832 | Costa Rica | „ „ | 42 |
| Japan | „ „ | 1 776 | Salvador | „ „ | 35 |
| Argentinien | „ „ | 1 679 | Paraguay | „ „ | 27 |
| Türkei | „ „ | 1 596 | Bolivia | „ „ | 19 |
| Cuba | „ „ | 1 404 | Hawaii | „ „ | 15 |
| China | „ „ | 1 080 | Ecuador | „ „ | 14 |
| Mexiko | „ „ | 1 062 | Persien | „ „ | 10 |
| Rumänien | „ „ | 957 | Luxemburg | „ „ | 9 |
| Uruguay | „ „ | 434 | Nicaragua | „ „ | 6 |
| Peru | „ „ | 404 | Liberia | „ „ | 5 |
| Chili | „ „ | 394 | Montenegro | „ „ | 1,6 |
| Honduras | „ „ | 338 | Oranje-Freistaat | „ „ | 1 |

Die Belastung von 122 420 Mill. Mk. ist um so krasser, wenn wir die Schuldenlast der Welt in früheren Perioden dagegen angeben:

| Jahre | Weltschuldenlast in Mill. Mk. | Jahreszunahme | Ende der |
|---|---|---|---|
| 1714 | 6 000 | | |
| 1793 | 10 000 | 50 | Friedensperiode |
| 1820 | 30 000 | 740 | napoleonischen Kriege |
| 1848 | 34 600 | 200 | Friedensperiode |
| 1862 | 55 000 | 1 460 | Kriegsvorbereitungen |
| 1872 | 93 000 | 4 280 | amerikan. und deutschen Kriege |
| 1882 | 107 880 | 1 380 | russisch-türkischen Krieges |
| 1897 | 122 420 | 960 | Periode des bewaffneten Friedens |

Geht man von der gewiß nicht irrigen Ansicht aus, daß diese 122 Milliarden durchschnittlich mit 4% zu verzinsen sind, dann finden wir die jetzige und leider auch die zukünftige Generation mit einer jährlichen Zinsenlast von 4897 Mill. Mark belastet, d. h. von der Milliarde Erdenbürger, die sich (ohne China) in diese Schuldenlast vertheilen, ist ein Jeder mit etwa 5 Mk. Kopfsteuer geboren und jedem neu erscheinenden Menschenkinde legt eine Fee nicht die sprichwörtlichen Silberlöffel, sondern die Verpflichtung in die Wiege, Jahr aus Jahr ein 5 Mk. beizusteuern zu Schuldenverpflichtungen, denen im Ganzen und Großen keine Vermögensstücke gegenüber stehen.

Gehen wir zu den einzelnen Erdtheilen über, so nimmt Europa die erste Stelle mit 96 Milliarden Mk. ein. Mit Ausnahme der Zwergstaaten Lichtenstein, San Marino, Andorra und Monaco figuriren alle Staaten mit mehr oder minder großen Schuldenlasten und an der Spitze marschiren die beiden Weststaaten Frankreich und England.

Die französische Republik ist mit der ungeheuren Summe von ca. 25 Milliarden Mk., einer Recordschuld, belastet. Auf Renteneinheit reducirt, beträgt die Belastung 650 Mill. Mk. oder rund 17 Mk. pro Kopf gegen 5 Mk. des Weltdurchschnitts. Unter Louis Philipp war die Belastung, trotz eines 5%igen Typus, nur 160 Mill. Mk. Die englische Schuld von ca. 13 Milliarden Mk. giebt hingegen das Beispiel einer thatkräftigen Schuldentilgung. Die Schuld betrug nach Beendigung der napoleonischen Kriege 18 Milliarden Mk., gleich 900 Mk. pro Kopf, bez. 33 Mk. Zinsquote. Sie hielt sich noch bis zu den siebziger Jahren in Höhe von 16 Milliarden Mk. und ist jetzt einschließlich der stark amortisirbaren Annuitäten auf 12 Mk. pro Kopf gesunken. Unter dem Eindrucke dieser Schuldentilgungen (die fundirte Consolsschuld hat sich von 16 Milliarden Mk. im Jahre 1859 auf 11,7 Milliarden Mk. in diesem Jahre reducirt) stieg der Preis der Consols, trotzdem sie derzeit nur $2^3/_4$% Zinsen tragen, bis auf 144% und sie notirten im abgelaufenen Jahre nicht unter $110^1/_2$%.

Während aber England seinen 13 Milliarden Schulden nur ein geringes, zufällig acquirirtes Activum von etwa einer halben Milliarde Mk. (Suez-Canal-Actien) und Frankreich einen sich etwa ebenso hoch belaufenden Werth seines kleinen Staatsbahnnetzes gegenüberstellen können, reducirt sich die wahre Schuld der vier folgenden Staaten: Oesterreich-Ungarn, Italien, Deutsche Einzelstaaten und Rußland, um theilweise beträchtliche Summen, da ihr Staatseisenbahnen-Besitz ein bedeutendes Gegengewicht repräsentirt. Oesterreich-Ungarn darf von seinen 12 Milliarden, die die Verschuldung des Gesammtstaates, wie der beiden Einzelstaaten darstellt, $4^1/_4$ Milliarden Mk., also mehr als ein Drittel für den Werth seiner Staatsbahnen in Abzug bringen, Italien 2600 Mill. Mk., Rußland 5 Milliarden, und die 25 deutschen Einzelstaaten, die mit rund 10 Milliarden Mk. belastet dastehen, sind de facto activ, denn sie besitzen über 42 000 km Staatsbahnen, die ein verwendetes Anlagecapital von $10^1/_2$ Milliarden Mk. repräsentiren. Von den anderen Staaten kann abgezogen werden für ihren respectiven Staatseisenbahnenbesitz: Belgien 1100, Dänemark 190, Schweden 320, Rumänien 490, Portugal 300, Holland 440, Griechenland 20 Mill. Mk., während das Deutsche Reich, (da der Eisenbahnbesitz von Elsaß-Lothringen als Gegengewicht bei den Einzelstaats-Schulden verrechnet ist), praktisch ohne Eigenvermögen dasteht.

Die nominelle Belastung Europas beträgt 96 Milliarden Mark, gleich 260 Mark pro Kopf der Bevölkerung; zieht man, wie nur recht und billig, die vorstehend angeführten Activen ab, rund 26 Milliarden Mark, dann reducirt sich die europäische Schuldenlast auf 70 Milliarden Mark, gleich 2800 Millionen Zinsenlast gleich $7^1/_2$ Mark Kopfquote. Andererseits sind in dieser Aufstellung die Provinzial-, Kreis- und Communalschulden nicht eingestellt, die zum Theil ebenfalls ungedeckt sind und die 1895 rund 10 Milliarden Mark betrugen, so daß trotzdem eine europäische Schuldenlast von 80 Milliarden Mark verbleibt, gegen eine Schuldenlast von 10 Milliarden Mark vor 100 Jahren, eine Verachtfachung, die zum allergrößten Theil auf das Conto: Kriege und Kriegsvorbereitungen zu setzen ist.

Amerika folgt in zweiter Reihe mit 13,5 Milliarden Mk. Schulden, für einen Erdtheil, der so zu sagen von gestern, ist es ein anständiges Sümmchen, besonders wenn man bedenkt, daß diesen Milliarden wenig oder gar keine Activen gegenüber stehen. Geht man von der gewiß nicht irrigen Ansicht aus, daß diese 13,5 Milliarden durchschnittlich mit fünf Prozent zu verzinsen sind, dann finden wir die jetzige und leider auch die zukünftige Generation mit einer jährlichen Zinsenlast von 677 Mill. Mk. belastet, d. h. von den 136 Mill. Amerikanern, die sich in diese Schulden theilen, ist ein jeder mit etwa fünf Mk. Kopfsteuer geboren und jedem neu erscheinenden Menschenkinde legt auch hier eine Fee nicht die sprüchwörtlichen Silberlöffel in die Wiege, sondern die Verpflichtung Jahr aus Jahr ein fünf Mk. beizusteuern zu Schuldenverpflichtungen, denen keine Vermögensstücke gegenüber stehen.

Den obersten Rang in der Hierarchie der Schulden nimmt die Union ein. Sie schuldete am 1. Januar 1897 993 Mill. Doll., und zwar 847,3 Mill. Doll. zinstragende, 1,4 Mill. Doll. zinsverfallene Bonds und 375,5 Mill. Doll. unverzinsliche Schulden, totaliter 1222 Mill. Doll., denen 228,3 Mill. Doll. Cassa-Ueberschuß im Schatzamt gegenüberstehen, mithin reine Schuld 993 Mill. Doll. Am 1. Mai d. Js. hat sich die fundirte und die unfundirte Schuld auf 1234 Mill. Doll. gehoben, denen 215,8 Mill. Doll. „Cassa-Ueberschuß" gegenüberstehen gleich 1018 Mill. Doll. Totalverpflichtungen. Die Union ist bekanntlich das Land der thatkräftigsten Schuldentilgung. Vor dem Bürgerkrieg war die Staatsschuld etwa 65 Mill. Doll. mit 3 Mill. Doll. Zinsenlast; sie stieg bis zum 30. Juni 1865 auf 2680 Mill. Doll., also auf das Vierzigfache, stand 1870 noch bei 2400 Mill.

Doll., gleich 130 Mill. Doll. Jahreslast und sank 1893 auf 838 Mill. Doll. mit nur 23 Mill. Doll. Zinsendienst.

Brasilien haben wir unter Reducirung des Papiermilreis auf acht Pence mit 2072 Mill. Mk. eingesetzt. In Wirklichkeit beträgt die in Papier zu zahlende Schuld 365 Mill. Milreis fundirte, 270 Mill. Milreis schwebende Schuld und 712 Mill. Milreis Zwangsnoten, totaliter 1347 Mill. Milreis, so daß die nominelle Schuld Brasiliens 2185 Mill. Mk., mithin 4257 Mill. Mk. beträgt. Da aber nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, daß das Milreis je wieder auf 27 Pence steigt, ist der Ansatz von acht Pence auch noch innerhalb des der Republik Schwerfallenden.

Argentinien hat sich bekanntlich bedeutend besser gemacht als die große Nachbarrepublik, obgleich auch hier das Wüthen des Goldagios große Verheerungen angerichtet hat. Das Total von 1679 Mill. Mk. setzt sich zusammen aus etwa 1207 Mill. Mk. Auslandsschulden und 470 Mill. Mk. Inlandsschulden, wobei freilich wieder die Goldmark mit 225 Prozent Goldagio angenommen ist, ein Verhältniß, das derzeit nicht mehr ganz anwendbar ist.

Cubas Schuld in Höhe von 1404 Mill. Mk. setzt sich zusammen aus 700 Mill. Mk. sechsprozentigen aus dem Jahre 1886, 506 Mill. Mk. fünfprozentigen 1897 und 200 Mill. Mk. schwebenden, dem spanischen Staat schuldenden Lasten. Wie augenblicklich der Stand der Dinge ist, entzieht sich der Kenntniß der Außenstehenden.

Die Dominion of Canada haben schon seit Jahren keine beträchtliche Zunahme ihres Schuldbuches zu verzeichnen, im Gegentheil, die Regierung hat nach und nach 2200 Kilometer Staatsbahnen erworben bezw. gebaut, die mit 240 Mill. zu Buch stehen und somit die Bundesschuld um diesen Betrag herabdrücken. Von den Einzelstaaten schulden Columbia, Manitoba je vier Mill. Doll., während die Nordwest-Territorien, Prinz-Edward-Inseln und Ontario, die beneidenswerthen Beispiele absoluter Schuldenlosigkeit darstellen, der letztere Staat hat 5 Mill. Doll. zinstragenden Vermögens. Mit Mexico, dessen Finanzverhältnisse als bekannt vorauszusetzen sind, schließt die Reihe der Milliardenschuldner Amerikas.

Der älteste Erdtheil Asien folgt mit einer Gesammtschuld von annähernd sechs Milliarden Mk., in Anbetracht des Umstandes, daß sie sich auf 842 Millionen Einwohner vertheilen, gewiß eine kleine Belastung, die noch geringfügiger erscheint, wenn man bedenkt, daß dem Hauptschuldner Indien, das mit 2992 Mill. Mk. belastet ist, Staatsbahnen im Buchwerthe von 1800 Mill. Rupien gegenüberstehen. Japans Schuld in Höhe von 1776 Mill. Mk. hat als Activum nur ca. 1000 km Staatsbahnen anzuführen und China mit seiner Milliarde Auslandsschulden, die inneren entziehen sich der Kenntniß, hat gar keine Bahnen in Eigenthum und bekanntlich erst überhaupt ca. 500 km in Betrieb. Mit Ceylon, das 70 Mill. Mk. schuldet, aber 500 km Bahnen im Buchwerth von $51^1/_2$ Mill. Rupien besitzt, Persien (10 Mill.) und Hong-Kong 6,8 Mill. ist vorerst das Schuldbuch Asiens geschlossen.

Der fünfte Welttheil, Australien, hat durch sein ungezügeltes Borgen die relativ größte Schuldenlast aufzuweisen, rund 4400 Mill. Mk., und zwar Neusüdwales 1244 Mill. Mk., Victoria 952 Mill. Mk. Während der Erdtheil 1874 erst (!) mit 420 Mk. pro Kopf belastet war, ist die Kopfquote jetzt 1040 Mk. oder eine Kopfzinsenlast von etwa 50 Mk.

Andererseits ist nicht zu vergessen, daß fast alle Bahnen Australiens Staatseigenthum sind, und zwar etwa 22000 km mit 2600 Mill. Mk. Capitalwerth (der sich freilich schlecht verzinst), so daß eigentlich nur 1800 Mill. Mk. Belastung verbleiben, immerhin für ein allerjüngstes Staatengebilde eine große Summe.

Afrika hat nur einen großen Schuldner, das ist Egypten, das rund 2 Milliarden Mk. schuldet und dessen Finanzen im Aufblühen begriffen sind; erwähnen wir nur noch das Cap mit 550 Mill. Mk., Natal mit 160 und die Congostaaten mit 120 Mill. Mk., so ist die Liste der größeren Schuldner erschöpft und mit seiner Totalschuld von drei Milliarden Mk. ist in dieser Hinsicht wenigstens der „dunkle" Erdtheil nicht der dunkelste.

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Kaiser Friedrich.

Von Klaus Groth.

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten." Jesus Sirach, der das geschrieben hat, war ein ärgerer Demokrat als ich es, wenigstens in meiner Jugend war, denn ich blickte mit Respect hinauf zu allen höher Stehenden; ich dachte mir Reiche und Vornehme als Leute, die nicht nöthig hätten, Kraft und Zeit, wie wir Anderen, zu verwenden, um für des Lebens Nothdurft zu sorgen, sondern die für ihre Ausbildung, für Wissenschaft oder Kunst, für Bücher und Schriften leben könnten, die durch Umgang mit anderen gebildeten Menschen vornehm in Gesittung und Sitten sein müßten, und gern hätte ich mit Solchen verkehrt, wenn es mir möglich gewesen wäre. Erst allmälig lernte ich, daß dies ein Irrthum, daß Leerheit, Langeweile, Hochmuth und niedrige Gesinnung auch bei Reichen und Vornehmen das Gewöhnliche sei, und mehr und mehr wählte ich meinen Umgang, als ich so weit war, ihn wählen zu können, unter meines Gleichen an Vermögen und Stellung in der Gesellschaft. Dennoch bin ich selbst mit Höchstgestellten in nähere Berührung gekommen, und da sich in meinen Schriften davon deutliche Spuren finden, will ich einmal niederschreiben, wie es gekommen, damit ich in der Nachwelt nicht falsch beurtheilt werde.

Gedichte von mir an höchste Personen, dies sei hier gleich im Anfange gesagt, sind nie ohne Anregung von außen aus ganz freiem Entschluß entstanden; vielleicht erzähle ich später bei dem einen oder anderen Gedicht, wie diese Anregung war, was oder wer mich dazu veranlaßte zu schreiben, was ich allerdings im Herzen empfand. Ich überwand die Scheu, meine Gedanken in dieser Weise auszusprechen und sie der Oeffentlichkeit preis zu geben, jedesmal erst auf die Ermahnung oder die Bitten von Freunden.

Mit dem kronprinzlichen Paare, dem späteren Kaiser Friedrich und Gemahlin, wurde ich in folgender Art bekannt:

Die hohen Herrschaften waren im Sommer 1873 mit ihren Kindern in Wyk auf Föhr zum Badeaufenthalt. Bekannt mit ihnen war schon von früher her durch sein Verhältniß zum Herzog Friedrich mein langjähriger Freund, der Maler Christ. Magnussen, damals noch in Hamburg ansässig. Magnussen hatte sich in Niblum ein kleines Bauerngewese gekauft und wohnlich eingerichtet, in dem er Sommers mit seiner Familie hauste. Er gab der Kronprinzessin etwas Anweisung zu ihrer Malerei. Sie fuhr oft auf einen halben Tag oder doch auf Stunden zu ihm hinaus, der Kronprinz pflegte nachzukommen. Die beiden Herrschaften fühlten sich behaglich in der reinlichen, stillen Behausung, so sehr, daß oft der Kronprinz seine Schreibmappe mitbrachte, am einfachen Bauerntisch an seinen Vater oder sonst wen schrieb, seine Frau am anderen Ende oder vor der Thür malte und Beide mit Frau Magnussen oder mit ihm in wahrhaft vertraulicher Weise plauderten. — Eines Tages schrieb mir mein Freund, die Kronprinzessin habe ihn gebeten, mir um ein Autograph für ihre Mutter, die Königin von England, zu

schreiben. Natürlich schickte ich ihm eine Handschrift und bemerkte etwas ironisch dabei: Die Königin habe gewiß viele Handschriften, auch wohl chinesische. Dies hatte Magnussen ihr nicht verhehlt, und sie ließ mir darauf sagen, ihre Mutter kenne und verstände, ebenso wie sie selbst, den „Quickborn" recht gut. Diesen Wink durfte ich nicht mißverstehen, und da gerade mein „Rothgeter" erschienen war, erlaubte ich mir, der hohen Frau ein Exemplar (vielleicht mit einigen Worten darin) zuzuschicken. Daraus entspann sich etwas wie ein Briefwechsel. Ich hatte mich damals schon lange mit dem Gedanken getragen, unsere heimischen Sagen von Niß Puk und den Zwergen in Balladen zu behandeln, und führte jetzt den Gedanken allmälig aus, nicht ohne die Hoffnung, das Interesse der hohen Herrschaften für unser Vaterländchen zu beleben und zu stärken. Ich schickte die Gedichte einzeln, so wie sie fertig waren, nach Föhr, und es entspann sich dadurch eine Art Verkehr mit der Kronprinzessin, theils indirect durch Magnussen, der ihr die Gedichte überbrachte, vorlas und erläuterte, theils direct brieflich. Ein längerer Brief der hohen Frau aus späterer Zeit spricht sich ausführlich lobend über meine dichterische Thätigkeit im Allgemeinen aus; er ist auf Drängen Magnussen's mit Erlaubniß der Kronprinzessin veröffentlicht worden.

Als ich später im Jahr 1871 nach Oxford eingeladen war, einen Cyclus Vorlesungen an der Universität zu halten, schrieb die Kronprinzessin eine Empfehlung an ihre Mutter, die Königin Victoria, woraufhin ich von der Königin eine Einladung nach Windsor Castle empfing. Ich war einen ganzen Tag dort und wurde von ihrem (deutschen) Privatsecretair herumgeführt, der mir alle Merkwürdigkeiten zeigte, sogar das Mausoleum für Prinz Albert, das sonst keinem Fremden zugänglich war. Die Königin selbst zu sehen, wurde dadurch verhindert, daß zufällig am selben Tage unsere Kaiserin Augusta und der König von Belgien zum Besuche eintrafen. — Ich hatte dann mit der Kronprinzessin weiter keinen Verkehr, als daß ich ihr zweimal ein Gedicht an ihren Sohn, Prinz Heinrich, schickte: bei seiner Abreise 7. October 1878 und bei seiner Heimkunft 9. October 1880 von seiner Fahrt um die Welt. Beide Eltern ließen sich herzlich dafür bedanken, der Prinz hat nichts von sich hören lassen. Diese beiden Gedichte habe ich auf Drängen meiner Freunde geschrieben. Aus eigenem Antrieb schrieb ich zur silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares, 25. Januar 1883, ein paar Verse.

Es ist für mich eine gar sonderbare Erfahrung gewesen, daß diese sechs Balladen von Niß Puk und den Seinen ganz unbeachtet geblieben sind, wenigstens habe ich nie eine Stimme öffentlich darüber vernommen, da sie nach meiner Meinung nicht schlechter sind, als die übrigen, die ich geschrieben habe, und da sie durch ihren Gegenstand, wenigstens bei uns, ein besonderes Interesse erregen müssen. — Jedenfalls aber verdanke ich ihnen meine einzige Begegnung mit unserem Kronprinzen. Die Sache kam freilich nicht sogleich.

Im Sommer 1873 wurde der Grundstein zu unserem neuen Universitätsgebäude gelegt. Der Kronprinz war gebeten und erschien von Föhr aus zu der solennen Feier des für ihn bedeutungsvollen Actes. Es mag nebenbei erzählt werden, daß ich dem Musikdirector Carl Borchers auf seine Bitte den Text zu einer Cantate gedichtet hatte, die, achtstimmig, bei dieser Gelegenheit von einem gemischten Chor ausgeführt wurde. Auch hatte ich ein Gedicht für die Feier in die Kieler Zeitung gegeben (das nicht in meine Gesammelten Werke aufgenommen ist). Ich war etwas unwohl und hatte dadurch einen mir passenden Vorwand, bei dem Hauptact nicht zu erscheinen.

Am Abend hatte die Universität zu einem Festessen auf Bellevue Einladungen erlassen, ich war, wie gewöhnlich, nicht eingeladen. An der Tafel saß, nach altem Herkommen, der Kronprinz zur Seite des derzeitigen Rectors. Es war der Professor Kupfer, ein von den Russen aus Dorpat vertriebener Kurländer, ein Mann von aristokratischen Manieren und vornehmem Aeußern, wie selten ein Professor für diesen Platz diesen Abend geeignet. Er zur Rechten. Zur Linken saß der damals vornehmste Mann der ganzen Versammlung, der Graf, eigentlich Prinz von Nöer, der sich nur zum Grafen hatte degradiren lassen, um eine Bürgerliche, seine jetzige Wittwe, heirathen zu können. Er war ein etwas eigenthümlicher Gelehrter, hatte Indien bereist, Sanskrit gelernt, eine Geschichte des Königs Akbar von Indien geschrieben und seine Heimath wohl so ziemlich vergessen. Doch ich will meinen weiteren Bericht von einem Augenzeugen erzählen lassen.

Nämlich am folgenden Morgen erschien zur gewöhnlichen Besuchszeit, ich spazierte eben vor meinem Hause im Garten, Professor Kupfer im Gesellschaftsanzuge: Frack, weiße Halsbinde, feierlich, wie es ihm wohl anstand, und begrüßte mich. Ich neckte ihn wegen seiner äußeren Erscheinung, bei mir gar, und bemerkte, er habe wohl noch höhere Visiten zu machen. Darauf lächelte er vornehm und sagte: er komme zu mir, um mir freundliche Grüße vom Kronprinzen zu überbringen, der mir sehr gewogen sei. Ich fand es beinahe komisch und erwiederte darauf: der hohe Herr sei ja überall freundlich und gütig, und wollte damit die Feierlichkeit beenden. „Nein," sagte Kupfer, „Herr College, es ist ernster gemeint, ich muß Ihnen dann wohl das Genauere berichten. Ich saß neben seiner kaiserlichen Hoheit zu seiner Rechten, zu seiner Linken Graf Nöer. Der Kronprinz überschaute mit erhobenem Haupt die Tischgesellschaft und sagte zu mir: ‚Wo ist Klaus Groth? Ich seh ihn nicht, ist der nicht hier?' — ‚Professor Groth ist krank', antwortete ich (log er!). — ‚Das thut mir leid!' sagte darauf der Kronprinz. Und zum Grafen Nöer gewandt: ‚Sie kennen doch Klaus Groth?' — ‚Nein, Kaiserliche Hoheit.' — ‚Nein? dann kennen Sie doch gewiß seinen „Quickborn"?' — ‚Nein, Kaiserl. Hoh.' — ‚Was? den kennen Sie nicht? Dann sollten Sie sich schämen! Ich bin ja ein martialisch aussehender Kerl (und er strich sich über seinen schönen Vollbart), ich lese oft Abends meiner Familie aus dem „Quickborn" vor, und mir laufen oft die Thränen in meinen Bart. Das (zu Kupfer gewandt) erzählen Sie morgen früh Klaus Groth.'" — „Donnerwetter," sagte ich nun zu Kupfer, „das ist was Anders! Danke schön! Das laß ich mir gefallen!" Und Kupfer nahm verbindlich lächelnd Abschied von mir.

Ende der Badezeit ließ mir der Kronprinz von Föhr telegraphiren, ich möchte, wenn meine Gesundheit es erlaubte, am Tage seiner Rückreise nach Neumünster kommen. Er habe dort einige Zeit, mich zu sehen. Dort erschien ich denn und wartete auf seine Ankunft. Der Bahnhof war voll von neugierigen Menschen, die man damals noch nicht aussperren konnte wie jetzt. Der Inspector machte mir aber Platz, als der Zug sich nahte, und zeigte mir den Hofsalonwagen. Dahin verfügte ich mich. Noch war ich nicht heran, als eine Glasthür an der Längsseite sich öffnete, eine kleine eiserne Treppe fiel heraus und aus der Thür trat auf die Stufen der Kronprinz, hielt mir beide Arme hin und zog mich an den Händen zu sich hinein. Ich bin nicht empfänglich für äußerliche Freundlichkeiten in Mienen und Geberden, bin eigentlich leicht mißtrauisch dagegen. Aber die Art, wie ich hier empfangen wurde, war so herzlich freundlich und gütig, daß ich mich ganz und willig dem Eindrucke hingab. Ich werde den Augenblick mit allen Einzelheiten nie vergessen. Ich bin nie in meinem Leben von der Erscheinung eines Mannes im ersten Hinblick so bezaubert gewesen, wie diesmal. Der herrliche Mann stand da in der Kraft und Schönheit, wie sie wohl selten vom Geschick ausgetheilt wird, und seine Güte strahlte so überzeugend aus dem männlichen Gesicht, tönte so wahrhaftig aus der Stimme, als er mir sagte: „Wie freue ich mich, endlich den Mann einmal zu sehen, der uns so viele schöne Stunden bereitet hat! Kommen Sie,

kommen Sie! Dies ist meine Frau!" Sie stand gegen den kleinen Ofen gelehnt, sprach leise auch ihr Willkommen aus. Ihre Erscheinung hatte keineswegs etwas Königliches, sie sah der Herrschergestalt ihres Mannes gegenüber beinahe schüchtern aus, anmuthig übrigens. Als sie sich nun bei mir für meine Balladen bedankte, sagte ihr der Kronprinz etwas laut: „Davon hast du mir ja gar nichts gesagt!" — „Du warst ja nicht da, warst ja in Schweden," entgegnete sie. „Und dies sind meine Kinder!" Ich sah sie kaum, sie sahen müde aus. „Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" U. s. w. Und nachdem wir noch Einiges gesprochen, entließ er mich mit den Worten: „Nun muß ich noch meine Familie abschmatzen, sie fahren nach Hamburg, ich komme gleich wieder zu Ihnen hinaus und habe noch Zeit, ich fahre nach Panker."

Als der Zug nach Hamburg abgegangen war, trat der Kronprinz zu mir auf den Bahnsteig, wo wir dann eine gute Viertelstunde neben einander auf- und abgingen. Unser Gespräch war natürlicherweise in solcher Situation ein leichtes heiteres Geplauder. Unter Anderem fragte der Kronprinz: „Wann wird wohl das Universitätsgebäude in Kiel fertig werden?" In zwei Jahren, hoffte ich. „Sind wir nicht eigentlich Collegen?" sagte er dann, halb ernsthaft, indem er mich anschaute. „Daß ich nicht wüßte," war meine Antwort. „I wohl," sagte er, „Sie sind ja doch auch wie ich Ehrendoctor der Oxforder Universität!" — „Nein, kaiserliche Hoheit, aber da Sie den Ausdruck College auf mich angewandt haben, so darf ich mich allerdings rühmen, wie Sie Doctor honoris causa der Universität Bonn zu sein." Wobei wir uns lächelnd Beide gegen einander verneigten. Dabei wanderten wir den langen Neumünsterer Bahnsteig auf und ab. Die Menschenmenge, Kinder und Frauen meist voran, stoben jedes Mal bei unserer Annäherung, wie Spreu vor einem Zugwinde auf einer Tenne, vom Perron hinunter, immer die Augen neugierig auf den stattlichen hohen Herrn gerichtet, der ihnen dann und wann einen flüchtigen Blick zuwarf, und schloß sich sogleich wieder wie eine Heerde Schafe hinter uns an. Nur einmal wurden wir in unserem Marsche einen Augenblick aufgehalten. Ein ältlicher, kleiner Herr in etwas abgetragenem schwarzen Frack mit weißer Halsbinde, den ältlichen Cylinder in der Linken, blieb vor dem Kronprinzen nach tiefer Verbeugung stehen. Er hob seine weiß behandschuhte Rechte und begann eine feierliche Rede. Davon hörte ich, einen Schritt zurückbleibend, nur den Anfang, als der Kronprinz mit einer wie durch häufige Uebung erlangten Fertigkeit — ich dachte an einen Circus und lachte innerlich Beifall — dem alten Herrn schon den Hut, indem er seinen verbindlichen Dank aussprach, auf den Kopf gesetzt hatte. Dann reichte er dem verlegen dreinschauenden, verschüchterten Alten freundlich die Hand, und war schon wieder im Gespräch mit mir, ehe jener sich kaum zurückgezogen und zum Gehen gewandt hatte. — Gleich danach gab der Herrliche auch mir mit lieben Worten die Hand zum Abschiede, sein Salonwagen stand zur Abfahrt bereit. Er winkte noch aus dem Fenster hinaus. Und ich sah ihn nicht wieder.

Als er vor nun zehn Jahren starb, war ich mit Johannes Brahms in Thun zusammen. Wir gingen bei der Nachricht sogleich in einen Laden und kauften uns einen Trauerflor, um der englischen Colonie im Besondern zu zeigen, wie deutsche Männer den Verlust empfanden.

---

## Ein neues Musikdrama.

(„Zinnober".)

Von Paul Marsop.

Es ist etwas Schönes um die ächte Jugend. Um die, welche den Kampf liebt und sich des Schwärmens nicht schämt, um die, für welche hinter einem rothen Abendwölkchen eine Welt von Träumen aufsteigt. In der Kunst schafft diese Jugend nur selten etwas Großes. Kunst und Leben sind ihr noch Gegensätze; sie hat noch zu wenig der seelischen Schmerzen erfahren, welche das Ohr dafür schärfen, daß es den Einklang zwischen Kunst und Leben vernehme. Aber sie bringt die liebenswürdigsten Irrthümer im Reiche der Musen zu Wege. Theilt sie auch dort nur etwas von der Lyrik der eigenen Seele mit, wo sie ein Drama frei sich bewegender Gestalten zu geben vermeint, so dankt ihr doch Jeder dafür, der sich die Fähigkeit erhalten hat, in steter treuer Freundschaft mit der Jugend jung zu bleiben.

Ein solch' erquicklicher, herzerfrischender Jugendirrthum ist auch das Musikdrama „Zinnober" von Sigmund v. Hausegger, das jetzt im Münchener Hoftheater zum ersten Male in Scene ging. Eine „humoristisch-phantastische Handlung, nach E. T. A. Hoffmann's Erzählung" nennt der Componist sein Werk. Er ist zu bescheiden. Nicht mehr hat er von dem Meister des novellistischen Phantasiestückes entlehnt, als den äußeren rosenfarbenen Habitus eines harmlos gefälligen Liebespaares, ein paar Namen und etwas von der zwischen Coulissentechnik und tiefgestimmten poetischen Farbentönen schillernden Romantik des Dichters. Ob Hausegger sich dessen überhaupt bewußt wurde, daß in dem Märchen Hoffmann's die Satire nicht nur Beiwerk, sondern Zweck, das Feenwesen und der Gespensterspuk dagegen nur einestheils Einkleidung ist, anderentheils aufgesetzter, oft überwuchernder Schmuck, mit welchem der Maler Hoffmann sich neben und nicht selten auf Kosten des Schriftstellers zu behaupten sucht? Schwerlich. Denn als Sohn eines Vaters, der ein ganz ausgezeichnetes Buch über die „Musik als Ausdruck" geschrieben hat, dürfte Hausegger doch darüber mit sich in's Reine gekommen sein, daß die Musik — wie es die Partitur der „Meistersinger" und Etliches aus der Feder von Auber und Berlioz beweisen — wohl gelegentlich einmal einen satirischen Einzelzug zweckmäßig unterstreichen kann, doch für ein vom Anfang bis zum Ende auf fortlaufende ironische Behandlung gestelltes Problem als ständige Begleiterin und Ausdeuterin eine wenig glückliche Rolle spielen würde. Klein Zaches, genannt Zinnober, ist in epischer Darstellung ein ganz prächtiges Symbol für die Biedermänner, die ohne eigenes Wissen und Können sich durch die Leistungen ihrer besser begabten und arbeitsameren Nebenmenschen forthelfen, ja in der Meinung der Menge, die stets die Anstrengung schärferen Zusehens scheut, ihre Mitbewerber sogar mit allem Recht ausstechen. Aber die Musik vermag diese wenngleich alltägliche, so doch für die Psychologie der Massen allezeit bedeutsame Erscheinung weder hülfreich zu erklären, noch auch hat sie etwas mit den moralisirenden Gedanken eines Satirikers zu thun, den es vielleicht nur darum reizte, seine Erzählung überhaupt in Angriff zu nehmen und in der Beleuchtung eines typischen Falles durchzuführen, weil er dabei in uneingeschränktem Waltenlassen der sogenannten poetischen Gerechtigkeit an das Leben und die ihm vielfach eingeborene Unbilligkeit wenigstens zeitweise vergessen konnte.

Das ist eben der Trost der Aelteren, daß sie wenigstens in der Dichtung alles an den ihm gebührenden Platz setzen können. Die Jüngeren hegen noch Hoffnung, ihre Ideale im Leben zu verwirklichen. Sie sehen auch im heutigen Nützlichkeitsstaate noch immer verkleidete Prinzen und Prinzessinnen herumwandeln, sie nehmen zum Mindesten jede Erzählung, die mit „es war einmal" beginnt, für ein rechtschaffenes, leibhaftiges Märchen, in welchem das gute Princip schon darum siegen muß, weil es eben das gute ist. Ja sie tragen in ein solches Märchen gern etwas von ihrem eigenen Lebenstraum hinein. So hat auch Hausegger sich das Capriccio Hoffmann's auf seine Art zurechtgelegt. Wird bei Letzterem das satirische Hauptmotiv von denen die da ernten, was andere gesäet haben, noch von dem gleichfalls satirisch durchgeführten Nebenthema umspielt, das, ungefähr im Sinne von Goethe's „Bürger-

general" und Tieck's „Gestiefeltem Kater" sich gegen die Fanatiker der Aufklärung um jeden Preis wendet, so hat da Hausegger etwas wie den uralten Gegensatz zwischen dem jungen, verträumten, von Sang und Klang erfüllten, auch wohl componirenden Dichtergemüth und dem bitterbösen Schulpedantenthum für sich herausgelesen. Ihm schwebt eine Art Walther Stolzing im Rahmen einer Geisternovelle Hoffmann's vor. Dementsprechend hat er auch den Feenapparat des Dichters auf seine Weise umgemodelt. Die Dame Rosabelverde, die im Originale durch übel angebrachte Gutmüthigkeit den verwachsenen Krüppel Zinnober mit Zaubergaben begnadet und damit die Verwickelung hervorruft, ist bei Hausegger die brave Fee schlechthin, welche das lenkbare Luftschiff für den Theatergebrauch schon längst erfunden hat und die Uebelwollenden dadurch narrt, daß sie sie zwingt, gegen ihren Willen ihre geheimsten Gedanken zu offenbaren. Der Doctor Alpanus dagegen, dem im Märchen die hübsche Aufgabe zufällt, seiner schönen Gevatterin aus Dschinnistan verbindlich nahezulegen, daß Feen übel daran thun, wenn sie ihren natürlichen Wirkungskreis überschreiten: dieser köstliche Ironiker, hinter dessen Maske der feine tiefsinnige Lebensweisheit mit krausem Arabeskenwerk verhüllende Hoffmann selbst hervorlugt, ist im Musikdrama zum bösen Zauberer geworden, der den zopftragenden Vernünftlern die Stange hält. Der Grundgedanke der Novelle ist daher so ziemlich auf den Kopf gestellt. Hätte da Hausegger nicht überhaupt besser daran gethan, für die Personen seiner Handlung andere Namen zu wählen und sich ganz seiner freien Erfindung hinzugeben? Der „Titelheld" Zinnober vollends, den man in der Novelle als Symbol in groteskem Gewande, als ein Mittelding zwischen Abstraction und geistreicher Carricatur recht wohl leiden mag, muß in einer scenischen Behandlung, zumal wenn sie die treibenden Motive stark verallgemeinert, zu einem nahezu überflüssigen, in seinem Reden und Thun ganz unverständlichen Popanz werden, sofern der Zuschauer nicht alle Einzelheiten der Novelle Hoffmann's noch frisch im Gedächtniß hat.

Es geht Hausegger so, wie den meisten jüngeren Wagnerianern von Begabung, welche Musikdramen schreiben. Sie scheitern nicht sowohl deßhalb, weil es mit ihren eigenkräftigen musikalischen Ideen nicht gerade glänzend bestellt, oder weil ihre compositorische Technik eine mehr oder weniger einseitig auf das Orchestrale gerichtete ist. Vielmehr haben ihre Werke darunter am meisten zu leiden, daß ihr dichterisches Vermögen sich meist nur als ein sehr bescheidenes darstellt. Unrecht thut man damit, es ihnen nachdrücklich zum Vorwurf zu machen, daß sie sich des leitmotivischen Aufbaus und des stilisirten Recitativs nicht begeben; sie können dessen ebensowenig entrathen, wie etwa die noch relativ selbständigen Nachfolger Gluck's und Mozart's von der Declamation des Ersteren, vom Ariengerüst und vom kunstvoll ausgebildeten Finale des Letzteren abzusehen im Stande waren. Nicht daß sie sich als vorwiegend anempfindende Musiker, sondern daß sie sich als schwächliche Poeten zeigen, ist für ihr Geschick entscheidend. Positiv ausgedrückt: wären sie stärkere Dichter, so würde ihnen auch die musikalische Erfindung reichlicher zuströmen. Denn diese quillt um so üppiger, in je höherem Grade es dem Componisten verliehen ist, sich mit dem poetischen Gehalt einer gefühlsgesättigten Situation zu durchdringen, ihn bis zum Grunde seiner verborgensten Rinnsale auszuschöpfen. Es ist, wie es scheint, immer noch nicht scharf genug betont worden, daß die Hauptaufgabe eines da Ponte und Schikaneder darin bestand, Mozart die dichterischen Empfindungen von den Lippen abzulesen, um sie mit weniger Kunst als geübter Fertigkeit in leidlich wohlklingende und theatergemäße Reime zu bringen. Die Charaktere haben sich Mozart wie Wagner geformt. Aber die Bühnenfiguren unserer jungen Neudeutschen sind eben keine Charaktere, sondern musikdramatische Schablonen. Sie haben nur einen anderen äußeren Contour als die Opernschablonen. Die Seele fehlte und fehlt den einen und den anderen. Ohne Seele aber keine innerlich ansetzenden, und innerlich, also vornehmlich auf echt musikalischem Wege auszutragenden Conflikte. Und ohne Conflikte kein Theater.

Das Dichten läßt sich nun freilich ebensowenig in Seminarien für Literaturgeschichte erlernen, als das Componiren in den Hochschulklassen für musikhistorische Ausbildung. Aber das Dichten fängt mit dem Jung-Sein an: „der Lenz, der sang für sie," sagt Hans Sachs. Und es stärkt sich dann mit dem sich Jung-Erhalten. Jung fühlen, heißt Stimmung in sich tragen. Zusammengefaßte, verdichtete Stimmung giebt dann dichterisches Anschauen, das, um sich als etwas Eigenes aussprechen zu können, immer ein Erleben sein muß. Wer durch den Wald geht und nur die Blätter aus den Gedichten Eichendorff's und Lenau's rauschen hört, der mag ein feines Talent zum musikalischen Zuhören haben, das auch nicht allzuhäufig anzutreffen ist und darum nicht unterschätzt werden soll. Doch ein Dichter ist er deshalb noch nicht. Wem jedoch der Waldgang zum eigenen Erlebniß wird, wem Baum und Blume, Berg und See mit stillberedter Frage nahetreten und Antwort in einer Sprache heischen, die nicht mehr die des Alltags sein kann, die zu rhythmisch beschwingter, von stärkerem und schnellerem Herzschlag durchbebter Rede drängt: dem ist's wohl gegeben, ein Stück Natur und Menschheitsempfinden in künstlerisch zusammenschließender Darstellung zu potenziren. Vielleicht ist er nur erst der Poet, der Tondichter der Situation, vielleicht wird er niemals der der Charaktere werden. Aber aus liebevoller, wie unter dem Zwange eines übermächtigen Wunders erfolgender Hingabe an die Situation erschließt sich die Erkenntniß des ganzen Menschen, wie er im Drama kämpfend und leidend, als Unseliger und als Beglückter sich offenbaren soll. Gleichsam von einer centralen Lichtquelle breiten sich dann Strahlen aus, welche die Entwickelungsgeschichte der Seele, die Dialoge der Tage ihres Ringens und Werdens erhellen und enthüllen. Unter diesen Ein- und Tiefblicken regt sich das Dämonische des individuellen Schaffens, wachsen Lust und Kraft zu eigenartigem, dramatischem Gestalten auf, im verständnißreichen, von besonnener Prüfung begleiteten Mit- und Nacherleben fremder, bedeutender und bewegender Geschicke, in weitaushallendem Mitklingen der Saiten des eigenen Inneren.

Darum gehört unser Hoffen den Jungen, denen man es anfühlen darf, daß sie in der Morgenfrische eines noch nicht anwelkenden Empfindens sich dem Ideal, wie es ihnen im dichterisch verklärten scenischen Bilde vorschwebt, willig, mit ungetheiltem Herzen hingeben — selbst wenn dieses Bild nur der Wiederschein dessen ist, was ein Größerer in wundersamer Zwiesprach mit seinem Genius einst erschaut hat. So sei auch der Componist des „Zinnober" im Kreise derer willkommen geheißen, die den Vorzug haben, daß sie mit Talent irren. Möge er sich immerhin seinen Glauben an gute Feen und böse Zauberer erhalten: die Welt der Kunst ist nichts als ein großes, unendlich vielfarbiges Märchen — und wer in ihr Ehrenbürger werden möchte, dem darf vor Allem die naive Treue gegen den „Gott, der ihm im Busen wohnet" nicht abhanden kommen. Sonst bleibt er dem Spiele wechselnder Tage und Winde hilflos preisgegeben. Aber auch dessen sei der junge, begabte Musiker eingedenk, daß die Feen Niemand helfen, der sich nicht selbst hilft. Möchte er sich durch den sehr freundlichen Empfang nicht beirren lassen, den sein Werk im fortschrittsfreudigen München gefunden hat. Der Beifall galt nicht seiner in sich noch recht widerspruchsvollen, in der dramatischen Anlage, im musikalisch-thematischen Aufbau, selbst in der Behandlung des Orchesters noch nicht hinreichend durchgearbeiteten Leistung, sondern seiner unzweideutigen künstlerischen Ehrlichkeit. Letztere läßt sich ja heutzutage nur den Wenigsten nachrühmen. Wer aber wohlfeile „Effecte" vermeidet, der hat darum allein noch keinen Anspruch darauf, zu denen gezählt zu werden,

auf die zu rechnen ist. Er muß noch erweisen, daß er auch im Stande sei, in persönlichem ausgeglichenem Können begründete und dauernde Wirkungen hervorzurufen. Er muß seine scenische Technik vertiefen und bereichern. Er muß seinen Humor abschäumen und seine Lyrik in eigenen Weisen singen lassen. Er muß vor Allem den Menschen näher treten und Klarheit darüber gewinnen, daß es ja zweifellos ersprießlich und erquicklich sei, Welt und Dichtung unter den Gesichtspunkten Hans Sachs'scher Lebensreife zu betrachten, daß aber ein jeder Künstler darnach zu streben habe, ein Psychologe auf eigene Faust zu werden. Anempfundene Weltauffassung verstimmt den nachdenklichen Hörer oft mehr, als eine allzu wahllos übernommene Harmonik und Instrumentirung. Bisher sind, im besten Falle, die componirenden Wagnerianer deßhalb große Wunderkinder geblieben, weil sie Alles durchstudirt haben — außer ihren Mitgeschöpfen von Fleisch und Blut. Sie sollten — und das gilt auch vornehmlich für Hausegger — am Besten für Zeit und Weile die Freundschaft und Vetterschaft gänzlich meiden, innerhalb deren sich Ideen und Gespräche Tag und Nacht unausgesetzt um einen überragenden Hochmeister der Kunst drehen. Nicht Wagner und nicht Mozart werden die besten Lehrer und Berather der wahren Zukunftscomponisten sein, sondern die Natur und die Menschen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Nothhelfer.

Von E. Würthmann.

Im Kalender war ein St. Wikduß nicht zu finden, es hätte denn ein scharfsüchtiges Auge ihn am 15. Juni als St. Vitus ausgespürt. Ob er indeß unter diesem seinem wahren Namen wirklich den Heiligen beigesellt war, welche die Thürnische des Seiteneinganges zur Kathedrale füllten, bleibt fraglich. Sie drängten sich in halberhabener Bildhauerarbeit in der Wölbung, Einer hinter dem Andern, St. Wikduß war der letzte in der Reihe und, durch das Attribut seines Vormannes am Raum beengt, dem mittelalterlichen Künstler ziemlich kurz gerathen, der Kopf dagegen im Verhältniß zu groß. Vielleicht hatte ihn darum die Mutter dem Kleinen als seinen Namenspatron bezeichnet, als er diesen unter der seligen Schaar gezeigt haben wollte. Veitl's äußere Erscheinung wurde vom selben Schönheitsfehler beeinträchtigt, im Hinblick worauf und den überhaupt etwas absonderlich geformten Kopf — „die Greti hat sich gar so viel geschnürt zu selbiger Zeit," pflegte die Ahndl die Mißbildung zu erklären — der Dorfbader ihrem Enkel ehedem ein vorzeitiges Ende prophezeit hatte. Das natürliche Wachsthum des Körpers schien jedoch das Verhältniß zwischen Haupt und Rumpf allmälig ausgleichen zu wollen, und ohne seine bleiche Gesichtsfarbe, welche die Ahndl dem nämlichen bedauerlichen Umstand zuschrieb, wäre Veitl mit den großen erschreckten braunen Augen und dem hellen Flachskopf ein ganz hübsches Kind zu nennen gewesen. Augen und Haar waren Erbstücke von der Mutter — der schönen Greti, wie sie daheim geheißen, der belle Marguerite, zu der sie im Reichsland umgetauft worden war.

Vom Vater hatte er sein Erbtheil in baarem Gelde erhalten, vor Kurzem erst, als derselbe ein Ende gemacht. Nicht das meist unfreiwillige, keinem vorenthaltene, ob reich ob arm, sondern jenes nur bevorzugten Sterblichen ermöglichte, die unter Jugendthorheiten einen dicken Schlußstrich ziehen und von deren Consequenzen mit klingender Münze sich loskaufen können: er hatte sich mit einem vornehmen jungen Mädchen verlobt, das in jeder Hinsicht für ihn passend war.

In Veitl's kurzem Dasein brach damit der dritte Abschnitt an. Der erste im oberbayerischen Gebirgsdorf hatte mit der Ahndl Tod seinen Abschluß gefunden, als die schöne Greti den Sohn zu sich geholt in die Fremde, wo er lange Keinen verstand, sie mochten französisch reden oder deutsch. Er war nur froh gewesen, als er an der Kirchenpforte St. Wikduß fand. So war doch einer da, den er von früher kannte, sein Patron, dessen unverkürzten Namen ihm die Ahndl freilich nur beigelegt, falls er eine kindliche Missethat begangen, oder sie sonst grämlich gestimmt worden war. Wenn er nun zur Schule schritt oder einen anderen mißlichen Gang that — der schwer zu befriedigenden Mutter etwa einen Einkauf besorgen mußte — nahm er seinen Weg an der Kathedrale vorüber und strich im Vorbeigehen mit der Hand St. Wikduß ehrerbietig über den steinernen Rock, Beistand erflehend, weil der Heilige solch mächtiger Fürbitter war, solch großer Helfer aus der Noth. In Veitl's nicht ganz regelrecht gestaltetem Kopf mochte wohl auch von innen Manches verschoben sein.

Sobald erst das Verwirrende des jähen Wechsels sich gelöst, und er in der neuen Umgebung einigermaßen sich zurechtgefunden, hatte es ihm darin nicht schlecht behagt, besonders im Burschenzimmer des Herrn Rittmeisters in der Beletage, wo er helfen durfte, die Reitstiefeln abbürsten, das Putzzeug herbeitragen oder sonstige Handlangerdienste thun.

Bald aber sollte dieses anspruchslose Paradies sich ihm verschließen. Die schöne Greti mußte ausziehen aus ihrer Wohnung im dritten Stock, der Herr Rittmeister hatte es ihr nach seiner Rückkehr aus dem Osterurlaub sofort eröffnet. Er hatte den Urlaub bei seinen Eltern zugebracht, die ihm das passende junge Mädchen ausgesucht. In drei Monaten sollte die Hochzeit sein, da ging es schlechterdings nicht an, daß la belle Marguerite noch länger in einem Hause mit ihm wohnte. Greti hatte geweint und geraft, und das Geld, das den Umzug bestreiten sollte, wüthend auf den Boden geschleudert. Als sie aber allein geblieben, war sie einem vermißten Zweimarckstück unter alle Möbel nachgekrochen, wobei sie Veitl, der bei dem Auftritt seine erschreckten braunen Augen banger aufgerissen hatte denn je, ärgerlich aus dem Wege gestoßen, und war dann gegangen, sich einen neuen Strohhut zu kaufen, den weißen im Schaufenster mit dem nickenden, blaßblauen Federbusch. Der mütterliche Puff hatte nicht sonderlich geschmerzt — die Großmutter, wenn sie hochdeutsch Wikduß sagte, hatte auch keine leichte Hand besessen — was Veitl zu Herzen ging, war die Trennung vom Gönner in der Burschenstube, der ihm ein Stück Papier auf die Wunde klebte, wenn der Schützling sich geschnitten oder gerissen hatte in scherzhafter Laune oder ihn nach seinem Vater zu fragen liebte, um mit verschmitztem Lächeln die stets gleiche Antwort entgegen zu nehmen: „Den hab' ich eh' nit kennt." —

Die Mutter war getröstet heimgekommen. Unter einem weißen Hut mit himmelblauem Federschmuck sieht sich die Welt ganz anders an, um so mehr falls der neue Kauf so vortheilhaft zu Gesicht steht, wie die Blicke der Vorübergehenden es deutlich zu erkennen gegeben hatten. Die schwarzen Augen des Sergeanten, mit dem sie unterwegs zusammengetroffen und ein längeres Zwiegespräch gehalten, hatten sich bewundernd förmlich in die ihrigen gebohrt. Und mancherlei Gedanken keimen im Schatten eines solchen Hutes, die bald eine greifbarere Gestalt annahmen, ungeachtet der zweifelhaften Bedenken des Herrn Rittmeisters. Diese wurden von Greti einer lächerlichen nachträglichen Eifersucht zugeschrieben, denn der Sergeant war ein stattlicher Mann, weit hübscher als der ihn abfällig beurtheilende Officier. Von diesem Gesichtspunkt aus fanden des Ritmeisters Aeußerungen über den rohgewaltthätigen Charakter, das tückische Wesen des Sergeanten ihre natürliche beruhigende Erklärung. Die Erinnerung an den Knaben, dessen Loos unter dieses Stiefvaters Oberherrschaft ein beklagenswerthes sein werde, wies Greti mit der schlagfertigen Antwort zurück: „Er giebt ihm wenigstens einen Namen," worauf der Herr Rittmeister sich auf die Lippen biß und schwieg. Im Grunde konnte es ihm nur angenehm sein, wenn la belle Marguerite verheirathet war, ehe er selbst seine junge Frau in die Stadt brachte, sehr angenehm, denn Greti hatte einen erregbar eigensinnigen Kopf. Ein Glück, daß seine Verlobte solch fügsamen Charakter haben sollte, wenigstens nach seiner Mutter Versicherung, denn er hatte die Erkorene nur einige Male gesehen, doch klangen ihre Briefe recht verständig. Im Uebrigen nahm er sich vor, die Hälfte der Summe, die zu opfern er sich vorgesetzt, dem Knaben sicher zu stellen, sie nicht bedingungslos der Mutter zu überantworten, wie er gesonnen gewesen. Er hatte doch auch Pflichten dem Veitl gegenüber, nicht umsonst hatte Greti's spöttischer Hinweis ihn daran gemahnt. Starb das Kind, dann mochte die Mutter Erbin sein, er wollte nichts mehr von dem Geld zurück, er war von je ein nobler Mensch gewesen.

So hatte Veitl ein väterliches Erbtheil bekommen und einen neuen Anzug dazu, worin er bei der Mutter Hochzeit glänzen durfte. Auch hätte er jetzt des Burschen anzügliche Frage nach seinem Vater endgiltig beantworten können, denn Greti's Gatte hatte ihren Sohn als den seinigen anerkannt. Gleichwohl schlug des so Begünstigten Herz unbehaglich unter dem neuen Rock, als er so am Hochzeitsabend seinem künftigen Heim zuschritt. Die anderen Gäste hatten noch an keinen Aufbruch gedacht, sie fingen erst zu tanzen an.

Wenn nur der schwarze Spitz nicht wäre, der unter der Hausthüre zu liegen pflegte und immer bedrohlich anknurrte, sowie Veitl Miene machte, sich scheu an ihm vorbeizudrücken. Dann war da noch die Frau, „Coserrsch" geheißen, bei der er den Schlüssel zur versperrten Wohnung holen sollte. Sie hatte am Samstag ihren großen Wasserkübel so wuchtig hinter ihm in den Hausgang geschüttet, als sollte die schwärzliche Fluth mit dem Wochenschmutz auch Veitl für immer von der Erde schwemmen. Das hatte die Concièrge gethan mit den stechenden Augen, die er fast mehr noch fürchtete als die seines neuen Vaters, so sehr beinah wie das Ungethüm, das unter dem Dach der Kathedrale hervor zähnefletschend in seine Kammer sah. Es konnte doch der Teufel sein. Auf dem Kirchhof daheim, wo sie die Ahndl eingegraben, war an die Mauer eine arme Seele angemalt, nach der der Teufel seine gierigen Klauen streckte, der fletschte ebenso die Zähne. Und zu St. Wikduß, dem Helfer in der Noth, war ihm seit Tagen der Weg versperrt. An der Kathedrale wurde nämlich gebaut, das Dach ausgeflickt, und hohe Leitern und Gerüste versteckten den von den Heiligen bewachten

Eingang. Gewohnheitsmäßig nahm er dennoch seinen Weg an der Längsseite des gebietenden Gotteshauses hin, um es trostreich inne zu werden, daß die Leitern und hohen Stangen von seinem Patron und dessen seligen Gefährten weg und ein gutes Stück weiter hinunter gerückt worden waren. Der Eingang war damit frei gegeben, falls nicht die rechts und links daran aufgerichteten Bretter den Zutritt verwehren sollten. Näher herzugekommen, nahm er auch die Tafel mit der Inschrift: „Geschlossen" wahr. Sie scheuchte Veitl nicht zurück. Rasch lief er über die Straße hinüber und Hülfe suchend klammerten sich seine Finger an des Heiligen steinerne Falten.

Ein prasselndes Geräusch vom Dach herunter, erschrockene Rufe der Vorübergehenden, und regungslos sank die kleine Gestalt mit dem schier zu großen Kopfe zu St. Vitus' Füßen nieder, von einem herabgefallenen schweren Ziegelstück getroffen. Bewußtlos trugen sie den Knaben um die Ecke in sein neues Heim — die Hausmeisterin war unter den Herzugeeilten gewesen, welche die Kunde von dem Unfall neugierbeflügelten Schrittes herzugeführt, und hatte den Verunglückten erkannt.

Da lag er nun auf dem schmalen Bett, indeß die Gefürchtete nach einem Arzt und in das Wirthshaus nach den Eltern lief. Es dunkelte schon in der Kammer, obgleich draußen die Sonne sich erst zur Rüste neigte, und die Rückseite der Kathedrale warf ihren mächtigen Schatten über das Haus. Von dort herüber grinste zum schmalen schiefen Fenster herein die verzerrte Fratze des gothischen Wasserspeiers. Veitl sah seine höhnische Grimasse nicht, noch wurde er seines Stiefvaters lauernde Blicke gewahr, die gierig spähten, ob noch Leben in dem zu Beerbenden sei, während Greti, vom reichlich genossenen Wein und den Aufregungen des Tages betäubt, mit herabhängenden Armen, verwirrten Auges auf dem Stuhl am Bette saß.

Ehe der erste Sonnenstrahl am frühen Sommermorgen sich in die Kammer stahl, war Veitl unbewußt über die Grenze geglitten, welche das Leben scheidet von dem Tod. Nur flüchtig war der Sonnenblick gewesen, denn die Kammer ging nach Norden, dann legte er sich voll und leuchtend auf die Ostseite der Kirche, wo er die Heiligen in der Thürnische aufsuchte und verklärend ihre andachtsvoll geneigten Häupter streifte. Des heiligen Nothhelfers kleine Gestalt aber, die ganz außen stand, übergoß er völlig mit goldenem Lichte und wand ihm die hellste Strahlenkrone um den fast zu schweren Kopf, — ihm, des todten Veitl's mächtigem Fürbitter, seinem Helfer aus aller Noth.

## Aus der Hauptstadt.

### Mariannens Ring.

Anno 1893, im heißen Wahlwonnemonat, als Held Caprivi sich anschickte, der störrigen Fronde Ostelbiens den Hals umzudrehen und statt ihrer versehentlich den gehätschelten Liberalismus zerquetschte, an einem durstigen Abend dieses unvergeßlichen Weinjahres erzählte uns der greise Wartburgcommandant eine nachdenkliche Geschichte. Junker Wilhelm hatte von der holdseligen Marianne den üblichen Ring geschenkt bekommen, ihn aber in jugendlichem Leichtsinn auf einer Wanderung zu Berg verloren und dadurch Schön-Mariannens Gunst verloren, die seine verzeihliche Nachlässigkeit für den Beweis unerhörter Charakterschwäche und Lieblosigkeit oder für ein böses Omen hielt. Vielleicht hatte sie auch, fügte der kluge Menschinnenkenner hinzu, schon einen Andern an der Hand und war froh, Junker Wilhelm unter passendem Vorwande fortschicken zu können. Wilhelm, dem noch die Wertherzeit in allen Gliedern spukte, nahm sich die Sache zu Herzen, zog sich eine Lehre daraus und heirathete gar nicht. Lange, lange Zeit darauf kam er abermals des Weges gefahren, auf dem er den Ring und Marianne verloren hatte. Ganz zufällig trieb ihn die Neugier, sich einen Felsspalt in der Nähe genauer anzusehen, und er war gerechterweise erstaunt, als er einen üppigen Busch darin erblickte, der Mariannens Ringlein oben auf dem schlanken Stamme trug. Der Busch hatte das Kleinod treu bewahrt und dem Verlierer ordnungsmäßig wieder abgeliefert, Marianne freilich, die derweil ein betagtes, fettes und töchtergesegnetes Frauchen geworden war, konnte er ihm nicht zurückgeben. Ob Herr Wilhelm darob in verspätete Thränen ausbrach oder sein Mißgeschick mit jener männlichen Festigkeit ertrug, die das Dämlein einst an ihm vermißt hatte, das berichtete der Erzähler nicht. Er überließ es vielmehr uns anderen, das Gespräch fortzusetzen, und seine Augen und sein Herz vertieften sich in die liebliche Landschaft, die jetzt im goldenen Dämmer des Abendlichtes anmuthete, wie ein Gedanke Wolfgang Goethe's. Uns Jüngeren und Ungeweihten, auf deren Haupt die Hände des Olympiers nicht segnend geruht hatten, war weniger tempelfromm zu Sinn, und unsere muntere Unterhaltung sprang über zu Karl Alexander, dem Herrn des Thüringerlandes. Die heute von ihm sprachen, waren keine Holzfäller vom Rennstieg und keine alten Weiblein, die Brennnesseln suchen gingen für ihre Gänse. Aber wie sie sangen auch diese Männer im Wartburggarten das ehrliche Lob ihres alten Fürsten. Und mit besonderer Andacht ward hervorgehoben, daß er beim deutschen Einigungswerke den schon müde liegen gebliebenen Stein wieder in's Rollen gebracht habe und daß er alleweil ein wahrhaft constitutioneller Fürst gewesen sei. Nebenher auch ein Freund der Künste, ein echter Sohn Alt-Weimars. Doch das bemerkten die Herren, wie gesagt, nur nebenher.

Karl Alexander hat heuer am 24. Juni, am Tage der Stichwahlen, seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, wie Wilhelm II. am Tage vor den Hauptwahlen sein zehnjähriges Regierungsjubiläum. Dem Thüringerfürsten hat kein wagemuthiger Verleger ein reich geschmücktes Prachtwerk überreicht, worin seine Herrscherthaten und Herrschertalente gebührende Würdigung fanden. Man unterließ es wohl, weil die Stirn eines Mannes, den Deutschlands größte Söhne, Goethe und Bismarck, gesegnet haben, der Verklärung nicht mehr bedarf. Wie seine Kindheit die königliche Kunst des Frankfurter Bürgersohnes schmückte und adelte, so umglänzt sein Alter die Freundschaft des greisen Junkers im Sachsenwalde, dem er Treue hielt auch in den bösen Tagen des Reußbriefes. Neben Wolfgang Goethe und Otto Bismarck, Dank ihnen schreitet er in die Zukunft hinein. Der Gegenwart aber schildert Wesen und Wirken dieses gefürsteten Mannes seine traumhaft stille Kunstresidenz; die Popularität, die er so bei den Jenenser Studenten wie bei seinen Bauern und den Fabrikarbeitern in der Ruhle genießt, schildert ihn. „Daß in Wäldern noch so groß ich mein Haupt darf kühnlich legen jedem Unterthan in Schooß." Mariannens Ring ist ihm nie verloren gegangen.

Während man ihm Lichter anzündete und Commerse feierte, meldete der Telegraph nach Berlin die Ergebnisse der 180 Stichwahlen, die dies Mal nöthig geworden waren. Und als der stellvertretende Wahlminister die Stimmen gezählt und auf seiner Schiefertafel das Facit gezogen hatte, ergab sich, daß alles beim Alten geblieben war. Wieder einmal hatte die Stichwahlmogelei den Willen des Volkes gründlich gefälscht und in's Gegentheil verkehrt. Mit dem schwindsüchtigen Surrogatliberalismus des deutschen Freisinns hatte der 16. Juni erfrischend aufgeräumt. Aber seine Erben verstanden ihre Zeit nicht Statt dem armen Phtisiker, der seit 1887 nicht mehr leben oder sterben kann, den Gnadenstoß zu versetzen, haben die Ganzklugen rechts und links ihm neue Krücken geschnitzt und die letzte Kraft angewandt, dem lieben Kranken auf weitere fünf Jahre ein Siechendasein zu sichern. In dem politischen und wirthschaftlichen Kampfe, der uns bevorsteht und der darüber entscheiden wird, ob das zwanzigste Jahrhundert zahllose glückliche, selbstständige Existenzen oder einen verzopften und verfilzten Fabrikarbeiter- und Beamtenstaat sehen soll, in diesem ernsten Ringen ist der Freisinn ein todtes Gewicht. Die Schaaren, die sich noch unter seinem verblaßten Banner sammeln, folgen einem mühsam auf's Pferd gebundenen Leichnam, der sich vom Eid schon dadurch unterscheidet, daß er es zeitlebens liebte, sich nicht nur gelegentlich, sondern beständig rückwärts zu concentriren. Die Parteien der deutschen Zukunft, die um das Löwenfell zu würfeln haben, sind die agrarisch-mittelständischen Conservativen, das Centrum und die Gefolgschaft des Herrn Singer. Von ihrer Feigheit, die vor der Entscheidung zurückbebt und die unvermeidliche wenigstens so lange wie möglich hinausschiebt, profitirt der bankbrüchige Freisinn. Die drei Großen sehen diese Pufferfraction, die bestimmt ist, die ihnen zugedachten Schläge aufzufangen, nicht ungern, so bitter sie sie auch in den zwischen den Wahltagen liegenden Jahren schmälen. Und sie vergessen nur, daß sie durch diese Rückenstärkung und künstliche Aufpäpplung eines Lebensunfähigen die ökonomische Gesundung Deutschlands auf Decennien hinaus hindern. Ja, mehr noch. Mit Ausnahme der Socialdemokratie sündigen sie dadurch auch gegen ihre ureigensten fractionellen Interessen.

Herr Lieber von Montabaur sah und sieht nicht hinweg über die Nußbäume der reizenden Gegend, denen er den heilkräftigsten Bestandtheil seines Gesundheitsthees verdankt. Er wiegt sich selbstgefällig in der Thorenphrase von der „regierenden Partei", die ihm die Miquel-Officiösen zu guter Stunde in den Mund gelegt haben; er schmeckt den Namen gar nicht, an dem er hängt. Aber es sind weise Männer unter den 103, die ihm anhängen, Rampollaköpfe. Und sie wissen, daß ein Hinauszögern der letzten Schlacht nur den Erfolg haben wird, das jetzt so mächtige Centrum aus den Calcülls der Zukunftspolitiker fortzuwischen. Von welcher Seite die nächste Gefahr droht, zeigt ein Mal die Zunahme der bauernbündlerischen Stimmen, das Erscheinen des Bundes der Landwirthe in der Pfalz, und dann das unerhörte Wachsthum des Socialismus in den verstocktesten Centrumsbezirken von Oberschlesien. Der Verlust zweier Wahlkreise hing hier an einigen Frauenhaaren, deren Besitzerinnen noch rechtzeitig ihre Ehemänner für die Beichtstuhl-Politik gewinnen konnten. Mögen die Kapläne, die nicht wachsam genug gewesen sind, auch dafür Sorge tragen, daß bei nächster Gelegenheit keine rothen Zettel mehr in den Urnen von Kattowitz und Beuthen zu finden sind — die Empörung wird an andern Orten und mit größerem Erfolge auflodern. Fast ebenso wenig Ursache wie das Centrum haben die Conservativen zur Verschleierung der Sachlage. Ob ein Freisinniger oder ein Bebelianer bei Erörterung der Handelsvertragsfrage den deutschen Bauernstand zu ruiniren trachtet, bleibt sich im Effect gleich. Die Socialdemokratie ist hier sogar das kleinere Uebel. Sie hüllt sich wenigstens einstweilen nicht in den Mantel des Patriotismus; sie giebt sich, sobald die Wählerei mit ihrem unvermeidlichen Schwindel vorüber ist, ganz offen als die Verderberin und macht zum mindesten die gutgesinnten Tölpel, die jetzt mit der Opposition laufen, stutzig. Der Marasmus des Freisinns dagegen, der mit seiner noch immer starken Pfennig-Presse die Gemüther der Kleinen benebelt und in Banden hält, kann ihnen allein dadurch klar

gemacht werden, daß man seinen beiden Gruppen so gut wie kein Mandat im Reichstage mehr läßt. Was hat im Vergleich mit der inneren Gefahr, die die verderbliche Schonung des Freisinns heraufbeschwört, die Befürchtung einiger sentimentaler Leitartikelschreiber zu bedeuten, vom Ausland könnte das Erscheinen einiger achtzig Socialisten als ein Beweis für die Zerrüttung der deutschen Verhältnisse angesehen werden? Das Ausland hat seine eigenen rothen Gespenster, und das vor wenigen Jahren abgebrannte Oberfeuerwerk, der Vorfall in Deutsch-Eylau machen ihm unvergleichlich mehr Vergnügen und mehr Hoffnung auf die Zersetzung des Reiches als achtzig oder auch hundertsechzig Socialdemokraten. Es liegt auf der Hand: die conservativen Parteien sowohl wie das Centrum haben leichtfertig Mariannens Ring in den Felsabgrund fallen lassen, und Niemand weiß, ob und wann sie ihn wieder finden werden.

Nur die Socialdemokratie hat ein dringendes Fractionsinteresse daran, Richter und Rickert in ihren zerschundenen Rüstungen der Arena zu erhalten. Sie trat aus wohlerwogenen taktischen Gründen für den senilen Freisinn ein. So lange er sein Scheinleben noch fortführt und ihre Oppositionsgeschäfte besorgt, darf sie getrost die Unentwegte spielen und ihren Wählern vorgaukeln, der parlamentarische Kampf mit so vielen gefährlichen Widersachern nehme ihre Kräfte vollends in Anspruch, hindere sie also an wirklichen Thaten, an der Erreichung wirklicher Vortheile für ihre Schützlinge. Es ist betrübend, daß die sogenannten staatserhaltenden Parteien dieser grobkörnigen Kriegslist noch Vorschub geleistet haben.

Hat der 24. Juni das Wahlergebniß heillos verwässert und verwirrt, so ist uns dafür von dem Hauptwahltage ein um so schönerers, klareres Präparat geliefert worden. Ob Kiautschau, ob die Flottenvermehrung, ob dann das klug bedachte tiefe Schweigen des Ministeriums, das keine Gereiztheit während der todtenstillen Wahlperiode aufkommen ließ, ob all' die feinen Miquelkünste die Nation dem kaiserlichen Regimente günstiger gestimmt hatten — so stand die Frage. Jedermann im Volke war sich darüber klar, daß Wilhelm II. Herrscher und Reichskanzler zugleich ist, und allein über seine Politik beurtheilten die Zettel, die man in die Urne legen ließ. Stimmte die Wählerschaft den Ideen des Kaisers freudig bei, die auf ein größeres Deutschland hinzielen, verwarf sie sie grundsätzlich und unerbittlich, oder entschied sie sich dahin, daß die wirthschaftliche Befreiung der erwerbthätigen Stände die Vorbedingung aller Pläne von deutscher Allmacht wären? Die Stimmenzahlen geben allen Fragen unumwunden Antwort. Sie mögen den Monarchen, der die Volksmeinung nicht genau kennt, enttäuscht, und besonders das riesenhafte Anschwellen der socialdemokratischen oder doch pseudosocialdemokratischen Bewegung mag ihn empfindlich getroffen haben. Hoffte er doch, mit ihr allein fertig werden zu können. Immerhin ist die Entscheidung so ungünstig nicht ausgefallen, wie unbefangene Beobachter noch vor Kurzem besorgen mußten. Und daß dem so ist, verdanken der Kaiser und seine Regierung ausschließlich der ehedem so schwer verketzerten Agrardemagogie, die rechtzeitig noch die dritte Frage aufwarf und so Hunderttausende von Wählern vor dem gefährlichen Dilemma bewahrte, Ja ja oder Nein nein sagen zu müssen.

Von diesen Hunderttausenden hätte sich, aus mancher Wahlüberraschung geht das klar hervor, die starke Mehrheit sonst wohl leicht für das Nein nein entschlossen. Zu den bedenklichsten Erscheinungen der Wahl von 1898 gehört die, daß die kaisertreuen socialen Reformparteien sämmtlich Fiasco gemacht haben, während die antimonarchische Singerei gewaltig mit jähem Ruck in die Höhe schnellte. Das zeigt deutlicher als alle Mahnrufe einsamer Prediger in der Wüste die hoffnungslose Verbitterung der städtischen Massen an, die eine Besserung ihrer Lage nur vom Radicalismus sans phrase erwarten. Und das unaufhörliche Gerede einiger Halbnarren vom Staatsstreich, das weit schlimmer und verhängnißvoller ist als der Staatsstreich selbst, thut ein Uebriges, die Wählerschaft argwöhnisch und verstockt zu machen. Sie wittert hinter jenem Gefasel ernste Absichten und sieht ihre paar Rechte bedroht. Daher kommt's, daß mit der umständlichen Ausschlachtung politischer, längst überwundener Fragen die Linke noch immer glänzende Geschäfte macht. Der modernen Politik des Kaisers schaden am meisten ihre tölpelhaften Bewunderer. Auf sie hören heißt ins Verderben gehen. Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hängt davon ab, ob das preußische Königthum dem Winke von unten folgen und die Sprache der dunklen Menge verstehen will und kann

Wilhelm II. trägt den Ring noch am Finger. Schätzt er ihn hoch oder achtet er es wenig, wenn er ihn verliert? Der Reitersmann, von dem der greisenkluge Wartburgcommandant zu erzählen wußte, ist ohne Mariannens Liebe recht passabel glücklich geworden, obgleich er noch mit beiden Beinen in der Wertherzeit steckte. Und die hat doch auf unsere Tage ganz und gar nicht abgefärbt. Es kommt hinzu, daß es mit Zauberringen von jeher eine eigene Sache war. „Der echte Ring, vermuthlich, ging verloren." Caliban.

## Notizen.

Zur Entwickelungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauer's. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. Von Dr. Theodor Lorenz. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Diese kleine, aber fleißige und verständige Studie stellt sich die Aufgabe, den ursprünglichen Text der ersten Auflage der Schopenhauer'schen Dissertation vom Jahre 1813 „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" mit dem Standpunkt des „besseren Bewußtseins" zu vergleichen, wie Schopenhauer ihn nach dem Ausweis seiner nachgelassenen Schriften von 1811—1814 einnahm, und die Abweichungen seines späteren Standpunktes von jener Vorstufe seiner Entwickelung festzustellen. Die Schrift ist meines Wissens die erste Veröffentlichung, die den Standpunkt des „besseren Bewußtseins" erörtert. Mir ist sie leider erst nach dem Erscheinen meines Aufsatzes über Schopenhauer in Nr. 21 dieses Blattes zu Gesicht gekommen. Abweichender Ansicht bin ich in Bezug auf das Verhältniß Schopenhauer's zu Bouterwek, Professor in Göttingen, woselbst Schopenhauer von 1809—1811 studierte. Windelband und Ernst Lehmann haben Schopenhauer's Abhängigkeit von Bouterwek behauptet, Hugo Liepmann hält dieselbe für zweifelhaft, W. Wallace und der Verfasser dieser Schrift bestreiten sie. Allerdings ist es ebensowenig nachweisbar, daß Schopenhauer in Göttingen bei Bouterwek, als daß er in Berlin bei Solger Vorlesungen gehört hat. Aber wenn ein Student, der die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe gewählt hat, eine Universität für mehrere Semester bezieht, so ist doch kaum anzunehmen, daß er es unterlassen sollte, sich über den Standpunkt der Lehrkräfte dieses Faches zu orientiren, sei es aus ihren zugänglichen Schriften, sei es, indem er als Hörer bei ihnen so lange hospitirt, bis er sich ein Urtheil über den Lehrer gebildet hat. Daß also Schopenhauer den allgemeinen Standpunkt Bouterwek's nicht gekannt haben sollte, der sich mit wenigen Worten kennzeichnen läßt, ist kaum anzunehmen, wohl aber, daß ihn damals entweder der Lehrer oder sein Standpunkt oder Beides nicht angezogen und gefesselt hat. Lorenz behauptet mit Recht, daß Schopenhauer nicht im Jahre 1813 noch das „Ding an sich" hätte für unerkennbar erklären können, wenn er es mit Bouterwek's „Kraft" gleichgesetzt hätte; er schließt aber mit Unrecht daraus, daß er die Letztere nicht gekannt haben könne. Ich meine, daß Schopenhauer bis zu seinem Uebergang zur Willensmetaphysik den Bouterwek'schen Virtualismus ebenso wie den Dynamismus der Kant'schen und Schelling'schen Naturphilosophie im Sinne des transcendentalen Idealismus als bewußtseinsimmanente Erscheinung gedeutet hat, und daß er sich gerade darum von Bouterwek abgestoßen gefühlt hat, weil dieser die gegen einander wirkenden Naturkräfte, die in Schelling's Naturphilosophie bloß subjectiv ideale Erscheinungen sind, als „Ding an sich" auffaßte. Dies schließt aber nicht aus, daß Schopenhauer später, als er nach erfolgtem Uebergang zur Willensmetaphysik dazu gelangte, die Naturkräfte als Willen und Dinge an sich zu behandeln, hierbei bewußt oder unbewußt mit unter dem nachwirkenden Einfluß des Bouterwek'schen Virtualismus gestanden hat, der nun eine ganz andere Bedeutung für ihn annehmen mußte als früher. E. v. Hartmann.

Neun Monate Gefangenschaft bei Menelik. Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Von Giovanni Gamerra. Aus dem Italienischen übersetzt von Hedwig Jahn. (Berlin, Franz Grunert). Der Verfasser war Commandeur des 8. Eingeborenen-Bataillons, das in der Schlacht von Abba Carima vollständig aufgerieben wurde. Er selbst wurde verwundet und gefangen genommen. Die Schilderung der Erlebnisse und Leiden ist mit humorvollen, naiven und gemüthreichen Zügen, sowie interessanten Aufschlüssen über Menelik und sein Land gewürzt und zwingt den Leser in den Bann des liebenswürdigen Erzählers. Der Referent hatte zufällig Gelegenheit, im vergangenen Jahre mit einigen aus der Gefangenschaft zurückkehrenden italienischen Soldaten zu sprechen. Ihre Erzählungen bestätigten ihm die Wahrheit der oft hochdramatischen Schilderungen des wackeren Versaglieri-Majors.

„Redacteur Lynge" von Knut Hamsun. (München, Albert Langen). Ein Roman aus der Journalisten-Welt Christianias, in der auch die Heldin der „Mysterien", die schöne Dagny Kielland eine Rolle spielt, ein kraft-genialisches Werk mit vielen Wunderlichkeiten, aber auch Schönheiten, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd und interessant. Gleichzeitig erscheint bei Langen von Hamsun's „Hunger", der vor einigen Jahren unvollständig in Abrahamsohn-Brahm's verunglückter „Freien Bühne" und später als Buch erschien, eine neue Ausgabe, die sich dadurch von der ersten unterscheidet, daß Nichts darin ausgelassen ist. So kommt das Werk erst in seiner ganzen drastischen, an Dostojewsky gemahnenden Eigenart zur vollen Geltung. „Hunger" ist, wie bekannt, die Lebensgeschichte des Autors selbst, der Jahre des tiefsten Elendes durchlebte und dem Hungertode nur dadurch entging, daß er auf ein Durchkommen durch künstlerische Production verzichtete und in Amerika sich von der Arbeit seiner Hände ernährte. Er scheint übrigens abermals vis-à-vis de rien angelangt zu sein, wie wir einer Zuschrift des trefflichen Albert Langen entnehmen, dessen „Simplicissimus" einen Aufruf zur Unterstützung des genialen Norwegers erläßt. Wir sind nun zwar der Meinung, daß der Klingelbeutel besser in Skandinavien herumginge, aber da Hamsun auch bei uns viele Verehrer hat, so würde uns eine deutsche Beihülfe nur freuen. Wir theilen daher Langen's Hülferuf für Hamsun gern unseren Lesern mit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

**Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.**

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst A.W. Andernach in Beuel a. Rhein.

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Natürl. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei die Kgl. Badeverwaltung.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bad Reinerz,**

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

• Die Bismarck-Nummer •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Feliz Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Kritische Grundlegung der
**Ethik**
**als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Thüringisches Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.


## Abonnement
auf das
**III. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die österreichische Verfassungskrise. Von Julius Patzelt (Wien). — Gold und Silber. Von Justus Ichenhaeuser. — **Literatur und Kunst.** Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Professor Franz Erhardt (Jena) — Giacomo Leopardi. Zu seinem 100. Geburtstage. Von R. Schröder. — Richard Wagner und seine Freunde. Von Georg Sturzenegger. — **Feuilleton.** Ein Todesfall. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Zwei Glas Bier. Von Caliban. — ... Beziehungen. Von Eduard von Hartmann. — Anzeigen.

### Die österreichische Verfassungskrise.

Von Julius Patzelt (Wien).

Der österreichische Reichsrath ist am 13. Juni plötzlich vertagt worden, bevor die Sprachendebatte beendet, ein Sprachen-Gesetzausschuß eingesetzt und die Interpellation wegen der Grazer Vorgänge beantwortet worden war. Die Motive der Regierung für die vorzeitige Vertagung des Reichsrathes sind officiell nicht bekannt gegeben worden, allein die bisherige Politik des Grafen Thun läßt darüber keinen Zweifel aufkommen, daß er die österreichischen Abgeordneten so plötzlich nach Hause schickte, um eine weitere Verschärfung der Lage zu vermeiden, d. h. also die Entscheidung in der österreichischen Verfassungsfrage wiederum um Einiges hinauszuschieben.

Man hat den österreichischen Regierungen seit 1879, die sich auf die sogenannte „Rechte" des Abgeordnetenhauses stützten, vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie den föderalistischen Bestrebungen Vorschub geleistet hätten. Mit Unrecht. Eine bureaukratische Regierung, wie sie bisher in Oesterreich traditionell war, kann naturgemäß nur centralistisch sein. Wenn — übrigens nicht erst seit dem Jahre 1879, sondern auch bereits unter dem Ministerium Auersperg II — das centralistische System durchbrochen wurde, so geschah es immer erst nach langem Sträuben der Centralregierung, da auch die kleinste Concession im Sinne der Decentralisirung der Verwaltung in harten Kämpfen abgerungen werden mußte. Und warum zögerte dann Graf Badeni, sich mit der „Rechten" zu identificiren, warum schiebt Graf Thun den Augenblick hinaus, wo er sich nach Links oder Rechts entscheiden müßte? Nur darum, weil jede österreichische Regierung sich scheut, an das centralistische System zu rühren, in dem sie vermöge ihrer bureaukratischen Organisation wurzelt. Im Herzen auf der Seite der centralistischen Minorität sahen sich seit Jahrzehnten die österreichischen Regierungen einer nicht centralistischen Majorität gegenüber. Daraus entstand das bekannte „Fortwursteln", d. h. das Bestreben, durch schwächliche Compromisse die Kluft zwischen Centralismus und Föderalismus zu überbrücken. Länger als ein Jahrzehnt gelang das nothdürftig, bis endlich gerade eine zur Conservirung der gegenwärtigen Verfassung getroffene Maßregel die latente Krise zum Ausbruch brachte. — Es ist bekannt, daß Graf Badeni die Sprachenverordnungen erließ, um die Jungtschechen für die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn, also für die Erhaltung des Dualismus, zu gewinnen, der mit Recht als die stärkste Bastion des centralistischen Gedankens diesseits und jenseits der Leitha gilt. Die Wirkung dieser Sprachenverordnungen sind bekannt. Die Deutschen, auf's Aeußerste gereizt, brachten die parlamentarische Maschine vollständig zum Stillstande, der Ausgleich mit Ungarn harrt heute noch seiner Erneuerung, der Kampf um die Sprachenverordnungen aber hat sich zum Kampfe um die Verfassung ausgewachsen, ja diese selbst ist in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch die Obstruction bereits zu einem unbrauchbaren Instrumente geworden. Es heißt, Graf Thun wolle im Laufe des Sommers noch einmal den Versuch machen, die Gegensätze im Rahmen der bestehenden Verfassung zu versöhnen. Der Erfolg ist mehr als zweifelhaft.

Zunächst darf man nicht vergessen, daß die Jungtschechen den Sprachenverordnungen an sich keinen besonderen Werth beimessen, allein sie beharren zähe auf ihnen, weil sie glauben, in ihnen ein Compensationsobject zu besitzen für einen auf föderalistischer Basis zu bewerkstelligenden Ausgleich. Klar und deutlich durchschauten schon unter Badeni die altliberalen Centralisten diese Sachlage. Sie waren darum auch zu einem Compromisse in der Frage der Sprachenverordnungen bereit, in der begründeten Hoffnung, den Jungtschechen damit eine wirksame Waffe gegen das bestehende Centralparlament und die bestehende centralistische Verfassung zu entwinden und dadurch die Entwickelung zum Föderalismus, wenn auch auf Kosten des Deutschthums, für einige Zeit zum Stillstand zu bringen. Allein gerade die heftigsten Gegner der Tschechen, die Deutschradicalen vereitelten ein solches Compromiß. Nur die Schädigung des Deutschthums durch die Sprachenverordnungen im Auge, forderten die Deutschradicalen die bedingungslose Aufhebung der Sprachenverordnungen, und thatsächlich gelang es ihnen auch bei ihrem steigenden Einflusse, einen Ausgleich auf Grund einer Modification der Sprachenverordnungen, wodurch das gegenwärtige Centralparlament wieder flott gemacht worden wäre, zu verhindern. Im Grunde genommen arbeiten also gerade die Deutschradicalen — wenn auch unbewußt — am wirksamsten für die Realisirung der föderalistischen Idee, der beste Beweis, daß diese Entwickelung die natürliche ist, da auch alle zu ihrer Hemmung eingeleiteten Actionen in ihr Gegentheil umschlagen.

Das Verhältniß der deutschnationalen Bewegung zur österreichischen Verfassung ist im Uebrigen so interessant, daß es sich verlohnt, dabei einen Augenblick zu verweilen. Die Redaction der „Gegenwart" war so liebenswürdig, in einer

ihrer letzten Nummern mein „Oesterreichisches Jahrbuch 1897" zu erwähnen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß sie den deutschböhmischen Vorkämpfern sympathischer gegenüberstehe als ich, und der Meinung sei, daß „das Deutsche Reich einen uns von Wien trennenden Tschechenstaat unter gar keinen Umständen dulden" werde. Da diese Note leicht zu einer mißverständlichen Auffassung meines Standpunktes hinsichtlich der österreichischen Verfassungsfrage führen könnte, und thatsächlich auch von radicaler Seite mißbraucht worden ist, um mich als Verräther am deutschen Volke hinzustellen, sei mir gestattet, Einiges zur Klarstellung zu sagen.

Wenn ich seit dem Jahre 1886 für die Revision der österreichischen Verfassung im föderalistischen Sinne eintrete, so liegt mir Nichts ferner, als der Gedanke an einen Tschechenstaat, der Wien von Deutschland trennen, d. h. also die Deutschen der Alpenländer von der Masse des deutschen Volkes abschnüren würde. Der Umstand, daß ehedem nur die Tschechen die Föderalisirung Oesterreichs anstrebten, und daß die centralistisch-deutschliberale Presse später zu agitatorischen und zu nichts weniger als deutschen Zwecken den Föderalismus mit der Unterdrückung des Deutschthums identificirte, hat dazu geführt, daß man auch heute noch fast allgemein an die nationale Vernichtung des deutschen Volkes in Oesterreich denkt, sobald man nur das Wort Föderalismus hört. Man vergißt dabei dessen, was sich Alles in und um Oesterreich in den letzten fünfunddreißig Jahren ereignet hat. So lange die Deutschen hoffen konnten, das deutsch-centralistische System in Oesterreich aufrecht zu erhalten, mußten sie naturgemäß jeden Gedanken an eine Aenderung der Verfassung in föderalistischer Richtung ablehnen. Allein, wer glaubt heute noch an die Möglichkeit eines deutschen Centralismus in Oesterreich. Schon unter dem Ministerium Auersperg II bestand er nicht mehr. Die Centralverwaltung war bereits damals nicht mehr deutsch im nationalen Sinne, und wenn zu jener Zeit die deutschnationale Bewegung sich zu regen begann, so war das nichts Anderes, als die Reaction des deutschen Volksbewußtseins auf die sich vollziehende Umwandlung des nationalen deutschen Centralismus in einen bureaukratisch-österreichischen, national indifferenten, der später allerdings mehr und mehr einen Stich in's Polnische erhielt. In dieser fortgesetzten, mit der culturellen und politischen Entwickelung der slavischen Stämme Schritt haltenden Entdeutschung des Centralismus in Oesterreich liegt auch die Erklärung für die sonst räthselhafte Erscheinung, daß seit dem Ende der siebziger Jahre alle Versuche der deutschen Parteien, an der Administration theilzunehmen, an der wachsenden, oppositionell deutschnationalen Bewegung scheiterten, die im Grunde nicht Anderes als der Widerwille des deutschen Volkes in Oesterreich gegen das entdeutschte centralistische System ist. Ohne sich dessen klar bewußt zu werden, hatten die nationalen deutschen Parteien bereits die Hoffnung aufgegeben, sich im Rahmen der bestehenden, centralistischen Verfassung national bethätigen zu können. Die numerische Minorität der Deutschen in Oesterreich war im Laufe der Zeit auch zur politischen Minorität geworden, und dadurch wurden die nationalen Deutschen in dieselbe Gegnerschaft zum Centralismus gedrängt, in der sich ebenfalls aus nationalen Motiven die Tschechen schon lange befanden. Da nun das centralistische System in Oesterreich nur durch fortgesetzte Concessionen auf Kosten der Deutschen an die Slaven für eine Zeit noch aufrecht erhalten werden kann — wie die Cillierfrage zur Zeit der Coalition und die Compromißneigungen der altliberalen Centralisten in der Frage der Sprachenverordnungen beweisen — die Deutschnationalen aber eine solche Politik nicht gut heißen können, kann für sie auch die Conservirung der centralistischen Verfassung kein Interesse mehr haben. Wenn sie aus der Entwickelung der Dinge noch nicht die entsprechende Consequenz gezogen und erkannt haben, daß sie sich in dem Augenblicke, als sie die opfervolle Politik einer Staatspartei aufgaben und dafür die einer nationalen eintauschten, sich zum Staate in genau derselben Lage befanden wie die Tschechen, so liegt das lediglich daran, daß die centralistische Doctrin in der auch fast die ganze gegenwärtige politische deutsche Generation auferzogen ist, noch zu stark nachwirkt, um den Wandlungsproceß, der sich in den national-staatsrechtlichen Anschauungen der Deutschen vollzieht, nicht zu verlangsamen.

So erklärt es sich, daß man unsicher nach allerlei Auswegen aus dem Zusammenbruche des Centralismus herumtastet. Das verfehlte, weil undurchführbare Project der Sonderstellung Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens ist an dieser Stelle bereits wiederholt besprochen worden, ebenso die Forderung nach der Zweitheilung Böhmens. Man hat mir, wie ich oben erwähnte, vorgeworfen, daß ich die Errichtung eines Wien von Deutschland trennenden Tschechenstaates propagire. Sehr mit Unrecht, denn gerade in meinem letzterschienenen Buche habe ich die Forderung nach einer Zweitheilung Böhmens darum bekämpft, weil dadurch ein rein tschechisches Verwaltungsgebiet, also ein Tschechenstaat, geschaffen würde. So heißt es mit Bezug darauf auf Seite 162 des „Oesterreichischen Jahrbuches 1897": „Welche verderblichen Folgen die Verwirklichung derart abstruser Projecte für die übrigen Deutschen Oesterreichs nach sich ziehen müßte, kümmert die Deutschböhmen nicht im Geringsten. Sie scheeren sich den Teufel darum, daß ihre „Loosung" z. B. auf Mähren gar nicht anwendbar ist: daß durch die Schaffung eines rein tschechischen Verwaltungsgebietes zwischen die Masse des deutschen Volkes und die Alpenländer ein gefährlicher Keil eingetrieben würde und daß endlich die Zweitheilung Böhmens ein für Steiermark und Kärnten gefährliches und kostspieliges Präcedenz geschaffen würde." Auf Seite 167 endlich heißt es: „Die Sudetenländer in einen organisirten tschechischen centralistischen Staat umzuwandeln, ist eine ebensolche Utopie wie der deutsche Centralismus in Oesterreich."

Es fällt mir nicht ein, in Abrede zu stellen, daß weiten tschechischen Kreisen der Begriff des „böhmischen Staatsrechtes" mit dem eines tschechischen Einheitsstaates zusammenfällt. Klopft man indessen bei jenen jungtschechischen Führern an, die sich über das Verhältniß von Wollen und Können im Klaren sind, dann erhält man eine andere Antwort. Hat übrigens nicht der jungtschechische Abgeordnete Forscht, als er in einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses erklärte, daß die Revision der Verfassung das einzige Mittel sei, den Nationalitätenkampf in Oesterreich zu beenden, offen einbekannt, daß diese Revision nur im Wege eines Compromisses herbeigeführt werden könne? Ein solches Compromiß schließt aber naturgemäß die Idee des tschechischen Einheitsstaates vollständig aus, deren Verwirklichung übrigens — auch darüber geben sich die Führer des tschechischen Volkes wohl keiner Täuschung hin — eine europäische Frage schaffen würde. Leider hindert der demagogische Zug, der der heutigen jungtschechischen Partei aus der Zeit ihrer Entstehung noch immer anhaftet, sie, ihren Wählern die Wahrheit zu sagen und auf Schlagworte zu verzichten, die wohl für die Agitation ihre Dienste thun, eine Verständigung mit den Deutschen aber ungemein erschweren, weil sie in der tschechischen Bevölkerung Hoffnungen auf Unerreichbares erwecken und nähren. Die Angriffe, die von tschechischer Seite gegen den Abgeordneten Prinzen Liechtenstein wegen der von ihm Ende April in der Sprachendebatte gehaltenen großen Rede gerichtet wurden, beweisen jedenfalls, daß die jungtschechische Partei in ihrer Gesammtheit noch nicht den Muth besitzt, ihrer Wählerschaft die Revision der Verfassung auf Grund eines Ausgleiches mit den Deutschen zu empfehlen. Es ist wahr, daß Prinz Liechtenstein mit Entschiedenheit gegen jede sprachliche Vergewaltigung der Deutschen eintrat, allein setzte er sich vielleicht mit seiner föderalistischen Vergangenheit in Widerspruch,

wenn er zu den Tschechen gewendet sprach: „Ihr sehnlichster Wunsch, der Leitstern ihrer Politik ist und war die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes. Fühlen Sie es denn nicht, daß Sie sich in demselben Maaße von Ihrem eigenen Ziele entfernen, als der nationale Druck, der auf Ihre deutschen Landsleute ausgeübt wird, zunimmt?" — Deutete Prinz Liechtenstein damit nicht bereits die Grundzüge eines ehrlichen, Deutsche und Tschechen befriedigenden Ausgleiches an? Und äußerte sich der Prinz nicht noch präciser, als er einige Tage darauf in einer Wählerversammlung auf die Angriffe des Abgeordneten Pacak erwidernd erklärte: „So lange die föderalistische Idee nur als Vorwand zur Unterdrückung einer deutschen Landesmajorität dient, haben wir Deutsche die Pflicht, uns ihr zu widersetzen. Erst sollen die Tschechen sich gerecht gegen die deutschen Landesbewohner erweisen, ihnen das Curiatvotum zuerkennen, die nationale Eintheilung der Gerichte und Aemter einräumen und den nationalen Frieden in Böhmen wieder herstellen. Dann wollen wir mit ihnen über solche Fragen weiter reden. Wir Wiener müssen ja ein gewisses Mißtrauen gegen Projecte hegen, die durch Decentralisation der Reichshauptstadt materiellen Nachtheil bringen können. Es ist freilich nicht möglich, daß die politische Lage so weit sich verändert, daß wir Deutsche auch in dieser Frage aus nationalen Gründen zu einem Frontwechsel genöthigt sind. Setzen wir den möglichen, sogar wahrscheinlichen Fall, daß das allgemeine Stimmrecht an die Stelle des jetzigen ziemlich künstlichen Wahlsystems tritt, dann wäre das deutsche Volk im Centralparlamente für immer in die Minderheit versetzt; dann müßten wir auf einer Erweiterung der provinziellen Autonomie, vielleicht auf einem Generallandtag der deutschen Alpenländer bestehen, um wenigstens bei uns zu Hause die Herren zu bleiben."

Das ist zweifellos das Programm der Zukunft; allein eine Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen darüber wird erst möglich sein, wenn bei jenen der unbestimmte Drang nach einer durchgreifenden Aenderung der Verhältnisse sich zu einem positiven nationalen Programme abgeklärt, diese aber Muth gefunden haben werden, mit dem radicalen Phrasenthume, der Demagogie zu brechen und auch die Mittel zu wollen, die zu dem gewollten Zweck führen: eine ehrliche Auseinandersetzung mit den Deutschen, die diesen ihren nationalen Besitzstand und ihre nationale Entwicklung in den Sudetenländern garantirt. Wann diese Voraussetzungen eintreffen werden, ob bald oder ob erst nach Jahren, wer vermöchte das heute zu sagen? Die Zähigkeit der österreichischen centralistischen Bureaukratie ist nicht zu unterschätzen, und zwar um so weniger, als sie in den sogenannten „gemäßigten" Parteien, — die ihren Namen nur darum verdienen, weil sie fortgesetzt bestrebt sind, die natürliche Entwicklung Oesterreichs vom centralistisch-bureaukratischen Staate zum nationalen Föderativstaate zu mäßigen — eifrige Helfer und Verbündete findet. Graf Thun will über diesen Sommer Ausgleichsconferenzen einberufen. Officiell heißt es: Das Parlament soll dadurch wieder arbeitsfähig gemacht werden, in der That handelt es sich um nichts Anderes, als den Verlauf der gegenwärtigen Verfassungskrise zu unterbrechen. Und zu wessen Gunsten? Wer strebt diesen Frieden an? Einerseits die Regierung, die aus den bereits dargelegten Gründen eine durchgreifende Revision der Verfassung perhorrescirt, andererseits aber jene Parteien, die ein parteipolitisches Interesse an dem Fortbestande der gegenwärtigen Verfassung besitzen: Das Polenthum, der Börsenliberalismus und der Hochadel. Die Polen wollen keine grundsätzliche Aenderung der Verfassung, weil sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt es ihnen erlaubt, Westösterreich finanziell und politisch auszubeuten und im Reichsrathe immer an der vollen Schüssel zu sitzen; der Börsenliberalismus und der Hochadel aber wollen keine ehrliche Auseinandersetzung zwischen den Nationalitäten, wie sie nur auf föderalistischer Basis möglich ist, weil sie dann nicht mehr Deutsche und Slaven gegeneinander ausspielen und sie in den Dienst ihrer Sonderinteressen stellen könnten. Was war denn die Coalition unter dem Ministerium Windischgrätz-Plener anderes, als ein Versuch, die consequente Entwicklung der Nationalitätenfrage zum Föderalismus aufzuhalten, nicht zum Besten des Staates und seiner Völker, sondern zu Gunsten der polnisch-börsenliberal-hochadeligen Trias, die, fälschlich sich mit dem Staate identificirend, dessen Functionen in dem Zweikampfe zwischen dem Geburts- und dem Geldadel mit den Polen als Schiedsrichtern erschöpft sieht. Als Graf Taaffe fiel, da besorgte diese Trias, daß die Völker Westösterreichs nicht mehr die theilnahmslosen Zuschauer an diesem Spectakel bilden werden wie bisher, und flugs vereinigten sich die Centralisten mit den Autonomisten zur Wahrung ihres vermeintlichen Privilegs, auf dem politischen Theater Oesterreichs die Solopartien zu spielen. Die „autonomistischen Grundsätze" der Polen und Feudalen hielten plötzlich nicht mehr Stand, als damals das föderalistische Gespenst auf der Bildfläche erschien, und sie verbanden sich sofort mit den Centralisten, um gemeinsam mit diesen das „Gespenst" zu bannen.

Eine solche Coalition wieder herbeizuführen, ist man auch jetzt bestrebt, wobei selbstverständlich nicht vergessen werden darf, daß auch von Ungarn der stärkste Druck in dieser Richtung ausgeübt wird, da dem österreichischen Centralismus auch die ungarische, d. h. die magyarische Gewaltherrschaft, ins Grab folgen würde. Gelingt dieses Project, dann wird man vielleicht für einige Monate Ruhe geschaffen haben, man wird damit möglicher Weise auch die Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn durchsetzen; allein das österreichische Problem wird nach wie vor ungelöst und das Schicksal der zweiten Coalition dasselbe wie das der ersten sein. Die nationalen Parteien werden wie unter Windischgrätz-Plener einer solchen Regierung opponiren, weil sie naturgemäß jedem Versuche, das gegenwärtige, eine Lösung der Nationalitätenfrage hindernde centralistische System zu conserviren, entgegentreten müssen. Vielleicht werden dann auch die nationalen Parteien der Deutschen und Tschechen in gemeinsamer Opposition sich finden zu einem Ausgleiche von Volk zu Volk; ein Wort das viel gebraucht aber bisher wenig verstanden worden ist, das aber nichts anders bedeutet, als einen Ausgleich, an dem die centralistischen Regierungen und die centralistischen Fractionen der Polen und des Geburts- und Finanzadels nichts verderben sollen.

---

## Gold und Silber.

Von Justus Ichenhaeuser.

Die Natur und Technik haben sich verbunden, um die Doppelwährungsmänner ad absurdum zu führen. Je heftiger die Anstrengungen der Silberleute werden, ihre Phantastereien zu verwirklichen, desto müheloser wird es den Goldmonometallisten, sie zu widerlegen, je lauter ihre Kassandrarufe ertönen, desto mehr Gold wird dem Erdinnern entnommen, die theoretische Bekämpfung der bimetallistischen Trugschlüsse wird durch die ziffernmäßige abgelöst.

Wir besitzen verläßlich genaue Ziffern der Goldproductionshöhe bis einschließlich 1896, in welchem Jahre die Ausbeute 305379 kg betrug; für 1897 werden wir eher nach der Vorsichtsseite irren, wenn wir 350000 kg als Ausbeute einsetzen, und berechnen wir für 1898 nur ein Plus von 20000 kg für Klondyke und setzen wir die gesammte südafrikanische Ausbeute nur mit 300000 Unzen monatlich an und ein entsprechendes Plus für Westaustralien, dann haben wir für das laufende Jahr 400000 kg Gold zu erwarten, gleich 1116 Millionen Mark, d. h. es werden an Gold allein 340 Millionen Mark mehr geschürft werden, als es im Durchschnitt der Jahre 1866—1870 an Gold und Silber zu-

sammen ergab, in eben jenen Jahren, als „die Harmonie der offenen Münzstätten der lateinischen Union durch keine böse deutsche Demonetisirungspolitik" gestört wurde.

Die Fabel von der kurzen Golddecke, von der Goldpreissteigerung und entsprechender Waarenverbilligung muß also in die Rumpelkammer bimetallistischen Rüstzeuges geworfen werden; Niemand, der Augen hat zu sehen und Zahlen sprechen läßt, wird mehr glauben, daß eine Goldtheuerung die Ursache des Tiefstandes der Waarenpreise bilden könne.

Noch drastischer wirkt ein Vergleich mit entfernteren Perioden; die Totalausbeute der Welt seit 1871, also seit der Zeit, als Deutschland den Entschluß faßte, seine Silberwährung über Bord zu werfen, beträgt einschließlich 1898 5627228 kg. Von 1493, der Entdeckung Amerikas, bis 1871 wurden 8658175 kg geschürft. Innerhalb der letzten 28 Jahre hat die Erde mithin rund zwei Drittel der Menge hervorgebracht, die sie innerhalb fast vier Jahrhunderte producirte, und trotzdem gab es in der Periode 1493—1871 keine Furcht vor einer all' zu kurzen Golddecke, während sie von 1871—1898, in einer Zeit, die innerhalb 28 Jahre zwei Drittel der Arbeit von 378 Jahren that, immer stärker und stärker anwuchs. Von 1493—1871 war die jährliche Durchschnittsausbeute 22900 kg, in der Periode der Furcht vor der all' zu kurzen Golddecke war die Ausbeute jährlich 200000 kg oder fast neun Mal so hoch.

Von der Entdeckung Amerikas bis Ende 1898 werden 14285403 kg geschürft sein, in die Periode der Herrschaft der bimetallistischen Kassandrarufe entfallen fast 40 Procent! Muß es da nicht als klar erscheinen, daß keine Goldnoth herrschte und daß der Waarenpreissturz mit den Veränderungen der Währungssysteme nicht das Geringste zu thun hat?

Als in der Zeit der Goldentdeckungen in Californien und Australien, 1856—1860, der Goldstrom um 1008750 kg anwuchs, predigte Chevalier allen Ernstes eine Demonetisirung des Goldes; von 1894 bis 1898 ergießt sich ein Goldstrom von 1628461 kg, und die Bimetallisten reden immer noch von Goldknappheit. „Ja, wenn Gold jetzt knapp ist", fragt Preston, der amerikanische Münzwardein, „wann war es da je reichlich?"

Aber auch der letzte Rettungsanker der Bimetallisten, die Einschränkung der Silberproduction und damit zusammenhängend eine Preissteigerung des weißen Metalls, ist losgerissen, denn die seit 1890 einsetzende Hochfluth der Silberproduction hält ununterbrochen an.

Es beträgt die Silberausbeute von 1871—1898 incl. 94774679 kg, von 1492—1871 170903450 kg, mithin in den 28 kritischen Jahren der Abkehr vom Silber an 55 Procent der Production innerhalb vier Jahrhunderte. Von 1492—1871 wurden jährlich durchschnittlich 452337 kg geschürft, von 1871—1898, trotzdem sich die Silberleute wegen des fallenden Preises hätten beschränken sollen, jährlich 3,5 Millionen kg, oder acht Mal so viel! Wie sollte nach erfolgter Abkehr vom weißen Metall bei solcher Ausbeute eine Preisstabilität des Silbers herbeigeführt werden können?

Wollten die Silberfreipräger Amerika's es auf sich nehmen, im Verhältniß von 1:16 die freie Prägung einzuführen, dann würden die folgenden Consequenzen eintreten: Wenn der Werth der jetzigen Silberausbeute anstatt zu seinem Marktpreis von 76 Mk. pro kg zu seinem Münzwerth von 180 Mk. angenommen wird, so beträgt die 1898er Ausbeute rund 975 Millionen Mk. Diese 975 Millionen Mk. würden zu circa 20 Procent zu industriellen Zwecken, zu 3 Procent zu central- und südamerikanischen Prägungen und zu 20 Procent zu Verschiffungen nach dem „Osten" verwendet werden; es blieben 57 Procent oder 555 Millionen Mk., die Amerika im laufenden Jahre hätte aufnehmen und prägen müssen; ja noch mehr, unsere Thaler, das obsolete italienische Silbergeld, der Ueberschuß der Balkanstaaten an Fünffrancsstücken, der enorme Silbervorrath der lateinischen Münzunion, Alles strömte nach Amerika, wenn die Parität von 1:16 auch nur auf Wochen aufrecht erhalten werden könnte.

Viel wahrscheinlicher ist aber, daß bei der bloßen Declaration des Sieges der Silberleute ein stetig wachsendes Goldagio erschiene, daß die Union zwar nach und nach den Silberüberschuß der Welt bekäme, aber zu einem Preise, der auf dem Weltmarkt, weil die Unions-Valuta dann auf Silberparität gesunken sein wird, auch nicht mehr brächte als jetzt, und daß die einzige Consequenz dieses finanziellen Selbstmordes wäre: vorübergehende Verdoppelung der Silberminenausbeute bei gleichzeitiger völliger und unwiderruflicher Zerrüttung der Währung Nordamerikas.

Ob die Union dies wünscht, wird der nächste Congreß bezw. sicher die nächste Präsidentenwahl lehren. Die Silberminenbesitzer wünschen es gewiß, denn sowie sie 1,29 $ pro Unze für ihr Silber erhalten gegen 55 c jetzt, berauscht sie dieser Gewinn, obgleich die 129 c auf dem Weltmarkte auch nicht mehr als 55 c werth sein werden. Auch der exportirende Landwirth stimmte zu, obgleich seine Politik auf gleicher Höhe mit der der brasilianischen Kaffeeexporteure stehen würde, die die brasilianische Valuta in's Bodenlose sinken sehen möchten (jetziges Goldagio 500 Procent), damit nur ihr nach dem Ausland verschiffter Kaffee ihnen fünf Mal mehr Noten bringt als bisher.

Als ob nicht in beiden Fällen alle Importwaaren zweieinhalb bezw. fünf Mal theurer und Löhne und Auslandszinsen entsprechend steigen werden. Ob aber die große Masse der Lohnarbeiter und der auf feste Erträgnisse Angewiesenen, deren Einkommen nicht so rasch steigen kann, als die Valuta entwerthet, ob sie den Sprung in's Chaos mitmachen, möchten wir trotzdem bezweifeln, so sehr auch in den Silberleuten politisch, finanziell, social und ökonomisch Unzufriedene heterogenster Art vereinigt sind.

## Literatur und Kunst.

### Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung.

Von Professor Franz Erhardt (Jena).

Mehr als alle anderen philosophischen Disciplinen hat die Metaphysik unter der Abneigung zu leiden gehabt, welche lange Jahre hindurch fast überall gegen die Philosophie bestand; während sie in den Zeiten ihres Glanzes als die Königin aller Wissenschaften galt, war die Metaphysik etwa seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts dazu verurteilt, die Rolle des Aschenbrödels zu spielen, dem man von fast allen Seiten glaubte, mit Verachtung begegnen zu dürfen. Diese Verachtung ist auch heutzutage noch sehr verbreitet. Im Allgemeinen wird sich zwar nicht leugnen lassen, daß die Philosophie in den letzten Jahrzehnten begonnen hat, einen neuen und erfreulichen Aufschwung zu nehmen. Der Metaphysik aber ist die größere Theilnahme, welche man der Philosophie jetzt wieder schenkt, verhältnißmäßig noch wenig zu Gute gekommen. Logik, Psychologie, Erkenntnißtheorie und Ethik sind diejenigen Disciplinen der systematischen Philosophie, welche man wohl am meisten schätzt, und deren wissenschaftliche Nothwendigkeit man am ehesten gelten läßt. Die Metaphysik hingegen hat noch immer mit einem ziemlich allgemeinen Mißtrauen zu kämpfen, welches nur sehr allmälig schwinden zu wollen scheint.

Diese Sachlage ist um so betrübender, als nach unserem Dafürhalten die Metaphysik die wichtigste aller philosophischen Wissenschaften ist. Wir scheuen uns nicht, das Urtheil auszusprechen, daß man die Philosophie ihrer Krone beraubt, wenn man die Metaphysik für überflüssig oder für ganz unmöglich erklärt. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird heutzutage allerdings selbst von sehr vielen Vertretern der Philo-

sophie bestritten. Zu ihren Gunsten aber spricht mit lauter und vernehmlicher Stimme fast die ganze Geschichte der Philosophie, welche sicherlich in erster Linie als eine Geschichte der Metaphysik betrachtet werden muß.

Freilich hat es auch von jeher mehr oder minder entschiedene und zu Zeiten sogar sehr zahlreiche Gegner der Metaphysik gegeben. Doch ist es den Vertretern skeptischer und positivistischer Denkrichtungen niemals gelungen, das metaphysische Bedürfniß des Menschen auch nur zeitweilig zu vernichten und die Bemühungen um eine metaphysische Welterklärung ganz zurückzudrängen. Im Gegentheil hat die Metaphysik ihr Haupt immer von Neuem erhoben, auch wenn es bisweilen vielleicht so scheinen wollte, als wäre sie vor den Angriffen der Gegner in den Staub gesunken.

Diese historische Thatsache dürfte in hohem Grade geeignet sein, den Muth und das Selbstvertrauen aller derjenigen zu beleben, welche in der Gegenwart bemüht sind, die Rechte der Metaphysik zu vertreten und ihr die gebührende Stellung im Kreise der Wissenschaften wieder zu erobern. Die Zahl der Forscher, welche im Dienste dieser Aufgabe stehen, ist keineswegs ganz gering, obwohl sie allerdings noch sehr viel größer sein müßte, wenn der Kampf gegen die Feinde der Metaphysik von einem baldigen Erfolg gekrönt werden sollte. Aber auch ohne einen solchen zu erwarten, wird man doch die berechtigte Hoffnung hegen können, daß es den vereinigten Bemühungen gleichgesinnter Denker gelingen wird, wenigstens die Vorurtheile mehr und mehr zu zerstreuen, auf denen die heutige Feindschaft gegen die Metaphysik zumeist beruht. Es sind ja mancherlei Gründe, welche man gegen die Möglichkeit einer metaphysischen Welterklärung anzuführen pflegt. In dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart spielen aber namentlich folgende Argumente eine entscheidende Rolle.

Das eine dieser Argumente ist schon sehr alt. Es stützt sich auf die Unsicherheit der Resultate und den Widerstreit der Meinungen in der Metaphysik, wodurch sich letztere, wie man glaubt, in einer auffallenden und für sie durchaus verhängnißvollen Weise von allen anderen Wissenschaften unterscheidet. Ein philosophisches System sucht immer alle anderen zu verdrängen, und in keiner einzigen metaphysischen Frage ist bisher irgend welche Einheitlichkeit der Ueberzeugungen erreicht worden; alle anderen Wissenschaften dagegen verfügen über eine Summe ausgemachter Wahrheiten, die von Tag zu Tage weiter wächst. Das ist ein Unterschied, welcher nach der Meinung der Gegner der Metaphysik nur dadurch erklärt werden kann, daß der menschliche Geist seiner Natur nach nicht im Stande ist, zu Einsichten zu gelangen, welche über die Grenzen der Erfahrung hinausgehen.

Zu diesen Erwägungen hat sich nun in unserem Jahrhundert ein weiteres Argument gegen die Möglichkeit der Metaphysik gesellt, welches frühere Zeiten noch nicht gekannt haben. Man erhebt nämlich gegen unsere Wissenschaft den Vorwurf, daß sie den verfehlten Versuch mache, ganz unabhängig von der Erfahrung den Weltinhalt a priori zu construiren. Dieser Vorwurf ist insofern nicht ganz unberechtigt, als es in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts in der That eine Richtung gegeben hat, welche der Meinung war, die Construction a priori sei das der Metaphysik eigenthümliche methodologische Verfahren. Als eine Wissenschaft a priori hatte schon Kant die Metaphysik bezeichnet; da die Metaphysik ihrem Inhalte und Zwecke nach über die Erfahrung hinausgeht, so meinte Kant, dürfe sie sich auch ihrem Ursprunge nach nicht auf die Erfahrung stützen. Deßhalb aber dachte er bei seiner kritischen Besonnenheit nun nicht daran, das Wesen der Dinge a priori erkennen zu wollen; im Gegentheil schloß er aus der von ihm vorausgesetzten Apriorität auf die objective Unmöglichkeit der Metaphysik, da alle Erkenntniß a priori sich seiner Lehre zufolge nur auf die Erfahrung bezieht und nur in den Grenzen derselben ihre Anwendung findet.

Freilich hatte auch Kant versucht, manche Sätze seiner Philosophie a priori abzuleiten, bei deren Auffindung er sich in Wahrheit der Hülfe der Erfahrung bedient hatte; was aber bei ihm nur ausnahmsweise geschehen und im Allgemeinen von seinem Standpunkt aus verpönt war, das wurde von einem Theil seiner Nachfolger gerade zur Regel und zum Princip gemacht. Fichte, Schelling und Hegel sind die Männer, welche die Richtung des Apriorismus in der Metaphysik der Nachkantischen Philosophie vertreten. Jedoch standen diese Denker mit dem Glauben an die Möglichkeit einer von der Erfahrung unabhängigen Metaphysik ziemlich allein. Von anderer Seite wurde mit aller Entschiedenheit betont, daß die Metaphysik eben so gut wie die meisten anderen Wissenschaften an die Erfahrung anknüpfen und von ihr ausgehen müsse. So sprach z. B. Schopenhauer diese Forderung im Gegensatze zu der Kant'schen Auffassung von dem Wesen der Metaphysik in der bestimmtesten und deutlichsten Weise aus; aber auch Herbart und Beneke unterließen es nicht, mit vollem Nachdrucke auf die Wichtigkeit aufmerksam zu machen, welche die Erfahrung als unentbehrliche Grundlage für alle Philosophie besitzt.

Wenn daher immer von Neuem gegen die Metaphysik der Vorwurf erhoben wird, daß sie wegen der Nichtberücksichtigung der Erfahrung jedes Anspruches auf wissenschaftliche Bedeutung verlustig gehe, so beweisen schon die eben gemachten Bemerkungen, daß dieser Vorwurf höchstens gewisse Richtungen in der Metaphysik trifft. Die wissenschaftliche Möglichkeit der Metaphysik überhaupt aber kann so durchaus nicht widerlegt werden. Es ist in der That ein bloßer Irrtum, wenn man glaubt, die Metaphysik bediene sich eines ganz anderen Verfahrens, als alle übrigen Wissenschaften, welche sich die Erkenntniß der Wirklichkeit zur Aufgabe gestellt haben. Nach unserem Dafürhalten sollte eigentlich gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Metaphysik bei ihren Untersuchungen über das Wesen und den Zusammenhang der Dinge die Erfahrung in keiner Weise entbehren kann. Denn nur die Erfahrung ist es, welche dem denkenden Geiste die Probleme stellt, mit denen die Metaphysik sich beschäftigt. Wie wäre es da wohl möglich, von der Erfahrung ganz abzusehen, wenn es sich darum handelt, diese Probleme der Lösung näher zu bringen?

Daß sich die Sache in Wirklichkeit so verhält, wie wir behaupten, beweist die ganze Geschichte der Philosophie. Es hat noch niemals einen Denker gegeben, der ganz unabhängig von der Erfahrung zu seinen metaphysischen Ueberzeugungen gelangt wäre. Das gilt selbst von denjenigen Männern, die für ihre Person überzeugt waren, den Weltinhalt a priori construiren zu können. Es bedarf wahrhaftig keines großen Scharfsinnes, um deutlich zu erkennen, daß auch die Fichte, Schelling und Hegel bei ihren angeblichen Constructionen a priori in Wahrheit die Erfahrung immer mit im Auge gehabt haben. Aber auch ganz abgesehen von den Lehren, die der Geschichte der Philosophie zu entnehmen sind, ist es für eine unbefangene Auffassung aus der Natur der Sache selbst klar, daß es im Grunde genommen ein Unding ist, eine metaphysische Erklärung der Wirklichkeit geben zu wollen, ohne dabei diese Wirklichkeit selbst irgendwie zu berücksichtigen.

Die Möglichkeit der Metaphysik kann man also nicht dadurch bekämpfen, daß man sie wegen ihres Ausgangspunktes und ihrer Methode in einen unversöhnlichen Gegensatz zu der großen Mehrzahl der übrigen Wissenschaften zu bringen sucht. Muß aber einmal zugestanden werden, daß die Metaphysik auf der sicheren Grundlage der Erfahrung beruht, so ist damit für ihre Vertheidigung gegen feindliche Angriffe schon sehr viel gewonnen. Denn daß sie ihrem Zwecke und ihren Resultaten nach über die Erfahrung hinausgeht, ist kein genügender Grund, um ihre Möglichkeit zu bestreiten! Können es doch auch die meisten anderen Wissenschaften nicht vermeiden, bei der Lösung ihrer Probleme den

Kreis der unmittelbaren Erfahrung mehr oder weniger zu überschreiten. Zwar hat man es ja zu wiederholten Malen und von den verschiedensten Seiten versucht, die Wissenschaft ganz in die Grenzen der eigentlichen Erfahrung einzuschließen. Wie verfehlt und undurchführbar diese Versuche aber sind, beweist zur Genüge schon der eine Umstand, daß es in den wenigsten Wissenschaften möglich ist, auf die Bildung von Hypothesen Verzicht zu leisten. Jede Hypothese aber geht ihrer Natur nach über den Umkreis der unmittelbaren Erfahrung hinaus, auch wenn sie später vielleicht durch die Erfahrung selbst bestätigt werden kann. Wer daher die Verwendung von Hypothesen für ein erlaubtes Hülfsmittel der wissenschaftlichen Forschung ansieht, hat kein Recht mehr, die absolute Beschränkung aller unserer Erkenntniß auf die bloße Erfahrung als solche zu behaupten.

Es kann daher auch der Metaphysik nicht verwehrt werden, mit ihren Untersuchungen Gebiete zu berühren, die jenseits der Grenzen der Erfahrung liegen. Was freilich die Ergebnisse anbelangt, die sie bisher durch ihre Untersuchungen gewonnen hat, so beweist der Streit der philosophischen Richtungen zur Genüge, daß an sicheren Resultaten noch wenig erreicht worden ist. Dennoch würde es sehr voreilig sein, hieraus ohne weiteres auf die innere Unmöglichkeit der Metaphysik schließen zu wollen. Einmal nämlich berechtigt die bisherige Entwicklung der metaphysischen Erkenntniß noch lange nicht zu der Folgerung, daß der Gegensatz der Meinungen auch für alle Zukunft in gleicher Weise fortbestehen müßte. Zweitens liegt es sehr nahe, die Frage aufzuwerfen, ob die Geschichte der Philosophie bei genauerer Untersuchung nicht vielleicht eine weit größere Einheit der Ueberzeugungen erkennen läßt, als für den ersten Blick vorhanden zu sein scheint. Wenn man z. B. bedenkt, daß die Mehrzahl der großen Philosophen eine idealistische Weltanschauung vertreten haben, so ist das wohl eine Thatsache, welche in dem eben ausgesprochenen Sinne gedeutet werden darf. Drittens aber mag noch ein Punkt hervorgehoben werden, auf den wir in Uebereinstimmung mit anderen Vertretern der Metaphysik in der Gegenwart besonderes Gewicht legen möchten. Nach dem Bilde, welches ihre Gegner von ihr zu entwerfen pflegen, könnte es leicht so scheinen, als ob es unter allen Wissenschaften allein die Metaphysik wäre, die es nicht zu völlig sicheren und apodiktisch gewissen Resultaten zu bringen vermöchte. In Wirklichkeit ist es aber nur wenigen Wissenschaften vergönnt, mit ihren Erkenntnissen die Stufe der absoluten Gewißheit zu erreichen. In außerordentlich vielen Fällen müssen sich Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften bei ihren Behauptungen mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen. Deßhalb fällt es aber doch Niemandem ein, derartigen Untersuchungen überhaupt den wissenschaftlichen Werth abzusprechen; vielmehr hält es Jedermann für selbstverständlich, daß auch solche Fragen noch der wissenschaftlichen Behandlung zugänglich sind, bei denen die Antwort nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen gegeben werden kann. An Wahrscheinlichkeitsgründen fehlt es aber sicher auch bei der Erörterung derjenigen Probleme nicht, welche man der Metaphysik zuzurechnen pflegt. Wer das leugnen wollte, würde damit nur beweisen, daß er in der philosophischen Literatur wenig bewandert ist. Dann kann aber auch keine Rede mehr davon sein, daß metaphysische Untersuchungen unter allen Umständen des wissenschaftlichen Charakters entbehren müßten. — —

Zur Niederschrift der vorstehenden Betrachtungen, bei denen wir uns im Einklang wissen mit hervorragenden Denkern der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, hat uns eine werthvolle philosophische Abhandlung veranlaßt, die vor einiger Zeit erschienen ist. Unter dem Titel, den der gegenwärtige Aufsatz trägt, hat im vorigen Jahre Frl. Hedwig Bender in Eisenach, die der philosophischen Welt schon durch einige andere Schriften bekannt geworden ist, bei W. Haacke in Leipzig eine Untersuchung veröffentlicht, deren Hauptaufgabe es ist, die wissenschaftliche Berechtigung der Metaphysik nachzuweisen. Es geschieht dies in einer Weise, mit der wir uns in den wesentlichsten Punkten vollkommen einverstanden erklären können, und die den von uns entwickelten Gedanken in der Hauptsache entspricht. Die Verfasserin ist von der Bedeutung und der außerordentlichen Wichtigkeit der Metaphysik auf das tiefste durchdrungen. Wenn die Philosophie, so führt sie aus, die Metaphysik preisgiebt, so „verzweifelt sie an sich selbst, sie spricht sich das Urtheil, indem sie sich incompetent auf ihrem eigensten Gebiete und unfähig zur Durchführung ihrer Aufgaben erklärt. Denn als die wesentlichsten und vornehmsten dieser ihrer Aufgaben hat man von jeher die Lösung der metaphysischen Probleme betrachtet. Auf sie kommt für den denkenden Menschen alles an; sie ist es, die man in erster Reihe von der Philosophie als Wissenschaft der Wissenschaften erwartet und an die man bei dem Worte vornehmlich denkt. Ist solche Lösung an sich unmöglich, muß die Wissenschaft principiell auf dieselbe verzichten, dann giebt es keine Philosophie mehr im eigentlichen Sinne. Ohne die Metaphysik ist jene ein Tempel, ein stolzer Prachtbau, dem das Heiligthum fehlt."

Bei dieser großen Bedeutung der Metaphysik und der geringen Achtung, deren sie sich gegenwärtig erfreut, kommt es nun darauf an, die Einwürfe zu entkräften, welche man gegen die Möglichkeit einer metaphysischen Erkenntniß erhebt. Von diesen Einwürfen ist in Wahrheit kein einziger stichhaltig. Wenn man die Möglichkeit der Metaphysik wegen ihres angeblichen Apriorismus und wegen der Unsicherheit ihrer Resultate bestreitet, so begegnet die Verfasserin diesen Argumenten mit Ausführungen, auf die wir nicht näher einzugehen brauchen, weil sie mit den von uns oben dargelegten Ansichten sich eng berühren. Wenn man aber behauptet, der menschliche Geist sei nicht im Stande, die Grenzen der Erfahrung irgendwie zu überschreiten, so ist hierauf zu erwidern, daß ein Hinausgehen über die Erfahrung fortwährend stattfindet und zwar nicht bloß von Seiten der Philosophie. Auch die Naturwissenschaft sieht sich gezwungen, bei der Aufstellung ihrer Theorien mit Begriffen zu arbeiten, die keineswegs dem Inhalt der unmittelbaren Erfahrung entstammen. Schon das Gesetz der Causalität führt uns über den Bereich der bloßen Wahrnehmung weit hinaus. Noch nie hat Jemand die innerliche Verknüpfung zu beobachten vermocht, welche zwischen Ursache und Wirkung besteht. Das Wirken der Dinge können wir nicht wahrnehmen und demnach auch nicht durch einfache Wahrnehmung in den Besitz des Causalbegriffes gelangen. Hiermit allein schon wird bewiesen, daß es völlig unmöglich ist, in der Wissenschaft bei den Thatsachen der bloßen Anschauung und Wahrnehmung stehen zu bleiben.

Das gleiche Resultat ergiebt sich, wenn man den Begriff des Naturgesetzes genauer untersucht. Zwar hat man neuerdings von verschiedenen Seiten die Auffassung vertreten, daß ein Naturgesetz nur der allgemeine Ausdruck des thatsächlichen Verlaufs bestimmter Naturvorgänge und daher nichts anderes als eine bloße Beschreibung gewisser Phänomene sei. Hieran ist so viel richtig, daß die Beschreibung allerdings im Naturgesetze mit enthalten ist; aber im Begriffe desselben liegt noch sehr viel mehr. „Denn die bloße Beschreibung eines Thatbestandes sagt uns noch nicht das Geringste darüber, ob zwischen den einzelnen Momenten desselben eine nothwendige Zusammengehörigkeit in dem Sinne besteht, daß, sobald das eine dieser Momente gegeben ist, ein anderes ihm correspondirendes, nothwendig folgen, nothwendig ebenfalls in die Erscheinung treten muß; sie giebt nur an, was geschehen ist und geschieht, nicht was — unter bestimmten Bedingungen — geschehen muß. Im Begriff des Naturgesetzes hingegen ist jener Begriff der Zusammengehörigkeit bestimmter Erscheinungen, der Begriff der causalen Verknüpfung enthalten."

In ganz ähnlicher Weise wie den Begriff des Naturgesetzes, so fährt die Verfasserin dann weiter fort, sucht man

auch den der Naturkraft seines transscendenten Charakters zu entkleiden, indem man die Kraft als einen bloßen „Hülfsbegriff der Wissenschaft", als „das objectivirte Naturgesetz selbst" bezeichnet. In diesem Sinne haben sich z. B. Helmholtz und Fechner geäußert. Ihre Auffassung von dem Wesen der Naturkraft läßt sich aber unmöglich halten. Was Frl. Bender dagegen sagt, ist wiederum so treffend, daß wir auch hier ihre eigenen Worte anführen wollen. Nach ihrer von uns durchaus gebilligten Ansicht ist die Naturkraft keineswegs nur ein anderer Ausdruck für ein bloß beschreibendes Gesetz, sondern „sie ist die vorausgesetzte Ursache des Naturgeschehens und insofern auch die aller gesetzlichen Verknüpfung, alles inneren (kausalen) Zusammenhanges der Erscheinungen, dasjenige, worauf der gesetzliche Ablauf aller Naturprocesse beruht." — — „Anstatt also mit Fechner die wirkende Kraft als „bloßen Hülfsbegriff zur Darstellung der Bewegungsgesetze" zu erklären, — werden wir im Gegentheil betonen müssen, daß das Gesetz als Gesetz nur für uns existirt, — — daß umgekehrt im Begriff der Naturkraft aber etwas zweifellos objectiv Wirkliches gedacht wird: die wesentliche Eigenthümlichkeit des Beharrenden nämlich, vermöge deren es wahrnehmbare Wirkungen hervorbringt, mithin das Geschehen als solches erst möglich macht und zugleich seinen gesetzmäßigen Ablauf bedingt."

Hiernach ist klar, daß die Naturwissenschaft mit einer Anzahl gerade ihrer wichtigsten Grundbegriffe über den Inhalt der unmittelbaren Erfahrung hinausgeht; daß sie dies auch in vielen anderen Fällen nicht vermeidet, würde sich unschwer nachweisen lassen. Was aber der Naturwissenschaft erlaubt ist, kann der Metaphysik unmöglich verboten sein, überschreitet sie doch die Grenzen der Erfahrung principiell in keinem anderen Sinne, als es auch die Naturwissenschaft thut! Sie hat daher um so weniger Anlaß, vor der noch immer gegen sie herrschenden Mißgunst zurückzuweichen, je wichtiger die ihr gerade in unserer Zeit gestellten Aufgaben sind. „Immer dringender" nämlich wird heutzutage, wie Frl. Bender mit vollem Rechte am Schluß ihrer gediegenen und trefflichen Untersuchung hervorhebt, „das Bedürfniß nach Einklang und Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, zwischen Denken und Fühlen, zwischen Kopf und Herz. Diese Versöhnung ist aber nur von der Philosophie zu erwarten, die allein diesen Widerstreit harmonisch lösen und aus der dumpfen Niederung in reinere Lüfte, aus dem Wirrsal einander bekämpfender Meinungen zu der freien, lichtumflossenen Höhe einer Verstand und Gemüth zugleich befriedigenden, idealen Weltanschauung emporheben kann. Sie vermag es aber nur, wenn sie Vertrauen zu sich selbst faßt, ihrer großen Aufgabe wieder voll sich bewußt wird und, allem Kleinmuth den Abschied gebend, entschlossen nach dem höchsten Preise: der Lösung der höchsten Probleme ringt."

---

## Giacomo Leopardi.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Von R. Schröder.

Im Lande jenseits der Alpen beging man einmal wieder eine jener rauschenden Festlichkeiten, wie sie dem sonnig-heiteren Temperament des lebenslustigsten aller Völker von Zeit zu Zeit ein unerläßliches Bedürfniß sind. Am 29. Juni brachten im modernen Hesperien alle Aemter, Anstalten und Genossenschaften, alle Künste, Wissenschaften und Gewerbe, Alles was dort zu Lande denkt und schafft, dem größten Lyriker der Nation seit den Tagen Dante's und Petrarca's, dem Grafen Giacomo Leopardi, feierlichste Huldigung dar. Aber nicht an den engen Grenzen seines Vaterlandes kann die Begeisterung für den größten Lyriker, den Italien seit den Tagen des Mittelalters sein eigen nennt, verklingen; wie seit jeher Deutschland mehr als alle anderen Nationen hervorragenden Antheil an Allem genommen hat, was mit dem Geistesleben und mit der eigenartigen Culturentwickelung Italiens zusammen hängt, die uns Nordländer so seltsam anmuthet und wie mit magischen Kräften immer und immer von Neuem anzieht und fesselt, so können wir auch an diesem Tage herzlichen Antheil nehmen an der Begeisterung, mit der das Volk dort unten im sonnigen Süden nach seiner Eigenart das Andenken seines großen Dichters feiert, indem wir auf unsere deutsche Art einen Immortellenkranz auf des unglücklichen Sängers Grab niederlegen. Wir haben um so mehr Grund zu dieser Theilnahme, als uns aus den schwermüthigen Gesängen, die dieser Dichterseele entstammen, mehr als ein Zug entgegenklingt, der an deutsches Wesen und deutsche Denkungsart gemahnt. Zwar sind niemals glühendere Vaterlandslieder in der Sprache Dante Alighieri's gedichtet worden, wohl hat nie eines Dichters Herz heißer für das Wohl und die Rettung seines am Boden liegenden Vaterlandes geschlagen, als das des Grafen Leopardi, aber dennoch hat der Wunderbaum seiner Poesie nicht ganz allein aus italienischer Erde seine Kraft gesogen, vielmehr haben fernher rinnende Wasser seine Wurzeln bespült, und seine Wipfel ragen so hoch, daß man sie von jedem Winkel der Erde aus zu erblicken vermag, daß sie allen Nationen Schatten spenden, und wir alle von seinen Zweigen köstliche Früchte brechen dürfen.

Freilich die rauschenden Feste passen wenig zu dem eigentlichen Wesen des Dichters. Er war ein stiller Mann, eine jener durch andauernde körperliche Leiden früh verhärmten Naturen, ein Märtyrer, der „mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle gebannt war, die ihn von vorn herein auf jede Erwiderung seiner Gefühle fast verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben seiner Nation in tiefer Erstarrung darniederlag, herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eigenen Heerd, ohne Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne eine Feld für seine Kraft, selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt, zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als ein Neununddreißigjähriger sterben durfte" — das war in großen Umrissen die irdische Laufbahn des Dichters, dem sein Vaterland heute den Tribut seiner pietätvollen Huldigung darbringt. Wie manche Analogie ließe sich nicht in diesem Dichterleben finden zu dem Leben Heinrich Heine's, Lord Byron's, Nicolaus Lenau's, jener vier Vorsänger in der großen Zunft der Dichter des Weltschmerzes und des Pessimismus! Und wiederum welche Gegensätze zwischen einem Byron und Leopardi! Einem Leopardi und einem Heine! An Leopardi's Weltschmerz ist vorzugsweise das Herz betheiligt; derjenige Heine's entstammt mehr einem dialektischen Geiste, dessen Verhängniß es ist, zu Allem das Gegentheil, zu jeder Position immer gleich auch die Contra-Position setzen zu wollen. Byron wiederum schwankt zwischen moralischer Anlage und aus dieser erwachsenden Entrüstung einerseits und erhitzter Phantasie und Sinnlichkeit andererseits, die nicht umhin kann, die Sünde reizend zu finden; dies spiegelt sich in seinen verschiedenen Dichtungen, am deutlichsten aber im Don Juan wieder, daher dieser denn auch ebenso leidenschaftlich als Product der Frivolität verdammt, als auch als Manifestation tugendlicher Entrüstung über die Verkommenheit der sogenannten „Gesellschaft" gepriesen werden konnte. Auch Leopardi hat seiner Zeit und seinem Volke in mehr als einem seiner Gedichte den Spiegel vorgehalten; er liebt sein Vaterland, wie Byron das seine, das trotz aller Mängel für ihn doch den Stoff „zur edelsten Nation" enthält, aber Leopardi liebt es gleich einem unglücklich Liebenden, der da verachten muß, wo seine Leidenschaft ihn hinzieht, und er hat Züge in seiner geistigen Natur, die ihn zum Fremdling in der Heimath machen. Trotzdem gehören unter allen Ge-

dichten, die wir der Muse Leopardi's verdanken, gerade die wenigen Oden, die er dem Ruhm seines Vaterlandes widmete, unzweifelhaft zu den vollendetsten, die er geschaffen. Die italienische Literatur leidet an patriotischen Oden und Canzonen nicht gerade Mangel, aber selbst wenn wir von denjenigen Erzeugnissen dieser Art absehen, welche als reine rhetorische Uebungen ganze Capitel der italienischen Lyrik füllen würden, so finden unter den übrig bleibenden die stolzen Oden Leopardi's an sein Vaterland dennoch kaum ihresgleichen. Dante und Petrarca sind in ihren Liedern an die Heimath Optimisten: sie begnügen sich nicht, Italien in seiner Vergangenheit begeistert zu feiern, es in der Gegenwart zu beweinen oder zu bewundern, sie haben es auch geliebt und daran geglaubt in seiner Zukunft; niemals, selbst nicht in den dunkelsten Stunden patriotischer Muthlosigkeit, haben sie an ihm verzweifelt und es für todt gehalten, wie denn alle ihre Poesien wieder und wieder in das stolze Wort ausklingen: Italien ist zu groß, um zu Grunde zu gehen, und ein Jeder, der es wahrhaft liebt, muß an seine Zukunft glauben. Wie anders dagegen Leopardi! Gewiß liebt er sein Vaterland, wie nur einer dieser großen Ahnen es geliebt hat, aber mit diesem heißen Gefühl und mit der ab und an noch leise in ihm aufflackernden Hoffnung auf eine bessere Zukunft mischen sich doch in immer stärkerem Maaße die Keime eines verzweifelnden und zersetzenden Skepticismus. Er singt:

„Mein Vaterland, ich seh' die Mauern ragen,
Die Bogen, Säulen, Bildnisse, die leeren
Thürme der Väterzeit;
Doch seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer und das Schwert, die sie getragen,
Die großen Ahnen. Machtlos, dich zu wehren,
Mit nackter Brust und Stirne trägst du Leid.
Weh', welche Wunden seh' ich
Und Todesblässe! Muß ich so dich schauen,
Du aller Frauen schönste? Sagt, o sagt,
Euch, Erd' und Himmel fleh' ich:
Wer hat ihr das gethan? und wer — o Grauen! —
Belastet' ihr mit Ketten beide Arme,
Daß sie gelösten Haars, von Gram zernagt,
Am Boden sitzt, verlassen, schleierlos,
Und ihr Gesicht, die Arme,
Im Schooße birgt und weint?
Ja, wein', Italien! Du hast Grund zu weinen;
Dir fiel das herbe Loos,
An Glück und Elend unerreicht zu scheinen!"

Die ersten drei Oden Leopardi's „An Italien", „An Dante" und „An Angelo Mai" erinnern zu lebhaft an die drei „unsterblichen Canzonen" Petrarca's „O aspettata in ciel", „Spirto Gentil" und „Italia mia", als daß die Aehnlichkeit eine bloß zufällige sein könnte. Zu lange hatte Leopardi auf seinem langen Studiengange von Homer bis herab zu Angelo Mai bei den großen Meistern des 14. Jahrhunderts verweilt, war durch seine Commentare zu tief in den Geist petrarkischer Poesie eingedrungen, um sich nicht bei seinen eigenen ersten vaterländischen Dichtungen jener großen Vorbilder zu erinnern und, wenn auch unwissentlich, von ihnen beeinflußt zu werden. Daher auf den ersten Blick der unverkennbare Zusammenhang zwischen jenen Oden Petrarca's und den Gesängen Leopardi's, eine Aehnlichkeit, die uns bei der ersten flüchtigen Lectüre glauben machen könnte, es sei desselben Dichters Stimme wieder, die nach einem Verlaufe von vier Jahrhunderten von Neuem an die Vaterlandsliebe der Söhne Italiens sich wende.

Beide Dichter hängen der Form nach den strengen Regeln des Classicismus an, beide fühlen sich auf Grund ihrer Studien als Griechen und Römer bevor sie Italiener sind, aber beiden gelten nach dem Vorbilde Dante's die alten Römer als die directen Vorfahren der modernen Italiener; die Jahrhunderte währende Invasion der Germanen hat in ihren Augen kaum den heiligen Boden ihres Vaterlandes berührt, und so können die großen Scipionen, Brutus und Fabricius, sich mit Recht eines Rienzi als ihres directen Nachkommen, als Blut aus ihrem Blut, rühmen. So gleichen sich Inhalt und Form bei beiden Dichtern, und doch wie grundverschieden sind bei genauer Betrachtung in ihrer Wirkung diese Oden Petrarca's von denen Leopardi's! Aus jenen spricht Petrarca's ganze Seele zu uns, und wir fühlen es deutlich, wie hier der Dichter und der Patriot eins sind. Die Ode an Rienzi ist fast eine politische That zu nennen, durch die ein Staatsmann aus jenen großen vergangenen Tagen zu uns redet, und seine Mahnungen zur Versöhnung, die wohl im Stande gewesen wären, praktische Erfolge zu zeitigen, wenn die Mächtigen auf sie hätten hören wollen, gleichwie das Volk ihnen lauschte, sind immerhin Ereignisse gewesen, die dauernd ihren Platz in den Annalen der Geschichte Italiens beanspruchen werden. Wenn Petrarca seine Stimme erhob, sei es in einem Briefe in lateinischer Prosa, sei es in einer seiner unsterblichen Canzonen, dann wirkte das wie das klärende Wort eines anerkannten Parteiführers und wohl nie war ein Dichter mehr als er der Interpret der Elite seines Volkes und gleichzeitig der Prophet, der selbst in den verrotteten und entehrenden Zuständen der Gegenwart dennoch den Ruhm einer großen Zukunft seines Vaterlandes voraus sah.

Anders Leopardi. Den poetischen Zwiegesprächen, die er in seinen Oden mit sich selbst oder mit einer gleichgestimmten Seele hält, haftet die dumpfe Luft des klösterlichen Palazzo Leopardi in Recanati an. Seine Canzonen an das Vaterland tragen zwar ein Datum, denn die Gelegenheit zum Mindesten für drei von ihnen ist durch bestimmte Ereignisse festgelegt, aber die Inspiration und ganze Art der Auffassung haben etwas, was über die engen Grenzen der Zeit hinausgreift. Sie bezwecken nicht, in erster Linie praktische Erfolge bei der zeitgenössischen Generation zu zeitigen, nicht wie die glühenden Lieder unserer Sänger der Freiheitskriege in den Herzen des Volkes die Flammen patriotischer Begeisterung hell zu entfachen, man glaubt vielmehr Etwas aus ihnen herauszuhören, das etwa wie eine letzte thränenreiche Unterredung klingt zwischen dem Dichter und dem Vaterland, das er liebt, wie er einstmal auch den Glauben seiner Väter geliebt hat, wie ein Abschied an ein Idol, dessen Nichtigkeit er erkannt hat, und nicht an die Millionen seiner Landsleute richtet er seine Worte, sondern er wendet sich mit seinen Klagen an Italien, als das schöne verzweifelnde Weib, das mit gelöstem Haar, mit Ketten belastet, weinend vergangener schöner Tage gedenkt und morgen vielleicht nur noch eines jener schemenhaften Trugbilder sein wird, die zu uns auf die Erde gesandt werden, um uns Menschen zu bethören.

Die Negation des Vaterlandes, eine Folge seines Verzweifelns an der Zukunft desselben, lebt allerdings mehr in dem Kopfe des Dichters, als in den Worten, in die er hier noch seine Gedanken kleidet; aber wenngleich zuerst confus und gleichsam unbewußt, beginnt sie doch nach und nach festere Form anzunehmen. Ursprünglich greift der Dichter zur Feder, um einen begeisterten Hymnus auf sein Vaterland zu dichten, aber je weiter er kommt, um so tiefer grübelt er sich in seine unglückliche Weltverachtung hinein. Wohl sind die Ideale für ihn noch nicht ausgelöscht, aber er glaubt nicht mehr daran, daß sie für den Menschen jemals wirklich werden könnten. Der langsame Fortschritt in der pessimistischen Weltanschauung Leopardi's tritt nirgends so anschaulich zu Tage, wie gerade in diesen seinen Vaterlandsliedern. In der ersten Ode „All' Italia" ist zwar die Grundstimmung bereits von Grund aus eine pessimistische, doch vermag sich der Dichter wenigstens gelegentlich noch zur Begeisterung wieder empor zu richten und dem Leser einen tröstenden Ausblick in eine freundlichere Zukunft zu gestatten, dann aber werden wir immer tiefer in seine trostlose Philosophie hineingeführt, in immer schwerere Zweifel klingen die folgenden Oden aus, mehr und mehr subjectiv wird des Dichters Lyrik, aus jeder Umgebung entlehnt sie den Anlaß, der dann seine Phantasie zu immer dunkleren Bildern

treibt, bis Leopardi schließlich in der sechsten Ode „Der jüngere Brutus“ das ganze tiefe Maaß seiner grenzenlosen Verzweiflung auf uns ausschüttet, dort, wo er sagt:

„Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sklaven. Wenn sie Nichts
Erretten kann, getröstet sich die Menge:
So sei's verhängt. — Ist minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung bar ist?
In ew'gem Kampf mit dir auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt,
Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löst die stolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder ...

Nicht des Olymp und Hades taube Herrscher,
Nicht die unwürd'ge Erde
Und nicht die Nacht ruf' ich im Sterben an,
Noch auch des dunklen Todes letzten Strahl,
Den Spruch der Nachwelt. Feiger Pöbel kann
Mit Klag und Weihgeschenk mein herbes Grab
Nicht sänft'gen. Unaufhaltsam
Verschlimmert sich die Zeit. Bei trägen Enkeln
Ist übel aufgehoben
Der Nachruhm edler Seelen und des Unglücks
Dereinst'ge Sühne. Kreise denn um mich
In gier'gem Flug der dunkle Vogel droben;
Raubthier' und Regengüsse
Soll'n meine Hülle finden,
Und mein Gedächtniß liefr' ich aus den Winden.“

Die Versuche, durch seine Poesien sein Volk zu mannes-würdigen Thaten emporzureißen, hören dann nach und nach ganz auf. Der Dichter der „Erinnerungen“ und des „Ginsters“, der Verfasser der „Dialoge“ und der „Gedanken“ hatte schließlich nur noch Spott für die, welche sich „die Bedürfnisse des Jahrhunderts“ zum Vorwurf wählten und „ernst gespannt die Politik verfolgten.“ Auf ihn hätte man das Wort Uhland's anwenden dürfen: „Er konnte nur betrachten sein groß zerrissen Herz.“ Aber die Nachwirkungen des Dichters in seinem Volke waren doch andere, als sich hätte erwarten lassen. Man betrachtete ihn als Erzeugniß und Sinnbild des nationalen Elends. Man sah seine weltverachtende Schwermuth aus dem Quell eines nie befriedigten Idealismus herfließen. Er, der Freiheit und Ruhm, Wissen und Aufklärung, für leere Einbildungen erklärte, weckte doch den Wunsch nach ihrem Besitz. Er, der „nur die Todten beneidete“, prägte dem Gedächtnisse doch die Mahnung ein: „Laßt uns leben und Einer dem Andern Beistand leisten, um so gut wie möglich dieses elende Dasein zu überstehen.“ Und so hat man sagen dürfen, Leopardi's Poesie der Verzweifelung sei für das erstorbene Italien, das aus dem Grabe auferstehen wollte, eine Poesie der Hoffnung geworden.

## Richard Wagner und seine Freunde.

Von Georg Sturzenegger.

In Wagner ist uns der Künstler, wie der Mensch gleich interessant, wenn auch nicht gleich verehrungswürdig. Er hat für seine Idee und seine Werke wie ein wahrer Uebermensch gekämpft, und seine innere Kraft war so groß, daß er, wenn auch augenblicklich leicht entmuthigt und zu Tode erschöpft, sich doch mit einer unglaublichen Schnellkraft immer wieder so gewaltig empor reckte, daß auch die wildeste Gegnerschaft verstummte. Und welche Gegnerschaften! Es ist uns heute kaum mehr begreiflich, gegen welche Wuth und Verbohrtheit sein Genius sich herumschlagen mußte, wie er verkannt, verhöhnt, geradezu als Verbrecher behandelt wurde. Musiker, Kritiker und Publicum, sie alle waren einig gegen den großen Meister. Besonders seine Vaterstadt Leipzig, die ihrem größten Sohne jetzt ein Denkmal errichten will, war der Mittelpunkt der Wagnerfeinde. Am Conservatorium erließ Julius Rietz Warnungen über Warnungen, die Professorin Frege, eine Beschützerin aller guten Musik, wollte ihren Salon nicht von Wagner'scher Musik „entweihen“ lassen, und sogar der edle Mendelssohn schüttelte den Kopf zum „Tannhäuser“. Freilich trägt Wagner als Mensch ein gutes Theil Schuld an dieser maß- und sinnlosen Opposition. Er war als Charakter nicht ohne Fehl, ein rücksichtsloser Draufgänger, ein ungezügelter Sinnenmensch und ein gigantischer Egoist, der fast alle seine Freunde ausbeutete und im Glück verleugnete. Hart und ungerecht gegen seine Feinde, war er im vertrauten Verkehr zwar weich und überschwenglich, aber auch undankbar, unverträglich und arrogant. Und welch' gute, edle, aufopfernde Freunde hatte er doch! Den ihn fürstlich unterstützenden Deutsch-Amerikaner Otto Wesendonck, den hochherzigen Hans v. Bülow, dem er in ähnlicher Weise mitspielte, den als seinen Apostel wirkenden Liszt, den seelenguten Tausig, einen Peter Cornelius, Draesecke, Herwegh, Schott, Alexander Ritter e tutti quanti, und ihnen Allen hat er mehr oder weniger und früher oder später die Größe seines Undankes empfinden lassen. Auch der Capellmeister und Componist Wendelin Weißheimer, einer seiner Intimsten, gehört unter diese Schaar der enttäuschten und verrathenen Freunde Wagner's, und er erzählt uns jetzt selbst nicht ohne Wehmuth, doch in alter Bewunderung die Peripetien seines innigen und langjährigen Herzensbundes.*)

Schon in den Fünfziger Jahren besucht der junge Musikstudent den Meister im Schweizer Exil, und in Mainz und Weimar kommt er abermals mit ihm zusammen. Nirgends aber näher und inniger als in Biebrich (1862), wo er als Freund, Amanuensis und — Bankier, denn Weißheimer's Vater ist begütert, mit Wagner zusammenlebt und die „Meistersinger“ entstehen sieht. Aus jener Zeit weiß der Freund uns viel Neues und Interessantes zu berichten, z. B. auch von Wagner's Vorlesung des Textes. „Die Modulationsfähigkeit seiner Stimme war so groß, daß er bald nicht mehr nöthig hatte, die Namen der handelnden Personen einzeln zu nennen. Jeder wußte gleich: das ist jetzt Eva, Stolzing, Sachs oder Pogner, die da reden, und gar erst bei David und Beckmesser war in seinem Stimmklang jede Verwechselung mit den anderen absolut ausgeschlossen. Selbst in dem lebhaften Durcheinandergerede der Meistersinger hob sich jeder von dem anderen so deutlich ab, daß man schon ein förmliches Ensemble zu hören glaubte, das die Zuhörer mit sich fortriß und sie zu stürmischen Kundgebungen veranlaßte. Mehrmals mußte er warten, bis diese sich wieder gelegt hatten, ehe er in seiner rhetorischer Virtuosenleistung (denn eine solche war es im eminentesten Sinne des Wortes!) wieder fortfahren konnte. — Soll ich noch sagen, wie bezaubernd er im zweiten Act Stellen: „Wie duftet doch der Flieder“ oder im dritten die Anspielung Sachsens auf Tristan und Isolde las, und wie innig die Worte Evas während des einzigen Quintetts ihm von den Lippen flossen? Jedem der Anwesenden war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduction klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden.“ Auch von Wagner's Meinungen erfahren wir Manches. Die anscheinende Geringschätzung des „Rienzi“ seinerseits war dem Freunde auffallend. Steht dieser auch nicht auf der Höhe des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, so birgt er doch eine Fülle des Großen und Gewaltigen; im Anfang des zweiten Actes ist bereits der ganze Wagner in aller Schönheit aufgegangen, und im Durchführungstheil der Ouverture bringt er so kühne und überraschende Harmoniefolgen, wie kaum in irgend einem seiner anderen Werke. War auch „Rienzi“ noch nicht auf der neuesten Theorie aufgebaut, so war dies

*) Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und anderen Zeitgenossen von W. Weißheimer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

durchaus kein Grund, ihn über die Achsel anzusehen; denn Theorien wechseln, und über ihren wahren Werth läßt sich streiten. Immer schien es Weißheimer, als sei diese Mißachtung des ersten erfolgreichen Werkes Seitens seines Autors eine etwas gemachte, mehr äußerlich zur Schau getragene gewesen, und die Antwort, welche er später einem seiner ihn belagernden Hyperbeflissenen gegeben haben soll, scheint dies zu bestätigen. Wie von durchaus glaubhafter Seite berichtet wurde, soll einmal ein solcher in seiner Gegenwart es für opportun gehalten haben, sich etwas despectirlich über „Rienzi" zu äußern. Schnell habe sich in Wagner das Vatergefühl geregt und schneidig zur Antwort gegeben: „Machen Sie 'mal einen!" Dann eine lustige Scene von den Spaziergängen der Freunde. So kamen sie einmal während der schönen Frühlingstage an den Biebricher Schloßgarten, den zu besehen Wagner Lust zeigte. „Da mir von keinem Rauchverbot bekannt war, nahm ich keinen Anstand, mit meiner kurz vorher angezündeten Cigarre einzutreten. Dies sah eine Schildwache am Thor, welche auf mich zulief und mich anschrie: „Die Cigarre weg!" Wagner bedeutete dem Mann: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, so können Sie das anständiger sagen!" Ich löschte meine Cigarre aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir einen Officier uns entgegenkommen, welcher in vollem Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner: „Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Cigarre an und geben mir Feuer, daß auch ich mir eine anzünde!" Gesagt, gethan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Officier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Cigarre nach der anderen Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!" Hatten die Freunde die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchstreift, so wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als sie ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß Weißheimer den Kutscher bezahlte; er beeilte sich, demselben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter gehen wollte, sagte Weißheimer: „Der Mann hat doch höchstens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben." Wagner sagte lachend: „Soll ich mir von dem Manne herausgeben lassen, soll ich ihm etwa die Hand hinhalten?" — — und ging davon. Auch ein Besuch der Spielhölle wird erwähnt. „Die blanken Goldstücke flogen hin und her, als wären es nur röthliche Blechstückchen. Da sagte Wagner: „Mich erfaßt ja niemals die Lust zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin, daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zum Setzen verführen ließe. Einem Anderen könnte ich jedoch gut rathen. Jetzt sind schon mehrmals die Nummern herausgekommen, welche ich mir vorher gedacht hatte." Ich schlug ihm vor, ich wolle probeweise einige Male den kleinsten zulässigen Einsatz auf die Nummern setzen, welche er mir angeben würde, und im Gewinnfall denselben gleich einziehen. So geschah es, und in der That kamen die von ihm bezeichneten Nummern vier Mal hintereinander heraus! Da jedes Mal der fünfunddreißigfache Betrag des Einsatzes ausbezahlt wurde, und dieser auch einige Male erhöht worden war, konnte ich ihm schon nach wenigen Minuten das Sümmchen von einigen hundert Gulden einhändigen. Am Weiterspiel verhinderte er mich dann mit den Worten: „Genug! Von jetzt an würden wir, dessen bin ich sicher, verlieren!" und zog mich hinaus, wo wir unter den Colonnaden auf- und abspazierten und den Klängen der Curcapelle lauschten, auf deren Programmen schon ab und zu Stücke aus „Tannhäuser" und „Lohengrin" auftauchten."

Bekanntlich stellte der verschwenderische und daher immer in Geldnöthen schwebende Wagner gewohnheitsmäßig Ansprüche an die Börsen seiner Freunde. Weißheimer haben wir bereits oben seinen „Bankier" genannt. Besonders in Biebrich, als der Verleger Schott, bei dem Wagner arg angekreidet war, jeden weiteren Vorschuß verweigerte und sich sogar einmal verleugnen ließ, stieg die Noth zeitweilig auf's Höchste, obwohl eigentlich stets wieder Gelder einliefen, die sich leider nur immer schnell verflüchtigten. Damals fragte Bülow Weißheimern: „Haben Sie denn keine Idee, wo er das Geld, das er sich immer im Nothfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt? Sie sind doch immer um ihn, Sie müßten es doch wissen." Der Freund sagte, er hätte davon keine Ahnung. Die kleinen Verschwendungen, wie zum Beispiel gelegentlich der Fahrt nach Wiesbaden, wo er sich von dem Droschenkutscher nicht habe herausgeben lassen, seien doch nicht derartig in's Gewicht fallend, daß sie so schnell einen größeren Betrag aufzehren könnten. Heute sei er im Besitz von mehreren hundert Gulden, und im Handumdrehen seien sie fort. Seine Kunst im Geldausgeben sei ihm räthselhaft. „Und mir ist es räthselhaft," fuhr Bülow fort, „daß er sich allemal das Nöthige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muß — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert!"

Aber schon bereitete sich ein Umschwung in seinen Verhältnissen vor. Wagner wurde nach Wien gerufen, um dort ein Concert zu geben und den „Tristan" in Scene zu setzen. Doch hier thürmten sich neue Schwierigkeiten empor. Der Tenorist Ander erwies sich als unfähig, und die Proben geriethen in's Stocken. Daß sich die Aufführung dieses seines „Schmerzenskindes", wie er den Tristan nannte, auch im Januar nicht hatte erreichen lassen, bildete für Wagner eine Quelle peinlicher Sorge und Verlegenheiten, denen sich jetzt auch wieder pecuniäre zugesellten. Er war schon zwei Monate im Hotel, hoffte immer auf das Tristanhonorar, das ihm nach der ersten Aufführung ausgezahlt werden mußte, diese kam und kam nicht, — da wurde der Wirth besorgt und sandte Rechnung auf Rechnung. Der geforderte Betrag war ein recht beträchtlicher, da außer den Aufenthaltskosten auch noch das ziemlich ausgedehnte und splendide Diner zu bezahlen war, welches Wagner nach den Concerten für die Hauptmitwirkenden und Freunde veranstaltet hatte. Es war daher eine recht große Verlegenheit, als Wagner nicht zahlen konnte. Als Weißheimer am Abend mit Tausig bei ihm war, jammerte und klagte er über seine elende Lage. „Wir hörten ihm theilnahmsvoll zu und saßen niedergedrückt auf dem Sopha, während er in nervöser Hast auf- und abging. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche," lief an die Thür und klingelte energisch. Tausig raunte mir zu: „Was hat er vor? Er sieht ja gerade aus wie Wotan, der endlich zu einem großen Entschluß gekommen!" Langsam und zögernd kam der Kellner endlich zum Vorschein — diese Leute merken ja bald, wie der Wind weht — und war nicht weniger erstaunt als wir Beide, als Wagner befahl: „Bringen Sie gleich zwei Flaschen Champagner in Eis!" „Um Gottes willen — in dieser Lage!" riefen wir, als der Kellner wieder gegangen war. Er aber hielt uns eine eifrige Auseinandersetzung über die Unentbehrlichkeit des Champagners gerade in verzweifelten Situationen: nur dieser helfe über deren Peinlichkeit hinweg. Als das köstlich-theure Naß auf den Tisch kam, getrauten wir uns kaum, davon zu trinken; mehrmals mußte er uns dazu animiren; der Champagner wollte eben an jenem Abend nicht munden; trotz seiner vorzüglichen Qualität, und trotzdem Wagner gerufen hatte: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt!" — In Wagner's Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung. Als Weißheimer am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, zeigte er ihm 1000 Gulden, die ihm die Kaiserin gesandt hatte! Und immer jammerte er noch: „Ich armer, geplagter Mann!" — worauf der Freund bemerkte: „Ja, sagen Sie mir doch, welch' anderm Sterblichen in solcher Noth plötzlich

1000 Gulden in's Haus fliegen?!" Darauf ließ er dann das Jammern sein und entschloß sich wieder zu Concerten, die er sich von jetzt an garantiren lassen wollte. Aber nun traf ihn ein furchtbarer Schlag. Alles schien auf's Beste zur Première bereit, als Tristan — ganz abgesetzt wurde. Den wahren Grund scheint auch Weißheimer nicht zu kennen. Jedenfalls ist es nicht wahr, daß die erste Wiener Aufführung an der Bühnen-Unmöglichkeit des Werkes scheiterte. Vielleicht war es, weil man sich auf den Tristan des unfähigen aber hochprotegirten Ander versteifte, und daß bei dessen Unzulänglichkeit sich die dem Werke günstige Stimmung verlief. Das Räthsel dieser Katastrophe ist auch heute noch nicht gelöst. Wagner aber schrieb an Weißheimer einen verzweiflungsvollen Brief, der in seiner Entmuthigung und Todessehnsucht etwas Erschütterndes hat: „Mit mir hat es eine eigene Bewandtniß: es will nicht mehr gehen! Mein fünfzigster Geburtstag, den ich in voller Abgeschiedenheit, einsam, ohne eine mir gehörige Seele verbrachte, hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, der in seinen Folgen sich als ein traurig entscheidender Wendepunkt meines Lebensmuthes ausbildet. Es geht nicht mehr, und ich fühle mich zu fremd in dieser Welt, in welcher ich für Alles, für Kunst und Leben, Wille und Gemüth, mich vollständig gehemmt finde. Ich hab' keine Lust mehr: die Erschütterungen und das Erkennen der Ohnmacht des Einzelnen sind zu groß und bestimmt. Sie werden das in Ihrem Alter nicht recht begreifen können. Von mir gilt einfach der Ausdruck, — das Leben — satt haben. Mir fehlt nicht mehr als Alles, um menschlich leben zu können."

Dieser Brief ist für die Musikgeschichte von großer Bedeutung; denn er documentirt, daß Wagner damals das Leben satt hatte, daß ihm die rechte Arbeitsfreude fehlte, daß der üppige Quell der Laune und des Lebensmuthes in ihm versiegte, und daher an eine Vollendung selbst der „Meistersinger" kaum zu denken gewesen wäre, hätte sich nicht im folgenden Jahre das ihn rettende Wunder ereignet, welches ihn plötzlich aller irdischen Sorgen enthob und ihn auf eine Lebenshöhe schnellte, wie sie keinem Künstler vor ihm beschieden war und auch wohl nach ihm Keinem mehr zu Theil werden wird. Und wie stellte es sich, dieses einzige Wunder, zur rechten Zeit ein! Privathülfe war für ihn durchaus unzureichend, selbst was er durch Concerte zusammenbringen konnte, reichte nur für den Augenblick hin. Es mußte daher ein Krösus kommen, der ihm seine Schatzkammer öffnete. Wo sollte der aber herkommen? fragte der treue Weißheimer. Kaum von einer großen Kunstreise zurückgekehrt, die Wagner eine Summe einbrachte, mit welcher jeder Andere einige Jahre sorgenfrei leben und schaffen konnte, hatte er die letzte große Einnahme statt nach Jahren schon in wenigen Monaten aufgezehrt. Wie hatte doch Hans v. Bülow damals an Weißheimer geschrieben? „Unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" consumirt werden kann!" Und gar jetzt in Wien! Wiederum schrieb Wagner von der vollständigen Einrichtung eines Hauses, obgleich das Landhaus des Barons v. Rochow in Penzing wohl nicht ganz leer gestanden haben wird und gewiß keine so beträchtliche Summen beanspruchte, um in Stand gesetzt zu werden. Das leidige Factum stand also fest: Wagner war wieder ein „Finanzgenie" im — Ausgeben gewesen. Nun sollte plötzlich Weißheimer Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dem Verschwender abermals zu helfen. Aber Weißheimer's Vater lehnte ab, in Darmstadt war beim Großherzog und seinem Theaterintendanten auch nichts mehr zu holen, Schott und Härtel, der Verleger des „Lohengrin", verweigerten jeden neuen Vorschuß, und Liszt gab längst in solchen Dingen keine Antwort mehr, denn er wußte nur allzugut, daß Wagner in pecuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.

Und nun kam es endlich, das „Wunderbare"! Vor seinen Wiener Gläubigern ließ Wagner Alles im Stich und flüchtete in die Schweiz, wo ihm aber auch Wesendonck und der treffliche Wille nicht mehr helfen wollten. Ganz mittellos und völlig verzweifelt flieht er von Zürich nach Stuttgart. Die Veranlassung zu dieser Reise ist wohl in dem guten Verhältniß Wagners zu Hofcapellmeister Karl Eckert in Stuttgart zu suchen, durch dessen Einfluß er hoffen konnte, hier endlich seinen „Tristan" zur Aufführung zu bringen. Er wohnte zu diesem Behufe einer Opernvorstellung im Hoftheater bei — die vorhandenen Kräfte schienen ihm für den „Tristan" jedoch nicht ausreichend zu sein, und entmuthigt gab er das Vorhaben auf. Nicht wissend, was zunächst zu beginnen, telegraphirte er in seiner Noth an Weißheimer und schon am folgenden Tag war dieser bei ihm. Welch' trauriges Wiedersehen, — den großen Genius rathlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak der Freund bei seinen Worten: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich davor nicht bewahren!" Auf Weißheimer's bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, er hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab Wagner eine erschöpfende Auskunft, und mit Schrecken wurde dem Treuen der fluchtartige Charakter seiner Reise allmälig klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Eclat mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn es Wagner auch nicht direct aussprach, so war Weißenheimer dennoch nicht im Mindesten davon überrascht, als ihm Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rath würde. Als er ihn dann mit Thränen in den Augen fragte, ob er ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, sagte Weißheimer unbedingt zu. „In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich allein auch gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war." Weißheimer war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf sein „Ja" fiel Wagner ihm in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten sie sich über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — Rauhen Alb, wo der Freund so rasch als möglich den Clavierauszug des ersten Meistersingeractes beenden sollte, um damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlassen. Doch lassen wir dem braven Freunde jetzt das Wort!

„Gleich darauf standen wir vor dem Hotel — er hatte keine Ahnung von dem unglaublichen Glück, das seiner harrte, denn ich mußte schnell noch den Wagen bestellen, der uns am folgenden Morgen nach Untertürkheim bringen sollte, um von da mit dem Zug weiterzufahren! Auf seinem Zimmer in der ersten Etage (in der Richtung zum Hoftheater) angelangt, wurde mit dem Packen seines großen Koffers begonnen — seine Gemüthsstimmung sank während dieser Arbeit wieder weit unter Null —: da brachte der Kellner gegen Abend eine Visitenkarte herein, die die Inschrift trug: „v. Pfistermeister, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière. Da Wagner derartig entmuthigt war und sich von nichts, was es auch sei, noch etwas Gutes versprach, stand er erst unschlüssig da, ob er Herrn von Pfistermeister empfangen wolle, und nur als dieser betonen ließ, er käme im Allerhöchsten Auftrag des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieser zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu stören, entfernte ich mich während derselben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr sich endlich empfahl, und ich wieder eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: „Daß mir das passirt — und gerade jetzt passirt!" fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals ... Als sich Wagner allmälig wieder von der großen Nerven-

erschütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, theilte er mir dann das Nähere mit. Der König hatte ihm sagen lassen, er sei sein „glühendster Bewunderer" und ließ ihn fragen, ob er auch noch ganz seinen Ansichten getreu wäre, die er in seinen Schriften niedergelegt habe und die der König auswendig wisse, er möge in diesem Falle nach München kommen, wo er den obersten Rang einnehmen müsse, um dort seine Nibelungen zu vollenden und aufzuführen. Alles, was er nur wolle, würde ihm zur Verfügung gestellt! War es da ein Wunder, wenn Wagner wähnte, ein Engel habe ihm solche Botschaft vom Himmel gebracht?! — Nach einer schlaflosen Nacht war Wagner in aller Frühe auf und bereits beim Einpacken. Immer wieder liefen ihm Thränen die Backen herunter, wenn er bei dem prosaischen Geschäft seines Glücks gedachte und wiederholt die Worte hervorstieß: „Daß mir das passirte — und gerade jetzt passirt!", mich dann wieder umarmte, dann wieder seinen grünseidenen Schlafrock in den Koffer preßte, der immer wieder herausquoll und sich durchaus nicht einschließen lassen wollte, dann wieder etwas weinte — für mich ein wahrhaft unvergeßliches Kofferpacken! Nachdem er sein Toilette gemacht, begaben wir uns zum Frühstück zu Eckert's, welche ihm die erste Huldigung darbrachten. Als wir zu Tisch gingen, kam noch Capellmeister Abert hinzu, der neben mir Platz nahm. Die Stimmung war anfänglich eine gar würdige, fast feierliche, die mit dem freudigen Ereigniß etwas contrastirte, obwohl sie doch durch dasselbe hervorgerufen zu sein schien. Aus dieser Seelenbeklommenheit erlöste glücklicherweise die kleine Tischgesellschaft bald eine glänzend helle Hose, welche Herr Abert trug. Es servierte ein Diener in Jägertracht die schönsten englischen Beefsteaks in Sauce — und als er die Platte meinem Nachbar reichte, huschte plötzlich ein sehr ansehnliches und saftiges Exemplar hernieder auf Herrn Aberts Oberschenkel, wo es ruhig liegen blieb, bis es schließlich aufgespießt wurde — leider aber ein schreckliches Konterfei hinterlassend —: die so nöthige Tischheiterkeit war plötzlich in ungezwungenster Weise herbeigeführt. Gleich darauf mußte sie jedoch wieder verstummen, denn es kam die Trauernachricht aus Paris: Meyerbeer sei gestorben! Gestern — an Wagner's Glückstag!! —"

Doch die Abreise von Stuttgart lief nach Weißheimer's Versicherung nicht glatt ab. Im Hotel brauchte Wagner für die paar Tage kein Geld und — hatte auch keins, wie sich beim Verlassen des Hotels und beim Billetkauf herausstellte, denn er bezahlte seine Hotelrechnung nicht in baar, sondern gab an Zahlungsstatt dem Oberkellner eine reiche russische Dose, welche er in St. Petersburg von einer hochstehenden Persönlichkeit zum Geschenk erhalten. Natürlich hatte sie einen vielfach höheren Werth, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Dose nur flüchtig besehend, und ihren hohen Werth sofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete Wagner unter tausend Bücklingen bis vor den Ausgang. „Schnell fragte ich Wagner, weßhalb er mir die Dose nicht vor einer Stunde zum Versilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun sei er doch so wie so aller Geldsorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte sich sogleich im Bahnhof. Der königliche Abgesandte hatte bereits in einem Coupé erster Classe Platz genommen und sah mit sichtlicher Ungeduld dem Kommen Wagner's entgegen, der sich etwas verspätet hatte. Schnell stieg er zu ihm ein, und ich verabschiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, so kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gottes willen, Pfistermeister hat mir ja kein Billet gelöst; springen sie schnell, eins zu holen." Im Galopp eilte ich zur Casse und vermochte auch noch glücklich, dem bereits im Gange befindlichen Zuge nachspringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen: ich hatte ihm das Billet zu seinem Glück gekauft!"

So der wackere Weißheimer! Und der Dank, der Lohn für so viel Freundschaft und Liebe? Ach, die glückliche Wendung in Wagner's Leben hatte leider für seinen besten Freund üble Folgen. Wagner hat für seine Freunde nie etwas gethan. Bald darauf schreibt Weißheimer aus München enttäuscht und traurig an seine Braut: „Wie schwer Wagner für fremde Werke zu interessiren ist, weißt Du, glaub' ich. Er ist das gerade Gegentheil von Liszt, und er war z. B. „wegen des Roquette'schen Textes" (!) nicht einmal in die Aufführung der „heiligen Elisabeth" zu bringen. Bülow zeigte ihm neulich in meiner Gegenwart seine Musik zu „Julius Cäsar" und schwor dann, nie wieder dergleichen zu thun. Als ich Bülow auf dessen Wunsch endlich meine Oper allein (ohne Wagner) vorspielen sollte, kam gleich das Zimmermädchen mit dem Auftrag herein, wir möchten doch aufhören zu musiziren, der Meister wolle schlafen! Es war Vormittags 11 Uhr!! Bülow schlug den Flügel zu und sprang erregt auf mit den Worten: „Es ist mir eine hohe Ehre, mit dem großen Meister zusammen zu wohnen — es ist aber oft nicht zum Aushalten!!" So klagen Alle über ihn. Dennoch hoffe ich ihn mit meiner Oper zu packen und ihm den Textbuchvorwand zu benehmen. Wenn's ihm nachginge, dürfte kein Mensch mehr was componiren, schon wegen der Texte, die freilich Niemand so machen kann wie er. Selbst Opern wie „Hugenotten" müßten aus diesem Grunde einfach über Bord geworfen werden." Und einige Tage später: „Wagner befindet sich als Künstler und Mensch bereits in ganz entlegenen Regionen, wo man den Künstler anstaunt, den Menschen aber nicht mehr genießen kann, oder wenigstens nur sehr ausnahmsweise, z. B. während der Fahrt, die ich am Sonntag gegen Abend mit ihm und Frau v. Bülow nach Groß-Hesselohe machte. Nachdem ich zuvor mit ihm und Bülow's in ihrer Doppelwohnung, Ecke der Arcostraße, zu Mittag gespeist hatte. Als ich gerade im Begriff stand, dieser Einladung Folge zu leisten, war Peter Cornelius bei mir, welcher mich ein Stück begleitete, immer ernst und ernster wurde und schließlich in die seltsamen Worte ausbrach: „Herzlieber Freund! Heute gehst Du zu Deinem Henkersmahl!" Verwundert blieb ich stehen und bat um nähere Erklärung. Cornelius sagte nur: „Nun, Du wirst's schon sehen!" Dann gingen wir weiter, und an der Arcostraße angelangt, trennten wir uns. Ich wußte damals noch nicht, daß Einer um den Andern von der alten treuen Garde seinen Abschied nehmen mußte."

Zu Wagner's Entschuldigung kann man allerdings das bekannte Cherchez la femme! anführen. Frau Cosima trägt wohl an dieser „Ausquartierung" von Wagner's Freunden die größte Schuld. Sie hatte ja seiner Zeit auch den Bruch mit Bülow herbeigeführt und Lassalle „entfernt", dessen socialistische Anschauungen Wagner vielfach theilte. „Ihre Sucht, mit einem Bildungsniveau etwa in Höhe französischer Mädchenpensionate Lassalle gegenüber die „Geistreiche" zu spielen, war diesem lästig geworden, darum habe er eines Tages Hans v. Bülow gesagt: „Nimm mir nicht übel, wenn ich Dich künftig nicht mehr besuche, — komme Du lieber zu mir!" — und Bülow sei von da an regelmäßig zu Lassalle gekommen." Weißheimer bemerkt etwas boshaft zu dieser Mittheilung: „Einige Jahre später saß ich in München bei Herrn und Frau v. Bülow Abends beim Thee. Es kam die Rede auf Lassalle, und um mich zu vergewissern, citirte ich das eben Mitgetheilte: von keiner Seite wurde mir damals widersprochen. Selbstverständlich hatte es Lassalle bei Frau v. Bülow gründlich verdorben."

Jedenfalls spielt in der Geschichte von Richard Wagner und seinen Freunden nicht der große Tonsetzer menschlich die schönere Rolle. Wir schließen indessen versöhnlich mit einem guten Wort eines anderen und gleichfalls abgedankten Freundes aus jener Zeit, des Componisten Felix Draeseke: „Jetzt ist ein Verkehr mit Wagner nicht gerade angenehm, später aber, etwa in 30—40 Jahren, werden wir doch von aller, aller Welt

beneidet werden, da seine Erscheinung eine so riesige ist, daß sie nach seinem Tode immer mehr und mehr anwachsen muß, besonders wenn dann das große Bild persönlich durch nichts Widerhaariges mehr entstellt werden kann."

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Todesfall.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Auf dem Süderhof, einem zum Theil halb verfallenen Bauernhaus mit kleinen halb blinden Fensterscheiben, war Anders geboren. Auf dem kleinen Strohdach wuchs etwas mehr, als auf den steinigen Nachbaräckern. Und doch war eine jede Stunde ein Kampf gegen die Noth, so daß Anders, der noch einen Bruder von acht und eine Schwester von fünf Jahren besaß, eigentlich gar nicht wußte, was eine frohe Kindheit war. O wie schmerzte der Rücken, wenn die Egge, von den schwachen, mageren Händen des 15jährigen Burschen geleitet, über den steinigen Boden glitt! Wenn dann die schwache Ernte eingebracht wurde, mußte Anders die kleine Last auf den Schultern tragen, da ein Wagen nicht zur Hand war, und die jungen Ochsen auf der Weide grasten, um im Herbst auf dem Markte einen guten Erlös zu bringen. Der Rücken krümmte sich immer mehr und mehr, die Brust fiel ein, und doch mußte Anders arbeiten, denn die Steuern und die fälligen Abgaben erlitten keinen Aufschub, und die Ernte mußte auch eingebracht werden. Nach ein paar Jahren starben der Vater und die Mutter, und Anders wurde Hausherr. Stolz brauchte er darauf nicht zu sein, denn nun galt es, die Geschwister auszuzahlen, und die Schulden wurden größer als je zuvor. Um ein Uhr früh hörte man den Dreschflegel in der Tenne, und der erste Strahl der Sonne begrüßte Anders auf dem Wege zur Brennerei mit seinem Ochsen und den gefüllten Kartoffelsäcken. Zur Weihnachtszeit, wo man doch anstandshalber keine groben Arbeiten verrichten darf, war Anders damit beschäftigt, Reisig zu zerkleinern. Ein andermal benutzte er das Fest, um mit möglichst geringer Zeitverschwendung zu heirathen. Doch hier lächelte ihm wenigstens ein Gewinn, der in 6000 Kronen und ein paar kräftigen Armen bestand, damit die Schulden gezahlt werden konnten.

Dann wurden Kinder geboren und wuchsen heran. Wie lieben sonst die Eltern ihre Kinder, aber wenn man müde und abgearbeitet ist und die Nahrungssorgen drücken, schlägt das Herz doch nicht so voll und warm. Ein Kind auf dem Süderhof war zunächst ein unnützer Mund mehr, aber nachher hatte man doch Aussicht, durch ein paar starke Arme eine kräftige Hülfe zu erhalten.

Letzten Sommer verspürte Anders zum ersten Mal das Gefühl, als ob das Glück ihm lächelte. Rascher als sonst fuhr die Sichel durch das Korn, und bei den kärglichen Mahlzeiten sprach er ganz gegen seine Gewohnheit freundliche Worte zu den Seinen. Wenn er dann Abends nach vollbrachter Arbeit seine Suppe gegessen hatte, ging er mit munteren Schritten dem Birkenholz entlang, um Auge und Herz an dem Gegenstande seiner Hoffnung zu erfreuen. Hier weideten nämlich seine Ochsen, erst vierjährig und doch schon groß und stark. Wie früher bei Lebzeiten seines Vaters, so verfütterte Anders auch jetzt die Zugochsen, und wenn dann der Herbstmarkt kam, wurden die großen gegen kleinere Thiere vertauscht, und der Ueberschuß war dann für den Kirchenvorsteher bestimmt, der eine Hypothek auf dem Hofe hatte und immer zu Michaeli seine Zinsen haben mußte. Nun sollte es aber anders werden. Er hatte ein Stück abgerodet und beackert, und es war so viel guter Boden gewonnen, daß man säen konnte, und zwei Kühe und zwei Kälber grasten jetzt dort. Sie waren groß, schön braun und hatten die ersten Haare verloren. Im Herbst gaben das gute Zugochsen, dann sollten die großen rothgefleckten verkauft werden, aber man brauchte nicht wie bisher neue zu kaufen. Statt des Preisunterschiedes von 30 bis 40 Kronen zwischen den kleinen und den großen Ochsen, konnte Anders den ganzen Betrag für die rothgefleckten nach Hause bringen. Und das Wenigste wären doch 300 Kronen. Das genügte ja, um die ganze Sparkassenschuld abzutragen, dadurch wurden jährlich 15 Kronen an Zinsen gespart, und wenn dann die folgenden Jahre auch so gut ausfielen, waren es glänzende Aussichten.

Die schwere Arbeit hatte Anders' ganze Gestalt verkrüppelt. Wenn man ihn betrachtete, wie er so dahinging, so sah es aus, als ob man einen Krautkopf in eine Jacke gesteckt hätte, die Arme waren zu lang und in seinem grauen Gesicht hatten Kummer und Nahrungssorgen ihre Furchen gezogen. Aber heute strahlten die Augen im Anblick der Ochsen. Als er sie genug besehen hatte, ging er wieder nach Hause, zog die Holzschuhe aus und betrat das Zimmer.

„Was bringst Du heute für gute Nachricht?" rief die Mutter vom Bett her.

„Ja, Gott sei gelobt, sie sind gut daran."

„Vater", rief eine Stimme von der Bank, wo der Sohn schlief.

„Was willst Du, Junge?"

„Ich war heute früh unten, und ich habe mit einer Harke den Pfuhl gereinigt, daß sie nun auch Wasser haben, das wollte ich Dir noch sagen."

So drehten sich alle Gedanken der Familie um den einen Punkt, und wenn man sie reden hörte, so waren immer die Ochsen gemeint. Gingen sie schweigend zur Arbeit auf die Felder, so hörte man gewiß plötzlich die Frage: „Anders, wie viel bekommst Du wohl?"

„Wenn ich nicht 320 Kronen erhalte, so geht es nicht mit rechten Dingen zu", entgegnete dann Anders, denn daß seine Frau an etwas Anderes als an die Ochsen gedacht haben sollte, hätte er gar nicht zu fassen vermocht.

Wenn er seinen Hafer mähte, dachte er immer besonders liebevoll an Frau und Kinder. O, wenn er die Ochsen verkauft hatte, wollte er Kaffee und Zucker mitbringen und ein recht schönes Tuch für die Kleine. Wie hatte man die letzten Jahre nur immer für das Vieh gesorgt! Aber jetzt erschienen ihnen diese drei Jahre wie ein kurzer Traum.

Den letzten Abend bevor er zu Markt ging, kam er wieder vom Busch, wo er sich noch einmal an dem Anblick seines Viehes geweidet hatte.

„Wie steht es heute Anders?" fragte die Mutter.

„Gottlob, sie nehmen zu mit jedem Tage. Glaube mir, Karin, nicht zehn Ochsen wie diese kommen auf dem Markt."

„Gottlob, Gottlob, Anders!"

Am nächsten Morgen war Mutter schon damit beschäftigt, einen Eßkorb für den Vater herzurichten. Anders stand auf, rasirte sich vor einem Spiegelscherben, so gut es eben ging, holte seine besten Kleider hervor und wollte gehen.

„Anders, gehst Du hinunter, sie zu holen?"

„Ja, das thue ich."

„Nimm doch eine Brodrinde für die Thiere mit, sie haben uns doch nur Freude gemacht."

Dann ging der Vater. Er blieb eine Stunde fort. Inzwischen standen die Kinder auf, und Mutter ging vor die Hausthür, um nach dem Vater zu sehen.

Sie hielt die Hand vor die Augen, um sich gegen die Morgensonne zu schützen, und blickte die Dorfstraße hinunter. Doch Anders kam nicht mit den Ochsen. Sie ging in die Küche, setzte die Morgensuppe auf das Feuer und wollte eben den Eßkorb packen, als sie von einem Stöhnen erschreckt wurde. Sie drehte sich und erblickte Anders, der hinter ihr stand und kreidebleich aussah.

„Großer Gott", schrie sie auf, „bist Du krank?"

Es zuckte um Anders' Lippen. „Ach, wäre es doch so!"

„Um Gottes Willen, was ist denn?"

Da rannen Anders die Thränen über die Wangen, und er sagte: „Karin, leere nur den Eßkorb wieder. Einem armen Teufel hilft all' sein Arbeiten nichts. Unten im Pfuhl liegen die Ochsen todt im Wasser!"

# Aus der Hauptstadt.

## Zwei Glas Bier.

„Wir müssen ihr nur Zeit lassen, nur Gelegenheit bieten, die ganze Narretei des Programms zu erkennen", hatten Excellenz leutselig beim Abschiede gesagt. „Es ist unsre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Socialdemokratie sich wenigstens in den nächsten zehn Jahren noch nicht als Herrin der Situation fühlt. Gelingt uns das, so ist Alles gewonnen. In der steten Reibung mit den bürgerlichen Parteien wird sie von gewissen unsinnigen Forderungen, die freilich heute noch als Tabu gelten, schon von selbst zurückkommen. Und die vernünftigen Ansprüche, die sie im Namen der Arbeiterschaft stellt — nun, ich meine, über die sind wir Alle einer Ansicht. Ich darf mich da auf ein Wort Sr. Majestät berufen. Und sehen Sie, lieber Freund, gerade weil die Bewegung durchaus wirthschaftlichen Ursprungs ist, weil all' die politischen Allüren der Partei nur obenhin angepappt sind, gerade darum hoff' ich auf ehrliche Einigung."

Der Assessor riß Mund und Nase auf, wagte aber seinem hohen Protektor nichts zu erwidern.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fuhr der alte Staatsmann fort, ihm leutselig auf die Schulter klopfend. „Der Fanatismus der Masse. Ihre Begeisterung, ihre Opferfreudigkeit . . Sehr schön. Aber gerade diese drei Eigenschaften gewährleisten mir die Richtigkeit meiner Prognose. Man ist drei volle Decennien hindurch nur dann fanatisch, begeistert und opferfreudig, wenn man sich materielle Vortheile davon erhofft. Harmodios und Aristogiton wären ihrem Tyrannen sicher nicht 30 Jahre lang nachgeschlichen. Alles rein politische Entflammen ist Strohfeuer. Verstehen Sie nun, worauf Se. Majestät hinzielten, als sie es übernahmen, mit der Socialdemokratie allein fertig zu werden? Die Taktik ist zum Bewundern einfach und der Erfolg sicher. Im Laufe der Jahrzehnte mausert sich die Partei vollkommen, verliert eine von den grellrothen politischen Federn nach der andern, und schließlich bleibt nur die große, wirthschaftliche Reformbewegung übrig, an deren Spitze sich, wenn die Zeit erfüllt ist, der große Hohenzoller selbst stellen wird. Freilich darf man, ich wiederhole das, die Entwickelung nicht überhasten wollen. Alles Gute wächst langsam; man zwingt es weder mit Liebkosungen noch mit Gewalt aus der Erde. Deßhalb war ja Bismarck auch so ein unglaublicher Pfuscher. Hm, sagten Sie etwas?"

„Durchaus nicht, Excellenz", beeilte sich der Assessor zu betheuern.

„Mein Ideal wäre, die Socialdemokratie in aller Ruhe und Freundschaft, so gleichsam beim Glase Bier, zur Vernunft zu bringen. Dank der verflossenen lieberalen Aera und der Schulbildung, die sie Arm und Reich gebracht hat, steht unser Volk auf einer erquickend hohen Stufe der Gesittung — und darum ist der rein geistige Kampf mit der Socialdemokratie möglich, ja das einzig Mögliche. Bismarck hat sie eben ganz falsch behandelt. Ihre unbilligen Prätensionen muß man abwehren, ihren Stolz demüthigen — wie das so prächtig bei den diesmaligen Stichwahlen geglückt ist — im Uebrigen aber auf die Einsicht der Leute selbst vertrauen. Mit kurzen Worten, ein loyales, mildes, gemüthliches Regiment führen. Aufregungslose Politik im Innern, glänzende Errungenschaften draußen; dabei dem Volke zeigen, daß man sich auf seine Vaterlandsliebe, seinen gesunden Menschenverstand verläßt; zu rechter Stunde aber doch die eisengepanzerte Faust sehen lassen — so lob' ich mir's, und auf die Weise werden wir den socialdemokratischen Sturm im Glase Wasser beim Glase Bier überwinden."

Wenn Excellenz ein Wortspiel erzeugten, that der damit Beehrte alleweil gut, auf der Stelle nach seinem Hute zu greifen und sich zu empfehlen. Denn Excellenz liebten es, das Gespräch geistvoll pointirt abzuschließen; es war das eine Gewohnheit aus der Zeit, da er die Anschauungen der Regierung vor dem Reichstage zu vertreten hatte. Der Assessor lächelte, wie man bei einigermaßen unverständlichen Witzen einflußreicher älterer Herren lächelt, und rollte wenige Minuten später mit bedeutend fröhlicherem Gesichte dem Bahnhofe zu. Er verabscheute und fürchtete diese Besuche, zu denen ihn Rücksicht auf die Carriére gleicherweise wie der väterliche Wunsch zwangen; er nannte die Besitzung der Excellenz seinen Luftkurort, weil er jedes Mal, wenn er ihr den Rücken wandte, erleichtert aufathmete. „Kurioses Gerümpel, diese alten Knasterbärte!" dachte er, sich an der schwer entbehrten Cigarre erquickend, deren Genuß Excellenz seinen nicht im gleichen Range mit ihm stehenden Besuchern mißgönnte. „Als ob man diese Gassenweisheit nicht schon längst unter den Schuhen vertragen hätte! Als ob unsereiner von den Mumien noch lernen könnte! Es war thatsächlich höchste Zeit, daß auch hier mit der Verjüngung vorgegangen wurde. Na, wenn wir erst an der Reihe sind . . ."

In dem Coupé erster Classe, das er sich von dem Schaffner anweisen ließ, hatte es sich ein sportsmännisch aussehender Herr bequem gemacht, der eifrig las und qualmte. Die endlosen Kartoffel- und Roggenfelder, die der Zug durchschnitt, und die nur manchmal von Erikastrecken und verkümmerter Haide unterbrochen wurden, boten dem nach langer Enthaltsamkeit doppelt redelustigen Assessor immer weniger Anregung, und als sein Gegenüber nach einer Weile das Buch sinken ließ, wagte er muthig die Anknüpfung:

„Diese Oede! Ich begreife nicht, wie es die Raben und Krähen hier aushalten!"

„So lange die Bauern bleiben, bleiben sie halt auch", erwiderte der Andere. „Und die Bauern halten aus. Das liegt so im Wesen der agrarischen Weltanschauung."

„Von der Sie nicht sonderlich viel zu halten scheinen?" fragte der Assessor munter.

„Ich würde Ihnen Antwort geben, wenn ich sicher wäre, Ihnen nie wieder zu begegnen, besonders nicht in irgend einem Ministerium," lächelte der Fremde.

„Sie meinen?"

„Ich komme aus Rostock — das ist die Stadt, wissen Sie, wo wir soeben den Dr. Barth zur Strecke gebracht haben, den hervorragenden Mann, der das Dutzend der Freisinnigen Vereinigung hätte voll machen sollen. Und da uns verdrießlicher Weise nur die Wahl blieb zwischen ihm und einem harmlosen Rothen —"

„Es war allerdings betrübend," bemerkte der Assessor. „Nach dem patriotischen Beispiele, das Berlin gegeben hat . . . Sie fahren doch nach Berlin?"

„Freilich, das thu' ich immer Sonntag Abends. Etwas will man doch auch vom Leben haben."

„Sehr richtig. Aber sagen Sie mir um Alles in der Welt, welche Erwägungen haben die Rostocker Herren veranlaßt . . . so zuverlässige Leute, königstreu, urconservativ —"

„Ja — das ist eben ihr Fehler. Es sind ein bischen schwerfällige Menschen, wissen Sie. Bei denen haftete noch die Parole gegen das Manchesterthum. Die sind der altfränkischen Anschauung, so ein Bankdirector oder Bankcommis im Reichstage schade den Kornbauern — vielleicht sagen Sie lieber Junkern — zehn Mal mehr als ein socialdemokratischer Advokat oder Zeitungsschreiber. Von wegen seinem Einfluß oben, wissen Sie."

„Man hat der höchsten Stelle mit dieser Wahl kein Vergnügen bereitet. Ich fürchte sogar, man hat, natürlich unabsichtlich, ihre Politik durchkreuzt."

„Sie kennen diese Politik?"

Der Assessor dachte an die Excellenz, die er eben verlassen hatte, und sagte mit einem feinen und dennoch stolzen Lächeln: „Wer dürfte das von sich behaupten? Aber man combinirt sich doch Manches zusammen. Und sehen Sie, die allerhöchste Absicht geht offenbar dahin, die Socialdemokratie, die Bismarck ganz falsch behandelt hat, zu erziehen. Sie bescheidener zu machen, ihre Anmaßung zu dämpfen und sie auf diese Art dahin zu bringen, daß eine freundschaftliche Aussprache mit ihr möglich ist."

Da das Gegenüber schwieg, aber anscheinend äußerst interessirt zuhörte, fuhr der Assessor emsig fort:

„Was die Socialdemokratie in unserer heutigen Gesellschaft gesellschaftsunfähig macht, das ist ihr politisches Gethue. Statt sich damit zu begnügen, wirthschaftlichen Idealen nachzuhängen, hat sie die Erbschaft des alten Achtundvierzigerthums angetreten, das nun doch selbst die Freisinnigen überwunden und aufgegeben haben —"

Die Locomotive pfiff. „Bitte, lassen Sie sich durch diese elementare Aeußerung des Mißfallens nicht unterbrechen!" ermunterte der Fremde den Coupégenossen.

„Man muß den Socialdemokraten den politischen Hochmuth abgewöhnen, damit sie sich ganz ihrer vielleicht segensreichen Reformarbeit widmet, einer Arbeit, über die sich jedenfalls discutiren ließe. Deßhalb darf sie auch im Reichstage in nicht zu starker Phalanx erscheinen. Denn nicht wahr, alles Gute wächst langsam; man zwingt es weder mit Liebkosungen noch mit Gewaltthaten aus der Erde. Deßhalb war ja auch Bismarck ein so großer Pfuscher."

„Sehr wahr."

„Wie ich mir die Entwickelung denke, werden wir allmälig dahin kommen, daß unser im Kern gutes und tüchtiges Volk sich wieder auf sich selbst besinnt. Die allgemeine Schulbildung hat da schön vorgearbeitet. Es wird dann möglich sein, die Socialdemokratie in aller Ruhe und Freundschaft, bei einem Glase Bier gleichsam, zur Vernunft zu bringen. Geistiger Kampf — darin liegt's, damit allein gewinnt man sie zurück. All' die Leute wollen im Grunde gar nichts von der wüsten Verhetzung wissen, gehen zum großen Theil nur gezwungen mit, unterm terroristischen Druck der Führer. . . . Aber da — sehen Sie nur die Menschenmasse!"

„Berliner Ausflügler. Ein Arbeiterverein, scheint es."

Der Zug hielt knarrend. Gleich darauf wurde die Thür des Coupés, an dem die Woge zuerst vorüberfluthen zu wollen schien, aufgerissen, und ein vierschrötiger Herr im Sonntagsstaate zwängte sich in den Wagen.

„Ach wat", schrie er hinaus. „Jleichet Recht für Alle! Ick fahr' eben Erster, wenn Dritte voll is! Mir soll man Eener kommen."

Für eine Weile war es still im Coupé. Der Vierschrötige musterte mit überlegener Miene die Mitreisenden, rückte sich geräuschvoll zurecht, blickte dann auf ein kleines weißes Schild an der Thür und räusperte sich mißbilligend.

„Ich lobe mir die ungebundene und doch gesittete, selbstsichere Kraft unserer Arbeiterbevölkerung," begann der Assessor von Neuem. „Sie leistet Gewähr dafür, daß die Leute ihre Zeit nicht an politische Kinkerlitzchen vergeuden werden. Diese Opferfreudigkeit, dieser ideale Fanatismus, diese Begeisterung . . . Glauben Sie nicht auch, daß wir uns mit der Vernichtung des Freisinns keine Mühe zu geben brauchen — ich meine Vernichtung des Freisinns insoweit, als er für unsere Wirthschaftspolitik von Bedeutung und unheilvollem Einflusse ist? Ist die Stunde gekommen, dann vollstreckt unsere Arbeiterschaft diese Execution, und es wird sich herausstellen, daß wir nicht allein mit der Socialdemokratie, sondern auch mit der Plutokratie fertig zu werden verstehen."

„Vorausgesetzt, daß Ihre Verhandlungen beim Glase Bier die günstige Unterlage ergeben."

Der Zug hatte sich mittlerweile wieder in Bewegung gesetzt.

„Wat ick sagen wollte, det Coupé hier ist doch woll for Nichtrooocher?" fragte jetzt plötzlich der Dritte im Bunde grollend. „Ich vertrage nämlich bei meine schwachen Lungen den Dampf partout nich."

Die beiden Herren sahen sich einigermaßen erstaunt an. „Allerdings darf in diesem Coupé nur dann geraucht werden, wenn alle Mitreisenden damit einverstanden sind," bestätigte schließlich der Sportsmännische behaglich lächelnd. „Und da der Herr zu opponiren scheint —"

„Jawoll, jewiß! Nu jerade, wo . . . Ick bin jenau so vill wie Sie. Wir Arbeeter sind ooch Menschen un haben dieselben Rechte wie Sie. Also weg mit de Cijarren!"

„Erlauben Sie 'mal!" mischte sich der Assessor empört ein. „Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, besitzen Sie gar keine Fahrkarte erster Classe!"

Der Vierschrötige maß ihn mit einem Blicke grenzenloser Verachtung. „Sie jlauben woll, weil Sie hier aus die Jejend sind, können Sie eenen Berliner ufftrumpfen? Hähä! Nee, Männeken, bange machen jilt nich! Erstens is die Bahn for Alle da, zweetens nehm' ick 'n Platz, wo ick 'n finde, und drittens haben Sie sich nach det Rejlement zu richten. Jleichet Recht for Alle! So weit haben wir 't ja in de Politik nu doch jlücklich jebracht! Und wer uns da wieder raus drängeln will, aus unsre politischen Rechte, dem jeht's wie dem Freiherrn von Langen in Stralsund — Sie wissen woll, den der Kladderadatsch fragte, ob der Bierseidel, den wir ihn jejen den Schädel jeschmissen hatten, an seinen Kopp nich entzwei jejangen wäre!"

Der Sportsmännische warf seine Cigarre aus dem Fenster. „Da haben Sie ja Ihren Mann gefunden!" wandte er sich erfreut an den Assessor. „Fanatisch, opferfreudig, begeistert, durchaus eingenommen für den rein geistigen Kampf — ein echter Repräsentant der aufstrebenden Classe. Wie schlecht der Pfuscher Bismarck diese Leute doch kannte! Wollen Sie den Herrn da nicht zu einem Glase Bier einladen?"

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals die deutsch-englischen Beziehungen.

Geehrter Herr!

In seinem Gutachten in letzter Nummer räumt Herr Prof. Ritter ein, daß der Friedensschluß im spanischen Erbfolgekriege und die Lösung des englischen Bündnisses mit Friedrich dem Großen von einer anderen englischen Partei mit anderen politischen Zielen bewirkt worden ist, als die Schließung der betreffenden Bündnisse. Dies dürfte genügen, um beim Eingehen künftiger Bündnisse mit England zur äußersten Vorsicht zu mahnen, weil ein nicht ganz kurzer Krieg jede Bündniß schließende Parteiregierung in England überdauern wird, und weil etwaige Zusicherungen der jeweiligen Oppositionsführer nur eine persönliche, staatsrechtlich unverbindliche Bedeutung haben können. — Herr Prof. Ritter bezeichnet die Erwerbung und Behauptung Schlesiens durch Preußen und diejenigen Indiens und Nordamerikas durch England als „correlate Erfolge" (soll wohl heißen correlative) des gemeinsamen Kampfes, von dem die Engländer kaum etwas merkten, der aber Preußen trotz verzweifeltem Ringens mit dem Aufgebot der letzten Kräfte wiederholentlich an den Rand des Abgrundes und zuletzt zu völliger Erschöpfung führte. Daraus ist zu lernen, wie in englischen Augen auch bei einem künftigen Bündniß mit Deutschland sich die Vertheilung der Kriegslasten und des Siegespreises gestalten müßte. Herr Ritter scheint Schlesien einerseits und Indien und Nordamerika andererseits für „gleichwerthig" zu halten. — Wenn England auf dem Wiener Congreß nicht von Anfang an die zärtlichste Vorliebe für das Königreich Frankreich und scheelsüchtige Mißgunst gegen Deutschland und ganz besonders gegen Preußen gehegt hätte, so wäre Letzteres nicht in die Arme Rußlands gedrängt worden. England wollte das Heranwachsen Preußens zu einer deutschen Großmacht möglichst verhindern, Rußland aber es gestatten, wenn Preußen auf den Wiedererwerb seiner früheren polnischen Provinzen (Südpreußen und Neuostpreußen) verzichtete. Daß Preußen den Entschluß zu diesem Verzicht faßte, war ihm also von England aufgedrungen; daß diese Wendung seine Rettung und sein Heil werden würde, konnte damals noch Niemand übersehen. Preußen hat im Laufe dieses Jahrhunderts nicht einmal die ihm verbliebenen polnischen Grenzstriche verdauen können, wie hätte es mit einem compacten Theile Polens fertig werden sollen? Es würde sich heute dem Slaventhum gegenüber in einer ähnlichen Lage befinden wie Oesterreich, und wäre 1866 und 1870 gar nicht im Stande gewesen, die deutsche Frage zu lösen. Indem Preußen aus der englischen Mißgunst die praktischen Consequenzen zog, d. h. sich mit Rußland verständigte, ist es also nicht „aus seiner natürlichen Stellung herausgetreten", sondern hat es die Wiedererlangung der unnatürlichen Stellung, die ihm die Theilungen Polens angewiesen hatten, aufgegeben und seine natürliche Stellung als deutsche Vormacht erst erlangt.

Hochachtungsvoll

Eduard von Hartmann.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

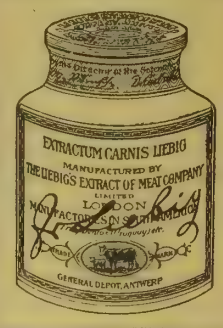
Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Billige, dichte **Dächer** stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei versandt
A. W. Andernach im Beuel a. Rhein.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

**Königl. Bad Oeynhausen** Sommer- u. Winterkurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur v. 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung.**




**LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT.**

**Nur echt,** wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

**Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.**

# Bad Reinerz,

**klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter** — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S. W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,** pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

**Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.**

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Wirthschaft und Boden. Von Arthur Dix. — Der Aerztetag und die Aerztinnen. Von Richard Wulckow. — Berliner Erinnerungen. Von Professor Hermann Wichmann (Rom). — Das Nackte in der bildenden Kunst. Von Ludwig Volkmann. — Die Reichspost als Baumeister. Von Hans E. Wernicke. — Der Ausgang des bürgerlichen Dramas. Von Arthur Eloesser. — **Feuilleton.** Das Geständniß. Von Georges de Lys. — **Aus der Hauptstadt.** Opern-Rückschau. — Notizen. — Anzeigen.

### Wirthschaft und Boden.

Von Arthur Dix.

So lange die natürlichen Gaben des Bodens genügen, um die Bedürfnisse der ihn bewohnenden Menschen zu befriedigen, ist eine eigentlich wirthschaftliche Thätigkeit der Menschen unnöthig. Erst wenn bei wachsender Bevölkerung ein Mißverhältniß zwischen diesen Gaben des Bodens und den steigenden Bedürfnissen eintritt, beginnt die Wirthschaft, deren Zweck der Ausgleich dieses Mißverhältnisses ist.

Wie die Wirthschaft also in ihrer Entstehung durch den Boden bedingt ist, so ist sie auch in ihrer weiteren Entwickelung vollständig abhängig von dem Boden, von der Mutter Erde.

Wenn der Boden die Bedürfnisse seiner Bewohner nicht mehr zu befriedigen vermag, so wird zunächst nicht dadurch Abhülfe geschaffen, daß man den Boden durch Beackerung zwingt, gewisse Früchte hervorzubringen; das Ursprüngliche ist vielmehr, daß die Menschen sich einen neuen Boden mit reicheren Früchten suchen. Dieser Zustand bleibt übrigens bis zu einem gewissen Grade auch bestehen, wenn bereits mit der Beackerung des Bodens, mit der eigentlichen Wirthschaft begonnen ist. So lange die Mittel, dem Boden bestimmte Früchte abzuzwingen, noch unentwickelt sind, so lange die Wirthschaft in den primitiven Grenzen des Raubbaues bleibt, sieht sich der ganze Stamm periodisch gezwungen, die Scholle zu wechseln. Später, bei höher entwickelter Cultur, zwingt die mit der Zeit eintretende relative Uebervölkerung einen Teil des Stammes dazu, Neuland zu suchen. Vom römischen „Ver sacrum“ bis zur Colonialpolitik der modernen Staaten können wir durch die ganze Weltgeschichte diese Abstoßung überschüssiger Volkstheile beobachten.

Auf der frühesten Wirthschaftsstufe sind die Völker nur wenig an den Boden gebunden. Noch ist die Erde nicht vertheilt, noch können sie die Scholle leicht wechseln. Immerhin wird — denn von diesem Augenblick an können wir ja überhaupt erst von einer Wirthschaft sprechen — der Boden schon bebaut. Die Art der Bebauung ist freilich äußerst primitiv. Als Werkzeug dient eine schlichte Hacke. Vorräthe werden zunächst nur in bescheidenem Maaße gesammelt, so lange die noch wenig ausgebreitete Menschheit auf einem Boden Platz findet, der jährlich mehrere Ernten gestattet und so lange von diesem Boden noch so viel frei ist, daß ein periodischer Wechsel möglich ist, sobald die Nährstoffe des bisher bebauten Landstückes erschöpft sind. Denn ihm neue Nährstoffe in kurzer Zeit zuzuführen, ist dem Menschen auf dieser Stufe natürlich noch nicht gegeben; er muß den Boden sich selber überlassen, bis er allmählich wieder neue Nährstoffe ansammelt.

Friedrich der Große nennt den Ackerbau „die erste der Künste“, und die neuesten Forscher haben ihm im vollsten Sinne Recht gegeben (vergl. die geistvollen Schriften der Leipziger Professoren Bücher und Ratzel, sowie von Meitzen und die zahlreichen dort angegebenen Quellen, insbesondere die Arbeiten von E. Hahn, dem eigentlichen Begründer der neuen Anschauung). Wir können heute den Ackerbau auch zeitlich, nicht nur dem Range nach, als die erste — wirthschaftliche — Kunst des Menschen bezeichnen. Die ursprüngliche Nahrung des Menschen mußte naturgemäß, so lange er über keinerlei Werkzeuge verfügte, pflanzlich sein; daneben konnten nur kleinere Thiere, etwa Schnecken u. dergl. in Betracht kommen. Wenn nun die Nahrungssorge begann, so war es wohl leichter, eine Vermehrung der Pflanzennahrung herbeizuführen, als die thierische Nahrung zu vermehren oder überhaupt erst in größerem Umfange zu beginnen, denn ein in die Erde gedrückter Kern oder eine Wurzel liefert ohne jegliches Werkzeug bald neue Nahrung, während es zur Beschaffung thierischer Nahrung erst der Werkzeuge bedarf oder gar der Zähmung von Hausthieren, die wohl eine größere Ueberlegung fordert, als jene erste Thätigkeit.

Doch gleichviel, auf welche wirthschaftliche Thätigkeit der Mensch nun zuerst verfallen ist; wir können getrost, mag zeitlich auch ein vielleicht recht bedeutender Unterschied herrschen, beide Arten nebeneinander stellen, indem wir die erste und ursprünglichste Arbeitstheilung in Betracht ziehen — die Arbeitstheilung der Geschlechter. Dem Manne, als dem stärkeren lag es ob, für die animalische Nahrung zu sorgen; seine Erfindung war es, das stärkere Thier durch einen kühnen Steinwurf zu erlegen und eine weitere Erfindung, allmählich den einfachen Stein durch einen aus spitzen Steinstücken oder Knochensplittern verfertigten Pfeil zu ersetzen. Die Frau dagegen sorgte für die Pflanzen und Früchte; indem sie Wurzeln suchte und sammelte, und einen Theil vielleicht an ihrem Lager in der Erde aufbewahrte, lernte sie beobachten, daß aus der Wurzel die Pflanze emporwächst, wurde sie die Erfinderin des Ackerbaues. Nicht mit Unrecht weist Bücher darauf hin, daß die verschiedene wirthschaftliche Beschäftigung nicht nur die Folge der Verschiedenheit beider

Geschlechter, sondern zugleich auch die Ursache weiterer Differenzirung gewesen sein mag, da jedes Individuum ohne Rücksicht auf das Andere zunächst sofort verschlang, was es an Nahrung gewonnen hatte, daß der Mann also auf dieser Wirthschaftsstufe vorwiegend von thierischen, die Frau dagegen von pflanzlichen Stoffen lebte.

Wir befinden uns in der hier behandelten Zeit noch auf einer Stufe, die zwar bereits die Wirthschaft kennt, von eigentlicher Vorsorge aber noch recht wenig weiß. Der Boden giebt den Menschen zwar nicht mehr ohne Weiteres Alles, dessen sie zum Leben bedürfen — dazu ist er schon zu stark bevölkert, wird der Menschenüberschuß schon zu weit von den Quellen reichsten Naturüberflusses fortgedrängt — aber es ist noch so viel und so fruchtreicher Boden vorhanden, daß eine verhältnißmäßig geringe Nachhülfe genügt, um das Mißverhältniß zwischen seinen natürlichen Erzeugnissen und den menschlichen Bedürfnissen zu befriedigen. Je weiter der Menschenüberschuß aber hinausgedrängt wird aus dem Lande der Fülle, umsomehr wird der einzelne Mensch darauf angewiesen, Vorsorge zu treffen für periodisch eintretende Zeiten des Mangels. Zunächst trifft den Menschen jeder in Folge von Naturereignissen eintretende Mangel mit voller Schwere; nach und nach aber lernt er durch die harte Schule der Entbehrung, Vorräthe anzusammeln.

Mit diesem Augenblicke treten wir aus dem Vorhofe der Wirthschaft in das eigentliche Leben der zielbewußten Arbeit, das vorsorgende Wirthschaftsleben; mit diesem Augenblick wird die Verknüpfung des Menschen mit dem Boden enger und fester, wird die Denkthätigkeit des Menschen nothgedrungen reger und vielseitiger, steigt er um einen bedeutenden Schritt empor auf der Bahn der Cultur.

Daß übrigens solche „Augenblicke" in der wirthschaftlichen Entwickelung Menschenalter währen, brauche ich nicht besonders zu bemerken. — —

Die Bedürfnisse, welche der Mensch und insbesondere der wirthschaftlich vorsorgende Mensch, durch die Gaben des Bodens befriedigen will, sind Nahrung, Kleidung und Wohnung. Vor dem ersten wirthschaftlichen Stadium kennt der Mensch eigentlich nur das Nahrungsbedürfniß; die beiden Anderen sind weit jüngeren Datums und für den Urmenschen weit nebensächlicher, als man zunächst annehmen mag. Aber auch das Nahrungsbedürfniß wird zunächst in primitivster Weise befriedigt; wir wissen, daß einige Völkerschaften sogar gewisse mit organischen Rückständen durchsetzte Erdarten nicht verschmähen; wir wissen ferner, wie lange es gedauert hat, bis die Menschen die rohe Fleischnahrung aufgegeben und die edle Kochkunst erlernt haben — bedurfte es dazu doch erst der wunderbarsten Erfindung, die der Mensch vielleicht je gemacht hat: der Feuererzeugung.

Viel später stellt sich, wie gesagt, das Bedürfniß der Bekleidung und des Obdachs ein. Es ist kaum nöthig zu bemerken, wie eng diese beiden Bedürfnisse wieder mit dem Boden zusammenhängen. Sie stellen sich erst zu jener Zeit ein, da die relative Uebervölkerung einen Theil der Menschheit zwingt, Länder eines anderen Klimas aufzusuchen. Felle und Federn, in den wärmsten Tropengegenden höchstens, der Tätowirung gleich, als Körperschmuck getragen, werden für den aus jenen Landen durch den Mangel vertriebenen Menschenüberschuß zur Nothwendigkeit. Ebenso wird der Mensch auf diesem neuen Boden gezwungen, ein Obdach zu suchen. Dieses Bedürfniß kann freilich auch bereits auf der primitivsten Stufe seines Seins eintreten, indessen wird es sich unter jenen günstigen klimatischen Verhältnissen nur um einen Schlupfwinkel, um einen Zufluchtsort handeln, der zur Sicherung gegen wilde Thiere aufgesucht wird. Das eigentliche Obdach ist gleichfalls erst ein unter rauherem Klima, auf unwirtlichem Boden eintretendes Bedürfniß, und erst der wirthschaftlich vorsorgende Mensch wird sich auch diese Sorge näher angelegen sein lassen. Natürliche oder künstliche Erd-, oder bei weiterem Vordringen gar Schneehöhlen bilden den Anfang; es folgt der Uebergang zum Zelt, zuerst aus Zweigen, bezw. richtigen Erdhütten, endlich zum regelrechten Bau — eine lange, lange Zeit der Lehrjahre. Besonders merkbar tritt der Zwang des Bodens, übrigens auf einer verhältnißmäßig schon recht hohen Stufe, wieder bei den Pfahlbauten hervor.

Mit dem Anwachsen der Menschheit und dem Steigen ihrer Bedürfnisse wird die Abhängigkeit vom Boden immer größer. Bald ist die Erde vertheilt, der Mensch eng an die Scholle gebunden. Aber die Vermehrung seines Geschlechtes steht nicht still, die Nahrungssorge wächst immerzu, und fortgesetzt ist der Mensch gezwungen, das Band, das ihn mit der Mutter Erde verknüpft, enger und enger zu schlingen, dem Boden immer mehr Früchte abzuringen, ihn immer intensiver zu bearbeiten, seine Früchte immer besser zu verwerthen, die wirthschaftliche Vorsorge immer strenger und vielseitiger walten zu lassen.

Zudem mangelt es dem Menschen noch — auf der Stufe, die wir jetzt im Auge haben — an Verkehrs- und Tauschmitteln; der ganze Bedarf muß restlos aus dem eigenen Boden gedeckt werden. „Mag der Wirth als Jäger oder Fischer die freiwillig von der Natur dargebotenen Gaben occupiren, mag er als Nomade mit seinen Heerden wandern, mag er daneben den Acker bauen, oder gar ausschließlich von der Landwirthschaft sich nähren, immer wird sein Arbeiten und Sorgen durch das Stückchen Erde bestimmt werden, das er sich unterthan gemacht hat. Und je weiter er an Einsicht und technischem Geschick voranschreitet, je planvoller und reicher sich seine Bedürfnißbefriedigung gestaltet, um so größer wird diese Abhängigkeit, so daß der Boden sich schließlich den Menschen unterwirft, der über ihn zu herrschen geboren ist." (Bücher, Entstehung der Volkswirthschaft.)

Es ist eine Zeit der größten Abhängigkeit des wirthschaftenden Menschen von dem bewirthschafteten Boden. Endlich aber wird diese Fessel zu eng, der völlig von seinem eigenen Boden unterworfene Mensch strebt wieder Herr seiner Wirthschaft zu werden. Zwar, die Erde ist vergeben, aber dieser Zustand ist nie vollendet, nie endgiltig. Die Theilung der Erde ist in ewigem Fluß, und auf's Neue darf der Mensch ausziehen, an der fortgesetzten Neutheilung Theil zu nehmen, die Erde neu zu erobern, neuen Boden für seine Wirthschaft zu gewinnen.

Die Fesseln werden gesprengt — der Verkehr dehnt sich aus. Der Tausch beginnt und nimmt immer größeren Umfang an. Er befreit den Menschen aus der Knechtschaft des Bodens. Hinüber und herüber gehen die Güter, von allen Orten Jedem erreichbar. Aber diese Freiheit ist ein Danaergeschenk. Zweifellos birgt sie reichen Segen, ermöglicht sie eine ganz neue, ungeahnte Entwickelung der Wirthschaft. Und doch birgt sie gar große Gefahren. Mächtig dehnen sich die Stätten des Tauschverkehrs, die großen Städte, aus. In ihrer wirthschaftlichen Entwickelung einerseits wieder völlig abhängig vom Boden, von ihrer Lage, sind sie anderseits von der Scholle völlig losgelöst. Sie decken ihren Bedarf aus aller Welt, vermitteln den Bedarf aller Welt. Aber sie haben keinen Boden, in dem sie mit allen Fasern wurzeln; der Boden, dessen Früchte ihre Bewohner ernährt, liegt vielleicht Tausend Meilen und weiter entfernt. Und ganz ähnlich die Staaten. Auch ihre Wirthschaft wird zum großen Theil von ihrem Boden losgelöst, auch sie ernähren ihre Bewohner mit den Früchten fernster Fernen. Die Entfremdung vom eigenen Boden, der schöne Traum von der Weltwirthschaft, kann zu den schlimmsten Folgen führen!

Je sicherer ein Volk in seinem eigenen Boden wurzelt, um so sicherer ist es auch nach außen hin; je länger es auf demselben Boden wirthschaftet, um so enger verknüpft es sich mit ihm. Diese enge Verknüpfung der Bewohner eines Landes

mit dem Boden ist aber der Kern des Staates und der Kern der Volkswirthschaft. Werden diese Bande gelockert, so wird die Sicherheit des Staates, wird das Gedeihen der Volkswirthschaft ernstlich gefährdet. So nothwendig es war, daß der Mensch sich frei machte aus der drückenden Herrschaft des Bodens über ihn, so nothwendig ist es, daß er die Herrschaft über seinen Boden nicht aus den Händen verliert, daß er die wirthschaftliche Verknüpfung mit seinem Boden nicht lockert.

Blicken wir nach Cuba: Dort haben wir das Extrem weltwirthschaftlicher Entwickelung mit völliger Trennung vom Boden. Das Mißverhältniß zwischen den Gaben des Bodens und den Bedürfnissen seiner Bewohner ist künstlich auf's Aeußerste gesteigert — das absolute Gegentheil des eigentlichen wirthschaftlichen Grundprincips, dieses Mißverhältniß auszugleichen. Das Land erzeugt — in verkehrter Plantagenwirthschaft einer höchst kurzsichtigen Gewinnsucht — nur Tauschgüter, Tabak und Zucker — nichts für den Bedarf seiner Bewohner. Diese Bewohner sind also, was die Deckung ihrer Bedürfnisse angeht, vollständig von ihrem Boden getrennt. Der Boden, der ihre Bedürfnisse decken, ihren nothwendigsten Lebensbedarf liefern muß, liegt nicht in Cuba, sondern in den Vereinigten Staaten — was Wunder, daß sie in völlige wirthschaftliche und politische Abhängigkeit von diesem Lande nothwendig gelangen müssen!

Das ist aber das unabweisbare Schicksal aller Staaten, die sich von ihrem eigenen Boden lostrennen, die ihren nothwendigsten Wirthschafts- und Lebensbedarf nicht von dem eigenen Boden decken. Die Weltwirthschaft ist ein schönes Ding, aber sie muß mit Vorsicht betrieben werden. Sie darf nicht zur Herrin der Nationalwirthschaft werden, sondern muß ihre Dienerin bleiben. Die Wurzel der Nationalwirthschaft liegt im eigenen Boden der Nation, der wesentliche Güterbedarf des Volkes muß durch die Gütererzeugung des Volkes aus seinem eigenen Boden gedeckt werden.

Wir brauchen gar nicht in die Ferne zu schweifen — nach Cuba — sehen wir doch in demselben Augenblick, da Cuba im Begriff ist, auch politisch endgiltig von jenem Staate abhängig zu werden, in dessen Abhängigkeit es wirthschaftlich schon lange steht, von dem Staate, dessen Boden ihm seine ganze Nahrung liefern muß — sehen wir doch in eben diesem Augenblick auch in halb Europa die Folgen des Umstandes, daß die Staaten mit ihrer nothwendigsten wirthschaftlichen Versorgung zum Theil, und zwar schon zu einem zu großen Teil, vom Boden eines fremden Staates abhängig sind. Getreidetheuerungen und Brotkrawalle führen in dieser Hinsicht eine gar beredte Sprache; und wenn wir in englischen und russischen Blättern heute die Forderung lesen, Europa möge sich durch staatliche Getreidevorräthe von Amerika hinsichtlich der Getreideversorgung emancipiren, damit Krisen und Aufstände in Folge von Hungersnoth — dieser fürchterlichen Anomalie im Leben der aufgeklärten, Welthandel treibenden Völker Europas — hinfort nicht vorkommen könnten, so sehen wir in dieser Forderung das Bewußtsein dämmern, wohin es führt, wenn ein Staat in seinem wesentlichen Gütermarkt vom fremden Boden abhängig wird. Darum auch die dringende Nothwendigkeit von Ackerbaucolonien für alle Staaten, die ihren wesentlichen Bedarf nicht völlig durch den eigenen Boden zu decken vermögen, und die dringende Nothwendigkeit einer starken Flotte, die auch in ernsten Zeiten die Verbindung mit dem Boden sichert, von dem der Staat einen Theil der Nahrungsmittel beziehen muß. Nur eine hinreichend starke Flotte vermag der Abhängigkeit vom fremden Boden das Gegengewicht zu halten und die schlimmsten Folgen dieser Abhängigkeit abzuwenden.

Die Weltwirthschaft befreit den Menschen aus der Noth, die auf dem engen Boden durch Mißwachs und Naturereignisse aller Art verursacht wird, sie gewährt ihm Tausend Mittel, das Dasein zu verschönern und angenehm zu machen. Die eigentliche Wurzel der Wirthschaft aber ist und bleibt mit dem Boden des eigenen Landes eng verwachsen, und die erste und letzte Sorge der Volkswirthschaft muß es bleiben, das Mißverhältniß zwischen den Gaben des eigenen Bodens und dem steigenden Bedarf seiner Bewohner auszugleichen, die nationale Gütererzeugung und gerechte Gütervertheilung zu fördern.

Vor der Weltwirthschaft war der wirthschaftende Mensch zum Sclaven seines Bodens geworden; die Weltwirthschaft droht ihn zum Sclaven fremden Bodens zu machen — nur in einer die Weltwirthschaft sich dienstbar machenden, fest im eigenen Boden wurzelnden Nationalwirthschaft kann er werden und bleiben, was ihn, seine Wirthschaft und seine Freiheit allein sichert: der Herr seines Bodens.

---

## Der Aerztetag und die Aerztinnen.

Von Richard Wulckow.

Nach der Kriegserklärung, die der 26. Aerztetag in Wiesbaden gegen die weibliche ärztliche Concurrenz ausgesprochen hat und der freundlichst hinzugefügten Versicherung, daß die Frauen Seitens jener hochachtbaren Corporation auf eine Erleichterung des medicinischen Studiums nicht zu rechnen hätten, hat es leider den Anschein gewonnen, als würden wir auch in Zukunft des herzerfreuenden Anblickes gemeinsamer Tagungen der männlichen und weiblichen Aerzte entbehren müssen! Wunderbar, daß dieser Wiesbadener Tag zwar mehr oder weniger sorgfältige Berichte, aber keine trübe Reflexionen oder gar polemische Betrachtungen gezeitigt hat; aus dieser friedlichen Stille aber auf eine tiefe Depression oder Zerknirschung der betroffenen Damenkreise schließen zu wollen, wäre doch aber etwas voreilig. Die wenig entgegenkommende Haltung, welche die ärztliche Welt den medicinischen Studien der Frauen gegenüber bisher eingenommen hat, konnte allerdings keine Hoffnung auf ein gemeinsames, friedliches Wirken im Dienste der Leidenden erwecken, daß aber der treibende Grund des ablehnenden Standpunktes lediglich die Concurrenz war, daß offenbar die Furcht vor einem Terrainverlust auf dem Gebiete der ausübenden Praxis die angenommenen Leitsätze dictirte, — das wird kaum Jemand in den interessirten Kreisen erwartet haben. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: alle anderen, gegen das medicinische Studium der Frauen vorgebrachten Gründe, waren leere Reden und Decorationen des eigentlichen eben genannten Motivs; irgend ein ernstes, ethisches oder physiologisches Bedenken gegen den ärztlichen Beruf der Frauen hat der Referent (Prof. Penzoldt-Erlangen) nicht vorgebracht. Völlig unconsequent aber war es, daß er den Frauen den Apotheker, Zahnarzt und „höheren Heilgehülfen" als Ersatz für den Arzt anbot, denn erstens hat der Apotheker mit der praktischen ausübenden Heilkunde, d. h. mit der Behandlung der Kranken, nichts zu thun, und ferner lassen sich alle Bedenken, die man gegen den ärztlichen Beruf der Frauen geltend machen könnte, ganz in demselben Maaße gegen den weiblichen Zahnarzt und Heilgehülfen heranziehen. Wenn aber gar geäußert wurde, daß durch eine weitere Ausübung des ärztlichen Berufs durch Frauen „eine Minderung des ärztlichen Ansehens" zu befürchten wäre, so werden nicht nur die Aerztinnen, sondern auch die wahren Freunde der Frauenbewegung dagegen Protest erheben müssen. Wenn solche Anschauungen nicht überzeugend begründet werden, so sind sie nicht nur werthlos, sondern sie verletzen auch. Wer aber eine auch nur oberflächliche Kenntniß von der Frauenbewegung und den bisher gemachten Erfahrungen hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß das Material von Frauen, das aus dem hergebrachten Geleise heraustrat und einen neuen,

bisher nicht üblichen verantwortungsreichen Berufsweg einschlug, mit ganz verschwindenden Ausnahmen ein geradezu vorzügliches war, daß die ganze Kraft und Intelligenz rücksichtslos eingesetzt wurde und daher der Gedanke von einer Minderung des Ansehens des gewählten Berufes, speciell hier des ärztlichen, in vorurtheilsfreien Köpfen gar nicht entstehen konnte. Man muß daran festhalten, daß die Damen nicht so leichthin und ohne ernste Selbstprüfung in die ungewohnte Laufbahn hineingehen; sie haben es sich klar gemacht, daß der ernste Beruf sie weit von dem Wege des naiven Lebensgenusses abführt und daß er nicht nur Geistes- und Willenskraft, sondern auch einen hohen Grad von Resignation erfordert, ganz zu geschweigen von der unbedingt nöthigen körperlichen Gesundheit und Widerstandskraft. Es ist naturgemäß, daß die Zahl solcher „Auserwählten" eine kleine ist und voraussichtlich auch bleiben wird; diese haben aber den Anspruch darauf, daß man ihre innere Kraft und den tapfern Ernst, mit dem sie das Leben erfassen, gebührend würdigt und ihnen den Platz, den sie sich erobern wollen, nicht streitig macht; ja sie haben nach dem allgemeinen natürlichen Empfinden auch den Anspruch, daß man ihnen ihre Wege erleichtert und über Schwierigkeiten hinweghilft. Hätten sich Untaugliche in leichtfertiger Verkennung ihres eigentlichen Lebensweges zu solchen ernsten Berufsarten gedrängt und Fiasko gemacht, so würde die Frauenbewegung sich gar bald selbst discreditirt, nimmermehr aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine solche Bedeutung und Ausdehnung gewonnen haben.

Recht dunkel ist jener Passus des Referats, nach welchem, wenn nun einmal die Frauen zum Studium der Medicin zugelassen werden sollen, man auch darauf halten müsse, daß ihnen gleichzeitig, möglichst aber vorher (!) die übrigen akademischen Berufsarten zugänglich gemacht werden. Man möchte fast an eine humoristische Bemerkung dabei denken, aber eine solche sollte doch bei dem Ernst der Sache ausgeschlossen sein; denn die Zeit der weiblichen Theologen und Juristen ist bei uns noch nicht gekommen, und was das höhere Lehrfach betrifft, so sind in demselben schon seit einer Reihe von Jahren die Frauen in hervorragender Weise und in allen Ehren thätig, so daß eine Licenz auf diesem Gebiete nicht mehr nöthig ist. Uns scheint gerade nach der Lehrthätigkeit in erster Linie der medicinische Beruf der Frauen der wichtigste und nothwendigste zu sein, und daher hat er auch, in bestimmten Grenzen ausgeübt, (Frauen- und Kinderkrankheiten) bereits seine volle Berechtigung und Nothwendigkeit dargethan. Die Thatsache bleibt bestehen, daß die an einer specifischen Frauenkrankheit Leidende in vielen Fällen lieber so lange als möglich die Krankheit verhehlt, als daß sie sich dem männlichen Arzt anvertraut, er mag so rücksichtsvoll und vertrauenerweckend sein, als es nur denkbar ist. Es mag ja richtig sein, daß bei Frauenleiden überhaupt eine große Neigung besteht, sie zu verheimlichen, aber diese Neigung wird dem männlichen Arzte gegenüber gewiß viel größer sein, als dem weiblichen, denn eine solche Scheu ist naturgemäß; und der Frau gegenüber wird sie leichter überwunden.

Zu dem, was wir oben „Decorationen" des treibenden Princips bei der Annahme der erwähnten, dem ärztlichen Studium der Frauen feindlichen Thesen nannten, rechnen wir vor Allem die pathetischen Wendungen, mit denen die öffentliche Meinung gewonnen werden sollte. Es wurde erklärt, daß nur im Schooße blühender Frauen die Kraft der Völker liege, daß wir im Interesse der Wohlfahrt unseres Volkes weniger geistreiche und gebildete, als gute und gesunde Frauen nöthig haben, und daß die Frau in Küche und Haus uns sympathischer wäre, als die Medicin studirende. Das sind ja Alles gut klingende und im Ganzen auch ganz wahre Sätze, aber das Pathos ist falsch, mit dem sie vorgetragen werden. Denn erstens liegt den Herren nur daran, sich der weiblichen unbequemen Concurrenz zu entledigen, und zweitens fällt es keinem halbwegs vernünftigen Menschen ein, für weibliche Gelehrte und Aerzte zu plaidiren und den deutschen Frauen Laboratorium und Secirsaal als die idealsten und ihrer Eigenart am meisten entsprechenden Localitäten zu empfehlen! Hand auf's Herz, Herr Professor! Kann die gesunde und kraftvolle Entwickelung unseres Volkes und die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Frauen ernstlich dadurch beschädigt werden, wenn ein ganz minimaler Procentsatz arbeitsfreudiger, intelligenter und willenskräftiger Frauen sich aus wirthschaftlichen, ethischen oder ganz persönlichen Gründen der medicinischen Wissenschaft widmet und sich in den Dienst ihrer leidenden Geschlechtsgenossen stellt? Ich für mein Theil glaube es nicht! Unsere Zeit drängt unentrinnbar darauf hin, daß Jedem das zu leisten gestattet werden muß, wozu ihn sein Wille und seine Anlagen befähigen, und Herr Geheim-Rath Becher aus Berlin hatte vollkommen Recht, als er erklärte, daß die Frauenfrage sich durch keine Thesen und Resolutionen aufhalten lassen werde.

Wir unsererseits würden die Wiesbadener Versammlung mit der einfachen Aufschrift: „Das war kein Heldenstück, Oktavio" ruhig zu den Akten legen, wenn wir an ihr doch nicht Etwas fänden, was wichtig und erfreulich ist. Das ist zunächst der Umstand, daß die dem medicinischen Studium der Frauen feindlichen Leitsätze doch nicht so ganz uneingeschränkten Beifall in der Versammlung fanden, daß Form und Tendenz derselben ernstlich bemängelt wurden und daß sich Stimmen erhoben, die den frei entfalteten Kräften nun auch freie Bahn wünschten. Wir glauben sogar aus den Worten des Berliner Regierungsvertreters, Geheimen-Rath Dr. Kirchner, herausgehört zu haben, daß er sich für eine derartige Fesselung der weiblichen Kraft nicht begeistern könne. Jedenfalls betonte er in seiner Begrüßungsrede, daß die Stellung der Frau eine andere geworden sei und daß man dieser neuen Zeitströmung sich nicht entgegenstellen, sondern mit Bedacht verfolgen müsse. Eine Erklärung gab er allerdings nicht ab.

Aber wir bleiben nicht dabei stehen, sondern sprechen es als unsere wohlerwogene Meinung aus, daß die Wiesbadener Verhandlungen die Frauenfrage fördern und dem medicinischen Studium der Frauen einen neuen Antrieb und Aufschwung zu noch größerer Kraftentfaltung bringen werden. Nicht etwa in dem Sinne, daß sich die Lust zum medicinischen Studium mehren und die Frauen veranlassen könnte, in größerer Zahl den immerhin schwierigen Weg zu betreten, sondern daß sich in Folge der Verhandlungen in weiteren Kreisen die Ueberzeugung Bahn brechen muß, daß hier nicht die rechten Waffen angewendet wurden, um eine im Grunde wirthschaftliche, aus der Schwierigkeit unserer Zeitverhältnisse hervorgewachsenen Frage zu bekämpfen oder gar zu beseitigen. Die Discussionen hätten ideale Gesichtspunkte hervortreten lassen, es hätte der Nachweis wenigstens versucht werden müssen, daß durch eine Erleichterung des ärztlichen Studiums der Frauen irgendwelche werthvolle Errungenschaften unserer modernen Cultur in Frage gestellt, die weiblichen Eigenschaften und Tugenden beeinträchtigt oder sonstige, dem Gemeinwohl schädliche Einwirkungen begünstigt werden könnten. Von alledem ist Nichts geschehen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die öffentliche Meinung der Unterdrückten und zur Seite Geschobenen annimmt und für die weiblichen Aerzte Partei ergreift. So werden sich die Frauenrechtlerinnen künftig der Wiesbadener Discussionen nicht mit Unmuth und Bedauern, sondern mit einer gewissen Freudigkeit erinnern können, — es war kein Tag der Niederlage, sondern ein Erfolg für ihre Bestrebungen, den der Aerztetag gewiß nicht beabsichtigt hat.

Uebrigens hat den Verhandlungen der Humor doch nicht so ganz gefehlt, wenn er auch nicht beabsichtigt war. Der Referent erklärte, die Leute drängten sich so nach der Medicin hin, weil sie nach dem bekannten Wort meinten, „der Geist der Medicin ist leicht zu fassen", sie erkennten aber die Ironie

nicht, die in dem Wort läge. Nun, wir möchten doch Denjenigen sehen, der die Ironie in den bekannten Mephistoworten, die er in der Maske des Faust dem lernbegierigen Jünger der Medicin mit anderen schönen, das Studium und die Wissenschaften betreffenden Anschauungen beibringt, thatsächlich nicht erkennen sollte! Es war auch nicht richtig, das bekannte Wort in dieser abgekürzten, an sich nichtssagenden Form zu citiren, denn es bekommt bekanntlich erst seinen Sinn durch die nachfolgenden Verse:

„Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen:
Ihr durchstudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt!"

Und dieser tiefere Sinn, der niemals etwas an seiner schlagenden Kraft einbüßen wird, gilt leider sowohl für den männlichen, als für den weiblichen Arzt.

---

## Berliner Erinnerungen.

Von Professor Hermann Wichmann (Rom).

Mein Vater, der Bildhauer Ludwig Wichmann, war ein Mann, dessen ganzes Wesen sich in dem Begriff „meine Ehre" concentrirte. Diesen Begriff pflegte er sorgsam in uns Kindern. Stets bedeutete er uns, daß der geringste Makel, der einem Menschen in Wirklichkeit anhafte, auch für künftige Zeiten nicht mehr zu redressiren sei. Intact müsse der Mensch seinen Ruf vor seinen Nebenmenschen bewahren, sonst sei er verloren, ein räudiges Schaf in der Gesellschaft. Ich erinnere mich, daß die Mutter uns in späteren Jahren einmal erzählte, wie einst der Vater sich ganz verändert hatte und tief von Melancholie ergriffen worden sei, ohne daß es ihr gelungen wäre, den Grund davon zu entdecken. Dieser Zustand habe Monate lang angehalten, bis sie endlich mit aller Kraft der Ueberredung in ihn gedrungen sei, sich ihr zu eröffnen. Mit zitternder Stimme habe er ihr dann mitgetheilt, er sei von Jemand bei der Ehre angegriffen, und zum Unglück habe er keine Beweise, solche frivole Anschuldigungen zu entkräften; da frage er sich nun, wie er so etwas ertragen solle. Die Mutter aber meinte: „Kommst Du mit Leuten in Beziehung, denen Du nicht ausweichen kannst, und diese verkennen Dich, Du aber fühlst Dich dadurch gedrückt, so können wir täglich aufpacken und nach Amerika übersiedeln. Wir sind freie Menschen und ich gehe mit Dir und lasse Eltern und Verwandte zurück, sobald Du es willst." Die Angelegenheit klärte sich bald zur Zufriedenheit des Vaters auf, und somit waren alle Pläne unnöthig. Aber jetzt erhielt der Papa seine Laune wieder, sein ganzes Dasein wurde von nun an das alte.

Er hatte einen Zug von Gemüthlichkeit, eine witzige Ader, die oft zu großem Gelächter Anlaß gab; er war wohlthätig und mitleidig, ja sogar in dem Maaße, daß oft seine Güte mißbraucht wurde, wenn ihm ein scharfer Einblick in die Sache abging. Seine Handlungen waren stets gerade; niemals ging er den krummen Weg; seine Worte wahrheitsgetreu; stets vermied er eine Rede, die sich doppelt deuten ließ. Von heiterer Laune und gesellig angelegt, erschien er doch wieder häuslich und glücklich, wenn die Seinigen um ihn waren. Bei fröhlicher Unterhaltung am Theetisch mit ein paar alten Freunden ging ihm das Herz auf. Nicht unempfänglich für Anerkennung und Ehren, hat er nie nach ihnen gejagt und war neidlos gegen andere Künstler; stets bereit, begabtere Naturen als die seinige, anzuerkennen. Zur Mutter sah er sozusagen auf; ihr Rath, wenn er ihn auch nicht in allen Fällen für maßgebend hielt, war ihm unschätzbar, und gewöhnlich nahm er ihn als den richtigen an. Ich erinnere mich nicht, daß außer kleinen Meinungsverschiedenheiten je ein Zerwürfniß zwischen den Eltern vorgekommen ist. Im Ganzen war der Vater sehr gesund. Wenn er auch öfters an starken nervösen Kopfschmerzen litt, so ist er doch nie ernstlich krank gewesen bis zu seinen letzten Lebensjahren, in welchen er allerdings mehrere Mal von Bronchitis befallen wurde. Er starb an einer Lungenlähmung im 76. Jahre. Schmerzlos und sanft entschlummerte er.

Die Mutter, deren Bild, in blauer Pelerine der damaligen Zeit, stets bekränzt, auf dem Tisch neben mir, mich alten Mann nie verläßt, war eine der seltensten Erscheinungen, wie sie nach vulgärem Ausdruck mit der Laterne zu suchen sind. Sie war eine Frau, bei welcher in unglaublicher Weise sich Verstand und Herz das Gleichgewicht hielten. Die Menschen, die das Glück hatten, ihr nahe zu kommen, besonders in vertraulicherem Verkehr, wie die Hausfreunde, erkannten dies auch in vollem Maaße an. So sagte der alte Prediger Marot, als er nach einigen bei uns froh verbrachten Abendstunden das Haus verließ und ich ihm die zur Treppe führende Glasthüre öffnete: „Die Mutter ist ein wahrhaft himmlisches Wesen." Schnackenburg aber meinte: „Unter vielen Tausenden giebt es nicht eine wie sie." Ja, ich möchte sagen, alle Freunde des Hauses sahen in ihr etwas Anderes, als man gewöhnlich bei ausgezeichneten Frauen erblickt. Sie war die stets Versöhnende, eine unfehlbare Schiedsrichterin bei Streitigkeiten; ihr beugten sich starre Naturen, die sonst aus angeborenem Eigensinn nichts von einem Nachgeben wissen wollten. Sie besserte nicht allein die Leute, welche mit ihr Umgang hatten, sie bildete sie auch zu vollkommeneren Menschen um, d. h. ohne Prätension, nur durch unbewußte Einwirkung und durch ihr Beispiel. Ihr Urtheil war stets das richtige, mochte es nun energisch oder mildernd oder tröstend sein. Sie war nicht allein ihrer Familie Alles, sondern sie lebte der ganzen Menschheit. Mit einem Worte: für mich war sie der Inbegriff irdischer Vollkommenheit, wenn ihr gleich, wie allen Sterblichen, auch kleine Schwächen anklebten. Schon als Kind sehr zart, schien sie das ganze Leben über eine Sclavin ihres elenden Körpers zu sein. Ein ewiges sich in Acht Nehmen, indem sie sich nichts bieten konnte, lag ihr ob für alle Zeit. Ein rauher Windstoß, eine zu anstrengende Bewegung der Muskeln hätte ihr den Tod geben können, aber dennoch hielt sie sich bis zu ihrem beinahe vollendeten 70. Lebensjahre, in welchem sie an Entkräftigung starb. Was sie gewirkt, bleibt unvergänglich.

In die Zeit von Liszt's erstem Auftreten fällt der Aufenthalt des weltberühmten französischen Seemalers Gudin in Berlin. Meine Eltern nahmen ihn mit gewohnter Gastfreundschaft auf und machten ihm das Leben so angenehm wie möglich. Wiewohl es ihnen angeboren war, wo sie es vermochten, hülfreich und freigebig zu sein, so hatten sie doch den sehr verzeihlichen Ehrgeiz, mit bedeutenden geistreichen Männern möglichst viel zu verkehren, weßhalb Gudin ihre Gunst ganz besonders zugewendet war. Mein Vater räumte Gudin die Hälfte seines Ateliers ein, stellte ihm unsern Wagen für seine Visiten, Diners und Soupers zur Disposition, und an den Tagen, wo der Franzose frei war, speiste er stets mit ein paar von ihm bezeichneten Personen bei uns. Er war, wie Horace Vernet, ein intimer Freund und Dutzbruder Louis Philipps, erzählte viel von Paris, kehrte den über alles Deutschthum erhabenen Chauvinisten heraus und ließ fühlen, daß mein Vater gewissermaßen ein Begünstigter sei, indem er den Vorzug habe, einem so genialen Mann gefällig sein zu dürfen. Beim Abschiede übergab er den Eltern ein kleines in Oel gemaltes Seestück, ungefähr einen halben Fuß hoch — er war scheinbar zu stolz, um etwas gratis annehmen zu wollen — und glaubte damit die Zeche bezahlt zu haben. Da seine Fertigkeit im Malen eine unglaubliche war und er oft in anderthalb Stunden ein ganz artiges Stimmungsbild anfertigte, in welchem stets seine Meisterhand zu erkennen war, so war dies Gegengeschenk wie aus dem Aermel geschüttelt,

wenngleich er fingirte, den Eltern einen Klumpen Gold in den Schooß geworfen zu haben. Freilich waren die Berliner, wie immer wenn sich ein ungewöhnliches Talent in ihren Mauern befand, fast toll; die Plutokraten zahlten für ein derartiges flüchtig hingeworfenes Machwerk, welches sich in Genialität mit einer Skizze von Blechen, Elsasser oder Dreber nicht im entferntesten messen konnte, gern hundert Louisd'ors. Auf diese Weise gewann der gute Mann solche oft ein paar Mal des Tages und lachte als richtiger Filou die gefoppten Tölpel aus. Ein außergewöhnlicher Künstler, war er doch ein richtiger Charlatan. Nach einer Generation sah ich Gudin in Pau; er verweilte daselbst mit seiner Frau, einer Engländerin, welche aus Gesundheitsrücksichten den Winter im Süden zubringen mußte. Ich traf ihn im Hause einer Frau von Puyot, der sogenannten Reine de Pau; als man mich ihm vorstellte, that er so, als ob er sich meiner nur dunkel erinnerte, und als wäre die Bekanntschaft mit meinem Vater eine sehr oberflächliche gewesen.

Zur Zeit, da mein jüngster Bruder Otto, welcher in seinen Jünglingsjahren stets leidend war und uns dann auch in seinen zwanziger Jahren durch den Tod entrissen wurde, eine Studienreise nach Paris machte, wo er, ein ausgezeichneter Maler, bei Robert Fleury, Cognet und Richard in deren Ateliers arbeitete, hatten ihm die Eltern eine warme Empfehlung an Gudin mitgegeben. Der junge Mann war ohne Freund und einsam, dazu noch krank, er bedurfte eines Stützpunktes und aufrichtigen Rathgebers. Da kaum vier Jahre seit dem Aufenthalte Gudin's in Berlin vergangen waren, so hoffte mein Vater im Stillen eine gewisse Wiedervergeltung für seine Bemühungen. Gudin und Frau empfingen Otto denn auch sehr wohlwollend und mit vielen Complimenten, aber nie mehr haben sie sich im Geringsten um ihn gekümmert.

Ich komme jetzt zu zwei ausgezeichneten Sängerinnen, Sophie Löwe und Laura Assandri, Beide verkehrten im elterlichen Hause. Die Erstere war Hauptsopran auf der Königlichen Bühne, die Andere in gleicher Eigenschaft beim damaligen Königstädter Theater engagirt. Wir sahen die Löwe im intimsten Cirkel bei uns. Sie war eine reizende Erscheinung, wenn auch nicht ganz frei von Coquetterie. Gewöhnlich kam sie Samstag Abends, wenn sie nicht gerade in der Oper zu thun hatte, um etwas zu musiciren. Häufig waren dann schon unsere Stammgäste beisammen: Professor Werder, der Aesthetiker Seidel, Bildhauer Tieck, Schnackenburg, Graf Schlieffen und mehrere Andere. Die Löwe amusirte es, mit jungen Leuten zu musiciren, besonders wenn sie talentvoll waren und ihr dazu von der älteren Gesellschaft applaudirt wurde. Von den Schülern Rungenhagen's, die in diesen Soiréen mitwirkten, nenne ich den später so berühmt gewordenen Julius Stern, Gründer des bekannten Conservatoriums und Stern'schen Gesangvereins, Otto Thießen, den beliebten Liedercomponisten (beide junge Leute waren ausgezeichnete Accompagnateure), den durch seine vierstimmigen Gesänge bekannten Ferdinand Möhring, Richard Würst, den nachherigen Operncomponisten, und meinen mir fürs Leben gebliebenen Busenfreund Carl Lührs, damals schon tüchtigen Clavierspieler. Sämmtlich waren wir Eleven der Akademie; auch zwei vorzügliche Sänger, Bouillon, Tenorist, und Thiele, Bassist, nahmen an den kleinen Versammlungen Theil. Daß Ries und Kubelius als executirende Instrumentalisten nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Und so wurde dann an jenen Abenden alles Mögliche durcheinander musicirt; auch ich hörte meine Lieder, in entzückender Weise von der Löwe gesungen, zu meiner und der Eltern Freude, ein Sporn für mich, immer wieder neue an's Licht zu bringen. Ich erinnere mich, daß sie Goethe's „Wanderers Nachtlied", welches ich am Nachmittag componirt, schon Abends vorsang, und mit welchem Ausdruck, welcher Declamation! Sie hob es durch ihre Auffassung ungeheuer, und es gefiel allgemein.

Rungenhagen aber, der ein nüchterner Kopf war, tadelte, daß bei diesen musikalischen Zusammenkünften deren eigentlicher Zweck nach und nach ganz aus dem Auge verloren wurde. Er hatte sie dazu bestimmt, mich zu bilden. Es sollte mir Gelegenheit gegeben werden, mich im Accompagniren, Solospiel auf dem Clavier oder der Violine, dann im Ensemble, sei es mit mehrstimmiger Begleitung oder als Theilnehmer eines Streichquartetts zu üben, kurz, meine musikalischen Kräfte entweder als Componist oder ausführender Musiker zur Geltung zu bringen; wenn sich indeß Alles um Fräulein Sophie Löwe drehte, trat ich ganz in den Hintergrund. Die genannten talentvollen jungen Leute waren schon viel geschickter als ich; man bedurfte meiner wenig oder gar nicht; auch war es natürlich, daß die Sängerin mit vorgeschritteneren Kräften zu musiciren wünschte als mit mir. Daher waren diese Soiréen mehr eine Unterhaltung für die Eltern und Hausfreunde als ein wirklicher Vortheil für mich. Wie lange die Bekanntschaft zwischen den Eltern und der Sängerin dauerte, kann ich nicht mehr genau ermessen. Ich weiß, daß ihr Stern erblich, als ein glänzenderer am Horizonte aufstieg, nämlich Jenny Lind. Aber auch schon früher zogen sich meine Angehörigen wegen gewisser kleiner Controversen von Sophie Löwe zurück. Während ihres Berliner Aufenthaltes bewohnte sie ein Haus in der Jägerstraße, dem Mendelssohn'schen Hause gegenüber, wo zuletzt viele Courmacher sie umschwärmten, und zwar in ihren Empfangsstunden von Eins bis Drei. Der alte Graf Redern, Graf Schlieffen, Pitt Arnim, eine bekannte Hofschranze mit lilagefärbtem Haar, gehörten zu den regelmäßigen Stammgästen. Auch die Schwester der Löwe, mit welcher sie stets reiste, war eine liebliche Erscheinung, und Viele zogen deren Wesen wegen seiner Einfachheit dem allzu pikanten Sophiens vor. Zu Fräulein von Faßmann, einer ausgezeichneten Sopranistin, die im Königlichen Opernhause mehr in Gluck'schen und Spontini'schen Opern auftrat, stand unsere Sängerin im gespanntesten Verhältnisse und immerwährender Krieg wurde zwischen Löwianern und Faßmannianern in der Theaterwelt geführt. Die Löwe heirathete später den österreichischen General Lichtenstein, doch soll die Ehe keine besonders glückliche gewesen sein, was sich bei dem leichtlebigen Naturell der Wienerin und dem noch leichtlebigeren Aristokraten wohl erklären läßt.

Jetzt liegt die einst so Gefeierte längst in der Erde. Ich erwähnte die Assandri, eine angenehme Erscheinung, so zu sagen der Gegensatz zur Löwe in ihrem Aeußeren. Diesmal ist die Italienerin die Blonde mit blauen Augen, die Deutsche Löwe aber eine echte Italienerin, kohlschwarz und dunkeläugig. Auch das Naturell der beiden Nationalitäten schien vertauscht, denn die Assandri war ruhig, milde, von strenger Einfachheit und ohne alle Ziererei, die Löwe lebhaft, in immerwährender Bewegung, sprudelnd in ihrer Conversation und, wie schon angedeutet, gefallsüchtig. Die Assandri hat keine große Rolle in den Annalen der Gesangskunst gespielt, doch gefiel sie damals in Berlin ungemein, bald aber verschwand ihr Name auf der Bühne, nie habe ich mehr etwas von ihr gehört. Auch sie verkehrte im väterlichen Hause, indeß war ihr Umgang mit den Eltern kein so intimer wie der mit der Löwe für uns gewesen war.

Ob auch Thalberg in jene Zeit gehört, entsinne ich mich nicht genau. Ich sehe ihn aber unter übergroßem Applaus erscheinen, sich ruhig erst einige Minuten vor dem Flügel auf dem Stuhle ausruhen, um sich zu sammeln, und dann erst sein unübertreffliches Spiel beginnen. Er war ein großer Pianist, aber kein reproductives Genie wie Liszt. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Künstlerisches, ein nichtssagendes Gesicht mit blondem Backenbart, dabei ein Anzug à quatre épingles.

Und noch einer Epoche machenden musikalischen Figur gedenke ich, einer höchst sonderbaren. Jusikow, der polnische Jude, füllte das ganze Opernhaus bis auf den letzten Sitz

zu wiederholten Malen, als er auf seiner Harmonika, welche er in unglaublicher Gewandtheit mit zwei kleinen Schlägeln bearbeitete, die rapidesten Passagen und verwickeltsten Coloraturen hervorbrachte. Er erzielte einen Enthusiasmus mit diesen Kunststücken, als ob er einer der größten Virtuosen aller Zeiten wäre. Brummeisen, Holz — Glas — Stroh — Harmoniken u. s. w. gehören aber in das Reich artiger Spielereien. Schade um die Zeit, welche mit ihnen verloren wird.

Von einheimischen Gesangskünstlern nenne ich Bader, den entzückendsten Cortez, Masaniello, Max, Adolar und Florestan, den man nur auf der Bühne hören und schauen konnte. Sein Spiel war zugleich unübertrefflich, seine Stimme die schönste Männerstimme, die ich je gehört. Der Nebenbuhler Stümer war zwar ein geschickter Sänger, aber ein schlechter Schauspieler, und sein Organ hatte etwas Tutendes, Unsympathisches. Seine Hauptrollen waren Ottavio, Tamino, Hüon, Almaviva von Rossini und überhaupt die der italienischen Coloraturtenöre.

Da ich einmal beim Theater bin, nenne ich noch aus jener Zeit die großen Mimen: Seydelmann, Emil Devrient, die Krelinger und die Komiker Rütling und Weiß. Alle habe ich spielen sehen; der berühmte Rott war nie mein Mann, obgleich er eines großen Rufes genoß. Sein Erfolg hatte ihn überschnappen lassen, er schlief oft Nachts, die Schläfe mit einem Lorbeerkranze umwunden. Am Königstädter Theater, welches damals dem Königlichen kräftige Concurrenz machte, figurirten ebenfalls Kräfte ersten Ranges, uns alten Berliner Kindern wohl unvergeßlich: Beckmann, Spitzeder, Schmelka; es war die Zeit der Reimund'schen und Nestroy'schen Charakter- und Zauberstücke. Ich nenne: „Lumpacivagabundus", „Der Diamant des Geisterkönigs", „Der Verschwender", „Zu ebener Erde und im ersten Stock". Henriette Sonntag hatte bereits die Königstädter Bühne verlassen. Der damalige Chef des Theaters, Commissionsrath Cerf, war eine in Berlin allgemein bekannte Persönlichkeit. Allerlei Witze circulirten auf seine Kosten. Er war ein ungebildeter Mensch, denn er konnte weder lesen noch schreiben; seine besondere Eigenthümlichkeit lag in einer gewissen Schlauheit und einer angeborenen Berechnungsgabe. Er war Israelit; sein Theater florirte, und man sah die Berliner Honoratioren mehr dort als im Königlichen Schauspielhause. Geachtet war der liebe Mann nicht, denn er drückte auf seine Untergebenen und erpreßte von ihnen, so viel er nur vermochte. Bei aller Pfiffigkeit blieb er ein durchaus unwissender Mensch und eine gemeine Natur. Ich theile des Spaßes wegen ein paar mir aus jener Zeit im Gedächtniß gebliebene Anekdoten mit, aus welchen er aber stets als der Gefoppte hervorging.

Bei Georg, einer Restauration, wo man Abends im Freien saß, legte ihm der Marqueur die Speisekarte vor. Zu eitel, um sich ein Dementi zu geben — wir wissen, er konnte nicht lesen — zeigte er auf zwei beliebige Stellen des Menüs. Aber, wie erstaunt war er, als ihm darauf Pflaumenkuchen und Gurkensalat vorgesetzt wurde, wozu das bereits von ihm geforderte Seidel Bier auch nicht recht passen wollte.

Bei einer beabsichtigten Aufführung der Iphigenie klopfte er dem Tenoristen Holzmüller auf die Schulter und sagte: „Bester Freund, Sie sollen den Orestes machen, für einen guten Pilatus lassen Sie mich nur sorgen!"

Als Seine Majestät der König einmal, zu einer Vorstellung angemeldet, von Cerf im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, fein behandschuht vor dem Portal des Theaters empfangen wurde, hatte ein nichtswürdiger kleiner damagogischer Straßenbengel die unerhörte Frechheit, beim Aussteigen des Souveräns „Schafskopf" zu rufen, worauf er so schnell als möglich um die Ecke verschwand. Unser Theaterdirector, außer sich, daß solcher Frevel vor seinem Hause vorgekommen war und in Todesängsten, daß es ihm an den Kragen gehen könnte, indem man vielleicht argwöhne, er sei mit diesem Bengel im Complott gewesen, faßte sich sofort, und keinen Augenblick verlierend, rechtfertigte er sich vor Seiner Majestät, als selbstverständlich betheuernd, der Straßenjunge habe mit diesem verpönten Worte natürlich nur ihn gemeint und meinen können.

Seine Charakteristik finden wir in dem zu jener Zeit cursirenden Berliner Witz:

„Mensch letzter Classe,
Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe,
Theaterdirector zweiter Classe,
Rindvieh erster Classe."

Und man könnte so fortfahren mit Geschichtchen auf seine Kosten, doch sind die angegebenen ja bezeichnend genug und vielleicht schon für meine Leser zu viel.

All' diese sozusagen patriarchalischen oder idyllischen Zustände nahmen übrigens ein Ende. Bald stand hier die jede Neuerung perhorrescirende Capellmeisterpartei dem immer wachsenden Wagnerismus und der neueren Weimar'schen Richtung gegenüber. Eine in unversöhnlicher Feindschaft, mit tiefster Erbitterung geführte Fehde, oft sogar in arge Personalien ausartend, schürte immer von Neuem den gegenseitigen Haß. An der Spitze der Conservativen figurirten Dorn, Taubert, der Schriftsteller und Recensent Ludwig Rellstab, der Clavierfabrikant Kisting (letztere Drei das Kleeblatt genannt), die alten Akademiker A. W. Bach, Schneider ꝛc. Die sogenannten Revolutionäre bestanden natürlich in Wagner selbst und Liszt, welche Beide sich freilich wenig um die Hetze bekümmerten, dann aber aus ihren Epigonen: Bülow, Bronsart, Tausig, Raff, Cornelius ꝛc.; ein Schweif nicht gerade sehr sauberer Elemente der Neu-Weimarischen Clique schloß sich solchen geschätzten und fähigen Männern an. Mag man es für übertrieben halten oder nicht, es gab wirklich eine Zeit, in der es gefährlich war, den Leu zu wecken, denn man bekämpfte sich nicht allein mit Wort und Schrift, sondern nicht selten mit Thätlichkeiten. Im Hauptsitz der Revolution, Weimar, sah man Liszt nachäffende Musikbeflissene mit herabhängenden Haarbüscheln und Knüppeln von Spazierstöcken umherlaufen, Bassermann'sche oder Gestalten von 1793, die jeden musikalischen Antipoden niederzuschmettern drohende Miene machten. Wie oft hat nicht Taubert über diese gottlose Avantgarde Zeter und Mordio geschrien?! Noch höre ich seine Worte: „Ich stütze mich auf den lieben Gott; jene verruchte Brut aber hat keine Religion." Jetzt ist diese Zeit ja längst verschwunden, und der Zwiespalt der Parteien hat der gemeinsamen Bewunderung eines großen Genius Platz gemacht.

Bekannt ist, daß Bülow schon von Jugend an mit Wort, Schrift und That einer der glühendsten und eifrigsten Verehrer und Vorkämpfer nicht allein Wagner's, sondern auch seines großen Claviermeisters Liszt war. Solcher Enthusiasmus verleitete ihn, wie wir diese ungewöhnliche Art, mit dem Publicum zu verkehren, ja bis ganz zuletzt an ihm wahrnehmen konnten, schon damals, sobald man sich mißliebig gegen ein Werk seiner Abgötter äußerte, direct zu beleidigen. Ich wohnte einst einem von Bülow dirigirten Concerte bei, in welchem einige Widersacher ein Liszt'sches Stück bezischten. Bülow wandte sich gegen sie mit den Worten: „Zischen ist unanständig; wer zischt, mag den Saal verlassen!" Eine solche Ansprache schien bei zufälliger Anwesenheit der Königin noch unthunlicher, als sie es schon an und für sich war. Man erzählte sich damals, Ihre Majestät habe sich eiligst entfernt und Bülow sofort durch einen Kammerdiener für ihren Platz zwei Friedrichsdor verabreichen lassen; dieser aber, wie immer schlagfertig, habe dem Lakaien geantwortet: „Pour le garçon!" und ihm den Rücken gekehrt. Die übrigen Zuhörer in ihrer Verblüffung verhielten sich durchaus passiv. Der Vorgang machte seiner Zeit nicht geringe Sensation.

## Das Nackte in der bildenden Kunst.

Von Ludwig Volkmann.

Das Berliner Amtsgericht hatte die allerwärts zur Schau gestellten Photographien der berüchtigten Fürstin Chimay und ähnlicher Damen, worauf dieselben im „Sculpturcostüm", d. h. in einem alle Körperformen zeigenden Tricot dargestellt waren, als unzüchtig beschlagnahmt; das Landgericht gab die Bilder wieder frei, und kürzlich hat das Reichsgericht dieses Urtheil wiederum aufgehoben und die Sache an die Vorinstanz zurückverwiesen. Dieser ganze Vorgang könnte uns unendlich gleichgiltig sein, wären nicht in der Begründung des landgerichtlichen Urtheiles Anschauungen über künstlerische Fragen zur Geltung gebracht worden, welche doch zum Nachdenken herausfordern, da sie, wenn auch von der höheren Instanz mit Nachdruck zurückgewiesen, immerhin einen Einblick in die Denkweise eines großen Theiles „unseres gebildeten Publicums" gewähren; denn in Sachen der Kunst sind auch die Richter eben nur Publicum. In dem Urtheile aber lesen wir, um nur die bedenklichste Stelle herauszugreifen, Folgendes: „Die Stellungen, in welchen die weiblichen Personen photographirt sind, sind die verschiedensten: stehend, sitzend, liegend, im Profil, en face, mit erhobenen Armen, mit ausgebreiteten Armen u. s. w., und offenbar dazu bestimmt, die Körperformen von allen Seiten her sichtbar zu machen; sie gehen aber nicht über das hinaus, was seit Jahrhunderten die bildenden Künste dargestellt haben ... Sie verletzen die herrschenden Gesetze von Sitte, Zucht und Anstand nicht, denn sie gehen, ganz abgesehen daß es sich um (wenn auch nur mit Tricot) bekleidete weibliche Personen handelt, keineswegs über das hinaus, was in staatlichen Museen und sonstigen Jedermann zugänglichen Sammlungen öffentlich ausgestellt wird." — Wir wiederholen: es ist unserer Ansicht nach in hohem Maaße gleichgiltig, ob diese Machwerke confiscirt werden oder nicht; aber verdient nicht die citirte Begründung des Urtheils eine Prüfung von Seiten Derer, die es mit der Kunst ernst meinen? Geht wirklich die nach dem Leben photographirte quasi unbekleidete Abenteurerin mit ihren gebrannten Locken und der verschnürten Taille „nicht über das hinaus", wodurch die Kunst uns das Dasein verschönt? Besteht kein Unterschied zwischen Naturabschrift und künstlerischer Schöpfung, kein Unterschied zwischen ausgezogen und nackt?!

Der Mensch ist — für den Menschen — das Maaß aller Dinge; er ist es auch in der Kunst. „Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles Uebrige bedeutend und schön hervorbringen" sagt einmal Goethe, und Max Klinger spricht es in seiner Schrift „Malerei und Zeichnung" an der zündenden Stelle, wo er mit gerechtem Zorn für die Forderung des Nackten in der Kunst eintritt, unzweideutig aus: „Das Studium und die Darstellung des Nackten sind das A und O jeden Stils," er nennt den nackten menschlichen Körper „das Schönste, was wir überhaupt uns vorstellen können." Zu allen Zeiten hat denn auch die bildende Kunst diesem Schönsten gehuldigt, und wenn versucht wurde, ihm seinen Ehrenplatz zu rauben, so wußten die Künstler immer geschickt ein Hinterpförtchen zu finden, um es wieder hereinschlüpfen zu lassen: Als Adam und Eva, als heiliger Sebastian, ja in der verkörperten Selbstentäußerung, als gekreuzigter Erlöser, oder gar in den Qualen der Hölle als verdammter Sünder trat das schöne Nackte seinen Siegeszug durch die christliche Bilderwelt an, bis die Zeit der Renaissance es wieder, wie die Antike, um seiner selbst Willen zu ehren gelernt hatte. — In unseren Tagen nun ist das Verständniß hierfür wieder fast ganz geschwunden, und so meine ich denn, es ist wohl nicht ganz überflüssig einmal wieder mit Nachdruck auf die unendliche Bedeutung und auf die richtige Auffassung des Nackten in der Kunst hinzuweisen, wenn man sieht, welch' sonderbare Begriffsverwirrungen selbst klugen und wohlmeinenden Männern in Bezug auf diese Fragen begegnen können.

Unser Publicum ist eben gewöhnt, in erster Linie zu denken und zu empfinden; es hat noch immer nicht gelernt, lediglich zu sehen. Ein unbekleidetes Weib hier, ein anderes dort, — der Geist tritt spielend in Action, und die Parallele zwischen Beiden ist gezogen. Wo aber waren die Augen?

Sah man nicht, daß es sich bei jenen Photographien um Individuen mit allen kleinen Zufälligkeiten in Form und Ausdruck, ja mit allen Zuthaten und Verbildungen der Cultur und der Mode handelte, um Décadence-Weiber, die ihre Kleidung abgestreift haben, um ihre „Reize" zur Schau zu stellen, während der echte Künstler — und nur diesen dürfen wir zum Vergleich heranziehen — uns nicht eine mechanische Naturabschrift zeigt, sondern gesetzmäßig gebildete, im Ganzen des Kunstwerkes organisch entstandene Wesen, die er durch seine künstlerische Anschauung gereinigt und geläutert, mit Auge und Hand selbstthätig geschaffen hat? Man sah es wohl nicht, sonst hätte man Beides auch nur in einem Athem zu nennen eine heilige Scheu empfinden müssen. Aber so sehr ist man „von des Gedankens Bläße angekränkelt", daß man, weil Nacktes zu sehen uns im Leben fast nie Gelegenheit wird, auch in der Kunst das Gefühl selbst für so fundamentale Gegensätze verloren hat.

Seien wir indessen gerecht. Nicht viele Künstler sind es allerdings, die jene höchste Schönheit zu verkünden berufen sind, und neben der großen Reihe wirklicher Meister, die ihr Bestes auf anderem Gebiete, besonders auf dem der Landschaft, geben, geht die Masse der Macher daher, der Tempelschänder, welche das ihnen anvertraute Gut dazu mißbrauchen, um den Instinkten der Menge zu dienen, statt sie zu beherrschen. Diese sind es denn auch, die selbst das edelste Ziel künstlerischer Darstellung, den nackten menschlichen Körper, nur als ein Mittel zur Erregung der Sinnenlust, statt reiner Sinnesfreude, betrachten, und solche Producte, die man auf allen unseren Ausstellungen nicht zu lange zu suchen braucht, sind in der That nicht allzu weit entfernt von dem, was die Berliner Polizei aus den Schaufenstern entfernte. Ist es ein Wunder, wenn das Publicum, dem in diesem Wirrsal nicht im rechten Moment die rechte Führung kommt, ganz irre wird und zuletzt gar keinen Unterschied mehr zu machen weiß? In diesem Sinne ist aus dem Urtheil des Berliner Gerichtes eine schwere Anklage zu formuliren, nicht sowohl gegen das Publicum, sondern auch gegen viele Hunderte von sogenannten „Künstlern".

Soll nun etwa die Kunst, weil doch einmal das Nackte aus unserem Leben verbannt ist und scheinbar nicht nur im Volk, nein, auch in ihrem eigenen Hause das rechte Verständniß dafür fehlt, sich trauernd zurückziehen und auf eines ihrer herrlichsten Gebiete verzichten? Diese Auffassung ist in der That eine weit verbreitete, und selbst in einem sonst so vorzüglichen Buche wie Carl Neumann's „Kampf um die neue Kunst" können wir es hören, das Nackte sei heutzutage zwar ein treffliches Studienmaterial, gewissermaßen das Latein des Künstlers, nicht aber könne es fürder ein wesentliches Ziel der Darstellung bilden! Es heißt dort: „Diesen einzigen Ausdruck von Jugend, Schönheit, Stärke und körperlicher Harmonie zu finden, war den alten Künstlern gegeben, da ihre Sinne von den Formen des Nackten durch und durch gesättigt waren. Nur eine Kunst, die in täglicher ungesuchter Anschauung die nackte Figur so tief in ihre Sinne sog, konnte sie so ergreifend, so vollkommen gestalten. Wie wäre dies heute möglich, da unwiderruflich der Geist den Körper für Materie erklärt hat, und auf dem Nackten ein Makel ruht und der Reiz der Sünde! ... Die Anschauung des Nackten ist dem modernen Leben, der Oeffentlichkeit entzogen. Wie könnte also eine lebendige Kunst darnach trachten, das

Nackte als ein wesentliches Ziel der Darstellung zu erwerben? Wenn sie es wollte, es würde ihr das absichtslose Modell, das selbstverständliche Anschauungsmaterial fehlen, das Nackte wird nicht natürlich herauskommen."

Nein, und abermals nein! Nicht das Latein der Kunst ist das Nackte, sondern eine Weltsprache, die, trotz der Verschiedenheit der Dialecte nach Raum und Zeit, immer und überall verstanden werden wird, wenn der echte Künstler sie spricht. Das „Erkenne Dich selbst", im geistigen und sittlichen Leben eine der tiefsten und ernstesten Forderungen, gilt auch für das Gebiet der formalen Erkenntniß; und nicht nur der Künstler muß sich selbst, das heißt die menschliche Gestalt, erkennen, sondern auch die ihm folgen wollen, die Beschauer. Wohl ruht auf dem Nackten ein Makel und der Reiz der Sünde, aber nicht unwiederbringlich ist der Verlust, sondern der schaffende Künstler besitzt das Zaubermittel, dem Nackten die Unschuld wiederzugeben, und wenn ihm das absichtslose Modell fehlt, so kümmert ihn das wenig, denn seine Gestalten lebten schon in göttlicher Nacktheit, ehe er sich zu seiner Belehrung das Modell — seine lateinische Grammatik — kommen ließ. Gerade weil er nicht vom Einzelfall abhängig ist, kann er den Körper lediglich als schöne Erscheinung erfassen und Denen zeigen, die mit ihm zu gehen gewillt sind. In wie hohem Maaße aber der echte Künstler die Fähigkeit besitzt, ohne jede gedankliche Beimischung nur mit den Augen zu sehen, mag die reizende, Vielen gewiß unverständliche Definition einer — Badehose etwas drastisch beweisen, die einer unserer bedeutendsten Bildhauer einmal im vertraulichen Gespräch gab: „Die Badehose ist eine Gemeinheit; sie ist eine Horizontale am falschen Flecke und zerschneidet den Körper in einen Rumpf und zwei Beine." Man braucht noch nicht einmal Adolf Hildebrand's „Problem der Form in der bildenden Kunst" gelesen zu haben, um den ernsten Sinn in diesem scherzhaften Ausspruch zu finden. Zu dieser rein formalen und künstlerischen Auffassung des nackten Körpers aber kann die Kunst allmälig auch Diejenigen heranbilden, welche sich von selbst bisher nicht dazu emporzuschwingen vermochten. Deßhalb fordern wir keine Einschränkung des Nackten in der Kunst, sondern vermehrtes Studium nicht nur, nein auch vermehrte Darstellung desselben in dem edlen, sagen wir geradezu erzieherischen Sinne, den wir hier auszuführen versuchten. Denn durch das systematische Verbannen des schönen menschlichen Körpers aus der künstlerischen Darstellung wird nur Zweierlei genährt: die Prüderie auf der einen, die versteckte Lüsternheit auf der anderen Seite. Gewöhnt uns dagegen eine echte Kunst wieder mehr und mehr daran, im menschlichen Körper nicht in erster Linie ein geschlechtliches Individuum, sondern einzig und allein eine schöne Erscheinung zu erblicken, dann können wir vielleicht ein „gebildetes Publicum" bekommen, das, ohne zu erröthen, der Nacktheit in's Angesicht sehen kann, das sich aber von den Abbildern einer Fürstin Chimay achselzuckend und mit ästhetischem Ekel von selbst abwendet.

Wollten unsere Künstler wieder mehr als bisher diesem Ziele zustreben, und wollte man sich die Mühe nehmen, den viel zu Wenigen, die es jetzt schon thun, ernster zu folgen, so würde wohl allmälig in weitere Kreise wieder das Verständniß dringen für die ganze keusche Pracht und Herrlichkeit des Menschenleibes, wie Gott ihn geschaffen und der echte Künstler ihn begriffen hat, etwas von der Stimmung des Klinger'schen Blattes „An die Schönheit", wo der Mensch der Herrlichkeit der Gottesnatur nur nackt gegenüber zu treten wagt, und so unbewußt die eigene Schönheit gleichsam als Dankopfer darbringt. Dann wird es vielleicht auch nicht mehr möglich sein, daß ein Gerichtshof in der deutschen Reichshauptstadt den hehren Namen der Kunst herbeizieht, wenn über höchst gleichgiltige „Nuditäten" verhandelt wird.

## Die Reichspost als Baumeister.

Von Hans E. Wernicke.

Der neue Generalpostmeister hat den alten noch nicht vergessen lassen. Der große, freie, künstlerische Geist scheint mit Stephan's Tod aus der Reichspost verschwunden zu sein. An seine Stelle hat sich ein kleinliches, reactionäres, banausisches System gesetzt, das die Privatposten vernichten will, die Beamtenvereine verfolgt und bureaukratische Plusmacherei treibt. Auch der künstlerische Geist, der die Postbaubehörde unter Stephan kennzeichnete, scheint verschwunden. Das wird uns gerade jetzt wieder fühlbar, wo Heinrich v. Stephan in E. Krickeberg (seine Lebensschilderung ist in Dresden bei Carl Reißner erschienen) einen begeisterten Biographen gefunden hat. Nach dieser Darstellung fand Stephan bei seinem Amtsantritte nur 233 reichseigene Postgebäude vor, die übrigen 4408 Postanstalten waren in Privatgebäuden eingemiethet. Wenn man bedenkt, daß unter ihm die Zahl der Reichs-Postanstalten auf 28 726, die der Reichs-Telegraphenämter auf 13 739 stieg, so kann man sich denken, welch' einen gewaltigen Umfang seine Thätigkeit auf baulichem Gebiete annehmen mußte, wenn er die Wohnungsbedürfnisse so vieler Aemter den Anforderungen der Neuzeit entsprechend befriedigen wollte. Die Bewältigung dieser Riesenarbeit erheischte die Einsetzung einer eigenen Baubehörde bei der Post. Sie wurde im Jahre 1875 in's Leben gerufen, nachdem bis dahin die Bauverwaltungen der verschiedenen Regierungen in den Bundesstaaten das Postbauwesen hatten mit versehen müssen. Und Krickeberg schreibt: „Bis zur Errichtung dieser Postbaubehörde war es Stephan nicht möglich gewesen, seine eigenen Ideen bei der Aufführung von Postgebäuden voll zur Geltung zu bringen; jetzt war es ihm gestattet, persönlich einzuwirken, und wie Alles, was unter seiner Führung entstand, so trug auch die Postbaukunst fortan das Gepräge seiner Persönlichkeit: das ernste, gereifte Wesen des Norddeutschen und die leichte, gefällige Form des gewandten Weltmannes — der praktische Sinn des Stolper Bürgersohnes und der ideale Flug des Genies, sie haben seinen Postgebäuden ihren charakteristischen Stempel aufgedrückt." Es war für seine Bauräthe nicht immer leicht, den Intentionen ihres Chefs zu folgen, und es dauerte Jahre, ehe sie sich vollkommen in seine Ideen hineingelebt hatten. Es war nichts Seltenes, daß ein Bauplan wieder und wieder geändert werden mußte, ehe er Gnade vor Stephan's Augen fand. Nach einer sehr anschaulichen Schilderung, die ein Mitglied der Bauverwaltung gelegentlich der Einweihung des neuen Postgebäudes zu Mülhausen i. E. aus dem Allerheiligsten der Postbauwerkstatt giebt, ist Stephan an der Ausführung eines jeden Postbaues persönlich betheiligt gewesen. „Er bereitet den Bau von langer Hand vor, er entscheidet über den Bauplatz und bestimmt den Stil des Gebäudes, und wenn dann die Grundrißzeichnung die Genehmigung Sr. Excellenz erhalten hatte, dann begann für die Architekten erst recht eine schwierige Arbeit, denn wie Michel Angelo in dem rohen Marmorblock bereits die Figur sah, die er bilden wollte, so daß er nur nöthig hatte, den sie umhüllenden Marmor abzuschlagen, so sieht Se. Excellenz das vollendete Gebäude im Geiste vor sich, und wir haben nur nöthig, seine Gedanken zu bannen und auf das Papier zu bringen". Natürlich war das nicht „auf den ersten Hieb" möglich, und so ist z. B. die Straßenfaçade des neuen Ober-Postdirectionsgebäudes zu Straßburg dreimal umgearbeitet worden, ehe sie Stephan's Zustimmung erlangte.

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1894 waren bis zu dieser Zeit rund 280 reichseigene Postgebäude unter Stephan errichtet worden. Von den für diese Zwecke verbrauchten ca. 115 Millionen Mark waren 105 Millionen aus den eigenen Mitteln der Postverwaltung gedeckt worden. Außerdem hatte die Postbehörde ca. 38 Millionen Mark als Beisteuer zu Bauten, welche Privatpersonen eigens für die

Zwecke der Post aufführen ließen, verwendet. Da es sich zuvörderst nicht um Zierbauten handelte, sondern um Gebäude mit eminent praktischen Zwecken, so war die bauende Reichspost ganz selbstverständlich an ein gewisses Schema gebunden. Für die Postbauten wurde im Allgemeinen folgende Regel aufgestellt: Post und Telegraphie seien die Dienerinnen vornehmlich des geistigen Verkehrs und des nie ruhenden fluthenden Lebens der Gegenwart, daher wähle man für die ihren Zwecken dienenden Gebäude flüssige, bewegliche, lebensvolle Formen, mit Ernst und Würde gepaart; Düsteres, Starres, Schweres, Ungefüges sei ebenso verbannt, wie Kleinliches, Zierliches, Spielendes. Mit Beherzigung dieser Grundvorschrift haben alle Stilrichtungen alter und neuer Zeit, die jemals in Deutschland zur Anwendung gekommen sind, unter Stephan ihre Auferstehung gefeiert: die classische Form, der romanische Stil, Gothik und Renaissance mit ihren Spielarten sind unter den Posthäusern ebenso vertreten, wie Barockbauten, norddeutsche Backsteinhäuser und die Holzarchitektur nach thüringischer, fränkischer, schweizerischer Art. Während im Norden des Reiches, in den einstigen Pflegestätten der Gothik: Cöln, Münster, Braunschweig, Hildesheim, Stralsund, die Post mit bewundernswerthem Geschick die exclusive gothische Form den Zwecken ihrer Profanbauten anzupassen gewußt hat, zeigen die Posthäuser von Aachen, Halle, Soest, Goslar, Gelnhausen, Quedlinburg ꝛc. den romanischen Stil in reizvoller Weise in's Moderne übertragen. Berlin, Breslau, Hamburg, Weimar, Glauchau, Bremen, Schwerin, Danzig, Cassel, Heidelberg (mit Anklängen an den herrlichen Schloßbau) haben reiche Renaissancebauten in verschiedenster Auffassung. In Sachsen haben die Dresdener Barockbauten vorbildlich für die Posthäuser gewirkt, norddeutsche Backsteinbauten sind in Lüneburg, Allenstein, Brandenburg a. H., Memel, Rostock, Lübeck ꝛc. vertreten, und endlich in Gebirgsstädten, Badeorten ꝛc. hat man der ländlichen Umgebung entsprechend Holzbauten in graziösem Villenstil aufgeführt. So verschiedenartig alle diese Gebäude in Stil und Ausführung nun auch sind, die individuellen Ansprüche des Postbetriebes haben ihnen allen doch in einem gewissen Punkte eine Uebereinstimmung gegeben, den thurmartigen Aufbau, den die Ein- und Ausführung der Fernsprechleitungen erfordert — das charakteristische Merkmal der Postbauten. In dieser nothwendigen Zuthat lag bei der Massenproduction an Postbauten eine große Gefahr, in Schematismus zu verfallen. Die Postbaubehörde aber hat aus diesem vorgeschriebenen Baugliede gerade ein neues, wirksames architektonisches Motiv herauszugestalten gewußt, indem sie ihm die verschiedensten Standorte und die verschiedenartigsten Formen: runde, quadratische, vielseitige, Kuppel- und Pyramidenform ꝛc., gab und zuweilen selbst die Isolatoren (wie z. B. am Posthause in Goslar) als eigenartiges Ornament verwandte. Wenn man also von einem Postbaustil spricht, so bezieht sich das eben auf das charakteristische Merkmal, das ein solcher, Fernsprechzwecken dienender Aufbau den Posthäusern gemeinsam gegeben hat; daß von einem Postbauschema, welches unter Stephan entstanden wäre, bei der Vielseitigkeit seiner Bauthätigkeit nicht die Rede sein kann, weist Krickeberg überzeugend nach. „So gewichtig und entscheidend sein Wort bei der Aufstellung der Baupläne für die Postgebäude auch war, niemals hat er der Individualität seiner Architekten eine Zwangsjacke angelegt; innerhalb der vorgeschriebenen Bedingungen für Stil, Größenverhältnisse und Kostenaufwand ließ er sie frei schalten, wie ihr Talent es ihnen eingab."

Aber gerade diese Bestrebungen, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, haben Stephan viele Angriffe aus nichtfachlichen Kreisen eingetragen, und er hat sich Jahr für Jahr gegen die erneuten Vorwürfe, er baue zu kostspielig, zu luxuriös, mit einem Worte: zu „schön", mit allen schneidigen Waffen seiner Beredtsamkeit im Reichstage vertheidigen müssen. — Da Stephan bei der Aufstellung aller Baupläne persönlich betheiligt war, so hatte er auch im März 1881 die Vertretung derselben und der beantragten Baugelder im Reichstage allein übernommen.

Ein durchaus sachlich gehaltenes Urtheil, das sich besonders gegen die Behauptung, die Post baue zu luxuriös, richtet, fällt ein bedeutender Fachmann, der durch seine Publicationen auf dem Gebiete der Architektur rühmlichst bekannte Postbaurath Robert Neumann in Erfurt. Er sagt in Bezug auf die Bauthätigkeit der Post: „Immer hat vorzugsweise nur das Bestreben obgewaltet, den Postbeamten gesunde, zweckmäßig eingerichtete Diensträume herzustellen, in denen sie ihre anstrengende, oft aufreibende, auch die Nächte in Anspruch nehmende Amtsthätigkeit ohne Nachtheile für ihre Gesundheit ausüben können. Die Wahrung der Würde des Reiches in seinen ihm zugedachten Bauwerken hat stets erst in zweiter Linie gestanden, und man hat gesucht, dieser Anforderung mit sehr mäßigen Mitteln gerecht zu werden. Es ist leicht ausgesprochen, daß monumentale Würde nicht durch reichen Schmuck, sondern durch edle Verhältnisse und durch die Anwendung guter Baustoffe in einfachen wirkungsvollen Formen genügend gewahrt werde. So viel Wahres an dieser Behauptung ist, so weiß doch auch jeder Architekt, daß mit diesen Mitteln allein zwar elegante und stolze, aber auch recht steif und langweilig aussehende Bauwerke hergestellt werden können, daß aber zu einer vollen befriedigenden Wirkung ein gewisses Maaß von Schmuck, plastisch und malerisch, nicht entbehrt werden kann. Nach einigen Jahrzehnten bereits werden sehr viele der jetzt als luxuriös gescholtenen Postpaläste in ihrer reicheren Umgebung einfach und auch wohl dürftig genug aussehen."

Wenn nun auch, wie die „Deutsche Bauzeitung" ganz richtig bemerkt, noch heute einzelne tadelnde Stimmen nicht zur Ruhe kommen können, so ist man im Allgemeinen doch längst dahin gelangt, Stephan's Verdienste um die heimische Architektur in vollem Maaße anzuerkennen. Zu diesen Verdiensten gehört nicht zum Mindesten seine im Jahre 1878 erlassene Verordnung, daß bei allen Postbauten dem inländischen Material gegenüber dem ausländischen von gleicher Güte der Vorzug gegeben werden sollte. Was diese Verordnung besonders bemerkenswerth macht, ist die Thatsache, daß sie gerade in die Zeit des regsten Freihandels fiel. Es erscheint Krickeberg unglaublich, daß Stephan gerade wegen dieser Förderung des nationalen Wohlstandes den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen ist; aber die Postbehörde war eben die erste, welche in diesem nationalen Sinne vorging, und gewisse Kreise mußten sich erst an die Bethätigung einer solchen wahren Vaterlandsliebe gewöhnen. Diese aufreizenden Nörgeleien Einzelner konnten es indessen nicht hindern, daß Stephan's Verfügung zum Schutze nationaler Arbeit von berufener Seite volle Würdigung fand.

Auch der erziehliche, veredelnde Einfluß, den unsere Posthäuser der Provinzstädte auf die Geschmacksrichtung der Bewohner und vor allen Dingen auf den Kunstsinn der Bauleute und Professionisten unter ihnen ausüben, und die Förderung, die Handwerk und Kunsthandwerk dadurch erhalten, ist keineswegs zu unterschätzen. Der Museumsdirector Jul. Lessing sagt darüber: „In Berlin macht sich ein derartiger Eindruck der Postbauten unter der Fülle der öffentlichen Gebäude nicht bemerkbar, aber wer in die Provinzen kommt, wer einmal Gelegenheit hat, durch Pommern oder Preußen hinter einander weg eine Reihe von größeren und kleineren Städten zu besuchen, der wird sich dieses wahrhaft beherrschenden Eindruckes nicht erwehren. Wenn man in einer Provinzialstadt das Regierungsgebäude sucht, so fragt man sich durch drei, vier Straßen und findet irgendwo einen nüchternen, zweistöckigen Kasten mit schmaler Hausthür, engen Treppen, niedrigen und unfreundlichen Zimmern. Aber am Hauptplatze der Stadt, in hervorragender Lage, weithin strahlend in lustiger, der Umgebung liebevoll angepaßter Architektur, steht das Gebäude

der Reichspost. Jenes Regierungsgebäude wirkt wie eine drückende Polizeiverordnung, der man sich mürrischen Sinnes zu entziehen sucht, dieses Postgebäude als Repräsentation eines großen Staates, der freudig eintritt für die Bedürfnisse seiner Bewohner. — Was man hier Luxus nennt oder verschwendetes Geld, das ist Capitalsanlage in dem Besten und Unbezahlbarsten, was die Menschheit besitzt: eine Capitalsanlage für den Sinn der Gesetzlichkeit, der Ordnung, der Achtung vor der Behörde und den selbstgeschaffenen Einrichtungen. Wenn aus unseren Kreisen heraus der Ruf erschallt, daß man würdig und monumental bauen solle, so kommt uns nicht selten die Antwort zurück, die Staatsgelder seien nicht da, um beschäftigungslosen Architekten und Kunstgewerbetreibenden aufzuhelfen. Nein! so steht es nicht, meine Herren Nützlichkeitsapostel! Weit mehr, als die Kunst des Staates bedarf, bedarf der Staat der Kunst. Er bedarf ihrer, um zum Sinne der Bevölkerung in weiten Kreisen zu sprechen, um nach außen hin würdig und hoheitsvoll dazustehen."

Wir müssen uns leider versagen, näher auf einzelne hervorragende Postgebäude einzugehen, verweisen aber Diejenigen, welche sich für diese Wirksamkeit der Reichspost besonders interessiren sollten, auf die Modelle der Posthäuser, die im Berliner Postmuseum ihre Aufstellung gefunden haben. Erst wenn man diese wohlgelungenen, naturgetreuen Abbilder der Postbauten gesehen hat, wird man sich eine rechte Vorstellung von dem Umfange der Postbauthätigkeit unter Stephan und dem Streben nach Kunstvollendung, das in ihr gewaltet hat, machen können. Auch der treffliche Krickeberg bietet in seiner warmherzigen Biographie reiches Beweismaterial, und wir unterschreiben jedes Wort, wenn er Stephan als Baumeister preist. „Der Mann, den man den „Fürst der Praxis" nennt, war in der Kunst der Beschützer des Idealen. Wir müssen noch einmal betonen: es ist Stephan nicht genug zu danken, daß er seine hohe, einflußreiche Stellung nicht dazu benutzt hat, die Kunst in die Uniform des Bureaukratismus zu zwingen. Die großen und weiten Gesichtspunkte, die für ihn im Verkehrsleben maßgebend gewesen sind, kennzeichnen auch seine Bauthätigkeit. Er hat es verstanden, dem an sich engen Gebiete des Postbauwesens, das durch ein bestimmtes, stets wiederkehrendes Schema von Forderungen noch mehr an einer freien Entfaltung gehemmt war, die weitesten Ziele zu stecken, indem er jede Aufgabe desselben individualisirend lösen ließ. Etwas von seinem Wesen, seinem Genie spricht aus seinen Schöpfungen vornehmlich zu uns. Als echte Denkmäler der Zeit in die Zukunft hineinragend, sind sie zugleich ein Bild des Mannes, der sie erschaffen hat — und das ist ein genialer, charaktervoller Mensch."

---

## Der Ausgang des bürgerlichen Dramas.

Von Arthur Eloesser.*)

Es ist dem Jungen Deutschland in seinem ersten dramatischen Vertreter Gutzkow nicht gelungen, dem bürgerlichen Drama durch die Verkörperung der socialen Gegensätze einen neuen lebenspendenden Gehalt zuzuführen. Es ist gelähmt durch die Erbschaft schwächlichster Sentimentalität, moralisirender Gemeinplätzigkeit, und noch dazu verunstaltet durch die prätensiöse Verbindung mit dem liberalen Journalismus.

Aber es blieb noch ein Weg zur Regeneration des bürgerlichen Dramas, noch ein Mittel, es der Verweichlichung zu entreißen, wenn man es zu seinem Ausgangspunkte zurückführte, wenn man es wieder zur Tragödie zurückverwandelte. Solche Versuche sind vor Friedrich Hebbel's „Maria Magdalena" gemacht worden, aber sie sind vereinzelt und sie haben in der Theatergeschichte keine Spuren zurückgelassen. Die beiden wichtigsten und interessantesten Experimente sind, wenn man von Holtei's literarisch sehr niedrigem „Trauerspiel in Berlin" absieht, von zwei aus dem Judenthum hervorgegangenen Berliner Schriftstellern unternommen worden, von Ludwig Robert und Michael Beer. Im Jahre 1819 veröffentlichte Robert, der Bruder der Rahel, ein fünfaktiges Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", das nach einigen nur halb erfolgreichen Vorstellungen bald der Vergessenheit anheimfiel. Robert wollte mit dem Iffland'schen Erbe der moralischen Rührung aufräumen, indem er aus den natürlichen Reibungen gesellschaftlicher Gegensätze den tragischen Conflikt entstehen ließ. Er wollte, das kleinliche Zufallswesen beseitigend, die gegenwärtige Structur der Gesellschaft als das allmächtige Schicksal hinstellen, an dem der Einzelwille des empörten Individuums zerbricht. Die tragische Schuld sollte von den Menschen auf die Verhältnisse abgewälzt werden, ihre Macht sollte vor dem poetischen Gerichte zur Rechenschaft gezogen werden. „Und was sind diese Verhältnisse anders, als die jedesmaligen Gesammtsünden des Jahrhunderts?" Wie Robert in zwei seinem Drama angefügten Geleitbriefen programmatisch erklärt, wollte er weder Böse noch Gute, keine Helden, sondern ganz gewöhnliche Menschen darstellen, er wollte das Nahe, Wahrscheinliche, Tägliche der kosmopolitischen Schweiferei und der lyrischen Entartung der Bühne entgegensetzen, die Bedeutung seines Trauerspiels sollte nur in der typischen Geltung des dargestellten Falles beruhen. Um diese Absicht durchzuführen, hat Robert sein Thema sehr glücklich gewählt, es ist die gekränkte und wider die Gesetze hergestellte Ehre, eine durch moderne Zeitereignisse immer wieder angeregte Frage, die ja auch die Dramatiker am Ende des Jahrhunderts ganz besonders interessirt hat. Es handelt sich um den Kampf gegen die in die bürgerliche Gesellschaft noch hineinragenden und die moderne Rechtsordnung unterbrechenden Privilegien und Vorurtheile des mittelalterlichen Feudalismus. — Der Schriftsteller Weiß glaubt die Ehre seiner Schwester durch einen Officier gekränkt, und da ihm die Satisfaktion auf Grund irgend welcher Bestimmungen des adeligen Ehrencodex verweigert wird, so schießt er den Cavalier über den Haufen. In den ersten drei Akten ist dieser Stoff mit großer Wahrscheinlichkeit und Consequenz durchgeführt, dann aber fällt Robert in die verbrauchtesten Ueberlieferungen des bürgerlichen Rührstücks zurück. Der in der Theorie verschmähte Zufall muß herbei, um dem Drama einen Schluß zu geben, der in seinen inneren Voraussetzungen nicht enthalten ist. Der Rächer seiner Ehre entpuppt sich als der illegitime Bruder des Getödteten, seinen natürlichen Vater, einen Minister, lernt er erst im Gefängniß kennen und nach diesem Wiedersehen vergiftet er sich, um als Sterbender noch seine Begnadigung zu erfahren. Der unnatürliche natürliche Vater geht in sich mit dem reuevollen Bekenntniß: „Es giebt kein unrechtmäßiges Kind." So hat Robert einen gesellschaftlichen Conflikt auf den anderen gepfropft und die einfache Wirkung seines ursprünglichen Vorwurfs vernichtet. Dieses verfrühte dramatische Experiment ist ein merkwürdiges Mischproduct, das sich mit großer Kraft zu einem natürlich herbeigeführten tragischen Zusammenstoß erhebt, um dann mit plötzlicher Schwäche wieder in das bekannte Zufallsspiel und in moralische Rührung zurückzusinken.

Den entgegengesetzten Weg schlägt Michael Beer, der Verfasser des „Struensee" und des „Paria", in seinem bürgerlichen Trauerspiele „Herz und Hand" von 1831 ein. Dieser versucht, die Gattung zu heben, indem er sie gerade ihrer

*) Der Verfasser, den Lesern unseres Blattes als feinsinniger Aesthetiker und scharfer Kritiker bekannt, zieht hier das Ergebniß seiner literargeschichtlichen Untersuchungen über das bürgerliche Drama im 18. und 19. Jahrhundert. Seine an geistvollen Bemerkungen reiche Studie, die sich neben Tieck's Meisterskizze in der Einleitung zu Schröder's Dramatischen Werken stellen darf, erscheint bei Wilhelm Hertz in Berlin. Dieser gediegene Verlag bedeutet allein schon eine vollgültige Empfehlung. Die Redaction.

Alltäglichkeit entkleidet, indem er ihr den äußeren Glanz der Diction giebt und sie zu einer gewissen Feierlichkeit stilisirt. Sein Drama fließt in sehr eleganten, melodischen fünffüßigen Jamben dahin, welche die Leidenschaftlichkeit mit musikalischer Abtönung dämpfen, aber sie haben noch genug innere Bewegtheit, um nicht in banale Schönrednerei zu verfallen. Ein siegreich aus dem Kriege zurückkehrender General findet bei seiner jungen Frau den früheren todtgeglaubten Geliebten. Da er sich hintergangen glaubt, so treibt er die Schwankende, die aber schon den Weg der Pflicht wieder gefunden hat, zum Selbstmord. Die Personen, die so ausgezeichnet sprechen, haben etwas Unglaubwürdiges, weil man ihnen das tragische Handwerkszeug, Schwert und Gift, nicht recht zutraut. Dieses bürgerliche Drama hat einen sehr romantischen Zug. Der historische Hintergrund ist kriegerisch; der todtgeglaubte Geliebte hat als Major im spanischen Unabhängigkeitskriege gefochten, die Rückkehr Napoleons von Elba ruft den General zu neuem Kampfe, sie verspricht ihm den sühnenden Tod für's Vaterland. Die Männer in diesem modernen Trauerspiele haben etwas Ritterliches, einen Abglanz von der Welt des „Cid". Der General und der die Staatsraison vertretende Fürst sind ganz in typischen Zügen gehalten; der stilistische Einfluß von Goethe's „Natürlicher Tochter" ist unverkennbar. „Herz und Hand" ist, wie Immermann seinem Freunde Beer schreibt, ein „schätzbares, durchdachtes" aber kein mit ursprünglicher Kraft ergreifendes Werk.

Das bürgerliche Drama des 18. Jahrhunderts hatte seine innere Kraft aus dem Emancipationskampfe des Bürgerthums gezogen, es hatte die bürgerliche Moral als die des breitesten Standes, als die des eigentlichen Trägers der modernen Cultur propagirt, es mußte nach der Anerkennung der Menschenrechte, bei der fortschreitenden Nivellirung ständischer Verschiedenheiten von seiner polemischen Schärfe verlieren und sich auf die immer lustspielmäßiger werdende Darstellung der inneren Angelegenheiten des Bürgerthums zurückziehen Wohl blieb noch die Behandlung des Standesunterschiedes ein beliebtes theatralisches Motiv, aber es neigte nicht mehr zu tragischer Unversöhnlichkeit, sondern zu freundlicher Schlichtung im gemüthlichen Sinne, gerade die Auflösung der ehemals so starren Unterschiede, die Ueberwindung der Gegensätze durch Liebe oder Vernunft wurde mit sentimentaler Wirkung dargestellt.

Auch in den Schöpfungen des Jungen Deutschland läßt Betonung der Tendenz eine neue tragische Wendung nicht zu. Wohl werden hier sociale Contraste, die zu Katastrophen führen, enthüllt, aber diese ungesunden oder zurückgebliebenen Zustände werden innerhalb des Dramas widerlegt, sie werden von der im Drama mitsprechenden Intelligenz des Verfassers wenigstens im Princip überwunden. Wohl erscheinen sociale Mißverhältnisse in ihrer unterdrückenden oder zerstörenden Macht, aber immer, als ob sie vor ihrem letzten Tagen ständen, als ob morgen die Zeit der Vergeltung und der Freiheit hereinbräche. Die Verfasser mischen sich selbst als Vertheidiger oder Ankläger in die Handlungen ihrer Stücke ein, und da ihre Raisonnements fortwährend auf die Hinfälligkeit der dargestellten Welt hinweisen, so geben sie niemals den Eindruck unentrinnbarer Schicksale, sondern sie erwecken nur die Opposition gegen Ungerechtigkeiten, die als solche von der Vernunft erkannt werden. Geht der Held auch an den Verhältnissen zu Grunde, der Sieg gehört immer der geahnten oder meist vorausgesagten Zukunft. Alle diese Stücke sind Triumphe der Intelligenz, des Dichters, der im Namen des Zeitgeistes urtheilt, darum sind sie untragisch und auch unkünstlerisch.

In der Vorrede zur „Maria Magdalena" hat Friedrich Hebbel den Verfall der bürgerlichen Tragödie dargestellt und er hat durch die That seines Werkes bewiesen, daß diese heruntergekommene Gattung durch eine tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen wieder zur tragischen Größe emporgehoben werden könne. „Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißcredit gerathen, und hauptsächlich durch zwei Uebelstände. Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreis gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebes-Affairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten." Hebbel's Kritik räumt hier etwas radical und ohne historische Rücksichten auf. War auch der Standesunterschied in der Behandlung der Epigonen des 19. Jahrhunderts kein überzeugendes tragisches Motiv mehr, so war er es doch zur Sturm- und Drangzeit noch gewesen; er war eine die Gesellschaft auseinanderreißende in ihren Anschauungen noch unüberbrückte Kluft, er war kein zufälliges, sondern ein mit der Existenz gegebenes schicksalbildendes Moment, da das Schicksal sich nun einmal nicht nackt, sondern nur in der Gebrochenheit menschlicher Verhältnisse darstellen kann. Sind diese Vorurtheile auch von der Vernunft widerlegt, sind sie in ihren Folgen von der fortschreitenden Entwickelung aufgehoben, so sind sie doch durch den tragischen Genius als Schicksalsmächte conservirt, sie sind für unser Gefühl durch die Kunst in Permanenz erklärt, so lange die Dichtung zu uns spricht, so lange sie uns überzeugen kann, daß ein Einzelschicksal im Kampfe mit ihnen nothwendig zu Grunde gehen mußte. Jede Zeit bringt ihre eigenen Nothwendigkeiten und also ihre eigene Tragik hervor. Die bürgerliche Tragödie hatte im Kampfe gegen die Privilegien der herrschenden Classen gestanden, ihre Sittlichkeit war ein Protest gegen die Sitte der Zeit; da die Bourgeoisie zu den herrschenden Classen zu zählen beginnt, muß sie naturgemäß den alten Angriffspunkt aufgeben und in dem veränderten Bewußtsein der Gesellschaft neue Contraste, neue Schmerzen offenbaren. Hebbel folgt dieser Entwickelung, und indem er der historischen Gattung der bürgerlichen Tragödie neues Leben zuführen will, indem er ihre letzte Möglichkeit wahrnimmt, vernichtet er sie; denn er schreibt die Tragödie des Bürgerthums.

Friedrich Hebbel hat sich später sehr energisch gegen die von Herrmann Hettner vertretene Anschauung ausgesprochen, daß er mit seiner „Maria Magdalena" der ganzen europäischen Gesellschaft den „dramatischen Fehde-Handschuh" habe hinwerfen wollen. Diese falsche Auffassung schien ihm nicht aus seinem Werke, sondern aus der von Felix Bamberg ihm abgepreßten Vorrede hervorzugehen, durch die er sein „kleines Familienbild" vor einer Verwechselung mit Iffland'schen Nachgeburten schützen zu können glaubte. Indem er betont, daß sein bürgerliches Trauerspiel nicht aus der Tendenz entsprungen, sondern durch ein eigenes Erlebniß seiner Münchener Studienzeit veranlaßt sei, will er sich vor Allem gegen die Zumuthung verwahren, als ob er jemals neben den socialen Tendenzdramatikern des von ihm so gehaßten Jungen Deutschland im Kampfe gestanden hätte. In Wahrheit ist die Welt dieses „kleinen Familienbildes" auch viel zu eng, um ein Bild von der modernen Gesellschaft, um ein breites Ziel zu geben, gegen das eine sociale Kritik ihren Angriff richten könnte. Aber abgesehen davon, daß der ältere Hebbel den jüngeren hier etwas verleugnet, die historische Bedeutung dieses Trauerspiels ist immer darin zu suchen, daß die bürgerliche Moral hier nicht mehr werbend, erobernd auftritt, sondern in einer Gebundenheit und Einseitigkeit, aus der der tragische Conflict mit Nothwendigkeit hervorgeht. Sie bedeutet nicht mehr Fortschritt, Befreiung, sondern Stillstand, Unterdrückung, ihre

starre Herrschaft wird zu einem äußeren Zwange, der der höheren Sittlichkeit widerspricht und die Entwickelung freier Menschlichkeit in dumpfer Enge erstickt. Der tragische Conflict wird nicht mehr durch den Zusammenstoß zweier Classen, zweier Weltanschauungen herbeigeführt, er überzeugt sich mit innerer Dialectik aus der bürgerlichen Welt selbst, die den ihr unterworfenen Individuen zum unentrinnbaren zerstörenden Schicksal wird.

Dieses Princip der inneren Dialectik hat Hebbel durch das ganze Werk mit vollständigster Consequenz durchgeführt, und diese Strenge hat gerade die Zeitgenossen, die sich der gewaltigen Wirkung des Stückes nicht entziehen konnten, verstimmt und niedergedrückt. Die moralische Tendenz liegt ganz außerhalb des Dramas, es erklärt sich selbst, aber innerhalb des Ganzen wird zu seiner Erklärung nichts gesagt. Die Personen führen keinen Kampf gegen Vorurtheile, sie sind ihnen gleichmäßig unterworfen, sie fügen sich Alle, wie selbstverständlich, dem naturwidrigen Herkommen und durch diese gemeinsame Unterwürfigkeit tragen sie Alle gleichmäßig zu ihrer gegenseitigen Vernichtung bei. Es giebt in diesem Drama keinen freien Athemzug, keinen Sieg der Intelligenz wie im „Uriel Acosta", es giebt keinen Räsonneur, der diese Welt von einer freieren Höhe der Vorurtheilslosigkeit übersieht, und auch der Dichter mischt sich nicht ein, er läßt „die in's Leben selbst verlegte Dialectik" sich entwickeln. Mit Genugthuung verzeichnet Hebbel in seinem Tagebuche, daß in diesem Drama Alle Recht haben, er überlegt, ob nicht Leonhard noch zu sehr Bösewicht und vielleicht als ein um die Existenz ringender armer Teufel zu entlasten sei, er betont, daß selbst die aufdämmernde Erkenntniß des sterbenden Secretärs nicht im Stande sei, dem Meister Anton, als dem Hauptcharakter des Stückes, eine klarere Vorstellung von dem, was geschehen ist, eine rein menschliche Einsicht in Recht und Unrecht zu geben. Meister Anton versteht die Welt nicht mehr, aber man empfängt den Eindruck, daß diese Welt weiter bestehen und neue Menschenopfer fordern wird.

Mit der „Maria Magdalena" hat sich das bürgerliche Drama, einst ein Organ des Emancipationskampfes, gegen das Bürgerthum selbst gekehrt. Die Tendenzen des 18. Jahrhunderts sind hier endgiltig überwunden. Die Philosophie und die Literatur waren von der Annahme ökonomisch selbstständiger und moralisch freier Individuen ausgegangen, welche die Gesellschaft zusammensetzen. Der ideologische Optimismus der Aufklärung erwartete von der Anerkennung der Vernunft eine Zeit menschlicher Glückseligkeit. Aus einem vorurtheilslosen, reinen Denken sollten sich mit Nothwendigkeit bessere und gerechtere Zustände ergeben, auf der Uebereinstimmung der Einzelnen über Ziel und Zweck der Menschheit sollte die Harmonie der Interessen Aller begründet sein.

Die von den Naturwissenschaften beherrschte sociologische Anschauung des 19. Jahrhunderts geht genau den entgegengesetzten Weg, indem sie die Gesellschaft nicht mehr aus Individuen zusammensetzt, sondern umgekehrt das Individuum aus der Gesellschaft erklärt. Sie giebt die Fiction eines ökonomischen und moralischen Einzelwesens auf und sucht dieses als Product der bestimmenden Verhältnisse darzustellen, sein Denken in allen Abhängigkeitsbeziehungen vom Sein zu erklären. Dieser Entwickelung folgend, beschäftigt sich die moderne Literatur nicht mehr mit den Einwirkungen des Individuums auf die Gesellschaft, nicht mehr mit dem Helden, sondern mit der Einwirkung der Gattung auf das einzelne Wesen, dessen Entwickelung und Bildung durch sie bestimmt und begrenzt wird. Das eigentliche Object der Darstellung wird die Gesellschaft als die große Sünderin, auf welche alle individuelle Selbstverantwortlichkeit abgewälzt wird. Am Anfange dieser Protest- und Anklageliteratur steht Hebbel's „Maria Magdalena", wenn auch nicht durch den Willen ihres Schöpfers. Sie ist ein Sturmvogel der „humanen Revolution", die auf der modernen Bühne in Henrik Ibsen's Dramen ihren entschiedensten Ausdruck gefunden hat, die durch die pessimistische Kritik der Gegenwart zu einem neuen, wohl geahnten, aber noch unausgesprochenen Idealismus der Zukunft führt.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Geständniß.

Von Georges de Lys.

Hermance lag im Sterben. Ihr Gatte Jaques betrachtete mit seinen Rehaugen das langsame Absterben der ihm seit dreißig Jahren angehörige Lebensgefährtin von seinem Sessel aus, auf dem er die Krankenwache hielt. Im Ganzen, einige dunkle Stunden ausgenommen, gehörte ihre Ehe zu jenen glücklichen, die man oft bei zum Wohlstande gelangten Bürgerlichen findet. Die Kranke schlug die Augen auf und nieder, um den zärtlichen Blicken auszuweichen, die der Gatte auf sie richtete und die ihr die Reue immer bitterer machten. Ach, diesen Mann, ihren Jaques, der ihr das Leben so angenehm wie möglich gestaltete, ihn hatte sie betrogen! Freilich ist es schon lange her, viele Jahre sind darüber hingezogen, aber nichts vermag die Erinnerung an ihre ehebrecherische That auszulöschen. Und auch in dieser schweren Stunde stand sie Beiden, ihm sowohl wie ihr, lebhaft vor Augen, als ob sie gestern erst geschehen sei.

Freilich lebte Hermance in dem Glauben, daß ihr Gatte nichts davon wüßte. Obwohl er Argwohn geschöpft hatte, wurde seine Zärtlichkeit ihr gegenüber nicht vermindert, und sie hatte sich in den zwanzig Jahren der aufrichtigsten Reue ehrlich bemüht, den leider unverbesserlichen Fehltritt durch innige Hingebung auszugleichen. Aber dieser nicht gut zu machende Fehler, über den sie bittere Reue empfand, war lebendig, und zwar in einem schönen Jüngling, ihrem Edmund, den Jaques seinen Sohn nannte.

Erst durch dieses Vergehen hatte Hermance ihren Gatten lieben und schätzen gelernt. Nachdem sie so viele Enttäuschungen bei dem aus Eitelkeit begangenen Verrath gemacht hatte, entdeckte sie die schöne Seele ihres einfachen braven Mannes. Als sie nun wieder seine getreue und liebe Ehegattin wurde, empfand sie seine Liebe und stille Hingebung als eine Strafe, denn so viel Güte hatte sie gar nicht verdient. Das Geheimniß lastete schwer auf ihr, und doch hatte sie nie den Muth, ein offenes Geständniß abzulegen. Wie feige war sie doch!... Immer wieder entschuldigte sie ihr Schweigen und redete sich ein, daß sie doch wenigstens ihrem Gatten einen letzten Trost lassen müsse: das Andenken an eine glückliche Ehe und viele ungetrübte Erinnerungen an mit ihr durchlebte Stunden. Es kam ihr wie ein Unrecht vor, ihrem Gatten noch zuletzt einen solchen Schlag zu versetzen. Würde er dadurch nicht ein doppeltes Leid empfinden? Eine betrogene, entehrte Vergangenheit, und eine leere, nichtsverheißende Zukunft.

Aber so viel sie auch grübelte, die laute Stimme des Gewissens wurde dadurch nicht erstickt. So wäre also auch jetzt die angebliche Verehrung für ihren Mann, in dessen Augen sie in reinem Andenken bleiben wollte, nichts als eine gewöhnliche Lüge, eine Ironie. Sie hatte nun einmal sein Vertrauen mißbraucht, sollte diese schlechte That auch über das Leben hinaus ihren Fluch bewähren?

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte. Sogleich eilte der Gemahl hinzu. „Was willst Du, mein Kind?" fragte er mit sanfter Stimme, indem er den Arm unter das Kissen schob, damit sie sich besser aufrichten konnte; „vielleicht etwas zum Trinken?" Sie schüttelte das Haupt. Auf ihrer Stirn standen große Schweißtropfen. „Ich habe Edmund ein wenig zur Ruhe geschickt; der arme Junge war ganz erschöpft; willst Du ihn vielleicht sprechen?"

Die letzten Kräfte verließen die Sterbende, als sie den Namen ihres Sohnes hörte. „O nein, danke," flüsterte sie. „Es ist wieder gut." Ermattet sank sie in die Kissen zurück und gelobte sich ein ewiges

Schweigen. Möge Gott sie verurtheilen, wenn sie ein Unrecht beging! Wenigstens brauchte ihr Sohn nicht vor ihr zu erröthen. Dann aber schoß ihr wieder der Gedanke durch den Kopf, daß ihr Sohn ja doch den Namen ihres Mannes trage, daß sie ihm seinen wirklichen Vater verheimlicht hatte, daß er sie einmal verfluchen würde, weil sie seinen Namen mit Schande und Lüge beschmutzt hatte! Und daß ihr armer Sohn vielleicht einmal unschuldig darunter leiden müßte. Ach, wie gerne wollte sie jede Strafe mit Ergebung ertragen, wenn sie allein einst verurtheilt würde, denn nur sie war schuldig.

Nun war er in seinem Sessel eingeschlummert. Lange, lange betrachtete ihn die Sterbende, denn nun brauchte sie seine sorgenvollen, ach so zärtlichen Blicke nicht zu fürchten. O welch' reine, edle Stirn hatte er doch, seine Gesichtszüge verriethen eine ruhige, wohl überlegte Lebensarbeit. Um seinen stillen Mund lag ein sanftes Lächeln, auf seinen Lippen, die zart gewölbt waren, die Vornehmheit seines Charakters. Umrahmt vom schneeweißen Haar und Bart lag sein Antlitz da, gleichsam wie von einem Glorienschein umgeben. Gewiß, er war ein schöner Mann. Auf seinem Gesichte ruhte die Schönheit der Männer, die immer ruhig und gut gelebt hatten. Und diesen Mann hatte sie betrogen mit einem herzlosen Gecken, dessen süße Sprache und widerlich elegante Manieren sie verführt hatten. Sie selbst konnte sich jetzt ihren Fall gar nicht erklären. Und noch jetzt nach zwanzig Jahren lastete es wie ein Alp auf ihrer Brust, von dem sie beim Erwachen befreit würde. Doch es war kein Traum, sie hatte einen solchen Mann hintergangen!

Da erwachte Jaques, und seine halbgeöffneten Augen richteten sich auf sie. Ihr war, als ob ein vorwurfsvoller Blick sie treffe, und sie fühlte, daß sie sterben mußte. Jaques trat an ihr Bett, erfaßte ihre Hände, die sie fest geballt vor die Augen hielt. Erschöpft reichte sie sie ihm. „Verzeih' mir!" flüsterte sie.

Mit traurigem Lächeln bannte er das Geständniß, das sie schon auf den Lippen hatte, mit einer sanften Liebkosung zurück. „Seit zwanzig Jahren habe ich Dir vergeben!" sagte er und küßte sie auf die Stirn. —

Also er wußte es ... Und er hatte sich nicht gerächt! Er hatte es gewußt, und doch war nie ein Vorwurf, nie ein herbes Wort über seine Lippen gekommen. Seine Zärtlichkeit hatte nicht eine Minute nachgelassen! Sie konnte es nicht fassen. „Du hast es gewußt? ... und mich nicht verflucht?"

„Du armes Kind," sagte er flüsternd, „bedauert habe ich Dich. Wie habe ich gelitten, aber verurtheilen konnte ich Dich nicht. Ich war so von den Sorgen des Lebens erfüllt, daß ich nicht daran gedacht habe, Dich vor dem Fall zu bewahren! Nicht Du warst der Schuldige sondern ich, und an mir war es, den Fehltritt, den meine Unvorsichtigkeit ermöglicht, wieder gut zu machen. Und als Du dann, vernichtet in Deinem Traume, vor mir standest, als Du allmälig wieder zu mir, Deinem treuesten Freunde, zurückkehrtest, da empfing ich den schönsten Lohn für mein Vergehen. Ich hatte es nicht verstanden, Dein Herz, das Du mir gegeben hattest, zu bewahren und als Du es mir dann wieder brachtest, habe ich versucht, es zu heilen. So kam es, daß ich dennoch glücklich war, obwohl es mich schmerzte, daß Du mir so wenig vertrautest, daß Du das Andenken an Deinen Fehltritt nicht in meine Hand gabst, um es von Deiner Seele zu nehmen, die, ich habe es wohl gemerkt, so sehr darunter litt. Mehr als ich hast Du ausgestanden, denn Du hattest unter Deiner Verschwiegenheit zu leiden gehabt, und Du hast mich lieb gehabt! Was soll aber meine Sühne sein?"

Wie vernichtet hatte Hermance ihm zugehört, ganz niedergeschmettert von seiner Großmuth. Doch plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, ihr Kopf schien von einem Gedanken gequält.

Jaques wurde unruhig: „Noch Etwas?"

Da falteten sich ihre matten Hände fest, wie zu einer noch stärkeren Anstrengung, die Lippen bebten, und wie ein Hauch kam es hervor: „Und Edmund? ..."

Er verstand diese leidvolle Frage, und sein Gesicht glühte von einer unendlichen Liebe: „Ich habe Dich geliebt, ich liebe ihn, er ist mein Sohn!"

# Aus der Hauptstadt.

## Opern-Rückschau.

„Alar". Romantische Oper in einem Vorspiel und drei Acten, Text und Musik von Geza Graf Zichy. (Kgl. Opernhaus.) — Die Schwarze Kaschka. Oper in vier Acten von Victor Blüthgen. Musik von Georg Jarno. (Theater des Westens.) — Gastspiele.

Unser Kgl. Opernhaus hat sich nach der colossalen Anstrengung, die ihm die mißlungene Darstellung von Bungert's „Odysseus" bereitete, vor den Ferien bloß noch zu einer kleinen Novität aufzuschwingen vermocht und zwar „auf Allerhöchsten Befehl". Graf Zichy, der einarmige Claviervirtuos, ist als „Sänger und Spielmann" bekanntlich persona gratissima am Kaiserhofe, wo die magyarischen Bedränger unserer sächsischen und schwäbischen Brüder noch immer in Ansehen stehen. Auf das Werkchen selbst, das schon in Karlsruhe einen sanften Durchfall erlebt, hätten wir um so lieber verzichtet, als auch die Darstellung wenig Erfreuliches bot. Die Damen Hiedler und Goetze und den Herrn Mödlinger zu hören, ist selten ein Ohrenschmaus. Nur Herr Sommer, Frln. Dell'Era und Capellmeister Muck, Chor und Orchester thaten ihre Schuldigkeit. Der Text des Dichtercomponisten ist von einer kindlichen Unbeholfenheit und unerlaubt langweilig, eine Wiederholung uralter und überlebter Motive und Bühneneffecte. Ein wortbrüchiger Magnat, der den Bruder seiner Verlobten nach einem Wortwechsel erschlägt, die zwei „Brauten", die sich um ihn reißen, eine allwissende Intrigantin von Zigeunerin, Kirchhofstraum und Liebestrank, Einzug der Gäste auf der ungarischen Wartburg und sogar auch ein Pilgermarsch, all' diese Nachempfindungen sind so gleichgiltig oder unfreiwillig komisch, wie der Größenwahn vom ungarischen Globus. Als Musiker ist der Graf bis in's Kleinste von deutschen Meistern abhängig und zwar wie ein sehr mäßig begabter und ganz unselbstständiger Schüler. Leitmotive wechseln ab mit liederartigen Sätzen, die Melodik bewegt sich zwischen Neßler und Wagner, und das Orchester ist aufdringlich oder hülflos. Bis zu einer magyarischen Nationaloper ist, nach dieser Probe zu urtheilen, ohne Zweifel noch ein weiter Weg.

Inzwischen hat sich in dem unseligen Charlottenburger Theater wieder eine Sommeroper angesiedelt, deren Dasein bloß dann berechtigt erscheint, wenn ein bedeutender Gast auftritt. Ist nun schon das Wiedersehen eines bewährten alten Werkes in der geradezu bösartigen Sommeroper des Herrn Morwitz kein Genuß, so kann man einen jungen Componisten, der sein Werk diesem Dilettantenorchester und solchen Gesangsanfängern anvertraut, nur beklagen. An einer besseren Stelle hätte Jarno's „Schwarze Kaschka" gewiß einen ansehnlichen Erfolg errungen. Schon der Text, den Victor Blüthgen nach einer seiner Novellen aus der Reclam-Bibliothek gemacht, ist vortrefflich. Sieht man von dem allzu breiten Aufbau der Handlung ab, in der noch zu viele novellistische Elemente unverarbeitet stecken, so ist das Libretto voll dankbarer dramatischer Momente, die jeden Componisten anregen müssen. Es ist eine Bauerntragödie aus Mähren. Wir wissen nicht, ob der Componist aus jener halbslavischen interessanten Gegend stammt; jedenfalls hat er sich die gute musikalische Gelegenheit, böhmisches Localcolorit etwa in Smetana's Art darin zu verwerthen, zumeist entgehen lassen. Immerhin ist er bestrebt, besonders in seiner Melodik den schlichten Volkston anzuschlagen. Auch die dramatischen Momente sind wirkungsvoll vertont, nur mitunter zu lärmend und gewaltsam, ingleichen ist dem Recitativ, wie es die Mascagni und Leoncavallo bevorzugen, ein zu breiter Raum gegönnt. Weniger gut ist das Orchester bedacht. Hier verräth sich das Unzulängliche in der Kunst des Anfängers.

Zum Schlusse noch ein Rückblick auf einige erfreuliche Gastspiele jüngster Zeit. Das weitaus interessanteste war jedenfalls das Auftreten des Tenoristen Jean Lassalle von der Pariser Großen Oper. Seine kräftig-schöne Stimme ist ein Bariton, der besonders in Mittellage und Höhe einen edlen Wohlklang besitzt, wenn auch die Stimme, wie

sein piano zeigt, ihre ursprüngliche Frische verloren hat. Um so ansprechender ist sein gewandtes und vornehmes Spiel. Beste Faure'sche Schule zeigt sich ferner in der specifisch französischen Vocalisation, die immer sauber phrasirt. Als Tell, Nelusco und besonders als Mephisto, in allen drei Rollen, in denen er sich hier vorgestellt hat, zeigt er in klug gewählter Steigerung seine dramatische Gestaltungskraft und immer geschmackvolle Gesangskunst. Wer der bei uns allgemeinen Ansicht huldigte, daß das Rondo vom Gold — besonders in der fürchterlichen Verdeutschung: „Satan selbst führt an den Ball" — der Gipfel der Unmusik sei, den konnte Lassalle's vollendete Technik eines Besseren überzeugen. Der ihm folgende Gast im Kgl. Opernhause, Frau Sigrid Arnoldson, ist keine so bedeutende künstlerische Erscheinung. Die schwedische Sängerin, die als Schülerin der alten Viardot-Garcia eigentlich von hier aus ihren Flug nahm, ist dennoch jetzt zum ersten Mal auf einer Berliner Bühne aufgetreten. Sie sang ihre Mignon französisch, ohne viel Wärme, aber fein und zierlich, musikalisch geschmackvoll und virtuos. Ihr fehlt das Zündende, das Signorina Prevosti, ein stets willkommener Gast, dermal wieder bei Morwitz ausübt. Ihr hoher Sopran hat zwar seine Blüthe hinter sich, aber sie wirkt noch mächtig durch die Leidenschaft ihres Künstlertemperaments. Bewundernswerth ist sie zumal als Lucia oder in dem abgeleierten „Troubadour", wo sie mit der wohldurchdachten Auffassung ihres Spiels und ihrer musikalischen Diction auch den Widerstrebenden hinreißt. Nach ihr hatte Frau Sedlmair von der Wiener Hofoper einen schweren Stand. Bei aller musikalischen Sicherheit und Darstellungskunst, ist sie nicht frei von Manier. Es sieht aus, als ob sie immer gegen ihre Operettenvergangenheit protestiren und die Große Oper überall unterstreichen wollte. Ihre Fidelio und Norma litten unter diesem accentuirt großen Stil. Ihre Stimme, die ungewöhnlich stark und klangvoll, braucht dies Uebermaß nicht. Wie fabelt der alte La Fontaine? „Ne forcez pas votre talent, vous ne feriez rien avec grâce". m.

## Notizen.

Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Von Julius Hart. (Neudamm, J. Neumann.) Auf ein Werk, wie das vorliegende, seine Leser hinzuweisen, das sollte sich eine jede gute Zeitschrift zur Ehrensache machen. Zunächst ist die Art der Darstellung vorzüglich. Das ist keine trockene Aufzählung von Namen und Werken, die, ohne eine Spur in der Seele des Lesers zu hinterlassen, an seinem Blick vorüberziehen, sondern mit künstlerischem Tact ist überall nur das Wichtigste hervorgehoben und dies in einer Weise ausgeführt, daß die Person oder das Werk des Dichters in plastischer Anschaulichkeit sich aus seiner Umgebung hervorhebt. In vielen Fällen begnügt sich Hart einfach mit einer gedrängten Charakteristik des Wesens einer dichterischen Individualität oder bietet kurze Proben aus den Dichtungen selbst und dies dann immer mit einem so sicheren Gefühl für das Bedeutsame derselben, daß daraus der Geist der betreffenden Schöpfungen klar hervortritt. Eine solche Art der Darstellung setzt eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes voraus und ist nur möglich, wo der Verfasser sich in diesen ganz und gar heimisch gemacht hat. Und in der That zeigt sich Hart als einen ebenso zuverlässigen und bewanderten Führer in der Literatur des Inder-, Chinesen- oder Persertums, wie der Griechen oder Römer, der orientalischen Völker des Mittelalters, wie der Romanen und Germanen, deren verschiedenartige Geistesanlage den Charakter der neuzeitlichen Dichtung bestimmt hat. Nur so wurde es ihm möglich, selbst solchen Gegenständen neue Gesichtspunkte abzugewinnen, über welche sich das Urtheil durch Tradition oder Gewöhnung bereits in einer Weise festgesetzt hat, daß es scheint, als wäre daran nicht mehr zu rütteln. So ist z. B. seine Darstellung der griechischen und römischen Literatur ebenso glänzend wie eigenartig, wenn auch mancher classische Philologe und Verehrer der antiken Geisteswelt sich schwerlich damit wird einverstanden erklären wollen, wie Hart die griechische Lyrik, die dichterische Befähigung des Vergil oder die „frostigen und kalten" Staatsoden des Horaz beurtheilt. Noch mehr gilt dies von seiner Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters. Wir haben in unseren Literaturgeschichten so oft das Lob eines Walther v. d. Vogelweide, eines Wolfram v. Eschenbach ꝛc. preisen hören, daß wir unwillkürlich stutzen, wenn in der Darstellung Hart's der Erstere als ein liebenswürdiger Mensch, aber ziemlich mittelmäßiger Lyriker, der Letztere als ein Dichter erscheint, der den Tiefsinn seines „Parcival" mehr dem vorgefundenen Stoffe als seiner eigenen künstlerischen Kraft verdankt. Und doch wird sich die Berechtigung der Stellung, welche Hart der deutschen mittelalterlichen Poesie anweist, nicht bestreiten lassen, wenn man sie in dem Zusammenhange betrachtet, worin sie bei ihm auftritt. Im Rahmen der Literatur aller Zeiten und Völker muß die Werthschätzung naturgemäß ganz anders ausfallen, als wenn es sich nur um einen umgrenzten Zeitabschnitt oder um die literarische Production eines einzelnen bestimmten Volkes handelt. Im allgemeinen Reiche der Geister erscheint Manches in einem ganz anderen Verhältniß und schrumpft Vieles zur relativen Unbedeutendheit zusammen, was an einem kleineren Maaßstabe gemessen groß und bedeutungsvoll sich darstellt. Es gehört sicherlich zu den schwierigsten Aufgaben einer Geschichte der Weltliteratur in dieser Hinsicht den richtigen Standpunkt einzunehmen und dem Einzelnen diejenige Stelle anzuweisen, die ihm innerhalb des großen Ganzen zukommt. Hart zeigt sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen, und in dieser philosophischen Art, wie er die Dinge ansieht, beruht vielleicht der größte Vorzug seines Werkes. Was Hegel gelehrt hat, eine jede Erscheinung, sei es der Wissenschaft, sei es der Geschichte, als eine eigenartige, nothwendige und relativ berechtigte zu begreifen, sie als ein Moment in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen und sie so gleichsam „sub specie aeternitatis" zu betrachten, das thut Hart mit Bezug auf die literarischen Erzeugnisse der verschiedenen Völker. Er zeigt, wie jedes Volk sich seine eigene Literatur schafft, eine Literatur von ganz individueller persönlicher Art, die nur in diesem Volke, unter diesen zeitlichen, örtlichen und culturellen Bedingungen zu Stande kam, und die, so fremdartig sie uns noch erscheinen mag, doch werthvoll und berechtigt ist, sofern sich auch in ihr das Wesen des allgemeinen Geistes der Menschheit ausspricht. Er sucht diese Literatur in ihrem Wachsen und Werden zu belauschen, zu verstehen, warum sie gerade so geworden ist, und dabei zugleich den Nachweis zu liefern, daß auch die verschiedenen Stile, wie heftig sie sich auch gegenseitig bekämpfen mögen, natürliche und nothwendige Gebilde sind, die sich auseinander entwickeln, sich gegenseitig ergänzen oder dadurch den inhaltlichen Reichthum der Kunst vermehren helfen. So treibt er mehr als Literaturgeschichte, er treibt Literaturgeschichtsphilosophie, und wenn er dies als die Größe Herder's rühmt, so darf er für sich selbst das Verdienst in Anspruch nehmen, in jener Hinsicht hinter seinem Vorbilde nicht zurückgeblieben zu sein. Bei dieser allgemeinen Charakteristik seines Werkes erscheint es überflüssig, noch auf besondere Glanzstellen desselben im Einzelnen hinzuweisen. Indessen möchte ich doch nicht verfehlen, Hart's Darstellung Shakespeare's als eine solche hervorzuheben. Wie er hier auf verhältnißmäßig so engem Raume die culturhistorischen Bedingungen, aus denen der große Britte hervorgegangen ist, den Unterschied des romanischen und germanischen Formengeistes klarzulegen, wie er den Kern von Shakespeare's Dichtungen aus seiner psychologischen Eigenart heraus zu entwickeln und dessen künstlerische Erscheinung aus dem Wesen des germanischen Naturalismus zu begreifen weiß, das ist so fein und zugleich noch in der äußeren Form der Darstellung so vollendet, daß dieser Ausschnitt aus seinem Werk geradezu als ein kleines Meisterstück gelten kann. Wer der Charakteristik des germanischen Wesens in der Dichtung so aus vollem Herzen zustimmen muß, wie ich es thue, und die Bedeutung, welche Hart ihm zuertheilt, durchaus berechtigt findet, der muß es freilich als eine klaffende Lücke empfinden, daß Hart Richard Wagner keinen Platz in seinem Werke gegönnt hat. In einer Geschichte der Weltliteratur sollte der Dichter des Nibelungenringes und des Parcival nicht fehlen; und wenn ein Mann, wie Hart, dessen Gesichtskreis nicht durch die Schranken der zünftigen Literaturgelehrsamkeit eingeengt ist, bei einer neuen Auflage seines Buches auch Wagner die ihm gebührende Stellung einräumt, so wird damit sein Buch einen würdigen Abschluß erhalten. a. d.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Gute, spannende Romane,**

**Novellen, Kindergeschichten** etc.

**gesucht**

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

**Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.**

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

**und**

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands. Von Ottomar Schuchardt. — Die Freiheit der Berufswahl. Von Dr. jur. Franz Pollitzer (Wien). — Vom ersten deutschen Parlament. Erinnerungen von Hugo Wesendonck. — Die Aesthetik des Städtebaues. Von Baurath C. Wenck. — Gespräche mit Byron. Von G. F. Petersen. — Feuilleton. Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. — Notizen. — Anzeigen.

### Die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands.

Von Ottomar Schuchardt.

Justus Möser spricht bekanntlich die Ansicht aus, daß wenn die deutschen Kaiser die Hansa unterstützt hätten, die Deutschen an die Stelle der Engländer getreten wären und heute ein Bürgermeister von Hamburg in Indien gebieten würde. Es ist bekannt und wir hören es tagtäglich von Neuem, daß die Vertreter des nationalen Deutschlands sich die Anschauungen Möser's zu eigen gemacht haben, und so wenig sie sonst von der Geschichte halten und so bestimmt sie immer abgelehnt haben, aus ihr zu lernen, doch in diesem Punkte auf einmal sie als die große Lehrmeisterin gelten lassen wollen, deren Einfluß man sich nicht entziehen dürfe, soll die Zukunft Deutschlands nicht in Frage gestellt werden. Constantin Frantz hat schon vor Jahrzehnten die Behauptung Möser's, daß es lediglich auf die größere Macht der Hansa angekommen wäre, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, sehr richtig als patriotische Phantasie bezeichnet und gesagt, daß es den Deutschen nimmer hätte gelingen können, die Weltverhältnisse umzukehren, und ich meine, gerade jene Leute, die so prahlerisch sich eines ganz besonderen Verständnisses für Realpolitik rühmen, sollten ihre Blicke etwas mehr schärfen und sich bemühen, die Natur der Dinge zu erkennen.

Der Natur der Dinge entspricht es gewiß nicht, wenn man immer von England, unserem angeblichen Nebenbuhler, auf Deutschland schließt und thut, als ob Verhältnisse, die auf England passen, nun auch auf alle anderen Staaten passen müßten. Schon Holland hat gerade durch seine Geschichte bewiesen, daß es für die Dauer einem Nebenbuhler, wie England, nicht gewachsen ist, weil es eben auch Landesinteressen besessen hat und noch besitzt. Daß die Interessen in Folge der Kleinheit des Landes vorwiegend passiver Natur waren, ändert daran nichts: während das mächtige, centralisirte Frankreich durch seine es mit dem Festlande verknüpfenden Interessen getrieben, erobernd nach außen brach, sah Holland die Feinde über die Grenzen hereinfluthen und mußte sich erobern lassen. Daraus könnten die Holländer übrigens die Lehre ziehen, daß sie, wenn sich jene Vorgänge nicht wiederholen und eines Tages Franken oder auch Preußen nicht von Neuem erobernd hereinbrechen sollen, bei Zeiten für kräftige Rückendeckung sorgen müssen. Daß diese aber nur in der Föderation mit den deutschen Ländern liegen kann, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Drängte die Natur der Dinge einst Frankreich unter Ludwig XIV. auf das europäische Festland zurück und war Holland, dieses abgesprengte Stückchen deutscher Erde, daran gescheitert, daß es eine Politik treiben wollte, die gegen seine natürlichen Grundlagen verstieß, so wird die Logik der Weltgeschichte mit dem neuen Deutschland keine Ausnahme machen: Deutschlands Beruf und Zukunftsmöglichkeit liegt auf dem Festlande, in dem Willen und der Fähigkeit, die ihm von der Natur angewiesene Stellung gegen Osten zu behaupten und zu erweitern. „Das wird nur deßhalb so wenig erkannt und erwogen," sagte V. A. Huber, der gleich groß als Mensch wie als Politiker war, bereits vor 35 Jahren, „weil die leere phantastische Großsprecherei, welche in diesen Dingen allein Gehör findet, immer von der thörichten Idee der Concurrenz mit England in der oceanischen Entwickelung berauscht ist, und dabei in fast allen einzelnen Momenten den Schein, die Phrase für die Wirklichkeit nimmt. Wer nur irgend eine lebendige Anschauung des wahren Verhältnisses, der natürlichen Gaben und des darin liegenden relativen Berufs der britischen Inseln und Deutschlands zu einer oceanischen Entwickelung hat, — wer dann die Aussichten erwägt, welche z. B. eine deutsche Besiedelung der unteren Donau und was sich Alles daran knüpft, unter einem mäßigen Zollschutz gegen England eröffnet, der wird wahrlich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wo der Hauptberuf Deutschlands liegt. Aber freilich, zu einer lebendigen Anschauung des relativen Verhältnisses des Pfundes, welches die verschiedenen Völker und Länder als Betriebscapital in die Weltgeschichte bringen, gehört etwas mehr, als man aus geographischen Karten und statistischen Handbüchern ersehen kann." Hier vor allem gilt es, aus der Geschichte zu lernen!

Wendete sich auch mit dem Emporkommen der westmitteldeutschen und der Hansastädte das nach außen drängende deutsche Leben etwa vom 13. Jahrhundert an vom Südosten ab und mehr dem Norden und Nordosten zu*), so wäre es doch sehr verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß die Aufgaben, die Deutschland im Südosten harrten, gelöst wären, und es sich nun nur noch darum handeln könne, den Bahnen der Hansa zu folgen.

Vergangenes läßt sich nicht in die Gegenwart zurückrufen. — Die Hansa verfiel, weil ihr Welttag gekommen

*) Regensburg und Wien vermöchten ihre Bedeutung auf dem Gebiete des Verkehrs nur schwer zu behaupten, andererseits germanisirten der Deutsche Orden und die Hansa mächtig im Nordosten.

war, weil die Verhältnisse im Innern und außerhalb den gewiß glänzenden und für seine Zeit großartigen Bau auseinander drängten. Unter den äußeren Ursachen des Niederganges der Hansa sind nun die bemerkenswerthesten: 1. Die innere Festigung der nordischen Reiche und die Herausbildung einheitlicher zielbewußter Regierungen, die es den Hanseaten schließlich nicht mehr gestatteten, die eine Partei gegen die andere auszuspielen und durch die Zwietracht derselben zu herrschen. 2. Die Vermehrung des auswärtigen Wettbewerbs und die Veränderung der Handelswege durch die Hereinbeziehung großer überseeischer Gebiete. — Der letztere Umstand führte bekanntlich auch zu einer gewaltigen Vermehrung des umlaufenden Geldes, so daß die Hanseaten, die bisher im Norden gerade dem Ueberwiegen ihres geprägten Silbers einen großen Theil ihres Einflusses verdankten, durch die von Südwest heranfluthende Goldquelle geradezu hinweggeschwemmt wurden. Als innere Ursache des Zusammenbruchs der hanseatischen Herrschaft steht obenan der Zwist, der zum Abfall der Niederlande und somit zu einer vollständigen Spaltung des Bundes und zu einer Bekämpfung der ehemals Verbündeten führte. — Die Ursachen zu dieser Spaltung lagen einerseits darin, daß die Niederlande unter die Abhängigkeit von Spanien geriethen, zum andern in dem Umstand, daß die Holländer sich mehr und mehr dem Freihandel zugeneigt hatten, während die Ost-Hanseaten am Zwang und der Ausschließlichkeit festhielten. Zum Schluß darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Hanseaten selbst halfen, sich das eigene Grab zu graben: Durch die Kräftigung der englischen Krone und des gesammten englischen Bürgerthums machten sie allmälig ihre Hülfe überflüssig und verliehen überdieß jenen die Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung und Niederhaltung des einstigen Beherrschers. Wer diese hier für den Niedergang der Hansa geltend gemachten Gründe mit Voreingenommenheit betrachtet, der wird ohne Zweifel zu Ergebnissen kommen, die denen der „Gelehrten des Kladderadatsch", die heute freilich das große Wort führen, entgegengesetzt sind und den neudeutschen Weltmachtsschwindel, der auf eine über Nacht zu errichtende „Seeherrschaft" aufgebaut werden soll, eben als das kennzeichnen, was es in Wirklichkeit ist: eine Phantasterei!

Aber, wird man einwenden, die Thatsache des ununterbrochenen unverhältnißmäßig großen Wachsthums des deutschen Ueberseeverkehrs ist doch wohl der schlagendste Beweis dafür, daß unserem Volke eine neue Periode der Seeherrschaft zu erblühen beginnt. Wie unpatriotisch und wie unklug würde es darum sein, wollte man diese für die deutsche Allgemeinheit unstreitig günstige Entwickelung hemmen oder auch nur ihr die nothwendige Unterstützung versagen?! — Nun ja, die Seeinteressen des deutschen Reiches haben gewaltig zugenommen, sie sind in der That unverhältnißmäßig gestiegen*), aber ist denn dieses Steigen etwa eine natürliche oder auch nur eine erfreuliche Erscheinung? Hat man nicht Alles dazu gethan, hat man nicht die ganze innere und äußere Politik in den Dienst der Exportindustrie und der händlerischen Interessen gestellt? Die Schaffung des centralisirten, zur Uebervölkerung verurtheilten deutschen Reiches, die auf die Groß- und Exportindustrie zugeschnittene Wirthschafts-Gesetzgebung, und namentlich die Schutzzollpolitik, die trotz Eisenbahnen und Canälen zwischen dem deutschen Reiche und den Festlandsstaaten eine chinesische Mauer errichtete; Alles das drängte doch auf die überseeische Bethätigung hin, wollte man nicht einen großen Theil des Volkes zum Hungertod verurtheilen. Diese Entwickelung nun aber hinterdrein zu einer naturgemäßen stempeln und aus ihr folgern zu wollen, daß alle zukünftigen Maßnahmen der deutschen Politik die Entwickelung auf dieser Bahn weiter drängen müßten — das ist eben wieder einer jener Trugschlüsse, wie sie die an Irrthümern so reiche neudeutsche Geschichte treffend kennzeichnen, d. h. ein Trugschluß aber nur insoweit, als diejenigen Deutschen in Betracht kommen, die, ohne eigene Interessen zu verfolgen, nur beeinflußt durch die „öffentliche Meinung", sich heute für eine deutsche See- und Weltmacht erwärmen. Die Großindustriellen und Händler, die allerdings einen sehr greifbaren Nutzen aus der überseeischen Bethätigung und aus einer jeden Verstärkung der Kriegsmacht ziehen, sind sich ihres Zieles wohl bewußt. Was dann gar die Zustimmungs- und Anfeuerungsadressen der deutschen „Patrioten" im Auslande, die ihre deutsche Staatsangehörigkeit längst abgestreift haben*), werth ist, vermag man zu ermessen, wenn man bedenkt, daß jene Leute von der Vermehrung der deutschen Flotte wohl eine oder die andere Annehmlichkeit haben werden, nicht aber zu den Kosten derselben beizutragen brauchen. Denken wir nun aber etwa daran, die Nothwendigkeit, daß sich Deutschland seinen Theil an dem überseeischen Handel, an der Weltwirthschaft sichere, zu bestreiten, wenn wir die Hanswurstereien unserer Alldeutschen und ihrer Helfershelfer bekämpfen, wenn wir verneinen, daß aus der Hohenzoller'schen Lehre vom „größeren Deutschland" und vom „Evangelium der kaiserlichen Weltpolitik" das Heil des deutschen Volkes erblühen kann? Mit Nichten? Wir lehnen uns dagegen auf, weil nach dieser Lehre, abgesehen von ihren sittlichen Mängeln, das deutsche Weltreich mit Hintansetzung der realsten Factoren aufgerichtet und geradezu in's Blaue hineingebaut werden soll.

Es ist in den Kreisen Solcher, die sich noch nicht haben daran gewöhnen können, daß alle Weisheit hinfort nur in Berlin aus officiellen Kannen verschänkt werden darf, bemängelt worden, daß die Marinevorlage von 1897 gegenüber derjenigen von 1893 nach jeder Richtung etwa die vierfachen Kosten verursacht und man findet das natürlich ungeheuerlich und inconsequent zugleich, und das ist es auch, wenn man bedenkt, daß die 1893 Vorlage s. Z. als in ihren Leitsätzen für die Zukunft verbindlich hingestellt worden ist. Anders freilich liegt die Sache, wenn wir diesen (entweder die frühere oder die jetzige Regierung bloßstellenden) Widerspruch zusammenbringen mit dem ganzen neudeutschen System, dann erscheint die Entwickelung als eine ganz naturgemäße und den bestehenden Verhältnissen durchaus entsprechende. Das neue Deutschland, hervorgegangen aus dem Bruch mit der geschichtlichen Vergangenheit, der leiblich durch die völlige Lostrennung von seinem kolonialen Hinterland zum Ausdruck kam, — war in Zukunft auf sich selbst gestellt; so etwa wie England, nachdem es seine festländischen Bes gegeben hatte. Zu Anfang seines Bestehens n ein ganz annehmbarer Zustand für das Reic vom Standpunkte der Reichsgründer aus gesey war das Reich noch kein übervölkertes Gebiet u mit den Bedürfnissen eines sich immer mehr t Theils seiner Bewohner auf fremde zum Theil üb biete angewiesen. — Gerade darin nun, daß ma und mehr den zu Anfang eingenommenen Stand und hinaus zu greifen versucht über die eigenen Grenzen, ohne viel darnach zu fragen, ob man fremde Interessen dabei verletzt, liegt bei allem Widerspruch doch etwas Zielbewußtes: Man sieht die Brücken hinter sich abgebrochen und rast auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter. Darum müssen aber Diejenigen, denen das Gewissen nicht gekuebelt ist und die sich noch Klarheit der Gedanken und die Fähigkeit des

*) Die deutsche Handelsflotte stieg von 1,282,449 Tonnen netto im Jahre 1886 auf 1,502,044 Tonnen im Jahre 1896; die Zahl der Dampfer von über 100 Tonnen betrug im Jahre 1896 869 mit einem Tonnengehalt von 768769.

*) Nach R. von Bieberstein haben von den rund 3 Millionen im Deutschen Reiche Geborenen, die z. Z. im überseeischen Auslande leben, ganze 28,126 die deutsche Reichsangehörigkeit beigehalten, und davon leben etwa 26,000 in den Vereinigten Staaten den französischen, englischen und deutschen Kolonien, wo also die deutsche Flotte gar nicht in Betracht kommen kann.

Urtheilens gewahrt haben, laut und deutlich ihre Stimme gegen diesen Hexentanz erheben und wieder und wieder sagen, daß es ein politischer Wahnsinn ist, das ganze Dichten und Trachten auf ein Vorrücken gen Westen in der Richtung gegen England und die See zu richten, da man auf diese Weise mehr und mehr den Boden unter den Füßen schwinden sieht und am Ende das Festland an die Slaven verloren haben wird, ohne daß es andererseits gelingen könnte, auf der See festen Fuß zu fassen. Sollten unsere Chauvinisten dies endlich begreifen lernen, so würden sie am Ende auch einsehen, daß es für einen guten Deutschen Besseres zu thun giebt, als auf das „perfide Albion" zu schimpfen.

Bis heute halten es jene Kreise für ein unumstößliches Dogma, daß der wesentlichste Hebel für den Aufschwung Englands in der Unterstützung zu suchen sei, die die Festlandsmächte, und ganz besonders Preußen, den Engländern im 18. Jahrhundert haben zu Theil werden lassen. Und wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß diese Unterstützung England bei der Niederwerfung seines ehemaligen Nebenbuhlers auf colonialem Gebiete, nämlich Frankreichs, eine beachtenswerthe Hülfe bot, so ist doch ohne Weiteres einzusehen, daß die Hauptwurzeln der englischen Größe wo ganz anders zu suchen sind. Da ist eben in erster Reihe die unvergleichliche Lage, die das Inselreich den Fährlichkeiten eines europäischen Festlandskrieges entrückt und doch wieder eine ständige und beispiellos billige Verbindung mit allen Ländern und Völkern der Welt ermöglicht.

Ein sehr wahres Wort spricht hier Jannasch im „Export", wenn er sagt: „Ueber die gegen alle Angriffe von Außen geschützte Lage, welche den Engländern alljährlich Milliarden für Vertheidigungszwecke erspart, verfügen wir ebenso wenig, wie irgend welche andere Continentalstaaten. England kam die Mittel, welche diese zu ihrer Vertheidigung aufwenden, zu agressiven, wirthschaftlich wie politisch productiven Zwecken in allen überseeischen Gebieten verausgaben. Seine insulare Lage, sein maritimes Klima begünstigen zu allen Jahreszeiten die schnelle Beweglichkeit seiner politischen wie wirthschaftlichen Kräfte nach allen Seiten. Diese Gunst seiner Verkehrslage hat in Verbindung mit seinen großen mineralischen Reichthümern die Bedeutung seines Ackerbaues längst in den Hintergrund gedrängt und seine industriellen und handelspolitischen Interessen in den Vordergrund gerückt. Seine Ackerbaudistricte, seine Weideländer und Triften hat er nach seinen überseeischen Colonialgebieten verlegt. Seine intensive Cultur ist in England concentrirt, seine extensiven Wirthschaftsgebiete liegen in Uebersee. Die Schiffer- und Fischerbevölkerung des Mutterlandes wie der Colonien sichern seiner Kriegsmarine jeder Zeit die zahlreichsten Reserven, denn größer an Zahl der Schiffe wie an Tonnengehalt, als alle anderen Handelsmarinen der Welt, ist die der englischen Handelsflotte."

Den physischen Bedingungen stehen die geistigen würdig zur Seite: die rastlose Schaffens- und Unternehmungslust der Briten, ihre Ausdauer, die Fähigkeit des Sich-anpassens fremden, selbst widrigen Verhältnissen gegenüber und nicht zum mindesten ihre Fähigkeit der Selbstregierung, die das Emporkommen eines allmächtigen Staates und einer centralisirenden, schablonisirenden und alles geistige Leben verflachenden Bureaukratie verhindert hat. Der letztere Umstand dürfte es ganz besonders sein, der der Gesammtheit des englischen Volkes das Verständniß für die wichtigsten Forderungen der Gegenwart und für die Lehren, die daraus für die Zukunft zu ziehen sind — oder mit anderen Worten eine öffentliche Meinung gewahrt hat in einer Zeit, in der diese öffentliche Meinung in den anderen Ländern unter den Fluthen einer verderbten Presse zu Grunde gegangen ist.

Den Verherrlichern des deutschen Industriestaates aber geben wir eins zu bedenken: Ist heute „Made in Germany" Trumpf, so bleibt doch die Welt nicht stille stehen und „Made in Germany" kann morgen ausgestochen werden durch ein „Made in America", ein „Made in Russia", Made in East Asia"; oder glaubt man etwa, daß den Deutschen von der Vorsehung einer Ausnahmestellung eingeräumt worden sei und daß sie der Weisheit Schluß gefunden hätten auf dem Gebiete industrieller Entwickelung? Das wäre für ein Volk, das so verständnißinnig die Lehren Darwins aufnahm und weiter bildete, doch eine starke Leistung. Abermals sei es gesagt und gellend allen Unwissenden und Böswilligen in die Ohren gerufen, daß unseres Volkes Heil nicht auf der Bahn industrieller und maritimer Machtentfaltung zu finden ist, sondern auf dem Gebiete einer friedlichen Föderation und Colonisation Südwesteuropas.

Mit diesen Erwägungen nun sind wir bereits auf dem Boden angelangt, auf dem allein die Möglichkeit geboten ist, all' den Fährnissen und Schwierigkeiten, die uns und den übrigen west- und mitteleuropäischen Völkern und Staaten aus der Entwickelung der letzten Jahrzehnte bereits erwachsen sind und noch weiter erwachsen werden, siegreich entgegen zu treten. Ich meine den Boden, auf dem uns die Aufgabe der Schaffung eines mitteleuropäischen Wirthschaftsgebietes winkt, das von der Mündung des Rheins bis an die Mündung der Donau, vom Nordmeer bis an die Adria reicht.

Lord Roseberry sagte am 1. März 1893: „Wir sind verpflichtet, unsere Ansprüche für die Zukunft hinaus zu sichern. Wir haben zu erwägen, nicht, was wir jetzt nöthig haben, sondern was wir in der Zukunft nöthig haben werden." Und Friedrich List meinte von den Engländern, sie handelten in der Gegenwart, als ob sie in die fernste Zukunft hinaus sehen könnten. Hoffen wir, daß man einmal auch von den Deutschen dasselbe sagen kann; dann wird man auch begriffen haben, daß eine Machtentfaltung Deutschlands ihre Spitze nun und nimmer gegen England richten darf.

Wer bei seinen Erwägungen und Urtheilen die geschichtliche Entwickelung und die Bedeutung der einzelnen Völker für die culturelle Entwickelung des Menschengeschlechts nicht ganz außer Acht lassen will, dem muß sich die Erkenntniß aufdrängen, daß die heutige öffentliche Meinung bei uns weitab wandelt von der Mehrheit. Möchte diese doch endlich einmal beginnen, die realen Factoren soweit verstehen zu lernen, daß sie die Grundlage abgeben lernt für eine wahrhaftige Realpolitik. Dann wird man erkennen, daß es noch heute volle Giltigkeit hat, was Raumer vor dreiviertel Jahrhunderten seinem Volke zurief: „Die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft, das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei liegt in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwickelung und seinen beiden Hauptzweigen Deutschland und Großbritannien. Wenn diese beiden Völker ihre Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wieder finden, die Harmonie des mannigfachen Lebens nochmals ertönen und der kleinste Welttheil nach wie vor trotz aller Flecken in welthistorischer Entwickelung voranleuchten." *)

---

## Die Freiheit der Berufswahl.

Von Dr. jur. Franz Pollitzer (Wien).

Von dem Gedanken ausgehend, daß mit dem Eintritte in die Universität sich mehr oder minder deutlich eine Berufswahl vollziehe, wählte der Berner Professor Lothmar das vorstehende Thema zum Gegenstande einer Rectoratsrede, die nunmehr — mit Anmerkungen versehen — bei

*) Der Verfasser behält sich vor, dieses Thema in seiner im Herbst erscheinenden Schrift: „Die deutsche Politik der Zukunft" eingehender zu behandeln.

Duncker & Humblot in Leipzig erschienen ist. Es wird darin die Frage erörtert, wovon die Berufswahl abhängt, in welchem Sinne von Freiheit der Berufswahl zu sprechen, und in welchem Umfange solche Freiheit vorhanden ist, und um durch diese Erörterung zugleich zum Nachdenken darüber anzuregen, welchen Platz die wissenschaftliche Berufsthätigkeit im Ganzen der Volksthätigkeit einnimmt. Prüfen wir einmal das Wesen der Berufswahl.

Denkt man sich all' die mannigfaltigen Hand- und Kopfarbeiten, deren es zur Erhaltung oder Förderung der Einzelnen, der Gruppen und des Ganzen bedarf, als die eine Arbeit der Gesellschaft oder als Volksarbeit, so entstehen durch die Theilung dieser Arbeit unter die Glieder der Gesellschaft die Berufe. Ein solcher Zustand rührt nach Lothmar's Ansicht ursprünglich nicht von vorbedachten Eingriffen her, sondern knüpft an die von vornherein gegebene Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts und der Unterhaltsbedingungen an, und erst im weiteren Entwickelungswege mögen hervorragende Berufe, wie jener des Priesters, des Arztes u. A. bewußt an bestimmte praktische Forderungen angepaßt worden sein. Auch braucht, nach Ausweis der Geschichte, die Arbeitstheilung in der Gesellschaft keine bleibende zu sein, indem sowohl getrennte Gebiete wieder vereinigt, als auch einheitliche Gebiete specialisirt, d. h. in mehrere Berufe zerlegt werden. Wesentlich ist vielmehr für den Berufsbegriff bloß, daß die zur Fristung und Schmückung des Lebens nöthige Thätigkeit nicht ganz von Jedem entfaltet zu werden braucht oder vermag, daß der Einzelne in der Lage sei, die Arbeitskraft vornehmlich in einer Richtung zu gebrauchen, weil seine hiermit noch nicht befriedigten Bedürfnisse durch die Berufsarbeiten Anderer gedeckt werden. Ja, bei den Waaren producirenden Culturvölkern ist diese Berufstheilung dermaßen durchgeführt, daß Tausende durch ihre Berufsarbeit gar kein eigenes Bedürfniß befriedigen — man denke z. B. an Diamantschleifer und Glacéhandschuhmacher — und daher für alle ihre Bedürfnisse auf fremde Arbeit angewiesen sind.

Erscheint hiernach der Beruf als das Hauptarbeitsfeld des Menschen, die Berufsausübung als jene Thätigkeit eines Menschen, im Verhältniß zu der jede andere Thätigkeit desselben Nebenbeschäftigung, Betrieb von Allotria, Dilettantismus oder Erholung, vielleicht Passion, nicht aber Profession ist, so unterscheidet sich der Beruf zugleich auch von Stand, Rang, Classe und von dem inneren Berufe oder Drange zu einem Unternehmen, von dem sogenannten geschichtlichen oder natürlichen Berufe. Endlich gehört es nicht zum Wesen des Berufes, daß er Erwerbszweig oder Einkommensquelle sei; freilich fallen Beruf und Erwerbszweig (oder Einkommensquelle) oft zusammen, allerdings muß zugegeben werden, daß der Beruf, wie Lothmar weiter ausführt, in der großen Mehrzahl der Fälle thatsächlich die Aufgabe hat und erfüllt, den ihn ausübenden und durch diesen Andere zu erhalten, zu nähren oder auch zu bereichern; aber es giebt auch Berufe, die weder Einkünfte gewähren noch zu gewähren bestimmt sind, wie z. B. der Beruf eines deutschen Reichstagsmitgliedes (Art. 30 der Verfassung des Deutschen Reiches), während es andererseits auch Einkommensquellen giebt, die keineswegs einen Beruf ausmachen, wie z. B. das Vermiethen von Zimmern an Afterparteien oder der Bezug von Renten.

In Bezug auf die Frage der Verbindung von Beruf und Einkommensquelle anerkennt Lothmar wohl, daß diese Verbindung in vielen Fällen vortheilhaft sein mag, indem sie den Berufseifer anspornt, spricht sich aber mit Recht doch dahin aus, daß im Ganzen zu vermuthen sei, daß die menschliche wie die menschheitliche Entwickelung besser gerathen würde, wenn allenthalben der Beruf nicht um des Erwerbes Willen gewählt und ausgeübt würde; denn jede Arbeit erzielt, wie Loewenfeld den ihr eigenthümlichen Erfolg dann am sichersten und reinsten, wenn der Blick des Arbeiters unbeirrt durch andere Ziele lediglich jenem sich zuwendet.

Mit dem Begriffe des Berufes ist auch schon der der Berufsverschiedenheit, der Mehrheit von Berufen und wenigstens im Princip die Möglichkeit einer Berufswahl gegeben; und mit Recht hebt Prof. Lothmar hervor, daß bei der Freiheit der Berufswahl auch die der Berufsausübung vorangehenden auf diese abzielenden Schritte in Anschlag zu bringen sind; denn da die Ausübung vieler Berufe die Erlangung bestimmter Fertigkeiten und Kenntnisse voraussetzt, so wird schon mit der Vornahme der dazu führenden Schritte mehr oder minder bestimmt eine Berufswahl getroffen, indem diese Schritte den Lehrling oder Schüler einem gewissen Berufe zuwenden oder auch nur von gewissen Berufen ablenken und entfernen.

In diesem Zusammenhange erörtert der Verfasser die Bedeutung der Wahl des Berufes mit Rücksicht auf dessen Einträglichkeit und Ansehnlichkeit und insbesondere mit Rücksicht auf die Art der Arbeit, welche letztere zugleich über die Richtung entscheidet, in der sich das Individuum entwickelt, das hierbei bald unbewußt mehr oder weniger der Einseitigkeit anheimfällt. In letzterer Hinsicht bedarf es, wie Lotmar trefflich ausführt, keiner langen Ueberlegung, um zu würdigen, was es bedeutet, ob diese oder jene Seite der Arbeitskraft, und in welchem Maaße und unter welchen äußeren Umständen sie vom Beruf in Anspruch genommen wird. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel es ausmacht, wann, wo und wie ein Beruf auszuüben ist, ob mit großer oder kleiner Anspannung, bei Tag oder bei Nacht, in langen oder in kurzen Schichten, im Freien, im Wald oder Feld, auf dem Meere oder unter der Erde, in wohlgelüfteten und erwärmten Räumen, in erleuchteten Bureaux, Theatern, Schul- und Studierstuben, in düstern Werkstätten, dumpfen Höhlen und Schachten, vor glühenden Essen und nie rastenden, betäubenden Maschinen, die die Abfälle des Stoffes, die Splitter, Funken und Staubkörner den Augen und Lungen entgegentreiben. Der Verfasser führt dann aus, wie diese und ähnliche Besonderheiten der Berufsart die Gesundheit beeinflussen, wie giftige Gase und Dämpfe, häufiger Temperaturwechsel, Nässe, unnatürliche Körperhaltung störend auf die Gesundheit, auf den ganzen Organismus einwirken und die Kräfte des Arbeiters vernichten, und wie Viele der Gefahr ausgesetzt sind, in Ausübung ihres Berufes eine Blutvergiftung, eine Verwundung zu erleiden, Gliedmaßen oder gar das Leben einzubüßen.

In wahrhaft ergreifenden Worten schildert Lothmar die psychischen Leiden und Qualen eines verfehlten Berufes, der, wenn nicht eine Umsattelung möglich ist, in vielen Fällen sogar ein verfehltes Leben bedeutet, insbesondere wenn man sich in die Lage des handarbeitenden Proletariats denkt; und es ist ein wahres und zugleich warmes Wort, das Engels (Lage der arbeitenden Classe in England) sagt: „Wenn freiwillige productive Thätigkeit der höchste Genuß ist, den wir kennen, so ist die Zwangsarbeit die härteste, entwürdigendste Qual. Nichts ist fürchterlicher, als alle Tage von Morgens bis Abends etwas thun zu müssen, was Einem widerstrebt. Und je menschlicher der Arbeiter fühlt, desto mehr muß ihm seine Arbeit verhaßt sein, weil er den Zwang, die Zwecklosigkeit für ihn selbst fühlt, die in ihr liegen."

Aber nicht nur das Schicksal des Einzelnen hängt von der Berufswahl ab, auch die Gesammtheit, die Gesellschaft hat ein Interesse an der Freiheit und dem Ausfall der Berufswahl, und zwar nicht nur ein quantitatives, das dahin geht, daß es einerseits nicht an Solchen fehle, die bestimmten Berufen sich widmen, und daß andererseits nicht zu Viele sich dem gleichen Berufe zuwenden, sondern auch ein qualitatives, das dahin abzielt, daß einerseits alle Berufe nur von den dazu Geeignetsten ergriffen werden und daß andererseits Jeder den für ihn geeignetsten Beruf ergreife, ein Inter-

esse, das allerdings nur in beschränktem Maaße vom Staate und der Gesammtheit wahrgenommen wird. Und insofern die Gesellschaft ein Interesse an der wirthschaftlichen Lage des Einzelnen hat, nimmt sie auch ein ökonomisches Interesse an der Berufswahl des Einzelnen, und sofern die Zufriedenheit der Bürger im Interesse des Staates liegt, tritt noch ein ethisches Interesse des Staates an der Berufswahl seiner Bürger hinzu.

Mit Rücksicht auf die große Bedeutung der Berufswahl glaubt Lothmar die Wichtigkeit der Freiheit der Berufswahl nicht erst nachweisen zu müssen; denn es versteht sich ohne Weiteres von selbst, daß diese Freiheit von größtem Einfluß auf die Berufsgliederung ist, und daß das Interesse des Einzelnen wie des Volkes an der Berufswahl abhängig ist von dem Maaße der hierbei vorhandenen Freiheit. Unter dieser Freiheit der Berufswahl ist aber nicht etwa eine Art mystischer Wahl- und Willensfreiheit zu verstehen, d. h. es soll nicht geleugnet werden, daß die Berufswahl ebenso wie sonst eine Wahl, z. B. die Wahl einer Wohnung, eines Reiseziele, eines Sommeraufenthaltes u. s. w. von zwingenden Gründen abhängig ist, sowie auch unter Berufsfreiheit nicht die Abwesenheit natürlicher Hindernisse, wie z. B. der zu einem bestimmten Berufe erforderlichen Disposition, der erforderlichen Kraft, Sinnesschärfe u. A. m. zu verstehen ist. Die Freiheit der Berufswahl ist vielmehr ein Stück der politischen und socialen Freiheit überhaupt, und kann als politisches und soziales Gebilde auch nur politische und soziale Schranken haben, die aber nicht unverrückbar sind. Es ist aber auch gleich hier beizufügen, daß in der im Privatrechte begründeten Bestimmung des Berufes durch die Eltern oder Vormünder oder Pfleger eine Beschränkung der Freiheit der Berufswahl nicht zu erblicken sei, da es sich doch eben nur darum handelt, daß der Wählende selbst frei sei.

Als politische oder rechtliche Schranken der Freiheit der Berufswahl erwähnt Lothmar vorerst die Vorschreibung des Berufes durch den Staat, — Berufszwang, gegenwärtig nur in Strafanstalten und Arbeitshäusern, oder bei befristeten Berufen (Geschworenen-, Schöffenberuf, Militärdienst). Nicht als Beschränkung, aber doch als Beeinflussung der Berufswahl erscheint das Streben des Staates die ihm als wünschenswerth erscheinenden Berufszweige durch künstliche Mittel, wie Geldunterstützung, Titel- und Ordensverleihungen, Gründung von Fachschulen u. A. m. in's Leben zu rufen, blühend und besetzt zu erhalten.

Eine zweite rechtliche (politische) Schranke war bis in die Mitte dieses Jahrhunderts das Verbieten oder Ausschließen, die rechtliche Versperrung gewisser Berufe, die aber jetzt mehr oder weniger weggefallen ist; Geschlecht, Stand, Confession, Bürgerrecht und Staatsangehörigkeit machen für die Berufe keinen Unterschied, außer es würde denn die Ausübung des Berufes von selbst eine Schranke erfordern. Doch wird die Freiheit der Berufswahl rechtlich beschränkt durch die Aufstellung von Bedingungen, von deren Erfüllung die Uebernahme eines bestimmten Berufes abhängig ist, mag auch hierdurch zum Wohle des Ganzen, gewisser Kreise und des Einzelnen ein Uebermaaß des Angebots verhindert, die Concurrenz eingedämmt, die Berufsleistung verbessert werden. Dennoch aber ist die rechtliche Unbeschränktheit der Berufswahl nicht identisch mit der Freiheit der Berufswahl, denn dadurch daß Jeder das Recht hat jeden Beruf zu ergreifen, hat er noch nicht die Möglichkeit, ihn zu ergreifen; denn was würde sonst diesen oder jenen hindern, den ergiebigen statt des unergiebigen, den geehrten statt des mißachteten, den müheloſen statt des aufreibenden Berufes, kurz einen anderen Beruf zu ergreifen, als den, welchen er ergriffen hat oder ergreifen zu müssen glaubte? Es läßt sich doch nicht annehmen, daß die so Wählenden freiwillig auf den minder anstrengenden und höher geachteten Beruf verzichteten; denn in den meisten Fällen findet eine Erwägung über die Annehmlichkeit und Achtung des einzelnen Berufes überhaupt nicht statt, sondern die wirthschaftliche Lage zwingt den Einzelnen, diesen oder jenen Beruf zu ergreifen; der Arme, der Besitz- und Mittellose ist von der Berufswahl entweder gänzlich ausgeschlossen, oder doch in der Freiheit derselben sehr gehemmt; macht doch die Mittellosigkeit oft schon die Vornahme der die Berufswahl einleitenden Schritte, die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten oder die Ausübung des Berufes unmöglich, hält sie doch oft den armen, unglücklichen Kranken an seinem Berufe fest, den Berufswechsel hindernd, oder erzeugt andererseits das Aufgeben eines Berufes, der nicht mehr zu ernähren vermag, einen Berufswechsel, der sonst unterbleiben würde, oder nöthigt sie doch nur allzu oft schon Kinder zur Wahl eines Berufes als Erwerbszweig zu einer Zeit, wo sonst noch heilsame Berufslosigkeit bestehen würde. Und je größer der Besitzmangel ist, um so stärker wird der durch ihn auf die Berufswahl geübte Zwang ausfallen, und dieser kann, wie die Erfahrung lehrt, so stark werden, daß er alle sonst die Berufswahl bestimmenden Motive überwältigt und ohne Rücksicht auf Mißachtung, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Gefährlichkeit, bisweilen auch ohne Rücksicht auf das Recht oder die Moral denjenigen Beruf zu ergreifen nöthigt, der sich als die nächste Nahrungsquelle darbietet. Diese ist meist zugleich eine sehr unergiebige, so daß diejenigen, die wegen ihrer Armuth einen gewinnbringenden Beruf zu erlangen wünschen müssen, durch eben diese Armuth gezwungen sind, auf einen solchen Beruf zu verzichten.

Mehr noch als durch die politischen und ökonomischen Fesseln wird die Freiheit der Berufswahl durch die socialen (conventionellen) Schranken und Vorurtheile beeinträchtigt; denn diese hindern sogar die Wahl eines rechtlich und wirthschaftlich freistehenden Berufes nur deßhalb, weil nach der Anschauung der Gesellschaft, der Menschen, der Zeit die Würde der Person und des betreffenden Berufes sich nicht zu decken scheinen. Die Sprosse, die einer auf der gesellschaftlichen Leiter einnimmt, gilt hier als zu hoch oder als zu niedrig gegenüber gewissen Berufen, so daß er entweder über seinen Stand erhoben würde oder hinabsteigen müßte und so selbst dem Beruf der höheren Stufe entsagt, von dem er sich ausgeschlossen meint, oder vor der Selbsterniedrigung zurückschreckt; oder aber es sind die Anderen, die Höhergestellten und die Gleichgestellten, die mit den Zwangsmitteln des unpositiven Rechtes — als Spott, Verruf, Isolirung, Verachtung — den Aufstrebenden niederhalten, den zu eigener Herabsetzung Neigenden in ihrem Kreise festhalten. In jedem Falle sind es äußere Schranken, denen er sich gutwillig fügt, oder die ihm fühlbar gemacht werden, nur daß die gegen das Hinabsteigen gerichteten Schranken um so weniger wirksam sind, je mehr die Mittel zum Leben fehlen, indem die Nothlage auch das Opfer der Würde erzwingen kann, während umgekehrt ein Durchbrechen der socialen Schranke nach oben hinauf fast unmöglich ist; wird es doch in der allgemeinen Meinung als selbstverständlich betrachtet, daß die Kinder des Arbeiters wieder Arbeiter werden, und daß die Kinder des Armen wieder nur in dienende Stellung, ja nur in niedere Dienste treten können, wo sie ohne Vorbildung wohl bald zu einem Verdienst kommen, aber zu einem Verdienste, der anfänglich karg bemessen, nur langsam und wenig, und nur bis zu einer sehr beschränkten Grenze sich steigert, ohne Rücksicht darauf, ob ihr Beruf ihren Fähigkeiten und Neigungen entspricht, ja ohne Rücksicht darauf, ob sie demselben gemäß ihrer körperlichen Beschaffenheit, Kraft und Gesundheit gewachsen sind. Mag auch in außergewöhnlichen Zeiten und Verhältnissen ein ungewöhnlicher Kopf, ein Genie, ein energischer Charakter bedeutende sociale Schranken durchbrechen (— nicht immer zum Besten der Menschheit —), so ist dies, wie Lothmar ausführt, noch kein Beweis dafür, daß die socialen Schranken in jedem Falle überwindlich sind; doch unberechenbar ist die Zahl Derer, die durch mißliche

wirthschaftliche Verhältnisse, durch Armuth und Mittellosigkeit oder durch unglückliche Ereignisse (ja oft schon in früher Jugend ihres Vaters und Ernährers beraubt, von der Schulbank hinweggerissen) ohne ihre Schuld und ohne ihren Willen oder selbst gegen ihren Willen zu einem weder ihren Neigungen und Fähigkeiten, noch ihrer körperlichen Kraft und Gesundheit entsprechenden Berufe gedrängt werden, die freudlos und ohne Befriedigung, ergeben oder abgestumpft oder in stiller Verzweiflung ihr Leben fristen, täglich derselben ihnen widerstrebenden Zwangsarbeit, derselben drückenden Unfreiheit nachgehen müssen, weil niemand sich die Mühe nehmen will, sie über die sociale Schranke emporzuheben, damit sie den Weg gehen könnten, der sie zu einem besseren, ihrem Wesen, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihrer körperlichen Beschaffenheit und Kraft angemesseneren, ihrer Gesundheit zuträglicheren Berufe, zu einer sie befriedigenden und glücklicheren Zukunft hinüberführt. Aber wer es vermag, in dessen Kräften es steht, einem Armen, Unglücklichen aus seinem Zwangsberufe heraus zu einer besseren, ihm und seinem Wesen entsprechenderen Lebensstellung zu verhelfen und ihn so in eine höhere sociale Classe zu erheben, der versuche es nur; und er wird in der Freude und in der Dankbarkeit, in dem Glücke, in der Zufriedenheit, in dem neuen Aufleben des so Gehobenen reichlichen Lohn für seine edle That ernten, in der er aber nur eine Pflicht der Nächstenliebe, sohin nur seine Pflicht erfüllt, ohne daß ihm hierfür ein anderer Lohn oder Lob und Anerkennung gebühren würde, denn Pflichterfüllung ist eben nur Pflicht. —

Mit Recht hebt Prof. Lothmar hervor, daß — abgesehen von allen praktischen Uebeln der Unfreiheit der Berufswahl — die Einschränkung der Freiheit der Berufswahl, die nicht alle trifft, ungerecht ist und als ungerecht empfunden wird. Nur Derjenige wird vielleicht die Unfreiheit der Berufswahl nicht ungerecht finden, der sie in herzlosem Egoismus deßhalb für lobenswerth hält, weil sie die ökonomisch Schwachen zur Ergreifung der Berufe zwingt, die abstoßende oder aufreibende, aber Allen unentbehrliche Arbeit erheischen. Mit Recht wirft hier Lothmar die Frage auf, „ob solcher Zwang schlechthin unentbehrlich ist, d. h. ob diese für Bestand und Wohlfahrt des Ganzen erforderlichen Leistungen nicht auch in einer Gesellschaft gesichert sein können, in der die Beiträge zum Gemeinschaftsleben nach Maßgabe der Kräfte gleichmäßig vertheilt sind."

Und gerade von diesem letzteren Standpunkte der Gleichmäßigkeit wurde die Frage der Berufswahl durch die Utopisten — von Thomas Morus an bis auf Bellamy — behandelt. Doch sind von allen diesen Versuchen nach Lothmar's Ansicht nur jene mehr als belletristische Erzeugnisse, die an der gesellschaftlichen Arbeitstheilung selbst oder im Princip festhalten und ohne der Civilisation zuzumuthen, auf tausendjährige Errungenschaften zu verzichten, die Uebelstände unserer Berufswahl dadurch zu vermeiden suchen, daß sie erstens die Angelegenheit der Berufswahl, da sie doch einmal dem Interesse nach eine allgemeine ist, auch wirklich der allgemeinen Fürsorge, das ist der Fürsorge der Gesellschaft unterstellen, ohne damit gerade auf die Berufszutheilung zu verfallen, und zweitens die Berufe, alle oder nur die für das Ganze wichtigeren, ihrer Eigenschaft von Lebensberufen entkleiden, somit die Lasten bloß zeitweise auflegen oder sie periodisch neu umlegen. Hierdurch sollen etwaige Fehler der centralen Fürsorge verbessert, die Berufe mit der Würde gesellschaftlich verliehener Aemter bekleidet, und alle Mitglieder davor behütet werden, ihr Leben mit einem Berufe verbunden zu sehen, der als Kette empfunden wird. Von der wissenschaftlichen Methode in Behandlung der Frage der Berufswahl verlangt aber Lothmar noch, daß sie die speculativen Constructionen, ihre Licht- und Schattenseiten auf sich beruhen lasse und nur an der Hand der Geschichte und Erfahrung, die lehren, wie Berufe aufkommen und verschwinden, gespalten und verschmolzen werden, so daß auch der heutige Stand nicht als immer dauernd betrachtet werden kann, die Richtung zu erkennen und zu bestimmen suche, in der die weitere Entwickelung der Berufe sich wahrscheinlich vollziehen wird. Aufgabe der Zukunft ist es, zunächst — insbesondere im Wege der Arbeiterschutzgesetzgebung — die Uebel zu mindern, die Gefahren und die Schädlichkeit zu beseitigen, welche mit einzelnen Berufen verbunden sind. Der Verfasser erörtert auch noch den Einfluß der Production und des Capitals, der Cartelle, der Maschinen auf die Entwickelung der Berufe und der Berufswahl, um mit der Frage zu schließen, wie denn die Gesellschaft die aus der bisherigen Entwickelung gewonnene Einsicht und Möglichkeit verwerthen werde, wenn einmal die in den ökonomischen Banden Liegenden zu verhältnißmäßigem Einfluß auf den Staat gelangt sein werden. Daran wird eine Mahnung geknüpft an die Jünger und Lehrer der Wissenschaft, sie mögen, „über Bücher, Mikroskop oder Retorte gebeugt, auch Derer gedenken, denen nicht dieselbe Begünstigung der Freiheit der Berufswahl zu Theil wurde wie ihnen, auf daß sie, die sich frei der Wissenschaft gewidmet haben, von diesem Gedanken beklommen und belastet, jede Linderung der fremden Fesseln als eigene Erleichterung empfindend, eine Entwickelung der Freiheit der Berufswahl herbeisehnen, die ohne Vermehrung der Knechtschaft Zeit und Kräfte für die Förderung der Wissenschaft frei macht."

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieser Appell recht weite Verbreitung finden und ein Appell sein möge an Alle, mitzuwirken zur Besserung des Looses der großen Mehrheit der Menschen, der Armen und Unglücklichen, die unter dem Zwange und Drucke der Unfreiheit ihrer Berufswahl leiden, und zugleich eine Mahnung an Alle, jede Arbeit zu achten und zu schätzen, welcher Art immer sie auch sei, stets den zu ehren, der in seinem Berufe seine Pflichten treu erfüllt und keinen Beruf, keine Arbeit zu verachten, eingedenk der Wahrheit, daß jede Arbeit ein nothwendiges, oft unentbehrliches Glied der großen Gesammtarbeit der ganzen Menschheit ist, daß die Arbeit es ist, die dem Menschen seinen Werth verleiht. Und wenn Lothmar's Untersuchung lehrt, wie schwer, ja — leider — fast unerreichbar es ist, die Voraussetzungen der freien Berufswahl und hierdurch des Glückes der Menschheit zu schaffen und wie wenig der Mensch in dieser Hinsicht vermag, so zeigt sie doch auch andererseits wieder den Weg, auf welchem die Menschheit sich dem Ideale eines vollkommenen Staates wenigstens allmälig nähern kann, wenn an Stelle des Egoismus und der persönlichen Interessen Nächstenliebe und Uneigennützigkeit, an Stelle des gegenseitigen Kampfes und Neides Eintracht und Brüderlichkeit, an Stelle des Individualismus die Erkenntniß des Zusammenhanges Aller, an Stelle des Bewußtseins des Rechtes Aller gegen Alle die Erkenntniß der Pflichten Aller gegen Alle in den Vordergrund treten und in die erste Reihe gestellt werden.

---

## Vom ersten deutschen Parlament.

Erinnerungen von Hugo Wesendonck.*)

Die französische Revolution von 1848 kam fast unerwartet. Die Bourgeoisregierung von Louis Philipp hatte sich zwar sehr verfolgungssüchtig gezeigt, auch waren in der Nähe der Regierung mehrere Schwindeleien vorgekommen, dennoch kam der Sturz des Bürgerkönigs wie ein Blitz aus

*) Der alte Achtundvierziger, einer der wenigen Ueberlebenden der Frankfurter „Paulskirche", übersendet uns aus New-York, wo er sich als echter self made man eine hochangesehene Stellung geschaffen, die obigen Jubiläums Erinnerungen für unsere Autobiographien.
D. Red.

heiterer Luft. In der Rheinprovinz rieb man sich die Augen wie im halben Schlaf, und obwohl schon ein paar Jahre lang bei den Provinzial-Landtagen für Preß-, Versammlungs- und andere Freiheiten agitirt worden war, so dachte doch Niemand an eine Volkserhebung. Auch nachdem die Republik in Frankreich erklärt worden war, beschränkte man sich darauf, in Wirthschaften auf Tischen und Bänken die Nachrichten aus Frankreich laut zu verlesen und dann seinen Frühschoppen zu trinken. Aber man meinte doch, es müsse etwas geschehen, und zwei oder drei Düsseldorfer, unter ihnen der Verfasser, gingen nach Köln, in die Metropole.

Franz Raveaux, der Carnevalspräsident, war dort der Mann. Aber er wollte von nichts wissen. „Die Leute wollen keine Revolution", sagte er mit seiner heiseren Grabesstimme. Doch verstand er sich dazu, einen Petitionssturm vom Stapel laufen zu lassen, und die ganze Rheinprovinz that desgleichen. Natürlich übte dies keinen Einfluß auf die Regierung aus, — bis die Studentenschaft in Wien eine Erhebung inaugurirte und die sogenannte Märzrevolution in Berlin ausbrach. Ich glaube bis auf diesen Augenblick, daß die Regierung den Aufstand, mit dem ich übrigens sympathisirte, hätte unterdrücken können, wenn keine Hasenherzen am Ruder gewesen wären. So aber mußte der König vor den Volksleichen den Hut abziehen und an der Spitze der Berliner Spießer durch die Stadt paradiren. Es wurde auch demnächst Alles, was man verlangte, sogar eine Verfassung, versprochen allein es versteht sich doch wohl von selbst, daß alle solche Versprechungen nur mit einer reservatio mentalis gemacht wurden. Ein Ministerium Auerswald-Camphausen machte Miene dieselben auszuführen, eine constituirende Versammlung wurde einberufen, und Alles schwamm im Freiheitstaumel, bis — ja bis der Katzenjammer kam. Die Regierung gewann nach und nach den Boden wieder unter den Füßen, und als die constituirende preußische Versammlung gar eine Steuerverweigerung inscenirte, verlegte man dieselbe zur Strafe nach Brandenburg. Als sie sich auch dort noch muckste, löste man sie auf, octroyirte eine Verfassung und berief eine neue Versammlung (deren Mitglied ich war), welche man nach kurzem Vergnügen ebenfalls auflöste. Mir kam dies sehr unbequem, denn, da ich doch sah, daß die ganze damalige politische Bewegung aus dem Leime gehen würde, so verlangte ich zu meinem Berufe zurückzukehren und hatte mich um Zulassung zur Anwaltschaft bei dem Kammergerichte gemeldet. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Herr Justizminister Simons hatte die Güte mein Gesuch abzulehnen, so viel ich mich erinnere, weil kein Bedürfniß zu mehr Rechtsanwälten in Berlin vorhanden sei. Ich erstattete daher den Wahlmännern der Stadt Coblenz, die mich zum Abgeordneten in die auf Grund der octroyirten Verfassung berufene zweite constituirende Versammlung gewählt hatten, meinen Bericht ab und ging wieder nach Frankfurt, wo ich Abgeordneter der Stadt Düsseldorf zum Parlament war.

Während ich nun die preußischen Versammlungen sich in Gotha und Erfurt im Sande verlaufen lasse, werde ich nachholen, was sich im Deutschen Reiche inzwischen zugetragen hatte.

Aller Augen waren im Frühjahr 1848 auf Frankfurt gerichtet. Von dort erwartete man das Heil für Deutschland, zumal man ein sogenanntes Vorparlament dorthin berufen hatte. Im Grunde war aber das Vorparlament trotz Glockengeläute und Volksversammlungen auch nichts als eine große Volksversammlung, deren Zweck war, einen Druck auf die Regierungen auszuüben. Dies gelang, und die Regierungen beriefen auf der Basis des allgemeinen und directen Stimmrechtes ein Parlament, um mit ihm eine Verfassung zu vereinbaren.

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr." Das Vorparlament hatte eine constituirende Versammlung gewollt, die Regierungen behielten sich ihre Zustimmung vor. Das Vorparlament war revolutionär, obwohl auch hier, Dank der massenhaften Importation des Herrn von Gagern aus Darmstadt und Umgegend, das conservative Element schon entschieden vorwog. Aber in den Wirthshäusern sah es revolutionär aus. Am Nieder-Rhein war Alles mäuschenstill. Aber als ich mit dem späteren Minister v. der Heydt — strange bed fellows — den Rhein hinaufschwamm, wurde das Getöse so laut, daß Herr v. der Heydt, kaum in Frankfurt angekommen, schnell wieder nach Hause eilte, um seine Koffer zu verschließen.

Robert Blum und Carl Vogt beherrschten damals Frankfurt in der Wolfsschlucht. Schloeffel aus Schlesien und Titus aus Bamberg assistirten. Ich logirte bei Eckhardt's vom Hause Passavant. Der Schrecken auf den Gesichtern der Familie, als man hörte, daß ich mit der Linken sympathisire, steht mir noch lebhaft vor Augen. Aber mein College, der Rechtsanwalt Scherer aus Düsseldorf, der später von v. der Heydt's Gnaden Landesgerichts-Präsident in Aachen wurde, ging sofort weiter als ich und verlangte, daß das Vorparlament sich permanent erkäre, bis das Vaterland gerettet sei. Doch war dies nur eine Uebereilung. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, stiftete er, meinem Verein für demokratische Monarchie gegenüber, einen Verein für constitutionelle Monarchie. Er unterlag zwar bei der Wahl, aber mit ihm unterlagen Schnaase und Hiller, Beide gottbegnadete Männer, während er und ich und all' die anderen Rheinufer-Advokaten doch im Grunde nur ephemere Agitatoren waren. Da aber Jene nicht mit dem Uhland'schen Tropfen demokratischen Oels gesalbt waren, so mußten sie damals unterliegen, und mit Hülfe der Bürgerwehr und Cantador's, des Bürger-Generals, wurde ich, unter Anderen, in das Frankfurter Parlament gewählt. Von Frankfurt aus hatte sich ein revolutionärer Strom über Deutschland gewälzt, der alle Städte überfluthete. Aber weiter ging er doch nicht. Nur die Uferstaaten des Rheins z. B., nicht aber das Inland, mußten die Niederreißung aller Dämme erleiden. Und so wurde das Parlament trotz alledem ein höchst gemäßigtes, regierungsfreundliches Volkshaus, dessen Werk auch schließlich nur dadurch ein demokratisches Gewand trug, daß die Majorität in gewissen Kreisen es nicht ungern sah, wenn es bei den Regierungen discreditirt wurde. Aber diese Intrigue war nicht einmal nöthig. Im Herbst 1848 war schon aller Enthusiasmus verflogen, und hätte man damals eine Neuwahl vorgenommen, so würde es der Linken gerade so gegangen sein, wie neuerdings den Freisinnigen. Auch den Regierungen war ein Licht aufgegangen. Sie erkannten das Strohfeuer des Liberalismus, und ein König von Gottes Gnaden durfte ein Geschenk von Volkstribunen nicht annehmen, obwohl die Reichsverfassung doch gewiß nicht den Charakter eines Dauer-Geschenkes hatte.

Das Frankfurter Parlament war von vornherein ohnmächtig, weil es keine Soldaten hatte. Der Verfasser beantragte daher schon in den ersten Tagen des Parlaments, daß alle deutschen Heere dem Parlament den Eid der Treue leisten sollten und der Oberbefehlshaber derselben von dem Parlament ernannt werden müßte. Aber die „Kölnische Zeitung" fand diesen Antrag kindlich, und er war es ohne Zweifel, da er nicht einmal eine respectable Minorität des Parlaments für sich gehabt hätte. Sogar solche Männer wie Johann Jacoby, der Verfasser der „Vier Fragen", fanden ihn zu weitgehend. Ich bin indeß auch heute noch der Meinung, daß er die Ohnmacht und Aussichtslosigkeit des Parlaments, so lange es keine Soldaten hinter sich hatte, recht prägnant ausdrückte.

Aber das Parlament war dazu bestimmt, ein Rede-Cyclus zu werden, und als solcher steht es hoch über dem Rede-Cyclus des heutigen Reichstags und hat sich namentlich, mit einer einzigen Ausnahme, von den chronischen Rohheiten

des Reichstags freigehalten. Und diese Ohnmacht des Parlaments offenbarte sich auf Schritt und Tritt. Die Regierungen mit ihren Millionen Soldaten konnten auf die Rodomontaden eines verschämten Redeclubs pfeifen, und sie pfiffen darauf, sobald sich die Wasser der Revolution noch etwas verlaufen hatten. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Die Göttinger Professoren waren herzlich langweilig zu hören, aber sie waren gut zu lesen. Und sie waren akademisch liberal. Sie und mit ihnen vielleicht die Mehrheit des Parlaments hätten gern manchem demokratischen Erguß zugestimmt. Allein sie fürchteten sich. Durch ihre wirkliche Großthat, durch ihre Opfer auf dem Altare der Verfassungstreue, durch ihre Verbannung von dem heimischen Herde, war ihre Energie erschöpft, und wenn sie sich einmal wieder zu einer entschiedenen Vertretung der Volksrechte verstiegen, wie in der Schleswig-Holstein'schen Frage nach dem Waffenstillstand von Malmö, so verschluckten sie hinterher ihre eigenen Kinder, wie heutzutage die Nationalliberalen. Der beste Mann unter Letzteren — v. Bennigsen — ist ein richtiger Typus der damaligen gemäßigten Frankfurter Liberalen. Er hat sich kalt stellen lassen, wie damals von Beckerath, Compes, Widenmann, Mevissen, ja Raveaux und viele Andere.

Dahlmann, Gervinus, Droysen und Grimm protestirten gegen diesen Waffenstillstand und drangen durch. Das Ministerium resignirte. Dahlmann wurde berufen, ein neues Ministerium zu bilden. Er war unvermögend dazu. Das alte Ministerium blieb, und in der definitiven Abstimmung über den Waffenstillstand zu Malmö stimmten die Göttinger für denselben, obwohl namentlich Dahlmann und Droysen ausgezeichnete Reden gegen ihn hielten. Dennoch waren diese Professoren Heroen all dem Klein-Michelthum gegenüber, das sich mit Ueberzeugungstreue brüstete, so lange es ungefährlich war. Hinterher stoben alle diese Nationalliberalen doch auseinander, flohen zu ihren Penaten und ließen die Nation selbst für sich sorgen. Die Partei des Casino, welcher die Göttinger angehörten, war die leitende Partei im Parlament und im Grunde auch die gediegenste. Nur für eine Zeit der Bewegung war sie nicht geschaffen. Sie wollte Ruhe, Ruhe, Ruhe und nur gerade so viel Wind als nöthig war, um nicht ganz stille zu stehen. Aber im Sturm war ihnen unbehaglich, und sie verstanden es nicht, gegen den Wind zu segeln. Sollte ich einen Mann aus ihrer Mitte nennen, der wirklich bedeutend war, so war dies ohne Zweifel Georg v. Vincke, der Sohn des früheren liberalen Ober-Präsidenten von Westphalen. Aber er war eben zu viel Westphale, ich möchte sagen, zu viel Osnabrücker. Er war hartnäckig wie ein Maulthier; ich denke mir, daß Eugen Richter, den ich nicht kenne, der aber dieselbe Luft eingeathmet hat wie Vincke, mit Letzterem Aehnlichkeit hat, wiewohl ohne seine Regierungsfähigkeit zu besitzen. „Biegen oder brechen" war sein Motto und ist dasjenige Richter's, und wenn es brach, so setzte er sich wie Achilles in den Schmollwinkel und grollte. Aber was er sprach, war klar, es war durchdacht und traf den Nagel auf den Kopf. Das Wort brach mit elementarer Gewalt aus ihm heraus wie aus einem Felsen, es mußte manche scharfe Kante überwinden und er stockte daher zuweilen. Aber es kam immer durch, und wenn es durchkam, so war es gewaltig und selbst für den Gegner zuweilen unwiderstehlich. So hat er auch später im Vereinigten Landtag und im Deutschen Reichstag eine mächtige Führerrolle gespielt. In seiner Partei in der Minorität, schied er aber aus und wurde ein Wilder. Er wäre mir lieber an der Spitze des Deutschen Reichs gewesen, als mancher Andere, denn er war in einer liberalen Umgebung aufgewachsen, nicht unter Junkern. Er war ein ganzer Mann, und seine Vaterlandsliebe, seine Energie, sein Muth, seine Befähigung für einen höchsten Posten, und bis an eine gewisse Grenze auch seine Freiheitsliebe, können nicht bezweifelt werden. Er konnte nicht nur nach links, sondern auch nach rechts hin „nein" sagen, „bis hierher und nicht weiter."

Neben ihm waren Bassermann und Matthy in der Casinopartei. Aber Bassermann „sah" überall „Gestalten" und Matthy hatte ein böses Gewissen. Er war in der liberalen Aera Badens der Vordermann gewesen. Daß er die Liberalen später verließ, mag ihm verziehen werden. Aber daß er sich zum Büttel hergab, um Fickler zu verhaften, hat ihn zeitlebens verfolgt.

Rechts von dem Casino, von dem ich nachträglich nur noch von Beckerath nennen möchte — ein vorzüglicher und höchst gebildeter Mann, aber kein guter Musikant und zu viel Gefühlsmensch — also rechts vom Casino saß der Englische Hof. Hierher flüchteten sich alle verstockten Metternichs und Mühler's. Hier verdammte man im Stillen jeglichen, auch den leisesten liberalen Lufthauch. Radowitz war hier der leitende Mann. Auch ein ausgezeichneter, hervorragender Mann, ein Staatsmann, ein Denker. Was er sagte, jedes Wort war überlegt und niedergeschrieben. Er las es ab, deutlich, bedächtig und ausdrucksvoll. Und was er sagte, war von seinem Standpunkte aus richtig. Aber — er folgte nicht dem inneren Triebe, er hatte keine Inspiration, er durfte sie nicht haben, er war Jesuit. Er war ganz und gar Verstand und sprach immer in der knappsten, prägnantesten Form. Im Herzen war er Oesterreicher. Dennoch wählte ihn Friedrich Wilhelm IV. später zum preußischen Staatsminister. Aber Niemand kann zweien Herren, wie dem Jesuitismus und der preußischen Krone, dienen und so mußte er schließlich, obwohl Friedrich Wilhelm IV. selbst zum Katholicismus hinneigte, seine Stelle räumen. Neben Radowitz waren die meisten Ultramontanen Mitglieder des Englischen Hofes. Aber nicht als Ultramontane, ein Centrum wie heute existirte damals nicht, sondern als Conservative. Die Ultramontanen waren in allen Parteien, so Lassaulx im Casino. Vielleicht auch der gute Pfarrer Kuenzer nicht nur als Liberaler bei der Linken. Schmerling war Minister. Er gehörte also zu keiner Partei. Er war ein grundgescheuter Kopf und als Minister wie als Parlamentredner unbezahlbar. Niemand war schmiegsamer als er, Niemand hatte das Wort mehr in seiner Gewalt. Er sprach wie geleckt. Auch der ihm zu Gebote stehende Hohn war ein Kunstwerk. Aber sein Herz war nicht bei der Sache, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Er sah die Ausscheidung Oesterreichs voraus. Dort waren seine Sympathien, dorthin verlangte ihn zurück. Das Deutsche Reich in Sicht war ihm gleichgiltig. Als Deutsch-Oesterreicher hat er sich überall bewährt, sowohl vor als nach 1848. Aber als er nach Hause kam, hatte das Bürger-Ministerium durch den Ausgleich die deutsche Sache in Oesterreich bereits verfahren, denn durch den Ausgleich, dem ein ähnliches Verlangen von einem halben Dutzend anderer Nationalitäten folgen mußte, wurde die Einheit Oesterreichs vernichtet, seine Spaltung verewigt. Und auch Schmerling wäre es nicht mehr möglich gewesen, diese Spaltung aufzuhalten. Beust natürlich noch viel weniger, und Oesterreich hätte sich überhaupt keinen gefährlicheren Chef aussuchen können als gerade diesen Beust, der den Verrath an Deutschland in Oesterreich fortsetzte. Durch Beust kam Schmerling aus der ihm vorgezeichneten Richtung heraus, einen weiteren Bund zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich, wie ihn das Frankfurter Parlament vorgesehen hatte, auszuführen. Als Oesterreicher aber hat er Ausgezeichnetes geleistet, als Präsident des Reichsraths sowohl, wie als Präsident des obersten Gerichtshofes. Die Deutsch-Oesterreicher sowie das ganze österreichische Volk, die Liberalen mit eingerechnet, sind ihm zu großem Danke verpflichtet.

Drei andere Parteien existirten noch außer der Linken: der Nürnberger Hof, der Augsburger Hof (mit vielen Ultramontanen) und die Westend Halle, von denen die letztere drei ausgezeichnete Männer: Heinrich Simon, einen wegen

seiner liberalen Ansichten abgesetzten preußischen Gerichts-Rath, Schoder, einen echten, kerngesunden, tüchtigen aber etwas sonderbaren Schwaben, und Franz Raveaux, der durch seine Ehrlichkeit und sein krankhaftes Aussehen Freund und Feind für sich einnahm, unter sich hatte. Aber diese drei Parteien spielten keine Rolle. Sie waren bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Als Führer könnte nur Heinrich Simon genannt werden. Aber er hielt sich zuviel zurück. Er war eine vornehm reservirte Natur. Er schien auch etwas zerfallen mit sich, oder seine Nachbarn gefielen ihm nicht. Alledem mag auch sein unglückliches Ende zuzuschreiben sein. Er war ein edler Mensch. In diese drei Mittelparteien nun flüchteten sich Alle, die zwar mehr oder minder liberale Gesinnungen hatten, denen aber die Linke zu schroff oder zu aussichtslos war und die in der Rechten keinen Fortschritt erkannten.

Zu einer von diesen Mittel-Parteien gehörten die Anti-Preußen, die Particularisten, die Welfen der damaligen Zeit, die Leute, die anderswo keine Rolle spielen konnten und doch nicht im Dunkeln bleiben wollten. Aber sie blieben doch im Dunkeln. Denn als Unter-Staats-Secretäre, wie Widenmann, Mevissen und Compes, hatten sie doch nichts zu bedeuten und dem Parteileben, worin sie sich hervorthun konnten, wurden sie dadurch entzogen. Alle drei neigten sich damals liberalen Ansichten zu. Mevissen war besonders thätig gewesen in der Agitation für liberale Petitionen an den Rheinischen Provinzial-Landtag. Compes gehörte derselben Richtung an, während Widenmann, ein ausgezeichneter Rechtsanwalt in Düsseldorf, daselbst der Anführer des liberalen jüngsten Gerichts war, wozu auch ich gehörte. Als Hoffmann von Fallersleben in Düsseldorf war, trug Widenmann dessen Staccato-Lieder in kleineren Cirkeln mit Begeisterung vor. Aber er war fett und nur die mageren Cassiusse sind gefährlich. Er hatte stets die tüchtigsten jungen Referendare in seinem Bureau und lehrte sie arbeiten. So wie er war, hatte ich niemals großes Vertrauen in seinen Liberalismus, aber es muß ihm doch selbst wehe gethan haben, daß er, der alte Chef der jungen Liberalen, er, der nur zu vertheidigen gewohnt war, in Frankfurt die Rolle eines Anklägers gegen Hecker übernehmen mußte. Ich glaube, er gehörte zu den Ultramontanen, die es für nöthig halten, mit dem Volke Fühlung zu haben und deßhalb, wie Windthorst, manches Mal liberal sind, auf deren Liberalismus aber nicht zu rechnen ist.

Da ich nun gerade Hecker erwähnt habe, so muß ich, obwohl er nicht Mitglied des Parlaments war, etwas genauer auf ihn eingehen. Hecker hatte schon als junger Advocat, mit einer brillanten Praxis, aus socialistischen Gelüsten Mannheim verlassen und in Algier gebrütet. Die Suppen- und anderen wohlthätigen Vereine, die er in Mannheim gegründet, mochten ihn nicht befriedigt haben. Er war eine noble Natur mit den glänzendsten Anlagen, aber er erwartete unmittelbaren Erfolg aller seiner Bestrebungen. Es fehlte ihm an Ausdauer. Er war ein Unicum, aber ein Sonderling. Er kehrte indessen bald aus Algier in seine Heimath und frühere Stellung zurück und trat in das Vorparlament ein. Aber er verließ dasselbe schon am zweiten Tage, weil es ihm nicht demokratisch genug war und die absolute Volks-Souveränität nicht sofort proclamirte. Soiron, der allerdings seine demokratische Vergangenheit verläugnete, war ihm im Wege. Hecker kehrte zwar nach Frankfurt zurück, allein er lehnte doch den Wiedereintritt in das Vorparlament und den Fünfziger-Ausschuß ab. Statt dessen organisirte und leitete er den Aufstand Badens in der Zeit zwischen dem Vor- und dem wirklichen Parlament. Die Republik sollte sofort erklärt werden und sich von Baden aus über ganz Deutschland ausdehnen. Er leitete die aufständischen Truppen bei Kandern, wo Gagern, der Bruder des Präsidenten, fiel. Aber die Aufständischen wurden geschlagen und zerstreut, und Hecker ging nach Amerika. Er kehrte nach Deutschland zurück, als die Glanzperiode des Parlaments schon vorüber war. Er sah ein, daß die Zeit zum Revolutioniren vorüber sei, und wandte seinem Vaterlande zum dritten Male den Rücken. Er wurde in den Vereinigten Staaten ein angesehener Farmer und ein tüchtiger Soldat. In dem Secessions-Kriege führte er für die Union ein Regiment, welches er selbst angeworben hatte. Er war ein sehr bedeutender Mensch, in der Geschichte und Statistik fast wie ein Gelehrter bewandert, voller Energie, ein Mann des Handelns, ein Kraft-Genie, dessen Sturm- und Drang-Periode bis zu seinem Tode dauerte. Es hat nie einen Deutschen gegeben, der beim Volke populärer war, und seine Landsleute haben ihm nicht nur in dem Hecker-Hut, sondern auch in ihrem Herzen ein treues Andenken bewahrt. Und zwar bis in die höheren Klassen hinein. Professor Mittermaier war einer von denen, die ihm stets wohl wollten. Dieser war auch einer von den gemäßigten Liberalen, wie Professor Biedermann, die weder rechtshin noch linkshin gehörten und deßhalb damals ihren Beruf verfehlten, so bedeutend auch Carl Biedermann später geworden ist. Beide gehörten, glaube ich, zu einem vierten, sich in der Mitte schaukelnden Club, dem Weidenbusch, den ich oben vergessen habe anzuführen. So noch viele andere Führer ohne Truppen, verzettelt und ohne Einfluß, ein Bild des Heiligen Römischen Reiches. Auch der Turnvater Jahn und der ehrwürdige Sänger des „Deutschen Vaterland", Ernst Moritz Arndt, gehörten dahin. Aber sie und alle anderen alten Burschenschafter waren veraltet. Sie würden mehr durch ihr Nicht-Erscheinen oder wenigstens durch ihr Nicht-Reden geglänzt haben.

(Schluß folgt.)

---

## Die Aesthetik des Städtebaues.

Von Baurath C. Wenck.

Der Städtebau nach seinen ästhetischen Grundsätzen ist in neuester Zeit des öfteren Gegenstand der theoretischen Betrachtung und praktischen Untersuchung geworden. Da hat uns 1889 Camillo Sitte eine verdienstvolle Schrift darüber geschenkt, ein anderer Wiener, Otto Wagner, folgte 1896 seinen Fußtapfen in „Moderne Architektur, und der Kölner Baurath Joseph Stübben begründete mit seinen vielfachen Veröffentlichungen, z. B. dem als neunten Halbband von Darm's Handbuch der Architektur erschienenen Buch „Der Städtebau", eine förmliche Aesthetik der Stadtarchitektur. Und nun kommt ein Mann der Praxis, der langjährige Vorsteher eines aufstrebenden Gemeinwesens, einer modernen Großstadt, der Brüsseler Bürgermeister Ch. Buls mit einem Werkchen ähnlicher Art, nachdem er sich schon 1895 zusammen mit dem genannten Kölner Stübben in „La construction des villes" über das Thema verbreitet hat. Ph. Schäfer hat nun seine in Belgien mehrfach neu aufgelegte Schrift: „Aesthetik der Städte" übersetzt und bei Emil Roth in Gießen herausgegeben.

Buls war in seiner Stellung gezwungen, den einschlägigen Fragen praktisch näher zu treten. Er hat einen freien, scharfen Blick und Geist und Geschmack. Auch theoretisch hat er sich in der betreffenden Literatur umgethan. Er kennt Böttticher, Schnaase, Lübke und nennt, neben dem nicht weniger veralteten Viollet-le Duc, Semper's classischen „Stil" die „Bibel aller Derer, die sich dem Studium der Baukunst widmen wollen." Sitte und Wagner scheint er nicht zu kennen. Als Belgier fühlt er sich ganz als „Vetter der Angelsachsen" und weist die Bezeichnung Brüssels als „Klein-Paris" stolz ab. Das Beste an den von ihm aufgestellten Grundsätzen und vertheidigten Ansichten ist, daß er stets von der Erfahrung, vom Selbsterlebniß ausgeht. Nicht neu, aber immer verdienstvolle Wahrheit ist sein Protest gegen das geistlos schematische Entwerfen von Bebauungsplänen. Wirft man den Blick auf den Plan einer unserer Großstädte, so kann man sofort den alten und den neuen Theil

unterscheiden. Der erstere ist gebildet durch ein Straßennetz, das sich verzweigt und verwickelt, wie die Haupt- und Nebenadern eines lebenden Organismus; der letztere mit seinen gleichlaufenden oder senkrechten Straßen „hat den Charakter einer künstlichen, trockenen, mathematischen Krystallisirung. Wenn noch dieses beabsichtigte Werk vernunftmäßig entworfen wäre, sei es um den Verkehr zu begünstigen, sei es um eine malerische oder großartige Wirkung hervorzubringen! Indessen die einzige Sorge, von welcher sich die Urheber dieser Pläne haben leiten lassen, war die, für den Verkauf des Geländes eine möglichst günstige Eintheilung zu erzielen." So fordert er denn für unsere Hauptstädte eine große klare Organisation, einen modernen Stil nach bestimmten Gesichtspunkten. „Obgleich die geraden Avenüen den Fehler haben, daß sie die Bauart der sie begrenzenden Häuser nicht übersehen lassen, giebt es doch Fälle, wo ihre Anwendung nothwendig, ja selbst ihre ästhetische Wirkung eine gute ist. Im Allgemeinen verlangen sie indessen, daß man sie auf Sehweite mit einem sich auszeichnenden Gebäude abschließt. Die Wirkung einer Straße ist eine weitere bessere, wenn die Breite der Länge angemessen ist. So das Brüsseler Boulevard Botanique, das sich bis zur Anhöhe von Koeckelberg ausdehnt. Die Wirkung, welche das Fallen des Terrains diesseits und dessen Erhebung jenseits des Canals hervorbringt, ist großartig. Hier ist es die Straße selbst, deren gerade Richtung das Auge festhält und es befriedigt."

Etwas, vor dem sich die Architekten nach Buls' Meinung nicht genug gehütet haben, ist die Neigung, ihren Plan aus der Vogelperspective zu betrachten. Ueber ihr Papier gebeugt, suchen sie nach Symmetrien, von denen man durchaus nichts mehr bemerkt, wenn man dem neugeschaffenen Viertel einen Besuch abstattet. Also die horizontale Ansicht ist's, womit sich die Architekten hauptsächlich beschäftigen müßten und nicht die Ansicht aus der Vogelschau, die nur von den über der Stadt schwebenden Luftschiffern gewürdigt werden kann.

Eine in der Entwickelung begriffene Stadt muß sich mit Nothwendigkeit den neuen Verkehrsbedürfnissen, den Forderungen der Reinlichkeit der Gesundheitspflege und der Bequemlichkeit entsprechend umgestalten und ihnen anpassen. Diese Fortentwickelung darf jedoch nicht plötzlich vor sich gehen; sie muß sich vollziehen mit kindlicher Achtung gegen Alles, was, ohne Unzuträglichkeiten herbeizuführen, alte Erinnerungen zu bewahren im Stande ist. Buls ist also nichts weniger als ein Revolutionär. Er hat stets behauptet, daß die Architekten die das Auge am meisten befriedigenden, die originellsten und die dauerhaftesten Straßen- und Gebäudepläne hervorbringen, wenn sie aus den topographischen Verhältnissen, den praktischen Forderungen und der Zweckbestimmung der Gebäude Nutzen zu ziehen wissen. „Was ist das für ein Verdienst, Alles zu nivelliren und auf dem geebneten Boden einen Monumentalbau zu errichten, der in allen Theilen aus den classischen Erinnerungen des Architekten hervorgegangen ist! — Dann, so gut es geht, hinter einer theatralischen und wohleingetheilten Façade die Räume herzustellen, die das Gebäude aufzunehmen bestimmt ist! Um wie viel interessanter und lebendiger ist das Werk des Architekten, welcher die Schwierigkeiten seiner Aufgabe beharrlich zu überwinden sucht und das städtische Panorama durch ein monumentales Ganzes vervollständigt, das sich der Topographie der Gegend anpaßt, die Forderungen des Verkehrs befriedigt, die Zufälligkeiten des Terrains, die Höhenunterschiede, die Erfordernisse der inneren Eintheilung ausnützt, um eine Bauart zu erzeugen, die sich der Geschmacksrichtung der Gegend anpaßt und nicht die herkömmliche Schönheit hat, welcher man in allen Hauptstädten Europas begegnet." Und noch ein beherzigenswerthes Axiom: Man darf nicht zögern, eine Straße von der geraden Linie abzuleiten oder einen Häusercomplex zu durchbrechen, wenn man dadurch eine Aussicht auf einen Kirchthurm oder ein interessantes Baudenkmal erlangen kann. Aber bei der Wahl dieser Aussichtspunkte muß man einen feinen Geschmack haben. So verlieren z. B. die gothischen Kirchen, zu einer Zeit erbaut, wo die zwischen den Wällen einer geschlossenen Stadt zusammengedrängten Straßen ein Netz gekrümmter, enger Gassen bildeten, ihren geschmeidig aufstrebenden Charakter, wenn sie zu sehr isolirt und von zu weiter Ferne sichtbar gemacht werden. Buls erinnert sich noch des tiefen Eindruckes, den er empfand, als er, aus einer krummen Gasse auf einen engen Platz heraustretend, plötzlich die majestätische Façade der Kathedrale von Amiens vor sich erblickte. „Diese plötzliche Erscheinung erdrückt gewissermaßen den Beschauer durch das imposante Aufstreben der Linien, die sich in den Wolken verlieren. Wenn dagegen das Gebäude von fern erscheint und sich nach und nach vergrößert, wird der Beschauer unmerklich mit ihm vertraut und die Wirkung ist eine bedeutend geringere." Von der Wahrheit dieses Grundsatzes liefert der Bürgermeister einen noch schlagenderen Beweis. Bei seinem erstmaligen Besuche von Wien war die Umgebung der Ringstraße noch nicht bebaut und die Votivkirche, eine der seltenen modernen Kirchen, die als gelungen zu bezeichnen sind, erhob sich inmitten einer weiten Ebene. Diese Kirche machte damals wenig Eindruck. Etwa zehn Jahre später, als er wieder durch Wien kam und die Kirche sah, war er erstaunt über die Wirkung, die sie in ihm hervorbrachte, und das ist ausschließlich auf den Umstand zurückzuführen, daß sich der Raum in Folge der Bebauung des Platzes verkleinert hatte.

Die im classischen Stil aufgeführten Gebäude verlangen dagegen ein größeres Gesichtsfeld, weil sie sich wagrecht ausbreiten und ihre symmetrischen Größenverhältnisse sich besser auf die Entfernung schätzen lassen. So die Sanct Peterskirche. Es muß ferner die Thatsache berücksichtigt werden, daß wir die Größenverhältnisse eines Gebäudes nur dann richtig schätzen können, wenn wir in der Nachbarschaft einen Vergleichspunkt haben. So wieder das Innere der Sanct Peterskirche in Rom: dieses verursacht bei der ersten Annäherung immer ein Gefühl der Enttäuschung bei Demjenigen, der seine riesigen Dimensionen hat rühmen hören. Da alle Theile des ungeheuer großen Schiffes dieselben Maaße haben, hat der Beschauer nicht die Empfindung ihrer wirklichen Größe. Nähert er sich aber den an den Pfeilern angebrachten Weihkesseln, so bemerkt er mit Erstaunen, daß die kleinen Engel, die deren Muschel tragen, Riesen sind. Isolirt man den Koloß, so macht man ihn kleiner.

Der moderne Städtebaustil verlangt also ein großen, einheitlichen Zug und überwindet die „historischen" Stile. Die alten Monumente und die alten Häuser, die entweder einen künstlerischen Charakter bieten oder eine geschichtliche Erinnerung wachrufen, verlangen jedoch, daß sie vor Zerstörung bewahrt werden, und Buls zaudert nicht, eine Straße in gebogener Linie zu führen, damit das gute Alte der Nachwelt erhalten bleibt. Er kann die Augen nicht auf einen alten Plan Brüssels aus dem 16. Jahrhundert werfen, ohne das Verschwinden der alten Stadtthore bitter zu beklagen. „Nur eines ist noch vorhanden: die Porte de Hal. Es genügt zu sehen, wie sehr dieses Thor zur Verschönerung unserer Boulevards beiträgt, um sich die Wirkung vorzustellen, welche die andern hervorgebracht hätten, wenn sie, von Squares umgeben und passend hergestellt, heute noch unsere Promenaden zierten. Die Giunta von Valenzia und die Verwaltung der Stadt Nürnberg haben diesen glücklichen Gedanken gehabt und verwirklicht. Es giebt keinen Reisenden, der sie nicht dazu beglückwünscht, wenn er sich im Angesicht der Thore und Thürme befindet, die ehedem einen Theil der Ringmauern dieser Städte bildeten und heute ihren Ringstraßen als Schmuck dienen." Zu oft lassen sich die Stadtverwaltungen bestimmen, Ueberreste alter Gebäude zu zerstören. Sie bilden sich ein, daß ihre Erhaltung nicht genug Interesse biete, um die mit ihrer Wiederherstellung verbundenen Ausgaben zu

rechtfertigen. Einzeln genommen mag jedes dieser Gebäude ein sehr winziges Interesse erwecken: aber man darf nicht vergessen, daß ihre Gesammtheit der Stadt ein malerisches Aussehen verleiht. „Und dann, wie sehr sprechen die Steine zum Geiste. Sie erzählen die Leiden, die Kämpfe, die Triumphe unserer Vorfahren; sie verleihen den geschichtlichen Thatsachen Körper und Schauplatz: sie reizen die Wißbegierde der Jugend und erwecken in dieser das Verlangen, die Ereignisse zu kennen, deren stumme Zeugen sie gewesen sind; sie rufen bei den Kennern der Geschichte das Gemälde der Thatsachen wach, die sich vor ihnen abgespielt haben; sie reihen die Gegenwart an die Vergangenheit und erheben in der Stadt ihre ehrwürdige und eigenartige Stimme, welche so sehr von der Einförmigkeit und Alltäglichkeit des modernen Lebens absticht. Bewahren wir also sorgfältig diese Zeugen der Vergangenheit! Wachrufer früherer Zeiten und Sitten, schmücken sie doch zu gleicher Zeit unsere Straßen mit malerischen Motiven. Sie sind die Meilensteine, welche unsere Väter auf die Wege der Geschichte der Stadt gestreut haben; sie kennzeichnen die einzelnen Stufen ihres Aufblühens." Wie man sieht, ist dieser moderne Städtebauer zugleich ein verständnißvoller Kenner und Hüter des intimen historischen Stils. Zum Schluß noch einige nützliche Winke aus seiner Stadtästhetik:

Wenn ein Platz keine nutzbringende Bestimmung hat, ist er kalt und öde; er ist eine künstliche Schöpfung ohne Leben und ohne Daseinsberechtigung. Ein ausgedehnter Platz hat Sinn, wenn er an der Kreuzung bedeutender Straßenzüge liegt und zur Erleichterung des Verkehrs dient.

Die Pflanzenwelt bietet sich dar, um in diese offenen Räume Abwechslung und Leben hineinzutragen. Die Verwaltung der Stadt Brüssel hat sich bemüht, hiervon nach Möglichkeit Gebrauch zu machen und überall, wo es angängig war, einen Baum zu pflanzen, hat sie es gethan. Es wäre zu wünschen, daß man sich bestrebte, in allen auf die Verschönerung der Hauptstadt abzielenden Plänen Räume für Anpflanzungen zu gewinnen. Aber welch' weit schönere und malerischere Wirkung hätte man erzielt, wenn Gesammtüberblicke bei dem Entwerfen der Pläne zu diesen Avenuen vorgeherrscht hätten!

Bitter zu beklagen ist das Niederhauen aller Bäume an den großen Chausseen, um welche sich diese Vorstädte zuerst entwickelt haben. Welch' schöne Alleen hätten sie gebildet, wenn sie auf natürlichem Uebergange zu grünenden Feldern geführt hätten! Von Gemeinden, die im Entstehen begriffen sind und sofort den Forderungen einer modernen Stadt Rechnung zu tragen haben, kann selbstverständlich nicht verlangt werden, daß sie sich mit Monumenten schmücken. Aber weßhalb soll man nicht in der haushälterischen Zierde der Vegetation, in der Erhaltung alter Alleen das Mittel finden, diese Backsteinhaufen zu beleben, das Auge von der grauen Einförmigkeit der Bauten ausruhen zu lassen?

Noch andere Fingerzeige findet man in der kleinen Schrift des Brüsseler Bürgermeisters. Möchten unsere Architekten, Stadtbaumeister und namentlich die Aedilen, zumal die der so vielfach in Grund und Boden verbauten Reichshauptstadt, diese Lehren sich zu Herzen nehmen und sie befolgen!

---

## Gespräche mit Byron.

Von G. F. Petersen.

Bei der deutschen Uebersetzerseuche, die namentlich in den dreißiger Jahren wüthete, ist es nicht verwunderlich, daß des englischen Hauptmanns und Schriftstellers Thomas Medwin „Journal of Conversations of Lord Byron" gleich nach Erscheinen übertragen wurde. Um so weniger, als Byron zahllose Bewunderer in Deutschland hatte, an ihrer Spitze Altmeister Goethe, der sogar ein übrigens im verschnörkeltsten Geheimrathsstil geschriebenes Geleitwort zu Medwin's Original verfaßt hatte. Das Aufsehen, das dies Buch bei seinem ersten Erscheinen — kurz nach Byron's Tod — im Jahre 1824 in England erregte, war außerordentlich. Jeder, der darin irgendwie ungünstig geschildert war, erhob seine Stimme dagegen und beschuldigte Medwin der Lüge und Fälschung. Vor Allem rief die Darstellung von Byron's Verhältniß zu seiner Frau eine lärmende Controverse hervor. Einige bestritten Medwin's Wahrheitsliebe und Erinnerungsvermögen und tadelten besonders den Vertrauensbruch und Verrath an der Heiligkeit des Privatlebens, Andere sprachen sich dahin aus, daß Byron ihn mit seiner bekannten Vorliebe für halbes, auf Täuschung berechnetes Vertrauen absichtlich irregeführt habe. Selbst Byron's vertrauter Freund Hobhouse schrieb eine Brochure, worin er mehreren Darstellungen Medwin's entgegentrat. Southey, welcher in den Gesprächen scharf mitgenommen war, stellte Medwin zwar als glaubwürdigen Chronisten hin, doch indem er die „unverschämten Lügen" des Buches brandmarkte, bezeichnete er Byron, „nicht aber den Faselhans Medwin, der nur ausgeführt, was ihm aufgetragen sei," als den Lügner. Da sich Medwin's Angaben jedoch im großen Ganzen mit denen anderer Biographen Byron's decken, so ist ihm volle Glaubwürdigkeit zu schenken und man findet heutzutage auch kein Werk von Bedeutung in irgend einer Sprache über Lord Byron, welches sich nicht auf ihn bezöge. Auch der Vorwurf des Verrathes an der Heiligkeit des Privatlebens kann ihm nicht gemacht werden, da Byron selbst, der überhaupt alle Heimlichkeit haßte, in diesem Sinne Medwin sicherlich keine Vorwürfe gemacht haben würde. Wir haben alle Ursache, Medwin für die Veröffentlichung seiner Gespräche zu danken, da sie, wie er selbst es in der Vorrede ausspricht, einen, wenn auch nur schwachen Ersatz für die verbrannten „Memoiren" bilden; denn es ist sehr zweifelhaft, ob sich in dem im Jahre 1900 zur Veröffentlichung gelangenden Nachlasse Lord Broughton's (Hobhouse) eine Abschrift derselben vorfinden wird.

Medwin's Gespräche mit Lord Byron sind für ein anderes Buch vorbildlich geworden, welches, wie kaum ein zweites überraschend schnell das Eigenthum der Gebildeten aller Culturländer in ihrer eigenen Sprache geworden ist: für die Gespräche Eckermann's mit Goethe. Wenn man von diesem Buche mit Recht behaupten kann, daß es unsterblich sei, wie die eigenen Werke des Altmeisters, so beruht dies darauf, daß es sich mit Allem befaßt, was man nur im losen Gespräch berühren kann: mit Literatur, Kunst, Politik, Menschen und Werken und nicht zuletzt mit den eigenen Schöpfungen Goethe's, wodurch es zum trefflichsten Commentar für manche mehr oder minder dunkle Stelle in denselben wird. Das Alles gilt auch von Medwin's „Conversations". Wir schulden daher A. v. d. Linden Dank, daß er es unternommen hat, daß bei uns schon halb vergessene Buch neu herauszugeben. Wir wissen nicht, ob seine Uebertragung (Leipzig, H. Barsdorf) mit der s. Z. bei Cotta erschienenen Ausgabe identisch ist, jedenfalls schließt sie sich treu an's Original an. Auch die literarhistorische Einleitung und die zahlreichen Anmerkungen stehen auf der Höhe der heutigen Byron-Forschung.

Im Spätherbst 1821 reiste Medwin nach Italien und trat sofort in Pisa mit dem — man darf wohl sagen — berüchtigten Dichterlord näher, der sonst keine Besuche von Fremden annahm. Er wohnte fürstlich am Lungarno und hatte sieben Diener, fünf Wagen, neun Pferde, einen Affen, zwei Hunde, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen. Auch seine Geliebte, die Gräfin Guiccioli, war nicht weit. Kein Wunder, daß die sonderbare Familie das Stichblatt aller Schmähsüchtigen und Spötter war. Schon in Genf hatte Byron unter dem Klatsch zu leiden gehabt. Er beschwerte sich auch darüber bei Medwin: „Ich war krank

an Körper und Geist, als ich in Genf wohnte; aber Ruhe und der See halfen mir auf. Nie führte ich ein so moralisches Leben als während meines Aufenthalts in jener Gegend; aber ich erwarb mir keinen Credit damit. Wo eine Beleidigung ist, sollte doch eine Genugthuung sein. Aber im Gegentheil, es läßt sich kein noch so abgeschmacktes Geschichtchen denken, das man nicht auf meine Kosten erfunden hätte. Ich wurde von der entgegengesetzten Seite des Sees aus mit Fernrohren bewacht, und mit solchen, die sehr verkehrte Gläser haben mußten. Auf meinen Abendspazierfahrten ward ich überall beobachtet — man beschuldigte mich, ich verführe alle Dirnen der Rue Basse. Ich glaube, die Philister sahen mich als ein Ungeheuer von Mann an, schlimmer als einen Piqueur. Jemand brachte auch der Frau von Staël eine üble Meinung von meiner Moralität bei. Ich besuchte sie gelegentlich in Coppet, und sie lud mich dann zu einem Familienmahl. Ich fand das Zimmer voller Fremden, die mich anstarrten wie ein ausländisches Thier in einem Raritätenkasten. Eine der Damen fiel in Ohnmacht, und die übrigen sahen aus, als ob seine satanische Majestät mitten unter ihnen wäre." Von seinen Excentricitäten weiß Medwin allerdings recht viel zu erzählen, doch erscheint Byron dabei nicht immer in ungünstigem Licht, denn er war im Grunde großmüthig und gut. Eines Tages war Medwin bei dem Buchhändler Moloni zu Pisa, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein Unterthan der Lukkesischen Staaten wegen Kirchenraubes eingefangen sei und lebendig verbrannt werden sollte. Ein Priester, der in den Buchladen trat, bestätigte die Nachricht und äußerte sich folgendermaßen: „Scelerato!" sagte er, „er nahm die heiligen Oblaten vom Altar und warf sie verächtlich in der Kirche umher! Welche Strafe kann groß genug für ein so scheußliches Verbrechen sein? Verbrennen ist ein zu leichter Tod! Ich gehe nach Lucca — ich könnte nach Spanien gehen, um den Kerl am Pfahle sterben zu sehen!" Diese menschlichen und christlichen Gefühle eines Dieners des Evangeliums erfüllten Medwin mit Abscheu und er ging sogleich zu Lord Byron. „Ist es möglich?" sagte er, nachdem er diese Erzählung gehört. „Leben wir wirklich im neunzehnten Jahrhundert? Indessen von der Herzogin von Lucca kann ich Alles glauben. Sie ist eine spanische Infantin, bigot und vertheidigt die Gesetze der Inquisition. Aber es ist kaum zu vermuthen, daß sie es wagen wird, sie hier auszuüben. Wir müssen dies Autodafé zu verhindern suchen. Lord Guilford ist angekommen — wir wollen ihn bewegen, von seinem Einfluß Gebrauch zu machen. Der Großherzog von Toscana wird sicher auch in's Mittel treten, denn er hat nie ein Todesurtheil unterzeichnet, seit er zur Regierung gekommen ist." In diesem Augenblicke trat der Dichter Shelley von Schrecken erschüttert herein. Er hatte eben gehört, daß der Verbrecher am nächsten Tage hingerichtet werden sollte. Er schlug vor, sie sollten sich so gut als möglich beritten und bewaffnet machen, sogleich nach Lucca reiten und versuchen, den Gefangenen zu befreien, wenn er zur Execution geführt würde. Wenn sie schnell genug mit ihm die toscanische Grenze erreichten, so würde er dort sicher sein. So toll und hoffnungslos der Plan war, erklärte sich doch Lord Byron, von seinem Gefühle hingerissen, bereit, dabei zu helfen, falls andere Mittel fehlschlagen sollten. Die Freunde verabredeten, am Abend wieder zusammen zu kommen und mittlerweile eine Petition von sämmtlichen in Pisa wohnenden Engländern an den Großherzog zu Stande zu bringen. „Ich will selbst", sagte er, „sogleich an Lord Guilford schreiben." Er that es und erhielt schon wenige Stunden darauf die Antwort, daß dieselbe Nachricht auch Lord Guilford zu Ohren gekommen, er jedoch auf Nachfrage erfahren habe, daß sie unbegründet sei. Wie sich später herausstellte, hatt die Herzogin eine Proclamation erlassen, welche den Bauer, wenn er gefangen worden wäre, den alten spanischen Gesetzen unterworfen hätte. Er war jedoch nach Florenz entwischt und hatte sich dort der Polizei gestellt, die ihn den Behörden von Lucca nur unter der Bedingung überlassen wollte, daß er nach toscanischen Gesetzen gerichtet würde.

Besonders interessant sind Byron's Aeußerungen, soweit sie nicht heute vergessene Literaten und Literaturzustände betreffen, sondern allgemeine Betrachtungen über Zeit und Menschen. „Wer wünschte nicht, zwei oder drei Jahrhunderte später geboren zu sein?" sagte er einmal, indem er Medwin einen italienischen Brief in die Hand gab. „Da ist ein Gelehrter in Bologna, welcher behauptet, die Lenkung des Luftballons vermittelst eines Ruders erfunden zu haben; er sagt mir, daß er bereit sei, seine Erfindung unserer Regierung mitzutheilen. Ich denke, wir werden bald in Luftschiffen fahren, Luftreisen statt Seereisen machen und endlich den Weg nach dem Monde finden, trotz des Mangels an Atmosphäre."

„Cœlum ipsum petimus stultitia", warf Medwin ein.

„Es ist nicht so albern, als Sie glauben, und es liegt viel Poesie in dem Gedanken", erwiderte Lord Byron. „Wie wollen wir der Gewalt der Dämpfe Grenzen setzen? Wer kann sagen, „bis dahin sollst Du gehen und nicht weiter?" Gegenwärtig ist die Wissenschaft in ihrer Kindheit. Glauben Sie, daß in den früheren Perioden unseres Planeten keine klügeren Geschöpfe als wir existierten? Alle unsere gerühmten Erfindungen sind nur Schatten von dem, was da gewesen ist — dunkle Bilder des Vergangenen — Träume anderer Stufen des Daseins. Könnten nicht die Fabeln von Prometheus und seiner Entwendung des Feuers, von Briareus und seinen erdgeborenen Brüdern nur Traditionen von Dämpfen und deren Maschinerie sein? Wer weiß, ob nicht, wenn ein Komet sich dem Erdball nähert und ihn zu zerstören droht, wie er oft zerstört worden ist und noch zerstört werden wird, die Menschen durch Dämpfe Felsen aus ihren Gründen sprengen und Berge gegen die flammende Masse schleudern werden, wie es die Giganten gethan haben sollen? — Dann werden wir wieder Sagen von Titanen und von Kriegen mit dem Himmel haben."

Veranlaßt durch Shelley's traurigen Tod, kehrte Medwin, der einige Zeit von Byron geschieden war, im Juli 1822 nach Pisa zurück und erfuhr bei seiner Ankunft, Lord Byron sei an das Meeresufer gegangen, um seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Er kam an einen Platz, der durch einen alten, verdorrten Fichtenstamm bezeichnet war; nahe dabei, am Gestade, stand eine einsame mit Schilf gedeckte Hütte. Der Ort war gut gewählt für ein Dichtergrab. Wenige Wochen zuvor war er mit Shelley und Lord Byron nach diesem Platze geritten, den er nachher noch mehr als einmal besuchte. Vor sich hatten sie das blaue, stille Mittelmeer in prachtvoller Ausdehnung, mit den Inseln Elba und Gorgona, und Lord Byron's Jacht in einiger Entfernung vor Anker. Auf der entgegengesetzten Seite eine fast unbegrenzte sandige Wildniß, unbekannt und unbewohnt, hier und da mit Unterholz besetzt, das vom Seewinde gekrümmt und durch die Armuth und Dürre des Bodens, in welchem es wuchs, verkrüppelt war. Längs der Küste standen in gleichen Entfernungen hohe viereckige Thürme, welche dem doppelten Zwecke dienten, die Küste vor Schmugglern zu schützen und die Gesetze der Quarantaine aufrecht zu erhalten. Diese Aussicht war durch einen ungeheuren Zug der italienischen Alpen begrenzt, die hier durch ihren mannichfaltigen und vulcanischen Charakter, sowie durch den weißen Marmor aus dem sie bestehen und der ihren Gipfeln das Ansehen von Schnee giebt, besonders malerisch sind. Als Vordergrund dieses Gemäldes zeigte sich eine ebenso ungewöhnliche Gruppe. Lord Byron und Trelawney mit einigen wachhabenden Soldaten standen um den brennenden Scheiterhaufen, während der Dichter Leigh Hunt, dessen Gefühle und Nerven die Schreckensscene nicht ertragen konnte, rücklings in einem Wagen lag, dessen vier Postpferde nahe daran waren, vor der

Gluth der Mittagssonne umzusinken. „Die Stille der ganzen Umgebung ward noch fühlbarer durch das gellende Geschrei eines einsamen Regenvogels, der, vielleicht vom Leichnam angezogen, den Scheiterhaufen in so engen Kreisen umflog, daß man ihn mit der Hand hätte ergreifen können, und so furchtlos war, daß man ihn nicht verjagen konnte. Auf den Leichnam blickend, sagte Lord Byron:

„Ei, das alte schwarze seidene Tuch behält seine Form besser als der menschliche Körper." Diese arg realistische Beobachtung ist für den in seinen Stimmungen immerfort wechselnden Byron sehr bezeichnend. Uebrigens vergleiche man Medwin's Bericht mit den Beschreibungen von Hunt und Trelawney. Galt sagt sogar, um ihr Grauen zu vertreiben, hätten sich die Freunde auf der Heimfahrt betrunken. Mit Recht bemerkt der treffliche Elze, dieses Schauerstück sei ganz geeignet, jeden Leser von dem Gedanken zu heilen, als könne die Beerdigung der Todten je wieder durch diese Art von Leichenverbrennung ersetzt werden.

Noch fesselnder sind Byron's Gespräche über die deutsche Literatur. „Als Knabe," sagte er, „lernte ich Deutsch, das ich nun gänzlich vergessen habe. Es war ohnehin sehr wenig, was ich je davon wußte. Geßner's Abel war eines der ersten Bücher, die mein deutscher Lehrer mit mir las; während er sich über jeder Seite die Augen ausweinte, dachte ich, ein Anderer als Kain hätte schwerlich ein Verbrechen begangen, um die Welt von einem so einfältigen Gesellen zu befreien, wie ihn Geßner aus seinem Bruder Abel gemacht hat." Besonders war Byron neugierig auf Alles, was Goethe betraf und erfreute sich an dem Gedanken, daß einige Analogie zwischen ihren Charakteren und Schriften bestand. „So großes Interesse nehme ich an ihm, daß ich 100 Pfund bot, wenn mir Jemand seine Selbstbiographie für meinen eigenen Lesebedarf übersetzen wollte. Ich gäbe die Welt darum, den „Faust" im Original zu lesen. Ich drang in Shelley, ihn zu übersetzen, aber er sagte, der Uebersetzer des „Wallenstein" (Coleridge) sei der einzige lebende Mensch, der den Versuch wagen könne; er habe an Coleridge geschrieben, aber vergeblich. Ein Mann, der ihn übersetzen wolle, müsse denken wie er." Ein andermal vertheidigte Byron seinen „Kain" gegen die englischen Frömmler mit einem Hinweis auf Goethe. „Ich konnte Lucifer nicht die neununddreißig Artikel auslegen lassen, noch ihm die Sprache der Geistlichen geben; das würde weder seinem, noch — sollte man denken — ihrem Zwecke förderlich gewesen sein. Ich habe Lucifer nicht mehr zu seiner Vertheidigung sagen lassen, als absolut nöthig war — nicht halb so viel als Milton seinen Satan sprechen läßt. Ich war genöthigt, seinen dramatischen Charakter aufrecht zu erhalten. Uebrigens bin ich streng dem Alten Testamente gefolgt, und ich fordere Jeden heraus, meine Moral zu prüfen. Johnsohn, der gern jede Gelegenheit benutzt hätte, um einen Stein auf Milton zu werfen, spricht ihn von dem Vorwurf frei, seinen höllischen Geistern ruchlose und selbst gotteslästerliche Reden in den Mund gelegt zu haben. Nach welcher Regel soll nun auf mich aller Tadel fallen? Was würden die Methodisten zu Hause zu Goethe's „Faust" sagen? Sein Teufel spricht nicht nur sehr familiär vom Himmel, sondern sehr familiär im Himmel. Was würden sie von dem Gespräche zwischen Mephistopheles und seinem Schüler sagen, oder der kühneren Sprache des Prologs, welchen nie Jemand zu übersetzen wagen wird? Und doch wird dies Schauspiel in Deutschland nicht nur geduldet und bewundert, wie man Alles, was er geschrieben hat, bewundern muß, sondern selbst aufgeführt. Und sind die Deutschen ein weniger moralisches Volk als wir? Ich zweifle sehr. Faust selbst ist kein so günstiger Gegenstand als Kain. Es ist ein großes Mysterium. Die Brandmarkung Kain's ist eine erhabene, düstere Handlung. Goethe würde mehr daraus gemacht haben als ich." Dann gegen den Vorwurf des Plagiats: „Die Deutschen", sagte Byron, „und ich glaube, Goethe selbst sind der Meinung, ich hätte mir mit dem „Faust" große Freiheiten genommen. Alles, was ich von diesem Drama kenne, ist aus einer elenden französischen Uebersetzung, aus einer oder zwei gelegentlichen Vorlesungen geschöpft, die Monk Lewis in der Villa Diodati hielt, indem er einzelne Theile in's Englische übersetzte, und aus der Brockenscene, die Shelley darauf in Verse brachte. Um nichts beneide ich ihn so sehr, als um die Fertigkeit, dies erstaunenswürdige Werk im Original lesen zu können. Was die Originalität betrifft, so ist Goethe zu verständig, als daß er vorgeben sollte, nichts aus älteren und neueren Schriften genommen zu haben, wer hat das nicht gethan? Man sagt, der Plan sei fast ganz nach Calderon. Das Fest, der Student, das Argument über den Logos, der Selbstverkauf an den Bösen, und nachher das Ableugnen von dessen Gewalt, seine Verkleidung in den geputzten Cavalier, der bezauberte Spiegel — dies Alles ist von Cyprian. Es muß der Mühe werth sein, diesen Magico prodigioso zu lesen, und Niemand scheint etwas davon zu wissen, als Sie und Shelley. Dann hat die Vision manche Aehnlichkeit mit der von Marlowe in seinem „Faustus". Die Bettscene ist aus „Cymbeline", das Lied oder die Serenade eine Uebertragung des Gesanges der Ophelia im „Hamlet" und vor Allem ist der Prolog aus Hiob, dem ersten Drama der Welt und vielleicht dem ältesten Gedicht." Es ist bekannt, was Goethe auf diese eigenthümliche Anklage erwiderte. Byron fühlte sich eben durch Goethe's Anzeige des „Manfred", besonders aber durch dessen Bemerkung, er habe seinen „Faust" in sich aufgenommen, verletzt, daß er sogar seinem „Marino Faliero" eine possenhafte Widmung voransetzte, die aber vom Verleger nicht aufgenommen wurde. Aus Eckermann's Gesprächen wissen wir aber, daß Goethe ihm dies nicht verübelte, und Byron immer hoch schätzte. Wir glauben sogar überschätzte.

Ein anderer Streit mit Coleridge, wie Kant's Name ausgesprochen werden müsse, veranlaßt A. v. d. Linden zur Annahme, daß Medwin hier entweder einen Schreib- oder Gedächtnißfehler begangen habe. Die englische Aussprache des Namens Kant ist nicht zweifelhaft; hingegen hat sich Coloridge bekanntlich viel mit Spinoza beschäftigt, ein Name, dessen englische Aussprache gewöhnlich „Speinosy" ist. Diese Ansicht wird durch eine Stelle in G. Brandes' Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts bestärkt, wo er von Unterhaltungen zwischen den Freunden Wordsworth und Coleridge spricht, bei denen der Name Spinoza oft gefallen sei. Man hielt beide jungen Leute für Revolutionäre, bat um einen Londoner Detektive, der, mit einer rothen Nase begabt, den Freunden auf ihren einsamen Spaziergängen folgte, und das oft erwähnte Wort Spinoza zuerst als Anspielung auf sich und seine Nase Spy-nosy = der Spion mit der Nase bezog, bis er allmälig dahinter kam, daß es der Name eines Mannes sei ꝛc. Der Herausgeber weist auch auf eine Gleichartigkeit hin, welche zwischen Lord Byron und Heinrich Heine besteht: beide haben als einzig ernste Leidenschaft nur die Cousinenliebe kennen gelernt, von welcher der französische Dichter Richepin singt:

Aux prés de l'enfance on ceuille
Les petites amourettes,
Les voisines, les cousines,
Les amourettes fleuries
Et qui n'ont pas de racines.

Wie bei Heine selbst in seinem Mannesalter keine neue Liebe den Ernst und die Tiefe jener zu seinen beiden Cousinen Amalie und Therese Heine erreichte, so blieb auch bei Byron die Liebe zu Margarete Parker und besonders jene zu Mary Chaworth das einzig wahre, tiefe und nicht nur vorübergehende Liebesempfinden, dem selbst die spätere Leidenschaft für die Gräfin Guiccioli nicht gleich kam.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

Olga Iwanowna's Hochzeit wohnten alle ihre Freunde und Bekannten bei.

„Sehen Sie ihn nur — nicht wahr, in ihm steckt was?" fragte Olga Iwanowna, indem sie auf ihren Mann deutete, als wollte sie ihren Freunden damit erklären, warum sie einen so einfachen und gewöhnlichen, durch gar nichts bemerkenswerthen Menschen habe heirathen können. Ossip Stepanitsch Dimow war dabei Arzt, mit dem Rang eines Titular-Rathes. In einem Spital war er Unterarzt, in einem anderen Prosector. Er consultirte täglich von neun Uhr Morgens bis Mittag die Kranken seiner Abtheilung; des Nachmittags fuhr er mit der Pferdebahn in's andere Krankenhaus zur Leichensection. Seine Privatpraxis war unbedeutend, jährlich etwa fünfhundert Rubel. Das ist Alles, was von ihm zu sagen war.

Olga Iwanowna's Freunde und Bekannte waren aber keine gewöhnlichen Menschen. Jeder zeichnete sich durch irgend etwas aus und hatte schon einen Namen oder zählte zu den Berühmtheiten; und wenn einer noch nicht berühmt war, so berechtigte er doch zu glänzenden Hoffnungen. Ein Schauspieler, der ein großes, längst anerkanntes Talent, ein eleganter, kluger und doch bescheidener Mann und herrlicher Vortragskünstler war, unterrichtete Olga Iwanowna im Declamiren. Ein Opernsänger, ein gutmüthiger Dicker, versicherte seufzend, Olga Iwanowna stehe sich selbst im Lichte, denn wenn sie nicht so bequem wäre, würde aus ihr eine große Sängerin. Einige Maler, voran der Genre-, Thier- und Landschaftsmaler Rjabowski, ein sehr schöner, blonder junger Mann, der auf den Ausstellungen Erfolg hatte und sein letztes Bild um 500 Rubel verkaufte, verbesserte Olga Iwanowna's Studien und sagte, aus ihr könne was werden. Ein Cellist, in dessen Händen das Instrument sang und weinte, gestand offen, daß unter allen seinen Damenbekanntschaften einzig Olga Iwanowna auf dem Clavier zu begleiten verstehe. Ein junger, aber schon bekannter Schriftsteller, der Geschichten, Theaterstücke und Erzählungen verfaßte, urtheilte ähnlich. Wer noch? Nun, auch Wassili Wassilitsch, ein reicher Herr, Gutsbesitzer, Dilettant im Zeichnen; der sich auf den altrussischen Stil und die Volkssagen verstand; er brachte auf Papier, Porzellan und Holz wahre Wunder hervor.

Mitten in dieser ungezwungenen, glückverwöhnten Künstlergesellschaft, die an die Existenz von Aerzten nur während einer Krankheit dachte, hatte der Name Dimow einen ganz gleichgiltigen Klang, und auch persönlich erschien er hier fremd, überflüssig und unbedeutend, obwohl er hoch gewachsen und breitschulterig war. Er steckte in einem Frack, der nicht ihm anzugehören schien, und der Schnitt seines Bartes war wie bei einem Handlungsdiener. Wäre er übrigens Schriftsteller oder Maler gewesen, so hätte man gesagt, sein Bart erinnere an Zola.

Der Schauspieler versicherte Olga Iwanowna, sie gleiche mit ihrem Goldhaar und im Hochzeitkleid einem schlanken Kirschbaum, wenn er im Frühling mit zarten, weißen Blüthen bedeckt sei.

„Ach ja!" seufzte Olga Iwanowna und faßte ihn an der Hand. „Wie das plötzlich geschehen konnte?! Hören Sie, hören Sie ... Sie müssen nämlich wissen, daß mein Vater mit Dimow im selben Krankenhaus arbeitete. Als der arme Vater erkrankte, wachte Dimow ganze Tage und Nächte an seinem Bett. So viel Selbstaufopferung! Hören Sie, Rjabowski ... und Sie, mein Poet, hören Sie, das ist sehr interessant. Kommen Sie näher. So viel Selbstaufopferung und Hingebung! Auch ich schlief alle die Nächte lang nicht und saß neben dem Vater ... Und so habe ich mit einem Mal den braven Jungen erobert! Ja, mein Dimow hat sich bis über die Ohren in mich verliebt. Wahrlich, das Schicksal ist oft seltsam. Nach dem Tode des Vaters kam er hier und da zu mir, auch begegneten wir uns auf der Straße, und plötzlich — eines schönen Abends, wie der Schnee auf den Kopf — machte er mir einen Antrag ... Ich weinte die ganze Nacht und verliebte mich gleichfalls über die Ohren in ihn. Und so ... wie Sie sehen, wurde ich seine Gattin. Nicht wahr, er hat was Kraftvolles, Machtvolles, Bärenhaftes? Jetzt ist uns sein Gesicht dreiviertel zugekehrt, schlecht beleuchtet; sobald er sich aber umdreht, sehen Sie mal seine Stirne! Rjabowski, was sagen Sie zu dieser Stirne?! Ja, Dimow, wir sprechen von Dir!" rief sie ihrem Gatten zu. „Komm her! Reich dem Rjabowski Deine ehrliche Hand ... So ... Und seid Freunde."

Dimow lächelte gutmüthig und streckte Rjabowski die Hand entgegen: „Sehr angenehm! Ein Rjabowski hat mit mir studirt. Ist er nicht Ihr Verwandter?"

* * *

Olga Iwanowna war zweiundzwanzig, Dimow einunddreißig Jahre alt. Sie lebten nach der Hochzeit sehr glücklich. Olga Iwanowna behängte die Wände im Salon mit eigenen und fremden Skizzen, mit und ohne Rahmen; zwischen dem Piano und den verschiedenen Möbeln richtete sie eine schöne Ecke ein aus chinesischen Schirmen, Staffeleien, verschiedenfarbigen Tüchern, Stoffresten, Dolchen, Büsten, Photographien. Im Speisezimmer beklebte sie die Wände mit Oeldruckbildern, hing Bauernsandalen und Sicheln, Sensen und eine Heugabel auf, und so entstand ein Speisesalon im russischen Geschmack. Sie drapirte im Schlafzimmer, damit es einer Höhle gliche, die Decke und Wände mit dunklem Tuch, hing über die Betten eine venetianische Laterne, und neben die Thüre stellte sie einen Ritter in alter Rüstung. Und alle fanden, das junge Ehepaar besitze ein wahres Liebesnest. Gegen elf Uhr stand Olga Iwanowna auf und spielte Clavier oder, wenn die Sonne schien, malte sie in Oel. Um Eins fuhr sie zur Schneiderin. Da sie mit dem Gelde genau rechnen mußten, waren Olga Iwanowna und ihre Schneiderin zu manchem Kunstgriff gezwungen, denn die Kleider sollten neu scheinen und verblüffen. Sehr oft entstand aus einem gefärbten alten Kleid durch ein Stück Tüll, Spitze, Plüsch oder Seide, das fast nichts kostete, ein wahres Wunder, ein Zauber — kein Kleid, sondern ein Gedicht ... Von der Schneiderin fuhr Olga Iwanowna zu einer bekannten Schauspielerin, um Theaterklatsch zu erfahren und etwa zu einer ersten Vorstellung oder einem Benefice Karten zu bekommen. Von der Schauspielerin stürmte sie in ein Atelier oder in eine Gemälde-Ausstellung, dann zu einer Berühmtheit, um sie einzuladen oder einen Besuch zu erwidern oder einfach um zu plaudern. Und überall empfing man sie gern und freundschaftlich und versicherte, daß sie gut, lieb, etwas Herrliches sei ... Diejenigen, die Olga Iwanowna für berühmt und groß hielten, empfingen sie wie eine Ebenbürtige und prophezeiten ihr einstimmig, daß sie mit ihren Talenten, ihrem Geschmack und Verstand, wenn sie sich nur nicht zersplittere, noch etwas Großes werde. Sie sang, spielte Clavier, malte, modellirte, nahm an Dilettanten-Vorstellungen Theil, und alles mit Talent. Ob sie nun bei einer Illumination half oder sich selbst schmückte oder Jemand die Cravatte band — alles gelang ihr ungewöhnlich malerisch und reizvoll. Nichts zeigte ihr Talent aber so deutlich, als ihre Geschicklichkeit, rasch mit berühmten Menschen bekannt und freundschaftlich vertraut zu werden; es brauchte einer nur ein wenig berühmt zu sein und von sich reden zu machen, so wurde auch sie gleich mit ihm bekannt, noch am selben Tage befreundet und bat um seinen Besuch. Jede neue Bekanntschaft war für sie ein wahres Fest. Sie vergötterte berühmte Menschen, war stolz auf sie, und sah sie jede Nacht im Traum. Sie lechzte förmlich nach ihnen und konnte dieses Verlangen nie ganz befriedigen. Die alten Ideale wurden vergessen oder durch neue abgelöst, aber sie gewöhnte sich bald auch zu sehr an diese, ward enttäuscht und begann dann abermals nach neuen und großen Menschen zu suchen, fand sie auch richtig und suchte doch wieder und wieder. Wozu ...?

Um fünf Uhr speiste sie mit ihrem Gatten. Seine Einfachheit, sein gesunder Verstand und seine Gutmüthigkeit rührten und begeisterten

sie. Jeden Augenblick sprang sie auf, umschlang seinen Kopf und bedeckte ihn heftig mit Küssen.

„Dimow, Du bist ein kluger und edler Mensch," sagte sie, „aber Du hast einen großen Fehler: Du interessirst Dich nicht für die Kunst. Du mißachtest die Musik und die Malerei."

„Ich verstehe nichts davon, erwiderte er sanft. „Ich habe mich mein ganzes Leben mit Naturwissenschaften und Medicin beschäftigt, und so fehlte mir Zeit, mich für die Künste zu interessiren."

„Das ist aber schrecklich, Dimow!"

„Warum? Deine Bekannten kennen weder die Naturwissenschaften, noch die Medicin, und machst Du ihnen das etwa zum Vorwurf? Jedem das Seine. Ich verstehe den Werth einer Landschaft oder einer Oper nicht, aber glaube mir, wenn ganz vernünftige Menschen ihr Leben den Künsten widmen und wieder andere dafür eine Menge Geld verwenden, so ist das ein Beweis, daß die Künste etwas Nothwendiges sind. Ich verstehe sie nicht, aber Nichtverstehen heißt noch nicht Mißachten."

„Komm, ich will Deine ehrliche Hand drücken!"

Olga Iwanowna fuhr nach Tische gewöhnlich zu ihren Bekannten, dann in's Theater oder Concert und kam erst um Mitternacht nach Hause. So ging es jeden Tag. An jedem Mittwoch aber war ihr Empfangsabend. An diesen „kleinen Abenden" spielten weder Hausfrau, noch Gäste Karten, sie tanzten auch nicht, sondern unterhielten sich auf höhere Art: der Schauspieler declamirte, der Sänger trug Lieder vor, die Maler zeichneten in Albums, deren es bei Olga Iwanowna eine Menge gab, der Cellist spielte und die Hausfrau zeichnete, modellirte, sang und accompagnirte. In den Pausen sprach und stritt man über Literatur, Theater und Malerei. Damen waren nicht dabei, weil Olga Iwanowna außer den Schauspielerinnen und ihrer Schneiderin alle Frauen für langweilig und trivial erklärte. Kein einziger „kleiner Abend" verging, ohne daß die Hausfrau bei jedem Klingeln erbebte und triumphirend ausrief: „Das ist er!" Unter dem „er" verstand sie irgend eine neue Berühmtheit. Dimow war nicht im Salon, und Niemand dachte an ihn. Aber genau um halb Zwölf öffnete sich die Thür in's Speisezimmer, und Dimow erschien mit seinem sanften, gutmüthigen Lächeln und sagte, die Hände reibend: „Bitte, meine Herrschaften, nur ein kleiner Imbiß." Darauf gingen Alle in's Speisezimmer und sahen immer dasselbe auf dem Tisch: eine Schüssel Austern, ein Stück Schinken oder Kalbfleisch, Sardinen, Käse, Caviar, Pilze, Likör und zwei Flaschen Wein.

„Mein liebe maître d'hôtel!" rief Olga Iwanowna und klatschte vor Begeisterung in die Hände. „Du bist einfach bezaubernd! Meine Herrschaften, sehen Sie sich diese Stirne an! Dimow, drehe Dich so, daß wir Dich im Profil sehen. Meine Herrschaften, sehen Sie: das

nes Löwen und dabei der Ausdruck doch gut und sanft, wie Hirsch."

Gäste aßen, blickten auf Dimow und dachten: In der That, Junge! vergaßen seiner aber bald und fuhren über Theater, nd Malerei zu sprechen fort. — Die jungen Eheleute waren lich, und ihr Leben verlief angenehm. Uebrigens verbrachten ritte Woche ihres Honigmondes etwas traurig. Dimow hatte lich im Krankenhause den Rothlauf geholt, lag sechs Tage zu Bette und mußte seine schönen schwarzen Haare ganz abschneiden lassen. Olga Iwanowna saß neben ihm und weinte; als es ihm besser wurde, zog sie ihm ein weißes Tuch über den geschorenen Kopf und malte ihn als Beduinen. Und Beide waren lustig. Doch drei Tage nach der Genesung, als er wieder in's Krankenhaus ging, geschah ihm abermals etwas.

„Ich habe kein Glück!" sagte er ihr bei Tische. „Heute hatte ich vier Obductionen und habe mich dabei geschnitten ... zwei Finger auf einmal ... ich bemerkte es erst zu Hause!" Olga Iwanowna erschrak. Er lächelte aber und meinte, das sei ohne Bedeutung; es passire ihm oft, daß er sich beim Seciren schneide. „Ich bin oft zerstreut!"

Voller Schrecken dachte Olga Iwanowna, es könnte sich eine Blutvergiftung einstellen, und sie betete des Nachts zu Gott, und Alles verlief gut.

Dann kam wieder ein friedliches, glückliches Leben ohne Kummer und Unruhe. Die Gegenwart war herrlich, und in der Zukunft winkte der Frühling schon aus der Ferne und verhieß tausend Freuden. Ja, des Glückes wird es kein Ende! Im April, Mai und Juni eine Landwohnung weitab von der Stadt, Spaziergänge, Malstudien, Fischfang, Nachtigallen, und dann vom Juli bis zum Herbst Studienreisen der Maler auf der Wolga, und an diesen Fahrten wird auch Olga Iwanowna unbedingt theilnehmen. Sie bestellte sich schon jetzt zwei Reisecostüme aus Leinwand und kaufte Farben, Pinsel, Leinwand und eine neue Palette. Rjabowski kam fast täglich zu ihr, um nach ihren Fortschritten in der Malerei zu sehen. Wenn sie ihm die Arbeiten zeigte, steckte er die Hände tief in die Taschen, preßte die Lippen fest aufeinander und brummte dann: „So ... na, bei Ihnen quietscht diese Wolke, sie hat keine Abendbeleuchtung. Der Vordergrund ist wie von Käse ... und die Hütte schreit jämmerlich. Für diese Ecke muß man dunklere Farben nehmen. Im Allgemeinen geht es an."

Und je unverständlicher er sprach, desto leichter verstand ihn Olga Iwanowna. (Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Kleist's Amphitryon. Eine Studie von Wilh. Ruland. (Berlin, Horrwitz Nf.) Der Redacteur der Münchener Neuesten Nachrichten untersucht mit fleißigem und liebevollem Verständniß diese herrliche Verdeutschung, Vertiefung und Verinnerlichung von Molière's frivoler Posse. Besonders fesselnd ist sein Vergleich zwischen dem minderwerthigen Original und der über alle Maßen genialen Umdichtung. Kleist als Kenner der französischen Literatur und Sprache und als Uebersetzer erscheint hier in einem ganz neuen Licht, auch die Eigenthümlichkeiten seines Stils werden hübsch analysirt. Ob freilich überall Gallicismen vorhanden sind, wo Ruland solche aufzuzeigen sich bemüht ist eine andere Frage. Dagegen hat er oft darin Recht, wenn er dem Autodidacten vielfach undeutsche Formen nachweist. Leider hat noch kein Landsmann Kleist's aus Frankfurt an der Oder seinen Stil auf dortige Provincialismen untersucht. Wir sind der Meinung, daß sich manche angeblich undeutsche Wendung aus dem dortigen Idiotikon erklären ließe. Jedenfalls ist Ruland's Studie eine der werthvollsten Kleist-Monographien.

Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Von Otto Berdrow. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) Im Gegensatze zu Clemens Perthes' ausgezeichneter Biographie seines Vaters wendet sich diese populäre Lebensbeschreibung vor Allem an das Volk und die reifere Jugend. Der Verfasser, der sich durch seine „Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte" auf dem Gebiete der biographischen Darstellung glücklich eingeführt, hat sich von allen moralisirenden Betrachtungen fern gehalten und dieses an Sorgen, Kämpfen und Mühen, aber auch an schönen, erhebenden Momenten so reiche Leben in frischer, objectiver Schreibweise für sich allein sprechen lassen. Die Erzählung gipfelt in der Darstellung jener bewegten Zeit, wo Hamburg als Vorkämpferin deutscher Freiheit seine Ketten zerbrach, um nach kurzem Verzweiflungskampfe um so tiefer unter das Joch der französischen Knechtschaft gebeugt zu werden. Das Leben des wackeren Buchhändlers wirkt in diesem wahrheitgetreuen Spiegel wie ein schönes Vorbild der Vaterlandsliebe, Thatkraft und sittlichen Größe.

Aus Indien und Italien, Skizzen und Studien von Carl Gräser. (Leipzig, Th. Schröter.) Keine Reisebeschreibungen gewöhnlichen Schlages, sondern farbenprächtige Bilder und Sittenschilderungen, bei denen Maler und Poet dem scharfblickenden Beobachter den Stift geführt haben. Das Wunderland Indien, der Zauber der Mondnächte auf offener See, die halbvergessenen Strafinseln des neapolitanischen Archipels mit ihrem „domicilio coatto" und ihrer furchtbaren Tragik, — Alles ist plastisch und farbig geschildert. Auch Humor und Satire kommen zu ihrem Rechte.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Gute, spannende Romane,**

**Novellen, Kindergeschichten** etc.

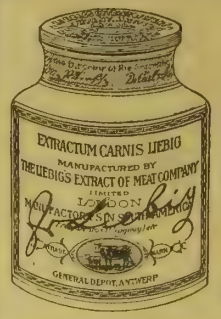
**gesucht**

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**




**LIEBIG** Company's

**FLEISCH-EXTRACT.**

**Nur echt,**

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

**Wird aus reinem Fleische bester Sorte hergestellt.**

• Die Bismarck-Nummer •

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Thüringisches

**Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre. Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

**und**

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 6. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Bismarck. — Zünfte und Gilden. Von Professor Emil Michael. — Ein unbekannter Brief an Schiller. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß. — Vom ersten deutschen Parlament. Erinnerungen von Hugo Wesendonck. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Requiem. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

# Bismarck.

Die Erde bebt, ein Riese geht von hinnen,
Der letzte Große einer großen Zeit,
Der uns das Reich erschuf mit klugem Sinnen,
Mit Blut und Eisen uns geeint, befreit.

Sieh', die Besiegten dort von seinen Thaten!
Haus Habsburg, das der Schmach von Olmütz flucht,
Holsteins Bedränger, Frankreichs Advokaten,
Napoleon, der umsonst den Tod gesucht ...

Und floß auch viel des Bluts auf seinen Wegen,
Als er zertrat des Corsen gift'ge Saat,
Doch aus den Gräbern blüht uns reicher Segen,
Und Wohlstand festigte sein Werk, den Staat.

Das Eisen aber, das einst unermüdet
In deutscher Faust so tiefe Wunden schlug,
Im langen Frieden hat er's umgeschmiedet,
Verwandelt zur Maschine und zum Pflug.

So ward der Mann des Kriegs zum Friedensfürsten,
Deß Weisheit unsre wirre Zeit erhellt,
Schiedsmann der Völker, die nach Ruhe dürsten,
Vermittler, Richter, Friedenshort der Welt.

Da traf auch ihn der Wandel ird'scher Größe,
Des Undanks Schmach in jeglicher Gestalt,
Doch blieb, mit scharfem Blick für jede Blöße,
Der treue Eckart er im Sachsenwald.

Und groß blieb er nach seines Glückes Wende,
Der Schicksalsmensch, vom tiefsten Schmerz geweiht,
Und das Jahrhundert ist mit ihm zu Ende,
Und es beginnt nun eine neue Zeit.

Sein Ruhm wird ewig wie sein Werk bestehen.
Wo deutscher Boden, sei ihm Huld und Preis!
Halbmast die Flaggen auf fünf Meeren wehen,
Fünf Welten trauern um den stillen Greis.

## Zünfte und Gilden.

Von Professor Emil Michael.

Ein altdeutsches Sprichwort heißt: „Niemandes Herr und Niemandes Knecht, das ist des Bürgerstandes Recht.“ Die Städte waren daher Schutzanstalten der freien Arbeit. Um auf sittlicher Grundlage die Arbeit zu schützen und erwerbsfähig zu machen vereinigten sich die Mitglieder von gleichen oder verwandten Gewerben zu geschlossenen Genossenschaften, welche unter verschiedenen Namen auftraten. Die gebräuchlichste Bezeichnung wurde „Zunft“. In welchem Verhältniß diese Zünfte zu den früheren Vereinigungen oder Aemtern der hörigen hofrechtlichen Handwerker standen, ist noch vielfach unklar. Fragt man nach einem gemeinsamen Ausgangspunkt des Zunftwesens überhaupt, so dürfte dieser darin zu suchen sein, daß das bisher durch gutsherrliche Abhängigkeit gebundene und eben erst in den Städten freigewordene Handwerk das Bedürfniß einer Sicherstellung für die errungene Freiheit empfand. Der einzelne Arbeiter lief Gefahr, im Strudel des Städtelebens unterzugehen; nur die Einigkeit macht stark. Was indeß die Entstehung der einzelnen Zünfte betrifft, so sind es die mannigfachsten örtlichen Bedingungen gewesen, welche dieselben in's Leben gerufen und über alle Gebiete sowohl des deutschen Mutterlandes als des colonialen Ostens verbreitet haben. Häufig wurde, beispielsweise in Schlesien, das Innungsrecht zugleich mit dem Stadtrecht gegeben.

Es ist gewiß, daß die Zünfte keine bloßen kirchlichen Vereine waren. Aber ebenso gewiß ist es, daß kirchliche Vereine im Laufe der Zeit Zünfte im engeren Sinne, gewerbliche Einigungen geworden sind; so in Basel, wo auf Grund der Stiftsbriefe die einzelnen Handwerke, bereits vor ihrer Anerkennung als geschlossene Gewerbsgenossenschaften, Bruderschaften zu Ehren der seligsten Jungfrau bildeten und schon damals Zünfte hießen. Gewiß ist ferner, daß die eigentlichen Zünfte wohl immer zugleich kirchliche Bruderschaften gewesen sind, oder doch daß die Zunftmitglieder einem kirchlichen Vereine angehört haben. Der erste Zweck indeß, welchen die Handwerker bei Begründung ihrer Innungen verfolgten, war ein gewerblicher; sie traten zusammen, weil sie die Ueberzeugung hegten, daß sie ihre Erwerbsinteressen auf diese Weise am besten wahren könnten. Daher steht dieser rein wirthschaftliche Hauptzweck im Vordergrunde sämmtlicher Zunftrollen. Ihr vorwiegend wirthschaftliches Gepräge beweist sodann vor Allem der Zunftzwang. Derselbe war im Jugendalter der Zünfte, also bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, keine lähmende Fessel, welche Concurrenzfurcht und Eigennutz erst später geschaffen haben. Denn Jedermann war berechtigt, ein beliebiges Handwerk auszuüben. Der Zunftzwang bestand in der älteren Zeit lediglich darin, daß Alle, welche ein bestimmtes Gewerbe trieben, dem entsprechenden Verbande des Ortes beitreten mußten. Es handelte sich noch keineswegs darum, irgend Jemanden aus engherzigen Rücksichten von den Vortheilen des Handwerks auszuschließen. Der bei dem Zunftzwang leitende Gedanke war der nämliche, welcher in letzter Linie das Zunftwesen selbst erzeugt hatte: Möglichste Kräftigung und Hütung des freien Handwerks, das damals noch zarter Schonung und Pflege bedurfte. Die Ehre des Handwerks wurde aber nur dadurch gesichert, daß ohne Ausnahme Alle, die es pflegten, einer sittlichen und gewerblichen Ueberwachung unterstellt, also gezwungen wurden, sich der Zunft anzuschließen. Das neue Mitglied, des „Handwerks rechter Genosse“, erhielt das durch die Zunft geschützte Recht auf Arbeit; der Kundschaft war Seitens der einzelnen Handwerker jene Bürgschaft geboten, deren die Waaren für genügenden Absatz bedurften.

Durch den Zunftzwang war offenbar bedingt das Bannrecht oder die Bannmeile. Diese Einrichtung findet sich schon früh. Bereits der Sachsenspiegel (um 1230) sagt: „Man soll keinen Markt dem andern eine Meile nah bauen.“ Das Bannrecht forderte, daß sich innerhalb eines gewissen Umkreises kein Gewerbetreibender niederlassen durfte mit der Absicht, seine Waare unabhängig von der Zunft abzusetzen. Der Zunftzwang in seiner ursprünglichen Form hing eng mit dem Wesen der Zünfte zusammen und ist genau so alt wie diese. Durch ihn wurden sie erst Schutzverbindungen der ehrlichen Arbeit gegen uncontrolirbare Arbeit. Uebrigens ging der Zunftzwang von den Stadtherren selbst aus, die anfänglich den Zünften gegenüber bedeutende Rechte in Anspruch nahmen. Nur allmälig hob sich das Handwerk, machte sich von fremder Beeinflussung immer mehr frei und brachte es meist noch im 13. Jahrhundert dahin, daß der herrschaftliche Vorsteher durch einen von den Genossen gewählten Zunftmeister ersetzt wurde.

Aus dem 12. Jahrhundert sind fünf Handwerkerzunftbriefe erhalten. Neben diesen giebt es eine Reihe von Nachrichten anderer Art, welche das Bestehen gewerblicher Verbindungen im 12. Jahrhundert bezeugen. Während des 13. Jahrhunderts nahm die Zahl der Innungen in solchem Grade zu, daß die geschichtliche Ueberlieferung kaum mehr zu übersehen ist. In dem colonialen Deutschland begannen die Zünfte naturgemäß erst im 13. Jahrhundert. Am frühesten vereinigten sich zu Zünften jene Handwerke, welche den Bedürfnissen des täglichen Lebens zunächst entsprachen: Die Bäcker, Fleischer, Schuhmacher und Weber. Gleichartige oder verwandte Gewerbe bildeten nicht selten eine einzige Zunft, so lange das Handwerk noch wenig entwickelt war. Mit seiner Entfaltung machte sich auch die Nothwendigkeit der getheilten Arbeit geltend. Aus den verschiedenen Urkunden, welche während des 13. und 14. Jahrhunderts in Bremen Denjenigen ausgestellt wurden, die sich mit der Herstellung von Schuhwerk befaßten, geht hervor, daß diese Beschäftigung unter mehrere Zweiggesellschaften vertheilt war. Man unterschied die Lohgerber, welche, wie eine Urkunde vom Jahre 1305 sagt, „in der Muttersprache ‚Lore‘ heißen,“ ferner Solche, welche nur schwarze Schuhe verfertigten und deßhalb schwarze Schuhmacher genannt wurden, schließlich die Corduaner, die auch Schuhe machten, nur keine schwarzen. In München gehörten während des 13. Jahrhunderts zu den Webern alle Arten von Wollen- und Leinenwebern. Später schieden sich dieselben in zwei Zünfte; und wiederum spalteten sich die Wollen- oder Lodenweber in Tuchmacher oder Geschlachtgewander zur Bearbeitung der feinen flämischen und italienischen Wolle, und in Loderer zur Bearbeitung der gröberen inländischen Wolle. Für die Herstellung wollener Handschuhe und Beinkleider kamen hinzu die Handschuher und Hosenstricker, aus denen die Strumpfwirker und Strumpfstricker hervorgegangen sind. Endlich haben sich von den Geschlachtgewandern auch noch die Zeugmacher und Tuchscheerer abgelöst. Das Zunftrecht war erblich; auch Frauen hatten Zutritt. Dasselbe Bedürfniß, welches die Handwerker in Genossenschaften zusammenschloß, vereinigte sie auch örtlich. So geschah es, daß in den Städten des Mittelalters die Straßen vielfach nach den Gewerbsleuten benannt wurden, welche in ihnen wohnten. Zu Frankfurt am Main gab es eine Weißgerbergasse, Schuhmachergasse, Schwertfegergasse, Leinenwebergasse, Seilergasse, Fischergasse, eine Bäckergasse und eine Glasergasse. Aehnlich in anderen Städten. Gegen den gewerblichen Beruf der Zünfte standen während des 13. Jahrhunderts politische, militärische und gesellige Rücksichten im Hintergrund.

Ihre politische Bedeutung haben die Zünfte im 14. Jahrhundert erst dadurch gewonnen, daß sie sich als gewerbliche Genossenschaften bereits Geltung verschafft hatten. Es war dies eine durchaus naturgemäße Entwickelung. Ursprünglich einfache Bauersleute, brachten es die Handwerker durch das vereinte Streben nach demselben Ziel gewerblichen Aufschwungs zu Wohlhabenheit und Reichthum. Im Besitze so wirksamer Machtmittel waren sie befähigt, den Kampf mit Denen auf-

zunehmen, welche bisher allein das Stadtregiment geführt hatten. So gelangten sie mit den Geschlechtern oder gegen die Geschlechter zu den ersten städtischen Verwaltungsämtern. Auch die militärischen Verpflichtungen der Zünfte als solcher waren im 13. Jahrhundert noch unbedeutend. Die Zunfturkunden vor dem Jahre 1300 sprechen von kriegerischen Verbindlichkeiten der Handwerker äußerst selten. Es mußten damals noch alle Bewohner der Stadt bereit sein, für das Wohl derselben und für ihr eigenes zu Felde zu ziehen. Waffenpflichtigkeit und Zunftpflichtigkeit wurden nur sehr allmälig Wechselbegriffe. Ebenso war die gesellige Unterhaltung für die Zünfte der alten Zeit nichts weiter als eine untergeordnete Nebensache.

Weit stärker trat der religiöse Charakter der Zünfte hervor. Der Grund hierfür lag in dem Umstande, daß das Mittelalter Alles mit der Kirche in Beziehung zu setzen bestrebt war. Für die Zünfte galt dies umsomehr, da sie wohl immer zugleich fromme Bruderschaften bildeten oder solchen eingegliedert waren. Sie hatten Heilige zu Schutzpatronen, sehr oft die Mutter Gottes. Am Jahrestage des Schutzheiligen fanden sich die Zunftmitglieder zu gemeinsamem Gottesdienste ein. Die Pflicht der Heiligung des Sonntags ward streng eingeschärft, ihre Verletzung durch Geldbuße geahndet. Bei der Aufnahme in den Verband erlegte man ein Eintrittsgeld oder man gab Wachskerzen, damit, wie es in der Urkunde der Baseler Kürschnerzunft vom Jahre 1226 heißt, „an allen Festtagen der Kronleuchter in reicherem Lichterschmuck prange, zur Ehre und zum Lob des allmächtigen Gottes, der seligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen.“ Aehnliche Vorschriften enthält eine Urkunde der Metzger in Basel. In Berlin forderten die Kürschner, die Schuhmacher und die Schneider gleichfalls beim Eintritt eine Beisteuer von ein bis zwei Pfund Wachs. Die Hälfte davon war an das Spital vom heiligen Geist und an das Haus der Aussätzigen abzuliefern. Die Religion und ihre Uebung verband die Zunftgenossen in „Lieb und Leid“, wie spätere Urkunden sich ausdrücken. Die Zunft war eine große Familie, welche vom Geist des Glaubens durchweht war. Die brüderliche Treue, welche man sich im Leben erwiesen hatte, sollte sich auch nach dem Tode bewähren. Sämmtliche Zunftmitglieder waren gehalten, den verstorbenen Bruder, auch den ärmsten, zu Grabe zu geleiten, und die Innung sorgte durch Gebete und Opfer für das Seelenheil des Heimgegangenen.

Welche Opferkraft manche Zunft schon in früher Zeit besaß, als das gewerbliche Einigungswesen noch nicht jene wirthschaftliche Stärke gewonnen hatte wie in späteren Jahrhunderten, beweist eine Urkunde Hartmann's, des Comthurs des Deutschen Ordens in Deutschland. Sie wurde ausgefertigt im Jahre 1240 und richtet sich an diejenigen Bremer Schuhmacher, welche den besonderen Namen Corduaner führten. Jeder durch Armuth oder durch Krankheit oder durch Alter oder wie immer sonst durch Noth an der Erwerbung seines Unterhaltes verhinderte Zunftgenosse solle, wenn er früher eine eigene Werkstätte gehabt, im Krankenhause des Deutschen Ordens zu Bremen Aufnahme und Unterhalt finden. Der Comthur begründet dieses Anerbieten mit der für die Handwerkerinnung überaus ehrenvollen Thatsache, daß die Corduaner die Gründer jenes Hauses gewesen sind.

Wo Religion herrscht, dort sorgt man auch für die Wahrung der Sittlichkeit. Bei der Aufnahme in die Zunft wurde streng auf die Unbescholtenheit des neuen Ankömmlings gesehen. Unmäßigkeit und Ausgelassenheit aller Art waren verpönt. Unerbittlich sind die Vorschriften, welche die gewissenhafteste Ehrlichkeit des Handwerks einschärften. Mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eiferte die Zunft dafür, daß der Käufer die Waare möglichst billig erhalte. Bier oder Brod, das nicht den Bestimmungen gemäß zubereitet war, sollte unter die Armen vertheilt werden. Beim Verkauf indeß wurde untersagt, einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen; minder gute Waare durfte weder dem Einen noch dem Andern verabreicht werden. Trat der Fall trotzdem ein, so mußten dem Armen „seine Pfennige“ zurückgestellt werden. Die Bäcker in Augsburg schwuren, für die Stadt wie für den Markt gleich gut backen zu wollen. Dieselbe Verbindlichkeit bestand in Lübeck. In Goslar verpflichteten sich sogar die Goldschmiede durch einen Schwur zur Benutzung nur guten Goldes. Die Bäcker in Schleswig hatten für schlechtes Brod eine Geldstrafe zu erlegen. Ein Iglauer Schmied, welcher einem Manne oder einer Frau Nachschlüssel oder Haken machte, sollte, wenn er von drei Zeugen überwiesen würde, die Hand verlieren, oder zehn Mark zahlen. Der Schmied, welcher in Lübeck ein Pferd vernagelt hatte, mußte es auf eigene Kosten heilen, und wenn das Thier verdorben blieb, den Schaden ersetzen. Ranziges und unreines Fleisch durfte nicht feilgeboten werden, es sei denn, daß man den Käufer auf die Schadhaftigkeit der Waare aufmerksam gemacht hätte. Es bestand das Verbot, das Fleisch aufzublasen, oder Stroh in den Bauch des geschlachteten Thieres zu stecken. Das Vieh sollte im Schlachthause getödtet werden. Vieh, welches durch Krankheit gefallen, war vom Markt ausgeschlossen. Für Freiburg im Uechtlande galt diese Verordnung auch bei Thieren, welche von einem Wolfe oder einem Hunde getödtet waren. Wein und Bier sollten gut und unverfälscht sein. Mit dem Weinfälschen nahm man es fast so ernst wie mit einem Attentat auf die jungfräuliche Ehre oder mit einer Majestätsbeleidigung. Eingehende Satzungen regelten das Schuhmacherhandwerk und das Tuchgewerbe. Kraft einer polizeilichen Bestimmung über die Bereitung der Tuche in Straßburg vom Jahre 1217 mußten solche Stücke, welche die gesetzliche Größe nicht hatten oder mit Haaren untermischt waren, verbrannt werden. Die Hutmacher in Augsburg durften entweder nur wollene Hüte anfertigen, oder sie mußten es angeben, wenn die Hüte halb aus Wolle und halb aus Filz bestanden. Mit einem Wort: „Falsches Werk“, schlechte, vorschriftswidrige Arbeit war ausgeschlossen.

Diese Satzungen gingen anfangs wohl von der Stadtobrigkeit aus, ebenso die Bestimmung des Preises für die einzelnen Waaren der Handwerker. Allein schon im 13. Jahrhundert wurde die Preisregulirung von den Gewerbetreibenden selbst versucht. Es gab entweder feste Taxen, bei deren Bestimmung gewisse Zufälligkeiten, beispielsweise im Bäckergewerbe der Ausfall der Ernte, in Rechnung gezogen wurden, oder es wurde festgesetzt, wie viel bei jedem Stück gewonnen werden durfte. In München kosteten zwei Pfund des „schönsten rindernen Fleisches“ einen Pfennig. In Murten durften die Metzger bei einem Rinde zwölf Denare, bei einem Schweine sechs, bei einem Schöps, einer Ziege oder einem Ziegenbock vier Denare gewinnen. Hegte man Verdacht, daß diese Taxen überschritten worden seien, so mußte sich der Metzger durch einen Eid reinigen oder drei Schillinge erlegen. Wo der Handlohn genau geregelt war, wie bei den Webern zu Freiburg im Uechtlande, dort mußte allmälig eine Vervollkommnung der Technik eintreten, insofern der Arbeiter mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen darnach trachtete, in derselben Zeit eine Leistung von gleicher Güte, aber von höherer Stückzahl fertigzustellen.

Die angeführten gewerbepolizeilichen Maßnahmen hatten den Zweck, die Ehrlichkeit des Handwerks im Interesse des Käufers zu sichern. Man unterließ auch nicht, die Höflichkeit im Verkehrsleben zu empfehlen. Durch das Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 wurde den Knechten und Mägden des Bäckerhandwerks eingeschärft, daß sie innerhalb ihres Tisches stehen und das Brod „artig und ohne Scheltwort“ verkaufen sollten. Ein Knecht, den man vor dem Tisch fand, kam auf die Schupfe oder Wippe, das heißt auf ein Schaukelbrett, von dem er in's Wasser oder in eine Pfütze geschleudert wurde. Das Bäckermädchen hatte für einen ähnlichen Fehl-

tritt eine Geldbuße an den Burggrafen zu entrichten. Verging sich ein Bäckerknecht durch Scheltworte gegen ehrbare Personen, so durfte er auf offenem Markte von dem Beleidigten gezüchtigt werden, nur war es diesem nicht gestattet, seine Hand zu bewaffnen. „Entwieche er aber davon, swa man in darnach erwisschet, da sol man in schuphen (schupfen), unde sol dem clager damit gebezzert sein." Stehen sollten in Rothenburg an der Tauber auch die Fischhändler. Hier wie in Augsburg war den Frauen dieser Handel bei Verlust ihrer Waare untersagt. Körperstrafen, wie das erwähnte Schupfen, scheinen bei pflichtvergessenen Handwerkern nur selten in Anwendung gekommen zu sein. Die bereits im 13. Jahrhundert üblichste Strafe bestand in einer Geldbuße. Die Summe wurde gewöhnlich an die Richter, an die Stadt, auch an die Handwerker, mitunter an die Kläger vertheilt. Laut eines Zunftbriefes vom Jahre 1295 hatten sich die Schuster von Cleve eidlich verpflichtet, weder vor Aufgang noch nach Untergang der Sonne bei Kerzenlicht Schuhe zu nähen unter Strafe von drei Pfund kleiner Pfennige. Auch jeder Lehrling mußte dies beschwören, und im Uebertretungsfall gleich den übrigen drei Pfund kleiner Pfennige zahlen, und zwar ein Drittel zum Bau der Stadtmauern, ein Drittel für den Richter sammt den Schöffen und ein Drittel, wie die Urkunde sagt, „für unsere Schustergilde". Außerdem hatte Derjenige, welcher sich gegen die Satzung verging, zu gewärtigen, daß man ihm mittelst eines dazu bestimmten Eisens drei Löcher durch die Schuhe schlug, wenn er sie auf den Markt brächte. Häufig wurde schlechte Waare eingezogen und vernichtet. Hie und da ward zeitweilige Verbannung aus der Stadt verhängt. Die härteste Strafe ist wohl der Ausschluß aus der Zunft gewesen und zwar für immer bei Solchen, deren „Bosheit sich bewährt" hatte. Meist indeß erfolgte diese Strafe nur bedingungsweise. Man wollte den Säumigen nicht sowohl unglücklich machen, als bessern. Wie andere bedeutsame Befugnisse, die ursprünglich von den städtischen Behörden ausgeübt wurden, hatten die Zünfte sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch das Recht der Ausschließung aus ihrem Verbande angeeignet. Es lag ihnen Alles an der Würdigkeit ihrer Genossen. Die Zünfte sollten rein sein, als wären sie, wie das Sprichwort sagt, von den Tauben zusammen gelesen worden.

Die Ueberwachung des Gewerbes, womit eine große Uebersichtlichkeit des Marktes gegeben war, und die Ermittelung von Zuwiderhandelnden war Aufgabe Derer, welche von der Stadtobrigkeit, später von den Zünften selbst, dazu erwählt wurden. Diese Vertrauensmänner hießen Meister. Im 13. Jahrhundert war diese Bezeichnung vielfach noch nicht der Ausdruck einer Standeswürde, zu der jeder Arbeiter emporstieg, wenn er die nöthigen Vorstufen zurückgelegt hatte, sondern ein Amt, mit dem die Aufsichtspflicht gegenüber den Genossen verbunden war. Die Ernennung von Meistern schloß übrigens die Betheiligung des Rathes an der Ausübung der Gewerbepolizei nicht grundsätzlich aus. In Berlin wenigstens hielten die Rathmannen, jeden Mittwoch und Sonntag eine Brodschau. Es beruhte also im Mittelalter wie der wirthschaftliche Betrieb so auch der gewerbliche auf der Vereinigung von Capital und Arbeit. Der Händler konnte Waaren kaufen, aber die Arbeit selbst bot sich ihm noch nicht als Waare an; die Arbeitskraft war noch nicht gezwungen, sich an das Capital zu verkaufen und von demselben gegen die Abschlagszahlung eines Lohnes zu beliebiger Verfügung in Anspruch nehmen zu lassen. Der mittelalterliche Arbeiter war noch eng verbunden mit seinen Productionsmitteln und fand in dieser Verbindung seine Selbstständigkeit und seinen Schutz. Eine Trennung war durch die Zunftverfassung ausgeschlossen. Das heutige mobile Capital konnte beim mittelalterlichen Handwerk nur in der Form wucherischer Ausbeutung, des Vorkaufs der gewerblichen Waaren und in der künstlichen Preissteigerung zur Erscheinung kommen. Aber Diejenigen, welche sich auf diesem Wege zu bereichern suchten, waren gefährliche Schmarotzer, welche nicht bloß die Kirche, sondern auch die christliche Gesellschaft aus ihrer Mitte ausschloß. Zu der Zunft wurden außer den Familienangehörigen der Meister auch die Gesellen und Lehrlinge gerechnet. Bestand zwischen diesen und den Meistern eine scharf abgegrenzte Scheidung, so lassen sich doch in den Urkunden vor 1300 die Gesellen oder Knechte von den Lehrlingen, Lehrknechten, Lehrkindern oder Knappen nicht immer genügend auseinanderhalten. Die Lehrlinge und Gesellen waren gewöhnlich junge Leute, welche in Abhängigkeit zu den Meistern standen und sich befähigen sollten, ihr Gewerbe einstens selbstständig auszuüben. Es gab indeß auch verheirathete Leute, welche es nicht verschmähten, bei einem geschickten Handwerker die Lehrlingszeit zu bestehen und sich auf diese Weise die Vortheile der gewerblichen Selbstständigkeit zu sichern. Das Verhältniß zwischen diesen Personen, welche sich in der Vorbereitung auf das Handwerksamt befanden, und den Meistern, war ein patriarchalisches. Man betrachtete die Erziehung der Gesellen und Lehrlinge als eine Hauptaufgabe der Zunft. Der Meister hatte die Pflicht, nicht bloß für tüchtige Schulung seiner Pfleglinge zu sorgen, sondern vor Allem ihre sittliche Führung zu überwachen. Er hatte daher das Recht einer maaßvollen Züchtigung. Bei den Vortheilen, welche der Gesell unter der Obhut des Meisters genoß, war es berechtigt, daß dieser die Arbeit seines Knechtes nicht vollauf entlohnte. In Rothenburg an der Tauber war durch das „Willkürenbuch" den Pfistern oder Bäckermeistern vorgeschrieben, daß sie ihren Gesellen jährlich keinesfalls mehr als dritthalb Pfund Heller und zwei Linnenkleider zu verabreichen hätten. Die Länge der Dienstzeit hing bei den Gesellen von der Vereinbarung ab, die sie mit ihren Meistern getroffen hatten. Die eigenmächtige Lösung dieses Vertrages, das Abdingen oder Abspannen der Knechte, d. h. der Uebergang der Gesellen von einem Meister zu einem anderen, bevor die festgesetzte Frist abgelaufen war, ist in den Zunfturkunden wiederholt nachdrücklichst verboten worden. Von einem Meisterstück der Gesellen, ist in den Urkunden des 13. Jahrhunderts fast nichts zu finden. Einen Anklang daran verräth die Urkunde der Berliner Bäcker vom Jahre 1272; hier heißt es, daß Derjenige, welcher der Zunft beitreten wolle, zuvor in des Meisters Ofen Brod backen müsse, damit man sich überzeuge, ob er seine Arbeit verstehe.

Es ist die große That der deutschen Zünfte des 13. Jahrhunderts, daß sie zur Heranbildung eines kräftigen Bürgerthums im Mittelalter wesentlich beigetragen haben. In engem Anschluß an die Kirche stärkten sie den Geist der Zusammengehörigkeit und das Gefühl einer berechtigten Standesehre. Der Handwerker wußte sehr gut, daß es Vornehmere, Reichere, Mächtigere gab als er. Aber er war der Ansicht, daß er nicht schlechter sei als diese. Gott der Herr hatte ja verschiedene Stände eingesetzt, von ihm stammte auch das Handwerk her. Für das Ganze war es ebenso nothwendig wie Kaiser, Könige und Herren. Wenn sich der Gewerbetreibende sagen mußte, daß es übel stände um die Welt, gäbe es keine Schuhmacher oder Schneider, so erfüllte ihn diese Wahrnehmung mit einem Selbstbewußtsein, wie den Edelmann der Hinweis auf seine Ahnen. Die einzelnen Gewerke liebten es, ihren Anfang womöglich auf das Paradies, auf irgend eine Stelle der heiligen Schrift oder auf einen Schutzpatron zurückzuführen, der dasselbe zuerst betrieben habe. Der Corpsgeist des deutschen Innungswesens wurde sodann nicht bloß dadurch erhöht, daß die gleichartigen Zünfte verschiedener Städte des Inlandes stets eine gewisse Verbindung miteinander unterhielten, sondern auch durch die Gründung von Genossenschaften deutscher Handwerker im Ausland. Derartige Schöpfungen gab es wohl überall, wo deutsche Kaufleute sich niedergelassen hatten; so besonders im Norden Europas, in Frankreich und in Italien. Merkwürdig ist in dieser Be-

ziehung eine in herzlich-naivem Ton abgefaßte deutsche Urkunde, die sich im Archiv von Pisa befindet. Es ist ein Bittgesuch, mit welchem sich die deutsche Schuhmacherzunft in Lucca an die deutsche Schuhmacherzunft in Florenz richtet, um von dieser eine milde Beisteuer zur würdigen Abhaltung des Gottesdienstes ihrer gemeinsamen Brüder in Pisa zu erwirken. Aus dem Schriftstück geht hervor, daß die ausländische deutsche Schusterzunft nach den in der Heimath geltenden Grundsätzen eingerichtet war. Gegenseitige thätige Unterstützung im Leben und über das Grab hinaus durch Gebet und heiliges Opfer galt hier wie dort. Wie daheim, so stand auch in der Ferne ein Heiliger an der Spitze der Zunft, in Florenz Unsere Liebe Frau. Es war als ein bedeutender Erfolg anzusehen, daß sich durch das ganze Reich und weiter noch, soweit nur Deutsche verstreut lebten, eine einheitliche Auffassung des Handwerks herausbildete.

Wenn der Gewerbetreibende das Werk seines Fleißes auf den Markt brachte und feilbot, so wurde er Händler. Andere gab es, welche nur den Austausch fertiger Waaren besorgten. Es waren die Krämer und die Kaufleute, denen sich als Tuchhändler die Gewandschneider beigesellten. Diese drei Gruppen sind die Träger des eigentlichen Handels gewesen. Krämer und Kaufmann unterschieden sich in mehrfacher Beziehung. Der Krämer war auf eine bestimmte Stadt beschränkt; in anderen Städten durfte er nur zur Jahrmarktszeit und an einigen anderen Tagen des Jahres verkaufen. Er hatte einen offenen Laden, eine Bude oder ein Zelt. Das Zelt wohlhabender Krämer wurde mit einem Kreuz bezeichnet. Der Krämer durfte seine Waare nicht an einen anderen Krämer derselben Stadt, sondern nur an einen Fremden absetzen und stand unter dem Stadtrath. Der Kaufmann indeß stand nicht unter dem Stadtrath, er genoß den Schutz des Kaisers oder Königs, durfte zu jeder Zeit und in jeder Stadt seinen Handel für Alle eröffnen, hatte keine Bude, sondern trieb sein Geschäft im Kaufhause. Der Kaufmann betrachtete seine Freiheiten als vom Kaiser selbst ausgegangen und gestattete keiner Behörde, welche außerhalb der vom Kaiser oder dessen Stellvertreter bestätigten Gilde lag, eine Beschränkung seines Wirkungskreises. Er war unter den freien Bürgern der damals so unabhängigen Städte der freieste. Kaufmannsgilden, in denen sich die Handelsleute der einzelnen Städte vereinigten, sind aus dem 12. Jahrhundert in Deutschland nur wenige bekannt. In dem 13. Jahrhundert gab es deren bedeutend mehr, aber ihre Zahl steht gegenüber der großen Menge von Zünften doch zurück.

In weit höherem Grade als bei den Handwerkerzünften ist in den Satzungen der Gilden, namentlich der eigentlichen Kaufmannsgilden, die gesellige Unterhaltung betont. Fröhliche Gelage durften sich die reichen Kaufleute öfter und mit größerem Aufwand gestatten, als die meist in beschränkteren Verhältnissen lebenden Handwerker. Besonders hoch war die Aufnahmegebühr bei dem Bruderbund der Eisenhändler in Trier 1285. Der Eintretende hatte 20 Schillinge zu ergegen, mußte eine Mahlzeit mit sieben reichlichen Gängen besorgen und während dieses Mahles dem anwesenden Schultheiß, den beiden Schöffen, welche mit dem Schultheiß zu erscheinen hatten, und sämmtlichen Mitgliedern der Gilde, gleichviel ob Mann oder Frau, eine genau vorgeschriebene Summe Geldes verabreichen. Wie die Zunft, so stellte auch die Gilde an alle ihre Angehörigen die Forderung der sittlichen Unbescholtenheit und wahrte den Charakter der religiösen Bruderschaft. Sie hatte ihre Vorschriften über gemeinsamen Gottesdienst, sie hatte ihren Schutzpatron. In Dortmund war es der Schutzheilige der Stadt, der heilige Reinold. Die für das 13. Jahrhundert bezeugte Kaufmannseinigung in Dortmund hieß daher die Reinoldsgilde. Wie es deutsche Gewerbsgenossenschaften im Auslande gab, so lassen sich auch kaufmännische Bruderschaften und Vereine fern von der Heimat nachweisen. Ein solcher Verein war die Bartholomäus-Bruderschaft in Lissabon. Nächster Zweck der Kaufmannsgilden war der Schutz kaufmännischer Interessen, genossenschaftliche Regelung und Förderung des Handels. Dadurch unterschieden sie sich von den Handelsgesellschaften, welche genossenschaftlich-capitalistischen Betrieb und procentualen Antheil der Mitglieder am gemeinsamen Gewinn anstrebten. Ein Netz persönlicher Vertrauensbeziehungen umschlang die einzelnen Theilnehmer, welche ursprünglich dem engeren Kreise der Verwandten und Freunde angehörten.

Handelsgesellschaften traten während des 13. Jahrhunderts in bedeutender Anzahl auf. Im Jahre 1205 bestand ein Gesellschaftshandel von Kölner Weinkaufleuten nach England. Am Ende des Jahrhunderts handelten Gesellschaften von Deventer nach Bergen in Norwegen, 1311 eine Lübecker Gesellschaft nach Köln und nach Flandern. In Niedersachsen gab es 1291 Gesellschaften zu gemeinsamem Mühlenbetriebe. Händler aus Riga kamen 1286 nach Wisby auf Gotland, um ihre zur Tuchfärbung dienende Asche abzusetzen. Schiffsgesellschaften sind für 1270 in Hamburg verbürgt, Handelsverbindungen anderer Art in Saalfeld, Prag, Iglau, Enns, Wien, Wiener-Neustadt, Hainburg. Von einer Handelsfirma ist bereits in den Goslaer Statuten um das Jahr 1300 die Rede. Gewinn und Verlust wurden für thätige Mitglieder im Verhältniß ihrer Capitaleinlagen berechnet, „na marktale", nach Markzahl, wie die Goslaer Statuten vorschrieben. Ebenso verfügte das Lübecker Urkundenbuch. Es war die bei derartigen Verträgen gewöhnliche Abmachung. In demselben Sinne verordnete der Sachsenspiegel: „Wo Brüder oder andere Leute ihr Gut zusammen haben und vermehren dasselbe mit ihren Kosten und ihren Diensten, da gereicht der Gewinn Allen gleichmäßig zum Vortheil wie der Schaden zum Nachtheil." An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn Mehrere gemeinsam ein Wehrgeld oder ein anderes Geld versprechen, so sind sie Alle dafür haftbar, so lange es noch nicht bezahlt ist. Es braucht aber nicht Jeder das Ganze zu zahlen, sondern nur so viel wie auf ihn fällt und wie weit man ihn gerichtlich belangen kann." Dasselbe Gesetzbuch nahm auch ehrliche Mitglieder einer Handelsgesellschaft gegen ungerechte Schädigung durch ihre Collegen in Schutz. Es bestimmt: „Verspielt ein Mann sein Gut oder bringt er es in Unzucht oder in Saus und Braus durch, so nehmen seine Brüder oder andere Gemeinhaber, die nicht zugestimmt, an dem Schaden nicht Theil, auch nicht die Werkgenossen, die mit ihm ihr Gut gemeinsam hatten."

Eine Aenderung in der Zumessung des Gewinnes trat ein, wenn einer der Gesellschafter als Geschäftsführer mit dem gemeinsamen Gut zu wirthschaften hatte. In diesem Falle wurde die Hauptmasse des Gesammtvermögens gewöhnlich von den nichthandelnden Theilnehmern beigesteuert. Es war eine Gesellschaft mit Capitaleinlage des einen, Arbeits- und Capitalanlage des anderen Socius. Der Verlust vertheilte sich nach der Höhe eben dieser Einlage, der Gewinn ähnlich wie bei der Commenda, wo man halbirte. Die Commenda, welche die deutschen Quellen unter dem Namen „sendeve" kennen, war ein Vertrag, kraft dessen ein Geschäftsherr seine Güter einem Anderen als „Diener zu Gewinn und Verlust" übertrug. Eigenthümer des anvertrauten Gutes blieb der Auftraggeber. Zweck des Vertrags war der Kauf oder Verkauf von Waaren. Seine herrlichste Blüthe aber erreichte das deutsche Genossenschaftswesen bekanntlich in der Hansa, deren Entstehung in die zweite Hälfte des 13. Jahrhundert fällt.*)

*) Die allgemein interessanten Ausführungen sind der Gesammtdarstellung in des Verfassers „Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" entnommen, die soeben in Lieferungen bei der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg i. B. erscheinen.

## Ein unbekannter Brief an Schiller.

Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß.

Es ist allgemein bekannt, daß der entsprungene Stuttgarter Karlsschüler und bejubelte Mannheimer Theaterdichter Friedrich Schiller im Juni 1784 aus Leipzig einen begeisterten anonymen Brief erhielt, begleitet von einer schön gestickten Brieftasche, der Composition eines Liedes aus den „Räubern" und den Bildnissen vier unbekannter Verehrer und Verehrerinnen. Inmitten seiner theatralischen Aergernisse, sowie finanziellen und Liebesnöthe erfuhr er endlich den Namen der sächsischen Freunde und stattete ihnen seinen Dank brieflich ab. Zugleich machte er ihnen Hoffnung auf seinen baldigen Besuch in Leipzig. Daran knüpfte sich ein ziemlich lebhafter Briefwechsel zwischen den Betheiligten: einerseits Schiller, andererseits Körner und seiner Braut Minna Stock, L. F. Huber und seiner Braut Dora, Minna's Schwester. Bald drängte es den geplagten Dichter aus Mannheim hinweg, und die Leipziger Freunde Körner und dessen Socius Göschen befreiten ihn von seinen Schulden. Zur Ostermesse 1785 kam er nach Klein-Paris, wo Huber ihm Quartier gemacht, und da Körner inzwischen seine Minna geheirathet und als kurfürstlicher Consistorialrath nach Dresden übergesiedelt war, schrieb ihm Schiller, wie Hugo Wittmann hübsch bemerkt, „die ersten jener exemplarisch schönen Briefe, die als das hohe Denkmal eines harmonischen Bundes zwischen hingebender Productionskraft und werkthätiger Empfänglichkeit in keiner Literatur der Erde ihresgleichen finden." Schiller fühlte eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem trefflichen Manne mit dem kühlen Verstand und dem warmen Herzen, mit dem weiten Blick über das Leben hin. „Ich muß zu Euch!" schrieb er ihm, aber freilich: „Zur Glückseligkeit unseres Beisammenseins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt." Es war Hoffnung vorhanden, durch Dresdner Connexionen dem jungen Manne — Ludwig Ferdinand Huber war 1764 in Paris geboren als der Sohn des Geßner-Uebersetzers Michael Huber (1727—1804), eines Bayern, der jetzt in Leipzig französischer Sprachlehrer, Professor und Lector war und ein im welschen Ton gehaltenes Haus machte — die diplomatische Laufbahn zu öffnen; zuvor aber sollte er im Umgange mit den Freunden sich ausreifen, und Schiller rechnete es zu seinen schönsten Träumen, „die Epoche seines Geistes lenken zu helfen." Indessen dauerten diese diplomatischen Unterhandlungen etwas lange, der ungeduldige Schiller eilte nach Dresden, und Huber, der bald nachkommen sollte, machte sich inzwischen nützlich, indem er eine Leipziger Aufführung des „Fiesko" zu vermitteln suchte und Schiller darüber berichtete. Endlich gegen Ende October kam Huber auch nach Dresden, um sich auf den Beruf eines Legationssecretärs vorzubereiten. Ueber das harmonische Zusammenleben der Freunde sind wir so ziemlich unterrichtet, obwohl der Briefwechsel unterdessen naturgemäß stockt und an biographischen Denkmälern bloß einige humoristische Zeugnisse uns vorliegen: Schiller's bekanntes Waschgedicht („Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei") und die dramatischen Bilderscherze „Der neue Telemach" und „Er muß sich rasiren lassen", den später der „Papierreisende" Karl Künzel herausgegeben hat. Ein harmloser kindlicher Sinn, der sich einer derberen Regung nicht schämt, äußert sich in diesen Neckereien; sie werfen ein heiteres Licht auf das Leben der Freunde, leihen seinem ernsten Inhalt den natürlichen Contrast, und erzählen uns, besser als der umständlichste Bericht, wie gesund und menschlich seine Farbe war (Wittmann). Erst vom April 1786 liegen wieder briefliche Zeugnisse vor, als Huber mit Körner's nach Leipzig ging und Schiller in Dresden zurückblieb. Wir können hier noch einen bisher verloren geglaubten Brief Huber's an Schiller nachtragen und schicken zu seinem Verständniß einige Anmerkungen voraus.

Die drei Freunde hatten damals verschiedenartige geistige Interessen. Der im Grunde recht unproductive Körner war damals mit Kant beschäftigt, Schiller steckte tief im Studium der Geschichte, und der ihm wahlverwandte Himmelstürmer Huber widmete sich den diplomatischen Anfangscursen. Ihnen gemeinsam aber war die Sehnsucht nach dem Schönen, der Enthusiasmus für das Ideal, die Freude am poetischen Schein. Während sich aber der nüchterne, bedächtige, etwas umständliche Körner in seinem bürgerlichen Berufe sehr wohl fühlte und Huber sich schon als künftigen Staatsmann sah, suchte Schiller noch immer seinen Beruf; bald wollte er sich auf Rechtswissenschaft werfen, bald wieder die Medicin vornehmen oder statt des Sängers ein Held werden. Hatte er doch bei der Abreise von Mannheim seinem Freunde Streicher die Hand darauf gegeben, er werde ihm erst dann ein Lebenszeichen zukommen lassen, wenn er — Minister geworden sei. Nebenher wurde am „Don Carlos" gearbeitet und die „Thalia" redigirt. Im dritten Hefte erschienen Philosophische Briefe zwischen Julius (Schiller) und Raphael (Körner). Leider sträubte sich die sächsische Censur gegen das Erscheinen des „Dom Carlos" in der „Thalia", und Professor Wenck, ihr Vertreter in Leipzig, bedrängte deßhalb sowohl den Dichter als den Verleger (Göschen). Und hier setzte das erste diplomatische Debüt Huber's ein, indem er mit seinem „Talent zu Negociationen" die Censurschwierigkeiten hob, so daß, wie er Schiller am 15. April schrieb, „nicht völlig zwei Zeilen von dem Manuscript aufzuopfern" waren. Nebenbei correspondirte Huber in Leipzig auch mit Charlotte von Kalb, der er in Schiller's Auftrag die Aushängebogen der „Thalia" nach Mannheim zu schicken hatte. „Mein Brief aber", entschuldigte er sich, „war nicht der klügste von allen Briefen, die geschrieben worden sind und noch geschrieben werden sollen, denn ich war damals zerstreut und überhaupt nicht sehr bei Laune, so daß ich's nicht gern hätte, wenn Charlotte so viel Gewicht auf einen gut geschriebenen Brief legte, als Dorchen." Dieses ist natürlich seine Braut, während die von den Freunden „Charlotte" genannte Frau eben Charlotte v. Kalb ist, jene im Zeitgeschmack empfindsam überspannte Freundin von Goethe, Herder und Jean Paul, in deren Netzen der arme Schiller jahrelang zappelte. Sie hatte ihn 1784 in Mannheim kennen gelernt, wo er bald in ihrem Hause verkehrte, auf der Grenzscheide zwischen Liebe und Freundschaft. Der vielliebende, schwärmerische Jüngling suchte schon damals unausgesetzt eine Lebensgefährtin. Nachdem die Leidenschaft für Laura, ob diese nun Wilhelmine Andreä hieß oder die Hauptmännin Vischer war, verraucht, hatte ihm die „schöne Schwanin" — oder vielmehr ihr Vater, der Buchhändler — einen Korb gegeben, nebenher liefen Liebeleien mit der Professorstochter Albrecht, ein ernsthaftes Werben um die Hand der Schauspielerin Katharina Baumann und seine Neigung zu Charlotte v. Wolzogen. Die Liebe zu Frau v. Kalb saß wohl tiefer und beglückte ihn doch nicht. Auch um ihretwillen verließ er Mannheim und zwar mit der deutlichen Klage:

„Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor Deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!"

Er hatte sich also losgerissen, aber noch in Dresden wechselte er eifrig Briefe mit ihr. Um Ostern 1786 verließ sie die Pfalz und begab sich von Mannheim nach Kalbsried auf das Gut ihres Schwagers, wo Schiller sie besuchen sollte. Unterdessen war Huber in nicht minder „zerrissener" Stimmung als Schiller. Trotz der Eltern und Freunde ist ihm in Leipzig „weder wohl noch weh"; ja derselbe Mensch, der soeben aus dem lebendigen Verkehre mit einem der größten Geister seiner Zeit herausgetreten, klagt ihm: „Die Leerheit der letztverwichenen sechs Monate steht fürchterlich vor mir!" Freilich, im Vergleich

zu Schiller durfte er schon muthlos werden, denn die paar Beiträge in der „Thalia" und eine Uebersetzung von Beaumarchais' „Tollem Tag" und Anderes aus dem Französischen und Englischen, das war Alles leichtes literarisches Gepäck. Er sehnte sich nach etwas, was ihm „Achtung für mich selbst einflößt" und wollte vor der Hand allerlei übersetzen. In ähnlich verzweifelter Stimmung war also auch sein großer Freund. Am 1. Mai schreibt Schiller an Huber: „Ich bin jetzt fast unthätig. Warum? wird mir schwer zu sagen. Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Krisis — die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären. Kann wohl sein, daß Du mich nicht verstehst, aber ich verstehe mich schon. Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte, zu sterben." Gerade auf dieses Schreiben Schiller's sind wir heute in der Lage, Huber's bisher ungedruckte Antwort hier abzudrucken.

Leipzig, d. 11. Mai, 1786.

Ich will sehen ob ich's bei wütenden Kopfschmerzen und ziemlich starkem Husten und Schnupfen so weit bringen kann Dir etwas gescheites zu schreiben. Anstrengung wird es gewis kosten, da überhaupt seit einiger Zeit meine Vernunft den Krebsgang genommen hat; indessen, wenn der Krüppel mit einem Lahmen zusammenkömmt, kann keiner dem andern seine Krüke vorwerfen. Willkommen, Bruder zerschmetterter! — wenn anders der Periode worinn Du Deinen letzten Brief schriebst noch keinem andern Plaz gemacht hat. Du brüstest Dich mit Deinem Scharfsinn in Ergründung der Quellen meiner iezigen Laune, und ich bilde mir ein daß ich nicht weniger besize als Du, denn die Deinige ist mir samt ihren Ursachen und Würkungen allen, sonnenklar. Aber Geheimnis gegen Geheimnis, ich werde Dir meine Hipothesen auch nicht an den Hals werfen wenn Du nicht tauschen willst. Ueberhaupt wünscht' ich nicht daß Nikolai*) Deinen neulichen Brief an mich zu Gesicht bekäme; es ist so viel mistisches darinn daß er Dich für einen heimlichen Jesuiten halten müßte.

Mit meinen litterarisch-ökonomischen Negoziationen bin ich heute, den 11ten Mai grade so weit als ich's den 7ten April war da ich von Dresden abreiste. Nachdem ich mich lange genug mit dem paysan parvenu herumgeschlagen hatte, und am Ende fast den Entschlus hätte fassen müssen es an den Knöpfen abzuzählen ob ich ihn übersezen sollte oder nicht, hat eine Ankündigung von Mylius daß in kurzem eine Uebersezung des paysan parvenu von seiner Feder bei Rellstab in Berlin herauskommen würde,**) meiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht. Und fast möcht' ich mich darüber freuen, denn bei'm neuen Durchlesen dieses Buchs hab' ich fast unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden. Das Kolorit von Marivaux ist sein Hauptverdienst, und so unzertrennlich mit seiner Ursprache und der Bildung der Ideen in seinem Kopfe verbunden, daß es nothwendig in der Uebersezung verloren gehen müßte; als dann aber bliebe wenig mehr übrig. Auch hab' ich mich eine kurze Zeit mit Otways gerettetem Venedig geschleppt.***) Du hast wahrscheinlich das Stük nicht gelesen, wenigstens mus ich's nach Deiner Intoleranz gegen alle Englischen Dichter die nicht Shakespear heissen, voraussezen. Es ist sehr berühmt, eines der ärgsten Scharwenzel auf den Englischen Bühnen. Auch hatte es für mich anfangs viel reizendes, aber ich bekam die Versuchung die wahre Geschichte des Stüks zu lesen, nahm die conjuration contre Venise des Abbé F. Réal vor, worinn sie beschrieben ist, und der gute Otway wurde mir nun würklich verächtlich. In der That, hab' ich ie ein Faktum so beschrieben gelesen, daß es alle meine Forderungen erfüllte und einen wahren Enthusiasmus in meiner Seele zurükliesse, so ist es diese Verschwörung von F. Réal. Ich nehme sie mit nach Dresden, Du mußt sie auch lesen.*) Sein Karlos hatte mir wenig Respekt für ihn eingeflößt, aber es ist auch nicht zu begreifen wie dieser und die conjur. contre Venise von einerlei Kopf herausgegangen sind. Der Otway ist ein wahrer Sünder daß er diesen vortreflichen Stof so ganz und gar nicht gefaßt hat; seine unterschobnen Fiktionen sind gegen die Wahrheit so mager so klein, daß ich ihm blos deswegen alles Genie abspreche. NB. er wird für eins gehalten. Dabei hab' ich auch gefühlt wie dankbar für den Erzähler ein solches einzelnes Faktum aus der Geschichte wuchert, das so meteorisch hervorleuchtet und dem das Schikal selbst so bequeme Schranken gesezt hat, daß es dasteht und zu warten scheint bis es aus dem ungeheuern Chaos der Weltgeschichte hervorgerissen wird. Vorzüglich macht es einen interessanten Anblik mit welcher Zauberei ein großes weitläuftiges Verbrechen wie dieses, so gewaltige Kräfte weit und in Thätigkeit sezt die gewis ohne dasselbe ewig geschlafen hätten. Aus dem unscheinbarsten, gröbsten Stoff wächst oft kolossalische Größe hervor wenn das Schicksal nur den Samen dazu hineingeworfen hat. Diese Erscheinungen müssen, dächte ich, für das was man den Schwall der Menschheit nennen möchte, mehr Ehrfurcht einflössen, und der gemeine Soldat der iezt nichts ist als der Hunderttausendste in dem Heer von Maschinen, könnte vielleicht, wenn er in den Fall gesezt würde, den Untergang von Hunderttausenden bestimmen. Freilich ist auch da immer Ein großer gebildeter Geist der die übrigen lenkt, aber er lenkt sie in Fällen wie diese so daß sie wie Menschen handeln müssen, nicht wie Avtomaten. Er spinnt ihre Handlungen aus ihrer eignen Seele heraus, er kettet sie nicht an einen gewissen steifen Mechanismus. — Kurz, ich möchte noch eine Verschwörung erleben! —

Eine sehr angenehme Nachricht wird es Dir seyn daß ich gestern den letzten Bogen des 3ten Hefts der Thalia korrigirt habe. Ich habe alle Mühe gehabt es dahin zu bringen daß die Abwechselungen des Druks dem Verstande gemäs in den lezten Bogen beobachtet werden, endlich aber hoff' ich daß es mir gelungen ist.

Du wirst von Körnern erfahren haben daß ich mich wieder anders entschlossen habe wegen der zwei Volmarschen Briefe. Ich glaube würklich daß es sehr gewinnen wird wenn der 2te Brief von einem andern geschrieben ist als der erste. Treibe nur an Körnern daß er's vor sich bringt, oder vielmehr, halt' ihn iezt durch nichts andres davon ab. Das Beste wäre freilich ich kaufte die ganze Auflage der Kantischen Schriften an mich, aber das ist etwas kostbar.**)

*) Der bekannte Berliner Aufklärer und Freund Lessing's.

**) Der emporgekommene Landmann, aus dem Franz. des Marivaux, neu übersezt von W. C. S. Mylius. Berlin, 1787.

***) Thomas Otway's Drama erschien 1682.

*) Unter Schiller's Namen erschien 1788 eine „beinahe wörtliche" Uebertragung: „Die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618" in seiner „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen", die ein bloßer Auszug ist aus dem dritten Bande von Duport du Tertre's Sammelwerk Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Revolutions célèbres, Paris 1763. Dieser einzig erschienene Band enthält nur ein Vorwort aus Schiller's Feder. Aber Saint Réal's „Don Carlos, nouvelle historique, 1672" war die Hauptquelle Schiller's für seinen „Don Carlos", an dem er gerade damals schrieb. Die Verschwörung Bedemar's hat Boas als Schiller's Werk in dessen Nachträge aufgenommen, Vollmer ihm mit Recht abgesprochen. Der hier mitgetheilte Brief gestattet den Schluß, daß kein Anderer als der von Saint Réal so begeisterte Huber der Uebersetzer ist. Er hat für Schiller's „Rebellionen" auch die Rienzi-Verschwörung übertragen.

**) Huber's Befürchtung war nicht ohne Grund, wie Schiller's Scherz zu Körner's Geburtstag 1787 beweist, worin er zwei Zeilen der Philosophischen Briefe als das ganze literarische Ergebniß eines Körner'schen Vormittags mit gutmüthigem Spott anführt. Die zwei Zeilen blieben symbolisch.

In 8 bis 10 Tagen, wenn's Glük gut ist, sind wir wieder beisammen. Sonst hätt' ich Dir eine Menge schöner Sachen darüber geschrieben; iezt will ich für iene Sünden büssen und Dir blos ganz einfach, ganz troken sagen: ich freue mich darauf. Darüber wird das Schikſal doch hoffentlich nicht böse werden? — Im Grunde soll diese Kälte eine Art von Kriegslist seyn; der Raker (i. e. das Schikſal) wird nichts böses von mir ahnden, alsdann überrumpl' ich es, — und zwing' ihm mit gewafneter Hand eine Gunst ab. **Trompetenstos!**

Leb wohl Lieber und gedenke meiner! Närrisch genug! Ich verfalle iezt halb und halb in eine satirische Laune. Zum Glük, oder wenn Du willst zum Unglük, gilt aber meine ganze Satire nur mir.

Grüße alle an die ich
nicht selbst schreibe.

Huber.

Die Nachrichten von Charlotten haben mich herzlich gefreut. Nun wird die Ueberraschung um desto früher vor sich gehen können. Aber der Ueberschwung von Wonne der Dich außerdem erwartet — wirst Du den ertragen können? Sie zu sehen die vom Himmel und allen Seraphins Dir bestimmt war? — Ich möchte dabei seyn, wenigstens die Rolle des Vertrauten zu spielen und Dich zu halten wenn Du in Ohnmacht fällst.

Schiller's Antwort auf diesen Brief ist bekannt. Am 17. Mai berichtet er von fortdauernder Unthätigkeit, doch hat er für den Musikdirector Fränzel aus Mannheim, der eine Woche in Dresden zugebracht, zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht. In diesen hypochondrischen Stimmungen wird, neben dem Karlos, ein anderes Stück „Der Menschenfeind" begonnen. Auch schreibt er, dem Freunde von Uebersetzungen englischer Stücke abrathend, das kühne Wort: „Es gab eine Epoche in Deutschland, wo es Verdienst hätte heißen können, aber jetzo verachtet der Luxus der Literatur diese Beisteuer aus fremden Landen". — Uebrigens verschob sich das Wiedersehen mit Charlotte von Kalb, auf das Huber oben neckend anspielte, (in der letzten Zeile sogar mit einem Anklang an eine berüchtigte Stelle der „Räuber") und Schiller selbst, der bald darauf sich in die berufsmäßige Courtisane Henriette von Arnim verliebte, schien keine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Freundin mehr empfunden zu haben; auch wissen wir aus einem späteren Briefe Huber's, daß sich Schiller's Einsamkeit bisweilen in eine „Zweiheit" verwandelte. Erst im Juli 1787 eilte Schiller nach Weimar, wo ihm Charlotte, die von Gotha dahin gezogen war, als freundliche Führerin durch das Gesellschaftsleben diente. Aus diesen unfruchtbaren Banden der hysterischen Kokette sollte ihn bald eine andere Charlotte erlösen, seine edle Gattin. Schiller's Weggang von Dresden war keine bloß vorübergehende Trennung, wie die Freunde gedacht hatten. Sie sprengte den Freundeskreis für immer. Nur Körner mit seinen Damen blieb an der Elbe zurück, denn auch der junge Diplomat Huber ging von dannen. In Mainz ließ er sich von dem Clubbisten Georg Forster dessen Frau Therese abtreten und hob das Verlöbniß mit Körner's Schwägerin auf. „Er bleibt, was er ist, ein räsonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoist", tröstete Schiller die Verlassene. Aber was die Freunde voller Mitleid befürchteten, traf nicht ein. Der Schwächling Huber hat in der unermüdlichen Therese Forster seinen Meister und sein Glück gefunden. In der harten Schule des Lebens reifte er zum Mann. Als der erste Redacteur der Ulmer (jetzt Münchener) Allgemeinen Zeitung und als Redactrice des Cotta'schen Morgenblattes gehören Ludwig Ferdinand und Therese Huber zu den Begründern des modernen Journalismus.

## Vom ersten deutschen Parlament.

Erinnerungen von Hugo Wesendonck.

(Schluß.)

Den Aufständischen von 1830 ging es schon besser. Sie waren noch in voller Manneskraft. Aber sie wollten, wie der alte Welcker, den Strom in seinem Bette zurückstemmen. Doch das ging nicht. Er mußte sich im Sande verlaufen. Sie waren abgethan, genau wie später die 48er, z. B. Loewe-Calbe, ein sonst so vortrefflicher, hochgebildeter und liebenswürdiger Mann, ein Präsident großer parlamentarischer Versammlungen, der neben Simson, auch einem Muster-Menschen, genannt werden muß.

Im Ganzen gab es so viele hervorragende, ausgezeichnete Gelehrte und auch Staatsmänner im Frankfurter Parlament, daß trotz des Unkrautes und der Spreu, die darin auch massenhaft mit unterlief, ein Jeder davor seinen Hut abziehen sollte und der heutige Reichstag denselben sich in Ernst, Würde, Ehrenhaftigkeit und Streben nur zum Muster nehmen könnte.

Heinrich von Gagern habe ich bisher vernachlässigt. Die Linke hat ihm von Anfang an Unrecht gethan. Er war wirklich ein freisinniger Mann und ehrlich. Er sympathisirte mit dem Alt-Liberalismus. Aber die Linke konnte bei ihrer enormen Minorität nicht erwarten, einen ihrer Richtung näher stehenden Mann auf dem Präsidenten-Stuhle zu haben und hätte Gagern nicht so sehr verhöhnen sollen. Gagern hatte selbst Hecker und dem alten Itzstein, auch eine schon vor 1848 erloschene Leuchte, nahe gestanden. Daß die Rechte ihn — Gagern — später auch verließ, war undankbar. Er gehörte zu der Majorität. Er wollte das Beste, er war unparteiisch, so weit er es vermochte. Er war würdevoll, ich möchte fast sagen, pomphaft, und von beiden Seiten wurde er verkannt. Sein „kühner Griff" war kein Fehler. Es war von vornherein unmöglich — sobald die Republik ausgeschlossen war — einen andern als einen preußischen Fürsten an die Spitze Deutschlands zu stellen. Aber die Sache wäre zu deutlich gewesen, wenn man auch schon zum Reichsverweser einen preußischen Prinzen gewählt hätte. Es blieb nur ein österreichischer Prinz übrig, und indem Gagern denselben vorschlug, bereitete er die spätere Wahl Preußens vor, obschon er als Katholik und Groß-Deutscher Oesterreich näher stand. Das Groß-Deutschthum aber hat ihm bei der preußischen Rechten den Hals gebrochen, und so wurde er vor der Zeit ein verschollener Mann. Die Linke warf ihm namentlich vor, daß er gleich im Anfang die Souveränität der Nation proclamirt hatte und nun später doch für die Vereinbarung der Verfassung mit den deutschen Fürsten eintrat. Aber er erwiderte mit Recht, daß die „Nation" die Fürsten einschlösse und deßhalb habe er sich nicht für die Souveränität des „Volkes" ausgesprochen. Wie dem aber auch sein möge, die Republik war eine Unmöglichkeit und die einzige Chance, daß das Parlament überhaupt irgend etwas zu Stande brachte, lag in der preußischen Spitze. Hätte Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angenommen, das ganze Volk, Nord, Süd, Ost und West hätte ihm mit Begeisterung zugejauchzt, und wer sich widersetzt hätte, Fürst oder Unterthan, wäre ein verlorener Mann gewesen.

Der Fürst Lichnowsky, der in Folge des Aufstandes auf der Pfingstweide den Tod erleiden mußte, nachdem er eben zuvor vor den Fenstern der Madame . . . . . paradirt hatte und das Volk von der Tribüne herab bei jeder Gelegenheit verhöhnte, war auch eine tüchtige Kraft der Rechten. Zwar lag er mit der deutschen Grammatik beständig im Kriege, aber er hatte Gedanken und Geist und verstand es, das Parlament zu haranguiren wie kein zweiter. Er war indessen ein Abenteurer vom Wirbel bis zur Zehe, und sein Freischaarenthum im Dienste des Don Carlos hatte ihn zu einem tragischen Ende prädestinirt. Elegant, jung, schön, ritterlich und nicht ohne Witz und Satire, war er eine der hervorragendsten Gestalten des Parlaments. Er war ein fleißiger, gewandter

Redner und besaß Kenntnisse genug, um seine Worte auszuschmücken. In der großen Polen-Debatte, wo es sich darum handelte, ob Preußisch- und Oesterreichisch-Polen in dem Deutschen Reiche aufgehen sollten, sprach er die berühmten Worte: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht!" Man lachte. „Wer lacht da?" rief er wuthentbrannt und wiederholte: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht!" Aber man lachte und lachte. Er aber verhöhnte die Tribünen und es entstand ein solcher Heidenlärm, daß der Präsident zuletzt die Tribünen räumen ließ. Dieser und andere Vorfälle hatten ihn beim Volke so verhaßt gemacht, daß man sich nicht wundern darf, daß der Pöbel, als sich Lichnowsky bei dem Pfingstweide-Aufstande mitten unter ihn begab und gewissermaßen provocirte, an einen Baum band und erschoß. Auerswald war das zweite aber unverschuldete Opfer dieses Aufstandes.

Die Polen-Debatte brachte eine andere Größe in den Vordergrund. Wilhelm Jordan, der Nibelungen-Dichter, that sich darin hervor. Er hatte bisher zur Linken gehört und war ein Anhänger von Robert Blum. Aber ganz unerwartet sagte er sich in der Polen-Debatte von der Linken los und ließ eine Philippica gegen die Polen vom Stapel, die seine Freunde beleidigen mußte. Er hatte vielleicht in der Sache nicht Unrecht, denn die Polen haben die Deutsch-Liberalen stets nur benützt, um sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Mieroslawski insbesondere war der böse Geist des Badischen Aufstandes. Aber Jordan's Manier war verletzend, und gerade darum wurde er von der Rechten mit um so mehr Enthusiasmus aufgenommen. In Folge seines Uebertritts wurde Jordan, als noch keine Marine existirte, Marine-Secretär, und damals sang Moritz Hartmann von ihm:

„Wo ist denn der Jordan?
Wißt ihr denn nicht das?
Ei, für ihn ist fortan
Seine Zukunft Spaß.
Ihn hat Herr von Schmerling
Trefflich conservirt
Und als Deutschen Hering
Reichs-einmarinirt."

Herr Jordan wolle mir diese Episode, ihres köstlichen Humors wegen, verzeihen. Man sieht, die Beute gehörte schon damals dem Sieger, und die Linke verlangte schon Stellen und Aemter.

Die Oesterreicher verhielten sich bei allen diesen Debatten sehr still, so Schmolka, der spätere Präsident des österreichischen Herrenhauses, Anastasius Grün, selbst Schuselka, der Sonntags-Nachmittags-Prediger, und eine Menge anderer tüchtiger Männer. Sie fühlten, sie waren im Deutschen Parlamente nicht zu Hause. Viele von ihnen stimmten zwar mit der Linken. Aber sie guckten doch nur aus den Ecken hervor, wo man sie nicht finden konnte. Nur Giskra, den späteren Bürger-Minister, muß ich ausnehmen. Er war ein entschiedener Westend-Haller und linker Centrums-Mann, ein tüchtiger, sehr gebildeter Schönredner, aber ohne innere Tiefe, und, wie sich später zeigte, Gründungen nicht abgeneigt.

Die eigentlich deutscheste Partei des Frankfurter Parlaments war der Deutsche Hof unter Blum. Das Casino war preußisch, der Englische Hof österreichisch, der Augsburger Hof ultramontan, der Nürnberger Hof kleinstaatlerisch, die Westend Halle halb preußisch, halb großdeutsch, und nur der Weidenbusch enthielt, glaube ich, viele unabhängig patriotisch gesinnte, hervorragende, aber in der Stille leuchtende Köpfe. Ich glaube Uhland und der Fürst Waldburg-Zeil, der übrigens fast immer mit der Linken stimmte, gehörten dahin. Auch wohl Rießer, ein höchst eminenter Kopf, der bei mehreren Gelegenheiten glänzte.

Der Deutsche Hof war durch und durch deutsch. Er zählte Mitglieder aus Ostpreußen und vom Bodensee, Oesterreicher, Sachsen, Württemberger, Bayern und Raubstaatler in Menge. Und Robert Blum war sein Chef. Und welch ein Chef! Alles in Allem, halte ich ihn für den besten Mann des Deutschen Parlaments. Ein Sokrates von Gesicht und Gestalt, aber breiter, dicker, stämmiger, mit hervortretenden Schultern und gewölbter Brust. Wie ein Eichenstamm stand er auf der Tribüne, etwas zur Seite sich neigend und den rechten Arm leicht bewegend, war er wie mit der Tribüne zusammengewachsen und imponirte nach jeder Richtung. Von der Theatercasse hatte er eine gründliche literarische Bildung mitgebracht, er hatte viel studirt und ein umfangreiches Wissen, namentlich in der Geschichte. Er hatte ein wunderbar klangreiches Organ, eine classische Ruhe und einen festen, durchdachten Plan in Allem, was er sagte. Er war ein brillanter Schönredner zugleich und hatte in allen Fällen ein höchst eindrucksvolles Auftreten. Sein Organ war ein vollkommener Bariton. Er war stets ernst, nie leichtfertig, immer bei der Sache. Er war überall geachtet, und ich möchte hinzufügen, gefürchtet, und die Frauen insbesondere verehrten ihn trotz seiner Häßlichkeit. Er war mit all' seinem gediegenen Streben ein Frauenabgott. Er war angenehm und humoristisch in der Privat-Unterhaltung. Als geborener Amerikaner hätte er es weit bringen können. Aus solchem Stoffe macht man Präsidenten. Lincoln war häßlicher, und Cleveland ist nicht viel hübscher. Wäre das Unmögliche damals in Deutschland möglich gewesen, es hätte sich nur um Blum oder Gagern handeln können, letzterer ein Muster edler Männlichkeit, ersterer fast ein Satyr. Vincke wäre nicht populär genug gewesen. Aber Blum hätte gesiegt, denn er war der beste Ausdruck des liberalen — meinetwegen klein-deutschen Bürgerthums.

Dennoch überflügelte Carl Vogt ihn im Parlament, namentlich bei der Rechten. Sein Scharfsinn, sein Wissen, seine Dialektik, seine Bonhommie, seine Satire, seine Rednergabe mußten immer einschlagen. Er war der geistreichste Kopf des Parlaments, nur Schmerling konnte sich mit ihm messen, aber Schmerling war boshaft, während das Wohlwollen Vogt's aus jedem Worte hervorguckte. Mit Vogt konnte man gut Freund bleiben, auch wenn man hart mit ihm aneinander gerathen war. Aber — Vogt hatte etwas Dilettantisches. Ich weiß nicht, ob er große Opfer zu bringen im Stande gewesen wäre. Blum war es, und er hat es bewiesen in der Brigittenau. Wäre Blum etwas mehr Diplomat gewesen in der Untersuchung, hätte er nicht so schroff auf seinem angeblichen Rechte der Unverletzlichkeit bestanden, er würde auch, wie Froebel, begnadigt worden sein. Aber es war vielleicht so besser: als Opfer wurde er größer. Blum ist und bleibt ein erschütterndes Denkmal unabhängiger Männlichkeit. Blum und Vogt waren Freunde. Vogt hätte eben so gut die Führerschaft im Deutschen Hofe beanspruchen können. Aber er war kein Streber und verzichtete darauf, zu glänzen. Er war ein gesunder, ehrlicher Demokrat und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Aber man glaubte es ihm vielleicht nicht so ganz, denn er war ein Lebemann und liebte es, die Süßigkeiten aus allen Blumen zu holen. Doch das Gift ließ er darin.

Das deutsche Volk soll sich freuen, daß es zwei solche Kerle im Parlamente hatte wie Blum und Vogt, wenn auch heutzutage die von oben inaugurirte Interessenpolitik über ideales Streben lachen mag und es vorzieht, Deutschland auf ihre Art zu zerreißen. In dem heutigen Deutschen Reichstage stehen die Parteien weit schroffer einander gegenüber, als in dem viel verschrieenen Frankfurter Parlamente, welches doch, trotz alledem, der Boden ist, aus dem das heutige Deutsche Reich entsprossen.

Ich habe eben Froebel genannt. Einer der intelligentesten Köpfe des Frankfurter Parlaments. Ein Gelehrter. Aber ich muß etwas zurückgreifen, ehe ich von ihm und Anderen rede. Im Deutschen Hof waren zu Viele, die Chef sein wollten. Außer Blum waren da Froebel, Zitz und Trützschler, vielleicht auch Titus. Froebel aspirirte vielleicht weniger, aber er wurde von Anderen vorgeschoben, die Blum nicht mochten.

Zitz war das Herrschen von Mainz her gewohnt, und Trützschler muß schon in Leipzig ein Concurrent von Blum gewesen sein. Dies verursachte eine Spaltung. Die oben genannten Vier traten aus und gründeten mit Titus, Berger, Hartmann, Ludwig Simon u. A. den Donnersberg. Ich schloß mich auch an, namentlich wegen Ludwig Simon. Dieser Donnersberg galt für die äußerste Linke, für Radicale, vielleicht für Republikaner. Es waren eben Viele dabei, die nicht dahin gehörten, z. B. Ludwig Simon, Hartmann und ich. Der radicalste, in meiner Erinnerung der einzige wirkliche Republikaner im ganzen Parlament, war Schloeffel. Wer eigentlich im Donnersberg regiert hat, weiß ich nicht mehr. Ich glaube vorwiegend Zitz, und neben ihm Trützschler und ohne Prätensionen Froebel.

Froebel war der Angesehenste unter ihnen, überhaupt einer der angesehensten Männer des Parlaments. Er war ein Gelehrter und ein Radicaler, wie Arnold Ruge, der auch zum Donnersberg hielt. In der Theorie war Froebel den Conservativen gefährlich, aber in Wirklichkeit nicht. Er war zu milde, ohne Leidenschaft, ja ohne Sentiment, kühl bis an's Herz hinan. Dabei hatte er elegante Formen, war ein schöner Mann und im Innern wie im Aeußeren ein vollkommener Gentleman. Trotz seines Radicalismus schwärmte er für eine österreichische große Centralmacht mit ihrem Sitze in Wien oder Prag. Er hatte eine Brochure darüber geschrieben, die man später im Gefängniß bei ihm fand und die ihm wahrscheinlich das Leben rettete. Er war kein Heißsporn. Er war das vermittelnde Element im Donnersberg. Er galt viel bei der Rechten, und als er später direct von den Barrikaden, oder man kann sagen: „direct vom Galgen" aus Wien zurückkam, wo er zum Tode verurtheilt und von Windischgrätz begnadigt worden war, und namentlich, nachdem er seinen eleganten, ruhigen Vortrag über die Geschichte des Wiener Putsches gehalten hatte, da gab ihm die Rechte die Hand, und zu uns sagte sie: „Ja, wenn Ihr alle solche Leute wäret, wie könnten wir da zusammen gehen." Zur Zeit konnten sie das nicht, aber später, als Alles zusammengebrochen war, da erhielten sie Recht, denn Froebel wurde preußischer General-Consul, was ich ihm durchaus nicht übel nehme, denn wozu sollte er eitlen Träumen nachhängen, während er als hochgebildeter und humaner Mann sich nützlich machen konnte. Die Humanität aber ist, wenigstens in ruhigen Zeiten, der nothwendigste Charakterzug eines Staatsdieners, nothwendiger als Blut und Eisen.

Ich darf mich bei allen Anderen nur weniger lang aufhalten. Zitz war ein ausgezeichneter und wäre ein vorzüglicher Führer gewesen, wäre er nicht — verstimmt gewesen. Sein Ehrgeiz war verletzt, namentlich durch Gagern. Er kam daher nicht zur Geltung und ging fast immer über das Ziel hinaus. So namentlich in seiner Verbitterung gegen das preußische Heer. Aber später, als er in New-York wieder zur Advokatur griff, habe ich ihn bewundert. Er hatte all' seinen ehemaligen Glanz vergessen und arbeitete unermüdlich, still und erfolgreich für die ihm anvertrauten Interessen des Volkes.

Trützschler, ein anderer Concurrent von Blum, hatte enormen Einfluß im Donnersberg. Er war leidenschaftlich im höchsten Grade und immer zu dem Aeußersten bereit. Er war es, der den Deutschen Hof und den Donnersberg dazu trieb, den Aufständischen der Wiener Aula durch Blum, Froebel und Hartmann die Sympathien der beiden Clubs auszudrücken, wobei Blum das Opfer wurde. Er war aber auch selbst ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er durch seinen Tod im Badischen Aufstand bewiesen hat, während Brentano, der eigentlich die ganze badische Armee zum Uebergang zu den Revolutionstruppen veranlaßte und längere Zeit Dictator in Baden war, seinen Frieden mit dem Großherzog machte. Aber auch Brentano hatte seine Vorzüge. Seine Vertheidigung Hecker's war weit besser als die Anklage Widenmann's, und als er durch eine vielleicht unvorsichtige Anspielung auf die Reise des späteren Kaisers Wilhelm I. nach England einen furchtbaren Sturm hervorrief, wobei namentlich und leider auch Vincke mit den gemeinsten Schimpfworten gegen die Linke um sich warf, da prallten alle Angriffe wie an einem Felsen von ihm ab. Als damals Vincke Trützschler forderte, weil er den Prinzen von Preußen beleidigt habe, da antwortete ihm Trützschler: wenn Vincke sich für einen Andern schlagen wolle, so würde sein eigener Bedienter (er hatte wirklich einen) sich für ihn, Trützschler, schlagen.

Berger, der spätere Bürger-Minister, war ein sehr bedeutender Kopf. Er war verschlossen und sprach wenig. Ich erinnere mich insbesondere, wie er einmal Welcker, als dieser in Wuth gerieth, einen in rothen Sandstein übersetzten Neger nannte. Titus, der Bamberger Advokat, war zu gemächlich, um sich hervorzuthun. Aber er war auch eine kernige Natur. Ludwig Simon war ein begeisterter Redner, ein überzeugungstreuer Demokrat, im Angriff und in der Vertheidigung gleich brillant, eine höchst angenehme Erscheinung und ein großer Liebling der Damen. Er hat sich auch im späteren Leben, wo er bei Koenigswarter in Paris Cassirer und Antheilhaber war, als ein tüchtiger, einsichtsvoller Arbeiter bewährt. Moritz Hartmann, der reimende „Pfaffe Mauritius", zeichnete sich durch seine satirische Gedichte aus, von denen ich eben eins mitgetheilt habe. Er war auch auf den Barrikaden in Wien. Aber er entkam in einem Sarge. Er und sein Freund Alfred Meißner waren wie die Dioskuren. Beide verkehrten im Donnersberg, Meißner nur als Journalist.

Schließen wir den Donnersberg mit Schloeffel ab. Schloeffel war ein schlesischer Ex-Fabrikant und Gutsbesitzer, aber der radicalste Mann im Parlament. Obwohl kein studierter Mann, sprach er doch logisch und consequent, dabei machtvoll und kühn. Als er und Andere, unter ihnen der Verfasser, wegen des Pfingstweide-Krawalls zur Untersuchung gezogen werden sollten, sagte er dem Parlament: „Wenn ich einmal Revolution machen sollte, so sitzen Sie, meine Herren, nicht über mich zu Gericht." Sein Verbrechen sollte sein, auf der Pfingstweide gesagt zu haben:

„Wem aus Kanonen Mund
Sein letztes Stündlein blitzt,
Der stirbt den schönen Tod
Zu guter Stund.
Doch auf wem Lilliput
Mit tausend Nadeln sitzt,
Der stirbt Millionen Mal
Aus Millionen Wunden."

Auch er hat seinen Frieden später mit der Regierung gemacht und sein confiscirtes Vermögen wieder erhalten. Zur Zeit des Parlaments war er der einzige Socialdemokrat.

Als letzten, aber besten Mann, keiner Partei angehörig, möchte ich nur noch Ludwig Uhland nennen. Er war eine Zierde des Parlaments. Er war ein Demokrat von Gottes Gnaden und blieb seiner Ueberzeugung sein Leben lang treu. Er sprach wenig, — seine letzte Rede, die er kurz vor der Verlegung nach Stuttgart hielt, hatte den Zweck, Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der Kaiserkrone zu bestimmen. Diese Rede war eine der besten, die im Parlament gehalten wurden. Er sprach warm, beredt, überzeugend. Aber er verleugnete auch hier seine Ueberzeugung nicht und verlangte, daß auch ein Fürst mit einem Tropfen demokratischen Blutes gesalbt sein müsse, wenn er segensreich regieren wolle. Vielleicht hat dies Friedrich Wilhelm IV. in seiner Ablehnung bestärkt.

Als das Parlament sich nach Stuttgart verlegte, war sein letztes Stündlein nahe. Es mußte fort von Frankfurt, weil es von Militär umzingelt war und an eine freie Berathung nicht mehr gedacht werden konnte. Auch hatte die Hälfte der Mitglieder dasselbe bereits verlassen. Und als man nach Stuttgart ging, fiel wieder mehr als die Hälfte ab.

Diese Verlegung wurde durch den Pfingstweide-Krawall herbeigeführt. Der Verfasser, Ludwig Simon und Moritz Hartmann hatten bei einer Madame ....., einer der wenigen Damen der Gesellschaft, die zur Linken hielten, gespeist. Da die Hanauer Turner wegen der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes auf die Pfingstweide eingeladen hatten, so schlug Einer uns vor, dorthin zu gehen. Ludwig Simon widerrieth, weil er glaubte, man wolle dort eine Revolution in Scene setzen. Aber wir gingen und wurden nolens volens in den Vordergrund und auf die Trübine geschoben. Man faßte dort den verrückten Beschluß, die Majorität des Parlaments für Verräther zu erklären, und diesen Beschluß anderen Tages zu überbringen. Kaum hatte die Parlaments-Sitzung anderen Tages begonnen, so dröhnten Keulenschläge an die Eingangspforte. Man öffnete nicht, aber man vertagte sich. Und nun begann der Barrikadenbau. Man widersetzte sich demselben nicht. Ein junger Officier, der mit seinen Truppen zusah, antwortete auf meine Frage, warum man den Barrikadenbau geschehen lasse, er habe keinen Auftrag ihn zu verhindern. Daher der Krawall oder Putsch, dem Lichnowsky und Auerswald zum Opfer fielen. Als aber die Truppen anfingen, die Barrikaden zu zerstören, da war nach wenigen Stunden der Kampf zu Ende, und Roesler von Oels, der Canarienvogel, schritt unter Kugelregen in das Quartier der Hauptwache, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zu veranlassen. Es gelang, aber nun war in Frankfurt unseres Bleibens nicht mehr, und wir zogen nach Stuttgart, wo wir von der halb befreundeten Regierung Römer's Schutz erwarteten. Wir täuschten uns, und als wir, den Präsidenten Loewe an der Spitze, Uhland zu seiner Rechten und Schott, den Schwiegervater Römer's, zu seiner Linken, in das Parlamentshaus ziehen wollten, wo Tags vorher allerdings regierungsfeindliche Beschlüsse gefaßt worden waren, da empfingen uns Bajonette. Wir mußten uns zurückziehen, und nach einmaliger Berathung zerstreuten wir uns in alle Weltgegenden.

Dies ist meine Erinnerung, eine zwar verworrene, aber kurze und getreue Darstellung der Geschichte des ersten Deutschen Parlaments. Ich war in demselben nur ein gemeiner Soldat und Kämpe für dessen freiheitliche Bestrebungen. Aber Niemand wird leugnen, daß es eine der großartigsten Versammlungen aller Zeiten war und nur deßhalb elend zu Grunde ging, weil es entweder zu weit oder nicht weit genug ging.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Pfingstfeiertag kaufte Dimow verschiedene Leckerbissen und Bonbons und fuhr zu seiner Frau in die Sommerfrische. Seit vierzehn Tagen hatte er sie nicht gesehen, und er sehnte sich nach ihr. Während der ganzen Fahrt und später, als er im großen Walde seine Sommerwohnung suchte, verspürte er Hunger und Müdigkeit und freute sich darauf, mit seiner Frau im Freien zu soupiren, und dann wollte er rasch zu Bett gehen. Er blickte freudig auf seine Pakete, die Caviar, Käse und Lachs enthielten. Als er seine Wohnung fand, sank bereits die Sonne. Die alte Magd sagte ihm, daß die gnädige Frau nicht zu Hause sei, aber vielleicht bald kommen werde.

Die Wohnung war klein und bestand nur aus drei Räumen mit schadhaften Dielen und sehr niedern Decken, die mit Zeitungspapier beklebt waren. In einem Zimmer stand ein Bett, im zweiten lagen auf den Stühlen Leinwand, Pinsel und fettiges Papier, Herrenmäntel und Hüte herum, und im dritten Zimmer fand Dimow drei unbekannte Herren. Zwei von ihnen waren brünett und trugen Bärte, der dritte jedoch war glatt rasirt und beleibt — augenscheinlich ein Schauspieler. Auf dem Tische brodelte der Samowar.

„Was wünschen Sie?" fragte der Schauspieler im tiefsten Baß und unfreundlich. „Suchen Sie etwa Olga Iwanowna? Dann warten Sie, sie kommt bald."

Dimow setzte sich und wartete. Einer von den Brünetten schenkte sich Thee ein und fragte, indem er ihn müde und verschlafen ansah: „Wünschen Sie etwa Thee?"

Dimow wollte trinken und essen, lehnte daher den Thee ab, um sich nicht den Appetit zu verderben. Bald hörte man Schritte und das bekannte Lachen; die Thür wurde aufgerissen — Olga Iwanowna lief in's Zimmer, einen breitrandigen Hut und den Malerkasten in der Hand und hinter ihr her der lustige, rothbäckige Rjabowski mit großem Schirm und Feldstuhl.

„Dimow!" schrie Olga Iwanowna außer sich vor Freude und legte den Kopf und die beiden Hände auf seine Brust. „Du bist es! Warum bist Du so lange nicht gekommen? Warum nicht? Warum nicht?"

„Wann hab' ich denn Zeit?! Ich habe immer zu thun, und bin ich einmal frei, dann trifft es sich immer, daß die Züge keinen Anschluß haben.

„Wie ich mich freue, Dich zu sehen! Ich träumte die ganze, ganze Nacht von Dir und befürchtete, daß Du erkranken könntest. Ach, wenn Du wüßtest, wie Du zur rechten Zeit gekommen bist! Du wirst mein Retter sein. Ja, Du nur allein kannst mich retten! Morgen wird hier nämlich eine besonders originelle Hochzeit gefeiert," fuhr sie lachend fort und band ihm die Cravatte. „Der junge Telegraphenbeamte der Bahnstation, ein gewisser Tschikaldiew, heirathet. Ein hübscher junger Mann, gar nicht dumm, und in seinem Gesichte ist etwas Kraftvolles, Bärenhaftes ... Man kann ihn als jungen Waräger malen. Wir Sommergäste interessiren uns Alle für ihn und gaben ihm das Ehrenwort, zu seiner Hochzeit zu kommen ... Kein reicher Mann, einsam, schüchtern — da wäre es eine Sünde, abzulehnen. Stelle Dir vor, nach der Mittagsmesse ist die Trauung und Alle gehen zu Fuß von der Kirche in die Wohnung der Braut ... Du verstehst ... Gebüsch, Vogelsang, Sonnenflecke auf dem Gras, und wir wie bunte Kleckse auf dem hellgrünen Grund — also originell und in der Art der französischen Impressionisten. Aber in welcher Toilette werde ich in die Kirche gehen, Dimow?" fragte sie weinerlich. „Ich habe nichts hier, absolut nichts! Weder Kleid, noch Blumen oder Handschuhe ... Du mußt mich retten. Wenn Du gekommen bist, so will das Schicksal selbst Dir gebieten, mich zu retten. Hier sind die Schlüssel, Liebster, fahre nach Hause und nimm mein rosafarbenes Kleid, Du erinnerst Dich ja, es ist das erste, das im Schrank hängt ... Dann aus der Commode ... in der Lade links zwei Pappschachteln. Wenn Du die obere öffnest, liegt dort Tüll, Tüll, Tüll und verschiedene Stoffreste und darunter Blumen. Die Blumen nimmst Du alle behutsam heraus, zerdrücke sie nicht, dann werde ich wählen ... Und Handschuhe kaufst Du."

„Gut," sagte Dimow, „ich fahre morgen und schick' es Dir."

„Wieso morgen?" fragte sie und sah ihn verwundert an. „Wann wirst Du denn morgen kommen können? Der erste Zug geht um 9 Uhr ab und die Trauung ist um Elf. Nein, Täubchen, es muß heute sein, unbedingt heute! Wenn Du morgen nicht da sein kannst, so schick' es mit einem Dienstmann. Nu, geh' doch ... der Personenzug muß gleich kommen. Versäume nicht den Zug, Herzchen!"

„Gut!"

„Ach, wie leid es mir thut, Dich fortzulassen!" sagte Olga Iwanowna, und Thränen füllten ihre Augen. „Ach, warum habe ich Dumme dem Telegraphenbeamten das Wort gegeben!"

Dimow trank schnell ein Glas Thee, nahm ein Brödchen und ging sanft lächelnd zum Bahnhof. Den Caviar, den Käse und den Lachs aber verzehrten die zwei Brünetten und der dicke Schauspieler.

* * *

In einer stillen, mondhellen Julinacht stand Olga Iwanowna auf dem Verdeck eines Wolgadampfers und blickte bald auf das Wasser, bald auf die schönen Ufer. Neben ihr stand Rjabowski und meinte, die dunkeln Schatten auf dem Wasser seien keine Schatten, sondern ein Traum, und es wäre schön, im Angesichte dieser Zauberfluth mit dem phantastischen Schimmer, des endlosen Himmels und der melancholisch sinnenden Ufer, die alle von der Nichtigkeit unseres Lebens und dem Dasein eines Höheren, Seligen, Ewigen erzählen — zu vergessen, zu sterben, zu „einer Erinnerung" zu werden. „Die Vergangenheit ist vergangen und nicht interessant; die Zukunft nichtig und diese Nacht, diese einzig herrliche im Leben, wird auch bald vorüber sein und im Strome der Ewigkeit versinken — wozu also leben?"

Und Olga Iwanowna lauschte der Stimme Rjabowski's, der Stille der Nacht und dachte daran, daß sie unsterblich sei und niemals vergehen werde. Die Farbe des Wassers, die sie vorher noch nie so türkisblau gesehen, der Himmel, die Ufer, die Schatten erfüllten ihre Seele mit einer unbegreiflichen Wonne und sagten ihr, daß sie noch eine große Malerin werde und daß sie irgendwo, dort, hinter dieser Ferne, hinter der mondhellen Nacht, im unbegrenzten Weltenraum noch Erfolg, Ruhm, Liebe des Volkes erwarteten. Wenn sie so und ohne mit der Wimper zu zucken, lange in die Ferne hinaus starrte, sah sie Menschenmassen, Flammen, hörte sie feierliche Musik, Rufe der Begeisterung, und sah sich selbst im weißen Kleide, von allen Seiten mit Blumen überschüttet. Sie dachte auch daran, neben ihr stehe ein wahrhaft großer Mensch, ein Genie, ein von Gott Auserwählter ... Und Alles, was er bisher geschaffen, sei herrlich, neu, außerordentlich, und was sein Talent im reifen Mannesalter noch schaffen werde, müsse erstaunlich und erhaben sein; man erkennt das an seinem Gesichte, seiner Art sich auszudrücken. Von den Schatten, den Farbentönen der Dämmerung und dem Mondlichte sprach er so eigen, in seiner originellen Sprache, daß man unwillkürlich den Zauber seiner Macht über die Natur fühlte. Er selbst war sehr schön, eigenartig, und sein unabhängiges, freies, so gar nicht triviales Leben glich dem Dasein eines Vogels.

„Es wird kühl," sagte Olga Iwanowna und schauerte zusammen.

Rjabowski hüllte sie in seinen Mantel und sagte traurig: „Ich fühle mich in Ihrer Macht. Ich bin Ihr Sclave. Warum sind Sie heute so hinreißend?" Er sah sie unverwandt an, der Ausdruck seiner Augen war fürchterlich, und Olga Iwanowna bangte ihn anzusehen. „Ich liebe Sie wahnsinnig ..." flüsterte er, und sie fühlte seinen Hauch auf ihrer Wange. „Sagen Sie nur ein Wort, und ich werde nicht leben, ich gebe die Kunst auf," stieß er in heftiger Erregung hervor, „Lieben Sie mich, lieben Sie ...!"

„Sprechen Sie nicht so," wehrte sie ab und schloß die Augen. „Das ist schrecklich. Und Dimow?"

„Was Dimow? Warum Dimow? Was geht mich Dimow an? Die Wolga, der Mond, die Schönheit, meine Liebe, meine Begeisterung ... da giebt es keinen Dimow ... ach, ich weiß von nichts mehr ... Ich bedarf nicht der Vergangenheit, Schenken Sie mir einen Augenblick ... nur einen Augenblick!"

Olga Iwanowna pochte das Herz. Sie wollte an ihren Mann denken, aber ihre ganze Vergangenheit mit Dimow und den „kleinen Abenden" war versunken, überflüssig und weit, weit fort ... Und in der That, was ist Dimow? Warum Dimow? Was geht sie Dimow an? Existirt er denn überhaupt in der Welt und ist er nicht bloß ein Traum? Für ihn, den einfachen und gewöhnlichen Menschen, genügt das Glück, das er schon genossen, — und indem sie das dachte, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. „Mögen sie mich verurtheilen, dort, und verdammen, ich gehe fort, Allen zum Trotz und richte mich zu Grunde, richte mich zu Grunde ... Man muß Alles durchkosten im Leben, Alles versuchen. Gott, wie schauerlich schön!"

„Nun? Nicht wahr?" flüsterte der Maler und umarmte sie und küßte ihre Hände, die ihn sanft wegzudrängen versuchten, wild und leidenschaftlich. „Du liebst mich? Ja? Ja? O, welche Nacht? Herrliche Nacht!"

„Ja, welch' eine Nacht!" sprach sie, ihm in die Augen blickend, die von Thränen glänzten; dann neigte sie sich zu ihm, umarmte ihn und küßte ihn auf den Mund. —

„Wir nähern uns Kineschma!" rief irgend Jemand auf der anderen Seite des Verdecks. Man hörte schwere Schritte, der Kellner ging vorbei.

„Hören Sie, rief ihm Olga Iwanowna nach, indem sie vor Glück lachte und weinte, „bringen Sie uns Wein!"

Der Maler war bleich vor Erregung. Er setzte sich auf die Bank und sah mit dankbaren Blicken auf Olga Iwanowna, dann schloß er die Augen und sagte lächelnd: „Ich bin müde!" Und er lehnte den Kopf an das Schiffsgeländer.

* * *

Der 2. September war still und warm, aber trübe und unfreundlich. In der Morgenfrühe lagen leichte Nebel auf der Wolga und nach Neun begann es zu regnen. Und es war auch keine Hoffnung, daß sich der Himmel aufhellte. Beim Thee sagte Rjabowski zu Olga Iwanowna, die Malerei sei die undankbarste, langweiligste Kunst, er selbst sei gar kein Maler, und nur Narren glaubten, er besitze Talent — ergriff er dann mit einem Male das Messer und zerkratzte damit seine beste Studie. Nach dem Thee saß er am Fenster und blickte trübselig auf das Wasser hinaus. Aber die Wolga war schon ohne Glanz, matt und kalt. Alles mahnte an den nahen Herbst. Es war, als hätte die Natur die grünen Teppiche an den Ufern, die Strahlenreflexe, die durchsichtig blaue Ferne, allen Festschmuck der Wolga hinweggenommen und bis zum nächsten Lenz in einen Koffer gepackt, und als flögen die Raben an der Wolga umher und neckten sie: „Nackt! Nackt!" Rjabowski hörte ihr Gekrächz und dachte daran, daß sich sein Talent schon ausgegeben, und daß Alles in dieser Welt conventionell, relativ und thöricht sei, und daß er sich nicht an dieses Weib hätte binden sollen ... kurz, er war schlecht gelaunt und verdrießlich.

Olga Iwanowna saß auf dem Bett hinter der dünnen Bretterwand, strich mit den Fingern durch ihr herrliches Goldhaar und dachte sich bald in ihren Salon, bald im Schlafzimmer, bald in die Studierstube ihres Gatten. Die Phantasie trug sie in's Theater, zur Schneiderin und zu ihren berühmten Freunden. Was mögen die jetzt wohl machen? Gedenken sie ihrer noch? Die Saison hat schon angefangen, und es wäre Zeit, an die kleinen Abende zu denken. Und Dimow? Der liebe Dimow! Zärtlich und klagend wie ein Kind, bittet er sie in seinen Briefen, bald nach Hause zu kommen. Jeden Monat schickte er ihr 75 Rubel, und als sie ihm schrieb, daß sie von den Malern hundert Rubel geborgt hätte, sandte er ihr auch diese. Welch' guter, großmüthiger Mensch! Olga Iwanowna war des Reisens müde; sie langweilte sich und sehnte sich rasch fort von dieser ewigen Nässe des Stromes und von den Bauern; sie wollte das Gefühl der Unreinheit abschütteln, das sie während der ganzen Zeit empfand, da sie so in den Bauernhütten lebte und von einem Dorf in's andere zog. Hätte Rjabowski den Malern nicht das Ehrenwort gegeben, mit ihnen bis zum 20. September hier zu bleiben, könnte man heute schon abreisen. Und wie schön wäre das! —

„Mein Gott," stöhnte Rjabowski, „wann wird endlich die Sonne kommen? Ich kann doch eine sonnige Landschaft nicht ohne Sonne fortsetzen!"

„Du hast ja noch eine Studie bei bewölktem Himmel," erinnerte Olga Iwanowna. „Du weißt doch, rechts ein Wald und links eine Heerde Kühe und Gänse . . Jetzt könntest Du sie vollenden."

„Ach was!“ rief der Maler verdrießlich. „Vollenden! Halten Sie mich wirklich für so dumm, daß ich nicht selbst weiß, was ich zu thun habe?“

„Wie Du Dich mir gegenüber verändert hast!“ seufzte Olga Iwanowna.

„Nanu?!“ ... das ist sehr gut.“ In ihrem Gesichte zuckte es, sie ging zum Ofen und brach in Weinen aus. „Thränen fehlen gerade noch ... Hören Sie auf! Ich habe tausend Gründe zum Weinen, und ich heule doch nicht.“

„Tausend Gründe!“ schluchzte Olga Iwanowna. „Der triftigste Grund ist aber, daß Sie meiner schon überdrüssig sind. Jawohl, Sie schämen sich unserer Liebe! Sie mühen sich immer, daß die Maler nichts davon merken, obgleich man es nicht verbergen kann und ihnen längst Alles bekannt ist.“

„Olga,“ rief er flehend und legte die Hand auf's Herz, „nur eines bitte ich mir aus: quälen Sie mich nicht! Weiter verlange ich nichts von Ihnen!“

„Aber schwören Sie, daß Sie mich noch immer lieben!“

„Das ist Quälerei!“ stieß der Maler zwischen den Zähnen hervor und sprang auf. „Es wird damit enden, daß ich mich noch in die Wolga stürze oder verrückt werde. Lassen Sie mich!“

„Dann tödten Sie, tödten Sie mich,“ schrie Olga Iwanowna. „Tödten Sie mich!“ Sie schluchzte wieder und ging hinter die Bretterwand, in den Schlafraum.

Auf das Strohdach der Hütte strömte der Regen unablässig. Rjabowski faßte sich an den Kopf und lief von einer Ecke in die andere, drückte dann entschlossen, als wollte er Jemand etwas beweisen, die Mütze tiefer, hing das Gewehr um die Schulter und verließ rasch die Hütte. Indessen lag Olga Iwanowna auf dem Bett und weinte. Anfangs dachte sie daran, sich zu vergiften, damit Rjabowski sie todt fände, dann trugen sie die Gedanken wieder in den Salon, in's Arbeitszimmer ihres Mannes, und sie stellte sich vor, daß sie unbeweglich neben Dimow sitze und seine physische Ruhe und Reinlichkeit genieße, wie sie dann Abends im Theater sei und die Cavalleria Rusticana höre. Und die Sehnsucht nach der Civilisation, nach dem Gewühl der Stadt und den berühmten Menschen peinigte ihr Herz.

Ein Weib trat in die Bauernstube und begann langsam den Ofen zu heizen für das Mittagsmahl. Bald verbreitete sich ein Brandgeruch, und das Zimmer wurde blau vom Rauch. Die Maler kamen in schmutzigen, hohen Stiefeln, und ihre Gesichter waren vom Regen naß. Sie besahen sich die Studien und trösteten sich, daß die Wolga auch im schlechten Wetter ihren Reiz habe. Die alte Wanduhr ging mit lautem Ticktack, die frierenden Fliegen sammelten sich im Winkel, wo die Heiligenbilder hingen, und summten, und unter den Bänken hörte man die Wanzen krabbeln ...

Rjabowski kehrte mit der Dämmerung zurück. Er warf die Mütze auf den Tisch, blaß und müde, ließ sich mit den schmutzigen Stiefeln auf die Bank nieder und schloß die Augen.

„Ich bin erschöpft,“ sagte er und schlug mühsam die Lider auf. Olga Iwanowna wollte sich einschmeicheln und ihm zeigen, daß sie nicht böse sei; sie ging also auf ihn zu, küßte ihn schweigend und strich über sein blondes Haar.

„Was giebt es?“ fragte er zusammenzuckend, als hätte ihn etwas Kaltes berührt. „Lassen Sie mich in Ruhe, ich bitte Sie!“ Er schob sie zur Seite, und es schien ihr, als ob sein Gesicht Abscheu ausdrückte. Indessen brachte das Bauernweib behutsam einen Teller voll Kohlsuppe, und Olga Iwanowna sah ihre großen Finger darin ... und das schmutzige Weib und die Suppe, die Rjabowski gierig zu essen begann, und die Hütte und dieses ganze Leben, das sie in seiner Einfachheit und malerischen Unordnung einst so sehr geliebt, kamen ihr jetzt schrecklich vor. Sie fühlte sich mit einem Mal angewidert und sagte kühl:

„Wir müssen uns für einige Zeit trennen, sonst überwerfen wir uns noch vor Langeweile mit einander. Ich habe dies Leben satt. Ich reise heute ab.“

„Auf dem Spazierstöckchen reitend?“

„Heute ist Donnerstag, das Dampfschiff kommt um halb zehn.“

„Richtig, ja! Na dann reise!“ sagte Rjabowski weich und wischte sich statt an der Serviette am Taschentuch den Mund ab. „Du langweilst Dich hier, Du hast nichts zu thun, natürlich! Man müßte schon ein großer Egoist sein, Dich zurückzuhalten. Fahre also, und nach dem 20. sehen wir uns wieder.“

Olga Iwanowna packte vergnügt die Koffer; ihre Wangen glühten vor Zufriedenheit. So ist es denn wahr, fragte sie sich, daß sie bald im Salon malen, im Schlafzimmer ruhen und auf einem Tischtuch speisen werde? Ihr wurde leichter um's Herz, und sie zürnte dem Maler nicht mehr. „Die Farben und Pinsel lasse ich bei Dir, Rjabuscha,“ sagte sie. „Was zurückbleibt, bringst Du mir ... Aber daß Du nicht ohne mich faulenzest und Trübsal blasest und ordentlich arbeitest! Du bist mein braver Junge, Rjabuscha!“

Um neun Uhr küßte er sie zum Abschied, weil er sie wohl nicht auf dem Schiff vor den anderen Malern umarmen mochte, und begleitete sie zum Landungsplatz. Der Dampfer kam bald und entführte sie. Nach zwei und ein halb Tagen traf sie zu Hause ein. Ohne erst Hut und Regenmantel abzulegen, ging sie schwerathmend in den Salon und von dort in's Speisezimmer. Dimow saß am Tisch, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weste und wetzte das Messer an der Gabel. Auf dem Teller vor ihm lag ein Rebhuhn. Als sie die Wohnung betrat, war sie entschlossen gewesen, ihrem Manne Alles zu verheimlichen, und sie war auch davon überzeugt, daß sie die nöthige List und Kraft dazu habe. Als sie aber das breite, sanfte, glückliche Lächeln und die freudenstrahlenden Augen sah, fühlte sie doch, daß diesem Menschen etwas zu verheimlichen, abscheulich und ihr so unmöglich wäre, wie etwa zu stehlen oder zu morden, und da entschloß sie sich rasch, ihm alles Geschehene zu bekennen. Nachdem sie sich von ihm hatte umarmen und küssen lassen, kniete sie vor ihm nieder und bedeckte ihr Gesicht.

„Was giebt es, mein Kind?“ fragte er zärtlich. „Ist Dir nach mir bange geworden?“

Sie erhob das Gesicht, ganz roth vor Scham, aber Angst und Schande verwehrten ihr, die Wahrheit zu sagen. „Nichts,“ erwiderte sie, „mir ist nur so ...“

„Setzen wir uns,“ sagte er und führte sie zu ihrem Stuhle. „So ... iß Rebhuhn ... Du bist ausgehungert, Du armes Kind!“

Sie athmete gierig die heimische Luft und verzehrte das Rebhuhn; er sah sie mit freudiger Rührung an und lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Requiem.

Keine Trauerglocken sind durch's Land gegangen, als die furchtbare Kunde erscholl, die das Schlußzeichen setzt hinter das gewaltigste, wie eine Märchendichtung schimmernde Stück deutscher Geschichte. Die ehernen Stimmen der Thürme schwiegen, und in den Gotteshäusern, die des Sonntags wegen zufällig gerade offen standen, ward der Name des gefallenen Riesen so wenig erwähnt, wie während der drei Tage, da er verzweifelt mit dem Tode rang. Die hohe Obrigkeit hatte keine öffentlichen Fürbitten angeordnet, und man wußte nicht recht, ob ein Kanzeldank an den Dahingegangenen ohne Disciplinaruntersuchung bleiben würde. Deßhalb schwieg man lieber und würgte das Wort hinunter. Schwerfällig flatterten auf den Staatsgebäuden die Flaggen Halbmast empor; das graue Haus in der Wilhelmstraße, von wo aus der Allmächtige neunzehn Jahre lang die Geschicke der Welt geleitet hatte, sowie der inschriftenlose Reichstagspalast entbehrten bis spät in

den Sonntag Morgen hinein des grüßenden Fahnenschmuckes. Der neue Herr war nicht daheim, und die Dienerschaft fürchtete, taktlos zu sein und Anstoß zu erregen, wenn sie ohne Befehl trauerte ... Durch die Straßen der Stadt wälzte sich gleichgiltig schwatzend der Menschenstrom, dem Biere, dem Tanz und noch derberen Freuden entgegen. Draußen in den Vororten tobte die widrige Radauluft, die der Berliner Gemüthlichkeit nennt, schrillten die eklen Gassenhauer, die diesem Volke Musik bedeuten, und Abends kämpfte man den lieben alten Kampf um einen Platz in den Heringstonnen der Stadtbahnzüge. Auf keinem Gesicht verrieth auch nur ein leiser Zug, daß man sich der Bedeutung des Ereignisses ohnegleichen bewußt war, des erschütternden Vorganges, von dem die Jahrtausende singen und sagen werden ...

Zwölf Stunden vorher hatten die Nachtredacteure der gelesensten Zeitungen das Pult aufgeschlossen, darin Nekrolog und Lebenslauf fix und fertig lagen, und prompt wie eine Mitternachtrecension erschien am nächsten Morgen der geistvolle Leiter, der den Verstorbenen würdigte und mit Vorbehalt rühmte, seine innere, besonders seine agrarische Politik aber neuerdings für verfehlt erklärte. Das Gedenkbeiblatt stand schon seit vier Tagen fertig im Satze und brauchte nur noch in die Stereotypie zu wandern; auch die nöthigen Illustrationen von Künstlerhand hatte weise Voraussicht längst beschafft. Und gleichzeitig mit der Nachricht, daß der Schöpfer des Reiches dem niederzuckenden Blitzstrahl erlegen sei, vernahmen die Abonnenten die wichtige Meldung, ihr Leibblatt habe das Telegramm aus Friedrichsruh auf 950000 Extrablättern verbreitet. Bismarck's Tod eine billige Reklame, das niederschmetternde nationale Unglück ein gutes Geschäft ... Die Menschen unserer Zeit müssen, allen gegentheiligen Behauptungen zum Trotz, eiserne Nerven haben.

Jahrzehnte werden verrinnen, machtvolle Geschehnisse, grundstürzende Umwandlungen sich aus der Saat entwickeln, die der märkische Junker ausgestreut hat, ehe ein genialer Historiker es wagen wird, sein vorsichtig bescheidenes Urtheil über Bismarck's Werk zu fällen. Wir, die wir sein Leben sahen und seinen Tod, sind nicht dazu im Stande. Uns blendet das überhelle Licht. Alles, was wir thun können, ist, daß wir andächtig die Geschichte Deutschlands, die Weltgeschichte dieser letzten drei oder vier Decennien lesen — denn sie ist Bismarck. Gott wird den armen Federfuchsern vergeben, die hastig ihren Zeitungen kritische Abhandlungen verschachern; den Sekundapolitikern der maßgebenden Presse, die bereits ein rundes und nettes Votum gefällt, den Unermeßlichen nach ihrer A-B-C-Fibel gerichtet und säuberlich etikettirt haben — der Herr wird ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun, wissen nicht, wie sie ihrer selbst spotten. In einer Hinsicht freilich werden sie die Bewunderung Derer, die nach uns kommen, erringen. Den Spätern wird es unfaßlich scheinen, daß bei der Verwirrung und Verzweiflung, die die finstere Trauerkunde doch in jedem sich deutsch nennenden Herzen hervorrufen mußte, daß unter'm zermalmenden Druck des unbeschreiblichen Schmerzes unsere führenden Geister noch Geistesgegenwart und Größe genug besaßen, um dem Todten so schwungvolle Leitartikel nachsenden zu können. Die Spätern werden uns eben unmäßig überschätzen. Sie denken nicht daran, daß unsere Papierpapageien schwatzen müssen und daß nur ein mit Hirn und Seele ausgestattetes Geschöpf zur rechten Zeit zu schweigen versteht.

Die einzigen Empfindungen, die dem Deutschland unserer Tage an der Gruft seines Unsterblichen zukommen, sind grenzenlose Scham und Reue. Ein Schmutzfleck haftet auf uns, den Thränen nicht und alle Wasser des Meeres nicht fortwaschen können. Immerhin mögen nun, da von oben telegraphische Erlaubniß dazu eingetroffen ist, die Höflinge und die Klugen den ihnen insgemein so verhaßten Mann vergöttern und ihm Weihrauch aus dem Gefühlsramschbazar streuen. Die Schande wird damit nicht getilgt, sondern nur noch mehr an's Licht gebracht. Wie einen Pestkranken haben sie ihn gemieden, als königliche Huld sich von ihm wandte, als das Wort von der suprema lex, das sic volo, sic jubeo ihn aus Berlin trieb. Todtenstumm war es im Reichstage, dessen Abgeordnete sich doch der Immunität erfreuen. Niemand wagte auch nur einen Blick des Dankes. Der neue Reichskanzler erhob sich, um einen seiner Gemeinplatzregen loszulassen, und man fuhr aufathmend in der Tagesordnung fort — daß Bismarck gestürzt worden war, Bismarck, dem er Leben, Ehre, Alles verdankte, das hatte der Deutsche Reichstag in der Eile vollkommen vergessen. Ein paar Jahre darauf, als die Witterung umgeschlagen war und die Wetterhähne wieder nach Nordwest schauen durften, legte Herr von Levetzow mit dramatischem Pomp die Präsidialgewalt nieder, weil ihm seine Gefolgschaft den Bismarckgruß verweigerte — im Jahre 1890 aber, als dem Mannesmuth noch wirklicher Lorbeer grünte, unterließ er, der vor Allem Berufene, ängstlich jede Anspielung, die den Hof hätte verstimmen können. Erst die stramme bündische Fronde salbte der conservativen Partei einigermaßen den Rücken und bewahrte sie davor, gelegentlich der Anfrage des Grafen Hompesch über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland wieder zitternd die Kniebeuge zu üben. Es mangelte seither nie an Bismarckgedichten, aber die Hündin Feigheit lag immer auf der Lauer, und von Zeit zu Zeit offenbarte sich, zwar meist unbewußt, aber darum nicht minder herrlich, die Bestialität. Neulich noch, wenige Tage vor'm Tode des in Ungnade Gefallenen, sprach ein conservativ gerichtetes Blatt die kaum verschleierte Vermuthung aus, der Einsame im Sachsenwalde habe die Preßenthüllungen über den Lippe'schen Fürstenstreit veranlaßt. Das Blatt liebt es, bei Hofe beliebt zu sein, und es fand in seiner erquickenden Einfalt keinen besseren Weg zum Ziele, als die Verleumdung Bismarck's. Calculirte es doch, daß man in einigen höheren Kreisen der Ansicht wäre, alle bedeutsamen Unannehmlichkeiten, die dem Throne erwüchsen, stammten unbedingt vom alten Kanzler her. Und der Geschichtsschreiber deutschen Parteilebens wird nicht vergessen dürfen, roth anzumarken, daß die letzte und und die schändlichste Verdächtigung, womit man den Ewigen bespritzte, nicht aus dem Lager seiner erbitterten und gehässigen, doch ehrlichen Feinde geschleudert worden ist, sondern einem gouvernementalen Cascaschädel entstammt.

Zu der Todtenfeier marschirt, mit Ausnahme der socialistischen Schloßbesitzer, Mäntelnäherinnenväter und Parteicasseninvaliden, ganz Deutschland auf, und mit der Hast des bösen Gewissens drängt sich das amtliche Deutschland besonders hervor. Es versucht in letzter Stunde die Erinnerung daran auszulöschen, daß der Caprivibrief an Prinz Reuß den Fürsten Bismarck und seine Familie mit dem Interdict belegte, daß damals ausdrücklich und streng der persönliche Verkehr mit ihm verboten wurde. Dem jetzt die prunkenden und schreienden Ehrenbezeugungen gelten und der ähnlichen Maskeraden in den letzten Jahren öfter mit gutem Humor zusah, der war Menschenverächter genug, um sie nicht zu verbieten. Ihren Werth hat er allerdings erkannt. Wir, die ihn geliebt haben, am zärtlichsten geliebt in den Tagen, da er geächtet war und gemieden, wir wollen nicht unduldsamer sein als er. Wir wollen die Blumengewinde und Palmen, die Lorbeerkränze, darunter sein Sarg verschwindet wie der gebrochene Riesenstamm unter der üppig wuchernden Orchideenpracht und dem Lianengerank des Tropenwaldes, wir wollen sie nicht mit ingrimmigem Lachen betrachten. Das Herz zwar hat gewiß keinen Theil daran, und sie stellen keine Abbitte dar, versinnbildlichen keine Reue. Aber daß sie, die dem verhaßten Greise einmal um das andere ihr gellendes „Willst Du denn ewig leben?" in's Ohr schrien, daß sie nun doch noch tief das Haupt vor ihm beugen müssen, nicht freiwillig, sondern unter'm Druck der nationalen Faust, in bebender Angst vor dem Rächerschwert der Geschichte — das ist die erste Genugthuung und Vergeltung. Selbst das Gefühl, den gefährlichen Eckart, den unbestechlichen Richter nun los zu sein, kann ihnen die bittere Demüthigung nicht versüßen. Wie der todte Cid, auf's Roß gebunden, den Seinen ferner Feldherr und sieggekrönter König war, so bleibt Bismarck des Deutschen Reiches Kanzler: unabsetzbar, unersetzbar in Ewigkeit.

Denen freilich, die ihn liebten, würde immer noch wohler zu Muthe gewesen sein in den rauchigen Vorstadtkneipen und Tanzböden

Berlins, wo man unbekümmert um den Untergang einer Welt, frech und dumm das Karlineken-Lied johlte und sich am elenden Bier erhitzte, als in dem glänzenden Trauergefolge, das den Sarg Bismarck's geleitet. Jene rüden Bengel und unwissenden Mädel haben ihm kein Leides gethan, so lange er lebte, und sie machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube, brauchen nicht zu grimassiren, nicht scheu die Blicke zu senken vor den leuchtenden blauen Augen, deren Glanz nie verlöschen wird. Heiß jedoch wallt es in unseren Gemüthern auf den Weisen gegenüber, den siebenfach gesiebten Alleskönnern, die heute mit ebenso großer Ergriffenheit rührende Grabreden halten und tiefinnerliche Abschiedsgrüße dichten, wie sie vor kaum acht Jahren Hohn und Geifer auf den in Ungnade Gestürzten spien. Aber die Leichenfeier des Einzigen wird ohnehin nicht im Glanz der Ordenssterne gerüstet. Sie unter'm Strahl der Himmelslichter zu begehen, in tiefer Einsamkeit und doch inmitten der Gemeinde aller Männer Deutschlands, das vermag und darf nur, wer dem Treuen die Treue gehalten hat. Caliban.

## Notizen.

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Von Fred Graf Frankenberg. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die vor Jahresfrist erstmals ausgegebenen Kriegstagebücher haben sowohl bei der Kritik als auch beim Publicum die glänzendste Aufnahme gefunden, wofür schon die Thatsache spricht, daß während des kurzen Zeitraums seit dem Erscheinen zwei starke Auflagen nöthig wurden. Um die Verbreitung des Buches in den weitesten Schichten des deutschen Volkes zu ermöglichen, veranstaltet die Verlagshandlung nunmehr diese billige Volks-Ausgabe. Aus unserer ausführlichen Anzeige des Werkes wissen unsere Leser, daß diese Kriegstagebücher von um so größerem Interesse sind, als Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Ereignissen der deutschen Entwickelung seit 1866 persönlich betheiligt war und sowohl Bismarck als auch den anderen hohen und maßgebenden Persönlichkeiten nahestand. In der Bismarck-Literatur, die nun nach dem Tode des Herrlichen noch größeren Umfang annehmen dürfte, wird das Buch einen der ersten Plätze einnehmen.

Zollern-Nürnberg. Roman von Karl Theodor Zingeler. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Geschichte berichtet uns zwar von dem Grafen Friedrich von Zollern, der zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa die Burggrafschaft Nürnberg erhielt und damit den Grund für die erstarkende Zollernmacht legte, aber in welcher Weise dies geschah, ist nicht völlig aufgehellt. Mit geschickter Hand sucht nun der Verfasser diese Lücke auszufüllen, und in hohem Grade ist es ihm geglückt, seinen Gebilden das Gepräge der Wahrheit zu verleihen. Wir erfahren zunächst von den bedrängten Jugendjahren des jungen Friedrich von Zollern, der wohl des väterlichen Erbes beraubt worden wäre, wenn nicht treue Freunde ihm zur Seite gestanden hätten, insbesondere Hartmann von Aue, der Minnesänger. Auch über seine Lebensschicksale giebt es nur spärliche Nachrichten, aber außerordentlich geschickt hat der Verfasser aus den Werken des Meisters und den Schlüssen, die hieraus sich auf die Zeitverhältnisse ziehen lassen, ein Bild des wackeren Mannes construirt. Er erscheint als der väterliche Freund des jungen Zollerngrafen, und wesentlich ihm dankt es Friedrich, daß er allen Fährlichkeiten entrinnt. Neben diesen beiden Hauptfiguren ragt die Gestalt des Kaisers Rothbart auf, dem der Leser in das italienische Feldlager folgt, um Zeuge der blutigen Schlacht von Legnano zu werden. Nicht minder fesselnd als das wilde Kampfgetümmel schildert der Verfasser das Leben und Treiben auf den deutschen Edelsitzen und im Bürgerhause. Auch hier führt er als echte Repräsentanten ihrer Zeit eine Reihe kerniger Gestalten vor, und so rundet sich das Ganze zu einem culturgeschichtlichen Romane von überzeugender Lebenswahrheit. Uebrigens hat der frühere Roman des Verfassers „Der Reichskanzler", wie wir hier nachtragen wollen, nichts mit dem Fürsten Bismarck zu thun, sondern spielt ebenfalls wie der vorliegende im Mittelalter. Wir erwähnen dies nur, weil die vor einiger Zeit in Leipzig erschienene „Bismarck-Bibliographie" das Werk als einen Bismarck-Roman erwähnt und darüber die einschlägigen Romane unseres Herausgebers „Der Klatsch" und „Bismarck's Nachfolger" anzuführen vergißt.

Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Von Eduard Wertheimer. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Der bekannte Wiener Historiker behandelt hier Louis Bonaparte, Jérôme und Katharina von Westphalen, Elisa Baciocchi, Karoline Murat, Fouché, Savary, Maret. Besonders ihr Thun und Treiben im Exil, ihre Ueberwachung durch die Polizei und ihre Intriguen im Getriebe der großen Politik während der Restaurationszeit werden erzählt und durch zumeist urkundliche Mittheilungen ergänzt. Die Akten des Staatsarchivs und des Archivs des Ministeriums des Innern zu Wien haben die reichste Ausbeute geliefert. Briefe der Verbannten wechseln mit solchen von Metternich, Sedlnitzky, Schwarzenberg, Kolovrat, mit Berichten von Polizeidirectoren oder untergeordneten Commissären u. A. m. Unter den Correspondenzen der Verbannten befinden sich nicht wenige aufgefangene Stücke, so daß man auch einen Einblick in das damals sehr ausgebildete österreichische Spionirsystem erhält. Vielfach neu sind die Charakteristik des ehemaligen Königs von Holland und die Mittheilung über die Entstehung seines Romans „Marie". Dann folgt Jérôme, der König Immerlustik mit der Württembergin Katharina, die ihm trotz der Drohungen ihres königlichen Bruders Friedrich als Schutzengel zur Seite blieb. Die Geschichte der Entweichung Jérômes aus Triest und des verunglückten Versuches seiner Gattin, ihm zu folgen, wird mit dramatischer Lebendigkeit geschildert. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des französischen Kaiserreiches.

Aus sieben Jahrzehnten. Von Hofprediger D. Rogge. (Hannover, Carl Meyer. Das Capitel „Im Vaterhause" giebt eine Schilderung von der Eigenart eines schlesischen Landpfarrhauses und dem guten, strengen Geiste darin, der es bekanntlich auch dem späteren Kriegsminister von Roon so anthat, daß er sich daraus seine Lebensgefährtin holte. Dann beschreibt Rogge das Leben in Schulpforta, in der so viele unserer bekanntesten Philologen und Theologen ihre Werdezeit durchgemacht haben und an der damals eine Reihe trefflicher und charaktervoller Lehrer ihres Amtes walteten. Aus der Bonner Zeit schildert Rogge besonders eingehend Ritschl. Während des Aufenthaltes in Stolberg war auch Roon, der inzwischen Divisionscommandeur in Düsseldorf geworden war, mehrmals Gast des bescheidenen Pfarrhauses. Rogge's amtliche Thätigkeit bahnte ihm auch den Weg zur Bekanntschaft mit dem Großherzog von Baden, der Prinzessin von Preußen und dem Prinzen. Mit der durch diesen vollzogenen Berufung nach Potsdam 1863 schließt das hübsche Buch.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**• Die Bismarck-Nummer •**
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**
erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, E. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

**Gute, spannende Romane,**
**Novellen, Kindergeschichten** etc.
**gesucht**
für **zweiten Abdruck.**
Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Bismarcks Nachfolger**
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
**und**
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 13. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Unsere Monroe-Doctrin. Von Contre-Admiral Réveillère. Mitgetheilt von Bertha von Suttner. — Georg Brandes über Polen. — Von Hermann Köier. — **Literatur und Kunst.** Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Hugo Wenck. — Franz Liszt und die Frauen. Von Lüder Schulze. — **Feuilleton.** Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Tactvollen. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Unsere Monroe-Doctrin.

Von Contre-Admiral Réveillère.

Mitgetheilt von Bertha von Suttner.

Schon wurde eine amerikanische Escadre bestimmt, welche, falls die Friedensunterhandlungen sich zerschlagen, die spanischen Küsten bombardiren sollte. Wie würde Europa eine Aggression des europäischen Gebietes, die man vor einigen Monaten noch für ganz unmöglich gehalten hätte, wohl aufnehmen?

Das Resultat könnte ein erster Schritt zur Einsetzung der Vereinigten Staaten von Europa sein. Wäre dies der Fall — nun, dann würde der spanisch-amerikanische Krieg, neben vorübergehenden Leiden, einen fruchtbaren Keim für die Zukunft darstellen — denn es scheint, daß unsere arme Menschheit nur vorschreitet unter den Geißelhieben des Unglücks. Dem Paradoxen von Voltaire's unsterblichem Pangloß liegt doch Wahres zu Grunde: „Je schlimmer es steht, desto besser es geht."

Die Erkenntnisse der europäischen Solidarität wäre sicherlich ein großer Schritt zum allgemeinen Weltfrieden. Denn ohne allen Zweifel: der Krieg ist bestimmt, zu verschwinden; der Krieg ist die natürliche Form der Vergangenheit, der Friede ist die natürliche Form der Zukunft. Das Thier zerstört zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; der Mensch producirt zur Befriedigung der seinigen; daher findet der rohe Kampf um's Dasein keine absolute Anwendung auf das Menschengeschlecht, und findet sie täglich weniger. Durch den Eintritt der großen Industrie ist der Mensch der animalischen Phasen der Zerstörung vollständig entrückt worden, um in die sieghafte humane Phase der Production zu treten. Der industrielle Wettbewerb ersetzt — Allen zum größten Wohle — den kriegerischen Wettbewerb. Der Krieg also wird verschwinden, ganz zweifellos; aber auf welche Weise? Was ist das Gesetz seines Verschwindens?

Lassen wir die Action der Friedensvereine bei Seite, obschon dieselben wegen der Popularität, die sie der Schiedsgerichts-Theorie verschafft hat, ganz unbestreitbar ist.

Durch die Entwickelung der großen Industrie und insbesondere der Verkehrs- und Transport-Industrie, wird der Krieg immer seltener und immer kürzer, nimmt aber immer größeren Schauplatz ein. Er breitet sich im Raume aus und schrumpft in der Zeit zusammen. Einst litten unter dem Kriegszustande nur die kriegführenden Theile; die Neutralen hatten dabei keinen Schaden, mitunter sogar Nutzen. Dies ist gegenwärtig anders geworden, seit die industrielle Vorherrschaft den Charakter der internationalen Beziehungen so gründlich verändert hat. England hat durch die „Hungersnoth der Wolle" fast ebenso viel durch den Secessionskrieg gelitten wie Amerika. Heute empfindet Paris einen fühlbaren Schaden durch den spanisch-amerikanischen Krieg. Frankreichs Küstenverkehr mit Spanien hat eine große Wichtigkeit, und kriegerische Actionen vor den spanischen Häfen würden ihm einen argen Schlag versetzen. In den modernen Kriegen werden die Neutralen, die unter den Feindseligkeiten, an welchen sie nicht direct betheiligt sind, doch schweren Schaden leiden, sehr bald rufen: Genug!

Wohl haben im Alterthum große Invasionen stattgefunden, aber mit welcher Langsamkeit bewegten sich diese Horden vorwärts, mit ihren Weibern, Kindern und Heerden! Das hat keinerlei Aehnlichkeit mit den niederschmetternden Einfällen unserer Armeen. Der Krieg war thatsächlich von langer Dauer und localisirt; jene nomadischen Haufen lagerten auf einem Punct und blieben da so lange, als sie Lebensmittel fanden. Durch die großen Invasionen wird das Gesetz der Evolution des Krieges nicht umgestoßen, daß er seine Actionsphase erweitert und an Dauer verliert, was er Ausdehnung gewinnt. Vorerst der beinahe ewige Krieg von Stamm zu Stamm, dann von Provinz zu Provinz, von Nation zu Nation, endlich von Erdtheil zu Erdtheil; hat er einmal diese riesigen Dimensionen erlangt, so wird er seinem Verfalle nahen.

Das Bombardement der spanischen Küsten wäre ein Verbrechen gegen die europäische Solidarität, welche doch eine Nothwendigkeit geworden ist im Angesicht der außerordentlichen Entwickelung des Panislamismus, der neugeborenen Macht Japans, der von den Vereinigten Staaten betretenen Bahn des Militarismus — alles Ereignisse von unberechenbarer Tragweite. Die Einbildungskraft sträubt sich gegen die Vorstellung einer den Admiral Camara verfolgenden amerikanischen Flotte auf dem Mittelmeer, oder der Bedrohung der Balearen, der Beschießung Barcelonas — wie dies schon so lärmend angekündigt worden war. Es wäre schon hart genug, den Blocus der spanischen Küsten am Ocean zu ertragen. Europa könnte die Hindernisse nicht dulden, welche durch einen Kampf an den europäischen Küsten unsern Geschäften erwachsen würden.

Diese Einsicht kann den ersten Schritt zu den Vereinigten

Staaten Europas abgeben. Wie ich schon einmal anläßlich der drohenden Verbreitung des Islams sagte: „Die Stunde des europäischen Patriotismus hat geschlagen!“ Jedenfalls giebt es ein Minimum, das sich uns aufdrängt, nämlich die Anwendung der Monroe-Doctrin auf das Mittelmeer: Das Mittelmeer den Europäern. Alle Großmächte unseres Erdtheils haben ein augenscheinliches Interesse daran, daß der Friede auf ihrem großen Binnenmeer erhalten bleibe. Allerdings gilt es für ausgemacht, daß die kriegführenden Mächte ihren Streit auf ihnen beliebige Weise auszutragen haben; aber durch die neuen Bedingungen internationaler Interessengemeinschaft, die dem großindustriellen Regime entsprungen sind, werden die Neutralen allzu sehr in ihren nächsten Interessen verletzt, um lange gleichgiltige Zuschauer zu bleiben. Wenn Leute mit einander Revolverkugeln austauschen wollen, so verbietet man ihnen, diesen Sport auf der Gasse zu betreiben, und wenn sie ihren Streit innerhalb der Mauern eines Gartens austragen wollen, so darf dies nur mit Erlaubniß des Besitzers geschehen. Das Mittelmeer aber ist ein geschlossenes Meer und ausschließlich Eigenthum der Europäer. Das schwarze Meer ist gemeinschaftlicher Besitz der Russen und der Türken. Das Marmarameer gehört den Türken. Das Mittelmeer gehört Europa. Wenn in allen diesen Meeren den friedlichen Leuten der freie Verkehr gesichert werden muß, so muß es den Fremden verboten werden, auf unsere Kosten in unseren Meeren zu raufen.

In Erwartung der Neutralisation des Mittelmeers — einer von so vielen hervorragenden Geistern Italiens empfohlene Maßregel — sollten die europäischen Mächte sich verständigen, um jeglichen Fremden das Kriegführen auf europäischen Meeren zu verbieten.

---

## Georg Brandes über Polen.

Von Hermann Köser.

Der unendliche Polenschmerz, von dem Heine mehr als einmal mit feiner Ironie spricht, lebt noch immer, aber hat ohne Zweifel für die fremden Nationen seinen Reiz eingebüßt, vielleicht weil er nachgerade monoton und langweilig ist, vielleicht weil die Völker praktisch geworden sind und übergenug mit eigenen Schmerzen zu thun haben. Die Franzosen, die nie mehr als ein Phrasenfeuerwerk für Polen hatten — auch Napoleon bezahlte das für ihn geflossene Polenblut nur mit Versprechungen — haben sich ganz in Rußlands Arme geworfen. Englands praktischer Sinn hatte niemals für Polens Träume Verständniß. Nur die deutschen „Ideologen“ begeisterten sich für das bekanntlich immer noch nicht verlorene Polen. Die lieben Berliner jubelten den in Moabit frei gesprochenen Häuptern des Posener Aufstandes zu, gerade als hätte es sich nicht um die Losreißung einer preußischen Provinz gehandelt, und von Platen und Holtei bis Prutz und Herwegh sind die schönsten patriotischen Polenlieder überhaupt in deutscher Sprache geschrieben worden. Heute haben die Polen freilich alle deutschen Sympathien verloren, und das neue Werk des ausgezeichneten deutschdänischen Kritikers Georg Brandes, das bei Albert Langen in München erschienen ist, erweckt, obwohl es actuelle Zustände schildert, den Eindruck eines Anachronismus. Es ist zusammengesetzt aus drei Serien Reisebriefe, die Brandes bei dreimaligem Aufenthalt in Russisch-Polen 1885, 1886 und 1894 veröffentlichte, und einem glänzenden Essay über Polens romantische Literatur im 19. Jahrhundert, wobei freilich Mickiewicz und sein „Pan Tadeusz“ gewaltig überschätzt wird.

Die russische Herrschaft fand Brandes, seit er 1886 im „Königreich Polen“ war, ganz überwältigend entwickelt. Damals konnte man noch eine Zeitung unter Kreuzband erhalten, ohne daß sie die Censur passirte, falls sie in einer Sprache geschrieben war, die man dort nicht verstand. Nun wird sie zur Prüfung nach Petersburg geschickt, falls sie hier nicht verstanden wird. Man erhält den Figaro mehr als acht Tage nach dem Erscheinen, und große Theile sind geschwärzt. Selbst eine clericale und conservative Zeitung wie der Figaro wird häufig ganz confiscirt. In La vie parisienne wird das Unpassende geschwärzt, und das ist ein ganzer Theil. 1896 war in Lemberg eine polnische Industrie- und Kunstausstellung. Die Regierung hatte das Gebot erlassen, daß Niemand aus Russisch-Polen etwas ausstellen dürfe. (In verschiedenen Fällen ist es dennoch unter der Hand geschehen.) Nun entstand aber die Frage, ob die Blätter über diese Ausstellung berichten dürften. Im ersten Monat war es unbedingt verboten, sie nur zu erwähnen. Später ließ man die Zeitungen wissen, daß jede vier Correspondenzen aus Lemberg bringen dürfe, doch keine über hundert Zeilen, und nur über die ausgestellten Industriegegenstände, jedoch kein Wort über die Kunst. Zwischen jedem der Briefe sollte ein Zwischenraum von vierzehn Tagen liegen. Auch sah Brandes in Warschau schlimme Beispiele der polizeilichen Brutalität. Beim geringsten Anlaß schlagen und stoßen die Polizisten mit der Säbelscheide die armen Droschkenkutscher, die mit den auf dem Rücken hängenden Nummern wirklichen Sclaven gleichen. Auf dem platten Lande ist das Volk durch den Druck gebrochen. In der Dorfschule unterrichtet man nur auf Russisch, das die Bauern nicht verstehen. Da jedoch der Unterricht nicht obligatorisch ist, gehen nur äußerst wenig Kinder in die Schule. In Rechtssachen bedient man sich auch des Russischen und Alles geht durch den Dolmetscher, so daß in criminellen Sachen der Angeklagte seine Aussage nicht controliren kann. Das ganze officielle Bestreben geht darauf aus, den polnischen Bauer gegen die Wohlhabenden aufzuhetzen und in allen civilen Rechtsstreitigkeiten giebt man ihm Recht. „Ein Gutsbesitzer dieser Gegend überrumpelte mit seinem Jäger vier Wilddiebe, die unter seinem Wild ein Blutbad angerichtet hatten und bei seinem Hinzukommen im Begriffe standen, die Beute auf den Wagen zu laden. Sie entschlüpften, aber es gelang ihm, sich eines Mantels zu bemächtigen, den er als Beweismittel vorlegte. Die Diebe wurden freigesprochen, da gegen ihr Leugnen nicht bewiesen werden konnte, daß das Wild, womit sie den Wagen beladen hatten, Eigenthum des Klägers war. Er wurde hingegen zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wegen „Raub eines Mantels“.

Das muß Brandes den Russen lassen, sie verstehen als regierende Kaste keinen Spaß. Da wurden vier Gardeofficiere verhaftet, die ihre Stellung mißbraucht und unter ihren Untergebenen nihilistische Propaganda getrieben hatten. Eins der vorgefundenen meuterischen Bücher war eine Schrift, im Auslande gedruckt, wovon ein vorgefundenes Billet angab, daß sie einem der Officiere von einem Verwandten, einem Friedensrichter, geliehen war. Dieser wurde verhaftet und befragt, weßhalb er sich das Buch angeschafft habe. Er antwortete, und wie es schien, mit Recht, daß er es aus Neugierde habe lesen wollen, aber ganz und gar nicht die Ideen theile, die darin entwickelt waren. Die vier Officiere wurden natürlich erschossen; aber überraschender wirkt, daß der Friedensrichter gehenkt wurde. Das System hat das Vortreffliche, daß es Eitelkeit als Motiv zu politischen Verbrechen unmöglich macht. Keine Zeitung darf auch nur den Namen des Verbrechers nennen, geschweige seine Verhaftung erwähnen, noch weniger etwas berühren, von dem gedacht werden könne, er würde es zu seiner Vertheidigung sagen. Er verschwindet lautlos, und nie mehr wird sein Name in irgend einem Blatte gesehen. Falls dieses System in Italien und Frankreich angewandt würde, verminderte sich wahrscheinlich sehr

bedeutend die Anzahl der anarchistischen Mörder. Man kann indessen nicht leugnen, daß andererseits das System gewisse Unannehmlichkeiten hat, meint Brandes. „Ein System, das sich empfahl," singt Heine's großer Krapülinski.

Viele erinnern sich gewiß noch durch Zeitungsberichte, wie die Schauspielerin Wisnoska um's Leben kam. Ein russischer Gardeofficier, mit dem sie befreundet gewesen und der sie lange durch seine Eifersucht gequält hatte, kam eines Abends zu ihr und verlangte, daß sie Alles und Alle um Seinetwillen aufgeben solle. Anderenfalls käme sie nicht mit dem Leben davon. Als sie ihm erklärte, daß er ihr gleichgiltig sei und sie ihre Freiheit bewahren wolle, zog er seinen Revolver und beging nun die Grausamkeit, die ganze Nacht hindurch, während er sprach und trank, das junge Weib unter der Pistolenmündung zu halten. Sie begriff endlich, daß sie ihm nicht entschlüpfen könne, und von Viertelstunde zu Viertelstunde schrieb sie auf Blätter, die sie ihrem Notizbuche entriß, ihre verzweifelten Klagen nieder, rollte die Blätter zusammen und warf sie auf dem Boden umher, damit man sie nach ihrem Tode finden könne. Gegen Morgen erschoß er sie, kehrte in die Caserne zurück, rief seinen Kameraden zu: „Ich habe die Wisnoska erschossen!" und wurde verhaftet, als die Officiere, die ihm zuerst nicht geglaubt, die Sache untersucht und die Leiche gefunden hatte. Er wurde von dem Gericht erster und zweiter Instanz, wie von dem nicht appellirbaren Senatsgericht zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Der Kaiser fand jedoch, daß er hier Anlaß habe, sein Begnadigungsrecht anzuwenden. Er sprach den Officier von jeder Gefängnißstrafe frei und verurtheilte ihn nur zur Degradation. Er wurde also zum Soldaten degradirt, acht Tage darauf zum Secondelieutenant, wieder acht Tage später zum Premierlieutenant befördert, und „so geschah sowohl der Gerechtigkeit als der Gnade Genugthuung".

Obgleich Russisch-Polen unterdrückt und gemartert ist, wie weder die preußisch-polnischen Provinzen, noch das österreichische Galizien, so findet Brandes doch hier allein das Herz Polens. „Hier allein kann man das polnische Wesen in seiner besten und seltsamsten Eigenart studiren. In Posen und Ostpreußen ist der polnische Gutsbesitzer verarmt; in den meisten Fällen hat er sein Eigenthum verkaufen müssen; die Deutschen haben mittelst Unterstützung von Staatsmitteln und schlauer Verbote jeglicher Art, mit den hundert Millionen Mark des Staates im Rückhalt und mit der ganzen Leidenschaft der deutschen Propaganda das Terrain Zoll für Zoll aufgekauft (?!!) In Preußen wird der polnische Bauer gezwungen, Unterricht zu erhalten, dadurch wird er dort reinlicher und wohlhabender als anderwärts. Aber das polnische Gepräge der Bevölkerung ist dort gemischt. Der Adel ist auf deutschen Schulen und Universitäten erzogen. Galizien aber ist ein armes Bergland, ist als österreichische Provinz negativ (gleich Island und den westindischen Inseln Dänemarks). Die Bevölkerung genießt volle nationale und bürgerliche Freiheit. Man singt polnische Lieder, und man hält polnische Reden in übergroßer Zahl in Oesterreichisch-Polen. Aber die Parteien bekämpfen sich gegenseitig mit unauslöschlichem Hasse. Krakau ist der Hauptsitz der clericalen Mehrheit, Lemberg die Stätte der freidenkenden Minderzahl. Obgleich frei, ist die galizische Presse trotzdem schlechter als die russisch-polnische, denn ihr Inhalt besteht zum großen Theil aus den rein persönlichen Injurien, die der Parteikampf mit sich führt. In Russisch-Polen ist die Presse so gebunden, daß es ihr z. B. durchaus unmöglich war, die Jugend vor den sinnlosen und in ihren Folgen so tragischen politischen Demonstrationen zu warnen, wozu diese Jugend, besonders von den Frauen aufgewiegelt, immer wieder zurückgreift. Die Presse durfte diese Demonstrationen nicht mit einem Worte erwähnen. Und doch ist, wie gesagt, die Presse hier besser, als die polnische in Oesterreich." Und dann der alte Gegensatz zwischen der Schlachta und den Bauern. Sie werden in der letzten Zeit sehr stark von Agitatoren bearbeitet; man hetzt sie gegen die Gutsherrn und deren Familien auf, und so oft es diesen schlimm ergeht, sehen sie mit wahrer Schadenfreude zu. Die Russen benutzen diese Stimmung und schüren sie auf jede Weise. „Man braucht nur einen Spaziergang auf dem Lande zu machen, um die Gesinnung der Bauern zu bemerken. Alle älteren Bauern grüßen höflich und murmeln die Formel: Niech bendzie pochevalowy, d. h.: Er (Christus) sei gelobt, worauf die Antwort folgt: Na wieki, (in alle Ewigkeit); die jüngeren Bauern grüßen niemals. — Schon vor vielen Jahren, wenn man unter jungen Dänen die Möglichkeit einer Revolution in Rußland erwog, sagte ich: Eine schöne Revolution, die daraus bestehen wird, daß die Bauern die Häuser über den Köpfen der freisinnigen Gutsbesitzer anstecken werden. — Meine Ansicht wurde auf's Neue bestätigt."

Die Lebhaftigkeit des polnischen Geistes und die geistige Anmuth hat ihre wahre Heimath im Königreiche Polen, vielleicht weil hier allein die höheren Classen die materiellen Bedingungen haben, ein modernes Leben zu führen, das eine Fortsetzung ihres Lebens während der Renaissance bildet. Es giebt in Europa wohl kaum ein reicheres Kornland als Russisch-Polen. Hier ist jeder Flecken Erde fruchtbar. Der Adel ist hier bisweilen sehr reich; die großen Banquiers noch viel reicher. Brandes hat ihrer zwei getroffen, die jährlich mehr als eine Million Rubel Einnahme haben. Und man freut sich hier seines Geldes; man gönnt sich den Luxus und genießt ihn. Ein Schwarm von Dienern und Dienerinnen gehört bekanntlich zu jedem wohlhabenden polnischen Haus; man hat dort auf dem Lande so reichlich Platz, daß man immer drei, vier Personen von einem Nachbargut beherbergen kann, falls sie übernachten wollen. Man kleidet sich gern schön und abwechselnd. Brandes hat noch keine Dame, nicht einmal die Damen zu Hause zwei Mal dasselbe Kleid tragen sehen, kaum den gleichen Morgenanzug.

Zwischen den drei Theilen, in die das alte Polen getheilt ist, und die durch Sprache und Erinnerungen so fest verknüpft sind, findet Brandes politisch keinerlei Zusammenwirken. „Sie können nie, ohne Ausnahme nie, in Gemeinschaft handeln. Sie haben nicht einmal gemeinsame Münze oder Maaß, keine Briefmarken, keine Gerichtsordnung gemein, nichts Gemeinschaftliches. Es giebt nicht einmal einen Mann, der in allen drei Ländern als Politiker populär ist. Ja, selbst in der Literatur vereinigt eigentlich nur ein Name alle Stimmen; Sienkiewicz ist nach und nach die Perle in Polens Krone geworden. Und er ist doch weit entfernt, ein Geist ersten Ranges zu sein. Es geschieht nichts Reelles für das Zusammenhalten der Landestheile. Rein ideell thut man, was man kann. Besonders in der älteren Generation giebt es eine Gruppe von patriotischen Idealisten, wackere Träumer, naive und hoffnungsvolle Seelen, die stets in den getrennten Landestheilen umherreisen, und durch Gespräche, Verabredungen und Uebereinkünfte unschuldiger (?) Art das heilige Feuer lebendig erhalten. Die große polnische Ausstellung in Lemberg ist ein Erzeugniß dieser ihrer Bestrebungen. Aber es kann nicht verschwiegen werden, daß nur allzuviele von den Besten der jungen Generation, sowohl junge Frauen als junge Männer, alle nationalen Hoffnungen aufgegeben, sich ganz entwöhnt haben, nach Lichtpunkten auszuspähen, die sie von vornherein als Irrlichter betrachten, und darum mit offen ausgesprochener Skepsis, ja mit halb verborgener Geringschätzung als melancholische Zuschauer zu den Agitationen jener Aelteren dastehen."

Das ist Alles freilich nur halbwegs richtig. Die Polen sind, wie die Italiener, die geborenen Verschwörer. Sie stehen miteinander in Preußen, Rußland und Oesterreich in geheimer Verbindung und wühlen unter der Decke gegen alle drei Theilungsstaaten. Brandes erzählt, daß man in Rußland bei jedem Polen und bei jeder polnischen Frau den Schmerz über die unterthänig-enthusiastische Haltung Frankreichs Rußland gegenüber findet. „Nirgends kennt man

Frankreich besser als hier; man ist französisch erzogen, spricht französisch als zweite Muttersprache, liest und schätzt französische Bücher mehr als die aller anderen Länder. Die Selbstdemüthigung Frankreichs vor Rußland hat gerade deßhalb so tief verletzt. Jetzt ist Polen von dem französischen Volk so vergessen, daß sein Name nie genannt wird. Man weiß nichts von den Polen, und es ist unmöglich, nur einen Artikel über ihre Leiden in einer französischen Revue aufgenommen zu bekommen. „Voll wie ein Pole“ (soûl comme un Polonais) ist die einzige Erinnerung an Polen, die heutigen Tages als Redensart übrig geblieben ist; sie entspricht der deutschen Redensart „polnische Wirthschaft“. Wir haben erlebt, daß wir in den französischen Blättern anläßlich der häufigen Ministerwechsel lasen: „Was müssen unsere Freunde, die Russen, von uns denken, von diesen Ministerien, die jedes Jahr wechseln, ja mehrere Male im Jahre! Dort bleiben die Minister ununterbrochen 20 und 30. Jahre.“ Würden die Franzosen nur ein halbes Jahr wie Russisch-Polen regiert, so würde dies unzweifelhaft ihre russischen Schwärmereien ein wenig beruhigen,“ schließt Brandes. Und dennoch ist sein letztes Wort über die polnischen Zukunftsträume ein skeptisches „Vielleicht“! Jedenfalls verdient sein Buch von Deutschen und Posenern gelesen zu werden. Die Deutschen polnischer Zunge, die die Welt mit ihren Klagen über unsere neue Polenpolitik erfüllen, können vor Allem daraus lernen, wie gut sie es im Vergleich zu den Russisch-Polen unter dem Reichsadler haben. Im Grunde sind diese Klagen ja auch komisch. Die preußischen Polen, deren Sprache nirgends unterdrückt, sondern auch schon mit Rücksicht auf das leider „regierungsfähige“ Centrum, noch immer gepflegt wird, die bis nach Westphalen ausgreifen und dort sogar polnische Zeitungen erscheinen lassen, und die selbst in der Reichshauptstadt sich in Turnvereinen und Conventikeln sammeln, polnische Zeitungen drucken, ein polnisches Theater einrichten, eine polnische Reichstagskandidatur erstreben, sie sind bei uns durchaus aggressiv, wenn auch noch nicht so wie in Galizien, wo sie den Deutschenfresser Badeni hervorbringen und die Juden todtschlagen. Sie verdienen Brandes' Jeremiaden gewiß nicht. Allerdings ist neulich bei uns der polnische Aerztetag in Posen verboten worden. Wir bedauern es, denn nun erscheint das Polenthum im Lichte der verfolgten Wissenschaft. Man hätte die Thorheit einer nationalen Abschließung wissenschaftlicher Unternehmungen ruhig gestatten sollen, denn er hätte der Welt den neuen Beweis geliefert, wie sehr das Polenthum in der Wissenschaft zurückgeblieben und auf das Lernen von anderen Völkern angewiesen ist. Bei der geringsten Verbrüderung à la Komarow und „Admiralski“ hätte man ja immer die Giftbude schließen und die polnische Sprache mit einer Gegenmaßregel treffen können. Habeant sibi!

## Literatur und Kunst.

### Ludwig Tieck als Dramaturg.

Von Hugo Wenck.

Gustav Rümelin, der verstorbene Kanzler der Universität Tübingen, realistische Kritiker Shakespeare's und Ehrenretter des vielgeschmähten Nicolai, hat einmal bemerkt, daß wir nur „unter dem Zwange des logischen und mystischen Zaubers der Dreizahl“ neben Goethe und Schiller einen Dritten und zwar Lessing gestellt haben, der sich doch selbst und aus guten Gründen den Namen eines Dichters abgesprochen hat. Heute ist man in immer weiteren Kreisen geneigt, als nun einmal „nöthigen“ Dritten neben die Dioscuren Heinrich von Kleist zu stellen. Aber es sind früher auch schon Andere auf diesen dritten Platz gesetzt worden, erst Klopstock, eine geraume Zeit lang Herder oder Jean Paul und sogar Heine. Die Romantiker hoben Tieck auf den Triumvirats-Thron, indessen behauptete er sich nur kurze Zeit darauf. Heute gilt er ganz als abgethan, was ihn jedenfalls gewaltig unterschätzen heißt. Zwar als Dichter bleibt er von secundärer Bedeutung, aber der Kritiker und Dramaturg ist doch vom ersten Range. Dies wollten seine vielen Feinde aber schon zu seinen Lebzeiten nicht zugeben. Als Beispiel der Beurtheilung Tieck's als Dramaturg von Seiten seiner Zeitgenossen, sei nur ein Aufsatz von G. Schlesier angeführt, in welchem Tieck vorgeworfen wird, er habe das deutsche Theater zerbrochen, seinen Weg und seine Entwickelung gesperrt, die Dichter und Schauspieler irregeführt und sie um eine glückliche Entwickelung ihres Talentes betrogen. Tieck's kritisches Meisterwerk, die „Dramaturgischen Blätter“, möchte Schlesier auf einige hundert Jahre verbannen; es liege Gift auf jeder Seite derselben. Schließlich wird Tieck ein Nullificirer (?) alles Gehaltes in der deutschen Dichtung genannt, und ausgesprochen, daß das einzige Heil für das deutsche Volk in der Abwendung von der Autorität seines Namens liege. — Die neuere Kritik ist Tieck kaum günstiger. Der bedeutendste deutsche Literarhistoriker unserer Zeit, W. Scherer, sagt von den dramaturgischen Blättern, sie bewiesen nur die Grillenhaftigkeit und Oberflächlichkeit ihres Verfassers. Schrullen und Grillen ist die stehende Bezeichnung geworden für Tieck's dramaturgische Schriften. Die Ursachen dieser sonderbaren Stellung der Kritik sind mannigfaltig. Was die Zeitgenossen betrifft, so muß im Allgemeinen die Feindseligkeit gegen die romantische Schule, als deren Haupt man Tieck mit Unrecht ansah und noch heute ansieht, sowie persönlicher Neid in Anschlag gebracht werden. Wir wissen ganz bestimmt, daß Tieck in Dresden, wo er seine dramaturgische Hauptthätigkeit entfaltete, einen harten Kampf bestanden hat, gegen eine kleingeistige, übelwollende Partei, die seine geistige Ueberlegenheit beneidete. Die Jungdeutschen, Heine, Laube, Gutzkow, denen Tieck in einer Reihe seiner Novellen: Reise in's Blaue, Wassermensch, Eigensinn und Laune, Vogelscheuche, Liebeswerben, zu Leibe gegangen war, waren auch übel auf ihn zu sprechen. Am glimpflichsten beurtheilte ihn noch Heine in seiner „Romantischen Schule“. Die modernen Literarhistoriker endlich übernehmen einfachhin das meist durch persönliche Abneigung und Mißgunst gebildete Urtheil. Tieck's dramaturgische Schriften sind heutzutage ganz in Vergessenheit gerathen. Ein schlagendes Beispiel bietet das kürzlich erschienene Werk von E. Wolff. In seinem Ueberblick über die Geschichte der deutschen Dramaturgie erwähnt Wolff nicht nur Tieck's mit keinem Worte, sondern schreibt O. Ludwig's „Shakespeare-Studien“ das Verdienst zu, das Tieck's dramaturgischen Blättern gebührt. Die „klärende Abrechnung“ mit Schiller ist nämlich von Tieck fast ein halbes Jahrhundert vor Ludwig vollzogen worden. Der Schluß, zu dem Ludwig gelangt, daß die wahre historische Tragödie von Schiller wieder zu Shakespeare zurückkehren müsse, ist sozusagen der Angelpunkt von Tieck's dramaturgischen Schriften. Wie Lessing mit den Franzosen abrechnete, so rechnete Tieck mit Schiller ab, mit voller Anerkennung seiner Begabung und seiner Verdienste, und wies, wie Lessing, auf Shakespeare hin. Deßhalb „blinken“ nicht Ludwig's Shakespeare-Studien, sondern Tieck's dramaturgische Blätter „als ein Markstein in der Geschichte der deutschen Dramaturgie.“

Ein Professor der Universität von Lüttich, Heinrich Bischoff, der als deutscher Vorkämpfer auf dem leider ganz französirten Vorposten steht und auch in der „Gegenwart“ über das Deutsche Belgien berichtet hat, dieser kerndeutsche, kunstverständige Gelehrte hat sich nun auch des verlästerten Tieck angenommen und in einer Programmschrift (Bruxelles, Société belge de librairie) eine Ehrenrettung versucht, der

wir hier folgen, obwohl wir Tieck als dramatischen Dichter viel niedriger und seine zu ihrer Zeit hochberühmten Novellen und Romane nicht viel höher stellen. Wir sind der Meinung, daß ihn als Dichter des Olympiers vernichtendes Scheltwort „Dilettant" mit Recht trifft. Anders der Aesthetiker und Dramaturg, der sich vielfach auch praktisch bethätigt hat. Bekanntlich war Tieck vom Jahre 1820 an am Dresdener Theater thätig. Im Jahre 1825 wurde er mit dem Antreten des Kammerherrn A. von Lüttichau, auf dessen Fürsprache amtlich als Dramaturg angestellt. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Scheiden aus Dresden im Jahre 1842. Eifrigen Antheil am Theater nahm er doch nur bis etwa um 1830; von da an erlahmte seine Thätigkeit unter dem vielfachen Widerstand der ihm von allen Seiten bereitet wurde. Bischoff versucht, ein genaues, objectives Urtheil über Tieck's Antheil an der Leitung des Dresdener Theaters zu fällen. Seine Stellung war eine unbestimmte. Nach der amtlichen Anweisung sollte er „Berathung und Aushülfe bei den literarischen Geschäften der königlichen Generaldirection" leisten, und sich mit der „Ausbildung der jüngeren und ungeübten Schauspieler beschäftigen. Es geht hieraus hervor, daß er nur eine berathende Stimme hatte. Alle Verantwortung und die letzte Entscheidung standen dem General-Intendanten zu, einem Hofbeamten, dem Interesse und Verständniß für die Kunst abging. Tieck war kein wirklicher Dramaturg, sondern nur dramaturgischer Rathgeber. Die königliche Genehmigung seiner Anstellung bemerkt ausdrücklich, daß ihm Niemand unmittelbar untergeordnet sein sollte. In dieser beschränkten Machtsphäre, hat er sein Möglichstes gethan, um dem wahrhaft Künstlerischen zum Siege über das Handwerksmäßige zu verhelfen. Es gelang ihm die Aufführung fast aller Werke von Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist durchzusetzen; daneben wurden die Meisterwerke der Alten und Calderon's, Stücke von Moreto, Lope de Vega, Molière, Sheridan, Grillparzer, Uechtritz, Halm, Mosen ꝛc. dargestellt. Alles traf zusammen, um Tieck seine längere Thätigkeit als Dramaturg zu verleiden. Vor seiner amtlichen Anstellung, hatte ihm schon die Einführung H. von Kleist's in das Repertoire der Dresdener Bühne (6. December 1821) manche Schwierigkeiten bereitet. Seine Vorliebe für H. von Kleist schalt man eine „romantische Grille" und schon damals wurde er angeklagt, dem Publicum seinen absonderlichen Geschmack aufdrängen zu wollen. Als er sich nach seiner Ernennung als Dramaturg dem Cabinets-Minister, Grafen von Einsiedel vorstellte, ermahnte ihn dieser, sich der Tyrannisirung des Publicums durch einen einseitigen Geschmack zu enthalten. Die möglichst unverkürzten Shakespeare-Aufführungen vermochte er auch nur unter schweren Kämpfen durchzusetzen. Regie und Schauspieler verlangten Aenderungen und Abkürzungen, zu denen Tieck sich nicht entschließen konnte. Seine Einführung der spanischen Stücke nannte man in Dresden eine Unverschämtheit; Calderon's Dame Kobold wurde ausgepocht; dadurch wollte man die „Tieck'sche Geschmacksdespotie" brechen. Bittern Tadel erregte auch seine Polemik gegen die herrschende Verehrung Schiller's, die nichts als nebelhafte Schwärmerei und Bewunderung einzelner schönen Stellen war. Viel Mißfallen erregte auch seine scharfe Kritik Houwald's, der in Dresden eine hochangesehene Persönlichkeit war, und sich wie aus Friesen berichtet durch eine überaus ehrenwerthe und höchst aufopfernde Thätigkeit in der Niederlausitz, während der Drangsale der Jahre zwischen 1806 und 1813, einen Namen gemacht hatte. Durch seine energische Einsprache gegen die Ueberschwemmung der deutschen Bühne mit Bearbeitungen seichter französischer Bühnenstücke, verdarb er es völlig mit dem Secretär der General-Direction, Hofrath Winkler, alias Theodor Hell, der aus der schleunigen Uebersetzung der Pariser Neuigkeiten ein speculatives Geschäft machte und der übrigens Tieck wegen seiner Anstellung als Dramaturg, zu welcher Stellung er selbst das größte Anrecht zu haben glaubte, nicht grün war. Mit der „anerkanntesten und geehrtesten kritischen Autorität Dresdens", dem Hofrath Böttiger, dem begeisterten Lobredner Iffland's, war Tieck schon vor seiner Uebersiedelung nach Dresden verfeindet, wegen seiner unbarmherzigen Satire im „Gestiefelten Kater". Der matte Nachahmer Schiller's, Eduard Gehe, hat Tieck gewiß das schonungslose Heruntermachen seiner „Anna Boleyn" nie vergeben. Die gesammte Dresdener Kritik wurde durch Tieck's scharfe Aeußerungen über ihre Beschränktheit und Parteilichkeit schwer verletzt. All' die kleinen Theaterkritiker, die vor ihm weichen mußten, waren eifersüchtig auf ihn. Seine freimüthige Kritik der Schauspieler, die ohnedem gewöhnlich der Leitung eines Literaten abhold sind, brachte sie fast alle gegen ihn auf. Bei Zerwürfnissen mit dem Regisseur, der Tieck auch feindlich gegenüberstand, stellten sie sich immer auf Seite des Ersteren. Der große Haufen endlich, den Tieck in den satirischen Märchenkomödien so arg verspottet hatte, dem er in seinen Kritiken so wenig Achtung zollte, der überdies fortwährend gegen ihn aufgehetzt wurde, sah in Tieck nur einen eigensinnigen, grillenhaften Despoten, der ihm nichts als „unverdauliche Britten und Spanier" aufdrängen wollte. Daß Tieck ihm seine „harmlose" Freude an den Pfuschereien der Kotzebue, Clauren, Raupach, Töpfer, Holbein und Consorten verkürzte, kam ihm wenig gelegen. Tieck's Feldzug gegen die Weimarer Theaterschule war auch wenig geeignet, ihm die Sympathie eines Publicums zuzuziehen, das ein Virtuosenconcert einem wahren Schauspiel vorzog. Laube berichtet uns, daß Tieck's Theorie der Schauspielkunst gerade in Dresden am wenigsten durchdrang, daß sich dort vielmehr in den dreißiger und vierziger Jahren eine Spielweise ausbildete, „welche der Weimar'schen Declamations-Richtung nahe stand, wenigstens viel näher als irgend einer anderen Richtung. Die Charakterisirung trat mehr und mehr zurück, ungestörte, leise Harmonie wurde der entscheidende Gesichtspunkt". Laube bemerkt ferner, der Charakter der Stadt stimme zu dieser Richtung. Der Dresdener und Sachse überhaupt, sei wie Famulus Wagner, „ein Feind von allem Rohen" und verlange vor Allem von künstlerischen Bestrebungen, daß sie fein artig und formell bedächtig seien. Den philiströsen Charakter der Stadt und ihrer Literatur hat übrigens Tieck selbst in der Novelle „Die Vogelscheuche" (1835) köstlich geschildert. Den Kampf des Geistes mit der Bornirtheit hat Tieck in Dresden mit bewunderungswürdiger Thatkraft und Ausdauer ausgefochten, aber er paßte nun einmal nicht dahin, faßte keine Wurzel und war schließlich froh, nach Berlin übersiedeln zu können.

Noch heute vielfach zutreffend und von bleibender Bedeutung ist Tieck's Theorie des Dramas und seine Theorie der Schauspielkunst. Die Geschichte der deutschen Schauspielkunst dreht sich um den Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Schulen: die Hamburger und die Weimarer, der noch heute fortdauert. Die von Schröder praktisch begründete und von Tieck theoretisch in glänzender Weise vertheidigte Hamburger Schule beruht auf dem Grundsatze der möglichst vollkommenen Täuschung. Zur Erzeugung derselben verlangt sie von der Darstellung vollste Natürlichkeit und Lebenswahrheit. Die Aufgabe der Schauspielkunst ist, ihrem Principe zufolge, nicht Declamation, sondern Charakterdarstellung. Die von Goethe und Schiller begründete Weimarer Schule stellt als Richtschnur des Spiels, nicht die lebendige, sondern die idealisirte Natur auf, nicht die Wirklichkeit, sondern den geläuterten Geschmack. Sie verlangt von der Darstellung Kunst und Anstand, anmuthigen Vortrag, würdevolle Repräsentation, vollkommenstes Ebenmaaß der Erscheinung, Gemessenheit der Bewegung. Die Theorie dieser Schule hat Goethe in den „Regeln für Schauspieler" aufgestellt, Vorschriften, die wir heute nicht mehr ohne Lächeln lesen können. Die Kunst des Schauspielers, heißt es dort, besteht „in Sprache und Körperbewegung";

damit meint Goethe eintönige, gesangartige Declamation und steif-vornehme Haltung. Auf der Bühne wolle man Alles „schön dargestellt haben, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt sein will." Der Schauspieler müsse zunächst bedenken, „daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle." Der Schauspieler sei um des Publicums Willen da, müsse immer Dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer wenden, nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden, nie in's Theater hineinsprechen, sondern immer gegen das Publicum. Die Darstellenden „sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre." Es wird denselben ferner der Rath ertheilt, sich den Theaterboden wie eine Art von Damenbrett, auf dem Papier rhombische Flächen zu zeichnen, sich dann die Kasen, die sie betreten wollen, zu notiren; es sei alsdann gewiß, daß sie „bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und her stürmen, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellen." Goethe's Sorgfalt für ein fein-vornehmes Spiel erstreckt sich bis auf die kleinsten Einzelheiten. Ergötzlich zu lesen sind seine Vorschriften über Haltung der Finger, Hände, Arme u. s. w.

Tieck's Kampf gegen die Weimarer Theaterschule nun ist ein würdiges Seitenstück zu Lessing's Feldzug gegen die französische Tragödie. Die Weimarer Schauspielkunst war ja nur eine getreue Copie der französischen Spielweise. Als, bemerkt Tieck, durch Eckhof ein eigenes deutsches Theater entstand, erwachte auch das Bewußtsein deutlich, daß jenes Spiel, welches die Franzosen für das Richtige halten, für uns unnatürlich sei. Dieses Spiel sei nichts als künstliche Declamation und falsche Emphase gewesen. Diese musikalische Recitation schließe alles wahre Spiel aus; denn wo Alles so unbedingt auf die kleinen Nuancen der Rede hingewendet werde und jeder Monolog und jede Schilderung ein kunstvolles Ganze ausmachen solle, da könne von Charakterdarstellung, von wahrer Steigerung, von Herausheben oder Fallenlassen dieser oder jener Stelle nicht mehr die Rede sein. Die Recitation, die dieser singenden gegenüberstehe, sei die einfache und natürliche. Diese beruhe auf dem natürlichen Ton des Lebens. Dieser Ton steige im Pathos auf, erhebe sich im Ausbruch der Leidenschaft zu voller Donnergewalt und könne von der höchsten Höhe unmittelbar, ohne Affectation zum einfachsten Naturlaut, zum Seufzen, leisen Accent zurücksinken. Dieses wahre Sprechen sei unendlich schwerer zu erlernen, als jenes Declamiren. In dieser zweiten Art des Spiels sei Schröder groß und vollendet gewesen. „Diese Einfachheit und Wahrheit ist es, was Schröder charakterisirte, daß er keine bestechende Manier sich zu eigen machte, niemals in der Declamation ohne Noth in Tönen auf- und abstieg, niemals dem Effect, bloß um ihn zu erregen, nachstrebte, nie im Schmerz oder in der Rührung jene singende Klage anschlug, sondern immer die natürliche Rede durch richtige Nuancen führte und nie verließ." Das Theaterspiel, das wir das deutsche nennen müssen, sagt Tieck ferner, wurde von Schröder festgestellt. Es ist dies die wahre Recitation, das echte Sprechen, im Lustspiel wie in der Tragödie, das dem monotonen Tonfall, dem falschen Gesang, dem schwülstigen Aufblasen und Festhalten einzelner Worte und Phrasen ebenso fern steht wie der klappernden, gemeinen Nüchternheit. Diese verabscheut Tieck ebenso wie die falsche Emphase. Derjenige, bemerkt er, der die singende Declamation und das gesteigerte, falsche Pathos vermeiden will, fällt leicht in das Nüchterne, Unbedeutende und Unedle. Die gegen die Mitte dieses Jahrhunderts eingetretene Herrschaft des „rohen Naturalismus" beklagt er tief in den „Unterhaltungen". Die damalige Schauspielkunst, heißt es dort, leide an Rohheit und an verbildetem Virtuosenthum. Das Virtuosenthum sei der gerade Gegensatz aller Kunst. Es beruhe nicht auf allseitiger Durchbildung und schöpferischer Kraft, sondern auf einseitiger Fertigkeit. Ein Jeder gehe auf den einseitigen Effect aus, an das Ganze denke Niemand mehr. Eine oft von Tieck wiederholte Forderung ist die eines kunstvollen Zusammenspiels. Manche Dichter machten, durch vorsätzliche Heraushebung einzelner Stellen, Tiraden und Scenen ein solches Zusammenspiel fast unmöglich. Es sei ganz natürlich, daß der Schauspieler diese Monologe, isolirte Schilderungen u. s. w. benutze, um Effect zu machen. Alle diese Paradestücke seien schwer natürlich zu sprechen, und so müsse denn der Schauspieler in rednerische Künstelei verfallen. Der Zusammenhang werde dabei unterbrochen, die Kunst der Menschendarstellung vernachlässigt. Eifrig warnt er die Schauspieler vor der Sucht nach der Gunst des Publicums, vor Künsteleien in Ausdruck und Geberden, räth ihnen Mäßigung im Gebrauch der Mittel, sorgsame Ausbildung der Stimme, Einfachheit, verbunden mit Wärme und Innigkeit der Darstellung; unabläßlich weist er sie auf die hohe Bedeutung ihres Berufes hin.

Die Sorgfalt für die gesprochene Rede auf dem Theater hatte er mit Goethe gemein; im Gegensatz zu ihm, wird er aber nicht müde, zu betonen, daß diese Rede immer die der Natur und des Lebens sein und bleiben müsse. Die Sorgfalt für das Wort, berichtet Laube in seinem „Norddeutschen Theater", war zuletzt sein Ein und Alles. „Ich habe kurz vor seinem Tode in Berlin noch einmal eine dreistündige Unterredung mit ihm gehabt. Er brach sie nicht ab trotz seiner Gichtschmerzen, die ihn Zeit seines Lebens fortwährend gepeinigt, und er ging auch nicht ab von dem Thema: deutsches Theater. Das interessirte ihn über Alles und es war rührend, anzuhören, daß er selbst von seinen Schwächen sprach, welche sein erfolgreiches Wirken als Dramaturg in Dresden verhindert, ebenso verhindert hätten, als die thörichte Herrschaftstellung eines unliterarischen Intendanten es gethan. Es stärkte ihn sichtlich meine Versicherung, daß das deutsche Schauspiel keineswegs unterginge und daß seine guten Lehren beachtet würden. „Nur eine", stöhnte er, „nur eine halten Sie aufrecht: Sprechen lernen! Es ist noch meine letzte Klage, daß unsere Schauspieler nicht sprechen lernen." — Tieck polemisirt nie direct gegen die Weimarer Schule. Er nennt dieselbe nie, noch ihre Begründer, bezeichnet vielmehr ihre Richtung mit dem Namen „französische Manier". Desto unumwundener soll er sich mündlich ausgesprochen haben. In den fast täglichen Leseabenden, die er in seinem geselligen Hause zu Dresden veranstaltete, habe er es, nach Laube, an scharfen Aeußerungen gegen die Weimarer Schule nie fehlen lassen.

Ueberall in seinen Dramaturgischen Blättern erscheint uns Tieck als ein reiner Priester der Kunst, der unerbittlich alle Forderungen zurückweist, die viel mehr auf Sinnengenuß als auf Kunstgenuß hinauslaufen, wie Bischoff nachweist. Es empört ihn, daß die meisten männlichen Zuschauer im Theater nichts als Sinnenreiz suchen, und daß die Schauspielerinnen diesem Wunsche entgegenkommen. Würden die Sinne fortwährend gereizt, so ginge der Kunstgenuß verloren. Die Theater böten von dieser Seite den Zeloten eine schlimme Blöße. Eine ungereimte Forderung nennt er die, daß eine Schauspielerin, die junge Rollen spielt, auch selbst jung, ja nicht älter, als es das Stück besagt, sein müsse. Man möchte die Kinder, „so wie sie entwöhnt werden, zu Liebhaberinnen bilden, damit in aller Kraft und nothwendiger Uebung eine vierzehnjährige Julia uns bezauberte. Wenn sie aber auch achtzehn Jahre alt ist, und man vielleicht die Aenderung vergiebt, der Darstellerin auch wohl noch ein paar Jahre in den Kauf giebt, — was heißt denn dieses thörichte Begehren? Der Zuschauer soll nicht ebenso wie Romeo in Julien verliebt werden; er soll die Kunst sehen und fühlen, das Gedicht empfinden und verstehen, nicht aber verlangen (was jetzt wohl allenthalben geschieht), daß die zufällige Persönlichkeit des weiblichen Wesens seiner eigenen Persönlichkeit zusage, daß er selbst gereizt werde,

und er, statt des Zaubers der Poesie, in einen Taumel gerathe, der eben nicht poetisch zu nennen ist."

Die Schauspielkunst, bemerkt Tieck ferner, sei eine Kunst die nur durch Studium und Uebung zu erringen sei, und wenn junge Anfänger auch zu Zeiten einen glücklichen Wurf thun, so könne ihnen doch unmöglich überlassen werden, die höchsten Aufgaben so nach Zufall und Glück völlig zu vernichten oder sich kümmerlich hindurch zu winden. Tieck giebt jedoch zu, daß die Sinne auch ihr Recht verlangen, daß es eine natürliche Grenze gebe, wo die verständige Frau es von selbst fühle, daß sie nicht mehr muthwillige Mädchen und Liebeschwärmerinnen darstellen könne.

Alles was überhaupt die Reinheit des Kunsttempels entweiht findet an Tieck einen strengen Richter. Er eifert gegen Tänze, Prachtaufzüge, prunkhafte, oftmals geänderte Kleidungen, Feuerwerke, häufige Verwandlungen u. s. w. Das Alles sei gut für die Oper, aber das Schauspiel solle man damit verschonen. Scharf geißelt er die Theaterdirectoren, welche die Zuschauer durch solche sinnenreizende Mittel anlocken, und die eingesendeten Manuscripte darnach prüfen, ob sie ihnen zu oft wechselnden Decorationen, allfarbigen Feuerwerken, Kleiderprunk- und Wechsel Gelegenheit geben. So lange Decoration, Kleidung, Musik, Tanz u. s. w. das Schauspiel erhöhen, es nicht unterdrücken, seien alle diese Dinge zu loben. Die Sucht, die Wirkungen der Bühne durch sinnliche Eindrücke zu steigern, sei eine ganz berechtigte. Komme man aber dahin, in einer Tragödie das Schauspiel bloß wegen eines Krönungsmarsches zu besuchen, könne man ohne Feuerwerke oder Pferdegetrappel gar nicht mehr fertig werden, so sei die Kunst des Dichters wie des Schauspielers völlig abgestorben, und man solle es dann lieber geradehin versuchen ohne diesen Umweg die Zuschauer zu entzücken. Es ist gar kein Zweifel, daß die zum Glück schon halb überwundene „Meiningerei" in Tieck einen furchtbaren Gegner gefunden hätte.

Besonders heftig polemisirt Tieck gegen den häufigen Wechsel der Decorationen. Die moderne Kritik beschuldigt ihn einstimmig, eine Bühne ohne alle Decorationen, nur mit Wegweisern, wie zu Shakespeare's Zeit verlangt zu haben, und gründet sich darauf um seine ganze dramaturgische Theorie und Thätigkeit als eine „romantisch-grillenhafte" zu bezeichnen. Die Anklage ist falsch. Eine decorationslose Bühne vertheidigt Tieck nur in seinem romantischen Jugendwerk: „Briefe über Shakespeare." Er ist bald von dieser Ansicht zurückgekommen und hat seine Meinung über diesen Punkt in einem besonderen Aufsatz der Dramaturgischen Blätter „Decorationen" ausgesprochen. Dort heißt es u. a.: „Warum soll die Bühne nicht geschmückt sein? wo es paßt, Aufzug, Tanz erheitern? ein Gewitter nicht natürlich vorgestellt werden? Es ist nur die Rede davon, daß dies nicht die Hauptsache werde, und den Dichter und Schauspieler verdränge; oder daß man Shakespeare's und Schiller's Poesie dadurch zu verherrlichen glaube, daß man sie durch ein lästiges, zu lange weilendes Augenschauspiel, Musik, Lärm u. s. w. erdrücke. Der Aufzug in Schiller's „Jungfrau" ist freilich der Wendepunkt ihres Schicksals, ihre höchste irdische Verherrlichung unmittelbar vor ihrer tiefsten Erniedrigung; aber deßungeachtet könnte Schiller es nicht billigen, wie dieses Außerwesentliche in Berlin z. B. so die Hauptsache geworden ist, daß alle Worte des Dichters nach diesem Prachtaufzuge nur nüchtern und matt klingen." Noch entschiedener drückt er sich im Folgenden aus: „Warum soll denn diese Lust an Perspektive, Landschaft, Beleuchtung, Zauber des Mondlichtes und Allem dieser Art nicht befriedigt werden? Ja, ist denn diese Lieblichkeit und Lust an der Täuschung etwas so Verwerfliches, daß es sich gar nicht zum wahren Kunstgenuß erheben ließe? Ich bin im Gegentheil von dieser Möglichkeit überzeugt."

Die Bühnenkritik Tieck's gipfelt in dem Satze, daß „alles Zufällige, Unwesentliche auf der Bühne immer mehr die Hauptsache" werde. Das gelte besonders vom Costum. Manche Directionen, bemerkt er, haben die Liebhaberei für ein historisch-getreues Costum viel zu weit getrieben. Soll die deutsche Bühne, nachdem sie sich in so vielen Verirrungen ergangen, nun auch noch eine Musterkarte von den Trachten der verschiedensten Völker in allen Jahrhunderten werden. Ist sie etwa dadurch ein „Spiegel der Zeit", wenn man uns viele und mannigfaltige Röcke kennen lehrt? Die Einführung eines gelehrten Costumes, zu dessen Herstellung man Kupferstiche, Rüstkammern, Leichensteine studirt hat, leitet die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Darstellung ab. Das Publicum wird verwöhnt; die Zuschauer untersuchen mit ihren Gläsern, ob auch an Sammt oder Spitzen alles echt sei; die Schauspielerinnen nehmen jede Gelegenheit wahr, sich umzukleiden, mögen die störenden Pausen auch noch so lange dauern; die Männer, vorzüglich die jungen, ahmen ihnen nach und sind fast noch stärkere Coketten als jene. Greift die Liebhaberei für viele und neue Kleidungen um sich, so wird schließlich die Regie dahin gebracht, für ihre Repertoire die Stücke vorzuziehen, in denen recht viel Gold und Seide zur Schau getragen wird. Die Garderobe überfüllt sich; um all' die aufgehäuften kostbaren Kleider nicht ungenutzt verderben zu lassen, wird man vielleicht einem Gelegenheitsdichter den Auftrag geben, sich an den vielen reichen und mannigfaltigen Kleidungsstücken zu begeistern, um ein großes Schauspiel zu erschaffen, worin all' dieser Prunk wieder in's Leben treten könnte. Eine vollständige historische Treue des Costumes ist übrigens unerreichbar. Welchen Maßstab der Correctheit will man z. B. an das Costum eines Lear, Hamlet, Othello anlegen? Ein scheinbar gelehrt-costumirter Calderon würde als Parodie von sich selbst erscheinen. Manche alte Tracht ist häßlich, oder was noch schlimmer, für uns lächerlich. Was würden wir z. B. zu einem Hohenpriester sagen, der in der „Atalie" mit klingenden Schellen erschiene? Ein poetisch allgemeines Theatercostum ist die Grundlage, auf die sich mit geschmackvollen Modifikationen, Alles gründen muß, was für die äußere Zier geschehen muß."

Der Traum, mit dem sich Tieck sein ganzes Leben getragen und den es ihm erst an seinem Lebensabende vergönnt war, einigermaßen zu verwirklichen, war, nicht wie vielfach behauptet, die altenglische Bühne in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Hülflosigkeit wieder einzuführen — man denkt hier unwillkürlich an Ernst v. Wolzogen's jüngst verunglücktes Münchener Experiment mit „Troilus und Cressida" — sondern eine Bühne zu erfinden, „die sich architektonisch der älteren der Engländer näherte, ohne Malerei und Decoration ganz zu verbannen", ein Medium also, zwischen der altenglischen und der modernen. Diese Bühne sollte vor Allem für Shakespeare-Aufführungen gelten. In seinen Bestrebungen, Shakespeare auf die Bühne zu bringen, ließ sich Tieck von dem obersten Grundsatz leiten, daß die Shakespeare'schen Dramen ganz dem Original getreu dargestellt werden müßten. Shakespeare, schreibt er, muß man ganz kennen, ganz verstehen oder ihn lieber ignoriren; „denn jene halbe Kennerschaft, oder das Naschen an seinen Werken, sie hier und da billigen, umgestalten, aufputzen, und mit einigem hinzugefügten Flitterstaat, nachdem man die Schönheit unter Schminke begraben hat, sie unseren Bühnen und dem Volke zu geben, hat immer nur zu Unheil geführt." Eine unverkürzte Darstellung Shakespeare's erfordert aber eine Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, eine Breite der scenischen Entfaltung, die unsere moderne Bühne nicht bieten kann. Der moderne Zuschauer verlangt, daß die Veränderung des Schauplatzes, die Shakespeare nur anzudeuten brauchte, eine wirkliche sei. Einer kleinen, unbedeutenden Zwischenscene wegen, muß der Vorhang fallen und das Theater neu aufgebaut werden. Die strenge Beibehaltung der modernen realistischen Inscenirung würde für einzelne Shakespeare'sche Schauspiele eine fast hundertmalige Scenenverwandlung erfordern. Häufige Verwandlungen bei

offener Scene wären unvermeidlich. Die Einheit des Bühnenbildes würde dabei vollständig zerstört, die Illusion gänzlich vernichtet. Die Darstellung eines Shakespeare'schen Stückes erfordert eine Bühne, welche das Moment der Mannigfaltigkeit des Schauplatzes mit der Forderung der Einheit des Bühnenbildes vereinigt. Eine solche Bühne hat Tieck bis in die kleinsten Einzelheiten in der Novelle „Der junge Tischlermeister" beschrieben, bei Gelegenheit der Schilderung einer Dilettanten-Aufführung von „Was Ihr wollt" und von „Götz". Im Jahre 1843 brachte Tieck den Sommernachtstraum auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung; er führte dazu die dreistöckige Mysterienbühne wieder ein. Das ermöglichte ihm nur eine Verwandlung vornehmen zu müssen. „So war denn" schreibt er selbst über diese Aufführung, die sich als sehr vortheilhaft erwies, „ein Werk des großen Dichters neu errungen worden, welches selbst von den Engländern vernachlässigt ist und nur selten und mit bedeutenden Abänderungen gegeben wird." Seine Inscenirung des Sommernachtstraums ist im Wesentlichen bis heute beibehalten worden. Seine Absicht, mehrere Schauspiele Shakespeare's in gleicher Weise für das Berliner Theater einzurichten, so wie eine Shakespeare-Bühne im Thiergarten aufzuschlagen, hat er leider nicht verwirklichen können.

Der von Immermann in seinem Reise-Journal (Ausgabe Hempel X. 138) entworfene Reformplan des Theaters beruht ganz auf den Anschauungen Tieck's. Ueberdies benutzte Immermann in einer von Düsseldorfer Künstlern veranstalteten Dilettanten-Aufführung von „Was Ihr wollt" die Vorschläge Tieck's für die Inscenirung dieses Stückes. Eine fast vollständige Verwirklichung der Tieck'schen Idealbühne ist in allerneuester Zeit durch die Münchener Bühnenreform erfolgt. E. Kilian hat gezeigt, daß die scenische Einrichtung der neuen Münchener Bühne in allen wesentlichen Punkten mit der Bühne übereinstimmt, die Tieck's Phantasie sich erdacht hat, und die im „Jungen Tischlermeister" von ihm beschrieben wird. Nicht nur die Grundgedanken und Principien Tieck's sind dieselben wie die der Münchener Bühnenreform, sondern auch die technische Ausführung der Bühne und ihre praktische Verwendung. Genée, Possart und wie die Reformer alle heißen, stehen insgesammt auf Tieck's Schultern. Vielleicht daß das Problem, die Verwandlungen blitzschnell auszuführen, durch Lautenschläger's Drehbühne endgiltig gelöst wird. In München scheint sie sich bewährt zu haben.

---

## Franz Liszt und die Frauen.

Von Lüder Schulze.

Im Leben des großen Musikers haben, wie bekannt, die Frauen stets und fast bis zuletzt eine große Rolle gespielt. Dem jungen und auch dem weniger jungen Claviervirtuosen, Componisten und Musikschriftsteller, der einen vor und nachher von Niemand wieder erreichten Paroxismus populärer Kunstbegeisterung entfesselte, flogen die Weiber von allen Seiten zu, und Leporello's Liste — mille e tre — gilt auch für diesen unwiderstehlichen und wahrhaft großen Charmeur. Aber er war doch kein Don Juan im gewöhnlichen Sinne, und Arnold Ruge's Philisterwort: „Liszt war immer ein verkappter Pfaffe, auch den Weibern gegenüber," ist in gewissem Sinne sehr richtig. Drei Frauen sind es besonders, die Liszt physisch und seelisch — seine Liebe war immer auch idealistisch — nahe getreten sind: George Sand, die Gräfin d'Agoult und Carolyne von Sayn-Wittgenstein, drei geschiedene Frauen und typisch für ihn und sein Liebesbedürfniß, amor sacro e profano, wenn man will, jedenfalls drei unter einander stark differencirte Neigungen, die uns den psychologischen Schlüssel zu mancher Seite in Liszt's Wesen liefern. In seiner neusten, trefflichen Biographie — von Eduard Reuß verfaßt und bei Carl Reißner in Dresden erschienen — werden nebenbei auch diese Irrungen und Wirrungen seines liebenden Herzens berührt. An der Hand dieses Biographen wollen wir dem erotischen Element in Liszt's Wesen nachspüren, um seine Psyche und Künstlerindividualität von diesem einen Punkt aus zu beleuchten.

Es steht fest, daß die Beziehungen zwischen Liszt und der Sand stets kameradschaftliche geblieben sind, wofür selbst Heine die Vertheidigung übernommen hat. In einem an Liszt gerichteten Briefe vom 19. Januar 1835 setzt auch die Dichterin das Verhältniß zwischen ihnen deutlich auseinander. Er habe für ihre Bekümmernisse Theilnahme gezeigt und ihr dagegen seine Sorgen mitgetheilt. Dabei habe er ihr eine werthvolle Freundschaft bewiesen. Nun seien verschiedene Leute aus ihrer Umgebung auf den Gedanken gekommen, daß diese gegenseitige Sympathie auf einer lebhafteren Empfindung und sogar auf einem näheren Verhältnisse beruhe, das von ihrer Seite nur ein Spiel der Neugierde und Koketterie sein könne. Sie wendet sich daher mit der dringenden Bitte an Liszt, sie überall, wo die Rede auf diesen Gegenstand gebracht werden würde, mit einigen Worten rechtfertigen zu wollen. Ihre Lage einer „geschiedenen" Frau sei eine so verzweifelte, ihr Kummer ein so tiefer, auch sei sie so häßlichen Verleumdungen preisgegeben, daß sie seine aufrichtige und makellose Zuneigung in Anspruch nehmen müsse. Sie könne sich nur mit Gewalt aus einer Verwickelung befreien, und dazu könne ihr kein anderes Mittel als eine heimliche Abreise ohne Angabe des Endzieles verhelfen. Sie habe sich nämlich in eine Leidenschaft verstrickt, die sie an der freien Entfaltung ihres Willens hindere. Sie wolle daher um jeden Preis fort, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihr eine Flucht zu ihm andichten werde, was er jedenfalls leicht widerlegen könne. Den von ihr unternommenen Schritt rechtfertigt sie ihm gegenüber in freimüthiger Weise, indem sie alle Schuld auf sich nimmt und dem Urheber ihrer Leiden, der voraussichtlich Alfred de Musset gewesen sein wird, nicht den geringsten Vorwurf macht. Aus dem ganzen Schreiben geht zur Deutlichkeit hervor, welcher Art die Beziehungen zwischen George Sand und Liszt gewesen sind: verbotene keinesfalls. Auch lag er zur Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihr in den Fesseln einer schönen und geistvollen Comtesse Laprunarède, auf deren Schlosse in den Alpen er einen ganzen Winter in liebestrunkener Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatte. Die Beziehungen wurden später in einem lebhaften Briefwechsel weiter gepflegt, den er im Scherz „höhere Stilübungen in der französischen Sprache" genannt haben soll. Leider ist bis jetzt von diesen Briefen nicht ein einziger bekannt geworden. Wären sie erhalten geblieben, so könnten sie auf viele Fragen nach den ausschlaggebenden Momenten für die Entwickelung, die sich gerade in diesen Jahren in Liszt vollzogen hat, die sicherste Antwort geben. So kann man mit Reuß die stille Hoffnung hegen, daß von den vielen Schätzen aus jener Zeit, die vielleicht doch noch vorhanden sind, einige an's Licht gebracht werden. Daraus wird sich dann ergeben, ob zwischen dem Bilde, das sich jetzt nur aus spärlichen Ueberresten und leichten Andeutungen herstellen läßt, und der Wirklichkeit eine Aehnlichkeit herauszufinden ist, oder ob es ganz verzeichnet erscheinen wird. Für die spätere Zeit sind zuverlässigere Nachrichten und Urkunden vorhanden. Wann und wie die Beziehungen zwischen Liszt und der Comtesse Laprunarède abgebrochen worden sind, darüber läßt sich keine Auskunft geben. Es steht nur fest, daß die Letztere später den Duc de Fleury geheirathet, und der Erstere im Jahre 1834 die Gräfin Marie d'Agoult kennen gelernt hat. Zuerst was Reuß über die Abstammung dieser Dame erzählt!

Ein junger Officier aus einer altfranzösischen Adelsfamilie, der Vicomte de Flavigny hatte während der großen

Revolution Frankreich verlassen müssen und 1797 in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main eine Tochter des reichen Banquiers Simon Moritz Bethmann, dessen Widerstand gegen diese Verbindung nur schwer zu brechen gewesen war, geheirathet. Diesem Paare wurde im Jahre 1805 eine Tochter, Marie, geboren und von ihren Eltern auf deren Schlosse Mortier in Frankreich erzogen. Bei der Mutter lernte sie Deutsch, beim Vater Französisch. An freier Bewegung in Gottes Natur fehlte es der jungen Gräfin nicht. Waren ihre Eltern in Paris, so wurde sie in ein adeliges Institut des Faubourg Saint-Germain geschickt, nebenbei jedoch sehr sorgfältig im Tanzen unterrichtet. Auch wurde sie frühzeitig in die Kunst des sicheren Auftretens und der freien Herrschaft im Salon eingeweiht. Als sie dreizehn Jahre alt war, starb ihr Vater. Die Mutter begab sich mit ihr nach Frankfurt. Hier sah die Tochter eines Tages im großelterlichen Garten einen älteren Herrn im Gespräch mit ihren Angehörigen. Sie wußte, daß dies kein Anderer als Goethe war. Als dieser sich verabschiedete, legte er seine Hand auf ihren Kopf, ließ sie dort einige Augenblicke ruhen und streichelte dann ihre blonden Haare. Je n'osais pas respirer, erzählte sie später in ihren „Souvenirs". Diese ihrer schon damals blendenden Schönheit dargebrachte Huldigung blieb, so klein sie war, doch wohl die bedeutendste und eindrucksvollste von all' den zahlreichen, die ihr bald von allen Seiten nachfolgten. Die Verehrer wetteiferten in der Leidenschaft, mit der sie der vierzehnjährigen geistreichen und witzigen Gräfin den Hof zu machen suchten. Darunter befanden sich nicht wenige der zum Bundestage anwesenden deutschen und ausländischen Gesandten und Diplomaten, denen dieser anmuthige Verkehr mehr Unterhaltung gewähren konnte, als die unerquickliche Beschäftigung mit der kümmerlichen Politik. Für die junge Dame mochte dieses Treiben auch recht unterhaltend sein; segensreich war es aber gewiß nicht. Das erkannte die Mutter sehr wohl und schickte sie daher in die strenge jesuitische Erziehungsanstalt, die mit dem Nonnenkloster Sacré Coeur de Marie in Paris verbunden war. Hier sollten die Fehler wieder gut gemacht werden, die im elterlichen Hause begangen worden waren. Dazu war es jedoch zu spät: die weltlichen Gedanken hatten schon die Ueberhand gewonnen. Zwar zeigte sich der Zögling sehr empfänglich für die äußerliche Romantik des Klosterlebens; jedoch konnte er weder gezwungen noch überredet werden, eine tiefere Empfindung für religiöse Dinge zu gewinnen. Nach diesem Jahre kehrte Marie de Flavigny in das Haus der Mutter zurück, bereit, das Leben der Welt in vollen Zügen zu genießen. Im Jahre 1827 reichte sie dem um zwanzig Jahre älteren Grafen Charles d'Agoult, einem Officier von altem Adel und glänzenden Verbindungen bei Hofe, ihre Hand und erlangte dadurch die einflußreiche gesellschaftliche Stellung, nach der sie sich gesehnt hatte. Ihr Haus wurde ein Sammelpunkt für alle Aristokraten der Geburt und des Geistes. Sie zeigte lebhafte und zum Theil auch tiefere Theilnahme für alle geistigen und künstlerischen Bewegungen der Zeit und griff auch thätig ein, indem sie für jede sie fesselnde Regung Stimmung machen ließ. Die Ehe war keiner Herzensneigung entsprungen. Der Graf begegnete seiner Gemahlin mit ausgesuchter Höflichkeit und verlangte von ihr nichts weiter als die nöthige Rücksicht auf seine Ehre und Stellung. „Die bildschöne Gräfin," schreibt Reuß, „kannte ihre Pflichten sehr genau und wußte aus ihrer Befolgung alle Vortheile zu ziehen, deren sie zur Entfaltung ihres Einflusses bedurfte. Wenn sie in ihrer schlanken und vornehmen Haltung, mit dem stolz erhobenen und von einer Fülle blonder Locken umgebenen Kopf, mit der Träumerei und Schwermuth des Blickes bei Hofe, im Theater oder im Salon erschien, so konnte diesem bezaubernden Eindrucke Niemand widerstehen. Und Liszt hätte es sollen? Sie hatte schon als junges Mädchen von ihm reden hören, ihn auch wohl schon gesehen, ohne ihm weitere Beachtung zu schenken. Jetzt, als sie die Herrscherin im Salon geworden war, mußte sie ihn in ihren Kreis ziehen: der junge, räthselhafte und doch gewaltige Feuergeist durfte in der geistigen Atmosphäre, die die Räume ihres Hauses erfüllte, nicht fehlen. Er ließ sich nicht leicht gewinnen und hielt sich im Anfange vorsichtig zurück, vielleicht die Gefahren ahnend, die ihm in ihrer Nähe drohen sollten. Diese Zurückhaltung reizte jedoch die Gräfin, diesen Eroberer der ganzen Kunstwelt zu ihren Füßen zu sehen. Sie verstand, ihm durch ihr melancholisches Wesen eine Schlinge zu stellen, in die er hineingerathen mußte." Beide wurden von einer grenzenlosen Leidenschaft zu einander ergriffen. Er flüchtete sich in die Einsamkeit von La Chênaie zu seinem seelischen Beichtvater, zu Lamennais. Der Pfeil hatte jedoch sicher getroffen: für sein Gift gab es kein Gegenmittel. Er kehrte zurück, um von Neuem gefesselt zu werden. Schon drohte das Verhängniß über Beide hereinzubrechen. Da starb eines der drei Kinder der Gräfin, die sechs Jahre alte Louison. Der Schmerz um diesen harten Verlust gab ihr die Besinnung wieder und ließ sie Angesichts des todten Lieblings ihre unsinnige Leidenschaft einen Augenblick wenigstens vergessen. Und diesen Augenblick benutzte Liszt, um der in ihrer Trauer noch schöneren Frau zu entfliehen, in der Hoffnung, daß sie seinen Schritt gerade in dieser Zeit, wo ihr Mutterherz auch für die Pflichten gegen den Vater ihrer Kinder hätte schlagen müssen, billigen würde. Er verließ im Frühjahr 1835 Paris und begab sich nach der Schweiz. Er war kaum in Bern angelangt, als auch die Gräfin d'Agoult in Begleitung ihrer Mutter dort eintraf. Diese vereinigte ihre Bemühungen mit den Anstrengungen, die Liszt machte, um die Gräfin zur sofortigen Rückkehr nach Paris zu bewegen und dadurch noch einer Katastrophe vorzubeugen. Allein alle Vorstellungen, alle Bitten vermochten nichts über die entfesselte Leidenschaft dieser Frau. Sie blieb, ließ ihre Koffer in die Wohnung von Liszt schaffen und Frau von Flavigny allein nach Paris zurückreisen. Das Verhängniß hatte sich erfüllt. Die Pariser Gesellschaft gerieth in eine unglaubliche Aufregung und heuchelte eine sittliche Entrüstung, als ob, wie Reuß schreibt, die Menge der himmlischen Heerschaaren sich herniedergelassen und hier eine Gemeinde der Heiligen gegründet hätte. „Es war auch unerhört, daß diese Gräfin es gewagt hatte, einem Clavierspieler nachzulaufen, während es doch nach den Begriffen jener Hohenpriester der Moral viel einfacher und — sittlicher gewesen wäre, wenn Beide in aller Stille und ohne einen öffentlichen Scandel den Herrn Gemahl gründlich betrogen hätten. Nun gar eine „Entführung", wie sie die Sache zu nennen sich gewöhnten! Nur eine Entschuldigung durfte zuweilen durch die zahllosen Anklagen hindurchschimmern, daß diese „Entführung" wenigstens zu den Seltenheiten gehöre und dadurch einen gewissen Reiz beanspruchen könne. Der arme unschuldige „Entführer" wurde vervehmt und mit einer Fülle von beißenden Vorwürfen belastet." Die Brücke zwischen Paris und jenen Beiden sollte für immer abgebrochen werden. Während in Paris der Entrüstungskampf heftig tobte, ging es auch in dem vorläufigen Heim der Flüchtlinge nicht friedlich und freudvoll zu. Liszt wollte den einzigen Weg, der ihnen zur Wiederherstellung der gesellschaftlichen Achtung übrig blieb, betreten und die gesetzmäßige Ehe mit ihr eingehen, wozu sie Beide hätten protestantisch werden müssen. Trotzdem ihm dieser letztere Schritt sehr widerstrebte, so entschloß er sich, der Gräfin darüber Andeutungen zu machen, deren weitere Erörterung sie mit den anmaßenden Worten abschnitt „eine Gräfin d'Agoult wird niemals eine Frau Liszt werden." Reuß meint, sein edles Herz müsse geblutet haben, als er dies vernahm. „Was er vielleicht schon dunkel geahnt hatte, war ihm jetzt zur deutlichen Gewißheit geworden: der Stolz dieser Frau war stärker als ihre Leidenschaft." Mit ritterlichem Sinne fügte er sich in das Unabänderliche und übernahm alle Verpflichtungen, die ein Mann seiner Gattin

schuldig ist. Sie sollte sich nicht im Geringsten von ihren Lebensgewohnheiten trennen, wenn sie auch noch so kostspielig waren. Ihr Einkommen beschränkte sich auf die Rente aus ihrer Mitgift und konnte nur einen geringen Theil der ungeheuren Summen ausmachen, die sie zu verbrauchen gewohnt gewesen war, und die sie auch weiter verbrauchte. Den großen Fehlbetrag deckte Liszt theils durch den Verkauf der vielen fürstlichen Diamanten, die ihm im Laufe der Jahre geschenkt worden waren, und theils durch die neuen Concert-Einnahmen. Die Kunde von seinem durchaus ehrenvollen und großherzigen Benehmen drang allmälig nach Paris und eroberte ihm die Achtung, die er seither dort genossen hatte, wieder zurück, wobei der sonderbare Fall eintrat, daß der Graf d'Agoult und der Bruder der Gräfin sich schließlich zu Vertheidigern seiner Ehrenhaftigkeit aufwarfen. Im August desselben Jahres begab sich Liszt in Begleitung der Gräfin nach Genf, wo er sich eine elegante Wohnung in der Rue Tabazau einrichtete und Clavierunterricht ertheilte. Während des Sommers weilte er zunächst mit der Gräfin in dem Badeorte Lucca und dann, als hier die Hochfluth des gesellschaftlichen Lebens begann, fern davon in dem stillen Schifferdorfe San Rossore, wo er ein kleines, nicht weit vom Ufer entferntes Häuschen bewohnte. Hier erfolgte dann der Bruch. Sein Vorhaben, in der Welt wieder aufzutreten, konnte er nur ausführen, wenn die Gräfin ihn als seine rechtmäßige Gattin begleitete. Zu diesem einzig möglichen Auswege wollte sie sich nicht entschließen: darum mußte er allein reisen; denn er mußte seine Mission als Künstler erfüllen. Die Trennung erklärt Reuß auch aus inneren Gründen unvermeidlich. „Den Kummer über die Zurückweisung seiner Hand hatte Liszt still für sich getragen; aber der Mangel an Empfindung für ihr Verhältniß zu einander, der sich bei der Gräfin immer deutlicher offenbarte, hatte ihn endlich doch verletzt. Sie hätte sich gern in dem bevorstehenden Glanze des Namens „Liszt" gesonnt; aber die Pflichten, die ihr als Trägerin dieses Namens auferlegt worden wären, wollte sie nicht übernehmen. Die Aeußerung der Mutterliebe hatte er auch anders erwartet; denn er konnte sich mit der französischen Sitte, die Kinder kurz nach der Geburt zu Pflegerinnen auf's Land zu schicken, nicht befreunden: dazu liebte er sie zu innig." Die Anordnungen, welche er für die nächste Zeit treffen wollte, hatten durchaus nicht ihren Beifall gefunden. Es war zu unliebsamen Auseinandersetzungen gekommen, die damit endeten, daß sein Wille durchgesetzt wurde. Im November begab er sich nach Wien und sandte seine Kinder zu seiner Mutter nach Paris, wohin sich zunächst auch die Gräfin begab. Als er darauf nachreiste, war für ihn wichtiger als sein öffentliches Auftreten eine andere Angelegenheit geworden: der Bruch mit der Gräfin, deren Lage durch das nach dem Tode ihrer Mutter geerbte bedeutende Vermögen eine andere geworden war. Sie hatte wieder ein eigenes Heim gegründet und ihren Salon einer bunten Gesellschaft geöffnet. Auch hatte sie die Feder ergriffen und unter dem Namen Daniel Stern mehrere Novellen veröffentlicht. Das Verhältniß zu Liszt war ihr zur Last geworden. Die phantastische Schwärmerei für den Künstler war geschwunden und hatte einer ausgesprochenen Abneigung Platz gemacht. Seinem idealen Fluge hatte die Gräfin auf die Dauer nicht zu folgen vermocht, und für die tiefen Anlagen seiner Natur fehlte ihr das feinere Verständniß. Die mehrfachen Entzweiungen im Laufe der letzten Jahre hatten bisher nur vorübergehende Störungen der Beziehungen eintreten lassen. Während des drohenden Bruches waren auch nach Paris Gerüchte darüber gedrungen, daß Liszt von der Schönheit einer andalusischen Tänzerin gefesselt werde und diese heirathen wolle. Es war Lola Montez, die später von Ludwig I. von Bayern zur Gräfin von Landsfeld erhoben wurde und in München eine Zeit lang einen argen Rummel hervorrief. Die Neigung, die Liszt für sie empfunden hatte, war nur eine sehr flüchtige und äußerliche gewesen. Die Gräfin d'Agoult stellte ihn in scharfen Ausdrücken zur Rede und kündigte ihm, der mit stolzen Worten ihre Anschuldigungen zurückgewiesen hatte, an, daß sie sich ganz von ihm lossagen wolle. Die Antwort gab Liszt ihr bei seiner Anwesenheit in Paris: die Trennung hatte er angenommen. In ihrem gleich darauf veröffentlichten Romane „Nélida" wollte sie in der Oeffentlichkeit alle Schuld an dem Bruche auf seine Schultern laden, was ihr nicht gelang. Sie soll ihn in späteren Jahren noch einmal aufgesucht haben, um ihm ihre „Souvenirs" vorzulesen. Nach den ersten dreißig Seiten soll er ein hartes Urtheil darüber gefällt und dabei ein böses Wort gebraucht haben. Dies könnte nur der Wahrheit entsprechen, wenn diese ersten dreißig Seiten oder überhaupt die ganzen „Souvenirs" damals anders gelautet haben, als sie jetzt nach ihrer Veröffentlichung lauten. Im Jahre 1858 traf Hans v. Bülow mit ihr in Zürich zusammen und sandte seinem Freunde Richard Pohl über sie eine begeisterte Schilderung. „Meine Schwiegermama hat mir einen großen unerwarteten Eindruck gemacht. Noch immer wunderschön und edel an Gestalt und Zügen in ihrem weißen Haar, frappirte sie mich durch die unverkennbare große Aehnlichkeit mit Liszt's Profil und Ausdruck, so daß Siegmund und Sieglinde mir unmittelbar in den Sinn kamen. Dabei diese Würde und Hoheit ohne alle Strenge — dies elegante feine Laisser-aller, was den Gegenübersitzenden in die behaglichste, geistig freieste Stimmung bringt, die ihm auch möglichst günstige Entfaltung seines Wesens gestattet — ich gestehe, daß ich nach dem Allen ganz bezaubert bin und meine Gedanken gar nicht mehr so weit im Zaume halten kann, um nicht an die unsägliche Befriedigung zu denken, mit welcher mich die Vorstellung erfüllen würde, diese schöne bedeutende Frau, die in zehn Jahren das Ideal einer geistig frischen Matrone repräsentiren wird, neben dem Einzigen zu sehen, dessen olympisches Wesen gesellschaftlich ergänzend. Ich darf nicht daran denken." Als Gegensatz zu dieser „Schwärmerei für die Schwiegermutter" lese man einmal Ruge's Schimpfereien über die Liaison der „alten, großen, plumpen Courtisane von der ordinärsten Sorte" mit Georg Herwegh, die mehrere Jahre dauerte und viel Unheil in eine bis dahin glückliche Ehe brachte.*) Im Allgemeinen kann man sagen, daß Liszt's Bruch mit ihr für den Künstler ein großes Glück war; wir wollen dabei aber nicht vergessen, daß dieser Verbindung die starkgeistige Frau Cosima entstammt, die Richard Wagner's Glück wurde und ohne die seine Bayreuther That heute vielleicht nicht so fest gegründet wäre.

Und nun endlich die dritte große Liebe Liszt's! Während eines Aufenthaltes in Rußland hatte die gegenseitige geistige Anregung zwischen Liszt und der Fürstin Wittgenstein auch zu einer leidenschaftlichen Empfindung für einander geführt. Das Band welches die Fürstin an den Vater ihrer Tochter fesselte, war schon längst zur martervollen Last geworden. Zwölf Jahre hatte sie die Qualen einer liebeleeren Ehe mit Geduld getragen; aber dabei hatte sie ihre Kräfte aufgerieben. In der Liebe zu Liszt lebte sie von Neuem auf: ihm wollte sie vor Gott und der Welt angehören. Sie kannte die Schwierigkeiten einer Trennung sehr genau; aber sie hoffte mit Hülfe ihrer Klugheit alle Hindernisse hinwegräumen zu können. Ihre fluchtähnliche Abreise aus Rußland war von ihrem Manne und der von ihm benachrichtigten Regierung vorhergesehen worden. Wenn sie trotz der dagegen getroffenen Maßregeln gelang, so war dieses Meisterstück nur dem außerordentlichen Scharfsinne der Fürstin zu verdanken gewesen. Sie gelangte ungehindert auf der Besitzung des Fürsten Lichnowsky, auf dem Schlosse Gräz, an, wo Liszt sie erwartet hatte. Ihre „so liebenswürdig interessante Tochter", wie er

*) Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter, herausgegeben von Paul Nerrlich. 2 Bde. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

die spätere Fürstin Hohenlohe (Wien) nennt, hat sie bei sich. In glücklichster Stimmung schreibt er an seinen Freund, daß die Fürstin „unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und completes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand" ist. Er fügt im Vertrauen auf eine dornenlose Zukunft noch hinzu, daß er fernerhin sehr wenig persönliche Ambition haben werde und daher in einer in ihm abgeschlossenen Zukunft werde fortträumen können. „In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören; aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" Von Schloß Gräz aus besuchten sie zusammen Eisenstadt, Raiding und Wien. Dann begab sich die Fürstin nach Weimar, um die Hülfe der Großherzogin Maria Paulowna für ihre Angelegenheit zu gewinnen. Sie fand in der Großherzogin eine warme Fürsprecherin und Beschützerin ihres Verhältnisses zu Liszt und wäre durch sie auch gewiß zu dem ersehnten Ziele gelangt, daß Kaiser Nikolaus die Genehmigung zu der Lösung der Ehe ertheilt hätte, wenn in Petersburg die durch den Fürsten Wittgenstein angestrengten Gegenwirkungen nicht mächtiger gewesen wären, als es der Einfluß der Großherzogin war. Die der Fürstin von dort aus zunächst gestellte Bedingung, sofort nach Rußland zurückzukehren, wo ihre Sache dann weiter geprüft werden sollte, erfüllte sie nicht, da sie die ihrer dort harrenden Gefahren recht gut kannte. Voraussichtlich wäre sie eines Tages in irgend einem Kloster verschwunden. Daher blieb sie unter dem Schutze der Großherzogin in Weimar und bezog das von dieser angekaufte und ihr zur Verfügung gestellte herrschaftliche Haus, das den Namen „die Altenburg" führte. Liszt wohnte zuerst im Hôtel Erbprinz und zog, als die gesetzliche Regelung seines Verhältnisses zur Fürstin von Menschenhänden hintangehalten wurde, ebenfalls in die Altenburg. Die damaligen Weimarer Jahre Liszt's, die für die Musik, zumal seinen Freund Wagner, so fruchtbar waren, sind in ihrem Verlauf allgemein bekannt. Was Liszt, dieser Virtuose der Freundschaft, für Wagner that, ist wohl sein größter Ruhmestitel. Aber man weiß auch, durch welche Einflüsse — Mephisto Dingelstedt spielte dabei wieder eine höchst unsaubere Rolle — Liszt's Stellung in Weimar unhaltbar wurde. Zu allen den traurigen Erlebnissen auf künstlerischem Gebiete kamen nun noch die Widerwärtigkeiten, die sich in seinem Verhältnisse zur Fürstin aufgethürmt hatten. Die Verhandlungen zwischen ihr und Rußland werfen merkwürdige Streiflichter auf die noch vorhandenen Absonderlichkeiten in den kirchlichen Gebräuchen, bemerkt Reuß. Ihr Mann hatte sich, da er Protestant war, von ihr scheiden lassen und wieder heirathen dürfen, während sie von Rußland unter Zustimmung des römischen Stuhles als nicht geschieden angesehen wurde. Kaiser Alexander II. erneuerte ihren Paß nicht, wodurch sie ihr Vermögen verlor, das auf ihre Tochter überging, die 1859 den Fürsten Constantin von Hohenlohe-Schillingsfürst in Wien heirathete. Nach der Heirath ihrer Tochter und dem kurz vorher erfolgten Tode der Großfürstin-Wittwe Maria Pawlowna begab sich die Fürstin nach Rom, um in ein neues Netz von Schwierigkeiten und Hindernissen zu gerathen. Liszt aber sah ein, daß ihm in Weimar für eine feste Grundlage seiner Stellung die nöthige Stütze fehle. Einmal hätte er nicht länger dort mit der Fürstin ohne die nöthige kirchliche Bestätigung ihres Verhältnisses zu einander leben können. Er mußte also abwarten, was in Rom erreicht werden würde. Die Nachrichten aus Rom wechselten, so daß es ihn trieb, der Fürstin in ihren Bemühungen beizustehen. Noch einmal vor seiner Abreise wurde das alte glänzende künstlerische Leben entfaltet. Die zweite Veranstaltung des Vereins versammelte im August 1861 die stattliche Schaar seiner Kunst- und Gesinnungsgenossen: an der Spitze Wagner, der zum ersten Male wieder auf deutschem Boden weilen durfte und mehrere Tage sein Gast auf der Altenburg war. Ferner waren Bülow, Draeseke, Tausig und viele Andere anwesend und thätig. Kaum waren die Feste verrauscht, so wurde die Altenburg verschlossen und versiegelt. Unter unsäglichen Demüthigungen aller Art, unter Aufwendung des größten Scharfsinns und unter unnennbaren Qualen hatte die Fürstin es endlich durchgesetzt, daß ihr die Trauung mit Liszt gestattet wurde. Am 20. October traf er in Rom ein. Am Abend des 21. hatte er in der schon zur Trauung geschmückten Kirche Santo Carlo mit der Fürstin das Abendmahl genommen. Am anderen Tage, seinem fünfzigsten Geburtstage, sollte in aller Frühe und in aller Stille ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen: da traf noch während der Nacht aus dem Vatikan die Nachricht ein, daß auf Befehl des Papstes die Trauung nicht vollzogen werden dürfe. Die feindlichen Verwandten der Fürstin hatten gesiegt und den Papst zur Zurücknahme seines schon gegebenen Wortes zu verleiten gewußt. Damit war auch die Spannkraft der Fürstin gebrochen: sie that keinen Schritt mehr in dieser Angelegenheit, auch dann nicht, als im März 1864 der Fürst starb; denn in den dazwischenliegenden Jahren waren die Wege der Fürstin und des Künstlers auseinander gelaufen. Sie hatte sich ganz religiösen Betrachtungen und theologischen Studien ergeben, und er war seinen künstlerischen Weg weiter geschritten. Wie weit sie auch innerlich sich getrennt hatten, darüber wird die Welt wohl niemals zuverlässige Quellen erhalten, bemerkt Reuß, der nicht zu wissen scheint, daß die Fürstin in ein römisches Kloster eintrat und dort starb. Kein Zweifel, daß sie an dem späteren Abbéthum Liszt's einen großen Antheil hatte. Ruge's Philisterwort, das wir oben erwähnten, sollte also Recht behalten. Jedenfalls ist es ein eigenthümlicher Unstern, daß Liszt drei geliebte Frauen von hohem Adel heirathen sollte und wollte, aber nicht damit zu Stande kam. Sollte die Schuld nicht viel mehr an ihm gelegen haben, als sein Biograph zugeben möchte? Leute, die wohl besser informirt sind, versichern, daß Liszt's Neigung zur Ehe weit geringer war, als seine Hinneigung zum Clericalismus. Sie behaupten sogar, daß er das letzte Verbot des Papstes — selbst erbeten habe!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Fortsetzung.)

Offenbar begann Dimow gegen Mitte des Winters zu ahnen, daß er hintergangen wurde. Er konnte seiner Frau nicht mehr offen in die Augen sehen, als hätte er kein reines Gewissen; er lächelte auch nicht mehr vergnügt, wenn er mit ihr zusammen war. Um nicht zu lange mit ihr allein zu bleiben, brachte er seinen Collegen Korostelow mit, einen kleinen, kurzhaarigen Menschen mit abgelebtem Gesicht, der, wenn er mit Olga Iwanowna sprach, vor Verlegenheit sämmtliche Knöpfe an seinem Rock auf- und wieder zuknöpfte und dann seinen Schnurrbart zu drehen anfing. Bei Tische führten beide Aerzte, wie es schien, nur deßhalb ausschließlich medicinische Gespräche, damit es Olga Iwanowna möglich war, zu schweigen, das heißt: nicht zu lügen. Nach Tische setzte sich Korostelow an's Clavier, und Dimow seufzte und bat ihn: „Ach, Herr College, nun bitte etwas Trauriges!"

Korostelow zog die Schultern hoch, streckte die Finger, schlug einige Accorde und sang im Tenor: „Zeig' mir den Ort, wo der russische Bauer nicht stöhnt!" und Dimow seufzte wieder, stützte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenklich.

Während der letzten Zeit war Olga Iwanowna sehr unvorsichtig. Jeden Morgen erwachte sie in der schlechtesten Laune und mit dem Gedanken, daß sie Rjabowski nicht mehr liebe und daß Gottlob Alles zu Ende sei. Aber nach dem Kaffee fiel ihr ein, Rjabowski habe ihr ja den Gatten geraubt, und daß sie nun ohne Mann und Geliebten sei. Dann erinnerte sie sich, daß ihre Bekannten davon sprachen, Rjabowski bereite für die Ausstellung etwas Erstaunliches vor, halb Landschaft, halb Genrebild. Alle Besucher seines Ateliers waren davon begeistert. Sie dachte, das habe er unter ihrem Einfluß geschaffen und nur ihr verdanke er also seine Läuterung. Ihr Einfluß sei so wohlthätig, daß er leicht verkommen könnte, wenn sie ihn verließe. Und sie erinnerte sich auch, daß er das letzte Mal in einem grauen Rock und mit einer neuen Cravatte zu ihr gekommen war und schmachtend gefragt hatte: „Bin ich schön?" Und er war in der That mit seinen langen Locken und den blauen Augen sehr schön — möglich, daß er ihr nur so vorkam —, und er war zart und hingebend gewesen. Während sie sich noch an Vieles erinnerte und über Manches nachdachte, kleidete sie sich an und fuhr in großer Erregung zu Rjabowski in's Atelier. Sie fand ihn heiter und von seinem wirklich vortrefflichen Bild entzückt; er sprang umher, machte Unsinn und antwortete scherzhaft auf ernste Fragen. Olga Iwanowna war eifersüchtig auf das Bild und sah es nicht gern, aber aus Höflichkeit blieb sie fünf Minuten davor stehen, seufzte, wie man vor einem Heiligen seufzt, und bemerkte leise: „Ja, Du hast noch nie so was gemalt. Weißt Du, es ist sogar colossal!" Dann bat sie ihn, daß er sie lieben und nie verlassen solle, daß er mit ihr Armen, Unglücklichen Mitleid haben möge. Sie weinte, küßte seine Hände, forderte, er solle ihr ewige Liebe schwören und bewies ihm haarscharf, daß er ohne ihren wohlthätigen Einfluß vom rechten Wege gerathen und verkommen werde.

Nachdem sie ihm die gute Laune verdorben und sich selbst gedemüthigt, fuhr sie zu ihrer Schneiderin oder zu einer Schauspielerin, um Billets zu besorgen. Fand sie aber Rjabowski nicht im Atelier, so ließ sie einen Brief zurück, worin sie ihm mittheilte, sie werde sich unbedingt vergiften, wenn er heute nicht zu ihr komme. Er erschrak, besuchte sie und blieb zu Mittag dort. Die Anwesenheit des Gatten verhinderte ihn nicht, ihr Grobheiten zu sagen, die sie in gleicher Weise erwiderte. Beide fühlten, daß sie aneinander gefesselt und doch feindlich gesinnt waren, und dabei bemerkten sie gar nicht, daß sie sich auffallend benahmen, so daß selbst Korostelow Alles durchschaute. Bald nach dem Tische verabschiedete sich Rjabowski.

„Wohin gehen Sie?" fragte ihn Olga Iwanowna im Vorzimmer und sah ihn voller Haß an.

Er blinzelte mit den Augen und nannte eine Dame, eine gemeinsame Bekannte. Offenbar wollte er ihre Eifersucht verspotten und sie ärgern. Sie ging in's Schlafzimmer und warf sich auf ihr Bett; vor Eifersucht, Aerger und Scham über die Demüthigung biß sie in die Kissen und schluchzte laut. Dimow ließ Korostelow im Salon, ging in's Schlafzimmer und sagte ihr leise und verlegen: „Weine nicht laut, Kind. Wozu auch? Darüber muß man schweigen ... man darf es nicht merken lassen ... Was geschehen ist, kann man nicht wieder gut machen."

Sie wußte kein Mittel, ihre große Eifersucht zu beschwichtigen. Um die Sache nach Möglichkeit noch gut machen zu können, wusch und puderte sie ihr verweintes Gesicht ein und eilte zu der bekannten Dame. Da sie Rjabowski dort nicht traf, fuhr sie zu einer anderen, dann zu einer dritten ... Anfangs schämte sie sich, so herumzurasen, dann gewöhnte sie sich daran und besuchte an einem Abend fast alle bekannten Damen, um Rjabowski zu finden. Alle errieth denn auch die Ursache des Besuches.

Sie sagte einmal zu Rjabowski in Betreff ihres Mannes: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmuth!" Diese Phrase gefiel ihr so gut, daß sie bei jedem Zusammentreffen mit den Malern, die von ihrem Verhältniß mit Rjabowski wußten, mit energischer Handbewegung wiederholte: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmuth!" Die Lebensweise war die nämliche wie verflossenes Jahr. Jeden Mittwoch gab sie einen „kleinen Abend". Der Schauspieler declamirte, die Maler zeichneten, der Cellist spielte, der Sänger trug vor, und regelmäßig um halb Zwölf öffnete sich die Thüre, und dann erblickte man im Eßzimmer Dimow, der lächelnd sagte: „Bitte, meine Herrschaften, nur ein kleiner Imbiß."

Olga Iwanowna suchte noch immer berühmte Leute, fand sie und suchte unbefriedigt wieder neue. Wie früher kam sie täglich sehr spät in der Nacht nach Hause, aber Dimow schlief nicht, wie im vergangenen Jahr, sondern saß in seinem Zimmer und arbeitete. Er legte sich um drei Uhr nieder und stand um acht Uhr auf.

Eines Abends, als sie vor dem Spiegel stand und sich für das Theater anzog, trat Dimow mit Frack und weißer Binde in's Schlafzimmer. Er lächelte sanft und sah freudig und offen seiner Frau in die Augen, wie früher. Sein Antlitz strahlte ordentlich. „Ich habe eben meine Dissertation vertheidigt," sagte er, indem er sich setzte und seine Knie rieb.

„Hast Du gesiegt?" fragte Olga Iwanowna.

„Und ob!" rief Dimow und reckte den Hals, um das Gesicht seiner Frau im Spiegel zu sehen, denn sie stand noch immer mit dem Rücken gegen ihn und brachte ihre Frisur in Ordnung. „Und ob!" wiederholte er. „Weißt Du, es ist sehr möglich, daß man mich zum außerordentlichen Professor für allgemeine Pathologie ernennt. Es sieht ganz darnach aus."

Von seinem strahlenden Gesicht konnte man es ablesen, daß er ihr Alles, Gegenwärtiges und Künftiges, vergeben hätte, wenn sie mit ihm die Freude, den Triumph getheilt haben würde. Doch sie verstand nicht, was außerordentliche Professur und allgemeine Pathologie für Dinge sind; überdies besorgte sie, zu spät in's Theater zu kommen, und also erwiderte sie nichts. Er blieb noch zwei Minuten, lächelte dann und ging.

* * *

Es war ein sehr unruhiger Tag. Dimow hatte heftige Kopfschmerzen; er trank seinen Thee nicht und brachte den ganzen Morgen in seinem Arbeitszimmer auf dem Divan zu. Olga Iwanowna ging wie gewöhnlich gegen ein Uhr zu Rjabowski, um ihm ihr neues Stillleben zu zeigen und ihn zu gleicher Zeit zu fragen, warum er gestern nicht gekommen sei. Die Skizze schien ihr selbst unbedeutend; sie hatte sie nur gemalt, um einen Vorwand zu haben, ihn zu besuchen. Sie trat bei ihm ein, ohne zu klingeln, und während sie im Vorzimmer die Galoschen ablegte, hörte sie etwas vorbeihuschen, wie das Rauschen eines Frauenkleides. Schnell blickte sie in's Atelier, sah aber nur noch ein Stück von einem braunen Kleide, welches hinter einem großen Bilde verschwand, das sammt der Staffelei von einem schwarzen Tuche verhängt war. Kein Zweifel — dort verbarg sich eine Frau! Wie oft hatte auch Olga Iwanowna hier eine Zuflucht gefunden! Rjabowski, der sehr verwirrt schien, streckte ihr beide Hände entgegen, als wäre er über ihr Kommen erfreut, und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Ah, willkommen! Was bringen Sie mir Schönes?"

Olga Iwanowna's Augen füllten sich mit Thränen. Sie schämte sich, und nicht um eine Million hätte sie ein Wort gesagt in Anwesenheit einer fremden Frau, der Nebenbuhlerin, die hinter dem Bilde stand und gewiß schadenfroh kicherte.

„Ich habe Ihnen eine Studie gebracht," sagte sie schüchtern und mit bebenden Lippen. „Nature morte".

„Aha, eine Studie!" Der Maler nahm das Bild in die Hand und ging, es betrachtend, in's nächste Zimmer. Olga Iwanowna folgte gehorsam. „Nature morte ... Primasort'," murmelte er, einen Reim suchend, „Zuckertort ... Radelsport."

Aus dem Atelier hörte man eilige Schritte und abermals das Rauschen eines Kleides. Sie war also fortgegangen. Olga Iwanowna hätte laut aufschreien, dem Maler einen heftigen Schlag versetzen un

davongehen mögen, aber sie sah durch ihre Thränen nichts und war vor Scham wie vernichtet; sie fühlte sich nicht mehr als Olga Iwanowna und nicht als Malerin, sondern als ein kleines Insect, ein Nichts.

„Ich bin müde," sagte der Maler beim Ansehen der Studie affectirt und zwang sich zu einem Gähnen. „Das ist natürlich nett, aber heute eine Studie und gestern eine Studie und voriges Jahr eine Studie, und nächsten Monat wird es noch eine Studie geben — wird Ihnen das auf die Dauer nicht langweilig? Ich an Ihrer Stelle würde die Malerei aufgeben und mich mit der Musik beschäftigen oder mit irgend was Anderem ... Sie sind ja doch keine Malerin, sie sind Musikerin ... Aber wenn Sie wüßten, wie müde ich bin! ... Ich werde gleich Thee kommen lassen ..."

Er verließ das Zimmer, und Olga Iwanowna hörte, wie er dem Diener den Auftrag gab. Um nicht Abschied nehmen und keine Erklärungen geben zu müssen, hauptsächlich aber, um nicht in Thränen auszubrechen, lief sie, so schnell sie konnte, und ehe noch Rjabowski zurück war, in's Vorzimmer, zog die Galoschen an, und stürmte hinaus. Erst auf der Straße athmete sie erleichtert auf und fühlte sich für immer frei von Rjabowski, von der Malerei und von dem schweren Schamgefühl, das sie im Atelier so niedergedrückt hatte. „Alles ist zu Ende!" Sie fuhr zur Schneiderin, dann zu einer Schauspielerin und in die Musikalienhandlung, und sie dachte die ganze Zeit daran, wie sie dem Rjabowski einen eisigen, harten, selbstbewußten Brief schreiben würde, und wie sie im Frühling oder im Sommer mit Dimow nach der Krim fahren und dort ein neues Leben beginnen wollte.

Spät Abends nach Hause zurückgekehrt, setzte sie sich, ohne sich umzukleiden, in den Salon, um den Brief zu schreiben. Rjabowski hatte ihr gesagt, sie sei keine Malerin, — um sich zu rächen, wollte sie ihm jetzt schreiben, daß er jedes Jahr das nämliche Bild male und jeden Tag dasselbe spreche, daß er auf einer Stelle stehen geblieben sei und daß aus ihm nichts mehr werde, als was er schon geworden sei. Sie wollte ihm auch schreiben, daß er Alles ihrem guten Einfluß verdanke, und wenn er schlecht handle, so sei es nur, weil ihr Einfluß durch allerlei zweideutige Personen, wie eine heut hinter dem Bilde sich versteckt hatte, paralysirt werde.

„Kind!" rief Dimow aus seinem Arbeitszimmer, ohne die Thür zu öffnen, „Kind!"

„Was willst Du?"

„Komm, bitte, nicht zu mir herein ... nur zur Thür ... weißt Du ... im Spital habe ich durch Ansteckung Diphtheritis bekommen und jetzt ... fühle ich mich nicht wohl. Lasse rasch Korostelow holen."

„Ossip, das ist unmöglich!" rief sie angstvoll.

„Schick' nur nach ihm! Mir ist nicht wohl," sagte Dimow hinter der Thüre, und man hörte, wie er sich auf den Divan warf. „Schick' nach ihm! Bitte!" hörte man dumpf seine Stimme.

„Was kann das sein?" fragte sie, und vor Schreck überlief es sie ganz kalt. „Das ist doch gefährlich!"

Sie nahm eine Kerze und ging in ihr Schlafzimmer. Während sie überlegte, was zu thun sei, sah sie sich zufällig im Spiegel. Sie kam sich abscheulich vor — mit dem bleichen, schreckenvollen Gesicht und in der Jacke mit den Schinkenärmeln, mit dem gelben Einsatz an der Brust und dem gestreiften Rock. Und mit einem Mal that es ihr leid um Dimow, seine grenzenlose Liebe, sein junges Leben, selbst um das verwaiste Bett, in dem er längst nicht mehr schlief. Sie erinnerte sich seines sanften, bescheidenen Lächelns und begann bitterlich zu weinen. Dann schrieb sie an Korostelow einen dringenden Brief. Es war zwei Uhr Nachts. (Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Die Tactvollen.

Die Tactvollen sind an der Arbeit. Etwas spät, nämlich um acht Jahre zu spät, berührt sie die Thatsache peinlich, daß Fürst Bismarck im März 1890 gezwungen worden ist, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn der Alte damals, oder auch schon früher, freiwillig gegangen wäre. Der huldreiche Brief, worin der Kaiser die Demission seines ersten Kanzlers annahm, hätte nach ihrer Meinung einen so schönen und würdevollen Abschluß der Laufbahn des Unsterblichen ergeben. Nur in ein Trappistenkloster hätte er sich dann noch zurückzuziehen brauchen, und Alles wäre auf's Beste bestellt gewesen. Es chocirt die Tactvollen ungemein, daß gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Sachsenwäldlers der Wortlaut seines letzten amtlichen Schreibens an Wilhelm II. veröffentlicht worden ist. Derlei Gezänk am offenen Grabe, klagen sie, sei peinlich, verletze das Feingefühl und störe die tiefe Trauer aller Patrioten. Als Patrioten haben wir uns die Abonnenten und Inserenten der Börsenblätter zu denken. Und Herr Moritz Busch wird von der gesammten Presse, die es alle Zeit gut mit dem Dahingeschiedenen gemeint und ihm Nekrologe gesetzt hat, bevor er noch an's Sterben dachte, der „fixe Bismarck-Reporter" wird von den wahrhaft nationalen und vornehmen Zeitungen des Berliner Freisinnklüngels ob seiner Tactlosigkeit gehörig heruntergeputzt.

Schon geraume Zeit vor seinem Ableben hat der gestürzte Kanzler bis auf's Tüttelchen genaue Vorschriften über ein Begräbniß, wie er sich's wünschte, gemacht. Wie allen Dingen dieser Welt, sah der weise Greis auch dem Tode mit Ergebung und gehaltenem Humor entgegen, und es ist ein in seinen Beweggründen allerdings leicht begreiflicher, aber deßhalb doch sehr alberner Schwindel, daß er es angstvoll vermieden haben soll, jemals von der Stunde zu sprechen, die endgiltig Punktum macht. Der abgesagte Feind jeder pompösen Schaustellung und hohlen Theaterei wollte nicht, daß man mit seiner Leiche „Komödie spiele oder gar Schindluder treibe," wie urkundlich seine Worte sind. Er sah die Krokodilsthränen voraus, die man sich dann im hellen Lichte der Oeffentlichkeit mühsam aus den Augen pressen würde; er besorgte, daß ihm etwelche theure Collegen mit derselben Seelenruhe ein Kränzlein auf's Grab legen würden, mit der sie 1895 als Ehrengäste dem Bismarck-Commers in der Philharmonie beiwohnten. Und jeder Nerv in ihm empörte sich gegen den Gedanken, als Todter ausgenutzt zu werden für die Zwecke Derer, deren bloßer Geruch ihm zeitlebens widerwärtig gewesen war. In Menschenverachtung groß und einsam geworden und fertig mit der Arbeit, die Spreu vom Weizen zu sondern, hatte er sich eine stille, bescheidene Todtenfeier ausgedacht und alle dazu erforderlichen Anordnungen getroffen. Es ist einigermaßen unverständlich, daß gerade die Leute, die ihm seit 1890 nur noch Recht und Stellung eines Privatiers zubilligten, den verstorbenen Privatier nun plötzlich wieder zum Nationalhelden, zum Nationaleigenthum erklären und ihm das Recht absprechen möchten, die Art seines Begräbnisses zu bestimmen. Bismarck begehrte, in Friedrichsruh zu schlafen; er hatte Ort und Stelle genau bezeichnet, seinem ältesten Sohne alle Einzelheiten mitgetheilt und sich im Vertrauen darauf, daß man ihm gehorchen werde, niedergelegt. Nun bleibt es Jedem unbenommen, romantischer Phantasie die Zügel schießen zu lassen und sich breit auszumalen, weßhalb Schönhausen, Berlin, Varzin ꝛc. nach seiner unmaßgeblichen Ansicht geeignetere Begräbnißstätten gewesen wären. Herr v. Lenbach soll durchaus für Schönhausen eingenommen sein; ihn stört die Bahn, die am Schneckenberg im Sachsenwalde vorbeirasselt, während er die Schönhauser Basilika und die poetisch stimmungsvolle Schönhauser Todteninsel vermißt. Des Kaisers Anerbieten, den Reichsgründer im Berliner Dome zu betten, hat in Berlin besonders deßhalb viel Zustimmung gefunden, weil der für Schaugepränge schwärmende Großstädter sich von dieser Beisetzung eine noch nicht dagewesene prunkvolle und Aufsehen erregende Feierlich-

keit versprach und weil die Kneipenbesitzer, diese seit einiger Zeit nicht nur in Kirchenfragen maßgebenden Herrschaften, auf einen beträchtlichen Schnapsumschlag rechneten. Aber Schönhausen wie Berlin müssen verzichten, weil es der Heimgegangene anders gewollt hat. Und es ist von den Tactvollen mindestens nicht feinfühlig gehandelt, daß sie unablässig an diesem letzten Willen herum mäkeln. Der Gefühlsroheit gesellt sich die Feigheit und die byzantinische Kriecherei, wenn man im Gassenjungenton den Fürsten Herbert verantwortlich zu machen sucht für die Befehle seines Vaters, denen er doch unbedingt zu gehorchen hat, und wenn man immer von Neuem betont, daß die edle Absicht des Kaisers eine andere Aufnahme verdient habe.

Aber nicht dem Fürsten Herbert und nicht dem kleinen Busch gelten im letzten Grunde die Pfeil' und Schleudern der tactvollen Presse. Zwar haben ihre Leiter, um sich vor der Zukunft nicht bis über die Ohren zu blamiren — was bei der Längenausdehnung ihrer Horchgeräthe wirklich eine ganz colossale Blamage ergäbe — die Verdienste des Todten huldreich anerkannt, und die Demokratie senkte, wie es so schön hieß, die umflorten Banner vor Bismarck's Leiche. Aber das geschah Alles nur des Decorums wegen. Innerlich frißt der wüthende Haß noch mit unverminderter Kraft fort. Und die Tactvollen haben inbrünstig die Gelegenheit ergriffen, dem „abgetakelten Komödianten," wie sie ihn im Jahre 1890 mit vornehmem Witz nannten, noch rasch eins auszuwischen.

Niemand, der ein Auge für die innere Politik der letzten acht Jahre gehabt hat, ist es zweifelhaft gewesen, daß der eigentliche, der entscheidende Waffengang zwischen Bismarck und dem Kaiser erst nach dem Heimgange des Kanzlers stattfinden konnte, daß er dann aber auch stattfinden mußte. Das Versöhnungsgerede ist an dieser Stelle so oft auf seine Sinnlosigkeit festgenagelt worden, daß es Kohlen nach Newcastle und schlechte Dramen nach Wiesbaden tragen hieße, wollte man sich neuerdings in eine Untersuchung seines Kerns einlassen. Die Rüstkammer der Kämpen, die der Verstorbene dazu auserkoren hat, dereinst seine Sache zu führen, ist gut gefüllt. Ihn selbst hinderten tausend Rücksichten daran, der Nation die Geschichte der Jahre 1889 und 1890 zu erzählen, während er noch im rosigen Lichte athmete. Aber die Nation hat ein unveräußerliches Recht darauf, diese Geschichte bis in ihre geheimsten Winkel kennen zu lernen. Es ist wiederholt ausgesprochen worden, daß die Absetzung Bismarck's den monarchischen Gedanken schwer schädigte; aus Bismarck sog die Monarchie Kraft und Glanz, und ein Muth von wahrhaft heroischer Größe gehörte dazu, sich seiner zu entledigen. Um die Volkskreise wieder an sich heranzuziehen, die seit Bismarck's Sturz in eine bedrohliche Opposition zur Krone getreten sind und der die besten Intelligenzen, die brauchbarsten Männer angehören, wird die Monarchie im eigenen Interesse volle Aufklärung über die Märzereignisse geben müssen. Wie ungeheuer groß diese grollend abseits stehenden Schichten der Bevölkerung sind, das weiß Keiner so gut wie des Kaisers Majestät, der unlängst seinen Truppen das Zeugniß ausstellte, sie wären die Einzigen gewesen, die nie an ihm gezweifelt hätten.

Ungeheuer schwierig sind die Aufgaben, die Wilhelm's II. harren. Seine Regsamkeit und seine Thatenlust treiben ihn dazu in Fernen, die sich dämmernd erst dem Blick öffnen. Er hat den Gedanken des größeren Deutschlands in die Debatte geworfen, er die Weltmachtpolitik inaugurirt. Zu diesen gewaltigen Unternehmungen bedarf er der einmüthigen, aufopfernden Hülfe aller national empfindenden Bürger. Klafft im Innern des Reiches ein Riß, wohnt in den Herzen Mißtrauen und Verbitterung, dann ist alle Mühe des zukunftfreudigen Fürsten verloren, dann erreicht Deutschland das Ziel nicht, sondern bricht unterwegs zusammen. Eine unumwundene Aussprache der Nation mit ihrem gekrönten Vertrauensmann, die die Bismarcktragödie betrifft und Tageshelle über sie verbreitet, ist unumgänglich nothwendig. Sie erst wird die Schatten verscheuchen, die jetzt zwischen dem Throne und der geistigen Aristokratie Deutschlands, der eigentlichen Leibwache des Thrones, lagern. Daß die Tactvollen Alles aufwenden werden, eine solche Aussprache zu hintertreiben, ist selbstverständlich. Sie, die geschworenen Feinde des Kaiserhauses, sie, die dem unholden Traume der deutsch-freisinnigen Republik Deutschland im Herzen nie entsagen werden und die den ersten Kanzler just darum so unbarmherzig, bis über's Grab hinaus verfolgen, weil er ihren Traum wenigstens für die ersten fünfzig Jahre zu nichte machte, sie wären verloren, wenn der Monarch die ungetheilte Liebe seines Volkes zurückgewönne. Darum drängen sie sich an ihn heran, hoffen sie ihn doch so von seiner natürlichen Gefolgschaft zu entfernen. Darum haben sie ihre starke Presse in den Dienst bismarckgegnerischer Hofcirkel gestellt. Der gemeinsame Feind macht die mannigfachen Unterschiede in Art und Lebensart vergessen, und sowohl höfische wie ministerielle Beamte dürfen darauf rechnen, von den Morgenzeitungen, Abendposten und Nachtausgaben mit Selbstverleugnug unterstützt zu werden, wenn sie zu guter Stunde ihre antibismärckische Gesinnung auch nur andeutungsweise offenbart haben. Das Wort vom Tact ist ersonnen worden, um jeden Versuch, die schwüle Luft zu reinigen, von vornherein zu brandmarken. Und es ist klug ersonnen. Trotz Bismarck lieben wir leider noch die Gefühlsduselei in der Politik. Wenn wir larmoyant an Gräbern stehen, sind wir geneigt, die Forderungen des Tages zu vergessen, und in sanften Thränen löst sich alle Bitterniß auf. Sie kehrt zurück, wenn die Augen sich müde geweint haben, und der alte, aschgraue Zweifel erhebt störrischer noch sein Haupt; aber die kostbare Gelegenheit, ihm den Garaus zu machen, ist mittlerweile unwiderbringlich verstrichen.

Aller Tact der Welt vermag indeß den unwiderstehlichen Wahrheitsdurst eines politisch längst mündig gewordenen Volkes nicht zu löschen und ebenso wenig seinem brennenden Bedürfniß den Garaus zu machen, nebelfreien Rückblick in die eigene Geschichte zu haben. Findet es doch nur dann sicher den Weg in die Zukunft.

Gleich bei seiner Thronbesteigung bat Wilhelm II. „recht aufrichtig und innig", wie Bismarck sagte, den Rathgeber seines Vaters und Großvaters, auch ihm treu zur Seite stehen und ihn ebenso kraftvoll unterstützen zu wollen, wie die Dahingegangenen. Mit Thränen in den Augen gab der Alte dies Versprechen ab und betheuerte, bis zu seinem letzten Athemzuge nicht von des jungen Fürsten Seite weichen zu wollen. Während seiner Besuche an europäischen Fürstenhöfen versäumte der Kaiser nie, dem Kanzler im Tone warmer Freundschaft und verehrungsvoller Zuneigung zartsinnige Huldigungen darzubringen, und noch am 1. Januar 1890 schrieb er ihm: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren, verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen, erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Die Katastrophe kam nach alledem völlig unerwartet, überraschend, wie ein vulkanischer Ausbruch. Nicht hatte sich langsam und schleichend eine Mißstimmung eingenistet, die aus unüberbrückbarer Verschiedenheit der Grundanschauungen erwachsen war. Daß die Meinungen mitunter auseinander gingen, das ergab sich aus der Sachlage. Aber weder die Stellung zu Rußland noch die zur Arbeiterfrage hatte irgend welche tiefere Bedeutung. Ist doch Wilhelm II. selbst sehr bald völlig von seiner socialen Reformthätigkeit zurückgekommen, die jetzt für durchaus abgeschlossen gilt, sind doch Hintzpeter und Berlepsch lange schon von Stumm abgelöst worden. Hat doch der Kaiser selbst sich nachträglich erdenkbar redliche Mühe gegeben, die Freundschaft des Zaren zu erwerben. Der scheinbar jähe und gründliche Bruch mit Bismarck, der sich im Laufe weniger Wochen dramatisch zuspitzte, kann keinerlei politischen Anlaß gehabt haben; rein politische Erwägungen hätten vielmehr den Monarchen veranlaßt, Bismarck um jeden Preis zu halten.

Aus den Charakteren entsprang für beide Männer die Unmöglichkeit, miteinander zu arbeiten. Eisenhart sie Beide, wenn es gilt, den eigenen Willen durchzusetzen; trotzig und stolz sie Beide — da mußten die Temperamente zusammenprallen und sich kreuzen wie Klingen. Bismarck duldete eine Weile still, da ihm um sein Werk bange war und er es nicht lassen mochte, aber daß er dem Kaiser nicht imponirte, wußte er nur zu genau. Und der junge Fürst, der sein eigner Kanzler sein wollte, scheute anfänglich zurück vor der furchtbaren Verantwortung, sich

Bismarck's zu entledigen. In die gereizte und feindselige Stimmung jedoch trug jede Meinungsverschiedenheit neuen Zündstoff hinein, und ganz geringfügige sachliche Differenzen schürten die Flammen, fachten die heimliche Abneigung fast zum Haß an. Der Bruch war unvermeidlich, denn von diesen Beiden unterwarf sich keiner dem Anderen. Es ist wichtig für das deutsche Volk, zu erfahren, unter welchen Umständen und Formen die Trennung schließlich vor sich ging. Zwar weiß es viel, doch möcht' es Alles wissen — und es muß Alles wissen. Nichts kann den Charakter Wilhelm's II. heller beleuchten, als die Vorgänge im ersten Vierteljahre von 1890, denn niemals wieder wird eine so unermeßliche Prüfung an den Monarchen herantreten. Für uns aber, die unter seiner Führung stehen, für uns, deren Schicksal und Zukunft in seinen Händen liegt, ist die genaue Kenntniß der Psychologie des Herrschers eine Lebensfrage. Je tiefer wir in die einzelnen Phasen der Bismarcktragödie eingeweiht sind, je unnöthiger es ist, zu rathen und zu muthmaßen, desto besser für uns, desto leichtere Arbeit hat auch der Kaiser. Die Tactvollen mögen immerhin die Hände über'm Kopfe zusammenschlagen — der Ruf nach voller, winkelzugloser Wahrheit wird nicht mehr verstummen. Unser Volk, das sich vor acht Jahren so rasch auf sich selbst besann und die dumpfe Befangenheit, die momentane, erbärmliche Schadenfreude über den Sturz des Allzumächtigen reuevoll abstreifte, um ihm von neuem mit begeisterter und rührender Liebe anzuhängen, dies Volk ist sittlich ebenso reif wie es politisch mannbar geworden ist. Wer könnte in Abrede stellen, daß es sich durchaus empfiehlt, nein, daß es ein Gebot der Staatsklugheit ist, ihm auf seine bangen Fragen unumwundene Auskunft zu geben? Denn verweigert man sie ihm, dann werden die Lästermäuler das Feld beherrschen, die zischelnden Giftschlangen, die selbst harmlosen oder ganz conventionellen Redensarten, wie sie in jener Zeit fielen, eine unheilvolle und schlimme Bedeutung unterlegen.

Wenig gedient wäre mit unumwundener Offenheit allerdings den Tactvollen, die Tags über vor Loyalität schwitzen und Abends am vertrauten Stammtisch einander die neuesten frechen und respectlosen Anecdoten in's Ohr tuscheln. Aber am Ende sind die Interessen eines Fünfzigmillionen-Volkes wichtiger als die einiger kleiner Politiker, denen keine Gelegenheit, sich vorzudrängen, schlecht genug ist und denen es obendrein so sehr an aller natürlichen Klugheit fehlt. Denn wie könnten sie sonst meinen, es gebe noch Leute, die ihre Bismarcknekrologe und ihre zwei Tage später gedruckten schamlosen Hetzartikel gegen den Todten und sein Haus nicht richtig werthen? Nicht werthen als den Ausfluß ihrer Sehnsucht nach einer Gehaltszulage von hundert Thalern preußisch Courant, die der entzückte Verleger dem gewandten Eiertänzer auf's Brett zählt; nicht aber auch als eine Beleidigung des Kaisers werthen, dem sie schmeicheln wollen und den sie doch nach ihren eigenen schmalen Hirnen, ihrer eigenen armseligen Seele beurtheilen. Caliban.

## Notizen.

Nansen's „In Nacht und Eis" (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) hat eine Fortsetzung, einen (3.) Supplementband gefunden. In „Wir Framleute" vertritt Bernhard Nordahl, der Elektrotechniker an Bord der „Fram", den Standpunkt der „Mannschaft" mit ebenso viel Geschick als Freimuth, während Hjalmar Johansen, der Nansen auf der einzig dastehenden Schlittenreise begleitet hat, erzählt, was er auf dieser kühnen Fahrt erlebt hat in „Nansen und ich auf 86° 14'" (86 Grad 14 Minuten ist der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, kaum 400 Kilometer von dem ersehnten Ziele entfernt). Nordahl spricht es aus, daß unter den Framleuten Keiner, auch Nansen nicht, von Fehlern frei war; er läßt aber auch deutlich erkennen, wie gerechtfertigt das Vertrauen der Mannschaft zu dem genialen Führer war. Er schreibt gewandt und versteht es, auch den Humor zur Geltung kommen zu lassen. Johansen entrollt in seinem Berichte eine wahre Robinsonade, die auch trotz Nansen's Darstellung ihren vollen Zauber geltend macht. In einem Lande, in welchem der berühmte Polarforscher Payer sich und seine Begleiter für verloren hielt, wenn sie nur ein paar Tage von ihrem Zufluchtsorte, dem „Tegetthoff", fern geblieben wären; in einem Lande, wo nur Bären und Walrosse hausen und wo furchtbare Stürme die Eisdecke des Polarmeeres hier zerreißen, dort zu einem Wirrsale von Eisrücken aufthürmen: da verbrachten Nansen und Johansen fünfviertel Jahre. Nur Naturen, die mit riesiger Körperkraft und höchster turnerischer Gewandtheit größte Geistesenergie verbinden, waren dazu fähig. Im Vollbewußtsein ihrer Kraft verloren Beide unter den widrigsten Umständen nicht den Humor und die Hoffnung, und so wird denn aus der Schilderung des Aufenthalts in der weltverlorenen „Winterhütte" eine arktische Idylle. Unglaubliche Versuche machen sie, sich zu waschen, sie etabliren eine Schneiderwerkstatt und friedlich leben sie zusammen mit ihren „Hausthieren": Polarfüchsen und Eisbären. Wie narrt sie der tückische Zufall! Standen sie doch einst, während sie nur einmal in 24 Stunden zu essen hatten, an einer Stelle, an welcher Jackson, der Leiter der englischen Expedition auf Franz-Joseph-Land, für Nansen ein reiches Nahrungsmittel-Depot angelegt hatte; eine neidische Schneewehe verbarg ihnen diese Kostbarkeiten! Ein neues Leben beginnt unter dem gastlichen Dache der ungeahnt nahen englischen Expedition auf Cap Flora. Spaßhaft ist es zu lesen, wie sich Johansen, der das Englische nicht beherrscht, mit den keiner anderen Sprache mächtigen Engländern nur durch die Zeichensprache verständigen kann. So bilden beide Berichte eine nothwendige Ergänzung der Erzählung Nansen's. Da Jeder, Johansen wie Nordahl, in packender Darstellung zu schildern und dabei sich doch eine besondere Färbung zu erhalten weiß, wird der dritte Band von „In Nacht und Eis" jedem Leser von Nansen's Werk erwünscht sein. Die äußere Ausstattung schließt sich auf's Engste den ersten beiden Bänden an.

Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. v. Malachowski. (Leipzig, Grunow.) Anschauliche Aufzeichnungen aus den Jahren 1804 bis 1820. Werthvoll ist besonders die Charakteristik Friedrich Wilhelm's des Dritten. Die Selbstbiographie seines Flügeladjutanten, des Generallieutenants von Malachowski verhilft uns zu einer lebendigen Vorstellung seiner Persönlichkeit. Man erkennt daraus, wie sehr unser alter Kaiser der Sohn seines Vaters gewesen ist: gewissenhafte, peinliche Pflichttreue, ein feines Unterscheidungsvermögen für echte und gemachte Empfindungen, Abneigung gegen Prunk und Ceremoniell und Empfänglichkeit für familienhafte Behaglichkeit. Ein Feind aller feierlichen Empfänge, Triumphbogen u. s. w. war der König höchst unangenehm davon berührt, daß bei seinem ersten Besuch in Bonn 1817 derartiger Pomp von der Bürgerschaft entfaltet wurde. Auf dem Marktplatz richtete er an die Menge ein paar Worte, in denen er sagte: „Ich hasse die Napoleonischen Empfangsfeierlichkeiten! Noch können Sie keine Liebe und Anhänglichkeit für mich, ich keine für Sie haben; wenn wir erst zehn Jahre zusammen gelebt haben und Sie mir ein treues und gehorsames Volk, ich Ihnen ein gerechter und sorgsamer König gewesen sein werde, dann soll es mich freuen, wenn Sie Ihre Freude, mich zu sehen, auch laut werden lassen." Und als der König 1818 bei einer Truppenrevue in Königsberg Anlaß zur Unzufriedenheit hatte und sogar einem General Arrest ertheilte, sagte er: „Ich bin der Chef der Armee und als solcher dem Staate für ihre Tüchtigkeit verantwortlich," wozu der Verfasser bemerkt, daß der König nie die Wendungen: meine Armee und meine Diener gebrauchte, sondern immer: die preußische Armee und die Königlichen Diener, und dadurch andeutete, daß sie nicht ihm, sondern dem Staate dienten, als dessen Diener auch er sich fühlte. Wir begreifen nun vollständig z. B. Fontane's Vorliebe für diesen schlichten, sparsamen und tüchtigen Monarchen, trotz dessen oft übertriebenen Schwächen und Eigenheiten.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

---

**• Die Bismarck-Nummer •**

der

**„Gegenwart"**

**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in **einem neuen Abdruck** und enthält u. a.:

**Bismarck**

im

**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

**Gute, spannende Romane,**

**Novellen, Kindergeschichten** etc.

**gesucht**

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Thüringisches

**Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.

Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.

Director Jentzen.

---

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**

und

**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

---

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum 53. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 20. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen. Gutachten von Emile Ollivier, Björnson, Barthélemy Saint-Hilaire, Strindberg, Graf de Mouy, Ernst von Wildenbruch, Robert Mitchell, Schmoller, Graf du Barail, Adolph Wagner, Flourens, Alfano, Heijdenrijck, J. G. Fischer, Fürst Meschtscherskij, Francesco Crispi. — Literatur und Kunst. Erinnerungen an Georg Ebers. Von Karl Stelter. — Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen. — Feuilleton. Ein gewöhnlicher Mensch. Von Anton Tschechow. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt. Todtenkränze. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Bismarck

#### im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Der Sarg hat sich über dem größten Deutschen geschlossen, und die geweihte Stätte, die sein Irdisches aufnehmen soll, wächst empor. Kaiser, Könige und regierende Fürsten, die Vertreter fremder Staaten und hohe Beamte aller Länder haben ihr Beileid bezeugt. Auch die Männer der Feder haben ihr Sprüchlein gesagt, je nach ihrer Ueberzeugung oder ihrem Vortheil. Und das deutsche Bürgerthum hat zur Blumensprache gegriffen, um seine Trauer und Verehrung auszudrücken, und die buntfarbigen Grüße an den Todten durchduften den Sachsenwald. Die geistige Elite, Alles in Allem, zieht es offenbar vor, den Großen schweigend zu ehren oder nur auf directe Anregung ihre Meinung zu äußern. Wir haben es unternommen, einen kleinen Kreis von hervorragenden Männern, von Freunden und Gegnern des Altreichskanzlers um ihre Ansichten über den großen Todten zu befragen, doch keine Nekrologe und Abschiedsworte sollten es sein, denn diese verfallen nur zu leicht in den Ton des herkömmlichen De mortuis nil nisi bene. Also kein Todtengericht, sondern das letzte Urtheil der Mitlebenden über den, der ewig leben wird.

Es geschieht nicht zum ersten Male, daß die „Gegenwart" sich so zum Sprachrohr bedeutsamer Zeitstimmen über Bismarck macht. Schon vor drei Jahren, zur 80. Geburtstagsfeier, haben wir eine Rundfrage veranstaltet und die Gutachten am 6. April 1895 hier veröffentlicht. Wir wissen, daß auch der vor den Richterstuhl Gestellte diese Blätter mit Antheil gelesen hat. Vielleicht war der alte Ironiker der Ansicht Epiktet's, daß es keine großen Männer giebt, sondern nur unsere Meinung über sie, daß aller Ruhm und alle Größe relativ sind, daß mit Shakespeare's vorahnend kantischem Ausspruch: das Denken erst sie dazu macht. Damals schrieb der geistreiche Herausgeber der Pariser Revue des Revues: „Eine Enquête hervorragender Zeitgenossen über unsere Idole ist ein genialer Einfall. Jede Antwort ist ein Document mehr für die Archive der Culturgeschichte. Solche Richterstühle sollte man in allen vier Weltgegenden errichten. Sie geben uns den Vorgeschmack der Nachwelt. Der Historiker von morgen, der sich dieser Gutachten bedient, erhält Anhaltspunkte, die uns für die Vergangenheit fehlen und die wir schmerzlich vermissen. Diese Urtheile der Lebenden haben also eine wichtige und praktische Seite. Da wir ferner unter den Fehlern der großen Männer leiden und uns ihrer Tugenden erfreuen, warum sollten wir nicht auf das Vergnügen verzichten, sie noch bei lebendigem Leibe zu krönen oder abzustrafen? Warum wollten wir die Mühe und die Ehre des Urtheils ganz der Nachwelt überlassen, die wesentliche Momente für die Richtigkeit ihrer Meinungen verloren hat. Der beste Mensch, von hervorragenden Zeitgenossen beurtheilt, welche würdige Erfüllung der so geliebten und so selten verstandenen Freiheit des Geistes!" Freilich übersieht Jean Finot, daß Unparteilichkeit, Objectivität, Gerechtigkeit den Mitlebenden nicht immer gegeben sind, schon weil ihnen der Abstand, die Perspective fehlt, aber sie haben das Eine vor der Nachwelt und ihren Nachrichtern voraus: den lebendigen Eindruck, das Leben. Darum können solche Zeugnisse für die Nachwelt wirklich von Interesse sein und vielleicht sogar für die Geschichte von Werth, so einseitig und subjectiv sie auch im Einzelnen wohl sind, weil Niemand über seinen eigenen Schatten springt.

Wir eröffnen also eine neue Reihe von Aussprüchen über Bismarck von hervorragenden Zeitgenossen, Mitacteuren, Augenzeugen oder ferneren Beobachtern. Zum Theil sind es einige Nachzügler von unserer Umfrage von 1895, wie der treffliche schwäbische Lyriker J. G. Fischer, der inzwischen verstorben ist, aber noch aus dem Grabe heraus für den großen Todten zeugen möge. Manche Aussprüche sind auch für die Urtheilenden charakteristisch und bedeutsam. Es traf sich z. B., daß wir den Feuergeist Björnson gerade in einer unwirrschen Stimmung trafen, weil russische, französische und leider auch deutsche Zeitungen ihn ob seines Eintretens für Zola angreifen zu müssen glaubten. Verdrießlich war auch Theodor Mommsen, nach Bismarck's Tode wohl der berühmteste lebende Deutsche. Er ärgerte sich gerade über „ein halbwahres und ganz und gar inhaltloses Interviewergeschwätz", das ihm in den Mund gelegt worden war und nun durch alle Blätter ging. „Ich habe", schreibt er uns, „weder Beruf noch Neigung, über Bismarck öffentlich zu reden, und wenn es geschähe, so wäre es sicher nicht in dieser liederlichen Weise." Strindberg's wunderliches Urtheil — es datirt freilich aus der Krise, die er selbst als sein Pariser „Inferno" bezeichnet hat auch mehr psychologischen Curiositätswerth. Daß die Italiener, die allerdings Bismarck viel verdanken, den Todten fast noch überschwänglicher preisen, als dessen nordisch-kühlere Landsleute, wissen wir aus den Blättern von Rom und Neapel. Der alte Crispi bezeugt es uns. Daß aber die Franzosen auch jetzt noch nicht im

Stande sind, ihrem großen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haben die Auslassungen der Pariser Journale bewiesen, wie Rochefort's Wuthgeheul, Drumont's Jesuitengroll, Thiebaud's unritterliches Absprechen am offenen Sarge. Auch unsere Beiträge zeugen davon. Robert Mitchell's Ausspruch ist noch ein Nachzügler der Rundfrage von 1895; er würde sich heute kaum anders ausdrücken. Das bestätigt uns der Akademiker Vicomte E. M. de Vogüé, der in unserer Bismarck-Nummer des großen Staatsmannes feine Rechenkunst, Ironie und Mäßigung im Glück analysirt hatte: „Je n'ai rien à changer dans ce que j' écrivais, car la mort du prince de Bismarck n'a pas modifié ma pensée sur sa psychologie." Gerechter sind die Diplomaten, die eine zeitlang neben dem Reichskanzler wirken durften, z. B. Graf de Moüy, der seinem früheren Urtheile noch einige nicht minder würdevoll freundliche Bemerkungen beigefügt hat. Mit Interesse aber cum grano salis wird man ferner das Gutachten lesen, das uns aus Paris Emile Ollivier sendet, der napoleonische Ministerpräsident von 1870, der die Verantwortung für den Krieg „mit leichtem Herzen" übernehmen zu wollen erklärte. Da er mit anerkennenswerther Liebenswürdigkeit unserer Einladung entsprach, so gebietet uns die Höflichkeit und Dankbarkeit den unveränderten Abdruck. Unsere Leser werden seine etwas wunderliche Geschichtklitterung da und dort schon von selbst mit den nöthigen Glossen versehen ...

---

Bismarck war groß, so lange er der Politik Friedrich's II. treu blieb, der in der Voraussicht eines gemeinsamen Angriffs von Frankreich und Rußland unser Land immer menagirte und am Tage nach Roßbach, als er die französischen Officiere zur Tafel zog, zu ihnen sagte: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten."

Wie soll man Bismarck auch nicht bewundern, als er im Jahre 1866 — allerdings im Einverständniß mit Napoleon III. und durch diesen der Beihülfe Italiens sicher, aber gegen den Willen seines zögernden Königs, der Camarilla und der Damen bei Hofe und im Kampfe mit einem auffässigen Parlament und dem größten Theile des deutschen Volkes — trotz alledem unermüdlich, furchtlos und heroisch zum Ziele ging, ohne einen Augenblick vor der colossalen Verantwortlichkeit zurückzuschrecken, die einen Ruhm unsterblich macht oder vernichtet?

Aber wie soll man ihn nicht für klein halten, als er 1870 die Falle der Hohenzoller'schen Candidatur legte, welcher Streich von unserem Ministerium parirt (déjoué) wurde, worauf er durch eine unerträgliche Unverschämtheit einen seit dem italienischen Feldzuge friedliebenden Monarchen, ohne dessen Einverständniß (complaisance) er bei Sadowa das Glück nicht versucht hätte, zum Kriege zwang, einen Monarchen, der überall die Unabhängigkeit der Völker begünstigte und trotz der Warnung seiner Diplomaten entschlossen war, der freien Entwickelung Deutschlands keinerlei Hinderniß zu bereiten, um auf solche Weise einen neuen Liebesdienst zu den vielen hinzuzufügen, die das hochherzige Frankreich den deutschen Völkern schon in den Jahren 1789, 1830, 1848 erwiesen hat!

Die Undankbarkeit, sagt Cavour, ist die hassenswertheste Sünde. Sie ist auch die ungeschickteste aller Berechnungen. Bismarck wollte die Antipathien der Südstaaten, die noch unter ihren jüngsten Niederlagen litten, im Blut eines gemeinsamen Sieges ertränken. Besser als dieses gefährliche Mittel hätte die Geduld diesen Zorn beruhigt. Wäre die deutsche Einheit ohne die Zerstückelung Frankreichs vollzogen worden und also einer friedlichen Zukunft gewiß, so hätte sie für uns eine Wohlthat sein können, während sie jetzt ein Unglück ist. Gott bestraft manchmal, indem er den Erfolg gewährt. Die Zukunft wird es zeigen.

Paris. Emile Ollivier.

Seitdem ich (der Pangermane!) als ein Antideutscher verrufen bin, halte ich mich fern, aber ich stehe in dem Gericht der Mitlebenden über den großen Todten gewiß nicht auf gegnerischer Seite.

Sie wissen auch, daß wir unsere Meinungen erben, wie unsere Anlagen ꝛc. Ich bin langsam aber sicher fortgeschritten über die ganze Linie meines Wissens und Willens. Als der Deutschenhaß im Norden wüthete, da war ich der erste Norweger, der beim Begräbniß des Bischofs Grundtwig in Kopenhagen erklärte, daß wir in Zukunft mit den Deutschen gehen müssen. Was ich damals zusammen mit den Meinigen gelitten habe unter den Angriffen fast der gesammten skandinavischen Presse, unter Schmähgedichten und Verleumdungen, davon schweige ich am liebsten. Aber wenn ich nach 25 Jahren sehe, daß das Alles in Deutschland vergessen ist, und daß ich als Deutschenfeind verschrien werde, — ja, dann kränkt es mich schwer. Bin ich etwa darum „antideutsch" geworden, weil ich die ebenso unnütze als unkluge Unterdrückung der nordischen Sprache in Nordschleswig vor der Welt verklage? Oder weil ich eine Allianz Schweden-Norwegens mit dem Dreibund für einen Unsinn halte, wie Alles, was unsere strengste Neutralität verletzt? Oder weil ich als alter Freiheitskämpfer nicht Alles im heutigen Deutschland vortrefflich und schön finde? Oder weil ich die Franzosen nicht hassen kann und ihnen in ihrer moralischen Verirrung (Dreyfus) gern helfen möchte? Oder endlich weil ich wünschte, daß Fürst Hohenlohe in dieser Sache endlich das erlösende Wort der Wahrheit sprechen sollte? Muß man denn durchaus seine freie Ueberzeugung verschweigen, wenn man die Sympathien des deutschen Denkervolkes bewahren will?

Ich habe meine pangermanische Ueberzeugung niemals verleugnet oder geändert. Im Gegentheil ist sie trotz aller Schmähungen nie stärker gewesen, als gerade jetzt, denn die Annäherung Amerikas an England giebt mir neue Hoffnung auf einen Bund aller Germanen, — für mich das Schönste und Größte auf der Welt.

Wenn ich mich aber als Pangermane fühle, so stehe ich, obwohl ein Republikaner, in dem Urtheil der Zeitgenossen gewiß nicht auf der Seite der Feinde des Fürsten Bismarck, der die Deutschen einig und stark gemacht hat.

München. Björnstjerne Björnson.

Fürst Bismarck hat während der Friedensverhandlungen in Versailles gegen Herrn Thiers, mit dem er nicht selten von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends Berathungen pflog, ein höfliches und tactvolles Benehmen beobachtet. Was nun die Annexion Elsaß-Lothringens betrifft, so neige ich der Ansicht zu, daß Bismarck sich vielleicht mit einer Milliarde mehr statt mit einer Territoriumsabtretung zufrieden gegeben hätte. Allein während er 1866 nach Sadowa den Marsch der preußischen Armee auf Wien aufzuhalten vermochte, hat er in Versailles den Widerstand der Militärpartei des deutschen Hauptquartiers, die auf der Annexion beharrte, nicht überwinden können. Mit der Einverleibung der beiden Provinzen hat sich jedoch Deutschland eine Fessel angehängt, die es an seiner freien Bewegung hindert. Frankreichs Ostgrenze wiederum hat eine unnatürliche Veränderung erfahren. Denn es gleicht jetzt einem Hause mit weit aufgerissenen Thoren, die jedem Fremden den Eintritt ermöglichen. Aus diesem Zustande ist nun jene Situation erwachsen, welche seit bald 30 Jahren in Milliardenausgaben für Kriegsrüstungen und Heeresvermehrungen ihren beredtesten Ausdruck findet.

Im Uebrigen versage ich der staatsmännischen Bedeutung Bismarck's und den Erfolgen seiner Politik die gerechte Würdigung nicht. Was er für Deutschland geleistet, ist das Werk eines mächtigen Geistes gewesen. Auch erkenne ich an, daß Bismarck bis zu seinem Rücktritt ein aufrichtiger Freund des Friedens war und sich als solcher bei wiederholten Anlässen bewährte.

Ganz erstaunlich hingegen ist es, daß Bismarck seinen Sturz so schwer ertragen hat. Daß er nach achtundzwanzigjähriger Ausübung einer so mächtigen Stellung gar so wenig Philosoph war, um sich über das Entgleiten der Macht zu trösten, muß als ein wunderlicher Zug in seinem Charakter erscheinen, der seinen künftigen Historikern nicht wenig zu denken geben wird.

Paris. Barthélemy Saint-Hilaire.

Für uns andere Nationen, die wir keine Deutschen sind, ist die Größe Fürst Bismarck's zweifelhaft, da Europa und der Welt als Ganzes seine Wirksamkeit nicht eben zur Freude gedieh. Allein auch vom deutschen Gesichtspunkte aus, bleibt seine Größe uns räthselhaft (gätfull). Bismarck's Lebenswerk heißt: Einheit Deutschlands. Wo ist diese Einheit, fragt man, da doch das uralte Deutsch-Römische Kaiserthum noch selbstständig existirt und seine Krone in Wien von dem legitimen Hause Habsburg getragen wird? Dessen Existenz ist ein lebendiger Protest gegen die Existenz von Bismarck's Lebenswerk.

Daß Phantasten von Illusionen leben, gehört zu ihrem Beruf. Daß aber Realpolitiker und die Riesen der Nationen ein ganzes, langes Heldendasein hindurch sich von einer bloßen Einbildung nähren, das ist interessant.

Paris. August Strindberg*).

Ich kann nur von meinen persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck sprechen, und diese sind mir in angenehmster Erinnerung geblieben. Der Berliner Congreß 1878, wo Frankreich durch Herrn Waddington und unseren damaligen Botschafter Grafen Saint-Vallier vertreten war, wählte mich mit Herrn von Radowitz (jetzigem Gesandten in Madrid) zum Secretär. Als solcher stand ich mit dem Fürsten Bismarck, der bekanntlich den Vorsitz führte, in täglichem, ständigem Verkehr. Seine Haltung gegen mich war von correctester Höflichkeit und ausgesuchtester Zuvorkommenheit. Meinen beiden Chefs kam er mit ritterlicher Artigkeit entgegen. Ja, er schien geradezu jede Gelegenheit zu suchen, den Vertretern Frankreichs auf dem Congreß eine Liebenswürdigkeit, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Herr Waddington und Graf Saint-Vallier gewannen den Eindruck, daß diese Haltung des Fürsten eine aufrichtige war. Auch nach dem Congreß, als ich durch ungefähr fünf bis sechs Monate als Chargé d'affaires die Geschäfte der Botschaft führte, kam mir der Fürst amtlich und privat in gleich correcter, höflicher Weise entgegen. Wir hatten verschiedene amtliche Angelegenheiten zu erledigen; der Fürst ließ es dabei nie an Zuvorkommenheit und gutem Willen fehlen. Als ich ihn damals in seinem Palais besuchte, sagte er zu mir: „Sie sind mein erster Gast. In diesem Hause, hoff' ich, wird niemals etwas gegen Frankreich gethan werden". Ich war wiederholt sein intimer Gast. Alle, der Fürst, die Fürstin, ihr Sohn Herbert und Gräfin Rantzau sprachen dem Gaste zu Liebe, der die deutsche Sprache nicht ganz beherrschte, nur französisch. In der Conversation wurde sorgfältig jedes Wort vermieden, was irgendwie meine Empfindungen als Franzose streifen oder berühren konnte. Er war immer höflich, wohlwollend und tactvoll.

Ich sehe noch vor mir die hohe Statur, die colossale Erscheinung des Fürsten Bismarck, der dem Congreß mit einer außerordentlichen Autorität und Ueberlegenheit vorstand. Ich hatte gar keine kleine Arbeit als Secretär und Protocollführer übernommen. Freilich war auch der Präsident ein eifriger (acharné) Arbeiter. Eines Tages, als wir ganz besonders mit Arbeit überhäuft waren, sagte ich zu ihm: „Durchlaucht, Sie lassen mich nicht zu Athem kommen. Wollen Sie meinen Tod?" — „Nein, nein!" antwortete er lächelnd, „Arbeit hat noch keinen getödtet."

*) Für die „Gegenwart" erbeten und übertragen von Frau Professor M. Prager (Erich) Holm).

Als Privatmann also habe ich über meinen Verkehr mit dem Fürsten und seiner Familie während meines Berliner Aufenthaltes nur angenehme Erinnerungen bewahrt. Ueber die Politik des Fürsten Bismarck aber kann und will ich als Franzose keine Meinung äussern. Ich habe hohe Achtung vor seinem staatsmännischen Genie und wundere mich nur, daß auch der Reichstag bei seinem bekannten Beschluß nicht zuerst an das dachte, was Fürst Bismarck für Deutschland geleistet hat. Ich verstehe die Deutschen einfach nicht.

In meinen Memoiren habe ich die Erinnerungen aus meiner Berliner Zeit erzählt, aber sie sollen erst lange nach meinem Tode erscheinen. Uebrigens werde ich auch dort eine Carrière wie die eines Bismarck nicht beurtheilen. Für solche Arbeit würden ganze Bände nicht hinreichen.

Paris. Graf Charles de Mouy.

Wille, der niemals im Wollen erschlafft,
Sorge nie rastende, schaffende Kraft,
Zündendes Wort, tiefgründiger Rath,
Weises Erwägen, schlagende That,
Immer beansprucht, nimmer vergebens,
Immerdar wirkende Quelle des Lebens,
All' dieser Reichthum, all' diese Welt
Ganz nur für Deutschland zum Dienste gestellt . . .

Leitete Fürst Bismarck auch schon längst nicht mehr das Reich und gelang es dem Kaiser, auch ohne ihn den Frieden aufrecht zu erhalten, so bildete er doch den großen Ruhmestitel Deutschlands vor dem Ausland, er war unser großer moralischer Reservefonds, er war die Stätte der höchsten Weisheit, zu der man wallfahrtete, wie einst der Grieche nach Delphi. Das Geschlecht der Riesen (so nennen die Engländer das Zeitalter des großen Pitt), das Deutschland zur Größe führte, ist nun dahin — er war der Größte und Letzte — der Rest des Inventars einer großen Vergangenheit ist verbraucht; die heutige Generation muß sich nun aus eigener Kraft weiter helfen.

Berlin. Ernst von Wildenbruch.

Ich will von meinen Empfindungen als Franzose, deren Erörterung mich auf das politische Gebiet führen würde, absehen und bloß als Mitglied der menschlichen Gesellschaft von Bismarck sprechen.

Wenn man nun die Frage stellt: „Was hat Bismarck für die Menschheit gethan? Hat er unter die Menschen den Keim einer universellen, weltbeglückenden Idee gesät, welche die Civilisation in neue, entscheidende Bahnen zu lenken geeignet wäre?" so kann man darauf nur in verneinendem Sinne antworten. Bismarck hat nicht für die Menschheit, sondern bloß für den Ruhm einer Dynastie gebaut. Er ist ein großer Preuße, wenn Sie wollen: ein großer Deutscher, aber nicht ein großer Mann. Wäre ich ein Deutscher, ich würde Niemand mehr verehren als Bismarck; allein vom höheren Standpunkt der Gesammtmenschheit kann ich seine Größe nicht anerkennen. Da erscheint mir Wilhelm II., dessen Kopf von weit umfassenderen, universellen Ideen erfüllt ist, viel interessanter als Fürst Bismarck, der eigentlich nichts Anderes als eine Staatenconföderation mit einer permanenten Armee, diesem permanenten Kriegswerkzeug, geschaffen hat. Nennen Sie mir eine Stadt, einen Ort außerhalb Deutschlands, wo man dem Fürsten Bismarck „Namens der Menschheit" ein Denkmal errichten würde?... Nein, ich wiederhole es: Bismarck ist zeitlebens ein großer Preuße gewesen; ein großer Mann ist er nicht.

Paris. Deputirter Robert Mitchell.

Es drängt sich die Erkenntniß auf, daß die breiteste Wirksamkeit der großen Genien der Menschheit erst nach ihrem Tode einsetzt. Wie das Preußen des 18. Jahrhunderts das Friedrich Wilhelm's I. blieb, wie wir die Siege von 1813—15 und von 1864—70 dem fortwirkenden Geiste Friedrich's des

Großen danken, so geschah der innere Ausbau des preußischen Staates nicht bloß 1807—22, sondern gerade auch 1850—90 im Geiste Stein's und Hardenberg's. Und so wird das Preußen und Deutschland des künftigen Jahrhunderts neben dem Neuen, das es uns bringt, von den Traditionen unseres vielgeliebten Kaisers Wilhelm I. und seines großen eisernen Kanzlers erfüllt sein.

Berlin. Prof. Gustav Schmoller.

Ich bin dem Fürsten Bismarck nur ein einziges Mal persönlich begegnet. Das war auf einem Empfang in den Tuilerien während der Weltausstellung von 1867, zu welcher der König von Preußen in Begleitung des damaligen Grafen Bismarck als Gast des Kaisers erschienen war. Seit jenem Empfang, dem ich als Brigadegeneral beiwohnte, habe ich den Fürsten Bismarck nicht wieder gesehen. Was nun meine Ansichten über den ehemaligen Reichskanzler anbelangt, so begreifen Sie, daß ich als Franzose und Soldat in die Apotheose nicht einstimmen werde. Denn Bismarck hat meinem Vaterlande viel Leid angethan, auch war er in seiner Handlungsweise gegen Frankreich nicht immer aufrichtig und wählerisch. Ich stehe indessen nicht an, seine staatsmännische Größe anzuerkennen. Ich halte Bismarck für einen großen Minister. Er hat für Deutschland sehr Großes geleistet und seine Nation hat alle Ursache, ihn zu feiern. Sein Sturz, den er so schwer ertragen hat, ist jedoch keineswegs zu bedauern. Er hat entschieden etwas Heilsames gehabt. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß seit dem Falle Bismarck's die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland minder gespannt, ja sogar ein wenig freundlicher geworden sind. Von einer Rückkehr Bismarck's konnte bei seinen achtzig Jahren keine Rede sein. Allein es ist zu wünschen, daß nicht bloß Bismarck, sondern auch der Geist, in welchem er seine Politik geleitet hat, nicht wiederkehre. Im Uebrigen steht für uns Franzosen Eines fest: Wir werden niemals vergessen.

Paris. General Graf du Barail.

Wir feiern Bismarck, weil er uns ein Vaterland gegeben und weil das Jahrhundert sein Gepräge erhalten hat. Deutschland erreichte unter Bismarck's Regierungskunst ein Ansehen und eine Macht, wie nie zuvor; nicht minder aber auch gewann der große Kanzler durch sein Maßhalten das Vertrauen der Welt. Die Zersplitterung in Deutschland hat aufgehört; dies ist ein Gewinn, der nicht genug gewürdigt wird, und den wir dem großen Kaiser und seinem Kanzler verdanken. Und wem verdanken wir das allgemeine Wahlrecht? Vielleicht den Socialdemokraten? Oder doch dem Fürsten Bismarck? Wer das geleistet hat, was Bismarck geleistet, der hat bewiesen, daß er zu den Größten aller Zeiten gehört. Er hat gelehrt, was ein energischer Wille vermag. Wenn man sagt, das Deutsche Reich wäre auch ohne Bismarck erstanden, so sage ich mit Treitschke: Nein! — Nicht die Verhältnisse, nicht das Milieu schaffen ein Reich, sondern Männer machen Geschichte.

Berlin. Prof. Adolph Wagner.

Welche Gedanken kann der Name Bismarck's bei einem Franzosen erwecken, der das Jahr 1870—71 miterlebt hat? Herr v. Bismarck hat Frankreich in eine Situation versetzt, die es einem mitlebenden Franzosen unmöglich macht, ihn unparteiisch zu beurtheilen. Vielleicht wird eine spätere Generation in Frankreich anders über ihn urtheilen. Doch das ist Sache der Zukunft. Persönlich kenne ich Herrn v. Bismarck nicht. Ich habe mit ihm als Minister des Aeußern im diplomatischen Correspondenzverkehr zu thun gehabt, und wie man weiß, spielen sich solche Beziehungen in den traditionellen Formen ab und verpflichten zu nichts.

Paris. Emile Flourens.

Bismarck repräsentirt den höchsten Ausdruck eines Volkes. Er hat die letzten Spuren vom Werke des großen Napoleon ausgelöscht. Er hat seinem vaterlandslosen Volk ein Vaterland gegeben. Er hat ein starkes und gefürchtetes, blühendes und reiches Deutschland geschaffen. Sein stürmisches Wort zerstörte die Fäden seiner politischen Gegner, und indem er in seinem gewaltigen Geist die Hoffnungen aller Deutschen zusammenfaßte, wuchs er in's Riesengroße (giganteggiò). Er wußte mit höchster Sorgfalt von allen Umständen Nutzen zu ziehen, um seine Nation groß zu machen, und mit seinen Bundesgenossen hat er ihr eine politische Stellung in Europa geschaffen, um den Frieden auf lange hinaus zu sichern und zum großen Vortheile Deutschlands, das noch mächtiger in den Waffen, im Handel und Gewerbe, in den Wissenschaften geworden ist. Die Erinnerung an eine so geniale und fruchtbare Thätigkeit wird die Jahrhunderte überdauern und den Namen Otto von Bismarck unsterblich machen.

Palermo. G. E. Ulfano.

Bismarck ist die genialste, unerreichteste, stärkste, ich möchte fast sagen: ehernste Personification seines Vaterlandes Preußens.

Nenne man sie Hohenzollern, Nürnberger, Brandenburger, jene Fürsten, die aus dem Nichts Preußen erweckten, nach allen Seiten bildeten, zu Wachsthum und Blüthe führten und jetzt die Adlerfittiche über ein neues, sogen. Bundes-Kaiserreich ausgebreitet halten: die Thatsache steht unerschütterlich fest, alles dies ist ihre Schöpfung, ohne diese Fürsten wäre nichts von alledem zu Stande gekommen. Lange schon vor dem Großen Kurfürsten hatte sein kluges Geschlecht Luther's Lehre angenommen und sich zu einer Zeit, da sowohl die Einheit des Glaubens als auch die des Reiches Karl's des Großen in Stücke gegangen war, ein anderes Ideal des Staatsbekenntnisses, der Volkserziehung, ja, wie verwunderlich es auch scheinen möge, der Nationaleinheit gebildet. Sie, die Fürsten, waren der Staat oder mit dem Ausdruck des spätern Königs Friedrich Wilhelm I. gesprochen, der Staat war: Unser Haus. Die Unterthanen waren die Kinder des Hauses; nicht sanft wurden sie erzogen, sondern mit eiserner Faust. Allerdings hatte dies das Gute im Gefolge, daß sie dadurch gestählt und zu den christlichen und bürgerlichen Tugenden erzogen wurden, welche wir in den Norddeutschen bewundern können. Allem voran jedoch mußte der Militärstaat gefördert werden, der Staat eine große Kaserne bilden. Wie sollte denn sonst anders die Hauptsache, die Einheit, die auseinander gegangen war, wieder hergestellt und bewahrt werden?

Folgender Art ist Preußen und seine Geschichte. Principieller Gegner Roms und der Habsburger als Kaiser der sog. lateinischen Rassen, war es dennoch allzeit und ist es im Princip immer liberal, doch bei alledem gleichwohl in seinem Aufbau, vielleicht auch aus Nothzwang, ausgesprochen autoritativ. Dies Alles leitete zur Politik der durch den Zweck geheiligten Mittel. Ueberall findet sich diese Politik bald schüchtern, bald in aller Schärfe ausgebildet und zwar der Art, daß sie in Friedrich dem Großen, dem so außerordentlich begabten Menschen, ihre Spitze gewinnt. In dem Staatsmanne Bismarck findet man diese Lehre wieder: dazu tritt noch als Verdienst, wenn man es als solches gelten lassen will, das Merkmal hinzu, daß, während Friedrich der Große als Oberhaupt von „Unser Haus" Alles thun konnte, der Minister zu rechnen hatte, und das recht stark, mit Fürsten von mittlerer Begabung, durchaus keinen kräftigen Naturen, die, mochten sie auch eine noch so autoritative Stellung bekleiden, doch durch hunderterlei Rücksichten gegenüber der mittelalterlichen Vergangenheit, gegenüber Oesterreich, gegenüber der sog. Legitimität, abhängig waren.

Niemand hat, meines Erachtens, dieses besser dargestellt als Ludwig Bamberger, der bekannte „Fortschrittler". Am

Schlusse seiner „Politischen Schriften von 1848—1868" findet sich unter der Ueberschrift „Monsieur de Bismarck" eine Reihe von Artikeln, die, obgleich jetzt 30 Jahre alt, doch noch so frisch sind, als wären sie erst heute geschrieben. Der Junker von Schönhausen, der spätere Fürst und Herzog von Lauenburg, war und blieb Aristokrat. Das ist auf seine politische Vergangenheit zurückzuführen, wird auch durch die Anschauungsweise erklärt, in welcher die obern Zehntausend der Nation, oder die sich dafür hielten, in jenen Zeiten lebten. Vor Allem aber war er Preuße bis in Mark und Knochen, vom Scheitel bis zur Sohle, damit also dynastisch, ausgeprägter Soldat und bei alledem Anhänger des allgemeinen oder fast allgemeinen Wahlrechts, was ja auch nach 1848 und den folgenden Ereignissen schwerlich anders hätte sein können und auch vollständig mit seinem eigenartigen Plan im Einklang stand. So besaß er denn noch als Reserve die Gunst, den Beifall der „tonangebenden Welt", der Clientele von Freisinnigen und Demokraten, die es mit den angewendeten Mitteln nicht so engherzig nehmen und sich allzeit nur vor dem Erfolg zu beugen pflegen.

Als sollte dem Mann aber alles Glück zu Theil werden, so sah er sich gegenüber, an die Spitze Frankreichs einen Mann gestellt, der die Bezeichnung: unfähig! verdiente. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich brach aus. Dabei stelle man sich eine sechste Großmacht, das einige Italien, vor, durch Napoleon's Gnaden in's Leben gerufen und — Bismarck! In dem eben angeführten Werke sagt Bamberger so richtig: „Wer mag nun glauben, daß Bismarck nicht eingesehen haben sollte, daß Venetien befreien zugleich Rom angreifen hieß, daß Oesterreich niederwerfen gleichbedeutend sei mit dem Bruch des Concordats, der Selbstständigkeit Ungarns, die Einigung Deutschlands ein Bruch sei mit dem Princip der Legitimität?" Drauf los! war also die Losung zum Zweck einer Auseinandersetzung. In welcher Weise dieselbe bewerkstelligt werden sollte, kam weniger in Betracht. Was that's, ob die preußische Verfassung auch verletzt und das Budget ohne Zustimmung der Abgeordneten einige Jahre lang selbstständig festgesetzt wurde, gelangte man doch dazu, die Armee zur vollen Sollstärke zu bringen, was ja auch glückte. Nationalliberale, Freikonservative, Freisinnige würden ja Alles schon mit dem Mantel der Vergessenheit zudecken, wäre nur erst der Sieg errungen. Und so geschah's!

Erst kam Dänemark, nach Friedrich's IV. Tod, an die Reihe. Da konnte man denn 1864 Oesterreich unter Rechberg in eine Sackgasse gerathen und die Großmächte zu Gunsten einer kleinen Nation ihr eigenes großes Werk, den Londoner Tractat, aufopfern sehen. Mit solchen Großmächten hatte es Bismark zu thun! Dann folgte der Bund mit Italien, die geheimen Abmachungen mit Kossuth, Klapka und Genossen. Es folgte der Krieg mit Oesterreich, die Einheit Italiens, Kampf auf Leben und Tod mit Frankreich, das Deutsche Kaiserreich, der Dreibund! ... Aber wie durch und durch Preuße ist doch dieser Bismarck, in seinem Blick, seinen Eigenschaften, seinen Tugenden! Da lag Oesterreich zu seinen Füßen, Alles glaubte, sein letztes Stündchen habe geschlagen, es vermeinten Politikaster, daß Bismarck in seiner Siegestrunkenheit Oesterreich halbiren würde. Aber nichts von alledem! Es wurde lediglich Oesterreichs Einfluß unter Annection von Bosnien und der Herzegowina nach Osten verlegt: ein Plan, den schon zwanzig Jahre vorher Bunsen, Friedrich Wilhelm's IV. Freund, ausführlich entwickelt hatte.

Haag. Staatsrath Heijdenrijck.

Ich darf wohl daran erinnern, daß ich schon im Februar 1849 nach „einem Mann aus Millionen" gerufen habe:

Erheb' dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Noth nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?

Komm, Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?

Ich war es auch, der nach dem Schmied des deutschen Reiches zuerst ausgeschaut, den ich kommen fühlte und endlich finden sollte in Bismarck, von dem ich also sang:

Ersehnt, geweissagt, gehaßt, bewundert
So geht er durch sein erst Jahrhundert,
Dann wird die Jahrhunderte aller Zeiten
Der Hochbewunderte durchschreiten.

Den Nörglern aber rufe ich zu:

Doch wenn die Verkleinerer es vergessen,
Die mit der Elle Riesen messen
Viel Täuschung ist zwischen Tag und Nacht:
Er aber hat Deutschland eins gemacht.

Stuttgart. Prof. J. G. Fischer.

Bismarck ist am Steuerruder Preußens vom ersten Augenblick an nicht nur ein großer Staatsmann gewesen, sondern ein Held des Lebens für jeden Europäer, besonders für jeden Russen. Als die Zeitgenossen seines Ruhmes müssen wir wiederholen: Er ist der größte der großen Staatsmänner der Weltgeschichte, ein Mann, von dessen Leben Millionen von Menschen zu leben gewohnt waren.

St. Petersburg. W. P. Fürst Meschtscherskij.

Ich stand mit dem Fürsten in Verbindung seit 1870 und lernte ihn persönlich kennen am 17. September 1877.

Er war ehrlich (leale), aufrichtig und Feind aller Verstellung. Ich nahm die Gelegenheit war, daß er jedes Jahr nach Gastein in's Bad reiste, um mich ebenfalls dorthin zu begeben. Ich machte einmal im Scherze die Bemerkung, er liebe dieses österreichische Land zu sehr, um es nicht bei nächster Gelegenheit dem Deutschen Reiche einzuverleiben. „Nein, Sie täuschen sich," antwortete er, „wir haben schon genug Katholiken und wollen nicht noch mehr." Er widersetzte sich auch dem König Wilhelm, der nach Sadowa mit seinen siegreichen Truppen Wien besetzen wollte und erklärte mir: „Oesterreich durfte nicht gedemüthigt werden, denn das gab einen guten Bundesgenossen ab." Und so geschah es.

Als wir von seinen Beziehungen zu Frankreich sprachen, bemerkte ich ihm, daß man ihm in Paris kriegerische Absichten zuschiebe. „Verrückte Leute," antwortete er mir, „wir haben in einem Kriege nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren. Wir schlagen uns nur, wenn wir gezwungen werden, aber fangen ganz gewiß nicht an."

Viele vergleichen Bismarck's Werk mit demjenigen Cavour's. Das ist ein Irrthum. Die italienische Einheit ist zumeist das Werk des Volkes mit Garibaldi an der Spitze, Cavour hat es nur diplomatisch gesichert (diplomatizzarla).

Er hatte einen großen Verstand und ein sehr edles Herz, aber seine Feinde stellen ihn dar als einen harten Mann und Heuchler (simulatore). Nichts ist falscher. Er sagte stets die Wahrheit und behauptete, das sei immer die beste Politik.

Zu dem Streite mit seinem jungen Kaiser und über das veröffentlichte Abschiedsgesuch kann ich nur das Eine sagen: Die Geschichte wird richten, und sie wird Bismarck Recht geben.

Neapel. Francesco Crispi.

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Georg Ebers.

Von Karl Stelter.

In meinem langen Leben ist erfüllt worden, was ich in der Jugend kaum zu träumen wagte: hervorragende Dichter persönlich kennen zu lernen, von ihnen als Gleicher behandelt zu werden. Solche Wünsche waren freilich ungewöhnlich in der niederen Sphäre, der ich entstammte. Daran werde ich jetzt bei meinen Erinnerungen an Ebers gemahnt. Er verbrachte mit Familie fast alljährlich einige Wochen in Wiesbaden, und am 10. November 1888 schrieb er mir, ich möge ihn besuchen, weil er, der im Rollwagen gefahren wurde, Besuche nicht machen könnte. Ich blieb eine Stunde bei ihm, in Gegenwart seiner Frau, die Beide über Freytag's Rüstigkeit erstaunt waren, dem man die Siebzig nicht ansehe und der gar zu interessant sei, wenn er sich über Etwas eingehend verbreite; ihm seien sie dankbar, daß er auf mich aufmerksam gemacht habe. Dasselbe mußte ich mir sagen, denn diese erste Begegnung begründete eine wahre Freundschaft, die allzeit offen und ehrlich blieb. Ebers war sehr mittheilsam und von einer Milde im Urtheil über Andere, die stets die besten Seiten hervorzukehren wußte und zum Verzeihen oder zum Entschuldigen bereit war. Sein Leiden, Ischias bis in's Rückenmark, seit 1877 durch einen Fall mit dem Rollstuhl verschlimmert, war damals so stark, daß er nur langsam, gleichsam hervorstoßend, sprechen konnte. Das verlor sich später, wie denn auch das Allgemeinbefinden bald besser und dann wieder ein schmerzgepeinigtes war, aber er bewahrte sich stets eine Daseinsfreudigkeit, die alles persönliche Leid erträglich machte und ihn auch Familienvorkommnisse schmerzlicher Art überwinden ließ. Er blieb geistesfrisch und productionsfähig, durfte aber Abends nicht mehr arbeiten. Seine einfache, liebenswürdige, hochgebildete Frau besorgte die Reinschriften der Manuscripte, denn seine Handschrift gehörte zu den kaum leserlichen; dabei schrieb er klein und eng, so daß seine Briefbögelchen eine Fülle von Mittheilungen enthielten. Seine dichterischen Arbeiten schrieb er auf Foliobogen und zwar im Fluge, denn seine rege Phantasie formte den einmal zurecht gelegten Romanstoff in so kurzer Zeit, daß man es nicht für möglich hielt, wie schnell die Bände gefüllt waren. „Eine egyptische Königstochter" hat er im Alter von 25 Jahren geschrieben. Den Titel hat Berthold Auerbach gemacht, was Anfangs dem Verfasser nicht zusagte, schon weil ein Hiatus darin vorkommt. In den ersten sechs Jahren ging der Roman nicht, dann aus unbekannten Ursachen plötzlich sehr stark, und erst dreizehn Jahre später hat Ebers wieder belletristisch geschaffen. Dazwischen lag die wissenschaftliche Arbeit, aber den Kopf hatte er voll von Entwürfen, die ja zum größten Theil ausgeführt waren, als er mir beim ersten Besuche davon erzählte. Schmerzlich war ihm der Gedanke, die Leipziger Professur aufgeben zu müssen wegen seiner Leiden. Seinetwegen seien viel Anschaffungen gemacht worden, die brach lägen. Viel zeitraubende Correspondenz habe er über Fachsachen; ablehnen könne er die Belästigungen aber nicht. Dazu kämen Anzapfungen, wie einmal im „Reichsboten" von einer Dame, die ihn religiös habe rechtfertigen wollen anläßlich orthodoxer Angriffe auf „Elisen". In „Serapis" sollte er die Liebe höher gestellt haben, als die Hauptsache: den Glauben u. s. w. Der Dame gegenüber sei er grob geworden. Er war zwar von jüdischer Herkunft (Ephraim Eberty), aber Protestant und nationalliberal.

Das Alles erfuhr ich in dieser ersten Unterhaltung, deren Fortsetzung sich auf gemeinsamen Ausfahrten und Besuchen von selbst ergab. Letztere waren ihm Abends am liebsten und zuweilen wurde dabei im Familienkreise vorgelesen. Bodenstedt spendete Gedichte, ich schon gehaltene Vorträge, darunter einen über Auerbach, bei welcher Gelegenheit Ebers äußerte: „Wer mit Auerbach persönlich bekannt war, mußte ihn freilich auch eitel, aber selbst das schön und zutreffend finden, weil es dem Selbstgefühl entsprang: aus der Niedrigkeit so viel geworden zu sein." Aber auch leicht eingeschüchtert sei Auerbach gewesen, z. B. durch die Realisten, so daß er nicht mehr habe recensiren mögen. Ihn, Ebers, geniren Angriffe nicht, wie solche die Nilbraut, Serapis, die Gred, vereinzelt getroffen; er schreibe, so lange er Trieb dazu in sich habe, und ein Urtheil Vischer's oder Freytag's entschädige ihn für jeden Nörgler. Ueberhaupt könne keine Rede davon sein, daß er bloßer Modeschriftsteller sei. Die seit 25 Jahren so stark gekaufte: „Egyptische Königstochter" spotte jedenfalls der wechselnden Mode. Wohlthuend war ihm auch rein persönliche Anerkennung, z. B. daß Freytag ihn und seine Frau früher ein so schönes Paar genannt habe: Sie ist groß und stattlich, eine Rigaerin, die das Familienleben mit zu einem exemplarisch glücklichen machte, das alle Angehörigen umfaßte, ob sie anwesend oder draußen auf Schulen oder verheirathet waren. Die beiden Töchter Marie und Elly hatte ich rheinisch die „Druwäggel" genannt, was sie Anfangs nicht sein wollten, darnach aber von Vater und Mutter nur noch so bezeichnet wurden. Der Jüngsten Confirmation ließ den Aufenthalt der Familie in Wiesbaden und damit unseren persönlichen Verkehr dauern bis nach Ostern 1889. An Töchtern, meinte Ebers, habe man mehr Freude als an Söhnen. Ueber Elly's Einsegnung war er sehr erbaut, besonders, weil der Pfarrer den Heine'schen Vers citirte: „Mir ist, als ob ich die Hände — Auf's Haupt Dir legen sollt' — Betend, daß Gott Dich erhalte, — So fromm, so rein und hold." Fürsorglich war er für Alle, auch für seine vielen Pathenkinder mit Weihnachtsgeschenken, was ihn Freude machte, als ob er der Beschenkte wäre. In den Geldanlagen war er vorsichtig: egyptische Papiere nahm er nicht, weil er das Land kenne; es habe ja so viel Hülfsquellen, aber durch Franzosen und Engländer sei das Alles unberechenbar. Wir begegneten uns viel in Ansichten und Urtheilen. Am 8. December gab er mir „die Gred" — „zur freundlichen Erinnerung an hübsche Plauderstunden zu Wiesbaden" — und von da ab die sämmtlichen von ihm verfaßten Werke. Ich revanchirte mich mit Büchern von mir an ihn, Frau und Töchter und versprach die im Druck befindliche fünfte Auflage meiner Anthologie „Compaß". Ueberrascht rief er aus: „Das Buch ist auch von Ihnen, darin müssen Sie mich aufnehmen." Ich erhielt dann einen Foliobogen voll Sprüche, von denen ich noch acht benutzen konnte, sowie sein Bild mit folgendem Gedicht:

„Es öffnet das Gemach die junge Braut
Dem Einen nur, dem sie sich hold ergeben,
Und nur Erkornen wird der Schmerz vertraut,
Der grimmig einschnitt in ein Männerleben.

Nimm meinen Dank, daß Du mich auserwählt,
Zu künden mir das Leid, das Du durchrungen,
Nimm Dank auch für die Lieder ungezählt,
Die Du in Lust und Leid so schön gesungen.

Du gabst dem Vater sie, dem Töchterpaar,
Und auch die Mutter hast Du nicht vergessen,
Denn einer Mutter eignet immerdar,
Was Sohn und Tochter je und je besessen.

Du weißt auch, wie der Frau zur Lust geräth,
Was man dem Liebsten gar so freundlich sagte; —
Die mein' ist's, der ich's schulde, wenn die Gred
Frei blieb von Leid, das ihren Schöpfer plagte.

Ja, nenn' ich frischen Muth noch heute mein,
So dank' ich's — und ich dank's zu tausend Malen —
Der Freundschaft — auch der Deinen — Sternenschein
Und treuer Liebe warmen Sonnenstrahlen.

Er erzählte, daß er sehr früh satirische Verse geschrieben habe und citirte aus dem Gedächtniß ein Epigramm auf einen Deutschen, der sich in Frankreich einen Accent auf den Namen geholt hatte! Ein Lustspiel: „Das Wanderbuch" hatte er in

tausend Exemplaren gedruckt, aber zurückgezogen, nachdem es ein Schauspieler gut, ein Redacteur unbrauchbar gefunden. Ich mußte dem Letzteren beipflichten. „Homo sum“ erklärte er für seinen gediegensten Roman, weil das, was er gewollt, daraus geworden sei; er zählte 1897 fünfzehn Auflagen, und da eine Auflage 2500 Exemplare hat und die verschiedenen Bücher 185 Auflagen erreichten, so ergab dies damals eine Verbreitung von 462,500 Exemplaren! Und dabei ließ er die wissenschaftlichen Arbeiten nicht ruhen. Im Januar 1889 arbeitete er mit einem Assistenzarzt an Recepten aus dem „Papyrus Ebers“ oft fünf Stunden hintereinander. Auch Zeichentalent hatte er und übte es als Zeitvertreib, wenn ihm Abends vorgelesen wurde. Diese Vorlesungen riefen interessante Controversen hervor, z. B. über Prosa und Verse, wobei er natürlich für Gleichberechtigung der Prosa eintrat, wenn auch einzelne namhafte Schriftsteller durchaus keine Dichter, sondern nur geschäftsmäßig Schaffende wären. Andere dagegen seien Meister in der Novelle, schrieben wohl auch glatte Verse, die bleibenden Werth jedoch nicht hätten. „Elisen“ hatte er in drei Wochen verfaßt, nach einem Schlaganfall, als er wissenschaftlich nichts thun durfte, es habe sehr auf Künstler gewirkt, wie auf Gabriel Max, der bei Tutzing ihm gegenüber wohne.

Zu jener Zeit sammelten wir für den Bodenstedt-Fonds zu dessen 70. Geburtstag. Ebers schloß sich dem Comité an und war durch eigene Zuwendung, sowie durch Beschaffung größerer Beiträge von vermögenden Bekannten überaus thätig. Er schrieb auch nach San Francisco und rechnete sicher auf 100 000 Mk., es wurden aber nur etwa 42 000, deren Anlage uns nachher viel Kopfzerbrechens machte, weil wir das Capital sichern und erhalten wollten. Das machten jedoch die Verhältnisse unmöglich. Ebers trat lebhaft für Bodenstedt's Anspruch auf den vollen Genuß ein, wenn es auch nicht den Principien des sparsamen Haushalters entsprach, der er selbst war, allerdings im Bereich seiner reichen Mittel. Er gab davon gern und beträchtlich, konnte sich aber über unverschämten Bettel ärgern. Als schlimmstes Beispiel davon bezeichnete er das Anpumpen Seitens einer Schriftstellerin, die er nachträglich von gewerbsmäßiger Seite in diesem Fache hatte kennen lernen. Bis dahin wußte er nichts von ihr als den Namen, auf den hin und eine herzergreifende Schilderung der Lage 750 Mark verabfolgt wurden, die nie zurückflossen. Ansprüche um hundert Mark waren ihm gewöhnliche — aber eben damals kam Einer um 12 000 Mk.! Gastfreundlich war er über die Maßen. In Tutzing beherbergte er wochenlang Gäste, z. B. Paul Lindau mit Frau und Hausfreund; der Maler Alma Tadema war da zu Hause, ebenso sein intimster Freund, der Verleger Karl Hallberger. Die Villa hatte er 1882 erworben, weil er immer gern Eigenthum besessen, schon als Docent in Jena, wo es seine Frau verhindert habe. Er war auch Sammler. So hatte er eine Menge Uhren seltenster Art, auch Glashüttenuhren aus einer Fabrik bei Dresden.

Am 16. April 1889 kam der Abschied. Ebers küßte mich und war so wehmüthig gestimmt, daß er einmal über das andere zum Besuch in Tutzing einlud — wenn er nicht plötzlich sterbe, was ja zu erwarten sei. Er konnte die Aufforderung noch manches Jahr wiederholen, indem wir uns in Wiesbaden wieder begegneten, austauschen und des Daseins erfreuen konnten. Dazwischen ging die Correspondenz hin und her, aus der hier Einiges folgt, was das Voraufgegangene ergänzt. Er schrieb bereits am 19. Mai aus Tutzing:

„Sie haben ja meinen Brief an Bodenstedt gelesen. Ich kann dem Alten seine Entschiedenheit nicht verdenken und seinen Damen noch weniger, daß sie dem das bekannte: „Landgraf werde hart!“ zurufen. Je höher die Rente, desto schwerer kommen die Frauen an das Capital. Dies wollen sie natürlich verhindern, und ich sagte auch, am Ende würde das praktisch sein, wenn man das Geld näheren Freunden Bodenstedt's in die Hände gäbe, und es ihnen frei stelle, dem Alten auch vom Capital zu geben, wenn er es verlangt. So würde es weniger gewiß verloren gehen, als auf dem Wege der Leibrente, und wer etwas davon habe, sei keine Versicherungsgesellschaft, sondern Bodenstedt selbst. Die Leibrente fand ich für einen Vater mit einer kranken Frau und zwei unversorgten Töchtern geradezu grausam, — und zum Donnerwetter! — wenn man 70 Jahre alt ward, will man doch nicht mehr bevormundet werden. Im Leben ist Bodenstedt ein Kind, in seinen Sprüchen ein Weiser. Können wir uns wundern, wenn der Spruchweise sich auch einbildet, im Leben ein vir sapientissimus zu sein? — Lassen Sie dem das Geld! Sorgen Sie nur dafür, daß ein geachteter Freund es in der Hand behält, damit der Alte sich genirt, zu toll in's Zeug zu gehen. Ist es alle, so sorgt der liebe Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Leichtsinnigen besonders lieb hat, schon für mehr. Zu Grunde geht unser Freund nicht. Giebt's keine Ehrengabe mehr, so fehlt es doch nicht an solchen, die sich anpumpen lassen, und denken Sie nur, wie das gesammelte Capital Bodenstedt's Credit auf den Damm bringen wird! — Ich habe den Alten sehr lieb, und wenn ich mir den als schlechten Wirth vorstelle, so denke ich immer, daß wir Vögel nicht egal singen und daß es auch solche Käuze geben muß. Am Ende sind das doch die Lieblinge der Götter, die über irdische Sorgen fortzuspringen vermögen wie über Kiesel auf dem Wege! Wer Bodenstedt gram sein will, der ist ein Undankbarer, denn viel Liebes und Bedeutendes hat er einzusetzen für die eine, allerdings nicht ganz kleine Schwäche.“ — —

„Meine große Papyrusarbeit nimmt immer noch den Löwenpart meiner Zeit und Kraft in Anspruch. Ich habe übrigens schon den 7. Bogen concipirt. Jeder nimmt wenigstens zwölf Stunden meine ganze concentrirte Aufmerksamkeit in Anspruch, und dann kommen die Revisionen, die auch genau und mit Liebe zur Sache gelesen sein wollen. Aber das Ding bringt unsere Wissenschaft ein Stück weiter. Die moderne Medicin wird wenig davon haben. (Ich übersetze und commentire das Capitel von den Augenkrankheiten im Papyrus Ebers.) Doch das Wörterbuch wird um Dutzende von neuen Gruppen bereichert. — Auch etwas Neues, Poetisches begann ich: doch davon red' ich noch nicht. — Ihrer Frau Tochter Urtheil über die Gred machte mir Freude. Legen Sie ihr doch die Frage vor, ob sie einen Roman von Dauer gelesen habe, dessen Fabel nicht höchst einfach sei! — Denken Sie an den „Werther“ und die „Wahlverwandtschaften“, an Tristram Shandy und den „Vicar von Wakefield“. Nicht auf das Was des Erzählten, sonderu auf das Wie der Charakterisirung und Darstellung kommt es an! Wie einfach sind auch die Fabeln in Freytag's „Ahnen“ und Otto Ludwig's vortrefflichem Roman: „Zwischen Himmel und Erde“! —

Am 18. August 1889 schreibt er:

„Hinter mir liegen wieder zwei schauderhafte Schmerzenswochen. Ein Besuch Alma Tadema's frischte mich auf. Er blieb drei Tage, und wenn mich das auch sehr anstrengte, so bereitete es mir auch den allergrößten Genuß und half mir über die Schmerzen hinweg. Vormittags sah ich ihn gar nicht, aber von der Hauptmahlzeit an blieben wir, mit Pausen, zusammen, und ging ich auch immer halb todt zu Bett, so hatte ich doch die halbe Nacht über das Treffliche, das ich gehört, zu denken. Einen sonnigeren Menschen habe ich in seinem Alter nie gesehen, eine anmuthendere, klarere, frischere Künstlernatur ist mir nie begegnet. Dazu hat er Interesse für Alles, aber am schönsten ist es, sich mit dem über Kunst, Archäologie und das Alterthum zu unterhalten. Kommt man auf diese Fragen, so schüttelt er ein Füllhorn voll guter Gedanken und eigenthümlicher Auffassungen über einen aus, und die Unterhaltung mit ihm strengt weniger an, weil er viel spricht und was er sagt, immerfort anregt. — Meine wiederholte Bitte um den Abschied vom Lehramt ist endlich angenommen worden, wenn auch mit Widerstreben, und die Form, in der es geschah, ist wunderhübsch. Ich kann zu jeder Zeit meine Katheder wieder beschreiten, und

als Anerkennung für meine Lehrthätigkeit sandte mir der König das Comthurkreuz des Albrechtsordens. Das Hübscheste an meinem Abschied war das Lebewohlschreiben, das die Facultät an mich richtete. Das freute mich zwanzig Mal mehr als der Comthur des Friedrichsordens, den mir der Monarch von Württemberg gleich darauf schickte. Es ist eigentlich sehr komisch, mir, der ich sie doch nie tragen kann, Orden zu geben. Die Kinder wollen mich im nächsten Jahr zur silbernen Hochzeit, 1. Mai 1890, damit putzen — wenn ich es erlaube und ich noch unter den Lebenden wandle. Nichtigeres als diese Ehren giebt es nicht. Nur wenn man sie redlich verdiente — wie ich den Albrechtscomthur durch 25jähriges Docíren — machen sie Spaß". —

Der nächste Brief vom 29. October berichtete über Arbeiten im Allgemeinen, über Gäste und dann mehrere Seiten über die Bearbeitung eines „geheimnißvollen Stoffes", aus dem dann 1890 die Erzählung: Josua das Licht des Buchhandels zu Weihnachten erblickte. Am 27. November spannte er mich in das Hermann-Lingg-Comitée als Mitsammler für den Fonds, der Lingg 1890 zum 70. Geburtstag gestiftet wurde, und für den Ebers, wie für Bodenstedt, ausgiebig sorgte. Seine Gratulation 1890 verheißt kurz „mehr, sobald sein schwer krank liegender braver Secretär (seine Frau) genesen." Dem Krankenbericht schloß er den über mehrere ihm nahe gehende Todesfälle an, unter denen ihn der von Carl Hallberger am schmerzlichsten traf. „Unter diesen Umständen," fährt er fort, „habe ich natürlich nichts neues größeres Poetisches begonnen. Vormittags sitze ich hinter der fortlaufenden Uebersetzung und dem Commentar zum Papyrus Ebers, Nachmittags lese ich, und dazwischen schrieb ich in Folge einer längeren Disputation mit Otto Braun einen Artikel „Was Jean Paul uns noch sein kann;" endlich stellte ich die älteren Gedichte zusammen, die ich während meiner Wanderung durch den Sinai machte, und nannte sie „Wüstengrün". Ich las allerlei Naturalistisches, und hätte es bleiben lassen sollen. Das soll Poesie sein und befreien! Ueber Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" schrieb ich:

„Arznei, so nennen sie Dein Grau in Grau
Und Einen heilt's vielleicht von seiner Räude;
Doch, daß es Gift ist, weiß ich ganz genau
Für Lust am Schönen und für Daseinsfreude."

Als ich las, wie solche Buben zu Lingg's 70. Geburtstag den Jubilar beschmutzten und mit Steinen warfen, da ward ich betrübt. Doch das Schöne ist unsterblich; es wird herrschen, wenn jene längst vermodert und vergessen sind. Eine Zukunft haben sie nicht, und nur ihrer Verirrungen wird man sich erinnern. Aber nichts geht völlig verloren und so wird ihr Streben läuternd wirken. Wenn sich das Wahre mit dem Schönen verbunden hat, blüht vielleicht der Literatur eine neue, edele Epoche." Dabei war er von unermüdlicher Schaffenslust. „Wenn meine Arbeitszeit nur nicht so grausam beeinträchtigt wäre, und der Tag doch 60 Stunden hätte," seufzt er einmal. Am 21. Mai zerfließt er in Dankesausströmungen über Alles, was ihm zur silbernen Hochzeit Gutes und Schönes zugekommen. Alma Tadema mit Frau waren noch bei ihnen in Tutzing und „erheiterten das Dasein für Alles, Gürtelschneiden und Wogen im Rücken, das nach Ruhe verlange, entschädigend. Für alle Silbergeschenke waren die Schränke zu klein, aber was mir das Herz am Tiefsten bewegte, war nicht von Edelmetall, sondern bestand aus dem lebensgroßen Oelgemälde François Champollion's, des Entzifferers der Hieroglyphen und Begründers meiner Wissenschaft. All' meine früheren Schüler, eine stattliche Zahl, hatten sich zusammen gethan, um mir das zu verehren, und es ward mir mit einer von Allen unterschriebenen Adresse überreicht, die mir die Augen mit Thränen und das Herz mit warmem Dank füllte. Wenn mich die bitteren Empfindungen, gezwungen gewesen zu sein, mein Lehramt niederzulegen, wieder anfallen, werde ich zu dem Bilde aufsehen und mir sagen dürfen, daß ich das Meine that, so lange es Tag war. Daß es so frühe Nacht werden mußte, daran trägt das Schicksal allein Schuld. Ich mußte die Hand vorzeitig vom Pfluge nehmen, aber die Frucht, die auf dem Felde unserer Wissenschaft in Zukunft gedeiht, die habe ich mit säen dürfen, und den meisten jüngern Arbeitern habe ich das Ernten erleichtert und viele Furchen, in die sie die eigene Saat werfen, durfte ich für sie ziehen. Die Adresse war mir der Schlußstein des Gebäudes, woran ich 25 Jahre mit besten Kräften in der Blüthenzeit des Lebens gebaut; aber es ist fest, und Andere werden darauf Alles errichten können, was die Wissenschaft noch heischt."

Erst am 30. December gab er wieder ausführlichen Familienbericht, kam dann auf den Werth seiner eben erschienenen „Drei Märchen," die Karl Frenzel sehr gefielen, wie Conrad Ferdinand Meyer, der ihnen „ewigen Bestand" prophezeit. „Bismarck, dem ich noch nie etwas sandte, den ich aber in der Verbannung trösten wollte, schrieb mir folgenden famosen Satz: ‚Nachdem die Prosa der Politik von mir genommen ist, folge ich gern einem Ritt durch das alte romantische Land, besonders wenn der dazu gesattelte Hippogryph so ansprechende Gangarten hat wie der Ihre.' Das ist doch echt und freut mich sehr."

Eine weitere Reihe Briefe durch die Jahre 1891—1893 drehen sich meist nur um Bekanntes, so daß Auszüge daraus nur Wiederholungen sein würden. Auch kamen wir dazwischen wieder zum gründlichen Verkehr. Nur zu meinem 70. Geburtstage, Weihnachten 1893, lieh er der Freundschaft humoristische Worte, indem er schrieb: „Siebzig Jahre! — Ein schönes Alter, wenn man es so trägt wie Sie, und so liebe, treue Schultern neben sich hat, die es mit tragen; Ihre Frau verdient es, daß Sie es sich nicht nur daran genügen ließen, sie zu lieben, sondern ihr die siebente Gedichtsammlung widmeten. Mich freut es — ich denke auch an Ihr „Nach sieben Jahrzehnten" — der Zahl bei dieser Gelegenheit so oft zu begegnen, denn sie ist nach dem größten Meister in der Zahlensymbolik, dem alten Pythagoras, der auch zur Aufmunterung der Quartaner den bekannten Lehrsatz fand, die Zahl der Gesundheit, und die ist doch das A und O für den Lebensgenuß." Am 5. Mai 1894 spricht er sich aus über die Bodenstedt-Denkmalenthüllung, wovon ihm der Bildhauer Berwald-Schwerin Bilder gesandt hatte, die er ganz vortrefflich nennt. „So sah ich den Alten oft, wenn er zu mir kam und etwas Erheiterndes zu erzählen hatte. Es lag ein klein wenig Faunisches in seinem Lächeln, und das ist vortrefflich wiedergegeben. Aber man sieht auch, daß ein wackerer Kern in dem Manne steckte, besonders an der Stirn und der gesammten Haltung. Wer die Büste sieht und Bodenstedt nicht kannte, wird sich freuen, daß der heitere Sänger des Weins, der Liebe und der Rosen so aussah. Auch das Profil des ganzen Denkmals ist schön, und das Beiwerk sonnig und treffend. Wiesbaden kann sich dieses Denkmals freuen und Bodenstedt's haben dem Künstler zu danken. Es spricht laut für seine intuitive Kraft, daß er dies Portrait zu Stande brachte, ohne das Original je gesehen zu haben."

Und nun ging der Verkehr wieder von Mund zu Munde bis zum Abschied am 31. October. Dann schrieb er am 18. Mai 1895 aus Luzern:

„Als wir die Trauerkunde von Freytag's Ableben bekamen, war Wilhelm Jordan dabei, und sie griff dem Alten tief in die Seele. Uns bereitete sie großen, aufrichtigen Kummer, und doch stand der herrliche Dichter und Geschichtsforscher, der nun nicht mehr ist, uns lange nicht so nahe, wie Ihnen, dem sein ganzes Vertrauen gehörte, und der ihm so viel hatte sein und leisten dürfen. Ich weiß, wie gut er Ihnen war, aus seinem eigenen Munde. Als ich ihn bei unserem Winteraufenthalt in Wiesbaden frug, mit welchem Collegen er mir zu verkehren rathe, gab er mir eine Schilderung von Ihnen, die, hätte sie mir gegolten, mir erfreulicher und ehrender erschienen wäre, als der höchste Orden. Man condolirt, wenn ein Bekannter und Verwandter starb, der

einem oft innerlich fern stand. Man sollte den Gebrauch ändern und denen vor Allem sein Beileid erzeigen, denen ein treuer Freund entrissen wurde, und das ist Gustav Freytag Ihnen gewesen. — Was mich angeht, so werde ich die köstlichen Stunden nie vergessen, die es mir im Gespräche mit dem Dahingeschiedenen zu verleben vergönnt war. Ich hatte das Gefühl, daß er auch uns gern hatte, und war er bei uns gewesen, oder hatten wir ihn besucht, beherrschte mich, wie meine Frau, die Empfindung, nicht nur etwas Schönes genossen zu haben, sondern auch gehoben und innerlich bereichert worden zu sein. Wenn Einen, so durfte man ihn einen „Weisen" nennen. Dazu noch die mit schöner Herzenswärme verbundene höchste Klugheit, eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen und eine seltene Reife des Urtheils. Und wie Blumen in das ernste Waldgrün mischte sich in die abgeklärte Besonnenheit die köstliche ihm eigene — ich finde kein anderes Wort dafür — seine liebenswürdige Schalkheit. Wieder ein Kreuz hinter einen Mann, dessen Träger zu den uns liebsten Menschen, zu denen, auf die man mit Verehrung schauen konnte, gehörte. Falls Freytag ein Denkmal errichtet werden soll, werde ich auch gern in das Comité gehen, um in München für die gute Sache zu wirken. Ihr Freytag-Artikel gab ein sehr faßliches Bild des edlen Verstorbenen. Nur ein Urtheil über Klaus Groth hätte ich gern gemißt. Der Mann lebt noch; seine Dialektdichtung braucht nicht Jedem zu gefallen, sie ist aber doch vielfach echte Poesie. Dazu hat er die 70 überschritten, und ich fürchte, daß ihm das Urtheil Freytag's wehe gethan hat." —

Ein verlorener Brief von Ebers brachte die Correspondenz länger in's Stocken, da Jeder von uns glaubte, zuletzt geschrieben zu haben. Dann kam er wieder nach Wiesbaden, und so ist als Brief von etwas mehr als privater Bedeutung erst einer vom 16. Februar 1897 zu erwähnen. Darin gab er sein Urtheil über Humperdinck's „Königskinder" und eine ausführliche Darlegung der kurz voraufgegangenen, in den Zeitungen viel besprochenen Scheidungs- und Wiederverheirathungsgeschichte Lenbach's, die ich in einem Briefe gestreift hatte. Er war, wie immer in privaten Angelegenheiten, eifriger Vertheidiger und so gründlich aufklärend, daß ich ihm Recht geben mußte in seinen Voraussetzungen: „Die Mutter willigte ein, obgleich Lolo 30. und der Hochzeitstag mit seinem 68. Geburtstag zusammen fiel, und wenn man sie jetzt beisammen sieht, kann man nur seine Freude an diesem Paare haben. Sonntag aßen sie mit Heyse und wenigen andern Freunden bei uns, und wenn Sie dabei gewesen wären, hätten Sie Ihr Placet auch zu dieser späten Verbindung gegeben."

Am 1. März fand große Feier seines 60. Lebensjahres statt, und dafür blieben Monate nachher noch Briefverpflichtungen. So verhieß er mir kurz baldige ausführliche Nachricht, die jedoch erst am 21. December kam, alle Familienverhältnisse berührend, die ihn abhielten, wieder nach Wiesbaden zu kommen. Statt dessen hatte er wissenschaftliche Conferenzen in München in Sachen des großen Wörterbuches der egyptischen Sprache, für dessen Herstellung der Kaiser 70000 Mark, auf zehn Jahre verteilt, bewilligte. Nach München zog im October die Wittwe des Professors Seidel in Ebers' Nähe, so daß sich die Eltern an den Enkeln erfreuten. Ebers verbreitete sich dann noch über seinen Roman: „Arachne", zu dem Professor Wilcken in Breslau, der beste Kenner der Ptolomäerzeit, ihm gratulirt und ihn das beste Zeitbild genannt hatte. Das freut mich, heißt es dann, „zumal das Buch auch Künstlern wie Kopf und Kaulbach u. A. zusagt. Die Zeitungskritiken berühren mich nicht, den Jüngsten kann ich es kaum recht machen, und die meisten Anzeigen zeigen, daß deren Verfasser das besprochene Buch nur flüchtig lasen und größtentheils falsch verstanden. Ich schreibe auch nur für etwa fünf Leute, auf deren Urtheil ich etwas gebe, und zu Denen gehören auch Sie."

Als im Mai 1898 die Nachricht seiner lebensgefährlichen Erkrankung kam, schrieb seine Tochter hoffnungsvoll: „Vater ist bei klarem Bewußtsein. Mama ist die zuversichtlichste von uns, und sie kennt ihn doch am besten." Und Frau Ebers schrieb am 6. Juli: „Die Besserung geht sehr langsam, immer durch kleine Rückschläge unterbrochen, und die Ruhe, zu der er verdammt ist, ist ihm schwerer als alles Andere zu ertragen. Fast ist es wie ein Wunder, daß er gerettet war." Einen Monat später kam dennoch das Ende des erst Einundsechzigjährigen, dessen Name in der Wissenschaft und Literatur gewiß fortleben wird.

---

## Oesterreichische Kampflieder.

Von J. G. Thomsen.

Die nationale Existenz, um die unsere Brüder in Oesterreich kämpfen müssen, war noch nie so schwer bedroht wie heute. Kein Wunder, daß sich der Deutschen jenseits der schwarz-gelben Pfähle eine verzweiflungsvolle Stimmung bemächtigt hat, die sich mit Naturwendigkeit auch in der Literatur abspiegelt. Freilich ist diese Erscheinung nicht ganz neu. Der nationale Kampf der Deutschen in Oesterreich und die dementsprechende nationale Bewegung im deutschen Volke, also gewissermaßen die Grundströmung, die den Dichter mit sich fortreißt, datirt nicht erst von heute und gestern und ist nicht so jung, wie die Aera Taaffe's oder seiner Schüler Badeni und Thun, in welcher dieselbe allerdings erst zu voller Breite angeschwollen ist und seitdem Kreise ergriffen hat, die ursprünglich nichts weniger als volkliches Bewußtsein pflegten, nunmehr aber doch wenigstens, wie der nationale Dichter Erich Fels in einem treffenden und auch in Oesterreich selbst mehrfach citirten Epigramme betont, ein nationales Aushängeschild führen müssen. So lange die Deutschen überhaupt im Süden und Osten Mitteleuropa's sitzen, kämpfen sie an gegen Entnationalisirung, ringen sie für deutsche Sitte und deutsche Cultur. Bekannt ist, daß die blutigen Kämpfe, welche die Deutschen in Siebenbürgen seit dem sechzehnten Jahrhunderte gegen die Zapolya bis herauf in die Zeiten Rakoczy's zu bestehen hatten, wesentlich Rassenkriege des deutschen Stammes gegen die ihm durchaus fremde Magyarenrasse waren. In Nord-Ungarn und Krain, in der weiland windischen Mark sind die Deutschen ihren verschiedenen Feinden seit dem dreißigjährigen Kriege, der vor Allem auch im Osten den Beginn des tiefsten, modernen, neuzeitlichen Niederganges deutschen Volksthumes bezeichnet, sowie in dem früher großentheils deutschen Friaul und in Südtirol schon seit dem Ausgange des Mittelalters erlegen. Gerühmt wurden in jüngerer Zeit vor Allem die germanisatorischen Maßnahmen Joseph's des Zweiten, die sich in letzter Instanz als ebenso viele Zurückweisungen aller, dem ursprünglich deutschen Charakter des habsburgischen Reiches fremden Aspirationen und Forderungen herausstellen. Joseph's Bestrebungen sind es denn auch, an welche sämmtliche deutsch-nationale Dichter der älteren Schule zunächst direct anknüpfen.

In erster Linie ist hier Grillparzer zu nennen, dessen zwar specifisch österreichisches, aber dessenungeachtet sehr scharf hervortretendes Deutschthum über allem Zweifel erhaben ist. Grillparzer ist, was das Geburtsjahr anbelangt (er ist geboren am 15. Januar des Jahres 1791), der älteste der national-deutschen Dichter des modernen Oesterreich. Er vertritt denn auch die conservativste, am meisten an den alten Traditionen des habsburgischen Kaiserreiches hängende Richtung. Abgeschlossen von den großen Ereignissen der Zeit, denen er als Bureaukrat ferne stehen mußte, hat sich die ganz eigenartige deutsch-nationale Dichtung Grillparzer's entfaltet. Er sah in dem Begriffe eines, auf fortschreitende

Germanisirung angewiesenen Deutsch-Oesterreich sein politisches und nationales Ideal. Er wollte ein deutsches, aber abgeschlossen von der Gesammtheit des deutschen Volkes fortlebendes Oesterreich. „Organische Germanisation," so charakterisirt Heinrich Laube diese Gesinnung in der Einleitung zu den „Sämmtlichen Werken" Grillparzer's treffend, „organische Germanisirung ringsum und in den Osten hinaus, organische, nicht gewaltsame. Bei einer organischen Germanisirung werden alle edlen Bestandtheile der nichtdeutschen Völkerschaften mit aufgenommen und es entsteht ein charakteristisches Deutschthum, ein österreichisches Deutschthum. Hierin unterschied er sich von einer jüngeren Richtung, welche auf das bloß österreichische Deutschthum keinen besonderen Werth legen will. In diesem Sinne war er ein specifisch österreichischer Deutscher, welcher die Achseln zuckte, sobald man ihn zu den weniger deutsch Gesinnten zählen wollte, ihn, welcher den deutschen Kern so redlich in sich gereift hatte. Er hielt sich für einen reicheren Deutschen, als jeden seiner Widersacher in dieser Frage."

Die gemäßigt nationale Haltung, der Grillparzer bei alledem stets treu geblieben ist, bringt er selbst in einem, aus dem Jahre 1842 stammenden Gedichte, betitelt: „Kaiser Josef's Denkmal" zum Ausdrucke. Der Dichter läßt darin seinen Heros sagen:

„Ueber meine Völker vieler Zungen
Flog hin des deutschen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leisem Band umschlungen,
Vereinend, was sich thöricht selbst genug.

Den Spiegel deutscher Lehr' in Kunst und Wirken
Trug er, von keinem Unterschied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Mensch sich selbst und andern fremd.

Nun aber tönt's in wildverworr'nen Lauten,
Wie Trotz und Roheit sie der Menge beut,
Dem Thurme gleich, den sie in Babel bauten,
In Folge deß' die Menschen sich zerstreut."

Es ist, als ob Grillparzer, als er diese letztere Strophe schrieb, die gegenwärtigen Zustände Oesterreichs vor Augen gehabt hätte, in denen die gleichen centrifugalen Kräfte die gleichen Wirkungen wie damals hervorbringen. In diesem Sinne, also nur gegen die erwachenden Prätensionen der Slaven und Ungarn in Oesterreich gerichtet, ist es zu verstehen, wenn Grillparzer über den Sprachenkampf sagt:

„Zu Aesops Zeiten sprachen die Thiere,
Die Bildung der Menschen ward so die ihre.
Da fiel ihnen aber mit einmal ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.
Ich will wieder brummen, sprach der Bär,
Zu heulen war des Wolfes Begehr,
Mich lüstet's zu blöken, sagte das Schaf.
Nur Einer, der bellt, schien dem Hunde brav.
Da wurden allmälig sie wieder Thiere,
Und ihre Bildung der Bestien ihre."

Wie treffend stellt dieses poetische Gleichniß den Rückgang des Deutschthums und den gleichzeitig nothwendigen Rückgang der Bildung in Oesterreich dar! An welche Adresse Obiges vorzüglich gerichtet war, zeigt uns besonders ein: „An die Ungarn" verfaßtes Sinnspröchlein:

„Stets gährend und nie ausgegohren,
Bracht' Euch der Fortschritt wenig Frommen,
Die Tugenden der Wildheit habt Ihr verloren
Und die der Bildung noch nicht bekommen."

Daß der Dichter diese Sprüche wesentlich gegen die Nichtdeutschen und somit bildungsfeindlichen Ansprüche in Oesterreich richtete, zeigt die schmerzliche Empfindung, welche sich ihm im Jahre 1867, als Oesterreich aus der Reihe der deutschen Staaten ausgeschlossen war, aufdrängte. Er sagte damals:

„Als Deutscher ward ich geboren,
Bin ich noch einer?
Nur was ich Deutsches geschrieben,
Das nimmt mir Keiner."

Neben ihm lebte und dichtete ein vielfach Ebenbürtiger: Anastasius Grün. Wie echt deutsch-national er dachte, geht vor Allem aus jenem „Gruß an Deutschland" hervor, der zuerst in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" erschien:

„Brüder, mögt von Deutschlands Karte ihr das schöne Oest'reich streichen,
Oesterreich wird nie von Deutschland, seiner schönen Mutter, weichen.
War es einst das Haupt der Deutschen, will es jetzt sich froh begnügen,
Als ein Glied, ein mart'ger Arm, sich an Deutschland anzuschmiegen."

Daß wir es in Anastasius Grün mit einem, von der wahrhaft großdeutschen Einheitsidee erfüllten Sänger zu thun haben, bezeugt das Gedicht: „Hegemonie":

„Weise Lenker uns'res Looses, lange hattet ihr vergessen,
Daß wir Deutsche, wie die Schwaben, Deutsche sind wie Preußen, Hessen.
Nichts als Oesterreicher sollten wir nach Eurer Satzung sein,
Stören sollt' uns nicht im Schlafe, was geschieht am Main und Rhein.

Und gelungen ist's euch wahrlich froh von eurer hohen Warte
Saht ihr Oesterreich verschwinden von der deutschen Länderkarte,
Lächelnd hörtet ihr, wie Deutschland Oesterreich von Deutschland schied,
Lächelnd, so wie in der Posse einer schönen Säng'rin Lied.

Oest'reich kann für sich bestehen, rief't ihr aus in eurem Stolze,
Und so traf euch nie ein scharfer, auf das Volk geschnellter Bolze.
Ja, damit die Pest der Freiheit, die im deutschen Reich sich regt,
Nie in uns're Marken falle, habt ihr wohl sie eingehegt."

Zugleich tritt bei Anastasius Grün jener Wunsch nach einem Helden, der das deutsche Volk zu einen im Stande ist, hervor, dem auch Geibel in einem wunderbaren, von wahrhaft prophetischer Voraussicht getragenen Sonette seiner Zeit Ausdruck verliehen hat.

„O daß sich, wie im West erstanden,
Ein Held in Ruhm und Haß erhübe,
Gewaltig einst in deutschen Landen,
Ein Held der Ehre und der Liebe!

In dessen Herzen Taubenpaare
Der milden Volksliebe wohnten,
In dessen Haupt die Sonnenaare
Urfürstlicher Gedanken thronten!"

In der Folge wünscht der Dichter sogar, daß man dem Deutschen in Oesterreich seine Muttersprache zu entziehen versucht, damit er endlich aus seiner Lethargie erwache:

„Da ihr lächelt, wenn man euch auch auszieht eure letzten Hemden,
Wünscht' ich, daß man es versuchte, euch die Sprache zu entfremden,
Daß man gegen sie entsende Bajonette und Kanonen,
Und dafür euch sprechen hieße, wie Tataren und Huronen.

Dann vielleicht würd' euch die Schlafsucht von den trunk'nen Augen weichen,
Dann vielleicht gäbt ihr allmälig auch ein kleines Lebenszeichen,
Würdet eure Zunge lösen, würdet regen eure Hand,
Und dabei mit Scham empfinden, welche Fessel sie umwand."

Wie der Dichter es wünschte, so ist es gekommen und der deutsche Stamm in Oesterreich wehrt sich heute energischer, als Jemand vordem geahnt hätte.

Eine der schönsten Dichtungen aber, wenn nicht geradezu die schönste Dichtung, welche durch die Wiedererstehung des Deutschen Reiches angeregt wurde, ist jener, von Robert Hamerling im October 1870 verfaßte „Prolog einer Academie zum Besten deutscher Verwundeter in Graz." Wir citiren nur die drei letzten, auf Deutsch-Oesterreich Bezug habenden Strophen:

„Der Märker hat den Bayer treu gefunden;
Verstimmt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelglanz bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk. Und wir?
Wie stand's um uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Oest'reichs Hand und Oest'reichs Erz,
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Oesterreichs, das deutsche Herz!

Und noch in späterer Zeit hat Hamerling mehrfach wiederholt seine warme Antheilnahme an den nationalen Kämpfen seiner Stammesgenossen kundgegeben, so z. B., als er den bedrängten Prager Deutschen den folgenden, schönen poetischen Mahnruf widmete:

„In jede Rinde schnitt' ich's gerne ein,
Auf jede deutsche Thüre möcht' ich's schreiben,
Das beste Mittel, deutsch zu bleiben
Ist: — deutsch zu sein!"

Diesen Hamerling, Moritz Hartmann, Meißner und all' den älteren nationalen Sängern Deutsch-Oesterreichs gegenüber, vertreten die jüngeren Dichter insgesammt das Princip der gemeinsamen Thätigkeit Aller für Alle, als deren Verkörperung sich ihnen die deutschen Schutzvereine, wie „Deutscher Schulverein", „Südmark" u. a. m. zeigen. Nicht passives Aushalten und Ausharren der Einzelnen für sich allein, sondern das allgemeine aktive Eingreifen zur Förderung und Hebung des Volksbewußtseins und zur endlichen, völligen Ausrottung des phäakenhaften Indifferentismus ist ihr einziges Ziel. Die Zeit ist eben eine andere geworden. „In den Tagen behaglicher Ruhe und Stille mag es wohl genug sein, daß der Einzelne für sein Volk wahr und warm empfindet, jetzt aber gilt es, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens zu wecken, welches in Zeiten schweren Kampfes erforderlich ist. Für Oesterreichs deutsche Dichter ist die Zeit beschaulichen Einzellebens vorüber, gemeinsam müssen sie wie ein Mann ihren Ruf für die deutschvolkliche Sache erheben. Mit Recht kehren aber die jüngeren Dichter gerade gegen die nationale Stumpfheit und Lauheit ihre spitzigsten und schärfsten Pfeile," mit diesen Worten wird die jüngste österreichische Kampfliteratur sehr zutreffend charakterisirt von Adolf Harpf in seinem bei Julius Werner in Leipzig soeben erschienenen Büchlein „Ueber deutschvolkliches Sagen und Singen". Hier wird von dem (unterm Pseudonym „Adolf Hagen") als Kampflyriker sehr bedeutenden Verfasser der Begriff einer „volklichen" Kunst ästhetisch analysirt und zugleich an Literaturproben vom Mittelalter bis in die Neuzeit aufgezeigt. Wir empfehlen diesen herzwarmen und feinsinnigen Beitrag zur Kenntniß deutsch-österreichischen Volksthums in Lied und Leben, Vergangenheit und Gegenwart. Er hebt auch manche beachtenswerthe Erscheinung hervor, die der Drang der Tageskämpfe bereits zu verschlingen droht.

Zu den zahlreichen, meist jüngeren Vertretern dieser, auf der breiten Basis des eigenen Volksthumes schaffenden Dichtung gehören zunächst Reinhold Fuchs und Josef Winter, die hervorragenderen unter den, bei der Preisconcurrenz der „Deutschen Zeitung" in Wien seiner Zeit gekrönten Dichtern deutscher Nationalhymnen. Des letzteren „Lied der Deutschen in Oesterreich" hat in der wirkungsvollen Composition von Franz Decker Verbreitung gefunden. Am gelungensten scheint uns die zweite Strophe dieses Liedes zu sein:

„Und gilt's auch nicht, den Hunnenschwall
Mit Schild und Schwert zu stauen,
Aus deutschen Leibern einen Wall
Dem Türkenvolk zu bauen;
Uns blieb so mancher schlimme Gast
Noch in den Sand zu fegen,
In Oest'reich ward uns nimmer Rast,
Hand in den Schoß zu legen."

Und so volksthümlich ist die deutschnationale Dichtung als der Ausdruck tiefinnerer Volksregung in Oesterreich, daß sich das eigentliche Volkslied ihrer bereits bemächtigt hat, sofern es von Dichtern ausgeht, welche ohne eigentlichen schriftstellerischen oder gelehrten Beruf mitten im werkthätigen Leben stehen. Ein solcher Dichter ist der Nordböhme Anton Ohme, dessen Lied „Des deutschen Bauers Wacht" nicht verräth, daß sein Sänger noch wenige Jahre vorher mit dem Spaten in der Hand sein Brod verdiente:

„Durch Oest'reichs deutsche Gau'n erschallt
Ein Ruf, der vielfach widerhallt,
Hat selbst den Landmann aufgeweckt,
Den sonst so leicht doch Nichts geschreckt.
Zu wehren finst'rer Geistesnacht,
Hält jetzt der deutsche Bauer treue Wacht.

In der Sphäre der, als volksthümlich nationales Element in Oesterreich hochbedeutenden Männergesangvereine wirkt besonders der Wiener Dichter Anton August Naaff in deutschem Sinne. Genannt sei vor Allem seine Dichtung: „Es rauscht ein stolzer Strom", die als „neues, deutsches Lied" dem alten, von Kalliwoda zwar wirkungsvoll vertonten, aber mit einem unbedeutenden Texte versehenen „deutschen Liede" auf den Liedertafeln der Gesangvereine bereits bemerkliche Konkurrenz macht. Einfach volksthümlich und eben darum so wirksam ist vor Allem die dritte und vierte Strophe des Liedes:

Es geht ein Wort von Mund zu Mund,
So traut und stark und treu,
Es dringt zum tiefsten Herzensgrund
Und kennt nicht Falsch noch Scheu,
Es grüßt und kost so liebevoll,
Es dräut wie mächt'ger Donnergroll:
Dies Wort an Lieb und Kraft so reich
Ist deutsch im deutschen Oesterreich.

Ein anderes, wenn möglich noch kräftiger gehaltenes Lied desselben Dichters lehnt sich wörtlich an eine Strophe Anastasius Grün's an. Dasselbe beginnt:

„Deutsche sind wir und wir wollen's bleiben,
Wenn auch Alles wider uns will steh'n!
Niemals wollen wanken wir und weichen,
Keiner soll uns muthlos zagen seh'n,
Und was uns auch droht,
Trotz Gefahr und Noth,
Deutsche wollen stets wir sein und bleiben!"

Neben Naaff wirkten und wirken zum Theile noch heute in demselben Kreise Heinrich Swoboda, Hermann Rollett, Karl Preser und Andere für die nationale Dichtung.

Aus dem von den Magyaren rechtlos gemachten Siebenbürgen klingt uns Fr. Krasser's kräftiges Lied „Unsere Muttersprache" herüber. Bemerkenswerth für die Verhältnisse Deutsch-Ungarns sind vor Allem jene Strophen dieses Liedes, welche sich gegen das Renegatenthum wenden:

„Schmach und Hohn dem feilen Wicht,
Der sich von dir wendet,
Der dem Ahn die Treue bricht
Und die Mutter schändet!
Nimmer soll ein deutsches Weib
Liebend ihn umfangen,
Nimmermehr mit Seel' und Leib
Treulich an ihm hangen.

Wer da schamlos umgetauft
Seiner Väter Namen,
Wer verbrecherisch verkauft
Ihrer Zukunft Samen,
Wer an seines Volkes Feind
Sein Geschlecht verrathen:
Sterben mag er unbeweint!
Schmach dem Renegaten!

Am anderen Ende Deutsch-Oesterreichs, mitten unter den Wälschen Tirols aber singt Gottlieb Putz seinen prächtigen Chor „Deutsch-Oesterreich":

„Wahr' deiner Treue Unterpfand,
Bewahr' dein deutsches Wort!
Deutsch kling' der Mütter Wiegenlied,
Deutsch kling' der Männer Schwur,
Deutsch kling' dein Schwert, wenn's Funken sprüht,
Folg' deiner Väter Spur!
Chor: Ich kenn', ich kenn' in Oesterreich
Das deutsche Volk und Land,
Deutsch ist und bleibt es ewig gleich,
Deutsch-Oesterreich genannt!"

In Berlin aber singt seit Jahren der treffliche Journalist und Novellist Karl Pröll, der als gebürtiger Steiermärker die nationale Bedrängniß Deutsch-Oesterreichs auf das Lebhafteste mitempfindet und in Schrift und Sang unermüdlich seinen Weckruf erschallen läßt, um sowohl die Aufmerksamkeit der Volksgenossen im Reiche zur Theilnahme und Unterstützung der Deutschen Oesterreichs anzuregen, als auch diese selbst zu nackensteifer Abwehr zu entflammen. So singt

er mit herber Ironie über die Weichheit und Thatenunlust des deutschen Stammes in Oesterreich:

„Zu dem unlustig sich schlagenden Heer
Oesterreichischen Deutschthums gehör' ich:
Soldaten und Führer taugten nicht sehr,
Keinen Winkelried gab's, das schwör' ich.
Doch weil sie bewährten einst deutsche Art,
So trifft ihr Unterliegen mich hart.

Nicht will die Weltgeschichte erschlaffen,
Und Alles vermag kein Mann zu schaffen.
Erfüllt wird Manches zu anderer Zeit,
Darum stets haltet die Hoffnung bereit:
Zu der zertretenen Brüder Frommen
Einst muß ein zweiter Bismarck kommen."

An Deutsch-Oesterreichs Jugend wendet sich Karl Wilhelm Gawalowski's Lied: „Deutsch-Oesterreichs Jüngerschaft", das, von Adolf Ingrisch componirt, in Nordböhmen Verbreitung fand. Bemerkenswerthe nationale Gesänge rühren außerdem von den pseudonymen Dichtern Karl Beheimer und Ortwin her. Des Letzteren, seither leider dahingegangenen jungen Dichters Lied „Oesterreichs Ende" gehört zu dem kühnsten, was den Machthabern bisher gesagt wurde:

„Auch heut' noch giebt es Schwärmer
Wie einst in alter Zeit,
Die wie im Traume lallen
Von Oest'reichs Herrlichkeit:
Doch schon am Himmelsrunde
Die Wetterwolke steht,
Die als gerechte Strafe
Dereinstens niedergeht."

Die schönsten Stellen dieses Liedes, das von prophetischem Geiste getragen, Oesterreichs Untergang voraussagt, wenn sich die politischen Verhältnisse nicht bessern, können von Harpf aus begreiflichen Rücksichten auf die berühmte österreichische Preßfreiheit nicht wiedergegeben werden, denn auch er, der mit seinen Darlegungen nicht für den Staatsanwalt, sondern für unser Volk und zu unserem Volke reden will, kann nicht „den Ehrgeiz haben, ein Buch herauszugeben, hinter dem die Polizei her ist". — (S. Adam Müller-Gutenbrunn in der Einleitung zum „Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Oesterreich".

Am entschiedensten hat sich eine Gruppe jüngerer Sänger der deutsch-nationalen Richtung zugewandt, von denen in erster Reihe Erich Fels, Adolf Hagen und Armin Stark zu nennen sind. Unermüdlich singen und sagen dieselben von und für Oesterreichs deutschen Stamm; zahlreiche Gedichte aus ihrer Feder sind als Flugblätter, in Zeitschriften oder als selbstständige Sammlungen erschienen, haben reichliche Verbreitung gefunden und gewiß das ihre dazu beigetragen, das Volk für seine bedrohten heiligsten Güter, für Nationalität und Freiheit zu entflammen. Die meisten dieser Sammlungen stehen in dem schwarzen Buche der, in Oesterreich verbotenen Druckschriften und entziehen sich daher Harpf's Besprechung. Ueber die einzelnen Dichter, so weit sich dieselben aus ihren, in Oesterreich gestatteten Werken beurtheilen lassen, sei nur erwähnt, daß Erich Fels und Armin Stark, Beide in formeller Beziehung unverkennbar Schüler Hamerlings, sich besonders durch tiefempfundene Lieder und schwungvolle, formschöne Dichtungen auszeichnen, während die hauptsächlichste Bedeutung Adolf Hagen's in seinen echt volksthümlichen Balladen (in seiner sehr zu empfehlenden Gedichtsammlung „Sagen und Singen", Leipzig, Wigand) einerseits und in knappen, kernigen Sprüchen und Sonetten andererseits liegt; doch sind auch von ihm mehrere schöne Lieder verbreitet. Hierher gehört ferner die jugendliche Grafentochter Edith Salburg, entsprossen einem der wenigen edlen Geschlechter Deutsch-Oesterreichs, die unverbrüchlich treu zu ihrem Volke stehen, und es nicht für eine nothwendige Bedingung echten Adels halten, Gegner des Deutschthums zu sein. Doch nicht allein als wahrhaft deutschfühlende Aristokratin, sondern auch als nationale Dichterin ist Edith Salburg eine überaus sympathische Erscheinung.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein gewöhnlicher Mensch.

Von Anton Tschechow.

(Schluß.)

Als Olga Iwanowna gegen acht Uhr nach einer schlaflos verbrachten Nacht mit schwerem Kopf, ungekämmt, entstellt und mit schuldbewußtem Gesicht aus dem Schlafzimmer trat, ging ein schwarzbärtiger Herr, offenbar ein Arzt, an ihr vorüber in's Vorzimmer. Es roch nach Medicamenten. An der Thür, die in's Studirzimmer führte, stand Korostelow und drehte mit der Rechten am linken Ende seines Schnurrbartes.

„Sie entschuldigen wohl, aber ich lasse Sie nicht zu ihm," sagte er mit finsterer Miene zu Olga Iwanowna. „Die Krankheit ist ansteckend. Und eigentlich hat es keinen Zweck, denn er liegt im Delirium."

„Eine echte Diphtheritis?" fragte Olga Iwanowna fast flüsternd.

„Wer mit dem Kopf die Wand einrennen will, gehört eigentlich vor Gericht," murmelte Korostelow, ohne ihre Frage zu beantworten. „Wissen Sie, wie er es bekommen hat? Dienstags hat er einem Knaben mit einer Röhre die Diphtheritis ausgesaugt. Und wozu? Einfach aus Dummheit."

„Gefährlich? Sehr?" fragte sie.

„Ja, es ist ein sehr schwerer Fall."

Es kam ein kleiner Rothhaariger mit einer langen Nase und jüdischem Lispeln, dann ein großer, gebeugter Langbart, einem Popen ähnlich; endlich ein junger Dicker mit rothem Gesicht und Brille. Es waren die Aerzte, die zu ihrem Collegen kamen, um abwechselnd bei ihm zu wachen. Korostelow ging, nachdem er seine bestimmte Zeit gewacht, nicht nach Hause, sondern blieb und lief wie ein Schatten durch alle Zimmer. Das Dienstmädchen reichte den Aerzten Thee und eilte oft in die Apotheke. Olga Iwanowna aber verweilte in ihrem Schlafzimmer und dachte, Gott strafe sie dafür, weil sie ihren Mann hintergangen. Dort auf dem Divan, stumm und ohne Klage litt ein unverstandenes, stilles, schlichtes Wesen, das in seiner zu großen Milde sein Ich verleugnet, in allzu großer Güte schwach und charakterlos war. Und wenn dieses Wesen klagen würde, selbst im Delirium, könnten die wachehaltenden Aerzte erfahren, daß hier nicht die Diphtheritis allein die Schuld an der Krankheit trug. Und wenn sie Korostelow frügen — o, er wußte Alles, denn nicht ohne Grund sah er die Frau seines Freundes mit solchen Augen an, als wäre sie die erste Uebelthäterin und die Diphtheritis bloß ihre Mitschuldige. Sie dachte nicht mehr an die mondhellen Nächte auf der Wolga, nicht an die Liebeserklärungen und das poetische Leben in den Bauernhütten; sie wußte nun, daß sie aus bloßer Laune, aus Uebermuth in den Schmutz gerathen war und sich nie wieder rein waschen konnte . . .

„Ach, wie schrecklich habe ich gelogen!" dachte sie in der Erinnerung an das ruhelose Liebesverhältniß mit Rjabowski. „Verflucht sei Alles!"

Um vier Uhr saß sie bei Tische mit Korostelow. Er aß nichts, trank bloß rothen Wein und blickte düster vor sich hin. Auch sie berührte nichts. Sie betete im Geiste zu Gott und that ein Gelübde: wenn Dimow genesen wird, will sie ihn wieder lieben und ihm eine treue Gattin sein. Einen Augenblick vergaß sie sich, sah Korostelow an und dachte: Ist es denn wirklich nicht langweilig, ein einfacher, unbedeutender und unberühmter Mensch zu sein und noch dazu mit solch' abgelebtem Gesicht und so schlechten Manieren? — Es schien ihr, als ob Gott sie noch im selben Augenblick strafen werde, weil sie aus Furcht vor Ansteckung noch kein einziges Mal bei ihrem Mann im Zimmer war. Sie hatte im Allgemeinen ein nagendes, trauriges Gefühl, sie glaubte, ihr Leben sei nun einmal verfehlt und durch nichts mehr gut zu machen . . .

Es dämmerte. Als Olga Iwanowna in den Salon trat, schlief Korostelow auf dem Sopha, ein seidenes, goldgesticktes Kissen unter dem

Kopf, und schnarchte laut. Und die Aerzte kamen und gingen und bemerkten die Unordnung nicht: weder den fremden Mann, der im Salon schlief und schnarchte, noch die Studienblätter an den Wänden, noch die sonderbare Einrichtung, noch daß die Hausfrau ungekämmt und im Négligé war — das Alles erregte jetzt nicht den geringsten Antheil. Einer der Aerzte lachte einmal über irgend etwas, und dieses Lachen klang so sonderbar und wie schüchtern, daß es Einen schauderte.

Olga Iwanowna trat ein zweites Mal in den Salon. Korostelow schlief nicht mehr, sondern saß da und rauchte.

„Er hat Diphtheritis in der Nasenhöhle," sagte er halblaut. „Die Herzthätigkeit ist vermindert. Eigentlich stehen die Dinge schlecht."

„Aber lassen Sie doch den berühmten Chirurgen Schreck holen," sagte Olga Iwanowna.

„Er war schon hier. Er hat constatirt, daß die Diphtheritis bereits die Nase afficirt hat. Was soll er auch weiter!"

Die Zeit verging furchtbar langsam. Olga Iwanowna lag in den Kleidern auf dem ungeordneten Bett und schlummerte. Es schien ihr, als wäre die ganze Wohnung von der Diele bis zur Decke von einem ungeheuren Stück Eisen ausgefüllt, und als ob man dieses Stück nur hinaustragen müßte, damit jedem heiter und leicht zu Muthe werde. Sie besann sich und begriff, daß es nicht Eisen, sondern Dimow's Krankheit war. Nature morte ... Zuckertort, dachte sie wieder im Einschlummern. Sport ... fort ... Und wie ist's mit Schreck? Schreck ... Geck, Weck ... Keck ... Wo sind denn jetzt meine Freunde? Wissen sie von unserem Schmerz? Gott rette ... erlöse! Schreck, Geck ... Und wieder Eisen ... Die Zeit schlich dahin, und die Uhren schlugen oft. Und man hörte viel klingeln: Und die Aerzte kamen, und das Stubenmädchen kam mit leeren Gläsern auf dem Servierbrett und fragte:

„Befehlen gnädige Frau, das Bett zu machen?"

Sie erhielt keine Antwort und ging wieder. Die Uhr schlug unten; Olga Iwanowna träumte, daß der Regen auf die Wolga fiel, daß Jemand in's Zimmer kam — wie es schien, ein Fremder ... Sie sprang auf und erkannte Korostelow.

„Wie viel Uhr?" fragte sie.

„Gegen Drei."

„Und was giebt es?"

„Ja, was! ... Ich kam Ihnen zu sagen, es geht zu Ende" ... Er schluchzte auf, setzte sich auf das Bett neben sie hin und wischte sich mit dem Aermel die Thränen ab. Sie verstand es nicht gleich, aber ihr wurde kalt, und langsam bekreuzte sie sich. „Es geht zu Ende" ... wiederholte er mit dünner Stimme und schluchzte wieder. „Er stirbt, weil er sich geopfert hat ... Welch' ein Verlust für die Wissenschaft!" rief er mit Bitterkeit. „Wenn man uns Alle mit ihm vergleicht, war er ein außergewöhnlicher, ein großer Mensch! Welche Begabung! Welche Hoffnungen erweckte er! Er wäre ein Gelehrter geworden, wie man keinen Zweiten findet, auch wenn man mit der Laterne sucht. O, Ossip Dimow, was hast Du gethan! Ach, ach, Du mein Gott!" Der verzweifelte Korostelow bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schüttelte den Kopf. „Und welche moralische Stärke!" begann er wieder, immer eifriger. „Eine gute, liebende, reine Seele — kein Mensch, sondern ein reiner Krystall. Er diente der Wissenschaft und starb durch sie. Und gearbeitet hat er Tag und Nacht wie ein Büffel. Niemand schonte ihn, und so war der junge Gelehrte, der künftige Professor gezwungen, der Praxis nachzulaufen, und mußte sich Nachts mit Uebersetzungen beschäftigen, um diese ... diese Fetzen da zu bezahlen!" Korostelow blickte voll Haß auf Olga Iwanowna und faßte mit beiden Händen nach dem Betttuch und zerrte daran, als ob es die Schuld trüge.

„Ja, ein großer Mensch!" sagte Jemand mit einer Baßstimme im Salon.

Olga Iwanowna blickte zurück auf ihr ganzes Leben mit ihrem Manne, von Anfang bis zu Ende, mit allen Einzelheiten und begriff auf einmal, daß er wirklich kein gewöhnlicher, sondern ein Ausnahmemensch war, und im Vergleich mit den anderen, die sie kannte, ein bedeutender Mensch. Und sie entsann sich, wie sich ihr verstorbener Vater zu ihm verhielt, und alle Collegen, die Aerzte, und nun begriff sie, daß Alle in ihm eine künftige Berühmtheit sahen. Die Wände, die Decke, die Lampe und der Teppich auf dem Boden winkten ihr höhnisch zu, als wollten sie sagen: Zu spät! Zu spät! Schluchzend stürzte sie aus dem Zimmer, eilte durch den Salon an einem fremden Manne vorüber und lief in's Studirzimmer zu Dimow. Er lag unbeweglich auf dem Divan, bis zur Hüfte mit der Decke verhüllt. Sein Gesicht war entsetzlich abgemagert und hatte eine grau-gelbe Farbe, wie sie bei Lebenden nicht vorkommt — bloß an der Stirne, den schwarzen Brauen, sogar am sanften Lächeln konnte man erkennen, daß es Dimow war. Olga Iwanowna befühlte ihm rasch Brust, Stirn und Hände. Die Brust war noch warm, aber Stirn und Hände waren unangenehm kalt. Und die halboffenen Augen sahen nicht auf Olga Iwanowna, sondern blickten starr zur Decke empor.

„Dimow!" rief sie laut. „Dimow!" Sie wollte ihm erklären, daß es eine Verirrung gewesen, daß noch nicht Alles verloren sei, daß das Leben noch schön und glücklich werden könne, daß er ein ungewöhnlicher, bedeutender, ein großer Mensch sei, daß sie ihr ganzes Leben lang Ehrfurcht, eine heilige Scheu vor ihm hegen werde und zu ihm beten wolle ... „Dimow!" schrie sie, ihn an der Schulter rüttelnd, und konnte es nicht glauben, daß er nie mehr erwachen werde. „Dimow! Dimow, höre mich!"

Im Salon sagte Korostelow zum Dienstmäden: „Wozu erst noch fragen? Gehen Sie zum Kirchendiener und erkundigen Sie sich, wo die barmherzigen Schwestern wohnen; sie werden den Leichnam waschen, aufbahren und alles Nothwendige besorgen."

## Aus der Hauptstadt.

### Todtenkränze.

Ueber dem wirren Getöse, das der amerikanisch-spanische Krieg und Bismarck's Tod begleitet, hat die europäische Presse ganz vergessen, einem hingeschiedenen, wahrhaft Großen den Kadosch zu sagen. Und doch sollte man jedenfalls das Andenken eines Cornelius Herz darüber nicht völlig vernachlässigen und eine Würdigung seines Könnens nicht ganz vergessen.

Die Cagliostro und Saint-Germain, alle die erhabenen Gaukler und Alchymisten vergangener Zeiten sind arm gestorben; nur Cornelius Herz, ihr Schüler und doch ihr Meister, war glücklicher als sie. Ihm jagte man die Millionen nicht wieder ab, die er abenteuernd erbeutet hatte, und wenn die blinde Gerechtigkeit, womit der Zufall manchmal kokettirt, ihn nicht noch zuguterletzt um den Genuß des Raubes betrogen hätte, dann dürfte er sowohl für den Geschicktesten und Erhabensten, wie auch für den Erfolgreichsten aller Taschenspieler gelten. Seinen Vorbildern gleich, hatte er Paris zum Tummelplatze seines Genies erwählt; seinen Vorbildern gleich, eine verfaulte Cultur angetroffen, die durchaus empfänglich war für das Mycel dieses Giftpilzes. Wie sie verstand er seine Zeit, verstand es, in die nächste Nähe der Regierenden zu gelangen, Mitwisser ihrer Geheimnisse zu werden und Gold aus dem gefundenen Stein der Weisen zu machen. Aber er wuchs über die Parkettjongleure des ancien régime hinaus, daß sie neben ihm zu Schächern einschrumpften. Es floß ein Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern, und das befähigte ihn, die Verhältnisse und die Menschen, die er ausbeutete, zu ironisiren. Er schwang sich zu einer Machtstellung auf, wie sie Seinesgleichen nie zuvor besessen hat. Nicht zufrieden damit, die Herrschenden zu plündern, wollte er sie auch seine Stärke fühlen lassen, wollte er sie vor sich zittern sehen. Und er kam

an's Ziel. Während in der Bank of England seine Werthpapiere in unantastbarem Depot lagerten, starrten angstvoll die Augen der französischen Staatsmänner nach Bornemouth, und bei dem Gedanken an die Liste der 104 senkten sich auch eingeteufelte Broncestirnen.

Im glänzenden Mittelpunkt des Weltlebens der alten Lutetia stieß der fraßgierige und gewitzte Emporkömmling ganz von selbst auf die Formel, die die ersehnten Schätze an's Licht hob. Zwei Kräfte waren es, zwei Gottheiten, vor deren Altar die mehrfach raffinirte Culturmenschheit auf den Knien lag: der Parlamentarismus und der technische Fortschritt. Der Parlamentarismus brachte den Landen, die ihn ungetrübt und undenaturirt angenommen hatten, alle erdenkbare irdische Glückseligkeit. Er befreite die Völker, machte sie mündig und souverän; an die Stelle eines einzelnen Gekrönten, der leichtlich irren konnte, stellte er deren 400, ja 5- und 600. Er bedeutete die Erlösung, die Vernunft, die Wohlfahrt. Hell wie er, leuchteten die technischen Wunder des Säculums. Unabhängig von ihm und doch auf dasselbe Ziel hinarbeitend wie er, hatte die Technik den Culturmenschen zum Gebieter der Elementargewalten gemacht, hatte ihnen sozusagen ihr letztes Geheimniß abgerungen und war drauf und dran, all' und jede grobe Arbeit, die bislang menschliche Hände hätten leisten müssen, auf die Hausknechte Dampf und Elektricität abzuwälzen. Parlamentarismus und moderne Technik — sie vereint mußten die sociale Frage lösen, ihnen war nichts unmöglich. Cornelius Herz verstand es, den schönen Traum der Utopisten gehörig auszumünzen. Im Paris der achtziger Jahre lag das Geld für den Magier auf der Straße. Für jedes verrückte Project fand sich Capital, sofern es von einem Ingenieur herrührte; jede hirnverbrannte Idee fand begeisterte Anhänger, sofern sie politischen Beigeschmack hatte. Nicht nur Phantasten und schlechte Rechner gaben ihr Geld her; vergeudete damals doch selbst die von kaufmännisch kühlen Köpfen geleitete Berliner Disconto-Commandit-Gesellschaft einen beträchtlichen Theil ihrer Activa an die wahnsinnige Druckluft-Gründung des obskuren Pariser Popp. Wie mußte bei dieser Grundstimmung der Plan des ruhmgekrönten Lesseps einschlagen, der seinem Suezcanal die Panamadurchfahrt folgen lassen wollte! Man sprach damals davon, die Sahara in ein Meer zu verwandeln — fast lächerlich klein und selbstverständlich erschien dem gegenüber Lesseps' Gedanke. Daß dann Stockungen in der Ausführung des Werkes eintraten, daß die zehrende Sonne von Central-Amerika die Millionen aufschluckte wie Wassertropfen, das entmuthigte die Wissenden nicht. Ihnen kam nie ein Zweifel am schließlichen Triumphe. Sie kannten die Allmacht der modernen Technik, die Gottähnlichkeit ihrer Herren. Und nur die blinde Masse, die sich noch nicht zu der Höhe dieser Erkenntniß aufgeschwungen hatte, die aber das Geld zur Vollendung des Sieges hergeben sollte, nur den kleinen Rentner galt es zu beruhigen und zu neuen Opfern zu bewegen. Konnte das besser als durch Vermittelung der Vertreter geschehen, die er selbst sich bestellt hatte? Besser als durch die Maschine des Parlamentarismus, der ohnehin die Ergänzung der technischen Wissenschaft nach der staatsrechtlichen Seite hin bedeutete? Man hätte die Deputirten gewiß gern durch gute Gründe für die gute Sache gewonnen, schon weil gute Gründe das Handlungs-Unkosten-Conto nicht belasten. Da aber die Gewissensnoth der Herren nicht anders zu beschwichtigen, ihre Gegengründe nicht anders zu widerlegen waren und die Angelegenheit drängte, so bediente man sich der Einfachheit halber des Checks. Niemand fand etwas dabei. Der Zweck heiligt die Mittel, und an Mitteln fehlte es Gott sei Dank nicht.

Mit dem vollen Verständniß für die Lage trat Cornelius Herz an sie heran. Daß der vereinten Wirkung der beiden stolzen, Paris und die Welt umfassenden Gewalten Bedeutendes entspringen würde, war ihm sogleich klar, aber er erkannte auch, wo bei dem Hinterwäldlerthum der großen Menge die Gefahr dieser Cooperation steckte. Es durfte Niemand von ihr reden. Noch lebte der Pöbel in veralteten Moralanschauungen und begriff nicht die Forderungen der Zukunft. Und nun wußte der Ritter Frau Aventiurens, der seine Laufbahn in der schlichten Rolle eines Bestechungsagenten, eines Commis von Herrn Reinach begann, wohin sein Weg lief. Er hatte jetzt Trumpf in der Hand, diesen Rouvier, Clemenceau, Freycinet gegenüber, diesen Prätorianern der Republik, die ihn wie eine stumme Person behandelten. Reichthümer ohne Gleichen mußten ihm zufallen, und nebenher führte er eine welthistorische Mission aus: er richtete den Parlamentarismus zu Grunde, den Stolz und die Hoffnung des Jahrhunderts. Der Bankrott des Lesseps'unternehmens, den die allzu sinnlose Verschwendung der Corruptionsgelder zum Theil mit verschuldet hat; die Entlarvung und Brandmarkung der Deputirten, sowie der politischen Presse, die allesammt mit hungrigen Mäulern nach dem Raube geschnappt hatten — sie brachen den beiden Idolen der Culturmenschheit den Hals und stießen sie endgiltig herab von ihrer Bergeshöhe. Als ihr Vernichter aber wanderte in die Ewigkeit hinüber Cornelius Herz, der Unsterbliche, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sie Beide zur höchsten Blüthe zu bringen — hatte er doch Elektricitätsunternehmungen von nie geahnter Ausdehnung geplant und gleichzeitig den Pariser Machthabern seine Dienste zur Herstellung einer französisch-italienischen Allianz angeboten — der es aber vorzog, sie zu zermalmen und, um die Picanterie des Genusses bis zum Aeußersten zu treiben, aus ihrem Ruin seine Millionenverdienste zu ziehen.

Daß Presse und Parlamentarismus nicht die Erfüllung der letzten Hoffnungen bedeuten, wie unsere Väter im Ueberschwange glaubten, das ist auch den Kleinen, Leichtgläubigen allmälig zum Bewußtsein gekommen. Die alte Krankheit dauert fort, trotzdem die dröhnend angepriesene Panacee in allen Ländern, die ein bischen auf sich und auf den Culturfortschritt halten, nun schon fünfzig Jahre lang und darüber wirkt. Man hat sogar gefunden, daß die Arzneien selbst nicht genügend gegen Verderbniß immunisirt sind, und Niemand nahm diese Entdeckung tragisch. Es zeigte sich, daß in der Hand weiser Regenten der Parlamentarismus nichts weiter als eine gefällige Verschleierung der absoluten Regierungsform ist, ja, daß sie durch diesen Geldbewilligungsapparat in ungemein angenehmer und erwünschter Weise von der Verantwortung für schwer belastete Etats befreit wurden, von dem Hasse, den das Volk auf die Steuererheber wirft. So lange der Parlamentarismus besteht, hat noch kein weiser Fürst über ihn geklagt. Die Könige sollten vielmehr dem Manne dankbar sein, der ihn aufbrachte. Sein Genie minderte ihnen beträchtlich die Arbeit, die Lasten der Würde, ohne sie auch nur vorübergehend der Vorzüge und Wohlthaten ihrer hohen Stellung zu berauben. All' und jeder Constitutionalismus ist nur Formenkram, Zuckerbrot für politische Kinder. Ob Victoria von England oder Franz Josef von Oesterreich parlamentarisch regiert — in Wahrheit entscheiden sie Beide doch über die Geschicke ihrer Länder, den Gang der inneren wie äußeren Politik. Ein Unterschied gegen früher macht sich jetzt bloß insofern bemerkbar, als die Civil-Listen um's Mehrfache erhöht worden sind. Was dem absoluten Monarchen oft genug falsche Bescheidenheit und Zurückhaltung verbot, eine gewisse Furcht davor, aus eigener Machtvollkommenheit Staatsgelder für den persönlichen Gebrauch zu verwenden, das besorgen jetzt die Kammern. Sie bieten dem Fürsten größere Bezüge an, wobei er sich stellen kann, als wisse er von gar nichts und sei unglaublich überrascht. Daß er das Geld dann schließlich nimmt, wird ihm Niemand verargen dürfen; sagt sich doch Jeder, daß er in ähnlicher Lage ebenso handeln würde. So ergiebt sich, Alles in Allem, bei der Schlußbilanz, daß der Constitutionalismus eine rein formelle und dabei sehr kostspielige Aenderung überkommener Verhältnisse ist, ein modischer Aufputz, der das Gesicht und die Gestalt nicht berührt. Genau so wenig revolutionirend hat die Presse gewirkt. Den Weltenfrühling erwarteten wir von dieser köstlichen Einrichtung, alle Süßigkeiten des Daseins, alle Freiheiten spargelgleich in ein Bündel zusammengeschnürt sollte uns die Preßfreiheit bringen — und ein simples, wenn auch einträgliches Geschäft ist daraus geworden. Den Verlegern kommt es ausschließlich auf die Inserate an, das redactionelle Gewäsch giebt man als Beilage, und wie die Preßbetheiligungen beweisen, sind auch die Artikel im Hauptblatte oft nichts als bezahlte Annoncen in anderer Form. Längst schon giebt sich Publicus keinen Illusionen mehr hin, und die Aufhebung der

Preßfreiheit, die Abschaffung des Parlamentarismus von heute würde vielleicht noch eine Handvoll grüner Jungen, aber keinen ernsten Mann mehr auf die Barrikaden locken. Welche grenzenlose Gleichgiltigkeit, ja Verachtung unserer politischen Presse spricht sich nicht in dem ungeheuren Erfolge der parteilosen General- und Local-Anzeiger aus; wie niederschmetternd ist für jeden parlamentarischen Hitzkopf die schlichte Thatsache, daß selbst bei den Reichstagswahlen, dieser allerneuesten constitutionellen Errungenschaft, vierzig Procent der Wähler gelangweilt zu Hause bleiben!

Nichtsdestoweniger hätten beide Institutionen zum Mindesten in den Augen der Harmlosen noch auf Jahre hinaus den ihnen einmal angeklebten Glorienschein behalten können, wenn nicht Cornelius Herz den damit getriebenen Schwindel so mitleidlos aufgedeckt hätte. Wahrhaftig, Andrieux, sein Rechtsbeistand vor dem Ausschuß der Pariser Kammer, hatte so unrecht nicht, als er etwas wie einen Tugendpreis für seinen Clienten verlangte. Cornelius Herz zeigte auch allen Nichtrapiddenkern, daß von einer radicalen Abschaffung des Königthums nur die Plutokratie in ekelster Gestalt Vortheil haben würde. Sie fühlt sich berufen, die im legitimen Bett gezeugten Kronenträger zu beerben, und nur sie ist im Stande, das Erbe anzutreten. All' das Brimborium, all' die wunderschönen Palladien des Constitutionalismus, Parlament und Presse, sind biegsame Werkzeuge in den langen Fingern der kommenden Tyrannis, des Börsencapitals. Jedes Blatt wird gekauft, jedem Kammerschreier der Mund mit Gold gestopft, und dann treiben die pathetischen Söldlinge der Großbankiers das blutende, ihnen blind vertrauende Wild in die Gewehre der neuen Jagdherren. Für den Verständigen liegt, seitdem die Panamaschande aller Welt offenbar geworden ist, die Frage kindlich einfach. Was ist besser: das milde Regiment eines Mannes, an dessen Erziehung Jahrhunderte modelten, der in der Wiege schon, im Mutterleibe zum Herrscher bestimmt war und der sich in jedem Augenblicke seines Lebens der Verantwortung vor der Vergangenheit und der Zukunft bewußt ist; oder die raffsüchtige Herrschaft schmutziger Emporkömmlinge, die unausgesetzt nach Gold schreien, die keine Scham kennen und in ihrer robusten, knotigen Gesundheit keine Ahnung davon haben, daß es schlaflose Nächte giebt und Gewissensbisse? Unbegreiflich, daß die nervöse moderne Menschheit drauf und dran ist, sich in's Joch plumpknochiger, rohgeistiger Gesellen zu spannen, eines Schnorrerpacks, das vorgestern erst der Gosse entstiegen ist und sich nicht zu fassen weiß vor protzigem Uebermuth, seitdem es ein paar Goldklumpen im Straßenschmutze aufgelesen hat! Unbegreiflich, daß wir, die wir doch einmal einen Oberen über uns haben müssen und einen Hauptmann brauchen, für dies hunnische Gesindel die fein differenzirten Rassenmenschen aus alten Königshäuser hingeben wollen, die theilweise Inzucht nervöser noch als uns gemacht hat, während die unaufhörliche Vorbereitung für den Herrscherberuf sie mit fast religiöser Weihestimmung erfüllte! Cornelius Herz hat von der französischen Republik das Großkreuz der Ehrenlegion empfangen, obwohl er ein Fremder und nicht in der Lage war, über sein Vorleben, ja über seinen Geburtsort irgendwie genaue Auskunft zu geben. Wäre Frankreich eine Monarchie, dann könnte man die Auszeichnung eher verstehen. Denn Cornelius Herz hat die innere Verlogenheit der modernen Republiken enthüllt, dieser Bankgeschäfte, deren Transactionen das Strafgesetzbuch Verbrechen nennt, und deren Privatcomptoire Dunkelkammern sind. Ein einziger fahler Lichtschein würde genügen, alle hier gethane lichtscheue Arbeit zu vernichten, unprofitabel zu machen.

Die schöne Welt, sie stürzt, sie zerfällt; ein Halbgott hat sie zerschlagen! Cornelius Herz brannte die Potemkin'schen Dörfer nieder, die der Parlamentarismus der Culturmenschheit aufgebaut hatte; sobald wir sie berühren, zerfallen sie in Staub. Was nun? Ein düsterer Zufall brachte gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode des großen Vernichters die furchtbare Kunde, daß in finsterer Meeresnacht die Bourgogne, dies Wunderwerk moderner Technik, mit Mann und Maus hülflos untergegangen sei. Und Meldungen liefen darnach ein, die Einem das Blut in den Adern gefrieren machten. Wie verrückte Teufel hatten auf dem unglücklichen Schiffe Menschen gegen Menschen gerast; mit Messern und Ruderstangen hatten sich die Starken über zuckende Körper von Frauen und Kindern hinweg einen Weg in die Rettungsboote gebahnt, und das rasende, das wahnsinnige Wuthgeschrei zügelloser Selbstsucht überdröhnte den angstvollen Lärm der Sirenen, das Donnern der Signalkanonen. Ein Bild unerhörter Schande hatte der alte Ocean gesehen; vor ihm war die Maske gefallen, die die auf der Höhe von Bildung und Gesittung stehende Culturmenschheit des neunzehnten Jahrhunderts heuchlerisch trägt. Und eine Teufelsfratze, wie sie keinem Troglodyten, keinem Kannibalen eignete, hatte ihm entgegen gegrinst. Das also sind wir! Wiederholt hat sich die greuliche Erfahrung, die im Spätsommer des vorigen Jahres bei dem Pariser Bazarbrande gemacht worden ist. „„Eine junge Frau war gerettet und befand sich an der Thüre außerhalb des Bereiches der Flammen: ein Mann stürzte an ihr vorbei und gab ihr, obgleich gar keine Gefahr für ihn mehr vorhanden war, in seiner feigen Ueberstürzung einen Schlag vor den Busen, der ihr eine gefährliche Verletzung zufügte. Die Verwandte eines bekannten Finanziers, die von der wogenden Menge zur Erde geschleudert worden war, wollte sich erheben, richtete den Kopf in die Höhe und streckte die Hände aus. Ein junger Edelmann, der fürchtete, daß sie sich an ihm festhäkeln und seine Flucht verzögern könnte, versetzte ihr einen so starken Fußtritt, daß die Schulter des jungen Mädchens noch die Spur davon trägt.““ Daß der eitle Traum verraucht ist, wir hätten auf wissenschaftlichem Wege in der Politik die rothe Tinctur gefunden, die allen Menschen ewiges Glück und ewigen Frieden bringt; daß wir von dem Wahne geheilt sind, in's Innere der Natur eingedrungen zu sein und unumschränkt über ihre verborgenen Kräfte zu herrschen — das Alles ginge am Ende hin. Aber erkennen zu müssen, daß wir den flüchtigen Rausch allzu theuer bezahlt und mit der Proclamirung unserer Größe, Freiheit und Unabhängigkeit nur das tückische Raubthier von Neuem entfesselt haben, an dessen Bändigung die verachteten Jahrhunderte des Christenthums nicht erfolglos gearbeitet hatten — das schmerzt. Die Autoritäten sind gestürzt, wir erkennen keinen Herrn und Meister mehr an, die persönliche Freiheit hat das denkbar höchste Maaß erreicht, die allmeine Bildung ist niemals auch nur annähernd so umfassend gewesen wie jetzt — und trotzdem diese sittliche Verwahrlosung, diese Bestialisirung! Wie kam es doch? Eine böse, eine verwüstende Frage. Aber zum Glück beschäftigen sich unsere Zeitungen jetzt angelegentlich mit der Lage auf den Philippinen und auf Cuba, so daß wir gar keine Zeit haben, zu erröthen.

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit! . . ." Caliban.

## Notizen.

„Sperling's Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der politischen Tagesblätter für 1898", bekanntlich das weitaus ausführlichste und genaueste seiner Art, ist erschienen. Wir entnehmen ihm, daß sich die Zahl der gegenwärtig erscheinenden deutschen Zeitschriften (Wochen-, Monats- u. s. w. Blätter jeder Art) auf nicht weniger als 4571 beziffert, gegen 4327 im Jahre 1896, 4033 im Jahre 1895, 3829 im Jahre 1894, 3742 im Jahre 1893 und 3536 im Jahre 1892, im letzten Jahre also eine Zunahme von 244 und seit 1888 eine Vermehrung von 1842 Blättern. Das Adreßbuch ist für Bibliothekare, Gelehrte, Schriftsteller unentbehrlich.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

**Gute, spannende Romane,**
**Novellen, Kindergeschichten** etc.
**gesucht**
für **zweiten Abdruck.**
Offerten sub J. H. 7171 an Rudolf Mosse, Berlin S.W.

**Billige, dichte Dächer**
stelle man her aus Andernach's Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Als anerkannt gediegene Lektüre für die **Sommerfrische** und **Reise** empfehle ich u. a.:

**Bozener Märchen und Mären**
von Hans Hoffmann,
illustrirt von Kunz Meyer.
Oktav. VII u. 224 Seiten.
In Tucheinband 4 M. 20 Pf.

**Ostseemärchen**
von Hans Hoffmann,
illustrirt von Kunz Meyer.
Oktav. VI u. 294 Seiten.
In Tucheinband 4 M. 20 Pf.

**Elzevier-Ausgaben in Taschenformat (32°),**
jedes Bändchen in weiss Pergament gebunden 1 M. 50 Pf.

**Arabesken u. Grotesken.**
Einfälle in Vers und Prosa
von
D. Haek.

**Grabschriften und Marterln in den Alpen.**
Gesammelt und herausgegeben
von Ludwig v. Hörmann
Drei Bändchen.

**Haussprüche in den Alpen.**
Gesammelt und herausgegeben
von
Ludwig v. Hörmann.

**Volksthüml. Sprüchwörter u. Redensarten aus den Alpenlanden.**
Gesammelt und herausgegeben
von
Ludwig v. Hörmann.

**Tiroler Schnadahüpfeln.**
Gesammelt und herausgegeben
von
R. H. Greinz und J. A. Kapferer.
Zwei Bändchen.

**Tiroler Volkslieder.**
Gesammelt und herausgegeben
von
R. H. Greinz und J. A. Kapferer.
Zwei Bändchen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger
**A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

# Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 27. August 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika. Von Carlos Grothe. — Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Die Legende von Theodor Körner. Von Karl Wiggers. — Das Wesen des Lustspiels. Von Professor Kurt Bruchmann. — **Feuilleton.** Der vollkommene Geliebte. Von Matilde Serao. — Offene Briefe und Antworten: Ein Bismarcktag. Von Dr. Otto Buchwald, Gymnasialdirector. — Notizen. — Anzeigen.

### Die deutsche Colonialpolitik und Südamerika.

Von Carlos Grothe.

Das thatkräftige Vorgehen des Deutschen Reiches in China ist ein neues Glied in der Kette, an deren Anfang die Namen Angra pequena, Camerun und Togo aufgezeichnet stehen, und die dann in Ostafrika und Australien weiter geschmiedet wurde. Stützpunkte hat das Deutschthum dadurch eine ganze Anzahl gefunden, aber das Hauptglied der Kette, die die Zukunft des Deutschthums sicher stellen soll, fehlt immer noch; denn noch ist die wichtigste und brennendste Aufgabe der deutschen Colonialpolitik nicht gelöst: die deutschen Auswanderer über See so unterzubringen, daß sie deutsch bleiben und mit der Zeit durch ihre geschlossene Masse und culturelle Ueberlegenheit dem Deutschthum den Antheil an der Erde sichern, welcher nothwendig ist, damit nicht das deutsche Volk zu einer Nation zweiten oder dritten Ranges herabsinkt. Vor 10—20 Jahren waren die deutschen Zeitschriften voll von Abhandlungen, welche diese Forderung immer und immer wieder stellten. Nachdem sich das Deutsche Reich aber in Afrika und Australien festgesetzt hat, findet man nur noch vereinzelt auf jene Aufgabe hingewiesen. Selbst das führende Organ der deutschen Colonialpolitik, die „Deutsche Colonialzeitung" beschäftigt sich mit dieser Aufgabe nur noch ganz gelegentlich. Afrika und zuletzt Ostasien ist bei uns Mode geworden, und doch können diese Länder zur Lösung der Aufgabe wenig beitragen. Von allen deutschen Besitzungen ist nämlich nur Deutsch-Südwestafrika klimatisch befähigt, eine gewisse Anzahl deutscher Auswanderer aufzunehmen. Bei der Trockenheit und zum Theil wüsten Natur dieses Landes kann sich trotz seiner ungeheuren Ausdehnung die Ansiedelung dort nur in sehr bescheidenem Maaßstabe verwirklichen. Läßt sich doch daselbst nach Aussage der Kenner nur Acker-, oder besser Gartenbau, im kleinen Maaßstabe mit künstlicher Bewässerung und hohen Anlagekosten treiben, im Uebrigen aber das Land nur zur Viehzucht verwerthen. Nun aber fordern die besten Kenner des Landes für eine einzige Viehwirthschaft mindestens 10000 ha Land, da durchschnittlich 10 ha für das Haupt Vieh zur Ernährung für nothwendig erachtet werden und kleine Viehwirthschaften nicht bestehen können, weil eine kleinere Fläche nicht allen Eventualitäten einer Dürre gewachsen ist. Rechnet man dazu noch, daß ein großer Theil des Landes und zwar die besten Weidegründe von Hereros und anderen Stämmen, die im Großen Viehzucht treiben und nicht entfernt werden können, besetzt sind, so ergiebt sich, daß dort nur ein sehr bescheidener Theil capitalkräftiger Auswanderer untergebracht werden kann. Wo ist aber Raum für die große Masse?

Unser später Mitbewerb gestattet uns keine Saumseligkeit, keine Unentschlossenheit und keinen Zeitverlust, sondern er verlangt mit imperativer Betonung vom Volke sowohl als von der Regierung die größte Bereitwilligkeit, Einmüthigkeit und das größte Entgegenkommen, wenn überhaupt noch in Zukunft etwas Erhebliches bezüglich der Schaffung außereuropäischer Wirthschaftsgebiete, die zur Erhaltung des heutigen deutschen Reiches unbedingt erforderlich sind, geleistet werden soll. Mit einer Bevölkerung von 30 Millionen Einwohnern, wie das heutige Reichsgebiet sie im Jahre 1830 hatte, war es noch möglich und sogar rationell, der Landwirthschaft den ersten Rang in der Volkswirthschaft einzuräumen. Mit den heutigen $53^1/_2$ Millionen deutscher Bevölkerung und noch dazu unter den ungünstigen Conjuncturen überflügelnder landwirthschaftlicher Concurrenz des Auslandes, namentlich Nordamerikas, Canadas, Australiens und selbst Argentiniens sind wir gezwungen, uns nicht mehr auf den Pflug allein, sondern vorwiegend auf den Amboß zu stützen. Der Letztere schließt selbstredend den Ersteren nicht aus. Die deutsche Industrie bedarf aber zu ihrer eigenen Erhaltung und zu der des Reiches ununterbrochene und zunehmende Beschäftigung, und da diese nicht im Inlande allein zu finden ist, so sind wir unumgänglich auf ausländische Absatzgebiete angewiesen. Hierbei müssen wir auch an die Verstärkung unserer Flotte denken, denn ein Industriestaat ist ohne entsprechende Seemacht ein Unding. Es war ein großer Gedanke, die Zukunft der deutschen Industrie, des Handels und des Reiches durch Colonien zu stärken. Die Initiative Deutschlands entfaltete ein großartiges internationales Colonisationsduell, aus welchem Deutschland mit einem Besitzerwerb von 1023070, England mit 2000000 und Frankreich mit 2726000 englischen Quadratmeilen hervorging. Dank dem energischen Auftreten unserer afrikanischen Schutztruppen und ihrer unermüdlichen Führer ist heute bereits der Zeitpunkt gekommen, daß eine gewisse Stetigkeit in jene Reichsschutzgebiete eingezogen ist, auf welcher Basis sich die wirthschaftliche Entwickelung nun hoffentlich wird schnell fortbewegen können. Auf dem Gebiete der gesteigerten Handelsentwickelung auf fremden Märkten hat die deutsche Technik und der deutsche Waarenhandel seit der Neugründung des Reiches und nachdem die nationale

Flagge Schutz im Auslande und erhöhtes Selbstbewußtsein eines jeden Deutschen geschaffen hatte, geradezu Großartiges geleistet. Die Werthziffern der Ein- und Ausfuhr des Deutschen Reiches im Jahre 1872 betrugen 5956 Millionen Mark, sie schritten dann in steigender Proportion mit der Entfaltung der Industrie und des Handels fort, so daß im Jahre 1896 die hohe Summe von 8204 Millionen Mark erreicht wurde. Der deutsche Welthandel ist also in 24 Jahren um 2248 Mill. Mk. gestiegen, während Englands Großhandel in den 10 Jahren von 1882 bis 1892 um 800 Mill. Mk. zurückging. Aehnliche, für Deutschland günstige Resultate zeigt der Tonnenverkehr deutscher Exporthäfen. So erreichte Hamburg, heute der bedeutendste Hafen Europas, im Jahre 1880 einen Verkehr von 2800000 Tonnen und im Jahre 1896 überstieg dieser 6256000 Tonnen. Was die Nothwendigkeit der Anlage mobilen Großcapitals für Gründungen baulicher Unternehmungen, Banken und Ansiedelungscomplexen in noch nicht vollends entwickelten Culturländern betrifft, so finden wir gerade in dieser Beziehung, wie sehr die deutsche Finanzwelt den hohen Werth dieser Thätigkeit bisher unterschätzt hat und sich dieser auch mit ihren englischen Concurrenten nicht annähernd vergleichen kann. Die deutsche „Haute finance“ sollte doch bedenken, daß das Großcapital der Pionier der Industrie und die Industrie die nährende Mutter des deutschen Volkes, die hauptsächlichste Erhalterin der Armee und der Flotte ist. In Brasilien hat das Deutschthum einen harten Kampf zu führen, und wenn nicht den Fluthen herausströmender Italiener, Spanier, Portugiesen und Slaven durch einen erhöhten Zuzug Deutscher ein Damm gebaut wird, so ist das seit einem halben Jahrhundert in Brasilien bestehende Deutschthum verloren. Aehnlich ungünstige Verhältnisse bestehen in dem übrigen Südamerika, wodurch das deutsche wirthschaftliche Element paralisirt und die Handelsbeziehungen mit der deutschen Heimath untergraben werden, und so ist es denn auch schon dazu gekommen, daß der englische Export nach Brasilien im Jahre 1895 um 40 Procent, der von Frankreich um 66 Procent und der von Nordamerika um 100 Procent gestiegen waren, während der deutsche Export bis 1894 stehen geblieben und von da an sogar bedeutend zurück gegangen ist. Es ist deßhalb mit großer Freude zu begrüßen, daß sich neuerdings der deutsche Unternehmergeist in Südamerika im Waarengeschäft und Kleinbau zu zeigen beginnt.

Ohne Frage ist es die dringendste Aufgabe deutscher Colonialpolitik, weil jedes Jahr immer wieder den neuen Verlust bringt, daß die deutschen Auswanderer, welche nach Nordamerika ꝛc. gehen, dem eigenen Volksthum verloren gehen und fremdem Volksthum zuwachsen, vor Allem aber deswegen, weil das gemäßigte Südamerika nicht wartet, bis es den Deutschen gefällig ist, es mit ihrem Volksthum anzufüllen. Die massenhafte Einwanderung in diese Länder aus dem Süden Europas, namentlich Italien, sollte uns doch endlich die Augen öffnen und zu schleunigstem Handeln veranlassen. Noch ist die Aufgabe bei der Stärke und Qualität der deutschen Massenauswanderung lösbar, es ist aber die höchste Zeit.

Hier soll nun gezeigt werden, daß Paraguay neben den drei Südprovinzen Brasiliens und gewissen Provinzen Argentiniens sich vorzüglich zu diesem Zwecke eignet. Paraguay ist ein kleines, schwach bevölkertes Land; diese schwache Bevölkerung hat ferner als halbindianische mit eigenem Idiom nicht die Assimilationskraft, wie die aus europäischen Nationen hervorgegangenen Töchternationen der anderen Staaten Amerikas, hier ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Deutsche sein Deutschthum erhält die größte, selbst größer als in Argentinien mit seiner Bevölkerung spanischer und Brasilien mit solcher portugiesischer Herkunft. Ferner findet der Deutsche hier noch keine größere Concurrenz anderer Einwanderer europäischer Volksstämme. Am zahlreichsten sind wohl noch die Italiener, aber immerhin nur wenige Tausende und zerstreut über das Land, während das Deutschthum schon einige geschlossene Colonien vorfindet. Daß verschiedene deutsche Colonisationsunternehmen mißglückt sind oder wenigstens nur bescheidenen Erfolg hatten, daran ist nicht das Land schuld, sondern andere Umstände. Daß einzelne dieser Unternehmungen trotzdem noch existiren, nicht total verkracht sind, ist für den Kenner ein glänzender Beweis für die Colonisirbarkeit des Landes. Freilich verlangt man von Paraguay das Unmögliche. Wenn in Nordamerika oder Argentinien heute der Einwanderer freier Colonist auf freier Scholle spielen will, bedarf er ein nicht unbeträchtliches Capital, es gilt als selbstverständlich, daß er dies mitbringt. Von Paraguay verlangt man aber, daß eine deutsche Familie ohne Capital dasselbe leisten soll. Daß dies in einer Reihe von Fällen überhaupt geglückt ist, ist ein weiterer glänzender Beweis für das Land. Einwanderermaterial, wie es anderen Ländern zufließt, wird mindestens in gleicher Weise hier vorwärts kommen, wie anderwärts. Um ein Beispiel anzuführen: man dirigire eine deutsche Bauernfamilie mit 3000 Mk. Capital heute nach dem (nicht mit Unrecht) gepriesenen Argentinien; sie wird bei den verhältnißmäßig schon hohen Landpreisen, bei den starken Ausgaben für Zugvieh, Geräth, Maschinen, Material zum Hausbau, Alambrados ꝛc. einen sehr bescheidenen Anfang haben, wenn sie überhaupt daran denken kann, mit jener Summe auf eigenem Grund und Boden anzufangen und nicht vielmehr es erst als Pächter oder dgl. zu versuchen. Mit demselben Capital kann sich in Paraguay aber eine Bauernfamilie auf eigener Scholle eine sichere Existenz gründen; mögen Mk. 1000 = ca. $ 1600 auf Land, ersten Hausbau, Corral, Brunnen, Einzäunung und Unterhalt des ersten Jahres draufgehen, so bleiben der Familie immer noch M. 2000 = ca. $ 3300 zum Ankauf von 70 bis 80 Stück Vieh mit den nöthigen Pferden. Daß bei dieser Grundlage die Zukunft der Familie, Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer vorausgesetzt, absolut sicher ist, wird kein Kenner des Landes leugnen. Kommt Jemand aber mit größerem Capital in's Land, so bieten sich ihm die verschiedensten Aussichten. Die einfachste, sicherste — weil ausgeprobte — Anlage ist die Gründung einer größeren Viehwirthschaft. Man braucht nicht gleich an eine Estancia mit Tausenden von Stücken Vieh zu denken. Ist doch in Paraguay die Viehzucht in jedem Maaßstabe möglich. Wie viele Söhne „höherer“ Landwirthe müssen sich in Deutschland in Inspectoren- und anderen schlecht bezahlten Stellungen herumschlagen, weil sie nicht die großen Mittel besitzen, die heute in Deutschland dazu gehören, ein größeres Gut zu erwerben oder auch nur zu pachten. Mögen sich 5, 6 oder mehr solche junge Leute zusammenthun; Jeder schießt Mk. 10000 oder mehr ein; sie erwerben in Paraguay gemeinsam einen großen Kamp und eine große Heerde und theilen Beides nach dem eingeschossenen Capital unter einander auf. Dann hat Jeder einen — nach deutschen Begriffen — großen Grundbesitz, die Annehmlichkeit deutscher Nachbarn, sie können sich gegenseitig unterstützen u. s. w. Aber auch der Landbau bietet dem besser situirten Einwanderer mannigfache Aussichten; mit Ramie, Kaffee (in frostfreier Lage), Obstculturen in der Nähe des Rio Paraguay oder der Bahnlinie ꝛc. ist sicher ein Geschäft zu machen. Neuerdings kommt hierzu noch der Anbau der Yerba. Bekanntlich bildet diese Pflanze vor der Hand Paraguays Hauptreichthum; mit der Yerba bezahlt das Land fast Alles, was es aus dem Auslande bezieht. Bisher war dieser gewinnbringendste Zweig der Bodenausbeutung aber dem Einwanderer verschlossen, da die Ausbeutung der wildwachsenden Yerba in den Wäldern einmal großes Capital, dann aber auch große Routine erfordert. Der Yerbatero muß — wie man sagt — mit allen Hunden gehetzt sein, wenn er nicht statt starken Gewinnes starken Verlust haben will. Außerdem concentrirt sich die Ausbeutung der natürlichen Yerbales immer mehr in den Händen starker Gesellschaften. Nun

nimmt bekanntlich durch die Raubwirthschaft der Ertrag der Yerbawälder immer mehr und mehr ab. Will das Land seinen Reichthum erhalten, so muß es zum Anbau der Yerba schreiten. Hier eröffnet sich nun ein glänzendes Feld für deutsche Colonisationsarbeit. Bereits ist der Anfang in Nueva Germania gemacht.

Es würde zu weit führen, im Einzelnen die Art und Weise auszuführen, wie das Deutschthum hier eine dominirende Stellung erringen kann. Es sollen daher zum Schluß nur die Ueberschriften für die einzelnen Capitel des deutschen Programms in Paraguay folgen: Viehzüchter in jedem Maaßstabe, Pflanzer von Yerba, Kaffee, Ramie, Orangen und anderen Specialartikeln; deutsche Kaufleute, deutsche Kleinrentner, deutsche Handwerker, deutsche Industrielle, Aerzte und Ingenieure und schließlich deutsches Capital für Eisenbahnen, Dampferlinien, Hafenbauten, Beleuchtungs-, Wasserleitungs- u. a. Anlagen.

Wenn man bedenkt, daß Paraguay schon seit 28 Jahren für alle Welt geöffnet ist, so muß man sagen, daß die deutsche Colonie in Paraguay es in dem langen Zeitraum zu keiner großen Kopfzahl gebracht hat. Dies würde freilich anders sein, wenn es seiner Zeit gelungen wäre, größere Unternehmungen in deutsche Hände zu bringen. Weitblickende Männer haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, um Eisenbahnen, Telegraphen, Straßenbahnen, Banken und die Schifffahrt auf den Flüssen in deutschen Besitz zu bringen, und wiewohl es zuweilen gelang, einflußreiche Patrioten in Deutschland für jene Unternehmungen zu erwärmen, so blieben doch die Geldsäcke hartnäckig verschlossen und kein größeres Unternehmen kam zu Stande. Durch einige wenige Millionen hätte man früher in Paraguay eine durchaus dominirende Stellung erringen können, und die deutsche Colonie würde sehr viel zahlreicher sein, als sie gegenwärtig ist, da wir gerade in Deutschland ein unendlich reiches Menschenmaterial für die höheren Berufszweige haben, welches dort bei Eisenbahnen, Telegraphen, Banken ꝛc. geeignete Verwendung hätte finden können, während jetzt die meisten der gebildeten Classe angehörigen Einwanderer, die zahlreich hier ankamen, keine angemessene Beschäftigung fanden und größtentheils enttäuscht wieder den Rückzug antraten, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Derjenige, welcher lange Jahre die Bänke einer höheren Schule gedrückt oder wohl gar studirenshalber sich auf Universitäten aufgehalten hat, nicht die geeignete Persönlichkeit ist, um mit saurem Schweiße sich vorwärts zu arbeiten.

Wenn nun auch die deutsche Colonie in Paraguay wenig zahlreich ist (insgesammt etwa 1200 Köpfe), so ist sie doch der bedeutendsten eine. An Capitalkraft sind die spanischen Handlungshäuser den deutschen freilich überlegen, aber trotzdem ist, Dank der Rührigkeit der deutschen Kaufleute, die Einfuhr der verschiedensten Industrieerzeugnisse aus Deutschland größer als aus irgend einem anderen Lande; deutsche Buchhalter genießen des größten Vertrauens in Geschäftshäusern und Banken; die deutschen Handwerker zählen zu den besten und haben alle vollauf Beschäftigung, die verschiedensten dort vertretenen übrigen Berufszweige kommen gut fort. Die deutsche Colonie in Asuncion besitzt eine eigene Kirche, der Krankenunterstützungs- und Hülfsverein hat ein Vereinshaus — beide Gebäude dienen zugleich als Schule — letzterer Verein feiert jährlich ein glänzendes Stiftungsfest mit Theatervorstellung, Musik und Tanz; es giebt außerdem einen Gesang- und Theaterverein, und die Buchhandlungen sorgen durch Zeitungen und Leihbibliotheken für Lesestoff, verschiedene deutsche Wirthschaften dagegen für mehr materielle Bedürfnisse, unter denen die Erzeugnisse von Pschorr und Hackerbräu, sowie der hiesigen Brauerei, verbunden mit allerlei deutschen Conserven, den ersten Rang einnehmen. Vor Kurzem hat sich auch eine Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes gebildet. Eine gut ausgestattete deutsche Druckerei sorgt für Herausgabe der „Paraguay-Rundschau", die wir Jedem empfehlen, der sich für Südamerika interessirt. Die deutschen Ackerbaucolonien nehmen unstreitig den ersten Rang ein und würden viel bedeutender sein, wenn nicht bei Weitem die meisten Leute, welche als Colonisten heraufkamen, sich, wie schon gesagt, als untauglich für den Ackerbau erwiesen hätten; auch fehlt es in San Bernardino seit längerer Zeit an Land für neue Ansiedler. Es scheint ja, daß jetzt die „Colonia Nacional" für Neuankommende sich aufnahmefähig erweist. San Bernardino hat sich schon jetzt zu einem nicht zu übersehenden Factor in wirthschaftlicher Hinsicht entwickelt, indem es Asuncion mit Butter, Wurst und Schinken versorgt. Zwei deutsche Schulen, ein Schützenverein verbunden mit Gesangverein, sowie Theatervorstellungen und Concerte, die dort von Zeit zu Zeit abgehalten werden, zeugen von regem geistigen Leben in dieser ältesten deutschen Colonie Paraguay's. Daß dieselbe sich außerdem immer mehr zu einem vielbesuchten Bade-, Vergnügungs- und Luftkurort entwickelt, als solcher eine große Zukunft hat und den Ansiedlern flotten Absatz ihrer Erzeugnisse gewährt, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Gegen die Erschwerung der deutschen Auswanderung nach Südbrasilien haben neuerdings die Deutschen Südbrasiliens eine Eingabe an den Kaiser gerichtet, worin sie um Hülfe und Schutz in ihrer unverschuldeten Nothlage bitten: Mehr als 70000 Deutsche und Deutschredende, ein Drittel der Gesammtbevölkerung unseres Staates, gehen für alle Zeiten dem Deutschthum verloren, wenn die Einwanderung in unsere gegenwärtig noch blühenden deutschen Colonieen noch fernerhin unterbunden wird. Zufolge der Aufhebung des v. d. Heydt'schen Reskriptes hat sich eine Anzahl patriotischer Männer als Hanseatische Colonisations-Gesellschaft in Hamburg constituirt und in unserem Staate einen Landcomplex von der Größe des Großherzogthums Oldenburg erworben, beziehungsweise sich gesichert, welcher, wenn besiedelt, die beiden größten deutschen Colonieen in Santa Catharina, Blumenau und Donna Franziska verbinden würde und auf welchem außerdem noch für zahlreiche deutsche Ansiedelungen Raum und günstige Entwickelungsvorbedingungen vorhanden sind. Da erhalten wir jetzt die Nachricht, daß den beiden an dem Colonisations-Unternehmen betheiligten Rhedereien, dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, untersagt worden ist, Auswanderer für nicht concessionirte Besiedelungs-Gesellschaften anzunehmen und zu befördern, daß der hanseatischen Colonisationsgesellschaft vom Auswärtigen Amt die Concession hartnäckig verweigert wird, während seit dem 1. April d. J. eine Reihe ausländischer Dampfschifffahrtsgesellschaften zum Geschäftsbetrieb zugelassen ist, daß die beiden genannten deutschen Dampfschifffahrts-Gesellschaften gehindert werden, die Kenntniß unseres Landes und unserer Verhältnisse in auswanderungslustigen Kreisen Deutschlands in geeigneter Weise zu verbreiten. Somit sind wir heute schlechter daran als vor der Aufhebung des Reskriptes. Die Colonisationsgesellschaft kann nicht agitiren, der Einwandererstrom ergießt sich nach wie vor in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er auf immer dem Vaterlande verloren geht, ja, zum Concurrenten desselben heranwächst. Ohne Agitation keine Einwanderung, ohne diese ist das Ende der Colonisationsgesellschaft vorauszusehen." Die Deutschen in S. Paulo, etwa zehntausend an Zahl, betheuern in einer Eingabe: „Wir sind bei mancher äußerlichen Veränderung in unserer Gesinnung doch durchweg gute Deutsche geblieben, die sich der Größe des alten Vaterlandes und seiner commerciellen und industrieellen Erfolge von ganzem Herzen freuen und den anderen Nationen gegenüber mit Stolz betonen, daß wir Deutsche sind." Die in diesen Eingaben erwähnten Thatsachen sind richtig; indessen handelt es sich nicht um ein definitives Verbot, sondern um Schwierigkeiten, die durch den Wortlaut des Auswanderungsgesetzes entstanden sind. Es ist anzunehmen, daß die Angelegenheit nunmehr im Sinne der

Deutschen Südbrasiliens erledigt wird. Aber damit erachten wir die Aufgabe des Deutschen Reiches noch nicht für erledigt. Früher oder später wird die Regierung doch dahin gelangen, der Zersplitterung unserer Auswanderung zu begegnen und den ganzen Strom nach ihrem Willen dahin zu leiten, wo er dem Vaterlande nicht verloren geht. Es wäre nach Pedro's Sturz und Vertreibung ein Leichtes gewesen, aus Südbrasilien eine deutsche Colonie zu machen, leider wurde der Augenblick verpaßt; aber es ist wohl noch nicht ganz zu spät, denn der Verfall des brasilischen Staates geht unaufhaltsam weiter ... Auch das schwache Paraguay möge man nicht aus dem Auge verlieren und inzwischen die deutsche Auswanderung dahin nach Möglichkeit begünstigen. Das Weitere wird sich finden!

## Die Uebernahme der Straßenbahnen durch das Reich.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Wäre der geniale Begründer des Weltpostverkehres nicht zu früh seiner Thätigkeit entrückt worden, so hätte Heinrich v. Stephan sicher der ihm von Dr. Karl Hilse 1894 gegebenen Anregung entsprechend die Uebernahme der Straßenbahnen durch die Reichspostverwaltung in die Wege geleitet, zumal er damit den stets die Richtschnur für sein Handeln bildenden Gesichtspunkten Rechnung tragen konnte: den dies Verkehrsmittel benutzenden Staatsbürgern Bequemlichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen und dem Reiche eine ergiebige Einnahmequelle zu erschließen. Wenn er ungeachtet dieser voraussichtlichen Erfolge bisher nicht an Verwirklichung des Gedankens herangetreten war, so kann als Grund dessen die Thatsache gelten, daß ursprünglich eine unverkennbare Abneigung gegen dieses Verkehrsmittel bestand, von welchem einem wirklichen Nutzen und eine Belebung des Ortsverkehres man sich anfänglich nicht versprach, so daß es erst nach langen Mühen und Anstrengungen Privatpersonen gelang, die Einbaugenehmigung für Gleisanlagen in öffentlichen Straßen zu erhalten. Es erging den Straßenbahnen ähnlich, wie in ihren Anfängen den Eisenbahnen. Beide hatten mit gleichen Vorurtheilen zu kämpfen und mußten erst diese überwinden, bevor sie zur Geltung kommen konnten. Wer heut, nachdem die Schienenstränge der Eisenbahnen sich über die ganze civilisirte Welt ausdehnen und jährlich auf ihnen Milliarden von Personen und Milliarden Centner Frachtgüter befördert werden, also dieses Beförderungsmittel sich zur unentbehrlichen Einrichtung ausgebildet hat, Gelegenheit findet, die Acten über die Gründung der oberschlesischen Eisenbahn einzusehen, der wird sich eines Lächelns des Mitleids nicht erwehren können, wenn er die Urkunde liest, nach welcher die Mitglieder des Gründungscomités, zur Abgabe einer Erklärung aufgefordert, erklärten, daß sie in ihrem Gewissen davor nicht zurückschrecken, vielmehr es auf sich nehmen und verantworten wollten, eine Einrichtung zu schaffen, welche in unvorhergesehener Weise das Leben so vieler Personen gefährden könne. Und ebenso ergeht es Denen, welche die Straßenbahnpolitik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart verfolgen. Auch sie werden es heut für unbegreiflich finden, daß man ursprünglich an der Nützlichkeit und Ergiebigkeit dieses Verkehrsmittels zweifeln konnte. Und doch ließen die ersten zu Berlin 1865, zu Hamburg 1866, zu Stuttgart 1868 eröffneten Straßenbahnen nicht nur eine geringe Zuneigung des Publicums zu diesem Verkehrsmittel sondern auch schwache Aussichten auf finanzielle Ergiebigkeit desselben erkennen, rechtfertigten dadurch also die ursprüngliche Abneigung vollkommen.

Als der dänische Kapitän Moller 1864 sich um die Anlage der am 22. Juni 1865 eröffneten Straßenbahn vom Kupfergraben in Berlin durch den Thiergarten bis zum Ende der Berliner Straße in Charlottenburg bewarb, wurden seinem Vorhaben seitens der Behörden viele Bedenken entgegengesetzt. Namentlich besorgte man eine Störung des sonstigen Straßenverkehrs durch eine zweigleisige Anlage an den verkehrsreicheren Sonntagen. In Folge dessen mußte sie eingleisig ausgebaut, durfte anfänglich auch nicht in die Berliner Straßen eingeführt, und nachdem solches gestattet war, mußte der Verkehr an den Sonntagen am Platze vor dem Brandenburger Thore eingestellt werden. Bald änderte sich diese Anschauung und man gelangte zu der Erkenntniß, daß gerade durch die Schienenstränge der übrige Straßenverkehr besser geregelt werde, auch eine zweigleisige Bahnanlage weniger Verkehrsstörungen herbeiführe, wie eine mit Ausweiche-Weichen versehene eingleisige, aber diese Letztere einen gesteigerten Verkehr zu bewältigen nicht vermöge. Dies führte dahin, zukünftig den zweigleisigen Bahnausbau zu fordern und selbst in solchen Straßen zuzulassen, die früher überhaupt den Gleiseinlagen wegen ihrer geringen Breite verschlossen gehalten wurden.

In Aufschwung kamen die Straßenbahnen in Berlin erst durch die am 8. November 1871 gegründete Große Berliner Pferdebahn-Actiengesellschaft, welche neuerdings nach Aufnahme des elektrischen Betriebes den Namen Große Berliner Straßenbahn sich beigelegt hat. Sie entwickelte sich aus sehr kleinen Anfängen zu einer ungeahnten Größe. Ihr fiel es zu, die ursprünglichen Zweifel über den Einfluß der Straßenbahnen auf die Besserung der Verkehrsverhältnisse zumal auf die Entwickelung der Großstädte und der Ergiebigkeit des Betriebes glänzend zu widerlegen. In seinen „Fünfundzwanzig Jahre bei der Berliner Pferdebahn" entrollt Fischer-Dick in der Zeitschrift für das gesammte Local- und Straßenbahnwesen 1898 ein interessantes Bild seiner Thätigkeit als Oberingenieur des unstreitig größten Straßenbahnunternehmens. Am 26. August 1872 wurde der erste Spatenstich zu der ersten Bahnstrecke Rosenthalerthor — Gesundbrunnen gethan, welche am 5. Juli 1873 baupolizeilich abgenommen und am 8. Juli 1873 dem Verkehre übergeben werden konnte. Von da ab ist eine stete Zunnahme zu verzeichnen. Am Schlusse des Jahres 1874 umfaßte das Gleisennetz bereits 38 764 m Gleise, auf welchem 5 755 787 Personen befördert wurden. Im Jahre 1875 waren schon acht Verkehrslinien geschaffen, welche von 15 332 130 Personen benutzt werden konnten. Am Schlusse des Jahres 1876 wurde ein Gleisennetz von 90 501 m Gleise mit 196 Wagen und 905 Pferden betrieben, welche Ziffern sich 1879 auf 128 188 laufende Meter Gleise, 293 Wagen und 1528 Pferde erhöht hatten. So ging es weiter fort. So stehen gegenwärtig als Verkehrsmittel mehr als 6000 Pferde und 1300 Wagen, von denen ein erheblicher Theil bereits für den seit 1896 theilweise eingeführten elektrischen Betrieb eingerichtet sind, der Gesellschaft zur Verfügung, welche 1897 mehr als 200 Millionen Fahrgäste befördern konnten. Diese Ziffern sprechen überzeugend für die rasche Entwickelung und für die Ausgestaltungsmöglichkeit dieser Verkehrseinrichtung, welche, um dem herantretenden Bedürfnisse genügen zu können, die thierische Kraft durch die elektrische als Triebkraft ersetzen muß. Denn namentlich in den Tagesstunden, wo der Verkehr sich wegen Beginnes oder Beendigung der Geschäftsstunden, der Theater und sonstigen Vergnügungen steigert, vermögen ihn die mit Pferden betriebenen Straßenbahnwagen nicht zu bewältigen und noch weniger gelingt solches an den Sonn- und Festtagen auf denjenigen Linien welche in die Vororte führen. Nur durch Anhängewagen läßt sich dies ermöglichen. Aber diese sind bei thierischen Betriebe nicht anwendbar, vielmehr bloß bei einer elementaren Triebkraft.

Nachdem nun also die Ueberzeugung von der Ergiebigkeit der Straßenbahnen gewonnen wurde, hat sich auch ein

Wandlung in der Straßenbahnpolitik vollzogen. Die Gemeinden, welche ihnen anfänglich mißtrauisch gegenüberstanden und deßhalb ursprünglich für den Gleiseinbau in ihr Straßennetz keine Vergütigung beanspruchten, sondern höchstens sich vorbehielten, bei Einstellen des Betriebes nach ihrer Wahl die Ueberlassung der Gleisanlagen oder deren Entfernen unter Wiederherstellung des bisherigen Straßenzustandes zu beanspruchen, gewöhnten sich bald daran, aus der Gleiseinbaugenehmigung eine Einnahmequelle sich zu erschließen, indem sie theils Beiträge zu den Straßenverbreiterungskosten, theils die Verpflichtung zum Unterhalt des Pflasters zwischen den Gleisen, theils sogar eine Betheiligung an dem Betriebsertrage als Straßenbenutzungsgebühr sich zugestehen ließen. Wie groß die daraus entstehenden Vortheile sein können, belegt die Thatsache, daß die Stadtgemeinde Berlin für das Betriebsjahr 1897 rund $1\frac{1}{2}$ Million Mark Straßenbenutzungsgebühr von der Großen Berliner Straßenbahn vereinnahmte und nach einer von dem langjährigen Syndikus dieser Gesellschaft Dr. K. Hilse in seiner „Straßenbahnkunde" aufgestellten Uebersicht mehr als 15 Millionen auf indirectem Wege durch zur Straßenverbreiterung angekaufte, als Straßenland kostenfrei aufgelassene Grundstücke oder Beiträge zu den Straßenverbreiterungskosten zugewendet erhielt. So mußten z. B. zur Entfernung der Mühlendammcolonnaden 700000 Mark beigesteuert, für die Ueberführung der Gleise über die Straße Unter den Linden und das Kastanienwäldchen 1 Million Mark gezahlt und ein Eckgrundstück am Potsdamer Platz, sowie die Spittelkirche auf Abbruch von ihr angekauft werden. Mit dem Kosten kommt aber der Geschmack. Dies bestätigt sich auch in der Straßenbahnpolitik der Gemeinden, welche fortgesetzt ihre Ansprüche und Auflagen an die Straßenbahnunternehmer steigern.

Eine gesetzgeberische Grundlage für Straßenbahnen war in Bayern durch eine Verordnung vom 20. Juni 1855 geschaffen, welche den Fall vorsah, daß es im öffentlichen Wege zur Anlage und zum Betriebe einer Bahn kommen würde. Eine gesetzliche Regelung der Straßenbahnverhältnisse brachte in Preußen das Kleinbahngesetz vom 28. Juli 1892, welches eine Ergänzung durch das Bahnpfandgesetz vom 19. August 1895 in einzelnen Punkten erhielt. Auch hier erkannte man bereits die Möglichkeit, daß einzelne Unternehmungen für den öffentlichen Verkehr eine solche Bedeutung gewinnen würden, um sie als Theil des allgemeinen Eisenbahnnetzes zu beanspruchen, und räumte im Gesetz vom 28. Juli 1892 § 30 ff. dem Staate ein Recht auf deren Erwerb ein. In Berücksichtigung denkbarer Interessen der Wegunterhaltungspflichtigen eröffnete § 6 a. a. O. ihnen die Möglichkeit zum Erwerbe derjenigen Straßenbahnen, welche gänzlich innerhalb ihres Wegeeigenthums eingebaut sein würden. Zur Förderung des Straßenbahnbaues und zum Besiegen des Widerstandes der Wegeunterhaltungspflichtigen gegen Verwendung der öffentlichen Wege zum Bahnbau wurde in dem Ergänzungsbeschlusse eine erleichterte Form des Enteignungsverfahrens geschaffen. Der Bahnnetzzerstückelung wurde durch die öffentlich-rechtliche Vorschrift vorgebeugt, daß zukünftig nur noch Bahneinheiten (Bahn im Ganzen), welche überdies zu Gegenständen des unbeweglichen Vermögens erklärt wurden, veräußert werden dürfen. Dies ist von Erheblichkeit für die Straßenbahnpolitik. Und wenngleich zur Zeit nur sich diese Rechtsregeln auf das preußische Staatsgebiet beschränken, so ist es dennoch bloß eine Frage der Zeit, bis eine ihnen entsprechende reichsgesetzliche Regelung des Straßenbahnwesens erfolgt sein wird. Denn solche ist unvermeidlich und unaufschiebbar.

Aus den Rechtsregeln, daß nur ganze Bahneinheiten, aber nicht Theile derselben veräußert werden können, sowie daß den Gemeinden ein Vorrecht auf Erwerb nur derjenigen Straßenbahnen zugestanden wird, welche gänzlich innerhalb ihres Wegeeigenthums eingebaut sind, folgt nämlich, daß die Gemeinde nicht in der Lage ist, den Erwerb einer Bahn zu beanspruchen, welche bloß theilweise auf ihrem Straßennetze, theilweise aber außerhalb desselben eingebaut wurde, sobald die Bahnunternehmerin ihrer Pflicht auf Eintragung der Bahneinheit in das Bahngrundbuch nachkam. Um an dem unstreitig größten und daher auch maßgebendsten Straßenbahnbetriebe dies zu veranschaulichen, so erstreckt das Bahnnetz der Großen Berliner Straßenbahn sich über das Weichbild von Berlin hinaus in die Vororte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Tempelhof mit Mariendorf, Rixdorf mit Britz, Pankow, Reinickendorf und Tegel. So lange die bahngrundbuchliche Eintragung noch nicht bewirkt wurde, würde rechtlich dem nichts entgegenstehen, daß die Stadtgemeinde Berlin den Erwerb der in die Berliner Straßen eingebauten Gleise in die Wege leitet. Dies ist ihr aber mit dem Augenblicke verwehrt, wo der einheitliche Zusammenhang mit den Schienensträngen in den Straßen der Vororte urkundlich festgestellt wird. Dann fehlt es für jede der in Betracht kommenden Gemeinden an der Möglichkeit des Erwerbes. Es wird dann aber das Bahnunternehmen sich derart entwickelt haben, daß im allgemeinen Verkehrsinteresse dessen Einstellung sich verbietet. Und dieser Zeitpunkt ist vorsorglich in's Auge zu fassen. Die gemeindliche Erlaubniß zur Benutzung der Straßen für den Gleiseinbau ist nämlich nicht für alle in Betracht kommenden Orte gleichmäßig befristet. Sie endet für Berlin bereits 1919, für die Vororte zum Theil erheblich später. Das Gleiserwerbsrecht der Stadtgemeinde Berlin ist 1919 erstanden. Ob es ausgeübt werden kann, ist aber thatsächlich und rechtlich anzweifelbar, sobald alle Gleisanlagen der Großen Berliner Straßenbahn als nur eine Bahneinheit rechtlich gelten. Und deßhalb muß bei Zeiten darauf Bedacht genommen werden, wer alsdann und in welchem Umfange den Betrieb auf den Berliner Straßen ausüben darf. Hier soll nur die verkehrspolitische Seite gestreift werden.

Daß an Stelle des Staates das Reich die Bahneinheit wegen ihrer Bedeutung für den öffentlichen Verkehr erwerben könnte, dürfte rechtlich nicht anzweifelbar sein, sobald als Reichsgesetz das Gesetz vom 28. Juli 1892 erlassen wird. Dann wird aber die Postverwaltung diejenige Reichsbehörde sein, welcher die Verwaltung der Straßenbahnen zu übertragen ist. Denn sie hat zweckmäßige Einrichtungen für die Besorgung des Verkehrsbedürfnisses, die höchstens erweitert zu werden brauchen, so daß die Verwaltungskosten verhältnißmäßig gering sein würden. Deren Kraftanlagen können dem Bahnbetriebe, die Bahnfahrzeuge der Brief- und Nachrichtenbeförderung dienstbar gemacht werden. Außerdem hat das Reich für seine Verkehrseinrichtungen Anspruch auf unentgeltliche Wegebenutzung, so daß es einer Genehmigung der Straßeneigenthümerin zum Straßenbahnbetriebe nicht bedarf, aber auch von einem Entgelt an die Gemeinde für dieselbe füglich keine Rede sein könnte.

Es kommt deßhalb nur noch die wirthschaftliche Seite in Betracht. Daß die Straßenbahnen in den verkehrsreicheren Ortschaften als finanziell leistungsfähig sich erwiesen haben, bestätigt die Erfahrung. Die Große Berliner Straßenbahn war in der Lage, trotz erheblicher Abschreibungen und ungeachtet der hohen directen und indirecten Abgaben an die Stadt und an den Staat in Form von Steuern eine Dividende in der Höhe zu vertheilen, welche der vierfachen Capitalanlage entspricht, wenn man den Zinsfuß der Staats- oder Reichspapiere zu Grunde legt. In Berlin münden als selbstständige Straßenbahnanlagen die Große Berliner Straßenbahn, die Neue Berliner Pferdebahn, die Charlottenburger Straßenbahn, die Dampfstraßenbahn, die elektrische Bahn von Siemens & Halske ein, welchen die in Anlage begriffene südliche Vorortbahn hinzutritt. Wenn alle diese Straßenbahnen einheitlich betrieben werden, so können infolge unbeschränkter Mitbenutzung der zur Zeit dem einzelnen Bahnunternehmen

entzogenen Schienenstränge der anderen ganz neue dem Verkehrsbedürfnisse entsprechende Linien eingerichtet werden ohne daß daraus nennenswerthe Kosten entstehen. Damit steigert sich die Einnahme aus der Beförderung der Fahrgäste. Auf der anderen Seite fallen die Verwaltungskosten zum größeren Theile fort, wenn statt der jetzigen sechs nur eine Verwaltung nothwendig wird. Endlich stellt der elektrische Betrieb sich ungleich wohlfeiler heraus als der thierische. Und deßhalb ist es vom wirthschaftlichen Standpunkte aus zu empfehlen, daß die Reichspostverwaltung die bestehenden und neu zuerrichtenden Straßenbahnen in den Kreis ihrer Geschäftsthätigkeit hineinzieht. Sie braucht damit nicht erst bis zu dem Zeitpunkte zu warten, wann die einzelnen gemeindlichen Einbaugenehmigungen in ihrer Befristung ablaufen, ist vielmehr auch zur Zeit schon hierzu befugt; allerdings nur unter der Voraussetzung, daß sie die wohlerworbenen Ansprüche der Actionäre befriedigt und die Angestellten der Bahnunternehmer entweder in den Postdienst übernimmt oder wegen ihrer Ansprüche aus dem Dienstvertrage abfindet, gleichwie dies der Staat bei Verstaatlichung der Vollbahnen zu thun verpflichtet war. Je eher sie dieser ihr zufallenden neuen Aufgabe sich unterzieht, desto mehr wird ihr deren Erfüllung leicht und sie den Interessen der dieses Verkehrsmittel benutzenden Staatsbürger sowie des Reiches gerecht werden.

## Literatur und Kunst.

### Die Legende von Theodor Körner.

Von Karl Wiggers.

Das schöne Wort Goethe's, daß „die Deutschen immer gegen früher abgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben," ist wohl im Hinblick auf den jung für's Vaterland gefallenen Theodor Körner ausgesprochen worden. Jedenfalls paßt es auf Keinen so gut, wie auf den begabten feurigen Heldenjüngling, dessen Andenken die Deutschen mit einer wahren Legende umsponnen haben. Eine fromme, schöne Legende, die unserem Volke, das seinen Todten ehrt, selbst Ehre macht, und die wir nicht missen möchten. Da erscheint Alles verschönert und verklärt, und der junge Dichter wird in die erste Reihe unserer poetischen Geister erhoben. Das geschah schon bald nach seinem Tode und geschieht wohl auch heute noch, besonders wenn es sich um ein Vorbild für unsere heranwachsende Jugend handelt. Aber schon zu seinen Lebzeiten protestirte man zuweilen gegen solche Ueberschätzung. Theodors eigener Pathe, Graf Geßler, spöttelte sogar über das verzogene Muttersöhnchen, „unser Karlchen jetzt Theodorchen," und die Gattin Friedrich Schlegel's mediſirte: „In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller; sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei seinen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht". Die wissenschaftliche Literaturgeschichte hat ihn freilich längst entkrönt, wenn auch seine Theaterstücke noch nicht vergessen sind und, wie „Zriny" und der „Nachtwächter", noch heute zum eisernen Bestand unserer Liebhaberbühnen gehören. Nur seine zündenden Lieder, halb lyrisch, halb rhetorisch, leben noch heute und auf lange hinaus. „Ein Strahl von Schiller's hohem Geist erleuchtete seine Seele und verlieh ihm die Kraft hinreißenden Gesanges," sagt Scherer. Ob der Sänger und Held, wenn Napoleon's Fall seinem Dichten den großen Inhalt genommen hätte, sich noch von Schiller's übermächtigem Einfluß, in dem er aufgewachsen war, hätte frei machen können, oder ob er nach Schlegel's Voraussage in die „allerkotzebueschte Gewöhnlichkeit eingedämmert" wäre, sein früher Tod macht diese Frage zu einer bloß akademischen, einer überflüssigen Doctorfrage. Freuen wir uns seiner jungfeurigen Heldengestalt und seines Sangs von Leyer und Schwert!

Die Dichterlegende oder vielmehr die Legende, daß er ein großer Dichter gewesen, ist schön und fruchtbar. Zahllose Gedichte und Bücher feiern und erläutern den Sänger und sein Leben. Die Körner-Literatur reiht sich an Reichthum neben die unserer größten Dichter. Standbilder, wie das schöne von Ernst Hähnel, erheben sich. Sogar ein Körner-Museum haben wir. Ein sinniger Geist und rühriger Sammler, Hofrath Dr. Emil Peschel hat es ganz allein gegründet, im Dresdner Körnerhause aufgestellt, und es ist jetzt Eigenthum der Geburtsstadt Theodors. Und nun haben wir auch eine monumentale Biographie: „Theodor Körner und die Seinen", reich an Abbildungen, authentischen Bildnissen, Autographen, zwei große Bände, ausgestattet mit jenem feinen Geschmack, den wir von dem Verleger E. A. Seemann in Leipzig gewohnt sind. Und das Beste: Emil Peschel selbst ist (im Verein mit dem Greifswalder Gymnasialoberlehrer Eugen Wildenow) Verfasser des prächtigen Werkes, die Liebe für seinen hohen Gegenstand leuchtet aus jeder Zeile, und alle Schätze seines Museums sind hier aufgespeichert und klug verarbeitet. Daß das Buch die Körner'sche Dichterlegende aufrecht erhält, ist selbstverständlich und ganz in der Ordnung. Aber doch sind die beiden Verfasser nicht kritiklose Panegyriker. Man lese nur einmal die ganz vortreffliche Würdigung des „Zriny", wo, wie die Verfasser selbst eingestehen, Schiller „überschillert" wird. Leider weist aber Peschel nicht entschieden genug die Fälschungen zurück, die zuerst die „Gegenwart" (1890) aufgedeckt hat. Das Gedächtniß Theodor Körner's ist nämlich gerade von den Menschen am Schwersten geschädigt und gekränkt worden, die es treu zu hüten am Meisten verpflichtet waren. Schon sein eigener Vater hat an den hinterlassenen Dichtungen, in Ueberschätzung seines natürlichen Rechtes, Aenderungen sich gestattet, die weder historisch berechtigt, noch auch überall ästhetisch zulässig sind. Das gilt selbst von der herrlichen Sammlung „Leyer und Schwert", wo an nicht wenigen Stellen die von dem Dichter selbst gewollte und seinem Freunde Kunze mitgetheilte Fassung ohne Grund verlassen und willkürlich umgestaltet ist. Indessen handelt es sich hier doch nur um verhältnißmäßig kleine Schäden, die eine sorgfältige Prüfung im Einzelnen leicht zu beseitigen vermag. Schlimmeres ist in einer nicht sowohl irrenden, als absichtlich und grundsätzlich täuschenden Darstellung verübt worden, und zwar von dem Kampfgenossen und Jugendfreunde Theodor Körner's, von keinem Geringeren, als Friedrich Förster. Die Besitzer der von Förster veranstalteten Hempel'schen Ausgabe kennen den peinlichen Eindruck, den die von ihm verfaßte und jene Ausgabe einleitende Biographie bei dem Leser zurückläßt. Der Verfasser geht nicht auf in seinen Gegenstand, hat nicht in selbstloser Treue seinen Helden geschildert, sondern mehr sein eigenes als fremdes Lob verkündet. Es hat ihm nicht genügt, als ein treuer im Leben und Tod bewährter Freund des Dichters in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben; seine Name sollte mit allen hervorragenden Momenten im Leben des Dichters unzertrennlich verknüpft bleiben. Wo eine solche Verbindung nicht schon bestand, schuf er sie dreisten Muthes, und entblödete sich nicht, Briefe und Aktenstücke unterzuschieben, die in Wirklichkeit entweder gar nicht, oder doch nicht in dieser Form existirt haben. Der unlängst verstorbene Friedrich Latendorf hat in der „Gegenwart" nachgewiesen, daß Körner z. B. von dem Tode des Großvaters seiner Braut den Eltern eingehende Mittheilungen macht und den Brief mit folgenden bedeutsamen Worten schließt: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig,

was auch die Prüfung gelte." Eltern und Freunde des Hauses deuteten diese Worte auf die aus der Verschiedenheit der Religion des Brautpaares in ihrer Umgebung etwa bevorstehenden Conflicte, denen der Vater mit einem gehaltvollen tröstlichen Zuspruch am 1. Februar 1813 im Voraus begegnet. „Förster's ahnungsvoller Geist hat schon zwei Tage vor Abfassung des Schreibens in Körner's Seele seine Worte im Voraus gelesen und unausgesprochen sie auf den Entschluß gedeutet, an dem europäischen Waffengange persönlich Theil zu nehmen. Diese spiritistische Leistung hat auch Jonas nicht für möglich gehalten; er vermuthet in dem Wiener Briefe ein falsches Datum und nimmt für den 27. etwa den 21. Januar an. Nun könnte Förster nach dem Briefe Theodors geschrieben haben. Leider ist das auch nicht möglich. Wo ein Wiener Brief sofort beantwortet wird, sind fünf, nicht drei oder vier Tage vergangen. Eine Fälschung ist es ferner, wenn Theodor Körner am 20. Februar 1813 (Brief 9 bei Förster) aus historischen Actenstücken ganze Abschnitte copirt haben soll, die sich der Geschichtsforscher Förster gerade bequem zur Hand gelegt hatte; in ähnlicher Weise hat er die von fremder Hand berichteten Thatsachen auf seine Weise zurecht gestutzt, hat sogar die Namen naher Angehöriger, der eigenen Schwester und seines Vaters nicht geschont, um seinen Erdichtungen und Phantastereien, u. A. der Vision Emma Körner's vor dem Ausmarsch, dem angeblich von Goethe zu Meißen am 12. April 1813 einer Anzahl dort rastender Lützower ertheilten „Waffensegen" — man denkt leicht an Caspar's Kugelsegen im Freischütz — der vorbildlichen Grablegung Theodor Körner's einen Schein der Glaubwürdigkeit zu geben. Förster's Unzuverlässigkeit erreicht eine so bedenkliche Höhe, daß man Alles, wofür er allein als Gewährsmann eintritt, in Zweifel zu ziehen berechtigt ist und nach inneren und äußeren Kriterien gewissenhaft prüfen muß." Leider ist Peschel ihm gegenüber nicht mißtrauisch genug. Den oben genannten Brief „Es rückt" ꝛc. citirt auch er, ebenso die kindische Vision; nur mit Goethe's Waffensegen, der ihm wohl zu toll war, verschont er uns gnädig.

Aber neben der Legende vom großen jungen Dichter ist noch diejenige von dem glücklichen Bräutigam, die schon bald nach Körner's Tode angezweifelt wurde. Der Thatbestand ist folgender: Der Burgtheaterdichter, der ein jugendlich vielliebendes Herz hatte, verlobte sich mit der schönen Schauspielerin Antonie Adamberger, seiner „Toni", und die Eltern gaben nur zögernd ihre Einwilligung. Bald entriß er sich auf den Ruf des Vaterlandes den Armen der Liebe — wir kennen Alle seinen wunderschönen Brief an den Vater: „Deutschland steht auf" ꝛc. — und fiel als tapferer Lützower. Die Briefe, die Toni an Theodor gerichtet hatte, verbrannte die Mutter des Dichters später insgesammt, wie sie selbst sagt. Ob die Braut mit den ihr von Theodor zugesandten Briefen ein Gleiches gethan, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich; jedenfalls versichert ihr Sohn, der Geschichtschreiber A. v. Arneth („Aus meinem Leben" I, 47), daß ihm und den Seinigen von der Mutter keine Briefe, keine noch ungedruckten Gedichte Körner's oder sonstige Reliquien von ihm hinterlassen worden seien. Auch in ihren Erinnerungen aus ihrem Leben geht Antonie nur kurz auf den Tod ihres Bräutigams und den Schmerz, den sie darüber empfunden, ein. „Als Theodor," so schreibt sie, „zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche. — Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen Publicums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, athemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüthe das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden. Das ist nicht wie glühendes Eisen, in's kalte Wasser geworfen; es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden ..." „Diese wenigen, aber für mich ergreifenden Worte," sagt der Sohn, „sind Alles, was meine Mutter in ihren freilich nur sehr aphoristischen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Körner und noch dazu erst volle vierzig Jahre später während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren sie Beide so beglückenden, fast ein Jahr dauernden Brautstand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwischen ihnen, nichts über den schmerzlichen Abschied von ihm, indem sie sich gleichwohl so standhaft und seiner würdig erwies, nichts über die Art und Weise, in der sie die niederschmetternde Todesnachricht erhielt, nichts darüber, wie sie über die nächste Zeit nach derselben hinwegkam. Ja sogar, wenn man das recht in's Auge faßt, was sie fast ein halbes Jahrhundert später niederschrieb, sieht man deutlich, wie schwer es ihr wird, von der glücklichsten und gleichzeitig schmerzlichsten Episode ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Einsilbig wird sie, wenn sie von dem redet, dessen glühende Liebe doch die Blüthe dieses Lebens erst recht zur Entfaltung brachte. Und so war es auch, während sie noch unter uns wandelte. Sonst so heiter und so gesprächig, voll geistiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte sie doch fast niemals die Rede auf Körner und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dieses Thema zu berühren. Daher wissen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in seinen und seines Vaters Biographieen zu lesen ist. Diese Mittheilungen aber hier einzuflechten, unterlasse ich lieber, wenn auch meine Mutter in ihren, insbesondere in Theodors Worten, nur im herrlichsten Lichte erscheint. Es dünkt mir der edlen Sache am würdigsten zu sein, wenn ich mich hier einzig und allein auf das Wenige beschränke, was meine Mutter selbst hierüber sagt."

Man hat aber schon bald nach Körner's Tode die Vermuthung ausgesprochen, Theodors Liebe zu seiner Braut wäre in den letzten Monaten seines Wiener Aufenthaltes erkaltet oder gar völlig erloschen. Woher stammt nun die Verdächtigung? Offenbar aus dem intimen Verkehr, in welchen Theodor zuletzt zu Frau v. Pereira und der in ihrem Hause weilenden Cousine Marianne Saaling getreten war. Daß des Dichters Verkehr in diesem Hause, namentlich im Jahre 1813, ein außerordentlich reger gewesen, beweisen deutlich seine zur Zeit noch im Besitze der Gräfin v. Beroldingen (geb. Freiin v. Handel) befindlichen Briefe, welche er vom Kriegsschauplatze an Frau v. Pereira richtete. Peschel bemerkt dazu: „Aber was ihn immer und wieder dahin zog, war im Wesentlichen die geistige, die seelische Verwandtschaft, die ihm in dem hochgebildeten, ästhetisch feinfühlenden Hause täglich mit neuer Macht entgegentrat. So gern er aber auch daselbst weilte, so angenehm und schnell ihm auch die dort verlebten Stunden verrannen: sein Herz blieb unverbrüchlich treu der geliebten Braut zugethan. Aus jenem Verhältniß nun, so scheint es, wurde von neidischen, böswilligen, vielleicht auch aus Mangel an Verständniß den wahren, eigentlichen Thatbestand falsch beurtheilenden Personen die Folgerung gezogen, daß der Dichter mehr und mehr seine Braut vernachlässigt oder ihr gar die Treue, die er ihr geschworen, nicht gewahrt habe. Von solchem Geschwätz gelangte offenbar Einiges auch nach Dresden, wo es leider trotz der vielen gegenseitigen Briefe Theodor's und Toni's aus dem Jahre 1813, von denen Körner's Kunde hatten, bei der Mutter ein geneigtes Ohr fand, und auch die Schwester Emma scheint, offenbar durch sie beeinflußt, schließlich den jedes realen Untergrundes

entbehrenden Zuträgereien Glauben geschenkt zu haben. Unerschütterlich fest in seinem Glauben an die nicht wankende Aufrichtigkeit der Liebe Theodors zu Antonie dagegen blieb der Vater, wie er es ja deutlich genug in der Biographie des theuren Sohnes ausgesprochen hat. Wohl versuchten ihn Minna und Emma zu einer Aenderung seiner Ansicht und demzufolge wohl auch des betreffenden Abschnittes in der Lebensbeschreibung zu bestimmen, aber zum Glück vergeblich." Das ist ja Alles recht schön und gut, aber ein Brief (14. September 1815) bringt der Mutter Ansicht über Theodors erkaltetes Verhältniß zu seiner Braut so entschieden zum Ausdruck, daß man nicht leicht über diesen Punkt hinweg gehen darf. Sie schreibt: „Der Vater hat (in der Biographie Theodors) schön und wahr erzählt; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß er eine Neigung erwähnt, die, so wie ich Theodor kannte, gewiß nicht mehr in der Stärke in seiner Seele lebte. Er hatte das Bessere (Marianne) später gefunden und erkannt, geliebt. Das fühlte meine himmlische Emma und ich — und baten den guten Vater immer, er möchte den jugendlichen Glauben an erste Liebe so ansehen, wie er gewesen war — eine Täuschung. Doch wir Beide vermochten es nicht. Ich sage Ihnen das, theure Freundin, weil ich glaube, daß Sie mich verstehen. Die theure Mutter hatte dies Alles geahndet und dem theuern Jüngling vorausgesagt."

Was die letzte Aeußerung der Mutter betrifft, daß sie ihrem Sohne das, was eintreten würde und nach ihrer Ansicht auch thatsächlich eingetreten war, vorausgesagt habe, so steht damit in einem gewissen Widerspruch nicht nur die Thatsache, daß sie unter den zärtlichsten Küssen bei ihrem Aufenthalte in Wien den Bund Theodors mit Toni segnete, sondern viel mehr noch der Brief, welchen sie später, am 27. September 1837, an L. Wiechelt kurz nach Uebersendung des „Reisebüchlein" schrieb. Dort heißt es: „Toni war sehr schön, sehr liebenswürdig, und ihr Ruf tadellos. Ihr Großvater war Schauspieler; ihre Mutter, Wiens Lieblingsschauspielerin und tugendhaft, starb früh. Toni lebte bei einer Tante unter strengster Aufsicht. Ich gestehe, es kostete mir einen Kampf (aber nur in meinem Gemüth), mich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß mein Sohn könnte glücklich durch diese Verbindung werden. Nie habe ich mir es erlaubt, ein Wort dagegen zu sagen. Der Vater war entzückt wie der Sohn und hatte seine Einwilligung in Wien, wo wir im Jahre 1812 waren, gegeben. — Ein halbes Jahr nach Theodors Tode ging Toni vom Theater und heirathete bald darauf den Inspector von dem kaiserlichen Museum, Arneth. Mir war es zu früh — dies hat mich gegen sie erkältet. Sie hat sich die Achtung und Anerkennung einer tugendhaften Frau erhalten und wurde vor einigen Jahren von der Kaiserin-Mutter zur Hofmeisterin eines adeligen Fräuleinstifts ernannt. Sie hat vor zwei Jahren einmal wieder an mich geschrieben, mir von ihrem Ergehen erzählt; sie lobt ihren Gatten und hat drei Kinder, wovon der älteste Sohn achtzehn Jahre alt ist und Theodor (?) sich nennt. Ich bin mit der Schriftstellerin Caroline v. Pichler in Verbindung; sie war Theodors Freundin, und Toni ist von ihr geschätzt und geliebt. Da hör' ich von ihr." Hier ist freilich zu berichtigen, daß Toni vier volle Jahre nach Theodors Tod geheirathet und daß sie als Frau v. Arneth 1817 dem Vater des Dichters ihre Vermählung angezeigt hatte, woraus Peschel schließt, daß Mutter Körner gewiß auch bereits vorher, von vornherein eingenommen gegen das Verhältniß des Sohnes, leider nur zu willig falschen Einflüsterungen geglaubt habe, wie sie denn auch in der Folgezeit, so oft Antonie an sie Briefe richtete, ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, wenngleich sie äußerlich in ihren Antwortschreiben den Ton freundschaftlicher Gesinnung anschlägt. Die Wahrheit, die Peschel hier offenbar nicht so eifrig sucht, als es wünschenswerth wäre, dürfte sein, daß Theodors Herz sich ebenso sehr der schönen Berliner Jüdin zuwandte, daß er sich im schöngeistigen Haus ihrer Cousine mindestens ebenso wohl fühlte, als bei seiner Braut und deren stockkatholischer Tante. Etwas Wahres war an dem Gerücht gewiß. Klatschereien, der Unterschied der Religion, vielleicht der verweigerte Uebertritt u. s. w. mögen Theodor, obwohl er Toni bis zum Tode liebte, erregt und mißmuthig gemacht haben, so daß seinem patriotischen, ritterlichen Sinn eine vorübergehende Trennung doppelt erwünscht war. Daß Mutter und Schwester, vor Allem aber die spinöse Tante Dora, das Urbild zu Kleist's böser Kunigunde im „Käthchen von Heilbronn", gegen Toni eingenommen waren, ist gewiß. Sie war ohne Zweifel die Seele der Toni-Feindschaft, was Peschel ebenso übersieht, wie daß die verwachsene alte Jungfer selbst sehr schlimme Erfahrungen mit ihrem katholischen (allerdings vier Jahre jüngeren) Bräutigam Huber gemacht hatte! So sprach im Körner'schen Hause, der Vater ausgenommen, Alles gegen die bigotte Schauspielerin. Und daß auch die jüdischen Kreise Arnstein-Pereira-Saaling den Bräutigam zu verhetzen suchten, kann als gewiß angenommen werden. Sicher ist, daß Theodor aus dem Felde an diesen Freundinnenkreis sehr häufig und sehr herzlich schrieb, vielleicht mehr als an die Braut. Jedenfalls ist es schade, daß die Zerstörung dieses Briefwechsels durch Theodors Mutter die Ergründung der vollen Wahrheit unmöglich macht.

Wie sehr der glückverwöhnte Dichter von Frauen und Mädchen angeschwärmt wurde, bezeugt ein im Körnermuseum aufbewahrter schriftlicher Bericht, der in Peschel's Buch seine Stelle findet, ohne daß auf die Untersuchung über die vielleicht mehr oder minder anzuzweifelnde Richtigkeit des dort Erzählten eingegangen wird. Eine Dame erzählt: „In meinem elterlichen Hause zu Reichenow bei Wrietzen a. O. verkehrte in den Jahren 1820—32 viel und Wochen lang eine Freundin meiner Mutter — ein Fräulein Lisette Appelius aus Wrietzen — eine hochgewachsene, schöne Blondine, zu der wir Kinder (ich war damals zehn Jahre alt) bewundernd emporschauten und ihren Erzählungen lauschten. — Mit vollkommener Bestimmtheit erinnere ich mich folgender, von uns gehörten und fest haften gebliebenen Erzählung. Theodor Körner war in Berlin mit der Familie des Buchhändlers Parthey eng befreundet und in den geselligen Cirkeln des gastfreien Hauses ein häufiger Gast. — Bei Gelegenheit einer größeren Gesellschaft, aus Jung und Alt gemischt, trug Körner mehrere seiner patriotischen, zündenden Lieder vor, die mit der jene Zeit und Verhältnisse auszeichnenden Begeisterung aufgenommen wurden. — Nach dem Schluß eines der Lieder wendet sich Körner in eigener Erregung an den Kreis der jungen Damen und fragt: „Und welches deutsche Mädchen giebt mir nun den ersten Kuß?" — Alles schweigt betroffen. — Da erhebt sich ein wunderschönes, blondgelocktes Mädchen von 16 Jahren; tief errötend, geht sie auf Körner zu und küßt den Helden und Dichter vor der ganzen Versammlung. Dies junge Mädchen war Lisette Appelius, Tochter der verwittweten Accisenräthin Appelius, damals in Wrietzen a. O. lebend. Lisette lebte oft Monate lang in Berlin in den Familien des Hofrathes Parthey und des Geheimrathes Kohlrausch. Sie verheirathete sich erst 1834 an den Dr. Haseloff in Berlin und starb schon im Jahre 1840". Eine hübsche Episode von einer anderen Berichterstatterin: „In den Kriegsjahren war auch in dem an der Grenze von Preußen gelegenen Städtchen Grabow viel Militär. Bei einem feinen Ball, den die Einwohner gaben, war auch Theodor Körner anwesend und zeichnete eine junge hübsche Dame durch Unterhaltung und Tanz aus. Ihr Mädchenname ware Julie Gahrtz. Sie heirathete einen Kaufmann Jakob Rodatz in Grabow i. M. Ich habe Beide gekannt, aber nur als alte Leute. Ihre Nachkommen sind nach Amerika gegangen. Sie erzählte gar gern und mit Stolz von ihrer Bekanntschaft mit Theodor Körner. Auch hat sie mir recht ausführlich Folgendes mitgetheilt,

was allgemeines Interesse haben kann. Ein junger Officier war in Grabow gestorben, ob an seinen Wunden oder Strapazen des Krieges, weiß ich nicht, auch nicht, ob Theodor Körner zum Begräbniß oder zufällig nach Grabow gekommen war. In dem Augenblicke, wie die Julie Gahrtz, welche wohl etwas schwärmerisch war, einen Kranz in oder auf den Sarg legte, trat Theodor Körner in's Zimmer, sah bewegt den todten Kameraden an und dankte dem jungen Mädchen für diese Blumengabe. Als er ging, sagte er traurig zu ihr: „Sollte ich fallen, würden Sie mir dann auch einen Kranz bringen?" Sie antwortete: „Wenn ich es machen kann, ganz gewiß." Als Körner bald darauf bei Rosenberg fiel und er nach Wöbbelin gebracht wurde, kam die Trauerbotschaft auch nach Grabow. Julie Gahrtz wand einen Blumenkranz und fuhr mit einer Freundin sofort nach Wöbbelin, um ihr Wort zu lösen. Sie kamen erst gegen Abend hin, als Theodor Körner schon begraben war, und legten den Kranz in's frische Grab hinein."

Ueber die Entstehungszeit des Schwertliedes, das Immermann einen der höchsten Laute unserer Sprache nennt, gehen die Meinungen auseinander. Die gewöhnliche Annahme ist, daß es wenige Stunden vor des Sängers Tode abgefaßt worden sei. Im Anschluß an die Datierung des Vaters trägt das Schwertlied in fast allen Ausgaben von „Leyer und Schwert" die Ueberschrift, daß es unmittelbar vor des Dichters Tode entstanden sei. Dem gegenüber steht nun aber zunächst der Bericht eines durchaus glaubwürdigen Zeugen, des nachmaligen Wirkl. Geh. Rathes Wilhelm Beuth, des berühmten Begründers des Gewerbe-Institutes zu Berlin (1781—1853). Damals dem Stabe des Generallieutenants Woronzoff als Adjutant attachirt, hatte er, ohne selbst das verhängnißvolle Gefecht mitgemacht zu haben, das traurige Glück, am 27. August 1813 der Bestattung Theodor Körner's beizuwohnen. An demselben Tage schrieb nun Beuth, noch bevor Theodor zur Ruhe gebettet war, an Parthey über den Tod des Dichters einen Brief, dessen Schluß also lautet: „Das letzte Gedicht in seiner Brieftasche schrieb er in Kirchjesar am 24. d. M.; ich lieh ihm einen Bleistift dazu, den ich als Andenken aufbewahren werde." Diese Worte, die im Vergleich zu dem für gewöhnlich als Entstehungszeit des Liedes angenommenen Datum auch innerlich die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, finden eine weitere Stütze durch den Bericht eines zweiten Augenzeugen, in dessen unmittelbarer Nähe Theodor am 26. August von der tödtlichen Kugel getroffen wurde. Ferdinand Zenker nämlich, damals Oberjäger, nachher Lieutenant, schreibt in seiner Autobiographie („An meine Kinder. Erinnerungen aus meinem Leben". 1864) gelegentlich der Beschreibung des Zuges, der für den Dichter so verhängnißvoll werden sollte, also: „Nachdem wir den ganzen Tag über geritten waren, fütterten wir in der Nacht auf einem großen, einzeln liegenden Gutshofe (d. i. Gottesgabe) in der Nähe von Rosenau. In einem Zimmer des Wohnhauses traf ich mehrere Adjutanten und Officiere, unter ihnen Theodor Körner, der Gallopin bei Lützow war, nachdem seine bei Kitzen erhaltene Wunde geheilt und er von wackeren Sachsen gerettet und uns zugeführt war —. Körner dichtete hier das Lied: „Du Schwert an meiner Linken!" und er schrieb es in seine Brieftafel. Die anderen paßten dem eine Melodie an, und so ward's sogleich gesungen!" Auch nach dieser Nachricht also ist das Schwertlied nicht erst am 26. August entstanden, sondern bereits am Abend des 25. August in Gottesgabe am Clavier vorgetragen worden. Ungenau dagegen ist offenbar Zenker's Ansicht, daß das Lied damals erst gedichtet worden wäre. Viel wahrscheinlicher ist, daß Theodor in Kirchjesar Zeit und Muse gefunden hat, wenigstens den größten Theil der Verse des Gedichtes, welches in dem Taschenbuche nur die Ueberschrift „Schwertlied" ohne jeden weiteren Zusatz trägt, zusammenzustellen. Denn so wird schließlich die Entstehung des Schwertliedes zu denken sein: bis auf die letzte Strophe, vor der ein ganz guter Abschluß ist, hat es der Sänger am 24. August in Kirchjesar verfaßt und am 25. August in Gottesgabe gesungen; die letzte Strophe, die so eine ganz besondere Bedeutung erhält, ist dann wenige Stunden vor Beginn des Gefechtes, als es sicher in Aussicht stand, hinzugefügt worden, so daß das ganze Gedicht Theodors Schwanengesang genannt werden kann.

Aber der Legende droht noch andere Gefahr. Peschel verschweigt die verschiedentlich abfällige Kritik, die Lützow und seine wilde verwegene Jagd zumal von fachmilitärischer Seite erfahren hat. Auch Karl Koberstein in seinem Preußischen Bilderbuch (1887) hat die Lützower fast wie „Libertiner" aus Schiller's Räubern geschildert: eine tollkühne Horde ohne Manneszucht und Vernunft. Auch der umgesattelte Bergmann, relegirte Leipziger Student, Raufbold und Renommist und beurlaubte Theaterdichter Körner habe seinen Tod durch Leichtsinn und Uebermuth selbst verschuldet; auch sei er von einer deutschen Kugel gefallen. Dem gegenüber hat „ein alter Lützower" Körner in Schutz genommen und Brasch namentlich die Verdächtigung, daß Theodor durch einen Deutschen erschossen worden sei, widerlegt. Bei dieser Gelegenheit führt Peschel den von Brasch nicht angegebenen Namen des Mannes an, der gesehen haben will, daß ein deutscher Musketier, Namens Franz, den Dichter erschossen habe. Es ist der ehemalige Lehrer Schönborn zu Dhaun bei Kreuznach. Die andere, erst in jüngster Zeit aufgetauchte „Richtigstellung vom Ende des Heldenjünglings Theodor Körner", wonach er von einem gefangenen französischen Officier oder auch von dessen Diener nach Beendigung des Gefechtes erschossen worden wäre, stammt von dem ehemaligen Lützower, späteren Superintendenten Peter Stiefelhagen zu Gummersbach. Verbreitet war dieser Bericht, zu Berlin wenigstens, schon im Jahre 1814. Emma Körner schreibt am 27. September aus Ludwigslust an Frau v. Pereira: „Es ist ganz eigen, daß es so schwer ist, über seine letzten Augenblicke eine ausführliche Nachricht zu erhalten, und wann er den Schuß bekommen. Wir sahen mehrere Officiere des Corps in Berlin, aber keiner von diesen war bei dem Tode gegenwärtig, und ihre Erzählungen, die sie wieder von Anderen hatten, widersprachen sich manchmal. Hier ist die Sage nun allgemein, daß, nachdem man den Transportwagen weggenommen und die Eskorte zu Gefangenen gemacht, Theodor und Hardenberg mit den Worten ‚Pardon' nochmals auf sie zusprengten, da Andere sie gleich hatten niederhauen wollen, und einer der Gefangenen ergreift in diesem Augenblicke eine Flinte auf dem Wagen vor ihm, zielt und trifft sogleich Theodor. Derselbe Franzose ist, fürchterlich zugerichtet, hier eingebracht worden, wo ihn das Volk noch gemißhandelt und er wenige Stunden darauf verschieden ist. Wie der gefangene Franzose hat zu der Flinte kommen können, ist mir dunkel in dieser Erzählung, und Graf Dohna-Wundlacken, welcher jetzt noch nicht in Berlin, aber dabei war, wie Theodor den tödtlichen Schuß erhielt, ist der Einzige, welcher uns hierüber Aufschluß geben kann." Von Neuem gelangte dann diese romanhafte Nachricht in die Oeffentlichkeit aus der hinterlassenen Lebensbeschreibung des in Aachen verstorbenen Dr. W. Krimer, einstigen Oberjägers im Lützow'schen Corps. Ein Brief, der gleichfalls die letzten Stunden Theodors behandelt, ist von Helfritz an Fr. Förster im Juli 1846 geschrieben. Doch ist derselbe, weil von Förster mitgetheilt, mit einer großen Vorsicht zu benutzen. „Im Jahre 1863 erschienen in der Gartenlaube zwei Berichte über Körner's letzte Stunde und Tod. Der eine war nicht von einem Augenzeugen, sondern nur die Wiedergabe des Gehörten. Der andere Bericht war von einem niederträchtigen, ehrlosen Schulmeister am Rhein, der sich die Schmach vindicirte, Körner getödtet zu haben. Derselbe sagte, er habe damals unter den Franzosen gedient, sei bei der Besatzung des Proviantrains gewesen, sei von Körner angegriffen worden,

habe sich in einen Graben geworfen und von da aus Körner erschossen. Schändliche, infame Lüge! Hätte der Mensch die That auf dem Kampfplatze verübt, so würde er in tausend Fetzen zerhauen sein und hätte seine Lüge nicht in die Welt schicken können. Wer Körner getödtet, ist von Niemand gesehen worden und hat nicht erreicht werden können."

Ein vierter, von dem ehemaligen Lützower Eduard Jähns in seinem Tagebuche hinterlassener Bericht findet ebenfalls bei Peschel seine Stelle; da er aber nicht von einem Augenzeugen — wenigstens was den Tod Theodors betrifft — herrührt, darf auf ihn kein großes Gewicht gelegt werden, zumal da auch ein fehlerhaftes Datum sich darin findet. Immerhin ist der Bericht interessant, da er zeigt, wie schon unmittelbar nach dem so tieftraurigen Ereigniß über das Gefecht bei Rosenberg und speciell über die Veranlassung zu Theodors Tod gesprochen und gedacht wurde. „Am 26. August, als Lützow einen Haufen Reiter in der Gegend von Gadebusch zur Aufhebung einer Proviantcolonne des Feindes detachirte, blieb der edle Körner als Führer dieser wackeren Kämpen in einem Gehölz, wo er von einem Nichtswürdigen, dem schon Pardon zugesagt war, in den Unterleib geschossen wurde. Körner's Heftigkeit war daran schuld; denn nicht zufrieden mit 54 Wagen und 32 Gefangenen, wollte er die übrigen 30 Wagen, die sich mit ihrer Mannschaft zu schnell in den Wald machten, als die ganze Beute in unsere Hände liefern. — Sein entseelter Körper mit denen mehrerer wackerer Streiter kam den 29. bei uns an. Wir ließen in der Eile einen Sarg verfertigen und legten ihn, ruhend auf Eichenlaub, unter einen jener beiden deutschen Bäume bei Wöbbelin, die in der Gegend allein stehen. Ich selbst war einer von seinen acht Trägern. In ein von der Rinde entblößtes Oval brannten wir Namen und Datum zum Gedenken in den Baum. — So war auch dieser, der trefflichsten des Corps einer, hingeschieden zur Trauer für seine Gefährten, zur Trauer aller Menschen." Durch diese Erzählung von Körner's „Heftigkeit" wird ohne Zweifel Koberstein's Auffassung gestützt.

Unter den Freunden, die des Dichters Grabhügel mit Rasen bedeckten, und denen es am schwersten geworden, einen solchen Todten zu überleben, hebt der Vater besonders den Oberjäger v. Berenhorst hervor. „Wenige Tage darauf (am 16. September)," so schließt Dr. Körner die Biographie seines Sohnes, „stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Gefechte an der Göhrde. Mit den Worten: ‚Körner, ich folge Dir!' stürzte er auf den Feind und, von mehreren Kugeln durchbohrt, sank er zu Boden." Dem letzten Theile dieses Berichtes steht nun aber gegenüber die Erzählung des damaligen Oberjägers Siewersen (später Pastor zu Bösau am Plöner See), der in dem Gefechte bei der Göhrde dicht neben Berenhorst ging und bis zuletzt mit ihm redete, von dem oben erwähnten Ausrufe desselben jedoch nichts gehört hat. „Bei dem ersten Schusse," so lautet dessen Bericht, „den er erhielt, setzte er sich nieder; indem ich ihn fragte, was ihm fehle, erhielt er den zweiten, und mit den Worten: ‚Ich habe genug', sank er um."

Wie Theodors Angehörige den handschriftlichen und brieflichen Nachlaß ihres Sohnes verschenkt und zerstreut haben, ebenso manche Reliquie, ist bekannt. Der wackere Peschel hat Jahrzehnte lang unverdrossen gerettet, was zu retten war. Die Schicksale nur eines Stückes wollen wir erzählen. Am 8. August 1814 schrieb Emma an Frau von Pereira: „Auf meine Bitte überließen mir damals, als wir Theodors Sachen erhielten, die guten Eltern den Zwanzigkreuzer, den er um den Hals getragen; die Schnur, welche Sie daran geknüpft, ist von der Verwundung bei Kitzen mit seinem Blut gefärbt. Erlauben Sie mir, dieses Andenken in Ihre Hände zu legen; es ist mir sehr theuer; aber gern weiß ich es bei Ihnen als zweiter Schwester meines Theodor." Diesen vom Dichter bis zu seinem Tode als Amulett getragenen sogen. Marienzwanziger bat sich später von der Baronin der Erzherzog Max von Oesterreich, der spätere Kaiser von Mexiko, aus und bewahrte ihn unter seinen Merkwürdigkeiten in Miramare auf. Nach dem Ende des unglücklichen Fürsten ließ der jetzige Kaiser Franz Josef das Erinnerungsstück durch Vermittelung des Kronprinzen Rudolf an das Körnermuseum gelangen. Auch Körner's Stammbuch, das im Besitze des Herausgebers dieser Blätter ist, wird in's Körnermuseum „heimfinden".

---

## Das Wesen des Lustspiels.

Von Professor Kurt Bruchmann.*)

Die Mühen und Enttäuschungen des Lebens haben als ein Heilmittel die Komödie entstehen lassen, wenn man nicht als ihre eigentliche psychologische Wurzel die Fähigkeit ansehen will, fremde Schwächen zu bemerken. Von der Komödie gilt noch deutlicher als von der Tragödie: ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Die Tragödie entläßt uns „heiter", insofern sich unsere Affecte sympathisch ausgesprochen fühlten und entladen haben, insofern wir die Vernunft des Weltlaufes, wenn auch in seiner bloßen Kausalität empfunden haben. Das Ziel der vollendeten Komödie ist, wie Schiller sagt, einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen. Nach Schopenhauer enthält das Lustspiel die Aufforderung zur fortwährenden Bejahung des Willens zum Leben. Es besage, daß das Leben im Ganzen recht gut und besonders kurzweilig sei. Da uns auch Spinoza den Besuch des Theaters großmüthig gestattet und es weiser findet, die Dinge zu brauchen und sich möglichst an ihnen zu erfreuen, da wir zu desto größerer Vollkommenheit übergehen, mit je größerer Freude wir uns erfüllen lassen (Eth. IV, 45 schol. 2), so werden wir mit gutem Gewissen, selbst ohne Metaphysik, das Lustspiel als eine vortreffliche Einrichtung ansehen und viel nothwendiger finden, als die Tragödie.

Die Anfänge der Komik leiten sich, so viel sich sehen läßt, von der frohen, übermüthigen Laune, von einem gesteigerten Selbstgefühl her. Nachdem sich Acteure und Publicum geschieden hatten, wurde das Leben von seiner lustigen Seite für den Zuschauer copirt. Entsprechend der Stimmung des Ursprungs ist im Lustspiel die Sympathie immer auf Seiten des Stärkeren oder des Siegers, während im Trauerspiel der Unterliegende unsere Theilnahme finden soll. Lucan's victrix causa deis placuit sed victa Catoni paßt also nicht für das Lustspiel. Die Sache, die hier siegreich ist, gefällt dem katonischen Zuschauer, selbst wenn sie den Göttern mißfällig sein könnte. Wir haben gar nicht zu fragen, welche Motive im Lustspiel gestattet sind, sondern welches die hauptsächlichsten sind und wie sich das Grundbedürfniß der Erheiterung nüancirt und verschieden befriedigt hat.

Lessing (und Spinoza) unterscheiden ausdrücklich zwischen Lachen und Verlachen. Mir scheint, die Grenze wird nicht immer leicht zu finden sein. Jedenfalls hat die Komödie stets ein robustes Gewissen gehabt, wenn anders es ihr jetzt sollte verloren gegangen sein. Was erregt uns denn zum Lachen?

---

*) Der durch eine feinsinnige Monographie über Wilhelm v. Humboldt und tiefbohrende psychologische Studien zur Sprachgeschichte bekannte Verfasser läßt bei Wilh. Hertz in Berlin eine „Poetik, Naturlehre der Dichtung" erscheinen, die um ihren scharfsinnigen ästhetischen Analysen willen nicht nur die Fachleute interessiren wird, sondern auch das große Publicum, dem sie feinspürige Untersuchungen in lebhaft anregender Form bietet. Das obige Kosthäppchen möge zur Empfehlung des schönen Buches dienen. Die Redaction.

Zunächst scheint es, nur irgend eine Schwäche. Sie kann körperlich, intellectuell, moralisch sein, dauernd oder in augenblicklicher Situation, sogar ein unverschuldetes leichtes Mißgeschick. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Eine respectable Persönlichkeit will einen Graben auf einem Brett überschreiten. Diese profane Vorrichtung zeigt sich dem körperlichen und geistigen Gewicht des sonntäglichen Spaziergängers nicht gewachsen, so daß er mit einem Bein in's Wasser fällt. Wir hätten ein Recht, oder die Pflicht, gesittet Pfui zu sagen und lassen uns doch vielleicht zu einem despectirlichen Lachen hinreißen, wenn wir glauben, daß jener Vorfall keine ernsten Folgen haben wird. Ein Wanderer kommt im Gebirge triefend und schmutzig in die gefüllte Gaststube einer Baude: er erregt die Anwesenden zu einem lauten Bravo. Jemand hält einen zersprungenen Cylinder in der Hand und versichert, der läßt sich noch lange brauchen. In diesem Augenblicke bewirkt eine Tücke des Zufalls, daß der Cylinder herunterfällt — worüber mit Lachen quittirt wird. Ein „alter Herr" hält auf einem Stiftungsfeste eine Rede. An die Kanzel gewöhnt, klettert er auf die Musiktribüne, stolpert und beginnt dann zu reden: das alte Burzenhersch (statt Burschenherz) bleibt ewig jung. Das ist wieder eine Malice des Schicksals, die leicht einige Heiterkeit erregen kann. Sogar die Verzweiflung einer Frau, wie der braven Frau Nüßler, als Jochen durchaus eine Rede halten will, kann diesen unfreiwilligen Erfolg haben.

Wenn ein höchst sparsamer Mensch mit biederer Salbung versichert, Geben sei das Schönste, so müssen wir über ihn lachen. Freilich noch mehr, wenn er durch qualvolle Umstände gezwungen wird, diesen geheuchelten Grundsatz zu befolgen. Der Prahler macht uns Spaß, ebenso wie die Enthüllung, wodurch er sich in seiner wahren Gestalt zeigt.

Die Komödie hat ohne Bedenken die menschlichen Schwächen alle benutzt zum Zweck der Erheiterung. Sie hat rohe Späße über körperliche Gebrechen gemacht und somit bis zur Brutalität Partei ergriffen für die Robusten und Gesunden. Vorübergehende Schwäche, wie Betrunkenheit, welche das Hallo des Pöbels entfesselt, ist nicht unbenutzt geblieben. Aus dem Repertoire der geistigen Eigenschaften hat sie allerdings reichlicher schöpfen können. Bloße Zankereien erregen, wie eine antike Erfahrung besagt, beim Zuhörer leicht Vergnügen. Eine gewohnheitsmäßige Neigung dazu kann sich in Proceßwuth kundgeben. Ein Verliebter und Eifersüchtiger kann sich lächerlich machen, wie ein Geiziger, Zerstreuter, Furchtsamer, Dünkelhafter, Pedantischer, Abergläubischer, Beschränkter und allzeit Gefühlvoller. Diese Schwächen und ihre Folgen nennen wir lächerlich. Aber wir haben auch ein Lachen der Anerkennung. Die Gewandtheit, ja Verschmitztheit, mit der Jemand seinem Gegner siegreich gewachsen ist, erregt ein beifälliges Lachen, je unerwarteter sich Jener aus der Schlinge zieht oder einen Angriff abwehrt. Ist es nicht so bei Reineke Fuchs und seinen menschlichen Analogien? Der geschickte Heuchler, der durchtriebene Schalk ist auch geeignet, uns die heitere Seite des Lebens zu veranschaulichen. Wenn wir ferner die Naivität nicht als eine gesellschaftliche Schwäche bezeichnen wollen, so muß die Darstellung von allerlei Naivitäten als ein dritter Grund des komischen Vergnügens betrachtet werden. Viertens endlich der Contrast zwischen dem Ausdruck und der bezeichneten Sache oder zwischen dem Charakter des Redenden und seiner vornehm gewählten Sprache, wie z. B. in Cervantes' Gauners Wittwenstand.

Die Frage nach dem sittlichen Zweck des Lustspiels bei allen diesen Motiven läßt sich principiell gar nicht erheben, so unendliche Mühe man sich damit, sogar bei Plautus, gegeben hat. Es mag sein, daß manche Lustspiele sich mit menschlichen Fehlern abgeben, um sie zu verbessern: dann sind sie in der Wahl der Mittel oft nicht glücklich gewesen. Wo steht es denn geschrieben, sagt Lessing, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Die Komödie, fährt er fort, will durch Lachen bessern, aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. „Ihr wahrer, allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmeren oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheit, wie z. B. den Geiz, heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres Präservativ als das Lächerliche." Muß man auch hier zugeben, daß der moralische Zweck und das Motiv der Dichter nicht dasselbe zu sein brauchen, so wird man durchaus dem beistimmen, daß der wahre allgemeine Nutzen der Komödie im Lachen selbst liegt. Daß auf der Bühne z. B. Väter durch leichtsinnige Söhne oder verschlagene Bediente um Geld geprellt werden, das sie sich mühsam verdient haben, ist freilich nicht ein Vorgang, zu dessen Nachahmung das Lustspiel ermuntern soll. Wer es darum unsittlich findet, weil die Betrüger glücklich sind, statt bestraft zu werden, hat sein persönliches Recht zu diesem Urtheil.

Nur hat sich die Entwickelung der Literatur nicht um dieses moralische Bedürfniß gekümmert, sondern um das Heiterkeitsbedürfniß. Der Dichter kann sagen: so ist das Leben. Wenn unter Euch wohlhabende Väter mit leichtsinnigen Söhnen sind, so laßt Euch warnen. Eine derartige Komödie hat aber ihren Reiz auch schon darin, daß uns die Seele des Alten schrittweise in ihren Qualen enthüllt wird, wie Molière's Fourberies de Scapin II 8. Hier ist eine Gelegenheit zu einer annähernden Photographie der Seele, während uns leider manche andere Pein nicht in dieser Weise veranschaulicht werden kann.

Wie muß dem zu Muthe sein, dem die Lorbeeren eines wohl vorbereiteten Toastes entrissen werden! Da wir in Gesellschaft viele Qualen nicht verraten können, so ist der Zuschauer dankbar, wenn er Einige dargestellt sieht. Wen es wurmt, daß sein Vergnügen daran nicht tugendhaft ist, der darf nicht in die Komödie gehen. So lange sie nicht in das Gebiet der Phantastik hineinbaut, benutzt sie das menschliche Leben mit allen Möglichkeiten der Erheiterung.

Während die Theoretiker dem Zufall in der Tragödie nur eine bescheidene Wirksamkeit gestatten, setzen wir uns in der Komödie leichter darüber hinweg, wenn er uns nur zum Lachen bringt. Alle glücklichen, echten Lustspielmotive, meint Vischer, drehen sich um einen schlagenden Moment des neckenden Spiels zwischen Berechnung und Zufall.

Er macht sich nun doch in der Geschichte und im Leben tausendfach geltend. Also könnte er im Drama vielleicht einfach realistisch copirt werden? Das ernste und das heitere Drama benutzen ihn aber verschieden. Maccauley z. B. erzählt uns, daß Windwechsel und Verschwinden des Nebels Wilhelm von Oranien retteten und conträrer Wind den Feinden schadete. Das war für die geplante Handlung ein Zufall. Ebenso ist es Zufall, daß eine Armee, wenn sie über Lehmboden marschiren soll, trockenes Wetter hat — sonst könnte sie in der knapp bemessenen Marschzeit nicht zur Stelle sein. Es ist Zufall, daß Hamlet einen schlechten Oheim hat, daß Polonius außer dem Sohn Laertes noch die Tochter Ophelia hat, daß Hero den Leander an jenem Fest erblickt.

In einer Gesellschaft zeigt Jemand, dem dergleichen Vergnügen macht, eine Goldmünze herum. Sie ist schließlich nicht mehr zu finden. Wo ist sie? Da schlägt Jemand vor, die Anwesenden sollen ihre Portemonnaies zeigen, die Münze könnte mechanisch eingesteckt worden sein. Alle außer einem

sind dazu bereit. Dieser geht weg, ohne seine Weigerung zu erklären. Nach einigen Tagen wird die Münze in einer Serviette gefunden. Jener Theilnehmer, der sich einer Durchsuchung widersetzt hatte, erzählt nun, er habe an dem Abend zufällig auch eine Münze derselben Art bei sich gehabt, aber sie zuerst nicht zeigen wollen, um dem Andern nicht das Vergnügen zu verderben, zuletzt, um nicht etwa in einen heillosen Verdacht zu gerathen.

Für das Drama bedeutet der Zufall alle Ereignisse und Umstände, insofern sie nicht vom Menschen beabsichtigt oder herbeigeführt sind. Würde nun in der Tragödie der Held durch blinde Naturzufälligkeiten in's Elend gebracht, oder gar zum Tode, so würde uns dies unbefriedigend scheinen. Es wäre wie eine bloße Brutalität des Schicksals. Unser Bedürfniß nach Harmonie und Gerechtigkeit des Weltlaufs scheint zu verlangen, daß der Zufall sinnvoll ist. Dann müßte in ihm Etwas von der Bedeutung des Weltlaufs zum Vorschein kommen, wie wenn der Zufall das Werkzeug einer Weltvernunft wäre. So trinkt die Königin den vergifteten Trank, der für Hamlet bestimmt war; Laertes wird, da man in der Hitze des Gefechts die Rapiere gewechselt hat, durch sein vergiftetes Rapier getroffen. Beide Zufälle lassen wir uns gefallen, weil sie uns vernünftig zu sein scheinen. Freilich wünschen wir mehr, daß das tragische Schicksal nicht durch Zufälle hereinbricht, sondern sich darstellt als strenge Nothwendigkeit, als Conclusion aus den gegebenen Prämissen des Charakters und der Umgebung, die auf seine Eigenheit naturgemäß reagirt.

Im Lustspiel dagegen nehmen wir es nicht so genau; da erfreut uns das Spiel des Zufalls. Wir finden es einfach erheiternd, wenn ein Liebender zum Stelldichein strebt und statt des Mädchens etwa die mißtrauische Duenna antrifft, welche sich „sehr wundern" muß, ihn zu dieser Zeit im Garten zu finden. Er riskirt eine Nothlüge, versucht sich bei der unentwegten Hüterin niedlich zu machen, geräth in Widersprüche ꝛc. Ein Mensch, der angeblich nicht zu Hause ist, muß im Nebenzimmer des Besuchs charakteristisch niesen, wodurch er sich verräth. Ein Unberufener wird zufällig Zeuge einer häuslichen Intimität. Bei Andersen (glaube ich) platzen Jemand auf dem Balle einige Knöpfe ab, sodaß er verschwinden muß und seine Liebeserklärung nicht anbringen kann.

Aber die grimmen Kritiker denken nicht selten anders, als das harmlose Publicum. Wenn es dem Dichter Kopfzerbrechen macht, lustige Zufälle zu erfinden, durch Situationskomik zu wirken, so verlangt man noch außerdem, daß er wo möglich ohne das Spiel des Zufalls auskommt und nur die logische oder psychologische Consequenz der Charaktere oder der Gedanken, die in diesen Personen Fleisch und Blut angenommen haben, zur Führung der Handlung und zur Erzielung von Heiterkeitserfolgen benutzt. Dieses sogenannte Charakter-Lustspiel ist natürlich schwieriger. Die Verwickelungen sollen nur aus den Charakteren fließen. Was geschieht, soll streng begründet, das Ergebniß innerlich vorbereitet sein, sodaß es eintreten muß, auch ohne daß ein Zufall dabei mitspielt.

Es scheint, daß der strenge Realismus beim Lustspiel schwieriger ist, als beim Trauerspiel. Unwillkürlich reißt die wohlberechtigte Absicht, Heiterkeit zu erregen, den Dichter zur Benutzung unrealistischer Mittel fort. Daher sehen wir in den Possen, Schwänken, Burlesken ꝛc. in der Regel den Dichter um Realismus wenig besorgt. Die einzelnen Scenen mögen naturgetreu sein, obgleich sie es auch nicht immer sind, aber nach dem Sinne und der wirklichen Begründung der Handlung darf man nicht fragen. Und in der Regel sind wir so gewissenlos, damit zufrieden zu sein, wenn wir nur lachen können. Nicht über mangelhafte Motivirung pflegen wir dem Lustspieldichter zu zürnen, sondern über Mangel an Erheiterung. Freilich muß das Lustspiel eine Handlung haben; aus bloßen populären Redensarten, Witzen, Zankerei, Prügel ꝛc. kann es nicht bestehen, obgleich solche Scherze durch die erfrischende Natürlichkeit einiger Parlamente eine höhere Weihe bekommen haben. Aber wie nachsichtig sind wir in Bezug auf die Handlung! Das alte Bedürfniß zeigt sich wieder, die Welt in anderer Form zu genießen, als in der der begreiflichen und begründeten Thatsachen, der alltäglichen Anschaulichkeit. Das Lustige ist gesteigert durch Auslese, Sammlung und Verknüpfung. Wir gehen mit zu einer transcendenten Heiterkeit und machen dem Realismus eine höfliche, aber eilige Abschiedsverbeugung.

Dieser Mangel an Realismus, der freilich platt wirken kann, erhebt uns aber, wenn auch nur selten, in die Höhe wunderbarer Kunstwerke, wie der aristophanischen Komödien. Sie spielen noch mehr mit der Welt und unserem Bewußtsein als gewöhnliche Possen. Ich weiß ihnen nichts an die Seite zu setzen, wenn nicht Shakespeare. Mögen einige phantastische Stücke des Griechen auch nicht sogenannte reine Märchenkomödien sein, sondern politische Satire mit märchenhaften Kunstmitteln, so ist für diese Form nicht allein der Umstand als Erklärung zu betrachten, daß sich manche Dinge besser in einem Märchenreich sagen ließen, als auf einer in Athen gedachten Scene. Sondern die Phantasie fordert ihr Recht, wie sonst in der Poesie, so auch hier. Ihr sind, wie Goethe sagt, alle Launen zugestanden. Alle die anderen armen Geschlechter der kinderreichen lebendigen Erde wandeln und weiden im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft. Der Zauberzweig, den die Phantasie hier in der Hand trägt, hat Tropfen von doppelter Kraft; sie sind gemischt aus Lethe und Nektar. Während das schwere Traumbild der Welt sinkt, erhebt sich ein Reich der Heiterkeit, das seinen eigenen rosigen Himmel über sich wölbt. Wie die Frühlingswanderer im Faust durch das finstere Thor in die sonnige Landschaft drängen, so lassen wir die Enge des Lebens zurück. Der schöne Götterfunken der Freude entflammt unser Gemüth und wir spielen in Gedanken mit der Welt, unter deren Ernsthaftigkeit wir so oft seufzen.

Sieht man auf den gewollten oder ungewollten Erfolg des Tragikers und Komikers, so scheint nicht zweifelhaft, wer für uns heilsamer ist. Das Lachen ist das beste Mittel, um die Welt zu überwinden, wenn sie nicht durch eine absolute religiöse Abkehrung überwunden wird.

Dieser allgemeine Zweck des Lustspiels wird nun durch besondere Zeitumstände specialisirt. Die öffentlichen Verhältnisse leiten durch „actuelle" Fragen auf bestimmte Aufgaben hin. Die Politik, die gesellschaftlichen Unsitten, die Literatur, eine Manie von Wohlthätigkeitsvereinen, ein einzelner „Demagoge", der sich aus einer Schaar von Gesinnungsgenossen charakteristisch abhebt, reizen zur komischen Darstellung. Dann ist die Komödie ein Ventil, wodurch sich die Stimmung des Publicums Luft macht. Daneben gehen die alten Typen, die kaum einer Zeit gefehlt haben, entstehend aus allgemein menschlichen Eigenschaften oder constanten Verhältnissen der Familie, dienstlicher Stellung oder sonstiger socialer Bedingtheit. Nicht alle Zeiten sind derselben Art des Lustspiels günstig. Ein politisch gedemüthigtes oder geknebeltes Volk wird keine politischen Komödien auf der Bühne sehen und die Censur wird oft darüber wachen, daß nicht „staatserhaltende" Elemente kritisch-satirisch behandelt werden.

Obgleich der Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen, wie Schiller und Vischer meinen, in der Komödie ausgedehnter ist, als in der Tragödie, werden wir die Frage über den Vorrang mit Schiller beantworten. Wenn die Tragödie das wichtigere Objekt behandelt, so fordert die Komödie das wichtigere Subject. In der Komödie geschieht durch den behandelten Gegenstand nichts, Alles durch den Dichter. Wenn die Tragödie von einem wichtigeren Punkte ausgeht, so die Komödie einem wichtigeren Ziele entgegen und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Daher

mag es kommen, daß wir mehr classische Tragödien als Komödien haben. Manche Naturen sind zwar nur für die Komödien veranlagt: im Allgemeinen fordert sie aber größere Reife des Geistes. Das Pathos, das der Jugend eigen zu sein pflegt, reißt leichter zur Tragödie fort; die ruhige Freiheit, welche die Komödie fordert, ist in der Regel erst eine Frucht späterer Jahre. Freilich schrieb Shakespeare den Sommernachtstraum gegen 1594, also in einem Alter von 30 Jahren. Was Ihr wollt wahrscheinlich gegen 1600; dagegen wurde später ein Gipfel, den die Engländer sehr hoch schätzen, von Sheridan, als er noch nicht 25 Jahre alt war, erstiegen: die Rivals erschienen 1775. Für Frankreich behauptet A. Quetelet: les chefs d'oeuvres, qui ont enrichi la comédie française, n'ont commencé à être produits qu'entre 38 et 40 ans. Beim Zerbrochenen Krug war Kleist (1804) 28; Lessing, als er die Minna schrieb, 34. Holberg that sich ja plötzlich, über 37 hinaus, als Dramatiker auf.

Lustspiel und Trauerspiel sind die beiden Gipfel des Dramas, zwischen denen sich das „Schauspiel" als Grat von geringerer Höhe hinzieht. Verweilen wir noch einen Augenblick bei jenen Gipfeln, um zu fragen, wie sich die Wirkung der beiden dramatischen Typen zu einer Aeußerung Goethe's verhält.

Er erwähnt die Meinung, daß das größte Glück in der Sehnsucht ruht und daß die wahre Sehnsucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein darf. Das Schönste sei nicht sowohl leistend, als versprechend; soll der Genuß vollkommen werden, so müsse noch Etwas zu wünschen übrig bleiben. Daß das höchste Glück in der Sehnsucht ruht, mag der Erfahrung entspringen, daß die Erreichung eines sehnsüchtig erstrebten Ziels in der Regel wie mit einem kurzen Rausch verbunden ist, dem eine Ernüchterung oder Enttäuschung folgt. Also muß die wahre Sehnsucht auf etwas Unerreichbares gerichtet sein. Dann muß es Dinge oder Güter geben, die gerade deßwegen am schönsten sind, weil sie nicht erreicht werden. Streben wir nach ihnen, so verfallen wir nicht der Leere des Wollens und der Trivialität der Sättigung. So begehrt man die Sterne nicht; man freut sich ihrer Pracht und mit Entzücken blickt man auf in jeder heitern Nacht. Oder die schöne Nachbarin (in Alexis und Dora) wird betrachtet „wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut, sich an ihnen erfreut, und immer im ruhigen Busen nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt." Was aber andrerseits durch die Erfahrung nie vollständig gegeben ist, nennen wir eine Idee oder ein Ideal. Es wird uns nicht anfechten, daß der Name des Ideals etwas in Mißcredit gekommen ist, namentlich wenn Jemand diesen geschlossenen Fächer auseinander klappt und uns die drei magischen Typen des Wahren, Guten und Schönen als seinen Inhalt sehen läßt. Es giebt ja doch andere Ideale oder Ideen als diese drei, die man lieber gelten ließe, wenn weniger von ihnen geredet würde. Unsere Ideen sind zum Theil ganz offenbar eine Art von Schutzvorrichtung für das Denken und Fühlen. Der Gedanke, daß ein Mensch ohne nachweisbare Schuld leidet, ist ein quälendes Räthsel. Wie lösen wir es, sodaß unser Denken darüber zur Ruhe kommt und wir uns gegen den ungünstigen Einfluß jener Thatsache schützen? Die Bibel antwortet darauf z. B. Hiob, 5, 17. Ein Ideal oder eine Idee ist auch das Hegelsche, die Welt immer vernünftig anzusehen; denn wer das thut, den sehe sie auch vernünftig an, Beides sei in Wechselbestimmung.

Ein geheimer Wunsch unsrer Seele scheint es in der That, daß die Welt vernünftig ist trotz aller Not und alles anscheinenden Widersinns. Wir möchten gern das richtige Verständniß gewinnen, um den Weltlauf als vernünftig zu begreifen. Ein zweites Bedürfniß ist die absolute ruhige Heiterkeit, oder eine Ansicht von der Welt, wonach sie sehr nett, kurzweilig und liebenswürdig ist. Die Menschen erfreuen und trösten sich ja nun auch durch andre Mittel als durch Tragödien und Komödien. Diese Beiden aber, als geistige Genußmittel, wirken auf ihre specifische Art. Die vollständige Harmonie mit der Welt ist unerreichbar; es giebt zu viele unbegreifliche Leiden und unglückliche Zufälle noch abgesehen von der Beschränktheit und Rohheit der Individuen. Da hätten wir also einen unerreichbaren Gegenstand der Sehnsucht. Die Tragödie verspricht jene Vernünftigkeit mehr, als daß sie sie leistet. Aber sie giebt, scheint mir, schon dann eine gewisse Beruhigung, wenn sie den Eindruck hervorbringt: so mußte es kommen. Schon der bloße Nachweis der Causalität trägt zur Beruhigung des Denkens bei. Von ihren sonstigen Wirkungen war schon die Rede.

Die Komödie zertrümmert falsche Götzenbilder mit Heiterkeit; auch sie verspricht mehr als sie leistet. Aber wenn wir unsre Fähigkeit üben, das Lächerliche zu bemerken, wie Lessing sagte, so ist dies eine unbezahlbare Anweisung, uns mit der Welt in Harmonie zu setzen. Kurz, diese beiden dramatischen Typen geben uns mit ihren Mitteln wirklich das Schönste; es ist mehr versprechend als leistend, es erregt jene wahre Sehnsucht, die nur auf etwas Unerreichbares gerichtet sein darf. Die Tragödie trägt zuweilen noch die Spur davon, daß der Mensch, um seine Sehnsucht zu befriedigen, die Natur braucht, die ihm oft Zuflucht oder Symbol ist. In der Komödie dagegen ist die Natur fast immer gleichgiltig, weil hier nur menschliche Eigenschaften und Einrichtungen Lachen erregen können. Hält man dem etwa einige hübsche Lieder der Komödie (in Aristophanes' Vögeln) entgegen, so ist zu erwidern, daß sie mit der Handlung unmittelbar nichts zu thun haben.

Versuchten wir nun auch eine Analyse dieser Kunstwerke, so bekennen wir uns gern darüber hinaus zu der Meinung Goethe's: ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich. Es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der vollkommene Geliebte.

Von Matilde Serao.

Ein häßliches Gähnen verunzierte den schönen Mund von Maddalena und ein verzweifelter Ausruf von Langeweile, ein verdrießlicher Ruf entfuhr ihren Lippen.

„Was ist?" fragte Beatrice Albano, indem sie aus der Erstarrung erwachte, in welche sie versunken war.

„Alle Männer sind dumm," sagte Maddalena mit einer verächtlichen Handbewegung.

„Alle Frauen sind ungerecht."

„Die Männer sind dumm und langweilig, so langweilig, ach so langweilig!" fügte Maddalena in tiefer Muthlosigkeit hinzu.

„Warum fährst Du denn fort, Dich mit ihnen zu beschäftigen?"

„Sie sind es, die sich mit mir beschäftigen."

„Fliehe dann sie und die Welt."

„Das werde ich," sagte Maddalena voller Ueberzeugung und mit ihren kostbaren Ringen spielend. Dann nach einer Pause: „Die Männer taugen alle nichts."

„Und wir Frauen?!" gab Beatrice zurück, sie mit ihren großen traurigen Augen anblickend, deren gütiger Ausdruck die Härte ihrer Antwort milderte.

„Du widersprichst mir nur, um mich zu ärgern, Beatrice."

„Nein, meine Liebe."

„Du verachtest die Männer, gerade so wie ich, gestehe es nur!"

„Ich verachte sie nicht, ebenso wenig wie Du."

„Wie, ich? Meine Verachtung umfaßt die ganze Erde, die ganze Welt mit dem Himmel."

„Du täuschest Dich. Du weißt es ja selbst: Du verachtest sie nicht, Du kennst sie nur wenig oder schlecht, das ist Alles."

„Du kennst sie noch weniger als ich, liebe Donna Beatrice, denn Du hast weder einen Geliebten noch einen Anbeter und hast Dir den seltenen Luxus der Tugend gegönnt."

„Ich bin nicht tugendhaft," erwiderte Beatrice, und ein leichtes Lächeln umspielte die frischen, schön gezeichneten Lippen, die durch freiwilliges Schweigen versiegelt schienen.

„Du gefällst Dir heute Abend in Widersprüchen. Du bist tugendhaft, ich schwöre es Dir, und ich bin eine Verworfene."

„Schwöre nicht, schwöre nicht! . . ." und Beatrice lächelte wieder; ganz ruhig saß sie da, und ihre weißen Hände lagen reglos auf dem antiken seidenen Einband des Buches, worin sie gelesen hatte.

„Du wirst mich nicht davon überzeugen, daß Du die Männer kennst, weil Du einen Mann gut gekannt hast. Ich werde es nie glauben, daß Du einen Geliebten gehabt," rief Maddalena mit einer entschlossenen Bewegung.

„Ich habe in der That einen Geliebten besessen," erklärte Beatrice Albano mit großer Ruhe.

„Unsinn!"

„Ich gebe Dir mein Wort, ich habe einen Geliebten gehabt."

„Ich glaube Dir nicht."

„Wie Du willst, aber es ist wahr."

„Einen Geliebten, Du, die sündlose! Nein, nein. Davon weiß Niemand was. . . ."

„Niemand in der That. Es ist eins der größten Verdienste meines Geliebten, daß er dies Geheimniß bewahrt hat."

„Dieses Geheimniß? Es ist Dir gelungen, dieses Geheimniß zu bewahren?" rief Maddalena aus, von lebhaftem Interesse erfüllt.

„Ja. Unsere Liebe war nur ihm und mir bekannt. Da er mich nur um der Liebe willen liebte, ausschließlich nur um der Liebe willen, so wollte und konnte er das Geheimniß bewahren."

„Und er hat es nie verrathen?"

„Nie."

„Vielleicht währte Eure Liebe nur kurze Zeit?"

„Drei Jahre, und er liebte mich noch viel länger."

„Vielleicht habt ihr Euch selten gesehen, und so blieb Eure Liebe ein Geheimniß?"

„Nicht so selten. Sogar häufig, so oft wie nur möglich."

„Dann habt ihr ein Wunder vollbracht. Ich habe immer geglaubt, die Liebe könne nicht verborgen bleiben," murmelte Maddalena, ganz nachdenklich geworden.

„Auch ich habe es früher geglaubt."

„Hat es wirklich je einen Mann gegeben, der seine Liebe nicht aller Welt verkündet, der nicht Freunden und Vertrauten mit leiser Stimme das Geheimniß zugeflüstert hat oder es wenigstens voller Selbstgefälligkeit hat errathen lassen?"

„Es gab einen solchen Mann, und er war mein Geliebter."

„Er liebte Dich also?"

„Grenzenlos."

„Woher weißt Du es denn?"

„Eine Frau erkennt das immer."

„Das ist wahr. Hast Du ihn geliebt?"

„Heiß und innig, aber nicht so, wie er es verdiente."

„War er schön?"

„Eher häßlich."

„Aber er gefiel Dir?"

„Er verstand es, mir sehr zu gefallen."

„Das genügt; dann war er sehr schön. Jung?"

„35 Jahr."

„Dann hatte er schon früher geliebt?"

„Er hat es mir nie erzählt."

„Warum nicht?"

„Weil er mich zu sehr achtete, glaube ich. Und aus Dankbarkeit habe ich nie darnach gefragt. Aber seiner Leidenschaftlichkeit, seiner Aufrichtigkeit nach zu urtheilen, war ich wohl seine erste Liebe."

„Du hast Dich getäuscht."

„Dann hat er es verstanden, mich zu täuschen. Aber Du weißt ja, zuweilen kommt die erste Liebe sehr spät."

„O, immer!" rief Maddalena schwermüthig. „Und war Dein Geliebter eifersüchtig?"

„Ich vermuthe es."

„Du weißt es nicht?"

„Es kam nie zu einer Scene, aber er war eifersüchtig. Ich erkannte es zuweilen an dem Ausdruck seiner Augen, aber er unterdrückte diese Regung immer gleich."

„War er mit Deinem Manne befreundet?"

„Nein. Er wollte es nicht."

„Hast Du es ihm vorgeschlagen?"

„Ich? niemals. Ich hatte einen Abscheu davor."

„Und Du bist immer tugendhaft geblieben, Beatrice?"

„Wer einen Geliebten gehabt, Maddalena, ist nicht tugendhaft."

„Es giebt allerhand Liebhaber! . . . Deiner war ja ein Engel!"

„O nein, ich versichere Dich, er war ein Mann."

„War er gefühlvoll?"

„Er liebte mich."

„Ein Phantast?"

„Er liebte mich."

„War er leidenschaftlich?"

„Er liebte mich."

„Wie war er denn?"

„Er war ein liebender Mann, ohne jedes andere Kennzeichen, ohne jede Auszeichnung. Er liebte, das war Alles."

„Damit hast Du Alles gesagt. Wieviel Briefe schrieb er Dir täglich?"

„Gewöhnlich zwei, bisweilen drei."

„Und Du?"

„Keinen einzigen."

„Was willst Du damit sagen? Du hast ihm nie geschrieben?"

„Er hatte auf das Glück verzichtet, von mir Briefe zu erhalten. Er fürchtete, man könnte mich überraschen, oder die Briefe könnten verloren gehen, oder gestohlen oder ihm entwendet werden."

„Und er verzichtete darauf? Dies außergewöhnliche menschliche Wesen, das auf Briefe verzichten konnte, hat wirklich existirt?"

„Ja."

„Vielleicht war seine Liebe zu Dir nicht groß," meinte Maddalena, wieder von Zweifel erfaßt.

„Er vergötterte mich; ich sah es, wie schwer er unter dieser Entsagung litt; ich habe ihn häufig muthlos gesehen und habe gewünscht, ihn in meiner Abwesenheit durch einen Brief zu trösten, aber da ich fühlte, daß er sich an diesem Opfer begeisterte, habe ich es unterlassen."

„Dann war Eure Liebe traurig?"

„Oft."

„Sehr traurig?"

„Ja, sehr traurig, aber die Liebe ist überhaupt kein frohes Gefühl."

„Die Menschen verderben es."

„Vielleicht," sagte Beatrice Albano, die Hände auf ihrem Schooße faltend.

„Aber seid ihr glücklich gewesen?"

„So weit es möglich, waren wir glücklich."

„Dann habt ihr das Glück kaum gekannt."

„So mag es Dir scheinen. Urtheile selbst: zwei Menschen, die sich vergöttern, sich ganz verstehen, in vollkommener Harmonie leben, an die Liebe glauben, im Leben einen Glauben bewahrt haben . . . entscheide Du selbst, ob wir das Glück kannten!"

„Aber Du sprichst von Leiden? Ihr seid ja glückselig gewesen!" rief Maddalena.

„Ich glaube ja," antwortete Beatrice Albano mit einem flüchtigen Lächeln. Beide Frauen schwiegen. Maddalena heftete ihren Blick auf den großen rosafarbigen Schirm, der die Lampe bedeckte.

„Beatrice, was that Dein Geliebter?"

„Nichts. Er liebte mich."

„Er spielte nicht, rauchte nicht, ging nicht in den Klub, wettete nicht auf den Rennen?"

„Nichts von alledem."

„Er hatte also keine Beschäftigung?"

„Er war nur damit beschäftigt, mich zu lieben."

„Den ganzen Tag?"

„Und jede Nacht. Bedenke, die Schwierigkeiten waren groß, erforderten viel Geduld und Kühnheit, denn immer wieder entschwand die günstige Gelegenheit, er kämpfte einen harten Kampf . . . und siegte immer."

„Er siegte immer?"

„Ja, denn er war stark, geduldig, scharfsinnig, kühn und beharrlich, und alle diese Eigenschaften entsprangen aus der Liebe und dienten der Liebe."

„Waren die Gefahren groß?"

„Groß und andauernd. Er hat sie nicht beachtet. Er war ein Mann, der an die Liebe glaubte."

„So wenige Männer glauben daran!" rief Maddalena traurig.

„Und noch weniger Frauen! Auch ich that es nicht. Und siehe, Er hat mir diesen Glauben eingeflößt."

„Wer da glaubt, wird nicht untergehen, dennoch versinken so Viele."

„Weil sie das erlösende Wort nicht gekannt haben. Ich habe es gehört."

„Wenn ein Scandal entstanden wäre, was hättest Du gethan?"

„Alles war abgemacht. Wäre der Scandal ernst gewesen, so hätten wir zusammen den Tod gesucht; wenn nur lächerlich, wären wir zusammen fortgezogen."

„Sterben? Ihr habt vom Sterben gesprochen?"

„Ja, wir haben vom Sterben gesprochen," sagte Beatrice mit leiser Stimme, den Kopf gesenkt.

„Er war bereit, sein Leben für Dich hinzugeben?"

„Er war dazu bereit. Und auch ich war es."

„Hattet ihr es geschworen?"

„Wir haben es nur einfach ausgesprochen. Denn er war ein natürlicher Mensch."

„Bisweilen entspringt die Natürlichkeit einer raffinirten Verderbtheit."

„Das ist wahr, aber was thut das? Die Folgen, nicht der Ursprung haben eine Bedeutung. Eine erworbene Tugend hat denselben Werth, wie eine angeborene, bisweilen sogar einen größeren."

„Das ist eine sonderbare Theorie, aber sie gefällt mir. Vielleicht

war Dein Geliebter ein gemeiner Mensch und wollte ein göttergleiches Wesen werden?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe nie die Gemeinheit kennen gelernt, ich habe immer die Tugend gesehen."

„Er verstellte sich?"

„Ich glaube es nicht. Und wenn er sich verstellt hat, so war auch dieses nur eine Huldigung, welche seine Seele der Liebe darbrachte. Ja, Maddalena, alle Handlungen, alle Gedanken dieses Mannes entsprangen seiner Liebe und kehrten zu ihr zurück! Dank seiner Liebe konnte er häßlich wie ein Verbrecher sein und unschuldig wie ein Kind erscheinen. Aus Liebe war er vollkommen gut, aber konnte auch ein Verbrechen begehen."

„O Beatrice, wie hast Du ihn geliebt!"

„Und wie!"

„Du hast ihn nicht verrathen?"

„Ich? Ich?! Wie kannst Du mir so etwas sagen?" ...

„Und er, hat er Dich nicht hintergangen?"

„Nie, niemals."

„Bist Du dessen sicher?"

„Vollkommen."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Niemand, ich weiß es. Er hat mich nie verrathen."

„Welche Frau kann dessen sicher sein?!"

„Nur ich allein."

„Dann ... nun dann hast Du ihn nicht häufig gesehen ... Ihr wart getrennt."

„Was thut das?"

„Er ist anderen Frauen begegnet ... die Abwesenheit ... die Zeit begünstigt die Untreue."

„Nie, Maddalena, nie. Dieser Mann war mein, wir waren vollkommen einig in unserer Liebe, nie zeigte sich auch der Schatten einer Untreue."

„War er ein kalter Mensch?"

„Nein, Maddalena."

„Verachtete er die Frauen?"

„Durchaus nicht. Er achtete und bedauerte sie."

„So floh er sie vielleicht?"

„Im Gegentheil, er suchte ihre Gesellschaft, blieb gerne bei ihnen und begegnete ihnen mit zarter Ehrfurcht."

„Aber warum verrieth er Dich nicht?"

„Weil er treu war."

„Vollkommene oder auch bedingte Treue ist unmöglich, Beatrice."

„Vielleicht, aber ich habe sie gekannt."

„Wie viele Jahre dieser Treue?"

„Fünf bis sechs Jahre."

„Es klingt wie ein Märchen."

„Es klingt so, aber es ist wahr."

„Hat Dich dieser so ungewöhnlich vollkommene Geliebte nie gelangweilt?"

„Ich liebte ihn. Er langweilte mich nicht."

„Dann ... denn die menschliche Natur ist so unbeständig ... wurde er Dir wirklich nie lästig?"

„Dazu ward mir keine Zeit gegeben."

„Wieso?"

„Weil diese Liebe ein Ende nahm," sagte Beatrice Albano mit einer tiefen, traurigen Stimme und einer trostlosen Geberde.

„Ach richtig: sie endete ja! Diese wunderbare Liebe, die aus geheimer Anbetung, tiefer Ehrfurcht, stillem Entsagen, grenzenloser Ergebung gewoben war, diese heiße und treue Liebe fand ein Ende; sie hat das gewöhnliche Schicksal erfahren, ist sie wirklich zu Ende?"

„Sie ist zu Ende," und Beatrice Albano bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um ihre Blässe, ihre Ergriffenheit zu verbergen.

Maddalena sah sie an. Im Grunde ihres Herzens war sie gut und liebte ihre ernste und doch so zärtliche Freundin. Sie wagte es nicht, sie in ihrer Rührung zu stören. Sie nahm also ihre Hand und streichelte sie eine Weile. „Sage mir, wie sie endete, Geliebte." Beatrice Albano sah sie schweigend an. „Auf sehr traurige Weise, nicht wahr? Diese große, diese einzige Liebe ... Du hast viel gelitten?"

„Entsetzlich."

„Du hast Dich nicht getröstet?"

„Ich werde nie Trost finden!" sagte Beatrice verzweifelt.

„Warum weinst Du nicht? Es würde Dir wohl thun?"

„Ich habe oft geweint, in der Einsamkeit, in der Dunkelheit, aber meine Thränen haben mich nicht geheilt."

„Erzähle, erzähle mir, wie es endete," bat Maddalena schmeichelnd und in der Erwartung, die Geschichte einer Verlassenen zu hören.

Beatrice machte einen Versuch zu sprechen, dann sagte sie: „Er ist todt."

„Todt!" rief Maddalena aus.

„Ja," sagte Beatrice mit einer verzweifelten Geste.

„Er starb später ... nachdem die Liebe schon zu Ende war?"

„Nein, er starb in der Vollkraft der Liebe, im Aufblühen und in der Gluth der Leidenschaft, als der Traum zur Wirklichkeit geworden war und die Wirklichkeit ein schöner Traum zu sein schien, er starb mitten in der Liebe."

„O der Arme, der Arme! Er war gewiß über sein Sterben verzweifelt?"

„Nein, erst schien er der Verzweiflung nahe, dann beruhigte er sich. Er sagte, es sei schön, ohne Enttäuschung zu sterben. Er vergötterte und segnete mich auf seinem Todtenbette. Wie schön war er im Tode!" Und Beatrice Albano weinte lange, lange bei dieser Erinnerung, welche ihr Herz so treu und warm bewahrte. Mit einer stummen zärtlichen Liebkosung trocknete Maddalena leise und ohne eine Wort zu sagen ihre Thränen. Endlich versiegten sie, aber die betrübte Frau blieb unbeweglich, die Hände auf dem Schooße gefaltet und starrte in's Leere.

„Er war zu vollkommen, um zu leben und zu lieben; er mußte sterben," sagte Maddalena, wie zu sich selbst. Beatrice sah sie an, senkte bejahend die Augenlider. „Und die Liebe ist ein unvollkommenes Ding!" fügte Maddalena hinzu. „Unvollkommen und elend. Der Mensch ist besser, als das Gefühl."

Und Beatrice Albano neigte zustimmend das schöne Haupt.

## Offene Briefe und Antworten.

### Ein Bismarcktag.

Verehrte Redaction!

Die dankbare Bewunderung, womit Ihre Zeitschrift des verewigten Fürsten Bismarck zu allen Zeiten gedacht hat, veranlaßt mich, die nachstehenden Zeilen an Sie zu richten.

Der Geburtstag des Fürsten ist alljährlich in unzähligen Orten festlich begangen worden; die Feier des 70. und 80. Geburtstages hatte das Gepräge eines nationalen Festes. Eine entsprechende allgemeine Trauerfeier bei seinem Ableben hat nicht stattgefunden. Daß unzählige seiner dankbaren Verehrer zur Zeit seines Ablebens auf Reisen waren oder in Bädern weilten, sowie die kurze Frist zwischen seinem Tode und der Trauerfeierlichkeit in Friedrichsruh macht es erklärlich, daß es bisher nicht zu einer der hohen Bedeutung des Verewigten entsprechenden allgemeinen Erinnerungsfeier gekommen ist. Sollte eine solche nicht den Empfindungen der Nation nahe liegen, und die Festsetzung eines bestimmten Tages, sei es der Sedantag oder der Tag, an welchem der Sarg im Mausoleum beigesetzt werden wird, allgemeine Zustimmung in deutschen Landen finden?

Vielleicht erwägen Sie diesen Vorschlag und bringen in Ihrem geschätzten Blatt die Frage auf wirksame Weise in Anregung.

Ergebenst

Fürstenwalde, Spree.

Dr. Otto Buchwald, Gymnasialdirector.

## Notizen.

Kunstgewerbliche Stilproben, ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunst-Stile mit Erläuterungen von Prof. K. Berling. Mit 240 Abbildungen auf 30 Tafeln. Auf Veranlassung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern herausgegeben von der Direktion der Königlichen Gewerbeschule zu Dresden. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.) Der vorliegende Leitfaden für Kunstgewerbeschulen, gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulen sowie zum Selbstunterricht für Laien, Kunstfreunde und Gewerbetreibende will das Verständniß für die Eigenart der einzelnen Stile wecken, er giebt Mittel an die Hand, die Unterscheidungen in den verschiedenen Stil-Wandlungen kennen zu lernen. Der Text ist einfach und knapp gehalten, die Eintheilung kurz und übersichtlich. Die Arbeit ist mit Kunstverstand entworfen und mit praktischem Geist ausgeführt.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

*Soeben erschien:*

**Gedichte**

von **Anna Ritter.**

Inhalt: 1. Das Ringlein sprang entzwei.—
2. Vermischte Gedichte. —
3. Nach Jahren. —

*VII u. 230 Seiten. 8°. Fein gebunden M. 3.—*

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger

**A. G. Liebeskind in Leipzig.**

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

**Bismarcks Nachfolger**

**Roman von Theophil Zolling.**

**Fünfte Auflage.**

**Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.**

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
**„Gegenwart"**
**nebst Nachtrag**

erscheint, eine Zeitlang vergriffen, soeben in einem neuen Abdruck und enthält u. a.:

**Bismarck**
im
**Urtheil berühmter Zeitgenossen.**

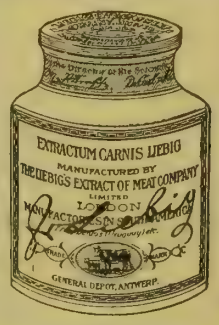
Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Eine internationale Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf die Rundfrage der „Gegenwart" haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven und Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

**Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.**

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**




**LIEBIG** Company's
**FLEISCH-EXTRACT.**
**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.
**Wird aus reinem Fleische bester Sorte hergestellt.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Gutachten.**

Ihr elektrischer Klingelapparat ist hier eingetroffen; ich bin sehr befriedigt. Der Preis ist so niedrig, die Ausführung elegant und gut, daß man die Anschaffung dieses praktischen Apparats nur empfehlen kann, zumal die Anbringung im Hause nicht die geringste Fachkenntniß oder Erfahrung verlangt, also von Jedem selbst sofort besorgt werden kann. Ich bitte mir umgehend einen zweiten Apparat, genau wie diesen ersten, dazu aber noch einen Thürcontact, der das Oeffnen der Thür meldet, schicken zu wollen.

Ober-Gebelzig, 28. Juli 1898.
gez. **Harstik**, Pfarrer.

Ich kann es mir also wohl erlassen, noch Weiteres zum Lobe meiner Apparate anzuführen. Preis nur Mark 5,— für den completten Telegraphen, bestehend aus fein vernickeltem Läutewerk, Trockenelement von jahrelanger Dauer, 30 Meter Draht und Druckknopf. Nicht Gefallendes wird innerhalb 6 Monaten gegen Nachnahme des gezahlten Preises zurückgenommen. Zu beziehen durch **Ernst Lamberty, Aachen**, Elisabornsteinstr. 10—11.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps**
und
**andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 3. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft. Von W. Mühlpfordt. — Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende. Von Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Anna Ritter. Von Carl Busse. — Indische Philosophie. Von A. v. H. — **Feuilleton.** Der Bahnwärter. Von François Coppée. — Notizen. — Anzeigen.

### Deutschlands Handelsverträge und die deutsche Zollpolitik der Zukunft.

Von W. Mühlpfordt.

Der im Juni dieses Jahres neugewählte Reichstag gehört zu den wenigen, welche ohne Verwendung eines zündenden politischen Schlagwortes zu Stande gekommen sind. Seine Hauptaufgaben liegen allerdings voraussichtlich auch nicht auf politischem Gebiete, sondern auf wirthschaftlichem. Neben mehreren in Aussicht stehenden Anträgen zur Hebung des Mittelstandes wird ihn vornehmlich die Frage beschäftigen, ob die im Jahre 1891 inaugurirte Handelspolitik, die der Verträge, auch im nächsten Jahrhundert weitergeführt werden soll.

Die Gründe für und gegen die langfristigen Handelsverträge auf Grund ermäßigter Zollsätze mit gleichzeitiger Bewilligung des Meistbegünstigungsrechts sind dieselben geblieben wie zur Zeit des Abschlusses der Verträge. Inzwischen ist jedoch eine Zeit von 5 bezw. 3 Jahren verstrichen, über deren Erfahrungen amtliche Ziffern des statistischen Amts des Deutschen Reiches vorliegen.

Als extremste Richtungen im Lager der Vertragsfreunde und dem der Vertragsfeinde traten die beiden folgenden auf: Jene trat principiell für jede möglichst lange festgelegte Zollermäßigung ein, weil sie zu einer Verbilligung der Production und der Preise führe, diese verwarf die Ermäßigung und Bindung gewisser Zölle, weil nicht die Verbilligung der Preise, sondern die gesammte staatliche Bedeutung des betroffenen Gewerbes für die Führung der Zollpolitik ausschlaggebend sein müsse. Sind für diese principiellen Richtungen, deren Berechtigung hier nicht erörtert werden soll, die zahlenmäßige Wirkung der Handelsverträge auf die Entwickelung des deutschen auswärtigen Handels naturgemäß von geringer Bedeutung, so ist dieselbe von um so größerem Interesse für Diejenigen, welche in der Mitte zwischen jenen Parteien stehen. Diese Anhänger der aurea mediocritas treten nicht für einseitige Verbilligung der Producte ein ohne Rücksicht, ob sie aus dem Inlande oder dem Auslande bezogen werden, sondern sind für einen gewissen Schutz der nationalen Arbeit zu haben. Sie wissen wohl, daß man die billigsten ausländischen Waaren nicht bezahlen kann, wenn im Inlande kein blühendes Gewerbe besteht, dessen Angehörige sie bezahlen können. Sie stehen aber dennoch so weit auf dem rein rechnerischen Standpunkt auch der nationalen Wirthschaftspolitik, daß sie zwischen der Bedeutung der einzelnen Gewerbe keinen wesentlichen Unterschied machen und den Niedergang des einen durch entsprechendes oder stärkeres Blühen eines anderen als vollständig ausgeglichen ansehen. Diese Politiker erklärten sich für die Handelsverträge, weil sie zum mindesten einen Ausgleich ihrer Vortheile und Nachtheile annehmen zu dürfen glaubten. Für die Bedenken socialer, politischer und militärischer Natur einiger Vertragsfeinde zeigten sie wenig Verständniß und erklärten ihre eigene nivellirende Behandlung der Wirthschaftspolitik als eine gleichmäßige Beachtung aller Wirthschaftsgruppen. Gegenüber den besonderen Befürchtungen der Landwirthschaft, daß eine Zollermäßigung für ausländische landwirthschaftliche Producte eine übermäßige Einfuhr derselben herbeiführen würde, behaupteten sie, daß der Zuwachs der Bevölkerung eine vermehrte Einfuhr bedürfe, mehr als hierzu nöthig aber auch nach den Verträgen nicht eingeführt werden würde.

Die Feuerprobe auf ihre Standhaftigkeit haben alle diese Erwägungen nunmehr in der Wirklichkeit des wirthschaftlichen Lebens während eines Zeitraums von 5 bezw. 3 Jahren gemacht. Da die Wirkungen einer Aenderung der Zollpolitik im Allgemeinen erst rund ein Jahr nach Eintritt derselben in Erscheinung treten — Gewinnung der Kundschaft, Verbrauch der bisherigen Vorräthe ꝛc. erfordern diese Zeit —, kommen für die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz die Jahre 1893 bis 1897, für den deutsch-russischen und den mit Rumänien die Jahre 1895 bis 1897 in Betracht. Für diese Zeit giebt in erster Linie die Statistik des auswärtigen Handels Aufschluß, eine gewisse Bedeutung hat auch die Berufsstatistik von 1895.

Von denjenigen Politikern, welche allen Gewerben einen gleichen staatlichen Werth beimessen, welche die Schädigung der einen durch entsprechenden oder größeren Vortheil anderer ausgeglichen und die Glückseligkeit der Mehrheit als politisches Endziel ansehen, wird zunächst die Berufsstatistik von 1895 zu Gunsten ihrer Ansicht zu benutzen versucht. Die Aufnahme von 1895 hat der Berufszählung von 1882 gegenüber ergeben, daß beschäftigt sind in

| Erwerbsthätige: | Landwirthschaft | | Industrie u. Bauwesen, Handel und Verkehr | | Gesammtbevölkerung |
|---|---|---|---|---|---|
| | absolut | Procent | absolut | Procent | |
| 1882 | 8 236 496 | 43 | 7 966 783 | 42 | 18 986 494 |
| 1895 | 8 292 692 | 36 | 10 619 731 | 46 | 22 913 683 |

Die in Industrie und Handel beschäftigte Bevölkerung ist also von 1882 bis 1895 von 42% der Gesammtbevölkerung auf 46% derselben gestiegen, während die Erwerbs-

thätigen der Landwirthschaft von 43% auf 36% sich gemindert haben: die industrielle und kaufmännische Bevölkerung, welche noch 1882 hinter der landwirthschaftlichen zurückblieb, hat dieselbe nach 13 Jahren an Zahl nicht unbedeutend überstiegen. Die Vertragsfreunde obiger Art folgern hieraus, daß die Handelsverträge, welche im Interesse von Industrie und Handel abgeschlossen seien, demnach die Interessen des überwiegenden Theiles der Bevölkerung förderten, die Vertragspolitik also beizubehalten sei.

Diese Beweisführung bedient sich einer Reihe von Prämissen, die zuvor auf ihre Richtigkeit zu prüfen sind. Wir wollen zunächst davon absehen, ob den Erwerbsthätigen aller Gewerbe in staatlicher Hinsicht wirklich eine gleiche Bedeutung beigelegt werden müsse; kein Praktiker wird diesen Satz vertreten können, doch wollen wir die Bewerthung der einzelnen Berufe an dieser Stelle ihrer Schwierigkeit wegen aus dem Spiel lassen. Jedoch andere Voraussetzungen bedürfen einer erheblichen Correctur. Es ist falsch die Ziffern der Berufsstatistik urtheilslos gewissermaßen als naturnothwendige anzunehmen. Wer verbürgt, daß die Ziffern nicht ungesunde, daß die einen nicht durch künstliche Mittel einer verkehrten Politik in die Höhe geschroben, die anderen in unnatürlicher Weise gewaltsam herabgedrückt worden sind? Es ist bekannt, daß gerade die Landwirthschaft über einen bedeutenden Mangel an Arbeitern klagt, daß sie bereits jetzt mehr Kräfte beschäftigen könnte, daß sie bei einer entsprechenden Wirthschaftspolitik ohne Zweifel auch eine weit größere Zahl erwerbsthätiger Personen als in 1895 aufweisen würde. Hierüber soll jedoch nicht weiter gesprochen werden, da die Erörterung der bezüglichen Maßregeln an dieser Stelle zu weit führen würde. Nur darauf sollte hingewiesen werden, daß eine Entwickelung nicht deßwegen allein schon gefördert werden sollte, weil die Ansätze zu ihr vorhanden sind. Wenn Deutschland die Neigung zeigt, sich zu einem Industriestaat zu entwickeln, so muß zunächst die Frage beantwortet werden, was hat diese Entwickelung verursacht, ist sie ersprießlich für den Staat und demnach zu unterstützen oder zu hemmen? Es entspricht nicht der Würde des Deutschen Reiches, sich gedanken- und willenlos von dem Strome todter Verhältnisse forttragen zu lassen, Pflicht der deutschen Nation ist es vielmehr, ihre staatliche Entwickelung nach eigenem Urtheil zu ermessen und zu lenken. — Mit den einfachsten Mitteln dagegen zu widerlegen ist die Voraussetzung und Behauptung, daß die Handelsverträge im Interesse von Handel und Industrie geschlossen seien. Es ist wahr, daß langfristige Verträge unter Herabsetzung und Bindung ausländischer Zölle mit Verleihung des Rechtes der Meistbegünstigung die Ausfuhr zu heben geeignet sind, das Interesse der Exportindustrie und des Exporthandels fördern, aber auch nur die Förderung des Exportes bezwecken und erreichen. Greifen wir nun auf die Ziffern der Berufsstatistik zurück, so muß man sagen, daß die Zahl der Erwerbsthätigen in Handel und Industrie überhaupt in gar keinem Zusammenhange mit dem für den Export arbeitenden Theil der Bevölkerung steht; jene Ziffern geben uns nicht den geringsten Anhalt über die Stärke dieser Bevölkerung, jede Schlußfolgerung aus denselben ist also absolut verfehlt und werthlos. Welcher Theil der Bevölkerung für die Ausfuhr, welcher für die Versorgung des heimischen Marktes arbeitet, das kann genau nur eine detaillirte Productionsstatistik ergeben. Jedoch ist, wenn diese zur Zeit auch fehlt, eine oberflächliche Schätzung schon heute möglich. Nach dem Ergebniß der Besteuerung in den Bundesstaaten läßt sich ganz ungefähr ein jährlicher Productionsumfang von 30 Milliarden im Reiche annehmen. Uebersieht man in Anbetracht der sowieso nur annähernden Schätzung den Unterschied zwischen der Ein- und Ausfuhr Deutschlands in 1895 — ein Vorgehen, das übrigens zu Gunsten des Exportes wäre —, so würde im Gesammtumfange des heimischen Gewerbefleißes die Exportindustrie nur einen Betrag von $3^1/_2$ Milliarden oder $^7/_{60}$ derselben einnehmen. Nimmt man ferner an, daß ungefähr ein gleicher Theil des Handels mit dem Vertrieb der Exportfabrikate sich beschäftige, so würden nur $^7/_{60}$ der 46% der Gesammtbevölkerung betragenden Erwerbsthätigen in Industrie und Handel ein unmittelbares Interesse an den Handelsverträgen haben. Das wären 5% der Gesammtbevölkerung gegenüber den 79% betragenden für den heimischen Markt arbeitenden Gewerbe, der Landwirthschaft und der übrigen, Handel- und Industriebevölkerung. Eine ungefähr 16 mal so große Bevölkerung als die für die Ausfuhr beschäftigte hat also keinen Vortheil von den Handelsverträgen; ob sie einen Nachtheil von ihnen hat, wird unten erörtert werden.

Die Statistik über den auswärtigen Handel giebt nun Auskunft darüber, in welchem Umfange die Ausfuhr deutscher Waaren und die Einfuhr fremder seit 1892 zugenommen haben. Wir vergleichen das Jahrfünft 1893 bis 1898 und das von 1888 bis 1892. Für unsere Zwecke kommt die Veränderung der Handelsbilanz und die Bewegung der Ausfuhr allein in Betracht.

Um die Handelsbilanz mit Erfolg benutzen zu können, ist eine Heranziehung der Zahlungsbilanz nothwendig. Wenn heimisches Capital in ausländischen Anleihen mehr, als umgekehrt der Fall, angelegt ist oder in entsprechendem Maaße direct im Auslande arbeitet, so muß die Einfuhr die Ausfuhr auf die Dauer überwiegen, die Handelsbilanz darf passiv sein. Beides ist jedoch für 1893—95 in nicht höherem Grade anzunehmen als in 1888—92. Die Finanzchronik lehrt uns, daß in 1888—92 eher mehr ausländische Anleihen vom deutschen Markte aufgenommen worden als im folgenden Jahrfünft. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß der Abschluß der Handelsverträge, die Herabsetzung einiger Zölle eher eine Verstärkung des industriellen deutschen Capitals im Inlande als im Auslande zur Folge gehabt hat. Wenn überhaupt, so bewirkt nur die Zollerhöhung und die zollpolitische Unsicherheit eine Auswanderung des inländischen Capitals. Dennoch aber hat sich die Handelsbilanz Deutschlands nach den Handelsverträgen verschlechtert gegen den entsprechenden vorangehenden Zeitraum. Denn es überwog die Einfuhr die Ausfuhr im Jahresdurchschnitt:

| 1888—1892 | | 1893—1895 | | mehr 1893—1895 | |
|---|---|---|---|---|---|
| Mill. Mk. | Tonnen. | Mill. Mk. | Tonnen. | Mill. Mk. | Tonnen |
| um 783,6 | 7343183 | 965,8 | 9826573 | 182,2 | 2483390 |

Die Handelsbilanz hat sich also in fünf Jahren um etwa ein Viertel zu Ungunsten Deutschlands verschlechtert.

Um aus den Ziffern der Handelsbilanz einen Schluß auf die Bedeutung der Handelsverträge zu ziehen, müssen jedoch die Bilanzen der einzelnen Jahre, sowie die Ausfuhrziffern allein geprüft werden. Es wäre denkbar, daß trotz der durchschnittlichen Verschlechterung der Handelsbilanz sich eine allmälige von Jahr zu Jahr steigende Besserung derselben geltend machte. Auch könnte die Ausfuhr eine so bedeutende Steigerung aufweisen, daß trotz der Mehreinfuhr eine bessere Beschäftigung der Bevölkerung möglich oder wahrscheinlich erschiene. Die Handelsbilanz stellte sich in

| | Mill. Mk. | Tonnen. |
|---|---|---|
| 1888 | 83,2 | 1 127 243 |
| 1889 | 830,6 | 8 319 309 |
| 1890 | 863,4 | 8 777 722 |
| 1891 | 1063,7 | 8 873 343 |
| 1892 | 1076,9 | 9 618 297 |
| 1893 | 889,5 | 8 454 013 |
| 1894 | 1234,0 | 9 138 787 |
| 1895 | 822,0 | 8 707 318 |
| 1896 | 804,2 | 10 690 381 |
| 1897 | 1078,4 | 12 142 368 |

Wenn wir auch nicht unterlassen wollen, auf die stetige Verschlechterung der Handelsbilanz in der Tonnenmenge hin-

zuweisen — 1896 und 1897 haben die höchsten Ziffern der ganzen zehn Jahre — so kann eine ausschlaggebende Bedeutung doch nur den Werthziffern zugelegt werden. Zwar haben auch hier Preisschwankungen keinen unbedeutenden Einfluß, allein der Wechsel in den Ausfuhrfabrikaten selbst bezw. ihren Mengen dürfte doch größer sein. Die Betrachtung der Handelsbilanz in den obigen Jahren führt nun zu folgendem Ergebnis:

Die Handelsbilanz weist in den Jahren 1893, 1895 und 1896 eine merkliche Besserung gegen 1891 und 1892 auf. Diese Besserung schreitet jedoch nicht in gleichem oder beschleunigtem Schritte vor, sondern wird stetig langsamer und führt sogar 1897 wiederum zu einer Verschlechterung, welche die zweithöchste Ziffer des ganzen Jahrzehnts aufweist.

Die Handelsbilanz des Jahres 1894 weist die schlechteste Ziffer des ganzen Jahrzehnts auf; sie ist die Folge verschiedener politischer Verhältnisse, im besonderen aber der wirthschaftlichen Krise in den Vereinigten Staaten von Amerika des Jahres 1893. Die Ausfuhr nach dort nahm allein um ca. 80 Millionen Mark ab. Ebenso ist das Jahr 1892 ein anormales, da die Exporteure ohne Zweifel wegen der bevorstehenden Aenderung in der deutschen Zollpolitik für dieses Aufträge im früheren Umfange noch nicht erhielten oder nicht annehmen mochten. Thatsächlich weisen die Jahre 1892 und 1894 die geringsten Ausfuhrziffern mit 3150,1 und 3051,5 Millionen Mark auf.

Insgesammt: Die Handelsbilanz weist allerdings entsprechend dem speculativen Charakter der Exportindustrie und des Exporthandels eine plötzliche Besserung der Handelsbilanz nach den Handelsverträgen auf; dieselbe schlägt jedoch bis 1897 bereits in ihr Gegentheil, in eine wesentliche Verschlechterung um.

Die Ausfuhr allein betrug in Deutschland im Jahresdurchschnitt:

| | 1883—87 | 1888—92 | 1893—97 |
|---|---|---|---|
| Mill. Mk. | 3152,2 | 3301,7 | 3452,0 |
| | | + 149,5 | + 150,3 |

Die Ausfuhr hat also nach den Handelsverträgen nicht wesentlich mehr zugenommen, als im Jahrfünft vorher gegenüber den entsprechenden Jahren 1883 bis 1887. Nach den Handelsverträgen hat die Ausfuhr nur eine Steigerung ihrer Zunahmegeschwindigkeit um 0,8 Millionen Mark oder ½ % zu verzeichnen. Ob diese Steigerung nicht auch ohne die Handelsverträge in ihrer jetzigen Form erreicht wäre, ob dieses halbe Procent die Erwartungen der Vertragsfreunde erfüllt hat, das wird zahlenmäßig schwer zu beweisen und zu beantworten sein. In den einzelnen Jahren betrug die Ausfuhr:

| | Mill. Mk. | Tonnen |
|---|---|---|
| 1888 | 3352,6 | 20 740 384 |
| 1889 | 3256,4 | 18 292 587 |
| 1890 | 3409,5 | 19 365 081 |
| 1891 | 3339,7 | 20 139 376 |
| 1892 | 3150,1 | 19 891 615 |
| 1893 | 3244,6 | 21 361 544 |
| 1894 | 3051,5 | 22 883 715 |
| 1895 | 3424,1 | 23 829 658 |
| 1896 | 3753,8 | 25 719 876 |
| 1897 | 3786,2 | 28 019 949 |

Auch diese Ziffern beweisen zwar eine Steigerung der Ausfuhr von 1893 an mit Ausnahme des mehrerwähnten Jahres 1894; sie beweisen aber gleichzeitig, daß auch in der Ausfuhr allein der Fortschritt nur vorübergehend war und für das Jahr 1897 bereits fast völlig verschwunden ist.

Eine besondere Beleuchtung erhält die Zukunft unserer Exportindustrie bei Betrachtung der Ausfuhrziffern von Maschinen, Instrumenten und Apparaten. Die Nettoausfuhr dieser Waaren betrug:

| | Mill. Mk. | Tonnen |
|---|---|---|
| 1893 | 106,0 | 71 802 |
| 1894 | 97,0 | 96 265 |
| 1895 | 138,6 | 108 688 |
| 1896 | 139,7 | 121 696 |
| 1897 | 133,4 | 120 562 |

Die Zahlen zeigen im Werth wie in der Tonnenzahl eine stetige Zunahme des Maschinenexports, nur das Jahr 1897 zeigt einen Stillstand. Wenn man überlegt, daß die Ausfuhr Deutschlands wesentlich nur in Fabrikaten geschieht, erregt diese dauernde Zunahme der Maschinenausfuhr gewisse Bedenken. Unsere Ausfuhr findet nach den Ländern mit geringerer industrieller Entwickelung statt, ebendahin werden auch unsere Maschinen exportirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir jene industriearmen Länder dadurch zu einer eigenen Industrie verhelfen und uns selbst Concurrenten erzeugen. Und daß dieses in einem nicht gerade langsamen Tempo geschieht, beweist das Verhältnis der Gesammtausfuhrsteigerung zu der von Maschinen. Während die Gesammtausfuhr seit 1893 um 150,3 Millionen Mark oder knapp 5 % stieg, erhöhte sich die Maschinenausfuhr um 48760 Tonnen oder 68 %. (Wir vergleichen hier Werth und Menge, weil die gesammte Ausfuhrmenge ihrer stofflichen Verschiedenheit wegen nur im Werth, die Maschinen dagegen als im Ganzen einheitliche Masse richtiger der Menge nach gemessen werden). Die Zeit erscheint demnach in nicht zu großer Ferne, wo für einen beträchtlichen Theil unserer Exportfabrikate das Ausland Ersatz in den Producten ihrer eigenen Industrie gefunden haben wird.

Muß man nach Obigem unbedingt zugeben, daß die Handelsverträge keine wesentliche Steigerung unserer Ausfuhr zur Folge gehabt haben, so lehrt uns die Handelsbilanz, daß die Einfuhr vom Ausland eine desto größere geworden ist. Ein Grund für die Annahme, daß die Consumtionsfähigkeit des deutschen Marktes um den Betrag der Bilanzverschlechterung von 182,2 Millionen Mark zugenommen habe, liegt nicht vor. Eher für das Gegentheil! Klagen doch die Berichte mehrerer Handelskammern, gewiß unparteiischer Zeugen, daß die Aufnahmefähigkeit des Mittelstandes, im besonderen der gesammten Landwirthschaft dauernd abgenommen hat. Ist dies doch auch nicht zu verwundern, da den Zollermäßigungen des Auslandes auch solche auf deutscher Seite gegenüberstehen, die jedenfalls den größeren Vortheil nicht auf unserer Seite lassen. Es ist demnach nur anzunehmen, daß die für 182,2 Millionen Mark aus dem Auslande mehreingeführten Werthe die Erzeugung oder den Absatz eines wenn auch nicht gleichen, so doch nicht unbedeutenden Betrages deutscher Waaren im Inlande verhindert haben. Wie viel hiervon auf die einzelnen Gewerbe entfällt, läßt sich im Einzelnen noch nicht nachweisen; die vom Reich in Angriff genommene Productionsstatistik wird wohl auch hierüber Auskunft geben. Jedoch wollen wir uns nicht versagen, die Einfuhrzahlen einzelner Rohstoffe anzuführen, die zum Mindesten in ihrer Zunahme wohl ausschließlich landwirthschaftliche Producte betreffen, wir meinen die Kategorien: Vieh und andere lebende Thiere; Sämereien und Gewächse für Aussaat, Futter und Gärtnerei etc.; Abfälle, Düngemittel und verschiedene thierische Producte; Nahrungs- und Genußmittel, Rohstoffe. Die Nettoeinfuhr dieser Producte betrug im Jahresdurchschnitt:

| 1888—92 | | 1893—97 | |
|---|---|---|---|
| Mill. Mk. | Tonnen | Mill. Mk. | Tonnen |
| 1071,0 | 4 396 187 | 1241,2 | 6 425 403 |
| | | + 170,2 | + 2 029 216 |

Die Nettoeinfuhr landwirthschaftlicher etc. Producte hat sich also seit Abschluß der Handelsverträge um annähernd die Hälfte gehoben; gegenüber dem Steigen der Gesammtausfuhr

um 150,3 Millionen Mark weist die Einfuhr landwirthschaftlicher und ähnlicher Erzeugnisse allein eine Werthsteigerung von 170,2 Millionen Mark oder 93 % der Bilanzverschlechterung von 182,2 Millionen Mark auf. Ein deutlicher Beweis, daß die Landwirthschaft in erster Linie die Kosten der Handelsverträge zu tragen gehabt hat. In den einzelnen Jahren stellte sich die Einfuhr der genannten Producte auf folgende Beträge:

| | Millionen Mk. | Tonnen. |
|---|---|---|
| 1888 | 648,2 | 2 698 131 |
| 1889 | 997,6 | 4 283 727 |
| 1890 | 1141,8 | 4 721 530 |
| 1891 | 1292,6 | 4 952 359 |
| 1892 | 1274,7 | 5 325 189 |
| 1893 | 1121,7 | 5 198 303 |
| 1894 | 1250,9 | 6 217 189 |
| 1895 | 1163,4 | 5 771 645 |
| 1896 | 1282,4 | 7 205 483 |
| 1897 | 1387,4 | 7 734 396 |

Die Behauptung der Handelsvertragsfreunde, daß aus dem Auslande nach den Handelsverträgen nur soviel landwirthschaftliche Producte mehr eingeführt werden würden, als zur Ernährung der wachsenden Bevölkerung Deutschlands nothwendig, ist nun von den Thatsachen widerlegt worden. Können wir der obigen Einfuhr von landwirthschaftlichen und ähnlichen Producten auch die Erzeugung derselben Stoffe im Inlande zahlenmäßig nicht gegenüberstellen, so giebt doch einen gewissen Anhalt die Erntestatistik für das Deutsche Reich. Nach derselben wurden geerntet an Roggen, Weizen, Gerste und Hafer im Jahresdurchschnitt:

| | 1889—92 | 1893—96 |
|---|---|---|
| Tonnen | 15 458 750 | 17 002 191 |

Die inländische Ernte hat sich also von 89/92 bis 93/96 in höherem Grade vermehrt als die Bevölkerung in derselben Zeit. Das Bedürfniß nach der Vermehrung der Einfuhr ausländischer Producte dieser Art läßt sich also aus den Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens nicht nachweisen.

Von Interesse ist schließlich noch die Frage, stammt die Verschlechterung unserer Handelsbilanz, d. h. die Steigerung der Einfuhr aus den Staaten, mit welchen die vielbesprochenen Verträge von 1892—94 abgeschlossen wurden, oder aus den Ländern, welchen bereits früher die Meistbegünstigung eingeräumt wurde und die Zollermäßigungen der letzten Verträge ohne Entgelt ihrerseits zufielen. Antwort: aus Beiden. Als Beispiel greifen wir die Ziffern von Rußland für die erstere Kategorie, die von Argentinien und den Vereinigten Staaten von Amerika für die letztere heraus. Es betrug im Jahresdurchschnitt die Nettoeinfuhr aus Rußland:

| | 1890—93 | 1894—97 |
|---|---|---|
| Millionen Mk. | 241,5 | 339,9 |
| | | + 98,4 oder 41 %. |

Die Nettoeinfuhr aus den Vereinigten Staaten stellte sich auf

| | 1890—92 | 1893—97 |
|---|---|---|
| Millionen Mk. | 117,6 | 199,7 |
| | | + 82,1 oder 70 %, |

aus Argentinien

| | 1890—92 | 1893—97 |
|---|---|---|
| Millionen Mk. | 63,9 | 70,5 |
| | | + 6,6 oder 10 %, |

aus den Vereinigten Staaten und Argentinien zusammen:

| | 1890—92 | 1893—97 |
|---|---|---|
| Millionen Mk. | 181,5 | 270,2 |
| | | + 88,7 oder 48 %. |

Ergab daher die Betrachtung des auswärtigen Handels Deutschlands im Allgemeinen, daß nach den Handelsverträgen die deutsche Ausfuhr nicht wesentlich zugenommen, die Handelsbilanz sich dagegen wesentlich verschlechtert habe, so beweist die Vertheilung der Einfuhr nach den Ursprungsländern, daß sowohl die Zollermäßigungen der letzten Handelsverträge den größeren Nutzen dem Ausland ließen, wie das anderen Staaten früher eingeräumte Meistbegünstigungsrecht diesen einen übermäßigen Vortheil zuwies.

Die Erfahrungen des letzten Jahrfünfts lehren uns also für die Zollpolitik:

1. Aus den Handelsverträgen der Jahre 1892/94 hat das Ausland größere Vortheile als Deutschland gezogen; bei ferneren Verhandlungen sind größere Zugeständnisse vom Ausland zu verlangen.

2. Das Recht der Meistbegünstigung hat in Verbindung mit dem Princip der langfristigen Handelsverträge die Einfuhr ausländischer Producte zum Schaden der für den inländischen Markt arbeitenden Gewerbe in ungerechtfertigter Weise gesteigert.

Für Deutschlands wirthschaftliche Verhältnisse sind daher möglich nur folgende Wege der Zollpolitik:

Langfristige Handelsverträge ohne Gewährung der Meistbegünstigung. Da ohne Letztere jedoch die Bewilligung dieses Rechtes Seitens des Auslandes zweifellos unterbleiben und somit die Verträge für die Exporteure nutzlos würden, erscheint dieser Weg als ungangbar.

Langfristige Handelsverträge mit Gewährung der Meistbegünstigungsclausel unter Ausschluß der Zollbindung für die zur Versorgung des Deutschen Marktes nöthigen heimischen Gewerbe. Auch hierfür dürfte das Ausland wenig Entgegenkommen zeigen.

Kurzfristige Verträge mit Meistbegünstigung. Diese Art der Verträge dürfte ebenfalls den Exporteuren wegen der mit ihr verbundenen Zollunsicherheit als nicht geeignet erscheinen. Sie bieten jedoch dem überwiegenden, und des Absatzes seiner Waaren sichereren Theil der Bevölkerung den nothwendigen und mit Recht verlangten Schutz seiner nationalen Arbeit. Das Gleiche gilt von einem völlig selbstständigen Zolltarif, der ohne jede vertragsmäßige Bindung einen Maximaltarif für die Allgemeinheit und einen Minimaltarif für die auch Deutschland das Recht der Meistbegünstigung einräumenden Staaten.

Zu diesem Resultat, das soll besonders betont werden, gelangt man an der Hand der thatsächlichen Erfahrungen von dem Standpunkt des größten Theils der Vertragsfreunde selbst, aller Derer, die, wie oben gezeigt, rechnerisch größere Vortheile als Nachtheile von den Handelsverträgen erwarteten. Da ihre Erwartungen sich nicht bestätigt haben, müßten sie consequenter Weise zu dem System der freien Hand sich bekehren.*)

Zu demselben Ergebnis gelangen auch ohne die obige Betrachtung Alle die, welche auch sociale, allgemeine politische und militärische Momente als mitbestimmend für die Zollpolitik ansehen. Wir haben aus bekannten Gründen diese Erwägungen nicht weiter an dieser Stelle herangezogen. Ihr Vorhandensein ist nur deßhalb wiederholt bemerkt worden, um dabei darauf hinzuweisen, daß wir dieselben nicht unterschätzen und ihre Prüfung bei einem anderen Ergebniß der Statistik noch immer für nothwendig hielten.

Ebensoviel und mehr Jahre als bisher werden noch bis zum Ablauf der Handelsverträge verstreichen; das Urtheil

*) Nicht ein agrarischer Vorstoß oder „Uebergriff" ist der tiefere Zweck dieser Untersuchung; es liegt vielmehr im Interesse des größten und am solidesten gegründeten Theiles der Bevölkerung, sich diesen Thatsachen nicht zu verschließen. Kein Unterschied existiert hier zwischen Landwirthschaft, Handwerk, Industrie und Handel, sowie sie nur kein Sonderinteresse, sondern das allgemeine Wohl erstreben.

über die Wirkungen derselben wird alsdann genauer sein als es heute möglich, allerdings sind wir der Ueberzeugung, daß die bisherigen Erfahrungen noch wesentlich werden verstärkt werden. Dennoch erschien schon jetzt eine Prüfung dieser aus mehreren Gründen als zeitgemäß. Einmal weiß die „freisinnige" Presse, die unterstützt von den großcapitalistischen Exportgeschäften eine leider sehr große Verbreitung hat, schon heute viel von den „segensreichen" Wirkungen der Vertragspolitik zu berichten. Es hindert sie darin nicht, daß die von ihr sonst so geschätzten Handelskammerberichte sich über diesen „Segen" zum größten Theil ausschweigen oder von seinem directesten Gegentheil sprechen. Es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß im neuen Reichstag sehr bald die Fragen der Zollpolitik bei den verschiedensten Gelegenheiten werden berührt werden. Da ist es nothwendig, dem deutschen Bürger, der sich schon so oft hat berauscht reden und schreiben lassen, bald und eindringlich das feste Bild der Thatsachen vor Augen zu halten. Aus diesem Grunde begnügten wir uns jetzt auch mit den Hauptangaben des Waarenverkehrs. Stehen die Zollfragen erst selbst zur Verhandlung, dann wird es Zeit sein, auf die sehr interessanten Einzelheiten von Production und Handel einzugehen.

---

## Der Piesberger Kohlenbergbau und sein Ende.

Von Wilhelm Berdrow.

Ueber den Kriegs- und politischen Nachrichten, mit denen uns die Zeitungen neuerlich in einer für die Sommermonate höchst ungewohnten Fülle überschütteten, ist ein Ereigniß in großen Kreisen fast unbeachtet geblieben, das doch zu den bemerkenswerthesten unserer Tage gehörte: der Arbeiterausstand im Anthracitbergwerk des Piesberges und sein plötzliches, schroffes Ende, das gleichzeitig das Ende des Grubenbaues selbst und das Ende einer altehrwürdigen und in vielen Beziehungen einzigen Industrie bedeutete. Ich nannte dies Ereigniß wenigstens in seinem Schluß- und Gipfelpunkt eins der bemerkenswerthesten der jüngsten Zeit, weil hier technische und kaufmännische Rücksichten, Verhältnisse industrieller, politischer, socialer und confessioneller Art so seltsam durcheinander spielten und wirkten, wie nur denkbar, und weil es gerade diese merkwürdigen Verhältnisse waren, die den Piesberger Ausstand in unerwartet schnellen und dramatischen Schlägen entwickelten und zu einem ebenso überraschenden als tragischen Ausgang führten.

Für Diejenigen, die den Verlauf und Ausgang des Dramas von Osnabrück nicht in seinen Einzelheiten verfolgt haben, sei ganz kurz Folgendes hervorgehoben: Der Vorstand der Georg-Marienhütte, die seit 1889 Besitzerin der früher der Stadt Osnabrück gehörigen Kohlengruben des Piesberges ist, hatte mit den Arbeitern der Zeche, die größtentheils katholisch sind, bis zum Anfang dieses Sommers in leidlichem oder sogar gutem Einvernehmen gestanden. Nun wurde durch das Anwachsen der Grubenwässer in dem, in dieser Hinsicht von jeher berüchtigten Piesberg die Leitung genöthigt, dem eindringenden Wasser auf einige Zeit mehr Arbeitskräfte entgegenzustellen. Die etwa 1000 Köpfe betragende Arbeiterzahl der Zeche dauernd zu vermehren, nahm man Anstand, weil jenem Mehr nach der Bewältigung der augenblicklichen Schwierigkeit die Beschäftigung gefehlt hätte. Dagegen suchte man der Verlegenheit durch die Verfügung Herr zu werden, daß bis auf Weiteres in den vom Wasser bedrängten Schächten auch an den katholischen „kleinen Feiertagen" gearbeitet werde, eine in anderen Zechen des Vereins schon früher und ohne Schwierigkeiten durchgeführte Maßregel. Hier aber forderte die clericale „Osnabrücker Volkszeitung" die Arbeiter auf, durch den Streik gegen die Gewaltmaßregel der Direction zu protestiren, und der Führer der christlichen Bergarbeiter, Brust, ließ sich, vielleicht in der Hoffnung, bei einem Ausstand etwas für die Arbeiter im Allgemeinen herauszuschlagen, verleiten, mit den ultramontanen Arbeiterführern Hand in Hand zu gehen. Der Ausstand wurde angesagt, falls der Vorstand seine Verfügung aufrecht erhalten würde. Vergeblich wies die Direction darauf hin, daß eine von hervorragenden Bergleuten und Geologen ausgeführte Untersuchung zu dem Resultat gekommen sei, daß bei den Wasserverhältnissen des Piesberges der Betrieb technisch und wirthschaftlich nur durchzuführen sei, wenn man von Betriebsstörungen durch äußere Einflüsse verschont bliebe und die Förderung nach Kräften anspannte, — die Arbeiter beharrten auf ihrem Trotz. Vergeblich hielt man ihnen vor, daß der Bischof von Osnabrück, durch die wirthschaftliche Nothlage des Bergwerks bestimmt, den Beschluß des Vorstandes gut geheißen habe, — den Arbeitern verschlug das nichts, wohl aber gelang es den sie leitenden Mitgliedern des unteren Clerus, den Bischof zur Zurücknahme seiner Zustimmung zu bewegen. Der Streik wurde begonnen und durchgeführt, und der Georg-Marienhütte, die täglich durch die Maschinen Unmengen von Wasser aus den ersäufenden Stollen pumpen mußte, ohne ein Loth Kohle zu gewinnen, kostete jeder Tag eine große Summe. Die Vermittlungsversuche blieben andauernd ohne Erfolg, und endlich kam der Tag, an welchem die Besitzer der Piesberger Zechen, zum Aeußersten getrieben, jenen Beschluß faßten, der den Arbeitern bewies, mit wie zweischneidigen Waffen sie gekämpft. Am 8. Juni wurde in einer erregten Versammlung der Mitglieder des Georg-Marien-Hüttenvereins der verhängnißvolle Beschluß gefaßt, die Arbeit im Piesberge auch von Seiten des Vereins und für immer einzustellen. Sofort nach Schluß der Versammlung wurden die Pumpen außer Betrieb gesetzt, die brausenden Wasser des Erdinnern brachen ungehemmt in Stollen und Schächte, und das ganze, im Piesberge steckende und nach Millionen zählende Vermögen an Schachtzimmerungen, Material, Maschinen u. s. w. ist auf ewig verloren. Tausend Arbeiter mit ihren Familien müssen ihren Trotz gegen eine harmlose und ihnen überdies unerwarteten Verdienst bietende Maßregel nunmehr mit dem Verlust ihrer Arbeit und der Nothwendigkeit, sich anderwärts einen Beruf suchen zu müssen, büßen. Weit weniger hat die Georg-Marienhütte selbst bei der Einstellung des Betriebes zu verlieren, denn die ungünstigen Verhältnisse des Piesberges, besonders der starke Wasserandrang, waren Schuld daran, daß trotz reichlicher Verwendung der besten Maschinen und trotz einer vorzüglichen Leitung des Betriebes bei einem jährlichen Ausgabebudget von mehr als einer Million der Ueberschuß des Bergwerks nicht mehr als 120 000 bis 140 000 Mk. betrug.

Mit diesen Bemerkungen indeß sei es der Erwähnung der neuesten Ereignisse im Piesberge genug. Waren sie uns doch nur der Anlaß, der Geschichte und dem Betriebe dieser in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Arbeitsstätte eine kurze Darstellung zu widmen.

Der Kohlenabbau im Piesberge ist alt, doppelt alt, wenn man bedenkt, daß der Anthracit, dieses älteste Glied der fossilen Brennstoffaufspeicherung, bis in die neueste Zeit wenig geschätzt wurde, weil man über seiner schweren Entzündlichkeit die Vortheile der größeren Hitze und geringen Gasentwickelung, die der Anthracit besitzt, noch gar nicht kennen gelernt hatte. Das Recht, in dem Osnabrück benachbarten, Piesberg benannten Ausläufer des Wesergebirges Kohlen zu brechen, wurde 1568 vom Osnabrücker Domkapitel dem Magistrat eingeräumt, der dort 80 Jahre lang den geringen Kohlenbedarf für seine in der Nähe gelegenen Kalköfen, — auf ziemlich rohe Weise, indem nur die oberirdisch auslaufenden Flötzenden angebrochen wurden, — decken ließ.

Dann fand man es bequemer, den nichts einbringenden Bergbau zu verpachten, — für einige Karren Kohlen zum Kalkbrennen und 20 Thaler für die Vorhaltung der Werkzeuge, — und so vergingen abermals 80 Jahre, ohne daß von den Kohlenschätzen des Piesberges etwas Nennenswerthes gewonnen worden wäre.

Im Jahre 1727 begann die Stadt sich wieder um den Piesberg zu kümmern. Zwei Stollen wurden nach eingehender Untersuchung in die Tiefe getrieben, — mit welcher Energie, erhellt daraus, daß der 1727 begonnene Lücker Stollen nach 67 Jahren sein Kohlenflötz erreichte, inzwischen war an den billiger erreichbaren Stellen flott der alte Raubbau weiter betrieben. Immerhin kam mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein besserer Zug in den Betrieb, man kam auf Ueberschüsse, legte Fahrstühle, Seitenstollen in bedeutenden Tiefen, Pumpwerke u. dgl. an, und behielt die Zeche im städtischen Betrieb, bis Osnabrück sich des Schmerzenskindes 1889 durch Verkauf an die Georg-Marienhütte auf immer entledigte. Wie der nunmehrigen Besitzerin der Erwerb bekommen, und wie sie ihn binnen zehn Jahren wieder los geworden ist, haben wir oben gesehen.

Der Betrieb in den Schächten des Piesberges war nicht leicht, aber in technischer Hinsicht hochinteressant. Die zehn Flötze, die man unter und zwischen den Sandsteinmulden des Piesberges erbohrt, wenn auch noch nicht alle dem Betrieb erschlossen hat, reichen bis etwa 160 m unter den Meeresspiegel, von den beiden, für den Betrieb hergestellten Schächten geht der Hasenschacht, der 95 m über dem Meer mündet, 100 m tief, der Stüveschacht aber fast doppelt so tief und über 90 m unter den Nordseespiegel. Noch reichlich 10 m tiefer befindet sich der tiefste Punkt des ganzen Bergwerks, wohin, so lange der ordnungsmäßige Betrieb dauerte, alle Grubenwässer zusammenströmten, und von wo, sobald die Arbeit der gewaltigen Pumpen aufhörte, die rapide Ersäufung der Zeche ihren Anfang nahm. Welchem Wasserandrang das Bergwerk ausgesetzt war, sah man während des Betriebes an den gewaltigen Strahlen unterirdischer Quellen, die sich in manchen Stollen ununterbrochen aus der Wand oder dem Hangenden auf die Arbeitsstätten ergossen und mit Sorgfalt dem tiefsten Punkte der Zeche zugeführt werden mußten. Beinahe 200 m unter Tage arbeiteten in einem gewaltigen Raum von 44 m Länge zwei große Dampfcompoundmaschinen, jede im Stande, 7000 Liter Wasser in der Minute, oder zusammen stündlich 840 cbm (16 800 Ctr.) auf die Höhe des Hasestollens zu heben, der sich ungefähr 100 m über diesem Punkte oder an der Sohle des Hasenschachtes horizontal in's Freie bohrt. Hier stürzten die von 400 Pferdekräften emporgehobenen Wassermassen brausend aus einer Nische des Gesteins in einen Stollen, die Wassersaige, der sie in's Freie beförderte und der Hase zuleitete. Den in der Tiefe arbeitenden Maschinen wurde der Betriebsdampf aus dem Kesselhause, das sich natürlich über der Erde am Schachteingang befindet, durch lange, wohlisolirte Rohrleitungen zugeführt. Uebrigens stellten diese beiden Dampfpumpen. die lediglich das auf der zweiten Tiefbausohle sich sammelnde Wasser zu entfernen hatten, nur den kleinsten Theil der für die Entwässerung des Piesberges thätigen Dampfkraft vor. Im Ganzen befinden sich in den Anthracitgruben acht große Wasserhaltungsmaschinen, die, so lange sie thätig waren, in jeder Minute 60 000 Liter Wasser aus der Zeche entfernten. Man kann sich vorstellen, mit welcher Gewalt sich beim Stillstand der Pumpen diese Wassermengen, 3600 cbm in der Stunde oder 80 000 cbm im Tage, in die verlassenen Gänge und Stollen ergossen. Genügten doch diese Fluthen, um z. B. den früher erwähnten großartigen Maschinensaal der zweiten Tiefbausohle, in einer Viertelstunde auszufüllen! Diese ganze, Hunderttausende repräsentirende Maschinerie ist mit der Einstellung des Betriebes im Piesberge verloren, unwiederbringlich verloren.

Zu den Mitteln, durch welche der unter den ungünstigsten Bedingungen arbeitende Bergbau des Piesberges sich concurrenzfähig zu halten suchte, gehörten auch die bewunderungswürdig ausgebildeten Vorrichtungen zum Transport, zur Sichtung und Aufspeicherung des gewonnenen Materials. In der Tiefe der Gruben erfolgte die Horizontalbeförderung des Anthracits zu dem Hauptaufzug durch Wagenzüge auf Schienen, aus 10—12, von Pferden gezogenen Karren gebildet. Auch dieser Wagentransport wurde durch die Wasserverhältnisse einigermaßen behindert, indem an mehreren Stellen in den wichtigsten Stollen und Querschlägen wasserdichte Thüren sich befanden, die bei unerwartetem Wasserandrang die nicht direct betroffenen Theile der Zeche zu schützen hatten, den Verkehr aber etwas behinderten. — Im untersten Theil des Stüveschachtes war ein förmlicher Rangir- und Güterbahnhof angelegt worden, wo das Beladen, Zusammenstellen und Befördern der Wagenzüge einheitlich geregelt wurde. Hier findet sich auch der Hauptförderzug für die verticale Fortschaffung der Kohlen, wozu vierstöckige große Förderkörbe an Seilen auf- und niedergingen. Jede Etage eines solchen Förderkorbes nahm, um alles Umladen zu vermeiden, einen ganzen beladenen Wagen auf, und von vier Wagen belastet, wurde je eine Schaale durch mächtige Dampfmaschinen bis zum Schachtausgang gehoben, während am anderen Ende des Stahlseiles eine leere Schaale sich senkte. Beim Ein- und Ausfahren der Belegschaft diente jeder Förderkorb zur Aufnahme von 21 Mann, und zwar wurden die auf- und absteigenden Schaalen gleichzeitig benutzt, so daß die Ein- und Ausfahrt der Mannschaften beim Schichtwechsel gleichzeitig begonnen und beendet wurde. Dort, wo geneigte Stollen, wie der lange Hasestollen, nicht durch lothrechte Schachtmündungen, sondern direct an den Abhängen des Berges zu Tage treten, war auch die Transportirung der Wagenzüge durch sehr sinnreiche Seil- oder Kettenzüge von geringem Kraftbedarf in Uebung.

Der Hülfe geeigneter Maschinen bediente man sich, wie im Bergwerk selbst, so auch über Tage zur ersten Verarbeitung des geförderten Anthracits. Alle zu Tage tretenden Massen gelangten sofort auf ein rotirendes Sieb, welches alle Stücke, die weniger als 7 cm Länge oder Breite zeigten, passiren ließ, die größeren aber zurückhielt. Während die letzteren, da der Anthracit fast ausschließlich in kleinen Stückchen für Dauerbrandöfen u. dgl. Verwendung findet, in Kohlenbrechern weiter zerkleinert werden, wanderten die kleineren Kohlen durch Transportschnecken und -bänder weiter zu anderen Sortirmaschinen, wo sie ihrer Größe nach genau sortirt wurden. In der sogenannten Setzmaschine erfolgte dann durch einen Wasserstrom die Befreiung der Kohle von dem beigemengten Gestein und Geröll, und alsdann glitten die Kohlen automatisch den Waagen und Verladetaschen, die Steine dagegen dem „Bergethurm“ zu, der sie auf die Halde beförderte.

Der Piesberger Anthracit zeichnete sich durch seinen Reichthum an Kohlenstoff bei geringer Gasentwickelung als einer der ältesten und werthvollsten Anthracite aus, er wurde für Dauerbrandöfen so gern benutzt, daß abgesehen von dem kleinen, für die technischen Zwecke der Besitzer selbst gebrauchten Grus der größte Theil der Ausbeute schon in der nächsten Umgebung der Zeche abgesetzt wurde. Mit der Aufgabe des Betriebes im Piesberg, an der die Eigenartigkeit der Naturverhältnisse und die Starrköpfigkeit der von kurzsichtigen oder böswilligen Führern aufgehetzten Arbeiter gleich stark betheiligt sind, hat der deutsche Bergbau eine seiner merkwürdigsten Arbeitsstätten eingebüßt.

## Literatur und Kunst.

### Anna Ritter.

Von Carl Busse.

Vor Kurzem erschien in Leipzig ein Buch Verse. Es fiel in tiefen Sommerfrieden, in die stillste Zeit. Still blieb es bisher auch über diese Gedichte, vor denen der Name Anna Ritter steht. Es wird bald anders werden, wenn der erste Hornruf erschallt ist. Und dieser Hornruf, der eine neue Krone grüßt, soll hier ertönen. Ich nenne dies Buch und schreibe darüber, denn ich weiß, es wird nicht sterben mit denen, die heute alt sind, und nicht sterben mit denen, die heute jung sind. Es giebt Verse darin, die mit dem conservierenden Geniestempel geprägt sind. Es ist keins von den Büchern, die literarische Anstöße geben, die uns vorwärtsbringen, die Schule machen. Leute mit streng literarischen Scheuklappen werden seine Bedeutung kaum verstehen. Aber es wird von Allen geliebt werden, die sich ein begeistertes Herz für unsere Lyrik bewahrten, denn das Schöne an diesem Buche ist es, daß es ein reines Dichterbuch ist, so ohne jeden literarischen Schulstaub, ohne jedes gewollte Modernsein, ohne jede angequälte Originalität. Und doch bewahrt es seinen weitesten Abstand von jeder conventionellen Art. Diese Anna Ritter ist im üblichen Sinne weder modern noch unmodern; sie ist eben nur Anna Ritter, d. h. ein Menschenkind, das, wie es scheint, ein schweres Geschick durch viele Stürme geführt hat, das in Leidenschaften lebt, dem große Schmerzen die Zunge lösten. Sie nennt ihr Talent ein „nachgebornes" Kind. Mit anderen Worten also: eine steile Lebenshöhe, ein Lebensglück liegt schon hinter ihr, das sie als „Stumme des Himmels" getragen. Und nach dem jähen Zusammenbruch, nach dieser Wildheit des Schmerzes, der noch jetzt über das ganze Buch zittert, nach seiner Abdämpfung zu Wehmuth und Sehnsucht, da sprengt das Empfinden alle Riegel. Man merkt es den Versen an, daß sie wie ein Strom hervorgebrochen sind, unaufhaltsam, allüberfluthend; man merkt es, daß sich viele Jahre alle Thränen des Glücks und alle Thränen des Schmerzes in diesem Menschenkind zu einem See gesammelt haben, der nun alle Dämme niederreißt; man merkt, daß hier ein seltener Nibelungenschatz, ein Capital, von dem nie bisher etwas ausgegeben ward, auf einmal sich leuchtend aufthut, und daß die Dichterin selbst all' den Reichthum kaum fassen kann. Es ist ein Buch der Verschwendung, ein so volles Ausgeben, daß man rathlos steht, fortgerissen, bezwungen, und doch als sorgender Hausvater sich fragt, was nun weiter werden soll. Denn zum zweiten Male sammelt man einen solchen Schatz nicht mehr. Aber allerdings: für gewöhnlich wird man auch nur mit einem Buche unsterblich.

Drei Entwickelungsstufen lassen sich ziemlich deutlich in diesen „Gedichten"*) unterscheiden. Die erste: da stößt man auf Verse, die das ganz ungeübte Talent verrathen, das zu gegebenen Formen greift, ohne schon ganz herauszubringen, was es herausbringen will. Ein Talent, das noch in den Windeln liegt, zwar ein hübsches Kind, aber eins, von dem man noch absolut nicht wissen kann, ob es ein Königskind ist. In diese erste Periode gehören hübsche Natur-Stimmungsbilder, nette einfache Sachen; gehören Gedichte wie „der Weg zum Glück", das vielleicht einzig konventionelle Poem des Buches. Im Ganzen ist die Reihe klein und fällt um so weniger auf, als sie äußerlich nicht fortlaufend und abgegrenzt ist. Auf der zweiten Stufe ist aus dem Kinde schon ein Sieger und König geworden. Die üblichen Formen sind nicht mehr Fesseln, die das Empfinden drücken, sondern Geschmeide. Sie hemmen nicht mehr, sie sind natürliche Ausdrucksmittel geworden, und da braust der Strom der Vollempfindung nun dahin, hier jauchzt ein liebesfrohes, leidenschaftliches Herz sein Glück empor, dort ein todtesschwangeres sein Leid. Wilde und wehe Klänge tauchen auf, süß aus verlangenden Träumen redet die Sehnsucht. Vom ersten Ball, den das junge Mädchen mitgemacht, bis zu dem Grab, dem epheubesponnenen, das den jungen Gatten allzu früh birgt, steigen die Bilder und Schicksale empor. Alles Lieder, alles reine, lyrische Lyrik. In langsamem Uebergang führt diese zweite Periode zur dritten. In ihr werden die Formen zu noch größerer Freiheit gesprengt. Eine Art freier Rhythmen taucht auf, daneben eine Chor- und Hymnenpoesie, ein feierliches Sich-Erheben, ein Versuch, das eigne Ich zu überwinden. Vor Allem wird die Art der Versformung ganz anders. Die Dichterin bindet sich nicht mehr an die bisher gebrauchten Strophengefüge. Sie thut jenen Schritt, den nur feinstes Empfinden, sicherstes musikalisches Gefühl, vollendete Sprachbeherrschung thun darf: bei willkürlicher Reimbindung den Vers je nach dem, was er auszudrücken hat, zu verkürzen oder in starker Füllung breit auslaufen zu lassen. Und sie thut das mit siegessicherer Meisterschaft.

Es sind vor Allem zwei Vorzüge, die Anna Ritter vor allen weiblichen Dichterinnen fast voraus hat. Kurz gesagt: die Weiblichkeit. Ihr Centrum, in das die Ausstrahlungen ihres Geistes- und Empfindungslebens zurücklaufen, ist wie das jeden echten Weibes ein sie ganz erfüllendes Liebesgefühl. Leidenschaft ist ihr innerster Lebensnerv. Sie ist ganz Weib und ist stolz darauf, Weib zu sein. Nur ein Weib konnte diese Gedichte schreiben, so weiblich sind sie. Alle unsere übrigen Dichterinnen, d. h. die bedeutenden haben jenen unweiblichen Zug, der sich bald in strenger Herbheit wie bei der Droste zeigt, bald darin, daß sie die Grenzen ihres Geschlechtes überspringen. Sie sind entweder hysterisch oder in ewigem Kampfe für eine philosophische, sociale, politische Anschauung begriffen. Sie können Alle nicht lachen und natürlich sein, sondern posieren fürchterlich. Und davon ist diese Anna Ritter völlig frei. Sie macht sich geistig nicht bedeutender als sie ist. Sie ist naiv wie kaum je das Weib in der Dichtung gewesen. Naiv, denn sie verleugnet ihr rein auf Liebe und Leidenschaft gestelltes Wesen keinen Augenblick. Naiv, denn ganz im Gegensatz zu ihren Colleginnen, die in auffälliger Geschäftigkeit ihren „Geist", eine ihnen als Piedestal dienende Idee in den Vordergrund rücken, mit eingebildeten Ketten rasseln, unter dem Weltfrieden es nun einmal nicht thun — ganz im Gegensatz dazu kommt ganz deutlich bei Anna Ritter ein viel weiblicherer Zug zum Ausdruck: das stolze Bewußtsein des Weibes als der Siegerin, des Weibes, das sich zwar in dienender Liebe beugt, aber auch lächelt im Bewußtsein der Macht ihrer Reize und ihrer Schönheit. Und deßhalb ist die Stellung des Mannes hier ganz anders als in den Dichtungen der meisten übrigen Frauen. Der Mann ist hier noch das, was er durch Jahrtausende gewesen: der selbstverständliche Herr, an den das Weib sich klammert, nach dem sie sich sehnt, den sie schließlich doch beherrscht, durch kluge Unterordnung. Sie will's ihm nicht gleichthun, ihm nicht gleich sein, sie weiß, daß sie anders ist, und darin liegt ihre Macht. Nirgends auch nur eine Zeile, die den Frauenrechtlerinnen gefallen würde; nirgends eine Emanzipationssucht. Denn diese Anna Ritter ist im höchsten Sinne emanzipiert, indem sie alles Weibliche in sich entwickelt hat. Da begehrt sie nicht und kann sie nicht begehren, den alten Fehler der officiellen Frauenemanzipation mitzumachen und sich nach der männlichen Seite zu emanzipieren. Kurz und gut: das nenne ich das Naive, Gesunde, Weibliche an dem Buche, daß es ursprüngliche, natürliche Empfindungen ausdrückt, auf einem sicheren Gefühl des natürlichen Unterschiedes der Geschlechter beruht — auf jenem Gefühl, das die unverbildete Frau stets haben muß und wird, deren Tendenz im letzten Grunde immer

*) Gedichte von Anna Ritter. Leipzig, A. G. Liebeskind 1898.

der Mann ist und die Kinder, allgemein ausgedrückt: die Liebe. Ein Buch der Liebe ist das Buch Anna Ritter's. Und damit hängt zusammen der zweite unterscheidende Vorzug, nämlich der, daß sie poetisch ausprägen kann, was die meisten bedeutenden dichtenden Frauen nicht können. Sie kann Liebeslieder singen. Kein Weib hat je im Entferntesten gerade Frauenlieb' und Leben lyrisch so auszudrücken vermocht, wie Chamisso; die zartesten, schönsten Mädchenlieder sind immer nur von Männern. Die Frau in der Dichtung reflectirt immer. Anna Ritter ist hier die Ausnahme. Der Cyclus „Der erste Ball" dürfte sich, obwohl er mannigfache Spuren der Frühzeit des Talentes aufweist, noch am ersten an die berühmte Chamisso'sche Gedichtreihe stellen. Und auch darin ist diese Anna Ritter ihren Colleginnen voraus, daß sie verhältnißmäßig eine für ein Weib unerhörte Gleichmäßigkeit der Durchbildung hat. In ihrem Buche stehen wohl eine ganze Reihe Gedichte, die nur hübsch sind, aber höchstens zwei oder drei, die gar nichts taugen. Und das will bei fast 150 Gedichten etwas heißen. Ebenso ist auch innerhalb eines einzelnen Gedichtes eine merkwürdige Gleichmäßigkeit der Ausführung vorhanden. Auf den kräftigen, gleich packenden Anschlag — dieses Kennzeichen des Lyrikers — folgt kein Zurücksinken, kein schwächliches Hinschleichen, sondern voll strömen die Accorde weiter, um sich in einem oft überraschend mächtigen Schlußaccord zu vollenden. Wie die Formbeherrschung immer sicherer wird, ist schon gesagt. Auch darin aber zeigt sich das ursprüngliche Talent: Außer geradezu vollendet behandelten Terzinen nirgends eine fremde Form. Nur die einfachsten, deutschem Empfinden nächststehenden Strophengefüge sind benutzt. Und bei diesem rückhaltlosen Ausströmen der Empfindungen, die so lange hinter Riegeln gelegen, bei diesem explosiven Hervorbrechen scheint es, als hätte fast die Zeit gefehlt, den Reichthum ganz nach eigenen Wünschen zu bergen. Es ist charakteristisch, daß fast stets die Strophe nur in der zweiten und vierten Zeile reimt, nicht auch in der ersten und dritten.

Ein Buch der Liebe nannte ich die Gedichtsammlung. Ein Buch der Sehnsucht und ein Buch der Leidenschaft könnt' ich auch sagen. „O Sehnsucht, wilder Falke mein, Willst du auch müde werden?" fragt gleich das erste Gedicht. Und breit und deutlich vollzieht sich vor uns die ganze Entwickelung. Der erste Ball, die erste scheue Liebe, der erste Händedruck, ein halbverstohlenes Glück. Sonne noch überall in der Welt, die Ferne mit ihren tausend Wundern tritt zurück vor den beiden kleinen Fenstern, hinter denen ihre ganze Mädchenseligkeit, ihr Liebster wohnt. Wie gedämpftes Lachen klingt es: „Ich glaub', lieber Schatz, es war Sünde, aber süß, aber süß war es doch." Aller Lebensdrang ist in ihnen Beiden gehäuft und vereinsamt; wie eine Königin trägt die junge Braut die Krone irdischen Glückes. „Das Brautlied" allerdings mit seinem Anfang ist weniger eine echte Spiegelung der mädchenhaften Empfindung, als der Triumphgesang des späteren reifen Weibes, das zurückblickt. In Demuth und dienender Liebe neigen sich Leib und Seele bräutlich dem geliebten Manne. Dann trinkt der rothe Mund sich selig satt, an seinem Herzen schläft sie ein, und im Angedenken dieser Stunde würde sie lächelnd in den Tod gehen. Aber der Allsieger Tod zertritt das sieghafte Glück. Wie ein Schrei gellt's durch die Dunkelheit, zum Sterben sucht auch sie einen Platz, das Ringlein sprang entzwei. Wundervolle Töne werden hier angeschlagen. „Sie sagen mir, du sei'st geborgen nun", aber sie glaubt es nicht, sie denkt heimlich, „daß aller Glanz, der jene Wände deckt, dir nicht die Erde und dein Weib versteckt . . ." Zwei goldene Ringlein blitzen nun an ihrer Hand, „von meines Liebsten Liebe Ein doppelt Pfand", und durch die Ringlein ist sie in der Zeit schon verknüpft mit der Ewigkeit. Jetzt naht die Sehnsucht, im Traum der Nacht, im Traum des Tages, und raunt und flüstert. Die Erde blüht wieder, die Rosen duften,

„Weiß ist mein Arm, und meine Lippen brennen,
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht!

denn er liegt fernab der Zeit im kühlen, kühlen Grabe. Vergebens ringt sie sich in Sehnsucht die Hände wund. Und nun will sie ihn nicht mehr wecken, denn das Glück lügt, die Sonne lügt, aller Glanz dieser Welt lügt treulos. Andere mögen die Sonne jetzt preisen — ihr wildes Herz erlöst nur Nacht und Sturm.

Mit Sturmliedern setzt die zweite Abtheilung ein. „Sturm, Sturm, fahr nicht vorbei an meinem Fenster!" fleht sie. Ein Atom seiner Königsseele wohnt glühend, „fordernd" auch in ihrer Brust. Und am bezeichnendsten das ganze herrliche Gedicht „Sturmfluth", eine der Perlen des Buches: Das Fischerweib am Strande, schreiend nach ihrem Mann; da saust die Sturmfluth über sie, bricht sie nieder, bringt ihr Vergessen. Im Aufruhr der Lüfte wird ihr die Seele eben wieder frei und groß. Aber die heiße Sehnsucht will nicht schwinden. Schwüle Sommernächte nahn, sie haßt sie, weil sie das Herz verführen, weil sie küssen und verderben, aber sie giebt sich ihnen dann ganz hin, und der Nachtwind trägt buhlerisch mit trunknen Armen den „willenlosen" Duft empor, Alles ist so schwül, die Sehnsucht kreist immer wilder im Blute, und sie ist so jung, so jung und soll ausgeschlossen sein von all' den reichen Bronnen des Lebens.

Nirgends ist diese Anna Ritter größer, als wenn sie die athemberaubende Schwüle solcher Sehnsuchtsnächte schildert, das Widerstreben des Weibes, das doch niedergebrochen wird. Es geht dann wie heißer Athem durch die Verse. Ich will nur eine Probe geben. Das Gedicht, an das ich da denke, heißt „Im Feld." Es lautet:

„Die Luft geht schwer.
Zittert ein seltsames Licht
Ueber die Felder her,
Grad als ob's ein Gewitter wär' . . .
Küsse mich nicht. —
Wiegt sich die Weide dort
Her und hin,
Wackelt grad
Wie die Nachbarin.
Laß es die Alte
Um Gott nicht sehn,
Daß wir hier unten
Beisammen stehn!
Hat gar ein böses Maul,
Bringt's noch heute
Unter die Leute,
Zeigen sie mit den Fingern auf mich. —
Sahst du, wie's eben vorüberschlich?
Mit heißem Athem
Und huschenden Schritten?
Hat eine braune Kutte an.
Einen Strick um die Mitten
Und zwei glühende Augen im Gesicht . . .
— — — Küsse mich nicht! —
Ich wollt', ich wär erst zu Haus!
Ist keine Seele im Feld —
Alles so still und so dunkel und heiß —
Faß' mich nicht an
Und sprich nicht so leis,
Komm lieber und laß uns gehn.
Ist mir doch bang dich zu sehn,
Dich und dein bittend Gesicht —
Küsse mich nicht . . . ach . . .
Küsse mich nicht!"

Die neuere deutsche Lyrik hat wenig aufzuweisen, was diesen Versen gleichwerthig wäre. Diese Anschauungskraft, die immer so ganz im Rahmen der schwülsinnlichen Furchtstimmung des Mädchens bleibt: wie die Weide gleich der bösen Nachbarin wackelt — das könnte man goethisch nennen, wenn die Stimmung an sich nicht ungoethisch wäre. Aber diese schwüle Sinnlichkeit darin, der heiße Athem, den man in der großen Ruhe vor dem Gewitter zu hören vermeint, die Furcht des Mädchens, das sich schon halb verloren weiß, weil der Feind, dem sie erliegt, in ihr selbst ist, diese Bitte, laut zu sprechen, nicht zu flüstern, sie nicht anzufassen, und dann in dem großartigen Schluß doch die willenlose Hingabe, die nur durch ein einziges Wörtchen angedeutet ist, — das Alles ist meisterhaft. Dieses einfache „ach . . ." am Schluß, der brechende Seufzer, wirkt auf jeden Lyrikkenner wie eine Offenbarung. An diesem Worte zeigt sich das Genie. Nichts ist ausdrücklich gesagt, aber aus jedem Satze brennt die schwüle Stimmung hervor, die so wunderbar alles Bildliche auflöst und durchdringt, die sich immer mehr steigert bis zum Schlusse.

Ich habe die Entwickelung der Dichterin, wie sie sich in dem Gedichtbuche darstellt, noch zu Ende zu zeichnen. „Nach Jahren" heißt die dritte Abtheilung. Eine neue Liebe scheint

in dieses sehnsüchtige Herz eingezogen zu sein. Vielleicht nur eine heiße Phantasieliebe. Denn immer wieder wendet sich von neuem Erdenglücke das Antlitz dem Grabe zu, das den birgt, der ihr Alles war. Hier spricht dann das reife Weib, das gesundet von wilden Wünschen und Versuchungen im Anblick ihrer Kinder. „Wenn die Noth am größten . . ." ist eins dieser Gedichte überschrieben. Ein zehrend Feuer, das Keiner kühlt, strömt ihr durch die Adern — „das macht wohl, daß ich so jung noch bin!" Allüberall lodert die süße Lust, und da entringt sich ihr der qualvolle „Aufschrei": Blühend sein und doch nicht leben sollen; durstig sein und doch nicht trinken, trinken; darben, darben, wenn sich Andre küssen . . .! Denn zwingend hält die kleine goldne Fessel an ihrem Finger ihr junges Leben an's Grab gebannt, ohne doch die Sehnsucht gleichzeitig niederzwingen zu können, die sich keuchend von allen Ketten losreißen will. Der Dämon erwacht ihr im Blute. Aber ein Engel spricht: „Die Kinder schlafen!" In dem Kampfe zwischen Weib und Mutter siegt die Mutter. Und dieses Niederzwingen ist eine Läuterung, ein Schmerz, der über das kleine Ich erhebt. Jeder echte Schmerz ist ein Meilenstein auf dem Wege zur Freiheit und zu Gott. Und so klingt das Buch fast hymnisch aus: „Heilig, heilig, heilig ist der Schmerz." Aus dunklen Thälern schwingt sich die Seele staubbezwingend empor.

Das ist die große Linie, die durch diese Sammlung hindurchgeht. Daneben werden natürlich eine Menge anderer Töne angeschlagen. Dieselbe Dichterin, die in ihrer Lyrik den wilden Aufschrei des Schmerzes trifft, hat einen nicht häufig, aber dann reizend auftretenden Humor, eine schalkhafte Grazie — Gedichte wie Gekränkte Unschuld, Größenwahn u. A. beweisen es. Dieselbe Dichterin, die ihre Lyrik schließlich hymnisch erweitert, trifft hier und da ausgezeichnet den Volkston — der Vierzeiler „Gehn täglich viel Leute" . . ., das kleine Lied „Weiß nicht, was noch kommen mag" reden davon. Und doch enthält das Buch in dieser Mannigfaltigkeit der Töne so gut wie gar keinen dichterischen Widerspruch und steht in einer strengen Einheitlichkeit da, die vielleicht nur durch die beiden Gedichte „An Ada Negri" und „Das Lied der Noth" kurz durchbrochen wird. Gerade für das Letztere lag schwerlich eine innerliche Nöthigung vor — es ist eine Conzession an die Literatur. Und diese Einheitlichkeit in all' der Mannigfaltigkeit, die sofort Alles als Ausstrahlungen Einer Seele erkennen läßt, giebt die untrügliche Gewähr, daß hier Wahrhaftigkeit herrscht, daß die Gedichte im höchsten Sinne „erlebt" sind, d. h. nicht so erlebt, wie Geistesarmuth das Wort auffaßt, sondern erlebt ist die sie durchströmende Empfindung. Es sind Alles innere Erlebnisse, die zu gestalten nothwendig war. Eins scheint der Dichterin ganz versagt zu sein. Sie hat nicht den geringsten epischen Zug. Sie schreibt nur und kann nur schreiben reine Gefühlslyrik. Ich preise sie deßhalb, denn das beweist gerade ihre Ursprünglichkeit. Ich wüßte auch keine deutsche Dichterin, die darin mit ihr wetteifern könnte. Die Art der Droste und die ihre sind grundverschieden. Man kann sie gegenseitig nicht abschätzen. Aber so wenig Anna Ritter auch nur im Entferntesten mit der Schilderungskunst der Droste concuriren könnte, so wenig kann man in reiner Lyrik die Droste mit ihr vergleichen. Ich wiederhole noch einmal mit vollem Bewußtsein dessen, was ich sage: wir haben kein Weib in der deutschen Literatur, das in liedhafter Lyrik sich mit dieser neu auftretenden Dichterin messen könnte. Und wenn ich Gedichte lese, wie „Mein Falke; Der erste Ball; Ich aber denke . . .; Wittwenring; Wach auf, mein Lieb; Schlafe, ach schlafe; Sturmfluth; Ich sah einen Adler . . .; Im Felde; Verlassen; Verheißung; Ballnacht; Du und ich; Am Kamin" — wenn ich diese Gedichte mir vergegenwärtige, so fürchte ich nicht, daß die Zeit meine Prophezeihung Lügen straft.

---

## Indische Philosophie.

Wenn es wahr ist, daß der Streit über philosphische und mehr noch über religiöse Probleme so leicht eine persönliche Färbung annimmt, weil er seiner Natur nach letzten Endes ein Kampf zwischen Gefühlsrichtungen ist, die sich fast stets zu persönlichen Gegensätzen zuspitzen, so muß man anerkennen, daß der Verfasser des neuesten Buches über Indien, Dr. Hübbe-Schleiden, trotz der höchst persönlichen Färbung diese Klippe mit großem Geschick umschifft hat.

Es giebt eine zahlreiche Literatur, besonders natürlich von englischer Seite, über Indien, aber gewiß kein Werk, das sich trotz seines europäischen Ursprunges eines so liebevollen Eingehens auf die Eigenart der Hindu und der von ihnen vertretenen Cultur rühmen kann als „Indien und Indier, culturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet" von dem in colonialpolitischen und theosophischen Kreisen weit bekannten Dr. jur. Hübbe-Schleiden. Beide eigentlich weit auseinanderklaffende Seiten seiner literarischen Thätigkeit, die des Colonialpolitikers und die des Theosophen, kommen zu einer organischen Verbindung bei der Betrachtung eines Landes, das das größte Colonialreich der Erde darstellt, und bei einem Volke, das in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen dem Verfasser nicht nur höchst sympathisch, sondern in mehr als einer Beziehung vorbildlich erscheint. Die coloniale Schätzung hat natürlich schon ihre Vorgänger gehabt, seitdem England seine Capitalkraft der aufblühenden Colonie in immer steigendem Maaße zugewendet hat, aber in der Fähigkeit, sich dem Hinduismus so anzupassen, daß man manchmal meint, einen Brahmanen anstatt eines Europäers zu hören, sucht der Verfasser seines Gleichen. Für die Engländer wäre es nur nutzbringend, wenn sie sich die Lectüre dieses Buches recht angelegen sein ließen, denn es enthält viele beherzigenswerthe Winke über die Nothwendigkeit einer Aenderung der Beziehungen zwischen den beiden herrschenden Kasten, den Europäern und den Brahmanen, deren Gegenüberstellung nach der Ansicht des Verfassers nicht länger eine feindselige zu sein braucht. Hübbe-Schleiden betrachtet die Europäer vom indischen Standpunkt aus als die moderne Kriegerkaste und meint, die Hindu fänden an der Absonderung des europäischen Elementes nichts Befremdliches, wenn nur die Europäer sich daran gewöhnen wollten, die Brahmanen als eine wenigstens geistig gleichberechtigte Kaste neben sich zu dulden. Erfüllt von dem Gefühl, daß die Bildung der Brahmanen in ethischer und religiöser Beziehung der europäischen mindestens gleichwerthig, wenn nicht gar überlegen sei, steht er nicht an, die Anerkennung dieser Gleichberechtigung schon jetzt als selbstverständlich zu fordern. Ihm als Theosophen erscheint die indische Religion in ihrem esoterischen Kern allen anderen Religionen weit überlegen, wenn das auch nicht in klaren Worten ausgesprochen wird. Alle Vorwürfe gegen den Polytheismus, den Götzendienst und den Aberglauben weist er als Vorurtheile zurück oder stellt sie in Parallele mit ähnlichen Anschauungen in den christlichen Religionen. Das, was das Christenthum in Wahrheit besitzt, ist nichts, was die Inder nicht schon seit Jahrtausenden besessen hätten. Nur die pantheistischen Elemente sind ihm bei beiden Religionen das Wesentliche; Alles, was nicht in diese pantheistische Weltanschauung paßt, weist er als exoterische Verhüllung ab. In kurzen Umrissen giebt er eine hauptsächlich auf dem Vedantasystem beruhende Uebersicht der indischen Philosophie, die er aus mündlichen Mittheilungen befreundeter Brahmanen ergänzt hat.

Dem Dasein liegt das eigenschaftslose Sein zu Grunde, das aber dennoch Bewußtsein besitzt, wenn auch nicht recht klar wird, ob dies Bewußtsein erst während des Weltprocesses als Summationsphänomen aller Einzel-Bewußtseine entsteht oder als übergreifende Einheit schon vorher existirt. Die älteste Bezeichnung für dieses Wesen aller Dinge ist der

Atman oder das Selbst. Das Weltdasein ist ein Kreislauf und wiederholt sich nach einer Ruhepause zu unendlichen Malen. Jeder Evolution folgt eine Involution; bei der Ersteren opfert sich der Geist (oder das Bewußtsein), indem er sich verstofflicht, bei der Letzteren bringt man sozusagen den Stoff als Opfer dar, indem man sich unter Hingabe der eigenen Individualität einem größeren Ganzen unterordnet. Aus dem ausdehnungslosen Punkt des eigenschaftlosen Brahman gestaltet sich durch Zersplitterung der Kraftbereiche die Welt der Vielheit. Alles Dasein, alle Vervielfältigung, beruht auf der „Gestaltung", die also doch dem eigenschaftslosen Wesen als Eigenschaft oder Kategorie zukommen muß. Jede Individualität hat ein Bewußtsein, deren es verschiedene Stufen giebt; der Gottmensch vereinigt in sich das Bewußtsein der ganzen Menschheit. (Eine scharfe Unterscheidung zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein kennt der Brahmane nicht, wie bei ihm denn überhaupt die Uebergänge von einem Begriffe zum anderen höchst fließend sind). Während er das Bewußtsein von stofflich sinnlichen Unterlagen zu befreien sucht und sich über die Entstehung desselben nicht weiter äußert, faßt er Seele und Geist wieder als stoffliche Gestalten auf; wenn auch aus einem so feinen Stoff bestehend, daß sie den gewöhnlichen Sinnen nicht wahrnehmbar sind. Die Seele enthält das Vermögen der Triebe und den Verstand, der Geist das Vermögen der Vernunft, die Ideale, ist also der Inbegriff menschlicher Individualität, die aus fünf verschiedenen „Hüllen" besteht. „Gestaltung" besitzen sowohl die Hüllen wie die Seele und der Geist, wieder ein recht bezeichnendes Beispiel für die verschwommene Ausdrucksweise der alten indischen Religion.

Ganz durchdrungen ist Hübbe-Schleiden von der Wahrheit der Karmalehre. Bekanntlich ist das Karma das Gewebe des Schicksals, welches sich der Mensch aus seinen eigenen Handlungen während des Lebens bereitet, und das dann ursächlich auf den späteren Lebenslauf einwirkt, ihn sogar gestaltet. Denn auch dem Karma wie dem Geist, der Seele und dem Atman oder Brahma wohnt Gestaltungskraft inne. Wie der Aetherleib oder die Aetherseele dem körperlichen Organismus vorangeht, so sucht sich auch das Karma die Eltern aus, deren es zu seiner Wiederverkörperung bedarf. In den Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Perioden seiner Wiederverkörperung ruht das Karma sich irgendwo aus. Von einem Uebergang der Thierseelen in Menschen und umgekehrt ist nicht die Rede, trotzdem die darwinistische Theorie mit der größten Kaltblütigkeit als eine einfache Consequenz altindischen Wissens herangezogen wird, indem der Begriff der Entwickelung im darwinistischen Sinne als eine Errungenschaft brahmanischer Weisheit hingestellt wird. In diesen Parallelen ist Hübbe-Schleiden überhaupt groß. So wird der Begriff der christlichen Dreieinigkeit ohne viel Umstände mit der indischen Lehre von der Trimurti identificirt, wobei ganz außer Acht gelassen ist, daß diese Lehre ein Compromiß ist, den die Verkünder der pantheistischen Brahmareligion mit den Anhängern der naturalistischen polytheistischen Urreligionen geschlossen haben, um auch den Hauptgöttern der anderen Völker einen Platz in ihrem System zu gönnen. Hübbe-Schleiden vergeistigt die Trimurti in einer Weise, die einem trimitarischen Theisten alle Ehre machen würde. Ist er doch der Ansicht, daß der Gottesbegriff der Hindu dem christlichen ähnele wie ein Ei dem anderen. Brahma als Gottvater könnte man sich noch gefallen lassen, obgleich dagegen zu protestiren ist, hauptsächlich auch vom Standpunkte der Inder selbst, daß der Schöpfer als eine individuell gestaltete Urkraft bezeichnet wird. Das eigenschaftslose „Selbst" kann sich nicht die Bezeichnung einer Individualität gefallen lassen, die ja vielmehr erst dem als Vielfaches in die Erscheinung getretenen Dasein zukommt. Wischnu als Gottsohn ist schon bedenklicher, wenn auch die Incarnation dieses Gottes als Krischna manche Aehnlichkeit mit Christus als Gottsohn hat; ganz unannehmbar aber ist Shiva, der Gott der Erhaltung und der Zerstörung, der Zeugungskraft und des Todes, mit dem heiligen Geiste. Ebenso unrichtig ist es auch, wenn Hübbe-Schleiden meint, der Christ bete ebenso wie der Inder mehr die zweite und dritte Form als die erste und zweite an, weil er bei „Gott" mehr an den „Geist" als an den Schöpfer denke. Dem Hindu tritt der Begriff des Brahman im Cultus hinter den sinnlich faßbaren Gestalten des Wischnu und Shiva als des guten und bösen Princips zurück, wenn auch die Philosophie der Brahmanen sich bemüht, die vergeistigte Form festzuhalten. Das soll kein Vorwurf sein, aber es darf auch nicht die Ansicht Wurzel fassen, als ob in Indien der Volksglaube sich von der polytheistischen Grundlage schon so weit erhoben habe, wie dies doch thatsächlich bei der christlichen Religion der Fall. Hübbe-Schleiden ist ein so überzeugter Verehrer der brahmanischen Philosophie, daß er darüber den klaffenden Unterschied zwischen dieser Philosophie und dem Cultus und Volksglauben der Hindu übersieht, oder wo er Zugeständnisse machen muß, diesen Unterschied als ebenso unerheblich darstellt, wie er in Europa bei den verschiedenen Secten des christlichen Bekenntnisses mit ihren vielfach abgestuften Formen des Aberglaubens ist. Eine Verwechselung oder Identification der brahmanischen Philosophie mit der brahmanischen Religion ist ja sehr entschuldbar, weil sich die beiden Disciplinen im Hinduismus, wohl zum Vortheil der Religion, weit weniger von einander getrennt haben als in Europa, und weil das ganze Leben der Brahmanen so mit religiösen Vorschriften durchsetzt ist, daß dem europäischen Beobachter die Religion bei der Brahmanenkaste nichts weiter zu sein scheint als die in Praxis übersetzte Philosophie. Aber das scheint nur so. Den inneren Zusammenhang herzustellen zwischen einer rein vergeistigten Philosophie, der alles Dasein letzten Endes eine durchschaubare Illusion ist, und dem naiven Realismus des Durchschnittsmenschen, dem diese Theorien zwar stetig gepredigt werden, der sich aber in seinem praktischen Handeln ebensowenig davon beeinflussen läßt wie etwa ein Neukantianer, mag das Bemühen hochgebildeter Brahmanen sein, aber es wird ihnen ebensowenig gelingen, die großen Volksmassen auf ihre Stufe zu erheben, wie es den speculativen, pantheistisch angehauchten Theisten gelingt, schon jetzt den Begriff der Persönlichkeit oder des Selbstbewußtseins des Absoluten durch den des unpersönlichen, überbewußten Einheitsgrundes aller Erscheinung zu verdrängen.

Die Lehre von der Maya hat von jeher am Meisten den Widerspruch der Europäer erregt, hauptsächlich deßhalb, weil sie in ihren praktischen Consequenzen dem thatkräftigen Geist des Abendlandes so zuwider ist. Hübbe-Schleiden streift sie nur so obenhin; sie paßt ihm nicht in die Aufgabe, die er sich gestellt hat, das Inderthum in seiner geistigen Bedeutung den Europäern möglichst mundgerecht zu machen. Auf eine wenn auch nur flüchtige Uebersicht der Entwickelung der von ihm vorgetragenen Lehren läßt er sich überhaupt nicht ein. Wenn man sein Buch liest und sonst nichts von den indischen Religionssystemen kennt, muß man staunen über den Tiefsinn und die Einheitlichkeit des Denkens, welchen in Indien die Denker schon vor Jahrtausenden entwickelt haben. Und doch sind auch dort die Bäume nicht in den Himmel gewachsen. Allerdings zeichnen sich die alten heiligen Schriften der Hindu durch einen Umstand merkwürdig vor denen aller anderen Völker aus: in ihnen hat von jeher die Skepsis die bereitwilligste Aufnahme gefunden. Dadurch besitzen die Hindu eine Reihe so merkwürdiger Documente der Entwickelung des religiösen Bewußtseins, wie kein anderes Volk, außer etwa den Juden im Buch Hiob und dem Prediger Salomonis, aufzuweisen hat, und mit Recht dürfen sie auf diese Beurkundung philosophischen Scharfsinns, der vor keinem noch so subtilen Problem zurückschrickt, stolz sein. Die große Abstraktionskraft, sonst ein Vorzug logischer Begriffsformu-

lirung, ist bei einem orientalischen Volke am meisten zu bewundern: freilich trägt sie auch die Gefahr in sich, der Wirklichkeit zu wenig Rechnung zu tragen, und dieser Gefahr sind die Inder auch unterlegen. Bei ihnen hat der Monismus des all-einen Wesens zum ersten Mal seine Ausprägung gefunden und den Henotheismus besiegt, freilich auf Kosten der Concretheit des Absoluten, das vielmehr in seiner Eigenschaftslosigkeit ein ganz schattenhaftes Abstractum geworden ist, und auf Kosten der Realität der Welt der Vielheit. Je abstracter man das all-eine Wesen zu fassen suchte, je mehr Negationen des sinnlichen Scheines man darauf häufte, um so mehr entschwand es der Welt der Wirklichkeit. Da es aber mehr sein und erhabener dastehen sollte als die umgebende Welt, so verflüchtigte man die letztere zum Schein, zum Truggespinst der Maya. Zuerst hatte man die Maya, die Brahma umstrickt, in ganz naturalistischem Sinn als eine Gottheit aufgefaßt; da aber die Absolutheit Gottes unter dieser Machtstellung eines zweiten Princips litt, so verlegte man das Trugbild der Maya ganz in die subjective Sphäre des Menschen. Nicht Brahma als Absolutes ist nun von der Maya bethört, sondern nur der Mensch, der an eine Welt der Vielheit, der Zeit und des Raumes glaubt. Das ist die letzte Antwort des Brahmanismus. Befriedigend ist sie nur für Denjenigen, der an ein tieferes Eindringen in das Wesen des Absoluten verzweifelt oder sich des Widerspruchs zwischen dem vielheitlosen ruhenden Sein und der Welt der Vielheit gar nicht bewußt ist. Die bildliche Sprache des Orients verschleiert dem Betrachter ja auch Manches, was bei einer rein logischen Herausschälung des Begriffes sofort als logisch unmöglich sich herausstellen würde. So ist das Gleichniß von den Funken, die dem Feuer entspringen, ein häufig wiederkehrendes, um den Uebergang von der Einheit in die Vielheit zu veranschaulichen.

Wenn nun die Maya etwas Unwahres producirt, so erhebt sich immer wieder die Frage: Wie kommt das Brahman dazu, sich in die Maya zu stürzen, oder die Welt der Vielheit, welche von der Maya getäuscht wird, aus sich zu produciren? Um das Brahman von diesem Vorwurf zu entlasten, schreitet die indische Lehre im Buddhismus eben zu der letzteren Consequenz fort, daß sie die Wirklichkeit des Absoluten nun auch negirt und dadurch zum Atheismus wird. Die Verstandeskritik mußte außerdem ebenfalls dahin führen, das eigenschaftslose Sein als Nicht-Sein, d. h. als Nichts letzten Endes zu bestimmen.

Weil die Welt des Daseins das Unwahre, zu Negirende ist, darum läßt sich der Hindu auch so ungern auf eine kräftige Förderung rein irdischer Ziele ein. Der letzte Grund, weßhalb er jetzt die Herrschaft der Engländer ebenso willig erträgt wie früher die der muhamedanischen Eroberer, liegt in seiner Religion begründet. Wie die Stärke derselben in der Erkenntniß eines alleinen Seinsgrundes, der auch dem Menschen immanent ist, liegt, so besteht die Schwäche in der Ansicht von der Unwirklichkeit und in Folge dessen Verwerflichkeit der Welt der Erscheinung. Wie die erstere Seite zu religiöser Inbrunst und der Abkehr von irdischem Wohlleben wie zur Askese führt, so die Letztere zum Verzicht auf ein freudiges Mitwirken an den Aufgaben des öffentlichen Lebens. Wenn die Welt als etwas in jeder Beziehung Ueberwindungsbedürftiges, von den höchsten Zwecken Abziehendes erscheint, dem wird es natürlich nicht einleuchten, wenn er seine Arbeit auf Förderung weltlicher Zwecke richten soll. Wer nur die Erlösung des eigenen Ich anstrebt und nur durch das Mitleid mit den übrigen Menschen sich verbunden weiß, der wird sich weder durch Rücksicht auf die Familie, noch auf den Staat oder sonstige höhere sociale Zwecke von seiner asketischen Heiligung abhalten lassen. Das Leben eines Brahmanen soll in der Weise verlaufen, daß er nach Beendigung der Lernzeit zunächst eine Familie gründet, auf der dritten Stufe sich, eventuell von der Gattin begleitet, in die Einsamkeit zurückzieht, was jetzt indessen nicht mehr so streng genommen wird, auf der vierten und letzten Stufe aber alle Bande der Familie und des Besitzes von sich streift, um sich in Armuth und Einsamkeit ganz der Betrachtung der göttlichen Dinge zu widmen. Hier hört doch jeder Vergleich mit dem Mitglied einer bevorrechteten Gesellschaftsclasse in Europa auf. Kein Aristokrat Englands, Frankreichs, Deutschlands würde es je als das höchste und letzte Ziel seines Lebenslaufes ansehen wollen, die Jahre des Greisenalters in Armuth und Entbehrung jeglichen Familienanschlusses zuzubringen, und es ist sehr zu bezweifeln, ob die heutigen Brahmanen in der Allgemeinheit es jetzt noch zu den Prärogativen ihres Standes rechnen, in dieser Weise ihr Leben zu endigen. Einzelne Anachoreten giebt es bei uns ja auch noch. In den Tiroler Bergen befinden sich Einsiedeleien, oft bei einer kleinen Capelle gelegen, deren Bewohner, meist ältere Männer, die selten die Priesterweihen erhalten haben, vom Bischof förmlich für diese Lebensweise ordinirt werden und ihren Unterhalt durch Almosen fristen.

Wenn die europäische Civilisation überhaupt einen Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Inder übt, so ist es sicherlich zuerst das Verschwinden dieser vierten Brahmanenstufe, in welchem sich der Einfluß des Zusammenlebens mit den Europäern äußert. Das Parda-System, d. h. die durch den Muhamedanismus sehr verschärfte Absperrung der Frauen, wird, weil sie dem Egoismus des männlichen Geschlechts dienlich ist, weit weniger rasch verschwinden. Die Frauen sind von jeglichem Unterricht ausgeschlossen und ganz auf die Familie beschränkt. Eine besonders traurige Rolle spielen die Wittwen, obgleich von Wittwenverbrennungen, deren es überhaupt zu allen Zeiten nur sehr wenige gegeben hat, keine Rede mehr ist. Da die Verheirathungen der Töchter meistens sehr früh stattfinden, weil es für Pflicht gilt, den Töchtern so zeitig als möglich einen Mann zu geben, ohne den sie keine religiöse Vervollkommnung erreichen können, so giebt es eine Menge trauriger Wittwenexistenzen. Auf die Emancipation der Frauen und die Zulassung eines geregelten Schulunterrichts richten sich viele Bestrebungen angloindischer Kreise.

Die Culturkraft der Hindu bezeichnet Hülbe-Schleiden als unbegrenzt, falls man nur versteht, auf ihre Eigenart Rücksicht zu nehmen. Er sieht eine glänzende Zukunft des Landes voraus, wenn man nur erst die Kräfte der Bevölkerung der Industrie dienstbar gemacht hat. Dazu gehört vor allem, daß man kürzere Arbeitszeiten und geringere Intensität der Arbeitsleistung fordert als in Europa, was sich durch schlechtere Bezahlung ausgleicht. Bei der Bedürfnißlosigkeit der Hindu, die der der Chinesen wohl wenig nachsteht, ergiebt sich die Billigkeit der Arbeitslöhne ohnehin von selbst. Den Aufschwung des Productionsbetriebes in den letzten 50 Jahren rechnet Hülbe-Schleiden zu den größten Segnungen der Civilisation. Damit möchte er sich in directem Gegensatz zu den Socialdemokraten befinden, die für alle orientalischen Länder in dem Hereinbrechen der capitalistischen Wirthschaftsordnung das größte Unglück sehen, wenn sie es auch als nothwendige Durchgangsstufe für den socialen Staat ansehen. Aber nur für das wirthschaftliche Leben erachtet Hülbe-Schleiden den europäischen Einfluß auf die Inder für günstig, für das geistig sittliche Leben befürchtet er vorwiegend Nachtheile, weil er den „hochfliegenden Idealismus" der Brahmanen besser zu würdigen weiß als den sinnlichen und philosophischen Materialismus der Europäer, und in der christlichen Religion keinen vollgültigen Ersatz für die von den Brahmanen bereits erreichte Stufe der religiösen Vertiefung erblickt. Die Geringschätzung für das kirchliche Christenthum rührt daher, weil zum Vergleich mit demselben, wie es sich in der Missionsthätigkeit offenbart, nicht der indische Volksglauben, sondern ausschließlich die indische Philosophie herangezogen wird. Dabei kommt natürlich das Christenthum sehr schlecht weg.

Wenn man die geistige Cultur der Brahmanen mit einer ähnlichen Geistesbildung bei uns vergleichen will, so muß man allerdings nicht a die Ansichten Comte's und Spencer's, wie das auf den indischen Universitäten geschieht, heranziehen, sondern die speculative Philosophie Deutschlands seit Kant, in welcher die Brahmanen viele Berührungspunkte mit ihren eigenen Anschauungen finden würden. Ob ihr großer geistiger Conservatismus, der sie stets auf die Vergangenheit zurückblicken läßt, den aus der deutschen Philosophie und Mystik zu schöpfenden Anregungen gerecht zu werden vermag, ist freilich eine schwer zu beantwortende Frage. Das Denken der Hindu bewegt sich zu sehr in verschwommener Phantastik und gefühlsmäßiger Unklarheit, um sich von der begrifflichen Schärfe der modernen deutschen Philosophie angesprochen zu fühlen. Da sie den Widerspruch nicht fürchten, ihm vielmehr gern Gehör schenken, weil das Spielen mit demselben ihrer Phantasie zusagt, so liegt ihnen auch gar nichts daran, den Widerspruch zu heben. Die Skepsis wird anerkannt, aber nicht überwunden.

Der indische Vorstellungskreis umfaßt zwei einander widersprechende Systeme, die Beide in den Veden ihren Ausdruck finden, ohne daß sich das Gemüth des Denkers davon beschwert fühlt. Der erste Vorstellungskreis schließt sich um die Lehre von der Maya herum; der zweite beschäftigt sich mit dem Emanationssystem und befriedigt den auf das Empirische gerichteten Verstand des Alltagsmenschen mehr als die rein brahmanische esoterische Lehre von der Scheinhaftigkeit der Welt, auch weil sie das sittliche Verantwortungsgefühl auf eine festere Basis stellt als der Akosmismus der Brahmanen, für letzteren ist die Welt absoluter Schein, und der Wissende ist jenseits von gut und böse; mit dem Durchschauen des Schein hört eben jede Verantwortlichkeit auf, und es handelt sich nur noch um die persönliche Erlösung von der Maya, um mit Brahma eins zu werden. Die Lehre von der Emanation, die wahrscheinlich aus Aegypten stammt, trägt dem gemeinen Menschenverstand mehr Rechnung, indem sie ein allmäliges Ausströmen aus dem Brahma und dementsprechend auch ein allmäliges Wiederkehren in den Urgrund alles Seins annimmt. Je nach dem Grade der Entfernung und Annäherung bestimmt sich die sittliche Güte des Menschen. Die Welt ist nicht schlechthin nichtseinsollend, wie im Akosmismus, sondern nur relativ nichtseinsollend, und der Einzelne sieht Stufen der Läuterung vor sich, die er durch religiöse Vorschriften nach und nach erklimmen kann. Auf diesem Boden ist auch die Karmalehre erwachsen, die mit der esoterischen Brahmanenlehre eigentlich gar keinen Zusammenhang hat. Denn wenn die Welt nichts als Schein ist, so hört jede sittliche Verantwortlichkeit auf, und das Karma gehört ebenso zu den Illusionen wie alle anderen Vorstellungen von Schuld und Buße. Ist aber die Welt nicht nur Schein, sondern ein Ausfluß aus göttlichem Urquell, so konnte sehr wohl die Vorstellung aufkommen, daß man sich durch sein Karma, d. h. durch die Summe aller sittlich differenten Handlungen während eines Lebenslaufes entweder von diesem Urquell entfernt oder sich ihm wieder nähert.

Diese Seelenwanderungs- oder Karma-Theorie bildet einen so wichtigen und zwar populären Bestandtheil indischer Anschauungsweise, daß auch der Buddhismus ihn verwerthete und zwar in so umfassendem Maaße, daß er schließlich Kern und Mittelpunkt der ganzen Lehre wurde. Nachdem der Buddhismus zuerst die Consequenzen des Brahmanismus gezogen und das abstracte Sein zum Nichts gestempelt hatte, erhob sich für das sittliche Bewußtsein der Hindu die unabweisliche Forderung, an Stelle des Nichts als absoluten einen anderen festen Grund für das sittliche Handeln zu setzen. Dieser Grund wurde in der sittlichen Weltordnung, wie wir sagen würden, in dem Karma, wie die Hindu sagen, gefunden. Zu Gunsten dieser Karma-Lehre wurde mit dem Illusionismus des Brahmanismus gebrochen und nach dem Vorgang Kapila's, des Begründers der Sankhalehre, eine Art Pluralismus angenommen. Da der Geist den Indern nun bei Weitem erhabener dünkt als die sinnlich-stoffliche Natur, so nahm dieser Pluralismus bei Buddha auch keine materialistische Wendung, sondern eine ethische. Das Karma repräsentirt die unsterbliche Seele des christlichen Mittelalters, nur mit dem Unterschied, daß es die Kraft besitzt, sich einen neuen Leib anzubilden. Wie das geschieht, wird weislich unerörtert gelassen. Je nach dem letztvergangenen Lebenslauf, mit dem keine Contenuität des Bewußtseins stattfindet, gestaltet sich die neue Individualität und büßt dadurch die Schuld des letzten Lebens ab.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Lehre werthvolle ethische Bestandtheile enthält. Vor Allem weist sie den erlösungsbedürftigen Menschen auf das eigene Thun als Mittel der Erlösung hin und unterscheidet sich dadurch grundsätzlich vom Christenthum. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die Person Buddha's überall göttliche Ehren und göttlichen Cultus genießt. Dies äußerliche Beiwerk ist ein Verfallsprodukt, wie es überall und zumal bei orientalischen Völkern leicht eintritt, und kann jederzeit beseitigt werden, ohne daß dadurch, wie im Christenthum, die Fundamente der Religion zerstört werden. Aber dies erste Reis der sittlichen Autonomie in der Geschichte ist auf einen so morschen Ast gepropft, daß es sich nicht zur vollen Blüthe entwickeln konnte. Denn man muß immer wieder betonen, daß die Karmalehre ganz unvermittelt neben der Lehre von der Scheinhaftigkeit und Nichtigkeit des Daseins herläuft. Es ist ja ein Widerspruch in sich, den Pluralismus und die Wesenhaftigkeit des Karma und daneben auch den absoluten Illusionismus anzunehmen, wonach das Karma als eine der Illusionen der von dem Schleier der Maya noch Umstrickten erscheint. Deßhalb suchen auch die europäischen Anhänger der Karmalehre den brahmanischen Untergrund wenigstens in Bezug auf die Mayalehre möglichst unberücksichtigt zu lassen und allein die Wiederverkörperungslehre aufrecht zu erhalten. Während die fortgeschrittenen theologischen Kreise des Christenthumes die Unsterblichkeitslehre als irrelevant bei Seite schieben, erlebt sie in den theosophischen Kreisen erneute Berücksichtigung und liefert ein interessantes Beispiel für die Zähigkeit des Glückseligkeitstriebes, dem allein sie ihren Ursprung verdankt.

Die Theosophen nehmen aus dem Brahmanismus die pantheistische Anschauung des alleinen Urgrunds, dessen abstrakte Eigenschaftslosigkeit sie klüglich übersehen, und von der Mayalehre nur die Betonung der Nichtigkeit des Sinnlichen gegenüber dem Geist, vorwiegend in ethischer Beziehung, ohne sich auf eine Versöhnung dieses Dualismus einzulassen; aus der Sankhalehre entlehnen sie die Verkündigung von der Wesenhaftigkeit der Seelenmonade, aus dem Buddhismus die sittliche Weltordnung. So bauen sie sich ein Gebäude auf, das sie indische Religion oder indische Philosophie nennen, das aber in dieser Fassung nirgends in Indien existirt. Die europäischen Verkünder dieser Lehren gehen alle mehr oder weniger von der Gefühlsmoral aus und fühlen sich deßhalb von dem indischen Anschauungskreis, wo das mystische Element überwiegt, besonders angezogen. In Deutschland war der Begründer dieser Richtung Baron Hellenbach, ihm folgte Du Prel und Hübbe-Schleiden, die sich nur in unwesentlichen Punkten von einander unterscheiden.

Eigenthümlich ist die Stellung der Theosophen zum Christenthum, von dem sie meistens unbefriedigt herkommen, ohne die Festigkeit oder die Consequenz zu haben, ihre Gegnerschaft öffentlich zu bekennen. Sie suchen im Gegentheil die Verwandtschaft mit dem Christenthum festzuhalten, indem sie Christus zu einem Anhänger der Wiederverkörperungslehre stempeln und an der Gewißheit buddhistischer Einflüsse auf den Stifter des Christenthums nicht zweifeln. Die indische Toleranz, die ja auch einen Götterhimmel duldet, erstreckt sich

bei diesen modernen Indo-Europäern eben auch auf das Christenthum, ist aber nur dann berechtigt, wenn man auch die indische Mayalehre acceptirt, aus der allein diese großartige Toleranz entspringt, und es dürfte sehr zweifelhaft sein, ob die christlichen Theologen eine in diesem Sinne gemeinte Toleranz überhaupt annehmen würden. Wir haben freilich in der Rietschel'schen Theologie einen Versuch, den philosophischen Agnosticismus in Bezug auf die Erkennbarkeit des Dinges an sich mit dem Geltenlassen der christlichen Dogmatik in Einklang zu bringen, aber diese Lehren sind doch noch zu wenig Allgemeingut geworden, um von einer praktischen Brauchbarkeit oder Werthlosigkeit derselben Zeugniß zu geben. Ein anderer den Indern verwandter Zweig moderner Geistesbildung ist die philosophische Richtung der Neukantianer, aber die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, sind den Hindu, wenn sie keine gründliche europäische Bildung genossen haben, meist ebensowenig verständlich wie die anderen Zweige europäischer Philosophie, deren Studium, selbst von den Schwierigkeiten der Sprache abgesehen, ein Versenken in einen so andersartigen Gedankengang fordert, daß man kaum den Anspruch erheben darf, daß die Brahmanen zuerst und vor Allem Geschichte der Philosophie studiren sollten, ehe sie zu einem abschließenden Urtheil über eine ihnen so fremde Geistesbildung kommen. Was man von den Brahmanen aber nicht verlangen kann, das darf man fordern von jenen europäischen Männern, die uns die indische Philosophie als das Alpha- und Omega aller Weisheit überhaupt hinstellen wollen. Die hohen Vorzüge des Hinduvolkes in cultureller wie ethischer Hinsicht vor allen anderen Völkern des Orients sollen garnicht in Abrede gestellt werden, aber es muß ein entschiedener Protest dagegen eingelegt werden, daß unsere geistige Entwicklung in Bezug auf die Philosophie in irgend einem Punkte hinter der indischen zurückgeblieben sei und nun von jener neue Anregungen zu empfangen habe. Wer sich mit Geschichte der Metaphysik beschäftigt, wird sicherlich den indischen Anschauungskreis nicht als das Endziel der Entwickelung betrachten, sondern als einen jener Durchgangspunkte, den das religiöse Bewußtsein auf dem Stufengang seiner Läuterung durchzumachen hat. Wenn man den nackten Kern jener Anschauungen faßt, losgelöst von allen Verhüllungen einer phantastischen Mystik, so stellen sich dem prüfenden Blick zwei bis drei einander widersprechende Lehren dar, die uns in anderen Ländern, wenn auch in etwas veränderter Fassung auch begegnen, und der einzige Vorzug des hohen Alters vermag die von einem fortgeschrittenen Geiste eingegebenen Bedenken nicht zu entkräften. A. v. H.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Bahnwärter.

Von François Coppée.

Ihre Majestät die Königin von Böhmen — bei den Märchenerzählern wird es immer ein Königreich Böhmen geben — reist im strengsten und anspruchlosesten Incognito unter dem Namen einer Gräfin von Siebenschloß und nur begleitet von ihrer Vorleserin, der alten Baronin von Georgsthal, und einem Hofmann, dem General Horschowitz. Trotz aller Wärmflaschen und Pelze ist es in dem reservirten Abtheil grimmig kalt, und wenn die Königin, ihres englischen Romans müde oder gelangweilt von dem Stricken des Generals — denn der böhmische General übt sich, seit er a. D. ist, in dem von ihm leidenschaftlich geliebten, etwas sonderbaren Zeitvertreib des Strickens — einen Blick auf die schneeweiße Landschaft werfen will, muß sie vorerst mit ihrem Taschentuch eine Weile das Wagenfenster reiben, das der Frost mit glitzernden Krystallen und Eisblumen bedeckt. Es ist in der That eine seltsame Laune, eines zwanzigjährigen Kopfes würdig, die Ihre Majestät mitten im Winter nach Paris trieb zu ihrer Mutter, der Königin von Mähren, die ihrerseits für das nächste Frühjahr ihren Besuch in Prag angesagt hatte. Doch die Reise mußte nun einmal bei zehn Grad unter Null angetreten werden, die Baronin ihren alten Rheumatismus abschütteln, der General voll Verzweiflung eine prachtvolle Bettdecke im Stiche lassen, die er eben für seine Schwiegertochter strickte, um zur Reiseunterhaltung nur das Material für ein Paar bescheidene Wollstrümpfe mitzunehmen. Die Reise ist recht beschwerlich; ganz Europa liegt im Schnee, und die erste Hälfte des Weges wurde nur mit vielen Verspätungen und Schwierigkeiten zurückgelegt, da der Fahrplan wegen der Strenge des Winters nirgends eingehalten werden kann. Endlich nähert man sich dem Ziele; um neun Uhr Abends hat man im Bahnhofe von Mâcon gespeist, und obschon auch heute die Wärmflaschen kaum lau sind und große weiße Flocken draußen durch die Finsterniß tanzen, so träumen die Baronin und der General, jedes in seiner Ecke unter ihren Pelzmänteln und Decken eingeschlummert, von der Ankunft und dem Aufenthalt in Paris, wo die Baronin ihrer Neigung zu frommer Andacht besser leben kann, und der alte Haudegen sich gleich in ein Wollengeschäft begeben will, wo er allein gewisse gewünschte grüne Schattirungen seines Wollenbedarfs aufzutreiben hofft. Aber nur die Königin schlief nicht. In ihrem weiten Blaufuchsmantel, vom Fieber geschüttelt, den Ellenbogen auf dem weichen Polster und die zusammengepreßte Hand im prächtigen blonden Haar, das unter dem koketten Reisebarett wild hervorquillt, starrt sie nachdenklich mit weit geöffneten Augen in's Halbdunkel hinaus und hört auf die ferne und unbestimmte Musik, die das müde Ohr des Reisenden im Gerassel des dahinfliegenden Zuges zu hören glaubt. Vor ihrem geistigen Auge zieht ihre ganze Vergangenheit vorbei, und die arme junge Königin fühlt sich sehr unglücklich.

Sie sieht sich erst als kleine Prinzessin mit rothen Händen und backfischartiger Figur neben ihrer lieben Zwillingsschwester, die sich nach dem Norden verheirathet hat, und die ihr so ähnlich sah, daß man sie bei gleicher Kleidung nur durch verschiedenfarbige Haarbänder unterscheiden konnte. Das war noch zur Zeit, bevor die Revolution ihre Eltern vom Throne gestürzt hatte, und ach! wie liebte sie die ruhige und friedliche Luft des kleinen Olmützer Hofes, wo die Starrheit der Etikette durch die harmlose Lebens- und Denkart gemildert wurde. Mit welchem Vergnügen erinnerte sie sich, wie ihr Vater, der gute König Ludwig V., der seither in der Verbannung Kummers gestorben, mit ihr und ihrer Schwester, ohne sein Hofkleid und sein Geschmeide abzulegen, zu Fuß durch den Park ging, und wie sie um vier Uhr Nachmittags in dem von Winden und wildem Wein umhegten chinesischen Pavillon Kaffee tranken und auf den Fluß und die ferne Gebirgslandschaft zu ihren Füßen hinabschauten. Dann aber kam die Zeit ihrer Verheirathung und des großen Präsentationsballes: es war ein herrlicher Juliabend, und durch die offenen Fenster drang das Gemurmel der sich im illuminirten Garten drängenden Menge empor. Wie bebte sie, als man sie mit dem jungen König einen Augenblick allein ließ! Und doch liebte sie ihn schon beim ersten Blick, als er ihr, die weiße Reiherfeder am Barett, so elegant und fein in seiner blauen, diamantenübersäeten Uniform und mit den bei jedem Schritte klirrenden goldenen Sporen an den blitzblanken Stiefelchen entgegentrat. Nach dem ersten Walzer nahm Ottokar ihren Arm und führte sie, beständig seinen langen schwarzen Schnurrbart drehend, in's Blumenzimmer, wo er sie unter einer breiten Palme zum Sitzen nöthigte, selbst an ihrer Seite Platz nahm und dann, indem er mit der Eleganz des vollendeten Cavaliers ihre Hand ergriff und ihr in die Augen sah, halblaut zu ihr sagte: „Prinzessin, wollen Sie mir die Ehre geben, meine Gemahlin zu werden?" Da erröthete sie, senkte die Stirn und, die Hand auf ihr wildschlagendes Herz pressend, antwortet sie: „Ja, Majestät!", während die Zigeuner eben den tschechischen Krönungsmarsch, jenes Hohelied der Begeisterung und des Triumphes, mit ihren Geigen anstimmten. Aber ach, ihr Glück war schnell verflogen! Sechs Monate des Irrthums und frohen Wahns, da enthüllte ihr eines Tages, als sie sich schon in gesegneten Umständen befand, ein roher Zufall, daß sie betrogen wurde, daß der König sie nicht liebte, sie niemals geliebt hatte und daß er sogar am Tage nach der Hochzeit bei der Gazella, der ersten Balletttänzerin des Prager Hoftheaters, soupirt hatte. Und das war noch nicht Alles! Sie erfuhr, daß sie selbst die Einzige war, die nichts von dem alten Verhältniß Ottokars mit der Gräfin Przibram wußte, von der er drei Kinder hatte, und daß er die Favoritin trotz hundert anderer Liebeleien niemals aufgegeben hatte und sogar die Stirn besaß, sie zur ersten Ehrendame seiner Gemahlin zu machen. Ihre eigene Liebe war also mit einem Schlage dahin, diese zarte, scheue Liebe, die sie ihrem Gatten nie zu gestehen gewagt hatte und nun verglich sie sie mit dem armen Vogel, den sie als kleines Mädchen im ersten Schreck über das Zerspringen einer vom Kammermädchen fallengelassenen Porzellanvase in ihrer bebenden Hand erdrückt hatte. Aber sie hatte ja einen Trost: ihr Sohn! Gewiß, sie hatte einen Sohn, und sie liebte ihn; ganz schrecklich! und oft, wenn sie neben der mit der Königskrone gezierten goldenen Wiege saß, worin ihr kleiner Ladislaus ruhte, ging's ihr wie ein Eisstrom durch's Herz im Anblick des Kindes, dessen Vater sich so empörend an ihr vergangen hatte. Ueberdies konnte sie ihn ja gar nicht für sich allein haben, denn es war nicht, wie bei ihren guten Eltern, die — ein neuer Schmerz für sie — eine Revolution in die Ferne getrieben hatte: an diesem alten und stolzen böhmischen Hofe vollzog sich Alles nach der strengsten Etikette. Ein ganzer Kometenschweif Anstandsdamen und Pflegerinnen, alten, vornehm thuenden Damen mit

hohen Hauben, drehte sich um die königliche Wiege, und wenn die Königin ihren Sohn sehen und küssen wollte, dann verkündete man ihr feierlich: „Seine Hoheit haben letzte Nacht ein wenig gehustet .... Seine Hoheit zahnen etwas ...“ und es war ihr, als ließe der eisige Hauch, der von diesen verdorrten Frauengestalten ausging, auch ihr Mutterherz erstarren und ersticken. Ja, wahrhaftig, die arme Königin hatte genug von diesem Leben! Manchmal, wenn sie vor Kummer und Langeweile zu vergehen glaubte, erhielt sie vom König die Erlaubniß, die Königin von Mähren, die nach ihrer Entthronung in Frankreich lebte, zu besuchen; dann flog sie aus ihrem Gefängniß fort und zwar allein, denn die Tradition erlaubte nicht, daß der Thronfolger ohne seinen Vater außer Landes ginge, und sie eilte nach Paris, in den Armen ihrer greisen Mutter zahllose Thränen zu vergießen. Doch diesmal war sie plötzlich abgereist, ohne um Erlaubniß zu bitten, nur nach einem flüchtigen Kuß auf die Stirn des schlafenden Ladislaus, denn das Uebermaaß der Kränkung und Schande hatte sie fast von Sinnen gebracht und ihr jede ruhige Ueberlegung geraubt. Des Königs ausschweifendes Leben wurde von Tag zu Tag schamloser. In allen Städten und auf allen Jagdschlössern Böhmens hatte er seine Buhlerinnen und illegitimen Kinder. Ueberall spottete man darüber, und auf den Prager Straßen konnte man satirische Lieder singen hören, worin von seiner zahlreichen Nachkommenschaft die Rede war und gefragt wurde, ob Ottokar nicht wie August der Starke eine besondere Gardeschwadron von seinen Bastarden bilden wolle. Um die Kosten seines liederlichen Wandels zu bestreiten, machte der König Alles zu Geld und stürzte den Staat in Schulden. Der Ordenschacher war ganz besonders anstößig, und man erzählte von einem Wiener Schneider, der den Ordensüchtigen schon für fünfhundert Gulden schwarze Röcke verkaufte, in deren Tasche und Knopfloch man die Verleihungsurkunde und das Band des höchsten böhmischen Militärordens fand. — —

Aber, was ist das? Der Zug bewegt sich ja langsamer, jetzt hält er. Was soll dies Halten auf freiem Felde mitten in der Nacht? Der General und die Baronin sind aufgewacht und in Unruhe. Der Cavalier läßt ein Fenster herab und beugt sich in's Dunkel hinaus; da geht gerade der Zugführer vorüber, dessen Laterne plötzlich den weißen Schnurrbart und die Otterfellmütze des Generals beleuchtet. „Was giebt's? Warum halten wir?“ ruft ihm der alte Horschowitz zu.

„Wir können nicht weiter und haben wenigstens eine Stunde Aufenthalt. ... Zwei Fuß Schnee! Wir kommen nicht vorwärts!

„Was? Eine Stunde hier liegen bleiben und bei solchem Wetter! Die Wärmflaschen sind ja eisig ...“

„Was kann ich dafür? Wir haben nach Tonnere um ein Bataillon Schneefeger telegraphirt. Aber wie gesagt, vor einer Stunde kommen wir nicht weiter.“ Und der Mann ging mit seiner Laterne den Zug entlang.

„Das ist ja abscheulich. Aber Eure Majestät werden sich erkälten!“ ruft die Baronin.

„Allerdings, mir ist kalt,“ sagt die Königin zusammenschauernd.

Der General sieht ein, daß er den Helden spielen muß; er springt also aus dem Wagen, versinkt im Schnee bis an die Knie, rappelt sich auf, läuft dem Mann mit der Laterne nach und spricht halblaut sehr eifrig mit ihm.

„Und wenn es der Großmogul wäre, ich kann es nicht ändern,“ erwidert der Beamte. „Sehen Sie, dort ist ein Wärterhäuschen; dort wird man Feuer haben ... Wenn die Dame also aussteigen will ... He, Sabatier!“ Eine zweite Laterne kommt näher. „Sehen Sie doch mal nach, ob es beim Wärter geheizt ist.“

Glücklicher Weise hat er Feuer. Der General fühlt sich stolzer, als wenn er eine Schlacht gewonnen oder die letzten Blumen seiner berühmten Bettdecke vollendet hätte. Er kehrt zum Wagen der Königin zurück, meldet den Erfolg seiner Schritte, und eine Minute später sind unsere drei Reisenden, die mit den Füßen stampfen, um den Schnee von ihren Schuhen zu schütteln, im niedrigen Zimmer des Wärters, der vor dem Kamin kniet und dürres Holz auf das Feuer wirft. Bald sitzt die Königin vor der lustig flackernden Gluth, ihren Pelzmantel über die Lehne des Rohrstuhls zurückgeschlagen, ihre langen schwedischen Handschuhe in der Hand, und blickt sich um Sie befindet sich in einem bäuerlich ausgestatteten Raume. Der Fußboden ist von trockenen harten Latten; Zwiebelbündel hängen am rauchgeschwärzten Balken, eine Vogelflinte liegt auf zwei Riegeln über'm Kamin, und einige mit Blumen bemalte Teller stehen im Glasschrank. Was aber ihre Aufmerksamkeit vor Allem fesselt, ist neben dem großen Bett eine Korbwiege, aus deren Kattunvorhängen jetzt das Schreien eines eben erwachten Kindes ertönt. Sofort läßt der Bahnwärter sein Feuer im Stich und wendet sich zur Wiege, die er sacht schaukelt. „Eia popeia, mein Lieb, eia popeia, schlaf nur, es sind Papas Freunde!“

Er sah wie ein guter Vater aus, der Mann mit dem Ziegenfell, dem kahlen Petrusschädel, dem alten Soldatenschnurrbart und den zwei tiefen Falten in den Wangen.

„Ihr Töchterchen?“ fragte die Königin mit Interesse.

„Ja, es ist meine Cäcilie. Nächsten Monat wird sie drei Jahre alt.“

„Und ihre Mutter?“ ... fragte die Majestät zögernd. Er schüttelt den Kopf. „Sie sind Wittwer?“ Aber er verneinte wieder. Da erhebt sich die Königin erregt, nähert sich der Wiege und sieht die schlummernde Cäcilie an, die zärtlich ein Hündchen von Gummi an ihr Herz drückt. „Armes Kind!“ murmelt sie.

„Nicht wahr,“ sagte der Wärter mit gedämpfter Stimme, „nicht wahr, meine Dame, es muß eine herzlose Mutter sein, die ihr Kind in dem Alter verlassen kann? Daß sie mir weglief, ist schließlich meine Schuld ... Es war unrecht von mir, eine so viel jüngere Frau zu heirathen und sie allein in die Stadt gehen zu lassen, wo sie in schlechte Gesellschaft gerieth. Aber ein solches Herzblatt im Stiche zu lassen, nicht wahr, das ist schändlich? So muß ich denn also das arme Wurm ganz allein aufziehen. Es hat ja des Dienstes wegen seine Schwierigkeiten. Am Abend muß ich sie oft schreiend und weinend liegen lassen, sobald ich einen Zug pfeifen höre. Doch den Tag über nehme ich sie mit mir, und die Kleine hat sich schon ganz gut daran gewöhnt; sie fürchtet sich gar nicht mehr vor der Eisenbahn. Gestern hielt ich sie auf meinem linken Arm, während ich mit der Rechten meine Signalflagge präsentirte, und sie hat nicht einmal vor dem Schnellzug gezittert ... Am Schwersten fällt es mir, ihre Kleider und Häubchen zu nähen. Na, es ist noch ein Glück, daß man seiner Zeit Corporal bei den Zuaven gewesen ist und also noch mit Nadel und Zwirn etwas umzugehen versteht.“

„Aber, mein guter Mann, das ist doch eine sehr schwere Aufgabe,“ versetzte die Königin gerührt. „Hören Sie, ich möchte Ihnen gern helfen ... Es muß doch ein Dorf in der Nähe geben und ehrliche Leute, die das Kind in Pflege nehmen würden ... Wenn es nur eine Geldfrage ist, so ...“

Doch der Bahnwärter schüttelte abermals den Kopf. „Nein, meine edle Dame, nein. Ich bin nicht stolz und werde von Herzen gern annehmen, was man für Cäcilie thun will, aber mich von ihr trennen ... nie, keine Stunde!“

„Weßhalb nicht?“

„Weßhalb?“ erwiderte der Mann mit leiser Stimme, „weil ich mir ganz allein zutraue, aus Cäcilie das zu machen, was seine Mutter nicht gewesen ist: eine ehrenhafte Frau! ... Aber entschuldigen Sie, würden Sie wohl so gut sein und Cäcilie ein wenig wiegen? Man ruft mich draußen.“ — —

Wird man es jemals erfahren, woran die junge Königin in dieser Winternacht dachte, als sie eine Stunde lang des armen Bahnwärters Kind wiegte, indeß der General und die Baronin, deren Beistand sie zurückgewiesen, es sich am Feuer bequem machten? ... Als der Zugführer die Thür öffnete und rief: „Vorwärts, meine Herren und Damen, der Expreßzug geht gleich ab ... einsteigen!“ da legte die Königin auf die Wiege der kleinen Cäcilie ihr goldgesticktes Geldtäschchen und das Veilchensträußchen aus ihrem Gürtel. Dann stieg sie in ihren Wagen.

Aber Ihre Majestät verweilte nur zwei Tage in Paris. Sie kehrte direct nach Prag zurück, das sie seither fast gar nicht mehr verläßt und wo sie sich ganz der Erziehung ihres Sohnes widmet. Die hochadeligen Ehrendamen, die auf die Kindheit des Erbprinzen den Schatten ihrer Leichenbittermienen warfen, haben nur noch Sinekuren. Sollte es in Europa, wenn der kleine Ladislaus herangewachsen ist, noch Könige geben, so wird er jedenfalls anders als sein Vater und ein guter König sein. Schon mit fünf Jahren ist er beim Volke sehr beliebt, und wenn er mit seiner Mutter auf den böhmischen Bahnen reist und durch das Fenster seines Staatswagens einen Wärter bemerkt, der auf einem Arme sein Kind hält und mit der andern Hand sein Fähnchen präsentirt, dann wirft ihm der junge König auf das Geheiß seiner Mutter jedes Mal eine Kußhand zu.

## Notizen.

Das schöne Lieferungswerk der Photographischen Gesellschaft in Berlin: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ schreitet rüstig vorwärts. Die letzten Hefte enthalten wahre Schätze und Kleinodien der Porträtirkunst: Hermann von Boyen, der Nachfolger und Vollender von Scharnhorst's Werk, der Vorgänger und grundlegende Reformer der Heereskraft Preußens, wie sie Roon und König Wilhelm später ausgebaut haben; Schelling, (nach Begas) der einst so gefeierte und am Ende vielfach verkannte Denker; aus dem Reiche der Naturwissenschaften der Physiologe Johannes Müller, der Astronom Friedrich Wilhelm Bessel, der französische Philosoph Victor Cousin (nach Maurin's wundervoller Lithographie), der Maler der napoleonischen Zeit Jacques Louis David, der Bildhauer Ernst Rietschel, der bedeutendste Schüler Rauch's (nach einer Zeichnung von E. Bendemann); Bellini und Donizetti (nach Kriehuber's Lithographie); der Vater der Dampftechnik James Watt, der, wenn auch der Haupttheil seines Lebens in das vorige Jahrhundert fällt, dennoch mehr als ein anderer Sterblicher dem Zeitalter

der Naturwissenschaften einen eigenthümlichen Charakter verliehen hat; Georges Stephenson, dessen Leben mit der Ausgestaltung der Locomotive und des Schienenweges auf's Innigste verknüpft ist — beide Bildnisse Originale aus der englischen nationalen Porträtgalerie —, Berzelius, Bunsen, Liebig, Herschel, die bekannteste Gestalt unter den Astronomen der letzten hundert Jahre; Alfred Krupp, der Kanonenkönig; Fritz Reuter (nach einer schönen Photographie); Michelet, der französische Geschichtschreiber und Politiker, dessen hundertjähriger Geburtstag am 13. Juli in ganz Frankreich festlich begangen wurde; Johann Gottlieb Fichte (nach dem Jügel'schen Stiche des Gemäldes von Dähling); der Geschichtschreiber der preußischen Politik Johann Gustav Droysen, (nach Bendemann's Bildniß); der Mathemiker Karl Weierstraß (nach dem Gemälde von R. von Voigtländer); Beranger (von Ary Scheffer), Thomas Moore, (von Shee); endlich ein Porträt von John Constable, dem englischen Maler. Als Biographen zeichnen Leopold Schmidt, Julius Hart, Bölsche, Fritz Knapp, Gaedertz u. A. Wenn die Presse die Befürchtung ausgesprochen hat, gewisse Biographen würden schon dafür sorgen, daß die Auswahl der Bildnisse einen coteriehaften Charakter annehmen werde, so hat sie sich gründlich getäuscht. Der Herausgeber Karl Werckmeister hält allem Anscheine nach das Heft fest in Händen und begünstigt keinerlei Cliquenwesen. Das beste Mittel dagegen ist einfach, nur verstorbene Größen aufzunehmen. Wo Werckmeister von diesem Princip abgewichen, handelt es sich um Unsterbliche bei lebendigem Leibe, wie Mommsen. Möchte doch diese Ikonographie unserer Jahrhundertmänner auf ihrem Wege unbeirrt vorwärts schreiten und sich der wachsenden Gunst unserer Kunst- und Literaturfreunde wie der weitesten Kreise erfreuen.

Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft. Von Dr. med. Wilhelm Stern, prakt. Arzt in Berlin. (Berlin, Dümmler.) Der Verfasser stellt sich hier die Aufgabe, die Ethik als positive Wissenschaft, d. h. als eine von allen, nicht bloß religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wissenschaft zu begründen. Dies schien ihm aber ohne Kritik sowohl der bisherigen von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehenden Darstellungen, als auch der wenigen bisher hervorgetretenen beachtenswerthen ähnlichen, aber mißlungenen Versuche nicht gut möglich zu sein. Sein allgemeiner Standpunkt ist der kritische Positivismus. Die wissenschaftliche Ethik kann nach ihm nur eine positive Wissenschaft oder Einzelwissenschaft sein, die ihre Voraussetzungen von anderen, allgemeineren Einzelwissenschaften herholt. Die Methode der Begründung der positivistischen Ethik kann nur die induktive und speciell die genetische sein, welche die Entstehung der Sittlichkeit auf ein allmäliges Werden, eine während sehr großer Zeiträume sich vollziehende Entwicklung und Vererbung innerhalb des Menschengeschlechts und der Thiergeschlechter zurückführt. Besonders hervorzuheben ist, daß Stern die Forderung stelle, daß auch die wenigen, aber deutlichen, bei den Thieren vorkommenden sittlichen Erscheinungen in das Fundament oder Grundprincip der Ethik mit eingeschlossen, also durch dasselbe ebenfalls erklärt werden. Den Ursprung der Sittlichkeit führt er zurück auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Subject, d. h. den beseelten Wesen überhaupt und der unbeseelten Natur und besonders den Elementen, welche in erster Reihe in schädlichen Eingriffen der letzteren in's psychische Leben der ersteren besteht, auf welche Eingriffe alsdann die Reaction des Subjects und der beseelten Wesen überhaupt gegen die unbeseelte Natur und besonders die Elemente erfolgt. Stern sucht darzuthun, wie sich aus dieser Reaction oder der Abwehr dieser schädlichen Eingriffe der Elemente in's psychische Leben der beseelten Wesen allmälig der sittliche Trieb entwickelt hat. Das Wesen der Sittlichkeit oder das Grundprincip der Ethik ist nach ihm der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe. Als wichtig hervorzuheben ist noch, daß von Stern jeder Eudämonismus aus der Ethik ausgeschlossen wird, und daß er einen scharf trennenden Unterschied zwischen Cultur und Sittlichkeit constatirt. Die Cultur ist Vorbeugung oder Prävention, die Sittlichkeit hingegen Abwehr oder Repression. Vom Grundprincip der Ethik leitet er alsdann die ethische Regel, d. h. den kurz gefaßten Inhalt dessen, was auf ethischem Gebiete geschehen soll, und sowohl die Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinne, als auch die Grundzüge der allgemeinen Rechts- und Staatslehre ab. Im Schlußwort wird das Verhältniß des wirklichen Grundprincips der Ethik zur Religion besprochen, wobei Stern, wie überall, sich als scharfer Denker und geistvoller Darsteller erweist. Jedenfalls verdient sein wohlgelungener Versuch nicht nur die Aufmerksamkeit der philosophischen Zünftler und Fachgenossen. Die klare, ansprechende Form wird ihm auch den Dank der Gebildeten überhaupt eintragen.

Unser alter Mitarbeiter Gustav Karpeles führt in seinem „Literarischen Wanderbuch“ (Berlin, Allgemeiner Verein für Literatur) eine hübsche Idee mit großem Geschick durch. Als das Programm der Wanderungen kann der einleitende Essay über die Geschichte des Naturgefühls gelten; hierauf führt uns der Verfasser zuerst nach China in die Urheimath eines Märchens, das von dort aus sich über die ganze Welt verbreitet hat. Wir folgen den Wanderungen und Wandelungen der Geschichte von der treulosen Witwe durch Länder und Zeiten mit wachsendem Interesse. Ein zweiter Spaziergang durch die Weltliteratur führt uns das dichterische Schaffen der Frauen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart in großen Zügen vor. In dem dritten Capitel gelangen wir aus der Weltliteratur auf die heimathlichen Gefilde des deutschen Schrifttums und lernen zugleich die Geschichte des ersten Ritterromans „Ruodlieb“ kennen. Von den Abenteuern jenes alten Ritters bis zu den Schwänken Tyll Eulenspiegel's ist nur ein kurzer Weg, den wir auf dem Zaubermantel der Phantasie im Fluge zurücklegen. Einen Besuch der alten Stadt Mölln und dem Grabe Eulenspiegel's ist das vierte Capitel gewidmet. Auf vielverschlungenen Pfaden geleitet uns der Verfasser hierauf von der naiven Komik eines Eulenspiegel zu dem hohen Pathos eines Schiller und zu den Stätten in Jena und Marbach, die seiner Erinnerung geweiht sind. Dann werden die Reisen von Schiller und Goethe nach Carlsbad, Marienbad und Franzensbad in Zusammenhang ausführlich dargestellt. Aus den böhmischen Bädern wandern wir schließlich nach der deutschen Reichshauptstadt, deren geistiges Leben in den Tagen der Romantik und des Lebens angenehm geschildert wird. Friedrich August Wolf, Friedrich Schlegel, Henriette Herz, E. T. A. Hoffmann, Adalbert von Chamisso und Friedrich Rückert werden uns in ihrem Berliner Leben in fesselnden Bildern vorgeführt. Eine dankenswerthe Zugabe bilden die Studien über den Berliner Dialect, dem bisher so wenig Beachtung geschenkt wurde. Obwohl es sich nur um eine Sammlung gelegentlicher Feuilletons handelt — Einiges davon wie der Artikel über den Homer-Wolf ist in der „Gegenwart“ zuerst erschienen —, so hat es Karpeles mit künstlerischem Geschmack verstanden, ein zusammenfassendes geistiges Band zu finden und festzuhalten, so daß das auch literarhistorisch wichtige Buch einen einheitlichen und durchaus harmonischen Eindruck erweckt. Es sei bestens empfohlen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Gute, spannende Romane,**

**Novellen, Kindergeschichten** etc.

**gesucht**

für **zweiten Abdruck.**

Offerten sub **J. H. 7171** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

Thüringisches

**Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.

Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Billige, dichte

**Dächer**

stelle man her aus

**Andernach's Asphalt-Steinpappen**

Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst

A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W. 12 erschien — zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.**

Von Dr. med. **Wilhelm Stern,**
pract. Arzt in Berlin.

474 S. gr. 8°. Preis 7,20 M.

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

**Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.**

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Lenbach
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

**Bismarck**

**im Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**
Herausgegeben
von
**Egbert Müller.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Gutachten.**

Ihr elektrischer Klingelapparat ist hier eingetroffen; ich bin sehr befriedigt. Der Preis ist so niedrig, die Ausführung elegant und gut, daß man die Anschaffung dieses praktischen Apparats nur empfehlen kann, zumal die Anbringung im Hause nicht die geringste Fachkenntniß oder Erfahrung verlangt, also von Jedem selbst sofort besorgt werden kann. Ich bitte mir umgehend einen zweiten Apparat, genau wie diesen ersten, dazu aber noch einen Thürcontact, der das Oeffnen der Thür meldet, schicken zu wollen.

Ober-Gebelzig, 28. Juli 1898.
gez. **Harstik**, Pfarrer.

Ich kann es mir also wohl erlassen, noch Weiteres zum Lobe meiner Apparate anzuführen. Preis nur Mark 5,— für den completten Telegraphen, bestehend aus fein vernickeltem Läutewerk, Trockenelement von jahrelanger Dauer, 30 Meter Draht und Druckknopf. Nicht Gefallendes wird innerhalb 6 Monaten gegen Nachnahme des gezahlten Preises zurückgenommen. Zu beziehen durch **Ernst Lamberty, Aachen**, Elisabethsteinstr. 10—11.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine neue Auflage unserer **Künstler-Enquête:**

**Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.**

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 10. September 1898. 27. Jahrgang Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens. Von Paul Ernst. — Rettungsmittel in Seenoth. Von C. Lund (Hamburg). — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner und Lilli Lehmann. Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's. Von Adolph Kohut. — Der gereinigte Shakespeare. Von Erich Urban (Berlin). — **Feuilleton.** Das Fenster. Von H. A. Luchmann. — **Aus der Hauptstadt.** Allerhand Nörgeleien. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Aussichten des mitteleuropäischen Wirthschaftslebens.

Von Paul Ernst.

Die moderne Production der wirthschaftlichen Güter hat zwei specifische Merkmale: sie ist capitalistische Production und sie ist Waarenproduction. Das Erste bedeutet, daß der Producent ein besitzloser Arbeiter ist, der nicht Eigenthümer der von ihm hergestellten Producte wird, sondern in Gestalt des Lohns nur einen Theil vom Werth seines Arbeitsproductes erhält, während dieses selbst im Eigenthum des capitalbesitzenden Unternehmers bleibt. Die Fragen und Zwistigkeiten, welche aus diesem Verhältnisse entstehen, faßt man gewöhnlich mit dem populären Schlagwort „sociale Frage" zusammen. Das Zweite bedeutet, daß der Eigenthümer des Products dasselbe nicht für seinen eigenen Verbrauch zurückbehält, sondern es hat für den Verkauf herstellen lassen. Aus diesem Verhältniß entstehen nun Probleme, die man bis jetzt viel weniger beachtet hat wie die als genannte sociale Frage zusammengefaßten. Nur die Frage der acuten Absatzkrise hat man genauer untersucht. Der Grund dafür ist, daß bis jetzt diese Dinge noch nicht so brennend geworden sind.

In der Zeit, als die diesen Verhältnissen naiv entsprechenden Theorien aufgestellt wurden, nahm man an, daß der Ausgleich sich von selbst in der bestmöglichen Form vollziehen werde, indem jeder Unternehmer das produciren werde, was ihm den größten Vortheil abwerfe. Ging man von der Betrachtung des Einzelunternehmers auf die nationale Wirthschaft über, so mußte dasselbe der Fall sein: die eine Nation lebte unter solchen Bedingungen, daß die eine Production für sie vortheilhaft war, die andere unter solchen, daß es eine andere wurde. Machte man die großen Unterschiede zwischen Rohproducten und Fabrikaten, so fand man etwa, daß England mit der günstigen Lage seiner Eisen- und Kohlengruben, seiner anstelligen Arbeiterbevölkerung, seiner insularen, den Transport erleichternden Lage am vortheilhaftesten sich der Fabrikation zuwendete, während etwa ein Land mit großem Waldreichthum Felle oder auch Holz lieferte, ein solches mit dünnerer Bevölkerung, die auf das Land verstreut war, Getreide, und so fort.

Es stellte sich nun später heraus, daß die natürlichen Unterschiede der einzelnen Länder nicht so groß waren, um dem einen Land oder dem andern ein solches Uebergewicht in der Production zu geben, wie man gedacht hatte. Der jetzt geweckte erfinderische Geist fand Mittel und Wege, um die natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden. Zucker kam vom Rohr, das nur in den Tropen wuchs. Aber man fand, daß auch die Rübe Zucker enthielt, und durch fortwährende Zucht erhöhte man diesen Zuckergehalt, so daß man bald die Zuckerproduction der Tropenländer überflügelte. England hatte aus Deutschland Getreide importiren müssen, um seine anschwellende industrielle Armee zu ernähren; da nahm die wissenschaftliche Landwirthschaft einen ungeahnten Aufschwung und erzeugte auf dem alten Boden einen viel größeren Getreideertrag. Und die Industrie ließ sich überall in allen Ländern nieder, welche bis dahin nur als Käufer der Industrieproducte gedacht waren, und es zeigte sich bald, daß sie dasselbe leisten konnten wie die, denen sie die betreffenden Proceduren absahen.

Trotzdem aber blieb die alte Tendenz auf internationalen Austausch der Producte bestehen. Nachdem die Entwicklung einmal diese Richtung genommen hatte, ging sie ihren Lauf weiter. Wir haben heute „Industriestaaten", das sind solche, die einen Ueberschuß an Industrieproducten erzeugen und in die übrigen Staaten verkaufen, und ein Deficit in ihrer Getreideversorgung haben, das sie durch den Import von Korn decken; und wir haben „Ackerbaustaaten", bei denen das umgekehrt der Fall ist.

Manche solcher Ackerbaustaaten sind vielleicht ewig zu industrieller Sterilität verurtheilt, wie etwa Argentinien, das keine Kohlen hat; bei weitem die meisten aber können mit der Zeit unter ebenso günstigen Verhältnissen Industrie treiben, wie die andern Staaten. Die Industriestaaten ihrerseits stehen nicht vor der absoluten Unmöglichkeit, ihre Ackerbauproduction auszudehnen, nur mußten sie das unter ungünstigern Bedingungen thun und würden ihren Getreidebedarf daher theurer herstellen.

Sehen wir noch von dem Umstand ab, daß die Ackerbaustaaten an die Industriestaaten verschuldet sind und ihnen daher einen Theil ihrer Producte ohne Aequivalent senden müssen, so ist klar, daß nur Derjenige kaufen kann, der vorher verkauft hat. Finden unsere Industrieproducte keinen Absatz mehr — man muß nicht vergessen, daß die Ausdehnung des Weltmarktes, mit der man sich immer beruhigt, doch ihre Grenzen hat —, so können wir keine Agriculturproducte mehr kaufen. Während ein Theil unserer Industriearbeiter brodlos wird, steigen die Lebensmittelpreise, weil die landwirthschaftlichen Producte für den überschüssigen Teil der Bevölkerung, der bis dahin vom Ausland ernährt war, jetzt unter ungünstigen Bedingungen im Lande hergestellt werden.

Das ist natürlich schematische Darstellung, aber nur mit Hülfe solcher Abstraction kann man diese Dinge erkennen.

Zu dieser Entwicklung kommt noch ein Zweites.

Als die heute bestehenden Verhältnisse sich herausbildeten, stellte es sich heraus, daß die damaligen Kleinstaaten den neuen wirthschaftlichen Aufgaben nicht gewachsen waren. Ihr Gebiet war zu klein, und die junge Industrie stieß bei ihrem Wachsthum überall an Mauern: die damalige Absperrung durch Zölle verhinderte es, daß sie einen Markt bekam; der Verkehr wurde erschwert, der Bau der Eisenbahnen und Canäle wurde schwierig, und so fort. Der Großstaat wurde die typische politische Form für diese Periode.

Heute geht die Entwicklung nun noch weiter.

Drei Staaten sind es, welche derartig heterogene Landschaften in sich schließen, daß sie die Möglichkeit zu fast jeder Production ohne Hülfe des Imports von außen haben. Das ist England mit seinen Colonien, mit denen es sich in absehbarer Zeit enger zusammenschließen wird; Rußland, und die Vereinigten Staaten. Diese drei Weltreiche können sich, wenn der Entwicklungsproceß beendet ist, in welchem sie selbst politisch sich befinden und die hier zu schildernde Erscheinung noch ruht, wirthschaftlich vollständig abschließen. Sie haben nichts nöthig außer sich.

Die Tendenzen auf solchen Abschluß sind auch vorhanden: bei Amerika sind sie schon lebhaft in die Wirklichkeit getreten, bei England haben sie eine sichere Zukunft, und nur Rußland, welches noch zu sehr zurückgeblieben ist, zeigt sie für's Erste nicht.

Was sollen alsdann Länder, wie Deutschland, Frankreich und so fort, machen? Sie sinken offenbar allmälig diesen Weltreichen gegenüber in eine Bedeutung, wie sie heute etwa Holland oder Schweden gegenüber den Großstaaten haben.

Wirthschaftlich ist das ohne Weiteres klar. Was die politische Seite der Sache betrifft, so haben diese Staaten alle eine mächtige Heeresmacht, auf welche sie mit großer Aufopferung jährlich einen großen Teil vom Ertrag der nationalen Arbeit verwenden. Nur Rußland wird seine Heeresmacht derartig verstärken, wie sie in einem ungefähren Verhältniß seiner großen Ausdehnung und der bis dahin rasch gestiegenen Bevölkerung entspricht. Indessen dürfte es doch mißlich sein, gegenüber der wirthschaftlichen Entwicklung mit einer derartigen Waffe auftreten zu wollen. Auch Schweden war einmal eine Großmacht dank seinem Heer; es hat diese unnatürliche Position nicht halten können, der Zusammenbruch war um so furchtbarer. Dieselbe Aussicht haben wir für die Zukunft, wenn wir uns mit den sich herausbildenden Weltreichen messen wollen.

Eine sehr naheliegende Idee dürfte die eines mitteleuropäischen Zollbundes sein; und gegenüber dem rücksichtslosen schutzzöllnerischen Vorgehen Amerikas wird diese Idee auch heute immer lebhafter erörtert — vielleicht doch noch nicht so lebhaft, wie man erwarten sollte bei der ungeheuren Bedeutung der Sache. Der treffliche Kenner amerikanischer Zustände, Sartorius von Waltershausen, hat kürzlich eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er einen, wie es scheint, recht gangbaren Weg anzeigt. Er beschränkt sich auf die Betrachtung des Verhältnisses zu Amerika, das ja augenblicklich das brennendste ist. „Nur in der Gemeinsamkeit mit Anderen liegt das Heil. Wir müssen uns mit Denen verbinden, welche gleiche oder ähnliche Interessen den Amerikanern gegenüber haben, welche eben so wie wir in ihrer Vereinzelung von der Ueberlegenheit des großen und vielseitigen transatlantischen Wirthschaftsgebietes zu leiden haben. Dies sind, wenn auch mehr und minder, alle westeuropäischen continentalen Staaten, an erster Stelle Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, dann die Schweiz, die Niederlande, Italien, Spanien und Portugal, Dänemark, Skandinavien, endlich in entfernterem Grade Rumänien, Bulgarien und Serbien."

Es ist wohl heute ausgeschlossen, ein engeres Zusammengehen dieser Staaten zu erzielen. Deßhalb komme es darauf an, eine Form gemeinsamer Action zu finden, die acceptabel wäre. Da macht Sartorius von Waltershausen nun einen sehr plausiblen Vorschlag. Die betreffenden Staaten sollen sich verpflichten, nur im Wesentlichen gleichlautende Verträge mit den Vereinigten Staaten zu schließen, und nur unter der Bedingung jedes Mal, daß ein entsprechender Vertrag mit jedem der übrigen Staaten geschlossen wird.

Zunächst brennt uns auf den Fingern die Abschließung Amerikas gegen unsere Industrieproducte. Der einzelne Staat kann nichts dagegen thun, denn bei einem Zollkrieg gerade gegen einen hauptsächlich Lebensmittel exportierenden Staat werden wir nichts erreichen: behandeln wir etwa amerikanischen Weizen differenciell, so fließt einfach die bis jetzt von uns aufgenommene Masse in ein anderes Weizenimportland ab und wir importiren statt dessen etwa mehr rumänischen Weizen. Eventuell ist der ganze Erfolg der, daß wir unsern Consumenten den Weizen um eine Kleinigkeit vertheuern. Ganz anders wirkt ein solches Vorgehen, wenn eine Anzahl von Staaten gemeinschaftlich handeln. Alsdann wird wirklich ein Preissturz in dem amerikanischen Product entstehen und werden große Partien desselben unverkäuflich werden. Daß auch unsere Consumenten dabei benachtheiligt werden, darf man sich freilich nicht verhehlen. Ein Zollkrieg ist wie jeder Krieg ein gefährliches Unternehmen und schädigt wie ein solcher beide Theile. Und eine Benachtheiligung der Consumenten in Lebensmitteln wird nicht, wie bei einem Zollkrieg, gegen einen Industriestaat, aufgewogen durch die Vortheile, welche aus der Ermuthigung der heimischen Industrie fließen. Noch bedenklicher ist es, wenn man auch Rohstoffe der Industrie mit in den Zollkrieg einbezieht; das möchte auch der Autor des Planes selbst nicht.

Mir scheint aber das Bedeutsame dieses Planes wie anderer Vorschläge nicht in ihrer Ausführbarkeit zu liegen, die ja immer daran laborirt, daß ein Staat leichter die Einfuhr von Industrieartikeln wie von Lebensmitteln erschweren kann, sondern in der Thatsache, daß nun schon seit Jahren ein engerer Zusammenschluß der mittel- und westeuropäischen Staaten überlegt wird. Wollen diese ihre gegenwärtige Stellung erhalten, so ist ein solcher, zunächst zollpolitischer Zusammenschluß eine Nothwendigkeit. Die nationalen Gegensätze und Feindseligkeiten bilden zwar ein schweres Hinderniß: aber hier handelt es sich einfach darum, ob Europa im zwanzigsten Jahrhundert noch lebensfähig sein soll oder nicht. Gegenüber der gemeinsamen und unentrinnbaren Gefahr müßten alle Bedenken nationaler Gegensätzlichkeit verschwinden.

Es ist eine eigene Sache mit politischen und socialen Projecten. Wir mögen ganz klar einsehen, was nothwendig ist und sogar die Wege der Durchführung finden; aber die Wirklichkeit läßt sich nicht von uns leiten, sie geht ihre eigenen Wege. Wir glauben, unsere Geschichte zu lenken, und in Wirklichkeit ist sie nichts, als ein Fallen nach der Seite des geringsten Widerstandes. Daher kommt es, daß oft an sich unbedeutende Dinge schließlich das Geschick der Völker bestimmen. So mag man auch große Bedenken haben gegen etwaige Pläne, die aus den geschilderten Umständen hervorgehen. Man könnte vielleicht denken, daß aus einem Zusammengehen wie das geschilderte Project meint, ein engerer Zollverband sich herausbilden würde, und Mitteleuropa sich zu einem einheitlichen Wirthschaftsgebiet entwickelte; daß, ähnlich wie die nothwendige Entwickelung zum Großstaat politische Gegensätze zum Schweigen brachte, so auch die nothwendige Entwickelung zum Weltstaat das könnte; man würde sich darauf berufen können, daß damals ja auch die derzeit den Ausschlag gebenden Kreise dem Zusammenschluß feindlich waren und revolutionäre oder halbrevolutionäre Bemühungen von damals noch nicht bestimmend einwirkenden Kreisen doch die Einigung brachten; und daß heute die internationale Ge-

sinnung der Arbeiter dann dasselbe bedeute, wie damals die nationalen Bestrebungen des Bürgerthums; so wäre vielleicht die radical-sentimentale Idee der „Vereinigten Staaten Europas" nicht so unsinnig, sondern würde sich auf Grund einer ökonomischen Nothwendigkeit ebenso realisiren, wie sich seiner Zeit der Studententraum vom einigen Deutschland und die Verschwörerphantasien vom einigen Italien realisirten.

Es ist vielleicht unrecht, solchen Gedanken nachzuhängen, die so wenig reale Bedeutung zu haben scheinen. Aber es macht doch den Eindruck, als ob wir unter einer Art von Bann ständen. In Amerika, in Rußland, auch in England sind die Leute optimistisch, haben die größten Vorstellungen von der künftigen Macht und Ausdehnung ihres Reiches und sehen mit Verachtung auf das „abgelebte", „verfaulte" oder mit ähnlichem Beiwort versehene Europa herab. Wir wissen das, und das macht uns eigentlich gar nicht stutzig. Wir sehen nur das Komische dieser Prätentionen. Ist es nicht doch vielleicht eine geheime Angst, welche unsere Blicke von dem zwanzigsten Jahrhundert abwendet, dem sich die der Anderen zurichten? Schon halten die romanischen Völker sich selbst für decadent, schon verzweifelt man in Oesterreich, auch nur die gegenwärtige Position aufrecht zu erhalten, und bei uns ist man nur damit beschäftigt, die Arbeiter zu bekriegen und das Heer zu verstärken für den immer weniger entscheidend werdenden Zukunftskrieg. Unterdessen reckt sich Rußland immer mächtiger, wirthschaftlich wie politisch, lassen sich die Vereinigten Staaten nicht mehr daran genügen, ihre ökonomische Position zu verstärken, sondern beginnen zu erobern, dehnt England, das von so manchem Naiven bei uns als im Niedergang befindlich geglaubt wird, sich in Afrika immer weiter aus; treu seiner alten Politik, zu erwerben, so lange die Waare noch billig ist und sie keiner recht will. Ja, es werden sogar für die Conflicte des zwanzigsten Jahrhunderts schon die Positionen befestigt, wobei das Merkwürdigste an politischem Weitblick vielleicht das russische Einverständniß mit Abessinien ist.

Was wird die künftige Geschichtschreibung einmal von uns sagen, die wir ruhig und ohne Erstaunen alle diese Dinge mit angesehen haben?

---

## Rettungsmittel in Seenoth.

Von C. Lund (Hamburg).

Schiffskatastrophen wie Collisionen, Strandungen, Brände sind zu allen Zeiten vorgekommen, niemals aber so häufig und in dem Umfange wie im letzten Decennium. Es kann bei dem enorm gesteigerten Verkehr auch kaum anders sein. Schon die Thatsache, daß die großen Schifffahrtsgesellschaften einander in der Schnelligkeit der Beförderung ihrer Passagiere und Güter zu überbieten suchen und ihre Angestellten für besonders rasche Fahrten durch Prämien auszeichnen, muß nothwendigerweise die Schiffer verleiten, trotz der Ungunst der Witterung das irgend Mögliche zu leisten. Daß dabei auf das Leben und die Sicherheit der Mannschaft und Passagiere nicht immer die weitgehendste Rücksicht genommen werden wird, liegt auf der Hand. Freilich bestehen seit Jahrzehnten Gesetze, welche unter gewissen Umständen, wie Nebel, enges oder stark frequentirtes Fahrwasser eine Verminderung der Schnelligkeit der Dampfschiffe vorschreiben, aber dieselben sind dehnbar und zu einer Zeit erlassen worden, als die Technik der Schiffsbaukunst auf einer wesentlich niedrigeren Stufe stand als heute. Machte ein Passagierdampfer bei voller Fahrt vor zehn Jahren etwa 12—14 Knoten, so machen heute die großen Doppelschrauben-Schnelldampfer nicht selten zwanzig und mehr Seemeilen in der Stunde und erreichen selbst bei erheblich verminderter Fahrt noch eine Geschwindigkeit, die jener Höchstleistung von früher gleichkommen wird.

Nimmt man aber auch an, daß überall auf See mit der größten Vorsicht gefahren und manövrirt werde, so würden Katastrophen doch nicht ganz zu vermeiden sein. Die meisten Unglücksfälle der großen Seeschiffe, bei denen das Leben zahlreicher Passagiere gefährdet wird, werden durch Collisionen hervorgerufen. Fast immer ist dabei, wie dies auch der am 4. Juli d. J. bei Sable Island erfolgte Untergang der „Bourgogne" zeigt, ein Naturereigniß, namentlich der Nebel schuld. Leider ist es nicht leicht, gegen diesen gefährlichsten Feind der Seeleute Vorsichtsmaßregeln zu treffen, da es bisher nur ein einziges Mittel giebt, sich im Nebel anderen Schiffen bemerklich zu machen, das Nebelhorn und die Dampfpfeife. Zwar sind Art und Zahl der Lärmsignale durch internationale Verordnungen genau vorgeschrieben, auch ist das Nebelhorn in den letzten Jahren mit bedeutenden technischen Verbesserungen versehen, dennoch bietet seine Anwendung auf See schon aus dem Grunde keinen zuverlässigen Schutz, weil es im Nebel sehr schwer hält, die Richtung, aus welcher die Warnsignale ertönen, festzustellen. Zudem kommt es in vielbefahrenen Gewässern, wie der Canal oder die Nordsee, fast regelmäßig vor, daß Warnsignale von verschiedenen Schiffen zu gleicher Zeit und aus verschiedenen Richtungen ertönen, und endlich giebt es auf See, wie jedem Seemanne bekannt ist, Nebelschichten, welche den Schall überhaupt schwer oder gar nicht durchlassen bezw. fortpflanzen. Bevor aber Schiffe, deren Curs sich kreuzt, sich gegenseitig bemerken, sind sie einander oft schon so nahe, daß bei der Geschwindigkeit, mit welcher der Abstand zwischen ihnen sich verringert, ein Ausweichen nicht mehr möglich ist, weil eine gewisse Zeit nothwendig ist, bevor ein großes Schiff dem Ruder gehorcht und merklich von seinem Curs abfällt. Vielleicht wird mit der Zeit die Telegraphie ohne Draht eine derartige Vervollkommnung erfahren, daß sie für Schiffer im Nebel von praktischer Bedeutung werden kann. Wenn es also zur Zeit noch unmöglich scheint, Collisionen auf See zu vermeiden, so muß man umsomehr bemüht sein, die Rettungsvorkehrungen derartig zu treffen, daß möglichst alle an Bord befindlichen Menschen geborgen werden. Erleichtert wird die Rettungsarbeit durch den Umstand, daß mit dichtem Nebel fast stets Windstille und ruhige See verbunden ist, und daß bei Collisionen in der Regel nur eines der Schiffe zum Sinken gebracht wird und daß Zusammenstöße überwiegend in der Nähe der Küsten oder doch in sehr belebten Gewässern stattfinden.

Sofern also unter der Mannschaft beider Schiffe die rechte Disciplin herrscht und die sonstigen Schiffsinsassen einigermaßen ihre Geistesgegenwart bewahren, müßte es doch möglich sein, annähernd alle Personen zu retten, vorausgesetzt, daß beide Schiffe mit dem vorzüglichsten Rettungsmaterial ausgerüstet sind.

Die modernen Riesendampfer können freilich bei voller Besetzung 2000 und mehr Personen an Bord haben. Eine solche Frequenz wird indeß selten vorkommen, hatte doch auch die „Bourgogne" bei Antritt ihrer letzten Fahrt nicht mehr als ca. 750 Insassen. Nun führen deutsche Dampfer von der Größe des letztgenannten Schiffes nach Vorschrift der Seeberufsgenossenschaft etwa 12 Boote, die zur Aufnahme von rund 500 erwachsenen Personen ausreichen. Für eine gleiche Anzahl Personen ist gleichfalls nach Vorschrift der Seeberufsgenossenschaft „Hülfsraum" zu schaffen, gleichviel, ob in Form von Booten oder schwimmfähigen Flößen aus Bohlen, Bänken ꝛc. Weiter aber gehen, von der Vertheilung von Schwimmgürteln abgesehen, die Vorschriften der Seeberufs-Genossenschaft nicht sobald das Schiff durch wasserdichte Schotten in so viele Abtheilungen getheilt ist, daß es noch nicht zum Sinken gebracht wird, wenn auch zwei neben einander liegende Abtheile voll Wasser laufen. Unseres Erachtens müßten bestimmte Rettungsvorkehrungen für alle

Personen vorhanden und denselben sozusagen genau zugewiesen sein, denn das Vorhandensein von wasserdichten Schotten ist wohl eine vorzügliche Einrichtung, wenn die Schotten bei der Collision geschlossen sind oder sich nach derselben noch schließen lassen, den Untergang des „Großer Kurfürst" der „Cimbria", der „Elbe" der „Bourgogne" u. s. w. haben indeß auch die Schotten nicht aufhalten können. Jedenfalls bleiben die Boote die wichtigsten Rettungsmittel. Sie werden neuerdings aus kannelirtem Stahlblech hergestellt und sind widerstandsfähiger als früher. Laut Vorschrift müssen die Rettungsboote jeder Zeit mit Compaß, Segeleinrichtung, Riemen, Oelbehälter, Oelbeutel versehen sein und einen sogenannten eisernen Bestand an Trinkwasser und Proviant (Hartbrod) enthalten. Sämmtliche Boote hängen an Davits. Letztere sind runde, an der Außenwand des Schiffes drehbar befestigte Stangen, deren oberes Ende nach innen gebogen ist. Das Aussetzen eines Bootes mittels der Davits ist eine ziemlich umständliche Sache, die fleißig geübt sein will. Zunächst muß das Boot durch Flaschenzüge aus seiner Lage in den Holzklampen emporgewunden werden, bis es frei schwebt. Darauf wird es mit dem einen Ende an dem einen Davit vorbeigeschoben, damit auch das andere Ende am andern Davit vorbei gelangen kann. Ist endlich das Boot so außenbords gebracht, so kann es zu Wasser gelassen werden, wobei jedoch die Leute, die es bedienen, die Taue ganz gleichmäßig laufen lassen müssen. Geschieht dies nicht, so eilt das eine Ende voraus, und der Inhalt des Bootes, die etwa eingestiegenen Passagiere eingerechnet, gleiten in das Wasser oder das Boot selbst versinkt. Wenn aber auch das ganze Manöver sich ohne Hindernisse vollzieht, vergeht über dem Aussetzen eines Bootes mindestens ein Zeitraum von 6—8 Minuten.

Erfahrungsgemäß bekommt ein bei einer Collision hart getroffenes Schiff sehr schnell Schlagseite, d. h. es legt sich durch das Gewicht des eindringenden Wassers auf die Seite, so daß die entgegengesetzte Bordwand hoch aus den Fluthen emporragt. Nun können nur die auf der tiefer liegenden Seite angebrachten Davits arbeiten und nur die Boote dieser Seite bestiegen werden. Die Boote auf der anderen Seite sind selten oder gar nicht zu Wasser zu bringen, weil sie in Folge ihres eigenen Gewichtes sofort nach innen schwingen, so bald sie frei hängen. Jedenfalls bedarf es eines großen Aufwandes von Kraft, Geschicklichkeit und Zeit, ein solches Boot auszuschwingen und es, ohne daß es an der Rundung der Schiffswand kentert, in's Wasser zu bringen. Selten dürfte hierfür nach einem wirklichen Unglück Zeit genug vorhanden sein. Auch beim Untergange der „Bourgogne" konnten nur die Boote der tiefer liegenden Seite in Benutzung genommen werden. Unglücklicher Weise wurden, dem amtlichen Berichte über die Katastrophe zu Folge, zwei dieser Boote noch während des Aussetzens durch einen fallenden Schornstein zertrümmert und die darin befindlichen Passagiere bezw. Mannschaften erschlagen oder in's Meer geschleudert.

Augenscheinlich liegt in der bisher üblichen Unterbringung der Boote und in der Construction der Davits ein Mangel, indem dieselben den heutigen gesteigerten Ansprüchen an ihre Leistungsfähigkeit nicht genügen. Es sind denn auch verschiedentlich Verbesserungsversuche in der Construction derselben gemacht worden, die sehr wohl Beachtung verdienen. So hat ein Hamburger Schiffsführer, Namens Storm, Davits ersonnen, die innenbords stehen aber nach außen gerichtet sind, so daß das beschwerliche und zeitraubende Ausschwenken der Boote unnöthig ist. Statt der Taue sind bei diesen Davits Drahtseile aus Stahl zur Verwendung gelangt. Um ein Einrosten der beweglichen Theile zu vermeiden, sind dieselben sämmtlich in Weißmetall gelagert. Auch ein Einfrieren der Seile ist ausgeschlossen. Die Handhabung des ganzen Apparates ist so einfach, daß ein einzelner Mann ein Boot aussetzen kann. Und nicht nur an der tiefer liegenden Seite eines Schiffes, sondern auch an der hochgelegenen (bei Schlagseite) functionirt der Mechanismus sicher. So kann ein vollbesetztes Boot mittelst dieser Davits binnen zwei Minuten auf jeder Seite zu Wasser gelassen werden, so daß selbst bei schnellem Sinken eines Schiffes die Boote hinreichend Zeit haben würden, so weit vom Wrack sich zu entfernen, daß der beim Sinken erzeugte Strudel ihnen nicht mehr gefährlich würde. Auf mehreren Dampfern des Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie sind diese neuen Davits probeweise neben den alten eingeführt. Ueber ein Probemanöver mittels solcher Davits auf dem Hamburger Dampfer „Hammonia" berichten Augenzeugen: „Mitten auf der Elbe während der Fahrt sprang nach Verabredung ein Matrose, der ein guter Schwimmer war, über Bord. Der Ruf „Mann über Bord" ertönte, die Maschine stoppte und der Befehl zum Aussetzen des Bootes erfolgte. Ein keineswegs vorgeübter Matrose ließ das Rettungsboot zu Wasser, ein anderer sprang hinein und ruderte auf den Schwimmer zu. Zwischen dem Moment, in welchem der Ruf „Mann über Bord" erscholl und demjenigen, da das Rettungsboot den Wasserspiegel berührte, verstrich etwas über eine halbe Minute, und nach drei Minuten war der Schwimmer bereits im Boote geborgen."

Probeexperimente haben allerdings, wie nicht verkannt sein soll, so lange sie in beschränktem Maaße und unter Umständen gemacht werden, die mit den Verhältnissen bei großen Katastrophen wenig Aehnlichkeit haben, nur einen bedingten Werth. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß bei einer Collision, besonders wenn dieselbe, wie bei der „Bourgogne", durch ein Segelschiff veranlaßt wird, die außerbords hängenden Boote leichter zertrümmert werden als die innenbords angebrachten. Schwerlich jedoch würden davon alle Boote an der einen Schiffsseite betroffen werden, und dann bliebe es doch immer noch ein Gewinn, wenn die unversehrten Boote so viel schneller zu Wasser gelassen werden könnten. Jedenfalls würde die allgemeine Einführung dieser verbesserten Davits im Interesse des reisenden Publicums liegen, und die großen Rhedereien müßten unseres Erachtens durch die Seeberufsgenossenschaft zu deren Einführung angehalten werden. Die aus der Einführung erwachsenden Mehrkosten sind jedenfalls nicht derartig, daß dadurch die Nutzbarmachung dieser Neuerung in Frage gestellt werden könnte.

Von den sog. kleinen Rettungsmitteln sind die Schwimmwesten oder Rettungsgürtel die wichtigsten, da sie, sofern sie richtig angelegt sind, nach einer Katastrophe den Betroffenen gestatten, sich stundenlang über Wasser zu halten. Es hat das um so mehr Bedeutung, als die überwiegende Zahl der Katastrophen größerer Art sich in der Nähe der Küsten oder doch in sehr belebten Gewässern zu ereignen pflegt. So wurde z. B. der Capitän Schwennsen des Hamburger Schiffes „Pommerania", welches im englischen Canal unterging, noch 6 Stunden nach der Katastrophe aufgefunden und gerettet. Auch beim Untergang der „Bourgogne" sind noch Personen mehrere Stunden nach dem Zusammenstoße aufgefischt worden. Bei stürmischen oder sehr kaltem Wetter freilich, wird auch der Werth der Rettungsgürtel ein zweifelhafter. Jede Person an Bord eines Schiffes muß einen solchen Rettungsgürtel an leicht zugänglicher Stelle zur Verfügung haben. Fahrgästen der Cajüten legt man die Rettungsgürtel unter die Kopfkissen, für die Zwischendecker sind sie entweder leicht zugänglich in den Gängen untergebracht oder, wie auf deutschen Schiffen, es erhält Jeder sein Exemplar, um es unter seinem Kissen aufzubewahren. Darauf dürfte man sich indeß nicht beschränken, wie es meistens geschieht. Die Rhedereien müßten es den Capitänen und Officieren der Schiffe zur strengsten Pflicht machen, alle an Bord befindlichen Personen im Gebrauch und im richtigen Anlegen des Gürtels zu unterrichten und zwar vor Antritt der Reise. Den Betheiligten würde dies zwangsweise Verfahren vielleicht unbequem sein, bei ruhiger Ueberlegung aber müßte Jeder den Rhedereien ein solches Vorgehen doch danken.

Der Werth der Rettungsgürtel wird, wie vielfache Erfahrungen bestätigt haben, meistens dadurch hinfällig, daß nach einer Collision die Fahrgäste im ersten Schrecken an Deck rennen und den Gürtel mitzunehmen vergessen. Hinterher wagen sie sich nicht wieder hinab, um das Versäumte nachzuholen, weil sie keine Zeit zu haben glauben oder mit der Einrichtung des Schiffes nicht vertraut sind. Dagegen müßten von Seiten der Rhedereien scharfe Verordnungen erlassen werden, die vielleicht doch nicht ganz nutzlos bleiben würden. Es ließen sich bestimmte Signale einführen, bei deren Ertönen Jeder mit seiner Schwimmweste an Deck erscheinen müßte. Würden derartige Alarmmanöver bei Zeiten geübt, so würden sich Mannschaften und Passagiere an ein bestimmtes Handeln gewöhnen und im Falle einer wirklichen Gefahr würde das Vertrauen zu dem Rettungsmaterial und zu den Rettungsarbeiten bedeutend gesteigert sein. Jedenfalls aber könnte unter den an Bord Befindlichen die Ruhe und Besonnenheit weniger leicht verloren gehen, als das bisher bei einzelnen Katastrophen der Fall gewesen ist, und der Verlust an Menschenleben bliebe höchst wahrscheinlich bedeutend geringer.

## Literatur und Kunst.

### Richard Wagner und Lilli Lehmann.

Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's.

Von Adolph Kohut.

Lilli Lehmann ist wohl ein Unicum in der ganzen deutschen Musikgeschichte. Fünfzehn Jahre hindurch war sie eine Zierde des Berliner Kgl. Opernhauses für Coloraturpartien, dann sattelte sie plötzlich um und wurde hochdramatische Sängerin. Ihre altitalienische Schule, ihre Coloratur-Fertigkeit, ihre Triller und Staccati und ihr äußerlich so kühl gemessenes und vornehmes Wesen machten sie von vornherein zu einer der glänzendsten Vertreterinnen des bel canto, um so erstaunlicher war die Nachricht, daß sie 1885 in Amerika große Triumphe gerade als Wagnersängerin erzielt habe. Freilich schon in Berlin gährte es anderthalb Jahrzehnte in ihrer Künstlerseele. Es war gar nicht nach ihrem Geschmacke, daß ihr die Rollen der „Prinzessinen" zugetheilt wurden, und daß sie der damalige General-Intendant Hülsen im dramatischen Fach nur ausnahmsweise auftreten ließ. Das hat wohl auch dazu beigetragen, daß sie vor 13 Jahren contractbrüchig wurde und im Dollarlande Diamanten, Perlen und alles, was Primadonnen-Begehr einheimste und Furore machte. Und auch darin ist Lilli Lehmann ein Unicum, daß vor der erfolgreichen Meisterin des Kunstgesanges schließlich die Bureaukratie die Waffen strecken mußte. Während sie wegen ihres Contractbruches an den königlich preußischen Bühnen für verfehmt erklärt worden war und mit Hülsen und seinen Leuten eine heftige briefliche und journalistische Campagne geführt hatte, gelang es ihr im Jahre 1890, den über sie verhängten Bann aufzuheben und als Siegerin aus dem Kampfe mit General-Intendanten und Directoren hervorzugehen. Ja, es ist ihr sogar die Genugthuung geworden, an derselben königlichen Bühne, wo sie anderthalb Jahrzehnte hindurch Rollen sang, welche man im drastischen Bühnenjargon „kalt wie Hundenasen" bezeichnet, als Vertreterin des hochdramatischen Gesanges, namentlich aber als Wagnerinterpretin, in außerordentlicher Weise gefeiert zu werden. Nur für die Fernstehenden bot es eine Ueberraschung, daß Lilli Lehmann gleichsam über Nacht umsattelte und zur Fahne Richard Wagner's schwor. Die Eingeweihten, welche ihren künstlerischen Bildungsgang verfolgten und ihre Beziehungen zu den Altmeister kannten, waren von dieser Metamorphose keineswegs überrascht. Da nun das Verhältniß Lilli Lehmann's zu Wagner nicht so allgemein bekannt ist, so wird es nicht unangebracht sein, einmal die Beziehungen, welche zwischen der Sängerin und dem Componisten bestanden haben, auf Grund zuverlässiger und bisher unveröffentlichter Quellen und Briefe hier genauer darzulegen.

Im Allgemeinen sei von vornherein bemerkt, daß es ein Irrthum ist, wenn man annimmt, daß Richard Wagner, obschon er den Hauptschwerpunkt seines künstlerischen Schaffens in's Orchester verlegte, die Sänger und Sängerinnen nur als nebensächliche Figuren betrachtet und vernachlässigt hätte. Gerade das Gegentheil ist der Fall! Von seinem ersten Auftreten als Operncomponist bis zu seinem letzten Athemzuge war er vielmehr bestrebt, alle Träger der Hauptrollen in seinen Musikdramen mit Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten zu überhäufen. Ich verweise nur auf seinen interessanten Briefwechsel mit Tichatschek und Fischer, mit der Schröder-Devrient, Kriete-Wüst und Therese Malten. Er erschöpfte darin alle Künste der Schmeichelei, der Aufmerksamkeit, des neckischen Humors und der Versprechungen, namentlich den Damen gegenüber, um sie anzufeuern und in ihnen seine eigenen Flammen der Begeisterung emporlohen zu lassen. So scheint denn auch in seinen Briefen an Lilli Lehmann Richard Wagner bemüht, die capriciöse Künstlerin zu cajoliren. Der Componist, welcher zuweilen überaus grob sein konnte, ist hier von größter sächsischer Gemüthlichkeit — der beste Beweis, daß er, gleich seinem so intim gehaßten Freunde Meyerbeer, auf die musikalische und schauspielerische Darstellung der Solisten und Solistinnen großes Gewicht legte. Wenn sich z. B. der Meistersänger Albert Niemann entschließen könnte, die an ihn gerichteten Briefe Richard Wagner's zu veröffentlichen, würde man bald ersehen, welche Mühe sich dieser gab, um den gefeierten Tenoristen zu gewinnen. So schrieb z. B. Wagner aus Zürich am 25. Januar 1857 an den damals 26jährigen Jüngling aus freien Antriebe einen überaus schmeichelhaften Brief, worin er ihm mittheilte, daß er in ihm den mit Bangen gesuchten Sänger seines „Siegfried" gefunden habe. Er bittet darin den jungen Tenoristen, zu seiner Fahne zu schwören, denn auf ihn habe er sein Augenmerk gerichtet, er sei allein im Stande, den Intentionen des Componisten zu genügen. Er ersucht ihn darin inständigst, seine Kräfte ja nicht zu vergeuden, sich zu schonen und sich immer daran zu erinnern, daß er eine edle, große, welthistorische Kunstthat vor sich habe.

Lilli Lehmann's Mutter und zugleich Lehrerin im Kunstgesang, deren unausgesetzten Bemühungen und hoher Intelligenz es in erster Linie zu verdanken war, daß das Gold in der Kehle ihrer Töchter Lilli und Marie eine solch edle Prägung erhalten hat, Maria Löw war gleichfalls eine treffliche Sängerin und mit Richard Wagner auf's Engste befreundet. Der Meister schätzte in ihr nicht allein die dramatische Künstlerin, welche in Rollen wie Norma, Jessonda, Rebekka im „Templer und Jüdin" sehr Anerkennenswerthes leistete, sondern sie entzückte ihn auch durch ihr Harfenspiel. Auch mit der ersten Frau Wagner's, mit Minna geb. Planer, war Maria Löw innig befreundet. Der Meister lernte Lilli Lehmann, damals ein achtjähriges Kind, in Prag kennen, und war sowohl von der Grazie, wie der hübschen Stimme der Kleinen so sehr entzückt, daß er ihr schon damals eine große Zukunft prophezeite und sie zärtlich küßte. Seit jener Zeit hatte er sie stets im Auge behalten und ihre künstlerische Laufbahn mit Interesse verfolgt. Bis zu ihrem am 30. Dezember 1883 erfolgten Tode war und blieb Maria Löw die strengste und erfolgreichste, aber auch die ausschließliche Lehrmeisterin ihrer Tochter Lilli, die noch blutjung war, als Wagner sie 1872 für die Soloscene in der Neunten Symphonie engagiren wollte, wobei er sich ganz ausschließlich auf das Urtheil seiner alten Freundin,

der Mutter Lilli's, verließ. Er schrieb damals aus Bayreuth an die Mutter, daß er sich in Betreff der Leistungen ihrer lieben Tochter einzig auf sie, auf ihr „durch mütterliche Vorliebe unbestochenes Urtheil verlasse", da er sonst Niemand kenne, der ihm eine unanfechtbare Auskunft über die junge Sängerin geben könnte. Seit jener Zeit entwickelte sich ein recht lebhafter Briefwechsel nicht nur zwischen der Mutter, sondern auch ihren beiden Töchtern, Lilli und Marie, welch' Letztere bekanntlich sich in der Kunstwelt gleichfalls einen glanzvollen Namen gemacht hat und zuletzt an der Wiener Hofoper engagirt war. In seinen Zuschriften an sie plaudert Wagner in der ungezwungensten und neckischsten Weise, was bei ihm stets ein Zeichen dafür war, daß er die Adressatinnen besonders in sein Herz geschlossen hatte. So schreibt er in einem Briefe aus Bayreuth vom 7. Februar 1875: „Gott weiß, was Ihr mir Alles noch machen müßt, denn Ihr seid sehr gut." Und er unterzeichnet seine Zuschrift mit den Worten: „Herzlichst der strenge Onkel", und die Mutter der beiden Primadonnen nennt er oft seine „alte gute Löwin". Schon frühzeitig fragte er auch sein „allerliebstes Lehmännchen" um Rath in sachlichen und Personalfragen, welche irgendwie mit dem Gesang im Zusammenhang standen, so z. B. im Sommer 1875 über die Sängerin Grossi. „Gebe Gott," schreibt er u. A., „daß diese meine Annahme in Betreff der Leistungsfähigkeit der Dame nicht allzu sehr auf Sand gebaut sei! Ich weiß von ihr und ihrem Willen noch nichts, als durch Sie, liebes Kind! Lassen Sie sich mir doch nur einmal hierüber vernehmen!" Lilli Lehmann hat in ihrer Kunstbegeisterung und Schwärmerei für Wagner nie einen Pfennig Honorar angenommen und jede finanzielle Schadloshaltung in Bayreuth für ihre jeweiligen Mitwirkungen abgelehnt. Der Meister wollte diese Opfer jedoch nie annehmen, und seine Liebe und Verehrung wurde dadurch noch in höherem Grade gesteigert. Als nun die Grossi im genannten Jahre ihm nicht antwortete, schrieb Wagner an die Freundin nach Berlin:

„Vielleicht haben Sie dieselbe durch Ihr freundschaftlich großartiges Vorbild in etwas abgeschreckt? Das können enthusiastische Seelen wie die Ihrige zu Stande bringen; die mir so fern stehende junge Dame dürfte aber am Ende darüber unmuthig werden, wenn ihr ihre Mitwirkung noch besondere Ausgaben veranlaßte. In diesem Falle, liebstes Kind, bitte ich Sie doch recht sehr, zur rechten Zeit etwas einzuschreiten und durch Zusicherungen in meinem Namen die junge Dame vor dem möglichen Schwanken zu bewahren." Und als diese diplomatische Sendung zur Zufriedenheit des Meisters ausgeführt wurde, schrieb er ihr entzückt: „Sie sind ein ausgezeichnetes Kind, an dem ich großes Wohlgefallen habe" und bittet sie, zu glauben, daß er einer solch tüchtigen und hülfsbereiten Freundschaft durchaus bedürfe. Auch andere künstlerische Commissionen mußte die Sängerin für ihn besorgen; so bittet er sie am 26. November desselben Jahres, mit Theodor Reichmann in Verbindung zu treten, der ihm eine Walküre empfohlen hatte. In den Briefen des Meisters, der namentlich ungeheuer viel Aerger auf den Proben mit den Sängern und Sängerinnen, aber auch mit den Solisten des Orchesters und den sonstigen vielen unberechenbaren Zufälligkeiten des Bühnenlebens hatte, spricht sich zuweilen eine höchst pessimistische Stimmung aus, denn man weiß, daß er im Grunde genommen eine sehr sanguinische Natur war, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt und überhaupt Stimmungen in starkem Maße unterworfen. Sein ganzes Herz schüttete er in einem Briefe des nächsten Jahres an Frau Maria Löw aus; dieses bezeichnende Schreiben lautet:

Ach, liebes, gutes Kind!

Sie sind wirklich die Einzige, die ich da draußen als Menschen kenne. Auf Keinen ist Verlaß! Wären Sie nur überall! So schrieb ich vor zwei Wochen an Eckert*) in mehreren Angelegenheiten, auch was unser Orchester betrifft. Gut, was das Eine betrifft, läßt er mir durch Wieprecht antworten; das war recht gescheidt! Nun aber vermeidet er mir zu schreiben, warum? Weil er mir eine Notiz über die Tristan-Angelegenheit geben müßte, welche — natürlich — Allen Noth und Scham macht. Ich habe von Anfang herein und zwar allen Ernstes auf den Tristan in Berlin nicht gerechnet. Es ist zu sonderbar zu glauben, daß man für dieses Werk auch nur in Betreff der Anfangsgründe, ohne mich sich behelfen zu können glaubt. Nun aber kommen wieder Gerüchte zu mir: Das Neueste, ich würde im Januar in Berlin erwartet, um mit Hülsen, Niemann, Betz, Fricke und Voggenhuber über die „Besetzung" des Tristan zu conferiren; da ich gar nichts sonst erfahre, wäre mir dies Alles gleichgiltig; nun aber kommt der Fall, daß ich in einer Proceßsache gegen den Musikhändler F., welche ich nicht leicht nehme, sehr wahrscheinlich bald einmal nach Berlin kommen muß. Ist nun etwas mit dem Tristan vor, so wünschte ich natürlich gern die beiden Angelegenheiten combiniren zu können. Somit würde mir eine ganz klare und aufrichtige Darstellung des Standes dieser letzten Angelegenheit sehr willkommen sein. Ich bitte nun Sie darum!

Wie ist's nun mit der Bayreuther Soirée oder Matinée? Ich möchte das nicht wehren, wie wohl ich jede Einladung für Bayreuth, d. h. für das Zustandekommen von Bayreuth, ein Concert und dergl. zu geben, abgewiesen habe, da ich, wenn ich die Aufführungen mit Bestimmtheit ankündige, nicht für die Ermöglichung derselben erst noch agitiren kann.

Es haben sich Widerwärtigkeiten und Erscheinungen eingestellt, und wir leiden sehr darunter. Doch an der Sache selbst laß ich keinen Zweifel mehr aufkommen. Gelegentlich melde ich Ihnen zur weiteren Verbreitung, daß Scaria nicht, wie er in gewissen Wiener Blättern hat angeben lassen, für drei Monate 2000 Gulden, sondern für Monat August allein 7500 Mark und sonst für jeden Tag im Juli 250 Mark verlangt hat, worauf ich natürlich um unserer übrigen Collegen Willen auf seine Mitwirkung verzichtet habe. Dies so eine kleine Verdrießlichkeit nebenbei!

Wie dumm ist es mir denn auch mit der Ammann in Wien gegangen! Bis in die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes, während welcher ich endlich die Siegstadt gewonnen habe, läßt sie nichts von sich hören; am Tage vor meiner Abreise meldet sie sich mit ihrer Adresse; ich hatte keine Zeit und habe nun auch ihren Brief mit Adresse verloren; seitdem schreibt mir nun aber die Siegstadt wieder ab, die Partie scheint ihr nicht recht gewesen zu sein; nun brauch ich wieder die Ammann; wo mag diese stecken?

Eine Altistin für die Frau von Müller habe ich noch nicht; aber Frau v. Müller schreibt und titulirt nun fortgesetzt als „Walküre". Solcher Unsinn kommt immerfort vor! Nun habe ich Ihnen, meine Regisseurin und Complottistin, Alles gemeldet! Bleiben Sie mir gut, geben Sie Marie und der guten Lammert von mir einen herzhaften Kuß; gedenken Sie in treuer Liebe

Ihres geplagten, aber guten

Bayreuth, 4. Januar 1876. Richard Wagner.

Wie die Mutter, so mußte auch Lilli immerfort zur Hand sein und ihre Zeit opfern, wenn einmal der „gute Onkel" seine Wünsche hatte. Dafür überschüttete er aber auch das „allervortrefflichste Kind" mit den ausgesuchtesten Liebenswürdigkeiten und Complimenten. Als er sich im Februar 1876 anschickte, nach Berlin zu reisen, ist sie die erste, der er diese Mittheilung zukommen läßt. „Da wollen wir denn sehen, was die kleine Salome ausgebrütet hat," ruft er aus. Er freut sich unendlich, daß er sie bald wiedersehen werde, und theilt ihr mit, daß er mit Hülsen in Verbindung getreten sei, um mit ihm Alles abzumachen. „Es lebe der Leipziger Platz!" war sein Motto, denn dort wohnte seine Beratherin. Je mehr das Werk von Bayreuth gedeiht, von Erfolg gekrönt und von der ganzen gebildeten Welt enthusiastisch anerkannt wird, desto mehr nimmt seine gute Laune zu. Es zeugt von seiner ritterlichen Gesinnung, daß er die bekannte, später berühmt gewordene Wagner-Sängerin Marianne Brandt gegen die Anzapfungen, daß sie das Gegentheil von Schönheit sei, in galanter Weise in Schutz nimmt. So schreibt er an Lilli unter dem 25. April 1876:

In Betreff von Fräulein Brandt hätte ich von Euch Allen etwas mehr Billigkeit gewünscht. Daß sie in ihrer künstlerischen Leistung über jeder Anderen stehen würde, ist mir denn doch im Vergleich mit den mir bekannt gewordenen Anderen aufgegangen. Das Unempfehlende ihrer Gesichtsbildung kommt doch nur für außer der Bühne und für die in nächster Nähe mit ihr Beschäftigten in Betracht; auf der Bühne und namentlich in meinem Theater verschwindet es gänzlich, und ihre schlanke Gestalt würde da einzig und zwar vortheilhaft wirken. Einem Künstler wie Niemann kann man wohl zumuthen, daß in der dramatischen Erregung sich ihm die ganze Umgebung verkläre und das Ge-

*) Componist und Capellmeister an der Oper zu Berlin, früher in Stuttgart.

mein-Reale ihm nicht zum Bewußtsein komme: Ihm muß es darauf ankommen, wie das Ganze, er selbst mit, erschien, nicht wie es, dem Zauber der dramatischen Scene entkleidet, wirklich ist. Garrick und Kean nahmen statt eines Kindes einen Bierkrug in den Arm und rissen dennoch den nächststehenden Zuschauer zum Entsetzen hin, als der Vater das Kind in den Fluß zu werfen schien.

Als von Bayreuth aus im April 1876 die Circulare wegen der Mitwirkung an den dortigen Proben verschickt wurden, erhielt auch Lilli Lehmann ein solches Schriftstück, welchem der Meister die humoristischen Worte hinzufügte: „Nachdem Sie diese schönen Sachen gelesen haben, die Sie eigentlich gar nichts angehen, und die ich Ihnen nur der Curiosität wegen mittheile, habe ich Ihnen noch einen Brief von Frau St., den ich gestern Abend erhielt, vorzulegen, um Sie ersehen zu lassen, in welche Confusionen ich immer gerathe. Gott, ich ersehe, daß alle Frauenzimmer in den himmlischen, jungen schwedischen Bassisten verliebt sind, aber seine problematische Acquisition scheint sich durch allerhand Schwierigkeiten bedenklicher zu machen. Ich habe wirklich keine Zeit, mit der von der Frau St. gewünschten Umständlichkeit mich um deren Sargino zu bemühen. Ich fand es gerathen, Frau St. gar nicht zu antworten. Es ist so einfach! Dagegen machen Sie es möglich, Sie bringen den himmlischen E. mit, macht er es schön, so singt er den ‚Donner', wenn nicht, so muß ich mir zu helfen wissen." Der Brief schließt mit zärtlichen Grüßen, auch an ihre Mama von dem stets dankbaren „Richard Wagner, Componist."

In späteren Briefen, als Lilli Lehmann in ihrer Eigenschaft als Mitwirkende in Bayreuth dem Meister auch persönlich näher getreten war, behandelte er sie wie ein guter, jovialer Onkel, indem er sie zuweilen mit dem vertraulichen „Du" anredete. Als er z. B. im Januar 1877 längere Zeit von ihr ohne Antwort blieb, schreibt er ihr u. A. die gemüthlichen Worte: „Du schweigst mir so lange, und doch warst Du die Erste, die mir liebevoll enthusiastisch schrieb! Ich höre von Eurem längeren Unwohlsein. Hat wirklich die „Rheintochter" zu leiden gehabt? Ich wünsche Ihnen Zuspruch, da ich selbst tief mißmuthig bin. Soll ich daran gehen an die Aufführungen dieses Jahres? Machst Du mir Muth, so thu' ich's!" Wie Lilli Lehmann ihn als Rheintochter entzückte, kann man aus einem begeisterten Briefe entnehmen, den er ihr in demselben Jahre sandte. Er schreibt ihr in seiner kurz abgebrochenen, überschwänglichen Weise: „O, Lilli, Lilli, Ihr waret das Schönste und — Du, gutes Kind, hattest Recht, das kommt nicht wieder! Das war der Zauber des Ganzen, meine Rheintöchter! Fides singt immer ihre Melodien: „Gebt mir die Reine zurück!" Ade, wie schön, wie gut waret Ihr! ... Adieu, liebes, gutes Kind, Lilli!!" —

Von Wagner war sie auch ausersehen, im „Tristan" in Bayreuth zuerst die Isolde zu singen. Intriguen, welche dort gegen sie gesponnen wurden, vereitelten dies jedoch. Es war daher der Künstlerin nicht vergönnt, in dieser ihrer glanzvollen Rolle sich dem Meister zu zeigen. Als er sie im Herbst 1876 als eine Rheintochter in Bayreuth singen und spielen sah, war er von ihr auf's Höchste entzückt. Er wurde nicht müde, sie zu rühmen, zu küssen und zu umarmen — war sie doch die Einzige, welcher der Meister nie etwas zu corrigiren brauchte! Bei ihrer Abreise schrieb ihr Frau Cosima Wagner: „Mit Freude habe ich vernommen, daß Sie eine freudige Erinnerung an unser Haus mit sich genommen; und als mir in so freundlicher Weise für meinen geringfügigen Antheil an den Proben gedankt wurde, hätte ich wohl einwenden mögen: Wie dankbar ich war, als die mir zufallende kleine Thätigkeit so ungemein durch die allseitige Liebenswürdigkeit der gesammten Künstlerschaar nicht nur erleichtert, sondern zu dem mir angenehmsten Wirken gestaltet worden sei." Wie sehr Recht sie hatte, ferner von der „unschätzbaren Unterstützung" zu reden, welche Lilli Lehmann den künstlerischen Bestrebungen ihres Gatten zu Theil werden ließ, ersieht man aus dem Schreiben, welches Wagner am 25. Januar 1875 an sein „süßes Lehmännchen" gerichtet hatte und worin er eigentlich von ihr des Guten zu viel verlangt. Man höre:

Allerliebste Freundin!

Nach allem Ceremoniellen noch die Bitte, das Maaß Ihrer Liebenswürdigkeit noch dadurch voll zu machen, daß Sie neben der Woglinde auch die Walküre Helmwiege übernehmen. Ich brauche zu den Walküren acht stolze, kühne Kinder von schöner Gestalt; Marie, Ihre Schwester, die Werner, Hofopernsängerin, muß auch daran. Sie werden da auch prächtig aussehen; ich hoffe, Sie schlagen mir nichts ab! Ginge es nur an, ich gäbe Ihnen auch die Gutrune oder die Freia, aber hier trifft es mit den Rheintöchtern zu nahe zusammen. Wissen Sie mir noch etwas Gutes, Schlankes zu empfehlen?

Am 10. Februar 1877 wendet sich der Meister an seine liebe Lilli mit einer „kleinen Belästigung". Er hatte nämlich ein Jahr vorher dem Berliner Opernchor versprochen, wenn ihm dies etwas nützen könnte, zu seinem Benefiz etwas zu dirigiren. Als er aber hört, daß das Concert auf Ende Februar bestimmt sei, welcher Termin, namentlich in Anbetracht seines Befindens, ihm sehr unerwünscht war, schreibt er an Lilli Lehmann, damit sie es ermögliche, daß das Benefiz bis Mitte März verschoben werde. Mit großem Bedauern und „rechter Trauer" nimmt er Notiz von der Erkrankung Woglindes, er werde sich deßhalb beeilen, am Leipziger Platz bald sein gutes Kind aufzusuchen. In jenem Briefe befindet sich ein merkwürdiger Ausspruch Richard Wagner's, der von seiner Verbitterung hinlänglich Zeugniß ablegt. Er sagt dort nämlich u. A.: „Für mich würde ich in Deutschland nicht den Arm mehr aufheben; gern thue ich dies aber für unsere armen Choristen." Kurz vorher hat er ihr einen langen Brief mit vielen Personalien über Betz, Niemann und andere Lebende zukommen lassen, den ich aber nicht gern wiedergeben möchte. Auch dieses Schreiben strotzt von erbitterten Ausfällen. Am Schluß befinden sich jedoch die versöhnlichen Worte: „Aber — aber Sie, liebstes Wesen, und — nehmen wir sie nur gern mit dazu — die Schwestern — Ihr strahlt hell und wahrhaft verklärt vor mir, ich vergesse die ungeheure Energie Eurer Todesweissagung im „Siegfried" nie! Und so bewahren uns die Götter, das Beste, und so grüße ich Sie, liebe Lilli, von ganzem Herzen als Ihr treuer dankbarer Schuldner."

Als Wagner im Sommer 1878 von Lilli nichts hört, wendet er sich sofort an ihre Mutter, sich nach dem Befinden ihrer Tochter erkundigend. „Ich habe sie so lieb, und wenn ich an die herzliche Hingebung, ihr Feuer, ihre allerliebenswürdigsten Leistungen denke, so stimmt es mich wehmüthig, zu glauben, daß Alles nun vorbei sein soll." Er sehnt sich darnach, daß sie einmal nach Bayreuth komme, um mit ihr zu berathen; dann werde „Capellmeisterin Lilli" erst sehen, was sie dort zu thun habe, „denn ohne Lilli ist Klingsor's Zauberwerk nicht zu verstehen; o da wird es viel zu wählen geben, und wenn sie einmal erscheint, könnte sie gleich die ganze Sache — in Accord nehmen, denn sie müßte ihm für Alles stehen." Sie war es denn auch, die vor allen Anderen die Partitur mit der Scene der Blumen-Zaubermädchen aus dem zweiten Act des „Parsival" zuerst erhielt. In einem Briefe vom 22. Januar 1881 spricht er es bei der Uebersendung des Clavier-Auszuges aus, daß er mit dieser seiner neuesten Arbeit nicht an das eine oder das andere Theater denken möchte, denn er verlange für sein Musikdrama gar zu viel: „nicht weniger als sechs Sängerinnen ersten Ranges von gleicher Stimmlage und dazu hübsche, schlankgewachsene Frauenzimmer; dann aber noch mindestens zwölf oder sechzehn junge hübsche Choristinnen von erster Qualität. Wollen Sie mir diese Bande recrutiren? ... Ich kann mich an Niemand als meine Rheintochter-Capellmeisterin halten; an wen sonst mich wenden? Es gehört zur Sache Ihr ganzer Geist, Ihr Enthusiasmus und etwas auch Ihre Bekanntschaft mit unseren

Personalien. Geben Sie mir eine gute Antwort. Juli 1882 sind die Proben, August die Aufführung. Ohne Lilli aber wird nichts, gar nichts!"

Bevor der Meister 1881 nach dem Süden reist, unterläßt er es nicht, dem „liebsten Kinde und der Collegin" einen eingehenden Brief zu schreiben, worin er ihr seinen freundschaftlichsten Dank für ihre neuen Bemühungen ausdrückt und sich glücklich preist, daß Dank ihrer und des Capellmeisters Eckert Rührigkeit er sich um nichts mehr zu bekümmern brauche, er wünscht nur sehnlichst, daß sie für die Zukunft aller Nöthigung zu neuen Heldenthaten für ihn enthoben sein möchte. Ich habe schon erwähnt, daß Lilli Lehmann in Bayreuth vor dem Meister die Isolde in Tristan singen sollte, daß sie aber durch allerlei Intriguen daran verhindert wurde. Welches Vertrauen nun der Componist auch bezüglich dieser Rolle in sie gesetzt hat, beweist ein Schreiben desselben vom 9. Februar 1886, worin es heißt:

Mit demselben Vertrauen, mit welchem im Jahre 1876 die Ausführung der Rheintochter und für das Jahr 1882 die der Blumenmädchen übergeben wurde, baue ich auf Sie, um hier das auszusprechen, wovon es so wichtig ist, daß es nie verschwiegen bleibe, daß unsere Aufführungen Thaten der Begeisterung sind, daß von Rivalitäten, von Rollen hier überhaupt nicht die Rede sein kann, daß jede Note uns gleich heilig und theuer ist und endlich daß wir das hiesige Ideal am mächtigsten verwirklichen, wenn wir die künstlerische Leistung mit der zwiefach bedeutenden der moralischen That verbinden. Wollen Sie es mir verdenken, meine liebe Freundin, daß ich Sie gerade auserlesen habe, um dieses Beispiel zu geben und in dieser Weise mir zur Seite zu stehen und eine Stütze zu sein? Sie entsinnen sich wohl, wie im Jahre 1876 einem ausgezeichneten Künstler geantwortet wurde, welcher vermeinte, nur erste Partien annehmen zu dürfen: Es gäbe in Bayreuth keine ersten und keine zweiten Parteien! — —

In seinem letzten Briefe versprach Wagner seiner „Capellmeisterin" bestimmt, nach Berlin zu reisen, um sie dort zu begrüßen und ihren Gemahl, den jetzigen Kammersänger Paul Kalisch, kennen zu lernen, aber er hat sein Vorhaben nicht ausgeführt, der Tod ereilte ihn, bevor er sein Wort einlösen konnte. Die Rheintochter in Bayreuth vom Jahre 1876, sein Blumenmädchen vom Jahre 1882 und seine Isolde und Brangäne in Tristan werden aber in der Geschichte des Wagner'schen Musikdramas noch lange fortleben. Unter den Frauengestalten des unsterblichen Componisten wird Lilli Lehmann als eine der poetischsten und begabtesten stets mit rühmender Anerkennung genannt werden.

---

## Der gereinigte Shakespeare.

Von Erich Urban (Berlin).

Als im Anfang dieses Jahres einige namhafte Schriftsteller daran dachten, in München eine freie Bühne zu errichten, die unter Anderem auch den Zweck haben sollte, sich Shakespeare's anzunehmen und ihn in einer seiner würdigen Weise aufzuführen, entging es ihnen nicht, daß gerade eins der umstrittensten Werke des Meisters, „Troilus und Cressida", eine herrliche Gelegenheit wäre, zugleich eminent literarisch zu sein, dem Briten einen herzlichen Gefallen zu erweisen, und ganz zuletzt nur bei der Inscenirung des Liebesdienstes ihrer selbst ein wenig zu gedenken; denn das war ihnen von Beginn an klar, daß ihre freie Bühne in dem Kampf der Meinungen sich auf einen besonderen Standpunkt stellen, gleichzeitig aber auch die Rettung Shakespeare's aus eigenen Mitteln besorgen müsse. So ward denn Herr Ernst von Wolzogen beauftragt, „Troilus und Cressida" unter seine Feder zu nehmen, und er that das so gründlich, daß bei dem Anblick des also neuempfangenen und wiedergeborenen Dramas der gute Geschmack laut aufschrie und beim Davonlaufen schwur, er hätte keine Freunde mehr. Nach den spärlichen Nachrichten, die über die denkwürdige Aufführung in die Zeitungen kamen, muß es an jenem Shakespeare-Abend recht lustig zugegangen sein: Wolzogen hatte nämlich um das alte Stück ein ganz neues, gar spaßhaft anzuschauendes herumgeschrieben, in dem das Publicum mit den Schauspielern agirte und seine Bonmots an der rechten Stelle in die Handlung einstreute, kurz, auf die lebhafteste Weise an dem Theil nahm, was man oben tragirte; und wenn man nach dem „Kraftmayr" Wolzogen's urtheilen darf, so sind seine Witze, mit denen er Shakespeare aufhalf, sicherlich noch nicht einmal schlecht gewesen.

Unter Denen, die damals — es wird im März oder April gewesen sein — Erbitterung gegen die Shakespeare-Bearbeiter im Herzen München verließen, befand sich auch Jemand, der lange Zeit über das nämliche Werk nachgesonnen, und als er von dem Vorhaben der Münchener hörte, geschrieben hatte: „ich lese, daß sich in München eine freie Bühne aufgethan hat, welche u. A. eine Aufführung des Shakespeare'schen Werkes, ich weiß nicht, ob in der Urform oder in einer Bearbeitung, plant. Wie dem sei, alle meine treuen Wünsche gehören den Männern dieses Unternehmens." Und jetzt, nachdem er das „Unternehmen" mit eigenen Augen gesehen, mochte er im Stillen wünschen, statt eines Segens ihnen einst einen derben Fluch und die Pest mit auf den Weg gegeben zu haben; denn alles Hohe, das er an jenem Drama zu finden geglaubt hatte, war hier herabgezogen, die Satire zur Caricatur verzerrt, aus „einem der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltliteratur" eine Farçe gemacht. Und dabei waren die da in ihren Bemühungen viel glücklicher gewesen, als er selbst, der mit seinem Shakespeare-Bekenntniß unter dem Arm bei den Directoren der großen Bühnen vergebens angeklopft und um Erhörung gefleht, und schließlich die Schande erleben mußte, daß ihn eine ganz gewöhnliche „Donaunixe" aus dem Felde schlug. Und vielleicht verspürte er sogar in solchen Augenblicken eine leise nihilistische Anregung und bekannte sich zu dem berühmten Ausspruche eines bis jetzt noch ganz unberühmten Geistes: „Das kommt davon, wenn man nur eine Ueberzeugung hat."

Unterdessen legte Herr Adolf Gelber aus Wien, der die schmachvolle Wanderung zu den Bühnenherrschern antrat und noch auf ihr begriffen ist, sein Shakespeare-Evangelium in einem wenig umfangreichen Buche nieder, das im vergangenen Juni an dem Wohnort des Verfassers erschien. Mit einer eifersüchtigen Hitze, als handele es sich um den Besitz einer holden Schönen, zieht er darin aus zur Fehde gegen die Shakespeare-Kritik, und er kämpft so nachdrücklich und erfolgreich für seine Meinung, daß die Kritik todt auf dem Platze bleibt und er selbst bald darauf an Entkräftung stirbt — ein trauriger Streit, betrübsamer noch als jener fabelhafte trojanische Krieg, der um die schöne Helena entbrannte und von dem nicht minder fabelhaften Homer besungen wurde.

Der Eingeweihte weiß, daß es einer der fünfzig Söhne des Priamus ist, den sich Shakespeare in „Troilus und Cressida" zum Helden erkor; der Fernerstehende wird aus den wenigen Andeutungen doch schon soviel errathen haben, daß die übelberüchtigte Helena nicht ganz unbetheiligt bleibt, der trojanische Krieg darin eine große Rolle spielt und der alte Homer schließlich bei der Frage noch in Betracht kommt, die den Herrn Gelber so sehr gegen die Shakespeare-Kritik aufgeregt hat. In der Ilias macht bekanntlich der junge Troilus nur eine dürftige Figur; er findet lediglich bei der Aufzählung der Gefallenen kurze Erwähnung:

„Nestor, den göttlichen Held, und Troilus, froh des Gespannes,
Hektor auch, der ein Gott bei Sterblichen war und von Tugend
Nicht wie des sterblichen Manns, wie ein Sohn der Götter einherging:
Diese verschlang mir der Krieg ....."

Hiermit hätte sich Troilus begnügen müssen, wenn nicht ein Zufall den nachhomerischen Dichtern seinen Namen in die Hände gespielt; sie benutzten gerade seine Person, um an sie die rührende Geschichte von der kriegsgefangenen Griechin zu knüpfen, die einen jungen Troer, der sie liebt, mit dem ersten besten schmählich betrügt, als das Schicksal ihre Auslieferung gegen einen hervorragenden trojanischen Ritter fügt. Den jungen Troer nannten sie Troilus, die Griechin erhielt den aus Briseïs, der Geliebten Achills, verderbten Namen Cressida, und für den zurückgegebenen Ritter fand sich bei Homer der Name Antenor. Bis auf Shakespeare sah man in der Episode des großen Krieges nichts Anstößiges oder gar Komisches; man bedauerte den armen Liebhaber und hatte für die so schnell gefallene Cressida rasch einige Worte der Entschuldigung bereit. Ganz anders trat Shakespeare, der eben „Antonius und Kleopatra" vollendete, an den Stoff heran; er bemerkte, daß hier ein herrlicher Anlaß zu der herbsten Satire auf die Beständigkeit des Weibes gegeben war, und die kleine Grisette Cressida eine treffende Ergänzung zu der mächtigen Königin-Maitresse Kleopatra bilden würde. Georg Brandes fühlte diesen Zusammenhang sehr fein heraus, irrte aber, als er die Quelle für die parodistische Schilderung der griechischen Helden in dem Haß suchte, den Shakespeare gegen seine Nebenbuhler, den Homer-Uebersetzer Chapman, angeblich empfand. Gelber hat die Kleinlichkeit dieser Annahme überzeugend nachgewiesen; verderblich aber wurden — gleich Brandes — auch ihm die Griechen-Scenen, indem jener aus ihnen auf eine Homer-Verachtung und Homer-Unkenntniß Shakespeare's schloß, Gelber dagegen seiner Theorie zu Liebe, daß „Troilus und Cressida" durchaus eine Tragödie sein müsse, unehrlich mit der Dichtung selbst verfuhr. Gerade die Mischung der tiefsinnigsten Momente mit den burleskesten, das blitzschnelle Umschlagen feierlichen Ernstes in ausgelassenste Laune rückte den Shakespeare-Erklärern das Stück so fern, verführte sie zu Hypothesen und gezwungenen Interpretationen; denen, die es für eine Tragödie ausriefen, waren die mannigfachen satirisch-parodistischen Züge ein Aergerniß, und sie suchten sie zu leugnen; für eine Komödie war aber wieder zuviel Tragik darin, — was sollte man z. B. mit dem Gespräch zwischen Achill und Ulyß im dritten Act beginnen? Man sprach daher — wie Brandes — von den „vielen Widersprüchen, deren dieses sonderbare Werk so viele aufzuweisen hat, ungleichartig und disharmonisch wie es ist." Die Widersprüche sind jedoch nur eingebildete, wenn man sich vorstellt, mit welchen Augen für das Weib und seine zwingende Macht Shakespeare nach „Antonius und Kleopatra" zu der Legende von dem treuen Troilus und der ungetreuen Cressida kam, wie er von dessen Treue las und in ein unheiliges Gelächter ausbrach — und nun vergesse man nicht, daß Chapman's Ilias-Uebersetzung ihn in demselben Augenblick auf den trojanischen Krieg hinwies, der von einem blühenden Volke um eine davongelaufene Schöne geführt wurde, eine richtige Jagd des gehörnten Ehemannes nach seiner laidirten Gattin und deren Buhlen; meint man da, daß der Dichter wirklich aus dem Troilus-Stoff und dem griechischen Theil des Dramas eine „Doppelhandlung" habe construiren wollen, eine Gegenüberstellung von Sinnencult und sittlicher Mannesthat — davon spricht Gelber — oder, wie Brandes anzunehmen scheint, eine halb lustvolle, halb ingrimmige Begleitung zu dem empfindsamen, und in seiner Empfindsamkeit oft an's Lächerliche streifende Thema der beiden Liebenden, Troilus und Cressida? Einzig die fast wunderbare Zusammengehörigkeit beider Sphären, die sich um einen Mittelpunkt bewegen und von ihm magisch angezogen werden, verlockte Shakespeare zu der Ueberlegung, wie denn ihre wahre Natur sein möchte, vermöge deren sie so geheimnißvoll harmonirten; und jetzt erst sah er sich die großen griechischen Helden ganz als Menschen an, nicht in Panzer und nickendem Helmbusch, der solange die Welt in ehrfürchtiges Erstaunen versetzt hatte, sondern im „lächerlichsten Schlafrock", und er entdeckte an jedem von ihnen einen kleinen Makel, eine besondere Schwäche, und bei Allen die große Thorheit und Verblendung, daß sie um eine „Schürze", um einen „Unterrock" zehn Jahre hindurch mit einem erstaunlichen Aufgebot von Kraft, Klugheit und schleichender List den blutigsten Krieg führten. Und darum bei den Griechen der erschütternde Ernst und die tiefsinnigste Speculation abwechselnd mit Albernheit, Hinterlist und barbarischer Roheit. Es ist ein verführerischer Gedanke, sich einzubilden, wie Shakespeare so recht nach seinem Herzen das Drama wohl hätte benennen können, vielleicht „Thersites?"; denn dieser lästerliche Narr, den die Weltgeschichte in ewigen Verruf gethan hat, sagt darin die bittersten Wahrheiten; er nennt den Ajax einen Elephant, den Herrscher Agamemnon eine offene Eiterbeule, vor dem göttlichen Achill selbst hält sein giftiger Witz nicht inne, und schließlich urtheilt er über den ganzen Krieg mit der ergötzlichsten Offenheit: „Die ganze Geschichte dreht sich um einen Hahnrei und eine Dirne; ein hübscher Gegenstand, um Parteiung und Ehrgeiz aufzuhetzen und sich daran zu Tode zu bluten: daß doch der Aussatz das Gesindel fräße! und Krieg und Lächerlichkeit Alle zusammen verdürbe!" Aber der Dichter kann nicht sein Genüge darin suchen, aus den dünstigen Niederungen einer Thersites-Natur die Menschen zu richten; er erhebt sich weiter und höher, bis Alles ihm vor den Füßen liegt, und er findet die Perspective des leidenschaftslosen Philosophen, der die Griechen hinziehen läßt, ein geraubtes Weib zu jagen; und nun eine Komödie wie sie von den Anfängen der Menschheit an gewesen ist und sich mit anderen Namen immer wieder abspielt und abspielen wird: Krieg der Besten um eine treulose Frau, Grieche betrogen vom Troer, Troer vom Griechen, und über Allen das sonnenhafte Auge des Dichters, das hinter Zürnen und strafendem Grollen im Grunde die tiefe Weisheit birgt, daß hier ein hohes Gut in Trümmer fällt, wenn unreine Hände allzu gierig nach ihm sich ausstrecken. Schon Heinrich Heine spürte mit dem Scharfblick des congenialen Dichtergenius heraus, daß „Troilus und Cressida" weder Lustspiel noch Trauerspiel in gewöhnlichem Sinne sei; und zu Recht bestehen noch heute die Worte, die er in „Shakespeare's Mädchen und Frauen" vor gerade sechzig Jahren niederschrieb: „Es ist Shakespeare's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aesthetik, die noch nicht geschrieben ist."

Jene neue Aesthetik, von der Heine seufzend spricht, ist bis jetzt immer noch ein frommer Wunsch, ein Land der Sehnsucht geblieben — das beweist der alte Streit um „Troilus und Cressida", der mit Gelber's Buch wieder acut wird. Wolzogen entscheidet sich für das Lustspiel, Brandes ebenfalls, und Gelber hält die Zeit für gekommen, im Gegensatz zu diesen „blinden Richtern" der Tragödie den lange vermißten, verlorenen Sohn endlich in die offenen Arme zu führen: „von blinden Richtern auf das Grausamste mißhandelt, hat er bisher Niemanden gefunden, der an seine Schönheit geglaubt und es in seiner Reinheit wieder hergestellt hat." Dies sein Programm, und hieraus sich ergebend zwei Theile seiner Arbeit: eine kritisch-historische Vorrede (72 Seiten) und dann die Bearbeitung, das Werk der Reinheit, der Gelber'sche Shakespeare. Die Vorrede ist in einem überzeugungstreuen, festlich-bewegten Stile geschrieben; man sieht den Verfasser, wie er sich mit frisch gewaschenem Oberhemd, angethan mit dem Festtagsgewand, an den Schreibtisch setzt, glücklich in dem Bewußtsein, heute eine gute Sache, ein gottgefällig Ding zu vollbringen. Daß er gleich allen Streitern Gottes gelegentlich auch etwas spitzig wird und recht heftige Ausfälle riskirt, nimmt man gern hin; man fühlt sich ganz wohl in dieser Atmosphäre, die erfüllt ist von starkem Glaubenswort, These und Antithese, rhetorischer Frage und ähnlichem Rüst-

zeug des geistigen Kampfes, wenn nur über all' dem Für und Wider der theure Name des großen Dichters nicht Schaden leidet. Zuerst geht Alles sehr honett von Statten; man hat seine Freude daran, wie der Verfasser darlegt, daß Shakespeare den Homer recht gut verstanden haben kann, ohne das Griechische zu können, ebenso wie der Schiller die Schweiz im „Tell" geschildert, ohne dort gewesen zu sein: andere Beispiele bieten Victor Hugo's Morgenländische Dichtungen, Flaubert's Salambo und Byron's Hebräische Melodien. Gegen Brandes' niedrige Auffassung von dem Hasse des Dichters gegen den Nebenbuhler Chapman sticht Gelber's großherzige Ansicht angenehm ab, daß Shakespeare, hätte er rivalisiren wollen, dies durch ein besseres Werk gethan. Der gelehrte Forscher findet auch allen Anderen zum Trotz, daß homerische Handlungselemente gerade in Ueberfülle bei Shakespeare vorhanden sind; mit Glück vertheidigt er das Vorrecht des Dichters, mit der Historie frei verfahren zu dürfen, und lesenswerth sind auch seine Worte über die griechische Heiterkeit — obgleich hier tiefer gegriffen werden konnte — und die Naivität des Alterthums.

Bis hierher gehört dem Verfasser unsere Sympathie; von dem nächsten Abschnitt aber an geht mit seinem Charakter eine merkwürdige Veränderung vor. Der reinliche Denker greift zu kleinen, unsauberen Mitteln, zu Spitzfindigkeiten und hinterlistigen Werkzeugen, um einen Satz zu beweisen, der mit der unerschütterlichen Ruhe der Selbstverständlichkeit auf der ersten Seite des Buches prangt: „Indem ich daran schreite, dieses Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben, soll der Leser keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß für mich „Troilus und Cressida" eines der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltliteratur ist." Wir drücken ihm begeistert die Hand und rufen: „Für uns auch und für alle Welt, eingeschlossen Georg Brandes, der von dem mächtigen, sphinxartigen Werke spricht." Aber muß es denn gerade darum eine Tragödie sein, in der der Held in Anstand und Würde bei bengalischer Beleuchtung die standesgemäße Lebensabiturientenrede an das gerührte Publicum hält?

Ich weiß nicht, was Herrn Gelber zu dem trostlosen Gedanken verlockt hat, dem Stück mit Gewalt alle Satire aus dem Leibe zu reißen und ihm einen melodramatischen Abschluß, noch dazu mit dem handgreiflichen Hinweis auf die Special-Idee des Bearbeiters („sagt, Troilus war schuld!") zu geben. Die Abschnitte der Vorrede, die eng mit der Bearbeitung zusammenhängen (und diese selbst natürlich) stehen zum Theil im directen Gegensatze zu den offenen und geraden Ausführungen des ersten Capitels. Nachdem dort klar bewiesen ist, daß Shakespeare nichts Homerfremdes oder gar Homerprofanirendes in sein Drama aufgenommen habe, müht sich der Bearbeiter später ab, den „unantastbar" geltenden Geist und die Handlung der Ilias wiederherzustellen, „Handlung und Stimmung mit jener der Ilias congruenter zu gestalten." Und sehr verschmitzt und gar nicht, wie es einem überzeugten Shakespeare-Verehrer ziemt, benutzt er die Congruenz der Ilias mit dem Drama, um seine Einbildung, daß Troilus „die große tragische Gestalt" sei und den Tod erleiden müsse, zu befriedigen: er wirft — und das ist denn im Grunde die ganze „Reinheit", die noch Keiner geleistet — alles nicht Passende im Namen Homer's heraus. Thersites wird ein elender Schimpfer, den Ulyß (Gelber's besonderer Liebling) pathetisch dem greisen Nestor zu Füßen schleudert, Agamemnon, Nestor, Ulyß, Diomedes, Ajax und vor Allem Achill werden so sauber und blank geputzt, daß sie sich in gut bürgerlicher Gesellschaft mit Ehren sehen lassen können, der „edle Hornochse" Menelaus schaut ganz ernsthaft drein — und wenn Du mich fragst: „Ja, wo steht denn das"? so ist die Antwort: „Jedenfalls nicht im Shakespeare."

Tapfer und frohgemuth hebt das Gelber'sche Buch an, jesuitisch ist es in der Mitte und den Abschluß bildet ein Compromiß, ein Zurückziehen, eine Verbeugung vor dem Urtheil der Menge, die doch belehrt und zum Glauben an die Größe des Werkes gezwungen werden sollte. Jene Scene des vierten Actes, in der Diomedes die befreite Cressida in das Lager der Griechen bringt, muß — so führt Gelber aus — verschwinden, um das Zartgefühl des Publicums nicht zu beleidigen; aus der Treulosen Vater Kalchas wird ein Rhisus, damit jeder Verdacht ausgeschlossen ist, Shakespeare habe hierdurch den ehrwürdigen Priester Kalchas beschimpfen wollen: das klingt ja zuerst ganz gut, wenn auch die übertriebene Vorsicht nicht dem zuversichtlichen Tone entspricht, den die Vorrede sonst anschlägt. Was der Bearbeiter aber eigentlich mit den kleinen Nachgiebigkeiten bezweckt, wird erst vollständig klar, wenn man sich in den „gereinigten Troilus" vertieft; dann begreift man endlich, was mit dem „vielfach neu, hier und da auch frei übersetzt" gemeint war. „Troilus und Cressida" ist in der vorliegenden Form eine planmäßig angelegte Vergewaltigung Shakespeare's zum höheren Ruhme der fixen Idee eines Schriftstellers, der sich nicht scheute, an die Stelle der alten „erbärmlichen" Uebersetzungen eine Umarbeitung im charakterlosesten Journalistendeutsch mit „voll und ganz" — bei Shakespeare! — zu stellen. Vom Prolog bis hin zu dem cynischen Schlußwort des Kupplers Pandarus — das bei Gelber überhaupt nicht vorhanden ist — reicht die Minirarbeit des eitlen Nachdichters, auf den die Abschiedsworte des sterbenden Troilus ausgezeichnet passen:

„Freunde, sagt zu Hause,
Wenn man nach mir auch fragt: — ich war zu blind —."

Wie nach diesen Andeutungen zu erwarten ist, sind die griechischen Scenen des Dramas besonders stark mitgenommen worden. Aus dem treuherzigen Troilus einen tragischen Liebhaber zu machen, war kein Kunststück; hier galt es nur zu retouchiren, kleine Lichter aufzusetzen, wo eine nebensächliche Redensart bedeutungsvoller hervortreten sollte, einen schwachen Schatten auf eine Stelle fallen zu lassen, deren Erhellung unbequem werden konnte. Um dies zu erreichen, hat der Bearbeiter etwas ganz Merkwürdiges sich ausgesonnen: er setzt hinter jede Phrase, die ihm von Wichtigkeit erscheint, eine Parenthese, ein kleines Commentar; hierdurch erreicht er zweierlei. Erstens lenkt er den Blick des Lesers mit Willkür dorthin, wo es ihm gerade paßt, und andererseits gewöhnt er das Auge daran, über nichtcommentirte Sätze hastiger zu der nächsten Anmerkung zu eilen; z. B. den Worten des Troilus (I, 1):

„Ich kann für diese Sache nicht mehr fechten,
Die doch erbärmlich für ein gutes Schwert —"

folgt die Gelber'sche Panrenthese: „Und wie er so spricht, scheint er berührt vom Geiste Cassandra's, Homer's. Allein jung und in Liebe verloren, ahnt er die Tiefe nicht des eigenen Wortes, und tritt in seine tragische Bahn, wo er zu spät die Schrecken der Schönheit erfährt." Shakespeare will den jungen Troer, der mitten im Kampfe nur an seine Herzensangelegenheiten denkt, dessen Wille allein unendlich ist und die That „ein Sclave der Beschränkung", deutlich als Schwächling, als „Laps" charakterisiren; die Bezeichnung „tragisch" bezweckt eine Trübung in dem Urtheil des Lesenden, sie färbt den blassen Jüngling etwas dunkler, giebt ihm mehr Haltung. In der Liebesscene des dritten Actes wird der Gesang eines Chores benutzt, um jenes zauberische Halbdunkel der Stimmung zu erzeugen, in dem die Gespräche Romeo's mit Julia erzittern; ein anakreontisches Gedicht muß dazu dienen, „Asiens Zaubermond" über einem Duett aufgehen zu lassen, das bei Shakespeare den in Marinismen schwelgenden Liebhaber halbwegs lächerlich machen, bei Gelber aber von des Troilus „in tiefer Schönheit athmenden Seele" Kunde bringen soll. Und getreu dem Plane des hartherzigen Bearbeiters, der dem jungen Schwärmer das Leben nicht gönnt, endet Troilus „tragisch", wie er tragisch gelebt hat: von irgend Jemand verwundet — Niemand weiß, wer es

gethan: hoffentlich, o Tragik, der edle Menelaus nicht — betritt er die Bühne und sagt sein Sprüchlein her, ehe er von dieser jammervollen Erde scheidet. Eine letzte Parenthese meldet uns außer seinem Tod auch noch, daß just in dem Augenblick in der Ferne Rufe erschallen: „Hoch, Achilles!" — und das ist der zweite, der bei den „erbärmlichen Uebersetzern" gesunken war, jetzt aber erhöht, der gerichtet wurde und nun gerettet ist.

Bei der Umarbeitung der Griechen-Scenen setzte sich Gelber folgendes Ziel: der grollende Achill soll von den Heerführern nur so lange als frecher, launenhafter Faullenzer behandelt werden, bis man durch Nestor aus Troja den Grund seines Zornes erfahren hat. Dann sucht man ihn im Interesse seines eigenen Ruhmes durch mancherlei — allerdings wenig zarte Mittelchen — zum Weiterkämpfen zu bewegen. Ulyß hat angeblich ein Herz für ihn, er liebt ihn sogar; und die übrigen Helden der Griechen folgen dem Rathe des diplomatischen Laërtiaden. Unsere Sympathie ist also dem geprüften Sohne des Thetis sicher: in Troja herrschen die Sinne, dort schwelgt Paris in den Armen der Helena, und Troilus bewirkt, als der holde Friede winkt, seinen Sinnen gehorchend die Weiterführung des Krieges; im griechischen Lager dagegen ist die größere Weisheit und die sittlichere Kraft, hier ringt der Held Achill mit der Liebe zu Priam's Tochter Polyxena, und er besiegt sie, als die Pflicht ruft, den gefallenen Freund zu rächen. Gelber hat den blutigen Witz nicht bemerkt, daß es wieder eine That der Liebe ist, wenn Achill für den Patroklus das Schwert zieht: man lese Thersites (V, 1): „Ich bitte dich, Knabe, schweig still; ich lerne nichts aus deinem Geschwätz. Man hält dich für Achill's Mann-Buben." Aber was will die Schmähung des hündischen Lästerers: er lügt, wie er stets lügt! Ja, Achill nimmt ihm gar nicht einmal etwas übel, denn ihm eignet ein „geistvolles Lachen, „blender Witz" und vor Allem die „lächelnde Ruhe, womit er sich der thersitëischen Kritik preisgiebt." So meint Gelber, der wie die verhaßte Shakespeare-Kritik die Hypothese, „die letzte Zuflucht der irre gegangenen Logik" liebt; auch das ist eine Hypothese, daß erst Nestor die Kunde von Achill's Neigung zu Polyxena aus Troja gebracht und die Griechen ihn nur aus Unkenntniß so schmählich behandelt hätten. Ihrer „klug wachsamen Staatskunst" ist das Geheimniß schon längst bekannt; ihre herbe Kritik wendet sich auch nur gegen das hochfahrende Benehmen des ruhenden Kämpfers. Das von Shakespeare so arg beschädigte Ansehen des berühmten Achill muß um jeden Preis gehoben werden; darum eine gewaltsame Verschiebung in der fünften Scene des vierten Actes. Dort bricht Hector den Kampf ab, weil er in Ajax, seinem Gegner, ein Blutsverwandten erkennt:

„Nun gut, dann sei's geendet.
Du, Fürst, bist meines Vaters Schwestersohn,
Ein Freund und Vetter Priam's großem Stamm,
Und der Verwandtschaft Heiligkeit verbietet,
Daß sich der Kampf des Ruhms mit Blut entscheide.

Bei Gelber tritt Hector aber auf Achill zu und sagt:

„ich will nicht weiter!
Ich bitt' Dich, laß im Feld Dich wieder seh'n;
Der Krieg ist Spielerei, seit Du die Sache
Der Griechen aufgabst!"

Da ist dem reisigen Troer also der Gegner nicht werth, daß er mit ihm kämpft; er wartet nur auf den Achill — vergessen nun dessen eitles „Sieh dich nur satt", und der Grieche wieder um einen Zoll in der Achtung des Publicums gestiegen! Man sieht an diesen Beispielen, wie Gelber gearbeitet hat; mit derselben Manier „rettet" er auch den Ulyß und die übrigen Edlen im griechischen Lager, die „großen Gestalten aus dem homerischen Gedicht." Ihretwegen wird aus dem Minnetournier, das Aeneas im ersten Act ansagt, ein blutiger Kampf — nicht, wie bei Shakespeare, wählt man den Ajax aus Besorgniß, Achill könne durch einen leichten Sieg noch frecher werden; sondern hier wissen ja die armen Griechen noch nicht, warum der stolze Held grollt. Hier wollen sie ihn durch Nichtachtung in die Schlacht treiben, denn der Kampf ist ja doch ernst gemeint; darum preisen sie den plumpen Ajax und heben ihn bis in den Himmel. Alles Edelmuth, alles Größe, und wenn gefrevelt wurde, so geschah es nur aus Unwissenheit — das predigt uns der eifrige Shakespeare-Reiniger. Der Ungläubige aber nimmt den Shakespeare zur Hand und kann darin absolut nichts von dem finden, was der Herr Gelber da erzählt und überscharf demonstrirt; er sieht unbefangen, daß der Dichter bei den griechischen Helden Mängel aufspürte und sich nicht scheute, sie an's Tageslicht zu ziehen um seiner Idee willen; denn auch Shakespeare hatte, als er „Troilus und Cressida" schrieb, eine ganz besondere Idee, die freilich mit der seines erbarmungslosen Nachrichters in nichts übereinstimmt. Der vorurtheilslose Brite wagte es sogar, einem Narren die tiefsten Wahrheiten in den Mund zu legen, ja ihn selbst mit einer gewissen Zärtlichkeit zu pflegen; und wer — wie Herr Gelber — einfach ignorirt, was der Thersites des Shakespearischen Stückes sagt, sündigt offen gegen den Dichter, der an einer Stelle die thersitëische Kritik der schönen Helena durch den Griechen Diomedes absichtsvoll bestätigt (IV., 1). So fiel auch die cynische Apostrophe des Pandarus an das Publicum gegen den ausdrücklichen Willen Shakespeare's und mußte — allerdings consequent genug — dem rührsamen Abgange des Troilus Platz machen, „jauchzende Bitterkeit", „weltverhöhnende Ironie" trat ab vor dem „befriedigten Kraftgefühl", der „Welt des ungeheuren, frisch-fröhlich-freien Gelächters."

Gerade in der Form, die der Dichter dem Schlusse seines Werkes gegeben hat, liegt die Garantie für die Ansicht, daß „Troilus und Pressida" eine Komödie in dem Sinne der neuen, ungeschriebenen Aesthetik sein soll; so muß denn Troilus leben, um das Geschlecht Derer zu zeugen, die nicht alle werden, Cressida wird die Stammmutter jener verführerischen Gattung von Mädchen, die man in Paris „p'tites femmes" nennt und der brave Kuppler Pandarus gewährleistet schließlich dafür, daß man auch um den Dritten im edlen Bunde, „dessen Bemühungen geliebt", hinfort unbesorgt sein darf. So wollte es Shakespare, so will es auch das Publicum; keine Rettungen und keine Reinigungen — dann noch lieber „Donaunixen" und andere Nixe, an denen wenigstens nichts zu verderben ist. Und so fürchte ich, daß der Ahasver in Wien noch lange mit seiner „Troilus und Cressida"-Berarbeitung bei den Directoren Queue machen wird, die es ihm nicht verzeihen können, daß dieser Shakespeare nicht schwarz und nicht weiß, nicht feurigglühend und nicht eiskalt, sondern in dem langen Reinigungsproceß verwaschener, schmutziger, gräulicher geworden war, mit einem Wort das, was er am wenigsten vertrug, — Gelber.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Fenster.

Von H. A. Luchmann.

„Wo wohnen Sie jetzt, Peter Iwanowitsch?"

„Ich? Sehr weit. Es lohnt sich auch nicht einmal, sich nach mir zu erkundigen, denn ich lebe ganz als Einsiedler, in einem kleinen Stübchen; wer mich sehen will, sucht mich meistens in meiner Kanzlei auf. Ich bin ja so peinlich in meinem Dienst: den ganzen Tag im Amt!"

„Nun, ich sehe, Peter Iwanowitsch, Sie fürchten schon, ich könnte Sie in Ihrer Klause überfallen. Ich fragte Sie aber nur, um zu wissen, was denn aus Ihrem Aquarium geworden ist."

„Mein Aquarium? Ja, das war eine interessante Sache; aber die Fische sind jetzt alle draufgegangen. Ja, trotz aller Pflege. Aber interessant war es doch, obgleich es mir viel zu schaffen machte."

„Sie sind ein großer Thierfreund, so viel ich weiß?"

„Ja, ich liebe die Thiere. Aber nicht die gesunden und hübschen, denn die finden immer ein Obdach und ihr Stück Brod; nein, ich liebe die armen, unglücklichen Geschöpfe, die überall vertrieben werden, z. B. die vier-Hunde, die ich habe, nun, das sind solche Geschöpfe, die eine ordentliche Hausfrau nicht über die Schwelle der Küche lassen würde. Ich aber habe weder Hausfrau, noch eigene Wirthschaft. Die Frau des Hausknechts bedient mich, räumt die Stuben auf, kocht mein Mittagessen — wer soll sich also über die elenden Geschöpfe ärgern? Auch die Katzen sind bei mir in ganz unglücklichen Exemplaren vertreten: die eine mit verbrühtem Fell, die andere mit ausgeflossenem Auge, und ihnen folgen auch noch andere nach. In meiner Wohnung ist das einfach, denn das Fenster liegt zu ebener Erde."

„Wie? Wohnen Sie jetzt Parterre, Peter Iwanowitsch? Ich entsinne mich doch, als ich Sie vor einem Jahre aufsuchte, da wohnten Sie irgendwo ganz oben im fünften Stock." Peter Iwanowitsch antwortete nicht und begann hastig seinen Thee hinunter zu schlucken. „Warum haben Sie jene Wohnung aufgegeben? Sie rühmten sich doch, die Luft sei so rein und gut gewesen, dort oben?"

„Gewiß, Michael Alexejewitsch, ich erinnere mich, ich erinnere mich an Alles! Aber, ich bitte Sie —" seine Stimme bebte, und die Hand zitterte ihm, als er das Theeglas auf den Tisch stellte — „ich bitte Sie, reden Sie mir nicht mehr von dieser Wohnung, ich kann und mag wirklich nicht von ihr sprechen."

Michael Alexejewitsch blickte erstaunt seinen Gast an, und als er bemerkte, daß ihm Thränen in den Augen standen, die er mit aller Gewalt zurückzudrängen suchte, wurde er verlegen. „Aber, lieber Peter Iwanowitsch, um Gotteswillen, verzeihen Sie mir, wenn ich, wirklich ohne Absicht, einen wunden Punkt berührt habe! Verzeihen Sie mir, lieber Freund . . . gleich werde ich noch Thee besorgen, gleich . . . verzeihen Sie. . ."

Michael Alexejewitsch ging ganz bestürzt in's Nebenzimmer, der Gast aber zog sein Taschentuch und drückte es fest an seine Augen; Thränen entstürzten ihnen, die Lippen zuckten convulsivisch, und die eingesunkene Brust hob und senkte sich hastig in ersticktem Schluchzen.

Im Nebenzimmer saß eine junge Frau am Fenster und las, auf ein kleines Tischchen gestützt, in irgend einem Buche. „Nadja, mein Schatz, bitte komm etwas zu Peter Iwanowitsch, er hat Dich so gern. Ich weiß wirklich nicht, womit ich ihn verletzt habe, aber er sitzt dort und weint . . ."

„Wie? Er weint?"

„Ja, wie ein kleines Kind, die Thränen stürzen ihm nur so aus den Augen."

„Warum denn? Was hast Du ihm gesagt?"

„Was weiß ich! Gar nichts Besonderes: ich habe ihn bloß gefragt, warum er seine frühere Wohnung aufgegeben habe, die er uns damals, weißt Du, so sehr rühmte. Ich begreife nicht . . . und da hat er angefangen zu weinen." Als Nadeschda mit ihrem Manne in das erste Zimmer trat, war Peter Iwanowitsch aber verschwunden, und nur die halboffene Thür des Vorhauses zeigte, daß der Gast unterdessen das Haus verlassen hatte.

Es verging eine Woche. Michael Alexejewitsch hatte nichts mehr von dem Freunde gehört. Auch seine Frau begann sich ernstlich zu ängstigen, was mit dem langjährigen Freund ihres Mannes geschehen sein konnte, und so wurde beschlossen, daß Michael Alexejewitsch nach ihm sehen sollte. Der Frühling war eingezogen, der Faulbeerbaum blühte, die Sonne schien wieder fröhlich auf das junge knospende Grün, und der Wind bewegte die kleinen saftig grünen Birkenblätter. Auf der Wyborger Seite, wo noch zwischen massiven Steinkasernen sich auch friedliche Holzhäuschen mit Dachstübchen und Gärten finden, wo in den Gärtchen kleine hopfenumrankte Lauben stehen und kleine Bänke idyllisch unter Sträuchern stehen, dort wohnte jetzt Peter Iwanowitsch. Die drei Fenster seiner winzigen Wohnung gingen auf den Garten hinaus, und auf den Fensterbrettern blühten in Blumentöpfen Reseda, Vergißmeinnicht und volle dunkelrothe Nelken; über den Blumen hingen Käfige, in denen Canarienvögel zwitscherten; und um das Häuschen rankten sich duftende Erbsen, deren rosige Blüthen in die Fenster hineinsahen und das Zimmer mit ihrem Duft erfüllten. Unter einem blühenden Syringenstrauche aber, im bequemen Strohsessel zurückgelehnt, saß Peter Iwanowitsch und schnitzte an einer Flöte, welche zur Anregung der Canarienvögel dienen sollte; ihm zu Füßen lag ein struppiger alter Hund, dem das Fell stellenweise ausgegangen war, und blinzelte schläfrig in die Sonne, die das Gärtchen erfüllte; daneben tummelten sich ein paar Hunde, der eine auf nur drei Füßen, den vierten schleppte er nach, da er ihn in irgend einem der vielen Kämpfe um's Dasein eingebüßt hatte. Ein ungewöhnlich magerer, häßlicher alter Kater mit zerrissenem Ohr lag auf dem Tisch und folgte dem Fluge der Spatzen, indem er die Augen bald weit öffnete, bald wieder zukniff. Die Gartenpforte knarrte; die Hunde erhoben ein betäubendes Gebell. Der Alte erhob den Kopf und sah Michael Alexejewitsch auf sich zuschreiten.

„So habe ich Sie doch aufgesucht, Peter Iwanowitsch. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich bei Ihnen eindringe, aber meine Frau hat mir keine Ruhe gelassen, ich sollte doch sehen, wie es Ihnen geht. Sie meint, ich sei Schuld daran, daß Sie sich bei uns nicht sehen lassen."

„Aber ich bitte Sie, ich bin sehr erfreut, wie können Sie nur denken! Gehen wir in's Zimmer, oder ziehen Sie vor, hier im Garten zu bleiben?"

„Danke, bleiben wir hier. Das ist ja das reine Idyll bei Ihnen, Peter Iwanowitsch. Man sollte nicht glauben, daß man sich hier noch in Petersburg befindet. Das reine kleinrussische Landgütchen. Sie haben wohl gar noch einen Obstgarten hier?"

„Nein, nur ein kleines Gemüsebeet: etwas Kohl, Salat, Gurken, auch Beeren. Aber nehmen Sie doch Platz. Hier, legen Sie den Hut auf den Gartentisch . . ."

Michael Alexejewitsch ließ sich auf einen Stuhl nieder, aber im Grunde fühlte er sich nicht behaglich. Die nervöse Verlegenheit des Freundes verwirrte ihn. Er hatte das Gefühl, daß er trotz seiner guten Absichten wie ein Eindringling erschien. Das stille sonnige Gärtchen, das friedliche Häuschen, das Zwitschern der Vögel, die ängstlichen Augen aller dieser hierher geflüchteten kranken Geschöpfe, die Blumen, Alles sprach von einem Stillleben abseits dem Getriebe der großen Welt, als sei Alles, was draußen verfolgt und ausgestoßen worden, hierher geflohen und habe sich vor den übrigen Menschen verborgen. Michael Alexejewitsch beschlich das Gefühl, als habe er sich in eine fremde Seele eingeschlichen, als belauschte er ein fremdes Geheimniß. Der Hausherr hatte seinen Gast einige Minuten allein gelassen, dann kehrte er zurück und bald mischte sich in den Duft der Blumen der würzige Duft des Mocca, der in braunem Strahl sich in die kleinen Tassen ergoß.

„Wahrhaftig," begann Michael Alexejewitsch wieder. „Sie haben sich ganz wie ein Landwirth eingerichtet. Man vergißt in dieser ländlichen Umgebung vollkommen, daß man sich in Petersburg befindet."

„Nun, ich thue das Wenigste dazu, Michael Alexejewitsch. Die Frau des Hausknechts besorgt hier die Wirthschaft. Eine Perle von Hausfrau. Sie backt das Brod, besorgt das Gemüsebeet, melkt die Kühe. Was für eine frische Milch und Butter wir hier haben! selbst damals, als ich im St. Nikolaus-Hospital . . ."*)

„Wie, Sie waren im . . .?"

Offenbar war das Eingeständniß gegen seinen Willen Peter Iwanowitsch entschlüpft. Er stotterte etwas erschreckt: „Ja . . . allerdings. Nun, gleichviel. Nachdem ich es Ihnen gesagt, will ich auch schon Alles erzählen."

„Aber, wozu, Peter Iwanowitsch?!"

„Nein, jetzt wird es mir auch leichter werden. Und dann habe ich mich damals bei Ihnen so merkwürdig benommen, als ich in Thränen ausbrach und wie ein Dieb fortschlich, sodaß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin. Und mich drückt diese Erinnerung, es drängt mich wirklich, darüber zu reden. Ich weiß, Sie und Nadeschda Nikolajewna sind so gute Menschen. Vielleicht wird mir darnach leichter."

„Nun, wenn es so ist, will ich Ihnen zuhören, als Ihr aufrichtiger und treuer Freund."

„Ich weiß es und schätze das. Also, daß ich in's Nicolai-Hospital kam, daran ist — ein Fenster schuld."

„Ein Fenster?"

„Ja ein ganz gewöhnliches Fenster im fünften Stock, das ich so sehr fürchtete, so sehr, wie ich Ihnen gar nicht sagen kann! Auch jetzt kann ich nach keinem hohen Fenster sehen, es macht mir Beklemmungen, und ein Angstgefühl ergreift mich. Sie haben sich ganz richtig erinnert, früher liebte ich die hohen Fenster. Früher, wenn ich des Morgens das Fenster meines Stübchens öffnete und über mir den blauen Himmel sah und in der Ferne über den rothen Dächern der Stadt die goldene Kuppel der Isaaks-Cathedrale, und wenn dann die Kirchenglocken erklangen und der tiefe, sammetweiche Ton durch die klare Luft zitterte, dann war es friedlich droben. Und Abends, wenn der Lärm der Stadt, wie fernes Wogen, allmälig verstummte, der Himmel sich verdunkelte, die Sterne erglänzten und unten auf der Erde Tausende von Lichtpunkten aufflammten. . . Ja, viele, viele Gedanken ziehen durch so ein hohes Fenster in die Seele des Menschen. Das Schlimme war eben, daß ich nicht nur den Himmel durch mein Fenster sah, sondern auch die Steinmauern der Großstadtcasernen, hinter denen so viel Schmerz, so viel Schlechtes, so viele Leiden wohnen. Mein Stübchen lag nämlich in einem Winkel des Hofes, sodaß das Küchenfenster der Nachbarwohnung dem meinen gegenüber lag. Und wenn ich Abends durch das Fenster blickte, sah ich beim Scheine der Küchenlampe die kupfernen Kasserollen blitzen, die peinlich geordnet dastanden, von der größten bis zur kleinsten, mit ihren symmetrisch geordneten Henkeln, die über den Rand der Küchenregale ragten und an den Wänden die Gabeln, Löffeln, Zangen, Beile gleich — Folterwerkzeugen. Es mußte eine sehr strenge Hausfrau sein! Denn wenn sie in die Küche trat, konnte ich an dem bösen Gesichtsausdruck und den fuchtelnden Händen sehen, daß sie stets mit Allem unzufrieden war. Die Bewohner waren dem Anschein nach ein kinderloses Ehepaar, denn man sah nur noch zu Zeiten den Ehegatten, eine unbeholfene, hagere Figur. Ihre Hauptsorge war, daß sie nie mit den Dienstboten auskommen konnten. Denn länger als ein, zwei Wochen hielten sie es bei ihr nicht aus. Und jedes Mal spielte sich dieselbe komische Scene in der Küche ab. Bevor noch die Herrschaft Zeit hatte, in der Küche zu erscheinen, sah man den Hausknecht schon mit irgend einem sich melden-

*) Eine der größten Irrenanstalten St. Petersburgs.

den Bauernweibe unterhandeln, offenbar um ein Trinkgeld von ihr für seine Empfehlung zu erpressen. Wenn dann die Herrschaft erschien, nahm er sofort eine gleichgültige Miene an, als habe er mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Wie viel Psychologie spielt in solche Alltagsscenen hinein! Endlich erscheint, nachdem eben eine Köchin mit Ach und Krach entlassen worden war, und die Hausfrau mit wuthschnaubender Miene die Wirthschaft selbst besorgen mußte, eines Tages in der Küche ein noch junges Bauernmädchen, fast noch ein Kind, mit verschüchterten, ängstlichen Augen. Man sieht, daß sie sich in die städtische Umgebung gar nicht hineinfinden kann; um den Mund liegt ein bitterer, schmerzlicher Zug. Um den Kopf hat sie ein einfaches Tuch gebunden, in der Hand hält sie ein Bündelchen. Die Hausfrau redet lange auf sie ein. Dann bleibt das Mädchen allein. Sie sieht sich im Raume um, dann tritt sie an das Fenster und, nach Kinderart das Gesicht dicht an die Scheiben drückend, blickt sie in den Hof hinab, der wie ein tiefer dunkler Brunnen ihr entgegengähnt. Sie schlägt die Hände erstaunt zusammen: „So hoch wohnen die Leute!" Dann hebt sie die Augen zum Himmel und betet. Er allein dort oben ist ja der Beschützer der Waisen und der Armen ... Und ich blicke wie in ein offenes Buch in dieses fremde Seelenleben, das sich dort abspielt und, da ich nichts höre, so ist mir, als könnte ich an diesen Bildern, die sich dort abspielen, an den Geberden der Menschen, die sich nicht beobachtet glauben und darum geben, so wie sie sind, an ihrem Gesichtsausdruck, als unsichtbarer Zuschauer, ihr Seelenleben belauschen. An dem trostlosen Blick des jungen Mädchens, den sie über die Dächer des Häusermeeres gleiten läßt und der dann an dem winzigen Stück Himmel sehnsuchtvoll haften bleibt, an der Aengstlichkeit, mit der sie mit den Küchengeräthschaften umgeht, sehe ich das Bild vor mir aufsteigen, wie die Noth, die Verwaistheit das Mädchen dort aus ihrem Heimatdorfe in die unbekannte Großstadt verschlagen hat. Dann sehe ich, wie die Hausfrau Abends in der Küche erscheint, wüthend gestikulirt, mit drohenden Bewegungen auf das Mädchen einredet, wie dann, sobald die Thür sich geschlossen, das Mädchen sich auf den Holzschemel niederkauert und, ihren Kopf nach Bauernart mit der Schürze verhüllend, sich über den Tisch neigt und eine Zeit lang reglos in dieser Stellung verbleibt. Wie sie dann sich aufrafft, ihr kleines Bündel herbeiholt, die Küchenlampe danebenstellt, welche die Sachen, die sie ihm entnimmt, mit ihrem Schein beleuchtet: einige Glasperlen, ein Heiligenbild, ein rothes Tuch, wie sie das Alles ausbreitet und sich über ihren Schatz neigt. Die Lampe beleuchtet ihr blondes Haar. Jetzt steigen alle die Bilder aus der Heimath vor ihr auf: die Sonne, die Wiesen, die Hütte, der Wald, der sie zu sich rief, die Linden und Birken, welche im Winde rauschten und ihr etwas zuflüstern und sie zu sich rufen ... sie neigt sich tiefer über die Sachen und dann erschüttert ein Schluchzen ihren ganzen Körper, in hülfloser Verzweiflung, wie ein flatternder Vogel, der sich in die Falle verfangen hat.

Ja, wenn man so durch das erleuchtete Fenster ein Seelenleben sich abspielen sieht, wenn man sieht, wie dort eine menschliche Seele sich quält, hülflos verzweifelt, und das Alles so nah, so ganz vor Augen, nur durch zwei Fenster getrennt und schon ein anderes Leben, das durch die Glasscheiben mehr abgeschieden ist als durch eiserne Thüren, so, wie nur das Großstadtleben die Menschen scheidet — da helfen keine Vorhänge, womit man sein Dasein von dem Leben absperren will, das sich, durch ein paar Glasscheiben getrennt, vor Einem abspielt! Denn unsere Vorhänge heißen: die Correctheit, die Gleichgiltigkeit, und wir verhängen uns damit die Augen, die Ohren und die Seele vor fremden Unglück. Nun, ich bin ein Sonderling, und ich konnte mir die Seele damit nicht verhängen, und ich härmte mich und litt mit jener völlig fremden Seele, die dort hinter jenem Fenster lebte und litt.

Dann mußte ich verreisen. Als ich wiederkam, schien sich irgend etwas Schlimmes dort hinter den erleuchteten Glasscheiben abgespielt zu haben. Das junge Mädchen war nicht wiederzuerkennen. Das Gesicht abgehärmt, die Augen eingesunken und ihr Gang müde, erschlafft. Als dann spät Abends die Hausfrau die Küche verlassen hat, sinkt sie in angstvoller Verzweiflung auf den Küchensessel und starrt völlig trostlos vor sich hin. Dann erhebt sie sich, bleich, stellt sich vor ein Heiligenbild und betet, aber nur so wie ganz Hoffnungslose beten, die Augen starr auf das Heiligenbild gerichtet, die Hände schlaff herabhängend, unfähig das Zeichen des Kreuzes zu schlagen, ohne die Lippen zu bewegen, bleich und angstvoll — — Ich bin müde geworden vom vielen Schauen und werfe mich auf's Bett. Ob ich geschlafen habe, wie lange ich so gelegen habe, ich weiß es nicht, als ich es plötzlich wie einen inneren Ruck fühle: ich muß aufspringen, an's Fenster eilen. Das Fenster gegenüber ist weit offen und im Fensterrahmen steht eine Gestalt, die sich vornübergeneigt hat; ihr Gesicht ist aschgrau, die Augen weit aufgerissen, das Haar verwühlt, in der Hand hält sie krampfhaft ein kleines Bündel; sie hat den Blick starr auf das Stückchen Himmel über ihr gerichtet und in diesem Blick malt sich Alles: die Verzweiflung, das Leiden, die Angst. Und dann beginnt sie sich plötzlich zu bekreuzigen und zu beten. Ich überlege, was ich thun soll: soll ich rufen, aber sie könnte erschrecken, soll ich ihr etwas sagen, meine Theilnahme bezeugen, aber wie wird es wirken, ich suche nach Worten und, statt meinem Herzensimpulse zu folgen, überlege ich, suche nach einer Form, vielleicht suche ich auch jetzt noch instinctiv nach Correctheit, um mich nicht lächerlich zu machen, da ... streckt sie die rechte Hand aus, macht das Zeichen des Kreuzes über irgend etwas Fernem, Unsichtbarem, neigt sich vor ... Ich will rufen ... etwas Buntes, Großes, gleich einem Ballen wirbelt an meinen Augen vorbei, ein dumpfes Aufschlagen, ein markerschütternder Schrei ... Habe ich geschrieen? Fenster werden krachend aufgerissen, im Hofe erhebt sich ein Schreien und Laufen ... Ich liege in meinem Bette, schluchze und schreie und vor meinen Augen wirbelt jetzt unaufhörlich etwas Fürchterliches, Buntes, etwas Lebendes ...

Ich kam erst im Hospital zur Besinnung. Als ich darauf für geheilt entlassen war, ging ich gar nicht erst in mein früheres Quartier, sondern suchte mir hier eine Wohnung. Und hier lebe ich ruhig und friedlich dahin ..."

Das Gärtchen war jetzt ganz von Sonnenschein durchfluthet, die Reseden dufteten und die Veilchen steckten ihre großen blauen Augen unschuldsvoll in die Luft und an den Fenstern zwitscherten die Canarienvögel.

## Aus der Hauptstadt.

### Allerhand Nörgeleien.

„Jeder Mensch hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen würde," sagt einmal Goethe. Dieser öffentliche Muth zu sich selbst, also zur rücksichtlosen Wahrheit und Natur, zum Schwimmen gegen den Strom, meinetwegen der Hang zur Nörgelei — sollte jedem unabhängigen Zeitungsschreiber eignen.

*

Wären die Yankees mit ihrem Krieg auf Actien nicht plump dazwischengefahren, dieser heillos verregnete Sommer hätte ein Vorgeschmack von Kant's ewigem Frieden sein können. Zum Glück bläst man nun auch in Washington und Madrid endlich die Friedensschalmei, dort mit Hip Hip Hurrah, hier mit Seufzern und Caramba-Flüchen untermischt. Nun aber Schluß! Wer jetzt noch den Frieden stört, Krieg ihm!

*

So meint es wohl auch der Zar, der neueste und mächtigste Friedensfanatiker. Die Oelzweigschwingerin Bertha v. Suttner verräth uns eben, daß sie im vorigen Herbste beim Darmstädter Hofmarschallamt angefragt habe, ob ein ihr befreundeter französischer Mäcen dem Kaiser für seine Privatgallerie ein großes allegorisches Gemälde zur Verherrlichung der Friedensbestrebungen stiften dürfe. Väterchen lehnte die Huldigungsgabe mit der Begründung ab, daß Paris ein geeigneterer Ort für das propagandistische Bild wäre, da die Angehörigen aller Nationen dort zusammenströmen. Daraus schließt Tante Bertha, daß Wahrhaftigkeit und Friedfertigkeit schon lange dem jungen Kaiser als die höchsten Ideale erschienen seien, und raucht ihre Friedenspfeife weiter.

*

Der Augenblick, die zarische Friedensliebe zu manifestiren, ist immerhin seltsam gewählt. Rußland, das die polnischen Regimenter noch immer nicht von unserer Grenze zurückgezogen hat, steht überdies im Begriffe, halb China mit Eisenbahnen und Kaufleuten zwar friedlich, doch gleichzeitig auch mit bewaffneten Stationsposten, den Kanonen von Port Arthur, der Freiwilligenmarine und einer sehr ansehnlich vermehrten Kriegsflotte zu erobern. Dazu muß es allerdings Freiheit des Rückens haben und Sicherheit für den europäischen Theil seines Weltreichs. Ferner braucht es Geld, viel Geld. Eine neue Anleihe soll aufgenommen, zum mindesten der Rest einer Anleihe begeben werden, die Rußland bereits vor Monaten abgeschlossen hat. Das Consortium, das die Prioritäten übernommen, verfährt demnach sehr praktisch, wenn es diesen Rest eben jetzt emittirt, wo der Selbstherrscher sich ausdrücklich zu einer Politik des Friedens bekennt. Also diesmal ein Frieden auf Actien.

*

Meint es der Zar ganz ehrlich mit seiner Friedensliebe, so liegt eine feine Ironie in seiner Antwort an die österreichische Baronin. Das Friedensbild soll nach Paris, um zugleich die offenen und heimlichen Revanchemänner zu bekehren. Bei den französischen Zweibundsbrüdern sitzen in der That die größten Feinde der Abrüstung und des ewigen Friedens. Nur schüchtern wagen sie es jetzt, dem friedliebenden Zaren zu widersprechen, aber sie sind heimlich fest entschlossen, seinen Antrag durch feine Intriguen zu Fall zu bringen, ohne die geliebte Allianz zu compromittiren. Wasch' mir den russischen Bärenpelz und mach' ihn nicht naß.

*

Vielleicht schickt man eine Copie des friedenswunderthätigen Bildes nach England auf Wanderausstellungen. Denn was soll aus dem „perfiden Albion" werden, wenn einmal die Völker des Continents sich nicht mehr bis an die Zähne rüsten, ihre jungen Volkskräfte in ihrer Blüthe nicht mehr in die Casernen einsperren und mit entbundenen Kräften ungestört Handel und Gewerbe treiben und also England Concurrenz machen? Das wäre ja das Ende der Welt, wenigstens der englischen.

*

Der Mitteleuropäer aber bedarf des Bildes nicht. Er ist für die Friedensidee ohnehin gewonnen. Die Abrüstung wird dann den Tschechen, Schlachzizen und Hunnen gestatten, unterm väterlichen Wohlwollen ihres Jubelkaisers die Deutschösterreicher vollends todtzuschlagen, und Italien mit seinem ruinösen Großstaatkitzel kann mit dem ersparten Kriegsbudget der Verpowerung seines Volkes steuern und seine wackelnde Dynastie festigen. Und im Reiche der Mitte? Auch da schwärmt Alles in Friedenswonne. Kaiser Wilhelm II. hält zwar für's Erste noch Paraden ab, doch nur um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, auch knallen gerade Millionen blinde Schüsse bei den großen Manövern, allein die freisinnigen Zeitungen haben bereits abgerüstet und den entwaffneten Frieden verkündet. Da kann es nicht fehlen. Europa ist entwaffnet.

*

Groß stehen zumal die Friedensvereine und internationalen Schiedsgerichte da. Nur sie haben ja, wie sie schwören, dem russischen Autokraten die Idee von der Abrüstung suggerirt. Sie werden auch dem künftigen Congreß ganz gewiß die Mittel und Wege zeigen, wie diese Abrüstung vor sich zu gehen hat, welcher Anton zuerst den Degen einstecken soll, und wie viel hunderttausend Mann pro Armee an ihren häuslichen Heerd heimgeschickt werden. Und da man in unserer gebrechlichen Welt nie mißtrauisch genug sein kann, so zeigen sie wohl auch die Möglichkeit einer internationalen Controle, damit die auf dem Papier entwaffneten Mannschaften in Wirklichkeit nicht doch noch kriegsbereit in Wehr und Waffen stehen und in den Künsten des uniformirten Massenmordes ferner theoretische Ausbildung empfangen. Spione werden gesucht!

*

Es scheint fast, als hätte der Zar nur den Tod des großen Skeptikers im Sachsenwalde abgewartet, ehe er mit seinem lange vorbereiteten Friedensmanifest hervortrat. Fürchtete er ein tödtliches Epigramm des einzig Unsterblichen unserer Zeit? Keine Frage, der gewaltige Gewaltmensch dachte über alle Abrüstungsvorschläge genau so, wie der große Schweiger, der den Krieg als eine Nothwendigkeit bezeichnete, den ewigen Frieden als einen Traum und nicht mal einen schönen Traum. Und wenn Bismarck noch das Steuer unseres Staates mit klugem Maaße lenken könnte, dann hätte er wohl auf die vielleicht hinterlistige, vielleicht auch blos romantische Schrulle des weißen Zars eine ganz aparte Antwort: drei neue Armeecorps! ☞

---

## Dramatische Aufführungen.

Blumenthal's Abschiedsvorstellung im Lessingtheater. — „Reichsfürst und Landesherr". Historisches Schauspiel in 4 Acten von E. von Weitra. (Neues Theater.) — „Johanna." Schauspiel in 3 Acten von Björn Björnson. (Deutsches Theater.)

Am Friedrich Karl-Ufer gab es ein Familienfest der Sippen und Magen des scheidenden Theaterdirectors Oscar Blumenthal. Auf der Bühne die Mitglieder mit ihren Blumenspenden und einem vor Wehmuth kunstgerecht tremolirenden Sprecher, mitten unter ihnen der plattfüßig trippelnde Director, der in seinem blumenreichen Stil mit den stereotypen Gedankenstrichen, die keine Gedanken, und den drei Punkten, die keine Witze verbergen, eine rührsame Abschiedsrede lispelt, und vor ihm das berüchtigte Premièrenpublicum von Börsianern, Theateragenten und Mitternachtkritikern nebst mehr oder minder dazu gehörigen aufgedonnerten Damen. In der Parterreloge links aber thronte zum letzten Mal, wie immer hübsch weiß und roth, die Frau Directorin, die der Braunschweiger Hans Herrig — wer weiß warum! — seine „Landesmutter" zu nennen pflegte und übte noch vor Thorschluß ihre seit zehn Jahren mit wirklich landesmütterlichem Scharfblick gepflegte Kunst der Controle über die Freibillettler, ob sie auch wirklich ihre Plätze selbst besetzt oder etwa freventlich einem drängenden Schneider an Zahlungsstatt abgetreten. Und alle die Ovationslustigen auf und vor der Bühne, sie wirkten begeistert mit bei dieser ergötzlichen Apotheose. Nur wenige Poeten, das heißt Dramatiker im Besonderen, waren im Zuschauerraum zu sehen. Was sollten sie auch bei dieser Feier einer zehnjährigen Pascha- und Mißwirthschaft? Wohl war das Haus in einer Anwandlung frecher Laune auf Lessing's Namen getauft worden, doch unter dem modernen Lessing verstand der Gründer nur sich selbst, der da geradenwegs vom Recensentenstühlchen des Berliner Tageblatts kam, wo er jeden höheren Dichterflug zu verhöhnen und nur jene Stücke zu loben pflegte, für die er die Bearbeitung besorgt oder Couplets geschrieben hatte, und sein „Theater der Lebenden" sollte nicht Anderen Ruhm und Tantièmen bringen, sondern nur ihm selbst und seiner Blumenthalia. Seine Schöpfung war ein Erzeugniß des Neides. Als er sah, daß seine ersten Zufallserfolge im Deutschen Theater Herrn L'Arronge bereicherten, wollte er das Wasser auf seine eigene Mühle leiten. Aber die Strafe folgte bald. Alle seine ohnmächtigen Versuche, ein neuer Molière oder Lessing, ein Schöpfer des modernen höheren Gesellschaftsstückes zu werden, verfagten kläglich. Sobald Oscar uns feinkomisch oder gar tragisch kommen wollte (Sammt und Seide, Schwarzer Schleier, Anton Antony, Heute und Gestern, Gräfin Fritzi u. s. w.) blühten ihm nichts als Mißerfolge. Vor dem drohenden Bankrott im ersten Winter rettete ihn noch in der elften Stunde der „Fall Clémenceau". Und wieder ein Anderer als der Director brachte das Lessingtheater in Flor: Sudermann. Die Spielzeiten, die im Zeichen der „Ehre" und „Heimat" standen, bilden den Höhepunkt des Theaters. Der rasche Verfall, den wir damals hier voraussagten, traf buchstäblich ein. Sudermann kehrte dem „Lessing-Theater" angewidert den Rücken, und die Darstellung, in der eine diamantenstrahlende Dilettantin wie Frl. Jenny Groß als Star auftrat, sank auf die künstlerische Stufe mittlerer Provinzbühnen herab. Immerhin hatte Blumenthal, der das Prestige auf andere Musentempel übergehen sah, die relative Genugthuung, eine ergiebige Specialität zu finden. Er erinnerte sich Boileau's Wort, sein Talent nicht zu forciren und in der Bescheidenheit der Natur zu bleiben, und wurde ein Possen- oder Schwankschreiber. Von der Nachahmung Lindau's, in der sich seine ersten Stücke bewegen, ging er zur Nachahmung von Moser und Schönthan über. Hier blühten ihm — zuerst mit der läppischen „Großstadtluft", zuletzt mit dem „Weißen Rößl" — wirkliche Erfolge, leider bloß halbirte, denn sein Dichter-Socius Kadelburg mußte ja sein stets undramatisches Gestalten mit klugem Schauspielerverstand erst bühnengerecht machen. So war also sein Glück, künstlerisch und materiell, kein ungetheiltes: dort der Verzicht auf die Literaturfähigkeit, hier auf die Hälfte der Tantièmen. Das ist denn auch der heimliche Schmerz seines Lebens, und ihm haben wir es zu verdanken, daß er in einer verdrießlichen Spielerlaune sein Directorat niederlegte und, ganz wie seiner Zeit der freilich dabei reich gewordene L'Arronge, sein Theater an den ersten Besten verpachtete, sofern ihm der Unvorsichtige nur versprach, seine Stücke künftig unbesehen anzunehmen. Die dramatischen Dichter aber, die Blumenthal immer von seiner Bühne möglichst fern gehalten oder auch, im Fall eines Erfolges, zu Gunsten seiner eigenen Stücke vom Spielplan abgesetzt hatte — die Wilbrandt, Voß, Franzos, Heyse, Hopfen u. v. A. können ein Lied davon singen — sie werden jetzt das „Uff" der Erleichterung ausstoßen. Hoffentlich wird das Lessingtheater nun wirklich eine Bühne der Lebenden, eine freie Bahn für jedes wirkliche Talent. Das französische Gesetz aber, daß kein Theaterdirector auf seiner Bühne eigene Stücke aufführen darf, hat sich als einführungswerthe Vorschrift erwiesen. Hätten wir ein solches Verbot, so wäre es zwar zum Nachtheil scrupelloser Bühnenspeculanten, aber zum Vortheil unserer Kunst. Inzwischen mag es als ein moralischer Grundsatz hingestellt werden, daß kein Theaterdirector zugleich sein Theaterdichter sein darf, und daß dies genau so unanständig ist, wie wenn ein Stückeschreiber oder der Gatte einer Schauspielerin Theaterkritik treibt.

Ob das Lessingtheater unter Blumenthal's Nachfolger noch eine literarische Bühne wird, muß sich bald genug zeigen. Wie Blumenthal, Schlenther, Brahm, Löwenfeld, ist auch Herr Otto Neumann-Hofer aus dem Berliner Journalismus hervorgegangen, und ganz wie Brahm von der Vossischen Zeitung, so ist auch er vor ein paar Jahren vom Berliner Tageblatt Knall und Fall entlassen worden. Die Witzblätter besangen damals in lustigen Vierzeilen den Sturz des Mosse'schen Recensenten, der nun plötzlich auch bei den Dramenschreibern, Directoren und Schauspielerinnen in Ungnade gefallen sei. Nach seinen verunglückten Versuchen, das altersschwache Magazin für die Literatur des In- und Auslands flott zu machen und eine große Romanzeitschrift zu gründen, hat er jetzt, gleichfalls wieder mit seines engeren Landsmanns Sudermann Unterstützung, das Lessingtheater gepachtet, und nun können die Blätter witzeln, daß nach Brahm, Schlenther, Blumenthal u. s. w. wohl auch noch die Herren Leckert und Lützow Berliner Theaterdirector spielen werden. Sicher ist, daß das Debut der neuen Direction des Lessingtheaters keine großen Hoffnungen erweckt hat. Herr Neumann-Hofer, der sich irgend welcher verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Sandwirth von Passeier rühmen soll, obwohl er aus einer arg östlichen Gegend nach Berlin kam, hat Shakespeare's Historie „König Heinrich V" in Dingelstedt's absurder Verballhornung für den Eröffnungsabend erwählt und mit übertriebener Meiningerei lärmend und gedankenlos in Scene gesetzt, unterstützt von einigen Lustspielcomödianten und einem Coulissenreißer, der den Prinzen Heinz mit ebenso viel falschen Betonungen als Soloscenen ausstatten durfte. Wie wir Herrn Blumenthal nach dem „Nathan" seines Eröffnungsabends riethen, doch lieber Lessing zu entsagen, so rathen wir nun auch Herrn Neumann wohlmeinend von Shakespeare ab. Ueber Schönthan und Kadelburg reicht sein Bühnenverstand wie sein Personal vorläufig nicht. Und wenn er, immer strebend sich bemühend, nach all' den Benedixiaden doch nach etwas Höherem sich sehnt, so versteige er sich lieber einmal — etwa in der lustig gespensternden Bearbeitung Lindau's — bis zu Immermann's Verherrlichung seines fragwürdigen Ahns Andreas Hofer. Vielleicht zeigt uns dann ein Schlußtableau den Stammbaum des Tiroler Nationalhelden, auf dessen höchstem Aste sich sein kleiner ostpreußischer Enkel Otto Neumann-Hofer sammt seiner Eheliebsten, der ebenso fruchtbaren als furchtbaren Romandichterin Annie Bock, vergnüglich schaukelt.

Nicht minder unglücklich verlief der Eröffnungsabend der Direction Nuscha Butze-Beermann im Neuen Theater, denn das historische Schauspiel mit dem Colportageromantitel „Reichsfürst und Landesherr" war auch gar zu naiv. Der große Kurfürst im Kampfe zwischen seinem deutschen Reichsgefühl und seinem preußischen Particularismus, ein

verrätherischer österreichischer Generalissimus, der geschlagene Turenne, die vertagten Schweden, klappernde Rüstungen, Pulverdampf und Hurrah; es ist wie die Scheerenarbeit aus einer patriotischen Jugendschrift von Bruno Garlepp oder Franz Heyer, das Ganze in öde Jamben gegossen, ohne Geist und Bühnenkunde. Warten wir also die nächste Novität ab, ehe wir über das neue Familientheater der beliebten Schauspielerin, seine Leistungen und Aussichten unser Sprüchlein sagen.

Auch im Deutschen Theater ist die Saison eröffnet, denn das erste Stück ist bereits durchgefallen. Und doch hätte das an fein ausgearbeiteten Stimmungsbildern reiche Schauspiel von Björnson Sohn ein besseres Schicksal verdient, als bloß von den Freunden des Hauses, des Verfassers und dessen Verlegers bejubelt und allen übrigen Zuschauern angegähnt und ausgezischt zu werden. Wir haben den jungen Bären Björn vor bald zwei Jahrzehnten im Kreise eines Revolutionärs der Literatur kennen gelernt, der seither seinen literarischen Größenwahn nur noch in militärischen Stilübungen austobt und besonders gern Moltke verbessert. Damals war Björn deutscher Schauspieler, sogar bei den Meiningern, ein liebenswürdiger blonder Jüngling, der für Grün-Deutschland mehr zu schwärmen schien, als für seinen großen Vater. Wenn man jetzt sein Schauspiel betrachtet, gewahrt man diese einseitige Schwärmerei noch immer; sein Stück hat leider weniger von Björnson, als von Sudermann's und Hauptmann's Nachtretern und ist nur eine norwegische Imitation der sogenannten Berliner Ibsen-Schule, wie wir sie von Halbe und Dreyer bis Hirschfeld und Krack schaudernd genossen haben. Gemeinsam mit diesen Naturalisten hat Björn vor Allem, daß ihm keine irgendwie interessirende Handlung einfällt. Für die Heldin könnten wir uns zur Noth erwärmen: eine brave Clavierlehrerin in engsten Verhältnissen, aus denen sie sich heraussehnt, verlobt von Kindheit an — am Todtenbette des Vaters, wie das in den ältesten Schmökern beliebt ist — mit einem künftigen Pastor, der ihrer Seele nichts ist, und dem sie deßhalb entflieht, hinaus in die freie Welt, in die Kunst und in die Arme des blonden Dichters Sigurd. Die Umwelt des norwegischen Bürgerthums, die Ibsen so meisterlich geschildert, wird uns abermals in ihrer Enge und Gedrücktheit vor Augen gesetzt, und Alles rundet sich zum Bild und wird Farbe und Leben. Die ewigen Zankduette freilich zwischen der ohne Zweifel etwas hysterischen Johanna und dem philiströsen, eifersüchtigen Candidaten, wo jedes Wort unterstrichen, jede Kleinigkeit aufgebauscht erscheint, wirken auf der Bühne zuletzt eintönig. Zum Glück sind als Repoussoir einige heitere Kinderscenen und Figuren da, wie der kuppelnde Onkel Sylow mit seinem behäbigen Humor — kein neuer Typus, aber hübsch erneuert — und der frische, kecke Poet, der zuzugreifen versteht. Wie die Beiden sich in einer wortkargen Scene finden, das ist sehr talentvoll gemacht. Das Ganze krankt leider an der Unbedeutendheit des Stoffes, an dem Mangel eines dramatischen Kerns, an der Unklarheit der Motive und einer Schlußlosigkeit, die sich das Publicum heute nicht mehr gefallen lassen will. Einem Interviewer gegenüber hatte der Dichter die stimmungsvolle Spielweise des Deutschen Theaters über den Schellendaus gelobt, aber er wird nun wohl einsehen, daß diese angebliche Natürlichkeit nicht ohne Gefahren ist. In der That war denn auch die Aufführung unter der Kanone. Herr Sauer verzapfte wieder seinen trockenen Schleicher, den einzigen Charakter, den er darzustellen vermag, Herr Reicher ließ den Theateronkel auch nie vergessen, die Darstellerin der Johanna war die liebe Unzulänglichkeit, und Herr Rittner hätte nicht kunstvoll zu stottern brauchen, — man versteht ihn auch so nicht. Wenn der Director Björn Björnson diese Spielweise, die er wenigstens vor seiner Première so sehr bewunderte, in Norwegen einführen will, so haben wir nichts dagegen. Hier in Berlin lockt man damit keinen Hund mehr vom Ofen und keinen zahlenden Zuschauer in's Theater.

## Notizen.

Max Stirner's Kleinere Schriften. Herausgegeben von John Henry Mackay (Berlin, 1898). Der Gigerlanarchismus ist wieder aus der Mode gekommen, und trotz aller Bemühungen des wortreichen Schotten um Caspar Schmidt, genannt Stirner, ist auch das Interesse für den Einzigen und seine Paradoxien längst verraucht. Mit der Herausgabe solcher verschollenen Tagesaufsätze wie die vorliegenden wird man den Todten am wenigsten galvanisiren. In dem ersten dieser Essays kündet sich schon der Ideengang des „Einzigen" an, doch war die darin erhobene Forderung der Erziehung zur „Persönlichkeit" selbst für die damalige Zeit gar nichts Neues. In Stirner's Gegenrecensionen auf die von Feuerbach, Moses Heß und Kuno Fischer verfaßten Kritiken des „Einzigen" zeigt sich am Deutlichsten, wie ärmlich das Resultat der im „Einzigen" angestellten Untersuchung war. Die Entgegnungen Stirner's sind schwach und verdienen kaum noch die Ehre der Lesung. Ihre Dürftigkeit steht in possirlichem Gegensatze zu Mackay's geschmacklosen Uebertreibungen, z. B. daß Stirner's „unsterbliches" Buch eine Tragweite beanspruche, welche dereinst nur mit der Bibel verglichen werden könne! Mit derlei Hyperbeln schadet Mackay seinen Abgott und schreckt Leser und Käufer nur ab. Wer sich für den „Einzigen" interessirt, möge sich also an die billige Reclam'sche Ausgabe halten und nicht an diese protzigen und phrasengeschwellten Berliner Büchermachereien.

Mit seiner neuen Sammlung „Die Welt in Photographien" hat Joseph Kürschner wieder einmal einen glücklichen Griff gethan. Die uns vorliegende Probemappe enthält die Berliner Sehenswürdigkeiten, es ist aber Kürschner's Absicht, allmälig alle Erdtheile, zunächst natürlich Europa und hier wieder vorzugsweise Deutschland und die von Deutschland am Meisten besuchten Länder herauszugeben. Es sind Momentphotographien, sogenannte Mattbilder oder Platinotypien von großer Schärfe und hervorragender Schönheit. Den einzelnen Photographien sind auf der Rückseite entsprechende Texte beigegeben, die nicht nur das Dargestellte schildern, sondern auch dem Touristen u. s. w. natürliche Fingerzeige, besonders hinsichtlich des Auffindens von Sehenswürdigkeiten, geben sollen. Wer je auf einer Reise den Wunsch hatte, ein Abbild an Ort und Stelle als Andenken mitzunehmen, hat sich in den meisten Fällen über schlechte Aufnahmen oder Abzüge ärgern müssen. Auch die eigenen Aufnahmen mit dem Kodak ꝛc. erweisen sich oft, wenn man sie zu Hause entwickeln will, als Nieten. Kürschner's Bilder ersparen uns diesen doppelten Aerger. Einmal sind sie wesentlich billiger als die bisherigen Photographien und zwar ist das gelungen durch Anwendung des neuen, höchst originellen Verfahrens der Kilometer-Photographie, und während bisher ein Cabinetbild 60 Pfg. und mehr kostete, ist der Verkaufspreis einer ganzen Sammlung nur à 20 Pfg., wobei noch die geschmackvolle Mappe, eine Gegend, Stadt u. s. w. umfassende Bilder gratis beigegeben wird. Dann aber stellt hier Kürschner dem vielfach zur Geschmacklosigkeit ausgearteten Sport des Ansichts-Postkarten-Sammelns ein anderes und werthvolleres Sammelobject entgegen, indem einzelne Blätter in einem Couvert mit Schutzlöschkarten und mit einem Gruß versehen von der Post befördert werden können. Hoffentlich begegnen wir Kürschner's Bilder bald aller Orten, wo es was Schönes zu sehen und in Effigie bequem nach Hause zu tragen giebt.

„Hanfried." Von Carl Schultes. (Berlin, Schriftenvertriebsanstalt.) Schultes wählt gern seine fränkische Heimath zu den Schauplätzen seiner Geschichten. Ein einfaches Liebespaar, ein junger Sargschreiner und ein Bürgermädchen, wird am Verlobungstage von einem Schicksalsschlag heimgesucht. Durch einen Nebenbuhler mit einem Betäubungsmittel vergiftet, soll Hanfried als Scheintodter bestattet werden, und erst im letzten Augenblicke wird die ruchlose That entschleiert und das Schrecklichste verhütet durch die vereinten Bemühungen zweier zuerst in Feindschaft lebender Armenhäusler, die unter rauher Rinde doch edle Herzenseigenschaften verbergen. Die Charakterzeichnung dieser beiden Alten, des Franzosen-Heiners und der Kathrine, ist Schultes vorzüglich gelungen. Auch wußte er einen in der Zeit und den Anschauungen der weltfernen Kleinbürger begründeten Hang zum Aberglauben geschickt zur Schürzung des Conflictes und zur farbenreichen Belebung der Handlung zu verwerthen. Die Volksbräuche, die Eigenart des Innungswesens, und viele verwandte Züge hat Schultes in jüngeren Jahren auf seinen Wanderungen in der Heimath der Wirklichkeit abgelauscht, alle diese Erinnerungen fanden nun in dieser Erzählung an richtiger Stelle künstlerische Verwerthung. Trotz der höchsten Einfachheit muß dieses mit sonnigem Gemüth geschriebene Lebensbild auf das Ergreifendste wirken, es ist ein Volksbuch, kernig, einfach, wie es sein soll, voll hohen, sittlichen Gehaltes. Das Schönste daran ist aber der frische, jugendliche Zug, der nirgend den 76jährigen Dichter verräth. Heute wo allerorten Volksbibliotheken und Freibüchereien gegründet werden, machen wir auf den Volksschriftsteller Schultes besonders gern aufmerksam. Möchte seine gesunde Hausmannskost viele Leser erquicken und erheben!

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

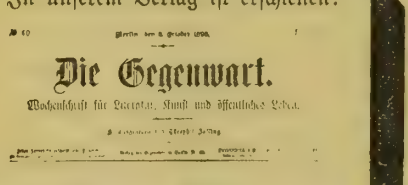
# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler, Braunschweig**
(gegründet 1883).

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:



## Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach im Beuel a. Rhein.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**
Herausgegeben
von
**Egbert Müller.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

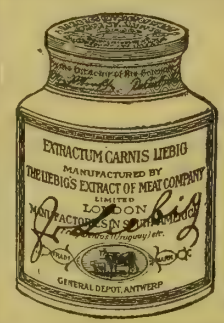
Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Yigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.




# LIEBIG Company's
## FLEISCH-EXTRACT.

**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Einfache und rasche Bereitung vortrefflicher Fleischbrühe.

*Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie*

*1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf*

*1 Gros Nr 402: M 3.—*
*¼ Gros: M —.80*

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 17. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur agrarischen Frage. Von Carl Andresen. — Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal. Von einem Augenzeugen. — Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten. Von Carl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Gegen die moderne Kunst. Von Graf Leo Tolstoj. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt. — Theater-Erinnerungen. Von Carl Schultes. — **Feuilleton.** Die Cravatte. Von Jean Aicard. — **Aus der Hauptstadt.** Der Posaunenkönig. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur agrarischen Frage.

Von Carl Andresen.

E. von Hartmann hat an dieser Stelle (siehe „Gegenwart" vom 4. und 11. Juni d. J.) dargelegt, daß die heutige Nothlage der Landwirthe nur durch Zwangstilgung der bestehenden Hypothekenschulden zu beseitigen und eine weitere Verschlimmerung nur durch Schließung der Grundbücher für Neueintragungen zu verhüten ist.

Das Recht, Immobilien zu verpfänden, ist national-ökonomisch von keinerlei Vortheil, wohl aber von großem Nachtheil. Vortheil bringt es nur dem Capital, dem es dauernde Sicherstellung ermöglicht. Wo immer das Hypothekenrecht Eingang gefunden hat, sind die wirthschaftlichen Zustände entsprechend unsolider und unsicherer geworden.

Die gesetzliche Aufhebung des Hypothekenrechtes ist kein ungerechter Eingriff in die persönliche Freiheit des Einzelnen, sondern ein künstlich geschaffenes Recht, durch welches ein Mißbrauch der persönlichen Freiheit ermöglicht ist, wird hierdurch wieder aufgehoben. —

Auch unter Denen, welche die Nützlichkeit der Aufhebung des Hypothekenrechtes zugeben, dürften die Meinungen darüber auseinander gehen, wie eine Aufhebung der heute bestehenden hypothekarischen Verschuldung der Landwirthschaft am zweckmäßigsten zu bewirken sein wird.

Es ist eine Umwandlung der bestehenden Hypotheken mit festem Zinsfuß in Betheiligungsantheile vorgeschlagen worden. Die Landwirthe hätten dann anstatt der festen Zinsen eine der Höhe und Priorität des schuldigen Geldes entsprechende Quote ihres Nettoertrages an die Gläubiger auszukehren, wobei sie den Vortheil hätten, daß sie niemals in die Lage kommen könnten, einen Zins bezahlen zu müssen, welcher nicht herausgewirthschaftet worden ist. Sie würden dann auch im Falle eines geringeren Ertrages ihren Hypothekengläubigern gerecht werden können. Doch würden solche Consortial-Hypotheken (Prioritätsactien) eine andere große Gefahr für die Schuldner in sich bergen. Nehmen wir einmal an, ein Landgut im Verkaufswerthe von 100 000 Mark bei durchschnittlichem jährlichen Nettoertrage von 4000 Mk. sei hypothekarisch belastet mit:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Mk. 25 000.— | zu | $3\frac{1}{4}$ % | = | Jahreszins Mk. | 812.50 |
| „ 25 000.— | „ | $3\frac{1}{2}$ % | = | „ „ | 875.— |
| „ 25 000.— | „ | 4 % | = | „ „ | 1000.— |
| | | | | Mk. | 2687.50 |
| wobei dem Besitzer für seine Arbeit und seine eigenen 25 000 Mk. vom Nettoertrage | | | | „ | 1312.50 |
| | | | | Mk. | 4000.— |

blieben. Würden die Hypotheken in Consortial-Hypotheken umgewandelt, dürfte die Sache — von einer bei solcher Umwandlung eventuell mit zu verrechnenden Amortisationsquote abgesehen — sich etwa wie folgt stellen. Der Gutsbesitzer würde zu zahlen haben für:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Mk. 25 000.— | 20 % | vom Nettoertrag | = | Mk. 800.— |
| „ 25 000.— | 22 % | „ „ | = | „ 880.— |
| „ 25 000.— | 25 % | „ „ | = | „ 1000.— |
| | | | | Mk. 2680.— |
| wobei für ihn und seine eigenen 25 000 Mk. 33 % | | | = | „ 1320.— |
| | | | | Mk. 4000.— |

blieben. Falls nun aber der Ertrag einige Jahre lang von 4000 Mk. auf 1000 Mk., von 4 % auf 1 %, zurückgehen sollte, und der erste Hypothekengläubiger somit statt 800 Mk. nur 200 Mk. als Zins für 25 000 Mk. erhalten würde, liegt die Gefahr nahe, daß selbst dieser sein Geld kündigen würde, was der Inhaber einer ersten Hypothek zu festem Zinsfuß nicht thut. Da bei schlechtem Ertrage selbst das erste gekündigte Geld anderweitig schwer gegen Betheiligung wieder zu beschaffen sein würde, würde die Subhastation folgen, in welcher dann wohl der erste Hypothekengläubiger — oder sein Hintermann — das Gut in seinem Posten erwerben würde. Er würde dann bei unverändertem Ertrage statt $\frac{20}{100}$ von 1 % $\frac{100}{100}$ von 1 % erzielen. Das Gut wäre aus der Hand des Landwirthes zu billigem Preise in die Hand des Hypothekengläubigers übergegangen. Die Consortial-Hypotheken würden für die Landwirthe wegen der in schlechten Jahren stets zu gewärtigenden Subhastation gerade besonders gefährlich sein und dieser Vorschlag ist deßhalb zu verwerfen.

Bei der von Hartmann vorgeschlagenen, beim zu erwartenden Fallen des Zinsfußes zwangsweise einzuführenden Amortisation der bestehenden Hypotheken mit $\frac{1}{2}$ % jährlich dürften von vielen Hypothekengläubigern, von Sparcassen, Unterstützungsinstituten, kleinen Rentnern ꝛc. die dargeliehenen Gelder gekündigt werden, weil sie hypothekarische Amortisationsguthaben nicht gebrauchen können und nicht bewilligen würden. Es würde jeder Zwang fehlen, die Einwilligung hierzu zu erlangen. Da die gekündigten Gelder anderweitig mit der Bedingung der jährlichen Amortisation möglicherweise schwer wieder zu beschaffen sein würden, würde der Staat wohl gezwungen sein, durch Gewährung von Amortisations-Hypotheken seinerseits helfend einzugreifen. Ist dieses aber zu erwarten, so dürfte eine vorherige Verstaatlichung der ländlichen Hypotheken bis zu einer gewissen Höhe (siehe meinen Artikel in der „Gegenwart" vom 2. Februar 1895), eine

staatliche Schuldentlastung zum Zwecke der Durchführung der Amortisation vorzuziehen sein. —

Die Forderung der Agrarier, zum Bimetallismus zurückzukehren, mag unseren Blick von den zu erwartenden Wirkungen der stetig wachsenden Zunahme der Goldproduction abgezogen haben. Dieser ist noch nicht genügend Beachtung geschenkt worden. Die enorme Goldzunahme muß nach und nach eine Verschlechterung des Geldes in noch größerem Maaße bringen, als sie ohne solche Zunahme der Bimetallismus bewirken würde. Der stetig wachsenden Goldzunahme muß, von anderen Umständen abgesehen, wenn auch nicht unmittelbar, so doch früher oder später, eine Steigerung des Geldwerthes der Landgüter folgen. Die Rückzahlung der Hypothekenschulden wird den Besitzern durch die Geldverschlechterung erleichtert werden; der Antheil von ihrem Ertrage, den sie nicht an die Hypothekengläubiger abzugeben haben, wird ein größerer werden. Dieser Vortheil würde aber beim Fortbestand unseres Hypothekenrechtes nicht der Landwirthschaft, sondern dem Capitalismus zu Gute kommen. Die letzten Hypotheken würden um so sicherer, die Beleihungsgrenze würde weiter hinauf gerückt und neue Hypotheken möglich und thatsächlich genommen und gegeben werden. Wir würden uns dadurch von der Gesundung immer weiter entfernen, weßhalb mit Schließung der Grundbücher für Neueintragungen nicht bald genug vorgegangen werden kann.

Die Mehrzahl der jungen Landleute wird nicht in der Lage sein, ein Gut baar auszubezahlen. Hartmann's Forderung: „Niemand dürfte ein Gut kaufen, welches er nicht baar ausbezahlen kann", wird sich nicht verwirklichen lassen. Ja, es wäre auch wohl gar nicht wünschenswerth, daß nur reiche Leute oder junge Landwirthe, welche ein Gut ganz bezahlen können, ein solches kaufen würden, da bei diesen in der Regel weniger Energie zur Bewirthschaftung des Gutes vorhanden sein würde, als bei Denen, welche das Gut erst nach und nach schuldenfrei zu machen streben sollen. Und weßhalb sollte Jemand, welcher die Fähigkeit in sich fühlt, durch Sparsamkeit und tüchtige, intensive Bearbeitung ein Gut allmälig schuldenfrei zu bekommen, also ganz als Eigenthum zu erwerben, solches nicht kaufen? Allerdings darf er seine Kräfte nicht überschätzen; Jeder muß sich vor einer Unternehmung hüten, deren Größe seine persönlichen und finanziellen Kräfte übersteigt.

Den Verkauf eines Landgutes denke ich mir bei gesetzlichem Verbot hypothekarischer Beleihung etwa wie folgt: A ist alt und will sein Landgut im Verkaufswerthe von 100 000 Mk. mit einem jährlichen Nettoertrage von 4000 Mk. verkaufen. Ein junger Landmann B besitzt reichlich 50 000 Mk. und möchte das Gut kaufen. Nach unseren heutigen Gewohnheiten würde das Restkaufgeld hypothekarisch zu Gunsten A's etwa zu $3\,^1/_4\,\%$ (= Mk. 1625.— Jahreszins von 50 000 Mk.) eingetragen werden, — im Falle es nur Consortial-Hypotheken geben würde, etwa zu 40 % vom Nettoertrage. Giebt es nun keine Hypotheken mehr, so könnte ja A das Gut an B verkaufen gegen eine Auszahlung von 50 000 Mk. und des Weiteren eine jährliche Zahlung von 50 % vom Nettoertrage 15 Jahre lang. In den 50 % läge dann außer den Zinsen auch die Amortisationsquote des Restkaufgeldes. B würde vorerst von dem halben Ertrage des Gutes leben müssen und nach Ablauf der 15 Jahre sein Gut schuldenfrei haben; er könnte dann beginnen, für seine Kinder zurück zu legen. In der Praxis würde sich die Sache dann wohl so stellen, daß der verkaufende A sich gegen das Restkaufgeld eine Rente aus dem Nettoertrage des Gutes nicht für eine bestimmte Anzahl Jahre, sondern eine im Verhältniß zum Nettoertrage des Gutes stehende Lebensrente, welche mit seinem Tode erlöschen würde, ausbedingen würde, deren billige Höhe der Vereinbarung beim Verkauf unterliegen und sich ebensowohl wie Zins zuzüglich Amortisationsrate feststellen lassen würde. A würde sich dann wohl so einrichten, daß er von der Rente aus dem Gute leben und das ausbezahlte Kaufgeld nebst Zinszuwachs seinen Erben hinterlassen würde; B würde nach A's Tode anfangen, für seine Nachkommen zurück zu legen, und er würde dieses um so eher thun, da er nicht gewohnt war, mehr als die Hälfte des Nettoertrages zu verbrauchen. A würde bei solchem Verkauf sehr auf die Person des Käufers sehen und nur einen tüchtigen Landwirth, welcher voraussichtlich gut und sachverständig wirthschaften würde, sein Gut verkaufen, während ihm heute die Person des Käufers gleichgiltig ist. Auch hierin liegt ein großer national-ökonomischer Vortheil. Der Credit, den B genießen würde, wäre ein Vertrauen und hiermit der ursprüngliche und richtige Charakter des Credits wieder hergestellt. A bliebe mit seinem bisherigen Wirkungskreis durch sein Interesse verknüpft und im persönlichen Connex mit B. B würde der erfahrene Rath A's zur Seite stehen und so würde auch hier sich der Regel nach von selbst ein Verhältniß entwickeln, wie es sein soll. Es würde wohl kaum vorkommen, daß A sein Interesse an dem Gute an einen Dritten cediren oder bei einem Dritten lombardiren würde, um sein Interesse anstatt dem ihm jetzt gleichgiltigen Gut anderen Gegenständen zuzuwenden, wie es bei unserer heutigen Hypothekenpraxis vorkommt.

Bei Vererbungen würde nach Aufhebung des Hypothekenrechts reale Theilung stattfinden. Freilich ist die reale Theilung nicht weiter angängig, wenn ein Gut schon so weit getheilt ist, daß dasselbe nur noch eine Familie standesgemäß ernähren kann. Ist dieses der Fall, so würde der Regel nach der älteste Sohn das Gut erben (oder, wenn dieser aus anderweitiger Neigung oder um seine Anlagen anders zu verwerthen, verzichtet, der zweite Sohn); dieser wird dann an seine Geschwister während einer Reihe von Jahren eine Quote des jährlichen Ertrages aus dem Gute abzugeben haben; seine Geschwister gehören so lange gewissermaßen zu seiner Familie. Die Geschwister aber werden die ihnen gezahlte Quote als Zins und Amortisation ihres Erbtheils anzusehen und sich auf die Zeit des Fortfalls dieser Jahresrate vorzubereiten haben.

Die nicht hypothekarisch verschuldeten Landwirthe werden sich besser gegen Nachtheile in Folge vorübergehenden Druckes auf die Preise ihrer Producte schützen können als die heutigen Landwirthe. Sie werden größeren persönlichen Credit haben. Dieses schließt aber nicht aus, daß nicht doch gesetzgeberische Maßregeln nothwendig sind, um die Landwirthe gegen Entwerthung ihrer Producte in Folge künstlicher Handelsmanipulationen zu schützen. Es werden heute enorme Quantitäten Getreide verkauft, welche gar nicht existiren, von Leuten, welche gar kein Getreide haben, sondern lediglich verkaufen, um später zu billigerem Preise zurückzukaufen und in der Voraussetzung, daß die Natur bis zum Lieferungstermin schon dafür sorgen werde, daß das, was von dem verkauften Getreide empfangen werden solle, reichlich da sei. So lastet dauernd auf den Märkten ein Quantum Getreide, welches in Wirklichkeit gar nicht existirt, und hierdurch wird dauernd ein niedrigerer Durchschnittspreis für Getreide geschaffen, als dasselbe ohne solchen Druck haben würde. Die Differenz wird den Producenten, wenn ich mich so ausdrücken darf, „von den Fixeren aus der Tasche gestohlen." Hier muß Wandel geschaffen werden und dürfte sich Wandel wohl dadurch schaffen lassen, daß gesetzlich bestimmt würde: „Niemand darf eine Waare verkaufen, welche er nicht hat (sei es als marktfähige Waare oder als Rohwaare oder als Waare gleicher Art, wenn auch anderer Gattung, als die am Terminmarkt gehandelte, oder auf dem Felde in der voraussichtlich zu erwartenden Ernte oder in der Form eines abgeschlossenen Einkaufscontractes)." Diese Bestimmung schließt ein, daß „Niemand eine Waare, welche er hat, mehr als einmal verkaufen darf." An den Börsen könnte dann nur das Quantum Getreide gehandelt werden, welches als Lagerbestand existirt

zuzüglich desjenigen Quantums, welches von den Producenten auf Lieferung zu bestimmten Terminen verkauft worden ist; mag dieses dann die Hände wechseln so oft, wie Wechsel und Verschiedenheit der Meinung es ermöglicht. Der Terminhandel bekommt den Charakter eines wirklichen Lieferungshandels dadurch, daß das dem Handel zu Gebote stehende und den Geschäften zu Grunde liegende Quantum durch die Production und durch die Producenten bestimmt wird. Der Börsenhandel wird mehr abhängig von den Landwirthen, während heute die Landwirthe mehr abhängig vom Börsenhandel sind. Der Handel ist nicht seiner selbst halber da und es ist nicht nothwendig, daß Getreide gehandelt wird, welches nicht existirt. Es ist schwerlich zu befürchten, daß die Haussiers beim Fehlen der Contremine, der reinen Baissirs, die Preise zu stark treiben würden, denn die Preistreibereien der Haussiers basiren gemeiniglich darauf, Blancoverkäufer in die Enge zu treiben (zu „cornern"). — Der Handel in Getreide auf Lieferung zu zukünftigen Terminen nützt dem Producenten, da durch denselben große Preisschwankungen, welche bei sehr großen an den Markt kommenden Ernten oder bei Mißernten eintreten müßten, verhütet werden. Die Agrarier, welche ergrimmt über die Auswüchse des Terminhandels, die Börsennotirungen verboten, handelten nicht anders, wie jener Landmann, welcher sein während der Erntezeit stets Regen anzeigendes Wetterglas wüthend zertrümmerte.

Die Wirkung der obigen Modification des Terminhandels kann nur dann eine vollkommene sein, wenn dieselbe international durchgeführt wird. So weit dieses nicht auf dem Wege der Verhandlungen mit anderen Staaten zu erreichen ist, haben wir eine Waffe, mit welcher wir uns schützen können gegen Benachtheiligung Seitens der Länder, in denen die Getreidepreise durch Blancoverkäufe unnatürlich gedrückt sind. Es sind dies die Schutzzölle. Wenn z. B. in Chicago der Weizenpreis durch ein colossales auf dem Markte lastendes in Blanco verkauftes Quantum, sage um sechs Mark gedrückt ist, weßhalb sollten wir da nicht unsere einheimischen Producenten durch einen Einfuhrzoll auf Weizen von den Vereinigten Staaten in Höhe von sechs Mark, von anderen durch solchen Druck beeinflußten Ländern, z. B. Argentinien, durch einen Einfuhrzoll in den Umständen entsprechender Höhe schützen? Zu dem Zweck ungerechtfertigte Benachtheiligung zu verhüten, sind die Schutzzölle berechtigt, nicht freilich ohne Zweck oder nur zu dem Zweck, die Producenten auf Kosten des übrigen Theils der Bevölkerung zu bereichern. Erst nach internationaler Modificirung des Terminhandels in genannter Weise könnten die Schutzzölle ganz wegfallen; dann aber würde voraussichtlich der inländische Getreidepreis ohne dieselben mindestens ebenso hoch sein, wie heute mit denselben.

Der Steigerung des Geldwerthes der Landgüter während des laufenden Jahrhunderts steht eine entsprechende Verschlechterung des Geldes gegenüber. Wer vor hundert Jahren 50 000 Mk. besaß, war ebenso reich und lebte ebenso gut, wie heute Einer mit einem Vermögen von 200 000 Mark. So ist auch der Landmann, dessen Gut heute 200 000 Mk. werth ist, nicht reicher als sein Urgroßvater, zu dessen Zeit das Gut nur 50 000 Mk. werth war. Sollte der Geldwerth der Landgüter in Folge andauernden, unnatürlichen auf den Producten lastenden Preisdruckes heute zurückgehen, würde die Landwirthschaft in eine noch größere unverdiente Nothlage hineingerathen. Dieses würde nicht weniger zu beklagen sein, wie wenn die Landwirthschaft bei ferner zunehmender Geldverschlechterung und Zunahme der hypothekarischen Belastung dazu kommen sollte, in noch größerem Maaße dem Capitalismus zu frohnden.

---

## Die Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal.

Von einem Augenzeugen.

Die am 1. September erfolgte Durchfahrt der Manöverflotte durch den Nord-Ostsee-Canal ist bereits mehrfach Gegenstand sachlicher Darstellung des wichtigen Vorganges geworden, und es sei uns daher als Augenzeuge desselben vergönnt, auch unsererseits einige Daten zu demselben zu liefern und einige kritische Betrachtungen anzuknüpfen. Die befriedigende Thatsache steht fest, daß sich die Durchfahrt diesmal zehn Stunden rascher vollzog als vor zwei Jahren, und daß dieselbe, wie wir hervorheben, mit der betreffenden Schiffszahl noch rascher erfolgt sein würde, wenn das Admiralschiff Blücher in Folge seiner beim vorhergegangenen Sturm erlittener Havarien nicht bis um drei Uhr Nachmittags mit der Durchfahrt hätte warten müssen. Allerdings ist bei der gebrauchten Zeit zu berücksichtigen, daß ein beträchtlicher Theil der Torpedoflotte, in Folge geringerer oder größerer in demselben Sturm und bei den Manövern erlittener Havarien, den Canal diesmal gar nicht passirte. Das Durchschleusen bei Holtenau, dem wir beiwohnten, erforderte pro Schiff etwa 20 Minuten, und die Fahrt durch den Canal vermochte in Anbetracht seiner zahlreichen und beträchtlichen Curven nur mit ca. acht Knoten Geschwindigkeit stattzufinden. Die Steuerung der mächtigen Panzercolosse von künftig bis zu 11180 Tonnen, ist in der verhältnißmäßig schmalen Fahrrinne schwierig und erfordert besondere Umsicht. Namentlich gilt dies für die allerdings nur vereinzelten Schiffe, welche nur eine Schraube besitzen. Unter dem Kiel befinden sich z. B. beim Panzerkreuzer König Wilhelm, der 8,6 m Tiefgang hat, nur 1,4 m Wasser, da der Canal heute überall auf 10 m Tiefe gebracht sein soll, bei den Schiffen der Brandenburg-Classe, die 7,4 m Tiefgang haben, 2,6 m und in dieser geringen Wasserschicht müssen die Schrauben über dem sandigen Canalbett arbeiten und wirken. Nichts desto weniger verlief die Durchfahrt bis auf das vorübergehende Auflaufen der Bayern ohne jeden Unfall.

Ob dasselbe, wenn der in der Nacht zum 1. September herrschende Sturm noch weiter in seiner vollen Heftigkeit angehalten hätte, der Fall gewesen wäre, kann vielleicht bezweifelt werden; denn der Druck des Windes auf den mächtigen über das Wasser emporragenden Theil der Schiffsrümpfe mit ihren Rauchfängen, Gefechtsmasten und Panzerthürmen u. s. w. an Deck erschwert das Steuern derselben. Schon in Bezug auf den wenn auch abgeflauten so doch noch herrschenden Wind, hörten wir wie ein Capitän bemerkte: „Der Wind könnte etwas schwächer sein." Beim Durchgehen durch die Schleusen werden die Schiffe, um nicht an die Wände derselben anzustoßen, für alle Fälle vorübergehend durch starke Taue an eisernen Pfosten des Canalquais befestigt und derart erforderlichen Falls geleitet. Von der Thätigkeit von Bugsirdampfern, die früher wohl hier und da zum Bugsiren einzelner schwerfälliger Handelsdampfer durch den Canal benutzt wurden und werden, war nichts zu bemerken, jedoch waren kleine Dampfer für das eventuell erforderlich werdende Losbringen aufgelaufener Schiffe in Bereitschaft, einer derselben trat nebst dem Pelican bei der „Bayern" in Function.

Die neuen Schiffe der Brandenburg-Classe charakterisiren sich vor den übrigen nächst ihrer Größe und Armirung besonders dadurch, daß ein beträchtlicher Theil ihrer wichtigsten Bestandtheile, wie Maschinen- und Munitionsräume ꝛc., weit tiefer liegt, als bei den ältern Schiffen. Sie haben 7,4 m Tiefgang, während der Panzerkreuzer Fürst Bismark 7,9 m und die im Bau befindlichen Linien-Panzerschiffe 7,8 m Tiefgang erhalten werden. Der nach eingehenden Versuchen angenommene graue Anstrich der Kriegsschiffe, exclusiv der ganz schwarz gehaltenen Torpedoboote, harmonirt mit der

Färbung der Ost- und Nordsee-Gewässer vollständig, während vielleicht in den Gewässern des Mittelmeers und des atlantischen Oceans sich der grau-bräunliche der französischen Schiffe mehr empfiehlt. Sämmtliche betreffenden Schiffe führten bereits die unlängst befohlenen neuen Commando-Stander mit den schwarzen Kugeln am Mast. Einen mit ihrer infernalen Aufgabe harmonirenden unheimlichen Eindruck machten die, wie erwähnt, völlig schwarzen Torpedoboote, deren einzige helle Stelle die am Heck befindliche weiße Kriegsflagge mit dem eisernen Kreuz bildet, und deren Mannschaften, bei dem nahe über Deck beständig hinstreichenden qualmenden Rauch wohl nur selten beim Manöver in die Lage kommen dürften, die weißen Drillichanzüge anzulegen. Die zahlreichen Heizer der Kriegsschiffe und das sonstige Maschienen-Personal genossen nach der stürmischen Nacht, bei der sie angestrengt im Schiffsraum gearbeitet hatten, mit sichtlichem Behagen in ihren geschwärzten Gesichtern, während der Ruhepause beim Durchschleusen, die frische Seeluft am Deck, und man wurde unwillkürlich an die Lage dieser Classe der Schiffsbemannung erinnert, wenn dieselbe in tropischen Gewässern bei 40° C. und darüber vor den Feuern und Kesseln während der Fahrt oder eines Gefechts stundenlang, wenn auch mit Ablösung, auf's Angestrengteste zu arbeiten genöthigt ist.

Das Aussehen der Officiere und Schiffsbemannung machte, ungeachtet der vorhergegangenen Sturmnacht und Manöverzeit einen sehr günstigen und frischen Eindruck und das physische Material unserer Marine ist, obgleich ca. 44 % nicht seefahrttreibender Mannschaften sich unter denselben befinden, unbedingt ein sehr gutes und kräftiges, vielleicht etwas auf Kosten der Landarmee. Die äußere Beschaffenheit der Schiffe, der Anstrich und der Zustand der Masten und Boote ꝛc. zeigte die bekannte große Sauberkeit und Ordnung, die in unserer Marine herrscht, und daß sie mit dem erforderlichen Apparat für die Begrüßung und das Signalisiren in See ausgerüstet ist, bewiesen einzelne Schiffe, die mit etwa 60 Flaggen und Wimpeln an den Masten, dieselben zu dem allerdings profanen Zweck des Trocknens, gehißt hatten.

Als charakteristisch für die heutige Seetaktik trat die Anordnung der Geschütze an Deck, sämmtlich hinter Panzerschutz, sei es in Panzerthurm oder hinter Panzerschildern, und zwar derart hervor, daß auf das Heck- und Bugfeuer das alleinige Hauptgewicht gelegt ist. Die alte historische „Breitseite" glorreichen Andenkens ist verschwunden; sie existirt nur noch in einzelnen Marinen in veralteten Batterieschiffen. Die heutige Taktik zeigt dem Gegner möglichst nur das schmale Ziel des Hecks oder des Bugs und vermeidet ihm das breite Object der Seiten zuzuwenden. Allerdings sind die Geschütze zugleich so weit drehbar eingerichtet, daß sie auch seitwärts gegebenen Falles zu feuern vermögen. Vortreffliche neue Distanzmesser, die den im eben beendeten spanisch-amerikanischen Kriege amerikanischerseits mit so großem Erfolge verwandten nicht im Mindesten nachstehen, unterstützen die Wirkung unserer Marinegeschütze auf's Zuverlässigste, und mit dem bevorstehenden Ausscheiden der sehr schweren 6 langen 28 cm-Geschütze aus der Armirung der Schiffe der Brandenburg-Classe und ihren Ersatz durch weit rascher und daher wirksamer feuernde 24 cm-Geschütze, wird die artilleristische Armirung unserer Flotte bald auch in dieser Hinsicht auf der höchsten Höhe der Anforderungen stehen.

Die Durchfahrt der Manöverflotte erfolgte insofern nicht völlig kriegsmarschmäßig, als die Distanzen zwischen den einzelnen Schiffen, in Folge der durch die Manöver entstandenen und zu berücksichtigenden Anforderungen hinsichtlich der Kohlen- und Proviantergänzung (an frischem Fleisch), sowie der Beseitigung kleinerer Havarien, nicht so innegehalten zu werden vermochten, wie bei dem früheren Passiren des Canals; allein alle Schiffe hatten bei diesem selbst ihre volle kriegsgemäße Ausrüstung an Bord, und daher auch kriegsmäßige Belastung und Tiefgang. Die Flotte hatte den Canal abermals und ohne nennenswerthen Unfall und in gesteigerter Leistung, auch abgesehen von den ihr fehlenden Torpedobooten, rascher passirt als früher; immerhin aber ist nicht zu verkennen, daß der Nordostsee-Canal ganz wie der Suezcanal und jeder ähnliche Canal überhaupt eine empfindliche strategische Verbindungslinie bleibt, die, wenn auch Unterbrechungsversuchen eines Gegners zu Lande kaum ausgesetzt, durch ein einziges gesunkenes Schiff in kritischen Momenten, namentlich vor Ausbruch eines Krieges für einen wichtigen Zeitraum unbrauchbar gemacht werden kann, während dies während des Krieges, falls ihre Benutzung, wie alsdann zu erwarten, für alle Nichtkriegsschiffe untersagt bleibt, als ausgeschlossen gelten kann. Allein, wir dürfen annehmen, daß sich, schon wenn ein Krieg droht, ein besonders scharfes Augenmerk und Controle der betreffenden Behörden und ihrer Organe auf die den Canal alsdann noch passirenden Handelsschiffe richten und jeglichen Versuch, ihn durch Versenken eines solchen zu sperren, rechtzeitig verhindert werden wird.

---

## Bürgersoldaten gegen Socialdemokraten?

Von Carl von Bruchhausen.

In Italien hat der Wunsch, auf die eine oder andere Weise der revolutionären Elemente — man denke an die Geschehnisse vom Mai d. J. — Herr zu werden, einen absonderlichen Gedanken entstehen lassen. Ob er je in die That übersetzt werden wird, ist fraglich; gleichwohl erscheint er uns beachtenswerth und zwar als charakteristischer Beitrag zur Beurtheilung der socialen Frage. Der inactive Generallieutenant Boselli, ein als Soldat wie als Schriftsteller angesehener Mann, hat im „Esercito Italiano" den sehr ernst gemeinten Vorschlag gemacht und begründet, neben den bestehenden militärischen Organisationen noch eine Bürgerwehr (guardia civica) der „Besitzenden" zu bilden, welche mit rein örtlichem Charakter lediglich zur Niederhaltung des inneren Feindes dienen soll. Der General verwahrt sich in einem späteren Schreiben sehr entschieden dagegen, daß er etwa als „phantasievoller Projectenmacher" angesehen würde und thatsächlich haben sich denn auch verschiedene politische Tagesblätter eingehend mit seinem Vorschlage, und zwar meist im wohlwollendem Sinne, beschäftigt. Wenn heute unter dem frischen Eindruck der Mailänder Crawalle, die italienische Regierung dem Parlamente einen solchen Vorschlag unterbreitete: er hätte alle Aussicht angenommen zu werden. Diese Stimmung in Italien, das Geben eines solchen Rathes und die Befürwortung in der Presse zeigen uns, wohin es auch in einem ausgesprochenen demokratischen Staate kommen kann.

General Boselli weist in seinem Briefe auf Wien im Jahre 1848 hin. Die dort bestehende Bürgerwehr betheiligte sich an dem politischen Aufstande nicht im Geringsten; als aber der Mob die politischen Unruhen zu Brandstiftung und Plünderung benutzen wollte, griff sie flugs zu den Waffen und wahrte ihre persönlichen Interessen.

Die Elemente der aufständischen Bewegung in Italien — Nothleidende, Socialdemokraten, Anarchisten, Clerikale und der Abschaum des Proletariats — wurden durch das energische Einschreiten des Militärs gebändigt, aber nicht ausgerottet. Jeden Augenblick können sie ihr Haupt von Neuem erheben. Was wird die Folge sein, wenn dies einmal während eines Krieges geschieht? Soll Italien dann einen Theil seiner Streitkräfte in den Garnisonen lassen, um den inneren Feind zu bekämpfen, während der äußere mit dem Einbruch droht?

Geschähe das, so würde es zu einer Macht 3. Ranges herabsinken. Und im Frieden reicht der Bestand des Heeres, wie sich nun mehr als einmal gezeigt hat, nicht einmal aus, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wiederholt mußten, sehr zum Nachtheil der Finanzen wie der Ausbildung, ganze Jahresclassen aus dem Beurlaubtenstande einberufen werden. Ein auf die Dauer unerträglicher Zustand: Es soll also das Heer durch die neue Bürgerwehr entlastet werden, worin Boselli keineswegs die Wiedererweckung der alten Guardia nazionale sehen will, welche 1848 von Frankreich übernommen und im Anfang der 70er Jahre zu Gunsten der Territorialmiliz (Landsturm) aufgelöst wurde. Die Nationalgarde mit ihren bis einschließlich des Hauptmanns selbsterwählten Officieren starb unter dem Fluche der Lächerlichkeit dahin: ihrer Aufgabe, im Nothfalle als Soldatenreservoir für die Landesvertheidigung zu dienen, wurde sie 1866 nicht im Mindesten gerecht. Die Bürgerwehr Boselli's soll nun ausschließlich dem oben angegebenen Zwecke dienen und daher jegliche Nachäfferei militärischen Treibens vermeiden. Gleichwohl wird eine Eintheilung in Compagnien und auch Bataillone empfohlen. Jede der 69 Provinzen Italiens soll je nach der Bevölkerungsdichtigkeit 3—6 Bataillone Bürgerwehr aufbringen, die Bataillone zu 4 Compagnien, die Compagnie zu 150 Köpfen. Die Organisation müßte eine rein örtliche sein, so daß zu jeder Stunde die Einberufung und Entlassung erfolgen könnte. Die Officierstellen würden mit geeigneten Militärs aus dem Ruhestande besetzt werden.

Das wäre Alles so weit ganz einfach; nun aber kommt die Hauptfrage, an der unseres Erachtens in jedem gesunden Staatswesen der Gedanke Boselli's scheitern dürfte: die Recrutierung dieser Bürgerwehr. Nur die Besitzenden sollen aufgenommen werden. Da werden geschichtliche Beispiele beigebracht. Französische Nationalgarden, nur aus Besitzenden bestehend, bändigten die sociale Bewegung im Jahre 1848. Die belgische Bürgergarde, wiederum nur Besitzende, griff neuerdings bei gefährlichen Ausständen ein paar Mal erfolgreich im Interesse der Ordnung ein. Das Heer von Versailles, welches 1871 die Pariser Commune niederwarf, setzte sich nach Thiers Wunsche aus ehemaligen kaiserlichen Truppen und dann aus solchen Provinzial-Bataillonen zusammen, die aus propriétaires bestanden. Aber all' diese Beispiele beweisen nichts gegen unsere Ueberzeugung, daß eine Bürgerwehr der Besitzenden den Classengegensatz und Classenhaß auf das Bedenklichste steigern würde. Mit der Bezeichnung farabutti und ladri kann man doch unmöglich heutzutage noch, wie ein italienisches Blatt thut, den ganzen „vierten Stand" abfertigen. Die „Enterbten" aber würden eine Bürgerwehr, welche sie grundsätzlich ausschließt, als eine Drohung empfinden. Wem fällt da nicht der amerikanische Zukunftsroman „Cesars column" ein, in welchem die Geldbarone durch eine unbarmherzige, gutgestellte Schutztruppe das Proletariat in Fesseln halten, bis der elementare Ausbruch erfolgt. Eine ähnliche Wirkung müßte die „Protzenwehr" — dieser Name, so ungerecht er etwa auch wäre, würde ihr von den „Genossen" bald gegeben werden — über kurz oder lang ausüben und dadurch das Herannahen des sonst vielleicht zu vermeidenden „großen Kladderadatsches" nur beschleunigen. Denn die Genossen würden es außerdem als ein bitteres Unrecht empfinden, daß sie als „Kanonenfutter" gegen den äußeren Feind für gut genug gehalten werden, während ihnen der Eintritt in die Bürgerwehr, welche in Kriegszeiten hübsch daheim bleibt und ihre Geldsäcke bewacht, versagt ist. Aber nicht nur dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht würde eine Bürgerwehr der Besitzenden widersprechen, sondern auch dem des allgemeinen Wahlrechts. Es würden Bürger zweiter Classe geschaffen: ein ausgezeichneter Agitationsstoff für Volksverführer, da doch das heiße Sehnen des vierten Standes auf sociale Gleichberechtigung gerichtet ist. Und wenn eine italienische Stimme bemerkt: ebenso wie die Besitzlosen das Recht hätten, sich zu organisiren, müßten es auch die Besitzenden haben, so ist das mehr als naiv. Es handelt sich hier um eine Organisation mit guten Gewehren und scharfen Patronen. Was würde wohl das Ende sein, wenn man den Besitzlosen das gleiche Recht einräumen wollte? Auch vergegenwärtige man sich die weiteren unausbleiblichen Folgen. Der Vater des Gedankens will nur Besitzende von unzweifelhafter monarchischer Gesinnungstreue in seine Bürgerwehr aufnehmen. Wer stellt diese Gesinnungstreue fest? Es würde nicht nur ein alle gesunden Verhältnisse untergrabendes politisches Spionage-System, wenn nicht überhaupt eine politische Einrichtung, dauernd entstehen, sondern die Socialdemokraten würden sicherlich verstehen, an einzelnen Stellen Eingang in die Bürgerwehr zu gewinnen und so würde ihnen eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben. Boselli führt in seinem letzten Briefe aus: es handele sich bei seinem Vorschlage nicht um die Unterdrückung des Volkes, sondern um die Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Rechte, welche von der Mehrheit des Volkes gutgeheißen sind. Der Eintritt in die Bürgerwehr müsse freiwillig und zu gleicher Zeit auch obligatorisch sein. Der Staat könne von seinen bemittelten Bürgern verlangen, daß sie, wie sie jetzt schon mehr Steuern bezahlten, dann auch persönliche Opfer brächten! Es handele sich also nicht um ein Privileg, sondern um eine Belastung. — Die Ausgeschlossenen werden es nicht als eine solche betrachten.

Sehen wir nun noch kurz, aus was für Elemente sich die Bürgerwehr der Besitzenden — in Italien — zusammensetzen würde. Da unter keinen Umständen das stehende Heer durch Abgaben zur Bürgerwehr, die doch im Kriege daheim bleiben soll, geschwächt werden darf, würden nur von aller Wehrpflicht befreite — also dienstuntaugliche und über 39 Jahre alte — Bürger in Betracht kommen und dann noch der Landsturm, dessen Menschenmenge (1896: 2083923 Köpfe) nur zu einem kleinen Bruchtheil für die Landesvertheidigung beansprucht wird. Dieser kleine Bruchtheil aber besteht aus solchen Leuten, welche eine militärische Ausbildung genossen haben. Die Bürgerwehr der Besitzenden würde also an militärisch Ausgebildeten nur 40jährige und ältere Bürger besitzen, sonst aber nur aus Unausgebildeten bestehen. Ob die „zielbewußten Genossen" solche Schirmer der öffentlichen Ordnung sehr zu fürchten haben würden? Wir glauben es nicht, ebenso wenig wie wir glauben, daß sich — für Italien wenigstens — der Gedanke in vollem Ernste durchführen ließe; die Besitzendsten unter den Besitzenden würden, wie ehedem der Nationalgarde, so auch dann der Bürgerwehr sich durch allerlei Mittelchen zu entziehen verstehen, trotzdem ihre eigensten Interessen auf dem Spiele ständen. Das ist nun einmal der Gang der Welt:

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
Und wenn er es beim Kragen hätte."

Die Hoffnung des General Boselli, daß seine Wehr eine Schule für Pflichtgefühl und Bürgertugend werden würde, vermögen wir nicht zu theilen. Ebenso wenig die im Hin und Her des Zeitungsstreites geäußerte Ansicht, daß die Wogen des Classenhasses weniger hoch gehen würden, wenn revolutionäre Erhebungen durch die ortsangesessenen, wohlbekannten Bürger niedergekämpft würden, als wenn das Militär einschreite. Wir sind ganz entgegengesetzter Ansicht. Die regulären Truppen haben etwas Unpersönliches, den Staatswillen Darstellendes an sich; in ihren Reihen dient auch das Proletarierkind. Viel größer dürfte die Erbitterung der „Hungrigen" sein, wenn die „Satten", die ihnen persönlich längst ein Dorn im Auge sind, mit dem Schießgewehr heranrücken. Ein Wortführer im Streite der Meinungen (in Italien) fertigt alles Bedenken gegen die guardia civica mit den Worten „politischer Doctrinarismus" und „krankhafte Sentimentalität" ab. Das ist bequem, kann

uns aber nicht in der Ueberzeugung beirren, daß es für das politisch und social bereits sattsam unterwühlte Italien kaum ein gefährlicheres Experiment geben mag, als die Schaffung einer Bürgerwehr der Besitzenden nach dem Vorschlage Boselli's. Daß er gemacht und erörtert werden konnte, zeigt, daß es am socialen Körper Italien einen bedenklich wunden Fleck giebt.

## Literatur und Kunst.

### Gegen die moderne Kunst.

Von Graf Leo Tolstoj.*)

Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Wenn ein Künstler zur Zeit, als die Kunst noch universell war, ein Werk schuf — wie z. B. ein griechischer Bildhauer oder ein jüdischer Prophet — so war er bemüht, das, was er zu sagen hatte, so zu sagen, daß sein Werk Allen verständlich war. Als der Künstler aber nur noch für einen kleinen Kreis von außergewöhnlich gestellten Leuten arbeitete, für Päpste, Cardinäle, Könige, Herzöge oder einfach für eine fürstliche Maitresse, da bemühte er sich natürlich nur noch, auf diese Leute, deren Sitten und Neigungen er genau kannte, zu wirken. Das war eine viel leichtere Arbeit, und so kam der Künstler unwillkürlich dazu, sich in Anspielungen zu ergehen, die nur für die Eingeweihten verständlich und für die übrige Menschheit unklar blieben. Zunächst konnte er auf diese Weise mehr sagen; und dann liegt ja für den Eingeweihten in dem Nebelhaften und Unklaren solcher Ausdrucksweise ein gewisser Reiz. Diese Neigung zu mythologischen und historischen Anspielungen kam immer mehr und mehr auf bis heute, wo sie in der Kunst unserer modernen Decadenten ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Nicht nur die Affectirtheit, die Verworrenheit, die Unzulänglichkeit sind zu Vorzügen, ja sogar zur wahren Poesie erhoben worden, man steht sogar im Begriffe, das Unbestimmte, Unklare, selbst den Mangel an Beredtsamkeit als künstlerische Tugenden zu verkünden.

Théophile Gautier sagt in seiner Vorrede zu den berühmten „Fleurs du mal“, daß Baudelaire alle Poesie, Leidenschaft, allzu genau nachgeahmte Wahrheit möglichst verbannt habe. Der Dichter Verlaine, der nach Baudelaire kam und ebenfalls für bedeutend gehalten wird, hat eine „Poetik“ hinterlassen, worin er empfiehlt, recht unklar zu sein. Der Dichter, der nach diesen von den jungen Leuten als der Bedeutendste gehalten wird: Stephan Mallarmé erklärt ganz offen, der Reiz der Poesie bestehe darin, daß man den Sinn zu errathen habe, und daß jedes Gedicht ein Räthsel enthalten müsse. Der französische Kritiker Doumic hat ganz Recht, wenn er findet, „es wäre an der Zeit, mit dieser berühmten Theorie der Dunkelheit aufzuräumen, die die neue Schule thatsächlich zur Höhe eines Dogmas erhoben hat.“

Die Auffassung, die sich Baudelaire vom Leben schuf, bestand darin, den gröbsten Egoismus zur Theorie zu erheben, und an die Stelle der Moralität ein ziemlich undeutliches Ideal der Schönheit und zwar einer ganz künstlichen Schönheit zu setzen. Baudelaire zog ein geschminktes Frauenantlitz dem mit natürlichem Teint vor; Bäume aus Metall, sowie die Nachahmung des Wassers auf der Bühne gefielen ihm besser, als wirkliche Bäume und echtes Wasser. Die Philosophie Verlaine's aber bestand in der gemeinsten Ausschweifung, dem Geständnis seiner moralischen Ohnmacht, und als Gegengewicht dazu in der inbrünstigsten katholischen Bigotterie. Außerdem hatten Beide das gemeinsam, daß es ihnen nicht nur vollständig an Naivetät und Einfachheit fehlte, sie waren außerdem noch voll von Affectirtheit, Selbstgefälligkeit und der Sucht nach Excentricität. In ihren besten Schöpfungen findet man immer nur ihr Ich, nicht aber den Gegenstand, mit dem sie sich zu beschäftigen vorgeben. Und diese beiden Dichterlinge haben eine Schule gegründet und schleppen Hunderte von Nachahmern hinter sich her! Das ist seltsam und die einzige Erklärung dafür folgende: die Kunst der Gesellschaft, worin die Werke dieser Dichter geschaffen wurden, ist nichts Ernsthaftes, für das Leben Wichtiges, sondern nur ein bloßer Zeitvertreib. Jeder Zeitvertreib langweilt aber, sobald er zu häufig wiederholt wird, und so muß man, um einen Zeitvertreib, dessen man überdrüssig ist, wieder erträglich zu machen, irgend ein Mittel, ihn aufzufrischen, finden. Ihr Stoffgebiet hat sich dadurch, daß es sich immer mehr und mehr einschränkte, derartig verengert, daß es ihren Nachtretern jetzt vorkommt, als wäre schon Alles gesagt, und als sei es unmöglich, etwas Neues zu sagen. So mußten sie, um ihre Kunst aufzufrischen, unaufhörlich neue Formen suchen.

Baudelaire und Verlaine haben neue Formen erfunden und sie außerdem mit pornographischen Details ausgeschmückt, die vor ihnen Keiner gewagt hat; mehr braucht es also nicht, um sie von den Kritikern und dem Publicum der höheren Classen als große Schriftsteller preisen zu lassen. Das ist die einzige Erklärung des Erfolges, nicht allein von Baudelaire und Verlaine, sondern der ganzen decadenten Schule. Es giebt Gedichte von Mallarmé und Maeterlinck, die beim Lesen gar keinen Sinn ergeben und trotzdem oder vielleicht gerade darum nicht allein in zehn verschiedenen Ausgaben gedruckt, sondern noch in die Anthologien der besseren Schöpfungen junger Dichter aufgenommen sind.

Aber die französischen jungen Autoren sind nicht die Einzigen, die so denken. In allen andern Ländern, in Deutschland, Skandinavien, Italien, Rußland, England findet man diese Principien bei den Dichtern, Malern, Bildhauern, Musikern. Die Künstler der neuen Generationen stützen sich auf die Theorien Nietzsche's und auf das Beispiel Wagner's und halten es für überflüssig, der Menge verständlich zu sein; es genügt ihnen, bei der Elite raffinirter Geister die poetische Empfindung zu wecken.

Doch das ist nicht Alles. Dasselbe geschieht auch in allen andern Künsten, in der Malerei, in der Musik auf dem Theater. Die Malerei z. B. geht noch viel weiter als die Poesie. Hier einige Zeilen aus dem Tagebuch eines Kunstfreundes, der sich 1894 in Paris aufhielt.

„Ich habe heute drei Ausstellungen besucht, die der Symbolisten, Impressionisten und Neo-Impressionisten. Ich habe mir alle Bilder mit großer Gewissenhaftigkeit angesehen, doch Alle haben sie mich mit derselben Bestürzung erfüllt. Als die verständlichste ist mir noch die der Impressionisten erschienen. Doch habe ich hier Werke eines gewissen Camillo Pizarro gesehen, deren Zeichnung so unklar war, daß ich die Richtung eines Kopfes oder einer Hand nicht zu entdecken vermochte. Die Sujets waren in der Regel „Stimmungen“: Nebel, Abendstimmung, Sonnenuntergang. In der Farbe herrschten Blau und Grellgrün vor. Und jedes Bild hatte seine Specialfarbe, mit der es übergossen war. Zum Beispiel war die Dominante bei der „Gänsehirtin“ graugrün,

*) Der berühmte russische Dichter und urchristliche Socialreformer feiert in dieser Woche seinen 70. Geburtstag. In seiner fast gleichzeitig erschienenen Schrift, aus der wir oben das für deutsche Leser Interessanteste in autorisirter Uebersetzung wiedergeben, bietet er eine neue Folge seiner früheren Antwort auf die Frage: „Was ist Kunst?“ Auch hier verlangt er eine gesündere, fromme Kunst, eine Volkskunst, wobei er weder Beethoven und Goethe's Faust, noch seine eigenen Werke schont, die er bis auf zwei Erzählungen schlecht und nichtsnutzig heißt. Trotz des vielfach Wunderlichen, Stockrussischen und Schiefen, z. B. daß die kleinen Leute Mozart, Raphael u. s. w. nicht genießen können, sollten wir die trefflichen Worte über die Auswüchse der „Moderne“, die Pornographen, die Nachahmungsliteratur und andere Entartungen wohl beherzigen.

und Flecken von dieser Farbe waren überall, auf dem Gesicht, den Haaren, Händen, Kleidern. Es gab in der Galerie noch andere Bilder, von Puvis de Chavannes, Manet, Monet, Renoir: alles Impressionisten. Einer von ihnen, der sich einen Namen gemacht, hatte ein ganz blaues Gesicht im Profil gemalt. Ich habe auch ein Aquarell von Pizarro gesehen, das ganz aus verschiedenen Farbenfleckchen bestand. Es war unmöglich, die allgemeinen Umrisse zu unterscheiden, ob man nun dem Bilde ferner oder näher trat. Dann bin ich zu den Symbolisten gegangen. Ich habe mich erst bemüht, ihre Werke zu prüfen, ohne Jemand um eine Erklärung zu bitten, denn ich wollte selbst erkennen, was sie bedeuten; doch diese Werke übersteigen das Verständniß. Eins der ersten, das meine Aufmerksamkeit erregte, war ein Hautrelief, das unglaublich ungeschickt ein nacktes Weib darstellte, unter dessen Händen Blutströme aus seinen Brüsten hervordringen. Das Blut fließt und wird nach und nach lila. Erst fallen die Haare hernieder; dann steigen sie auf und verwandeln sich in einen Baum. Das Gesicht ist ganz gelb, bis auf die schwarzen Haare. Daneben hängt ein anderes Bild: ein gelbes Meer, auf dem ein Ding schwimmt, das ungefähr einem Schiffe oder einem Herzen ähnelt; am Horizont steigt ein Profil mit einer Glorie und gelben Haaren auf, die sich im Meere verlieren. Einige Maler bringen eine so dicke Farbenschicht an, daß die Wirkung ihrer Werke zwischen Malerei und Sculptur schwankt. Ein anderes Bild war noch seltsamer: das Gesicht eines Mannes, davor eine Flamme und schwarze Strahlen, welche, wie man mir später sagte, Blutegel darstellen. Denn schließlich habe ich doch einen Besucher gefragt, was das Alles zu bedeuten habe. Er sagte mir, das Hautrelief wäre ein Symbol und stelle die Erde dar. Das auf dem gelben Meere schwimmende Herz sei die Illusion, und der Mann mit den Blutegeln der Teufel."

Diese Aufzeichnungen stammen, wie schon gesagt, aus dem Jahre 1894. Seitdem hat sich diese Richtung noch verschärft. Wir schätzen heute Böcklin, Stuck, Klinger und Aehnliche als große Maler.

Und das Nämliche ist beim Drama der Fall. Die Dramatiker zeigen uns z. B. einen Architekten, der aus irgend einem geheimen Grunde seine hochfliegenden Pläne und Absichten nicht verwirklicht hat und in Folge dessen auf das Dach eines von ihm erbauten Thurmes klettert und sich kopfüber herabstürzt. Ein anderes Mal ist es ein räthselhaftes altes Weib, dessen Beruf es ist, Ratten zu vertilgen, und die — man weiß nicht warum, einen kleinen Jungen an's Meer lockt und dort ersäuft. Oder es sind Blinde, die am Rande des Wassers sitzen und immer die gleichen Worte wiederholen. Oder eine Glocke, die in einen See fällt und zu läuten beginnt.

Dasselbe vollzieht sich im Gebiet der Musik, die doch mehr als alle andern, einem Jeden verständlich sein müßte. Da setzt sich ein Musiker von Ruf vor uns an's Clavier und spielt eine neue Composition von sich oder einem modernen Musiker. Man hört ihn seltsame und geräuschvolle Töne hervorbringen, man bewundert die von seinen Fingern ausgeführten Turnübungen und sieht außerdem, daß er uns glauben machen will, daß die Töne, die er hervorbringt, verschiedene poetische Gefühle der Seele ausdrücken. Diese Absicht merkt man, doch kein Gefühl empfinden wir, als das tödtlicher Abspannung. Die Ausführung dauert lange oder scheint uns wenigstens sehr lange zu dauern, weil wir keinen klaren Eindruck empfangen. Und es kommt uns der Gedanke, daß das Alles vielleicht nur eine Mystification ist, daß der Künstler uns gewiß auf die Probe stellen will und auf Gerathewohl mit den Fingern auf die Tasten trommelt, in der Hoffnung, wir würden uns fangen lassen, worauf sich er dann über uns lustig machen könnte. Aber nicht doch! Sobald das Stück zu Ende ist, und der Musiker, erregt und in Schweiß gebadet, sich vom Clavier erhebt und unser Lob herausfordert, erkennt man, daß die Sache ganz ernst gemeint war. Dasselbe geschieht in allen Concerten, wo man Stücke von Liszt, Berlioz, Brahms, Richard Strauß und unzähligen Componisten der neuen Schule spielt.

Und dasselbe geschieht auf einem Gebiete, wo es doch schwer fallen muß, unverständlich zu sein: auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Man lese „Là-Bas" von Huysmans oder einige Novellen von Kipling oder den Verkündiger von Villiers de l'Isle-Adam; diese Werke werden einem unverständlich erscheinen, in Form und Inhalt. Das ist auch der Fall bei den meisten „modernen" Romanen. Der Stil ist höchst emphatisch, die Gefühle übertrieben; es ist unmöglich, was, wem oder wo etwas passirt, zu entdecken. Und das ist die ganze Kunst unserer modernen Jugend.

Dadurch aber, daß ihr Stoffgebiet sich immer mehr zusammendrängte und in ihrer Form unverständlich geworden ist, ist die Kunst der höheren Classen endlich dahin gekommen, daß sie nichts weiter ist, als eine einfache Nachahmung der Kunst. Das war übrigens eine leicht vorherzusehende Folge. Die universelle Kunst entsteht nur dann, wenn ein Mensch, der eine lebhafte Bewegung empfunden hat, die Nothwendigkeit verspürt, sie auf andere Menschen zu übertragen. Die berufsmäßige Kunst der höheren Classen entsteht aber keineswegs aus einem intimen Impuls, sondern nur, weil die höheren Classen der Gesellschaft Unterhaltung verlangen und einen guten Preis dafür bezahlen. Sie verlangen von der Kunst nur, sie solle Gefühle ausdrücken, die ihnen gefallen, und diesem Wunsche suchen die Künstler zu entsprechen. Doch ist die Sache sehr schwer, denn die reichen Classen, die ihr Leben in Faulheit und Luxus hinbringen, bedürfen immer neuer Vergnügungen; und die Kunst, selbst die niedrigste, wird nicht auf Befehl geschaffen, sondern muß ursprünglich aus der Seele des Künstlers fließen. So sind die Künstler gezwungen, besondere Methoden zu erfinden, um Nachahmungen der Kunst hervorzubringen; um die fortwährenden Forderungen der socialen Classen, von denen sie leben, zu befriedigen. Die erste Methode besteht darin, früheren Kunstwerken entweder ganze Sujets oder Partien zu entnehmen, die in diesen alten Kunstwerken als poetisch anerkannt sind, und sie mit einigen Zusätzen umzuformen, so daß sie scheinbar neu werden. Solche Schöpfungen, die in der Seele die Erinnerung an bereits empfundene künstlerische Gefühle wachrufen, bringen in einer gewissen Gesellschaftsclasse einen Eindruck hervor, der dem der Kunst ähnelt. Diese entlehnten Sujets heißen gewöhnlich poetische Sujets, die entlehnten Personen oder Dinge heißen poetische Personen oder Dinge. So betrachtet man als poetische Sujets jede Art von Legenden, Sagen und alten Traditionen. Poetische Personen und Dinge sind gewöhnlich die jungen Mädchen, Krieger, Hirten, Eremiten, Engel, Dämonen, Mondschein, Donner, Berge, Meer, Vorgebirge, Flüsse, lange Haare, Löwen, Lämmer, Tauben und Nachtigallen. Dann hält man Alles für poetisch, was von den Künstlern der vorhergehenden Generationen am meisten behandelt worden ist. So bekommen wir jene Entlehnungen aus dem Griechischen, dem Alterthum, dem Christenthum, der Mythologie, die heut so zahlreich geworden sind, und deren Zahl noch immer wächst, und die das naive Publicum als Kunstwerke begrüßt. Ein typisches Beispiel solcher Kunstnachahmung liefert die „Princesse Lointaine" von Rostand, ein gänzlich aus Anleihen zusammengeflicktes Stück, worin gewiß nicht ein einziges Körnchen Kunst oder Poesie steckt, was aber nicht hindert, daß es vielen Leuten und wahrscheinlich auch dem Verfasser selbst sehr poetisch erscheint.

Eine zweite Methode, um Werken, die nicht der Kunst angehören, einen Schein von Kunst zu verleihen, ist, was ich den Zierat, die Ausschmückung nenne. Die Methode besteht darin, den Sinnen des Lesers, Zuschauers oder Zuhörers die angenehmsten Empfindungen zu liefern, um sie zu be-

rauschen und so das für Kunst nehmen zu lassen, was gar keine ist. In der Poesie besteht diese Methode darin, die feurigsten Rhythmen, klingendsten Reime und elegantesten Ausdrücke zu gebrauchen; wenn es sich um Prosa handelt, besteht sie darin, den Glanz und die Feinheit der Schilderung zu übertreiben. Auf dem Theater besteht sie darin, die Sinne der Zuschauer zu erregen, indem man ihnen hübsche, reichcostümirte Schauspielerinnen und prächtige Decorationen zeigt. In der Malerei darin, sinnenkitzelnde Modelle zu wählen und die Wirkung des Colorits zu übertreiben. In der Musik die Passagen und Fiorituren zu vervielfältigen, die Modulationen zu verdoppeln, neue Instrumente in's Orchester einzuführen u. s. w Dies Beiwerk hat heute eine solche Stufe der Vollendung erreicht, daß die höheren Classen unserer Gesellschaft derlei für Kunst hält; ein um so natürlicherer Irrthum, als die landläufige Aesthetik die Schönheit als Zweck und Ziel der Kunst betrachtet.

Eine dritte Methode besteht darin, in oft rein physischer Art auf unser Empfindungsvermögen zu wirken. Man sagt dann, die Werke seien packend oder effectvoll. Die Wirkungen sind aber nur Contrastwirkungen; sie vereinigen das Schreckliche und Zarte, das Gräßliche und Schöne, das Zarte und Starke, das Klare und Dunkle, das Alltägliche und Außerordentliche. In der Literatur indessen kommen zu den Gegensatzwirkungen noch andere hinzu, die in der Beschreibung von unbeschriebenen und unbeschreiblichen Dingen bestehen. Diese Dinge sind gewöhnlich pornographische Einzelheiten, die das sexuelle Verlangen reizen, oder Einzelheiten der Leiden und des Todes, die Abscheu erregen; so giebt man bei der Beschreibung eines Mordes einen eingehenden medicinischen Bericht der zerrissenen Gewebe, des Geruches, der Farbe des Blutes. In der Malerei und Skulptur besteht ein Gegensatz, der sehr geschätzt zu werden anfängt, darin, eine Einzelheit mit peinlichster Sorgfalt zu behandeln, indeß man dem übrigen Werke den Schein einer nachlässigen Skizze läßt. Auf dem Theater sieht man nur Wahnsinns-, Mord- und Todesscenen, und Niemand stirbt jetzt mehr, ohne daß man alle Phasen des Todeskampfes schildert. In der Musik sind die gewöhnlichsten Effecte: ein plötzliches Crescendo, das von den zartesten zu den heftigsten Tönen anschwillt; eine Wiederholung derselben in allen Octaven und von verschiedenen Instrumenten, oder eine Folge von Harmonien oder Rhythmen, die von den naturgemäß aus den musikalischen Gedanken entspringenden durchaus verschieden sind und uns gerade dadurch wegen ihrer Eigenart packen. Ich will hinzufügen, daß die ganze moderne Musik die rein physische Wirkung mißbraucht, die darin besteht, stets mehr Lärm zu schlagen, als nöthig ist. Und es giebt noch einen anderen Effect, der heute allen Künsten gemein ist; nämlich durch eine Kunst das auszudrücken, was man naturgemäß durch eine andere ausdrücken müßte. Zum Beispiel überläßt man es der Musik, uns Handlungen oder Landschaften zu beschreiben, wie es die Programmmusik Wagner's und seiner Nachfolger thut. Oder man will die Musik, das Drama oder die Lyrik zwingen, gewisse Gefühle zu „suggeriren", wie es die Decadenten thun.

Diese dritte Methode der Nachahmung der Kunst, welche darin besteht, die packenden Effecte zu erhöhen, hat mit der wahren Kunst gar nichts zu thun, denn der Effect, gleichviel ob er ein Effect der Neuheit oder des Gegensatzes oder des Abscheues ist, der Effect ist nie der Ausdruck des Gefühls, sondern nur eine Reaction der Nerven. Wenn ein Maler mit vollendeter Genauigkeit eine Wunde darstellt, so erschüttert mich der Anblick dieser Wunde, doch ist das keine Kunst. Eine sehr lange auf einer Orgel ausgehaltene Note bringt auf uns einen ergreifenden Eindruck hervor und kann uns sogar zum Weinen bringen; doch es ist keine Musik, weil darin kein Gefühl zum Ausdruck gelangt. Und doch werden solche physiologischen Effecte tagtäglich von den Leuten unserer Gesellschaft für Kunst genommen, und das nicht allein in der Musik, sondern auch in der Malerei, in der Lyrik, auf dem Theater. Es giebt keinen bittereren Scherz, als wenn man behauptet, die moderne Kunst „verfeinere sich". Im Gegentheil, nie hat die Kunst so sehr den groben Effect verfolgt, nie ist sie plumper gewesen. Ganz Europa bewunderte z. B. das „Hannele" von Hauptmann, in dem der Autor sich vorgenommen hat, uns über das Schicksal eines verfolgten jungen Mädchens zu rühren. Um dies Gefühl vermittelst der Kunst in uns zu erregen, zeigt er uns das auf der Bühne sterbende junge Mädchen, und um den physiologischen Effect dieses Todeskampfes auf unsere Nerven zu erhöhen, löscht er jedes Licht im Saale aus und läßt das Auditorium im Schatten. Unter den Tönen einer düsteren Musik zeigt er uns das von ihrem Trunkenbold von Vater verfolgte und geschlagene junge Mädchen. Das junge Mädchen sinkt nieder, seufzt, ächzt und stirbt. Engel erscheinen, die sie forttragen. Die Zuhörer, die während der ganzen Zeit eine gewisse Aufregung empfinden, gehen in der Ueberzeugung von dannen, ein wirklich künstlerisches Gefühl empfunden zu haben. Aber in einer Erregung dieser Art liegt nichts Künstlerisches, sondern nur die Mischung eines unklaren Mitleids, für einen Andern und des Vergnügens, daß man nicht selbst solche Leiden zu erdulden hat. Die Wirkung, die die Werke solcher Art auf uns hervorbringen, ist gerade so, wie sie der Anblick einer Hinrichtung auf uns hervorbringt, oder wie sie die Marter des Cirkus auf die Römer hervorbrachten.

Endlich besteht die vierte Methode darin, die Neugier zu erregen, um den Geist zu beschäftigen und so den Mangel an echter Kunst nicht fühlbar zu machen. Früher reizte man gern die Neugier, indem man die Intriguen verwickelte. Heut ist dies Verfahren längst außer Mode gekommen und wird durch die Authenticität, die „Echtheit" ersetzt, d. h. durch die detaillirte Malerei einer historischen Periode oder eines Ausschnitts aus dem modernen Leben. So schildern die Romanschriftsteller, um den Geist des Lesers zu beschäftigen, ausführlich das Leben der Römer oder Egypter, das Leben der Arbeiter einer Mine oder das der Ladenschwengel eines großen Bazars. Die Neugier kann auch von der Wahl der Ausdrücke gereizt werden; und das ist ein Kunstkniff, der immer mehr zu Ehren kommt. Verse und Prosa, Theaterstücke, Bilder, Symphonien, Alles wird so abgefaßt, daß man den Sinn, wie bei den Räthseln errathen muß; man ist neugierig, man sucht zu errathen, man wird zerstreut und hat die Illusion, eine künstlerische Empfindung gehabt zu haben.

Mehrere Bedingungen müssen erfüllt werden, damit ein Mensch ein wirkliches Kunstwerk hervorbringen kann. Der Urheber muß sich zuerst auf dem Niveau der höchsten religiösen Auffassungen seiner Zeit befinden; er muß überdies Gefühle empfinden und den Wunsch und die Fähigkeit haben, sie andern zu übermitteln; endlich muß er für eine der verschiedenen Kunstformen die besondere Fähigkeit besitzen, die man Talent nennt. Nun ist es sehr selten, daß ein Mensch alle diese Bedingungen in sich vereint. Doch um ohne Unterlaß diese Kunstnachahmungen hervorzubringen, die heute für wirkliche Kunst gelten und deren Production so gut bezahlt wird, muß man bloß „Talent" haben, d. h. die Geschicklichkeit; in der Literatur die Geschicklichkeit, seine Gefühle und Empfindungen mit leichter Mühe auszudrücken, die typischen Zustände darzustellen; in der Malerei, die Linien und Farben auseinander zu halten; in der Musik sich an die Tonfolgen zu erinnern. Und es ist genug, daß ein Mensch heute ein solches Talent besitzt, und daß er irgend eine Specialität zu wählen versteht, damit er vermittelst der erwähnten Nachahmungsmethoden, bis in's endlose Werke fertig stellen kann, die bestimmt sind, das Amüsementsbedürfniß unserer höheren Classen zu befriedigen. In allen Kunstzweigen existiren feste Regeln und „Recepte", die Werke dieser Art hervorzubringen gestatten, ohne irgend ein Gefühl zu empfinden. Und so kann der

Mann von Talent, der sich die Regeln seines Handwerkes zu eigen gemacht hat, in jedem Augenblick Werke hervorbringen, die man für Kunst hält. Und heute wird eine so unendliche Menge solcher Werke hervorgebracht, daß man Leute findet, die hunderte und tausende sogenannter Kunstwerke kennen und doch nie ein Werk wirklicher Kunst gesehen haben, ja, die nicht einmal wissen, woran man diese wirkliche Kunst erkennt.

---

## Theater-Erinnerungen.

Von Carl Schultes.

Ob man heute noch bei dem Theater von einer „guten alten Zeit" spricht, ich weiß es nicht, da ich der Bühne seit einem Decennium fern stehe. Unmöglich ist es nicht, indem bekanntlich das Künstlervölkchen niemals zufrieden gestellt werden kann und entweder kommende Luftschlösser erträumt, oder von der „erbärmlichen Gegenwart" sich in frühere Zeiten zu versetzen sucht, wo Kunst und Künstlerleben ganz in Poesie getaucht erschienen, während heutzutage Alles — Geschäft ist. Ehe nun die Meininger einerseits kunstaufrüttelnd wirkten und andererseits zu ödem Ausstattungsprunk verleiteten, sprach man wirklich von einer „guten alten Zeit" bei dem Theater, und meinte damit die Periode von 1830 bis 1860, weil damals nicht nur eine Fülle wirklich guter Theaterstücke und Opern entstanden, sondern auch die großen Künstler vorhanden waren, um sie zur Geltung zu bringen. Für den Kenner des deutschen Theaters brauche ich keine Namen zu nennen, und für das Nachfolgende sind dieselben auch irrelevant.

Ich habe diese dreißig Jahre miterlebt als begeisterter Jüngling, prüfender Poet und ausübender Künstler. Trotz der Fülle von guten Theaterstücken, trotz der Künstler und trotz einzelner hervorragender Bühnenleiter wie Küstner, Eduard Devrient und Laube — um die drei Decennien zu kennzeichen — sah ich aber im Ganzen und Großen das geliebte Theater immer stärkere Rückschritte machen. Warum?

Die allgemeine Führung war durch unfähige Directoren und Regisseure verloddert, und wurde einfach „handwerksmäßig" betrieben. Nicht genug, daß die greulichsten Verstümmelungen unserer Classiker stattfanden, welche bis in die neuere Zeit nachwirkten, man hatte auch keine Achtung mehr für deren Aufführungen und erlaubte sich „Juxes halber" Verdrehungen und Verballhornungen des Textes coram publico. Dieses Publicum — selbst in größeren Theatern — war nun so weit gekommen, daß es auf solchen nichtswürdigen Ulk lauerte und ihn bejubelte. Wie es aber im politischen Leben heißt, daß die Völker jene Herrscher haben, die sie verdienen, so war mit verschwindenden Ausnahmen, welche erst im letzten Decennium sich zeigten, die Kunst der Regie auf ein Minimum herabgesunken und einfach ein sich aufblähender Inspicientendienst geworden. So ein sich Regisseur scheltender, halb ausrangirter alter Komödiant ließ außer den Andeutungen „Da treten Sie auf" und „Da gehen Sie ab" die Schauspieler es unter sich abmachen, wie sie Stellungen und Gruppen auf der Bühne einhalten wollten. Das thaten nun freilich die französischen Schauspieler auch, es ist da aber nur der kleine Unterschied, daß sie in 30—40 Proben zu einem Stücke sich verständigen und einleben konnten, während bei uns damals in drei Proben Alles klappen sollte.

Ganz reizend waren auch die Ausstattungen der vorkommenden Wohnräume: rechts ein Tisch, links ein Tisch, hinter jedem ein Sopha, und an den beiden Schmalseiten der Tische je ein Stuhl! Voila tout, wenn nicht der Autor, was wunderselten vorkam, das Ameublement und seine Aufstellung genau angegeben hatte, über welche „Dummheit" die Herren Regisseure sich weidlich erboßten. Ich höre noch den Ausruf eines solchen Herrn: „Hietzt was das verdammte Weibsbüld die Birch-Pfeiffer in dem neuen Stück da verlangt, dös is scho aus der Weis'! Wo soll denn der Requisitär dös Alles z'sammabedeln (zusammenbetteln)?!" So gab es ein Regiebuch nur bei classischen Stücken, wo ein alter Schmöker, oft in desolatester Verfassung, dazu herhalten mußte. Wenn nun bei einem neuen Stücke Meinungsverschiedenheiten unter den Schauspielern entstanden, mußte sich erst der Herr Regisseur das Buch von dem Souffleur ausbitten — selbst er hatte ja nur ein Scenarium vor sich — um sich zu orientiren. Freilich half das auch nicht viel; denn außer der Leseprobe hatte der gute Herr das Stück nicht vor's Gesicht bekommen. Mein Wort darauf, daß ich hier nicht übertreibe; denn so war es selbst an größeren Theatern, wenn man sich nicht extra ein Soufflirbuch schreiben ließ, da fast alle Souffleure nur auf Geschriebenes dressirt waren, indem sie behaupteten: „Das Gedruckte fließt ineinander!" So Einer wäre eher aus dem Dienste gegangen, als daß er aus einem Reclam'schen Bändchen soufflirt hätte! Das gedruckte Buch hütete nun der Theatertyrann vor den Augen jedes Unbefugten, worunter er jeden Schauspieler verstand.

Ich sehe noch das maaßlose Erstaunen so eines sich aufblähenden Theaterherrschers, als ich nach einer Leseprobe mir das gedruckte Soufflirbuch ausbat. Seine Rummelpuff-Augen traten aus ihren Höhlen heraus, und mit Hohn fragte er mich: „Ja, zu was wollen Sie denn das Buch?" Nun hatte ich doch selbst schon in Regensburg Director gespielt, war drei Jahre Regisseur in Meiningen gewesen und hatte immer meine Schauspieler verpflichtet, jedes Stück zu lesen. Ich war so perplex über diese dummfreche Frage, daß ich nach einer Wuthpause entgegnete: „Zum Fressen will ich es nicht haben!" worauf er mir höchst zornig entgegnete: „Ich verbitte mir das, und daß Sie es nur wissen, bei mir erhält das Soufflirbuch nur der Souffleur, für den es bestimmt ist, und dem ist es bei Entlassung verboten, es aus der Hand zu geben!" Was blieb mir da übrig, wenn ich ein neues Stück und meine Rolle genau kennen lernen wollte, als daß ich dem Souffleur auf die Bude stieg, und bei ihm das Stück genau studirte, was mich manche Kiste Cigarren und viele Flaschen Bier kostete.

Ach, diese gute alte Zeit! ... „Wo die Kunst sank, ist sie durch die Künstler (sic!) gesunken!" bewahrheitete sich auf solche Weise gar vielfältig an großen und kleinen Theatern. Der berühmteste Bonvivant seiner Zeit, der Regisseur Kettel, dem das deutsche Theater gar manche zugkräftige Stücke verdankte, den der Herzog Wilhelm von Braunschweig dem Hofburgtheater mit einer Gage von 6000 Thalern — heute der dreifache Werth — abspenstig gemacht hatte, brachte zum Schlusse das Theater so herunter, daß er jeden Abend vor dem Anfange an das Guckloch des Vorhanges trat, und wenn er Personen im Zuschauerraum sah, ausrief: „Unglaublich, daß wir diese Philister noch nicht hinausgespielt haben!" Als die Gattin Kettel's eines Abends in dem Putlitz'schen Lustspiele „Familienzwist und Frieden" auf eine fürchterliche Weise stecken blieb, sagte sie nach langer Pause, zu dem neben ihr auf dem Sopha sitzenden Schauspieler Brunner mit unverschämtester Kühnheit: „Herr Brunner, Sie haben zu sprechen!" worauf dieser mit aller Ruhe entgegnete: „Jawohl, Madame Kettel, ich werde sprechen, wenn Sie mir mein Stichwort gebracht haben! Bitte, Herr Souffleur Neumann, lesen Sie es der Dame laut und deutlich vor!" Und das Publicum? Es amüsirte sich königlich darüber. Und dabei hatte das Braunschweiger Hoftheater Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren einen Weltruf, und seine Oper unter der Direction Methfessel's hatte Mitglieder, wie den stimmgewaltigen Tenor Schmetzer, den Baßbariton Pöth für den Conradin Kreutzer seinen Jäger im „Nachtlager" schrieb, und der als Pizarro im „Fidelio" in seiner Rachearie das gewal-

tige Kärnthnerthor-Orchester ohne zu schreien übertönte. Die Bassisten Wehrstedt und Fischer, die Primadonna assoluta Frau Fischer-Achten und die jugendliche Sängerin Frau Methfessel, die auch eine Schönheit ohne Gleichen war, so wie die famose Coloratursängerin Frau Höfler-Mejo.

Bleiben wir bei dem Selbsterlebten im Braunschweiger Hoftheater!

Als im letzten Acte des „Clavigo" die Leiche der Marie auf die Scene getragen wird, tritt Clavigo dem Zuge entgegen und fragt den Führer: „Wen begrabt Ihr da?" worauf dieser zu antworten hat: „Marien von Beaumarchais." Der dicke Chorführer Schulz sagte aber stets, und die Gründlinge im Parterre warteten darauf: „Marien von Papiermaché." Eine gewisse Charakterisirung Mariens guckt ja aus diesem Witze, aber so durfte er nicht gebracht werden. Wenn Schulz ja einmal dafür gestraft wurde, so ersetzte man ihm aus dem Publicum die Strafe doppelt.

Ein fast unglaubliches Versprechen, das aber seinen natürlichen Grund hatte, und gewissermaßen folgerichtig war, leistete der Schauspieler A. Hiltl als „Hermann" in den Räubern auf dem Schloßtheater zu Wolfenbüttel. Man hatte ihm, der ein unfehlbares Gedächtniß besaß und niemals eines Souffleurs bedurfte, immer vorgeredet, daß sein Vorgänger in dieser Rolle, der Schauspieler Kunst, im letzten Acte zu Karl Moor sagte, um Ulk zu treiben: „Geh stark, Du Heimer" statt „Geh heim, Du Starker", und richtig Hiltl sagte: „Geh stark, Du Heimer", und fuhr nun zu Tode erschrocken förmlich folgerichtig fort: „Der Witz der Sinne geht über die Männer der Lotterbuben!" Keine Katze merkte den Blödsinn.

Schiller's „Räuber", die damals das Leib- und Magenstück aller Schauspieler waren, gaben den meisten Anlaß zu Versprechungen, von denen die bekannteste diejenige des in seiner Erzählung steckenbleibenden Kosinsky's ist: „Ich sprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da springen fünf bis sechs, bis sieben, bis acht Bediente . . ." worauf Schweizer mit aller Ruhe sagte: „Und die kriegten Alle nichts und zogen leer ab?!" Ich erlebte aber in den Räubern etwas Neues, was meinen Ausspruch beweist, daß selbst die Directoren in der Mißachtung unserer Classiker mit schlechtem Beispiel vorangingen. So sagte solch' Komödianten-Patron als alter Moor leise zu mir, der ich den Hermann spielte und ihm aus dem Hungerthurme half: „Geben Sie 'mal Acht, was ich dem Janhagel im Parterre für eine neue, schöne Geschichte erzählen werde!" und nun ging die Verballhornung los, von der ich nur die drei erbärmlichsten Stellen anführen will: „Drei volle Monate, sechs Stunden und achtundzwanzig Minuten schmacht' ich in diesem finsteren Kerker, vom Sonnenstrahle beschienen." Dann weiter: „Ich kratzte an dem Deckel meiner Bahre. Ich kratzte oben, ich kratzte unten, ich kratzte vorn und hinten . . ." und das Stärkste war: „Darum, wenn Du ein Mensch hast, und ein menschlich Herz bist —!" Und dieser Brave galt für einen Förderer deutscher Kunst!" — In „Kabale und Liebe" ist des berühmten Burgschauspielers Josef Wagner, als er noch am Stadttheater in Leipzig war, im Feuer der Rede geleistetes Versprechen wohl allgemein bekannt, indem er zum Schlusse des ersten Actes sich vornimmt, die Lady Milford niederzudonnern: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines Englands — Ich verjüngle Dich, ein deutscher Werfling!" Heinrich Marr, der die Regie führte, erzählte mir das und fügte bei: „Ich dachte nun, die Studenten würden einen furchtbaren Radau loslassen, aber — o Wunder! — es verspielte sich — und donnernder Applaus folgte dem abstürzenden Pepi, der nicht zu beruhigen war und sich umbringen wollte!"

Ein anderes Erlebniß! Ein lieber Freund von mir, der die wundervolle Episode des Kammerdieners in „Cabale und Liebe" spielte, hatte an dem Tage der Vorstellung zur Schillerfeier seinen Geburtstag, und trotz meiner Abmahnung, machte er ein Diner mit. Die Folge war, daß er stark angesäuselt in's Theater kam, wo ich ihm Vorwürfe machte und für ein paar Flaschen Selters sorgte. „Was willst Du denn?" sagte er mit blödsinnigem Lachen. „Ich kann meine Rolle im Schlaf, also werde ich sie auch in der Besoffenheit können!" Wenn er auch etwas wankend auftrat, was zu dem Charakter der Rolle paßte, so gingen doch die ersten Sätze passabel, als er aber an den ersten großen Satz kam, lachte er, wie es vorgeschrieben ist, fürchterlich auf, quatschte tolles Zeug und sagte am Schlusse: „Wir hörten das Gehirn knallen, und die Büchsen auf das Pflaster hinspritzen — Hurrah Amerika!" Die Darstellerin der Lady, welche nun sah, wie es stand, sagte schnell gefaßt zu ihrer Kammerfrau: „Sophie, bringe den armen Mann hinaus, der Jammer hat ihn um seinen Verstand gebracht!" Die Sophie, eine deftige Braunschweigerin brachte ihn hinter die Coulissen, während er immer polterte: „Ich bin . . . noch lange . . . nicht fertig! Ich will erst . . . meinen Applaus haben!" Wir brachten den guten Kerl in die Garderobe, und mit einem Schlage war er nüchtern, klappte sein Taschenmesser auf und wollte es sich in's Herz stoßen; denn . . . . die Lady Milford war ja seine Braut, die sich nun von ihm wenden würde. Es ging aber Alles gut aus.

Als der gute Franz Wallner mit seiner Agnes noch ein Gastspiel-Reisender war, gastirte er 1852 im Frühjahre in Leipzig, und brachte das neue französische Drama: „Bajazzo und seine Familie" mit. Er spielte die tragische Stelle des Bajazzo Belphegor und fiel damit so ab, was ganz natürlich war, so daß das effectvolle Stück nur einmal gegeben werden konnte. Dennoch hatte er nach dem ersten Acte einen Riesenerfolg, den er . . . einem Studenten verdankte. Am Schlusse des ersten Actes entdeckt der Bajazzo, daß man ihm sein heißgeliebtes Kind geraubt hat, und nach einem furchtbaren Schmerzensausbruche wirft er sich auf die Knie, und seiner eigenen Sünden gedenkend, schlägt er an seine Brust, indem er die letzten Sätze des Vaterunser betet. Es hatte nun schon Kopfschütteln und Unruhe im Publicum verursacht, daß der „komische Franzl" im Affecte immer mehr in seinen Wiener Dialekt verfiel, als er aber sagte: „O Heer (Herr), vergieb uns unsere Schulden . . ." antwortete ein Student aus dem Parterre: „Wollte Gott, das würde wahr!" entstand ein solcher Ulkjubel, daß Franzl denselben für ächt haltend „Vorhang auf!" befahl und mit Dankesgesten sich vor dem tollachenden Publicum verneigte. Ich stand bei dem über die Eigenmächtigkeit Wallner's, den Vorhang aufziehen zu lassen, empörten Regisseur Bartels und lachte Thränen wie die anderen Mitspielenden auch, da trat aber Wallner wüthend auf mich zu, und schrie mich an: „Was lachst denn so dumm? Du bist mir wohl neidisch, weil ich Dir die schöne Stell'n vor der Nas'n z'erscht wegspül'n thu'?!" —

Das Tollste von Regisseur-Weisheit erlebte ich an einem größeren norddeutschen Stadttheater bei Gelegenheit eines Gastspiels. Eine meiner Lieblingsrollen war der junge Foster in dem — leider verschwundenen — trefflichen Schauspiele „Gebrüder Foster oder das Glück und seine Launen". Als ich auf der Probe sagte: „Was kümmert mich der Lump von einem Lord-Maire (Lord Major)?" horchte der Oberregisseur (ein biederer, ehemaliger österreichischer Artillerie-Corporal) hoch auf. Als ich das Wort nun wiederholte, rief er mich zu sich an den Regietisch, und fragte mich: „Sö Herr Schultes, verstengen (verstehen) Sie die engellandische Sprach?" — Begierig zu hören, was da herauskommen würde, sagte ich ausweichend: „Was man so in's Haus braucht, freilich englisch sprechen kann ich nicht fertig!" „Na eben darum!" sagte der Treffliche, hielt mir das Buch vor, deutete auf den Namen „Lord Mayor" und erklärte mir: „Das a is im Englischen ä, das Ypsilan is tscheh und das o is e! Also heißt das Wurt nöt Mär, sundern einfach Mätscher,

und i bitt' schön, daß Sie's so richtig aussprechen." Ich that ihm zum allgemeinen Gaudium auf den Proben in etwas carikirter Form den Gefallen, und er nickte jedesmal wohlgefällig mit seinem edlen Haupt. Am Abend der Vorstellung sagte ich natürlich „Lord Maire", und vernahm mit innerlichem Lachen seinen Zornesausruf hinter der Scene: „Da plagt man sich mit so anen Rhinozoros ganz ummasunst!"

In Magdeburg war's, wo ich meine Geistesgegenwart auf eine merkwürdige Weise zeigte. Vor überfülltem Hause gab man ein Lustspiel „Liebe kann Alles," und ich hatte darin einen Husaren zu spielen, eine famose Naturburschenrolle. — Mitten im dritten Acte entstand auf den Straßen Feuerlärm, und es brannte ganz gehörig auf dem großen Marktplatze. Regisseur Rigeno, dem für seine Vorstellung bangte, sagte zu mir: „Wenn ich hinausgehe, und das Publicum beruhigen will, dann entsteht erst recht ein Aufruhr. Lieber Schultes, Sie besitzen Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart genug, um einen falschen Auftritt zu markieren, und Goppe und Fräulein Deny, die schon zum Fortlaufen von der Scene auf dem Sprunge stehen, zu beruhigen, und mit den beiden Spielenden auch das Publicum! Frisch! gehen Sie hinaus!"

Ich nahm mich, obwohl ich meiner nicht sehr sicher war, forsch zusammen und trat auf die Scene. Der Schauspieler Goppe, der meinen Rittmeister zu spielen hatte, ging rasch auf mich zu, und fragte mich mit einer gewissen Angst: „Was bringen Sie mir denn Gutes?" Ich schlug die Hacken zusammen und sagte geflügelt: „Herr Rittmeister, Sie sollen sich, wie Alle hier beruhigen. Es brennt bloß!" sofort machte ich Kehrt und maschierte ab. Ein Höllengelächter, das Goppe ausstieß, schallte hinter mir her, und Regisseur Rigeno meinte: „Dumm war's, aber das Lachen hat uns die Vorstellung gerettet, denn das Publicum stimmte mit ein, weil es glaubte, das sei ein gottsträflicher Witz, der zu dem Stücke gehört!"

Mein Vorgänger in Braunschweig, der alte Director Schütz, war, um dem Herzog Wilhelm einen Extra-Spaß machen, stark in Extempores. In „Rosenmüller und Finke" nahm er in seiner großen Scene mit dem alten Bloom stets zwei Pistolen aus seinen Rocktaschen und hielt die Mordgewehre dem Großkaufmann mit dem Extempore entgegen: „Wer Geld von mir haben will, den erschieß' ich!" Mit seinem tragischen Pathos und den wild rollenden Augen, war er so urkomisch, daß der Herzog immer das Signal zu einem argen Gelächter gab. In dem Ritter- und Geisterstücke „Die Teufelsmühle am Wienerberg" gab Schütz den Teufelsmüller, der eigentlich ein Ritter ist, der seine Frau ermordete und von deren Geist verfolgt wird. Schütz war nun mit einem Spitzbauche versehen, und sollte doch in einer Waldhöhle sitzend sagen: „Seit sieben Monaten nur von Wurzeln und Waldbeeren lebend, bin ich zu einem Gerippe geworden!" er fügte nun auf seinen Bauch schlagend hinzu, indem in's Publicum sprach: „Sie brauchen das aber nicht zu glauben!" natürlich folgte stets ein Heidengelächter. Zum Schlusse des Stückes muß der Teufelsmüller sein Leben in einen großen, aufgemauerten Brunnen enden, in den er den Leichnam seiner Frau geworfen hatte. Alle seine Schandthaten waren umsonst; denn der Geist seiner Frau rettete seine Opfer und machte seine bösen Anschläge zu nichte. Er soll aber doch nicht den elenden Tod des Verhungerns sterben, und die ewige Gnade sendet, als er zur Sühne in den Brunnen steigt, einen Blitzstrahl, der ihn rasch tödtet. Da erhob sich Schütz, der schon verschwunden war, wieder aus dem Brunnen, und sagte weinerlich: „Das kann nur mir allein passiren!" Die Wirkung kann sich Jeder denken.

Einmal passirte Schütz, der von sich selbst überzeugt war, wie — sagen wir einfach und bescheiden — „wie Gott am letzten Schöpfungstage," ein Vorkommniß, bei dem ihm der Verstand aus dem Häuschen gerieth. In der Première einer Posse von Ludwig Feldmann, ich glaube, sie heißt „Der Filz als Prasser," hatte der jugendliche Liebhaber L'Hamé einen Eisenbahnbeamten vorzustellen, der bei dem Aufgehen des Vorhanges im Gespräche mit Anderen an einem Wirthshaustische im Freien sitzt, und sollte das Stück mit dem Worten beginnen: „Na, da wäre ich wieder einmal glücklich hier angelangt!" L'Hamé war nun an diesem Tage von einem Freunde, welcher in der Nähe Braunschweigs ein Gut besaß, zum Mittagessen eingeladen. Es war schon halb sieben Uhr, die Vorstellung sollte angehen, aber L'Hamé war nicht zur Stelle, und der allwissende Theaterdiener Eckhardt suchte ihn vergebens in allen Kaffehäusern und Wirthschaften, wo er zu verkehren pflegte. Schütz war in Verzweiflung und rang die Hände, weil der Herzog fragen ließ: „Warum die Komödie nicht begänne?" Den Inspicienten Feuerstacke konnte Schütz in diesem Falle nicht zum Annonciren vor den Vorhang schicken, und so mußte er selbst in den sauren Apfel beißen und sagte mit seiner asthmatischen Stimme: „Ich erlaube mir anzuzeigen, daß der Schauspieler L'Hamé, welcher das neue Stück zu beginnen hat, seine Pflicht verletzte und nirgends zu finden ist. Ich habe nun den Inspicienten Feuerstacke beauftragt, die kleine Rolle aus dem Buche abzulesen, und bitte daher um gütige Entschuldigung." Unterdessen hatte sich der Inspizient die Eisenbahndienstmütze aufgestülpt und mit dem Buche an den Tisch gesetzt, um die Rolle abzulesen. Während Schütz unter ironischem „Bravo!" zurücktrat, und ehe er das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gab, erst etwas verschnaufte, war L'Hamé, der querfeldein im tollsten Carrière ritt, im Theater angekommen, stürzte auf die Bühne, riß Feuerstacke die Dienstmütze herab, schleuderte den Perplexen hinter die Scene, setzte sich an dessen Stelle, und begann als der Vorhang in die Höhe ging: „Na, da wäre ich wieder einmal glücklich hier angelangt!" Erst war das Publicum, welches gespannt war, wie sich der Inspicient aus der Affaire ziehen würde, wie vor den Kopf geschlagen, dann brach es aber, der de- und wehmüthigen Ansprache Schützens gedenkend, in einen tollen Jubel aus, der dem Stücke das heiterste Prognostikon stellte. Schütz aber saß in seinem großen Lehnstuhle bei dem Vorhange, faltete seine Hände über dem Bäuchlein und murmelte ingrimmig die oft gesprochenen letzten Worte des Teufelsmüllers: „Das kann nur mir allein passiren! Aber der Kerl soll's theuer bezahlen!" Der „Kerl" bezahlte es aber nicht theuer; denn als dem Herzog Wilhelm der förmliche Todesritt L'Hamé's erzählt wurde, schenkte er ihm die Geldstrafe.

Ein paar Hendrichs-Abenteuer mögen hier stehen, die unvergessen zu sein beanspruchen. — In „Isidor und Olga" von Raupach spielte Hermann Hendrichs den Fürsten und Dessoir den Kosaken Kaluga. Beide Künstler liebten sich nicht, und manches hitzige Wortgefecht fand zwischen ihnen statt. Nun sollte in diesem Stücke Dessoir auf ein Klingelzeichen von Hendrichs die Scene betreten. Das erschien Dessoir in seinem unbändigen Künstlerstolze zu „bedientenhaft", und er ersuchte Hendrichs, das Klingeln zu unterlassen und ihn zu rufen. Natürlich sagte Hendrichs mit Freude: „Nein! Ich klingle, wie Raupach es vorschreibt." Als am Abende Hendrichs nach der Klingel greifen will, die er sich „so groß als möglich" vom Requisiteur ausgebeten hatte, ist dieselbe verschwunden, und wohl oder übel mußte er den Kosaken rufen. Im Zwischenacte fährt Hendrichs den verschmitzt lächelnden Dessoir wüthend ob dieses Streiches an, und stolz entgegnet der Andere: „Dessoir kommt nie auf der Klingel!" Se non è vero è ben trovato.

Der sonst ganz tüchtige Schauspieler Jerrmann, der aber am Hoftheater in Berlin in zweiter Reihe stand, drängte sich stets über Gebühr vor, wenn er eine größere Rolle hatte. Hendrichs, der einen geraden Charakter hatte, sagte einmal dem Collegen über sein Gebahren ganz offen die Meinung

vor den anderen Mitgliedern, und Jerrmann sann auf Rache. In Schiller's „Tell" hatte nun Hendrichs nach der Apfelschußscene einen großen, stets bejubelten Moment, wenn er seinen Jungen, der ihm entgegen eilt, mit ausgebreiteten Armen auffängt, hoch empor hebt und dann mit dem Kinde in den Armen, einen Seufzer ausstoßend, zusammenbricht. Schon war Alles bei der nächsten Aufführung des Tell auf diesen großartigen Moment gespannt, da trat Jerrmann, welcher den Walter Fürst spielte, vor, riß den Knaben an sich, und imitirte genau das Spiel Hendrichs, der vor Wuth bebend mit offenem Munde Jerrmann's Gebahren sich ansah, das noch dazu von dem Beifalle der Gallerie begleitet wurde. Nach dem Acte packt Hendrichs, der eine anständige Muskelkraft hatte, den dürren Jerrmann, schüttelt ihn wie einen Zwetschenbaum und schreit: „Wie können Sie Halunke sich unterstehen, mir meinen Effect zu stehlen? Bin ich der Vater des Jungen oder Sie?" und Jerrmann entgegnet grinsend: „Was wollen Se? Bin ich doch von's Kind der Großvater!"

Einen ziemlich starken Witz auf der Bühne hat sich der Bassist Draxler mit seiner gleichberühmten Collegin Stöckl-Heinfetter erlaubt, die eines sehr reichen Kindersegens genoß. Die leichtlebigen Wiener bejubelten den Schlager, der eigentlich doppelt traf. Im zweiten Akte der Bellini'schen „Norma" ist das große Duett zwischen dem Vater der Norma und dieser, dem sie erklärt, mit ihrem Gatten Sever, der als Opfer von den Druiden ausersehen ist, auf dem flammenden Holzstoße sterben zu wollen. Norma hat zwei Kinder von Sever und empfiehlt sie als Sterbende ihrem Vater mit den Worten: „O Vater, ich bin Mutter!" Nun hat Oroviſt zu singen; „Was sagst Du?" aber Draxler sang mit hochgezogenen Augenbrauen: „Schon wieder?" und der Jubel war fertig. —

Auch der populäre Bassist Jean Thelen, ein echter „Kölner Jong", der eine Stimmzierde des Braunschweiger Hoftheaters war, erlaubte sich in hochernster Situation auf der Bühne einen Witz, der einem Anderen sehr übel vermerkt worden wäre, bei dem geliebten Jean aber allgemeinste Heiterkeit erweckte. In Mozart's „Zauberflöte" fragt Sarastro die beiden Priester nach den Charaktereigenschaften des Tamino. Sarastro fragt unter Anderem: „Besitzt er Tugend?" worauf die Antwort folgt: „Tugend!" dann: „Weisheit?" prompt klingt es: „Weisheit ꝛc ꝛc. Als nun die Reihe fertig war, winkte Sarastro-Thelen die beiden Priester näher zu sich heran, und hocherstaunt leisteten sie dem Winke Folge, da sie nicht ahnten, was noch kommen könnte. Thelen aber fragte mit halber Stimme: „Hat er Geld?" Mit offenem Munde starrten die beiden Sänger ihren Meister an, der trotz des Hallohs im Publicum seine würdevolle Ruhe keinen Augenblick verlor.

Eine ganz tolle Entgleisung widerfuhr meinem lieben alten Freunde Carl Devrient in einer Vorstellung des „Nathan" am Hoftheater in Hannover Anfangs der Sechziger Jahre. Da unsere Braunschweiger Theaterferien früher begannen als die in Hannover, war ich mit Weib und Kind zum Besuche bei meinem Schwiegervater Hallenstein. Tagtäglich fanden Carl Devrient, Hermann Müller und ich uns zum Weinfrühschoppen in der Drei Männer-Weinkneipe zusammen, wo wir uns an leichtem Mosel erlabten. Zu dritt machten wir auch an dem Tage, an dem der oft gegebene Nathan aufgeführt werden sollte, einen Nachmittags-Spaziergang in die Eilenriede. Auf dem Rückwege — wir hatten viel geschwatzt und auch alte Theateranecdoten, worunter viele nicht erzählbare Entgleisungen waren, frisch aufgewärmt — kehrten wir, um die Kehlen mit einer Tasse Kaffee anzufeuchten, im Neuen Hause ein. Damals war von den prachtvollen Straßenzügen, Schiffgraben und Königsstraße, noch keine Spur vorhanden, und man sah von dem Neuen Hause aus über Wiesen und Felder hinweg das Neue Hoftheater in anscheinend greifbarer Nähe liegen. Auf einmal sagte Carl Devrient auf seine Uhr sehend: „Donner und Doria! es ist schon halb sechs, wir müssen uns sputen ins Theater zu kommen!" „Das ist ja nur ein Katzensprung!" meinte Müller. „Jawohl, für Ihre langen Beine, die noch jung sind, aber meine alten Knochen werden den scheußlich holperigen Weg wohl spüren!" Wir kamen denn fast athemlos knapp um 6 Uhr zum Theater, und Devrient sagte noch beim Abschiede zu mir: „Wenn ich nur heut' Abend nicht einschlafe!" Müller, der den Klosterbruder zu spielen hatte, nahm Devrient unter den Arm, und mit möglichster Schnelle stiegen Beide die steile Steintreppe zum Eingang hinauf. Ein kleines, aber geistig um so feineres Auditorium lauschte Lessing's unsterblichem Meisterwerke, das hier wirklich zu einer klassischen Aufführung gelangte. Im Monologe des Nathan vor der Erzählung von den drei Ringen, merkte ich, daß Devrient wirklich mit einer starken Ermüdung kämpfte, und als Saladin wieder auftritt, raffte sich Devrient zusammen und begann in seinem eigenthümlich nasalen, aber doch schönen Tone: „Es lebt ein Mann im fernen Osten . . ." aber je weiter er kam, desto schläfriger wurde er, und als Saladin dazwischen sprach „Gewiß! doch weiter!" sagte zu meinem Entsetzen Devrient:

„So kam dann dieser Sohn, von Ring zu Ring,
Auf einen Vater endlich von drei Ringen . . . ."

Auf einen leisen Zuruf des Souffleurs wurde Devrient vollkommen wach gerüttelt, und mit der Ruhe, die ihn nie verließ, sagte er:

„Verzeihe, Sultan, daß ich mich versprach . . .
So kam dann dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen . . ."

Meisterhaft beendete er die Erzählung, so daß riesiger Beifall erschallte. Er sagte mir nach der Vorstellung: „Wenn mir das Versprechen nicht passirt wäre, so — hol' mich der Kuckuck — glaube ich, daß ich stehend eingeschlafen wäre. Von dem Moment ab, als mir der Souffleur zurief: „Um Gotteswillen: Sohn, Sohn nicht Ring! war ich mit einem Schlage so frisch, als käme ich aus kaltem Bade!"

Weil wir gerade bei Hannover sind, will ich ein Theaterabenteuer erzählen, welches mir mit dem blinden Könige Georg V. passirte, das wohl zu dem Allerseltsamsten gehört, was ich in meiner langen Künstlerlaufbahn erlebte. Im Jahre 1862 gaben wir in Braunschweig zum Geburtstage des Herzogs Wilhelm ein Schauspiel von Franz Nissel „Heinrich der Löwe" zum ersten Mal. Der Herzog, der sonst seine Geburtstage fern von Braunschweig, meist in Blankenburg, zuzubringen pflegte, da er seit 1848 einen Haß auf die Stadt hatte, mußte dieses Mal wohl zu Hause bleiben, da sich König Georg zum höchst seltenen Besuche angemeldet hatte. Der Tyroler Hüne Anton Feltscher spielte den „Löwen" und ich war sein vertrauter Freund Georg Truchseß, der gleichsam den getreuen Ekardt im Stücke spielte. In der vorletzten Scene des Schauspiels fleht Truchseß den Heinrich an, er möge nicht vom Kaiser sich abwenden und unberechenbares Unglück auf sich und sein ganzes Haus heraufbeschwören. Heinrich weist den treuen Freund von sich, und als dieser von seiner Bitte nicht abläßt und vor dem Löwen einen Kniefall thut, wird der Uebermüthige rasend und erschlägt den Freund mit seiner Streitaxt. Kaum sank ich mit einem Todesschrei zu Boden, sprang König Georg, der in der großen Prosceniumsloge des ersten Ranges auf der rechten Seite saß, mit dem lauten Ausruf in die Höhe: „Abscheulich! Unwahr! Das hat nie ein Welfe gethan, am Wenigsten der Löwe!" und auf den Arm seines Adjutanten gestützt, stürmte er aus der Loge. Das Publicum war consternirt, und die Personen des ersten Ranges erhoben sich, um die Logen ebenfalls zu verlassen. Mit Noth und Mühe wurde das Stück zu Ende gespielt. Das Schönste kam aber noch nach. In aller Eile wurde auf Befehl des

Königs Georg die Todtschlagscene gestrichen, Feltscher und ich bekamen ein paar andere Worte zu sprechen, die wie die Faust auf das Auge paßten: denn der Schluß des Stückes war nun widersinnig geworden. Wer „das Verbrechen auf Befehl" an dem Dichter beging, ist niemals bekannt geworden. Das Stück mußte aber anderen Abends wiedergegeben werden, und der König kam wieder in's Theater. Als nun in der neuen Scene der Freundschafts-Redekampf zwischen dem Löwen und dem Truchseß kam, beugte sich der König weit über die Brüstung der Loge, und als Feltscher, statt mich todtzuschlagen, mich mit Dankesworten an die Brust drückte, rief der König laut: „Bravo, bravo!" und gab selbst das Zeichen zum Applaus, der nun wie ein Orkan das Theater durchbrauste. Herzog Wilhelm aber ließ das Stück nie wieder geben!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Cravatte.

Von Jean Aicard.

Ich kam arm, sehr arm nach Paris. Ich wollte wie so viele Andere, dort Geld und Ruhm finden. Ich war zwanzig Jahre alt. Ich wollte ein großer Maler werden. In Erwartung der Berühmtheit und des Geldes, das ich Beides heute erreicht habe, frühstückte und dinirte ich — von Nichts. Und ich hatte sogar noch beim Bäcker Credit!

Ich hatte in meinem kleinen Städtchen meine Mutter und meine Schwester zurückgelassen, die kaum genug zum Leben hatten. Was mich betrifft, so weiß ich wirklich nicht mehr, wie ich es fertig brachte, so weiter zu existiren. Nein, je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich es mir erklären. Ach, die Jugend, die Jugend, das ist der allmächtige Talisman, die treibende Kraft, der einzige Zauber! Ich war jung. Die Hoffnung jagte mir, oft ohne jeden Anlaß, Ströme frischen Blutes in mein Herz, die mich schwindeln machten. Später hat selbst der greifbare Erfolg mir jene glücklichen Minuten nicht wiedergeben können, in denen man das Leben so tief und bewegt in sich pulsiren und strömen fühlt. So lebte ich denn, ärmer als Hiob, aber reicher als Crösus. Ein braver Krämer aus meiner Heimath schrieb mir in verbindlichen Ausdrücken, ich solle ihm die Copie eines Teniers anfertigen. Sofort begab ich mich voll Eifers in den Louvre, und vom ersten Tage an ging die Arbeit gut vorwärts. Es war außer Zweifel, daß sie mir gut bezahlt würde. Das allein hätte genügt, mich im Schaffen anzuspornen, aber schon die Luft an dem Bilde, das ich mir zum Copiren ausgewählt, trieb mich an, gut und schnell zu arbeiten. O, so ein Teniers! Was für Freude machten mir diese wohlgemästeten, lächelnden, selbstzufriedenen Trinker, die so behäbig ihre Trinkkrüge anlächeln! Kein Gefühl des Neides erwachte in mir bei ihrem Anblick, durchaus nicht! Ich fand, daß sie Recht hatten, diese Trinker, und hätte ich mich dem unruhigen Leben in Paris entreißen können, den Aufregungen unserer Zeit, dem Lärm unserer Straßen, allen unseren modernen Sorgen, ich hätte es wahrlich ebenso gemacht wie jene und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit ihnen getrunken und hätte selig wie ein Kind den vollen und leeren Trinkgefäßen zugelächelt.

Ich begab mich eines Morgens mit etwas Verspätung in den Louvre, es war meine dritte Sitzung, und wollte schon die Treppe hinaufsteigen, als der grün- und goldgarnirte Portier mir plötzlich ein Zeichen machte, indem er sich mit einer nervösen und raschen Handbewegung nach dem Halse fuhr. Ich habe eine solche Geste nur noch auf der Bühne gesehen, bei Don Cäsar von Basan, wenn man ihm ankündigt, daß er gehängt werden sollte. Der Darsteller hatte eine besondere Art sich mit der Hand an den Hals zu fassen, als fühle er schon dort die Berührung des verhängnißvollen Stranges . . . es machte sich sehr schauerlich. Dieselbe Bewegung machte der Portier. Ich sah ihn verblüfft an, dann blickte ich ringsum . . . nichts, außer einer jungen Dame, die aber oben auf der steilen Treppe vom Portier noch nicht gesehen wurde. Niemand sonst. Offenbar war ich es also, an den jene tragische Geste gerichtet war. Ich schickte mich trotzdem an, da ich nichts davon begriff, weiter zu gehen und war in der That schon drei Stufen gestiegen, als der schreckliche Ruf hinter mir ertönte: „Mein Herr! — Ihre Cravatte!"

Jetzt machte auch ich unbewußt dieselbe Geste wie Don Cäsar von Basan und fuhr mit einer ängstlichen Handbewegung nach meinem Halse . . . Ja, ich hatte meine Cravatte verloren! O, lachen Sie nicht! Mir war nicht lächerlich zu Muthe. Meine einzige Cravatte! Es war eines jener Schleifchen zu 15 Sous, welche durch ein Gummibändchen an dem Kragen befestigt werden. Fünf Minuten vor meiner Ankunft im Hofe des Louvre, hatte ich mich noch wohlgefällig in dem Spiegel eines Schaufensters betrachtet und hatte dabei die Schleife zurecht gerückt. Jetzt, hatte ich sie nicht mehr, ich hatte sie verloren!

„Der Eintritt ohne Cravatte ist verboten!" sagte der Thürhüter streng. Ein abgetragener Anzug macht ja immer jeden Diener unverschämt.

In diesem Moment rauschte die Dame, welche mittlerweile die Treppe herabgestiegen war, dicht an mir vorüber. Ich fühlte mich roth und blaß werden. Und indem ich das Gesicht des Portiers anstarrte und so der schönen Besucherin den Rücken kehrte, bemerkte ich, wie mich im Vorübergehen ihr seidenes Kleid streifte. Ich wandte mich halb um — o, die schöne blaue Schleife! das war der Gedanke, der mir durch den Sinn fuhr, als mein Blick, gegen meinen Willen, einen Moment am Halse der jungen Dame haftete.

So blieb ich, eine Zeit lang, wie festgenagelt stehen. Der Thürhüter weidete sich an meiner Verlegenheit. Glücklicher Subalterner! In dieser Minute dominirte er und genoß das süße Gefühl der Autorität. Ein Polizist, der Sie zur Ordnung ruft oder Sie arretirt (besonders wenn er in Ihnen einen Mann von höherer Bildung vermuthet) empfindet dieselbe große Freude. Und dasselbe empfand ein Cäsar oder Napoleon, wenn er die Völker und die Ideen brutalisirte. Und es muß eine große Wollust darin liegen, wenn es zu den größten Thaten und zu den größten Verbrechen anspornen kann.

Ich blieb also ganz verblüfft in dem Anblick des würdigen Thürhüters versunken stehen. Wie viel Gedanken durchkreuzten in jener Secunde mein Hirn! Und wie traurig und trostlos waren sie! In der That, nein, ich konnte mich auf keinen Gegenstand meiner Garderobe besinnen, der einer Cravatte ähnlich gesehen hätte Und keinen Sou in der Tasche und auch nichts zu Hause! An wen mich wenden? Ich war frisch aus der Provinz gekommen und kannte Niemand. Kein Ausweg! Und, dort oben, auf meinem Bilde, erwarteten mich die Trinker, welche lustig ihren Humpen zulächelten!

Ich trat aus dem Vorhaus in's Freie. Der Wind hatte sich im Hofraum verfangen und wirbelte dort umher. Ich ließ mich von ihm vorwärts drängen. So gelangte ich in den Hof des Louvre, welchen die Passanten, die es eilig haben, alle Ecken vermeidend, quer durchschreiten. Da — fühle ich instinctiv, ohne es deutlich zu hören, daß Jemand mir folgte. Ich hatte die unklare Empfindung, eine Ahnung, daß es eine Frau sein müsse und zwar dieselbe, welche die Treppe herabgekommen war, als mir mein Mißgeschick passirte. Weßhalb ist sie noch hier und was sucht sie? Hatte ich mich nicht absichtlich einige Minuten länger den Blicken des Portiers ausgesetzt, um den ihrigen nicht zu begegnen und ihr Zeit zu lassen sich zu entfernen? . . . Verdammte Neugierde!

Sie war es in der That; sie ging an mir vorbei, mich verstohlen von der Seite betrachtend, in reizender Verlegenheit. Sie schien verwirrt, bewegt. Das sanfte Auge voller Güte schimmerte jetzt seltsam in feuchtem Glanz . . . Halt! sag' ich mir, sie hat nicht mehr das hübsche blaue Band! Ihre beiden Händchen staken in einem kleinen Muff . . . da . . . als sie an mir vorbeiging . . . wie war es gekommen? Mit welcher Grazie hatte sie das Unbequeme ihrer Handlungsweise zu verdecken gewußt, durch welchen Zauber, wie, wie war das Alles gekommen? Ich weiß es nicht, aber eines ihrer Händchen war kaum aus dem Muff geschlüpft, als schon ein blaues an den beiden Enden mit Spitzen besetztes Bändchen in meine Hand hinein gezaubert war!

„Das Entrée-Billet!" sagte sie.

Als ich das Wort verstanden hatte, war sie schon weit fort. Sie fragen mich, ob ich ihr folgte? — Ich dachte nicht daran. Konnte ich doch jetzt zu den Trinkern von Teniers zurückkehren, die sich da ohne mich vergnügten! Ob ich auch so in blauer, spitzenbesetzter Cravatte hinging? Aber natürlich, frischweg und ohne falsches Schamgefühl! Und nicht ohne Stolz betrachtete ich den strengen Thürhüter im Vorbeigehen . . .

Sie werden mich vielleicht fragen, ob ich sie, diese schöne Unbekannte, nicht eines Tages irgendwo wiedergesehen habe: im Seebad, im Theater, irgendwo in der Gesellschaft? — Nirgends. Ich habe sie nie wiedergesehen.

„Aber die Geschichte ist doch noch nicht zu Ende?"

Ich bin Maler, meine Herren, und ich verstehe keinen Schluß für meine Geschichten zu — erfinden.

## Aus der Hauptstadt.

### Der Posaunenkönig.

Die Posaune ist ein schwierig zu behandelndes Instrument. Man muß zugeben, sie schallt gewaltig, und ihre dröhnende Stimme erstickt allen anderen Klang und Sang ringsum. Aber es liegt in ihrer berechtigten Eigenart, daß sie gewisse Noten nicht ganz rein herausbringt, und daß es krampfiger Anstrengungen des Bläsers bedarf, wenn er liebliche Passagen, Compositionen idyllischen Inhalts wiedergeben will. Der Posaune kriegerisches Naturell sträubt sich gegen solche Vergewaltigung,

und sie liebt es, den Künstler, der ihre Seele schändet, zum Entgelt dafür lächerlich zu machen. Niemals wird deßhalb der gewöhnliche, gut erzogene und kaltblütige Posaunist Charakterlosigkeiten von ihr verlangen und die lärmende Siegeskünderin zur flötenden Schalmei herabzuwürdigen versuchen. Die das thun, stehen außerhalb der bedachtsamen Gilde und nennen sich, um selbst den Unterschied zu markiren, bei ihren Wanderungen durch das Land und ihren befremdlichen Kunstübungen Posaunenkönige. Sie lassen dabei die Frage unbeantwortet, ob sie Könige über die Posaune sind, oder ob die Posaune sie beherrscht.

Ihre ausschweifenden Kunstübungen haben allerdings mancherlei Anlaß und innere Erklärung. Das Publicum vergöttert heutzutage die Posaune und streut den Virtuosen massenhaft Lorbeer, zumal dies köstliche Grün Dank unseren Handelsabmachungen mit Italien in den Markthallen überall billig zu haben ist. Ruhelos durchdonnert Posaunenklang die Welt. Wir sehen, daß alle rasch emporgekommenen Künstler Posaunisten sind. Nur jene Staatsmänner, die sich auf das große Blasrohr verstehen, haben Erfolg. Die feineren Stimmchen zart gebauter Talente verhallen in dem rhythmischen Radau der Posaunenmänner. Was ihr nicht die großen Tuten in's Ohr gellen, das glaubt die Menge nicht, oder das überhört sie von vornherein. Darum haben sich allmälig die Redner des Marktes, hohe und niedere, an den Gebrauch der Posaune gewöhnt. Ein Geschmetter und ein Gegell ohne Gleichen durchheult den Tag. Und es wächst fortwährend, weil sich Jeder zur Geltung bringen will. Denn seitdem nicht mehr Begabung, sondern gute Lungen Vorbedingung und Garantie für glänzende Laufbahnen geworden sind, seitdem muß Eins immer darnach trachten, das Andere zu überschreien. Früher, in der nun sagenhaft gewordenen Zeit des Ewigen aus dem Sachsenwalde, maß die Welt den Staatsmann an der Geistesfülle und Größe seiner Thaten; heute genügt eine von widrigen Gemeinplätzen wimmelnde, aber mit Stentors Stimme herausgebrüllte Rede, um ihn für die Monate, während welcher er Lucanus trotzt, unsterblich zu machen. Feinen Ohren heißt all' der Posaunentumult freilich doch keine Musik, aber welche Bedeutung haben sie, wenn die Musik nach dem Geräusche gewerthet wird, das sie verursacht, und die Ohren nach ihrer Länge?

So unumschränkt gebietet die Posaune in den Concerten, daß auch gekrönte Häupter anfangen, sich ihrer zu bedienen. Sich ihrer zu bedienen selbst da, wo sie stillos wirkt. Wer glaubt es dem Niccolo Macchiavell noch, daß stille Stetigkeit, thätiges Schweigen die Kunst der Könige ist? Die Posaunenbläser würden die Staatsweisheit des Cinquecento verlachen, wenn sie sie könnten. Europa wird durch helle Fanfaren in ständiger Erregung erhalten. Noch nie ist zwar dem Donner, der majestätisch einhertobt, der Blitz gefolgt, aber seinen Urhebern genügt auch der rollende Theatereffect. Und ihr Beispiel scheint unwiderstehlich. Selbst die Zurückhaltenden, die Bescheidenen und Unsicheren, die gar kein Posaunengenie in sich haben, verspüren plötzlich brennende Gier nach dem gleißenden Instrument, und wie das so Schülerweise ist, wenden sie es an thunlich unpassender Stelle an. Auch fehlt ihnen die kluge Kunst des Meisters, der sich so zu postiren weiß, daß das Publicum seine Gesichtsverzerrungen und die oft komisch wirkende Handhabung des großen Blasrohres nicht sieht, eine Handhabung, die doch nöthig ist, wenn man der Posaune ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach fremde Töne entlocken will.

Die Friedensmanifestation des jungen Zaren Nicolaus ist nicht ohne Bedacht zu einem Zeitpunkte erfolgt, wo der im Sarge lag, dessen erlösendes Wort die allgemeine Verblüffung über das unerwartete Musikstück in helles, befreiendes Gelächter verwandelt hätte. Ernsthaft befaßte sich der Continent mit der dröhnenden Curiosität, ernsthaft und dithyrambisch priesen seine Zeitungen den neuerstandenen Friedensfürsten. Daß er die denkbar ungeeignetste Form gewählt hatte, seinen angeblichen Wünschen Erfüllung zu sichern, daß die Abrüstungsidee noch vor ihrer Geburt zum Tode verurtheilt worden war durch die jahrmarkthafte Art ihrer Propagirung, das störte die Bewunderer nicht, sondern brachte sie erst in die rechte Stimmung. Posaunenecho kann nur die Posaune erzeugen. Allerdings hätte, wer dem hohen und heiligen, doch ach, so spinnewebzarten Gedanken vom Weltfrieden in ehrlicher Liebe zugethan ist, wissen müssen, daß hier wie nirgend sonst ängstliche Behutsamkeit, sachtes, sachtes Vorgehen am Platze gewesen wäre. Im stillen Kämmerlein hätten die europäischen Cabinette zunächst die Daseins-Möglichkeit, Für und Wider des holdseligen Traumes erwägen, dann hätten vorsichtig die Besten der Völker, ihre Führer und Berather dafür erwärmt werden müssen. Nur im Schleier des Geheimnisses, geschützt vor jeder rauhen Berührung, unendlich langsam nur wachsen so zarte Kinder. Statt dessen stellte man die gebrechliche Frühgeburt auf offenem Markte unter Wind und Regen allem Volke zur Schau. Und die Posaunen klangen, als gälte es Jericho's Mauern zum zweiten Male umzuwerfen und den Beweis zu führen, daß alle kriegerischen Uebungen und Eroberungen in Zukunft durch Josuas unblutiges Mittel vollzogen werden könnten, der Abrüstung also auch in dieser Beziehung nichts mehr im Wege stehe.

Daß es in Deutschland einen verständigen, oder sagen wir sogar, auch nur einen schreibenden Menschen gegeben hat, der ehrlich an die Durchführbarkeit des Zarenvorschlages glaubte, das wollen wir zum Ruhme des germanischen Intellectes nicht annehmen. Forderte schon die abgenutzte Congreßidee den Satiriker heraus, und der lustige Umstand, daß sie in der wunnigen Jahreszeit der Kegel-, Scat- und Ansichtspostkartensammlungs-Congresse auftauchte, so entsprach die Begründung des menschenfreundlichen Planes noch in weit höherem Grade den Bedürfnissen der Humoristen. Es hätte genügt, darauf hinzuweisen, daß ein solcher Antrag nicht ausgehen durfte von dem einzigen, wirklich ländergierigen Staate Europas, der Tag für Tag sein Areal um ein paar Riesen-Hände voll Quadratkilometer vergrößert, der unersättlich tausendmal mehr verschlingt, als er verdauen kann, und der, um seine asiatischen Bestrebungen durchzuführen, nothgedrungen den Weltkrieg entzünden muß. Seit Bismarck's Hirn nicht mehr die Geschicke der Erde zum Besten lenkt, hat Rußland die Hegemonie an sich gerissen und fast unaufhörlich durch sein Verhalten in zwei Welttheilen den Frieden gefährdet. Man braucht also nicht weitläufig die Gründe auszukramen, die den Abrüstungsantrag für Deutschland unannehmbar machen; der ihn gestellt hat, hat ihm dadurch auch das Urtheil gesprochen. Scheitert der Abrüstungscongreß, was ganz selbstverständlich ist, so führt er naturgemäß zu einer beträchtlichen Verschärfung der bestehenden Gegensätze. Die Frage des Frankfurter Friedens wird angeschnitten, die chinesische Frage erörtert werden. Unsere Stellung in Kiautschau zwischen zwei Puffern ist ebenso undankbar wie gefährlich. Unter diesen Umständen muß es als ein Glück gelten, daß die Franzosen den Dreyfus haben und jetzt, im Anblick der bodenlosen Verlumptheit ihrer Feldobristen, an keine Revision der Ost-Grenze denken können. Trotz alledem wird durch die bloße, breitspurige Erörterung der internationalen Schwierigkeiten, wie sie der Congreß zweifellos mit sich bringt und worauf er sich zuversichtlich beschränkt, ohne Noth eine ungemein bedrohliche Lage geschaffen. Man spielt diplomatisch mit dem Leitungs-Knopfe und weiß, daß ein leiser Druck genügt, den zündenden Funken auszulösen, die Explosion herbeizuführen.

Die Berather des Zaren Nicolaus sind sich vollkommen klar gewesen über die furchtbare Verantwortung, die sie mit ihrem sensationellen Schritte auf sich nahmen, und sie haben in bewußter Absicht gehandelt. Trotz 1877 glauben sie fest an die Legende von Rußlands Allmacht, seiner Schiedsrichterschaft über Europa, die es Krieg und Frieden in den Falten seiner Toya tragen läßt. Und die neue Diplomatie hat im Bunde mit der riesenhaften inneren Entwickelung des Zarenreiches alles gethan, die russischen Staatsmänner in diesem Glauben zu bestärken. Ihnen dauert die jetzige Friedensperiode, die immer noch Unklarheiten über die Kraftquote der einzelnen Länder zuläßt, schon viel zu lange; sie sind erzbereit, oder wähnen es zu sein, und möchten die Entscheidung, die ja einmal fallen muß, beschleunigen. Frankreichs Beistand ist ihnen sicher, und dadurch hoffen sie Deutschland im Zaum halten zu können, bis die Abrechnung mit England entschieden, der letzte Kampf um die Weltherrschaft beendet ist. Zar Nicolaus wäre für diese halsbrecherische und tollkühne Politik nicht zu haben gewesen. Er schrickt vor ihrem Blutgeruch zurück, und seine Augen tragen nicht so weit, daß sie das Ziel, daß sie den Weg dahin klar überblicken könnten. Aber seine Madame Sonja hatte recht, da sie ihn in lustiger Caricatur als das Baby-Püppchen darstellte, das aus jeder geschickt dargereichten Saugflasche mit heißer Inbrunst trinkt. Es gelüstete den Herrn Rußlands danach, auch einmal die ganze, weite Welt anbetend, in starrer Bewunderung zu seinen Füßen liegen zu sehen. Er wollte auch einmal als der Herrscher von Geistes Gnaden erscheinen, auch einmal in Feuerwerksbeleuchtung imponierend dastehen, ein Romantiker, ein Dichterfürst auf dem Throne. Und da fiel es Herrn Murawieff nicht schwer, ihm die Posaune zu reichen.

Kaiser Probus hatte einmal befohlen, daß die Waffen ruhen, die Völker keine Kriegssteuern mehr zahlen sollten. Die Völker aber begehrten gegen den sieggekrönten Phantasten auf, und die eigenen Soldaten erschlugen den Feldherrn, der sie in zwanzig Schlachten zum Triumphe geführt hatte, ehe er ein überirdisch lächelnder Träumer ward. Die moderne Welt vermag der Bewaffnung und der heilsamen Soldatenzucht noch weniger zu entbehren als irgend ein vergangenes Jahrhundert. Deutschland versaulte körperlich ohne sein Heer. Wenn unsere Regierenden den unbeschreiblichen Congreß beschicken, dem der Aristophanes vielleicht schon geboren ist, dann werden sie gewiß alle schuldige Rücksicht nehmen auf den gekrönten Musiker, der ihn einberufen hat, aber sie werden auch, hoffen wir, in Bismarck'scher Klarheit und Kühle, darauf hinweisen, daß ein Fünfzigmillionen-Volk deßhalb nicht Selbstmord verüben darf, weil ein posaunenfreundlicher Augustuler in schwärmerischer Naivetät und des wirkungsvolleren Abschlusses seines Vortrages wegen zu solcher That bereit ist.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Ottilie." Schauspiel in 4 Akten von Friedrich Gustav Triesch (Neues Theater). — „Eheliche Liebe." Schauspiel in 3 Akten von Georg v. Ompteda (Lessingtheater). — „Eifersucht." Lustspiel in 3 Akten von Alexandre Bisson und Ad. Leclerq (Residenztheater). — „Das Paradies der Frauen." Ausstattungsposse mit Musik und Tanz von Julius Freund u. Einödshofer (Metropol-Theater).

Fünf Premièren an einem Abend, und mitten hinein die Nachricht von der fluchwürdigen Mordthat eines feigen Anarchisten, verübt an der leidenden alten Kaiserin des verbündeten Nachbarstaates — das ist etwas viel für moderne Nerven. Aber auch ohne diese welt-

geschichtliche Sensation, welche alle Aufmerksamkeit von der Bühne abzulenken drohte, würden es die drei neuen Stücke von Triesch, Ompteda und Bisson doch zu keinem rechten Erfolge gebracht haben. Triesch, seines Zeichens k. k. Beamter oder Bankangestellter, wenn wir nicht irren, ist ein sehr fruchtbarer Dramatiker, sogar zweimal preisgekrönt, der Typus eines Preisdichters à la Nissel, Girndt, Elise Henle ꝛc., für die der errungene Preis eine sichere Entschädigung für den nachfolgenden ebenso sicheren Durchfall bedeutet. „Ottilie" ist aus einem Hamburger Ausschreiben siegreich hervorgegangen, und auch hier hat das Publicum das Urtheil der Richter umgestoßen und ausgelacht. Schon daß das Stück sechs oder sieben Jahre brauchte, um den Weg auf eine Berliner Bühne zu finden, spricht wenig für seine Güte, noch weniger vielleicht, daß die neue Frau Directorin Butze-Beermann sofort danach griff, denn schon ihre erste Novität zeugt nicht für ihre Urtheilsfähigkeit. Ein „starkes" Stück würde Laube es nennen, worunter er aber nicht starkes Talent, sondern starke Effecte verstand, so etwas wie ein Philippi oder ein nachgemachter jüngerer Dumas oder Girardin. „Die Schuld einer Frau" könnte man es gleichfalls nennen: der Ehebruch einer Mutter, nach bewährten Mustern erst vom Sohne, dann vom Gatten entdeckt, Alles peinlich und unerquicklich, der Schauplatz statt der Welt das Theater, verworren, aufgeregt und unwahr. Ein Urtheil über die Truppe des neuen „Familientheaters" versparen wir uns auf die dritte Novität, die bereits für diese Woche angekündigt ist.

Der königl. sächsische Premierlieutenant a. D. und Baron ist ein Maupassant-Imitator, ganz wie der übrigens viel weniger begabte Heinz Tovote. Wir haben von ihm Gedichte, Skizzen, Novellen und Romane — auch eine ziemlich schlechte Uebersetzung Maupassant's —, aber eine entschiedene Eigenart macht sich nur in ein paar kecken Schilderungen aus seiner Cavalleristenzeit („Unser Regiment") bemerkbar. Sein geliebter Franzose klingt auch in seinem Stück überall an, in den Wendungen des Dialogs, in der Charakteristik, wie in der Handlung. Wenn diese einmal stockt, was ziemlich oft vorkommt, oder wenn er absolut nicht weiter kann und auch kein Maupassant ihm mehr aus der Klemme hilft, dann erinnert er sich jedoch daran, daß er auch den Magus des Nordens, Ibsen, in sich aufgenommen hat, dessen dunkle Dialectik von den sittlichen Forderungen die schwierigsten Probleme zu lösen oder mindestens zu verschleiern vermag. Der arme Guy würde über diese brouillards du nord seines sonst überzeugten Schülers gewiß den Kopf schütteln. Ein Verdienst hat die Arbeit: sie erklärt der romantischen und urväterlichen Anschauung, daß man nur aus Liebe heirathen solle und daß Geldehen etwas Unsauberes wären, den Krieg. Das ist das Moderne an ihr. Daneben kann man modern höchstens noch die Flüchtigkeit der Scenenführung und die weitschweifige Unklarheit der Handlung nennen, die von rechtswegen tragisch hätte ausklingen müssen, nun aber zu einem versöhnlichen Schlusse führt. Das Lebemännchen Victor geht auf die lockenden Vorschläge eines declassirten Herren und Heirathsvermittlers ein, der ihm eine zwar lahme, aber bombenreiche Dame zur Gattin empfiehlt. Victor, dem das Junggesellenleben längst zu fad geworden ist, der indeß zunächst nur deßhalb geheirathet hat, um wieder Geld in die Finger zu bekommen, Victor erkennt allmählich, daß es in der Ehe verdammt gemüthlich hergehen kann. Sein Weib ist ein Ausbund von Tugend und Liebenswürdigkeit, und da auch er im Grunde den Ehrentitel eines guten Kerls verdient, kann es nicht ausbleiben, daß er sich ehrlich in sie verliebt und sie schließlich schwärmerisch anbetet. Längst hat er sich Gewissensbisse darüber gemacht, daß er dieser Perle einst nur Liebe heuchelte, dies Exemplar nur des schnöden Mammons wegen erwarb, und er kommt sich der kreuzbraven Hedwig gegenüber wie ein schurkischer Betrüger vor. Als nun plötzlich der Vermittler in's Haus schneit und unter der Drohung, der hintergangenen Frau reinen Wein einzuschänken, Geld von Victor erpreßt, da erwacht das Gewissen des Wackern aus dem Halbschlaf, und er beichtet seinem Weibe all' seine Sünden. Hedwig bricht programmgemäß zusammen und erklärt, nie wieder gut sein zu wollen. Doch das ist nur unschöner Schein; am Ende des dritten Aktes behauptet sie schon wieder, sehr glücklich zu sein. Wenn nun noch ein geschickter Operateur daherkäme und Hedi's lahmes Bein in Ordnung brächte, ginge die anmuthige Rechenaufgabe völlig ohne Rest auf. Ohne dies Wunder aber wirkt das Drama ein bischen stillos; weiß man doch nicht, ob der Verfasser es mit dem „Problem" ernst meint, oder ob er sich der gekünstelten und verschrobenen Construction des Schauspiels bewußt war. Man fragt sich, weßhalb Victor ein Unrecht, daß hunderttausend Andere in minder verzweifelter Lage als er begehen, so furchtbar tragisch nimmt und der Frau seiner Neigung Kunde davon in thöricht grausamer und unvermittelter Weise giebt. Man fragt sich, weßhalb Hedwig, die die Ehrlichkeit der Liebe ihres Mannes kennt und ihn vergöttert, groß Aufhebens von Dingen macht, die längst hinter Beiden liegen. Der Conflict ist auf Schrauben gestellt und bei Weitem nicht wuchtig genug herausgearbeitet; es fehlt die dramatische Schlagkraft, das Zwingende der Beweisführung. Dafür wird unendlich viel geredet, und die ermüdenden Wiederholungen, die sich leicht hätten vermeiden lassen, ersticken das Restchen von Theilnahme des Zuschauers. Dank dem stimmungslosen, versöhnlichen Schlusse verläuft dann Alles im Sande. Beide Stücke, die Ompteda im Lessing-Theater hat spielen lassen, thun beweiskräftig dar, daß es auf den Brettern keine Lorbeeren für ihn zu pflücken giebt. Die Neumann-Hofer'sche Aufführung stand, wie Kathreiners Malzkaffee, unter dem Zeichen Andreas Hofer's, — alles Surrogat und geistige Nahrungsmittelfälschung, in der Inscenirung unechte Freie Bühne und in der Darstellung unechtes Burgtheater. Herr Bonn mimte nämlich wieder den Mitterwurzer.

Der Pariser Schwank ist wohl nur von Monsieur Leclerq verfaßt und von Meister Bisson bloß retapé, wie es im Pariser Bühnenjargon heißt. Aber die hülfreiche „Pfote" des Meisters arbeitete das ihm vorgelegte Stück nicht radical genug um. Wahrscheinlich war ihm diese eingebildete und grundlose Eifersucht der jungen Madame Moreuil zu harmlos und die Tugend von Schwiegersohn, Schwiegervater und Freund zu groß. Derlei Vexirstücke sollten die Franzosen ruhig ihren deutschen Concurrenten überlassen, den Jarno, Laufs, Kraatz, Rosenfeld, Hirschberger und Jakobi; auch Blumenthal-Kadelburg nicht zu vergessen.

Das unselige Ronachertheater ist diesmal unter dem Namen Metropol-Theater wieder eröffnet worden. „Drum für Berlin sei die Parole, nicht Süd noch Nord, nein Metropole," wie der neue Director Richard Schultz verkündet. Das Eröffnungsstück ist eine sogenannte Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz in der Art von Adolph Ernst, als dessen gelehriger Nachfolger Herr Schultz gelten darf. Die Verfasser sind so ehrlich, ihre Pariser Quelle anzugeben: „Madame Satan" von Blum und Toché. Die Grundidee ist denn auch das Beste; sobald nach den ersten zwei Bildern die deutschen Bearbeiter ihre Vorlage zu localisiren, aufzuputzen und breit zu treten beginnen, geht das Publicum nicht mehr mit. Die Witze des Herrn Freund sind zumeist aus den ja auch bei Blumenthal und anderen deutschen Dichtern beliebten „Fliegenden". Aber Herr Freund hat auch allbekannte französische Stücke geplündert. Wenn der schöne Isidor seine geliebte Estella recht hübsch fragt: „Wenn man Sie sieht, dann liebt man Sie, aber wenn man Sie liebt, wo sieht man Sie?" so ist das wörtlich aus Dumas' „Prinzessin von Bagdad" abgeschrieben.

## Notizen.

„Botanisches Bilderbuch". Von Franz Bley. Begleitender Text von H. Berdrow. (Berlin, Gustav Schmidt.) Der 2. Theil, der die zweite Jahreshälfte mit 432 Pflanzenbildern in farbigem Aquarelldruck auf 48 Tafeln mit etwa 200 Textseiten nebst ausführlichem Register enthält, ist soeben erschienen und schließt das schöne Werk würdig ab. Das Botanische Bilderbuch will die Kenntniß unserer heimischen Flora zu einem Allgemeingut von Jung und Alt machen und erstrebt dies durch eine in Form und Farben naturwahre Darstellung der verbreitetsten Pflanzen in monatlicher Reihenfolge. Es enthält die wichtigsten Cultur- und Nutzpflanzen, Arznei- und Heilkräuter, Giftgewächse und Pilze in vollendeter Darstellung. Der fesselnd geschriebene, aber möglichst kurze Text schildert die Lebensäußerungen der Pflanzen, ihre Beziehungen zur Thier- und Menschenwelt, ihre Nutzbarkeit, ihr Auftreten in Sitte und Glauben des Volkes. Man braucht nur die Abschnitte vom Edelweiß und Enzian zu lesen, um sofort zu erkennen, daß der Verfasser in Inhalt und Form das Richtige getroffen hat. Alles in Allem ein echtes, rechtes Hausbuch, unterhaltend und belehrend.

„Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich." Liliput-Ausgabe. (Berlin, Otto Liebmann.) Von all' den fast zahllosen Ausgaben müssen wir dieser Ausgabe im Elzevir-Format den Vorzug geben. Sie ist ein Taschenbuch für den täglichen praktischen Gebrauch, beinahe in der Westentasche unterzubringen, aber die Schrift ist bei aller Kleinheit und Satzersparniß nicht augenmörderisch, sondern scharf und deutlich und genau dem amtlichen Text entsprechend. Nicht nur juristischen Kreisen, auch Beamten, Kaufleuten, überhaupt jedem Privatmann zu empfehlen.

„Die Alpenpflanzen in der Gartencultur der Tiefländer." Von Erich Wocke. (Berlin, Gustav Schmidt.) Dieser Leitfaden für Gärtner und Gartenfreunde empfiehlt sich insonderheit den immer zahlreicher werdenden Liebhabern der Alpenflora, denn hier sind alle Beobachtungen über die alpine Pflanzenwelt, ihre biologischen und morphologischen Eigenthümlichkeiten und ihre erfolgreiche Gartencultur anschaulich verarbeitet. Das Capitel über den Aufbau von Felspartien ist besonders ausführlich wie die Beobachtungen über das sogenannte „Ausarten" der Alpinen in der Gartencultur lehrreich. Das verdienstliche Buch ist mit schönem Bilderschmuck versehen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler, Braunschweig**
(gegründet 1883).

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

## Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

**Billige, dichte Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**
Herausgegeben
von
**Egbert Müller.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

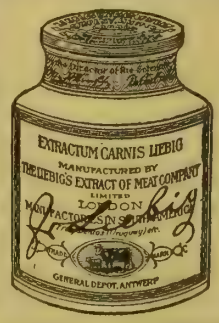
**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Moüy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.




# LIEBIG Company's
## FLEISCH-EXTRACT.

**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Einfache und rasche Bereitung vortrefflicher Fleischbrühe.

*Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie*

*1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf*

*1 Gros Nr 402: M 3.—*
*¼ Gros: M —.80*

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 24. September 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der russische Abrüstungsvorschlag. Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart). — Bismarck-Symbole. Eine psychologisch-physiognomische Studie. Von Alfons Matthes. — **Literatur und Kunst.** Reissiger, Meyerbeer, Liszt. Aus den Erinnerungen eines Musikers. Von Heino Hugo (Weimar). — Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne. Von Ed. Nietze. — **Feuilleton.** Der Märchenprinz. Von Paul Linsemann. — **Aus der Hauptstadt.** Das National-Zuchthaus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der russische Abrüstungsvorschlag.

Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart).

„Eine schüchterne Hoffnung durchzieht in dieser Zeit das Herz der Friedensfreunde. Wie, wenn der Zar Einer der Unseren wäre? Friedliebend ist er und staatsklug zugleich. Oder ist es nicht ein Zeichen seiner Friedensliebe, daß er in der orientalischen Frage, wo die Gelegenheit so außerordentlich günstig gewesen wäre, eben nicht zu den Waffen gegriffen hat? ... Und ist es nicht wie eine feierliche Einweihung der Friedens-Aera anzusehen, wenn er in die französische Stadt Chatelleras eine Glocke mit der Inschrift: „Läute Friede und Völkerverbrüderung" stiftete und wenn er den Platz vor der Kasankirche zu einem „Friedensplatze" machte und auf die Säule, die in seiner Mitte sich erhebt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden" schreiben ließ? Dies fromme Wort aus eines Kaisers Mund, es darf wohl unserer Hoffnung neue Schwingen geben." So schrieb ich im August des Jahres 1897 in meinem Büchlein „Friede auf Erden." Kein Jahr war verflossen, da kam der Abrüstungsvorschlag des Zaren. Feierlich hat der Herrscher aller Reußen es orbi et urbi verkündigt, daß er den gegenwärtigen bewaffneten Frieden für keinen Frieden halte und daß die Rüstung, die den Krieg verhindern soll, mit ihrem Uebermaaß geeignet sei, das drohende Verhängniß eher zu beschleunigen, statt seine ehernen Schritte aufzuhalten. Er that dies in Wendungen und Ausdrücken, wie sie sonst nur von Friedensfreunden gebraucht zu werden pflegen. Er that dies in den eindrucksvollsten Formen, die er finden konnte, und er wählte dazu einen Tag, der schon an sich das Friedens-Manifest in die Umrahmung weltgeschichtlicher Bedeutung rücken mußte; es war der Tag, der den russischen Bauern die Kette der Leibeigenschaft abgenommen hat. Neben Alexander II., den Zarbefreier, stellte sich Nicolaus II. mit dem Anspruch, der Friedenszar zu werden, der nicht nur sein eigenes Volk, sondern die europäischen Nationen, ja vielleicht die Menschheit von der blutbefleckten Fessel des Krieges befreien wollte. Das war der erste Eindruck, den des Zaren Botschaft auf den Unbefangenen machen mußte. Was Wunder, daß die Friedensfreunde sich den 24. August roth angestrichen haben im Kalender als einen Siegs- und Jubeltag. Ihre Idee hatte den Thron eines Zaren erobert, und damit schien das Ziel, für das sie kämpften, um einen ganz gewaltigen Schritt gerückt.*)

*) Religiös gestimmte Leute unter ihnen sahen im Friedenszaren schon den „Adler vom Aufgang", den modernen Cyrus, der nach Jes. 46 Gottes Plan vollbringen sollte.

Es soll hier nicht untersucht werden, in wie weit Tolstoi, Novicow und andere Geistesgrößen den Entschluß des mächtigsten Herrschers der Erde beeinflußt haben, noch soll die Frage aufgeworfen werden, welch großer oder kleiner Antheil an dem Friedensucas auf die Rechnung von Muraview zu schreiben ist, der bisher schon als stiller Friedensfreund gegolten hat; daß Nicolaus selbst für eine ideale Auffassung der Politik empfänglich ist, das wird aus einem mystischen Charakterzug, der bei ihm mehr als einmal schon hervorgetreten ist, erklärt. Wohl möglich, daß auch die Vermählung mit der deutschen Fürstentochter den Gedanken in ihm reifen ließ, die Rolle des Vermittlers zwischen seinem deutschen Vetter und dem Busenfreund vom Strand der Seine durchzuführen. Die Zarin selbst mag den Ideen der Versöhnung schon von Jugend auf geneigt gewesen sein, soll doch die tüchtige Erziehung, welche sie genossen hat, vom Grundgedanken allumfassender Humanität durchwebt gewesen sein.

Doch wichtiger als der Versuch, die Genesis der russischen Friedensaction zu finden, muß die Frage sein: ist denn der Vorschlag, der so etwas Ungewöhnliches, so durchaus Ueberraschendes für unsere Regierungen und Völker an sich hat, auch wirklich ernst gemeint? Dafür spricht, wie gesagt, die feierliche Scenerie; denn schwerlich wird das Haupt der griechisch-orthodoxen Kirche den Geist des Zarbefreiers ungestraft heraufbeschwören und der Welt den Morgentraum des Völkerfriedens vor die Augen zaubern, nur um einen politischen Schachzug zu verbrämen. Man scheint ja freilich durch die schmerzliche Geschichte von Jahrhunderten berechtigt, sich wohl zu hüten, das, was auf dem Markte des politischen Lebens dargeboten wird, als baare Münze hinzunehmen; man möchte auf dem Welttheater, das man die Geschichte heißt, gern hinter die Coulissen sehen. Da meinen denn nun Manche, daß im Russenlager sich ein kühner Griff auf das Reich des gelben Drachen vorbereite und daß der Russe es darauf abgesehen habe, um den schönen Plan in aller Ruhe durchzuführen, England und vielleicht auch Deutschland einzulullen. Es ist doch aber eine beinah läppische Voraussetzung, daß der geriebene John Bull und der seit 28 Jahren aus dem Winterschlaf erwachte deutsche Michel das nicht merken sollten. Es scheint mir undenkbar, daß die Diplomatie eines Großstaates wie der russischen Weltmonarchie auf so niederem Niveau stehe. Und doch gebe ich zu, es giebt gewisse Gründe, die uns hindern, unbedingt und blind der Friedensbotschaft von der Newa zu vertrauen. Zwar hat man das Gewicht der russischen noch immer fortgesetzten Rüstungen entschieden überschätzt. Man hat gefragt: warum

bestellt der Zar, wenn er im Ernst den Frieden will, nicht sogleich seine Schiffe wieder ab, die er auf deutschen Werften machen läßt? Das kann er schwerlich thun, so lange die Anderen nicht dasselbe thun, so lange die Abrüstung nicht auf dem Wege internationaler Abmachung geregelt ist, sonst würde er zu einer Zeit, da keine Garantie für Staatensicherheit gegeben ist, den Andern einen Vortheil über sich gewähren. Man hat die Frage schon in weiterem Sinne gestellt: Warum beginnt nicht Rußland und Frankreich mit der Abrüstung, da diese Reiche keinen Angriffskrieg von irgend einer Seite her zu fürchten haben? Um hier allein von Rußland auszugehen, so mag es sich ja doch dem meergebietenden Inselreiche gegenüber bei so manchen „ungelösten Fragen" noch nicht sicher genug fühlen, um den Panzer abzulegen, wenn die Andern noch in Harnisch sind. Viel schwerer wiegt bei dem autokratischen Charakter des russischen Reiches ein neuer wenig friedensfreundlicher Erlaß des Zaren, wir meinen das Rescript, mit dem der 83-jährige Graf Miljutin das Feldmarschallpatent erhielt. In diesem Ukas werden die schöpferischen Leistungen des Generals für das russische Heerwesen, für die moderne Umgestaltung der Armee, für ihre numerische Vermehrung und die Vervollkommnung ihrer Schlagfertigkeit rühmend hervorgehoben, und — was allein bedenklich scheint — es wird am Schlusse die Erwartung ausgesprochen, daß die Ernennung Miljutin's zum Marschall die russische Armee zur Erwerbung kriegerischer Lorbeeren aneifern werde. Wo soll sie ihre Lorbeeren pflücken? In Afghanistan, Turkestan, China oder am Ende doch in dem zum Frieden aufgerufenen Europa? Wie ist es möglich, daß derselbe Kaiser, der „auf dem Wege internationaler Berathung die wirksamsten Mittel suchen will, um allen Völkern die Wohlthaten eines wahren und dauerhaften Friedens zu sichern," auf der anderen Seite von erst zu pflückenden kriegerischen Lorbeeren reden kann? Uns ist das nur verständlich bei der Annahme einer neuerdings eingetretenen Verstimmung. Sollte dieselbe nicht durch das englisch-deutsche Abkommen, dessen Inhalt noch nicht publik geworden ist, aber dessen Abschluß als gegen Rußland gerichtet betrachtet wird, hervorgerufen worden sein? Sollte der Zar, der mit jugendfrischem Idealismus die Friedfertigung der Welt in allem Ernst auf seine Fahne geschrieben hatte, nicht durch die drohende Haltung der deutsch-englischen Politik verletzt, sich den Gedanken angeeignet haben: wenn ihr den Frieden nicht wollt, und die von mir vorgeschlagene Abrüstungsconferenz im Sande verläuft, dann bleibt der Herrscher dieser Welt der Kriegsgott Mars, aus dessen schrecklicher Umarmung ich die zitternde Europa retten wollte; und dann geh' hin, russisches Heer, und pflücke den blutigen Lorbeer mit eiserner Hand!" Daß eine fast empfindliche Erkaltung eingetreten ist, geht auch aus Kaiser Wilhelm's Rede in der alten Welfenstadt hervor. Wenn Se. Majestät erklärt: der Friede sei nur gewährleistet durch ein schlagfertiges und kampfbereites Heer, und wenn er gar den Himmel darum bittet, daß er ihm gestatte, mit dieser schneidigen und guterhaltenen Waffe für den Frieden der Welt zu sorgen, so meint man nicht einen Fürsten sprechen zu hören, der sich kurz zuvor bereit erklärte, eine Abrüstungsconferenz zu beschicken.

Nichts destoweniger ist es nicht ausgeschlossen, daß die Conferenz zu Stande kommt. Dann aber stehen wir sofort vor der bekannten diplomatischen Doctorfrage: Ist eine Abrüstung beim gegenwärtigen politischen Bestand Europas durchführbar? Die Friedensfreunde hatten sich die Sache etwas anders vorgestellt, als sie von Rußland aus geplant zu werden scheint, und Mancher denkt, es werde hier der Gaul am Schwanze aufgezäumt. Zuerst die Föderation der Völker und für Völkerstreitigkeiten, die nicht auf sich warten lassen werden, eine Art von Völkertribunal; das war die Reihenfolge, welche von den Meisten festgehalten wurde; denn wenn das neue Rechtsverfahren und das Völkerbündniß eingebürgert wäre, dachte man die Abrüstung als unfehlbare Consequenz. Nun hat der Zar die Abrüstung zuerst genannt. Ganz ungangbar erscheint auch diese Straße nicht, wenn man nur einfach folgenden Gedankengang erwägt: Deutschland hat jetzt eine Friedenspräsenz-Stärke von 585 440 Mann, Frankreich eine solche von 568 570; Deutschland also mehr 16 870 Mann. Würde nun der Präsenzstand Deutschlands auf das Niveau von 1870/71 herabgesetzt, so hätte es noch eine Friedensstärke von 230 000 Mann, und Frankreich, wenn das Verhältniß von heute maßgebend wäre, 6625 Mann weniger, also 223 395 Mann. Das Verhältniß wäre dann genau dasselbe; kein Land hätte damit vor dem Andern einen Vortheil errungen; keines wäre durch das Andere in Nachtheil versetzt. Nur pecuniär ständen Beide besser als bisher; jede der beiden Nationen würde jährlich ca. 500 Millionen Mark ersparen.

Wir müssen aber langsam vorwärts schreiten. Auf welcher Grundlage soll die Abrüstungskonferenz zusammentreten? Hier muß der Zar verstehen, durch die Scylla und Charybdis durchzusteuern: Geht er davon aus, daß die bestehenden Verträge anerkannt, daß der status quo als zurecht bestehend festgehalten werde, so verschüttet er's mit den Franzosen, die ihre heiligsten Hoffnungen nicht aufgeben wollen. Will er aber die Grenzen Europas reguliren, Elsaß-Lothringen neutralisiren und sonstige Veränderungen auf der Karte unseres Welttheils vornehmen, so wird Deutschland um der Reichslande willen, Italien wegen des Kirchenstaats, England wegen Irlands sofort aus der Conferenz austreten und dieselbe dadurch zum Scheitern bringen. Daß die Absicht des russischen Cabinets mehr im Sinne der Erhaltung des status quo gedeutet wurde, beweist der Umstand, daß der Abrüstungsvorschlag in Frankreich am kühlsten, ja geradezu mit dem tiefsten Mißtrauen aufgenommen wurde. Setzen wir den Fall — trotz widersprechender Vermuthungen, die schon auftauchten, — der Zar betrachte es als Grundsatz einer guten Politik, das geschichtlich Gewordene nicht zu alteriren, und auf dieser Grundlage träte die Conferenz zusammen, so ist möglich, daß Frankreich sich schmollend verzieht oder wie eine Nuß hinausgeschnellt wird aus dem Pêle-mêle der werdenden europäischen Staatenconförderation (denn um Europa dürfte es zunächst sich handeln, da Amerika bereits sich ablehnend ausgesprochen hat und Asien mehr als Ausbeutungsobjekt für die Europäer, nicht als gleichberechtigter Welttheil betrachtet wird). Wäre aber wirklich Frankreich an die Wand gedrückt, wäre dem vermutheten russischen Bedürfniß genügt, seinem alten Bundesgenossen, der durch den Dreyfus-Scandal auf's Schmählichste compromittirt wird, fernzurücken, so wäre die nothwendige Folge der Anschluß Rußlands an den Dreibund. Damit wäre der Vierbund inaugurirt, damit wären die verbündeten Staaten Europas im Keim vorhanden. Das Schwergewicht der vier verbündeten Mächte wäre so groß, daß alle übrigen Staaten wohl oder übel ihnen Heeresfolge leisten müßten. Daß eine diesem Gedanken entgegenkommende Stimmung in den leitenden Kreisen vorhanden ist, das läßt sich beweisen: Muraview ist Friedensfreund, Goluchowky strebt nach einem europäischen Wirthschaftsbund mit der Spitze gegen Amerika, Salisbury betrachtet es als Aufgabe des europäischen Konzerts, alle etwaigen internationalen Streitigkeiten auf friedlichem Weg zu schlichten und dadurch die Cultur zu retten; der preußische Kriegsminister Goßler ist der Meinung, daß die Staaten einander je auf fünf Jahre den Frieden garantiren und dadurch einen Stillstand der Rüstungen herbeiführen könnten.

Und damit sind wir wieder bei der Frage nach der Abrüstung angekommen. Wie wird sie durchgeführt? An eine völlige Abrüstung denkt natürlich kein Mensch. Es wäre ein Abderitenstreich sondergleichen, alle Soldaten auf einmal entlassen zu wollen und alle Gewehre in's Meer zu werfen, alle Kanonen in Glocken umzugießen. Wenn sich nachher eine Streitigkeit erhöbe und keine weitere Garantie für eine rechts-

kräftige Lösung gegeben wäre, würden sich Leute mit Heugabeln und Dreschflegeln zu Leib rücken. Aber auch an eine sofortige Reducirung auf die Hälfte des gegenwärtigen Bestandes dürfte nicht zu denken sein: es würde die größte wirthschaftliche Misère mit sich führen, wenn die industrielle Reservearmee plötzlich um ein so bedeutendes Kontingent vermehrt würde. Aber eine allmälig gleichmäßige Herabsetzung der Heere auf die Hälfte des jetzigen Bestandes, erscheint uns kein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Man braucht dabei gar nicht an massenhafte Entlassungen zu denken: man würde einfach künftig weniger Leute einberufen, man würde das für den Militärdienst erforderliche Körpermaß erhöhen, man würde Lehrer, Geistliche vom Dienst ausschließen, man würde den Begriff der Unabkömmlichkeit erweitern, man würde bei der Aushebung mehr Milde walten lassen. Was soll aus den Flotten werden? Die flottenfreudigen Regierungen werden sich schwerlich dazu verstehen, ihre neu gebauten Panzer in die Luft zu sprengen. Hier wird man sich also mit einem Rüstungsstillstand begnügen müssen. Aber ist dann England nicht den anderen Mächten überlegen? Keineswegs. Entweder begnügt man sich ganz allgemein dabei, im Heer und in der Marine den gegenwärtigen Zustand festzunageln und etwa weiterstrebende Rüstungspläne abzuschneiden. Oder aber man strebt die Verminderung der Streitkräfte an. Im letzteren Fall müßte natürlich auch England sich gefallen lassen, daß die Besatzung seiner Schiffe herabgesetzt würde. Fehlt aber den Briten die nötige Besatzung für die Schiffe, so werden diese Festungen zur See so gut wie werthlos sein? Ja, aber sie könnten in den Häfen aufgehoben werden, so gut wie Gewehre und Kanonen in den Arsenalen, bereit zu späterem Gebrauch, wenn sich das Friedenswerk als undurchführbar zeigen sollte. Gewiß ein Ueberfluß an jungen arbeitskräftigen Leuten wäre gegenüber unserm heutigen Zustand jedenfalls vorhanden. Wohin mit ihnen, wenn sie alle auf dem Arbeitsmarkt erscheinen? Nun zunächst hinaus auf die Aecker, wo die Väter ihre Söhne bei der harten Arbeit schmerzlich zu vermissen pflegen, und hinein in die Werkstätten und Fabriken, die einen bedeutenden Aufschwung nehmen, bedeutende Erweiterungen erfahren werden, sobald nun einmal schätzungsweise 500 Millionen Mark weniger Steuern im Jahre zu zahlen sind. Denn dieses Geld, das z. B. die Fabrikanten für Steuern aufzubringen hatten, werden sie zur Zeit der Abrüstung wohl schwerlich irgendwo in einem alten Strumpf verschließen, sie werden's vielmehr industriell zu verwerthen suchen und so ist ein Aufschwung auf gewerblichem Gebiet mit mathematischer Sicherheit zu erwarten. Man braucht dann nicht einmal auf den schon hin und her besprochenen Gedanken einer Verwandlung der destructiven in productive Heere zurückzukommen, obwohl es auch kein Unsinn wäre, z. B. die Lüneburger Haide auf Commando anzubauen. Man fragt mit Recht, ob nach der Abrüstung ein Maximum der jeden Staat erlaubten Heeresmasse festzustellen wäre. Da der Gedanke nicht verwirklicht werden kann, wenn sich die Heere je wieder in aufsteigender Linie entwickeln, da vielmehr die absteigende Linie als die einzig normale erscheint, so müßte allerdings ein Maximum festgestellt werden, über das die Zahl des Kriegsvolks nicht erhoben werden darf. Ist damit aber Deutschland, welches eine nach ganz anderem Maaßstab steigende Bevölkerungsvermehrung aufzuweisen hat, als Frankreich, nicht im Nachtheil? In keinem größeren als Rußland, bei dem die Volksvermehrung rascher als im deutschen Reiche vor sich geht. Wenn also Rußland darauf verzichtet, trotz der großen Zunahme an brauchbarem Menschenmaterial, ein ihm gesetztes Maximum zu überschreiten, so könnte das in dem Gebiet des Dreibundes auch geschehen, er würde ja vom Zweibund, wenn derselbe fortbestünde, — bei der Zurückhaltung der Russen — in keinem Falle überflügelt. Wie die Controle durchzuführen wäre, fragt man uns. Man beauftrage die Militär-Attachés, darüber zu wachen, daß die Verträge eingehalten werden. Ob ein geheimes Drücken an der alten Rüstungsschraube diesen Herren nicht verborgen bliebe? Ich glaube nicht, sie haben in der Regel scharfe Augen. Und heute ist doch eigentlich dieselbe Tücke zu befürchten. Es steht im Gotha'schen Hofkalender, daß die Russen 896000 Mann im Frieden unter den Waffen haben. Sie könnten aber im Innern ihres weiten Reiches noch geheime Cadres füllen! Doch wer nimmt das eigentlich ernst? Man glaubt im Allgemeinen doch: ein Staat hat in Wirklichkeit eher weniger Soldaten, als auf dem Papier zu figuriren pflegen. Zudem werden die Budgets öffentlich verhandelt, auch daraus kann man schließen, ob ein Staat der Uebereinkunft treu geblieben ist. Wenn aber ein Staat nachgewiesenermaßen in der Stille weiter rüstete, auch nach der officiellen Abrüstung? Nun dann hätte man ja die Kanonen und Gewehre immer noch beisammen in den Arsenalen und könnte also schnell das bekannte Wettklettern wieder beginnen; dann hätte der Gedanke Fiasko gemacht, aber ohne Schaden für die betheiligten Staaten.

Eine andere Frage ist es, ob mit der Abrüstung der Friede garantirt wäre. Und darauf muß ich wohl zunächst mit einem schlichten Nein erwidern. Daß man auch mit der Hälfte unsrer heutigen Heere blutige Kriege führen kann, das wird bewiesen durch den Krieg vom Jahre 1870. Sollen die Kriege wirklich aus den Grenzen Europas verschwinden, so müssen die Staaten verbündet sein, denn gegen Verbündete führt man keinen Krieg, und es muß für etwa neu auftauchende Streitigkeiten ein völkerrechtliches Gerichtsverfahren eingerichtet werden. Die Föderation der Völker scheitert jetzt noch an der elsaß-lothringischen Frage, und daher ist es manchem ernsten Friedensfreund nicht zu verargen, wenn er die beiden schönen Länder gerne in den Mond versetzen möchte. An diesem Felsen dürfte das Versöhnungsschifflein jetzt noch scheitern. Doch wenn wir nur einmal den Vierbund hätten!

Die Frage nach der Abrüstung kann aber auch für sich betrachtet werden ohne Rücksicht darauf, ob der Weg zum Frieden unsres Welttheils damit schon gefunden ist. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden: Es ist kein Risiko dabei, wenn jeder Staat genau in demselben Verhältniß wie der andere seine Streitmacht reducirt, die Stärke bleibt ja dann verhältnißmäßig ganz dieselbe. Und ungeheure Lasten würden abgetragen. Europa zahlt für Heer und Flotte jährlich mindestens $4^1/_2$ Milliarden Mark und dazu kommt ungefähr ebenso viel an Zinsen für die hauptsächlich um des Militärs Willen aufgenommenen Schulden. Das Kriegsbudget Europas verschlingt nach der Frankfurter Zeitung durchschnittlich mehr als den dritten Theil der gesammten Staatseinnahme. Vom Jahre 1870—1895 hatten die Staaten der Trippelallianz 1700 Millionen für Kriegszwecke ausgegeben; Frankreich und Rußland eben soviel. Für Erziehung und Unterricht bleibt ungefähr der 10. Theil davon. In den Staaten des Drei- und Zweibundes, sowie in England und Spanien wurden in einem Jahr 3500 Millionen für Kriegszwecke und 350 Millionen für Schulzwecke ausgegeben. Das ist keine Ehre für das vielgerühmte 19. Jahrhundert. Welche culturellen Vortheile es brächte, wenn nur ein Theil jener riesigen in den unersättlichen Abgrund geworfenen Mittel frei würde, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Und merkwürdigerweise selbst von militärischem Standpunkt aus wäre die Abrüstung mit Freuden zu begrüßen. Ob das unsere Zeit beherrschende System der Massenheere, schreibt Otto Berndt, Hauptmann im österreichischen Generalstabscorps, in seinem Buch „Die Zahl im Krieg", seine Feuerproben bestehen und für alle Zukunft fortbestehen wird, oder ob und wann wieder die Reaction eintreten wird? — wer wollte das vorher sehen? „Vielleicht ersticken einmal die über das zulässige Maaß hinaus angeschwollenen Massen im eigenen Fett; möglich auch, daß wieder einmal ein Alexander oder Bonaparte ersteht (?), welcher mit einer kleinen, aber aus-

erlesenen, hervorragend kriegstüchtigen Armee in die schwerfälligen, kriegsunlustigen Völkermassen hineinfährt wie der Hecht unter die Karpfen im Teiche und sie zerstieben macht in alle Winde. Dann wird man vielleicht wieder auf die kleinen, aber gediegenen Berufsheere von ehedem zurückgreifen und ihnen das ausschließliche Privilegium zur Ausübung des Handwerks ertheilen, das eben nicht jedes friedlichen Staatsbürgers Sache ist." Auch deutsche Officiere haben sich schon ähnlich ausgesprochen.

Aber ob man nun dieses oder jenes System vom militärischen Standpunkte aus für das Richtige hält; vom allgemein menschlichen und wirthschaftlichen Standpunkte aus ist das einzig Richtige, sich gegenseitig zu vertragen, sintemal es „keinen wahren Vortheil giebt aus dem Nachtheil Anderer" (R. E. May, wirthschaftspolitische Rundschau 1897). Fürst Bismarck hat dies nach dem Kriege von 1870 klar erkannt. In einem Gespräch mit dem französischen Botschafter St. Vallier (mitgetheilt in dem Buche „Unterredungen mit Bismarck" von A. von Unger) äußerte er sich über einen Freundschaftsbund zwischen den großen Staaten Europas (Frankreich inbegriffen) u. A. dahin: „Seit mehr denn zwei Jahrhunderten befinden sich die Reiche Mitteleuropas in geheimer oder offenkundiger Fehde. Alle Kunst ihrer Staatsmänner war darauf gerichtet, dem Nachbar Verlegenheiten zu bereiten, ihn mit Allianzen zu umgarnen, und in regelmäßigen Zeitabschnitten wurden gewaltige Kriege mit dem äußersten Aufwand von Kräften um gewisse Streifen Landes zwischen ihnen geführt ... Mit Erstaunen macht man die Wahrnehmung, um welches geringfügige Object und um welch' winzigen Streifen Landes diese ungeheuerlichen Kämpfe immer von Neuem entbrannt sind. Noch größeres Erstaunen aber muß man empfinden, wenn man sieht, daß die gewaltigen Niederlagen und Siege fast gar kein greifbares Resultat ergeben haben, denn im Großen und Ganzen sind die gegenseitigen Machtverhältnisse der Hauptkämpfer die Gleichen geblieben. Das Leben von Millionen Soldaten, das Vermögen der Bürger, der Wohlstand von Städten und Ländern sind eigentlich um ein Nichts geopfert worden. Angesichts dieses Schauspiels kommt einem unwillkürlich der Peloponesische Krieg in Erinnerung, jener 40-jährige Bürgerkrieg zwischen Spartanern und Athenern, der den Ruin der Griechen herbeiführte und später von diesen selbst als ein Act des Wahnsinns betrachtet wurde ..."

Was bedürfen wir weiter Zeugniß für die Behauptung, daß der Zustand, in dem wir leben, der der wahnsinnigen Selbstvernichtung ist. Gesegnet aber sei die Hand, die uns aus diesem Zustande zu befreien sucht. Ein scharfes Gefühl geht jetzt durch die Völker, daß es so nicht länger weiter gehen kann; daher wurde auch die Anregung des Zaren wie ein erstes Frühlingswehen bei der Schneeschmelze empfunden. Die Völker, die von Politik bekanntlich nichts verstehen, weil sie diplomatisch unverdorben sind, haben dem Friedenszaren zugejauchzt. Es käme auf einen energischen Hochdruck an, der von den Nationen Europas auf ihre jeweiligen Regierungen ausgeübt werden müßte, wenn die Abrüstungsconferenz reussiren soll. Selbst das französische Volk ist für die Abrüstung, und seine Presse spiegelt nicht die Seele dieses Volkes wider. Jetzt ist noch Alles möglich: die Conferenz kann gelingen oder scheitern, sie kann wichtige Ergebnisse erzielen oder resultatslos verlaufen, so viel ist sicher: eine moralische Stärkung von unabsehbarer Tragweite hat die Bewegung für den Völkerfrieden schon jetzt durch die Kundgebung des russischen Zaren erfahren. Sorgen wir dafür, daß den Blüthen die Früchte nicht fehlen!

---

## Bismarck-Symbole.

### Eine psychologisch-physiognomische Studie.

Von Alfons Matthes.

Man hat Bismarck wiederholt mit einer Eiche verglichen. Nirgends aber las ich noch eine nähere Ausführung und Begründung dieses Vergleichs. Man denkt hierbei wohl meist nur an das überwältigend Große, Markige, Imponirende seiner Persönlichkeit, an den Ausdruck von Kraft, Stärke, unerschütterlicher Festigkeit, doch ist das Sinnbild auch weit mehr in's Detail hinein noch durchaus bezeichnend: seine Redeweise z. B. in ihrer aus innerem Gedankengewühle etwas schwerfällig, stockend, gewaltsam nach gedrungener Form ringenden Eigenthümlichkeit gleicht dem knorrigen Geäste der Eiche, in dem auch eine ureigene innere Kraft gewaltsam nach Form und Gestaltung zu ringen scheint. Anderes läßt sich vielleicht besser fühlen, als deutlich mit Worten sagen; ich will es dennoch versuchen. Etwas von der Eigenthümlichkeit der Eichenblattbildung, die in außerordentlicher Freiheit und Mannigfaltigkeit immer ein und dieselbe Grundform variirt, scheint in dem Gepräge seines Geistes, den Aeußerungen seines Lebens wiederzukehren, und die an Gerbsäure reichen Eicheln und Galläpfel erinnern vielleicht in etwas an seinen eigenartigen, derben, herben Humor. Das Symbol erscheint also noch in weit höherem Grade zutreffend, als wenn wir eine graziöse weibliche Erscheinung mit einer Birke, oder ein jugendfrisches Mädchen, je nach ihrer Eigenart, dem Duft ihres Wesens, mit einer Rose oder Lilie, einem Veilchen oder Maiglöckchen vergleichen. Es ist auch an sich so schön, so edel, so herkömmlich und bedeutsam, so einheimisch-vaterländisch gefühlt, daß man sich gar nicht zu verwundern braucht, daß ein anderes, vielleicht weniger schönes und edles, aber nicht minder zutreffendes und naheliegendes Bild, ein Bild aus dem Thierreiche fast gar nicht herangezogen wird, um das Wesen des großen Mannes, des Urbildes deutscher Männlichkeit, zu bezeichnen.

Wie Bismarck's Lieblingsbaum die deutsche Eiche, so war sein Lieblingsthier die deutsche Dogge. Wenn man von des großen Kanzlers intimem Verhältniß zu seinen Hunden hört, so kommt man fast unwillkürlich auf den Gedanken, daß diese Vorliebe, wie fast alle derartigen Zuneigungen, auf einem Sympathie-Verhältniß, auf dem Gefühl innerer Verwandtschaft beruhte. Schon sein äußeres Aussehen, in dem starken Bau aller Gliedmaßen, dem mächtigen Kopf auf den breiten Schultern, vor Allem aber in dem Gesichtsausdruck: die gewaltige Stirn, die kurze stumpfe Nase, das kräftige Kinn, die ganze Gedrungenheit des Antlitzes, der Ausdruck von Kühnheit und unerschrockener Energie in Blick und Haltung, erinnert an den Typus der Dogge. Es ist mir nicht bekannt, ob sich bereits Andere darüber ausgesprochen, oder ob gar der Fürst selbst sich dessen bewußt war und sich darüber einmal geäußert hat. Jedenfalls hätte er den Vergleich mit seinen Lieblingsthieren, die er mit ihm in einem Zimmer zu schlafen würdigte, deren vorzügliche Charaktereigenschaften er kannte und schätzte, bei seinem einfachen natürlichen Sinn nicht übel genommen, sondern eher von der humoristischen Seite aufgefaßt.

Homer vergleicht bekanntlich Ajax, wie er die griechischen Schiffe gegen die anstürmenden, auf ihn einhauenden Trojaner vertheidigt, mit einem störrischen Esel, der durch keine Schläge aus einem jungen Saatfelde zu vertreiben ist, und auch bei modernen Dichtern, namentlich russischen und französischen, ist der Vergleich mit Thieren ein sehr beliebtes und wirksames Kunstmittel, um die Physiognomie oder das Wesen eines Menschen dem Leser mit wenig Worten zu vermitteln. Da begegnen wir Männern mit einem Pferde- oder gar Nilpferdprofil, Affen- oder Papageienaussehen, Adler- oder Geiergesicht, Frauen mit Katzen-, Ziegen-, Kaninchen- oder irgend welchen Vogel- (Schwanen-, Hühner- oder Gänse-)

eigenthümlichkeiten. In der That haben alle diese Thiere einen so ausgesprochenen, uns meist wohlbekannten Charakter, daß wir, bei der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere, in ihnen oft ein gutes Vergleichsobject finden, nicht bloß um das Aeußere einer Person, sondern auch ihr ganzes Wesen schlagend zu schildern. Der Hund zeichnet sich in Folge einer langen Zuchtwahl und Cultur durch Menschenhand dadurch aus, daß er ähnlich wie der Mensch verschiedene Thiertypen wiederholt, hier an einen Affen, dort an einen Löwen, Fuchs oder Wolf erinnert.

Jenes alte Fräulein liebt nicht ohne Grund gerade einen Affenpintscher oder Spitz, dieser stattliche Mann nicht ohne Grund einen Bernhardiner, Neufundländer oder großen Löwenhund; Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm II. nicht ohne Grund die Windspiele. Faust's Famulus Wagner zeigt sich nicht ohne Grund in der bekannten Osterspaziergangsscene mit der Natur des Pudels, in der sich der schlaue Mephistopheles verpuppt hat, dem bestdressirbaren, „bildungs"-fähigsten aller Hunde, so wohl vertraut. „Du hast wohl recht," bestätigt ihm Faust, nicht ohne einen gewissen Seitenblick auf ihn,

„ich sehe keine Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur."

Und Wagner entgegnet ihm in seiner unfreiwillig-komischen Weise:

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen,
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scholar."

Bismarck selbst aber hat sich nicht gescheut, seine Thätigkeit als Reichskanzler gelegentlich mit der eines treuen Wachhundes zu vergleichen. „Ich habe, so lange ich im Dienst war," sagte er einmal, „immer den Ernst eines Wachhundes an der Kette gehabt, und habe gebissen, was ich beißen mußte."

Die Dogge ist neben dem Bernhardiner wohl die edelste, charaktervollste unter allen Hundearten. Während aber den Bernhardiner neben hoher Intelligenz und Findigkeit eine seltene Dienstwilligkeit auszeichnet, die ihn zur Theilnahme am socialen Hülfswerk der Menschen mit den bekannten großen Erfolgen vorzüglich verwendbar macht, ist die Dogge durch ihre Kraft und Energie, die sich schon im ganzen Bau ausprägt, durch ihre kühne Entschlossenheit, ihren ungeheuren Wagemuth, ihre Furchtlosigkeit, ihr wüthendes Losgehen auf jeden Gegner, ob Menschen oder Thier, vor Allem aber durch ihre Treue und unbedingte Ergebenheit gegen seinen Herrn vorzüglich zur Bewachung eines ihm anvertrauten Schatzes, sei es nun Menschenleben oder Hab und Gut, geeignet. Bekannt ist die Aeußerung des Fürsten, daß er sich unter dem Schutze seiner Hunde sicherer fühlte, als unter der Obhut der ganzen Criminalpolizei von Berlin. So fühlten auch wir das Deutsche Reich unter der Obhut Bismarck's wohl sicherer, als unter dem ganzen übrigen zur Sicherheit des Reiches und seines Bestandes aufgebotenen Apparat, soweit er ihm nicht unterstand. Aber nicht bloß die Dauer des Reiches war durch die seltene Vereinigung vortrefflicher, staatsmännischer, haushüterischer Charaktereigenschaften in seiner Person im höchsten Maaße verbürgt, das Deutsche Reich hatte vielmehr auch von vorn herein nur durch einen Charakter von den Eigenschaften Bismarck's gegründet werden können. Ein Mann, der Blut und Eisen nicht scheute, der keinen Gegner fürchtete, ein Mann von kühner Entschlossenheit und Wagemuth, der seine ungeheure Kraft und Energie in unbedingter Ergebenheit dem Dienste seiner Nation und seines Königs weihte, ein solcher Mann war nöthig, um das Deutsche Reich unter den schwierigen Umständen, mit denen seine Entstehung zu kämpfen hatte, in's Leben zu rufen, und alle diese vorzüglichen Charaktereigenschaften Bismarck's sind keine anderen, als die seines Lieblingshundes, der deutschen Dogge.

Wer wollte verkennen, daß auch seine Schwächen und Fehler in eben diesen Vorzügen begründet sind? Und so bedeutet die deutsche Dogge, wie sie z. B. auch auf dem Bismarck-Denkmal in Villencolonie Grunewald in Erz gegossen neben dem Kanzler steht, nicht bloß sein Lieblingsthier, seinen treuen Lebensbeschützer, sondern zugleich ein Symbol seines eigenen Wesens, so gut wie die deutsche Eiche. Bismarck mag in dem landläufigen Sinne der Auffassung des Begriffes Schönheit, nicht „schön" zu nennen gewesen sein, obwohl auch durchaus nicht häßlich. In der höheren ästhetischen Auffassung, die in dem Charakter, der Einheit von Inhalt und Form, das Wesen der Schönheit sieht und den Grad der Schönheit nach dem Maaße beurtheilt, in welchem sich das innere Wesen oder die Aufgabe einer Person oder eines Gegenstandes im Aeußern, in der Form ausprägt, war er eine der schönsten, vollkommensten Erscheinungen, die die Geschichte kennt, eine Erscheinung, mit der unter den berühmten Männern der neuen Zeit vielleicht nur noch ein Goethe wetteifern kann. Daran ändert die Thatsache nichts, daß er, subjectiv betrachtet, Diesem oder Jenem weniger gefallen oder auch wohl mißfallen konnte. Denn über die subjective Auffassung von Schönheit läßt sich nicht rechten. Sie bedeutet nichts weiter als ein Sympathiegefühl mit dem Gefallenden. Die Kunst und das objective Urtheil kann mit diesem Begriff von Schönheit nichts anfangen; er ist durchaus incommensurabel.

## Literatur und Kunst.

### Reissiger, Meyerbeer, Liszt.

Aus den Erinnerungen eines Musikers.

Von Heino Hugo (Weimar).

Kaum hatte ich im Sommer 1846 meine Lehrzeit als Comptoirgehülfe hinter mir, so drängte es mich, aus den engeren Verhältnissen meiner Vaterstadt Eisenach heraus, und mir lag vor Allem daran, vor einer competenten Größe meine Gesangsanlage oder vielmehr meinen Gesangsdrang zu produciren. Professor Friedrich Kühmstedt, der bekannte Kirchencomponist, welcher mich während meiner Gymnasiastenzeit in Eisenach gesanglich in Behandlung gehabt hatte und stets im Auge behielt, rieth mir, zu Hauptmann nach Leipzig zu gehen. Den Meinigen, welchen ich von meinen Künstler- und Kunstgedanken nichts sagen durfte, weil sie entschieden davon abgerathen haben würden, schützte ich eine Erholungsreise zu einem Freunde nach Gera vor, fuhr aber direct mit einem Empfehlungsschreiben von Kühmstedt nach Leipzig, wo ich Hauptmann nicht vorfand, der in die Sommerfrische gegangen war. Rasch entschlossen fuhr ich nach Dresden weiter, mit der Absicht, Richard Wagner aufzusuchen, der als Capellmeister am Hoftheater fungirte, aber, wie ich von Musikern auf der Terrasse erfuhr, auf dem Lande lebte. Man wies mich nun an Reissiger, auch Capellmeister am Theater, der mich sehr freundlich empfing, aber so zu sagen einen Eimer kalten Wassers nach dem anderen über mich ergoß, um mich vom Gedanken, der Kunst huldigen zu wollen, abzubringen. Er stellte mir vor, daß in kleinen Städten jungen Leuten, die ein klein wenig Begabung besäßen, der Kopf verdreht würde, und daß sie dann zu spät einsehen müßten, man habe es durch Abmahnen redlich mit ihnen gemeint. Was ließ sich dagegen sagen von Seiten eines jungen unbekannten Mannes einer solchen musikalischen Größe gegenüber. Ich schwieg, freundlich ausgesehen werde ich wohl auch nicht haben. Reissiger mochte aber wohl einsehen, daß sein Abkühlungsproceß wenig Wirkung auf mich übte, und daß das Feuer in mir viel zu stark sei, um mit Redensarten gelöscht werden zu können. Schließlich

schlug er auch einen praktischeren Weg ein und rieth mir, zu einem alten Italiener zu gehen, der auf der Bühne gesungen hatte und nun Unterricht ertheilte. Dieser stellte gar keine Löschversuche mit mir an, ließ mich singen, dann aus einer Ecke des Zimmers auf sich zugehen und fragte endlich, wann ich den Unterricht zu beginnen gedächte. Diese praktische Frage brachte mich mehr zu mir, als Reissiger's Moralpredigt, denn sie erinnerte mich daran, daß ich kaum noch genug Geld bei mir hatte, um mit knapper Noth wieder nach Eisenach zu gelangen. Ich versprach daher einfach dem alten Italiener, ich wollte mir die Sache überlegen, suchte noch meinen alten Schulfreund Herrmann Wislicenus auf, der später den Goslaer Kaisersaal gemalt hat, und damals als Schüler Bendemann's den Thronsaal in Dresden malen half. Auf dem Gymnasium wußte Jedermann, daß Herrmann Wislicenus ein Maler wurde, denn wo wir in der Physikstunde einfach das Lineal zu Hülfe nahmen, da schuf er ein Bild. Sein Classenlehrer, ein bedeutender Philologe, Prof. Weißenborn, der den „Livius" herausgab, hatte denn auch das Einsehen, Herrmann Wislicenus vom Lateinischen und Griechischen zu befreien.

Professor Kühmstedt nahm meinen Reisebericht mit Interesse entgegen und lächelte, als er hörte, das Reissiger, ohne mich singen zu lassen, von vorn herein so sehr abweisend gegen mich aufgetreten war, ein Verfahren, welches junge Leute in vorgefaßten Ideen sonst nur bestärkt und zur Opposition treibt. Eisenach war mir aber nun zu klein geworden, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich im Süden Frankreichs, in Bordeaux, an den Ufern der Garonne, als Commis eine Stellung fand. Meine Uebersiedelung aus der romantischen Gegend Eisenach's und ihrer Wartburg in das Land des Hüon aus Weber's Oberon war auch nicht dazu angethan, der Prosa in mir Vorschub zu leisten. Vor Allem blieb ich in brieflichem Verkehr mit Kühmstedt, der mir und sich selbst Glück dazu wünschte, daß ich meine Neigung zur Kunst höheren Rücksichten untergeordnet hatte. „Der Kunsttrieb," schrieb er mir, „hat das Eigenthümliche, daß er sich, wie die Liebe, des ganzen Menschen bemächtigt, ihn beseligt, indem er ihn alles Andere vergessen macht. Aber darin liegt auch zugleich der Keim zu Conflicten, ja zum Unglück, oft sogar zum Untergang dessen, der sich aussichtslos und rücksichtslos dieser seiner inneren Mahnung überläßt. Die starre, äußere Welt geht ihren nothwendigen Gang, und mit diesem muß immer mehr oder weniger die freie Idee, die gern ganz unbedingt, ja willkürlich sich äußern möchte, fort und fort in Widerstreit gerathen. Auf wessen Seite dann der Nachtheil ist, das brauche ich Ihnen nicht erst auseinander zu setzen, das beweist die Kunstgeschichte und die Geschichte der einzelnen Künstler. Jedoch, wenn auch dieses äußere Unglück nicht einträte, wenn Einem auch die Kunst äußere Glücksgüter zuführt, und der Künstler besonnen und speculativ genug ist, solche sich zu erwerben und zu erhalten, so verliert doch die Kunst, sobald sie als Erwerbsquelle angesehen wird, ihre reine, keusche, ideale, himmlische Seite, sie verliert ihren zarten Duft wie eine Blume, die gepflückt aus einer Hand in die andere übergeht; sie verliert den zarten, reinen Farbenschmelz, wie ein junger Schmetterling, der gefangen zwischen den Fingern zappelt. Und solcher Verlust wird zuletzt von einem Herzen, in dem die Idee der Schönheit wirklich lebt, schmerzlich empfunden. Es ist ein Verlust, den nichts wieder ersetzen, es ist ein Schmerz, den nichts wieder heilen kann. Das Schöne erstirbt wie die reine, keusche Liebe, so wie sie nicht nur um ihrer selbst willen geliebt, so wie sie zu irgend einem Zwecke verwendet wird, der nicht in ihrem Wesen selbst liegt. Darum möchte ich jedem jungen, für das Schöne und Gute erglühenden Herzen zurufen, und ich rufe es auch Ihnen, bester Herr Hugo, zu: Täuschen Sie sich nicht dadurch, daß Sie meinen, Sie könnten nur glücklich werden, wenn Sie sich ganz und rücksichtslos der Kunst in die Arme werfen, wenn Sie ganz in ihr aufgehen könnten. Ich sage noch einmal, die Schönheit ist hierin der Liebe gleich, ja Beide sind in der That eines und desselben Wesens, Beide wollen heilig gehalten sein, Beide sind göttlicher Natur, Beide ersterben im vollständigen Genuß. Deßhalb möchte ich Ihnen, junger Freund, zurufen, lassen Sie, wollen Sie glücklich sein, die Kunst, die Idee der Schönheit, ewig Ihre reine, keusche Geliebte sein. Denn das innere Glück, die Herzensruhe, die ungetrübte reine Freude an dem Schönen, Guten, Wahren, ist doch das Höchste. Aber man wird dessen verlustig, sobald das Herz stumpf wird. Und dies geschieht, wenn man die Kunst zur gewöhnlichen Lebensbeschäftigung herabzieht."

Wenn sich auch nicht Alles unterschreiben läßt, was Kühmstedt, der „moderne Bach, der die Fuge befreit hat", in seiner guten Absicht und väterlichen Fürsorge schrieb, so ist doch sein Brief ein rührender Beweis seiner Menschen- und Kunstliebe, so wie seiner Begabung als Kunstphilosoph und Psycholog. Natürlich ließ ich mich in meinem musikalischen Drange von dem erfahrenen edlen Lehrer und Freunde schließlich doch nicht abschrecken, und als ich im Herbste 1849 definitiv von Bordeaux nach Paris übersiedeln und dem Gotte Merkur ein für alle Mal kündigten wollte, machte ich einen Versuch, in der Hauptstadt Frankreichs Fuß zu fassen und wenn möglich, Meyerbeer zu sprechen, der stets Stimmen suchte, und dessen Urtheil über meine Befähigung mir von großer Wichtigkeit war. Damals waren die Verbindungen, hauptsächlich die telegraphischen, noch nicht so entwickelt wie jetzt, und nach Bordeaux war am Tage meiner Abfahrt noch nicht die Kunde gelangt, daß in Paris die Cholera sehr stark hauste und täglich an achthundert Opfer forderte. Je näher ich daher auf Paris zu kam — die Eisenbahn reichte damals bis Tours — desto schrecklicher traten die Gerüchte über das Wüthen der Epidemie auf, welche hauptsächlich in der Nähe des Orleansbahnhofes, meiner Ankunftsstation, hausen sollte. Mich aber störten diese Nachrichten nicht, denn ich wandelte so zu sagen in den Wolken und ganz in der Idee, Meyerbeer zu sprechen. Meyerbeer, der Millionär, mußte sich in ähnlicher Arglosigkeit bewegen, denn er wohnte seit drei Wochen im Hotel des Princes, Rue Richelieu, arbeitete seine Hugenotten um für die Sängerin Stolz und hatte keine Zeit, sich mit Nebengedanken und Befürchtungen abzugeben. Dank seiner Abstammung stellte er das Geschäft voran und war nicht allein durch seine Compositionen, sondern auch durch seinen Fleiß berühmt. Seine Familie hatte es durchgesetzt, daß er eine Erklärung mit unterschrieb, welche seinen Kammerdiener ermächtigte, ohne Gnade und Barmherzigkeit Punkt zwölf Uhr Nachts die Leuchter wegzunehmen, wenn er sich auch noch so sehr auf das Bitten legte, fort arbeiten zu dürfen.

Ich war von Bordeaux aus an einen französischen Redacteur Namens Delbrück empfohlen, der mich auslachte, als ich ihm meine Absicht verrieth, Meyerbeer ohne Empfehlung, ohne Namen, aufsuchen und sprechen zu wollen. Gleichwohl setzte ich mich mechanisch in Bewegung nach dem Hotel des Princes zu; gleichsam mechanisch fragte ich auch den Portier, vor dem Hotel angekommen, ob Herr Meyerbeer zu Hause sei. „Zweiter Hof links, eine Treppe", hieß es. Was blieb mir da Weiteres übrig, als mechanisch vorwärts zu schreiten, trotz innerer Abmahnung und Hoffnungslosigkeit. Und oben angekommen, erfolgte nun von meiner Seite ein jedenfalls mehr als zauderhaftes Klingeln, worauf der Kammerdiener Meyerbeer's erschien, der mich jedenfalls im ersten Augenblicke für einen Bettler hielt, mich aber anhörte und dann nach meinem Namen und etwaiger Empfehlung frug. Namen hatte ich nicht, Empfehlungen auch nicht, und so wurde ich denn mit der Erklärung abgefertigt, Excellenz wolle arbeiten und habe streng befohlen, Niemanden vorzulassen. Auf diese negative Ermuthigung hin hatte ich schon eine Wendung rechts nach der Treppe zu gemacht, als

hinter dem Diener in der Thüre ein kleiner hagerer Mann mit einem Brief in der Hand erschien, den er dem Kammerdiener zum Besorgen übergab. Der kleine Mann trug die Rosette der Ehrenlegion und andere Orden im Knopfloch, mußte also ein großer Mann, und zwar Meyerbeer sein. Ich machte sofort wieder Front, hörte, wie sein Diener über mich Bericht erstattete, und ergriff nun selbst das Wort, die Erklärung abgebend: ich sehe es selbst ein, daß es eine Anmaßung von mir sei, mich mit meinem Gesange aufdrängen zu wollen.

Meyerbeer, ein leicht beweglicher, nervöser Mann, zappelte so zu sagen an Händen und Füßen, schwur heilig und theuer, er habe absolut keine Zeit; und als ich noch nicht ging, zog er schließlich die Uhr heraus und bestellte mich in zehn Minuten wieder; er war doch jedenfalls neugierig, meine Stimme zu hören. Ich aber erklärte das Hotel in Belagerungszustand und ging zehn Minuten lang wie eine Schildwache davor auf und ab. An ein Entrinnen des Maestro war nicht zu denken. Dann stellte ich mich wieder oben ein, wurde nun empfangen und von Meyerbeer gefragt, ob ich Noten mitgebracht hätte. Das verneinte ich mit dem Hinzufügen, ich würde mich selbst begleiten, worauf Meyerbeer Zweifel aussprach, daß mir das gelingen werde, mich aber zum Clavier führte. Es war ein Tafelclavier, der Deckel vor den Tasten war herausgenommen, und während Meyerbeer auf dem Clavier seine Partitur liegen hatte und daran änderte, konnte er unten auf der Claviatur Griffe thun, die Harmonien zu prüfen. Ich trat also rasch an das Clavier heran und sang mein Lied mit einfacher Begleitung so gut ich es konnte. Dabei flimmerte es mir vor den Augen wie Regenbogenfarben. Doch sah ich, daß Meyerbeer die Abänderungen in die Partitur mit rother, grüner, blauer Tinte eingetragen hatte, um sie dem Abschreiber kenntlicher zu machen. Er war überhaupt ein Original sondergleichen. Von seinem musikalischen Famulus in Paris, dem Componisten E. W. Ritter, hörte ich später in London Charakterzüge und Eigenarten des Schöpfers der Hugenotten, welche wunderlich klangen. Auf einem Spaziergange, welchen Meyerbeer mit Ritter in Paris machte, kamen sie bei einem in Abbruch begriffenen Hause vorbei. Zur Abkürzung des Verfahrens hatte man eine Art Holzschlot angefertigt, durch den die Steine in die Tiefe glitten. Das Poltern der Steine erregte sofort die Aufmerksamkeit Meyerbeer's. Ein ähnlicher Schlot von Holz mußte sofort angefertigt werden, Ritter mußte gleich an den Kriegsminister schreiben und um Kanonenkugeln bitten, und diese Maschinerie zu einem Erdbeben oder Gewitter, in einer der Meyerbeer'schen Opern angewendet, existirt heute noch in der großen Oper in Paris.

Um nun zu meiner Gesangsleistung vor dem Meister zurückzukommen, so entließ mich Meyerbeer mit einigen ermuthigenden Worten, die mir wie ein Evangelium klangen. Monsieur Delbrück traute seinen Ohren kaum, als ich ihm meinen Besuch bei Meyerbeer erzählte. Uebrigens konnte diese aufgedrungene Visite für mich noch ein sehr böses Nachspiel haben. Die Cholera hatte nach einem schweren Gewitter etwas nachgelassen, die Zahl der Opfer im Laufe des Tages war von achthundert auf zweihundert herabgegangen; meine Freunde in Bordeaux wußten das aber nicht und bestürmten mich, sofort zurück zu kehren, ein Wunsch, dem ich aber nicht nachkam. Vielmehr ging ich auf vierzehn Tage nach Versailles, welches hoch liegt, breite Straßen hat und von der Cholera stets verschont wurde. Und als ich eines Abends aus dem Schlosse kam, dessen Gemäldegallerieen mich immer wieder anzogen, sah ich das Militär — Versailles ist ja eine reine Caserne — alles untereinander laufen und erfuhr von einen Soldaten, in Paris sei eine Revolution ausgebrochen. Eine Revolution hatte ich noch nicht gesehen, meine Neugierde bewog mich also, noch denselben Abend nach Paris zu fahren.

Den 12. Juni Morgens ging ich auf dem pont des arts über der Seine spazieren, um den Anfang des in Aussicht gestellten Aufstandes zu genießen, als mir Monsieur Delbrück auf der anderen Seite der Brücke entgegen kam und mich bewog, nach dem linken Ufer des Flusses mit hinüber zu gehen. Daselbst traten wir durch einen Garten in ein düsteres Haus und zwar in einen dunklen Saal, an dessen Eingang ich verweilte, während mein Freund in der Tiefe verschwand. Ich mußte lange warten, dann nahm mich Delbrück wieder mit fort über die Seine hinüber. Den Tag darauf las ich, daß etwa zehn Minuten nach unserem Verlassen des Gehöftes die Nationalgarde daselbst eingedrungen war, Alles zerschlagen und Jeden, den sie vorfand, arretirt und in die Keller des Stadthauses geschleppt hatte, wo die zweckmäßige Einrichtung getroffen war, unruhigen Gefangenen Fußbäder zu geben, indem man die Seine herein ließ. Kurzum, mein Protector machte stark in Politik, wollte Deputirter in der Kammer werden und gehörte mit zum Revolutionscomité, welches am 12. Juni 1849 die Kammer überrumpeln und den Präsidenten Louis Napoleon beseitigen wollte. Die Franzosen hatten unter den Mauern Roms von Seiten Garibaldi's eine Schlappe erlitten. Louis Napoleon kannte aber seine Pariser und setzte Paris so zu sagen unter Militär, indem er schon am Vorabend die Garnisonen von Versailles, Fontainebleau und noch weiter her nach Paris marschiren ließ. Mein Namensvetter Victor Hugo mußte damals springen, sowie Ledru Rollin und Andere mehr. Als ich aber zu Herrn Delbrück in das Bureau kam, hieß es, er hätte einen Choleraanfall gehabt und sei auf das Land gegangen. Ich wußte es besser: er fürchtete einen Anfall von Seiten der Polizei.

In die Heimath zurückgekehrt, blieb ich der Musik treu. Ich ging nach Weimar, um bei Götze, dem früheren Violinisten und späteren Wagnersänger, Unterricht im Gesang zu nehmen. Franz Liszt stand damals im Zenith seiner Macht und Wirksamkeit und in hohen Gnaden bei der Frau Großherzogin Paulowna, der russischen Großfürstin, welche sich selbst in Musik und im Componiren versuchte. Ferner hatte ihn seine geistreiche und steinreiche Freundin, Fürstin Wittgenstein, insofern seßhaft gemacht, als sie die „Altenburg" über der Stadt, an der Straße nach Jena, miethete, fürstlich einrichtete und mit ihm und ihrer Tochter in Besitz nahm, um den pianistischen Zugvogel an die Scholle zu fesseln. Seit Goethe's Zeiten war nicht ein solches Leben in Weimar gewesen. Liszt war etwas und wußte etwas aus sich zu machen, und wenn auch kein Jupiter in ihm waltete und kein Kreis von Männern ihn umgab, wie der glänzende Areopag zu Amalias Zeiten, so brachte er doch Weimar wieder in den Vordergrund, schon allein dadurch, daß er Richard Wagner in Deutschland in Aufnahme brachte und vornehme Künstler- und Fürstenbesuche nach Weimar zog.

Mich jungen Mann, ein Weimarisches Landeskind, nahm er freundlich auf und litt mich um sich. Freilich, meine Unabhängigkeitsgefühle, im Auslande gewonnen, mein Deutschthum im vollen Sinne des Wortes, durfte ich ihm nicht verrathen, denn er spielte damals den Magyaren, obwohl er kein Wort ungarisch verstand, war in Paris erzogen, und der Germane war ihm ein unverständliches Nebelbild, wohl auch etwas eine Mißgeburt. Durch seine Unkenntniß, welche Schlange er am Busen nähre, gewann ich sein ganzes Vertrauen und Wohlwollen, auch durch meine Fertigkeit in der französischen Sprache. Wir sprachen in der Regel französisch zusammen.

Auf der Altenburg ging es damals hoch her. Wir jungen Künstler lagen viel oben und diskurirten mit der geistreichen Fürstin, welche uns Alle bemutterte und belehrte. Besuche hoher berühmter Männer aus allen Ecken Deutschlands, man darf sagen, der ganzen Welt, sprachen täglich vor, und wenn es nichts Aufregendes gab, wußte es Liszt zu

schaffen. Das Weihrauchfaß spielte dabei auch eine Rolle, wie sich bei einem so weltberühmten und auch etwas verzogenen Pianisten und Genie von selbst verstand. Eines Tages brachte ich ihm eine kleine Composition, die er in seiner Arbeitsstube am Flügel durchsah und corrigirte. Während seiner Liebesarbeit sah ich zufällig gegen die Wand, welche in seinem Rücken lag. Diese ging plötzlich auf, und wer stand da? im höchsten Négligé, die junge Fürstin, welche Liszt allein geglaubt hatte und nun wieder ebenso rasch verschwand als sie erschienen war, gleich einem reizenden Traumbild. Auf Ueberraschungen und mehr als grelle Uebergänge aus dem Hundertsten in das Tausendste mußte man überhaupt auf der Altenburg gefaßt sein, denn Liszt's reger Geist konnte ohne das Sensationelle nicht leben, man konnte ihn den reinen Superlativ und nebenbei ein Conglomerat von Persönlichkeiten nennen. Der Aristokrat, das Diplomatische und Dynastische war ganz sein Fach, und als Gast eines Hofes konnte er auch anderen Anwandlungen nicht gut Raum vergönnen.

Eines Morgens im hohen Sommer kam sein Kammerdiener in alle Frühe zu mir und meldete den Besuch Liszt's an, der auch sofort hinter ihm eintrat und mich sprechen wollte. Ich wohnte damals bei dem Kammermusikus Hart in der Schwanseestraße. Als ich bat, mich erst anziehen zu dürfen, ging Liszt einstweilen zu Hart's hinüber, kam aber sogleich zurück, mit dem Bedeuten, er wisse nicht, was die Frau Hart vor habe. Ich rief ihn nun in den Garten. Anklopfen kannte Liszt nicht, weßhalb die Frau bei dem plötzlichen Erscheinen des Weimarischen Gottes halb ohnmächtig geworden war und den Hexenschuß bekommen hatte. Liszt nahm mich nun mit und erklärte mir, er wolle zum 15. August ein Te deum in der katholischen Capelle aufführen, ich solle singen, er wolle die Orgel spielen und einige Choristen vom Theater sollten gesanglich mit eingreifen. Das Theater war geschlossen, und deßhalb war Liszt auf meine Wenigkeit verfallen. Die Feier lief gut ab, und ich wurde zum Essen auf die Altenburg geladen, bei welcher Gelegenheit Liszt rügte, die Minister seien nur in kleiner Uniform gekommen, was man sich merken werde. Mich verstimmte diese Aeußerung sehr, denn meine Phantasie setzte heimlicher Weise hinzu: „wenn die Franzosen kommen."

Im Herbst wurde ich als Weimarisches Landeskind zu einem kleinen Hofconcerte im Goethesaal der Dichterzimmer im Schlosse hinzugezogen. Liszt spielte mit Joachim und Coßmann ein Trio von Beethoven und begleitete dann Frau von Milde und mich. Zum Besuche bei Hofe war der eine Schwiegersohn des Hauses, der Prinz von Preußen, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I., und er war auch zugegen. Als die Vorträge vorüber waren, hielt mich Liszt noch im Saale fest, erzählte Amüsantes, wollte aber nur der Frau Großherzogin Paulowna Gelegenheit geben, mir einige Worte zu sagen. Diese kam auch schließlich mit ihrem hohen Gaste auf uns zu. Die Kaiserliche Hoheit sprach mit mir und der Prinz mit Liszt. Die sehr stattliche Dame, in einem ausgesucht geschmackvollen Anzuge imponirte mir sehr; mein Benehmen hatte aber sicher Anstoß erregt, denn als ich einen Seitenblick nach Liszt hin that, erschrak ich fast, so klein war er geworden, denn er stand mit gebogenem Knie da, eine Position, welche doch erst recht mir zugekommen wäre. Dafür wurde er aber auch zur Tafel geladen, und wir anderen Herren gingen zum Bier in das Stadthaus.

Wie hoch Liszt damals stand und wie sehr er ganz Weimar, den Hof eingerechnet, beherrschte, mag nachstehende kleine Episode erklären. Das Theater begann damals wie heute noch um sieben Uhr. Sieben Uhr war vorüber, ich hatte den Hof in das Theater fahren sehen zur Oper, und wollte einen Spaziergang nach Tiefurth machen. Auf der Brücke über die Ilm begegnete mir Liszt, er hatte die Oper zu dirigiren, nahm mich beim Arm und zwang mich, ihn langsam bis zum Theater zu begleiten. Die hohen Herrschaften konnten ja warten.

Dann ließ er in einer Vorstellung des Lohengrin, zu welcher alle Intendanzen Vertreter gesandt hatten, mitten in der Aufführung eine Stelle wiederholen, welche nach seinem Dafürhalten nicht gut gegangen war. Ueber diese beispiellose Eigenmächtigkeit wurde natürlicherweise mehr gesprochen, als über die Oper selbst. Liszt war ein großer Menschenkenner und nahm es nicht sehr ernst mit seiner Gewissenhaftigkeit. Er verstand die Schwächen des Einzelnen und des Publicums famos herauszufinden und hier und da auszubeuten. In Gesprächen unter vier Augen gab er mir damals seine ganze Naturanlage kund. Er war stark mystisch angehaucht, glaubte an seinen Stern und verstieg sich zu dem Wunsche, bei seinem Tode in der fürstlichen Capelle neben Schiller und Goethe beigesetzt zu werden. Ungarn und Weimar zankten sich bekanntlich bei seinem Tode in Bayreuth um seine Gebeine, bis man ihn in unmittelbarer Nähe seines Freundes und Schwiegersohnes Richard Wagner weiter schlummern ließ. Auf alle Fälle dankt ihm Weimar eine neue fruchtbare Zeitepoche auf dem Kunstgebiete, die noch heute nachwirkt. Und ein Monument in Weimar dürfte ihm wohl mit der Zeit gesichert sein. Die Liszt-Epoche in Weimar war aber auch eine erotische Zeit, und als ich eines Tages dem Bildhauer Prof. Ernst Hähnel in Dresden einige Episoden und Charakterzüge von damals vortrug, bestellte er sich einen Cognac, weil ihm dabei übel wurde.

Im Frühjahre 1853 verließ ich Weimar, um erst 1872 von Stuttgart aus dahin zurückzukehren. Dazwischen lag eine Epoche, welche mich in hohen Kreisen stark in Miscredit gebracht hatte. Anfang 1859, als in Oberitalien der Krieg ausbrach und Preußen marschiren lassen wollte, der Bundestag aber zu keinen Entschließen kommen konnte, hatte ich die Naivetät und Unverschämtheit begangen, öffentlich zu erklären und Propaganda für die Idee zu machen, Deutschland brauche einen Mann, dieser Mann sei der für seinen kranken Bruder regierende Prinzregent von Preußen, er müsse unser Held, unser Führer — unser Kaiser werden. Meine Freunde hatten mich darauf hin für einen halb Wahnsinnigen gehalten, und die Höfe thaten mich einfach in den Bann, in dem ich noch heutigen Tages mehr oder weniger lebe. Die sächsische Regierung, das Ministerium Beust, verhängte sogar eine Untersuchung gegen mich, die zwar schließlich niedergeschlagen wurde, aber nicht ohne Verurtheilung in die Kosten, welche nach jetzigem Gelde nahezu an dreihundert Mark betrugen.

Von Dresden war ich schließlich fortgegangen, da ich auf keinen grünen Zweig kam. In Stuttgart hatte ich angeklopft; meine Freunde setzten aber nichts für mich durch, und nun war ich nach Weimar gezogen, wo ich als Landeskind ein Recht zu haben glaubte, ein Unterkommen zu finden. Dem war aber nicht so. Franz Liszt, der als Gast des Hofes in Weimar weilte, empfing mich diesmal kalt, ignorirte vollständig unsere früheren Beziehungen und half mich zur Verzweiflung bringen. Es ging ihm mit mir wie damals mit Richard Wagner, welcher sich bekanntermaßen früher stark in Dresden compromittirt und Proklamationen vom Kreuzthurm herunter geworfen hatte; er mußte flüchten, wurde mit einem Steckbriefe verfolgt, und trat in Weimar an seinen alten Freund Liszt mit dem mehr als naiven Ansinnen heran, ihn bei Hof einzuführen. Liszt traute seinen Ohren nicht, beschwor den Flüchtling, sofort wieder abzureisen und wies ihn an Professor Kühmstedt nach Eisenach. Kühmstedt hat mir dann später selbst erzählt, wie er mit Richard Wagner unter der Wartburg spazieren ging und der Meister in aller Gemüthsruhe auseinandersetzte, die Städte müßten verschwinden und die Bewohnerschaft auf das Land vertheilt werden, genau wie in der Oper die Melodie auf das ganze Stück vertheilt werden müsse.

Ich war zwar nicht steckbrieflich verfolgt, aber dem Index stand ich aber, und ich will hiermit Franz Liszt Abitte thun, daß ich ihm seine Frostigkeit übel nahm, denn zwei Herren

konnte er unmöglich dienen. Mach' daß Du fortkommst, wollte er mir auch nicht sagen, da keine dringende Gefahr vorhanden war. Zuletzt rettete mich noch eine neue Künstlerthorheit aus der Sackgasse, in welche ich gerathen war. In meiner Kunst war ich fleißig gewesen und glaubte mich reif genug, im Frühjahr 1873 in der Saison in London auftreten zu können. Dabei gab ich mich dem thörichten Gedanken hin, man werde mir in Weimar Empfehlungsschreiben geben, wenn ich überhaupt Ilm-Athen von meiner Wenigkeit befreite. Ich ging auch, aber die Empfehlungsschreiben blieben aus, und aus den zwei Monaten, welche ich in London bleiben wollte, wurde ein Exil von sieben Jahren, welches meinem allzuüppig wuchernden Idealismus etwas zusetzte, mich aber in meiner Kunst unter Führung erster Gesangsmeister und eisernem Fleiße stark vorwärts brachte und mich Anfang der achtziger Jahre geläutert zurückkehren ließ.

---

## Daudet's Unterhaltungen mit seinem Sohne.

Von Ed. Nietze.

Der Herausgeber dieser Blätter hat in der Neujahrs-Nummer von seinen persönlicher Beziehungen zu dem kurz vorher verstorbenen Alphonse Daudet erzählt, dem er in den Jahren 1875—81 nahe stand. Es ist ein ganz anderer Daudet als der, den uns jetzt sein ältester Sohn Léon schildert*), und zwar aus einem guten Grunde. Als Theophil Zolling Paris verließ, stand Daudet auf der Höhe seiner Manneskraft und seines Dichterruhmes, und die Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern, lagen bereits alle dem Publicum vor. Von seinen späteren Werken zeigt aber nur noch „Sapho" stellenweise die alte Kraft. Im Jahre 1882 erfaßte ihn nämlich die fürchterliche Rückenmarks-Krankheit, die ihn fast zwei Decennien peinigte und ihm die Lähmung und einen verhältnißmäßig frühen Tod brachte. Nach Zolling's Porträt des kraftvollen, lebenslustigen Dichters, den der 1870 geborene Léon nur als Knabe kannte, bekommen wir nun also den im Leiden gereiften Daudet zu sehen, der zuweilen fast wie ein Patriarch und Prophet anmuthet. Der Liebenswürdige erscheint jetzt verehrungswürdig und sogar groß.

Darum wendet sich Léon Daudet auch zuerst gegen Jene, die nur den Künstler gelten ließen, weil sie den Philosophen nicht kannten. Er schreibt: „In manchen nekrologischen Artikeln über ihn, die sonst ganz gut gemeint waren, war die Bemerkung zu lesen, daß Alphonse Daudet kein „Denker" war. Ein Denker im schulmeisterlichen Sinn, einer, der mit abstrakten Begriffen arbeitet, war er allerdings nie. Aber hier auf meinem Tische habe ich seine Notizhefte, in die er täglich, unermüdlich, mit unglaublicher Geduld und Gewissenhaftigkeit die unausgesetzte Arbeit seines Gehirns eintrug. Man findet alles Erdenkliche in diesen kleinen, schwarz eingebundenen, vollgekritzelten Büchern, in denen er die Seiten durchstrich, sobald er sie für seine Arbeit benutzt hatte. Anfangs zeigt sich darin ein seltsames Hasten und Drängen, ein Schwirren und Brausen; es kommt mir vor, als hätte sich dieser herrliche Geist ganz, wie er war, darin enthüllt, mit seinen Sprüngen, seinen Wirbeln, seinem Auf- und Niederwogen, seinen stillen Gluthen oder zuckenden Blizen. Später giebt sich eine größere Sammlung darin kund, eine Art Rhythmus, eine harmonische Bewegung des Geistes, indem er von der einfachen Empfindung ausgeht, sich in pittoreske Bilder, in Reise-Eindrücke, Träume oder Erinnerungen versenkt, jene farbigen und klangreichen Regionen durchmißt, wo sich das Wunder der Kunst vollzieht, wo ein lebhafter Eindruck durch einen geheimnißvollen Vorgang der Ursprung eines Buches oder eines Stückes wird. — Dann erhebt sich der Ton: es bleibt Alles lebendig und klar, wird aber straffer, schärfer. Die Worte, ohne sichtbare Verbindung nebeneinander gestellt, aber, wie die Farben oder Striche einer Skizze von Velasquez oder Rembrandt, in einem tiefen Zusammenhang stehend, von einem manchmal grausamen Realismus, rufen unzählige Gedanken hervor. Und aus diesem abgekürzten Verfahren, aus diesem Gewebe von Fleisch und Nerven, springen wunderbare Formeln hervor, blitzartige Kundgebungen seiner Seele, von einer größeren allgemeinen Bedeutung als sie den Ideen der Metaphysik innewohnt. Er, dem man den kindischen Vorwurf gemacht hat, daß er keine metaphysischen Ideen hervorgebracht habe, schien mir im Gegentheil unablässig von den großen Problemen des Seelenlebens in Anspruch genommen zu werden. Unter den Philosophen bewunderte er am meisten Descartes und Spinoza, sowohl wegen ihrer Klarheit wie wegen ihrer peinlich gründlichen Untersuchungen über das Spiel der menschlichen Leidenschaften. Wenn auch seine Lebensfreude vor der übersinnlichen Form dieser auf Leib und Geist angewendeten Mathematik stutzig wurde und er der Methode Montaignes den Vorzug gab, so liebte er es doch auch, wie er sagte, „auf den Höhen zu athmen", auf den Höhen der „Ethik" Spinoza's. Für Schopenhauer hatte er eine sehr lebhafte Neigung. Diese Verbindung von scharfem Humor und Dialektik, dieses Gewebe von düsteren Vernunftsätzen und pittoresken Aphorismen bezauberten ihn."

Seitdem die grausame Krankheit sein Leben eingeengt hatte — übrigens in geringerem Maaße, als meist behauptet worden ist — öffnete er seine Thore weit. Er nahm alle Unglücklichen auf, er hörte geduldig alle Leidensgeschichten an. Niemals hörte man ihn darüber klagen, daß er seine Arbeit hatte unterbrechen müssen, um einen wahren Schmerz zu lindern. Nur sehr Wenige hintergingen oder mißbrauchten ihn, denn er wußte mit einem erstaunlichen Scharfblick Lügen zu durchschauen, aber ohne jemals darüber aufgebracht zu werden. „Der arme Teufel," sagte er oft mit seinem bezaubernden Lächeln, „der arme Teufel hat mich zu täuschen geglaubt. Ich las die Falschheit auf seinem Gesicht, sie verrieth sich in dem Zucken eines kleinen Muskels, das ich genau kenne, da, an den Mundwinkeln, und in dem unsicheren Blick seiner Augen. Einen Augenblick hätte ich mich fast vergessen ... Bah! Ein Unglücklicher trotz Allem!" Wenn der Mann fort war, so notirte er sich von der Unterhaltung, was ihm bemerkenswerth erschienen war. Ueberdies war sein Gedächtniß grenzenlos, denn noch nach vielen Jahren erinnerte er sich genau an einen Namen, ein Gesicht, eine Gebärde, eine besondere Angewohnheit, ein Wort.

Er hatte eine Art, zu erzählen, die nur ihm eigen war, und die Niemand vergessen wird, der ihn gekannt hat. Beim Erzählen ließ er sich von der Erinnerung leiten. Er reproducirte die Thatsachen und Empfindungen in ihrer Reihenfolge, wobei er die Zwischenglieder wegließ und nur die „Dominanten", wie er sagte, gab. Die „Dominanten ..." Diesen Ausdruck gebrauchte er häufig. Er verstand darunter die wesentlichen, unerläßlichen Theile, die Hauptpunkte eines Buches oder einer Erzählung. „Die muß man in's Licht rücken," bemerkte er. Ebenso pflegte er zu sagen: „Alle Dinge haben eine Seite, eine Stelle, an der man sie fassen kann." Diese Bemerkung erschließt uns das Geheimniß seiner Methode, die einfacher war, als es Anfangs den Anschein hat. Ein Freund des Wirklichen und Wahren, wurde er nie müde, das Leben zu studiren. So oft er ausgehen konnte, suchte er die verschiedensten Kreise auf, versäumte keine Gelegenheit und betrachtete vor Allem keinen Menschen mit Geringschätzung. Er verabscheute die Geringschätzung als

* Eine gute deutsche Uebersetzung erscheint in der trefflichen Romanzeitung „Aus fremden Zungen" und demnächst als Buch unter dem Titel „Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik Alphonse Daudet's", ebenfalls bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

eine Form der Unwissenheit. Mochte es sich nun um eine Persönlichkeit aus den vornehmen Kreisen, um einen Künstler oder um einen Kranken, mochte es sich um einen Armen auf der Straße, um einen Waldhüter oder einen zufällig daherkommenden Arbeiter handeln — immer brachte er es mit seinem wunderbaren geselligen Geist oder seiner außerordentlichen Herzensgüte dahin, daß schnell die banale Region conventioneller Gespräche verlassen wurde und der, mit dem er sprach, ihm sein Herz aufschloß. Er flößte jenes wundersame Vertrauen ein, das aus dem freudigen Gefühl, sich verstanden zu wissen, entspringt . . .

„Wenn ich einmal meine Arbeit gethan habe, möchte ich mich als Glückshändler etabliren. Meinen Lohn würde ich in meinem Erfolge sehen," sagte er eines Tages zu seinem Sohne. „Der Glückshändler müßte zu den Kranken und Schwachen, zu Allen gehen. Er müßte mit liebevollem Wesen ihr Vertrauen gewinnen. Wie ein geduldiger, liebreicher Arzt untersucht er die Seelenwunde, stellt ihre Ausdehnung, ihre Fortschritte fest, flößt dem Kranken Muth ein, indem er das unfehlbare Argument des Egoismus zu Hülfe nimmt und ihm seine Leidensgefährten vor Augen stellt, und gelangt von da nach und nach dazu, ihm zu schildern, wie sein Leben, obwohl es Einschränkungen erfahren hat, sich trotzdem schön gestalten kann, wenn er versteht, es anzuwenden, Thränen um sich her zu trocknen, zu trösten, indem er sich selbst tröstet. Allen Endzweck außerhalb seiner selbst verlegen, sein Ideal außerhalb seiner selbst aufstellen, das heißt dem Fatum ein wenig entgehen."

Manchmal sagte Léon zu ihm:

„Sei für Dich selbst ein Glückshändler."

Er erwiderte:

„Mein Dasein ist eine tägliche Kraftanstrengung. Ich halte sehr viel von jenen kleinen Uebungen des Willens, die mich dazu bringen, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen, mich trotz meiner Schmerzen an meinen Tisch zu setzen, mein Leiden gering zu schätzen, ihm zu trotzen. Stelle Dir vor, welche Qual es ist, seinen Kreis sich immer mehr verengern, das Gebiet des Unausführbaren immer mehr sich erweitern zu sehen. Wie wahr ist es, das herzzerreißende Wort der Cokette, die sich im Spiegel betrachtet: ‚Und um das Alles werde ich dereinst trauern!' Die unzähligen Pflichten eines Familienvaters, die Sorgen um mein Haus sind für mich eine große Hülfe. Das Gefühl der Verantwortlichkeit genügt, den Menschen aufrecht zu erhalten, wenn seine Kräfte ihn verlassen. Und dann denke ich an diejenigen meiner Leidensgefährten, zu deren Qual noch das Elend sich gesellt, die kein Feuer, kein Fleisch, kein Wein, keine warme Liebe erquickt, und ich fühle mich wieder glücklich. Ich bewahre mir das Mitleid, indem ich mir immer und immer wieder sage, daß es schlimmere Noth als die meinige giebt, und so verbrauche ich es nicht ganz für mich selbst."

Und bei einer anderen Gelegenheit kommt er wieder auf seinen Einfall zurück: „Der Glückshändler würde das thätige Mitleid predigen, nicht nutzlose Thränen. Dem Leidenden ist sein Leiden stets neu; für die Zeugen, selbst wenn sie liebevoll und zärtlich sind, wird ein Leiden etwas Altes, Gewohntes. Ich sage zu dem Kranken: ‚Zerstreue Dich und kämpfe bis zum Aeußersten. Ermüde und quäle deine Umgebung nicht.' Die Stoiker kannten das Hochgefühl, das in der unablässigen Uebung der Energie liegt. Dem mit Phantasie begabten Leidenden würde ich mit unzähligen Kunstgriffen beikommen; Demjenigen, welcher die Wirklichkeit nicht mit Bildern der Einbildungskraft ausschmückt, würde ich rathen, seinem Leiden gerade in's Gesicht zu blicken, bis zu dem Punkt, an dem ihm das Herrliche des Kämpfens aufgeht und Alles groß macht. Es ist eine eigenthümliche Art Rausch, der die Beschränktesten merkwürdig verständnißvoll macht; das ist einer der Schlüssel der Natur. Zuerst bekommt jedes Ding seinen richtigen Platz, fügt sich in seine natürliche Ordnung. Die kleinen Leiden, die uns durch die Sinnenlust und durch die geistige Trägheit größer erscheinen, schrumpfen zusammen und steigen auf ihr richtiges Niveau hinab. Ohne mein Leiden wäre ich vielleicht ‚ein Schriftsteller' gewesen, der vor der Kritik gezittert hätte, sich vom Lob hätte erhitzen, von eitler Selbstgenügsamkeit hätte bethören lassen. Gewiß habe ich noch immer Schwächen, aber jedenfalls hat mich mein Leiden geläutert . . ."

Und Léon Daudet, der selbst Arzt ist, versichert, sein Vater habe gewisse Gebiete im Reiche des Leidens kennen zu lernen vermocht, die die moderne Unwissenheit, den alten Geographen gleich, gewissermaßen noch mit Tigern und Löwen, das ist mit leeren Formeln, bevölkert. Als Léon ihm eines Tages erklärte, wie die Nervenbündel im Rückenmark und im Gehirn sich durchkreuzen, rief er aus: „Das Gespann Plato's!" So verband sich das Phantasieleben wieder mit der Wirklichkeit. Dieses Streben findet Léon in allen Notizen seines Vaters über den Schmerz. An einer Stelle vergleicht er Diejenigen, welche die Paralysie befällt, mit den in Bäume verwandelten Satyrn, mit den versteinerten Dryaden. An einer andern seufzt er: „Ich könnte mein Leiden, wie die bezaubernde Mademoiselle de Lespinasse ihre Liebe, von allen Augenblicken meines Lebens datiren." Ein anderes Mal sagt er mit sanfter Ironie: „Hypochondrie — lies: Unwissenheit der Aerzte."

Man kann sich vorstellen, daß er sich für die berühmten Patienten früherer Zeiten interessirte. Er kannte die Krankheit von Pascal, Rousseau, Montaigne und die uns zeitlich nähere Heinrich Heine's von Grund aus. Allein er hütete sich sorgfältig vor den abgeschmackten Hypothesen, in die sich unsere neuesten Psychologen gestürzt haben, und für die Verknüpfung des Genies mit dem Wahnsinn zum Beispiel hatte er nur ein Achselzucken. Die Verwandtschaft zwischen dem Mitleid und dem Schmerz war ein Thema, das ihn unablässig beschäftigte. „Wer keinen Hunger gehabt, wen nicht gefroren, wer nicht gelitten hat, kann nicht von der Kälte, vom Hunger, vom Leiden sprechen. Er weiß nicht einmal recht, was Brod, was Feuer, was die Resignation ist. In meinem ersten Lebensabschnitt habe ich die Noth kennen gelernt, im zweiten den Schmerz. So haben sich meine Sinne geschärft; wollte ich sagen, bis zu welchem Grade, würde man mir nicht glauben. Das Gesicht irgend eines Unglücklichen an einer Straßenecke kann mir die Seele verstören und wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Es giebt Töne, die ich mir nicht in's Gedächtniß zurückrufen mag, um nicht wie ein Kind zu weinen! Ach, die Schauspieler — was für ein Genie brauchten sie, um wiederzugeben, was sie durchgemacht haben! Weder Tremolo noch Uebertreibung, nur den richtigen Ton, der aus dem Herzen kommt!"

Alphonse Daudet hatte die menschliche Eitelkeit einem tiefgehenden Studium unterworfen. „Während der Hochmuth ein Hebel für den ganzen Menschen ist," sagte er, „beeinträchtigt die Eitelkeit das Gewissen. Der Hochmuth, eine Anspannung der lebendigen Kräfte, kann das Gerechtigkeitsgefühl im höchsten Grade aufbringen oder es brutal aus dem Herzen reißen; die Eitelkeit zerstört es unerbittlich. Einschmeichelnd und ungreifbar dringt sie in die verborgenen Falten, in die geheimsten Winkel unserer Seele ein. Oft fragen wir uns, warum der oder Jener in so unbegreiflicher Weise seinem Charakter zuwider gehandelt hat —: der Grund ist, weil er dem Triebe der Eitelkeit, dem erfahrensten und raffinirtesten Gebieter, gehorcht hat." Es war nicht faten, daß eine Thatsache des alltäglichen Lebens diese moralischen Plaudereien durch die Demonstration ad oculos bekräftigte. Unter seinen Bekannten hatte er den wahren Typus eines Großthuers. „Er muß heute kommen," sagte er zu seinem Sohne, „sieh zu, daß Du da bist. Wir wollen ihn ordentlich in Zug bringen. Wenn er seinen guten Tag hat, können wir großartige Worte erwarten, Worte, die unfreiwillig aus der

herrschenden Leidenschaft hervorgehen, wie Balzac sie für seine dramatischen Scenen findet." Und Léon erzählt uns:

„Es läutete: der bewußte Großthuer war da. Noch ehe er sich setzte, begann er schon gleich von „seinen Erfolgen" zu sprechen, strich seine Verwandtschaft und sich selbst heraus, hob die Unterschiede der Situation hervor, „das Betrübende einer Krankheit, die die thätigsten Menschen zwingt, in ihrem Lehnstuhl zu sitzen, und ihnen die dem Gehirn nothwendige Gymnastik unmöglich macht." Mein Vater hat wiederholt die Bemerkung gemacht, daß die Eitelkeit und der Hochmuth in ihrer höchsten Ausbildung zur Grausamkeit führen. Die „moitrinaires," wie er solche Leute nannte, verlieren jedes sociale und moralische Gefühl, erwärmen sich nur noch für sich selbst, und Alles, was im Weltall ihrer alles überragenden Personen im Wege steht, scheint ihnen alle möglichen Katastrophen zu verdienen. Der Großthuer fuhr also in dem Tone fort, in dem er begonnen. Er war jetzt in Rührung und freute sich über seine eigene Gesundheit beim Anblick des kranken Freundes. Nun unterbrach ihn mein Vater; er versicherte, daß er sich nie so gut befunden habe wie augenblicklich: „Ich bin in bester Stimmung, ich rauche meine Pfeife — ein vorzügliches Zeichen —, die Arbeit geht mir großartig von Statten. Nächstens werde ich nach Champrosay reisen. Dort, im Grünen und im Sonnenschein, mache ich mein Buch sicher vor Ablauf von zwei Monaten fertig." Der Andere machte ein saures Gesicht. Mit einem Male, ohne Uebergang und im natürlichsten Ton der Welt, erzählte ihm mein Vater folgende Fabel: „Eine Ratte, die sehr eingebildet und daher mißgünstig war, besuchte eine andere Ratte, die Gift geschluckt hatte. Die Unglückliche wand sich vor Bauchgrimmen in ihrem prächtigen Wohnhaus; die Besucherin litt aber noch viel ärgere Schmerzen in ihrer Verzweiflung über so viel Glanz . . . ‚Sie sehen gelb aus.' — ‚Ich? O, mir fehlt nichts! Mir ist hier so wohl! Aber Sie selbst?' — ‚O, ich befinde mich ausgezeichnet, ich versichere Sie . . .' Sie gaben, einander gegenübersitzend, ihren Geist auf, und die Neidische starb zuerst." Während dieser Erzählung belustigte ich mich im höchsten Grade an dem unsicheren Gesichtsausdruck des Besuchers, der nur zur Hälfte begriff. Als er fort war, lachte mein Vater herzlich:

„Der gute Mann wünscht meinen Tod. Sein gewöhnlicher Ausruf ist: ‚Wie, Sie arbeiten! . . .' Findest Du nicht, daß das ‚Ich' bei ihm ein wahrer Gall'scher Gehirnhöcker ist? O die hübsche, heitere, echt französische Charakterstudie, die sich über Seinesgleichen schreiben ließe! . . . Einer von diesen verwünschten Kerlen gestand mir eines Tages mit einer Verzerrung des ganzen Gesichts: ‚Sie glauben nicht, wie das schmerzt!' Für diesen Menschen war die detaillirte Schilderung meiner Leiden positiv ein Genuß. Ich bemerkte es, nahm ihm diese Freude, und seitdem konnte er mich nicht mehr leiden. Er stand an der Spitze einer sehr bedeutenden Verwaltung, er war eine Art Autokrat. Seine Beamten und Subalternen, die seine Manie kannten, zeigten sich vor ihm nie anders als ächzend, über nicht vorhandene Leiden klagend, eine Binde um dem Kopf."

In diesem herrlichen Buche des Sohnes über den Vater, des selbst literarisch schaffenden Léon über seinen Urheber und Meister, werden selbstverständlich auch viele literarischen Fragen behandelt. „Mein Vater hat niemals das Leben von der Literatur getrennt," versichert Léon. „Darin liegt das Geheimniß seiner Kraft. Die Kunst war für ihn gleichbedeutend mit der höchsten Vollendung. Vorbilder zu schaffen und den Menschen Trost zu gewähren — das war es, was er vor Allem wünschte. So manches Mal hat er mir erzählt, wie in seinen jungen Jahren die Lebenslust in ihm überschäumte und daß er es meiner Mutter, „seinem hingebenden, verständigen und unermüdlichen Mitarbeiter", verdankte, wenn er nicht sinnlos die ihm von der Natur verliehenen Gaben vergeudete, von denen er später einen so herrlichen Gebrauch machte. Eine Stelle aus Lamartine's „Cours de littérature", die ich ihm eines Tages vorlas, erregte seine Aufmerksamkeit so, daß ich sie ihm noch einmal vorlesen mußte. Der Dichter spricht dort von „jenem wunderbaren Schauer des Empfindens, wenn er sich nicht in der Leidenschaft verliert, der ein Kennzeichen des Genies ist." Diesen „Schauer des Empfindens" betrachtete mein Vater als die Quelle jedes Werkes von dauerndem Werth." Der jüngsten Literatur, die sich von dem Realismus abwandte, stand er nicht so unfreundlich gegenüber, wie man annehmen könnte. Seiner Ansicht nach bleibt der französische Geist, von einzelnen Abweichungen abgesehen, immer dem Klaren und Wahren zugethan und seiner angestammten Eigenart getreu, berichtet Léon. Er bewunderte einige Stücke Ibsen's, aber nicht alle, denn es giebt darunter solche, deren Symbolismus ihm kindisch und trügerisch erschien. In dem nordischen Sarkasmus der „Wildente" zum Beispiel fand er das durch den Schnee Pommerns conservirte Kautschuklachen, das Lachen Voltaire's, wieder. Er hatte eine Verehrung für Tolstoj, den Tolstoj von „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", der „Erinnerungen an Sebastopol" und der „Kosaken". Die „Kreutzersonate" stieß ihn durch gewisse Stellen ab. Der Neo-Mystizismus des Autors und seine letzten evangelischen Werke vollends interessirten ihn so gut wie gar nicht. „Tolstoj," sagte er, „hat in seiner Jugend vom Dasein Alles gekostet, was es Köstliches, Prächtiges und Glanzvolles hat. Er hat für die Jagd, Maskenbälle, Schlittenfahrten, hübsche Frauen, Freunde und die Künste geschwärmt. Jetzt möchte er den andern Menschen diese Freunde verbieten, die das Alter ihm verwehrt. Bei der Bekehrung eines Siebzigjährigen werde ich immer ein Mißtrauen gegen die Reue und jenen, o, sehr versteckten, fernen und gewundenen, aber zähen Neid haben, den man durch die Runzeln hindurch erblickt." Die Lectüre von „Schuld und Sühne" war für ihn eine „Krisis des Gehirns" gewesen. Dieses Buch hatte ihn abgehalten, das von ihm geplante Werk über die Mörder-Studenten Lebiez und Barré und die Wirkung der falsch verstandenen Darwin'schen Lehre auf die Jugend zu schreiben. Diese mißbräuchliche Anwendung von Lehrsätzen, die praktische Erweiterung von Theorien setzte ihn in Erregung, und dieser Erregung verdankt man Bücher wie „La Lutte pour la Vie". „La Petite Paroisse" und „Soutien de Familie." Um auf Dostojewskij zurückzukommen, so schätzte er ebenso die „Brüder Karamazow" und „Das Todtenhaus", aber der geisterbeschwörenden Raserei, den Hallucinationen des russischen Dickens zog er die harmonische Schönheit von „Anna Karenina", die Klarheit und Fülle von „Krieg und Frieden" vor.

Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem Buche mit einigen Aphorismen Daudet's über Schriftthum und Schriftsteller, den Grundzügen einer Poetik und Aesthetik zum Nutz und Frommen literarisch Schaffender:

Mag es sich um ein Buch oder einen Artikel, um eine eigene Schöpfung oder um eine Kritik handeln: nimm nie die Feder zur Hand, als wenn Du etwas zu sagen hast. Wenn die Schreibwuth sich weiter so entwickeln würde wie bisher, so gäbe es bald keinen Menschen mehr in Frankreich und anderswo, der nicht ein Buch in Arbeit hätte . . .

Bilder, Ideen, Situationen, Personen bekommen ihre richtige Form nur dadurch, daß man sie ganz langsam, instinctiv im Kopfe ausreifen läßt, wobei die ganze Natur mit ihren unbedeutendsten Vorgängen die Mitarbeiterin des Schriftstellers ist. Wir gleichen schwangeren Frauen.

Die bis zur Vollendung gebrachte Schilderung eines Charakters darf nur Schritt für Schritt vor sich gehen, der Art gemäß, in der die betreffende Persönlichkeit ihr Wesen offenbart und das Leben seine Wirkung auf sie äußert . . . .

Alles, was uns umgiebt, die menschliche Gesellschaft, die Landschaft, die Umstände, Alles nimmt Theil an unserem

Seelenzustand. Man muß in die Persönlichkeit eindringen, „in ihre Haut fahren“ und die Welt mit ihren Augen sehen, mit ihren Sinnen wahrnehmen ...

Die Theorie von der „Unparteilichkeit“ des Schriftstellers ist dagegen übertrieben. Wer erzählt, hat das Recht, sich im Stillen, hinter den Coulissen, für Helden oder Heldinnen zu begeistern, ohne die Illusion zu zerstören, in der der Reiz liegt. Die Darstellung der Wirklichkeit erfordert alle lebendigen Kräfte des Schriftstellers. Wärme des Gefühls, ein lebhaftes Empfinden für die Wirklichkeit, selbst rasende Leidenschaftlichkeit — das Alles verbindet sich und bringt die Wirkungskraft hervor. Die Schönheit hat keine Etikette. Die Wahrheit schließt Alles in sich ...

Man muß Rücksicht auf den Leser nehmen: der Verfasser hat gewissermaßen die Pflichten eines Seelenhirten. Er kann verderblich wirken und ist Herr über seine Mittel, und darum vergeht er sich, wenn er sie mißbraucht, wenn er die Hoheit des Lebens vermindert, wenn er nicht von unten nach oben aufsteigt — diejenige Richtung, die allein eines hochgesinnten Menschen würdig ist ...

Die Wahrheit ist der vollständige Einklang zwischen dem Schriftsteller und dem, was ihn umgiebt; zwischen dem, was er ersinnt und wahrnimmt, und dem, was er zum Ausdruck bringt. Auch das Leben der Phantasie hat seine Wahrheit. Auf dem Parnaß wird gelogen wie auf der Straße ...

Es giebt einen Muth des Schriftstellers, den Muth, seine Mission bis zum Ende durchzuführen. Die Beharrlichen sind immer siegreich, während die Aengstlichen auf halbem Wege zurückbleiben. Man braucht dem Muthigen nicht zu Hülfe zu kommen, seine Werke machen ihren Weg ganz allein. Kühn und kraftvoll, lassen sie durch kein Hinderniß sich in ihrem Siegeslaufe aufhalten ...

Die Absicht, zu gefallen, ist eine Gefahr; Aufsehen erregen zu wollen, ist eine zweite. Die Berühmtheit meidet immer Diejenigen, welche sie mit niedrigen Mitteln anstreben.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Märchenprinz.

Von Paul Linsemann.

Nun war es schon acht Uhr Abends und Zeit, daß die kleine Lili zu Bett ging. Sie schmeichelte und bat: „Ach Mamachen — könnt' ich nicht noch ein bischen aufbleiben und Dir Gesellschaft leisten?“

„Nein, mein Kind, Du mußt jetzt schlafen gehen.“

„Ach, Mamachen, kommt Papa wieder so spät nach Hause? Ich fürcht' mich dann so.“

„Geh' nur, mein Kind geh'.“ Und Lili ging traurig auf ihr Zimmer, wo das Mädchen sie zu Bett brachte.

Nun war Frau Dagmar allein in dem braungetäfelten Speisezimmer. Einförmig klatschte der Regen an die Scheiben, und von Zeit zu Zeit fuhr der Wind heulend durch den Schornstein. Sie saß neben dem verglimmenden Heerdfeuer und starrte müde in die Flammen.

Und sie dachte an das Meer und die sturmgepeitschten Wogen und an ein versinkendes Schiff und hörte einen Angstschrei durch die Lüfte gellen ...

Und wieder nahm sie das Zeitungsblatt vor und las die Zeilen, die sie seit ein paar Stunden schon auswendig gelernt hatte. „Geestemünde, 27. October (W. T. B.). Wie aus Plymouth gemeldet wird, ist in der Nacht zum 25. October der der hiesigen Handelsgesellschaft „Normannia“ Dampfer „Lotte Sabine“ bei dem furchtbaren Sturm mit der schwedischen Panzercorvette „Gustav Adolph“ auf der Höhe von Plymouth zusammengelaufen. Die „Lotte Sabine“ sank nach wenigen Minuten. Drei Matrosen wurden gerettet. Die übrige Besatzung ist ertrunken. Es sind dies der Capitän Günther Claaßen ...“ Weiter las Dagmar nicht.

Nun war er also todt, der arme Günther ...

Den Ehrentod gestorben wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde. Und sie mußte an all' die Zeit denken, da sie Günther kannte ... Von Kindheit an war das. Unter den Buchen von Greveslohe hatten sie zusammen gespielt. Sie waren an den Strand gelaufen und hatten Muscheln gesucht und die weißen Segel gezählt. Und dann wurde Christian ein Seemann und sie blieb zurück. Sie wuchs einsam auf. Die Mutter hatte sie im sechsten Jahre verloren, den Vater verlor sie im sechzehnten Jahre. Der war ein alter Sonderling gewesen, auf den die Leute in Greveslohe mit scheuem Staunen blickten.

Seine Bücher, das waren nun Dagmar's einzige Freunde. Und wenn sie genug gelesen hatte, dann ging sie wieder an den Strand und sah auf das unendliche Meer hinaus, das sich fern im blauen Dunst mit dem Horizont vereinigte. Und wenn der Abend um den kleinen Herrensitz zu Greveslohe seine Schatten breitete, dann träumte das einsame Fräulein Dagmar. „Du träumst zu viel, liebe Dagmar,“ sagte dann Tante Christine. „Von Träumereien ist noch Niemand satt geworden.“

„Laß mich doch, Tante. Träume sind doch das Schönste, was wir im Leben haben können.“

„Ja, davon versteh' ich nun nichts. Ich bin eben nicht sehr für Träume. Sie machen den Menschen so unzufrieden mit dem Leben. Und das taugt nichts.“

Alle Jahre, oder alle zwei Jahre kam Günther zu Besuch. Sie freute sich, sie hatte ihn gern, und Tante Christine richtete schon im Geist die Wohnung ein.

Aber Dagmar träumte weiter, und immer blieb bei ihr die Sehnsucht nach dem Unnennbaren, Unfaßbaren.

Eines Wintertages — sie war jetzt 27 Jahre alt, war Claaßen wieder gekommen. Und in der Dämmerstunde sagte er es ihr, mit stockenden leisen heimlichen Worten, was er nie noch gewagt hatte.

„... Ich habe immer an Sie gedacht, Dagmar. Und Sie?“

„Ja, ich auch ... Ich hatte ja so viel Zeit dazu.“

Er sieht sich um.

„Ach, wie hübsch ist es hier bei Ihnen. So ganz anders, als in meiner engen Cabine.“

„Ja, aber auch hier ist es eng ... Sie haben das unendliche Meer und den unendlichen Himmel. Das Uferlose, das Grenzenlose! Das muß schön sein.“

„Aber die Stürme, Dagmar!“

„Der Kampf! Das ist es ja gerade, was es schön macht. Wenn ich Junge wäre, ich wäre nur Seefahrer geworden. Was müssen Sie Schönes erleben ... Eigentlich recht drollig, Günther, daß Sie gerade Schiffscapitän geworden sind. Sie sind eigentlich so anders.“

„Ich bin aber doch ganz zufrieden in meinem Beruf und fülle ihn, glaub' ich, ganz leidlich aus.“

„Weil Sie ein pflichtgetreuer Mann sind. Sie würden jeden Beruf gut ausfüllen. Sie sind zu beneiden, Günther.“

„So?“

„Ja. Ich fülle keinen aus. Und doch hab' ich eine solche Sehnsucht danach. Aber ich tauge eben zu nichts. Ich fülle nicht mal meinen Menschenberuf aus.“

„Und der wäre?“

„Andere glücklich zu machen. Weil man nur durch Andere glücklich werden kann.“

„Das haben Sie erfahren?“

„Das hab' ich einzusehen gelernt — hier draußen, in der Einsamkeit. Man muß Glück empfangen und geben können. Weil es nur ein Glück zu Zweien giebt.“

Er rückt näher an sie heran. „Ja. Das ist es, Dagmar.“ Und er streichelt zart ihre Hand.

„Ich hab' Sie so lieb, Dagmar ... Können Sie mir folgen?“

Sie steht auf: „Ich kann nicht, Günther.“

Er ist ganz fassungslos: „Sie ... können ... nicht? ... Ich kam also zu spät?“

„Nein, das ist es nicht ... Ich habe kein anderes Glück.“

„Und doch sprachen Sie noch eben von dem Glück zu Zweien. Und so könnte es auch sein ... Ich könnte so viel Glück geben, glaube ich ...“

„Aber ich nicht ...“

„Doch Dagmar ... ich bin auch mit wenig zufrieden.“

„Nein, das ist unmöglich, Günther ...“

„Das ist traurig für mich ... sehr traurig ... Nun sagen Sie ein Mal, Dagmar, so ganz ehrlich — und Sie müssen nicht zürnen, daß ich so naiv frage: was ist es denn eigentlich, was uns trennt? Ist der Günther Claaßen ein so schlechter Mann, daß er Dagmar Petersen nicht fragen darf: Willst Du mir nicht folgen?“

„Nein, Günther. Sie sind besser als alle Männer, die ich kenne. Sie sind der edelste, der bravste Mensch, den ich außer meinem Vater kennen gelernt habe. Aber Ihnen folgen: nein — das darf ich nicht, das kann ich nicht ... Ich würde uns unglücklich machen: Sie und mich.“

„... Einstmals haben Sie mich doch so ein ganz klein bischen gern gehabt ...“

„Das ist aber nicht genug, Günther.“

„Dann muß es also wohl an mir liegen ... Der Mann, der berufen ist, Sie glücklich zu machen, muß anders aussehen als ich.“

„Günther! Wie mögen Sie nur so was sagen. Sie thun mir wehe.“

„Ich kann's immer noch nicht so fassen: Was trennt Sie eigentlich so von mir? Was stößt Sie so ab?“

„Nichts stößt mich ab, aber es zieht mich auch nichts so unwiderstehlich an ... Sie wollen immer Erklärungen, Worte, das Warum? ... Als ob ich das selbst wüßte und sagen könnte ... Das ist ja das Unfaßliche, was mich oft selbst so zerquält ... Ja, wenn ich's beantworten könnte, dann wäre ich ruhiger, dann stände ich auch nicht so beschämt vor Ihnen da ... Das Unbeschreibliche, das ist's ... Es hat keine Gründe ... oder vielmehr ... natürlich sind sie da ... aber man kann sie so mit Blicken nicht sehen, mit Worten nicht sagen ... Ich hab' Sie lieb, wie man einen Freund, einen Bruder liebt ... Aber verlangen Sie nicht mehr ... Glauben Sie mir, ich bin nicht leichtsinnig genug, um Ihre Hand anzunehmen."

Mit bitterem Lächeln sagte er: „Sie sind sehr vorsichtig, Dagmar."

„Bis der Märchenprinz kommt!" Sie stand am Fenster und schaute träumend in die Nacht: „Bis der Märchenprinz kommt," flüsterte sie. „Bis das unbeschreibliche, namenlose Glück kommt ... Aber es wird nicht kommen. Ich habe kein Talent, es zu bannen ... Die Glückskinder müssen helle Augen haben ... Glauben Sie mir, Günther ... ich bin ebenso unglücklich wie Sie ... Und ich hab' mich schon hundert Mal verwünscht, daß ich nicht anders bin ... Warum kann ich nicht so sein, wie die Andern!" Sie schritt hastig vom Fenster auf ihn zu. „Lassen Sie ab von mir, Günther. Ich tauge nicht für Sie. Ich fühle es, daß ich Ihnen nicht gewähren kann, was Sie zu beanspruchen ein echt haben. Man kann die Liebe nicht erzwingen. Sie muß freiillig kommen, mit der Kraft der Elemente ... Ich müßte Herrin oder Sclavin sein des Mannes, den ich liebte. Oder Beides. Er müßte meinen Willen brechen oder ich den seinen ... Das ist die große, befreiende siegende Leidenschaft, die ich suche, auf die ich hoffe ... Sie haben keine Macht über meine Seele gewonnen, Günther. Ich hab' Sie lieb — aber ich kann Sie nicht so lieben wie Sie mich. Und das ist doch nun ein Mal nöthig für die Ehe — wenigstens wie ich sie verstehe."

„Also umsonst."

„Armer Freund! Hätte ich Ihnen diese Stunde nur ersparen können. Sie wird so viel Bitterkeit in Ihnen zurücklassen ... Und an alledem bin ich schuld."

„Nein. Ich selbst. Ich quäle Sie ja mit meiner Liebe."

„Daß Sie mich nicht vergessen haben da draußen!"

„Wie konnt' ich das? Denken Sie, man kann vergessen, wenn man ein Mal so liebt, wie ich? Ich hab' meine Liebe gehegt wie das Letzte und Heiligste, das ich auf der Welt habe. Wenn ich dann so recht in meinem Innersten an Sie dachte, da glaubte ich, ich müßte Sie mir gewinnen, ich müßte Alles besiegen, was Sie von mir trennt ... Aber Sie — Sie haben sich Anderes geträumt. Sie suchen die Leidenschaft und ich die Liebe ... ich könnte Ihnen nur ein ruhiges, stilles behagliches Leben bieten ..."

„Und wenn ich es nähme? Wer bürgt Ihnen für mich? Wenn ich dann eines Tages fände, was mich nicht mehr los ließe? Wenn ich das fände, was ich das Glück nenne?"

„Dagmar! Wie mögen Sie nur so sprechen?"

„Sehen Sie, daß Sie mich nicht verstehen? ... Ich fürchte, Sie unglücklich zu machen. Das hält mich zurück, Ihnen meine Hand zu reichen ... Sie glauben, Günther, Ihr Leid sei riesengroß ... Aber von den Kämpfen, die in mir schon vorgegangen sind, von den stillen, heimlichen Tragödien, davon wissen Sie nichts. Auch nicht, wie ich gelitten habe. Aber Ihr Triumph wird nicht ausbleiben." Und ganz leise flüsterte sie vor sich hin: „Eines Tages wird mein Held kommen und wird mich sehr unglücklich machen."

„O nein," sagte er hastig, „denn Sie werden nie einen Mann nehmen, den Sie nicht ganz genau kennen."

„Wenn die Liebe kommt, werde ich nicht mehr so gut sehen ..."

Und Günther Claaßen ging. Als Tante Christine den Abend von Prediger Lüneborg's nach Hause kam und Dagmar ihr erzählte, daß Günther Abschied genommen, um nicht wieder zu kommen, da neigte sie den Kopf vorwurfsvoll: „Aber Kind, Kind! Das hättest Du nicht thun sollen ... Ach, das ist aber schade ... Nu sag' mal, Kind, warum denn eigentlich nicht! Heirathen mußt Du ja doch 'mal. Was hast Du denn von dem Leben hier draußen? Das ist doch eigentlich nichts für Dich ... Und heirathen ist doch die Bestimmung des Weibes. Das sagte die Frau Pastorin heute Nachmittag erst wieder."

„So! Das ist also die Bestimmung des Weibes?"

„Ja natürlich ... Und wenn Du ihn vielleicht auch nicht so liebst ... das macht sich Alles in der Ehe schon ... Ich weiß das von meinem Seligen her, Deinem Onkel. Die Menschen gewöhnen sich an einander ... Du machst auch zu große Ansprüche, liebe Dagmar ... Und Du kennst doch sonst Niemanden ... Läßt Du ihn gern von Dir gehen?"

„Nein ... Aber ich könnt' ihn auch nicht zurückhalten. Es ist etwas in mir, was mir bange macht ... und das ist die Sehnsucht ... die Sehnsucht nach etwas Anderem ... Sag', ist denn das ein Verbrechen? Hat nicht jeder Mensch das Recht auf das, was ihm das Glück scheint?"

„Das Glück kommt nicht oft, Mädchen. Laß es nicht vorübergehen. Das Glück sieht manchmal so unscheinbar aus." . . . .

Und so wartete Dagmar, bis der Märchenprinz kam. Und eines Tages kam er: sie glaubte es wenigstens, daß er es war. Es schien ihr so. Er war ein schöner Mann, der Herr Otto Körte und er verstand sich auf die Liebe ... Ueber acht Jahre waren jetzt vergangen, seit Günther von ihr gegangen. Und sie starrte in's Feuer und träumte ...

* * *

Mitternacht war längst vorbei und vom Aegidienkirchthurm schlug es drei Uhr. Da ertönte auf der Treppe ein polternder Schritt: der Schlüssel schien erst das Schlüsselloch nicht zu finden und krachend fiel dann eine Thür in's Schloß. Sonst wartete Dagmar geduldig: denn das war ja ihr Schicksal seit sechs Jahren, den trunkenen, brutalen Mann in's Bett zu bringen. Aber heut' sprang sie mit einem Gefühl des namenlosen Ekels auf und eilte in ihr Zimmer. Dann schob sie den Riegel vor. Er stapfte in das Speisezimmer, dann fand er die verschlossene Thür. Er rüttelte daran. „So mach' doch auf ... Verfluchte Wirthschaft ... Hörst Du nicht?" Er holte mit der geballten Faust aus, um die Thür einzuschlagen, verlor aber dabei das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin. Nach fünf Minuten verkündete ein kräftiges Schnarchen, daß Seine Hoheit der Märchenprinz zu schlafen geruhen ... Die Frau da drinnen aber dachte an das unendliche Meer, an ihre Sehnsucht und den todten Günther Claaßen ...

## Aus der Hauptstadt.

### Das National-Zuchthaus.

Herr von Bülow, der amtlichen Mittheilungen zufolge ein ungemein gediegener Kopf und vollgiltiger Ersatz für Bismarck ist, weilt offenbar nicht mehr auf dem Semmering, sondern hat sich in eine weltabgeschiedene Ortschaft Kärntens zurückgezogen. Denn auf dem Semmering giebt es neben hübschen Zimmermädchen, denen allerdings jede staatsmännische Naivetät mangelt, und erfreulich gutem Kaffee auch eine Fülle reichsdeutscher und anderer Zeitungen; sogar die Times liegen dort aus, wenn ich nicht irrig bin. In Kärnten dagegen, auf den Hüttenwirthschaften um den Großglockner herum, begegnet man höchstens den äußerst vorsichtigen „Tiroler Stimmen", und die sind bei ihrem ebenso ausgebreiteten wie berechtigten Mißtrauen gegen europäische Journalnachrichten zuversichtlich noch nicht in der Laune gewesen, das abenteuerlich-närrisch klingende Delagoabai-Abkommen zu veröffentlichen. Herr von Bülow hat also bis zur Stunde noch keine Ahnung von dem Unglaublichen, das hinter seinem Rücken, während seiner knapp bemessenen Ferienzeit in London ausgeheckt worden ist. Er weiß nichts von der neuen Sansibarschande, die uns bedroht, weiß nichts von dem dummschlauen Trick Salisbury's, der den gutmüthigen Graf Hatzfeld zu seinem dupe gemacht hat. Denn wüßte er's, so eilte er auf Windesflügeln herbei und verhinderte auf der Stelle den Abschluß eines Vertrages, der immerhin auch seine staatsmännische Kunst auf das ärgste compromittirt. Verträge solcher Art waren es ja, die dem Todten von Friedrichsruh den wüthenden Ausruf entpreßten: „Könnte ich doch nur noch einmal nach Berlin und ihnen zeigen, wohin diese Schweinerei führen muß!" Und ein Erbe Bismarck'schen Geistes, ein vollgiltiger Ersatz für diesen, während des alten Cursus ja etwas überschätzten, doch nichtsdestoweniger ganz brauchbaren Handlangers dürfte den afrikanischen Caprivismus in neuer und verböserter Auflage doch keinesfalls zulassen.

Freilich, die Haltung unserer nur von den Inserenten, den Subventionsspendern und den Lakaien des Auswärtigen Amtes abhängigen, sonst aber durchaus unabhängigen Presse könnte Herrn von Bülow überzeugen, daß der Delagoa-Traktat wieder einmal aller staatsmännischen Weisheit Schluß und Gipfel ist. Die Buren, noch vor zwei Jahren verzärtelte Lieblinge Alldeutschlands, werden heute verbohrte Schelme und Schurken genannt. Vor zwei Jahren waren sie die Vertreter deutscher Manneskraft, die Söhne unseres Volkes, redliche Pioniere germanischer Cultur; heute erblickt man in ihnen schaudernd habgierige Fremdenhasser, kleinliche, undeutsche Nörgler, den Typus der im Lande der Ramschbazare mit Recht so verabscheuten Raffsucht. Zur Erzielung dieses gründlichen Umschwunges der Stimmung haben die Buren und ihr ehedem so gefeierter, jetzt verhöhnter Ohm Krüger nichts gethan. An Thatsachenmaterial liegt unseren zeitungschreibenden Männerstolzen vor Königsthronen nur der Umstand vor, daß Kaiser Wilhelm II. sich anno 1896 bemüßigt fand, nachdrücklich für die Buren gegen Jameson und Rhodes Partei zu ergreifen, während jetzt Rhodes durch den von Deutschland signirten Delagoavertrag die Berechtigung erhalten hat, erst Transvaal und dann unsere südwestafrikanischen Colonien zu erwürgen. Es wird sogenannte patriotische Männer geben, die geneigt sein möchten, der deutschen Presse auch aus diesem Anlasse hündische Feigheit und Gesinnungslosigkeit vorzuwerfen. Aber die Catos thun unrecht, wenn sie Jemandem seine Charakteranlagen vorhalten, für die er doch nicht verantwortlich gemacht werden und ohne die er nicht leben kann.

Herrn von Bülow's Collegen haben das grenzenlose Erstaunen schon voraus genossen, das dieses erlauchten Staatsmannes bei seiner Heimkehr aus Kärntens Eiswildniß harrt. Sie lasen eines Morgens in dem sonst durchaus zuverlässigen Berliner Local-Anzeiger, dem nächsten

Reichstage werde ein Gesetzentwurf zugehen, der den Anreiz zum Streik mit Zuchthaus bedroht. Im ersten Augenblick erschütterte sie die einigermaßen auffällige Kunde, doch faßten sie sich gleich darauf und befahlen den bekannten Geheimräthen, die in ihrer arbeitsfreien Zeit (zwischen 10 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags) Wahlreformgesetze u. dgl. m. ausarbeiten, für alle Fälle auch ein paar drakonische Streikgesetze auf Lager zu halten. Die unabhängige Presse erörterte die seltsame Meldung mit nicht minder heiligem Ernst. Daß eine Zerstörung des Coalitionsrechtes der Arbeiter ausgeschlossen ist, daß Niemand, der sich selbst für eine Respectsperson hält und der eine politische Rolle spielen möchte, seine Hand dazu bieten wird — sie kümmerte es nicht. Ihnen genügte die telegraphische Behauptung, der Kaiser habe es gesagt, um sofort eine Reihe gediegener Leitartikel über die „Frage" zu veröffentlichen. Mitten in ihre wissenschaftlichen Darlegungen donnerte die Schreckensnachricht von dem scheußlichen Verbrechen Luccheni's hinein. Jetzt galt es, zunächst erst einmal diesen frischen Rahm abzuschöpfen, ehe man dem kommenden National-Zuchthause seine spärlichen Reize abgewann und sich mit der Idee, die dividendetragenden Fabriken in weitläuftige Gefängnisse umzubauen, befreundete.

Luccheni's Bestialität und die Versuche der deutschen Arbeiterschaft, von der unerhört günstigen Lage unserer Industrie auch etwas zu profitieren und Lohnerhöhungen herauszuschlagen, haben im Grunde genommen so wenig Gemeinsames wie der Ideengang eines Meuchelmörders und die Sorgen eines braven, strebsamen Familienvaters. Trotzdem ist es den Ganzgeschickten gelungen, eine Verbindungsbrücke zu schlagen, und die gewählten Vertreter der Industrie haben sich nicht geschämt, anläßlich des Genfer Attentates zu einem Attentat gegen das bischen wirthschaftliche Freiheit aufzustacheln, das der deutsche Arbeiter sein eigen nennt. Die Herren v. Haßler, Jencke & Co. verabscheuen gewiß als freie Männer allen würdelosen Byzantinismus, aber ihre unbedingte Zustimmung zu einer Maßregel, die sie noch gar nicht kennen, und das von ihnen dieser Maßregel ertheilte Lob heißt des Guten in der Loyalität zehn Mal zu viel thun. Profitlust ist ein schönes Ding, doch darf sie nicht in Narretei ausarten. Die Herren aus Düsseldorf wissen sehr gut, daß Anarchismus und Socialdemokratie Todfeinde sind und einander ausschließen; sie wissen ebenso gut, daß der Anarchismus verrückt gewordener Liberalismus ist, die Carricatur der Phrase von Freiheit und Menschenrecht, vom freien Spiel der Kräfte. Doch sie wittern Morgenluft, und da kommt es ihnen, in der Zeit der schwindelhaften Reclamen und des unlauteren Wettbewerbes, auf eine kleine Unwahrheit nicht an. Die Presse aber ist erzbereit, den Ruf aufzunehmen. Noch zwar beschäftigt sie sich angelegentlich mit der Menschheitblüthe Luccheni. Was er dem Untersuchungsrichter an verwogenen Frechheiten sagt, wie er lächelt, ißt, trinkt und schläft; ob er Cigarren fordert und bekommt — Alles läßt sie sich auf reservirtem Draht depeschiren. Und die Hunnen und Herostrate, die in den Tiefen noch schlafen, werden geweckt durch den Zeitungslärm, beneiden den so schnell zu einer Weltberühmtheit gewordenen Bengel Luccheni, lächeln eitel und prüfen ihr Messer... Auch über sie wird man einst seitenlange Schilderungen bringen, auch ihr Bild wird im heißgeliebten General-Anzeiger stehen, und auch sie werden vom Untersuchungsrichter Cigarren heischen ... Wenn wir ein neues Gesetz gegen die anarchistische Pest erhalten, dann muß sich der strengste Paragraph gegen das anarchistische Preß- und Verlegergesindel richten, das um eines lumpigen Zeilen-Honorars, das um des Kitzels Willen, alle Concurrenten zu schlagen, jedes gemeine Verbrechen auf's Tittelchen genau abschildert und im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert die Dickens'schen Gaunerschulen entbehrlich macht.

Aber Luccheni wird dem überreizten Leser langweilig werden, ehe noch das Quartal zu Ende ist, und damit das Abonnement ja rechtzeitige Erneuerung findet, bedarf es des effectvollen Eiertanzes um das Nationalzuchthaus der Zukunft. An sich scheint die Frage verzweifelt klar zu liegen, und der Kaiser selbst hat im Mai 1889, als er die Arbeitgeber im Bergbau empfing, ungefähr das Richtige getroffen: „Es ist," sagte er, „menschlich natürlich, daß Jedermann versucht, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Arbeiter lesen Zeitungen und wissen, wie das Verhältniß des Lohnes zu dem Gewinn der Gesellschaften steht. Daß sie mehr oder weniger daran theilhaben wollen, ist erklärlich." Wenige Monate vorher war das klingende Kaiserwort gefallen: „Die Arbeiter sind so gut meine Unterthanen wie die Arbeitgeber. — Es kommt darauf an, den Arbeitern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand sind und als solcher anerkannt werden." Und ruhige Objectivität athmet der Satz der Thronrede vom 6. Mai 1890: „Die im Laufe des verflossenen Jahres in einigen Landestheilen vorgekommenen Ausstandsbewegungen haben mir Anlaß gegeben, eine Prüfung der Frage herbeizuführen, ob unsere Gesetzgebung den innerhalb der staatlichen Ordnung berechtigten und erfüllbaren Wünschen der arbeitenden Bevölkerung in ausreichendem Maaße Rechnung trägt." Der Kaiser erkannte damals die Berechtigung des Ausstandes an, und die Behauptung, er nehme jetzt den entgegengesetzten Standpunkt ein, würde eine Beleidigung des Herrschers darstellen, wenn sie nicht eine handgreifliche Thorheit wäre. So gut wie jeder andere Culturmensch weiß Wilhelm II., daß die Bestrebungen der deutschen Arbeiter, wirthschaftlich emporzukommen, eine geschichtliche Nothwendigkeit, ein Beweis der inneren Tüchtigkeit unserer werthschaffenden Bevölkerung sind. Er haßt die Socialdemokratie, weil sie die Massen politisch verhetzt und seiner Autorität entfremdet; dem wirthschaftlichen Befreiungskrieg des vierten Standes kann der Enkel Friedrich's des Großen keine Hindernisse in den Weg legen. Sein Bestreben kann es nur sein, die jetzt vielfach gespaltenen Kräfte zusammen zu fassen. Arbeiter und Landwirth, Handwerker und ehrbaren Kaufmann, alle Bienen vereint dem schmarotzenden Zwischenhandel entgegen zu werfen und auf ihre so feste wie steife Nacken sein Größeres Deutschland zu gründen. Ihn einen Feind der Arbeiter, einen Feind ihrer kärglichen Rechte zu nennen, heißt nicht nur den Sprößling der Hohenzollern beleidigen, die immer der Armuth Freunde waren, sondern heißt auch ihn persönlich beschimpfen. Denn welche Wandlungen der Kaiser socialpolitisch seit acht Jahren auch durchgemacht haben mag — Niemand hat das Recht, ihm eine totale Frontänderung nachzusagen, die allein dann möglich gewesen wäre, wenn ihm die Anschauungen von 1890 nur ganz oberflächlich angehaftet hätten, wenn sie nicht geistig von ihm verarbeitet und als wahrhafte Erkenntniß aufgenommen worden wären.

Das Oeynhauser Kaiserwort ist nicht verstanden worden, wie so viele Aeußerungen Wilhelm's II. Doch nicht sein Bild leidet unter der falschen Deutung; sie wirft ihren Schatten vielmehr auf die Männer, die seine Rathgeber genannt werden, auf die Masse unbesoldeter Lakaien, die geräuschvoll den Hof umdrängen, auf die schmutzigen Selbstsüchtlinge, die unter'm Schein der Loyalität den Herrscher gern zu schlimmen taktischen Fehlern, von denen ihr Portemonnaie Vortheil hätte, verleiten möchten. Dieser traurige Heerbann, dem der neue Curs seine zermalmenden Mißerfolge verdankt, schreckt vor nichts zurück und erschwert dem Monarchen sein ohnehin schwieriges Amt ungemein. Er schreckte nicht zurück vor der Täuschung, als wäre das deutsche Volk einverstanden mit der Entlassung Bismarck's; er pries feige die unsterbliche Sansibar-dummheit Caprivi's, er half die Handelsverträge durchpeitschen und heuchelte andererseits Bismarckverehrung und Burenfreundschaft, sobald die Erlaubniß dazu eingetroffen war. Glaubt er dem Kaiser einen Gefallen damit zu erweisen oder ihm schmeicheln zu können, dem Kaiser, dessen redliches Wollen er gar nicht versteht und zu verstehen vermag, dann wendet er die Waffen gegen die Familien des todten Reichsgründers, hetzt gegen die Burenrepublik und begeistert sich für die Entrechtung der Bienen, für die Ermordung quellender deutscher Kraft, deutschen Fleißes, deutscher Zukunft. Froschmolluskenbrei-Naturen, aber nicht Platen'scher Observanz — denn die waren wenigstens nicht giftig und tückisch-feig. Muß schon ein National-Zuchthaus gebaut werden, so wäre es ihnen zur ausschließlichen Benutzung zu reserviren.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Cyrano von Bergerac." Romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.)

Der neuen Arbeit Rostand's ist von Paris her ein bedeutender Ruf voraus gegangen. Sie beherrscht seit Jahresfrist die La Porte Martin der leuchtenden Welthauptstadt, sie macht vollere Häuser, als kühnste Directorenphantasie sich denken kann, und sie hat der längst verstaubten „Reise nach dem Monde" des Herrn von Bergerac zu mehreren neuen Auflagen verholfen, sowie die Plagiate an's Tageslicht gebracht, die Corneille und Molière sich dem Gascogner gegenüber erlaubten. Dieser Erfolg reizte sowohl Herrn Fulda, dessen Arbeiten schon bei lebendigem Leibe zu verstauben beginnen, wie den glückverwöhnten Herrn Brahm, obgleich diesem angeblich consequenten Naturalisten ein phantastisches, ganz und gar unwirkliches Versspiel doch eigentlich von Herzen unangenehm sein müßte. Aber wie der großmäulige „Schillerhasser" flugs auch eine Schillerbiographie lieferte, sobald das Geschäft es so mit sich brachte, so öffnete er auch dem Pariser drame de cape et d'epée „seine" Antheilscheinbühne. Zu der Première war trotz des sonnigen, sehr sonnigen Spätsommertages alles das herbeigeeilt, was sich im Morgenblatte mit bescheidenen Lächeln gern als geistige Elite bezeichnen läßt. Und weil man nun einmal da war, heuchelte man fröhliches Entzücken, und nach dem dritten Akte gerieth die Gallerie in jene Begeisterung, die sie der bedeutend ermäßigten Preise halber pflichtgemäß empfinden muß. Später wurde der Beifall matter und immer matter.

Trotz alledem ist Rostand's Stück nicht schlecht, sondern vielmehr eine anmutige, gallisch geistreiche Tändelei, der es in Berlin nur an den in Paris gegebenen Vorbedingungen zu einem großen Siege fehlte. Herrn von Bergerac's, des gascognischen Helden Nase, ist das Leitmotiv der comédie héroïque. Hundert Epigramme auf seinen einzig dastehenden Gesichtsvorsprung schwirren durch die Luft, und die besten davon hat er selbst verfaßt. Keinem Andern aber erlaubt er, darüber zu spotten, und unbarmherzig sticht er, der Meister im Gesang wie im Zweikampf, Jeden ab, der sich ihm lästernd naht. Kein Wunder, daß der urfranzösische Typ in Paris gefiel. Vereint er doch alle lutetischen Tugenden ohne Ausnahme in sich, witzige Heiterkeit und espritvolles Berserkerthum, Dichtersinn und unwiderstehliche Raufluft, das Alles überschattet von leiser

Melancholie, veredelt durch geistige Tiefe. Was bedeutet solchen Vorzügen gegenüber eine mißgestaltete Nase? Dennoch wird sie, die eifersüchtig vertheidigte, Cyrano's Unglück. Der hiebkundige Poet verliebt sich in seine schöne Cousine, und diese trägt ihm zum Lohn für seine Tapferkeit auf, über ihren Schatz, den Junker Christian, zu wachen. Der Troubadour und Held gehorcht demüthig ihrem Befehle, und mehr als das: er leiht dem hübschen, aber entsprechend dummen Christian von seinem Geiste, damit er vor der anspruchsvollen Roxane bestehe. Von ihm sind die Lieder, die Roxane als Christians Gaben am Busen birgt; er flüstert in schwüler Sommernacht Herrn Christian die liebeglühenden, geistvollen Tändelreden in's Ohr, die der Junker stotternd wiedergiebt, und er tritt, da dies Stottern vom Balkon aus übel vermerkt wird, schließlich ganz an seine Stelle und berauscht mit dem prächtigen Klang wunderbar schöner Reden das schöne Weib. Roxanens dankbaren Kuß freilich empfängt am Ende doch Christian, und Christian klettert am Fliederstrauch empor in ihr Kämmerlein. In der Seele des Mädchens geht dann aber langsam eine Umwandlung vor sich. Fast schämt sie sich, Christian seiner äußeren Erscheinung wegen geliebt zu haben. Weit rückhaltloser bewundert und liebt sie seinen Geist. Und fortgerissen von unnennbarer Sehnsucht nach ihm, reist sie dem Junker in's Lager nach. Der liebe Herr ist jedoch eine ehrliche Haut, den es wurmt, sich mit fremden Federn geschmückt zu sehen, und der das auf die Dauer nicht erträgt. Er läßt sich also vom Feinde niederknallen, wodurch er unglücklicherweise dem wackeren Cyrano, der Roxanen schon Alles beichten wollte, den Mund verschließt. Erst nach vollen fünfzehn Jahren, als ein Holzbalken den Poeten mit der großen Nase auf den Tod verwundet hat, erfährt die Preciöse das befremdliche Geheimniß, und gleich darauf verscheidet Bergerac, mit der Hand noch einmal an seine „Wappenzier", seine Nase, fahrend. Das Ganze stellt sich als eine ungemein frische, graziöse und geistreiche Spielerei dar, die mit dichtem Blumengerank umhangen ist und an hundert Stellen blitzt und funkelt, ein mit raffinirter Kunst geschliffener Stein. Rostand's Formgewandtheit sucht ihresgleichen, und die vollendete, die runde Pracht seiner Verse erklärt sich nicht allein durch jahrelanges, unermüdliches, sorgenvolles Feilen an jedem einzelnen Satze. Als Kunstwerk aber dürfte seine Schöpfung kaum sonderlich hoch stehen. Dazu fehlt ihr die psychologische Vertiefung des Conflittes, den man doch auch in einer Comödie ernst nehmen soll und der hier immerhin nur als niedliche Nebensache erscheint; dazu fehlt es dem Dichter an innerem Gestaltungsvermögen, an der Gabe, einheitlich zu charakterisiren. Bergerac ist ein Mosaikbild gascognischen Ritter- und Minnesängerthums, weiter nichts. Miteinander verschmolzen sind die einzelnen Züge seines Wesens nicht; man hat nie ein Ganzes, immer nur Stücke in der Hand.

Herr Kainz that wenig, diesen Kunstfehler auszulöschen. Sein Cyrano blieb auch im höchsten Leid das spielerische Nasengenie, eine burleske Dichterlaune; daß zu dieser Nase auch ein Herz gehörte, ein wundes, wehvolles, über diese verdrießliche Thatsache glitt er spaßelnd hinweg. Dafür sprach er mitunter ganz wunderbar die Verse, die dem für solche Uebersetzerarbeit recht geeigneten Herrn Fulda durchaus gelungen waren, und zeigte sich wiederum als der alte Meister der Declamation. Schrecklich in ihrer totalen Seelenlosigkeit und mit ihren schwabblichen Kehllauten war Frau Reisenhofer, die, ich weiß nicht wen, imitiren zu wollen scheint und die darüber das letzte arme Restchen von Natürlichkeit verloren hat. Die welken Herbstblätter, die die Regie in Massen beisteuerte und über die Bühne flattern ließ, waren ungemein realistisch. So wurde auch an diesem Abend der Ruf des Deutschen Theaters gerettet. Aber das Stück wird sich schwerlich lange auf unseren Bühnen halten. Dazu ist es zu stockfranzösisch in Geist und Form. Das theatralische Haudegenthum der Helden der Porte Saint-Martin ist uns fremd und unsympathisch. Darum haben sich bei uns all' diese Soldatenstücke des alten Dumas und von d'Ennery ebenso wenig einbürgern können, wie die Schauspiele des unvergleichlich größeren Victor Hugo, neben dem auch Monsieur Rostand sich wie ein armer Schächer ausnimmt. Hugo's Dramen sind uns erst als Verdi'sche Opern lieb geworden, und so wird es auch mit „Cyrano von Bergerac" werden, der ein prachtvoller Opern- oder Operettentext ist.

## Notizen.

„Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot." Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë und nach deren Tagebuch bearbeitet. Von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). (Leipzig, Schmidt & Günther.) Wir gestehen offen, daß wir diesem Memoirenwerke etwas skeptisch gegenübertreten. Seine Herkunft klingt auch gar zu romanhaft. Man höre nur! „Auf der Bodenkammer meines elterlichen Hauses, in der Nähe von Halberstadt", erzählt der Herausgeber, „stand einst neben anderem Altväterhausrath eine alte, eichengeschnitzte Truhe. Sie stammt noch von der Großmutter meiner Mutter her und auf dem einen Deckel ist der Name eingeschnitzt: Sophie Hedwig von Alvensleben, verwitwete von Bülow-Groß-Schwechten, geb. von Rauchhaupt auf Hohenthurm und Landin 1692. Es ist das der Name der Mutter meines Urgroßvaters, die alte Truhe daher ein altes, ehrwürdiges Familienstück. Wenn wir Kinder einmal einen Blick in diese Truhe werfen durften, so war unseres Staunens kein Ende, denn der Geist einer fremdartigen, längst vergangenen Zeit wehte uns daraus entgegen. Da gab es für unsere Kinderaugen gar wunderbare Sachen und sie war für uns der reine Reliquienschrein. Wir sahen da eigenthümliche, mit alten Spitzen besetzte Kleider, echte Points, kleine zierliche Elfenbeinfächer, Potpourris und Ridicules, gestickte Pompadoure, Schnupftabaksdöschen, Stammbücher, Gebetbücher, Costüme und Modebilder, genug, so Mancherlei, daß unsere Kinderseelen aus dem Staunen nicht herauskamen. Die Besitzerinnen der Truhe einer jeden Generation hatten in ihr das geborgen, was ihnen in ihrer Zeit des Aufhebens werth erschienen war. Diese geheimnißvolle Truhe ging bei dem Tode meiner theuren Mutter in meinen Besitz über. Bei oftmaligem Herumstöbern in ihr, es war das immer solch' eine Art von Festtag für mich, fand ich eines Tages ganz unten an dem Boden, unter alten Schriften verborgen, ein von verblichenem blauen Seidenband umwundenes, starkes Briefpacket, auf dessen Umschlag geschrieben stand: „Briefe Ceciles aus den Jahren 1801 und 1802". Es waren an zwanzig, bisweilen viele Bogen lange Briefe in französischer Sprache. Sie sind auf starkem, wir möchten jetzt sagen, grobem Papier geschrieben, zwar schon arg vermorscht und theilweise zerrissen, in der Schrift aber doch noch lesbar. Es waren die Briefe der ehemaligen dame d'atour der Prinzessin von Lamballe, der Baronesse Cecile de Courtot an meine Urgroßmutter Frau Anna Gottliebe Luise Wilhelmine von Alvensleben, geborene Freiin von Loë zu Overdiek. Aber es waren nicht diese Briefe allein, die ich in der alten Truhe fand, sondern ich entdeckte da außer manchen anderen Briefen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts noch ein in rothen Sammet gebundenes Buch, das auf seinem Umschlag die Aufschrift: „Mein Stammbuch" trug. Meine Urgroßmutter hat in dieses Buch nach dem Geiste der Zeit so allerlei zusammengetragen. Ich fand darin die etwas schwülstigen Gedichte der Dichter jener Zeit, dann wieder Stimmungsbilder und auch die Beschreibung mancher wichtiger Tage aus ihrem Leben. Allmälig aber nahm der Inhalt den Charakter einer Art von „Tagebuch" (könnte man es nach heutigen Begriffen nennen) an, obgleich es mehr als das ist, denn es enthält Schilderungen ihr interessanter Gespräche und Personen, Aufzeichnungen ihr wichtiger Tage und Vielerlei des Anziehenden mehr. Auch dieses Tagebuch ist in französischer Sprache geschrieben, was sich daraus erklären läßt, daß meine Urgroßmutter in einem französischen Kloster in Holland erzogen wurde, außerdem aber die Conversationssprache der damaligen adeligen Kreise die französische war. Ich habe versucht, aus der Uebersetzung des Tagebuches und der Briefe das folgende Zeit- und Lebensbild zu entwerfen und die Personen so zu schildern, wie sie sich darin geben." Manche literarische Mystificationen, wie die verschiedenen Memoiren von Talleyrand, Barras ꝛc. haben uns gegen solche überarbeitete und retouchirte Memoiren mißtrauisch gemacht, und zumal den geheimnißvollen Funden in alten Truhen stehen wir ablehnend gegenüber. Wenn der Herr Oberstlieutenant wirklich eine solche Truhe mit solchen Schätzen entdeckte, so hätte er das Gefundene in Originalform, höchstens übersetzt, aber nicht bearbeitet, wiedergeben sollen. Da wir aber das Original nicht kennen, so wissen wir kaum, was echt ist. Verdächtig kommen uns zumal die Briefe der Baronesse Cecile de Courtot vor, die als Emigrantin acht Jahre in Kalbe an der Milde wohnte, Augenzeugin der französischen Revolution, eine schwergeprüfte Dulderin in den Tagen der Schreckenszeit war und mit dem Kaiser Napoleon und manchen berühmten Personen jener Epoche in Verbindung stand. Man lese nur einmal die romantisch unmögliche Errettung vor der Guillotine durch eine Pulverexplosion oder die nüchterne Beschreibung des Todes der Lamballe und vergleiche diese mit den Quellenschriften! Auch bei Johannes Scherr findet man Details, die die Augenzeugin hätte sehen müssen. Echter scheinen uns die späteren Aufzeichnungen, besonders die hübschen Bilder vom Berliner Hofe und die paar Gelegenheitsgedichte des alten Gleim. Sie sind schlecht genug, um wirklich von dem Halberstädter Patriarchen zu sein. Ganz entschieden apokryph sind aber die angeblichen Originalbriefe Napoleon's und der Königin Marie Antoinette, überaus schülerhafte Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Französische mit Hülfe des kleinen Ploetz und Sachs-Villatte. Eine erbauliche kleine Blumenlese: des cris menglents, nous sommes 80 années, on attend à toi, la bonne côté, sûretée, rien plus vil et honteux u. s. w. Fast jeder Satz enthält unfranzösische Wendungen und die fettesten Böcke. Auch an sonstigen Verstößen und Anachronismen fehlt es nicht; so wird behauptet, daß die Pariser die Freundinnen der Königin „Grisetten" nannten, ein Ausdruck, der erst 50 Jahre später erfunden wurde, oder wenn der Verfasser von dem „Nirwana des Rousseau und Helvetius" spricht. Hier und anderswo verräth sich eben der Compilator, der die wahrscheinlich dürftigen Originalien aus der Truhe romanhaft aufputzt, aus zeitgenössischen Memoirenwerken ꝛc. ergänzt und dadurch wichtiger machen will. Wenn wirklich überlieferte Materialien vorlagen, so hätten sie einem Historiker in die Hände fallen sollen, nicht einem Romandichter, der uns schon einmal „Aus dem Geheimfach meines Schreibtisches" Wunder erzählte.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

---

# Das Zeichnen nach Gyps
und
# andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler,** Braunschweig
(gegründet 1883).

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**
Herausgegeben
von
**Egbert Müller.**

Kl. Oktav. 144 S.
Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.
Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

*1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf*

*1 Gros Nr 106: M 3.—*

*Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt*

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

*Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie*

*Überall vorrätig*

---

## Abonnement
auf das
## IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 1. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Friedensbotschaft. Von Carl von Bruchhausen. — Die Lehren des Sudan-Feldzuges. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — **Literatur und Kunst.** Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. — Phantasus, Polymeter & Comp. Von Erich Urban. — **Feuilleton.** Ein verlorenes Paradies. Von August Trinius. — **Aus der Hauptstadt.** Kein Romantiker auf dem Throne. Von Caliban. — Neue Opern. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Friedensbotschaft.

Von Carl von Bruchhausen.

Des Zaren Friedensbotschaft wird wie eine „That" gepriesen und Diejenigen, welche sich einzig und allein „Friedensfreunde" nennen zu dürfen glauben — welcher gebildete Mensch wäre nicht im innersten Herzen ein wahrer Freund des Friedens? — tragen das Haupt hoch. Die Zeit wird lehren, was bei dem aus dem Osten kommenden Vorschlage herauskommen wird: ob ein alsbaldiges Aufeinanderprallen der krieggerüsteten Nationen, ob eine Verhinderung oder auch nur Erschwerung von Kriegsausbrüchen in der Zukunft, ob lediglich internationale Vereinbarungen im Sinne der Genfer und Petersburger Convention, um dem Kriege, den man nicht aus der Welt zu schaffen vermag, seine schlimmsten Schrecken zu nehmen. Und weiter muß die Zeit es lehren, ob die etwa zu Stande kommenden Abmachungen bindende Kraft genug haben, um nicht bei der ersten besten Gelegenheit von einem bedrängten Volke mit vulcanischer Gewalt durchbrochen zu werden.

Das Alles liegt im unsicheren Reiche der Zukunft und spottet jeder Vorhersage. Festen Boden aber haben wir unter den Füßen, wenn wir den Gründen nachspüren, welche zu einem Kriege Anlaß geben können. Vielfach ist die Meinung verbreitet, als seien Deren weniger geworden, und mit Triumph verkünden die berufsmäßigen Friedensapostel: Die Zeit der Cabinetskriege ist vorbei! Gott sei Dank, ja. Aber diese frohlockenden Leutchen sind blind dafür, daß an Stelle des einen abgehauenen Kopfes rasch und in aller Heimlichkeit mehrere neue nachgewachsen sind und sie höhnisch angrinsen. Auch wurde das fröhliche Grablied auf die Cabinetskriege durch einen unbequemen Mißklang unterbrochen: durch die aufdämmernde Erkenntniß, daß verderbliche Kriegslust keineswegs auf monarchisch regierte Staatswesen beschränkt ist. Ganz im Gegentheil: mehr als eine der neuzeitlichen Monarchien hält ängstlich Frieden, weil ein unglücklicher Krieg das regierende Haus ohne Weiteres wegfegen könnte. Man erinnere sich nur des Widerstrebens, mit welchem die Königin Christine von Spanien in den ihrem Lande aufgedrängten amerikanischen Krieg ging, und mit welcher Unbekümmertheit dagegen von den Vereinigten Staaten die Kriegsfackel entzündet wurde! In den Republiken ist das Gefühl der Verantwortlichkeit weniger concentrirt und werden auch die Folgen für das einzelne Regierungsmitglied minder scharf fühlbar, als für eine entthronte Dynastie.

Die neuen Köpfe der Kriegs-Hydra heißen nun: Colonniale Kriege, Nationalitäts-Kriege und wirthschaftliche Kriege. Coloniale Kriege hat es freilich auch schon in früheren Jahrhunderten gegeben, aber ihre Gefahr war, da es sich nur um wenige interessirte Mächte handelte, für die Allgemeinheit nicht so groß, wie heute, da alle ansehnlicheren Staaten in den colonialen Wettbewerb eingetreten sind und die verschiedenen Interessen im Raume hart aneinander zu stoßen beginnen. Es bedarf kaum eines Hinweises auf die einzelnen Reibungspunkte, da sie in aller Munde sind: von Pamir, dem Dache der Welt bis zu Faschoda im Herzen Afrikas. Obendrein ist das innerlich morsche China in letzter Zeit zu einem neuen Heerde für Kriegsgefahr geworden. Es sind etwa acht Jahre vergangen, daß wir einmal von der Zeit schrieben, in der Kriege um Colonien geführt und die Kriegsentschädigungen mit Colonien gezahlt werden würden. Wir haben in diesem Jahre einen solchen Krieg erlebt, und er dürfte nicht der letzte gewesen sein, wenn nicht der bevorstehende officielle Friedenscongreß ein zauberkräftiges Halt gebietet. Diejenigen Kämpfe, welche colonisirende Mächte zur Befestigung und Vertheidigung ihrer Gebietserwerbungen gegen die ursprünglichen Landeseinwohner noch geraume Zeit zu führen haben, würde kein Congreß aus der Welt schaffen. Weder Rußland im fernen Osten, noch England in Indien oder Afrika, noch Frankreich im Westsudan, noch wir in Ostafrika, noch der unabhängige Congo-Staat u. s. w. können sich jemals verpflichten, gegen Erhebungen der Eingeborenen das Schwert nicht zu ziehen. In diesem Punkte würde also das Friedenswerk unter allen Umständen lückenhaft bleiben müssen.

Die Kämpfe zweier Culturmächte um Colonien — z. B. Amerikas Kampf um Cuba und Portorico — stellen eine Abart der früheren „Eroberungskriege" dar. Eine weitere Abart sind die „Nationalitätskriege". Auch auf diesem Felde hat sich eine bedenkliche Menge Brennstoff angehäuft. Schärfer als noch vor einem halben Jahrhundert sondern sich die Völker, das Band der Sprachgemeinschaft zu Grunde legend, von einander ab. Terre irredente — unerlöste Länder und Ländchen — giebt es an allen Enden und Ecken. Freiwillig wird kein lebenskräftiger Staat auch nur eine Handbreit von seinem souverän beherrschten Boden aufgeben, es handle sich denn um ganz kleine Stücke, für die an einer anderen Stelle ein Ausgleich gewährt würde. Aber an solchen annehmbaren Ausgleichsobjecten fehlt es meistens.

Eine europäische Verkoppelungs-Commission, etwa unter dem Vorsitze des Zaren, würde harte Arbeit zu thun haben und wer weiß, ob nicht das eine oder andere Volk — gleich dem trotzigen Bauern — zu Sense und Dreschflegel greifen würde, um die Verkoppelungsbeamten von seinen Gemarkungen zu jagen. Man vergesse nicht, daß man es hinsichtlich des „Nationalitätsprincips" mit einer geistigen Strömung zu thun hat, welche durch Machtgebote von oben nicht aus der Welt zu schaffen ist. Satzungen des zu erwartenden Friedenscongresses dürften wenig daran ändern. Man sehe sich nur die Haltung der italienischen Friedensfreunde an. Sie haben auf ihre Fahnen geschrieben: „Ewiger Friede!" Daneben aber verlangt ihr überwiegender Theil, weil er zugleich zum Irredentismus schwört: Zurückerlangung von Trient und Triest und sei es um den Preis eines neuen Krieges mit Oesterreich! Das soll dann natürlich der letzte auf der ganzen Welt gewesen sein.

Eine dritte Kriegsgefahr unseres Zeitalter erwächst, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kräftiger hervortretend, aus den wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder. Da finden sich mancherlei Abstufungen von frivoler Börsenjobberei an bis zu händlerischen und industriellen Fragen, auf denen die Existenz eines Landes beruht. Den Anfang mit solchen Kriegen (der ersteren Art) hat Napoleon III. gemacht, der die blutige Expedition nach Mexiko unternahm, um ein Paar französische Finanzmänner vor Verlusten zu bewahren. Schließlich wurde noch ein deutscher Prinz das Opfer. Wessen die Geldmächte fähig sind, zeigt eine kleine Geschichte, bei der es sich freilich nicht um einen Krieg, sondern nur um einen unbedeutenden Putsch handelte. Französische Börsenmänner, die à la baisse speculirten, bestachen — das mag vor einem Jahrzehnt gewesen sein — einen liederlichen spanischen Sergeanten in Barcelona. Dieser verführte etwa 60 unwissende Leute seiner Compagnie, besetzte mit ihnen ein schlecht bewachtes Fort und wies alle Annäherungsversuche mit scharfen Schüssen ab. Flugs verbreitete der Telegraph über die ganze Erde: „In Spanien Revolution!" Die spanischen Papiere gingen rasend herunter und wurden von den kundigen Thebanern heimlich angekauft. Dann schnellten sie natürlich wieder in die Höhe, als nach 24 Stunden gedrahtet wurde: „Aufstand in Barcelona ohne Bedeutung; bereits niedergeschlagen." Millionen und aber Millionen waren von dem pfiffigen Pariser Consortium gewonnen; was lag daran, daß von den bethörten spanischen Soldaten etwa ein Drittel in seinem Blute lag und der Rest auf die Galeeren wanderte? Und warum sollte nicht einmal im Großen möglich sein, was so im Kleinen geschah? Wird doch auch hinsichtlich des eben beendeten Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien versichert, daß unter den wahren Kriegsgründen Geschäftsinteressen — Zuckerring! — nicht die letzten gewesen seien.

Kriege um der nationalen Ehre willen? Zwar ist die Welt am Schlusse des 19. Jahrhunderts praktischer geworden; ein Staatswesen unserer Tage zieht nicht um einer beliebigen Ehrverletzung wegen vom Leder, aber im Ganzen dürfen wir sagen, daß mit dem Wachsen des Nationalgefühls auch das Ehrgefühl der Völker ein feineres geworden ist, und daß das bequemste Mittel der Beleidigung — die Presse — seit Beginn unseres Jahrhunderts gewaltig an Einfluß gewonnen hat. Es ist gewiß kein Zufall, wenn die Schilderer von Zukunftskriegen und -Schlachten mehrfach gegenseitige Preßbeleidigungen als Ausgang ihrer Phantasiestücke gewählt haben.

Machen wir die Schlußrechnung, so ist das Ergebniß: Der Zündstoff für Kriege hat sich seit Beginn des Jahrhunderts (selbstverständlich von der Beendigung der Freiheitskriege an gerechnet) nicht vermindert, sondern im Gegentheil vermehrt. Hierbei übersehen wir nicht, daß außer dem Verschwinden der Cabinetskriege noch zwei Gewichte zu Gunsten des ewigen Friedens in der Wagschale liegen: die drückenden Lasten für das Heerwesen in allen Culturländern und eine gewisse weichliche Geistesrichtung, die vornehmlich in dem Materialismus unserer Zeit wurzelt. Heinrich von Treitschke schrieb darüber: „Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit dem Traum des ewigen Friedens gespielt haben, und eine solche Epoche erleben wir auch heute, nach einem großen Kriege, der allen Idealismus in Deutschland zerstört zu haben scheint; eine Epoche, beherrscht von materialistischer Auffassung, die nach Art des Manchesterthums den Menschen ansieht als ein zweibeiniges Wesen, dessen Bestimmung ist, billig zu kaufen und theuer zu verkaufen."

Wägen wir aber das Für und Wider gewissenhaft ab, so müssen wir doch bei dem obigen Ausspruch verbleiben. Der Weg für einen erspießlichen Ausgang des bevorstehenden officiellen Friedenscongresses erscheint uns also keineswegs, wie Illusionisten verschiedener Schattirungen ohne Weiteres annehmen, auf das Schönste geebnet. Dabei lassen wir obendrein die gegenwärtigen politischen Beziehungen zwischen den einzelnen Mächten, welche dem „ewigen Frieden" drohend gegenüberstehen, ganz aus dem Spiele. Wollten wir ihnen im Einzelnen nachgehen, so müßten wir uns in schier endlose Labyrinthe verlieren. Hier sollte nur eine allgemeine theoretische Untersuchung angestellt werden. Ihr Ergebniß mag manchem Leser als eine Ketzerei gegen das Dogma von dem allgemeinen, den Krieg verscheuchenden Culturfortschritt erscheinen. Wir müssen indeß mit einer noch ärgeren Ketzerei schließen: in einer etwaigen Abrüstung d. h. wenn sie — und ohne das wäre sie eine Farce — einen beträchtlichen Umfang erhielte, können wir nur eine neue Kriegsgefahr erblicken. Kommt nicht mehr Gut und Blut der ganzen Nation in Frage, dann mag ein Staat leichten Herzens einen Krieg vom Zaune brechen. Aber ein Krieg, in dem das Schicksal der Völker etwa durch einen Kampf der Horatier gegen die Curiatier entscheiden würde — warum nicht lieber gleich auswürfeln? — entspricht schon lange nicht mehr dem Kraft-, Pflicht- und Interessengefühl der Völker. Das zwanzigste Jahrhundert wird es lehren.

---

## Die Lehren des Sudan-Feldzuges.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Das furchtbare Gemetzel, welches die anglo-egyptischen Truppen am 2. September bei Omdurman unter den Derwischen anrichteten, hatte bei den Letzteren bekanntlich einen Verlust von 10800 Todten und 16000 Verwundeten zur Folge, und 400—500 ihrer Krieger blieben außerdem bei der Einnahme der Hauptstadt. Der Gesammtverlust der Derwische betrug daher etwa 27 250 Mann und somit von 50 000 Mann ihrer Gesammtstärke über 54%. Dieser ungeheure Verlust übertrifft die allerstärksten Verluste sämmtlicher Schlachten der neueren und neuesten Kriegsgeschichte und steht in ihr ohne Beispiel da.

Die Schlachten mit den größten Verlusten waren in den fridericianischen Kriegen: Leuthen mit 37,2% österreichischerseits; Zorndorf mit 50% russischerseits; Breslau mit 51% preußischerseits; Kunersdorf mit 48,2% preußischerseits; in den napoleonischen Kriegen: Aspern mit 49,3% österreichischerseits; Borodino mit 35,1% russischerseits; Salamanca 36,4% französischerseits; Katzbach 38% französischerseits, Waterloo 42,9% französischerseits und 1870/71: Wörth mit 41,4% französischerseits; Sedan mit 42,2% französischerseits. Diese Verlustziffern sinken jedoch in den übrigen Hauptschlachten der neuesten Kriege sehr beträchtlich, und betrugen bei Solferino 17,2% österreichischerseits; bei Custozza 10,7%

österreichischerseits; bei Skalitz 25 % österreichischerseits, bei Königgrätz 20,6 % österreichischerseits, bei Mars la Tour 23,9 % deutscherseits, bei Gravelotte auf beiden Seiten nur 10,3 %, bei Orleans 32,9 % französischerseits, und in der blutigsten ersten Schlacht bei Plewna nur 28,5 % russischerseits.

Wie bekannt, war die vernichtende Niederlage der Derwische eine Folge der den wenigen zum Theil völlig veralteten Gewehren und Geschützen und den weit überwiegenden Handwaffen der Mehrzahl der Derwische ganz unverhältnißmäßig überlegenen britischen Bewaffnung mit dem Lee Metford Repetirgewehr, dem Snider Enfield- und dem Henry Martini-Gewehr der egyptischen Truppen und mit den englischen Feld- und Maxim-Nordenfield-Geschützen, sowie der überlegenen Disciplin, Schulung, Operationsvorbereitung und Leitung der anglo-egyptischen Truppen.

Vom rein militärischen Gesichtspunkte betrachtet ist der in dem entscheidenden Siege von Omdurman gipfelnde Nilfeldzug ungeachtet dessen ein hervorragendes Ereigniß. Die Leistungsfähigkeit der englischen Armee, nicht etwa für die Schlacht, die sie in zahlreichen Fällen bewiesen hat, sondern in der Leitung militärischer Operationen unter besonders schwierigen Verhältnissen, die bei den Expeditionen Hicks und Backer Paschas, sowie Gordon's und selbst Lord Wolseley's zu dessen Entsatz, Schiffbruch gelitten hatte, wurde durch den Verlauf des jüngsten Feldzuges deutlich erwiesen, und der größte Theil der englischen Nation blickt mit Stolz auf den Sieg der anglo-egyptischen Armee und ist der Ansicht, daß die Regierung dieser Armee und ihrem ausgezeichneten Führer um so mehr Dank schulde, als die Leistungen der britischen Heeresverwaltung bisher nicht völlig den allgemeinen Erwartungen entsprochen hätten. Von der ganz überwiegenden Mehrzahl der Engländer wird die Vernichtung der grausamen räuberischen Herrschaft, die der Mahdi Mohamed Achmet im Sudan errichtete, und die sich unter seinem Nachfolger Abdullahi noch verschlimmerte, als ein Gewinn für die Civilisation und Menschlichkeit betrachtet. In naher Zukunft, hofft man, würden Gesetz, Ordnung und Wohlstand wieder in den weiten Gebieten des östlichen Sudans hergestellt sein, und selbst die mißgünstigsten Rivalen Englands in Europa würden, meint man, in der neuesten Entfaltung britischer Energie etwas Höheres wie die reine Verfolgung egoistischer Vortheile erblicken. Sowohl vom militärischen wie politischen Gesichtssichtspunkte aus, würde des Sirdars Kitchener Feldzug Resultate von weitreichender Bedeutung haben. Daß diese Resultate in der von England erstrebten alleinigen Vorherrschaft im Sudan und in Central-Ostafrika erblickt werden, ist bekannt.

Die militärische Leistung in dem eben beendeten Feldzuge, auf dessen planvolle Durchführung England über $2^1/_2$ Jahre verwandte, ist namentlich in operativer Hinsicht unbestreitbar. Seine Operationen wurden mit großem Geschick und in Nichts dem Zufall zu überlassen, ohne Ueberstürzung und mit verhältnißmäßig geringer Mittelaufwendung geführt. Geräuschlos und ohne Stocken wurden die aus der Vorwärtsbewegung und Aprovisionirung von 24 000 Mann in einer Entfernung von 450 deutschen Meilen von ihrer Seebasis hervorgehenden gewaltigen administrativen Aufgaben in vollendeter Weise durchgeführt. Der Eisenbahn-, Fluß- und Saumthier-Transport wurde erst geschaffen, organisirt und mit größtem Erfolge verwandt. Der bei früheren Expeditionen vorgekommene Fehler, daß Truppentheile die unrichtige Munition erhielten, wurde sorgfältig vermieden, und die Vorräthe an Medicamenten fehlten nicht, wenn man ihrer bedurfte, und die Lazarethvorkehrungen entsprachen vollkommen den Anforderungen, so daß der Gesundheitszustand der Truppen ein sehr guter blieb, und die Krankenzahl 3,3 % nie überschritt. Die Fehler und Mißverständnisse, die bei den übrigen kleinen Kriegen Englands fast als unvermeidlich betrachtet wurden, mangelten vollständig, und der glückliche Verlauf des Feldzuges muß in erster Linie als ein großer Erfolg seiner Leitung und Administration gelten. Die englischen Officiere welche aus den Trümmern der egyptischen Armee von 1882 eine neue schufen, hatten den großen Vortheil tabula rasa vor sich zu haben. Ungehindert durch Vorschriften vom grünen Tisch und in den meisten Fällen zu jung, um sich die Traditionen des englischen Kriegsministeriums angeeignet zu haben, schritten diese Officiere an ihre Aufgabe. Es wurde keine Ueberzahl von Stellen und Aemtern geschaffen, und die Stäbe waren knapp bemessen. Directe Verantwortlichkeit mit entsprechender Machtvollkommenheit wurde den Einzelnen übertragen, die, wenn sie sich als ungeeignet erwiesen, abgelöst werden konnten und wurden. Militärische Grundsätze, nicht civilministerielle Theorien bildeten die Grundlage der Organisation. Derart entstanden, mehr in Folge eines natürlichen Processes als geplanter Absicht, einfache und bündige Verwaltungsmethoden, die sich den besten derartigen im deutschen Heere näherten. An Stelle kostspieliger Centralisation, die Niemandem ohne lange Formalitäten zu wirken gestattete, und bei der geringsten Veranlassung ein Dutzend Personen ohne die erforderliche Sachkenntniß in Bewegung setzte, wurde das Princip der persönlichen Verantwortlichkeit angenommen, mit welchem unser deutsches Heer bekanntlich mit solchem Erfolge arbeitet. Damit wurden alle Anforderungen militärischer Leistungsfähigkeit erzielt, und und zugleich eine Schaar von Beamten erspart. Außer dem Sirdar ist vor Allen Lord Cromer, der früher selbst Officier war, die Schaffung der anglo-egyptischen Armee und die Organisation ihres Transports, ihrer Verproviantirung und Verwendung zu verdanken, und mit ihrem Feldzuge wurde der Beweis geliefert, daß zweckmäßig geplante, ausgerüstete und durchgeführte Expeditionen England möglich sind.

So weit die militärische Seite des Feldzuges gegen die Derwische. Etwas ganz Anderes ist es mit der politischen und moralischen Seite desselben. Bisher wird fast allgemein in England und namentlich im nicht britischen Auslande angenommen, daß zwar die Expansionspolitik Englands in Afrika den eigentlichen Grund zu dem Sudanfeldzuge bildete, jedoch auch den thatsächlichen Grund, die Raubzüge der Derwische innerhalb des egyptischen Grenzgebietes und namentlich die Bedrohung Egyptens durch einen Angriff der Derwische gebildet hätten. Wenn man jedoch den allerdings unter dem heutigen Siegesjubel in England ganz vereinzelt auftretenden, allein gewichtigen Stimmen glauben darf, bildete die Vernichtung der Derwische lediglich einen Act brutalster Gewalt der unersättlichen Expansionspolitik Englands, und man steht dort nicht an, zu behaupten, daß eine so riesige Schlächterei wie die unter den Derwischen angestellte und eine so wenig durch irgend welche dringende Umstände oder zur Selbstvertheidigung gerechtfertigte, in der neueren Kriegsgeschichte von keiner civilisirten europäischen Nation ausgeführt wurde. Genaue Kenner der Verhältnisse am Nil erklären auf das Bestimmteste, daß der vor etwa drei Jahren durch ein Londoner Telegramm wieder begonnene Sudan-Feldzug weder durch eine unmittelbare Gefahr, noch durch die Wahrscheinlichkeit einer Invasion Egyptens gerechtfertigt war. „Ich befand mich", schreibt einer derselben, „nur wenige Wochen, bevor der Vormarsch befohlen wurde in Wady Halfa, und ich kann beeiden, daß die einzige damals von unseren englischen Grenzofficieren erhobene Klage darin bestand, daß die Derwische aufgehört hätten, Unruhe und Besorgnisse zu erregen, daß sie ihre Kampfes-Initiative verloren hätten, daß keine Gefahr vorhanden und Nichts zu thun sei. Man wünschte gegen sie vorrücken zu können, allein es war kein vernünftiger Grund dazu vorhanden. Die Angelegenheit war eingeschlafen." Im Gegensatz zu dem, was zu jener Zeit versichert wurde, wurde jedoch der Feldzug ohne Veranlassung durch die egyptische Regierung und selbst ohne deren Vorwissen eröffnet. Lord Cromer selbst war dabei nicht befragt worden. Ein Befehl von London

traf plötzlich ein, eine Entscheidung, die in Folge der Vorstellungen des deutschen Kaisers, an den der König von Italien nach der Niederlage von Adua persönlich appellirt hatte, getroffen wurde. Es kann daher nicht überraschen, daß der Kaiser der Erste war, der England zu dem Siege über die Derwische beglückwünschte.

Die Mißregierung des Khalifen wurde für politische Zwecke außerordentlich übertrieben. Daß sie eine schwere und gewisse Theile der Bevölkerung höchst bedrückende war, ist richtig. Allein zu jener Zeit als der Feldzug beschlossen wurde, hatte die Tyrannei der Baggaras beträchtlich nachgelassen, und in solchem Grade, daß die Flüchtlinge aus Berber in Cairo von Oberst Kitchener und Lord Cromer die Erlaubniß verlangten, nach ihrer Heimath zurückkehren zu dürfen, wo sie erklärten unter der Derwisch-Regierung unbelästigt und besser als in Cairo leben zu können. Auch dies unterliegt, bemerkt jener Kenner der Verhältnisse am Nil, meiner persönlichen Kenntniß. Oberst Kitchener antwortete, er verweigere ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr, da es aus militärischen Gründen wünschenswerth sei, daß die Grenzdörfer unter dem Khalifen unbewohnt blieben. Wenn in der Folge die Strenge der Regierung des Khalifen wieder zunahm, so war dies die unmittelbare Folge des Vorrückens Oberst Kitchener's. Der Jaalin-Stamm litt darunter am meisten. Unter dem Mahdi hatte er den Sudan beherrscht. Unter dem Khalifen hatten die Baggaras die Herrschaft angetreten. Die Jaalins waren eifersüchtig und unzufrieden, und der Vormarsch der Anglo-Egypter ermuthigte sie zum Aufstande. Der Khalif aber besiegte sie und zerstörte ihre Dörfer. Es war für ihn eine Sache auf Leben und Tod, und wenn er es rücksichtslos that, so war die Maßregel wenigstens entschuldbar. Die öffentliche Meinung war in England lange Zeit systematisch für den Krieg bearbeitet. In dieser Absicht wurden die Bücher Wingates und Slatins veröffentlicht. Beide Offiziere befanden sich an der Spitze des Nachrichten-Bureaus in Cairo, und es war ein Theil ihrer Aufgabe, Nachrichten in Uebereinstimmung mit den militärischen Absichten zu verbreiten. Ich sage nicht „falsche Nachrichten", sondern ausgewählte und stark gefärbte Nachrichten. Die Derwische waren schwarz, aber nicht so schwarz, wie sie für politische Zwecke gemalt wurden. Ungeachtet alles dessen was über sie gesagt wurde, wurde Neufeld nach der Erstürmung Omdurmans unversehrt, die christlichen Nonnen lebend und wohl vorgefunden. Slatin's Leben selbst wurde unter Umständen verschont, die seinen Tod entschuldigt haben würden. Gordon wurde allerdings gerächt, und ganz England betrachtete dies als einen alles rechtfertigenden Grund für den Feldzug; allein der religiöse Gordon, der bis zuletzt gegen eine für seine Person nach Chartum entsandte Entsatz-Armee protestirte, wäre über das Hinschlachten der 27000 Derwische empört gewesen.

Die Leistungen unserer Soldaten im Sudan werden, fährt unser Gewährsmann fort, wenn sie auch wie bekannt tüchtige Kämpfer sind, übertrieben. „Die gesammte schwere Arbeit des Feldzugs wurde, bevor sie England verließen, drei anstrengende Jahre hindurch von der egyptischen Armee verrichtet. Dieselbe erbaute mit unendlicher Mühe die Eisenbahn, auf welcher die englischen Truppen froh und gut ernährt nach dem Schlachtfelde fuhren. Selbst im Kampfe trugen die egyptischen Truppen die schwerste Last und erlitten die stärksten Verluste. Alles was die englischen Truppen thaten, bestand darin, still zu stehen und in die Haufen der mit Feuerwaffen so gut wie unbewaffneten Derwische zu schießen, die ungeachtet ihrer Tapferkeit und Wildheit nie zum Nahkampfe gelangten und alsdann gegen sie vorzugehen und den erschütterten Gegner zu Tausenden auf seinem Wege niederzustrecken. Dies kann Gordon rächen, aber es ist keine heroische Kriegführung und sicher kein Sieg, der ein Tedeum beanspruchen kann."

Die vorstehenden Ausführungen des britischen Kenners der Verhältnisse am Nil und des Sudanfeldzuges sind geeignet ein neues Licht auf denselben und seine Lehren zu werfen, und wir können ihm in vielen für uns beurtheilbaren Punkten nur Recht geben, und namentlich in dem, daß die frühere verabscheuungswürdige brutale, jedoch in beträchtlicher Abnahme begriffene Mißwirthschaft der Derwische im Sudan nur den heuchlerischen Vorwand für den neuesten Schritt von Englands unersättlicher Expansionspolitik bildete.

## Literatur und Kunst.

### Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Akten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

Bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier des „tollen" Jahres 1848 hat man nur selten der vormärzlichen Sturmvögel gedacht, welche die sogenannte Deutsche Revolution literarisch vorbereiten halfen, sowie einst Rousseau, Voltaire, Beaumarchais und die Encyclopädisten der französischen Revolution die Wege geebnet hatten. Da waren die Philosophen Feuerbach, Strauß und Stirner, die junghegelianer „absoluten" Kritiker Ruge und Brüder Bauer, auch Börne, und vor Allen die Sänger des freiheitlichen Umsturzes: der wackere Robert Prutz, der kosmopolitische Nachtwächter Dingelstedt, freilich als Revolutionär mit Glacéhandschuhen stets ein unsicherer Cantonist, der volksthümliche Bänkelsänger Hoffmann von Fallersleben, der „gepanzerte" Deutsch-Ungar Karl Beck, der ätzende Spötter Heine, der zornsprühende Freiligrath und der berühmteste Rufer im Streite Georg Herwegh mit seinen pathetischen, volltönenden, hinreißenden „Gedichten eines Lebendigen". Bald nach der verheißungsvollen Thronbesteigung des reichbegabten, geistvollen, redegewaltigen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erwachten sie alle die Freiheitsänger und wirbelten ihre Sturmlieder in die Luft, daß die deutschen Philister erschrocken auffuhren, ob denn wirklich „ein Tag des Lichts" über dem „Reich der Finsterniß" anbreche. Der von Allen ersehnte „Völkerfrühling" erwärmte und begeisterte jedes junge oder junggebliebene Gemüth, und auch „König Hamlet" fühlte sich in seiner Künstlerseele ergriffen und hörte gnädig auf die Schwarmgeister, wenn sie von Hohenzollerns Sendung und Deutschlands Freiheit, Einheit und Weltmacht sangen. Ja, es war eine aufgeregte Zeit, dieser Vormärz! Der Widerhall, den die Kriegsrufe der Franzosen diesseits des Rheines weckten, zeigte der staunenden Welt, daß die Deutschen sich zum ersten Male seit Langem als eine Nation fühlten, dann folgten Hamburgs Brand, die Huldigungsreisen nach Preußen, Posen, Schlesien, an den Rhein, zu den „treuen" Neuenburgern, nach Rußland und England; der Kölner Dombau und die Gutenbergfeier, die Gährung in Posen, Johann Jacoby's „Vier Fragen" und Theodor von Schön's „Woher und Wohin?", die Milderung der Censurvorschriften, die Berufung der Vereinigten Ausschüsse, die Ministerberathungen über die künftige Verfassung und Herwegh's Audienz bei dem Könige. Ueber diese folgenschwere Audienz, die eine Verschärfung der Censur, Absetzungen und Ausweisungen hervorrief, ist nach den vielen parteiischen Darstellungen, die sie mehr verdunkeln als aufhellen, eine objective Schilderung auf Grund zeitgenössischer öffentlicher Quellen und bisher ungedruckter Privatbriefe, wie besonders der Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin*) gewiß nicht ohne ein allgemeineres Interesse.

*) Obwohl die Archive in der Regel nur bis zum Jahre 1840 offen stehen, so verdanken wir doch der gütigen Fürsprache ihres Directors, Herrn Geh. Oberregierungsrath Prof. Reinhold Koser, die Erlaubniß zur Einsichtnahme der betreffenden Akten.

Der junge Georg Herwegh, 1817 als Sohn des Kochs Ernst Herwegh in Stuttgart geboren, war einer der besten Schüler des berühmten Tübinger Stifts gewesen, wo er auf Wunsch seiner Mutter, einer Balinger Pfarrerstochter, Theologie studiren sollte, dann auf der Universität zum Jus umsattelte, aber relegirt wurde.*) Als er darauf in Stuttgart seinen Militärdienst absolviren sollte, entfloh er in Folge eines Streites mit einem Officier aus der Infanteriecaserne**) in die Schweiz, wo er von den deutschen Flüchtlingskreisen sehr freundlich aufgenommen wurde. Namentlich der schöne Adolf Follen, der 1832 beim Hambacher Feste scherzweise als deutscher Kaiser proclamirt worden war, nahm sich des hochbegabten Jünglings an, der ihn als seinen „Adoptivvater" verehrte und ihm, als er nach Deutschland zurückkehren wollte, ein Sonett widmete, um ihn in der freien Schweiz zurückzuhalten:

O laß den Traum, an den der Jüngling glaubte,
Vergiß, wo frische Alpenrosen steh'n,
Der deutschen Freiheit Rose, die bestaubte.

Obwohl Herwegh es nie Wort haben wollte, so war er in jenen jungen Jahren Journalist von Beruf oder Publicist, wie man damals sagte. In Stuttgart schrieb er fleißig in die Blätter, Theater- und Bücherkritiken, auch Gedichte veröffentlichte er seit 1837 in Lewald's lyrischem Beiblatt „Album der Boudoirs". Von seiner Feder lebte Herwegh auch in der Schweiz. In Zürich, Winterthur, Schaffhausen, Ueberlingen, sogar in Herisau, hatten sich überall demokratische Buchhandlungen aufgethan, die mit ihren radicalen Erzeugnissen das rückständige Deutschland überschwemmen und die Macht der Censur untergraben wollten. In Zürich und Winterthur hatte der Thüringer Julius Fröbel, Professor der Mineralogie, das Literarische Comptoir gegründet; sein Bruder Karl redigirte den „Deutschen Boten aus der Schweiz", der Volksredner des Hambacher Festes J. G. A. Wirth verlegte in Bellevue bei Konstanz in seiner Verlags- und Sortimentsbuchhandlung die „Deutsche Volkshalle", und in Zürich erschien der nicht weniger radicale „Republikaner". Herwegh war bald fleißiger Mitarbeiter dieser Blätter, besonders des „Volksboten", wo er die literarisch-kritische Abtheilung übernahm und geistvolle Essays über Platen, Burns, George Sand, Gutzkow, Freiligrath ꝛc. und manche Gedichte veröffentlichte, die seinen Namen schnell bekannt machten. Wirth veranstaltete sogar später (1845) ohne Herwegh's Erlaubniß eine Sammlung dieser Volksboten-Beiträge in einem ziemlich selten gewordenen Bändchen. Der junge Dichter betheiligte sich auch mit einem frischen Rheinweinliede („Stoßt an, stoßt an: der Rhein, Und wär's nur um den Wein, Der Rhein soll deutsch verbleiben"), an dem internationalen Sängertournier, wo Niklas Becker's „Sie sollen ihn nicht haben" die Volksgunst gewann, und H. v. Treitschke ist der Meinung, daß all' die drohenden und prahlenden Gesänge der Franzosen (Lamartine, Musset) den Vergleich mit dem Rheinweinliede nicht aushalten. Dann streckte Herwegh den neben Heine vielleicht einzig Ebenbürtigen, Ferdinand Freiligrath, der ihn mit seinem Gedicht auf Diego Leon:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei" —

gereizt, mit seiner kraft- und schwungvollen Antwort:

„Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei" —

unter dem Jubel aller Liberalen in den Sand. Und endlich im Sommer 1841 übergab Follen ganz eigenmächtig die „Gedichte eines Lebendigen" dem Druck und machte damit dem jungen Poeten weithin einen gefeierten Namen; die Fülle seines rednerischen Pathos, der Glanz seiner Sprache, die Kühnheit seiner Bilder, die Gluth seiner Leidenschaft riß selbst die Widerstrebenden hin, die Herwegh's weltbürgerlicher Ruf nach Freiheit und sein Groll gegen jede Fürstengewalt zurückstieß. Auch der schnell versöhnte Freiligrath huldigte dem Rivalen und nannte ihn „doch einen famosen Kerl". Das Buch hatte den größten Buchhändlererfolg, den je eine Sammlung lyrischer Gedichte in Deutschland und anderswo errungen hat; die Züricher Druckereien warfen immer neue Auflagen (à 1000—6000 Exemplaren) über die Grenze, bei den Leipziger Commissionären wurden schon zehn Thaler und mehr für das Buch bezahlt, und die Verbreitung stieg noch nach dem unausweichlichen Verbote, denn der „Lebendige" sagte den Machthabern seine Meinung auch gar zu ungenirt. In prächtigen Versen apostrophirte er den König von Preußen:

— — In Ehrfurcht tret' ich zu Dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor Dir, dem Fürst, den Muth
Zu flehn hat für Dein eigen Gut,
Zu flehen für Dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem Du geschworen!
Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That begehrt. —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie in's Lager!
Und frage nicht wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager!
Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte dein Panier,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thust nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht!
Nur wer ein Adler, sei von Adel!
Lass', was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst Du in seiner Sonne siegen!
Das rathlos auseinander irrt,
Mein Volk soll Dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: Ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen"!
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Willst Du auch lächeln und verdammen?
Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.
Noch ist ist es Zeit, noch kannst Du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst Du treue Herzen sehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heil'gen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut;
O eil' Dich! eh' der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.
Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt;
Und wer wie ich mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Der Erfolg des Buches bewirkte, daß das Literarische Comptoir in dem Wunsche, den Verfasser noch enger an sich zu fesseln, ihm die Redaction des „Deutschen Boten aus der Schweiz" antrug, der zu einer Monatschrift umgestaltet werden sollte. Zum 1. October 1842 sollte Herwegh die Leitung übernehmen, doch bat er den bisherigen Redacteur Karl Fröbel, noch die Geschäfte interimistisch weiter zu führen, um selbst auf einer Rundreise durch Deutschland Mitarbeiter und Anhänger zu werben. Von dem geplanten Boten schrieb er damals an Prutz: „Er soll unerschrocken die Resultate und politischen

*) Die von uns eingesehenen Akten des Ev.-Theol. Seminars und der Universität Tübingen 1836 sprechen von unehrerbietigem Benehmen gegen zwei Repetenten, sowie von Schulden, für die Herwegh's Vater nicht aufkommen wollte.

**) August Lewald hat in der „Europa" über Herwegh's Desertion unwidersprochen gebliebene Mittheilungen veröffentlicht.

Consequenzen der neuesten Philosophie und Theologie, die ganze nackte Wahrheit, geben und zugleich auch der Heerd der neusten Poesie werden; nebenbei macht er auch seine Glossen über die neusten Zeitereignisse, Ständeversammlungen und Nichtständeversammlungen, allgemeine Nationalrepräsentation; auch für oder besser gegen die Jurisprudenz wird gesorgt — kurz für Aufsätze, die draußen im Lande Schwierigkeiten finden. Er wird Parteiblatt, revolutionäres Blatt im besten Sinne des Wortes, und ich denke, Unterstützung zu finden. Wenn ich nur einen Sprung nach Deutschland thun könnte, namentlich nach Ostpreußen, das ich gern vorzugsweise in unserem Blatte vertreten sähe!" Wie bekannt, gestaltete sich diese Reise zu einem Triumphzuge, wie er weder vorher noch nachher einem deutschen Dichter zu erleben vergönnt war. Hatten doch Alle, die an Politik und Poesie Antheil nahmen, d. h. in jenen Tagen alle Welt, seine freiheitglühenden Lieder und haßerfüllten Anklagen gelesen, und die Liberalen jeder Schattirung schwärmten für das kühne junge Talent. So zog Herwegh den Rhein herab und durch Mitteldeutschland, und überall schlugen dem Dichter die Herzen entgegen. An allen größeren Orten wurde er durch Bankette, Reden, Aufzüge gefeiert. In Jena hatte er die Freude, mit Robert Prutz eine Freundschaft für's Leben zu knüpfen, und dann ging es über Halle nach Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels und schriftstellerischen Lebens. Der dortige Literatenkreis hatte starken Zuzug aus Oesterreich (Kuranda, Meißner, Hartmann, Kaufmann) erhalten, Robert Heller, Karl Biedermann, Laube leiteten eigene Zeitschriften, und auch Ruge war mit seinen „Jahrbüchern" von Halle übergesiedelt. Kein Wunder, daß Herwegh hier ganz besonders gefeiert wurde. Beim Festmahl im Hôtel de Pologne waren natürlich auch Robert Blum und Laube anwesend, und Letzterer schildert uns in seinen „Erinnerungen", wie der gefeierte „Lebendige" sich beim Nachtisch erhob und sein neuestes, noch ungedrucktes Gedicht „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall" ziemlich dürftig vortrug. „Herwegh persönlich war eine schlanke Mittelfigur, und der Ausdruck seines Gesichtes war nicht gerade einladend; ebenso wenig das Gespräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürrisch und trocken, ausgiebig gewiß nicht." Damit steht im Widerspruch Ad. Stahr's Schilderung, die ihn schweigsam und von vornehmem Ernst und mit seinen glühenden Pechaugen und dem dunklen Teint von einer fast orientalischen Schönheit nennt. Und Prutz bezeugt: „Man beschrieb Herwegh allerwärts als einen bescheidenen, stillen und ernsten Mann, mehr in sich gekehrt, als lautem Treiben geneigt; weit entfernt, Demonstrationen öffentlicher Anerkennung zu provociren, wich er ihnen da, wo er glaubte, sie könnten Anstoß erregen, sorgfältig aus, und hatte sein dichterischer Genius die Herzen im Sturme erobert, so trug seine liebenswürdige Persönlichkeit nicht wenig dazu bei, sie dauernd zu fesseln. So wurde von allen Seiten gemeldet, und wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß diese Meldungen eben von seinen Freunden ausgingen, so läßt sich doch gar nicht bezweifeln, daß etwaige Eitelkeiten und Anmaßungen der Dichters in seinen politischen Gegnern nicht minder bereitwillige Organe gefunden hätten."

Dann zog Herwegh weiter nach der preußischen Hauptstadt. Wie schlecht es damals geistig um die „Stadt der Bildung und des Thees" bestellt war, beweist eine Schilderung des Telegraphen für Deutschland: „Berlin ist seit zehn Jahren durch seine jämmerliche Journalistik, durch das Stagniren aller freien Geistesthätigkeit und aller gemeinschaftlichen Anknüpfung an das übrige Deutschland geistig die Hauptstadt nicht mehr Preußens, sondern nur noch der Mark Brandenburg geworden. Eine in Berlin erschienene Schrift, die ein allgemeines populäres Interesse in Anspruch nimmt, ist seit mehr als zehn Jahren fast immer etwas Albernes — entweder eine pietistische oder politische Albernheit oder eine witzelnde Albernheit im Tone der Eckensteher. Die Journalistik ist in den Händen theils entlaufener Schulknaben, theils bankerotter Adeligen, die aus Rücksicht auf ihre Finanzen Zeitungsconcessionen erhalten; sogenannte Pfennigsblätter sollen tausenderlei nützliche, populäre Allerweltskenntnisse statt echter, gediegener Aufklärung, statt gesunder in's Leben greifender Urtheile verbreiten." Immerhin machte sich seit der Milderung der Censur eine Neigung zum Besseren bemerklich. Tante Voß und Onkel Spener begannen sogar einige schüchterne politische Leitartikel zu bringen, und da und dort tauchten neue Zeitschriften auf, die ihre Leser nicht bloß mit Literatur und Theaterklatsch unterhielten. Ein Blatt, das sich an Frische oder Bedeutung etwa mit der Königsberger Hartung'schen oder der Breslauer oder gar der Rheinischen Zeitung messen konnte, besaß die Hauptstadt damals nicht. Das für Berlin wichtigste Journal erschien in — Leipzig: die Brockhaus'sche Leipziger Allgemeine Zeitung, eine norddeutsche Nachahmung der Cotta'schen Augsburgerin. Es war das Organ von Theodor Mundt, des Rheinländers L. Buhl, von Adolf Rutenberg, Meyen und den anderen liberalen Berliner Literaten, die sich in der berühmten rothen Stube der Stehely'schen Conditorei versammelten und dort ihre grimmigen Correspondenzen schrieben, aber auch mißvergnügte preußische Beamte correspondirten insgeheim in diese „Ablagerungsstätte für allen preußischen Skandal", wie Treitschke sie nennt. Mancher Geheime Rath, erzählt er, kam des Morgens in sein Bureau mit der angstvollen Frage, was die Leipziger heute wohl wieder bringe! Auch der König war über diese Hetz- und Lärmpresse so entrüstet, daß er als Gegengewicht gutgesinnte Regierungsblätter unterstützen ließ, um die Opposition durch geistige Waffen abzuschlagen. Er berief z. B. als Officiösen den trefflichen Victor Aimé Huber, den Sohn von Schiller's Freund, aus Marburg, aber dessen „Janus" konnte ebenso wenig aufkommen, wie die neuen Königsberger und rheinischen Regierungsblätter. Vorläufig begnügte man sich damit, die bei Duncker & Humblot in Berlin erscheinende Literarische Zeitung von K. H. Brandes zu subventioniren. Uebrigens war der Dichter Herwegh für die Behörden in Berlin kein Unbekannter und hatte schon seit dem 3. August 1841 sein Fascikel im Repositorium der Censur. Die Acta betreffend die „Gedichte eines Lebendigen" beschäftigen sich angelegentlich mit der „politisch verdächtigen Person" und seinen anrüchigen Gedichten. Der „Debit innerhalb der königl. Lande" war ihnen entzogen mit der Begründung, „da der Verfasser für sehr concrete demokratische Staatsform zum Kampf aufruft." Ein andermal wunderte man sich höchsten und allerhöchsten Orts, daß das verbotene Buch in allen Händen sei, „weßhalb die Buchhandlungen, die es zum Verkauf aufgelegt oder verkauft, zur Verantwortung zu ziehen seien." Dann wird später die Frage aufgeworfen, wieso es möglich sei, daß das verbotene Buch in der Literarischen Zeitung recensirt wurde, woher die Redaction ein Exemplar habe, und andere hochnothpeinliche Proceduren.

In diesem also ziemlich unpolitischen Berlin wurde Herwegh besonders begeistert von den Liberalen und Schöngeistern aufgenommen. Auch die ästhetischen Salons mit ihrem Thee und Butterbrod erschlossen sich dem jungen Dichter. Ja hier fand er sogar seine Lebensgefährtin. Am 6. November sah er zum erstenmal Emma Siegmund, die Tochter eines Hoflieferanten, und verlobte sich schon in der Woche darauf mit ihr. Das für ihn so glückliche Ereigniß theilte der Bräutigam sofort seinem Freunde Prutz mit: „Du hast Dich wohl todtgelacht über meine Verlobung; wenn Du aber nur gelacht hast, so bin ich vollkommen zufrieden. Mache mir keine Glossen wie so manche andere. Du hast übrigens vom heiligen Ehestand nichts für mich zu fürchten; das Mädchen ist noch rabbiater als ich, und ein Republikaner von der ersten Sorte." Fast gleichzeitig theilte die (alte) Kölnische Zeitung ihren Lesern mit, daß der glückliche Bräutigam demnächst von dem Könige in Audienz empfangen werde. Ein Freund schrieb damals

aus Berlin an Freiligrath: „Herwegh hat sich gestern hier mit der Tochter eines reichen Hoflieferanten verlobt, was namentlich den Freien zu vielen ironischen Bemerkungen Anlaß giebt.“ Und Freiligrath fügte scherzend bei: „Er wird nun wohl durch seinen Schwiegervater die Lieferung radicaler Gedichte bei Hofe bekommen und in der Audienz das Nöthige deßhalb eingeleitet haben.“

Die Audienz fand also statt und erregte an sich schon allgemeinstes Aufsehen, denn der Fall war im nachfridericianischen Preußen neu, daß ein Sänger mit dem König ging, zumal mit einem so wilden Oppositionsdichter. Die Höflinge dachten mit Schrecken, die Radicalen mit überschwänglichen Hoffnungen daran, und Alle malten sich ungefähr eine ähnliche Scene aus, wie zwischen Philipp II. und Posa. Wer von den beiden Betheiligten zuerst den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft geäußert, darüber gingen schon damals die Meinungen schroff auseinander. Sicher ist nur, daß der königliche Leibarzt und vortragende Rath J. L. Schönlein, den Herwegh von Zürich aus kannte, wo er bis 1839 Professor der Klinik gewesen, die Audienz vermittelt hat und ihr einziger Augenzeuge war. Frau Emma Herwegh erzählt viele Jahre später, daß der König dem gemeinsamen Freunde Schönlein eines Morgens den Befehl gegeben habe, ihm den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen“ lebendig oder todt zu bringen, und daß der Besuch im Schlosse dem Dichter nichts weniger als angenehm war. „Schönlein theilte ihm seinen Auftrag mit und ruhte nicht eher, als bis Herwegh ihn in's Schloß begleitete und zwar nicht als Marquis Posa im Frack — einen Frack besaß er damals gar nicht — sondern im schlichten schwarzen Ueberrock.“ Dem steht nun allerdings die schriftliche Aussage des Königs selbst entgegen, weßhalb denn auch Treitschke versichert, daß sich der durch die Huldigungen seiner Triumphreise berauschte Dichter durch seinen Schweizer Freund Schönlein eine Audienz beim König erbeten habe. Friedrich Wilhelm selbst schrieb damals an Scharnhorst's Schwiegersohn, den General Dohna nach Königsberg: „Ich habe mich acht Tage besonnen, ob ich seinem Wunsche, mich zu sehen, entsprechen sollte.“ Hier steht also Behauptung gegen Behauptung, doch lassen sich beide Auffassungen vereinigen, wenn man annimmt, daß Schönlein, um dem König eine interessante Bekanntschaft und dem Schweizer Freund eine wichtige Connexion zu verschaffen, einen Wunsch des Dichters construirt habe, der in Wirklichkeit nicht geäußert worden war. Eine solche Mephistorolle Schönlein's scheint später auch Herwegh vermuthet zu haben, denn er war nachher auf den Freund schlecht zu sprechen und widmete ihm, wie wir sehen werden, ein boshaftes Epigramm. Auch über den Zweck der Audienz gingen damals wie heute die Ansichten auseinander. Laube meinte, der König habe Herwegh nur zum Zweck einer Zurechtweisung sehen wollen, was freilich zu dem gerne schulmeisternden Wesen des patriarchalischen Königs wohl passen würde. Er habe ihn zu sich in's Schloß gerufen, um sich herablassend und ironisch mit ihm zu unterhalten, wobei der König die Oberstimme führte. „Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffasse, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatischen Werth beilege.“ Dagegen phantasirte das „Kind“ Bettina v. Arnim, die immer alles Schlimme auf die Minister schob, der König habe gewiß große Pläne mit Herwegh im Sinne gehabt, die dieser nur später durch seinen Absagebrief zerstört habe. Emma Herwegh aber entgegnete ihr, den König habe wohl nichts Anderes zu seiner Einladung bestimmt als der Wunsch, „von einem Menschen mehr als ein geistreicher König bewundert zu werden,“ und um dies zu erreichen, habe er sich wirklich „der armseligsten Schmeicheleien“ bedient. Ueber die Audienz selbst, die den drei dabei Betheiligten noch viel Aerger verursachen sollte, sind wir etwas besser unterrichtet, als über ihre Vorgeschichte, und zwar haben Herwegh's Freunde zuerst das Schweigen gebrochen. Ohne Zweifel aus Stehely's rother Stube brachte die Leipziger Allgemeine Zeitung Nr. 331 vom 27. November 1842 unter der Spitzmarke: Preußen, dem Datum: Berlin 24. November und dem Zeichen ihres 4-Correspondenten folgenden Bericht:

Georg Herwegh hat gestern unsere Stadt verlassen und seine Reise nach Königsberg angetreten, um die Umstände und Personalien dieser Provinz, die ihn ganz besonders anzieht, näher kennen zu lernen. Er war dem Könige, der den Wunsch geäußert hatte, ihn zu sehen, durch den Leibarzt des Königs, Schönlein, zugeführt worden. Die geistreiche Auffassung der Verhältnisse und besonders die überlegene Handhabung des Augenblicks durch Kraft und Geschick des Wortes, des ernsten wie des scherzenden, hat sich auch hier wieder bei unserem Könige bewährt. Ich gebe einige Mittheilungen aus sicherer Quelle über die Art, wie sich der König gegen den jungen Dichter und Republikaner geäußert hat. „Ich habe, redete er ihn an, in diesem Jahre schon einen Besuch von einem meiner Gegner gehabt, von Herrn Thiers. Dem Ihrigen gebe ich den Vorzug. Ich habe mein Amt und Beruf als König zu erfüllen. Sie den Ihrigen; ich werde dem meinen getreu bleiben und wünsche, daß Sie auch bei dem Ihrigen beharren. Mir ist Gesinnungslosigkeit durchaus zuwider. Ich achte eine gesinnungsvolle Opposition. Sie werden jetzt einen Theil meiner Staaten besuchen, in dem Sie die tüchtigste und wahrste Gesinnung treffen werden.“ Die Unterredung wendete sich von der ernsten Seite auch auf die zwanglos scherzende. Der König äußerte über die Gedichte Herwegh's: „Ihre Dichtungen zeigen den wahren Dichter an; sie sind sehr schön, obgleich sie auch manche bittere Pille, insbesondere auch für mich, enthalten. Aber ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß diese Pillen doch noch nicht so bitter schmecken als die, welche mir hier Schönlein zuweilen giebt.“ Der Arzt ging auf den Scherz ein und sprach: „Und dennoch nehme ich lange nicht so viel Teufelsdreck dazu, als hier der junge Dichter.“ Der Letztere soll in seinen Antworten etwas befangen, aber dennoch ganz freimüthig gewesen sein. Bei der schroffen Scheidewand, die übrigens seine sonstigen hier überall gethane Aeußerungen zwischen ihm und allen Denen, welche die bestehenden Staatseinrichtungen vertreten, hingestellt haben, bleibt immer für ihn der Schritt selbst, sich einem Könige nur genähert zu haben, schon eine Concession gegen seine Ansicht. Andere dürften das Verhältniß freilich ganz anders betrachten.

Dieser Zeitungsbericht erregte das größte Aufsehen, und wurde von General v. Thile, der als Cabinetsminister die regelmäßigen politischen Vorträge hielt, sogleich dem Monarchen übersandt. Dazu schrieb der „Bibel-Thile“, wie ihn die Berliner wegen seiner pietistischen Gebetstunden nannten, an denen auch der König und die Königin theilzunehmen pflegten, folgenden Begleitbrief, wobei er im vorletzten Satze die Worte des Zeitungsberichts: „eine Concession gegen seine Ansicht“ mit Rothstift anstrich:

Die neueste Leipziger Zeitung hat, wie sich erwarten ließ, die Unterhaltung Ewr. Majestät mit dem Dichter Herwegh auch für ihre Spalten ausgebeutet, und ich halte mich verpflichtet, durch Vorlegung dieses Blattes, Ewr. Königlichen Majestät zur Kenntniß zu bringen, wie sie es gethan hat. Als ich erfuhr, daß Allerhöchstdieselben dem Herwegh eine Audienz ertheilt hatten, habe ich nicht daran zweifeln können, daß solche Artikel erscheinen würden, die das, was Ew. Majestät gesagt, nur halb — und selbst in dieser Hälfte wohl ungenau, referiren, der ganzen Unterredung dadurch einen Charakter aufdrücken, wie er dem Sinn und Geschmack ihrer Parthey zusagt, und Consequenzen daraus ziehen, wie die am Schluß des vorliegenden Artikels enthaltene. Ich halte in Unterthänigkeit dafür, daß der Aufsatz nun nicht ohne Berichtigung wird bleiben dürfen, und bitte deßhalb um Ewr. Majestät Befehle darüber. Allerunterthänigst

Berlin, den 28. November 1842. v. Thile.

Umgehend antwortete der König eigenhändig und mit mehrfachen Correcturen:

Bester Thile;

Mein Vorschlag ist einen Aufsatz etwa folgenden Inhalts dagegen einrücken zu lassen.

Die Mittheilung „aus sicherer Quelle!“ ꝛc. ꝛc. sind, wie wir aus „beßrer Quelle“ wissen, sowohl durch Entstellung des Berichteten, als (und dies hauptsächlich durch Verschweigung dessen was wirklich geredet worden ist) unwahr. Es verlautet, der König habe nach Lesung des Artikels gesagt. „Ich erkenne das Machwerk derjenigen Juden, über deren zudringliche Freundschaft Herwegh klagte“. Das ist nämlich wörtlich geschehen.

n : s : v : p FW.

Charlottenburg.

Wie man sieht, stellt der König die Richtigkeit des Berichtes in Abrede, indem er ganz kurz und allgemein von Entstellung und Verschweigung spricht, um einfach die Verantwortung für das „Machwerk" den Juden zuzuschreiben. Bekanntlich war ja Friedrich Wilhelm ein leidenschaftlicher Antisemit, und nicht ohne Grund, denn fast alle preußischen Israeliten standen in der Opposition und lieferten ihr die besten Anführer wie Jacoby, Walesrode, H. Simon, Crelinger, Marx, Lassalle, H. B. Oppenheim ꝛc. Darum auch seine fortwährenden Klagen über die ihm feindlich gesinnten Juden und Judengenossen. Kurz zuvor hatte er an den General Dohna geschrieben: „Welch' Unglück ist für Preußen und für Königsberg insbesondere die Existenz und das Walten jener schnöden Judenclique mit ihrem schwanzläppischen und albernen Kläffer Jacoby!!" Und an Schön: „Getaufte Juden zähle ich nicht zu meinen Ostpreußen. Das ist ein wahrer Trost für mich. Machen Sie nur, daß unbeschnittene Männer von alter Treue und die ein Herz zu mir haben, die Schmach gut machen, welche die Beschnittenen Ostpreußen angethan." Sogar Treitschke, dessen antisemitische Neigungen bekannt sind, beklagt solche „heftige, der Würde des Königthums wenig geziemende Aeußerungen, die von der mächtig angewachsenen Schaar der israelitischen Zeitungsschreiber emsig umhergetragen wurden und in der gesammten Judenschaft eine unauslöschliche Rachgier erweckten, welche den Ruf seiner Regierung noch schwer schädigen sollte." Der vorsichtige General v. Thile beeilte sich denn auch, in der vom König anbefohlenen Berichtigung den vorgeschriebenen Ausdruck „derjenigen Juden" zu corrigiren: „der Klasse von Leuten." Diese Berichtigung lautet:

Die Mittheilung in der Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 331 über die Audienz Herwegh's bei dem Könige, wiewohl angeblich aus sicherer (gewiß aber aus sehr indiscreter) Quelle, ist, wie wir wirklich aus sicherer Quelle wissen, dennoch kein treuer Bericht über diese Unterredung. Nur die halbe Wahrheit ist erzählt und selbst diese ungenau; die andere Hälfte, welche die erste erläutert und ergänzt hätte, ist weggeblieben, besonders aber das ausgelassen, was zurechtweisend und ermahnend und darum eben dem jungen Manne gesagt worden ist, damit es möglicher Weise auch von seinen näheren oder ferneren Genossen beherziget werden könne. So ist auch hier wiederum durch eine Erzählung, in welcher man den Geist des Geschehenen verwischt und ihm künstlich einen entgegengesetzten untergeschoben hat, statt voller Wahrheit, Unwahrheit zu Tage gefördert worden.

Es verlautet, daß der König nach Lesung des Artikels gesagt haben soll: Das ist ein Machwerk der Classe von Leuten, über deren zudringliche Freundschaft Herwegh sich beklagte.

Eine offizielle oder auch nur offiziöse Darstellung der Audienz unterblieb. Der König und Schönlein schwiegen sich aus. Als eine Art Ergänzung citiren wir aber einen Bericht, den Frau Emma Herwegh viele Jahre später (3. Mai 1878) an die Neue freie Presse und das Stuttgarter Neue Tageblatt als Berichtigung von Laube's „Erinnerungen" sandte: „Das erste Wort, das Friedrich Wilhelm an den jungen Dichter richtete, war: ‚Ihr Besuch macht mir weit mehr Freude, als der des berühmten französischen Staatsmannes (Thiers), den ich in diesen Tagen gehabt. Ich weiß, wir sind Feinde, aber ich muß bei meinem Handwerk bleiben, und wir wollen ehrliche Feinde sein'. Dann unterhielten sie sich eine Weile und beim Abschied rief ihm der König die Worte zu: ‚Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken'." Diesen Satz in gleicher Fassung hat Herwegh selbst einige Monate nach der Audienz im zweiten Bande seiner Gedichte (1843) angeführt. Das geflügelte Wort des Königs: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition" wird von Herwegh selbst nicht ausdrücklich bezeugt, doch geht der Leipziger Bericht auf des Dichters Information zurück und wurde darin von keiner Seite angefochten. Frau Emma Herwegh bestätigt uns, daß das noch heute lebendige Königswort thatsächlich gesprochen worden sei.

Der König war über den Bericht der Leipziger Allgemeinen Zeitung so erzürnt, daß er noch am gleichen Tage, da ihm das Blatt vorgelegt wurde, eine Maßregelung befahl. Und zwar wurde ein offenbar schon seit September oder October bereit gehaltenes, aber in Folge von Herwegh's Triumphzug und Audienz vorläufig ad acta gelegtes Verbot hervorgeholt und an die Adresse des Kgl. Wirkl. Geh. Staats- und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Bülow zu Händen sämmtlicher Oberpräsidenten der Monarchie erlassen:

Berlin, 28. Nov. 1842.

Das in Zürich und Winterthur herausgegebene Blatt Der deutsche Bote aus der Schweiz soll mit dem letzten Quartal d. J. in veränderter Form und unter der Redaction des bekannten Georg Herwegh nach einer in öffentlichen Blättern ergangenen Bekanntmachung v. 1. d. M. in der dem Junghegelianismus und den Principien der neuen politischen Dichterschule entsprechenden Tendenz erscheinen. Deren unzulässige Verbreitung ist unter allen Umständen wirksam zu verhindern.

Auch Treitschke kann nicht umhin tadelnd zu bemerken, daß dieses Verbot des Blattes im Voraus den Behörden gesetzlich freistand, aber so bald nach jener Audienz sich sehr gehässig ausnahm. (Schluß folgt.)

---

## Phantasus, Polymeter & Comp.

Von Erich Urban.

Seitdem die Dichter auf die Stecknadeln im Koth der Straße und die blanken Groschen am Wege achten und ihnen die tiefsten Inspirationen entlocken gelernt haben, ist ein neuer Ton in die deutsche Lyrik gekommen, ein „kleiner Stecknadel-Ton" wie die Meistersinger sagen würden, und die Feinsten unter den Neuen, die Sublimsten, dichten nur noch in der Weise, um deren Erfindung sich zwei Poeten, Arno Holz und Paul Ernst, streiten gleich den sieben Städten Griechenlands, die den Homer jeder für sich beanspruchen. Wenn wir dem Arno Holz — ihm ist aus gewissen Gründen die Priorität zuzusprechen — glauben dürfen, so datirt von ihm ein neues Zeitalter der Dichtkunst, er begann die „Umwälzung der Lyrik". Und daß es nicht bei bloßen Versprechungen bliebe, bei Redensarten und Manifesten, hat er den kühnen Worten eine That auf dem Fuße folgen lassen, den „Phantasus" — und von ihm das „erste Heft". Wie es bei einem Ministerwechsel in Frankreich zu gehen pflegt, daß mit dem Haupte auch die Glieder fallen müssen, so griff Arno Holz, als er die alten Götter stürzte und sich an deren Stelle setzte, zu einem radicalen Mittel. Er verabschiedete kurzer Hand den Reim, den Vers und die Strophe — unsaubere Hülfsmittel einer entthronten Kunst und einer veralteten Technik — und erfand ein Ding, das Alles in sich vereinigen sollte und Alles ersetzen, den Polymeter. Nicht Poesie und nicht Prosa, nicht gehobene Sprache und die Fesseln der Reimkunst — so war der Polymeter beschaffen, der die Macht in sich hatte, den Dichter von dem drückenden Joch der Schablone und das Publikum von der Geißel der Denkfaulheit zu befreien. Denn das empfand Arno Holz als ein Joch, immer nach der Regel zu dichten, die füher da war als der Gedanke, die Inspiration, die den Dichter beherrschte anstatt ihm zu dienen, und für das Publicum schämte er sich im Herzen, daß man ihm das Vermögen des Nachdichtens absprechen wollte, ihm das Genießen möglichst leicht zu machen bestrebt war. Und es ergriff ihn ein heiliger Zorn, die Hehler, Stehler und Wechsler aus dem Tempel auszutreiben und seine Lehre in ihm lauter und rein zu verkünden. Seine Lehre aber war, daß der Dichter keusch seine Gedanken verbergen müßte, daß er nur andeuten dürfte und nichts breit ausführen, um dem Nachdichten die Bahn zu bereiten; er sollte singen davon, daß die Stecknadel

einsam im Staube gelegen und der Groschen am Wege, und dem Leser dann frei überlassen, sich dabei zu denken, was auch dem Dichter zur freudigen Gewißheit geworden war. Und Arno Holz sitzt auf einer Bank im Thiergarten, sieht einen Lieutenant über die Brücke reiten und dichtet:

„Im Thiergarten, auf einer Bank, sitz' ich und rauche;
und freue mich über die schöne Vormittagssonne.
Vor mir, glitzernd, der Kanal:
Ueber die Brücke, langsam Schritt, reitet ein Lieutenant.
Unter ihm,
zwischen den dunklen schimmernden Kastanienkronen,
pfropfenzieherartig in's Wasser gedreht,
— den Kragen siegellackrot —
sein Spiegelbild.
Ein Kuckuck
ruft."

Dem nachdichtenden Geiste ist hier der breiteste Spielraum gewährt. Man kann sich bei dem Lieutenant die melancholischsten Dinge einbilden. Daß er zur Liebsten reitet oder zur Gattin, die im trauten Heim sein Kind hegt, und es wird ihm so wohlig, so weich in der lauen Frühlingsluft, er hemmt den Gang seines Pferdes und genießt in vollen Zügen. Oder er wird mit feiner Ironie in Contrast gebracht zu der umgebenden einfachen, schlichten Ruhe der Natur, die den Athem anhält vor stiller Wonne, er mit seinem rothen, beleidigend rothen Halskragen inmitten des zarten Webens eines lauchen Frühlingsmorgens. Vielleicht aber auch — was kann man für seine Gedanken! — kommen über mich „Simplicissimus"-Reminiscenzen und eine leise Erinnerung an den Lieutenant der „Fliegenden Blätter", und nun Ade Stimmung und Andacht, wenn mein Geist auf Abwege geräth, wenn er sich vorstellt, daß dem Lieutenant der Magen knurrt vor Hunger und das Portemonnaie leer ist. Darum der „langsame Schritt", weil er nicht weiß wohin, und der siegellackrothe Kragen bedeutet mich zartsinnig, daß ihm der Strick schon um den Hals liegt und jeden Augenblick sich zu einer tödtlichen Umschlingung zusammenziehen kann. Dann überkommt mich ein unauslöschliches Gelächter und der Kuckuck, der eben rufen wollte, hält erschreckt inne und singt nicht mehr. Von der burschikosen Scherzhaftigkeit einiger Polymeter, wo sie beabsichtigt ist, sehe ich ab und weiß wohl zu scheiden zwischen ihr und der unfreiwilligen Tragikomik des Lieutenants mit dem siegellackrothen Kragen; ich verstehe nicht die sauertöpfische Miene eines Kritikers, der z. B. hieran Anstoß nimmt:

„Lachend in die Siegesallee
schwenkt ein Mädchenpensionat.
Donnerwetter, sind die chic!
Wippende, grünblau schillernde Changeantschirme,
lange, buttergelbe schwedische Handschuhe,
sich bauschende, silbergraue, von rothen Tulpen durchflammte Velvetblousen.
Drei junge Lieutenants drehn ihre Schnurrbärte.
Monocles.
Die Kavalkade amüsirt sich."

oder an dem koketten „Madam?" Neptuns, des Besiegers der „sieben alten, glamsrigen Meertaper", und an dem „entzückenden Balg", der den Dichter mit einer Pfauenfeder kitzelt:

„Sie . . . Alterchen . . . Bonbon gefällig?
Emmy!!"

— aber der Lieutnant auf der Brücke, die nach Kaffee riechende Stadt, das sinnende Beschauen des Nabels und der arme Biala, der „vergnügt im Bett sitzt und Kuchen pappt", ist das nicht trivial, unerträglich in der kindischen Befriedigung an den alltäglichsten Dingen? Arno Holz brauchte das Sich-Zurückhalten und Sich-Verbergen nicht, dieses gewollte Versteckspielen mit Gedanken, die vielleicht gar nicht vorhanden sind, und er käme leicht über die Vorwürfe hinweg, die man ihm in's Gesicht schleudert, über die Rufe des genarrten Lesers: „Wenn Du überhaupt etwas zu sagen hast, so sprich es frei aus." Oder schämt sich Holz der Offenheit und liebt das stille Kämmerlein, die dunkle Ecke? Aber er theorisirt viel und gern, und neben dem Dichten findet er noch Zeit zu Anzeigen, Commentaren und Manifesten. Wie, wenn das kein Anfang wäre, keine Vorbereitung, sondern ein Ende, ein Surrogat, ein Abschied und ein deckender Mantel für schamhafte Blößen? Er hält zurück, nicht aus Ueberfülle, sondern weil er den Rest von Kräften sammeln will, zusammenraffen, was ihm aus früheren Tagen geblieben ist. Und wenn er zu vornehm ist, der Welt sein Herz zu öffnen, wenn neben dem volksbeglückenden Dichter der hochmüthig sich abschließende Aristokrat auftaucht, so lächelt der Eingeweihte, er weiß, was er davon zu halten hat, er weiß auch, daß Arno Holz, der Dichter, immer nur vor dem Dichten ist, dicht vor dem Gedanken, immer nur in der Stimmung, in der Atmosphäre, aus der etwas geboren werden könnte, immer nur die Wolke, aus der der Blitz zucken soll; aber Holz blitzt nicht, er grollt in dumpfer Schwüle, dem das Gewitter nicht nachfolgen will. Der Wissende kennt aber auch den Werth der zahlreichen hypnotisirenden Hülfsmittelchen, die Holz in Fülle hat, das „Du? . . . Du?", „Still! Still!!", „Nacht, Nacht, Nacht" . . ., und wenn Jemand meint, das seien nur Gedankenstriche, so belehrt er ihn eines Besseren, daß auf diesen Strich da kein Gedanke geht, daß es stimulirende Präparate sind, die Lenden des schlaffen Dichters zu stärken.

Denn Arno Holz ist eine gebrochene Kraft, er ist wie sein Götze, den im Tempelhain siebzig Broncekühe bewachen, und wenn er aufstehen wollte, so würden seine elfenbeinernen Schultern das Dach zertrümmern und der eirunde Diamant vor seiner Stirn stieße den Mond ein — Arno Holz steht nicht auf: „Die dicken Priester dürfen ruhig schnarchen." Sein Leben ist nur eine Sehnsucht, ein Jagen nach dem Glück, ein Hinauswollen aus der kleinen Welt, in die Natur, eine Rückkehr zu dem Vogel, der vor dem Fenster singt . . . .

„Er singt, was ich als Kind besaß
und dann — vergessen."

Und er hat wirklich einst etwas besessen; wenn er sich daran erinnert, wenn das über ihn kommt, so wird seine Sprache klarer, er tritt aus dem Nebel heraus und überrascht sich selbst mit einem wahren Gedicht, und mit diesen Versen liefert er den schlagendsten Beweis gegen sich und seine gepriesene Entdeckung. Wenn er in dem „Phantasus" auch nicht aufsteht und das Dach des Tempels zertrümmert, so reckt er sich doch wenigstens einige Male, so daß man seinen Körper betrachten kann, und man findet dann, daß seine Glieder von königlichem Wuchse sind.

„In einem Garten
unter dunklen Bäumen
erwarten wir die Frühlingsnacht.
Noch glänzt kein Stern.
Aus einem Fenster,
schwellend,
die Töne einer Geige . . .
Der Goldregen blinkt,
der Flieder duftet,
in unser'm Herzen geht der Mond auf!" —
— — — „Ueber'm Bett, eingerahm, hängt der Myrthenkranz.
Vor Jahren
stand am Fenster mal die Nähmaschine;
ein Kanarienvogel sang.
Jetzt
ist das Alles anders!
Abends
wenn die rothe Lampe brennt,
kommen fremde Herren in das Stübchen;
alte, junge, wies 'grad trifft.
Du lieber Gott — das Leben!
Nur manchmal
wenn der Regen draußen auf die Dächer peischt,
Nachts,
kein Mensch ist mehr wach,
sitzt das Weib und weint . . .
Der todte Mann! Die armen Kinder!"

In solchen Augenblicken vergißt er wohl, — bis auf das, mit Scheffel zu sprechen, „unökonomisch in der Mitt'" beschriebene Papier, wo die übliche Prosa-Schreibung wohl noch besser am Platze wäre — seine Theorie, über die er lange Jahre nachgesonnen, aus dem Gekünstelten wird der echte Künstler. Aber diese Augenblicke sind bei ihm rar und im „Phantasus" finden sich ihrer nur Wenige, nicht genug um den Gedanken zu ersticken, daß Holz nicht gehalten hat, was er einst versprach, daß er „als Kind besaß und dann — vergessen". Ihm eignet nicht das Unbekümmertsein des Genies um Theorie und Werth des lesenden Publicums, er kann nicht mit vollen Händen schenken und austheilen ohne Rücksicht auf den, der es empfängt. Glaubt er etwa, daß er sich dadurch herabsetzen würde, wenn er sich vor allen Menschen ausgeben wollte? Dann kennt er die unstillbare Gier nicht, die den Dichter überfällt, einen Zweiten zu suchen, dem er sich mittheilen darf, überzufließen, wenn er zum Sticken voll ist, jenen Zweiten, von dem Ulyß in Shakespeare's „Troilus und Cressida" spricht, der der Spiegel ist, worin der Schenkende erst seinen rechten Werth erblickt. Aus dem Troß der Leser will Holz eine Gemeinde von Nachdichtern machen, die den Dichter noch überdichten? An jeder Straßenecke einen Dichter, einen dichtenden Schutzmann, einen dichtenden Pferdebahnkutscher? ... davor bewahre uns der Himmel, die verstehen auch den einfachsten Satz nicht tiefer, den ihnen Arno Holz vortragen könnte. Ein Dichter spricht stets zu Auserwählten, und sind ihm die nicht exclusiv genug, zu denkfaul, so mag er sich überlegen, wer daran die Schuld trägt.

Was dachte sich aber Holz, als er die Hoffnung aussprach, mit der Entdeckung des Polymeter würde eine neue Periode deutscher Lyrik anheben, als er davon träumte, der Ahn einer jungen Generation von Poeten werden zu können? Es ist ein unbegreiflicher Wahn — für uns, nicht für Holz, dem die Entdeckerfreude die Augen blendete. Damals konnte er noch nicht ahnen, daß sein Wunsch, Nachkommen zu zeugen, so schnell in Erfüllung gehen möchte. Seitdem ist der Socialpolitiker Paul Ernst gekommen und dichtet auch Polymeter und behauptet seinerseits, der Auffinder dieser neuen Form zu sein. Als er mit einem Bande Lyrik, „Polymeter" betitelt, auftrat, begrüßte ihn von allen Seiten ein höhnisches Gelächter. Und Herr Ernst, der ein geistreicher Mann aber kein Dichter ist, war doch nicht geistreich genug, nach dem Beispiele Wilhelm Hauff's, der den „Mann im Mond" ja zuerst auch bewundernd dem allbeliebten Clauren nachgedichtet hatte, hinterher seine Nachahmung für einen bloßen Scherz, eine Parodie auszugeben. Und da er es unterließ, so nahm das Publicum ihn nun selbst für eine ungeheure Parodie auf den einsamen Dichter Holz, den Spiegel des Ulyß beim Shakespeare, in den nun Holz hinein blicken mußte. Wie mag ihm da zu Muthe gewesen sein, als er seinen Lieutenant aus dem Thiergarten bei Ernst wiederfand, ein trübseliges Wiedersehen!

„Ueber eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Reitet ein ernsthafter junger Lieutenant
Mit einem breiten, rothen Kragen.
Und im stillen Wasser unten,
Zwischen den schwimmenden Blättern einer Seerose,
Spiegelt sich der ruhige Himmel
Und eine kleine Brücke, die gebogen ist,
Und ein Lieutenant auf seinem Pferd,
Und einem breiten, rothen Kragen."

Und die Menschen beschauten sich auch bei Ernst den Nabel:

„Da blickt
Auf nabelbeschauende Mönche mild
Mit wackelndem Kopf ein Buddhabild ..."

Durch das ganze Buch zog ein milder Geruch von Kaffee und Kuchen, und der Nachahmer überbot ihn noch um ein gutes Stück, als er auch die „Gänsegrieben mit Pellkartoffeln" in den Zauberkreis seiner Dichtung zog. Vielleicht rieb sich da der Mann, der die Lyrik umwälzen wollte, den Schlaf aus den Augen und den bösen Traum, den er lange geträumt. Denn ihn hatte ein hitziges Fieber befallen, als er glaubte eine neue Dichterschule gründen zu können, eine Art Firma, die ihre Boten über alle Länder aussenden sollte und den Menschen das neue Heil verkünden. Und Holz hatte auch schon einen Namen für sie bereit, so etwas wie „Phantasus, Polymeter & Comp." Dann besah er sich den Jünger nicht mit den Augen des Traumes, sondern des hellen lichten Tages, ihm stieg der Geruch von Kaffee und Kuchen, von Gänsegrieben mit Pellkartoffeln in die Nase, und er ekelte sich. Er dachte daran, daß er an den Schluß des „Phantasus" eine Frage an das Schicksal, erschütternd in ihrer Schlichtheit, gestellt hatte:

„Eine schluchzende Sehnsucht mein Frühling,
ein heißes Ringen mein Sommer —
wie wird mein Herbst sein?
Ein spätes Garbengold?
Ein Nebelsee?

Und nun sitzt er einsam träumend auf einem Stein, er erwartet das Glück — ob es wohl kommt? ...

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein verlorenes Paradies.

Von August Trinius.

Immer wieder muß sie über das beschlagene Fenster ein Stückchen wischen, um einen Ausguck nach der Straße draußen zu gewinnen. Das bedeutet zunehmende Kälte, welche der sacht niedersinkende Abend mit sich bringt. Die stille Frau am Fenster mit dem abgehärmten, milden Antlitz schauert jetzt leicht zusammen. Sie erhebt sich von dem Fensterbrett, auf dem Stuhl und Nähtisch steht, und wendet sich hinüber nach dem Ofen, die halb erloschene Gluth wieder anzufachen. Ein müder, schleppender Schritt! In das leise verdämmernde Grau des schlichten Wohnraumes bringt das Aufzucken des Kohlenfeuers minutenlang etwas wie seltsam irrendes Leben hinein. Die Frau bleibt in der Mitte der Stube stehen und starrt wie träumend in den blutrothen Flammenschimmer. Dann nimmt sie ihren Platz am Fenster wieder ein. Wie unhold war dieser Tag! Fast grausam will er ihrem Gemüth bedünken! Kein Sonnenschein brach sich Bahn, Sonne, nach der sie sich so heimlich sehnt. So war es gestern, so ist es heute und morgen wird's wieder so sein. Man schreibt ja November und da ist's immer so, sagen die Leute. Die Leute! Wenn nur dieses Grau für kurze Zeit 'mal von ihrem Leben wiche, dieser heranschleichende, athemraubende, niederdrückende Nebel, der alle Dinge so in Traurigkeit kleidet, bei dem man allmälig das Lachen verlernt, das Lachen und — das Hoffen. Eintönig zerrt sich Tag auf Tag dahin, und wenn er Wechsel bringt, so ist es neue Sorge, Enttäuschung, heimliche Noth. — Wenn's noch ein straffer Regen wäre! Aber das näßelt lautlos, unaufhörlich von dort oben hernieder, wo man sonst den Himmel schaut, jetzt aber nur aschfarbene Wolkengehänge, die heimlich zu weinen scheinen. Sie hebt den Kopf von der Arbeit und blickt auf's Neue die menschenleere Gasse hinauf. Bleifarbene Pfützen, verwaschene Häuserfronten, neben der angeschwollenen Gosse ein paar struppige Spatzen, die sich giftig zanken! Hin und wieder eine eingemummelte Gestalt, ein tropfender Regenschirm, dann verhallende Schritte, und Alles taucht wieder in diese quälende Nebelmasse hinein. Aber da drüben steht ja immer noch der elende, planbedeckte Töpferkarren und davor der ausgehungerte, kranke und lebensmüde Klepper. Sein Herr sitzt in der Schenkstube, trinkt Alkohol und wärmt sich. Daß man so rasch über den Anblick des Jammers hinwegdenken kann, ihn gar nicht mehr bemerkt! Und der Gaul sieht wirklich zum Erbarmen aus! Vielleicht fällt er bald um. Dann friert und hungert er nicht mehr, dann hört's mit den Schlägen, dem öden Trauerspiel auf der Landstraße auf — es wäre ein seliges Ende ... Erlösung aus Noth und Pein!

Die Frau am Fenster giebt sich förmlich einen Ruck, als wolle sie gewaltsam finstere Gedanken zurückbannen. Aber die fleißigen Hände sinken, ihr selbst wohl unbewußt, in den Schooß nieder. Vielleicht ist's die Dunkelheit, welche jetzt hereinbricht, vielleicht auch, daß ihr Erinnern beginnt noch einmal die Straße von Anbeginn entlang zu ziehen, auf welcher ihr Leben bisher sie führte. Sie lehnt sich sacht hinten an, ihre Augen verlieren sich in dem Grau, das nun zwischen Straße und

Wohnraum einschläfernd webt. In diesem Grau verliert sich auch ihr Lebensweg. Nur ganz in der Ferne, am Anfang, und dann noch einmal: da strahlt die Sonne, groß und feurig und feierlich! Da geht es wie Klingen und Jauchzen durch die Natur, durch ihr Herz; da schienen Menschen und Dinge, Alles, was da athmet, blüht und lacht, wie eingetaucht in Freude und schimmernden Glanz. Sie sieht sich ganz genau als Kind wieder, selbst das eine Kleid wird ihr deutlich erinnerlich ... himmelblau, und darüber zwei dicke blonde Zöpfe. Unartige Jungen zogen bisweilen daran; Erwachsene bewunderten ihr starkes Haar. Auch der Puppe weiß sie sich plötzlich deutlich zu entsinnen. Die hieß Lene, besaß auch starke, goldglänzende Haare, so einen richtigen „Wuschelkopf", dazu rothe Bäckchen ... ganz entzückend! Die nahm sie öfter's mit in's Bett, betete mit ihr und schlief mit ihr dann ein. Und das selige Erwachen! Auch Lene klappte die blauen Augen auf, sobald man sie aufrichtete. Da regnete es dann Küsse, Liebesworte, Fragen und wieder Küsse. Aber eines Morgens lag Lene mit eingequetschtem Gesicht neben ihr. Mund, Wangen, Zähne, Augen ... alles war dahin! Sie sah den ihr gräulich dünkenden Mechanismus der Klappaugen, sah alles Unheil, das heiße kindliche Mutterliebe über Nacht angerichtet hatte. Da weinte sie zum Gotterbarmen! Das waren wohl die ersten wirklich schmerzenden Thränen, welche sie in ihren jungen Leben damals vergoß. Und wie viele sollten später ihnen noch folgen! — Ein paar Jahre später ging die Sonne für sie unter. Vater und Mutter starben rasch nacheinander. Sie kam zu einer weitläufigen Verwandten. Es war keine harte Frau, aber streng, von eiserner Willenskraft. Pflicht und wieder Pflicht beherrschte ihr Dasein, aus dem jede sonnige Schönheitslinie unbarmherzig ausgetilgt erschien. Hier lernte sie Pflicht. Hier brachte jeder neue Tag die alte Regel, daß das Leben nur zur Arbeit geschaffen sei. Kein heiteres Genießen, kein frohes Ausspannen einmal von dem Druck täglicher Bürden, des niederdrückenden Einerleis. Da wurde ihre junge Seele scheu und mißtrauisch gegen alles, was Glück bedeutet. Die Sonne war nicht für sie mitgeschaffen. — Als Beruf hatte sie den Lehrerstand ergriffen. Die Tante hatte sie dazu gedrängt. Vielleicht war es auch wirklich das Vernünftigste! Das war ja eine Kette ernster und anstrengender Pflichten, die sich nun um ihr junges Dasein schloß, sie band und umklammerte, daß es kaum noch ein Entrinnen gab. Fast siebzig Kinder und ernste Pflichtauffassung dazu! Und doch manchmal stahl sich ein heimlich Verlangen nach fluthendem Sonnenschein in ihr Herz, nach Melodie, Duft und Farbenglanz des Lebens! Wie fernes helles Glockenläuten aus goldenen Kindertagen klang es dann durch ihr Gemüth. — Und dann ging noch ein Mal für sie die Sonne groß und schön auf, mit vollem Glanz ihr aufjubelndes Herz füllend! Das war, als sie ihn kennen lernte, als sein großes ernstes Auge auf sie fiel und da weilen blieb, als er ihr eines Tages seine Liebe gestand. Ein glänzendes Loos könne er ihr zwar nicht bieten, aber ein treues Herz, redlichen Willen, vorwärts zu kommen, den ganzen Menschen wolle er ihr hingeben, und wenn sie könne einschlagen ... Galt's da noch Fragen oder Zaudern?! Beider Herzen hatten ja längst einen Bund geschlossen! Und so waren sie zusammengegangen und ein Paar geworden. Sie hatte ihre Stellung aufgegeben. Es war ein ehrenvoller Abschied gewesen. Die Kinder hatten geweint, Director und Collegen ihr warm und dankend die Hand geschüttelt. Nun war sie sein Weib. Sie hatte frühe gelernt, was Pflichterfüllung heißt, und sie wollte sie fortan doppelt ausüben, denn die Liebe gab ihr Schwung und Kraft. Die Liebe!

Wie er sich abquälen mußte, der gute, liebe Mann! Dieses nervenödtende Stundengeben tagtäglich am Clavier, durch Sturm und Wetter, einerlei, oft der Weg so lang als eine Stunde, und alles für ein Butterbrod, für ein paar Groschen. Aber er that's freudig, während sie daheim peinlichste Ordnung hielt und nebenher auch noch durch Handarbeit einen kleinen Erlös erzielte. Es war ein tapferes Zusammenarbeiten, unermüdlich, und wenn man dann Abends bei einander saß und Zukunftspläne schmiedete, dann meinte sie, es könne kaum noch besser kommen. Dann hielt sie das Glück in der Hand und stammelte heimlich Dank dafür. Höher aber stieg die Sonne für sie nicht mehr. Nach ein paar Jahren begann sie sacht niederzugehen. Mit dem Aufblühen der Conservatorien und der Vermehrung der Musikerkräfte, hob für ihn der stille Kampf an. Da und dort eine Kündigung; ein Achselzucken und halbverlegene Bemerkung, es gäbe jetzt so viele Lehrer und Lehrerinnen, die's billiger machten ... man könnte es ja von ihm nicht verlangen ... sein guter Ruf ... deßhalb, er würde ja nur beistimmen können ... habe man sich nach Ersatz umgesehen, billigeren, denn die Zeiten wären ernst ... Bruchstückweise sah er sein bescheidenes Glück zusammenbrechen. Er wurde bitter, vergrämt, das Elend daheim nagte ihm am Herzen. Sie aber ließ nie etwas von ihrem Schmerz ihn schauen oder fühlen. Pflichterfüllung! Immer wieder fand sie Trost und Zuspruch. Heiter trat sie ihm entgegen, kehrte er abgehetzt, vergrämt und müde heim; heiter entließ sie ihn. „Es ist eine Jagd nach dem Glück!" sagte sie ihm eines Tages, „und warum sollst Du nicht auch noch einmal das flatternde Glück wieder einfangen können?"

Da hatte er sie geküßt und mit seinen tiefblickenden Augen dankbar angeschaut. „Wenn ich Dich nicht hätte, Elisabeth?" Und ein schwaches Lächeln war über sein Gesicht geglitten. Jagte er nach dem Glücke? Nach jenem schimmernden, schönheitstrunkenen, lebensprühenden nicht mehr. Das hatte er aufgegeben. Lorbeer — Künstlerruhm: schillernde Seifenblasen! Seitdem sein Dasein nur noch der Ernährungsfrage galt, jeder neue Tag durchtränkt von der gemeinsten aller Sorgen war, da schien seine Seele wie zusammengeschrumpft, lag wie ein vom Wetter getroffener Falter matt am Boden. Er sprach es nicht aus, aber sie las es in seinem Auge, vernahm es aus seiner Stimme

Einst hatte sie sich mit glühender Seele Kinder gewünscht, wenigstens eines doch, dem sie Mutterliebe reichen Herzens geben könnte. Es dünkte ihr eine hohe, heilige Aufgabe, einem Wesen eine Heimath aufbauen zu dürfen, ihm die Jugend wie mit Sonne zu überschütten. Dafür hatte sie heimlich gebetet, auch ein Stück Geld fürsorglich nach und nach zurückgelegt. Dieser Wunsch blieb unerfüllt und das still Ersparte war längst wieder draufgegangen. Nun betete sie nicht mehr dafür, haderte auch nicht mehr mit Gott. Er hatte weiser gehandelt als sie es gewünscht. Nun war es auch so gut, besser vielleicht! — Die einsame Frau seufzt tief auf. Ihr Erinnern schlich müde jetzt den letzten Theil der Lebensstraße hin. Lange, lange Jahre, eines wie das andere ... Regenpfützen, tropfende Weiden, Oedland links und rechts, und darüber schwerer, bleigrauer Himmel. Da war sie vor der Zeit alt geworden. Der Kummer hatte seine Sporen ihr in's einst so schöne Antlitz gegraben. Sie achtete dessen nicht oder wußte es vielleicht auch nicht. Aber tief in ihrer Brust barg sie doch noch etwas Unveräußerliches, ihr stilles Paradies: die Liebe ihres Mannes. So tief Beide auch das Geschick gedemüthigt und niedergedrückt hatte — aus ihrem Paradies konnte sie Niemand, keine Macht der Welt reißen. Er war ihr treu und liebte sie. Nie war ein böses Wort ihr gegenüber gefallen und wenn auch die goldenen Tage hingebender Neigung längst zurücklagen — er diente ihr noch heute mit seinem Herzen. Das hielt sie aufrecht in all' den Stürmen, daraus sog sie immer wieder frische Kraft, standfest und schweigend die schwere Last weiter fort zu schleppen. Ihr Paradies! Ein flüchtiges Aufleuchten gleitet über ihr müdes Gesicht. „Noch bin ich nicht ganz arm!" flüstern die Lippen. „Und dafür dank' ich täglich Gott!" Sie neigt das Haupt ein wenig vor und versinkt wieder in Träume.

Da stört ein Schatten, der dicht am Fenster entlang huscht, sie auf. Sie blickt empor. Es ist der Laternenanstecker. Ein Haus weiter steht er am Rand des Plattensteiges still. Gleich darauf flammt das Licht in der regenbenetzten Laterne auf.

Jetzt erst fällt ihr auf, daß drüben der Töpferkarren inzwischen fortgerumpelt ist. Sie denkt an den elenden Gaul, an die traurige Landstraße, über die er nun durch hereinbrechende Nacht ziehen muß, und erneutes Mitleid überschleicht sie. Wie still doch draußen die Gasse liegt! Aber hier draußen in der Vorstadt fluthet ja auch sonst kein glänzendes Leben, und was sie sonst belebt, bannt heute das Unwetter in die Wohnungen. Melancholisch rieselt der Regen nieder. Da taucht drüben auf der anderen Straßenseite eine Mannesgestalt aus dem Nebel auf. Jetzt steht sie still, als hemme Zaudern oder Ueberlegen die Schritte. Dann überschreitet sie den Straßendamm und tritt in den fahlgelben Lichtstreifen, der schräg von der Laterne über die Straße fällt. „Reinhard!" will sie rufen. Aber eine eigene Beklemmung raubt ihr den Athem. Wie er aussieht! Den Rockkragen hat er empor geklappt, daraus blickt ein blasses, starres Gesicht. Das Haar hängt wirr über die Stirn nieder; die Hände sind in die Taschen des dünnen Ueberziehers versenkt. Vor dem Hause bleibt er abermals für eine kurze Weile stehen. Dann geht die Hausthür. Sie hört, wie er draußen sich schüttelt und dann die Füße auf der Strohdecke trocken stampft. Jetzt ist er in die Küche eingetreten, die mit der Wohnstube und einer einfenstrigen Kammer ihre Wohnung ausmacht. Dort legt er ab und hängt den Ueberzieher zum Trocknen auf. Sie hört Alles und folgt im Geiste jeder seiner Bewegungen. Sonst stand sie wohl auf, ihn zu begrüßen. Heute aber ist's, als banne sie etwas fest auf den Sitz ... Eine ganz unerklärliche Angst ist über sie gekommen. Ein Schatten, der allen Nebel noch verdunkelt. Jetzt ist's ganz still in der Küche. Aber sie meint seine Athemzüge zu hören. Dann seufzt er schwer. Wie wehe das heute klingt! Wieder eine Pause! Nun tritt er in die Wohnstube hinein. Er muß sie in der Dunkelheit wohl nicht mehr erkennen, denn ohne Gruß läßt er sich schwer in einen Stuhl nahe am Ofen fallen und starrt stumm in die schwach aufleuchtende Gluth.

„Guten Abend, Reinhard!" Er schrickt zusammen, dann erwidert er den Gruß und fällt wieder in peinliches Schweigen zurück. „Du bist tüchtig naß geworden, armer Mann! Was? Deinen Schirm hast Du gewiß irgendwo stehen lassen. Nicht? Vergeßlichkeit gehört ja zur Kunst. Nicht, Reinhard?" Sie versucht zu scherzen. Aber es kommt so traurig heraus. Er scheint sich zu einer Antwort aufraffen zu wollen.

„Den Schirm? ... den Schirm ... ja, ja! Der steht irgendwo ... irgendwo ... vielleicht schwimmt er auch ... schwimmt auf dem Was ..." Er bricht plötzlich ab. Sein Kopf fällt in die Hände. So verharrt er regungslos.

„Reinhard! Was hast Du?" Es klingt fast wie ein Wehruf.

„Ich? ... Hm!"

„Bist Du krank? Neue Aergerniß gehabt? Was? Sag's doch! Nicht wahr, man hat Dir wieder 'mal gekündigt, nicht? Oder frierst Du? Soll ich Dir 'was Warmes schnell machen? Sprich doch nur?"

„Gekündigt? Ja, ja! Für immer! Von Warmem sprachst Du? Ach, das Wasser ist so kalt, so kalt! Und so tief!" Er summt den Anfang eines Liedes, dann vergräbt er auf's Neue den Kopf in die Hände. Länger duldet's die Frau nicht mehr auf ihrem Fensterplatze. Sie erhebt sich und tappt in dem fast dunklen Raume zu ihm hinüber.

Sie legt die Hände auf seine Schultern und rüttelt leicht den stumm vor ihr Kauernden.

„Reinhard, foltere mich nicht länger! Was hast Du? Du machst mir Angst. So sprich doch nur! Soll ich die Lampe anzünden?“

Er schüttelt den Kopf. „Nein, nein! So ist's besser ... dunkel, ganz dunkel! Licht thut weh, weh!“ Sie sinkt auf einen in der Nähe stehenden Stuhl nieder. Keiner spricht mehr. Immer matter glimmt das Feuer im Ofen. Auf einmal erhebt er sich mühsam und tastet nach ihr hinüber. Zu ihren Füßen bricht er zusammen. Er umschlingt ihre Kniee mit seinen zuckenden Händen und bohrt den Kopf in ihren Schooß. Sie fühlt, wie ein Schauer seinen Leib rüttelt. Sacht und weich legen sich ihre Hände auf sein Haupt, als streichle eine Mutter das heimgekehrte irre Kind. Diese Berührung bricht die letzte Schranke, die den Mann bisher noch mühsam aufrecht hielt. Ein Aufschrei, dann fällt er in heißes Schluchzen. Eine Weile läßt sie ihn gewähren. Dann ruft sie ihn leise beim Namen. Es ist, als ob der Sturm, der sein Innerstes aufgewühlt hat, jetzt sich zu glätten beginne. Er richtet sich ein wenig auf und tastet nach ihren Händen. Nun hält er sie fest, ganz fest, als ob ihm entrinnen könne, wohin er sich, Schutz suchend, flüchtete. „Elisabeth?!“

„Was denn, mein lieber guter Mann?“ Er drückt ihre Hände, daß sie fast vor Schmerz aufschreien möchte. Es wird ihm sichtlich schwer zu sagen, was jählings über ihn kam. „That ich Dir etwas an, Reinhard?“

„Du? Du? O, mein Gott! Elisabeth, Du bist eine Heilige! Vor der man knieen sollte, zu ihr beten, weil man sie verehren muß! Du stehst hoch über Allem, was uns bändigt ... Du, die ich ruchlos an mein Dasein fesselte und ihr nichts bot als Enttäuschungen, Sorgen, Mühen und Bitterkeit! Vergiftet habe ich Dein Leben ... Dich mit hinein gerissen in dieses graue, endlose Elend ...“

„Reinhard! So darfst Du nicht sprechen! Ich kann's nicht hören, weil's — — nicht wahr ist!“

„Nicht wahr ist?“ Er lachte bitter auf. „Nicht wahr ist!“ wiederholt er mit einförmiger Stimme. Nichts gehabt wie Arbeit ... nichts geübt wie Pflicht, ernste Pflicht ... ohne Sonnenschein, ohne Freude ... und niemals gemurrt, nie aufgehört zu lieben ... niemals!“ Er küßt leidenschaftlich ihre Hände, während glühende Thränen darauf fallen.

„Aber, Reinhard!“ spricht sie leise. „Trug ich Pflichten, ich trug sie leicht! Denn ich hatte ja doch mein Paradies: Deine Liebe! Wie viele von uns Frauen, die hoch in Ansehen und Reichthum stehen, müssen auf Liebe verzichten. Und sie ist das Höchste für uns Menschen auf Erden! Das Höchste und — das Letzte!“

„Das Letzte!“ flüstern halblaut seine Lippen. Schwer geht sein Athem, wie der eines Ringenden. „Elisabeth!“

„Was denn, Reinhard?“

Er drückt sein Gesicht fest an ihr Kleid. „Ich war Dir immer gut, Elisabeth! Niemals hast Du ...“ er bricht ab.

„Niemals habe ich es anders empfunden, als daß Du mich zärtlich und treu liebst!“

„Gott sei Dank!“ murmelte er. Dann fragt er leise, bebend: „Glaubst Du, Elisabeth, daß man sein Weib verehren und lieben kann und dennoch noch ein anderes Bildniß im Herzen tragen kann? Ein Wesen ... das man liebt wie seine Jugend ... wie die Erinnerung an Tage, da man noch nach Zielen aufwärts rang, wo man noch träumen ... schwärmen konnte ... Kannst Du das verstehen?“ Er wartet aber vergeblich auf eine Antwort. Sie schüttelt nur leise den Kopf. „Kannst Du Dir nicht denken, daß ein heißstürmendes Herz, dem das graue Elend daheim fast alle Sinne raubte, das heimlich aufschrie nach Erlösung aus Pein und Noth, noch einmal höher schlagen kann, wenn plötzlich ein langentbehrter Sonnenstrahl sein Inneres erleuchtet, längst begrabene Gefühle noch einmal weckt, wenn es ihn anlacht wie die Maienzeit seines Lebens, da noch die Rosen blühten ...“

„Ich verstehe Dich nicht, Reinhard!“

„Höre mich an, Elisabeth, still und ruhig! Unterbrich mich nicht. Sei gut! Und dann sage mir, ob Du es verstehen kannst.“ Er liegt noch immer zu ihren Füßen und seine Arme umschlingen ihren Leib. „Elisabeth! Wenn ich Etwas auf dem Herzen hatte, dann kam ich zu Dir, zu Dir, meine Vertraute, mein besseres Theil, die treueste Gefährtin meines Lebens. In Allem kam ich ... nur in dem Einen nicht! Aber ich bin nie schlecht gewesen, nicht einen Augenblick erlosch meine Liebe und Verehrung für Dich. Das glaube mir! Das will ich beschwören, das kann ich, wenn wir einmal da droben vor Gottes Richterstuhle stehen sollten. Immer habe ich Dich geliebt. Aber die Zeit wandelt die Art der Empfindungen. Eine einst verlangende Liebe klärt sich ab. Sie besitzt ja nun, was sie erstrebte und fühlt sich beruhigt-glücklich in diesem Besitz. In dem gemeinsamen Leben, in dem gemeinsamen Ertragen von Noth und Sorgen, da hört die einst so heiß Geliebte allmälig auf, die Muse unserer Kunst zu sein. Aus den hohen, seligen Gefilden steigt sie zu uns herab und theilt Alles, was menschlich uns anfaßt, treulich mit uns. Sie ist unser stillwaltendes Glück geworden, das wir hochhalten, verehren, zu dem wir dankbar aufblicken. Tritt von Außen her kein anderes Empfinden heran, so bleibt es in diesem beruhigenden Glücke. Ueber meinen Lebenspfad aber schritt noch einmal ein Wesen und weckte noch einmal in mir, was ich längst begraben glaubte. Hör' mich an, Elisabeth! Es ist meine Beichte. Sie soll mein Herz erleichtern, daß ich auch wieder vor Dir bestehen darf. —

Ich lernte sie vor einigen Jahren in einem Conservatorium kennen, wo sie ebenfalls als Lehrerin angestellt war. Sie war noch jung und hatte wohl die schlechteste Stellung dort. Ich habe niemals Schritte gethan, mich ihr enger zu nähern, als es unser Verhältniß zur Musikschule gebot. Aber wir spielten häufig zusammen und hatten auch so ziemlich denselben Nachhausemeg, wenigstens doch ein gut Stück. Sie war eine feuerige Natur, voll Thatkraft und zugleich Schwärmerei. Ich weiß nicht, wie es kam, aber sie machte mich zu ihrem Vertrauten in allen Dingen. Auch als ihr die Stellung gekündigt wurde, hielt sie ferner zu mir. Ich blieb ihr Rathgeber in dem Kampfe gegen das bittere Lebensdasein. In dem Kampfe gegen die Liebe, welche immer höher zwischen uns aufwuchs, da — versagte meine Kraft. Niemals haben wir Beide gefehlt, niemals, Elisabeth! Aber sie hing fest an mir in all' der Aussichtslosigkeit dieser Liebe. Sie wußte, daß ich trotzdem an Dir hing, daß ich Dich liebte und verehrte, daß die Noth uns für's Leben aneinander gebunden hatte. Sie wußte dies Alles und sie ließ doch nicht mehr von mir. Was sie sich von der Zukunft versprach, weiß ich nicht. Es ging ihr erbärmlich schlecht, aber sie ließ es nicht merken. In ihrer Kunst suchte sie dann für Stunden Vergessen. ‚Gehst Du aber von mir‘, sagte sie mir eines Tages, ‚dann ist's aus. Dann fallen Himmel und Erde zusammen. Dann giebt's kein Erwachen für mich mehr!‘ — Sollte ich sie lassen? Ich dachte an Dich. Dich wollt' ich selbst zur Beratherin machen. Aber ich fand den Muth nicht. Und es hätte auch mehr denn Heldenmuth von Dir fordern heißen. Tausend Mal habe ich Dir heimlich Abbitte gethan. Dein Bild, Dein Walten, Deine heilige Pflichterfüllung waren mir ein Talisman, daß ich Dir doch treu blieb, daß keine schwache Stunde des Vergessens herankam ... Das haben wir Jahre lang so getragen. Manchmal drohte ihre Leidenschaft uferlos überschäumen zu wollen, dann tauchte Dein Gedächtniß mir auf und ich bannte sie mit meinem Blick, bis sie ruhiger wurde, um endlich wie ein Kind zu weinen. Aber in letzterer Zeit ging eine Veränderung mit ihr vor. Sie wurde blässer und schweigsamer. Etwas zehrte an ihr. Vorgestern, als sie mir Lebewohl sagte, blickte sie mich eigen und groß an. ‚Es ist nicht gut‘, sagte sie, ‚daß Menschen sich aneinander hängen! Aber etwas war ich Dir doch immer werth? Ich weiß, daß Dein Herz mir nicht allein gehört, daß ich mich hineindrängte, wo längst eine Andere wohnte. Zürne mir deßhalb nicht, Lieber, und auch sie, die Andere, soll mir verzeihen. Liebe kommt ungewollt und ungerufen. Wen sie aber packt, der will auch ihre Wonnen genießen oder das Licht der Welt geht für ihn langsam wie ein Bettlerlämpchen aus!‘ Das waren ihre letzten Worte an mich. Heute suchte ich sie wieder an unserem alten Stelldichein im Thiergarten auf. Sie war auch da! Viel Menschen standen dabei ... man hatte sie vor einer Stunde aus dem Wasser gezogen ... Sie sah so blaß, so geisterhaft blaß aus ... so erfroren ... und immer weiter regnete es ... immer weiter ... als weinte der Himmel über so viel Jugend und Schönheit und hingemordeter Lebenssehnsucht ... Da wird wohl auch mein Schirm noch liegen!“

Ein wehvolles Aufschluchzen vollendete das Geständniß. Nach einer Weile rafft sich der Mann auf. „Elisabeth!“

„Was?“

„Wir aber wollen weiter zusammenhalten! Wir müssen ja!“

„Ja!“

„Elisabeth!“

„Was?“

„Kannst Du es jetzt verstehen, daß man sein Weib tief verehren kann und doch noch einmal nach den Rosen der Jugend sehnsuchtsvoll zurückkehren möchte?“ Die Frau denkt an die junge Todte, die kalt am Ufer liegt. Sie denkt weiter, daß, wenn sie diesen Weg aus aller Noth voran gegangen wäre, jene jetzt glücklich vielleicht sein könnte. Jammer, Mitleid drängt sich ihr zu Herzen, auch für den, der noch immer zu ihren Füßen regungslos, athemlos auf Antwort harrt. „Kannst Du es Dir denken? Elisabeth!“

Noch einmal hallt die schwere Frage leise an ihr Ohr. „Ja!“ stammeln ihre zuckenden Lippen.

Fester umschließt sie der knieende Mann. Sie aber denkt nur noch an ihre Pflicht; so lange dieser Athem geht, wird sie diese erfüllen. Das Paradies ihres Herzen hat sie aber in dieser Stunde für immer verloren.

## Aus der Hauptstadt.

### Kein Romantiker auf dem Throne.

Unheimliche Schatten gleiten um die Häupter gekrönter Phantasten. Fast scheint es ihr Verhängniß, daß das Verderben sie in der Stunde packt, da sie höheren und kühneren Flug genommen haben als irgend ein niedrig geborener Mann, da ihre gestaltende Kraft zum ersten Male frei und stolz im Hermelin dahergeschritten kommt. Den bayerischen Ludwig schmetterte das Schicksal zu Boden, als er daran ging, Neuschwanstein, dem Juwel seiner Berge, den letzten Glanzschliff zu verleihen und dann auf benachbartem Fels prächtiger noch und majestätischer

in Stein und Gold und Seide zu träumen. Die Leute aus dem Thal, die nüchternen Zahlenmenschen vom grünen Tische der Großstadt erschraken vor der Schrankenlosigkeit gekrönten Dichtersinns, und sie nannten Wahnwitz, was nichts war als in blaue Ferne schweifende, entfesselte Kunstfreude, über allen Gesetzen und aller Spießbürgervernunft stehende Romantik eines Geweihten. Sie siegten über ihn, weil Ludwig einsam geworden war, köstlich einsam gewiß, doch darum auch machtlos. Der Zauber zerstob, aber mit ihm versank auch auf ewig der Glanz des bayerischen Diadems, und die Fackel des Gottesgnadenthums ward brutal bei hellem Tageslichte, vor dem versammelten lustig grinsenden Pöbel ausgetreten.

Es kennzeichnet diese wunderarme und entgötterte Welt, daß sie vom Oberhaupte des Staates nichts als Aeußerungen klaren, kühl abwägenden Verstandes begehrt und erwartet. Die verborgenen Gedanken, die Liebe oder Haß athmenden Empfindungen seines Herzens, die dunkeln Regungen seines Blutes sind ihr gleichgiltig oder gar verdrießlich. Der Herrscher soll eine Rechenmaschine, ein Combinationsautomat sein, nicht mehr. Darum nennen sie sich Vernunftmonarchisten, und ihren König wünschen sie sich als den König der Vernunft. Europas Monarchen sind schwach genug gewesen, sich diese entwürdigenden und entseelenden Anschauungen aufdrängen zu lassen, ihnen zu gehorchen. Daß ein Fürst eine Seele hat, ein Herz, das zu Tode gequält und gemartert werden, himmelhoch jauchzend und überglücklich sein kann — wen kümmert's, wer glaubt es? Als Franz Josef von Oesterreich, dem jetzt auch noch die ihm freilich längst entfremdete Gattin genommen worden ist, von jener schauerlich furchtbaren Januarnacht erfuhr, die seinen heißgeliebten Sohn gemordet hatte, vermochte er es über sich zu gewinnen, die laufenden Arbeiten fortzusetzen. „Weinen Sie nicht, Graf." Dieser Heroismus fand Bewunderer, allerdings nur solche Bewunderer, die er verdient. Ein Fürst, der sich ganz dem constitutionellen Dogma zu beugen, der Alles in sich ausgelöscht zu haben schien, was ihn von den Staatsaufgaben abzog — er war so recht nach dem Geschmack der Kleinen, Vielzuvielen, die zwar genau wissen, daß das zur Niederschrift der Verfassung benutzte Papier auch nur aus Lumpen gewalkt ist, die es aber trotzdem für ein Zwing-Uri aller Tyrannei, ein in den Sternen verankertes Bollwerk bürgerlicher Freiheit halten. Und wie es so mit Modevorstellungen und Ideen der Saison geht: ganz Europa glaubte an sie, und die Kronenträger nicht zuletzt. Die Könige wurden zu körperlosen und geistlosen Schemen, bar aller Persönlichkeit, die doch nach dem Worte eines nicht ganz Unbedeutenden höchstes Glück der Erdenkinder ist.

Wilhelm II. hat während der kurzen Zeit, da er Kronprinz war und auf die Brandenstein'schen Dejeuners mit vergnügt-verlegenem Lächeln zurücksah, reiflich über die Naturgeschichte der Könige nachgedacht. Seinem Temperament behagte es durchaus nicht, wie ein in Watte gewickeltes Skelett steif, starr und würdig auf dem unbequemen Thronsessel zu sitzen und im besten Falle als der liebe Onkel zu gelten, von dessen Leutseligkeit die Zeitungen und die Ehrenjungfrauen unaufhörlich pointenlose Anekdoten erzählen. Er mochte den behaglichen Trott der Herren Könige von Premierministers oder Reichstags Gnaden nicht mitmachen; er empfand es sehr deutlich, selbst Wer zu sein, und er beschloß, sich das Recht auf Individualität zu erkämpfen und zu sichern. Er war zu jener Zeit, da er sein Amt antrat, noch jung, und Fehlgriffe, Mißverständnisse konnten nicht ausbleiben. Zunächst wollte er durch Entfaltung höfischen Glanzes, königlichen Prunkes seine Machtvollkommenheiten Jedermann im Brillantfeuer zeigen und darauf aufmerksam machen, daß mit ihm keine constitutionelle, bequeme und runde Null, sondern ein durchaus eigengearteter, sehr kräftiger Einser an die Spitze des emsigaufstrebenden Fünfzigmillionenvolkes getreten war. Er erkannte wohl, daß ihm seine gewaltig in Anspruch genommenen Mittel ein regelrechtes Wetteifern mit dem Couponadel und der Protzenaristokratie auf die Dauer nicht ermöglichten, und ein solcher Wettkampf widerstrebte ihm auch. So schmückte er denn seine Hoffeste durch die seidenen Kniehöschen der Herren, ließ Menuett tanzen, erneuerte uralte Ceremonien, ging auf die Reiherbeize — Aeußerungen eines Lebenspompes, den die Thiergartenbankiers und die Eisengießerbarone nicht nachahmen konnten, ohne sich zum Kindergespött zu machen. Oberflächliche Psychologen haben Wilhelm II. schon deßhalb unter die Romantiker eingereiht, ihn, der just mit diesen Thaten ganz realistische Zwecke verfolgte und theilweise auch erreichte.

„Ich bin Ich!" Einer Welt gegenüber, die von Keinem Bescheidenheit verlangte, weil sie wohl erkannte, wie ungemein thöricht und schwer zu erlernen dies liebenswürdige Laster ist, die jedoch vom Könige so unmenschliche Selbstverleugnung forderte, dieser durch ihre constitutionelle Gesinnung despotisch gewordenen Welt gegenüber galt es für Wilhelm II., sich durchzusetzen. Jene kühnen Worte, die er im Anfange seiner Regierung in Massen aufflattern ließ und die aller Orten den Bourgeois verblüfft haben, hätten nun und nimmer wörtlich genommen werden dürfen. Aber wir Deutschen lassen nicht von ererbter Pedanterie. Und so wurde jedes sic volo, sic jubeo, jede hochgestimmte, mit Poesie und Bonmots gewürzte Rede eingehend zergliedert und auf ihre chemischen Bestandtheile geprüft. Wie einem Schuljungen wies man Wilhelm II. nach, daß seine Trinksprüche und festlichen Auslassungen hist. rische Schnitzer enthielten; wie einen im Examen stehenden, schlecht beschlagenen Studenten der Staatswissenschaften belehrte man ihn wenig liebevoll über die Existenz jenes Stückes Papier, das Friedrich Wilhelm IV. nur für ganz besondere, eilige Fälle als nützlich anerkannt hat. In jedem freimüthigen, manchmal etwas burschikosen Aperçü des Monarchen witterte man eine Kriegserklärung gegen die Verfassung; schwarz in schwarz malte man die Zukunft aus und mobilisirte, so gut es ging. Als jedoch durchaus kein Staatsstreich kommen wollte und keine Kanonen die sogenannte Prachtstraße Unter den Linden bestrichen, trotzdem der Kaiser einmal am Wahltage die ganze Garnison hatte alarmiren lassen, da beruhigten sich die Ernsthaften und Aengstlichen, die Geister sahen, weil man immer gern sieht, was man selbst nicht hat. Und wiederum ging das Gerücht von des Kaisers romantischen Neigungen durch die Lande. Weil er von der überwältigenden Herrlichkeit der Sternennacht auf offener See in begeistertem Toaste gesprochen und der Gedanken flüchtig erwähnt hatte, die ihm dabei durch den Sinn gegangen waren, Gedanken, wie sie in solchen Stunden jedem normalen Menschen kommen und kommen müssen, darum wollte man ihn zum romantischen Poeten stempeln. Der Kaiser dichtete, malte, componirte und musicirte, trieb allerlei Kunstübungen, denen er sicherlich nicht mehr Werth als irgend ein Kenner beilegte und von denen die Oeffentlichkeit wahrscheinlich nur erfuhr, damit ihr klar wurde, daß Wilhelm II. eine lebendige Individualität, kein Popanz und kein schweigsamer Schattenkönig ist. Man darf das rege Interesse, das der Kaiser für die Kunst an den Tag legt, eben nur als die Theilnahme eines Liebhabers beurtheilen, der sich einstweilen noch tastend zurechtzufinden sucht, und man darf sich in diesem Urtheil nicht beirren lassen durch die sehr entschiedene Art und Ausdrucksweise des Herrschers, die ihren Grund in seinem impulsiven Temperament hat. Der bayerische Ludwig ging in der Kunst auf und unter, ihm bedeutete sie Lebensluft und Glück, ihn erfüllte ihr Wesen und ihre große Kraft so, daß er die Welt um sich her vergaß und ihretwillen seine Krone auf's Spiel setzte und verlor. Wilhelm's II. Interesse für die Kunst ist rein höflicher Natur, und äußerlich wie alle Höflichkeit. Er wird in ihr nie den Selbstzweck, sondern nur die Gehülfin seiner Pläne erblicken. Nichts Romantisches ist in diesem Verhältniß, so wenig Romantisches wie in den zahlreichen Reformplänen des Herrschers, die der Welt nur Kunde geben sollen von seiner Absicht, selbst der Führer zu sein auf den tausend Feldern des öffentlichen Lebens und die Ehren der Führerschaft nicht Subalternen, Ministerialräthen und Ministern oder gar Privatleuten zu überlassen.

In der Reiselust des Kaisers liegt Manchem ein Beweis seiner romantischen Launen, und die Fahrt nach Jerusalem, davon alle Feuilletons voll sind und demnächst übervoll sein werden, dünkt sie die letzte und feierliche Bestätigung ihres Votums. Doch liegt kein Grund vor, just Wilhelm II. den fröhlichen Wandertrieb, der den Norddeutschen alleweil eignete, als etwas Besonderes und Curioses anzukreiden, und das Heilige Grab mit näheren und weiteren Umgebungen wird von Stangen seit einer langen Reihe von Jahren mit Erfolg bereist. Es wäre gewagt, alle die für Romantiker zu erklären, die ihm ihre Leiblichkeit von Brindisi oder Genua an anvertrauten und unter seiner Leitung in Jaffa an's gelobte Land stiegen. Das schleswigsche Blut zieht den Monarchen auf's Meer hinaus, indessen ist Ibsen'sche Dämonie in diesem Zuge nicht zu entdecken. Gerade in den beiden letzten Jahren hat sich Wilhelm II. wohl auffallend viel mit der Marine und den aus der Meeresfluth aufgetauchten Plänen vom Größeren Deutschland beschäftigt; ihm aber deßhalb zuzutrauen, daß er auch in Zukunft mit derselben Ausschließlichkeit daran haften wird, heißt seinen beweglichen Geist unterschätzen und seine Wesensart grob verkennen.

Wilhelm II. fühlt sich offenbar, bewußt oder unbewußt, noch in den Lehrjahren, und gewisse heftige Schwankungen, Unausgeglichenheiten und jähe Meinungsänderungen zeugen gleicherweise dafür wie für den heftigen, unrastseligen Drang nach immer neuer Bethätigung. Wenn der deutschen Politik eine Gefahr durch ihn erwächst, so sprießt sie wahrlich nicht aus romantischem Träumen und Hindämmern auf, sondern erhebt sich ganz im Gegentheil aus der realistischen Betrachtungsweise, die er liebt und übt. Er rechnet nicht mit Imponderabilien, kühl und klar blickt er in's Licht, und seinen Augen verbirgt sich deßhalb leicht, was hinten in Dämmer und Dunst aufsteigt. Er achtet kaum auf die Schatten, die seine Worte und Thaten werfen, er sieht nur sie selbst, nur ihre Folgen und Erfolge in der Gegenwart. Wäre dem nicht so, er ergriffe stets weniger entschieden Partei und beharrte weniger fest auf manchen Wünschen und Vorsätzen. Wilhelm II. gäbe einen vortrefflichen Realpolitiker ab, wenn der rationalistisch denkende Realist in ihm nicht zuweilen den Politiker schädigte.

Was er dem Deutschen Reiche werden wird, das ist heute so schwer zu sagen wie vor fünf, vor acht oder vor zehn Jahren. Bei dieser selbstherrlichen und schwer zu behandelnden Herrschernatur hängt viel ab von der Weisheit und Redlichkeit der Männer, die er an sich heranzieht, und mehr noch von der Geschicklichkeit dieser redlichen Männer. An geschickten Männern hat es in der Umgebung des Kaisers bisher nicht gefehlt, an redlichen wohl schon mehr, und an weisen völlig. Sie allein, denen die Erfahrungen eines reichen Lebens zur Seite stehen, könnten dem Charakter des Fürsten die leichte, leise Biegung geben, die ihn befähigt, tiefer in das Innere der Dinge zu schauen, zu erkennen die furchtbaren Schwierigkeiten und Gefahren, die unter der Oberfläche jedes „Ja — also" schlummern und die mitunter ein einziges Wort schon auslöst.

Caliban.

## Neue Opern.

„Pergolesi.“ Lyrisches Drama in 3 Acten von Eugenio Checchi. Musik von Pierantonio Tasca. — „Eugen Onegin“. Lyrische Scenen. Musik von Peter Tschaikowskij. (Oper des Westens.)

Eine letzte Lieblingsidee des unvergeßlichen Hans von Bülow: ein Berliner zweites Opernhaus ohne Starsystem und Hofrücksichten will sich in unserer Nachbar- und Concurrenzstadt Charlottenburg verwirklichen. Freilich noch ein weiter Weg! Statt der persönlich bezaubernden und künstlerisch hinreißenden Kraft des genialen Bülow haben wir in dem prunkvollen Unglückshaus an der Kantstraße bloß den obscuren Herrn Morwitz, der nicht viel mehr als ein Sommertheater mit allen Chicanen in's Leben rief, und jetzt seit einigen Wochen Herrn Hofpauer als Director, dessen protzige „Oper des Westens“ auch nicht viel höher steht, als die gewesene sommerliche Bühne, die der immer schnoddrige Berliner geringschätzig das Schlorrendorfer Hoftheater getauft hat. Statt sich wenigstens für den Anfang bescheidentlich an einfache Spielopern — alte und neue — zu halten und hier im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln, d. h. ein einheitliches, fein abgetöntes, abgerundetes Ensemble, wollte uns Herr Hofpauer gleich mit einem entscheidenden Schlage verblüffen. Mit ungenügenden Gesangskräften, einem schlechten Orchester und einem erbärmlichen Chor brachte er zuerst die „Hugenotten“ heraus, — aber fragt mich nur nicht Wie? Man wurde da lebhaft an Richard Wagner's verschollene Broschüre „Ein Theater in Zürich“ (1851) erinnert, wo die deutsche Sucht der unzureichenden Aufführungen von Meyerbeer ꝛc. trefflich charakterisirt wird. „Alles das, was diese Oper in Paris zu einer ‚großen‘ Oper machte, was diese Aufführungen in ihrer üppigen Wirkung einzig zu etwas vom kleineren Genre Unterschiedenem erhob, die ungeheuer reiche und mannigfaltige Zuthat von sinnlichen Verführungsmomenten fällt wegen Armuth und Unbeschaffenheit der Darstellungsmittel auf unserem Theater aus, und von dem Prunkgebäude bleibt nur das dürftige Lattengerüst übrig, das an sich durchaus keinen eigentlichen Zweck hatte, sondern lediglich dazu dienen sollte, die prächtige Umkleidung zur Schau zu stellen.“ Und Wagner schließt mit dem „so beleidigenden und dennoch vollkommen gerechtfertigten Entschuldigungsgrund“ unserer Directoren: „Das Publicum merkt es doch nicht!“ Nun, das durch die Hofoper immerhin verwöhnte Berliner und sogar das Charlottenburger Publicum scheint es doch zu merken. Die Wiederholungen der verballhornten „Hugenotten“ waren sozusagen nur von den Rittern des Freibillets besucht.

Da war sogar die „überhaupt erste“ Aufführung der Oper des Sicilianers Tasca unter dem Sommerregime des Herrn Morwitz noch besser. Der Componist hat sich mit der bei Kroll vor einigen Jahren gegebenen Oper „A santa Lucia,“ Dank der Kunst Gemma Bellincioni's, günstig eingeführt. Es war eine rohe und wilde, aber doch sehr talentvolle Nachahmung der „Cavalleria rusticana“. Sein „Pergolesi“ hätte auch besser gefallen, wenn das Textbuch weniger lyrisch und psychologisch wäre. Eine unglückliche Liebe des Componisten der „Serva padrona“ (1733), von seinem Nebenbuhler Duni durchkreuzt und verrathen, und im letzten Aufzug zwei traurige Scenen: das Begräbniß der als Nonne am gebrochenen Herzen gestorbenen Geliebten und der Tod des Meisters, der noch das berühmte Stabat mater als seinen Schwanengesang componirt. Die locker gefügte und schlecht motivirte Scenenfolge hat Tasca leider nicht in eine musikalische Einheit zu erhöhen verstanden. Seine Musik ist eine Sammlung der bekannten sentimentalen Phrasen und süßlichen Cadenzen der Jungitaliener, wie wir sie von Mascagni und Leoncavallo bis zum Ueberdruß gehört haben, die Leidenschaft überhitzt und theatralisch-unwahr, die melodische Erfindung nicht plastisch und persönlich genug. Das Beste ist die Behandlung von Orchester und Chor, nur daß dort zu viel mit Trommeln, Becken und sogar der Harfe gelärmt wird, hier die Ensemblesätze zu complicirt sind. Die dankbare Local- und Zeitfarbe des Rococo hat sich Tasca wunderlich genug entgehen lassen.

Fast noch stilloser und unzureichender, ganz im Geist einer Versuchsbühne für Anfänger, während Herr Hofpauer doch den Anspruch auf ein ernst zu nehmendes Kunstinstitut erhebt, war die Aufführung der russischen Oper, die unter günstigeren Umständen ein musikalisches Ereigniß für Berlin hätte werden können, während sie es nun kaum über einen Achtungserfolg hinaus bringen konnte. Das vor etwa zwanzig Jahren geschaffene Werk des 1893 verstorbenen Rubinsteinschülers ist bereits vor längerer Zeit in Wien und Hamburg gegeben worden und straft Schopenhauer's Paradoxon Lügen, daß das Interessante nur in der Literatur und bildenden Kunst zu finden sei, nicht aber in der Musik. Tschaikowskij ist manchmal roh, trivial, aber doch immer geistreich und interessant. Wie „Pergolesi“ ist auch „Onegin“ durchweg undramatisch, lyrisch und ohne Zusammenhang. Der Stoff ist dem russischen Nationalepos Puschkin's entnommen, dem stark von Byron's „Don Juan“ beeinflußten Roman in Versen, den uns Bodenstedt hübsch übersetzt hat. Der Held, ein blasirt weltschmerzlicher Lebemann, ein französirter Russe, wie Puschkin selbst es war, verzichtet moralpredigend auf das ländliche Liebesglück, das ihm in unschuldiger Leidenschaft die schöne Tatjana bietet, tödtet im Duell ihren Schwager, seinen Freund, aus reinem Uebermuth, und wird nach Jahren, als er Tatjana als Generalsfrau in Petersburg wieder sieht und wieder gewinnen will, von ihr zurückgewiesen:

„Erinnern Sie sich noch der Stunde,
In der Allee, im Gartenland,
Wo zitternd ich vor Ihnen stand,
Bang hing mein Ohr an Ihrem Munde;
Wie ruhig Ihren Lehren ich
Gehorcht? Nun trifft die Reihe mich.
... Ich liebe Sie, — ich will's bekennen,
Doch hat ein Andrer meine Hand, —
Ihm bleib' ich ewig treu!“

Der eigenartige Reiz der Dichtung, die feine Charakterzeichnung, die Naturstimmung, die Petersburger Salonbilder, wo ist das Alles im Operntext geblieben?! Eine ungeschickte Hand hat nur das „Lattengerüst“, mit Wagner zu sprechen, auf die Bühne gestellt, das der Tondichter mit seinen Blüthen und Ranken bestmöglich zu schmücken und zu beleben versucht. Manches gelingt ihm auch überraschend schön. Die Briefscene ist musikalisch bedeutsam, der Schnitterchor, ein Walzer und die Polonäse sind ansprechend, und die Instrumentation enthält pikante harmonische Wendungen und frisch pulsirende Rhythmik. Wie meistens bei Autodidakten — Tschaikowskij war von Haus aus Jurist — zeigt sich eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, aber forcirt, genießüchtig und nicht selten wahl- und geschmacklos, wie wir ihn schon längst aus seinen Orchester- und Kammermusikstücken und den Clavierfachen kennen. Er ist eine durch und durch musikalische Natur, frei und leicht gestaltend und hat auch gute Einfälle, so daß man es begreift, daß er in seiner künstlerisch rückständigen Heimath als ein Genie verehrt wird, während er uns nur als ein Meister zweiten oder dritten Ranges erscheint, der auch neben unseren „Nachwagnern“, den Goldmark, Richard Strauß, Kienzl, d'Albert nur bescheiden sich ausnimmt. Mag man ihn in Rußland als Zukunftsmusiker und zweiten Beethoven feiern, uns sagt er nichts Neues und Großes. Ja Rubinstein, der dem jungen Rußland schon als ein halb überwundener Classiker gilt, scheint uns als Componist, obwohl ganz von deutschen Mustern abhängig, viel bedeutender. Wider Erwarten fanden wir in dieser Oper den russischen Musikcharakter wenig ausgeprägt. Da und dort wohl ein Stück voll weicher slawischer Schwermuth, aber es fehlt doch das, was Hanslick bei Tschaikowskij überall constatirt: die brutale Lustigkeit der russischen Kirchweih, wüste gemeine Gesichter, rohe Flüche, stinkender Fusel. Oder sollte Riemann Recht haben, wenn er die Schuldauf unsere deutsche Ohren schiebt, denen manchmal ein Thema Tschaikowskij's banal erscheint, das gut russisch-national sein mag? Oder hat uns die schlechte Charlottenburger Aufführung dieses slawische Colorit unterschlagen und auch den Wutki verfälscht?

m.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Großmama“. Schwank in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Lessing-Theater.) — „Jörg Trugenhoffen“. Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Stratz. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Hof-Gunst“. Lustspiel in vier Acten von Thilo von Trotha. (Neues Theater.)

Die Kadelbürger und Blumenthaler erhalten Concurrenz. Ihre Lorbeeren lassen die jüngeren Dichter nicht schlafen, denen es allmälig zu fad wird, sich literarisch zu geberden und Kunstwerke zu schaffen, die Brahm doch nur mit schweren Seufzern annimmt. Und stellt man sich auf den Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit, so ist wenig gegen ihr Bemühen einzuwenden, auch endlich einmal einen blitzdummen Schlager heraus zu bringen. Der verflossene Herr des Lessing-Theaters hat kein Monopol darauf, und wenn es ihn auch kränken mag, daß seine eigene Bühne dem Ruhmgekrönten jetzt heimtückisch Wettbewerber groß zieht, so ist er andererseits dank der wieder erlangten Bewegungsfreiheit in der Lage, seinen Kundenkreis zu vergrößern und den Export, sowie das Provinzgeschäft liebevoller als bisher zu pflegen, den Schaden also wieder gut zu machen.

Allerdings scheint Herr Max Dreyer berufen, ihm ganz gewaltigen Abbruch zu thun. Einst wird kommen der Tag, wo die eklen Wortspiele und gestohlenen Bonmots des vordem blutigen Oskars das Publicum über Gebühr anwidern, und dann ist entgiltig Raum geschaffen für ein Talent wie das Dreyer'sche, dem doch wenigstens hier und da ein gesunder Spaß, ein wirklicher, ehrlicher Witz gelingt. Noch vor Jahresfrist hätte man Herrn Dreyer allerdings nicht in einem Athem mit den entsetzlichen Kunsthandwerkern vom Prinz Friedrich Carl-Ufer nennen dürfen. In seinem neuesten Werke jedoch ist er zu ihnen hinabgestiegen, arbeitet mit ihren Mitteln, deren einziger Zweck es ist, Lachen um jeden Preis zu erregen. Und nur durch die unvergleichlich größere Feinheit seiner Begabung, nur durch seinen saftigen, unverfälschten Bauern-Humor unterscheidet er sich von Denen, die ihm im Wollen gleichen. So sieht es sich denn ganz possirlich und behaglich an, wie sein gefräßiger Weiberfeind der anmuthreichen, klugen, jungen Großmama in's Netz läuft, die ihn von seinen unterschiedlichen Lastern gründlich curirt, indem sie ihm ein moralisch Lied nach Mephistopheles' Art singt.

Derbe pommersche Luft weht in dem Schwanke, Dreyer greift stets herzhaft und frei von Prüderie zu, und wenn sein mürrischer Junggesell ein ausgesuchter Feinschmecker ist, so erinnert das um ihn herumgedichtete Stück lebhaft an derbe Schinkenstullen. Eine literarische That darf man von Herrn Dreyer nach dieser Leistung kaum noch erwarten, er hat eben capitulirt: unbedenkliche Munterkeiten und gediegene Hanswurstereien dagegen wird er uns wohl in Fülle bescheeren.

Anspruchsvoller kommt Rudolf Stratz daher, der bedauerlicher Weise das Dramendichten nicht lassen kann und immer noch Bühnen findet, die ihn in dem besammernswerthen Wahne bestärken, daß seine arme Muse durchaus auf's Theater müsse. Am Sonnabend hat sich das Schauspielhaus in prächtigen Decorationen, reichlicher Statisterie und gut gestellten Massenscenen wieder einmal selbst überboten. Herr Matkowsky gab im zweiten Acte eine Glanzleistung, wie wir sie von Kainz nie gesehen haben, und Herr Kraußneck als eifernder Lutherpfaff, die Herren Pohl als greiser Bauer, aus dessen Irrsinn unbändige Rachsucht vulkanisch aufsprüht, Link als spionirendes Jüdchen, Vollmer und Arndt als Verdorbene vom Adel standen ihm in ihren Chargen kaum nach. Trotzdem erlitt das miserable Ritter- und Räuberstück die verdiente Niederlage. Wer alle fünf Acte geduldig zu ertragen vermag, der kommt am Ende wohl dahinter, was Stratz eigentlich mit seinem Jörg will; irgend etwas wie einen ernsten Conflict, einen charakteristischen Zug, ein lebenswahres Wort wird er indeß nicht finden können. Dem Jörg Trugenhoffen hat der Landschad das geliebte Weib ermordet. Dafür rächt er sich in etwas curioser Manier an ihm, indem er Gleiches mit ungefähr Gleichem vergilt: er mordet zwar nicht die holdselige Braut des Landschads, sondern schnappt sie ihm vor der Nase weg und schläft selber bei ihr. Aber der Fluch der bösen That ist weltbekannt. Jörg hat das Engele nicht aus Liebe genommen, sondern allein dem Landschad zum Schabernack. Die junge Frau kommt dahinter, und um sie nicht aus allen Himmeln zu reißen, muß Jörg unter den Pantoffel kriechen, seinen pfalzgräflichen Herrn um Gnade anflehen und so einem insgeheim gethanen Schwur zuwider handeln. Daran nicht genug, begegnet es dem armen, vielgeprüften Kerl auch noch, daß er fälschlich in Verdacht kommt, die Bauern verrathen zu haben, was ihm den ausdrucksvollen Fluch seines früheren Busenfreundes, des Pfaffen Eisenhut, einträgt und ihn in den Tod jagt. Von einer logischen Entwickelung der Handlung, einem inneren Zusammenhange, von einer auch nur vorübergehenden Klarheit der Motive ist nirgends eine Spur; die ganz unsagbare elende Scenenführung bringt die tollsten Naivetäten und Unmöglichkeiten zu Stande. Wiederholt strebt der Autor nach Wildenbruch-Effecten, und der Anblick des rothen Henkers, der vor der Thür des Brautgemaches steht, bleibt uns so wenig erspart wie die feierliche Kerzenbeleuchtung des nächtlichen Burghofes, die zur Ueberraschung eines sündigen Paares dienen muß. Aber je krampfhafter sich der Poet anstrengt, desto langweiliger wird die Geschichte, desto unbegreiflicher die Situationen, auf die seine abgehetzte Phantasie verfällt. Gerhart Hauptmann's Versuch, dem Bauernkrieg historisch nahe zu kommen, ist kläglich mißglückt und war geeignet, den Eindruck hervorzurufen, daß die Sache schlimmer und dümmer gar nicht angefaßt werden könnte. Man hat sich geirrt, Herr Stratz ist doch dazu im Stande gewesen.

Dagegen hat jetzt das Neue Theater endlich den sehr nöthigen ersten Erfolg. Der langjährige Mitarbeiter Gustav v. Moser's hat ihn errungen, worüber sich unsere kritischen Radamanthusse, die für die sogenannte neue Richtung schwärmen, nicht wenig wundern. Als ob es beim lebendigen Theater überhaupt Richtungen gäbe, ästhetische Theorien, sichere Recepte. Erlaubt ist, was gefällt, heißt es auf der Bühne mehr als anderswo. Nachdem uns die kritischen Nachtwächter wie Brahm und Schlenther haarscharf bewiesen zu haben glaubten, daß die Zukunft nur Ibsen und seiner Berliner Schule gehöre, lehnte das Publicum mit einem Mal alles Naturalistische ab und jubelte den Märchenspielen zu, die dem Realismus den Rücken kehren und genau da anknüpfen, wo wir vor zehn und zwanzig Jahren auch schon waren. Den „Talisman" und die „Versunkene Glocke" können wir uns ganz gut von dem jungen Wilbrandt oder Richard Voß verfaßt denken, und die Stücke Dreyer's gleichen auf's Täuschendste den Erzeugnissen der Lindau-Moser-Zeit. Was da halbwegs modern anmuthet, beschränkt sich auf eine keckere, weniger theatralische, wenn man will: etwas natürlichere Dialogführung, die man aber nicht in der Schule Ibsen's gelernt, sondern wieder einmal den lieben Franzosen (Maupassant, Lavedan) abgeguckt hat. Mit „Cyrano von Bergerac", den der groteske Schillerhasser aus der Schumannstraße nur ungern aufführte, aber jetzt nach seinem Erfolge sehr bewundert, sind wir glücklich wieder beim alten Victor Hugo und dem bluttriefenden d'Ennery angelangt. „Hofgunst" aber ist der unverfälschte Moser mit einem Schuß Hackländer (Geheimer Agent) und Auerbach (Dorf und Stadt). Da haben wir wieder die an einen kleinstädtischen Hof verpflanzte Landpommeranze, die unter all' den Schranzen und Schemen allein frisch von der Leber weg spricht, alle Köpfe zurechtsetzt, alle Intriguenfäden in der Hand hält und liebende edle Herzen zusammenbringt, doch in Folge eines häßlichen Mißverständnisses sich selbst compromittirt und die Hofgunst verliert, bis zuletzt auf dem väterlichen Landsitze sich Alles aufklärt und die Verbannte ihren Flügeladjutanten kriegt. Die Satire ist harmlos und vorsichtig, die Komik in Moser's derb zugreifender Art. Einer der ältesten aber noch und für immer wirksamen Bühneneffecte besteht darin, daß irgend eine Figur all' den Anderen keck die Wahrheit in's Gesicht schleudert und dabei den Zuschauern „aus dem Herzen" spricht. Darauf basirt der Höhepunkt am dritten Actschluß, wo die eklige Oberhofmeisterin von der in Ungnade gefallenen Hofdame die ungeschminkte Wahrheit zu hören bekommt, und diese natürlich wirksame Scene entschied den Erfolg des Abends. Daraus geht nun für Groß und Klein die weise Lehr' hervor: die ältesten Wirkungen sind auf dem nun einmal unreformirbaren Theater allemal auch die sichersten und dankbarsten.

## Notizen.

„Der Werdegang des deutschen Volkes." Von Otto Kaemmel. 2 Theile. (Leipzig, Grunow). Kaemmel ist durch seine Deutsche Geschichte bekannt geworden. Er steht nicht auf dem Boden der modernen materialistischen Forschung und will nicht Fürsten- und Kriegs-, sondern Volksgeschichte schreiben, zwar nicht nach culturgeschichtlichen, aber nach politisch-nationalen Gesichtspunkten die Perioden gliedernd. Schreiber dieses steht nicht ganz auf dem Kaemmel'schen Standpunkte, weil er meint, daß die materielle und culturgeschichtliche Seite eine hervorragende Darstellung finden muß, etwa nach Lamprecht's Art, wo z. B. der sonst unverständliche und unverständige Hohenstaufenzug nach Italien mit dem Drang aus der deutschen Natural- in die welsche Geldwirtschaft überzeugend motivirt wird. Die Gliederung ist übersichtlich und nach nationalen Gesichtspunkten, die Charakterisirung der epochemachenden Ereignisse und Personen treffend und plastisch, der Stil glatt und flüssig. Der erste Band (Mittelalter) gliedert sich in vier Perioden: Wanderzeit (bis auf das Auftreten der Franken), Stammeszeit (fränkische Herrschaft bis zum Eintritt der sächsischen Herrscher), deutsch-römische Kaiserzeit (bis zum Interregnum) und landesfürstig-städtische Zeit (bis zur Reformation). Der zweite Band hat drei Theile: landeskirchlich-ständische Zeit (bis zum Ende des großen Krieges), preußisch-österreichische Zeit (bis zum Antritt des Prinzregenten von Preußen) und deutsche Kaiserzeit. Ueber die Berechtigung dieser Eintheilung läßt sich streiten; aber man muß es nur loben, daß der Verfasser die neuzeitlichen Vorgänge in Bezug auf Ursache und Wirkung besonders gründlich behandelt hat. Auch die Unparteilichkeit, womit der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. behandelt sind, ist anerkennenswerth. Kurz, ein lesenswerthes und verdienstliches Geschichtslesebuch für Haus und Schule.

„Kürschner's Deutsche National-Literatur," welche seit einer Reihe von Jahren die Stuttgarter Firma: Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, herausgiebt, ist bis zur 875. Lieferung gediehen, womit der 221. Band des großartigen Sammelwerkes vollendet ist. Er enthält „Nachträge zur älteren deutschen Literatur" und ist von dem Altonaer Gymnasialprofessor Paul Piper herausgegeben. Der Name dieses Germanisten bürgt für eine vorzügliche Leistung, die in Fachkreisen Aufsehen erregen wird, aber es will uns doch scheinen, als ob solche auch gar zu speciell gelehrte Literaturdenkmäler mit ihrer philologisch-kritischen Akribie nicht ganz in eine Sammlung passiren, die sich an die größeren Kreise der Gebildeten wendet. Schon früher hat Kürschner zuweilen von gelehrten Mitarbeitern, die ihr Specialfach mit Liebe treiben, doch darüber den weiten Blick auf das Ganze verlieren, in die Irrgänge der Germanistik ablenken lassen. Derlei fachwissenschaftliche Leistungen, oft nur dem Kenner des Altdeutschen und Mittelhochdeutschen verständlich, gehören kaum in eine populäre Encyclopädie der National-Literatur, d. h. der dichterischen Denkmäler für die Nation und das Volk. Unvergleich besser sind die früheren Bände gewählt, die Anakreontiker, Hainbündler, Minnesänger, Fischart, Reineke, Kudrun, Wolfram ꝛc., wo das richtige Maaß in dem, was geboten und erläutert wird, überall mit Tact und Geschick getroffen ist. Das gilt auch von den Classikern und Romantikern, von Herder, Lessing, Schiller, Fouqué und den Schlegel. Einzelnes wie August Sauer's Bürger, Ad. Stern's Theodor Körner, Nerrlich's ausgewählter Jean Paul, Lambel-Kühnemann's Herder sind geradezu Musterausgaben, die alle anderen längst verdrängt haben sollten. Zolling's 4bändigen „Heinrich von Kleist", der viel zu wenig bekannt ist, hat der Pariser Historiker und Germanist Arthur Chuquet die Perle der ganzen Sammlung genannt. Wenn man freilich bedenkt, daß das entschieden zu groß angelegte Gesammtwerk nun schon ein Vierteltausend Bände zählt und ein Ende noch gar nicht absehen läßt, dann muß man sich nicht wundern, daß das Einzelne in der Masse verschwindet und sich sozusagen selbst im Wege steht. Die Hauptschuld trägt freilich die Goethe-Ausgabe, die allein schon über 40 Bände füllt und noch lange nicht fertig ist. Sollte es sich nicht empfehlen, da die gleichzeitige große Weimarer Ausgabe ja doch nicht zu überflügeln ist, hier die Grenzen jetzt etwas enger zu ziehen? Der Wust von Zeitungsaufsätzen u. s. w. gehört doch kaum in eine populäre Ausgabe, umsoweniger als die Weimarer Vieles obsoleth und überflüssig macht. Nur wenn Goethe eingeschränkt und die abschließenden Literaturgeschichten nebst Register bald ihr Ende finden, ist eine harmonische Abrundung des verdienstvollen, monumentalen Standartwerks in absehbarer Zeit gewiß.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

---

# Das Zeichnen nach Gyps
und
# andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler,** Braunschweig
(gegründet 1883).

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**
Herausgegeben
von
**Egbert Müller.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

*1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf*

*1 Gros Nr 106: M 3.—*

*Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt*

*Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie*

*Überall vorrätig*

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

---

# Abonnement
auf das
## IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 8. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Welfische Umtriebe. Von Kurd von Strantz. — Von moderner Stenographie. Von Emil Richter (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Theodor Fontane über sich selbst. Nach ungedruckten Briefen. — Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. (Fortsetzung.) **Feuilleton.** Die Prämien-Vertheilung. Ein landwirthschaftliches Vereinsbild. Von R. — **Aus der Hauptstadt.** Bismarck's Memoiren. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Welfische Umtriebe.

Von Kurd von Strantz.

Als das Königreich Hannover 1866 dem preußischen Staate einverleibt wurde, standen Bürgerthum und Bauernschaft der gewaltsamen Aenderung der politischen Verhältnisse durchaus freundlich gegenüber. Das welfische Herrscherhaus hatte gröblich seine deutschen Pflichten seit Jahrhunderten verletzt und Hannover war lediglich im englischen Interesse regiert worden. Die niedersächsischen Bauernsöhne verbluteten auf fernen Schlachtfeldern und retteten die Ehre der englischen Fahne. Das Land selbst hatte keinerlei Vortheile von der englischen Verbindung und wurde seinem deutschen Berufe entfremdet. Nur einige hannöverische Adelsfamilien bereicherten sich am englischen Golde für Dienste, die ihrer Heimath schädlich waren. Die verächtliche Liederlichkeit der welfischen George auf dem englischen Throne konnte auch das deutsche Ansehen in England nicht heben. Auch die letzten Welfenfürsten, die wirklich im Lande nach der Trennung der englischen und hannöverischen Königskrone regierten, waren schlechte deutsche Landesväter im englischen Schlepptau. Die Blindheit des letzten Königs sicherte ihm das menschliche Mitleid, kann aber das geschichtliche Urtheil nicht ändern. Es ist bekannt, daß der alte Kaiser Wilhelm persönlich lieber Sachsen, als Hannover mit Preußen vereinigt hätte, zumal die Freundschaft mit dem König von Hannover politisch nicht ganz unwirksam war, wie ja auch lediglich die preußische Verwandtschaft Meiningen und Weimar, sowie Mecklenburg-Strelitz vor der verdienten Strafe bewahrt hat. Ein Verlust wäre die Minderung der buntscheckigen Landkarte nicht gewesen, da diese kleinen Gemeinwesen gar nicht in der Lage sind, ihre staatlichen Aufgaben zu erfüllen und sie thatsächlich nur auf Kosten der Steuerzahler und der Güte der Beamtenschaft ihr in der Reichsverfassung gewährleistetes Dasein fristen. Waldeck ist ja schon unter preußische Vormundschaft gestellt. Hannovers Untergang als selbstständiger Staat war ein Gebot der preußischen Selbsterhaltung, da diese niedersächsischen Lande sich wie ein Keil zwischen die östlichen und westlichen Provinzen Preußens schoben. Außerdem war hier die Weltgeschichte das Weltgericht für die welfischen Sünden. Der Landadel blieb durch seine finanziell und äußerlich nicht unvortheilhaften Beziehungen zum Hof, Heer und Civildienst der neuen preußischen Herrschaft abgeneigt. Sachsen nahm viele Officiere auf, die jetzt den Kern der sächsischen Sondergelüste bilden, während das gnädig von dem gleichen Schicksal durch Preußens Königin gerettete Weimar an seinem kleinen Hofe der Unterschlupf für welfische Hofschranzen wurde, die freilich ihrer Gesinnung nach gar keine Preußenhasser waren und sogar später in preußische Hofdienste übertraten. Aber es genügte zur ihrer Empfehlung schon der gute Klang eines alten hannöverischen Namens. Neustrelitz war schon ein gefährlicheres Nest, da die Großherzogin eine geborene Welfin ist. Auf den Gütern folgten natürlich die Tagelöhner und Knechte ihren Herren; auch die reichen Bauern, die in der eigenartigen Milizreiterei gedient hatten, fanden den preußischen strammen Dienst weniger angenehm, als den früheren Schlendrian. Die Menge der Unzufriedenen war aber nur beschränkt, da die in der Mehrheit nationalliberale Bevölkerung schon längst das Ende der wenig staatsmännischen und undeutsch gesinnten Welfenherrschaft ersehnt hatte. Die Kinderei der Welfenlegion, wodurch halbwüchsige Bauernburschen in's Elend gestoßen wurden und auf welscher Erde elendiglich verdarben, verlief bald in Folge Geldmangels und der diplomatischen Zurückhaltung Napoleon's im Sande. Die Beschlagnahme des welfischen Kronfideicommisses zeigte sich als eine sehr wirksame Maßnahme. 1870/71 war die Begeisterung in Hannover nicht geringer, als in Altpreußen und selbst die hochverrätherischen Pläne mißvergnügter Welfen wagten sich nicht an's Tageslicht. Nach der Wiedererichtung des deutschen Reiches erschien die Macht des Welfenthums gebrochen, zumal ja die alte Generation allmälig in's Grab sank.

Zu dieser Zeit trat aber ein wunderbarer Umschwung ein, welchen Preußen selbst mitverschuldete. Eine Versöhnungspolitik erschien dem milden Herzen des alten Kaisers als das geeignetste Mittel zur Vernichtung des landesverrätherischen Welfenthums. Seine gerade durch die preußische Politik als überlebt anzusehende legitimistische Anschauung wollte die angeblich dynastische Treue der hannöverischen Edelleute schonen. Wo aber in Ostfriesland, in den Stiftslanden und den kleinen Standesherrschaften die Anhänglichkeit an das welfische Königshaus, das gar nicht das angestammte war, zu finden sein sollte, darüber war man sich wohl in Berlin ganz unklar. Freilich den Raub jener Ländersetzen unter Vernichtung der alten geistlichen und ständischen Herrschaften war nicht, wie in Süddeutschland, ein Geschenk von Napoleonsgnaden an undeutsche Rheinbundsfürsten, aber jedenfalls auch kein legitimer Erwerb nach der geschichtlich unwahren Theorie

des göttlichen Rechtes der angestammten Obrigkeit. Ein Fünftel des Landes war altpreußischer Besitz aus der Zeit Friedrich's des Großen (Ostfriesland). Trotzdem fand man am Berliner Hofe in geschichtlicher Unkenntniß und politischem Unverständniß das Schmollen welfischer Gutsbesitzer ganz berechtigt und geradezu rührend. Gelegentlich machten böse Renegaten vortreffliche Carrière und um so höher glaubte man die Zurückhaltung der Mißvergnügten anschlagen zu müssen. Die Huldigung vor dem Schmerz der Welfen trug natürlich ihre schlechten Früchte. Die Söhne der welfischen Familien, die weder das alte Königshaus gekannt, noch jemals Wohlthaten von ihm genossen hatten, fanden es interessant, den Glauben der Väter fortzusetzen und ebenfalls sich mit dem Mantel einer falschen Legitimität zu umhüllen. Der Verfasser spricht aus eigener Erfahrung. Zwei dieser jungen Leute, die gegenwärtig Wortführer ihrer Partei geworden sind, waren als Studenten harmlose Kneipgenossen, die ihr welfisches Herz bis dahin noch nicht entdeckt und sehr vernünftige Ansichten über die hannöverischen Verhältnisse hatten. Es war dies Anfang der achtziger Jahre. Ihre Familien standen in gar keiner Beziehung mehr zur königlichen Familie, wie welfisch auch ihre Namen waren. Da wir uns längere Zeit im Auslande befanden, wurde sogar das Preußenthum kräftigst auch von ihnen betont. Die zielbewußte Politik Bismarck's hielt auch der kleinen Schwäche seines kaiserlichen Gebieters die Stange. Sein Rücktritt bedeutete auch in der Welfenfrage planloses Schwanken und Sieg der englischen Damenpolitik, die auch beim Zanzibarvertrage betheiligt war. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des preußischen Hofes zu England haben Bismarck oft bekümmert und leider war auch an höchster Stelle die Stimme des Blutes trotz scheinbarer Abneigung gegen das englische Wesen noch aus der Knabenzeit stärker, als der nüchterne politische Verstand. Freilich ist der Engländerhaß dafür in Deutschland in ungeahnter Kraft als natürliche Gegenströmung volksthümlich geworden, was politisch auf die Dauer nicht ohne Einfluß sein wird. Der in seinen Einkünften beschränkte Herzog von Cumberland war ein harmloser Widersacher. Die bedingungslose Herausgabe des Welfenfonds gegen das werthlose Versprechen der Unterlassung offener Feindschaft war daher einer der ersten Fehler der Caprivi'schen Nachfolgerschaft, wobei der Kanzler freilich bloß seinen unrühmlich gewordenen Namen hergegeben hat. Natürlich speist das Geld des Welfenfonds, der sonst hauptsächlich zu Landesmeliorationen der Provinz verwandt wurde, die welfische Bewegung, weil der Herzog bloß die Vermeidung wissentlicher Unterstützung antipreußischer Zwecke gelobt hat. Er spielt nunmehr den Vogel Strauß und freut sich über den Erfolg seiner Wohlthaten an seine Freunde auf preußische Kosten.

Inzwischen war der letzte Braunschweiger unbetrauert von seinem Lande gestorben, da seine Lebensführung mit Recht bei Lebzeiten Anstoß erregt und nach seinem Tode die Thatsache einer hierdurch veranlaßten beträchtlichen Schuldenlast gerechte Entrüstung hervorgerufen hatte. Es ging das Gerücht, daß, wenn nicht die Leiche Nachts in Braunschweig überführt worden wäre, man häßlicher Volksscenen, wie einst unter Herzog Karl, hätte gewärtig sein müssen. Bismarck ergriff die Gelegenheit, um einerseits Preußen gegen einen gefährlichen welfischen Nachbarn zu sichern, andererseits auf natürlichem Wege die Kleinstaaterei zum Absterben zu bringen, durch die Einsetzung einer preußischen Regentschaft Braunschweig allmälig in ein Reichsland zu verwandeln. Auch machte sich in dem kleinen, aber reichen und gut verwalteten Lande, woran freilich der frühere Landesherr gänzlich unschuldig war, der verderbliche deutsche Sondergeist geltend, der sich von der großen Gemeinschaft des Vaterlandes zurückhält. Freilich waren hierbei auch wesentlich eigennützige Erwägungen von beträchtlichem Gewicht. Die Vetternschaft des kleinen Beamtenthums fürchtete, ihr behagliches Dasein durch das Aufgehen in dem großen Nachbarstaate gestört zu sehen, während jetzt der Beamtenklüngel einer sicheren Versorgung in gewohnter Weise ohne sonderliche Anstrengung gewiß war. Je kleiner das Staatswesen, um so größer die Gefahr der Günstlingswirthschaft, die sich auf ganze Generationen und Familien erstreckt. Der reiche Prinz Albrecht von Preußen wurde Verweser des Herzogthums. Die Schulden des Vorgängers wurden getilgt, die neue Hofhaltung gewährte der Residenz mehr Vortheile, als je zuvor, da der alte Herzog kaum den Boden seiner Hauptstadt zu längerem Aufenthalt betreten hatte, wogegen ihm das Hofballet nach Sibyllenort in Schlesien folgte. Bezeichnend ist die angebliche Aeußerung der herzoglichen Beschließerin in Blankenburg, als zum ersten Male die neue Landesfürstin das Jagdschloß betrat. Sie soll mit sichtlicher sittlicher Genugthuung erklärt haben, daß die Gemahlin des Prinzregenten wieder nach langen Jahren die erste anständige Frau sei, die das Schloß beträte. Indessen war die Erfüllung der Repräsentationspflichten des neuen Hofes doch nur zu äußerlich. Man merkte, daß der hohe Herr sich nur als Platzhalter für seinen Nachfolger fühlte. Er griff auch kaum in die Verwaltung des Landes ein. Die Welfen witterten mit richtigem Instinct Morgenluft, als der mächtige Kanzler zum Unheil des Reiches den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit verlassen mußte. Sie ahnten im Prinzregenten einen schwachen Widersacher, der nur ungern sich auf diesen Posten durch den Willen des alten Kaisers gestellt sah. Die traurige Welfenpolitik des neuen Curses veränderte die durchaus reichstreue und fast preußische Gesinnung der Braunschweiger in erheblichem Maaße.

Jedermann war froh gewesen, das alte Welfenhaus erloschen zu sehen, da das letzte herzogliche Brüderpaar wohl alle Sympathien der loyalen Bevölkerung verscherzt hatte. Man wollte bloß nicht gleich preußisch werden und die alte Staatsform erhalten sehen. Das Vorbild Elsaß-Lothringens mußte die künftige Gestaltung der Dinge bestimmen. Alles war auf dem besten Wege, wenn auch der Landesverweser an seinem Theile vielleicht zu sehr der ungeleiteten Entwickelung der politischen Verhältnisse die Zügel schießen ließ. Das alte braunschweigische Ministerium saß dafür um so fester im Sattel und die Zeit einer kaiserlichen Statthalterschaft konnte nicht fern sein. Das englische Ränkespiel verdarb auch diese verheißungsvollen Anfänge. Der Sohn des Herzogs von Cumberland wurde preußischerseits beinahe offen als künftiger Thronfolger bezeichnet. Der Prinzregent fühlte sich immer unbehaglicher im Lande und ließ das tüchtige Ministerium frei schalten und walten. Nunmehr verlegten die Welfen ihre Kampfstätte in das bisher neutrale Braunschweig. Es wurde eine künstliche welfische Bewegung in's Leben gerufen, die sich auf die veränderte preußische Haltung und die absichtliche Unthätigkeit des Prinzregenten stützte. Die Nahrung von dieser Seite, die sicherlich ebenso unerwartet, wie wirksam war, mußte das in Hannover glimmende Feuer zu neuen Flammen emporlodern lassen. Braunschweig wurde mit einem Netze unermüdlicher welfischer Sendlinge überzogen, denen reichliche Geldmittel zur Verfügung standen, da ja jetzt der Welfenfonds den Gegnern des preußischen Staates ausgeliefert war. Nun ereignete sich das wundersame Schauspiel, daß die altbraunschweigische Staatsregierung mit kräftigen Abwehrmitteln für die preußische Regentschaft eintreten und ihren Beamten die Theilnahme an diesen landesverrätherischen Machenschaften verbieten mußte. Der Erfolg war nicht sehr groß, aber immerhin die Staatsautorität doch gewahrt. Die Person des Prinzregenten, in dessen Namen die Maßregelungen unbotmäßiger Elemente geschahen, trat immer mehr zurück. Noch schärfer schritten die preußischen Militärbehörden des Herzogthums ein, während doch die preußische Regierung selbst sich fortdauernd schwächlich benahm. Die Seele des preußischen Staatsministerums, der obwohl schon greise, aber

thatkräftige und geniale Finanzminister hielt sich aus begreiflichen Gründen ebenfalls zurück, da er als Hannoveraner nicht in den Kampf eingreifen wollte. Den anderen Gliedern des preußischen Staatsministeriums scheinen aber die Hände durch einen höheren Willen gebunden zu sein.

Hierzu kommt nun noch die Personenfrage. Die Familie des Prinzregenten spricht es offen aus, daß der Braunschweiger Aufenthalt nur ein vorübergehender sei. Im Garten des Berliner Palais ist bereits ein großen Marstall für 50 Pferde aufgeführt, so daß die dauernde Uebersiedelung wohl bald bevorsteht. Aber da die Nachfolgerschaft des Herzogs von Cumberland ausgeschlossen und sein Sohn noch nicht erwachsen ist, so scheint es sich nur um eine neue Zwischenherrschaft zu handeln, die sicherlich nicht zur Befestigung der an sich schon schwankenden Verhältnisse beiträgt. Sollte die Wahl auf den verunglückten lippeschen Prinzregenten fallen, dessen kurze Regierung kaum sehr rühmlich war, so würde die Annahme sich leider immer mehr verbreiten, daß, wie in Detmold, nicht sachliche Gründe, sondern persönliche Beziehungen seine Wahl bestimmen. Mit Recht würden die Welfen diese kaum bestrittene Thatsache gegen die preußische Regierung ausnützen und die Thronfolge des erbberechtigten Fürstenhauses als die einzige Lösung dieser fortgesetzten Verwickelung darstellen. Bismarck's Absicht ist auf diese Weise gründlich zum Schaden des Reiches und Preußens aus unverständiger Gefühlsschwärmerei und ungerechtfertigter dynastischer Rücksichtnahme vereitelt worden. Die braunschweigische Thronfrage ist kein Gegenstand zum Zweck der Versorgung unbeschäftigter Prinzen, noch darf sie nach dem privaten Erbrecht entschieden werden. Die Neigung zur Erhaltung der Kleinstaaterei, auch wenn sie auf dem Wege des Aussterbens der Herrschergeschlechter zum Vortheil der Einheit des deutschen Staates ihre natürliche Erledigung fände, ist bei diesen Zeitstimmungen entschieden stärker geworden. Das ruhmreiche Haus Schwarzburg ist dem Untergang geweiht. Da wird plötzlich wider das Fürstenrecht der morganatische Sprößling eines schwarzburgischen Prinzen von den beiden Landtagen für erbberechtigt erklärt. Die Fürsten v. Stolberg-Stolberg werden im Rechtswege sicherlich die Nachfolge in den Privatbesitz der Schwarzburger Fürsten erstreiten; aber eine neue Dynastie wird höchst unnöthiger Weise erstehen, die keinerlei Anspruch auf die sonst so verehrte Legitimität hat, sondern mit den Bonepartes und Bernadottes auf einer Stufe steht. Ohne diesen unerwarteten Zwischenfall würden die beiden kleinen herrlich gelegenen Ländchen schließlich muthmaßlich an die preußische Krone fallen, die nächst den Stolbergs durch Hausvertrag erbberechtigt ist. Ueberall schießt also der bedauerliche Particularismus üppig in vollste Blüthe und zwar schon im ersten Viertelsjahrhundert der Reichsgründung, nachdem wir mühsam die äußere Einheit erstritten haben und auch die Anbahnung der inneren Einheit verlangen müssen.

Die neue Welfenpolitik hat bereits die zu erwartenden Früchte getragen. In Hessen hat sich eine sog. Rechtspartei gebildet, die womöglich die Sünden des glücklich ausgestorbenen Kurfürstenhauses als Wohlthaten gegenüber dem von ihren eigenen Landesherrn zum Vortheil von Maitressen ausgesogenen Lande darstellen und zur Vergeltung den jüngeren Landgrafenzweig mit dem seligen Kurfürstenthum belohnen will. Sollte man hier auch auf die preußische Verwandtschaft rechnen? Dabei sind die Träger der gegenwärtigen Bewegung zur kurfürstlichen Zeit die schlimmsten Gegner der fürstlichen Mißwirthschaft oder — noch Kinder gewesen. In Hannover selbst haben die Welfen dem Könige von Preußen ihren Dank für das Entgegenkommen nach dem jüngsten Kaisermanöver in der Provinz schnell und deutlich abgestattet. Ihr Hauptorgan brachte dem Herzog von Cumberland zum Geburtstag den üblichen Huldigungsgruß und verglich ihre wahre Anhänglichkeit mit dem vermeintlich künstlichen Jubel der Kaisertage. Die Schonung der Gefühle einer solchen Partei bedeutet einfach politischen Selbstmord. Schlimm genug, daß politisch ungeschulte Conservative sich von den hohlen Betheuerungen zu Ehren des angestammten Fürstenhauses haben bethören lassen, conservative Elemente der Welfen in eine neuniedersächsische conservative Partei aufzunehmen. Die Welfen machen also sogar schon unter den preußisch Gesinnten erfolgreiche Propaganda. Aber ehe nicht von Berlin aus dem Mummenschanz durch eine unzweideutige Absage und zielbewußte Abwehr ein Ende gemacht wird, wird die preußische Regierung dem Vorwurf halber Maßnahmen und schwächlicher Vorsätze nicht entgehen.

---

## Von moderner Stenographie.

Von Emil Richter (Leipzig).

Unbekümmert um die nach gleichmäßigen Zeitabschnitten gesteckten Grenzpfähle der Historie geht die Culturentwickelung ihren eigenen, an keine geschichtlichen Fristen gebundenen Lauf. Der Uebergang aus der märchenhaften Vorzeit, in der — wie ein geistvoller Schriftgelehrter sagt — die Geister mit den Menschen collegialisch verkehrten, in die reale, allem Scheinwesen verhaßte Gegenwart ist auch auf die Entwickelung der Stenographie nicht ohne Einfluß und Bedeutendheit geblieben. Ich sage auf die Entwickelung oder Wiederbelebung der Stenographie, um damit gleichzeitig anzudeuten, daß sie schon ehedem vorhanden gewesen ist und, mit den wechselvollen Zeitverhältnissen gleichen Schritt haltend, zu gewissen Zeiten schon in hoher, ja vielleicht in höchster Blüthe gestanden hat. Immer und auch in allen Verhältnissen aber tritt uns die sprechende Thatsache mit untrüglicher Klarheit entgegen, daß alles Werden und Wachsen der Schrift einen Schritt nach vorwärts auf dem Wege einer den jeweiligen Zeitverhältnissen entsprechenden Vereinfachung bedeutet. Und in der That, noch ehe irgend ein glücklicher Kurzschriftgedanke Wurzel zu schlagen vermochte, ging man der Alltagsschrift, die in phantastischen Spielereien schwelgte, energisch zu Leibe. Die in bombastischen Kunstformen gewundenen Initialen, die mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten englischen Zierschriften verschwanden von dem Forum der Oeffentlichkeit, um einer in einfachstem und natürlichstem Gewande einhergehenden Schreibart Platz zu machen; die behäbigen, an dem jener Zeit eigenthümlichen Formalismus krankenden Kanzleischriften, deren trostlose Langsamkeit man mehr und mehr erkannte, warf man mit so manch' Anderem in die historische Rumpelkammer, um sie mit einer von allen überflüssigen und hemmenden Schnörkeleien befreiten kaufmännischen Schrift zu vertauschen, deren Gepräge noch heute den praktischen Sinn der Modernen, aber auch die Nothwendigkeit einer Vereinfachung und Erleichterung des Schreibens verräth.

Allein das war nur ein kümmerlicher Anfang, ein winziges Fortschreiten auf den ziellosen Pfaden einer rationellen Schriftreform. Damit konnte man sich auf die Dauer ganz unmöglich begnügen. Der Geist der Freiheit, welcher auf dem fruchtbaren Boden europäischer Cultur sehr bald die schönsten Blüthen zeitigte, weckte das Bestreben, die Schrift so einfach zu gestalten, daß sie mit dem geflügelten Worte gleichen Schritt zu halten vermöchte. So finden wir, daß die Stenographie die Frucht höherer Culturbestrebungen, wie überhaupt höheren geistigen Schaffens ist. Die Bedeutung, welche sie beispielsweise zur Zeit der römischen Machtherrschaft erlangt hatte, wo sich in Folge des regen politischen Lebens das Bedürfniß geltend machte, die geistigen Erzeugnisse der damaligen Staatsmänner und Diplomaten, namentlich die des berühmten Redners Cicero, aufzuzeichnen und in ihrem vollen Umfange und ungeschmälerter Bedeutendheit

der Nachwelt zu erhalten — diese Bedeutung, sage ich, ist die beste Quittung für die Werthschätzung der Stenographie zu jener Zeit. Von dem Zeitpunkte an, wo das römische Reich der Zerstörung anheim fiel, hat man lange nichts wieder vom Erscheinen einer brauchbaren Kurzschrift gehört. Die Herrlichkeit des Culturlebens war zu Ende; man tappte eben im Dunkel des Märchenhaften herum und da bedurfte es nicht der Nachfrage nach einer stenographischen Schrift, die nur im vollen Lichte des wirklichen Lebens bestehen und im Glanze geistiger Machtherrschaft Triumphe feiern kann. Nur in England, wo zur elisabethanischen Zeit der befreiende Geist eines herrschenwollenden Liberalismus athmete, versuchte man zuerst mit der historischen Schrift zu brechen, man erkannte die Wichtigkeit, politische Ereignisse, wie überhaupt alle wichtigen Begebenheiten durch die Stenographie festzuhalten, und so dauerte es nicht lange, da förderte der geschäftigte und findige Engländer ein System nach dem andern an das Tageslicht. Man ersieht also hieraus zur Genüge, daß das Erscheinen einer Kurzschrift nicht durch die Neigung zu erfinden, verursacht worden oder aus der bloßen Neuerungssucht einzelner Personen oder Völker hervorgegangen ist, sondern wie überall, so ist auch hier immer das Bedürfniß die Mutter der Erfindung gewesen. Stand ein Volk auf einer höheren Bildungsstufe, so herrschte auch damit gleichzeitig ein reges geistiges Leben, Gedankenaustausch und Gedankenvermittelung stellten höhere Anforderungen an die Schrift als Trägerin desselben und weckten so das Bestreben, diese zu vereinfachen, zu verkürzen und zu erleichtern, um schnell und geschwind schreiben zu können.

Die Engländer schlugen einen vollständig neuen, eigenartigen Weg in der Auffindung stenographischer Systeme ein. Sie wollten den höchsten Grad tachygraphischer Kürze dadurch erreichen, daß sie auf die Verwendung des scheinbar einfachsten Zeichenmaterials bedacht waren: sie gaben das historische Erbe des Cursivschriftlichen auf und nahmen nun ihre Zuflucht zu der geraden Linie, dem Kreise und Bogen, indem sie einzelne Theile dieser geometrischen Figuren in verschiedenen Längen und Stellungen benutzten, um so die nöthige Auswahl in der Verschiedenheit der Zeichen zu gewinnen. Selbst des Punktes in mannigfacher Verwendung vermochten sie nicht zu entrathen, da der ohnehin mangelhafte Zeichenvorrath nicht hinreichte, eine charakteristische Unterscheidung der Buchstaben zu sichern. Daraus, daß die Verbindungsfähigkeit derartiger Zeichen von Haus aus eine äußerst dürftige war, erkennen wir die Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit dieser Schriften. Wir sehen, wie die Bildung solcher Schriftformen zum Theil handwidrige Bewegungen voraussetzen, wie sie die Hand des Schreibenden nöthigen, sich bald in gerader, bald in rückwärtslaufender Richtung zu bewegen, daß sie bald Verbindungen und Schriftzüge einzugehen, bald Ecken und Winkel zu bilden hat, die ihr fremd, schwerfällig und zuwider sind, die ihren gewohnten Lauf hemmen und daher die Flüchtigkeit der Bewegungen beeinträchtigen. Die Figuren sehen steif und ungefällig aus und es heißt in eine neue Gewohnheit sich hineinleben, um in diesen Schriftbildungen einheimisch zu werden. Verschiedenheiten in der Vocalbezeichnung: theils vollständige Unterdrückung der Selbstlauter, theils intermittirende, buchstäbliche und interpunktirende Bezeichnung, sowie die Verbildlichung der Consonanten durch geometrische Formen charakterisiren die Wesensbesonderheiten der englischen Kurzschriftsysteme. Merkwürdig, daß sie trotzdem eine Verbreitung und Verwendung gefunden haben, woran wir uns ein Beispiel nehmen könnten. Den vielgepriesenen praktischen Sinn des Engländers finden wir auch auf stenographischem Gebiete bestätigt und seine Empfänglichkeit für Alles, was dem Geiste der modernen Zeit entspricht, hat in der Kurzschrift einen unwiderlegbaren Beweis gefunden. Wir haben zwar nicht nöthig, uns in der systematischen Ausgestaltung der Stenographie von unsern überseeischen Nachbarn beschämen zu lassen, denn in dieser Beziehung sind wir ihnen ein bedeutendes Stück voraus, aber in unsern stenographischen Tendenzen und Bestrebungen, da könnten wir uns ihre Wirksamkeit sicherlich zum Vorbilde dienen lassen. Ruhig fließen dort die Ströme stenographischer Bestrebungen dahin und weder ein Uebergreifen, noch ein Heraustreten aus ihren natürlichen Ufern macht sich bemerkbar. Wenn man Gelegenheit nimmt, die Stimmung und Neigung unserer Kunstgenossen jenseits des Wassers unbefangen zu beobachten, so entwickelt sich vor den Augen des Betrachters ein recht erfreuliches, in seinen verschiedenen Farben harmonirendes Bild. Freilich hat auch die Stenographie in England, wenn wir den systematischen Ausbau in's Auge fassen, ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Sie ist nur von vornherein in ein falsches Fahrwasser geleitet worden und bewegt sich auch heute noch in derselben bereits bezeichneten Richtung. Ob indeß die englischen Stenographen einmal umsatteln und den Weg des Cursivschriftlichen betreten werden, das ist ein Gedanke, der sobald fruchtbaren Boden nicht gewinnen dürfte. Denn der unaufhaltsame Fortschritt der englischen Stenographie hat auch die praktische Leistungsfähigkeit auf eine rühmenswerthe Höhe gebracht. Was dem Vater der geometrischen Kurzschrift, John Willis, zu erreichen nicht beschieden war, das haben die mannigfachen, wenngleich von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Versuche und Arbeiten der Meister Rich, Mason, Byrom, Mavor, Taylor und Lewis um ein bedeutendes Stück dem Ziele der Vollkommenheit näher gebracht, bis der kluge Isaak Pitman vollendete, was befriedigende Anerkennung noch nicht gefunden hatte. Mit ihm erst kam ein populärer Zug in die englische Kurzschrift und so trug er den Sieg davon.

Wir in unserem conservativen Deutschland mußten allerdings länger warten. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe man sich aus dem gefälligen Cultus der Romantik zu befreien vermochte. Dann aber erkannte und fühlte man alsbald in den weitesten Kreisen, daß in die Zeit der Eisenbahnen, des Dampfes und der Elektricität, in die Zeit der Erfindungen und Entdeckungen auch eine neue Schrift gehörte, eine Schrift gehörte, vermöge deren Fähigkeit Jeder in den Stand gesetzt werden soll, sich den Kampf um's Dasein zu erleichtern und die ihm obliegenden Schreibgeschäfte abzukürzen, zu vereinfachen. Das Bedürfniß nach einer solchen Schrift trat denn auch mit immer größerer Klarheit und Bestimmtheit vor Aller Augen und immer mehr fühlte man den Hemmschuh unserer Alltagsschrift. Zwar hatte man versucht, fremden Eindringlingen auf deutschem Boden eine Heimath zu verschaffen. Allein ihr Verweilen war nur von kurzer Dauer, sie fanden bei uns hier zu Lande so geringen Anklang, daß von einem Bekanntwerden in größeren Kreisen eigentlich gar keine Rede sein kann. Nur die Versuche eines Mosengeil, Buschendorf und Horstig, eine dem deutschen Sprachgewand angepaßte Kurzschrift nach fremdem Vorbilde zu schaffen, haben eine historische Bedeutung bis auf den heutigen Tag erhalten und ihre Werke sichern ihnen die Ahnenschaft der deutschen Kurzschrifterfinder. Aber damit ist auch ihre ganze Bedeutsamkeit erschöpft, sie sind gegangen wie sie gekommen waren. Aus seiner schöpferischen Kraft hat aber Gabelsberger ein Original-Werk deutscher Kurzschrift geschaffen, das uns, je weiter wir in seine Tiefen eindringen, je mehr Bewunderung abnöthigt. Sein Ruhm wird und soll deßhalb fortleben mit der Entwickelung der Kurzschrift, so lange diese die erhabene Dienerin der gesammten Menschheit sein wird. Er ist der Bahnbrecher gewesen auf dem damals noch öden Gebiete deutscher Kurzschrift und seine Nachkommen haben die Verpflichtung, seinem Werke nicht bloß die gebührende und immer größere Anerkennung zu verschaffen, sondern auch die unabweisbare Aufgabe dafür zu sorgen, daß es auf der Höhe der Zeit erhalten wird, damit es in dem Wandel der Verhältnisse nicht zurückgedrängt und in dem überall sich entwickelnden und neugestaltenden Leben nicht zu veralten ver-

mag. Alles hat seine Zeit und Alles — sagt man — überlebt sich. Und dieses Streben nach einer nothwendigen Weiterentwickelung, das Erreichenwollen des Vollkommenen und Zeitgemäßen hat kaum irgendwo beredteren Ausdruck gefunden als auf stenographischem Gebiete. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß — wie bekanntlich viele Wege nach Rom führen — man auch in der Erreichung des stenographischen Zieles verschiedene Wege einzuschlagen versuchte. Die Hauptströmungen richten sich gegen die historische Schrift des Altmeisters Gabelsberger, indem ihr der Vorwurf gemacht wird, sie sei zu künstlich aufgebaut, zu complicirt gestaltet, und unterbinde sich dadurch ihrer eigenen Entwickelung, den Bestrebungen nach Verallgemeinerung in den Schichten des gesammten schreibthätigen Publicums die Adern. Die Phonographie grollt ihr darüber, daß sie noch immer auf den hochliegenden Pfaden einherginge und sich aus den beengenden Fesseln des Besitzes eines historisch ererbten Privateigenthums nicht loszureißen vermöchte. Anderen Systemen mißgönnt man das Vorrecht, auf den geraden Weg des sicher zu erreichenden Zieles gelangt zu sein, während sich wieder Andere darüber grämen, daß sie zu stiefmütterlich behandelt und zu hart von ihren mächtigeren Rivalen bekämpft würden. Diese Kurzschriftmethoden kümmern sich nicht um Gesetz und Rechte, um Consequenz und wissenschaftliche Grundsätze, sie wollen unter Wahrung eines möglichst hohen Grades stenographischer Kürze gleichsam auf Adlersflügeln hinüber an's Ziel der idealen Vorstellung gelangen, Jene wieder gehen in schlichtem Gewande einher, sie haben allen systematischen Schmuck: die sinnbildliche Bezeichnungsart, alles Regelwerk, jedwedes Kürzungsmittel, auch die sonst so verdienstvollen Sigel abgestreift. Hier ist man bis an die Grenze des Menschenmöglichen gegangen, man hat Alles ausgerottet, was zur wissenschaftlichen Ausgestaltung beitragen konnte, Orthographie und Sprachgesetze hat man über Bord geworfen und der Schriftwissenschaft den Krieg erklärt, dort wieder hat man das Gefällige, das Schöne, Charakteristische, Geläufige der stenographischen Schrift in den Staub getreten und bemüht sich nun mit allerhand unbeholfenen und minderwerthigen Ersatzmitteln, mit kärglichem Beiwerk aufzuwarten. Das Symbolische der schriftlichen Darstellung, mit dem man bisher vorzüglich hauszuhalten pflegte, hat man in die historische Rumpelkammer geworfen, um wieder zu dem Realen, dem Faßbaren des Kurrentschriftlichen zurückzukehren; nicht durch unsichere systematische Vorschriften will man das Gedachte oder Gesprochene in bleibendes Eigenthum verwandeln, sondern durch die Zuverlässigkeit des Buchstäblichen wünscht man es jetzt dargestellt zu sehen. Größere Consequenz der Regeln und vor allen Dingen größere Einfachheit in dem Aufbaue des stenographischen Werkes behaupten in jüngster Zeit mehr als je ihr Recht. Man bemüht sich, die Stenographie von den beengenden Fesseln individueller Anpassungsfähigkeit Einzelner loszureißen und sie dem Privateigenthum Bevorrechtigter zu entziehen. Zum Gemeingut Aller, zum Gemeingut des schreibenden Publicums, zum Gemeingut der Gebildeten will man sie erheben: so schallt es in dreifachem Echo durch die stenographische Welt, das sind die drei Hauptrichtungen, die verfolgt, die drei Hauptziele, die erstrebt werden. Es ist ein heftiger, ein erbitterter, ein wüthender Kampf, ein Kampf um die Alleinherrschaft auf stenographischem Gebiete, ein Ringen und Jagen nach der Siegespalme. Im Norden haben zwei große Rivalen, die Stolze'sche und Schrey'sche Systemgemeinschaft, einen dauernden Friedensbund geschlossen, ihre Heere sind zusammengetreten, haben sich ausgesöhnt, um nun mit vereinten Kräften und unter einer Fahne für eine gemeinsame Kurzschriftmethode, das von diesen Schulen officiell angenommene „Einigungssystem Stolze-Schrey", weiter zu kämpfen. Und es ist bis auf Weiteres nur eine Zeitfrage, auf welcher Seite der Ansturm mächtiger sein, welche Schule schließlich doch zurückgedrängt und aus dem Felde geschlagen werden wird.

Uebereifrige, heftige Polemik ist seit langer Zeit auf stenographischem Gebiete getrieben worden und gerade jetzt, wo die Wogen der Bestrebungen höher schlagen als je, wo von allen Seiten versucht wird, dem zuschauenden Laien Sand in die Augen zu streuen, — da sollte man bestrebt sein, alle Engherzigkeiten von sich abzuschütteln und sich aus den beengenden Fesseln fanatischer Vorurtheile zu befreien und bemüht sein, der Wahrheit die Ehre zu geben. Durch keine Parteigehässigkeiten und Personenverehrungen soll man sich blenden lassen. Die Stenographie kann in den Augen des unbefangenen und unbeeinflußten, des nüchtern und objectiv denkenden Betrachters, vor allen Dingen aber auch in den Augen des besonnenen Gelehrten durch nichts mehr gefördert werden, als durch die unbedingte Hochhaltung der gemeinsamen stenographischen Bestrebungen und Ziele, als durch die Wahrheit und Sachlichkeit im Thun und Handeln.

## Literatur und Kunst.

### Theodor Fontane über sich selbst.

Nach ungedruckten Briefen.

Nun haben sich die blauen Strahlenaugen des märkischen Sängers, Erzählers und Wanderers geschlossen, und seinen Freunden und Verehrern bleibt das dunkle Gefühl, daß die Welt ärmer und kälter geworden ist. Wer je an seiner Seite durch die Straßen von Berlin gegangen ist, neben sich die hohe schlanke Gestalt mit den großen schwebenden Schritten, um Hals und Schultern vorsorglich die „Bajadere" gelegt, den gestrickten bunten Shawl, wie er in seiner Jugend getragen wurde; oder wer einmal hoch oben in der Potsdamerstraße in seinem altväterisch beschränkten und eingerichteten Heim, wo sein Blücher-Kopf gegen die Decke zu stoßen schien, den Abendthee mit den belegten Stullen à la 1830 einnahm, der empfand die Wärme seines Gemüthes und den ritterlichen Schwung seines Geistes in seiner schlichten, jeder Feierlichkeit abholden Art, seiner gemüthlichen Plauderei, seiner Kunst des Erzählens und — Zuhörens. Mögen nun seine Leichenredner und Nekrologisten den originellen Schriftsteller, den welt- und seelenkundigen Novellisten, den markigen Balladendichter, den Schilderer seiner im Grunde doch ziemlich reizentblößten Heimath preisen und in gut gemeinten Hyperbeln erheben, — wir, die wir ihn Freund nennen durften und ihn herzlich geliebt haben, wir wissen doch, daß der Mensch in Fontane noch größer war, als der Dichter. Obwohl der französischen Kolonie entstammend, war er durch und durch eine norddeutsche Kernnatur, im Besonderen ein Altpreuße, ein Märker. Das Französische an ihm selbst war nur seine Ironie und Courtoisie; die Sprache selbst sprach er ganz mit norddeutschem Accent („Batalch", „Momang"); sonst wäre es ihm 1870 als gefangener Kriegscorrespondent wohl auch besser gegangen, wenn er sich leichter verständlich zu machen gewußt hätte. Das nüchterne „brave" Preußische, von dem in der „Minna von Barnhelm" die Rede ist, eignete ihm im höchsten Maße, wie es denn auch bezeichnend ist, daß für das Heroische der alte Fritz mit dem Krückstock und Zieten aus dem Busch, im Königlichen aber der patriarchalische, sparsame, ordnungsliebende, aber doch sehr lederne Friedrich Wilhelm III. seine Ideale waren. Vor Bismarck stand er mit Zweifel bewundernd; man braucht bloß an sein Gutachten in der Bismarck-Enquête der „Gegenwart" zu erinnern, wo er dem schroff absprechenden Votum des Polen Sienkiewicz mit überschwänglichen Worten den Preis gab. Denn er war im Grunde ein Enthusiast, ein jugendlicher

Feuergeist und Draufgänger bis zuletzt. Darum ist es bezeichnend, daß seine letzte Aeußerung — eine Randbemerkung zu einer ziemlich selbstverständlichen und blöden Notiz der „Vossischen Zeitung“ über eine Dreyfus-feindliche Kundgebung des Herzogs von Orléans — der bewundernde Ausruf „Ausgezeichnet!“ war. Er war ein acurater, ordnungsliebender, gewissenhafter, höflicher Mann auch in seiner Correspondenz, und darum pflegte er auf die gleichgiltigsten Briefe ganz unbekannter Personen immer wenigstens mit einigen freundlichen Zeilen zu antworten. Wir haben es erlebt, daß er, wenn er z. B. in der Theaterkritik eines Bekannten ein glückliches Wort oder eine feine Bemerkung las, sofort dem Verfasser dazu gratulirte: „Ich beneide Sie darum.“ Deßwegen findet man den eigentlichen originellen, prächtigen Fontane nicht in seinen Dichterwerken, den ganzen Duft seiner idealen Persönlichkeit nicht in seinen kernigen Balladen, nicht in seinen manchmal entzückend hingeplauderten Novellen oder in seinen Menschen-, Sitten- und Naturschilderungen — nicht einmal in seinen biographischen Werken aus den großen Kriegen, von England oder seiner Jugendgeschichte bis zum dreißigsten Jahr, sondern am schönsten in seinen Briefen an näher oder auch ferner Stehende. So zurückhaltend und vorsichtig er im Verkehr war, so offen und männlich-furchtlos äußerte er sich in seinen vertraulichen Briefen. Er nahm hier nie ein Blatt vor den Mund. Als er uns damals seine Meinung über Bismarck oder besser über die Bismarck-Enquête schrieb, da hüteten wir uns wohl, seine zum Theil recht drastischen Bemerkungen über einzelne „Gutachter“ mit abzudrucken. Denn er tadelte auch die mit jenem feinen, oft aber auch schonungslosen Humor, der für sein Wesen charakteristisch ist. Er ging hier sogar so weit, sich über einen der Herren zu wundern, „daß man den noch frei herum laufen läßt“! Und in all' seinen Bosheiten war er doch von einer so gewinnenden Anmuth und bezaubernden Frische, die keinen Stachel zurückließ. Aber auch ein trefflicher Schütze war er in seinem Urtheil. Wenn z. B. ein berüchtigter Literaturspeculant sich als Entdecker von Gerhart Hauptmann aufspielte, dann schmunzelte Fontane mit seiner milden Ironie, denn er wußte es doch besser, daß er die Matadoren der Freien Bühne auf das ihm eingesandte Stück eines Unbekannten „Vor Sonnenaufgang“ bewundernd aufmerksam gemacht hatte. Ja, diese schlichte und nüchterne und doch so schwungvolle und chevalereske Art seines Wesens lernt man ganz aus seinen Briefen kennen, seine Geistesrichtung, seine Schaffensweise, sein Fühlen und Denken, und darum ist es besser als die scharfsinnigste ästhetische Würdigung, wenn wir Fontane als Briefschreiber über sich selbst das Wort ertheilen. Ein gemeinsamer italienischer Freund hat uns einige Dutzend Briefe Fontane's an ihn aus den letzten zehn Jahren zur Verfügung gestellt, woraus sich ein Mosaikbild des Dichters und Menschen in sprechender Treue zusammensetzen läßt.

Eine Merkwürdigkeit war schon seine Schrift. „Er ist der größte Kalligraph unter den deutschen Schriftstellern,“ schreibt Heine boshaft von Varnhagen, aber Fontane's Schrift hatte mit der wie gestochen zierlichen Handschrift des „Herrn van Ense“ oder Richard Wagner's nichts gemein. Sie war monumental, großzügig, etwa wie die Emanuel Geibel's, aber doch weniger schulmeisterlich, freier, fließender, fast kaufmännisch. Besonders seine Adressen waren voller Schwung und Charakter. Und mit welcher Liebe schrieb er Briefe, und sein ganzes Herz legte er oft in ein kleines Billet. Briefeschreiben war für ihn eine Kunst, Briefelesen ein Genuß. Als ihm der Freund den Briefwechsel Victor Hehn's sandte, war der alte Fontane gleich ganz Feuer und Flamme, wobei er freilich mit einem französischen Schnitzer anfing: „Ich bin jetzt bis Seite 133 „la plus belle fille ne peut pas plus donner, qu'elle n'a,“ — beiläufig eine reizende Schlußwendung für einen Brief, die ich nun wohl nächstens auch anwenden werde. Ich habe reichere, amüsantere, lehrreichere Briefe gelesen, z. B. die Pückler-Muskau'schen, die Heine'schen, auch die Mendelssohn'schen, aber keine feineren, keine, was Briefstil angeht, stilistisch vollendeteren. Man kann daran geradezu demonstriren, wie Briefe sein müssen, Alles nur angedeutet und doch immer genug, um ein klares Bild oder Urtheil zu geben. Feinste, freilich gelegentlich auch spöttische Behandlung des Persönlichen, was Alles den Reiz sehr steigert. Literarische Leute werden das Buch mit Vergnügen lesen und nach uns Kommende werden es als eine Quelle für Schilderung des Berliner Lebens in den 70er und 80er Jahren benutzen können“. Und später kommt er nochmals darauf zurück: „Das wird wohl zutreffen, daß die gestrichenen Stellen von Cotta gerade die interessantesten gewesen sind und da man in der Zeit falscher Rücksichtsnahme und gesellschaftlicher Heuchelei immer erquickt wird, wenn man mal ein freies ungenirtes Wort hört, so kann ich nicht leugnen, ich würde froh sein, wenn die „schlimmen Stellen“ stehen geblieben wären. Und mehr noch, man amüsirt sich nicht bloß darüber, man lernt auch daraus. Aus den öden Redensarten und den Patentheiten lernt man nie etwas. Dennoch glaube ich, ist es gut, nicht bloß für die Betroffenen, sondern auch für Hehn, daß diese Stellen gefallen sind; der Erfolg wäre größer gewesen, aber Hehn's Andenken hätte nicht dadurch gewonnen, um so weniger als der strenge und unerbittliche Antisemitismus doch nur sehr wenig Anhänger hat“. Und später äußert er sich nochmals über den Briefstil: „Solche Briefe schreiben sich die Leute heute nicht mehr, alles wird im Telegrammstil besorgt. Und dabei bildet man sich noch ein, das sei ein Fortschritt. Dies ist nun aber ganz und gar verkehrt. Daß die sentimentalen Seichbeuteleien, die zu Anfang des Jahrhunderts beliebt waren, jetzt außer Mode gekommen sind, ist ein Glück; jene Briefe enthielten nur Redensarten, die noch dazu Lüge waren; daß man aber auf jeden Austausch von Mittheilungen, wenn diese nicht praktisch-geschäftlich sind, verzichten soll, erscheint mir als ein Unsinn. Natürlich müssen Schreiber und Leser einander entsprechen; wenn ich Ihren Brief nehme, ja, für jeden Reetzengassenbewohner ist er nicht geschrieben, wer aber ein Bischen Bescheid weiß, wer mit Piazza d'Espagne (!) und Piazza Navona eine Vorstellung verknüpft, wer Italiener und italienisches Leben, wenn auch nur ganz oberflächlich, kennen lernte, für den ist ein Brief wie der Ihre der reine Zucker, weil er aus ihm mehr Licht und Wissen empfängt, als aus 6 Reisebüchern oder wohl gar aus 12. Denn je mehr man liest, je dümmer wird man. Es mag das nach den Naturen verschieden sein, aber ich für meinen Theil habe von sogenannten „gründlicheren Studien“ gar nichts gehabt und schiebe mein leidliches Zuhausesein in Welt, Leben und Geschichte darauf, daß ich mich immer nur vom unterhaltlichen Stoff, Anecdoten, Memoiren und Briefen genährt habe. Der alte Witz: „totale Unkenntniß von der Sache sicherte ihm ein unbefangenes Urtheil“, umschließt ein gut Stück Wahrheit. Natürlich werden auf diese Weise keine Gelehrten geboren; aber offener Sinn und Phantasie, wenn sie sich bewußt bleiben, daß sie's über Fühlen und Ahnen hinaus nicht bringen können, treffen es meist besser, als die mit Scheuklappen vorgehenden Bücherfresser“. Zeichnen uns solche Bekenntnisse den Menschen und Schriftsteller Fontane nicht besser, als zehn Leichenreden, Essays und Biographien?

Eine Eigenthümlichkeit sind für seine Briefe die fast stereotypen Nachschriften, worin er oft nach Frauenart das Wichtigste sagte oder etwa ein im Briefe selbst abgegebenes Urtheil ergänzte oder zurücknahm. Da urtheilt er einmal mit dem für den Menschen und Briefschreiber so bezeichnenden Geradezu über seinen Freund, den alten Hofhistoriographen Ranke: „Ranke, so höre ich eben, will trotz seiner 3 oder 84 nach England gehen, um daselbst einen großen Contract mit einem englischen Verleger abzuschließen. Ob Letzterer auf

seine Rechnung kommt? Ich glaube, Ranke's Tage sind auch literarisch gezählt. Mein Urtheil über ihn ist zwar ausschließlich frauenhaftes Urtheil, d. h. sentimental, da ich unendlich wenig von ihm gelesen habe, — Alles aber, was ich von seiner Schule und Richtung weiß, ist mir durchaus contre cœur." Aber er beeilt sich doch, in einer Nachschrift sein Urtheil zu mildern: „Im letzten Rütli vorgestern kam zufällig das Gespräch auf X. und ich hörte erst nun, daß sein neuestes Werk allgemein bewundert würde. Lazarus hat z. B. erklärt, so was Glänzendes noch gar nicht gelesen zu haben. Ist dies auch übertrieben, so giebt es mir doch zu denken. Ich glaube nicht an diese Formen des Liberalismus und ihre besondere und vorzugsweise Berechtigung und ich glaube fast noch weniger daran, daß man aus Archiven das Material zur Geschichtsschreibung holen muß. Dies vornehme Herunterblicken auf Alles, was nicht in Akten und Staatspapieren steht, ist in meinen Augen lächerlich — die wahre Kenntniß einer Epoche und ihrer Menschen, worauf es doch schließlich ankommt, entnimmt man aus ganz anderen Dingen. In 6 altenfritzischen Anekdoten steckt mehr vom alten Fritz als in den Staatspapieren seiner Zeit."

Fontane war glücklich im Leben wie im Tode. Ein Herzschlag ohne voraufgegangene Beschwerden brachte plötzlich schmerzlos und leicht das Ende, das er sich stets so gewünscht hatte. (Charakteristisch für ihn war wieder, daß seine Angehörigen ihm die Pulsadern bei der Einsargung öffnen mußten, denn der Gedanke an den Scheintod war ihm stets peinigend). Und glücklich war sein Leben, das Mühe und Arbeit und doch köstlich war. Wie Ibsen kam er als Apotheker, als „Pillendreher", wie er spottete, in die Literatur. Als Zeitungscorrespondent fing er an, Theaterkritik trieb er bis vor zehn Jahren noch mit großer Gewissenhaftigkeit und Milde, aber auch hier mehr als ein jeder Theorie und Aesthetik abholder Stimmungsmensch und Plauderer, denn als eigentlicher Kritiker. Fast als Sechzigjähriger begann er Novellen und Romane zu schreiben. Und erst im Alter kam er auch zu voller literarischer Bedeutung und Anerkennung. Die Briefe an den römischen Freund sind nun um so interessanter, als sie uns den Märker aus Neu-Ruppin von einer neuen Seite zeigen. Man sollte meinen, daß er sich nur in seiner Heimath wohl befunden hätte, höchstens etwa noch bei den stammverwandten Engländern, in der Heimath seiner Balladendichtung. Aber er kannte auch Italien, das er in den Siebzigerjahren zwei Mal bereiste und innig liebte. Der römische Freund wurde auch nicht müde, ihn immer wieder über die Alpen zu locken und ihm seine Gastfreundschaft und Begleitung anzutragen, aber Fontane wurde ebensowenig müde im Ueberlegen und — Rechnen. Endlos wird 1890 der Reiseplan in seinem Briefwechsel von allen Seiten, der materiellen wie der literarischen, betrachtet: „Einen Augenblick war eine Lust und ein Plan da, — wir wollten nach Rom und zwei Monate lang das Berliner Leben vergessen. Aber es zerschlug sich rasch wieder, weil es doch zu unsicher ist, wie man's trifft und dann Geld und Zeit nutzlos geopfert sind. Dazu die schwierige Verpflegungsfrage: ich bedarf durchaus der häuslichen Linsensuppe oder Rindfleisch mit Gurkensauce, — der ewige Parmesankäse ist nicht meine Sache. Aber immer wieder kommt er darauf zurück: „Dennoch, und wenn ich sechs ideale Wochen in Rom zubringen könnte (was in dieser Welt voll Kopfweh, Zahnschmerzen und Magenkolik, anderer Unberechenbarkeiten zu geschweigen, doch immer fraglich bleibt), dennoch, sag' ich, würde sich kein ganz richtiges Verhältniß von Einsatz und Gewinn herausstellen, weil der denkbar höchste Gewinn aufgehört hat, ein so recht eigentlicher Gewinn für mich zu sein. Angenommen, ich schriebe jetzt an einer historischen oder novellistischen Arbeit, zu deren Abschluß es nöthig wäre, daß ich täglich erst den Palatin und dann drüben das Trümmerfeld des Esquilin durchwanderte, so stünde mir durch eine Romreise ein bestimmter, großer, mich beglückender „Gewinn" in Aussicht, der um so größer wäre, je mehr ich mich, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, von der Wichtigkeit meiner Arbeit durchdrungen hielte. Denn „nur der Irrthum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod". Aber so liegt es nicht, ich habe in Rom nichts Derartiges zu holen und würde im Wesentlichen über die Erneuerung gehabter Eindrücke nicht hinaus kommen. Ich war in den Katakomben und bewunderte das Profil von Rocca di Papa, ich bin die spanische Treppe hinauf- und in San Clemente die Stufen in die Cryptkirche hinabgestiegen, ich war im Café Cavour und habe Acqua fresca (der Name war noch anders, es war Gebirgswasser, so ähnlich wie Marcia; man trank es in Buden für eine Kupfermünze*) und aus der Fontana Trevi getrunken. Von Allem habe ich so zu sagen die Sahne abgeschöpft und das davon gehabt, was der Laie überhaupt davon haben kann. Wenn ich mir den „Moses" auch noch zehnmal und das „jüngste Gericht" auch noch zwanzigmal ansehe, so komme ich doch in Genuß und Verständniß um kein Haar breit weiter. Nun bleibt ja natürlich immer noch was übrig und wenn das auch nicht wäre, so hat das bloße mal wieder in Rom gewesen sein doch einen bestimmten Werth, aber dreimal unterstrichen: einen bestimmten Werth. Als Bankier fände ich diesen „bestimmten Werth" mit 1000 Thaler (für drei Personen) nicht zu hoch bezahlt, als kleiner Schriftsteller ist es zu hoch, weil es sich um nichts Neues, sondern lediglich um eine Recapitulation, eine Wiederauffrischung handelt. Dazu würde man mir in Freundeskreisen eine solche Ausgabe doch als Anmaaßung oder mindestens als schlechte Wirthschaft auslegen. Und nicht ganz mit Unrecht. Ich kann acht Tage nach meiner Reise einen Schlaganfall kriegen und erwerbsunfähig werden, da würde ich dann schlimme Dinge zu hören kriegen. Alles spitzt sich im Letzten zu einer Geldfrage zu und so liegt es denn einfach so, besäße ich so viel Guineen wie ich Markstücke besitze, so wäre ich schon in 14 Tagen an der Riviera und in sechs Wochen in Rom. Da's aber liegt, wie's liegt, so war der ganze Plan nur Idee und Traum und ich muß hier stille sitzen, bis ich zur Sommerzeit in ein schlesisches Gebirgsdorf kann." Und zum dritten Mal: „Die Sache liegt schließlich so: werde ich morgen von dem Gefühl ergriffen, Du mußt Rom noch einmal sehen, so werde ich 8 oder 14 Tage später wahrscheinlich aufbrechen, denn das Geld dazu habe ich oder kann es jedenfalls mühelos aufbringen und was die Rücksicht auf den Rest der Menschheit und das Urtheil der Freunde angeht, so würde ich der Gefahr, die von dieser Seite allerdings droht, doch schließlich aus dem Wege zu gehen wissen. Im Allerletzten würde ich mich über etwas „Rederei" auch weiter nicht allzu sehr grämen, denn beredet wird man doch. Die Hauptschwierigkeiten liegen also schließlich doch wo anders, liegen darin, daß es an der rechten Begeisterung zu der Reise gebricht, liegen in einem beständigen Abwägen zwischen Einsatz und Gewinn. Der beträchtliche Einsatz — wohin ich auch Kraft, Nerven, Zeit rechne — ist sicher, der beträchtliche Gewinn ist zweifelhaft. Das Rom von 1890 ist ein anderes und vielfach interessanteres als das von 1874; aber ich kann in meinem abgebrauchten innern Menschen die rechte Freudigkeit dafür nicht mehr aufbringen. Ich lasse die Schönheit und Bedeutung gelten, aber der Sinn dafür ist nicht mehr so mächtig, daß die Gegenkräfte siegreich balancirt würden. Da haben Sie die Situation, den Seelenzustand eines alten Herrn, dem doch au fond nur noch an Ruhe liegt. Und solche Reise und dann sechs Wochen Rom sind Alles, nur nicht Ruhe. Natürlich ist Alles, was ich hier geschrieben, der Ausdruck einer bestimmten Stimmung. Es wäre schließlich immer noch möglich, daß ich mich in ein paar Wochen so frisch und springrig fühlte, wie ein Gummi-

*) Fontane meint wahrscheinlich „acqua acetosa", den bekannten Säuerling vor porta del popolo, den Goethe in seiner „Italienischen Reise" rühmt, und der in Rom für ein Geringes feil geboten wird.

ball, und ist dann auch eine völlige Romsehnsucht wieder in mir erwacht, der ich dann wohl auch Folge geben würde. Aber die Möglichkeit ist nicht sehr wahrscheinlich." So muß denn der römische Freund auf das Wiedersehen endgiltig verzichten, aber er revanchirt sich in sinniger Weise, indem er des Dichters Stube mit italienischen Rosen und römischem Lorbeer schmückt. Er bedankt sich dafür: „Hier ist kaum der Crokus heraus, Sie haben schon Rosen; ich bin aber doch froh, in dem prosaischen alten Berlin zu sitzen, links neben mir einen alten Kachelofen und rechts neben mir ein altes Conversationslexikon." Und dann der gespendete Lorbeer. „Auffallend ist mir aber doch, daß das Alterthum dem Lorbeer eine so hohe Stellung angewiesen hat, er hat schönheitlich nichts Hervorragendes, die Blüthe nun schon gewiß nicht. Wie erklärt sich diese Hochstellung? Oder ist an Ort und Stelle doch ein Maaß von Schönheit da, das uns hier nicht zu Gesicht kommt? Oder ist die große Schlichtheit gerade die Schönheit?" Der Freund bejahte dies, auf den Ausspruch Goethe's weisend „Wo still die Myrthe, hoch der Lorbeer steht". Dann gab er eine kleine Beschreibung von bei Rom an gewissen Plätzen stehenden Citronen- und Orangenbäumen, Lorbeer und Myrthe, wie auch von den an Häusern sich aufwärts schlängelnden Weinreben, und constatirte daß die immergrünen Agrumi ein Alter bis zu 600 Jahren erreichen könnten, die Weinrebe aber als eine der ältesten Pflanzen oft über 1000 Jahre lebe. Und Fontane antwortet: „Ja, tausend Jahre, das ist schon was. Außerdem „willst den Dichter Du versteh'n, mußt in Dichters Lande geh'n." Dieser Satz paßt auch auf Bäume; was wir hier in Lorbeer und Myrthe leisten, ist schwach." Als ihm aber der Freund über die Crispi'sche Mißwirthschaft, das panamino, die Camorra und Maffia klagt, da tröstet ihn Fontane mit dem bitteren Wort: „Haben Sie Recht, so ist das schlimm und man kann dann bloß sagen: Italien ist moderner geworden, aber nicht besser. Vielleicht ist das Jobber-, Betrugs- und Ausbeutesystem, aber nicht specifisch modern-italienisch, sondern überhaupt modern und findet sich überall. Selbst hier, wo man auf Ehrlichkeit so stolz ist, liegen die Dinge im Argen."

Ueberhaupt eignete diesem Erzpreußen und Stockmärker ein freier weltbürgerlicher Sinn. Vielleicht trug der welsche Bluteinschlag die Schuld, daß er dem neupreußischen Schneidigkeitsideal durchaus ablehnend gegenüberstand, auf keine Partei eingeschworen war, wie er denn auch Jahrzehnte lang Redacteur der hochconservativen Kreuzzeitung und der deutschfreisinnigen Vossischen war. Sein Kosmopolitismus, sein Antichauvinismus kommt einmal in unseren Briefen sehr schön zum Ausdruck: „Daß Ihre Söhne nicht rechte Lust haben, einen Germanisirungsversuch mit sich vorzunehmen, kann ich ihnen so sehr nicht verdenken. Jede Nation hat ihre Aufgaben und ihre Vorzüge und das Beste ist, daß man da bleibt, wo man durch Gott hingestellt wurde, und das ist für Ihre Söhne Italien. Eine Ausnahme von dieser Regel kann ich nur da gestatten, wo Eltern und Kinder fühlen: nein, die Stelle, worauf ich stehe, ist nicht die Stelle, wo ich hingehöre, mein Vaterland, der Punkt, wo mein innerster Mensch hingehört, liegt wo anders. Ich hatte mal England gegenüber solche Gefühle, aber sie waren doch falsch und ganz wenige Fälle abgerechnet, wo politischer oder religiöser Fanatismus ganz und gar Besitz von einem Menschenherzen genommen hat, werden sie immer falsch sein. Was finden Ihre Söhne in Deutschland, woran sie sich aufrichten könnten, welchen Punkt haben wir, wo sich ausrufen ließe: ja hier leben und sterben. Ich finde eigentlich nur eine Kategorie von Menschen, die nur in Deutschland leben und ein Genüge finden kann. Das sind die „Wagnerianer", worunter man sowohl die Anhänger Richard Wagner's, wie die des „schweren Wagner" (des Bierhauses) verstehen kann. Außerdem vielleicht noch Freimaurer. Aber was haben wir sonst, das einen Tausch rechtfertigen könnte! Kunst? lächerlich. Wissenschaft (die der Deutsche gepachtet zu haben glaubt) auch lächerlich. Biedermannschaft? dito. In Liebenswürdigkeit und der ganzen Welt der Formen stehen wir jammervoll zurück. Man kann doch nicht nach Deutschland kommen, bloß um im Lande Luther's oder Goethe's oder Friedrich's des Großen oder Bismarck's zu leben. Wer sich an diesen Gestalten aufrichten will, wie's Lewis oder Carlyle that, kann es auch in jedem anderen Erdenwinkel; Kroll oder die Hasenhaide sind dazu nicht nöthig."

Das altpreußische Gefühl der Pflicht durchdrang auch diesen aufrechten Mann. „Das Gefühl: ‚ich war zu was da', umschließt einen Schatz und doppelt für Frauen," schreibt er einmal in diesen Briefen und fügt hinzu: „das ist der Punkt, in dem sie uns sicher überlegen sind, nicht für sich da sein, sondern für einen Anderen oder für Andere überhaupt." Wir haben schon oben gesehen, wie ihn dieses Gefühl der Pflicht vor einer bloßen Vergnügungsreise nach Italien zurückschreckte. „Der Ernst, der Muth, die Ueberzeugungstreue haben doch einen ganz kolossalen Eindruck auf mich gemacht, mich mit erneutem Respect vor einem richtigen alten preußischen Beamten erfüllt, und mir bestätigt, was ich freilich schon lange weiß, daß alle die wegen ihrer „Richtung" scharf angefochtenen Menschen die besten, vielleicht die einzig anständigen sind. Freilich war Fontane, obwohl er sich gern als ein „Mann und Kind" bezeichnete, doch zu weltklug, um nicht zuweilen auch der Convention zu opfern. In einem für ihn sehr wichtigen Falle war der römische Freund einmal im Zwiespalt mit sich selber. Es handelte sich darum, ob er im Bewußtsein eines nach seiner Ueberzeugung unbedingt moralischen Rechtes, im Pflichtgefühl gegen seine Familie formelles Recht verletzen sollte. Zwei Freunde, jeder in seiner Art gleich vortrefflich, der Berliner Professor Karl Werder und Fontane hatten ihm auf verschiedene Weise in dieser Angelegenheit gerathen. Der besondere Zug Werder's bestand darin, das abstract von ihm als richtig Erkannte ohne Rücksicht auf die Individualitäten und unter Ausschließung jeder Modification durchzuführen, mochten dann die Folgen sein, wie sie wollten. Fontane seinerseits, in gewohnter Liebenswürdigkeit, wollte, daß den Umständen Rechnung getragen würde. „Lieber Freund, es giebt in der Welt sogenannte flotte Kerls, die haben eben auch ein Recht so zu handeln, wie es unser Werder in seiner Energie verlangt. Solche Leute machen sich dann keine Skrupel über etwaige mißliche Folgen; ihnen genügt das Gefühl, für das praktische Leben das Correcte gethan zu haben. Wir nervösen Menschen müssen dagegen oft hin und her laviren, die Constellationen in Betracht ziehen ꝛc. und eingedenk bleiben, daß wir mehr zum Grübeln geneigt sind als die flotten Kerls, daher auch später vielleicht in unmotivirte Gewissensbisse verfallen."

Bescheiden dachte er von sich und kannte und bekannte die Grenzen seiner Begabung. Und mit welcher so gar nicht fachschriftstellermäßigen Anerkennung beurtheilte er die ihm von Unzünftigen und Dilettanten zugesandten Verse! Auch dem trefflichen italienischen Freunde schrieb er einmal: „Ihr Vers ist ganz reizend, und für einen Mann von Fach beschämend, weil er sich — für 99 Fälle unter 100 möchte ich mich verbürgen — sagen muß: ja so gut hättest Du's nicht machen können, oder doch nur in Deiner besten Stunde. Ueberhaupt ist es was Fatales in gewissem Sinne Vernichtendes für Schriftsteller und Dichter, daß beständig Nicht-Fachleute Dinge schreiben, die viel viel besser sind als das, was von Fachleuten geleistet wird. Das ist in keiner anderen Kunst so, weil jede andere mehr schwer zu erlernende Technik fordert; schreiben kann Jeder und ist der Betreffende klug und hat seine glückliche Stunde, so schießt er den Vogel ab. — Was Sie freundlicherweise von meiner Fruchtbarkeit sagen, — ja das ist ein weites Thema. Soll das in Betracht kommen, was als Samenkorn fruchtbringend in die Seele

fällt, ja dann ist die Zahl der „Fruchtbringer" unberechenbar. Jeder Schuster kann solch' Wort mal aussprechen, es braucht nicht mal sein eigenes zu sein. Man hat literarisch nur eine Bedeutung, wenn man mal ein Fanal war, das alle Leute leuchten sahen und ihren Cours danach nahmen." Ueber seine eigenen Arbeiten sprach er sich nicht gern aus, denn jede Fachsimpelei war ihm ein Gräuel. Nur selten einmal findet sich hier eine Ausnahme. Der Freund machte die Ausstellung, daß es unnatürlich sei, wie Effi Briest Briefe, welche sie als Verrätherin gegen ihren Mann kennzeichnen und daher bei ihrer Entdeckung von seiner Seite das ganze zukünftige Leben verderben würden, von ihr auf so leichtsinnige Weise in einem Nähtisch aufbewahrt wurden, und zwar viele Jahre lang. Und der Dichter entgegnet: „Ja, die nicht-verbrannten Briefe in Effi! Unwahrscheinlich ist es gar nicht, dergleichen kommt immerzu vor, die Menschen können sich nicht trennen von dem, woran ihre Schuld haftet. Unwahrscheinlich ist es nicht, aber es ist leider trivial. Das habe ich von allem Anfang an sehr stark empfunden und ich hatte eine Menge anderer Entdeckungen in Vorrath. Aber ich habe nichts davon benutzt, weil Alles wenig natürlich war, und das gesucht Wirkende ist noch schlimmer, als das Triviale. So wählte ich von zwei Uebeln das kleinere." Und dann das prächtige Selbstbekenntniß: „Es geht einem ganz eigen mit den zurückliegenden Arbeiten; ich weiß noch ganz deutlich, daß ich, vor 20 und 30 Jahren, meine ganze Seele daran hing, daß ich glücklich war, mal wieder einen alten Dorfkirchhof abgeklappert und neuen Stoff für die Beschreibung zu haben, daß ich über den Kriegskarten saß und mitten in der Nacht aufsprang, um einen Schlachtplan in wo möglich drei Linien aufzuzeichnen (je weniger Linien desto besser; ja dies „wenige" — weil erst die rechte Klarheit gebend — war die eigentliche Schwierigkeit), oder sonst einen leidlich guten Einfall zu Papier zu bringen. Und mit den Romanen und Novellen habe ich mich erst recht abgemüht. Und was ist jetzt am Ende meiner Tage das Resultat davon? Ich warte die Gleichgiltigkeit der Menschen nicht mal ab, sondern komme ihnen fast zuvor und bin tief durchdrungen, ein paar Gedichte abgerechnet, von der Indifferenz des Geleisteten. Freilich ist dies das Loos alles Modernen; das Classische, der feste Bestand, das was den Schatz der Nationen bildet, wird von Jahrhundert zu Jahrhundert nur durch wenig Sachen vermehrt und Alles, was selbst die Guten und Besten jetzt schaffen, hat bloß einen Tageswerth — eine ganz kurze Zeit und es ist von der Tafel heruntergewischt. Heute waren in der „Vossin" sechs oder sieben Romane hintereinanderfort besprochen, Alles Arbeiten von namhaften Leuten, Alle gut aber auf jeden kamen drei Zeilen und schon jetzt, wo die Buchstaben noch kaum trocken sind, sind alle sechs oder sieben Bücher schon so gut wie vergessen. Mich erfüllt dies Alles durchaus nicht mit Trauer, nur zur Bescheidenheit wird man immer dringlicher verpflichtet und lernt einsehen: „es ist Alles nichts". Freilich kann man diesen Satz unter Alles schreiben; Salomo war auch schon so weit." Ja, auch Fontane litt heimlich am Schmerz fast aller Literaturmenschen. „Nous nous vendrons jamais!" wie lächelte er verständnißinnig zu Flaubert's traurigem Seufzer! Und mochten ihn die Verehrer auch feiern, er wußte es doch, daß er nicht populär war, daß seine Gedichte viele Jahre warten mußten, ehe sie die zweite und dritte Auflage erreichten, daß seine Novellen und Romane nicht „gingen", daß sogar seine herrlichen „Wanderungen in der Mark Brandenburg" langsam, langsam nur die Gunst des norddeutschen Publicums gewannen. Für die Menge war er als Erzähler zu fein, als Dichter zu preußisch. In Süddeutschland war er wenig, in Oesterreich gar nicht bekannt. Und wenn er dem Versuch der Jungen, ihn zu ihrem Führer und „Meister" zu machen, mit höflicher Ironie begegnete, so war ihm die Beckenschlägerei der Wolzogen, Brahm und Genossen im Grunde nur unwillkommen. Vielleicht dachte er an Goethe's Wort: „wen ich lobe, dem stell' ich mich gleich", — jedenfalls wußte er, daß die Jungen, die ihn nur für ihren Klüngel in Anspruch nahmen, um selbst von seinem Ruhme zu profitiren, ihm mit dem unerbetenen Lärm beim großen Publicum bloß schadeten. So war denn auch der Erfolg der Gesammtausgabe seiner Erzählungen leider nur gering, und wir haben Beweise für seine Klagen darüber. Er hatte sich niemals um eine Anerkennung, einen Rang oder Titel bemüht, denn alle äußerlichen Ehrungen verachtete er. Aber es wurmte ihn schließlich doch, und mit Recht, daß der märkische Adel, den er so herrlich im Guten und Bösen geschildert, ihn vollständig ignorierte, gerade wie der Hof auch. Während die gleichgiltigsten Porträtmaler, Bibliothekare und Kunstschreiber den Professor- und andere Titel erhielten und mit Orden belohnt wurden, brachte er es nicht einmal zum bescheidensten Hofrath. Indeß das patriotische Bumbum seines Antipoden Wildenbruch, das diesem schlichten Wahrheitsfreund immer zuwider war, officielle Anerkennung fand, stand der neben Kleist bedeutendste Verherrlicher Preußens und Hohenzollerns fast unbeachtet bei Seite. Sogar die Universität hatte ihn erst auf fremde Anregung hin geehrt. Als ihm zum 70. Geburtstage die Berliner Universität den Ehrendoctor verlieh, schrieb er mit seinem unnachahmlich feinen Humor nach Rom: „Ja, nun ist man also Doctor. Es ist, wie man mir sagt, und wie mir auch einleuchtet, eine große Ehre und ich bin aufrichtig froh darüber, weil es doch viele Menschen giebt (beinah alle), die einen Unbetitelten nicht für voll ansehen. Wer 50 Jahre gefochten, ohne einen Tapferkeitsorden zu kriegen, der kann kein Held sein, der ist bloß ein ‚Fechtbruder'. Und das ist bekanntlich nicht viel." Und frisch und fast jugendlich blieb er bis zuletzt. Von den alten Freunden, die zusammen die Rütli-Gesellschaft bildeten, blieb er der Frischeste. „Maerckel, Eggers, Blomberg, Lübke, Storm sind todt; Zöllner, Menzel, A. v. Heyden, Roquette, der junge Eggers, Lazarus und ich freuen sich noch des himmlischen Lichts. Menzel, die große Berühmtheit unseres Kreises, ist trotz seiner 78 Jahre noch gut im Stande, auch noch schaffenskräftig und schaffensfroh. Trotzdem sieht man auch an ihm, daß Alles seine Zeit hat und die Jungen, die ihm selbstverständlich nicht bis an die Knie reichen, behandeln ihn wie eine berühmte Mumie oder Reliquie, vor der man den Hut abnimmt, ohne sich mit wahrer Verehrung lange aufzuhalten." Und er schließt: „Alles wächst heran, und wir dem Grabe zu. Der Tod schreckt, aber es ist doch gut, daß er einem sicher ist; ewig ging es doch nicht hienieden. Nun, so lange es noch dauert, die Ohren steif!"

---

## Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

(Fortsetzung.)

Der zweite Act unserer Tragikomödie vom König und Sänger spielt in Ostpreußen, dem damaligen Centrum der Opposition, das Herwegh schon in Zürich als eigentliches Ziel seiner Reise in's Auge gefaßt hatte.

Von Berlin war Herwegh nach Danzig und von da nach Königsberg gereist, wo sich natürlich die ganze Opposition, Jacoby und sein Kreis, die Jachmann, Walesrode und besonders die Studenten um ihn schaarten. Bei dem Festmahle spielte man, wie gewohnt, die Marseillaise, und Wilhelm Jordan, der damals an der Albertina studirte und Sprecher der Studenten war, feierte die Felsennacken der Männer Ostpreußens und sprach verächtlich von dem weichlichen Berlin,

wo Alles in tollem Veitstanz rase, wenn Fanny Elßler ihre Sylphenbeine schwinge:

Der Eitelkeit und der Genußsucht Dämon
Besessen hält dies üppige Korinth.
Hier aber, Herwegh, ist dein Lacedämon,
Wir rasen nicht, weil wir Spartaner sind.

Gottschall, der dem Festmahl im Junkerhof beiwohnte, hat unlängst an dieser Stelle von diesem Bankett unter dem Präsidium des Justizrathes Crelinger erzählt und den Dichter geschildert: „Er war kein Redner und kein Sprecher; er schien immer über seinen Versen und Reimen zu brüten. Er hatte etwas träumerisch Versunkenes in seinem Wesen, nichts geistig Bewegliches in seinen Zügen, trotz der feurigen Augen im stark brünetten Gesicht. Wir trauten ihm nicht zu, daß er dem König als ein beredter Marquis Posa gegenüber gestanden habe, sondern er mußte seine Lection schweigend und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung empfangen haben.

Ueberhaupt ging es damals in der Stadt Kant's sehr aufgeregt zu. Die Bürger beschlossen, ihrem wegen Majestätsbeleidigung verfolgten Jacoby eine silberne Bürgerkrone zu stiften und wollten zu Beiträgen dafür in der Hartung'schen Zeitung aufrufen, aber der Censor ließ es nicht zu, worauf die Unterzeichner dieses Verbot in einem Inserat an die große Glocke hingen. Auch der entlassene Staatsminister Theodor v. Schön, der gewesene Oberpräsident der vereinigten Provinz Preußen, der damalige Abgott der liberalen Zeitungen, dem der König noch immer freundschaftlich gesinnt war, obwohl er „sich zuweilen durch seinen jüdischen Freundespöbel zu liberalen Aeußerungen verleiten" lasse, empfing Herwegh sehr freundlich und wollte ihm zu Ehren in seinem Hause ein Fest geben, natürlich nur um die Regierung und zunächst seinen Nachfolger, den Oberpräsidenten Böttticher, zu ärgern. Ja den Königsberger „Freien" war sogar der Sänger, der sich von dem Monarchen in Audienz hatte empfangen und „bethören" lassen, schon ein halber Renegat, und die Hartung'sche Zeitung stellte ihn darob in einem Gedichte spottend zur Rede. Auch Laube bestätigt, daß die Audienz Herwegh vielfach in's Schuldbuch geschrieben wurde. „Er hätte gar nicht hingehen sollen, oder wenn er's that, nur geharnischt antworten müssen! riefen die Ultras. In wie schwieriger Lage ist aber solch' ein heutiger Marquis Posa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen steht, vor einem beredtsamen Monarchen, welcher die Zusammenkunft nur für seinen Zweck veranstaltet hat, für den Zweck der Zurechtweisung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten sich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine siegreiche Figur spielen sollte! Zunächst doch Muth, Rednergabe und gesellige Gewandtheit! Letzteres konnte man am wenigsten vom jungen schwäbischen Dichter erwarten. Nun er fand immerhin just dem Schlosse gegenüber in einem reichen Kaufhause eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte sie und freute mich ihrer Entschlossenheit, schlankweg den jungen Poeten zu heirathen, welcher, roth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportal trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuschritt. Sie war als ganz junges Mädchen schon begeistert für alles Höhere und ist ihm eine treue Gefährtin geworden."

Der König war über alle die Königsberger Vorkommnisse, deren Gerücht ihm zu Ohren kam, nicht wenig aufgeregt und wandte sich dieserhalb an seinen vortragenden Rath mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

Charlottenburg, 8. Dec. 1842.

Bester Thile.

In der Königsberger Zeitung vom 5. d. zeigen eine Menge Menschen an, ihre Erklärung über das Inserat, Jacoby betreffend, sey von der Censur gestrichen.

Was ist das? Es mag eine saubere Geschichte seyn, denn die Namen sind sehr verdächtig. Schaffen Sie mir doch Licht darüber. Ich finde, daß Böttticher uns zu wenig au courant der dortigen Vorfallenheiten hält. Ein Gedicht in dems. Blatt scheint mir Herwegh zu verspotten wegen seines Nackenbeugens bey mir. Grand bien lui fasse. Ueber seinen Empfang möcht' ich auch etwas Officielles dort wissen. Nach Carthaus sind 100 Mann zu Fuß und zu Roß zum Schutz des evangel. Gottesdienstes gesendet.

Gott besser's. Vale. FW.

Selbstverständlich kam der Oberpräsident Böttticher dem Befehle sofort nach, und die Acten enthalten noch zwei seiner Berichte. Da heißt es einmal:

Herwegh ist am 7. d. M. von hier nach Elbing abgereist, nachdem er die letzten Tage im Samlande zugebracht hatte. Die Gesellschaft bei Exc. v. Schön, zu welcher er geladen war, ist abgesagt worden wegen Unwohlseyns der Frau v. Schön. Den befohlenen näheren Bericht über Herwegh's hiesigen Aufenthalt werde ich in den nächsten Tagen erstatten, ich konnte die Nachrichten dazu nur auf dem gewöhnlichen Wege erhalten. Die Angelegenheit wegen der Jacobischen Bürgerkrone lasse ich weiter verfolgen, die Unterzeichner des Aufrufes halten sich nicht verpflichtet über eine Zeitungsnachricht Rede zu stehen. Sub rubro Censurcontravention habe ich nur andere Leute, bei denen eine Bekanntschaft mit der Sache zu vermuthen, vernehmen lassen, bis jetzt aber ohne Erfolg.

War der König schon über den Zeitungsklatsch von der Audienz entrüstet, so versetzten ihn die amtlichen Berichte aus Königsberg in den höchsten Zorn. Die Jacoby'sche Bürgerkrone, die Verspottung des „Nackenbeugers" Herwegh, die „Blutlieder", die bei dem Bankett gesungen wurden, das Alles verletzte ihn tief. In einem Brief an den General Dohna, nach den als Manuscript gedruckten Aufzeichnungen der Familie Dohna, beschwerte er sich bitter über Herwegh und seine Freunde. Acht Tage habe er sich besonnen, ob er dem Dichter die gewünschte Audienz bewilligen solle: „ich that es, weil ich ihn für einen wahren begeisterten Republikaner hielt", — allerdings eine wunderliche Motivirung. Logischer ist der Nachsatz: „Hätte ich gewußt, daß er Deserteur von einem württembergischen Infanterie-Regimente ist, so hätte ich ihn natürlich nie gesehen." Die Angelegenheit war ihm um so unangenehmer, als er die Schuld an der bewilligten Audienz ganz allein tragen mußte. „Der Monarch," schreibt Treitschke, „regierte nicht nur selbst; er verstand auch die Dinge also einzufädeln, daß seine Rathgeber zumeist vor halbvollendeten Thatsachen standen". Ohne Zweifel hatte er auch die Audienz bewilligt, ohne seine Minister oder seine Freunde Radowitz und die Gerlachs zu befragen. Und nun hörte Herwegh in Königsberg von dem kleinlichen Verbot eines Blattes, dessen Leitung er noch gar nicht übernommen hatte. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der „Sänger des Hasses" dies aufnahm, der ohnehin unter den Vorwürfen der Ultras, daß er einem König die Aufwartung gemacht, viel zu leiden hatte. Die radicalen Freunde brauchten nicht erst Oel in's Feuer zu gießen, um seinen wildesten Zorn zu entfesseln und seinen förmlichen Absagebrief zu veranlassen. Da, wie Laube hübsch sagt, der König sich geistreich genug gefühlt hatte, dem modernen Posa gegenüber nicht die Rolle eines Philipp zu spielen, so leitete nun Herwegh daraus die Berechtigung ab, an den König ein Wort unter vier Augen zu richten. Sein Brief lautete:

Königsberg im December 1842.

Majestät!

Wir wollen ehrliche Feinde sein, lauteten die Worte, die Preußens König jüngst an mich gerichtet; und diese Worte geben mir ein Recht, ja legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einst mein Vertrauen auf Ew. Maj. ausgesprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde sein — und an demselben Tage, da Ew. Majestät diese Worte auszusprechen geruhten*), gefällt es einem hohen Ministerium, den Buchhändlern den

*) Ein Irrthum. Das von uns mitgetheilte Verbot ist eine Woche nach der Audienz, vom 28. November datirt, und eine Folge des an diesem Tage dem Könige vorgelegten Berichtes der Leipziger Allgemeinen Zeitung über die Audienz. Daß das Verbot aber seit Wochen bereit lag, beweist darin die Bezugnahme auf die Bekanntmachung des Deutschen Boten „vom 1. d. M." d. h. vom 1. October.

Debit eines von mir erst zu redigirenden Journals, von dem unter meiner Redaction noch keine Sylbe erschienen ist, und dessen Debit vor zwei Monaten, ehe diese Uebernahme der Redaction durch mich bekannt gewesen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daß dieser, mein Name, auch bei Ew. Maj. einen so schlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben nach Dem, was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Ew. Maj. von diesem Verfahren gar keine Kunde, und der Zweck dieses Briefes ist auch nur, diese einfache Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Ew. Maj. weiter beschließen mögen, was Rechtens ist.

Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich weiß, daß mein beschränkter Unterthanenverstand*), mein Bewußtsein einer neuen Zeit, auf ewig widersprechen muß dem alternden Bewußtsein und dem Regiment der meisten deutschen Minister, denen ich das Recht der Opposition gern einräumen möchte, wenn sie überhaupt Notiz nehmen möchten von Dem, was um sie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menschheit, statt sich mit ein bißchen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche spielen. Wenn diese Minister in dem Widerspruche gegen sie auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht bloß Polissonnerie und Frivolität zu wittern im Stande wären, kurz, wenn diese Minister außer dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft schätzenswerthen administrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen besäßen, sich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulassen, statt dieselben erst vornehm zu ignoriren, dann, ohne sie zu kennen, brutal zu behandeln und so Fürst und Volk zu täuschen, wenn sie von einer Beruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist und durch äußere Maßregeln nun und nimmer erzwungen werden kann.

Noch giebt es Menschen, die durch nichts zu schrecken sind (und ich rechne mich zu ihnen), Menschen, die sich die Seele ausschreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; um so getroster, da selber die Feinde des Fortschrittes nicht mehr den Muth besitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil sie wohl einsehen, wie gefährlich das Märtyrerthum ist, und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken Ihnen gelingt, zwanzig Geharnischte auf einmal aus dem Boden springen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es auch ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen, und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Collision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbots, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vortheile durch Das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß**). Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot nicht hinlänglich gesorgt. Verbotene Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz. Ew. Maj. Minister haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten, und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Ew. Maj. Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt: diese Bücher sind in Jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten, in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblick Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich selbst muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo selbst die Censur aufgehört hat, eine Wahrheit zu sein; was ja die täglich stattfindenden Confiscationen bereits censirter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Maj. noch ein letztes Wort zu richten, ein Wort, was nur die Diener des Fürsten, nicht die Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort, das ich mit dem ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Maj. gesprochen, und das Ew. Maj. danach würdigen und schätzen werden. In tiefster Ehrfurcht

Ew. Maj.

ergebenster

Georg Herwegh.

Es ist nicht genau bekannt, wie der König diesen Absagebrief aufnahm, vielleicht war er der Meinung Treitschke's, daß diese „kindischen Großsprechereien" keine Beachtung verdienten. Ein sonst gut unterrichteter radicaler Schriftsteller jener Tage, der Rheinländer Ernst Dronke, erzählt in seinem Herwegh gewidmeten Buche „Berlin" (2 Bde., 1846), daß der König im Zweifel war, wie er des Dichters Brief aufzunehmen habe, weßhalb er ihn zur Begutachtung an den Staatsrath übergab. Bevor aber noch hier eine Entscheidung erfolgte, zeigte es sich, daß das „Wort unter vier Augen" ebensowenig wie die Audienz nur eine private Aussprache zwischen König und Sänger blieb. Herwegh hatte von einem Freunde, wie Dronke erzählt, die Nachricht erhalten, daß auf seinen Brief hin seine Verhaftung beschlossen sei, und deponirte für diesen Fall die Abschrift des Schreibens bei einem Bekannten, damit das Publicum alsdann die Sache richtig beurtheilen könne. Leider scheint es ein sehr indiscreter Freund gewesen zu sein, denn der Brief wurde in Abschriften verbreitet und ging in Königsberg von Hand zu Hand. Der wachsame Böttticher erwischte gleichfalls eine solche Abschrift und sandte sie an Thile mit folgendem Stimmungsbericht:

Dem König ist der Zusammenhang jenes angeblichen Verbotes angezeigt. Daher ad acta habe ich die Ehre mit Beziehung auf meinen gehorsamsten Bericht v. 10. d. M. den hiesigen Aufenthalt des Dichters Herwegh betreffend, eine Abschrift des hier circulirenden Briefes des Herwegh an Se. Majestät den König über das Verbot des Journals „Der deutsche Bote" gehorsamst zu überreichen. — Der Dr. Jordan, einer der hiesigen jungen Exaltirten, hatte in einem Kaffeehause zur Zeit von Herwegh's Anwesenheit seinen Freunden unziemliche Lieder über das Militär vorgelesen und war deßhalb von einem anwesenden Officier (Lieutenant v. Götzen) gefordert worden; die Sache ist indessen durch deprecative Erklärungen des p. Jordan beigelegt, als eben die Polizei einschreiten wollte, um das Duell zu verhindern.*)

Inzwischen war Herwegh von dem gährenden Königsberg abgereist und „auf mancherlei Umwegen" nach Stettin gekommen, wo auch seine Braut in Begleitung ihrer Schwester Frau Fanny Piaget eingetroffen war. Im Hause von Prutzens Schwager wurde gemeinsam das Weihnachtsfest verlebt. Unmittelbar darauf schlug die Bombe ein. Herwegh's Absagebrief an den König wurde in der Beilage der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 24. December veröffentlicht. Einer von Jacoby's Intimen, der theologische Privatdocent K. R. Jachmann hatte, ohne um Discretion zu bitten, eine Abschrift an einen Leipziger Parteigenossen aus Robert Blum's Umgebung gesandt, der durch die Veröffentlichung der liberalen Sache und dem ob der Audienz vielfach angefeindeten Dichter einen Dienst zu erweisen meinte. „Durch eine unglaubliche Unvorsichtigkeit Jachmann's," schreibt der Humorist Ludwig Walesrode, der damals in Leipzig weilte, an Herwegh, „ist Dein an den König gerichtetes Schreiben in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir haben Alles aufgeboten, die Weiterverbreitung desselben durch Aufkaufen der noch zu habenden Nummern zu hindern, ehe die gesammte Presse sich der Sache bemächtigte. Aber umsonst". Herwegh, der sogleich in der Leipziger Allgemeinen eine Erklärung erließ, daß der Druck gegen seine Absicht erfolgt sei, war außer sich über den dummen Streich. Nur seine tapfere Braut freute sich seines Briefes von Herzen, und obwohl auch sie die Indiscretion beklagte, so äußerte sie doch, daß diese Veröffentlichung ohne sein Wissen und Zuthun dem Publicum zeige, „daß Naturen wie er gegen den Pesthauch der höfischen Sphäre unempfänglich sind". Dem König aber erschien der Absagebrief in der Oeffentlichkeit wie eine freche Verhöhnung. Auch die Minister meinten, der Monarch dürfe sich vielleicht von dem sonderbaren Schwärmer im Zwiegespräch oder in einem vertraulichen Briefe belehren, aber nicht vor allem Volk unpassende Briefe schreiben lassen. Bei den Acten befindet sich eine anonyme Denkschrift, wahrscheinlich das vom König befohlene Gutachten des Staatsrathes. Eine Randbemerkung Treitschke's nennt

*) Anspielung auf den ein paar Jahre zuvor bekannt gewordenen Erlaß des Polizeiministers v. Rochow, es zieme „dem Unterthanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maaßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen", woraus das geflügelte Wort entstand.

**) Hier steckt der ganze Herwegh, bemerkt dazu seine Gattin.

*) Wilhelm Jordan theilt uns mit, daß sein Vortrag „unziemlicher Lieder" sich auf die Vorlesung seines in der Sammlung „Schaum" (Leipzig, Ernst Keil 1846) abgedruckten Gedichtes „Die Schildwacht" beschränkte, das 1. schildert, wie ein junger Idealist, Wache stehend, einen Monolog hält über die kleinen Plackereien im Friedensdienst, während 2. unterdeß ein General, im Bette schlaflos, eine Uniformänderung erfindet, die ihm einen Orden einträgt. Und der greise Dichter bemerkt dazu: „Das trug ich in gleichgesinnten Poeten- und Schriftstellerkreisen vor, ohne zu ahnen, daß im Nebenzimmer, dessen Thür ein Kellner halb offen gelassen haben mochte, Officiere saßen. Unter diesen Umständen und da der mich fordernde v. Götzen mir gänzlich unbekannt, ward es einem anderen mir befreundeten Officier nicht schwer, die Sache zwischen uns beizulegen."

als vermuthlichen Verfasser den Gerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach, den Freund des Königs und gefürchteten Schriftsteller der Hochconservativen, jenen „geistreichen" Mann, der nach des jungen Otto von Bismarck Entdeckung nur schulmeistern konnte und eigentlich an Allem zu tadeln fand. Diese Denkschrift lautet:

Wenn man in der Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 358 den Brief Georg Herwegh's an den König von Preußen liest, so kann man sich nicht enthalten über die Sicherheit, ja wir möchten sagen Schamlosigkeit zu erstaunen, womit dieser unreife Literat dem Könige unter die Augen tritt und sich mit hochtönenden übermüthigen Redensarten über das Verbot seines Journals beklagt, während er wie ein eigensinniges Kind in einem Athem seinen Aerger über dieses Verbot und seinen Trotz, daß er keine Zurücknahme desselben verlange, ausspricht.

Der Brief beginnt mit einer Berufung auf die angeblichen Worte des Königs „Wir wollen ehrliche Feinde sein", und geht dann wahrhaft komisch zu der bitteren Klage über, daß diese Feindschaft durch das Verbot eine Wahrheit geworden sei. Fast scheint es, als hätte Georg Herwegh in dem Schmerz „das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehn" Feindschaft mit Freundschaft verwechselt. Denn ist es nicht eine ehrliche Feindschaft, die dem Feinde die Thüre verschließt, bevor er in das Haus eingedrungen ist? Oder ist Georg Herwegh in demselben Irrthum befangen, wie jener Recrut, der in seinem ersten Gefecht den schießenden Feinden zurief „Schießt doch nicht hieher, hier stehen ja Leute". Oder hat er geglaubt, jene Feinde besäßen nicht den Muth, ihm entgegen zu treten, was er in seinem Briefe mit, wie wir glauben, unehrlicher Keckheit ausspricht. Es scheint, daß seine Gegner von ihm anders denken. Sie sind darauf gefaßt, daß er und sein Anhang sich bemühen werden, sein verbotenes Journal, ebenso wie die fünf Auflagen seiner Gedichte einzuschmuggeln, und daß ihm dies theilweise gelingen wird; sie halten sich aber dennoch zu dem ergangenen Verbote verpflichtet, weil sie „ehrlich" durch die That erklären wollen, daß sie diese Art Schriften für schädlich und verderblich halten. Weniger „ehrlich" aber erscheint es uns, wenn Georg Herwegh zum Schluß seinen Brief „ein ehrliches Wort", „ein Wort unter vier Augen" nennt und doch wohl nicht leugnen wird, das Seinige dazu gethan zu haben, daß dieses „Wort unter vier Augen" durch die Leipziger Zeitung unter 100 Augen gekommen ist.

Eine nähere Betrachtung dieses „ehrlichen Wortes unter vier Augen" zeigt zwar, daß nicht viel daran liegt, daß es zu einem Zeitungsartikel geworden ist. Georg Herwegh wirft den Ministern vor, sie zankten sich mit Schaum und Wind statt das, was in den Tiefen der Menschheit vorgeht und darin die Elemente einer neuen Religion zu erkennen. Der Vorwurf ist aber in Wahrheit ungerecht, denn eben weil die Obrigkeit unter dem Schaum und Wind die Elemente einer Schauder erregenden Irrlehre, die alles Heilige mit Füßen tritt und mit Koth besudelt, erkannt hat und weil sie diese Irrlehre nicht aus den Tiefen des verdorbenen und hochmüthigen menschlichen Herzens will auftauchen lassen, hält sie die Schriften Georg Herwegh's und Consorten vom Volk nach besten Kräften entfernt. Gott sei Dank, hier steht noch die öffentliche Meinung auf ihrer Seite! Jährlich füllen sich die Kirchen mehr, in denen das Wort Gottes verkündigt wird und der Versuch einer in ihrem Hochmuthsdünkel irregeführten republikanischen nicht monarchischen Obrigkeit, die von Georg Herwegh verkündete neue Religion in einem christlichen Lande einzuführen, würde noch kürzlich von der Masse des Volkes, deren Bündniß für alles Verkehrte stets willkürlicher Weise vorausgesetzt wird, viel brutaler als Georg Herwegh von den preußischen Behörden zurückgewiesen.

Wir sind aber fest überzeugt, daß diese Behörden sich eben so wenig als Georg Herwegh erschrecken lassen, denn noch können sie in ihm keinen gefährlichen Feind erblicken. Selbst dem falschen Prophetenthume z. B. in der Rolle eines Mohamet, gehören Eigenschaften, die bei ihm, was uns auch seinetwegen freut, noch nicht sich gezeigt haben. Außerdem streitet für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren, und dieser ist schon mit Größeren fertig geworden, denen Georg Herwegh nicht gleich kommt.

Wir wünschen ihm, daß er als Bürger der Republik, die er sich zum Vaterlande erwählt hat, begreifen möge, daß in den Republiken ebenso wie in den Monarchien die Obrigkeit von dem lebendigen Gott und nicht von der Willkür der Menschen ihr Recht herleitet, daß dieses Recht der Bedingung nicht nur der Ordnung, sondern auch der Freiheit und des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, für welche unschätzbare Güter er sich die Seele ausschreien will.

Bis zur Erfüllung dieses Wunsches ehrliche Feindschaft.

Bei Hofe war also nur eine Stimme der Entrüstung. Die Berather des Königs befürworteten die sofortige Ausweisung Herwegh's aus Preußen, die denn auch ungesäumt in die Wege geleitet wurde. In Stettin wurde ihm am 28. December seine Ausweisung bekannt gegeben. Sogleich reiste er mit seiner Braut und deren Schwester nach Berlin, wo er auf dem Stettiner Bahnhofe von einem Polizeicommissar aufgefordert wurde, ihm zum Polizeipräsidenten zu folgen. Dort erhielt er den Befehl, binnen 24 Stunden Berlin und die preußischen Staaten zu verlassen. Als er aus dem Polizeipräsidium trat, um sich in das Haus seiner Braut zu begeben, folgten ihm zwei Schutzleute und nahmen vor dem Hause Aufstellung. Thile selbst erstattete dem König hierüber den Bericht:

An des Königs Majestät.

Nachdem Ew. Majestät Allerhöchstdero Genehmigung zur Ausweisung des Dichters Georg Herwegh aus dem Pr. Staate zu erkennen zu geben geruht, wurde demselben durch Vermittlung des Oberpräsidenten von Bonin zu Stettin, wohin er sich von hier zum Besuche fortbegeben hatte, von dem bezüglichen Beschlusse Kenntniß gegeben. Derselbe hat mittelst Protocoll vom 28. d. M. der ihm ertheilten Forderung sofortige Folge zu leisten versprochen und erklärt, sich über Berlin, wo er seine Braut, die ihn nach Stettin begleitet hatte, zurückzulassen beabsichtigt, nach Zürich begeben zu wollen. Er ist auch alsbald von Stettin hierher und von hier aus gestern Vormittag 11 Uhr mit der Eisenbahn nach Cöthen abgereist, von wo er sich über Leipzig nach Zürich zurückbegeben wollte.

In der Verhandlung vom 28. d. M. hat er übrigens erklärt, daß die Veröffentlichung seines Schreibens an Eure Königliche Majestät ganz gegen seine Absicht und ohne sein Wissen erfolgt sei, eine Erklärung, die er auch in der Beilage zu Nr. 362 der Leipziger Allgemeinen Zeitung zu öffentlicher Kenntniß gebracht hat.

Berlin, 30. Dec. 1842. v. Thile.

Der ausgewiesene Dichter reiste in Begleitung seiner Braut und seines künftigen Schwagers Dr. Gustav Siegmund (Verfassers der Schrift „Preußen, seine Revolution und die Demokratie" 1849, heute Geh. Sanitätsrath in Berlin) nach Leipzig, wo er einige Tage im Verkehr mit Ruge, Blum und anderen Radicalen verlebte, und fuhr dann mit Michael Bakunin über Straßburg nach Zürich heim. Als demokratischer Triumphator war er ausgezogen, in der Begleitung eines russischen Communisten — heute würden wir Nihilist oder Anarchist sagen — kehrte er, von Spitzeln verfolgt, wieder. Der einzige und allerdings große Gewinn war: am 8. März 1843 fand seine Trauung mit Emma Siegmund in Baden bei Zürich statt. Seine Trauzeugen waren der berühmte Züricher (dann Heidelberger) Anatom Henle, Ad. Follen, Prof. Pfeufer, der nachmalige Leibarzt des Königs Maximilian von Bayern, und Bakunin. (Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Prämien-Vertheilung.

Ein landwirthschaftliches Vereinsbild.

Der Domainenrath besucht seinen Sohn, den Inspector, Morgens zehn Uhr auf der Domaine. „Guten Morgen, lieber Sohn."

Der Angeredete, eine gedrungene Figur in prall anliegenden Sachen, rückt einen Augenblick mit den auf den Schreibtisch gestützten Ellbogen. „N' Morgen!"

„Lieber Sohn, ich wollte Dir nur mittheilen, daß Sonntag im Landwirthschaftlichen Verein Prämienvertheilung ist . . ."

„Weiß ich."

„Und da habe ich mir gedacht, wir könnten doch auch 'mal Jemand vorschlagen . . ."

„Wir haben unter der ganzen Bande Niemand . . ."

„Nun, das wüßte ich doch nicht! Ich sehe gar nicht ein, warum immer andere Leute den Vortheil schlucken sollen! Wir beschäftigen mehr Arbeiter, als die Anderen alle zusammen, da muß es doch einen schlechten Eindruck machen, wenn gerade wir niemals einen Arbeiter zur Prämiirung vorschlagen."

Der Inspector zuckt die Achseln: „Du kannst Dir ja 'mal unsere Blüthenlese ansehen!"

Der Domainenrath wiegt sich leise hin und her und überlegt. „Nun, wie ist's denn zum Beispiel mit dem Meier?"

„Der sitzt gerade!" antwortete der Inspector trocken.

„So, so." — Kleine Pause. „Und der Dietrich?"

„Der hat uns ja erst vorige Woche den Weizen gestohlen."

„Vorige Woche — hm!" sagte der Domainenrath zögernd. „Da kann man allerdings noch nicht . . ."

Der Inspector lacht kurz auf. „Nein, eine Prämie hat er sich nicht gerade an uns verdient."

„Aber der Schafhirt! Gegen den liegt wohl nichts Besonderes vor?" —

„Besonderes nicht! Nur, daß er keine Hosen hat."

Der Domainenrath ist verblüfft. „Keine Hosen?"

„Nein", sagte der Inspector trocken, „er trägt schon Reformkleidung! Oben eine alte Jacke — unten einen alten Futtersack. Soll sehr bequem und praktisch sein."

Der Domainenrath scheint unangenehm berührt und räuspert sich. „Wenn die Leute das Geld ein bißchen zusammenhielten . . ." Er räuspert sich wieder, da er des Inspectors spöttischen Blick bemerkt. „Gieb mir doch einmal das Lohnbuch her, lieber Sohn, es müßte doch sonderbar zugehen, wenn wir unter all' den Leuten nicht einen Ordentlichen finden sollten."

Der Inspector schiebt ihm das Buch hin und beugt sich wieder über seine Arbeit. Plötzlich ruft der Domainenrath triumphirend: „Sieh' mal, da haben wir ja gleich den Bollmann. Ueber den habe ich noch nichts Nachtheiliges gehört."

„Der ist jeden Tag nur ein Mal besoffen", wendet der Inspector ein.

„Aber seine Arbeit thut er doch?"

„Ja, wenn Einer immer mit der Peitsche dahinter steht, dann geht's!"

Der Domainenrath zieht sein Notizbuch und schreibt Bollmann ein. „Also Einen hätten wir! Und dann ist noch der Michel, der kann auch eine Prämie bekommen."

„Seine Frau hat er neulich wieder halbtodt geprügelt!" wirft der Inspector ein.

„Lieber Sohn", bemerkt sein Vater lehrhaft, „die Familienverhältnisse gehen uns hier nichts an! Laß Dir nachher die Leute heraufkommen und mache ihnen klar, daß sie am Sonntag nüchtern und in reinen Sachen zu erscheinen haben." Im Abgehen wendet er sich ein mal um. „Und was das Zeugniß anbetrifft, das Du ihnen ausstellen mußt, so kannst Du ja eine kleine Andeutung machen, daß eine leise Neigung zum Alkohol bei Bollmann nicht zu verkennen ist. Guten Morgen, lieber Sohn."

„N' Morgen."

Als er gegangen ist, reißt der Inspector das Fenster auf und ruft in den Hof hinunter: „Michel und Bollman sollen zu mir kommen in die Inspectorstube."

Michel ist auf dem Felde, aber Bollmann stolpert über den Hof und kommt mit schweren Schritten die Stiege herauf. Er riecht auf ein paar Schritte Entfernung nach Fusel und lehnt sich an den Thürpfosten, um nicht zu fallen.

„Bollmann, Sie sollen am Sonntag prämiirt werden."

Bollmann wird ganz blaß vor Schreck: „Lieber Gott, Herr Inspector, wegen dem Bißchen! Nich für'n Fünfer hab' ich heut getrunken! Wenn ich Ihnen sage — nich für'n Fünfer."

„Kerl, verstehen Sie mich denn nicht? Sie sollen eine Prämie bekommen!"

Bollmann fängt an zu zittern: „Thun Se's nich, Herr Lieutenant. Und wenn's wegen mir nich is — denken Se an minge Frau und an de Kinger." Seine Stimme schnappt über, er schluchzt laut und zerrt die Mütze hülflos hin und her.

Der Inspector lacht, daß ihm die Thränen kommen: „Zehn Mark sollen Sie kriegen, Sie Rindvieh, für Ihre vorzüglichen Leistungen."

Augenblicklich verklärt sich Bollmann's Gesicht und nimmt eine selbstbewußte Miene an: „Na ja, ich ha's ja immer gesagt. Wenn mer nur immer seine Arbeit thut, Herr Lieutenant. Ich hab' mir ja auch nie Nichts zu Schulden kommen lassen."

„Halten Sie's Maul endlich!" ruft der Inspector wüthend. „Und das sage ich Ihnen, wenn Sie am Sonntag so besoffen sind wie heute, haue ich Ihnen alle Knochen im Leibe entzwei."

Bollmann drückt seine große Hand betheuernd auf die Brustseite, wo er das Herz vermuthet, doch ist es zufällig die rechte, und ruft mit Ueberzeugung: „Ihre helle Freude, sollen Sie an mir haben! Na, da bedank' ich mich auch recht schön."

Damit stolpert er die Treppe hinunter.

— — — Am Sonntag wird Bollmann vom frühen Morgen an derart beschäftigt, daß er fortwährend von einer Ecke des großen Hofs in die andere eilen muß und absolut keine Zeit findet, die gewohnten Schnäpse zu sich zu nehmen. Er ist in Folge dessen am Nachmittag auch leidlich nüchtern und nimmt mit seinem Collegen Michel aus der Hand des Domainenraths die verheißene Prämie entgegen.

Abends findet man ihn, sinnlos betrunken, quer vor der Stallthür liegen. Die Freude war ihm, wie er später erzählte, „durch und durch" gegangen, und so mußte er eine kleine Stärkung zu sich nehmen. R.

## Aus der Hauptstadt.

### Bismarck's Memoiren.

Das Entsetzliche steht jeden Tag zu erwarten. Die Pressen der Union, deren literarische Abtheilung sich schamhaft J. G. Cotta'sche Buchhandlung nennt, arbeiten krampfhaft, und Herr Moritz Busch wird sich beeilen müssen, wenn er an dem todten Bismarck noch rasch ein paar Groschen profitiren will. Denn so scharfblickend seine Augen auch in die diskretesten Ecken des Kanzlerhauses spähten, und so fest in seinem für die Vergrößerung angelegten Gedächtniß auch die pikanten Randglossen des Alten hafteten — man wird doch lieber den Herrn über sich plaudern hören, als einen Lakaien, dem er Brodgeber bis über's Grab hinaus gewesen ist. Doch nicht nur Herr Moritz Busch hat Ursache, die heranrückenden Memoiren zu fürchten. Aus der Gruft heraus, aus dem freien Walde, darin er ruhen wollte und ruht, hallt durch die Welten das Wort des Unermeßlichen, und die Wahrheit wird uns werden, nach der wir lechzen acht Jahre lang. Wir sehen bleiche, verängstigte Gesichter um uns, Schlotterknie und ingrimmig in der Tasche geballte Fäuste. Da ist er wieder, den sie begraben wähnten, der Riese, der Deutschland regiert hat und regieren wird, bis Odoaker an die Pforten des Reiches pocht; der Unsterbliche ist da und hält Gericht. „Verfluchter Greis, willst Du denn ewig leben?"

Den Schlag abzuwehren, der niedersausen wird, mühen sich krabbelnd Hunderte. Zuerst hat sich die Meute auf das Büschchen gestürzt, den unheilige Einfalt für den Testamentsvollstrecker hielt, und sie biß ihn mit scharfen Zähnen wund, weil sie den Todten zu beißen hoffte. An und für sich mußte Herr Busch eigentlich den über seine Indiskretionen Entrüsteten herzlich gefallen, denn er war Blut von ihrem Blut, ein voller, ein ganzer Journalist. In tiefster Seele hat es die geschmerzt, die Ordre bekamen, ihn zu zerreißen, daß sie just diesen anfallen mußten, der ein Geschäfts-Kluger ist unter den Schriftgelehrten. Weil aber jedes Schimpfwort gegen Busch dem dahingegangenen Fürsten galt, so bezwang man sich und schmälte fischweiblich. Als dann der geeignete Moment gekommen zu sein schien, ließ man den Esel in Frieden und schlug direct auf den Sack los. Herr Mosse befahl, das große Wort vom Giftmichel und vom Loyalitätsheuchler zu münzen, und Herr Geheimrath Lessing, der tactvolle Grabredner, Dichterurenkel und Beschützer Stephany's ließ vor allen Bismarckhermen gerüttelt volle Kübel aufstellen. Die Kunde von den Anfang November herauskommenden Memoiren jedoch machte die kecken und nie Loyalität heuchelnden Schreier mit eins verstummen. Fast hatte der Klüngel diese Memoiren vergessen, sie für Märchen erklärt, womit man allenfalls politische Kinder, nicht aber reife Männer ängstigen könne, die nur an das glauben, was sie sehen: an ihre heimlichen Bankdepots und ihre bei 200 Mark Monatsgehalt erstaunlich üppig ausgestattete Villen. Und nun geschieht das Unerhörte doch. Nun kommt das schreckliche Buch, vor dem man sich noch auf Jahre hinaus sicher glaubte, sich und die gestrengen Herren, deren Vorzimmer man aus stundenlangem Aufenthalte darin so genau kennt und die man zum Dank für ihre Güte so zärtlich liebt, als seien sie aus den Reihen derer um Rickert

hervorgegangen. Was ist zu thun? Die Werke mißliebiger Leute werden sonst durch lebenslängliches Todtschweigen unschädlich gemacht, aber diese bewährte Methode kann man einem Bismarck gegenüber doch nicht mit Aussicht auf Erfolg anwenden. Dieser Mensch ist eben immer früher aufgestanden und der Einzige, der sich rühmen darf, die trefflich organisirte freisinnige Presse gezwungen zu haben, ohne Entgelt, ja sogar wider Willen Reclame für ihn zu machen, für ihn, ihren mitleidlosesten und gefährlichsten Feind.

Das Buch, das wir erwarten, steht ohne Gleichen da in Literatur und Geschichte. Noch nie hat ein Staatsmann von solcher Gewalt und solchem Ruhmesglanz, noch nie ein so freier und klarer, auf allen Gipfeln des politischen Lebens heimischer Geist einen Memoirenband geformt und drucken lassen. Aber wenn auch unsäglicher Reiz über der Arbeit liegt, wenn wir auch mit fieberischer Spannung einem Werk entgegensehen, dessen Autor es wie Niemand sonst in der Hand hatte, Stoff und Form zu höchster Bedeutung und Kunstvollendung zu erheben — tausend Mal wichtiger ist doch die Wirkung, die Bismarck's Memoiren auf den Gang deutscher Geschichte haben werden. Täuschen wir uns darüber nicht: in der Darstellung der Ereignisse von 1888 bis 1890 wird die zermalmende Wucht und die unheimliche Größe des Buches liegen. Allen, die Klarheit begehren, weil ohne Klarheit über diesen Punkt keine Versöhnung und keine segensreiche deutsche Politik mehr möglich ist; und ebenso allen bösen Gewissen gilt die ungeschminkte Darstellung von Bismarck's Sturz als der Angelpunkt seines literarischen Erbes. Ein Buch ist der Richter geworden zwischen ihnen und uns, ein Buch spricht ihr Urtheil für alle Ewigkeit, ein Buch wird, wenn es sie schuldig findet, den Stab über sie brechen und ihre Namen zu einem Fluche machen.

Bismarck's Leben ist reich gewesen und begnadet wie keines. Von seiner Höhe aus sah er in alle Gründe und Schluchten des Daseins hinein, und eine rauschende, fast sinnverwirrende Fülle von Ereignissen bescheerte ihm so viel Erfahrungen, daß Jahrhunderte von seiner politischen Weisheit zehren können. Zweifellos wird das kommende Buch solcher Weisheit voll sein, ein köstlicher Schatz und Lehrmeister für jeden Staatsmann der Zukunft. Aber uns, die wir mit wundem Herzen und brennendem Leid diese acht Jahre lang auf den Mann geblickt haben, der sich nicht verliegen konnte wie ein Hund, uns steht jetzt nicht der Sinn nach staatsmännischen, großen Gedanken. Uns gelüstet es auch nicht danach, von den tausend Kränkungen und Nadelstichen zu hören, die sie dem Einzigen angethan haben, als er einsam und verrathen im Sachsenwalde stand, Kränkungen, davon das Buch mit leiser und doch wild gellender Stimme sprechen wird. Wir sind noch nicht stark genug, auch diesen Schmerz auf uns zu nehmen. Wir wollen nur eins wissen und müssen es wissen: Welches sind die Gründe gewesen, die zu der Entzweiung zwischen Bismarck und dem Kaiser führten; wie kam es, daß aus dem glühenden Verehrer des alten Kanzlers, als der Prinz Wilhelm allgemein bekannt war, der Fürst wurde, der mit dem Schöpfer des Reiches nicht länger Hand in Hand arbeiten zu können glaubte? Welcher unwiderstehliche Zwang lag vor, daß Deutschland sich von seinem Erbauer trennen mußte, verzichten mußte auf seine unersetzliche, unschätzbare, unentbehrliche Kraft, daß jener Axthieb gegen die Monarchie fiel, als der Bismarck's Entlassung gelten wird, so lange es eine Geschichtsschreibung giebt?

Es ist unmöglich, daß die umlaufenden Histörchen wahr sind, die das Zerwürfniß zwischen den beiden, für Deutschlands Geschicke entscheidenden Männern erklären wollen. Wilhelm II. war sich unzweifelhaft klar darüber, was Bismarck dem Reiche, dem Königthum und ihm selbst bedeutete. Als Hohenzoller und Fürst von Gottes Gnaden hat er auf den sonnigen Tag von Sedan gewiß weniger Gewicht gelegt als auf jenen grauen Tag im Parke von Babelsberg, da Otto Bismarck dem alten Kaiser die Abdankungsurkunde aus den Händen wand, da er menschlichem Ermessen nach das Königthum der Hohenzollern rettete. Und regierte dies Geschlecht durch die Jahrtausende, den Tag von Babelsberg und seinen Retter dürfte es nie vergessen, es verlöre denn sich selbst. Otto Bismarck allein hat die preußische Krone bewahrt und behütet fünf Jahre lang, in der Vorstellung des Volkes war er damals verschmolzen mit ihr; fiel er, so wäre auch sie gefallen. Doch nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit fesselte den Monarchen untrennbar fest an Bismarck. Des Kanzlers titanische Kraft war dem Staat und Reich nie nöthiger gewesen als in den neunziger Jahren, wo junge Ideen auftauchten und nach Gestaltung rangen, ein Neues werden wollte und nach dem Meister, dem Geburtshelfer schrie. Was ohne Bismarck aus diesen Ideen, aus Deutschland geworden ist, das bedarf nicht erst melancholischer Darlegung, das sehen wir und fühlen wir zähneknirschend Tag für Tag. Es war ein rustikales und grausames Wort, das von der Schweinerei, in die der Alte gern mit eisernem Besen hineinfahren wollte, aber es zeichnet erschöpfend die Situation. Und so ist der sachlichen Beweggründe, die gegen Bismarck's Abgang im März 1890 sprachen, Legion. Der Kanzler selbst hat sie voll vornehmer Bescheidenheit, knapp und doch gewaltig, daß jedes Wort ein Hammerschlag scheint, in seinem classischen Demissionsgesuche niedergelegt, diesem Kleinod unsres politischen Schriftthums. Zwingender jedoch als alle aus der Seele der Dinge hergeleiteten Motive mußten den Kaiser gerade bei seiner ausgeprägten Individualität und seinem Naturell rein persönliche Gründe zu Bismarck führen und an Bismarck ketten. Er war noch jung, und nothwendig fehlten ihm das Ansehen in der politischen und diplomatischen Welt, das geläuterte Wissen, die Urtheilskraft, die Bismarck besaß und die er, sammt Bismarck's Erfahrungen, so gut es ging, von ihm übernehmen sollte. Allein das Wort des Kanzlers: „Man muß einer natürlichen, organischen Entwicklung Zeit lassen, sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stockungen, ja rückläufige Bewegung hat" — schon allein die Beherzigung und Durchdringung dieser weißköpfigen Wahrheit hätte dem Monarchen eine Reihe bitterer Enttäuschungen erspart. Und Machiavelli's Lehre von der ruhigen Stetigkeit, die jeder Politik inne wohnen muß und die besser und wichtiger ist als Genie, des Florentiners von Bismark so fein ausgebaute und bethätigte Lehre — welchen Niederlagen wäre der neue Cours entgangen, wenn er ihr gefolgt wäre! Die Delagoaschande, die wir nun hinunterschlucken müssen, wird nicht das letzte Brandmal auf der niedern Stirn der von Caprivi inaugurirten kurzsichtigen und sprunghaften Zickzackpolitik sein. Wahrlich, wenn man des unendlichen Reichthums gedenkt, den der Kaiser verlor, dann glaubt man eine Erklärung für den trotzdem eingetretenen Bruch nur in unerhörten Geschehnissen, unüberbrückbaren, höllentiefen Gegensätzen finden zu können. Und man erwartet die erschütternde Wahrheit, die doch alle Märzvorgänge wenigstens in gewissem Sinne, sagen wir, menschlich erklärlich macht, von dem Memoirenwerke. Freilich meinte Bismarck einst im vertrauten Kreise, er sei dem Kaiser nicht im Wege, und Wilhelm II. habe seines Wissens keine Ursache, ihm gram zu sein, so wenig wie er ihm. Aber sprach aus dieser Milde, die das gespenstische Märzräthsel noch verworrener macht, nicht vielleicht der Vasall statt des Wahrheitkündigers?

Tolle Mären erzählt sich die Straße. Die erste Ursache des Bruches soll die physische Schwäche des körperlich alternden Kanzlers gewesen sein, die es ihm unmöglich machte, *stehend* längere Vorträge zu halten oder gar vollständige Acten vorzulesen. Kaiserin Friedrich, die wohl keinen Anlaß hatte, dem Fürsten sonderlich hold zu sein, pflegte ihm doch bei seinen Besuchen in Charlottenburg freundlich rücksichtsvoll, einen Sessel hinzuschieben, und die Behauptung, Wilhelm II. habe Anstoß an der doch im Dienst des Hohenzollernhauses erworbenen Schwäche Bismarck's genommen und seine königliche Würde dadurch verletzt gefühlt, diese allen Ernstes aufgetischte Behauptung ist zu kindisch, um discutirt werden zu können. Gewiß war der alte Recke nie ein Freund höfischen Formelkrames, ceremonieller Verschnörkelung, und wer Sinn für Stil hat, würde dem greisen Wikinger das Gegentheil sehr verübelt haben. Bismarck in seidenen Kniehöschen, Bismarck beim Fackeltanz der Minister! Welch' absurde Vorstellung! Er hatte für Feierlichkeiten so wenig Sinn wie der andere Märker, Fontane, für Feierlichkeit überhaupt, und in dieser Hinsicht paßte er allerdings nicht in die neue Zeit des Prunkes und der glänzenden, rauschenden Feste hinein. Aber es widerstrebt unserm Empfinden, anzunehmen, daß Aeußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten solcher Art die beklagenswerthe und verhängnißvolle Entfremdung eingeleitet haben. Gerade Bismarck's Einfachheit und Abneigung vor strotzendem Pomp und officiellem Theaterspiel mußten ihn Wilhelm II. lieb machen. Theilte er doch diese strengen altpreußischen Eigenschaften mit dem ersten Kaiser, in dem sein Enkel das Vorbild aller Herrschertugenden erblickt, den er zärtlich liebt und wiederholt begeisterten Mundes allem Volke gepriesen hat.

Tastend forschen wir nach andern Gründen für die sachlich unbegreifliche und nicht zu begründende Trennung. Verworrene Gerüchte schlagen an unser Ohr, wir hören von dunklen Machenschaften flüstern, von gewissenlosen Zettelungen, Schmeichlern und Sykophanten, die sich einzunisten verstanden; daneben will man uns aus der Psychologie des Kaisers heraus die Nothwendigkeit des verderblichen Schrittes beweisen. Doch all' die Versuche muthen wie Majestätsbeleidigungen an, und die Nationalgesinnten vermögen es nicht über sich zu bringen, den schwankenden und Mißtrauen säenden Hypothesen Glauben zu schenken. Sie bescheiden sich und warten ab, was Bismarck selbst sagt — in memoriam, zur Erinnerung und zur Warnung.

Geheimrath Kröner ist, wie das Modewort jetzt heißt, ein erstclassiger Geschäftsmann. Er hat die Memoiren in zwei Hälften getheilt, um zweimal Weihnachtssensation machen zu können; er giebt das kostbare Heilmittel nur tropfenweis. Die beiden ersten Bände, die der Oeffentlichkeit zunächst vorgelegt werden sollen, reichen bloß bis zum Tode Kaiser Friedrichs. Herr Kröner calculirt mit Recht, daß es Hunderttausende giebt, die die zweibändige Weltgeschichte der neuen Zeit, geschrieben von Bismarck, gierig verschlingen werden, und er spart sich den höheren Trumpf, die Bismarck-Tragödie, einstweilen auf. Wenn unsre Regierung jedoch weise wäre, dann übte sie einen gelinden Druck auf den Stuttgarter Actiencoloß und seine Leiter aus, so daß der Schlußband ohne Verzug das Werk krönt. Denn abgesehen davon, daß auch ihr Bismarck manches in memoriam zu sagen hat, muß sie selbst wünschen, das gespenstisch trübe, gefährliche Dunkel erhellt zu sehen, das höchstens einen tappern Landsoldaten wie den Grafen Caprivi nicht anficht. Und außerdem sind Gründe der Humanität da. Man sollte einige Leute nicht länger unnöthig zappeln und sich bei jedem leisen Geräusch ängstlich vor dem scharf geschliffenen Schwerte an der Decke bücken lassen. Einmal saust es doch hernieder — so mache man denn ein Ende. Der Tod kann nicht ärger sein als die erbarmungslose Folter des bösen Gewissens. Mancher Oberpräsident wird, wenn bisher nie in seinem Leben, so doch diesmal und in diesem Wunsche einverstanden mit mir sein.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Seine alte Freundin." Lustspiel in drei Akten von Maxei Sontonejf. — „Zaza". Schauspiel in fünf Akten von Pierre Berton und Charles Simon. (Berliner Theater.)

Die schönen Tage, wo Barnay mit Allerhöchster Protection und unter dem Jubel der Reichshauptstädter aus einem Tingeltangel und Operettenhaus einen Kunsttempel schuf und im Zeichen „Kean's" und des „Hüttenbesitzers" einen solchen Zulauf hatte, daß er es kühnlich wagen zu dürfen glaubte, im Processe Klausner der gesammten Freibillette schindenden Kritik den Handschuh hinzuwerfen, jene schönen Tage scheinen endgiltig vorüber. Der immer nur seine eigenen Stücke poussirende Blumenthal sorgte während seines kurzen Interregnums in der Charlottenstraße dafür, daß die blühende Bühne alle Abonnenten und Besucher verlor, vielleicht auch in der Absicht, einen Concurrenten seines Lessingtheaters unschädlich zu machen. Das gelang ihm nun freilich nicht, denn sein Nachfolger, der von Mannheim kommende Intendant Aloys Prasch, entwickelte bald eine durch Glück unterstützte Rührigkeit, so daß es eine Zeit lang schien, als sollte wieder eine Barnay'sche Nachblüthe beginnen. Er war schlau genug, die Hüttenbesitzer-Tradition und auch höfische Beziehungen weiter zu pflegen, indem er dem Borussendrama mit Hohenzollern-Apotheose schon in der Eröffnungsvorstellung eine Heimstätte bot. Aber ihm fehlte doch der große Darsteller wie Barnay, denn weder die Krausnick und Pohl, noch die Sommerstorff und Bassermann waren zugkräftige stars, und schließlich versagten auch die Borussendichter, denn die Wichert, Meßner, Engel, Verdy du Vernois sind nun einmal keine Wildenbruchs. Dagegen hatte er das Glück, diesen selbst mit seinem Zweiabendstück „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" zu gewinnen, das die Hofbühne der papstfeindlichen Tendenz wegen abgelehnt hatte. So bezeichnet denn Wildenbruch's Doppeltragödie den Höhepunkt von Prasch's Regiment, ein Gipfel, dem sich leider kein anderer beigesellte. Dazu hatte Prasch den thörichten Einfall, noch eine zweite Bühne zu pachten, das unselige Krach-Theater des Westens, und bei dieser verunglückten Speculation, die das Repertoir des eigenen Hauses stört und seine Truppe verzettelte, scheint er sich so gewaltig verrechnet zu haben, daß das Berliner Theater unlängst in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde, bei welcher Herr Prasch nicht viel mehr als Gerant oder Oberregisseur zu sein scheint.

Aber das Berliner Theater krankt noch an einem anderen Leiden, das schon manchen Bühnenleiter ruinirt hat: an der Frau Directorin, die selbst Schauspielerin ist. Wenn eine Sarah Bernhardt, Jeanne Hading, Réjane, Duse oder meinetwegen auch eine Nuscha Butze ihre eigenen Directorinnen sind, so ist das wohl mit Unzuträglichkeiten verbunden, aber das überragende Talent macht den Fehler nicht selten zum Vorzug. Frau Prasch-Grevenberg indessen ist nun einmal keine Bernhardt, keine Réjane, nicht einmal eine Nuscha. Sie spielt bloß immer eine Rolle, über die sie nicht hinaus kann: den lachenden, weinenden, tollenden und schmollenden Backfisch oder den Zwitter in Hosen mit all' seinen Chicanen: laut, vordringlich, nervös, setzt sich gern auf den Tisch, schlägt sich auf die Schenkel, fuchtelt mit den Armen in der Luft u. s. w. Daß sie, wie Hamlet, kurz von Athem ist und unangenehm quietscht, dafür kann sie freilich nicht. Dabei ist sie nicht etwa eine schlechte, sondern nur eine mit Maß zu verwendende Schauspielerin. Statt dessen spielt sie in allen Stücken fast immer die Hauptrollen, Abend für Abend. Sie macht uns nervös, klagen die Berliner und bleiben weg. Und diese Spielwuth der Directorin bringt es auch mit sich, daß sie nur solche Stücke annehmen läßt und protegirt, in denen sie ihren unausstehlichen jüdischen Backfisch oder ihre Hosenrolle „verzapfen" kann. Daher sieht man denn auch in ihrem Theater anderswo abgewiesene Werke, wenn sie nur der Directorin eine gute Rolle bieten.

Das war gleich mit der ersten Novität der Fall, der unverkennbaren Weiberarbeit: „Seine alte Freundin". Wer hinter dem russischen Verfassernamen steckt, ist nicht verrathen worden, aber wir wetten darauf: irgend eine beliebige Bertha Kohn, die mit der Direktorin sehr gut steht, oder irgend eine wirkliche Schubiaski, die sich unter ihrem eigenen Namen von wegen der vielen Durchfälle unmöglich gemacht hat und nun die Kritik hinter's Licht führen wollte. Unnöthige Vorsicht! auch Sontoneff rasselte durch, obwohl Frau Prasch höchstselbst die ältliche, aber noch „temperamentvolle", d. h. immer etwas verrückte Malerin spielte und wieder einmal lachte und weinte, tollte und schmollte, sich auf die Tische setzte und auf die Schenkel klopfte. Nur daß sie diesmal statt der Hosen den getheilten Radlerinnenrock trug. Diese berühmte, aber stark emancipirte Malerin hat ganz im Geist ihrer Rolle ihrem Jugendfreund einmal im kindischen Spiel das Nasenbein zerschlagen; sie passen also nach bewährtem Bühnenrecept famos zusammen. Nachdem sie den Liebesbetheuerungen ihres viel jüngeren Verlobten, den sie bezeichnend „Bubi" nennt, Glauben geschenkt und seine Leidenschaft als Blendwerk erkannt hat, tritt sie den Ungetreuen mit ungewöhnlicher Vernünftigkeit und rührendem Edelmuth entsagungsvoll ihrer kleinen Nichte ab, um sich wieder dem Jugendfreunde, dem nunmehrigen Professor zuzuwenden. Das zerschmetterte Nasenbein ist jedenfalls ein Bürge ihres ehelichen Glücks.

Unvergleichlich höher steht die zweite Novität „Zaza", ein gutes naturalistisches Melodrama, mit dem freilich Herr Prasch den Familientheater-Charakter seiner Bühne gründlich abstreift. Daß Frau Prasch die Hauptrolle spielt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß es wieder eine arg emancipirte Dame ist. Sogar eine Tingeltangeldiva. Die Volkssängerin Zaza hat sich auf ihrem Provinzbrettl über Kopf und Hals in Bernard Dufresne verliebt und vergißt ob dieser Leidenschaft sechs Monate lang ihres „Künstlerinnenberufs". Das ist ihrem Collegen und Partner Cascart begreiflicher Weise nicht angenehm, und er beschließt, die Liebenden zu trennen. Er hat erfahren, daß Dufresne in Paris Frau und Kind hat und führt nun die zweifelnde Zaza in das glückliche, ehrenhafte Heim des Ehrlosen. Vor der Unschuld seines Töchterchens fühlt sie aber eine bessere Regung. Sie will das Familienglück nicht zerstören und zieht sich zurück. Aber als Dufresne wieder zu ihr kommt, entschlüpft ihr das Geständniß, daß sie Alles weiß, und der Edle erinnert sich plötzlich, daß er ja nur eine unlogische Theaterfigur ist, und statt sie nach Männerart neu zu belügen, ihre Eifersucht einzuschläfern oder mit ihr und ihrer Liebe „bis ans Ende der Welt" zu fliehen, wird er plötzlich so brutal, wie es sich für einen wirksamen Actschluß schickt. Er überhäuft sie mit Schimpfreden, daß sie es gewagt hat, in sein reines Heim einzubrechen, sein Engelchen von Tochter zu sprechen und seiner höchst legitimen Frau gegenüber zu treten, nennt sie eine Dirne und sagt sich von ihr los. Der letzte Act ist nur noch wie ein lebendes Bild. Jahre sind vergangen, Zaza ist ein Stern des Variété geworden wie Yvette Guilbert oder die Thérésa, Dufresne aber in Vermögensverfall gerathen und mit seiner Familie nach Amerika übergesiedelt. Jetzt ist er, von der bekannten Theatersucht nach ihr ergriffen, auf Besuch in der alten Heimath und erwartet sie an der Sortie des Artistes. Aber sie bewahrt das Andenken an ihr kurzes Liebesglück und ihren größten Kummer wie ein Heiligthum und einen Talisman. Sie will keine Entweihung. „Nach Hause!" befiehlt sie dem Kutscher und steigt allein in den Wagen.

Daß Frau Prasch die gefühlvolle Tingeltangelöse nur äußerlich gab, nur das Koboldartige, Lärmende, Unfeine der Rolle, voll falscher Sentimentalität, mehr mit Nerven und Mund als mit der Seele, ist nach dem Gesagten begreiflich. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn der anscheinend große Erfolg schon nach einem Dutzend Vorstellungen nachließe. Die Rollensucht der Frau Directorin hat auch schon bessere Stücke umgebracht.

## Notizen.

Die ganz neu bearbeitete 2. Auflage von „Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" (Dresden, L. Ehlermann) ist bis zum 18. Heft fortgeschritten, das ein Stück literarisches Altösterreich enthält. Es sind meist verschollene Namen und Werke, die der treffliche Fortsetzer Goedeke's Prof. Edmund Goetze als unermüdlicher Bibliograph hier verzeichnet und zum Theil wohl auch kurz charakterisirt. Hut ab vor diesem Bienenfleiße des Herausgebers und der Opferwilligkeit seines Verlegers! Aber es will uns doch scheinen, als ob hier — übrigens zum ersten Mal — Goetze dem Beschaffer seiner Materialien zu lange das Wort ertheilt habe. Allerdings hatte der alte Goedeke gerade Altösterreich stark vernachlässigt, indeß müssen wir doch fragen, was diese sorgfältig registrirten juristischen, theologischen, medicinischen, pädagogischen Sammlungen und Schulbücher, nicht selten lateinisch geschrieben, all' diese werthlosen „Lehrbücher der Industrie", eine „Aufmunterung zum Bergbau" oder ein Schmöker über den Safranbau in Niederösterreich mit der deutschen Dichtung zu thun haben? Zumal wenn man bedenkt, daß in den früheren Bänden manches Einschlägige sehr cursorisch behandelt ist, daß die Erzeugnisse einiger Vielschreiber wie Meißner, Julius v. Voß u. A. nur der Hauptsache nach verzeichnet sind, daß die ganze belletristische Uebersetzungsliteratur sehr mit Unrecht bloß gestreift ist, dann ist man doppelt zu der Frage berechtigt, wieso diese meist in barbarischem Deutsch geschriebenen Predigten, Erbauungslieder, Neujahrsgaben, Gelegenheitsschriftchen, Flugblätter in eine Geschichte der Literatur, ja sogar der Dichtung hineinkommen? Gegen solche Paralipomena, Regesten und Collectaneen heißt es also künftig auf der Hut sein. Vollständigkeit ist ja gewiß anzustreben, doch nur auf wirklich literarischem Gebiete. Uebrigens sind in diesem Bande die Romantiker durchgängig neu behandelt und ungemein bereichert, ein wahrer Schatz für Literaturforscher und Bibliophilen. Nur wenige Kleinigkeiten sind zu berichtigen, z. B. daß K. F. Huber, der Freund des jungen Schiller, nicht auf der Reise in Leipzig starb, wohl aber nach achttägigem Krankenlager zu Hause in Ulm, daß Ludwig Wieland Kleist nicht in Zürich, sondern in Bern kennen lernte ꝛc. Das läßt sich Alles noch berichtigen, ohne daß solche Nachträge die Brauchbarkeit des ausgezeichneten Quellenwerkes beeinträchtigen. Möge es rüstig weiter schreiten!

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

---

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A.W. Andernach im Beuel a. Rhein.

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

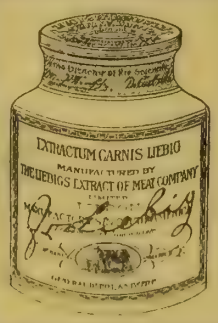
**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Wleschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---




# LIEBIG Company's
## FLEISCH-EXTRACT.

**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verleiht allen Gemüsen, Suppen, Fleischspeisen etc. kräftigen Wohlgeschmack.

---

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

## Abonnement
auf das
## IV. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**


Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 15. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Rußlands Rüstungen zur See. Auch ein Beitrag zur Abrüstungsfrage. Von Franz Eyssenhardt. — Versicherungszwang gegen Feuersgefahr. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Der junge Ibsen. Von Carl Busse. — Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs. Von Theophil Zolling. (Schluß.) — **Feuilleton.** Verbrüderung. Humoreske von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Das dramatische R. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Rußlands Rüstungen zur See.

Auch ein Beitrag zur Abrüstungsfrage.

Von Franz Eyssenhardt.

Der Zar als Friedenserhalter, der Zar als Bahnbrecher in der Abrüstungsfrage! — Verblüffender ist wohl selten, selbst in unserer Zeit, ein Wort einer so hochstehenden Persönlichkeit entfallen. Ich sage ausdrücklich „entfallen", denn um das vorweg zu nehmen: Ich glaube an keine friedlichen Absichten Rußlands und auch nicht an seine Abrüstung, und in Folgendem will ich versuchen, kurz die Gründe anzuführen, durch die ich mich zu diesem Glauben berechtigt halte, so lange bis Thatsachen sprechen und mir die Falschheit meiner Auffassung beweisen. Rußland treibt Eroberungspolitik im größten Maaßstabe, seit Peter dem Großen bis heute. Die Rüstungen Rußlands sind nicht etwa dazu gemacht, um sich nöthigenfalls vertheidigen zu können, denn keine Nation denkt daran, Rußland anzugreifen oder gar einen Krieg vom Baume zu brechen, um sich selbst am russischen Gebiet zu bereichern. Es ist auch Berechtigung zu der Annahme vorhanden, daß Westeuropa von dem Zarenreich wenig zu fürchten hat, denn Rußland hat kein Interesse an Gebietserweiterungen nach dieser Richtung und müßte große Anstrengungen machen, um nicht tüchtig Prügel zu bekommen, ohne die Aussicht zu haben, daß der Lohn diesem Kraftaufwand auch nur annähernd entspricht. Aber es wird doch nicht wohl bestritten werden können, daß man einerseits von China mächtige Stücke unter seine Botmäßigkeit bringt, andererseits gegen Britisch-Indien immer mehr vordrängt und endlich nach Constantinopel sehr begehrlich und sehr unzweideutig die Hand ausstreckt. Und das Alles geschieht, während man unendliche Strecken cultivirbares Land, reiche ungehobene Natur- und Mineralschätze sein Eigen nennt. Die Zustände in China sind allerdings sehr verlockend zum Zugreifen, das würde an Rußlands Stelle wohl jede andere Nation ebenso machen, und es muß nur Wunder nehmen, daß Rußland noch so lange seine Gelüste gezähmt hat. Vor jetzt mehr als zwei Jahrzehnten hatte ich Gelegenheit, mehrfach mit dem als Zoologen bekannten Professor Brehm zusammen zu kommen, der kurz vorher von seiner Sibirienreise zurückgekehrt war und die Zustände in China an der russischen Grenze in seiner klaren Weise schilderte. Sie müssen entsetzlich gewesen sein, aber verführerisch zur Gebietserweiterung, denn die russische Expedition, mit der Brehm reiste, ritt mit ihrer Kosakenbedeckung tagelang über chinesisches Gebiet, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, sie daran zu hindern oder an der ganzen Grenzverletzung etwas Auffälliges zu finden. Brehm war damals der Ansicht: „Rußland muß immer weiter nach China hineingreifen, denn die dortige Wirthschaft zwingt es dazu." — Wie England sich durch Rußland in seinem indischen Besitz bedroht sieht, ist sattsam bekannt. Alle Eisenbahn-Anlagen, alle Truppenlager dort weisen darauf hin, daß man in England der Ansicht ist, Rußland werde sofort über Indien herfallen, sobald seine Grenzen an die Indiens stoßen. Alle Welt theilt von jeher diese Meinung, nur — der Zar nicht, der will Frieden und Abrüstung! Aber noch viel deutlicher zeigt sich diese eigenthümliche Abrüstungsangelegenheit in dem Bau der Schwarzen Meerflotte. Diese ganze Flotte wäre die Schöpfung von Tollhäuslern, wenn man sie nicht zum Angriff auf Constantinopel gebaut hätte. Wozu denn sonst etwa? Die türkische Flotte ist gefechtsunfähig seit Jahrzehnten und hat das wiederum im Kriege gegen Griechenland bewiesen. Wer also soll Rußland im Schwarzen Meer, welches die Flotte nicht verlassen darf, angreifen? Antwort: Niemand! Also ist die Flotte als eine Offensivflotte und zwar gegen Constantinopel gebaut, d. h. also zu Eroberungszwecken. Rußlands stehendes Heer ist rund eine Million stark, seine Flotte ist nächst denen von England und Frankreich die stärkste, und wie ein Hohn klingt die Mahnung zur Abrüstung im Anblick der Neubauten, die gerade jetzt eben begonnen sind und die besser als viele andere Sachen dazu dienen können, die russische Absicht der Abrüstungsfrage in helles Licht zu stellen. Jubelnd haben viele Parteien aller Länder den Zarenspruch begrüßt, und man hört nicht auf, ihn zu preisen als Wohlthäter der Menschheit, aber — es ist eigentlich unsäglich komisch, hat aber einen bitter ernsten Beigeschmack: Soldaten und — Socialdemokraten sind in diesem Falle einer Meinung; nur sie glauben nicht recht an die ganze Geschichte. Einige Länder haben sich auch bereits ablehnend geäußert, und nicht gerade reiche. So die Türkei. Es ist aber auch zu naiv, den Türken zumuthen zu wollen, sie sollen auf Rußlands Vorschlag abrüsten. Die Bosporusforts schleifen, die Befestigungen von Constantinopel auflassen, das wäre so das eigentliche Ideal von Rußlands Abrüstung. Dann noch von Rumänien die Schleifung von Bukarest erlangt, und Constantinopel ist russisch — der Friede ist gesichert und das Zarenthum ist der Friede.

Es giebt drei Hauptflotten Rußlands; die der Ostsee,

des Schwarzen Meeres mit der freiwilligen Flotte und die Sibiriens. Im Mittelmeer ist seit 1893 eine ständige Station eingerichtet, wie sich das damals voraussehen ließ, und wie ich es auch, trotz aller gegentheiligen Ansichten, mit Bestimmtheit voraussagte. Porus, im Golf von Aegina, ist Stationspunkt: günstig gelegen, mit 32 m tiefem Wasser, gutem Ankergrund war es früher für Salamis Station der griechischen Flotte. Die Wünsche Rußlands gehen aber im Mittelmeer nach Hagion Athos, dem alten Athosberg mit seinen herrlichen Häfen und seinen leicht zu befestigenden Höhen. Der Berg ist von griechisch-orthodoxen Mönchen, meist russischer Abkunft, bevölkert, die in festen Klöstern wohnen und eine eigenartige Republik bilden, über die ein türkischer Aga nur nominell die Aufsicht führt. Ihr Schiff, die Brigg „St. Petrus", ist mit Mönchen bemannt und führt die türkische Flagge, dazu auf beiden Masten das griechische Kreuz. Die russische Mittelmeerstation ist nichts Anderes als eine Reserve für Ostasien. Es hat nämlich Rußland in letzter Zeit dorthin seinen Schwerpunkt von der Ostsee verlegt, wenngleich natürlich die Ostsee-Etablissements den jungen Werken zu Wladywostock und den künftigen zu Port Arthur und Talienwan noch lange überlegen bleiben werden. Fast alle werthvollen Schiffe sind aus der Ostseeflotte heraus gezogen und jetzt in Ostasien, wo England zwar immer noch überlegen ist, aber diesen Zustand nur noch mühsam aufrecht erhält und gegen die Coalition Japan-Rußland gar nicht aufkommt. Wladywostock bietet schon jetzt alle Ressourcen eines Kriegshafens; so nahm das neue dortige Dock am 22. September den Deutschen Kreuzer „Deutschland", Flaggschiff des Prinzen Heinrich, von 7320 t und fast acht Meter Tiefgang, anstandslos auf. Die Besatzungstruppen von Wladywostock und Port Arthur, die durch Transporte der Freiwilligen Flotte fortwährend verstärkt werden, darf man, ohne Uebertreibung, auf 20 bis 25 000 Mann schätzen.

In der Ostsee ist Libau (Kaiser Alexander III. Hafen) Kriegshafen und zugleich Offensivhafen gegen Deutschland geworden, der größte Kunsthafen der Anlage nach. Man sagt, es werde daran gedacht, Danzig weiter auszubauen. Daran denkt man etwas spät, und ich wies bereits 1893 in der „Deutschen Heeres-Zeitung" auf die Nothwendigkeit des Ausbaues von Danzig hin, da Rußland nicht daran denke, sich in Libau nur einen Kreuzer- und Torpedofahrzeughafen zu bauen und sich an die ausgeworfenen 23 Millionen Rubel nicht zu kehren brauche. Ich erhielt damals einige sehr geharnischte Zuschriften ob meines „Köhlerglaubens", daß man sich in Rußland nicht an das Budget halte, aber die Ereignisse haben bewiesen, daß dieser „Köhlerglaube" der einzig richtige war, und der Ingenieur Scharintzaw, der den Bau der Anlage in Libau leitet, berechnete die Ausgaben bis 1897 mit 76,6 Mill. Mk., und zwar ohne Befestigungen und ohne Casernen, die Totalausgaben auf 150 Mill. Mk.; aber ich glaube, damit wird man noch nicht ganz reichen.

Im Weißen Meer an der Murmanküste entsteht wie durch Zauberei der Katharinenhafen an eisfreier Bucht, und man hat die Absicht, die ganze Stadt Kola dorthin zu verlegen. Im Schwarzen Meer ist Sebastopol unbezwingbar gemacht, und Nikolajew wird ausgebaut. Man soll beabsichtigen, letzteren Ort zum Hauptpunkt zu erheben. Eine französisch-belgische Gesellschaft baut dort ein großes Trockendock, und eine amerikanische Gesellschaft vertieft das Flußbett des Bug, an dem vier Meilen stromauf Nikolajew liegt, auf 10,9 m. Das Obercommando des Schwarzen Meeres ist von Sebastopol dorthin verlegt worden, Handelshafen ist Sebastopol nicht mehr für ausländische Schiffe, die dafür nach Feodosia müssen. Nimmt man dazu die Verbindung Wladywostocks durch die sibirische Eisenbahn und denkt an den nächstens zu beginnenden Canal Riga-Cherzon, der es erlaubt, Ostsee- und Schwarzemeerflotte zu vereinigen, so wird man dieser regen Thätigkeit Anerkennung zollen müssen, aber sicher bezweifeln können, ob diese Maßnahmen nach Frieden oder nach Abrüstung aussehen.

Was nun die Schiffbauten anbelangt, so ist ganz kurz vor den Zarenworten ein neues Bauprogramm bis zum Jahre 1903 in Höhe von 320 000 Mk. aufgestellt, das acht Schlachtschiffe, sechs Kreuzer erster, zehn zweiter Classe, ein Torpedoschiff, zwanzig Torpedoboot-Zerstörer und 30 Torpedoboote umfassen soll. Gegenwärtig befinden sich in Bau oder Ausrüstung folgende Schiffe: Schlachtschiffe „Sebastopol", abgelaufen am 1. Juni 1895, „Poltawa", am 6. November 1894 und „Petropawlosk", abgelaufen am 28. October 1894. Die Schiffe sind 10 960 t groß, deplaciren also rund 900 t mehr als die deutschen vier der Classe „Kurfürst Friedrich Wilhelm". Die Maschinen sind aus England und zwar für zwei von Hawthorn Leslie & Co., für „Poltava" von Humphry Tennant & Co. Drei Panzer haben die Bethlehem Iron Works in Amerika geliefert, wie denn Rußland der erste europäische Staat ist, der von Amerika Marinematerial bezieht und dort — wie später gezeigt wird — auch Schiffe bauen läßt. Die genannten drei Schiffe sind modern bestückt, die Schnellfeuergeschütze zum Theil französisches Fabrikat der Werke Schneider-Canet, theils baut man sie bereits in Rußland selbst.

Die drei genannten Schlachtschiffe und ein viertes, der 8800 t große „Sfissoy Velicki", wurden nach unseren vier großen Panzern in Bau gelegt und als Gegenstück unserer acht Küstenvertheidiger Typ „Siegfried" und „Odin" von 3500 t baute man drei solche Typ „Admiral Uchakoff" von 4125 t und drei Panzer-Kanonenboote. Typ „Grossjaschi" von 1500 t, dazu den Panzer-Kreuzer „Kossia" von 12 200 t und bestellte in Havre den Kreuzer „Swietlana" von fast 4000 t. Alle diese modernen Schiffe, sowie eine Anzahl kleinerer sind fertig, und kommen, bis auf die drei zuerst genannten Schlachtschiffe, hier nicht eigentlich in Betracht. Sie sind nur deßhalb angeführt, um zu zeigen, daß Rußland auch vor dem neuen Programm nicht geschlafen, sondern tüchtig gearbeitet hat. Weiterhin aber werden für die Ostseeflotte gebaut: Die Schlachtschiffe „Peresviet", auf der baltischen Werft zu St. Petersburg 1898 abgelaufen, und „Oslabja", auf der Regierungswerft auf Stapel; soll noch 1898 zu Wasser kommen. Es sind das 12 700 t große Dreischraubenschiffe. Ein Küstenvertheidiger Typ „Admiral Uchakoff" von 4130 t auf der Admiralitätswerft zu Petersburg ist begonnen. — Auf der Izora-Werft zu Abo in Finnland nähern sich die Torpedoboot-Zerstörer „Jastreb" — „Nyrok" — „Berkute" und „Condor" der Fertigstellung. — Weitere 12 von 350 t des japanischen Yarron-Typ baut die Newski-Werft, dazu 10 Typ Sokol. Ein Torpedokreuzer, „Amur", liegt auf der baltischen Werft auf dem Stapel, der 17,5 Meilen laufen soll und bei 300 Fuß englischer Länge und 40 Fuß Breite Maschinen von 4500 Pferdekräften enthält. — Ferner liegt noch zu Petersburg der 12 360 t große Panzerkreuzer „Gromoboy" auf der Werft, ein 144,2 m langes, 20,97 m breites Dreischraubenschiff mit Maschinen von 14 500 Pferdekräften, der 19 Meilen laufen soll und vier Schornsteine, drei Masten erhält. Er läuft Frühjahr 1899 ab, und auf seinen Helling kommt sofort ein Schwesterschiff. Endlich liegen noch auf der Galeereninsel zu Petersburg die drei 6630 t großen geschützten Kreuzer „Aurora", „Diana" und „Pallade", die noch 1879 ablaufen werden. Soweit die Bauthätigkeit, ausschließlich der Torpedoboote, der russischen und finnischen Werft-Etablissements in der Ostsee.

Im Schwarzen Meer liegen die entsprechenden Verhältnisse folgendermaßen. Schlachtschiff „Rostilav" von 8800 t lief zu Nikolajew am 2. September 1896 vom Stapel und an seiner Stelle ist der 12 480 t deplacirende „Prinz Potemkin Tavritsesky" aufgelegt. Die belgische Schiffbau- und Maschinenfabrik zu Nikolajew, die für letztgenanntes Schlachtschiff die Maschinen liefert, hat den Bau von zwei gepanzerten Kreuzern

erster Classe und drei von 9000 t übernommen. — Vier Torpedoboot-Zerstörer sind dort gleichfalls bestellt. Hierher gehört auch die freiwillige Flotte, die sich in der Reconstruction befindet, ihre schnelllaufenden großen Dampfer von England bezieht, die Kriegsflagge führt und den Verkehr zwischen Odessa und Wladywostock vermittelt. Für sie lief im Juni 1898 bei der Clydebank Shipbuilding Comp. der Dampfer „Moskua" von 7400 t vom Stapel, der 20 Meilen laufen soll. Ein Schwesterschiff ist bei Denny Brothers & Comp. zu Dumbarton im Bau. Abgesehen von diesen beiden Schiffen der Freiwilligenflotte, die zur Aufnahme einer Armirung eingerichtet sind, befinden sich also gegenwärtig auf russischen Staats- und Privatwerften in Bau und Ausrüstung — ausschließlich Torpedoboote: Sieben Schlachtschiffe erster Classe von 8800 bis 12 500 t; ein gepanzerter Küstenvertheidiger, drei Panzerkreuzer erster Classe von 12 000 t; — drei geschützte Kreuzer von 6600 t, drei von 3000 t, ein Torpedokreuzer und 30 Torpedoboot-Zerstörer. Wenn man will, kann man die soeben ihre Probefahrten machende „Velicaja Kajaginja Olga", gebaut auf der Kreighton-Werft zu Abo und bestimmt für den Amur Darja (Oxus), hinzurechnen.

Nun kommen die bestellten Bauten auf ausländischen Werften, denn Rußland macht sich nichts daraus, wenn Geld, und zwar viel Geld, für Marinezwecke in das Ausland wandert. Es bestellt Schiffe und Fahrzeuge, Maschinen, Geschütze und Panzerplatten in Dänemark, Deutschland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika und besteht keineswegs darauf, wie Deutschland, daß alles Material inländisches Fabrikat sein muß und nur deutsche Werften Aufträge erhalten. Uebrigens hat England für Deutschland soeben einen Torpedoboot-Zerstörer fertig; doch hat sich die Baufirma Yarrow in Chiswick ziemlich Zeit gelassen; bereits im Sommer sollte die Ablieferung erfolgen. In Kopenhagen, bei Burmeister u. Wein, ist der Eisbrecher „Nadeschny" im Bau, der 900000 M. kosten und bei 1500 t Deplacement Maschinen von 3600 Pferdestärken führen soll. Ein anderer Eisbrecher mit Maschinen von 10000 Pferdekräften liegt auf der Werft von Sir G. W. Armstrong in Newcastle. Diese Brecher sollen den Hafen von Kronstadt und den Finnlands, sowie den von Wladywostock den ganzen Winter offen halten, im Sommer theilweise im Karischen Meer Verwendung finden. Versuche zu Wladywostock mit dem als Eisbrecher verwandten Kanonenboot „Silatsch" im Winter 1893/94 ergaben, daß es möglich war, mit diesem primitiven Fahrzeug den Hafen bis auf fünfzig Tage offen zu halten. Der „Nadeschny" ist für Wladywostock bestimmt. Die Idee stammt vom Vice-Admiral Makaroff, der auch mit einem solchen Eisbrecher von 20000 Pferdekräften den Nordpol erreichen wollte, jetzt aber dasselbe Unternehmen mit zweien à 10000 Pferdestärken durchzuführen gedenkt. Deutschland hat verhältnißmäßig wenig vom neuen Programm zur Ausführung erhalten. Der Vulkan zu Bredow bei Stettin baut einen Kreuzer von 6000 t, die Krupp'sche Werft Germania zu Gaarden bei Kiel einen solchen von 5500 t, und Schichau zu Elbing und Danzig erhielt einen Kreuzer von 3000 t und vier Torpedoboot-Zerstörer von je 350 t. Das ist Alles. Die Firma Cramp und Sons, Philadelphia, bekam folgende Aufträge: Ein Schlachtschiff von 12700 t, 18 Meilen Schnelligkeit, mit Niclauße Wasserrohr-Kesseln. Ein Panzerkreuzer von 6000 t (?) mit gleichen Kesseln. Drei geschützte Kreuzer von 6000—6500 t und 23 Meilen Fahrt. In Frankreich sind die Bestellungen auf die Werft La Sayne bei Toulon gefallen, die meines Wissens noch nie für Rußland geliefert hat, woselbst aber der Panzer „Sfissoy Weliki" seine neue Panzerkuppel — die alte sprang, weil bei einer Schießübung eins der Hauptgeschütze platzte — erhalten hat. Bei dieser Gelegenheit mag man sich befreundet haben. Englische Blätter haben sich das Vergnügen gemacht, nachzurechnen, was das Etablissement an diesem einen Auftrag, der 51 Millionen Frc. oder 2,04 Millionen Lstr. gleich 40,8 Millionen Mark umfaßt, verdient — ein lehrreiches Beispiel. Es ist bestellt: Ein Schlachtschiff von 13110 t, 16300 Pferdekräften starken Maschinen, armirt mit vier 12 Zöller Hinterladern, zwölf 6 Zöllern und 48 leichteren Schnellladern, 18 Meilen schnell. — Ein Panzerkreuzer von 7800 To. und Maschinen von 16500 Pferdekräften, von dem nicht weniger als 24 Meilen Fahrt in der Stunde verlangt werden. Die Armirung wird bestehen aus zwei 20,3 cm, acht 15,2 cm, zwanzig 7,5 cm und sieben 4,7 cm, durchweg Schnellladern, wahrscheinlich französischer Provenienz. — Drei Torpedoboot-Zerstörer von 27 Meilen Fahrt. Drei weitere Torpedoboot-Zerstörer endlich soll auch Normand le Havre erhalten haben. Endlich verlautet noch, man beabsichtige auch Dynamitkreuzer mit Dynamit-Geschützen wie der Amerikaner „Vesuvius" zu bauen, doch ist diese Meldung mit Vorsicht aufzunehmen, denn diese Geschütze sollen eingeführt werden — „weil sie sich im spanisch-amerikanischen Kriege so gut bewährt hätten." Ich bezweifle das und behaupte, daß auch nicht ein einziger Treffer mit ihnen erzielt ist und halte an dieser Meinung fest, bis man das Gegentheil bewiesen hat. Es ist aber sicher nicht Art der Amerikaner, von Erfolgen zu schweigen, und falls sie einen Treffer auf die Befestigungen von Santiago de Cuba thatsächlich gehabt hätten, würden sie das Werk zur Capitulation gezwungen haben. Die Meldung, „Vesuvius" habe „mit gutem Erfolg" geschossen, ist so viel wie gar nichts werth und besagt nichts weiter, als daß „Vesuvius" glücklich einige Geschosse aus seinen Luftgeschützen herausbekommen hat, ohne selbst Schaden zu leiden. Daß aber diese Geschosse auch das Ziel getroffen haben, davon ist nichts gemeldet; sie werden wahrscheinlich zu kurz gegangen sein und beim Auftreffen mächtige Wasser- oder Sandsäulen in die Luft geworfen haben; das ist der Erfolg.

Fassen wir nun alle diese angeführten Bauten zusammen, so ergiebt sich, daß gegenwärtig in der Herstellung für die russische Kriegsflotte begriffen sind: Neun Schlachtschiffe erster Klasse, von 3800 bis 13100 t (wenn man die drei Klasse „Sebastopol", als fertig rechnet, bleiben immer noch sechs), ein gepanzerter Küstenvertheidiger, vier Panzerkreuzer von 7800 t bis 12000 t; — vier Panzerkreuzer von 6000 t (?); — acht geschützte Kreuzer von 5500 bis 6500 t, vier von 3000 t; — ein Torpedo-Kreuzer; — zwei Hülfskreuzer für die Freiwillige Flotte, zwei große Eisbrecher und 41 Torpedoboot-Zerstörer, wobei ich zugeben will, daß sich unter letztere Zahl auch einige Torpedoboote verirrt haben mögen, doch stehen folgende Zahlen wohl fest: Schichau 4; — la Sayne 3; — Nikolajew 4; — Kreighton Werft Abo 4; — Normand 4 — Summa 19. Und als dieses Riesenprogramm aufgestellt war und man auf Befehl des Zaren mit größter Energie auf seine beschleunigte Durchführung nicht nur mit den Mitteln Rußlands, sondern unter Heranziehung einer großen Anzahl von Etablissements des Auslandes gegangen war, fest entschlossen, bis 1903 diese stattliche Macht fertig versammeln zu können, da — sagt derselbe Zar: „Wollen wir nicht abrüsten?!" —

Bisher haben Friedenscongresse zu nichts geführt, selbst wenn sie von mächtigen Monarchen angeregt wurden. Die Friedenscongresse, die alljährlich irgendwo bei Diners ꝛc. zusammenkommen, sind dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Sie haben weder den Japaner-, noch den Griechen-, noch den Amerikaner-Krieg verhindern können und haben auch kluger Weise keinen Versuch dazu gemacht, wenigstens hat man von keinem gehört. Möglicher Weise könnten die Papierkörbe zu Athen und Washington von einem solchen reden. Im Süden ist soeben der Kampf beendet; ob auf die Dauer, wird sich ja zeigen. In Cuba wie in Manila sieht es auch nicht gerade nach endgiltigem Frieden aus. In Ostasien, vorzüglich im Golf von Petschili, wo Admiral Sir Seymour

vor Taku seine Flotte zusammenzieht, riecht es stark nach Pulver und zwar ganz besonders auch nach russischem, und ob sich die Delagoafrage ganz friedlich, ohne die Sprache der Kanonen, lösen lassen wird, ist auch noch sehr zweifelhaft. Der Japaner baut sich die Flotte einer Weltmacht, der Amerikaner folgt, Argentinien und Chile kaufen und bauen Kriegsschiffe um die Wette, England, Frankreich geben Unsummen aus um nicht zurückzubleiben, und Deutschland hat in diesem Jahre sein Flottengesetz auf fünf Jahre mit großer Mühe im Reichstage durchgesetzt. Und nun sollen alle Staaten abrüsten?! — Rußland sagt es, aber — rüstet selbst am eifrigsten. Rußland rüstet nicht ab, aber falls es die andern Staaten dazu bringen kann — das wäre schon der Mühe werth. Der Ausgang dieses Friedens-Congresses scheint nicht zweifelhaft. Jeder denkt: „Bitte, erst Du, lieber Nachbar, dann ich, denn sieh 'mal, die Geschichte lehrt, daß wir uns gegenseitig schon oft in den Haaren gelegen haben, und daß der schwächer Gerüstete stets unterlegen ist und die Sache bezahlen mußte, und zwar tüchtig, mit Blut, Land, Geld und wirthschaftlichem Rückschritt. Ergo — bin ich berechtigt Dir nicht besonders zu trauen. So lange Du nicht abrüstest, halte ich mein Pulver trocken." So denkt der Eine, und handelt danach; und der Andere, der liebe Nachbar — denkt genau dasselbe!

## Versicherungszwang gegen Feuersgefahr.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Als Berathungsgegenstand seiner diesjährigen Tagung hat der 24. Deutsche Juristentag auch die Frage aufgestellt: „Welche Stellung ist in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit zu gewähren?" und dieselbe durch ein ausführliches Gutachten des Professors Dr. Ehrenberg zu Göttingen vorbereitet. In Folge dessen sollte derselbe sich mit den Grundzügen eines Versicherungsgesetzes beschäftigen, welches im Reichsjustizamte so weit vorbereitet wurde, daß darüber bereits der neugeschaffene Versicherungsbeirath gutachtlich sich äußern konnte; allein es kam dazu nicht, weil dieser Berathungsgegenstand seitens der ersten Abtheilung am 13. September wegen mangelnder Zeit von der Tagesordnung abgesetzt werden mußte, während der Innungsverband Deutscher Baugewerksmeister am 4. September dazu Stellung nahm und Abänderungsvorschläge beschloß. Leider ist bei diesem Gesetzentwurfe dem in letzter Zeit üblichen Brauche nicht Rechnung getragen worden, durch Veröffentlichen der Grundzüge allen dabei interessirten Kreisen und der Wissenschaft Gelegenheit zu geben, sich mit denselben bekannt zu machen, etwaige Bedenken zu erheben bezw. geeignete Abänderungsvorschläge an zuständiger Stelle zum Ausdruck zu bringen. Deßhalb müssen dieselben sich darauf beschränken, was in die Oeffentlichkeit gelangte, davon ausgehend, daß diese Mittheilungen auch der Wirklichkeit entsprechen.

Der leitende Grundgedanke des zu erwartenden Versicherungsgesetzes soll darauf beruhen, an Stelle der seitherigen Versicherungsfreiheit einen Versicherungszwang einzuführen. In welchem Umfange, darüber gehen die Angaben auseinander. Nach den Einen soll der Versicherungszwang sich bloß auf Gebäude gegen Feuersgefahr beschränken, nach Anderen jedoch auch die Feuersgefahr für Mobilien, die Hagelgefahr der Feldfrüchte, die Seuchengefahr der Hausthiere umfassen. Wer von diesen Recht hat, muß abgewartet werden.

Seitdem man sich entschloß, in der Kranken-, Unfall-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung einen Zwang zur Versicherungsnahme gegen die wirthschaftlichen Nachtheile einzuführen, welche ein erwerbsthätiger Staatsbürger durch eine vorübergehende Störung seiner körperlichen oder geistigen Unversehrtheit, durch eine dauernde oder vorübergehende, zu den eigenthümlichen Gefahren seines Berufes in ursachlichem Zusammenhange stehende Minderung der Erwerbsfähigkeit, durch eine auf natürlichem Verbrauche oder auf Berufskrankheit beruhende Abnahme seiner Körperkraft, erleiden kann, und mit dem Gedanken trägt, auch das Risiko aus einer unverschuldeten Arbeitslosigkeit, sowie die Wittwen- und Waisen-Fürsorge demselben zu unterwerfen, kann die Absicht nicht befremden, in den Kreis des Versicherungszwanges auch diejenigen Schädigungen hineinzuziehen zu wollen, welche Jemanden an seinem beweglichen oder unbeweglichen Vermögen durch die auf elementarer Kraft beruhenden schädigenden Ereignisse, wie Feuer, Blitzschlag, Viehseuchen bedrohen. Denn für sie Alle liegt der gleiche Erwägungsgrund vor, den Verlusten am Nationalvermögen vorzubeugen, welche durch die gerade in den unbemittelten Classen der Bevölkerung anzutreffende Abneigung gegen die Aufwendung der Kosten einer Uebertragung des Risiko auf einen Versicherer alljährlich entstehen. Den wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung davor möglichst zu bewahren, in Folge eines eingetretenen unerwarteten schädigenden Ereignisses in seinen Einnahme-Verhältnissen zurückzukommen, ist die Aufgabe der Arbeiterversicherung. Und ihr entspricht es vollkommen, das Widerstreben des Einzelnen gegen die Versicherungsnahme durch einen auferlegten Zwang zu überwinden, um auf diese Weise zu verhüten, daß ihm die zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse unentbehrlichen Gegenstände entzogen, diejenigen Geräthe vernichtet werden, deren er zur Ausübung seiner Erwerbsthätigkeit bedarf, bezw. daß er verarmt, weil die Frucht seiner Arbeit ihm vernichtet wurde. Ein greifbarer Anlaß zur Einführung des Versicherungszwanges liegt also auch hinsichtlich derjenigen Gefahren vor, welche das erwartete Versicherungsgesetz umfassen soll.

Was nun die Versicherung gegen Feuersgefahr anlangt, so hat in überwiegender Mehrzahl die Bevölkerung sich bereits daran gewöhnt, das drohende Risiko durch Versicherungsnahme zu decken, insoweit unbewegliches Vermögen d. h. Gebäude in Frage kommen. Hier begegnet man auch schon vielfach dem Versicherungszwange. Corporative Verbände in Sonderheit größere Stadtgemeinden, wie z. B. Berlin haben einen solchen. Hier besteht die Verpflichtung, daß alle im Privatbesitze befindlichen Baulichkeiten von dem Zeitpunkte, wann der innere Ausbau beendet ist, seitens einer von der Gemeindebehörde eingesetzten Sachverständigen-Commission einer Werthschätzung unterzogen und zu der auf diese Weise ermittelten Feuertaxe versichert werden müssen. Abgesehen von fiskalischen oder gemeindlichen muß jedes Bauwerk der Feuersocietät angeschlossen werden, welche den eingetretenen Brandschaden auf Gegenseitigkeit ihrer Mitglieder regulirt. Weil ebendieselbe Commission, welche die Feuertaxe aufnahm, auch die Brandtaxe aufstellt, ist eine Gewähr dafür geboten, daß nach gleichen einheitlichen Grundsätzen vorurtheilsfrei und unbefangen der Schaden ermittelt und regulirt wird. Erfahrungsgemäß sind auch die Fälle ganz vereinzelt, in welchen der Brandbeschädigte Anlaß zu haben glaubt, mit der Schadensfeststellung sich nicht einverstanden erklären zu können, während Klagen über Verzögerung der Schadloshaltung zu den Seltenheiten gehören, aber stets auch unberechtigt sind. Die Umlagebeiträge der im Laufe des Rechnungsjahres erforderlich gewordenen Aufwendungen für Entschädigungszwecke auf die Eigenthümer der angeschlossenen Grundstücke sind erheblich niedriger als bei denjenigen Erwerbsgesellschaften, welche die Feuerversicherung betreiben. Und dieses spricht zu Gunsten der Zwangsfeuerversicherung. In erhöhtem Grade lassen die Erfahrungen, welche in Bayern, wo dieselbe bereits gesetzlich eingeführt wurde, gemacht sind, den praktischen Werth dieser Einrichtung erkennen. Die vorzüglich organisirten bayrischen Brandversicherungskammern und die Beliebtheit, welche in den betheiligten Kreisen die Zwangsfeuerversicherung gewonnen hat, liefern einen schlagenden Beleg für die Richtigkeit und Ersprießlichkeit dieses Grundprincipes.

Daß die Feuerversicherungs-Gesellschaften höhere Prämiensätze beanspruchen müssen und daß die ihrerseits bewirkte Schadensregulirung häufig zu Ausstellungen seitens der Brandbeschädigten Anlaß giebt, hat seinen natürlichen Grund. Einmal müssen deren Verwaltungen auch darauf bedacht sein, Denjenigen, welche das Capital für den Geschäftsbetrieb zusammenbrachten, gerecht zu werden, d. h. die Verzinsung des Actiencapitals in Aussicht zu nehmen. Andererseits pflegen die mehr gefährdeten Baulichkeiten, wie Mühlen, Fabriken, Theater ꝛc., von der Feuersocietät ausgeschlossen zur Uebertragung des Risiko auf die Feuerversicherungs-Erwerbsgesellschaften angewiesen zu sein. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Rohbauten, d. h. aller entstehenden Bauwerke bis zu dem Zeitpunkte, wo sie für die Feuertaxe fertiggestellt sind. Endlich wird der Feuerversicherungs-Werth überwiegend der freien Bestimmung Seitens des Versicherungsnehmers überlassen. Alle diese drei Umstände geben in ihrer Wechselbeziehung zu den laut gewordenen Ausstellungen gegen den Geschäftsgebrauch der Versicherungs-Gesellschaften Anlaß, ohne daß jedoch die erhobenenen Vorwürfe Anspruch auf volle Berechtigung haben.

Wenn bei der Schadenfeststellung durch die bestellten Sachverständigen sich ergiebt, daß der wirkliche Werth hinter dem Versicherungswerthe zurückbleibt, so kann selbstredend nur dieser Letztere für die Bestimmung des durch den Brandschaden verursachten Minderwerthes zu Grunde gelegt werden. Und hierin liegt gerade der Schwerpunkt für die Auffassung der Versicherten, daß für die Bestimmung der Prämienhöhe und der Brandentschädigung zum Nachtheile der Versicherungsnehmer verschiedene Grundsätze zur Anwendung kommen. Dies könnte sich aber dann schon ändern, wenn gesetzlich angeordnet würde, daß auch die Privatversicherungs-Gesellschaften durch ein ihrerseits bestelltes Sachverständigen-Collegium eine Feuertaxe aufstellen lassen, nur gemäß dieser die Feuerversicherung übernehmen dürfen, auch dieselbe bei der Brandschadens-Regulirung als unstreitigen Werth der versicherten Baulichkeiten gelten lassen müssen.

Der Umstand, daß die Baulichkeiten, welche in erhöhtem Grade von dem Eintritte der Feuersgefahr und von dem Umfange der Verlaufsgefahr bedroht sind, auf die Privatversicherung angewiesen werden, bedingt, daß die Prämiensätze hier auch höhere sein müssen. Denn wenngleich die Prämiensätze für solche höhere zu sein pflegen, als für die minder bedrohten Baulichkeiten, so läßt einmal der aufgestellte Prämientarif nicht bedingungslos in allen Fällen den zutreffenden Prämiensatz finden. Andererseits wird die Feuersgefahr auch auf die in der Nähe solcher gefährlichen Anlagen befindlichen Gebäude in erhöhtem Grade mitübertragen. Für diese einen dementsprechenden Prämiensatz von vornherein zu fordern, ist ebenfalls dann nicht angänglich, wenn zur Zeit der Versicherungsnahme sich derartig gefährliche Anlage in einer gefahrdrohlichen Nähe noch gar nicht befanden. Um den Prämiensatz später entsprechend erhöhen zu können, wird in den Policebedingungen dem Versicherungsnehmer die Pflicht auferlegt, unverzüglich Anzeige zu erstatten, sobald eine das Risiko erhöhende gefahrvolle Anlage in gefahrdrohender Nähe errichtet wurde. Dieser policegemäßen Pflicht pflegt aber nur in vereinzelten Fällen der Versicherungsnehmer nachzukommen. Der auf diese Weise geschädigten Versicherungsgesellschaft ist es jedoch nicht zu verdenken, wenn sie von ihrem policegemäßen Rechte Gebrauch macht, die Schadensregulirung abzulehnen oder solche doch nur unter Berücksichtigung der veränderten, ihr auch erst neuerdings bekannt gewordenen Umstände zu bewirken. Beides veranlaßt eine Verzögerung der Brandschadens-Regulirung, an welcher der Versicherungsnehmer, aber nicht der Versicherer sonach das Uebergewicht der Schuld trägt, sowie die Festsetzung eines Entschädigungsbetrages, welche den Wünschen und wohl auch Bedürfnissen des Brandgeschädigten nicht entspricht.

Weil als Regel Jemand nur Selbstversicherung nehmen, aber nicht fremdes Eigenthum versichern kann, so wird bei der freiwilligen Versicherung erforderlich, daß bei einem Besitzwechsel in dem Versicherungsgegenstande die Uebertragung der Rechte und Pflichten aus der Police von dem Vorbesitzer auf den Besitznachfolger übertragen werden muß. Auch dies fordern die Policebedingungen, ohne daß jedoch Seitens der Betheiligten dem nachgekommen zu werden pflegt. Und deßhalb trifft die Schuld der daraus entspringenden Weitläufigkeiten und Nachtheile in der Brandschaden-Regulirung gleichfalls die Versicherungsnehmer mehr als die versichernde Gesellschaft.

Dasselbe gilt bei der Versicherung der beweglichen Gegenstände hinsichtlich der policegemäßen Verpflichtung, jede Wohnungsveränderung, sowie anzumelden, wenn gefahrvolle Betriebe in das Haus oder in die Nähe desselben gelegt werden, in welchem die Versicherungsgegenstände sich befinden. Gerechtfertigt wird dieses Verlangen aber dadurch, daß in Folge der Wohnungsveränderung oder der später eingetretenen vermehrten Feuersgefahr auch ein gesteigerter Prämiensatz als Vorleistung für das übernommene Risiko bedingt sein kann, so daß auch hier der Vorwurf einer ungebührlichen Belästigung und eines unnöthigen Schablonismus nicht am Platze ist.

Wenngleich nun den gegen die Versicherungsgesellschaften erhobenen Beanstandungen diesseits als zutreffend durchweg nicht zugestimmt werden kann, so muß doch in Anbetracht der Thatsache, daß die leistungsfähigen und besseren Erwerbsgesellschaften neuerdings sich zu einem Ringe vereinigt haben, also geschlossen ihre Policebedingungen aufstellen, während Niemanden zugemuthet werden kann, bei den minderleistungsfähigen Versicherung zu nehmen, eine gesetzliche Neuregelung des Versicherungswesens als unabweisbar erachtet werden. In Sonderheit wird hierfür zwingend der Umstand, daß die Ringgesellschaften die Uebernahme der kleineren Risiken ablehnen, weil hier die Prämie nicht im richtigen Verhältniß zu der erforderlichen Arbeitsleistung zu stehen pflegt, aber gerade den Minderbemittelten Gelegenheit geboten werden muß, Versicherung zu nehmen. Und deßhalb wird der Versicherungszwang den leitenden Grundgedanken des neuen Versicherungsgesetzes bilden müssen. Mit ihm wird die Versicherung auf Gegenseitigkeit der Mitglieder durch corporative Verbände durchzuführen sein, welche nach dem Gefahrengrade einen Prämientarif aufstellen und dementsprechend die Prämie erheben. Denn es ist dann unstatthaft, die gefahrvolleren Betriebe zurückzuweisen und nur die mindergefährlichen dem Versicherungszwange zu unterwerfen, soll nicht der bedenkliche Dualismus erhalten bleiben, neben Versicherungszwang Versicherungsfreiheit, neben corporativen Verbänden auf Gegenseitigkeit Versicherungs-Erwerbsgesellschaften zu brauchen. Dies bedingt aber weiter, daß auf Immobilien nicht erst mit ihrer Fertigstellung, vielmehr schon während ihres Entstehens Versicherung genommen werden darf, und daß der Versicherungswerth durch eingesetzte, behördlich bestätigte, Schätzungscollegien ermittelt werden muß; leitende Grundsätze, deren Durchführung Schwierigkeiten kaum begegnen kann.

## Literatur und Kunst.

### Der junge Ibsen.

Von Carl Busse.

Gewiß, der Alte ist größer. Der Alte ist ein europäischer Dichter und der junge nur ein Norwegischer. Der Alte hat seinen bestimmenden Einfluß ausgeübt auf die Jugend aller Culturländer, und der junge hat kaum die Studenten seiner Heimath begeistert. Und doch: wenn man das Experiment anstellen und einem guten typischen Vertreter unseres

Volkes die früheren und späteren Werke des Norwegers in die Hand geben könnte — einem Menschen, der die besten Eigenschaften der Germanen wie in einem Brennspiegel vereinigt, so zweifle ich nicht, daß er den jungen Ibsen wählen würde. Die Größe des Alten liegt im Zweifel; das Beste, was der junge besaß, im Glauben. Und deßhalb, meine ich, wird der gesunde Volksinstinct, wenn er schon wählen muß, sich nach der positiven Seite wenden. Er wird tangiren zu jenem Dichter, der gläubig und begeistert der Größe seines Volkes nachträumte, der die Nordlandsrecken ziehen sah, der mit Kränzen und Saitenspiel einherging, für den Glück noch Glück, Schmerz noch Schmerz, Autorität noch Autorität war. Ein Volk kann nicht die Reflexion aufbringen, die zu der Einsicht nöthig ist, daß der Alte uns mehr gab. Wird nie verstehen, daß die bitteren Tränke des großen Medicinmannes gerade unserer Zeit heilsamer waren, als die Blumen und süßen Kuchen des gläubigen Romantikers. Ein Volk will seinen Dichter tanzend und singend, begeistert und begeisternd; er soll seine Sprache sprechen, soll hingehen, wo es selbst hingeht, zu den Göttern beten, zu denen es selbst betet. Es will keinen Dichter, der die Tempel dieser Götter in's Wanken bringt und ihm auf die Tafel seiner Fröhlichkeit den Todtenkopf rollt. Vielleicht liegt in der kindlich-einfältigen Volksvorstellung vom „eigentlichen" Dichter auch die höchste Wahrheit, ist der „ideale" Dichter, der typische der, der die im öffentlichen und häuslichen Leben seines Volkes durch Jahrhunderte offenbar gewordenen, im Einzelnen zersplitterten, nur aus der Gesammtheit zu abstrahirenden großen Volkseigenschaften summirt und in sich gesammelt hat. Dieser Dichter ist dann mehr als ein Einzelner und er kann nicht sterben wie ein Einzelner. Er ist die Nation selbst. Wie jedes Ideal wird auch dies nur annähernd erreicht und diese Erreichung erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, wenn die Nation selbst fast schon verschwunden ist, erkannt. Wohl aber läßt sich die Straße erkennen, die zu dem Ziele führt. Diese Straße gehen Tausende. Auch Henrik Ibsen schien sie gehen zu wollen. Er schwenkte ab, weil sie ihn nicht zur Freiheit führte. Denn es war für ihn nicht die natürliche Straße. Aber das beweist nichts gegen sie, sondern nur gegen ihn. So gewiß der alte, also der moderne Ibsen an tiefgehender Bedeutung für uns den jungen und jüngeren Ibsen, den der ersten und zweiten Epoche, übertrifft, so gewiß wird naives, ich möchte sagen unlitterarisches Fühlen dem Letzteren heimlich den Vorzug geben. Scheidewasser ist oft heilsam und nützlich, aber zerfrißt schließlich Alles. Arzeneien, die den Kranken retten, stellt der Gesunde bei Seite. Und so werden wir mit allen Kräften darnach streben müssen, Ibsen zu überwinden. Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit hat er erreicht. Spätere, glücklichere Zeiten werden seinen Einfluß kaum mehr verstehen. Denn in seinem Siege liegt schon sein Untergang. Das „dritte Reich" heraufzuführen, war ihm nicht gegeben. Er war der Zerstörer, wir warten des Baumeisters. Er war der Zweifel, wir warten des neuen Glaubens. Ich bin der festen Zuversicht, daß das heranwachsende Geschlecht nicht mehr zu ihm stehen wird. Ich preise es dafür. Wir selbst, die wir aus dumpfer Stickluft verhangener Stuben kamen, feierten die zugige Durchgangsstation; die nach uns Kommenden werden sich sonnige Heimstätten suchen, wie sie kein Henrik Ibsen bauen konnte. Aber ich will hier nicht von dem europäischen Dichter reden, sondern von dem norwegischen; nicht von dem berühmten alten, sondern von dem unbekannten jungen. Ich möchte sagen und weisen, wie sie Beide auseinander gehen und wie sie Beide sich finden. Erwünschten Anlaß dazu giebt die neue deutsche Gesammtausgabe von Ibsen's sämmtlichen Werken, deren in S. Fischer's Verlag in Berlin bisher erschienener zweiter Band mit Ausnahme des „Catilina" die Erstlingsdichtungen in guter Uebertragung bringt. Das größte Interesse concentrirt sich naturgemäß auf die beiden bisher ungedruckten und auch in Skandinavien unbekannten Jugendwerke, und sie zuerst mögen auch hier berücksichtigt werden.

„Das Hünengrab" heißt das erste. Es ist im Jahre 1850 während der Vorbereitung zum Examen in den Pfingstferien geschrieben, in demselben Jahre auf dem Christianiaer Theater drei Mal aufgeführt, 1854 in etwas veränderter Fassung im Feuilleton der „Bergener Blätter" gedruckt und später noch zwei Mal gegeben worden. Aber die Nummern der Zeitung, die es brachte, sind nicht mehr aufzufinden; die jetzige Veröffentlichung erfolgte nach dem erhaltenen Originalmanuscript, dem Soufflirbuch der Bergener Theaterbibliothek. Lyrisch setzt es ein. Der Schauplatz eine kleine Insel bei Sicilien (früher die Normandie); ein antiker Tempel, Hünengrab, Blumenkränze, das Meer. Davor Blanka, eine wunderschöne Jungfrau, die sich nach dem Norden sehnt und einem jungen herrlichen Helden. Blauäugig soll er sein, den Kupferhelm auf goldenen Locken tragen, das Schwert mit starker Rechte umklammern. Um sein stolzes Drachenschiff schwimmen ihre Träume, und droben in Lüften segelt ein Wildschwan. Ihr Stiefvater, mit dem sie einsam auf der Insel lebt, hat ihr so viel von den Thaten der blauäugigen Seekönige erzählt, ihr angedeutet, daß er selbst einst Vikingerfahrten mitgemacht, daß sie nun hingerissen an nichts Anderes denkt, als den ersehnten Helden. Sie, die Südländerin, wird die Verkünderin des Nordens. Und natürlich läßt der Held nicht auf sich warten. Gandalf erscheint mit seinen Mannen, um seinen vor zwölf Jahren auf dieser Insel erschlagenen Vater zu rächen und mit Feuer und Schwert Alles zu vernichten. Der Conflict ist klar: Gandalf hat bei den Göttern Walhalls Blutrache geschworen, verliebt sich aber in Blanka. Es giebt nur einen Ausweg für ihn: selbst zu fallen. Das beschließt er. Aber es kommt nicht dazu. Denn Blankas Pflegevater giebt sich als Gandalf's Vater zu erkennen, der hier heimlich gelebt hat, der Schwur ist hinfällig, Gandalf und Blanka werden ein Paar und ziehen nach dem Norden, wohin sie das Christenthum verpflanzen. Das ist in bald mehr, bald weniger schönen Versen gesagt — in Versen, die den Anfänger zeigen. Sie sind überladen mit Bildern. Gleich der lyrische Erguß Blankas, der die erste Scene einleitet, ist bezeichnend dafür. Jede zweite Zeile ein Bild. Die letzten Abendgluthen sind wie ein Meer in Brand, der Strand ist „tempelstill" und gleichzeitig noch einmal „still wie unter Laubenbogen", die Sommernacht senkt sich erst „taubensacht" nieder, und senkt sich eine Zeile darauf auf „Schwansgefieder" noch einmal nieder. Ein Bild mordet immer das andere. Ein ganzer Menagerieapparat wird dafür in Bewegung gesetzt, und neben Taube und Schwan kommen Möve, Bär, Aar, Falke, Delphin, Schwalbe und anderes Zoologisches zur Geltung. Märchenhaft verschwommen sind die Personen. Dieser alte Wikingerheld König Rörek, der auf der einsamen Insel vom Evangelium der Kraft zu dem der Güte kommt, läßt sich nicht fassen; Blanka und selbst Gandalf hinterlassen keinen Eindruck. Kurz, das Ganze ist, ästhetisch genommen, schwach und unreif. Interessant sind nur einige Gedanken, die auftauchen und in die Zukunft weisen. Da ist vor Allem der große Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der später in „Kaiser und Galiläer" seine gewaltigste Ausprägung finden sollte. Wie dort in einer knappsten Scene die weltweite Kluft angedeutet ist, der Festzug des Kaisers den gefesselten Christen begegnet und jeder der Züge sich verkündet:

Der Apollo-Zug: „Herrlich der Rosen kühlender Kranz,
Herrlich zu schweben im sonnigen Glanz."

Der Zug der Gefangenen: „Selig den Märtyrertod zu erleiden;
Selig zu sterben zu himmlischen Freuden."

— so stehen sich hier Blanka und Gandalf gegenüber: Blanka, die für ihre Feinde betet; Gandalf, um Blutrache zu nehmen. Erstaunt, trotzig bäumt sich der Seekönig auf: Wie kannst Du beten, sag', für Deinen Feind? Feig ist dieser Glaube,

saugt des Helden Kraft auf! Aber innerlich fühlt er sich selbst bezwungen davon. Das Christenthum siegt auf der ganzen Linie. Wie Blanka den Wikinger Rörek vom Evangelium der Kraft zu dem der Güte bekehrte, so auch schließlich Gandalf, seinen Sohn, ihren späteren Gatten. Diese Parteinahme Ibsen's ist charakteristisch. Denn mir will scheinen, als bezeuge sie gerade, wie anerzogen, wie wenig natürlich die Begeisterung für nordisches Alterthum bei ihm war. Das Große und Größte der Seekönige: der trotzige Todesmuth, die Heldenkraft steht schon dem jungen Ibsen unter dem christlichen Ideal der Liebe und Milde. Bei dieser Anschauung mußte also bald der Umschwung kommen. Der Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum entspricht dem Weiteren zwischen Süden und Norden. Blanka, die Südländerin und als Christin den nordischen Recken gegenüber die Culturträgerin, hat doch die instinctive Sehnsucht nach dem Norden. Der Süden ist erschlafft, ohne „Treue, Kühnheit, Streben", der Norden dagegen ungebrochen, kühn, stark, etwas barbarisch. Das Ideal wäre, wenn das Christenthum sich mit jener erdfrischen Stärke vermählen könnte. Symbolisch geschieht das in der Verbindung von Gandalf und Blanka. Thors Hammer sinkt in Staub, die Wikingerfahrten werden zur Sage, der Norden selbst zum großen Hünengrab, aber diesem Grabe entsteigt ein neues höheres Leben, entsteigt „Nordland hell und hehr zur Geistesthat auf des Gedankens Meer". Diese letzte Prophezeihung hat Ibsen, wie Georg Brandes erzählt, als die einzigen Zeilen eigenhändig dem Soufflirbuch angehängt. Bezeichnend genug für den jungen Dichter, den damals also schon die Reflexion beherrscht und dessen Nordlandsbegeisterung nichts Anderes war als Oehlenschläger'sche Nachempfindung.

Die zweite bisher unbekannte Dichtung „Olaf Liljekrans" ist ein dreiactiges Schauspiel, 1850 entworfen, 1856 beendet, 1857 zweimal auf dem Bergener Theater aufgeführt. Die alten Heldenlieder gaben den Anstoß dazu. Die von Herder und später von Wilhelm Grimm übersetzte Ballade von Herrn Olaf, der auf seiner Brautfahrt von den Elfen verlockt wird, in erster Linie. Mit der Hochzeitsfahrt beginnt auch Henrik Ibsen's Stück. Olaf Liljekrans soll sich vermählen, aber ihn hat eine „Elfin" bezaubert, die er im einsamen Thale gefunden. Natürlich ist diese Elfin ein Menschenkind von Fleisch und Blut, Tochter eines tollen Spielmanns, aber wunderhübsch behängt mit Märchenschleiern. Olaf hat ihr die Ehe versprochen, ist aber gleichzeitig auf mütterliches Geheiß verlobt mit Ingeborg von Guldvik. Er liebt sie nicht, sie nicht ihn, doch als Schwächling will er seiner Mutter Befehl folgen und sie heirathen. Alfhild, die Verlassene, wirft halb von Sinnen die Flammen in's Hochzeitshaus, wird jedoch eingefangen und soll getödtet werden; nur dann erginge nach alter Sitte Gnade für Recht, wenn die zum Tode verurtheilte irgend Jemand, und sei's auch der geringste Knecht, zur Ehe begehre. In der höchsten Noth springt da, von Reue und Liebe bezwungen, Olaf selbst vor: er verlangt sie zum Weibe und erhält sie schließlich, da Ingeborg sich inzwischen in der Heimlichkeit von einem Knecht ihres Vaters hat entführen lassen. Merkwürdig ist an diesem „Olaf Liljekrans" besonders die Ineinanderschiebung zweier verschiedener Schichten. Die frühere davon die ganz romantische. Sie wird den Entwurf von 1850 mehr oder minder vollständig ausgefüllt und bestimmt haben. Als sechs Jahre später die Ausführung begann, hatte sich Henrik Ibsen schon leise von der Romantik gelöst. Er glaubte nicht mehr so recht daran, er war skeptisch geworden. Das ließ sich nicht ganz verbergen. Und so ist dieser Olaf das romantische Werk eines schon unromantischen Dichters. Alfhild, die verkörperte Romantik, ist zwar gut und schön für Vergeinsamkeit, aber sowie sie unter Menschen kommt, wird sie verhöhnt und ausgelacht, muß Schmerzen leiden und soll sterben, gerichtet von der Vertreterin einer praktisch-nüchternen Lebensauffassung, von Frau Kirstin. Und im Grunde rettet sie nicht ihre Schönheit und Unschuld, sondern ihr Reichthum. Als Frau Kirstin davon hört, sagt sie Ja und Amen zur Vermählung der Liebenden. Ein seltsames Räthselwort hat Olaf empfangen: unter allen Blumen soll er die schönste finden, soll sie zerpflücken, dann erst wird sein Glück erblühen. Alfhild, diese schönste Blume, muß mit allen ihren romantischen Idealen erst an der Außenwelt scheitern, ehe sie glücklich wird und macht. Schön und rührend ist es, wie dieses Kind, das all' ihre Lebensweisheit aus den Spielmannsliedern ihres Vaters hat, von der rauhen Wirklichkeit gepackt wird. Wenn ein Mensch stirbt, singt sie, dann kommt ein Elf mit weißen Schwingen, webt ihm ein Bett von Lilien und rothen Rosen, spannt den goldnen Wolkenwagen an, und Engel streuen weiße und blaue Perlen über den Rosenpfühl und spielen mit ihm in der himmlischen Heimath. Nun sieht Alfhild einen Leichenzug. Olaf, fragt sie, wo ist der Pfühl von rothen Rosen und wo das Lilienlaken? Die Anwort: ich sah sie nicht, ich sah nur schwarze Bretter, und drinnen schläft der Todte auf Spähnen und Stroh. Olaf, fragt Alfhild wieder, wo ist der weiße Elf, wo sind die blauen und weißen Perlen, wo die himmlische Heimath? Und die Antwort: ich sah nur die gebrochene Mutter, ich sah viel Thränen, und der Schlummerort ist die kühle Erde. Ach, wohl leuchtet Bergkönigs Schatz wie rothes Gold durch die Nächte, aber wenn Du danach greifst, findest Du lauter Schutt und Staub. So mag das Leben auch sein, — hüte Deine zarten Finger, Alfhild! Was hier ernst gefaßt ist, wird an anderer Stelle mehr in's Scherzhafte gedreht. Hemming hat Ingeborg entführt; auf dem schönsten Apfelschimmel sind sie in die Vergeinsamkeit entflohen, wo sie nun selig wohnen wollen in der berühmten „kleinsten Hütte", die für ein liebend Paar bekanntlich Raum hat. Aber oben wird ihnen plötzlich klar, daß Wirklichkeit und Romantik sich schlecht vertragen, und der Schluß: Ingeborg will's doch vorziehen, zu ihrem Vater zurückzugehen, wo's Mägde, Tanz, Gesang, Bequemlichkeiten ꝛc. giebt. Olaf Liljekrans, das romantische Stück, ist also gleichzeitig eine Ueberwindung der Romantik. Der reifende Dichter kehrt ihr den Rücken und sucht sich den Weg in die Wirklichkeit. Daß er seit dem „Hünengrab" ein tüchtiges Ende auf diesem Wege vorwärts gekommen, beweist die ungleich größere Charakterisirungskunst im Olaf. Und Eins fällt da auf: Die Frauen sind nicht nur plastischer gefaßt, sie sind auch stärker, sichrer als die Männer. Sowohl Olaf wie Hemming, die beiden Liebhaber, sind Schwächlinge, langweilige, entschlußlose Gesellen, die immer erst einen Puff erwarten, ehe sie vorwärts gehen. Ingeborg's Vater ist ein Dummkopf. Und ihnen gegenüber steht die kluge Frau Kirstin, die energische Ingeborg, die liebliche Märchenprinzessin Alfhild. Im „Hünengrab" hatte Blanka ebenso durch geistige Ueberlegenheit die beiden Seekönige, Vater und Sohn, bezwungen. Und wenn man die übrigen Dramen des Weisen von Skien daraufhin ansieht, so wird man diesen merkwürdigen Zug in den meisten wiederfinden.

Zwischen diesen beiden, jetzt erst bekannt gewordenen Dichtungen liegen zwei andere: „Die Herrin von Oestrot", 1854 geschrieben, und „Das Fest auf Solhaug", das 1855 entstand. Den Inhalt Beider darf ich als bekannt voraussetzen. Die Herrin von Oestrot ist nach Anlage und Einzelheiten das Bedeutendste, was Ibsen vor seinem dreißigsten Jahr schrieb; „Das Fest auf Solhaug" das reinste. Dort große Vorzüge, aber auch Mängel, die im letzten Grunde die ganze Wirkung des Werkes vernichten, hier ein kleines reines, nicht ganz reell am Schlusse durchgeführtes Kunstwerk. Dort ein unheimliches Nachtstück, hier Sonnenschein und Helle. Die Herrin von Oestrot ist das bedeutendste und mißlungenste Werk des ganz jungen Ibsen zugleich. Die Idee tieftragisch; die Ausführung im Einzelnen groß, und der Gesammteindruck doch nur peinlich. Denn eine Eigenthümlichkeit der Ibsen'schen

Technik, ein Kniff, auf dem viel von der räthselhaften Wirkung des Dichters beruht, tritt hier bis in's Letzte durchgeführt hervor: die Eigenthümlichkeit, uns die Personen in ihrem innersten Wesen erst ganz spät zu enthüllen, uns Räthsel aufzugeben. In den neueren Dichtungen wendet Henrik Ibsen diesen Kniff wenigstens feiner an, sozusagen: er verinnerlicht ihn; hier jedoch ist Alles äußerlich, Mißverständnisse über Mißverständnisse, Räthsel über Räthsel, die Personen verkennen sich, halten sich gegenseitig für andere, als sie sind, Frau Inger läßt ihren eigenen Sohn tödten, ohne zu ahnen, daß er es ist; ihre Tochter giebt sich dem Verführer und Mörder der eigenen Schwester hin, natürlich auch ohne zu wissen, daß er ihren Liebling in's Grab getrieben, und nebenher entwickelt sich ein ganzer Rattenkönig von Verwechslungen. Nun mag eine Verwechslungskomödie angehen, eine Verwechslungstragödie ist ein Nonsens. Aber ein Detail ist hier schon Größe. Es ist unheimlich und wäre des alten Ibsen würdig, wenn Frau Inger sagt: „Björn, Du bist ein alter Mann, doch will ich Dir einen Rath ertheilen: Sei auf Deiner Hut vor allen Menschen, die schon todt sind, und vor allen Denen, die noch sterben sollen." Auch hier wachsen die Frauen über die Männer empor. Frau Inger ist ein mächtiges Weib, und ihre Tochter Eline — wieder ist der Falke mit ihr verknüpft — giebt ihr nichts nach. Und noch ein zweites, schon häufig beobachtetes Moment tritt hier hervor: Ibsen's unerschütterlicher Glaube, daß jeder außerordentliche Mensch einen „Beruf" habe, den er erfüllen müsse, eine Sendung, die ihm große Opfer auferlege. Er muß auf die kleinen menschlichen Freuden verzichten. Wie sich Schiller's Jungfrau von Orleans durch ihre Liebe an ihrem „Beruf" versündigt, so Frau Inger durch ihre Hingabe an Sten Sture. Das Kind, das diesem Bunde entsproß, hemmt sie. Daran geht sie zu Grunde. Georg Brandes hat darauf aufmerksam gemacht, wie dieser feste Glaube an den „Beruf" in den „Kronprätendenten" und in „Brand", in „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer", im „Volksfeind" und „Rosmersholm", im „Baumeister Solneß" u. a. m. wiederkehrt und daß Ibsen selbst 1866 in einer Eingabe an König Karl den Ausdruck gebraucht: „Das Lebenswerk, an das ich unerschütterlich glaube, und von dem ich weiß, daß Gott es mir auferlegt hat." Im „Fest auf Solhaug" ist es das Verhältniß der beiden Schwestern, was zunächst interessirt. Der Mann zwischen zwei Frauen — dies Thema hat Ibsen fast allzu oft variirt. Im „Catilina" muß Lucius der Furia Rache schwören an ihrem Todfeind, der ihre Schwester Silvia verführt und in den Tod getrieben hat, — und ihr Geliebter Lucius (Catilina) ist selber dieser Elende. In „Frau Inger auf Oestrot" gewinnt Nils Lykke, der Verderber Lucias, unerkannt die Liebe von Lucias Schwester Eline. In „Olaf Liljekrans" steht Olaf zwischen Ingeborg und Alfhild. Im Fest auf Solhaug Gudmund zwischen Margit und Signe. Diese Frauen sind meist grundverschiedene Repräsentantinnen ihres Geschlechts. Neben der Sonnigen, der ihre Liebe Alles ist, steht die Bedeutendere, Leidenschaftliche, Tragische. Und das Eheproblem, das in Frau Inger schon auftaucht, wird im Fest auf Solhaug bereits kräftig gepackt, um dann in der „Nordischen Heerfahrt" und der „Komödie der Liebe" immer mehr in den Vordergrund zu rücken. Wie ein Vorklang zur Nordischen Heerfahrt muthet uns das Fest auf Solhaug an. Margit eröffnet die Reihe jener Frauengestalten, die eine sogenannte „Vernunftheirath" eingingen und in der Ehe erst entsetzt einsehen, was sie gethan. Man denkt dabei an Hedda Gabler. Und auch Ellida in der Frau vom Meer, Frau Alving in den Gespenstern darf man heranziehen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch im Fest auf Solhaug Margit, diese etwas verkleinerte Ausgabe der walkürenhaften Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt", ihren Gatten thurmhoch überragt. Auf eine Lieblingsfigur des jungen Ibsen sei noch zuletzt die Aufmerksamkeit gelenkt. Das ist der Skalde, der Dichter, der Spielmann. Der Spielmann, der immer Ibsensche Züge trägt. Sein Beiwort ist fast stets „friedlos". Friedlos irrt er durch die Welt, ohne Haus und Heim. Und was der tolle Thorgjerd am Schluß von Olaf Liljekrans singt, das ist des jungen Ibsen Programm und durfte deßhalb vor all' den Jugenddramen stehen:

Ein Spielmann hat weder Heim noch Haus,
Sein Sinn geht rastlos in's Weite hinaus.
Wem da von Liedern die Brust geschwellt,
Des Heimath ist die weite Welt.
In Wald und Thal, am grünenden Hang
Muß er rühren die bebenden Saiten zum Sang;
Dem heimlichen Leben muß er lauschen:
Des Gießbachs Tosen, der Woge Rauschen,
Des pochenden Herzens seltsamen Mären;
Sein Lied muß es des Volkes Träume klären
Und all' die Gedanken, die gähren!

Das Hünengrab, das Fest auf Solhaug, Olaf Liljekrans, Nordische Heerfahrt — überall tritt der Spielmann auf. Und es ist charakteristisch, wie Ibsen die Handlung mit Vorliebe durch ein Lied, das gesungen wird und das eine Spannung zur Entladung bringt, vorwärts treibt. Auch Gerhart Hauptmann macht etwas Aehnliches und doch etwas ganz Anderes. Nämlich auch er streut fast in jedes seiner Dramen ein Lied ein. Aber während solch' Lied bei Ibsen die Handlung steigern muß, unterbricht es bei Hauptmann die Handlung lyrisch als bloß stimmungserregender Factor. Der große Unterschied ist klar. Ibsen hat selbst, wenn ich nicht irre, mehr als einmal behauptet, seine Entwickelung wäre in gerader Linie gegangen und seine Jugendwerke ebenso nothwendige Ausscheidungen seiner dichterischen Wesenheit wie die Werke seines Alters. Es führten tausend Fäden von diesen zu jenen. Das ist unzweifelhaft richtig. Was einer werden kann, sagt Hebbel, das ist er schon. Und so wird man in diesen Dichtungen der Frühzeit in den Ansätzen all' die Keime finden, die später so mächtig aufschossen. Frau Inger schon geht mit manchen anderen Gestalten dieser Erstlingsdramen an der Lüge zu Grunde. Und es war nur eine Frage der Zeit, wann der junge Dichter in seinem naiven Glauben schwankend werden und dann unerbittlich als ein Diogenes mit der Laterne jeder „Wahrheit" zweifelnd in's Gesicht leuchten würde. Die Inbrunst, mit der es geschah, zwang selbst den Gegner zur Bewunderung. Denn Henrik Ibsen hatte den Muth, grausam gegen sich selbst zu sein.

---

## Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh.

Nach den Acten des Geh. Staatsarchivs.

Von Theophil Zolling.

(Schluß.)

Der erste Act unserer Tragikomödie war die Triumphreise des Dichters, die Audienz und das Verbot seines Blattes. Der zweite brachte den Absagebrief an den König und die Ausweisung. Der Schlußact ist nur ein literarisches Satirspiel.

Der ganze Herwegh-Rummel fand damals, wie selbstverständlich, einen aufmerksamen Beobachter in dem zur Ruhe gesetzten, aber eben darum verbitterten „Patriarchen der Mauerstraße", in Varnhagen von Ense, wie aus dem noch heute in den öffentlichen Bibliotheken secretirten 2. Bande seiner „Tagebücher ersichtlich. Der Dichter hat ihn damals in Berlin nicht besucht; erst viele Jahre später befreundete sich der alte Geheimrath nebst seiner betriebsamen Nichte Ludmilla Assing mit dem Ehepaar Herwegh. Varnhagen weiß in seinen Denkwürdigkeiten zu erzählen, daß die Audienz das Tagesgespräch in Berlin war. „Alle Classen von Menschen sind in Bewegung; die Vornehmen, die Frommen, die Altgesinnten sind bestürzt, ja beleidigt, die Jüngeren voll Neid. Allgemein findet man die Hereinziehung (des Königs) von Thiers in diese ganz heterogene Scene sehr ungehörig".

Er erlauscht bei den Hohen und Hochgestellten die härtesten Dinge gegen den Monarchen. „Herwegh wird ihm nie verziehen, man ließe ihn gern, wenn es möglich wäre, Kirchenbuße thun wegen seines Unterfangens ‚solchen hergelaufenen Burschen' zu sich bringen zu lassen." Durch den Vorgang sei die ganze Jugend aufgeregt, Jeder denke nun, er müsse es nur recht arg machen, dann werde er zu Ehren kommen; nun schreie man erst recht. Und in den Behörden selber sei Parteisucht, Widerspruch, Auflösung. Den Absagebrief nennt Varnhagen „voll dreister Freimüthigkeit". Und nach der Ausweisung Herwegh's bemerkt er, unter den vorhandenen Umständen habe das freilich nur vom Könige ausgehen können. „Nun wird es Lärm geben! Und man ist nicht sehr darauf eingerichtet, ihn zu ertragen ... Aber bestraft ist der König doch; die Verweisung Herwegh's, die er hat befehlen müssen, ist einem Widerrufe gleich und giebt ihm vor aller Welt das Ansehen eines Bestraften". Zunächst befahl der König den drei Ministern, die beim Censurwesen betheiligt waren, ihre Ansichten und Vorschläge in Betreff einer neuen Censurinstruction jeder in einer eigenen Denkschrift zu entwickeln. „Große Noth, viel Berathen und Erwägen!" klatscht Varnhagen. „Endlich kommen die drei Denkschriften doch zu Stande, und siehe da! die drei Minister Bülow, Eichhorn, Arnim, stimmen in nichts überein, jeder will für sein Ministerium alles frei und sicher halten und alles den beiden andern aufladen. Nun ist ein Rath beauftragt, daraus ein Ganzes zu machen, und der sagt, wenn er die drei Denkschriften so nebeneinander liegen sehe, so werde ihm grün und gelb vor den Augen." Gleichzeitig wurde gegen die Leipziger Allgemeine Zeitung vorgegangen. Durch Königliche Cabinetsordre vom 28. December 1842 wurde sie in den preußischen Staaten verboten und ihr auch die Transitbeförderung durch Preußen mittelst der Post entzogen, um so dieser sächsischen „Niederlage von Lügen, Entstellungen und böswilligen Angriffen" das Lebenslicht auszublasen.*) Varnhagen bemerkt, die Begründung des Verbots in der Staatszeitung sei sehr schlecht gerathen, „unnöthig zart und dann doch ganz grob, das wird den üblen Eindruck nur vermehren". Ueberdies befürworteten die Berather des Königs, über die Presse einen „Belagerungszustand" mindestens auf einige Zeit zu verhängen. Zur Vorbereitung mußte die Duncker'sche Literarische Zeitung, das halbamtliche Ministerialblatt, eine laute Wehklage anstimmen, daß die Wortführer der Freiheit in einem Jahre die deutsche Presse um ihren guten Ruf gebracht hätten, und durch die Verkündigung der zugesagten vollen Preßfreiheit würde der Staat eine außer seinem Bereiche stehende Macht anerkennen. So sah sich also Graf Arnim-Boitzenburg, der in den Rath der Krone berufen worden war, um die von ihm dringend empfohlene freiere Bewegung der Presse durchzuführen, nun als Minister des Inneren genöthigt, mit Zwangsmaaßregeln vorzugehen, und der König verlangte immer weitere Verbote. Ruge's Deutsche Jahrbücher wurden in Sachsen und Preußen unterdrückt, dann auch noch durch den Bundestag, und gleich darauf die Rheinische Zeitung in Köln suspendirt, in deren Redaction der geniale Karl Marx saß, der dann in Folge der gänzlichen Unterdrückung des Blattes nach England zog und hier der Vater der Socialdemokratie wurde. Zuletzt wurde auch noch die den Bildern gewährte Censurfreiheit zurückgenommen. Als das Jahr der bedingten Preßfreiheit zu Ende ging, waren alle die einflußreichsten Organe des norddeutschen Liberalismus verstummt. „Dazu", schreibt Treitschke, „der unausstehliche schulmeisternde Ton dieser Verbote, die den unterdrückten Zeitungen salbungsvoll ihr Sündenregister vorhielt. Und was am Schlimmsten wirkte, der König selbst konnte es nicht unterlassen, in jede Kleinigkeit des Zeitungstreibens belehrend einzugreifen ... Wie ein humoristischer Künstler verstand er, sobald sein Zorn verraucht war, jedes Aergerniß mit einem guten oder schlechten Witz von sich abzuschütteln; und wenn er sich zuweilen anklagte, so erhob er sich stets wieder an dem Glauben, daß er kraft der göttlichen Weihe seiner Krone den Lauf der Welt besser übersehe als alle anderen Sterblichen. So schritt er über den Wolken dahin, im Wahne seiner königlichen Unfehlbarkeit".

Es ist selbstverständlich, daß nun Herwegh den Sündenbock abgab. In den reactionären Blättern erschienen Spottgedichte, Flugschriften für und wider ihn tauchten auf, und überall erhob sich der Hohnruf: „Herr, weg mit dir!" Eine Caricatur die neuerdings Leixner's Deutsche Literaturgeschichte wiedergiebt, zeigte die Audienz, wobei zwischen dem König und dem Dichter ein liberaler Köter seine Nothdurft verrichtet. Der Vielschreiber E. M. Oettinger veröffentlichte einen Brief gegen den Ausgewiesenen, der ein mittelmäßiges Talent sei, und pries die Weisheit des Königs. Ein Friedrich Vogelleim genannt F. F. Franke verlegte bei Hayn in Berlin eine Brochure mit zwei Musikbeilagen, worin Herwegh ob seines Briefes verhöhnt wurde:

Du kannst von Glücke sagen
Daß Du noch vogelfrei
Darfst Deinen Fittig schlagen in diesen Christfesttagen
Mit Deiner vagen Freiheitlitanei.

Ein anderer Versifex, Victor Hermann, veröffentlichte in Schaffhausen eine Schrift „Herwegh und die preußischen Hofpoeten", worin es u. A. hieß:

Wie fröhnet Ihr dem jungen deutschen Dichter,
Da Euer König ihm Bewundrung zollt;
Und nun — o du entartetes Gelichter! —
Doch still mein Herz, du weißt: der König grollt.

Der Hamburger Commis und Communist Wilhelm Marr meinte in seinem Buch über das junge Deutschland in der Schweiz: „Herwegh hatte Unrecht, dem Könige zu schreiben, was er ihm geschrieben; mehr — es war eine Narrheit, daß er sich an den König wandte, aber der größte Theil seines Unrechts, ja die Narrheit selbst bestand darin, daß er das königliche Wort ‚Wir wollen ehrliche Feinde sein' — für Ernst nahm." Auch ein pseudonymer Nürnberger F. Publicola, sowie Johannes Scherr, der damals stark rothe junge Schwabe, nahmen den Dichter kräftigst in Schutz; er vertheidigte in seinen Literarischen und politischen Blättern (Winterthur, 1843) sogar den Absagebrief, den er im Stil und Ton sehr würdig fand.*) Auch der Hambacher Volksredner Wirth jubelte, daß der gepriesene Sänger des Volkes von einem Könige der besondersten Aufmerksamkeit, ja der Mühe eines Bekehrungsversuches würdig befunden worden war, und daß nur der Ingrimm über das Fehlschlagen dieses Versuches sich nun in ohnmächtigen Verfolgungsdekreten kundgebe. Noch beredter vertheidigte Prutz in der Rheinischen Zeitung den Dichter: „Der Absagebrief war eine Unvorsichtigkeit, sagen die Einen, eine Respectwidrigkeit, die Andern; genug es war ein Fehltritt, dem aber sicherlich dadurch, daß die Veröffentlichung wider Wissen und Willen des Verfassers geschah, jede Gehässigkeit genommen wird. Man konnte aber Herwegh's politische Gesinnung nicht theilen, man konnte seinen Brief

*) Das Verbot wurde, nachdem das Blatt am 1. April 1843 seinen Titel in Deutsche Allgemeine Zeitung geändert, wieder aufgehoben. Dronke behauptet, weil die preußische Regierung von dem neuen Redacteur Prof. Fr. Bülau mit Recht die gänzliche Impotenz erwarten konnte. „Da überdies der Buchhändler Brockhaus eine Liste früherer Mitarbeiter angelegt hatte, so wurden zwei Regierungsbeamte, deren Namen sich hierbei befanden, zur Strafe aus Berlin nach entfernten kleinen Orten versetzt." Man warf also Brockhaus, der seinen Schaden auf 20,000 Thaler rechnete, vor, daß er seine Mitarbeiter denuncirt hatte, um sein Blatt zu retten.

*) Diese 1848er Revolutionsliteratur ist in der Friedlaender'schen Sammlung, die jetzt einen Theil der Magistratsbibliothek zu Berlin ausmacht, ziemlich vollständig vertreten und durch die Liebenswürdigkeit des Stadtarchivars Dr. Paul Clauswitz leicht zugänglich. Katalog ist bei W. Baensch in Berlin erschienen.

auf's entschiedenste mißbilligen, man konnte mit der auf administrativen Wege über ihn verhängten Strafe völlig einverstanden sein — aber was Humanität, was Gerechtigkeit, was Edelmuth in diesem Falle heischten, das war wenigstens Stillschweigen. War aber Herwegh politischer Gegner — nun so dünkt es mich, war es unritterlich, ihn zu verhöhnen, wenn er durch euere Lanze, wenn er durch seinen Fehltritt zu Falle gebracht worden war. Was that also ein großer Theil der deutschen Zeitungen? Wunde auf Wunde versetzten sie dem Geschlagenen, Hohn auf Hohn, Schmähung auf Schmähung. O es ist ein schöner, ein nobler und ritterlicher Zug unserer ‚guten' Presse!"

Sogar der brave Freiligrath griff zornerfüllt nach der Leyer, aber nicht im Gefühle der Schadenfreude eines Nebenbuhlers, sondern aus dem schmerzlichen Empfinden dieser dem gesammten freisinnigen Streben muthwillig bereiteten Niederlage. „Dies Strohfeuer flackerte auf ein Mal zu heftig," schrieb er an Karl Buchner, „und die Reaction konnte nicht ausbleiben. Das ist eine saubere Geschichte! Si parva licet componere magnis, so hat die Geschichte seit dem Brande von Moskau keine schmachvollere Retraite aufzuweisen. Selbst die Verbannung kann hier nicht versöhnen, viel weniger restituiren! Wäre sie durch die Gedichte veranlaßt worden, hätte man Herwegh von vornherein den Zutritt in Preußen untersagt — eh bien, das wäre ein wirkliches Lob für ihn gewesen, das hätte seine Popularität nur erhöhen können! Aber nach diesem Briefe, nach diesem jämmerlichen Exerziz — es ist eine Schmach, eine kaum zu verwischende Schmach. Und nun die Folgen: es ist himmelschreiend! Lange ist die gute Sache wohl nicht so compromittirt worden, wie durch den Hochmuth und die Tappigkeit eines Einzelnen. Diese Buben geberden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß an's Maul kriegen. Dabei ihr cavalideres Losdreschen auf's Christenthum, ihr frivoles Cokettiren mit Socialismus und Communismus, ihre Impietät gegen alles Aeltere. Wenn die echte, wahre Freiheit nicht noch mehr compromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit energisch entgegenwirken, und dem hoffährtigen Trotz zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Athemholen im Maul führt." Gleichzeitig veröffentlichte er in der „Kölnischen Zeitung" sein übrigens formell stark herweghisirendes Gedicht „Ein Brief":

Das war ein lustiges Ziehen und Reisen durch die Welt!
Das war ein Fackelsprühen von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen stieg Weihrauch Dir empor;
Pelotons von Tafelsprüchen schlugen knatternd an Dein Ohr!
Ein neuer Held Sankt Jürgen durch Deutschland zogst Du frei,
Im Fluge zu erwürgen den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der Grause noch züngelt ungescheut?
Verpaßtest Du beim Schmause vielleicht die rechte Zeit?
Du trotziger Dictator, wie bald zerbrach Dein Stab!
Dahin der Agitator und übrig nur der Schwab!
Verwelkt schon Deine Blume! Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schreibst dem eignen Ruhme, ach, den Uriasbrief!
Nun können sie Dich bänd'gen, Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen, er schlug sich selber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren, der hüte sie wie Schnee!
Wahr ist es: Renommiren verdirbt das Renommee!
Wer sagt, er stände Wache für's Recht, der halte Stich
Und gebe statt der Sache nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze, mit der die Hoffahrt ficht! — —
Zieh' hin, doch um zu kehren! Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren, mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte, laß wehn sie, doppelt reich:
Poet, wetz' aus die Scharte, wetz' aus den Schwabenstreich!

Das Gedicht erregte das größte Aufsehen. Das ganze radicale Lager schäumte vor Wuth. Schon der folgende Tag brachte einen gereimten Absagebrief für den „Denuncianten" Freiligrath aus der Feder des abgesetzten rheinischen Beamten Karl Heinzen, „voll bierschenkenhafter Michelei", wie Freiligrath bemerkt. „Diese Leute können nicht begreifen, daß ein Mensch, wie Herwegh, die Sache der Freiheit compromittirt hat, und halten es für einen Verrath, wenn man ihm deßwegen im Interesse der Freiheit den Text liest. Lieber die Freiheit selbst geschmäht, als einem ihrer jungen wahnsinnigen Apostel auf die Finger geklopft. Das ist ein crimen laesae majestatis! Denn eine Majestät muß diese Trotzbubenwirthschaft nun doch einmal über sich haben; ist's nicht Friedrich Wilhelm IV., so ist's doch Georg I. — Du lieber Gott!" Besonders die Rheinische Zeitung schlug mit gelähmtem Flügel auf Freiligrath los. So klagt er denn dem Freunde: „Die vorherrschende Meinung ist gegen mich, das ist unbestreitbar, und das schreiben mir so gar vernünftige Leute mit bedenklichem Kopfschütteln. Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen? Es ist jetzt übrigens vielleicht die rechte Zeit, daß das Korn und die Spreu, die Männer des gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschrittes und die halbgahren Schreier des Radicalismus, sich sondern." Am Ende behielt allerdings Herwegh auch ihm gegenüber Recht, indem Freiligrath sich zur Revolution bekehrte, auf die königliche Pension verzichtete und mit seinen Ça ira-Liedern den Zeughausstürmern und Barrikadenmännern die Wege wies.

Auch Heine in Paris, der Herwegh bald darauf freundschaftlich empfing, pries die „eiserne Lerche", aber seine Spottsucht ließ sich den dankbaren Stoff nicht entgehen. So besang er denn höhnisch den Freund, wie er als Marquis Posa vor „König Philipp stand und seinen ukermärk'schen Granden", und zog in seinem bekannten Gedicht die Audienz in's Lächerliche.

„Ich lass' nicht die Kindlein wie Pharao ersaufen im Nilstromwasser,
Ich bin auch kein Herodestyrann, kein Kinderabschlachtenlasser.
Ich will, wie einst mein Heiland that, am Anblick der Kinder mich laben;
Lass' zu mir kommen die Kindlein, zumal das große Kind aus Schwaben."
So sprach der König; der Kämmerer lief und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind, das seinen Diener machte.
Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab'? Das ist just keine Schande."
„„Gerathen!"" erwidert der Schwab, „„ich bin geboren im Schwabenlande.""
„Stammst Du von den sieben Schwaben ab?" frug jener. „„Ich thu' abstammen
Nur von einem einz'gen,"" erwidert der Schwab', „„doch nicht von allen zusammen.""
Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr die Knödel in Schwaben gerathen?"
„„Ich danke der Nachfrag'," antwortet der Schwab', „„sie sind sehr gut gerathen."" — —
„Erbitte Dir eine Gnade," sprach der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „„O geben Sie dem Volke die Freiheit wieder!
Der Mensch ist frei, es hat die Natur ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk zurück seine Menschenrechte!""
Der König stand erschüttert tief — es war eine schöne Scene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich der Schwab' aus dem Auge die Thräne.
Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum! Leb' wohl und werde gescheidter;
Und da Du ein Somnambule bist, so geb' ich Dir zwei Begleiter,
Zwei sichere Gensdarmen, die sollen Dich bis an die Grenze führen —
Leb' wohl! ich muß zur Parade geh'n, schon hör' ich die Trommel rühren."
So hat die rührende Audienz ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr die Kindlein zu sich kommen.

Es versteht sich von selbst, daß der streitbare Herwegh alle die Angriffe nicht ruhig hinnahm. Zwar lehnte die Augsburger Allgemeine Zeitung den Abdruck seiner Erklärung über die Audienz und Schönlein als „in dieser Form kaum zur Mittheilung passend" ab, doch eine anonym bei O. Wigand in Leipzig erschienene Brochure „Georg Herwegh und die Literarische Zeitung" hat keinen Anderen als ihn selbst zum Verfasser*); hier rechnet er in geistsprühender Prosa und in Spottversen ab mit der Regierung und ihren Reptilien, wie wir heute sagen würden. Wohl war es durch das Censurverbot

*) Gütige Mittheilung von Frau Emma Herwegh.

gelungen, den „Deutschen Boten aus der Schweiz“ unter seiner Leitung unmöglich zu machen, aber die für die ersten Monatshefte gesammelten Beiträge von Bruno Bauer, Nauwerck, Seeger, Gottschall, Strauß ꝛc. gab er nun als Buch unter dem Titel „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ mit sechs eigenen Gedichten heraus. Seine ganze Rache für alle erlittene Unbill legte er aber in den zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen“. Da finden wir das gegen Freiligrath und Geibel gerichtete „Duett der Pensionirten“, das Freiligrath jedoch „nicht der Rede werth“ hielt. „Dergleichen unschuldigen Spaß,“ schrieb er an Buchner, „gönne ich meinen Feinden von Herzen. Ich habe aus vollem Halse zu dem Dings gelacht, und es wenigstens 100 Leuten mit Ergötzen vorgelesen“. Dann finden sich gepfefferte Epigramme z. B. die Bezugnahme auf des Königs Wunsch, der Dichter möge seinen Tag von Damaskus finden.

Auf dem Wege von Damasko
Machte Saulus einst Fiasco,
Doch, das ihn bekehrt das Licht:
— Ein Berliner war es nicht.

Den sterbenden Seydelmann läßt er klagen:

Hätt' ich wie Cäsar gedacht, ich wär' in Schwaben der Mimen
Erster geblieben, anstatt Numero II in Berlin.

Hierzu erzählten die Berliner die hübsche Anekdote, daß ein Hofschauspieler, dessen stolzer Ehrgeiz schon viele Histörchen geliefert, damals triumphirend auf der Probe dies Epigramm gezeigt und ausgerufen habe: Da seht Ihr's, das ist endlich einmal der Mann, der mich erkennt und der es ausspricht, endlich wird mir diese Gerechtigkeit zu Theil! „Aber die Andern,“ schließt Varnhagen, „waren so grausam ihn zu warnen, er maße sich an, was dem Könige gemeint sei.“ — Ferner Herwegh's Antwort auf das Wort des Königs, daß er ihn nicht empfangen hätte, wenn er um seine Desertion gewußt hätte:

Deserteur? Mit Stolz! Ich habe des Königes Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht.

Treitschke meint dazu, er hätte dieser Entschuldigung nicht bedurft, denn in der liberalen Welt stand der Haß gegen die Söldlinge schon so fest, daß sie dem Poeten diese Verletzung der allgemeinen Bürgerpflicht gar nicht verargte. Indessen scheint auch der König Wilhelm von Württemberg, der auf sein berühmtes Landeskind, den „neuen Schiller“, stolz war, die Sache leicht genommen zu haben, denn auf die Fürbitte seines Leibarztes begnadigte er den Deserteur schon bald nach der Berliner Audienz und gestattete ihm die straffreie Rückkehr in die schwäbische Heimath. — Dann der Hieb auf den doppelzüngigen Leibarzt Schönlein, den Varnhagen freilich einen derben, genialen, scharfblickenden, ruhig entschlossenen, sichern und dabei heiter sich mittheilenden, sorglosen Mann nennt:

Als ihm der Schön zu groß geworden,
Schickt er ihn fort mit einem Orden;
Doch, um bei der Familie zu bleiben,
Ließ er ein Schön-lein sich verschreiben.

Und endlich die würde- und klangvollen Terzinen „Auch dies gehört dem König“, ein Gedicht, das Freiligrath „nicht nur $^2/_3$ superb, sondern leider auch $^2/_3$ wahr“ fand, und worüber Varnhagen schrieb: „Rathloser Fürst, redet Herwegh in seinen Terzinen den König an; ja wohl, rathlos ist er, denn in seiner Umgebung ist Niemand, der ihm wirklich rathen, ihm in seiner schwierigen Stellung helfen könnte, der den Stoff, welchen des Königs Inneres hegt und liefert, mit dem, den die Welt entgegenbringt, gehörig zu vermitteln und in ein tüchtiges Ganzes zu verschmelzen wüßte. Wilhelm v. Humboldt hätte das vermocht, der wäre der Mann gewesen, der den König als ersten Minister hätte brauchen können. Ein solcher wird ihm nie mehr geboten; seine Günstlinge bringen ihm keinen Ersatz, im Gegentheil, sie thun ihm unaufhörlich den ärgsten Schaden, den nichts wieder gut machen kann, sie entziehen ihm alles Vertrauen der Nation. Ich höre täglich in den verschiedensten Kreisen, die schlimmsten Sachen; mit dem Vertrauen weicht auch die Achtung, und allem Unheil stehen die Thore weit offen“. Herwegh singt:

... Du aber spielst den königlichen Saul;
(Nicht jenen Andern, den Du mich gescholten,
Wohl hoffend auf den Apostaten Paul —)
Du hast die freien Worte schlecht vergolten
Und warfst den Speer mit mörderischer Hand,
Wenn wir nicht jedem Knechte Beifall zollten.
... Was half Dir, ein paar Blätter abzustreifen?
Du wirst den Drang der Schöpfung nimmer stillen,
Und schneller werden nur die Früchte reifen.
Du armer Spielball armer Camarillen!
Du konntest Deiner Zeit die Fahne tragen
Und trägst nun ihre Schleppe wider Willen.
O lern' dem Traum des Heldenthums entsagen!
Vertrocknet ist für Dich der Born der That,
Aus Deinen Steinen wirst Du ihn nicht schlagen.
... Noch lebt die Sphinx der Revolution! —
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen
— O tausend Kränze harrten Deiner schon! —
Du konntest nur den Knoten fester schürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falsch gelesen.
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen,
Und Du — Du bist kein Oedipus gewesen.

Es sind wahrhaft prophetische Worte, an die der unglückliche König, für den wirklich der Born der That vertrocknet blieb, später wohl noch gedacht haben wird. Um 1847 aber machten die Schriftgelehrten und Sänger den Kämpfern der Revolution, den handelnden Massen Platz, und als der Februarsturm von Paris hereinfegte, zeigte sich die Monarchie in ihrer tiefsten Erniedrigung. Doch noch einmal siegte die Reaction, und die Früchte der Revolution heimste ein kühner eiserner Junker ein, den Friedrich Wilhelm noch an's Licht gezogen, und ihm gelang es, einen preußischen König in Kriegswettern auf den Kaiserthron zu heben, der schon im friedlichen Völkerfrühling für seinen Bruder bereit stand.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Verbrüderung.

Humoreske von K. S. Baranzewitsch.

An jenem Abend, es war jour-fixe in der Familie Podopenkin, spielte Alexei Fedorowitsch seine Kartenpartie zerstreut und sichtlich mit Unlust. Das war beinahe ein Ereigniß und es mußte etwas ganz Besonderes vorliegen. Das kam aber so. Kaum hatte Alexei Fedorowitsch sich an den Kartentisch gesetzt, als er durch ein interessantes Gespräch, das im Salon geführt wurde, sich abgelenkt fühlte. Es war sogar eher eine Rede als ein Gespräch. Der Redner war ein unbekannter Herr, den er früher noch nie bei den Podopenkins gesehen hatte. Alexei Fedorowitsch warf einen flüchtigen Blick in den Salon und fragte den Hausherrn nach dem unbekannten Gaste.

„Ach der! Das ist Burawtschikoff!“ antwortete der Hausherr. „Der Landarzt. Er ist nach Petersburg gekommen, um irgend welche medicinische Instrumente einzukaufen. Wir sind Schulkameraden, vom Gymnasium her ... Nun, wer giebt?“

Es war Alexei Fedorowitsch, und das Spiel begann. Dessen ungeachtet hörte Alexei Fedorowitsch die ganze Zeit nicht auf zu lauschen, was im Salon geredet wurde. Dieser Landarzt sprach verdammt gut und überzeugend! Keiner versuchte es auch nur, ihn zu widerlegen: Alle hörten aufmerksam zu. Nur die Hausfrau unterbrach ihn zuweilen und entgegnete etwas, aber Alle fühlten, daß das nur der Form wegen geschah, um den Redner anzuregen. Sie sind doch manchmal sehr gewandt, diese Hausfrauen!

„Nun, und reist er bald fort, Dein Landarzt?“ fragte Alexei Fedorowitsch, indem er seinen Stich an sich nahm.

„Ich weiß nicht ... ich glaube, morgen!“ antwortete zerstreut und widerwillig der Hausherr, der ganz in sein Spiel vertieft war.

„Er wird Dich also nicht mehr besuchen?“

„Nein, nicht so bald ... Was, zum Teufel, thust Du? Das ist ja Trumpf!“ schreit der Hausherr, roth vor Wuth.

„Ja so ... hm ... verzeih'." Und Alexei Fedorowitsch wendet wieder dem Spiel seine ganze Aufmerksamkeit zu. Aber bald fängt es an, ihn zu langweilen. „Hol' der Teufel das Spiel!" denkt er. „Wir spielen fast jeden Tag. Ich will 'mal lieber ein wenig diesen Doctor anhören gehn." Im Salon, wohin er sich begab, hatte sich die ganze Gesellschaft, meistens Damen, um einen großen runden Tisch gruppirt. Die Herren standen abseits, in einzelnen Gruppen, und rauchten. Noch immer redete Burawtschikoff, ein großer, hagerer Herr mit struppigem Vollbart. Alexei Fedorowitsch setzte sich in eine Ecke des Salons, rauchte eine Cigarre an und begann zuzuhören.

„Sie bemerkten soeben, mein Herr," wandte Burawtschikoff sich an einen kleinen, kahlköpfigen alten Herrn, der ihm während seiner Rede immer giftige Blicke zugeworfen hatte. „Sie bemerkten eben: so machen es Alle. Ja, erlauben Sie, das ist ja eben das Schlimme, daß es ‚Alle so machen'. Sie sagen: wir sind Heerdenmenschen. Ich bitte Sie, das ist doch keine Entschuldigung! Wenn der Eine so spricht und so handelt, muß ich es denn durchaus ebenso machen wie er? Kann ich denn, wenn ich meinen eigenen Verstand, wenn ich selbst Herz habe, kann ich denn nicht auch nach eigenem Ermessen handeln und auf meine Weise für den Andern das thun, was ich für nöthig halte?"

„Erklären Sie sich deutlicher, bitte, Herr Burawtschikoff!" lispelte die Hausfrau sanft. „Wir verstehen nicht!" Der alte Herr wollte auch etwas sagen, konnte aber nicht, da er zu stottern anfing.

„Was verstehen Sie nicht?" eiferte Burawtschikoff. „Brauchen Sie Beweise, Beispiele? Tausend für eins könnte ich Ihnen anführen, aber wozu das? Wir fühlen es Alle, wir wissen es, daß wir nur nach der Routine leben, aber wir haben eben nicht den Muth mit ihr zu brechen! Sehen Sie doch, wie viel Intelligenz sich bei Ihnen, in Petersburg, angehäuft hat! Es wird ihr schon zu eng, zu dumpf hier. Die freien Stellen, die Gagen reichen nicht mehr aus! — Und im weiten Rußland ist es ganz leer! Nirgends ist ein ordentlicher Techniker aufzutreiben, der Landarzt muß sich in Stücke reißen — er ist nicht einmal im Stande alle seine Kranken zu besichtigen, vom Curiren schon keine Rede! Nein, zu uns müssen Sie kommen, auf's Land, in's Dorf, dort wird Jeder eine Thätigkeit finden!"

Alexei Fedorowitsch rauchte und sann nach. Es wehte ihm etwas Frisches, Muthiges aus der Rede des Arztes entgegen. Der Doctor hat Recht! dachte er. Unbedingt Recht! Was sind wir für Menschen, wie leben wir? Ich selbst, zum Beispiel, was thue ich? Des Morgens in den Dienst, und das auch nur per Droschke oder Pferdebahn; dort fertigt man Papiere, Documente aus, dann kommt man nach Hause, ißt zu Mittag. Nach dem Mittag: ein Schläfchen, dann die Kartenpartie, und so Tag aus Tag ein! Und womit ist der Kopf beschäftigt? Mit nichts! Man stumpft ab, wird zur Maschine ...

„Aber was für eine Thätigkeit, Doctor, meinen Sie?" fragt die Hausfrau, und faltet sogar flehend die Hände zusammen. „Was für eine Thätigkeit soll man denn dort, im Dorfe, ergreifen?"

„Ja, ja, was für eine Thätigkeit?" rufen die Damen der Gesellschaft durcheinander.

„Was für eine Thätigkeit?" Nach den Worten des Doctors fand sich ein weites Feld: die Dorfkinder unterrichten, die Bäuerinnen curiren, endlich Gemüsegärten anlegen, aussäen, ernten, sogar pflügen. Das findet Alles den Beifall der Damen: säen, ernten, aber — pflügen? Dagegen erhebt sich bei den Damen heftiger Widerspruch, und ein lebhafter Wortwechsel beginnt. Der Doctor muß endlich zugeben: das Pflügen sei allerdings mehr eine Thätigkeit für Männer. — Der Streit wird durch die Einladung der Hausfrau zum Imbiß unterbrochen. Bei dem Gedanken an das Abendessen hellen sich die Gesichter der Streitenden auf.

— — — Beim Abendessen macht Alexei Fedorowitsch, der neben dem Doctor zu sitzen kommt, dessen Bekanntschaft. Nach dem sechsten Schnaps sind Beide in lebhafter Unterhaltung begriffen und Burawtschikoff klärt ihn über die Thätigkeit eines intelligenten Menschen im Dorfe auf und rühmt „das ruhige, hygienische Leben im Schooße der Natur." Alexei Fedorowitsch stimmt ihm zu und wird ganz gerührt bei dem Gedanken an das Landleben ... Nach dem Abendessen erhebt sich Burawtschikoff, knöpft seinen Rock bis oben zu, und nähert sich der Hausfrau, um sich zu verabschieden.

„Wie, Sie wollen schon gehen? Bleiben Sie doch noch etwas!" sagt die Hausfrau, indem sie die Augen, welche ihr vor Müdigkeit zufallen, gewaltsam aufreißt. — „Und Sie auch?" wendet sie sich an mehrere andere Damen und Herren der Gesellschaft. „Aber so bleiben Sie doch noch, meine Damen, meine Herren, ich bitte Sie!"

Die Damen und Herren aus der Gesellschaft verabschieden sich und drängen in wirren Gruppen dem Vorzimmer zu, wo ein verschlafenes Stubenmädchen mit brennendem Licht sie erwartet. Der Hausherr und die Hausfrau überreden die Gäste, im üblichen Tone des Bedauerns, doch ja noch einige Minuten zu bleiben. Während dessen hat der Hausherr es schon bemerkt, daß irgend ein Gast mit seiner Cigarette ein Loch in die Tischdecke gebrannt hatte, und, da er den Thäter nicht kannte, so wünschte er im Stillen alle diese jour-fixe-Gäste zum Teufel ... Alles drängt nun in hellen Haufen die Treppe hinunter Alexei Fedorowitsch geht mit dem Doctor. An der Straßenecke müssen sie sich trennen. Der Doctor reicht ihm die Hand, Alexei Fedorowitsch will noch etwas sagen, aber Burawtschikoff zieht sich den Ueberzieher über die Ohren und entfernt sich mit großen Schritten. Seine hagere Figur taucht noch einmal im Lichte der Straßenlaterne auf und verschwindet dann im Dunkel.

Alexei Fedorowitsch seufzt tief auf, so daß sein feistes Bäuchlein wackelt, und schreitet weiter. Er überlegt bei sich eine sehr ernste, wichtige Lebensfrage. Was soll er thun? Soll er bei der früheren Lebensweise bleiben, mit all' der Oede und Abgeschmacktheit der dienstlichen Routine, oder sich mit einem Male entscheiden und ein neues Leben anfangen? Ist es aber nicht schon zu spät? Nein! Er ist ja noch nicht fünfzig Jahre alt und befindet sich, was man so nennt, „im besten Mannesalter". Soll er in's Dorf flüchten? Ja, ja: dorthin! Um sich endlich loszumachen von all' der tödtenden Langeweile dieser jour-fixes, dieser Klatschereien, dieses stumpfen Lebens, schon allein um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen. Zum Beispiel, habe ich jetzt viel getrunken? denkt bei sich Alexei Fedorowitsch, sechs Schnäpse und ein Gläschen Rothwein, und schon fällt mir das Gehen schwer: Kurzathmigkeit, Müdigkeit, die Füße wollen nicht vorwärts ... Nein, von morgen an will ich eine andere Lebensweise beginnen, aber heute ... „Droschke!"

„Wohin befehlen Sie?"

„Kasanskaja! — Dreißig Kopeken!"

„Jawohl!" Alexei Fedorowitsch setzte sich, noch immer in Nachdenken versunken, in den Schlitten und hüllte sich fester in seinen Pelz ein. Der Fuhrmann zerrte an der Leine und der Gaul trottete davon. Alexei Fedorowitsch konnte die Gesichtszüge des Fuhrmanns nicht unterscheiden, da dieser die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen hatte und seine untere Gesichtshälfte von einem dichten Barte überwachsen war. Aber Alexei Fedorowitsch sah den Rücken des Rosselenkers und dieser Rücken frappirte ihn durch seinen riesigen Umfang. Der echte Bauerngeruch entstieg ihm. „Dieser brave russische Rücken!" brummte gerührt Alexei Fedorowitsch. „Und welche Breite! Nein, man sage, was man will, es ist doch ein tüchtiges Volk, unser russisches!"

Ueber den Rand seines Pelzkragens begann er die Vorübergehenden zu mustern. „Alles Russen, und auch ich bin ein Russe!" dachte er in süßer Selbstgefälligkeit. „Da geht ein Lehrjunge, ein Krämer ... wie sorglos und heiter sie dreinschauen ... da ein Bauernweib ... Ein prächtiges Volk! Die Zukunft gehört ihm! Ja, so zusammen zu kommen mit einem echten russischen Bauern, ein oder zwei Gläschen mit ihm zu leeren, beim Thee mit ihm zusammen zu schwatzen über dies und jenes — lauter interessante Dinge ... er wird seine ganze Seele einem offenbaren ... ja ..."

Der Gaul trottet schläfrig weiter, die Schlittenreifen knarren im Schnee. Der Fuhrmann sitzt schweigend, wie eine Bildsäule auf dem Bock und scheint sogar von Zeit zu Zeit leicht einzunicken. Im dunstigen Nebel leuchten die Gasflämmchen wie rothe Punkte; die dunklen Gestalten der Polizisten stehen unbeweglich an den Kreuzungspunkten, an den Hausthoren sitzen in ihre Schafpelze gehüllt die Hausknechte. Einige Fußgänger hasten eilig über das Trottoir. Es ist kalt, düster und ungemüthlich ringsum, aber Alexei Fedorowitsch, der von seinem Biberpelz und seinen Träumereien erwärmt ist, fühlt sich sehr wohl und behaglich.

„Recht hat er, tausendmal Recht, dieser Doctor! Man muß sich einleben in das Volk, sich organisch mit ihm verbinden, mit ihm verbrüdern, ohne Spielereien, ohne Kunstgriffe, ganz einfach, ganz menschlich! Seltsam! Einen ganzen Abend hat der Doctor geredet, und keiner hat ihn verstanden. Ist denn wirklich eine Verbrüderung mit dem Volke unmöglich? Wenn auch vorläufig nur auf der Basis gegenseitiger Interessen?"

Alexei Fedorowitsch begann zu überlegen, was das für gemeinsame Interessen sein könnten, die ihn mit dem Volke verbinden würden, aber es kam Alles so verschwommen und unklar heraus. Vielleicht auf die Weise, dachte er. Also: der Bauer wird für mich etwas Holz fällen, es mir bringen, und ich ... nun, ich werde ihm, zum Beispiel, dafür eine Eingabe an's Gericht aufsetzen. Er wird doch, denke ich, irgend welche Processe bei Gericht haben? Nein, das ist doch nicht das Richtige! Vielleicht so: er wird mir im Frühjahr den Gemüsegarten umgraben, und ich werde ihm im Sommer dafür beim Heumähen ...

„Teufel! Wo kriechst Du hin! Halt' mehr rechts, Dummkopf!" Die Erwägungen Alexei Fedorowitsch's werden durch diese Ausrufe unterbrochen, der Schlitten hält plötzlich, und, durch den Ruck vorn übergestoßen, prallt er mit der Stirn gegen den breiten Rücken des Fuhrmanns. Er ist aus seinen Träumereien erwacht. Das Schimpfen dauert fort.

„Selbst Dummkopf! Was fährst Du hier hinein?"

„Satan!" Die Fuhrleute haben sich endlich ausgeschimpft und sind an einander vorbei gefahren. Alexei Fedorowitsch sieht sich um. Eine enge Gasse, Gaslaternen, Polizisten, Hausknechte.

„Kutscher!" wendet er sich an den Fuhrmann. „Aus welchem Kreise stammst Du?"

„Aus dem Jamburgschen!" ertönt es vom Bock.

„Ist Euer Dorf groß?"

„Ja."

„Und Du, wie heißt Du?" Der Fuhrmann schweigt. Ein echter russischer Bauer! denkt Alexei Fedorowitsch. Er liebt es nicht, unnützes Zeug zu schwatzen! Einfach, natürlich und schweigsam! Er betrachtet wieder den Rücken des Fuhrmanns und je mehr er ihn betrachtet, desto größere Achtung empfindet er vor ihm. Dieser colossale Rücken er-

scheint ihm wie die Personificirung alles Tüchtigen und Braven auf der Welt.

„Man nennt mich Gawrilo!" sagt plötzlich der Fuhrmann. „Aber wozu brauchen Sie das zu wissen?"

„So — ich wollte es wissen. Jeder Mensch hat doch einen Namen!" bemerkt tiefsinnig Alexei Fedorowitsch. „Bist Du verheirathet?" Der Fuhrmann antwortet nicht, und das gefällt gerade Alexei Fedorowitsch. Er will eben nicht reden, das ist Alles. Wer weiß, vielleicht hat er irgend ein Familiendrama zu verbergen? Es hat Keiner das Recht sich in die Seele des Andern zu stehlen. Ja, wir meinen immer: er ist ein Bauer, und er empfindet das nicht. Oh nein, er empfindet Alles sehr gut, vielleicht besser als wir! — „Womit beschäftigt man sich denn bei Euch? Wohl meist mit auswärtigem Dienst?" fragt Alexei Fedorowitsch, in Erinnerung an einen unlängst gelesenen Zeitungsartikel.

„Wie?"

„Ich meine, ob ihr Euch meist nach auswärts verdingt?"

„Wie es kommt. Die Einen verdingen sich nach auswärts, die Anderen bleiben im Dorfe arbeiten."

„Ihr betreibt wohl auswärts das Fuhrmannswesen?" Keine Antwort. „Nun und zu Hause? Säet ihr wohl aus?"

„Ja."

„Was denn?"

„Allerlei."

Alexei Fedorowitsch lächelt selbstzufrieden. Wir verstehen einander ausgezeichnet. Ich weiß doch mit dem Volk zu reden! „Nun, und wie ist Eure Wirthschaft? Dreifelderysystem, nicht wahr?"

„Wie unsere Wirthschaft ist? Na, wie alle!"

„Viehstand gut?" Keine Antwort. „Habt ihr einen Fluß?"

„Ja."

„Fische?"

„Ich weiß nicht."

Um die Verbrüderung vollständig zu machen, fand es Alexei Fedorowitsch für nöthig, dem Fuhrmann auch Einiges über sich mitzutheilen. „Weißt Du was, Gawrilo! Ich möchte furchtbar gern in's Dorf! Ja, vielleicht siedle ich nächstens über! Was ist hier Besonderes in der Stadt? Immer irgend wohin zu Gast laufen, sich in den Theatern, in den Clubs umhertreiben! Ein schönes Vergnügen! Die reine Langeweile, sage ich Dir! Nein, ich habe das Alles satt! Ich will mich 'mal im Dorfe ansiedeln!"

„Sie haben wohl ein Haus dort?"

„Nein, und ich brauche auch keins! Ich werde mich in einer Hütte einmiethen! Einen Gemüsegarten will ich anlegen, Fische fangen, Holz sägen, Pilze suchen! Eine Kuh kaufe ich mir . . . Ich will selbst pflügen, in der reinen, gesunden Luft, eigene, ungewässerte Milch trinken . . ." In seinen Träumereien hatte Alexei Fedorowitsch es gar nicht bemerkt, daß er an dem Hause vorbei gefahren war, in dem seine Wohnung sich befand. Man mußte umkehren. „Gawrilo, mein Freund, halte hier an der Laterne!" bat Alexei Fedorowitsch. Der Fuhrmann hielt. Alexei Fedorowitsch reichte ihm einen Rubelschein zum Wechseln. Der Fuhrmann langte, ohne sich zu beeilen, in die Brustfalte seines Caftans, holte den Geldbeutel heraus und begann das Kleingeld zu zählen. Nachdem er ausgerechnet, was er auf dem Rubelschein herauszugeben hatte, reichte er das Kleingeld dem Fahrgast.

„Was ist denn das?" fragt verwundert Alexei Fedorowitsch. „Das sind ja nur sechzig Kopeken!"

„Ja sechzig."

„Ich habe Dich doch für dreißig Kopeken angenommen!"

„Das ist mir zu wenig. Was sind wir die lange Zeit immer gefahren und gefahren!"

„Aber wir hatten doch dreißig Kopeken ausgemacht?" Gekränkt durch das Betragen seines lieben Gawrilo, schaut ihm Alexei Fedorowitsch gerade in das Gesicht, das von der Laterne beschienen ist. Unter der riesigen Fellmütze blickt ihm das freche, mit Bart verwachsene Gesicht des in Petersburg abgeschliffenen Bauern entgegen.

„Ich habe nicht mehr bei mir!" erklärt jetzt der Fuhrmann.

„Wie? Ich habe es in Deinem Geldbeutel gesehn."

„Lauter Kupferstücke! So viel bekomme ich nicht zusammen!"

Alexei Fedorowitsch ist empört. „Schäme Dich, mein Lieber! Du bist ein russischer Bauer und willst betrügen?"

„Ich betrüge nicht! Das ist kein Betrug! Sie haben Unrecht! Wir sind die ganze Zeit gefahren und gefahren und nur dreißig Kopeken! Unsereinen darf man auch nicht schinden!" schreit der Fuhrmann. Schon beginnt sich ringsum Publicum zu sammeln. Die vorüberfahrenden Fuhrleute nehmen die Partei Gawrilo's. Es werden Vorwürfe laut gegen „die Herrn, die sich, ohne zu zahlen, drücken wollen" . . . Alexei Fedorowitsch fühlt, daß ein peinlicher Scandal für ihn im Anzuge ist. Er tritt rasch in die Hausthür ein und stürzt die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Auf seiner Seele liegt es schwer und bitter. Etwas schnürt ihm die Kehle zu und quillt in ihm auf, immer höher und höher, bis ihm die Thränen in die Augen treten . . .

Die Verbrüderung ist nicht zu Stande gekommen . . .

# Aus der Hauptstadt.

## Das dramatische R.

Während zur Kaiserfahrt nach dem Heiligen Grabe die Schiffe gerüstet wurden und das neue Kreuzheer seine letzten Siebensachen in die Kabinen der gecharterten Midnight-Sun verstaute, war im festlich geschmückten Saale in Stuttgart der socialdemokratische Thing zusammengetreten. Eigentlich hatten die Genossen die beste Absicht gehabt, sich wiederum einander die Wahrheit zu sagen, das heißt auf deutsch, sich mit unerhörten Grobheiten zu tractiren. Grund genug war dazu vorhanden, die Erregung und die Meinungsverschiedenheit groß. Wieder lagen sich alte und neue Schule, Veteranen und Gelbschnäbel in den Haaren; die Frage der Betheiligung an den Landtagswahlen hatte reichlich Confusion und Gehässigkeit erzeugt, und allerlei kleine Katzbalgereien, die ein Zufall zum Riesenzweikampf aufbauschen konnte, harrten des Austrages. Die niedlichen Pröbchen von Gehässigkeit und hochmüthigem Fanatismus, womit die Damen Luxemburg und Zetkin all' in der Zartheit ihres Geschlechtes den Parteitag regalirten, gaben einen Vorgeschmack von den Bitternissen, die hätten kommen sollen. Aber die Mehrzahl der Genossen war besser disciplinirt, als dies bei der schöneren Hälfte der Menschheit der Fall zu sein pflegt, und während das blutrothe Schwesternpaar die einmal memorirten Reden auch halten wollte, verharrten die Männer entweder in jenem tiefen Schweigen, das unsern Preßbetheiligten, wenn sie erwischt werden, immer so gut steht, oder sie begnügten sich damit, das unbedingt Nothwendige in versöhnlicher Form zu sagen. So geschah es, daß Gemäßigte und Radicale sich am Schlusse der Discussion über die Parteitactik brüderlich die schwieligen Fäuste schüttelten; daß der ganze Landtagswahlärger in fünfzehn Minuten aus der Welt geschafft war, ohne alle Apparate, vermöge einer schlichten Resolution mit doppeltem Boden. Immer noch hat, Herr Groeber ist völlig im Rechte, die Socialdemokratie ein Schweineglück gehabt. Gerade zur rechten Zeit kam ihnen die Oeynhäuser Rede, die Bedrohung des Coalitionsrechtes, das unglücklich gewählte Wort vom Zuchthause. Wenn die Begeisterung in allen Seelen erloschen gewesen wäre, dies eine Wort hätte sie wieder aufflammen gemacht. Es rechtfertigte die starr ablehnende Haltung der Socialdemokratie in den letzten acht Jahren, die allen kaiserlichen Reformbestrebungen mit ausgeprägtem Mißtrauen gegenüber getreten war, denn es zog einen dicken Strich durch diese Bestrebungen und tödtete für immer die schöne Legende vom socialen Königthum. Was die Oeynhäuser Rede vielleicht nicht völlig erreicht hatte, das vollbrachte Herr v. d. Recke, der eine unendlich gewandte Hand im Fehlermachen besitzt. Sein gediegener Erlaß über die schießende Flinte und den hauenden Säbel ward der Oeffentlichkeit pünktlich zu der Secunde vorgelegt, wo die socialdemokratischen Parteipäpste ihn brauchten. Die zwar miserabel stilisirte, sonst aber ganz zwecklose Bestimmung ist höchstens dazu geeignet, im Augenblick der Gefahr unserer Polizei die Kaltblütigkeit zu nehmen und Blutvergießen da herbeizuführen, wo bisher, wie bei den Berliner Februarkrawallen, die klatschende flache Klinge oder die Bronsart'sche Feuerspritze genügten. Gegen den Erlaß in seiner naiven, ungewollten Brutalität hat sich denn auch nicht allein die Socialdemokratie, sondern das gesammte, selbstbewußte Bürgerthum aufgelehnt, das ja nicht an Herrn v. d. Recke's Treuherzigkeit und Weltabgewandtheit denkt, in seiner Verfügung vielmehr bloß einen Ausfluß finsterer reactionärer Gelüste erblickt. Obgleich man doch billig erwägen sollte, daß gerade reactionäre Minister, die immer geriebene Erzschelmen zu sein pflegen, vier Wochen vor den Wahlen ihre Gelüste gewohnheitsmäßig hübsch für sich behalten und statt dessen lieber den aufgeklärten Volksfreund spielen. Jedenfalls hat der neue Kurs Sorge dafür getragen, daß alle Welt dem Stuttgarter Parteitage mit Spannung und beinah wohlwollendem Interesse entgegen sah. Was wie eine Farce anhub und leicht als Tragikomödie hätte enden können, das hat Dank seinen Bemühungen der rothen Sache zuletzt einen Triumph und sehr wichtige Förderung gebracht. Dieser Parteitag war ursprünglich der Phrase geweiht, die hier Orgien gefeiert hätte, und den zänkischen Schönen, die gekommen waren, um zu hetzen und über die zuckenden Leichen der Possibilisten zu rhetorischen Siegen zu stürmen. Unter'm Einfluß der Geschehnisse jedoch festete der Parteitag die Einigkeit der deutschen Socialdemokratie und emancipirte sie von der Phrase mehr als irgend einer seiner Vorgänger. Das Bühnen-R, wie man's humorvoll nannte, hat seinen Reiz für die neue Schule verloren, und von den Brettern, die die Theaterwelt bedeuten, steigt die deutsche Socialdemokratie in das Gewühl des Tages, des alltäglichen Lebens hinab. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo sie es wirklich verdient, gefährlich genannt zu werden.

Zwei Strömungen ringen in Deutschland um die Macht: die reformerische und die altfränkisch-capitalistische. Da auf der einen Seite Alle stehen, denen es wirthschaftlich schlecht geht, und da das allgemeine Reichstagswahlrecht ihnen die politische Gewalt in die Hände giebt, so ist an ihrem Siege kaum zu zweifeln — sobald sie geeint in die Schlacht ziehen. An dieser Einigkeit hat es bisher gemangelt. Der starre Doctrinarismus und die Marxerei um jeden Preis, darin die socialistischen Parteiführer bisher befangen waren, stieß die breiten Schichten derer ab, die nur das Mögliche erreichen wollten. Durch den ganz sinnlosen, unnöthig vom Ziel ablenkenden Haß, womit die officielle Socialdemokratie

Krone, Religion und Familie angriff, schuf sie sich einmal erbitterte, in ihren persönlichen Rechten bedrohte und dabei sehr mächtige Gegner, und stieß außerdem Tausende vor den Kopf, die sich in ihrer Armuth nicht auch noch das Letzte, ihr bischen Ideal, nehmen lassen wollten. Verzichtet die Socialdemokratie auf all' diese Narreteien und widmet sich ausschließlich der Aufgabe, die wirthschaftliche Lage der Massen zu verbessern, so werden ihr nach und nach nicht nur die Industriearbeiter in ihrer Gesammtheit, nicht nur die versprengten Häuflein der Naumannianer und anderer redlicher Schwärmer zufallen, sondern auch der Mittelstand wird sich zum Theil einer Bewegung beigesellen, die die Interessen ihrer Schutzbefohlenen mit Kraft und Unerschrockenheit, ohne Menschenfurcht, vertritt. Man mag diese Entwickelung bedauern — bei der Theilnahmlosigkeit und Trägheit unserer Regierenden ist sie schwer noch abzuwenden. Je ausschließlicher der gesunde Menschenverstand die Bewegung leitet, je weniger sie posirt und durch Theaterblendwerk zu wirken sucht, desto sicherer gewinnt sie die nüchternen und ernsten, die schwerfälligen Leute, die das einmal Erfaßte mit Zähigkeit festhalten und zu gutem Ende bringen. Es fragt sich, was die herrschende Partei, die capitalistische Wirthschaftsordnung diesem Ansturm entgegen zu stellen hat.

Wer den tausendfältigen Kampf der Elementargewalten gern auf eine Formel reducirt, und wer die unpersönliche, farblose Formel gern durch höchst persönliche Menschen verkörpert, der mag in dem bevorstehenden Ringen ein Duell des Kaisers mit den Führern der socialdemokratischen Reichstagsfraction erblicken. Zwei Weltanschauungen stellen sich in diesen Gegnern dar, und Beide scheinen sie mit gleich blanken Waffen bewehrt. Verfügen die Häupter der Fraction über die Volksmassen, leuchtet ihnen wie eine Feuersäule der bethörende Zauber der Befreiungsidee voran, so stehen dem Monarchen die unerschöpflichen Machtmittel des Staates zu Gebote, der große Regierungsapparat, die blinde Ergebenheit seiner Getreuen und die seit Jahrhunderten betriebene vaterländische Erziehung der Nation, deren Spuren nicht aus aller Herzen auszurotten sind. Ja, gelänge es, die Mittelstände bei der königlichen Linie zu erhalten und sie als geschlossene Phalanx wider das Proletariat in's Feld zu führen, so hätte die Monarchie noch alle Chancen für sich. Indessen steht eine Wirthschaftspolitik, die den Bauern auskömmliche und feste Getreidepreise gewährleistet, nicht zu erwarten, und ebenso wenig wird das ausgemergelte Handwerk vor der Wertheimitis gerettet werden. Der Kaiser, der sein eigner Reichskanzler und Ministerpräsident ist, hat keine Kenntniß von dem Elend gerade dieser besten, dieser kernfesten seiner Unterthanen, und so lange er keine gesetzgeberischen Schritte anregt, ruhen seine verantwortlichen Rathgeber und die Paragraphen dichtenden Geheimräthe in den Ministerien. Und die Ruhe thut ihnen noth. Sie werden ihrer weidlich pflegen in den nächsten vier Wochen, dieser nicht nur kaiser-, sondern auch regierungslosen, schrecklichen Zeit.

Bedenklich für die Krone sind die wirthschaftspolitischen Schlachten der Zukunft dadurch, daß sie so entschieden Stellung zu ihnen genommen hat, Stellung zu Gunsten der unpopulären Partei. In den vielgenannten Februarerlassen, von deren Druck sich die Socialdemokratie erst heute, nach Oeynhausen, gänzlich befreit fühlt, hatte Wilhelm II. selbst das reformerische Banner aufgehoben, und es gereicht den so völlig anders gearteten Ideen, die er heute vertritt, nicht zum Vortheil, daß seit jenen Erlassen erst acht Jahre verflossen sind. Wer bietet Gewißheit, daß des Kaisers Majestät weitere acht Jahre später nicht wieder zu der Erkenntniß von 1890 zurückgekehrt, wieder ein Geusenkönig geworden ist? Der neueste Kurs bleibt selten der letzte. Zur Zeit beherrscht allerdings Herr v. Stumm unbestritten das Terrain, und die Marschroute, die von Berlepsch über Posadowsky nach Oeynhausen geführt hat, entfernt den Kaiser anscheinend immer weiter von dem Idealen seiner Jugend. Sie wird die letzten Arbeiter dem socialmonarchischen Gedanken entfremden und den Einflüsterungen derer um Singer geneigt machen, wonach ihnen das Heil, die Erfüllung ihrer bescheidenen Forderungen nur von der republikanischen Umsturzpartei gebracht werden kann. Von einem irgendwie aussichtsvollen Staatssocialismus darf jetzt nicht mehr gesprochen werden; kaiserlich-socialistische Bestrebungen, die im Kaiser selbst einen erklärten Widersacher finden, sind Unsinn. Die Hoffnung, daß Wilhem II. dennoch am entscheidenden Tage nicht im Lager des Neunkirchener Hammerschmiedes weilen, sondern entweder abseits vom Getümmel stehen oder zu seinen premiers amours zurückgekehrt sein wird, diese Hoffnung gründet sich nicht auf die hinreißende Macht einer Parteiströmung und nicht auf die Werbekraft gesunder volkswirthschaftlicher Theorien. Sie beruht vielmehr einzig und allein auf den charakteristischen Eigenschaften des Fürsten.

Wilhelm II. hält niemals starr an einer vorgefaßten Meinung fest. Jede Vorstellung, die in ihm auftaucht oder klug angeregt wird, macht in seiner Seele einen Werdegang durch, kommt rasch zur Blüthe und versinkt rasch wieder, wenn sie dem inneren Wünschen und Denken, der eigentlichen Wesensart des Monarchen nicht völlig entspricht. Denn das ist's: sein lebhaftes, schaffensfreudiges Temperament befreundet sich leicht mit einer strahlenden, lockenden Idee, und sein kräftiges, keineswegs phantasiearmes Wollen baut sie schneller aus, als seine Kritik folgen kann. Aber der Tag kommt, wo die Kritik die Idee einholt, und ergiebt es sich dann, daß sie dem Monarchen im Grunde etwas Fremdes ist, dann wird sie sicher und geschwind ausgeschieden. Und zuweilen tritt danach just ihre ärgste Feindin an ihre Stelle. Die psychologische Erklärung dafür liegt nicht weitab. Das „unglückliche Telegramm" an Krüger war ein Ausbruch augenblicklicher Empörung des Herrschers über den niederträchtigen Rechtsbruch Jameson's. Nichts ehrt seine Empfindungen mehr als diese Depesche, nichts spricht lebendiger für die Vornehmheit seines Denkens. Nebenbei gesagt, war das Telegramm eine politische That ersten Ranges und hatte auch die durchschlagende Wirkung einer solchen. Nie wieder hat der neue Kurs gleich feste und glückliche Hand bewiesen, nie wieder so kraftvoll und zu so trefflich gewählter Stunde den Engländern die Tatze gezeigt. Ganz Europa stand damals zu uns und applaudirte. Heute, zwei Jahre später, bleibt die Nachricht unwidersprochen, daß unser Auswärtiges Amt entschlossen ist, die Delagoabai, Transvaal und damit Südafrika um Englands schöner Augen willen aufzugeben. Kitchener empfing zu seinem Siege bei Omdurman, der für uns vielleicht den Verlust Ostafrikas bedeutet, kaiserlichen Glückwunsch. Wem ist es gelungen, den Monarchen umzustimmen, oder richtiger, welche brittenfreundliche Andeutung war der Sauerteig, der allmälig die gründliche Umwandlung bewirkte? Wie in der Transvaalfrage, ist es in zehn anderen hergegangen. Der Kaiser erfaßt jedes Ding, das in seinen Gesichtskreis rückt, mit brennendem Eifer, nichts dünkt ihn zu schwer, und sein königliches Pflichtgefühl gebietet ihm, sofort alle Kraft an die Vollendung des Werkes zu setzen. Unterwegs erst lernt er die Minderwerthigkeit der aufgegriffenen Idee oder die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ihre Durchführung hindern. Und er sucht sich dann ein würdigeres, leichter erreichbares Ziel.

So wenig romantische Neigungen er hat, vor dem Alltäglichen schrickt er doch zurück, und es graut ihm vor der staubigen, langweiligen Einförmigkeit. Er vermag nicht im bureaukratischen Paßgange zu traben, zu großen und bedeutsamen Thaten fühlt er sich berufen, eine Heldenrolle auf der Weltbühne will er spielen. Friedrichs II. ragendes Vorbild, die imposante Gestalt des Siegers von Fehrbellin, die gewaltigen Erfolge des Weißbartes locken und spornen ihn. Doch noch niemals ist wahre Größe aus anderem Boden als aus dem unermüdlicher, ehern consequenter Arbeit entsprossen, und die Fackeln, die bei den Triumphzügen unserer Heroen leuchteten, sind die Lampen, die ihren Nachtwachen schienen. Mit kühnem Anlaufe allein, mit schönem, begeisterndem und tief empfundenem Wort kommt man nicht zum Siege; das Wort hat keine Tragkraft. Das Wort ist gewaltig nur auf den Brettern; nur im Theater sprießen Thaten aus ihm auf . . .

Sollen wir es bedauern, daß in unseren Tagen dem prächtigen Klang so wenig Gewalt innewohnt, daß dies Jahrhundert uns alle, Kaiser und Handarbeiter, Herr und Diener, unter die Herrschaft seiner Gesetze zwingt? Es ist eisern und eilfertig dabei; das rollende dramatische R kostet größeren Stimmaufwand als das gutturale, und außerdem ein bischen mehr Zeit. Deßhalb ist es verworfen worden. Im Wettbewerbe siegt, wer hart scharwerkt, während Andere mit bezaubernder Rhetorik sich selbst bezaubern und den wuchtigen Hammer sinken lassen. Der wird der sociale Prinz-Befreier sein und den die Zukunft krönen, der die grauen Forderungen des Alltags zuerst begriffen, sich ihnen zuerst gefügt hat. Die Helden der romantischen Periode verschwinden im Hintergrunde, und das dramatische R des formschönen Wortes verweht ungehört. Man mag's banausisch nennen, und es mag banausisch sein — doch wer von uns hat die Macht, die Zeit aus den Fugen zu renken?

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Das Vermächtniß". Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.) — „Pamela." Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. (Lessing-Theater). — „Auf der Sonnenseite." Lustspiel in drei Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Kgl. Schauspielhaus).

Die Berliner Theaterkritik ist in großer Verlegenheit. Um sich dem Freibillete spendenden Excollegen und Director des Deutschen Theaters erkenntlich zu erweisen, hatte sie von einem Bombenerfolge des „Cyrano de Bergerac" geschwindelt. Die illustrirten Beilagen der Tagesblätter vervollständigten die Reclame, indem sie das Bild des humorlosen Herrn Kainz mit der falschen Nase und einige Fulda'sche Uebersetzungskostproben brachten, und sogar Herr Professor Erich Schmidt kam seinen Freunden Brahm und Schlenther zu Hülfe mit einem unerwartet gelehrten und langwierigen Essay über den historischen Bergerac, von dessen Existenz er gewiß vor ein paar Monaten noch keine Ahnung hatte. Und alle Liebesmüh' umsonst! Nicht einmal der alte Brahminenkniff verfing, der sich bei den „Webern" und bei „Johannes" bewährt hatte: der Zeitungslärm über angebliche Censurstriche und drohende Verbote des Stücks. Der einzig von der „Gegenwart" constatirte „matte" Erfolg ist also nicht mehr zu verschleiern. Dem trotz einer Meisterscene im ersten Akt und bei all' seiner blühenden Grazie im Grunde langweiligen und kindischen Haudegenstück ist bereits eine andere Novität gefolgt. Ebenfalls ein Mißerfolg.

Herr Schnitzler liebt sehr die gesellschaftrevolutionären Thesen. Seine scharfe Satire nagelt die moderne Salonlüge, die niederträchtige oder dumme Convention fest, wo sie sie findet, und malt uns dicht daneben die Schnitzler'schen Ideale von vernünftiger, freier Lebensführung.

Diese Ideale sind, wie Andere mehr, wunderbar schön zu schauen, und das Theater des Zukunftsstaates wird, falls Schnitzler unter die Classiker einrücken sollte, seine Stücke mit Begeisterung spielen, während das geehrte Publicum sprachlos den Kopf schütteln wird über die moralinsaure Verbohrtheit seiner Ahnen. Auf der Bühne von heute allerdings, die noch nicht reif ist für alle Offenbarungen des Realismus, wirkt die Satire des scharfen Kritikers Schnitzler zuweilen deplacirt und richtet sich gegen den eigenen Vater. Der junge Herr beispielsweise, der im ersten Act des „Vermächtnisses" langwierig an einer Gehirnerschütterung stirbt, den Eltern aber vorher an's Herz legt, das Mädel seiner Liebe und seinen vierjährigen Bubi in ihr sauberes Haus zu nehmen, dieser junge Herr hat es mit Herrn Schnitzler's Zustimmung für recht und billig erachtet, die arme Dirne ein halbes Jahrzehnt lang unehelich zu lieben. Er hätte sie recht wohl zu seinem Weibe machen können, aber er war zu feig dazu, zu tief in der conventionellen Lüge erstickt, zu abhängig vom Urtheil der Welt. In dieser Schändlichkeit jedoch findet Herr Schnitzler nichts. Dagegen leert er die Schale seines gerechten Zornes über die Eltern aus, die es am Ende des dritten Actes ablehnen, das drückende Vermächtniß ihres Sohnes weiter zu respectiren. Die guten Leute geben sich, jeder in seiner Art, anfänglich alle Mühe, die Geliebte ihres Sohnes und sein Kind als vollkommen zum Hause gehörig zu betrachten. Sie nehmen dabei so wenig wie der egoistische Erblasser, dessen ideales Fühlen auf dem Todtenbette ihn nichts mehr kostete, Rücksicht auf die einzige Tochter des Hauses, ein reines und braves Geschöpf. Man muß gestehen, für eine bessere Spießerfamilie ist solcher Hochflug der Gedanken, so muthiges Aufbegehren gegen die Convention schon aller Ehren werth. Daß ihnen die Hinterlassenschaft immer lästiger wird, daß der Verlust ihrer guten Freunde, die sich chockirt von ihnen zurückziehen, sie schmerzt und stutzig macht — wer dürfte deßhalb einen Stein auf sie werfen? Doch nur, wer nicht zu erkennen vermag, daß der Bestand jeder immer wie gearteten Gesellschaft unmöglich ist ohne die Regeln vom äußeren Anstande, daß sie zusammenbricht ohne das conventionelle Sittengesetz und daß sie deßhalb keinem ihrer Mitglieder erlauben darf, darüber hinweg zu voltigiren. Freie Geister, besonders der Galleriepöbel, der am vergangenen Sonnabend wieder so ekelhaft aufdringlich Beifall brüllte und grunzte, mögen diese Anschauungen immerhin für philiströs erklären. Aber als im zweiten Acte auch das Kind der jungen Dame sich hinlegte und starb, da drängte sich uns die Frage auf, ob das stramme Mädchen denn nun wirklich noch länger die Gastfreundschaft der geplagten Familie mißbrauchen würde. Herr Schnitzler hielt das für selbstverständlich; wir für unsern Theil hätten es einem so feinfühligen Geschöpf, wie die Toni Weber doch sein soll, nicht zugetraut. Daß sie sich die Aufkündigung von Kost und Logis gewaltig zu Herzen nimmt und in's Wasser geht, das macht vielleicht der dramatischen Begabung des Autors Ehre, denn er hat nun drei Todte, in jedem Act einen. Für das gesunde Empfinden jedoch liegt eine thränenselige, widerliche Sentimentalität darin, eine durch nichts gerechtfertigte Unwahrhaftigkeit. Toni stirbt nur der schiefen These ihres Dichters zu Liebe, dessen Socialkritik auf halbem Wege stehen bleibt oder das Messer überhaupt an falscher Stelle ansetzt. — Vom ersten Aufzuge abgesehen, der eine unerhört breite und schwerfällige Exposition bringt, ist das Stück sauber und im Ganzen recht geschickt gearbeitet. Freilich verhinderte der dürftige und unfruchtbare Stoff das Aufkeimen einer kraftvollen, durchgeistigten Handlung. Ohne den selbstsüchtigen Streber und Emporkömmling, der mephistophelisch Alles gegen die arme Toni aufhetzt und dafür am Schlusse gebührend abgestraft wird, bliebe der Karren überhaupt gleich von Beginn des zweiten Actes an im Sande stecken. Doch auch seine schändlichen, unermüdlichen Intriguen füllen nicht drei lange Aufzüge, und so muß denn tausenderlei Krimskrams, müssen von Außen herangetragene Motive und langweilige, nutzlose Retardirungen dabei mit helfen. Der lärmende, zeitweilig in wüsten Radau ausartende Beifall, den das Drama bei seiner Erstaufführung fand, wird aus all' diesen Gründen nicht lange vorhalten.

Director Neumann der Hofer scheint Dreyer's „Großmama" nicht nach deren Werth ausnützen zu können, denn auch er hat ein neues Stück bringen müssen, um sein Theater wieder zu füllen. Es ist ihm aber schlecht bekommen. Sardou's neue Réjaniade taugt nicht viel, wenigstens nicht halb so viel wie die immerhin unterhaltende „Madame Sans-Gène," und die Inscenirung und Besetzung im Lessingtheater that nicht das Geringste für das Gelingen des Stückes. Wer eine der glanz- und geschmackvollen Aufführungen im Pariser Vaudeville mit der Réjane und dem geistreichen Huguenet als Barras oder auch nur deren hübsche Nachahmung im Wiener Deutschen Volkstheater mit Frln. Odilon als Pamela erlebt hat, empfand im Anblick der neuesten Neumann-Hoferei wieder einmal so recht die Wahrheit von Rahel's Klage, daß in Berlin sogar der Papst ruppig würde. Der Sonntag-Nachmittagsprediger Adolf Klein mit seinen bewährten Kunstpausen oder das fürchterliche Frl. Jenny Groß — „zu meiner Rolle gehört nichts als etwas Selbstbewußtsein und volle Schultern," sagt zwar Pamela, aber sie meint als selbstverständlich auch Talent, was eben Frl. Groß fehlt — oder die abgeschmackte und schäbige Nachäffung der Pariser Decorationen und Figurinen —

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer wird gar zu weh!"

Das Drama selbst mit seinen sieben Tableaux gehört in die Classe der historischen oder antiquarischen Stücke, wie Thermidor, Tosca, Theodora, Sans-Gène ꝛc. Sardou ist nämlich nicht nur ein Mann von Talent, der mehr Geist hat als alle seine Nachfolger zusammen, und ein meisterlicher Regisseur, der das scenische Arrangement souverän beherrscht, sondern auch ein Historiker, der mehr weiß, als mancher zünftige Professor, und ein Sammler und Kunstfreund, der seine liebe Freude an historischen Costümen und Sittenbildern hat. Leider ist er aber auch ein dramatischer Handwerker, der über die Theatralik nie hinaus kommt, Alles dem augenblicklichen Beifall unterordnet und nur ganz auf die Dramaturgie des einstigen Bühnenbeherrschers Scribe schwört. Und der selige Scribe verdirbt ihm auch hier alle historische Wahrheit, alle innere und äußere „Richtigkeit". Das ungeheure Mitleid, das die Personen des Stücks wie die Zuschauer mit dem zu rettenden kleinen Prinzen-Märtyrer fühlen, verkehrt sich jeden Augenblick in das Gegentheil, wird zur Grimasse und zum frivolen Scherz. Ebenso werden seine historischen Menschen, die Sardou in ihren Eigenschaften und Sitten gewiß ebenso genau kennt, wie Taine oder die Goncourts, auf der Bühne zu physiognomielosen, kleinlichen, uninteressanten Puppen, deren Handeln und Reden uns immer gleichgiltiger wird und zuletzt auf die Nerven fällt. Schon der erste Act ist bezeichnend für Sardou's übergeschickte Theaterhandwerkerei, wie da nach einander ein Haarkräusler, ein Aufpasser, ein Spion, endlich die marchande de frivolités zu Barras kommen, um ihn, sich selbst, das Milieu und die Handlung zu exponiren. Und derselbe Barras, der Pamela noch nie zuvor gesehen hat, bezahlt ihr nicht nur ihre Rechnung für seine Maitresse Josephine de Beauharnais, sondern plaudert ihr alles Nöthige und Unnöthige über diese damalige Cocotte und spätere Kaiserin aus, ja giebt ihr sogar eine kleine Abhandlung zum Besten über die politische und sociale Lage Frankreichs, über die Parteien, die Verschwörungen, den Plan zur Entführung des gefangenen Ludwig's XVII. u. s. w. Nicht genug! Die bisher ganz unbekannte Modistin wird sogar von Barras und den hinzukommenden Damen Tallien und Beauharnais zum Frühstück eingeladen, wobei diese zwei Hetären den Wunsch äußern, den kleinen Dauphin zu sehen. Und Barras führt sie wirklich stehenden Fußes in den scharf bewachten Temple, „wie in den grünen Wald", ja die ihm, wie gesagt, ganz unbekannte Pamela ist auch von der Partie, noch mehr, sie bleibt eine volle Stunde allein mit dem Königskind!! Wenn uns eine naive Jugendschrift oder ein Weihnachtsroman derlei Unmöglichkeiten auftischen wollte, so würden wir lächeln, aber der „Historiker" Sardou — das ist doch verdrießlich. Wir haben mit heißem Bemühn die drei beleibten Bände von Barras' Memoiren durchstudirt und fanden da den intriganten Politiker, den Henker Robespierre's und Niederwerfer der Royalisten, den cynischen Wüstling, den bestechlichen Verräther, einen Verleumder, Lügner, Schuft und Lump, aber nirgends einen Dummkopf. Diese historische Entdeckung ist ausschließlich das Verdienst des Monsieur Sardou, der, ein überzeugter Imperialist, wie seine Collegen Augier, Dumas und Feuillet, vielleicht mit seinem Stücke zugleich wieder ein paar republikanische Legenden zerstören wollte.

Den Exdirector Blumenthal scheint die Nemesis sehr bald zu treffen. Es ist ihm zwar unbegreiflicher Weise gelungen, für sein neues Stück die Hofbühne offen zu finden, aber der laute Beifall war ohne Ueberzeugung, zuletzt behielten die Zischer die Oberhand, und man braucht kein Prophet zu sein, um dem unglaublichen Machwerk nur ein kurzes Scheinleben vorauszusagen. Sogar die Mitternachtkritik urtheilte sehr lau — natürlich: Oscar ist kein blutiger Recensent mehr und hat auch über keine Freibillets mehr zu verfügen, und so sieht man denn schon jetzt seinen Niedergang voraus, wie ihn die L'Arronge, Wilbrandt, Lindau erlebt haben, die doch sämmtlich viel talentvoller waren. Diesmal beginnt das Plagiat schon im Titel, denn „Auf der Sonnenseite" heißt ein sehr amüsantes Skizzenbuch des prächtigen Wiener Humoristen Ludwig Hevesi. Eine Erzählung der zusammengeborgten, breitgetretenen läppischen Handlung ist ebenso zweck- als reizlos. Es genüge zu bemerken, daß die Philistermoral des Stückes die profunde Weisheit predigt, daß die Sonne des Lebens nur da ihre wärmenden Strahlen spendet, wo wackere Arbeit gedeiht. Wenn wir hinzufügen, daß Blumenthal wieder einmal den Anspruch erhebt, literarisch, sozusagen als Dichter genommen zu werden, daß er in Folge dessen keinen simplen Schwank sondern mit Verlaub ein feines Lustspiel schreiben will, so weiß der gewitzigte Leser schon im Voraus, wieviel gespreizte Langeweile und verlogene Sentimentalität sich da breit macht. Auch die Provinztheater seien wohlmeinend gewarnt. Leid ist es einem nur um die Darsteller des Schauspielhauses, die ihre Kunst an einen solchen Schmarren vergeudeten, vor Allen um den trefflichen Herrn Vollmer, dem das Unmögliche gelang, aus dem Pechvogel halbwegs einen wirklichen Menschen zu machen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

**Völlig neuen Aufschluss** über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's. DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN PROPLEMS.** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. Verlag v. **C. J. E. Volckmann, ROSTOCK.** Prospect gratis.

---

Thüringisches
**Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontärs.
Director Jentzen.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

Berlin, den 5. Oktober 1896. Band I.

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

---

Billige, dichte
**Dächer**
stelle man her aus
Andernach's
Asphalt-Steinpappen
Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst
A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

---

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck

## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
Ml. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Moüy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

# Das Zeichnen nach Gyps

und

## andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

**Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.**

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

**Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

---

# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher 2c. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler, Braunschweig**
(gegründet 1883).

---

Soeben erschien u. versende gratis u. franco:

**Catalog I. Vergriffene und seltene Bücher aus allen Wissenschaften.**

Fürstenwalder Bh. Fürstenwalde, Spree.


Hierzu eine Beilage von **F. Soennecken in Bonn.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 22. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt. Von einem alten Diplomaten. — Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus. Von R. von Elwert. — Deutsche Aussichten in Palästina. Von Lic. Theobald Keller. — **Literatur und Kunst.** Zur neueren russischen Literaturgeschichte. Von Albert Scholz. — Die Entstehung des Anarchismus. Von Arnold Fischer. — **Aus der Hauptstadt.** Kaisers Kreuzfahrt. Von Caliban. — Kunstausstellungen. Von S. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die welfischen Umtriebe. Von Germanicus. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Delagoabucht und das Auswärtige Amt.

Von einem alten Diplomaten.

Während von London bestimmte Andeutungen über ein deutsch-englisches Abkommen betreffs der Delagoabucht verlauten, denen deutscherseits nicht widersprochen ist, hat endlich das Auswärtige Amt in höchst unerfreulicher und ungeschickter Weise in der Münchener Allgemeinen Zeitung officiös das Wort ergriffen, das von dem gedachten Blatt mit durchaus treffenden Bemerkungen begleitet wird. Wir haben schon wiederholt unseren Warnruf gegenüber der so oft geschehenen englischen Uebervortheilung ertönen lassen und einen großen nationalen Zug in unserer auswärtigen Politik vermißt. Jetzt versucht die officiöse Abwehr im Bewußtsein ihrer Schwäche mit dem Namen „Bismarck" hausiren zu gehen, statt offen Farbe zu bekennen oder überhaupt zu schweigen. Man hat es dem rührigen Alldeutschen Verbande verdacht, daß er vor Kenntniß der Abmachung ein abfälliges Urtheil gefällt hat, obwohl die Thatsache der englischen Verpachtung nirgends geleugnet wird. Sämmtliche nationale Zeitungen haben ebenfalls die Befürchtungen ausgesprochen, denen der genannte Verein einen kräftigen Ausdruck mit Recht verliehen hat. Nunmehr wird das Bedenken aller wahren Vaterlandsfreunde nur allzu sehr bestätigt. Die officiöse Mittheilung führt den gegenwärtigen Fürsten Herbert Bismarck für die unrichtige Annahme, als handle es sich um die Fortsetzung der alten Bismarck'schen Colonialpolitik, in's Treffen. Es ist bekannt, daß der damalige Graf Herbert Bismarck den allseits verdammten Zanzibarvertrag vorbereitet hat, den auch sein Vater als eine englische Ueberlistung bezeichnet hat. Leider ist Graf Bismarck an der Niederlage der deutschen Diplomatie mitschuldig, da er das väterliche Genie nicht besaß und sich gleich anderen hohen Stellen von persönlich in England genossenen Liebenswürdigkeiten blenden ließ. Sein Mitarbeiter, der jetzige Gesandte Dr. Krauel, war im Auswärtigen Amt als der Mann mit dem leichten Herzen bekannt, der schon unsere Interessen in der Südsee auf den Fidschi- und Tongainseln ohne englische Gegenleistungen preisgegeben hatte. Bismarck's späteres Urtheil über den Zanzibarvertrag beweist, daß er die Thätigkeit seines Sohnes beim Vertragsabschluß nicht gebilligt haben würde. Auch war der Erwerb von Helgoland nicht das Werk des Grafen Bismarck, sondern ein späterer englischer Köder, der uns theuer genug zu stehen gekommen ist.

Deutschland ist bekanntlich nächst England Portugals größter Gläubiger. Während aber England mit Nachdruck die Forderungen seiner Staatsangehörigen verfocht und jetzt unter diesem Vorwande die Ueberlassung der Delagoabucht erreicht hat, bewegte sich die Thätigkeit des Gesandten von Derenthall in schwächlichen Protesten. Die allzu höfliche und formengewandte Persönlichkeit dieses Diplomaten, der in dem müßigen Leben von Weimar auch kaum zu thatkräftigem Handeln vorbereitet war, stand im Wettbewerb mit der rücksichtslosen englischen Diplomatie nicht an seinem Platze, und leider beweist das Ergebniß die Richtigkeit unserer Anschauung. Weder ist Portugal den Ansprüchen unserer zahlreichen kleinen Gläubiger bisher gerecht geworden, während sich England bevorrechtete Staatseinnahmen sicherte, noch haben wir die Verschuldung dieses erbärmlichen Staatswesens politisch ausgenutzt. Gerade in Portugal waren große deutsche Banken in erheblichem Maaße betheiligt, und sicherlich wäre besonders die Darmstädter Bank zu weiteren Opfern bei Gewährung entsprechender Vortheile bereit gewesen. Unsere großen Anstalten sind in colonialen Dingen allzu zurückhaltend. Hier wäre aber eine Gelegenheit gewesen, ihnen zu zeigen, wie nutzbringend eine coloniale Betheiligung sein kann. Englische Capitalisten erzwangen geradezu von Portugal unter dem Drucke ihrer Regierung die ausschließliche Erlaubniß zu finanziellen Unternehmungen aller Art in Mozambique, wodurch sie für ihre portugiesischen Verluste schadlos gehalten wurden. Die Reichsregierung hat Aehnliches nie verlangt, noch den deutschen Capitalisten nahe gelegt. England setzte sich daher wirthschaftlich in der Delagoabucht fest, während Deutschland leer ausging. In Deutschland herrscht Burenfreundlichkeit und man konnte nach dem Kaiserlichen Telegramm an den Präsidenten Krüger erwarten, daß sich auch amtlich diese Sympathie in Thaten umsetzte. Dafür hat man aber offenbar wieder die glücklich zerrissenen Beziehungen mit England angeknüpft, die dem Volksbewußtsein widersprechen. Die englischen Yachtinggäste in Kiel und die Preise von deutscher Hand mit englischer Aufschrift, darunter sogar die Kaisergabe, mißfallen dem deutschen Volke. Nach den englischen Beleidigungen des deutschen Kaisers durfte man eine andere Haltung der amtlichen Stellen in Deutschland erhoffen. Seit Bismarck's Rücktritt hat die deutsche Diplomatie erheblich an Prestige eingebüßt und sich, abgesehen von Kiaotschau, einer übrigens ziemlich bescheidenen Erwerbung, stets Schlappen geholt. Sie muß erst den Beweis liefern,

daß sie Vertrauen verdient, das sie bisher stets getäuscht hat. Auch ein Bismarck hatte schon in die Abtretung Luxemburgs an Frankreich eingewilligt, als wesentlich der deutsche Unwille darüber den franzosenfreundlichen König von Holland zum Rücktritt von dem Länderschacher veranlaßte. Die Aufgabe des Luxemburgischen Besetzungsrechtes war kein Verdienst unseres größten Staatsmannes und 1870 lag es beim Bruche der Neutralität seitens des Großherzogthums in unserer Hand, das alte deutsche Ländchen dem Reiche einzuverleiben. Bismarck ließ aus schließlich nicht gerechtfertigten Gründen der allgemeinen Politik damals auch unseren nationalen Anspruch auf den kerndeutschen elsässischen Sundgau mit Belfort und Mömpelgard fallen, obwohl Moltke diesen Landstrich aus militärischen Rücksichten forderte. Thatsächlich war Bismarck's Angst vor einer europäischen Einmischung unbegründet, und das französische Belfort kostet uns im künftigen Kriege ein starkes Beobachtungsheer. Belfort bildet eine stete Bedrohung Süddeutschlands und hebt den strategischen Werth Straßburgs auf. Auch ein großer Mann, wie der heimgegangene Recke des Sachsenwaldes, hat also in wesentlichen nationalen Fragen irren können. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß Bismarck bei gebotener Gelegenheit eines Bündnisses mit Portugal und den Burenstaaten gegen England seiner Zeit einer solchen Stellungnahme abhold war, aber stets burenfreundlich blieb.

Der Jameson'sche Freibeuterzug erneuerte die Möglichkeit eines Rechtsschutzes gegenüber der englischen Anmaßung und Ueberhebung. Natürlich versäumte unsere ängstliche Diplomatie unter Herrn v. Marschall diese Gunst des Augenblickes, und in Südwestafrika geberdeten wir uns sogar thörichter Weise aus kleinlicher polizeilicher Bureaukratie direct als burenfeindlich. Mit Recht verschrie man uns selbst in deutschen Kreisen als Feinde einer freiheitlichen Entwickelung und pries die englische Selbstverwaltung, während unsere Vielregiererei in den Schutzgebieten trotz redlichen Eifers der Beamten jede Initiative der übrigen Deutschen lähmt. Die Selbstgefälligkeit unserer doch wahrlich in ihren Erfolgen ziemlich unglücklichen Diplomatie ist bezeichnend für das Maaß der Bescheidenheit, mit der sie ihre eigenen Handlungen beurtheilt. Wie wir einerseits bei allen Vorgängen, die uns auch nichts angingen, haben „dabei sein" wollen, so danken wir dagegen nur dem Zufall zwei wirkliche Erfolge, von denen einer sogar negativer Natur ist. Unser Bündniß mit Frankreich und Rußland zu Gunsten Chinas hätte uns leer ausgehen lassen, während sich unsere Genossen Länderfetzen und Concessionen aller Art holten, wenn nicht der Mord der Missionare spät, aber noch nicht zu spät uns einen nachträglichen Lohn verschafft hätte. Unsere Initiative in Kreta endet nicht rühmlich, und nur Herrn v. Bülow's Geschick verdanken wir es, daß wir still die Flöte bei Seite legen und das europäische Concert verlassen konnten. Der greise Reichskanzler kann wohl Unvorsichtigkeiten verhindern, aber neue, weitausschauende Entschließungen sind ihm nicht mehr zuzumuthen. Auf dem Gebiete der inneren Politik schaltet daher Herr v. Miquel als unbeschränkter Gebieter mit großem Erfolge. Möge der Stellvertreter des Reichskanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten endlich eine gleich glückliche Hand zeigen. Vielleicht ist das Delagoabuchtabkommen noch zu ändern, wie einst der Luxemburger Abtretungsvertrag.

Bei Beurtheilung der südafrikanischen Frage ist jedoch ein Umstand nicht außer Acht zu lassen, der das Auswärtige Amt und insbesondere dessen Colonialabtheilung sachlich nicht unerheblich entlastet. Bismarck ist bekanntlich erst durch die öffentliche Meinung zum Beginn einer Colonialpolitik bewogen worden, wie er selbst amtlich erklärt hat, da eine solche von der Mehrheit der urtheilsfähigen Bevölkerung getragen sein mußte. In den Anfängen der Colonialbewegung haben Hamburger Rheder eine große Rolle gespielt, und der damalige Preußische Gesandte von Kusserow war der Vermittler zwischen den afrikanischen Händlern in dem Elbhafen und Berlin. Damals waren bloß Handelsinteressen, und zwar in der ursprünglichen und groben Form des Tauschgeschäfts im Spiele. Erst nach der Besetzung von Angra Pequena trat auch die Burenfrage in den Vordergrund und wurde von Bismarck gewürdigt, aber bei der damaligen Zurückhaltung noch in hinhaltender Weise. Gerade in Südwestafrika sollte es sich leider indessen zeigen, daß die Hamburger Kaufleute zwar gern unter dem Schutze des Reichsadlers ihre Taschen füllen, jedoch zu auch nicht uneinträglichem Handeln für vaterländische Zwecke nicht zu haben sind, sondern lieber mit unserem größten Colonialgegner England gehen, als selbstständige Unternehmungen in's Leben rufen. Die Krämerseele des Hamburgers, der seit den stolzen Tagen der Hansa sich unter fremdem Schutz kümmerlich im Auslande durchgewunden und stets in der Fremde sein Deutschthum verleugnet hat, ist noch nicht vom nationalen Aufschwung ergriffen, obschon gerade der größte deutsche Hafen, der in Europa bloß noch von London überflügelt wird, dem neuerstandenen Reiche Alles dankt, hat ihm das Reich doch sogar einen beträchtlichen Theil des Aufwandes für den Freihafenbezirk ersetzt. Die Steigerung der hohen Gewinnste aus dem afrikanischen Außenhandel nahm Hamburg gern, aber seine Capitalmacht in den Dienst der Colonialentwickelung zu stellen, zögerte es in gleicher Weise, wie das Berliner Großbankenthum, das lieber dem dummen Publicum werthlose exotische Werte, wie Argentinier, Brasilianer, Griechen und Portugiesen nach Einheimsung des Agioverdienstes anhing, als productive Anlagen in den deutschen Schutzgebieten fördern wollte. Nur Herr v. Hansemann macht mit seiner Neuguinea-Gesellschaft eine rühmliche Ausnahme. In Hamburg war es bezeichnender Weise, wo der Director der größten deutschen Bank aus Anlaß der Absendung des kaiserlichen Glückwunsches an den Präsidenten Krüger sich nicht entblödete, seine Engländerfreundschaft aus ganz gewöhnlichen Geschäftsrücksichten öffentlich zu betheuern und dem deutschen Volksbewußtsein unter dem Beifall der Hamburger Börsenleute in's Gesicht zu schlagen. Die Berliner Börsenjobber stecken tief in gewinnreichen, aber auch zum Teil sehr schwindelhaften Goldbergwerksunternehmungen in Südafrika, woran das deutsche Publicum aber gar nicht betheiligt ist. Bekanntlich ist der Helfershelfer von Rhodes, der große Speculant Beit, ein Hamburger. Nationale Interessen sind daher dem „ehrbaren" Hamburger Kaufmann ziemlich gleichgiltig, obschon ihm das englische und französische Beispiel davon überzeugen müßte, daß gerade die Kaufleute dieser Länder ihr Volksthum mit Erfolg voranstellen und bisher trotz allen Jammers über den deutschen Wettbewerb bei großen Unternehmungen den deutschen Händler stets geschlagen haben. Der Vorwurf der ängstlichen Fremdenliebe trifft auch nicht das alte, leider sehr zusammengeschmolzene und finanziell zurückgegangene Hamburger Patriziat, sondern die tonangebenden Emporkömmlinge, auch wenn sie mit neuen Adelstiteln prunken. Im alten, vornehmen Hamburg hat man nie etwas von den Mutzenbacher's, Ohlendorff's, Schröder's, Donner's u. s. w. gehört. Das Mitglied des Colonialrathes, der Rechtsanwalt Scharlach, ist jüdischen Glaubens und kaum ein Vertreter des alten Hamburger Handels, wohl aber officieller Geschäftsführer der englischen Gesellschaften im südwestafrikanischen Schutzgebiet. Sein Amtsgenosse im Colonialrath, Herr Woermann, hat die theuersten Frachten und Passagierpreise auf seinen Dampfern, sodaß z. B. die deutsch-katholischen Missionen mit Recht fremde Dampfer vorziehen. Dabei hat er den Hauptvortheil von der Hissung der deutschen Flagge in Kamerun gehabt, da er fast eine Monopolherrschaft im dortigen Schutzgebiet ausübt. Zum Danke bekennt er jetzt öffentlich seine englische Neigung, denn sonst könnten die englischen Händler vielleicht seine Schiffe nicht mehr benutzen. Leider hat die Leitung unserer auswärtigen Politik diesen Stimmen über Gebühr Gehör ge-

schenkt. Es soll ihnen die Betonung ihres Sondervortheils, der ja durchaus berechtigt ist, keineswegs verdacht werden, aber solche Leute dürfen nicht als nationale Wortführer, sondern als interessirte Geschäftsmänner gelten, deren Urtheil in practischen Fragen sicherlich werthvoll, aber in politischen Angelegenheiten, weil geschäftlich betheiligt, durchaus nicht zu beachten ist.

---

## Zur Geheimgeschichte des Nationalliberalismus.

Von R. von Elwert.

Bismarck's innere Politik ist weniger reich an glänzenden Erfolgen, als seine äußere Politik, und doch zeigt sich auch hier der große Staatsmann und Realpolitiker überall. Vielversprechend war schon sein Debut, wie er den Conflict zwischen Kaiser Wilhelm und der Volksvertretung, nachdem eine Verständigung mißglückt war, auf die Spitze trieb und sich dann von der inzwischen gebildeten nationalliberalen Partei — allerdings durch den glücklichen Verlauf des 66er Krieges begünstigt — Indemnität für das verfassungswidrige budgetlose Regiment ertheilen ließ. Alsdann kamen die Jubeljahre des regierungsfrommen liberalen Bürgerthums, Delbrück's freie Handels- und Zollpolitik des Culturkampfes. Das war der Höhepunkt, dem die baldige Umkehr und Abkehr folgte. Herr von Bennigsen weigerte sich das Portefeuille zu übernehmen, wenn nicht zugleich seine Freunde Stauffenberg und Forckenbeck in's Cabinet berufen würden, und der Reichstag, der sich dem Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten abgeneigt zeigte, wurde aufgelöst, womit die nationalliberale Vorherrschaft im Reichsparlament für immer gebrochen war. Manches in diesem Hin und Her der innerpolitischen Schachzüge ist in seinen Ursachen noch unaufgeklärt, aber Stück um Stück — zumal jetzt nach dem Tode des ersten Reichskanzlers — fällt der Schleier. Auch in der schönen Biographie, die der bekannte Historiker Martin Philippson dem Parlamentarier und Breslauer und Berliner Oberbürgermeister Max von Forckenbeck (Dresden, Carl Reißner) widmet, wird uns manches Dunkel aufgehellt und die Reichsgeschichte zumal der siebziger und achtziger Jahre vielfach von einer ganz neuen intimen Seite gezeigt, wozu den Verfasser bedeutsame schriftliche und mündliche Ueberlieferungen, besonders auch der vertrauliche Briefwechsel Forckenbeck's in den Stand setzten. Wir folgen seiner geist- und kenntnißreichen Darstellungen, indem wir einige von ihm neu beleuchtete Partien der nationalliberalen Fractionsgeschichte hier entwickeln.

Daß Bismarck sich schon mit allerlei finanzpolitischen und schutzzöllnerischen Plänen trug, welchen die Liberalen nicht zustimmen konnten, war seit Langem bekannt. Mit dem neuen Reichstag sollte die „Wirthschaftsreform" angebahnt werden. Ermuthigt von seinen Erfolgen im Zollkampfe, brachte der Reichskanzler im Anfang April 1879 den umfassenden Entwurf zur Umgestaltung des ganzen Zolltarifs in schutzzöllnerischem Sinne ein. Da die Parteien über die Behandlungsart dieser hochwichtigen Vorlage noch nicht einig waren, wollte ihnen Forckenbeck Zeit lassen, sich untereinander und mit ihren Wählern darüber zu berathen und setzte die Osterferien auf ungewöhnlich lange Zeit, vom 3. bis zum 28. April, an. Die Regierung aber beschuldigte Forckenbeck, diese Anordnung nur getroffen zu haben, damit die Opposition Zeit gewinne, überall im Lande die Agitation gegen die Lebensmittelzölle in's Werk zu setzen. Man wußte selbst den wohlmeinenden und bisher Forckenbeck so freundlichen Herrscher von dessen üblen und intriganten Absichten zu überzeugen. Wilhelm I. sprach sich dem frühern zweiten Vicepräsidenten Fürsten Hohenlohe-Langenburg gegenüber sehr ungehalten über das Verfahren Forckenbeck's aus. Dieser ließ sich indeß durch keine Ungunst von hoher und höchster Stelle abschrecken, für das, was er für richtig und heilsam hielt, mit voller Kraft einzutreten. Im Gegentheil übernahm er die Leitung des Widerstandes gegen die, seiner Ueberzeugung nach, volksverderbliche Vertheuerung aller Lebensmittel. Da er als Präsident des Reichstags eine solche Agitation nicht entfesseln konnte, machte er den Oberbürgermeister der Reichshauptstadt geltend.

Forckenbeck ist aber auch der Urheber des bekannten deutschen Städtetages, der gegen die Tarifvorlage protestirt hat. Officiell waren es die Magistrate von Königsberg, Danzig, Thorn, Stettin, Memel und Kiel, die Berlin zur Einberufung eines solchen Tages aufforderten. Thatsächlich aber hat Forckenbeck durch seine Freunde in den städtischen Verwaltungen jene Aufforderung an den Berliner Magistrat überhaupt erst veranlaßt. Ebenso erwirkte er von Lasker ein ausführliches Rechtsgutachten, das zu dem Schlusse kam, daß zwar nicht den Stadtverordnetencollegien, wohl aber den Magistraten die Betheiligung an öffentlichen, nichtstädtischen, Angelegenheiten innerhalb der allgemeinen Gesetze durchaus freistehe. Darauf berief der Berliner Magistrat thatsächlich auf den 17. Mai einen allgemeinen deutschen Städtetag zur Beeinflussung des Reichstages nach der Hauptstadt ein. Die Besorgniß vor allzu zahlreichen Absagen hatte die Einladung übermäßig verzögert. Das hat dann wieder dem Gelingen der Sache vielen Abbruch gethan, auch seine Wirksamkeit insofern verhindert, als bis zum 17. Mai die meisten Abgeordneten schon Partei genommen hatten.

Die Rechtsnationalliberalen brannten vor Ungeduld, an dem Siegeszuge mit betheiligt zu sein. Sie sprachen ganz unverhüllt von der Nothwendigkeit einer Trennung von den freihändlerischen Genossen. Bennigsen suchte den Eifer seiner allzu hitzigen Freunde zurückzuhalten. Er wäre gern als Führer der größten geschlossenen Partei vor Bismarck erschienen, wünschte auch nicht, daß man sich allzu billig weggebe. Aber jene stimmten ohne Rücksicht auf die Führer und gaben den Schutzzöllnern den Sieg. Von diesen saßen 18 in der Tarifcommission, von Freihändlern nur 6. Bei der zweiten Berathung, am 16. Mai wurde die gesammte Zolltarifvorlage mit 218 gegen 88 Stimmen angenommen. Nur die Hälfte der Nationalliberalen hatte mit der sehr schwachen Fortschrittspartei, den Socialdemokraten und einigen Polen gegen sie votirt. Erst am Tage nach diesem entscheidenden Ereignisse, also am 17. Mai, trat der Städtetag zusammen.

Die Freunde erwogen schriftlich mit Forckenbeck die Frage, ob die Trennung von den Rechtsnationalliberalen, die eigentlich die Lage schon damals erfordert hätte, wirklich zu vollziehen sei. Bennigsen schien einer solchen Lösung gleichfalls nicht abgeneigt, wie er es in einer zu Hannover gehaltenen Rede andeutete. Jedenfalls sollte die Scheidung einen durchaus freundschaftlichen Charakter tragen. Bennigsen unterhandelte schon mit Bismarck, um zu versuchen, ob die Nationalliberalen, nach Ausstoßung der entschiedenen Elemente, im Bunde mit den Freiconservativen wieder bestimmenden Einfluß gewinnen könnten. Er mußte sich bald davon überzeugen, daß der Kanzler seine Wahl nach einer andern Seite hin getroffen habe. Bismarck versprach dem Centrum Revision und allmälige Aufhebung der „Maigesetze", Aufhören des Culturkampfes. Die Klerikalen stellten ihm dafür ihre Unterstützung zur Durchführung der Tarifreform zur Verfügung. Die Conservativen waren die dritten im Bunde.

Bennigsen sah nach allen diesen Vorgängen ein, daß der Kanzler sich selbst zu dem gemäßigtesten Liberalismus in entschiedene Opposition stelle. Sagte doch Bismarck ganz offen, daß er den Nationalliberalen „kühl bis an's Herz hinan" gegenüberstehe. Bennigsen hatte es zuerst versucht, sich selbst mit der Franckenstein'schen Klausel abzufinden, und deßhalb scharfe Angriffe von Seiten Lasker's und Forckenbeck's erfahren. Forckenbeck zumal warf ihm geradezu vor: er suche abermals die Energie der Partei zu lähmen. Am 5. Juli hatte

Forckenbeck dann in der Fractionssitzung den ausdrücklichen Antrag gestellt: die Abstimmung gegen den Tarifentwurf mit der Franckenstein'schen Klausel zur Parteisache zu machen; gegen den Particularismus müsse wenigstens die Partei einig, geschlossen und thatkräftig dastehen. Rickert kündigte für den Fall der Ablehnung des Antrages den Austritt der Linken an. Trotz Bennigsen's Mahnungen zum Frieden erhoben sich jedoch die äußersten Rechtsliberalen in großem Grimme gegen die Linke. Völk, Bismarck's Liebling, sprach geradezu aus, er werde auf alle constitutionellen Garantien verzichten. Treitschke verließ bereits die Partei. Gegen die Franckenstein'sche Klausel stimmten freilich in der Reichstagssitzung vom 9. Juli alle Nationalliberalen, mit Fortschritt und Socialdemokratie. Trotzdem wurde sie mit 211 gegen 122 Stimmen angenommen. Soweit war die Partei auf dem von ihrer Linken angewiesenen Boden einig geblieben. Als aber am 12. Juli die endgiltige Abstimmung über den ganzen Schutzzolltarif, mit Inbegriff der Klausel, stattfand, erhoben sich dafür Völk, der sogar eine Rede zu Gunsten des Entwurfs hielt, und 14 süddeutsche Nationalliberale. So wurde das vielumstrittene Gesetz mit 217 gegen 117 Stimmen gebilligt!

Sofort trat die nationalliberale Fraction zusammen. Die Linke, die offenbar den Liberalismus und Unitarismus nicht aus Gefälligkeit gegen den Reichskanzler bis zum Schatten abblassen wollte, stellte den Antrag einer Mißbilligung Völk's und seiner Genossen. Es mußte der lange währende Zwist endlich zur Entscheidung kommen. Die Mehrheit der Partei war über die Vorgänge der letzten Wochen, zumal über Bismarck's Capitulation vor dem Ultramontanismus, so entrüstet, daß sie dieses Mal der Linken zufiel. Die Mißbilligung wurde, allerdings nur mit 45 gegen 35 Stimmen ausgesprochen, und nun schieden Völk, Hölder und die 13 andern Süddeutschen aus der Partei aus.

Es war ein entschiedener Sieg der Linken innerhalb des Nationalliberalismus. Bennigsen war entmuthigt. Mit der Mehrheit der eigenen Partei war er damals zerfallen, von Bismarck zurückgestoßen; die ausschlaggebende Fraction waren die bisher von ihm bitter bekämpften Ultramontanen geworden, die die Majorität im Reichstage entschieden und damit ihren Beistand dessen Parteien und der Regierung nach Belieben verkaufen konnten. Bennigsen drohte, kein Mandat für die bevorstehenden Abgeordnetenwahlen mehr annehmen, sich vom politischen Leben ganz zurückziehen zu wollen.

Ueberall erschien der linke Flügel als der eigentliche Repräsentant der nationalliberalen Partei. Der in einer Berliner Versammlung am 24. August festgestellte Wahlaufruf ließ, zur großen Befriedigung Forckenbeck's, „das Wort nationalliberal ganz unter den Tisch fallen und redete nur von „liberal" oder „liberaler Mittel-Partei". Die Idee einer großen liberalen Partei, mit Aufgabe aller kleinlichen Fractionsunterschiede, als einziges Mittel, Staat und Reich vor der Reaction zu retten, drängte sich Forckenbeck's politischem Scharfblick immer wieder auf. Eben deßhalb weigerten sich zahlreiche Rechtsnationalliberale, die das eventuelle Zusammengehen mit der Fortschrittspartei verabscheuten, den Aufruf mit zu unterschreiben. Auch Minister Delbrück hatte keine Lust, theilzunehmen. „Besser aber ein kleiner Kutter mit einem Steuermann, der weiß, wo er hinfährt, als ein großes Schiff, das sich vom Winde treiben läßt," schreibt an Forckenbeck sein Freund Lipke.

Anderweitigen Widerstand fand Forckenbeck bei seinen nächsten politischen Freunden. Sie zogen mit größerer Entschiedenheit, als er selber, die Folgerung aus seinem Verlangen nach Gründung einer umfassenden liberalen Partei. Stauffenberg, Lasker und Bamberger waren der Ansicht, daß solche nur zu schaffen sei, wenn man den Nationalliberalismus in aller Freundschaft einstweilen Bennigsen überlasse, der daraus eine homogenere Fraction bilden möge, und inzwischen an der Herstellung jener großen Partei für die Zukunft arbeite — kurz sie verlangten, trotz des schwer erkämpften und, wie sie meinten, nur vorübergehenden Sieges in der Fraction, die Secession. M. Philippson weist aus Privatbriefen nach, daß dies nicht Forckenbeck's Meinung war, der vielmehr die Anschauungen des kampfesfreudigen Rickert theilte, zunächst zu versuchen, ob man nicht die nationalliberale Partei mit fortreißen und in ihr den so gegebenen Kern für die große liberale Bewegung finden könne. „Freilich sahen Forckenbeck wie Rickert voraus, daß der Wahlkampf ungünstig ausfallen, die Nationalliberalen vierzig bis fünfzig Sitze verlieren würden. Allein das schien immer noch besser als sofortiges Verlassen der Partei. Wie konnte man die acht oder zehn Genossen, die Stauffenberg in Aussicht stellte, zur Begründung der „großen" liberalen Partei benutzen? Man hätte sich damit einfach lächerlich gemacht und zu guterletzt bedingungslos Eugen Richter's Fortschrittspartei unterwerfen müssen. Forckenbeck hielt also einstweilen bei den Nationalliberalen aus, und mit ihm seine Freunde."

Das Ergebniß der Abgeordnetenwahl vom 8. October 1879 übertraf die schlimmsten Erwartungen. Die Nationalliberalen verloren zwei Fünftel ihrer bisherigen Mitgliederzahl — sie waren nur noch 105 anstatt 168; und dabei fielen besonders altpreußische, also entschiedenere Mitglieder aus. Die Fortschrittspartei war anstatt 48, nur noch 34 Mitglieder stark. Dagegen hatte die Zahl der Conservativen sich beinahe verdreifacht (auf 115), hatten auch die Freiconservativen (50) und das Centrum (96) zugenommen. Selbstverständlich ward nun nicht mehr Bennigsen, sondern der Conservative von Köller zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt. Der Zug nach rechts im Volke war unverkennbar. Die Folgerung daraus zog die nationalliberale Fraction des Reichstags; sie ging ganz zu Bennigsen über, der sich immer unbedingter in den Dienst des Kanzlers stellte. Dem Fractionsdiner am 10. December 1879 wohnten weder Forckenbeck noch Lasker bei. Bennigsen sprach dort von der Unentbehrlichkeit der nationalliberalen Partei, die ruhig ihren Weg fortsetzen werde; die konservativ-ultramontane Mehrheit sei auf die Länge unfruchtbar. Das war ja eine captivirende Redeweise. Bennigsen vergaß nur, daß Bismarck gewillt und im Stande war, bald diese Mehrheit, bald eine nationalliberalconservative für sich fruchtbar zu machen, wie es ihm gerade gut dünkte. Der Unterschied war dann weiter, daß sowohl die Conservativen wie die Ultramontanen ihre Dienste nur gegen reellen Vortheil leisteten, während die Nationalliberalen Bennigsen'scher Richtung sie mit Freuden für nichts dem Kanzler zu Gebote stellten.

Forckenbeck nahm, schreibt Philippson, eine vermittelnde Stellung ein. Die Erhöhung der Belastung des Volkes durch die vergrößerte Friedensstärke des Heeres schien ihm so bedeutend, daß er dem nächstfolgenden Reichstage die Möglichkeit gewähren wollte, die Sache von Neuem zu prüfen, und deßhalb eine Bewilligung nur auf drei Jahre vorschlug. Ueber diese Frage kam es nun innerhalb der nationalliberalen Partei zu heftigen Debatten, bei denen die beiden Flügel sich schroff gegenüberstanden. „Die sachliche Differenz war im Grunde keine grundsätzliche und tiefgehende. Allein man war gegenseitig so erbittert, daß jede Meinungsverschiedenheit ein Grund zu scharfem Kampfe wurde. Lasker, aus eigentlich politischen, Bamberger aus wirthschaftlichen Gründen, drängten eifrig zum Bruche. Und Forckenbeck, von der Unhaltbarkeit der Zustände in der Partei überzeugt, schien nunmehr geneigt, ihn herbeizuführen. Er beantragte die umfassende Besprechung aller vorliegenden politischen Angelegenheiten, um zu sehen, ob die Partei wirklich noch die zu ihrem Fortbestande erforderliche Homogenität besitze. Indessen nun kamen zahlreiche Freunde, ihn abzumahnen. Kiefer, der Führer der badischen Nationalliberalen, warnte eifrig vor dem Austritte aus der Fraction wegen hauptsächlich wirthschaftlicher Fragen. Das würde nur auf den Liberalismus, zumal Süddeutschlands, verwirrend und

schwächend einwirken, und eine neue lebenskräftige Partei lasse sich auf den jetzt vorhandenen Streitpunkten nicht herstellen. Roepell in Breslau wies mit vollem Rechte darauf hin, daß die Frage, ob Triennat oder Septennat viel zu nebensächlich sei, um die Trennung von der Partei zu rechtfertigen. Aus solchem Grunde würde sie der öffentlichen Meinung unverständlich sein und nur zur Folge haben, daß die bisher noch stärkste liberale Fraction untergehe, deren meiste Wähler conservativ oder besten Falles indifferent würden, Forckenbeck selber mit seinen wenigen Genossen jeden Halt im Land- und jeden Einfluß auf den Reichstag verliere. Auch Rickert, der als Politiker, Arbeitsgenosse und Charakter in den letzten Jahren Forckenbeck sehr nahe getreten war, widersetzte sich aus Kräften der Secession. Er hoffte von dem im Herbste zu berufenden nationalliberalen Parteitage Klärung und Befestigung."

Das war klar geworden: die Regierung war entschlossen, durch schrittweise Preisgabe der kirchenpolitischen Gesetze den Beistand des Centrums gegen die Liberalen zu erkaufen; und Bennigsen war im Großen und Ganzen bereit, ihr auch auf diesem Wege zu folgen. Forckenbeck dagegen war nicht gewillt, ihn zu beschreiten. „Ein längeres Verbleiben in der Partei würde, so fürchtete er, wie halbe Billigung von Bennigsen's Vorgehen erscheinen und die Verwirrung der öffentlichen Meinung noch erhöht haben, die ohnehin in einer unerhörten Zersetzung begriffen war. In den egoistischen Bestrebungen, in dem Ueberwiegen des krassesten Nützlichkeitsprincipes, in dem Zurücktreten des Idealismus und der idealen Gedanken sah er — wie er das ein Jahr später seinen Wählern entwickelte — eine große Gefahr für die Zukunft Deutschlands, ja für dessen einheitlichen Bestand. Hiergegen zu wirken, die öffentliche Meinung zu klären, erschien ihm als die wichtigste Aufgabe, und diese glaubte er nur für sich durch das Ausscheiden aus der verfahrenen und uneinigen nationalliberalen Partei lösen zu können!"

Das Manifest der Secession war so wenig revolutionär oder antimonarchisch, daß es, wie wir aus Philippson's trefflicher Arbeit erfahren, die volle Zustimmung des zukünftigen Deutschen Kaisers und Königs von Preußen fand. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der damals in München weilte, bestellte sich bei seiner Abreise ganz officiell durch den preußischen Gesandten den Herrn von Stauffenberg auf den Centralbahnhof, nahm ihn dann mit sich in seinen Extrazug und unterhielt sich mit ihm allein $2^1/_2$ Stunden lang, um sich ausführlich über die Secession Bericht erstatten zu lassen. Der hohe Herr stimmte dem Vorgefallenen mit voller Ueberzeugung bei. Das Ganze trug fast den Charakter einer Demonstration des Thronfolgers zu Gunsten der neuen Partei.

Dem Fürsten Bismarck hatte Forckenbeck in den letztverflossenen Jahren bereits fremder gegenüber gestanden. Freilich äußerlich war ein freundliches Verhältniß aufrecht erhalten worden: der Reichtagspräsident wurde von dem Kanzler zu Diners geladen, hielt es auch für seine Pflicht, zu einer Zeit, wo selbst Bennigsen sich fern hielt, die parlamentarischen Soireen des Kanzlers regelmäßig zu besuchen und mit diesem in engerem Verkehr über die Angelegenheiten des Reichstages zu verhandeln. Allein Bismarck's lebhaftes und durch die wunderbaren Erfolge noch gesteigertes Selbstgefühl ließ ihn in jeder abweichenden Meinung ein Verbrechen sehen, dem er sich fügte, wenn er es nicht beseitigen konnte, das er aber mit aller Macht züchtigte, wenn er stark genug dazu war. Seit der Secession hat er nur ausnahmsweise einem der Betheiligten eine Einladung mehr zu Theil werden lassen — den Freisinnigen wohl, den beständigen Gegnern, aber fast keinem der Secessionisten, die er als abtrünnige Freunde betrachtete. Unter ihnen war Dr. Thilenius aus Soden, ein alter Vertrauter des Bismarck'schen Hauses; die Fürstin hatte sogar während ihrer Kur in Soden bei ihm gewohnt — aber nunmehr waren alle alten Bande und Verpflichtungen vergessen, Thilenius aus Bismarck's Kreis verbannt, wie Philippson versichert.

Dann kam die unselige Fusion mit der Fortschrittspartei. Keine der von Forckenbeck, Stauffenberg und Bamberger vorausgesehenen üblen Folgen der Fusion blieb aus. Die Nationalliberalen, die sich schon der Secession genähert hatten, schreckten vor einer Verbindung mit dem Fortschritt zurück und zogen sich auf die rechte Seite. Am 23. März 1885 versammelte sich ihr, hauptsächlich von Süddeutschen besuchter Parteitag zu Heidelberg, der sich gegen jede Fusion und, mit schwacher Betonung des Liberalismus, vor Allem für die Zugehörigkeit zur Partei Bismarck aussprach. Eine große nationalliberale Parteiversammlung trat zwei Monate später in Berlin zusammen. 550 Delegirte aus ganz Deutschland erklärten sich hier mit der Heidelberger Resolution einverstanden und forderten die Parteigenossen zur Unterstützung der Regierung in deren socialpolitischen Bestrebungen auf. Als der entschiedenst liberale unter den Genossen erschien jetzt Bennigsen! „Er selber erschrak über die fast völlige Verwischung jedes Unterschiedes zwischen den Nationalliberalen und den gemäßigten Conservativen und sprach auf der Landesversammlung der Nationalliberalen in Hannover sehr scharf gegen die in Preußen sich geltend machende Reaction." Es war vergebens: man hörte nicht mehr auf die Stimme des alten Führers, wie man früher die Lasker's und Forckenbeck's überhört hatte. Das waren also die Ergebnisse der Fusion: Zwiespalt im eigenen Innern der neuen Partei, Kriegserklärung Seitens der Nationalliberalen. Die Wähler aber hegten keinerlei Zutrauen zu dem unsicheren und zerrissenen Freisinn; sie fielen entweder nach rechts oder nach links ab. Bei den im Herbste stattfindenden Reichstagswahlen büßten die Fortschrittler-Secessionisten mehr als zwei Fünftel ihrer früheren Sitze ein. Forckenbeck hatte den persönlichen Schmerz, daß sein alter Wahlkreis Neuhaldensleben-Wolmirstedt ihn verließ, der ihm siebzehn Jahre lang treu geblieben und mit erdrückender Mehrheit noch in die Secession gefolgt war! Zwar vertraute ihm dafür in der dem Freisinn noch am meisten ergebenen Provinz Schlesien der Kreis Sagan-Sprottau ein Mandat an, und zwar ohne daß er sich dort nur gezeigt hätte; allein das konnte ihn über seine Trennung von den langjährigen Wählern nur unvollkommen trösten. Die conservativ-clericale Reaction triumphirte im Reiche wie in Preußen. Der Liberalismus lag hülflos zu Boden. „Forckenbeck," schreibt sein Biograph, „war von der Gestaltung der Dinge auf das Peinlichste berührt. Er sah, wie das deutsche Bürgerthum, für das er seit seinen Jünglingsjahren seine ganze Kraft eingesetzt, auf das er alle seine Hoffnungen für die Zukunft der Nation gestellt hatte, immer mehr in das conservative, ja reactionäre Lager überging, sich zu denjenigen Elementen gesellte, die es stets bekämpft, geschädigt, gedemüthigt hatten; während die breiten Volksmassen in den Städten nur noch in der Socialdemokratie ihr Heil suchten. Seine Zeit war vorüber, eine ersprießliche Wirksamkeit in der großen Politik unmöglich." Er zog sich immer mehr aus den politischen Kämpfen zurück und widmete den Rest seiner Kräfte überwiegend der Verwaltung der Reichshauptstadt. Hier hat er thatsächlich mit unermüdlicher Arbeit Großes und Bleibendes gewirkt, was ihm im Kampfe gegen den Uebergewaltigen versagt war. Daß aber die nicht ohne seine Mitschuld gefallene nationalliberale Partei trotz aller Fehler noch lange nicht todt ist, haben wieder die letzten Wahlen bewiesen. Als gemäßigt liberale Partei, die des gebildeten Bürgerthums, ist ihr sogar noch eine große Zukunft gewiß.

## Deutsche Aussichten in Palästina.

Von Lic. Theobald Keller.

Die „Kreuzfahrt“ unseres Kaiserpaares hat durch den gleichzeitigen und kaum noch zu beschönigenden Abbruch der diplomatischen Beziehungen Preußens mit dem Vatican eine besondere Bedeutung erhalten. Man kennt den Zankapfel, nämlich die „traditionellen“ Rechte Frankreichs auf das Protectorat der katholischen Christen im Orient. Das deutsche Reich will dieses Protectorat über seine christlichen Angehörigen fortan selbst ausüben, und thut wohl daran. Der immer doppelzüngige Vatican schien auch anfänglich dieser der deutschen Würde entsprechenden Forderung wohlgeneigt, und der Heilige Vater hatte schon seine Zustimmung ertheilt, als die frankophile Strömung, deren Haupt der intrigante Cardinal-Staatssecretär Rampolla — „il nasone“ —, Oberwasser bekam und die traditionellen Rechte Frankreichs bestätigen ließ. Diese unfreundliche Haltung, die von unseren unsicheren ultramontanen Cantonisten, deren Herzen der italienische Papst ja allezeit näher steht als der deutsche Kaiser, verschämt gebilligt wird (Berliner „Germania“), scheint nun zwar inzwischen durch Rampolla's amende honorable gut gemacht, aber derlei Zugeständnisse pflegen erfahrungsgemäß in Rom immer mit der jesuitischen restrictio mentalis gegeben zu werden. Man kann also nicht viel darauf geben. Das Beste ist, wenn dieses deutsche Protectorat eben sofort de facto ausgeübt wird, ob dies nun der französischen Jesuiten- und Generalstabsfälscher-Republik und dem mit ihr verbundenen Vatican angenehm ist oder nicht. Wichtiger ist die Frage, wie die Dinge im Oriente selbst liegen.

Da kommt uns nun in der Person des bekannten Berliner Universitätsprofessors und Predigers D. H. von Soden ein vertrauenswürdiger Gewährsmann, der die einschlägigen Verhältnisse an Ort und Stelle studirte und seine Beobachtungen soeben in einem schmucken Buche: „Reisebriefe aus Palästina“ (Berlin, Julius Springer) niederlegt. Er ist unlängst ins gelobte Land gezogen, um die Stätten zu besuchen, die unserem Glauben theuer sind, in die Heimath unserer Religion, und in farbensatten Schilderungen bringt er reiche Ausbeute. Die in zwanglosen Briefen an die Seinigen zusammengefaßten Beobachtungen und Betrachtungen machen sein Buch zu einem wahren Schatz für jedes echt deutsche Haus, so daß es sich neben die beliebten Palästina-Schilderungen der Schweizer Theologen Furrer, Orelli und Gonzenbach, neben die des Hamburger Ninck und des Kölners Schneller, neben Dalton und Bernhard Rogge stellen darf. Auch ein echter Poet spricht manchmal aus den stimmungsvollen Pilgerschaftsbildern, der es sogar mit den Künstlern Pierre Loti und Ebers aufnehmen kann. So begleiten wir denn den Verfasser durch das Mittelmeer nach Kairo und zum Libanon, zur russischen Judencolonie Zammarin, nach Jafa und Jerusalem, Bethanien, Jericho, Galiläa und Nazareth, der Perle des heiligen Landes, und zurück über Damaskus, Baalbeck (Heliopolis), Smyrna und Constantinopel. Besonders interessiren uns natürlich die Stationen, zu denen dermals auch unser Kaiserpaar pilgert, sodann aber die den gegenwärtigen Streit um das Protectorat betreffenden Stellen. Auch H. v. Soden bestätigt es uns, daß das heutige Jerusalem selbst nur noch eine große Ruine ist, auf deren Trümmern die Legende wuchert. Das alte, unser Jerusalem existirt nicht mehr. Trotz dem „Davidsburg“ genannten Thurm ist keine Spur von Davids Feste, so wenig, daß noch immer der Streit nicht ruht, auf welchem Theil des Berges die alte, wenig umfangreiche Davidsstadt gestanden. Kein Säulenrest von Salomo's Palast und Tempelbau, aber auch von der an Prunkbauten reichen Stadt des Herodes, der Stadt Jesu, ist außer Theilen der Mauer und den Unterbauten des Tempelplatzes wohl nichts übrig. Die Kette der Ueberlieferung ist mehrmals völlig abgerissen. Wir wissen nicht sicher, um von den in Israels vorchristlicher Geschichte bedeutsamen Burgen Millo und Akra nicht zu reden, wo Pilatus, wo der Hohepriester residierte, wo die in der alten Geschichte vorkommenden Stadtthore zu suchen sind. Selbst der Lauf der Mauern der verschiedenen Bauzeiten ist noch keineswegs im ganzen Umfang festgestellt. Außer dem Teich Siloa können wir keinen der vielen Teiche mit Sicherheit mit einem der im Neuen Testament genannten identificiren. Aber die Legenden wuchern überall. „Besonders häufig zeigt man Steine mit Eindrücken der Hände, der Füße, des Kopfes von Christus, Muhammed, Gabriel oder anderen Engeln. Man zeigt den Baum, an dem Judas sich erhängt hat, aber auch den Baum, an den der Widder, der an Isaaks Stelle geopfert werden sollte, angebunden war. Auch die Figuren aus Gleichnissen, der reiche Mann und der arme Lazarus, haben ihre Häuser, so gut wie die heilige Veronika. Man zeigt in den sagenhaften Salomosställen die Wiege Christi und weiß, daß in der Marienquelle Maria die Windeln des Herrn gewaschen hat. Unbegreiflicher Weise lassen sich die meisten Fremden von findigen und erfinderischen Führern vor allem diesen Schwindel zeigen und ahnen darob nichts von dem gewaltig Großen, für das nicht ein einzelner Stein oder Winkel, aber diese ganze Stätte ein ergreifend Denkmal ist.“

Wie ein Alp lastet eben überall die türkische Mißwirthschaft auf dem Lande. Dem Autor wurde versichert, daß auch die arabischen Muhammedaner kein Herz für das Türkenregiment haben und gern mit jeder andern Regierung tauschen würden. Es wird ebenso sein, wie in Aegypten. Warum sollen sie auch das Land bebauen, da ihnen jeder Ertrag als Steuer abgenommen wird! Trotz strengsten Verbots hauen sie ihre Oelbäume um, weil sie für jeden mehr an Steuern zahlen müssen, als er ihnen einbringt. Ja, selbst für einen neu gepflanzten Oelbaum, der noch Jahre lang nur Pflege verlangt und nichts einbringt, erhebt diese Regierung Steuer. Kein Wunder, daß Niemand auch nur einen Baum pflanzt. Mit dem Fehlen aller Verkehrsmittel fehlen alle Absatzgebiete. Die Unzuverlässigkeit und Willkürlichkeit der Beamten raubt jede Sicherheit des Besitzes, des Erwerbs. So hat sich das Volk gewöhnt, nur von der Hand in den Mund zu leben. Hat doch auch das Geld keinen festen Werth. Jeder Entscheid der Regierung ist nur in langer Zeit und mit hohen Summen zu erringen. Das Volk ist nicht faul, vielleicht fleißiger als die Süd- und Mittelitaliener wenigstens in der Heimath sind, wenn es auch natürlich die Nachmittage und Abende nichtsthuend verbringt, wie alle südlichen Völker. Aber es liegt ein Fluch auf dem Lande, und dieser Fluch ist verkörpert in der Türkenwirthschaft. Der deutsche Leser bricht bei solchen Nachtbildern unwillkürlich in den Ruf aus: Wie schade, daß dieses gelobte Land nicht deutsch ist! Nächst den Arabern sind, wie v. Soden versichert, die Juden am zahlreichsten im Lande. Von den muthmaßlich 60000 Einwohnern Jerusalems bilden sie zwei Drittel. Dasselbe gilt von Tiberias mit seinen 5000 Seelen. In Safed in Galiläa wohnen vielleicht deren 14000. Dazu kommen die zerstreuten jüdischen Kolonien im Lande, die trotz aller türkischen Einfuhrverbote stetig wachsen. Dennoch sind die Juden in viel höherem Maaße als alle anderen Eingewanderten nur geduldet. „Und wenn auch viele unter ihnen fleißige und geschickte Handwerker sind — am Handel scheinen sie nur schwach betheiligt, die Meisten sollen von Unterstützungen aus dem Auslande leben —, Niemand wird diesen schwankenden, schleichenden Gestalten zutrauen, daß sie das Land verwalten und in Ordnung halten, geschweige es wieder unter Kultur setzen könnten.“ Urtheilsfähige Männer, die schon lange in Jerusalem wohnen, haben v. Soden bestätigt, daß ein solches Maaß von Fanatismus in ihnen schlummert, daß ihre Herrschaft für alle Andern und nicht zuletzt für die Christen, die doch auch ein Anrecht

an das Land Christi haben, derjenigen der Türken nicht vorzuziehen wäre.

Ueber die Zahl der orientalischen „orthodoxen" Christen in Palästina konnte v. Soden nichts Sicheres erfahren. In Jerusalem sind deren nur 6000. Dazu kommt Bethlehem, das fast rein christlich ist, Nazareth, vielleicht zur Hälfte christlich, und andere kleinere Plätze. Aber mindestens die ideelle Macht liegt zur Zeit bei der „griechischen Kirche". So nennt man sie, wohl weil die höheren Geistlichen fast ohne Ausnahme Griechen aus Kleinasien, den Inseln oder Griechenland sind und die Messe griechisch lesen. Diese griechische Kirche ist die Kirche des Landes, das Ergebniß seiner Geschichte, allein mit ihm verwachsen. Sie besitzt in den drei Kirchen Jerusalems, Bethlehems und Nazareths die höchsten Heiligthümer; die anderen Denominationen haben nur ein beschränktes, streng begrenztes Mitbenutzungsrecht. Sie verfügt über ansehnliche Mittel. Gewaltige Anstrengungen machen die Russen. Sie verfügen über großen Landbesitz mit einer kleinen Stadt von Gebäuden — der Hauptkomplex heißt überall „der Russenbau" —, darunter zwei große Kirchen, und über, wie es scheint, fast unbegrenzte Mittel. Doch spielen sie im Vergleich zu den Griechen die Rolle der Fremden, wie sie sich denn auch nicht dem griechischen Patriarchat unterstellen, sondern unter einem russischen Archimandriten vereinigt sind. Dennoch nehmen sie in der kirchlichen Diplomatie mit Erfolg das entscheidende Wort für sich in Anspruch, wovon verschiedene Vorgänge bei den griechischen Patriarchenwahlen Zeugniß ablegen. Die Griechen scheinen nicht ohne Beklommenheit und argwöhnische Spannung der russischen Schwesterkirche gegenüberzustehen. Ein ideelles Band zwischen der russischen Volksseele — hier kann man wirklich von einer solchen reden — und dem heiligen Land, wohl von der russischen Regierung, sicher von der russischen hohen Geistlichkeit systematisch gepflegt, wird von Jahr zu Jahr fester geknüpft durch die Pilgerreisen, die alljährlich mindestens 30 000 russische Pilger aus allen Ständen und Schichten in's Land führen. Großartige Pilgerhäuser, fast Kasernen zu nennen, stehen zu deren Aufnahme und Pflege bereit. Doch bleibt von diesen frommen Besuchern der Anbetungsstätten Niemand im Lande. Andere orthodoxe Nationalkirchen sind nur schwach vertreten; doch fehlt keine ganz. Am meisten Bedeutung unter ihnen hat die armenische.

Als Konkurrenten, ja als Gegner fühlen sich gegenseitig die Griechen und „die Lateiner", wie man den abendländischen, römischen Katholicismus seit der Kreuzfahrerzeit nennt. Soden behauptet, daß die Griechen dem Protestantismus sympathisch gegenüberstehen, den Lateinern antipathisch. „Freilich sind auch die Gemeinschaftspunkte der Griechen mit uns Protestanten mindestens so zahlreich, als die mit dem römischen Katholicismus. Und da sie mehr im Gebiete der individuellen Frömmigkeit liegen, machen sie sich im Gefühle stärker geltend. Ueberdies lassen es die Lateiner auch den Griechen gegenüber nicht an der zu ihrem Wesen gehörenden Intoleranz und Anmaßung des Unfehlbaren und Alleinberechtigten fehlen. Auf der anderen Seite sind sie im heiligen Lande, abgesehen von den durchschnittlich, wenn auch mit hervorragenden Ausnahmen, ungebildeten Franciskanern, in sehr tüchtiger Weise vertreten und arbeiten mit ganz gewaltigen Mitteln in unerschrockener Propaganda. Endlich gehen ihre Anfänge doch immerhin bis auf die Kreuzzüge zurück, so daß sie, trotzdem sie nur als Missionskirche existiren, ein ob auch nicht angeborenes, so doch erworbenes Bürgerrecht beanspruchen. Ob ihrer unermüdlichen, überall begegnenden Arbeit ein dauernder Erfolg beschieden sei, wird von Unbetheiligten und wohl mit Recht bezweifelt. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Geistlichen und Brüder Romanen. Bei den Franciskanern scheint italienisch, bei den Dominikanern und Jesuiten französisch die Ordenssprache zu sein." Das ist nun freilich sehr cum grano salis zu verstehen, denn v. Soden übersieht hier wunderlicher Weise ein nicht unwichtiges Moment: die katholischen Deutschen und ihre Niederlassungen, die freilich nicht sehr bedeutend, aber doch sehr zukunftreich sind. Wir meinen damit die „Väter von Steyl", jene thatkräftigen Missionare, die von der Lazaristencongregation losgelöst, während des Culturkampfes in Holländisch-Steyl eine große Niederlassung gründeten. Monsignore Anzer, beim Papst wie bei unserem Kaiser gern gesehen, ist ihr Oberer, und die deutsch-katholischen Missionen in China, die sich bereits dem französischen Protectorat entzogen, sind ihr Werk. Wenn Kaiser Wilhelm II. sie nun auch in Palästina begünstigen wollte und ihnen auf seiner Reise etwa die katholisch-deutschen Häuser von Tiberias und Jerusalem anvertrauen würde, so hätte das Deutsche Reich an ihnen treue Diener und Frankreich im Orient einen gefährlichen Concurrenten mehr.

Während der englische Protestantismus es nicht über die Bedeutung einer Missionsstation mit Schulen hinausgebracht und sich in der Sackgasse der Judenmission festgefahren hat, ist der deutsche Protestantismus verhältnißmäßig stark vertreten. Zumal wenn man auch die protestantischen Eingeborenen-Gemeinden, die unter seinem Einfluß stehen, wie z. B. in Bethdschala bei Bethlehem, wo in arbischer Sprache evangelischer Gottesdienst gehalten wird, hinzurechnen darf und, worüber trotz ihrer sectirerischen Stellung gegenüber den deutschen Kirchen kein Zweifel sein kann, die blühenden Tempelgemeinden. Von großer ideeller Bedeutung sind das schöne, von den Kranken mit Vorliebe besuchte Deutsche Hospital der Kaiserswerther Diakonissen, das Kinderhospital Marienstift von Doktor Sandreczky und das Aussätzigenhaus der Brüdergemeinde. Von unmittelbarer praktischer Wirkung aber sind die beiden großartigen Erziehungshäuser, die bei der eingeborenen Bevölkerung volles Vertrauen genießen: Schneller's „syrisches Waisenhaus" für Knaben und das Kaiserswerther „Mädchen-Waisenhaus Talitha kumi", beide von zwischen 100 und 200 Kindern besetzt und ausgezeichnet geleitet. Aus den in diesen Anstalten erzogenen Waisenkindern wächst leise und unbemerkt eine protestantische Gemeinde von Eingeborenen heran. Die Templer, jene schwäbische Secte aus den sechziger Jahren, die im Lande der Verheißung die christliche Idealgemeinde nach ihrer Auffassung herstellen wollte, zählen in vier Kolonien, Jerusalem, Sarona, Jafa und Haifa, gegen 1200 Seelen. Fast alle wirkliche Kultur des Landes ist ihrer zähen Unermüdlichkeit zu verdanken. Deutsche, dem preußischen Evangelischen Oberkirchenrath unterstellte Kirchengemeinden finden sich in Jerusalem, Bethlehem, Jafa und Haifa. Die in diesen Tagen von unserem Kaiser einzuweihende Kirche wird nach Soden's Meinung einen neuen Festigungspunkt für den gesammten unter deutschem Einfluß stehenden Protestantismus Palästinas bilden.

An dem weltlichen Kulturbetrieb haben die Griechen keinen nennenswerthen Antheil. In diesen theilen sich, und zwar so, daß andere Nationen, auch England, daneben kaum in Betracht kommen, Frankreich und Deutschland. Das Verhältniß beider ist nach Soden in eine ganz einfache Formel zu fassen: der Katholicismus ist Frankreich. Man darf gespannt sein, ob sich an dieser Gleichung dadurch etwas ändert, daß das Deutsche Reich von jetzt ab die Interessen des „deutschen Katholicismus", einer echt protestantischen Begriffsbildung, selbst zu vertreten entschlossen ist. Das in der Sprache liegende Volksurtheil wird wohl Recht behalten, daß die Katholiken Lateiner sind. Aber abgesehen von dem religiösen Gebiet ist Frankreich, zur Zeit, noch auch in den weltlichen Dingen die vorherrschende Macht in Palästina, was natürlich dem Katholicismus zu Gute kommt. Seine Sprache ist die verbreitetste; sein Geld, nicht etwa alles Frankengeld, sondern nur das französische, bildet neben dem türkischen die allgemein anerkannte Verkehrsmünze. Nach „Francs" wird im Kaufgeschäft überall gerechnet. Die Bahn-

linien sind in französischen Händen. Der Crédit lyonnais ist das angesehenste Bankinstitut. Wie man sieht, urtheilt v. Soden also ziemlich skeptisch, aber doch nichts weniger als hoffnungslos. „Der Formel: der Katholicismus ist Frankreich, entspricht die andere: der Protestantismus ist Deutschland. Aber dieses Deutschthum, dessen Vertreter fast ausschließlich Schwaben sind, bedeutet noch mehr für das Land. Der Anbau des Landes ist zum größten Theil das Werk deutschen Fleißes. Ein großer Theil des Handels, insbesondere die blühendsten Geschäfte in Jerusalem, sind in deutschen Händen. Die Deutsche Bank gewinnt stetig an Umsatz und Vertrauen. Auch im Speditionsgeschäft und im Fremdendienst stehen Deutsche obenan. Die deutsche Schule wird gern besucht. Die besten Gasthäuser in Jafa, die einzigen in Haifa, Nazareth und auf dem Karmel, in Verbindung damit das ganze Fremden-Fuhrwesen in Galiläa sind deutsche Unternehmungen. In Tiberias ist, neben dem englischen, soeben ein sehr behagliches deutsches Gasthaus mit schönem Blick auf den See von Schwaben eröffnet. Von den fünf Gasthäusern Jerusalems sind vier im Besitz von Deutschen. Der beste Palästinawein, wohl auch der meiste, ist deutsches Gewächs."

Welche der beiden Nationalitäten das Uebergewicht hat, ist schwer zu entscheiden. Doch will es v. Soden scheinen, daß das Französische mehr Nachwirkung früherer Zeiten und nur noch façon de vivre, Einschlag sei, dagegen dem Deutschen für das Gedeihen des Landes tiefere Bedeutung zukomme und die Zukunft gehöre, zumal auf deutscher Seite reale Production und Arbeit geleistet werde, während das Französische nur die Formen des Verkehrs bestimme und als Wirklichkeit doch nur in Form von Kirchen und Ordensniederlassungen existire. Die länger im heiligen Lande wohnen, versicherten ihm, daß in den letzten zwei Jahrzehnten ein bedeutsamer Aufschwung auf allen Culturgebieten stattgefunden habe. Und zum Schlusse stellt er die Fragen: Sollte dem Lande der Vergangenheit noch einmal eine Zukunft blühen? Wer wird sie dann bestimmend beeinflussen? Mir wandelte sich das Vertrauen, mit dem man auf die Deutschen blickt, immer wieder in die Klänge des Sehnsuchtsliedes des schwäbischen Dichters:

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimathlosen
Mit der goldnen Schwinge zu.

## Literatur und Kunst.

### Zur neueren russischen Literaturgeschichte.

Von Albert Scholz.

Der wunderbare Aufschwung, den nach so vielen Hemmungen die russische Literatur im Laufe dieses Jahrhunderts genommen hat, ist der raschen Entwicklung des deutschen Schriftthums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wesensverwandt. Wie wir uns unter dem Einfluß der Dichter Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Klopstock von dem übermächtigen französischen Einfluß emancipirten und eine deutsche Nationaldichtung begründeten, die wir ja schon einmal im Mittelalter besaßen, so mußte sich auch die russische Literatur ihre Selbstständigkeit erkämpfen, freilich viel langsamer und unter schwierigeren Verhältnissen und in heftigen Kämpfen, die bis in unsere Zeit hinein reichen. Peter der Große ist der große Zauberer, der ein russisches Schriftthum sozusagen erst hervorrief und mit des Medicäer's Güte zu pflegen suchte. Unter seinen Nachfolgern und der großen Katharina war der französische Geschmack noch ganz maßgebend, um dann dem englischen und deutschen etwas zu weichen, besonders in Folge der Napoleonischen Kriege. Was auch die russischen Literarhistoriker, z. B. der neuste unter ihnen, Fürst Sergei Wolkonskij, sagen mögen, so sind auch Puschkin und Lermontow durchaus von westeuropäischen Mustern, zumal von dem Romanticismus und Byron, abhängig; der russische Geist brach sieghaft durch erst in dem Realisten Gogol, und noch der prächtige Turgenjew ist im Leben, Dichten und Denken nur ein französirter Russe. Erst mit Dostojewskij und Tolstoi tritt das Russenthum in wirklichen Original-Genies in die Weltliteratur ein.

Von all diesem mühevollen und in seiner Art großartigen Werdegang wissen wir Deutsche im Allgemeinen wenig, obwohl uns seit Jahren die ausgezeichnete russische Literaturgeschichte des Balten A. v. Reinholdt vorliegt. Wir begrüßen daher den oben erwähnten jungen Fürsten Wolkonskij und seinen etwas weniger gelehrten, aber auch minder schwerfälligen Versuch einer neuen Literaturgeschichte, der aus acht in englischer Sprache in Boston gehaltenen Vorträgen besteht und in der eben erschienenen trefflichen Uebersetzung von A. Hippius den bescheidenen Titel führt: „Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands" (Basel, Fr. Em. Perthes). Es ist eine warmherzige und geistvolle, lebendige und glänzende Darstellung, wobei die glühendste Vaterlandsliebe die Feder führt, in Folge dessen oft bis zum kritiklosen Panegyricus geht, Vieles überschätzt und beschönigt, aber es bleibt doch eine gefällige, scharfsinnige und verdienstvolle Arbeit, die sich vielfach ebenbürtig neben die Reinholdt'sche stellen darf.

Besonders interessirt uns natürlich Wolkonskij's Stellung zu den Dioskuren Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi, für welches Dreigestirn folgende Parallele charakteristisch ist. „Turgenjew, der verfeinerte Anhänger des Westens, ausgestattet mit allen Vorzügen einer aristokratischen Erziehung und europäischen Cultur, steigt in die unerforschten Tiefen des Volkslebens hinab. In den primitiven Lebensverhältnissen auch des Bauern entdeckt er die geistige Schönheit des Menschen und die Gleichartigkeit des Fühlens bei ihm, wie bei seinem Herrn; die gleiche Kraft der Reaction ihres Seelenlebens ist ihm Bürge für eine ferne, aber unvermeidliche Vereinigung aller Elemente des menschlichen Lebens, von den Errungenschaften der Civilisation an bis zu dem natürlichen Reichthum der Volksseele. Dostojewskij, der finstere Epileptiker, enttäuscht in Bezug auf die Civilisation, auf die höchsten Gesellschaftsclassen und Alles, was aus dem Westen kommt, predigt Selbstverleugnung; er wendet sich dem Auswurf der Gesellschaft zu: inmitten von Mördern, Sträflingen und gefallenen Frauen entdeckt er Schätze geistiger Schönheit, und in einem Ausbruch mystischer Begeisterung wendet er sich liebend den niedersten Volksschichten zu, als den einzigen Trägern der wahren christlichen Ergebung, welche allein die Welt umzugestalten vermag. Die entgegengesetzte Richtung schlägt Leo Tolstoi ein. Indem er jede Aufklärung verneint, jede Autorität untergräbt, schüttelt dieser Originalphilosoph jegliche historische Ueberlieferung und jegliches Princip menschlicher Gemeinschaft ab. Er zerstört die nationale, politische, gesellschaftliche Scheidewand und überläßt den Menschen seiner persönlichen Selbstvervollkommnung; in seinem unbegrenzten Freiheitsdrang sprengt er schließlich die Familienbande: der befreiten Menschheit bleibt es anheim gestellt, ob sie auf dem Wege auferlegter Enthaltsamkeit oder freiwilliger Unfruchtkeit versiechen will. Das sind die Endpunkte, auf welche der Ideengang dieser drei Romanschriftsteller in ihren Werken hinausläuft. Alle drei hatten einen Ausgangspunkt, — alle drei hatten es sich zum Ziel gesetzt, das Leben in seiner Realität darzustellen. Turgenjew und Dostojewskij konnten mit demselben Recht wie Tolstoi sagen: Der Held meiner Erzählung, den ich mich in aller seiner Schönheit darzustellen bestrebe, der immer schön war, ist und sein wird, dieser Held ist — die Wahrheit."

Einen Glanzpunkt dieser Vorträge bildet die Beurtheilung des ja auch bei uns populären Novellisten Turgenjew. Lehrreich ist zumal der Hinweis auf das erste Erscheinen des Nihilisten-Typus in der Literatur. Turgenjew gab ihm in seiner Novelle „Väter und Söhne" den Namen „Nihilismus".*) Der junge Basarow war der erste Repräsentant dieser Gattung; er fand bald Nachahmer; Gontscharow zeichnete in seinem Roman „Der Absturz" einen Nihilisten, Dostojewskij eine ganze Gesellschaft politischer Verbrecher in dem Roman „Böse Geister". Allein die letztgenannten Schriften entbehren nicht der Didaktik und der Tendenz, während Turgenjew mit einer so olympischen Objectivität seinen Helden schildert, daß die Kritiker bis auf den heutigen Tag nicht einig sind, ob er auf dessen Seite stehe, oder ihn verurtheile. Bei dem Erscheinen von „Väter und Söhne" erhob sich in Rußland ein Sturm; die Meinungen verwirrten sich; im liberalen Lager feierten die einen den Autor, weil er auf Seiten der „Söhne" sei, die Anderen schalten ihn, weil er zu den „Vätern" hinneige. Genau ebenso ging es im conservativen Lager zu; die Einen begrüßten in ihm den Richter der verirrten Jugend, die Anderen verurtheilten ihn, weil er die ältere Generation belächele. Wolkonskij muß gestehen, daß Turgenjew den von ihm geschilderten Typus in dem Augenblick erfaßte, als er eben erst Gestalt zu gewinnen, als er, voller Energie und von edlem Streben zu nutzbringender Thätigkeit erfüllt, sich von dem älteren Geschlecht loszulösen begann. Der Protest gegen das Althergebrachte erschien in jener Zeit so vielverheißend, daß er, trotz Cynismus und äußerer Roheit, nicht anders als freudig begrüßt werden konnte. Damals ahnte Niemand, bis zu welch' unnatürlichen Uebertreibungen dieser Typus im Laufe seiner weiteren Entwickelung sich steigern würde. Pissarew sagt in seiner Analyse der „Väter und Söhne": „Der leitende Gedanke des Romans ist folgender: Die jungen Leute von heute lassen sich hinreißen und verfallen in Extreme; doch aus eben dieser Begeisterung erwächst ihnen frische Kraft und ein unbestechlicher Sinn. Diese Kraft und dieser Sinn werden die jungen Leute ohne alle fremde Hülfe und fremden Einfluß auf den rechten Weg leiten und im Leben aufrecht erhalten." Leider haben diese Kraft und dieser Sinn sie nicht „aufrecht erhalten", wenigstens nicht alle unter ihnen: sie führten sie wohl auf einen Weg hinaus, doch wohin auch ihre Bestrebungen zielten, das konnte nicht „der rechte Weg" sein, welcher zur Zerstörung führte. Die frische Kraft und der unbestechliche Sinn werden sich einen anderen Weg suchen müssen, bemerkt Wolkonskij.

Noch erwähnt er eine literarische Eigenthümlichkeit, die, gleichfalls ein Symptom der Zeit und in Zusammenhang mit der Bewegung stehend, auch einen hohen Grad der Uebertreibung erreichte. Zum ersten Mal in der russischen Literatur macht uns Turgenjew in seiner Novelle „Helene" mit einer Frauengestalt bekannt, deren Interessen über die Grenzen des Familienlebens hinausreichen. Helene ist in der russischen Literatur das erste Weib, dessen Kraft der Liebe so groß ist, daß sie die geistige Gefährtin ihres Mannes wird, nicht nur im Familienleben, sondern auch in seiner Arbeit außerhalb. Sie ist die Vertreterin jener russischen Frau, die, ohne ihre häuslichen Pflichten aufzugeben, das ganze Leben ihres Mannes ausfüllt; sie folgt dem Auserwählten ihrer Seele ebenso muthig in die abstracten Gebiete der Wissenschaft, wie in den schweren Lebenskampf und in die Finsterniß der sibirischen Verbannung. „Später ward auch dieses übertrieben; wissenschaftliche Interessen wurden gewissermaßen zum Protest gegen die Familie und riefen vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren den Typus eines Mädchens in's Dasein, das Alles andere lieber sein möchte, als Gattin und Mutter. Vielleicht liegt es an der Kraft des jungfräulichen russischen Bodens, der durch Jahrhunderte geschlummert, daß jegliches darauffallende Samenkorn sich bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit auswächst."

Wer die „Memorien aus dem todten Hause" oder „Schuld und Sühne" gelesen hat, wird unter jenem schrecklichen Banne gelitten haben, der von der Schaar der Verbrecher, Irrsinnigen, Epileptiker, Selbstmörder und aller „Erniedrigten und Gekränkten", dem Auswurf des Menschengeschlechts, ausgeht, bei welchen in den grausamen Leiden ihres irdischen Hinsterbens sich die unsterbliche Schönheit der menschlichen Seele offenbart. „Trotz einiger Mängel im architektonischen Aufbau beinahe aller seiner Schöpfungen, trotz einer gewissen Ungeschicklichkeit seiner allzu überladenen Romane sind doch Kraft und Richtung dieses Talents derart, daß sie Dostojewskij zu einer vollkommen eigenartigen Erscheinung in der Weltliteratur machen. Seine ganze literarische Thätigkeit ist gleichsam ein gigantischer Versuch, die menschliche Seele aus einem Zustande der Vergessenheit zu befreien, in welchem der Druck menschlicher Vorurtheile und Gleichgiltigkeit sie gefangen halten. Sein ganzes Streben geht dahin, die ursprüngliche Reinheit der geistigen Natur des Menschen unter der moralischen und physischen Zersetzung aufzudecken. Nichts schreckt ihn zurück, er vergrößert selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe durch abstoßende Einzelheiten, und doch durchdringt ein Strom lebendigen Wassers einen ganzen Sumpf der Fäulniß, und das Licht siegt über die Finsterniß. Gleich Gogol steigt er in den Schlamm des Lebens hinab, doch verschieden von ihm, der den Schlamm zu einer „Perle poetischer Schöpfung" erhebt, zieht Dostojewskij aus demselben Perlen der Wirklichkeit hervor. Nichts fürchtet er bei seinen Forschungen; gleich jenen sich selbstverleugnenden Helden, die ihre Hülfe den Aussätzigen weihen, geht er zu den „erniedrigten und gekränkten" Brüdern und bringt ihnen den christlichen Trost, daß auch sie ein Recht an Menschenwürde haben. Armuth, Krankheit, Roheit, Grausamkeit, — an Alles tritt er gleich furchtlos heran; es giebt kein Hinderniß, das groß genug wäre, diesen geistigen Livingstone der Finsterniß und des Elends aufzuhalten." Das ist gewiß ein schöner und zutreffender Ausdruck. Auch für Tolstoi, trotz all seiner Wunderlichkeiten und — sagen wir es heraus — Lächerlichkeiten findet Fürst Wolkonskij manches vollgerüttelte Lobesmaaß.

Selten hat ja auch ein Schriftsteller solchen Beifall in der ganzen Welt errungen, wie der Verfasser von „Krieg und Frieden". Seine herrlichen Schilderungen des Lebens nennt Wolkonskij wie das Leben selbst: „großartig, reich und vielseitig — furchtbar, wie das Leben, und, wie das Leben, tief, das sich noch Keinem in solcher Weise offenbart hat, wie gerade ihm. Niemand ist, wie er, in die Mysterien der Menschenseele, Niemand so tief in ihr innerstes Wesen eingedrungen, wie er; Niemand hat mit gleich unermüdlicher Beharrlichkeit die Unaufrichtigkeit verfolgt, die das menschliche Gewissen belastet. Niemand hat, wie er, mit solcher Kaltblütigkeit seine Hand in klaffende Wunden gesenkt, die bei seiner psychologischen Vivisection zu Tage treten. Und Jeder, wer er auch sei, fühlt sich von der Kraft und der Allmacht dieses Genius besiegt, der in dem großen Rahmen seiner epischen Schöpfungen Völker, Heere, Reiche an uns vorüberziehen läßt und zugleich im kleinen Rahmen einer Erzählung, wie z. B. „Herr und Knecht", uns die großen Menschheitsfragen zum Bewußtsein bringt und uns einen Blick in die Ewigkeit thun läßt. Nur ein Genius konnte in dem reuigen Herrn, der in seinem vom Schneesturm verwehten und begrabenen Schlitten sein Leben dem erfrierenden Knechte opfert, das allgemein Menschliche in

*) Wie bemerkt werden muß, hatte in jenen Tagen dieses Wort noch nicht die terroristische Färbung, die man ihm später, besonders in Westeuropa, beilegte, wo es zu einem Synonym des Wortes „Anarchie" geworden ist. Wenn Wolkonskij nicht irrt, so ist es der heil. Augustin, („Civitas Dei"), der zum ersten Mal das Wort „Nihilist" gebrauchte, um Diejenigen zu bezeichnen, „welche an nichts glauben". Unser Büchmann führt dagegen Belegstellen aus Jean Paul, Jacobi ꝛc. an.

solcher Kraft und Größe wiedergeben." Nun aber erscheint der Denker und steckt sich gleichsam das Ziel, sich mit der Arbeit des Künstlers abzufinden. Eine der charakteristischsten Eigenheiten dieses Geistes besteht gerade in dem Gegensatz von der einigenden Kraft des Künstlers und der zersetzenden Kraft des Philosophen. Auch sein begeisterter Lobredner Wolkonskij findet hier manches Unzulängliche, besonders in Tolstoi's Lehre, die er mit wenigen Worten folgendermaßen zusammenfaßt: Ihre Grundlage ist, — dem Uebel nicht zu widerstreben, — ihr Dogma die Schädlichkeit der Civilisation als des Resultates der Gemeinschaft, — ihr Gebot die Auflösung der Gemeinschaft zu Gunsten des einzelnen. In einem ungedruckten Privatbrief formulirt Graf Tolstoi die praktische Anwendung dieser Theorie, wie folgt: „Ich glaube, daß es für mich keinen anderen Weg giebt, die Menschen zu erwärmen, als die größtmögliche Entwickelung von Wärme in mir selbst; jedes Streben meinerseits, das auf ein anderes Ziel gerichtet ist, betrachte ich als unfruchtbaren Kraftaufwand."

Tolstoi's wahre Anhänger, die echten „Tolstoisten", sind nicht zahlreich; nach Wolkonskijs Versicherung verdienen sie durchaus Achtung, weil sie das Gebot der Enthaltsamkeit, so weit es möglich ist, erfüllen, obgleich die Grenze zwischen dem thatsächlich Unentbehrlichen und dem, was uns als solches erscheint, sehr schwer zu ziehen ist. Der Graf selbst giebt uns auf seinem Landgute recht sonderbare Beispiele von der praktischen Anwendung seiner Principien. Der Verfasser von „Anna Karenina" taucht seine Hände in Lehm und baut Oefen, die später von einem zünftigen Ofensetzer verbessert werden müssen; er pflügt eine im Voraus bestimmte Anzahl Furchen und genießt dann den seltenen Vorzug, im Schweiße seines Angesichts sein Mittagsessen zu verzehren. Und Wolkonskij stellt die Frage: „was ist von all' diesem nothwendig und was überflüssig? Vielleicht ist Pflügen und Ofensetzen nothwendig, vielleicht aber könnte auch das Mittagsessen als etwas Ueberflüssiges angesehen werden. Und bei alledem ist, trotz der Naivetät dieser Lehre, ihre praktische Anwendung das einzig Positive. Alles Uebrige ist negativer Natur, und in diesem Negiren liegt die Schädlichkeit, aber auch zugleich der Reiz der Lehre, wenigstens für Denjenigen, der noch nie seine Kraft für eine Sache der Ueberzeugung eingesetzt hat und sich daher mit Freuden dem unterordnet, der ihn allen Strebens überhebt, indem er ein für alle Mal erklärt, unser Ideal liege in der Vergangenheit. Das zersetzende Element der Lehre liegt in der lähmenden Wirkung auf die Energie des Menschen. Die modernen Institutionen (Kirche, Staat, Stände) werden in ihrer gegenwärtigen Gestalt für unbrauchbar und sündhaft erklärt, und daher nimmt ein Jeder, den auch nur das leiseste Schwanken des Pflichtgefühls überkommt, seine Zuflucht zu der neuen Lehre, wie zu einer Befreiung: wozu sich mühen, wenn die Verwirklichung unsrer besten Bestrebungen von Verhältnissen abhängt, die an sich schon sündhaft sind? Jeder Act der Wohlthätigkeit, jegliche Begeisterung wird im Keim erstickt. Der Nihilismus zieht die besten Regungen der Menschen in's Lächerliche. Jemand gründet ein Hospital, — aber Hospitäler stehen unter der Aufsicht der Regierung, und jede Regierung an sich ist eine unsittliche Institution, — folglich hat der, der das Hospital gründet, die Hand bei einem unsittlichen Werke im Spiel. Ein andrer opfert den Armen einen Theil seines Vermögens; wäre er ein Christ, so heißt es dann, so gäbe er Alles hin, dieses aber zählt nicht. Ich wiederhole, wir wollen hier nicht über die Lehre richten, wir heben nur die Resultate ihrer Wirkung hervor. Die Menschen gehen davon aus, daß sie nach dem Evangelium einer des andern Schuldner sind, und es erweist sich, daß Derjenige, der auch nur einen Theil seiner Schuld abtragen will, Spott erntet und Mitleid erregt."

Graf Tolstoi wird die Entwickelung des Weltalls gewiß nicht aufhalten, wie groß auch der Denker sein mag, er wird niemals Jemand davon überzeugen, daß der Verfasser von „Krieg und Frieden" entbehrlich sei, weil unwissende Leute von ihm nichts gehört haben. Der Philosoph wird den Künstler nicht verdrängen und wird ihn nicht daran hindern können, selbst gegen seinen eigenen Willen einer der wichtigsten Erzieher der kommenden Geschlechter Rußlands zu werden. Dem Schriftsteller wird es nie gelingen, seinen Namen aus der Reihe der Wohlthäter der Menschheit zu streichen, da er bereits zu viel große Wahrheiten in schöner Form verkörpert hat, und die „Schönheit oder die verkörperte Idee", sagt unser Philosoph, „ist doch der beste Theil unserer realen Welt, das, was nicht nur wirklich existirt, sondern auch zu existiren verdient."

---

## Die Entstehung des Anarchismus.

Von Arnold Fischer.*)

Proudhon tritt 1840 mit der Schrift „Qu'est-ce que la propriété? (Was ist das Eigenthum?) in den Entstehungsprozeß des Arbeiterthums ein. In dieser Schrift sucht er den Begriff und die Entstehung des Eigenthums festzustellen, wobei er zwischen Eigenthum und Besitz unterscheidet. Die Erklärung der Menschenrechte in der großen Revolution nahm, so führt Proudhon aus, das Eigenthum neben der Freiheit, Gleichheit und Sicherheit in diese auf, doch gleicht es diesen Menschenrechten nicht, da es für die Mehrheit der Menschen nur als Möglichkeit besteht. Er untersucht nun die Entstehung des Eigenthums und gelangt zu dem Ergebniß, daß dieses „unmöglich" ist. Die Occupation (des Bodens) begründet nur ein Recht auf Besitz und Nutzgenuß, nicht auf Eigenthum, letzteres ist nur ein Mißbrauch des Besitzrechts. Die Erde kann, da sie nicht von Menschenhänden geschaffen und die Natur sich dem Menschen als freiwilliges Geschenk darbietet, überhaupt nicht Eigenthum werden. Ebenso wenig kann aber das Eigenthum auf Arbeit begründet werden, denn Arbeit erwirbt nur ein Recht auf ihren Ertrag. Auf die allgemeine Einwilligung kann sich das Eigenthum auch nicht stützen, denn diese schließt einen Verzicht auf die Arbeit ein, auf welche der Mensch ebenso wenig verzichten kann, wie auf die Freiheit. Das Gesetz kann ebenfalls kein Eigenthum schaffen, denn die den Zustand der Verjährung schaffende Dauer des Besitzes, welchen das Gesetz bestätigt, vermag den Besitz nicht zum Eigenthum zu erheben. Die öffentliche Ordnung und Sicherheit der Staatsbürger verlangt nur Garantie des Besitzes, warum aber, fragt Proudhon, schuf das Gesetz das Eigenthum? „Die ökonomischen und socialen Wirkungen des Eigenthums stellen sich als Ausbeutung des Menschen durch den Menschen dar; nur ein Tausch, bei welchem gleiche Werthe ausgetauscht werden, kann als frei und gerecht bezeichnet werden. Soll das Tauschgeschäft zwischen dem die Arbeit kaufenden Capitalisten und dem dieselbe verkaufenden Arbeiter ein gleiches sein, so müßte der Lohn den gleichen Werth haben, wie die geleistete Arbeit. Dies ist aber thatsächlich nicht der Fall, da der Arbeiter mit seinem Lohn sein eigenes Product nicht zurückkaufen kann. Zu dem Lohn tritt vielmehr der Unternehmergewinn hinzu, an dem der Arbeiter keinen Theil hat und der das Product vertheuert. Der Capitalist empfängt daher vom Arbeiter mehr als er ihm im Lohn vergütet. Das Tauschgeschäft

*) Wir entnehmen diese historische Erörterung des actuellen Themas den letzten Bogen der eben vollständig werdenden Schrift: „Die Entstehung des socialen Problems" (Rostock i. M., C. J. E. Volckmann), einem sehr empfehlenswerthen Werke, das die sociale Frage und die Zeitfragen des menschlichen Gemeinlebens überhaupt auf die Entwicklungsgesetze der Civilisation zurückführt, — also ein sociologischer Versuch, nach Bacon's Recept „die Erfahrung der Thatsachen durch die Erfahrung der Ursachen zu ersetzen".

zwischen Capitalist und Arbeiter ist daher weder frei noch gerecht, das Product kostet in Folge dieses Tributs des Arbeiters an den Capitalisten mehr als es werth ist. Der Capitalist „erntet (indem er diesen Tribut einheimst), wiewohl er nicht gesäet, verzehrt, wiewohl er nicht producirt, genießt, wiewohl er nicht arbeitet." Indem sich der Eigenthümer Rechte anmaßt, auf die er keinen Anspruch hat, wird er zum Dieb, Eigenthum ist Diebstahl.

Auch die Gütergemeinschaft, der Communismus, führt, wie Proudhon nachzuweisen sucht, zu keinem gleichen und gerechten Tauschgeschäft, vielmehr ebenfalls zur Ungleichheit, wenngleich im entgegengesetzten Sinne, wie das Eigenthum. Dieses führt zur Benachtheiligung des Schwachen durch den Starken, die Gütergemeinschaft (in Folge des Arbeitszwangs, unter dessen Herrschaft der Starke mehr leistet als der Schwache, ohne mehr beanspruchen zu dürfen) zur Benachtheiligung des Starken durch den Schwachen. Der Communismus muß in Folge dessen Unterdrückung und Sklaverei zur Folge haben. Der Mensch will zwar arbeiten, meint Proudhon, aber was, wann und wieviel ihm beliebt. Die Gütergemeinschaft ist aber der freien Bethätigung unserer Fähigkeiten und Neigungen hinderlich. Proudhon gelangt damit zu einer anarchistischen Anschauung. Dieses Gemeinleben will er auf den persönlichen Besitz, auf ein für Jedermann gleiches Occupationsrecht und auf die freie Association, die einen gerechten Tausch, bei welchem nur in der gleichen Zeit und mit gleichem Aufwand erzeugte Producte ausgetauscht werden, begründen. Da jeder Mensch am liebsten auf dem Gebiete seiner besonderen Befähigung arbeitet, so wird durch die Verschiedenheit der Arbeit der einzelnen Berufszweige nicht auch eine Verschiedenheit des Werthes der Producte erzeugt. Die volle individuelle Freiheit führt in der anarchistischen Gesellschaftsordnung von selbst zu einer befriedigenden Regelung der Production und des Tausches. In seinem „Système des contradictions économique" erkennt Proudhon im Geiste seiner Zeit die Arbeit als jenen Factor, „der alle Elemente des Reichthums hervorbringt und sie bis in ihre letzten Theilchen hinein combinirt nach einem Gesetz veränderlicher, aber sicherer Verhältnißmäßigkeit". Die Arbeit ist es, die als Lebensprincip die Materie des Reichthums bewegt und sie gestaltet.

Proudhon verfällt in seiner Lehre in den Irrthum aller elementaren Personen des Entstehungsprocesses der Arbeiterclasse, die einzelnen Erscheinungen des Culturlebens nicht im Zusammenhang, sondern für sich selbst zu betrachten. Das Eigenthum ist eine nothwendige und naturgesetzliche Erscheinung bestimmter Entwickelungsstufen des Gemeinlebens, nicht ein vom Gesetz willkürlich geschaffenes Institut. Auf welche Weise es in den einzelnen Culturgebieten auch entstanden sein mag, stets bildete es einen wesentlichen Bestandtheil der Grundlage des Culturlebens der Zeit. Proudhon verkennt in seiner Auffassung des Eigenthums sowohl die naturgesetzliche Entwickelung der Grundlagen des Gemeinwesens, wie das Wesen des staatlichen Gesetzes, welches aus dem Gemeinleben nicht herauszutreten vermag. Er ist völlig von dem elementaren Drang nach absoluter individualer Freiheit erfüllt und sieht in ihr alles Glück des Menschen. Es bleibt ihm völlig unbewußt, daß hierbei die erste Voraussetzung menschlichen Wohlbefindens: die Festigkeit des Gemeinlebens, in die Brüche geht. Daß der Lohn allein auf der Wirthschaftsstufe des Unternehmens keine gerechte und volle Vergütung der geleisteten Arbeit ist, erkennen wir als richtig an und räumt auch, wie ausgeführt, die Socialreform indirekt ein, indem sie zu den Beiträgen des Arbeiters zu den Prämien seiner obligatorischen Versicherung (Arbeiterversicherung), jene des Arbeitgebers und des Staates hinzufügt und der Existenz des Arbeiters auf dem Wege der Gesetzgebung die fehlende Sicherheit zu geben bemüht ist.

In Proudhon war der Seelenzustand der reinen Vernunft mit seinem vollen Durchbruch im erlangten Selbstbewußtsein seines Trägers, der Arbeiterclasse, in seiner zweiten Entwickelungsstufe als Anarchismus aufgetreten. Als eine naturgesetzliche Erscheinung dieser Stufe muß er zu einer epochalen (durch Epochen hindurchgehenden) Bewegung werden. Der Umstand, daß Frankreich in dieser Zeit (1848—70) die Führung im Culturleben einbüßt, hat zur Folge, daß sich in der socialistischen wie auch in der anarchistischen Bewegung die nächste (aus jener der Krise von 1848 hervorgehende) Entwickelungsstufe dieser Bewegungen außerhalb Frankreichs ausprägt. Diese an Proudhon anknüpfende Entwickelungsstufe des Anarchismus gelangt durch Bakunin als elementarer Person zur Auslösung. In Bakunin erhebt sich der Anarchismus zu höherem Bewußtsein und erscheint, da Proudhon in seiner Lehre die Einheitlichkeit noch fehlt, zuerst in seiner Reinheit. In diesem engeren Sinne ist Bakunin die elementare Person der Auslösung des Anarchismus überhaupt. Ein Seelenzustand, welcher das erstrebte socialistische Gemeinleben nicht zu ertragen vermag, muß nothwendig das herrschende bürgerliche als einen noch weit schwereren Druck empfinden. Das bürgerliche Gemeinwesen der Krise und der ersten Epoche der reinen Vernunft wird in seinem Bestande äußerlich durch den Staat, als dem Träger der Macht dieses Gemeinwesens, erhalten. Diese Thatsache erscheint einem Erkenntnißvermögen, welchem die Gesetze des Gemeinlebens noch fremd sind und dem es sonach nicht bewußt ist, daß die Zerstörung einer Culturstufe, die sich nicht völlig ausgelebt hat und die Einsetzung einer neuen oder auch nur die Zerstörung einer der Arten der Gesellschaftskörper derselben außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, unter der Vorstellung, daß der Staat nicht nur der Sitz seiner Macht, sondern der wirkliche und letzte Träger dieses Gemeinwesens ist, dem er allein die Kraft seines Bestehens giebt. Aus dieser Vorstellung ergiebt sich nothwendig der Schluß, daß eine äußere Zerstörung des Staates den Zusammenbruch des ganzen von ihm geführten Gemeinwesens und in weiterer Folge der ganzen auf ihm aufgebauten Culturstufe zur Folge haben muß. Dem voll ausgeprägten Individualismus der reinen Vernunft erscheint, da es ihm in Bakunin noch fremd bleibt, daß äußere Macht sich dauernd nur als äußere Ordnung einer herrschenden Entwickelungsstufe der Seelenkraft zu behaupten vermag, jede äußere Macht, jede Gewalt von Menschen über Menschen, jede Herrschaft, als ein nichtnatürlicher, künstlich geschaffener Zustand, dessen Beseitigung den (von Rousseau erstrebten) naturgesetzlichen Zustand des Menschen zum Durchbruch bringen werde. Die Herrschaft, die der Staat durch eine herrschende Classe ausübt, versetzt die Masse der Bevölkerung in den Zustand des Beherrschtseins, der vom Standpunkte des absoluten Individualismus als ein solcher der Unfreiheit erscheint. Das Dasein des Staates ist an sich schon Unfreiheit. Deßhalb kann „Freiheit" (ein Begriff, der, wie wir behaupten, in Hinsicht des Gemeinlebens nur aus der Empfindung des Druckes entsteht), d. h. die Freiheit des absoluten Individualismus der reinen Vernunft, nur durch die Abschaffung des Staates begründet werden, die Bakunin als Voraussetzung des von ihm erstrebten Gemeinwesens fordert. Mit der Zerstörung des Staates würde sich, meint Bakunin, die ganze von ihm gehaltene Ordnung auflösen und der Zustand des Beherrschtseins schwinden. Jenes Gemeinleben, das Bakunin an die Stelle des bürgerlichen zu erheben strebt, ist jenes, welches Proudhon in seiner Lehre darstellt. Es besteht aus losen, leicht lösbaren Vereinigungen mit dem primären Charakter von Arbeitergenossenschaften, in welchen dem Individuum der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert ist. Dieses Gemeinleben dient, nur mehr der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse, steht demnach auf noch tieferer Stufe als das wirthschaftliche des Socialismus. Erhalten wird es durch eine Empfindung geringer Intensität, die in Bakunin's Lehre als „allgemein menschliches Solidaritätsgefühl" auftritt. Diese (als herr-

schende Seelenkraft der Zeit) bewirkt es, nach Bakunin's Vorstellung, daß ein Mensch sich nur frei fühlen kann, wenn auch alle anderen Menschen derselben Freiheit theilhaftig sind. Eine nähere Darlegung dieses Gemeinlebens hält Bakunin vom Standpunkt der gleichen Erkenntniß, die auch den Socialismus dieser Stufe erfüllt: daß es außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, ein Gemeinleben der Zukunft zu construiren, und daß sich das „naturgesetzliche" Gemeinleben nach Zerstörung des herrschenden vermöge der dem Menschen innewohnenden natürlichen Triebe ohne äußerliches Zuthun bilden werde, nicht für erforderlich. Einzige Aufgabe ist nach seiner Vorstellung die Zertrümmerung der jetzigen Culturordnung, die Herstellung des Zustandes der Anarchie in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Nur müsse nach vollbrachter Zerstörung der herrschenden Ordnung verhindert werden, daß sich ein neuer Staat bilde.

Auch der Anarchismus als die Culturstufe des absoluten Individualismus entwickelt sich in der mit der Krise von 1870 beginnenden Zeit auf jener Stufe, die in dieser Krise zum Durchbruch gelangte. In dieser Zeit neu auftretende Lehren sind nur neue Ausprägungen jener Proudhon's, Bakunin's und Netschajeff's oder bleiben nichtelementar, d. h. sie vermögen es nicht, eine Bewegung hervorzurufen, welche diese Lehren durch eine neue eines höheren Bewußtseins ersetzt. Nur eine neue secundäre Krise vermag den Anarchismus, wie den Socialismus, zu einer neuen Entwickelungsstufe emporzuheben. Der Irrthum der Lehre Bakunin's bezw. der herrschenden Stufe des Anarchismus ist eine nothwendige Folge der Unkenntniß des Gesetzes des Gemeinlebens. Diese Lehre wird beherrscht von der Vorstellung eines naturgesetzlichen Zustandes des Gemeinlebens. Ist aber das Gemeinleben an sich eine naturgesetzliche Erscheinung, so ist es jede Entwickelungsstufe desselben, die gegenwärtige, welche vom Socialismus und vom Anarchismus bekämpft wird, ebenso wie jene, welche jede dieser Bewegungen erstrebt. Da es außerhalb des menschlichen Vermögens liegt, eine bestimmte Art des Gemeinlebens aus freiem Willen zu schaffen oder eine bestehende, deren Lebenskraft erloschen, am Dasein zu erhalten, so kann es überhaupt kein nichtnaturgesetzliches Gemeinleben geben. Der Zustand ist eine nothwendige Folge des Umstandes, daß das Erstere der Führung durch das Letztere bedarf. Diese Führung ermöglicht demnach auf dieser Stufe das Gemeinleben der betreffenden Culturrichtung überhaupt. Das Auftreten einer elementaren, d. h. der Stufe des Vollbringens zustrebenden Bewegung der Rückkehr zur Natur ist ein Anzeichen des Alterns der herrschenden Culturstufe und hat thatsächlich ausschließlich Bezug auf diese, nicht auf die Menschheit als solche, so lange diese in einer Vielheit von Culturrichtungen auftritt. Das Streben, eine eben erst entstandene, demnach noch nicht in ihr Greisenalter eingetretene Stufe des Gemeinlebens zu vernichten, um den natürlichen Trieben des Individuums zur Herstellung eines „naturgesetzlichen" Gemeinlebens freie Bahn zu schaffen, entstammt demnach einer völligen Unkenntniß der Gesetze des Gemeinlebens und muß bis zum Eintritt der neuen Epoche in ihr Greisenalter ein nichtelementares bleiben. Das Auftreten des Anarchismus an sich ist eine Erscheinung des beginnenden Durchbruchs des Seelenzustandes der reinen Vernunft, des reinen Individualismus. Da der Individualismus durch eine lange Reihe von Entwickelungsstufen hindurchgehen muß, ehe er jenen Grad erreicht, der nur ganz lose Vereinigungen schwächster Art erträgt, ist jeder Erfolg des Anarchismus in der neuen Epoche ausgeschlossen.

## Aus der Hauptstadt.

### Kaisers Kreuzfahrt.

Nicht in kriegerischem Glanze wie Friedrich Rotbart, und nicht im schmucklosen Pilgerkleid wie sein markgräflicher Ahn, zieht Wilhelm II. über's Meer zum Heiligen Grabe. Er hat das bessere Theil erwählt und folgt dem Beispiel des gewaltigen Hohenstaufers, der als Freund Saladin's in Jerusalem einzog und sich das heiß umstrittene Kleinod vom Sultan schenken ließ, statt abermals kostbares Blut nutzlos dafür hinzuopfern. Der höfische Prunk, der den prachtliebenden Staufer umleuchtete, schmückt auch den Kreuzzug Wilhelm's II., und die Argwöhnischen in Europa meinen, daß er seinem Vorbilde sogar in der Neigung zu friedlichen Erwerbungen ähnele. Ob Abdul Hamid sich so stark wie Saladin wähnt, der schenken durfte, ohne für schwach zu gelten, steht dahin. Er ist Politiker genug, um zu wissen, daß er sein Eigenthum allein deßhalb behält, weil er gutwillig Niemandem auch nur ein armes Fetzchen davon überläßt. Begänne er erst einmal Angebinde auszutheilen, dann wäre er mit seiner Habe bald zu Ende. Was er dem Freunde aus freien Stücken gäbe, würden die nicht befreundeten Herrschaften schlichtweg nehmen. An den süßen Wassern sitzen nicht minder gründlich gesiebte Diplomaten als im Vatican, und sie werden Sorge dafür getragen haben, daß man am Newsky-Prospect wie am Quai d'Orsay und in Downing-House keinerlei Befürchtungen oder auch Hoffnungen hegt.

Wilhelm's II. Orientzug ist als die Fahrt eines wohlhabenden Privatmannes gedacht, der im Palast-Stil reist und sich von dem Ausflug neben der Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses eine Fülle eigenartiger Eindrücke, ergreifender und entzückender Bilder verspricht. Welchen Christen bewegte nicht der Wunsch, die Stätten zu schauen, die des Heilandes Blick grüßte; wer könnte theilnahmslos vorübergehen an der berühmten Scenerie, die den Rahmen hergab für den ersten und schönsten Act neuzeitlicher Geschichte! Daß Hunderte empfinden wie der deutsche Kaiser, beweist die Unzahl der Kreuzfahrer, die sich ihm geladen und ungeladen anschließen. Herr Büxenstein, der stolz auf 60 000 Postkarten-Abonnenten blickt, ist neben Stangen am ehesten in der Lage, ein Urtheil über die begeisterte Theilnahme der bekannten weiten Volksschichten zu fällen. Billig sollte man also dem Kaiser ein Vergnügen und eine Anregung gönnen, nach der sich die große Mehrzahl seiner Unterthanen ebenfalls sehnt. Daß der gewissermaßen incognitoreisende Fürst die Gelegenheit benutzt und einen ihm sympathischen Potentaten in seiner Hauptstadt aufsucht, daß ihm dabei die üblichen Feste gegeben, hübsch neu costümirte Truppen im Paradedrill vorgeführt werden, versteht sich am Ende von selbst. Sprechen nicht wichtige staatliche Interessen, politische Bedenken gegen die Reise, so ist nicht abzusehen, weßhalb sich die Oeffentlichkeit besonders angelegentlich, vielleicht gar kopfschüttelnd und nörgelnd mit ihr beschäftigen sollte. Bedeutsamen Stoff bietet sie dann wohl bloß den Wenigen, die sich mit der Psychologie Wilhelm's II. befassen und die dies Studium für wichtiger als alle andere Kunst politischer Analyse halten.

Der Abstecher nach Egypten, der vielleicht den Glanzpunkt des Unternehmens gebildet hätte, ist in letzter Stunde aufgegeben worden. Damit entfiel ein Anlaß zu phantastischen Quertreibereien, der nachgerade Besorgniß erregen mußte. Durch die ostentative Bevorzugung Englands in allerletzter Zeit, die mehr als anglophile Haltung unseres Auswärtigen Amtes in der Delagoafrage, die Beglückwünschung Kitchener's und das allerdings apokryphe Schreiben an Großmama hatte man die Vertragsmächte Rußland und Frankreich bedeutet, daß eine neue Machtgruppirung im Anzuge war. Den Zaren hatte zudem die bündige Antwort verdrossen, die der westliche Nachbar ihm auf seine um mehrere Octaven zu hoch gestimmte Schalmeicomposition gegeben hatte: die Bemerkung, daß ein starkes Heer die beste Friedensbürgschaft sei. So war denn der Plan, Egypten zu besuchen, nicht unbedenklich, da er leicht als Provocation aufgefaßt werden konnte. Das Nilland ist thatsächlich eine englische Colonie geworden, aber sie ist's gegen den Willen Europas, vor Allem zu Frankreichs bitterem Leid, geworden. Wenn auch Fürstenbesuche in der Hauptsache nur decorative Zwecke verfolgen und auf die politischen Verhältnisse ohne Einfluß bleiben, — Wilhelm's II. Reisen nach Petersburg haben das allzu deutlich erhärtet — so liegt es für Böswillige doch nahe, ihnen vorübergehend symptomatische Bedeutung zuzuschreiben, kecke Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Chediw Abbas ist der Vasall des Lord Salisbury und fühlt sich vollkommen als solcher. Das Erscheinen unseres Kaisers an seinem Hofe hätte nothwendig das Mißverständniß hervorgerufen, Deutschland erkenne die Rechtmäßigkeit der gegenwärtig in Egypten herrschenden Ordnung, die englische Oberhoheit mit all' ihren Folgen an. Das heißt, wir hätten den Londonern vor der europäischen Oeffentlichkeit außer Südafrika auch gleich noch Egypten endgiltig zugesprochen. Es hätte sich allenfalls ertragen lassen, daß der Ruf unserer Diplomatie dadurch wenn möglich noch mehr herabgesetzt worden wäre. Aber wir hätten außerdem Frankreich ohne Noth in's Gesicht geschlagen und uns weiterhin eines ungemein vortheilhaften Tauschobjectes begeben, das wir in nicht zu ferner Zeit trefflich werden verwenden können. Wobei stillschweigend vorausgesetzt wird, daß dann die Männer nicht fehlen, die sich auf solch' nützliche Verwendung einigermaßen verstehen. Der Kronrath, der dem Kaiser aus diesen und ähn-

lichen Erwägungen heraus den Abstecher nach Egypten widerrieth und der so glücklich war, ihn zu überzeugen, hat damit einer ganzen Drachenbrut gefährlicher Verdächtigungen den Garaus gemacht.

Weniger ernst zu nehmen ist dies Mal das bedrohliche Gesicht des Cardinals Rampolla, dem es gegen den Strich geht, am Grabe des Erlösers den protestantischen Fürsten just des protestantischen Landes zu sehen, auf dessen sandigem Boden der Entscheidungskampf zwischen den beiden Confessionen der abendländischen Kirche ausgefochten werden soll. Der so unendlich kluge Staatssecretär Sr. Heiligkeit wäre dies Mal bei minder großer Klugheit klüger gewesen. Daß auch am Ende des Jahrtausends ein deutscher Kaiser in Jerusalem einzieht, vermag er nicht zu hindern. Aber den guten Witz der Weltgeschichte, daß dies ohne päpstlichen Segen und ohne päpstlichen Befehl geschieht, sogar gegen den Willen des Vaters in Rom — den Contrast zwischen 1190 und 1898 hätte jeder Andere eher als Rampolla ersinnen und herausarbeiten dürfen. Außerdem bringt seine Orientpolitik die deutschen Katholiken und ihre Führer im Reichstage, die seit einiger Zeit alle Welt an Gouvernementalität beschämen, nutzlos in Verlegenheit. Und das haben sie um ihn nicht verdient. Es war Herrn Lieber und den Seinen gelungen, um die evangelische Erlöserkirche herumzukommen, ohne sich an einem Steinchen zu stoßen; nur fern im Westen fand sich ein unhöflich freimüthiges Blatt, das klagend an das katholische, von der Jerusalemer Feier ausgeschlossene Drittheil unseres Volkes erinnerte. Rampolla hat den Eiertanz des würdevollen Mannes von Montabaur gestört. Ihm klangen die Glocken des neuen Gotteshauses zu grell, und er hat offenbar keine Ahnung von dem Nutzen, den die Baumwolle in ihrer Gestalt als Watte unsern loyalen Ohren und damit der inneren deutschen Politik bringt.

Während es der Lieber'schen Regierungspartei, die sich durch ihre Anspruchslosigkeit vortheilhaft von den wahlverwandten Dipaulileuten in Oesterreich unterscheidet, glücklich gelungen ist, eine neutrale Stellung zur Palästinaexcursion einzunehmen, holt Herr Eugen Richter zu schwerem Schlage dagegen aus. Er beginnt sich wieder als Herr der Situation zu fühlen, obgleich die Wahlen ihm nur einen Mann Verstärkung gebracht und seinen Todfreund Rickert nur um ein Mandat geschwächt haben. So groß ist in unserem politischen Leben der Mangel an Männern, daß diese Versteinerung aus der Bismarckzeit noch immer einen völlig unangemessenen Einfluß ausübt und an der Spitze seines arg zu sammengeschmolzenen Fähnleins noch immer die Gewaltigen in Schrecken setzt. Herrn Richter, dessen Husarenrede den von einer blindergebenen Mehrheit getragenen Bismarckzerschmetterer Boetticher glatt in den Sand schleuderte und dem damals keiner von den entsetzensbleichen Ministern auch nur ein armes Wörtlein zu erwidern wagte, Herrn Richter gelüstet es nach einer zweiten Auflage jener Lorbeeren. Er präparirt einen Antrag auf Aenderung der Verfassung und verlangt die Einsetzung einer Regentschaft für den Fall längerer Abwesenheit des Kaisers von Deutschland. Daß der Linkenführer kühnlich an der heiligen Verfassung rüttelt, darf man ihm nicht verübeln, da andere Kreise durch ihre unausgesetzten thörichten Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht mit schlechtem Beispiel vorangegangen sind. Allerdings kommt Herr Richter etwas spät mit seinem Vorschlage, sechs oder sieben Jahre zu spät. Als in den Flitterwochen des neuen Courses das Gerücht auftauchte, der Kaiser beabsichtige, unsere ostafrikanischen Besitzungen zu besuchen, meinte Bismarck, daß dagegen consequenterweise nichts einzuwenden sei; Deutschland lasse sich von Dar-es-Salaam aus genau so gut wie von den Lofoten regieren. Wenn der scharfsichtige Begründer der Freisinnigen Zeitung daher seine Bedenken gegen die kaiserlichen Reisen und seine Gewissensbisse erst heute der Oeffentlichkeit verlautbart, so wird man zu der Annahme geneigt sein, daß irgend eine fröhliche, Jahre lang genährte und nun doch vergebene Hoffnung ihn während der Blüthe und der Nachblüthe des Caprivismus so verschwiegen gemacht hat. Es liegt etwas wie unfeine und außerdem allzu sehr post festum kommende Rachsucht in dem Regentschafts-Antrage. Uebermäßig kalt genossene Rache aber ruft Verdauungsbeschwerden bei Denen hervor, die der Mahlzeit zusehen sollen. So ist es augenscheinlich, daß Richter mit seiner neuen Husarenattacke beträchtlich weniger Glück haben wird als mit der Stäupung des arglosen Podbielski. Und um sein Malheur voll zu machen, hat der Kronrath der an Eugen's Busen gewärmten und aufgepäppelten Schlange von vornherein die scharfen Giftzähne ausgezogen, indem er den Abstecher nach Egypten vom Programm streichen und damit die auf acht Wochen veranschlagte Reise um fünfzig Procent ermäßigen ließ. Weshalb die Officiösen sich erdenkliche Mühe geben, diese kluge That der Minister abzuleugnen, und sie vollkommen unbetheiligt daran zu nennen, ist dem beschränkten Staatsbürgerverstande Derer nicht erfindlich, die von einem preußischen Ministerium auch mal einen weisen Entschluß erwarten. Weder die Autorität der Regierung noch das Selbstbewußtsein der verantwortlichen Rathgeber kann gestärkt werden, wenn ihre eigenen Schreibediener sie immer wieder als willen- und bedeutungslose Eunuchen hinstellen.

Trotz der ihm anhaftenden taktischen und sachlichen Schwächen hat der Richter'sche Vorstoß aber in den Kreisen, die es angeht, doch Sensation und Wirkung genug gemacht. Er berührt unsanft eine sehr wunde Stelle im Geschäftsgang der Regierung. Bisher hat man sich vorsichtig daran vorbeigetastet, um keinen Schmerz zu verursachen. Jetzt, wo der langgefürchtete, plumpe Griff erfolgt ist, wird die Frage in Fluß kommen. Die häufige Abwesenheit des Kaisers von der Hauptstadt hat zweifellos ihre großen Bedenken und Nachtheile. Einmal ruft sie schlimme Stockungen in der Maschine hervor, hemmt den bureaukratischen Apparat und verlangsamt fühlbar seine Arbeit, gerade die Arbeit, die das Publicum messen und controlliren kann. Es ist behauptet worden, daß selbst Todesurtheile Monate lang auf die Unterschrift des Kaisers warten mußten, und die Unzufriedenen wollen als Grund dafür nicht den naheliegenden gelten lassen, daß Wilhelm II. naturgemäß zögerte, sich in so wichtigen Fragen zu entscheiden. Sie glauben vielmehr, daß es dem Monarchen nur an Zeit zur Vollziehung der Unterschrift gebrach. Neuerdings hat das übermäßig lange Ausbleiben der Bestätigung Kirschner's und Kauffmann's, zweier von der Berliner Selbstverwaltung Erkorenen, böses Blut in den Reihen des Residenzfreisinns gemacht. Das wäre nun weiter kein Schade. Die Thiergartenpolitiker fühlen sich ohnehin zu sicher im Besitze, und wer es gut mit ihnen meint, wird ihnen gelegentliche unangenehme Gemüthserregungen von Herzen gönnen. Sie werden dann nicht allzu fett und unfruchtbar — ein tragisches Schicksal, dem sie andernfalls unrettbar anheimfallen bei der raffinirten Selbstmast, die sie betreiben. Man war eine Weile lang versucht, die überfälligen Bestätigungsschreiben mit politischen Beweggründen in Zusammenhang zu bringen, und etwas wie fehlerhafte Gährung trat im anerkannt loyalen Lager des Wadenstrumpf-Freisinns ein. Inzwischen hat allgemeine Beruhigung Platz gegriffen, und die Rickert'schen stecken bei Kempinski nicht mehr tuschelnd die Köpfe zusammen. Verlautet doch aus bester Quelle, daß die Bestätigungen von Anfang an beschlossene Sache waren und daß nur eine jener Verzögerungen, die sich in letzter Zeit hin und wieder bemerkbar machten, auch dies Mal die Schuld an so vielen peinvollen und erschütternden Mißverständnissen trug.

Immerhin bedeuten diese Verzögerungen, so verdrießlich sie auch werden können, keine directe Gefahr für den Staat. Die Mühle dreht sich zu guter Stunde etwas behender, und dann ist Manches einzuholen. Weit bedenklicher sieht es um die Leitung unserer Politik, aus, wenn der Kaiser außer Landes weilt. Wilhelm II. hält darauf, sein eigener Reichskanzler zu sein, und die Minister sind daran gewöhnt, nie ohne seine Weisung zu handeln. Der politische Horizont ist augenblicklich, darin stimmen alle besser bezahlten Leitartikler überein, keineswegs wolkenfrei. Die Meteorologen im Lederfessel weissagen sogar theilweise Sturm und Gewitter, und wenn auch die Optimisten unter ihnen kritische Tage erster Ordnnng nicht erwarten, so verkündet doch Jeder besorgten Blickes heranziehende Depressionen. Die europäische Lage scheint verwickelter als je, und alle Entschlüsse bedürfen eingehender Erwägung und Prüfung des intimen Materials up to date. Das ist natürlich unterwegs, fernab von Europa, in einem Lande, dahin Post- und Courierverbindungen ihre große Schwierigkeiten haben, nahezu unmöglich. Und doch kann jeden Tag der Zwang, sofort entscheidende Weisungen zu geben, an den Kaiser herantreten. Die Gefahr, die da emporsteigt, darf nicht unterschätzt werden; stehen die Sterne ungünstig, so führt sie vielleicht zu verhängnißvollen Katastrophen. Gewiß sind die verantwortlichen Rathgeber der Krone bereits daran gewöhnt, Regierungsangelegenheiten nur noch in seltenen Fällen persönlich mit dem Monarchen zu erörtern. Die schriftlichen Berichte haben ihre Stelle eingenommen. Man mag diese Wandlung billigen oder beklagen, diesen Ersatz des mündlichen Vortrags für ausreichend oder ungenügend halten, jedenfalls muß man Werth darauf legen, daß nicht auch die schriftlichen Berichte zeitweilig in den Hintergrund rücken und der Telegraph für sie eintritt. Dies Surrogat des Surrogates ist unbedingt verwerflich und unzulässig.

Je mehr sich die Nation, weite Kreise der Bevölkerung, ihnen allen voran die Regierung in Wilhelm's II. impulsive und selbstherrliche Art eingelebt haben, je fügsamer die Verwaltung seinem Willen, seinen Anregungen folgt, desto hilfloser sind sie ohne den Kaiser. Sie werden versagen, wie Bonaparte's Generäle ohne ihn versagten. Nur unter seinen Augen waren sie Genies; sobald er den Rücken wandte, zeigten sie sich meist als klägliche Dutzendtalente. Wie Napoleon die Lehren daraus zog, so wird auch Wilhelm II. darnach seine Maßnahmen treffen müssen. Und daß er ohne Weiteres dem Vorschlage beipflichtete, auf die Durchstreifung Egyptens zu verzichten und statt zweier Monate nur vier Wochen sehr weit von Deutschland entfernt zu sein, das deutet mit just genügender Klarheit auf seine Ansichten hin. Er selbst befürchtet Verwirrung und Unsicherheit in der Regierung, sobald er sie vorübergehend aus seiner Controlle entläßt, und er versagt es sich, ein gefährliches Experiment am lebenden Körper der Nation zu machen. Fragt sich nur, ob wir auf die Dauer um das Experiment herumkommen werden. Der Drang des Kaisers in die Ferne, seine unwiderstehliche Neigung, fremde Völker und Sitten kennen zu lernen, verträgt sich schlecht mit dem in seinem Charakter wurzelnden Wunsche, selbst die Zügel der Regierung zu führen und sie nie aus den Händen zu lassen. Ein Zwiespalt, der noch der Lösung harrt, der aber gelöst werden muß, wenn das Reich nicht zu Schaden kommen soll. Daß der Ausflug nach Jerusalem Wilhelm II. und uns aus dem Dilemma befreit, glauben wir nicht, so wenig wir daran glauben, daß er auch nur so viel politische Wirkung ausüben wird, wie die doch völlig ergebnißlosen Kaiserzüge nach Rom und Budapest. Die Gegner des Reiches mögen sich also beruhigen: irgendwelchen Vortheil darf sich Deutschland von der Orientreise seines Kaisers nicht versprechen. Nutzen von der neuen Kreuzfahrt können höchstens die Theilnehmer haben, denen der Sinn offen

ist für das zauberschöne, geheimnißreiche Märchen des Jordanthales. Wo sie allerdings die feierlich weihevolle Stimmung hernehmen sollen in dem krabbelnden, tobenden Gedränge der Allerweltstouristen . . . Drücken wir uns deßhalb ganz deutlich aus: den Nutzen des letzten Kreuzzuges, den dies Jahrtausend sieht, tragen ausschließlich die Firma Stangen und die Internationale Ansichtspostkarten-Gesellschaft davon.

Caliban.

## Kunstausstellungen.

Ueber den reichshauptstädtischen „Kunstsalons" schwebt ein eigener Unstern. Unter der geschäftlichen Direction von mehr oder minder rührigen und kunstverständigen Händlern stehend, haben sie im Laufe bald dreier Jahrzehnte doch nicht vermocht, im Kunstleben unserer Weltstadt jene wichtige Stelle einzunehmen, wie ihre Collegenschaft in London und Paris. Lepke endete mit Selbstmord, Honrat & Baerle, die in den Achtzigerjahren namentlich den damals beliebten Schweden Knut Ekwal poussirten, gaben das Geschäft auf, als die Mode wechselte, die Gebrüder Meyer, die sich mit Gabriel Max wegen der Aufstellung und Beleuchtung seines „Ecce Homo" öffentlich zankten, gingen nach Amerika, der rührige und sympathische Fritz Gurlitt endete im Irrenhaus u. s. w. Fragt man einen Kunsthändler, woran diese Mißerfolge liegen, so schiebt er die Schuld auf die kleine Zahl kunstsinniger Crösusse und auf die sogenannten Kunstauctionen, die das Publicum daran gewöhnen, ihren Gemäldebedarf weder vom Künstler noch von seinem Agenten, sondern lieber im Wettbewerbe mit Trödlern zu kaufen. Wir halten beide Argumente für unrichtig. Das Hôtel de Vente in der Rue Drouot hat mit seinem colossalen Umsatz den Pariser Kunstmarkt gewaltig gefördert, und eine ähnliche Institution unter staatlichem oder städtischem Vorsitz wäre auch für Berlin wünschenswerth und jedenfalls besser, als die bestehenden Kunstauctionshäuser, wo der Hammerschwinger nicht selten mit dem Ringe der Mischpoke unter einer Decke steckt. Und wenn es auch unbestreitbar richtig ist, daß die bildenden Künste in Berlin viel weniger populär sind, als z. B. in Paris, so fehlt es doch auch bei uns nicht an geldbegabten Mäcenen und Sammlern, die Berlin schon heute zum größten deutschen Kunstmarkt machen, der mit der Zeit gewiß auch die ausländischen Käufer von der Kunststadt München ablenken und anziehen wird, obwohl dort das Ausstellungswesen viel besser geleitet und entwickelt ist. Man sollte also meinen, daß auch die Kunstsalons sich einleben und zur Blüthe gelangen müßten. Vielleicht trugen an dem Mißerfolg die zum Theil wenig capitalkräftigen oder unternehmenden Kunsthändler selbst die Schuld. Neuerdings scheint aber auch hier ein frischerer Zug zu wehen.

Da ist vor Allem die Firma Keller & Reiner, die ihr Heim einem völligen Umbau unterworfen hat. Ihr Kunstsalon will eine Sammelstelle der modernen decorativen Bewegung sein, die die Werke der hohen und angewandten Kunst harmonisch vereinigen soll. Heute geht ja unstreitig durch das gesammte Kunstleben ein großer decorativer Zug. Künstler von Ruf, Geist und Talent, die es früher unter ihrer Würde hielten, sich mit dem Kunstgewerbe zu beschäftigen, verschmähen es nicht mehr übervornehm, selbst thätig einzugreifen, wenn es etwa die Veredelung von Gebrauchsgegenständen aller Art, seien es Möbel oder Beleuchtungskörper, gilt; sogar bis auf anscheinend nebensächliche Dinge wie Tintenfässer, Kleiderhaken ꝛc. erstreckt sich die Vorliebe des modernen Künstlers für decoratives Schaffen. Es war deßhalb das Bestreben der jungen Firma, in Räumen, die als ein geschlossenes Ganzes wirken sollen, jedes einzelne Kunstwerk doch zu einer individuellen Wirkung zu bringen und zu zeigen, wie in einem geschmackvoll eingerichteten Heim ein Gemälde, eine Sculptur oder ein kunstgewerblicher Gegenstand wirken muß. Und man kann sagen, daß dieses Ziel erreicht ist. Durch inneren Umbau und Erbauung zweier Oberlichtsäle und geschmackvolle Einrichtung und Aufstellung scheint der Kunstsalon in der Potsdamerstraße wirklich zu einem Wahrzeichen der Kunstweltstadt zu werden. Zuerst eine große Ausstellungshalle für Kunstgewerbe, deren Innenarchitektur und Decorirung von dem Brüsseler Meister H. van de Velde entworfen und ausgeführt ist, sodann drei Ausstellungszimmer von den Berlinern W. O. Dreßler und F. Hanel, von den vereinigten Münchener Werkstätten „Kunst im Handwerk" und nach den Entwürfen von Schultze-Naumburg und Riemerschmid-München, die offenbar de Velde's Anregungen folgen. Endlich zwei einfache, aber behaglich möblirte Oberlichtsäle des Berliner Regierungsbaumeisters Prof. A. Messel. Schon wie van de Velde die odiöse „Berliner Stube", diese einfenstrige, dunkle Verirrung der Berliner Nützlichkeitsbaukunst künstlerisch gebändigt und zu einem allerliebst stimmungsvollen Lesezimmer eingerichtet hat, ist eine Sehenswürdigkeit. Dann die reizvolle Salle de repos von Fräulein M. Kirschner mit den getäfelten Wänden, von goldigem Moiré überspannt, dem stilisirten Lilienfries, dem prächtigen Thürrahmen, aber doch Alles in seiner Originalität absichtslos und praktisch. In diesem schönen Kunstheim bewegte sich nun bei der Vorbesichtigung ein großes und ausgewähltes Publicum, berühmte Leute und schöne Frauen, Millionäre und Künstler, eine wahrhaft weltstädtische Gesellschaft der Kunstfreunde Berlins. Man wollte sehen, aber auch gesehen werden: was Wunder, wenn in dem glänzenden Rahmen und Ensemble das einzelne Kunstwerk verschwand. Doch machte man wenigstens einer prächtigen Sammlung von 20 Menzel'schen Handzeichnungen seine Reverenz, grüßte ein paar in dieser Umgebung doppelt stimmungsvolle Bilder von Skarbina, Leistikow (Herbstabend), Dora Hitz (Kinderporträt), Dettmann (Dorf an der Riviera), Ury (Abendlandschaft), Mackensen und Trübner und — ärgerte sich ein wenig über Habermann's häßliches Damenporträt und eine gewaltsam vertrackte, getönte Marmor-Nymphe, der ersten ganzen Figur des Bildhauers Max Klinger. Das schadet aber nichts. Die Discussion brachte erst die rechte Kunststimmung hinein. Endlich sei auf zwei Werke Curt Stöving's hingewiesen: ein Relief mit dem Kopfe des Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche, das sich den früheren Nietzscheporträts von Stöving's Hand würdig anreiht, und ein Bildniß des ungenießbaren Symbolisten Stefan George. In beiden Werken zeigt sich das reife Können wie der Ernst des Künstlers. Kurz, der neue Kunstsalon hat sich vielversprechend eingeführt, und nun der Rahmen bekannt ist und man sich an ihn gewöhnt hat, werden auch die Künstler künftig mehr zu ihrem Rechte kommen. Schon sind uns für die Wintermonate Ausstellungen belgischer und holländischer Meister, französischer Neo-Impressionisten, der Ankäufe des deutschen Kunstvereins, der Dachauer, der XI, des „Münchener Rings", dann Collectivausstellungen von Gotthard Kuehl, Ludwig v. Hofmann und Max Klinger (Malerei, Plastik, Radirung und der vielbesprochene „Christus im Olymp") in Aussicht gestellt. Nur zu!

Aber auch die anderen Kunstsalons sind nicht müßig, obwohl nach einer großen Ausstellung die Nachlese immer schwierig und undankbar ist. Die besseren Künstler haben ihre größeren Sachen eben weggegeben und verfügen über keine Schlager mehr. Interessant ist aber bei Gurlitt Thoma's glückliches Debut als Radirer, Klinger als Maler in seinem sonnigen „Sommerglück", einer originellen Schöpfung im Geiste Böcklin's, und dann Ludwig v. Hofmann's herrlicher „Frühlingssturm": ein abendlicher Meeresstrand mit einem nackten Jüngling und zwei Mädchen in flatternden hellen Gewändern, Phantasiegeschöpfen wie aus einem Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer, seelig, verklärt, ohne Erdenschwere, und das Ganze frisch, frei und unvergeßlich.

Der Salon Schulte hat uns mit seinen beiden letzten Ausstellungen enttäuscht. Zuerst mit einer Sammlung russischer Bilder, die schon in der Münchener Secession zu sehen war. Doch finden sich unter diesen internationalen Imitatoren doch der treffliche Porträtmaler Valentin Seroff, die geschickten Steppenmaler Lewitan und Peretpletschikoff und die schlichten aber so gefühlsinnigen Aquarellisten Järnefeldt und Gallén aus Finnland. Dann die zweite Enttäuschung mit den angekündigten achtzig Landschaften, Genrebildern und Stilleben französischer Künstler: trotz der großen Namen Besnard, Cottet und Billotte ganz minderwerthigen Schleuderarbeiten für den Export. Zum Glück retteten die Ehre Max Klinger's decorative Panneaux mit leicht und licht hingeworfenen Göttergestalten, Putten, Centauren und Nymphen — liebenswürdigste Werke einer unerschöpflichen Phantasie, heitere Schwelgereien in Farben und Linien, diesmal ohne philosophische Grübeleien und speculative Absichten. Möchte sich bald der deutsche Mäcen finden, der seinen Salon mit diesen lieblichen Gebilden eines Farbendichters schmückt, sich selbst und dem Meister zu Ehren! Endlich neben älteren Bildern von Knaus und Alma Tadema ein höchst bedeutendes neues Werk des großen Düsseldorfers Eduard von Gebhardt. Wie da im vollmondhellen Zimmer der sinnende Christus der Rede des behäbigsatten Nikodemus lauscht — man mag sagen was man will, aber solche Bilder können nur wir Deutsche malen.

Endlich ist eine Plakat-Ausstellung in der Leipziger Straße eröffnet worden. Wir lieben diese moderne Augenblickskunst, die mit ihren grellen Farben und großen Linien die Straßen belebt und eine Stadt bunter, fröhlicher macht, aber sie gehört all' in ihrem Geist und Raffinement an die öffentlichen Mauern, nicht in geschlossene Ausstellungsräume, ebenso wenig wie in Zeitschriften und auf Buchdeckel. Auch diese farbentolle Ausstellung lehrt uns, daß die Amerikaner, Engländer und besonders die Pariser uns weit voran sind. Ihre Plakate sind intim mit dem Gegenstand verknüpft, voll guter Einfälle und Kenntniß der lithographischen Technik, — die unsrigen nicht viel mehr als colorirte Zeichnungen — ohne Schwung und Charakter. Werden uns wirklich die Chéret, Steinlen, Lautrec, Mucha unerreichbar bleiben? Nur sehr wenige Blätter von Winkel, Knabs, Halke und Rehm versprechen uns Besseres.

S.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals die welfischen Umtriebe.

Geehrter Herr!

In Nr. 40 der „Gegenwart" trägt ein Aufsatz „Welfische Umtriebe" bezüglich Braunschweigs eine Anzahl Thatsachen vor, die mit dem, was man weiß und selbst erlebt hat, gar nicht übereinstimmen. So war Herzog Wilhelm bei seinem Tode tief betrauert, und erst als später bekannt wurde, daß er in seinem Testamente Niemanden im Lande bedacht hatte, änderte sich dies. Daß die Ueberführung der Leiche Nachts geschah, um häßliche Volksscenen zu vermeiden, ist so unwahr wie möglich. Das Testament war noch nicht eröffnet, und die allgemeine

Trauer sehr groß. Ganz Braunschweig war in dieser Nacht auf den Beinen, und die Einholung war so ergreifend, daß sie wohl Jedem wie auch mir lebenslang im Gedächtniß bleiben wird. — Was den Lebenswandel des letzten Welfen betrifft, so hatte er allerdings zahlreiche Liebschaften. So schlimm, daß er Anstoß erregt hätte, war es aber nicht. Als Milderungsgrund kann da gelten, daß er unverheirathet war. Von preußischer Seite brauchen sich in dieser Beziehung die Welfen keine Vorwürfe machen zu lassen. Nebenbei sei bemerkt, daß Kaiser Wilhelm I. häufig Gast des Herzogs in Blankenburg war und mit ihm mancher andere deutsche Fürst. — Wenn der Verfasser meint, man hätte in Braunschweig nach dem Tode des Herzogs preußisch werden wollen und hätte nur nach einem passenden Uebergange gesucht, so zeigt er damit eine weitere gründliche Unkenntniß. Die Stimmung war damals so preußenfeindlich wie möglich, so wurden z. B. die Plakate des General-Majors Hilgers meistens sehr bald abgerissen und mit Bemerkungen versehen, die alles Andere als Preußenfreundlichkeit bekundeten. Der Prinzregent hat auch nicht vermocht, die Braunschweiger für die Annection durch Preußen in irgend einer Form zu begeistern. Die Apanage des Regenten ist circa eine halbe Million höher als die des Herzogs, doch würde man sich darein gefunden haben, wenn nur die fortwährenden Plackereien aufgehört hätten, mit denen der preußische Fiscus das Land, besonders die Stadt, quält. Zumal in Eisenbahnsachen herrschen hier scandalöse Zustände, gegen die absolut nichts zu machen ist. Vom Regenten wurde das Heil erwartet Jahre lang, als es aber immer und immer wieder ausblieb und sogar eher noch eine Verschlimmerung eintrat, da wurde die Verstimmung, oder besser gesagt, der Groll gegen den unfreundlichen mächtigen Nachbar immer tiefer. Was Wunder, wenn die Welfen nun gute Geschäfte machten!

Hochachtungsvoll

Braunschweig. Germanicus.

Auch von einem lieben alten Mitarbeiter, der den Braunschweiger Dingen seit Jahrzehnten nahesteht, erhalten wir folgende Berichtigung:

1) Unbetrauert von seinem Lande ist Herzog Wilhelm nicht gestorben, denn er war der beste Regent, den sich ein Land nur wünschen konnte, da er nirgend mit einem Machtspruch eingriff und das Land sich selbst, total parlamentarisch verwalten ließ, so daß es zu höchster Blüthe gelangte.

2) Er war Junggeselle und liebte Wein, Weib und Spiel, und wer ihm daraus einen Vorwurf macht, ist entweder ein Philister oder ein Heuchler.

3) Von Schulden des Herzogs weiß ich nichts. Dazu war er zu reich, und daß er vom Lande nichts nahm, beweist am besten die Geschichte von der Erhöhung seiner Civilliste um 60 oder 80 000 Thaler. Als ihm das von dem Präsidenten des Landtags vorgetragen wurde, gab er zur Antwort: „Was soll ich mit dem Bettel? Wenn Sie aber Geld übrig haben, dann besolden Sie doch die armen Landschullehrer besser, namentlich die im Harze.“ Man schließe daraus auf seinen ganzen Charakter. Mir hat er keine Wohlthaten erwiesen und keinen Orden verliehen. „Ich denke, Sie sind ein gescheidter Mensch und machen sich nichts daraus,“ sagte er zu mir und fügte lächelnd bei: „Haben Sie schon an mir einen Orden gesehen?!“ Er war ein ehrlicher Mann, der aus seinem Lieben und Hassen kein Hehl machte.

4) Was die Kastellanin von Blankenburg gesagt haben soll, ist Liebedienerei. Es haben auf dem dortigen kleinen Schloßtheater sehr anständige Damen gesungen und gespielt, die nach jeder Vorstellung sofort ehrbarlichst in ihr Gasthaus zurückkehrten, während allerdings das Ballet oben auf dem Schlosse blieb.

5) Wissen Sie, was die Welferei auf's Neue hervorrief? Nicht die Gründe, die Herr v. Strantz anführt, sondern das unleidliche Muckerregiment, das sich unter dem Prinzen Albrecht in Braunschweig breit macht. Nun die Frau Prinzessin so plötzlich gestorben, wird der Regent schwerlich länger in dem ihm unsympathischen Braunschweig bleiben wollen. Wird aber der Schwager unseres Kaisers sein Nachfolger, dann giebt es hier eine Explosion. Im Uebrigen bin ich der Meinung: Braunschweig muß im Interesse des Reichs und trotz allem Zetern der Welfen in Preußen einverleibt werden, schon damit die großmächtigen Kleinstaatler einen heilsamen Schrecken bekommen. Auch der Cumberländer ist nicht unser Mann. Wir haben schon übergenug englische Hände in der deutschen Politik.

## Notizen.

„Bismarck in der französischen Caricatur. Von K. Walther (Stuttgart, Franckh). Ueber die annähernde Zahl der Bildnisse Bismarck's wurde mitgetheilt, daß bis zum Jahre 1866 etwa 26 Einzelporträts erschienen sind, ferner 91 Gruppenbilder, die ihn in irgend einer bedeutsamen oder charakteristischen Action des politischen oder privaten Lebens darstellten; nach jenem Jahre aber 274 Einzelporträts und 376 Gruppenbilder — zusammen also annähernd 700 bildliche Darstellungen. Nicht berücksichtigt sind natürlich in dieser hinter der Wirklichkeit jedenfalls zurückbleibenden Zahl alle Bismarck-Caricaturen, die humoristisch-satirischen Darstellungen des großen Staatsmannes in den in- und ausländischen politischen Witzblättern. Ihre Zahl ist Legion. Napoleon III. und Bismarck, „Louis“ und „Er“, dürften wohl die am meisten von den Caricaturisten abconterfeiten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts gewesen sein, allein auch in diesem Punkte war der „treue, deutsche Diener Kaiser Wilhelm's I.“ dem bei Sedan besiegten Gegner noch „über“. Seinen Handlungen und Bewegungen sind die Zeichner der Witzblätter fast Tag für Tag gefolgt, und der mächtige kahle Schädel mit den berühmten drei Haaren kehrte Jahrzehnte lang beinahe in jeder Nummer des „Kladderadatsch“ des „Ulk“, des „Charivari“ u. s. w. wieder. Die Bismarck-Caricaturen reichen von seinen staatsmännischen Anfängen bis zu den stillen Tagen des „Einsiedlers im Sachsenwald“. Für uns Deutsche ist es nun besonders interessant zu sehen, wie die französischen Caricaturisten den deutschen Realpolitiker aufgefaßt und wiedergegeben haben. Die Verlagshandlung bietet in diesem Heft eine kleine Auswahl besonders charakteristischer Darstellungen in trefflicher Wiedergabe, die insbesondere allen Liebhabern von Caricaturenzeichnungen willkommen sein wird. Prachtvoll ist der Bismarck in Eisenrüstung von A. Willette, der die Lanze in der starken Rechten, den „Reichshund“ neben sich, nächtliche Wache vor schneebedeckten Geschützen hält und den Knochenmann mit den Worten fortweist: „Trotz der Kälte bleibe ich wie immer der Hirte dieser Heerde ... Tod, geh' Deines Weges!“ Der düstere Ernst dieses Bildes wirkt gegenwärtig um so mehr, nachdem der allgebietende Sensenmann den Gewaltigen hinweggenommen hat. Man liest aber auch oft genug das Bedauern heraus: „Weßhalb hat nicht uns das Schicksal einen solchen „eisernen Kanzler“ bescheert!“ Das zeigt sich auch deutlich, wenn man die französischen Spottbilder nach dem Sturze Napoleon's III. mit den nach der Entlassung Bismarck's erschienenen vergleicht: dort giftiger Hohn, grausamer Spott, während sich hier die begreifliche Befriedigung darüber, einen so gefährlichen Gegner los geworden zu sein, im Allgemeinen doch in würdiger Weise äußert. Die erste Darstellung Bismarck's in französischen Witzblättern, die Carteret-Carteret, der emsige Sammler von Caricaturen aller Länder, aufzufinden vermocht hat, ist jenes Porträt von André Gill, das 1867 in „La Lanterne“ erschien und den Kanzler des Norddeutschen Bundes mit dem Körper einer Bulldogge darstellt, wie er seine Mausefalle aufgestellt hat. Der Zeichner konnte damals noch nicht ahnen, welche verhängnißvolle Bedeutung diese Falle, die sich bei Sedan schloß, für sein Land und dessen Herrscher noch bekommen sollte. Von 1862 bis 1870 erschien der Staatsmann in den Witzblättern fast immer bloß als gelehriger Schüler des Decembermannes, mit Staatsstreichanwandlungen und beseelt von ingrimmigem Zorn gegen den Liberalismus. Seit den ersten Niederlagen concentirt sich der ganze Haß der Franzosen auf den Erzfeind Bismarck, dessen Figur unter dem Stift ihrer Zeichner nun etwas Dämonisches annimmt. Voll Ingrimm zeigt uns Pilotell den „Gott der Armeen“ in einem Hinterlader verkörpert. Bellouet bringt auf einer als „Schandpfahlphrenologie“ bezeichneten Darstellung den Kopf Bismarkoff's I. — Letztere Bezeichnung, die sich auf die ebensowohl durch des Kanzlers Staatskunst wie durch die persönlichen Beziehungen seines Königs zum Zaren herbeigeführte wohlwollende Neutralität Rußlands bezieht, sollte dazumal natürlich eine Schmähung bedeuten, während sie ein französischer Staatsmann von heute als höchstes Lob entgegennehmen würde. Auf dem Blatte von Faustin: „Der Schlüssel der Lage“ tobt der grimmige Bismarck als „Wilder an den Mauern“ der belagerten Ville-Lumière. „Wie die Preußen Paris im Januar 1871 nahmen“ steht darunter. Nach dem Friedensschluß beschäftigten sich die französischen Witzblätter nur dann noch mit ihm, wenn ihnen ein besonderer Anlaß dazu gegeben schien, wie z. B. der Fall Schnäbele, die Reisen des Königs Alfons XII. und des Königs Humbert nach Berlin u. s. w. Besonders in den Vordergrund tritt die imponirende Gestalt des Reichskanzlers erst wieder in dem verhängnißvollen Jahr 1888. Ein besonderer Dorn im Auge war den Franzosen das Dreikaiserbündniß, dann als neues Friedensbollwerk der Dreibund. Berlureau stellt den Reichskanzler dar, wie seinen Fingern der Ballon mit der Aufschrift „Triple Alliance“ entschlüpft. In allen Formen und Gestalten kehrt Bismarck in den Witzblättern wieder, so auf einer Caricatur von K. Spolski, die sich an Zola's „Assommoir“ anlehnt, sehen wir Bismarck, der sich im Reichstag so häufig mit dem „Feuerwasser“ zu beschäftigen hatte, Danziger Goldwasser einschenken. Aber auch die geschäftige Industrie bemächtigte sich seiner und fertigte massenhaft Bismarck-Cigarrenspitzen, -Gläser, -Nußknacker u. s. w. Daran knüpft Uzès an, indem er im „Triboulet“ einen mit groteskem Humor erfundenen Bismarckleuchter vorführt. Eine hübsche Spielerei der Künstlerlaune ist der „Bismarck der Kinder“ von Felix Régamey, eine Nachahmung ähnlicher Phantasien unseres Wilhelm Busch über Friedrich den Großen und Napoleon I., endlich seine humoristische Silhouette von B. Moloch: Bismarck, wie er seine Memoiren schreibt. Bei einer zweiten Auflage des hübschen Heftchens würden wir eine neue Durchsicht der Uebersetzung der légendes empfehlen. J'aurais dû claquer il y a dix ans ist falsch übersetzt mit: „Ich hätte vor zehn Jahren zuschlagen sollen“, denn claquer heißt im Gegentheil „sterben“, — nur viel weniger höflich.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

---

**Gustav Fischer, Verlag in Jena.**

Soeben erschien:

**Die Epochen**
der deutschen
**Agrargeschichte und Agrarpolitik.**

Akademische Antrittsvorlesung
von
**Dr. Carl Johannes Fuchs,**
Professor der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg i/Br.

Preis: 1 Mark.

---

# Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

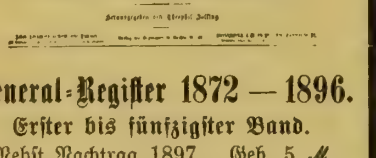
**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

**Völlig neuen Aufschluss** über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's.** **DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. Verlag v. C. J. E. Volckmann, ROSTOCK. Prospect gratis. PROBLEMS.

---

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

**Verlag der Gegenwart**
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Yordan
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

*Zeitschrift für* ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen **eingehend alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Vorsteher maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 29. October 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Politische Ausblicke. Von Contre-Admiral Réveillière (Brest). Uebersetzt und mitgetheilt von Bertha v. Suttner. — Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland. Von Verax. — **Literatur und Kunst.** Ein berühmter Pechvogel. (Johann Gottfried Seume.) Von Emil Moldenhauer. — Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Heinrich Melzer. — **Feuilleton.** Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard. — **Aus der Hauptstadt.** Doctor Dementi. — Die Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerheim. Von Johannes Gaulke. — Anzeigen.

### Politische Ausblicke.

Von Contre-Admiral Réveillière (Brest).

Uebersetzt und mitgetheilt von Bertha v. Suttner.*)

Es steht uns kein Recht zu, die Absichten oder den guten Glauben unseres Nächsten zu verdächtigen. Unter dieser Reserve und mit der gleichen Anforderung beanspruchen wir aber das Recht, unserem Nächsten zu sagen, daß er sich irrt. Dies vorausgeschickt, ist es uns wohl erlaubt, zu sagen, daß unter den lärmenden Schlagworten, die die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, es kaum ein Gefährlicheres giebt, als das „Frankreich den Franzosen", weil alle Begierden es zu ihrem Profit auslegen. Schlecht gedeutet — und das ist's fast immer — wird das Schlagwort zu einem inhumanen.

*

Die Dampfkraft hat Alles verändert auf dieser Welt — bis auf die Routine der Staatsmänner.

*

Der Aufstieg der Menschheit vollzieht sich parallel in der physischen und moralischen Welt; jeder Fortschritt der einen bethätigt sich in der anderen. An dem Tage, da die Menschheitsreligion alle Menschen in eine große Familie vereinen wird, durch Zeit und Raum die Solidarität der Lebenden, der Gestorbenen und der noch Ungeborenen begründend, an diesem Tage werden die Mittel des Güterverkehrs und des Gedankensaustausches die Nationen in dem „ökonomischen Reich" vereinen, welches alle Staaten der Erde umfassen wird.

*

Der Gedanke hat kein Vaterland mehr, sowie die Märkte kein Klima mehr haben, und die Menschheit schreitet vor — der Dummheit der Regierenden zum Trotz — unter dem unausweichlichen Gesetz des „Ueberlebens des Tüchtigeren"; sie schreitet vor, jenem „ökonomischen Reich" entgegen, welches die unendliche Verschiedenheit in der Einheit darstellt, — und schreitet der Einheit des Gedankens entgegen, die das fernste, unserer Auffassung erreichbare Ziel ist.

*

Nicht Ländergebiete gilt es zu annectiren — die wahren Eroberungen werden nunmehr mittels der Banken und der Schulen gemacht.

*

Folgende zwei Grundwahrheiten müssen zur Geltung gelangen: die durch Vernunftschlüsse erlangte Ueberzeugung, daß die Wohlfahrt einer Nation ein Element der Wohlfahrt für andere Nationen, besonders die benachbarten, abgiebt; die Ueberzeugung, daß die kriegerische Herrschaft der Herrschaft des moralischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Einflusses Platz zu machen hat.

*

Unter Individuen ist der Neid ein niedriges Gefühl; unter Nationen — ein dummes.

*

Die Doctrin der Souveränität muß sich entwickeln wie alle Doctrin. Der Begriff der Souveränität der Völker muß sich nach auswärts mit dem überwiegenden Begriff ihrer Solidarität vereinen.

Die Autonomie in der Föderation: Das ist die Formel der internationalen Autarchie.

*

Wirklich Souveränes giebt es nur das eine: die Naturgesetze. Diesen müssen wir, ob wir wollen oder nicht, alle gehorchen. Die Völker können wohl, wie die Individuen, diese Gesetze übertreten, aber dabei verfallen sie anderen hartstrafenden Gesetzen. Wie die Personen, können die Völker thun, was sie wollen — aber auf ihre Verantwortung und zu ihrem Schaden. Gerade so wie Personen, begehen Völker Dummheiten, Irrthümer und Verbrechen, — wie die Personen müssen sie dafür büßen.

*

Die verbrecherischen Narrheiten der Staatsmänner verursachen vorübergehende Leiden — wenn eine Wahrheit entdeckt wird, so ist das für immer. Darum schreitet die Menschheit vorwärts — trotz der Politik.

*

Durch große Gedanken werden die Nationen groß — nicht durch Eroberungen. Was ist von den Eroberungen Dschingis-Khan's übrig? Und der Verlust Elsaß-Lothringens ist das Einzige, was uns von den Eroberungen des Königthums und ersten Kaiserreichs geblieben ist.

*

*) Angesichts der bevorstehenden, vom russischen Kaiser angeregten Friedfertigungs-Conferenz dürfte es von doppeltem Interesse sein, die Ansichten über Staat und Politik, über sociale und ökonomische Verhältnisse kennen zu lernen, die ein als Apostel des Friedens und des Fortschritts, sowie als hervorragender Schriftsteller bekannter ehemaliger Commandant der französischen Marine ausspricht. B. v. S.

Unter dem kriegerischen Regime konnte man sich nur durch den Schaden des Anderen bereichern (denn da war der Boden mit der daran haftenden menschlichen Heerde der einzige Reichthum) unter dem industriellen Regime jedoch kann man sich nur bereichern, indem man den Anderen nützt. Es ist die größte Wohlthat der politischen Oekonomie, daß sie diese Grundwahrheit für den Völkerfrieden verkündet hat.

*

Sowie ein Individuum — es sei denn im Stande purer Wildheit — nicht nur für sich selber arbeiten kann, so kann auch eine Nation nicht für sich allein arbeiten. Die Nation, wie das Individuum, wird vom persönlichen Interesse bewegt; aber der Eigennutz mag immerhin ihr einziger Beweggrund sein, ihre Thätigkeit wird dann nicht minder fruchtbar für Alle. Das große Gesetz der Solidarität, dieses erhabene menschliche Gesetz, versöhnt alle, nur scheinbar gegensätzlichen Interessen.

*

Diebstahl bei Seite — das Individuum bereichert sich nur, wenn es arbeitet, und seine Arbeit verschafft den Anderen mehr Befriedigung als ihm selber — die Gesellschaft beruht eben auf dem Austausch von Dienstleistungen, die von allgemeinem Nutzen sind. Dasselbe gilt für die Nationen.

*

Die Nationen haben Besseres auszutauschen, als Schläge; — nämlich die Gratisgaben der Natur. Denn auch das ist eines der tröstlichsten Gesetze der politischen Oekonomie: In ihren Austauschen tauschen die Völker nur die natürlichen Gratisgüter ein, und zahlen nur durch ihre Arbeit.

*

Wenn Menschen, im wilden Zustande, nur von der Jagd leben, hat jeder Stamm sein Jagdgebiet; dieses Territorium ist sein Reichthum, das er eifersüchtig bewacht. So kann ein Stamm nur auf Kosten des Anderen sich bereichern. Viele Politiker bilden sich ein, „Patrioten" zu sein, weil sie bei den Begriffen der Wilden stehen geblieben sind.

*

Wird nicht eines Tages ein Finanzminister auf die Tribüne steigen, um zu sagen: Mit jener Nation beträgt unser Handel so viel, mit jener so viel, mit unseren Colonien so viel; (Letzteres um Bedeutendes weniger) folglich ist es unser Interesse, mit dieser oder jener Nation freundschaftliche Beziehungen zu erhalten, nicht aber des Colonialbesitzes wegen solche Freundschaft abzubrechen . . .? Vieler Augen würden sich dann öffnen. Ich habe selbst einmal einem Deputirten mitgetheilt, daß unser Handel mit England zehn Mal so stark ist, als er vermuthet hatte. Freilich findet man das Alles in den Statistiken. Aber warum sollten Politiker sich damit plagen? Besteht ihre höchste Kunst nicht eben darin, von Allem reichlich zu reden und Nichts zu wissen?

*

Europa stirbt langsam, aber sicher am bewaffneten Frieden.

*

Wie kann der Krieg verschwinden? Allem Anschein nach, indem er seine zerstörende Action im Raume ausbreitet und in der Zeit einengt. Die kürzesten Kriege werden sich in riesenhaften Verhältnissen, auf unendlichem Theater nach immer längeren Zeiträumen abspielen. Das ist der gesetzmäßige Gang: nach dem Kriege von Stamm zu Stamm, von Provinz zu Provinz, von Nation zu Nation . . . bald wird es der Krieg von Föderation zu Föderation sein, und endlich bricht der Krieg unter seiner Ungeheuerlichkeit ganz zusammen. (Das wäre so der Gang der sich selbst überlassenen Natur. Doch läßt sich annehmen, daß menschliche Vernunft und Gesittung die Erreichung dieses Endziels beschleunigt, indem die Föderationen nicht mehr auf Basis der Gewalt, sondern des Rechtes geschlossen werden. Anmerk. d. Ueb.)

*

Die Ingenieure und Gelehrten arbeiten daran, den Graben auszufüllen, den die Professionisten der Staatskunst gegraben haben. Die Ingenieure und Gelehrten bemühen sich, die Productivität der Arbeit zu erhöhen, die Politiker plagen sich ab, die Arbeit zu sterilisiren. Zum Glück ist die Wissenschaft heute schon kräftig genug, um gegen menschliche Dummheit zu kämpfen. Darum schreitet die Menschheit vorwärts. Etwas hinkend — freilich.

*

Wer die Nationen überzeugen könnte, daß jede von ihnen eine Rolle auszufüllen hat, die bestimmt wird durch: 1. ihre geographische Lage, 2. ihr Klima, 3. ihre Bodenbeschaffenheit und ihre unterirdischen Reichthümer — der wäre der Wohlthäter der Menschheit. Die Massen würden, wenn nicht mehr durch die sogenannten Staatsmänner irregeführt, die ihre Dummheit und ihre Bosheit ausbeuten — sich mit Staunen fragen, warum es so vieler Anstrengungen bedurft hat, um eine so augenfällige Wahrheit an's Licht zu bringen.

*

Wenn mein Arzt eine Brustkrankheit zu behandeln hat, so ist seine erste Sorge, den Patienten am Einathmen vergifteter Luft zu hindern. Wenn er eine Operation vornehmen soll, so trachtet er den Raum, wo die Operation stattfinden wird, erst von jeglichem ansteckenden Keim zu reinigen. Ebenso verhält es sich mit den nationalen Krankheiten: keine Nation wird ihre inneren Krankheiten heilen können, ohne vorher den europäischen Raum desinficirt zu haben. Gewiß ist es die Pflicht jedes Staates, die Leiden seiner eigenen Angehörigen nach Möglichkeit zu lindern; aber der Glaube, daß man ersprießliche innere Reformen einführen kann, ehe man die europäische Föderation gesichert hat, das ist als wollte man Verwundete pflegen — in einem mit Microben verpesteten Saal.

*

Die ökonomische internationale Concurrenz ist die Quelle der größten menschlichen Fortschritte, während die politische internationale Concurrenz, welche keine Daseinsberechtigung mehr hat, zur Quelle eines großen Theiles der uns bedrückenden Uebel geworden ist. Wenn die Nationen des 19. Jahrhunderts den großen Staatsmännern Standbilder errichten, so zeigen sie sich den ihrem blutigen Vizlipuzli Menschenopfer darbringenden Azteken nicht sehr überlegen.

*

Heute besteht der wahre Patriotismus in dem glühenden Wunsche, daß das eigene Vaterland von allen Fortschritten der Menschheit profitire. Der vom modernen Patrioten geträumte Ruhm ist der, sein Vaterland an der Spitze des menschlichen Fortschritts zu sehen.

*

Man macht keinen Gefangenen durch Ueberredung — daher war der Krieg eine Nothwendigkeit unter der Herrschaft der Sclaverei. Der Sclave war die unentbehrliche Maschine zur Ausbeutung der Naturreichthümer. Die Alten, welche den Dampf nicht vorhersehen konnten, hatten Recht, die Sclaverei als eine fundamentale Einrichtung zu betrachten und die Nützlichkeit des Krieges zu verkünden, welcher ja dieser Einrichtung den nöthigen Stoff zuführte. Ohne Zweifel, die allmälige Befreiung des Sclaven und seines Surrogats — des Leibeigenen — unter dem doppelten Einflusse des materiellen und moralischen Fortschritts, hat der Nützlichkeit des Krieges ein Ende gemacht. Dennoch, bis zum Eintritt der großen Industrie und bis zur Umwandlung der localen Märkte in einen Weltmarkt, konnte man noch, als Schatten eines Grundes, die Nothwendigkeit der Eroberung auswärtiger Märkte angeben. Aber jetzt, da die Maschine den Menschen befreit hat, und wo die Aufhebung der Entfernungen aus der Erdkugel einen einzigen Markt gemacht hat, welchen Grund kann man noch zu Gunsten des Krieges vorschützen?

*

Es ist heute für eine entwickelte Intelligenz nicht mehr möglich, sein Vaterland zu lieben, ohne die Menschheit zu lieben, ebenso wenig als es einem Bretagner möglich ist, die Bretagne und nicht auch Frankreich zu lieben.

*

Wird Europa, das von Geisteskrankheit ergriffen ist, wieder zu geistiger Gesundheit gelangen? Man fragt sich mit Bangen, ob in seinem Staatenwahn (von dem der Protectionismus und die Ausbreitungswuth die gefährlichsten Formen sind) unser Erdtheil in auswärtigen Kriegen oder im Bürgerkrieg zu Grunde gehen wird. Denn der Bürgerkrieg lauert auf uns — in Folge des Elends, welches seinerseits eine Folge der unsinnigen Rüstungen ist? Werden wir sterben, ehe wir das Heilmittel angenommen? Nämlich das europäische Schiedsgericht.

*

Der Socialismus, indem er die socialen Fragen über die politischen erhebt, arbeitet mit Erfolg daran, die Völker von dem unheilvollen Blödsinn der „Extensiomanie" zu heilen. Damit leistet er einen großen Dienst, für welchen ihm die künftige Menschheit dankbar sein, und wegen dessen ihm viel verziehen werden wird.

*

Das geistige Capital — welches viel fruchtbarer ist, als das andere — ist zum Glück unberührbar. Glücklicherweise entzieht es sich, seiner Natur nach, der Einwirkung der Politik. Das geistige Capital — das Werk der Männer der Wissenschaft — ist es, welches gestattet, ziemlich rasch die fürchterlichen Zerstörungen materiellen Capitals wieder gut zu machen, deren Verantwortung auf die Barbarei der Staatsmänner fällt. Dieses geistige Capital ermöglicht den Völkern das Leben und sogar das Gedeihen, trotz der Verschwendungen und Plünderungen der Politiker.

*

Die Menschheit geht etapenweise vorwärts —; die Etape des 20. Jahrhunderts wird die Einsetzung eines ständigen europäischen Schiedsgerichtes, das in den Streitigkeiten der Nationen unseres Erdtheiles Urtheil sprechen wird.

*

Grenzen versetzen, fügt Vielen Leid zu, macht Niemandes Glück aus und vermehrt um nichts die Reichthümer, über welche die Welt verfügt.

*

Die Maschine und die Idee: das sind die beiden Vehikel des Fortschritts. Was war doch die Wirkung aller Kriegsthaten im Vergleiche mit dem Einfluß Watt's oder Jesu!

*

Vielleicht schon in nächster Zeit wird man es eben so einfach finden, die Menschen und die Menschengruppen ihre Nationalität frei wählen zu lassen, sowie man sie ihren Glauben wählen läßt.

*

Der Tag wird kommen, wo die Naturalisation von Provinzen sich ebenso leicht wird bewerkstelligen lassen, wie die Naturalisation von Personen in Amerika und Australien.

*

Wird der neue Messias nicht bald geboren werden, der Freiheitbringende Ingenieur, der durch die Lösung des Flugproblems bewirken wird, daß die ganze altmodische Maschinerie unserer Staatsmänner zum alten Eisen geworfen werde? Die ökonomische Entwickelung unseres Jahrhundertendes würde einen Ueberfluß ergeben, wenn die Staatsmänner es sich nicht zur Aufgabe machten, ihre Landesangehörigen und ihre Nachkommen zu ruiniren.

*

Die zum Schutze der Bevölkerungen eingesetzten Regierungen verzehren heute deren Substanz.

*

Die Extensiomanie ist ein reiner Blödsinn geworden, seit der so außerordentlichen Entwickelung des beweglichen Vermögens. Man kann ein Land besser erobern, wenn man seine Eisenbahnen, als wenn man seine Festungen besitzt.

*

Die Völker werden von der Extensiomanie curirt werden, wenn sie erkennen lernen, wie unbedeutend die politischen neben den ökonomischen Thatsachen sind.

*

Der Geisteshorizont hat sich um so Vieles erweitert, als unser Planet durch die Dampfkraft verengert worden ist. Heute umfassen die Sorgen jedes civilisirten Menschen die ganze Welt.

Die Erfindung Aders, welche es ermöglicht, in der Minute 150 statt 95 Buchstaben durch den unterseeischen Telegraphen zu leiten, hat eine größere Bedeutung für die Erreichung des Endziels der Cultur — die geeinigte Menschheit — als all' die unheilvollen und blutigen Grenzverschiebungen. Die alljährlichen Friedenscongresse, die interparlamentarischen Conferenzen mit ihren Centralämtern in Paris, sind ein Vorzeichen von dem Erlöschen der Extensiomanie bei den vorgeschrittenen Völkern.

*

Die deutschen Socialisten haben ein sehr deutliches Programm formulirt, das Erfurter Programm. Sie befürworten die Aufhebung der Zölle und der Heere. Die Handelsbeziehungen der Staaten werden ebenso geregelt werden, wie es jetzt die Beziehungen der Provinzen im selben Staate sind, und Europa wird dann im Genusse einer föderativen Organisation sein. Trotz der gekrönten Häupter und trotz der Staatsmänner schreiten wir der Verwirklichung dieses Programms entgegen.

*

Heutzutage sind alle Fortschritte der Menschheit dem intellectuellen und ökonomischen Fortschritt zu danken — und alle seine Unglücksfälle dem politischen und kriegerischen Wettbewerb.

*

Europa ist — in ökonomischer Beziehung — zwischen den alten und den jungen Völkern eingezwängt. Bei den alten asiatischen Völkern ist der Preis der Tagelöhner lächerlich klein; die jungen Völker Amerikas und Australiens sind nicht mit unserem alten Werkzeug belastet, noch mit dem schweren Gepäck unserer verjährten Einrichtungen und Vorurtheile; sie profitiren von unseren Erfindungen und unseren Versuchen und haben keine unserer erdrückenden Abgaben zu entrichten. Augenblicklich haben wir über sie den Vortheil einer großen Aufhäufung von Capitalien. Unsere Lage ist aber darum nicht minder prekär, und der Ruin ist uns in kurzer Frist sicher, wenn wir nicht, durch die europäische Föderation, eine Erleichterung unserer Lasten zu erreichen trachten, indem wir unsere Rüstungskosten bedeutend einschränken.

*

Welcher Gegensatz! . . . Einerseits ist es den Gelehrten gelungen, den europäischen Nationen die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, sich zu verbünden, um gemeinschaftlich eine Menge gemeinschaftlicher Fragen zu lösen, denen gegenüber sie machtlos wären, wenn sie sich in ihrer Abgeschiedenheit verhielten; — andererseits ist es den Staatsmännern nicht minder gelungen, die Nationen heerdengleich innerhalb ihrer Grenzen zusammenzupferchen — um sie besser scheeren zu können. Aber man wird so lange gegen Pest und Cholera Bündnisse machen, indem man sie in Suez aufzuhalten versucht, oder gegen die Insecten zum Schutz der Zaunkönige und Meisen, bis man endlich auch beim politischen Bündniß anlangen wird, oder doch wenigstens beim Schiedsgericht zur Schlichtung der europäischen Streitfragen.

*

Wie sich das Individuum freut, jener Einheit anzugehören, die man Nation nennt, so wird sich die Nation glücklich fühlen, ein Glied des europäischen Bundes zu sein.

---

## Ultramontaner Bruderzwist im Reichsland.

Bei den Reichstagswahlen dieses Sommers ist im Reichslande die deutsche Sache unterlegen, schlimmer als im Jahre 1893. Nach der Wahl hat sich die mitgeschlagene Regierung von der verbreitetsten unter den ultramontanen Tageszeitungen, von dem in Straßburg erscheinenden „Elsässer", in einer aller Autorität Hohn sprechenden Weise den Text lesen lassen, ohne dagegen einzuschreiten. Das hat Wochen lang gedauert, war doch die Hauptleistung eine Serie von dreizehn „Wahlbriefen" von ausgesuchter Bosheit und Hetzarbeit. Zu diesen Angriffen hat das „führende Blatt" des Centrums, die Kölnische Volkszeitung, geschwiegen, denn die Ultramontanen regen sich nicht auf, wenn die religiösen Vorschriften über die der Obrigkeit zu erweisende Ehrfurcht verletzt werden; der betreffende Theil des christlichen Religionsbestandes ist bei ihnen der „Taktik" und der „Freiheit" überlassen. Jetzt freilich ist die Kölnische Volkszeitung, den Spuren der Historisch-politischen Blätter folgend, in's Feld gerückt. Aber es handelt sich auch nicht darum, die Obrigkeit zu vertheidigen, sondern darum, daß die „einheimischen" Ultramontanen von einer Verschmelzung mit dem Centrum nichts wissen wollen. Für diese Parteifrage dürfen Papier und Druckerschwärze nicht gespart werden. Also, eine Parteifrage. Sie hat jedoch auch für Nichtultramontane Bedeutung, schon deßhalb, weil sie auf Strömungen der öffentlichen Meinung in Elsaß-Lothringen Licht wirft, die stark und wichtig genug, aber, wie alles Reichsländische, im übrigen Deutschland fast unbekannt sind. Es ist deßwegen eine ausführliche Besprechung gerechtfertigt.

Das Wort führt in der Kölnischen Volkszeitung ein altdeutscher Katholik, der im Lande wohnt und mit dem Lande genau bekannt ist. Es ist ihm mit seiner Sache durchaus Ernst, es fehlt ihm auch nicht an Gründen dafür, und er schreibt zugleich lebhaft und, im Ganzen, mit Haltung. Er bestreitet nicht, daß die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen auch für das Centrum und für die altdeutschen Ultramontanen — für die altdeutschen Katholiken, wie er sich stark annexionistisch ausdrückt — eine schwere Niederlage gewesen seien. Er bedauert das vom „katholischen" Standpunkt sehr lebhaft; der deutsche Standpunkt bleibt als nebensächlich oder wohl gar störend ganz unerwähnt. Die Sache ließe sich jedoch, meint er, wieder gut machen, nämlich dadurch, daß sich die Gewählten, ihrer katholischen Farbe entsprechend, dem Centrum anschlössen. Für sich selbst vermöchten sie ja doch nichts, sei es doch auch nur das Centrum, das sie bisher im Kampf gegen Diktatur und sonstige Ausnahmegesetze gefördert habe. Diese ausschlaggebende Unterstützung könne auch verwirkt werden. Namentlich dann, wenn die elsaß-lothringischen Katholiken das Schlagwort: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, so aufzufassen fortführen, daß ihnen ein „Eingeborener" pur sang, der Protestant ist, lieber sei als ein noch so waschechter Katholik von „deutschem" Blut, als etwa der im Lande geborene echte Sohn von altdeutschen „Katholiken". Das Schlag- und Loosungswort selbst sei ja recht, bedürfe jedoch der Ergänzung im Sinne katholischer „Parität". In diesem Sinne angewendet und gemeinschaftlich verfochten, müsse es, mit Hülfe der Centrumsmacht, zur „katholischen" Eroberung des größtentheils katholischen Landes führen. Was sei, dagegen gehalten, das Hegen und Pflegen alter Erinnerungen? Wie viel politischer handelten doch die einheimischen Protestanten! „Sie sprechen in ihrem Hause und unter sich ungestört Französisch und pflegen nicht mehr und nicht weniger den deutschen Geist in ihren Familien als die Katholiken; aber in richtiger Witterung (ein edles Wort!) entziehen sie denjenigen ihrer Glaubensgenossen, welche sich mit dem neuen Regime ausgesöhnt haben und ihm zu Diensten stehen, keineswegs ihr Vertrauen. Mit einem Wort, sie stellen ihre Neigungen und Abneigungen nicht geräuschvoll zur Schau, markiren (wie hübsch ausgedrückt, aber wahr!) markiren den friedlichen Bürger und — nähren sich redlich."

Den Anlaß zu diesen Ausführungen hat dem Artikelschreiber der Kölnischen Volkszeitung die herausfordernde Haltung des in französischer Sprache erscheinenden Journal de Colmar gegeben. Dessen geistlicher Redakteur, der „Abbé" Wetterle, ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Die Antwort ist sogar recht kräftig ausgefallen. So heißt es unter Anderm in dem „dernier mot" des Herrn Wetterle von seinem Gegner: Là dessus laissons le roquet aboyer à nos chausses. Wir fürchten, daß unsern Lesern dieser Vergleich nicht schmackhaft erscheinen wird, und enthalten uns deßhalb einer weiteren Blumenlese; reicht doch diese eine Stilblüthe zur Charakteristik aus, und auch dazu, zu illustriren, wie sehr es an der Zeit war, dem Reichsland größere Preßfreiheit zu gewähren. Viel lieber würden wir versuchen, dem Leser die betreffenden Artikel Herrn Wetterle's ihrem Inhalte nach zu skizziren. Aber das ist sehr schwer, ja unmöglich. Nicht daß Herr Wetterle über eine Fülle von Gedanken verfügte; im Gegentheil, er kommt für seine ganze schriftstellerische Thätigkeit mit drei oder vier aus, bestenfalls mit einem halben Dutzend. Aber diese Variirung im Ausdruck, diese Art, wie er die wenigen Gedanken ausspinnt, zusammen- und durcheinanderwirft, dieses „Selbstbewußtsein", das grobe Salz, das merkwürdig geläufige Französisch, ein kunterbuntes, fremdartiges Bastard-Französisch, das den élan durch Radau „markirt": das Alles ist durch keinen Auszug annähernd wiederzugeben, kann nur im Original gekostet werden. Gekostet, sagen wir, genossen und bewundert, sagen sehr viele Leute im Elsaß. Wir müssen uns begnügen, können uns aber auch nach dem Bemerkten damit begnügen, den kargen Gedankenvorrath, wie er immer wiederkehrt, möglichst getreu anzuführen. Er lautet so: Wir Elsaß-Lothringer sind nicht gefragt worden, als wir annektirt wurden, also — man achte auf die logische Kraft dieses Ergo — also hat Deutschland ein für alle Mal das Recht verwirkt, zu wissen, wie wir gesinnt sind. Das ist unser Geheimniß, das man achten muß. Wir brauchen nur Steuern zu bezahlen und den Militärdienst zu leisten. Das thun wir — daß sonst der Büttel käme, verschweigt Herr Wetterle. Das thun wir, erklärt er emphatisch, und darum müssen uns dieselben politischen Rechte eingeräumt werden wie Denen, die sich als Deutsche fühlen. Unsere Ausnahmestellung mit Diktaturparagraph und so weiter — die Specificirung des „und so weiter" wird durch Superlative ersetzt — unsere Ausnahmestellung ist nicht bloß ungerecht, sondern auch wegen unseres allbekannten „Gesetzessinns" überflüssig — wir schimpfen nur, ballen die Faust in der Tasche, hetzen und terrorisiren unter der Decke. So fügen wir als Kenner des Landes hinzu. Herr Wetterle fährt fort: Vor Allem widerspricht unsere Ausnahmestellung unserem ebenso allgemeinen wie lebhaften Gefühl für dignité. (Für die Art von dignité etwa, von der Herr Wetterle eine Probe giebt, indem er einen Andersdenkenden als Hund titulirt?) Bis unsere Ausnahmestellung beseitigt ist, müssen wir uns vermöge unserer dignité abseits halten, auch vom Centrum, als elsaß-lothringische Landespartei. Wird erst die Ausnahmestellung beseitigt, dann freilich. Ja! was dann? Das erfahren wir nicht, können es aber ergänzen: Dann wird sich ein anderer Vorwand dafür finden, an der französische Insel im Deutschen Reiche festzuhalten, weiter zu schimpfen

weiter zu hetzen, weiter zu terrorisiren. Jedenfalls, und damit schließt Herr Wetterle, gehört das Land uns, wir sind es ja, die die Steuern bezahlen. Darum: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern! Ein Tropfen deutschen Bluts in einem Beamten des deutschen Reichslands ist ein unerträgliches Stück der gehässigen Ausnahmestellung. Die „Reinheit" des Blutes, das ist die Hauptsache; die Confession kommt erst in zweiter Reihe. Wie sollte es übrigens möglich sein, daß ich, der katholische Geistliche, als Endzweck etwas Anderes als das Wohl der Kirche im Auge hätte? In den höchsten kirchlichen Kreisen weiß man das recht gut. Hat es doch nur von mir abgehangen, in violettnen Strümpfen auf dem Champ de Mars in Colmar spazieren zu gehen und den Monseigneurtitel zu führen. Ich habe nicht gewollt, denn mir genügt das Bewußtsein, als Colmarien de vieille souche von einer alten Wurzel abzustammen.

So lautet die Weise, die Herr Wetterle jahraus, jahrein zum Besten giebt, mit dem Nativismus als Schluß- und Kehrreim. Das Burleske an der Schilderung muß der Leser mit in Kauf nehmen; anders ist Herr Wetterle nicht getreu zu schildern. Aber, das ist ja Alles zum Lachen, werden unsere Leser denken. Als Schauspiel, gewiß! Und nicht weniger sicher ist es, daß sich von uns Altdeutschen recht viele an diesen Capriolen ergötzen, indem sie zugleich Herrn Wetterle wegen seines herrlichen Französisch bewundern und — beneiden. Allein das politische Leben ist kein Schauspiel, so sehr auch diese Meinung unter den „gebildeten" Deutschen der Gegenwart verbreitet ist, sondern eine sehr ernste Wirklichkeit, und wir nehmen alle an der Verantwortung dafür theil. Und als eine Wirklichkeit fassen auch die meisten Leser des Journal de Colmar, dessen „einheimische" Leser, die Oberelsässer namentlich, Katholiken und Protestanten, die wüthigen Tiraden des Herrn Wetterle auf. Ihnen spricht er aus dem Herzen. Er drückt nur aus, was ihnen, bei dem Einen klarer, bei dem Anderen halb unbewußt, in der Seele lebt. Daß er immer, um euphemistisch, ohne dignité zu reden, den stärksten Ausdruck verwendet, daß seine Beweisführung regelmäßig in Schimpfreden besteht oder in solche ausmündet, ist diesen Lesern nicht anstößig, denn der Elsässer, der Oberelsässer zumal, neigt zur Derbheit in Wort und That. Herr Wetterle beschäftigt und befriedigt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, Gemüth und Phantasie seiner „Kompatrioten", denn Volksgemüth und Volksphantasie wollen immer Nahrung haben, und sie nehmen, wenn es an der rechten Nahrung fehlt, mit Surrogaten vorlieb. Die deutsche Gegenwart hat es nicht verstanden, auf das Bedürfniß einzugehen, und nur dadurch, daß die Abneigung gegen diese Gegenwart genährt wird, läßt sich die Liebe zur französischen Vergangenheit aufrechterhalten; diese müßte sonst der Macht der Gewohnheit erliegen. Das weiß Herr Wetterle sehr wohl und verfährt darnach. Andere wissen und üben es auch, aber er versteht's am Besten. Seine logischen Kreuz- und Quersprünge dabei stören nicht, falls sie überhaupt bemerkt werden; auch sie entsprechen ja der Stimmung, und wann hätte je bei der Menge starke Empfindung nach Folgerichtigkeit gefragt? Die Leute sind auch geistig keineswegs verwöhnt, und so gilt ihnen der Bombast Herrn Wetterle's als erhabener Schwung, sein Renommiren als echter Mannesmuth. Genug, er wird gelesen und geschätzt, macht nicht nur in öffentlicher Meinung, sondern macht wirklich welche. Eine Hauptwaffe dafür ist, daß er französisch schreibt, denn der derbe Elsässer will zugleich ein feiner Franzose sein. Auch das gehört in's Gebiet der Volksphantasie. Die Pflege und Ueberschätzung alles Französischen, der Sprache insbesondere, durch uns Altdeutsche trägt dazu bei, dieses unnatürliche Streben lebendig zu erhalten. Es geht bis tief in das sogenannte gemeine Volk. Es erhält sich ja nur auf unsre Kosten, aber in den 27 oder 28 Jahren hat es eher zu- als abgenommen.

Durch alle diese Umstände und durch seine außerordentliche Rührigkeit ist Herr Wetterle in den Bezirkstag des Oberelsasses gekommen und dann, zwar nicht in den Landesausschuß, weil er für das Schema unsrer Notabeln zu unbändig ist, wohl aber bei den letzten Wahlen in den Reichstag. Er hat sogar den Herrn Preiß wieder in den Reichstag gebracht, trotz des Widerstandes in seiner Partei gegen diesen Candidaten, der Protestant ist und es richtig verstanden hatte, sich zwischen zwei Stühle zu setzen; der Einfluß und die Agitation Herrn Wetterle's haben sowohl Fehler wie Abneigungen wettgemacht. Diese ganze Laufbahn hat Herr Wetterle sehr schnell zurückgelegt: er ist noch jung, in den sechziger Jahren geboren, und hat sein Blatt erst 1894 gegründet.

Man sieht, die Ausführlichkeit der Betrachtung, die wir Herrn Wetterle gewidmet haben, ist wohl gerechtfertigt. Denn er ist, soweit self made man, keine ansprechende, aber interessante Persönlichkeit, und, soweit er von fremden Einflüssen getragen worden ist, gehören diese weniger der Vergangenheit, als der unmittelbaren Gegenwart an. Es handelt sich in ihm um eine durchaus actuelle Erscheinung, seine Wirksamkeit reicht tief und weit. Dieser wunderliche Führer hat nämlich Truppen, willig folgende Truppen, die er fortgesetzt schult und — sit venia verbo! — begeistert; mit den Gegnern im eigenen Lager wird er allem Anschein nach immer leichter fertig. Er ist der Führer der „Jungen" in diesem Lager, denn der heimlichen Protestler, und die „Jungen" gewinnen die Oberhand über die „Alten", je länger, desto mehr. Ertheilt doch sogar der Bischof von Straßburg, obgleich ein Altdeutscher, Volksversammlungen, die von den „Jungen" abgehalten werden, seinen oberhirtlichen Segen. Mit der Behandlung Herrn Wetterle's per Bischof ist es also nichts mehr, selbst wenn wir uns auf so etwas verständen. Nun gar die „Geisteswaffen" der „Zufriedenheitslegende" sind rostig geworden; die der Wahrheit, die allein echten, werden zurückgestoßen. Bleibt nur die Behandlung per Dictaturparagraph: ein ultimum refugium, der „Freiheit" verhaßt, und für Herrn Wetterle zu viel Ehre.

Wir halten Herrn Wetterle's Preßthätigkeit für recht gefährlich. Außer den schon erörterten Gründen möchten wir noch einen anführen. Seine wüthigen Tiraden — der Ausdruck muß wiederholt werden, weil er allein die Sache trifft — diese Tiraden halten ja nicht vor dem Urtheil Stich. Aber, wer wendet denn in Dingen, bei denen die Leidenschaft mitspricht, das Urtheil an? Die Jugend sicher nicht. Und unsre Jugend im Lande, die akademische z. B., ist es, die in erster Reihe das Journal de Colmar liest, man muß sagen, verschlingt. Die Jugend nimmt Alles, was ihr als Ernst geboten wird, auch als Ernst auf. Ihre Logik ist entsprechende That. Kann es nicht zur That kommen — und dazu wird es wohl bei uns nicht so leicht kommen, wenigstens nicht allgemein —, so verwandelt sich der Jugend solche Nahrung in Gift. Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, so heißt es von allen Seiten. In einem gewissen Maaße ist das Schlagwort schon jetzt Wirklichkeit und muß es immer mehr werden. Ist es gut, wenn unsre Jugend mit Gift im Herzen dem Kaiser schwört? Als Soldaten, als Beamte?

Der Leser wolle selbst den angeschlagenen Gedanken ausdenken. Wir dürfen jedoch auf seine Zustimmung rechnen, wenn wir hinzufügen, daß die deutsche Auffassung von Obrigkeit kein Spielen mit dem Feuer zuläßt. Es ist die Pflicht der Obrigkeit, und auch ein Stück von ihrer Ehre, Unheil zu verhüten. Ist kein Unheil zu befürchten, wenn unausgesetzt Haß und Verachtung gegen die Wurzeln geordneten Staatslebens gepredigt werden? Ist dergleichen Ordnung, verträglich mit der Ordnung? Wir sagen nein, und der Leser mit uns. Und am Wenigsten kann dergleichen in unserem doch wahrlich noch nicht assimilirten Reichslande zulässig sein, wo sich die Predigt von Haß und Verachtung gegen Alles richtet, was deutsch ist. Ausnahmszustände verlangen Ausnahmsgesetze.

Ist das, was wir im Laufe dieser Erörterung an Herrn Wetterle, und indirekt an seinen zahlreichen Unterführern und Genossen verwerflich und gefährlich gefunden haben, dasselbe, was die Kölnische Volkszeitung oder ihr Gewährsmann an ihnen auszusetzen hat? Keineswegs. Ginge es nach der Meinung dieses Gewährsmannes, so könnte Herr Wetterle mit den Seinigen im Lande schalten und walten wie er nur wollte; das Wie haben wir ja gesehen. Nur müßten Herr Wetterle und die anderen Mitglieder der sogenannten Landespartei, Herrn Preiß vielleicht ausgenommen, dem Centrum beitreten, als Hospitanten etwa, und dann müßte noch Herr Wetterle seinen Nativismus zu Gunsten von „entschiedenen und charakterfesten Katholiken", von Centrumsmännern also, einschränken. Alle Gefahren, die der deutschen Sache aus den Folgen der „Freiheit" erwachsen würden, werden leichten Herzens in Kauf genommen, nicht einmal der Erwähnung und Abwägung werth erachtet. Das ist ein Beweis von Parteigeist, der nicht streng genug verurtheilt werden kann. Gott behüte uns vor unsren Freunden! Kann ein Vertreter der deutschen Sache etwas Andres dazu sagen? Und, wenn Herr Wetterle diesem Gegner, statt roher Beleidigung, vorgehalten hätte: Seht, so sind die Deutschen! Dieser Mann will einer sein, ist schon lange im Lande, kennt es genau, und sein ganzes Interesse an uns beschränkt sich darauf, daß er uns für seine Partei einheimsen will. Und da soll Liebe zum deutschen Wesen in unsre Herzen einziehen? — wenn der Wetterle'sche Gegenangriff so gelautet hätte, so hätte er ja nur als argumentum ad hominem Werth gehabt, für das Pro et contra in der deutschen Sache selbst gar keinen, aber der aufrichtige Anhänger dieser Sache hätte trauernd eingestehen müssen, daß unter ihren vorgeblichen Dienern nicht wenige einen ähnlichen Vorwurf, und fast alle den der nationalen Gleichgiltigkeit verdienen. Verax.

## Literatur und Kunst.

### Ein berühmter Pechvogel.

(Johann Gottfried Seume.)

Von Emil Moldenhauer.

Der einst glanzvolle Name des Spaziergängers nach Syrakus ist heute verblaßt. Seine moralisirenden Dichtungen mit ihrer nüchternen Redseligkeit, die sich selten unter einem Dutzend Verse begnügt, oft aber bis 30 und 50 Strophen für ein Gedicht braucht, sind heute kaum noch genießbar; nur der „Wilde" mit seinen noch immer lebendigen geflügelten Worten: „Europens übertünchte Höflichkeit" und „Wir Wilden sind doch bessere Menschen und er schlug sich seitwärts in die Büsche" ist uns noch aus dem Schullesebuch geläufig. Auch das andere geflügelte Wort:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder" —

hat der Volksmund aus einem wortreichen Vierzeiler Seume's für den täglichen Gebrauch condensirt. Höher stehen seine Prosaschriften; besonders der culturgeschichtlich merkwürdige und stilistisch gelungene „Spaziergang nach Syrakus" wird mit Recht noch heute gelesen. Das ist aber auch Alles. Wilhelm Scherer's Literaturgeschichte widmet Seume noch nicht einmal eine halbe Zeile! Und doch gehörte er um die letzte Jahrhundertwende zu unseren berühmtesten Schriftstellern und wurde in einem Athem mit Goethe und Schiller genannt. Es läßt sich das nur durch den Zauber nicht seiner Schriften, sondern seiner Persönlichkeit und ihrer rein menschlichen Schicksale erklären. Seume, der stahlharte, wackere, gutherzige, aber vielfach absonderliche Mann ist einer der größten Pechvögel unserer Literatur.*)

Schon in der Wahl seiner Eltern zeigte sich sein stereotyper Unstern. Es waren eng begrenzte, echt ländliche Verhältnisse, welche Seume in seiner ersten Jugend umgaben. Das Haus seines Vaters, sein Geburtshaus, war mit Stroh gedeckt und stand inmitten des Dorfes Poserna bei Weißenfels. Den geräumigen Hof neben dem Hause begrenzten die weiter zurücktretenden Wirthschaftsgebäude, hinter denen sich ein großer Obstgarten befand, der sich bis zum Uferrande des Dorfbaches, der Rippach, erstreckte. In diesem Garten, dem Tummelplatz des Knaben, streifte der Tod zum ersten Mal sein junges Haupt. Im Alter von etwa drei Jahren wurde er von dem Geäst eines fallenden Baumes, der im Garten ausgerodet werden sollte, getroffen, und seinen Eltern für todt in's Haus gebracht. Alle Bemühungen, das Kind in's Leben zurückzurufen, schienen erfolglos zu sein, und schon trafen die verzweifelnden Eltern Anstalten zur Beerdigung, als der Knabe nach mehr als zwölfstündiger Betäubung das sehr verletzte linke Auge aufschlug und wieder zum Leben erwachte. Von den damals erlittenen Quetschungen blieb außer einem Fleck im linken Auge, den man bei Seume noch in seinem zwanzigsten Lebensjahre wahrnehmen konnte, nur wenig zu sehen, doch der Pechvogel war nun einmal gezeichnet. Aber weiter! In Knautkleeberg hatte Seume's Vater zuletzt ein kleines Anwesen mit etwa sechzehn Ackern Feld besessen, das er nach Ablauf eines Pachtvertrages kurz vor seinem Tode gekauft hatte. Auf diesem Grundstücke lastete Frohne. Es gab aber für den stolzen Charakter des alten Hitzkopfes nichts Niederdrückenderes als diese Frohndienste, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sogleich Alles zu Grunde gehen sollte. Hieran knüpfte sich eine der schmerzlichsten Jugenderinnerungen Seume's. Als sein Vater immer kränker wurde und oftmals von der Frohnarbeit weg nach Hause gehen mußte, weil die Kräfte ihm zu versagen begannen, machten die anderen Arbeiter, wie auch der Vogt, bittergrobe Bemerkungen darüber, die den rechtschaffenen Mann in tiefster Seele schmerzten. Noch drei Tage vor seinem Tode wurde er in dieser Weise gekränkt, und der kleine Gottfried war Zeuge dieses häßlichen Vorfalles, den er sein Leben lang nicht wieder vergessen konnte, ja er bezeichnete ihn selbst als eine Mitursache seiner späteren concentrirten, nicht selten finster mürrischen Sinnesweise.

Als der Vater starb, blieb die Familie in sehr ärmlichen Verhältnissen zurück, doch hatte Seume wenigstens das Glück, in dem edlen Grafen Hohenthal einen Gönner zu finden. Mit seiner Unterstützung durfte er das Gymnasium besuchen, wo er sich auszeichnete, und sogar die Leipziger Hochschule beziehen, wo er Theologie studiren sollte. Als ihn aber der Graf als Freigeist aufgeben wollte, verschwand er eines Tages, um im kopflosen Eigensinn — „Narrheit" nannte er es später selbst — nach Frankreich auszuwandern, und fiel dabei hessischen Werbern in die Hände. Er schrieb später an einen Freund: „Gleich einige Tage nach meiner Ausflucht, da ich nach Frankreich wandern wollte, fanden es die Hessen, als ich ganz unschuldig einen Schwanz von ihrem Gebiete auf der Frankfurter Straße passirte, nach ihrer Gewohnheit für dienlich, mich als einen Fremden ad saccum zu nehmen. Da hier kein Protestiren etwas half, mußte ich mir den Arrest gefallen lassen, und mich bequemen, mit nach Ziegenhain zu schlendern. Du weißt, daß ich immer ein Kerl war, der mit über den Graben springen durfte, und der für seine Portion

*) Eine ganz vortreffliche neue Biographie von Gustav Planer und Camillo Reißmann ist in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig erschienen. Nicht nur daß sie eine Menge bisher ungedruckter Briefe und Gedichte Seume's veröffentlicht, auch die Darstellung seines Lebens und Dichtens zeichnet sich durch Schönheit des Stils, treffliche Composition und gewinnende Herzenswärme aus. Die Schrift verdient ein Volksbuch zu werden.

Leben eben nicht die zärtlichste Sorge trägt. Der Transport war ungefähr 1500 Mann stark, und unter diesen entspann sich ein kleines Complot von etwa 100 Mann, weil es Niemandem behagen wollte, sich so ohne sein gegebenes Gutachten mit den armen Teufeln von Amerikanern zu schlagen, denen wir Alle herzlich gut waren, und alles mögliche Glück wünschten. — Man hatte Lust, mich mit in eine Flucht-Entreprise zu flechten, und da mich meine Incarcerirung selbst auch ziemlich mürrisch machte, war ich nicht abgeneigt, eine der ersten Rollen am Ruder zu spielen, wenn mich nicht ein Fuchs von einem preußischen Deserteur von der Artillerie, mein Kamerad, und eine abgeschliffene Seele in dergleichen Fällen, gewarnt und zurückgezogen hätte. Ich entfernte mich also von den Sessionen, kam nicht in den Kriegsrath, und weigerte mich schlechterdings, eine Feder anzusetzen, und entging dadurch der Verdrießlichkeit, mich mit hängen zu lassen. Der Entwurf scheiterte; die Rädelsführer und Hauptpersonen, weil man unmöglich die ganze Menge setzen konnte, wurden ergriffen, und der Hof (des Kriegsgerichts) setzte mit exemplarischer Genauigkeit den abscheulichen Verbrechern ihre Strafen fest, vom Galgen an stufenweise herunter, bis zu der großen Gnade von zwei Tagen Gassenlaufen (Spießruthen), jeden Tag zwölf Mal, und nach Kassel in die Eisen. Wie froh war ich, daß mich der Cataracte nicht mit ergriff, obschon die armen Teufel so ehrlich in die Karre wandelten, als wir nach Amerika. Der Buchhalter Faucit (der englische Bevollmächtigte bei diesem Seelenverkauf, Oberst Sir William Faucitt,) empfing uns auf der grünen Wiese bei Bremerlee (Bremerhafen), besichtigte jede Rotte mit dem Falkenauge eines verständigen Kaufmanns, und ließ die Fracht einpacken." So kam also unser Pechvogel wider Willen auf das Schiff, das ihn und die Andern nach Amerika brachte. „Ein solches Gemisch von Bosheit und Elend habe ich nie angetroffen als hier; aber nicht durchgängig. Hier lagen in einer Bettstelle zusammen ein braunschweigischer Edelmann, ein gothaischer Postillon, ein hessischer Lieutenant und meiningischer Amtmann; dort ein Würzburger Mönch, ein französischer Adjutant, ein Jenaischer Student, ein Halberstädter Jäger und ein Wiener Kaufmann; versteht sich, Alles gewesen, und jetzt jedermänniglich Professores designati der hessischen Muskete. — Besonders war der Meininger Amtmann, mein sehr guter Freund, ein eifriger Anhänger von Jacob Böhm, dessen Theosophie er mir brachte und gar höchlich empfahl, wenn ich Erleuchtung des Glaubens und geistiges Licht zu erlangen wünschte. Ich war aber so verblendet, daß ich lieber eine Elegie aus einer alten Schwarte von Ovid las, weswegen er mich nur sein Weltkind zu nennen pflegte, und doch immer mein beständiger, treuer und väterlicher Freund blieb." Das Elend dieses fluchwürdigen Menschenverkaufs ist niemals — auch nicht in „Kabale und Liebe" — ergreifender geschildert worden. Doch hatte Seume in all' seinem Unglück wenigstens noch das Glück, einen edlen und treuen Freund zu gewinnen. Der aus Abenteuerlust als hessischer Lieutenant herübergekommene Baron von Münchhausen hörte eines Tages die Unglücklichen ein deutsches Lied singen, das ihm gefiel, und dessen Verfasser der Recrut Seume sein sollte. Münchhausen wollte sich noch an demselben Abende Gewißheit darüber verschaffen, begab sich in's Lager und fragte nach Seume. Man führte ihn zu einem Zelte, aus dem auf seinen Ruf Seume hervorkam: ein kleiner Mensch in eine alte Schiffsdecke gehüllt, der etwas unwirsch über die Störung und voller Mißtrauen auf den Officier blickte. Von diesem mit „Sie" angeredet, bat er, doch seiner nicht zu spotten und sich des üblichen „Du" zu bedienen. Münchhausen befahl ihm, am nächsten Tage in sein Zelt zu kommen. Als Seume zur festgesetzten Zeit erschien, saß Münchhausen vor seinem Zelte beim Frühstück, wobei er zugleich vor seinen Augen eine furchtbare Prügelstrafe an einem Soldaten aus dem Lager, einem verkommenen französischen Marquis und Vicomte Namens Dechar vollstrecken ließ, der ihm als ein Erztaugenichts vom Oberst Hatzfeld zur Bestrafung auf Tod und Leben übergeben worden war. Diese Strafe bestand darin, daß man den entblößten Körper des Unglücklichen mit Seewasser übergoß und mit Tauenden so lange peitschte, bis der Gezüchtigte ohnmächtig oder todt zusammenbrach. „Man denke sich die Gegensätze", schreibt Münchhausen, „hier die frechste Schuld, da die purste Unschuld: Seume, der in diesem Augenblicke nicht anders glauben mochte, als daß es nachher ebenso über ihn hergehen sollte." Mit höchstem Mißtrauen in dem ohnehin schon finsteren Gesicht trat er langsam heran und fragte nach Münchhausen's Befehlen, die zunächst darin bestanden, Platz zu nehmen und von dem aufgetragenen Frühstück frisch zuzulangen, sich sonst aber an Nichts zu kehren. Ein scheuer Blick des Zweifels aus Seume's Augen richtete sich auf Münchhausen, glitt dann über den Delinquenten und zuletzt über seine eigene Montirung, die seit seiner Einstellung in Ziegenhain nicht wieder erneuert worden war, und dann erst ließ sich Seume am Tische nieder. Münchhausen's Frage, ob er der Dichter des „Trauerliedes von Ziegenhain" sei, bejahte Seume, fügte aber hinzu, daß man zwar etwas Trauer und Klage über die üble Lage, sonst aber wohl nichts Böses darin erblicken werde. Beide jungen Männer betrachteten sich aufmerksam; Einer suchte den Anderen zu erforschen. Seume wurde aber erst dann sichtlich freier, als er den jämmerlich um Gnade flehenden Franzosen auf sein ritterliches Ehrenwort, sich zu bessern, von Münchhausen nach kaum begonnener Züchtigung entlassen und so noch immerhin menschlich behandelt sah. Mit Genugthuung berichtet Münchhausen, daß der Franzose sein Wort auch gehalten und sich gebessert habe. Von nun an blieben Officier und Recrut Freunde. Sie gingen zusammen auf Jagd und Fischerei, und was sie erbeuteten, verzehrten sie gemeinschaftlich. So durchstreiften sie miteinander Küsten- und Binnenlandgegenden und fanden Manches, was sie interessirte. Eine ganz neue, fremdartige Welt lag vor ihnen, die sie gerne ganz durchwandert hätten. Gesund, muthig und rüstig, wie sie waren, schreckten sie vor Gefahren nicht zurück, und die abenteuerlichsten Pläne spukten in den Köpfen der jungen Männer. Durch den täglichen Umgang mit Seume wurde Münchhausen von dem Verkehr mit den übrigen Officieren mehr und mehr abgezogen, was ihm um so lieber war, als diese mit wenigen Ausnahmen Leute gewöhnlichen Schlages waren, die Trunk und Spiel liebten. Trotz ihres Spottes über Seume's zerlumpten Rekrutenrock stieß dieser ihn nicht so ab, wie die Rohheit seiner Kameraden; der Mann an sich, und nicht der Rock, interessirte ihn. Dennoch beobachtete Seume immer eine gewisse Zurückhaltung Münchhausen gegenüber, die ihren natürlichen Grund in seiner Verschlossenheit und seiner bedrängten Lage haben mochte, zum Theil aber auch in mancherlei Münchhausen anhaftenden Vorurtheilen, welche sein Adel und sein Stand mit sich brachten. Es fehlte demnach ihrem Freundschaftsverhältniß in manchen Punkten die völlige Uebereinstimmung.

Am Ende hatte Seume aber auch noch das Glück, daß seine Compagnie keinerlei kriegerische Lorbeeren im fremden Dienste zu erringen brauchte, denn der Friede wurde geschlossen und die Mannschaft wieder nach Europa eingeschifft. Aber auf deutschem Boden begann ein neues Martyrium, denn die hessischen Söldner sollten an Preußen verschachert werden. Das „Gespenst der Preußen" saß ihm fest im Gehirn, und so bewerkstelligte er denn seine Flucht bald darauf in Bremen allein und auf eigene Hand mit großer Verwegenheit am hellen, lichten Tage. Er hatte sich ganz gegen seine Gewohnheit und ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein etwas warm getrunken, war mit dem Feldwebel wegen Brodlieferung in Streit gerathen, und als der commandirende Officier sich in diesen handgreiflich hineinmischte, sprang er kurz und gut auf und davon. Er lief am Ufer hin, über

die Brücke weg, in die Altstadt hinein, und als er dort hörte, der Magistrat habe Kartell mit dem Landgrafen, zum nächsten Stadtthor hinaus. Hier drängte sich eine Anzahl gutmüthiger Bürger zwischen ihn und seine Verfolger, die hessischen Jäger, um so dem Flüchtling einen weiteren Vorsprung zu verschaffen. Seume war ein vortrefflicher Läufer, er flog wie ein Pfeil dahin; dessenungeachtet waren die Jäger bald hart hinter ihm und trieben ihn endlich nach wilder Hatz in den Sack zwischen den beiden Flüssen Hunte und Weser, wo er verloren schien. Denn der von dem rasenden Laufe durch und durch Erhitzte mußte seinen Tod finden, wenn er gewagt hätte, sich durch Schwimmen zu retten. In diesem verzweiflungsvollen Augenblicke sah er hinter einem Weidenbusche am Ufer der Hunte einen Fischerkahn, — ohne Besinnen sprang er hinein, und der mitleidige Fischer, der der Menschenjagd schon lange zugesehen hatte, stieß sogleich vom Ufer ab und brachte den Flüchtling, den er sich platt im Boote niederlegen hieß, trotz der nachgesandten Kugeln seiner Verfolger glücklich nach dem anderen Ufer, auf oldenburgisches Gebiet. Bewegt dankte Seume dem braven Manne, der ihm das höchste Gut seines Lebens, die Freiheit gerettet hatte.

Aber kaum hatte er die oldenburgische Grenze überschritten, als ihn seine Unvorsichtigkeit gerade in den Dienst bringen sollte, dem er durch seine Flucht in Bremen hatte entgehen wollen. Er hatte vergessen, die hessische Uniform mit einem Civilrock zu vertauschen. So griffen ihn preußische Werber auf und brachten ihn als hessischen Deserteur ohne weitere Umstände nach Emden in Ostfriesland in preußische Dienste. In Emden wurde er als gemeiner Soldat eingestellt und hatte dort als solcher die ganze Strenge und barbarische Behandlung des ehemaligen preußischen Militärdienstes durchzukosten. Darum beseelte ihn nur der eine Gedanke, den Käfig zu zerbrechen, in den man ihn eingesperrt hatte. In einer sternenhellen Nacht entfloh er. Etwa eine Stunde weit mochte er gelaufen sein, als die Lärmkanone seine Flucht verkündigte, und die ganze Gegend zum Verfolgen aufrief. Seume ließ sich dadurch nicht schrecken; bevor der Tag anbrach, konnte er oldenburgisches Gebiet erreicht haben. Aber ein dichter Nebel trat ein, verhüllte ihm den Weg und täuschte ihn in der Richtung. In der Nähe des Dorfes Simonswold, östlich von Emden, verirrte er sich in der von Sümpfen und bruchigem Moorland durchzogenen Gegend, und anstatt ostwärts weiter zu laufen, lief er zu seinem Unglück denselben Weg zurück, den er gekommen war. Mit Schrecken bemerkte er am andern Morgen, als sich der Nebel zu lichten begann, daß Emden, das er schon weit hinter sich wähnte, unmittelbar vor ihm lag. Da er die Uniform trug, war an ein Entrinnen nicht mehr zu denken; er wurde ergriffen und als Deserteur auf die Wache gebracht. Hier schrieb er mit Kreide an die Thür der Wachtstube jenen bekannten Spruch aus dem Virgil, den die Cumäische Sibylle an Aeneas richtet: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito“, gleichsam um seinen tief gebeugten Muth daran wieder aufzurichten. Der wachhabende Officier fragte, wer das Latein geschrieben habe, und die Sache von dem kleinen schwarzen Deserteur, der Latein verstehe, sprach sich unter den Officieren herum. Unter diesen hatte ein Capitän behauptet, daß der Vers kein formgerechter Hexameter sei, und es begann daher am andern Tage das kriegsgerichtliche Verhör, wie wohl keines je vorher oder nachher, sonderbar genug, mit einer Untersuchung über den Hexameter. Seume, dieserhalb befragt, bewies aus der Prosodie, daß der Vers vollkommen schön sei, und legte vor seinen militärischen Richtern dar, was zu einem guten Hexameter gehöre. Als der Capitän dennoch auf seiner Behauptung bestand, zog Seume seinen Virgil aus der Tasche und zeigte, daß jener Vers diesem berühmten römischen Dichter entnommen war. Dies führte schließlich zu der Frage, wie Seume in den Dienst gekommen sei; finster antwortete er: „Durch Gewalt von den Preußen wie von den Hessen“, und gab seine Lebensschicksale näher an. Seine Richter empfanden Mitleid mit dem gelehrten Soldaten, ließen Gnade für Recht ergehen und befreiten ihn aus dem Arrest, behielten ihn aber im Dienst. Und Seume entfloh abermals. In einer kalten Januarnacht 1787 verließ er seinen Wachtposten und entkam unbemerkt in's Freie. Ehe man seine Flucht bei der Ablösung bemerken und durch die Lärmkanone verkünden konnte, mußte er schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt sein. Er nahm seinen Weg querfeldein, denn um nicht an die zu seiner Verfolgung ausgeschickten Streifpatrouillen verrathen zu werden, mußte er die Landstraße vermeiden und die Dörfer umgehen. Auf den hartgefrorenen Aeckern und Feldwegen hoffte er gut vorwärts zu kommen und bald oldenburgisches Gebiet zu erreichen. Aber noch in derselben Nacht trat Thauwetter ein; der Regen fiel in Strömen vom Himmel und machte alsbald den Pfad des unglücklichen Flüchtlings grundlos. Länger als vierundzwanzig Stunden war er durchnäßt und erhitzt fortgewatet, oft durch das morschwerdende Eis in tiefe Gräben einsinkend, und hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung sich bis nahe an die Grenze gearbeitet, als er sich vollständig erschöpft fühlte und einer Ohnmacht nahe, in dem Dorfe Detern Hülfe suchte. Die Leute halfen ihm; aus seinen Stiefeln floß das Blut: man legte ihn in ein Bett. Der Amtmann des Dorfes besuchte ihn und gab ihm Erquickungen, sandte ihn aber am nächsten Tage auf einem Wagen sorgfältig in Stroh verpackt und unter einer handfesten Bedeckung nach Emden zurück in die Ketten. Wer sollte jetzt den Unglücklichen, den Jedermann schon froh in Sicherheit glaubte, den seine Officiere selbst mit Jammer wieder eingeliefert sahen, retten? Vor ein Kriegsgericht gestellt, sah er einer furchtbaren Strafe entgegen. Seine Vertheidigung — Seume verfügte über eine große Beredsamkeit — konnte seine Richter wohl rühren, aber ihr Urtheilsspruch und die Strafabmessung waren an die Strenge der geltenden Militärstrafgesetze gebunden. Man verurtheilte ihn wegen abermaliger Desertion zu zwölfmaligem Gassenlaufen, das heißt zu jener barbarischen körperlichen Züchtigung, die zur Zeit der Landsknechte aufkam und sich als Militärstrafe bis zu Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hat. Bekanntlich mußte der zum Gassen- oder Spießruthenlaufen Verurtheilte mit nacktem Oberkörper durch zwei Reihen seiner Compagniekameraden (die Gasse) in einem langsamen, durch Trommelschlag angegebenen Tempo hin und her marschiren, wobei ihm jeder Soldat in der Reihe mit einer Ruthe einen Hieb auf den Rücken versetzte, so oft der Verurtheilte vorüber kam. Die zwölfmalige Vollstreckung dieser Strafe führte nicht selten zu lebenslänglichem Siechthum, wenn nicht zum Tode; deßhalb verwendeten sich für Seume nicht nur seine Officiere, sondern auch die angesehensten Bürger Emdens. Alle Schritte aber schienen vergeblich zu sein. Zum Unglück stand der General Courbière mit dem Oberst des Regiments auf gespanntem Fuße, weßhalb Keiner es vor dem Andern auf sich nehmen wollte, in diesem Falle abermaliger Desertion von der Strenge der bestehenden Vorschriften abzuweichen. Das Urtheil galt als unabänderlich und Seume's Schicksal für besiegelt. Finster und schweigend hatte er den Spruch des Kriegsgerichts hingenommen; er sah nur noch die grausame Gewißheit vor sich, daß es vergeblich sei gegen sein widriges Geschick anzukämpfen. Der Tag der Urtheilsvollstreckung war gekommen, das Officiercorps versammelt, die Mannschaft zur Gasse aufmarschirt und die halbe Stadt in Bewegung. Schon war Seume vorgeführt und die Procedur sollte beginnen, als eine Schaar von Kindern, Zöglinge Seume's, die er in seinen dienstfreien Stunden unterrichtet hatte, Knaben und Mädchen, voran die eigenen Kinder des Generals, in den Kasernenhof drang und mit Thränen und Händeringen für ihren geliebten Lehrer um Gnade flehte. Tief ergriffen standen die Zuschauer, und aller Blicke richteten sich auf den General. „Kinder,“ sagte dieser und konnte vor Rührung kaum sprechen, „Kinder, ich kann

nicht, so gern ich auch wollte." Da trat der Oberst vor und gebot Halt. Er rief Seume heran und eröffnete ihm, daß das Kriegsgericht in Rücksicht auf sein sonstiges gutes Betragen, seinen moralischen Lebenswandel und den guten Gebrauch, den er von seinen Talenten mache, auch wegen der Art und Weise, wie er in den Dienst gekommen sei, die verwirkte Strafe in sechswöchentlichen Arrest bei Wasser und Brod verwandelt habe, wobei der General halblaut hinzufügte, daß der Arrestant es wohl auch nicht übelnehmen werde, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten schicken würden. Dieser Wink wurde verstanden, und die Gutmüthigkeit der Bürger sorgte reichlich mit Speise und Trank für den Arrestanten.

Die geschilderte Episode, wohl die ergreifendste in Seume's Leben, hatte keine nachtheiligen Folgen für ihn. Nach Verbüßung seiner Strafe wurde ihm der Dienst nicht schwerer gemacht und seine Freiheit nicht beschränkter, als sie vor seiner Desertion gewesen war. Er nahm auch seine Lehrstunden wieder auf und ertheilte selbst einigen Officieren seines Bataillons Unterricht in der englischen Sprache. Im Uebrigen hatte ihn seine letzte Flucht, die ihm drohende blutige Strafe und die unerwartete glückliche Wendung nur noch bekannter gemacht, als er schon war, und ihm allgemeine Theilnahme erweckt. Endlich aber sollte die Stunde der Erlösung auch für den Vielgeprüften schlagen. Einer seiner bürgerlichen Gönner im Emden, vermuthlich einer der schon genannten Kaufherren, fragte ihn eines Tages, warum er denn nicht einmal Urlaub nach seiner Heimath nähme. Seume antwortete, daß er Urlaub nicht bekommen würde, wenigstens nicht ohne Caution, zu der er das Geld nicht habe. „Das Geld habe ich," sagte der Andere. „Ich komme nicht wieder," gab Seume zurück, worauf der edelmüthige Mann erwiderte, das sei ihm gleichgiltig und gehe ihn nichts an, die achtzig Thaler Caution stünden bereit. Dankbaren Herzens ergriff Seume das Anerbieten, welches ihm den Weg zur Freiheit öffnete; er bat um Urlaub, erhielt ihn und kam im Sommer 1787 wohlbehalten bei seiner Mutter in Knautkleeberg an.

Die folgenden Jahre verbrachte Seume in Leipzig, wo er seine akademischen Studien beendigte, abermals vom Grafen Hohenthal unterstützt. Dann reiste der Ruhelose als Secretär und Adjutant des russischen Generals v. Igelström nach Polen, wo er natürlich als echter Pechvogel mitten in die Kriegswirren des Aufstandes und in polnische Gefangenschaft gerieth. Man erzählte bald nach jenen Ereignissen eine Anekdote, die selbst in Petersburg die Runde machte. Seume habe in Warschau, so hieß es, während des Straßenkampfes im Feuer gesessen und den Homer gelesen. Seume protestirte freilich: „Das wäre unbedingt sehr albern und bloßer Firlefanz gewesen. Die Sache war, das Gefecht dauerte siebzehn Stunden, wir wurden vertrieben und vertrieben wieder. Es war abwechselnd ernsthaft und langweilig. Auf einem solchen Posten, wo wir in Ruhe ziemlich sicher standen, so viel die Umstände litten, saß ich in einer Mauernische, die Grenadiere standen neben mir unter dem Thorwege; nur Ricochetschüsse konnten uns treffen, die höchst unsicher sind; entfernen durfte ich mich nicht; da las ich denn vielleicht ein Viertelstündchen oder ein halbes Stündchen in einem Buche, das ich bei mir trug. Ein Grieche war es, ob es aber Homer war, weiß ich nicht gewiß. Einige Kameraden fanden mich so." Beim Abzuge der polnischen Truppen kam es dann noch einmal zu einer sehr bedenklichen Krisis. Aus Rache für die von den Russen in Praga verübten Greuel wollte man die russischen Gefangenen sämmtlich niedermachen, aber die Bürger nahmen sie energisch in ihren Schutz. Dann wollte die Armee mit Gewalt den König, den Staatsschatz und die Gefangenen mit sich hinwegführen, zumal der General Dombrowski den Plan gefaßt hatte, sich mit den noch vorhandenen Streitkräften bis nach Frankreich durchzuschlagen. Aber auch diesem Anschlage widersetzte sich die Bürgerschaft hartnäckig. Die Truppen standen daher von ihrem Vorhaben ab und verließen die Stadt. Bevor sie noch Warschau gänzlich geräumt hatten, rückten schon die Russen ein und besetzten ihre alten Posten wieder. Die russischen Gefangenen wurden am 7. November freigelassen, und somit erhielt an diesem Tage auch Seume seine Freiheit wieder.

Ohne Pension entlassen, kehrte er nach Leipzig zurück, verdiente als Corrector in Göschen's Druckerei, später als Privatlehrer sein kärgliches Brod, verliebte sich zweimal höchst unglücklich und machte endlich seinen berühmten Spaziergang nach Syrakus, allerdings nur bis in's Venetianische zu Fuß; später bediente er sich, wie er ja selbst erzählt, mitunter „fahrender Gelegenheiten". Es war ohne Zweifel die glücklichste Zeit seines stürmischen Lebens. Der prächtige alte Gleim hatte sie ihm durch ein hochherziges Geldgeschenk ermöglicht, wie denn überhaupt unser Pechvogel in der Freundschaft entschiedenes Glück hatte und auch mit Schiller, Wieland u. A. innige Freundschaftsbündnisse schloß. Aber gleich nach seiner nordischen Reise brach das Unglück des Vaterlandes herein und zerstörte seine Hoffnungen. All' seinen Schmerz und Zorn legte er in Flugschriften gegen Napoleon, aber er fand keinen Verleger. Als Grundton kann die bittere Klage über das ungleiche bürgerliche Rechtsverhältniß der Deutschen zu einander gelten, dem Seume die ganze Schuld an dem Unglücke des Vaterlands beimißt. Darum begegnen wir oft dem vielfach gewendeten und wiederholten Satze: „Meine Zeit fiel in die Schande meines Volkes. Alles, was ich Empörendes und Erniedrigendes sehe, halte ich für die Folge der Privilegien." Als Seume von den Veranstaltungen zu der sächsischen Napoleonsfeier am Neujahrstage 1807 hörte, wollte er fast verzweifeln. Er konnte nicht begreifen, wie man ein Freudenfest zu feiern vermochte, während im Osten des Vaterlandes ein deutscher Bruderstamm mit Aufbietung seiner letzten Kräfte gegen den fremden Eroberer kämpfte. Er sagte daher: „Wenn meine Mutter nicht wäre, lebte ich wahrscheinlich nicht mehr, denn es gehört eine große Pflicht dazu, um diese allgemeine Weggeworfenheit zu dulden." Den Tag der Befreiung sollte unsere Pechvogel auch nicht mehr erleben. Verdrossen und kümmerlich lebte er in Leipzig, als Sonderling verkannt und gemieden. „In die Amtsstube der Bibliothek," erzählt ein Biograph, „tritt ein Mann in einem blauen, ziemlich veralteten Oberrocke, die Stiefel bestaubt, das Haar ungepudert wirr um den Kopf hängend, der Bart kohlschwarz und überreif. Der Mann schaut in einem fort nach dem Fensterplatze des abwesenden Bibliothekars Daßdorf und lehnt sich an den Ofen, hinter dem zwei Aufwärter — echte animali parlanti — sitzen, von denen einer die Frage an den Fremden richtet: „Was will Er denn hier, lieber Mann?" „Nichts," lautete die Antwort. „Nun so vertret' Er den Leuten hier den Weg nicht." Keine Antwort. „Hört Er's?" „Ja." „Zu wem will er denn eigentlich?" „Zum Hofrath Daßdorf." „Wenn er beim Hofrath Daßdorf was zu suchen hat, muß Er zu ihm in's Haus gehen. Hier spricht er nur Gelehrte." „Nun so werd' ich ihn wohl auch sprechen können." — Indessen tritt der Bibliotheksecretär Koch herein, der den Unbekannten barsch anfährt: „Was wollen Sie?" „Mit dem Hofrath Daßdorf sprechen." „Das wird sobald nicht angehen, denn dieser unterhält sich eben mit dem französischen Gesandten Herrn von Bourgoing, und das dauert manchmal lange." — „Wenn Sie meinen, daß der Hofrath noch lange wegbleibt, so bitte ich indeß um eine gute Ausgabe von Aristophanes." Koch stutzt. „Haben Sie vielleicht die Ausgabe von Küster bei der Hand?" Koch wird freundlich und will das Buch holen. „Sollte die Küster'sche Ausgabe nicht da sein, so bitte ich um die von Bergler oder Brunck. Die Beckische ist leider noch nicht vollendet." Koch wird höflich und will den Fremden eben bitten, mitzugehen und sich selbst eine Ausgabe zu wählen, als Hofrath Daßdorf mit dem französischen Gesandten in's Zimmer tritt und —

den fremden Struppkopf mit den Worten umarmt: „Mein theurer Seume! Wie freue ich mich Sie zu sehen! Euer Excellenz erlauben, daß ich Ihnen einen unserer besten Dichter vorstelle.“ Damit führt er Seume dem Gesandten zu, der ihn freundlich bei der Hand nimmt. Koch staunt und die Aufwärter sind versteinert.“ Ist die dramatische Scene nicht prachtvoll? Die Bahn seines Lebens neigt sich aber von nun an rasch ihrem Ende zu. Wenn Seume noch vor kurzem im Gefühl seiner Kraft die Möglichkeit erwog, wieder Kriegsdienste zu nehmen, um vielleicht im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes einen ruhmvollen Tod zu finden, so sollte er durch sein unerbittliches Schicksal auch dieses letzten Trostes beraubt werden: eine heimtückische Krankheit befiel ihn und quälte ihn langsam zu Tode. Es war das vom Vater ererbte Blasenleiden, vielleicht durch die Strapazen seiner Reisen in Amerika, Italien, Rußland, Schweden gefördert. Cotta, der sich den beliebten Schriftsteller verbinden wollte, drängte ihm ein Darlehen auf, und so konnte der arme Kranke zur Cur nach Teplitz. Es war zu spät. Neun Tage litt er unmenschlich und starb am 13. Juni 1810 Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr. Ein Umstand, der weniger den Sterbenden als dessen um ihn versammelte Freunde beunruhigte, trug dazu bei, dem romantischen Bilde seines Lebens die entsprechende Vollendung zu geben. Seume war in dem Augenblicke, wo er starb, eigentlich ohne Quartier. Er hatte in Folge seiner eigenen Vereinbarung mit der Wirthin das Zimmer im goldenen Schiff am Morgen des 13. Juni räumen und in eines der Nachbarhäuser hinüber ziehen wollen. Seine Habseligkeiten waren schon zusammengepackt, und die Sänftenträger kamen eben an, um Seume abzuholen, als man bemerkte, daß er schon im Sterben lag. Seume's Zimmer war weiter vermiethet, und die Wirthin, die eine unüberwindliche Scheu vor Todten hatte und wohl auch fürchten mochte, daß durch einen Todesfall in ihrem Hause andere Badegäste abgeschreckt würden, bei ihr zu wohnen, wollte den Sterbenden nicht behalten. Sein Freund Clodius aber widersetzte sich der Fortschaffung Seume's, zu der die Sänftenträger ebenso wenig Lust verspürten, als der neue Wirth geneigt war, ihn aufzunehmen. Schließlich gelang es noch, die Wirthin dahin zu bestimmen, daß Seume im goldenen Schiff bleiben, sein Zimmer aber mit dem vertauschen sollte, worin Clodius bisher gewohnt hatte. Während man noch über diesen Wohnungswechsel verhandelte, löste der Tod schon die Fesseln, die Seume mit seinem irdischen Dasein verknüpft hielten: sein Engel rief das längst ersehnte Erlöst! —

Und ein Pechvogel blieb er wie im Leben und Sterben, so auch über's Grab hinaus. Kaum hatte er sich zum Sterben hingelegt, so bewilligte die russische Regierung die Officierspension, um die er seit Jahren vergeblich petitionirt hatte. Der alte Wieland schreibt darüber in seiner preciösen Art an Göschen: „Wie große Ursache Seume hatte, sich über die Neckereien einer bösartigen Fortuna, die ihn durch sein ganzes Leben verfolgten, zu beschweren, davon ist wohl der stärkste Beweis, daß mir nur zwei Tage, nachdem ich die traurige Nachricht von seinem Tode von Ihnen erhielt, eine depêche mit einer sub sigillo volante an Seume zu bestellenden, äußerst gracieusen Antwort der Kaiserin Mutter auf einen in der That etwas sonderbar stilisirten Brief unseres seligen Freundes an sie, zugleich mit der positivsten und reellsten Versicherung eines Jahresgehaltes, der den guten Seume für den Rest seines Lebens à son aise gesetzt haben würde, von unserer Frau Großfürstin zugestellt wurde — eine depêche, die mir, wäre sie nur drei Tage früher angekommen, unaussprechliche Freude gemacht haben würde, nun aber, da ich wußte, daß sie auf immer zu spät kam, nur meinen Schmerz zu schärfen diente. Hätte unser unter der malignesten Constellation geborner Freund nur wenigstens diesen, dem Zartgefühl der Kaiserin unendliche Ehre machenden Brief vor seinem Ende noch lesen können! Aber auch diesen Trost, denn das wäre er ganz gewiß für ein Herz wie das seinige gewesen, gönnte ihm der fatale schwarze Genius nicht, der sich ihm zum Begleiter seines Lebens aufgedrungen hatte.“ Ein literarischer Nachlaß war nicht vorhanden, nichts als einige Autorenrechte. Auch der reiche Cotta forderte sein Guthaben ein und erhielt es nach — — 28 Jahren zurück. So lange dauerte nämlich das ganze Verfahren der Nachlaßtheilung des berühmten Pechvogels! . . .

---

## Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.

Von Heinrich Melzer.

Unser deutsches Vaterland hat manche von der Natur reich begnadete Punkte, unter denen wir nur den Rheingau, den Königssee, Partenkirchen, Triberg, Roßtrappe und Wartburg nennen wollen, aber eine der poesievollsten Stätten bleibt doch Heidelberg mit seiner riesigen, rosafarbigen Schloßruine, hoch über dem blauen Neckar und umrahmt von einem stimmungsvollen Waldpark, der an Schönheit seines Gleichen sucht. Die Geschichte des Heidelberger Schlosses zerfällt in zwei Hauptperioden: die der Erbauung und die der Zerstörung, — Jahrhunderte haben an ihm geschaffen, Jahrhunderte vollbrachten das Werk der Zerstörung. Nicht allein die Verheerungen des 30jährigen Krieges, das Zerstörungswerk der unter der Fahne des allerchristlichen Königs Ludwig XIV. kämpfenden Melac'schen Truppen, sowie der furchtbare Brand von 1764 haben den Verfall dieser großartigen Bauanlage verschuldet, — der Zahn der Zeit nagt fort und fort an den Mauern, Thürmen, Wällen, Façaden und Bildsäulen des ehrwürdigen Herrschersitzes von Curpfalz. Wie Alles im Laufe der Zeiten dem Vergehen anheimfällt, so würde auch dieses imposante Werk in absehbarer Zeit dahin sinken, wenn nicht das heutige Geschlecht in edler Begeisterung diese erhabene Schöpfung kunstsinniger Fürsten durch eine fortschreitende Restaurirung der Nachwelt erhielte. Eine unlängst bei Gustav Schmidt in Berlin erschienene Schrift der beiden rheinischen Gartendirectoren H. R. Jung und W. Schröder: „Das Heidelberger Schloß und seine Gärten“ weist auf Grund langjährig gesammelten Materials nach, daß nicht nur die Architektur, sondern auch die Gartenkunst am curpfälzischen Hof in hoher Blüthe stand. Der Hortus Palatinus ist die älteste Schöpfung deutscher Gartenkunst. Vom gärtnerischen Standpunkt aus erregt das Heidelberger Schloß unser Interesse vor Allem in jener Zeit, in welcher der kunstsinnige Friedrich V. das Scepter der Regierung führte. Unter diesem prachtliebenden Fürsten erhielt das Schloß zwischen 1614 bis 1619 seine größte Ausdehnung und erlebte zugleich seine höchste Blüthe. Seiner jugendlichen Gemahlin zu Ehren wurde auf dem Nordwall ein stolzer Palast errichtet, der sogenannte englische Bau, welcher die Entwickelung der Nordfront des Schlosses zum Abschluß brachte. Hand in Hand ging damit der Ausbau des obersten Stockwerkes des dicken Thurmes zu einem geräumigen Speisesaal, und die Verwandlung des anstoßenden Stückgartens (jener an der Westseite gelegene große Wall, der nach den Geschützen [Stücken], welche hier aufgestellt waren, seinen Namen führte) in einen, dem Geschmacke der damaligen Zeit angepaßten Garten mit stattlichem Portal (Elisabethpforte) und einem Vogelhaus daneben. Unter Leitung des französischen Ingenieurs und Physikers Salomon de Caus entstand an den südlichen und östlichen Abhängen des Friesenthals jener vielgenannte Hortus Palatinus, der Wundergarten des späteren „Winterkönigs“, der mit seinen Grotten, Weihern, Wasserkünsten, Statuen und kostbaren Bauwerken nur kurze Zeit bestand, heute aber noch durch die großartigen Terrassenanlagen und Subconstructionen Bewunderung und Staunen erregt.

Nebenbei verdient auch der wunderliche Erfinder, Ingenieur, Mechaniker und Gartenarchitekt Salomon de Caus unser lebhaftestes Interesse. Er war geboren 1576 bei Dieppe in der Normandie, studirte Mechanik und Architektur, und bereiste zu Studienzwecken mehrere Jahre Italien. Später begab er sich nach London, wo er in Verbindung mit dem Hofe des Königs Jacob I. kam. Er wurde Architekt und Ingenieur des damaligen Prinzen von Wales (Heinrich), für welchen er 1610—1613 den Garten von Richmond bei London umänderte, bis er 1614 der Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V., nach Heidelberg folgte. Hier führte er den Titel eines Ingenieur de grottes et fontaines. Nach der Absetzung Friedrich V. verließ er Heidelberg und ging (1621) nach Paris, woselbst er am 27. Februar 1626 starb. Ueber S. de Caus' letzte Lebensjahre ist vollständiges Dunkel gebreitet; obwohl er sich in seinen Werken Architekt des Königs Ludwig XIII. nannte, so ist doch nirgends eine Spur seines Wirkens nachweisbar. Er hinterließ außer der Beschreibung des Hortus Palatinus (mit Kupferstichen Theodor de Bry) die Werke: „Ueber verschiedene Grotten und Fontainen zur Ausschmückung fürstlicher Lusthäuser und Gärten, — „Ueber die bewegenden Kräfte" — sowie 1624 seine letzte Schrift über die Sonnenuhren. De Caus' Name bleibt für die Wissenschaft unvergänglich, er war der Entdecker der Dampfkraft, die er in seinem Werk: „Les Raisons de forces mouvements" (1615) bereits nachgewiesen. Bedeutende Physiker, wie Denis Papin, Thomas Sarery, James Watt u. A., haben später das von de Caus' bereits gelöste Problem sich für ihre Erfindungen zu Nutze gemacht. Jener angebliche Brief von Marion Delorme an Cinq-Mars, den Günstling Richelieu's, durch welchen Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts der Name de Caus vielfach genannt wurde (E. Brachvogel brachte ihn sogar in einem Trauerspiel als dramatischen Helden auf die Bühne), laut dessen de Caus auf Veranlassung Richelieu's als irrsinnig in Bicêtre eingesperrt gewesen sei, damit er als ein gefährlicher Mann nicht Richelieu's Feinden mit seiner Entdeckung von Nutzen sein konnte, ist längst als unwahr erwiesen und hat sich später als ein Märlein entpuppt, welches Henri Berthoud den Lesern seines Musée de familles aufgetischt.

J. v. Falke urtheilt (vergl.: „Der Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte") über de Caus' Heidelberger Werk folgendermaßen: „Dieser Garten ist in kleinlichem, phantasielosem Geiste gehalten. Der geebnete Boden, der wenig Verhältniß für Benutzung und Wirkung der Terrassen und Stiegen zeigt, ist in quadratische oder oblonge Felder getheilt, die Felder mit geschnittenen Hecken umgeben, die Hecken in regelmäßigen Abständen mit Bäumchen besetzt, zu denen sich Orangen mit ihren runden Kronen gesellen. Hier und da Laubengänge, grüne Portale — Alles nach der Schablone. Dagegen zeigt die Anlage mehr Skulptur, als sie bis dahin in nordischen Gärten gewöhnlich war, und in reichlicher Verbindung mit Wasserstrahlen, aber ohne mit Beiden größere Wirkung zu erzielen. Der Stil ist barock, die Idee oft widersinnig, wie z. B. wenn ein Flußgott auf einem Lager rauher gespitzter Natursteine liegt und von Wasserstrahlen übergossen wird. Ueberhaupt herrscht völlige Unklarheit in der Verbindung von Kunstformen und Naturformen. Aus einem gemauerten Bassin z. B., dessen Rand mit Naturgestein belegt ist, erhebt sich ein quadratisches, geglättetes Postament, auf diesem Postamente wieder steigt ein Felsgebirge empor, das mit einzelnen Tannen bewachsen ist und zwischen den Klippen runde, wohlgearbeitete Schaalen trägt, aus deren Mitte je ein Wasserstrahl emporsteigt. Entweder das Eine oder das Andere, entweder Kunstform oder Naturform, oder diese Verbindung Beider ist eben barock, und leider barock ohne Wirkung." Die genannten zwei neuen Autoren, die in ihrer Schrift Mondecaus' Beschreibung des Schloßgartens in seinem Hortus Palatinus (1620) nach einem der wenigen und nur noch in Bruchstücken erhaltenen Exemplare sammt allen Stichen wiedergeben, nehmen seine Arbeit freilich gegen Falke in Schutz. Sie billigen zwar die kleinliche Ausartung, wie sie der Barockstil überall gezeitigt, durchaus nicht als Ideal des Schönen, aber betrachten die ganze Anlage als ein in ihrer Art großartiges Werk jenes Zeitalters. „Wir dürfen eben nicht vergessen, daß damals in Deutschland die Entwickelung der Gartenkunst in den Schuhen steckte; erst beinahe ein halbes Jahrhundert später vollzog sich die Umwandlung des Gartenstils aus dem Kleinen in's Große, aus dem Geometrischen in's Architektonische. Der bisher nur regelmäßige Stil wurde nun in Wirklichkeit ein architektonischer, indem er nicht nur in den Grundlinien, sondern auch in Aufbau und Gestaltung der Formen sich vollzog; es entstand in dieser neuen, veränderten Gestalt der französische Gartenstil, welcher seine Herrschaft über ein Jahrhundert lang behauptete. Bei der Anlage des Heidelberger Schloßgartens kam dessen Schöpfer eine fast unvergleichlich reizvolle Landschaft zu Hülfe, waldige, schön geformte Berge, ein liebliches Thal, die Aussicht über Schloß und Stadt in die Ferne über weite, gesegnete Landgefilde." Der ganze Streit, um Werth oder Unwerth von Mondecaus' Gartenschöpfung, die längst fast bis auf die letzte Spur verschwunden ist, hat freilich nur eine akademische Bedeutung.

Seine Gartenanlage war nämlich kaum theilweise der Vollendung nahe gerückt, als Friedrich V. zum König in Böhmen erwählt und 1619 in Prag gekrönt wurde. Dieses hatte zur Folge, daß, zumal gleichzeitig der dreißigjährige Krieg losbrach, sämmtliche Arbeiten beim Schloßbau und in den Gärten eingestellt wurden. Nun kamen für Schloß und Stadt Heidelberg jene schweren Zeiten herauf, welche beide abwechselnd im Besitz der Kaiserlichen und der Schweden sahen. Zum ersten Male pochte das Geschütz der Belagerer an die derben Mauern Ludwig's V., flogen feindliche Kugeln gegen die Prachtbauten Otto Heinrich's und Friedrich's IV., betrat der Fuß feindlicher Krieger das ehrwürdige Schloß der Herrscher der Curpfalz. Am 16. September 1622 nahmen die Tilly'schen Truppen nach langer Belagerung Stadt und Schloß in Besitz. Der Landesherr Friedrich V. war nach der Schlacht von Prag (8. November 1620) geflüchtet und seiner Curwürde entsetzt. Ueber neun Jahre lang hatte das unglückliche Land unter den Erpressungen und Bedrückungen eines fanatischen Siegers zu leiden; während dieser Zeit fand auch die Wegführung der Palatina, jener bedeutendsten Bibliothek des Reiches, in die Bücherräle des Vaticans statt. Am 3. Mai 1633 wurde die Stadt ohne Schwertstreich durch den schwedischen General Abel Moda den Kaiserlichen entrissen. Friedrich V., der unglückliche Herrscher, der als Heimathloser, stets von falschen Hoffnungen geblendet, umher geirrt war, erlebte diesen Tag nicht mehr. Bereits ein halbes Jahr vor diesem Ereigniß war er seinem Freunde, dem Schwedenkönige Gustav Adolf in's frühe Grab gefolgt. Aber nur kurze Zeit sollte sich Heidelberg der Ruhe erfreuen, schon im Juli 1635 fielen Schloß und Stadt wieder in die Hände der Kaiserlichen, in deren Gewalt es bis zum Friedensschlusse (1648) verblieb. Die Schloßbauten hatten durch die wiederholte Belagerung des dreißigjährigen Krieges stark gelitten, insbesondere der prächtige Friedrichsbau, an dessen Hoffaçade die schwedischen Kugeln vom Königsstuhl aus angeprallt waren und den Statuen argen Schaden zugefügt hatten. Allein dies Alles war nur ein kleines Vorspiel zu den Zerstörungen, welche der spätere Orleans'sche Krieg verursachte.

Friedrich's V. Nachfolger, Karl Ludwig (1632—1680) zog am 7. October 1649 in das verwaiste und zerstörte Schloß seiner Ahnen ein. Er war als fürsorglicher und weiser Regent eifrig bemüht, die Wunden, welche der verhängnißvolle Krieg dem Lande geschlagen, nach bestem Können zu heilen; es galt, verlassene Städte und Dörfer zu bevölkern, die verwüsteten, öden Felder wieder ertragsfähig zu machen, neue Lebenshoffnung und neues Vertrauen in der muthlosen

Bevölkerung zu erwecken und durch Unterstützungen mannigfaltiger Art dem verarmten Lande zu neuem Wohlstand zu verhelfen. Diese Neubelebung ist dem Landesfürsten nach einer segensreichen dreißigjährigen Regierung denn auch gelungen. Auch das Schloß ward wieder vollständig in Stand gesetzt und mit einer würdigen Ausschmückung im Sinne des 17. Jahrhunderts versehen; einheimische und auswärtige Kräfte wurden herangezogen, um den Herrschersitz in allen Theilen auszubessern und zu verschönern, auch der theilweise zerstörte Schloßgarten ward wieder in seinem früheren Zustand hergestellt. Karl Ludwig starb am 28. August 1680. Seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte war verheirathet mit dem Herzog von Orleans (Bruder Ludwig's XIV.); hierdurch war der Grund gelegt zu dem Orleans'schen Kriege, durch welchen in der Folge Stadt und Schloß gänzlich ruinirt wurden und Alles, was Karl Ludwig mühsam und sorgsam für das Wohl seines Landes aufgebaut hatte, der Vernichtung anheim fiel. Karl Ludwig's einziger Sohn und Erbe starb schon 1685, und zwar ohne Nachkommen. Ludwig XIV., damals der mächtigste Regent Europas, hatte schon längst die curpfälzischen Lande als willkommene Beute ausersehen. Im Namen der Herzogin von Orleans, als der Erbin des verstorbenen Curfürsten Karl, beanspruchte er die Herausgabe des einen großen Theil der pfälzischen Lande betragenden Allodialgutes. Zur Bekräftigung dieser Ansprüche schickte er unter Melac sofort ein Heer in die Pfalz, welches am 24. October 1688 in das von dem neuen Curfürsten Philipp Wilhelm (1685—1690, aus der Neuburg'schen Linie) verlassene Heidelberg einrückte. Und nun begann jenes barbarische Zerstörungswerk einer zügellosen Soldateska, wie es in der Weltgeschichte kaum ein zweites Mal unter Culturvölkern nachweisbar ist. Als die französischen Truppen, vor dem Anrücken der vereinigten Gegner über den Rhein zurückweichend, die Stadt verließen, da waren unter den Händen der Mineurs die Granitmauern und Thürme des Schlosses geborsten, die Stadt selbst an allen vier Ecken angezündet und theilweise eingeäschert.

Bald darauf war Curfürst Johann Wilhelm (1690—1716) auf den Thron gelangt, und in Heidelberg eingezogen. Mit angestrengtem Eifer wurde sofort mit der Wiederherstellung der Befestigung von Stadt und Schloß begonnen, aber schon am 22. Mai 1693 war Heidelberg wieder in Feindeshand. Wenige Tage nach dem Einzug der Melac'schen Truppen war die Stadt eine einzige große Brandstätte. Am 23. Mai capitulirte das Schloß; jetzt wurde erbarmungslos Alles vernichtet, was in der Eile des Abzugs im Jahre 1689 erhalten geblieben war, in mühevoller Arbeit wurden Thürme und Mauern durch Minen in die Luft gesprengt, die Paläste geplündert, die Kunstschätze vernichtet und weggeschleppt. Was Menschenhand nicht zerstören konnte, das ward von den Flammen verschlungen, welche über den Dächern des brennenden Schlosses zusammenschlugen. Als Ludwig XIV. Nachricht von der Zerstörung Heidelbergs erhielt, ließ er zu Ehren dieser Heldenthat ein Te Deum singen und eine Medaille prägen mit der Aufschrift: Rex dixit et factum est. Aber der halb verrückte Mordbrenner Melac empfing doch nicht den erhofften königlichen Lohn für seine allzu wörtlich genommene barbarische Vollstreckung der von Versailles erhaltenen Ordres. Wie die neusten Forschungen ergeben, starb er in Ungnade, verbittert und verlassen in einem südfranzösischen Städtchen.

Erst der Ryswyker Friede brachte dem unglücklichen Lande die langersehnte Ruhe wieder; aber Jahre vergingen, ehe Heidelberg sich wieder aus dem Trümmerhaufen erhob und das gebrandschatzte Land zu neuem Leben erwachte. Allein confessionelle Streitigkeiten zwischen dem Curfürsten und der Bürgerschaft hatten plötzlich die Einstellung sämmtlicher Bauarbeiten zur Folge, schließlich verlegte der Regent seine Residenz nach Mannheim. Sein Nachfolger Karl Theodor, der letzte Curfürst (1742—1799), wollte indessen Heidelberg wieder zum Wohnsitz erwählen, allein diese Absicht ward vereitelt, als gelegentlich seiner Anwesenheit in der Nacht des 24. Juni 1764 der Blitz zwei Mal in den Saalbau schlug, wodurch das Schloß bis auf das Wirthschaftsgebäude abbrannte und mit Ausnahme des Landhauses und der Kirche, welche Karl Theodor wieder mit Dächern versehen ließ, in eine Ruine verwandelt wurde. Was noch an werthvollen Bildsäulen und Skulpturen vorhanden war, wurde nach Mannheim und Schwetzingen gebracht. Den Garten ließ der Oberstallmeister von Oberndorf umrotten und zu einem Obstgarten anlegen, allein kaum war er in gutem Zustande, so wurde er verpachtet und bis 1803 als Feld benutzt, wodurch endgiltig alle Spuren einstiger Pracht erloschen.

Im Jahre 1803 fielen die rechtsrheinischen curpfälzischen Lande mit der Stadt Heidelberg an das großherzoglich badische Regentenhaus; mit dessen Regierung beginnt das Wiederaufblühen der Universität und das wachsende lebhafte Interesse für die Erhaltung der selbst noch im Verfall unvergleichlich schönen Schloßanlage. Großherzog Karl Friedrich, der Reformator der alten alma mater, bestimmte die Umwandlung des verödeten Schloßgartens zu einem dem Universitätsunterricht dienenden botanischen Garten. Erhöhtes Interesse wendete sich auch der Schloßruine zu, zunächst verschwand durch die Anlage des Gartens jene Wildniß von Bäumen, Strauchwerk und üppigem Geranke, welches das zerborstene Mauerwerk und die verfallenenen Thürme vollständig überwuchert hatte. Es war dies für die Ruinen eine Befreiung aus erdrückender Umarmung der den Zerfall begünstigenden Vegetation, es war der erste Schritt zur Erhaltung des Ganzen. Ein Hauptverdienst um den Schutz und die Erhaltung der Ruinen in jener Zeit gebührt zwei Männern, deren Andenken von jedem Freunde des Schlosses hoch in Ehren zu halten ist, — dem französischen Edelmanne Charles de Graimberg und dem damaligen Universitäts-Gartendirector Johann Metzger. Seit 1810 bis zum Jahre 1822 hat Graimberg das Amt eines freiwilligen Schloßwächters versehen und sich als Schutzgeist in den Bauten eingenistet, deren Zerstörung hauptsächlich das Werk seiner eigenen Landsleute war. Er ist zugleich der Gründer jener in ihrer Art einzigen, 1879 in den Besitz der Stadt Heidelberg übergegangenen Schloßalterthümer-Sammlung. Sein und seiner Nachfolger Werk ist auch das reichhaltige Arboretum von in Deutschland seltenen Laub- und Nadelhölzern, daß heute den Schloßberg stimmungweckend umrauscht.

Eine neue Epoche für die Erhaltung des Schlosses begann im Jahre 1883 mit dem durch großherzogliche Fürsorge errichteten Schloßbau-Bureau, dessen Aufgabe es ist, dem vor Allem durch die Einflüsse der Witterung hervorgerufenen Fortschreiten der Zerstörung dieser interessanten Bauanlage, insbesondere in jenen Theilen, welche in Folge ihres hohen künstlerischen Werthes der Erhaltung besonders würdig sind, Einhalt zu gebieten und für die fortdauernde Erhaltung und Wiederinstandsetzung dieser Perle deutscher Baukunst Sorge zu tragen. Ob freilich früher oder später nicht ein Wiederaufbau und Ausbau der sonst wohl rettungslos dem schließlichen Verfall preisgegebenen Ruine erfolgen muß, ist eine andere Frage, die eine vielleicht nicht allzu ferne Zukunft in bejahendem Sinne lösen dürfte.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die weiße Jungfrau.

Von Jean Aicard.

Yvonne's Häubchen hatte über ihrem Engelsköpfchen zwei kurze Flügelchen, leicht und weiß. Yvonne war blond, hatte sehr blaue Augen und ein blasses, weißes Gesicht, so weiß, wie die Madonnengesichter aus

Wachs, die man in den Dorfkirchen sieht, naive, kindliche Madonnenbilder unter Glasglocken. Ja, sie sah ganz wie eine mystische Heilige aus, die sanfte, weiße Yvonne, und darum hatte sich auch Pierre in sie verliebt. Pierre Kardec, Lieutenant zur See, war achtundzwanzig Jahre alt. Dazu kernig, fest, ein Prachtkerl. Er hatte die Marineschule als Aspirant verlassen. Von mittlerer Größe, rühmte er sich seiner Körperkraft mit einem naiven jugendlichen Lächeln, voller Verachtung für die Schwachen, aber dieses Lächeln hatte nichts Beleidigendes für sie. Wenn die Unterhaltung sich um die Körperkraft drehte, pflegte Pierre schweigend eine Goldmünze von zehn Francs aus der Tasche zu ziehen, und langsam, ganz langsam bog er sie zusammen wie ein Stück Blei. Oder er ließ sich ein Kartenspiel geben, und alle zweiunddreißig Karten wurden von ihm auf einmal zerrissen. Dieses Bravourstückchen Pierre's war die gewohnte Zerstreuung im Officierscasino. Jedermann versuchte es nachzumachen, unter allgemeiner Heiterkeit. Der eine konnte nur zwölf Karten auf einmal zerreißen, ein Anderer zwanzig; Niemand konnte das Zehnfrankenstück zusammenbiegen. Aber er hatte auch einen Willen, der stahlhart war, wie seine Finger. Dazu einen Stiernacken, die Schultern eines Herkules. Er war nicht sehr groß, wie schon gesagt. Aber er besaß Alles für einen „tüchtigen Seemann" — das Gegenstück zu einem süßlichen Dichter. Und doch nahm der kleine Liebesgott sein Herz zwischen seine Fingerchen und bog es zusammen wie das Zehnfrankenstück und — zerriß es, ach wie das Spiel von zweiunddreißig Karten!

„Pierre, Herzensjunge, wohin wird Dich diese Liebe führen? Yvonne ist ja ganz und gar nicht, was Du brauchst. Eine halbe Kleinbürgerin mit halber Bildung. Daß sie kein Vermögen besitzt, ist nicht die Hauptsache, weil Du selbst Geld hast, aber der Sohn des Admiral Kardec kann doch nicht dieses Mädchen heirathen. Ich bitte Dich, Pierre, überlege es Dir. Wäre Dein Vater am Leben, würdest Du auf ihn hören. Er würde es Dir begreiflich machen."

Pierre aber schüttelte nur den Kopf, und auf jede Einrede antwortete er einfach und hartnäckig: „Ich liebe sie!"

Seine Mutter fühlte sich besiegt. Sie kannte ja den Eigensinn der Kardec. „Pierre ist nicht zu biegen," sagte sie, gerade wie dazumal als der Admiral ihrem Willen seinen unbeugsamen Willen entgegengesetzt hatte, welcher ihn zu einem Befehlshaber ersten Ranges gemacht hatte. Und zuletzt warf die arme Mutter schüchtern ein: „Du weißt doch, dieses Mädchen hat mit dem Matrosen Lepic von sich reden gemacht" ...

„Ich kenne die Geschichte," erwiderte Pierre, „aber sprich mir nie mehr davon, ich bitte Dich, Mutter. Es würde mir leid thun, wenn Jemand Anderes als Du es wagen würde, mir davon zu sprechen. Du wirst doch zugeben, Mutter, daß Yvonne, ehe sie mich kennen lernte, sehr wohl ihren kleinen Roman haben durfte, und wer hat das Recht, ihr daraus ein Verbrechen zu machen? Sie hat diesem Lepic zugelächelt. Wir haben Alle unsere kindliche Verliebtheit gehabt. Und was folgt denn daraus? Yvonne wird meine Frau, Mutter, denn Du wirst mich doch nicht in Verzweiflung bringen wollen.

Die Mutter gab sich aber noch nicht gefangen. „Du bist noch so jung. Du mußt noch Deine Weltreise machen. Bist Du verheirathet, wirst Du das Meer nicht mehr lieben und einen Posten auf dem Lande verlangen. Es ist noch zu früh, den großen, schönen Seefahrten zu entsagen. Benutze Deine Jugend, Deine Gesundheit, Deine Kraft."

Pierre mußte den Hafen von Brest verlassen, um nach Toulon zu gehen. Seine Mutter hatte heimlich diesen Platzwechsel durchgesetzt, denn sie hoffte immer, Pierre würde vergessen. Aber es hatte Pierre nun einmal gepackt. Ein heimliches Gift schlich durch seine Adern. Im Grunde gleicht keine Liebe der andern. Nicht ein Wesen liebt, wie das andere, ebenso wenig wie unter den Myriaden von Blättern eines Eichenwaldes nicht zwei Blätter, eines auf das andere gelegt, sich vollkommen decken. Der junge Seemann hatte die Welt umsegelt, war in Griechenland, sogar Tahiti gewesen, hatte, wie alle seine Kameraden, gelbe, grüne und blaue Frauen geliebt, hatte Maitressen gehabt und sich in sie verliebt, aber niemals hatte er etwas Aehnliches empfunden wie jetzt. Er war wie verzaubert. Yvonne's Antlitz, weiß und durchsichtig wie ein überirdisches Wesen, umschwebte ihn immer. Sie erschien ihm wie eines der Wesen, die aus feuriger Luft sind, von denen die Spiritisten sprechen. Sie ließ nicht von ihm und war wie das Medium eines Geistes. War es nicht in der That ein übersinnliches Phänomen, das ihm, ohne Yvonne's Dazuthun immer und immer wieder ihr luftiges Bild vorgaukelte? Wer weiß es? Thatsache war, daß dieser starke Junge wie ein Rasender ein Schattenwesen liebte, aus Licht gewebt, eine weiße mystische Braut, die ihm gleichwohl den materiellen Kuß nicht vorenthalten hatte. Er schrieb an sie:

„Ich bin jetzt in Toulon, an Bord der „Atlantis". Jeden zweiten Tag Nachtwache. Ich war schweigsam, jetzt bin ich ganz stumm. Gestern im Casino beim Frühstück gab es heitere Geschichten und Kraftproben. Man erwartete meine Production mit den zehn Franken, weißt Du, aber ich hatte keine Lust. Es schien mir, als könnte ich es nicht mehr machen, als verließe mich meine Kraft ... als hätte sie mich schon verlassen. Ich esse nicht, schlafe nicht, denke an Dich, sehe Dich um mich. Meine Mutter thut immer gestrenger. Aber ich fürchte nichts, meine süße Yvonne, denn es giebt eine Liebe, die Alles überwinden kann, Alles opfern, die nicht vergehen kann. Ich fühle es mit Schrecken, aber weßhalb soll ich es nicht sagen? Ich würde über Leichen meinen Weg bahnen, um Dich zu besitzen! Meine angebetete Heilige! Gieb mir nur Deine Liebe. Erinnerst Du Dich unseres ersten Zusammentreffens? In der Kirche? Du warst zuerst da. Ich erkannte Dich gleich. Dein Häubchen sprach zu mir; ich sah Dein Gesicht im Gebet, Deine gefalteten Hände. Mit Deinem dunklen Kleide, mit der großen Schürze und den weißen Flügeln Deines Häubchens hattest Du ganz das Aussehen einer Nonne — ja, Du sahst aus wie eine Heilige, wenn Deine Augen sich traurig senkten! Wie innig sie sich dann zu der Jungfrau mit ihrem blauen sternbesäeten Mantel erhoben! O Yvonne, die Liebe ist trotz alledem etwas Reines. Vor Gott ist sie heilig — und nichts wird mich hindern, Dich zu meiner Frau zu machen. Alles werde ich niederwerfen. Ich würde für Dich selbst das Herz meiner lieben Mutter brechen! Ich habe ja auch Pflichten gegen Dich Yvonne, und ich werde sie erfüllen. Sieh morgen um zehn Uhr auf den Abendstern. Ich habe um diese Zeit die Wache. Ich werde ihn auch anschauen. Unsere Blicke und unsere Seelen werden sich dann begegnen in dem unendlichen Weltraum."

Yvonne antwortete:

„Pierre, Pierre, warum hast Du mich verlassen?! Aber Du hast Recht gethan, Pierre, es mußte sein, Du mußtest ja Deiner Mutter gehorchen, mein Söhnchen! Gott, ich weiß nicht, was ich schreibe, komm zurück! Nimm Deinen Abschied ... Nein, höre mich nicht, aber lasse mich zu Ende sprechen! Es ist mir eine Erleichterung. Ich lebe und sterbe für Dich. Wenn Du weit fort gehst, werde ich sterben! Verlasse mich nicht, Pierre! Du siehst, ich denke auf einmal an die tollsten Dinge, aber glaube mir, ich kann auch vernünftig sein. Ich möchte nur Alles sagen, um mir Erleichterung zu schaffen. Wem schadet das? Die Hauptsache ist, daß Du frei wirst! Bist Du aber frei? O dieser Kuß, Dein Kuß, Pierre — er verbrennt mich — O Gott, denke ich daran, brennt mir die Schande auf den Wangen, und doch bleiben sie blaß, so wie Du sie liebst, Pierre ... Gestern ging ich an dem Ort vorbei, erinnerst Du Dich, bei der kleinen Fischerhütte, wo ich ... O mein Gott, mein Gott! Glaubst Du, daß Gott mir verzeihen wird? Aber was thut es, wenn Du mich nur lieb hast, Pierre, wenn Du mich nur nie vergißt! O Pierre, Pierre, wie ich Dein war, ganz Dein! O welches Geständniß, mein Schatz! Zerstreue Dich, vergiß mich, rede mit Deinen Kameraden, bleibe nicht so allein, Pierre! Wenn Du mich nur nicht hintergehst, sei lustig. Ich werde so glücklich sein, wenn ich nur weiß, daß Du fröhlich bist! Ich habe den Stern angeschaut. Ich werde zu ihm jeden Abend aufschauen. Ich glaubte, Deine Augen zu sehen. Wir waren Beide weit, sehr weit, da oben, ganz nah bei dem Stern und wir begegneten uns dort in einem Kusse. Deine Yvonne."

Diese Briefe legte Pierre an sein Herz und er fühlte sie wie eine brennende Wunde.

— — — Der Schiffslieutenant bewohnte in Toulon eine Miethstube. Eines Abends um Mitternacht, als er im Dunkel seine Hausthür suchte, fühlte er, als er seine Hand ausstreckte, daß sie Jemand berührte, der dabei sich weder bewegte, noch einen Laut von sich gab. Verwundert rief er in's Dunkle hinein: „Wer da!"

„Pierre!" Er schauderte, und fast wäre er gefallen. Es war Yvonne's Stimme, und sie sanken sich in der Dunkelheit in die Arme. O, sich so wieder zu finden, sich so nah zu fühlen, nach zwei Monaten, zwei langen Monaten! Sie fürchteten, einander wieder zu verlieren, und sie hielten sich fest, dann suchte er den Schlüssel, sein Kopf schwindelte.

„Du bist es! wie kommst Du hierher? Warum?"

„Pierre!" Er fluchte wild, suchte die Thür aufzustoßen und konnte sie nicht aufschließen. Und wieder umschlangen sie sich, Lippe an Lippe, sie athmeten einander ein und fanden ihn wieder, den Duft der Liebe, den ihre Wesen ausströmten, diesen Duft, der vielleicht die Liebe selbst ist, das Wesen der Liebe, der unnennbare Ausdruck der seelischen Anziehung, unfaßbar, einzig und entscheidend ... Und merkwürdig! Die Gestalt, die Pierre immer so deutlich um sich gesehen, er sah sie jetzt gar nicht mehr, wo Yvonne wirklich bei ihm war. Und er brannte vor Ungeduld, das angebetete Antlitz wiederzusehen. Endlich! Das Licht flammte auf. Mit zitternden Hand zündete er die Kerze an.

„Du bist es! Du bist es wirklich! Wie kommst Du hierher?"

Sie sprachen sich aus. Yvonne, mit gesenkten Augen, weiß, ganz weiß wie noch nie und unendlich traurig, sagte: „Du mußt mich retten, Pierre, ich kann nicht mehr bei uns bleiben; es ist nicht mehr möglich! Was wird aus mir in kurzer Zeit? Ich bin verloren ... Als ich das begriffen hatte, bin ich fortgelaufen. Ich habe meinem Vater einen Brief zurückgelassen ... Verstehst Du? — Du begreifst nicht? Du mußt es doch verstehen!" Sie schlug die blauen Augen zu ihm auf und richtete sie geradenwegs auf Pierre mit einem unbestimmten Ausdruck, und dieser schamhafte Blick, der das Geheimniß verschleierte, ließ ihn mit einem Schlage Alles verstehen ...

„Oh Yvonne!"

Yvonne fühlte sich Mutter — Pierre errieth es jetzt. Und sie verbarg ihren Kopf an seiner Brust und brach in Thränen aus. Er kniete vor ihr nieder, bat sie unter Schluchzen um Verzeihung und schwor ihr, sie würde noch im Laufe des Monats seine Frau sein. Er sagte das vor ihr auf den Knieen liegend wie im Gebet. Sie mit ihrem dunklen Kleide, mit der großen schwarzen Schürze hatte ganz das Aussehen einer barmherzigen Schwester. Und mit ihrer feinen, durchsichtigen Hand streichelte sie sein Haar, und er stürzte sich von Leidenschaft überwältigt auf ihre Füße, nahm sie in seine beiden Hände und küßte sie voll Inbrunst.

Yvonne war in Pierre's Abwesenheit angekommen. Der Wirthin hatte sie einfach gesagt, sie sei seine Schwester und brauche zwei Zimmer. „Ich habe gerade eine Miethern, die morgen auszieht, mein Fräulein. Das Zimmer des Herrn Lieutenant ist hier. Aber er hat den Schlüssel mitgenommen." Und ganz geduldig hatte sich die sanfte Yvonne auf ihr Köfferchen gesetzt, wie ein Dienstmädchen, vor die verschlossene Thür. Sie war geblieben, ganz ruhig, von vier Uhr an. Sie war Tag und Nacht gereist und so war sie vor Müdigkeit eingeschlummert. Die Leute sahen im Halbdunkel diese räthselhafte, bleiche Gestalt dasitzen, wie eine schlafende Sphinx. Das Reisegepäck zeichnete sich in verschwimmenden Umrissen ab, wie ein Sarg. Sie glich einer weißen Marmorstatue auf einem Grabe und über ihrem Haupte leuchtete ein viereckiges weißes Stück Papier — die Visitenkarte Kardec's an der Thür —, und sein Name schimmerte wie eine Grabinschrift.

Er kochte den Thee. Sie aber konnte nichts essen, denn die Freude raubte ihr den Appetit. „Ich sehe Dich, ich brauche nichts mehr, ich lebe!" An Alles dachte sie. Von Pierre's Bett nahm sie ein Kissen und breitete es auf dem Sopha aus mit den Laken. Er würde da schlafen, sie, von der Reise ermüdet, in seinem Bette. Das würde der Hauswirthin ganz natürlich vorkommen. Morgen würde sie das andere Zimmer haben. Wie glücklich sie sein werden! Und ganz dicht aneinander geschmiegt, umarmten sie sich wieder. Jetzt war sie sein Weib, wirklich sein Weib für ewig. Als der Tag graute, gegen sechs Uhr Morgens, und Yvonne noch halbtodt in ihrem Bette schlief, indeß ein Arm aus der Decke herabhing und ihr blasses Gesicht, noch weißer als gewöhnlich, im Schlafe Pierre zugekehrt war, schrieb er am Fenster einen Brief an seine Mutter:

„Verzeih mir Mutter, daß ich Dich betrübe. Aber lasse mich nicht länger verzweifeln. Yvonne ist mein Weib, und sie wird es sein. — Sie ist hier, dringe nicht weiter in mich und sei überzeugt, daß ich als Ehrenmann handle." Pierre war über den Kummer, den er seiner Mutter bereitete, in Verzweiflung, aber er war ein ehrlicher Bursche, und bald war Alles für die traurige Hochzeit bereit.

Der erste Januar nahte, man feierte Weihnachten zusammen. Yvonne hatte ihr Zimmer auf dem gleichen Treppenflur und beide Zimmer waren verbunden. Jeden Morgen besorgte Yvonne selbst die Wirthschaft. Die Hauswirthin war entzückt und rief ahnungslos: „Eine Perle, diese Schwester des Lieutenants Kardec, und glücklich der Mann, der sie heimführt!" In Toulon waren die Vorgesetzten Pierre's ordnungsgemäß verständigt. Die Anzeige im Standesamt war gemacht, aber noch wußten weder die Hauswirthin noch die Nachbarn etwas. Kardec wohnte am anderen Ende der Stadt auf der Place St. Roche. Sie verbargen sich vor der Welt. Das Glück muß sich verbergen, weil es das Unglück herbeizieht. Man muß vorsichtig sein! Noch trennten vier Tage die weiße Braut von ihrem Glück. Pierre war nicht mehr schweigsam; er scherzte wieder, und so oft man wollte, bog er das Goldstück zusammen und zerriß das Kartenspiel. Er wettete sogar, sechsunddreißig Karten zu zerreißen und zerriß nur vierunddreißig, aber dieser Mißerfolg war ihm sehr gleichgiltig . . . (Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Doctor Dementi.

Kennen Sie ihn noch nicht? Dann will ich Ihnen den Herrn vorstellen. Man nennt ihn aus Höflichkeit „Doctor", aber er würde eigentlich „Legationsrath" oder auch nur das unbestimmte „Herr Rath" vorziehen.

*

Dort das kleine Alterchen mit dem weißen Backenbart, immer mit weißer Cravatte und feierlichen Glacés. Er hat was vom Diplomaten, nicht wahr? Sehen Sie seinen Gang — fast nur auf den Fußspitzen scheint er zu gehen, wie die Dell'Era beim Zehentanz. Natürlich weniger graziös, aber doch auch nicht steifleinen. Feierlich ist das rechte Wort. Wie feierlich er sich räuspert, seine Stimme und das Feuer seines Blickes dämpft! Am liebsten flüstert er den anwesenden Staatsmännern oder Solchen, die es sein möchten, irgend etwas in's Ohr, als wären es Regierungsgeheimnisse. Wenn er aber zu einem Gegenüber laut sprechen muß, dann hält er gerne die Hand vor den Mund. Als höfliche Sordine oder — bloße Vorsicht: einfach weil er ein Magenleiden oder faule Zähne hat? Silence et mystère, wie die Franzosen sagen.

*

Ob er Diplomat ist? Nein, aber er unterhält Beziehungen. Sein Freund war ein belgischer Diplomat. Baron Nothomb, glaube ich. Der spielte auch immer den Eingeweihten, obwohl er als Kleinstaatlicher bei Seite gelassen wurde, wenn die großen Diplomaten zusammenkamen. Er tröstete sich, indem er sich eng mit unserem Freunde liirte. O wie die Beiden dann in allen Fensternischen tuschelten, sich beriethen, combinirten, die Karte von Europa umgestalteten! In der Theorie, versteht sich.

*

Also nochmals: kein Diplomat von Fach, sondern nur Dilettant, so wie es leidenschaftliche Privat-Detectivs giebt, die auf eigene Faust der Polizei helfen und rein zum Vergnügen die Verbrecher aufspüren. Kein Diplomat also. Ganz im Gegentheil: Journalist. Aber auch das nur als Künstler, wenn man so sagen darf. Es ist ihm auch gelungen, durch Vorspiegelung diplomatischer Verbindungen bei einem großen Blatt seine Correspondenzen anzubringen. Wie sie geschrieben sind? Schlecht. Aber als Information? Noch schlechter. Nichtssagend, stumpfsinnig. Aus dem bedingten Stil des „dürfte", „könnte", „sollte" kommt er gar nicht heraus. Was er im Vordersatz halbwegs behauptet, nimmt er gewiß im Nachsatze wieder zurück. Dabei stellt er sich immer, als wüßte er etwas, doch aus lauter Vorsicht deutet er bloß an. Natürlich weiß er nicht das Geringste.

*

Er berichtigt. Das ist sein Sport. Ziemlich unschuldig, aber er hat es darin zu so großer Geschicklichkeit gebracht, daß sogar die Regierung seine Dienste mit freundlichem Auge betrachtet. Zumal seit wir einen thatkräftigen, beredten, selbstherrlichen Kaiser haben, hat er fortwährend zu berichtigen, zu beschwichtigen, abzuwiegeln. Keine Kaiserrede ohne seine Berichtigung. Als Wilhelm der Zweite sein stolzes Regis voluntas suprema lex in's Münchener Goldene Buch schrieb, dementirte unser Freund sofort in seinen Blättern, der Monarch habe das Wort „schwerlich" geschrieben. Als aber kein Leugnen mehr half, erfand er die schöne Geschichte, daß es nur ein Scherz gewesen sei, eine Artigkeit gegenüber dem Prinzregenten, dem der Kaiser als dem Landesherrn bei der Eintragung den Vortritt lassen wollte, was Prinz Luitpold seinem hohen Gaste jedoch abschlug, ganz wie sich zwei höfliche Leute an der Thüre complimentiren. Wilhelm II. habe also beim Einschreiben nur des Prinzregenten voluntas gemeint, der er sich füge. An dem Tage, wo diese Geschichte in allen Blättern stand und sogar geglaubt wurde, stand der Berichtigungsrath sehr groß da. Schade, daß Freund Nothomb schon todt war. Er hätte ihm gewiß zum Lohn ein wichtiges diplomatisches Geheimniß anvertraut.

*

Und der Doctor Dementi macht auch Geschichte, wenn es sein muß. Bekanntlich hatte der unvergeßliche Kaiser Friedrich die Absicht, sich nach den römischen Kaisern deutscher Nation zu nummeriren. Friedrich I. Barbarossa, Friedrich II. vom Kyffhäuser, der unfähige Friedrich III., der Letzte in Rom gekrönte König der Deutschen. Also wollte „unser Fritz" die Reihe fortsetzen und der Vierte heißen. Geffcken hatte es ihm wohl eingeredet, aber nun war Bismarck dagegen. Er wollte das Deutsche Kaiserreich nicht an das römisch-deutsche anknüpfen, vielleicht um den apostolischen Kaiser in Wien nicht zu beleidigen. Er setzte es auch durch, aber schon hatte der Frühlingskaiser in der Proclamation seinem Namen eine IV angehängt. Wie konnte man das gutmachen, vertuschen, beschönigen? Flugs kam der Berichtigungsrath. Und in allen Blättern las man: IV ist nur falsch gelesen worden; es bedeutet: JR. Jawohl, Imperator Rex. Und so hat der Doctor Dementi auch einmal Weltgeschichte gemacht.

*

In der letzten Zeit drückt ihn aber ein geheimer Kummer. Der deutsch-englische Geheimvertrag ist leider auch ihm Geheimniß geblieben. Nicht das Geringste von einer Compensation für uns hat er davon in Erfahrung gebracht. Alle seine Combinationen schweben in der Luft. Dazu machen ihn die Colonialblätter nervös, die wieder von einem neuen Geniestreich à la Zanzibar fabeln. So ist er gänzlich steuerlos. Denn schließlich kann man doch nur Bekanntes, nur Thatsachen berichtigen, wo aber nichts ist . . . Er hält sich einigermaßen schadlos, indem er Büschlein's Indiscretionen berichtigt, die doch gar zu unvorsichtig und verletzend sind. Darum liest man jetzt in allen Blättern seine Berichtigungen: der schwerhörige Busch habe Bismarck falsch verstanden, er schiebe ihm Manches unter, Bismarck habe „zu wirklich vertrauten Freunden" das gerade Gegentheil gesagt, aus „bester Quelle" sei zu berichtigen u. s. w. Und er strahlt bei dem Gedanken, daß einige naive Seelen ihn selbst zu diesen vertrauten Freunden zählen könnten. Sein neuster Geniestreich ist aber seine Abwiegelung wegen der Abberufung des preußischen Gesandten beim Vatican. Er fand dafür die hübsche Formel: es soll keinen Abbruch der diplomatischen Beziehungen bedeuten und noch weniger einen kirchenpolitischen Charakter haben, sondern ist „lediglich eine diplomatische Action im internationalen Verkehr". Schmeckst du prächtig!

*

Zum Schluß eine wahre Geschichte. Der Mann der besten Informationen und Combinationen, der das diplomatische Gras wachsen hört und Alles berichtigen kann, vernahm eine weltgeschichtliche That unserer Zeit viel später als alle Welt. Und das kam so:

Es war im Sommer 1870. Er fühlte sich überarbeitet, abgespannt, nervös, wollte von Nichts mehr hören, vor Allem keine Zeitung lesen. Volle vier Monate lang. Er zog sich also in die Schweiz zurück, auf irgend eine weltvergessene Alp. In der gesunden Luft und Einsamkeit erstarkten seine Nerven langsam wieder. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er mußte fort, unter Menschen, eine Zeitung lesen. Nach einem Marsche von einigen Stunden erreichte er eine Drahtseilbahn, die ihn nach dem

Städtchen bringen sollte. Er setzt sich also in den Wagen und rutscht bergab. Ein früherer Fahrgast hat seine Zeitung liegen lassen. Er greift mechanisch darnach und sieht nach dem Datum: 3. September. Dann liest er: Schlacht bei Sedan — Gefangennahme des Kaisers Napoleon III. . . . Er faßt sich an den Kopf. Bin ich verrückt?! Ihm flimmert vor den Augen. Ein Schrei! Er stürzt wie leblos hin.

*

Zum ersten Mal hatte Doctor Dementi die Zeitgeschichte versäumt und nichts mehr zu berichtigen.

## Die Eröffnungsausstellung im neuen Künstlerhause.

Nicht nur die Menschen, sondern auch die Vereine haben ihr Schicksal. Der Eine taucht plötzlich als Stern erster Größe am Himmel des öffentlichen Lebens auf, um ebenso schnell wieder abzutreten, der Andere wandelt lange Zeit unbekannt und ungenannt in der Dunkelheit bis ihn gelegentlich einmal ein gütiges Geschick an einen besseren Platz setzt — mitunter auch nicht. Mir scheint es, als ob der Verein Berliner Künstler der zweiten Kategorie anzureihen wäre. Zwei Menschenalter hindurch hat er sich schlecht und recht durchschlagen müssen, von Ort zu Ort ist er im Großstadtgetriebe gedrängt worden, nirgend hat er eine rechte Heimstätte finden können. Dessen ungeachtet hat er aber wacker Ausstellungen arrangirt, und wenngleich sich auch Niemand so recht darum gekümmert hat, so ist er in dieser mehr oder weniger ersprießlichen Thätigkeit doch nie erschlafft. Das ist nun mit einem Schlage alles anders geworden. Endlich hat der Verein Berliner Künstler eine bleibende Stätte gefunden, etwas abseits von dem Weltstadtgetriebe, hart an der Grenze des fashionablen Berlin W. und der Berliner Handels- und Jobberwelt. Der Platz ist nicht übel gewählt, in unmittelbarer Nachbarschaft der Thiergartenbourgeoisie. Jedenfalls ist es dem kaufkräftigen Publicum recht bequem gemacht, seine künstlerischen Bedürfnisse zu decken. Ob es aber, wie's sich gebührt, seinen Obolus auf den Altar des neuen Kunsttempels niederlegen wird, bleibt abzuwarten. — Zwei Menschenalter hindurch hat der Verein Berliner Künstler alle Wandlungen der Kunstanschauung unberührt an sich vorüber ziehen lassen, ein Jahrzehnt oder darüber hinaus hat er dem in allen Kunstcentren entbrannten Kampf der Jungen gegen die Alten zugesehen, als ginge ihn das Alles nichts an — da endlich ist er aus seiner Reserve herausgetreten und hat wieder ein intensiveres Lebenszeichen von sich gegeben. Am 15. October ist der Welt kund gethan, daß der Berliner Künstlerverein mit seiner Vergangenheit gebrochen hat, aber nur so weit die Localität in Betracht kommt. Jedenfalls ist er nunmehr in eine sehr vornehme Sphäre gerathen. Ob er aber die günstige Conjunctur für sich ausnutzen wird, sei dahingestellt.

Wenn die Eröffnungsausstellung ein Programm sein soll, so dürfte man an die Wirksamkeit des Vereins im neuen Heim keine zu großen Hoffnungen knüpfen. Es ist eigentlich nur ein Bild von Ludwig von Hofmann, das über den echten Berliner Ausstellungsrahmen hinauswächst. Hofmann ist ein Talent, vielleicht sogar ein Genie, jene Menschenspecies, die immer seltener zu werden scheint. In seiner letzten Arbeit übertrifft er sich selbst, sein Colorit ist noch wärmer und leuchtender geworden, die Figuren noch inniger mit der Landschaft verwachsen als zuvor. Hier ist alles Stimmung, eine fein empfundene Dichtung, die nicht der Interpretation bedarf; die beiden sitzenden Mädchengestalten, von denen die eine eine Mohnblume bricht, träumerisch in sich versunken, wenden sich an das Gemüth des Beschauers, man darf sie nicht mit verstandesmäßigem kritischem Blick betrachten. Diese Methode ist bei Hendrick und Neuhaus besser am Platze. Herrmann Hendrich, der bereits seit Jahren eine gewisse Localberühmtheit ist — es soll sogar schon eine Hendrich-Gemeinde gegeben haben —, wird immer langweiliger. Seine Motive entbehren nunmehr des Reizes der Neuheit und der Inhalt seiner Bilder fällt immer dürftiger aus. Ist es schon eine gewagte Sache, in die Fußtapfen des großen Böcklin zu treten, so ist es ein noch gefährlicheres Beginnen, sich in das Gehege der Thoma und Stuck zu begeben. Neuhaus hat in seinem „Riesen und Tod" den Versuch kühn unternommen, ist aber kläglich dabei zu Falle gekommen. Die Berliner Landschaftsmalerei ist durch bekannte Meister vertreten, aber nicht immer durch große Meisterwerke. Eugen Bracht bringt eine Temperastudie aus dem Orient, eine Felspartie von monumentaler Wirkung, trotz des kleinen Rahmens, in dem sie gehalten ist. Willy Hamacher erfreut uns wieder durch sein sattes Colorit in dem Marinestück „Sommernacht in Neapel". Karl Ludwig ist mit einer liebevoll durchgeführten Thallandschaft vertreten; Leistikow, Liebermann, Herrmann und Andere haben es sich an einer guten Verkaufswaare genügen lassen.

Damit wäre über die Berliner Kunst eigentlich Alles gesagt; was sonst noch vorhanden ist, würde sich ebenfalls mit einem Platz in einem Berliner Salon bescheiden, höhere Ansprüche scheinen die Berliner Künstler selten an ihre Arbeiten zu stellen. Es ist bezeichnend für Berlin, daß die auswärtigen Künstler wenig Notiz von der Eröffnungsausstellung genommen haben. Der Hauptsaal birgt einen Lenbach, mit gewohnter Treffsicherheit hat der Altmeister der Porträtkunst das geistig Bedeutende an dem Bismarckkopf mit wenigen Strichen festgehalten. Dann fesselt uns ein italienisches felsiges Strandmotiv von Schönleber. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in diesen tiefblauen Wasserpartien, auf denen sich die röthlichen Lichter der untergehenden Sonne reflectiren um sich dann wieder in die Luft auszustrahlen. In dem Herbstabend hat Bär in München eine echte Hochlandstimmung trefflich zum Ausdruck gebracht. Ueberhaupt haben auch die auswärtigen Künstler, wenn man von vereinzelten ultraimpressionistischen Farbenexperimenten absieht, in der Landschaftsmalerei das relativ Beste geleistet, nach gedanklich tiefen Schöpfungen werden wir aber auch hier vergeblich Umschau halten. Ferdinand Brütt hat das Erlösermotiv, das als Correlat des Uebermenschenthums in der neuesten Kunst und Dichtung sein Wesen treibt, auch zu seiner Sache gemacht. Wir hatten schon vor einigen Jahren Gelegenheit, ihn in seinem „Christus victor" von dieser Seite kennen zu lernen, jetzt schildert er die Geburt des Heilandes in einem wenig aufregenden novellistischen Vortrag. Es geht dort sehr friedlich und idyllisch zu, daher wird man nicht lange in Anspruch genommen. Brütt als Schilderer des wirklichen Lebens und seiner tragischen Momente hat ganz anders zu packen vermocht. Tiefer gedacht ist der Christus und Nicodemus von Wilhelm Steinhausen in Frankfurt a. Main. Diese durchgeistigten Köpfe überzeugen, auch findet die Stimmung, welche die beiden Gestalten beherrscht, in dem vornehm gedämpften Colorit einen eigenartigen Wiederhall. Ein Bildniß, das weit über die übliche Salonporträtkunst hinausragt, hat Schuster-Woldan in München, in der Dame mit dem Hunde geschaffen. Die Haltung ist allerdings etwas erklügelt, in der naiven Pose den alten Meistern nachempfunden, mag man aber die Absicht auch schnell errathen, so steht man doch unter dem Eindruck einer künstlerischen Leistung, in den Zügen spiegelt sich ein so reiches individuelles Leben, daß man jeden Charakterzug daraus zu lesen vermag.

Die Plastik spielt auf der Eröffnungsvorstellung eine noch weniger beneidenswerthe Rolle als die Malerei. Eine ältere Arbeit von Reinhold Begas, die im Mittelpunkt zur Aufstellung gelangt ist, die Fesselung des Prometheus, verdient beachtet zu werden. Obgleich als Skizze behandelt, ist die mächtige Bewegung der kraftstrotzenden Gestalten meisterhaft zur Wiedergabe gelangt. „Nachklänge", eine kleine Gruppencomposition von Müller-Braunschweig, ist eine poetisch empfundene und künstlerisch durchgebildete Arbeit. In der Schwertänzerin, einer Bronze von Adolf Brütt, ist der Charakter des Nackten mit einem virtuosen Raffinement herausgearbeitet.

Wenn Malerei und Plastik schon dürftig davon gekommen sind, so erhebt sich die graphische Kunst kaum über das Niveau einer beliebigen Kunsthandlung. An neuen Arbeiten mangelt es vollkommen, alles gute alte Bekannte. Für die angewandte Kunst, für die in allen Kreisen eine so eifrige Propaganda entfaltet wird, ist selbstverständlich in dem neuen Kunsttempel kein Raum vorhanden, wenngleich sich der Erbauer auch auf einige neustilistische Experimente in der Innendecoration eingelassen hat.

Unter diesen Auspicien dürften sich die Hoffnungen, die man an das neue prunkvolle Künstlerhaus knüpft, wohl als irrig erweisen. Den Berliner Künstlerverein scheint es nicht nach dem Ruhme zu dürsten, einen Factor im Kunstleben der Reichshauptstadt darzustellen und reformirend in die Kunstbewegung einzugreifen. Und sollte hierin wirklich einmal ein Wandel geschaffen werden, so wird es wohl trotz seiner geschehen. Augenblicklich erscheint es so, als sollten ihm irgend welche secessionistischen Aergernisse auch fernerhin erspart bleiben. Diese Bewegung, die gelegentlich der Eröffnung der letzten Großen Berliner Kunstausstellung ein schwaches Lebenszeichen von sich gab, dürfte nunmehr wohl als erledigt betrachtet werden. Ein frischer Zug weht uns nirgends entgegen, nur Kellerluft und akademischer Actenstaub. Wer etwas zu sagen hat, wird sich wohl auch in Zukunft nach einem Privatsalon begeben. Wenn die Eröffnungsausstellung weitere Schlüsse auf die Prosperität in künstlerischer und finanzieller Hinsicht gestattet, dann fürchte ich, daß dem Kunsttempel in der Bellevuestraße ein ähnliches Schicksal beschieden sei wie dem Musentempel in der Kantstraße. Das ist keine „schöne Aussicht". Und daran trägt wieder das unverständige Berliner Publicum die Schuld.

Johannes Gaulke.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Neu!**

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

## Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

**Völlig neuen Aufschluss** über den **ANARCHISMUS** u. Socialismus giebt das soeben erschienene Werk **ARNOLD FISCHER's. DIE ENTSTEHUNG des SOCIALEN PROPLEMS.** M. 12,50; in Leinenbd. M. 14. Verlag v. **C. J. E. Volckmann, ROSTOCK.** Prospect gratis.

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

**General-Register 1872 — 1896.**

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

# REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE — ET — 24 Numéros par an *Richement Illustrés*

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 20 mark) on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes » (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Les nouveaux abonnés pour 1899 recevront **gratuitement** les Nos de Novembre et Decembre 1898.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la Revue.

**Rédaction et Administration : 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.**

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

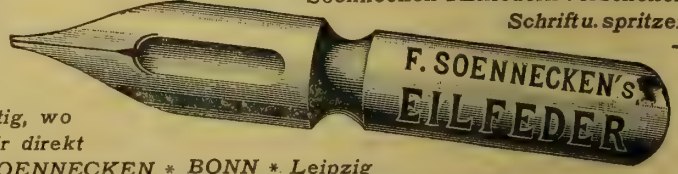
**Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 12 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

*1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf*

*1 Gros Nr 106: M 3.—*

*Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt*

*Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie*




*Überall vorrätig*

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

*Zeitschrift für* **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* **Metall-** *und* **Montanindustrie.**

**Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Leser in einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen sein.**

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 5. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges. Von Miles. — Der Friedenszar. Von Professor Arthur Kleinschmidt (Heidelberg). — Der Kampf der Verkehrsanstalten. Von Director A. L. Müllner. — **Literatur und Kunst.** Goethe bei Napoleon. Nach neueren Untersuchungen. Von J. R. Metz. — Der älteste Volkswirth. Von O. F. Weigel. — **Feuilleton.** Die weiße Jungfrau. Von Jean Aicard. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Mönch von Lehnin. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges.

Kein Krieg der Neuzeit, nur derjenige von 1870/71 ausgenommen, hatte Folgen von derartiger politischer Tragweite im Begleit, wie der jüngst beendete spanisch-amerikanische sie zeitigen dürfte. Während die Kriege des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich mehr oder minder bedeutende Machtverschiebungen in der alten Welt zur Folge hatten, unter denen in erster Linie diejenigen in Folge der napoleonischen Kriege, wie die des Krieges von 1870/71 und des japanischen Krieges zu nennen sind, scheint der amerikanisch-spanische Krieg bestimmt, die Vormacht der neuen Welt, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, sowohl mit einem Schlage in die Reihe der Colonialmächte, wie in diejenige der über eine beträchtliche Landarmee und eine Seemacht, mit der Zeit ersten Ranges, verfügenden Staaten eintreten, und sie auf dem Gebiete des internationalen Wettbewerbes im Weltverkehr und colonialer Expansion als einen ganz neuen, höchst gewichtigen Factor auftreten zu lassen. Die Besitznahme von Cuba und Portorico, sowie diejenige der Ladronen, Hawaïs und eines Theiles der Samoa-Inseln, und die bevorstehende der Philippinen, gewähren den Vereinigten Staaten nicht nur einen ganz präponderirenden Einfluß auf die Staaten Central- und Süd-Amerikas und die Beherrschung des künftigen Nicaragua-Canals, sondern auch sehr wichtige strategische Positionen und Stützpunkte im Stillen Ocean. Namentlich wird Hawaï, in ihren Händen, den Angriff jeder anderen Macht auf die pacifischen Küsten Nord-Amerikas in Ermangelung einer genügend nahe gelegenen Basis und Kohlenstation, künftig für immer ausschließen. Auch der Besitz der Philippinen wird den geplanten künftigen Wettbewerb der Union in der Erschließung Chinas ganz wesentlich zu unterstützen geeignet sein.

In den Händen des auf bedeutsamen Wettbewerb im Weltverkehr schon seit lange verzichtenden, keine nennenswerthe exportirende Industrie und Handel besitzenden Spaniens in den wesentlichsten Richtungen werthlos, vermag der ihm verloren gegangene Colonialbesitz eine ganz andere und gewaltige Bedeutung für die Union und die übrige Welt zu gewinnen. Die politische Mißwirthschaft Spaniens in dem letzten ihm bis dahin verbliebenen immer noch bedeutenden und werthvollen Rest seines ehemals unermeßlichen Colonialbesitzes ist es, welche die Aufstände auf Cuba und den Philippinen hervorrief, und den Amerikanern den höchst willkommenen Vorwand bot, in Cuba zu interveniren. Das rechtzeitige Nachgeben der Regierungen gegenüber berechtigten Forderungen der Völker, deren Aufsichtsrath dieselben de facto nur bilden sollten, tritt daher als eine der ersten politischen Lehren aus dem spanisch-amerikanischen Kriege hervor. Als zweite aber diejenige, daß, so lange noch nicht allerseits abgerüstet und der ewige Friede eingekehrt ist, entweder die Wehrmacht eines Landes rechtzeitig derart vorbereitet sein muß, daß sie voraussichtlichen Gegnern mit Erfolg gegenüber zu treten vermag, oder daß, wenn dies nicht der Fall oder möglich ist, der betreffende Staat sich bei Zeiten Allianzen sichern muß. Beides aber hatte Spanien, das höchstens mit Frankreich durch beiderseitige finanzielle und Handelsinteressen, z. B. den spanischen Weinexport von 120 Millionen Pesetas nach Frankreich, in näheren Beziehungen steht, versäumt und mußte daher, in die Nothlage versetzt, dem völlig unberechtigten Anspruch der Union, Cuba aufzugeben, mit Rücksicht auf die Nationalehre mit den Waffen entgegen zu treten, den weit überlegenen Machtmitteln der Union unterliegen.

Allerdings ist die Frage berechtigt, welche Wehrmacht beider Länder, mit Ausnahme des Factors der amerikanischen Flotte, für den Krieg weniger vorbereitet war. Auf der einen Seite sehen wir die Union mit einer zum Kriege gegen das auf die sehr starke Armee-Festung Havanna gestützte, über 120 000 Mann starke spanische Landheer, nicht im mindesten geeigneten Landmacht, auf der andern Seite Spanien mit einer an Material nur zum geringen Theil modernen, im übrigen völlig veralteten minderwerthigen Flotte, der es überdies an Uebungen in Geschwaderverbänden, im Schießen, im Torpedogebrauch, in der Aufklärung ꝛc. gänzlich gebrach, und die ferner bei Ausbruch des Krieges in beträchtlichem, jedoch nicht ausreichendem Maaße in den Colonien vertheilt, und mit dem besseren Rest nicht operationsbereit war. Ihr gegenüber aber die an Tonnengehalt und Armirung, namentlich an schweren Geschützen, sowie an Panzerschutz, artilleristischer Ausbildung und solcher in Geschwaderverbänden weit überlegene Flotte der Union, unter umsichtigen entschlossenen Führern und auf dem westlichen Kriegstheater über die nahe und rasche Unterstützung an Kohlen und sonstigem Kriegsmaterial verfügend. Spanien hatte, hypnotisirt durch den nur mit der Landarmee niederzuwerfenden Aufstand auf Cuba, in den letzten Jahren alle seine verfügbaren beschränkten Mittel auf dieses Landheer verwandt, und dagegen die Flotte, die allein seinen Colonialbesitz, einer Seemacht wie der Union

gegenüber, aufrecht zu erhalten vermochte, vernachlässigt, ohne zu bedenken, daß auf die Dauer ein erfolgreicher Widerstand seiner Landtruppen in den Colonien nur vermöge ungehinderter Nährung durch das Mutterland, welches denselben allein die Waffen, die Munition und fast sämmtliches sonstiges Kriegsmaterial und selbst einen Theil des für Europäer in subtropischen Ländern unerläßlichen Proviants zu liefern vermochte, geleistet werden konnte. Die Vernachlässigung der Flotte war eine so gewaltige, daß das beste Geschwader Spaniens, dasjenige des Admirals Cervera, in Folge des Kohlenmangels und seines langsamen veralteten Kohlenergänzungsverfahrens, Santiago nicht mehr rechtzeitig zu verlassen vermochte und der Katastrophe vom 2. Juli um so eher zum Opfer fiel, als völlig ungeübte Maschinisten die Maschinen hatten derart verkommen lassen, daß die Fahrgeschwindigkeit der neuen vier Panzerkreuzer von 20 Knoten auf 10—14 Knoten herabgesunken war. Bei Manila aber hatte man bekanntlich in jeder Hinsicht veraltete Holzschiffe dem völlig modernen amerikanischen Geschwader gegenüber gestellt.

Die aus dem Kampfe zur See resultirenden Lehren des Krieges lassen sich im Speciellen in Folgendem zusammenstellen. Nicht im Kreuzer- oder Kaperkriege, sondern in den Geschwaderkämpfen der Schlachtschiffe liegt die Entscheidung, und zwar bilden nicht Panzerkreuzer, sondern große moderne Schlachtschiffe mit starkem Panzerschutz und sehr starker Armirung, namentlich an Schnellfeuergeschützen, die wichtigsten tactischen Einheiten einer Schlachtflotte. Es kommt bei den Schlachtschiffen weniger auf außerordentliche Geschwindigkeit und Manövrirfähigkeit, als auf die erwähnten Eigenschaften an: Geschützbedienung und Maschinistenpersonal müssen gründlichst geschult sein, und durch die erforderlichen Schieß- und Fahrtübungen vorgebildet. Den Uebungen im Aufklärungsdienst der Kreuzer ꝛc., der bei den Amerikanern recht mangelhaft war, ist große Sorgfalt zuzuwenden. Beim Bau von Schlachtschiffen darf kein Holz verwandt werden. Der Werth der Schnellfeuergeschütze hat sich als ein ganz enormer herausgestellt; die entscheidendste Wirkung im Rumpf der feindlichen Schiffe hatten 10—15 cm Schnellade-Kanonen. Die Feuerschutzvorrichtungen, mit Ausnahme von Schläuchen und Mundstücken, müssen geschützt unterhalb des Panzerdecks liegen. Es scheint geboten, Torpedos aus Schlachtschiffen nur aus Unterwasserrohren zu verfeuern und unterhalb des Panzerdecks aufzubewahren, und es empfiehlt sich deßhalb vielleicht auch das Oberwasser-Heckausstoßrohr, welches unsere neuesten schweren Schiffe noch haben, wegfallen zu lassen. Bei allen Geschützen sind Panzerschutz oder mindestens gute Stahlschilde zur Deckung der Geschützbedienung unbedingt nöthig. Ferner genaue Distanzmesser und Feuer nur auf wirksame Entfernungen.

In der activen Verwendung der Torpedos sind, wenn man die nicht völlig feststehende Explosion der Maine als eine solche gelten lassen will, keine Erfahrungen im Cuba-Kriege oder bei Manila gemacht worden. Die Grundsätze, die sich im Laufe der Zeit dafür gebildet haben, bleiben daher auch ferner noch in Kraft. Allein es hat sich deutlich gezeigt, daß die Torpedoverwendung auf's Sorgfältigste geübt werden muß, um zu Leistungen zu befähigen. Denn die Spanier verstanden es in Ermangelung dieser Uebung nicht, von ihren Torpedos activen Gebrauch zu machen, und die gebotene häufige nächtliche Beunruhigung und Ermüdung der Amerikaner durch die spanischen Torpedojäger fand keineswegs statt. Dagegen hat sich die Wirksamkeit starker Torpedosperren, die vom Feuer des Vertheidigers beherrscht werden, bei Santiago glänzend bewährt. Die Wichtigkeit rechtzeitiger Ergänzung der Kohlenvorräthe und der Besitz von Kohlendepots und Kohlenstationen und Flottenstützpunkten wurde durch den spanisch-amerikanischen Krieg deutlich illustrirt, und die Besitzergreifung Portorico's durch die Union zielt in dieser Richtung ab.

Wenn somit, wie das bei dem ganz überwiegend zur See geführten Kriege nahe lag, der Hauptantheil seiner Lehren auf den Seekrieg entfällt, so blieb jedoch auch der Landkrieg auf Cuba und der kurze auf den Philippinen nicht ohne Fingerzeige. Der Werth improvisirter Befestigungen zeigte sich, wenn auch keineswegs mit dem Erfolge derjenigen von Plewna, auch bei Santiago; ebenso deutlich aber auch die Vorbedingung, daß sie gehörig besetzt, armirt und approvisionirt sein müssen, wenn ihre Vertheidigung Aussicht auf Erfolg bieten und nicht zu einer Katastrophe wie die bei Santiago führen soll. Der Bericht des General Linares an General Blanco zeigt, welch' schwere Unterlassungssünden die spanische Heeresleitung in dieser Hinsicht bei Santiago beging, und daß in Folge der spanischen Mißwirthschaft auf beiden Gebieten der Wehrmacht, sowohl das Geschwader Cervera's wie die Truppen des Generals Pando den Amerikanern unterlagen. Zersplitterung der spanischen Truppen in der Provinz Santiago de Cuba, in Folge dessen zu schwache Besetzung Santiagos, unbrauchbare Munition, nach wenigen Schüssen unbrauchbar werdende, zum Theil veraltete und überhaupt minderwerthige Geschütze, Mangel an Proviant sowie an Organisation des Lazareth- und sonstigen Sanitätswesens entzogen den Spaniern bei Santiago, ungeachtet ihrer besseren Infanterie-Bewaffnung jede Aussicht auf Erfolg, und die Niederlage der alten Militärmacht auch zu Lande war um so kläglicher, als sie einem für den Feldkrieg im größeren Stil völlig unorganisirten und ungeschulten Gegner gegenüber erfolgte, bei dem schon vor Santiago sich die schwersten Mängel der Organisation, der Ausrüstung, des Sanitätswesens, Trains, Unterkunftsmaterials und selbst der Verproviantirung fühlbar machten. Mangelnde Kriegsvorbereitung in fast jeder Hinsicht, Günstlingswirthschaft und Nepotismus in der Besetzung der Führer- und Beamtenstellen, Corruption der Militär-Verwaltung, hervortretend bei der Auswahl der Lagerplätze des Heeres im Interesse gewisser Eisenbahngesellschaften, Rivalität zwischen dem Kriegsminister und dem Armee-Obercommandanten, treten immer deutlicher als die tiefen Schäden der unorganisirten Feldarmee der Union hervor, die, in Folge der Mißwirthschaft, auf Cuba, physisch so herunter kam, daß sie thatsächlich nicht im Stande gewesen sein würde, dort den Feldzug weiter fortzuführen. Die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß, wenn Spanien den Krieg mit seiner bei Havanna in verhältnißmäßig guter Verfassung befindlichen Landarmee fortgeführt hätte, die Amerikaner dort schweren Niederlagen entgegen gegangen wären.

Der Werth einer rechtzeitigen tüchtigen Kriegsvorbereitung ergiebt sich prägnant aus dem Feldzuge auf Cuba sowohl wie aus dem auf den Philippinen, wo die Spanier in Ermangelung einer solchen selbst vor den aufständischen Tagalen zurückweichen mußten. Allein noch werthvoller wäre es offenbar, wenn die Milliarden und die tausende von Menschenleben, die der Krieg durch Verwundung und Krankheit verschlang, nicht hätten geopfert zu werden brauchen, sondern der Conflict zwischen der Union und Spanien durch ein internationales Schiedsgericht, ohne diese enormen Opfer, hätte beigelegt werden können. Die Lehre aber von den verheerenden unmittelbaren Folgen für beide Gegner und der Verderblichkeit und den verhängnißvollen Consequenzen eines jeden Krieges für den Unterliegenden, scheint uns nicht die unwichtigste zu sein, die wir aus dem spanisch-amerikanischen Kriege ziehen müssen. Miles.

## Der Friedenszar.

Von Professor Arthur Kleinschmidt (Heidelberg)*).

Dem finster dreinblickenden Vater, den seine Russen kannten, folgte der ihnen und Europa unbekannte jugendliche Sohn, eine bescheidene, schwächliche, einsilbige Persönlichkeit. Er hatte 1890/91 eine Weltreise mit seinem Freunde, dem Fürsten Jesper Uchtomski, gemacht, deren Erlebnisse Letzterer 1893 herausgab; in Japan hatte ihn ein Fanatiker überfallen, aber Prinz Georg von Griechenland, der die Reise mitmachte, hatte ihm das Leben gerettet. Jetzt wurde er Kaiser und heirathete inmitten der tiefsten Trauer am 26. November in St. Petersburg seine holdselige Braut. „Ich will nicht nur Nikolaus II., sondern auch ein zweiter Nikolaus sein", soll er gesagt haben und er hat dessen Muth geerbt, er fürchtet den Tod nicht, er ist Fatalist und weiß, das Schicksal ist unabwendbar. Darum beseitigte er sofort die ängstlichen Absperrungsmaßregeln des Vaters, ging unter sein Volk, wenn auch Verschwörer darunter waren, verbat sich die Bewachung auf Schritt und Tritt durch die Polizei, promenirte mit der Kaiserin in den Straßen oder fuhr im offenen Wagen; er richtete seinen Hofhalt möglichst einfach ein, was mit der üblichen zarischen Pracht im grellsten Widerspruche stand, er erleichterte den Zutritt zu ihm, er las alle Bittschriften selbst und arbeitete unermüdlich**). Bei der Krönung in Moskau, am 26. Mai 1896, ereignete sich das grauenhafte Unglück auf dem Chodinski-Felde, weil der Oberpolizeimeister und Andere ihre Schuldigkeit verabsäumten, als die üblichen Geschenke unter die nach Hunderttausenden zählende Menge vertheilt werden sollten: Nikolaus machte mit den Schuldigen kurzen Proceß und veröffentlichte unerhörter Weise seine Entschließung in einem Ukas; er erstrebte, was sein Vater vergebens wollte, die Befreiung der Geister in Rußland vom Schmutze der Corruption, offene Gerechtigkeit.

Kaum war Nikolaus II. Kaiser, so erlag Giers am 26. Januar 1895 schweren Leiden. Der Botschafter in Berlin, Graf Paul Andrejewitsch Schuwalow, war eben von Berlin abberufen worden, um Gurko als Generalgouverneur in Warschau zu ersetzen, wofür das jubelnde Warschau illuminirte, und Kaiser Wilhelm II., der mit Schuwalow enge befreundet war, hatte ihn bei dem Abschiede nicht genug feiern können; an seine Stelle sollte Fürst Alexei Borissowitsch Lobanow-Rostowski, seit Juni 1882 Botschafter in Wien, treten. Nach einem Besuche bei dem Papste, der ihm das Großkreuz des Christus-Ordens in Brillanten gab, war Fürst Lobanow-Rostowski im Januar 1895 für Berlin ernannt, als sich Nikolaus anders entschloß und ihm im Februar 1895 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten provisorisch, am 19. März definitiv übertrug, zum Botschafter in Berlin aber den langjährigen Gesandten in München, Grafen Nikolai von der Osten-Sacken, ernannte. Im October 1895 ging Durnowo als Minister des Inneren ab und wurde Präsident des Ministercomités, mit der Verwesung des Ministeriums wurde Iwan Longinowitsch Goremykin betraut, seit Januar 1896 definitiv Minister des Inneren, eine große Arbeitskraft. Durnowo's Vorgänger als Präsident des Ministercomités war Bunge gewesen, der zwischen den uneinigen Ministern stets vermittelte und unter Nikolaus II. erhöhten Einfluß gewann, doch war Bunge im Juni 1895 gestorben: Bunge's Nachfolger als Finanzminister war Iwan Alexejewitsch Wyschnegradski, den man für ein Finanzgenie hielt, während seine Leistungen Schaustücke ohne nachhaltige Wirkung waren; er rieb sich stets an Bunge, dieser aber rächte sich edelsinnig, indem er Wyschnegradski's viel angefochtene Budgets vertheidigte. Nach Wyschnegradski's Rücktritt im September 1892 wurde Sergei Jurjewitsch Witte, den man „den Miquel Rußlands" genannt hat, ein Mann von seltenen Fähigkeiten, Finanzminister (definitiv Neujahr 1893); er schloß im Frühjahr 1894 noch unter Alexander III. den Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche. Pobedonoszew blieb Oberprocureur der Heiligen Synode und behielt großes Ansehen bei Nikolaus, der ihm bei der Enthüllung des Denkmals Alexander's II. in Moskau am 28. August 1898 in einem ungemein gnädigen Rescripte als dem Letzten noch im gleichen Amte befindlichen nächsten Mitarbeiter Alexander's II. für seine Leistungen dankte und den St. Andreas-Orden verlieh. Den weitest gehenden Einfluß aber auf den jungen Herrscher hat die Mutter, eine die Herrschaft liebende Frau, welche sich gern vor die regierende Schwiegertochter, eine sanfte, bescheidene Natur, stellt und der ihr Sohn mit liebevoller Pietät anhängt.

Im Jahre 1896 entschloß sich das junge Kaiserpaar nach langem Aufschub zur Antrittsreise an die großen Höfe. Ende August traf dasselbe in Wien ein, wo Nikolaus ausgezeichnet gefiel und wo wegen der Balkanhalbinsel zwischen den Staatsmännern beider Reiche wichtige Abmachungen eingeleitet wurden; in Wien traf Nikolaus die Nachricht von den Abschlachtungen armenischer Christen in Constantinopel — und der Zar gilt doch für den berufenen Schutzherrn der orientalischen Christenheit! Tiefbewegt fuhr das Kaiserpaar am 30. August nach Kiew, wo der Grundstein zu einer Kirche gelegt werden sollte, — da starb Fürst Lobanow-Rostowski am 31. August plötzlich im Coupee bei Schepetowka, vom Schlage getroffen. Wer sollte den bedeutenden Diplomaten ersetzen? Graf Paul Andrejewitsch Schuwalow, der Generalgouverneur in Warschau. Am 2. September aber lähmte die Gicht diesem die linke Seite und im December mußte er sein Amt niederlegen, in dem ihm Fürst Imeretinski folgte. Der frühere Adjunct von Giers, Geheimrath N. P. Schischkin, übernahm interimistisch das Ministerium des Aeußeren und begleitete das Zarenpaar fortan auf der Reise als erster Beirath. In Breslau fand im September die Begegnung mit Wilhelm II. statt, dem sein Großvater jüngst noch die Freundschaft mit Rußland auf die Seele gebunden hatte, wie einst Nikolaus I. seinem Sohne die Freundschaft mit Preußen. Der Draht zwischen Berlin und St. Petersburg schien aber zerrissen zu sein, Alexanders III. Freundschaft für Frankreich — er zuerst unter Rußlands Herrschern hörte die Marseillaise stehend und barhäuptig an — war auf Nikolaus II. übergegangen, und so konnte der Toast, in dem Wilhelm der auf schlesischer Erde eingeleiteten Waffenbrüderschaft der Preußen und Russen gegen Napoleon I. gedachte, bei Nikolaus keinen Widerhall finden; er verkündete vielmehr kühl, er wollte den Traditionen seines Vaters treu bleiben. Wie jubelten die Franzosen über diese Verheißung, über diese Betonung der guten Beziehungen der Autokratie zur Republik! Nikolaus und Alexandra kamen im October nach Paris, wo man sie natürlich glänzend feierte, Polen war vergessen, Rußland war die Sehnsucht aller Herzen, man erwartete dem Dreibunde gegenüber eine Allianz Rußlands mit Frankreich und die Rückerwerbung Elsaß-Lothringens. Gabriel Hanotaux, der hervorragende Minister des Aeußeren, Historiker und Biograph Richelieu's, hatte schon 1895 mit dem Fürsten Lobanow-Rostowski

*) Aus dem nächste Woche bei Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) in Berlin erscheinenden Werke „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte". Nachdem der Verfasser in seinen früheren Schriften einzelne Epochen der modernen russischen Geschichte seiner Beurtheilung unterzogen hat, behandelt er hier die neuere Gesammtentwickelung Rußlands seit Thronbesteigung der Romanows, und zwar nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Geschichte, das Hof- und Privatleben der Zaren ꝛc., wobei er sich vorwiegend auf russische Quellen stützt und mit der officiösen russischen Geschichtsauffassung häufig in Widerspruch befindet. In seltener Vereinigung finden sich in dem Werke historische Treue und eine Darstellungsart, welche die Lectüre des Buches spannend und unterhaltend wie die eines Romanes erscheinen läßt.

**) In neuerer Zeit soll Nikolaus etwas ängstlicher im öffentlichen Erscheinen sein, zumal man davon munkelt, ein Dynamitattentat sei 1898 bei Einweihung einer Kirche in St. Petersburg gegen ihn und seine Familie geplant, aber zeitig entdeckt und vereitelt worden.

Freundschaft geschlossen, jetzt erhielt er das Großkreuz des St. Alexander Newski-Ordens und das Bild des Zaren, Schischkin erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Präsident der Republik, Felix Faure, hatte zum Jubel der Chauvinisten gewissermaaßen als Ausgleich für die Kieler Feste im Juni 1895 den St. Andreas-Orden erhalten, jetzt durfte er als der erste Präsident der Republik den Besuch des Autokraten entgegen nehmen und war eins mit Frankreich im Bewußtsein, in Nikolaus einen Freund empfangen und entlassen zu können. Dem Worte Allianz aber, das Faure durchaus aus Nikolaus' Munde vor Europa laut verkündet wissen wollte, ging der verschlossene, wortkarge und nachdenkliche Freund beharrlich aus dem Wege; Nikolaus verließ Paris, ohne die Allianz geschlossen zu haben.

Alexander III. hatte von moderner Freiheit nichts wissen wollen, Nikolaus II. regiert noch viel zu kurz, um ein Urtheil über seine Stellung hierzu fällen zu können; von der Ausgestaltung der Selbstverwaltung scheint er nicht viel zu halten und konstitutionelle Velleitäten liegen ihm völlig fern*). Wie warm er aber für sein Volk empfindet, zeigte im August 1898 die Feier der Enthüllung von Alexanders II. Denkmal in Moskau, bei der er in allererster Linie immer wieder den reichen Segen der Bauernbefreiung hervorhob. Den Polen erwies sich Nikolaus von Anfang an gnädig, Fürst Imerentinski machte den Katholiken trotz der Einsprache Pobedonoszews eine Reihe Concessionen, die polnische Sprache wurde an den polnischen Gymnasien obligatorisch; als darum das Zarenpaar Warschau besuchte, wurde es mit großem Jubel empfangen, aber dem Jubel folgte rasch die Ernüchterung, Pobedonoszew gewann neue Macht, die Polen wurden wieder als Feinde der Orthodoxie angeschwärzt und die Politik der Aussöhnung, die Fürst J. Uchtomski beständig empfiehlt, scheint nicht zur Geltung kommen zu sollen, wenn auch die städtische Selbstverwaltung mit Neujahr 1899 in Polen eingeführt werden soll.

Pobedonoszew und seine Leute riefen, als die griechisch-kretische Frage auf's Tapet kam, nach einem Kreuzzuge gegen die Türken und nach Unterstützung der Hellenen; der dänische Hof, den Nikolaus im September 1896 besuchte, um „der Schwiegermutter Europas", der jüngst verstorbenen Königin Louise, zum Geburtstage zu gratuliren, wollte ihn veranlassen, seinem Lebensretter, dem Prinzen Georg von Griechenland zuliebe, Griechenland im Kampfe zu unterstützen, er aber entschied sich für volle Neutralität und begnügte sich mit dem Versprechen, in Georgs Einsetzung zum Generalgouverneur von Kreta einzuwilligen, wenn Kreta unter türkischer Oberhoheit bleibe und Europa die Candidatur Georgs aufstelle. Seit Neujahr 1897 leitete Graf Michail N. Murawjew das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, im April d. J. wurde er definitiv Minister; er ist der Enkel des einstigen gefürchteten Dictators in Wilna. Im Jahre 1897 erfolgten die Gegenbesuche für das vorige Jahr. Im April erschienen Franz Joseph, Erzherzog Otto und Graf Goluchowski, der Minister des Aeußeren, in St. Petersburg, und Franz Joseph wie Nikolaus verbürgten einander angesichts des türkisch-griechischen Kampfes das Festhalten am europäischen Frieden. Im August traf Wilhelm II. in St. Petersburg ein und die Politik des Friedens wurde bekräftigt, wohl auch die ostasiatische Frage berührt. Nikolaus lud Faure zu sich ein, ja er schrieb ihm: „Ganz Rußland erwartet Sie", beide Nationen fanden sich im Bruderkusse, den Nikolaus und Faure im August in Kronstadt austauschten, unter den Klängen der Marseillaise defilirten die russischen Truppen am Fracke des Präsidenten vorüber. Und diesmal rastete Faure, der mit seltener Auszeichnung behandelt wurde, nicht, bis er das Wort „alliirte und befreundete Nation" vom Zaren offen ausgesprochen hörte. So ist denn dem Dreibunde gegenüber ein Zweibund entstanden, aber das mag sich Frankreich sagen, daß Rußland unter keiner Bedingung zu Revancheplänen gegen Deutschland zu haben ist, es wird Nikolaus niemals einfallen, um der schönen Augen Frankreichs willen einen Krieg zu führen. Die plötzliche Abberufung Mohrenheim's, des in Frankreich vergötterten Mitvaters der Allianz, und seine Ersetzung durch den Fürsten Ljew Pawlowitsch Urussow war bereits ein Fingerzeig für Frankreich, an weiteren wird es gewiß nicht mangeln.

Die orientalische Frage hatte seit 1774 in erster Linie die russische Politik beschäftigt, erst unter Niklaus II. trat sie vor einer neueren zurück. Persiani wurde von Belgrad, Hitrowo von Bukarest abberufen, Ignatjews Schüler und Nachfolger, A. J. Nelidow, wurde im Juli 1897 von Konstantinopel nach dem Quirinal versetzt und sein Erbe am Bosporus wurde Ssinowjew. Rußland söhnte sich mit Bulgarien aus, Fürst Ferdinand erschien 1898 in St. Petersburg, nachdem er die Gunst der Orthodoxen durch die griechisch-katholische Taufe seines Kronprinzen Boris, bei dem der Zar Pathe stand, erlangt hatte. Wie dem Panslawismus nicht mehr die alte Geltung inne wohnt, zeigt das Sinken des Ansehens des Generals Komarow und anderer Schreier; vor Kurzem wurde Komarow, der in Böhmen in russischer Uniform Hetzreden hielt, von seiner Regierung jedes officielle Auftreten verboten; sein Organ „Licht" (Swjet) beherrscht nicht mehr die Presse. So findet denn auch die großserbische Idee keine Unterstützung mehr in St. Petersburg. Mit Oesterreich aber scheint ein Abkommen getroffen worden zu sein, welches die Interessensphäre auf der Balkanhalbinsel regelt und Rußland für den Fall einer einstigen Theilung Rumänien und Bulgarien zuweist, deren Herrscher im Zaren ihren Protector erblicken. Die andere Weltfrage, die sich heute aufrollt, ist die ostasiatische, der Krieg Japans mit China hat sie aufgeworfen und Rußland geht in ihr einen Weg mit Deutschland und mit Frankreich; China ist das moderne Polen, es ist schnittreif. Im Jahre 1896 sandte Nikolaus auf Bitte des Königs von Korea Instructoren und einen Finanzrath nach dessen Residenz Seul, und Korea wurde von Japan völlig unabhängig, Rußland lieh Korea kräftige Hilfe, der Gesandte in Tokio, Baron Rosen, schloß mit dem japanischen Minister des Aeußeren Baron Nissi ein Abkommen, wonach beide Kaiserreiche Korea gegenüber stets gemeinsam handeln wollen, am 9. Juni 1896 unterzeichneten es in Moskau Fürst Lobanow-Rostowski und der Marschall Marquis Jamagata. Durch den Vertrag von Peking vom 27. März 1898 trat China Port-Arthur und Talien Wan mit den dazu gehörigen Ländereien und territorialen Gewässern auf 15 Jahre zur Nutznießung an Rußland ab, dessen Truppen schon Tags darauf Besitz ergriffen; Rußland erhielt im Vertrage die hochwichtige Erlaubniß eines Eisenbahnbaues, so daß beide Häfen mit der großen transsibirischen Eisenbahnlinie verbunden werden können. Die Briten sind über dies Eintreten Rußlands in die chinesische Theilung ebenso ergrimmt wie über das Eintreten Deutschlands.

Das russische Verkehrswesen hat in den letzten Decennien ungeheure Fortschritte gemacht, die Eisenbahnen*) in Sibirien ziehen diese Riesenflächen in den Bereich des Culturlebens**) herein und erweitern die Bedeutung Rußlands als Militärmacht. Die Flotte wird immerzu verstärkt, neben Kronstadt wird Libau ein Kriegshafen ersten Ranges wie Sewastopol und Batum, das seit 1886 nicht mehr Freihafen ist; für Ostasien kommen als Kriegshäfen Wladiwostok und Nikolajewsk

*) Als die Semstwos ihm nach der Thronbesteigung durch eine Deputation Wünsche nach konstitutionellen Einrichtungen vortrugen, wies sie Nikolaus schroff zurück.

*) Nikolaus II. war als Thronfolger Präsident des sibirischen Eisenbahncomités.

**) Nikolaus thut viel zur Hebung des Volksunterrichts in Rußland; in Sibirien, dessen Justizordnung ganz veraltet war, führte er die Geschworenengerichte und eine Reihe moderner Einrichtungen auch auf kriminalrechtlichem Boden in's Leben.

besonders in Betracht. Das Landheer ist eines der gewaltigsten der Welt und wird beständig verbessert; Rußland darf wohl als Militärmacht ersten Ranges gelten.

Um so allgemeiner war darum das Erstaunen des Erdballs, als Nikolaus II. bei dem ersten Besuche, den er seit seiner Krönung mit der geliebten Kaiserin „dem Mütterchen Moskau" abstattete, die Feier der Enthüllung des vom russischen Volke errichteten und von Alexander III. begonnenen Denkmals des Zaren-Befreiers dazu wählte, um durch den Minister des Aeußeren, Grafen Murawjew, ein Manifest des ewigen Friedens verkünden zu lassen. Während die Feier einen sehr militärischen Charakter trug und Vertreter der fremden Regimenter, deren Chef Alexander II. gewesen, ihr anwohnten, verkündete das Manifest Murawjew's vom 28. August 1898 in meisterhafter Form und in unwiderleglicher Ausführung dem Kriege den Krieg und empfahl als gebieterische Nothwendigkeit, als einzige Rettung für die unter fortgesetzten Kriegsrüstungen verblutende und verhungernde Welt den Frieden. Das Manifest fand trotz seines humanitären, der russischen Tradition absolut widerstreitenden Charakters in Europa eine getheilte Aufnahme*), es eröffnete ja Großbritannien, das eben China mit Krieg bedrohte, die Aussicht auf völlige Isolirung und benahm Frankreich die letzte Hoffnung auf Mithülfe bei einem Revanchekriege gegen Deutschland. Und eben gerade hatte Faure in einem huldigenden Telegramme an den Jahrestag des Besuches der russischen Majestäten auf seinem Schiffe am 25. August 1897 erinnert; die sehr warme Antwort mußte ihn nun allein befriedigen. Wird auch das Manifest nicht ausgeführt, so ist es doch, als vom Zaren ausgehend, ein diplomatischer Zug von eminenter Wirkung und sichert Nikolaus, dessen Anfänge auf eine gesegnete Regierung hoffen lassen, einen Ehrenplatz in der Weltgeschichte. Daß gleichzeitig mit dem Manifeste und mit den Feierlichkeiten, in deren Mitte die Bauernbefreiung stand, die starre Orthodoxie in der Person Pobedonoszews verherrlicht wurde, beeinträchtigte die Wirkung auf das unbefangen denkende Europa.

---

## Der Kampf der Verkehrsanstalten.

Von Director A. L. Müllner.

Der Kampf um's Dasein tobt nicht bloß unter den einzelnen Menschen, unter den Völkern und Staaten, sondern auch innerhalb eines Staates und sogar unter den Verkehrsanstalten eines und desselben Staates. Nun ist es aber Aufgabe des Menschen und insbesondere auch des Staates, in diesem Kampf ausgleichend und Richtung gebend einzugreifen und mit der uns verliehenen Vernunft nach Principien und Normen zu suchen, die zum Frieden und Fortschritt führen. Doch scheint diese Erkenntniß noch nicht überall bei unseren Verkehrsbehörden zum Durchbruch gekommen zu sein. Wie vielfach im Argen diese Verhältnisse bei uns liegen, hat namentlich der verdienstvolle und rührige Nürnberger Nationalökonom Dr. Gottfried Zoepfl in verschiedenen streitbaren Brochuren gezeigt.**) Als Secretär des Vereins für Hebung der Fluß- und Canalschifffahrt in Bayern und der Vereinigung der bayrischen Holzinteressenten hat er zwar zuvörderst süddeutsche Verhältnisse im Auge, aber die Mainlinie existirt im Verkehrswesen am allerwenigsten mehr und auch der preußische und überhaupt norddeutsche Verkehr findet in ihm einen ebenso guten Kenner, wie eifrigen Anwalt. Wenn er z. B. anerkennen muß, daß die preußische Eisenbahnverwaltung zwar im letzten Jahrzehnte eine ganze Reihe von speciellen Tarifermäßigungen hat eintreten lassen, so entgeht es diesem scharfsinnigen Beobachter doch nicht, daß sie sich dabei vom reinen Opportunitätsgesichtspunkte leiten ließ. „Wirthschaftspolitisch hat diese Tarifpolitik zum großen Theile auch viel Gutes bewirkt, allein als Begleiterscheinung hierzu trat ein zunehmender Mangel an Grundsätzen auf, so daß man jetzt nur noch von Tarifen, Erhöhungen und Ermäßigungen, aber nicht von einem Tarifsystem und einer Tarifreform reden kann. Statt der großen Reform des Eisenbahntarifwesens kam vielmehr die fiscalische Richtung — von Fall zu Fall gemildert durch die einschlägigen handels- und wirthschaftspolitischen Gesichtspunkte — zur Herrschaft, und die Erzielung von Ueberschüssen wurde ein Hauptziel der Eisenbahnverwaltung". Das trifft allerdings den Nagel auf den Kopf. Und da ihm schon ex officio die Zukunft der Wasserstraßen am Herzen liegt, so polemisirt er, besonders schneidig gegen alle Fachleute, denen der Aufschwung der Wasserstraßen schon darum ein Aerger ist, weil sie vielfach eine Concurrenz der Eisenbahnen sind. Darum erscheint es nicht ganz unbegreiflich, daß einige ausgezeichnete Eisenbahnfachleute ihrem Aerger über diese Entwickelung, die sie nicht zu ändern vermochten, durch eine heftige Polemik gegen die besser gestellten Wasserstraßen Luft machten. Die Unrichtigkeit z. B. des Ulrich'schen Arguments, daß die Eisenbahnen jetzt schon auf den Concurrenzlinien mit den Wasserstraßen ebenso billig transportiren wie diese, obwohl sie außer den Selbstkosten noch die großen Ueberschüsse für den allgemeinen Etat aufbringen müßten, daß also die Eisenbahnen die Wasserstraßen an Billigkeit erheblich übertreffen und dadurch überflüssig machen würden, wenn die Wasserstraßen auf gleiche finanzpolitische Grundlage mit ihnen gestellt würden, liegt auf der Hand, denn das weiß doch ein Jeder, daß aus dem Verkehr, den die Eisenbahnen aus Concurrenzrücksichten durch Herabsetzung ihrer Tarife auf die Frachten der Schifffahrt an sich ziehen, die großen Ueberschüsse der Eisenbahnverwaltung nicht herzuleiten sind. „Es ist nichts Anderes als St. Florianspolitik, die Uebertragung des unheilvollen fiscalischen Princips von den Eisenbahnen auf die Wasserstraßen, und es ist Aufgabe, nicht nur der Interessenten, sondern der wissenschaftlichen Vertreter der Binnenschifffahrt, die Regierungen vor dieser falschen Politik zu warnen."

Beherzigenswerth sind besonders Zoepfl's Argumente gegen die Praxis, die sich bei uns in Deutschland in neuester Zeit immer mehr eingebürgert hat, nämlich die Eisenbahnen als den „reichen Onkel" zu betrachten, der die ganze Staatsfamilie ernähren muß. Dieser Ausdruck findet sich in einem Artikel des Chefredacteurs der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen über die Verwendung der Eisenbahnüberschüsse, in welchem weiterhin folgende beachtenswerthe Bemerkungen gemacht werden: „Man braucht die pessimistischen und oft recht übertriebenen Befürchtungen gewiß nicht zu theilen, welche gerade in der letzten Zeit anläßlich der Betriebsunfälle und des Wagenmangels über die Zukunft unseres Eisenbahnwesens in der Tagespresse laut geworden sind —, aber so viel scheint festzustehen, daß es Geld, sehr viel Geld kosten wird, wenn sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen Angesichts der in den letzten Jahren eingetretenen, wahrhaft explosiven Verkehrssteigerung auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit halten wollen. Der „Hamburger Correspondent" führte vor einigen Tagen sehr mit Recht aus, daß das Wachsen des Verkehrs vom finanziellen Standpunkt aus nur im Anfang eine reine Freude sei, daß dann aber eine Zeit folge, in der die Vermehrung der Betriebseinnahmen in immer steigendem Maaße durch die Steigerung der Ausgaben ausgeglichen werde, weil die stehen-

*) Die Industrieactien stiegen sofort, die Papiere von Maschinenetablissements sanken. Merkwürdigerweise erschien gleichzeitig mit dem Manifeste die Verfügung, zwei neue Kadettenkorps in Warschau und Odessa zu errichten.

**) „Die Finanzpolitik der Verkehrsanstalten". — „Mittelländische Verkehrsprojecte." — „Die Eisenbahntariffrage unseres Holzverkehrs". — „Die weltwirthschaftliche Lage und die mitteleuropäischen Canalprojecte". Sämmtlich erschienen bei Siemenroth & Troschel in Berlin.

den Anlagen und die Betriebsmittel der Bahnen den wachsenden Bedürfnissen des steigenden Verkehrs nothwendiger Weise, und zwar so rasch wie möglich angepaßt werden müssen. „Die Millionen-Mehreinnahmen der letzten Jahre sind auch keine reine Freude — wenigstens nicht für die Eisenbahnverwaltungen —, das kann man wohl schon nach den bisherigen Erfahrungen mit Bestimmtheit sagen. Die Eisenbahn ist eben kein Apfelbaum, der heuer ein Scheffel und über's Jahr — unter sonst gleichen äußeren Verhältnissen — fünf Scheffel Früchte bringt. Je größer die Verkehrssteigerung ist, um so gerechtfertigter und um so dringender erscheint die Mahnung, auch dem Verkehr selbst sein Recht werden zu lassen, um so größer auch die Gefahr, daß die vorhandenen Anlagen dem Bedürfniß nicht mehr genügen. Die Entwickelung unserer wirthschaftlichen und Verkehrsverhältnisse hat in den letzten Jahren ein Tempo eingeschlagen, welches jede Berechnung nahezu illusorisch macht, und Niemand kann verbürgen, daß sich dieses Tempo in absehbarer Zeit wieder verlangsamt. Von der Eisenbahn verlangt man aber — und wohl nicht mit Unrecht —, daß sie allen Verhältnissen gewachsen sei, und zwar auch solchen, die nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge nicht vorausgesehen werden konnten. Die Einwendungen, welche in solchen Fällen der Privatmann gebrauchen kann, um sein Unvermögen zu motiviren, sind der Eisenbahn versagt. Um so weniger können aber die Eisenbahnverwaltungen in ihrem eigenen und im Interesse des Verkehrs auf eine gewisse finanzielle Beweglichkeit verzichten, um so mehr haben sie Anspruch darauf, daß ihnen Dasjenige, was sie zur Befriedigung der jeweilig hervortretenden, oft im Voraus gar nicht zu übersehenden Verkehrsansprüche brauchen, vor allem Anderen und ohne Rücksicht auf sonstige Staatsbedürfnisse zugeschieden wird."

Die Folge der Verwendung der Eisenbahnüberschüsse für andere Staatsbedürfnisse ist, daß der Staatshaushalt sich immer mehr auf diese Finanzquelle einrichtet, daß er sie nicht mehr entbehren kann, und wenn großer Bedarf ist, eben mehr aus den Eisenbahnen herausgepreßt werden muß. Die Eisenbahnverwaltung dagegen muß für sich auf das Aeußerste sparen bei allgemeinen Tarifermäßigungen, Gehaltsbemessungen, muß zurückhaltend sein gegen Neuerungen und Ergänzungen, muß zusehen, wie Betriebsunfälle sich häufen, wie der Wagenmangel sich steigert und wie an den Pfingstfeiertagen das Publicum in Viehwagen transportirt wird; denn sie hat ja in erster Linie nicht für sich zu sorgen, sondern für Justizbeamte, Schulbauten, Militärausgaben u. dgl. Dahin kommt man, wenn man bei der durch keine private Concurrenz in Schach gehaltenen monopolitischen Verwaltung der staatlichen Verkehrsanstalten das Princip der Finanzquelle zuläßt. Am ärgsten ist dies in Preußen der Fall, wo die Eisenbahnüberschüsse im Etat nachgerade die ausschlaggebende Rolle spielen. Sie decken nicht nur die Zinsen der gesammten Staatsschuld, sondern werfen überdies noch an die 50—100 Millionen jährlich ab für andere Zwecke. Ulrich giebt uns nähere Aufschlüsse und legt dar, daß die preußischen Staatseisenbahnen durch Reinerträge nicht nur ihr gewaltiges Anlagecapital verzinst haben, sondern es sind noch nahezu 846 Millionen Mark in den 10 Jahren von 1882—1892, also jährlich durchschnittlich $84^1/_2$ Millionen Mark, aus den Reinerträgen übrig geblieben, von welchen etwas über 40 Millionen Mark zur wirklichen Tilgung der Eisenbahnschuld, $395^1/_2$ Millionen Mark zur Deckung anderweitiger etatsmäßiger Staatsausgaben, $403^1/_2$ Millionen Mark zur außerordentlichen Tilgung von Staatsschulden und zur Verrechnung auf bewilligte Anleihen, endlich 6,6 Millionen Mark zur Ausgleichung eines Deficits im Staatshaushalte, welches anderenfalls durch Anleihen hätte gedeckt werden müssen, Verwendung gefunden haben.

In anderen Staaten liegen die Verhältnisse anders als in Preußen; von den 3393 Millionen Gulden, welche die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen bis 1878 gekostet haben, warfen 665 Millionen Gulden bis 2, 1499 bis 4, 653 bis 5 und nur 357 über 5% an Verzinsung ab. Der Rest ergab gar keinen Ertrag; eine dem landesüblichen Zinsfuß halb entsprechende Rente gab also vom investirten Capitale nicht einmal 30%. Für das Gesammtcapital der nordamerikanischen Eisenbahnen ist für 1877 eine Verzinsung von nur 3,7% berechnet worden. In Süddeutschland will Dr. Zoepfl nicht von Eisenbahnüberschüssen reden; „wenn man aus den Jahrgängen der finanziellen Ergebnisse der Eisenbahnen den Durchschnitt zieht, kommt bei uns in Bayern gerade noch eine landesübliche Verzinsung der Eisenbahnschulden heraus, bei anderen süddeutschen Staaten wird auch diese nicht erreicht. Es fehlt ihnen in Folge der Concurrenz der norddeutschen und österreichischen Bahnen vielfach am großen Verkehr, auch fehlen leistungsfähige Wasserstraßen, welche diesen großen Verkehr, wie in Norddeutschland, lösen, heranziehen und den Eisenbahnen zuführen. Wenn man also diesen Ausgleich der Jahrgänge zuläßt, so kommen wir in Süddeutschland bei den Eisenbahnen auf das Princip der Kostendeckung, müssen uns aber, in Bayern wenigstens, davor hüten, daß wir in Folge des Ueberschußsegens der neuesten Zeit nicht auch in das preußische Fahrwasser gerathen; wir sind dazu auf dem besten Wege, denn eine Verwendung der Ueberschüsse findet auch bei uns bereits zu anderen als Verkehrszwecken statt. Die Beseitigung der Ueberschüsse und Zurückführung der Eisenbahnfinanzpolitik auf das Princip des Entgeltes wird in Bayern voraussichtlich der Localbahnbau allein besorgen, in welchem ja Bayern allen anderen deutschen Staaten vorangeht, und welcher in diesem Lande so populär ist und in so hohem Maaße gefördert wird, daß man auf die größte Betriebsamkeit des platten Landes in Bayern einen Rückschluß machen möchte. Leider mit Unrecht! Sehr viele dieser Localbahnen sind weder aus Bedürfnissen der Betriebsamkeit entstanden, noch werden sie jemals eine solche erwecken, da hierzu auch noch andere Bedingungen gehören; sie verdanken ihren Ursprung lediglich der Tüchtigkeit des die Gegend vertretenden Abgeordneten im Landtage, für den es nachgerade obligatorisch geworden ist, ein Bähnchen nach Schluß der Session mit nach Hause zu bringen. Man theilt deßhalb die bayerischen Localbahnen am richtigsten in liberale und ultramontane, auch katholische und protestantische ein, der Verkehrspolitiker wird aber die Eintheilung in berechtigte und unberechtigte vorziehen und davor warnen müssen, daß das übergroße Interesse für die Localbahnen jede Initiative für andere nothwendige Reformen und Ausgestaltungen im gesammten Verkehrswesen lahmlegt. Im rechtsrheinischen Bayern wurden von 1872—1879 15 Vicinalbahnen gebaut von insgesammt 167,3 km Länge mit einem Gesammtaufwand von 15457574 Mk. (13885096 Mk. = 89,9% Staatsaufwand und 1572478 Mk. = 10,1% Antheil der Interessenten), per km 92399 Mk. Das Gesammtcapital verzinste sich in den Jahren 1886 bis 1890 mit 1,69 bis 2,99%, der Staatsaufwand allein mit 1,89 bis 3,33%. Dazu kamen vom Jahre 1884—1890 (Gesetz vom 21./4. 1884, vom 13./1. und 29./5. 1886 und 30./4. 1888) 19 Localbahnen von insgesammt 377,82 km Länge und einem Gesammtaufwand von 22754865 Mk. (21140657 Mk. vom Staate und 1614208 Mk. von den Interessenten), per km 52284 Mk. Das Gesammtcapital verzinste sich in den Jahren 1887—1890 zwischen 4,29% (1887) bis 2,54% (1889), bei entsprechender Rücklage für Erneuerungen des Oberbaues und Betriebsmaterials mit 2,94% bis 2,83%, der Staatsaufwand allein zwischen 5,1 bis 2,75% bezw. 3,20 bis 3,10%. Soweit wäre die finanzpolitische Grundlage des bayerischen Localbahnbaues eine ganz gute. Seit dem Jahre 1890 wird aber das Bild durch den mächtigen Ansturm der extrem agrarischen Bewegung auf den Staatssäckel mehr und mehr ein anderes. Es kommen jetzt zahlreiche Localbahnen, für welche ein unbefangener Kenner des

Landes, wie Dr. Zoepfl nur ein Kopfschütteln hat. Zunächst wurden in den Jahren 1890—92 (Gesetz vom 30./4. 1888) abermals 10 Linien eröffnet bezw. gebaut mit einer Gesammtlänge von 214 km. Dann wurden durch Gesetz vom 26. Mai 1892 weitere 18 Lokalbahnen von 306 km genehmigt mit einem Aufwande von rund 19 Mill. Mk., wovon ca. 17 Mill. Mk. auf den Staat kommen. Die muthmaaßliche Verzinsung des Staatsaufwandes schwankte bei den einzelnen Linien mit Ausnahme einiger weniger zwischen 1 bis 2%. In der nächsten Session des bayerischen Landtages werden aber vermuthlich noch ganz andere Ansprüche gestellt werden. „Daß man bei solchem Localbahnaufwand keine 100 000 Mk. für die Projectirungskosten des für Bayern hochwichtigen Donau-Maincanalprojectes übrig hatte und diese Forderung schon zweimal abwies, illustrirt am besten den einseitigen rein agrarischen Charakter der neuesten bayerischen Verkehrspolitik!" bemerkt Dr. Zoepfl sehr richtig. Und die gleiche agrarische Gegnerschaft finden die Canalprojecte auch in Norddeutschland, obwohl das neueste Kaiserwort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" gewiß auch für die Binnenschifffahrt gemünzt ist.

Als das für die nächste Zukunft Richtige stellt Zoepfl zusammenfassend auf:

> Ersatz für die Selbstkosten oder Princip der Rentabilität bei Eisenbahnen, Posten und Telegraphen, dasselbe, wenn nicht sonstige besondere Vortheile in Betracht kommen und dann etwa in der Form der Kostendeckung für Unterhaltungs- und Betriebskosten bei den Canälen, ferner Gebührenfreiheit für die im Hinblick auf die allgemeine Benützung und die von Natur bereits gegebenen Vorzüge im Laufe der historischen Entwickelung bereits unentgeltlich gewordenen Landstraßen und natürlichen, sei es regulirten oder canalisirten, Wasserstraßen.

Unter der Herrschaft dieser Grundsätze würde das System der staatlichen Verkehrsanstalten wesentlich besser als jetzt diejenigen Zwecke erfüllen, welche das Volk im Auge hatte, als es die Verwaltung derselben fast ganz monopolitisch dem Staate einräumte; jedenfalls hatte das Volk, als es dieses Monopol zuließ, nicht die Absicht, eine der wichtigsten Grundlagen seiner Volkswirthschaft auf Gnade oder Ungnade dem Ressort der Finanzen auszuliefern. Unter der Herrschaft der von Zoepfl entwickelten Grundsätze würde vor Allem Gerechtigkeit und Friede walten, wo heute Ungerechtigkeit und Kampf das Herrschende ist. „Das staatliche Verkehrsnetz würde als ein einheitliches Ganzes in allen seinen Zweigen aufgefaßt werden; nicht mehr würde ein Zweig gegen den anderen ausgespielt werden, der Staat würde den Verkehr jeweils dem billigsten Wege zuweisen und z. B., wo eine leistungsfähige Wasserstraße vorhanden ist, dieser den Verkehr zuführen und ihre Leistungsfähigkeit möglichst erhöhen. Es würde jeder Verkehrsanstalt derjenige Verkehr zugeführt werden, den sie vermöge ihrer Eigenart mit den verhältnißmäßig geringsten Betriebsausgaben und der verhältnißmäßig kleinsten Abnützung ihres Betriebsmaterials, also mit der besten Nettoeinnahme oder ökonomisch am vortheilhaftesten bewältigen kann. Für ein besonderes finanzielles Opfer würde stets der besondere Nutzen für das Gemeinwohl ausschlaggebend sein, sowie der Umstand, daß sich derselbe Nutzen durch andere Mittel in demselben Maaße nicht erreichen läßt. Namentlich in dem Verhältniß von Eisenbahnen und Wasserstraßen würde die Geltung der oben aufgestellten Grundsätze einen ganz andern Zustand als den unter der Geltung des falschen fiscalischen Princips zur Zeit herrschenden herbeizuführen. Eisenbahn und Wasserstraßen würden Hand in Hand arbeiten. Die Eisenbahnverwaltung würde nicht mehr der glücklicher beanlagten Wasserstraße wegen der Gebührenfreiheit neidisch sein, während sie selbst noch die Eigenkosten aufbringen muß, da Letzteres Jedermann wegen des Frachtbetriebes des Staates auf den Eisenbahnen und wegen der zu großen Belastung als z. Zt. richtig und gerecht erscheinen würde. Wohl aber könnte die Eisenbahn unter der Herrschaft des Gebührenprincips gleichmäßig und gerecht im ganzen Lande ihre Tarife, namentlich auch im Personenverkehr, ermäßigen, und sie würde es nicht mehr nöthig haben, auf einzelnen Strecken und bei einzelnen Waarengattungen, wo die Concurrenz von Wasserstraßen besteht, die Tarife äußerst niedrig und in andern Gegenden, sowie bei andern Waaren dafür äußerst hoch zu halten. Einer besonderen Berücksichtigung der verschiedenen wirthschaftspolitischen Bedürfnisse des Staates, insbesondere auch handelspolitischer Natur in Concurrenz mit der Volkswirthschaft des Auslandes, steht dagegen gar nichts im Wege bei der Feststellung der Gebühren, wo solche überhaupt zulässig sind."

## Literatur und Kunst.

### Goethe bei Napoleon.

Nach neueren Untersuchungen.

Von J. R. Metz.

Bei Gelegenheit des Congresses zu Erfurt 1808 wurde von Napoleon auch Goethe zur Audienz befohlen, der sich in der damals französischen Stadt aufhielt. Bei der Erfurter Zusammenkunft mochte nämlich Carl August, wenn er auch noch nicht Besitzer Erfurts war, als der Fürst, dessen Besitzungen in unmittelbarer Nähe des Monarchen-Vereinigungspunktes lagen, das Bedürfniß fühlen, die geistigen Größen seines Landes um sich zu sammeln. Daher berief er am 29. September Goethe nach Erfurt. Napoleon, der im Rapport des 30. Goethe's Namen in der Liste der Neuangekommenen las, berief ihn nun für den folgenden Tag zu sich. Was ging bei diesem denkwürdigen Zusammentreffen zweier Weltmächte vor? Eine neue Beantwortung dieser oft erörterten Frage ist theils deßhalb angebracht, weil einzelnes, freilich ziemlich geringes unbekanntes handschriftliches Material geboten werden kann, theils weil jetzt zum ersten Male Goethe's Briefe in ausgiebiger Weise benutzt werden können — denn der Band, der die Briefe von 1808 enthält, ist erst 1896 erschienen und brachte gerade für unseren Zweck mancherlei Ungedrucktes. Die Hauptquelle bildet freilich nach wie vor die „Skizze", die Goethe nach sechzehnjährigem Schweigen auf eine Anregung des Kanzlers v. Müller 1824 niederschrieb, aber mit der von ihm gern geübten Geheimnißkrämerei zeitlebens secret hielt. Es war ein bloßes Schema zu weiterer Ausführung, weder vollständig noch ganz verläßlich, aber im Wesentlichen gewiß mehr Wahrheit als Dichtung. Die zweite Hauptquelle, deren Veröffentlichung in unsere Tage fällt, sind Talleyrand's Memoiren, besonders dessen im Januar 1892 vom Herzog de Broglie in der französischen Akademie vorgelesener Bericht, von dem der „Fürst der Lüge" behauptete, er habe ihn gleich nach der Audienz niedergeschrieben und von Goethe auf dessen Richtigkeit prüfen lassen. Goethe's und Talleyrand's Bericht wurde neuerdings mehrfach verglichen, je nach dem Standpunkt der Untersuchenden: Düntzer hält natürlich nur Goethe's Skizze für authentisch, Freiherr v. Biedermann nimmt Talleyrand in Schutz, Ludwig Geiger*) nimmt eine vermittelnde Stellung ein und dürfte der Wahrheit wohl am Nächsten kommen.

Ohne alle Widersprüche dieser zwei Berichte hervor-

*) In seinem schönen Buche „Aus Alt-Weimar, Mittheilungen von Zeitgenossen" (Berlin, Gebr. Paetel), das interessante Aufsätze über die großen Weimaraner Wieland, Herder, Schiller, Goethe und seine Freunde Voigt, Böttticher, Bertuch, Eckermann, Fr. v. Müller ꝛc. mit vielen ungedruckten Briefen enthält, sowie ein Stück Weimarer Zeit- und Culturgeschichte der Napoleonischen Kriegswirren, der Wartburgfesttage bis nach Goethe's Tode.

zuheben, soll von vornherein auf drei Punkte aufmerksam gemacht werden. Der erste ist die Art und Weise der Verabschiedung Goethe's von Napoleon. Sie kann in der von Talleyrand erzählten Weise nicht vor sich gegangen sein. In den bewegten Erfurter Tagen, in denen sich so unendlich viel zusammendrängte, war von einer regelmäßigen Audienz mit Begrüßung und Entlassung nicht die Rede; einzig wahrscheinlich ist Goethe's Bericht, er habe bei dem Kammerherrn durch eine Geberde angefragt, ob er sich beurlauben könne und, nachdem dies bejaht worden, seinen Abschied genommen. Der zweite Widerspruch ist, daß bei Erwähnung von Voltaire's Mahomet, welche beiden Berichten gemeinsam ist, der Talleyrand'sche kein Urtheil der Anführung hinzufügt; während in dem Goethischen ein heftiger Tadel Seitens des Kaisers der Nennung folgt. Der dritte sehr merkwürdige Punkt ist der, daß die Auseinandersetzung über „Werther's Leiden" bei Talleyrand übergangen wird. Diese Auslassung steht nicht bloß in Widerspruch mit Goethe's Bericht, sondern mit einer anderweitig beglaubigten Erzählung Talleyrand's selbst. Es giebt nämlich einen Bericht C. v. Bonstetten's, der es aus Talleyrand's eigenem Munde zu haben behauptet, daß ein Theil des Gesprächs der zwei Heroen sich auf Werther bezog, daß Napoleon äußerte: „Ich liebe das Ende Ihres Romanes nicht" und Goethe antwortete: „Ich glaubte nicht, daß Ew. Majestät die Romane mit einem bestimmten Ende gern hätte." Bei derartigen Widersprüchen zweier Berichterstatter handelt es sich, wie Geiger ganz richtig bemerkt, zunächst um die allgemeine Glaubwürdigkeit Beider. Hier steht nun die Goethe's unbedingt voran. Sein Charakter ist wahrhafter als der des Franzosen. Seine Berichte beginnen fast unmittelbar mit dem Ereigniß, von dem sie melden. Seine definitive, freilich auch skizzenhafte Darstellung ist spätestens 16 Jahre nach dem Ereigniß geschrieben, liegt in einer durchaus authentischen Handschrift vor und empfängt durch den Umstand, daß sie gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, noch größere Glaubwürdigkeit. Dagegen ist Talleyrand's Anwesenheit bestritten, seine Darstellung, wahrscheinlich erst 25 Jahre nach dem Ereigniß niedergeschrieben, von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt, also nicht frei von Tendenz, die Provenienz der Handschrift, die erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Autors zum Druck befördert wurde, mindestens zweifelhaft. Alle diese Umstände nehmen gegen Talleyrand's Bericht ein. Doch würden sie nicht genügen, ihn als vollkommen unglaubwürdig zu verwerfen. Zu diesen allgemeinen Verdachtmomenten kommen nun aber besondere. Aeußere und innere Beweise können für die Unechtheit von Talleyrand's Bericht angeführt werden. Unechtheit sei hier als ein allgemeines Wort gebraucht, das entweder absichtliche Unwahrheit oder unabsichtliche Unzuverlässigkeit Talleyrand's oder bewußte Fälschung irgend eines Dritten bedeutet, der sich in der Zeit zwischen dem Niederschreiben und der Veröffentlichung der Unterredung mit der Handschrift zu thun machte.

Die äußeren Beweise sind zahlreich und werden von Geiger in scharfe kritische Beleuchtung gerückt. Es sind falsche Angaben Napoleon's und Goethe's, die man unmöglich annehmen kann. Napoleon soll am 1. October gesagt haben, Goethe solle im französischen Theater sich Racine's Iphigénie ansehen; er mußte aber wohl wissen, daß an dem Abend Racine's Mithridate aufgeführt wurde; er soll gemeint haben (am 2.), Goethe werde den König von Württemberg sehen, — der König kam erst am 3. in Erfurt an. Weit bedeutsamer sind die falschen Angaben, die Talleyrand Goethe machen läßt. Auf die Frage Napoleons, ob Goethe den Kaiser Alexander gesehen, soll Goethe geantwortet haben: „Nein, Sire, noch niemals. Ich hoffe aber, ihm vorgestellt zu werden." Eine solche Gedächtnißschwäche darf man Goethe nicht zutrauen. Denn am 26. September, also sechs Tage vor jener Unterredung, notirt Goethe in seinem Tagebuch: „Nachher durch den Erbprinzen dem Kaiser Alexander vorgestellt, der sich auf eine sehr freundliche Weise nach Wielanden erkundigte." Napoleon soll nach Kotzebue gefragt haben. Die Frage an und für sich ist ja wohl möglich und die Bezeichnungen des Kaisers „schlechter Kerl", „er ist nicht mein Mann" sind wohl erklärlich, wenn man bedenkt, daß Kotzebue zu den kühnsten literarischen Gegnern des Kaisers gehörte. Auch würde Goethe's Antwort, daß der Dichter unglücklich sei und viel Talent habe, seinem Herzen Ehre machen. Aber daß Goethe wirklich damals gesagt haben soll: „Sire, man sagt, er ist in Sibirien und Ew. Majestät werden vom Kaiser seine Begnadigung verlangen", davon wird uns Niemand überzeugen. Denn Goethe, der mit den in Weimar lebenden Verwandten Kotzebue's gut bekannt war, mußte wissen, daß Kotzebue, der 1801/2 aus bisher noch unaufgeklärten Gründen in Sibirien gewesen war, damals (1808) in Rußland lebte, in großen Gnaden beim Kaiser. Dürfen wir einen solchen Gedächtnißfehler in Bezug auf die Schicksale Anderer nicht zumuthen, so noch viel weniger einen mit Bezug auf sich selbst. Talleyrand läßt im Verfolg von Napoleon's Hinweis auf Kaiser Alexander den Kaiser zu Goethe sagen: „Wenn Sie etwas über die Begegnung von Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm widmen", und Goethe antworten: „Sire, das ist nicht meine Gewohnheit. Als ich anfing zu schreiben, machte ich es mir zum Grundsatze, niemals eine Widmung zu machen, damit ich es nicht später zu bereuen habe." Sollte Goethe wirklich sich nicht erinnert haben, daß er von diesem Grundsatze abgewichen war und die „Metamorphose der Pflanzen" ebensowohl wie das Büchlein der „Venetianischen Epigramme" und das Buch über Winckelmann (1790, 91, 1805) der Herzogin-Mutter Anna Amalia gewidmet hatte? Oder sollte er die erst am 30. Januar 1808 erfolgte Widmung des Werkes „Zur Farbenlehre" an die Herzogin Luise vergessen haben? Wie wenig dies aber überhaupt Goethe's Ansicht gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß er wenig später (16. Februar 1811) „Philipp Hackert" der Maria Paulowna zueignete.

Aber auch innere Verdachtmomente lassen sich aufführen, bei Stellen, die zwar nicht bestimmte einzeln falsche Angaben enthalten, aber durch ihren Ton und durch die ganze Art ihrer Darstellung die Unwahrscheinlichkeit an sich tragen. Ein geflügeltes Wort z. B., das Napoleon dem Schauspieler Talma zur Ermunterung und Belohnung zurief, daß er vor einem Parterre von Königen spielen werde, kann er schwerlich in abgeschwächter Art („Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl Souveräne sehen") nochmals gebraucht haben. Ferner: Napoleon konnte hochmüthig, roh, sarkastisch zu Denen reden, welchen er übel wollte; Sarkasmen über Abwesende ohne Grund anwenden, war selten seine Art, und es lag gewiß kein Grund vor, auf ein begeistertes Wort Goethe's über Dahlberg die ironische Bemerkung folgen zu lassen: „Nun gut, Sie werden ihn heute Abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehen." Sodann ist die Art, wie Napoleon und Goethe über Wieland reden, so unglaubwürdig wie möglich. Talleyrand stellt es so dar, daß Napoleon mit leiser Ironie auf Weimar als Versammlungsort großer Männer hingewiesen und daß Goethe, diese Bezeichnung abwehrend, Wieland als den einzigen noch lebenden in ganz Europa bekannten Mann bezeichnet habe. Darauf habe Napoleon den Wunsch ausgesprochen, Wieland zu sehen und Goethe sich erboten, ihn rufen zu lassen. „Hält man eine derartige Gesprächsweise für möglich? Napoleon sollte, um einen der berühmtesten deutschen Schriftsteller zu sprechen, sich eines Collegen als Mittelsmannes bedient und nicht direct den Betreffenden berufen haben?" fragt Geiger mit gerechtem Zweifel. Widerspricht diese Mittheilung der ganzen Art des Auftretens Napoleon's, so widersprechen andere Aeußerungen der Art, wie Goethe Großen gegenüber sich zu geben liebte. Zum Verständniß des Folgenden giebt Geiger zwei Umstände

zu bedenken. „Der Eine ist, daß Goethe Hofmann war und sich damals in einem mehr als dreißigjährigen Hofleben gewöhnt hatte, selbst seinen Nächsten, der herzoglichen Familie in Weimar gegenüber jenen gefälligen, Unterordnung, fast Unterwürfigkeit verrathenden Ton anzunehmen, der ihm von unabhängigeren Naturen so sehr verübelt wurde. Der Andere ist, daß Goethe zu den eifrigsten Bewunderern Napoleon's gehörte, daß er daher dem Urtheile des Kaisers, wenn er ihm auch nicht immer bedingungslos zustimmte, gewiß sehr bescheiden, vielleicht geradezu demüthig widersprach. Es wäre gewiß sehr erfreulich, sich das Gegenübertreten dieser beiden Männer als den Zusammenstoß zweier gleichberechtigter, sich gleichfühlender Gewalten zu denken; aber es würde Allem widersprechen, was uns von Goethe's Art, den Hohen dieser Erde gegenüberzutreten, bekannt ist. Gewiß verleugnete er seine Freunde nicht und gab seinen Herrn nicht preis; daß er aber vor Napoleon, wie Talleyrand will, eine Verherrlichung Schiller's und eine Vertheidigung des Herzogs von Weimar versucht habe, ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich." Aus diesem Grunde scheinen zumal zwei Theile des Gesprächs stark verdächtig. In dem ersten sprach sich Napoleon in einer sehr bornirten Weise über Schiller aus. Er verurtheilte ihn als Dichter, ohne seine Dichtwerke zu beurtheilen, mit der Bemerkung, Schiller's „dreißigjähriger Krieg" könnte höchstens für die Pariser Boulevards Tragödien liefern. Goethe's Antwort darauf soll dahin gegangen sein, es thue ihm leid, den Kaiser über eins der schönsten Genies der neueren Zeit so streng urtheilen zu hören. In dem zweiten redete Napoleon von den Weimarer Herrschaften und meinte, nachdem er die Herzogin eine „hochbegabte Frau" genannt — ein Wort, das vielleicht am allerwenigsten das Wesen dieser ausgezeichneten Fürstin bezeichnet —, „der Herzog war während einiger Zeit recht schlimm, aber er ist zurechtgewiesen". Worauf Goethe geantwortet haben soll: „Sire, wenn er schlimm gewesen ist, so war doch die Zurechtweisung etwas stark. Doch ich bin nicht Richter über diese Dinge. Er beschützt die Dichtung, die Wissenschaften, und wir können Alle mit ihm sehr zufrieden sein". Daß Goethe so gesprochen hat, hält Geiger geradezu für undenkbar. Er möchte meinen, daß Goethe auf derartige höhnische Reden, deren Napoleon in diesem Falle vielleicht fähig war, stumm nickte, den Ingrimm im Herzen verbergend, oder, wenn er Lust und Muth besaß, in einem solchen Augenblicke dem Weltherrscher entgegenzutreten, hoheitsvollere Worte fand. Für die eben ausgesprochene Ansicht findet sich in dem oft angeführten Bericht Goethe's ein directes Zeugniß. Goethe erzählt nämlich: „Napoleon fragte mich über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin, und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können". Diese Darlegung beweist doch wohl zur Genüge, daß Goethe in seinen Antworten über den Herzog und sein Haus durchaus zurückhaltend und unentschieden gewesen war. Alle diese Momente genügen, wie Geiger mit Recht hervorhebt, um das Unzutreffende, d. h. die Unechtheit der Talleyrand'schen Erzählung zu erweisen. Von wem hatte nun Talleyrand seinen Bericht? Das soll nach einer Vorfrage über die Dauer der Unterredung beantwortet werden.

Wie lange die Unterredung gedauert habe, wird nirgends ausdrücklich gesagt. Denn aus der Mittheilung Goethe's (1815, 8. Aug. an Boisserée), daß die Audienz eine Stunde oder zwei gedauert habe, darf kein bestimmter Schluß gezogen werden: zunächst weil die Zeitbestimmung gar zu allgemein ist, sodann, weil Goethe ausdrücklich betont, daß der Kaiser die Unterredung häufig unterbrochen, dann wieder aufgenommen habe, nachdem die dienstlichen Gespräche und die Abwickelung der dazwischen liegenden Geschäfte ihr Ende erreicht hätten. Daher liegt nicht der geringste Grund vor, aus der Kürze der Goethischen Mittheilungen auf ihre Unvollständigkeit und auf die Nothwendigkeit einer Ergänzung zu schließen. Wer war nun außer den beiden Unterrednern bei der Zusammenkunft zugegen? In dem schon angeführten Gespräch mit Boisserée (8. Aug. 1815) nannte Goethe als Anwesende: Daru, Berthier, Soult. Wenn er hinzufügt „und Andere", so kann er darunter nur Unbedeutende, keinesfalls Talleyrand verstanden haben. Dagegen nannte er 16 Jahre später diesen unter den Anwesenden, freilich auf eine directe Frage Eckermann's (17. März 1830), mit dem überaus seltsamen Zusatz: „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen." Schon dieser Zusatz macht die Stelle verdächtig und vermehrt die Bedenken, die man bei so manchen Mittheilungen Eckermann's nicht los werden kann. Denn Talleyrand war nur bei einem Theil des Gesprächs zugegen, trotz seiner eigenen Versicherung und Goethe's gelegentlichem Zugeständniß. Goethe sagt dies in seiner Skizze zu bestimmt. Als er hereintrat, habe, so erzählt er, Talleyrand zur Rechten „etwas entfernt vom Tische" gestanden, so daß er, wie man vermuthen kann, schon deßwegen dem mit dem links vom Tische in „schicklicher Entfernung" stehenden Goethe geführten Gespräche nicht recht folgen konnte; nach dem Bericht über die erste Hälfte des Gesprächs heißt es ausdrücklich: „Talleyrand hatte sich entfernt".

Von wem also hatte Talleyrand seine Nachrichten? Er behauptet: von Goethe selbst. Denn er berichtet, er sei mit Goethe aus dem Audienzzimmer gegangen, habe ihn zu Tisch eingeladen und habe während des Essens durch Fragen die Bestätigung der Wahrheit des von ihm niedergeschriebenen Berichts erlangt. Alle drei Angaben hält Geiger für falsch. Denn Talleyrand hatte sich vor Ablauf des Gesprächs entfernt, und man wird nicht annehmen dürfen, daß er vor der Thür auf Goethe wartete. Am 2. October aß Goethe beim Herzog (vgl. Goethe's Tagebuch) und fand auch dort Talleyrand nicht unter den Tischgästen; eine Revision seiner Aufzeichnungen erhielt Talleyrand nicht von Goethe, sondern, wie Ludwig Geiger sehr scharfsinnig schließt, von dem Kanzler Fr. v. Müller. Von diesem ließ sich Talleyrand ein Memoire geben und aus diesem benutzte er wörtlich oder inhaltsgetreu Bemerkungen des Kaisers über Tacitus, Christenthum. Diese Mittheilungen Müller's beziehen sich jedoch auf Napoleon's Gespräch vom 6. October auf einem Ball und sind — wie Suphan gezeigt hat — von Talleyrand in seltsamer Weise benutzt. Das Einzige, was Müller von der berühmteren Unterredung des 1. October zu sagen weiß, das Urtheil über Werther, hat Talleyrand nicht benutzt. Dieser zweiten Unterredung — bei einem großen Ball im Schlosse zu Weimar — legte Goethe offenbar keine Bedeutung bei. Sie wird weder im Tagebuch noch in der Skizze überhaupt erwähnt. Daraus darf gewiß nicht der Schluß gezogen werden, daß die Unterhaltung nicht stattfand, wohl aber der, daß sie von dem Angeredeten nur als ein abgeschwächtes Nachspiel der ersten betrachtet wurde. In Erfurt in des Kaisers Cabinet war Goethe der Einzige, mit dem ein Gespräch geführt wurde — den Anderen wurden nur Aufträge zu Theil —; in Weimar, im Ballsaal war er Einer neben Vielen.

Faßt man alles über Talleyrand's Mittheilungen Gesagte zusammen, so dürfte das Endurtheil so lauten: Alle seine Seltsamkeiten und groben Verstöße beweisen, daß der Berichterstatter die Wahrheit nicht kannte oder nicht sagen wollte. Rührt der Bericht von Talleyrand selbst her — was bei dem Mangel an Ueberlieferung nicht zu beweisen ist —, so zeigt er eine bei ihm oft bemerkte Flunkerei, vielleicht auch die Absicht, mit Wissen zu prunken. Das Schweigen über den „Werther" könnte man auch als bestimmte Tendenz auffassen, der deutschen Literatur die ihr von dem Kaiser erwiesene Ehre nicht zu gönnen. Dies ist Geiger's Ansicht, der auch Düntzer beipflichtet, indem er „zu Goethe's und Napoleon's Ehre Biedermann's seltsame Inschutznahme Talley-

rand's gebührend ablehnt." Freilich muß man auch mit Goethe's ganz unnöthiger Geheimnißkrämerei mehr rechnen, als es die bisherigen Beurtheiler thun. Die Unterredung fand sowohl in der Erfurter Statthalterei wie später auf dem Ball stets vor Zeugen statt und hat ganz gewiß keine Staats- oder Weltgeheimnisse behandelt. Trotzdem hielt Goethe mit näherer Mittheilung immer zurück; auch nach der Entthronung des Kaisers. Als man am 9. Juni 1814 in seiner Gegenwart der Gerüchte über Napoleon's Krankheit und seiner Aeußerungen bei der Ueberführung nach Elba gedachte, ergrimmte Goethe über solch' leeres Gerede und meinte, Napoleon's Begleiter würde dies ebenso wenig Anderen erzählt haben, als er selbst seine Unterredung mit Napoleon aufrichtig erzähle, aus Furcht vor zahlreichen Klatschereien. Aber auch nach Napoleon's Tode brach Goethe sein wunderliches Schweigen nicht. Und als ihm Freund Müller „einen Floh hinter's Ohr" setzte und ihn so zur Niederschrift der Skizze anregte, „secretirte" er ängstlich sein „Product". Immerhin ist trotz aller Zurückhaltung sein Schema ganz vortrefflich componirt und, obwohl erst 16 Jahre nach der Audienz geschrieben, gewiß in der Hauptsache wahrheitsgemäß und sogar vollständiger, als Goethe Wort haben mochte. Napoleon's großes Wort über ihn bei der Anrede: Vous êtes (oder wahrscheinlich Voilà) un homme! war schon früher bekannt, ebenso das Urtheil über „Werther" und „Mahomet". Endlich muß man sich die denkwürdige Unterhaltung nicht gar so feierlich vorstellen, wie etwa Düntzer. Es war keine Haupt- und Staatsaction. Der Gewaltherrscher, der doch vor Allem sich als die Hauptperson ansah, empfing zwar den großen Dichter artig genug, aber blieb doch ruhig essend an seinem Frühstückstische sitzen, ungenirt und selbstbewußt; auch wurde die Plauderei, die nach Talleyrand bloß fünf Minuten gedauert haben soll, durch Daru, Soult und allerlei Contributionsangelegenheiten unterbrochen; erst später erinnerte sich der Kaiser des Dichters, der sich bescheiden in den Erker zurückgezogen hatte, ging auf ihn los und erkundigte sich mit gemäßigter Stimmung freundlich nach seiner Familie, dem Weimarer Hof „und sonst". Eine Verabschiedung fand, wie erwähnt, nicht statt. Goethe fragte durch eine Geberde bei dem Kammerherrn an, ob er sich beurlauben könne, und nahm auf dessen Bejahung ohne Weiteres seinen Abschied. Man kann sich nichts weniger Feierliches denken, als das Ende dieser Unterredung der beiden Jahrhundertmenschen.

---

## Der älteste Volkswirth.

Von O. F. Weigel.

Bis vor Kurzem galt der Engländer Adam Smith, dessen „Wealth of nations" 1776 erschien, als der zeitlich erste wissenschaftliche Nationalökonom. Das ist nun anders geworden. Der italienische Volkswirth Luigi Cossa entdeckte ein um fünfzig Jahre früheres Lehrbuch der politischen Oekonomie, freilich nur in einem Catalog und bloß den Titel: „Traité de la richesse des prince et de leurs états et des moyens simples et naturels pour y parvenir. Par M. C. C. d. P. de B., allemand. Paris 1723 chez Théodore Legras." Erst dem verdienstvollen Dresdner Nationalökonomen und Statistiker Prof. Victor Böhmert gelang nach langem Suchen die Beschaffung des Buches selbst, worüber er in einer Flugschrift: „Ein Lehrbuch der politischen Oekonomie aus dem Jahre 1723 von einem ungenannten Deutschen" berichtet. Indem wir die Frage, ob wir wirklich einen deutschen Verfasser vor uns haben, erst am Schlusse dieser Ausführungen streifen und Böhmert's Bejahung bekämpfen, wollen wir unseren Lesern Einiges aus dem Inhalt des volle 1500 Seiten zählenden und sehr merkwürdigen Buches mittheilen.

Nachdem der angebliche Deutsche den Begriff des Reichthums philosophisch untersucht, kommt er zu dem Ergebniß, daß die Güter an sich nicht werthvoll sind, sondern nur nach Maßgabe des Willens, der Zahl und Macht unserer Nebenmenschen, denn schon ein einzelner Mitbewerber kann uns den Gütergenuß erschweren oder unmöglich machen. Er theilt die Gegenstände des menschlichen Verbrauchs in nothwendige, angenehme, überflüssige. Wir dürfen nur genießen, indem wir für Andere mitsorgen, was freilich leider selten geschehe. Um diesen allgemein verbreiteten Fehler einigermaßen wettzumachen, müssen sich die Menschen durch Zusammenschluß gegenseitig schützen. Die Zusammenschlüsse, ursprünglich Familien und dann Geschlechter, Provinzen ꝛc. haben sich allmälig zu Staaten und großen Reichen ausgebildet. Es sei die Aufgabe der Fürsten und Regierungen, die vernünftigen Grundsätze und Schranken, die der Einzelne in seinem natürlichen Streben nach Reichthum beachten muß, zu fördern, damit das allgemeine Verlangen nach Reichthum und Glück befriedigt werde. Die Interessen von Volk und Fürst sind demnach identisch. Vor Allem also müßten alle Bürger gezwungen werden, bei dem Erwerb von Reichthümern immer das richtige Verhältniß zu ihren Mitbewerbern zu beobachten und solche Arten der Bereicherung, welche direct zum Ruin Anderer führen, zu vermeiden... Es widerspricht der zweiten Stufe des Reichthums eines Staates — der Beschaffung der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens — wenn der Eine sich überanstrengen müsse und der Andere sich aus Trägheit zu Tode langweile. In allen Staaten giebt man den Ueberfluß an Nahrungsmitteln nach außen für Gold und Silber und andere Waaren oder ernährt davon Hunde und andere Thiere, während eine große Zahl von eigenen Staatsangehörigen Mangel leidet oder nicht genügende Nahrung erhält. In gleicher Zugänglichkeit wie für die leibliche Ernährung aller Bürger müsse der Fürst auch für die geistige sorgen — eins der besten Mittel zur Bereicherung des Staates. Jedermann sollte in der Kunst, richtig zu denken, unterwiesen werden, namentlich sofern das öffentliche Wohl einerseits und das Wohl „jedes Einzelnen nach seinem Beruf" andererseits in Betracht komme. Man solle darauf bedacht sein, die Menschen von Kindheit an die Wahrheit lieben und die Lüge verachten zu lehren Darum sei es empfehlungswerth, den Unterricht unentgeltlich, d. h. auf Staatskosten, ertheilen zu lassen — auch schon deßhalb, weil er zum Nothwendigsten gehöre. Was das Bequeme oder Angenehme betrifft, das allen Bürgern gemeinsam sein sollte, so bestehe es nicht darin, arbeitslos üppig zu leben und müßig zu gehen; vielmehr wären die mit der Erwerbung des Lebensunterhalts verbundenen Mühen und Unbequemlichkeiten dergestalt unter Alle zu vertheilen, „daß die einen nicht unter der Last erliegen und die Anderen sich nicht der Weichlichkeit hingeben". Der Verfasser fordert, daß die Arbeits-, Erholungs- und Ruhezeiten amtlich festgesetzt werden; daß man — da kein Mensch dem andern gleiche — die Leute an der Wahl von für sie ungeeigneten Berufen hindere; daß der Staat die Erfinder arbeiterleichternder Vorrichtungen oder Befehle begünstige und belohne; endlich daß solche Erfindungen sofort zur Veröffentlichung gelangen.

Ueberflüssige Güter der Einzelnen müßten nützliche Verwendung finden. Es sollte entschieden verhindert werden, daß überflüssiges Geld unbenutzt bleibe oder überflüssiges Getreide, statt gegen Hunger zu schützen, verderbe. Eine übergroße Gütermenge dürfe nicht in den Besitz einer kleinen Bürgeranzahl kommen. Vor Allem habe der Fürst dafür Sorge zu tragen, daß es seinem Volk nicht an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehle und daß namentlich das Getreide nicht zu theuer werde. Die Mittel gegen Theuerung und Hungersnoth seien: staatliche und städtische Getreidespeicher,

amtliche Preisregelung, Erleichterung des Handels mit „überflüssigen" Gütern, Verwendung der „überflüssigen" Güter des Staates zu gemeinnützigen Zwecken. Als allgemeines Grundprincip habe sich jede Regierung, die als eine gute gelten wolle, vor Augen zu halten, daß „alle Privatinteressen, die so oft einander entgegengesetzt sind, in eine Art von Gleichgewicht und Einklang gebracht werden.

Speciell auf die Landwirthschaft übergehend, nennt unser Anonymus sie die „Nährmutter aller übrigen Berufe". Es sei durchaus falsch, den Fürsten zu rathen, die Bauern in Armuth und Dürftigkeit zu erhalten; die öffentlichen Lasten sollten in richtigem Verhältniß zum Ertrag des Bodens stehen. Jeder Boden sei so gut zu benutzen, wie es für ihn paßt. Kein Feld dürfte brach liegen. Leib und Geist der Landleute müßten besser gepflegt und entwickelt werden. Es liege im Interesse des Staates, daß jeder Bauer seine Muttersprache vollkommen kenne und in der Kunst des Denkens geübt werde. Die geschicktesten Landwirthe jeder Gegend wären durch Prämien und andere Auszeichnungen zur Hebung der Bodencultur anzuspornen. Ueberall sollten öffentliche Pflanzenschulen für Alles, was sich für die betreffende Gegend am besten eignet, angelegt werden. Besonders tüchtige Wirthinnen muß man belohnen und zur Unterweisung der Mädchen in der Hauswirthschaft heranziehen. Die Dorfgeistlichkeit sollte veranlaßt werden, die Landwirthe mit den sie betreffenden Gesetzen bekannt zu machen.

Landwirthschaft, Gewerbe und Handel sind die drei Producenten des Reichthums. Auch den Kaufleuten gegen über hat der Staat die Pflicht der Beaufsichtigung, damit der Umsatz größer, aber der Gewinn an sich klein sei. Interessant und gut sind die Ausführungen über das Creditwesen. Der öffentliche und private Credit seien „die kostbarsten Edelsteine in der Krone eines Fürsten" und „unerschöpfliche Reichthumsquellen". Der allgemeine Begriff des Credits bestehe in dem „Vertrauen zum einfachen Wort oder Versprechen eines Andern, den Werth einer ihm überlassenen Sache zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte zurückzuerstatten". Meinung, Wahrscheinlichkeit und Glaube seien, genau genommen, mit „Credit" gleichbedeutend. Damit der Credit „vollständig und vollkommen" werde, müsse die Meinung, die Wahrscheinlichkeit, der Glaube thunlichst zur Gewißheit werden. Ehe jemand einem Andern etwas anvertraue, prüfe er dessen Zahlungswillen und Zahlungsfähigkeit; finde er den Willen gut und die Fähigkeit ausreichend, so werde er erforschen, ob es für den Nothfall Zwangsmittel zur Erfüllung des Zahlungsversprechens giebt. Demgemäß sollte ein die Hebung des Credits erstrebender Fürst dreierlei thun: 1. im Volk Treu und Glauben verbreiten, 2. die übermäßige, unbedeckte Inanspruchnahme von Credit verhüten, 3. den schlechten Schuldnern gegenüber für rasche und strenge Justiz sorgen. Unser angeblicher Deutsche meint mit vollem Recht, daß der Credit eines Volkes namentlich dann leide, wenn in dem betreffenden Lande unsichere Zustände herrschen und der Werth der Güter zu schwankend sei. Er verlangt folglich einschlägige Maaßregeln, insbesondere die Bestimmung „der Preise des Getreides und des Geldes durch Magazine und öffentliche Cassen".

Nach einer ausführlichen Belehrung über das Geld als Werthmesser und Tauschmittel, dessen rascher Umlauf empfohlen wird, gelangen wir zur Behandlung des Consums, die Böhmert als einen der „interessantesten und lehrreichsten Abschnitte" des merkwürdigen Buches bezeichnet. Dieses Capitel bildet den logischen Ausgangspunkt der Sätze des Verfassers über den Begriff und Zweck des Reichthums. Der Verbrauch bilde den Kern des ganzen menschlichen Verkehrs; auf ihm beruhe der Werth oder die Bedeutung der Güter. Je größer der Consum, einen desto größeren Reichthum stellen die Güter vor. Erst durch den Consum des Ueberflusses seiner Güter könne der Gewerbetreibende, der Händler, der Landwirth Reichthum erlangen. Die Verbesserung und Erhöhung seiner Production sei werthlos, wenn es nicht genug Menschen gebe, die die erforderliche Kauflust und Kaufkraft haben. „Sobald die allgemeine Mäßigkeit und Fürsorge für die Gesundheit zunimmt, wird sich auch die Bevölkerung vermehren und mit ihr der Consum wachsen; auch die Heranziehung von Fremden wird zur Vermehrung des Verbrauchs und Reichthums eines Volkes beitragen." Der Fürst möge dazu sehen, daß ein etwaiger Güterüberfluß in's Ausland gelange, damit die inländische Produktion einen Ansporn erhalte. Den Consum ausländischer Erzeugnisse könne er dadurch einschränken, daß er und sein Hof mit gutem Beispiel vorangehen und ausschließlich einheimische benutzen. Wolle man das Wohlbefinden in einem Staat allgemein verbreiten, so müsse Alles, was einen Theil des Wohlbefindens ausmacht, Jedermann zugänglich gemacht werden. So auch die Kleidung; wer an dieser Mangel hat, dem müßten die Anderen „einen Theil ihres unnützen und lächerlichen Putzes und Ueberflusses zukommen lassen." Es sei schmählich für die ganze Nation, wenn der Eine „ganz beladen mit Gold und Silber ist, während der Andere kaum hat, womit seine Blöße decken." Es wäre gewiß allen Bürgern sehr angenehm, „in einer Umgebung zu leben, deren Anblick erfreut". Dies sei nur möglich „durch eine verhältnißmäßige Vertheilung der nützlichen und nothwendigen Dinge, indem man verhütet, daß die Einen an Ueberfüllung, die Anderen an Mangel untergehen". Die Reichen mögen sich einigermaaßen einschränken und ihren Ueberfluß nützlich verwenden, in erster Reihe für öffentliche Bauten und für „Werke, die dem Wohl der ganzen Welt dienen". Wollte der Staat Diejenigen, welche die Kosten eines öffentlichen Werkes bestreiten, irgendwelche Ehrenbezeigungen oder Begünstigungen zuwenden, so könne er aus den Gütern der Reichen größeren Nutzen ziehen als aus ihrer Prunkliebe und Verschwendung. „Ihre Reichthümer würden sich dann auch leicht über die Armen verbreiten". Bezüglich der Armenpflege sei die folgende Stelle angeführt: „Die Geistlichkeit pflegt den Reichen zu rathen, Almosen zu geben, statt im Glanz zu leben. Allein das Almosengeben schädigt oft das Gemeinwohl, indem es den Müßiggang und die Trägheit fördert und die Leute unmerklich an's Betteln gewöhnt. Das beste Almosen ist, armen Kindern zur Erlernung eines ehrlichen Berufes zu verhelfen und armen Arbeitslustigen Beschäftigung zu verschaffen. Kein Privatmann sollte Almosen geben; das sollte eine öffentliche Angelegenheit der ganzen Gesellschaft sein." Hierzu bemerkt Böhmert: „Man ersieht, daß Forderungen, die man gewöhnlich für sehr modern hält — wie Arbeit statt Almosen, Einschränkung der Privatwohlthätigkeit, enge Verbindung der amtlichen und der nichtamtlichen Wohlthätigkeit — schon vor mehr als 170 Jahren erhoben worden sind."

Von den Steuern sprechend, erklärt unser Anonymus daß sich die Bevölkerung und der Fürst über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Gerechtigkeit derselben zutreffende Meinungen bilden sollten. Bei ihrer Vertheilung sei das Hauptgewicht auf die Leistungsfähigkeit der einzelnen Bürger zu legen; demgemäß müsse ermittelt werden, welchen Beruf, welches Vermögen, welches Einkommen ꝛc. jeder Einzelne hat, und kein Land dürfe in seinem Steuerwesen „blind das Beispiel anderer Staaten nachahmen", vielmehr seien die eigenen Verhältnisse zu beachten. „Die Steuern dürfen den Armen nicht das Nothwendige entziehen". Wer zum Beispiel von zehntausend Franken tausend zahle, fühle das nicht so sehr wie ein Armer, der den gleichen Procentsatz (10 Procent) von fünfhundert Franken Einkommen entrichte. Der Verfasser schlägt vor, drei Hauptsteuerclassen zu schaffen — Adel und Geistlichkeit, Bürger, Bauern — und für jede derselben „besondere Steuerrollen im Verhältniß zur Leistungskraft auf-

zustellen". Jetzt — das heißt 1723 — seien zwar in mehreren Ländern der Adel und die Geistlichkeit steuerfrei und bevorrechtet, aber hieraus erwachse ihnen mehr Nachtheil als Vortheil. „Verstünden die Privilegirten ihre wahren Interessen, so würden sie die Fürsten ersuchen, ihnen bestimmte Steuern vorzuschreiben und dafür lieber außerordentliche Besteuerungen zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse zu unterlassen", zum Beispiel Waarenzölle, die den Handel belästigen und den Verbrauch vertheuern und verringern. Auch gegen eine Vielheit von Abgaben erklärt sich der Nationalökonom; er tritt lebhaft für möglichste Einfachheit des Steuerwesens ein.

Wichtig sind seine Anschauungen über das Zollwesen und den Außenhandel; sie zeigen ihn, wie so vieles Andere in seinem merkwürdigen Buch, als einen unbefangenen, humanen, vernünftigen und kosmopolitischen Geist, der seiner Zeit in gar manchen Dingen weit vorauseilt. Jeder Staat habe nach Klima oder Lage besondere Gaben empfangen, welche bewirken, daß er „immer irgend etwas an seine Nachbarn abgeben könne" und müsse. Wolle man nun die Ausfuhr durch hohe Zölle erschweren, so würde man einerseits dem Ausland die betreffenden Naturgaben entziehen, andererseits sich selber vieler nothwendigen und nützlichen Güter berauben. Verliert dann der Ueberfluß seinen Werth oder verdirbt er oder wird unnütz verzehrt, so sei der Schaden noch viel größer. „Waare, die an einem Orte überflüssig und an einem anderen Orte gesucht ist, bewirkt den Gewinn des Kaufmanns. Giebt es aber für gewisse Waaren stets Schranken, die den Absatz des Ueberflusses an's Ausland verhindern, ... so nöthigt man den Nachbar, mit anderen Ländern Handel zu treiben". Wolle ein Staat einen Anderen, wenn dieser seiner bedarf, übervortheilen, so gleiche er dem Privatmann, der aus der mißlichen Lage seines Schuldners Vortheil ziehen möchte und ihm daher übermäßige Zinsen anrechnet, die ihn bankerott machen, so daß der Gläubiger Capital und Zinsen verliert. Man schädige die öffentliche Wohlfahrt, wenn man seinen Nachbar zu Grunde richte; lasse man ihn dagegen reich werden, so könne man mit ihm um so bessere Geschäfte machen. Schon um Repressalien zu vermeiden, sollte ein Staat Alles unterlassen, was den Außenhandel erschwert. Insbesondere hinsichtlich der Mißernten müssen „die Völker einander beistehen, um einen für das Gesammtwohl so gefährlichen Feind wie der Hunger zu bekämpfen; was kann es nützen, unsere Nachbarn vor Hunger umkommen zu sehen, während wir Ueberfluß an Getreide haben? Wenn wir ihnen im Unglück nicht helfen, werden sie uns, wenn wir ihrer bedürfen sollten, ebenfalls im Stiche lassen".

Besonders darin erweist sich der Anonymus als ein Kind seiner Zeit, daß er die Allmacht der Fürsten überschätzt. Er ist der Ueberzeugung, daß ein Monarch die Preise beeinflussen und z. B. durch Errichtung von Speichern ein Gleichgewicht des Getreidewerthes schaffen kann. „In dieser Hinsicht" sagt Böhmert, „ist der Verfasser ganz befangen in merkantilistischen Auffassungen der Macht des Staates und er ignorirt den Einfluß der Weltwirthschaft auf die Preise der Waaren und der Edelmetalle, so gesunde Ideen er sonst über die Freiheit des Handels entwickelt". Nach unserem Anonymus darf das Geld als das gemeinsame Werkzeug des Welthandels „im Interesse des Gesammtwohls der Gesellschaft zwar weder verschlechtert, noch in seinen Functionen unterbrochen werden"; aber unter gewissen Vorsichtsmaßregeln will er dem Fürsten die beliebige Veränderung des Werthes der Münzen erlauben. Er befürchtet hiervon nicht nur keine Störung, sondern verspricht sich sogar Vortheil davon, „aus zwei Gulden drei zu machen." Aber wenn der Anonymus auch in den Vorurtheilen seiner Zeit vielfach befangen war: ein kluger, feiner, weitausschauender Geist bleibt er doch. Manches in seinen Anschauungen ist veraltet, aber Vieles hat noch heute und auf lange hinaus seine Giltigkeit. Er faßt den Begriff des Reichthums tiefer als Smith, der ihn freilich in den Fragen über Löhne, Preise, Zins 2c. weit überflügelt. Ob der Engländer wohl das Werk seines Vorgängers kannte? ... Und war der Verfasser wirklich ein Deutscher, wie er vorgab? Wir glauben nicht. Sein Stil ist der eines gebildeten Kernfranzosen. Provinzialismen, besonders südfranzösische, provençalische, finden sich reichlich; Germanismen keine. Es ist auch überall fast ausschließlich auf die damaligen französischen Verhältnisse Bezug genommen. Der Autor ist nach Sprache, Bildung, Weltanschauung, Fühlen und Denken ein Franzose, ein echter Vorläufer der Aufklärer, Humanisten, Encyclopädisten, besonders Rousseau's. Auch die gewählten Chiffern M(onsieur?) C(omte?) C. de P. de B. klingen nicht sehr deutsch und lassen eher auf einen französischen Adeligen mit oft weitläufigem Namen schließen. Das „allemand" dahinter soll wohl nur der besseren Anonymität dienen, wie solche Mystificationen unter Ludwig XV., wie unter seinem Nachfolger beliebt und viel geübt waren. Man denke nur an die irreführenden Benamsungen von Verfassern, Verlegern und Druckorten bei Mirabeau, Diderot und Voltaire.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die weiße Jungfrau.

Von Jean Aicard.

(Schluß.)

Gelegentlich der Weihnachtsfeiertage und des Jahreswechsels revanchirten sich die Officiere der „Atlantis", die kürzlich auf einem spanischen Schiffe gefeiert worden waren, durch eine Soiree an Bord. Es war gerade der Vorabend von Pierre's Hochzeit. Als Pierre von seinem Dienste nach Hause kam (er hatte an Bord gespeist, Yvonne allein gegessen wie gewöhnlich), fand er auf seinem Bette seine Paradeuniform für den Abend bereit gelegt: die goldgestickte Uniform, den Dreimaster, die weißen Handschuhe. Pierre war seit vierzehn Tagen nicht mehr im Dienst der „Atlantis", sondern jetzt Ordonnanzofficier des Admirals und Hafencommandanten. Als er gegen zehn Uhr in vollem Wichs dastand, wollte sie, das große Kind, daß er seinen Dreimaster aufsetze und vor ihr im Zimmer vorbeidefilire. Sie klatschte in die Hände: „Wie schön Du bist!" Dann warf sie sich an seine Brust und umhalste ihn Er umarmte sie, aber der Dreimaster und die Handschuhe fielen zu Boden. Er wollte sich rasch bücken, aber „nein laß!" rief sie und tauchte ihre Augen in seine.

„Was ist Dir?"

„Nichts, — Alles — Du weißt doch morgen? Welches Neujahr!" Sie spielte mit seinen Achselschnüren, wie mit einem Kinderspielzeug. „Wie ich Dich liebe!" Er zog sie an sich und preßte sie an seine Brust und — da er noch vor der Ankunft seines Chefs an Bord sein mußte, bückte er sich rasch, hob seine Handschuhe und seinen Dreimaster auf und zugleich ein sorgfältig zusammengefaltetes Papierchen, das offenbar aus ihrer Tasche gefallen war. Und freudigen Schrittes ging er aus der Thür und rief auf dem Flur noch mit einem Handkuß zurück: „Gute Nacht, mein Liebchen!"

Yvonne legte sich schlafen. Der Kutter, schlank und schnell wie ein Aal, glitt über den Wasserspiegel. An der Seite des Admirals, einer hohen militärischen Figur, war der junge Adjutant mit seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt ein Bild der jungen Zukunft. Man fühlte, daß er reich an Hoffnungen war, die sein Vorgesetzter, dessen Name berühmt war, erfüllt hatte. Man näherte sich dem Schiffe. Das Deck der „Atlantis", mit Segeltuch überspannt, worunter man Zelte gebildet hatte, war in einen Ballsaal verwandelt. In der Takelage, überall wehten französische und spanische Flaggen. Der blutige Balken zwischen zwei Goldstreifen (die spanischen Farben) leuchtete überall hervor im Licht unzähliger Fackeln. Hier und dort hatten die Matrosen aus Flinten, Säbeln und Pistolen Anker und Ornamente gebildet. Lorbeer und Camelien wölbten sich zu Lauben an den Ecken des Ballsaales. Auf dem spiegelblanken Deck, über welches so oft die Wellen der hohen See hingefegt, wogte jetzt eine glänzende Menge eleganter Frauen, die Seide knisterte, die Schleppen rauschten, Grüße flogen hin und her. Unter dem Diamantenfeuer zeichneten sich die Haare und die Schultern ab. Wenig Civil. Alles Paradeuniformen, fast nur Seeleute, fast keine Landofficiere. Draußen glitten wie Tausendfüßler die langen Kutter mit 24 Ruderern dahin, die Riemen senkten sich, furchten das Wasser und erhoben sich wieder mit glitzernden Tropfen besäet, und tauchten wieder unter. „Wer da?" — „Officiere an Bord!" — Der

Kutter landete an der Schiffstreppe. Als der Admiral oben erschien, ertönte die Musik, und da der spanische Admiral dem französischen folgte, unterbrach die Musik mit einem Schlage die Marseillaise, um die spanische Nationalhymne anzustimmen. Pierre Kardec war dem Admiral behilflich, die Honneurs des Abends zu machen.

„Dieser Kardec hat Glück! — Er hat das Zeug zu einem Admiral! — Es ist kein Streber! — Nein, aber er hat Glück! — Ein tüchtiger Kerl!“ Man tanzte. Kardec war einen Augenblick in's Zwischendeck hinunter gestiegen. Er wollte ganz allein sein, um das Papierchen durchzulesen, von dem er sich gar nicht erinnerte, es in der Tasche gehabt zu haben. Er las es beim Scheine einer Laterne, die ihm ein Matrose hinhielt. Als er es gelesen, faltete er es langsam, steckte es wieder in die Brusttasche zurück und knöpfte seine Uniform reglementsmäßig zu. Dann erbleichte er plötzlich, breitete die Arme aus und klammerte sich an die Schultern des Mannes, der die Laterne hielt. Ihm schien, als sänke das Schiff plötzlich unter ihm in's offene Meer, hinab in die Unendlichkeit.

„Kapitän!“ schrie der Matrose, „Kapitän!“

„Nun, was denn?“ antwortete Kardec mit furchtbar ruhiger Stimme, fragte den Mann, ob alles an seiner Uniform in Ordnung sei, und stieg dann wieder hinauf.

Der Admiral bat ihn, einer Officiersfrau Gesellschaft zu leisten. Kardec tanzte mit ihr. Als der Tanz zu Ende war, erfaßte ihn ein seltsames Gefühl. Man hatte den Matrosen an Bord erlaubt, auf dem Vorderdeck zu bleiben, um dem Feste unter einem Zelt im Dunklen zuzusehen, doch unter der Bedingung, sich schweigend und unbeweglich zu verhalten. Hinter einem Gewirr von Tauen waren sie dort versammelt, wie eine Wand aus Menschen. Sie sahen dem Balle zu. Sie standen im Schatten und dennoch, wenn man näher kam, unterschied man deutlich die Gesichter, Bärte, die weißen Zähne und Augen. Sie schauten mit einem stumpfen Ausdruck Denen zu, die sich dort belustigten, auf den Ball, die Blumen, die Frauen, ohne Neid, aber freudlos aus der Tiefe ihres armen Daseins, wo die Hoffnung einen unbestimmten und stummen Ausdruck hat. Kardec war an die Seite dieser braven Leute getreten und wurde von einem sonderbaren Gefühl erfaßt. Es war ein plötzliches Gelüst, mit einem einzigen wahnsinnigen Faustschlage die Maschen der Takelage zu brechen, diese Thiere, die Menschen waren, loszulassen und ihnen zuzuschreien: „Tanzt, stürmt, heult! Tödtet die Männer! Stürzt euch auf die Frauen! Werdet die Herren! Ihr seid verrückt, diesen Freuden zuzusehen, ohne sie für euch zu nehmen!“ Er strich sich mit der Hand über die Stirn und kehrte auf den Ball zurück.

„Was ist Ihnen, Kardec?“

„Etwas Kopfschmerzen, Herr Admiral!“

„Trinken Sie doch ein Glas Champagner.“

Als er zum Buffet hinabstieg, traf er einen Kameraden. „Komm hinunter!“

Sie gingen. Der Freund verließ ihn bald. Kardec goß ein Glas Cognac hinunter und schaute auf das Meer, das hier anfing zu seinen Füßen und irgendwo fernab endete, er wußte nicht wo, nirgends. Er betrachtete die Hügel der Halbinsel Saint-Mandrier, wo sich das Marinehospital befand, — dann erblickte er Toulon, dessen röthliches Ufer im schwarzen Wasser die Lichter der Kaufläden und Schenken wiederspiegelte. Das war der gewohnte Schauplatz seines Seemannslebens. Er schaute auf die Rhede, die mit den Lichtern der Schiffsdivision besternt war. Und wieder sah er unter sich die See, in ruhigem Blau, sehr ruhig, diese bittere Fluth mit ihren sanften Bewegungen, welches die Zornesausbrüche und tödtliche Wuth eines Weibes hat . . .

Wie schön und rein sie war! So voll von Sternen, welche sie anzuschauen schienen! Und ganz in der Tiefe dieser Rhede war der Abgrund, wo die Abfälle der Stadt hineingeworfen wurden, die Höhle, die den Skorpionen theuer . . . Und mit einem Schlage, da unter dem blinkenden Wasser, tief, sehr tief, zeichnete sich eine unbestimmte leuchtende Gestalt ab, ein weißes Gesicht, so bleich, so weiß, weiß wie der Tod . . . Sie schwamm auf dem Wasser, von den Wellen gewiegt, diese räthselhafte Gestalt, sie folgte den langsamen Bewegungen der Wellen, die katzenartig die „Atalantis“ umschmeichelten. Es war wie ein Phosphoresciren, wie eine mystische Erscheinung, wie eine untergegangene Seele . . . „Yvonne — Heilige Yvonne! — Yvonne!“

Die Bewegungen des Tanzes erschütterten das Schiff wie convulsivisch. Man war sehr lustig dort oben unter den Augen der Matrosen, die traurig zuschauten, ohne einen Wunsch, ohne eine Bewegung, mit der tiefen Entsagung von Enterbten.

„Wo ist Kardec?“

„Ich weiß es nicht, Herr Admiral.“

„Ich suche ihn schon seit zwei Stunden. Bitte, suchen Sie ihn doch auf, ich bedarf seiner.“

„Zu Befehl!“

— — — Um acht Uhr Morgens landeten zwölf Ruderer in einem großen Kutter am Ufer von Toulon. Drei Officiere sprangen auf den Quai und entblößten ihre Häupter, um dem Todten die Ehre zu erweisen, der auf dem Grunde des Fahrzeugs unter einem Tuche schlief. Sechs Matrosen luden ihn auf die Schultern, und in militärischem Schritt trugen sie ihn in das Marinehospital, dreihundert Schritt von Yvonne's Wohnung.

„Wer ist es? — Der arme Kardec. — Wie ist es geschehen? — Man weiß nichts: ertrunken. — Merkwürdig.“ Das Gerücht verbreitete sich in der Stadt. Von Haus zu Haus hatte es auch die Straße St. Roche erreicht, ehe noch die Leiche im Hospital angelangt war.

„Ach, mein armes Fräulein!“ rief händeringend die Wirthin Kardec's

„Was giebt es denn?“ fragte Yvonne, die ihr die Thür öffnete.

„Ihr Bruder, Fräulein — man hat ihn weggetragen — in's Hospital!“

Yvonne lief dorthin. Auf der Straße erfuhr sie, daß Kardec todt war. An der Schwelle des Hospitals stand der Oberarzt in großer Gala (er kam vom Balle), seine goldgestickte Mütze in der Hand. „Herr Doctor, ich bin seine Schwester, die Schwester Kardec's — ich wünsche — ihn zu sehen.“

Der Arzt verbeugte sich tief. Er kannte Kardec, er hatte ihn gern gehabt. Er machte ein Zeichen. Zwei Lazarethgehülfen begleiteten Yvonne. „Ich wußte nicht, daß er eine Schwester hatte“, sagte der Arzt. „Der arme Kardec. Es ist schade um ihn!“

Yvonne trat in das Zimmerchen ein, wo man Kardec auf ein Hospitalbett gelegt hatte. Die sechs Matrosen, die Lazarethgehülfen, zwei barmherzige Schwestern waren da. Yvonne, sehr correct, sehr bestimmt, fragte: „Würden sie mich nicht einen Augenblick mit ihm allein lassen?“

Die barmherzigen Schwestern sahen sie an und glaubten wirklich in Yvonne eine der ihren zu erkennen. Mit ihrem dunklen Kleide, der breiten Schürze, dem kleinen weißen Flügelhäubchen, ihrem schlicht getheilten Haar und ihrem bleichen Antlitz, wie es die Madonnen aus Wachs haben, die man in den Dorfkirchen sieht, kindliche Madonnen unter Glasglocken, hatte sie in der That das Aussehen einer mystischen Heiligen, die süße und weiße Yvonne, und darum hatte Pierre sie geliebt. Voll Ehrfurcht zogen sich also die Schwestern zurück, gefolgt von den Anderen, die im Zimmer waren.

Yvonne ging zur Thür, um sie zu schließen und ganz allein mit ihrem Todten zu bleiben. Aber es fehlten Schlüssel und Riegel — und Yvonne setzte sich am Bette nieder und knöpfte langsam seine Uniform auf. Dann suchte sie in seiner Seitentasche. Sie athmete tief auf, denn sie fühlte zwischen ihren Fingern das Papierchen, das sorgfältig zusammengefaltet war. Sie knöpfte regelrecht die Uniform wieder, entfaltete das Billet, um sich zu überzeugen, daß es in der That dasselbe sei. Sie las es neben ihrem Todten, dieses feuchte Blättchen, dessen Buchstaben vom Seewasser etwas verwischt waren. Der Todte, steif in seiner Galauniform, den Degen an der Seite, die Hände über der Brust gefaltet, sah finster aus. Er strömte Seegeruch aus, dieser ertrunkene Seemann. Ach, diese feinen und doch so kraftvollen Hände werden nicht mehr die kleinste Goldmünze zusammenbiegen, nicht mehr die zweiundreißig Spielkarten zerreißen. Er wird nicht mehr lachen mit seinem jugendlichen Munde, der stolze Jüngling, der den Kameraden zu sagen schien: „Ich bin stark, weißt Du, ich trage das Leben in mir, die Jugend und die Zukunft!“ Nein, er wird nicht mehr lachen, dieser Mund, wo man ein wenig die Zähne hindurchschimmern sah, glänzend vom Salzwasser. Kardec als Todter war furchtbar. Er mußte noch sterbend an seine Mutter gedacht haben.

Yvonne, sehr correct, sehr bestimmt, verließ das Zimmer sicheren Schrittes. Sie hatte es gelesen, das kleine Billet. Das war die Schuld gewesen. Es stand darauf:

„Frau Yvonne Kardec, postlagernd, Toulon. Ich freue mich über die gute Partie, die Du machst, kleine Yvonne, und daß Du diesem Esel von Kardec das Kind von Jean Lepic anhängst. Dein für immer.

J. Lepic.

Als man Kardec's Schwester den Tag der Beerdigung anzeigen wollte, fand man sie nicht mehr in Toulon. Sie war schon seit fünf Tagen in Brest, als Frau Kardec mit der Leiche ihres Sohnes dort ankam. Kardec ist auf dem kleinen Kirchhof des Dorfes nahe bei dem Schlosse der Kardec begraben. Yvonne geht oft an der Kirchhofspforte vorüber, und dann macht sie stets fromm das Zeichen des Kreuzes.

Und Yvonne ist sehr weiß geblieben . . .

## Aus der Hauptstadt.

### Der Mönch von Lehnin.

Theodor Fontane ist ein Muster von Integrität gewesen. Herr Geheimrath Lessing hat ihm das an seinem Grabe feierlich bestätigt, und Geheimrath Lessing ist ein ehrenwerther Mann. Er weiß es zu würdigen, wie schwer Einem die Integrität fallen kann bei dem von ihm gezahlten Monatsgehalten, und wem er, der mit seinen Annoncenbeilagen so viel Glück, mit seinen Handelsredacteuren so viel Pech hat, für sittliches Betragen die Censur Ia giebt, der darf stolz lächelnd in die Grube fahren. Dennoch besorge ich, der erlauchte Menschen- und Doublettenkenner aus der Breiten Straße hat den Schöpfer Jenny Treibel's nicht ganz durchschaut. Ich halte es für sehr gut möglich, daß Theodor Fontane in seiner angeborenen hugenottischen Schalkhaftigkeit nur deßhalb der Vossin so lange für 200 Mark monatlich gedient hat, weil er

recht gut wußte, daß dies eines schönen Tages an den Tag kommen und dann nicht ihn, den mißhandelten Poeten, sondern Herrn Geheimrath Lessing unsterblich blamiren würde. Man ist eben aus Fontane zeitlebens nie recht klug geworden, und die Herrschaften, die sich jetzt nekrologisirend um ihn bemühen, thäten vielleicht besser, abzuwarten, ob der Schelm ihnen nicht noch nach seinem Tode mit irgend einem ironischen Schabernack das Concept verderben wird.

In den Wanderungen durch die Mark Brandenburg, die übrigens eine ganze Reihe von Anspielungen auf den Geheimrath Lessing enthalten — wenigstens wird an verschiedenen Stellen jene übertriebene Sparsamkeit der Märker, die man mit einem nationalökonomischen Ausdruck Schmutzerei nennt, freundlich verspottet — in den Wanderungen also kommt Theodor Fontane auch auf die berühmten Weissagungen des Mönches von Lehnin zu sprechen. Er commentirt sie mit liebevollem Fleiße, forscht eingehend nach dem Ursprungsjahr der unheimlichen Verse und erklärt zuletzt achselzuckend, es möchte wohl Alles Schwindel sein. Der Rationalist, der Protestant und in der Wolle gefärbte Altpreuße muß natürlich so sprechen. Aber man merkt es doch, ganz überzeugt will der Textkritiker doch nicht scheinen, und eine Möglichkeit, daß kein Hochstapler, sondern ein gespenstischer Prophet das furchtbare Orakel verkündet hat, läßt er immerhin offen. Herr Geheimrath Lessing wird sich eines ähnlichen Falles aus seiner Familie erinnern. Der Hamburgische Dramaturg, der mit Stolz den Namen des Besitzers der Vossischen Zeitung getragen hat und in Berlin fast verhungert ist, wie er selbst bezeugt, Lessing erwähnt in seiner Polemik gegen Voltaire den Gespensteraberglauben und meint, daß neunundneunzig von Denen, die auf offenem Markte alle Spukgeschichten verlachen, daheim in finsterer Mitternacht unsägliches Grauen vor den verehrlichen Revenants empfinden. G. E. Lessing war ebenso ehrlich wie der märkische Wanderer und setzte, wenn ihn das Gewissen drängte, selbst da ein Fragezeichen, wo die Mode der Zeit und das eigene Glaubensbekenntniß weder Skrupel noch Zweifel kannte. Leute, die der Zukunft auch noch ein Wörtlein sagen möchten, pflegen immer so zu handeln.

Ob der Mönch von Lehnin als rückwärtsschauender Prophet seine Orakelsätze ganz gemüthlich in einem Jahrhundert schrieb, wo sie schon in die Schulfibeln übergeleitete Vergangenheit waren, oder ob er verzückten Geistes in die Röthe des zwanzigsten Jahrhunderts hineinblickte, das ist eine Preisfrage, die die Petersburger Friedensconferenz gleich mit beantworten könnte. Man geht in Preußen an so seltsamen Dingen zumeist scheuen Schrittes vorbei, und gleichwie der alte Kaiser Wilhelm streng verboten hatte, einen Blick in das Gewölbe des Jagdschlosses Grunewald zu thun, wo unverständiger Sage nach die Gebeine der armen Anna Sydow modern sollten, just so beschäftigte man sich bisher ungern mit dem finsteren Lehniner. Es war, als ahnte man, daß seine Zeit vielleicht kommen würde. Vor etlichen Tagen haben geschichtskundige Leute die 250jährige Jubelfeier des Westfälischen Friedens in festlichen Artikeln begangen. Viel Schönes ist bei der schönen Gelegenheit über Religionsfreiheit und den Sieg der Aufklärung gesagt worden. Und doch — betrachtet man's recht, so ergiebt sich aus der Blut- und Brandgeschichte des dreißigjährigen Krieges trotz Schiller, Schlosser und Weber nur eine ewige Lehre: im Getümmel des Kampfes entstand den Deutschen ein gewaltiger, klarer und großzügiger Staatsmann, der Friedländer, und diesen Staatsmann, der die Einheit herbeiführen, die fürstliche Raffsucht und Beschränktheit vernichten wollte, richtete man nach allen Regeln der Kunst zu Grunde. Im Uebrigen hat der dreißigjährige Krieg nichts genützt. Daß die katholische Kirche 250 Jahre nach Osnabrück wieder auf der ganzen Linie vorrückt, daß sie allmälig beginnt, den in sich selbst zusammenbrechenden Protestantismus aufzusaugen, das ist eine Beobachtung, die man schon vor Paul de Lagarde gemacht hat und heute mit unbewaffnetem Auge machen kann. Daß es Roms höchster Ehrgeiz ist, auch die Lande wiederzugewinnen, die einst die Hochburgen des Lutherthums waren, und daß es seinen modernen Schlüsselsoldaten als letztes Ziel die Eroberung des Brandenburger Landes weist — das sind Thatsachen, die jeder halbwegs aufmerksame Zeitungsleser aus den Politischen Uebersichten seiner Bildungsquelle kennt. Bis tief nach Rußland hinein reichen die vaticanischen Fäden. Der mystisch gestimmte Zar hegt vor dem Vater in Rom größere Ehrfurcht als vor seinem Heiligen Synod und den schmutzigen Archimandriten, die sich ihm beugen. Neue Reiche dem katholischen Gedanken zu erschließen, die beherrschten Provinzen in Ruhe und bei guter Laune zu erhalten, die Abtrünnigen wieder heranzuziehen — welch' eine imposante Politik ist das! Doppelt imposant, weil ihr keine realen Machtmittel zur Seite stehen, weil sie allein mit den Waffen des Geistes, freilich Geist nach ihrer Art, kämpft und weil sie dabei Erfolge errungen hat, vor denen man, wenn nicht Hochachtung, so doch Staunen empfinden muß. Das Gefühl ihrer Kraft kitzelt die beiden Männer, die Hand in Hand, treue Zeltgenossen, von Sieg zu Sieg gezogen sind, und den Cardinal Rampolla mag der Gedanke wohl berauschen, Bresche zu legen in die Vormacht des Protestantismus, das königliche Preußen. Noch spielt er nur mit dieser Vorstellung, noch steht er nicht ernsthaft im Kampfe, und seine Angriffe sind Tändeleien. Sie können gelegentlich in neckische Thorheiten ausarten, wie die päpstliche Ansprache an die französischen Pilger eine war, die dem starken deutschen Centrum, dieser ergebenen und getreuen Sturmcolonne des Vaticans, nur unnütze Schwierigkeiten bereitet und den Vormarsch erschwert. Rampolla weiß, daß er selbst nicht mehr dem Erzbischof von Berlin die Weihe ertheilen wird, und gleich anderen gewiegten Diplomaten, die ebenfalls den persönlichen Ehrgeiz nicht immer über den sachlichen stellen, will auch er seinem Nachfolger die Schachpartie nicht allzu sehr erleichtern.

Rampolla ist ein feierlicher, humorloser Herr, und weil ihm die Fontane'sche Schalkenlaune fehlt und er keinen historischen Spaß versteht, darum glaubte er nach Art der dummen kleinen Wiener Hofburgklerikalen, die Fahrt unseres Kaisers zum Heiligen Grabe mit etlichen unnöthigen Bemerkungen stören zu sollen. Wäre der Kluge auch weise, dann hätte er statt dessen bei einer Flasche Mouton — seit Schloezer's Abgang trinkt er sie wohl allein — vor sich hingelächelt und diesen Kreuzzug als eine à conto-Zahlung betrachtet. Denn den Ruhm des Zuges nach Jerusalem erntet schwerlich der Protestantismus, dessen weckende Kraft draußen so wenig wie drinnen in die Erscheinung tritt, sondern die christliche Kirche in ihrer Gesammtheit. Und deren weithin leuchtendes Haupt ist den Heiden und Ungläubigen der Papst in Rom. Sein Secretär, der viel gelernt hat, wird eins noch hinzulernen müssen: die überlegene Ruhe des Siegenden, der keine kindliche Gereiztheit kennt und nicht mit Nadelstichen schlummernden Zorn weckt.

„Der Protestantismus hat mit seiner 1648 durch den Westfälischen Frieden erfolgten endgiltigen Anerkennung als berechtigte Religionsform die letztere Spur innerer Kraft, welche nur durch den Gegensatz zur herrschenden Kirche erhalten worden war, verloren; dadurch, daß ihm die feierliche Erlaubniß zu leben gegeben wurde, ward ihm der letzte Vorwand zu leben genommen." Der Mann, der die Deutschen Schriften in die Welt warf, erklärte freilich auch den Katholicismus für todt oder doch seit vier Jahrhunderten im Sterben liegend. Seine Festigkeit geriethe vielleicht in's Wanken, wenn er die Entwickelung von heute in's Auge fassen könnte; zum Mindesten würde er zugeben, daß der langlebige Todtkranke über unerhört geschickte Aerzte verfügt, die seine ausdauernde Agonie unter Umständen um ein rundes Jahrtausend verlängern werden. Die katholische Kirche läßt nichts unversucht, in die Massen zu dringen. Ihre Priester nehmen die politischen und wirthschaftlichen Ideale der Bedrängten auf, der Papst giebt der Demokratie seinen väterlichen Segen, und die Kleriker in Oesterreich wie in Belgien stampfen einflußreiche katholische Volksparteien aus dem Boden, denen es bitterer Ernst scheint um grundlegende Reformen. Diese begeisterten Kuttenträger, die mit Feuerzungen reden, wie's nur immer ein Lutherpfaff von 1525 vermochte, scheuen den Zorn der Mächtigen nicht — denn ihnen ihr Amt zu nehmen, dazu sind die Mächtigen außer Stande. So kommt es, daß die Socialdemokratie still stehen bleibt, wo sie auf die christlich-socialen Heerhaufen stößt, die der Katholicismus in's Feld sendet. Auch in der protestantischen Kirche erweckte der Geist sich Männer, die das Mitleid hinaus trieb aus dem behaglich durchwärmten Pfarrhause und die den Kampf aufnahmen mit den officiell so schauerlich gebrandmarkten Umstürzlern. Sie mühten sich redlich, wagten sich in die Höhlen der Phrasenlöwen, vor denen das gebildete Bürgerthum in ewiger Angst zitterte ... wo sind sie hin? Einige ließen sich, weil sie zu eng verwachsen waren mit der Idee, um Amt und Brod bringen; Andere unterwarfen sich löblich, als das Wort erklang, daß die Politik die Geistlichen nichts angehe. Und der Protestantismus gleitet weiter auf der abschüssigen Bahn, entartet immer mehr zu hohlem Theologengezänk, wird ein Spott den höheren, der Kirche völlig entfremdeten Schichten, während die Niederen längst mit Haß und Wuth auf ihn blicken. Die letzte Generalversammlung des Evangelischen Bundes hörte aus dem Munde eines Predigers in der Wüste die Mahnung, daß man hingehen und lernen möge von der katholischen Kirche, Keime auszusäen, die zwar nicht heut und morgen, aber zu guter Zeit gute Ernte versprechen; daß man auf Strom und Wind wohl Acht geben und dem brennenden Verlangen der Kleinen Gewährung bringen möge. Es war der Fluch des protestantischen Bekenntnisses, daß er von Anbeginn allzu nahe den Gekrönten geblieben, allzu vertraut mit ihnen und ihren Lastern, und allzu abhängig davon. Seine Diener, auch die streitbaren und kühnen, dürfen nicht wider den Stachel löken, denn der Staat hat Macht über sie und zerschmettert den, der sich ihm entgegenstellt. Der protestantische Geistliche besitzt nicht entfernt die Gewalt über alle Glieder seiner Gemeinde, die dem katholischen Pfarrer eignet. Nur die Geringen, die misera plebs darf er schelten und vermahnen, wenn sie fehlen, über die niedlichen Schwächen der Großen muß er diplomatisch hinweggleiten. So scheint der Protestantismus, der bezeichnend genug gleich in seinen ersten Lebensjahren einem Fürsten das Verbrechen der Bigamie gestattete, liebedienerisch nach oben und hart nach unten. Es liegt das in seiner Constitution, und man darf ihm keinen Vorwurf daraus machen. Aber es raubt ihm auch die Lebenskraft, raubt ihm Sympathien und Respect. Nur vor dem, der frisch auf die großen Hansen losgeht, zieht das Volk den Hut, nur von dem läßt es sich geduldig abkanzeln, nur der hat sein Herz.

Gewiß war der Mönch von Lehnin ein Gauner. Theodor Fontane hat das gewußt und ihm trotzdem eine liebevoll breite Abhandlung gewidmet. Das macht, er merkte heraus, daß ein tüchtiger Kerl in dem verwegenen Schwindler steckte. Kein gesichtebegabter Prophet, aber etwas, was unter allen Umständen mehr werth ist: ein politischer Kopf, vor dem sich die Schleier der Zukunft lüfteten, weil ihm die Zukunft kein Geheimniß, sondern das simple Resultat eines Rechenexempels war.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Herostrat." Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda. (Kgl. Schauspielhaus). — „Das Erbe." Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. (Berliner Theater.) — „Der Herr Secretär." Schwank in 3 Acten von Maurice Hennequin. (Residenztheater.)

Und wieder hat die Berliner Presse fast einmüthig einen großen Erfolg konstatiert, der „durch keinen Mißton getrübt worden ist". Wie die Pest im Wiener Hospital, so scheint in unsern Theatern ein seuchenartiges Gehörleiden höchst bedenklicher Natur zu grassiren. Die davon betroffenen Unglücklichen vernehmen zwar jedes Beifallsgeräusch, auch wenn es nur leis angedeutet ist; für Zischen und Hohnlachen aber macht die eigenthümliche Krankheit ihre Horchwerkzeuge total unempfindlich. Wodurch diese Epidemie entsteht, wie sie verläuft und was sie einbringt, ist bis heute nicht genau erforscht worden, weil die davon Befallenen nach dem Beispiel anderer Tintenfische um sich und ihre Krankheit geheimnisvolle Nebel zu breiten lieben. Bloß so viel sei bemerkt, daß die Seuche nur unter Kameraden ausbricht und auf alle Mitglieder des Klüngels ansteckend wirkt. Indeß, leidenden Personen soll man mit höflicher Vorsicht begegnen. Wir lassen uns deßhalb nicht weiter in Untersuchungen ein, die die Patienten verletzen oder beunruhigen könnten, und begnügen uns damit, festzustellen, daß am Premièren-Abend während des vierten und fünften Aktes der Tragödie „Herostrat" im urtheilsfähigen Theile des Publicums eine wohlthuende Heiterkeit herrschte, um deren Erweckung Blumenthal seine Mitstrebenden beneiden könnte.

Herr Fulda hat diesmal ein griechisch Trauerspiel destillirt. Er hält nichts mehr vom Naturalismus, wie er durch den Berliner Local-Anzeiger den 220,000 darauf abonnirten Herrschaften verkünden ließ, die überhaupt jedem Ismus grundsätzlich mit ungeheurer Wurstigkeit gegenüberstehen. Herr Fulda zieht triumphierend zu den Höhen der classischen Dichtung empor; Hebbelstoffe reizen ihn, und Goethe'sche Sprachschönheit will er erneuen. Da war ihm der Herostrat so ein gefundenes Futter. Der Kerl bot einen famosen Aktschluß: Brand des Artemisions; nebenbei war er in seiner Anarchisterei durchaus aktuell, und drittens zog unsern Poeten das Gefühl der Wahlverwandtschaft zu seinem Helden hin. Herostrat verkörpert nämlich in der Tragödie die absolute Impotenz. Nun wirkt allerdings das krampfhafte Unvermögen, das gern etwas bedeuten will und, sich überschreiend, völlig die Stimme verliert, immer nur komisch, und das hätte auch Herr Fulda bedenken sollen, ehe er sich und seinem Herostrat die tragische Maske aufsetzte. Indessen kam es ihm auf eine Stillosigkeit mehr oder weniger nicht an. Wir lernen den Herostrat Fulda'scher Prägung als einen profunden Denker kennen, einen gescheiten Kopf, der sich über die Kunst allerhand Skrupel und Zweifel macht und nur den einen Fehler hat, daß er ewig unfruchtbar bleibt. Der gute Bursch ist recht schwerblütig dabei, eine vergrübelte Hamletnatur, zögernd, langsam, stets unzufrieden mit sich und von vernichtender Selbstkritik, wie man sie sonst bei Dilettanten nicht findet. Alles in Allem also ein ganz sympathischer Gesell. Daß er die schöne Klytia, die sich ihm anbietet, barsch zurückstößt, trotzdem er sie verzehrend liebt, ist zwar psychologischer Unsinn, aber für Herrn Fulda unentbehrlich, da diese Dame dem Götterliebling Praxiteles aufgespart bleiben muß. Praxiteles kommt, sieht und siegt. Woran Herostrat merkwürdiger Weise nie gedacht hat: die süße Klytia zu modelliren, darauf verfällt der helle und schönheitfreudige Athener in der ersten Secunde. Und die reine Jungfrau Klytia, eine demi-vierge recht nach der Kunst, läßt sich im Handumdrehen beschwatzen. So raubt Praxiteles dem armen Wichte nicht allein den Siegespreis im bildhauerischen Wettkampfe, sondern auch die Braut. Das ist des Bösen zu viel. Herostrat greift wuthschäumend zum gerade parat liegenden Hammer des Praxiteles, um die Artemis des Griechen in kleine Stücke zu schlagen. Doch man weiß, wie echte Kunst nun einmal sogar auf blutige Dilettanten wirkt: gebannt bleibt er vor der herrlichen Statue stehen, macht dann rechts um kehrt und zertrümmert seine eigene Schöpfung, die schmerzenvolle Frucht vieler Monate. Derselbe Mann aber, der vor der marmornen Niedlichkeit des Atheners überwältigt in die Knie sank, beschließt eine halbe Stunde später aus heiler Haut, den Dianatempel abzubrennen, das Wunderwerk, das er von zarter Kindheit an brünstig vergöttert hat. Und kaum ist der Gedanke in einem schauervoll schönen Monologe entwickelt, wobei Herostrat sich wüthend am Boden wälzt und wie ein wildes Thier schreit, pfaucht und tobt, so packt der Zornige auch schon die parat stehende Fackel, und im Nu geht der leider nicht versicherte Tempel in Flammen auf. Der fünfte Akt zeigt dann noch sehr anschaulich, wie Klytia ihrem ungetreuen Praxiteles zu Liebe in das eigens zu diesem Zweck unten vorbeifließende Wasser springt, während Herostrat den Stadtverordneten von Ephesus in längerer Rede vorschwindelt, er habe den Tempel aus Ruhmsucht angezündet. Ein Mitglied der Versammlung geht ihm auf den Leim und erklärt, daß der Verbrecher sich verrechnet habe; es werde ein Gesetz erlassen werden, wonach Jeder, der den Namen des Missethäters erwähnt, unweigerlich in die Grube fahren müsse. Da die Sitzung jedoch — und Niemand bedauert das mehr als die Zuschauer — nicht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindet, durchkreuzen einige Zeitungsreporter die weisen Pläne der Stadtväter, und Herostrat kann ruhig sterben gehen. Er hat sich unsterblich gebrannt.

Hinter mir bat ein wohlmeinender Herr seinen Nachbar, über solchen Blödsinn doch nicht zu zischen; es wäre in diesem Falle wirklich schade um die schönen Zähne. Und nicht minder schade wäre es um eine ernsthafte Kritik. In der fünfaktigen Künstelei klingt auch nicht ein Wort auf, das etwas wie wahre Empfindung, dichterisches Vermögen zeigte. Alles ist gemacht, mühsam ausgetüftelt und doch auf den ersten Blick in seiner Verlogenheit zu erkennen. Wirr laufen die Fäden durcheinander, allerlei kunterbunte Motive und Nebenhandlungen drängen sich in den Vordergrund, und immer wieder entgleiten dem Verfasser die Zügel. Er möchte so viel sagen, hundert Gegensätze zum Ausdruck bringen, Charaktere, Kunst- und Lebensanschauungen wirkungsvoll contrastiren, und ist nicht im Stande, auch nur einen einzigen Vorwurf logisch durchzuführen und zu gipfeln, oder ein Bild eindrucksvoll zu gestalten. Und all' diese Hudelei, dies jämmerlich dilettantische Schaffensunvermögen ist eingehüllt in eine unerträglich schleimige Sprache, einen Klingklang von Versen, darin immer und immer wieder, den ganzen Abend hindurch, nur poetische und gedankliche Gemeinplätze, Armseligkeiten aus dritter Hand, sich finden. Man lechzt förmlich nach einem Worte, das noch nicht völlig abgegriffen ist, nach einer Bemerkung, die, wenn nicht den Dichter, so doch den selbstständigen Kopf verräth. Umsonst. Die ganze Tragödie ein Syruptopf . . .

Herr Felix Philippi, dessen „sensationelles Drama aus der Zeit, das Erbe," Herr Intendant Prasch brachte, trotzdem Madame Prasch darin wirklich nicht die Helden- und Hosenrolle spielen konnte, hat den einen Vorzug, daß er keine Dichtereigenschaften vorschützt. Wie in sämmtlichen Machwerken, die der ehemalige Makler bedeutend unterm Parikurse auf den dramatischen Markt wirft, handelt's sich auch im „Erbe" um ein Ereignis, das die gesammte moderne Welt erschütterte. Bismarck's Sturz hat diesem Kleinen Anlaß und Stoff zu einer Colportagekomödie gegeben. Bismarck ist der Generaldirector Sartorius der Larun'schen Gewehrfabriken, Wilhelm II. der junge Erbe der Firma; der alte Herr, unter dessen Augen Sartorius die riesigen Werke aus dem Nichts schuf, Wilhelm I. gleitet schattenhaft durch den Hintergrund. Das Herz that Einem weh, als man die ruchlos rohe Faust Dinge aufgreifen und „gestalten" sah, deren zermalmende Wucht der Makler Philippi nie begriffen hat und begreifen kann; als man den neugierigen Pöbel um sich her skandalgierig auf die Entwicklung des „Conflittes" lauschen und jede grobe Anspielung, jede alberne „Pointe" mit lautem Beifall belohnen sah. Grade wie der Tragödie Fulda's, sagt die zünftige Kritik auch der ausschließlich mit dem Zeigefinger zusammengeschmierten Sudelarbeit des Herrn Philippi Theaterwirksamkeit nach, und beide Poeten sollen über „glänzende Bühnenroutine" verfügen. Philippi's Schauspiel langweilt indeß, wo es nicht den Aerger wachruft, und ist mit erstaunlichem Mangel an Verständniß für die Forderungen der Coulissen geschrieben. Zwei blitzdumme Liebesgeschichten, die den Abend füllen sollen, sind eingesprengt in eine Tragödie, der jeder einigermaßen geschickte Macher athemraubende Effekte ohne Ende entlockt hätte; daneben wimmelt's von plumpen Hinweisen auf den Dreyfusrummel und überdies vernimmt man die Criminalgeschichte vom gestohlenen Gewehr — alles Mögliche, ein ganzer Tageblatt-Jahrgang muß herhalten, damit Herrn Philippi's Agenten-Phantasie nicht an Nahrungsmangel eingeht! Es liegt immerhin ein Trost darin, daß nur ganz kümmerliche, verkrüppelte Geisterchen sich an die Ausschlachtung des geliebten Todten zu Tantièmezwecken machen. Man wäre sonst versucht, gegen die Hyänen den Schutz der Gesetzgeber anzurufen, die ja im Begriff sind, durch die lex Heintze der unsittlichen und schändlichen Bühnendichterei ein Ende zu machen.

Hennequin's „Invioable" ist für das Residenztheater zu anständig zum Schlager und zu wenig toll zum Zugstück. Die Habitués der Blumenstraße sind doch an ganz anderen Paprika gewöhnt; und ihr Beifall klang diesmal ohne Ueberzeugung, so daß eine baldige Ablösung im Repertoire folgen dürfte. Leider wird die Erfindung der Pariser Schwankdichter matter und matter, und Herr Brandt, der die Direction der immer schwieriger zu leitenden Pariser Novitätenfiliale schnell wieder an Herrn Lautenburg zurückgab, um nur noch Schauspieler zu sein, hat jedenfalls das bessere Theil erwählt. Auch Hennequin ist wenig Gutes mehr eingefallen. Der ewig Schädel messende Professor macht nur bei seiner ersten Messung Vergnügen, bei späteren Wiederholungen ärgert er uns. Ingleichen die übrigen altbekannten Figuren: die Cocotte, eine verliebte alte Schachtel, leichtsinnige Ehekrüppel und Junggesellen, sowie die unmöglichen Mißverständnisse und schlauen Nothlügen mit ihrem Rattenschwanz von thörichten Verwickelungen und verrückten Kladderadatschen. Diesmal giebt sich der Secretär eines Abgeordneten für den de jure unverletzlichen Deputirten aus, während folglich der Volksvertreter als sein Onkel, dessen Frau als seine Geliebte und seine eigene Geliebte als Madame la députée erscheinen. Der ausgelassene zweite Act ist der beste, das Ganze aber „klatrig," um einen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Neu!**

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

-- Verlag von --
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

**Weihnachts-Neuigkeit**

.. von FELIX DAHN. ..

**Sigwalt und Sigridh**

Eine nordische Erzählung.
104 Seiten. 8°. ff. gebunden Mk. 3.—.

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.*

**Bismarcks Nachfolger.**

Roman
von
**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

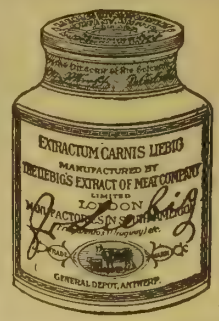
Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**
Soeben erschien:

**Bülow, Hans von, Briefe.**
**III. Band.**
1855—1864. Etwa 44 Bogen. Mit zwei Bildnissen.
geh. Mk. 7.—, in Ganzleinenband gebd. Mk. 8.—.
in Halbfranz gebd. Mk. 9.—.

Wie Band I und II der Briefe Hans von Bülows seine Jugendzeit darstellen, so gibt der jetzt veröffentliche dritte Band der Correspondenz ein anschauliches Bild der kampfreichen Jahre seines Aufenthaltes in Berlin, einer Zeit, die er später selbst als „Jahre der Knechtschaft" bezeichnet hat.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**




**LIEBIG Company's**
**FLEISCH-EXTRACT.**
**Nur echt,**
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.
Ist **stets** von **gleicher bester** Qualität.

**Die Gegenwart 1872–1892.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

*Zeitschrift für* ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.
*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und **umfassen eingehend alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c 2c eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen sein.**

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der
**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


Hierzu zwei Beilagen von **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart** und **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin SW 12.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 12. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Das „stärkere" Geschlecht in der Natur. Von F. G. Fritzsche. — **Literatur und Kunst.** Die weibliche Schönheit in der Kunst. Von Professor Alfred Holtzmann. — Der Streit um die Marseillaise. Von Josef Kircher. — **Feuilleton.** Erblich belastet. Humoreske von Rudolf Huch. — **Aus der Hauptstadt.** Classenwahlen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zu „Goethe bei Napoleon". Von Professor Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Anzeigen.

### Anfänge einer Reichs-Versicherungsanstalt.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Der dem Bundesrathe vorliegende Entwurf zur Abänderung des Invaliditäts- und Alters-Versicherungsgesetzes enthält die ersten Ansätze zum Errichten einer Reichs-Versicherungsstalt für die öffentlich-rechtliche Arbeiterversicherung, welche bekanntlich in dem ersten dem Reichstage vorgelegenen Entwurfe in Aussicht genommen war. Denn in erster Linie wird ein finanzieller Ausgleich der verschiedenartigen Belastung der einzelnen Versicherungsanstalten in der Weise angestrebt, daß jede derselben als Träger der Versicherung drei Fünftel ihres Vermögens und der ihr künftig zufließenden Beiträge buchmäßig als Gemeinvermögen aussondert, das zur Deckung der aus den Grundbeträgen der Invalidenrenten und den Altersrenten bestehenden Gemeinlast bestimmt wird, während die übrigen zwei Fünftel des Vermögens und der Beiträge als Sondervermögen ihr verbleiben, aus dem die Steigerungssätze der Invaliditätsrenten, die Beitragserstattungen, die Kosten der vorbeugenden Krankenpflege und sonstige Verwaltungskosten zu bestreiten sind. In zweiter Stelle ist das Errichten von örtlichen Rentenstellen geplant, die einer decentralisirten Verwaltung der einzelnen Anstalten dienen und als Beschlußbehörden unter Zuziehung von Beisitzern aus dem Stande der Arbeitgeber und der Versicherten über die Rentenansprüche entscheiden. Beide in ihrem Zusammenhange bilden die Brücke, über welche man zwar langsam und allmälig, aber sicher zu dem Ziele gelangt, die gesammte Arbeiterversicherung zu concentriren und an Stelle der bisherigen verschiedenen Organisationen als Träger derselben die Reichs-Versicherungsanstalt herzustellen.

Nach dem heutgeltenden Rechte erfolgt die Invaliditäts- und Altersversicherung durch Versicherungsanstalten, welche überwiegend für weitere Communalverbände desselben Bundesstaats aber auch durch Verschmelzen der Gebiete kleinerer Bundesstaaten errichtet, mit der Befugniß ausgestattet sind, Beitragsmarken auszugeben, in welchen für ihren Bezirk durch Einkleben in die Quittungskarte des Versicherten die Beitragspflicht erfüllt werden muß, während sie andererseits als Träger der Versicherung die an sie herantretenden Rentenansprüche voll zu befriedigen haben. Die Festsetzung der Beiträge erfolgt für die einzelnen Versicherungsanstalten im Voraus für bestimmte Zeiträume; und zwar war erstmalig ein zehnjähriger Zeitraum gewählt, während zukünftig fünfjährige Zeitabschnitte vorgesehen sind. Die Höhe der Beiträge ist (G. § 20) unter Berücksichtigung der in Folge von Krankheiten entstehenden Ausfälle so zu bemessen, daß durch dieselben die Verwaltungskosten, die Rücklagen zur Bildung eines Reservefonds, die durch Erstattung von Beiträgen voraussichtlich entstehenden Aufwendungen, sowie der Capitalwerth der von der Versicherungsanstalt aufzubringenden Antheile an denjenigen Renten, welche in dem betreffenden Zeitraume voraussichtlich zu bewilligen sind, gedeckt werden. Sie war (G. § 96) für die erste Periode in den vier Lohnclassen auf 14, 20, 24, 30 Pfennige festgesetzt, jedoch (§ 98) der Versicherungsanstalt das Recht zugestanden, schon innerhalb dieser an deren Stelle für ihren Bezirk andere Beitragssätze zu beschließen. Von dieser Befugniß ist bisher nirgends Gebrauch gemacht, obschon sich bei der praktischen Handhabung des Gesetzes herausstellte, daß innerhalb der Bezirke der östlichen Versicherungsanstalten diese Beiträge gegenüber den an die Versicherungsanstalt herantretenden Zahlungsverbindlichkeiten unzureichend, in den westlichen dagegen zu hoch bemessen sind. Solches findet seine Aufklärung darin, daß in jenen Gebietstheilen der Ackerbau vorherrschend ist, die Löhne niedriger, als in den der Industrie gewidmeten westlichen sind, aber auch das Lebensalter der ländlichen Arbeiter länger als dieses der industriellen zu sein pflegt, deßhalb der kräftigere Theil der Bevölkerung in die besser gelohnten Gegenden auswandert, der schwächere, also der Invalidität rascher verfallende, aber einheimisch bleibt. Als Wirkung dessen mußte sich folgeweise herausstellen, daß die östlichen Versicherungsanstalten sich in einer sehr ungünstigen, die westlichen jedoch in einer übergünstigen Vermögenslage befinden, was dahin führen muß, daß von der Befugniß aus § 98 Gebrauch machend, die Beitragssätze gerade in den schlechtergelohnten und ärmeren Gebietstheilen einer Erhöhung benöthigt sind, um eine Uebereinstimmung zwischen den Einnahmen und Belastungen der Versicherungsanstalt zu erreichen. Eine derartige Ungleichheit würde umsomehr Anlaß zur Unzufriedenheit bieten, als gerade der bedürftigere Theil der Bevölkerung davon betroffen wäre und darunter zu leiden hätte. Um dem vorzubeugen, wird die Lösung dieser kritischen Lage durch einen Ausgleich in der vorgeschlagenen Weise versucht.

Erreichbar erscheint dies aber nur bei einer gleichzeitigen Aenderung der Grundsätze über Berechnen der Alters- und Invalidenrenten. Die Altersrente setzte sich (§ 26) bisher zusammen aus dem Zuschusse des Reiches für jede Rente mit

60 Mk. als Grundstock, welchem für 1410 Beitragswochen nach den vier Lohnclassen je 4, 6, 8, 10 Pfennige hinzugerechnet wurden. Zukünftig soll sie in diesen 110, 140, 170, 200 Mk., sowie in einer hinzugefügten fünften Lohnclasse 230 Mk. betragen. Diese Beträge dienen zukünftig als Grundstock für die Invalidenrente, welchem für jede Beitragswoche, d. h. jede eingeklebte Beitragsmarke der bezüglichen Lohnclassen 2, 3, 4, 5, 6 Pfennige hinzuzurechnen sind, während bisher dem Reichszuschusse mit 60 Mk. und dem Grundstocke von 50 Mk. für jede Beitragsmarke 2, 6, 9, 13 Pfennige hinzuzurechnen waren. Dies führte zu zwei Unzuträglichkeiten, nämlich, daß während der Uebergangszeit die Invalidenrente niedriger als die Altersrente war, sowie daß die Versicherungsanstalten, welche die niedrigeren Beiträge der unteren Lohnclasse vereinnahmten, deßhalb höher belastet wurden, weil sie daraus den gleichen Grundstock aufzubringen hatten, wie diese, in welchen die hohen Beiträge die Regel bilden. Beiden Ungleichheiten hilft die neuvorgeschlagene Vertheilungsweise zweifellos ab, weil die Altersrente und der Grundstock der Invalidenrente zukünftig von der Gesammtheit der Versicherungsanstalten getragen werden und nur die Steigerungssätze der Invalidenrente jeder einzelnen derselben zufallen, sowie die Erstattungsansprüche der sich verheirathenden weiblichen (G. § 30) bezw. der Wittwen und Waisen verstorbener (G. § 31) Versicherter und die Aufwendungen in Krankheitsfällen und für die Verwaltung. Der Ausgleichungszweck erscheint auf diesem Wege allerdings erreichbar, aber gleichzeitig das Princip durchbrochen, welches bisher die einzelnen Versicherungsanstalten als Träger der in ihnen eintretenden Versicherungsfälle anerkannte. Mit ihm ist der erste Schritt gethan, von den bisher befolgten Grundsätzen abzuweichen und zu neuen überzugehen.

So unschuldig auf den ersten Blick auch der zweite Vorschlag erscheint, die bisher den Organen der Versicherungsanstalten anvertraut gewesene Rentenfestsetzung auf örtliche Rentenstellen zu übertragen, so wird er doch seine Wirkung nicht verfehlen, als zweiter Schritt zum Ziele der Reichs-Versicherungsanstalt zu dienen. Daß die vorgeschlagene Neuerung zweckmäßig sei, wird Niemand in Abrede stellen können, welcher eingehend sich mit der Arbeiterversicherung beschäftigte. Denn die örtlichen Stellen dienen nicht allein zur Decentralisation der Verwaltung, vielmehr verfolgen sie den weit bedeutungsvolleren Zweck, durch Zuziehung von Beisitzern aus dem Stande der Arbeitgeber und der Versicherten auf eine um so zuverlässigere Entscheidung über erhobene Rentenansprüche hinzuwirken, als dieselben mit den örtlichen Verhältnissen genauer vertraut und leichter den Rentenbewerbern persönlich jederzeit zugänglich sind, weßhalb sie auch den Letzteren in Angelegenheiten der Invaliditäts-Versicherung Auskunft ertheilen können. Daß hierdurch es ermöglicht wird, manchen Streitigkeiten vorzubeugen und damit die Zahl der Berufungen zu vermindern, unterliegt keinem Zweifel. Dieser Erfolg wird jedoch seinen Einfluß nicht verfehlen, auch auf die sonstigen Versicherungsarten das gleiche Verfahren zu übertragen; denn sehr bald werden aus den Kreisen der Versicherten diesbezügliche Anträge an die gesetzgebenden Körperschaften gestellt werden, womit ein Leck in die seitherige Organisation derselben gemacht wird.

Gelegentlich der in den Tagen vom 4.—9. November 1895 im Reichsamte des Innern stattgefundenen Conferenz trat man bereits dem Gedanken einer Verschmelzung der Arbeiterversicherung näher, indem man mit zwei diesbezüglichen Vorschlägen des ehemaligen Präsidenten des Reichs-Versicherungsamtes Dr. Bödiker und des Vorsitzenden der Versicherungsanstalt Berlin Dr. Freund sich beschäftigte. Beide hatten miteinander gemeinsam, daß die Invaliditäts- und Altersversicherung mit einer der zwei anderen Versicherungsarten zu verbinden sei, gingen aber darin auseinander, daß Dr. Bödiker die Unfallversicherung, Dr. Freund die Krankenversicherung hierfür ausersah. Mit dem Verschwinden des ersteren, d. h. dessen Uebertritt aus dem Reichs-Versicherungsamte in die besser gelohnte Stellung als Leiter eines industriellen Unternehmens, scheint auch die weitere Durchführung seines Planes einstweilig in's Stocken gerathen zu sein, während der Freund'sche Gedanke weiter ausgesponnen wird. Darauf deutet hin, daß man bereits, allerdings vorläufig erfolglos, versuchte, die verschiedenen Krankencassen in Berlin miteinander zu verschmelzen. Ferner steuert diesem Ziele zu ein Vorschlag auf Erlaß von Krankheitsverhütungs-Vorschriften, welcher in der Invaliditäts- und Altersversicherung im deutschen Reiche Nr. 19 und in der Selbstverwaltung Nr. 40 gemacht wird. Der Vater dieses Gedankens fordert für die Vorstände der Versicherungsanstalten eine gleiche Befugniß, wie solche den Vorständen der Unfall-Berufsgenossenschaften nach dem gewerblichen Unfall-Versicherungsgesetz § 78 zusteht. Wie letztere Unfall-Verhütungsvorschriften, sollen erstere Krankheits-Verhütungsvorschriften erlassen dürfen, und zwar wird für sie die Wirkung beansprucht, daß deren Nichtbeachtung den gänzlichen oder theilweisen Anspruch auf Invalidenrente verwirken soll, während jene doch bloß eine Heranziehung der Betriebsunternehmer zu höheren Beiträgen bezw. für die Arbeitnehmer niedrige Geldstrafen nach sich zieht. Darf gleich als sicher angenommen werden, daß dieser Vorschlag bei den gesetzgebenden Körperschaften Gehör nicht findet, weil er sich nicht als wohlthätig, vielmehr als unheilvoll für die versicherten Arbeiter herausstellt, so darf ihm doch die Bedeutung nicht versagt werden, als weiterer Schritt zur Verwirklichung des Einigungsgedankens zu dienen. Denn die Krankheits-Verhütungsvorschriften können doch nur gleichzeitig für die Invaliditäts- und für die Kranken-Versicherung erlassen werden, weil es völlig widersinnig wäre, ihnen eine Wirkung auf das Bezugsrecht der Invalidenrente zuzugestehen, jedoch auf den Eintritt der Krankenfürsorge zu versagen.

Sind erst zwei Versicherungsarten miteinander verschmolzen, dann wird es gar nicht mehr lange dauern, auch die dritte ihnen anzuschließen. Denn der erste Eingriff in die seitherige verschiedenartige Organisation der Träger der Versicherung muß folgeweise seine Ringe weiter ziehen und Andere in diese hineinziehen. So lange Dr. Bödiker, dem Schöpfer der Berufsgenossenschaften, anvertraut war, Hüter des Rechtes für die Unfalls- und Invaliditäts-Versicherung zu sein, wachte er sorgsam und liebevoll für seine Schöpfung und parirte jeden Angriff gegen die Unberührtheit der berufsgenossenschaftlichen Organisation machtvoll ab. Dieses mächtigen Schutzes entbehrt Letztere neuerdings und damit ist für sie die Gefahr entstanden, daß auch hier das Gute dem Besseren geopfert, d. h. die Berufsgenossenschaften aufgegeben werden, um einer Reichs-Versicherungsanstalt das Feld zu räumen, welche Trägerin aller bereits bestehenden und der neu zu schaffenden Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit, sowie der Wittwen- und Waisenfürsorge wird. Denn Letztere sind auf anderem Wege völlig undurchführbar, wenn auch für sie Versicherungszwang geschaffen, aber nicht, wie Dr. Max Hirsch und Prof. Dr. Brentano vorschlagen, die Versicherungsnahme hiergegen eine freiwillige sein soll, welche den Gewerkvereinen anzuschließen wäre.

---

## Das „stärkere" Geschlecht in der Natur.

Von F. G. Fritzsche.

Wir pflegen gewöhnlich das männliche Geschlecht als das stärkere zu bezeichnen und betrachten es somit als selbstverständlich, daß die Männer größer und stärker als die Frauen seien. Diese Annahme ist auch durchaus richtig. Sehr zahlreiche Messungen der verschiedenartigsten Völker

haben ergeben, daß allerdings die Männer einen größeren Wuchs als die Frauen zeigen. Auch bei den wilden Völkern sind heutzutage noch die Männer, wohl in Folge ihrer Waffenübungen, größer und stärker als die Frauen, obgleich die Frauen ja häufig viel härtere Arbeiten verrichten als die Männer. Nicht nur bei den Kosacken, auch in Tyrol ꝛc. werden die Feldarbeiten zum großen Theil von den Frauen geleistet. Bei den Thieren jedoch darf man nicht das männliche Geschlecht als das stärkere bezeichnen; denn bei einer sehr großen Anzahl von Thierarten sind die Weibchen bedeutend stärker und größer als die Männchen. Die Weibchen sind meist größer als die Männchen 1. bei den Spinnen, 2. Insekten, 3. Fischen. Wechselnde Größenverhältnisse zeigen Amphibien, Reptilien, Vögel. Gleiche Größe der Männchen und Weibchen die Säugethiere. Einige Ursachen der Größenunterschiede sind: 1. Der Kampf der Männchen gegen einander macht sie häufig größer als die Weibchen. 2. Die Weibchen vieler niederer Thierarten sind größer als die Männchen, weil sie ungeheure Mengen Eier hervorbringen.

Ein Rigaer Arzt, Dr. Otto Thilo, hat in einem Vortrag über die Körperformen der Fische (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der Beobachtungen zahlreicher Forscher gegeben, der wir folgende Thatsachen entnehmen. Bei den Spinnen sind die Weibchen meistens größer als die Männchen und benutzen bisweilen ihre Stärke dazu, die Männchen, nachdem sie dieselben rings mit ihren Gespinsten umstrickt haben, zu verspeisen (Angabe von de Geer). Meist wagen sich daher die Männchen nur dann in die Nähe der Weibchen, wenn letztere eben gespeist haben. Bei den Insecten aller Art sind für gewöhnlich die Weibchen größer als die Männchen, häufig schon im Larvenzustande. In Frankreich werden die Larven der Seidenspinner durch eine besondere Wägemethode in Weibchen und Männchen geschieden. Die Weibchen sind wohl größer wegen der ungeheuren Menge von Eiern, welche die Fortpflanzung der Insecten erfordert. Es gehen ja sehr bedeutende Mengen von Eiern der Insekten durch Hitze, Kälte und Raub zu Grunde. Eine Ausnahme von der obigen Regel bilden die Hirschkäfer; von diesen sind die Männchen größer als die Weibchen. Die Männchen kämpfen heftig miteinander wegen der Weibchen und erlangten hierdurch im Laufe von Jahrtausenden eine ganz außerordentliche Kraft und Größe. Eine andere Ausnahme sind einige männliche Bienen. Dieselben tragen häufig die Weibchen im Fluge und haben so im Laufe der Zeit eine bedeutendere Kraft und Größe als die Weibchen erworben. Unter den Fischen ist fast immer das Weibchen größer als das Männchen, nach Angabe des bedeutendsten Ichthyologen der Jetztzeit, Günther. Jedoch giebt es auch hier Ausnahmen. Nach Angabe des Fischereidirektor A. Kirsch in Alt-Salis (Livland) ist der männliche Lachs stets größer als der weibliche: „Es ist dieses nicht nur bei dem Dünalachs der Fall, sondern auch bei den Lachsen anderer Flüsse. In meiner langjährigen Praxis der Fischerei habe ich Lachsweibchen, deren Gewicht mehr als 30 Pfund betrug, selten gefangen, wogegen männliche Lachse im Gewichte von 40—56 Pfund gar nicht selten sind. Im Uebrigen sind wohl sonst die Fischweibchen größer als die Männchen. Weibliche Aale z. B. von 75—90 cm kommen häufiger vor, während die Männchen selten eine Länge von 53 cm erreichen. Auch bei den Karpfenarten sind die Weibchen meist größer als die Männchen." Angaben über die Größe der Geschlechter bei den Fischen sind übrigens spärlich in der Literatur vorhanden. Die bedeutendere Größe der männlichen Lachse erklärt Thilo mit den erbitterten Kämpfen, welche diese während der Laichzeit wegen der Weibchen miteinander führen. Shaw sah einen heftigen Streit zwischen zwei männlichen Lachsen, welcher einen ganzen Tag dauerte. Buist giebt an, daß im Juni 1868 in dem nördlichen Tynefluß Schottlands gegen dreihundert todte männliche Lachse gefunden wurden. Bei den Karpfen und Aalen sollen keine Kämpfe wegen der Weibchen stattfinden. Die Weibchen sind daher größer als die Männchen. Bei einigen Fischen des Titicacasees ist das Weibchen oft sogar doppelt so groß als das Männchen. Carbonier giebt an, daß die Weibchen bisweilen diese Größe in der Weise mißbrauchen, daß sie die Männchen auffressen. Auch die Weibchen unserer Stichlinge stürzen sich unaufhörlich auf das Männchen, welches die Brut im Neste bewacht, tödten oft das Männchen und verzehren ihre eigene Brut. Stichlingweibchen sind oft größer als Männchen.

Von den Amphibien geben einige Forscher an, daß die Weibchen größer seien als die Männchen, andere behaupten das Gegenteil, so daß hier wohl wechselnde Verhältnisse vorkommen. Es scheint Thilo, daß diese wechselnden Verhältnisse sich folgendermaßen erklären lassen: 1. Die Froschweibchen z. B. legen eine ungeheure Menge von Laich; daher sind sie sehr groß. 2. Die Männchen kämpfen heftig wegen der Weibchen miteinander. Professor Hoffmann in Gießen sah zwei Männchen einen ganzen Tag miteinander kämpfen. Diese Kämpfe verleihen den Männchen eine bedeutendere Größe, so daß sie oft die Größe der Weibchen erreichen und so den Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen ausgleichen. Unter den Reptilien sind bei den Schlangen die Weibchen meist größer als die Männchen; bei den übrigen Ordnungen treten die Unterschiede nicht besonders hervor.

Bei den Vögeln sind die Männchen besonders auffallend von den Weibchen unterschieden. Die verschiedenartigsten Kämme, Bärte, Auswüchse, Hörner, mit Luft gefüllte Hautsäcke, Federschöpfe, nackte Federkiele, Federbüschel und einzelne verlängerte Federn, welche aus allen Körpertheilen graziös hervorragen, vor Allem sehr prächtige Färbungen kennzeichnen sehr deutlich die Männchen. Sie machen den Weibchen den Hof, indem sie ihnen vortanzen oder phantastische Sprünge auf der Erde oder auch in der Luft ausführen. Ja, ein Enterich versteht es sogar, sich zu parfümiren. Er verbreitet einen lieblichen Moschusgeruch, mit dem er das Weibchen anlockt. Romsay sagt von der australischen Moschusente, daß der Geruch, welchen das Männchen während der Sommermonate verbreitet, auf das männliche Geschlecht beschränkt ist; er habe nie — selbst nicht während der Paarungszeit — ein Weibchen geschossen, das eine Spur von Moschusgeruch gezeigt hätte. Man sieht also, daß bei den Enten die Verhältnisse ganz anders als bei den Menschen liegen. Nach den Angaben der Parfümeriehändler sollen Männer sich sehr selten mit Moschus parfümieren, häufiger dagegen die Weiber. — Die Männchen vieler Vogelarten sind größer als die Weibchen. Dieses rührt nach Thilo von den Siegen her, welche die größeren und stärkeren Männchen viele Generationen hindurch über ihre Rivalen erfochten haben. Nach Messungen ist das Männchen einer australischen Moschusente und einer australischen Lerchenart doppelt so groß wie das Weibchen. Es giebt aber auch Vogelarten, bei denen das Weibchen größer ist als das Männchen, z. B. bei den Raubvögeln ist dieses der Fall. Die Gründe hierfür sind unbekannt. Bisweilen scheinen die Weibchen dadurch größer zu werden, daß sie mit einander wegen der Männchen kämpfen. Jenner Weir hat solch' einen Kampf bei Gimpeln beobachtet. Auch an einigen hühnerartigen Vögeln wurde dieser Kampf der Weibchen beobachtet.

Bei den Säugethieren finden sich häufig keine Größenunterschiede zwischen Männchen und Weibchen. Wo man jedoch Unterschiede wahrnimmt, sind stets die Männchen größer als die Weibchen. Das ist z. B. der Fall bei einigen australischen Beutelthieren. Bei einer Robbenart beträgt das Gewicht des Weibchens um ein Sechstel weniger als das des Männchens. Die Männchen der Robbenarten, welche wegen der Weibchen mit einander kämpfen, sind stets größer als die Weibchen. Dasselbe gilt von den Walfischen. Wir

sehen also, daß der Kampf bei vielen Thieren die Männchen größer als die Weibchen macht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der Engländer Hunter darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen Körpertheile, welche zum Kampfe benutzt werden, größer und stärker entwickelt sind als die übrigen Körpertheile; so ist z. B. der Nacken des Stieres ganz besonders kräftig. Auch an der unteren Kinnlade des männlichen Lachses bildet sich während der Laichzeit ein hakenförmiger Fortsatz, nach welchem dieser Lachs den Namen „Hakenlachs" führt. Dieser Haken findet seine Verwendung während der Laichzeit beim Kampfe der Männchen gegen einander. Nach der Laichzeit schwindet der Haken. Auf dem Fischmarkte in Riga findet man, wie Dr. Thilo versichert, „Hakenlachse" nur im Herbst, im Frühjahr fehlen sie vollständig. Einige Thiere besiegen ihre Feinde dadurch, daß sie dieselben anspucken. Bei diesen sind die Speiorgane ganz besonders stark entwickelt. Hierher gehört der sogenannte Schützenfisch (Toxotes jaculator). Wenn dieser ein Insect auf einem überhängenden Baumzweige sitzen sieht, so spritzt er einige Tropfen Wassers mit großer Treffsicherheit in einer Entfernung von fünf Fuß auf dasselbe. Das Insect fällt herab und der Schützenfisch verzehrt seine Beute. Auch der Elephant hat bekanntlich seinen Rüssel zu einer vortrefflichen Spritze ausgebildet, mit der er täglich viele Mücken und anderes Ungeziefer erlegt. Wir sehen also, wie sehr der Kampf gegen die verschiedenartigsten Feinde sowohl den ganzen Körper, als einzelne Theile kräftigt und vergrößert. Jedenfalls ist es im Allgemeinen ganz unstatthaft, das männliche Geschlecht als das stärkere zu bezeichnen. Wenigstens trifft es für die Thierwelt nicht zu.

## Literatur und Kunst.

### Die weibliche Schönheit in der Kunst.

Von Professor Alfred Holtzmann.

Die Verbesserung in der Technik der vervielfältigenden Künste, besonders der Photographie hat bewirkt, daß wir heute die äußeren Formen lebender Schönheit mit wissenschaftlicher Genauigkeit festhalten können. Brücke war der erste, der 1890 in seinem Buch über Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt sich dieser Mittel bediente, ihm folgte 1896 der Engländer Thomson mit seiner Kunstanatomie, dann der Pariser Richer, der in seiner Anatomie artistique Zeichnungen und Photographien nach dem lebenden Modell bot. Nun kommt auch ein Deutscher, der Frauenarzt Dr. C. H. Stratz und widmet sein bei Ferd. Enke in Stuttgart erscheinendes Prachtwerk „Die Schönheit des weiblichen Körpers" den Müttern, Aerzten und Künstlern. Während also seine Vorgänger sich in mehr wissenschaftlicher Weise mit der weiblichen Schönheit in Beziehung zur Kunst auseinandersetzten, betrachtet Stratz das weibliche Schönheitsideal an und für sich und die durch Krankheiten und unrichtige Lebensweise bedingten Körperveränderungen. Es ist der Standpunkt des Künstlers, des Anatomen und des Pathologen. Da untersucht er denn zuvörderst die verschiedenen Wege, worauf man bisher das Schönheitsideal zu erreichen gesucht hat, besonders die altclassische Blüthe desselben und das moderne Schönheitsideal, das fast noch ganz unter dem Einfluß der griechischen Bildhauerkunst steht. Die altgriechische Kunst schöpfte ihre Motive unmittelbar aus dem Leben selbst, denn damals verhüllten die Menschen ihre Gestalten noch nicht. Den Künstlern bot sich also die Gelegenheit zum täglichem Studium des nackten Körpers in seiner vollkommensten Gestaltung dar. Besonders Richer hat scharfsinnig nachgewiesen, wie sehr der künstlerische Blick der hellenischen Künstler allen Epigonen in Folge dieser täglichen Uebung überlegen war. Er hebt hervor, daß alle griechischen Figuren sich als richtige Abbilder völlig naturwahrer Stellungen erweisen. Auf den Trümmern der classischen Kunst erhob sich das Gebäude der Renaissance; die Ueberreste früherer Größe wurden zur Offenbarung für eine neue Blüthezeit der Kunst, deren Werke wir in Malerei und Bildhauerwerken studiren und bewundern können. Die classische Schönheit aber hat nicht ein einziges dieser Werke erreicht, geschweige denn übertroffen, weil den Epigonen die reichste Quelle, aus der die Alten schöpften, versiegt war: der tägliche Anblick des nackten Körpers in tausenderlei Gestaltung und der dadurch geschärfte künstlerische Blick. Gerade die besten der späteren Meister sahen dies am besten ein und suchten diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie die intuitive Nachahmung schöner Formen durch wissenschaftliche Ergründung derselben, durch anatomische Studien zu ersetzen suchten. Duval und Bical haben mit kritischer Sorgfalt die anatomischen Studien, welche die meisten Künstler gemeinschaftlich mit Aerzten betrieben, zusammengestellt und durch vorzügliche Nachbildungen einiger derselben illustrirt. Unter den Künstlern finden sich Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Bandinelli, Cellini, Tizian, Carracci, Rubens, Rembrandt, Dürer und zahlreiche Andere. Wenn einerseits auch diese Erweiterung ihrer Kenntnisse den großen Künstler ermöglichte, fehlerhafte Modelle in ihren Werken zu verbessern, so lag andererseits die Gefahr nahe, daß manche, gerade durch diese Kenntnisse verleitet, mehr in ihre Gestalten hineinlegten, als wirklich zu sehen war, gewissermaßen die Natur überboten, ohne dieselbe schöner zu machen. Dieser Gefahr sind auch große Meister nicht entgangen. Suchten sie sich andererseits durch treue Nachahmung des Modells vor dieser Gefahr zu schützen, so drohte wieder die Möglichkeit, daß sie unbewußt Fehler derselben in ihre Werke übertrugen, und zwar um so mehr, als es nicht Jedem glückte, vollendet schöne Modelle zu finden. Aber nicht nur der Künstler, sondern auch das Publicum war den täglichen Anblick des Nackten entwöhnt, und so ist es zu erklären, daß beide, Künstler sowohl als Publicum, minder wählerisch wurden und auch mit minder Schönem vorlieb nahmen, wo es sich bot. Mehr und mehr tritt die Individualität des Künstlers in den Vordergrund, und große Vorzüge in der Technik oder in der Auffassung sind im Stande, ganze Generationen für absichtliche und unabsichtliche Fehler anderer Art blind zu machen.

Es ist nicht die Absicht von Stratz, eine ausführliche Kritik der Kunst und der Kunstgeschichte der Renaissance zu schreiben für seinen Zweck genügt es, an einem beliebigen Beispiel nachzuweisen, wie selbst Kenner sich durch die herrschende Strömung zu irrigen Auffassungen hinreißen lassen können Er wählt dafür die florentinische Venus von Sandro Boticelli, der gerade in letzter Zeit von den Präraphaeliten mit ungetheilter Bewunderung auf den Thron erhoben wurde Prof. Brücke hat bereits auf einige anatomische Fehler derselben aufmerksam gemacht. Ullman, einer der besten unter den Biographen Boticelli's, erkennt dieselben auch als solche an Er führt die Verse Poliziano's an, die wahrscheinlich der Darstellung zu Grunde lagen, er bespricht ausführlich und sachlich die Möglichkeit, ob Simonetta Catanea, die Geliebte des Giuliano di Medici, als Modell zur Venus gedient habe und entscheidet sich im verneinenden Sinne, da das einzig authentische Bildniß der Simonetta nicht mit dem Gesicht der Venus völlig übereinstimmt. Die Figur der Venus von Sandro Boticelli ist erfüllt von einem zarten, wehmüthigen Liebreiz, der einen tiefen Eindruck macht. Dr. Stratz betrachtet aber die Figur näher und findet in dem langen, schmalen Halse, den stark abfallenden Schultern, dem schmalen, ein gesunkenen Brustkasten, dem dadurch bedingten Tiefstand und der geringeren Divergenz der Brüste den ausgeprägten Typus

der Schwindsüchtigen wieder, der, wie im Leben, so auch in der bildlichen Darstellung durch seine tieftraurige Schönheit das innige Mitgefühl des Beschauers erregt. Wenn wir bedenken, daß Simonetta Catanea im Jahre 1453 geboren ist, und, nachdem sie sich 1468 mit Marco Vespucci verheirathet hatte, bereits im Jahre 1476, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, an Schwindsucht starb, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie, wie einige Autoren annehmen, wirklich als Modell zu Boticelli's Venus gestanden hat, und daß der Künstler aus leicht begreiflichen Gründen nur das Gesicht etwas verändert hat. Boticelli hat also, ohne es zu wissen, den Typus einer schönen Schwindsüchtigen zu seinem Ideal gemacht. Seine Bewunderer und Nachfolger aber wußten dies auch nicht und haben, seinen Idealen nachstrebend, ihren gesunden Modellen das Gepräge der Schwindsucht aufgedrückt und so unwahre Mischgestalten geschaffen.

Dies eine Beispiel möge genügen, um darzuthun, wie sich in den späteren Werken Natur und Kunst in den verwickelsten Verhältnissen verschlingen. „Um einen Künstler voll und ganz gerecht zu werden, muß man nicht nur seine Werke, sondern auch sein Leben und die Zeit, in der er lebte, äußerst sorgfältig analysiren, und nur selten wird es gelingen, daraus ein gültiges Schönheitsideal zu destilliren. Je eher wir im Stande sind, den Kunstwerken analoge Gestalten im Leben zurückzufinden, desto wahrscheinlicher wird es, daß der Künstler sich ganz an das schöne Leben gehalten hat, und in dieser Beziehung stehen die nackten weiblichen Gestalten von Tizian, Giorgione, Palma Vecchio und van Dyck oben an. Rembrandt und Rubens sind ihnen ebenbürtig in der Naturwahrheit, jedoch haben beide keine so schönen Modelle gehabt," schreibt Stratz.

Wenn wir den Werth aller von Tausenden von Meistern geschaffenen Kunstwerke in Beziehung auf das moderne Schönheitsideal nach dem Einfluß bemessen, den sie auf die große Masse gehabt haben, so müssen wir uns fragen, welche weiblichen Gebilde in den weitesten Kreisen bekannt, welche am meisten reproducirt worden sind. Es sind dies unstreitig die Venus von Milo, die Venus von Medici, die sixtinische Madonna und die Madonna della sedia. Daraus schließt Stratz, daß in Bezug auf den weiblichen Körper die classische Kunst auch heute noch den Sieg davongetragen hat, und daß von allen späteren Künstlern Raphael der einzige war, der das liebreizende Gesicht seiner Madonnen zum allgemein anerkannten Ideal zu erheben wußte. Andererseits aber ersehen wir daraus auch, daß „die große Masse" ein strenger und gerechter Richter ist und sehr wohl das wahrhaft Schöne aus der Unzahl des Geringeren und Mittelmäßigen herauszufinden weiß. Auch hier in der Kunst, wie in der Geschichte, ist der beste unbeeinflußte Kenner die Nachwelt.

Wir werden niemals ein Mädchen mit einem wirklichen Schwanenhals und einer wirklichen Wespentaille schön finden; der Gebrauch dieser Bilder lehrt uns indeß, daß ein langer Hals und eine schmale Mitte als Attribute des Schönheitsideals aufgefaßt wurden und in gewissem Sinne noch werden. Ein Blick auf Familienbilder aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts oder auf die schönen Zeichnungen Gavarni's lehrt uns ferner, daß die bildende Kunst derselben Auffassung huldigt. Lehrreich ist auch bei Stratz die hübsche Gegenüberstellung der hochclassischen vaticanischen Venus und der pikanten Tänzerin von Falguière (nicht Falgnière, wie er zweimal schreibt), zu der die bekannte Berufsschönheit, Balletöse und Freundin des belgischen Königs Cleo de Mérode Modell stand, die gerade jetzt im Berliner Centralgarten auftritt und — allgemein enttäuscht. Dort der freie Edelwuchs der Natur, hier die Wespentaille und andere Verkünstelungen der Mode. Daß aber auch literarische Werke Einfluß auf die herrschende Auffassung weiblicher Schönheit ausüben können, beweist unter Anderem das Beispiel von Rousseau, der durch seinen Emile zahlreiche seiner weiblichen Zeitgenossen zum Selbststillen ihrer Kinder veranlaßte und dadurch das Schönfinden gefüllter Busen in die Mode brachte. Auch Goethe's Werther hat wenigstens auf die Kleidertracht seiner Zeit einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Ziemlich unglücklich ist aber die Polemik von Dr. Stratz gegen die theoretischen Betrachtungen, die „Literaturmenschen ohne Kenntniß des Lebens" in ihren Studirstuben anstellten. „Wenn Schopenhauer von dem niedrig gewachsenen, schmalschultrigen, breithüftigen und kurzbeinigen Geschlecht spricht, das man das schöne nennt, so beweist dies nur, daß er wenige und traurige Erfahrungen und keine vorurtheilsfreien Studien gemacht hat." Damit ist nun freilich der Frankfurter Weltweise nicht widerlegt. Auch Gottfried Schadow in seinem bekannten Werke von den menschlichen Proportionen findet die Körpermitte bei beiden Geschlechtern im Perinäum, folglich etwas tiefer als Stratz; ebenso bestätigen die zahllosen Messungen des Anatomen Hyrtl u. A. die Regel von der kürzeren unteren Hälfte der normalen Frau. Erst neulich hat wieder Rudolf Larisch in einer anthropometrisch-ästhetischen Studie*) diesen Schönheitsfehler des Weibes nachgewiesen und geistreich das Bestreben der Frauentracht aufgezeigt, diese untere Verkürzung durch die „Taille" des Mieders, lange Gewänder, Schleppe, Reifrock, Stöckel- und Stelzschuhe zu verbergen. Im Gegensatze zu Stratz betont er sogar, daß die Körpermitte meist noch tiefer liegt und die untere Hälfte, wenn man sie auf die obere lothet, oft nur bis zur Nase, zum Mund oder gar zu den Schultern reicht. Er giebt also Schopenhauer, den Stratz kurz abfertigt, durchaus Recht und stellt ebenfalls die Schönheit des Mannes höher als die des Weibes. An Versuchen, die verschiedenen Formen weiblicher Schönheit systematisch einzutheilen, fehlt es überhaupt nicht, Künstler, Philosophen und Aesthetiker haben darin gewetteifert. A. Walker unterscheidet drei Formen: locomotive, nutritive, mental beauty, und stellt als Typen für die erste Diana, für die zweite Venus, für die dritte Minerva auf. Lairesse schreibt: Die Schönheit eines nackten Frauenbildes besteht hierin, daß erstlich die Gliedmaßen gut geformt sind, zum zweiten, daß sie eine schöne, freie und gemächliche Bewegung haben, und endlich eine gesunde und frische Couleur. Andere wieder unterscheiden zwischen erhabener und lieblicher, zwischen sittlicher und sinnlicher, zwischen blonder und brünetter Schönheit. Bei allen diesen Eintheilungen ist es beim Versuche geblieben und keine hat sich allgemeine Geltung verschafft. Das einzige Positive, was sich aus allen diesen Versuchen heraus entwickelt hat, ist das Bestreben, eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Form, in den Größenverhältnissen der einzelnen Theile zu einander zu entdecken, die Lehre von den Proportionen.

Gerne folgen wir Stratz, wo er die pathologischen Veränderungen der weiblichen Schönheit untersucht. Besonders die Rhachitis, die sogenannte englische Krankheit verändert und verkrümmt die unteren Extremitäten. Am häufigsten findet sich die Krankheit in der arbeitenden Classe größerer Städte, also gerade in derjenigen Bevölkerungsschicht, die den Künstlern die meisten Modelle liefert. Wir können annehmen, daß unter hundert Mädchen aus dem Volke mindestens dreißig sind, die sicher Rhachitis gehabt haben. Welcher Gefahr ein Künstler sich aussetzt, der diesen Umstand nicht beachtet, erhellt aus dem Beispiel von Klein. Dieser Maler hat ein Urtheil des Paris**) gemalt, in dem man an den dicken Hand- und Fußgelenken, aus der Verkrümmung der unteren Extremitäten mit Sicherheit nachweisen kann, daß alle drei Göttinnen die englische Krankheit gehabt haben. Aphrodite erhält offenbar den Preis, weil sie diese Symptome am deutlichsten aufweist. Auch die bekannte Eva von Stuck hat, nach Dr. Stratz, in ihrer Jugend eine nicht unbedeutende Rhachitis durchgemacht.

*) München, Jos. Albert.
**) Publicirt durch die Berliner photographische Gesellschaft.

Am Schluß seiner Untersuchung giebt er sehr probate Vorschriften zur Erhaltung und Förderung weiblicher Schönheit. Allen Müttern zu empfehlen! Dabei ist Dr. Stratz durchaus kein Feind des Mieders, er verdammt nur dessen Mißbrauch. Vor der höchsten Blüthe ist es schädlich, während und nachher empfehlenswerth. Außerdem empfiehlt er den Müttern weite Kleider vor und enge Kleider nach der Geburt. Der heranwachsenden weiblichen Schönheit aber weite Kleider und freie Bewegung. Und als letzte goldene Regel: kräftige Nahrung, frische Luft und reichlichen Schlaf.

## Der Streit um die Marseillaise.

Von Josef Kircher.

Theodor Fontane's hübsche Bemerkung, daß in der Literatur Dilettanten in einer glücklichen Stunde Dinge schreiben, die viel besser sind als das, was von Fachleuten geleistet wird, bewahrheitet sich zumal in der Lyrik. „Jede andere Kunst fordert mehr schwer zu erlernende Technik; schreiben kann Jeder, und ist der Betreffende klug und hat seine glückliche Stunde, so schießt er den Vogel ab." Dies gilt nun ganz besonders für die Verfasser patriotischer Gelegenheitsgedichte und der sogenannten Nationalgesänge. Was für blutige Dilettanten waren nicht die Schneckenburger, Niklas Becker, J. B. Thiersch, und doch gelang ihnen in einer glücklichen Stunde ein weltberühmter Wurf, allerdings von einer glücklichen Melodie unterstützt: eine Wacht am Rhein, „Sie sollen ihn nicht haben", „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", vom Kutschkelied oder „König Wilhelm saß ganz heiter" zu schweigen. Auch die Marseillaise ist das Werk eines solchen blutigen Dichterlings, der trotz seiner royalistischen Gesinnung in den Straßburger revolutionären Clubs seine Begeisterung schöpfte und dann mit Benutzung von fremden Motiven und Racine'schen Reminiscenzen, aber in glücklicher Stimmung für die Rheinarmee jenen Freiheitsgesang producirte, von dem Carnot, der „Organisator des Sieges", zu Rouget de Lisle sagen konnte: „Bürger, Deine Marseillaise hat der Republik 100 000 Vertheidiger geschenkt", und Klopstock behauptete, das blutrünstige Lied habe 50 000 Deutschen das Leben gekostet. Aber der Straßburger Genieofficier und Redacteur ist nicht allein der Dichter, sondern auch der Componist des Liedes. Letzteres allerdings nicht unbestritten. Schon als er seinen gerade verfaßten Gesang 1792 im Salon des Bürgermeisters Dietrich vorsang, mußte er die Bemerkung hören und zugeben, die Melodie zeige Aehnlichkeit mit einer vorhandenen Pièce. Er war eben als Componist noch viel mehr bloßer Dilettant, wie als Dichter, um eine solche Melodie improvisiren zu können. Kann ihm nun also auch die Verfasserschaft des Textes ernsthaft nicht bestritten werden, so hat sich doch über den Urheber der Composition ein langer Streit entsponnen, dessen Peripetien wir zum Theil nach Eduard von Bamberg's*) neuesten Forschungen hier darstellen wollen.

Da bei der ersten Ausgabe des Kriegsliedes der Componist nicht genannt war, rieth man zunächst auf beliebige Größen. In Marseille (Juni 1792) nahm man die Melodie für eine Entlehnung aus Sargines von d'Alayrac, verführt durch die ähnlichen Worte „Aux ennemis de la patrie allons présenter l'étendard"; Spätere hielten sich dann lediglich an das Wort „Sargines" und schrieben Paer die Composition zu, da derselbe auch eine Oper unter diesem Titel gefertigt hat. Die Chronique de Paris nannte dagegen (August 1792) einen gewissen Allemand als Componisten und behauptete, derselbe habe die Melodie für die Armee des Herzoges von Biron gesetzt — mythisches Dunkel bedeckt diese Geschichte. Unterdessen hatte Rouget sein Werk an bekannte Musiker wie Grétry, Gossec, Méhul gesandt, und allen diesen, welche in der Folge Bearbeitungen der Melodie gemacht oder Accompagnements dazu geschrieben haben, ist, wie aus demselben Grunde Pleyel, die Ehre widerfahren, für den Originalcomponisten gehalten zu werden. Eine ungreifbare Person ist aber wieder der Chevalier d'Huna, von dem ein Lied bei einem Concert in Lausanne 1778 gesungen wurde, das die Urmelodie der Marseillaise enthalten haben soll; so erzählte eine alte Dame von 51 Jahren später an de Frarières, der das Geheimniß nach wieder 50 Jahren preis gab. Ungleich wichtiger ist es, daß eine Ausgabe der Marseillaise vom Jahre 1793 den Titel trägt: „Marche des Marseillois, musique du citoyen Navogille — à Paris chez Goujon, magasin de musique et de cartes géographiques, grande cour du Palais de l'Egalité". Navogille wurde aber G. Julien genannt, ehemals Violoncellist der Comédie Italienne und der Capelle des (älteren) Herzogs von Orleans, und dieser war es gewesen, der 1785 in einem Concert bei der Madame de Montesson „un petit air allemand avec refrain en choeur" vorführte, das wiederum die Urmelodie der Marseillaise gewesen sein soll. Die Gewährsmänner dieser Version sind indeß von Bedeutung, denn Castil-Blaze erfuhr sie von Imbault, der damals das Orchester leitete, und Déslauriers, dem Herausgeber der Werke Glucks, von denen der Eine wie der Andere wohl im Stande war, eine so charakteristische wie durch den Refrain leicht kenntliche Melodie zu merken. Imbault hat als späterer Verleger der Marseillaise wohlweislich geschwiegen, und Castil-Blaze ist erst nach dem Tode von Rouget de Lisle mit seiner Entdeckung hervorgetreten, die allerdings auch des urkundlichen Beweises entbehrt, mindestens aber eine sehr gut gestützte Conjectur darstellt. Bamberg weiß sehr wohl, daß man Castil-Blaze in Frankreich als einen bizarren und capriciösen Forscher betrachtet und daß neben seinen Ansichten über den Devin du village namentlich die über die Marseillaise dieses Urtheil verschuldet haben. „Indessen hat er eine Fülle von neuen Aufschlüssen gegeben, welche Stich halten, und viel Merkwürdiges treu im Gedächtniß bewahrt; wo er aber wie hier als Ohrenzeuge berichtet, ist er geradezu unanfechtbar. Bizarr ist dabei lediglich die Behauptung, daß man Julien deßhalb als Componisten der Marseillaise bezeichnet habe, weil er dereinst die Melodie bei Madame de Montesson vorgeführt hätte. In der That, der Verleger müßte einmal ein Gelehrter wie Castil-Blaze gewesen sein und dann wieder Componist mit ausübendem Musiker verwechselt haben!" Es existirt aber noch eine zweite Ausgabe — die, welche Fétis benutzte — mit der ausführlicheren Notiz: „paroles du citoyen Rouget de l'Isle, musique du citoyen Navoigille, à Paris chez Frère, passage du Saumon, où l'on trouve tous les airs patriotiques des vrais sans-culottes". Bamberg vermuthet stark, daß hier ein Nachdruck vorliegt, indessen zeigt gerade die Gegenüberstellung von Rouget als Textdichter und Julien als Componist, daß Letzterer sich als solchen gerirte. Dazu weicht seine Melodie von der bei Dannbach publicirten in bedeutsamer Weise ab: wenn man Castil-Blaze's obige Darstellung acceptirt, müßte man also sagen, daß Julien im Gegensatz zu der ungenügenden Fassung Rougets eine geschmackvollere und correctere Bearbeitung der

*) Der Verfasser ist den Lesern der „Gegenwart" durch seine theatergeschichtlichen Beiträge bekannt. In seinem neuen Werk: „Auf den Spuren des französischen Volksliedes" (Frankfurt, Literarische Anstalt Rütten & Loening) giebt er eine Bearbeitung zerstreuter Aufsätze des verstorbenen Ernst Pasqué über französische Chansons, sogenannter musikalischer Märchen etwa im Geschmacke der Elise Polko, aber weniger süßlich und sentimental. Jedenfalls verdient E. v. Bamberg den Dank aller Musikfreunde, daß er diese halb geschichtlichen Plaudereien und Erzählungen neu bearbeitet hat, indem er den Phantasien etwas die Flügel stutzte, das Historische berichtigte und erweiterte und seine und Pasqué's Forschungen wissenschaftlich fruchtbar machte.

deutschen Melodie geliefert hat. Man beachte hier, daß also schon damals die Behauptung immer wiederkehrte, daß der Composition eine deutsche Melodie zu Grunde liege. Wo Rauch ist, ist Feuer. Etwas Wahres liegt dem Gerücht also jedenfalls zu Grunde.

Eduard v. Bamberg versucht nun, die Version, daß Alexandre Boucher der Componist der Marseillaise sei, auf folgende Weise zu erklären. Dieser berühmte Violinist, Alexandre des violons oder Alexander der Große genannt und ein Doppelgänger Napoleon's I., war Julien's Schüler. Von diesem hörte er — vor dem Jahre 1792 — die deutsche Melodie und fertigte darauf einen Marsch, ohne daß er später dadurch veranlaßt worden wäre, sich ein Anrecht auf die Marseillaise zuzuschreiben, wie dies sein Lehrer that. Erst nach langen Jahren kam er einmal mit Rouget in Paris auf einem Diner zusammen, und nun erklärte dieser, daß er seine Melodie nach einem Marsch geformt habe, dessen Provenienz ihm unbekannt sei. Diese an und für sich sehr wichtige Mittheilung führte dazu, daß sich Boucher in seinen alten Tagen für den wahren Componisten der Marseillaise hielt; in begreiflicher Eitelkeit meinte er, daß seine Gestaltung das Wesentliche an der Sache gewesen sei, während ihm, selbst wenn der Regimentsmarsch direkt der seinige und nicht eine andere Bearbeitung derselben Urmelodie gewesen wäre, keinerlei Autorenrecht zustand.

So hätten wir schon außer Rouget zehn Namen, denen man die Composition zugeschrieben hat; der namenlose Deutsche erhielt aber in der Folge noch drei Landsleute zu Collegen. Zunächst theilt Karl Gaillard, der Herausgeber der Berliner musikalischen Zeitung, in seinem Blatt 1844 und sodann in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung 1848 mit, daß nach dem Bericht alter Berliner das Original der Marseillaise von dem großen Mainzer Clubisten J. G. Forster gedichtet und von Joh. Friedr. Reichardt gesetzt worden sei. Beide Männer waren allerdings begeisterte Bewunderer der französischen Revolution, doch könnte es sich bei ihnen selbstverständlich nur um Uebersetzung und Harmonisirung des Werkes von Rouget gehandelt haben. Weiter hat man den Theoretiker und Componisten J. H. Knecht mit demselben in Verbindung gebracht; er ist auch Nichtmusikern dadurch bekannt, daß er 1801 ein Tedeum Franz II. und gleichzeitig dem Consul Bonaparte widmete, möglicherweise hat ihn diese eigenthümliche politische Anschauung bewogen, die Marseillaise irgendwie zu bearbeiten.

Es folgt nun die Entdeckung F. B. Hamma's, der in der Gartenlaube 1861 ausführte, daß die Melodie der Marseillaise fast Note für Note im Credo der von 1776 datirten Messe No. 4 (ex G) des kurpfälzischen Hofcapellmeisters Holtzmann enthalten sei, desselben Holtzmann, von dem Mozart in Briefen aus Mannheim an seinen Vater Rühmliches melde. Die Kirchenmusik habe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in katholischen Landen ungefähr die Stelle unserer Gesangvereine vertreten, und dabei ein so ungezwungener Ton geherrscht, daß sich Jeder gern betheiligt, die Componisten aber ad modernum genium gern etwas „Lustiges" gebracht hätten; so werde Rouget seinen musikalischen Edelstein in der Kirche gefunden und auf sein begeistertes Gedicht übertragen haben. Diese Entdeckung hatte Hamma in der Musikbibliothek der Stadtkirche zu Meersburg gemacht und verkündete nun urbi et orbi, daß sich daselbst Jedermann von der Richtigkeit überzeugen könne. Fünfundzwanzig Jahre lang ging seine Notiz von Tageszeitung zu Tageszeitung und fand in musikalische und allgemeine Lexica bereitwillig Eingang, obgleich die Sache auf den ersten Blick sehr zweifelhaft hätte erscheinen müssen, denn der kurpfälzische Hofcapellmeister in Mannheim, von dem Mozart berichtet, hieß Holzbauer, während ein Holtzmann niemals in Mannheim, aber auch nicht in Meersburg existirt hat, wo es übrigens doch nur Capellmeister des Bischofs von Constanz hätte geben können. Also wiederum eine mystische Persönlichkeit, dieser Hofcapellmeister Holtzmann! Nun wandte man sich von Paris, Brüssel und Wien aus zwar sehr oft nach Meersburg, um Näheres zu erfahren, das Ergebniß war aber stets ein „non possumus", die Messe mit dem Marseillaise-Credo war nicht aufzufinden. Nur eine Messe des vorigen Jahrhunderts war in Stimmen vorhanden, die auf dem Umschlag und einer Stimme von neuerer Hand den Namen Holzmann zeigte, aber weder im Credo noch Gloria noch einer anderen Stelle einen Anklang aufwies, übrigens auch wohl von Holzbauer sein dürfte. Auch Fridolin Hamma wurde ohne Resultat interviewt, 1861 besuchte ihn der badische Hofgerichtsdirector Christ mit seinem Sohne in Neustadt a. d. Haardt, konnte aber nichts weiter herausbringen, als daß sich das Manuscript in Meersburg „verschoben" haben müsse; später (1882) schrieb er an Tappert, daß der Bürgermeister loci die Messe, die er übrigens aufgeführt hatte, an sich genommen, dieselbe sich aber nach dessen Tode nicht mehr habe auffinden lassen. Nun hagelte es Schläge auf ihn, namentlich seit es sich herausstellte, daß die Missa No. 4 ex G von Ignaz Holzbauer in der Musikbibliothek der Mannheimer Jesuiten- (früheren Hof-) Kirche vorhanden ist, aber nicht eine Notenfolge, und im Credo erst recht nicht, eine Aehnlichkeit mit der Marseillaise aufweist. Später hat Hamma auf den Vorwurf, in seiner Missa III ein Plagiat an Casciolini begangen zu haben, erwidert, daß sich die fremde Musik durch „unfreiwillige Verwechslung" in seine Entwürfe eingeschlichen haben müsse; von dieser selben Lüderlichkeit war auch seine Entdeckung beeinflußt, doch ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er wirklich die Melodie der Marseillaise in einem Credo gefunden hat, welches nur nicht die Vorlage, sondern eine Nachahmung derselben gewesen ist. Auch Castil-Blaze nennt einen Kirchengesang, der sich nur durch Tempo und Ausdruck unterschied, und Johannes Scherr hat als Junge in einer schwäbischen Dorfkirche eine Weihnachtscantate mit der Melodie des französischen Revolutionsliedes mitgesungen. Dasselbe hat sich jenseits wie diesseits des Rheines mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet, und nicht zum Letzten durch die Organisten; ist doch in St. Martin zu Tours sogar das Ça ira als Präludium zum Gloria in excelsis erklungen!

Inzwischen war aber auch in Frankreich wieder die Frage nach dem Componisten der Melodie behandelt worden und sogar ein Proceß um dieselbe in Fluß gekommen. Fétis hatte in einem Artikel der Gazette Musicale (1863) und dann im siebenten Bande seiner Biographie universelle (1864) auf Grund der Ausgabe von 1793 Navoigille für den wirklichen Componisten bezeichnet; die republikanischen Journale opponirten, vor Allem fühlte sich aber der Neffe von Rouget in seiner Familienehre gekränkt und strengte einen Proceß an, trotzdem Fétis „berichtigte", daß die Straßburger Ausgabe des Chant de guerre älter sei als die Pariser mit Navoigille's Namen. Moritz Hartmann nannte dieses Vorgehen des Neffen einen edlen Zug und rührend dazu, weil die Marseillaise für die ganze Familie ein wahres Nibelungengold geworden sei. Rouget war, abwechselnd verfolgt und gerühmt, zeitlebens in mißlichen Verhältnissen gewesen, seinen Bruder hatten die Feinde der Hymne soweit gebracht, daß er ein Landgut, das einzige Besitzthum der Familie, verschleuderte und sich in einer fernen Gegend verbarg; der Neffe, der sich jetzt ingénieur civil et l'un des rédacteurs de l'Orphéon illustré nannte, hatte noch vor Kurzem in der Boutique einer Seitenstraße des Faubourg St. Denis als Verkäufer von Stickmustern sein Leben gefristet, und seine Tochter mußte als Musiklehrerin à 40 sous le cachet dem Wind, dem Regen, dem Sturm entgegen, von Haus zu Haus laufen.

Ganz unerwartet erhielt Fétis aber in dem Organisten

der Kirche St. Roch zu Paris, Charles Vervoitte, einen Verbündeten, indem derselbe ihm das Manuscript eines Oratoriums übergab, das die vollständige Melodie der Marseillaise enthielt und von ihm für älter als dieselbe ausgegeben wurde. Nach einer langen Correspondenz sah der Neffe wohl ein, daß er seinen Proceß möglicherweise verlieren könne, und begnügte sich damit, in einem Buche seine Beweismittel für die Autorschaft seines Verwandten zusammengestellt zu haben. Fétis aber hat von jenem Manuscript keinen Gebrauch gemacht, was Loth damit erklären will, daß er ein abgesagter Feind öffentlicher Polemik war, aber auch so gedeutet werden könnte, daß ihm, obwohl er Rouget nicht für den Originalcomponisten hielt, am Ende auch der neue Prätendent nicht als solcher erschien. Er starb (1871), Vervoitte, zu einem literarischen Streite weder geneigt, noch gewappnet, starb auch, und nun erst verwerthete Arthur Loth in seinem „Le chant de la Marseillaise et son véritable auteur“ (1886) das gedachte Oratorium, indem er zugleich ein Facsimile der bedeutsamen Stelle beifügte.

Der Text dieses Oratoriums, „Esther“ genannt, folgt Racine's gleichnamiger Tragödie; die Introduction, welche hier allein in Frage kommt, trägt den Titel „die Verleumdung“, ist der dritten Scene des dritten Aktes entnommen und zeigt mit einigen Varianten die Melodie der Marseillaise. Dieselbe ist wie die erste Ausgabe Rouget's in C-dur und Zweizweiteltact alla breve geschrieben und mit der Vorschrift Allegro versehen; ein Solosopran singt die durchcomponirten Strophen, deren letzte vom Chor wiederholt wird. Der Componist ist Jean-Baptiste-Lucien Grisons, welcher urkundlich 1775 bis 1787 als chef de maîtrise (Capellmeister) an der Kirche in St. Omer (Département Pas de Calais) vorkommt und in diesem Zeitraum das, übrigens ganz von seiner Hand geschriebene, Oratorium geschaffen haben muß. Beweis dessen ist nicht bloß die Aufschrift, welche ihm den später verlorenen Titel giebt, sondern die reine Unmöglichkeit, daß ein solch' royalistischer und kirchlicher Text in der Revolutionszeit zu einer öffentlichen Aufführung verwandt wurde. Daß die Marseillaise bei diesem Kirchenstück benutzt sein könnte, wäre nach unseren früheren Erfahrungen an sich gar nicht unmöglich; aber Esther mit der Offrande à la liberté von Gossec in Parallele zu setzen, geht, wie Bamberg meint, nicht an, weil hier das Thema revolutionsgemäß, dort geradezu revolutionswidrig ist und später, wo die Marseillaise verpönt war, dieselbe zu benutzen, hätte keinen Sinn gehabt. Die Behauptung Vervoitte's, daß Grisons' Melodie älter ist als die Marseillaise, muß also als durchaus zutreffend anerkannt werden.

Warum protestirte Grisons aber nicht, als Rouget öffentlich als Componist der Marseillaise gefeiert wurde, oder als man später Anderen diese Ehre zuwies? Und wie waren Rouget und die Straßburger (Mühl) zur Kenntniß einer Manuscript gebliebenen Composition eines nur am Orte bekannten Organisten gekommen? Liegt da die Annahme nicht viel näher, daß Grisons das nachgewiesenermaßen sehr bekannt gewordene deutsche Lied, welches Julien bei Mad. de Montesson vorführte, — und es war auch durchcomponirt und mit einem Chorrefrain! — seinerseits verwandt hat? Ja, diese Conjectur erklärt die Verschiedenheiten in seiner Fassung und der Rouget's überraschend gut, indem hier der Dilettant unsicher und, wie Grétry sagt, unwissend vorging — es ist die Rede von der ersten Ausgabe — dort aber der Fachmusiker hübsch nach der Regel wiedergab. Der Triumph Gluck's hatte damals der deutschen Musik Eingang und Beliebtheit verschafft, und wenn noch gar die Melodie von den deutschen Regimentern aufgenommen worden sein sollte, so wäre nicht nur die allgemeine Verbreitung bestens erklärt, sondern speciell auch Rouget's eigene Behauptung, daß er einen Marsch benützt habe, der herrenloses Gut war.

Im Einzelnen hat Tappert die Phrase auf „contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé, l'étendard sanglant est levé“ als herrenloses deutsches Gut nachgewiesen. So sehr aber der ganze erste Theil dem gemüthlichen Charakter des deutschen Liedes entspricht, so wenig kann der zweite etwas Theatralisches verleugnen, und doch widerstrebt er gerade, wie Bamberg beweist, dem französischen Volksgesange. Dafür kommt der Refrain wieder kräftig und klar zu Gehör, und hier muß Bamberg bemerken, daß Rouget's Worte diesen Vorzug besonders herausheben und verstärken. Abschließend glaubt er also, daß Rouget bei Composition seines Kriegsliedes die ihm in Marschform bekannte (und auch so wiedergegebene) deutsche Melodie zu Grunde gelegt hat; diese war es, die ihm, als er auf seiner Violine verschiedene Weisen versuchte, entgegenklang. Zwar findet diese ganze Gedankenreihe in den bisherigen Untersuchungen keine Bestätigung, doch stützt sich das Hauptargument auf die gewichtige Stimme Castil-Blaze's, und der jüngere Fétis hat wenigstens die Möglichkeit betont, daß Grisons die deutsche Melodie verwandt haben könnte. Er hat damit offenbar die Ansicht seines Vaters ausgesprochen, während dieser selbst, nach seinen früheren Zugeständnissen an Rouget's Neffen und seinen späteren Auslassungen an Vervoitte, Anstand nahm, sich zu corrigiren.

Inzwischen wollen wir Deutsche nicht Veranlassung geben, Loth's gegen Hamma erhobenen Vorwurf zu widerholen, daß wir hergebrachtermaßen annexionsgierig wären. Wir halten die Uebernahme deutscher Melodien in französischen Besitz für ebenso berechtigt wie den umgekehrten Fall, falls dies in selbstständiger Weise geschieht; Rouget aber hat sich durch Verwendung des deutschen Marsches ein derartiges Verdienst erworben und zwar vor Grisons mit seiner correcteren Wiedergabe. Zuletzt muß nämlich das oben Angedeutete verallgemeinert und gesagt werden, daß seine Wahl außerordentlich glücklich ausfiel und der Text die Melodie zu etwas ganz Anderem gemacht hat, als sie ursprünglich war. Hier kommt uns Castil-Blaze von Neuem zu Hülfe, indem er ausführt, daß „la romance la plus timide et la plus suave“ durch Rouget zu „le cri de guerre ou de vengeance le plus énergique“ wurde, daß „le parolier fit tonner les notes que le compositeur allemand caressait avec une onction toute réligieuse“. Die bei Mad. de Montesson vorgetragene Melodie dürfte allerdings schon durch den Marsch kräftiger gestaltet worden sein, aber die scharfe Rhythmik, welche uns heute entgegentritt, hat schlechterdings der Text Rouget's verschuldet und Shakespeare oder Goethe würden denselben nicht bloß belobt haben, daß er das Brauchbare nahm, wo er es fand, sondern auch weil er das Fremde sich anzueignen und zu beleben verstand. In diesem Sinne bleibt Rouget de Lisle wie der Dichter auch der Componist der Marseillaise, zugleich ein weithin sichtbares Beispiel dafür, daß ein Künstler niederer Observanz, der sich an fremdem Feuer wärmt, unter glücklichen Umständen einen Griff zu thun vermag, der dem Genius Ehre machen würde. Wir schließen uns Bamberg durchaus an.

Interessant wie die Entstehung der Marseillaise ist aber auch ihre Geschichte. Das Revolutionslied wurde unter Napoleon und dem ihm folgenden drei französischen Königen verboten und verfolgt. Napoleon III. machte es wie sein Vorgänger auf dem französischen Throne; die Marseillaise war eine der Früchte, nach denen die Anhänger der Liberté nicht langen durften. Dafür wurde gelegentlich der Weltausstellung von 1867 ein Preis für ein Nationallied ausgeschrieben, allein ein chant patriotique kam nicht zu Tage. Dadurch mochte Napoleon einsehen, daß sich so Etwas auf Commando nicht fertigen läßt, und so gab er die Marseillaise frei, als er den Krieg mit Deutschland begann; er liebte sie nicht, aber für den momentanen Zweck konnte sie am Ende helfen. Nun raste das Lied wieder wie eine Furie durch die Gassen von Paris und die Reihen der französischen Armee; sogar die starke

Mademoiselle Saß mußte in der Equipage auf dem Boulevard mit ihrem noch stärkeren Organ die Hymne anstimmen, kannte aber leider nicht alle Strophen auswendig, und das Volk vermochte ihr nicht zu souffliren. In den Theatern ging es besser, da wurde der Gesang einstudirt und mit Nachhülfe des Orchester gesungen nach Herzenslust; auch während der Belagerung von Paris rief man das alte Siegeslied zu Hülfe, es blieb aber nur bei unschuldigen Versuchen, und allmälig wurde es ganz still davon. Die Zeit der Wunder schien vorbei; als man aber das Lied in den Tagen der Commune sang, da verhüllte sein Genius das Antlitz, denn Greuel waren es, die es begleitete — Franzosen begingen sie gegen Franzosen und gegen die Monumente ihrer Hauptstadt und ihrer Geschichte. Nicht besser ging es dem blutrünstigen Lied anfänglich unter der Republik. Sowohl unter Thiers wie unter Mac Mahon war die Marseillaise geradezu verpönt; man erinnerte sich lediglich an die von ihr patronisirten Unthaten und suchte alles Nachtheilige hervor, nannte sie „l'hymne de l'émeute", fand den Text stupid und übertrieben, die Musik mittelmäßig. Charles Gounod mußte sich in Gemeinschaft mit Paul Déroulède an die Arbeit machen, allein das Volkslied blieb wieder aus, während sich der Gassenhauer „En rev'nant de la revue" großes Terrain eroberte. Endlich ließ Boulanger von den Militärcapellen eine durch das Comité des Pariser Musikconservatoire verbesserte Marseillaise spielen, welche die Pariser indeß so lange als „Boulangère" verspotteten, bis die alte Fassung wieder durchdrang. Obwohl der Text nur noch vom historischen Standpunkt zu verstehen ist und recht brutal von dem sang impur spricht, welcher die französischen Aecker tränken soll, erklang er nun auch bei friedlichen Anlässen; indessen sind ja die Texte anderer Nationallieder auch kriegerisch angehaucht und werden beibehalten, obwohl sie nicht mehr actuell sind. Die Clericalen und die Bonapartisten murrten, aber die „République française" trat wirksam für das alte Symbol ein. Vorübergehend machte sich allerdings ein Zweifel geltend, als man sich Rußland zu nähern suchte (1891), und der Marquis de Castellane schlug aus Schonung für das Ausland den Faustmarsch, die Triumphode von Fr. Holmes oder Massenet's Bundesgesang als Nationallied vor. Aber merkwürdig, der Schlachtgesang der französischen Revolutionskriege fand bei den Russen begeisterte Aufnahme, und damit war jeder Einwand vernichtet; er förderte Carnot's, er förderte Faure's Missionen im Ausland und erfreut sich seitdem in der dritten Republik allgemeiner Anerkennung. „Es ist mit den historischen Nationalliedern eben ein eigen Ding," bemerkt Bamberg, „oft sind die Worte gleichgiltig, und es ist nur das Nationale und Alterthümliche, welches anzieht, noch öfter scheint aber die durch die Melodie erregte allgemein erhobene Stimmung das allein Wirksame." Hübsch ist auch eine Schilderung Pasqué's von seinen Besuchen in Paris, wobei er bemerkt, daß das Lied von dem souveränen Volke stets wenig respectvoll behandelt und arg verballhornt wurde: „Auch 1870 hatten sich die Pariser noch nicht alle sechs Strophen angeeignet, und als ich am 14. Juli 1880 der ersten Feier des Republikfestes beiwohnte, fand ich meine alte Bemerkung bezüglich des Gesanges bestätigt. Die Banden, welche über die Boulevards zogen und ohne Instrumentalbegleitung die Hymne brüllten, geriethen bei dem gefährlichen Mittelsatz noch schlimmer aus den Fugen als ihre Vorgänger von 1839; aber beim Refrain ging es wieder los, und diesmal war es nicht mehr schön — im Gegentheil. Ich will nicht leugnen, daß die Hauptwirkung des politischen Gesanges in dem Zusammenwirken und der mächtigen Kraftentwickeliegt, aber, um die früheren Wunder zu erklären, möchte ich doch beinahe glauben, daß die alten Franzosen, die auch unzweifelhaft jeder Strophe ihr Recht gaben, etwas musikalischer gewesen sind."

Der Streit um die Marseillaise tobt also nicht nur in Frankreich, sondern ist auch eine musikalische Ursprungscontroverse zwischen Deutschen und Franzosen, und heute noch unentschieden. Leider haben Pasqué wie Ed. v. Bamberg die Frage nach dem Schicksal des Liedes in Deutschland gar nicht berührt, und doch ist sie ebenso interessant. Uebersetzt wurde Rouget's Blutlied unzählige Male; zuerst bald nach der Entstehung durch Eulogius Schneider, den elsäßischen Jacobiner, am Besten von Johannes Scherr, aber volksthümlich ist es bei uns nicht geworden. Erst als die Socialdemokraten das Bedürfniß nach einem Arbeiterbundeslied empfanden, aber aus eigenen Mitteln nicht bestreiten konnten, griffen sie auf das deutschenmörderische Hohelied der französischen Bourgeoisrevolution zurück. Ihr Tyrtäus Jacob Audorf, ein Dichterling wie Rouget, stellte den Text aus socialistischen Schlagwörtern und liberalen Phrasen zusammen. Der lederne Refrain „Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren all', Der kühnen Bahn nur folgen wir, die uns geführt Lassall'" — klingt allein schon wie eine Parodie. Es ist die Marseillaise in ihrer Entartung.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Erblich belastet.

Humoreske von Rudolf Huch.*)

Der Majoratsherr Fritz von Kortewitz auf Bornhagen saß mit den Seinen beim Morgenkaffee. Allzu früh war sein Schädel von den treulosen Haarlocken verlassen. Auch der rothseidene Fez mit der prachtvollen Troddel konnte über diese ernste Wahrheit nicht hinwegtäuschen. Aber das Landleben hatte seine Wangen gerundet und den Händen einen röthlichen Fleischton gegeben. Als er noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt war, hatte der Familienrath der Kortewitze ihm die Wahl gelassen, ob er in sich gehen und sich verheirathen, oder des Majorates als unwürdig wegen Lüderlichkeit verlustig gehen wollte. Um ihm jede Ausflucht abzuschneiden, wurde ihm in dem Freifräulein Ursula von Krafft eine tadellose und so wohl vorbereitete Partie angewiesen, daß er nur „Ja" zu sagen brauchte, was er denn auch mit der Fassung eines Weltweisen that. Es wurde eine recht behagliche Ehe, wie gewöhnlich in solchem Falle. Beide Theile kommen ohne große Erwartungen und sind also den herben Enttäuschungen nicht ausgesetzt, die den Liebenden, alle Himmel offen Sehenden unausbleiblich sind. Zwar ließ sich nicht verkennen, daß Frau Ursula mehr im Hause zu sagen hatte, als es nach den althergebrachten Anschauungen der Frau zukommt. Aber Kortewitz war zu sehr Weltmann, um darin etwas Ungehöriges zu finden. Durchdrungen von der großen Bedeutung der Frauenerhebung, erkannte er den Herrscherberuf des Weibes willig an und bedang sich nur seinerseits stillschweigend ein größeres Maaß von Freiheit aus, als es nach den althergebrachten Anschauungen dem Ehemanne zukommt. Es kam wohl vor, daß sich in ihm, gleichsam atavistisch, der Herr des Hauses regte. Aber das ging schnell vorüber, und Frau Ursula pflegte solche Anfälle klug zur Befestigung ihrer Herrschaft auszunutzen. —

Das älteste Kind, das sechsjährige Fritzchen, saß mit den Eltern am Frühstückstische, und neben ihm saß der wohlgescheitelte Candidat Berthold Sebaldus, der den Stammhalter Derer von Kortewitz in die Anfänge der Weisheit einzuführen hatte. Endlich zierte den Tisch noch Adalbert Lange, ein harmloser Jüngling, der sich unter Kortewitz' bewährter Leitung mit der höheren Landwirthschaft hinlänglich vertraut machte, um

*) Vor bald zwei Jahren erschien bei H. Haessel in Leipzig das „Tagebuch eines Höhlenmolchs von A. Schuster", und die „Gegenwart" begrüßte in dem Verfasser ein neues Talent, einen Humoristen ersten Ranges. Nun sendet uns Freund Haessel ein neues Buch: „Was liegt denn dran?" aus der Feder des nämlichen Verfassers, der aber diesmal sein Pseudonym abgelegt hat und sich als Rudolf Huch und — wenn wir nicht irren — ein Bruder der hochbegabten Ricarda Huch vorstellt. Wir haben auch dieses zweite Werk mit urkräftigem Behagen gelesen und uns der heiteren Weltanschauung, der feinen Ironie, der geistreichen Satire auf heutige Narreteien wie Moderne, Nietzscheanismus, Kneippcur, Wagnerschwärmerei und Schneidigkeit wieder und wieder gefreut. Statt des gewünschten Geleitwortes wollen wir daher das Werk, das sich selbst am besten empfiehlt, lieber für sich sprechen lassen. Unsere Leser werden diese Satire auf Lombroso und seine kriminal-anthropologische Schule mit demselben Genusse lesen, wie die anderen Lebensbilder dieses echten Humoristen.

dereinst sein väterliches Gut, das in der Nachbarschaft lag, zu bewirthschaften. In einer Ecke stand sein photographischer Apparat, der ihm so heilig war, wie dem gottbegnadeten Sänger die Leier. Es war ein heißer Sommermorgen, und es frühstückte sich gut im großen Glassaale des Herrenhauses, dessen Kühle die brütende Hitze da draußen so angenehm empfinden ließ. Der Kaffee war von der besten Sorte, Brod, Milch, Butter und Eier sahen so frisch und lockend aus, wie man es einzig auf einem großen Gute findet. Durch Geldsorgen brauchte sich der Majoratsherr von Bornhagen den Appetit nicht zu verderben. Die Kinder waren gesund. Alles in Allem giebt es wenige Menschen in der Welt, die in der Lage sind, so angenehm zu frühstücken, wie Fritz von Kortewitz. Und doch zog der Edle die Stirn in enge Falten und brummte sorgenvoll, wenn er mechanisch sein Gläschen Cognac füllte und leerte, oder an seiner türkischen Pfeife sog. Er litt unter seiner allzu wissenschaftlichen Denkart. Jetzt klappte er ein dickes Buch, in dem er gelesen hatte, mit einiger Feierlichkeit zusammen und sagte: „Es ist richtig. Gegen diese Gründe kann sich kein wissenschaftlich gebildeter Mensch wehren. Am Körper erkennt man die Seele. Die Untersuchung von vielen hundert Verbrechern hat unwiderleglich dargethan, daß einer verderbten Seele immer eine Abnormität des Körpers entspricht. Degenerative Phänomene nennt man's. Das Schlimmste von Allen sind Henkelohren. Das muß man sich merken. Kurzum: die Theorie des Professors Lombroso über das Verbrechen als Resultat erblicher Belastung hat einen neuen Anhänger, dessen Name sich, denke ich, nicht ohne werbende Kraft im Lande zeigen wird. Er heißt Fritz von Kortewitz." Er stand auf und rauchte gewaltig aus seinem Tschibuk, so daß er wie ein Pascha aus dem Wolken hervorsah.

Frau Ursula zog die starken Augenbrauen zusammen und sah ihren Mann von unten herauf an; dieser Pascha schien wenig Eindruck auf sie zu machen. „Eine neue Theorie?" sagte sie, „ich denke, wir haben an der alten genug, Fritz. Weißt Du, damals, an der von Darwin."

Der Candidat Sebaldus fuhr erschreckt zusammen. „Von Darwin?" fragte er unwillkürlich.

„Von Darwin!" erklärte der Baron mit Würde. „Kennen Sie Darwin, Candidat?"

„Gott soll mich bewahren," rief Herr Sebaldus aufgeregt, „keine Silbe kenne ich von dem gottlosen Menschen."

Herr Lange, der erst vor drei Monaten das Abiturientenexamen bestanden hatte, legte Zeugniß ab für die Universalität unserer höheren Schulbildung, indem er fragte: „Darwin? Ist das nicht der Kerl, der behauptet, unsere Vorfahren wären als Affen in den Bäumen herumgeklettert?"

„Haben die Glocken läuten hören, Lange," sagte Kortewitz gönnerhaft. „Zuchtwahl, Zuchtwahl! Die Affen kommen ganz von selber, wenn man erst die Zuchtwahl richtig erfaßt hat."

Der Candidat Sebaldus erhob sich und bat mit wehmüthiger Stimme um die Erlaubniß, Fritzchen ein wenig im Parke spazieren zu führen. Die Frau Baronin nickte ihm zu und sagte herzlich: „Wir verstehen uns, Herr Sebaldus."

Kortewitz sah seinem Sprößling nach und rauchte. Endlich murmelte er in tiefem Sinnen vor sich hin: „Es war doch eine fidele Zeit."

„Ich danke bestens," meinte Frau Ursula. „Es fährt mir seit der Zeit förmlich in die Glieder, wenn Du von einer Theorie sprichst."

Der Baron sprach mit Nachdruck: „Der Fehler liegt an der modernen Gesetzgebung. Wenn man die Leibeigenschaft nicht aufgehoben hätte —"

„Ja, das sag' ich auch immer!" rief Lange mit Ueberzeugung.

„So gehörten Sie und Ihr Herr Vater heute noch zu meinen Leibeigenen, Herr Adalbert Lange!" schloß der Majoratsherr von Bornhagen, der seine Ansichten nicht mit Krethi und Plethi theilen wollte, stieg mit Würde die Freitreppe hinab und verschwand hinter dem Hause, wo er den Bericht seines Inspectors entgegenzunehmen pflegte. Das Buch, in dem er gelesen hatte, trug er unter dem Arme, den Tschibuk in der Faust.

„Was meinten gnädige Frau mit der alten Theorie?" fragte Lange, dessen Neugier erregt war.

„Was es eigentlich war, weiß ich auch nicht so recht," erwiderte die Baronin. „Mein Mann sprach damals von nichts Anderem, als von dieser unseligen Zuchtwahl. Eines Tages mußten alle Tagelöhner und Knechte und Mägde einzeln auf sein Zimmer kommen, und da hat er Untersuchungen mit ihnen angestellt, Gott weiß, was für welche. Dann wurde etwa die Hälfte ohne Kündigung entlassen. Das nannte er das Ueberleben der Tüchtigeren. Aber damit war's noch nicht genug. Von Denen, die er behielt, verlangte er, daß immer zwei, die er aussuchte, sich heirathen sollten. „Der Zuchtwahl wegen," sagte er. Die Meisten haben das auch gethan, sie haben's eben zu gut hier. Aber Einige wollten nicht, und die wurden ohne Gnade entlassen."

„Ließen sie sich denn das gefallen?" fragte Lange als praktischer Landwirth.

„Gott bewahre," erwiderte Frau Ursula, „alle Entlassenen liefen zum Amtsgericht und klagten auf Lohn und Kostgeld. Ein halbes Jahr lang mußte mein Mann alle acht Tage in die Stadt fahren der Processe wegen. Wenn er dann Nachts zurückkam, hatte er jedes Mal ein paar mit allen Kosten verloren."

„Deßhalb nannte er es eine fidele Zeit," sagte Lange nachdenklich.

„Ja," nickte die Baronin, mit einem verstohlenen Seufzer, „deßhalb. Aber was ist denn das? Hören Sie nichts?" Hinter dem Hause schien ein Zank zu sein. Der kräftige Baß des Barons beherrschte das Schlachtfeld, von Einwendungen der Gegner, über die er zu wettern schien, war nur wenig zu hören. Unruhig horchte die Baronin. Nach einer Weile schien sich doch eine Rivalin der gewaltigen Stimme des Majoratsherrn zu erheben. Es war die des Inspectors. Bald schwoll sie dem Donner gleich an, und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß er in voller Opposition gegen seinen Brodherrn war. Die Baronin stand hastig auf und eilte dem Kampfplatze zu. Herr Adalbert Lange schlich behutsam hinter ihr her, seinen Apparat unter dem Arme. — —

Der Baron war mit einem militärisch klingenden „Guten Morgen, Leute!" auf dem Felde seiner höheren Verwaltungsthätigkeit erschienen. Er hielt jeden Morgen eine Art Gerichtstag ab, ließ sich vom Inspector Oelmann Rapport erstatten, ertheilte mit Maaß und Gerechtigkeit Lob oder Tadel und hielt sein Ohr etwaigen Beschwerden offen. Auch die Genehmigung zu Eheschließungen mußte hier nachgesucht werden, wie es zur Zeit der alten Gutsherrlichkeit Rechtens gewesen war. Gerade die erste Meldung des Inspectors betraf ein Paar, den Schweinemeister Ossenkop und die Stallmagd Karoline Dickhut, die in den Stand der heiligen Ehe zu treten beabsichtigten. Oelmann, der die Rolle des Choretiden spielte, schien der Verbindung nicht geneigt. „Nun nehmen Sie 'mal an, Herr Baron, heirathen! So'n altes Knochengerüst. Und wen? Die Dickhuten! Nun nehmen Sie 'mal an, Herr Baron, der alte Ossenkop und die Dickhuten!"

Der Baron, der sich vor einen gar gewichtig mit Tinte, Feder und den Aktenstücken seiner verlorenen Processe decorirten Tisch gesetzt hatte, schien Oelmann's Worte nicht zu hören. Er bewies damit, daß ihm Gerechtigkeit noch über Regentenweisheit ging, denn er wußte, daß seinem Inspector, der viel schwerer zu ersetzen war, als der Schweinemeister, die Heirath aus gewissen selbstsüchtigen Gründen nicht paßte. Er winkte das Paar heran. Langsam, Schritt für Schritt, wandelte der alte Schweinemeister mit seiner Erkorenen, der er fortwährend ermuthigend zuredete, vor den gestrengen Gebieter.

„Gu'n Dag!" sagte er schwerfällig.

„Gu'n Dag!" wiederholte nach einer längeren Pause seine Braut. Nach dieser geschickten Einleitung durften sie die Fortführung des Gespräches getrost dem Herrn Baron überlassen. Kortewitz, der seine Leute kannte, sprach wohlwollend mit dem liebenden Paar, erkannte die loyalen Gesinnungen seines langjährigen Schweinemeisters an und erklärte, daß er die Heirath genehmigen wolle. Er stand auf und reichte den Beglückten seine Herrenhand. Aber gleich darauf zog er die Hand zurück, faßte seinen Schweinemeister starr in's Auge und brach endlich los: „Was ist denn das, Schweinemeister? Ihr habt ja Henkelohren!"

Der gute alte Ossenkop wußte auf diese Anrede nichts Passenderes zu erwidern, als: „Ja, dat segg ik ok, Herr Baron."

Karoline lächelte verschämt und sagte: „Der Herr Baron sind heute so liebreich."

Kortewitz wandte sich an seinen Inspector. „Hab' ich Recht, Oelmann, oder hab' ich Unrecht? Hat er Henkelohren oder hat er keine?"

„Hm, hm", meinte der Inspector behutsam, „angemerkt hab' ich ihm ja wohl noch nichts. Aber er ist ja, so zu sagen, geständig."

„Da haben Sie Recht, Oelmann," sagte der Baron erregt, „er leugnet es nicht einmal ab. Der Mensch scheint ja gar kein Schamgefühl zu kennen!"

„Könn wi nu gahn, Herr Baron?" fragte der Alte, dem die Sache unheimlich wurde.

„Gehen, gehen, gehen!" rief Kortewitz zornig, „allerdings könnt Ihr gehen, Ossenkop! Ihr seid entlassen!"

Karoline kreischte auf, und Ossenkop erklärte: „Herr Baron, dit nehm ik nich an. Ik gah nah en Avkaten."

„Meinetwegen zum Teufel!" schnaubte Kortewitz. „Soll ich belastete Elemente unter meinen Leuten dulden? Verbrecher von Geburt?"

Der alte Schweinemeister sah das zorngeröthete Gesicht seines Herrn kopfschüttelnd an und sagte zu seiner Braut: „Na denn kumm, Karline. Dat wart sik nahsten woll betern mit em."

Aber die Ratten verlassen das sinkende Schiff. „Ne", sprach die Maid, „wenn Du so'n slichten Minsch bist, dat Di der Herr Baron wegjagt, denn will ik Di ok nich."

Auch die Geduld eines Mannes, der an den Umgang mit Schweinen gewöhnt ist, hat eine Grenze. „Dat Di dat Dunnerwetter, nu ward mit dat denn doch to striepig!" brüllte Ossenkop und packte heftig den bloßen Arm seiner Braut, um sie fortzuziehen. Aber die Holde riß sich ohne viele Mühe los und rief verächtlich: „So'n oller Jammerlappen!"

Jeder Liebende wird den schmerzlichen Ingrimm nachfühlen, der bei dieser Kränkung die Brust des Schweinemeisters durchglühte. Fester als zuvor krallte er seine Finger um ihren Arm, und wieder riß die streitbare Jungfrau sich los. Kortewitz hatte aufmerksam zugesehen und fragte nun stutzig: „Sagen Sie 'mal, Dickhuten, thut denn der Arm nicht weh?"

Die wackere Stallmagd lachte der Frage. „Na, Herr Baron, ick bin doch kein Fräulein! So was fühl' ick noch gar nich."

„Da haben wir's!" rief der Baron aufgeregt, „was sagen Sie nun, Oelmann?"

„Ja, was soll man sagen, Herr Baron?" erwiderte der diplomatische Inspector. „Das ist so ein Volk. Die hat gar kein menschliches Gefühl, die Karline Dickhut."

Karoline wehrte sich mit scharfen Worten: „Was Sie für menschliches Gefühl von mich haben möchten, das kennt man schon, Mosje Oelmann!"

Der Inspector fuhr auf wegen der despectirlichen Anrede, aber Kortewitz winkte ihn zur Ruhe. „Es geht in Eines hin", sagte er mit Ansehen, „Sie hat sich verrathen. Unempfindlichkeit der Haut gegen Druck ist eines der gravirendsten degenerativen Phänomene. Sie sind entlassen, Karoline Dickhut."

„Na nu!" platzte die Magd heraus. „Der Herr Baron makt woll Spaß?"

„Entlassen!" wiederholte Kortewitz schneidig.

Hier machte der Schweinemeister die etwas orakelhafte Bemerkung: „Ja, dat is denn so. 't is warm hüte. Na denn kumm, Karline." Karoline folgte ihm jetzt schweigend ohne Widerstand.

Kortewitz lief auf und ab, dem knorrigen Bergstier vergleichbar, den ein Nichts in Menschen verderbende Wuth bringen kann. Oelmann erkannte, daß die Lage bedrohlich war. Da setzte er Alles auf eine Nummer.

„Nun ist noch der Kuhknecht Johann Hopert da, Herr Baron!" sagte er bescheiden.

„Was will er?"

„Hm, Herr Baron, das ist ein schlechter Mensch. Er will sich ja wohl über mich beschweren. Er sagt ja wohl, ich hätte ihn mit der Faust in's Gesicht geschlagen. So ein schlechter Kerl!"

Kortewitz blieb stehen und sah seinen Inspector stirnrunzelnd an. „Ich will nicht hoffen, Oelmann! Prügel sind eine gut conservative Institution. Aber wo sie hingehören. Nicht in's Gesicht, sondern — na, lassen Sie ihn kommen."

Hopert trat langsam heran, wie es Ossenkop gethan hatte; und wie dieser, leitete er die Unterhaltung ein: „Gu'n Dag." Ein unbefangenes Auge konnte unschwer erkennen, daß die Anschuldigung, die der Kuhknecht vortragen wollte, kaum ganz unbegründet war, denn sein Antlitz wies so auffällige Unebenheiten und so gesättigte und mannigfaltige Farbentöne auf, daß man sogleich an die gewaltsame Einwirkung eines ziemlich harten und sehr schweren Gegenstandes, wie es eine Inspectorfaust ist, denken mußte. Aber der Professor Lombroso zu Turin hatte mit seiner Theorie von der erblichen Belastung den scharfen Blick des Majoratsherrn von Bornhagen monoidëisirt. Kaum hatte er den Beschwerdeführer in's Auge gefaßt, als er zurückprallte und ausrief: „Da schlag' doch ein Donnerwetter hinein! Sind denn meine Leute sämmtlich belastet? Inspector, der Kerl hat ja ein ganz asymmetrisches Gesicht!"

„Ja", sagte Oelmann sehr verlegen, „so'n bischen schief sieht es wohl aus."

„Dat sall dat ok woll", meinte Hopert. „Herr Baron, ick wollte man —"

„Hier ist gar nichts mehr zu wollen, Ihr seid entlassen, Hopert!"

Der Kuhknecht brauchte einige Zeit, bis er diesen überraschenden Bescheid auf seine so wohl begründete Beschwerde in sich aufgenommen hatte. Dann sagte er, immer noch ein Bild des grenzenlosen Erstaunens: „Na, dit geit ja gut hier. De Inspector haut mick in't Gesichte un dafor wer' ik rutsmeten?"

Der Baron, der wieder mit sich selbst redend auf und ab gelaufen war, blieben stehen und sagte zum Inspector: „Der Kerl muß gleich 'runter vom Hofe. Diese belasteten Elemente stecken uns das Haus über dem Kopfe an."

„Ganz recht, Herr Baron, sie stecken uns das Haus über dem Kopfe an", sagte der Inspector wohlgefällig. „Na, Hopert, hast Du nicht verstanden? Du sollst gleich vom Hofe herunter!" Er trat auf das unglückliche Opfer der Belastungstheorie zu und schien geneigt, dem gestürzten Gegner zum Beschlusse nochmals Gewalt anzuthun.

Aber Hopert ging von selbst und sprach dieselbigen Worte, welche Ossenkop geäußert hatte: „Ick gah na en Avkaten."

Bis dahin hatte sich Oelmann als wahrhaft genialen Diplomaten erwiesen: er hatte die fixe Idee seines Herrn gründlich für seine eigenen Interessen ausgenutzt, ohne auch nur das Mindeste von ihr zu verstehen. Nun wollte er das Eisen schmieden und sagte zutraulich: „Da thun der Herr Baron ein gottgefälliges Werk, wenn Sie alle Elemente ohne Gnade fortjagen. Haben der Herr Baron gehört, was der schlechte Mensch, der Hopert noch sagte, wie er da um die Ecke ging?"

Der Baron stutzte und sah seinen Inspector an. „Nein", antwortete er kurz.

„Aber ich!" fuhr Oelmann triumphirend fort.

Da ergriff Kortewitz seinen Rockknopf und schüttelte ihn. „Mensch, unseliger!" rief er laut, „das haben Sie doch nicht von hier aus verstehen können? Besinnen Sie sich, Mann! Sie reden sich um den Kopf!"

Der Inspector ließ sich schütteln, hob die rechte Faust in die Höhe und schwor bei der Seligkeit seiner Seele, daß er jedes Wort verstanden hätte, er hätte ein ganz apartes Gehör.

„So?" rief der Baron zornig, „Gehörshyperästhesie? Haben wir Dich, alter Junge? Welcher Teufel hat mich denn geritten, daß ich einen belasteten Inspector angestellt habe? Da sollte man ja den Verstand verlieren!"

„Ich will nicht hoffen —" schob der Inspector ein.

„Hoffen, hoffen, hoffen!" schnob ihn der Baron an. „Was ist da noch zu hoffen, wenn man Phänomene constatirt hat? Gehörshyperästhesie ist ein Phänomen! Verstanden, Herr? Sie sind entlassen!"

In der Wuth, daß er von seiner glänzenden Position schneller, als er sie gewonnen hatte, wieder herabgeworfen war, verlor Oelmann die Besonnenheit, wie es auch besseren Diplomaten geht. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte laut: „Nein! ich bin nicht entlassen! Ich verlange mein Recht!"

„Herr, machen Sie, daß Sie vom Hofe wegkommen!"

„Nein!" tobte der Inspector, „ich gehe nicht vom Hofe! Ich bin in meinem Recht! Sie dürfen mich nicht entlassen!"

„Anton!" brüllte der Baron, „wo steckt denn der faule Schlingel! Er soll den Inspector vom Hofe 'runter bringen!

„Daß mich hier Keiner anfaßt!" schrie der Inspector und zog seine Aermel in die Höhe.

In diesem kritischen Augenblicke erschien die Baronin auf dem Schlachtfelde. Sie wurde beinahe von ihrem Gatten über den Haufen gerannt, da er in's Haus stürzen wollte, um den Kutscher Anton herbeizurufen. „Fritz", sagte sie leise und eindringlich, „ich habe Dich immer vor dem Cognak am frühen Morgen gewarnt."

Er blieb stehen und fiel in ein gewaltiges Pathos: „Weib, willst Du mich verhöhnen? Was? Diebe, Brandstifter und Raubmörder schleichen um uns herum, und Du sprichst von einem elenden Tropfen Cognak?"

Er wollte an ihr vorbei, aber sie hielt ihn am Aermel fest und rief in der Aufregung laut: „Aber Fritz, so nimm doch Vernunft an!"

Da erwachte sein ataviſtisches Herrschergelüst. „Nein!" schrie er trotzig, „ich nehme keine Vernunft an! Will doch sehen, wer Fritz von Kortewitz zwingt, Vernunft anzunehmen!"

Die Baronin sah, daß dieser Augenblick ein großes Loos entscheiden konnte, und sagte mit Nachdruck: „Fritz, ich bin dem Familienrathe der Kortewitz für Dich verantwortlich. Ich bestehe darauf, daß Du in Dein Zimmer gehst und Dich eine Stunde auf's Sopha legst."

Zur Abwechselung begegnete Kortewitz diesem Ansinnen mit edler Gelassenheit. „Meine Theure, die Aufregung scheint Deine Gedanken ein wenig zu verwirren. Es könnte zu nichts helfen, wenn ich mich auf's Sopha legte. So stehen die Sachen: der Schweinemeister hat Henkelohren. Die Stallmagd Karline leidet an Stumpfheit des Gefühls. Der Kuhknecht Hopert hat ein asymmetrisches Gesicht. Der Inspector Oelmann zeigt die Symptome der Gehörshyperästhesie. Was sagst Du nun? He? Nun schweigst Du natürlich stille."

„Was soll man denn nun auch zu solchem Unsinn sagen?" erwiderte Frau Ursula böse.

Da brach sein Zorn wieder durch. „Schlag' doch ein Donnerwetter hinein!" rief er und schlug aller Cavaliersitte zum Trotz mit der Faust auf seinen Gerichtstisch. „Ich constatire ein Phänomen nach dem anderen, und meine eigene Frau nennt das Unsinn! Wie oft soll ich's Dir denn vorpredigen: Henkelohren, asymmetrische Gesichter —"

„Ach mit Deinen Phänomenen", unterbrach ihn seine Frau. „Das artet noch zu einer fixen Idee aus. So etwas kannst Du bei jedem Menschen finden. Ein symmetrisches Gesicht hab' ich auch nicht."

„Was, asymmetrisches Gesicht?" schrie Kortewitz. „Entlassen! Du bist entlassen! Sind das Zustände! Alles belastet." Er zog sein Taschentuch und wischte die Stirn. Die Sonne brannte glühend vom Himmel herunter.

Die Baronin war eine kluge Frau. Sie sah ein, daß es hohe Zeit war, der Scene ein Ende zu machen. Der Inspector, der ehrerbietig, aber langsam in der Ferne stand, mußte die letzten Worte ihres Mannes gehört haben. Sie ging zu ihm hin und sagte lächelnd: „Na, Inspector, nun bin ich auch entlassen. Mein Mann will nun mal mit uns Allen seinen Spaß treiben. Gehen Sie nur an die Geschäfte wie sonst. Sie sind ja wohl beim Rübenroden?"

Der Inspector, der seine schöne Stelle gern behalten wollte, sagte ernsthaft: „Ganz recht, Frau Baronin, beim Rübenroden. Das ist denn auch wohl das Beste." Damit ging er kopfschüttelnd an seine Arbeit.

Die Baronin ging schweigend in den Park. Kortewitz blieb allein als Sieger auf dem Schlachtfelde. Es giebt im Menschenleben Augenblicke, in denen alles Denken und Empfinden sich in dem Worte zusammenfassen läßt: „I, so hol mich der Teufel!" Dem Baron war es nicht im Mindesten zweifelhaft, daß es bei dem augenblicklichen Stande der Dinge nicht lange bleiben konnte. Aber wie sich der Knoten lösen sollte, war ihm vollkommen unklar. In solcher Lage hat der Mensch nur ein Streben: die Stunden bis zur Wende in einem einzigen Siegestaumel hinzubringen. „Emil!" rief der Baron, „Flasche Heidsiek! Emil! Wo steckt denn der Lümmel!" Da Emil nicht hörte, ging der Baron in's Haus. An der Ecke des Hofes klappte Lange seinen Apparat mit dem Ausdruck der Befriedigung zusammen. Er trug drei dramatisch bewegte Gruppenbilder und ein imposantes Einzelbild als Ausbeute von dannen.

Die Baronin suchte so lange, bis sie in einer kühlen Laube den Candidaten Sebaldus fand, der seinem Zögling Fritzchen eben auseinandersetzte, wie weise es der liebe Gott eingerichtet hätte, daß die Bäume Schatten werfen. Fritzchen wurde angewiesen, sich sein Frühstück zu holen, und die Baronin hatte mit Sebaldus eine Unterredung. „So recht hab' ich die Geschichte auch nicht verstanden", äußerte sie im Laufe dieses Zwiegespräches. „Das weiß ich, daß er Jeden, der Henkel-

ohren und solches Zeug hat, für einen gebornen Verbrecher hält. Aber ich habe keine Ahnung, was Henkelohren sind."

„Thut nichts, thut nichts, gnädige Frau Baronin", beruhigte die tiefe Stimme des Herrn Candidaten, „ich möchte vermuthen, daß auch Ihr verehrter Herr Gemahl keine Vorstellung davon hat. Mit Gottes Hülfe gedenke ich den Herrn Baron von dieser Irrlehre zu bekehren." Sie gingen in's Haus. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Classenwahlen.

Die letzte preußische Landtagswahl hat unter regerer Betheiligung stattgefunden, als man vermuthen durfte; im Kreise Wetzlar sind sogar $1^4/_5$ % der Urwähler an den Wahltisch getreten. Das will schon etwas bedeuten in einem Staate, wo Jeder als menschenfeindlicher Sonderling gilt, der, groß in Einsamkeit, sein Landtagswahlrecht ausüben geht. Dies Wahlrecht besteht bekanntlich aus zwei Hälften, und es ist nicht mehr als billig, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Während also der Urwähler, der seine Stimme abgiebt, nie Seinesgleichen zu sehen bekommt, weil kein Mitmensch so dumm ist, sich wie er zum Gelächter kommender Generationen zu machen, haben die Wahlmänner das Vergnügen, in der drangvoll fürchterlichen Enge irgend eines Bierdorf-Locales von elf Uhr Morgens bis neun oder zehn Uhr Abends, manchmal auch Morgens, unaufhörlich abzustimmen. Das Stumpfsinnlied darf bei dieser Action nicht gesungen werden; man begnügt sich mit der Albernheit, die in der Wahlhandlung selbst liegt. Interessant an dieser Schmach des Jahrhunderts sind nur drei Momente: einmal, daß in unserer aufgeklärten Zeit ein gesund und grad gewachsenes Volk sich ein Wahlverekelungssystem gefallen läßt, wie es außer auf Borneo in keiner sublunaren Irrenanstalt geduldet würde. Dann, daß die Regierung dieser Kammer nicht in's Gesicht lacht, sondern sich, und nicht bloß aus Höflichkeit, Mühe giebt, sie ernst zu nehmen. Und drittens, daß die kindischen Parteispielereien selbst solchem Wahlmonstrum gegenüber nicht versagen.

Gewiß ist der Freisinn dem Dreiclassen-Wahlsystem durchaus abgeneigt. Aber sein Haß datirt erst aus jener Zeit, da das System keine liberale Majorität mehr ergeben wollte. Der Freisinn findet im Grunde an der Einrichtung auch nur zu tadeln, daß in etlichen Wahlbezirken ein Steuerbetrag von 220 000 Mark nothwendig ist, um den glücklichen Zahler dieser Summe zum Wähler erster Abtheilung zu machen, während man dicht nebenan schon mit 36 Mark jährlichem Steuerbetrage in diese begnadete erste Abtheilung aufrücken kann. Gegen die geistvolle und würdige Drittelung der Bürger nach ihrem Baareinkommen hat der Liberalismus von heute wenig einzuwenden. Daß ein Getreidespeculant oder ein Bordellinhaber mit 500 000 Mark Jahresverdienst hundert Mal so viele bürgerliche Ehrenrechte hat wie etwa hundert gut bezahlte Professoren, damit sind die Parteien der Bildung einverstanden. In ihnen sträubt sich der Mannesstolz nur gegen die Zumuthung, daß das preußische Landtagswahlrecht unter Umständen dem Bankbaron und seinem Stiefelputzer gleiche Rechte verleiht, ja daß der Stiefelputzer, wenn gewisse Voraussetzungen eintreffen, in der ersten Abtheilung und der Bankbaron in der zweiten oder dritten zu wählen hat.

Verständigen Leuten scheint dieser liebenswürdige Unfug, dieser Humor staatsrechtlichen Wahnsinns, vielleicht noch die angenehmste Erscheinung des Dreiclassen-Wahlrechtes zu sein. Den entschieden freisinnigen Männern jedoch vergällt er die Freude an einer sonst durchaus discutabeln Einrichtung. Es besteht neben dem landtäglichen Wahlsystem noch das communale. Hier wird ebenfalls in drei Classen nach Maaßgabe der Steuersumme gewählt. Da aber jede Classe ihre eigenen Vertreter kürt, so hat der städtische Freisinn die beiden oberen Abtheilungen in Erbpacht nehmen können. Sie sichern ihm die Mehrheit, die Herrschaft, und deßhalb ist es ihm noch nie eingefallen, die durch keinen freundlichen Spaß gemilderte, nackte Brutalität dieses Protzensystems anzugreifen. Das Communalwahlrecht bedeutet für die Gesammtheit eine noch größere Gefahr als sein verwachsener Vetter. Denn dem blickt schlimmsten Falles das Herrenhaus auf die Finger, und die Regierung steht immer bereit, zu bremsen und zu reguliren. Ueber den Stadtvätern aber ist kein Gott außer dem Herrn Oberpräsidenten, und da man das Selbstverwaltungsrecht in Preußen ängstlich schont, um nur ja kein Reactionsgeschrei aufkommen zu lassen, so greift er so selten wie möglich ein. Wohin eine Commune unter dem bestehenden städtischen Dreiclassen-Wahlrechte gelangt, zeigt mit grauenvoller Klarheit Berlin. Eben ist hier der Klüngel dabei, dem sich bildenden elektrischen Riesentrust ein Monopol von ungeheurer Ausdehnung in die Hand zu spielen, ein Monopol, daß die deutsche Hauptstadt mit Vampyrrüsseln aussaugen und mit Vampyrkrallen erwürgen wird. Heiliger Entrüstung voll hat der Freisinn gegen all und jedes Monopol Front gemacht, das der Staat, die Gesammtheit für sich verlangte. Unter seinem blutigen Hohne sank das Tabaks-Monopol, die Idee eines Branntwein-Monopoles, obgleich in beiden Fällen die Reichsregie Unsummen für dringende Culturaufgaben hätte herauswirthschaften können. Die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen, die jetzt einen solchen Ueberschuß abwerfen, daß sie nicht nur den dafür aufgewandten Betrag, sondern auch alle anderen Staatsschulden verzinsen und daneben noch auf den Kopf der Bevölkerung mehrere Mark Reingewinn ergeben, die Verstaatlichung der Bahnen ist vom Freisinn mit einem noch nie dagewesenen Aufwand von Geist und Begeisterung bekämpft worden. Und dieselben Männer liefern jetzt für ein Butterbrod oder für ein Trinkgeld das ungleich wichtigere Elektricitäts-Monopol einer Hand voll Actienmillionäre aus. Dieselben Männer scheuen sich nicht, zur Begründung ihres unbegreiflichen Schrittes den Bankrott der Selbstverwaltung anzumelden, Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung von Berlin für unfähig zur Leitung elektrischer Gesellschaften zu erklären. Dieselben Männer wälzen auf die Commune alle unlohnenden Geschäfte und Gründungen, den Bau von Markthallen, Schlachthäusern ꝛc. ab; die ertragreichen Unternehmungen aber überantworten sie dem Privatcapital.

Viel böses Blut machte in der anständigen Bevölkerung vor einigen Jahren die gegen den Stadtverordneten Meyer geschleuderte Anklage, daß er im Aufsichtsrathe einer mit der Stadt Geschäfte abschließenden Aktiengesellschaft sitze. Die Anklage hat Herrn Meyer seinen Platz im Reichstage gekostet. Jetzt werden gegen eine große Reihe von Männern, die Ehrenämter in der Berliner Stadtverwaltung bekleiden, ähnliche Anschuldigungen laut, ohne daß aus dem Rothen Hause ein Wort der Abwehr erschallt. Man hält es anscheinend für unnöthig, sich zu vertheidigen, man baut darauf, daß die Potsdamer Regierung auch diesmal keinen Einspruch wagen und die altväterliche Bestimmung des § 43 der Städteordnung den großen Hansen in's Gedächtniß rufen wird. So gewiß ist man des Erfolges, daß sogar die üblichen verschämten Rücksichten nicht mehr genommen und der Stadt scandalöse Verträge zu derselben Zeit aufgezwungen werden, wo die Börse von gar nichts Anderem mehr zu sprechen weiß, als von der Bildung des großen, sehr bald vielleicht milliardenstarken Elektricitätsringes. Banken und Straßenbahnen, elektrische Werke und Baugesellschaften — sie Alle sind eng mit einander verbunden oder werden es in kurzer Zeit sein. Der wüthende Wettbewerb zwischen ihnen erlischt, der Trust dictirt die Preise, und den Abnehmern bleibt nur übrig, sie zu bezahlen. Bei der Gemeinde, die als bedeutendste Verbraucherin elektrischen Stromes auf ihrer Seiten stehen müßte, finden sie keine Hülfe, denn die maaßgebenden Männer der Commune, von der sie nicht bezahlt werden, sind zugleich die Männer, die Directoren des Ringes, der sie bezahlt.

Von kahler Interessenvertretung, die die Wurzel alles Uebels ist, stehen grausliche Geschichten und Aventiuren in der freisinnigen Weltstadtpresse zu lesen. Mit Schande und Schmach überhäuft sie die deutschen Landwirthe, die nicht lammsgeduldig zusehen wollen, wie man sie in fremdem Getreide erstickt, und dem Bauer, der sein Schwein vor der russisch-galizischen Rothlaufseuche geschützt wissen will, sinnt sie Morgens und Abends neue Injurien aus. Aber gesetzt den Fall, die Junker wären wirklich die Beutepolitiker, wofür sie in den Privatcomptoiren unserer Banquier's und an den Stammtischen der Berliner Handelsredacteure gelten; gesetzt den Fall, daß die selbstständigen kleinen Existenzen in Stadt und Land, der Kern des Staates und Heeres, zu Unrecht verzweifelt um ihr Dasein kämpften und dafür den schimpflichen Vorwurf scrupelloser Selbstsucht verdienten — welcher Scheltname wäre dann wuchtig und grob genug für die communalen Helden des deutschen Freisinns, die nichts auf der Welt fürchten als den Verlust ihrer gut honorirten Aufsichtsrathsposten bei Straßen-Elektricitäts-Gesellschaften und Actienbanken?

Jedes Classenwahlrecht korrumpirt, weil es nothwendig zum Mißbrauch der Classenmacht führt, die das bestehende plutokratische System immer zur Classenübermacht umgestaltet. Daß ein constitutionell organisirtes und zu verfassungsmäßigem Denken erzogenes Volk sich schweigend die Schande der preußischen Wahlfopperei gefallen läßt, mag betrübend sein, und daß aus den Schichten der Gebildeten überhaupt noch Jemand an einer Wahl Theil nimmt, die ihn amtlich als Staatsbürger höchst untergeordneten Ranges abstempelt, das zeigt, wie wenig selbstsicheren Stolz wir besitzen. Wenn aber eine Reform in's Werk gesetzt werden soll, dann darf man nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Dann muß all' der verrottete Plunder in's Feuer, das ganze Arsenal von Maulkörben, Daumschrauben, Fallen und Hemmschuhen, als welches sich das jetzige Classenwahlrecht darstellt. Doch statt der heiligen Entrüstung, die durch's Land fegen und jedem Abgeordneten ohne Ausnahme die Schamröte in's Gesicht treiben sollte, so daß er sein Mandat nicht auszuüben wagte, statt dessen sind alle betheiligten Parteien wieder recht zufrieden mit den Ergebnissen der Wahl. Die Freisinnigen haben durch allerhand liebe Zufälle, Erkrankung oder Trägheit gegnerischer Wahlmänner, Mißverständnisse bei der Abstimmung, Verblüffungskunststücke im letzten Augenblicke, dann mit Hülfe der Polen und Socialdemokraten elf oder zwölf Sitze gewonnen. Und dieser ganz wirkungslose Erfolg reißt sie zu endlosen Siegeshymnen hin, macht sie die Erbärmlichkeit des Systems für's Erste wieder vergessen. Die Conservativen sind mit größerem Rechte zufrieden. Die Mehrheit haben sie nicht erlangt und sie danken insgeheim Gott dafür. Allzu leicht wären sie sonst in ein trübseliges Dilemma gerathen, hätten sich zwischen kaiserlicher Gunst und Principientreue entscheiden müssen. Gewiß, die Principientreue wäre bei solchem Zusammenstoß in Trümmer gegangen, wie jeder irdene Topf, der auf einen eisernen prallt. Aber die Blamage in diesem Falle! Viele Blamagen verträgt die conservative Partei nicht

mehr. Ueberdies hätte eine runde und nette Mehrheit noch das Bedenken für die Fraction gehabt, daß sämmtliche mißliebigen Gesetzesvorschläge der Regierung auf ihr Conto gekommen wären. Und eine allzu große Vermehrung des auf ihr lastenden Hasses verträgt die conservative Partei nicht mehr. Jetzt darf sie getrost für neue Vereinsgesetze eintreten, sie macht sich an geeigneter Stelle lieb Kind damit, und schaden kann der Scherz nicht — die Anderen lehnen ihn doch ab. Ueber Jahr und Tag ist dann Alles vergessen.

So stehen wir denn vor einer hübschen Zwickmühle, einer fest geschlossenen Kette. Die Freisinnigen und der seelenverwandte Troß des Talmiliberalismus wünschen keine ehrliche Reform des Dreiclassen-Wahlunrechtes, weil sie für ihre Herrschaft in den Communen zittern. Die Conservativen lehnen ein Einschreiten ab, weil sie den Landtag weiter meistern wollen. So sehr sich die Beiden gegenseitig verabscheuen, sie greifen doch nicht zur hanfenen Schnur, die mit dem Feinde zugleich sie selbst erwürgt.

Sie kennen ihre Schwächen auf diesem Gebiet, und darum spielen sie hier ihre Stärke nicht aus. Die Preßmacht des Freisinns könnte den Classenwahl-Unfug so gut vernichten, wie die fractionelle Macht der Conservativen es könnte. Aber die Auguren beschränken sich auf etliche heftige Worte und lächeln. Preußen wird, erhebt sich nicht ein Wettersturm aus der Mitte seiner unabhängigen, am Ende des 19. Jahrhunderts politisch rechtlosen Bevölkerung, noch Menschenalter hindurch seine Landtagsabgeordneten und seine Stadtväter in drei Abtheilungen in öffentlicher Stimmabgabe wählen. Vorausgesetzt, daß man eine Wahlbetheiligung von $1^4/_5$ % als öffentliche Stimmabgabe gelten lassen will.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Fuhrmann Henschel." Schauspiel in fünf Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater). — „Der Eroberer." Tragödie in fünf Aufzügen von Max Halbe. (Lessing-Theater).

Anfangs versteht man die Geschichte nicht recht. Die Leute sprechen einen merkwürdigen Dialekt, den sie offenbar für schlesisch halten, und der ruhige Zuschauer, der nicht mit der Verpflichtung in's Theater gekommen ist, von Anfang an begeistert zu sein, stellt sich mühsam aus den Hantirungen der Schauspieler den wahrscheinlichen Inhalt ihrer Reden zusammen. Er leidet eben an jener Verständnißlosigkeit, die selbst Fußgetrampel und athemversetzendes Gebrüll nicht beseitigen kann. Nach einer Weile merkt er dann aber doch, um was es sich handelt; die geehrten Mimen sind nämlich zu dem lobenswerthen Entschlusse gekommen, deutlich zu sprechen. Dort oben geht die Frau des Fuhrmanns Henschel sterben, und sterbend noch muß sie es erleben, daß ihr Ehegemahl der Dienstmagd Hanne eine neue Schürze mitbringt, derselben Hanne, die kurz vorher beinahe den Sauerkohl hätte anbrennen lassen. Die Sache macht ihr Beschwerden, und sie redet dem geliebten Fuhrmann scharf in's Gewissen. Henschel ist ein goldiger Kerl, butterweich und herzensgut. Er gelobt also seiner Frau Alles, was sie wünscht, unter Anderem auch, daß er die Hanne nie heirathen werde.

Wie das aber so des Landes der Brauch ist, achtet Henschel in seiner Verliebtheit das feierliche Gelübde am Sterbebette wenig. Hanne weiß ihn zu nehmen, und am Waschtroge hält er um ihre Hand an, nachdem sie ihn mit der Drohung, fortziehen zu wollen, kirre gemacht hat. Aber die Strafe folgt dem Verrathe auf dem Fuße. Es stellt sich heraus, daß Hanne ein ganz unbändig schlechtes Geschöpf ist. Mit allen Männern hat sie scharmuzirt, und Henschel genoß die Seligkeit ihrer Liebe vor der Verehelichung nur deßhalb nicht, weil sie just diesen täppischen Bären zum Gatten begehrte. Jetzt, wo sie ihn eingefangen hat, bandelt sie mit dem Kellner George an. Und Henschel ist doch wirklich ein so goldiger Kerl, butterweich und herzensgut! Er bringt der Dame ein Kindlein aus ihrer Mädchenzeit, das sie dem Kutscher verdankt, in's Haus; eine unvergleichlich große Freude hofft er ihr damit machen zu können! Leider versteht Hanne diesen Liebesdienst echter Selbstverleugnung schlecht. Sie ärgert sich darüber, vor den Leuten blamirt worden zu sein, und benimmt sich ungemein stiefmütterlich gegen ihr Illegitimes. Jetzt geht dem Fuhrmann Henschel, um in Hauptmann's Sprache zu reden, allmälig doch ein Seifensieder auf.

Im vierten Acte kommt's zum Klappen. Was die ganze Ortschaft weiß, hat Henschel bisher noch nicht gewußt. Und er muß es ertragen, daß man ihm in der Kneipe seine Schande in's Gesicht sagt, die Mär vom schönen Kellner George und der Fuhrmannsfrau. Hanne wird herbeigerufen, dem Ankläger gegenübergestellt, bebend wiederholt ihr Henschel das Urtheil der Welt. Nun ist es ihm klar, daß sein Wortbruch furchtbar an ihm gerochen wird. Die Geister seiner Frau und seines todten Kindes sind beständig um ihn her und zwiebeln ihn schauerlich, wie Herr Hauptmann volksthümlich sagen würde. Daneben ist ihm Hanne's Megärenhaftigkeit voll und ganz zum Bewußtsein gekommen. Deßhalb nimmt er einen Strick, geht hin und erhängt sich selbst. Hanne kramt im Nebenzimmer genau so lange herum, bis realistischerweise Henschel's Tod eingetreten sein kann. Dann stürzt sie ab und schreit laut auf — sie hat ihn baumeln sehen.

Es ist, wie man sieht, ein schönes und ergreifendes Stück. Auch technisch kann es sich sehen lassen. Der Wirklichkeitsschilderer Hauptmann hat sich seit seinem „Vor Sonnenaufgang" erfreulich entwickelt, und der Theatraliker hat nicht minder brav zugelernt. Da sieht man wieder, daß die alte Schule doch nicht so ganz ohne ist — selbst der Meister Hauptmann ist jetzt in diese Schule gegangen. Einzelne Scenen, wie der Auftritt im Wirthshause, sind prachtvoll herausgearbeitet, und die Knappheit des Dialogs an entscheidenden Stellen zeugt von fleißiger, gewissenhafter Durchfeilung des Ganzen. Allerdings finden sich daneben lange, lange Auseinandersetzungen und Schwätzereien, denen man es anmerkt, daß sie entweder den Akt füllen sollen oder daß sie einen Rückfall in die novellistische Art des Verfassers sind, die nun einmal für die Bühne nicht taugt. Der alte Wermelskirch z. B. und seine mannstolle Tochter haben mit der Handlung wenig oder nichts zu thun und nehmen mit ihrem umständlichen Gerede doch einen übermäßig breiten Raum ein. Gleichzeitig zeigen sie wieder, daß Hauptmann in seelische Tiefen immer nur bei seinen Hauptpersonen schürft. Die Nebenfiguren sieht er stets äußerlich, mit dem Auge des Malers, nicht des Dichters, und da diese Nebenfiguren stark hervortreten, so bleibt als Gesammteindruck übrig, daß man wieder einmal ein peinlich genaues und echtes Bild wirklichen Lebens gesehen, aber keine freie, dichterische Schöpfung in sich aufgenommen habe. Der letzte Akt mit seinen Unsicherheiten und Schwankungen und der Kraßheit der selbstmörderischen That Henschel's hätte dem Drama unter anderen Umständen sogar leicht gefährlich werden können. Die vollendet gute Darstellung indeß ließ eine solche Möglichkeit so wenig aufkommen, wie die Hauptmanngarde im Saale, die Gallerie und Parkett überschwemmt hatte. Sie entfesselte selbstverständlich auch diesmal den berühmten gellenden Jubellärm, der in diesem Theater jedes Meisterwerk und jede Schmarre gleichmäßig freundlich grüßt. Von den unbetheiligten Zuschauern hat z. B. sicher Niemand zu sagen gewußt, weßhalb bereits nach dem ersten Akte ein Gedröhne mit Erdbebengewalt losging. Das Stück an sich verdiente bis hierher höchstens achtungsvolles Schweigen.

Acht Tage früher hatte dasselbe Publicum es für gut befunden, der Abwechslung wegen ein Stück nicht unter Geheul zu krönen, sondern zu erdrosseln. Aber ohne Geheul geht es bei unsern vornehmen Premièrenpöbel anscheinend überhaupt nicht mehr ab.

Max Halbe hat bei seinem „Amerikafahrer" schon einmal den wüsten Tumult gehört, unter dem nun auch „der Eroberer" zu Ende gespielt worden ist. Es wird sich allmälig daran gewöhnen und dann auch keine offenen Briefe mehr schreiben. Helfen thun sie dem Hülflosen doch nicht. Im Parkett saßen wieder Kopf an Kopf gedrängt die Leute, denen eben erst der urkomische Tempelbrand im „Herostrat" Schreie des Entzückens erpreßt und die den Fulda'schen Gerstenschleim für Ragout aus Poesie-Perlen genommen hatten. Sie schrieen jetzt, johlten und ulkten, daß die Wände dröhnten; jedes Wort, das die Schauspieler sagten, wurde verhöhnt, auch wenn man es in dem Radau gar nicht verstehen konnte. Trotzdem ist Halbe's neues Werk nicht gut. Es steht vielmehr auf der Höhe etwa des „Herostrat"; was es mehr an dichterischen Gedanken und Wendungen hat, das fehlt ihm an geschmeidiger Glätte und Theater-Routine. Im Uebrigen haben Fulda so wenig wie Halbe die Zeit begriffen, die sie zu schildern versuchten, und den Helden, den sie sich erkoren haben. Lorenzo der Eroberer will ein Reich der Kunst und der Schönheit schaffen auf den Trümmern der vermorschten Protzenrepublik, gegen die er rüstet. Sein Sittengesetz trägt er in sich selbst, und wenig macht es ihm aus, einen verhaßten Feind drei Tage lang im Käfig dem Hohn der Menge zu überantworten und ihn dann in's Meer stürzen zu lassen. Der erste Akt setzt, so ungeschickt und halbisch naiv er in technischer Hinsicht auch gearbeitet ist, stimmungsvoll ein. Aber schon in den ersten Scenen klafft der Zwiespalt, an dem das Stück nothwendig zu Grunde gehen muß. Der Dichter will das prangende Gemälde einer großen Zeit in kühnen Zügen, brennenden Farben auf die Kalkwand werfen, und gleichzeitig will er neue Winkelkunst treiben, niedliche Kleinmalerei. Wozu ist man denn beim Neuberliner Naturalismus und Realismus Jahre lang in die Lehre gegangen? So versäumt Halbe über dem Allerkleinsten das Große. Statt seinen Renaissancehelden Renaissanceschicksale erleben, zu Grunde gehen zu lassen an der Unmöglichkeit, bourgeoise Geldsäcke zu Kerntruppen oder Trägern eines Weltreiches des Genies zu machen, statt dessen schickt er dem Lorenzo ein sinnenfreudiges Dirnlein auf den Hals. Lorenzo nimmt die Kleine hin, wie ein junges Herrchen von heute sie auch hingenommen hätte — zu solcher Schlechtigkeit bedarf es also nicht einmal der Renaissance-Uebermenschlichkeit. Leider vermerkt Madame Lorenzo ihrem Eheliebsten den unbedeutenden Seitensprung sehr übel. Sie läßt der armen Ninon in Form eines Liebestrankes Gift beibringen, und Lorenzo selbst erliegt dem Dolch des betrogenen Bräutigams. Man sieht, der Verfasser scheut allerlei Borgiaschändlichkeit nicht, und doch nimmt sich das Ganze in seiner Beleuchtung wie ein armseliger Polizeibericht aus, wie ein Kriminalabenteuer, das in der Frührenaissance eben so gut wie in Ephesos oder Berlin O passiert sein kann. Die Puppenhaftigkeit des Spiels erreicht ihren Höhepunkt im vorletzten Akte, wo auch Halbe's an und für sich geringe Bühnenkunst völlig versagt. Ninon's jungfräuliches Gemach, das außerdem zur Nachtzeit der Condottiere, Ninon's Bruder, Lorenzo's Frau, Ninon's Großvater und ihr Bräutigam besuchen, einer hinter dem andern, steht in der Theatergeschichte einzig da; hier wird die technische Ungeschicklichkeit des Dichters rührend. Gingen ihm die pomphaften Worte besser vom

Munde, verstünde er das Blech theatralischer Sturmleidenschaften derber zu schütteln und schleppte das Drama sich nicht gar so schwerfällig fort — dann hätte er die Ulkbrüder im Parkett am Ende ergriffen und zu jauchzendem Beifall hingerissen. Vorausgesetzt, daß ihm Neumann, der Director aus Osten, einigermaßen verständige Schauspieler zur Seite gegeben hätte. Aber Frl. Groß war nicht fähig, die Rößlwirthin mit Brillantohrringen zu verleugnen, und ihr Renaissancemädchen war von jener überwältigenden Komik, die ihr in Blumenthal's Schwänken so vollkommen mangelt. Herr Wiecke versagte in dem Orkan, der aus den Reihen des Weißen Rößl-Publicums aufstieg: sein kraftloser, trockner Lorenzo verlor alle Geistesgegenwart und unterstrich noch, mit beständigem sehnsüchtigem Blick nach den schützenden Coulissen, jeden Fehler in der Anlage des Charakters, der Ausführung des Stückes. Daß Herr Jarno an dem Parkettskandal theilgenommen und auf der Bühne denselben Halbe ausgelacht haben soll, der ihm die prächtige Kaplanrolle in der „Jugend" bescheerte, das will der Schauspieler zu seiner Ehre nicht wahr haben. Uns freut das allerdings etwas lahme Dementi seinetwegen. Man müßte ihm andernfalls ja eines Treubruches beschuldigen, für den kein Ausdruck der Entrüstung zu stark wäre.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zu „Goethe bei Napoleon".

Geehrter Herr!

Als Nachtrag zu dem Artikel „Goethe bei Napoleon" in Nr. 44 sende ich Ihnen einige Data aus jener Zeit, die als historische Thatsachen interessiren dürften. Ich besitze ein Büchlein: „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und October 1808", Erfurt, bei Friedrich August Knick 1808. Es sollte eigentlich wie die Schrift des von Napoleon erschossenen Buchhändlers Palm heißen: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, denn die elende staubleckende Kriecherei in allen Kreisen zeigt, daß der stärkste Despotismus noch übertroffen wird vom Knechtsinn der Menschen. Da bringen „die Einwohner von Erfurt und Blankenhain" am Tage, „den die Zeitbücher der Welt ewig feiern werden", eine lateinische Adresse: „Dem Heiligen (!) Manne, der Alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft, Napoleon, dem kein Lebensmoment entgeht, der die Quelle und Ursache alles Großen und Vortrefflichen, der über das Größte und Höchste erhaben (!) ist" u. s. w. Dann meldet sich die Universität und bringt eine „auf Atlas gedruckte, im lateinischen Lapidarstile von dem hochverdienten Professor Christian Lossius" verfaßte Adresse. Ein Satz wird genügen, um den Geist erkennen zu lassen, von dem die gelehrte Körperschaft erfüllt war: „Staunst Du Deutschland an, das einen Karl den Großen gebar, Jetzt staune über Korsica, das Napoleon, den Größten, den je die Welt gesehen, erzeugte". Hier noch ein letztes, die Gesinnung jener Zeit bezeichnendes Pröbchen: „Auf derselben Stelle, wo vor zwei Jahren der große Kaiser Napoleon in der Nacht vom 13. zum 14. October (also nach der Schlacht bei Jena) in höchst eigener Person bivouakirte, war mit größter Eile von zahllosen Arbeitern mit größter Anstrengung Tag und Nacht ein Prachtgebäude mit einem Preisgedichte aufgeführt worden." Von „Geheimrath Goethe" berichtet das Büchlein nur, er habe mit „Geheimrath" Wieland im selben Hause Nr. 1839 im Geleite von Sanct Viti gewohnt. Auch enthält es das bekannte Verzeichniß der vom 28. September bis 13. October während des Fürsten-Congresses in Erfurt und Weimar aufgeführten 16 französischen Stücke. So geschehen in den Tagen von „Erfurt's höchstem Glanze" und Deutschland's tiefster Erniedrigung.

Berlin. Professor Heinrich Ehrlich.

## Notizen.

Von Karl Werckmeister's „Neunzehntem Jahrhundert in Bildnissen" liegt jetzt der erste Band vollständig vor, und da muß man wirklich erstaunen über die Fülle von authentischem Material, welches jetzt gesammelt vorliegt. Aus der Idee dieses Werkes spricht die Geschichtsauffassung, daß in aller Zeit die Förderung der Menschheit nicht von der Masse, sondern von dem Einzelnen ausgegangen ist. Er spricht ihre Gedanken und Empfindungen aus, er begeistert und erfreut seine Mitmenschen und reißt sie mit sich fort. Diese Auffassung haben auch die bedeutenden Mitarbeiter des Werkes, welche den nicht zu unterschätzenden biographischen Theil besorgen. Männer, wie Bailleu, Herman Grimm, Grisebach, Max Lehmann, Erich Marcks, Otto Pfleiderer, um nur einige zu nennen, sind werthvolle Bürgen für seine Bedeutung. Eine im wahrhaften Sinne nationale Galerie aber bieten die Bildnisse; denn so sehr auch die nationale Beschränkung aus dem Plane des Werkes verbannt sein mag, immer zeigt sich unwiderleglich, wie in allen Gebieten Deutschland an der Spitze dieser geistigen Heerschau steht. Hundertundzwanzig große Bildnisse bilden den ersten Band, ungerechnet zahlreiche Textillustrationen und den stattlichen biographischen Theil. Die Vervielfältigung ist musterhaft. In den beiden letzten Lieferungen des ersten Bandes seien besonders erwähnt die Bildnisse von Görres, Brentano, (Münchener Bildnisse, zum ersten Male veröffentlicht) Döllinger, von Lenbach, Chateaubriand, Victor Hugo und die deutschen Dioskuren Gauß und Weber. Es ist ein Quellenwerk ersten Ranges für Porträtsammler; möge es Viele zu dieser schönen Beschäftigung, die so unendlich geistvoller ist, als andere Sammelsports, anregen. Die einzelnen Blätter eignen sich auch als künstlerische Beilagen für handschriftliche Schätze; einer der größten Berliner Autographensammler bedient sich bereits dieser prächtigen Tafeln zum Schmucke seiner Albums und Mappen und wird gewiß viele Nachahmer finden. Für die größere Verbreitung wäre es wünschenswerth, daß die Blätter etwas mehr Rücksicht nähmen auf das actuelle Interesse. Zwar erhält das letzte Heft durch das schöne Bild des seither verstorbenen Fontane (nach Fechner's Oelgemälde) einen solchen Zeitgeschmack, aber das ist bloßer Zufall. Ebers sollte bald auch in effigie zu haben sein, vor Allem aber ein eigenes Heft oder zwei für die Ikonographie Bismarck's.

„Junge Mädchen bei Spiel und Sport". Mit besonderer Berücksichtigung des Radfahrsports von Amalie Baisch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Bei der großen Bewegung in der Frauenfrage und dem hochgespannten Wettbewerb, den die jungen Mädchen nahezu auf allen geistigen Gebieten mit dem Manne eingehen genöthigt sind, hat man erkannt, daß gegenüber den großen Anforderungen, die an das Nervencapital unserer Mädchen gestellt werden, ein Gegengewicht in zweckmäßiger körperlicher Kräftigung und freudiger Erholung unerläßlich ist. Als eine Errungenschaft ist es daher zu betrachten, daß man die alten, beengenden Vorurtheile unserer früheren Mädchenerziehung abgestreift hat und auch ihnen nun gestattet, in jugendlicher Harmlosigkeit an all' den Freuden und Wohlthaten des Spieles und des Sportes theilzunehmen. Hier werden nun alle Arten des Sportes behandelt und eine Fülle von Anleitungen und werthvollen Rathschlägen gegeben. Die Verfasserin will zeigen, daß alle die beschriebenen Spiele und Sports, wie Turnen, Schwimmen, Rudern, Reiten, Radfahren und andere Bewegungsspiele, nicht bloß dazu beitragen, den jugendlichen Körper kräftig zu entwickeln und gesund zu erhalten, sondern daß dadurch auch die moralische Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen die Kämpfe des Lebens, die gewinnende Anmuth und Grazie des Wesens, namentlich aber auch die Frische der Seele gehoben und gefördert werden.

„Stimmen und Bilder". Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius. Buchschmuck von J. V. Cissarz. (Florenz und Leipzig, Eugen Diederich.) Von diesen ca. hundert Gedichten sind etwa zehn wirklich poetisch, zwanzig halbwegs erträglich, der Rest absolut talentlos und nichtsnutzig. Aber der strebsame deutsche Dichter und grimmige Kunstwart dichtet trotzdem unentwegt weiter und bildet sich sogar ein, bedeutend und berühmt zu sein. Wenigstens behauptet dies sein Florentiner (!) Verleger, sogar „weltberühmt". Auf den Auslageschleifen macht sich nämlich mit fragwürdigem Geschmack die fettgedruckte Versicherung breit: „Das Lebenswerk des Dichters, ein Stück Weltliteratur." Wir halten aber nicht einmal die paar Abonnenten des „Kunstwarts" für so naiv, daß sie dieser plumpen Buchhändlerreclame Glauben schenken.

„Das Kleine Buch von der Marine". Ein Handbuch alles Wissenswerthen über die deutsche Flotte von Georg Neudeck und Heinrich Schröder. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Von den vielen Büchern, die seit dem vorigen Jahre über die Marine erschienen sind, dürfte wohl keines eine größere Verbreitung verdienen. Denn wer über irgend eine die Marine betreffende Frage Auskunft zu erhalten wünscht, in diesem Buche wird er sie sicher nicht vergeblich suchen. Wir finden da einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Marine von der ältesten Zeit bis zum Flottengesetz und Kiautschau, dann die Organisation und das Personal: Marinetheile, Chargen, Uniformen, militärische und Beamtenlaufbahnen, Löhnung, Gehalt, Zulagen, Dienst und Verpflegung an Bord, Rechtspflege, internationales Seekriegsrecht u. s. w. Allen Denen, welche die Absicht haben, dem Vaterlande in der Marine ihre Dienste zu weihen, giebt dieser Theil alle nur irgend wünschenswerthen Aufschlüsse über das, was vor und bei ihrem Eintritt von ihnen verlangt verlangt wird und wozu sie es bei treuer Pflichterfüllung bringen können. Hierauf folgt eine Beschreibung aller deutschen und der wichtigsten fremden Kriegsschiffe, erläutert durch ausgezeichnete Ansichten, Längs- und Querschnitte und Deckspläne. Bau, Ausrüstung und Bewaffnung der Schiffe, sowie auch die Bereitung des Baumaterials werden geschildert und auch die Verhältnisse bei der Handelsmarine zum Vergleich herangezogen. Auch über die Kosten der Schiffe und über die Marinebudgets Deutschlands und anderer Staaten giebt dieser Theil Auskunft. Den Schluß bilden Tabellen über die Abmessungen, Besatzung, Panzerung, Armirung u. s. w. der deutschen Kriegsschiffe, wie sie in dieser Vollständigkeit noch nirgends veröffentlicht sind, und eine vergleichende Uebersicht über die Seestreitkräfte aller Nationen. Der letzte Theil behandelt die Marinestädte und den Kaiser Wilhelm-Canal;

die in diesem Theile enthaltenen Abbildungen von Casernen, Lazaretten und Marinegebäuden aller Art machen das Buch zu einem werthvollen Andenken für Alle, die der Marine einmal angehört oder in einer der Marinestädte gewohnt oder vorübergehend sich aufgehalten haben. Das reich illustrirte Werkchen dürfte sich als ein wahres Volksbuch in den weitesten Kreisen einbürgern.

Aus den neuen Serien der ganz vortrefflich redigirten Bibliothek der Gesammtliteratur (Halle, Hendel) erwähnen wir Heinrich Jantsch's Bühnenbearbeitung von Schiller's „Tell" und Shakespeare's „Caesar" mit vollständigem Scenarium unter Zugrundelegung des neuen Systems einer Regiepartitur, dann einen „Katechismus für Liebhaberbühnen und Anfänger in der Darstellungskunst", den der Theaterdirector Demetrius Schrutz verfaßt hat. Das hübsche Büchlein giebt erprobte Rathschläge zu erfolgreicher Aufführung eines Stückes, Einstudiren, Schminken, Costümiren, Aufbau der Bühne u. s. w. Sehr werthvoll sind die dem Werke beigegebenen preisgekrönten Decorationsentwürfe von Professor C. Schleising und drei Bühnenpläne. Ferner Franz Kottenkamp's neubearbeitete Uebersetzung von Victor Hugo's Meisterroman „Notre Dame von Paris", der auf den Leser heute noch ebenso fesselnd wie bei seinem Erscheinen wirkt, Thackeray's berühmtes Werk „Der Jahrmarkt des Lebens", welcher classische „Roman ohne Helden" eine besonders dankenswerthe Bereicherung der Bibliothek bildet, Gotthelf's „Uli der Knecht" (bearbeitet) und Daudet's „Roumestan". Endlich erwähnen wir noch die zehn Bändchen „Das Theater im Salon", eine überaus reiche Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Etwa ein halbes Hundert Einacter, Soloscherze, Monologe, meist aus dem Französischen. Zu tadeln haben wir dabei, daß nur der Bearbeiter Schrutz genannt ist, nirgend aber die Verfasser. Das verstößt gegen den literarischen Anstand und kann obendrein Bearbeiter und Verleger einer berechtigten Klage der Société des Auteurs dramatiques aussetzen. Wir rathen, die Unterlassungssünde nicht erst bei einer neuen Auflage gutzumachen, sondern schon vorher etwa in einem Register über die Stücke beider Serien und im Verzeichniß der ganzen Bibliothek.

Das Ewig-Weibliche in der Welt-Cultur- und Literaturgeschichte von Adolf Kohut. (Leipzig, F. E. Neuperts Nf.). Der unermüdliche Verfasser giebt hier eine Sammlung hübsch gezeichneter Frauenbildnisse, die manchen neuen Zug, manche feine Bemerkung enthalten. Mit Antheil wird der Leser die Porträts von Henriette Herz, Charlotte Corday, Kossuth's Frau, der Wiener Weltreisenden Ida Pfeiffer, von Elise v. Ahlefeldt, Hölderlin's Diotima und Bürger's Molly lesen. Daß Körner's letzte Liebe nach dem nun einmal nicht aus der Welt zu schaffenden schriftlichen Zeugniß seiner Mutter nicht Toni Adamberger, sondern der schönen Berliner Jüdin Marianne Saaling galt, scheint Kohut nicht zu wissen. Die noch immer nicht ganz veröffentlichten Briefe Theodors an Frau Pereira-Arnstein werden es bestätigen. Ungedruckte Briefe enthält der Artikel über Lassalle's Freundin Sophie von Hatzfeld. Interessant sind auch die Interviews bei der allerdings überschätzten Vilma Parlaghy und einer ungenannten Dresdner Baronin, die noch vor der Baronesse v. Zedlitz das hypnotische Opfer des polnischen Abenteurers Czynski war.

In der musikalischen Abtheilung des Verlages von Max Hesse in Leipzig ist neuerdings eine Taschenbibliothek erschienen, in der die ersten drei Bändchen eine Auswahl „Volks- und Studentenlieder", sowie „Hundert Tiroler und Alpenlieder" enthalten. Von anderen ähnlichen Liedersammlungen zeichnet sich die vorliegende, von der ungewöhnlichen Billigkeit abgesehen, durch die Pianofortebegleitung in leichtem Arrangement aus, sowie durch die vollständige Textbeigabe, die überall auf die Quellen zurückgeht und sich von den traditionell üblichen Verballhornungen frei hält. Zudem hat Robert Wohlfahrt, der Herausgeber, dort, wo verschiedene Compositionen vorlagen, stets mit sicherem Geschmack die volksthümlichsten ausgewählt. Der Notendruck zeichnet sich durch Schönheit und Correctheit aus. Hoffentlich wird die hübsche Sammlung fortgesetzt. Auch Franz Dorn's „Kleines Musikalisches Fremdwörterbuch" kann bestens empfohlen werden. Bei aller Gedrängtheit und Handlichkeit ist die größte Vollständigkeit erreicht. Man wird bei den zumeist dem Italienischen entnommenen Ausdrücken kaum einen der üblichen termini technici vermissen.

Die zuletzt erschienenen Lieferungen von „Kuno Fischer's Geschichte der Philosophie" (Heidelberg, Carl Winter) setzen die Darstellung der Kantischen und Schelling'schen Philosophiesysteme in der bekannten geistreich klaren Art fort, die man nicht mehr zu charakterisiren oder zu loben braucht. Ganz besonders fesselnd ist der Anfang des Hegel enthaltenden 8. Bandes, der an der Hand des Briefwechsels — in Ermangelung autobiographischer Quellen — das Leben des Philosophen erzählt. Man kennt Fischer's biographische Kunst, in leicht übersichtlichen kurzen Capiteln Zug um Zug zu zeichnen, zur psychologischen Darstellung mitunter auch anekdotisches Material nicht zu verschmähen, und Licht und Schatten klug und künstlerisch zu vertheilen. Auch sein zum Theil neu bearbeitetes Porträt Hegel's verspricht nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein ähnliches und abgerundetes Bild zu werden. Mit besonderer Liebe erzählt sind Hegel's Schweizer Lehrjahre als Hauslehrer bei den „gnädigen Herrn von Bern" und seine Beziehungen zum Jugendfreund und Landsmann Hölderlin, wie auch die zeitgeschichtlichen Beziehungen (Voltaire, Bonaparte) sinnvoll herangezogen werden. Sogar der geschäftige Recensent, der sich vornimmt, einen Band von Fischer anzublättern, um bloß alte Eindrücke aufzufrischen, bleibt regelmäßig „hängen" und vermag das Buch erst dann aus der Hand zu legen, wenn es ausgelesen ist. Und wie viel anregende Gedanken und fruchtbare Erinnerungen hinterläßt eine solche Lectüre!

„Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen". Von A. Pochhammer. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Anerkannte Musikkenner wie Engelbert Humperdinck, Gustav Erlanger, A. Glück, Arthur Hahn, Iwan Knorr, Wilh. Mauke, Müller-Reuter, A. Niggli, Hugo Riemann, B. Widmann und Musikdirector Witting haben hier zusammengewirkt zu einem Werke, dessen Erscheinen von dem concertbesuchenden Publicum freudig begrüßt werden dürfte. Es ist ein Cicerone durch die wichtigsten Werke, welche ständig auf dem Concertprogram zu finden sind. Nach einer Einleitung über die Entwickelung und Bedeutung der Symphonie ꝛc. erfährt jedes einzelne Werk eingehende Würdigung. Von Haydn bis Richard Strauß fehlt keiner der großen Symphoniker: Mozart, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Tschaikowsky, Berlioz, Liszt, Raff, Strauß sind mit fein durchgeistigten Analysen vertreten, die tief durchdacht und anregend geschrieben sind.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt als Seitenstück zu ihrem Oechelhäuser'schen Shakespeare nun auch Schiller's Werke in einem Bande mit einer kurzen biographischen Einleitung des verstorbenen schwäbischen Lyrikers J. G. Fischer heraus. Wie in der bekannten Cotta'schen Ausgabe in einem Bande v. J. 1869 findet man auch hier alle dichterischen Werke und von den prosaischen Schriften die Hauptsachen: Geisterseher, Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges mit Alba's Frühstück zu Rudolstadt. Es ist aber sehr zu bedauern, daß die kritischen und ästhetischen Schriften z. B. die Philosophischen Briefe, die Schaubühne als moralische Anstalt, die Aesthetische Erziehung, die Naive und sentimentalische Dichtung, über Bürger und Matthisson keine Aufnahme fanden, weßhalb wir, trotz der schöneren Ausstattung, der Cotta'schen Ausgabe den Vorzug geben. Hoffentlich folgt nun auch bald ein Goethe, Kleist, Heine ꝛc. in einem Bande. Solche handliche Ausgaben sind zum bequemen Nachschlagen doch unentbehrlich und ein wahrer Schatz für jede Handbibliothek.

Fischer & Francke, Berlin, nehmen unter den jüngeren Verlegern, die die Kunst im deutschen Buchdruck mit Ernst pflegen und sich redlich mühen, sie auf die Höhe der französischen und englischen zu bringen, längst einen hervorragenden Platz ein. Allmälig erwacht, wie die dankenswerthe Ausstellung im Berliner Kunstgewerbe-Museum neuerdings gezeigt hat, auch bei uns der Sinn für vornehmen und harmonischen Buchschmuck; tüchtige Kräfte haben sich in seinen Dienst gestellt, und es ist nur zu wünschen, daß das Geschlecht der kunstverständigen Bücherfreunde sich mehre und die Anstrengungen lohne. Heute seien die paar Bibliophilen, die Deutschland zur Zeit besitzt, auf zwei Erscheinungen des rührigen Verlages von Fischer & Francke aufmerksam gemacht — oder da sie die Ausgaben wahrscheinlich bereits kennen, sei es ihnen an's Herz gelegt, ihnen die gebührende weite Verbreitung zu schaffen. Des Gespensterhoffmann's Doge und Dogaresse und sein Signor Formica sind in dem einen Buche vereinigt, das im Stile der venezianischen Renaissance ausgestattet ist und dessen Einband sich als Nachbildung eines prächtigen Grolier-Bandes darstellt. Die italienischen Novellen des großen Erzählers haben hier endlich das stattlich-anmuthige Gewand erhalten, das ihnen geziemt, und man sagt dem reizenden Werke nicht zu viel des Guten nach, wenn man es ein Cabinetstück des deutschen Buchgewerbes nennt. Wir meinen, daß die Zahl der von dieser Ausgabe verkauften Exemplare ein Gradmesser für den Geschmack und den Kunstsinn des deutschen Publicums sein wird! — Sehr modernen Ansprüchen will Richard Schaukal's Breviarium „Heinrich Heine, Sein Leben in seinen Liedern" genügen. Und abgesehen von der allzu flachen und süßlichen Vorrede des Herausgebers, der sich eitel selbst in ihr bespiegelt, über Heine aber nur die alltäglichen Gemeinplätze zu sagen weiß, ist auch dies Buch innen und außen ein echtes Kunstwerk. Eigenartig und doch anziehend giebt sich Eckmann's unaufdringlicher Zierrath, der die Gedichte mit leiser Linienmelodie begleitet, und der Einband selbst wirkt wie eine wahrhaft künstlerische Eingebung, feierlich und froh zugleich, genau auf Inhalt und Idee der Sammlung abgestimmt. Wir wünschen dem Fischer & Franke'schen Unternehmen nochmals besten Erfolg und Fortgang.

Berichtigung. In dem Aufsatze „Die Entstehung des Anarchismus" von Arnold Fischer in Nr. 42 muß es S. 252, Z. 24 v. u. heißen: „Der Zustand des Bewußtseins eines Volkselements durch ein anderes ist" u. s. w.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Neu!**

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

-- Verlag von --
**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

# Weihnachts-Neuigkeit

.. von **FELIX DAHN. ..**

## Sigwalt und Sigridh

**Eine nordische Erzählung.**

104 Seiten. 8°. ff. gebunden **Mk. 3.—.**

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.*

## Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Soeben erschien:

## Bülow, Hans von, Briefe.

**III. Band.**

1855—1864. Etwa 44 Bogen. Mit zwei Bildnissen.

geh. Mk. 7.—, in Ganzleinenband gebd. Mk. 8.—.
in Halbfranz gebd. Mk. 9.—.

Wie Band I und II der Briefe Hans von Bülows seine Jugendzeit darstellen, so gibt der jetzt veröffentliche dritte Band der Correspondenz ein anschauliches Bild der kampfreichen Jahre seines Aufenthaltes in Berlin, einer Zeit, die er später selbst als „Jahre der Knechtschaft" bezeichnet hat.

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: **Georg Brandes**

## William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

**Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.**

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!
**(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben.
**(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

## Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,

Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der
**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 19. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Unser Handel in französischer Beleuchtung. Von Professor A. F. Ehrenberg. — Cultur-Aussichten. Von Karl Groterjan. — **Literatur und Kunst.** Die Idee des Friedens und das Recht. Von Moritz Lazarus. — Der Untergang der plattdeutschen Komödie. Von Arthur Obst (Hamburg). — **Feuilleton.** Erblich belastet. Humoreske von Rudolf Huch. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Eine Dreiclassenwahl. Von Spectator. — Prell's Cyklus für die Römische Botschaft. Von Gustav Schalk. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Unser Handel in französischer Beleuchtung.

Von Professor A. F. Ehrenberg.

Die Fortschritte unseres Handels lassen unsere lieben Nachbarn nicht mehr ruhig schlafen. Der Engländer Edwin Williams klagt, daß die industrielle Ueberlegenheit Großbritanniens, welche bisher unbestritten war, bald nichts weiter als eine Mythe sein würde. Die „Saturday Review" erklärte unlängst, daß zwischen England und Deutschland sich ein Zweikampf vorbereite, der mit der Zerstörung Deutschlands enden müsse. Germaniam esse delendam. Ein Russe schrieb: „Die deutsche Fluth überschwemmt nicht nur unseren Boden, sondern richtet auch unseren Handel und unsere Industrie zu Grunde." André Lebon sagte, daß der deutsche Handel einen Umfang angenommen habe, der Schrecken einflöße. Und Blondel hat in Paris bei Larose ein Buch erscheinen lassen, das gewiß ebenso großes Aufsehen erregen wird, wie seine Studien über die landwirthschaftliche Krisis in Deutschland, und worin er den außergewöhnlichen wirthschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes in den letzten 25 Jahren darstellt, welches sich nach und nach auf allen großen Märkten der Welt einen besseren, wenn nicht den ersten Platz zu erobern verstanden habe. Lassen wir ihn selbst reden:

„Wir haben mit den Waffen in der Hand Siege erfochten, es handelt sich jetzt darum, zu siegen auf industriellem Gebiet! sagte Prinz Friedrich Karl am Abend der Uebergabe von Metz. Dieses Programm ist erfüllt, und die Folgen der friedlichen Siege erschrecken heute das alte Europa. Während der gesammte Welthandel seit dem Jahre 1873 um 24 % gewachsen ist, ist der Handel des Deutschen Reiches um 60 % gestiegen. Noch im Jahre 1872 war unsere Lage Deutschland gegenüber eine günstigere, denn damals rangirte es noch an vierter Stelle. Freilich ist auch die Einwohnerzahl Deutschlands gestiegen; hatte Frankreich noch im Jahre 1840 mehr Einwohner als das gegenwärtige Gebiet des Deutschen Reiches, so übersteigt jetzt Deutschland Frankreich um 16 Millionen. Und einen solchen überraschenden, bewundernswerthen wirthschaftlichen Fortschritt hat es zum Theil auf unsere Kosten gemacht!"

Auf Grund von Consulatsberichten und officiellen Statistiken hat nun Blondel diesen industriellen Fortschritt mit Ziffern belegt. Seit 1875 ist die Zahl der Fabrikarbeiter in Deutschland um 61,66 % gestiegen, Beweis genug, wie die Industrie gedeiht. Der Außenhandel ist in der nämlichen Zeit um 60 %, der Tonnengehalt der Schiffe in den deutschen Häfen um 128 % gewachsen. An Kohle gewinnt man seit dieser Zeit mehr als das Fünffache. Die Gewinnung des Eisens hat sich verdoppelt und beträgt heute 12½ Millionen Tonnen. Die Schmelzereien und Gießereien beschäftigen 250000 Arbeiter, und Deutschland fabricirt vier Mal mehr Stahl als Frankreich. Wenn die Textilindustrie auch eine Zeit des Stillstandes durchmachen muß, die Confectionsbranche gedeiht um so besser. Berlin und Breslau rivalisiren mit Paris in Kleidern, Blumen und Federn, senden in die ganze Welt die Copien der in den besten Pariser Häusern gekauften Muster. In Chemikalien behauptet Deutschland den ersten Platz, und in Porzellan, Glaswaaren, Musikinstrumenten ist Deutschland selbst auf unseren Märkten eine gefürchtete Concurrentin. Das Schienennetz ist enger als das französische. Auf ihm werden jährlich 244 Mill. Tonnen, in Frankreich 99 Mill. Tonnen Waaren befördert. Auch ein Netz von Wasserstraßen in der Länge von 28000 Kilometern, welches immer noch mehr ausgebaut wird, besitzt Deutschland. Besonders die Deutschen Häfen haben einen wunderbaren Aufschwung genommen. Noch im Jahre 1850 kamen in Hamburg 3 bis 4000 Schiffe mit weniger als ½ Mill. Tonnen Ladung an, jetzt zählt man 11000 Schiffe mit 7 Mill. Tonnen Ladung. 106 Seelinien gehen von hier aus, und so ist dieser Hafen der dritte der Welt und der erste des Continents geworden, während die französischen Handelshäfen sämmtlich zurückgegangen sind. Marseille z. B. ist von Genua überflügelt worden, weil der ganze westdeutsche Handel die Gotthardlinie bevorzugt.

Dieser Erfolg hat nach Blondel vornehmlich drei Ursachen:

1) Die Repräsentanten des deutschen Handels haben ihre Geschäfte auf den fremden Märkten, die sie erobern wollten, selbst abgewickelt.

2) Der deutsche Handel befleißigt sich herzustellen, was der Kunde wünscht, statt ihm seine Muster aufzudrängen.

3) Die herrschenden Classen und Behörden haben dem Handel und Gewerbefleiß nicht nur ihre Aufmerksamkeit und Ermuthigungen zugewendet, sondern auch noch ihre tägliche Arbeit.

Um dem Handel und der Industrie tüchtige Kräfte zu liefern, hat man Handels- und Gewerbeschulen geschaffen, die bei praktischer Einrichtung gut besucht werden. Während Frankreich nur 11 höhere Handelsschulen mit 635 Schülern

besitzt, hat Hannover allein eine solche mit über 1000 Schülern und mehr als 80 Lehrern, die in Berlin sogar 2500 Schüler. Aber nicht nur die Zahl und die musterhafte Einrichtung solcher Unterrichtsanstalten hat dahin geführt, daß Deutschlands Kundschaft in der ganzen Welt zu finden ist, sondern der günstige, praktische Impuls, der von der Leitung den Schülern zu Theil wird. „Haben sie die Schule mit Erfolg besucht, dann gehen sie in alle Welt, oft von der Regierung unterstützt, besuchen die großen Niederlassungen, verheimlichen ihre Nationalität(?), etabliren sich und lassen sich naturalisiren. Jedes Handwerk hat heute in Deutschland seine technischen Schulen, wo die Soldaten als Handwerker zu friedlichen Siegen heran gebildet werden. Ehe sie sich niederlassen, machen die jungen Leute erst Reisen, um den Geschäfts- oder Handwerksbetrieb erst ordentlich zu studiren."

Dazu kommt, wie Blondel behauptet, daß die Deutschen diesem nationalen Werke ihre Geduld und Arbeitsamkeit, ihre Unterwürfigkeit und besonders den Glauben an den Erfolg zugesellt haben. Und jener Aufschwung des Handels jenseits des Meeres ist der Grund ihrer Colonisationsversuche gewesen. Der Kaiser hat verstanden, daß die Gründung von Colonien den Handel und die Industrie des Heimathlandes begünstigen und das Ansehen Deutschlands im Völkerconcert vergrößern müsse. „Keine ruhmreichen Eroberungen sind es, die Deutschland sucht, sondern gute Handelsbeziehungen anzuknüpfen, und es ist nicht zweifelhaft, daß solche Bemühungen von Erfolg, Gewinn und allgemeiner Achtung gekrönt werden, die immer die ernste, fruchtbringende Arbeit begleiten." Auch die stetige Vermehrung der Kriegsflotte, für die man alle Kreise zu interessiren weiß, muß diesem Zwecke dienen, und es fehlt nicht an Bereitwilligkeit, die Mittel zu gewähren. Deutschland hat eben nach seinen Siegen auch Reichthum und Gedeihen zu erobern verstanden mit Hülfe der Erfindungen und modernen Wissenschaft. Der große National-Oekonom Friedrich List sagte: „Das Meer ist die große Pulsader der Welt, das Manöverfeld der Nationen, der Ort, wo sich die Kräfte und der Unternehmungsgeist der Völker frei entfalten können, die Wiege ihrer Freiheit. Eine Nation ohne Seemann ist wie ein Vogel ohne Flügel." Und nach dieser Lehre haben alle Kräfte der Nation: die öffentlichen Gewalten, Capitalisten, Ingenieure, die Entwickelung der Schifffahrt begünstigt.

Anstatt nun darüber nachzudenken, wie man durch einen Krieg die deutsche Marine und ganz Deutschland zerstören könnte, scheint es Blondel klüger und praktischer, auch französischerseits die Wege der Nachbarn zu gehen und sich ihre Methode zu eigen zu machen. „Freilich wird das für uns nicht leicht sein. Denn diese Methode besteht für den Handlungsreisenden durchaus nicht darin, die Civilisation seines Vaterlandes zu verbreiten und die Gewohnheiten und den Geschmack des ausländischen Kunden nach seinem Willen abzuändern, sondern ihnen nachzugehen und sie zu befriedigen zu suchen. Denn nur so wird dem Kaufmann ein größerer Gewinn zufallen. Das sieht man an den Deutschen, die nach ihrer Weise enorme Mengen von Waaren von oft geringer Qualität mit großem Nutzen an den Mann bringen. Unsere Handelsschulen weisen eben einen zu geringen Besuch auf, um großen Einfluß auf unseren Handel haben zu können. Ist das ein Wunder, wenn man die Handelswissenschaft verächtlicher Weise mit Krämerweisheit bezeichnet? Dazu ist der Unterricht zu oberflächlich, so daß die jungen Leute wohl den Handelsagenten als Secretäre dienen können, niemals aber selbstständig und tüchtig genug sind zu kaufmännischen Unternehmungen im Auslande. Man muß die Jugend bei uns mehr für volkswirthschaftliche Fragen interessiren und sie so die Vortheile der Handelsstudien besser kennen lehren. Unsere ganze wissenschaftliche Erziehung in Frankreich scheint den einzigen Zweck zu haben, unsere Person zu erhöhen, unser Gewissen zu erläutern und uns im Kritisiren gewandt zu machen, mit einem Worte, in einem beschränkten Kreise sorglos zu leben und aus unserem Ich den Mittelpunkt unseres Horizontes zu construiren. Viele unserer Schüler kennen wohl zwei todte Sprachen, sind aber außer Stande, zwei lebende Sprachen zu verstehen und zu sprechen, was sehr bedauerlich ist. Wenn sie später im Weltgetriebe stehen, vermögen sie sich nicht ihrer Umgebung anzupassen, und sind unfähig, die Bedürfnisse auszunützen, sich in die Launen und Gewohnheiten der Kundschaft zu schicken. Um auf die Weise Geschäfte zu machen, bedarf es einer großen Nachgiebigkeit im Urtheil, einer systematischen Gleichgiltigkeit in Allem, was nicht den eigentlichen Zweck der Unterhandlung bildet, einer Geduld, die keine Schwierigkeiten scheut. Unsere Art der Erziehung war wohl vor einem Jahrhundert berechtigt, jetzt aber haben sie unsere Nachbarn besser verstanden als wir. Mit Recht sagte der verstorbene M. Steeg von der Erziehung der Engländer: Die Engländer haben ihre Erziehungsmethoden den Forderungen der Gegenwart angepaßt, welche dahin zielen, praktische und energische Männer heranzubilden, die nicht bloß das vom Leben kennen, was in Büchern steht. So müssen auch wir, besonders unsere Berufsschulen, den Forderungen der Gegenwart uns anpassen nach dem Muster Deutschlands. Dabei gilt es, chauvinistische Anwandlungen zu unterdrücken, persönliche Empfindlichkeit dem Gedeihen eines größeren Werkes zu opfern. Wenn dann unser moralischer Werth auf der Höhe unserer technischen Tüchtigkeit angelangt ist, dann werden wir auch mit Erfolg gegen den deutschen Handel auf allen Märkten der Welt ankämpfen können. So wird man für die Entwickelung unseres Handels, für die Ausbreitung unserer Colonien mehr thun, als wenn man militärische Siege davontrüge, begleitet von noch so vortheilhaften Handelsverträgen."

Wir haben dieses für uns so schmeichelhafte Gutachten des französischen Volkswirths aber hier nicht wiedergegeben, um unserer Eitelkeit zu schmeicheln, sondern als Mittel zur Selbsterkenntniß. Wir wissen wohl, daß uns der Pariser allzuviel Lob spendet, und daß uns der Schuh da und dort noch gewaltig drückt. Auch der übertriebene Industrialismus hat seine Gefahren. Der Export kann plötzliche Stockungen erleiden und uns in schwere Krisen stürzen. Die Länder, wohin wir ausführen, können uns plötzlich ihre Märkte verschließen, die sich ohnehin verringern, denn große Reiche, wie Rußland, streben emsig danach, sich von unserer Industrie zu emancipiren und den Bedarf nach und nach im eigenen Lande zu decken. Auch das Anwachsen der Industriearbeiter-Armee ist kein Segen. Die Landwirthschaft, die ohnehin an Leutenoth leidet, steht auch der Entwickelung Deutschlands zu einem Industrieland durchaus abwehrend gegenüber. Unser Canalsystem ist, trotz Blondel's Behauptung, dem französischen an Umfang und Leistungswerth ganz und gar nicht überlegen, und sein Ausbau wird überall von den „Agrarien" bekämpft und hintertrieben. Blondel's Rosamalerei muß also mit Vorsicht aufgenommen werden. Sie hat auch wohl mehr die Absicht, die Franzosen anzuspornen oder — uns in Sicherheit zu wiegen. Ohne Zweifel wird das so viel reichere Frankreich große Anstrengungen machen, unseren Vorrang einzuholen. Cavent consules!

---

## Cultur-Aussichten.

Von Karl Groterjan.

„Das achtzehnte Jahrhundert wurde der hervorragende Markstein in der Geschichte der europäischen Völker; indem es unter die Massen Aufklärung verbreitete, indem es die großen Gedanken der bürgerlichen und der individuellen Freiheit und der Verbrüderung der Völker ausstreute, schuf es die Grundlagen der neueren Civilisation. Damals ging die

Sonne der Bildung über Europa auf, damals einigte man sich um den Begriff der Humanität: „Humanus" heißt „der Heilige, der Weise", den Goethe's Gedicht rühmt, und in der Lobpreisung von „Licht, Liebe, Leben" gipfeln Herder's Ideen. Welchen Einfluß auf die Menschen, auf die Völker gewannen Voltaire und Rousseau und nach ihnen unsere großen deutschen Humanisten und Denker, Lessing und Herder, Kant und Schiller, Jean Paul Richter und Goethe, und welche Befruchtung der Geister, der Herzen bewirkten sie! Es sind Riesenschritte, welche die Menschheit damals gemacht hat. Aber eine fertige Civilisation zu schaffen, ist die Spanne eines Jahrhunderts zu kurz, und politische Stürme, politische Umwälzungen unterbrachen zuerst das Wachsthum ruhiger Bildung. Ein Dämon der Gewalt, ein Erneuerer des Cäsarenwahnes erschien auf dem Schauplatz des Erdtheils, und schon beim Anbruch des 19. Jahrhunderts mußte sich Schiller in die Klage ergießen:

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswuth Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein."

Und heute? Ist es nicht, als ob diese Worte noch viel mehr für den Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts als für den des neunzehnten geschrieben wären? Bis an die Zähne gerüstet stehen heute alle Völker, und nicht auf die Sinnesmilderung der Menschen, sondern auf die Steigerung der Kriegslust und des Kriegsgeistes ist die Politik gerichtet." So klagt der Verfasser unserer besten Schiller-Biographie, Richard Weltrich, in einem gedankenreichen Buch „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn".*) Er schildert darin eine schwäbische Sonderlingsgestalt, einen Dichter und Denker, einen Charakterkopf, an dem jeder Psycholog seine Freude haben kann. Wir gestehen zwar offen, daß wir den philosophischen Bauern à la Kleinjogg, der Goethe's Interesse erregte, etwas mißtrauisch gegenüberstehen, gerade wie den Bauerndichtern à la Johanna Ambrosius, denn es ist immer etwas Humbug, Mode und Sensationsmacherei im Spiel. Aber Wagner ist wirklich eine nicht bloß absonderliche, sondern auch höchst bedeutende Erscheinung. Weltrich ist nun sein Prophet, sein Erklärer, der uns den ländlichen Träumer und Grübler, den Menschen und Thierfreund, nahe bringt. Besonders seine Phantasien über die alten mystischen Lehren von Metempsychose, Seelenwanderung und Seelenwechsel, manchmal etwas dunkel und unklar, finden in Weltrich einen begeisterten und liebevollen Vertheidiger und Ausleger. Aber auch der Naturdichter Wagner, der freilich nie im Volkston singt und ein gelehrter Autodidact ist, erscheint in der Beleuchtung Weltrich's groß und liebenswerth; besonders die Blumenmärchen von den Anemonen sind wahre poetische Perlen. Und wie schön führt uns Weltrich den Ideengehalt, die Composition, die Sprache des Philosophen im Bauernkittel zu Gemüthe, seinen Hochflug, aber auch seine Unzulänglichkeiten. Schließlich fühlt man es doch heraus, was den Münchener Professor so mächtig zu dem schwäbischen Landwirth zieht: der wesensverwandte Lehrer der Humanität, der Friedensapostel, der Erlöser der Thierwelt aus Druck und Mißhandlung, auf daß über das ganze Reich des Lebendigen die Sonne einer milden, durchgeistigten Freude aufgehe. Und nachdem er sich am Ideengehalt dieser naiven Bauernphilosophie begeistert, erscheint Weltrich selbst als Weltbetrachter, der im Geiste seines Lehrers Vischer die Gegenwart richtet und in die Zukunft schaut. So wird die bescheidene Studie über einen bescheidenen Dichter zuletzt ein werthvoller Beitrag nicht allein zur Literatur und Philosophie, sondern auch zur Socialwissenschaft. So wird Richard Weltrich zum unerbittlichen Kritiker unserer Zeit.

*) Eine ästhetisch-kritische und socialethische Studie. Stuttgart, Strecker & Moser.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach stammt das schöne Wort: „Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Unrecht." Was aber gilt uns in Staatsgeschäften die Maxime? fragt Weltrich. Wir glorificiren heute unverholener als je das Recht des Stärkeren, die brutale Macht, den skrupellosen Erfolg, das Dreinschlagen und Dreinschlagenkönnen, das Umsichhauen, und wir nennen diese Weisheit „Realpolitik". Wir haben uns an das Wort vom „Blut und Eisen" gewöhnt, und wir freuen uns, daß der kriegerische Sinn unter uns zugenommen habe. Wir betrachten die Humanität als eine Tugend, die man nicht jeder Zeit brauchen könne, und wo sie uns unbequem wird, sprechen wir von „Humanitätsdusel". Macht- und Ehrgier, das Verlangen im Völkerverkehr eine Herrscherrolle zu spielen, hat sich der Großstaaten bemächtigt, und Machtgier, ruhelos hastend nach äußerlichen Ehren, nach materiellen Gütern, erfüllt das Getriebe des persönlichen Lebens. Nationaler und individueller Egoismus legen sich heute weniger als je eine Schranke auf, und wie eine Elegie aus vergangenen Tagen klingt der Ruf nach ethischem Idealismus. Im April 1898 hat im Deutschen Reichstag der Staatssecretär Graf Posadowsky die Aeußerung gethan, es sei zu wünschen, daß sich das deutsche Volk wieder etwas mehr als das Volk der Denker und Träumer zeige. Im Munde eines Regierungsvertreters ein merkwürdiges Wort und ein höchst löbliches, auch im Zusammenhang damit, daß Graf Posadowsky den besitzenden Classen, den Arbeitgebern, zurief, der Profit und die Dividende seien nicht die Hauptsache. Aber woher sollten die Denker und Träumer, nach denen man am grünen Tische sich plötzlich sehnt, denn kommen? Vor drei Jahren hätte sie die Umsturzvorlage beinahe sämmtlich mundtodt gemacht. Geistige Arbeit gilt heute bei uns weniger als vor hundert Jahren, es müßte denn sein, daß sie einen unmittelbaren praktischen Nutzen gewährt oder Geld macht; je höherer Art sie ist, um so weniger wissen die Regierungen mit ihr anzufangen. Die „homines litterati" sind ihnen unbequem und werden an die Wand gedrückt. Das empfinden nicht etwa nur die Angehörigen des freien schriftstellerischen Berufes oder die „träumenden" Dichter; auch von amtlicher Stelle, von der ersten Universität Deutschlands her verlauten ähnliche Klagen. Es war der Rector der Berliner Universität, Professor Schmoller, der an die Vertreter der geistigen Interessen, die Gelehrten, die Schriftsteller und Künstler und die Männer der Presse, die Aufforderung richtete, sich zu „sammeln" und zu verbinden, damit nicht sie, deren hohe Aufgabe die Vervollkommnung der Individuen und der Gesellschaft sei, aus ihrer leitenden Stellung verdrängt würden, damit es ihnen erspart bleibe, im Dienste der heute zur Herrschaft sich vereinigenden materiellen Interessen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Wir haben uns in vielen und wichtigen Dingen von anderen Völkern überflügeln lassen. Wie wird in den skandinavischen Ländern die Presse geachtet, welchen freien Weg zum Ministerstuhl findet in England das Talent! Bei uns herrscht in allem Staatsdienst die Schablone. Philanthropische Stiftungen leisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Großes; bei uns erschrickt vor solchen Opfern fast überall der Bürgersinn. Bureaukratische Bevormundung bewacht jede Regung der Volksseele, mengt sich in jedes Unternehmen, hemmt jeden Fortschritt; das Gefühl, „regiert" zu sein, wird der Deutsche vom Morgen bis Abend nicht los, und ein täglich wachsender Berg von Vorschriften, von Verboten und Gesetzen erdrückt die Individualität. So klagt Richard Weltrich. Hat er etwa Unrecht?

Uns Deutschen hat das letzte Drittel des Jahrhunderts die Erfüllung eines lange ersehnten Traumes gebracht: eine einheitliche staatliche Organisation und einen unter den Nationen geachteten Völkernamen. Nicht eine vollkommene Einigung unserer Stämme, meint der Großdeutsche, der in jedem

Schwaben steckt. „Die Deutsch-Oesterreicher blieben ausgeschlossen, und zum Schaden des Ganzen wurde hiermit das süddeutsche Volksthum numerisch zu schwach. Aber ein Großes und Frohes versprechender Bau schien dieses Reich doch zu sein, das auf föderativer Grundlage errichtet ist, das die Führung einem mit protestantischer Bildung und Wissenschaft genährten Staate anvertraute, das in seine Verfassung eine Repräsentation des Volkswillens, ein Parlament, aufnahm. Und dennoch, welches Gefühl bitterer Enttäuschung geht heute durch unser Volk und wie sonnenlos blickt uns das seinem Ende zurollende Jahrhundert an! Wer sich genügen lassen mag am Glanze unserer nationalen „Machtstellung", unserer „Weltstellung", wird ja Trost finden; wir Anderen verkaufen um dieser Dinge willen nicht unser Erstgeburtsrecht, verrathen um ihretwillen nicht den Liberalismus. Die Zustände im Innern des Reiches sind düster. Nicht ein Hort humaner und freiheitlicher Bildung, sondern ein Hort rückläufiger, reactionärer Bestrebungen ist das von Preußen geführte Reich seit geraumer Zeit geworden. Auf den Gesichtskreis hinterpommerischer Junker und Conservativer, auf das atavistische Denken ostelbischer Agrarier möchte man das Volk Lessing's, Kant's und Goethe's zurückschrauben und worauf wir hinsteuern, ist ein Militärstaat, bevölkert von frommen Leuten. Der Wunsch, daß sich unser Volk dem flachen naturwissenschaftlichen Materialismus, der das Denken so unbefriedigt läßt wie das Gemüth, entziehe, ist berechtigt; aber etwas Anderes ist es, den geistig Gebildeten einen Glauben, dessen Dogmatik zerbrochen ist, wieder aufzuzwängen, etwas Anderes, die Geistesfreiheit um kirchlicher Interessen willen zu unterdrücken. Man will, daß das Volk „Religion" habe; aber den bestehenden Confessionen ist die Masse unseres besten Bürgerthums längst entwachsen, und jeder Versuch einer religiösen Neubildung, jeder Versuch, auf das Altüberlieferte ein frisches, fruchtbares Reis zu pflanzen, findet den Staat als Hemmschuh. Unsere Minister und Liebkind-Parlamentarier reden von Gott, als ob sie mit ihm gestern zu Nacht gespeist hätten; als ob die philosophische Arbeit zweier Jahrhunderte, als ob die Denkarbeit der Jahrtausende nicht geschehen wäre, wird uns ein graß-anthropomorphischer Gottesbegriff auf's Neue zugemuthet. Wollte Jemand erinnern, daß ein Kant, ein Hegel, ein Schopenhauer gelebt habe, so würden diese Staatslenker — mit der Weisheit eines Philosophiestudirenden vom ersten Semester — unter mitleidigem Lächeln bemerken, von den philosophischen Systemen habe Eines das Andere todtgeschlagen und die Wahrheit habe Keines entdeckt. Die „Systeme" — gewiß, diese sind ein vergängliches Werk, sofern sie eine unlösbare Aufgabe, die Lösung des Welträthsels, erfüllt zu haben meinten; aber verloren ist darum doch ihr den tiefsten Bedürfnissen der Menschen entsprungenes Bemühen nicht, und was unsere „maßgebenden Stellen" nicht zu wissen pflegen, ist, daß in den Schriften der Philosophen, wenn auch ihr Systembau ein verfehlter war, eine Fülle von ewigen Wahrheiten steckt, und daß sie das menschliche Denken von gewissen Begriffen, in denen nur das Muckerthum, der Ultramontanismus und die Hierarchie ihr Heil sehen, gereinigt haben. Noch ist unser Volk nicht ideenarm, aber der moderne Staat wird es mehr und mehr. Und eben darum steht er den ultramontanen Begehrlichkeiten und der Hierarchie, die doch nur mit seiner völligen Unterjochung zufrieden ist, rath- und hülflos gegenüber. Seines ganzen Fleisches und Blutes wird sie sich bemächtigen, wenn er ihr seinen Arm leiht; und dazu ist er ja schon voll guten Willens. Wer heute im Deutschen Reich über den heiligen Rock in Trier die Wahrheit sagt, muß fürchten, eingesperrt zu werden; denn nach der Meinung vieler Juristen gehört der heilige Rock zu Trier zu den Einrichtungen der katholischen Kirche, und diese sind, welcher Art sie auch sein mögen, unantastbar. Wenn nach solchen Rechtsanschauungen mit Kunst und Wissenschaft verfahren werden soll, so muß das geistige Leben bei uns erstarren, so werden wir die Chinesen Europas. Auf Ketzergerichte könnte die Kirche dabei verzichten."

Doch nicht nur unter einer im Namen der Religiosität sich breit machenden Reaction seufzen wir, wie Weltrich nachweist; auch der Militarismus drückt uns zu Boden. Zwar wird mit diesem Wort, sofern es einen Tadel bedeuten will, mancher Mißbrauch getrieben, und demagogischer Unverstand macht es zur Phrase. Daß in unserem Heerkörper ein großes Capital von Tüchtigkeit, von Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Intelligenz steckt, verschweigt auch Weltrich keineswegs. Er ist sogar der Ansicht, daß wir Deutschen bis auf Weiteres nicht mit einer Abrüstung vorangehen können. Das erschwert uns schon unsere geographische Lage, und daß Frankreich auf die Gelegenheit, uns zu überfallen, lauert, ist seit dem Zolaproceß für Niemand ein Geheimniß mehr. Wir sollen auch nicht vergessen, daß bei der Hingabe an quietistische Beschaulichkeit ein Volk bald erschlafft, daß uns das Schicksal der alten Griechen, der arischen Inder erreichen würde, wenn wir unsere Wehrhaftigkeit einbüßen würden, wenn wir ausschließlich ein Volk von Denkern, Gelehrten, Künstlern und Dichtern zu sein wünschten. Und kommen große weltgeschichtliche Processe in Gang, wie es z. B. die Aufschließung des größten Theiles von Asien für die Civilisation und die Fruchtbarmachung seiner ungeheuren Naturschätze sein könnte, so ist es billig, daß wir Deutsche, ohne in Erobererpolitik zu verfallen, an ihnen theilnehmen, und schon die Uebervölkerung unseres Landes, schon unsere wirthschaftlichen Bedürfnisse scheinen uns dazu zu zwingen. Dies Alles wird man zu bedenken haben, wenn von der Armee oder der Flotte Deutschlands die Rede ist. Aber Weltrich findet, auf eine abschüssige Bahn seien wir auch hier gerathen. „Wir sind in Gefahr, aus der Noth eine Tugend, aus dem Mittel der Erhaltung unseres Volksthums den Staatszweck zu machen. Heute verschlingen die Armeen der europäischen Großstaaten Milliarden — welche Segnungen würden diese Milliarden stiften, wenn sie anstatt für Uniformen, Waffen, Casernen und Festungen für die ökonomische Kräftigung der unbemittelten Classen und für Kunst und für Wissenschaft verwendet würden! Daran zu denken, ist doch wohl auch zeitgemäß. Und der Tag wird kommen, an welchem sich die Völker Europas an die Stirn schlagen und sich wegen der in's Ungeheuerliche getriebenen Verschwendung ihrer Mittel und Kräfte für den „bewaffneten Frieden" wie Wahnsinnige vorkommen. Wenn aber diese Einsicht durchbricht, so ist zu fürchten, daß ihr das preußisch-deutsche Reich am zähesten widerstreben wird. Denn dem Preußenthum steckt der Militärgeist, steckt die Freude an Heer, am Soldaten- und Kriegswesen in den Knochen. Und wenn Frankreich und Rußland heute die Störenfriede Europas sind, dieses durch seinen Expansionsdrang, jenes durch seine Revanchegier, so sind es doch wir Deutsche, welche zur modernen militärischen Entwickelung Europas den Anstoß gegeben haben. Der Rieseneifer, mit welchem Preußen auf die Ausbildung eines großen stehenden Heeres bedacht war, hat die anderen Nationen, unsere Bundesgenossen wie unsere Gegner, zu Nachahmung gezwungen, und nun begann der Wetteifer der Staaten, begann die ewige Schraube: heute steigert Deutschland seine Rüstungen, und weil Deutschland sie steigert, so steigern morgen Rußland und Frankreich die ihrigen, so steigert Deutschland wiederum die seinigen. So werden die großen Armeen zu einem wuchernden Gewächs, das den Organismus der Staaten seine Kräfte aussaugt. Die Verarmung Italiens ist das erste warnende Exempel. Doch ist es nicht nur der in's Unbegrenzte fortwachsende Kostenaufwand, mit dem gerade uns Deutsche der Militarismus bedroht; vielleicht noch schlimmer ist die Gefahr des Uebergreifens militärischer Denkweise, militärischer Einrichtungen in die Gebiete des bürgerlichen Lebens, die Zuspitzung des Gegensatzes von Civil- und Militärstand, die Unterminirung des bürgerlichen Rechtsstaates. Der Subordinationsgeist ma-

in der Armee unentbehrlich sein; in die Kreise des bürgerlichen Lebens verpflanzt, erzieht er ein Volk von Knechten. Zum militärischen Wesen gehört viel Formalismus, viel Freude am Aeußerlichen, am Prunk und Schein, an Repräsentation, Titel, Rang, glitzernden Auszeichnungen; alles Dinge, über die wir früher richtiger dachten als heute. Es ist nichts als ein Symptom, aber ein widerwärtiges, daß im neuen Deutschland der Richter, der Kaufmann der Bezeichnung seines Berufes den Titel Reservelieutenant vorzuziehen beginnt. Ein Stand, der keinen Sinn hat als den, die Andern zu schützen, kann nicht der Erste sein; denn um ihretwillen existirt er, und diese Anderen sind die eigentlichen productiven Stände. Man spricht aber bei uns von einer Officiersehre, als ob den Angehörigen der übrigen Stände ein geringerer Grad von Ehrgefühl eigenthümlich sei, und die Sanctionirung dieses Wahnes gefährdet Leib und Leben der Bürger. Auch die Redensart von des „Königs Rock" gehört hierher; auch sie ist eine Beleidigung aller nichtmilitärischen Staatsangehörigen. Soviel man weiß, kommen die Könige weder in einem bürgerlichen noch einem militärischen Rock zur Welt, und wenn ihnen der bürgerliche Rock zur Bekleidung nicht gut genug dünkt, so müßte sie das Bürgerthum folgerichtigerweise ihren Soldaten ganz und gar überlassen. Alle diese seltsamen Anschauungen haben ihren Ursprung im deutschen Norden. Und unser Schwabe versichert, im südlichen Deutschland sei eine schroffe Hervorkehrung des militärischen Standes nicht heimisch und nicht üblich; den staatlichen und gesellschaftlichen Traditionen Preußens aber entspricht es, daß der Officier den anderen Ständen gegenüber eine exclusive Stellung einnimmt, daß er in der Oeffentlichkeit groteske Privilegien beansprucht, daß er seine Standesvorurtheile auch außerhalb seines Berufskreises geltend macht, und welche Auswüchse dabei hervortreten — Kastengeist, steifer Hochmuth und schnarrender Dünkel —, ist bekannt. Die Ueberschätzung des militärischen Wesens ist Preußens schwache Seite, und bewirkt sie nichts Schlimmeres, so gebiert sie doch allerlei Curiosa. Als Goethe zur Gruft getragen wurde, sah ein von Erfurt herübergekommener preußischer Major die Trauerfeier mit an. Nach Erfurt zurückgekehrt, äußerte er sich verwundert, daß man Goethe fast mit den Ehren eines Stabsofficiers bestattet habe. Als Jean Paul am Berliner Hofe sich einfand, empfing ihn die Königin Luise mit Bewunderung und Liebe; der König aber ließ die Bemerkung fallen: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben ..., aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maaßhalten nicht." Es war aber der König, der in diesem Falle von Maaßstäben nichts wußte.

Die größten Ereignisse sind größte Gedanken, hat Friedrich Nietzsche gesagt, und die lichte Vernunft giebt ihm recht. Wie viele „Gebildete" zählen wir aber, denen diese Einsicht in den Sinn will? Schon unser Jugendunterricht läßt sie nicht aufkommen, und die Gewohnheiten unserer Tagespresse vertreiben sie. Weltrich weist darauf hin, was auf unseren Schulen in der Regel als „Geschichte" gelehrt wird! Schlachten, Kriege und Schlachten — die Reihenfolge dieser Begebenheiten dem Gedächtniß einzuprägen, gilt als die Hauptaufgabe. Was sind wir in der Jugend mit den Einzelnheiten des peloponnesischen Krieges oder der Diadochenkämpfe oder der Kriege Karl's V. oder des Dreißigjährigen Krieges u. s. w. geplagt worden, und als welche Todsünde galt es, etwa den ersten und den zweiten Messenischen Krieg oder den ersten und zweiten Mithridatischen Krieg zu verwechseln! Als ob es einen Bildungswerth hätte, diese Vorgänge anders als in großen Zügen zu kennen! Es werden aber kaum weniger als dreihundert Kriege und kaum weniger als achthundert Schlachten gewesen sein, deren Jahreszahlen man einlernte. Weltrich hat später mehrere Jahre hindurch der Maturitätsprüfung einer gymnasialen Bildungsanstalt beigewohnt und erinnert sich nicht, gehört zu haben, daß im Fache der Geschichte nach anderen Dingen als nach Kriegen, Schlachten, Dynastien, Feldherren und Generalen gefragt wurde. Von den größten Begebenheiten der Weltgeschichte, von der Entdeckung Amerikas, der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Geburts- und Todesjahr eines Fürsten im Reiche des Geistes u. dgl. sei niemals die Rede gewesen. „Es war zum Sterben langweilig. Aber solches Unterrichts- und Prüfungswesen ist Herkommen oder „allerhöchste Vorschrift". Daß man von einem Leonidas oder einem Blücher, von Schlachten, wie sie Marathon und Leipzig gesehen haben, mit gebührendem Nachdruck spricht, daß volksthümliche und für ihre Zeit typische Heldengestalten, wie ein Prinz Eugen oder ein Zieten der Jugend geschildert werden, ist ja selbstverständlich; aber zwei Drittel der „politischen" Geschichte sind nichts als eine Kette von Thorheit und Frevel, und an einem General, der nicht mehr Verdienst oder Verstand aufweist als ein Reiterstiefel oder als ein Schuh, ist nichts Merkwürdiges. Daß das Kriegshandwerk — vom Falle der Nothwehr abgesehen — etwas Rohes und Häßliches ist, kommt unserer regelrechten Pädagogik gar nicht in den Sinn, und daß die Culturgeschichte die Quintessenz aller Geschichte ist, liegt jenseits ihres Horizontes. So erziehen wir, als geschähe es mit Absicht, eine raufluſtige Jugend." Weltrich hat Recht. Die gleiche Auffassung giebt den populären Handbüchern der „Weltgeschichte" schon ihren äußerlichen Zuschnitt: die politischen Ereignisse und vorab die Kriegshändel werden mit Breite und Umständlichkeit erzählt, während alles Culturgeschichtliche, alles, was innere Geschichte der Völker oder Geschichte der geistigen Entwickelung ist, als Anhängsel und mit kleinerem Druck kommt. Nach dem gleichen Muster verfahren die Tageszeitungen: die Angelegenheiten der Bildung, der Wissenschaft, Literatur und Kunst werden im Feuilleton, „unter dem „Strich", in einer Beilage besprochen, der Haupttheil der Zeitung und drei Viertel ihres Raumes gehören den politischen Vorkommnissen, den Hof- und Staatsnachrichten an, mögen diese auch noch so bedeutungslos sein. Und auch Zeitungen, welche die Freiheit oder die Bildung auf ihr Programm schreiben, wehren sich in diesen Dingen gelegentlich gegen einen humanitären Fortschritt. Als im Jahre 1897 die badischen Gruppen der Deutschen Friedensgesellschaft an den Landtag eine Petition zu richten beabsichtigten, „daß im Unterrichte an den Volks- und Mittelschulen alles chauvinistische Beiwerk beseitigt und künftig die Geschichte der Kriege nur in ihren allgemeinen Umrissen gelehrt, dagegen in verstärktem Maaße die Culturgeschichte der Völker gepflegt werden möge", ergrimmten sofort alle Kurzköpfe, und der Berichterstatter einer liberalen Zeitung erklärte, mit „dieser Art von Heulmaierei" züchte man einen Staat von Mennoniten und Quäkern heran. „Als ob nur das Schlachtfeld Gelegenheit böte, Mannhaftigkeit und Muth zu erweisen!" ruft Weltrich aus. „Ich sehe nicht, daß das Sichducken, Kriechen und Schmeicheln unter uns abgenommen habe, seit wir ein Volk von Politikern und Soldaten geworden sind; verrohend aber wirkt ohne Zweifel jeder Krieg, weil er ex officio einen Theil der moralischen Gebote außer Kraft setzt, weil er die Menschen an Hartes, Rücksichtsloses und Grausames gewöhnt. Und wenn der Patriotismus, auf den sich der kriegerische Sinn zu berufen pflegt, eine schöne Eigenschaft ist, so giebt es doch kaum eine Tugend, welche leichter entartet. Nationale Ehrsucht und Eitelkeit, blinder Haß gegen fremde Völker, bornirtes Verkennen des Guten, das ihnen eigenthümlich ist, und plumpe Prahlerei sind nur zu häufig in ihrem Gefolge. Die Gegenwart hat dafür an den Czechen, dem aufgeblasenen Frosch Europas, ein lehrreiches Beispiel. Auch die Revanchegier der Franzosen nennt sich Patriotismus; und wie hat sie das Gehirn dieses geistreichen Volkes verwüstet! Wir Deutsche

brechen gewiß keinen Krieg vom Zaun; aber ein „Herrenvolk“ unter den Völkern zu sein, hat uns der „Alldeutsche Verband“ doch empfohlen, und im Großen wie im Kleinen wirken solche Phrasen verderblich. Die Thaten eines Leist, eines Wehlan, eines Peters haben uns keine Ehre gebracht. Bezeichnenderweise gelten im neuen Reich die Worte „stramm“ und „schneidig“ als das beliebteste Lob. „Es gab eine Zeit“, heißt es bei Nietzsche, „wo man gewohnt war, die Deutschen mit Auszeichnung ‚tief‘ zu nennen. Jetzt, wo der erfolgreichste Typus des neuen Deutschthums nach ganz anderen Ehren geizt und an Allem, was Tiefe hat, vielleicht die „Schneidigkeit“ vermißt, ist der Zweifel beinahe zeitgemäß und patriotisch, ob man sich ehemals mit jenem Lobe nicht betrogen hat: genug, ob die deutsche Tiefe nicht im Grunde etwas Anderes und Schlimmeres ist — und etwas, das man, Gott sei Dank, mit Erfolg loszuwerden im Begriff steht.“

Druck erzeugt Gegendruck, und, eine Sammlerin aller in den modernen Völkern gährenden Unzufriedenheit, wälzt sich die socialdemokratische Hochfluth gegen die besitzenden und an der Herrschaft befindlichen Classen, gegen die alten Säulen unserer Staatsordnung heran. Aber das politische Gebilde, für das sie Raum zu schaffen unternimmt, nennt Weltrich utopistisch und für eine glückliche Zukunft der Menschheit keine Gewähr bietend. „Denn der socialdemokratische Staat, wie ihn Karl Marx etwa gedacht hat, würde zum Schaden der höheren geistigen Arbeit und Cultur die platte wirthschaftliche Nützlichkeit zum Angelpunkte alles Lebens machen, und nur ein unerhörter, die Freiheit der Berufswahl und die individuelle Freiheit überhaupt auf's Härteste bedrängender Despotismus könnte eine Staatsmaschine dieser Art in Gang erhalten.“ Hiermit verkennt Weltrich aber nicht, daß das Emporkommen des vierten Standes ein unaufhaltsamer Proceß ist, daß die ultramontane Partei für den geistigen Fortschritt der Menschheit tausendmal gefährlicher ist als die socialdemokratische und daß die Socialdemokratie in den Parlamenten zum Oefteren für Volks- und Menschenrechte, die kein Liberaler in Stich lassen sollte, den Kampf führt. „Und wenn der Unterschied zwischen Reich und Arm niemals verschwinden wird, so brauchte doch ein Zustand, bei welchem mehr als die Hälfte der Bevölkerung ein kümmerliches und kaum menschenwürdiges Dasein fristet, nicht gerade in alle Ewigkeit zu dauern. Wenn aber die sociale Misère der unteren und mittleren Stände auf dem Wege der Socialpolitik vermindert werden soll — und die Regierung Kaiser Wilhelm's I. hat ja im Interesse der Arbeiterklasse einen dankenswerten Anfang gemacht, Aufgaben der gesellschaftlichen Ethik zu lösen —, so ist es nöthig, daß der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken oder der Gesammtheit durch einzelne Berufsclassen in noch viel umfassenderen Maaße als bisher der Boden entzogen werde, und daß für's Erste eine gerechtere Besteuerung die Minderbemittelten entlaste. Während wir uns aber den Kopf zerbrechen, ob der Staat jemals ein Allhelfer in der Noth werden könne, ist es auf alle Fälle praktisch, sich an die private Uebung humanitärer Wohlthätigkeit täglich zu erinnern. Daß in dieser Richtung nur der tausendste Theil dessen geschieht, was ohne spürbare Opfer geschehen könnte, wird sich nicht sagen lassen. Ohne jegliche Schuld in's Elend gerathen, verkommen Unzählige, und einem im Kampfe mit der Mittellosigkeit sich verzehrenden Talent hilft in der Regel Niemand. Es heißt niedere Instinkte großziehen, wenn man den Neid auf den Reichthum nährt; aber der Reiche bedenke auch, welche sittliche Ueberwindung dazu gehört, um jeden Bissen Brod sich sorgen, auf die bescheidensten Herzenswünsche verzichten zu müssen und doch nicht neidisch zu werden, wenn hart daneben, und des darbenden Bruders nicht achtend, der Hochbegüterte die raffinirtesten Bedürfnisse befriedigt und — ob für sich selbst oder die lieben Kinder, macht hierbei wenig Unterschied — seinen mühelos wachsenden Ueberfluß aufspeichert. Großes Vermögen zu besitzen, ohne an die Dürftigkeit oder für den allgemeinen Nutzen große Spenden zu geben, ist unanständig, und kein Reicher ist ein sittlich hochstehender Mensch, der nicht zuweilen mit einer Art von Schamgefühl, mit Gewissensunruhe empfindet, daß er unter tausend Entsagenden der Genießende ist.“ In den Aphorismen der Königin Natalie von Serbien findet sich das schöne Wort: „Die Reichen haben nur eine Entschuldigung: das Wohlthun.“ Daneben bemerkt sie: „Bloß für sich zu besitzen ist nichts; aber auch für den Andern etwas zu erübrigen, das ist etwas und geradezu Alles.“ — Als Weltrich eines Abends mit seinem Lehrer Vischer im Wirthshaus saß und er die Speisekarte prüfte, sagte der alte Herr: „Ich esse so gerne Austern; aber man sollte es nicht thun, weil es so viel arme Leute giebt.“ Für einen Nationalökonomen mag diese Aeußerung verwunderlich sein und für einen Austernzüchter entsetzlich; aber sie entspricht einer Gesinnung, welche der Pflichten gegen den Nächsten keinen Augenblick vergessen will, und sie war eine Anwendung des Satzes Chr. Wagner's: „Es ist nicht Alles ganz Dein, was Du Dein nennst.“ Es giebt Reiche, welche großgesinnt und gütigen, opferwilligen Herzens sind; aber um sehr Vieles häufiger macht man die Bemerkung, daß der Reichthum das Mitgefühl mit der Armuth nicht steigert, sondern vermindert, daß Hartherzigkeit und Reichthum verknüpft sind; die Fähigkeit, sich in die Lage des Armen und Gedrückten zu versetzen, geht dem in der Fülle der Mittel Lebenden verloren, und leicht stellt sich mit dem Besitze der Hochmuth ein, der sich als ein Verdienst anrechnet, was die Gunst des Geschickes gegeben hat. Und weil schon die emsige Sorge um Geld und Gut die Seele von ihren höheren und höchsten Aufgaben abzieht, so liegt Wahrheit im Ausspruche des erhabenen Weisen von Nazareth, daß eher ein Kameel durch ein „Nadelöhr“ gehe, als daß ein Reicher der Seligkeit theilhaftig werde. Man dürfte hinzusetzen: „Thue Gutes, hilf den Nothleidenden, und so oft Du willst, kannst Du himmlische Seligkeit in Dir spüren. „Unglücklich, wer das Glück des Wohlthuns nicht empfindet“, lautet ein dritter Aphorismus der serbischen Königin. Wenn aber bei den himmlischen Heerschaaren eine Culturgeschichte der Menschheit geschrieben wird, wie ganz anders würden ihre Maaßstäbe sein als die bei uns gebräuchlichen! ruft Weltrich. Mit goldener Schrift würden in ihr prangen Namen wie der Banquierswittwe Furtado-Heine, die in Paris eine Apotheke für arme Kinder stiftete, oder der Baronesse Angelica Burdett-Coutts, die in London den Stadtarmen auf einmal die Summe von fünf Millionen schenkte.

„Welche verworrene Zeit ist es, in der wir leben!“ schließt Weltrich seine echt Vischer'sche Philippica. „Nach einem neuen Führer, der ihr den Weg zur Wahrheit und und zum Heil wiese, sucht sie in religiösen Dingen wie in moralischen, und die Bücher des Grafen Leo Tolstoi bewundert sie zugleich mit den Büchern Friedrich Nietzsches. Was aber gezüchtet würde, wenn das brutale Vorrecht des Stärkeren im gesellschaftlichen Leben als Maxime gälte, wären nicht „Uebermenschen“, sondern Untermenschen, Unmenschen. Nein, nicht in der Sinnesverhärtung, sondern in der Sinnesmilderung liegt die Möglichkeit einer Höherbildung der Menschheit, und nur die Grundsätze der Bruderliebe oder des Altruismus erziehen die Völker zur Humanität. Was aber will Humanität, was ist der Sinn dieses vielgebrauchten Wortes? Humanität will den vollendeten menschlichen Typus schaffen, will die menschliche Gattung auf den ihren Anlagen erreichbaren Gipfelpunkt heben, will allen Kräften des Menschen, die dieser Aufgabe dienen, Raum zur Entfaltung geben; sie macht also den Wahrheitssinn, den Erkenntnißtrieb von jeglicher Fesselung frei, sie bildet den Schönheitstrieb aus, und sie nimmt zum Princip des Handelns die Wohlfahrt Aller, die Fürsorge Aller für Alle. So ist die Ausbreitung der Humanität gleichbedeutend mit Steigerung der Cultur, der Civilisation, und für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit der Menschen eine der Benennungen des höchsten Zieles.“

# Literatur und Kunst.

## Die Idee des Friedens und das Recht.

Von Moritz Lazarus.*)

Auf dem Grunde der natürlichen Bedürfnisse, Neigungen und Bestrebungen erheben sich unter den Menschen die Werke der Civilisation und die Schöpfungen der Cultur: die Bearbeitung des Bodens, die Gewinnung der Stoffe aller Art und die Erzeugnisse der Industrie in allen Formen, die Mittel und Einrichtungen des Verkehrs auf der einen Seite und auf der anderen die Ausbildung des Geistes, der Erwerb von Erkenntnissen, die Gestaltung von Kunstwerken, beide ineinander übergehend und miteinander in stetiger und steigender Wechselwirkung. Dort werden die Vermehrung des Behagens, des Genusses und der Annehmlichkeiten, Erleichterung der Arbeit und Erfüllung der Muße mit immer öfteren, sinnlichen Freuden und Ergötzungen, hier die Erforschung und praktische Anwendung der Naturgesetze, der wissenschaftlichen Methoden und Erfindungen, der ästhetischen Formen gesucht. Die Steigerung der Kräfte, die Beschaffung künstlicher Mittel und die Vielseitigkeit der Energie vereinigen sich zum Aufbau einer Culturwelt oder Weltcultur. Aber alle diese Thätigkeiten und ihre Erfolge setzen die Vereinigung der Menschen voraus und werden wiederum zur Ursache, daß die Verbindung derselben im Umfang erweitert, im Werthe erhöht, kurz daß sie gesteigert und idealisirt sind. Cultur der Menschen und ihre Gemeinschaft sind in stetiger Wechselwirkung.

So wie die Erfüllung des Naturzweckes, die Erhaltung der Gattung zur Quelle der Seelengemeinschaft, so wird auch die Erfüllung aller Culturzwecke zur Ursache der geistigen Verbindung unter den Menschen. Aber diese Vereinigung der Geister ist in der That nicht bloß der Grund, sie ist auch das wahre, das eigentliche, das höchste Ziel aller Culturthätigkeit.

Schon in jeder Berufsarbeit jedes Individuums auch nur für andere einzelne Individuen sehen wir die Grenzen der Ichheit überschritten. Der Landmann gewinnt das Korn, und der Bäcker bäckt das Brod, der Schuster macht Stiefel, der Dichter schafft seine Dichtungen nicht für sich allein, sondern alles dies für Andere. Das ist der allgemeine, die Unterschiede glücklich ausgleichende, ethische Werth aller Culturthätigkeit, daß sie die isolirende Schranke des Egoismus niederreißt und die Menschen durch ihre Bedürfnisse und deren Befriedigung miteinander verbindet. Auch hier treffen wir wieder das Charakteristisch-Menschliche. Kein Thier macht etwas für das andere; kein Thier kennt Leistung und Gegenleistung oder den Austausch von Leistung und Löhnung.**) — Vollends die Leistung ohne Gegenleistung, ausschließlich zu Gunsten des Anderen: sie ist das edelste Werk menschlicher Cultur, und von den Edelsten wird es vollbracht. — Ist aber alle Culturarbeit von so specifischem ethischen Werth, dann ziemt es sich auch, daß sie in bewußter ethischer Absicht, im Gegensatz gegen jede egoistische Abschließung vollbracht wird. In mancherlei Wendungen wird von den Rabbinen der Gelehrte heftig getadelt, der sein Wissen für sich allein erwirbt und behält; ein „Baum in der Wüste“ wird er genannt. Eine Wahrheit, die vom Einzelnen gefunden wird, soll nicht für ihn allein gefunden sein: nicht das Individuum, sondern der Gesammtgeist soll durch sie bereichert werden. Und zu den Worten des Psalmisten „Schatz und Reichthum in seinem Hause“ sagt R. Huna: „das ist, wer Wissenschaft erwirbt und sie weiter lehrt“; und R. Chisdai: „wer heilige Schriften schreibt, oder besitzt und sie verleiht“.

Noch deutlicher aber tritt der ethische Erfolg in denjenigen Culturwerken hervor, welche für eine Gesammtheit geschaffen werden. Das Wohnhaus dient dem Einzelnen, und er kann isolirt darin hausen; aber der Palast, das Museum, das Gerichtshaus, das Rathhaus, die Schule und das Gotteshaus, sie eignen der Gemeinschaft; in ihrem Gebrauch, in ihrem Zweck, in der Idee, welcher sie dienen, sind die sonst getrennt lebenden Menschen vereinigt. Wohl ist die Idee das eigentliche innere Band, aber das Gebäude ist das sichtbare und wirksame Zeichen der Zusammengehörigkeit, so wie die Fahne das einende, ergreifende und spornende Symbol ihrer Gefolgschaft ist, um diese in hingebender Tapferkeit zu vereinigen. Nicht am Wenigsten aber erfüllen die gemeinsamen civilisatorischen Einrichtungen des Verkehrs die Aufgabe, die Menschen mit einander zu verbinden, ihren Austausch der Gesinnungen, Erkenntnisse zu befördern; jede Landstraße, die gebahnt, jeder Canal, der gegraben, jeder Schienenstrang, der gelegt, jeder elektrische Draht, der gezogen wird, sie alle bilden Fäden zu dem Bande, welches die Menschen geistig vereinigt.

Auch die gemeinsamen Vorgänge, in denen eine sonst getrennt lebende Mehrheit von Menschen zu gleichen, besonders idealen Zwecken sich zusammenfindet, dienen dem ethischen Ziele ihrer inneren Vereinigung. Gemeinsame Andacht, gemeinsame Belehrung, gemeinschaftlicher ästhetischer Genuß musikalischer oder dramatischer Art, ein Volksfest, ein Volksunglück, — sie machen aus den Individuen, wenn auch nur momentan, eine Gemeinde.

Allem Kriegswesen hat dies ein so leidiges Uebergewicht im Gemüthe der Völker gegeben; der Krieg übt einen zauberischen Reiz durch die Thatsache, daß hier, in einem Heere ein großer Theil, oft ein bester Theil des Volkes zusammensteht und zusammenwirkt; deutlicher und offenbarer, als auf irgend einem Gebiete der öffentlichen Thätigkeit sind Alle mit einander verbunden, und keiner von Allen zu einem persönlichen, sondern Alle zum gemeinsamen Dienst und Zweck, und zwar zu einem Solchen, der das Ganze, die Gesammtheit, das Vaterland allein angeht. —

Je mächtiger und namentlich je glänzender aber alles Heerwesen in den Augen der Menschen ist, je höher sein patriotischer Werth und auch seine ethische Bedeutung steht als Form der Zusammenschließung einer Vielheit zu einheitlichem und zu gemeinsamem Zweck, — desto mehr muß (um von allen sonstigen Uebeln des Krieges hier zu schweigen), desto mehr, sage ich, desto energischer und nachhaltiger muß immer wieder daran erinnert werden, daß der Krieg zwar die Einzelnen verbindet, aber die Völker trennt. — Vom Standpunkt des einen Volkes gesehen, steht der Krieg sehr hoch, vom Standpunkt der Völkervielheit oder der Menschheit steht er sehr tief, ist er der Abgrund aller auf das erkannte höchste Ziel gerichteten ethischen Cultur; dort ein edles Gefolge des Krieges: Tapferkeit, Einheit, Hingebung und Aufopferung, — hier Massenmord, Dauerhaß und das ganze Otterngezücht des rohesten Wettkampfes, des Neides, der Rachsucht, welches das sonst unschuldige Volksgemüth vergiftet, weil es Uebelthat als Tugend, Zerstörung

*) Unser alter Mitarbeiter Prof. Lazarus, der große Völkerpsychologe, sendet uns die Aushängebogen seines neuen Werkes „Die Ethik des Judenthums“, das in Commission bei J. Kauffmann in Frankfurt a. M. erscheint. Es ist eine rein objective Darstellung von Ursprung, Princip und Charakter der jüdischen Sittenlehre, wobei überall auf die Quellen zurückgegangen, aber auf Vergleiche mit anderen nationalen oder philosophischen Denkweisen verzichtet, also weder Apologie noch Polemik geboten wird. Wir empfehlen unseren Lesern im Voraus das schöne Werk des noch immer jugendfrischen Gelehrten, dessen gedankentiefe und warmherzige Darstellungsweise auch die vielen Verehrer des „Lebens der Seele“ wieder besonders anheimeln wird.
Die Red.

**) Die geselligen Thiere, die sogenannten Thierstaaten, kennen zwar eine Art von Theilung der Arbeit, Wachen ausstellen, Material beschaffen, Vereinigung zu Krieg und Vertheidigung u. s. w., aber kein einzelnes Thier thut etwas für ein anderes Thier (mit Ausnahme der Alten für ihre Jungen), sondern sie dienen, wenn sie sich verbinden, dem gemeinsamen Zwecke.

und Vernichtung als Segen preist! — — — „Wehe, die das Böse gut, und das Gute böse nennen!“ (Jes. 5, 20).

Alle Culturthat führt zwar zu einer Vereinigung der Menschen und zum Austausch und zur Wechselwirkung der Kräfte und der Leistungen; zugleich aber erzeugt sie eine Steigerung des natürlichen Egoismus. In der Berufsarbeit, in dem Schaffen für Andere sucht der Mensch den eigenen, den persönlichen Erfolg. Daraus entspringt der Wetteifer, der zum Wettstreit, zum Wettkampf wird. Die Sittlichkeit aber fordert den Frieden; den gesunden, gedeihlichen Frieden. Der Widerstreit der Vereinigung in der Leistung und des Wettkampfes im persönlichen Erfolge muß gelöst werden. Die Aufgabe der Sittenlehre ist es, die Grenzen der Berechtigung Beider, des Egoismus und der Hingebung, festzustellen. Der Egoismus ist nothwendig und nicht bloß ein nothwendiges Uebel, sondern ein constituirends Element, um herzugeben, muß man erwerben. Ebenso verhält es sich mit dem Gegensatz der Individualität und der Allgemeinheit. Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit im Dienst der Idee wird gefordert, zugleich aber Verschiedenheit und Eigenart der Kräfte und der Leistungen. Glücklicher Weise sind Beides keine absoluten Gegensätze; die Ichheit und die Hingebung, die natürliche Realität und die sittliche Idealität können und sollen nebeneinander bestehen. Von seiner Ichheit, von der Ausbildung, von der Ausbeutung und der Geltung der eigenen Person kann der Mensch sich naturgemäß nicht trennen; alles dies aber kann und soll er zugleich im Dienste und zum Zwecke der Gesammtheit verwenden. Und je höher das Individuum an Gehalt und Fähigkeit, an Bedeutung und an Leistung, desto reicher, vielseitiger wird seine Wirksamkeit für das Ganze; je vielseitiger aber seine Bethätigung für die Gesammtheit, desto höher steigt das Individuum. Schon die Natur bietet uns viele Gleichnisse, wie die Gegensätze nebeneinander ohne Störung bestehen; ich hebe nur Eins hervor. Um ihre eigene Achse kreist die Erde; zugleich aber bewegt sie sich um die Sonne. So bewegt sich die Handlung des Menschen um das eigene Ich, zugleich aber bewegt sie sich um die Sonne der Idee, um die Gesammtheit, welche durch die Verbindung der Individuen zu Stande kommt.

Die nächste Folge der Idee des Friedens ist das Recht. In neueren Zeiten hat Herbart die Verbindung der Idee des Rechts mit der des Friedens auf die Bahn gebracht. Der Friede oder die Vermeidung des Streites soll thatsächlich der Erfolg und deßhalb, ethisch genommen, der Grund des Rechtes sein. Jedes Unrecht hebt den Frieden auf, aber Gerechtigkeit sichert ihn vor Störung. Dem eigentlichen Kern dieses Gedankens begegnen wir schon in den Worten Jesaias: „Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein.“ Rudolf Ihering hat den Grundgedanken Herbart's mißverstanden (siehe Der Kampf um's Recht). Von der Thatsache gefesselt, daß man oft um sein Recht kämpfen müsse, und von der ethischen Wahrheit, daß man, damit Recht bleibe, um das Recht auch kämpfen solle, bis zur Einseitigkeit befangen, hat sich Ihering zu dem falschen Schlusse verleiten lassen, daß also Vermeidung des Streites nicht Grund und Ziel des Rechtes sein könne. In der Medicin werden auch Gifte angewendet, um Heilungen zu erzielen. Es muß eben oft genug gekämpft werden, um den Frieden zu gewinnen oder wieder zu erlangen; aber der Kampf ist nur ein Mittel, und der Frieden ist sein Zweck. Nicht um die Unterlassung des Kampfes handelt es sich auch für Herbart, sondern um die Vermeidung des Grundes zum Kampfe durch die Ordnung des Rechtes. Herbart hat die Idee des Rechtes ebenso wie die daneben stehende Idee der Gnade, der Liebe, des Wohlwollens nicht weiter abgeleitet, sondern als ein Letztes hingestellt. Werden aber diese Ideen aus der höher liegenden allgemeinen Idee der Vereinigung abgeleitet, dann liegt das wahre Verhältniß derselben vollkommen klar zu Tage, und ihre Dissonanz wird in Harmonie aufgelöst.

Die Natur- und die Culturgesellschaft der Menschen beruht auf der friedlichen Ordnung ihres Strebens und ihrer Erfolge, d. h. auf Recht und Billigkeit. Das Rechtsgesetz schützt den nothwendigen, heilsamen und friedsamen Egoismus, zugleich aber setzt es ihm seine Grenzen; seine Grenzen, die aus dem eben so heilsamen Egoismus der Anderen sich ergeben. Die Individuen werden durch die Idee des Rechts zur Rechtsgesellschaft vereinigt. Die Gesellschaft soll den berechtigten, aber auch nur den berechtigten Egoismus und seine Erfolge schützen. Leben, Gesundheit, Eigenthum und Ehre eines Jeden sollen vor dem Angriff und Eingriff des Anderen durch die Formen und die Handhabung des Gesetzes gesichert, aber auch jeder Leistung soll eine Gegenleistung nach Billigkeit gewährt werden. Die Einrichtungen des Staates haben vor Allem die Idee des Rechts zu realisiren, die Formen desselben festzusetzen und ihre Anwendung auf die gegebenen Verhältnisse der Menschen wirksam herbeizuführen. Im Wesen der Sittlichkeit selbst, in der unendlichen Natur der Ideen liegt es, daß die Begriffe des Rechts immer tiefer erkannt, immer klarer ausgebildet werden, schon in der Gesinnung der Individuen und Gesellschaft immer zarter, feiner und fruchtbarer sich gestalten; dem Staate aber liegt es ob, dieser fortschreitend höheren Ausbildung die befestigte Form des Gesetzes zu geben. Gerechtigkeit als Gesinnung und Rechtsverhältnisse als reale Thatsachen bilden noch nicht diejenige Vereinigung der Menschen, welche die Idee fordert; aber sie sind eine unerläßliche Bedingung derselben. Wo die Gerechtigkeit fehlt, ist die Zusammenschließung unmöglich. Denn das mit Bewußtsein geübte und das erlittene und empfundene Unrecht sind auf beiden Seiten das stärkste Hinderniß jeder Anerkennung des Anderen und jeder Hingebung an ihm.

---

## Der Untergang der plattdeutschen Komödie.

Von Arthur Obst (Hamburg).

Karl Theodor Gädertz, der bekannte Reuterforscher, hat auch einmal ein zweibändiges Werk über das plattdeutsche Schauspiel geschrieben; der zweite Band dieses Buches, das nicht mit philologischer Kleinigkeitskrämerei belastet und daher wirklich lesbar ist, behandelt die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert und es geht bis zum Jahre 1882. Seitdem ist mehr denn ein halbes Menschenalter verflossen, ohne daß ein Literarhistoriker sich die Mühe gegeben hätte, einmal nachzufragen, wie es denn eigentlich in der letzten Spanne Zeit um die plattdeutsche Komödie, um das niederdeutsche Schauspiel bestellt gewesen sei, ob es Fortschritte gemacht, ob die neue Kunst Einwirkung ausgeübt habe, ob endlich vielleicht ein Niedergang zu constatiren sei. Ja, wer so gefragt hätte, würde viel Antwort bekommen haben. Hätte er seine Frage an Herrn Ernst Drucker, den gegenwärtigen Leiter der beiden das plattdeutsche Schauspiel noch mit gewissen Intervallen pflegenden Hamburger Bühnen oder an dessen beide Vorgänger, die Herren Löwengard und Dr. Horn gerichtet, zweifelsohne wäre ihm die Antwort geworden, daß die niederdeutsche Muse blühe wie nie zuvor, ja daß sie unter den respectiven Directionen einen Glanzpunkt erreicht habe, der in der Geschichte des Theaters unvergeßlich sein werde. Jeder Director würde natürlich diesen gewiß für sich selbst in Anspruch nehmen, — und so würde das Urtheil durch keinerlei Selbsterkenntniß getrübt sein. Eine solche Auskunft wäre also nichts!

Aber die Kritik, — die Zeitungen! Diese Spiegelbilder des modernen Lebens werden doch zweifellos so über Werth und Unwerth schreiben, wie ihnen um's Herz ist ... Wieder fehlgeschossen! In den großen Blättern aller Orte giebt es

einen Platz — die Einen nennen ihn „Tagesneuigkeiten", die Anderen „Locales", „Tagesbericht" ꝛc., wo Alles „für Manchester weg" gelobt wird. Zwischen diesen Reclamen und Vereinsberichten stehen heute in allen großen und kleinen Zeitungen Hamburgs die Berichte über die Novitäten der plattdeutschen Bühnen, — ein schlechtes Zeichen für die Stücke, ein noch schlimmeres für die Theater, denn der Platz besagt, daß Bühne und Schauspiel eine Kritik nicht vertragen können. Das beweist auch schon sofort ein Blick in die wenigen Zeilen, die den Novitäten in der Regel gewidmet sind: Alles ist vortrefflich, der Director, das Stück, der Dichter, die Schauspieler, die Decorationen und schließlich auch das liebe Publicum, es ist den ganzen Abend nicht aus dem Lachen herausgekommen und hat aus Leibeskräften geklatscht. — Also auch hier keine Wahrheit, sondern Alles nur auf die Reclame zugespitzt, die dem Director die Häuser füllt.

Von dem Gros des Publicums kann man auch ein richtiges Urtheil nicht verlangen, wenigstens nicht von den Theaterbesuchern, die die Vorstadttheater Hamburgs aufsuchen; wer diese Leute einmal im Theater gesehen, wie sie sich nach des Tages Mühen an den schlechtesten Witzen amüsiren, wie ingrimmig sie den Bourgeois hassen, der die brave Arbeitstochter nicht in seine Familie aufnehmen will, wie sie jubeln, wenn ein Vertreter der Arbeiter den Capitalisten ein paar kräftige Phrasen aus Bebel's Lexicon in's Antlitz schleudert, — dem wird die Einsicht nicht fern bleiben, daß eine Kritik von diesem allein an seinen Leidenschaften geleiteten Völkchen nicht zu erwarten ist. Er wird aber auch bedauern, daß gerade diesem Publicum keine bessere Kost vorgesetzt wird, denn das ist doch sicher; wenn irgend ein Zweig der dramatischen Literatur von der „neuen" Richtung hätte profitiren können, so wäre es doch sicher die Dialekt-Dichtung gewesen, wie das die Dramen im Wiener, Berliner und Schlesischen Idiom bewiesen haben. Das plattdeutsche Schauspiel ist davon völlig unberührt geblieben; es fehlte an den Dichtern, die das verstanden, vielleicht aber auch an dem Publicum, das eine solche Wendung in seiner Abend-Unterhaltung goutirt hätte.

Blicken wir die ganze Reihe der plattdeutschen Dichter herunter, die nach 1882, da Gädertz sein Werk abschloß, noch am Leben war: wir finden keinen der die Kraft dazu in sich gehabt hätte, die plattdeutsche Komödie wieder neu zu beleben. Schreyer und Hirschel hatten damals mit ihrem fünfactigen Local-Schwank „Hamburg an der Alster" den letzten großen Erfolg erzielt; was sie nachher noch geleistet haben „Amors Droschke" und andere Theaterstücke, die über die Bühne des Carl Schultze-Theaters gingen, hat nicht annähernd den Erfolg zu verzeichnen gehabt, den sie dereinst im „Hamburger Nestküken", „Hôtel Hammonia" ꝛc. hatten. Sie sind seitdem „ruhige" Leute geworden, der dialectkundige Hirschel wohnt wie Stinde und Stettenheim, auch dereinst Hamburger Plattdeutsche, in Berlin, und Otto Schreyer hat, nachdem er noch ein „hoch anständiges" Stück für das Altonaer Stadttheater geschrieben, das Altentheil bezogen und wohnt jetzt, beliebt und hochgeehrt, aber leider für die plattdeutsche Komödie thatenlos in seinem Hamburg, noch immer jugendfrisch, aber doch ein Veteran, von dem man grüne Zweige nicht mehr erwarten darf. Arnold Mansfeldt, der Dichter der „Leev in Veerlaun", Emanuel Gurlitt, Husum's poetischer Bürgermeister und Verfasser von „Erst en Näs' und denn en Brill", sind zu ihren Vätern versammelt, Heinrich Volgemann ist ein hoher Achtziger, der in einem Stift — ein echtes deutsches Poetenschicksal — seine letzten Lebensjahre verbringt. Ernst Rethwisch dichtet nicht mehr für die Bühne, von Piening sieht und hört man nichts und Wilhelm Biel, zugleich Schauspieler und Dichter, hat, nachdem er vor wenigen Jahren noch ein ganzes hübsches Stück („Badder's Ebenbild") auf die Variété-Theaterbühne gebracht hat, auch die Feder — anscheinend für immer — niedergelegt. Von Ludolf Waldmann hat man nach der „Ulanenbraut" kein Stück weiter vernommen, das sich erfolgreich nennen konnte.

An die Stelle dieser Dichter sind Andere getreten, aber auch leider Augenblickserscheinungen, so namentlich Schölermann, dessen berühmtes Stück „Familie Eggers" von seinen späteren Arbeiten „Familie Werner" und „Hein Möller's sülbern Hochtied" nie wieder erreicht worden ist. Der Dichter ist auch bald gestorben. Krüger's „Hanne Nüte und de lütte Pudel" war ebenso ein Einzelerfolg wie Schölermann's Erstlingswerk. Eine bessere Zeit erlebte das plattdeutsche Theater noch, als Christian Bischoff mit geschickter Mache die alten Hamburger Straßenfiguren „Kirchhoff", „Hummel", „Pankoken" u. A. wieder auf die Bühne brachte. Ein Versuch von Adolf Philipp durch die „Fälle von Clömanzeh" die Parodie, die einst zu des talentvollen David Zeit auf der plattdeutschen Bühne reiche Erfolge erzielte, wieder zur Herrschaft zu bringen, mißglückte ebenso wie das Unternehmen, die plattdeutsche Sprache in historischen Hamburger Stücken zur Anwendung zu bringen, wie es Bischoff einmal in „Adolf IV. von Schauenburg" versuchte. Die Verfasser dieser beiden letzten „Belebungsversuche" sind jetzt Dramaturgen, der Eine am Stadttheater, der Andere an der Centralhalle, — und in solcher Stellung soll — einem on dit zufolge — die Lust vergehen, selbst Stücke zu schreiben; dem kürzlich verstorbenen Wilibald Wulff, der Dramaturg am Thalia-Theater war, ging es auch so: in dieser Stellung schrieb er kein Stück mehr, sondern ließ sie schreiben und gab seinen Namen dazu her.

So ist denn der plattdeutsche „Helikon" — sit venia verbo! — gegenwärtig völlig verwaist; was jetzt auf der Ernst Drucker-Bühne gegeben wird, Okonkowky's Sensationsdramen, wie der „Fall Kleist", „Dreifus" ꝛc. und die flachen Bösewichts-Tragödien, in denen regelmäßig die liebe Tugend siegt, wie „Unsere Bürgerschaft", „Ein Hamburger Bauspeculant" u. A. m. stehen außerhalb der Literatur. Vergeblich mühen sich die Epigonen der einstigen großen plattdeutschen Schauspieler wie Carl Schultze, Lotte Mende, Ottilie Eckermann, Heinrich Kinder, Junkermann sich daran ab, den Schattenfiguren Leben einzuhauchen. Kein Schlagwort, kein Scherz, kein Lied klingt mehr über die Rampe des alten Hauses hinaus, das jetzt einen neuen Vorderbau erhalten hat. Charles Schulz, Wilhelm Biel, Amandus Otto, die kleine Frau Brinkmann und Mutter Frey sind die Letzten, die noch vom Hamburgischen Dialekt und Leben eine blasse Ahnung haben: auch die Schauspieler-Generation geht zu Grabe, welche es dereinst als ihre Aufgabe ansah, die niederdeutsche Komödie der Bühne zu erhalten.

Eine kleine bescheidene Heimstätte hat die plattdeutsche Bühnen-Sprache aber auch wieder erhalten, und wenn es auch nur alle Jahre zu Weihnachten wieder sich ereignet, daß auf den größeren Hamburgischen Bühnen ein plattdeutsches Wort fällt, so sind es doch unsere Jüngsten, denen die Zukunft gehört, die diesen Kinderkomödien lauschen und hier einmal wieder die Sprache hören, die ihre Urgroßeltern gesprochen haben und die an der „Waterkant" Hamburgs noch lange nicht ausgestorben ist. Es sind Bittong's sinnige Weihnachtsmärchen, in die immer einige plattdeutsche Scenen eingeflochten sind oder in denen einige Dialect-Rollen vorkommen; so im „Kindertraum", „Märchen", „Der junge König" und „Liliput". Hoffen wir, daß auch der plattdeutschen Komödie wieder einst die Weihnachtsglocken klingen und ihr auch ein Ostern, ein Auferstehen erblühen werde.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Erblich belastet.

Humoreske von Rudolf Huch.

(Schluß.)

Der Majoratsherr von Bornhagen saß im großen Glassaale neben einer Flasche Heidsiek-Monopol und rauchte aus seinem Tschibuk. Er brummte wieder von Zeit zu Zeit in tiefen Gedanken vor sich hin, aber seine Betrachtungen waren diesmal nicht wissenschaftlicher Natur. Da er mit bewunderungswürdigem Scharfblick erkannt hatte, daß er zum Beschlusse nicht als Sieger aus dem Kampfe mit Frau Ursula hervorgehen würde, hielt er es für zweckentsprechend, noch irgend etwas zu unternehmen, was er sich sonst nicht erlaubt hätte. Es ging dann in eins hin. Martha Blanck, die niedliche Förstertochter, die sich in der berühmten Küche der Frau von Kortewitz als Köchin für feine Häuser ausbildete, deckte den Frühstückstisch ab. Nicht ohne Wohlgefallen sah Kortewitz ihren zierlichen Bewegungen zu. Plötzlich runzelte er die Stirn. „Was ist denn das, Martha," sagte er mit einer Art von väterlicher Strenge, „Sie thun ja Alles mit der linken Hand?"

„Freilich, Herr Baron," antwortete Martha lächelnd mit einem Knix, „ich hab's von der Mutter, die war auch links."

Dem Baron fiel vor Schreck der Tschibuk aus der Hand. „Ererbt!" rief er laut. „Ererbte Linkshändigkeit!" Er stand auf und betrachtete sie. „Armes Mädchen," murmelte er, „so jung, so schön und so belastet!"

„Herr Baron?" fragte Martha erstaunt.

„Dem Zuchthause verfallen," klagte Kortewitz. „Oder gar — wenn der weiße Hals dem Scharfrichter — furchtbare Wissenschaft."

„Herr Baron?" wiederholte Martha langsam.

Kortewitz rieb sich die Stirn. Dann sagte er für sich: Eine Rettung giebt es. Wenn man sie hypnotisirt — ihr die verbrecherischen Gedanken wegsuggerirt — ihr die Tugend gewissermaßen einlügt — hm, hm. „Legen Sie sich mal auf das Sopha dort," schloß er laut.

„Herr Baron?" sagte Martha noch langsamer als vorher und trat einen Schritt zurück. Beinahe wäre sie dabei dem Candidaten Sebaldus in die Arme gefallen, der eben behutsam zur Thür herein kam. „Ach, der Herr Sebaldus!" rief sie laut und freudig.

Sebaldus begrüßte seinen Brodherrn mit einem ehrerbietigen Händedruck und Fräulein Martha mit einem gütigen Lächeln. Als genialer Feldherr wußte der Baron das unerwartete Ereigniß in seinem Plane zu verwenden. Er sagte ernsthaft: „Kommen gerade recht, Candidat. Können die kleine Sünderin 'mal in's Gebet nehmen. Ist hochgradig belastet und will sich keine Tugend einsuggeriren lassen."

Der Candidat schlug die Augen nieder und war offenbar in peinlicher Verlegenheit. „Herr Baron," sagte er endlich, „ich weiß nicht, ob Sie nicht am Ende — darf ich Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen, Herr Baron?"

Der tiefe Ernst des Candidaten veranlaßte den Baron, sich mit ihm in eine Ecke zurückzuziehen, wo sie eine kurze, aber erregte Unterhaltung im Flüsterton führten. Auf einmal rief der Baron laut: „Das wär' der Teufel!" Dann stürzte er hervor und legte die Rechte auf Marthas Schulter. „Ist das wahr? Ich frage auf Ehre und Gewissen, Martha Blanck, hab' ich Henkelohren?"

Wiederum wußte Martha nichts Passenderes zu erwidern, als ein langgezogenes „Herr Baron?"

Sebaldus war dem Baron bedächtig gefolgt und sagte nun: „Wollen Sie die Güte haben, selbst nachzusehen, Herr Baron? Wenn mir recht ist, tragen Sie ja selbst zwei Spiegel in der Tasche."

Hastig zog Kortewitz seine Spiegel hervor und sah hinter seine Ohren. Die ruhige Sicherheit des Candidaten machte ihn glauben, daß dieser von der Henkeltheorie viel besser Bescheid wüßte, als er selbst. Er murmelte nachdenklich: „Hm, hm. Stehen ein wenig ab, das ist nicht zu leugnen. Klein sind sie auch nicht. Haben mehr so etwas Männliches, so was Großes." Er ließ die Spiegel sinken und sagte gefaßt: „Es ist richtig. Unter diesen Umständen kann ich keine Tugend einsuggeriren. Bin ja selbst Verbrecher von Geburt. Was sind das für Zustände! Vom Schweinemeister bis zum Baron ist Alles belastet." Er ging sorgenvoll auf und ab, das Haupt gesenkt, so daß die Troddel seines rothen Fez nach vorn fiel und sein Gesicht beschattete. Sebaldus und Martha flüsterten miteinander, indem ihre Blicke respectvoll den Schritten des Majoratsherrn folgten. Es waren feierliche Minuten. Aber selbst dieser Krisis war das Feldherrentalent des Barons gewachsen. Er blieb stehen, sah scharf prüfend in Marthas hübsche Augen und fragte mit Nachdruck: „Wo befindet sich meine Gemahlin?"

„Die Kinder sollen eben gebadet werden," war die Antwort.

„Wohl, wohl!" fuhr der Baron fort. Martha Blanck, ist Ihnen bekannt, wo der Heidsiek Monopol liegt? — Wohl! So nehmen Sie diesen Schlüssel und schaffen uns drei Flaschen Heidsiek, sowie noch zwei Spitzgläser zur Stelle. Es ist Eile geboten!"

Martha lief hurtig hinaus. Der Baron blieb vor Sebaldus stehen und fragte: „Candidat, gerade herausgesagt: mögen Sie Heidsiek?"

Ueber das Gesicht des Herrn zog ein wohlgefälliger Schein, und er sagte milde: „Herr Baron, der Mensch soll Gottes Gaben nicht zu gering anschlagen."

„Sie sind mein Mann! Candidat, versprechen Sie mir, meine Kinder zu erziehen, wenn ich lebenslänglich kriege?"

„Ich verspreche es!" erwiderte der Candidat ernst, und der Baron sagte: „Nun ist mir leichter. Rin in's Verbrechen! Was meinen Sie zu 'ner Doppelehe, Candidat? Oder wissen Sie ein schöneres Verbrechen?"

Ehe sich Sebaldus aus seinem Entsetzen gesammelt hatte, schlüpfte Martha in's Zimmer, beladen mit drei Flaschen, wie es ihr befohlen war. Ein Spitzglas steckte in ihrem Täschchen. „Gleich bring ich das andere Glas," rief sie hastig und wollte wieder davon laufen. Aber Sebaldus hielt sie zurück, indem er ihre Taille umfaßte. „Lassen Sie gut sein, liebes Kind," sagte er wohlwollend, „es verschlägt mir nichts, mich jenes Wasserglases zu bedienen."

Der Baron, der sich mit den Flaschen beschäftigt hatte, rief: „Hände weg, Candidat! Mir nicht in's Gehege kommen!"

Verlegen ließ Sebaldus die Taille des lieblichen Kochlehrlings fahren. Der Baron hatte die Gläser gefüllt und winkte seine seltsame Zechgenossenschafft heran. Sebaldus sprach mit Würde: „Sei es vergönnt, das erste Glas auf des Herrn Barons moralische Gesundheit zu trinken."

„Prost!" antwortete Kortewitz. Sebaldus leerte sein Wasserglas auf einen Zug. Der Baron klopfte gönnerhaft Marthas Wange und sagte: „Das ist ein lustiger Bruder, was?"

„Ach ja," lispelte Martha schmachtend, „das hab' ich gar zu gern, wenn so ein frommer Mann auch 'mal lustig ist."

„Was da, gern haben!" rief der Baron streng, „der Kerl ist ja nicht belastet. Wir Belasteten halten zusammen." Damit wollte er den hübschen Kochlehrling umarmen, aber Martha wich zurück und wiederholte ihr „Herr Baron?"

Sebaldus sagte ernst: „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan!" Kortewitz nöthigte mit gutem Erfolge zum Trinken. Der kleine Kreis kam in recht angeregte Stimmung. Sebaldus war unerschöpflich in lustigen Tafelreden. Dabei pflegte er den Kochlehrling, der immer gar so ausgelassen lachte, sanft in den Rücken zu klopfen, worauf der Baron stirnrunzelnd rief: „Hände weg, Candidat!" Bei der dritten Flasche schlug Kortewitz mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Schwerenoth, jetzt wird's mir zu bunt, Candidat! Merken Sie denn nicht, daß ich die Martha heirathen will?"

Martha kreischte laut auf, aber Sebaldus wiederholte ernsthaft: „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan."

Vor Marthas Augen tanzten glänzende Bilder. „Frau Baronin soll ich werden," sagte sie, „o, das mag ich. Aber Sie haben ja schon eine Frau!"

„Meine Frau?" erwiderte der Baron, der gerade einschenkte, „die — die hab' ich entlassen."

„Gilt denn das auch?" fragte Martha.

„Versteht sich," log der Baron mit Ruhe. „Bei Euch Bürgerlichen natürlich nicht, aber bei uns Standesherren."

Der Candidat wiederholte sein nachgerade stereotyp klingendes „Herr Baron, das ist nicht wohlgethan."

Aber Kortewitz fuhr unerschüttert fort: „Kann Ihnen sagen, es war 'ne rührende Scene, Candidat. Es war an unserem letzten Hochzeitstage. Da sagte ich zu meiner Frau: Liebe Ursula, wir haben nun sieben Jahre glücklich mit einander gelebt. Mir genügt das."

„Ach!" seufzte Martha gerührt, „und was sagte die gnädige Frau?"

„Die hatte auch genug," erwiderte der Baron. „Da haben wir uns in aller Freundschaft geschieden."

„Aber die gnädige Frau ist ja noch hier?" fragte Martha argwöhnisch.

Der Baron wußte sie zu beruhigen: „Na, wer soll denn sonst den Haushalt führen? Sobald ich 'ne neue habe, zieht sie ab."

Der Candidat sah ein, daß er dem gottlosen Treiben seines Brodherrn nicht wehren konnte, und tröstete sich, indem er den Rest des Champagners austrank. „Also werd' ich wirklich Frau Baronin?" rief Martha, „aber dann muß ich doch einen Ring haben."

Der Baron zog seinen Trauring ab und steckte ihn Martha an den niedlichen Finger mit der Mahnung: „Aber wiedergeben!"

Martha fragte stutzig: „Was, ich soll ihn wieder hergeben?"

Der Baron erstickte ihre Zweifel in einem herzhaften Kusse. Dann stampfte er eine leere Flasche auf den Tisch und schrie: „Polterabend! Polterabend wollen wir feiern!" Er warf die Flasche im gewaltigem Bogen durch eine der kostbaren Spiegelscheiben in den Park.

Martha klatschte in die Hände und rief: „Tanzen! Frau Baronin will tanzen!"

„Los, Candidat!" befahl der Baron. „Ich bin zu alt zum Tanzen." Er stülpte dem Candidaten, der sanft lächelte, seinen rothen Fez auf's Haupt und drückte ihm eine leere Flasche in die Hand. „So," sagte er, „das ist ebenso gut wie ein Blumenbouquet. Balancez, Candidat!" Er blies die Backen auf und brummte mit den Mundbewegungen eines Posaunenbläsers eine unverständliche Musik, indem er mit dem Tschibuk den Tact dazu schlug. Sebaldus und Martha Blanck führten einen Tanz auf, den nach der Behauptung des Candidaten einer seiner Amtsgenossen als Missionar auf den Karaiben hatte kennen lernen. Er war leicht zu erlernen, da er wesentlich aus Hüpfen auf einem Beine, Stampfen und Brüllen bestand, aber nicht ganz so leicht auszuführen, denn er dauerte länger als eine Viertelstunde. Der Baron hatte sich

zuletzt im Musiciren unvermerkt nach einer offenstehenden Seitenthüre hingeschlichen. Auf einmal sprang er wie ein Beute jagender Tiger in diese Thür und schleppte im nächsten Augenblick seinen Zögling Lange am Kragen herein. „Hängt ihn!" schrie er dabei. „Er ist ein Spion! Hängt ihn! Er hat uns photographirt! Her mit dem Bilde!"

Nicht ohne ein verstohlenes Lächeln wies Lange die soeben vollendete Aufnahme der vergnügten Gruppe vor. Der Baron schlug eine fürchterliche Lache auf, so daß er Lange's Kragen losließ. Sebaldus trat heran und lachte gleichfalls; er war gut getroffen und sah lustig genug aus mit dem rothen Fez auf dem Haupte und der Flasche in der Hand. Aber es fiel ihm die Frage ein, welche Verfügung ein hohes Consistorium wohl in der Personalakte, den Candidaten der Theologie Sebaldus betreffend, erlassen würde, wenn es ihn in diesem Aufzuge sehen könnte. Er zog den Fez vom Haupte und gab ihn dem Baron zurück, damit er sich den Kopf nicht erkälte. Dann warnte er Herrn Lange, das Bild doch ja keinem Menschen zu zeigen.

Lange hielt die Platte hinter dem Rücken und sagte: „Was? Dies Bild soll kein Mensch sehen? Wo denken Sie hin? Das wird ausgestellt!" Damit ging er nach der Thür hin.

Sebaldus stand einen Augenblick erstarrt, dann stürzte er dem jungen Oekonomen nach und rief: „Auf ihn! Haltet ihn, Festgenossen!" Aber es war zu spät. Lange warf die Thür hinter sich zu und schloß sie ab.

Sebaldus hämmerte wie toll mit einer Flasche an der Thür und brüllte: „Diebe! Räuber! Feuer!"

Der Baron ergriff gleichfalls eine Flasche und half dem Candidaten hämmern und schreien. Martha eilte hurtig auf die Freitreppe und rief in den Park: „Diebe! Räuber! Feuer!" Wie es uns die Geschichte in so manchen Beispielen vor Augen führt, so geschah es auch hier. Der Siegestaumel beschleunigte die unvermeidliche Katastrophe. Die Baronin, die den entsetzlichen Lärm der letzten Minuten gehört hatte, stand im Glassaale und klopfte ihren Eheherrn auf die Schulter. Mit einem Schlage war Alles verändert. Der Baron erkannte, daß sein Geschick sich vollzog, und stand, ein schönes Bild männlicher Gefaßtheit, schweigend vor seiner Gemahlin. Sebaldus hatte sich auch umgewandt, aber er hatte für den Augenblick seine Fassung verloren und murmelte Unzusammenhängendes. Die Baronin fragte mit einer Ruhe, die nicht ganz wohlthuend wirkte, was dies Alles zu bedeuten hätte.

Kortewitz erwiderte unbefangen: „I, das hat gar nichts zu bedeuten. Was, Candidat?"

„Nicht die geringste Bedeutung, Frau Baronin!" pflichtete Sebaldus treuherzig bei. Dann aber fand er seine Besonnenheit wieder und sagte: „Wenigstens keine unerfreuliche Bedeutung, gnädige Frau Baronin. Ist es doch meinem Zuspruche gelungen, den Herrn Baron von der Verwerflichkeit der Lehre von der erblichen Belastung bestens zu überzeugen. Nicht so, Herr Baron?"

„Versteht sich, Alles dummes Zeug!" erklärte Kortewitz.

Die Baronin seufzte: „Nun, wenn das ist, mag ja Alles gut sein. Was wollen wir aber den Leuten sagen, die Du entlassen hast?"

„Denen halt' ich eine Rede!" sagte der Baron und wollte hastig von dannen. Aber er mußte nun auch die Hefe des Bechers auskosten. Er stieß gegen Martha, die mit großen Augen in der Thür stand. Sie schrie ihn an: „Was ist denn das? Sie sind also gar nicht geschieden, Herr Baron? Das ist ja eine Gemeinheit!"

„Eine große, große Sünde!" fügte Sebaldus bedenklich hinzu.

Die Baronin fragte streng: „Was fällt Ihnen denn ein? Wie können Sie sich unterstehen, von Gemeinheit zu reden? Und seit wann ist es denn eine Sünde, daß wir nicht geschieden sind?"

Martha sagte wüthend: „Ich sehe schon, ich bin schändlich betrogen. Aber ich will mein Recht schon kriegen. Ich habe Beweise!" Damit hielt sie den Finger hoch, an dem der Ring des Barons glänzte.

„Dein Trauring, Fritz!" rief die Baronin tief gekränkt.

Der Baron betrachtete den Ring und sagte mit gut gespielter Ueberraschung: „Was Teufel, das ist wahrhaftig mein Trauring!"

Aber selbst dieser feine Schachzug konnte seine Niederlage nicht länger aufhalten. „Du brauchst mir nichts mehr zu erklären, Fritz," sagte die Baronin. „Was verlangen Sie für den Ring, Martha?"

„Unter tausend Thaler thu' ich's nicht," erklärte Martha trotzig; „er hat mir ja die Ehe versprochen!"

Der Baron fuhr sie an: „Tausend Thaler? Sind Sie des Teufels? — Soviel hab' ich ja damals nicht mal der Gouvernante gegeben."

Die Baronin fiel ihm in's Wort: „Lassen wir das, Fritz, es ist besser. Wenn Du ihr wirklich die Ehe versprochen hast" — sie sah den Candidaten an, der gramvoll Bejahung nickte — „so müssen wir eben ein Geldopfer bringen. Möge es das Letzte sein."

Der Baron sagte: „Meinetwegen, ich will Dir das Opfer bringen. Aber tausend Thaler sind zu viel. Candidat, reden Sie ihr doch mal in's Gewissen!"

Sebaldus schritt gravitätisch auf Martha zu und flüsterte mit ihr. Dann sagte er laut: „Wenn es mir vergönnt ist, einige Worte unter vier Augen mit ihr zu reden, möchte ich es wohl unternehmen, sie von ihren übertriebenen Ansprüchen abzubringen."

Martha schwieg hartnäckig still. Die Baronin, die über dem unermeßlichen Frevel ihres Mannes das Toben und Brüllen des Candidaten gänzlich vergessen hatte, drückte diesem die Hand und sagte: „Thun Sie das, lieber Sebaldus. Gottes Segen über Ihre Bemühungen! Wir suchen indeß Herrn Lange auf, damit er die Ansprache an die Entlassenen hält." Sie verließ den Glassaal, ohne ihren Eheherrn eines Blickes zu würdigen. Er folgte ihr, ein besiegter Mann. Er überließ es ihr auch, Lange zu instruiren, und drückte nur den Wunsch aus, er möge die Bestrebungen des Professors Lombroso, als immerhin lobenswerth, nicht unerwähnt lassen, auch den Leuten für den Abend ein Faß Bier in Aussicht stellen.

Lange mußte seine Sache gut machen. Man hörte verschiedene „unentwegt" und „voll und ganz", und am Schlusse rief eine Stimme: „Unser Herr Baron soll leben!" worauf eine andere Stimme hinzusetzte: „Un sin Fründ Lombrosig ok daneben!" Kortewitz erschien am Fenster und winkte mit der Hand, was einen großartigen Eindruck machte. Die guten Leute da draußen ahnten ja nicht, was der Herr Baron gerade eben von der Frau Baronin zu hören bekommen hatte.

Sebaldus berichtete von seiner Mission völlig verstört: „Gnädige Frau Baronin" (als ob den Baron die ganze Sache nichts anginge), „das ist eine schreckliche Begebenheit. Das Herz dieses Mädchens ist dermaßen verstockt, daß meine Ermahnungen sie immer noch mehr aufgestachelt haben."

„So besteht sie auf ihrem Verlangen?" fragte die Baronin mit einem Strafblick auf ihren Gatten.

„Das nicht", erwiderte Sebaldus, „sie verlangt nunmehr das Doppelte, mithin sechstausend Mark."

Der Baron fuhr auf und rief: „Donnerwetter! Ist die Person verrückt?" Sebaldus erklärte milde, daß er Spuren des Irrsinns nicht an ihr wahrgenommen hätte. Der Baron sagte kalt: „Es ist gut. Die Henkelohren behalten recht. Ich schwöre es ab."

Sebaldus schüttelte bedenklich den Kopf und meinte: „Nach meiner geringen Rechtskenntniß möchten der Herr Baron schwerlich zum Eide zugelassen werden, wenn sich das Mädchen auf mein Zeugniß beruft."

„I was", sagte Kortewitz, „diese Gesetze kennt kein Jurist besser als ich. Keinen Heller kann sie verlangen und den Ring muß sie herausrücken."

Die Baronin, die bisher nachdenklich dagesessen hatte, erhob sich und sagte mit Ansehen: „Machen wir der Sache ein Ende. Der Scandal soll um unserer Kinder willen vermieden werden, und Dein Trauring darf nicht in ihren Händen bleiben. Hole das Geld, Fritz."

Kortewitz beeilte sich, diesem so gemessen ertheilten Befehle zu gehorchen. Seine Niederlage war ohne Gleichen in der Geschichte. Martha erhielt ihre sechstausend Mark und zugleich die Anweisung, Bornhagen binnen einer Stunde zu verlassen. Der Wagen sollte bis zur Bahnstation fahren.

„Meinetwegen", sagte sie hochmüthig, „ich könnte ja freilich noch ein Vierteljahr bleiben, aber ich will's Ihnen schenken. Es schickt sich doch nicht mehr für mich." Damit ging sie stolz aus der Thür. Kortewitz konnte sich nicht enthalten, ihr mit einem Ausdrucke des Bedauerns nachzusehen, von dem zweifelhaft sein mochte, ob er der hübschen Martha oder seinen Scheinen galt.

Frau Ursula warf einen scharfen Blick auf ihren Mann und sprach die Befürchtung aus, die freche Person möchte sich anders besinnen und gar nicht abreisen. Sebaldus erklärte sich bereit, mit ihr bis zur Bahnstation zu fahren und zu warten, bis sie abgereist wäre. Die Baronin drückte ihm die Hand und sagte beinahe zärtlich: „Das wollten Sie thun, lieber Sebaldus? O, wie ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin." Bescheiden lehnte der Candidat allen Dank ab. Er hätte selbst mannigfaltige Einkäufe in der Stadt zu machen. Allerdings, setzte er verlegen hinzu, wäre es mit seiner Casse nicht zum Besten bestellt. Sein Gehalt wäre erst nach drei Wochen fällig.

„Aber natürlich!" rief die Baronin zartfühlend. „Fritz, Du zahlst wohl dem Herrn Sebaldus sein Gehalt aus."

Kortewitz gehorchte mit einem unverständlichen Gebrumm. Er sah trübe in die Zukunft. Während der Baron mit seiner Familie beim Mittagessen saß, rollte der Wagen davon. Das Mahl verlief in unbehaglichem Schweigen. Die Baronin hatte rothgeweinte Augen, der Baron Kopfschmerzen. Als der Nachmittagskaffee genommen wurde, kam der Wagen leer von der Stadt zurück. Der Kutscher überreichte Kortewitz einen Brief. „Donnerwetter!" platzte der Baron heraus und warf den Brief auf den Tisch. Die Baronin las:

Ihre Verlobung zeigen hocherfreut an:
Martha Blanck — Berthold Sebaldus.

Nachdem sich Kortewitz von der ersten Ueberraschung erholt hatte, lachte er, daß die Wände zitterten und sein Gesicht einen bräunlichen Schein annahm. Frau Ursula lachte nicht.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Eine Dreiclassenwahl.

Wer die Curiositäten des preußischen Wahlrechts an einem classischen Beispiel kennen lernen wollte, mußte am 6. November nach Köpenick gehen. In diesem märkischen Städtchen, das vor einem halben Jahr-

hundert ein nicht übel ausgewählter Mittelpunkt für die beiden ländlichen Kreise Teltow und Beeskow-Storkow war, hatten sich nach dem alterthümlichen Wahlgesetz die Wahlmänner aus all' den stattlichen Ortschaften vor den Thoren Berlins zu versammeln, die inzwischen auf dem Boden der ehemaligen Dörfer und Kleinstädte erwachsen waren. Die Bewohner der Großstadt Charlottenburg, darunter die Bürger von Berlin W (welches zu einem großen Theile auf Charlottenburger Boden steht und in Charlottenburg „der Osten" genannt wird), entsenden ihre Vertreter in das unberühmte Städtchen, das Fernerstehenden höchstens um der Thatsache willen bekannt ist, daß hier im Jahre 1730 das Kriegsgericht über Friedrich den Großen, den damaligen Kronprinzen, und seinen unglücklichen Genossen Katte abgehalten wurde.

Es bedarf ganz außerordentlicher Veranstaltungen, um den Menschenzusammenfluß, den in diesem Wahlkreise eine Wahlmännerversammlung bedeutet, zu bewältigen. Als man die Kreise Teltow und Beeskow-Storkow zusammenlegte, um sie zu einem Landtags-Wahlkreise zu vereinigen, hatten sie zusammen gegen 100 000 Einwohner, und wählten nach dem Satze von einem Wahlmann auf 250 Seelen im Ganzen etwa 400 Wahlmänner. Diesmal entsandte die aus jedem Kreisverbande ausgeschiedene Großstadt Charlottenburg allein über 500; das jüngst zur Stadt erhobene Schöneberg, das einstweilen noch dem Kreise Teltow angehört, 230; Rixdorf ungefähr ebenso viel u. s. w. u. s. w. Für Charlottenburg und den Kreis Teltow mußte ein eigener Extrazug bewilligt werden, der über die Berliner Stadtbahn geführt wurde. Es stellte sich aber heraus, daß derselbe nicht genügen würde, und es wurde noch ein zweiter Extrazug vorgelegt. Aus der entgegengesetzten Richtung im Kreise Beeskow-Storkow kamen manche Wahlmänner in Verlegenheit, weil an dem Orte des wichtigen Ereignisses weder Schnell- noch Personenzüge, sondern nur Vorortzüge halten, und es von diesen Gegenden aus keine andere Möglichkeit gab, als über Köpenick hinaus nach Berlin hin und dann mit einem Vorortzuge nach Köpenick zurückzufahren.

Eine weitere Schwierigkeit entstand dadurch, daß in dem Orte, der gesetzlich als Wahlort festgelegt ist, ein Raum, der eine derartig riesenmäßige Versammlung fassen könnte, überhaupt nicht besteht. Köpenick besitzt einen für seine Verhältnisse sehr großen Saal in einem dortigen Restaurant, der zuweilen zu Theatervorstellungen benutzt wird. Er konnte nur etwa die Hälfte der Versammlung fassen. Der Rest mußte sich mit Plätzen auf den Gallerien begnügen. Als die liberalen Wahlmänner aus dem Local, in welchem sie ihre Vorversammlung abgehalten hatten, in das Wahllocal kamen, fanden sie fast alle Plätze im Saale selbst von den Conservativen besetzt, die hier eine Parteiversammlung abhielten. Im Begriff in den Saal einzutreten oder wenigstens sich auf den Gallerien Plätze zu sichern, vernahmen sie von einem auf der Theaterbühne stehenden Redner Angriffe auf die liberalen Candidaten, witzig sein sollende Anspielungen auf ihren bürgerlichen Beruf u. A. m. Selbstverständlich wurde darauf mit unwilligen Aeußerungen über diese Besetzung des Wahllocals geantwortet. Und da eine halbe Stunde vor Beginn der Wahlhandlung jeder Wahlmann das Recht zu haben glaubt, den Saal zu betreten, macht sich das Verlangen nach Schluß in unaufhörlichen Rufen geltend, die der Redner zuerst zu übertönen sucht, bis endlich das erlösende „Hoch" auf die conservativen Candidaten ausbricht, in welches die liberalen Wahlmänner, um den herbeigesehnten Schluß recht kräftig zu documentiren, schnell entschlossen einstimmen.

Der Friede ist hergestellt, und der Wahlkampf kann sonach beginnen. Der Wahlcommissar Landrath Stubenrauch, ein für diese schwere Aufgabe offenbar eigens ausgesuchter Mann von seltener Körperstärke, eröffnet die Versammlung und leitet die Entscheidung über die eingegangenen Wahlproteste mit soviel Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, daß sich die erregten Gemüther nach und nach besänftigen. Zudem fehlt es nicht an drolligen Einzelheiten, die zur Erheiterung beitragen. Beim Landtage ist nicht wie beim Reichstage der einzelne Wahlvorsteher in jedem der kleinen Wahlbezirke auf die Verkündung des Resultats beschränkt. Das indirecte Wahlsystem bringt es mit sich, daß er die Wahlhandlung in viel umfassenderem Maaße leiten und nöthigenfalls auch eine Neuwahl muß anordnen können. In einer Ortschaft hatte es sich ereignet (was zuweilen vorkommt), daß dieselben Urwähler einen conservativen und einen liberalen Wahlmann gewählt hatten. Der Conservative nahm die Wahl an; der Liberale lehnte ab. Darauf erklärte der Wahlvorsteher, daß er nunmehr „für den Liberalen" eine Nachwahl vornehmen werde; hierbei lasse er selbstverständlich nur die Wähler zu, die liberal gewählt haben. Das Bemerken des Commissars, daß eine solche Wahl doch wohl ungiltig sein müsse, galt als durch die allgemeine Heiterkeit der Versammlung schon genügend zum Beschluß erhoben. — Eine überaus schwierige Frage tauchte Angesichts der Charlottenburger Urwahlen auf. Nach dem Gesetz (wie man ja wohl die octroirte Verordnung vom 30. Mai 1849 nennen muß), werden die Wahlmänner „in Urwahlbezirken" gewählt, und es ist „auf jede Vollzahl von 250 Seelen ein Wahlmann zu wählen." Der Magistrat von Charlottenburg hatte danach die Zahl der Wahlmänner für die ganze Stadt bestimmt und sie auf die einzelnen Bezirke verhältnißmäßig vertheilt. Dadurch waren auf manchen Bezirk mehr Wahlmänner gefallen, als ihm nach seiner eigenen Seelenzahl zugekommen wären. Der Commissar war der Meinung, daß das Verfahren zweifellos dem Gesetze nicht entspreche, schlug aber vor, Angesichts der großen Schwierigkeiten, mit denen gerade Charlottenburg zu kämpfen habe, aus Billigkeitsgründen von einer Ungiltigkeitserklärung Abstand zu nehmen. Als einige Redner zur Sache das Wort ergriffen, ohne daß sich geradezu Widerspruch geregt hatte, erklärte der Commissar, er werde darauf hin dies als den Willen der Versammlung ansehen, und fügte als Begründung, mit verzweiflungsvoll-höflicher Handbewegung auf die überfüllten Gallerien, hinzu: „angesichts der Unmöglichkeit (!), eine Abstimmung vorzunehmen". Daß der Charlottenburger Magistrat die Eintheilung gesetzwidrig (wenn auch dem Herkommen entsprechend) gemacht hat, ist wohl nicht zu bestreiten. Wie er sie aber unter den dortigen Verhältnissen hätte machen sollen, wird wohl keines Menschen Witz ergründen können. Nach dem Reglement soll nämlich die Bevölkerungszahl der letzten Volkszählung maaßgebend sein. Nach dieser (1895) hatte Charlottenburg 132 382 Einwohner. Heute zählt es bereits rund 170 000 d. h. es ist in 3 Jahren um eine Bevölkerung, die der Größe einer Stadt wie Koblenz entspricht, gewachsen. Diese Bevölkerung vertheilt sich zu einem erheblichen Theil auf Bezirke, welche bei der letzten Volkszählung überhaupt noch unbewohnt waren. Wie hätten diese Bezirke eigentlich gesetzmäßig gebildet werden sollen? Solche Schwierigkeiten kommen zwar vereinzelt in jeder Großstadt vor. Aber an derartig grundstürzende Unterschiede zwischen Volkszählung und wirklicher Bevölkerung hat man bei Einführung dieses Wahlsystems nicht gedacht, und bei der Erneuerung des Reglements hat man sich wohl gehütet, an diesen Punkt zu rühren. — — — — —

Unter den Wahlmännern ist das Hauptgespräch, wie lange die Arbeit wohl dauern werde. Es werden Berechnungen angestellt, wie viel Zeit die Abstimmung erfordere, wenn, wie man annimmt, ziemlich alle Wahlmänner erscheinen. In den vorbereitenden Verhandlungen hatten die conservativen und die vereinigten liberalen Parteien Versuche gemacht, die Siegeswahrscheinlichkeit zu berechnen. Aber Alles war daran gescheitert, daß man (auch eine der Eigenthümlichkeiten dieses Wahlsystems), nicht einmal die Gesammtzahl der gewählten Wahlmänner genau wußte. Die Angaben schwankten zwischen 1714 und 1880. Das amtliche Verzeichniß führte dann 1911 auf. Seit der Drucklegung desselben sollten aber noch Nachwahlen stattgefunden haben, deren Zahl man auf etwa 80 angab, sodaß in der That ziemlich genau 2000 Wahlmänner gewählt worden sein müßten. (Ganz genau weiß man es bis heute nicht). Nun rechnete man aus, wenn die Abgabe und Protocollirung jeder Stimme auch nur $^1/_4$ Minute dauerte, so müßte die Durchstimmung 500 Minuten erfordern. Da das Reglement nicht gestattet, daß der Wahlmann die beiden Candidaten, denen er seine Stimme geben will, gleichzeitig nennt, sondern für zwei Abgeordnete zwei getrennte Wahlgänge verlangt, so würde das im Ganzen 1000 Minuten, d. h. etwa 17 Stunden betragen, und da die Versammlung um 11, die Abstimmung etwa $^1/_2$ Stunde später begonnen hatte, so mußte man sich auf eine Tagung bis zum Morgengrauen gefaßt machen ... Die Abstimmung beginnt. In die verschiedenen durcheinanderschwirrenden Gespräche schmettert die kräftige Stimme des Landraths hinein, welche die einzelnen Ortschaften aufruft und dann schnell hintereinander einen Namen nach dem andern verliest. Das Reglement schreibt zwar vor, daß der Protocollführer „den vom Wahlmann genannten Namen" eintragen müsse. Aber aus Angst vor der Endlosigkeit der Wahlhandlung setzt man sich über den Wortlaut der Bestimmung hinweg und begnügt sich mit einem bloßen Zeichen, wie es scheint, dem Anfangsbuchstaben. Der Agrarier Ring-Düppel steht gegen den Nationalliberalen Ströhler. Flink wird ein R oder S hineingeschrieben, und schon steht der nächste Wahlmann da. Wie ein Bach fließt die Wahlmännerreihe am Wahltisch vorüber. Mit dem Secundenzeiger in der Hand stellen einige Wahlmänner fest, daß in der Minute nicht vier, sondern zehn Wahlmänner absolvirt werden, d. h. der Wahlcommissar arbeitet mit einer Schnelligkeit von 0,1666 in der Secunde. Jetzt achtet Alles mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Reihenfolge der Ortschaften, um den eigenen Aufruf nicht zu versäumen. Um den Anwesenden die Möglichkeit zu gewähren, mit einem Verzeichniß in der Hand die Stimmenabgabe und später die Stimmenzählung zu controliren, schreibt das Reglement vor, daß die Wahlmänner nach der Reihenfolge desselben Verzeichnisses aufgerufen werden, welches amtlich publicirt worden ist. In diesem Verzeichniß waren die Wahlmänner innerhalb jeder Ortschaft nach der geographischen Reihenfolge der Urwahlbezirke aufgeführt worden. In dieser Reihenfolge wäre die Wahl zur Unmöglichkeit geworden. Denn da bei der Unruhe einer derartigen unbeschäftigt dasitzenden Menschenmasse die Namen nur in ungefähren Lauten zu verstehen waren, so gab es keine andere Möglichkeit, als die alphabetische Reihenfolge zu wählen, damit der Einzelne, wenn er einmal einen Namen verstand, an dem Anfangsbuchstaben erkennen konnte, ob der seinige etwa bald herankommen müßte. Selbst die Reihenfolge der Ortschaften mußte der Vorschrift zuwider geändert werden. Jedem Wahlmann wurde ein gedrucktes Verzeichniß der neuen Reihenfolge der Ortschaften in die Hand gegeben. Jetzt wird die Ansicht laut, daß eine derartige Abweichung von der vorschriftsmäßigen Reihenfolge die ganze Wahl ungiltig mache. Aber jeder Versuch, sich mit einer Meldung „zur Geschäftsordnung" Gehör zu verschaffen, scheitert. Ein Wahlmann, der zu diesem Zwecke das Podium betritt, um sich ordnungsmäßig zum Worte zu melden, wird von dem verzweifelten Landrath, der mit dem Namensaufruf einen fürchterlichen Kampf gegen ein Stimmengewirr zu führen hat, wie ein Ruhestörer hinweggewiesen. Unaufhörlich treten neue Ortschaften an und stellen sich in den Gang, der zum Podium führt. Wahlmänner, die durch die harrenden Ortschaften hindurch müssen, weil ihr Namensaufruf unmittelbar bevorsteht, können sich nur mit kräftigen Ellenbogen Platz verschaffen. Mehr als einmal erschallt auf den

Namensaufruf die Antwort: „Hier! aber ich kann nicht durch!“ dazwischen die Rufe: „Tische und Stühle 'raus!“ Gegenrufe: „Wir sind nicht verpflichtet zu stehen, wir können verlangen, daß uns Stühle geschafft werden.“ Jetzt tritt eine Gruppe von Wahlmännern zusammen und bespricht sich darüber, daß man sich vorbehalten müsse, gegen eine solche Wahl Protest zu erheben, da man ja gar nicht mehr wisse, ob man aufgerufen sei oder nicht. Eine kräftige Stimme schallt durch den Saal: „Hier ist kein Name mehr zu verstehen!“ „Seien Sie ruhiger, so werden Sie auch die Namen besser hören,“ tröstet der Landrath halb unwillig, halb gemüthlich. Beeskow-Storkow hat zu Ende gestimmt, der Charlottenburger Namensaufruf hat angefangen mit dem Patriarchen „Abraham,“ dem auch in alphabetischer Reihenfolge der Vortritt gebührt. Vorsichtige Männer suchen sich einen Platz in der Nähe des Ganges zu sichern, wenn sie auch der zweiten Hälfte des Alphabets angehören mögen. Da sieht man am Eingange des Saales einen ehrwürdigen Greis mit langem weißem Haar. Es ist der 82 jährige Mommsen, der Ehrenbürger Charlottenburgs, der, von zwei jüngeren Wahlmännern escortirt, durch das Gedränge geleitet wird und einen Platz hinter dem Treppengeländer erhält, wo er einigermaßen geschützt, stehend erwartet, bis er seinen Namensaufruf hört. Unaufhörlich melden sich Wahlmänner, die ihren Namensaufruf nicht gehört haben. Obgleich das Reglement nur bei den Urwahlen eine nachträgliche Stimmabgabe zuläßt, bei den Abgeordnetenwahlen aber darauf besteht, daß der „aufgerufene“ Wahlmann sofort stimmt, so sieht doch der Commissar keine andere Möglichkeit, als die Nachzügler zuzulassen; ja er fragt sogar (wie bei den Urwahlen) vor Schluß der Abstimmung, ob etwa noch Jemand stimmen wolle. Eine menschlich schöne Rücksichtnahme, die auch aus andern Wahlkreisen erzählt wird. — Allmälig wird der Saal etwas leerer, der Ellbogenkampf wird desto energischer in den umliegenden Restaurants fortgesetzt. Die Ortschaften des Kreises Teltow, die bis zuletzt bleiben müssen, zünden eine Cigarre nach der andern an und entwickeln eine Atmosphäre, die zu unaufhörlichen Witzen auf den Landrath Stubenrauch Anlaß giebt. Endlich um 3 1/2 Uhr ist nach vierstündiger Arbeit der Namensaufruf beendigt. Der Stentor von Landrath hatte ausgehalten und sich nur sehr selten vertreten lassen. Die Zusammenzählung der Stimmen dauert allein 3/4 Stunden. Um 4 1/4 Uhr wird das Resultat verkündigt. Es sind 1855 Stimmen abgegeben worden. Davon entfallen auf Oberamtmann Ring-Düppel 1049, auf den Eisenbahndirector Ströhler 795 Stimmen, zersplittert 11. Unter Bravorufen der conservativen Partei geben sich die liberalen Wahlmänner, wo sie sich in größeren Gruppen zusammenschaaren, das Wort, auch im zweiten Wahlgange auszuhalten, was nicht hinderte, daß ein paar hundert, zum großen Theile wohl isolirte (es giebt in diesem Wahlsystem ja auch Wahlmänner, die ihr Mandat nur sich selbst verdanken) die Geduld verlieren und abreisen. Wer gestimmt hat, stürzt an den Bahnhof, um den nächsten Vorortzug zu benutzen. Denn für die Rückreise giebt es keinen Extrazug. Die Liberalen sind nicht besonders niedergeschlagen. Denn daß eine mit so viel „Unregelmäßigkeiten“ verlaufene Wahlhandlung vom Abgeordnetenhause cassirt wird, kann selbst unter unseren Verhältnissen kaum zweifelhaft sein.

Zwei gelehrte Wahlmänner hört man eine Unterhaltung über die römische Centurien-Verfassung führen. Es soll eine ganze Literatur darüber geben, daß die Centurien-Abstimmung, wie sie überliefert ist, so voller Unmöglichkeiten sei, daß sie nicht existirt haben könne; es müsse unserer Ueberlieferung noch irgend ein ergänzender Theil fehlen. Sie sind einig darin: Wenn man die Verfasser dieser Bücher zur Dreiclassen-Wahl nach Köpenick schicken würde, sie würden Alles widerrufen, und würden daraus, daß ein Abstimmungssystem noch so unsinnig und noch so lächerlich sein mag, niemals wieder folgern, daß es nicht existirt haben könne.

Spectator.

---

## Prell's Cyklus für die Römische Botschaft.

Die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung hatte nahe vor Thoresschluß noch ein Werk zur Schau gestellt, das in mehr als einer Beziehung eine besondere Würdigung beanspruchen darf; es waren die Bronzegruppen und Wandgemälde aus der nordisch-deutschen Mythologie von Hermann Prell, die unser Kaiser für den Thronsaal im deutschen Botschaftspalast zu Rom bestimmt hat. Den Jahresmythos der Erde hat der Künstler in seinem großen Werke zur Darstellung gebracht. Die Bronzegruppe über dem Eingangsportal zeigt in nachsinnender Stellung an Mimirs Brunnen, aus welchem die älteste Kunde der Schöpfung quillt, die Göttin Saga; über ihrem Haupte erblickt man in einer Cartouche Heimdal, den Wächter der Götterstadt Asgard, mit dem Giallarhorn, dessen Ton durch alle Welten erschallt. Hieran schließt sich das große Frühlingsgemälde oder vielmehr das Bild des kommenden Frühlings; denn noch schläft Gerda, die Erde, in der Hut der Winterriesen. Aber schon ist Freyr, der Sonnengott, mit seinem Diener Skirnir gekommen, um die Geliebte aus dem Banne der grimmen Hrymthursen zu befreien. Er ist vom Pferde gestiegen, ihm zur Seite hält Skirnir hoch zu Roß; vor ihm ist ein Gewässer, und jenseits desselben, auf einem Rasenhügel, lagern und stehen drei Schwanenjungfrauen, die ihn auffordern, Gerda aus den Fesseln der Riesen zu befreien. Die nackte Gestalt Freyr's erscheint wie die personificirte Einfalt, nichts von übermenschlicher Größe und Erhabenheit, nichts von göttlicher Kraft und Schönheit, so daß man wohl zweifeln könnte, ob dieser unbewehrte schlichte Jüngling den furchtbaren Kampf mit den grimmen Riesen siegreich bestehen werde. Unsagbar lieblich aber nehmen sich die Schwanenjungfrauen unter den frisch belaubten Birken aus, und über das Ganze ist ein zauberschönes Himmelslicht ausgegossen. Wohl schläft Gerda noch im Banne der finstern Mächte, aber gewiß träumt sie schon von dem Kusse des Geliebten und von den Blumen, die alsbald unter ihren Füßen erblühen werden. — Ganz anders wirkt das zweite große Gemälde, der Sommer. Himmlische Ruhe und Schönheit dort, hier tosender Kampf, wohin das Auge blickt: Kampf der Elemente, Kampf der göttlichen Mächte mit den Mächten der Finsterniß, den Riesen, welche mit ungeheuern Felsblöcken Erde und Himmel angreifen, um sie in ein Chaos zu verwandeln. Im Hintergrunde sitzt ein grausiges Riesenweib — die Hel? —, welche ihre Getreuen zum Kampfe anfeuert. Wiederum ist es Freyr, der mit flammendem Schwerte, dem Symbol der Sonne, von Walküren begleitet und von Gerda und ihren Frauen zum Kampfe angefeuert, auf windschnellem Rosse wider die Riesen anstürmt. Schön sind Gerda und die göttlichen Frauen, furchtbar die Unholde, kampfsprühend die Walküren, aber der göttliche Freyr erscheint nicht als der gewaltige Sonnengott, der diese Ungeheuer der Nacht zerschmettern könnte. An seiner Stelle müßte Asathor, der Donnerer, stehen, gewaltiger als die Riesen, von Blitzen umflammt, den Miölnir in der Faust, schrecklich und übermächtig, wie ihn die Edda wieder und wieder im Kampfe mit den Riesen schildert. — Das Winterbild zeigt uns den Künstler wieder auf der Höhe seines Könnens. Im Mittelpunkt des großen Gemäldes sitzt auf einem Felsen im Meere die trauernde Gerda; Wasserfrauen erheben sich aus den Wogen und beklagen mit dem Sänger, der den zerrissenen Saiten seiner Harfe keinen lieblichen Accord zu entlocken vermag, das Loos der Göttin, die nun wieder in der Gewalt der Winterriesen sich befindet. Blutigroth sinkt die Sonne in das dunkle Meer; rauhe Spätherbstluft spinnt über der Küstenlandschaft und streicht über die kalten Wogen; den Beschauer fröstelt's; ihn ergreift wie den Sänger tiefes Weh beim Anblick der sterbenden Natur. Doch siehe! zur Rechten steht die erhabene, die wissende Norne, ein Kindlein, den künftigen Frühling, auf dem Arme. Sie erinnert an die Madonna mit dem Jesusknaben, dem verheißenen Gottessohne, welcher der Menschheit den ewigen Frühling bringt. Die Analogie springt in die Augen, und doch ist's hier weder Zufall noch Nachahmung, sondern die Verbildlichung derselben Grundidee, welche beiden: dem Christenthum und unserm Mythos, zu Grunde liegt. Hier in diesem Bilde zwar bezieht sich's nur auf das Vergehen und Werden im Kreislauf des Jahres, aber wir wissen, daß der schöpferische Genius unserer Ahnen dabei nicht stehen geblieben ist; das kurze Naturjahr der zwölf Monate hat er zum großen Weltenjahr, den gewöhnlichen Winter zum Fimbulwinter, den Kampf der Götter mit den Hrymthursen zum letzten großen Weltenkampfe, zum Kampfe des Guten mit dem Bösen, des Lichts mit der Finsterniß, zu dem gewaltigen Ringen der schuldigen Götter mit den Unholden der Vernichtung ausgestaltet, worin Alles, was der Schuld verfallen war, untergehen mußte: Götter und Menschen, die blutbefleckte Erde und selbst die Sonne, um dann: entsühnt, gereinigt, verklärt, wiedergeboren zu werden zu neuem Leben in den Strahlen einer neuen Sonne.

Wir haben also in unserm Mythos den tiefen Ideengehalt sowohl, wie den Ideengang des Christenthums: Paradiesesunschuld, da die Götter auf dem grünen Idafelde glücklich wie Kinder mit goldenen Täfelchen spielten, Verstrickung in Schuld und Sünde, als Folge davon Leiden, Kampf, Tod und Gericht, und endlich Entsühnung und Wiedergeburt zu neuem Leben in einer bessern Welt. Verglichen mit unserm Mythos, ist der griechische seicht und gedankenarm, obwohl, unter einem sonnigeren Himmel geboren und von großen Dichtern und Künstlern ausgebaut, in der Form anziehender und reizvoller, als die dunkeln Dichtungen der Edda. „Nirgends — sagt Ernst Eberhardt — sind so tiefe Blicke in das Wesen des Lebens und in den Gang der Entwickelung der Menschheit gethan, als in dem deutschen Mythos, und es ist erstaunlich, daß die Deutschen an diesem Erbe ihrer Väter so lange achtlos vorübergehen konnten. Was unserm Mythos bisher am meisten im Wege gestanden hat, das ist die griechische Mythologie, die sich noch immer in unsern Schulen, in unserer Kunst und sonst im Leben über Gebühr breit macht; derart, daß es viele Deutsche giebt, die es für eine Schande halten, in der griechischen Mythologie nicht Bescheid zu wissen, sich aber durchaus nicht bedrückt fühlen, daß sie den nationalen Mythos nicht kennen. Man hat sogar mit einer gewissen Verachtung auf unsern Mythos herabgeblickt, als auf etwas Formloses, Rohes, und doch ist der deutsche Mythos nicht nur unser ehrwürdigstes Denkmal, sondern er ist auch ungleich gehaltvoller als der griechische, der sich an Tiefsinn nicht entfernt mit ihm messen kann.“ — So wird von allen Kennern die Herrlichkeit dieses unsers kostbarsten Nationalschatzes anerkannt, dessenungeachtet genießt nach wie vor in unsern Schulen und Kunstwerkstätten die griechische Mythologie den Vorzug. Das ist traurig und für unser Volk beschämend, aber es wird daran so lange wohl nichts geändert werden, bis der deutsche Kaiser, unbekümmert um die tausend Bedenken der classischen Philologen, unsern Jünglingen die Pforten Walhallas weit öffnen läßt. Die schöne griechische Sage soll darum keineswegs gänzlich aus unsern Schulen verschwinden, es sollen nur die Rollen

vertauscht werden: erst die deutsche, dann die griechische. Lange genug haben wir fremden Göttern und Götzen geopfert, jetzt ist es Zeit, daß wir den Göttern unserer eignen Vorfahren, die höher stehen als die Olympier, Altäre erbauen. Dann endlich werden auch unsere Künstler den germanisch-deutschen Mythos schätzen lernen und ihn ausgestalten und verherrlichen in großen Bildwerken; denn hier ist Geist von ihrem Geiste; hier schöpfen sie aus der Urquelle deutschen Kunstempfindens, deutscher Religiosität, deutscher Volkspoesie und befruchten ihren Genius mit dem Morgenthau deutscher Kunstblüthe; hier weht Heimathluft, und nur in ihr kann eine große deutsche Kunst erwachsen und sich entwickeln zu einer Blüthe, vor deren Schönheit auch die griechische erbleichen wird. Dann erst wird in Berlin die wahre „Deutsche Nationalgalerie" erbaut werden können, die den stolzen Namen Walhalla tragen wird, worin Wodan thront in göttlicher Hoheit und Majestät, und Thor und Freyr mit den andern Bewohnern Asgards und den hehren Helden aus unseres Volkes Vorzeit in Sage und Geschichte. Und in diese deutsche Nationalgalerie werden die deutschen Lehrer unsere Jugend führen, damit sie die Götterherrlichkeit ihrer Väter mit Augen schaue und in dem Bewußtsein, diesem hohen Stamme entsprossen zu sein, deutsch, d. h. stolz, edel und groß, fühlen und denken lerne. Anstatt nach Rom, werden dann die Kunstjünger fremder Nationen nach Berlin wallfahrten und schauen und lernen, um dann, schöpferischer Begeisterung voll, in die Heimath zurückzukehren und ihrem Volke von Deutschlands Größe und Herrlichkeit zu erzählen. Ist das ein Traum? — Gewiß, allein alle Vorbedingungen, den Traum in schönste Wirklichkeit zu verwandeln, sind vorhanden, und unser Kaiser ist wohl der Mann dazu, dieses Wunder zu vollbringen. Jetzt läßt er die Prell'schen Bilder nach Rom überführen, und das ist gut; sie werden dort Aufsehen erregen und die Kunde bringen, daß nicht nur die Musik, sondern auch die bildende deutsche Kunst aus dem reichen Horte der germanischen Sage zu schöpfen beginnt und ungewöhnlich Großes hervorbringt. Wir aber wünschen, daß Werke wie diese und größere als sie bald hier in den königlichen Museen und in dem schönen neuen Künstlerhause zur Schau gestellt werden, damit endlich der Anfang gemacht wird zu einer echt deutschen Kunstsammlung. **Gustav Schalk.**

## Dramatische Aufführungen.

„Der Star." Ein Wiener Stück in drei Aufzügen von Hermann Bahr. (Lessingtheater). — „Der Hypothekenschuster." Posse mit Gesang von Leopold Ely. Musik von Cornelius Schüler. (Thaliatheater).

Unsere lieben Berliner Journalisten haben sich bis jetzt als Bühnenleiter schlecht bewährt. Blumenthal hat neben Barnay's Kunsttempel auch sein eigenes Lessingtheater ganz herunterdirigirt; an der Wiener Burg sind die Durchfälle chronisch und das künstlerische und pecuniäre Deficit wird immer größer, so daß der unfähige Brochurenschreiber Schlenther jeden Augenblick sein consilium abeundi gewärtigt; im Deutschen Theater wird jedes nicht naturalistische Stück mit tödtlicher Sicherheit in Grund und Boden gespielt; Löwenfeld's Schillertheater zählt gar nicht, und Andreas (Neumann-) Hofer ... Na, an Blumenthal's Stelle wäre uns um die nächste Pachtquote bange und würden wir uns rasch nach einem Nachfolger umsehen. Wir können ihm den Director Lumpe empfehlen, der wenigstens immer volle und recht animirte Häuser erzielte. Gar so weit vom Radautheater ist ja das Lessingtheater nicht mehr entfernt, wie der Höllenlärm in der Aufführung des „Eroberers" bewies, an dem sogar die Darsteller humorvoll sich betheiligten. Uebrigens ist es lustig, daß dieser tosende Durchfall gerade dem ersten Act von Bahr's „Komödie," der die Nachwirkungen eines ähnlichen Theaterscandals schildert, zu einem Heiterkeitserfolge verhalf, der sich freilich in die folgenden Acte nicht fortpflanzen wollte.

Dem Postbeamten Wiesinger ist also auch ein Stück durchgefallen, und mit der Hauptdarstellerin Lona zusammen schimpft er nun am Lendemain weidlich auf die Zuschauer und die Kritik. Dabei verlieben sich die beiden Leutchen ineinander. Sie ist ihres Grafen überdrüssig, wie er ihr, und sehnt sich nach einem solid spießbürgerlichen Eheglück. Nach einem langweiligen zweiten Acte der Enttäuschung und Reue, der Thränen und Vorwürfe, gehen sie im dritten friedlich schiedlich auseinander, und der Raisonneur und Thesenmann des Stückes behält Recht: ein Star darf nicht sentimental und keinem armen Beamten zu eigen sein, denn sie gehört ihrem alten oder einem neuen Grafen, dem Publicum und ihrer sogenannten Kunst.

An dieser Stelle haben wir unlängst ausgeführt, daß unsere dramatische Production genau da wieder angelangt ist, wo sie vor zwanzig Jahren war. Die seitherigen Novitäten haben uns Recht gegeben. „Hofgunst" und „Auf der Sonnenseite" könnten von Benedix oder Moser, „Herostrat" von Gottschall, der langweilige „Fuhrmann Henschel" trotz aller Ibsentechnik von Hebbel oder Ludwig sein, wie die „Versunkene Glocke" von Wilbrandt oder Voß; der „Star" jedoch ist der unverfälschte Lindau oder Lubliner. Dieselbe Verlogenheit des Themas — eine Darstellerin der „Phädra," die wie eine Dirne sich aufführt und den Chef der Claque abküßt —, dasselbe Schwanken zwischen Posse und Lustspiel, zwischen Realistik und Caricatur, dasselbe Cokettiren mit blendenden Witzpointen, die nicht den Charakteren entsprechen, sondern nachträglich eingesetzt und umständlich präparirt sind. In Berlin hat man Bahr nie ernst genommen; in Wien, wo er eine Zeitschrift ganz vorzüglich leitet, scheint er sich aber eine Stellung gemacht zu haben. Als Dichter blühten ihm noch keine Lorbeeren. Solche aphoristischen Talente — man denkt da etwa entfernt an Clemens Brentano, Friedrich Schlegel, Nietzsche, selbst an Heine — sind für große schöpferische Würfe verdorben. Es sind vornehmlich journalistische, feuilletonistische, kritische Geister. Und Bahr irrlichterirt und dilettirt bedenklich. Wofür hat er nicht schon geschwärmt und gedichtet! Seine Ideale, denen er der Reihe nach gleich heftig nacheiferte, waren Musset, Zola, Tolstoi, Maupassant, Barrès. Alle Moden hat er mitgemacht und sogar Nestroy und Echegaray imitirt. Auch hat er vorschnell die „Ueberwindung des Naturalismus" proclamirt, die Hauptmann gerade jetzt wieder Lügen straft. Sein literarisches Jung-Wien ist auch schon bankrott. Vor einem Jahr überraschte er uns mit einer Capuzinerpredigt, daß alles Heil nur in Goethe liegt, zu dem wir zurückkehren müssen. Neulich hat er sogar ein Loblied auf Sardou angestimmt, — vielleicht nur um auf seine Napoleon-Trilogie vorzubereiten, von der das erste Stück „Josephine" nicht über Wien hinausgedrungen ist. Nun ist er glücklich bei Lindau-Lubliner angelangt. In welcher Vermummung wird uns das Stehaufmännchen das nächste Mal kommen?

Das Thaliatheater, das in dem rührigen Herrn Hasemann den neben Lautenburg vielleicht besten Berliner Bühnenlenker besitzt, sucht noch immer sein Genre. Es ist vom Wiener Volksstück und der Pariser Operette zur Berliner Posse übergegangen d. h. zur Adolph Ernst'schen „Ausstattungsposse", die in diesen Räumen ja lange Zeit heimathberechtigt war. Leider hat ihm aber das Kgl. Schauspielhaus in seinem altgewohnt kopflosen Zickzackkurs, der ihm von anderen Bühnen Mitglieder aufnöthigt, die wie Blencke, Klein ꝛc. durchaus nicht zu ihm passen, in zwölfter Stunde auch den Komiker Thomas vor der Nase weggeschnappt, der sich natürlich ebenso wenig am Gensdarmenmarkte wird halten können und gewiß wieder zu seinen Vorstadtpossen zurückkehren wird. Früher oder später. Hoffentlich nicht zu spät. Inzwischen hat Hasemann die Saison mit einer Gesangsposse „Unser lustiges Berlin" eröffnet, die aber nicht angesprochen hat. Es war die alte Geschichte vom Provinzler im Sündenbabel, dem eine schneidige „Chansonnette" den Kopf verdreht, bis ihn die nachgereiste theure Gattin wuthschnaubend heimholt. Die Fröhlichkeit gipfelte im zweiten Bilde aus der Backstube, wo sich der Angeheiterte zum Trog legt und mit Kuchenteig zudeckt. Besser als die unter Musik gesetzten Costümaufzüge waren einige Couplets, und das Beste das Komiker-Ensemble Helmerding jun., Junkermann jun., Ewald und Worlitzsch, während die feierliche Wilhelmine Sandrock vom Burgtheater, Adelens Schwester, als Soubrette durch ihren Gesang geradezu entsetzte. Nach diesem Stück ist Ely's Ablösung jedoch keine Erlösung, denn seine Posse ist noch weniger lustig, als das „Lustige Berlin". Ein reicher Schuster wird hier von Bauschwindlern übertölpelt und an den Bettelstab gebracht, aber von dem Schwiegersohn, der plötzlich die bewußte Theatererbschaft macht, gerettet. Zu dieser dünnen und confusen Handlung denke man sich Tanzduos, Couplets, scenische Trics, pikante Costüms und wieder die trefflichen vier Komiker, diesmal von einem Soubrettenquartett (Wünsch, Bender, Sigl, Junker-Schatz) wacker unterstützt. Die Frage ist jetzt: wird es ohne Thomas gehen? Oder thut Herr Hasemann besser, die nun einmal todte Berliner Posse zu verabschieden und wieder zur Operette oder eklektisch zu gar keinem bestimmten Genre zurückzukehren? Vielleicht war Boetel's letztjähriges Gastspiel, das eine Woche lang allabendlich das große Haus bis in den hintersten Winkel füllte, ein Fingerzeig. Eine Gastspielbühne — mit und ohne Musik — wäre noch immer besser, als diese Wiederbelebungsversuche mit der Berliner Posse.

## Notizen.

Das System Karnack-Hachfeld. Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Elektrotechnik, des Maschinen-, des Hoch- und Tiefbauwesens: 1. Die Elektrotechnische Schule, 2. Der Polier. 3. Der Baugewerkmeister. 4. Der Tiefbautechniker. 5. Der Monteur. Vorarbeiter und Maschinist. 6. Der Werkmeister. 7. Der Maschinenconstrukteur. 8. Das gesammte Baugewerbe. (Potsdam-Leipzig, Bonneß & Hachfeld). Das gesammte technische Wissen wird in dem Rahmen des Technikums in diesen Briefen gelehrt. Jedes einzelne Fach ist von Autoren behandelt, die durch eine vorzügliche theoretische Bildung und langjährige praktische Thätigkeit die Gewähr dafür bieten, daß die Werke nach beiden Richtungen hin hohen Werth besitzen, so daß sich Viele dadurch bereits eine gediegene technische Bildung zu eigen gemacht haben, wie die Werke auch für die in der Praxis stehenden Techniker einen zuverlässigen Rathgeber bilden. Wir können daher die anregend geschriebenen Unterrichtsbriefe allen Denen, die ihre Zeit nützen,

vorwärts streben und eine bessere, gewichtigere und achtungsvollere Stellung einnehmen wollen, warm empfehlen.

„Idyllen aus einer untergehenden Welt." Von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Schon in früheren Werken hat es Rosegger unternommen, den unvermeidlichen Untergang des Bauernstandes und die Folgen seiner Zersetzung zu schildern. Hier führt er uns, gleichsam um Abschied von den Erinnerungen an seine eigene Heimath zu nehmen, noch einmal mitten unter das kernige, frische Alpenvolk, dessen Lebens- und Gemüthsseiten er anschaulich beleuchtet. Die Idyllen sind Erzählungen meist heiterer Natur, Denkmale zugleich für eine harmlosere glücklichere Zeit und Weltanschauung, dazu bestimmt, wie der Autor sagt, „dem Leser mehr Behagen als Unlust zu bereiten." Wir haben denn auch diese köstlichen Aelplergeschichten mit wachsendem Wohlgefallen gelesen, besonders die Sittenschilderungen am Schluß und die mit reizender Schalkslaune vorgetragene Humoreske von dem lutherischen Preußen in der stockkatholischen Steiermark. Da sagt jede Seite, jeder Zug: ein Dichter hat mich geschrieben. Freilich ist der culturhistorische Werth fraglich, denn Rosegger ist viel zu sehr ein laudator temporis acti, um die Wahrheit zu sehen oder wenigstens ganz zu sagen. Vielleicht, daß er auch zu sehr Rücksicht nimmt auf seine clericalen Verehrer und Leser. Von dem unerschrockenen Wahrheitsmuthe z. B. eines Anzengruber ist er doch weit entfernt. Man lese einmal Hopfen's prächtigen Alpenroman „Zum Guten", und man erkennt dann den Fluch der „todten Hand", der Verpfaffung, welche die Bauern verdummt und ausbeutet und von der ererbten Scholle vertreibt. Nur so wird z. B. Tyrol und Kärnten entdeutscht und ausgepowert, so wie Spanien durch den Ultramontanismus zu Grunde gerichtet wurde. Rosegger sollte seine Augen nicht verschließen vor dieser auch die grüne Steiermark bedrohenden Gefahr.

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Prof. Lassar-Cohn. (Hamburg, Leopold Voß.) Diese dritte Auflage innerhalb drei Jahren und die Uebersetzungen des Werkes in die Weltsprachen, in's Russische, Serbische ꝛc. zeugen für die Trefflichkeit und Actualität dieses Buches, das keiner Empfehlung mehr bedarf, denn es ist schon ein „Brodartikel" des deutschen Buchhandels geworden. Diese neue Auflage ist gegen die zweite wenig verändert, aber doch überall dem heutigen Stande der Wissenschaft angepaßt, wie auch etwaige Erfindungen und Neuerungen z. B. in der Photographie, Röntgenstrahlen ꝛc. nachgetragen sind. Für die nicht ausbleibende nächste Auflage möchten wir ein Capitel über das elektrische Licht anregen, das in unserem täglichen Leben ja immer wichtiger wird.

Berthold Litzmann giebt bekanntlich im Verlage von Leopold Voß in Hamburg werthvolle Theatergeschichtliche Forschungen heraus, von denen uns die zuletzt erschienenen Bände besonders angesprochen haben. Da untersucht einmal Friedrich Düsel den Dramatischen Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei er auf Grund zumal der Lessing'schen Theorie zu Ergebnissen gelangt, die den monologfeindlichen Ibsenschülern freilich wenig behagen werden. Interessant ist auch „Die geistige Entwickelung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert" von Hans Oberländer, wohl einem Sohne des verstorbenen Berliner Hofschauspielers. Die Ehrenrettung Schink's, der als Dramaturg neben Lessing und Engel steht, die Entwickelung von Goethe's Weimarer Schauspielerschule und Iffland's Spiel und die Analyse des ersten realistischen Berliner Stils, dessen ästhetischer Vorkämpfer Tieck ist — das Alles ist nach den Quellen dargestellt und anschaulich geschildert. Ein verdienstlicher Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik ist „Das Iffländische Rührstück" von Arthur Stieler mit seinen scharfsinnigen Analysen, die in einer Verurtheilung dieser ganzen thränenseligen Großväterliteratur ausklingen. Möge die schöne Sammlung fortgesetzt werden und sich bei unseren Literaturfreunden fest einbürgern.

Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Ein Heldenmärchen von der edlen Walküre, die um irdischer Liebe willen aus Walhalla verstoßen wird; als aber Odhin und Frigga ihren Gemahl, den König Sigwalt, nach Asgardh abrufen, verzichtet er wiederum auf die Wonnen Walhalls und folgt seinem sterblich gewordenen Weibe lieber nach Hel in's elende Land der bleichen Schatten — Treue für Treue. Die frei erfundene altgermanische Novelle ist in Dahn's bekannter archäisirender Weise geschrieben, schlicht, knapp und bedeutsam, und wird zur nahen Festzeit wieder viele Leserinnen finden. Wir empfehlen das Werkchen aber auch der Aufmerksamkeit unserer Operncomponisten. Einen besseren Text können sie gar nicht finden. — Auch Dahn's Sämmtliche Werke poetischen Inhalts, die ebenfalls bei Breitkopf & Härtel erscheinen und die der Dichter in der „Gegenwart" selbst angekündigt hat, nehmen rasch und regelmäßig ihren Fortgang. Das Hauptwerk „Ein Kampf um Rom" liegt bereits in drei Bänden vollständig vor, und von den Gedichten, die eben so viele Bände umfassen, ist eben der zweite erschienen, der u. A. den Cyklus „Von zwei Königskindern", Therese Dahn's „Mädchenlieder", sowie die markigen Balladen und Romanzen enthalten, in denen Dahn sich ebenbürtig neben Fontane und Conrad Ferdinand Meyer stellt. Auch die Lieder, Sprüche und Gelegenheitsgedichte enthalten viel Schönes. Dahn's poetische Werke, die in dieser wohlfeilen Gesammtausgabe 21 Bände füllen sollen, werden als vornehmste Festgabe gewiß unter manchem deutschen Weihnachtsbaume zu finden sein.


## Anzeigen.

**Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".**

# Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

**Richard Sattler, Braunschweig**
(gegründet 1883).

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg.**

**Neueste Erscheinungen:**

**Komik und Humor.** Eine psychologisch ästhetische Untersuchung von **Theodor Lipps.** 1898. M. 6.—.

**Kant und Helmholtz.** Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. **Ludwig Goldschmidt.** 1898. M. 5.—.

**Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst** im 18. Jahrhundert. Von **Hans Oberländer.** 1898. M. 5.—.

**Das Iffländische Rührstück,** ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Von Dr. phil. **Arthur Stiehler.** 1898. M. 3.50.

**Die ethischen Grundfragen.** Zehn Vorträge von **Theodor Lipps.** 1899. ca. M. 6.—.

**Nanna** oder **Ueber das Seelenleben der Pflanzen.** Von **G. Th. Fechner.** Zweite Auflage. Mit Einleitung von **Kurd Laßwitz.** 1899. Eleg. geb. M. 6.—.

*Zeitschrift für* **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* **Metall-** *und* **Montanindustrie.**

**Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall- und Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz- und Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, *Leipzig.*

Verlag von Strecker & Moser, Stuttgart.

Neuere Geschenkwerke:

**Christian Wagner,**

**der Bauer und Dichter zu Warmbronn.**

**Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie**

von

**Richard Weltrich.**

Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weißer.

8°. Hocheleg. Ausstattung.

XII, 497 Seiten. Geh. M. 6.—, fein gebd. M. 7.—.

Bei **Richard Weltrich**, dem Verfasser der **größten wissenschaftlichen Schillerbiographie**, versteht es sich von selbst, daß sich auch das vorliegende Buch durch eine meisterhafte Behandlung der Sprache auszeichnet. Alle Gebildeten, insbesondere diejenigen, welche Weltrichs Schillerbiographie kennen, werden auch gerne nach seinem „Christian Wagner" greifen.

**Neue Dichtungen.**

**Herbstblumen. — Oswald und Klara.**

Ein Stück Ewigkeitsleben.

Von

**Christian Wagner.**

8°. VII, 182 Seiten. Fein gebd. M. 3.—.

Kenner und Freunde der Litteratur finden in den dichterischen Erzeugnissen Chr. Wagners **lyrische Versen** von **außerordentlicher Reinheit** und **Schönheit**; sie bewundern den **Reichtum** der **Phantasie**, deren Eigenart insbesondere in dem Verhalten des Dichters zur Natur offenbar wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Bismarcks Nachfolger.**

Roman

von

**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**

Berlin W. 57.

**Neu!**

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

**Die Chemie im täglichen Leben.**

**Gemeinverständliche Vorträge.**

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

**Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.**

Mit 21 Abbildungen.

*1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).*

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

**Wichtige Erscheinungen.**

**Idyllen** aus einer untergehenden Welt von **Peter Rosegger.**

30 Bogen. Preis br. M. 4, geb. M. 5, Halbfr. M. 5.50.

**Herrin** von **Friedrich Spielhagen.**

20 Bogen. Preis br. M. 3, elegant gebunden M. 4.

**Die neuesten Werke der berühmten Autoren.**

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die**

**Produktivkräfte Russlands.**

Zusammengestellt im

**Kaiserl. Russischen Finanzministerium.**

**Deutsche Ausgabe. Preis 12 Mark.**

**Ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Geschäftsmann, der direkt oder indirekt mit Russland arbeitet, und für planmässige Ausbildung unseres Exportes nach Russland.**

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: Georg Brandes

**William Shakespeare**

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

**Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.**

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!"

**(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

Hierzu Beilagen von **Bonneß & Hachfeld** in **Potsdam** (nur für die Postauflage) und der **Kakao-Compagnie Theodor Reichardt. G. m. b. H.** in **Wandsbeck-Hamburg.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 26. November 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit. Von Miles. — Vom Vater der Medicin. Von Sanitätsrath Dr. Karl Itschner. — **Literatur und Kunst.** Ein Geigerkönig. Von Bruno Riezler. — Amerikanische Humoristen. Von Frank W. Miller. — **Feuilleton.** Die Emancipirte. Von Laiso. — **Aus der Hauptstadt.** Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher. Von Caliban. — Opern und Operetten. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.

Die mit der kommenden Reichstagssession herannahende Entscheidung über die dauernde Einführung, Ablehnung oder das fernere Provisorium der zweijährigen Dienstzeit, bildet bereits den Gegenstand lebhafter Erörterungen in der Presse. Auf Seiten der Conservativen wird namentlich in der Kreuzzeitung in einer Anzahl nicht unbemerkenswerther Artikel über „Ausbildung und Zahl" des Heeres für das Beibehalten der dreijährigen Dienstzeit eingetreten. In nationalliberalen Kreisen scheinen die Ansichten getheilt zu sein. Denn von einer Seite, so z. B. im Hannover'schen Courier spricht man sich für die zweijährige Dienstzeit aus, während die Hamburger Nachrichten im Sinne des Fürsten Bismarck die unbedingte Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit befürworten. Die Kölnische Zeitung erkennt die Nachtheile der zweijährigen Dienstzeit zwar an, gelangt jedoch, da deren Vortheile überwiegen, zur Vertretung der abgekürzten Dienstdauer. In den Sphären des Centrums ist man für die zweijährige Dienstzeit, und da in fortschrittlichen und den Kreisen extremster Richtung ebenfalls an der zweijährigen Dienstzeit festgehalten wird, so erscheint es zwar nicht absolut ausgeschlossen, jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Regierung zur dreijährigen Dienstzeit zurückkehrt, wozu sie allerdings formell berechtigt wäre, sondern daß die zweijährige Dienstzeit, sei es auch nur in einem abermaligen Provisorium, beibehalten wird.

Bisher sind einer in der letzten Reichstagssession gemachten Erklärung des Kriegsministers zufolge „Erscheinungen bei der zweijährigen Dienstzeit, welche etwa zur Rückkehr der dreijährigen unbedingt nöthigen", nicht hervorgetreten, und es ist nicht anzunehmen, daß dieselben seitdem hervortraten, und auch die energischsten Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit geben zu, daß in Bezug auf Paradedrill, Exercieren, Schießen und Felddienst ein Rückgang nicht nachzuweisen sei. Dagegen wird von ihnen behauptet, daß die Manns-zucht, die dem Soldaten bis in seine letzten Landwehrjahre hinein den sicheren Halt an Ehrgefühl, Ordnung, Gehorsam, Pflichttreue, Muth und Begeisterung zu geben habe, in den 22 Monaten der jetzigen activen Dienstzeit nicht zu gewinnen sei. Den endgiltigen Beleg über diese Behauptung vermag aber nur der Krieg zu liefern; an seiner Stelle muß also zur Zeit das Urtheil der Truppencommandeure, namentlich das der Compagniechefs, als Anhalt dienen, und wohl auch ein Vergleich des Inhalts der Strafbücher von früher und jetzt. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die Beurtheilung der Compagniechefs hinsichtlich des Resultats der nur zweijährigen militärischen Erziehung der Mannschaft in den erwähnten militärischen Eigenschaften heute durch die weit größere numerische Stärke der Compagnien und Anzahl der Rekruten beträchtlich erschwert ist. Immerhin aber muß sich die Regierung in dieser hochwichtigen Frage für die Armee in erster Linie auf das Urtheil der Männer, die in der Armee und damit derselben am nächsten stehen, und die die Verantwortung für dieselbe haben, d. h. der Truppenbefehlshaber vom Compagniechef bis commandirenden General hinauf verlassen und stützen. Auch den Erfahrungen, die bisher bei den Uebungen der nur zweijährig gedienten Reserven gemacht wurden, ist dabei besondere Beachtung zu schenken. Was die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots betrifft, so liegen hinsichtlich derselben noch keine Erfahrungen vor, da die 1894 eingetretenen Mannschaften erst 1899 zur Landwehr ersten Aufgebots übertreten, zur Landwehr zweiten Aufgebots aber noch fünf Jahre später, und da diese überhaupt nicht übt. Die Uebungen der Landwehr ersten Aufgebots finden jedoch im volkswirthschaftlichen Interesse unter so wenig umfassender Heranziehung dieser Landwehr-Mannschaften statt, daß die kurze zwölftägige Periode, während welcher z. B. im Jahre 1898 von ca. 700 000 Landwehrmannschaften ersten Aufgebots nur etwa 73 000 Mann übten, keinen genügenden Maaßstab für die volle Beurtheilung der Landwehrmannschaften in Bezug auf die Intensität ihrer disciplinarischen Erziehung zu liefern vermag. Es erscheint daher nicht ungewagt, nach den bisherigen, gegen die früheren, nicht zurückstehenden äußeren Ergebnissen der zweijährigen Dienstzeit peremptorisch abschließend über ihre inneren Früchte, die erst im Kriege, und namentlich bei Rückschlägen während desselben voll in die Erscheinung zu treten vermögen, urtheilen zu wollen. Allein die wirthschaftlich in's Gewicht fallenden Vorzüge der zweijährigen Dienstzeit und die Sympathien, die sie im Volke besitzt, sind so bedeutend, daß die Regierung, nachdem sie die zweijährige Dienstzeit, mit Rücksicht auf die Entfaltung größerer Streitkräfte im Kriegsfalle, wenn auch nur versuchsweise eingeführt hat, kaum wieder von ihr zurückkommen können wird. Es wird, wenn heute auch über 50 000 Wehrpflichtige mehr als früher im Heere dienen, doch in weitesten Kreisen — allerdings vielleicht das Resultat einer Selbsttäuschung — als eine wirthschaftliche Erleichterung empfunden, daß der Mann nur zwei Jahre dient. Zwar ist richtig, daß heute die Armee des wichtigen Sporns, den die Dispositions-Beurlaubung bot, entbehrt, und daß

das untere Führer- und Ausbildungspersonal der Fußtruppen, nicht mehr unterstützt von ca. 45 000 dreijährig gedienter Mannschaften, durch die kurze Ausbildungszeit schwer überlastet wird; allein die äußeren Ergebnisse der zweijährigen Dienstzeit scheinen den maßgebenden militärischen Kreisen bis jetzt zu genügen, so daß es sehr gewichtiger sich in entgegengesetztem Sinne aussprechender Urtheile der Truppencommandos bedürfen würde, um sie am Schluß des mit dem ersten April 1899 ablaufenden Quinquennats wieder abzuschaffen.

Was die Vorschläge zu möglichster Beseitigung der Schwierigkeiten der Ausbildung betrifft, nämlich: möglichste Vereinfachung der Ausbildung, Wegfall des Bajonettstechens, Streichung alles unnützen Ballasts aus dem Unterricht ꝛc., sowie Einführung der Charge der Feldwebellieutenants auch in das Friedensverhältniß, so können wir ihnen im Princip nur zustimmen, halten sie jedoch, da nähere Angaben, wie die Ausbildung vereinfacht werden soll, fehlen, für noch nicht ausgereift und überdies nicht zum Ziele führend. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Einführung der Feldwebellieutenantscharge auch in den Friedensetat die jüngeren Officiere nicht unbeträchtlich entlasten würde, so gilt dies jedoch nicht für die noch weit mehr belasteten Unterofficiere, obgleich diese Maaßregel allerdings einen besonderen Sporn für dieselben bilden würde. Hiermit würde jedoch das Princip durchbrochen, an welchem in der Armee bisher unverändert festgehalten wurde: Keine Unterofficiere — den Kriegsfall ausgenommen — zur Verwendung in Officiersstellen zu befördern und damit zwei Klassen von Subaltern-Officieren zu schaffen. Wir sind persönlich für die Durchbrechung dieses bei den heutigen Volksheeren doppelt veralteten Princips, auch im Frieden, und erinnern an die ungemein tüchtigen aus dem Unterofficierstande hervorgegangenen Elemente, die unter Napoleon I. in namhafter Anzahl zu Officieren, Generalen und selbst Marschällen von Frankreich befördert wurden. In den Unterofficieren besitzt die Armee jedoch ein militärisch und physisch außerordentlich tüchtiges Material, dessen für den Waffenberuf hervorragend begabteste Elemente unbedingt zum Nutzen der Armee in dieselbe eingereiht werden müßten. Gingen doch der Chef des Generalstabes der Armee, General von Reyher, und der General-Inspecteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesen, General von Peuker, aus dem Unterofficierstande hervor. Unter den 68 730 Unterofficieren der Armee, die sich ja dem Soldatenstande auf längere Zeit widmen, ist unzweifelhaft eine namhafte Anzahl militärisch hervorragend veranlagter Individualitäten vorhanden, deren Fähigkeiten der Armee nicht entgehen sollten. Hören wir doch, daß selbst in der englischen Armee, in welcher allein außer der deutschen kein Dualismus im Officiercorps, sondern Homogenität besteht, heute vielfach Söhne von emporgekommenen Handwerkern in den billigeren Regimentern eintreten und Officier werden. Allein in den maßgebenden Heeresleitungs- und Officierskreisen ist nicht die mindeste Neigung vorhanden, die Unterofficiere im Frieden zur Officierslaufbahn zuzulassen. Die Kaste schließt sich gegen dieselben hermetisch ab, und hiermit dürfte auch der Wunsch bezüglich der Unterofficiere vor der Hand nicht die mindeste Aussicht auf Erfüllung haben.

Ein gewichtiger Umstand, der außer allem Erwähnten für die Erhaltung der zweijährigen Dienstzeit spricht, ist der, daß die Eigenschaften, die den Deutschen — entsprechend ausgebildet und geführt — für den Krieg besonders geeignet machen, denen der übrigen Nationen namentlich romanischer Race überlegen sind und ebenso unser gesammter Heeresorganismus. Wir können daher ohne Besorgniß auf ein ferneres Beibehalten der zweijährigen Dienstzeit blicken und haben uns nur dagegen zu verwahren, daß sie von der Regierung nicht zum Handelsobject für das Durchdrücken starker neuer Militärforderungen gemacht wird. Miles.

## Vom Vater der Medicin.

Von Sanitätsrath Dr. Karl Itschner.

In Salzburg, wo Hohenheim genannt Paracelsus begraben liegt, hielt der Tübinger Homöopath Emil Schlegel einen Vortrag, der jetzt unter dem Titel „Paracelsus-Studien“ bei Wilhelm Baensch in Dresden im Druck erschienen ist. Wir erstaunen da billig, wie viel von den Anschauungen und Vorschriften des Baseler Professors, trotz deren öfteren Naivetät, Mystik und Veraltung, in der heutigen Medicin noch nachwirkt, ja Geltung hat oder — sie zu haben verdiente. Große Verdienste erwarb er sich um die Verbesserung der Pharmacie, und um die Belebung der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie. Auch die wissenschaftliche Medicin trägt noch eine gewisse Achtung vor den Heilkräften der Arzneien zur Schau, aber diese ist freilich untergraben durch die allgemeinen pathologischen Ansichten, von welchen die heutige Heilkunde beherrscht wird; die Verwendung der Arzneien im „wissenschaftlichen“ Sinne zur Veränderung einzelner Körperfunctionen, zur gewaltsamen Erzeugung von Schlaf, von Anästhesie ꝛc. ist eine total andere, als die bei Paracelsus übliche Anwendung als Arcanum, welches dem ganzen Naturproceß einheitlich gegenübertritt und Krankheit in Gesundheit umwandelt. Eben diese Auffassung ist auch die Hahnemann'sche oder die echt homöopathische. „Wir sehen,“ sagt Dr. Schlegel, „bei Paracelsus einen entschiedenen Fortschritt im Erkennen und Charakterisiren der Heilkräfte: er bewegt sich auf die Homöopathie zu und ist ein Vorläufer der Hahnemann'schen Codificirung der Arzneiwirkungen. Aber der Blick für's Allgemeine, welcher bei uns Homöopathen in einiger Gefahr ist, wird von ihm überlegen gewahrt. Die Verallgemeinerung in der Arzneimittellehre waren stets deren gefährlichster Feind; nur zu leicht fällt man in Speculationen und ein berechtigtes Mißtrauen beherrscht gerade unsere Doctorin gegen die schematisirende Betrachtung. Einem so lauteren Geiste wie dem Hohenheim's darf man aber etwas zutrauen und außerdem stehen seine Behauptungen, welche nur befruchtend wirken können, der freien Kritik und Forschung offen.“

Paracelsus hat für die weitgedehnten Erscheinungen des Lebens ein offenes Auge und offenen Verstand. Während die heutige Wissenschaft von der Materie ausgehend durch zahllose Einzelerkenntnisse nach Innen, dem Heerde des Lebens, zu dringen versucht, schlägt Paracelsus vielfach den umgekehrten Weg ein. Die Bewußtseinswelt ist ihm so unendlich reich, die seelischen Beziehungen der Menschen unter einander sind ihm vielfache Anlässe zu äußeren Störungen; die wissenschaftliche Anschauung insgesammt ist ihm ganz vorwiegend eine geistige und in den innersten Lebensbeziehungen wurzeln auch die Krankheiten. Ja, die höchsten Naturvorgänge, die es überhaupt giebt, die Bewußtseinserscheinungen, stehen am nächsten dem Zweck des ganzen Weltgetriebes und damit den wirkenden Ursachen: das Thun und Denken des Menschen wirkt zurück auf die Atmosphäre; der Hunger der Storchen und Antvögel (Enten) erzeugt im Frühjahr zahllose Frösche in Gräben und Tümpeln. — Viele Krankheiten entstehen durch geistige Beeinflussung, „Incantation“! Schlegel nennt es ein schönes Wort gegen das moderne „Suggestion“, und wie treffend zeichnet es das geistige Einlullen des Opfers! — Ein immerwährender Wechsel geht durch die Natur. Große Kreisläufe und Perioden spielen in das organische Leben herein, verändern nach Ort und Zeit die Krankheiten, ja sie verändern selbst die Heilmittel: „Mehr selig und aber selig ist der Arzt, der die Arznei lebendig erkennet und weiß sie zu gewinnen und weiß, daß sie nicht todt ist. Nach solchem Allen sind viel Arznei jetzt in der Welt, die da todt sind und sterben mitten an. Darum der Arzt viel sprechen mag und klagen seine Noth. Denn der Himmel jüngert sich, vielerlei Gewächsen Alter ist hie und der Tod damit. Aber der neue

Himmel wird erneuern Dasjenige, das den Zukünftigen dienen soll. So wird alsdann die Arznei mit ihren Arkanis wiederum in Kräften sein."

Von der Lungenschwindsucht sagt er: „In der Cur dieses Morbi muß zum ersten die Diät observirt werden, darnach medicina. Corpus soll also humektirt werden, daß sol microcosmi allezeit finde zu konsumiren". Von diesem Gesichtspunkte aus giebt es: lentes, uvae passae, raphanus major et minor, bleta rubea, caulis romana, Portulacca, also: Linsen, Rosinen, Meerrettig, und Gartenrettig — Rothrüben und wässrige Gemüse. Paracelsus giebt dann noch weitere diätetische Mittel an, läßt dann den ganzen Körper täglich zweimal einfetten und mit Essigwasser abwaschen. Liquiritia und Carduus benedictus rechnet er noch zu den diätetischen Mitteln und als höchstes Arcanum preist er liquor margaritarum, ein unserer Calcarea carbonica sehr nahestehendes Präparat. „Unter Anderem ist auch Aquae hederae terrestris (glechoma hederacea) mit dem 3. Theil Aqua portulaccae vermischt und, so eine Ader gesprungen, mit Aqua cyclaminis, treffenlich gut." — Eine ähnliche cura phthisis hat Dr. Schlegel — ohne Paracelsus zu kennen — 1891 in seinem Vortrag über Lungenschwindsucht beschrieben, und er kann versichern, daß die genau übereinstimmende Diätetik auch die ärmste Hütte zu einer „Lungenheilstätte" umzugestalten ermöglicht, wenn diese Vorschriften mit einiger Sorgfalt und mit Verstand ausgeführt werden. „Daß die Phthisis eine Ausnahmestellung unter den Krankheiten in Bezug auf Diät einnimmt, hängt damit zusammen, daß sie nur in seltenen Fällen von sich aus zu einer heilenden Reaction treibt; ist sie einmal da, so ist sie mehr ein Unglück als eine Krankheit, denn es fehlt ihr die Tendenz eines heilenden Abschlusses unter den Lebensverhältnissen, in welchen sie entstanden ist. Eine kräftige Veränderung der letzteren aber kann Alles zum Besseren wenden!" schreibt Schlegel.

Des Paracelsus Auffassung vom Krankheitsprozeß, dessen Inbegriff ohne die organische Reaction sich nicht denken läßt geht schon aus folgenden einfachen Worten hervor: „Tod bringt kein Krankheit, auch kein Krankheit den Tod. Und so sie schon nahe beisammen wären, stehen sie doch wie Feuer und Wasser". Sehr interessant ist bei ihm die Balneologie. Er giebt eine recht gute geognostische Schilderung von der Entstehung der mancherlei Heilquellen und von der Art, wie die Wässer durchflossenem Gestein, reifem und unreifem Erz Kräfte entlehnen. Man mag sie in Schlegel's Brochure nachlesen. Wir sehen überall keinen schrankenlosen Optimismus den Arzneikräften gegenüber, sondern das Bewußtsein, daß ihre Wirkungen nur unter übrigens günstigen Bedingungen zu Stande kommen. Paracelsus spricht manchmal vom höchsten, besten Mittel in gewissen Zuständen, manchmal von zuverlässiger Hülfe, wie er hinzufügt, ausgenommen Verwahrlosung. Daß aber nirgends ein bloß mechanisches Verhältniß zwischen Erkrankten und Heilmittel stattfindet, daß der Arzt jeden Fall individuell fassen müsse, findet sich vielfach ausgesprochen. Auch darf sich der Arzt nicht zum Meister der Natur aufwerfen: „Darum es ein Irrsal ist, der do sage er müß mit Schwitzen gesund werden, oder mit vomiren; dieser betracht nicht die manchfaltige Art der Menschen und daß der Arznei die Theorik befohlen sein solle und nit umgekehrt." — „Welcher der Philosophey nicht ergründet ist, wie sich die natürlichen Kräfte leichtern, der giebt eben dann ein Arzt, wie ein Kaminfeger einen Beckenknecht." — „Es muß bei solcher Cur ein große Erkanntnus sein und Aufmerken, nemlich, daß gleich eben das genommen wird, das denselbigen Durchbruch zu treiben gemäß sei; auch dabei, daß die Zielmaaß getroffen werden in der Quantität, daß sein Dosis gleich sei mit der Krankheit." — „Also schau ein jeglicher Arzt auf, wie die Natur ausgehen will; da treib heraus und hilf! Der es fleißig und verständig kann, der kann dann vollkommen den dritten Theil der Arznei und soll sich keinen Arzt schämen zu sein, denn er ist's mit guten Ehren." — Die Universalität des Heilgeschäfts tritt bei Paracelsus weit mehr hervor als bei Hahnemann. Letzterer mußte mit einer gewissen Ausschließlichkeit den Grundsatz verfolgen, den er gefunden hatte und welcher thatsächlich der erste Pfeiler einer wahrhaft wissenschaftlichen Medicin werden sollte. Durch viele Citate ist es bekannt, daß Paracelsus der Aehnlichkeitsbeziehung beipflichtete und dies Princip auch bis zur Isopathie getrieben hat: „Zu gleicher Weis wie der Teufel aus dem Menschen getrieben wird, also durch Arznei die giftigen Krankheiten und wie Bös Böses vertreibt und wie Guts das Gute behalt". — „Der Bergmann sucht Silber, findet dabei seine Krankheit, schmilzt das Erz und was entweicht, hat ihn krank gemacht, mag ihn auch wieder gesund machen." — Und dagegen: „Haben also den Menschen noch viel größere Pein und Marter angethan, haben nicht betrachtet, daß die Gebrechen an sich korrosivisch genug; wir müssen Sedativa gebrauchen, die die Schmerzen mildern, stillen und zu guter Ruhe mit sammt der Heilung bringen. Aber das ist je und je gänzlich ihr Fürnehmen gewesen, Böses mit Bösem zu curieren. So sage ich darauf, daß erstlich alle Schmerzen und Wehetage in den Gliedern zufriedengestellt werden müssen durch Sedativis, daraus die Heilung angehet. Dessen nimm Dir ein Exempel an einem entrüsteten, zornigen Menschen. So wenig Du ihn mit gleichem Zorn, Streichen und bösen Worten stillest und zufrieden machst, so wenig richtest Du damit auch hier aus. Zu gleicher Weise auch zu verstehen ist von einem traurigen Menschen, von einem sündigen Menschen. Muß nicht das Trauern und Herzeleid durch Freude und Trösten vertrieben werden? Also ist auch die Absolution und das Evangelium eine Arznei wider die erkannte Sünde und Gewissen. Darum müßt Ihr auch hier bedenken, Böses mit Gutem und nicht Böses mit Bösem zu vertreiben. Denn Ihr habt bisher die Sache unrecht verstanden; habt mit Euren falschen Arzneien auch den Krebs und Wurm tödten wollen, welches auch manchmal geschehen, aber der Patient hat dafür sterben müssen." Hingegen: „Also gehen die Wesen der Arzneien gegen die Krankheit: List gegen List, wie sich zwei Feind stellen beide heiß, beide in Harnisch, beide mit gleichem Gewehr." So nimmt er doch auch seine Heilmittel bei Krebs aus der Reihe starker Gifte, fügt aber hinzu: „wie sie aus dem Berg kommen, sollen sie nichts in Medicina". Widersprüche sind bei ihm das Zeichen eines reichen, alle Gegensätze betrachtenden Geistes, der jede Einseitigkeit zu vermeiden weiß, jeder Lage ihre Berechtigung abgewinnt und zugesteht. Und dann trotz aller Marktschreierei, maßloser Heftigkeit in der Polemik und wüsten Vagantenweise sein weitausschauender Blick, seine Herzensgüte, sein prächtiger Humor, der ihn auf seiner stets vergeblichen Suche nach dem Stein der Weisen oder einer Universalarznei, im Kampfe gegen Quacksalber, Charlatane und medicinische Zünftler niemals verließ.

Sehr interessant ist es zu sehen, daß Paracelsus die einfachen Bereitungsweisen der Tinkturen und Verreibungen ebenfalls schon gekannt hat. „Auch ist mehr nutz die Kraft in spiritu vini gebracht und geben werden, als roh", heißt es von Helleborus und Veratrum. Der Weingeistauszug zeigt höhere Kräfte und diese sind nothwendig, „denn auch die Zeit ist höher in Gift gestiegen". Die Blätter der schwarzen Nießwurz sind im Schatten zu trocknen, mit gleichem Gewicht von Zucker zu verreiben und so zum Gebrauch aufzubewahren. Dies ist gewiß nur die beste Methode, die Haltbarkeit der Arzneikraft zu sichern, aber dennoch liegt darin ein Keim zu den fortgeschrittenen Verreibungen Hahnemann's, wie Schlegel nachweist.

In der Wahl der Rohstoffe zu Arzneien ist Paracelsus vorsichtig. Vom Schwefel, der ihm ein großes Heilmittel ist, „sodaß nit viel Stück sind, die über ihm seind", giebt es vielerlei Art, „denn alles, was die Natur giebt, ist nicht in ein Spezies gesetzt, sondern in viel, dann nicht einerlei

Blei, einerlei Kupfer, einerlei Gold". Seit wir durch Crookes wissen, daß sich zwischen dem Element Yttrium und Erbium eine ganze Reihe von sogenannten Elementen und Unterelementen ausscheiden lassen, seit auch der frühere Stickstoff der Luft sich als ein Gasgemenge ausweist, in welchem verschiedene sogenannte Elemente gefunden wurden, dürfte die philosophische Anticipation Hohenheim's vermehrtes Interesse bieten: nicht einerlei Sulfur minerale, nicht einerlei Gold, nicht einerlei Blei. Unter den Arzneipflanzen, welche wir als Lieblinge Hohenheim's kennen lernen, kehrt öfter die schwarze und weiße Nießwurz wieder (Helleborus und Veratrum). Als Präservativ schützen die Blätter vor Fluß und Krebs; die Wurzel selbst hilft bei vier Hauptkrankheiten; fallende Sucht, so sie von Gliedern kommt in das Haupt: Podagra, in welchem Glied es sein wolle, Schlag mit Seitenlähme und Wassersucht. Bei Letzterer leert es den Brunnen aus, aber ein anderes Mittel muß es thun, daß die Krankheit nicht wiederkehrt. — Bei Podagra vom Blut, wo das Blut selbst wüthet, heilt Helleborus nicht; wo es aber von Flüssen kommt, da ist die Wurzel das best Laxativ, das alle Flüß auszeucht. Sie ist bei vielen Wassersuchten und auch bei gar alten Leuten extremum medicamen.

Gehen wir von den Kräutern in den Berg, dorthin, wo ihre Kräfte noch vereinzelt in Mineralien und Erzen schlummern, nehmen wir von dem reichhaltigen Mineralgebiet das Kochsalz, so finden wir zunächst die interessante Bemerkung: „Dieselben Leut, die lind salzen, sind in Kräften und in der Natur und Complex schwächer und baufälliger denn die andern und den zufallenden Krankheiten mehr unterworfen." Das Salz ist hochtrefflich in aller Exsiccation. Man denke hier an die neuerlichen Natr. muriaticum-Verordnungen, um pleuritische Exsudate zu beseitigen! Hier hat man also eine alte therapeutische Idee und eine moderne wissenschaftliche Bestätigung. Dem Salz ist aber die „natürlich Sulz" (eine mit Kali und Magnesia, sowie Calciumchlorat und Spuren von Jod und Brom verunreinigte Salzlösung) „hoch überlegen wider Krankheiten, die aus Feuchte werden." Hier begegnen wir noch deutlicher unserer „hydrogenoiden Constitution". Alle diese Krankheiten werden von dieser Sulz genommen, als das feucht Podagra, die Wassersucht, die feuchten Geschwülst, die geschwollenen Schenkel. Auch in die offenen Schäden ist Salz eine große Arznei und nimmt mit der Zeit auch Alopeciam, den Erbgrind, hinweg." — Eine Sulz in diesem Sinn ist, was wir ebenfalls beachten dürfen, die weitgedehnte Meerfluth, die unsere Küsten umspült und deren Heilkraft die Wirkungen der Seebäder specifisch färbt und erhöht.

Die Probleme des Daseins, schließt Schlegel seine schöne Studie, haben sich im Geiste Hohenheim's mit ungewöhnlicher Klarheit gestaltet, aber Sittengröße, Selbstlosigkeit, wahre Frömmigkeit waren doch die edelsten und mächtigsten Züge seines Wesens: hier kann er uns unbedingt auch heute noch ein Erzieher sein, mögen die Anschauungen der meisten von uns auch weit, weit von den seinigen abstehen. Vielleicht giebt es kein besseres Zeugniß für ihn, als die wenigen Worte, welche er im Buch vom Langen Leben über die Art schreibt, sich feindlicher Einflüsse zu erwehren. Wir kennen ihn aus der landläufigen Geschichte als unruhigen Kopf, als Polemiker und Sonderling von höchster Selbstschätzung. Aber wie spricht Paracelsus selbst: „Es wär wider mich ein Feind und der wer kein Zauberer, sondern allein sein Gemüth und Imaginationes wär wider mich in solcher Gestalt, daß ich um mein Leben sollt kommen: so setz ich mir mein Gemüth also zu ruhen in ein Widerspiel, daß ich mir gedenk Rechnung von mir zu thun und Niemand kein Uebels zuzufügen. Also durch solche Mildigkeit mag nicht verbracht werden der große Neid, der wider mich ausgeht und ist Pietas die höchst Conservation". — Und der Mann, welchem vielleicht manch thörichter Aberglaube anhaftete, von welchem jene Zeit schwer heimgesucht war, hat gleichwohl das Seine gethan, um ihn abzuschütteln: „Ich hätte ein Aberglauben, wenn die Raben auf meim Dach schrien, wer ein Zeichen, daß eins sterben sollt. Eine solche superstitio mag mich krank machen, oder einen Kranken tödten. Ist ein Conservation für solche superstitiones, daß ich glaube, daß dasselbig Geschrei sei ein Anzeigung ihrer Natur und meiner Narrheit, denn kein Ding den Aberglauben bricht, denn allein Betrachtung, daß Narrenwerk sei. Und so nicht allein von Raben, sondern auch von allen andern Dingen." Wir werden Paracelsus recht verstehen, wenn wir dasjenige von seinem reichhaltigen Wirken, was auf haltbaren Beobachtungen der Natur beruht, sowie diejenigen Vorstellungen und Ideen, welche sich mit Nothwendigkeit aus der denkenden Betrachtung beobachteter Naturerscheinungen ergeben, von der Fülle des Ganzen zunächst ausscheiden und dies giebt uns schon würdigen Arbeitsstoff, der nicht allein wissenschaftlich, sondern auch human erfaßt sein will im Sinne des großen Verewigten: „Welcher will ein Arzt sein, derselbig gedenk, daß er am ersten ein Samaritan sei, nit ein Priester, nit ein Levit". — Wenn sich die heutige Medicin dazu entschließen könnte, den Gehalt der Paracelsus'schen Werke mit Ernst zu revidiren und insbesondere der positiven Arzneikenntniß die gebührende Beachtung zu schenken: es schiene ein Rückschritt; doch des Geistes Leben ist außer Raum und Zeit gestellt und der Fortschritt der Allgemeinheit muß oft die Stationen passiren, welche Einzelne schon 100 Jahre vorher, wie Hahnemann, oder auch schon vor noch längerer Zeit, wie Paracelsus, erreicht hatten. Auch Keppler, dem wir die Exaktheit der heutigen Astronomie zu einem guten Theil verdanken, war nicht frei von den Ansichten seiner doch schon um 100 Jahre weiter fortgeschrittenen Zeit, ja er hatte noch einen privaten Ueberfluß an Mystik. Die Worte des Engländers Whewell in seiner berühmten Geschichte der inductiven Wissenschaften können gerade so gut auf Paracelsus als auf Keppler angewandt werden: „Der mystische Theil seiner Ansichten von der Natur scheint auf seine Entdeckungen keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, sondern vielmehr seine Erfindungskraft und seine ganze geistige Thätigkeit noch mehr aufgereizt zu haben".

## Literatur und Kunst.

### Ein Geigerkönig.

Von Bruno Riezler.

Paganini, Spohr, Joachim sind die großen Meister der Violine — der italienische Wundermann, der classische deutsche Geiger und der Berliner Professor, der der Erste gewesen, der die Geigerei nicht um ihrer selbst Willen betrieben, sondern sie in den Dienst einer idealeren Sache, in den der Kunst, gestellt und damit seinen Beruf von einem handwerksmäßig körperlichen zu einem innerlich geistigen emporgehoben hat. Sehr schön hat sein Schüler Andreas Moser neuerdings sein Spiel zu schildern und analysiren versucht. „Der erste Factor ist das schönste Erbtheil von Felix Mendelssohn, der seinen jungen Schützling beim gemeinschaftlichen Musiciren stets darauf hingewiesen hatte, die alten Meister zu respectiren, keine Note in ihren Werken zu ändern, immer zuerst an die Musik und dann erst an sein Instrument zu denken, niemals um der bequemeren Spielbarkeit die Intentionen des Componisten zu opfern. Diese Lehren sind bei Joachim auf so fruchtbaren Boden gefallen, daß ihn schon als Jüngling sein Schönheitssinn und ein merkwürdig früh gereifter Geschmack davor bewahrt haben, Extravaganzen zu Gunsten unmittelbarer Wirkung zu begehen. Vielmehr war

er stets bestrebt, sich innig mit dem auszuführenden Kunstwerk vertraut zu machen, es in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, um es, nachdem es durch das Medium seines künstlerischen Empfindens hindurch gegangen, in ganzer Reine und Schönheit vor dem Zuhörer wieder erstehen zu lassen. Das hat seinen Vorträgen die sprichwörtlich gewordene Vornehmheit und Vollendung, die abgeklärte Ruhe und poetische Weihe gegeben, wie sie in gleichem Maaße bei keinem anderen ausübenden Tonkünstler vorkommen. Immer sehen wir den Blick des Meisters auf den geistigen Gehalt, die charakteristischen Merkmale, den Stil des Werkes gerichtet, das unter seinem Bogen zur Wiedergabe gelangt; niemals stellt er sein Ich zur Schau oder kokettirt mit Aeußerlichkeiten. Joachim ist ein so wenig zur Reflexion geneigter Künstler, daß ihm in dieser Hinsicht nur noch Anton Rubinstein an die Seite zu stellen ist. Wie dieser bei seinen Darbietungen hauptsächlich inneren Impulsen folgte, den Eingebungen des Augenblicks freien Zulaß gewährte, so sind auch die Kunstleistungen Joachim's nur der Ausdruck tiefsten musikalischen Empfindens, das mit der eigentlichen Gehirnthätigkeit in so gut wie gar keinem Zusammenhange steht. Mit dem Unterschied freilich, daß Rubinstein sich manchmal von seinem Temperament zu Uebertreibungen fortreißen ließ, deren sich Joachim niemals schuldig macht. Eine wahrhaft ethische Kraft und ein idealer Schönheitssinn lassen ihn auch bei den leidenschaftlichsten Stellen die Linie niemals überschreiten, wo das Charakteristische aufhört, schön zu sein. Und endlich seine großartige Technik, an die man während seines Musicirens zunächst gar nicht denkt. Seine Darbietungen genießen sich so mühelos, daß sie stets in dem Zuhörer ein wohlthuendes Gefühl der Befriedigung hinterlassen. Wollen und Können sind bei ihm eins. Wie er unbeschränkter Herr ist über das Griffbrett und die raffinirtesten Schwierigkeiten spielend zu überwinden weiß, die die größten Virtuosen aller Zeiten ausgeklügelt haben, so verfügt er über eine Bogenführung, die an Unabhängigkeit und Geschmeidigkeit im wahrsten Sinne einzig ist. Ihr vor Allem verdankt er sein Ausdrucksvermögen und die modulationsfähige Tonangebung, die, bald hell, bald dunkel, verklärt und duftig, üppig und strahlend — je nachdem es der Augenblick erheischt —, uns den unerschöpflichen Farbenreichthum ahnen läßt, den er auf seiner Palette zur Verfügung hat."

Dieser feinsinnige Beurtheiler hat nun seinem Lehrer und Meister ein schönes biographisches Denkmal*) gesetzt, auf das wir heute unsere Leser warm empfehlend hinweisen wollen. Er schildert darin mit liebevollem Verweilen den Werdegang des großen Künstlers als eine von den seltenen glücklichen Naturen, deren ganze Entwickelung von hellem Sonnenschein bestrahlt und erwärmt wurde. In seiner Jugend schon wurde er durch die Fürsorge verständnißvoller Verwandter vor den leidigen Existenzsorgen beschützt, — er der arme Judensprößling aus Kitsee bei Preßburg, das die deutschenfresserischen Ungarn in ihr für jeden gebildeten Mitteleuropäer unaussprechliches Halbtürkisch „Köpcseny" magyarisirt haben. Natürlich wird auch Joachim, der längst deutscher Staatsbürger ist, wie Liszt und Munkacsi (Lieb) von den Magyaren als eigenste Nationalgröße gefeiert, obwohl er kein Wort ungarisch versteht. Moser erzählt eine hübsche Anekdote: Nach den glänzenden Triumphen, die Joachim im Februar 1861 in Wien geerntet hatte, gab er auch einige Concerte in Pest, wo natürlich der Enthusiasmus, den er erregte, noch weit größer war: feierte man doch in ihm nicht nur den genialen Künstler, sondern eben so sehr den berühmten Landsmann, auf den der „ungarische Globus" alle Ursache hatte, stolz zu sein. Bei einem Bankett, das die Studenten dem damals hannöverschen Concertdirector zu Ehren veranstalteten, verstieg sich einer der Redner im Ueberschwang hunnischer Begeisterung zu dem Ausspruch, es sei eine Schande für die Nation, daß einer ihrer größten Söhne in Diensten eines Staates stehe, der nicht einmal so groß sei wie manches ungarisches Comitat. Darauf erhob sich Joachim, entschuldigte sich, daß er in deutscher Sprache antworten müsse, da er das Ungarische inzwischen verlernt(?) habe, und gab dem Redner zu bedenken, daß es doch nicht gerechtfertigt wäre, von Deutschland so geringschätzig zu reden. Nirgend wo Anders habe man der ungarischen Literatur so warme Sympathien entgegengebracht wie gerade in Deutschland, und er selber habe Petöfi nur durch deutsche Uebersetzungen kennen und lieben gelernt. Da er aber ein zu schlechter Redner sei, um seinen Dank für die dargebrachten Ovationen in Worte zu kleiden, wolle er der Versammlung lieber Etwas auf der Geige vortragen. Mit jubelnder Begeisterung begrüßten die Studenten den Vorschlag Joachim's, der dem Primas der für das Bankett engagirten Zigeunercapelle die Geige aus der Hand genommen hatte, um seinen Worten die That folgen zu lassen. „Ich werde Ihnen einen deutschen Tanz vorspielen, von Bach," rief er der Versammlung zu, indem er die Geige an's Kinn setzte. Wie ein kaltes Sturzbad wirkte dieser Zuruf auf die Anwesenden, von denen die Meisten keine Ahnung von der Existenz des großen Thomascantors gehabt haben mochten. Sie waren vielmehr der Meinung gewesen, der von Joachim vorgetragene Tanz wäre von Bach, dem verhaßten österreichischen Polizeiminister unter dessen absolutistischem Regime das ungarische Volk so lange geschmachtet hatte. Erst nachdem sie eines Besseren belehrt worden waren, erbrauste ein solches Eljen-Rufen durch den Saal, wie es Joachim nicht leicht wieder vernommen haben dürfte.

Aber auch Joachim's späteres Künstlerwallen war ohne die sonst üblichen Dornen und Enttäuschungen. Doch geht Moser zu weit, wenn er behauptet, daß Joachim in seiner Laufbahn niemals einen Schritt gethan, den er hat rückgängig machen müssen. Man denke nur an seine Stellung zu Liszt und Wagner, deren begeisterter Anhänger und Bewunderer er anfänglich war, bis er mit Johannes Brahms und anderen Freunden den berühmten Absagebrief schrieb, der, wie Moser versichert, durch eine Indiscretion in die Oeffentlichkeit gelangte und die Unterzeichner ganz ohne Zweifel unsterblich — blamirte. Um wie viel würdiger und klüger war nicht Joachim's Privatbrief an Liszt. „Ich bin Deiner Musik gänzlich unzugänglich; sie widerspricht Allem, was mein Fassungsvermögen aus dem Geist unserer Großen seit früher Jugend als Nahrung sog. Wäre es denkbar, daß mir je geraubt würde, daß ich je Dem entsagen müßt', was ich aus ihren Schöpfungen lieben und verehren lernte, was ich als Musik empfinde, Deine Klänge würden mir nichts von der ungeheuren, vernichtenden Oede ausfüllen. Wie sollt' ich mich da mit Denen zu gleichem Zweck verbrüdert fühlen, die unter dem Schild Deines Namens und in dem Glauben (ich rede von den Edlen unter ihnen), für die Gerechtigkeit der Zeitgenossen gegen die Thaten der Künstler einstehen zu müssen, die Verbreitung Deiner Werke mit allen Mitteln zu ihrer Lebensaufgabe machen? Vielmehr muß ich darauf gefaßt sein, mit dem, was ich mich bescheide für mich zu erstreben, immer mehr von ihnen abzuweichen, und das, was ich für gut erkannt, was ich für meine Aufgabe halte, auf eigene Verantwortung, wär's noch so still, zu üben. Ich kann Euch kein Helfer sein und darf Dir gegenüber nicht länger den Anschein haben, die Sache, die Du mit Deinen Schülern vertrittst, sei die meine." Das ist gewiß männlich und tapfer gesprochen. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird merken, welche Ueberwindung Joachim die Formulirung seiner Absage an Liszt gekostet hat. Man mag über den Inhalt des Briefes denken, wie man will — auch seine Nothwendigkeit ist von Manchen angezweifelt worden —, aber Niemand wird leugnen können, daß es die That eines ehrlichen Mannes war, der ein künstlerisches Glaubensbekenntniß ablegt und sein Verhalten vor

*) Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Berlin, B. Behr.

falschen Deutungen schützen will. Was die sonstige Schärfe dieses Briefes wesentlich mildert, das ist die wahrhaft rührende Art, mit der Joachim dem älteren Meister seinen Dank ausspricht für alles Andere, was er von ihm gelernt hat. Auch hier wieder unterscheidet er haarscharf zwischen dem Componisten Liszt und seinen übrigen verehrungswürdigen Eigenschaften. Das hat Liszt sehr wohl empfunden, und wenn ihm auch Joachim's Absage wehe gethan, so hat er doch in seinem ganzen zukünftigen Verhalten ihm gegenüber stets das versöhnende, nicht das trennende Moment in den Vordergrund gestellt. Nicht so seine Anhänger, die diesen Brief als ein Attentat auf ihren Führer bezeichneten, das nicht ungesühnt bleiben durfte. In unglaublichem Durcheinander warf man die Sache Liszt's mit der Wagner-Frage in einen Topf und behandelte Beide als voneinander unzertrennlich. Aus jener Zeit her datirt schon der unheilvolle Einfluß der „Wagnerianer", die, mit Raff zu reden, der Sache ihres Meisters mehr geschadet als genützt haben. Das hat auch Joachim an sich selber erfahren. Vom Tage der ersten Aufführung des Lohengrin in Weimar an war er ein enthusiastischer Verehrer Wagner's gewesen, und die intime Bekanntschaft mit dem Tannhäuser konnte seinen Respect vor der gewaltigen Persönlichkeit des Meisters nur noch steigern. Schon fünf Wochen nach seiner Anstellung in Hannover, am 5. Februar 1853, dirigirte er zum ersten Mal die Tannhäuser-Ouverture in einem Symphonieconcerte der königlichen Capelle. Moser schildert überdies den großen Eindruck, den das Textbuch der Nibelungen auf Joachim gemacht hat. Die erste Einschränkung der großen Bewunderung für Wagner ist auf seine Bekanntschaft mit Weber's „Euryanthe" zurückzuführen, die er erst in Hannover unter Marschner's Direction kennen gelernt hatte und, was das Musikalische anlangt, weit über den Lohengrin stellte. Er war durch sie zu der Einsicht gekommen, daß Wagner mit seinem Lohengrin und Tannhäuser doch nicht so absolute Neuerungen vollbracht hatte, als er bisher angenommen, daß er vielmehr in Weber einen Vorgänger gefunden, dessen eminentes Vermögen, Personen und Situationen musikalisch-dramatisch zu charakterisiren, nur insofern von Wagner übertroffen wurde, als dieser Alles dicker auftrug und unterstrich, was Weber's feinerer musikalischer Sinn in maaßvollen Grenzen gehalten hatte. Die weitaus größere Abschwächung aber erfuhr sein Enthusiasmus durch die rücksichtslose Propaganda, die die „Wagnerianer" auf Kosten der Meister in's Werk setzten, denen Joachim persönlich nahe gestanden hatte. Ueberdies witterte er Unheil in den Bestrebungen der Nachtreter Wagner's, die sich anschickten, die Principien ihres Abgottes auch auf das Gebiet der reinen Instrumentalmusik zu übertragen, eine Absicht, die übrigens Wagner selbst auf das Schärfste mißbilligt hat. Von der ferneren Entwickelung unserer Musik hängt es ab, ob die Kunstgeschichte für oder gegen Joachim zeugen wird, meint Moser. Wir sind freilich der Ansicht, daß Joachim's Widerwillen vor dem Componisten Liszt schon heute von allen wirklich Einsichtigen im Sinne Joachim's nachgefühlt wird. Nur sein Urtheil über Wagner dürfte nicht ratificirt werden. Uebrigens gerieth Joachim noch einmal mit Wagner zusammen, als dieser im Hinblick auf ihn die Geiger als Dirigenten abfällig beurtheilte. Natürlich wird Joachim auch hierin von seinem Biographen energisch in Schutz genommen. „Ein flüchtiger Blick in die Musikgeschichte belehrt uns ohne Weiteres, daß es zu allen Zeiten Dirigenten — auch solche allerersten Ranges — gegeben hat, die von Haus aus Geiger waren. Es ist auch gar kein Grund, einzusehen, weßhalb gerade Geiger nicht im Stande sein sollten, sich ein Kunstwerk geistig so vorzustellen und innerlich zu verarbeiten, daß sie demselben an der Spitze von Chor und Orchester eine künstlerisch abgerundete Wiedergabe sichern können. So sind Spohr und Habeneck sicherlich Geiger gewesen, und doch singt Wagner an mehr als einer Stelle in seinen Schriften deren begeistertes Lob als Orchesterleiter. Weitaus natürlicher ist es vielmehr, Musiker, die mit den Orchesterinstrumenten von Haus aus vertraut sind und die nöthigen Fähigkeiten zum Lesen und Verstehen von Partituren mit sich bringen, an das Dirigentenpult zu stellen, als Clavierspieler, die in der Regel keine Ahnung von dem complicirten Apparat des Orchesters haben. Und wenn auch in letzter Zeit mehrere Clavierspieler hervorragende Dirigenten geworden sind — wie beispielsweise Bülow einer der glänzendsten des Jahrhunderts —, so verdanken sie das nicht etwa ihren pianistischen Antecedentien, sondern besonderen Anlagen, mit denen sie von der Natur ausgestattet waren. Auf alle Fälle aber ist es besser, wenigstens ein Instrument — gleichviel welches — gründlich zu beherrschen, als, wie es bei Wagner der Fall war, keines!"

Der Enkomiast, denn ein solcher ist Moser, bespricht auch Joachim's Thätigkeit als Director der Berliner Akademischen Hochschule für Musik. Es dürfte schwer fallen, für die hingebende Treue und gewissenhafte Pflichterfüllung, mit der Joachim vom Tage der Gründung bis auf die heutige Stunde dem Ausbau und der Entwickelung der Hochschule seine besten Kräfte gewidmet hat, ein auch nur annäherndes Beispiel an die Seite zu stellen. Nur der lauterste Idealismus und das freudige Bewußtsein, Gutes und Segenbringendes zu stiften, können die aufopfernde Mühewaltung erklären, die er an seine Schöpfung gewendet hat. Sie hat ihm in der Freiheit seiner Bewegung und der unbeschränkten Verwerthung seiner Zeit solche Fesseln auferlegt, daß selbst nahestehende Freunde und Kunstgenossen kein genügendes Verständniß dafür gewinnen können. Während andere Künstler den größten Theil ihrer Muße zu productivem Schaffen oder weit ausgedehnten Concertreisen benützen, die ihnen Ruhm und Geld in schwerer Menge eintragen, ist Joachim den größten Theil des Jahres an seine Stellung in Berlin gebunden und verwerthet bloß seine drei winterlichen Urlaubsmonate zu Concertzwecken. Von den berühmtesten Pädagogen des Violinspiels kann keiner auf eine solche Reihe trefflicher, zum Theil ausgezeichneter Schüler blicken, wie Joachim. „Wie er durch sein persönliches Wirken im Concertsaal vorbildlich geworden ist für jeden ausübenden Tonkünstler, der seinen Beruf von einem höheren, idalen Standpunkt auffaßt, so hat er der Kunst des Violinspiels im verflossenen halben Jahrhundert geradezu den Stempel seiner Individualität aufgedrückt. Durch seine Schüler hat er überdies für einen Nachwuchs gesorgt, der seine Lehren bis tief in's nächste Jahrhundert hinein weiter vererben und auch späteren Geschlechtern noch zum Bewußtsein bringen wird, daß sie seines Geistes einen Hauch verspürt haben". Daß Moser seinen Meister auch als Componisten schätzt, ist begreiflich. Er überschätzt ihn geradezu, denn Bleibendes hat Joachim doch nur in der Violin-Literatur geleistet. Seine übrigen Compositionen sind auch immer rasch vorübergegangen. Immerhin hat Joachim mit seinen Variationen die Geiger mit einem Werke bedacht, das auch späteren Generationen noch erzählen wird, daß er nicht nur einer der größten ausübenden Tonkünstler aller Zeiten, sondern auch einer der bedeutendsten Componisten für sein Instrument gewesen ist.

Dagegen sind wir ganz einverstanden mit Moser, wenn er unseren Geigerkönig als Beethovenspieler und Quartettisten überaus hoch stellt. Zwar haben Vieuxtemps und David lange vor Joachim auch schon das Concert von Beethoven und andere classische Werke in der Oeffentlichkeit gespielt, aber sie machten es wie Liszt; auf den Vortrag eines gehaltvollen Werkes ließen sie ihre faden, aber blendenden Phantasien über beliebte Themen folgen, gleichsam als ob sie das Publicum um Verzeihung bitten wollten, daß sie es vorher mit ernster Musik behelligt hatten. Andererseits war ihnen bei der unausgesetzten Beschäftigung mit hohlem Virtuosenkram die ethische Kraft verkümmert worden, ein Kunstwerk in seiner ganzen Tiefe zu

erfassen, und die Fähigkeit, es um seiner selbst willen in voller Reine darzustellen. Die schlichte Vornehmheit und geschlossene Einheitlichkeit, mit denen nun Joachim die Concerte von Beethoven, Mendelssohn, Spohr und Viotti, Sätze aus Bach'schen Werken für Violine allein, Sonaten von Tartini, die Schumann'sche Phantasie u. s. w. zum Vortrag brachte, wirkten geradezu wie eine Offenbarung und führte den Zeitgenossen bisher unbekannte Begriffe von der Aufgabe eines ausübenden Tonkünstlers zu. Kein Wunder also, daß Joachim aller Orten glühende Verehrer hat. Wie groß z. B. die Bewunderung war, die Moltke seinem Geigenspiel entgegenbrachte, ist allbekannt. Der gewaltige Schlachtendenker hatte, wie Moser erzählt, eine besondere Vorliebe für getragene Sätze von mildem Ausdruck, die zu andachtsvoller Stimmung anregen. Hatte ihn Joachim durch den empfindungsvollen Vortrag eines langsamen Stückes erst einmal in eine solche versetzt, so wollte er den ganzen Abend hindurch nichts hören, was ihn aus seiner Beschaulichkeit herausgerissen hätte. Das Lieblingsstück des großen Strategen war der Mittelsatz des Bach'schen D-moll-Concertes für zwei Geigen.

Der Andrang zu den Quartettabenden, die Joachim vom Herbst 1869 ab in Berlin mit seinem Schüler Schiever als zweitem Geiger, de Ahna als Bratschisten und Wilhelm Müller, dem früheren Cellisten des jüngeren „Müller-Quartetts", veranstaltete, war von vornherein ein so gewaltiger, daß sie lange Zeit unter dem Zeichen „Ausverkauft!" standen. Aber auch später blieb der Besuch dieser Concerte immer noch ein so glänzender, daß man sagen kann, kein zweites künstlerisches Unternehmen habe sich einer auch nur annähernd so hohen Gunst Seitens der musikliebenden Kreise Berlins zu erfreuen, wie das nunmehr seit dreißig Jahren bestehende Joachim-Quartett. Und wenn auch Joachim's mitwirkende Genossen im Laufe dieser Zeit einige Male wechselten, so hat das die Qualität der Leistungen niemals beeinflußt. Der geniale Führer hat für den Ausscheidenden stets vollwerthigen Ersatz zu finden gewußt und den Neueintretenden in so kurzer Zeit mit dem künstlerischen Geiste vertraut gemacht, der von ihm ausgeht, daß auch Schwankungen im Ensemble selten oder kaum zu bemerken waren. „Was zunächst auffallen wird," schreibt Moser, „ist das fein abgetönte Ensemble. Die vier Spieler verstehen einander so vollkommen, als ob ihre verschiedenen Functionen von einem gemeinsamen Willen ausgingen. Handelt es sich um accordische Harmoniefolgen, wie beispielsweise im Thema der Variationen des D-moll-Quartetts von Schubert, so muß man erstaunen über die dynamische Gleichmäßigkeit, mit der sich die vier Stimmen zu einem Ganzen verschmelzen. Hat aber eines der Instrumente etwas Besonderes, im Vergleich zu den Uebrigen Wichtiges zu sagen, so ist es ebenso bewunderswürdig, wie sich die Anderen unterzuordnen wissen, der Hauptsache Platz machen, ohne in ein bedeutungsloses Säuseln oder Geflüster zu versinken." Moser verweist auf die geschickte Art, mit der die vier Spieler sich gegenseitig die Pizzicati im ersten Satz des Beethoven'schen Quartetts, Op. 74, abnehmen und so vollständig die Illusion hervorrufen, als ob eine Harfe die Ausführung der dem Stück den Namen gebenden Stelle besorgte. Dann erinnert er an das Scherzo des Cis-moll-Quartetts, wo die vier Instrumente sich gegenseitig die kleinen Bruchstücke der dem Hauptthema zu Grunde liegenden Begleitungsfigur zuwerfen, als ob ein Spieler das ganz allein bewerkstelligte; und dann, wie sie jedes Mal nach dem Ritardando das Presto wieder einzuleiten wissen, ohne daß der geringste Ruck zu spüren wäre! „In den schnellen Sätzen der Rasoumowsky-Quartette ist es wieder die rhythmische Präcision, mit der die schwierigen Taktverschiebungen und -Rückungen zu vollendet klarer Ausführung gelangen, die imponirend wirkt; und so ist des Bewunderswerthen hier kein Ende. Nach dem Gesagten leuchtet es ohne Weiteres ein, daß Joachim nicht etwa immer „die erste Geige" spielt und von seinen Partnern unterthänige Dienstverrichtungen fordert. Vielmehr gehen alle Vier so in dem vorzutragenden Kunstwerk auf, daß stets gerade das zur Geltung gelangt, worauf es ankommt." Die Mission, die das Joachim'sche Quartett erfüllt hat und immer noch ausübt, gipfelt in zwei Punkten: in der Verbreitung des Verständnisses für die letzten Quartette Beethoven's und in dem Eintreten für Brahms. Denn während noch vor dreißig Jahren es nur ein kleines Häuflein war, das sich für den späteren Beethoven interessirte, kann man nun sagen, daß, Dank der unermüdlichen Ausdauer und Hingabe Joachim's, die Gemeinde, welche für „die letzten Quartette" schwärmt, eine recht stattliche geworden ist. Diese Wahrnehmung gilt nicht nur für Berlin und London, wo Joachim seine ständigen Quartette hat, nicht nur innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes, sondern weit hinaus, bis in den fernsten Westen Amerikas. Ueberall, wo Joachim'sche Schüler leben, wird der Versuch gemacht, das Beispiel des Meisters nachzuahmen und in seinem Sinne weiterzuwirken. Aber nicht nur seine Unmittelbaren und seine Schüler im Geiste hat er in dieser Hinsicht beeinflußt, sondern gar viele andere Künstler, die mit Joachim in keinem anderen Zusammenhange stehen, als daß er ihnen für ihr eigenes Wirken zum Vorbild geworden ist. Der Ruhm des Joachim'schen Quartetts ist selbstverständlich nicht auf das Weichbild der Stadt Berlin beschränkt geblieben. In der gesammten musikalischen Welt steht es in dem unbestrittenen Ansehen, daß seine Darbietungen den Höhepunkt dessen bezeichnen, was in der vollendeten Wiedergabe der Kammermusik überhaupt geleistet werden kann. Schließlich gedenkt Moser auch noch des musikalischen Handwerkzeugs, dessen sich das Joachim-Quartett in der Oeffentlichkeit bedient. Seit einer Reihe von Jahren schon spielen die vier Künstler nur auf Instrumenten, die von der Hand des größten Geigenbauers aller Zeiten, des Antonio Stradivari in Cremona (1644—1737), angefertigt sind. Die Viola, auf der Meister Wirth spielt, gehört zwar nicht der Genossenschaft, der kunstsinnige Besitzer derselben, Herr Robert von Mendelssohn, stellt sie aber dem Quartett bei seinem öffentlichen Auftreten stets in munificenter Weise zur Verfügung. Der Werth der vier Instrumente, die sämmtlich allerersten Ranges sind und aus der Blüthezeit Stradivari's stammen, repräsentirt das hübsche Sümmchen von rund einmalhunderttausend Mark!

Ueberblicken wir zum Schlusse nochmals Joachim's künstlerischen Entwickelungsgang, so müssen wir seinem Biographen Recht geben, daß sich hier Alles harmonisch und stetig entwickelt, „wie ein breit angelegtes Crescendo, das schließlich in einen majestätischen Orgelpunkt aufgeht." Auch das Geschenk ewiger Jugend scheint ihm der gütige Genius in die Wiege gelegt zu haben. Frisch und munter kann er demnächst ein goldenes Jubiläum feiern: im Februar sind sechzig Jahre seit seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit verflossen. Möge er noch lange seines künstlerischen Priesteramtes walten!

---

## Amerikanische Humoristen.

Von Frank W. Miller.

Diderot hat einmal sehr schön das Lachen den Prüfstein des Geschmackes, der Gerechtigkeit und der Güte genannt, und Goethe's verallgemeinernder Zusatz, daß der bei einem Menschen vorherrschende Begriff von dem, was er lächerlich findet, auch seinen Charakter kennzeichnet, gilt nicht nur von Individuen, sondern ebenso gut auch von Gesellschaftsschichten und Völkern. Ein Europäer, der einem chinesischen Lustspiele beiwohnt, würde kaum etwas daran komisch finden, auch wenn er die Sprache und die Darstellung völlig verstände. Aber auch der deutsche Witz

ist ein anderer als der englische oder französische, der doch noch am Meisten kosmopolitisch; ja schon innerhalb eines Volksstammes giebt es ganz eigenartige Humore, was schon darin zum Ausdruck gelangt, daß etwa eine erfolgreiche Berliner Posse in Wien oder München noch ganz gut durchfallen kann. Als ziemlich fremdartig erscheint uns auch der nordamerikanische Humor mit seinen derb-cynischen Burlesken und hinterwäldlerischen Grotesken. Den eigenthümlichen Witz eines Dichters wie Bret Hart oder eines Humoristen wie Mark Twain haben wir zwar nach und nach goutiren gelernt, aber er bleibt für uns doch ein exotisches Gewächs. In seinen soeben in der Cotta'schen Buchhandlung Nf. in Stuttgart erschienenen „Beiträgen zur Amerikanischen Literatur- und Culturgeschichte" führt uns E. P. Evans nicht nur die „neuenglischen" Novellisten, Lyriker und Essayisten wie Bayard Taylor, Emerson, Motley u. A. vor, er will auch mit scharfer Analyse den Humor unserer Vettern jenseits des Oceans zu charakterisiren und uns näher zu bringen suchen. An der Hand dieses ausgezeichneten Kenners sei hier eine Darstellung des amerikanischen Humors versucht.

„Die Amerikaner stehen im Rufe eines nur an ernste, gelderwerbende Geschäfte denkenden Volks," bemerkt Evans, aber er nennt sie ein auch für geistige Schätze höchst empfängliches und ganz besonders witzliebendes und witzübendes Volk. „Bei keiner Nation findet man den Hang zu harmloser Persiflage und gelinder Possenreißerei allgemeiner ausgebildet oder häufiger in Anwendung gebracht; in keinem Lande werden per capita mehr Späße aller Art, gute und schlechte Münzen, jährlich getrieben oder geprägt und in Umlauf gesetzt als in den Vereinigten Staaten. Zuweilen ist diese Anlage so stark und unfügsam, daß sie alle anderen Rücksichten hintansetzt und bei seichten Köpfen zu einer läppischen und äußerst lästigen Witzjägerei ausartet." Man wird dagegen einwenden, daß ein den Witz so hochschätzendes und so emsig pflegendes Volk im Stande sein sollte, eine beträchtliche Anzahl von gediegenen Witzblättern aufzuweisen, was bekanntlich nicht der Fall ist. Vor achtunddreißig Jahren ist „Vanity Fair", ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Witzblatt, in New York erschienen, aber finanziell nicht gediehen und bald eingegangen. Gegenwärtig sind „Life" und „Puck" die einzigen namhaften Blätter dieser Art in den ganzen Vereinigten Staaten. Man muß jedoch dabei bedenken, daß jede amerikanische Zeitung gewissermaßen ein Witzblatt ist und die Bevölkerung mit dem erwünschten Lachmaterial reichlich und billig versorgt. Selbst das streng religiöse Journal verschmäht es nicht, einen wöchentlichen Lichtstrahl der Heiterkeit in's Jammerthal des Erdenlebens zu werfen, und bringt regelmäßig eine Spalte erfüllt von drolligen Einfällen und komischen Geschichten: es läßt sich nicht durch die um die Gunst des Publicums mitwerbende weltliche Presse an Scherzen und Schrullen übertreffen und könnte sich eher der Frömmigkeit als der Facetien entschlagen. Die hauptsächlich für die Landbevölkerung bestimmten Wochenblätter tragen ihren Lesern eine reichhaltige Ollapotrida auf, einen Mischmasch von Politik, Religion, Poesie, Biographie, Geschichte, Literatur, Novellistik, Landwirthschaft, Veterinärkunde, Naturwissenschaft, Kochkunst, Hauswesen, Heilkunde, Neuigkeiten von nah und fern, und last, but not least, Humor, woraus ein Jeder holt, was ihm am Meisten zusagt. Nach Evans ist für den vorherrschenden Geschmack der Abonnenten der verhältnißmäßig große Raum, den das Humoristische einnimmt, sehr bezeichnend. Es versteht sich von selbst, daß bei den wöchentlich erscheinenden illustrierten Zeitungen die Darstellung des Humoristischen in Wort und Bild besonders hervortritt. Dasselbe gilt auch von den weitverbreiteten illustrirten Monatsschriften. Jede dieser Zeitschriften hat ein Gehege, hinter dessen Lachbäumen nur duftige, würzige, Lustgas aushauchende Pflanzen wachsen. Bei „Harper's Magazine" z. B. heißt dieser eingehegte Ort „The Drawer" (Die Schublade), eine Art Würz- oder Witzschachtel, worin allerlei Aromatica und Picanterien, parnassischer Pfeffer und attisches Salz zu finden sind, die, wenn auch oft alt und trocken, an Kraft nichts verloren haben.

Wie jedes Theater einen Komiker von Fach haben muß, so hält jedes große amerikanische Tageblatt einen sogenannten „funny man" (drolligen Menschen), dessen Function es ist, für das Spaßige zu sorgen und allen Ereignissen, die er bespricht, die komische Seite abzugewinnen. Er schreibt kurze Artikel und Erzählungen, die man an jedem Strich als die Seinigen erkennt; denn wo er die Feder ansetzt, da fließt der Humor, Alles auflösend und Alles sich aneignend. Er erfindet die wunderlichsten Dinge, worüber die Amerikaner herzlich lachen und die Europäer höchlich staunen. Wenigstens drei Viertel der kurzweiligen Geschichten, die in ausländischen Zeitungen abgedruckt und als wirklich Geschehenes angesehen werden und die Amerika als das Land der Sonderbarkeiten erscheinen lassen, sind aus dem erfinderischen Geist des „funny man" entsprungen. Einige Zeitungen, wie z. B. „The Burlington Hawkeye", „The Danbury News" und „The Detroit Free Press", haben sich sogar durch derartige Leistungen berühmt gemacht und ihren Absatz erheblich vermehrt. Der Vertreter der „Detroit Free Press" in diesem Fach ist „M. Quad" (C. B. Lewis), „der verantwortliche Redacteur" des nur in der Einbildung vorhandenen Blattes „The Arizona Kicker". Die europäischen Zeitungen, welche Auszüge aus den Leitartikeln des „Arizona Kicker" so oft anführen und offenbar an die Existenz desselben glauben, werden selber angeführt. Außerdem hat „M. Quad" mehrere charakteristische und köstliche Gestalten geschaffen, wie z. B. „His Honor of the Police Court", „Biljah" und den dem „Lime Kiln Club" angehörenden typischen Neger „Brother Gardner". Er machte sich dem Publicum zuerst durch einen „How it feels to be blown up" betitelten Zeitungsbericht bekannt, in dem er seine lebensgefährlichen Erfahrungen und eigenthümlichen Empfindungen bei einer ihn in die Luft schleudernden Dampfschiffsexplosion in launiger Weise schilderte. Der „Drollige" ist jedenfalls ein Faktor des Journalismus, den man in Anschlag bringen muß, wenn man die amerikanische Presse und das amerikanische Leben überhaupt verstehen will. Es ist auch öfters die Aufgabe des „Drolligen", die in großem Druck angebrachten, auf den Inhalt der Zeitung frappant und reclamenmäßig hinweisenden „Headings" (Columnentitel) zu verfertigen; viele Zeitungen jedoch haben einen Specialisten, der sich mit dieser wichtigen Angelegenheiten ausschließlich beschäftigt und den Kopf stets anstrengen muß, um frische, witzige, originelle, die öffentliche Aufmerksamkeit und Witzbegierde erregende „Headings" täglich zu ersinnen. Nach dieser Richtung hin hat „The Chicago Times" eine kaum wünschenswerthe, die Grenze des Erlaubten oft bedenklich streifende Virtuosität erlangt, wie Evans bemerkt.

Aus dieser Sucht, Alles komisch aufzufassen und darzustellen, erwachsen erhebliche Uebelstände in Bezug auf die Thätigkeit der „Reporters" und „Interviewers". Um den gewissenlosen Unternehmungsgeist dieser Leute zu kennzeichnen, erzählt Evans Folgendes: Se non è vero, è ben trovato. Der im Monat November jährlich stattfindende Meteorsteinfall wurde in einer bestimmten Nacht erwartet. Der Reporter eines New-Yorker Tagblattes stoppelte einen langen Artikel über solche Erscheinungen im Allgemeinen zusammen und fügte eine ausführliche und lebhafte Schilderung des betreffenden Meteorsteinfalles hinzu, wie derselbe von verschiedenen Punkten in der Stadt ausgesehen habe. Er beschrieb die aus dem unermeßlichen Weltraum herkommenden, mit ungeheurer Geschwindigkeit der Erde zueilenden, mit heftigem Knall zerplatzenden und prächtige Schweife hinterlassenden Aërolithen und schwärmte ganz besonders von einer mit furchtbarem Geräusch und dampferzeugendem Gezisch in die See gefallenen Feuerkugel. Unglücklicher Weise war der Himmel die ganze Nacht hindurch mit dichten Wolken bedeckt und von den

Meteorsteinen keine Spur zu entdecken. Die Beschreibung wurde jedoch in den Druck gegeben und am nächsten Morgen las man mit Verwunderung den Bericht über das, was man in der vorigen Nacht vergebens bemüht war zu sehen, und mußte zugeben, daß die Presse große Vortheile besitzt und gewährt. Der Redacteur entschuldigte sich mit der Bemerkung, daß es seine Pflicht sei, das Publicum von allen Ereignissen in Kenntniß zu setzen, und er könne Nichts dafür, wenn seine Bestrebungen dann und wann durch die Widerspenstigkeit der Natur vereitelt werden sollten. „Der amerikanische Berichterstatter will eben auf alle Fälle amüsant sein, und er denkt weit mehr daran, seine eigene Genialität zu zeigen als die betreffenden Begebenheiten ehrlich und objectiv zu beschreiben. Er schaltet und waltet mit den Ereignissen wie ein Künstler mit seinen Gliederpuppen, schiebt sie hin und her, bringt sie in verschiedene beliebige Stellungen, kleidet sie possirlich ein, putzt sie mit bunten Bändern und allerlei Schnüren, Schleifen und Schmucksachen heraus, gestaltet sie ganz nach seiner Idee und dann malt er sie ab. Das auf diese Weise zu Stande gekommene Bild mag gut componirt und sehr unterhaltend sein und als Phantasiestück unsere volle Anerkennung verdienen, aber vom wirklich Geschehenen, worauf es hier hauptsächlich ankommt, giebt es einen ganz falschen Begriff."

Zum Unglück bleibt dieses überwiegende und unziemliche Vorwalten des Humors nicht auf die Zeitungsberichterstattung beschränkt, sondern fängt an, um sich zu greifen und sich auf das Gebiet der eigentlichen Literaturkritik und Geschichtsschreibung zu erstrecken. Die Vergangenheit wie die Gegenwart wird in den Bereich des Burlesken gezogen und das ehrwürdige, ruhmreiche Heiligthum der Klio durch die Grimassen des Komus und Momus entweiht. Vor etlichen Jahren hat ein New-Yorker Verleger den Plan gefaßt und theilweise ausgeführt, eine Reihe von Biographien amerikanischer Biedermänner (Lifes of American Worthies) von einem humoristischen Gesichtspunkt aus schreiben zu lassen. Um damit gründlich aufzuräumen, ging man bis auf die Entdeckung Amerikas zurück und nahm zuerst Christoph Columbus vor; diese Aufgabe wurde Herrn Alden, dem drolligen Mitarbeiter an der „New York Times", übertragen. Capitän John Smith, der abenteuerliche Gouverneur Virginiens, wurde Herrn Warner, dem Redacteur des „Hartford Courant", zugetheilt. Den ehrenhaften William Penn, den Gründer der Colonie Pennsylvanien, stellte man Herrn Burdette, dem bekannten „funny man" des „Burlington Hawkeye" zur Verfügung. Habberton, dem Verfasser eines läppischen Buches „Helen's Babies", wurde George Washington zu seiner Kurzweile ausgeliefert. Andere Peiniger noch forderte man auf, die scharfen oder stumpfen Werkzeuge des Witzes an Benjamin Franklin, Thomas Jefferson und Andrew Jackson zu erproben. Als Warner mit der Sammlung und Sichtung des biographischen Materials fertig war und die Ausarbeitung desselben in Angriff nahm, sah er mit dem jedem echten Humoristen angeborenen Feingefühl und eigenthümlichen Scharfsinn die Ungereimtheit des ganzen Projectes ein und stand davon ab. Anstatt „ein spielendes Urtheil" über den besagten Smith abzugeben, ging er recht ernst an das Werk, ließ dem Betreffenden eine würdigere Behandlung angedeihen und verfaßte eine zuverlässige und höchst interessante Lebensbeschreibung eines Mannes, von dessen Charakter und wirklichen Verdiensten das Publicum bisher nur unklare und meistens falsche Vorstellungen gehabt hatte. Was die übrigen Biographien anbetrifft, so sind sie, soweit sie zu Stande gekommen, drollig geblieben und ziemlich dumm ausgefallen. Trotz dieser abschreckenden Beispiele sind zwei tollkühne Amerikaner noch weiter gegangen und haben neulich eine „Burleske Geschichte der Vereinigten Staaten" angekündigt. „Wollte man damit das dortige politische Parteiwesen oder die von manchen Congreßmitgliedern in der Discussion der wichtigsten Fragen, wie z. B. der Silberwährung, an den Tag gelegte Unwissenheit und Beschränktheit verspotten und züchtigen, so würde kein patriotischer Amerikaner etwas dagegen einzuwenden haben. Aber die burleske Behandlung der Geschichte einer großen Nation ist nicht nur eine, bloß bei einer in Abnahme geratenen vaterländischen Gesinnung denkbare Profanation, sondern auch ein vom ästhetisch-humoristischen Standpunkt aus ganz verkehrtes, von vornherein zu verwerfendes Verfahren. Jedes lang ausgesponnene Burleske wird nothwendiger Weise langweilig. Dulce est desipere in loco, aber nicht in extenso." Die geistreichsten und gelungensten Versuche dieser Art sind vielleicht Gilbert A'Beckett's „Comic Blackstone", „Comic History of England" und „Comic History of Rome". Auch bei diesen Büchern wird der Humor, je weiter man liest, um so gezwungener und schleppender, und auf die Dauer wirkt die Lectüre ermüdend und setzt eher die Gähn- als die Lachmuskeln in Bewegung. Uebrigens irrt der sonst wohlunterrichtete Evans, wenn er diese Geschichtsparodien für eine amerikanische Erfindung hält. Vielmehr handelt es sich um eine Nachahmung französischer Anregungen. Schon in den vierziger Jahren schrieb Monsieur Touche-à-tout eine burleske „Histoire de France", die bis in die Tage der Commune fortgesetzt wurde. Nicht einmal bei dem Zusammenbruch von 1870/71 ging den Pariser Tintamaresken der Witz aus.

Neben den erwähnten Zeitungshumoristen bezeichnen die sozusagen zünftigen Humoristen der Erzählerkunst eine höhere Gattung. Sie pflegen den komischen Roman, die Humoreske, die short story d. h. die Novellette oder humoristische Skizze. Keiner von diesen Humoristen läßt sich mit eigenen Gesichtszügen sehen, sondern jeder versteckt sich hinter irgend eine absonderliche, faschingslaunenhafte Charaktermaske, und in dieser Verlarvung treibt er allerlei Possen mit dem geduldigen Publicum und sucht auf solche Weise sich selber und andere Leute lustig zu machen. Einige der namhaftesten dieser pseudonymischen Humoristen sind: „Major Jack Downing" (Mr. Seba Smith), „Philander Doesticks" (Mr. Mortimer Thompson), „Orpheus C. Kerr" (d. h. Office seeker, Amtsjäger, Robert Henry Newell), „Mac Arone" (Mr. George Arnold), „John Phoenix" (Mr. Derby), „Josh Billings" (Mr. Shaws), „Artemus Ward" (Mr. Charles F. Browne), „Petroleum V. Nasby" (Mr. Locke) und „Mark Twain" (Mr. Samuel L. Clemens). Sie werden sämmtlich von Evans sehr hübsch charakterisirt. Wir greifen hier nach diesem Gewährsmanne nur einige wenige heraus. Da war z. B. Major Jack Downing bahnbrechend in dieser Richtung, aber sonst nicht besonders merkwürdig. Doestiks und Mac Arone erhoben sich kaum über das Niveau der Harlekinade hinaus. John Phoenix zeichnete sich vor allen seinen Vorgängern durch Genialität und Originalität, sowie durch frischen Humor und Feingefühl aus und bewahrte immer einen gewissen Anstand. Man findet seinen Witz noch wirklich genießbar und kann über seine Einfälle lachen, ohne sich des Lachens zu schämen. Von den noch immer in amerikanischen Zeitungen erscheinenden, von Josh Billings herrührenden, kurzen, kakographischen Gemeinplätzen, die für Orakelsprüche gelten wollen, will Evans keine Worte verlieren. Die auf's praktische Leben bezüglichen moralischen Vorschriften und Klugheitsregeln, die Josh dem Leser auftischt, sind vom ethisch-diätetischen Standpunkte aus durchaus gesund und nie anrüchig; aber die Kost ist meistentheils ziemlich fade und wird dem unverwöhnten Gaumen und unverdorbenen Magen durch das Gewürz der geflissentlichen Verstöße gegen die Rechtschreibung weder schmackhafter, noch kräftiger gemacht. Artemus Ward besaß einen eigenthümlichen und sehr genießbaren Humor, vorausgesetzt, daß man denselben in kleinen und nicht zu häufig aufgetragenen Portionen zu sich nahm. Auf die Länge jedoch wurde man seiner zwar witzigen, aber oft sehr gesuchten und in Aberwitz übergehenden Einfälle äußerst überdrüssig und wollte nichts

mehr davon wissen. Mit besonderer Vorliebe pflegte Artemus Ward eine Art Fopperei, wobei es hauptsächlich auf geistreiche Mystification der Anwesenden abgesehen wurde, ihre Neugier erweckend und ständig hinhaltend, um schließlich auf nichts hinauszulaufen. Ein Musterbild dieses schalkhaften, sich am Ende zur Situationskomik gestaltenden Humors ist sein in fast allen Städten der Vereinigten Staaten gehaltener, „The Babes in the Wood" betitelter Vortrag, worin er seine Zuhörer eine Stunde lang mit allerlei witzigen Extravaganzen, drolligen Redewendungen und Sinnverdrehungen unterhält, ihnen die köstlichen Schätze seines Gehirnkastens kaleidoskopisch zum Besten giebt, um sie Alle zuletzt zum Besten zu haben, indem er am Schluß sein Bedenken ausspricht, daß er sich schon über so viele interessante Gegenstände verbreitet habe, daß ihm keine Zeit übrig bleibe, den verehrten Anwesenden seine höchst originellen Ansichten über jene unglücklichen Kinder des englischen Märchen: „The Babes in the Wood", kundzuthun. Das letzte Jahr seines Lebens brachte Artemus Ward in England zu, wo seine Vorträge mit nie enden wollendem Beifall aufgenommen wurden, und wo er auch als Mitarbeiter am „Punch" thätig war. Daß der mit nationalen und allerhand conventionellen Vorurtheilen so dick bekrustete Brite über die ausgelassenen Ergießungen dieses bis in die kleinsten Fasern seines Gemüths echt amerikanischen und äußerst unconventionellen Humoristen sich halb todt lachte, ist das schönste Zeugniß für die internationale und universelle Macht seiner Komik, die uns übrigens stark an die einst so beliebten Vorlesungen des Wortwitzlers Saphir erinnert, der uns heute ganz ungenießbar vorkommt.

Der im Auslande wenig bekannte Petroleum V. Nasby ist ein Tendenz- oder Gelegenheitshumorist im besten Sinne des Wortes. Alles, was er schreibt, ist von der reinsten vaterländischen Gesinnung beseelt und mit trefflichem Witz und Scharfsinn ausgeführt und hat zum Zweck, die Rückschrittsmänner und Finsterlinge auf dem Gebiete der amerikanischen Politik zu entlarven und zu verspotten. Um seine Verfahrungsart zu erklären, stellt uns Evans etwa einen bayerischen Liberalen vor, der sich die Maske eines Stockultramontanen borgt und in's Lager der Schwarzen schleicht, um von dort aus für die mittelalterlichen Ansprüche der Curie dem modernen Staat gegenüber ironisch-ernsthaft einzutreten und die äußersten Consequenzen des römischen Autoritätsprincips in Bezug auf Erziehungswesen, bürgerliche Rechte und Gesetzgebung mit logischer, aber plumper Rückhaltslosigkeit zum Schrecken aller einsichtigen Patrioten ziehen und praktisch anwenden zu wollen. Während des Bürgerkrieges bekämpfte Nasby auf diese Weise in der wohlverstellten Vermummung eines großmäuligen, harthäutigen, schnapsbrüderlichen, demokratischen Querwinkelpolitikers (cross-roads politician) oder dummen Dorfkannegießers die demagogischen Umtriebe der als Kupferschlangen (copper-heads) berüchtigten, in den Nordstaaten wohnenden, aufwiegleriſchen Anhänger der Secessionspartei. Als kecker Verfechter ihrer Sache stellte er ihr gegen die Freiheit und den Fortschritt gerichtetes Streben an den Pranger der öffentlichen Meinung, führte ihre Grundsätze ad absurdum und machte sie dadurch lächerlich. Auch seit der Niederwerfung der Rebellion hat Nasby gegen dieselben politischen Dunkelmänner die Wurfspieße seines Witzes unablässig geschleudert.

Mark Twain ist der Einzige unter den vorher erwähnten Humoristen, der es nicht für nöthig hält, seinen Witz durch das Gewürz der Cacographie picanter zu machen. Er hat den Humor einzusehen, daß die überlieferte und leider auch festgesetzte Orthographie der englischen Sprache schon in ihrer naturgemäßen Entwickelung einen reichlichen Vorrath von Absurditäten hervorgebracht hat, ohne daß man sich die Mühe zu geben brauche, die Zahl der in's Groteske getriebenen Ungereimtheiten künstlich zu vermehren. „Nur in einer Sprache, wo im Laufe der Zeit der Laut sich von der Schrift so weit entfernt hat, daß die Aussprache einer Uebereinstimmung mit der Schreibung in auffallender Weise ermangelt, ist der Humor im Stande, sich der Cacographie vortheilhaft zu bedienen. Diese nothwendige Bedingung findet sich im Englischen am Vollständigsten erfüllt; darum ist die daraus entstehende Form des Humors fast ausschließlich von englisch redenden Nationen und vornehmlich von den mit der Sprache überhaupt sehr ungezwungen und oft ungezogen umgehenden Amerikanern gepflegt worden. In einer rein phonetisch geschriebenen Sprache, wie z. B. in der italienischen, hat das unrichtige Buchstabiren keine Raison d'être und kann deßhalb keine komische Wirkung hervorbringen; zu witzigen Effecten ist es völlig unbrauchbar und wird als baarer Unsinn ohne mildernde Umstände verdammt." Daß Mark Twain auf diesen wie Unkraut auf dem Gebiet des amerikanischen Humors wuchernden Buchstabenwitz Verzicht leistet, ist ihm als hohes Verdienst anzurechnen und auch im Allgemeinen als ein in künstlerischer Beziehung erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen.

Noch eine beliebte Form des amerikanischen Humors, die in einer Art Gallimathias besteht, wobei aus der Wortentstellung oder Begriffsverwirrung sich eine komische Verwechselung oder ein anzügliches Eins-fürs-Andere ergiebt, findet ihre Hauptvertreterin in „Mrs. Partington" (Mr. Shillaber), einer mit der aus der englischen Komödie bekannten „Mrs. Malaprop" und der Münchener „Frau Wurzl vom Victualienmarkt" nahe verwandten Persönlichkeit. „Mrs. Partington" ist mit ihrer Meinung gar nicht zurückhaltend und giebt bei jeder Gelegenheit und über jede Angelegenheit ein Urtheil ab; nie aber thut sie den Mund auf, ohne etwas Verkehrtes oder Ungehöriges gelassen auszusprechen. Also ein Art „Buchholzen!"

Wie man sieht, ist der urwüchsige amerikanische Humor ein sehr lebenskräftiges Product. Er äußert sich aber nicht nur im literarischen, sondern auch im politischen Leben der Union. Wenigstens ist der Humor, womit Bruder Jonathan anfänglich erklärte, im cubanischen Kriege nur die Sache der Humanität ohne Eroberungsabsichten zu führen, um zuletzt dem verkommenen Spanien fast alle Colonien wegzunehmen, der ganze burleske Krieg auf Actien und die schließlichen Annexionen, einer der frechsten Witze der Weltgeschichte und augenscheinlich mit dem robusten und wenig wählerischen Frohsinn eines Lewis oder Ward eng verwandt.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Emancipirte.

Von Laifo.*)

Gab uns die Geburt auf dieser Erde nicht das gleiche Recht auf Leben, Lebensfreude und Freiheit wie den Männern? Sind wir nicht die Trägerinnen des Lebens? Wir sind die Mütter der gewesenen und

*) Unser Joseph Kürschner übersendet uns mit warmer Empfehlung und der Bitte um ein Geleitwort die Schrift eines „lieben Freundes": Die Y-Z-Strahlen des Professor Dr. Antinom, von Laifo (Erfurt, Ed. Moos). Professor Antinom hat nämlich die Röntgenstrahlen weiter ausgestaltet, so daß sie nicht nur Knochen durchdringen, sondern auch scharfe Bilder der weichen inneren Körpertheile auf eigens hergestellten Platten scharf abzeichnen. Und nicht nur das Gehirn schon erstarrter Leichname, auch die in voller Thätigkeit befindlichen Gehirne von Lebenden mit all ihren Denk- und Empfindungsbildern verstehen seine Y-Z-Strahlen auf die Platte zu projiciren, wobei das Großhirn als Sitz des oberen Bewußtseins mehr schönfärbend die Ereignisse des Lebens als Erinnerungen abbildet, während das Kleinhirn als Sitz des unteren Bewußtseins die Triebfedern, Entstehungsursachen, kurz die Wahrheit darstellt. So enthüllt denn der gelehrte Gehirnspiegler das obere und untere Bewußtsein lebender Menschen: eines strebenden Gerichtspräsidenten, einer enttäuschten alten Jungfer, eines Abgeordneten, eines anfechtungsreichen Pfaffen, eines Morphi-

der kommenden Geschlechter, aller Männer! Und unsere Gaben seien minderwerthig? Unbegreifliche Behauptung! Liegt nicht in uns die Fähigkeit, die höchsten geistigen Gaben auf unsere Kinder, die Männer werden, zu vererben? Wo diese Fähigkeit vorhanden, bedarf es doch nur deren Ausbildung; ist es unsere Schuld, daß ein durch die Geschichte fortgeschleppetes Vorurtheil unsere Gaben nicht hat zur Gestaltung kommen lassen? Und trotzdem, wie viele Frauen waren groß, bedeutend; wie viele Namen berühmter Frauen schmücken das Pantheon menschlicher Geistesriesen!

(Wir haben das gleiche Recht auf Leben, Lebensfreude und Freiheit wie die Männer, aber wir sind nicht so gestaltet wie sie. Unser Körper ist zarter, schwächer, unser Empfinden ist unmittelbarer, weniger vom Verstand beherrscht, wir handeln instinctiver! Gar oft treffen wir das Richtige gerade durch unseren stärkeren Instinct; aber in großen Lebensfragen, wo die Stärke der Mittel, die physische Kraft, auch die Schärfe des Verstandes die Thaten bestimmen muß, sind wir den Männern — nicht ebenbürtig. Die großen bedeutenden Frauen sind Ausnahmen, und Ausnahmen bestätigen die Regel. Wenn unsere Fähigkeiten so gestaltet wären, um der Männerwelt völlig gleich zu stehen, hätte keine Unterdrückung vermocht, sie hintanzuhalten, sie müßten sich in der Menschengeschichte mit elementarer Kraft durchgerungen haben.)

* * *

Warum soll dem Manne allein das Recht zustehen, sein Herz sprechen zu lassen, frei wählen und freien zu dürfen? Wir armen Frauen sollen warten, bis der „freie" Mann sich uns nähert, geduldig harren, bis es ihm gefällt, uns seiner allergnädigsten Neigung zu würdigen. Wir dürfen es keinem Manne deutlich zu verstehen geben, daß er uns Interesse einflößt, ehe er geruht hat, uns seine Aufmerksamkeit zu schenken. Thun wir es doch, so sagt die Welt, wir seien kühn — unweiblich, — frech!

(Weil wir lebhafter fühlen, kränkt und beleidigt uns die uralte Gepflogenheit, daß wir unsere Herzensempfindungen verbergen müssen, bis der Mann die seinigen kund giebt. Und doch verzeiht der Mann viel eher ein Entgegenkommen unserer Gefühle, als wir selbst! Unsere Schwestern sind es, die allsogleich mit Schmähworten: Gefallsüchtige, Schamlose, Dirne bereit sind, sobald wir uns über diese Gepflogenheit hinwegsetzen. Ist bei dem instinctiven Urtheil unseres Geschlechtes das feine Schamgefühl oder der Neid das Ausschlaggebende?)

* * *

Wer versorgt heute in Deutschland die große Lesewelt mit Nahrung? Wer schreibt die leichtverständliche Literatur für die Jugend, für die Familie? Fast nur noch Frauen! Wer schreibt aber auch für die feineren Geister, wer behandelt die feinsten psychologischen Fragen in ebenso geistvoller Art, wie das sogenannte starke Geschlecht? — Fast ebenso viel Frauen als Männer.

(Hat die deutsche Literatur sich an Werth erhöht, seit die Massenerzeugungen aus Frauenfedern fließen? Hat nicht gerade diese Massenliteratur die herrschende Oberflächlichkeit befördert? Wie viele von den schreibenden Frauen erheben sich über die allergewöhnlichste Stufe? Einige, wenige! Ohne Zweifel giebt es auch männliche Massenschmierer, aber wenn wir ehrlich sein wollen, dürfen wir uns doch die Palme bei der gedankenlosen Massenfabrikation zuerkennen.)

* * *

Warum sollen *wir* uns stets unterordnen? Angeblich weil der Mann einen weiteren Blick hat! Wodurch ist das bewiesen? Weil die Männer die Menschengeschichte gemacht, gestaltet haben sollen! Sehr begreiflich; man gab uns nie Gelegenheit, unsere Thatkraft zu zeigen im allgemeinen Wettbewerb um große Thaten. — Warum sollen wir in der Ehe dem Manne gehorsam sein? Geschichtlicher Unsinn! Wir herrschen doch mehr oder minder im Hause, in Familie mit den feinen Mitteln, die der plumpe Mann nicht kennt; warum soll diese thatsächliche Herrschaft nicht auf rechtliche Basis gestellt werden? — Der Mann hat das Recht, über unser Vermögen zu verfügen, und wenn er ein Lüdrian, ein Trinker, ein gewissenloser Vater ist, kann er es vergeuden. Wir sollen kein Recht haben, dies zu verhindern, so lange das Uebel im Entstehen und noch heilbar ist? Abscheulich!

(Wir sollen uns stets unterordnen, wir thun es aber nicht, denn der passive Widerstand besiegt den wilden Manneswillen öfter, als offener Widerspruch. Passiver Widerstand macht den Gegner mürb. — Die Amazonen haben sich mit den Männern herumgebalgt, die alten Germaninnen sind mit in die Kriege gezogen, die Weiber der Abessinier thun es heute noch! Würde sich ein solches Leben mit den heutigen Culturanschauungen vertragen? Rechte und Pflichten! Wir müßten, wenn wir alle Rechte der Männer verlangen, auch dem Vaterlande Kriegsdienste leisten. Das sollte eine tolle Geschichte werden. Oder würde man männliche und weibliche Divisionen bilden? — Es giebt auch weibliche Lüdriane, gewissenlose Frauen und Mütter, was beim Mann der Alkohol und der Tabak, das thut bei uns die Putzsucht und die Schnäkerei. Wenn der Mann vergeudet, heißen wir es abscheulich, und wenn es die Frau thut?)

* * *

Der Mann allein darf auf dem Forum stehen, die Geschichte des Volkes gestalten, wir Frauen sollen keine politischen Rechte haben? Jeder Esel von Mann, jeder gemeine Charakter, jeder Dieb, wenn er die gesetzliche Verbüßungszeit hinter sich hat, jeder Stallknecht darf wählen, aber der geistvollsten Frau, der gewissenhaftesten Mutter bleibt die Wahlurne verschlossen. Im Reichstage sitzen nur Männer, und betrachten wir sie mit der weiblichen Unbefangenheit, so sagt man sich, das könnten wir besser machen, viel besser, wenn man uns dahin geschickt hätte. Sie markten, wie viele von uns im Kramladen zu thun pflegen! Wo ist der große Zug, der den Mann kennzeichnen soll? Kleinlicher Schacher, kleinliche Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit der Wähler, des männlichen Stimmviehs? Aber groß, männlich? Wir Frauen würden die nationale Empfindung ganz anders zum Ausdruck, zur Geltung bringen; sie würden erröthen, wenn sie merkten, wie der richtige weibliche Instinct auf ihr jämmerliches Verhalten herabschaut.

(Wenn jeder Tölpel, jeder Charakterfaule, jeder Kunstreiter das Recht hat zu wählen, so ist dies an sich ein schreckliches Uebel, aber würde es besser, wenn auch wir das Wahlrecht hätten? Giebt es nur gescheite, charakterfeste Frauen? Wenn wir mitwählen, tritt ein mindestens ebenso großer Theil Wahlunfähiger noch dazu an die Urne. Das jetzige Wahlrecht scheint eine Satire auf das, was es sein sollte. Würde es durch uns besser? Der mit den gemeinsten Waffen geführte politische Kampf trüge sich durch unser Wahlrecht auch noch hinein in das Familienheim; auch dort, wo viel unvermeidliche, durch Charaktereigenthümlichkeiten hervorgerufene Widersprüche zu Zwist und Kampf reizen, gäb' es, wenn auch noch die Politik dazu käme, gar keinen Frieden mehr. Unser Wahlsystem krankt an der allgemeinen Charakterlosigkeit, dem Grundübel, das jeweils auftritt, wenn der allgemeine Wohlstand sehr groß, die Genußsucht und ihr Kuppler, das Geld, allzumächtig geworden sind. Sind wir Frauen von diesen Uebeln frei? Unsere Moden wechseln fast alle Monate, das besagt genug!)

* * *

Man verweigert uns das Recht, uns selbst zu ernähren, uns frei in der Oeffentlichkeit zu bewegen ohne den Schutz eines Mannes? Warum? Weil unsere Scham darunter leiden soll, weil der Mann frech gegen uns auftritt, wenn wir ihm unbeschützt gegenüberstehen.

(Warum kann eine Frau in Begleitung eines Mannes überall unbehelligt auftreten? Weil die anderen Männer der physischen Kraft des Begleiters sich bewußt sind. Hätten wir die Muskulatur der Männer, könnten wir um Mitternacht überall beruhigt spazieren gehen. Hier liegt's!)

* * *

Chicago, herrliche Stadt! Hier ist der Fortschritt, die Zukunft der Welt. Ja, die Amerikaner, sie begreifen, was Freiheit ist, sie haben der Frau die Stellung eingeräumt, die ihr gebührt, in der sie den kommenden Geschlechtern voranleuchten wird. Das war ein Sieg, wie er noch nie erfochten wurde mit den Waffen des Geistes, des *weiblichen* Geistes. Im Triumphzuge schritten wir ein in die Hallen des Frauencongresses, im Triumph bestiegen die Rednerinnen die Tribünen, vom Jubel begrüßt, mit Beifall überschüttet. Unsere Rechte sind anerkannt, die ganze Welt muß ihnen über kurz oder lang die Sanction ertheilen! Wir werden gleichgestellt sein; das Studium, der Talar, der Doctorhut, das Parlament, Alles wird uns zu Theil werden. O! Wir werden die Männer zerschmettern! Rächen, was sie uns im Lauf der Geschichte angethan hat, die Bande. Rache, Rache! Wir werden herrschen, wo sie geherrscht haben; unsere List im Verein mit dem Recht sichert uns die Allmacht. Wir werden sie zwingen, uns zu Füßen zu liegen, jede Frau kann sich künftig den Mann wählen, und er hat zu gehorchen, er muß uns lieben, wie *wir* es wünschen, als unser Sclave. Wir wollen ihnen das Junggesellenthum austreiben; keine Frau wird sich künftig mehr erniedrigen, sich als Spielzeug behandeln zu lassen, nur dienstbar den Begierden des Mannes. Sobald die Prostitution aufgehoben ist, muß er um unsere Gunst betteln, es wird keine Frauen mehr geben, deren Herz — wie das meinige — von der Liebe verschmäht wurde; jede Frau wird einen Mann — *vielleicht Männer* — ihr eigen nennen, und die heute verwelken, verkümmern, weil Zufälligkeiten, die sogenannte Scham ihrer sogenannten Stellung es ihr verbieten, das Leben zu leben, wie es die Natur bestimmt: auch sie werden das selige Glück, die Wonneschauer der Liebe genießen als freie Menschen, als echte Frauen. Dieser Zustand herrlicher Freiheit, die große Lebensreformation ist in naher Zukunft zu erwarten. Auch wir durch Vorurtheile zum Entsagen verurtheilte arme Frauen werden uns ausleben dürfen, die Lebenslust, die uns verkümmert und verdorben war, in vollen Zügen einschlürfen. — O Schicksal! Wär' ich noch einmal sechszehn; ich bin jetzt fünfunddreißig Jahre alt, vielleicht leuchtete auch mir in jener herrlichen Zukunftszeit ein schöner Stern. Ja, die hergebrachten Begriffe der Ehrbarkeit, welchen Werth haben sie? Sie bekleiden uns

---

nisten ꝛc., leider aber zuletzt auch seiner Frau, die ihm gleich nach der Y-Z-Enthüllung mit einem Anderen durchgeht. Wir bringen oben das Gehirnbild einer Emancipirten zum Abdruck; das Eingeklammerte enthält die Zeichen des unteren Bewußtseins, also die phantasielose Wahrheit. Unsere Leser werden sich über die geistreiche und weltkundige Satire freuen.

mit einem Panzer gegen die Lebensfreude, den Lebensgenuß. Ehrbar, entsagend — tugendhaft und gebildet — was wiegen diese gegen das Glück einer echten Liebe?

(Amerika ist das Frauenland! Ohne Zweifel haben wir nirgends in der Welt eine solche Stellung wie jenseits des Oceans in den Vereinigten Staaten. Und doch! Nirgends hab' ich mehr Pantoffelhelden gefunden und nirgends im Gespräche mit Männern mehr Langeweile empfunden. Politik, Geschäft, Geld, das sind die Gesprächsstoffe; wenn die Frauen unter sich sind, ist's der Putz. Und wie sind hier die Lebensrollen vertheilt? Die oberen viertausend Millionäre, die Massen und dazwischen ein Etwas, das nicht wie in Europa gebildet ist oder nach Bildung strebt, nein, nur danach drängt und jagt reich zu werden. Die Frauen herrschen hier, das steht außer Frage, aber wen beherrschen sie? Die Männer, doch keine Männer im europäischen Sinne, keine deutschen Männer! Das politische Streberthum, der Goldhunger füllen das Leben des Yankee aus, der Rest ist Schweigen. Ist die Herrschaft über solche Männer eine Freude? Bieten die verkehrten Lebensrollen, der Mann als Spielzeug der Frauenlaune auf die Dauer einem europäischen Frauenherzen innere Befriedigung? Oder ist jene innere Leere der amerikanischen Welt bei dem äußersten äußerlichen Comfort nicht vielleicht entstanden durch den Mangel echt männlichen Geistes und Charakters? Die äußere Werthschätzung der Frau, die dadurch gesicherte öffentliche Bewegungsfreiheit dürfte der europäischen Männerwelt als Vorbild dienen, nur müßte sie nicht so waschlappig, fad und geistlos sein. Kein Wunder, daß dem amerikanischen Auge die Komik des Frauencongresses unverständlich war! Wie sie das politische Streberthum copirten, in den Sälen herumstolzirten, als hätten sie das Schicksal der Welt in den Händen, wie jede reden wollte, um sich hervorzuthun, wie sie aufgedonnert waren, als wollten sie zu einem Ball gehen. Kostbare Federn auf den Köpfen wogten hin und her, wie ein Kornfeld im Winde, schöne und unschöne Lippen konnten nicht einen Augenblick geschlossen bleiben. Und der Grundgedanke unter den Straußfedern? Es soll ein Schmetterling kommen und an der Lippen Honigseim nippen! Sie wollen geliebt sein, nicht im vorübergehenden Rausch, nicht um Gold, um Besitz, nein mit echter Liebe. Und dafür würden sich Alle gerne beherrschen lassen! In der Natur liegt das Grundübel, es giebt mehr Frauen als Männer, und in der Cultur schreckt der Egoist vor der möglichen Entbehrung, der Gewissenhafte vor der ernsten Ehe- und Familienpflicht ängstlich zurück. Der Proletarier thut das nicht, aber wir armen Mädchen der gebildeten Schichten bleiben ledig. Wer will uns die Bitterkeit darüber verargen? Niederträchtig ist es, wenn die Glücklichen über uns spotten.)

* * *

Wir trennten uns in Hamburg — er sagte mir Lebewohl — sonst nichts! Ich hätt' ihm auch nicht rathen wollen, mir etwas Anderes zu sagen. Frei muß ich sein und bleiben, um für die große Sache zu wirken, meine Lebensaufgabe zu erfüllen. — Er war für seine Jahre noch ein schöner Mann, ein geistvoller Kopf saß auf einem schmächtigen Körper, aber ein gewisser, bestimmter Zug sprach aus seinen Mundwinkeln. Pah! Auch er ist einer der Tyrannen, die uns knechten — vorbei an ihm.

(Wieder ein schöner Traum vorüber! Wir waren in der einen Woche der Rückfahrt über den Ocean gute Freunde geworden, ich hatte gehofft, wir würden uns mehr werden. Er hat sich als Schriftsteller einen geachteten Namen gemacht, sich tapfer durchgerungen, aber er sagt, sein Einkommen genüge kaum für seine allerbescheidensten Bedürfnisse. Mein Herz bebte, als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, ich habe die ganze Nacht geweint. — Grausames Schicksal, warum hast du für mich nur die Entsagung und die Thränen bestimmt?)

## Aus der Hauptstadt.

### Der Majestätsbeleidigungsproceß als Erzieher.

Salah ed din, der Erneuerer des Islams, der blutige Sieger von Tiberias und cynische Entweiher Jerusalems, ist glücklicher Weise seit einer achtbaren Reihe von Jahrhunderten todt. Deßhalb braucht, wer sich kritisch in die Eigenheiten dieses Monarchen vertieft, nicht das Schicksal der Unglücklichen zu befürchten, die in deutschen Zeitungen vor Kurzem dem König der Belgier etliche Wahrheiten sagten und dafür hart gepönt wurden, während die belgischen Blätter, die ihren Herrscher ungleich heftiger angegriffen hatten, Dank der nachsichtigen oder vorsichtigen Brüsseler Staatsanwaltschaft leer ausgingen. König Leopold ist ein Schalk, und als er den Strafantrag gegen die deutschen Redacteure aufflattern ließ, beabsichtigte er vielleicht eine niedliche Satire. Das neue Reich erfreut sich, und dies sollte man sogar aus Partei- oder persönlichen Gründen nicht in Abrede stellen, einer im großen Ganzen ausreichenden Preßfreiheit. Ungehindert dürfen die vornehmen Berliner Zeitungen den Schmutz der Ball- und Amorsäle in die Provinz leiten; Niemand verfolgt die neu berlinisch pikanten, d. h. hundsbrünstigen Feuilletons ihrer jungen Männer. Die Heirathsannoncen füllen Sonntag für Sonntag drei, vier lange Spalten der maaßgebenden Organe. Wie der Fall des Grafen Hoensbroech gezeigt hat, meinen es zwar mitunter selbst adlige Cavaliere von distinguirter Erscheinung ernst damit, doch in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich lediglich um Fleischgeschäfte auf kurze Sicht. Und weder die Kuppelanzeigen noch die Masseusen-Inserate werden gerichtlich verfolgt. Unsre Preßfreiheit ist eben groß; sie gestattet selbst die von allen vielgelesenen Organen betriebene Verherrlichung des größenwahnsinnigen Hallunken Luccheni. Jedes Wort aus seinem unsaubern Munde ist gedruckt, jeder seiner Blicke, jedes Lächeln fixirt und verewigt worden. Aus der Drachensaat werden zuversichtlich neue Luccheni's, neue Herostrate aufsprießen, die die Eitelkeit verrückt gemacht und zum Mordbrennerhandwerk getrieben hat. Und nichts ist zu thun gegen diese Lehrbriefe zum Selbstunterricht für junge Verbrecher, die vierteljährlich nur drei bis fünf Mark Abonnementsgebühr kosten und darum auch dem so beliebten Aermsten bequem zugängig sind. Wir genießen eben eine ausgedehnte Preßfreiheit. Und König Leopold's Satire kann sich allein gegen den Umstand richten, daß unsre Preßfreiheit plötzlich eine klaffende Lücke zeigt, wenn gekrönte Häupter in's Spiel kommen.

Bevor es hier zu Lande eine Constitution gab, d. h. in jenen für die Fürsten entsetzlich unbequemen Zeiten, wo kein Reichstag und keine Kammer ihnen das Odium der Steuererhebung abnahm, in den Tagen des aufgeklärten Absolutismus prägte Friedrich Schiller das Wort vom Männerstolze vor Königsthronen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Ausdruck damals einen gewissen Sinn hatte. Die politisch Unzufriedenen sahen im Monarchen, der die Regierung führte und sein eigner Ministerpräsident war, ihren politischen Gegner. Wollten sie das System bekämpfen, so mußten sie ihn bekämpfen. Der Herrscher seinerseits durfte ihnen das, wenn er ein verständiger Mann war, nicht einmal übel nehmen, und so war der Männerstolz vor Königsthronen erstens angebracht und nöthig, zweitens gefahrlos — gefahrlos unter der Voraussetzung, daß der mit besagtem Stolz behandelte Throninsasse geistreich und klar genug dachte, um objectiviren zu können. Heute liegen die Dinge ganz wesentlich anders. Dank der überall eingeführten Verfassung stehen die Könige erhaben ob dem Parteigetriebe. Der Lärm in den Gassen kümmert sie nicht mehr. Fest wie früher liegen in ihren Händen die Zügel, aber officiell gelten als Wagenlenker die verantwortlichen Rathgeber, gelten wohl auch, wenigstens in ihren eigenen Augen, die Abgeordneten des Volkes. Jetzt leisten sie die Arbeit, nehmen sie Last und üble Nachrede auf sich, während dem Gekrönten allein die Ehre bleibt. Wer nun den Drang, Männerstolz zu entwickeln, im Busen spürt, der muß ihn vor Ministerzimmern und an Parlamentsschwellen aufflammen lassen. Es wäre nicht nur feig, sich statt auf sie auf die Könige zu stürzen, die doch bloß mittelbar auf den Gang der Geschäfte Einfluß haben, sondern es wäre auch trottelhaft und altfränkisch. Ja, altfränkisch, und das ist der schlimmste Vorwurf, der einem modernen Menschen gemacht werden kann. Mit vollem Recht rühmen sich die, die beispielsweise für jede Kaiserrede oder jedes Kaisertelegramm den Fürsten Hohenlohe verantwortlich machen möchten und die die Majestät grundsätzlich nie in die Debatte ziehen, einer verfassungmäßigen Denkart. Sie blicken mit gerechter Verachtung auf Alle herab, die einerseits nicht so constitutionell gesinnt und andrerseits nicht so verteufelt vorsichtig wie sie sind.

Die deutschen Staatsanwaltschaften haben sich die eben entwickelten modernen Anschauungen im vollen Umfange zu eigen gemacht. Ein Regent wie der Alte Fritz, der gewiß nicht ohne Grund Herrn v. Boetticher's Ideal gewesen ist, konnte befehlen, daß man alle Majestätsbeleidigungen und Schmähschriften gegen ihn niedriger hänge. Er fühlte sich als die Seele des Staates, als wirkliches und zugleich als formelles Oberhaupt, und ein Angriff auf ihn bedeutete einen Angriff auf die Politik des Reiches. Solche Angriffe mochte und durfte er aber nicht bestrafen, denn Stockung und Fäulniß wären die Folge gewesen. Der Staat gedeiht nur, wenn seiner Regierung eine muthige, scharf controllirende Opposition gegenübersteht, und keine Dummheit ist größer als die, ohne Widerspruch regieren zu wollen. Wenn also vor hundert und einigen Jahren die Majestätsbeleidiger straflos ausgingen, so lagen der dabei bewiesenen Zurückhaltung der Gerichte Motive ähnlicher Art zu Grunde, wie sie jetzt etwa Herrn v. Miquel bewegen, die wider ihn betriebene Preßhatz der Börsenliberalen ungeahndet zu lassen. Gänzlich verkehrt ist es dagegen, die Duldsamkeit Friedrich's II. unsern Tagen als Vorbild hinstellen oder der zahlreichen Majestätsbeleidigungsprocessen wegen, die sich augenblicklich abspielen, gar behaupten zu wollen, das Recht der freien Meinungsäußerung sei heute beschränkter als damals. Die Wahrheit ist vielmehr, daß wegen und nach der Verschiebung der innerpolitischen Machtverhältnisse ein erhöhter Schutz der Krone sich als unabweislich herausgestellt hat. Heute richten sich Beleidigungen der Majestät nicht mehr schlechthin gegen das Regierungssystem, sondern gegen den Monarchen an sich. Sie sind nicht mehr sachlicher, sie sind gehässig persönlicher Natur, und darum müssen sie mitleidslos verfolgt werden.

Gerade durch die Majestätsbeleidigungsprocesse in neuerer Zeit wird der Bevölkerung der Sinn der Verfassung klar gemacht, das Verfassungsleben mithin gefördert. Die strenge Verfolgung der Majestätsbeleidigung wirkt somit, um es kurz zu fassen, politisch in hohem Grade erziehlich, und wer es gut mit dem Volke meint, der sollte dafür sorgen, daß jede in seiner Nähe oder Ferne gefallene Majestätsbeleidigung schleunig zur

Anzeige und Ahndung gelangt. Gottlob wird die Nation sich dieser heiligen Pflicht in zunehmendem Maaße bewußt. Schon denunciren Ehefrauen ihre Männer, nicht etwa ihre Liebhaber, wegen Majestätsbeleidigung! Sobald dieser preiswerthe Vorgang Nachahmung gefunden hat, wird der Majestätsbeleidigungsproceß erziehlich auch auf das deutsche Familienleben wirken: Jeder wägt dann jedes Wort, das er seinen Kindern oder seinem Weibe sagen will, vorher dreimal ab. Man kann ja nicht wissen ... Wie viel unnützes, zeitraubendes Geschwätz wird auf diese Weise verhütet! Das deutsche Volk ist leider schwerfällig und wenig geneigt, sich in die Errungenschaften der Neuzeit zu finden. So vermag es auch den modernen Constitutionalismus nicht gleich in seiner ganzen Größe zu studiren und zu erkennen. Man muß es erst mit der Nase darauf stoßen. Gerade ein demokratisch, sagen wir es dreist heraus, ein republikanisch gesinnter Mann, der die Monarchie für überflüssig hält, wird deßhalb in der Fülle von Proceßverhandlungen, die sich um die Person des Herrschers drehen, eine ihm angenehme Erscheinung begrüßen. Umständlichen und eifrigen Schutzes von außen her bedarf nur eine Institution, der die Kraft, sich selbst, sich durch ihre Thaten zu schützen, allmälig schwindet. Es ist unbestritten, und zahlreiche publicistische Zeugen lassen sich dafür nennen, daß gerade die treuesten und besten Anhänger der Monarchie in den allzu zahlreichen Beleidigungsklagen der letzten Jahre eine schwere Schädigung des monarchischen Gedankens erblicken. Wer es deßhalb wirklich ernst mit der Förderung der Demokratie, mit der Erziehung der Nation dazu meint, der kann verständigerweise nichts gegen das Vorgehen unsrer Staatsanwaltschaften einwenden. Er braucht dabei den Nutzen der Erbitterung, die dies entschlossene Vorgehen in weiten Volksschichten erweckt und die selbstverständlich auch den demokratischen Parteien zu Gute kommt, nicht einmal sonderlich hoch anzuschlagen.

Damit der Majestäts-Beleidigungsproceß den Zweck erfüllt, den er in den Augen aller entschiedenen Anhänger der Parlamentsherrschaft hat, ist es nöthig, ihn sozusagen in Reincultur zu züchten. Er muß sich schon äußerlich von jedem vulgären Beleidigungsproceß scharf unterscheiden. Statt eines Angeklagten, des wirklich Schuldigen, müssen drei, vier aufmarschiren: so zum Exempel, wenn er Zeitungsschreiber ist, außer ihm noch der Verleger, der Drucker, der Setzer, vielleicht auch die Botenfrau des Blattes und der unglückliche Abonnent, der es gelesen hat. Während der Verhandlungen muß durchaus die Oeffentlichkeit ausgeschlossen sein. Das Volk zerbricht sich dann wochenlang den Kopf darüber, was für Schreckniſse wohl während der geheimen Verhandlung an den Tag gekommen sein mögen, und mit dem täppisch groben Instinct der misera plebs sagt es sich zugleich, daß die Geschichte doch irgend einen Haken haben müsse. Den feinen Tact der Rechtsgelehrten, die Erörterungen über die Person des Kaisers nicht gern auf offenem Markt anstellen, versteht der kleine Mann nicht, und Niemand wird ihn von dem Vers, den er sich in seiner Beschränktheit macht, abbringen können. Thut der Proceß große Wirkung schon durch die äußere Form, in der er vor sich geht, so steigt er zu unermeßlicher Bedeutung auf, wenn man daneben seine Grundlage so gestaltet, daß er auch in dieser Beziehung einzig dasteht. Es genügt nicht, daß eine absichtliche, boshafte und freventlich vom Zaun gebrochene Beleidigung auf die Anklagebank führt. In solchen Fällen würde den Niedriggeborenen eine Verfolgung des Uebelthäters am Ende nicht weiter Wunder nehmen. Nein, schon eine unvorsichtig ausgedrückte Meinungsverschiedenheit, eine allzu temperamentvolle Polemik, die vielleicht ganz arglos an Auslassungen des temperamentvollen Fürsten anknüpft und, im Kern sachlich, seiner Meinung die eigene entgegenstellt, dergleichen Reden schon sind als Majestätsbeleidigungen aufzufassen. Je öfter der Monarch spricht, und je freimüthiger er es thut, desto freimüthiger werden naturgemäß die Erwiderungen Andersdenkender ausfallen, desto häufiger also die Proceßanlässe sein. Volle Klarheit und ganzen Erfolg könnte allerdings erst eine Revision der in Frage kommenden Paragraphen des Strafgesetzbuches schaffen. Wäre jede vom Monarchen geäußerte Meinung Tabu, und stellte sich jeder Widerspruch ohne Weiteres als Majestätsbeleidigung dar, dann gäbe es keine Verwirrung und auch keine Freisprechungen mehr, die doch in vieler Beziehung und nach vielen Richtungen hin ihr Unangenehmes haben. Und die Demokratie machte noch schnellere Fortschritte, die Reihen der Verstandesmonarchisten lichteten sich nothwendig noch rascher, da sie dann ihren Verstand für die Monarchie nicht mehr anzustrengen hätten. Heute horcht die Nation noch mit ganz unconstitutioneller, naiver Aufmerksamkeit auf die Worte des Kaisers, legt ihnen ein großes Gewicht bei, ein weit größeres als den durchdachtesten Speechen der Minister, und antwortet in seiner Art darauf. Das Alles ist gewiß nicht verfassungmäßig, gewiß sehr undemokratisch. Es nützt im Gegentheil dem monarchischen Gedanken, zieht eine Brücke zwischen Herrscher und Nation, nähert sie einander an. Aber man erhöhe nur die Gefahr, die schon heute mit einem freien Meinungsaustausch verboten ist; man verekle und vergälle der Nation die unumwundene deutsche Kritik kaiserlicher Handlungen und Reden — und die Ruhe des Friedshofs wird sich einstellen, das große Schweigen. Wenn Niemand mehr wagen darf, der Majestät eine Antwort zu geben, wird sehr bald auch Niemand mehr ihren Worten lauschen. Wo der Mund zum Streik gezwungen ist, streikt das Ohr freiwillig. Und die heißen Wünsche unserer Demokraten, die den Herrscher aus der Zahl der staatlichen Machtfactoren ausschalten und ihn zu einem Schattenkönig machen wollen, dies innigdringende Begehren der Nichts-als-Constitutionalisten wäre dann erfüllt.

„Die meisten Majestätsbeleidigungen trugen sich zu, wenn die Unzufriedenheit am größten war; und Hand in Hand mit dem Sinken des Ansehens der Kaiser ging die Verschärfung und strengere Handhabung der Majestätsgesetze.“ So urtheilen Tacitus und Sueton über ihre Epoche. Es ist nicht wahr, was Einige behaupten — Einige, die freilich nicht unsere Schlechtesten sind: daß die Zustände von heute jenen der römischen Kaiserzeit auffallend ähneln. Der deutsche Imperator ist ein Mann, von dem wir Bedeutendes erwarten, sobald er seine Kraft gesammelt, das Werk an einem Punkt in Angriff genommen hat. Ihm, der das Wort vom größeren Deutschland sprach, der deutschen Namens Ruhm in alle Fernen tragen will, erweist man damit keinen Dienst, daß man den stolzen Deutschen das freie Wort zu verwehren trachtet. Wer nicht einsieht, daß die Majestätsbeleidigungs-Processe der letzten Monate der Monarchie unendlichen Schaden bringen und die Nation zur Demokratie erziehen, hinüberziehen, der sollte wenigstens den modernen Sueton und Tacitus die Arbeit nicht allzu leicht machen. Plagiatfreudig wie sie nun einmal sind, werden sie in ihren Geschichten und Geschichtchen über das neue Reich die antiken Collegen einfach ausschreiben — und Niemand wird sich finden, der sie Lügen straft. Caliban.

---

## Opern und Operetten.

„Don Quixote“. Eine musikalische Tragikomödie von Wilhelm Kienzl. (Kgl. Opernhaus). — „Der Prinz wider Willen“. Komische Oper von Rud. Seuberlich. Musik von Otto Lohse. — „Der Streik der Schmiede.“ Oper von Victor Léon. Musik von Max Josef Beer. (Theater des Westens). — „Die Blumen-Mary.“ Operette von Al. Landsberger und Leo Stein. Musik von Charles Weinberger. (Metropol-Theater.)

Es giebt in der Opern-Literatur Motive und Stoffe, welche auf die Componisten eine räthselhafte Anziehungskraft ausüben, die sie immer wieder in's Verderben lockt. Ein solcher Unglücksstoff ist des Cervantes' unsterblicher „Don Quixote“,

„Dieses Buch, das himmlisch wäre,
Wenn es Jrd'sches mehr verschwiege.“

Wie oft schon hat man versucht, die so unvergleichlich populär gewordene Romanfigur des „ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha“, der seit 1604 in vielen Tausenden von Ausgaben erschien, mimend und singend auf die Bühne zu bringen! Riemann zählt an 40 Opern, Operetten, Ballets und Feenstücke auf und zwar italienische, französische, spanische, englische, deutsche, unter denen wir nur die bekannteren Componistennamen Salieri, Paësiello, Philidor, Mercadante, Dittersdorff, Luigi Ricci jun., Hervé, Roth-Weinzierl anführen wollen. Auch der Einacter des 14jährigen Franz Liszt „Don Sancho“ gehört hierher. Und wie viele hat Riemann übersehen, z. B. gleich die weitaus beste Dramatisirung von Allen, die von Sardou, halb Feerie, halb Operette, die von den späteren Librettisten und Tonsetzern sehr zu deren Schaden kaum ein einziger benutzt hat. Und alles Talent, alle Arbeit, der ganze Aufwand schmählich verthan! Doch immer und überall wieder neue Versuche und neue Schlappen bis in die jüngste Zeit, denn es ist, als ob ein Fluch — ein Theaterfluch — auf dem Stoffe läge. Zuletzt Anton Rubinstein's erfolglose musikalische Schilderung des travestirten Ritters, und nun fast gleichzeitig des genialen Lisztianers Richard Strauß „phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters“ und Kienzl's Oper oder wie er sie nennt: „musikalische Tragikomödie“. Straußens Orchesterstück werden wir nächsten Monat im Berliner Concertsaal hören. Heute haben wir den Fall von Kienzl's „Don Quixote“ im Opernhause festzustellen. Die altgewohnte Revanche des sinnreichen Hidalgo, der zur Abwechselung alle seine „Vertoner“ mit den Windmühlen des Theatererfolgs fechten läßt. Auch diesmal liegt der Componist am Boden.

Sehen wir zuerst, wie Kienzl den Stoff dramatisirt hat, denn nach dem großen Vorbilde seines lieben Meisters Wagner ist auch er sein eigener Dichter. Wir verkennen auch hier nicht die glückliche Hand, die den „Evangelimann“ nach Leopold Florian Meißner's „Papieren eines Polizeicommissärs“ so geschickt gestaltet hat. Die Einleitung zeigt nach kurzem Vorspiel in einer Traumscene, wie durch die maaßlose Lectüre von Ritterromanen die fixe Idee seines Heldenthums in dem schwachköpfigen, aber gutherzigen Don entsteht, wobei wir die beiden Hauptmotive des Rittersspiels und des Ideals kennen lernen, d. h. der krankhaften Phantasie und des hochherzigen Zieles der Weltbefreiung. Denn Kienzl's Figur erhebt den Anspruch, neu, tief, wir möchten sagen: deutsch zu sein, obwohl ihm jeder Kenner des spanischen Meisterwerkes sagen wird, daß der verträumte Idealist ja schon von Cervantes aus der Tiefe des seelischen Empfindens geschildert ist, wie es der Musik ihrem innersten Wesen nach und trotz aller Programmsymphonien unmöglich ist. Und dann sehen wir unseren überspannten Ritter im Kampfe mit der Welt; erst in der Schenke, wo er bei den Spöttereien und Foppereien der Umgebung arglos und unbekümmert erhaben bleibt. Sehr schön hat der Dichtercomponist die Narrenpossen in die Sphäre des Gemüthvollen und Rührenden erhoben, indem er hier den armen Ritter von

der traurigen Gestalt einen Freund und sein derbkomisches Widerspiel finden läßt, den ehrlichen Bauerntölpel Sancho Pansa. Im dritten Acte wirkt der abgeschmackte Mummenschanz der vornehmen Welt leider ermüdend. Die Heilung des Narren wird versucht, seine fixe Idee, die längst ad absurdum geführt ist, soll nun endlich auch ihm durch eine neue Vorspiegelung begreiflich werden. Donna Mercedes verkleidet sich als die Traumgeliebte Dulcinea von Toboso, während ihr Bräutigam Carrasco ihn im Zweikampfe besiegt und seinen Fahrten zu entsagen zwingt. Bei Cervantes endet es burlesker mit der Rückkehr im Käfig. Und nun sitzt er wieder zu Hause, wie Doré's Meisterstift ihn uns gezeigt, gebrochen, geknickt, aber geheilt und vernünftig, und stirbt mit einem Fluch auf alle Ritterbücher und Dichter:

„Denn er sollte sein hienieden
Klug im Tod, verrückt im Leben."

Man kann gewiß nicht sagen, daß der Operntext — der Wagnerianer verzeihe den ketzerischen Ausdruck — schlecht gerathen sei. Er ist künstlerisch abgerundet und gesteigert, interessant und unterhaltend, nicht gerade das Werk eines Dichters, doch eines gewandten Theaterschriftstellers, der sich auf die Bühnenwirkung versteht. Der verhängnißvolle Mißgriff liegt auch nicht im Text, sondern in der Musik. Kienzl will uns mehr geben, als die Musik gewähren kann. Er will nicht nur die Tragik des Helden der Komik der Handlung entgegensetzen, sondern auch die Instrumentation zu Wort und Spiel, das Orchester zur Bühne in Contrast bringen, so daß also die burlesken Vorgänge gleichsam mit tragischem Accompagnement versehen werden. Also das Princip der Ironie. Wir finden es schon in Mozart's sonnigem „Don Giovanni", der ja auch ein dramma giocoso, d. h. eine Tragikomödie ist, besonders am Schlusse, wenn der verhöhnte Comthur lebendig wird, oder immer näher der Schritt des steinernen Gastes durch Don Juan's Spott und Leporello's komische Angst dröhnt, so wie das Schicksal an die Pforte schlägt. Oder umgekehrt, wenn zu Rossini's Verleumdungsarie in das geheuchelte Mitleid mit dem zertretenen „povero disgraziato" die jesuitische Schadenfreude aus dem Orchester herauf kichert. Aber das sind Alles nur Episoden und Uebergänge, während Kienzl den tragikomischen Contrast durch das ganze Stück festhalten und charakterisiren will. Das gelingt ihm natürlich nicht, ginge ja auch über den „Wahnsinn aus Wahnfried" hinaus. So hält er denn an seiner Marotte einer consequenten Tragikomödie und eines phychologischen Musikdramas fest und will beileibe keine komische Oper geben. Und doch steckt nur eine solche in dem Don Quixote-Stoff, eine sinnreiche wohl, wie der Junker selbst, aber eben doch nur eine Komödie oder Posse. Kienzl verdirbt demnach mit seinen tragischen, psychologischen und ironischen Absichten den harmlos heiteren Stoff, der so viel Spitzfindigkeit gar nicht verträgt. Was hat dem Buche den Weltruf eingebracht? Doch gewiß nur die schnurrigen Abenteuer des vermeintlichen Ritters, der mit eingelegtem Speere gegen Windmühlen und Schafheerden reitet und überall Prügel kriegt von gemeinen Bauern und Schäfern, die er für edle Hidalgos hält. Kienzl ist durchaus auf dem Holzwege, wenn er den lesewüthigen Narren psychologisch vertiefen will. Aber indem er die Komik vornehm verschmäht, macht er wohl nur aus der Noth eine Tugend. Ihm fehlt der Humor. Seinem musikalischen Empfinden und Gestalten ist bloß das Pathetische, zumal das Rührsame adäquat, wie wir ja schon aus dem „Evangelimann" wissen. Wie ergreifend ist z. B. die Rückkehr seines zerschmetterten Don Quixote und dessen Sterben! Aber wir vermissen nicht nur die wirkliche naive Heiterkeit in dieser Musik, sondern auch die Klarheit, die Bescheidenheit der Natur. Kienzl's arioser Singsang ist wenig originell und fesselnd, seine Motive sind selten plastisch und packend, seine Instrumentation ist meist grell und tosend, oft mehr Meyerbeer als Wagner. Den Bayreuther Meister, der in seinen Gesprächen die Musiker mit einem einzigen Merkworte zu charakterisiren liebte, pflegte bei der Nennung Bruckner's auszurufen: „Die Fanfare!" Das würde ebenso auf Kienzl's „Don Quixote" passen, wo das Tarararata der Bläser auch jeden Augenblick knatternd hervorbricht, wenn man es gerade am wenigsten erwartet, nur um die liebe Tragik immer zu markiren. Bei aller Verfehltheit als Ganzes mangelt es aber dem groß gewollten und überaus achtbaren Werke nicht an vielen feinen Einzelheiten, die ein öfteres Anhören verlangen und auch verdienen. Der Künstler Kienzl hat vollständig Recht, wenn er kein schnellfertiges Urtheil mag. Bekanntlich fordert der streitbare Steiermärker sogar noch wesentlich mehr von der Kritik: strenge Controle, öffentliche Prüfung und sogar gerichtliche Beeidigung — wohl weniger auf das Evangelium, als auf den Evangelimann, hat Hanslick witzig beigefügt. Nun, wir schwören auch lieber auf den „Evangelimann", als auf den „Don Quixote". Das Publicum, das schließlich doch den Ausschlag giebt, was den Bühnenerfolg betrifft, ist anscheinend ebenfalls dieser Ansicht. Nach dem ersten und dritten Acte spendete es zwar ermunternden Beifall, aber lebensfähig wäre dieser „Don Quixote" wohl auch dann nicht, wenn er eine bessere Darstellung gefunden hätte. Herr Bulß schien gesanglich und schauspielerisch indisponirt; Herr Lieban, der berühmte Zwerg Mime, ist ausgesungen, und die übrigen Herrschaften ragten nicht über das anständige Mittelmaaß hinaus. Ingleichen quälten sich Chor und Orchester vergeblich mit der Partitur ab, die nun einmal nicht in der Einfachheit und Heiterkeit, sondern im Complicirten und in der Tiefe die Schönheit sucht.

Neues gab es unlängst auch im Theater des Westens, das seinen Namen, wie uns kürzlich ein Franzose belehrte, mit Recht führt, denn Théâtre des vestes, wie er es zu übersetzen liebte, heißt auf deutsch das Theater der Durchfälle. Diesmal galt es Lohse's komischer Oper „Der Prinz wider Willen", der übrigens aus Köln, Hamburg und Straßburg kein übler Ruf vorausging. Der Rigaer Librettist hat ziemlich täppisch aus den ältesten Theatermätzchen, Verwechslungen von Prinz und Unterthan, Liebesgeschichten und Spukscenen — auch das vielbewährte unterschlagene Testament findet sich in einer geplatzten Rocknaht — ein Ganzes zusammengestellt, für das sich kein Zuschauer zu interessiren vermag. Nicht minder schwach ist die Kapellmeistermusik des Herrn Lohse. Triviale Operettenweisen wechseln stillos ab mit prätentiösen Ensembles, unpersönliche Melodien mit lärmenden Effecten. Von einer gewissen Begabung zeugt einzig der Pizzicato-Entreact. Höher als diese Novität steht jedenfalls die frühere der Charlottenburger Unglücksoper, Beer's „Streik der Schmiede", der doch einen wirksamen Text hat. Der fingerfertige Theatermann Victor Léon hat die allbekannte und vielübersetzte Dichtung von François Coppée „La grève des forgerons", die der Burgcharakterspieler Joseph Lewinsky zuerst auf die Bühne brachte, aus einem Declamationsstück im Schwurgerichtsaal zu einer dramatisch und musikalisch dankbaren Handlung erweitert. Da haben wir den Arbeiter als den Rächer seiner Ehre, dann den Genossen, zugleich Trunkenbold und Anarchist, dem mit dem Hammer Mores gelehrt wird, zum Glück hinter der Scene; nur die Tochter ist nicht todt, wie im Gedicht. Für die crasse Handlung hat der Wiener Componist eine nicht übermäßig originelle, aber durchweg dramatische Musik geschrieben mit weit ausgesponnenen Recitativen und liedmäßigen Sätzen, — ein Trinklied, die Cantilene vom Hammer, ein Quintett mit Chor gefielen mit Recht. Unselbstständiger ist das Orchester behandelt, dem man es anmerkt, daß Wagner nicht umsonst gelebt und gestrebt hat.

Ein anderer Landsmann von Kienzl und Beer folgt erröthend den Spuren von Johann Strauß. Weinberger, der mit den Texten seines geistreichen Schwagers Hugo Wittmann kein Glück hatte, versucht es diesmal mit anderen Dichtern. Aber er bringt noch weniger Erfreuliches. Das Sacher-Masoch'sche Motiv von der verlosten Braut, die nach dem erspielten Parapluiemacher doch noch den rechten Herzenstreffer zieht, füllt gerade einen Act; auch machen die Herren von der alten Operettenerlaubniß eines leeren dritten Actes allzu weitgehenden Gebrauch. Nur die reiche Ausstattung, die gute Besetzung der Hauptrollen, besonders der komischen Partien, und die zum Theil wirklich hübsche Musik retteten den Erfolg. Es ist zu bedauern, daß Weinberger aus den abgelebten Formen der Operette nicht hinausstrebt in die höheren und — vernünftigen Regionen der komischen Oper, denn er zeigt in seiner nicht übermäßig originellen, aber immer natürlichen Tonsprache Feinheit und echte vis comica. Das Marschsextett, das Damentanztrio, der Walzer „Lieb' so lang es dich freut" — gewiß, das ist Alles ganz reizend, aber man hat doch immer die Empfindung, daß Weinberger nur matte Aufgüsse nach Strauß, Suppé und Millöcker auftischt. Und das ist in Anbetracht seines ursprünglich graciösen Talents zu beklagen.

M.

## Notizen.

Kürschner's Jahrbuch 1899. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann (Berlin, Hermann Hillger). Ein Kalender von einer erdrückenden, fast beängstigenden Fülle des textlichen und illustrativen Inhalts; Belehrendes und Unterhaltendes auf jeder Seite, das Ideal eines praktischen Haus- und Familienbuches. Neben den ständigen, selbstverständlich bis auf die Gegenwart richtig gestellten Rubriken sucht Kürschner aus den verschiedensten Gebieten Interessantes, vor Allem auch praktisch Nutzbares vorzuführen und zwar in einer Form, die den Lesenden anzieht, dem Suchenden entgegenkommt und — den Beutel nicht anstrengt. Große Abschnitte, wie beispielsweise „Der Mensch", würden in normalem Druck als besonderes Buch so viel kosten, als hier das ganze Buch.

Arbeiterpartei oder Revolutionspartei? Mahnruf eines deutschen Arbeiters an seine Genossen von Theodor Lorentzen, Arbeiter auf der Kaiserlichen Werft in Kiel (Kiel, Lipsius & Tischer). Unsere Leser werden sich noch des gewaltigen Aufsehens erinnern, das vor $1^1/_2$ Jahren das Erscheinen der Brochure „Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis" von dem Kieler Werftarbeiter Theodor Lorentzen erregte. In weniger als 4 Monaten wurde sie in 20000 Exemplaren in ganz Deutschland verbreitet. Heute tritt nun der Verfasser mit einer neuen Brochure an die Oeffentlichkeit, wobei er sich in erster Linie auch hier wieder gegen die Socialdemokratie wendet, deren volksverhetzendes, staatsfeindliches Treiben er mit einfachen, aber treffenden Worten aufzeigt. Durch die von der Socialdemokratie seit einigen Jahren angewandte veränderte Taktik läßt er sich ebensowenig täuschen, wie der Weinkenner durch ein falsches Etikett auf der Weinflasche. So steht er in direktem Gegensatz zu Pastor Naumann, der in dieser veränderten Taktik den Anfang einer Spaltung der Socialdemokratie zu sehen und mit dem bürgerlichen Flügel dieser Partei paktiren zu können glaubt.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

**Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden**

von

**Adolf Philippi**

o. Professor der Universität Gießen.

Mit 292 Abbildungen. 1898. Gr. 8 br. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

(Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen 2. Reihe.)

**Kunstgeschichte in Bildern**

vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

**III. Die Renaissance in Italien.**

Bearbeitet von G. Dehio.

1898. 110 Tafeln in Folio. Broch. Mk. 10.50, geb. Mk. 12.50.

Die Abteilungen I (Altertum) — II (Mittelalter) — IV (Renaissance außerhalb Italiens) — V (Das 17. und 18. Jahrhundert) erscheinen später. Das ganze Werk wird rund 500 Tafeln mit 2000 Abbildungen umfassen.

**Theodor Körner und die Seinen**

von

**Emil Peschel** und **Eugen Wildenow.**

Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 1898. 2 Bände, gr. 8. Geb. Mk. 15.—.

**Berühmte Kunststätten**

I. **Vom alten Rom**, von Professor E. Petersen. Mit 120 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

II. **Venedig**, von Dr. Gustav Pauli. Mit 130 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

III. **Rom zur Renaissancezeit**, von Dr. E. Steinmann. Mit 150 Abbildungen. Kart. Mk. 4.—.

IV. **Pompeji**, von Dr. R. Engelmann. Mit 140 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

Von berufenen Sachkennern verfaßt, belehrend und unterhaltend zugleich, mit reichem Bilderschmuck ein Hilfsmittel für die Anschauung und die Erinnerung. (Wird fortgesetzt.)

**Humoristische Bücher.**

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Was liegt denn dran?**

Lebensbilder von **Rudolf Huch.**

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Inhalt: Das ewig Junge. — Rüpeltanz. — Wenn die Maske fällt. — Heinz der Denker. — Aus meiner Praxis. — Kanzleirath Lehmann. — Ereigniß.

**Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolchs.**

Von **Rudolf Huch** (A. Schuster).

2. Auflage. 1897.

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

(Vgl. die Besprechungen der „Gegenwart" 1897 in Nr. 8 und 1898 in Nr. 45.)

Leipzig. **H. Haessel's Verlag.**

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien: **Georg Brandes**

**William Shakespeare**

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

**Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.—.**

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!" **(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

*Zeitschrift für* ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** **pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**

sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

**Chemische Technologie der Azofarbstoffe** mit besonderer Berücksichtigung der **Deutschen Patentlitteratur.** Von Dr. **Carl Bülow,** Tübingen. II. Theil. **Fabrikation und Anwendung der Azofarbstoffe,** übersichtlich geordnet auf Grund der „Natürlichen Systematik der Azofarbstoffe". Preis 18 Mark.

**Der Boden.** Von **D. Norden.** Verfasser der „Bilanz des Jahrhunderts." Preis 1 Mk. 50 Pf.

**Der Christus der Geschichte und sein Christenthum.** Der Gemeinde dargestellt von **Georg Längin,** weiland protestant. Pfarrer in Karlsruhe (Baden). Zweite Abtheilung. Preis 2 Mark.

**Die Emancipation der Kunst.** Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über „Das Moderne". Von **Julius Duboc.** Preis 1 Mark 50 Pfg.

**Erinnerungen an Johannes Brahms** in Briefen besonders aus seiner Jugendzeit. Von **Albert Dietrich,** Hofcapellmeister a. D. Mit einem Jugendbildnisse. Preis 1 Mark 50 Pfg.

**Jahresbericht über die Leistungen der chem. Technologie** mit Besonderer Berücksichtigung der Elektrochemie und Gewerbestatistik für das Jahr 1897. Jahrgang I—XXV bearbeitet von **R. von Wagner.** Fortgesetzt von Prof. Dr. **Ferdinand Fischer** in Göttingen. XLIII. oder neue Folge XXVIII. Jahrgang. Mit 250 Abbildungen. Preis 24 Mark.

**Nord-Amerika.** Reisebilder, sozialpolitische und wirtschaftliche Studien aus den Vereinigten Staaten. Von **Julius Scherff.** Preis 4 Mark 50 Pf.

**Psychologisches und Physiologisches aus der Schweiz.** Von **Hans Hochfeldt.** Preis 2 Mark.

**Skizzen russischer Kulturgeschichte.** Von **Paul Miljukow.** Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von E. Davidson. Mit einer Vorrede des Verfassers zur deutschen Ausgabe. Erster Band. Mit sechs Tafeln. Preis 6 Mark.

**Zehn Jahre afrikanischen Lebens.** Von **August Boshart,** Capitaine, Commandant I. Cl. de la force publique à l'Etat Indépendant du Congo. Preis 4 Mark.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

**Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.**

# Lichtenberg's Briefe
## an Dieterich
1770—1798.

Zum **hundertjährigen Todestage Lichtenberg's** herausgegeben von

Eduard Grisebach.

Mit Porträt nach Schwenterley und einem Original-Kupfer von Chodowiecki.

**Brosch. M. 2.— ord., gebdn. M. 3.— ord.**

# Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

**Verlag von Hermann Walther in Berlin.**
28 Kleinbeerenstraße 28.

# Nächte.
## Gassen- und Giebelgeschichten.
Bilder aus Zeit und Zukunft
von
**Kurt Geucke.**

258 Seiten gr. 8° mit 134 Vignetten nach Zeichnungen von Fidus und F. Hauser.
Preis broschiert Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,50.

**Auszüge aus den Aeusserungen der kritischen Journale und der Presse:**

**M. G. Conrad** in der Gesellschaft: „eine dankbar begrüßte Weihegabe". — **Detlev von Liliencron:** „Ihre wundervollen Nächte ... ein Buch, das mit ganzer Seele und mit großer Innigkeit in sich aufgenommen werden muß". — **Wolfgang Kirchbach:** „Ich glaube, daß Ihr Werk ... recht sehr geeignet ist, ein Hausbuch zu werden, zu dem Viele sich wenden sollten".... **Hamburgischer Korrespondent:** „Das Buch ist ein Bekenntniß und verdient als warnendes Zeichen der Zeit beachtet zu werden". — **Leo Berg** in der Welt am Montag: „Ein sehr merkwürdiges Buch ... in seinen Schönheiten und Schwächen das Werk eines hochstrebenden und reich begabten Dichters".... **Arthur Goldschmidt** im Deutschen Dichterheim: „Das Gemüthreiche, Weiche des Dichters wird zu seiner werthvollsten Gabe in der Lyrik, wo das Größte rein dem Genie des Herzens entquillt. Die unsterbliche Seele, die er in seiner Philosophie postulirt, offenbart sich in seiner seelenvollen Lyrik von selbst!".... **Die Grenzboten:** „Ein eigenthümliches, inhaltreiches, ernstes Buch sind die „Nächte" von Kurt Geucke ... Ernstgerichtete Leser werden Vieles finden, was sie anspricht".... **Monatsschrift für Neue Literatur und Kunst:** „Kurt Geucke's Dichtungen athmen stellenweise, wie die Natur selbst, ‚eine stille Größe' ... Unter den eingestreuten Gedichten befinden sich echte Perlen nicht nur der jüngsten Lyrik, sondern der Weltliteratur ... Denker und Dichter vereinen sich in der Erscheinung Kurt Geucke's, der im anspruchvollsten Sinne ernst genommen zu werden verdient".

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck
## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

**Verlag der Gegenwart**
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

# Die Chemie im täglichen Leben.
## Gemeinverständliche Vorträge.

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

**Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.**

Mit 21 Abbildungen.

*1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).*

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*


Hierzu eine Beilage von **Max Hesse's Verlag** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 3. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Weßhalb das Volk socialistisch wählt. Von Diogenes. — Ein Reichs-Wohnungsgesetz. Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth. — Der neue Stil in der Kunst. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Zu heiß! Von Gyp. — **Aus der Hauptstadt.** Lappalien. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Weßhalb das Volk socialistisch wählt.

Wir bedauern es ja, daß über fünfzig Wahlkreise in Deutschland von reinen Nullen vertreten werden, denn anders kann man ja doch die meisten Socialdemokraten nicht nennen, da sie thatsächlich den Meinungen ihrer Parteihäuptlinge nicht widersprechen dürfen. Wir bedauern es, aber wir betrachten es als einen unabwendbaren Uebelstand, daß Großstädte und Industriebezirke in erster Linie von Socialdemokraten vertreten werden. Wir stellen Großindustrielle und Großkaufleute in ländlichen Distrikten als Candidaten auf, um sie überhaupt nur in den Reichstag hineinzubringen, obgleich wir wissen, daß sie sich auf ländliche Interessen verstehen, wie der Esel auf's Harfen. Wir beweisen in Leitartikeln und Brochuren, daß die Socialdemokraten von Volkswirthschaft und Volksnothdurft keine blasse Ahnung haben und schlagen sie moralisch zehn Mal an einem Abend todt. Und der Erfolg? Am nächsten Morgen wählt das Volk den Socialdemokraten. Wir thun Alles, auch das Fernstliegende, nur Eins vergessen wir, uns die ernstliche Frage zu stellen: Warum wählt das Volk socialistisch?

Die Antwort freilich will weder uns, noch den Socialdemokraten recht passen, ihnen nicht, weil es doch unbezweifelbar ist, daß neun Zehntheilen der socialistisch Wählenden die volle Uebereinstimmung mit Wegen und Zielen der Socialdemokratie abgeht, sie also eigentlich gar keine rechten Socialdemokraten sind. Uns nicht, weil die Wahlen doch einen allzu lauten Protest gegen die Gesellschaftsordnung enthalten, die sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hat. Versuchen wir es einmal, ohne Vorurtheil und Voreingenommenheit, uns die Frage vorzulegen, wer denn in der gegenwärtigen Gesellschaft regiert und dominirt. Ohne allen Zweifel der Geldsack und der, der ihn in Händen hat. Sei als Arbeiter noch so tüchtig, noch so arbeitsam, noch so treu, noch so sparsam, was hast Du davon? Das Leben von der Hand in den Mund. Freilich das Arbeiterelend datirt nicht erst von heute her, es ist früher dagewesen und früher stärker vielleicht als heute. Aber der Blick des Volkes ist weiter geworden, ein gewisses Maaß von Bildung ist Allgemeingut geworden und mit der Bildung steigen die Ansprüche an das Leben. Jene gewähren und diese versagen, heißt die Brandfackel des Conflicts in die Massen schleudern.

Im Capital ist ein Zug, sich rücksichtslos und auf Kosten Anderer zu vermehren, es ist im Kampfe um's Dasein der rücksichtsloseste Kämpfer. Es behauptet zuerst sein Recht und rennt die Mitstreiter ohne Erbarmen zu Boden. Geh an die Börse und sehe! Der in allen Kniffen und Praktiken erfahrene Großcapitalist ist der Erste am Markte, wenn es gilt, einen Gewinn zu machen und der kleine Sparer, den das Börsenspiel lockt, wie jedes andere Spiel, verliert seine sauererſparten Groschen. Das Capital concentrirt sich in den Händen Einiger, Weniger. Was ist aus dem ehemals blühenden deutschen Handwerk geworden? Daß das Handwerk einen goldenen Boden hat, ist nur noch im Sprichworte wahr, in der Wirklichkeit längst nicht mehr. Das Capital gründet die Fabriken, die die Waare zu einem Preise auf den Markt werfen, für die ein Handwerker, ohne zu verhungern, nicht arbeiten kann. Der Handwerker muß noch froh sein, wenn man ihm die wenig lohnende Flickarbeit und die Reparaturen überläßt. Sieh' Dir den Handelsstand an! Da sitzen die Platzkaufleute und können ihre Waare nicht los werden, während die großen Versandthäuser, die nur gegen Baar verkaufen und die deßhalb in der Lage sind, durch Baareinkäufe den Producenten die Preise vorzuschreiben, das Geschäft machen, daneben nur noch diejenigen unlauteren Geschäftsleute, die beim Pleitemachen den größten Profit in die Tasche stecken. Da sitzt der Landwirth auf dem überschuldeten Gut. Der Geldmann war gefällig, übergefällig, bis die für ihn gefahrlose obere Verschuldungsgrenze erreicht war und nun steht er wie weiland Shylock auf seinen Schein, nun mag der Landmann schuften, um die Zinsen zu erschwingen und für sich das bischen Leben zu fristen, nun arbeitet der landwirthschaftliche Arbeiter um Hungerlohn, damit der Geldmann nur ja zu dem Seinigen kommt.

Der Arbeiter ist Sclave des Capitals, nun soll auch der Mittelstand daran, diese eherne Säule eines jeden Staates. Jeder Lateinschüler lernt römische Geschichte, aber wie viele Geschichtsprofessoren wissen dann überhaupt die einzige, für unsere Zeit praktische Lehre aus ihr zu ziehen, die Lehre, daß der gewaltigste Staat, den die Geschichte kennt, untergehen mußte, weil seine Gewalthaber nicht verstanden, seinen Mittelstand zu erhalten! In der römischen Kaiserzeit hatte man das, was sich heute anbahnt: Großcapitalisten, Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Großkaufleute auf der einen, das nackte nach Brod und Spielen schreiende Proletariat auf der anderen Seite. Man lese nur einmal die Sittenschilderungen eines Sueton und Tacitus, eines Martial, Persius und Juvenal und halte daneben die Scandalgeschichten, wie sie

uns die Blätter aus den Welthauptstädten heute berichten. Der Unterschied ist wahrlich nicht groß. Die Unverschämtheit des Geldprotzenthums kann wahrlich nicht viel größer werden, als sie heute schon ist. Geld spielt für diese Protzen nicht nur gar keine Rolle, es wird nicht nur im tollsten Jubel und für den tollsten Luxus verschwendet, man glaubt auch für Geld Alles kaufen zu können und beleidigt eben dadurch Diejenigen am tiefsten, die von Recht und Freiheit, Tugend und Menschenwürde eine andere und bessere Meinung haben.

Der Socialdemokrat redet gern von Denen, die sich vom Schweiße der Arbeiter mästen. Der Ausdruck ist stark, ob aber wirklich so ganz ungerechtfertigt? Ist es denn dem Arbeiter noch möglich, durch Fleiß und Treue, Tüchtigkeit und Sparsamkeit eine bemerkenswerthe Stellung in der Gesellschaft zu erringen? Man weist gern auf die Wenigen hin, die es möglich gemacht haben, aber was wollen sie bedeuten, der großen Masse gegenüber, die als Sclaven des Capitals ein wenig beneidenswerthes Leben fristen? Versteht denn allemal der Leiter eines großen Etablissements viel vom Geschäft? Er hat's nicht nöthig, er hat ja seine Untergebenen, für ihn genügt es, eine Stunde täglich ein bischen Oberaufsicht zu führen. Der Sohn des Großgrundbesitzers wird Officier und hält es nicht für nöthig, sich für seinen späteren Beruf als Bewirthschafter eines großen Gutes vorzubereiten. Unserem Officiersstande alle Ehre, aber als Vorbereitung für die Uebernahme eines Gutes ist er ungeeignet. Und nun gar der Capitalist. Was thut er denn weiter, als in seinem Zinskalender nachzusehen, an welchem Tage die verschiedenen Coupons abzuschneiden sind?

Das Volk müßte ja blind sein, wenn es diese Uebelstände nicht zu erkennen vermöchte und wenn es sie nicht in vollem Umfange erkennt, so ahnt es sie doch. Es sieht sich um nach Bundesgenossen und findet sie nicht, denn leider sind die führenden Kreise unseres Volkes fast ausnahmlos der Meinung, daß es bleiben müsse, wie es ist. Unsere Gesetzgebung schützt mehr das Capital als den Mann. Damit soll keinem Einzelnen ein Vorwurf gemacht werden, es liegt in der Richtung des Zeitgeistes, gegen den sich überhaupt schwer ankämpfen läßt. Aber die Wahrheit bleibt darum doch bestehen. So viel das Capital auch bei seinen Unternehmungen verdient, es ist nicht bereit, irgend ein bedeutendes Risiko zu übernehmen. Der Personalcredit hat fast ganz aufgehört. Sei noch so treu und ehrlich, noch so arbeitsam und sparsam, kein Mensch wird Dir etwas zum Anfangen eines Geschäftes leihen, wenn Du nicht Etwas zu verpfänden hast oder wenn nicht ein paar sichere Bürgen das Versprechen leisten, für Dich zu zahlen, wenn Du nicht kannst. Aber jeder Lump, der vom Geschäft nichts versteht, nicht einmal Lust hat, etwas zu thun, bekommt Geld wie Heu, wenn er nur einen verpfändbaren Besitz oder sicheren Bürgen hat. Allerdings giebt es auch unsichere Capitalanlagen, Geschäfte, an denen viel Geld verloren wird, aber der eigentliche Geldmann verliert es nicht, der ist viel zu vorsichtig, es in solch' unsichere Capitalanlagen hineinzustecken, das überläßt er dem unerfahrenen Neuling. Wenn an dem Unternehmen genug Geld verloren worden, wenn es im Preise soweit heruntergegangen ist, daß man es für einen Spottpreis haben kann, dann langen vielleicht die Großen zu.

Nun haben wir ja in Deutschland unsere gepriesenen Arbeiterversicherungen gegen Arbeitsunfähigkeit, wie sie durch Krankheit und Unfall, Alter und Invalidität hervorgerufen werden kann. Wir wollen sie nicht schmähen. Etwas ist besser als Nichts und es immer erfreulich, daß in dem Stück Deutschland an der Spitze der Civilisation marschirt. Aber was ein Arbeiter auf diesem Wege bekommt, reicht nicht aus, um ihm seine bisherige sehr bescheidene Lebensführung auch fernerhin zu ermöglichen, es genügt, um ihn vor der äußersten Noth zu schützen und er ist, falls er aus einem der genannten Gründe arbeitsunfähig wird, nicht mehr auf das harte Brod der Armenunterstützungen angewiesen. Daß er zum Theil selber seine Groschen und Pfennige dazu beitragen muß, um die gesetzlichen Unterstützungen zu bekommen, halten wir nicht für einen Fehler, wohl aber, daß die Rente, die er empfängt, nicht mindestens dem Tagelohn entspricht, den er bis dahin verdiente und daß namentlich die Altersrente viel zu spät zur Auszahlung gelangt.

Schlimmer ist es, daß man mit dieser Arbeitsversicherung und einigen unwesentlichen Bestimmungen über Arbeiterschutz meint, die socialpolitische Gesetzgebung zum Abschluß gebracht zu haben. Ohne Zweifel hat man das wichtigste Stück noch gar nicht zum Abschluß gebracht, ja noch kaum recht in Angriff genommen, wir meinen den Schutz des Mittelstandes. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Mittelstand am meisten in Gefahr steht, im Kampfe mit dem übermächtigen Capital zu erliegen und in's Proletariat hinab zu rutschen. Der Mittelstand aber soll und muß erhalten werden. Zu ihm schaut der Arbeiter, der Proletarier hinauf, das zu werden, was er ist, ist seine Hoffnung. Zu den Bergen, wo die Capitalisten wohnen, erhebt er seine Augen nicht, da hinauf führt für ihn kein Weg, aber ein Mittelstandsmann, dahin könnte er es bei Fleiß und Sparsamkeit vielleicht bringen und wenn er darüber hinsterben sollte, seine Kinder. An dem Tage, wo es sich endgiltig entscheidet, daß der Mittelstand nicht mehr lebensfähig ist, pocht die sociale Revolution zum ersten Male ernstlich an unsere Thür, bis dahin ist Alles nur Kinderspiel. Was aber erhalten werden muß, ist der wahre Mittelstand nicht ein sogenannter Stand des mittleren Einkommens, der auch in der Knechtschaft aller unter der Herrschaft des Capitals noch denkbar ist und wahrscheinlich bestehen bleiben wird. Der Mittelstand muß frei und unabhängig auf seinem Erb und Eigenen sitzen, seiner Kraft und seiner Unantastbarkeit sich bewußt. Aber was ist geschehen, um einen solchen Mittelstand — wir haben ihn noch, aber seine Reihen lichten sich und sein trotziges Selbstgefühl schwindet — im Sattel zu erhalten? Vor den Wahlen wollen Alle ihn schützen und erhalten, aber hinterher wagt Keiner aus Servilität vor dem Geldsack eine befreiende That zu thun, kaum genug, daß man sich den Luxus eines freien Wortes gestattet.

Und darum, weil ein Theil des Volkes unter der Herrschaft der Plutokratie seufzt und ein anderer in Gefahr steht, unter dasselbe Joch zu gerathen, darum wühlt das Volk socialistisch. Man redet viel von der politischen Unreife des Volkes, das nicht weiß, was es thut, wenn es einen socialdemokratischen Stimmzettel in die Urne wirft. Mag sein, politische Denkreife ist in allen Volkskreisen ein seltenes Gewächs. In der Regel folgen wir aber fast überall nicht dem Verstande, sondern dem Gefühl, und das Gefühl sagt den Leuten, daß in den Reihen der Socialdemokraten die Männer zu finden sind, die ihrem gemeinsamen Feinde, dem Capital, am radicalsten zu Leibe gehen. Um Zukunftsstaat und die Träume von einer völlig neuen Weltordnung kümmern sich die Leute gar nicht und an eine sociale Revolution glauben die meisten gar nicht ernstlich. Sie wollen nur Bundesgenossen im Kampfe gegen das Capital, das sie und ihre Kinder auffrißt, wollen lieber das Capital vernichten oder es in den Dienst der Gesammtheit stellen, also daß überhaupt der Einzelne nicht dazu kommen kann, als es in den Händen der wenigen Einzelpersonen wissen, die kraft seiner unbeschränkte Herren über ihre Nächsten geworden sind. Die meisten sogenannten Socialdemokraten, d. h. derjenigen Leute, welche ihre Groschen in die Parteicasse liefern und bei den Wahlen für den Candidaten der Socialdemokratie stimmen, kümmern sich den Kuckuck um die letzten Ziele der Partei, aber darauf vertrauen sie, daß die socialdemokratische Bewegung einmal eine Besserung ihrer Lage herbeiführen wird.

Ob nun die Socialdemokratie in der Lage ist, Besserung

zu schaffen? Ihre Zukunftsbilder hören sich ja anmuthig genug an, aber das ist es auch Alles. Zu ihrem Himmel auf Erden gehören neue Menschen und da sie diese nicht schaffen kann, sind ihre Ideen nicht durchführbar. Der Socialdemokrat rechnet bei der Errichtung seiner neuen Gesellschaftsordnung nicht mit dem Egoismus der Menschen. Wie denken da gar nicht an jenen brutalen Egoismus, der nur auf sich, seinen eigenen Vortheil und sein eigenes Wohlergehen sieht und rücksichts- und gewissenlos niederrennt und zerstampft, was ihm in den Weg kommt. Wir denken vielmehr an den ganz berechtigten Egoismus, dem wir im Grunde jeden Fortschritt verdanken. Wenn ich mich mehr anstrenge als mein Nachbar und bessere Waffen mir zu schmieden suche im Kampf um's Dasein, thue ich es nicht lediglich, um die Menschheit eine Stufe höher zu bringen, sondern, um für mich selber und meine nächsten Angehörigen etwas zu erreichen, aus Egoismus freilich, aber aus berechtigtem Egoismus, auch wenn es sich nur um ein bischen Ruhm handelt. Diese Triebfeder hört im Zukunftsstaate der Socialdemokratie auf. Nicht für mich, sondern für Alle soll ich da fleißig sein und meine Arbeit so vollkommen wie möglich machen. Zu diesem idealen Standpunkt schwingen sich immer nur wenige Auserwählte auf, die ganze Menschheit auf diesen Standpunkt zu erheben, ist ein unmögliches Ding.

Aber auch in Bezug auf das Capital weiß der Socialdemokrat nicht recht was anzufangen. Der Einzelne soll nach der neuen Gesellschaftsordnung freilich kein Capital mehr besitzen, aber eigentlich vernichten kann und will man das Kapital denn doch auch eigentlich nicht. Freilich würde bei der großen Umwälzung nicht wenig verloren gehen, aber der Rest würde nebst allem Hab und Gut Eigenthum der Gesellschaft. Dem Arbeiter wird freilich der volle Ertrag seiner Arbeit versprochen, aber die Sache hat einen Haken, denn nicht der Einzelne bekommt, was seine Arbeit werth ist, sondern die Gesammtheit und aus der großen Casse, so zu sagen, bekommt der Einzelne, was ihm zum Leben nothwendig ist. Man braucht nun gar nicht nach der Art und Weise der großen Socialistentödter komische Beispiele von dem zu entwerfen, was kommen muß, wenn Alle mit Gewalt dieselben Bedürfnisse haben müssen. Es ließen sich leicht Mittel und Wege finden, um ein so weitgehendes Uniformiren zu verhindern. Aber selbst bei der mildesten Handhabung des Uniformirens, bei dem festen Bestreben, die persönliche Freiheit möglichst weit auszudehnen, bleibt so viel einengender Zwang übrig, daß es einem Menschen von heute unmöglich wird, sich wohl dabei zu befinden. Der Herrschaft des Capitals entläuft man scheinbar, aber man geräth dabei in eine Zwangsanstalt hinein, gegen die die alte ein Paradies war. Und im Grunde ist es doch wieder das Capital, welches die Bevölkerung drückt, nur das Capital in anderer Form. Denn wie heute das Capital, so zwingt später die Gesellschaft, die allein noch Macht und Recht hat, arbeiten zu lassen, den Einzelnen in sein Joch, denn sie verfügt über Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst ganz allein, ihr kann Niemand entlaufen.

So wählt man freilich socialdemokratisch, um aus der Herrschaft des Capitals zu kommen, aber indem die Gesellschaft Alles, auch das Capital an sich zieht, schafft sie für den Einzelnen eine Zwingherrschaft, schlimmer als alles Dagewesene. Da thut man denn doch am besten, das Capital in den Händen der einzelnen Capitalisten zu lassen, die sich dann doch wenigstens Concurrenz machen. Aber Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung muß es sein, das Capital weit mehr als bisher der Allgemeinheit nutzbar zu machen und weit mehr Lasten auf seine breiten Schultern zu legen. Wie das anzufangen ist, das zu zeigen, ist nicht Aufgabe dieser Zeilen. Ein paar richtig denkende Männer machen es auch nicht, es muß erst einmal der Gedanke in den breitesten Schichten der Bevölkerung lebendig werden, daß dergleichen überhaupt geht und auch die Männer am Steuerruder müssen zu dieser Ueberzeugung gebracht werden. Und dann muß ein fester Griff gethan werden, denn das Capital hat das Bestreben, sich glatt wie ein Aal aus dem Netz herauszuwinden, in dem man es zu fangen und dann zu größeren Lasten heranzuziehen sucht. Heute lassen wir uns viel zu viel von dem Gedanken schrecken, daß das Capital, falls man ihm zu hohe Lasten aufbürdet, dem deutschen Boden den Rücken wenden könnte. Die Möglichkeit einer solchen Auswunderung muß ja zugegeben werden, denn der Capitalist, der sein Geld in industriellen anderen Unternehmungen stehen hat, kann ja auch vom Ausland her seine Zinsen und Dividenden ziehen. Aber wie man im Auslande den Deutschen schlechte Geschäfte prophezeite, als man hier mit der Arbeiterversicherung vorging, so wird es uns vielleicht gehen, wenn Deutschland den Anfang damit macht, dem Capital große Lasten aufzubürden. Und wie man sich in Deutschland ganz wohl bei diesen Einrichtungen befindet, und im Auslande nicht umhin kam, ähnliche Ernrichtungenzu treffen, so wird man sich auch im Anslande freuen, wenn es uns Deutschen gelingt, einen Modus zu finden, um das Capital zum größeren Lasttragen heranzuziehen, und wird uns dergleichen mit Kußhand nachmachen. Dann aber würden die Herren Capitalisten sich schon hüten, ins Ausland zu ziehen. Aber auch ohnedem würden Mittel und Wege zu finden sein, ausländische in Deutschland arbeitende Capitalien entweder abzustoßen oder doch auch in Deutschland der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Auf den energischen Willen und anf einen lange ersehnten großen Zug in unserer socialpolitischen Gesetzgebung kommt es in erster Linie an.

Man spricht in unseren Tagen viel von einem Kampfe gegen die Socialdemokraten und schmiedet Waffen, mit denen man etwas zu wirken gedenkt, aber niemals etwas erreichen wird. So mancher Kämpfer kennt den Feind nicht, mit dem er den Kampf aufnehmen will und weiß vor allen Dingen nicht, warum denn eigentlich das Volk socialistisch wählt. Es nützt wirklich nicht, Alles auf Schuld der Begehrlichkeit der Massen und auf Unverständniß mit den letzten Zielen der Socialdemokratie zu schieben; es nützt nichts, zu meinen, daß mit Volkesaufklärung und einigen hingeworfenen Brocken sich etwas erreichen läßt. Man muß erkennen, daß das Volk, wenn auch nur instinciv, die Herrschaft des Capitals fühlt und sich unter dieser Herrschaft ungemüthlich fühlt. Darum ist das einzig richtige Kampfmittel, daß man die Massen aus dieser Abhängigkeit und zwar in erster Linie dadurch erlöst, daß man etwas thut, um den Arbeiterstand zu heben und den Mittelstand zu schützen und die dadurch erwachsenen Lasten dem Capital aufbürdet, welches sie am besten zu tragen vermag. Diogenes.

---

## Ein Reichs-Wohnungsgesetz.

Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin).

Der leitende Grundgedanke, von welchem die gesetzgeberischen Körperschaften augenblicklich beherrscht werden, ist die Förderung der Arbeiterwohlfahrt. Aber auch andere Kreise werden von dem gleichen Bestreben geleitet und dadurch in ihrem Handeln bestimmt. Vornehmlich haben der Verein Reichs-Wohnungsgesetz und der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege sich die Aufgabe gestellt, für die arbeitenden Klassen der Bevölkerung gute und billige Familienwohnungen zu beschaffen, welche allen sanitären Anforderungen an Ozon, Luft und Licht entsprechend, den Nachtheilen vorbeugen, welche das enge Beisammenwohnen der Familienglieder verschiedenen Geschlechtes in sittlicher Hinsicht nach

sich ziehen kann. Seitens des ersteren werden zur Erreichung dieses Zieles Schriften zur Wohnungsfrage herausgegeben, in deren kürzlich erschienenem 1. Hefte Dr. v. Mangoldt den Verein Reichs-Wohnungsgesetz und seine Vorschläge behandelnd, die Thesen des in Aussicht genommenen Gesetzes mitteilt, während letzterer in seiner diesjährigen Tagung zu Köln am 16. September d. J. eine durchgreifende Wohnungsbeaufsichtigung für ein dringliches Bedürfniß erachtete, jedoch zur Zeit, vielleicht in Folge des Fehlschlagens seiner 1889 dem Reichstage unterbreiteten Vorschläge, von einer reichsgesetzlichen Regelung Abstand nehmend, den Erlaß von Landesgesetzen bezw. ortspolizeiliche Regelung oder allgemeine Verordnungen empfiehlt. Inzwischen sind die Bestrebungen beider ihrem Ziele um einen erheblichen Schritt näher gerückt. Denn in den von Seiten des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern ausgearbeiteten, neuerdings veröffentlichten Normativvorschriften für die durch Beschluß der Gemeindebehörden zu erlassenden Ortsbauordnungen wird in dem die Familienwohnungen behandelnden Abschnitt 8 (§§ 58 bis 61) der Versuch einer gesetzlichen Regelung des Wohnungswesens gemacht, welcher deßhalb die Beachtung weiterer Kreise verdient, weil dadurch der Grundbesitz und die Bauthätigkeit nicht unerheblich betroffen werden.

Dieses im Wege des Ortsstatuts einzuführende Wohnungsgesetz trägt denjenigen Grundzügen Rechnung, welche der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege 1889 dahin aufstellte, daß Räume, welche zu längerem Aufenthalt von Menschen dienen, eine lichte Höhe von mindestens 2,5 m haben und nicht höher als im vierten der über dem Erdgeschoß liegenden Stockwerke sich befinden sollen, die lichtgebende Gesammtfläche der Fenster wenigstens $^1/_{12}$ der Grundfläche betrage, Wohnungen in Kellern unbedingt nicht zulässig wären, vermiethete, als Schlafräume benutzte Gelasse für jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm, für jede ältere Person mindestens 10 cbm Luftraum enthalten und auf jedes Kind mindestens 0,1 qm, auf jede ältere Person mindestens 0,2 qm lichtgebende Fläche entfallen müssen, Aborte möglichst für jede Wohnung einzurichten seien, allerdings mit der Maßgabe, daß es in einzelnen Forderungen verschärfend, in anderen mildernd eintritt. Nach § 58 soll nämlich eine Familienwohnung in der Regel wenigstens aus einem gut beheizbaren Wohnraum, einem Schlafraum und einer Küche, sowie aus dem nöthigen Gelaß zur Aufbewahrung von Geräthschaften, Holz u. s. w. bestehen. Wohn- und Schlafräume müssen zusammen wenigstens 30 qm Grundfläche haben. Alle zum Wohnen, Arbeiten und Schlafen bestimmten Räume müssen ebenso wie Badezimmer und Küchen, mit beweglichen, unmittelbar ins Freie führenden Fenstern versehen sein. Die Gesammtfläche der Fenster soll wenigstens $^1/_{12}$ der Grundfläche des betreffenden Raumes betragen. Auch soll jede Wohnung in der Regel wenigstens zwei sich gegenüberliegende Fenster haben, um eine gründliche Lüftung der Räume zu ermöglichen. Der Einbau sogenannter Alkoven ist unzulässig. Als überfüllt ist eine Wohnung anzusehen, wenn sie nicht wenigstens für jede erwachsene Person 20 cbm und für jedes Kind 10 cbm Luftraum bietet. Den Einbau von selbstständigen Wohnungen und Werkstätten im Kellergeschoß untersagt § 59 zwar, läßt ihn aber in freistehenden Häusern auf der mit Gartenanlagen versehenen Seite ausnahmsweise für Hausmanns-, Kutscher- oder Gärtner-Wohnungen zu; doch muß in diesem Falle den Bedingungen genügt sein, daß das betreffende Grundstück in einem Gebiete liegt, wo die Möglichkeit einer Überschwemmung ausgeschlossen erscheint, die Wohnräume nur nach Süden, Osten oder Westen liegen, der Zugang des Sonnenlichtes für sämmtliche Räume in einem Winkel von wenigstens 45° dauernd gesichert ist, vor den Wohnräumen in ihrer ganzen Länge ein isolierender und dem Luftwechsel zugänglicher Raum von wenigstens 0,50 m Breite in undurchlässigem Mauerwerk hergestellt, die Sohle der Kellergeschoßwohnung wenigstens 1 m über den muthmaßlich höchsten Stand des Grundwassers angelegt, deren höchstens 1 m tief unter dem umgebenden Erdreiche liegender Fußboden in einer Dicke von wenigstens 0,15 m betonirt, also gegen Eindringen der Erdfeuchtigkeit geschützt und erst hierauf die Balkenlage hergestellt wurde. Die lichte Höhe der Wohnräume hat wenigstens 2,85 m zu betragen. Die Fenster sollen mit der Sohlenbankoberkante noch 0,20 m über den Erdboden angebracht, sämmtliche Räume von Innen heizbar sein. Endlich muß die Kellerwohnuug einen besonderen Zugang haben und darf mit Wirthschaftskellern nicht in Verbindung stehen. Der Einbau selbstständiger Wohnungen im Dachgeschoß ist auf Grund § 60 überhaupt nur in Vorderhäusern zulässig, und hier auch bloß, wenn das Dach als Mansarde ausgebaut eine Neigung von 60—70° erhält, die äußeren Umfassungen doppelwandig, mit einem 20—25 cm breiten, ventilirbaren Isolirluftraume hergestellt, so eingerichtet werden, daß sie einen hinreichenden Schutz gegen Eindringen von Feuchtigkeit sowie gegen Sonnenhitze und Kälte bieten, ferner sämmtliche als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume oder Küche benutzten Räume stehende, zum Öffnen eingerichtete Dachfenster erhalten, deren lichtgebende Fläche nicht unter $^1/_{10}$ der Bodenfläche des betreffenden Raumes beträgt, endlich wenigstens die Hälfte der Deckenfläche jedes dieser Räume eine lichte Höhe von nicht unter 2,85 m hat und in keinem Teile unter 0,80 m herabgeht. Abgesehen von Eckhäusern und solchen Gebäuden, die von öffentlichen Behörden, gemeinnützigen Vereinen oder Stiftungen und dergleichen verwaltet werden, sollen zufolge § 61 in der Regel nicht mehr als 2 selbstständige Wohnungen im Geschosse eingebaut werden, während § 50 unter IIc vorsieht, daß abgesehen von öffentlichen Gebäuden in der zweiten Zone die Gebäudehöhe in Städten thunlichst auf 3, in Landgemeinden auf 2 Geschoß einschließlich des Erdgeschosses festzusetzen sei. Endlich ist gemäß § 70 für jede Familienwohnung ein Abort in Neubauten vorzusehen, auch bei baulichen Veränderungen in bereits bestehenden Häusern einzurichten.

Um die Durchführung dieser aus sanitären Gründen aufgestellten Forderungen wirksam zu sichern, soll auf Grund § 58 die Baupolizeibehörde im Einvernehmen mit dem Königlichen Bezirksarzte nach Befinden die Leerstellung von Wohnungen anordnen dürfen, welche diesen Bestimmungen nicht genügen, während § 79 Strafen für Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften dieser Ortsbauordnung vorsieht, so weit sie nicht schon nach allgemeinen Bestimmungen strafbar sind. Und hierin dürften die rechtlichen Bedenken zu finden sein, welchen die neuaufgestellten Rechtsregeln begegnen. Vornehmlich erscheint es bedenklich, arbiträrem Ermessen der Verwaltungsbehörde die Entscheidung darüber anzuvertrauen, ob eine Familienwohnung wegen Ueberfüllung leer gestellt oder hiervon Abstand genommen werden soll, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß hierauf Umstände oft einflußvoll sind, welche in jedem gegebenen Falle durch Rücksichtnahme auf die wirthschaftliche Lage und die persönlichen Verhältnisse des Wohnungsinhabers verschieden beurtheilt werden können. Denn in einem Hausstande, wo Ordnungssinn, Sauberkeit, Reinlichkeit vorherrschen, ist eine Ueberfüllung der Wohngelasse weniger gefährlich, als in einem solchen, wo es an diesen Eigenschaften fehlt. Und doch müßte im Interesse der Rechtssicherheit sowohl des Vermiethers wie des Miethers die Entscheidung dieser in das Privatrecht so tief einschneidenden Frage in erster Linie dem ordentlichen Richter vorbehalten bleiben, könnte also der Polizei bloß insoweit zugestanden werden, als sich auf die reine Thatfrage, ob die Voraussetzungen für die Nothwendigkeit einer Leerstellung zutreffen, ihre Beurtheilung erstreckt, während die Leerstellung selbst im ordentlichen Rechtswege oder doch mindestens in einem geordneten Verwaltungsstreit-Verfahren zum rechtlichen Austrage zu bringen sein wird, soll der Gefahr wirksam vor-

gebeugt werden, daß sich eine Verwaltungswillkür statt eines Verwaltungsrechtes ausbildet. Jedenfalls wird auch der Begriff des „Kindes" zeitlich genauer zu begrenzen, insonderheit zu bestimmen sein, ob das siebente Lebensjahr des § 104 des Bürgerlichen Gesetzbuches oder das zehnte der obigen Grundzüge dafür ausschlaggebend sein soll. Auch ist im § 79 klar zu legen, ob dem Vermiether, welcher die unzulänglichen Wohngelasse dem Miether überläßt oder dem Letzteren, welcher sie bezieht und inne behält, obschon, weil seine Familienglieder das Alter der Kindheit überschreiten oder durch Neugeburten sich vermehren, die bisher zulänglichen unzulänglich geworden sind. Alle diese Erwägungsgründe werden voraussichtlich dafür bestimmend sein, daß die Gemeindebehörden von Erlaß eines Ortsstatutes Abstand nehmen, welches diese Bewohnbarkeitsbeschränkungen enthält, weßhalb die gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage, wie auch der zu Köln am 16. September dieses Jahres gefaßte Beschluß des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege annimmt, nur im Wege der (Reichs- oder) Landes-Gesetzgebung erreichbar erscheint.

## Literatur und Kunst.

### Meine Lehr- und Wanderjahre.

Von Klaus Groth.

Im Winter und Frühling 1854/55 litt ich unter dem harten Klima Kiels dermaßen, daß Aerzte und Freunde darauf drangen, ich möchte für länger nach dem Süden gehen. Die Regierung wollte mir dazu ein außerordentliches Stipendium bewilligen. Italien, Neapel, Palermo sollte mir Heilung bringen. Ich sträubte mich jedoch. Ich fürchtete die Einsamkeit, die Entbehrung gebildeten Umgangs und der heimischen Sprache und gewohnter Unterhaltung mit allen Classen der Bewohner mehr, als die Unbilden der Witterung. Auch fürchtete ich die Strapazen einer langen Reise und endlich nicht am wenigsten die unsichere Zukunft. Was sollte später aus mir werden, wenn ich nun denn auch gestärkt zurückkehrte, nachdem ich meine Ersparnisse verbraucht und keine sichere Existenz in Aussicht hatte? Die Sorge hatte schon lange bei mir an Tisch und Bett gesessen, ich kannte ihr drohendes Gesicht und fürchtete es mehr als irgend ein Uebel auf Erden. Meine Freunde hatten gut Hoffnungen auszusprechen, ich selbst theilte sie nicht. Was die Regierung mir auch gab, ich wußte, daß es nicht ausreichen würde; von Freunden, selbst von meinen nächsten, wollte ich keine Unterstützung annehmen. Vom „Quickborn" war eine Auflage nach der andern nöthig geworden, was mir jedesmal Anregung wurde, Zusätze zu machen, die zum Theil im Plane des Buches angedeutet lagen, zum Theil durch die Anregung Müllenhoff's entstanden, um das Werk bis zu einem gewissen Abschluß und Vollendung zu bringen. Für meine Kasse wäre es freilich klüger gewesen, wenn ich alle diese Zusätze als zweiten Band gesammelt und für sich herausgegeben hätte. Auch wird sich mancher Leser, vielleicht bis heute, mit der zweiten, dritten Auflage begnügt und einen Theil meiner besten Gedichte nicht haben kennen lernen. Ein gewisser unpraktischer Idealismus gehört eben einmal zur Poesie. Es gereut mich noch jetzt nicht. Kenner späterer Auflagen werden mir zugeben, daß das Buch gegenwärtig wie nach einem vorgefaßten Plane gearbeitet scheint und gewissermaßen ein Gesammtbild gibt vom Leben und Empfinden meiner Landsleute und Zeitgenossen. Mit der vierten Auflage haben diese Zusätze aufgehört, nur in die zwölfte und gegenwärtig in die vierzehnte Auflage habe ich einige kleinere Gedichte neu eingefügt, die noch vollständig in den alten Rahmen, in Stimmung und Ton paßten. Zwar brachte mir mein „Quickborn" eine gute Jahreseinnahme, doch nicht so viel, wie man wohl dachte und wie es hätte sein können, wenn ich den Preis erhöht hätte. Allein das wollte ich nicht, um dem Buche nicht den Weg in die ärmeren Volksschichten zu verschließen. Außerdem, wer konnte mir die Versicherung geben, daß der Absatz meines Buches, dessen Leserkreis auf die Plattdeutschen, zunächst die schleswig-holsteinischen beschränkt war, sich durch Jahre in gleicher Höhe erhalten würde, oder daß die Regierung in Kopenhagen mir gewogen bliebe, da auch die dänische Presse mich anzugreifen begann? Was anfangen, wenn mein Talent vielleicht stockte oder sich verausgabt hatte? Das waren traurige Ueberlegungen, die ich bis zu meiner Verheirathung nicht überwunden habe, die wie ein dunkler Schatten in alle freundliche Anerkennung fiel, die mir zu Theil wurde. Meine Kräfte waren auf Jahre verbraucht, zu einer Literatenexistenz hatte ich so wenig Anlage und Neigung wie mein Landsmann Friedrich Hebbel. Und wie ein Schreckbild schwebte mir das Schicksal meines nächsten Geistesverwandten, Robert Burns, vor, den, zur Zeit seines aufleuchtenden Glücksterns, Herzoginnen zu Tische führten, und den nach einigen Jahren, da der Rausch der Bewunderung verflogen, ein Vornehmer einlud, bei einer Gesellschaft von seinen Liedern zu recitiren, wobei er ihm einen Platz am Gesindetische anwies. Freilich sang ihnen Burns im gekränkten Dichterstolz sein: „Ein Mann bleibt Mann trotz alledem!" und entfernte sich auf Nimmerwiedersehn. Allein er verkümmerte als Zöllner eines Grenzstädtchens, und es hat weder ihm noch seinen Kindern einen Ersatz gegeben, daß Hunderttausende sich zur Einweihung seines Denkmals zusammen fanden und sein Name genannt werden wird, so lange man Englisch und Schottisch spricht. Hatte ich doch einen Vorgeschmack von einer ähnlichen Zukunft, als man mir in Kiel zumuthete, mich um eine Art Haushalterposten beim Herzog Carl von Glücksburg, der damals im Kieler Schloß residirte, zu bewerben. Ich that es auch, theils in einer Art von Hohn gegen die vornehme Gesellschaft, aus der der Vorschlag herstammte, theils aus kluger Vorsicht für kommende schlechtere Zeiten. Die Stelle entging mir. — Dennoch ließ ich mich bereden, nachdem auch der zweite Winter in Kiel durch Arbeit und schlimme Witterung mich wieder geschwächt hatte, den Entschluß zu fassen zum Fortgehen, und dunkel wurde Rom als fernstes Ziel in's Auge genommen.

Der Winter von 1854/55 war hier im Norden von ungewöhnlicher Härte und Dauer. Noch am ersten April fuhr ich mit einem so genannnten Peekschlitten über den Binnenhafen nach der Gaardener Seite und zurück. Mitte April nahm ich Abschied von meinen Freunden in Kiel, die schon im Vorwegs in liebevoller Sorgfalt für mich in Bonn, in Heidelberg, in Rom Quartier bestellt, wohlausgerüstet mit Empfehlungen und Geld. In Hamburg wartete ich im vornehmen Patricierhause lieber Freunde die warme Jahreszeit ab, — eine glückliche Zeit! Endlich, Mitte Juni drängten die Aerzte auf meine Abreise. Mein Bestimmung war zunächst Pyrmont, wo ich mich ziemlich rasch erholte, so daß ich nach vier Wochen es wagen durfte, nach dem Rhein aufzubrechen. Ich reiste über Detmold, Barmen nach Köln und traf andern Tages in Bonn ein. Hier war ich an Otto Jahn, Arndt, Dahlmann, Simrock längst empfohlen und von ihnen erwartet. Ich ging gleich und zunächst zu Otto Jahn, wurde auf's Herzlichste aufgenommen und fühlte mich gleich unbefangen. Nach einer Stunde lebhaften Gesprächs über unsere gemeinsame Heimath, Jahn war aus Kiel, nach Ablieferung der Grüße von seinen Geschwistern, wanderten wir zusammen die Coblenzer Straße hinaus, die ich von nun an ein paar Jahre täglich wenigstens ein Mal zu ihm hin gehen sollte, zum Professor Eduard Böcking. Er bewohnte damals eins der stattlichsten und schönsten Häuser in einem großen Garten an der Flußseite der Coblenzer Straße, ganz in der Nähe von Moritz Arndt; später sind

stattlichere gebaut worden. Er war ein wohlhabender Mann, Witwer, damals allein mit zwei alten Mädchen in dem räumlichen Gebäude. Es war, wie sich später erwies, wohl bedacht von Müllenhoff, den Rath zu geben und die Vorbereitung zu treffen, daß ich sogleich bei Böcking Wohnung suchte, die ich auch fand. Und so konnte ich mit meinem Eintritt auf diesem neuen unbekannten Boden wohl zufrieden sein. Auch bin ich später nicht enttäuscht worden. Es ist ja nicht mein Verdienst, wenn ich, noch erfüllt von innigster Dankbarkeit, es ausspreche: selten oder nie ist wohl ein bis dahin unbekannter Mann Jahre hindurch so auf Händen getragen worden von einer solchen Gesellschaft wie ich. Die Universität Bonn stand damals auf ihrer Höhe. Sie hat weder vorher noch nachher eine solche Anzahl von Männern ersten Ranges aufzuweisen gehabt, wie damals. Und trotz des Streites der Confessionen, trotz mancher herben persönlichen Reibung der Professoren untereinander, habe ich von Allen, mit denen ich in Berührung trat, ohne irgend eine Ausnahme, nur Liebes und Gutes empfangen, wie dies denn noch zuletzt durch meine einstimmige Ernennung von der ganzen Universität zum Ehrendoctor einen Ausdruck fand. Fast Alle sind dahin. Möge über ihre Gräber hin mein Dank noch einen Ausdruck finden!

Mein nächster Besuch galt dem alten Arndt. Mit Otto Jahn war ich schon so vertraut, daß er mich in komischer Weise auf die Gefahren desselben aufmerksam machte. In großer Spannung war ich von selbst, den Mann zu sehen, der die Vaterlandslieder gedichtet, die ich schon als Kind auswendig gelernt und von dessen Schicksalen ich mancherlei gehört, diesen Mann, der nun als Achtziger noch ungebrochen Wind und Wetter trotzte. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte Otto Jahn, „der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, sind Sie verloren." Und mit den meinen war bei meiner Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen. Aber was half's! Es mußte gewagt werden. Auch hatte mir ja doch Müllenhoff von Aeußerungen lebhafter Anerkennung erzählt, die der Alte nach Kiel an seinen künftigen Schwiegersohn brieflich gethan. Also ging ich, von Freund Jahn mit Lachen entlassen. Es war Böckings Nachbarsgarten, in den ich über eine Brücke eintrat. Ein gerader Fußsteig führte unter Obstbäumen zu dem versteckten Häuschen. Die Bäume, wußte ich, stammten zum Theil aus Holstein, es waren Gravensteiner Aepfel, wie ich mit Kennerblick sogleich erkannte. Frau Prof. Hegewisch in Kiel hatte sie geschenkt. Und da stand ich vor dem Alten! Respect beugte mein Haupt vor dem seinigen. Was war darüber hingegangen an Leid und Freud'! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Antlitz gefurcht. Aber die Augen blitzten, der Mund sprach, schon ehe er einen Laut geäußert, sein Handgriff, mit dem er mich willkommen hieß und in's Zimmer zog, war eisern. Dann saßen wir auf dem kleinen Sopha, auf dem wir später so oft zusammen gesessen, und Vater Arndt — denn ein Vater ward er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, als er, nach seiner Manier, die ich schon am Anstoßen an meinen Ellenbogen mit Schmerzen kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und ausrief: „Das sind noch einmal ein Paar ordentliche lange ditmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie würde es sich schicken, wenn wir einen Bauch hätten!" Man kann sich vorstellen, wie ich innerlich und später bei Otto Jahn laut lachte, als ich ihm den Verlauf meines ersten Besuchs beim „Alten" erzählte.

Als Gegenstück zu diesem Antrittsbesuch beim alten Arndt erzähle ich hier gleich einen andern, der nicht so glatt verlief. Er erfolgte nur auf nachdrücklichen Wunsch und Drängen Otto Jahn's und galt dem berühmten Philologen und Mythologen Welcker, dem älteren Collegen Jahns, der als Garçon bei der Familie des Prof. Naumann wohnte und bis an sein Ende gewohnt hat. Welcker wußte als klassischer Sprachforscher und Kenner der Griechen natürlich nichts von mir. Nur hatte er eine Ahnung davon, daß ich eine Art von nordisch-germanischem Naturdichter oder Sammler sei, deren er an Karl Simrock und minder vorragenden Leuten vielleicht weniger anmuthende Beispiele kannte, so wie daß ich mit Prof. Müllenhoff, der ja auch Schleswig-Holsteinische Sagen, Märchen und Lieder edirt hatte, auf irgend eine Art zusammenhänge. Ahnungslos trat ich ein bei dem alten Herrn, der damals schon in den Siebzigen stand, und traf ihn, wie einen echten Gelehrten, mitten unter Büchern und Papieren. Sein Aussehen war rüstig, starkes Gesicht und großer Kopf, geröthete Wangen; er trug Brille und Perücke. Er nöthigte mich höflich zum Niedersitzen und begann sein Gespräch in der Weise, wie ich es später so oft und gern gehört habe, in langen Sätzen, Perioden, durch Hüsteln unterbrochen, so daß man fürchten mußte, er habe den Faden verloren, den er nie verlor, so wenig wie seine Ueberzeugung, die er so langsam, gewichtig, rücksichtslos aussprach, wozu diese Manier allerdings wohl geeignet war. Mir schüttete er nun allsogleich nach der ersten höflichen Begrüßung langsam seine Schale des Zorns gegen Prof. Müllenhoff auf das Haupt, welcher einen nach seiner Meinung verdienstvollen Schüler und Collegen in mythologischer Forschung, den Prof. Schwetschke, in Müllenhoff's bekannter brüsker Weise, höchst ungerecht abgefertigt hätte. Dies mußte ich natürlich geduldig und bis zum Ende schweigend anhören. Dann bemerkte ich ihm ruhig aber ernst, daß ich für Müllenhoff's Grobheiten nicht verantwortlich sei, so sehr ich ihm befreundet und zu Dank verpflichtet. Aber da es nun einmal bei dem entrüsteten Alten kochte, so ergoß sich sein Zorn auf diese neueren Philologen, Germanisten, Sammler, welche meinten, wenn sie irgendwo einen klappernden Vers oder Reim aus dem Volksmunde erhorcht hätten, das sei ein Schatz, der sich beim Sophokles und Anakreon nicht fände, Leute, die den Platen nicht einmal kannten oder ihn verachteten. Das galt also mir, von dem er offenbar nichts wußte, als daß ich mit Müllenhoff zusammen irgend ein Buch im Volkston oder der Volkssprache herausgegeben hatte. Man kann sich vorstellen, in welch' absonderlicher Stellung und Stimmung ich mich befand, bei diesem unerwarteten Empfang. Aber ich war nicht mehr Neuling in solchen Situationen, meinen gerechten Zorn verstand ich leicht zu bemeistern, da ich sehr wohl übersah und während Welcker's langsam fließenden und sich steigernden zornigen Redestroms Zeit genug hatte zu übersehen, daß ich bei einer nun nothwendigen Vertheidigung im Vortheil war. Denn sprechen konnte ich auch, zumal wenn ich gereizt wurde. Ich setzte also dem alten Herrn rasch und scharf auseinander, daß er mich gar nicht träfe, daß ich mit ihm vollständig übereinstimme in der Achtung und Bewunderung klassischer Form für die Dichtkunst, so auch namentlich in der Bewunderung Platen's, von dem ich für meine eigene Kunst fast mehr gelernt, als von einem andern deutschen Dichter, Goethe nicht ausgenommen. Zum Beweise, daß ich Platen kenne, forderte ich ihn auf, mir zu sagen, was ich ihm augenblicklich von Platen recitiren solle, seien es auch dessen fünfzig himmlisch schöne Sonette auf Venedig.

Das half. Es ging mir fast noch besser, als mit Arndt's Beintheorie. Wir schieden als Freunde, und Welcker ist es mir geblieben bis an sein Ende. Natürlich gab meine Erzählung bei Otto Jahn fast noch mehr Stoff zum Lachen. Ob Jahn mich absichtlich oder zur Prüfung in diese Lage geführt, habe ich nicht erfragt. Da die Sache so ablief, war es mir angenehmer, als wenn er meinen Besuch vorbereitet hätte, jedenfalls war der Ausfall mir für meine ganze Stellung in Bonn und im Gelehrtenkreise höchst günstig. Welcker ist später als Einer der Eifrigsten thätig gewesen, daß die

Universität mir einstimmig den Doctortitel zuerkannte. Ich erfuhr dies auf eine eigene Weise, die sich nun schon erzählen läßt, da alle Betheiligten die Erde deckt. Bald nach meiner Promotion intriguirte Ritschl, der Feind Welcker's und Jahn's, dafür, daß der Romanschriftsteller v. Uechtritz ebenfalls zum Doctor promovirt werde. Karl Simrock kam in Verlegenheit zu Otto Jahn, und die Beiden theilten mir die Sache mit. Ich sagte dann, daß mir nichts an meinem Titel gelegen sei, wenn sie so freigebig damit sein wollten. Da schrieb Welcker in das Protokoll, das ich später wieder sah: „Ich habe meinen Freund Groth nicht als Dichter, sondern als Gelehrten promovirt"; und damit war die Sache abgethan. Karl Simrock war unter den Bonner Professoren der erste Rheinländer, den ich kennen lernte. Ein sehr behaglicher Mann, voll von Anekdoten und Erzählungen, harmlos und humoristisch. Er war ein nicht zu ermüdender Spaziergänger und Bergsteiger, der natürlich die ganze Umgegend kannte und Freunden und Fremden mit Vergnügen zeigte, immer fort erzählend, seien es Erlebnisse und Begegnungen, die sich an interessante Punkte, Ortschaften, Gegenden knüpften oder Sagen und Geschichten. Mit Simrock machte ich zum ersten Male die Tour auf den Drachenfels und in's Siebengebirge, er zu Fuß, ich auf einem Esel. Ich war entzückt von der schönen mir, dem Kind der Ebene, ganz neuen Gebirgsgegend wie von meinem liebenswürdigen, interessanten Begleiter. Auch habe ich später dann und wann an seinem gastlichen Tische gesessen. Doch traten wir uns nicht eigentlich nahe. Seine unablässige Thätigkeit als Uebersetzer alt- und mittelhochdeutscher Gedichte u. s. w. war mir unsympathisch, wie eine Literatenarbeit des Geldes wegen, und seinen eigenen Gedichten konnte ich nicht so viel Geschmack abgewinnen, ihm auch nur ein anerkennendes Wort darüber zu sagen. Bei meinen gelehrten Freunden galt er ebenfalls nur als Dilettant und nicht recht ebenbürtig. Erst später hat er sich durch unablässigen Fleiß eine geachtete Stellung als Germanist erworben, so daß er mit hohen Ehren beerdigt worden. Seine Sammelwerke, Kinderreime, Märchen, Sagen werden seinen Namen erhalten. Mir war er ein zuvorkommender Freund.

Dies war der Kreis von seltenen Männern, mit denen ich von nun an hauptsächlich verkehrte. Frauen, namentlich junge, gar schöne oder geistreiche fehlten leider gänzlich in unserem Kreise. Das kommt mir erst jetzt beim Rückblick recht zum Bewußtsein. Otto Jahn's Frau war im Irrenhause, Böcking's Frau jung gestorben. Dahlmann's Frau kränkelte und starb während meines Aufenthaltes in Bonn; „eine romantische Norddeutsche!" wie der gute Arndt bewegt an ihrem Grabe ausrief. Dazu kamen auf Besuch Moriz Haupt als Wittwer, David Friedrich Strauß, von seiner Frau geschieden. Und die Uebrigen unseres näheren Verkehrs, Welcker, Behr, Cremer, Dietrich u. A. waren Junggesellen. Dies gab unserem Umgange einen eigenen Charakter, etwas Herbes, Rücksichtsloses, worunter ich litt. Auch mußte ich unter vier Augen all' die Seufzer, mitunter gar Thränen ertragen, welche die Entbehrungen diesen geprüften Männern erpreßte, denn ich war bald der stille Vertraute von Allen — und Keiner fragte je, wo die wunde Stelle sei, die mich zum Dichter gemacht. (Schluß folgt.)

## Der neue Stil in der Kunst.

Von Johannes Gaulke.

Seit einigen Jahren tobt auf dem Gebiet der angewandten Kunst ein Kampf, der Fachleute wie Laien in gleichem Grade interessirt. Handelt es sich doch darum, die althergebrachte Formenwelt zu sprengen und unsere Wohnräume, Gebrauchs- und Luxusgegenstände in ein neues Gewand zu hüllen. Monatsschriften sind gegründet worden einzig zu dem Zweck, dem kommenden Stil den Weg zu bahnen und die Resultate der neuen Stilbewegung zu verallgemeinern. Vortragscyclen und praktische Demonstrationen werden veranstaltet, um darzuthun, daß die alten künstlerischen Ausdrucksmittel längst abgewirthschaftet haben und daß es die höchste Zeit sei, uns neue zu schaffen. Es ist eine beschämende Thatsache, daß unser Jahrhundert in einer falschen sentimentalen Anwandlung die Stilformen der Vergangenheit pietätvoll conservirt hat. Die meisten Menschen leben in einer Umgebung, die in keiner Beziehung zu den modernen Bedürfnissen steht, sei es in Sachen des Geschmacks oder in praktischen Lebensfragen. Das muß anders werden. Endlich muß mit einer Tradition gebrochen werden, die uns unsere Individualität vergessen läßt.

Diese und ähnliche bewegte Klagen kann man von den Verfechtern des neuen Stils vernehmen. Und sie mögen Recht haben, daß in einer so unkünstlerischen Umgebung, wie das prunkvoll überladene moderne Zimmer, in dem Tapeten, Möbel, Wanddekoration, Nippes in den schreiendsten Disharmonien zu einander stehen, sich kein feiner differenzirtes Stilgefühl entwickeln kann.

Wo es Pessimisten giebt, fehlt es gewöhnlich auch nicht an unverbesserlichen Optimisten, die in jeder beliebigen auf dem Papier gebannten Künstlerlaune schon den Embryo eines neuen Stils begrüßen. Ja manche von ihnen gehen noch weiter, sie behaupten, daß die neue Stilperiode bereits angebrochen sei, seitdem von berufener und unberufener Seite die ersten Versuche unternommen worden sind, die dekorativen Motive aus den praktischen Bedürfnissen heraus zu entwickeln. L. v. Berlepsch, der erste deutsche Theoretiker und Praktiker des neuen Stils hat den alten Satz: „Stoffliche Erkenntniß ist Stilerkenntniß", wieder ernst genommen und außerdem die Forderung gestellt, alle Naturgebilde auf ihre Grundmotive hin zu untersuchen, bevor man sie in die Praxis umsetzt. Berlepsch hat auf diesem Wege beachtenswerthe Resultate erzielt, ist aber von der endlichen Lösung der Frage noch ebenso weit entfernt wie seine weniger geistvoller Nachtreter.

Daß etwas geschehen müsse, wissen wir nun. Ueber die Mittel und Wege, die zum Ziel führen, gehen die Meinungen aber noch weit auseinander. Die Einen glauben von jeder Tradition abstrahiren zu dürfen, die andern empfehlen einen Anschluß an die alte Formenwelt, sie wollen die alten Gebilde unter Benutzung neuer Motive weiter ausbauen. Dies ist der Weg, den die alten Meister einschlugen, sie ahmten die alten Formen nach und schufen dabei unbewußt einen neuen Stil. Ihr Material und Werkzeug war allein das stilbildende Element. Es erhellt hieraus, daß der Stil nicht etwas Erklügeltes, Reflexion ist, sondern ein sich aus den Verhältnissen ergebendes Gesetz über den Aufbau eines Gegenstandes. Daher die große Einheit und innerliche Harmonie der Renaissance, weil sie zu ihrem Ausgangspunkt eine vorhandene abgeklärte Formenwelt wählte. Im Barock- und Rococostil wird die Geschlossenheit des Stils gesprengt, da einige naturalistische Motive in fast unmodificirter Form dem alten Gerüste angeheftet worden sind. In einen ähnlichen Fehler verfallen viele Moderne, sie wissen oft nicht, was sie mit der Naturform beginnen sollen, auch sie suchen die alten Linienführungen mit Naturformen aufzuputzen. In den zahlreichen modernen Werken über die Anwendung der Pflanzen können wir diese Erscheinung beobachten, bald sind es Wein-, Eichen- oder Ahornblätter, bald Rosen, Lilien oder Nelken, die in das hergebrachte Rankenwerk hineingepaßt werden. Das Ende wird sein, daß man, dieses Spieles überdrüssig, zu den alten Mustern zurückkehren wird.

Während diese Gruppe der „Neustilisten" die gesetzmäßige Anordnung der Formen respektirt, negirt die andere alle Entwickelungsgesetze. Fort mit der Tradition, denn sie hat uns oft genug genasführt! Die Flachdekoration hat sich als ein besonders günstiges Experimentirfeld für diese Neuerer herausgestellt. Hier hat man keine praktischen Bedürfnisse, wie in der Innendekoration und an den Möbeln und Geräth-

schaften zu berücksichtigen, ungestraft kann man der Phantasie die Zügel schießen lassen. Das freie Spiel der Linien und Farben wird für das Plakat, wie die Tapete oder den Teppich proklamirt. Um keinen Preis etwas Körperliches oder eine Bezugnahme darauf, geschweige denn ein Gedanke, das Gebilde soll nur symbolistisch wirken. Wir sehen die Linien wirr ineinander fließen, die Farben anspruchvoll hingesetzt, die Begriffe Schön und Häßlich können hier thatsächlich nicht mit dem althergebrachten Maaßstab gemessen werden, schade nur, daß unser ästhetisches Empfinden nicht so schnell entwickelungsfähig ist, wie das Stilgefühl der Künstler. Oder ist es Sache des Kritikers, jeder beliebigen künstlerischen Marotte einen tieferen Sinn anzudichten? Es giebt auch hierfür Beispiele. Wie bei uns jede Dummheit ihren Lobredner findet, so finden auch die neustilistischen Experimente ihre Interpreten, die oft mehr in die Sache hineinlegen, als der Künstler vielleicht beabsichtigt hat.

Von einem wesentlichen Ornament will die letzte Gruppe im neuen Stil ganz absehen. Man läßt sich hierbei von dem gewiß berechtigten Gesichtspunkt leiten, daß die vergangenen Stilarten mit ihrem geschraubten Ornamentkörper uns nicht mehr zu befriedigen vermögen, sie sind conventionell, schablonenhaft geworden, wir begreifen nicht mehr den Geist, der aus ihnen spricht. Die Arbeit soll der Ausdruck einer lebendigen Persönlichkeit sein. Das sclavische Nachempfinden und Nachbilden alter Formen hat unser Selbstgefühl untergraben, nun ist es an der Zeit, daß wir uns wieder auf uns selbst besinnen. Das Individualitätsbewußtsein, das große Schlagwort unserer Zeit, hat auch im Kunstgewerbe einen kräftigen Widerhall gefunden.

Die modernen Forderungen sind unantastbar, aber wenig ist bisher geschehen, sie einzulösen. Was uns das moderne Kunstgewerbe dort, wo es von der alten Form abstrahirt, bietet, ist ein Nothbehelf. So läßt sich an den Möbeln hier und da eine neue Decorationsart beobachten, die Schnitzereien und Intarsien der Füllungen sind überwunden, man benutzt dafür die Struktur des Holzes zu einer natürlichen Dekoration, indem man die zwischen den Jahresringen liegenden weichen Partien ausbeizt und die harten Fasern stehen läßt. An sich ist gegen diese Methode, die allerdings schon von den Japanern mit großem Geschick gehandhabt worden ist, nichts einzuwenden, das Product desselben ist weder häßlich noch schön, auf alle Fälle eine angenehme Unterbrechung der leeren Flächen, aber weit von einem neuen Stil entfernt. Es scheint aber, als ob diese Holzmaserungen den Anlaß zu jenem neustilistischen Ornament oder sagen wir Form — denn das Wort Ornament ist ja verpönt — gegeben haben, das wir in der Flächendecoration häufig wiederkehren sehen. Auch L. v. Berlepsch hat sich diese Motive zu Nutze gemacht, es gelingt ihm aber ebenso wenig wie seinen Nachtretern, diese zu einer concreten Form zu entwickeln. Selbst dieser reichbegabte Führer der neuen Bewegung scheint am Ende seines Lateins angelangt zu sein. Seine letzten Zimmerdekorationen in der Münchener Jahresausstellung wirken so unbehaglich wie nur möglich, man glaubt sich in eine vollkommen fremdartige Welt versetzt, keinen Ruhepunkt findet das Auge, die Wände sind mit wenig aufregenden Motiven überladen, Alles wankt und schwankt durcheinander — so etwa könnte man sich das Innere der indischen Pagoden vorstellen, unser ästhetisches Empfinden wird aber durch dieses Conglomerat von seltsamen phantastischen Gebilden nicht zufrieden gestellt.

Und wie schnell sind die wenigen neuerfundenen Motive der Neustilisten abgenutzt worden. Eckmann, der bedeutendste und einflußreichste Vertreter der Stilbewegung in Berlin, hat in der decorativen Anordnung thierischer und pflanzlicher Gebilde eine unbestrittene Originalität erlangt. Aber welch' närrische Experimente haben sich seine Nacheiferer geleistet! Das von Eckmann bevorzugte Schwanenmotiv ist von ihnen fast bis zum Ueberdruß bearbeitet worden, so daß es nachgerade — conventionell erscheint. Und was ist erst aus den Schilfgräsern und Schwertlilien geworden! Dunkel ist oft die Bedeutung dieser modernen Gebilde, mit einem geringen Aufwand von Phantasie könnte man sie für einen Haufen Eingeweidewürmer ansehen, so wirr und unsymmetrisch schlängeln sich die Linien ineinander. Ein Anderer setzt einen Baum, einen Rosenstock, ein Pfau, vielleicht auch — welch' ein kühner Einfall! — einen Maikäfer auf die auszufüllende Fläche und die decorative Frage ist gelöst. Man beachte nur die Façadendecoration des Cafés des Westens. Dort ist eine wahre naturgeschichtliche Sammlung angelegt. Eine so plumpe Auffassung hatten die Alten von der Ornamentik doch nicht, und wenn wir bis zu den Aegyptern zurückgehen. In der Hieroglyphenschrift hatten die zerstreuten Naturmotive wenigstens eine praktische Bedeutung.

„Was man nicht definiren kann, das sieht man als symbolisch an," möchte man die schöne lateinische Genusregel Angesichts mancher neustilistischer Probleme modificiren. Es ist eine schöne Sache um die Einfachheit, denn in der Kunstsprache decken sich häufig die Begriffe Einfach und Groß, aber deßhalb braucht das Einfache nicht immer groß zu sein, es kommt sogar vor, daß sich hinter der Einfachheit eine erschreckende Ideenlosigkeit verbirgt.

Höchst bedenklich erscheint es auch, daß die neuen Flächenmuster ohne wesentliche Modificirung auch auf körperliche Gegenstände, wie getriebene Kupfergefäße, Beleuchtungskörper, Majolicavasen u. s. f., übertragen werden. Jede Technik will etwas von dem neuen Stil profitiren, daher diese Stillosigkeit. Denn was hat schließlich noch das oben citirte Gesetz: „Stofferkenntniß ist Stilerkenntniß" zu bedeuten, wenn man die neuen wesenlosen Flachmuster auch in einem constanten Material nachzubilden sucht.

Zu derartigen Ungereimtheiten konnte man nur gelangen, indem man den historischen Entwickelungsproceß negirte. Wenn man der alten Formensprache überdrüssig ist, wohlan, dann muß man eine neue ersinnen. Zu dem Zweck ist es stets rathsam, daß man an etwas Vorhandenes anknüpft. Die Geschichte macht keine Sprünge, es befindet sich Alles in stetem Fluß, eine neue Erkenntniß baut sich auf einer älteren auf und eine künstlerische Form hat immer wieder eine vorhergehende zu ihrer Voraussetzung. Ebenso wenig wie die Gravitationsgesetze irgend welchen Schwankungen unterworfen sind, so auch die architektonischen. Die Säule der Griechen ist keine willkürliche Erfindung, sondern das Product der Nothwendigkeit, desgleichen haben sich die ersten Bogenbauer von ganz realen Gesichtspunkten leiten lassen. Diese beiden Bauclemente kehren mit entsprechenden Modificirungen in allen Stilperioden wieder. Es giebt feststehende architektonische Gesetze, von denen wiederum die Grundgedanken der Ornamentik über die Maßenverteilung, den Linienfluß und die Einzelformen abgeleitet sind. Man braucht noch lange kein ästhetischer Eiferer zu sein, wenn man das historisch Gewordene anerkennt und als Ausgangspunkt neuer Bestrebungen empfiehlt.

Daß die Neueren bisher keine faßbaren Resultate erzielt haben, liegt nur daran, daß sie um jeden Preis etwas Originelles, wenn nicht gar Sensationelles erjagen wollten. Die englischen Künstler, die es schon zu abgeklärteren Leistungen gebracht haben, haben keinen Augenblick die Bedeutung der Tradition verkannt. William Morris knüpfte an die Gothik an, nicht allein, weil dieser Stil seinem Empfinden am nächsten stand, sondern weil er sich einst im Norden eine unbedingte Geltung verschafft hatte. Auch der Belgier van de Velde, der sich im Uebrigen unabhängig von Morris entwickelt hat, läßt die gothischen Formen nicht zu seinem Schaden leise durchklingen, jedenfalls von denselben Gesichtspunkten dabei geleitet. Es hat wohl auch, ausgenommen die Antike, keine Stilperiode gegeben, die in allen ihren Aeuße-

rungen, von der größten architektonischen Schöpfung bis zum kleinsten Gebrauchsgegenstand von demselben einheitlich künstlerischen Geist beherrscht worden wäre, wie die Gothik. Eine Kunst im modernen Sinne, eine Staffeleikunst, die ja ziemlich prätenziös dieses Attribut für sich allein beansprucht, gab es noch nicht. Das Tafelbild stellte nur ein Unterglied in dem gothischen Kunstgebäude dar und mußte sich daher eng an die herrschende Formenwelt anschließen. Wir haben eine „freie" Kunst, ihr Wesen hat seit dem ausgehenden Mittelalter mit dem Hervortreten des Tafelbildes eine tiefgreifende Aenderung erfahren, der enge Zusammenhang aller Künste ist zerrissen, man unterscheidet streng zwischen der eigentlichen, der „großen" Kunst und der angewandten Kunst. Die alten Wechselbeziehungen wieder herzustellen, ist das letzte Ziel der modernen Bewegung, wir müssen uns wieder in Einklang mit uns selbst und unserer Umgebung setzen.

Ob nun aber die Neuzeit auch die Vorbedingungen zu einem rein künstlerischen Milieu bietet, bleibt dahin gestellt. Man vergesse nicht, daß wir im Zeitalter des Industrialismus leben; die Dampfmaschinen, Fabrikschlote und die industriellen Anlagen haben den modernen Städten ein gewiß charakterisches Gepräge gegeben, das aber weit von einem künstlerischen entfernt ist. Hier scheint mir des Pudels Kern zu liegen. Nun hofft man aber, von der Entwickelung der Industrie und des Waarenverschleißes auch in künstlerischer Hinsicht etwas zu profitiren. Die Waarenmagazine werden sogar schon von den eifrigsten Stilevangelisten als der Ausgangspunkt einer neuen Stil-Aera begrüßt. Und zweifellos sind in der modernen Kaufhausarchitektur — wenn die Bezeichnung Architektur hier überhaupt noch am Platze ist — alle bisherigen Stilgesetze aufgelöst, aber einen künstlerischen Ersatz bietet uns dieselbe dafür noch nicht. Die Riesenbazare sind gewiß charakteristische Aeußerungen der Zeit, aber in ihrer jetzigen Form haben sie den provisorischen Charakter noch nicht abgestreift. Ob sie in architektonischer Hinsicht entwickelungsfähig sind, muß die Zeit lehren.

Man fordert, daß die decorative Form der constructiven angepaßt sei. Diesen Satz hat wohl kein Volk höher respectirt als die Griechen, aber sie konnten sich Solches schon leisten, da sie praktischen Bedürfnissen wenig Rechnung zu tragen hatten. Ihre großen baulichen Schöpfungen dienten lediglich Cultuszwecken. Aehnlich stand es zur Zeit der Gothik. Früher dominirten die ästhetischen Gesichtspunkte, heute dominiren die praktischen, das Cultusgebäude ist in den Hintergrund gedrängt, das Profangebäude tritt mächtiger denn je hervor. Die kirchliche Architektur führt nur noch ein bescheidenes Nachleben, daher ist das Heil nur noch von der profanen zu erwarten. Das bisher auf diesem Gebiet Geleistete läßt aber wenig große künstlerische Effecte erhoffen, wenn auch die Propheten des neuen Stils von einer neuen Formenwelt, mit denen uns die Bazare beglückt haben, orakeln.

Nach Lage der Dinge müssen wir uns einstweilen den neuen Stiläußerungen gegenüber skeptisch verhalten. Ein Stil muß sich aus den gegebenen Verhältnissen heraus organisch entwickeln. Die neustilistischen Arbeiten haben aber den Experimentalcharakter noch nicht abgestreift, daher lassen sich keine Folgerungen daran knüpfen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Zu heiß!

Von Gyp.*)

(Das Innere eines Eisenbahnabtheils. Ein Herr von vierzig Jahren, aber noch jung aussehend. Blondes Haar, leicht gelockt. Elegante Haltung. Eleganter Reisekoffer. Weicher Plaid. Er liest Daudet's „Sapho". Eine Dame, achtundzwanzig, sehr hübsch, frisch, sehr feine Taille, schwarzes Haar, rothe Lippen, rosa Ohrläppchen. Vornehme Reisetasche aus Leder mit silbernem Namenszug. Zusammengerollter Plaid. Die Hitze ist entsetzlich.)

Er (stellt sich lesend und beobachtet die Dame). Allerliebst, meine Reisegefährtin! Einfach reizend! Wenn sie nur recht weit mitführe! (Er läßt das Fenster hinunter). Diese Landschaft ist doch schön ... Man kann wenigstens Luft schöpfen!

Sie (entrollt ihren Plaid und holt einen Band von Maupassant heraus. Sie schneidet die Seiten mit einer Visitkarte auf.) Ganz netter Herr! Und gut erzogen! Er fixirt mich nicht! Er beobachtet mich, ohne es zu zeigen, er stellt sich, als ob er läse oder die Gegend betrachtete ... Die Gegend ist wirklich hübsch! Wie frisch die Luft! Der Nachtthau blinkt noch auf dem Grase! ...

Er. Gewiß keine von „diesen Damen!" Ich wage nicht, sie anzureden und dennoch habe ich Lust dazu! Hätte ich nur ein Messer bei mir, um es ihr zum Aufschneiden des Buches anzubieten. Fatal! Man müßte immer ein Taschenmesser bei sich haben! Wenn ich die Karte nur lesen könnte (Er schielt hin.) M ... M ... a ... Madame, natürlich! Nein, es ist ein „r" da ... Wahrscheinlich Margarethe! Na, eine Frau, die ihren Vornamen auf ihre Karte setzt! ... Das hätte ich nicht erwartet! Sehen wir weiter! Da haben wir's! sie verdeckt das Uebrige mit ihrem Finger! Ich sehe ein „i". Es scheint also nicht dieser Name zu sein! Was kann es sein? Marie vielleicht — es ist hübsch — Marie ... (Die Dame ändert die Lage der Karte) Marquise! Es heißt: Marquise. Ich dachte mir gleich, daß es eine große Dame sei.

Sie. Er beobachtet mich heimlich ... er sucht, meine Karte zu entziffern. In dieser Entfernung soll es ihm wohl schwer fallen! Eine mörderische Hitze ... aber es ist noch frisch im Coupé ... Er hat schöne Augen! Und wie sanft! Merkwürdig, ich fühle mich — liebenswürdig gestimmt ... Der Einfluß dieser herrlichen Gegend, des Blumenduftes. Gern würde ich eine Unterhaltung mit ihm anfangen zum Zeitvertreib ... Wie viel Uhr ist es wohl? Ich bin hungrig!

Er. Wir sind schon in Meaux! Wie die Zeit vergeht! Wenn sie nun doch noch ausstiege! Nein, sie würde nicht so ruhig ihr Buch aufschneiden, sondern ihre Sachen zusammenpacken. Sie sind elegant, diese niedlichen Sächelchen! Sie übrigens auch, und wie sie hübsch ist! Dieses Näschen! Dieses Stupsnäschen! Ich würde ihr mit Wonne bis an's Ende der Welt folgen.

Sie (zu dem Schaffner, der in Meaux die Fahrkarte controllirt): Wann kommen wir in Luneville an?

Der Schaffner: Vier Uhr fünfundvierzig.

Sie. Danke.

Er (wieder für sich). Was kann eine solche Dame in Luneville zu schaffen haben? Es ist keine Officiersfrau, noch weniger eine Ureinwohnerin von Luneville. Also wohl eine Schloßfrau aus der Umgegend. Luneville! Ich habe Lust, auch dahin zu fahren. Ich schwänze Commercy. Ich habe zwar dem armen Paul versprochen, ihn zu besuchen.

Sie. Ich hätte fragen sollen, um wie viel Uhr man frühstückt. Das Frühstück ist in Epernay, aber ich weiß nicht, um welche Zeit. Ich habe keinen Fahrplan. Vielleicht hat der Herr einen? Ich muß ihn fragen. Nein, er würde denken, daß ich eine Unterhaltung anfangen will ... Gern möchte ich schon sprechen. Ich langweile mich. Warum sagt er nichts? Ich wette, daß er die größte Lust hat, mit mir eine Unterhaltung anzufangen. Er hat ein hübsches Profil und sein Haar ist wellig. Ich liebe gewelltes Haar ...

Er. Je mehr ich sie anschaue, desto hübscher finde ich sie. Sie ist in Allem reizend! Das Ohr ist das schönste, das ich je gesehen habe, klein, zierlich und rosa. Ich gäbe ein Königreich, um es zu küssen! Sie muß sehr jung sein. Nach den Fünfundzwanzigern findet man kein so ausgesprochenes Rosa mehr. Ich muß durchaus ein Mittel finden, mit ihr zu reden. Ich kann doch nicht bis Commercy stumm wie ein Karpfen dasitzen vor einem so entzückenden Wesen! Sie macht sich entschieden über mich lustig! Sie hat mich noch nicht angesehen, aber sieht mich trotzdem. Die Frauen sehen von der Seite wie die Hasen. Großer Gott, diese Hitze! Glücklicherweise geht noch ein frischer Luftzug, sonst ...

Sie. Epernay! Endlich! Ich sterbe Hungers. Es ist heiß.

Er (lehnt sich hinaus, um die Coupéthür zu öffnen.) Soll ich warten? Soll ich ihr beim Aussteigen helfen? Sie macht mich verlegen, auf Ehre! Sie hat eine entzückende Art, so über Einen wegzusehen. Man wird ganz muthlos. Sie scheint nicht aussteigen zu wollen. Ich habe nicht verstanden, was sie dem Schaffner antwortete, als er sie fragte, ob sie in Epernay frühstücke, um die Zahl der Gedecke zu telegraphiren. Ich habe Ja geantwortet, sie vielleicht Nein. Es ist aber doch unmöglich, daß sie bis vier Uhr fünfundvierzig ohne Essen bleibt. Ich muß sie verlassen ... Was soll ich ihr aber auch sagen! —

Sie. Er ist fort? Ohne ein Wort zu sprechen! Er ist ein Mann von Erziehung!

II.

(Sie steigt ruhig aus und geht der Frühstückshalle zu, wo die anderen Reisenden lärmend sich um die Plätze drängen. Als sie hereintritt, sind alle Stühle besetzt, außer einem neben dem Herrn. Der Sessel ist angelehnt.)

*) Bekanntlich die im Dreyfus-Processe viel genannte Gräfin Martel, die Freundin des Präsidenten Faure und — Drumont's.

Er (aufstehend). Ich habe mir gestattet, meine Gnädige, Ihnen diesen Platz aufzuheben . . .

Sie (setzt sich). Ich danke Ihnen mein Herr — ohne Ihre Hülfe hätte ich keinen Platz bekommen, und das wäre mir leid, denn ich bin sehr hungrig . . .

Er. Das ist gut, gnädige Frau, denn wären Sie nicht hungrig, so würde es Ihnen unmöglich sein, das Zeug zu essen, was man Ihnen auftragen wird.

Sie. So? (Sie sieht auf seinen Teller). Was ist denn das?

Er. Kalbskopf, gnädige Frau. Wir haben den Tag des Kalbskopfs getroffen.

Sie (lachend). Es giebt also einen dem Kalbskopfe gewidmeten Tag?

Er. Jawohl, gnädige Frau; einen Tag — Lachs, einen Tag — Kalbskopf.

Sie. Sie scheinen mit der Bahnhofsküche sehr vertraut! (Sie zieht langsam ihre Handschuhe aus).

Er. Gewiß, gnädige Frau, ich bin früher im Sommer stets nach Baden-Baden gereist. (Für sich) Sie ist hübsch und correct; sie hastet nicht; sie zieht ihre Handschuhe so langsam aus, als speiste sie bei sich zu Hause.

Sie. Sie reisten also nach Baden! (Sie fängt an zu essen) Er ist gar nicht so schlecht, der Kalbskopf.

Er (der gegen ein hartes Stück kämpft). Na na! (Für sich) Sie ist nicht wählerisch. Eine reizende Frau! Ich hasse die Puppen, die sich immer zieren. (Er stößt sein Gedeck weg).

Sie. Sie sind nicht hungrig?

Er. Doch, aber ich will den Braten erwarten. Es wird Braten geben mit Kartoffelpüree. Da sehen Sie! (Ein Kellner schleudert ihnen zwei Teller zu mit blutigen Bratenstücken in Kartoffelpüree.)

Sie. Sie hatten Recht!

Er (weist auf die halbe Flasche Champagner, die bei jedem Gedeck steht). Wünschen Sie von diesem Landesproduct, gnädige Frau?

Sie. Danke, ich trinke nie Champagner.

Er. Dann kann ich Ihnen nur gratuliren, gnädige Frau. (Für sich) Sie hat Geschmack! Ich kann die Frauen nicht leiden, die den Champagner lieben! Es ist ein Wein für Dirnen! (Er macht sich an den Braten) Das ist ja das reine Leder! (Laut) Finden Sie nicht, gnädige Frau, daß diese unbekannte Substanz sehr hart ist?

Sie. Nein gar nicht. (Sie ißt mit Appetit).

Er (voll Bewunderung). Sie haben aber auch prachtvolle Zähne.

Sie (lachend). O ja, ich habe sehr gute Zähne!

Er (hingerissen). Das seh' ich, das seh' ich, gnädige Frau! (Für sich) Sie hat wirklich die schönsten Zähne. Glückselig, wem seine Zähne erlauben, solches Futter mit Heiterkeit zu verzehren! Sie gefällt mir, die kleine Frau!

Sie. Sie essen nicht? (Für sich) Er ist kein starker Esser! Mir ekelt vor den Leuten, die viel essen. (Laut) Sie reisen nach Baden?

Er. Nein, gnädige Frau, nein . . . Zu einem Freunde, der hier auf der Strecke in Garnison liegt. (Für sich) Ich will ihr nicht sagen, wo das ist, denn ich bin entschlossen, Commercy zu schwänzen.

Sie. Sie haben einen Freund, der hier in Garnison liegt?! Ich auch . . .

Er (verwundert). Wirklich? (Für sich) Dann habe ich also die Karte falsch gelesen, oder es ist eine Marquise, die in der Garnison einen . . .

Sie. Ja, ich reise in's Bad, aber in Luneville mache ich Halt, wo mein Bruder in Garnison ist.

Er (ganz entzückt). Wie sich das trifft! Ich fahre auch nach Luneville. Wünschen Sie von diesem Gemüse?

Sie. Ja, ich danke. (Für sich) Ich bin sehr froh, daß er auch hinreist.

Eine Stimme (ruft in den Saal). Noch acht Minuten! Die Reisenden werden ersucht, sich nicht zu beeilen!

Er. Gnädige Frau, das heißt so viel wie: die Locomotive ist fertig zum Abfahren, und wir haben nur noch gerade Zeit, in unser Coupee zu springen.

Sie (ohne sich zu beeilen). Dann gehen wir. (Sie trinkt in kleinen Zügen ihren Kaffee.)

Er (für sich). Sie hat viel Chic! (Sie verlassen den Saal und nehmen im Wagen wieder ihre Plätze ein.)

## III.

Sie. Wenn Sie rauchen wollen — bitte, ohne Umstände!

Er. Sie rauchen, gnädige Frau?

Sie. Nein, aber der Rauch ist mir nicht lästig. (Für sich, indem sie wieder das Buch vornimmt:) Ich darf mir nicht den Anschein geben, als wollte ich das Gespräch fortsetzen; jetzt ist es an ihm, die Unterhaltung nicht fallen zu lassen!

Er (für sich). Sie soll nicht wieder zu lesen anfangen, o nein! . . . Suchen wir die Unterhaltung von vorhin wieder aufzunehmen. (Laut) Sie lesen die „Geschwister Rondoli", gnädige Frau? . . . (Für sich) Entsetzlich banal, diese Frage, aber schließlich . . .

Sie. Ja . . . und Sie? Sie lasen „Sapho", glaube ich?

Er. Allerdings . . . und wenn ich diesen seltsamen Roman lese, dann frage ich mich, wie man über diese Sapho schreiben kann, während es doch Frauen giebt wie . . . wie Sie zum Beispiel, die als Muster dienen könnten. Sie haben das Buch gelesen, nicht wahr?

Sie. Wer hat es nicht gelesen?!

Er. Und welches ist der Eindruck, den sie von dem Buche haben?

Sie. Sehr unbestimmt. Man sagt, sein Hauptverdienst sei die genaue Wiedergabe von Einzelheiten und die absolute Wahrheit. Sie begreifen natürlich, daß ich über diese Schönheiten nicht urtheilen kann? Ich habe nie mit Cirkusdamen soupirt, während die Eidechsen über das Tischtuch liefen! Mir total unbekannt! Darum habe ich auch nicht die angenehme Empfindung, mir beim Lesen sagen zu können: „Wie wahr!" Das kann ich aber z. B. wenn ich Maupassant lese.

Er. Sie lieben Maupassant?

Sie. Ja, weil er wirklich Frauen schildert, Frauen jeder Art, man erkennt selbst solche, die man nicht kennt . . . In den Gefühlen, die er ihnen leiht, ist nichts erfunden, nichts conventionell. Seine Frauen leben wirklich und sie sind erlebt, und wenn er sie auch manchmal carikirt, so fühlt man doch, daß er sie liebt.

Er. Welche Begeisterung!

Sie. Sie ist sehr natürlich! Wie ärgerlich ist es für eine Frau, zu sehen, daß ein Autor von der Frauennatur gar nichts versteht! daß man die Frauen immer nur von der picanten Seite schildert, und daß das dumme Publicum blind an diese lächerlichen und falschen Zeichnungen glaubt und einfältig ausruft: „Wie schön das ist!"

Er. Also glauben Sie, daß wir mit wenigen Ausnahmen die Frauen gar nicht kennen?

Sie. Ja, ich glaube es . . . oder Diejenigen wenigstens, welche schreiben, kennen sie nicht, und Jene, die sie vielleicht kennen — — schreiben nicht. Auch ist es für den Mann eine sehr complicirte Aufgabe, die Frau zu begreifen . . .

Er. Warum?

Sie. Weil sie sich selten zeigt, wie sie ist.

Er. O, sie zeigt sich stets als ein Wesen höherer Art, reizend und verehrungswürdig. (Für sich) Ich fahre bis Luneville mit!

Sie (für sich). Er sagt das, um mir zu schmeicheln — ich sehe, daß ich ihm sehr gut gefalle.

Er. Wollen Sie mir nicht jene Frau schildern, wie wir sie noch nicht kennen? (Für sich) Es ist ja eine Hitze . . .

Sie (lachend). Das wäre zu lang! bis Luneville.

Er. Aber ich fahre ja auch bis Luneville, gnädige Frau! Es ist sehr wahrscheinlich, daß mein Kamerad und Ihr Herr Bruder . . . (Für sich) Ich kenne die halbe Garnison in Luneville und müßte schon entschiedenes Pech haben, wenn ich nicht irgendwie mit dem Bruder bekannt werden könnte.

Sie. Aber ich bleibe nicht in Luneville! ich reise Morgen nach Plombières.

Er (rasch). Ich auch gnädige Frau! Das ist ein Zusammentreffen! (Für sich) Ich gehe auch hin. Ich machte einmal eine Cur in Luxeuil, das liegt ganz nahe.

Sie (kokett). Das ist wirklich einzig: Sie steigen in Luneville aus — wie ich, sie reisen nach Plombières weiter — wie ich. (Bei Seite) Wie ich heiß habe!

Er. Nun, gnädige Frau, ich gestehe offen ein, daß Sie meine Reiseroute ein wenig geändert haben. Ich bin aufrichtig. Sind Sie mit mir zufrieden?

Sie. Weil Sie aufrichtig sind? . . . Was soll ich mir denn daraus machen?

Er. Spotten Sie nicht über mich, gnädige Frau! Es ist schlecht von Ihnen, einen armen unschuldigen Jüngling so zu bezaubern.

Sie. Zu bezaubern? Ich möchte wissen, was ich denn eigentlich gethan habe, um zu diesem glänzenden Ergebniß zu gelangen? Ich saß ganz still in meiner Ecke und las die „Schwestern Rondoli".

Er. Sie lasen? O ich bemerkte die ganze Zeit, wie Ihre Augen . . .

Sie. Und ich, wie Ihre Augen . . .

Er. Ach, warum haben meine Augen auf Sie nicht denselben Eindruck gemacht wie . . . (Für sich) Ich vergehe vor Hitze!

Sie (lachend). Entschieden, Sie haben auf mich nicht denselben Eindruck gemacht! (Für sich) Ich lüge zwar, denn es ist wirklich merkwürdig, welchen Eindruck seine Augen auf mich gemacht haben. Und die Hitze steigt noch — es ist ja gräßlich.

Er (für sich). Sie scheint gar nicht böse! Ich folge ihr nach Luneville, dann nach Plombières. Ich hefte mich an ihre Spuren, ich lasse sie nicht mehr los. Ich habe noch nie eine so hübsche und verführerische Frau gesehen. (Er betrachtet sie entzückt). Ein verteufeltes Glück, daß ich dieser Marquise begegnet bin . . . Nur könnte es weniger heiß sein! Es müssen wenigstens 35 Grad sein.

Sie (für sich). Er will mir bis Plombières folgen . . . Es ist verrückt . . . aber es amüsirt mich. Wie alt kann er wohl sein? Dreißig? Er ist wirklich ein hübscher Mann und nicht fade.

Er. Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, ist es also abgemacht, daß wir uns in Plombières wiederfinden . . .

Sie (protestirt). Wie? Was soll abgemacht sein? Es ist gar nichts abgemacht!

Er. Doch, doch! Und nun, gnädige Frau, müssen Sie mir die Frau erklären, die wir noch nicht kennen! Ich bin glücklich, dies aus Ihrem Munde zu hören. (Für sich.) Alle Wetter! Es ist ja fürchterlich, diese Hitze!

Sie. Ich will nichts von den Frauen ausplaudern, da man

Amtsgeheimnisse nicht verrathen darf ... Aber finden Sie nicht, daß man hier erstickt? Wenn wir die kleinen Fenster da oben öffnen würden? Der Luftzug würde stärker.

Er (öffnet die Fenster). Sehr gern, gnädige Frau. (Für sich.) Endlich! Ich wagte gar nicht, es ihr vorzuschlagen! Glücklicherweise hat sie selbst daran gedacht. (Laut, indem er sich ihr zur Seite setzt, statt ihr gegenüber Platz zu nehmen.) Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie entzückend es ist, sich so auf einen Schlag von einer süßen Empfindung überwunden zu fühlen ... einer Frau gegenüber, die man vor ein paar Stunden gar nicht kannte ... und die man sein ganzes Leben vielleicht lieben wird. (Für sich). Es ist verteufelt schwer, die Worte zu finden! Das kommt von dieser afrikanischen Temperatur!

Sie (lachend). O, Sie werden ja ganz elegisch! (Für sich.) Er ist nicht gerade beredt, aber er gefällt mir doch! Ich habe schon so viele gut stilisirte Erklärungen gehört, denen man es gleich anmerkt, daß sie schon öfters gebraucht wurden! Was er sagte, war aus dem Stegreif gesprochen! Aber wenn diese Hitze anhält, wird mir noch übel!

Er. Sie sind erstaunt, gnädige Frau, daß man so auf den ersten Blick lieben kann, aber ... (Für sich.) Mir wird schlecht ... es ist diese verwünschte Hitze oder der Kalbskopf — ich habe ihn aber doch nicht gegessen! ...

Sie. Ich bin so erstaunt, daß ich gar nicht daran glauben kann. (Für sich.) Was hat er denn? Er sieht ganz komisch aus! Er hat heiß, der Unglückliche! Ich habe auch schrecklich heiß!

Er (protestirt sanft). Sie glauben also nicht daran? O gnädige Frau! ... (Für sich.) Sie leidet auch unter der Hitze, die arme Kleine! Ihre Wangen sehen ganz bleich aus ...

Sie (dem Schlummern nahe). Sie ist doch ermüdend, diese Hitze ...

Er (aus ganzer Seele). O ja! (Für sich.) Sie ist doch vielleicht älter, als ich dachte. Ich sehe einige Fältchen, die ich erst nicht bemerkt habe.

Sie (für sich, indem sie vergeblich eine Stellung einzunehmen sucht, in der sie weniger heiß hat.) Er ist sicher über fünfunddreißig, mein verliebter Reisegefährte!

Er (für sich, indem er seinen Hut abnimmt, den er bis dahin aufbehalten hatte, und eine Stellung sucht, wo er minder heiß hat.) Ich wiege gewiß zehn Pfund weniger, wenn wir ankommen.

Sie (trocknet sich heimlich das Gesicht mit ihrem Taschentuch, ganz nervös.) So, jetzt schwitze ich sogar! Das ist ja heiter! Was sehe ich! Er hat nichts weniger als einen Wald von Haaren, mein Herr Nachbar! Sie sind gebrannt, aber sehr spärlich.

Er (rückt entschlossen in die andere Ecke). Uff! (Für sich.) Oho, ihr Teint hat sehr gelitten! — Was, wir sind erst in Châlons! Na, noch vier und eine halbe Stunde! Gerechter Gott!

Sie (sucht vergeblich eine bequemere Stellung einzunehmen). Châlons! Sind wir bald am Ziel?

Er. Bald? Jawoll! (Er faßt sich rasch.) Verzeihung, gnädige Frau, ich weiß gar nicht, was ich rede. Wir kommen nach Luneville um vier Uhr fünfundvierzig. Jetzt ist es zwölf Uhr siebenundzwanzig.

Sie (enttäuscht.) Nach viereinhalb Stunden.

Er. Ja, ungefähr, gnädige Frau, ungefähr! (Für sich.) Wenn sie nett ist, läßt sie mich jetzt einen kurzen Augenblick einschlummern! Das wird mir genügen, um mich zu erholen! Ich will nicht schlafen! Nein! Nur schlummern!

Sie (für sich). Ich weiß, mir würde sofort besser, wenn ich etwas schlafen könnte! Aber ich wage es nicht! Bei dieser Hitze schlafen, wenn man über achtzehn Jahre alt ist! Es liegt mir wenig an dem Urtheil dieses Herrn, da er sich überdies augenfällig zu seinem Nachtheil verändert ... Aber es ist unangenehm, häßlich zu erscheinen, wenn man doch hübsch ist ...

Er (sich leicht ausstreckend). Man weiß nicht, wie man sich setzen soll, um weniger heiß zu haben? Nicht wahr, gnädige Frau?

Sie (noch immer correct sitzend). Ja, in der That! (Für sich.) Er ist ganz häßlich, so hingeflegelt.

Er. Die Hitze betäubt einen ganz! Ich wenigstens ... (Für sich.) Ich glaube, daß sie viel von ihren Reizen verloren hat! Wir sind schon weit entfernt von Sapho, von den Frauen im Allgemeinen und denen von Maupassant im Besonderen! Merkwürdig, es kommt mir vor, als wäre ihr Mund weniger frisch, als er mir vorhin erschien? Sollte es eine optische Täuschung sein?

Sie (für sich). In einem halben Jahre wird dieser Herr eine Glatze haben, vielleicht schon früher. — Ah — wir sind in Vitry! Welches Glück!

Er. Wir sind in Vitry.

Sie. Sind wir jetzt näher?

Er. Es ist 1 Uhr 14, Madame.

(Langes Schweigen. Sie lehnt ihre Wange an die Scheibe. Er, ganz in sich zusammengesunken, rutscht unmerklich den Sitz hinunter. Seine Augen schließen sich und Schweißtropfen zeigen sich an den Schläfen und auf der Stirn.)

Sie (für sich, ihn beobachtend). Er hat sicher seine vierzig Jahre weg! Vielleicht noch mehr. Merkwürdig, bei dem besterzogenen Manne findet man doch den Urmensch wieder! Da schläft er jetzt! Wie häßlich das aussieht, ein Mann, der schläft! Dieser aufgesperrte Mund, diese verquollenen Augen! Ich möchte gar nicht hinsehen, und es ist ganz ... (Nach und nach schlummert sie ein; ihr Kopf schwankt nach rechts und nach links, der leichte Anflug von Puder ist weg, ihre Lippen verlieren ihre Farbe und unter den Augen bilden sich Falten.)

IV.

Er (erwacht beim Halten des Zuges und sieht die Dame an.) O, sie schläft! Es ist so hübsch, eine Frau, die schläft! Aber nein! Es ist gar nicht hübsch! Teufel! Sie ist nicht mehr jung! Sie hat eine faltige Haut und die Schläfen treten heraus! Na, ich bin froh, daß ich sie so gesehen habe. Ich war schon ganz behext! Es ist zwar schuftig, was ich da thun will, aber ich benutze ihren Schlaf, der durchaus nicht der Schlaf der Unschuld ist, und steige in Commercy aus. Der arme Paul! Er wird froh sein, mich zu sehen! In einem solchen Nest sind die Zerstreuungen selten. Welcher Gedanke, daß ich für dieses kleine verwelkte Blümchen da meinen besten Freund vergessen wollte, — meinen besten Freund ... den besten ... den besten ... (er schläft wieder ein).

Sie (wacht eine Stunde später auf). Commercy! Oh — mein Reisegefährte schläft noch immer! Ich glaube, ich habe auch geschlafen! Ha, der Schlummer macht ihn nicht gerade schöner! Er hat ja ganze Säcke unter den Augen und eingesunkene Wangen! Der Mensch ist ganz verlebt oder sehr alt ... sehr alt ... und ich stand schon im Begriff ... Ich weiß, was ich thue ... Wenn er nur nicht aufwacht, steige ich in Nancy ab, springe in einen Wagen und lasse mich nach Luneville fahren, oder besser, ich telegraphire an Pierre, mich abzuholen! Der Arme, es wird ihm zwar leid thun, daß ich fort bin, wenn er aufwacht, aber es ist seine Schuld ... Er ist zu häßlich, wenn er schläft! Toul! Wir sind schon ganz nah! (Sie faltet ihren Plaid, legt das Bändchen Maupassant hinein und ordnet ihr Haar.)

Er (erwacht). Ah, ich ... Verzeihen Sie, gnädige Frau! Sie schliefen? Ich glaube, wir sind bei Commercy!

Sie (ärgerlich, daß er wach ist). Commercy! Da sind wir ja schon längst vorüber, auch Toul ist schon gewesen!

Er (springt auf). Donnerwetter ... (Er sucht sich zu beruhigen). (Für sich.) Na, da haben wir's! Commercy ist vorbei! Dieser Esel von Paul! Er weiß, daß ich zu ihm reise und kann sich nicht mal die Mühe geben, an die Waggons zu kommen, um nachzusehen, ob ich da bin! Dreifacher Esel! Es ist unerhört, wie das Garnisonsleben die Menschen vertrottelt!

Sie (erstaunt). Sie scheinen schlecht gestimmt? Sie hatten etwas in Commercy vor?

Er. Nein, nichts, gar nichts! (Er nimmt aus seinem Handkoffer einen Schwamm und eine Flasche mit Toilettenwasser heraus und benetzt seinen Kopf.) Sie erlauben, gnädige Frau? Es ist nur, weil mich sonst der Schlag trifft, wenn ich mich nicht etwas erfrische.

Sie. O, bitte, keine Umstände! (Für sich.) Er ist abscheulich mit all' seinem Zeug, das er aus dem Koffer zieht! Er erinnert einen an die Schwämme mit Essig, womit die Kutscher ihre Pferde erfrischen! Er ist ganz entsetzlich mit seinen spärlichen Haaren, die ihm am Schädel festkleben. Er sieht aus, wie ein gerupftes Huhn! Er ist unmöglich!

Er. Ah, das hat mich erfrischt! (Er trocknet sich den Kopf mit einem eleganten Tuch.) (Für sich, indem er die Dame ansieht.) Ein Ohr ist ganz weiß geworden, das Ohr, auf dem sie gelegen hat! Welche Einfalt, mich so hinreißen zu lassen, in meinem Alter! Ohne zu bedenken, daß diese Marquise vielleicht einen Marquis hat. Ich werde mich schlafend stellen! Sie wird auch wieder einschlummern und bei der nächsten Station verabschiede ich mich auf — englisch.

Sie (schließt die Augen). Ich will thun, als ob ich schliefe. Da er nicht mit mir sprechen kann, wird er wieder einschlafen und in Nancy ... (Langes Schweigen. Beide beobachten einander durch die Wimpern. — „Nancy! Zwanzig Minuten Aufenthalt!" ... Und der Herr sieht zu seiner Verwunderung, wie die Dame ihren kleinen Reiseballast zusammenrafft und aussteigt, indem sie ihn mit ängstlichen Blicken mustert ... Tableau!)

## Aus der Hauptstadt.

### Lappalien.

Die patriotische Begeisterung, wozu der Atrappen- und Faschingsartikel-Händler aus der Mohrenstraße im Bunde mit anderen leicht hingerissenen Geschäftsleuten die Berliner Bürgerschaft entflammen wollte, ist ausgeblieben, und an Stelle der geplanten, allgemeinen und profitablen Illumination zeigten bloß einige Fahnen und Tannengewinde Unter den Linden an, daß der Kaiser nach sechswöchentlicher Abwesenheit in seine Hauptstadt zurückgekehrt ist. Der Monarch, der scherzend nur den Berlinern anempfahl, sich ein Beispiel an dem verrückten Freuden- und Jubelgeheul der Beiruter und Damascener zu nehmen, ist gewiß besonders sympathisch berührt gewesen von der würdevollen Ruhe der Bevölkerung bei seinem Einzug in Berlin. Ihm, der eine so hohe Vorstellung von seinen Herrscherpflichten hat, deucht zweifellos von allen Thorheiten der römischen Cäsaren die am verächtlichsten, daß sie sich pomphafte Triumphzüge rüsten ließen nach Feldzügen ohne Kampf.

Er hätte den Arrangeuren des Beflaggungs- und Beleuchtungs-Enthusiasmus ihren Eifer gewiß nicht gedankt, und die Martiale unserer Zeit, die ihrem classischen Vorbilde nicht in der Kunst der Speichelleckerei, sondern höchstens in der Verskunst und an Witz nachstehen, die alleweil bereiten Barden haben gut daran gethan, diesmal zu schweigen. Ein Kronenorden vierter Classe wäre kaum zu erwarten gewesen.

Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß die Fahrt Wilhelm's II. zum Heiligen Grabe eine ganz persönliche Angelegenheit des Kaisers gewesen ist, und weiter nichts. Der finstere Argwohn geehrter Nachbarn, die ängstlich düstere Hintergedanken vermutheten und in Klein-Asien schon etwas wie eine preußische Provinz sahen, war von vornherein lächerlich; aber ohne die widrige Dienstbeflissenheit unserer liberal genannten Händlerpresse wäre bei ihnen niemals ein immerhin störender und leicht gefährlicher Verdacht aufgetaucht. Den Berliner Tageblättern schien es ausgemacht, daß allermindestens in der Jerusalemer Erlöserkirche, unmittelbar nach der festlichen Rede des Kaisers, ein Iradé — wir müssen uns wohl an das schöne und gebildete Fremdwort gewöhnen! — des Sultans verlesen werden würde, worin der deutsch-türkische Handelsvertrag schüchtern die Schwingen rührte. Unsere Ausfuhr- und Weltmacht-Politiker plagten weder Skrupel noch Zweifel, daß Wilhelm II. die weite Reise hauptsächlich zur Förderung des deutschen Exportes nach der Levante unternommen hatte. Sie waren vollkommen entschlossen, für die Ermäßigung des türkischen Zolles und den Fortfall von allerlei Grenzschwierigkeiten, für die Herabsetzung der kleinasiatischen Eisenbahn-Tarife zu Gunsten deutscher Waaren auch ihrerseits Opfer zu bringen und hätten nicht gezögert, die deutsche Grenze den landwirthschaftlichen Producten der Türkei zu öffnen. Irgendwelche Rücksicht auf die beutegierigen Agrarier wäre heuer nicht genommen worden. Es ist ein harter Schlag für die unbefangenen und freigesinnten Politiker der Thiergartenstraße, daß sie ihre glänzenden Hoffnungen ungefähr an demselben Tage haben zu Grabe tragen müssen, wo das Oberverwaltungsgericht die grausame Schließung der niedlichen, wenn auch gesetzwidrigen Winkelbörse im Feenpalast kurz und bündig bestätigte.

Wilhelm II. hat den ausschweifenden Combinationen über seine Orientreise, die mit jeder Woche phantastischer und dümmer wurden, dadurch ein Ende gemacht, daß er sie jäh unterbrach. Die Arbeit drängte, und das Vergnügen, zu dem ein moderner Herrscher von seinem Pflichtgefühl ohnedies nur spärlich bemessene Zeit findet, mußte zurücktreten. Nicht sowohl die Eröffnung des Reichstages, die in diesem Jahre allerdings ganz ungewöhnlich weit hinausgeschoben worden ist, als die Lippe'sche Angelegenheit ist es gewesen, die den Kaiser zu seiner beschleunigten Heimkehr bewogen hat. Und die Münchner Meldung, daß er im vertrauten Gespräch mit dem Könige von Württemberg und dem Prinzregenten von Bayern zu dem Beschlusse gelangt sei, alle persönlichen Empfindungen bei Seite zu setzen und die Streitfrage rein nach nationalen Gesichtspunkten zu schlichten, diese Meldung mag nun wahr sein oder unwahr — sie beweist jedenfalls, daß es augenblicklich keine wichtigere Aufgabe für den Präsidenten des deutschen Bundesstaates giebt, als die Austragung des Lippischen Fürstenstreites.

Man kann Aristokrat vom durchgezogenen Scheitel bis zur Zehe sein, wie der prächtige Berkemeyer, und doch den ganzen Hader, der Deutschland in Athem hält und sogar das Interesse für Herrn Dreyfus merklich abgeschwächt hat, unsagbar lächerlich finden. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, das jetzt in mehreren, zum Theil sogar bei Bong & Co. erscheinenden Prachtwerken als hervorragend aufgeklärt gefeiert wird, hat die Ebenbürtigkeitsfrage doch höchstens noch Curiositätsbedeutung. Die Nothwendigkeit der Existenz einer adligen Kaste mag unangefochten bleiben; man mag sogar Lagarde's kühnen Vorschlägen zu ihrer Erhaltung und Stärkung beipflichten, muß aber doch den Lehrsatz, daß schon ein Tropfen bürgerlichen Blutes hinreiche, um Jemanden regierungsunfähig zu machen, als eine unerhört dreiste Beleidigung des Bürgerthums zurückweisen. Und nicht allein des Bürgerthums. Eleonore d'Olbreuse nimmt im Geschlechtsregister der Hohenzollern eine genügend bedeutende Stellung ein; nahe Verwandte der Kaiserin führen bürgerliche Namen. Auf keinen Fall ist es gut gethan, in einer sich mit Riesenschritten demokratisirenden Zeit Erörterungen wachzurufen, die dem monarchischen Princip nothwendig Abbruch thun müssen. Es geht hier wie mit Majestätsbeleidigungen: je mehr man von ihnen spricht, desto lebhafter wird die Kritik. Die Reinheit des Blutes, diese schöne, an die Mär vom Einhorn erinnernde Legende, in allen Ehren — zur Grundlage des modernen Staatslebens ist sie verzweifelt wenig geeignet. Selbst der Neubegründer des legitimistischen Gedankens, der freilich auch vor seiner gründlichen Reformirung nicht zurückschreckte, selbst der rothe Reactionär Bismarck hat die furchtbaren Gefahren der Inzucht erkannt, als die sich alle strenge Legitimität schließlich darstellt. Und das traurige Schicksal der Wittelsbacher spricht mit warnender Stimme.

In der Zeugung und Erziehung tüchtiger Fürstenkinder, nicht in der überängstlichen Nachprüfung ihrer Stammbäume liegt die Aufgabe königlicher Eltern, die die Zeit verstanden haben. Der Tag wird kommen, wo Hand und Hirn des gekrönten Genius den Sturm zu beschwören vermögen, dem seine unfähigen Vettern hilflos erliegen, und dieser Tag der allgemeinen Blutreinigung fragt nicht nach der ohnehin schwer erweisbaren Blutreinheit des Einzelnen. Dieser Tag ist nicht klein genug, die Menschheitretter auf dem Throne nach den starren Grundsätzen der Vollblutzucht zu messen. Er lacht der Lappalien, so lange sie seinen Weg und sein Vollbringen nicht stören; er schleudert sie und ihre wissenschaftlichen Vertreter bei Seite, wenn sie sich mausig machen.

Der Lippische Fürstenstreit dreht sich noch um eine zweite Lappalie, die Bedeutung erst durch die ihr von der Oeffentlichkeit beigemessene Bedeutung gewinnt. Der Familie des Grafregenten im Arminlande sind militärische Ehrenerweisungen und Titulaturen verweigert worden, auf die sie Anspruch zu haben glaubt, und die man ihr zeitweilig zugebilligt hat. Keine Frage kann für die große Masse der Bevölkerung gleichgiltiger sein, als die, wie ein Posten das Gewehr vor der und jener Fürstlichkeit anfaßt, und ob die Anrede „Erlaucht" dem oder jenem mit Recht zusteht. Der Grafregent von Lippe mag um diese Ehrungen kämpfen wie ein Löwe; er mag sie beanspruchen dürfen und sich in seinem persönlichen Stolze abgrundtief beleidigt fühlen, wenn man sie ihm verweigert — uns kümmert das nicht. Aber die querelle allemande zu einer Reichsangelegenheit, einer Frage der Machtverhältnisse aufbauschen zu lassen, das hätte man nicht gestatten dürfen. Es liegt Zündstoff genug auf Straßen und Landwegen, Gährung und Verbitterung wachsen allenthalben und finden so viel reellen Stoff, daß es überflüssig ist, sie mit fürstlichen Etikettenzwistigkeiten zu füttern. Der Gewaltige, der mit einem einzigen Worte den ganzen Hader beendet hätte, der Einsiedler von Friedrichsruh, kann keinen Schiedsspruch mehr thun. Doch wir wissen, mit welch' rührender Zartheit er die Empfindlichkeit, die leicht verletzten Gefühle aller regierenden Bundesherren schonte, wie gewissenhaft er sich davor hütete, Preußens Uebermacht dann in die Erscheinung treten zu lassen, wenn sie den andern Souveränen, den Mitbegründern des neuen Reiches, schmerzhaft geworden wäre. Wir haben die prachtvollen Briefe gelesen, mit denen er Ludwigs des Bayern Mißtrauen und Eifersucht beschwichtigte, und wir erinnern uns der goldigen Worte, die er am 17. November 1871 im Reichstage sprach: „Wenn es sich um Interessen des Reiches handelt, durch die seine Einheit, seine Festigkeit, sein Vortheil wirklich bedingt sind, dann habe ich ja auch gezeigt, daß die particularistischen Bedenken unsrer Bundesgenossen mich unter Umständen nicht abhalten, bei unsrer Abstimmung das Recht und die Mehrheit, die wir etwa im Bundesrathe haben, so weit geltend zu machen, wie die Verfassung uns erlaubt, auch wenn die Grenze zweifelhaft ist oder von anderer Seite bestritten wird. In dieser (nebensächlichen) Frage aber einen politisch in hohem Grade verstimmenden Druck auf die Bundesgenossen auszuüben, dafür hat uns Gott die Macht, die Preußen in Deutschland angewiesen ist, nicht gegeben . . . Welcher Vortheil ist in Anschlag zu bringen, daß wir ein berechtigtes Selbstgefühl verstimmen und den Einflüsterungen und Ueberredungen Derjenigen Nahrung geben, die an die Centrifugal-Instinkte zu appelliren Lust haben? Es ist mir als Reichskanzler in keiner Weise gleichgiltig, wie die verbündeten Monarchen . . . persönlich gestimmt sind, und wem dies gleich ist, der ist ein Theoretiker. Ich habe mit diesen Stimmungen sehr sorgfältig zu rechnen; sie fallen sehr schwer in's Gewicht."

Buchstab für Buchstab muß Jedermann in Deutschland, den es angeht, sich diese Sätze reifer Weisheit in's Gedächtniß ätzen. Sie scheinen nicht für 1871 und nicht zur Beantwortung der Frage gesprochen, ob auf alle Reichsgoldmünzen das Bild des Kaisers statt des betreffenden Landesfürsten geprägt werden solle, sondern sie sind offenbar giltig für heute und für den Lippischen Streit. Damals wie jetzt ging es um eine Lappalie, aber beide Male drohte aus der Lappalie eine Feuersbrunst aufzusprühen. Und die heute zur Schärfe gegen den Grafregenten rathen und an die Centrifugal-Instincte appelliren, die haben sogar das formale Recht gegen sich und dürfen kaum wie die Vertheidiger des Kaisercontreis von 1871 auf ihre ideale Liebe zum Reiche hindeuten. Wilhelm II. hat Nord und Süd auf seiner Seite, wenn er solche Einflüsterungen überhört. Die Fahrt in's Heilige Land und der Weg nach Damaskus, woran so abenteuerliche Erwartungen geknüpft worden sind, brächte Segen über unser Land, wenn dem Monarchen an geweihter Stätte wirklich der Wunsch gekommen ist, dem betrübenden Zwiste mit raschem, tapferem Entschluß ein Ende zu machen. Ueber die festlichen Illuminationspläne der Berliner Hoflieferanten ließe sich dann nachträglich noch allenfalls reden, und auch Marcus Valerius Martialis dürfte ohne Scheu in Albert Träger'schen Rhythmen sein Lieblingsthema variiren von dem Hasen, den der fürstliche Löwe großmüthig aus seinem Rachen entschlüpfen läßt.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Die Rose vom Kaukasus". Dramatisches Gedicht von Rudolf v. Gottschall. „Die thörichte Liebe". Schauspiel von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup. (Berliner Theater.) — „Mamsell Tourbillon". Schwank von Curt Kraatz und Heinrich Stobitzer (Residenztheater).

Es war ein lobenswerther Gedanke des Directors Prasch, den 75. Geburtstag Gottschall's, der jüngst in Leipzig, dem Wohnorte des Dichters, festlich begangen wurde, nachträglich auch im Berliner Theater zu feiern, obwohl der hochbegabte Lyriker, Dramatiker und Literarhistoriker in der Reichshauptstadt verhältnißmäßig wenig gekannt ist. Und doch war er in den Sechzigerjahren unbestreitbar der deutsche Literaturpapst, wie es vor ihm Gutzkow und Julian Schmidt gewesen

waren. Aber als Pleißeathen von „Kasernopolis“, um Hans von Bülow's Bezeichnung zu gebrauchen, auch im literarischen Leben immer gewaltiger überflügelt wurde, konnte der Thronfolger Gottsched's seine Stellung nicht länger behaupten, „Unsere Zeit“ ging ein, und seine „Blätter für literarische Unterhaltung“ gab er auf. Und doch waren ihm Diejenigen, die seine Führerrolle ihm abnahmen, nur an Keckheit des Auftretens und Pikanterie des Stils überlegen, blieben aber in der Vornehmheit der Gesinnung, Gewissenhaftigkeit im Urtheil, in Wissen und Belesenheit, Herzensgüte und Charakter weit hinter ihm zurück. Gottschall hat niemals seine Stellung für seine Privatinteressen mißbraucht, niemals einen Klüngel um sich gebildet, der Alle, die nicht zu ihm schworen, ausschloß und todtschwieg; er hat seine Feder nie verkauft, weder an staatliche Machthaber noch an Bühnenleiter; er hat keine Schauspielerinnen poussirt oder verfolgt und niemals Schacher mit seiner Gunst und seinen Stücken getrieben. In seinen „Jugenderinnerungen“, die er letztes Jahr in der „Gegenwart“ veröffentlichte, schiebt er mit Recht die wenig nachhaltige Wirkung seines dichterischen Strebens auf den Umstand, daß er keine Schule gebildet, nie sich einer solchen angeschlossen habe. Die Cameraderie allein aber verbürgt heute den Erfolg, und man weiß ja, mit welch' unsauberen Mitteln er in den meisten Fällen herbeigeführt wird. Der Ehrendichtersmann Gottschall verdiente also durchaus eine Feier in Berlin. Nur hätte man besser gethan, sein erfolgreichstes Bühnenwerk, das geistreiche Intriguenstück „Pitt und Fox“, neu einzustudiren, als auf die vergilbte „Rose vom Kaukasus“ zurückzugreifen, die aus dem großen Kriegsjahre stammt und in unserer realistischen Zeit wie ein Anachronismus anmuthet. Auch in diesem Stücke haben wir alle Vorzüge und Mängel des Dramatikers Gottschall: eine blühende schwunghafte Lyrik neben vielen leeren Stellen und öden Phrasen, packende Effectscenen aber arme Charakteristik, im Dialog bald Shakespeare, bald Schiller, meist jedoch Körner, große Ziele und kleine Mittel. Immerhin gelingt es der flackernden Leidenschaft seiner Rhetorik, uns für diese kaukasische Jeanne d'Arc oder Judith zu erwärmen, die, um ihren ersten Geliebten, den Tscherkessenhauptmann, zu retten, mit ihren Stammeskriegern das moskowitische Lager ihres zweiten Geliebten, eines russischen Generals, erstürmt und sich dann den Tod giebt. Auch Gottschall gehört wie Dahn und C. F. Meyer zu jenen Dichtern, deren Werke später einmal ihre Auferstehung in der Oper feiern werden.

Am selben Abend wurde eine andere Novität gegeben, die „Thörichte Liebe“, die auch ein thörichtes Stück ist und gleich wieder vom Spielplan verschwand. Und doch ist der in Dresden lebende Gjellerup, von dem die „Gegenwart“ ein paar Novellen brachte und sogar ein Huldigungsgedicht für Bismarck, das als Werk eines Dänen und Dichterpensionärs der Kopenhagener Regierung Aufsehen erregte, durchaus ein Vollblutpoet, dem gewiß noch ein bleibendes Meisterwerk gelingt. Freilich muß er dann auf die billigen Theaterlorbeeren verzichten, nach denen er mit seiner „Million“ und „Thörichten Liebe“ giert, und sich vor Allem seinen banausischen Mitarbeiter Wilhelm Wolters abgewöhnen. Dieser Dresdner Theatercorrespondent des Berliner Tageblattes, ehemaliger Schauspieler und activer dramatischer Lehrer, ist im Nebenamt ein äußerst strebsamer Romanschreiber, der bereits einen verzückten Lobredner gefunden. Wenigstens hat sein Intimus, der Journalist Eugen Isolani — nicht aus dem „Wallenstein“, sondern aus arg östlichen Gegenden und eigentlich mit Namen Isaacsohn — in einem uns vorgelegten Aufsatz ihn begeistert als den Begründer und Classiker des Dresdner Romans gefeiert, einen meisterlichen Stilkünstler und gottbegnadeten Dichter.

„Ach, wie ist es hocherfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.“

Seine Begeisterung veranlaßte uns denn auch, ein neues Werk dieses „Dresdner Zola“ näher anzusehen, den Roman mit dem Colportagetitel „Rache“. Wolters erzählt hier von einem aufgeblasenen Hofschauspieler, der durch seinen Undank seinen Vortragsmeister Wilmers, ohne den er eine Null ist (!), in den Tod treibt, worauf er folgerichtig sofort in seiner Kunst verflacht und verkommt und zuletzt — Geschäftsreisender wird. Aus diesem lüderlich componirten und geschriebenen Meisterwerk haben wir unter vielen anderen die folgenden Glanzstellen für unsere stilistische Schreckenskammer aufgehoben:

„Ich bilde mir ein, daß Sie jenes Wesen seien, das nach der schönen Griechensage die Götter einst eins mit mir geschaffen, die schönere bessere Hälfte meines gespaltenen Ichs, die ich vergeblich bis jetzt gesucht, und die nun, da ich sie gefunden, in ein seliges Eins mit dieser meinen wieder zusammenschmelzen werde ...“ „Eine Erhörung ihres vielhundertfältigen ewigen Betens hatte es ihr gedünkt, daß der Himmel das Herz der von der Mutter als einer Art mysteriösen Fee citirten, von ihr nie gesehenen reichen Pathe gerührt, sich endlich ihrer zu erinnern ...“ „Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Kindes angenommen, das über den zerbrochenen Scherben eines fallengelassenen Milchtopfes sich zum Heulen verzieht ...“ „Er hauchte sie an mit seinem eigenen heißen Athem ...“ „Er begann nach einer Weile, während der nur die in den dürren Blättern raschelnden Schritte die Gedanken der Beiden in eine einem feinen Ohre wohl verständliche Sprache umsetzten: eine zornig zeternde die einen, eine bedächtig knarrende die anderen — mit tiefem, wehmüthigem Tone und einem abermaligen Seufzer, der diesmal aus der tiefsten Tiefe eines gepreßten Herzens zu kommen schien: ‚Mein liebes Fräulein, wenn Sie wüßten! ...‘“ „Man könnte es beinahe für eine Photographie halten, und es ist doch nichts weiter als ein gewöhnlicher Druck! Schwarze Farbe, von einem Steine mit ein paar Vertiefungen auf ein Papier gepreßt ...“ „Er zog das Notizbuch aus der durchnäßten Brusttasche seines Rockes, in dem der Brief Welly's lag ...“ „Alle Kraft seines Willens, alle Kraft seines starken, ehrlichen, keuschen Herzens gehörte dazu, sein Versprechen zu halten, durch keinen Blick, keine Andeutung, kein Wort seiner Liebe zu erwähnen, bis die Stunde der Entscheidung gekommen, alle Gewalt der Selbstbeherrschung, ihr nicht, anstatt ihr die leidenschaftlichen Liebesschwüre eines Ferdinand vorzusprechen und mit kaltem Verstande aufzumerken, wie richtig oder wie falsch sie als Luise darauf erwiderte, zu Füßen zu stürzen, sie an sich zu pressen, seine Lippen auf die ihren, ohne Worte ihr zu sagen, wie sein ganzes Leben nur sie, sie allein sei, wie er elend verderben und sterben müsse ohne sie, den Odem, das Licht, den Quell seines Lebens ...“ „Allsonntäglich nach dem Mittagessen, wenn die geselligkeitliebende Wirthin, deren Vorliebe für Alles, was mit der Kunst zusammenhing, aus ihrem reichen, väterlichen Verlagsbuchhändlershause stammte, schon wieder Vorbereitungen zu einem durch selbstgezogene Früchte des Gartens besonders einladend gemachten Vesperbrod traf, während ihr um zwanzig Jahre älterer Gatte, dessen Lebensabend theils der Rosenzucht, theils der Wiederherstellung seiner erkrankten Leber gewidmet war, das bis gegen die Schlummerstunde sich ausdehnende Mittagsschläfchen begann, flatterten zwischen den Stachelbeersträuchern und unter den Pfirsichbäumen helle Sommerkleider, und vor dem Haschspielplatze unter den Aesten der breitkronigen Rüster und der mit glasirten rothen, in der Sonne glänzenden Ziegeln gedeckten Kegelbahn her erscholl Lachen und das Gepolter des von den rollenden Kugeln auf der Bahn gestreckten Fähnleins der neun Aufrechten.“

In ganz dem nämlichen Klippschülerstil voll unentwirrbarer Schachtelsätze, blödsinniger Romanphrasen und grammatikalischer Entgleisungen ist nun auch die „Thörichte Liebe“ geschrieben. Was halbwegs annehmbar, wie die zum Theil gute Charakterzeichnung, ist gewiß nicht von Wilhelm Wolters, sondern von Gjellerup oder aus der russischen Novelle, die dem Stücke zu Grunde liegt. Ja, der ehemalige Schauspieler Wolters vermochte nicht einmal den epischen Ursprung des Stoffes zu verdecken und einen dramatischen Zug in das Ganze zu bringen. So versagt denn auch diese ziemlich abgeschmackte Geschichte von dem unglaublichen Menschenfreund, der einer armen Fürstin eine Million schenkt, damit ihre Tochter frei nach ihrer Neigung wählen kann, denn er will nun einmal nur um seiner selbst willen geliebt und geheirathet sein. Dem Manne kann geholfen werden. Er braucht bloß seine verfluchten Millionen zu verlieren und die Geliebte weiter nichts als über Nacht eine entlagungsreiche Jüngerin Tolstoi's zu werden, und die Sache macht sich mächtig. Geschwindigkeit und Hexerei.

„Mamsell Tourbillon“ ist unbeschadet des Titels kein französisches Stück. Wie die ähnlichen Imitationen nach Pariser Modell von Rosenfeld, Blumenthal, Jarno, Jacobson, Hirschberger, Fischer, Kadelburg ꝛc., ist auch dieser Schwank weder französisch noch deutsch. Der ganze Geist, der Witz, die Caricatur, die sich nirgends zur Satire erhebt, Alles schwankt zwischen Börse und Mühlendamm, ebenso die Unverfrorenheit, womit Situationen, Motive, Figuren und Dialogpointen den Palais-Royalstücken von Bisson, Ordonneau, Valabrègue ꝛc. entnommen werden. Den prickelnden Reiz der Actualität liefern hier die den französischen Autoren noch verbotenen Anspielungen auf den Proceß Dreyfus: ein spionenriechender Oberst, Generalstäbler und Schreibsachverständige. Einer anderen cause célèbre wird dann der vertrottelte Millionärssohn und „vingtt-huit-jours“ entnommen, der dem armen petit sucrier Lebaudy nachgestaltet ist, nur daß dessen trübselige militärische Erlebnisse durch eine fesche „Chansonette“ aufgeheitert werden, die sich in der Caserne einkleiden läßt, während der echte Reservist dadurch in den Verdacht geräth, ein Mädchen zu sein. Ein drittes Motiv kommt durch einen blondlockigen Componisten hinein, der als Recrut aus Versehen und wider Willen erst in weißem Drell mit Scheuerbesen und Eimer, dann in Badelaken und fleischfarbenen Tricots erscheint. Ein Chocoladenfabrikant, der sich in die Farbe seiner Fabrikate kleidet und alle Ursache hat, die rächenden Ehemänner zu fürchten, verwickelt die Handlung in's Unentwirrbare, während der Vorzug und die Kunst der Pariser Schwänke gerade in ihrer Klarheit und ihrem bei der Stange Bleiben liegt. Es ist ein blöder Ulk in schlechtem Stil, dessen Witz mit den Kalauern der unechten Berliner Casernenhofblüthen bestritten wird. Der Mangel an satirischer Kraft zeigt sich besonders dort, wo auf politische Dinge Bezug genommen ist. Die Parodie auf französische Militärzustände ist grob und schwach zugleich. Die Armee unserer transvogesischen Nachbarn ist gewiß besser, als nur ein Haufen von Eseln und Lumpen, wie die Freunde des Monsieur Dreyfus uns weißmachen möchten. Es wäre schlimm, wenn derlei tendenziöse Uebertreibungen uns täuschen oder gar in Sicherheit wiegen würden.

## Notizen.

In Max Hesse's Verlag in Leipzig erscheinen die rühmlichst bekannten „Neuen Leipziger Classiker-Ausgaben", die jetzt 130 Bände umfassen, von denen wir die sämmtlichen Werke von Heine (Karpeles), Lessing (Brasch), Rückert (Beyer), Uhland (Geiger) als ganz besonders gediegene Ausgaben mit Einleitungen, Biographien, Autogrammen ꝛc. empfehlen können. Ebenso die unvergleichlich billigen zwei Sammlungen der 15 und 16 bändigen Hausbibliothek deutscher Classiker. Nur ein Verlag, der über eine eigene große Druckerei verfügt, ist im Stande, eine solche Büchersammlung in solcher Ausstattung und zu solchem Preise herzustellen. Außerdem empfehlen sich „Hesse's illustrirte Katechismen" (33 Bände umfassend), sowie eine lange Reihe musikalischer und musiktheoretischer Werke, Musikschulen ꝛc. ꝛc.; darunter das anerkannt classische „Musiklexikon" von Hugo Riemann, das nicht nur die Tonkünstler alter und neuer Zeit sammt einer Charakteristik ihrer Werke enthält, sondern auch die neuesten Ergebnisse der musikalischen Forschung und Künstlehre, eine Theorie und Geschichte der Musik, vollständige Instrumentenschule ꝛc.

Hie Lübke, hie Springer! Der Kampf um die Verdrängung des populären Lübke'schen Grundrisses der Kunstgeschichte durch ein zeitgemäßeres und besseres Werk scheint endlich entschieden. Anton Springer's Handbuch der Kunstgeschichte (Leipzig, E. A. Seemann) hat gesiegt. Das prächtige Buch des verstorbenen Leipziger Professors hat sich so rasch in das Wohlwollen der mit der Kunst befreundeten Lesewelt eingebürgert, daß nach kaum zwei Jahren eine neue Auflage der zwei ersten Theile erforderlich wurde. Der erste Band (Alterthum) ist wieder von der bewährten Hand des Straßburger Archäologen Prof. Adolf Michaelis bearbeitet und dies Mal dem Inhalte nach, wie auch in Bezug auf die Zahl der Abbildungen wesentlich bereichert. Insbesondere ist die antike Malerei mehr als früher in den Vordergrund gerückt und nach Verdienst gewürdigt worden. Der zweite Band (Mittelalter) weist in der Illustration nicht minder zahlreiche Verbesserungen auf, ungenügende Abbildungen sind durch neue ersetzt worden und eine Anzahl vorzüglicher Farbendrucke tragen dazu bei, die decorative Kunst durch gut gewählte Beispiele (römische und ravennatische Mosaikmalerei, maurische Wandverzierung, romanische Kirchenmalerei, Miniaturgemälde ꝛc.) zu veranschaulichen. Der Text selbst bedurfte nur hier und da einer den jüngsten Forschungen nachgehenden Bearbeitung; die vortreffliche Anlage des Ganzen und die feinsinnige Behandlung des weitschichtigen Wissensgebietes ist dabei unberührt geblieben, wie es sich einem Werke gegenüber geziemt, das nach Plan und Durchführung in seiner Art unübertroffen dasteht. Als ausführlicher Bilderatlas zu diesem glänzend ausgestatteten Werke empfiehlt sich E. A. Seemann's Kunstgeschichte in Bildern, eine systematische Darstellung der Entwickelung der bildenden Künste vom classischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in vier Foliobänden mit gegen 500 Tafeln. Die uns vorliegende 3. Abtheilung behandelt die Renaissance in Italien in einer Bearbeitung von Professor Dehio-Straßburg und zwar Baukunst, Sculptur und Malerei. Wer diese prachtvoll ausgeführten Tafeln sieht, die dem jetzigen Stande der Wissenschaft ebenso entsprechen, wie den heutigen Fortschritten der Technik, erkennt sofort, daß auch für Lübke's Bilderatlas die Stunde der Ablösung geschlagen hat. Man halte nur einmal neben dessen sinnverwirrende, charakterlose Umrißzeichnungen, die höchstens für die Architektur, nie aber für die Werke der Malerei genügen, diese herrlichen Abzüge Seemann's auf Kunstdruckpapier mit ihrer sorgfältigsten Technik, ihrer überraschenden, beinah farbigen Bildwirkung, obwohl auch sie nur Schwarzweißblätter sind. Welch' meisterliche Hilfsmittel zur Veranschaulichung des Schönen, und wie viel Anregung und Segen wird daraus hervorgehen!

Die Kunst an der Brennerstraße. Von Berthold Riehl. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Die beiden Haupteingänge aus dem Deutschen Reiche nach Italien sind jeder in seiner Art gleich prächtig. Zwar mit dem Gotthard-Schienenwege kann der Brenner nicht wetteifern, denn er ist minder kühn und gewaltig; auch die Natur hat in dem an Seen armen Tyrol doch nicht so als Künstlerin gewirkt, wie etwa am Vierwaldstädtersee, der doch ganz unvergleichlich bleibt, oder an der Teufelsbrücke oder am Rhonegletscher. Vor solchen Knalleffecten der Natur verschwindet Alles, was die Brennerstraße und ihre Zufahrtslinien bietet. Klausen kann sich neben Bellinzona ebenso wenig wie Innsbruck neben Luzern sehen lassen, und Locarno, Lugano und die Isola Bella wiegen Meran, Trient und Riva reichlich auf, so schön auch der Rosengarten und die Nordseite des Garda ist. Nur in der Kunst siegt die Tyroler Linie überall. Nach bildender Kunst fragen wir von Zürich bis Locarno vergeblich; erst in Lugano begrüßen wir die italienische Schönheit im Dom und auf Luini's gewaltigen Fresken. In Tyrol aber haben wir auf dem ganzen Wege die erfreulichsten Wechselbeziehungen deutscher und italischer Kunst, die reizvollste Bethätigung des schöpferischen Drangs zum Schönen. In den kleinsten Dorfkirchen finden wir interessante Fresken, Tafeln, Altäre und Grabsteine, auf vielen Schlössern und Herrensitzen mittelalterliches Schnitzwerk, Vertäfelungen und Gewaffen, allerwärts lebhafte Hauskunst und farbenfrohe Volkstrachten, die in der Schweiz bloß noch die Kellnerinnen der stilvollen Hôtels tragen. All' dieser deutschen und italienischen Kunst am Brenner geht nun Berthold Riehl mit wahrer Kenner- und Forscherfreude nach. Andere haben ihm freilich vielfach vorgearbeitet, z. B. Zingerle und Semper, der namentlich die Malerschule der deutschen Bischofsstadt Brixen behandelt hat. Aber auch Riehl entdeckt noch gar Manches, was die Forscher nicht beachtet oder verkannt haben, und zeigt zumal auf, wie innig hier überall die deutsche Kunst mit dem deutschen Volksleben verwachsen ist. Sein hübsch illustrirtes Buch geht mit dem Touristen von Ort zu Ort südwärts und ist ein echtes Kunstreisebuch für Tyrol. Die Verleger haben es auch mit biegsamen Deckeln reisezweckmäßig ausgestattet. Es sollte in keinem Rucksack und Plaidriemen fehlen.

G. C. Lichtenberg's Briefe an Dieterich. Herausgegeben von Eduard Grisebach. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher). Grisebach der Dichter, Forscher und Bibliophile liebt die geistsprühenden Autoren, die Anakreontiker, Aphoristiker und Satiriker: Heine, Schopenhauer, Lichtenberg, Blumauer, Bürger sind seine Specialität. Besonders der, den Schlosser den größten Satiriker der Deutschen genannt hat. Vieles in seinem Lebenswerk ist veraltet, die Erklärungen zu Hogarth z. B. haben wir neulich als kaum noch genießbar weggelegt, aber er bleibt ein geistreicher, witziger, allumfassender Geist, der kleine bucklige Göttinger Professor, für den die sogenannten „Lichtstrahlen"- und Aphorismen-Anthologien wie geschaffen sind. Wilbrandt hat ihn ja auch vor ein paar Jahren auf solche Weise wieder in Aufnahme zu bringen gesucht. Leider ohne Erfolg, obwohl Lichtenberg als Aphoristiker nur in Nietzsche seines Gleichen hat. Die vorliegende Sammlung enthält manches Bekannte, aber auch viel Ungedrucktes und ist reich an Genieblitzen des Humors, manchmal cynisch und derb, aber oft auch gemüthvoll und immer scharfsinnig und hellseherisch. Die Briefe sind zugleich das Denkmal einer seltenen Freundschaft zwischen Verleger und Autor. Manches ist culturgeschichtlich merkwürdig, wie die Reisebriefe von England oder das drastische Tagebuchblatt eines zu Tisch eingeladenen Schriftstellers und Professors von 1770. Literarhistorisch ist die Ausbeute dagegen wider Erwarten sehr gering. Das Beste bleibt wohl der psychologische Reiz. Der stets kränkelnde Gelehrte, der seine Haushälterin heirathet, um seine Kinder zu legitimiren, als Spaßmacher mit den Schellen klingelnd, aber im Grunde doch tief unglücklich, trotz seiner angesehenen und gesicherten Lebenslage. In Varnhagen's Tagebuch fanden wir jüngst die sehr richtige Bemerkung: „Lichtenberg's Gedanken und Einfälle ergötzen durch den Witz, der in ihnen aufleuchtet, durch die Freiheit, mit der er, der eigentlich Zaghafte und Verzagende, sich an das Kühnste wagt; aber die Betrachtung, wie unglücklich er bei allem seinem Geiste war, wie mißlungen er sich vorkam, hat etwas Niederschlagendes, das ganz traurig stimmt."

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Von Johann Penzler. (Leipzig, Walther Fiedler). Mit dem soeben erscheinenden 6. und 7. Bande ist das wahrhaft monumentale Werk vollständig geworden. Es enthält theils offizielle, theils offiziöse Zeitungsartikel aus Varzin, Friedrichsruh und deren publicistischen Filialen und enthält ein gutes Stück vom Leben und von der Politik des Altreichskanzlers von seinem Scheiden aus dem Amte bis zu seinem Tode. Die Sammlung ist überaus reichhaltig, und voller Sorgfalt sind besonders Bismarck's eigenste Emanationen aufgezeichnet, die man übrigens schon an ihrem unnachahmlichen Meisterstil von den freiwilligen Redactionsleistungen befreundeter oder gegnerischer Blätter unterscheidet. Keine unterhaltendere und lehrreichere Lectüre als diese Beiträge zu dem hochinteressanten Thema: Bismarck als Zeitungsschreiber. Welcher welthistorische Ernst in diesen lapidaren Sätzen, welche Wucht der Polemik, welche Feinheit des Humors, welches kernhafte Deutsch! Die Auseinandersetzungen z. B. über die französische Lüge von dem geplanten Ueberfall 1875 oder die wahrhaft corpsmäßige „Abfuhr" Eugen Richter's, als er unter Caprivi Ausnahmegesetze gegen Bismarck in seiner Freisinnigen Zeitung forderte — wir haben seit Langem nichts mehr so Fesselndes und Prachtvolles gelesen, als diese Bismärckischen Sätze, jede Zeile zermalmend und dabei doch von den Lichtern freundlichster Ironie verklärt. Es fiel uns da Platen's classische Hyperbel ein:

„Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochus,
Ein Zeus in meinem Silbenfall, ein Donnerer.
Indem sie treffen, blenden meine Pfeile dich,
Von mir getödtet, gaffst du noch Bewunderung."

Die Vorrede zu dem Schlußband hat der Verleger Fiedler durch eine andere ersetzen müssen. Eine Vergleichung ergiebt die nicht uninteressante Thatsache, daß Dr. H. Hoffmann von den „Hamburger Nachrichten", der diesem Quellenwerke seine Mitarbeiterschaft zugewendet hat, den Titel eines „langjährigen publicistischen Vertrauensmannes des Fürsten" bescheiden ablehnt. Auch die doch etwas reclamenhafte Behauptung, daß dieses Sammelwerk „als das politische Testament Bismarck's anzusehen" sei, ist nachträglich auf autoritativen Wunsch gestrichen worden. Das Werk bleibt aber doch eines der wichtigsten Erzeugnisse der Bismarck-Literatur.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

**Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.**

# Lichtenberg's Briefe

**an Dieterich**

— 1770—1798. —

Zum

**hundertjährigen Todestage Lichtenberg's**

herausgegeben von

Eduard Grisebach.

Mit Porträt nach Schwenterley und einem Original-Kupfer von Chodowiecki.

**Brosch. M. 2.— ord., gebdn. M. 3.— ord.**

---

In unserem Verlag ist erschienen:

## Die Gegenwart.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

---

Billige, dichte

**Dächer**

stelle man her aus

**Andernach's**
**Asphalt-Steinpappen**

Muster u. Beschreibung postfrei u. umsonst

A. W. Andernach in Beuel a. Rhein.

---

Verlag von Albert Langen in München 34.

Soeben erschien:

## Georg Brandes
# William Shakespeare

Zweite verbesserte Auflage. Großoktav, 1006 Seiten.

**Preis brosch. M. 21.—, in Lwd. geb. M. 22.50, in Halbfrz. geb. M. 24.**

Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ging ein Ruf des Entzückens durch die ganze gebildete Welt. Man vernahm die klare und ruhige Stimme des durch tiefe wissenschaftliche Durchbildung wohl befugten Autors. Ein Forscher wie Georg Brandes läßt es nun aber nicht für immer bei der ersten Fassung seiner Werke bewenden und so hat er in der vorliegenden zweiten Auflage die Resultate der fortgesetzten Untersuchungen niedergelegt und hinzugefügt was ihm geeignet erschien, das Problem „Shakespeare" in das schärfere Licht der Wahrscheinlichkeit zu rücken.

„Alles, was Georg Brandes schreibt, ist unabhängig erworben, ist durchdacht, inhaltlich, wie formell fein durch Prägnanz und Pointe gekennzeichneter Besitz, und so ist auch dem „William Shakespeare" sein Charakter aufgeprägt, damit wird auch für den, der ganz irrig wähnt, hier nichts mehr und nichts Neues lernen zu können, das Lesen dieser 1000 Seiten ein hoher Genuß .... Abgesehen von allem andern, erhalten wir in dieser vornehmen Erscheinung ein Bildungsgemälde oberster Gattung — ein großartiges Buch!"
**(Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Ges.)**

Unter den Tausenden von Schriften über Shakespeare nimmt die vorliegende vielleicht den höchsten Rang ein. **(Hamburger Fremdenblatt.)**

. . . Brandes hat die geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben. **(Neues Wiener Tageblatt.)**

. . . Alles gewinnt bei Brandes den Schein des Lebens und der wirklichen Bewegung, als ob das Stück sich vor uns abspielte, als ob wir den Dichter bei seiner Arbeit belauschten. **(National-Ztg.)**

---

*Zeitschrift für* **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* **Metall-** *und* **Montanindustrie.**

**Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine **Unterhaltungsbeilage** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

## Humoristische Bücher.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Was liegt denn dran?

Lebensbilder von **Rudolf Huch.**

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Inhalt: Das ewig Junge. — Rüpeltanz. — Wenn die Maske fällt. — Heinz der Denker. — Aus meiner Praxis. — Kanzleirath Lehmann. — Ereigniß.

### Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolchs.

Von **Rudolf Huch (A. Schuster).**

2. Auflage. 1897.

Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

(Vgl. die Besprechungen der „Gegenwart" 1897 in Nr. 8 und 1898 in Nr. 45.)

Leipzig. **H. Haessel's Verlag.**

## Illustrierte Unterhaltungsschriften.

### Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

**Paul Heyse, Medea. — Er soll dein Herr sein.** Illustriert von René Reinicke. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

**Paul Heyse, Männertreu. — Der Sohn seines Vaters.** Illustriert von A. Langhammer. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

**Paul Heyse, Abenteuer eines Blaustrümpfchens.** Illustriert von Karl Zopf. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

**Paul Heyse, Verrathenes Glück.** Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50.

**Paul v. Schönthan, Enfant terrible.** Illustriert von Karl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

**Paul v. Schönthan, Prinzessin Turandot.** Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

**Hackländer's Künstlerroman.** Illustr. v. A. Langhammer. 3 Bde. geh. 12 Mk., eleg. geb. Mk. 15.—.

**Peter Rosegger, Das ewig Weibliche.** Illustriert von E. Klein. Geh. 2 Mk., in Lederbd. Mk. 3.50

**Peter Rosegger, Alpengeschichten.** Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

**Peter Rosegger, Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

**Paul O. Höcker, s' Burgele.** Erzähl. aus d. Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., geb. Mk. 2.50.

**Ernst v. Wolzogen, Die Gloriahose.** Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

**Arthur Achleitner, Bronele. Schwarzwaldgeschichte.** Illustriert von Fritz Reiß. Geh. 1 Mk., in Lederbd. Mk. 2.50.

**Arthur Zapp, Galatea. Eine Liebesgeschichte.** Illustriert von Carl Zopf. Geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.—.

**Carl Hecker, Lieutenantsgeschichten.** Illustriert von Albrecht u. Schlittgen. 2 Bde., geb. Mk. 10.—.

**Carl Bleibtreu, Gravelotte. Die Kämpfe um Metz.** Illustriert von Ch. Speyer. Geh. 1 Mk., geb. Mk. 2.—.

**Carl Bleibtreu,** Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Illustriert von Robert Haug. Geh. 1 Mk., geb Mk. 2.—.

### Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Briefwechsel zwischen

## Franz Liszt

und

## Hans von Bülow,

herausgegeben von **La Mara.**

VIII. 426 S. geh. ℳ 6.—, gebdn. ℳ 7.—.

Diesen Briefen, die Meister und Jünger mit einander wechselten, wohnt eine doppelte Bedeutung inne. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Möge der hohe Geist, der die beiden grossen Künstler beseelte, ein Echo finden in Geist und Herzen derer, zu denen dies Buch spricht.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fagazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

## Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

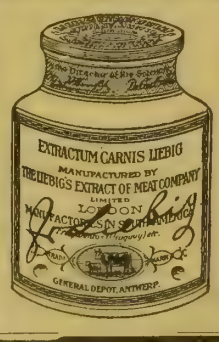
Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.




## LIEBIG Company's

**FLEISCH-EXTRACT.**

**Nur echt,**

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

**Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. ✶ Soeben erschien:

## Der Sohn seines Vaters

und andere Novellen von **Paul Heyse.**

Geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die**

## Produktivkräfte Russlands.

Zusammengestellt im

**Kaiserl. Russischen Finanzministerium.**

**Deutsche Ausgabe. Preis 12 Mark.**

**Ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Geschäftsmann, der direkt oder indirekt mit Russland arbeitet, und für planmässige Ausbildung unseres Exportes nach Russland.**


Hierzu eine Beilage von **F. Soennecken** in **Bonn.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 10. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Zukunft von Deutsch-China. Von K. E. Odebrecht. — Die Motoren im Straßenverkehre. Von Syndicus Dr. Karl Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Robert Blum als Schriftsteller. Allerlei Ungedrucktes. Von K. — Meine Lehr- und Wanderjahre. Von Klaus Groth. (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Familie in Schwarz. Typen aus der Kleinstadt. Von R. — **Aus der Hauptstadt.** Franzseppel. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Zukunft von Deutsch-China.

Von K. E. Odebrecht.

Daß es mit unseren Colonien nicht gehen will, ist eine schon trivial gewordene Wahrheit. Ohne Zweifel ist das System daran Schuld, die Verwaltungsart. Statt Neu-Deutschland, wie es in den britischen Colonien geschieht, unter die Aegide des Kaufmanns zu stellen, verpflanzen wir emsig die im Reich beliebte Vielregiererei in die Colonien, reglementiren Alles von Berlin aus, schicken schneidige Seeofficiere als Statthalter hin, Assessoren und Polizei. Die Folge dieses Systems haben wir bei den Herren Leist und Wehlan gesehen. Kein Wunder, daß das deutsche Capital sich da nicht betheiligen mag, und daß die Auswanderer lieber anderswohin ziehen und eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben, um von den deutschen Behörden nicht mehr geschurigelt zu werden. Die Klagen tüchtiger und ehrlicher Reisender, wie Eugen Wolf, werden kaum beachtet, obwohl er schließlich immer Recht behält. Am Schlimmsten steht es wohl in Deutsch-China. Seit der Besetzung von Kiautschau ist nun schon über ein Jahr verflossen, aber noch ist nichts von großen Veränderungen zu bemerken, außer daß einige neue Casernen entstanden sind. Das einzige europäische Haus hat die Filiale der Deutschen Bank inne. Auch einige deutsche Handel- und Gewerbtreibende unterhalten Filialen, doch sind die Lieferungen für die Seeleute und Soldaten meist den sehr geschickten chinesischen Kaufleuten übertragen. Wie es heißt, soll mit dem Hafenbau nicht eher begonnen werden, als bis die Wasserleitung fertig ist. „Zum Hafenbau sind wenigstens drei bis fünf Millionen Pfund Sterling nöthig, so daß es wohl damit recht lange dauern wird. Deutschland wollte aber Kiautschau sehr schnell entwickeln und zu einem noch größeren Mittelpunkt des Handels machen, als Hongkong, doch kann es von Glück sagen, wenn es nur den hundertsten Theil erreicht. Bis jetzt sieht man überhaupt noch keinen Verkehr, außer von den Schiffen, welche die deutsche Besatzung und Flotte mit allem Nöthigen versehen. Will Deutschland also den Handel heben, wie es anfänglich seine Absicht war, so muß es noch viel Geld ausgeben. Nach dem heutigen Zustande bietet Kiautschau wenig Hoffnung für seine Zukunft." So urtheilt ein kundiger Japaner, vielleicht etwas zu pessimistisch. Sicher ist, daß die Lage an sich nicht übel wäre, nur daß man die Sache eben wie immer und überall ungeschickt anfaßt. Erst vor Kurzem scheint sich eine Wendung zum Besseren vollzogen zu haben durch die Einigung der einzelnen deutschen Schantung-Syndikate. Schon hat der Eisenbahn-Ingenieur Gaedertz zu Beginn dieses Jahres eine Forschungsreise durch die Provinz Schantung unternommen, um u. A. die beste Trace für die Eisenbahn Tsing-Tau-Tsinan-Fu festzustellen. Es verlautet ferner, daß das Capital, daß für den Bau der zunächst in Angriff zu nehmenden Bahn zwischen Tsing-Tau und Tsinan-Fu erforderlich ist, 60 bis 70 Mill. Mk. betragen dürfte, und daß eine weitere erhebliche Summe für die energische Aufschließung der Kohlenminen und sonstiger unterirdischer Schätze der Provinz Schantung in Aussicht genommen ist. Es ist einleuchtend, von welcher Bedeutung die Zusammenfassung aller dieser gewaltigen Kräfte für das systematische Vorgehen in der Aufschließung der zur deutschen Interessen-Sphäre gehörenden Provinz Schantung sein wird. Damit scheint unsere chinesische Politik, die mit der Besetzung von Kiautschau begann, in die praktischen Wege geleitet. Kiautschau als Stützpunkt und Schantung als Arbeitsfeld: das ist eine politische und wirthschaftliche Constellation, die nur mit Befriedigung erfüllen kann.

In militärischen wie in Flottenkreisen war man erfreut über die weitgehenden Bedingungen, welche der neue Vertrag mit China enthält, besonders jene bezüglich der Fünfzigkilometerzone rings um die Bucht von Kioutschau, innerhalb welcher der Durchmarsch der Truppen gestattet ist. Die Bestimmung, der zu Folge die chinesische Regierung innerhalb dieser Zone keine Anordnungen oder Maßnahmen ohne Zustimmung der deutschen Regierung treffen kann, sind für die Sicherheit der neuen deutschen Ansiedelung von hoher Wichtigkeit. Die Anlage von chinesischen Festungswerken, das Ansammeln chinesischer Truppen ꝛc. sind dadurch ausgeschlossen, und sollten wirklich, was übrigens nicht anzunehmen ist, irgend welche Absichten gegen das neue Deutsch-China vom Inlande her geplant werden, so können diese durch das Durchmarschrecht der deutschen Truppen schon an der Grenze des Gebietes, die gegen 80 Kilometer von Tsingtau entfernt liegt, vereitelt werden. Auch die Vertreter des Kaufmannsstandes billigten die Bedingungen des Vertrages in jeder Weise. Er ist in vorsichtiger Weise abgefaßt, parirt alle zweifelhaften Auslegungen und bildet im Verein mit der günstigen Lage von Deutsch-China die Grundlage zu einer sichern, friedlichen Entwickelung des neuen Hafens, stets unter der Voraussetzung, daß dieser Hafen ein Freihafen bleibt und alle Nationen sich an dem Handel vollständig gleichberechtigt betheiligen können, gerade so wie in Shanghai und den übrigen Vertragshäfen.

So urtheilt ein genauer Kenner ostasiatischer Verhältnisse, der bekannte Weltreisende Ernst von Hesse-Wartegg, der ja auch an dieser Stelle zu verschiedenen Malen sich über die einschlägigen Fragen ausgesprochen hat. Im vergangenen Sommer hat er nun China neuerdings bereist, ganz besonders aber an Ort und Stelle die Zustände in unserer Interessensphäre studirt. Die Ergebnisse stellt er soeben in dem bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden Prachtwerke zusammen: „Schantung und Deutsch-China im Jahre 1898", das wir unseren Lesern auf's Wärmste empfehlen.

In seiner Reichstagsrede im letzten Februar hat der Staatssecretär von Bülow übrigens ungenaue Mittheilungen über unsere chinesische Pachtcolonie in Schantung gemacht und zwar auf Grund der damals in Berlin vorliegenden ungenauen Schätzungen. Seither haben die deutschen Offiziere das neue Deutsch-China nach allen Richtungen erforscht, und ihren Mittheilungen zu Folge sind die Verhältnisse erheblich günstiger. Deutsch-China umfaßt nicht 30—50 Quadratkilometer, sondern über 300 Quadratkilometer und dürfte dem Umfang des Fürstenthums Schaumburg-Lippe gleichkommen. Die genaue Größe kann auch heute noch nicht angegeben werden, weil die Officiere noch mit der Landesaufnahme beschäftigt sind. Jedenfalls steht es fest, daß Deutsch-China, also das Gebiet innerhalb der Pachtgrenze allein und nicht etwa der Fünfzigkilometerkreis, gegen 150 Dörfer und Weiler enthält mit einer Bevölkerung von mindestens 70 000 Seelen. Das Dorf Tsingtau allein besitzt schon an 4000 Chinesen, die Insel Tschiposchan allein fünf Dörfer, und von der Spitze des neu getauften Diederichsberges sieht man selbst mit freiem Auge mindestens ein Dutzend Dörfer; für Arbeitskräfte in dem neuen Hafen ist also hinreichend gesorgt. In der Reichstagsrede war auch erwähnt worden, daß über die Höhe des Pachtzinses noch nichts Genaues feststeht. Der Herr Staatssecretär meint aber, daß „wir uns darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen." Gewiß nicht, selbst wenn Deutschland denselben Pachtzins vereinbaren sollte, wie ihn die offenen Häfen, Shanghai an der Spitze, zahlen. Shanghai zahlt dem Kaiser von China eine Pacht von 1500 Cash, also etwa drei Mark pro Mow jährlich. Auf einen Morgen gehen 6 Mow, und es wären somit 18 Mark pro Morgen zu zahlen. Heute schon würde diese Miete aufgebracht werden können, wenn man den Chinesen auf deutschem Gebiete eine Kopfsteuer von einigen Pfennigen jährlich auferlegte, aber es ist wahrscheinlich, daß die Pachtsumme für das ganze Gebiet in runden Zahlen, vielleicht ein paar hundert Mark, festgestellt wird.

Auf Grund eigener Anschauung und seiner während fünfundzwanzigjähriger Reisen in allen Welttheilen gesammelten Erfahrungen kann Hesse-Wartegg heute die Vermuthung bestätigen, daß nach menschlicher Voraussicht Kiautschau niemals ein Hongkong oder Shanghai werden dürfte, daß es sich aber in ganz respektabler Weise entwickeln wird, wenn gewisse Vorbedingungen dafür erfüllt werden. Vor allen andern ist Kiautschau wohl zu einer Kohlenstation und einem Vorraths- und Reparaturhafen für die deutsche Flotte in Ostasien ausersehen. Das unterliegt kaum einem Zweifel, und die ganze bisherige Verwaltung sowie die Ernennung eines Seeofficiers zum Gouverneur sprechen auch dafür, daß es wenigstens für die nächsten Jahre so sein soll. Dafür ist auch die Bucht von Kiautschau nach dem Urtheile der dort stationirten Seeofficiere gut geeignet. Für einen Handelshafen hat er seine Nachtheile, und gewiß hätte man einen andern Hafen auserwählt, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre. Allein das war nicht der Fall, und Deutschland hat ganz ohne Zweifel das Beste genommen, was überhaupt verfügbar war. In Bezug auf Kiautschau als Handelshafen darf man sich, nach Hesse-Wartegg, keine allzu großen Hoffnungen machen. Es wäre sehr verfehlt und gewiß kein Freundschaftsdienst der Regierung gegenüber, wenn man bezüglich Kiautschaus Triumphlieder anstimmen wollte. Indessen liegen die Verhältnisse doch ganz erheblich günstiger, als man erwartet hatte, nur wird es selbstverständlich bedeutende Mittel erfordern, um den Grund zu legen für die commerzielle Blüthe von Kiautschau und wirklich eine Eingangspforte zu schaffen für den deutschen Handel. In der jungen hoffnungs- und phantasiereichen Handelswelt Deutschlands wurde Kiautschau vielfach als eine Art Klondyke angesehen, wo das Gold nur so auf der Straße liegt und wo alle Bedingungen für den jungen Kaufmann und Handwerker gegeben sind, um hierher auszuwandern und sich eine neue und sichere Existenz zu gründen, aber Hesse-Wartegg betont ausdrücklich: Weder für den Kaufmann, noch für den Handwerker ist für die nächste Zeit irgend ein Feld vorhanden, und es dürften noch ein paar Jahre vergehen, ehe der Boden wenigstens für eine gewisse Anzahl heimathlicher junger Leute vorbereitet ist. In Kiautschau werden bis zum Jahre 1899 Kaufleute und Handwerker gar nicht gewünscht. Handwerker deßhalb nicht, weil sie weder heute, noch überhaupt jemals mit den chinesischen Handwerkern in Bezug auf Arbeitslöhne concurriren können. Nur feinere Betriebe, wie vielleicht jene der Uhrmacher, Chemiker, Techniker, Elektriker ꝛc., werden nach Jahren, wenn die Stadt sich einigermaßen entwickelt haben wird, Aussicht auf Erfolg haben. Und Kaufleute werden heute deßhalb nicht gewünscht, weil Handel von irgend welcher Bedeutung heute noch gar nicht besteht und keine genügenden Verkehrsmittel nach dem Inlande vorhanden sind. Man kann ein Haus nicht beziehen, so lange es nicht gebaut ist, und Tsingtau ist gewissermaßen ein solches im Bau begriffenes Haus. Kaufleute würden also vorläufig ihre Zeit, ihr Geld, ihre Kenntnisse ganz aussichtslos opfern. Selbst gewiegte Kaufleute, wie jene von Hongkong und Shanghai, können jetzt noch keine nennenswerthen Geschäfte machen. Häfen wie Shanghai und Hongkong, und selbst solche von geringerer Bedeutung, als es Kiautschau werden soll, können nicht über Nacht, so zu sagen mit beiden Füßen gleichzeitig in's Dasein springen. Derartige Dinge brauchen viel Zeit, viel Arbeit, viel Geld, und man möge lieber noch ein, zwei Jahre warten. Um dies noch weiter zu begründen, greift Hesse-Wartegg auf Hongkong zurück, heute die blühendste englische Handelsstadt in Ostasien. Hongkong wurde im Jahre 1841 als offener Hafen erklärt, aber erst fünf Jahre später, 1846, war der Grund für die neu zu bauende Stadt trocken gelegt und überhaupt bewohnbar. Die Verhältnisse waren dort so ungünstig, Malaria und Fieber wütheten so fürchterlich, daß ein Regiment Soldaten binnen einem Jahre über 200 Mann verlor. Ja der erste Gouverneur, Sir John Davis, empfahl der englischen Regierung auf Grundlage mehrjähriger Erfahrungen sogar, die Colonie ganz aufzugeben. Und heute ist dieses Hongkong ein Welthafen von der größten Bedeutung.

Wo es in Hongkong vielleicht eines Jahrzehnts bedurft hat, um die Grundlagen zu schaffen für seine heutige Größe, kann man doch nicht von Kiautschau erwarten, daß es heute schon, ein paar Monate nach seiner Besetzung, aufnahmefähig sei für Handel und Industrie. In Deutschland darf man das nicht verlangen, ja, man sollte sich glücklich schätzen, daß die trostlosen Verhältnisse, wie sie in Hongkong geherrscht haben, hier vollständig fehlen, und daß mit Sicherheit angenommen werden darf, binnen einem Jahrzehnt schon einen ganz erheblichen Handel zu besitzen. Vorläufig sind die Gesundheitsverhältnisse sehr günstig, das Klima wird zu dem besten von ganz China gerechnet, die Boden-, Hafen-, Arbeitsbedingungen ꝛc. sind sehr vortheilhaft. Es ist möglich, daß in Folge des nicht ganz entsprechenden, erdigen Wassers in den Sommern der ersten Jahre der Gesundheitszustand der Truppen weniger befriedigend sein wird, und daß sie nicht von Fieber frei bleiben werden. Aber dafür wird schon jetzt mit weiser Voraussicht gesorgt. In allen Lagern, wo die Kasernen sich befinden, werden Brunnen gegraben, geregelte Abfuhr des Unraths eingeführt, und überdies wird von

privaten Kreisen beabsichtigt, auf dem prächtigen Seebadstrand ein modernes Hotel anzulegen.

Mit Shanghai, das erheblich nördlicher gelegen ist als Hongkong, erging es bei seiner Gründung nicht viel besser als mit dem Letztern. Am 17. November 1843 als offener Hafen erklärt, bedurfte es mehrerer Jahre, um die Sümpfe trocken zu legen und die Flußläufe zu regulieren. Während der ersten zwei Jahre wurden nur fünf Häuser gebaut, und 1849, sechs Jahre nach der Eröffnung, hatten sich in Shanghai erst 25 Firmen niedergelassen mit 100 Europäern, darunter sieben Frauen; Futschou, 1842 eröffnet, brauchte sogar zehn Jahre, bis es einigen Handel bekam. Und Tsingtau soll schon heute Platz bieten für die Handelsbestrebungen des commerciellen Jung-Deutschlands? Vor Allem muß überhaupt erst der Platz gefunden werden für die neu anzulegende Stadt, und das erfordert langdauerndes, eifriges Studium, denn ein Fehler würde sich auf Jahrhunderte hinaus rächen. Voraussichtlich bleibt Tsingtau und mit diesem die äußerste Spitze der von Norden in die Bucht von Kioutschau vorspringenden Halbinsel dafür am geeignetsten. Tsingtau liegt auf der Südseite dieser Spitze, die Flotte ankert auf der Nordseite innerhalb der Bucht von Kiautschau, und dort werden auch die Anlagen und Werften für den Hafen zur Erbauung kommen. An diese dürfte sich gegen Nordosten, immer innerhalb der Bucht von Kiautschau und auf der Halbinsel, die Handelsstadt allmälig aufbauen; von hier wird auch die neue Eisenbahn längs der Ostseite der Bucht, um diese herum über Kiautschau nach Wei-hsien und von dort nach dem Hoangho (Gelben Fluß) bei Tsinan führen. Diese Eisenbahn, deren Ingenieure bereits die erforderlichen Aufnahmen machen, wird bekanntlich ein Privatunteruehmen sein und keine Reichsmittel beanspruchen. Auch der Betrieb der Kohlengruben in den drei großen Bezirken am Wei-hsien,. Poschan und Itschou, über welche sich Prof. Ferd. v. Richthofen bereits in der „Gegenwart" eingehend geäußert hat, ist ein anscheinend schon gesichertes Privatunternehmen. In der That gehen die drei Dinge, Eisenbahn, Hafen und Kohlen, miteinander Hand in Hand. Ohne Eisenbahn kann aus Tsingtau kein Hafen werden, und ohne die Schantungkohle kann es in Schantung nur schwer eine Eisenbahn geben.

Ueber die dem Deutschen Reiche und deutschen Unterthanen von China zugestandenen Eisenbahnconcessionen sind bestimmte Mittheilungen noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, und nur die bereits besprochene Hauptbahn von Tsingtau über Wei-hsien und Poschan nach Tsinan-fu ist in sichere Aussicht genommen. Doch enthielt eine im Laufe des Sommers in deutschen Zeitungen veröffentlichte Karte eine Reihe von Eisenbahnlinien, deren Erbauung offenbar mit deutschem Gelde erfolgen soll, denn Schantung gehört ja ausschließlich zu der deutschen Interessensphäre in China.

Auf der genannten Karte ist zunächst die Eisenbahn von Tsingtau-Kiautschou über Poschan nach Tsinan-fu verzeichnet; diese Bahn muß unter allen Umständen gebaut werden, sie ist für den Bestand der neuen deutschen Colonie erforderlich und wird sich auch voraussichtlich schon im ersten Jahre lohnen. Eine zweite Bahnlinie ist zwischen Tsingtau und Itschou-fu, in Süd-Schantung, angegeben, und diese wurde wohl wegen der großen Kohlenfelder südlich der letztgenannten Stadt in Aussicht genommen. Die baldige Ertragsfähigkeit einer solchen Bahn scheint aber nicht ganz außer Zweifel zu sein. Eine dritte Bahnlinie ist auf der in Rede stehenden Karte von Tsinan-fu über Taingan und Mungyin nach Itschou-fu verzeichnet. An ihrer Stelle sollte die Bahn von Itschou-fu, der Pekinger Route entlang, im Thale des I-ho weiter nach Süden fortgesetzt werden. Allerdings würde dann bald die Südgrenze von Schantung erreicht sein, doch ließe sich vielleicht die Concession zur Weiterführung der Bahn dem Kaisercanal entlang nach Tschinkiang am Jangtsekiang und damit auch nach Shanghai erwerben. Damit hätten die deutschen Schantungbahnen Anschlüsse, welche ihnen den Verkehr zwischen Süd und Nord in die Hand spielen und schon in den ersten Jahren ihres Bestandes gute Einnahmen sichern. Der Kaisercanal, dessen Lauf diese Bahn auf eine gewisse Strecke, im Süden etwa 350 Kilometer weit, folgt, ist der Bahn nicht nur kein Concurrent, sondern ein Förderer. Er hat den ganzen Frachtenverkehr zwischen Süd und Nord, soweit dieser nicht den Seeweg einschlägt, im Laufe der Jahrhunderte an sich gezogen und genügt gar nicht mehr zu dessen Bewältigung, so daß der Verkehr zum Teil auf Karren und Schubkarren erfolgt. Während der Wintermonate aber ist der Canal zugefroren, im Frühjahr ist er auf dem ganzen Gebiete von Schantung wasserlos, und der Frachtenverkehr wird dann größtentheils der Bahn zu Gute kommen. „Ringelspielbahnen zu bauen," schreibt Hesse-Wartegg, „dazu wird sich in Europa kein Geld finden lassen, aber für eine Bahn vom Jangtsekiangthal durch Schantung nach Peking gewiß. Es handelt sich darum, Anschlüsse zu erhalten, den Personen- und Frachtenverkehr verschiedener Gebiete an sich zu saugen; und dazu würde es auch gut sein, von Yentschou-fu eine Zweigbahn nach dem nur eine halbe Tagereise entfernten Tsining am Kaisercanal zu bauen, dem größten Handelsplatze von Schantung und Hauptsitze der deutschen katholischen Mission. Sie würde den Anfang einer Bahnstrecke bilden, welche mit Aussicht auf sichern Erfolg durch vollständig ebenes Gebiet weitergeführt werden könnte, nach Tsautschou-fou im westlichen Schantung und von dort nach der nur 120 Kilometer weiter gelegenen Hauptstadt von Honan, nach Kaifong am Hoangho, welcher Stadt noch eine große Bedeutung bevorsteht. Geht man doch in Pekinger Hofkreisen mit der Absicht um, die Residenz des Kaisers und den Sitz der Regierung nach Kaifong zu verlegen, um so dem directen Einflusse der Russen und anderer Nationen zu entgehen, die sich im Golf von Petschili mit Bajonetten und Kanonen festgesetzt haben. Wird Kaifong früher oder später wirklich Reichshauptstadt, dann würde die deutsche Eisenbahn Kiautschau-Tsinan-Kaifong den ganzen Verkehr der Hauptstadt mit der See und dem Auslande übernehmen, Kioutschau aber zum Haupthafen der Residenz werden. Auch wenn Kaifong nicht Reichshauptstadt wird, bleibt eine Eisenbahn von Schantung aus dorthin sehr wichtig, denn mit ihr würde man den Handel von Honan und Schansi sichern und ihn über die deutschen Bahnen durch die deutsche Interessensphäre in China nach dem deutschen Hafen Tsingtau lenken. Vor Allem geht Schansi, wenn es einmal erschlossen wird, einer großen Zukunft entgegen, und es wäre gut, bei Zeiten einen Anschluß dorthin zu gewinnen.

Die hier ausgesprochenen Ansichten sind nicht nur die von Hesse-Wartegg, sie werden auch von jenen getheilt, welche das Land, seine Erzeugnisse und seine Aussichten am Besten kennen, nämlich den seit Jahrzehnten in Schantung ansässigen Missionaren und den Kaufleuten in Shanghai und Tientsin. Hoffentlich kommt jetzt durch die jüngsthin stattgefundene Einigung der einzelnen Schantung-Syndikate (Hansemann, Krupp ꝛc.) ein lebhafteres Tempo in diese für uns hochwichtige Angelegenheit. Die Eisenbahn, die zunächst von Tsing-Tau bis Tsinan-fu gebaut wird, soll bis an die Grenze der Nachbarprovinz, bis Te-Tschau verlängert werden; Zweigbahnen sind vorbehalten. Deutsche Maschinen werden in Ostasien arbeiten, von deutschen Ingenieuren aufgestellt und bedient. Techniker werden in Menge drüben andauernden Erwerb finden, wie denn überhaupt für unseren Ueberschuß an tüchtigen Leuten in der großen Provinz Schantung nach und nach Verwendung sein wird. So eröffnen sich erfreulicher Weise für Deutschland in jenem Teile Ostasiens günstigere Aussichten, während gleichzeitig die chinesische Regierung sicher sein darf, die Provinz in thunlichst schneller und durchaus zweckmäßiger Weise entwickelt zu sehen. Möge der deutsche Bureaukrat nicht wieder verderben, was der deutsche Kaufmann in's Werk setzen will!

## Die Motoren im Straßenverkehre.

Von Syndicus Dr. Karl Hilse (Berlin).

Der deutsche Juristentag hat bei seiner diesjährigen Tagung in Posen einen ihm aus dem Kreise seiner Mitglieder unterbreiteten Antrag: „die im Straßenverkehre einzuführenden Motoren dem Haftpflichtgesetze v. 7. Juni 1871 zu unterstellen bezw. diese Maßregel zu befürworten", seiner ständigen Deputation zur Vorberathung überwiesen und damit grundsätzlich anerkannt, daß sie aus Rechts- und Billigkeitsgründen jedenfalls einer eingehenden Erörterung würdig sei und den Gesetzgeber zu beschäftigen Anlaß bieten würde. An ihrer Untersuchung und späteren Behandlung sind indeß in weit höherem Grade die Gewerbetreibenden und alle Diejenigen betheiligt, welche im Straßenverkehre entweder selbst zu thun oder Andere zu beschäftigen haben, weil sie theils für die Folgen eingetretener Unfälle verantwortlich sind, theils für Verluste, die sie nicht vermeiden konnten, unentschädigt bleiben würden, wenn es fernerhin bei dem heutigen Rechtszustande verbleibt. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Verwendung von Motoren im Straßenverkehre dadurch beeinflußt werden kann, wenn ihr Gebrauch eine größere Verantwortlichkeit für Ereignisse, die durch sie hervorgerufen sind, mit sich bringt, wie dies die Verwendung thierischer oder menschlicher Triebkraft jetzt thut. Weil hierdurch der Gebrauch derarter gewerblicher Erzeugnisse ungünstig berührt werden kann, läßt sich denkbarer Weise auf eine Abnahme oder doch minder schnelle Verbreitung gewerblicher Erzeugnisse für Triebwerke der beregten Art rechnen. Folglich haben wirthschaftliche und gewerbliche Kreise hinreichend Anlaß, die angeregte Frage gleichfalls zu prüfen und nach ihrer Tragweite für die Motorenfabrikation, den Motorenverbrauch und die Sicherheitsverhältnisse im öffentlichen Verkehrsleben zu beleuchten.

Unter Haftpflicht versteht man in Deutschland die gesetzliche Pflicht, für die Vermögensnachtheile aus Tödtungen oder Körperverletzungen aus gewerblichen Unfällen einzustehen. Die Grundlage hierzu giebt ein Gesetz vom 7. Juni 1871, in welchem die durch das Preußische Gesetz vom 3. November 1838, § 25 eingeleitete Gesetzgebung im Gebiete der Eisenbahn- und der gewerblichen Unfälle ihren reichsgesetzlichen Abschluß fand. Es wird neben dem bürgerlichen Gesetzbuche in Geltung bleiben, doch hat das Einführungsgesetz dazu vom 18. August 1896, Art. 42 einige Verschärfungen im Umfange der Ersatzverbindlichkeit gebracht, auf die hier indeß nicht näher einzugehen ist.

Die Haftpflicht ist doppelter Art. Eisenbahnen, worunter selbst Straßenbahnen mit Pferdebetrieb fallen, während die Feld-, Forst- und Industriebahnen nicht dazu gerechnet werden, und solches auch für die Rutsch-, Schwebe- und Stufenbahnen zutreffen würde, haften für die beim Betriebe eingetretenen Tödtungen und Körperverletzungen selbst dann, wenn jedes Verschulden des Unternehmers oder seiner Leute völlig ausgeschlossen ist; sie können sich von dieser Pflicht nur durch den Beweis befreien, daß höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verunglückten vorliegt. So oft dieser Beweis mißlingt, bleibt ihre Eintrittsverbindlichkeit bestehen, selbst wenn nachweisbar ein Dritter den Vorfall vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt hat. Außer den Eisenbahnen unterstehen die Unternehmer von Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien oder solcher Fabriken, welche Dampfkraft verwenden, der Haftpflicht, zu deren Begründung ihnen jedoch der Nachweis zu führen ist, daß ein Bevollmächtigter, Repräsentant, Betriebsleiter oder Arbeitsaufseher ein Verschulden in Ausführung seiner Dienstverrichtungen begangen hat. Sie bleiben also von jeder Verantwortlichkeit frei, wenn dem Verunglückten oder seinen Rechtsnachfolgern der schuldige Beweis mißlingt, weshalb ihre Lage gegenüber dem Bahnbetriebsunternehmer ungleich günstiger ist. Denn die Schwächen in der Beweisführung kommen ihnen und bei den Eisenbahnbetrieben umgekehrt dem Verunglückten zu Gute.

Das Haftpflichtgesetz ist unverkennbar ein Sondergesetz, als welches es der Anwendung auf verwandte Fälle entzogen ist. Folgeweise kann es auf Unfälle in anderen Gewerbebetrieben als den in ihm ausdrücklich genannten nicht angewendet werden. Mithin fallen die Unfälle durch Fahrzeuge, welche mit Dampf oder anderer mechanischer Kraft getrieben werden, ohne jedoch an Schienen gebunden zu sein, unter die Haftpflicht nicht, selbst wenn die beregten Fahrzeuge der Unterhaltung des öffentlichen Verkehres dienen, z. B. Omnibusse, Droschken, oder zur Beförderung in Fabriken, Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien gewonnener oder hergestellter Erzeugnisse gebraucht werden.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die an Schienenwege gebundenen Fahrzeuge insofern minder gefährlich sind, als die ungebundenen, weil sie ihre angewiesene Richtung innehalten müssen und am willkürlichen Abbiegen behindert sind. Jeder im Straßengewühl Verkehrende kann also mit Sicherheit darauf rechnen, auf dem schienenfreien Straßentheile von der Gefahr befreit zu bleiben, unter einen Bahnzug zu gerathen. Er braucht also nur die Richtung des Gleises zu verfolgen, um die ihm etwa dort drohende Gefahr zu erkennen. Anders steht dies mit ungebundenen Fahrzeugen, welche beliebig ihre Richtung ändern, einander überholen, nach der anderen Seite überbiegen, kurz, an jede Stelle der Straßenfläche gebracht werden können. Hier kann somit Muthwille, Ungeschicklichkeit, Vorsatz weit leichter Gefahren schaffen, denen zu entgehen für den Gefährdeten viel schwieriger ist, weil er nicht bloß mit dem Schnelligkeitsgrade ihrer Annäherung, sondern auch mit der Unregelmäßigkeit ihrer Fahrrichtung zu rechnen hat.

Solange die ungebundenen Fahrzeuge nur auf Menschenkraft, wie die Handwagen, oder auf Thierkraft angewiesen waren, war ihre Fahrgeschwindigkeit und ihre Belastung beschränkt, bot überdies der natürliche Trieb der benutzten Kräfte, drohenden Gefahren auszuweichen, noch einen gewissen Schutz. Pferde weichen z. B. instinctiv zur Seite, sobald sie ein Hinderniß vor sich sehen, oder suchen durch einen Satz darüber hinwegzukommen, ohne es mit den Hufen zu berühren. In der großen Fällezahl, in welcher Personen durch Betreten der Bahngleise vor Pferdebahnen hingefallen sind, wurden nur äußerst wenige Verletzungen durch die Pferde und die meisten erst durch die Schutzvorrichtung oder die Räder herbeigeführt. Ebenso zeigten nachweisbar die meisten durch ungebundene Fahrzeuge Verunglückten Verletzungen durch die Räder und nur ausnahmsweise solche durch Hufstritte.

Kommt statt der thierischen oder menschlichen Kraft in großem Umfange eine mechanische Kraft zur Anwendung, so ist hierfür meist der Beweggrund maßgebend, größere Fahrgeschwindigkeit und höhere Belastbarkeit der Fahrzeuge zu erreichen, also in der nämlichen Zeit längere Wege zurückzulegen und größere Massen zu befördern. Der daraus entspringende Gewinn ist Ziel und Zweck des Ueberganges vom Hergebrachten zu den Errungenschaften der Neuzeit. Es fragt sich, ob eine Belastung durch Aufbürden der Verantwortlichkeit für die erhöhte Gefahr unbillig und unnatürlich sein wird. Beides ist zu verneinen.

Die haftpflichtigen Betriebe haben die wirthschaftlichen Nachtheile aus der ihnen aufgebürdeten Haftpflicht, welche für Eisenbahnen jetzt 60 Jahre, für die Gewerbetriebe jetzt 27 Jahre besteht ohne Beeinträchtigung ihrer Bestandsfähigkeit zu tragen vermocht. Dabei haften Straßenbahnen noch dazu für die Folgen des Verschuldens Fremder, welche zum Betriebe in keinerlei rechtlichen Beziehungen stehen. Wenn eine leichtfertige Erzieherin mit ihren Schutzbefohlenen kurz vor dem Bahnwagen das Gleis betritt und das Kind jetzt losläßt, um sich allein in Sicherheit zu bringen, so haftet

für den durch sie veranlaßten Schaden der Betriebsunternehmer. Wenn ein Vater mit seinem Kinde auf dem Arme einen fahrenden Bahnwagen besteigt, wobei es ihm entfällt und verunglückt, so haftet gleichfalls der Betriebsunternehmer. Wenn ein Droschkenkutscher einem Bahnzuge noch die Fahrt abschneiden will, wobei sein Wagen gefaßt wird und seine Fahrgäste herausfliegen, so hat für deren Schaden der Bahnunternehmer einzustehen. Derselbe ist nicht bloß für die Schäden seiner Fahrgäste verantwortlich, von welchen sie unmittelbar oder mittelbar durch das vorsätzliche oder grobfahrlässige Anfahren fremder Fahrzeuge betroffen werden, sondern sogar für Verletzungen von Personen, die erst in der Mitte des Bahnwagens durch Dritte an oder unter denselben gestoßen werden. Warum soll nun eine für Straßenbahnbetriebe so weitgehende Verantwortlichkeit gegenüber anderen Fuhrunternehmern unerträglich, unnatürlich und unbillig sein?

Jetzt sind sie allerdings von einer derartigen Verantwortung nach den geltenden Landesgesetzen, abgesehen von dem Herrschaftsgebiete des französischen und badischen Rechtes, welches eine gewisse Verantwortlichkeit kennt, fast ausnahmslos frei. Der Fahrgast des Omnibus, des Kremsers, der Droschke wird fast nie Ersatz für seinen Schaden aus Unfällen erlangen, weil er dessen Unternehmer keine eigene Verschuldung nachweisen kann, während diese seiner Leute nicht vertreten zu werden braucht. Erst recht ist der im Straßengewühle durch ein Fuhrwerk Ueberfahrene der Aussicht beraubt, seinen Schaden vom Fuhreigner einzutreiben, weil dieser für die Verschuldung seiner Leute nur höchst ausnahmsweise einzutreten hat und folglich fast nie gefaßt werden kann. Unter der Herrschaft des bürgerlichen Gesetzbuches wird es nur wenig besser sein, weil der Unternehmer den Anspruch schon durch den Beweis zu entkräften vermag, bei der Auswahl seines Beauftragten kein Versehen begangen zu haben oder daß ein solches für den Eintritt der Begebenheit unerheblich gewesen ist.

Dem Rechtsgefühle wird nicht genügt, wenn genau die nämliche Begebenheit an der gleichen Stelle, je nach dem ob ein Bahnfahrzeug oder ein anderer Wagen betheiligt ist, verschieden wirkt, dort einen Ersatzanspruch begründet, hier keinen giebt. Fährt ein zwischen Bahnwagen und Omnibus durchjagendes Schlächterfuhrwerk zwei Kinder um, deren eines unter den Bahnwagen, deren anderes unter den Omnibus zu liegen kommt, so versteht der gesunde Menschenverstand nicht, warum jenes einen Haftanspruch erlangt, der diesem versagt wird, warum der Bahnunternehmer verantwortlich für den Zufall aus der That eines Dritten erklärt werden darf, während Gleiches gegenüber dem Omnibusunternehmer ungerecht oder unbillig sein würde. Noch weniger begreift man jedoch, warum der Schlächter, dessen Fahrer und Fahrzeug den Schaden angerichtet hat, verantwortungsfrei bleiben darf, da er es doch in der Gewalt hatte, eine zuverlässigere Kraft mit Führung seines Fahrzeuges zu betrauen.

Birgt nun die Verwendung mechanischer Kräfte mindestens dadurch eine höhere Gefahr für den Straßenverkehr, daß deren Beherrschen größere Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erfordert und daß ein vorgekommenes Versehen verhängnißvoller wirken wird, so ergiebt sich daraus die weitere Frage, ob es nicht natürlicher ist, der Billigkeit und Gerechtigkeit mehr entspricht, wenn die Folgen ihres Eintrittes denjenigen zu treffen haben, welcher aus irgend welchen Gründen das neue Gefährt in den Verkehr bringt, um die aus seinem Gebrauche erzielbaren Vortheile zu ziehen, als wenn die Bevölkerung im Allgemeinen die Schäden, von welchen sie durch derartige Fuhrwerke getroffen wird, selbst zu tragen hat. Unschwer wird die Bejahung in ersterem Sinne zu begründen sein. Ist dem aber so, dann muß als natürliche Folge der bevorstehenden Veränderung in den Verkehrsverhältnissen durch Einführung oder Vermehrung mechanischer Triebwerke ein gesetzgeberisches Vorgehen dringlich erscheinen, um die unentbehrliche Rechtsgleichheit zu schaffen. Ein Ausbilden des Polizeirechtes genügt hierfür nicht, weil dasselbe höchstens einem Mißbrauche vorbeugen kann, dagegen nicht die Rechtslage der Betroffenen im Vermögensgebiete zu regeln vermag.

Ist ein Vorgehen des Gesetzgebers nöthig, so fragt es sich weiter, ob dabei stehen geblieben werden darf, nur die Schäden aus Tödtungen oder Körperverletzungen durch Fuhrwerke mit mechanischer Kraft zu regeln, oder ob die Gesetzgebungsarbeit sich auch auf die Sachbeschädigungen zu erstrecken hat, sowie ob es ausreichen würde, eine Haftpflicht im Umfange des jetzigen § 2 zu begründen, oder auf die strengere des § 1 überzugehen. Die Ausdehnung der neuen Gesetzgebung auf Sachbeschädigung ist bei der heut herrschenden Rechtsunsicherheit auf diesem Gebiete sicher wünschenswerth. Die Beschränkung der Verantwortlichkeit auf Fälle des nachweisbaren Verschuldens eines Beauftragten dagegen ebenso ausreichend wie billig, weil es unnatürlich und vielleicht schon ungerecht ist, einen Unbetheiligten für Handlungen eines Dritten leiden zu lassen, zu dem man in keinerlei entfernter Beziehung steht und dessen Eingreifen man nicht einmal verhindern kann, wie dies heut bei der Haftpflicht der Straßenbahnunternehmer aus den durch fremde Wagenführer verursachten Unfällen zutrifft.

## Literatur und Kunst.

### Robert Blum als Schriftsteller.

Allerlei Ungedrucktes.

Der Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung, das Mitglied des Frankfurter National-Parlaments Robert Blum, den Fürst Windischgrätz vor 50 Jahren, am 9. November 1848, in Brigittenau bei Wien niederschießen ließ, um ein Exempel zu statuiren, war ursprünglich durchaus keine politische Persönlichkeit. Er war aus Köln gebürtig, kleiner Leute Kind, und begann seine Laufbahn als Handwerkslehrling, dann wurde er Commis und wirkte viele Jahre hindurch als Theatercassirer bei Ringelhardt in Leipzig. So hatte er sich aus tiefster Armuth tapfer in die Höhe gearbeitet. Durch seine Berührung mit der Bühne entdeckte er sein literarisches Talent, und er war so bescheiden in seinen Ansprüchen und in der Taxirung seiner Begabung, daß ihm damals als der ehrgeizigste Gedanke vorschwebte, über Theaterstücke und Bücher Recensionen zu schreiben. Besonders war er ein fleißiger Mitarbeiter an mehreren Leipziger Zeitschriften. Zumal an Gustav Kühne's Zeitung für die elegante Welt, die damals in Pleiße-Athen erschien. Gustav Kühne, ein Förderer junger Talente und sehr gefällig im Umgang mit angehenden Schriftstellern, hat die Arbeiten Robert Blum's gern veröffentlicht. Aber es ging ihm wie vielen anderen Redacteuren aus alter und neuer Zeit, daß er mit Raummangel kämpfen mußte, und so geschah es, daß er nicht alle Kritiken des Leipziger Theater-Cassirers zum Abdruck brachte. Aus dem Nachlaß Kühne's, des Letzten vom „Jungen Deutschland", seien nun drei Recensionen Robert Blum's mitgetheilt, und zwar alle aus dem Jahre 1838, die nicht abgedruckt wurden und also unbekannt blieben. Diese Besprechungen sind jedoch nicht allein an und für sich sehr interessant, sondern zugleich auch für die Beurtheilung Robert Blum's, seines Charakters und seiner ästhetischen und politischen Weltanschauung so wichtig, daß man noch eine posthume Veröffentlichung derselben willkommen heißen wird.

Es sind drei Werke, die Robert Blum besprach: 1. einen Roman des Ungarischen Romanschriftstellers Nikolaus

Jósika, betitelt: „Abafi“, in zwei Bänden, aus dem Ungarischen, übersetzt von G. Treumundt. 2. „Das Geheimniß der Tiber,“ eine dramatisirte Novelle nach dem Französischen des Lafont von Theodor Hell. 3. Wanderungen durch Italien von C. Fenimore-Cooper, aus dem Englischen von Dr. F. Steger. Aus der Besprechung von „Abafi“ citiren wir nur die folgenden charakteristischen Stellen:

Das jugendlich-kräftige Aufblühen der ungarischen Literatur ist ein ebenso anziehendes als erfreuliches Schauspiel. Während jene Weltbewegungs-Epoche, von der wir Befreiung in jeder Beziehung hofften und nur neue Fesseln und Hemmungen empfanden, uns von fruchtlosen Kämpfen zu Kämpfen führte, wo in regellosen und einzelnen Plänkeleien die Kräfte zersplittert und langsam aufgerieben wurden, sodaß wir jetzt nur überall Zerfahrenheit, Spaltung, Parteiung und Richtungslosigkeit erblicken, scheint diese Epoche das Magyaren-Volk zu einer Erkenntniß seiner wahrhaften Bedürfnisse geführt zu haben. Ein Geist der Einigung und des Verständnisses scheint segnend über der halb vergessenen Nation zu schweben und sie liebend zu einem Lebensziele zu leiten. Die Ungarn erkannten ihren nahen äußeren Tod, die verzehrende Krankheit ihrer Nationalität und fühlten zugleich die innere mächtige Lebenskraft und die Befähigung, sich in die Reihe der selbstständigen, fortschreitenden Völker zu stellen. Aber die Ungarn erkannten auch, daß sie durch äußere Hindernisse und eigne Versäumniß zurück geblieben waren hinter den Völkern Europa's, daß sie ihre Kraft sammeln, ordnen und nach einem Ziele wenden müßten, wenn sie mit Erfolg sich zu den Nationen stellen wollten, und sie begannen ihr Werk mit Muth und Umsicht. 10 Jahre schienen sie zu schlummern und wurden fast vergessen in den Wirren, die die civilisirte Welt bewegten und jedes Volk beschäftigten. Da plötzlich traten sie auf den Schauplatz des Völkerlebens, bewährt und gerüstet mit den Waffen der Kraft und dem deckenden Schilde der Klugheit. Festen Schrittes erstrebten sie ihren Antrieb an den neuesten Eroberungen des menschlichen Geistes und einen ehrenvollen Platz in der heutigen Weltgeschichte, erzwangen sich die Aufmerksamkeit der übrigen Völker und gingen sicher, aber unaufhaltsam weiter auf dem Gebiete der modernen Cultur.*) Unter den staunenswerthen Resultaten, die der Stufengang geistiger und materieller Entwickelung seither darbot, bot die Literatur, dieses Gott verliehene Organ des lebendigen und lebenswerthen Volksgeistes, die größten und bedeutendsten. Unter den erzählenden Schriftstellern Ungarns ist Jósika einer der vorzüglichsten und bedeutendsten und hat sich durch eine Reihe in rascher Folge erschienener Romane zum Lieblingsschriftsteller der Nation gemacht. Können wir auch an seine Romane nicht den Maaßstab legen, den wir für deutsche, französische und englische Erzeugnisse der Art gebrauchen, da es unbillig wäre, ihn bei der jugendlichen, ja beinahe noch kindlichen Literatur der Magyaren in Anwendung zu bringen, so muß man doch zugeben, daß Jósika in seinen Gebilden die Wünsche, Bestrebungen und Hoffnungen der Nation, ihr eigenes innerstes Leben zur Anschauung bringt und ein achtungswerthes Schriftsteller-Talent entfaltet. Die Charaktere und Situationen sind wahrhaft national, die ersteren consequent gehalten, die letzteren spannend und reich an mannigfachem Wechsel. Wie sich die Wünsche der Nation meist aussprechen in der Erinnerung an jene Epoche der Vergangenheit, die einer ersehnten besseren Zukunft am meisten ähnelt, so wählt Jósika zu seinen dichterischen Productionen meistens Scenen aus der vielbewegten thatkräftigen ungarisch-siebenbürgischen Vorzeit, wo die Nation in blutigen Fehden mit Heldenmuth und Ruhm kämpfte gegen äußere und innere Feinde und siegreich ihre Selbstständigkeit behauptete. Daher finden wir in seinen Erzählungen eine Fülle, — zuweilen eine Ueberfülle — historischer Züge und eine höchst romantische, wechselnde Scenerie. Die oft zu umständliche Schilderung heimathlicher Naturreize und Einflechtung einzelner Localitäten kann man dem sein Vaterland innig liebenden Dichter wohl nachsehen, für den deutschen Leser haben diese Schilderungen des fremden Landes auch eignes Interesse und zwar umsomehr, da die socialen Zustände aus Ungarns Vergangenheit deutlich daraus hervortreten. Im vorliegenden Roman hat der Verfasser sich nach seinen eignen Worten die Aufgabe gestellt, zu beweisen: „daß ein fester Wille jede niedrige Leidenschaft zu besiegen vermag; daß die Bahn der Vervollkommnung zwar schwierig und nicht ohne Rückfälle zur früheren, bösen Angewöhnung sei,“ daß aber gleichwohl die Kraft der Seele endlich die Oberhand behält, wenn sie zu wollen versteht. Diese für ein Publicum sinndeutungsvolle Aufgabe hat er sehr befriedigend gelöst. „Abafi“ erhebt sich aus einer gänzlichen Unbedeutendheit, aus einer tiefen moralischen Vergangenheit zum vollen Bewußtsein seiner Würde und männlichen Kraft, greift mit starker Hand ein in das Geschick seines Vaterlandes und erringt sich die Palme treu erfüllter Pflicht und die Freude eines glänzenden Erfolges.“

*) Wie wenig das moderne Ungarn diese Sympathie unserer Achtundvierziger verdient, beweist heute die systematische Rechtlosmachung und Unterdrückung der Deutsch-Ungarn, besonders der wackeren Siebenbürger Sachsen durch den herrschenden Magyarismus, sowie dessen Verbrüderung mit Tschechen und Polen gegen die Deutsch-Oesterreicher unter Badeni und Thun. Die Red.

Die obigen Ausführungen sind gewiß auch für den Menschen und Politiker Blum charakteristisch. Den genauen Bühnenkenner finden wir aber in Blum's Betrachtung der dramatischen Novelle: „das Geheimniß der Tiber“:

„Alles, was einem Drama Reiz und Interesse verleihen kann — natürlich abgesehen von den Anforderungen der höheren Tragödie — finden wir in diesem Werke: trefflichen Stoff, lebendige, viel verschlungne Handlung, erschütternde Situationen und Leidenschaft in allen Stadien; die glühende, wüthende Leidenschaft, die kein Mittel verabscheut, wenn es scheinbar zum Ziele führt und sogar zum Verbrechen greift, wenn die übrigen Bande zu zerreißen drohen, die sie mit dem Gegenstande ihrer Neigung aneinander ketten; die muthig zur Selbstvernichtung greift, wenn der trostlose Anblick des verfehlten Zieles sich ihr darbietet und groß, wenn auch verabscheuungswerth, untergeht. Diese Leidenschaften repräsentirt die Römerin Oliva, die stille, zermalmende, duldende, jede andre Thatkraft lähmende und vernichtende Leidenschaft der Fischer Salviati; die ausgetobte, mattherzige, nur in einzelnen Blitzen noch die Spuren früherer Heftigkeit verkündende Leidenschaft der Abenteurer Beppo, und die innige, stille, hinschmachtende provencalische Leidenschaft die liebenswürdige Inez. Es ist ein Lebensbild Italiens, voll von dem Farbenschmelz und der Sonnengluth des Südens, so siedend warm, daß der vernichtende Scirocco sich darin erzeugt. Schade, jammerschade, daß dieser schöne Stoff so schlecht behandelt und durch die verkrüppelte Ausführung in das Gebiet der französischen melo-dramatischen Ungeheuer herab gezogen wurde; leider aber ist es so. Wenn die Erfindung der Fabel Lafont eigenthümlich ist, so ist es unbegreiflich, wie er sein eignes Werk so vandalisch zertrümmern konnte. Wenn er sie einem Andern entnommen hat, so ist es sündlich, daß er sich mit unfähiger Hand an die Bearbeitung wagte. Er hat nichts, gar nichts gethan für den Stoff, als ihn verdorben. Kein Charakter, die alle so klar dalagen, ist gehalten und durchgeführt, keine Situation ausgemalt mit der Kraft und Energie, deren sie bedurfte. Die Sprache der Leidenschaft ist ausgeartet in ein breites, geist- und markloses Gewäsch.“

Ueber die Wanderungen in Italien von Cooper urtheilt Robert Blum also:

„Zuweilen nüchtern und trocken wie ein amerikanischer Krämer, zuweilen hyper-poetisch wie ein junger Mensch, der zum ersten Mal verliebt ist, durchzieht Cooper Italien und tischt uns in seinen Erinnerungen ein Gericht Empfindungen, Beobachtungen und Reflexionen auf, denen es ebenso sehr an Mark und Kraft als an gehöriger Mischung fehlt. Die oberen Wanderungen bilden einen Theil seiner Erinnerungen und haben nicht einen einzigen Vorzug vor ihnen voraus. Wo eine großartige Vergangenheit zu dem Betrachter spricht und der mächtige Geist einer lebenskräftigen Zeit um seine Seele schwebt, da berichtigt Cooper eine falsche Zahlenangabe in Füßen und Zöllen und bildet sich dabei ein, ein Wunder wie großes und nützliches Werk vollendet zu haben! Wo aber eine unterdrückte Nationalität ihre Sterbelaute wimmert, der geknechtete Gedanke ohnmächtig an seinen Fesseln rüttelt und das Völkerglück blutet unter den Geißeln harter Verhältnisse, da faselt Cooper von der schönen Gegend und sieht in ihr den Inbegriff aller menschlichen Bedürfnisse! Wenn es etwas Merkwürdiges in diesem Buche giebt, so ist es eben die Naseweisheit, mit der der Verfasser Alles besser wissen, erläutern und opodiktisch feststellen will, indessen ihm — wie es scheint — diejenigen Reisewerke über Italien, die das Alles längst geistreicher und bündiger erörtern, gänzlich fremd sind und er höchstens zwei englische Werke citirt, die auf dem ganzen Continent fast unbekannt sind. Von Mailand aus wandert Cooper, nachdem er uns schnell gesagt hat, daß die Schlacht bei Lodi sehr unbedeutend und die durch Feder und Pinsel tausendfach verherrlichte Erstürmung der Brücke entweder eine Kleinigkeit oder Unmöglichkeit gewesen sei, über Piacenza, Parma, Bologna, Modena, Lucca, Florenz und Pisa nach Toscana. Die Früchte dieser ganzen Strecke sind fünf lange Briefe, die, genau betrachtet, nichts enthalten, wenn man allenfalls die Audienz beim Großherzog von Toscana ausnimmt. Ein Abstecher über Genua nach Corsica zurück nach Florenz ist ebenso dürr. In Florenz erhält der Verfasser eine Einladung vom Grafen von Saint Leu und findet bei ihm einen Theil der Familie Bonaparte, über die er ebenso vage als philisterhaft schwätzt. Als Probe stehe hier sein Urtheil über Laetitia. „Madame Mère ist eine alte abgemagerte Dame, die — im Winter 1829—30 — nur wenige Reste von Schönheit zeigt, herrliche schwarze Augen ausgenommen. Es mag wahr sein, daß sie die Talente ihres Geschlechts besitzt, dem Verfasser erscheint sie bei mehreren Begegnungen nicht so. Gewiß war sie eine gute und unter Umständen energische Mutter, aber hiervon abgesehen war ihr Ruf gemacht. Jeder gewöhnliche Fremde würde sie für eine ehrwürdige Landedeldame gehalten haben, für eine Frau, die zu spät in die große Welt trat, um deren Gewohnheiten sich noch anzueignen. Ihr Französisch war italienisch und ihr Italienisch erbärmlich. Sie war jedoch einfach und ohne Anmaßung, mit einem Worte mütterlich.“ Das sind die Empfindungen der ledernen Krämerseele eines Yankee beim Anblick der Niobe des 19. Jahrhunderts! Nun geht's nach Livorno und Elba, wo wenigstens die Behandlung von Napoleon's Wohnung einiges Interesse gewährt. Von dort nach Neapel, wo ein Vergleich zwischen dieser Stadt und ihrer Umgebung mit New-

York uns anzieht. Ueber Pompeji und seine Vernichtung sagt er viel Vages ohne Werth und Bedeutung. Dann beschrieb uns der Krämer Tasso's Haus und später dessen Gefängniß mit der Gleichgiltigkeit, womit man allenfalls von einem Meilensteine spricht. Ob Cooper wohl wissen mag, wer Tasso war? Nach mancher leeren Salbaderei kommt der Reisende endlich nach Rom und läßt uns Alle die schon tausendmal gehörten Dinge wiederkäuen, berichtigt auch gelegentlich mit hochwichtiger Miene einige Zahlen. Das nimmt dann einen guten Theil des zweiten Bandes weg, und wir sind von Herzen froh, daß die ennuyante Reise weiter geht. Ueber Rafael hören wir indeß viel Lehrreiches, z. B. wie das Landhaus am Ponte Molle durch den Pinsel dieses großen Meisters — ich weiß nicht, ob es geschmückt oder besudelt ist, oder wie der Gedanke Rafael's, den er in der Loggia im Vatican veranschaulichen wollte, bildlich gar nicht dargestellt werden kann. „Ein alter Mann, der mit vorgebeugtem Leibe, mit offenen Händen und ausgebreiteten Armen dasteht mitten in einem chaotischen Gemisch düsterer Farben, mag, wie ich gern zugeben will, poetisch sein, wie weit steht diese Darstellung aber dem reinen Gedanken nach." Von dem folgenden Bilde Rafael's, ebenfalls zu seiner Darstellung gehörig, heißt es: „Jede Kritik, die sich mit einer so niedrigen Idee beschäftigen wollte, wäre rein weggeworfen." Da die Rückreise noch ärmer ist, so wollen wir sie beeilen und den gewiß ermüdeten Lesern in Insbruck mit dem trefflichen Reisebeschreiber Cooper ausruhen lassen, wo seine Tour endet. Wenn die Amerikaner an diesem Producte ihres Landsmannes Geschmack finden und ihre Ansichten und Urtheile über Europa daraus schöpfen, so sind sie sehr zu bedauern."

Wie man sieht, war der gefeierte Volks- und Parlamentsredner auch ein schneidiger Kritiker auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Seine übrige schriftstellerische Thätigkeit ist weniger bedeutend. Seine Theaterstücke und Erzählungen sind kaum noch lesbar; interessanter schon seine politischen Schriften. Besonders die Abderitenstreiche der Kleinstaaterei verhöhnte er in seinem Volkstaschenbuche „Vorwärts" und in den Sächsischen Vaterlandsblättern ganz köstlich. Zumal der volksbeglückende Patriarch Fürst Heinrich LXXII. von Reuß jüngerer Linie war ihm eine ständige komische Figur. Aus dessen Erlassen citirte Blum mit Behagen namentlich Folgendes: „Meinen Garten in Oberstein öffne ich allen anständigen Fremden, aber mit der Dunkelheit hört der Besuch auf. Warum? Weil dann die Begriffe Anständig und Unanständig sich verwirren!" Und nach einem Feuer in Lobenstein ließ sich der zweiundsiebzigste Heinrich also vernehmen: „Mein Grundsatz ist: erst löschen und dann einpacken. Nämlich so: wenn ein kleines Feuer schnell gelöscht wird, so schlafen dann die Leute ruhiger, als wenn durch Vernachlässigung desselben eine schlecht gebaute Stadt vielleicht drauf geht." Man kann sich denken, mit welchem Behagen der Leipziger Volksmann diese fürstlichen Narrheiten wieder erzählte, und welches Fest er damit den Radicalen bereitete. Das Recensiren und die Theatercasse gab er übrigens bald zu Gunsten seiner agitatorischen Thätigkeit auf und stiftete den Schillerverein mit stark politischer Färbung. Dann trat er an die Spitze der deutschkatholischen Bewegung (Ronge) und beherrschte nach dem Straßenkampfe vom 12. August 1845 vier Tage hindurch die Stadt Leipzig wie ein Dictator. Mit seiner Wahl in's Frankfurter Vorparlament und in die Nationalversammlung, deren gewandtester Redner er wurde, erreichte seine literarische Laufbahn ihr Ende.

K.

---

## Meine Lehr- und Wanderjahre.

Von Klaus Groth.

(Schluß.)

Im Winter 1855/56 zog ich der Kälte wegen aus meinen luftigen Zimmern bei Böcking in einem der beiden Thürme auf seinem stattlichen Hause an der Coblenzer Straße, wovon aus ich über den Rhein und das Siegener Land, wie fernhin über das Siebengebirge schaute, hinunter in die Belletage, wo ich dann wärmere Räume nach dem Garten und der Straße hinaus, von Böcking's Arbeitszimmer nur durch den Corridor getrennt, bewohnte. Wir konnten uns hier sozusagen gegenseitig abrufen und mit ein paar Schritten zu einander gelangen. Bei rauhem Wetter, wo ich das Zimmer hüten mußte, pflegte Böcking mich dann wohl hinüber zu holen, und wenn ich nicht willig oder beim Arbeiten war, mit einer warmen rheinischen Bowle zu verlocken, wo wir dann gewöhnlich bis in die Nacht hinein erzählend und mitunter heftig disputirend zusammen saßen. Auch zu Mittag blieb ich so oft zum Essen bei ihm, das wir im Erdgeschoß einnahmen. Seine Kinder waren fort, die zwei Söhne studirend, die drei Töchter in Pension in Weimar. Sonst hausten wir zwei in dem großen Hause allein, die alte Dorthe, die Köchin mit der jüngeren Dorthe, dem Stubenmädchen, von denen ich kaum je eine Stimme gehört und selten ein Gesicht gesehen habe, als bei Tisch, lautlos allein. Wenn Böcking mitunter nach Cöln zu seiner Schwester oder um Ostern herum zur Kur in Carlsbad fort war, blieb ich mitunter viele Tage, ja Wochen ganz allein. Dann pflegte ich in seine große, schöne Bibliothek oft schon früh morgens hinüber zu gehen. Es war die schönste Privatbibliothek, sowohl in der Auswahl der Bücher in den besten Ausgaben aus den verschiedensten Fächern des Wissens, mathematische und rein naturwissenschaftliche ausgenommen. Bekanntlich hat die preußische Regierung die Sammlung nach dem Tode Böcking's angekauft. Die Aufstellung war raffinirt praktisch erdacht. Eine Wendeltreppe stieg durch zwei Etagen empor. Sie ermöglichte, daß man jedes Buch von jedem Brett bequem mit der Hand reichen konnte. Dort blieb ich auf irgend einer der Stufen sitzen, mich vertiefend in für mich neue Schätze der Literatur, mich selbst und die Welt vergessend, bis die junge oder die alte Dorthe mich ermahnte, zum Mittag auszugehen, den ich mit Otto Jahn und anderen Freunden nahe der Universität bei Schmitz im Hôtel einnahm. Was hab' ich da Alles gelesen! Ich mußte dann natürlich auch den Hauswächter spielen. Böcking zeigte mir, wo er in ebenso raffinirter Weise (er hatte sich sein Haus selbst gebaut) seine Schätze an Silberzeug in verborgenen Schiebladen versteckt untergebracht hatte, und übergab mir die Schlüssel, die ich einmal gebrauchen mußte, um seiner Schwester zur Hochzeitsfeier ihrer Tochter, zu der ich mit hinreiste, Eß- und Tischgeschirr zu leihen.

Böcking's mächtige und interessante Persönlichkeit hatte sich nicht ganz so rein herausgebildet, wie die Dahlmann's, er war nicht frei geworden von einigen Schlacken, von Schwächen. Sein gerechter Stolz, der auch Dahlmann nicht abging, hatte einen Beigeschmack von kränklichem Ehrgeiz. Ich wurde bekannt, befreundet mit dem Sohn aus dem reichen Bankierhause Deichmann in Köln, dem jetzigen Chef der Firma, der mich verschiedene Male aufgesucht und mich im Namen seiner Eltern eingeladen hatte, sie im Sommer, wenigstens Sonntags, auf ihrem freundlich dem Siebengebirge gegenüber belegenen Gute zu besuchen. Am Sonntag war dort offenes Haus und offene Tafel, Raum auch für ein Dutzend Gäste, die etwa schon am Sonnabend kamen oder bis Montag bleiben wollten. Musiker, Maler, Schriftsteller bewegten sich dort frei und ungenirt in dem großen, schönen Garten, in den Räumen des gastlichen Hauses. Die geistreiche Frau des Hauses sah allerdings gern, wenn man ihr eine Stunde des Gesprächs widmete, wenn ein Künstler vortrug oder vorgeigte. Sonst aber war es ein behagliches, zwangloses Treiben, bei dem man interessante Männer und Frauen kennen lernte. Ich war nur einmal mit Otto Jahn dort. Dann erwachte Böcking's Eifersucht in einem Maaße, daß ich ihm sagen mußte: „Sie wissen recht gut, wenn ich zwischen Ihnen und Jenen wählen muß, so wähle ich Sie." Damit war es freilich abgethan, ich blieb von Deichmann's fort, aber ich entbehrte dafür etwas, was mir in dem sonst so seltenen Umgange in Bonn besonders fehlte. Schaden hätte es mir wohl nicht gethan; um dort eitel zu werden, war ich zu kühl von Kopf und zu schwach von Gesundheit. Ebenso beschränkte er meinen Umgang mit einer

vortrefflichen Kaufmannsfamilie Kyllmann, die sich aus Elberfeld vom Geschäft zurückgezogen und ganz in Böcking's Nähe ein schönes Haus gebaut und eingerichtet hatte. Schöne junge Töchter schmückten das Haus, Vater wie Kinder waren musikalisch. In einem eigens dafür gebauten Musiksaal stand nicht bloß ein schöner Flügel, sondern Streichinstrumente ersten Ranges. Was hätte das Haus mir gewähren können! Einige Male war ich dort bei den liebenswürdigen Leuten. Dann entsagte ich.

Bedauert habe ich es oft, auch in späteren Jahren, bereut habe ich es nicht, so gehandelt zu haben. Im dunkeln Drange trifft man doch das Richtige: ohne Böcking's dauernde Freundschaft hätte mein Aufenthalt in Bonn mir das nicht gebracht, was er mir gewährt; ja mein ganzes späteres Leben hätte eine andere Wendung genommen und sich nicht so gestaltet, daß ich im Ganzen mit dem Laufe desselben zufrieden sein kann. Damals war mir allerdings der intime Verkehr mit diesem geistreichen, gelehrten Manne an und für sich so reizvoll, so anziehend, daß ich noch viel mehr darum geopfert hätte. Täglich verweilte ich, meistens vor dem Ausgehen, eine Zeit lang bei ihm in seiner Studierstube, wo ich immer irgend etwas mir Neues, Interessantes vorfand oder zu hören bekam. Wenn ich bei hartem Wetter meiner Gesundheit wegen mich nicht hinaus wagte, so holte er mich Abends zu sich herein und dann dauerte unser interessantes Gespräch, bei dem ich auch wieder der meist Empfangende war, oft bis tief in die Nacht hinein. Böcking war nicht bloß einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit, sondern zugleich anerkannt als Philologe, wie er durch eine Ausgabe des Ulpian a. A. bewiesen. Er war Kenner und Bewunderer der lateinischen Sprache und Schriften. Moselianer von Geburt, hatte er das Moselgedicht des Ausonius neu edirt, mit Anmerkungen und einer deutschen Uebersetzung in Hexametern versehen. Seine Liebhaberei und Beschäftigung in jedem freien Augenblick war die Sammlung, Ordnung und Erklärung von Briefen und den Werken Ulrich's von Hutten, welche Arbeit er auch nach meinem Weggange vollendet hat. Ein neuer Fund, eine glückliche Conjectur, gar ein bis dahin unbekannter Brief Hutten's gab jedesmal die Veranlassung zu höchst interessanten und belehrenden Mittheilungen über seinen Helden und dessen Schicksale, über seine Gegner, über die Hauptpersonen im Drama der gewaltigen, gewaltsamen Zeit, über Schriftsteller und Schriftwerke, Art und Verhältnisse, denn Böcking hatte die intimste Kunde von dem ganzen Material, so daß ich nach und nach auf die bequemste und anschaulichste Weise einen Geschichtsunterricht über eine der merkwürdigsten Perioden religiöser und politischer Bewegung in Deutschland, wie er lebendiger nicht gedacht und gewünscht werden kann, empfing. Machte ich doch später sogar eine Entdeckungsreise mit Böcking, wenn auch nur als zuschauender Begleiter, eine Jagd auf Briefe, Dokumente, Erinnerungszeichen von Hutten in den Bibliotheken von Colmar, Schlettstadt im Elsaß, Zürich in der Schweiz, besuchte mit ihm Hutten's Grabstätte auf der Insel Ufnau im Züricher See und ließ mir unterwegs manche Stelle zeigen, die sein Fußtritt zu einer ungewöhnlichen gemacht. Und wenn dies Alles mich auch nicht zu einem selbstständigen Studium der einschlägigen Literatur brachte, so reizte es mich doch, das eine und andere Buch zu lesen, das mir in der Bibliothek meines Freundes so bequem zur Hand war, da ihm nicht leicht etwas Zugängliches fehlte. Bekanntlich stellte Böcking in liberalster Weise sein ganzes Material David Friedrich Strauß für dessen Leben Hutten's zur Verfügung, nahm sogar den gelehrten Evangelienforscher während dessen in's Haus und wurde so Veranlassung, daß ich auch mit Strauß, der Monate lang mein Stubennachbar war, genau bekannt wurde. — Ich las damals mit hohem Genuß zum ersten Male die berühmten Epistolae virorum obscurorum, deren sämmtliche bekannte Ausgaben Böcking besaß; freilich stimmte ich nicht völlig in die Begeisterung ein, mit der Strauß diese „Briefe der Dunkelmänner" für eins der größten, vielleicht das größte dichterische Kunstwerk erklärte, wenn es auch unter den humoristischen wohl den ersten Rang einnehmen mag. Leider ist es zu unübersetzbar und daher für das große Publicum verloren. Böcking war aber nicht bloßer, trockener Historiker, er stand mit seinen Interessen mitten im Leben, in der Gegenwart, in der Wissenschaft, wie in der Politik. Seine Begeisterung für Hutten entsprang gerade dieser lebhaften Theilnahme an dem Geschicke der deutschen Nation. In ihm sah er den wahren Reformator, dessen wir damals in der erbärmlichen Zeit der fünfziger Jahre so sehr bedurften, und er hoffte, indem er bemüht war, sein Bild wieder lebendig zu machen und rein und unverfälscht herzustellen, damit der Nation ein Vorbild und ein Muster zu geben, woran sie sich aufrichten könnte, wie er selbst, vielleicht auch lernen, wenn es einmal wieder zum Kampf und zur Entscheidung kommen sollte, wie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Böcking hatte ein reiches Leben hinter sich, wie sonst kaum einer meiner Freunde, eine unabhängige glückliche Jugend, Bekannte und Freunde in allen Schichten der Gesellschaft, namentlich freilich unter Gelehrten aller Facultäten, von denen auch ich im Laufe von zwei Jahren manche kennen lernte. Er war geboren in Trarbach an der Mosel in der Nähe von Trier, seine protestantischen Eltern waren reiche Leute. Sein Vater besaß u. A. fünf Weinberge, davon war meinem Freunde auch einer, der „Mönchsberg", am linken Ufer dicht an der Mosel in einer himmlisch still romantischen Ecke gelegen, als Erbe zugefallen, wo Lachmann einmal mit ihm die Herbstferien verlebt, und wo auch wir Beide auf unserer Reise in's Elsaß und die Schweiz zusammen eine Nacht verbrachten. Bei seinem Bruder im Elternhause hatte einige Jahre vorher Friedrich Wilhelm IV. in denselben Zimmern mit alten Ledertapeten Residenz genommen, wo wir damals einige Tage und Nächte hausten.

Böcking war in seiner Jugend ein lebenslustiger übermüthiger Gesell gewesen, gesund, stark, offenen Kopfes, seines Zieles gewiß, ohne Sorge für Gegenwart und Zukunft. Er trug eine goldene Kette mehrmals um den Hals gewunden über seinem Studentenrock zur Schau, scheute kein Zechgelage und keinen Gegner. Er war früh Professor geworden, hatte eine schöne Frau geheirathet und sich sein Haus gebaut nach eigenem Geschmack und Laune. Etwas Unbändiges war ihm geblieben, seinen Widersachern zum Schrecken, seinen Freunden aber auch oft zum Leid, denn seine Stimmung war durch traurige Lebenserfahrungen getrübt, herbe und oft launig und mißtrauisch. An seinen beiden großen stattlichen Söhnen, damals schon erwachsen, hatte er keine Freude; sie gingen noch bei seinen Lebzeiten mit ihrem Erbtheil nach Amerika, wo sie gemeinsam eine Schäferei errichteten. Der Jüngste, ein Hüne von Gestalt und schön wie ein Apollo, fiel dort in eine Bärengrube und brach das Genick, doch wohl erst nach des Vaters Tode. Seine drei Töchter waren bei meiner Anwesenheit in einer Pension abwesend. Bezeichnend sind die stereotypen Worte, mit denen der alte Arndt, sein Nachbar, der ihn auch wie viele Andere scheute und mied, wenn auch nicht fürchtete, sich fast jedes Mal, wenn ich ihn besuchte oder bei ihm aß, nach Böcking erkundigte: „Was macht Ihr Hauswirth? Er wäre ein gewaltiger Jäger geworden, ein Nimrod, ein Forstmann! Er stammt vom Hundsrück! Ist auch ein tüchtiger Gelehrter! Hatte die schönste Frau der Welt, ist aber jung gestorben, schon lange todt".

Böcking erzählte oft und gern aus seiner Studenten- und Jugendzeit. Dann sprach er sich in Stimmung und Aufregung hinein, seine Stimme wurde laut, oft gewaltig, seine gestickte Kappe mit langem Schirm wurde hin und her geschoben, der Schirm bald seitwärts, bald hinten, bald vorn, und seine Phantasie lief dann offenbar öfters über die Thatsachen hinaus mit ihm davon, wie das bei solchen Naturen

meistens der Fall ist. Doch war es höchst interessant ihm zuzuhören, und ich erfuhr aus mir sonst so fremden Lebens- und Umgangskreisen, auch von hohen Herren und berühmten Gelehrten, seinen Lehrern und Freunden eine Menge interessanter Details. Wenn er dann zu irgend einer Tageszeit plötzlich mit tönender Stimme rief: „Groth, sind Sie da? Nehmen Sie Ihren Hut, wollen Moritz Haupt vom Bahnhofe abholen!“ Oder: „Göttling ist bei Ermkeil!“ Oder: „Ziehen Sie Ihren besten Rock an, meine Schwester mit ihren Töchtern kommt!“ so wußte ich, daß es Stunden, Tage, Wochen glänzender geistreicher Unterhaltung gab, in der auch er seine Stimmung vergaß. Bei solchen Gelegenheiten fehlte Otto Jahn nicht, auch Dahlmann, Welcker, Simrock wurden mit herbeigelockt oder gezogen. Ich aber schwärmte mit diesen Rittern vom Geist als lernbegieriger und gern gesehener Knappe die ganzen Tage.

Im Kreise dieser hohen Herren ging es scharf her. Von Duldung gegen Mittelmäßigkeit, Impotenz, Scheingröße in Wissenschaft und Poesie war nicht die Rede. Doch war unsere Unterhaltung oft der heitersten und leichtsinnigsten Art, und waren wir einmal in's Necken, in's Schnurren- und Anekdotenerzählen gerathen, so war das Ende nicht abzusehen. Ich selbst steckte voll von dergleichen, ohne meines Schatzes und meiner Fähigkeit, sie vorzutragen, recht bewußt worden zu sein. In Bonn wurde ich „entdeckt“ und bald ein renommirter Erzähler, meine Anlage zur Kunst entwickelnd. — So standen wir einst in den Augustferien, Haupt, Böcking und ich, Stock in der Hand, Hut auf dem Kopfe, bereit einen Spaziergang nach Godesberg anzutreten. Es sollte nur noch meine Anekdote beendet werden, der man eben lachend zuhörte, als an die Thür geklopft wurde und, es mochte 9 Uhr Morgens sein, der damalige Director des Gymnasiums in Bonn, Professor Schopen, Eile auf dem Gesicht, herein trat und Böcking ein Manuscript überreichte: Er habe gar keine Zeit, müsse gleich wieder fort, sogleich. Böcking indeß ließ ihn nicht, bat ihn einen Augenblick zu sitzen, was er auch that, Hut und Stock ablegend, und flüsterte mir mit schelmischer Miene zu, meine Anekdote zu vollenden; offenbar kannte er die Schwäche seines alten Bekannten. Also ich that mein Bestes, fuhr in der Mitte meiner Erzählung fort, flocht den Anfang geschickt wieder ein, kam glücklich an die Pointe ohne sie verrathen zu haben und erregte ein homerisches Gelächter. Das reizte zu einem Seiten- oder Gegenstück von Einem der Andern, dem natürlich wieder eins folgte. Inzwischen hatte Böcking seiner „alten Dorthe“ geklingelt, und als Schopen, nachdem er auch selbst zum Erzählen unwiderstehlich gereizt worden war, wiederholt sich zum Aufbruch rüsten wollte, hielt er ihn mit dem Bemerken, das Frühstück sei sogleich bereit und er verlöre keine Minute, wenn er es hier einnähme statt anderwärts. Schopen war auch Garçon. So erzählten wir also weiter bis zum Frühstück, wo schon Moselwein nicht fehlte, beim Frühstück, nach dem Frühstück bis zum Mittagessen, bei demselben, nach demselben, zum Kaffee, zur Cigarre, bis zum Abendessen und weiter, da die Bowle uns gar erst animirte. — Als am nächsten Morgen der Tag graute, entließen wir Schopen, der scheltend von der Haustreppe in den Garten trat: wir hätten ihm so zwei Tage der Arbeit geraubt, gestern und heute. Noch aber schallt mir das Gelächter in die Ohren, das wir erhoben und in das er halb widerwillig mit einstimmte: Wir waren alle Vier vom ewigen Sprechen und Lachen heiser wie die Raben, doch glaube ich, unser Vorrath war noch so wenig erschöpft, daß wir abermals zwanzig Stunden hätten erzählen können.

Mancher gemeinsame Ausflug wurde gemacht in die schöne, durch Eisenbahn und Dampfschiffe auch in größerer Entfernung bequem zugängliche Umgebung Bonns. Mit Böcking allein war ich einige Male nach Köln zum Besuch seiner Schwester Frau Hölterhoff, die dort als Wittwe eines reichen Kaufmanns mit vier erwachsenen Kindern ein schönes altes Patricierhaus inmitten der Stadt mit einem großen Garten bewohnte. Ich wurde dort dadurch ausgezeichnet, daß mir die frühere wohl erhaltene kleine Hauscapelle im oberen Stock mit buntscheibigen Fenstern als Wohnzimmer angewiesen wurde. Die Familie wurde mir eng befreundet, so daß ich öfter dort in meiner behaglichen Capelle, auch ohne Böcking's Begleitung, eine ganze Woche wohnte und bei der Hochzeit der jüngsten Tochter des Hauses als Gast und Vertreter des abwesenden Onkels gegenwärtig war. Der älteste Sohn hatte eben sein Examen als Jurist mit Ehren bestanden, folgte aber dann einer unwiderstehlichen Neigung zur Malerei. Er wurde mir ein hingebender Freund und ist es geblieben.

Bei diesen Besuchen lernte ich unter der besten Führung durch meinen Freund Adolf Hölterhoff bequemlich allmälig, wie es meiner Natur und meinen Körperkräften entsprach, die eigenthümliche große Stadt mit ihren prächtigen Bauten und Kunstwerken, ihren eigenartigen tüchtigen und liebenswürdigen Bewohnern auf's Anschaulichste kennen. Wie oft sah ich nach dem Dom und seinen wachsenden Thürmen hinauf, wie oft saß ich mit Freunden bewundernd in seinem mächtigen Raum, mitunter täglich, so daß er mir vertrauter geworden ist, als irgend ein Weinhaus am Rhein, denn Wirthshausbesucher wurde ich nicht. Wie oft hörte ich das tausendstimmige Geläute von hundert Kirchen unter den Kronen der alten Bäume Sonntagsmorgens in dem stillen Garten meiner Freunde! Besonders gern erinnere ich mich einer heiteren Fahrt mit einer ganzen Anzahl Bonner Freunde nach Sayn, die dortige großartige Eisengießerei zu besehen. Der Anblick sollte am Abend in der Dunkelheit genossen werden, so war Böcking's Anordnung; in Sayn wurde also zu Abend gegessen und übernachtet und der lange schöne Sommertag plaudernd verbracht. Scherz und Neckerei begann schon sogleich im Eisenbahncoupee, besonders zwischen Simrock und Böcking. Böcking trug seine bekannte Kappe mit großem Schirm, einen grauleinen Staubrock und eine lederne Reisetasche zur Seite. Brille auf, einen struppigen Bart, den er erst seit kurzem zum Vollbart stehen ließ und vergebens ordentlich zu erziehen versuchte durch Kämmen und Bürsten. Seine weiten Hosentaschen waren angefüllt mit allerlei Utensilien, bald zog er ein Taschenmesser hervor, bald ein Augenglas, bald eine Tabaksdose, bald einen Bindfaden, dann wieder Taschenkamm und Bürste, und Simrock begleitete es mit witzigen Bemerkungen, die Böcking nicht unerwidert ließ. Dann wurde das Gelächter allgemein und das heitere Gespräch verbreitete sich über alles Mögliche. Am andern Morgen trennte sich die Gesellschaft, die Mehrzahl ging nach Bonn zurück, Böcking und ich machten noch eine Fahrt rheinauf nach Coblenz und Umgegend. Ehe wir Beide aber zu Fuß den Rhein erreichten, überfiel uns ein starkes Gewitter mit Platzregen, der ihn völlig durchnäßte; ich war geübter bei derartigen Vorfällen, wußte mich beim stärksten Schauer unter die Alleebäume zu flüchten und kam ziemlich trocken durch. Nun aber zog Böcking im Fährhause seinen Rock aus, zog den in seiner Reisetasche trocken gebliebenen langen grauen Staubkittel unter, darüber den nassen kleineren Gehrock und sah so aus, daß die Passagiere des Dampfschiffes, als wir es betraten, zwischen Lachen und Schrecken uns anstaunten. Man mochte ihn für einen aus einer Nervenkrankenanstalt Entwichenen und mich etwa für seinen Führer halten. Ja, auf der Coblenzer Brücke riefen die Jungen uns hinterher und ihren Kameraden drüben zu: „Er kommt! Er kommt!“ und ich fürchtete einen Auflauf. Als wir daher in's Hôtel eintraten, führte ich meinen Freund vor den großen Spiegel im Eßsaal und sagte ihm: „So sieht Er aus, Böcking! Sie müssen doch wohl Rücksicht auf die Jungen nehmen;“ was er denn auch lachend that.

Dramatischer noch, effectvoller im Abschluß, gestaltete sich ein ander Mal unsere Gesellschaft. Welcker, der als Garçon lebte und keine eigene Haushaltung führte, hatte für ein Dutzend seiner Freunde ein solennes Diner auf Rolandseck

bestellt und uns dazu eingeladen. Es waren die alten Bekannten, unter ihnen aber auch diesmal David Friedrich Strauß, der damals bei Böcking wohnte und, dessen Materialien benutzend, den größten Theil seiner Biographie Hutten's ausarbeitete. Wie immer im lebhaften Gespräch kamen wir mit der Bahn an unserem Wirthshaus an, fanden es aber so voll von Gästen, daß wir auf Bitte des verlegenen Wirthes mitten zwischen ihnen am langen Tische der table d'hôte Platz nehmen mußten. Ich saß an Böcking's Seite, mir gegenüber Strauß. Das Diner war vortrefflich, der Wein ausgesucht, die Stimmung heiter und belebt, als zum Schluß unser freundlicher alter Gastgeber noch eine Bowle zu mischen begann. Eine Flasche Champagner sollte hinzugethan werden und Welcker fuxelte, langsam seine Perioden sprechend, vergeblich an dem Kork herum. Inzwischen waren Gäste gegangen und neue Gäste mit der Bahn oder dem Dampfschiff gekommen, die wieder am Tische Platz nahmen, unter diesen ein bleicher Mann mit glattrasirtem Gesicht und weißer Halsbinde, der gleichsam präsidirend nebst zwei Damen sich am Ende der Tafel niederließ, von uns übrigens so wenig beachtet, wie irgend ein anderer Fremder. Als indeß Welcker sich für Böcking's ungeduldige Natur zu lange mit seinem Champagnerkork vergeblich bemühte, zog er aus seiner vielvermögenden Hosentasche einen Korkzieher hervor und sagte mit seiner von Natur lauten markigen Stimme: „Du hast, scheint es, kein neues Testament bei Dir, Welcker, hier ist eins!" indem er ihm das Instrument darreichte. Plötzlich erscholl laut und wie von der Kanzel vom Ende des Tisches her durch den langen Saal die strafende Stimme unseres bleichen Gastes, der sich erhoben hatte und auf den sich mit Erstaunen Aller Blicke gerichtet: „Ich verlange von jeder gebildeten Gesellschaft, daß sie Respect habe vor dem Worte Gottes!" Aber kaum war noch seine strafende Anrede verhallt, so erklang schneidend und scharf die Antwort aus dem Munde von Strauß — er saß mir gegenüber, ich sehe noch, wie er emporschnellte und zornig seine Brille festdrückte —: „Und ich verlange von jedem gebildeten Manne, daß er so viel Verstand habe, einen Scherz zu verstehen!" Strauß setzte sich, der Bleiche erhob sich wiederum — und verschwand, gefolgt vom mehr oder weniger unterdrückten Gelächter des ganzen Gastpersonals. Ein Fremder aber trat auf Strauß zu und sagte: „Ich kenne den Mann, der hat sich schon dreimal zu einem andern Glauben bekehrt; ich danke Ihnen, daß Sie den unsauberen Gesellen zur Ruhe verwiesen haben." Der Scherz Böcking's ist nämlich am Rhein ein allbekannter: Bei einer Conferenz von Geistlichen hatte auf Nachfrage des Bischofs bei einem Disput keiner ein neues Testament bei sich, bei Tisch aber Jeder, wie er vom Bischof erbeten wurde, einen Korkzieher. Bezeichnend ist es in dem Vorfall, daß gerade Strauß zur Abwehr gleich parat war, wie er denn aus seiner Gesinnung gegen die Pfaffen kein Hehl machte. Hier sei auch gleich erzählt, daß mir von allen Berühmtheiten, die Böcking's Kreise berührten, Strauß am wenigsten sympathisch geworden ist. Seine Stimmung war bitter, er war wortkarg, nicht geeignet zu einem behaglichen Gespräch, oft absprechend auch über ästhetische Dinge, so daß eine Entgegnung, eine Abebnung der Ansichten unmöglich wurde. Dazu hatte er das uns Allen fehlende Bedürfniß, Abends die Bierkneipe zu besuchen, wohin selbst auch Böcking widerwillig oft mitgenommen wurde.

Es war mir kein Wunder, wenn mich Böcking zuweilen aufforderte, seine Schwester oder Familie am Bahnhofe abzuholen, wenn er verhindert war, und sie am Tage herum zu führen. Doch kam es mir sonderbar und auffallend vor, daß er mich am 27. Januar 1856 schon früh Morgens nach dem Kaffee aufsuchte und mich fragte, ob ich einen Frack hätte. Auf meine lachende Verneinung und meine Gegenfrage: wozu den denn? entgegnete er, seine Schwester brächte vornehmen Besuch mit. Wäre ja gleichgiltig, meinte ich, und er entfernte sich. Da erschien Dahlmann mit seinem großen, schönen vollbärtigen Sohne Hermann, der damals Kreisrichter in Linz am Rhein war, in auffallend langsamem Schritt in der Gartenpforte auf unser Haus zu. Dahlmanns (zweite) Frau lag schon längere Zeit schwer krank. Sie war meine Landsmännin, aufgewachsen in einer Villa am Düsternbrok bei Kiel, meine liebe verehrte Freundin. Mich überfiel bei dem Anblick der beiden Dahlmann's die plötzliche Angst, es möchte das Schlimmste eingetreten sein, das wir längst erwarteten und das auch bald darauf eintrat, und eilte deßhalb über den Corridor hinüber zu Böcking, um ihm meine Befürchtung auszusprechen. Der aber blieb ganz ruhig und bemerkte, Dahlmann hätte bei ihm geschäftlich zu thun, was denn auch mich beruhigte, umsomehr da alsobald Sohn Dahlmann mit heiterer Miene zu mir in's Zimmer trat und mich neckend fragte, ob ich schon angekleidet ob ich und nicht wüßte, was los sei, nämlich eine Verlobung, und ich müßte dabei eine Rolle spielen, man werde mich necken, das sei rheinische Sitte, ob ich das nicht kenne? Allerdings nicht! Und ich war gerade der Mann, der eine Neckerei herzlich vertragen konnte. Dann kam aber auch schon Böcking uns abzuholen, führte mich durch's Zimmer in seinen größeren Saal und dort standen im Kreise Dahlmann, Welcker, Simrock, Jahn und andere Professoren, in ihrer Mitte der Decan der philosophischen Facultät Knoodt, den ich gar nicht kannte, eine rothe cylindrische Kapsel unter dem Arm, mich sogleich feierlich anredend. Da ging mir plötzlich eine Ahnung auf und ich hörte nur noch gemurmelte Worte, den Sinn verstand ich in meiner freudigen Ueberraschung nicht, denn ich sah nun wohl, welche seltene große Ehre man mir erwies, eine Ehre, von der ich wohl wußte, daß sie mir meine Zukunft erhellen, meinen Lebensweg ebnen würde. Ich sank vor Bewegung in einen Stuhl und als ich mich erhob, um einige Worte des Dankes zu sagen, war ich dazu nicht im Stande, nahm nur noch mein Doctordiplom und einen Lorbeerkranz entgegen, den Frau Dahlmann gebunden und ihr Sohn mir überreicht hat. (Den Kranz habe ich aufbewahrt.) Dann hat uns Böcking wohl noch mit einem Glase Wein erquickt, und meine Freunde ließen uns allein. Und welche Freunde! Wohl die Elite der Wissenschaft damals, versammelt an der zweit bedeutendsten Universität deutscher Lande. Böcking verbarg seine Rührung unter allerlei drolligen Anweisungen für mich: Ohne Frack! das ginge ja nicht! Ich müßte mir gleich einen machen lassen! Und dann herum zu allen ordentlichen Professoren Dank sagen, auch zu Ritschl (den er nicht leiden konnte). Und dem Pedell gleich seine Douceur geben, wenn er erschiene, mich „Herr Doctor" anzureden u. s. w. Es waren glückliche Tage.

Mein Diplom lautet der Hauptsache nach: Daß man mich den virum clarissimum doctissimum poetam qui carminibus suis linguae in germania inferiore veruaculae fontem reclusit atque ingenio arte eruditione patrii sermonis quasi pomerium protulit summos in philosophia honores doctorisque nomen jura et privilegia contuli conlataque etc. Ich hätte also gleichsam, wie einst römische Große die Mauern der Stadt, so das Gebiet der deutschen Sprache weiter vorgeschoben. Das Diplom war übrigens von Otto Jahn unter Berathung mit Böcking abgefaßt. Der Antrag zu meiner Promotion war von Carl Simrock gestellt. Dahlmann sagte mir: „Sie haben gewiß gedacht, der Gedanke käme von meiner Frau, aber ich bin es." — Die Frau haben wir bald darauf beerdigt. Vater Arndt war mit dabei und sang laut einen Choral mit.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Familie in Schwarz.

Typen aus der Kleinstadt.

„Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder". Daran mußte ich unwillkürlich denken, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete. Sie sahen auch wirklich aus wie ein Zug von Krähen, wenn sie so zu Zweien, Dreien oder Vieren in ihren schwarzen Kleidern daher flatterten.

Und Schwarz trugen sie eigentlich immer. Es war unglaublich, welch' einen Reichthum an Sachen sie besaßen; für jede Jahreszeit, für schönes und schlechtes Wetter, für tiefe Trauer, Halbtrauer, Austrauer enthielt ihr Kleiderschrank das Nöthige, und wenn es auch oft die absonderlichsten Formen zur Schau trug — es war wenigstens schwarz.

Auf Trauer waren sie geradezu geaicht. Nicht, als ob sie nicht auch an der Freude ihrer Mitmenschen den regsten Antheil genommen hätten! Sie wußten sich nur bei Glücksfällen nicht recht zu benehmen, ihre Gesichter waren in Leid gleichsam erstarrt, und ihr Lachen klang seltsam rostig und trocken, weil es aus der altjungferlichen Brust so selten an's Licht kam. Bot man bei irgend einem Trauerfall im Städtchen seine Hülfe an, so hieß es gewiß: „Danke sehr, Sie sind sehr liebenswürdig, aber Krusel's sind ja da" und wenn man sich trotzdem persönlich überzeugen wollte, wurde man schon in der Thür des Trauerhauses von einer Krusel in Schwarz empfangen.

„Ein zu trauriger Fall, liebste Frau. Das lange Leiden — wir haben's ja eigentlich seit Wochen mit durchgemacht — und dann die Kinder so weit fort!" . . .

Mit monotoner Stimme und liebevollster Gründlichkeit erstattete sie dann den Krankenbericht.

Die zweite Schwester begegnete einem schon in der Hausschürze, das Schlüsselkörbchen der Verstorbenen am Arm: „Ach, liebe Frau, wer hätte das gedacht! Daß es nun auch so schnell kommen mußte! Lieber Gott, und der alte Mann nun so allein, der wüßte sich ja gar nicht zu helfen. Mama ist oben im Sterbezimmer, wenn Sie sie vielleicht sprechen wollen, sie hat mit der Leichenfrau schon alles Nöthige besorgt. Ich gucke eben ein bischen nach dem Rechten, Sie wissen ja, wie's in solchen Zeiten geht, liebste Frau, da kommt eben Alles aus dem Geleise."

Nachdem man vergebens versucht hatte, den Wortschwall mit einer theilnehmenden Frage zu unterbrechen, drückte man sich, im Gefühl völliger Ueberflüssigkeit, so schnell als möglich. Es war ja auch Alles in den besten Händen. Zur Trauerfeierlichkeit erschien die Familie Krusel natürlich vollzählig, mit etwas Krepp garnirt, und Mutter und Schwestern weinten so bitterlich, daß ihnen von Uneingeweihten zuerst die Hände gedrückt wurden, da man sie für die nächsten Angehörigen der Verstorbenen hielt.

Sie selbst hatten natürlich schon durchgemacht, was irgend durchzumachen ist. Wenn von einer Krankheit die Rede war, spitzten sie sofort die Ohren. „Rheumatismus? Ach, Helene" — zur ältesten Schwester gewandt — „davon kannst Du auch ein Liedchen singen. Drei Monate hatten wir sie in Watte gewickelt, liebste Frau, Sie können sich denken, was das für eine Wirthschaft war. Ach, da seien Sie ja vorsichtig! Wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen morgen ein Recept, das an unserer Helene Wunder gethan hat. Wunder, sage ich Ihnen." Am nächsten Tage brachte sie wirklich ein Salbenbüchschen und gab die genaue Gebrauchsanweisung dazu.

Die kleine Frau Assessor erzählte im Beisein der Familie Krusel von einer Operation, die ihr bevorstände. Sofort drückte ihr die zweite Krusel innig die Hand.

„Unterleib? Professor Kurz? Kenne ich, liebe Frau Assessor! Helene, Grethchen, Fanny, kennen wir Professor Kurz?"

Die vier Schwestern in Schwarz bekamen einen förmlichen Heiterkeitsanfall. Und dann gab Fanny, die Jüngste, die Geschichte ihrer eigenen Operation zum Besten, daß der armen kleinen Frau Assessor, die die Geschichte noch vor sich hatte, alle Haare zu Berge standen.

Noch eine Specialität hatten Krusel's, die ich in solcher Vollkommenheit nie wieder kennen gelernt habe — Verwandte! Sie hatten Verwandte an allen Orten der Welt! Es konnte von Berlin oder Madrid, von Wien oder Paris die Rede sein, Krusel's hatten einen Onkel oder eine Tante dort. Und es fand ein reger Austausch von Verwandten in der Familie statt. Eine von Krusel's war immer auf der Vetternreise, oder die Verwandten waren bei Krusel's, so daß die Schwestern im Sommer jedes Gespräch damit einleiteten: „Wir haben nämlich gerade Logirbesuch."

Ja, ja — Krusel's! Es ließe sich noch Manches darüber schreiben. Die waren Typen, wie sie nur die Kleinstadt so rein und vollkommen ausbildet. Nun habe ich sie seit Jahren nicht gesehen, aber wenn ich in den Straßen des lärmenden Berlin eine hagere Gestalt in altmodisch dunklen Gewändern daher wandeln sehe, denke ich mit einer gewissen Wehmuth der allezeit hilfreichen Familie in Schwarz. R.

## Aus der Hauptstadt.

### Franzseppel.

Auch Oesterreich hat seine Feste. Wien schimmerte von bunten Fahnen und Blumengewinden bei Tage, vom feuerigen Glanze der Illumination, als der Winterabend hereingebrochen war. Ohne zur Huldigung befohlen worden zu sein, ordneten sich die breiten Reihen der Fackelträger, gaben Bürgermeister und Gemeinderath der Hauptstadt ihrer Liebe zu dem gekrönten Greise begeisterten Ausdruck. Er aber, dem all' dieser Jubel galt, der sich sonnen durfte in dem Gefühle, Liebling des Volkes zu sein, er hatte sich in die Einsamkeit eines verlassenen Dörfchens am weltfernen See geflüchtet. Und in tiefer, tiefer Ruhe verbrachte er die Feierstunden. So viel an ihm lag, hatte er Freude um den festlichen Tag gewunden, Freude für Andere. Die Thore der Kerker öffneten sich und ließen Hunderte von Majestätsverbrechern, politischen Sündern frei. In dieser Beziehung unterschied sich des österreichischen Kaisers Jubiläum von ähnlichen Vorgängen zwischen den schwarz-weiß-rothen Grenzpfählen, wo bei Amnestien andere Grundsätze obwalten. Reich wie in Deutschland aber wallte der Ordenssegen, der von oben kommt, nieder auf Gerechte und Ungerechte. So bedachte Franz Josef an seinem Ehrentage alle Mühseligen und Beladenen. Dem Einen nahm er die drückende Last der Ketten, dem Anderen packte er neue auf, und beide Parteien waren es zufrieden. Im allgemeinen Glück und Festtrubel stand nur er traurig schweigend bei Seite. Wenn er die fünzig Jahre, derentwegen sein Volk jauchzte, an sich vorüberziehen ließ, so fand er kaum eines, das ihm mit lustigem Gesicht zulächelte. Als Mensch wie als Herrscher hatte er Bitterniß aus ihnen getrunken, mehr als sonst Menschen oder Herrschern beschieden zu sein pflegt. Die ihn einen fürstlichen Märtyrer nennen, haben so ganz unrecht nicht, wenn auch Franz Josef kaum sein Märtyrerthum mit besonderer Schärfe empfindet.

Dem Achtzehnjährigen, den ein Pronunciamento auf den Thron hob, waren die Aspecte nicht günstiger, als sie dem Achtundsechzigjährigen sind, der um einer Nichtigkeit willen sein Reich in Verwirrung und voller Auflösung begriffen sieht. Franz Josef sollte 1848 das Verfassungsleben erwürgen, ungebunden von dem Eide, den der „gütige Ferdinand" in gütiger Schwäche geleistet hatte; Franz Josef regiert seit Jahresfrist mit dem § 14 absolutistisch das Donauland. Damals wie heute leiteten ihn Staatsmännerchen, denen die Unfähigkeit das Sclavenbrandmal auf die niedere Stirn gedrückt hatte: ein Windischgrätz, der seine privaten Lüstchen auch in der ernstesten Stunde nicht vergaß; ein Thun, der Farceurs, der Coriandoli warf und mit Halbweltdämchen schäkerte, während Staatsstreich und Revolution drohten. So viele Berather Franz Josef gehabt hat, Keiner von ihnen vermochte über den Tag hinauszublicken. Alle waren sie Fortwurstler, und nur Einer, Taaffe, besaß wenigstens Geist genug, um das zu erkennen. „Oesterreich gleicht einem Hause, das mit schlechten Ziegeln, aber mit vortrefflichem Mörtel gebaut ist. Dieser Mörtel ist das Deutschthum." Vielleicht, wahrscheinlich sogar, lag es an den herbstzeitlosen Deutschen selbst, daß dem Monarchen diese Friedrichsruher Wahrheit nie aufgegangen ist. Aber daß er den anderen Rath Bismarck's nicht befolgte und nach 1859 und 1866 nicht einschwenkte, Oesterreichs Wollen und Wirken nicht den veränderten geographischen und politischen Umständen anpaßte, das ist allein Franz Josef's tragische Schuld. Nachdem Oesterreich die Lombardei verloren hatte und aus Deutschland hinausgeworfen war, ergab sich die Nothwendigkeit, seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen, für diesen Staat von selbst. Er besaß noch immer Hülfsquellen und Centripetalkraft genug, um rasch wieder zu einem Machtfactor, einem neuen Machtfactor in Europa zu werden. Statt dessen unterwarf sich Franz Josef den Deak'schen Forderungen, die das Reich in zwei von einander unabhängige, einander widerstrebende Hälften theilten, dasselbe Reich, dem unbedingte Einheit vor Allem noththat. Statt dessen päppelte man die Begehrlichkeit der slavischen Nationen groß, die noch lange nicht reif waren, den ehrlichen Wettbewerb mit der deutschen Cultur aufzunehmen. Und man setzte sich die polnische Schlachta zum Meister. Galizien wurde autonom, ein zweites Ungarn, nur daß es sich von Cisleithaniens Steuergeldern ernähren läßt, was die Magyaren-Schamhaftigkeit denn doch ablehnte. Der Schlachta ist jetzt ihr Daszynski erstanden, der furiose Krakauer Tribun, dem die unheimliche Beredtsamkeit Pernerstorfer's und Lueger's zugleich eignet. Weich und durchlöchert wie der galizische Ziegel, bröckeln langsam, doch ohne Unterlaß die andern ab. Und der „Gassenbube von Wien", der Deutsch-Böhme Wolf, sorgt im Bunde mit dem österreichischen Ministerpräsidenten dafür, daß der Mörtel aus dem liederlich aufgeführten Bau herausfällt. Ueber K. H. Wolf haben die Leisetreter und Sockenschleicher aller Zungen, unwissende Opportunisten und Vornehmheitsschwindler entrüstet abgeurtheilt. Doch wenn man auch davon ganz absieht, daß dieser tapfere Mensch mehr für die Erweckung des böhmischen Deutschthums und des nationalen Stolzes aller Deutsch-Oesterreicher gethan hat, als die gesammte Journalistik von Eckernförde bis Trautenau, dann muß man immer noch anerkennen, daß sein politischer Blick unzweifelhaft einige Meilen weiter reicht als der unserer abgestempelten Staatenleiter. Er sieht den unvermeidlichen Verfall; ehrlich und heiß in Liebe und Haß spürt er instinctiv, daß der Zusammenbruch des heutigen Oesterreichs eine Naturnothwendigkeit ist. Deßhalb sucht er bei Zeiten das Deutschthum bis an die Zähne zu bewaffnen, sucht es toujours en vedette zu erhalten, so daß die Katastrophe ihm nicht überraschend kommen kann.

Es scheint müßig, der Frage nachzugrübeln, wie die Verhältnisse in Mitteleuropa sich gestaltet hätten, wenn Franz Josef und nicht Wilhelm I. seinen Bismarck gefunden hätte. Franz Josef wäre diesem Berather sicherlich so blindlings gefolgt, wie er inferioren Kreaturen, die einmal sein Vertrauen genossen, gefolgt ist. Er hätte dem staatsmännischen Genie die furchtbaren Kämpfe erspart, von denen wir in diesen Tagen mit nachträglichem Bangen gelesen haben. Doch das Haus der Lothringer fand in entscheidender Stunde keinen Reichsgründer, und Franz Josef's geschäftferne Schmiegsamkeit erleichterte den Reichsverderbern die Arbeit. Der Constitutionalismus dieses Fürsten entfloß seiner stillen, nachgiebigen Gemüthsart, seiner Temperamentlosigkeit. Ein Körnchen von dem königlichen Selbstbewußtsein Wilhelm's I., von der zähen, eifernden Treue, womit der Hohenzoller seinen Lieblingswünschen anhing und sie bis auf's Aeußerste auch gegen den Genius vertheidigte, ein Körnchen davon hätte Franz Josef längst erfolggesegnet im Hafen landen lassen. Der „Franzseppel" der Wiener wäre vielleicht weniger beliebt gewesen, obgleich ihre Liebe jedem angestammten Monarchen gehört, der gelegentlich im Prater oder in Ausstellungen brave Bürgersleute mit banalen Phrasen beglückt. Aber er hätte zum Mindesten in seiner Eigenschaft als Monarch nicht vor so vielen Leidensstationen Halt zu machen brauchen. Oft genug ersetzt dem Herrschenden starre, selbst-eigensinnige Beharrlichkeit die politische Begabung. Haben sie ein Ziel vor Augen, das sie durchaus erreichen wollen, und lassen sie sich davon unter keinen Umständen abbringen, so dürfen sie gemeiniglich zu guter Letzt mit Fug im Triumphzug schreiten. Dadurch, daß sie streng die einmal gewählte Linie innehalten, gelangen sie am Ende zwar nicht nach dem erträumten Indien, aber doch nach Amerika. Dem Gekrönten schadet nur der Zickzack-Kurs, wobei er Kraft und Zeit vergeudet. Franz Josef war weiches Wachs in den Händen seiner Hofburgleute. Immer ließ er sich leiten, statt zu befehlen; Bedientenseelen, die ohne hartes Commando und fleißige Auspeitschung entarten mußten, übertrug er Commando und Peitsche. Wenn Oesterreich nicht eine politische Nothwendigkeit gewesen wäre, hätten seine Regierungen es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts längst völlig zu Grunde gerichtet. Daß es noch besteht, und verhältnißmäßig ehrenvoll besteht, ist ein glänzender Beweis für die Theorie von der Widerstandskraft aller krüppelhaften Organismen, die glücklich, obwohl unter Ach und Krach, das Reifealter erreicht haben.

Die Passivität Franz Josef's, die Aengstlichkeit, womit er es vermied, in den Kampf der Parteien einzugreifen, haben ihm die Sympathien aller Verfassungsschwärmer eingetragen. Was man dem Menschen versagen würde, dem „nichts erspart geblieben" ist, das gewährt man dem Fürsten, der so hübsch constitutionell regiert, so hübsch im dunkeln Hintergrunde bleibt und unfähige Minister in ihren Experimenten am lebenden Staatskörper nicht stört. Franz Josef verkörpert das Schattenkönigthum in seiner bedauerlichsten Gestalt. Was hilft es, daß er selbst sich keine Ruhe gönnt, daß er unermüdlich den Regierungsgeschäften obliegt, wozu seine Rathgeber ihn der äußeren Form wegen heranziehen, wenn er, der gekrönte Vertrauensmann des Gesammtvolkes, sich jedes regulirenden Eingriffs in das Räderwerk der Maschine enthält? Wenn er sich von der Furcht vor einem Ministerwechsel dazu bestimmen läßt, eine selbstmörderische Politik zu billigen; wenn er unmöglich gewordene Männer erst in dem Augenblick fallen läßt, wo die Revolution an die Thore der Hofburg brandet? Das unpassende Werkzeug ohne Zögern fortzuschleudern und dann, durch böse Erfahrung gewitzigt, vorsichtiger und bedächtiger ein neues auszuwählen, ist die unerläßliche Pflicht eines modernen Monarchen. Zu welchen Absurditäten das Schattenkönigthum führt, wenn die Könige sich wirklich den talmiliberalen Vorschriften unterwerfen, das erhellt gerade aus Franz Josef's Beispiel: er regiert constitutionell, damit seine Minister absolutistisch regieren können.

So ziemlich der einzige politische Erfolg, auf den der österreichische Herrscher mit Recht stolz sein darf, ist die Begründung des Dreibundes. Bismarck hat ihn theilnehmen lassen am Ruhme dieses Werkes, dem allein Oesterreich es verdankt, daß sein Name noch nicht aus der Reihe der Großmächte gestrichen worden ist. Der Dreibund ward nicht für die Ewigkeit gestiftet, seine Schwächen liegen klar zu Tage, und man darf die Combination heute veraltet nennen. Sagte doch ihr Schöpfer selbst mit Bezug auf sie: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche Angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maaßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der deutsche Bund." Von den Staaten jedoch, die sich zum Dreibunde vereinigt haben, ist Oesterreich der letzte, der seine Auflösung herbei wünschen darf. Aus dieser Kette entlassen, schwebt es hilflos in der Luft. Seiner Magyaren sowie seiner staatlichen Selbstständigkeit wegen ist eine freundschaftliche Verbindung mit Rußland so lange ausgeschlossen, als Deutschland nicht wiederum den Dritten im Bunde abgiebt. Andere Allianzen kommen überhaupt nicht in Frage. Das weiß jeder politische ABC-Schütz, und dennoch zögerte der unfähige Thun in seiner Verwirrung und Rathlosigkeit nicht, der tschechisch-polnischen Zufallsmehrheit im Wiener Reichsrath zu Liebe eine grotesk ungebührliche und grobverletzende Drohung gegen den deutschen Alliirten auszustoßen. Ueber die Abschiebung slavischer Einwanderer, der unsere Regierung jetzt mit nicht alltäglicher Thatkraft obliegt, mag man verschiedener Meinung sein. Jedenfalls hätte der lächerliche Graf Thun die Pflicht gehabt, seine Trabanten darauf hinzuweisen, daß der deutsche Alliirte die Slavisirung der Grenzprovinzen aus nationalen Gründen nicht dulden will, und daß hierin, keineswegs aber in wirthschaftlichen Motiven, die Ursachen der Ausweisungen liegt. Statt der Wahrheit die Ehre zu geben — allerdings wäre es ihm ebenso unangenehm gewesen, sie zu sagen, wie den Tschechen und Polen, sie zu hören — flunkerte der an Unredlichkeiten hinreichend gewöhnte Graf was Weniges zusammen und fuchtelte mit dem Schwerte der „Reciprocität" in der Luft umher. Dies Wort paßte, wie die Faust auf's Auge. Denn von einem Versuche, Galizien oder Tschechien durch reichsdeutsche Einwanderung zu germanisiren, ist bisher noch kein Gerücht in die doch so feinhörige Oeffentlichkeit gedrungen. Graf Thun hat sich einer Tactlosigkeit schuldig gemacht, die die einzig historisch erwähnenswerthe That seines kaiserlichen Herrn antastet. Daß Franz Josef ihn deßhalb bei Seite schiebt, steht jedoch nicht zu erwarten. Höher als der Respect vorm eigenen Vollbringen ist bei diesem Habsburger der Respect vor den Personen seiner Umgebung. Franzseppel's wienerische Gutmüthigkeit, die den Menschen schmückt, spricht dem Kaiser das Urtheil.

Die Klugen in der Donauhauptstadt werden im Geläut der Kirchenglocken, die zu den Jubiläums-Gottesdiensten riefen, doch den Sterbeglockenklang gehört haben, die Sterbeglocken dieses Oesterreichs. Aller lärmende und discrete Festjubel, aller bunte Schimmer der Illumination, alle Huldigungs-Reden und -Schriften täuschen nicht darüber hinweg, daß der Donaustaat heute wieder wie vor fünfzig Jahren am Rande der Vernichtung steht. Und heute fehlt ihm, was damals Rettung brachte. Es fehlt die Feigheit des Bürgerthums, dem jetzt der Gassenbube Wolf, dem die Daszynski'sche Socialdemokratie allzu sehr das Gewissen schärft; es fehlt die Geschlossenheit des Heeres, das, wie die Prager Ereignisse gezeigt haben, ebenfalls vom Nationalitätenzwiste ergriffen ist. Ganz gewiß, Franz Josef wird nicht wünschen, in der Haut seines Nachfolgers zu stecken.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Die Befreiten." Ein Einacter-Cyclus von Otto Erich Hartleben: Der Fremde. Abschied vom Regiment. Die sittliche Forderung. Die Lore. (Lessing-Theater.) — „Nr. 17." Eine Dorfkomödie von Richard Skowronnek. (Kgl. Schauspielhaus.)

Nicht immer läßt sich aus der Noth eine Tugend machen. Der ewige Bierstudent Otto Erich weiß recht gut, daß ihm zu einem reellen „abendfüllenden" Stücke Kraft und Ausdauer fehlen. Seine Frühschoppen-Dramaturgie weist ihn auf den Einacter hin, auf den Einacter zumal, der sich immer wiederholt. Und das Stöfflein, das gedreht und gewendet zwei Schau- und Lustspielchen ergiebt, muß morgen auch noch zu einer Novelle und übermorgen zu einer Humoreske herhalten, oder umgekehrt. Eine grenzenlose Enge des Gesichtskreises und Armseligkeit der Phantasie offenbart sich hier, doch das eine Gute hat sie, daß sie einen Stilkünstler großpäppelt. Jahre lang „murkst" Herr Hartleben an solcher Bagatelle herum, sie immer von Neuem überarbeitend; jeder Satz, jedes Wort wird da auf die Nieren geprüft und umgestellt, wie ein Stück Möbel in der guten Stube. Schließlich steht die Spielerei glatt und in ihrer Art graciös da. Man denkt bei ihrem Anblicke nicht voller Ehrfurcht an den sich mühenden Meister, der sich nimmer genug thun kann; man hat statt dessen beinahe Mitleid mit dem schwitzenden Kunsthandwerker, der so unendlich viel Zeit an diese Nichtigkeit vergeudete, und ist nicht gewillt, die Noth für eine Tugend zu halten. Allerdings, Herr Hartleben wünscht auch nicht für tugendhaft zu gelten. Die Bekämpfung der Philistrosität ist seine angebliche Lebensaufgabe — schade, daß er sie so ganz und gar nicht als Bohémien, sondern als ausgemachter Kunstphilister betreibt.

Von den vier Einactern, die unter dem abgeschmackten Verlegenheitstitel „Die Befreiten" am Lessing-Theater gespielt worden sind, kennen wir die beiden letzten von früher her. Besser und frischer sind sie auf dem Lager nicht geworden. Die Lore ist der alte, zum Ueberdruß von Hartleben selbst wiedergekäute Bierulk, Kohl, der aufgewärmt nicht besser schmeckt. In der „Sittlichen Forderung" erbricht sich die ironisirte Tugend und setzt sich das Laster zu Tisch; appetitlicher ist die Geschichte dadurch nicht anzuschauen. Eine freiere Lebensauffassung fehlt der Heldin so gut wie ihrem Partner; sie strebt aus der Langeweile ihres selbsterwählten, künstlerischen Daseins lüstern hinaus nach einer kleinen

Sensation, und das ist Alles. Hund und Hündin vergehen schier vor Brunst, und wissen sich doch nicht stattliche und würdige Geberden genug, ehe sie dem holden Triebe nachgeben. Das ist ein Witz, gewiß. Aber weßhalb ihn ausschließlich auf Kosten der einen Partei üben? Ist Rita deßhalb freier als ihr C. W. Stierwald aus Rudolstadt, weil sie die Kleinstädterei nicht mag und die Ehe?

Die beiden neuen Einacter fanden eine gar sehr verschiedene Aufnahme, obgleich sie sich innerlich allzu genau gleichen. „Der Fremde" freilich ist in seiner wortreichen Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit langweiliger als „Der Abschied vom Regiment," wo eine brutal gegipfelte Handlung den Erfolg entschied. Das Theaterstückchen vom Jugendgeliebten, der die Holde nach zwölfjähriger ehelicher Marterung erlöst und mit ihr durchgeht, wirkte lächerlich, während es Herrn Hartleben doch bitterer Ernst darum gewesen ist. Bemerkenswerth scheint mir an der schlecht gesehenen Skizze der Umstand, daß der Verfasser so absolut unfähig ist, sich in den Gemüthszustand der Menschen zu vertiefen, die er vor eine Katastrophe stellt, vor ein unerhörtes Glück. Wie akademisch schwatzen diese Beiden, wie lehrstückhaft wägen sie Recht und Unrecht, wie messerscharf und unheimlich richtig analysiren sie, die doch toll und wild sein müssen vor Erregung, ihre Lage in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft! Das Ganze sieht sich wie ein verblaßtes Puppenspiel an, eine interesse- und lebloſe Nachahmung längst interesselos gewordener Dumaskomödien. Wie im „Fremden," so fehlt es uns auch im „Abschied vom Regiment" an jeder Möglichkeit, das Thun und Reden der Personen zu controlliren. Herr Hartleben setzt dies und jenes voraus, verlangt von uns, daß wir an eine Unzahl von Prämissen glauben, und nun hetzt er einen Criminalroman an uns vorüber. Der Gatte kehrt heim vom Liebesmahl, Rosen umkränzen ihn, Musik begleitet ihn bis vor's Haus. Er muß die Garnison verlassen, um seines Weibes willen, über das böse Zungen eitel Böses zischeln. Madame hat eben ihren Liebhaber entlassen und im Garten versteckt — denn heut' ist die letzte Nacht. Der leicht angesäuselte Hauptmann beginnt seiner Frau eine Scene zu machen, die Wackere verräth sich, und als der Betrogene sie an der Kehle packt, ruft sie den Liebhaber herbei. Der Hausherr aber beeilt sich, in den Degen dieses Jünglings zu rennen. — Hoffmannsthal's „Madonna Dianora" hat ganz unzweifelhaft die Anregung zu dieser blutigen und aufgeregten, dichterisch aber ganz hohlen und werthlosen Arbeit gegeben. Der Wiener besitzt indeß, was Herrn Hartleben vollkommen fehlt: die poetische Kraft, Stimmungszauber hervorzurufen, dunkle, schwüle Schauer, und das Furchtbare, dem Hörer zu vermenschlichen, so daß er es fühlt und glaubt.

Wenn wir aber auf einem Theaterzettel unter dem Titel des Stückes die Bezeichnung „Komödie" lesen, so wissen wir gleich, daß da sogenannte moderne Anwandlungen im Spiele sind. So will uns der gar nicht unbegabte Herr Skowronnek, von dem wir ein paar gute Schauspielerstücke der älteren Richtung haben, diesmal naturalistisch kommen, soweit es natürlich die Hofbühne gestattet. Ein Zuchthäusler-stück. Giacometti's Morte civile, durch Rossi, Salvini und Zacconi bei uns bekannt, Wilbrandt's Tochter des Herrn Fabricius, Bohrmann Riegen's Verlorene Ehre, Kretzer's Bürgerlicher Tod, Vossens Alexandra und viele andere Schauerstücke fallen in dieses Gebiet. Nun hat Herr Skowronnek in seinem vorletzten Opus den jugendlichen Hirschfeld recht nach der alten Kunst verhöhnt, und das ist ihm schlecht bekommen. Diesmal macht er bußfertig eine Verbeugung vor der neuen Kunst, und das ist ihm nicht viel besser bekommen. Es mag auch sein, daß aus dem Saulus kein Paulus geworden ist, trotz des momentan so sehr beliebten Weges nach Damaskus, und daß den klugen Skowronnek zur anderen Schule einfach der Gedanke hinüberzog, man brauche sich als Dramatiker unter ihrem Schutze nicht so zu placken, sondern dürfe abgerissene Skizzen, allerlei behäbige Kleinmalerei und Einzelscherze statt des geschlossenen Schauspieles geben. Grade wie der alte Homer, schläft auch ein Skowronnek gern einmal und macht es sich bequem. In der That ist von der zwar einfachen, aber unbändigen Fleiß verrathenden und im großen Ganzen sauberen Technik unsres Dichters in seinem letzten Werke nichts mehr zu spüren. Das sind mitunter recht lustige, wenn auch nie grade originelle Humoristica, derbe Caricaturen, komische Soloscenen, in denen bald die unwahrscheinlich halbgebildete Tochter der Krugwirthin, bald der unmögliche Herr Kreisausschußschreiber, bald der allzu oft dagewesene schnapsselige Schuster oder sein Lehrjunge die Hauptrolle spielen; mit dem Stücke indeß haben diese nebensächlichen Hauptpersonen nichts zu thun. Skowronnek ist mit Eifer hinter den Modernen hergewandelt. Selbst der Meister kann das Drum und Dran der Scenerie nicht genauer vorschreiben, kann nicht mit größerer Unkenntniß aller Gesetze der dramatischen Perspective die Nebenfiguren dauernd in den Vordergrund rücken. Und Skowronnek hat etwas, was Hauptmann abgeht: wirklichen Humor, der sich allerdings fast ausschließlich verbrauchter Clichés bedient. Skowronnek kennt dazu seine Ostpreußen so gut wie Jener das schlesische Vorgebirge. Wäre der Hausdichter der Bühne am Gensdarmenmarkt nicht so theuer gewesen, seinen Zustandschilderungen etwas wie eine Handlung aufpfropfen zu wollen, was unrealistisch und unmodern genannt werden muß, dann hätte er am Ende einen vollen Erfolg gelandet. Aber da kitzelte es ihn, zwei Füchse auf einmal zu fangen und nicht nur Herrn Hauptmann, sondern auch Madame Birch-Pfeiffer zu copieren. So sind wir denn im Schlußakt Zeugen, wie Nr. 17, der Gefängnißhabitué, plötzlich seine Rachsucht abstreift wie ein zerschlissenes Hemd, in unheilbaren Edelmuth verfällt und die protzige Krugwirthin, die an all' seinem Jammer schuld ist, nebst ihrem Sohne vor den hereinstürmenden Grenzwächtern rettet. Daß zum Lohne für solche Barmherzigkeit die harte Schnapswirthin sich erweichen läßt und den Ehebund ihres Sprößlings und Erben mit der Tochter von Nr. 17, der Diebsmarjell, segnet, das versteht sich zwar am Ende von selbst, kann aber den fühlenden Hörer mit dem grausamen Schicksale des Unschuldigen nicht versöhnen. Und so zischte man denn die schöne und sinnreiche Erfindung aus, zusammt dem Keller, worin drei Schmuggler gefangen saßen, und den merkwürdig harmlosen Grenzwächtern. Skowronnek hat einen unleugbar hübschen und dankbaren Stoff, dessen humoristischer Ausgestaltung er auch gewachsen schien, nur in Grund und Boden verdorben, weil er andre Bahnen einschlug, als die ihm sein Talent wies. Er darf nicht charakterisiren und — dies vor Allem — nicht rühren wollen; Beides mißlingt ihm mit unheimlicher Sicherheit. Aber so das Alltagsleben mit burschikosem Humor darzustellen, etwas innigschalkhafte Verliebtheit, Forstromantik und zum Zweck der Retardirung diverse Schurkenstreiche des Intriganten hinzuzuthun, die ganze Geschichte aber möglichst glücklich enden zu lassen — das versteht er aus dem Grunde. Statt dessen bewegt sich diese rührsame Geschichte durchaus im Gleise des romantischen „Galeerensclaven", und ihre verlogene Theatralik soll durch den modischen Naturalismus eben der Wahrheit und Möglichkeit genähert werden. Daß indessen bei dem Mischmasch von romantischem Inhalt und naturalistischer Form nichts Gutes herauskommt, kann man sich denken. Skowronnek fußt überdies viel zu sehr im alten Schauspielerstück, um den Naturalismus nicht bloß äußerlich nachzuahmen und seinen Figuren und dem Dialog bloß anzukleben. Also wird frei nach Ibsen und Hauptmann, nach Holz und Schlaf gestrichelt und gestammelt und zuweilen ein erfrischend derbes Wort eingeflochten. Wenn der naturalistige Wildenbruch in der Haubenlerche mit dem „Moralfatzke" verblüfft, Hauptmann gar Schiller und Goethe „Sch—kerle" nennen läßt, so fordert Skowronnek mit dem hübschen Wort „Drecknase" kühn das verfließende und künftige Jahrhundert in die Schranken.

Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine „Weber" geworden.

Daß am Ende das Stück niedergezischt wurde, wird besonders Blumenthal freuen, dessen „Auf der Sonnenseite" eben die 25. Aufführung erlebt hat, was er urbi et orbi verkünden ließ. Hätten die seithergen Novitäten des Schauspielhauses: „Herostrat", „Nr. 17" und sämmtliche Neueinstudirungen nicht der Reihe nach versagt, so wäre Blumenthal's Stück längst vom Theaterzettel verschwunden. So profitirt er vom Unglück Anderer. Neben solchen Zufallserfolgen giebt es aber auch forcirte, gemachte Erfolge. „Die Weber", die das Verbot zu einer cause célèbre machte, gehören dahin, nicht minder „Johannes". Daß das Deutsche Theater auch den „Fuhrmann Henschel" mit Gewalt durchdrücken will, dem Publicum zum Trotz, ist ein offenes Geheimniß. Dr. Franz Mehring, gewiß ein einwandfreier Zeuge, denn der Dichter der „Weber" hat bei den Socialdemokraten einen Stein im Brett, schreibt in der Neuen Zeit über den „Fuhrmann Henschel": „Dieser „starke Erfolg" war von A bis Z gemacht. Schon seit Wochen wurde in die Welt trompetet, die Billets für die ersten drei bis vier Vorstellungen seien längst vergriffen; als ich, verhindert, der ersten Vorstellung beizuwohnen, die dritte besuchte, waren nicht nur die besten Plätze noch haufenweise zu haben, sondern das nur mäßig gefüllte Haus nahm das Schauspiel mit der gleichgiltigsten Kühle auf. Einzig nach dem vierten Acte erhob sich lärmender Beifall, ohne jede Spur von Stimmung, nur weil — auch so ein „naturalistisches" Mätzchen! — das Gerücht in's Haus lancirt wurde, der Dichter sei zugegen, und das biedere Publicum ihn zu sehen verlangte. Weit entfernt, dies Publicum als maaßgebenden Kunstrichter aufzustellen, erwähne ich seine Haltung in der dritten Vorstellung nur, um festzustellen, was es mit dem „starken Erfolg" der ersten Vorstellungen auf sich hatte. Reclameschwindel aufzudecken, gehört zu den ersten Aufgaben der Kritik." Das ist ein Standpunkt, den die „Gegenwart" immer betont hat. Die Geschäftsinteressen der Directoren und ihrer „Dichter" zu vertreten, ist die Sache der Theateragentenorgane und concessionirten Zwischenactblätter, mit deren Lobhudeleien freilich leider auch die großen Berliner Zeitungen, die ja insgesammt durch Inserate und Freibillets bestochen werden, nur gar zu oft wetteifern.

## Notizen.

Der Verlag von Herrmann Gesenius in Halle, dem wir die weitaus beste deutsche Dickens-Ausgabe verdanken, veranstaltet von den entzückenden beiden Weihnachtsgeschichten: „Das Heimchen am Herd" und der Geistergeschichte „Ein Christabend" zierliche Einzelausgaben, die A. Scheibe sehr hübsch illustrirt hat. Diese Zeichnungen sind voll Humor und wahren die englische Localfarbe, ohne in das Fratzenhafte von Cruikshank's Originalillustrationen zu verfallen, die für uns Deutsche

immer etwas Abstoßendes haben. Auch die gleichzeitig neu als Caricaturen aufgelegte Ausgabe von Tegnér's Frithjofs-Sage wird Manchem für das nahe Fest willkommen sein. Die gute Uebersetzung hat der bekannte Bremer Dichter und Uebersetzer Willatzen mit Geschick neu durch- und umgearbeitet. Das Epos liest sich wie ein deutsches Original.

Die Versuche verschiedener Verlagsbuchhandlungen, die Ausstattung ihrer Bücher den hypermodernen symbolistischen Bestrebungen anzuschmiegen, können schon heute als gänzlich mißlungen betrachtet werden. Unser Publicum will von diesen grellen Buchumschlägen im Plakatstil, wie sie zuerst Albert Langen in München nach Pariser Mustern bei uns eingeführt, nun einmal nichts wissen, geschweige denn von Langen's viel weniger geschmackvollen Nachtretern. Da greift man mit Recht viel lieber zu den „unmodernen", aber doch so anheimelnd illustrirten Ausgaben eines Bonz und besonders gern zu den reich illustrirten Unterhaltungsschriften von Carl Krabbe in Stuttgart. Hier ärgert sich der Beschauer über keine stilvolle Schnörkeleien, böse Verzeichnungen und wahnsinnig grelle Farbenklexe. Auch Krabbe's Autoren sind ganz andere, als die Dalldorfer Lyriker und apokalyptischen Pornographen der „modernen" Verlegen. Da finden wir prächtige Novellen von Heyse, Wolzogen, Rosegger, Zapp, illustrirt von echten Künstlern wie René Reinicke, E. Klein u. A. Von den neuesten Bänden erwähnen wir zwei ältere Geschichten von Peter Rosegger: „Das ewig Weibliche. — Die Königssucher", die aus einer Zeit stammen, wo der ganze Mensch noch eitel Romantik ist. Der Dichter hat hier schon Augen für das Seltsame und Wunderbare, aber noch keines für die reale Wahrheit des Lebens; die beiden romantischen Rittergeschichten lesen sich indessen sehr angenehm. Bedeutender ist Paul Heyse's „Medea. — Er soll dein Herr sein". Die erste Novelle ist eine Modernisirung der antiken Sage, die feine Seelenmalerei einer Kindesmörderin, die in ihrer Wildheit in unseren Zeiten beinahe unmöglich erscheint. Aber diese moderne Medea ist kein verworfenes Geschöpf, und ihr Wesen ist keineswegs auf nur Leidenschaftlichkeit gestellt. Das Motiv äußerer Häßlichkeit ist mit Meisterschaft in ein innerliches Motiv umgesetzt und in seiner ganzen Tragweite geltend gemacht. „Er soll dein Herr sein" ist eine der bestgelungenen Arbeiten des Dichters. Die Stimmung vor dem Aufbruch der Truppen in den Krieg ist mit wenigen Strichen mitgetheilt und mit einem feinen Humor eine Liebesepisode zum guten Ende geführt. Ein junger Künstler erringt die Dame seines Herzens eben dadurch, daß er einer Bedingung, die sie ihm stellt, nicht Folge giebt. All' diese Krabbe'schen Ausgaben sind fast zu gut für Eisenbahnlectüre und flüchtige Bekanntschaft. Sie finden unter dem Weihnachtsbaum besseren Platz und werden in ihrem künstlerischen Gewande auch jeder Hausbücherei zur Zierde gereichen.

E. A. Seemann in Leipzig giebt unter dem Titel „Berühmte Kunststätten" ein neues Unternehmen heraus, von dem uns die zwei ersten Einzelpublicationen vorliegen: „Vom alten Rom" von E. Petersen und „Venedig" von G. Pauli. Wer zum ersten Mal diese beiden Städte besucht, wird solchen illustrirten Reiseführern gern ein Plätzchen als Vademecum einräumen, wie man sie auch später zur Auffrischung des Gesehenen und Erlebten verwenden kann. Die Verfasser beherrschen den Stoff vollkommen, gliedern ihn klar und übersichtlich und schreiben ein einfaches gutes Deutsch ohne feuilletonistische Mätzchen, gelehrte Velleitäten und vorgreifenden Gefühlsüberschwang. Daß beide Werke so reich als geschmackvoll illustrirt sind, versteht sich bei Seemann von selbst. Andere Kunststädte wie das Rom der Renaissance, Florenz, Pompeji, Paris, Nürnberg, Dresden, München sollen nachfolgen. Wir möchten aber bei dieser Gelegenheit dem Verleger eine Anregung geben, um eine von allen gebildeten Italienfahrern — nicht dem gewöhnlichen Rundreisepöbel — empfundene Literaturlücke auszufüllen. Wie wäre es mit einem Kunstreiseführer durch Italien von Mailand bis Syracus? Bädeker ist nur für praktische Bedürfnisse nützlich, seine Kunstangaben sind dürftig und mangelhaft. Der etwas „gebildetere" Gsell-Fels bietet freilich mehr, zumal in seinen großen Ausgaben, doch am Ende giebt auch er nur eine unselbständige Compilation, meist sogar ohne Quellenangaben und der Nachprüfung selten gewachsen. Der kunstsinnige Verleger der Zeitschrift für bildende Kunst und von Burckhardt's Werken hätte nun, wie kein Anderer, die Mittel, Materialien, Quellen und Mitarbeiter an der Hand, uns dieses populärwissenschaftliche Reisebuch zu schenken, das von allen gebildeteren Besuchern Italiens herbeigesehnt wird, dieweil nicht jeder sein Reisegepäck mit Burckhardt's Cicerone und Cultur der Renaissance, Goethe's Italienischer Reise, Crowe-Cavalcaselle, Morelli und Springer belasten kann. Ein alljährlich neu zu druckender kurzer Anhang könnte dann auch Hôtels, Fahrgelegenheiten und andere praktische Angaben enthalten, so daß die Mitnahme von Bädeker oder Meyer, die doch nur alle 3—4 Jahre neu aufgelegt werden und in jeder Beziehung rasch veralten, ganz überflüssig wird. Der Mann, der durch bessere Werke uns von Lübke emancipirt hat, sollte uns auch von den rothen und braunen Reisebegleitern befreien.

Altmeister Spielhagen's alter Verleger, L. Staakmann in Leipzig, hat eine Jubiläumsausgabe der „Problematischen Naturen" veranstaltet, die auf schönem Papier gedruckt und von R. Gutschmidt reich und gediegen illustrirt ist. Es wäre trivial, dem noch heute jugendfrischen und fesselnden Roman aus den Fünfzigerjahren ein empfehlendes Begleitwort zu geben. Man kann die „Problematischen Naturen" neben „Sturmfluth" Spielhagen's Hauptwerk nennen; die hohe Auflagenzahl des Romans beweist es. Um so anerkennenswerther ist es von der Verlagshandlung, daß sie statt einer einfachen zwölften Auflage diese hervorragend schöne Jubiläumsgabe veranstaltet, die dem Verfasser wie dem Verleger zur Ehre gereicht.

Im Verlage von Breitkopf & Härtel sind einige Neuauflagen erschienen, die einen empfehlenden Hinweis nöthig machen. Zuerst die 3. Auflage von Hermann Kretzschmar's Führer durch den Concertsaal und zwar die zuerst bei dem jüngst verstorbenen Liebeskind herausgekommen: 1. Abtheilung: „Sinfonie und Suite." Wir haben schon der ersten Auflage dieser feinsinnigen Studien und Analysen von Bach und Beethoven bis Bruckner und Saint-Saëns einen großen Erfolg vorausgesagt und freuen uns, daß dies in so reichem Maaße eingetroffen ist. Auch die reizenden „Jugendbriefe von Robert Schumann", nach den Orginalien mitgetheilt von seiner Wittwe, erschienen in 3. Auflage. Der ganze Reichthum der ideal angelegten und hochstrebenden Jünglingsnatur — vom 18. bis 30. Lebensjahre — ist in diesen oft entzückend liebenswürdigen, oft grüblerisch tiefsinnigen, immer aber originellen und bedeutenden Briefen niedergelegt; besonders interessant sind die Auszüge aus seinen Briefen an die Braut Clara, die Schumann sich bekanntlich erst nach schweren Kämpfen mit Vater Wieck eroberte. Hoffentlich steht nun nach dem Tode der herrlichen Frau der vollständigen Herausgabe nichts mehr im Wege. Endlich Rudolf v. Ihering's Weihnachtsgabe für das juristische Publicum „Ernst und Scherz in der Jurisprudenz", schon in 7. Auflage. Diese geistsprühenden Plaudereien, von denen der Göttinger Rechtslehrer Einiges zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht hat, wie z. B. die drastische Polemik über das ihm widerwärtige Sprichwort „Ausnahmen bestätigen die Regel," verdient ein unentbehrliches Juristenbrevier werden zu wollen.

Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. Von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Pünktlich wie jedes Jahr stellt sich auch für das nahende Weihnachtsfest der Münchner Meister wieder mit einem neuen Bande Novellen ein, an denen seine große und treue Gemeinde ihre Freude haben wird. Diese Unerschöpflichkeit im Erfinden neuer Erzählungsmotive, dieser Reichthum an psychologischer Kunst, die nur selten einmal in Künstelei umschlägt, dies behagliche Plaudern und geistreiche Schildern — Alles ist doch ein Unicum in unserer heutigen Literatur, wo die Modernen und Modernsten sich gewöhnlich schon mit ihrem ersten Buch ausgeben und die spätere Fingerfertigkeit nur zum Verschleiern ihrer absoluten Ausgeblasenheit verwenden. Auch hier überrascht uns der ewig junge Heyse vor Allem wieder durch die Mannigfaltigkeit seiner Erfindung; tragische, tragikomische und derbkomische Stoffe — in jedem Genre bleibt er ein Meister der Erzählungskunst. Das tragische Medea-Motiv haben wir schon oben bei Erwähnung der Krabbe'schen Ausgabe berührt; das tragikomische finden wir in der nachdenklichen Geschichte von dem untröstlichen Wittwer, der sich doch von einer Kokette trösten läßt und seine Untreue durch Selbstmord büßt. Nicht einverstanden sind wir hier mit dem Spott über den „langweiligen" Jocelyn von Lamartine; er beweist nur, daß die französische Lyrik den meisten Deutschen und sogar einem congenialen Uebersetzer wie Heyse unverständlich bleibt, was ja auch der gewaltige Victor Hugo bei uns erfahren mußte. Eine feine Arbeit ist auch „Verrathenes Glück", aber wir geben doch den zwei humoristischen Novellen den Vorzug, dem „Sohn seines Vaters" und noch mehr den allerliebsten „Abenteuern eines Blaustrümpfchens." Hier in diesen anmuthvollen Schilderungen der Milieus studirenden und dabei in allerlei Gefahren gerathenden Landrichtersbraut und Auchdichterin steckt der ganze Heyse mit all' seiner Liebenswürdigkeit, seiner feinen Ironie, seiner milden und doch so tiefen Welt- und Herzenskunde. Es steckt aber auch ein köstliches Lustspiel darin, das der Verfasser sich nicht von Anderen wegnehmen lassen, sondern selbst auf die Bühne bringen sollte, ein würdiges Seitenstück zu Wilbrandt's Malern. Heute wo die naturalistischen und symbolistischen Experimente der Reihe nach versagen, verlangt das Publikum wieder nach gesünderer Kost. Die Herzensheiterkeit eines Heyse wird jetzt auch auf der Bühne wieder zeitgemäß werden können.

Nach all' den billigen Classikerausgaben ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Verleger wieder einmal den Muth hat, schöne elegante Ausgaben zu veranstalten. So liegt uns aus dem Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart wieder ein Bändchen vor: „Schiller's Gedichte", Miniaturausgabe in reizendem Liebhaber-Einband, 28 Bogen mit schöner deutlicher Schrift auf holzfreiem Papier gedruckt, zum Preise von drei Mark! Das schmucke Bändchen schließt sich an die früher erschienenen Bände: Goethe's Gedichte, Faust, Wallenstein, Buch der Lieder, Heine's Neue und Letzte Gedichte, Rückert's Liebesfrühling, Uhland's Gedichte an. Auch C. F. Amelang's Verlag in Leipzig überrascht uns angenehm mit einem allerliebsten, ganz in Leder gebundenen „Faust" auf gutem Papier, mit prächtigen alten Typen gedruckt, eine wahre Freude für unsere Bibliophilen. Amelang plant in zwangloser Folge die Perlen unserer Literatur den wirklichen Bücherfreunden in einer einfach vornehmen und individuellen Ausstattung zu bieten, und sendet diesen „Faust" als ersten Fühler in die Welt. Möge er Erfolg und Nachfolge finden!

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Verlag von Hermann Gesenius**
in Halle a/S.

# Neuigkeiten 1898.

Mit Illustrationen.

## Charles Dickens.

Deutsch von **Auguste Scheibe.**

## Das Heimchen am Herd.

Ein Hausmärchen. Mit 5 Illustrationen.
Elegant geb. 2 Mark.

## Ein Christabend.

Eine Geistergeschichte. Mit 5 Illustrationen.
Elegant geb. 2 Mark.

## Tegnér's Frithjofs-Sage.

Aus dem Schwedischen von **G. Mohnike.**
**25. Aufl. Kabinett-Ausgabe.**
Neu bearbeitet von **J. P. Willatzen.**
Mit 1 Lichtdruck. Elegant geb. 3 Mark.

Illustrirtes Verzeichnis meiner Geschenklitteratur auf Verlangen gratis.

---

# Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

## Die Gegenwart.

**General-Register 1872 — 1896.**
**Erster bis fünfzigster Band.**
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck

## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften
und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine**
**reich vermehrte Buchausgabe**
**unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

**Verlag der Gegenwart**
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

*Zeitschrift für* ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen **Auskunft.** Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der
**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Hohenzollernsagen.

Ein Balladenkranz

von

**August Sturm.**

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

**Leipzig. Carl Jacobsen.**

## Festgeschenke u. Nova.

Preise für Expl. in **f. Orig.-Einbänden:**

**Album Oldenb. Dichter.** Herausg. v. Fr. Poppe. *M* 3.

**Allmers, H.,** Werke. 6 Bde. *M* 19.

— Dichtungen. 3. Afl. *M* 4.

— Röm. Schlendertage. 9. Afl. 20 Vollbilder. *M* 7.

— Marschenbuch. 3. Afl. *M* 7.

— Aus vergangener Zeit. *M* 4.

**Bulthaupt,** Dramaturgie. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 7. Afl. *M* 6. | Shakespeare. 6. Afl. *M* 6. **Neu.** | Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Afl. *M* 6.

— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Afl. *M* 5.

**Fitger,** Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Afl. *M* 5.

— Winternächte. Gedichte. 4. Afl. *M* 5.

**Byron's Manfred.** Dram. Dichtg. Aus ihr. Grundgedanken erkl. *M* 1,60. **Neu.**

**Poppe,** Zwischen Ems u. Weser. *M* 7.

— Deutschl. Heldenkampf. 2. Afl. *M* 3,50.

— Am Lebensborn. Gedichte. *M* 4.

**Riemann,** Die Getreuen in Jever. Illustr. *M* 1,50.

**Rittershaus, E.,** Buch d. Leidensch. 4. Afl. *M* 3.

— Sommertage. 4. Afl. Mit Portr. d. Dicht. *M* 5.

**Roland, Emil,** (Emmi Lewald), Gedichte. *M* 3.

— Cantor v. Orlamünde. Dicht. 2. Afl. *M* 2.50.

— Italien. Landschaftsbilder. *M* 4.

**Ruseler,** Gudrun. Schauspiel. *M* 3.

**Salomon,** Spazierg. in Süd-Italien. Illustr. *M* 4.

**Schwartz, A.,** Vaterländische Ehrentage. 17. Afl. 60 ₰.

**Volksbote.** Volkskal. 62. Jahrg., reich illustr. 50 ₰.

**Wolff, Eug.,** Poetik. *M* 5. **Neu.**

— Zwei Jugendlustspiele v. H. v. Kleist. *M* 3. **Neu.**

**Wolff, Dr. W.,** Von Banana zum Kiamwo. *M* 5.

**Zabel, Eug.,** Zur mod. Dramaturgie** Frankreich. Spanien. Rußland. Ungarn. Skandinavien. England. Italien. *M* 6. **Neu.** * Deutschl. unt. d. Presse.

**Zimmermann,** Kolon.-geschichtl. Studien. *M* 7.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

## Romane

von **guten** deutschen Autoren, mit **spannender** Handlung und zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden **gesucht.** Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** bef. d. Exp. d. Bl.

Soeben erschien:

# Schwedische Konversations-Grammatik

zum Schul- und Privatunterricht

von

**Dr. Ed. Th. Walter,**

vormals Lektor an der Universität Lund (Schweden),

8°. Lwdb. Mk. 4.60. **Schlüssel dazu** 8°. kart. Mk. 1.60.

Die Lehrbücher der **Methode Gaspey-Otto-Sauer** umfassen bis jetzt **Arabisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch, Ungarisch.** Sie bestehen aus **Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Uebersetzungs- und Konversationsbüchern.** Vollständige Verzeichnisse gratis und franko.

**Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von**

**Julius Groos' Verlag in Heidelberg.**

# „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

# Kürschners Bücher

**Vorrätig in allen Buchhandlungen**

**Frau Musika.** 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter, Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

**Jahrbuch 1899.** Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

**Das ist des Deutschen Vaterland.** Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

**Universal-Konversations-Lexikon.** 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

**Welt-Sprachen-Lexikon.** 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

**Kürschners Bücherschatz.** Jede Woche ein reich illustrirt. Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **20 Pfennig.**

**Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten.** Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

**Die Welt in Photographien.** Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch **Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.** u. alle Buchhandlungen.

# Schönste Geschenke

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

# Die Chemie im täglichen Leben.

**Gemeinverständliche Vorträge.**

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

**Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.**

Mit 21 Abbildungen.

*1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).*

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 17. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur neuen Militärvorlage. Von Miles — Rußlands nationale Entwickelung. Von Paul Milukow. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer. — Puvis de Chavannes. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Gespenster. Von A. v. Kameke. — **Aus der Hauptstadt.** Eine weise Politik. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der „Dresdener Zola". Von Karl Gjellerup. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur neuen Militärvorlage.

Wenn irgend etwas außer der Abneigung einzelner Mächte gegen den Rüstungs-Einschränkungsvorschlag des Zaren dazu beitragen kann, denselben scheitern zu lassen, so dürfte dies die neue Militärvorlage sein, die ein deutliches Zeichen dafür bildet, daß man deutscherseits nicht im Mindesten gewillt ist, auf einen Stillstand, geschweige denn eine Einschränkung der Rüstungen einzugehen. Sie kann somit als unsere Antwort auf den Vorschlag des Zaren betrachtet werden und ist daher nur geeignet, nicht nur in Rußland, sondern auch alle diejenigen Staaten gegen uns einzunehmen, die der Einschränkung der Rüstungen aufrichtig zuneigen. Der Augenblick des Einbringens der Vorlage erscheint daher schon aus diesem Grunde schlecht gewählt, und man hätte jedenfalls das Ergebniß der Friedensconferenz abwarten müssen. Die geforderte neue Heeresverstärkung verlangt als erste Rate pro 1899 etwa gegen 14000 Mann incl. Unterofficiere für das preußisch-sächsische und württembergische Contingent, sowie in Summa 80 Batterien mit 480 Geschützen; sie fordert eine Etatserhöhung oder Auffüllung bei 39 Infanterie-Regimentern, deren Bataillone niederen Etats von 501 Mann, wie es scheint, auf den mittleren Etat von 573 Mann gebracht werden sollen. Das aus dem drei Divisionen zählenden bayerischen zweiten Armeecorps zu formirende dritte bayerische Corps wird erst später gebildet werden, und außer den zunächst zu formirenden 46 Batterien später weitere 34, so daß die gesammte, innerhalb der nächsten vier Jahre geplante Heeresvermehrung an Mannschaften 23277, an Unterofficieren 3299, an Officieren, Beamten und Aerzten 1135 Köpfe, und somit eine Gesammterhöhung der Friedenspräsenz-Ziffer um 27 711 Köpfe, 7202 Pferde und 320 bis 480 Geschütze, je nach dem Etat der Batterien erfordern wird, und auf eine jährliche Mehreinstellung von ca. 11000 Recruten zu rechnen ist. Hierin aber liegt ein starkes Kriterium gegen die neue Militärvorlage. Denn wir können, ohne auf noch minderwerthigeren Heeresersatz wie bisher zurückzugreifen, diese Anzahl der Recruten, zu der noch die 8000 Köpfe betragende Verstärkung der Marine hinzukommt, nicht aufbringen und müßten daher entweder in der Praxis des Aushebungsgeschäfts die Anforderungen an die Diensttauglichkeit abermals herabsetzen oder die Wehrordnung zu diesem Behuf ändern. Bei einer erneuten Herabminderung der Ansprüche an die völlig einwandfreie Diensttauglichkeit oder bei schärferer Beurtheilung der Reclamationsgesuche ließe sich allerdings die Anzahl der alljährlich überschießenden Militärpflichtigen auf 30000 Mann einschätzen und selbst je nach Bedarf einer neuen Heeresvermehrung noch höher; dieselbe würden jedoch entweder nicht völlig einwandfrei diensttauglich oder abkömmlich sein. Es liegt nicht der mindeste Grund für die Annahme vor, daß die Anzahl der nach den Ergebnissen des Heeres-Ergänzungsgeschäfts 1897 und 1896 überzählig gebliebenen Diensttauglichen von 5675 bezw. 9823 Mann, 1898 bedeutend größer gewesen wäre. Daher würde selbst in diesem Falle auf die Dauer nicht über mehr als 9800 Mann jährlich zu rechnen sein, wenn man die bisherigen Anforderungen an die Diensttauglichkeit und Berücksichtigung der häuslichen Verhältnisse festhält. Dabei sind große Epidemien, wiederholte Mißernten und Kriege, die die Armee längere Zeit in fremdes Land führen, noch nicht in Anrechnung gebracht. Für die allein pro 1899 geforderten ca. 13 773 Mann sind daher vielleicht de facto nur ca. 9800 Mann oder vielleicht selbst nur etwa 6400 verfügbar; es reicht diese Anzahl daher schon für diesen ersten Mehrbedarf, geschweige denn für den ferneren Gesammtbedarf von 23277 Gemeinen und den künftigen dauernden von etwa 17000 Recruten, sowie ferner den für die Verstärkung der Marine um 8000 Mann auch nicht im Entferntesten aus. Die geplante Heeresverstärkung ist somit mit einer abermaligen Herabminderung der Diensttauglichkeit des Heeresersatzes verknüpft, die die Ausbildung erschwert, Invalidisirungen und Pensionirungen erhöht und daher von sehr zweifelhaftem Werthe ist. Ueberdies entzieht sie alljährlich allerdings abermals im Verein mit dem gesteigerten Marine-Ersatzbedarf etwa 18000 der leistungsfähigsten Arbeitskräfte dem Lande. Sie erfordert eine abermalige Erhöhung um über $27^1/_3$ Millionen der dauernden Ausgaben und an einmaligen außerordentlichen Ausgaben eine solche von über $132^2/_3$ Millionen, in einer Periode während deren letzten Jahrzehnts allein der Reichstag gegen $^3/_4$ Milliarden an Mehrausgaben für Heer und Flotte bewilligt hat.

Die Begründung der Vorlage weist unter nur kurzer Berührung der organisatorischen Verhältnisse auf die in letzter Zeit erfolgten Heeresverstärkungen Frankreichs und Rußlands hin. Allein Frankreich hat mit der Formation seines neuen VI. bis Armeecorps nur die Anzahl der deutschen Armeecorps nämlich zwanzig erreicht; an Infanterie-Divisionen besitzt es sogar eine weniger als Deutschland, da die Besatzungs-

division von Tunis aus den übrigen Armeecorps entnommenen Truppentheilen gebildet und von Tunis unabkömmlich ist. Die französische Infanterie incl. Jäger ꝛc. zählt zur Zeit 584 Bataillone mit 2420 Compagnien, zu welchen vier Bataillone hinzukommen sollen; allein bis jetzt ist erst eine Anzahl einzelner Compagnien als Stamm für diese vier Bataillone bei einer Anzahl von Regimentern aufgestellt, und diese geplante, in Folge der geringen Bevölkerungszunahme Frankreichs vor der Hand noch als undurchführbar zu betrachtende Maßregel würde nur eine Heeresvermehrung um 149 Officiere und 12542 Mann ausmachen. Die deutsche Infanterie incl. Jäger besteht dagegen schon heute aus 624 Bataillonen mit 2496 Compagnien; dabei sind die Etats der Bataillone von 501 bezw. 573 und 639 Mann im Durchschnitt weit höher als die der französischen 435 Linien-Bataillone von 504 Mann; dagegen haben die 145 französischen Linienregimenter bereits im Frieden je ein Bataillons-cadre complémentaire für die Formation der vier Bataillone im Kriegsfall, und sind die 30 französischen Jäger-Bataillone zu sechs Compagnien und die 18 Regional-Infanterie-Regimenter Nr. 145—602 zu vier Bataillonen formirt. Ferner dürften immer noch einige der französischen 13 Marine-Infanterie-Regimenter, obgleich ihre Aufgaben sie auf die Küsten- und Hafenplätze und die Colonien verweisen, für die französische Infanterie in Anrechnung zu ziehen sein; Keim nimmt dafür 26 Bataillone in Betracht, was die Anzahl der französischen Infanterie-Bataillone auf 610 erhöhen würde. An Feld- und Fußartillerie besitzt Frankreich 2274 bespannte Geschütze in 508 Feld- und 103 Fußbatterien, Deutschland dagegen 494 Feldbatterien und die Batterien von 25 Fußartillerie-Bataillonen mit 149 Compagnien. Keim berechnet die Ueberlegenheit der französischen Batterien auf 46. Die französische Cavallerie ist 446 Escadrons, die deutsche 465 Escadrons stark. Ungeachtet der nur dann sehr beträchtlichen numerischen Ueberlegenheit der französischen Infanterie an Cadres, wenn man sämmtliche 13 Marine-Infanterie-Regimenter mit ihren 178 Compagnien und die sieben Eingeborenen-Infanterie-Regimenter in Tonking, Anam, Madagascar, im westlichen Sudan und in Martinique ꝛc. und die übrigen Marinetruppen im In- und Auslande in Betracht zieht, sowie diejenigen der französischen Artillerie, beträgt jedoch heute das gesammte Plus an Officieren, Unterofficieren und Mannschaften des französischen Heeres über das deutsche, bei einer Gesammt-Sollfriedensstärke des Ersteren für 1897 an 28409 Officieren und 561 141 Unterofficieren und Mannschaften, gegenüber der des deutschen Heeres von 23088 Officieren, 557 446 Unterofficieren und Mannschaften, nur rund 5320 Officiere und 3700 Unterofficiere und Mann und eine Geschützzahl von 46 Batterien. Mit diesem Plus hat Frankreich jedoch als Stamm für die betreffenden Reserve- und Territorial-Formationen die Aufgaben der Besetzung und Sicherung der zu Aufständen geneigten Gebiete von Algier, Tunis, Westafrika, Madagascar und des gesammten französischen Indo-Chinas zu erfüllen, wobei es sich nicht auf die dortigen Eingeborenen-Truppen verlassen kann, sondern dazu unbedingt eines starken Stammes von Truppen der ersten Linie bedarf, die in Summa wohl auf zwei Divisionen veranschlagt werden können.

Was Rußland betrifft, so wird sein Friedenspräsenzstand nach schwer controllirbaren Angaben auf 30000 Officiere und 860000 Mann und somit auf etwas über ein Drittel höher als der des deutschen Heeres veranschlagt. Die Anzahl seiner Friedens-Armeecorps beträgt nach der jüngst erfolgten Heeresvermehrung 24, mit in Summa 51 Infanterie-Divisionen. Für die Beurtheilung dieser starken numerischen Ueberlegenheit kommen jedoch mehrfache Momente ganz wesentlich in Betracht. Zuerst die ungeheuren Räume Rußlands, seine Bevölkerungsziffer von heut rund 130 Millionen und sein Jahres-Rekrutencontingent von 264300 Mann, 1897 sogar 282900 Mann, der völlige Mangel an Eisenbahnen in allem nichteuropäischen russischen Besitz und die ungeheure Ausdehnung der Gebiete, die Rußland in Kaukasien, Transkaspien, China, Turkestan, am Amur und in der Mandschurei (Liaotung) besetzt zu halten und zu sichern hat. Der heutige Friedensstand an russischen Truppen im Amur-Gebiet und auf Liaotung wird auf über 30000, der in Süd-Turkestan auf über 41000 Mann veranschlagt und im Militärbezirk Kaukasus stehen 3 Infanterie- und 2 Kosaken-Divisionen, sowie ferner eine beträchtliche Anzahl von Armeecorps weit ab von der Westgrenze im Innern Rußlands, so daß während allerdings $^2/_3$ des russischen Heeres in Russisch-Polen an der Westgrenze dislocirt sind, das übrige Drittel bei den ersten besonders wichtigen Hauptentscheidungen bei Ausbruch eines Krieges nicht rechtzeitig einzugreifen vermag und überhaupt zum größten Theil an die erwähnten Gebiete gefesselt bleibt. Dazu fällt noch besonders in's Gewicht, daß die Truppen an der Westgrenze sich nahezu auf Kriegsetat befinden, und somit bei der Mobilmachung nur wenig anwachsen.

Bei dieser Gesammtsachlage erscheinen daher die seit der letzten deutschen Heeresverstärkung eingetretenen Heeresvermehrungen in Frankreich und Rußland — im ersteren Lande überdies sehr unbedeutend — keineswegs etwa derartig bedrohlich, um uns gebieterisch zu der geforderten neuen Heeresverstärkung zu zwingen. Rußland wird, wie heut als feststehend gilt, für Frankreich zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens nicht eintreten, und Frankreich ist in seinem Heer weder qualitativ noch bald auch numerisch nicht mehr stark genug, um allein uns mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können. Ueberdies tritt im Falle seines Angriffs der casus foederis für die übrigen Dreibundsmächte ein. So lange der Dreibund unerschüttert besteht und sich nicht Symptome bemerkbar machen, die seine Verlängerung zweifelhaft scheinen lassen, genügt daher unsere heutige Heeresstärke vollständig, und namentlich ist der von manchen Seiten erhobenen Forderung entgegen zu treten, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Heerespräsenzziffer beständig wachsen müsse. Denn die Heerespräsenzstärke ist nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel zu dem Zweck; das Reich zu sichern. Erreichen wir diesen Zweck jedoch mit nur 1% der Bevölkerung oder mit, wie zur Zeit, etwas darüber, so liegt dies offenbar sehr im wirthschaftlichen Interesse des Landes. Außer der abermaligen Herabsetzung der Diensttauglichkeits-Anforderungen und abermaligen starken Anspannung der Finanzen für das Heer fällt zur Beurtheilung der Vorlage ganz besonders in's Gewicht, daß das Reich mit der jüngsten Flottenvermehrung und seiner neuen Colonialvertretung die Bahn maritimer und colonialer Weltmachtpolitik im Interesse des wirthschaftlichen Wettbewerbs im Welthandel betreten hat und dafür ferner sehr starke Mittel aufzuwenden genöthigt sein wird. Wenn schon die vorhandenen Wirthschaftserträge für die heut geforderte abermalige Verstärkung des Landheeres nicht ausreichen, so ist es offenbar mehr als fraglich, ob sie in dem Maße zunehmen werden, um den zu erwartenden erneuten Anforderungen auf maritimem und colonialem Gebiet zu entsprechen. Wir würden daher mit der neuen Forderung die Mittel des Budgets für das Landheer wie die Arbeitskräfte des Landes derart anspannen, daß uns voraussichtlich sehr wenig Spielraum für die Aufwendungen für die fernere maritime, coloniale und wirthschaftliche Entwickelung bliebe und überdies die Förderung aller übrigen Zweige des Staatslebens darunter leiden müßten. Schon heute aber kann als fast gewiß gelten, daß 1906 eine neue Flottenvorlage der bis dahin bewilligten folgen wird. Die Worte „der Dreizack gehört in unsere Faust“ und „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ lassen mit größter Bestimmtheit hierauf schließen.

Was die Hauptpunkte der bereits in ihren Umrissen allgemein bekannten Vorlage im Speciellen betrifft, so bestehen

sie in der Reorganisation der Feldartillerie und ihrer Vermehrung um zuerst 48, später 32 Batterien mit 288 bez. 480 Geschützen, in der Bildung vorläufig zweier neuer des XVIII. und XIX. Armeecorps, der sich die des dritten bayrischen Corps anschließen wird, die der Erhöhung bezw. Auffüllung der Etatsstärke bei 39 Infanterie-Regimentern, in Schaffung von 93 neuen Stäben und in der Errichtung dreier Telegraphen-Bataillone, je einer Verkehrs- und Telegraphen-Inspection, der Errichtung einiger Truppentheile beim Württembergischen Contingent und einer Erhöhung der Heerespräsenzstärke allein pro 1899 um gegen 14 000 Mann ausschließlich der Unterofficiere. Neben der weiteren Forderungen der auf 4 Jahre berechneten und bis zum 31. März 1904 das dritte bayerische Armeecorps umfassende Gesammtvorlage beziffern sich die erhobenen Ansprüche auf rund 23 000 Mann und 4437 Officiere, Unterofficiere, Militärbeamte und sonstiges Unterpersonal. Der Reorganisation der organisatorisch und tactisch ungleich gegliederten Feldartillerie könnte im Rahmen der vorhandenen Heerespräsenzstärke, falls sie nicht beträchtliche Opfer erfordert, näher getreten werden, d. h. man könnte die geforderte Neugliederung der Zutheilung der Feldartillerie an die Divisionen und die Vermehrung der betreffenden Stäbe eventuell bewilligen, jedoch die sehr beträchtliche abermalige Vermehrung der Batterien um 48 mit 288 Geschützen bis auf Weiteres ablehnen. Betreffs der Bewilligung der neuen Armeecorps und der Etatserhöhung von 39 Infanterie-Regimentern wird es ganz davon abhängen, ob dieselbe nicht zu bedeutende Mittelaufwendungen erfordert, die in andern dringenderen und productiven Richtungen im Staatshaushalte zu verwenden wären. Dasselbe aber gilt hinsichtlich der übrigen Etatserhöhungen, sowie der Verkehrs- und der Telegraphen-Truppen-Inspection, sowie der geforderten über den 2. Divisionsstab hinausgehenden zwei Divisionsstäbe, sowie der Neuerrichtungen von Pionieren und Train beim sächsischen Armeecorps. Dagegen dürften die geforderten drei Telegraphenbataillone, die Betriebsabtheilung der Eisenbahnbrigade und die zwei Halbinvaliden-Abtheilungen, sowie die diesen Dienstzweigen etwa entsprechenden Neuformationen beim sächsischen Contingent geboten sein. Was die sich unbedingt später anschließenden Forderungen für das neuzubildende dritte bayerische Armeecorps betrifft, so werden sich dieselben, um den normalen Durchschnitts-Truppenbestand eines Armeecorps bei ihm zu erreichen, auf die Neuerrichtung von drei Batterien und zwei Bataillonen sowie ein Trainbataillon, ein Pionier-Bataillon und event. ein Jäger-Bataillon und damit auf ca. 5500 Mann excl. der Officiere und sonstigen Stäbe beziffern, so daß sich der Gesammt-Mannschafts-Mehrbedarf der neuen Organisation auf ca. 23 000 Mann stellte. Da die Cavallerie des deutschen Heeres seit 1871 nicht vermehrt wurde, so ist in Anbetracht der Ueberlegenheit der russischen Cavallerie von 185 Escadrons unbedingt später auch eine stärkere Vermehrung der Cavallerie wie die von der neuen Vorlage geforderte von zehn Escadrons zu erwarten.

Nicht die Rücksicht auf eine Vermehrung der Commandostellen im Interesse des Dienstbetriebes, welche die Thronrede hervorhebt, sondern eine notorisch sehr bedeutende Heeresverstärkung ist es, welche in Anbetracht der als irrelevant nachgewiesenen Rüstungen Frankreichs und Rußlands die neue Heeresverstärkung hervorruft. Wenn Deutschland daher von Neuem sein Heer beträchtlich vermehrt, so kann die Antwort auf dieses Vorgehen bei den übrigen Mächten nicht ausbleiben. Eine Großmacht aber muß, um dem Rüstungswettbewerb ohne Ende endlich einen Riegel vorzuschieben, mit dem Beispiel vorangehen und Deutschland dürfte neben Rußland zweifellos diejenige Macht sein, die, gestützt auf ihre starken und gesicherten Bündnisse und ihr qualitativ bestes, nummerisch zweitstärkstes Heer der Welt, dazu unbedingt in der Lage wäre. Will aber die Regierung im Interesse des wirthschaftlichen Lebens der Nation dies nicht, so ist es die Pflicht des Reichstages, die neuen Rüstungen auf ein Mindestmaaß im Rahmen der derzeitigen Heerespräsenzstärke einzuschränken und innerhalb desselben Dasjenige im Heerwesen auszugestalten, was ohne zu große, erneute Opfer möglich ist. Miles.

---

## Rußlands nationale Entwickelung.

Von Paul Milukow.*)

Von der Beobachtung der quantitativen und qualitativen Zusammensetzung der russischen Bevölkerung aus gelangen wir zu dem Schluß, daß Rußland in diesen beiden Beziehungen einen großen Unterschied im Vergleich mit Westeuropa darstellt. Dem Grade der Bevölkerungsdichte nach bleibt es lange hinter Westeuropa zurück und steht auf einem Punkte, der schon vor vielen Jahrhunderten von Westeuropa überschritten wurde; dabei bleibt die Frage, ob Rußland nach den örtlichen Verhältnissen fähig ist, dereinst die westeuropäische Bevölkerungsdichte zu erreichen, ungelöst. Die Vertheilung der russischen Bevölkerung auf das ganze russische Territorium vollzog sich im Laufe der ganzen Geschichte Rußlands, bis zu unserer Zeit, und ist noch jetzt lange nicht in das richtige Verhältniß zu den natürlichen Boden- und klimatischen Bedingungen gekommen. In ethnographischer Beziehung endlich zog ebenfalls durch die ganze Geschichte der Assimilirungsproceß verschiedener Stammeselemente, der gleichfalls noch nicht zu Ende gelangt ist.

Sodann zur wirthschaftlichen Entwickelung der russischen Bevölkerung übergehend, gelangen wir zu dem Schlusse, daß auch diese Entwickelung sich langsam vollzogen hat und auf einem verhältnißmäßig niedrigen Grade stehen geblieben ist. So sehen wir, daß durch die ganze Geschichte Rußlands der Proceß der Ausbeutung der Naturreichthümer des Landes, vorzugsweise der zoologischen, vor sich ging; daß der Ackerbau, ausgenommen im Centrum, sich sehr spät entwickelte, dabei immer noch auf die Erschöpfung der natürlichen Bodenkräfte sich beschränkte und auch jetzt noch auf sehr niedriger Entwickelungsstufe sich befindet. Die Industrie des alten Rußlands trug hauptsächlich einen häuslichen Charakter; die capitalistische Großindustrie dagegen wurde künstlich vom Staate in's Leben gerufen und konnte lange nicht ohne einen gesteigerten Schutz auskommen.

Der wirthschaftlichen Zurückgebliebenheit des Landes entsprach bis zur allerjüngsten Zeit der schlechte Zustand der Verkehrsmittel. Die Absonderung verschiedener Theile Rußlands führte zu einer Verminderung des Umfanges des inneren Marktes. Der innere Handel trug unter diesen Umständen einen ganz elementaren Karawanen- und Jahrmarktscharakter. Der Außenhandel Rußlands zeichnete sich durch seine Passivität aus und befand sich hauptsächlich in den Händen von Ausländern, die der russischen Waaren bedurften. Das Capital war selten, und seine Anwendung wurde, bei dem langsamen Tausche und der Größe des Risicos, mit äußerst hohen Procenten belohnt. Die schwache Entwickelung des industriellen Lebens hemmte die Entwickelung des Credits, und die ungünstigen Verhältnisse des Credits hinderten ihrerseits wieder die Entwickelung industrieller Unternehmungen und erhielten die Norm des Unternehmergewinns auf einem äußerst hohen Niveau. Die Creditinstitute ent-

*) Der Verfasser der hochbedeutenden „Skizzen russischer Culturgeschichte", von denen demnächst eine vortreffliche deutsche Uebersetzung von E. Davidson bei Otto Wigand in Leipzig herauskommt, versucht die Culturentwickelung des großen Slavenstaates nach der Methode der deutsch-englischen Sociologie darzustellen, d. h. den historischen Proceß durch das ökonomische Moment zu erklären, theils auf marxistischer, theils naturwissenschaftlicher Grundlage. Wir empfehlen das gedankenreiche Werk, dessen Schlußergebnisse hier zusammengefaßt sind.

standen erst vor hundert Jahren, Dank der Regierungsinitiative; die Privatinitiative gehört hier erst unserer Zeit an.

Auf solchem unsicheren Fundamente konnte sich nur eine sehr elementare gesellschaftliche Organisation, und auch diese nur sehr schwer und langsam, bilden. Bei der elementaren Entwickelung der materiellen Interessen fehlte es an wirthschaftlichen Verbindungen, die als Grundlage für eine scharfe Ständegruppirung hätten dienen können. Das gesellschaftliche Material war somit getrennt, formlos, chaotisch, gemischt, bis ein eben solches elementares Bedürfniß nach Steigerung der Staatsgewalt entstand. Dieses Bedürfniß wuchs in Rußland nicht von innen heraus, nicht in Folge der inneren Entwickelung der Gesellschaft, sondern in Folge einer äußeren Nothwendigkeit — der Landesvertheidigung. Die starke Staatsgewalt war zur kriegerischen Defensive des Landes nöthig, und die Kriegsbedürfnisse blieben lange Zeit die vorherrschenden des Staates. Zu ihrer Befriedigung mußte der Staat eine gesellschaftliche Organisation schaffen und befestigen. Es entstand somit eine Kreisverbindung der bäuerlichen (sowie der städtischen) Gemeinden zum Zwecke der Deckung des Geldbedarfes und eine Bezirksverbindung des Dienststandes zur Deckung des Heeresbedarfes. Mit der Steigerung der Staatsbedürfnisse und der Belastung der Bevölkerung mit Steuern erhielten diese Verbindungen immer mehr einen Zwangscharakter und führten endlich im 17. Jahrhundert zur Fesselung der Stände: des bäuerlichen ebenso wie des städtischen und dienenden Standes.

Diese Fesselung zog zum ersten Mal in Rußland scharfe Grenzen zwischen den Ständen und trug wesentlich zur Entwickelung ihrer inneren Organisation bei. Mit dem 18. Jahrhundert beginnt eine entgegengesetzte Bewegung zur Entfesselung der Stände, und unter directer Mitwirkung der Regierung nehmen die Stände den Geist innerer Selbständigkeit in sich auf. Diese Entwickelung des Classengeistes im 18. Jahrhundert hatte aber keinen Boden in der Geschichte der russischen Stände und erwies sich sachlich und zeitlich als fremdes Product der Uebergangsepoche; die weitere Entwickelung der gesellschaftlichen Selbstbethätigung vollzog sich im entgegengesetzten Sinne der Ständelosigkeit, und als Resultat ergab sich in unserer Zeit eine vollständige Zerstörung und Durchmischung der alten Standeselemente.

Dieselben Ursachen, die die Entwickelung des Ständelebens in Rußland hemmten, sollten scheinbar zur Entwickelung des Staatswesens beitragen. Das Staatswesen Rußlands stand aber nicht im Conflicte mit dem Ständeleben und benutzte oder schuf sogar Ständegruppen als Hülfsmittel für seine Regierungszwecke. Die Ursache war, daß es der Regierung lange an eigenen Regierungsorganen mangelte: die Entwickelung einer regelmäßigen Administration vollzog sich in Rußland äußerst langsam. Die Regierungsinstitutionen sind unter dem Einflusse unabweislicher Bedürfnisse in's Leben gerufen worden und trugen dementsprechend vorzugsweise einen finanziellen und militärischen Charakter. Die eigentliche Administration aber und die Rechtspflege standen für die Regierung in zweiter Linie und schlossen sich an die finanziellen und militärischen Institutionen an. Die systemlose Anhäufung von „Prikazen" (Befehlen), die Concentrirung aller provinzialen Angelegenheiten in Moskau, vorzugsweise in finanziellen und militärischen Einrichtungen — das sind die Hauptzüge der alten Moskauer Verwaltung.

Der Uebergang zur neuen Ordnung wurde durch die Einführung systematisch koordinirter centraler Institutionen und durch die Organisation einer mehr oder weniger selbstständigen örtlichen Einheit geschaffen. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seit Katharina II., wurde in Rußland eine regelmäßige Gebietseintheilung geschaffen, seit Alexander I. wurden regelmäßige Beziehungen zwischen den Gebieten und der Centrale geschaffen, und seit Alexander II. ein gewisser Theil der Gebietsadministration der örtlichen Selbstverwaltung sämmtlicher Stände übergeben. Erst in diesem Zeitabschnitt erlangte die Regierung die Möglichkeit, auf dem Gebiete der Administration systematisch weitere Staatsaufgaben zu verfolgen, in der Bevölkerung das Gefühl der Gesetzlichkeit zu erwecken und durch die genauere Bestimmung dessen zu fördern, was als Gesetz gelten soll, sowie durch eine wirksamere Aufsicht über die Anwendung des Gesetzes. Erst zu dieser Zeit endlich wurde die Befreiung eines ganzen Standes von der Gewalt eines Anderen möglich, sowie die Ausgleichung in den Bürgerrechten und -pflichten verschiedener Classen und die Herstellung eines für Alle gleichartigen Rechtes und eines für Alle gleichen Gerichts.

Wenn wir den Gesammteindruck formuliren wollen, den wir beim Vergleich aller hier berührten Seiten des russischen Werdeganges mit denselben Seiten der Entwickelung Westeuropas wahrnehmen, so könnten wir diesen Eindruck auf zwei Grundzüge zurückführen. In der russischen geschichtlichen Evolution fällt in's Auge erstens ihr äußerst elementarer Charakter, zweitens ihre große Eigenartigkeit. Diese beiden Züge sind schon lange erkannt worden, und jeder von ihnen wurde zur Grundlage einer der beiden entgegengesetzten Anschauungen über den Gang der russischen Geschichte. Nach der ersten dieser Anschauungen wäre die russische Geschichte etwas so Eigenartiges, daß wir nichts Aehnliches in irgend einem anderen historischen Processe finden. Zwischen Rußland und Europa sei nichts Gemeinschaftliches, ebenso wie wir nichts Gemeinschaftliches zwischen zwei verschiedenen zoologischen Typen, z. B. zwischen Fischen und Säugethieren, finden können; in der Grundlage ihrer historischen Entwickelung lägen ganz verschiedene, einheitliche und in Bestandtheile unzerlegbare, nationale Typen, die unter sich unvergleichbar und incommensurabel seien. Alle einzelnen Züge jedes nationalen Typus rührten aus seinem Grundwesen her und befänden sich miteinander in einem unzerreißbaren Zusammenhange. Irgend welchen Zug eines dieser Typen einem anderen einzuimpfen, sei ebenso unmöglich, wie einen Fisch mit den Lungen oder ein Säugethier mit den Kiemen athmen zu lassen. Es sei daher im Allgemeinen wie im Einzelnen die historische Entwickelung des russischen Volkes — so auch jetzt und künftig — ganz eigenartig, originell und keiner anderen nationalen Geschichte ähnlich.

So ist die Anschauung der russischen Nationalisten über die russische Geschichte. Eine andere Auffassung rührt aus der Beobachtung des zweiten Zuges her: der elementaren Art der historischen Entwickelung Rußlands. Nach dieser Anschauung durchlaufen alle Völkerschaften eine gleiche Leiter der gesellschaftlichen Entwickelung, und der ganze Unterschied der russischen Geschichte von der westeuropäischen besteht nur darin, daß sie bis jetzt noch nicht über die ersten Stufen dieser Leiter hinausgekommen ist. In Zukunft werde Rußland seine Evolution forsetzen und dieselben Stufen durchgehen, die von Westeuropa schon durchlaufen sind.

Welche von diesen zwei Anschauungen ist nun die richtige? Stellt denn Rußland einen ganz besonderen Typus nationaler Entwickelung dar, oder steht es erst auf einer der von Europa schon längst durchlaufenen Stufen? Die Wichtigkeit dieser Frage erhellt, wenn wir wahrnehmen, daß von dieser oder jener Antwort die Vorstellung von der weiteren Entwickelung, von der Zukunft Rußlands abhängt. Die Wichtigkeit der Frage erfordert die äußerste Vorsicht bei ihrer Beantwortung. Wir werden wohl am besten verfahren, wenn wir keiner dieser extremen Anschauungen in ihrer reinen Form annehmen. In beiden ist nämlich Wahrheit mit Irrthum vermengt; und wenn wir aus den beiden den in ihnen enthaltenen Wahrheitskern ausscheiden, müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß im Grunde genommen beide Anschauungen nicht so sehr weit auseinander gehen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Die Anschauung der Nationalisten ist darin verfehlt, daß

das geschichtliche Resultat keiner Analyse unterworfen und als unzerlegbares Ganzes betrachtet wird. Die Anschauung ihrer Gegner (der Bequemlichkeit wegen — obwohl nicht ganz genau — wollen wir sie als „Westler" bezeichnen) führt zwar die erforderliche Analyse durch, aber bleibt doch bei der ersten Bedingungsgruppe stehen und abstrahirt von den übrigen. Wäre wirklich das gesammte geschichtliche Leben der Völker auf die innere organische Entwickelung der Gesellschaft zurückzuführen, hätte sich die Entwickelung der inneren Tendenz durch nichts Nebenartiges complicirt, so würden dann allerdings alle menschlichen Gesellschaften dieselben Entwickelungsstufen in derselben Nacheinanderfolge durchlaufen, und wir könnten leicht nach gewissen Merkmalen bestimmen, auf welcher Stufe Rußland steht und welche es noch zu durchlaufen hat.

Aber gerade in Bezug auf Rußland wissen wir bereits, wie der innere Gang seiner Entwickelung unter dem mächtigen Einflusse der zweiten Bedingung, der historischen Umgebung, sich modificirt hat. Könnte man annehmen, daß diese Bedingung nur eine Hemmungswirkung ausübte, daß sie das Wachsthum Rußlands auf einer der früheren Lebensstufen stehen ließ, dann hätten wir Recht, den Zustand Rußlands mit dem Westeuropas als zwei verschiedene Altersstufen zu vergleichen. Aber das geschichtliche Leben Rußlands ist ja keineswegs stehen geblieben; es ging seinen Weg, vielleicht langsamer, aber unaufhörlich, und machte folglich gewisse Entwickelungsmomente durch, die auch von Westeuropa — nach seiner Art — durchgemacht wurden. So ist die Entstehung des Staates eine Stufe, die von Rußland und Westeuropa gleicher Weise durchgemacht wurde; wir haben aber gesehen, unter welchen verschiedenen Umständen das geschah und welche verschiedenartigen Resultate es zur Folge hatte. Wir können also nicht, wie es einige alte russische Schriftsteller vermutheten, Rußland den Rath geben, zuerst alle Stadien des westeuropäischen Lebens durchzumachen, um zu den westeuropäischen Resultaten zu gelangen. So oder anders sind einmal einige dieser Stadien auf immer überlebt; so oder anders haben sich die Resultate des Ueberlebten als mehr oder weniger eigenartig erwiesen, und werden sich auch späterhin so erweisen.

Die zweifellose Eigenart des russischen Entwickelungsganges hindert uns somit keineswegs, eine sehr beträchtliche Aehnlichkeit in seinem allgemeinen Gange und noch mehr in den einzelnen elementaren Factoren dieses Processes zwischen ihm und der Entwickelung der westeuropäischen Staaten anzunehmen. Die russischen Nationalisten der alten Zeit, die glaubten, daß jedes Volk zur Verwirklichung einer nationalen Idee berufen sei und daß diese Letztere aus den inneren Eigenschaften des Volksgeistes herrühre, mußten natürlich annehmen, daß diese Einheit der nationalen Idee in der Einheit der nationalen Geschichte zum Ausdrucke kommen muß; daß folglich die Vermächtnisse der geschichtlichen Vergangenheit als bester Hinweis auf die Aufgaben der Zukunft dienen, und jedes Entlehnen nichts Anderes ist als Verrath der nationalen Tradition und Verstümmelung der nationalen Idee. Zur Zeit sind diese Anschauungen in gewissen Kreisen wieder modern geworden. Umsomehr aber müssen sie bekämpft werden, als sie nicht nur vollständig verfehlt, sondern auch äußerst gefährlich sind.

Was könnte in der That zwischen einem Staate von 13 Millionen mit einer Bevölkerungsdichte von drei Menschen auf einen Quadratkilometer, mit einer städtischen Einwohnerschaft von 3% der gesammten Bevölkerung — und demselben Staate nach anderthalb Hundert Jahren, mit einer zehn Mal größeren Bevölkerung, mit einer sechs Mal größeren Bevölkerungsdichte und einer städtischen Einwohnerschaft, die sich absolut um das Vierzigfache und relativ um das Vierfache vermehrt hat, gemeinschaftlich sein? Welche historische Tradition kann die Periode der Naturalwirthschaft und der Leibeigenschaft der Periode der Geldwirthschaft und der bürgerlichen Gleichberechtigung überliefern? Welcher geschichtliche Zusammenhang kann zwischen der historischen Vergangenheit des russischen Nordens und der äußerst raschen Entwickelung des russischen Südens schon im Laufe des letzten Jahrhunderts — eine Entwickelung, die das Centrum des russischen Wirthschaftslebens gänzlich verschoben hat — bestehen? Die russischen Nationalisten beschweren sich über Peter den Großen, daß er das erst aus den Kinderschuhen erwachsene Rußland in den Anzug eines Erwachsenen stecken wollte; aber indem sie die Erhaltung der historischen Tradition in der Gegenwart predigen, wollen sie selbst denn nicht die Erwachsenen wieder in den Windeln liegen lassen?

Rußland ist aus gewissen Formen bereits emporgewachsen und hat gewisse Traditionen schon überlebt. Das zu verneinen, hieße die Augen vor der Wirklichkeit verschließen und die Gesetze des geschichtlichen Wachsthums leugnen. Wir dürfen uns durch die Furcht vor einem imaginären Verrath der russischen nationalen Tradition nicht irre machen lassen. Zwar ist die russische Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden, jedoch nur als Ballast, der Rußland nach unten zieht und mit jedem Tage immer schwächer wird. Die Schwächung des Zusammenhanges zwischen der russischen Vergangenheit und der Gegenwart erkennen auch die russischen Nationalisten mit Wehmuth an: von den Forderungen der Treue gegen die historischen Traditionen gehen sie oft zur Ueberlegung über, daß es in Rußland eigentlich überhaupt keine echte Tradition giebt. Das ist wahr, und da liegt eigentlich der Hund begraben. Eine Art natürlicher Entwickelung kann ja noch keine culturelle Tradition ausmachen. Ihr Grundgesetz ist das ewige Wechseln, und daraus kann somit, der Natur der Sache nach, keine Tradition erwachsen. Eine culturelle Tradition erscheint aber nothwendig als Folge der gesellschaftlichen Entwickelung. Sie besteht in einer vollbewußten menschlichen Thätigkeit, die bestrebt ist, die natürliche Entwickelung zweckmäßig auszunutzen und sie mit gewissen menschlichen Idealen in Uebereinstimmung zu bringen.

Wenn eine solche Arbeit in einem einheitlichen Sinne im Laufe von einer ganzen Reihe von Generationen sich vollzieht, so hat man in diesem Falle eine wirkliche Cultur-tradition — die Einheit der gesellschaftlichen Erziehung in einer bestimmten Richtung. Zwei Ursachen sind es, die erklären, warum in Rußland bis jetzt eine solche Tradition fast gänzlich unbekannt war. Erstens begann in Rußland erst vor Kurzem eine bewußte gesellschaftliche Erziehung, zweitens haben sich die russischen Ideale für diesen kurzen Zeitabschnitt zu rasch und entschieden geändert. Das Eine wie das Andere ist ganz natürlich und nothwendig aus dem allgemeinen Gange des geschichtlichen Lebens Rußlands abzuleiten: das historische Leben Rußlands, Jahrhunderte hindurch im unbewußten, natürlichen Wachsthum begriffen, dann seit zwei Jahrhunderten rasch und fieberhaft vorwärts gestoßen, mußte zum Bruch mit der alten Tradition führen, zur Schaffung einer neuen Tradition aber sind die Verhältnisse der russischen Geistescultur zu ungünstig ausgefallen. Aber die ungünstigen Verhältnisse ändern sich früher oder später, und eine neue culturelle Tradition wird doch endlich Wurzel fassen.

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.

„Ich bin ein Pilgerim und Wandersmann".

Nun haben wir ihn begraben. Dampfwagen und Dampfboot brachten die Leidtragenden in Schaaren von Zürich und den beiden Seegeländen herbei. Die steile Landstraße, welche vom „Löwen" in Bendlikon, in deren Lauben am See wir

einst unvergeßliche Stunden mit ihm verlebt, die Vorberglehne der Albiskette hinaufführt nach dem freundlichen kleinen Kilchberg, wimmelte von schwarzen Gestalten, die dem Dichter die letzte Ehre erweisen wollten. Ein kurzer Weg. Zur Linken vorbei an dem großen weißen Hause, das der Dichter und seine Gemahlin erholungsbedürftigen armen Frauen als Asyl gestiftet haben, während seine geistesverwandte Schwester drüben über'm See gleichfalls ihre Kranken pflegt. Also sichtbarer Segen überall ... Welch' ein großer Sarg! Jetzt erst, wo der Tod ihn gestreckt hat, sieht man, wie hochgewachsen der aufrechte Mann war. Und dann ordnet man sich zu Zweien. Die Familie voran, oberste Behörden der Republik, ernste Beamte, Deputationen, Freunde und Nachbarn. Nun hinüber zum Bauernkirchhof mit seinen Kreuzen und Marmortafeln und dem Kirchlein dabei mit dem spitzen Glockenthurm —

„Doch nun fängt es an zu schwingen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"

Wir haben die Anfänge von Meister Conrad Ferdinands Dichterruhm miterlebt. Sein erstes Buch, die „Balladen eines Schweizers", erschien 1864 bei Metzler in Stuttgart und ging ziemlich unbemerkt vorüber. Im Kriegsjahr 1870 folgten die „Romanzen und Bilder", dann die lyrisch-epischen Dichtungen „Engelberg" und „Hutten's letzte Tage". „Engelberg" mißfiel Manchen, die es zu „mystisch" fanden, aber „Hutten" war ein Treffer. Die Wirkung auf seine sonst aller Poesie abholden Landsleute war unleugbar groß. Ein Züricher Privatdocent, der geistvolle Dr. Julius Stiefel, der ja auch Gottfried Keller für seine Landsleute neu entdeckt hatte, verkündete zuerst in der Züricher Zeitung den Ruhm des neuen großen Schweizerdichters. Nun warf man überall in der Stadt die ominöse Frage auf: Welcher Meyer? Und so erfuhr man Näheres. Des ehemaligen Regierungsraths Dr. Ferdinand Meyer curioser Conrad, ein einsamer alter Junggeselle, der irgendwo am See oben mit seiner Schwester haust. Man stritt sich, ob er zu den „Geschlechtern" der Stadt gehörte, und kundige Thebaner verbaten sich jede Verwechslung mit der einzig vornehmen und ritterbürtigen Familie der noch heute blühenden Meyer von Knonau. Andere spotteten über den Aristokraten mit dem — auch in Zürich — viel verbreiteten und arg plebejischen, in Norddeutschland sogar vorzugsweise jüdischen Namen Meyer und behaupteten: ein großer Dichter könne und dürfe überhaupt nicht Meyer heißen, und es müsse schon ein Genie sein, um diesen gemeinen Bauernnamen berühmt zu machen. Nun, unserem Conrad Ferdinand ist das Unmögliche allerdings nicht übel gelungen ... Thatsache ist, daß der neue Dichter in seiner Vaterstadt persönlich fast unbekannt war und sein bisheriger Lebenslauf nur durch mühsame Nachfrage kund wurde. Den Vater verlor er schon 1840, worauf ihn eine fromme, zarte, liebenswürdige Mutter erzog, von der er auch seine poetische Begabung hat. Er durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt und blieb seinen Lehrern Friedrich Haupt und dem wunderlichen Ettmüller bis zu ihrem Tode befreundet. Ein ihm unvergeßliches Jünglingsjahr verlebte er in Lausanne, schon darum glücklich, weil es die ihm zum Lebensberufe bestimmte Jurisprudenz hinausschob. Endlich bestand er die Maturitätsprüfung und begann auf der Züricher Universität das Studium der Pandekten. Natürlich entdeckte er, daß er dazu keinen Beruf habe, worauf er, da sich ihm unter den damaligen Umständen und bei seiner einseitig künstlerischen Anlage keine andere lohnende Lebensaussicht bot, sich einer gänzlichen Muthlosigkeit überließ. Klagt er doch selbst in einem seiner schönsten Lieder, daß er seiner Jugend Tag versäumt habe. Lange Jahre brachte er nun in einsamen Privatstudien zu, bildete seine Kenntnisse in der Geschichte, sowie in den alten und besonders neueren Sprachen aus und übte sich in poetischen Versuchen, die aus Mangel an Berührung mit Vorbildern und Mitstrebenden etwas Willkürliches und Unvollendetes behielten. Diese lange Abgeschlossenheit begann zuletzt, trotz seiner übrigens glücklichen und elastischen Constitution, ungünstig auf seine Nerven zu wirken. Der Rath eines Arztes entriß ihn dieser Lebensweise und den heimischen Verhältnissen. Zunächst wandte er sich zu Freunden seiner Familie in die welsche Schweiz, nach Lausanne und Genf. Besonders die fast väterliche Aufnahme, die er in dem gastfreien Hause des Geschichtschreibers Louis Vuillemin fand, ließ ihn aufthauen. Der raschere Austausch der Gedanken und lebhafte gesellige Beziehungen lehrten ihn Seiten seines Wesens kennen, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Er studirte die französische Sprache und Literatur mit großem Eifer, übersetzte Thierry's „Récits des temps mérovingiens" nnd Anderes in's Deutsche. Auch ein längerer Aufenthalt in Paris fällt in diese Zeit. Schon gedachte er ganz zur französischen Literatur überzugehen. Aber er wußte, wie scharf die Franzosen auf die Reinheit der Sprache sehen und daß sie manchen Dichter der französischen Schweiz wegen einiger Provinzialismen, die sie für Germanismen halten, nicht für voll nehmen. So kehrte er also zu seinem heimischen Deutsch zurück. Freilich nicht ohne Anfechtungen, denn der lange Aufenthalt in welschen Ländern hatte stark abgefärbt. Er hatte etwas vom Gefühl seiner Muttersprache verloren, die in ihrer Fülle der französischen Knappheit entgegengesetzt ist, und nun galt es, in schwerer Geistesarbeit die Spuren dieser zeitweiligen Entfremdung zu verwischen. Es ist ihm nicht ganz gelungen, und alle seine Werke haben in ihrem ersten Wurfe manches Fremdartige, allzu Knappe, Pointirte, sogar Gallicismen, die ihm seine Freunde aus den späteren Auflagen ausmerzen halfen. Besonders seine ersten Balladen sind stark französisch gedacht. Nach wiederholten Reisen nach Italien kehrte er wieder in die Nähe seiner Vaterstadt zurück und zwar nach Meilen, einige Dampfschiffstationen entfernt. Hier in der Stille gewann er in heißem Ringen die Ruhe und Klarheit einer abgeschlossenen harmonischen Weltanschauung, sein tiefes Naturgefühl, die plastische Rundung und den harmonischen Fluß seines Verses. Aber welche Kämpfe! Ganze Stöße poetischer wie prosaischer Versuche sind damals in Meilen von dem nie zufriedenen Dichter verbrannt worden. Eine Freundin seiner Schwester, die bekannte Jugenderzählerin Frau Stadtschreiber Johanna Spyri, war bei einem solchen Autodafé zugegen, das sie umsonst durch energisches Dazwischenfahren zu verhindern suchte. Ein Glück für ihn war es, daß er hier in Meilen mit deutschen Freunden in nahe Beziehung trat. Zumal mit seinen Gutsnachbarn von Mariafeld, dem Landsitze des trefflichen Achtundvierzigers Dr. François Wille aus Hamburg und seiner Gemahlin Eliza geb. Sloman, der Romandichterin. In diesem gastlichen Hause gingen ja auch die deutschen Flüchtlinge aus und ein und hielt sich Richard Wagner vor seinen Wiener Gläubigern versteckt, bis ihn der Abgesandte des bayrischen jungen Königs aufstöberte, in Stuttgart einholte und nach München brachte. Hier lernte also der Schweizer sein deutsches Stammesbewußtsein, und als das große Jahr 1870 auch ihn mächtig aufrüttelte, da schrieb er unter dieser weltgeschichtlichen Inspiration seinen „Hutten". Das hat ihn den deutschen Nationaldichtern eingereiht. Es war etwas Ungewohntes und Unerhörtes, daß solch' ein alter Schweizer von Schrot und Korn den Schmied des neuen Deutschen Reiches besang und seinem Hutten in grandioser Wolkenvision die Kaiserkrone zeigte:

„Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!
Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutschen Reich. — —
Im Westen tritt das Strahlenbild hervor:
Sieh, eine Krone taucht aus Blut empor!
Im welschen Westen? Ueber Feindesland?
Ja, Kronen erntet nur die Heldenhand!

Und immer rother wird des Kissens Blut —
Heil, deutsche Krone, wunderhelle Gluth!
Jahrhunderte sind wie ein Tag vor dir!
Herrgott, du trügst nicht, du erfüllst es mir!"

Vierzig Jahre war er schon alt, als es ihm gelang, in die Oeffentlichkeit zu kommen. Die Freunde trösteten ihn, daß Spielhagen für die „Problematischen Naturen" auch schwer einen Verleger gefunden, und daß S. Hirzel lange gezögert, ehe er Freytag's „Soll und Haben" übernahm. Auch für „Hutten" wollte sich kein Verleger finden. Zufällig trat seine Schwester Betsy, die gern fromme englische Bücher übersetzte, mit einem Leipziger Verlag in Geschäftsverbindung. Das nützte der Bruder. Und dann kam der Erfolg, der Ruhm. Der hagere, blasse, abgezehrte „alte Knab'", wie er sich nannte, und von dem die guten Züricher sagten: „Der lebt nicht lang!" erholte sich zusehends und nahm bald behäbige Formen an. Wie ein wohlbestallter Schweizer Beamter sah er aus, doch von vornehmer Art und den verbindlichsten Umgangsformen, die hohe Stirne prachtvoll modellirt, kleine graue Augen hinter der goldenen Brille, und unter dem weißen Schnurrbart den immer freundlich lächelnden Mund und das schwache Kinn über dem kurzen, dicken Hals. Heitere Würde, sinniger Ernst.

Als wir ihm näher traten, war er schon ein berühmter Mann. Er hatte eine Tochter des Eidgenössischen Obersten Eduard Ziegler geheirathet, des Siegers von Gyslikon im Sonderbundskriege, war also aller Existenzsorgen ledig und hatte sich am anderen Ufer des Sees in Kilchberg angekauft. Ein schlichtes Wohnhaus im Berner Stil, als Wahrzeichen eine himmelstrebende Pappel dahinter, gleichsam wie eine Verlängerung der beiden hohen Giebel zu einem lebendigen grünen Thurm, das Ganze freundlich oder „frohmüthig", wie der Schweizer zu sagen pflegt, mit herrlicher Aussicht auf See, Stadt und Hochgebirge; ringsum Wiesen, Obstbäume, Gärten und etwas Reben. „Bendliker Schattenseite", spottet der Züricher, der übrigens diesen sauren Landwein gar nicht verschmäht. Nach der Stadt kam der Besitzer selten genug. Man sah ihn dann wohl in der St. Anna-Kapelle bei einer Gebetstunde oder im Lesesaal der Museums-Gesellschaft, wo er die Feuilletons der deutschen Zeitungen und die Literaturblätter las, mit immer glacébehandschuhten Fingern blätternd, während Gottfried Keller in einem großen Bogen an ihm vorbei watschelte, stets in der Angst, von dem feinen „Züriburger" — er hatte ein derberes Wort — bemerkt und angesprochen zu werden, weßhalb er seine kurze Figur gern hinter einer aufgespannten Zeitung vor ihm verbarg. Ein stiller Beobachter fand da viel Stoff zum Lachen. Ein größerer Gegensatz, als zwischen den beiden Dichtern, war überhaupt nicht denkbar. Nicht nur äußerlich. Dort der feine, liebenswürdige, höfliche, diplomatische Patricier, hier der derbe, brummige, kleine Glattfelder Tischlerssohn mit seinem chronischen Stockschnupfen, den schon Friedrich Vischer im „Auch Einer" besungen hat. Nur die Liebe zum Schönen und zu ihrem Vaterlande und ihr poetisches Können hatten sie gemein, sonst trennte sie Alles. Eigene und fremde Versuche, ein näheres Verhältniß anzubahnen, scheiterten, denn was sollte auch der eingefleischte Junggeselle und Schoppenstecher, der jede Woche ein paarmal wohlbezopft nach Hause kam, mit dem weltscheuen Junker, der nie in's Wirthshaus ging und dessen etwas ceremoniöse, um nicht zu sagen: preciöse Artigkeit ihm ebenso wenig behagte, wie sein Trieb sich abzusondern, den er mit Unrecht für Hochmuth hielt, oder sein patricischer und pietistischer Anhang. Keller sah dem Aufstieg des jüngeren Mitbürgers ohne Neid, aber doch mit gemischten Gefühlen zu, denn er selbst hatte länger gebraucht, um Anerkennung zu finden, hatte Elend und Noth gekannt und war in München und Berlin beinahe verhungert. Als man aber anfing, ihn stets als „Genossen einer Schweizerfirma Keller & Meyer" und als „ewigen siamesischen Zwilling" aufzuführen, hielt er seinen Verdruß nicht mehr zurück. In einer ziemlich gleichgiltigen Sache drohte 1880 zwischen den Beiden sogar ein öffentlicher Bruch. Das poetasternde Söhnchen eines Berner Spieldosenfabrikanten hatte in seiner Genfer Knabenpension den kühnen Gedanken eines Schweizer Dichterbuches gefaßt, die Mitarbeiterschaft des immer gefälligen Meyer gewonnen und in einem Circular ein Gleiches auch von Keller behauptet, worauf der alte Polterer in Züricher Blättern heftig protestirte, weil er „sich nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, in's Schlepptau nehmen lasse". Das war für Meyer eine neue Lehre zur Vorsicht und Zurückhaltung. So versagte er sich denn noch strenger den persönlichen Verkehr, denn er wußte auch von den vielen Freunden, die Keller der Reihe nach abgestoßen hatte, daß nur bei brieflicher Verbindung ein gutes Verhältniß mit ihm aufrecht zu halten war. Dieser Briefwechsel, der sich seit dem Herbst 1876 anbahnte, ist von einer charakteristischen Einsilbigkeit, wie Jakob Bächtold versichert. Meyer dankte in bewundernden Worten für die neuen Züricher Novellen; Keller lobte den umgearbeiteten „Hutten" und besonders die Gedichte, tadelte aber z. B. an der „Hochzeit des Mönchs" die „vertrakten Mordfinales", die Meyer's Passion seien, und einen leisen Hang zur Manierirtheit und Affection des Stils. Man kann sagen, daß die beiden großen Schweizer sich erst an Keller's Todtenbette fanden. Conrad Ferdinand hat über diesen Abschied ein schönes Erinnerungsblatt veröffentlicht.

Im persönlichen Umgange war Meyer von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, auch viel zu klug und vorurtheilsfrei, um, wie Keller argwöhnte, seine patricischen Neigungen hervorzukehren, für die der Deutsche, der doch an ganz anderen Hochadel gewöhnt ist, nur ein Lächeln gehabt hätte. Daß er, mit „Tasso" zu reden, seiner Väter gern gedachte, war ihm wahrhaftig nicht zu verdenken. So zeigte er uns einmal mit gerechtem Stolze das von 1696 stammende Porträtwerk des Malers Conrad Meyer: „Waarhaffte Abbildungen der hochgeachten woledelgebornen und woledlen gestrengen hoch- und wolweysen Herren Burgermeisteren", wo zwischen all' den Meis, Escher, Stüßi, Waldmann, Manesse auch das Bildniß des Bürgermeisters Andreas Meierus in Amtstracht mit Kette und Radkragen sich findet, welchem „Standeshaupt" der Nachfahr im „Georg Jenatsch" ein Denkmal gesetzt hat. Nur ganz nebenbei betheiligte er sich an einer patricischen Zunft, deren Mitglieder die Zugehörigkeit eines ihrer Ahnherren zu den tapferen „Böcken" nachweisen mußten, die im Kriege der Züricher gegen die alten Eidgenossen sich ausgezeichnet hatten. Er selbst aber war der Erste, der über diese junkerlichen Heißsporne lachte, die in der demokratischen Sturmfluth der werdenden Großstadt die alte Oligarchie erstrebten. „Der einzige Zweck der Böcke ist," erklärte er auf unsere Frage mit feinem Lächeln, „daß der Abwart nach jeder Zusammenkunft fünf Franken Trinkgeld bekommt." War er also für die aristokratischen Velleitäten nicht zu haben, so war ihm doch auch der demagogische Kampf gegen die liberale Cantonsregierung, der in den sechziger Jahren besonders mit giftigen Pamphleten geführt wurde, höchst widerwärtig, gerade so wie auch dem Staatsschreiber Gottfried Keller. Als guter Schweizer liebte er die republikanischen Institutionen, ohne ihre Schattenseiten zu verkennen. „Eine Monarchie mit einem guten König ist just so gut", pflegte er zu sagen, wie ihm denn auch alle Dogmen und Parteien, alle Theorien und Recepte verhaßt waren. Von seinem trefflichen Vater, der ihm das Prototyp der Gerechtigkeit war, sprach er stets mit der größten Verehrung. Er schenkte wohl auch an nähere Freunde dessen Buch über die um ihres Glaubens willen ausgewiesenen protestantischen Tessiner, welche die noch heute blühende Seidenindustrie nach Zürich brachten. Es hat den Titel „Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weiteren Schicksale" und enthält

ganz merkwürdige Einzeldarstellungen. Der Sohn des Verfassers machte gern auf verschiedene Episoden daraus aufmerksam. Da predigt z. B. 1555 ein Tessiner Pfaffe, daß in der Hostie Christus in Fleisch und Blut gegenwärtig sei, worauf die edle Barbara Muralto mit anderen evangelischen Frauen zu dem Bischof eilt, ihn deßhalb zur Rede zu stellen und den Nachweis zu fordern, daß die Messe in der Bibel befohlen sei. Der Bischof weicht natürlich aus. Und die tapfere Barbara berichtet: „Aber uff den nachfolgenden ersten Tag ist der Weibel mitt den Knechten in min Huß kommen mich zu fahen, hatt mich dozemal unser Herr und Gott wunderbarlich außgefürtt und erhalten. Das ist alles, des ich eingedenk bin dieser Sachen halben." Ein ganzer Roman steckt darin, meinte Conrad Ferdinand, und seine Phantasie sann und spann es aus. Uebrigens war er nur auf den Namen Conrad getauft, aber da die Literaturstadt Zürich bereits in dem Versicherungsagenten Conrad Meyer einen Autor frommer „Lieder der Armuth" und sogar einer epischen „Jungfrau von Orleans" besitzt, so hat unser Meister sich den Vornamen seines Vaters beigelegt, um die beständige Verwechslung zu vermeiden. Er hat nie ein Amt bekleidet und ist auch nie ein Landwirth gewesen, wie vielfach behauptet wurde. In dem Garten am See in Meilen stehen noch zwei mächtige Kastanienbäume, unter denen, erzählte er, der „Jenatsch" geschrieben worden sei. Dort las er auch einigen vertrauten Freunden die köstliche Humoreske „Der Schuß von der Kanzel" vor, die am anderen Ufer, in Richtersweil, neben der durch Klopstock und Geßner geweihten Halbinsel „Au" gespielt hat. Aber am Reichsten floß der Quell seiner Poesie, wenn er die Sommerzeit im Gebirge verlebte. Immer, sobald seine Nerven zu zerreißen drohten, flüchtete er an's Herz der Natur, um dort Trost und Stärkung und Heil zu finden. Am wohlsten fühlte er sich in Graubünden, wo er ja auch den Stoff seines ersten Romans fand. Das Engadin war damals noch nicht eine Fortsetzung der Berliner Linden, und als später der Fremdenstrom Alles überfluthete, wußte er unzugänglichere Thäler. Während Nietzsche sich in Silvaplana vergrub, hauste Conrad Ferdinand unfern auf dem Bernhardin und im Misoccothale. Dort trafen wir ihn in dem Dörfchen San Bernardino, das besonders von Italienern als kühler Sommerluftkurort viel besucht wird. Dem perlenden gypshaltigen Eisensäuerling sprach er nicht zu; umsomehr kletterte er auf den Höhen herum oder vertiefte sich in freier Natur in seine Arbeit. Damals war er in guter Gesundheit und Arbeitsstimmung und mit Plänen überfrachtet, dabei von bezaubernder Güte und Milde. Im Billardsaal seines Hôtels, umtost von einer Schaar schwatzender und gesticulirender Italiener, wenn auch abseits an einem Tische, plauderten wir gegen einander gebeugt von seinem nächsten Werk, ein tief ergriffener Zuhörer und ein begeisterter Erzähler, der bei jeder Einwendung lebhaft in die Höhe sprang. Er war nach Autodidaktenart sehr leicht zu bestimmen, wenigstens für den Augenblick, doch die bessere Nachprüfung behielt er sich mit Recht vor. Und wie unablässig feilte er an seinen älteren Sachen! Besonders der „Hutten" lag ihm am Herzen, vielleicht sein persönlichstes Werk. Held und Poet, Dichtung und Dichter sind Eins. Er wußte wohl, wie viel von seinem Wesen im Hutten steckte. „Die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge," pflegte er zu sagen, „und ein Gibelline war ich von jung an und bin es mehr als je." Er beklagte freilich den „hölzernen" Vers, der so trocken abschnappt, merzte mehrere Sentimentalitäten aus, alles sollte concentrirter, vertiefter, schlagender werden.

So klagte er uns im September 1881, als er zugleich einen Um- und halben Neubau seines Hauses vornahm: „Immerhin will ich lieber ein Haus als eine mehr oder weniger schon beliebte Dichtung neubauen, denn Letzteres hat — und nicht mit Unrecht — alle Vortheile gegen sich. Trotz dieser Weisheit habe ich mich nicht enthalten können, in der neuen Ausgabe den Charakter des Ritters sehr der Wahrheit und wohl auch der wahren Schönheit gemäß ein bißchen zu verwildern und zu vermännlichen. . . . Hutten ist mit einer latenten Leidenschaft geschrieben," schrieb er ein andermal, „alles Mögliche habe ich gethan, dem Ritter Gestalt und Physiognomie zu geben." Es ist freilich gewiß, daß gerade dieses unablässige Brüten und Feilen seinen Nerven stark zugesetzt hat. Aber er ließ es nicht, auch nicht als die Kritik da und dort Einspruch erhob und frühere Fassungen im Gegensatze zu neueren lobte. Erst als Scheffel ihn durch einen gemeinsamen Bekannten grüßen und ihm sagen ließ: er solle nicht so viel ändern, machte es ihm einen tiefen Eindruck. Nebenbei hatten wir manche Auseinandersetzung über sein nicht immer correctes Deutsch. Er war eben über die französische Literatur in die deutsche gerathen, auch wurzelte er, ganz wie Keller, tief im Schweizer Dialect, in dem er dachte und den er nur deutschen Freunden gegenüber ablegte. Auch in seiner Häuslichkeit, mit Schwester, Frau, Töchterchen und Dienerschaft bediente er sich immer des bequemen „Züridütsch", das er freilich nicht mit seinen echten Rachenlauten sprach, sondern etwas weicher und salonfähiger. Er meinte, so lange die Mundart in Haus und Schule vorherrsche, werde kein Deutschschweizer je ein streng richtiges Hochdeutsch schreiben, doch betonte er stets, daß gerade bei Keller der vielgerühmte „Erdgeruch", die Frische des Denkens und Originalität des Ausdrucks zumeist das Verdienst der urwüchsigen allemanischen Mundart sei, was gegenüber dem abgeschliffenen, charakterlosen Hochdeutsch und namentlich Berlinisch alle Incorrectheiten reichlich aufwiege. Darum freute er sich jedesmal, wenn er in einer Zeitung altschweizer Ausdrücke angewendet fand, obwohl er sich in seinen Schriften davor hütete, um seine reichsdeutschen Leser, die schließlich ja den Erfolg bestimmten, nicht abzuschrecken. So hatten wir manchen Streit über die mehr lateinische als deutsche sich aufhebende doppelte Verneinung, die er lebhaft vertheidigte. Er ließ sie aber nachträglich doch aus seinen Schriften verschwinden. In seine Art der Verarbeitung historischer Stoffe und Motive verstattete er uns manchen Einblick. Zumal die italienische Renaissance war ihm so geläufig und gegenwärtig, daß er eingehender Studien kaum noch bedurfte und auch die Bücher seines Baseler Landsmanns Jakob Burkhardt nicht mehr nachzuschlagen brauchte. „Mit Ihrer Frage nach meinem Verfahren," schrieb er uns einmal, „setzen Sie mich in Verlegenheit, und ich könnte leichtlich dummes oder eitles Zeug schwatzen. So viel aber kann ich ohne Gefährde sagen, daß sich z. B. Becket's Charakter für mich aus einem einzigen Chronikzuge („Becket zeigt sein Hofkleid und fragt den König, ob dieses das Kleid eines Heiligen sei?") entwickelt hat und dann im Gegensatze mit Becket's Charakter derjenige des Königs. Den sinnlich scharf auffassenden, geistig aber beschränkten Knecht ließ ich die Geschichte erzählen, um bei völliger Klarheit des Thatsächlichen dem Leser einen gewissen Spielraum des Urtheils zu gewähren, worin wohl der Fehler und zugleich der Reiz der Novelle liegen mag. Die einfachere Novelle „Leiden eines Knaben" wird Sie über mein Verfahren (puisque procédé y a) völlig orientiren. Die Gegensätze von Redlichkeit und Schelmerei ergeben sich darin von selbst. Auch hier ist der Lokalton (Renaissance) nur ganz leicht angegeben." Darum war es ihm stets eine besondere Freude, wenn sein intuitives Schaffen das Richtige traf. Im December 1887 erzählte er den Freunden, daß ein Zgraggen — so heißt der Schweizer Landsknecht, der Pescara verwundet — sich nach seinem Ahnherrn Bläsi erkundigt habe. Der Dichter schmunzelte behaglich dazu, denn er hatte die Figur frei erfunden und benannt. Und unablässig suchte und erwog er neue Stoffe. Er plante nebenbei auch, das Porträt des italienischen Ministers Bettino Ricasoli, den er in Florenz und Zürich „in Folge besonderer Umstände" oft sah und „genau, fast intim" kannte, „ohne alle Beigabe von Politik" zu schreiben, und

fügte bei: „Es ist ein Charakterkopf.“ In Ricasoli's „Lettere e documenti“ sind sogar einige Briefe von Fräulein Betsy Meyer, seiner Schwester, mit veröffentlicht. Aus dem Klönthal schrieb er uns einmal, er habe „Lust, eine große Tafel à la Jenatsch zu bemalen ... eine Arbeit, von der ich nicht aufblicken geschweige abspringen darf.“ Es war wohl der alte Plan des „Comthur von Küßnacht“. Den Verehrern seiner Muse wird hier wohl die schöne Ballade von dem Rappen des Comthur Conrad Schmid einfallen, der blutend und ohne seinen Herrn aus der Schlacht bei Kappel, wo Zwingli fiel, entflieht und durch den Zürichersee nach Küßnacht schwimmt — eines seiner mächtigsten Bilder:

„Heim schritt der Rapp das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Wittwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.“

Am Meisten beschäftigte ihn der Stoff des „Dynasten“: der letzte Graf von Toggenburg, wie er seiner Herrschaft beraubt wird. Es sei ungeheuer schwierig zu entwickeln und zu gestalten, versicherte er. Richtig überraschte er uns im Sommer 1889 mit der Nachricht, daß er den „Dynasten“ wieder entmuthigt bei Seite gelegt habe und an einem altitalienischen Vorwurf arbeite, den er selbst „gewaltig“ nannte: es war die Angela Borgia. Und seine Arbeitslust wechselte, je nach dem Zustande seiner Nerven, mit langen Pausen geistiger Depression ab. Er gestand uns zu seiner Beschämung wie er meinte, er könne sich zuweilen kaum entschließen, eine Zeitschrift zu öffnen, und habe das Züricher Lese-Museum seit Monaten nicht-besucht. „Und doch bin ich keineswegs unthätig, aber zum Literaten, in der angenommenen Bedeutung des Wortes, dazu bin ich zu faul und unabhängig.“ Hemmend griffen auch allerlei Gegnerschaften, Neid und Unverstand in sein Schaffen ein und lähmten seine Arbeit oft auf lange hinaus. Gegen ungünstige Kritiken oder Zeitungsangriffe reagirte er niemals. Als der grimme Emil Mauerhof abgefertigt werden sollte, winkte er ab. Als ein angeblicher Herr Valentin in einer Satire „Ein Baumwollengenie“ sich über einige mehr französische als deutsche Wendungen im „Pescara“ lustig machte, äußerte der Dichter: „In Manchem hat der Mann Recht, aber dazu brauchte er kein Pamphlet zu schreiben.“ In der nächsten Auflage änderte er denn auch Vieles im Sinne seines giftigen Merkers. Auch andere Anfeindungen blieben ihm nicht erspart. Der immer tactlose Jakob Bächtold fiel beim Erscheinen des „Heiligen“ über das Buch her und warnte alle Tugendhaften vor diesem Fegefeuer. Es hat lange gedauert, ehe die zimpferlichen Schweizer zur besseren Erkenntniß kamen. Meyer selbst hielt diese Novelle für sein gelungenstes Werk. Und welche Liebe und Nachsicht in seiner Beurtheilung Anderer! Als er in einer ihm gewidmeten Anthologie ein scharfes und, wie er glaubte, ungerechtes Urtheil über den Tyroler Dichter Adolf Pichler fand, wünschte er die Unterdrückung der Stelle. Das tragische Ende Alfred Meißner's, den er persönlich kannte, ging ihm sehr nahe. Hedrich's Anklageschrift war ihm ekelerregend. Zu einem Artikel in der „Gegenwart“ meinte er: „Gerecht! Ach, wäre es nur möglich, den armen Meißner mehr zu entlasten!“ Nichts Menschliches war ihm fremd. Uebrigens fehlte es ihm damals nicht an Ermunterungen und Ehrungen. Der Züricher Doctortitel honoris causa, später der Schillerpreis und der bayrische Maximiliansorden, den er freilich wie Keller in die Schublade legte, waren große Ueberraschungen, die ihn wahrhaft beglückten.

Aber am Ende brach er doch zusammen. Die Nervenkrisis drohte schon im April 1888 auszubrechen. Damals hoffte er, wie er uns schrieb, vom wärmeren Wetter, vom nahen Frühling die Besserung. Nicht vergeblich. Der Herbst fand ihn auch scheinbar genesen. Er schrieb an seine Freunde wieder wirkliche Briefe — eine Seltenheit, die von seinem Frohsinn und wieder erlangten Lebensmuthe zeugte. Mit neuer Arbeitslust wurde der „Dynast“ mächtig gefördert, bis ihn die Krankheit abermals heimsuchte. Dazu die quälenden Gestalten seiner Phantasie, die ihn Tag und Nacht bedrängten und anflehten: Gieb uns das Leben! Im August 1892 hielt er seinen Zustand nicht länger aus, und aus eigenem Antriebe flüchtete er sozusagen nach Königsfelden, jenem von der Wittwe des hier ermordeten Kaisers Albrecht errichteten Kloster, das die aargauische Regierung in eine Irrenanstalt umgewandelt hatte. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß der Kranke nicht in die Zeller'sche Gebetheilanstalt zu seiner Schwester nach Männedorf floh, obwohl sie viele ähnliche Kranke in Pflege hatte, sondern in die Behandlung wissenschaftlich gebildeter Aerzte. Er habe sich überarbeitet, sagte man uns, und dazu sei noch manches Schmerzliche gekommen, wie der Tod einiger alter Freunde. Von Gehirnerweichung oder Tuberkeln sei keine Spur, nichts als nervöse Uebermüdung, melancholische Depressionen, verbunden mit Sinnestäuschungen, die aber bald nicht mehr so beängstigend auftraten. Dabei sah er sehr wohl aus, aß wie gewöhnlich mit Appetit, sprach ruhig über die bevorstehenden Wahlen, über Unterstützungen, die er Brandbeschädigten zuzuschicken bat, über die Neubauten seiner Kilchberger Nachbarn. Freilich noch nicht ganz mit dem alten Interesse. Es war, wie wenn seine Phantasie, nicht mehr beherrscht durch den leitenden, ordnenden und zügelnden Willen, innerlich traumartig fortarbeitete. Nur langsam, langsam erholte er sich wieder so weit, daß er sein Asyl verlassen konnte. Die treue Pflege seiner Gattin und Schwester, die Liebe seiner aufblühenden Tochter verscheuchten vollends die bösen Geister. Er fand sich wirklich wieder, aber ein Etwas blieb doch zurück. Der ehedem rastlos schaffende Dichter konnte mit seinem Hutten, dem der Arzt absolute Ruhe verordnet, sprechen:

„Freund, was Du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll.“

So waren — in seinem Sinne — auch seine letzten Jahre mehr ein Nichtleben. Seine Werke wurden ihm nach und nach gleichgültig, fremd. Entwürfe, Fragmente, alles Ungedruckte soll er vernichtet haben. Abwehrend schrieb er uns noch vor einigen Monaten: „Ich wünsche für einmal nicht wieder in die Oeffentlichkeit zu treten.“ Es war seine Schrift, und doch wieder nicht. Zwar der charakteristische Knick, die Taille seiner Grundstriche war da, aber die Buchstaben waren weniger monumental, kleiner, feiner, — Frau Louise hatte dem Müden wohl die Feder aus der Hand genommen. Und nun nach sechs Jahren dieses halben Lebens kam der Tod, plötzlich, schmerzlos, in befreundeter Gestalt, so wie er seinem Hutten drüben auf dem Eiland im See erschien ...

„Dann ging er mit gemessnen Schritten fort,
Doch wandt' er noch sich auf der Schwelle dort
Und winkte mir gelassen mit der Hand,
Als wollt' er sagen: Komm nun! — und verschwand.“

Fahrwohl, Meister Conrad Ferdinand! B.

---

## Puvis de Chavannes.

Von A. Brunnemann (Paris).

Der jüngst hochbetagt in Paris verstorbene Präsident der Société nationale des beaux-arts war einer von den seltenen Großen, die unbeirrt von Mode und jeweiligen Zeitströmungen aus eigener Kraft ihr Ideal zu finden und zu verkörpern wissen. Das seine hieß die Freskenmalerei der Zukunft. Wir sind ihm in Deutschland nie begegnet, wohl aber

sammelte sich Jahr für Jahr eine immer wachsende Schaar Andächtiger im Salon du Champ de Mars, um einen seiner neuen Entwürfe zu bewundern. Wer sonst die Spuren des Meisters verfolgen will, wird ihn in Paris im Amphitheater der Sorbonne (Allégorie de la Sorbonne), im Pantheon (Fresken aus dem Leben der heiligen Genoveva), im Hotel de Ville und endlich im Musée du Luxembourg finden. Für die Wohnung des Malers Bonnat schuf er das köstliche Bild: Doux Pays. Seine übrigen Hauptwerke schmücken die Museen zu Amiens, zu Lyon, zu Rouen, Poitiers, ferner die Universität zu Boston. Treffen wir nach sinnverwirrender Wanderung durch den tollen Farbenspuk der Impressionisten, nach dem virtuosen Geflimmer von Lufttönen und Linien, oder nach theatralischer Effecthascherei, die sich in den französischen Salons so unangenehm lästig vordrängt, auf einen Puvis de Chavannes, so berühren diese eigenartigen farben- und linienarmen Riesengemälde zuerst wie blutleere Schemen. Anämisch und hölzern erscheinen die Gestalten, eckig in ihren einfachen Gesten, ihre Gruppirung von fast kindlicher Naivetät. Steif hingestellt sind sie in eine Landschaft von erbarmungslos gedämpften Farben. Doch dann treten wir von dem Bilde zurück und suchen uns in den einfachen Vorgang zu versenken. Herab tönt es da von der Leinwand wie eine uralte hehre Kirchenmelodie von schlicht ergreifender Macht. Figürliches und Landschaftliches, Linien und Farben fließen zusammen in eine große reine Harmonie, in welche die tiefsten Saiten unseres Empfindens mit hineinklingen. Kein Chaos von widerstreitenden Empfindungen aus der qualvollen Disharmonie des complicirten Menschendaseins, wie es moderne Stimmungskünstler suggeriren wollen, stürmt auf uns ein — es überkommt uns nur ein Gefühl wohlthuender Ruhe, erhabenen Friedens. Der mit unbeholfener, fast primitiver Technik arbeitende Künstler, der soeben trocken, nüchtern, empfindungsarm erschien, offenbart sich als Poet von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe. Vor ihm fühlt sich die Seele frei und groß, wie beim Lesen einer Tragödie des Aeschylos, eines Epos aus der Kindheit des Menschengeschlechts.

Wie verirrte sich ein solcher Idealist, ein zum Reflectiren und synthetischem Ausgleich seiner Gedanken geneigter Künstlergeist mitten unter den Lärm dieses praktischen Jahrhunderts, das Unrast und schroffe Gegensätze erfüllen! Vergebens wird man nach einer Beeinflussung durch die englischen Präraphaëliten forschen. Als die fromme Bruderschaft jenseits des Canals begann, für ihre Theorien Propaganda zu machen, hatte Puvis de Chavannes seinen Pfad bereits gefunden, den er freilich nahezu dreißig Jahre lang unverstanden und einsam wandern mußte. Er hat sich langsam und nur aus sich selbst heraus entwickelt. Sein Werk ist lediglich die Frucht eines nachdenklichen, träumerischen Temperamentes, verbunden mit vornehmstem künstlerischen Empfinden, wie es dem kräftigen, gesunden, energischen Manne stets eigen war.

Geboren 1824 zu Lyon, hat er sich erst nach Vollendung wissenschaftlicher Studien der Künstlerlaufbahn gewidmet. Er trat in das Atelier von Henry Scheffer (Ary Scheffer's Bruder) ein und arbeitete langsam, schwerfällig, alle flotte Technik, die leicht zu einer oberflächlichen Virtuosität führt, verschmähend. Hartnäckig bestand er auf seinen eigenen Ideen von Form und Farbe und wußte nur seine eigenen Gedanken wiederzugeben. Ein späterer vorübergehender Aufenthalt in den Ateliers von Delacroix und Couture konnten ihm nur die Malerei, so wie sie zu jener Zeit geübt wurde, verleiden. Die Kunst war verflacht; hohle, theatralische Effecthascherei, virtuose Oberflächlichkeit, süßlich banales Genre galten als höchste Ziele — noch hatten die Männer von Barbizon, noch hatte der kühne Manet die Fahne des Aufruhrs nicht geschwungen. In Italien war Puvis de Chavannes durch vieles Schauen und Nachdenken über seine Ziele klar geworden und malte nun auf eigene Hand für den Pariser „Salon", der ihn zehn Jahre lang unerbittlich zurückwies. Da richtete sich sein Bruder in der Nähe von Lyon ein Landhaus ein und stellte dem Künstler breite Wandflächen zur Verfügung, auf denen er sich zum ersten Male in der Wanddecoration versuchte. Einen Theil derselben, „Rückkehr von der Jagd" sandte er 1859 als Panneau in den „Salon"; diesmal wurde er angenommen, der Weg ebnete sich mehr und mehr. 1861 erhielt er eine zweite Medaille für die beiden Compositionen: „Krieg und Friede", zu denen sich 1863 noch „Ruhe und Arbeit" gesellten. Noch sind es Versuche, ein gewaltiges Streben nach neuen Zielen giebt sich kund, die er nicht völlig erreicht. Als das Museum von Amiens die eben genannten Entwürfe kaufte und er sie später die Riesenwandflächen des stattlichen Gebäudes bedecken sah, wurden sie größere Lehrmeister für ihn, als es je ein Künstler der Welt hätte sein können. Er lernte an ihnen die Grundsätze für eine wahrhaft ideale Wanddecoration finden, die sein Werk in so vollendeter Weise predigt und denen er stets unveränderlich treu geblieben ist.

Bestehen soll die neue große Kunst aus einer decorativen Malerei, die sich harmonisch an die Farbe des Gesteins, an die Rhythmik der architektonischen Linien anschließt, die lebendige Natur bis zu dem Grade auf einfache Linien und Farbentöne zurückführt, daß sie noch immer wahr, aber niemals aufdringlich erscheint. Denn Bilder, die dazu bestimmt sind, während langen, öffentlichen Ceremonien betrachtet zu werden, oder dem großen Publicum tagtäglich inmitten des Alltagsgetriebes entgegenzutreten, sollen ausruhen, nicht beunruhigen. Sie sollen sich durch kein zu starkes Leben, keine raschen Bewegungen, keinen äußeren Effect aufdrängen, nur Decorationen sein, keine Fenster, durch die man wieder hinaus in's Leben blickt. Um dieses Ziel zu erreichen, vereinfacht der Künstler unermüdlich das anfänglich Geschaffene — sein genialer Scharfblick läßt ihn das Wesentliche erkennen, das allein will er auf den Beschauer wirken lassen und ihm alles Andere in friedlich ausgeglichener Harmonie unterordnen. So werden die naturgetreuen Studien immer und immer wieder vereinfacht, ihre Farben und Conture synthetisch verbunden, Figürliches und Landschaftliches wird harmonisch zusammengestimmt, bis sich jene eigenartig feierliche Ruhe über das Bild breitet, die selbst eines kritischen Beschauers Seele gefangen nimmt. Hier ist keine Verwandtschaft mit den Präraphaëliten, die eine unendlich zarte Wiedergabe des Seelenlebens mit der schlichten Anmuth und Naivität der Quattrocentisten wiederzugeben suchen.

Nicht der vergeistigte Ausdruck einiger Gestalten ist's, der als Seelenmalerei mächtig ergreift: das gewaltige Bild selbst hat eine Seele, die mit geheimnißvoller Milde auf uns einwirkt, deren Zauber wir uns nicht entziehen können. Es ist das Aufgehen alles Lebendigen, Strebenden, Forschenden, Schaffenden in eine große erhabene Einheit. Die Einzelheiten aus den weiten Reichen der Natur und des Menschendaseins sind nur eine Reihe von Ausdrucksformen, die sich wie Dienste, Stützen und Schmuckwerk eines hehren gothischen Baues der Gesammtform unterordnen. Ein Grundmotiv steigt aus der Tiefe empor, und was an Varianten auf dem Gemälde erscheint, löst sich wieder harmonisch darin auf.

Das Höchste von solchen Wirkungen erreicht Puvis de Chavannes in den Fresken des Pantheon, Scenen aus dem Leben der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Hier herrscht vollendete Harmonie von Architektur und Malerei, und doch sind alle Darstellungen aus dem Leben genommen, von innigem, echt menschlichem Empfinden durchpulst. Die von anderen Händen geschaffenen Fresken des gleichen stolzen Raumes tragen Spuren von Vergänglichkeit; was Puvis de Chavannes gemalt, besitzt einen ewig bleibenden Gehalt. Dieselbe Empfindungswärme, derselbe Adel der Auffassung kehrt in dem letzten Entwurf zu jenen Wandgemälden wieder, den der Meister erst kurz vor seinem Tode vollendete: die Hei-

lige, auf einer Terrasse stehend, wacht über die junge, schlafende Stadt. Unseres Erachtens wird diese Größe nur noch in den fünf für die Universität zu Boston bestimmten Panneaux erreicht. Sie enthalten: die Astronomie, vertreten durch Hirten, welche den Himmel beobachten; die Geschichte, durch die einsam hehre Gestalt Klio's verkörpert, die bukolische Dichtung, mit Vergil auf grüner Aue träumend, die dramatische Dichtung, die Aeschylos sinnend darstellt. Hinter ihm wogt, felsumstarrt, das tiefblaue Meer, und an schroffer Kante festgeschmiedet, stöhnt Prometheus, vom Schatten des Geiers umschwebt. Klagende Oceaniden steigen aus der Fluth empor und bejammern den einsamen Märtyrer. Das fünfte Feld endlich zeigt Homer mit seinen beiden ruhmvollen Töchtern Ilias und Odyssee. Hier wird ein schlichtes Pathos idealer Erhabenheit durch das großartige Zusammenfließen der Einzelfiguren mit der ernsten heroischen Landschaft erzielt.

Dreißig Jahre lang ist Puvis de Chavannes ein Einsamer gewesen; Jahrzehnte lang hat die Kritik eine Fluth von Spott über ihn ausgegossen. Nur Dank seiner pecuniären Unabhängigkeit, fast wie ein vornehmer Amateur, durfte er so stetig, so selbstgetreu seine Ziele verfolgen. Endlich, als die neuidealistischen Bestrebungen in Kunst und Literatur als mächtige Reaction gegen den Naturalismus emporkeimten, lenkten sich die Blicke auf den abseits von der großen Heerstraße wandernden Mann. Wie Schuppen fiel es von den Augen seiner Zeitgenossen, sie begannen in ihm einen der Ihren zu erkennen; ebenso fanatisch, als er bisher verspottet worden war, wurde der Bejahrte, noch immer Rüstige und Schaffensmuthige als der Größten Einer auf den Schild erhoben. Und hier that die Bewunderung zu viel, weil sie auch die Schwächen des Meisters gut hieß. Sie sind nicht zu verkennen und bestehen in einem bedauerlichen Mangel an zeichnerischer Correctheit. Gewisse Bewegungen, gewisse Verkürzungen sind durchaus falsch; hie und da werden grobe Actfehler nur durch einen geschickten Faltenwurf gemindert. Was bei kleineren Zeichnungen und Gemälden kaum auffällt, tritt, auf Riesenflächen übertragen, absolut störend zu Tage. Anderwärts opfert er wohl auch einmal die Natur ganz seinen stilistisch-decorativen Zwecken und hält landschaftliche Einzelheiten durchaus ornamental. So können wir uns mit dem Rundbild im Amphitheater der Sorbonne, einer etwas farblosen Allegorie, weniger befreunden, obwohl auch aus ihnen Adel und Größe der Auffassung in hohem Grade sprechen. Niemals aber ertappen wir den Künstler auf flacher Banalität oder wohlfeiler Effecthascherei. Lieblich, friedlich und Frieden spendend sind seine Compositionen aus der Welt der Poesie: Doux Pays, le Bois sacré u. A. Eine seiner mächtigsten Wirkungen weiß er durch den Zauber des Geheimnißvollen zu erzielen, der uns so oft in seinen Gemälden geradezu fascinirt. Nicht zum Mindesten wird er hervorgerufen durch das so einfach scheinende Mittel, den Anfang oder das Ende einer landschaftlichen Einzelheit wegzulassen: eine Frucht langen Sinnens, tiefen dichterischen und künstlerischen Schauens. Dieser Hang zum Geheimnißvollen macht ihn zum eigenartigen Symboliker. Als solcher offenbart er sich besonders in dem kleinen unscheinbaren Bildchen: Espérance (in Privatbesitz), das, bald nach dem Kriege 1870 geschaffen, einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Statt eines kräftigen, blühenden Weibes, das ein neues Grünen des blutenden Landes verhieß, hatte der Künstler ein schwächliches Mägdlein von dürftigen, kindlichen Formen gemalt. Mitten in einer von Grabhügeln und Holzkreuzen bedeckten Ebene, selbst auf einem Grabhügel sitzend, hält es ein Blümlein in der Hand. Nur eine zarte, fast gebrechliche Hoffnung ist's, die sich auf Gräber zu setzen wagt, und doch, wie gläubig und vertrauend blickt dieses Hoffnungskind empor. Eine rührende Poesie umschwebt diese armselige Gestalt. Ebenso primitiv und unbeholfen und lediglich durch seinen großartig poetischen Gehalt verklärt, erscheint der vielumstrittene „Pauvre Pêcheur" im Musée du Luxembourg. Man stelle sich einen in's Endlose fließenden Strom vor, umschlossen von grau-grünen Wiesen, auf denen hie und da ein paar arme Blümlein sprossen. Mitten im Flusse, auf einem kleinen Kahn, steht der „arme Fischer", ein verhungertes Männlein, und starrt, die Angel in der Hand, mit dumpfem Brüten auf's Wasser. Ist es Hoffnungslosigkeit oder Ergebung? Sein Kind liegt dort auf der Wiese, ein kränkliches Würmchen (an dem auch der kritiklose Bewunderer Anstoß nehmen muß) und sein abgezehrtes Weib sucht nach ein paar freundlichen Blumen. Alles macht den Eindruck von hoffnungsloser Oede, es verliert sich in's Weite, Endlose. Wohin? Wo ist Anfang und Ende? Giebt es für den armen Fischer kein Ziel, keine Hoffnung mehr? Dennoch durchdringt ein warmer Goldton die ganze Stimmung. Alles ist wie von einer unsichtbaren Sonne durchglüht. Wir fühlen sie, die armen Leute dort ahnen sie, aber sie werden sie niemals hier unten erschauen. Der Mann ergiebt sich in sein Schicksal. Das Weib sucht nach ein paar tröstenden Blüthen am Wegesrande — und das Kindlein schläft. — Es läßt sich eine ganze Welt von Empfindungen, ein Menschendasein, ja das Leben der ganzen Menschheit in diese dürftige, freudlose Composition hineindichten.

Wie das Sonnengold über den armen Fischer, hat es Puvis de Chavannes verstanden über alle edlen Bethätigungen der Menschen ein überirdisches Licht zu breiten, sie in eine reine, ideale Sphäre zu rücken. Er hat alles Streben in großen, symbolischen, ewigen Zügen und Gesten festgehalten und dadurch aller menschlichen Arbeit, auch der bescheidensten, ein bleibendes Denkmal gesetzt (Travail, Piccardia nutrix, Marseille porte de l'Orient, Marseille colonie grecque etc.). Und, wenn seine Zeichnung oft fehlerhaft, seine Perspectiven oft ungenau, wenn ihm mit Recht strenge Vorwürfe gemacht werden müssen, so hat es doch kaum ein Künstler dieses Jahrhunderts wie er verstanden, sich über das Treiben seiner Zeit zu erheben und nur die edlen, allgemein menschlichen Wahrheiten zu schauen und zu gestalten. Alles, was in der modernen Kunst Frankreichs wühlt und gährt, liegt ihm fern, fern die geistreichelnde Art, die verzehrenden Leidenschaften des Tageskampfes, die zeitlichen Sorgen und Interessen, der augenblickliche Sittenzustand — nah ist ihm nur, was alle Menschen Edles und Unvergängliches gemeinsam haben, was sie aus dunkler Vergangenheit geleitet hat und in die unbekannte Zukunft führen wird. Der Jetztzeit weiß er es nahe zu bringen. Er predigt Ruhe, Harmonie, heitere Schönheit, Reinheit, Hoffnung und Läuterung des Menschengeschlechtes in der leidenschaftlosen Sprache eines abgeklärten Geistes, der, ohne einen Mißton kleinlicher Empfindungen, Ewigkeitsperspectiven eröffnet. Und alle, die sich in sein Werk versenken, erhalten in so hohem Grade den Eindruck des Friedens, daß man vom Meister kurz nach seinem Tode sagte: Celui qui emporte la paix. Dennoch ist Puvis de Chavannes der Modernsten Einer: er hat die Freskenmalerei der Zukunft geschaffen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Gespenster.

Von A. v. Kameke.

Aergerlich warf ich die neueste Nummer des „Hausgartens", die ich noch spät Abends im Bette gelesen, bei Seite. Die letzte Novelle war aber auch zu jämmerlich gewesen. Alles gekünstelt und unnatürlich, die Pointen an den Haaren herbeigezogen, kaum ein einziger neuer Gedanke darin. Und das hatte Carl Holders geschrieben, der doch früher einer der beliebtesten Schriftsteller gewesen! Wunderbar genug, daß ein so gutes, vielgelesenes Familien-Blatt, wie der „Hausgarten", solche Machwerke überhaupt noch druckte. Nun, jedenfalls stiegen aber

damit die Chancen für meine eigene Novelle, die ich schon vor vier Wochen an dieselbe Zeitschrift eingesandt. Denn besser als der „Maskenball“ von Carl Holders war sie auf jeden Fall, hatte doch ein bekannter Kritiker ihr sogar hohes Lob gespendet. Trotzdem war ich Anfangs meiner Sache nicht recht sicher gewesen, da ich bisher nur kleinere Feuilletons für Zeitungen geschrieben, und dies der erste Versuch mit einer so altgediegenen und berühmten Zeitschrift wie der „Hausgarten“ war. Aber freilich, nach dem was ich heute darin gelesen, war ich zu den besten Hoffnungen für meine Novelle berechtigt. Zufällig blickte ich auf die Uhr. Halb Zwei vorüber! Das war ja wieder einmal schön spät geworden! Rasch löschte ich die Lampe aus. Nicht lange, und ich war eingeschlafen. — —

Da ist die Redaction des „Hausgartens“.

Ich schreite, mein Manuscript unter dem Arm, durch die leeren Räume, bis ich zu einer Thür mit der Aufschrift: „Mitarbeiter des Hausgartens“ gelange. Halt, das ist ja was ich suche. Will ich nicht auch Mitarbeiter werden? Also frisch hinein zu deinen künftigen Collegen! Leise drücke ich die Thür auf und trete ein.

Fahles, gespenstisches Dämmerlicht umfängt mich. Es dauert geraume Zeit, bis ich die Gegenstände im Zimmer unterscheiden kann. Aber was ich da sehe, erfüllt mich mit geheimem Grauen. Um einen schwarzverhangenen Tisch sitzen dichtgedrängt ein Dutzend Personen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts. Ihre Gesichter sind erschrecklich bleich und eingefallen, keine Spur von Leben ist darin zu entdecken. Den meisten schlottern Röcke von altmodischen Schnitt um den hageren Körper. Jeder hat einen großen Stoß Papier nebst einem riesigen Tintenfaß vor sich und hält in der fleischlosen Rechten eine Feder, mit der er rastlos, mechanisch über das Papier hinfährt

Keiner von ihnen hat mich bemerkt. Ich habe mein anfängliches Grauen überwunden und nehme mir den Muth zu einer Frage. „Verzeihen Sie gütigst, ich wollte zu den Mitarbeitern des ‚Hausgartens‘, — bin ich hier recht?“ Zwölf hohläugige Gesichter richten sich erstaunt auf mich. Einer aus der Schaar, offenbar ihr Senior, giebt Antwort. Hohl und dumpf klingt seine Stimme. „Ja, wir sind die Mitarbeiter des ‚Hausgartens‘. Sie wünschen? —

„Ich wollte mich Ihrem werthen Kreise anschließen“ — entgegne ich und deute auf mein Manuscript.

Der Andere lächelt höhnisch. „So, Mitarbeiter am ‚Hausgarten‘ wollen Sie werden? Ja, sehen Sie denn nicht, daß kein Platz mehr für Sie da ist?“ — Ein leises Kichern von fleischlosen Lippen erhebt sich in der Runde. In der That ist jeder Platz am Tische besetzt.

„Und außerdem“ — beginnt der Alte von Neuem, — „halten Sie es für so angenehm, mit Gespenstern zusammen zu arbeiten? Darüber wird man leicht selber zum Gespenst. Diese Herrschaften da können es bezeugen.“ Damit weist er auf zwei, die zu unterst am Tische sitzen und mir traurig zunicken. —

„Gespenster?“, stottere ich ganz erschrocken, — „ja mein Gott, sind Sie denn wirklich — und wie kommen Sie hierher, in die Redaction des ‚Hausgartens‘?“ —

„Sie sind noch sehr jung, mein Freund,“ beginnt von Neuem der Senior mit seiner Grabesstimme und legt mir wohlwollend seine Knochenhand auf die Schulter, „ich will Ihnen eine Aufklärung geben. Sehen Sie, mit wenigen Ausnahmen sind Alle, die wir hier sitzen, einmal bekannte Schriftsteller gewesen. Meine Arbeiten zum Beispiel wurden einst von aller Welt gerne gelesen. Vielleicht haben Sie damals auch von mir gehört, ich heiße Carl Holders.“

„Holders,“ unterbreche ich ihn, — „aber natürlich! Ich habe seiner Zeit sehr viel von Ihnen gelesen.“

Ein schmerzliches Lächeln zuckt um die blutlosen Lippen des Gespenstes. „Ja, seiner Zeit, als ich noch lebte. Nun bin ich schon lange gestorben!“

„Wie? Gestorben? Aber ich hörte doch erst neulich von Ihnen, daß Sie sich der besten Gesundheit erfreuten?“

Abermals ein wehmüthiges Lächeln.

„Das ist auch der Fall, aber trotzdem: Der Schriftsteller Carl Holders ist schon lange gestorben. Was Sie hier sehen ist nur noch sein Schatten.“

„Und trotzdem sind Sie noch Mitarbeiter des ‚Hausgartens‘?“

„Aber selbstverständlich. Haben Sie denn nicht meine neueste Novelle gelesen?“

„Ja leider!“ platze ich unbedacht heraus.

„Nun, nun,“ lächelt der einst so berühmte Schriftsteller begütigend, „von einem Gespenst dürfen Sie auch nicht so viel verlangen, wie von einem Menschen.“

„Ja, warum in aller Welt,“ entgegne ich ungeduldig, „lassen Sie denn nicht die ganze Schriftstellerei, warum spuken Sie denn noch immer hier in der Redaction herum und nehmen anderen, lebendigen Schriftstellern den Platz weg? Räumen Sie doch mir Ihren Platz ein, ich bitte Sie darum, — schon im Interesse des ‚Hausgartens‘ und seiner Leser!“

Das Gespenst mißt mich mit einem hoheitvollen Blick. Die Andern sehen sich erstaunt an. Dergleichen Rede scheinen sie nicht gewohnt zu sein. „Sie sind noch sehr jung, mein Freund,“ beginnt der Senior dann gütig, „sonst würden Sie nicht so fragen. So wissen Sie denn: wer einmal in seinem Leben mit Erfolg geschriftstellert hat, kann nie wieder davon ablassen, selbst wenn er — das heißt der Schriftsteller in ihm — längst gestorben ist. Dann spukt er eben noch als Gespenst in den Spalten der Zeitschriften, wie Sie es hier bei mir und meinen Collegen sehen. Freilich, nicht jedes Blatt gewährt den Gespenstern so gastlich eine Freistätte wie der ‚Hausgarten‘; wir müssen froh sein, wenn wir ein so gemüthliches Unterkommen gefunden haben. Und nun verlangen Sie, junger Mann, wir altehrwürdigen Gespenster sollen Ihnen unseren Platz einräumen? Meine Herren — wie finden Sie das?“

Ein schaurig-dumpfes Hohngelächter ist die Antwort der Gespenster. Mir steigt das Blut zu Kopf. Das ist doch zu arg! „Und wie lange gedenken Sie Ihre ersprießliche Thätigkeit noch fortzusetzen?“ wende ich mich von Neuem an mein Gegenüber. Das Gespenst grinst höhnisch. Eben hat der Redactionsdiener, der unvermerkt eingetreten, mit höflicher Verbeugung einen Stoß beschriebenen Papiers, offenbar ein Manuscript, von seinem Platze genommen, um es in die benachbarte Druckerei zu tragen.

„So lange meine Novellen noch gedruckt und gelesen werden. Und das hat gute Weile, mein Bester. Denn noch ist der Name Carl Holders nicht vergessen, auch wenn sein Träger längst gestorben ist. Der Rock macht den Mann, — der Name den Schriftsteller! Sie werden sich also wirklich nach einer anderen Redaction umsehen müssen, hier wird sobald kein Platz für Sie frei.“

Jetzt ist meine Geduld zu Ende. „Nun gut, dann brauch' ich Gewalt,“ rufe ich so laut, daß alle Gespenster entsetzt aufspringen. „Ihr seid alt und todt — und ich bin jung und lebe, — wir wollen doch sehen, wer der Stärkere ist!“ Damit habe ich den Senior um den hageren Leib gefaßt und suche ihn von seinem Platze zu verdrängen. Die übrigen Gespenster eilen ihm beizustehen; ein erbitterter Kampf erhebt sich. Die Schweißtropfen treten mir auf die Stirn; mein Gegner drückt mir fast den Athem aus. — — —

Ein schriller Glockenton weckte mich aus meinen Träumen. Erstaunt schlug ich die Augen auf. Die Morgensonne fluthete hell durch die weißen Vorhänge der Fenster. Abermals ertönte die Klingel.

„Ein Augenblick!“ Rasch schlüpfte ich in die Kleider und eilte zur Thür. Der Briefträger reichte ein längliches Briefpacket durch die Spalte. „Redaction des ‚Hausgartens‘“ las ich auf dem Umschlag, dann warf ich es auf den nächsten Stuhl ... Meine Novelle! ... Die Gespenster waren doch Sieger geblieben!

## Aus der Hauptstadt.

### Eine weise Politik.

Mit den zwei Blaubüchern, die übrigens statt des imitirten Lederbandes vielleicht doch eine vornehmere Hülle ertragen und verdient hätten, hat Fürst Bismarck endgiltig seine unheilvolle Thätigkeit eingestellt. Daß ein Todter auch aus dem Grabe sprechen kann, gehört zu den Behauptungen, die wahrlich kein Schmuck für unsere aufgeklärte Zeit sind, und man darf hoffen, daß Fürst Bismarck stets seiner Anstandspflichten gegenüber dem Jahrhundert, dem er doch nun einmal angehörte, eingedenk sein wird. Darauf läßt ja auch die letztwillige Verfügung schließen, in der er anordnete, daß Niemand mit seiner Leiche Schindluder treiben und Komödie spielen solle. Er wollte nach seinem Tode todt sein, wirklich todt. Wer ihn angeblich geehrt, geliebt und bewundert hatte, kann Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung am besten dadurch bezeugen, daß er dem Fürsten Bismarck und seinem letzten Willen gehorsam ist. Lasset die Todten ihre Todten begraben, schweigen wir von dem Heimgegangenen, nur der Lebende hat Recht. Allerdings steckte unbändig viel Bosheit in dem ruhm- und herrschsüchtigen alten Manne; für die Behauptung aber, er wolle auch nach seinem Hinscheiden noch, durch die Nachwirkung seiner Thaten, durch Bücher und gesammelte Reden auf unser Volk einwirken, das heißt auf deutsch, der Regierung Schwierigkeiten machen, für diese Behauptung wird kein loyal gesinnter Staatsbürger den Beweis erbringen wollen.

Bismarck ist todt, der Buchhändler Kröner segnet sein Andenken, und damit basta. Nunmehr scheint die Zeit gekommen, ein ehrliches Wort zu sagen. Die Art, in der Bismarck Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte betrieb, hat bei mehr oder minder urtheilslosen Leuten hier und da in gewissem Sinne Anerkennung gefunden. Zeitungen, Geschichtswerke, endlich auch die leicht bethörte öffentliche Meinung geben sich den Anschein der Begeisterung, wenn die Rede auf das Vollbringen des Friedrichsruhers kommt. Ueberall auf dem bewohnten Erdball kennt man seinen Namen und erhebt ihn in den Himmel, wo er nun hoffentlich, zu Gunsten eines ruhigen und sicheren Ganges der neudeutschen Regierungsmaschine, auch für alle Zeit sitzen bleibt. Bekannt ist die Geschichte von dem San Bismarck, den die Ureinwohner Paraguays für den stärksten Heiligen halten und entsprechend feiern. Es läßt sich thatsächlich nicht leugnen, daß dieser vom Glück in seltener Weise begünstigte Staatsmann in aller Leute Munde ist, sozusagen, und daß die gesammte Mitwelt ihn einen weisen Politiker nennt. Aber auf eins ist noch nie mit dem rechten Nachdruck hingewiesen worden: Bismarck selber

hat sich niemals dies Lob ertheilt. Weßhalb wohl nicht? Zugegeben, er ist ein auf seine Weise befähigter und kluger Kopf, ein Mann von gesundem Menschenverstand und sicherem Urtheil gewesen. Er mußte also genau erkennen, was mit ihm los war. Und gerade deßhalb hat er nie den Muth gefunden, seine Politik amtlich als weise abzustempeln. Er schwieg sich vorsichtig über die Frage aus. Widerstrebte es doch seiner natürlichen Eitelkeit, die eigene Politik wahrheitsgemäß unweise zu schelten, obwohl dies bei einiger Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zweifellos seine Pflicht gewesen wäre. So enthielt er sich jedes Votums und brachte es durch diese Bauernschlauheit dahin, daß alle Menschen außer ihm, die selbstverständlich seine Politik bei Weitem nicht so gründlich kennen konnten wie er, eben deßhalb seine Politik als weise anstaunten.

Was Bismarck nicht wagte, das durfte der neueste Kurs getrost riskiren. Man wird nicht ableugnen wollen, daß er in der von ihm betriebenen Politik Bescheid weiß. Man wird das sogar unbedingt und gern einräumen, weil weiter kein Mensch diese Politik versteht und weil es doch schlimm wäre, wenn die ganze Welt ihr verständnißlos gegenüber stände, die eigenen Urheber eingeschlossen. Sind sich die Staatsmänner des neuesten Kurses aber über ihre Politik im Klaren, so haben sie auch die Berechtigung zu einem maßgebenden Urtheil darüber. Dies Urtheil ist vor Kurzem verkündet worden. Es steht in der Begründung zu lesen, die der neuen Militärvorlage beigefügt ist. „Die Sicherung des Friedens," heißt es da ungefähr, „hat Deutschland einer weisen Politik zu verdanken."

Nun wissen wir's. Nun sind mit einem Schlage die Nebel zerstreut, die Mißgunst und Nörgelei um die Zinnen des neuen Kurses gewoben haben. Die hämischen Verdicte, die Hinz und Kunz sich zu fällen erlaubten, der giftige Hohn, womit von fast allen Seiten fast alle Regierungsmaßregeln überschüttet worden sind — was bedeuten sie nun? Die Politik der deutschen Regierung, die das Volk so oft verfehlt, dilettantisch, unklug geheißen hat, wird von der Regierung selbst officiell und in aller Form als weise gekennzeichnet. Das genügt. Eigenlob, die Accumulatorwagen der Großen Berliner Straßenbahn und die Havanna-Cigarren, die uns Onkel Sam aus Cuba senden wird, haben ja dieselben angenehmen Wirkungen auf das Geruchsorgan.

Für die Weisheit der Regierung legt neuerdings die Thronrede glänzendes Zeugniß ab, just wie es in letzter Zeit die Lippe-Lappalie that, die man kunstvoll zu einem reichsverderbenden Riesenscandal aufgepäppelt hat, oder wie der preußisch-bayrische Kampf um die Militärstrafprozeßreform, der erst ein volles halbes Jahr lang toben und die Particularisten aufregen mußte, ehe ein kaum halbstündiges Gespräch des Kaisers mit dem Prinzregenten Luitpold ihn schlichtete. Liest man eine Thronrede, so ist man stets himmelweit davon entfernt, gleichzeitig an den Meister des Stils zu denken. Aber die heurige Reichstags-Thronrede erkennt man wie den Meister des Stils an dem, was sie weise verschweigt. Es mag sein, daß der Verfasser der Militärvorlage und ihrer Begründung diese Weisheit des Verschweigens im Auge gehabt hat, als er das weise Wort von der weisen Politik der Regierung in die froh aufhorchende Masse warf. Die umfangreiche Thronrede bringt den Erwerbsständen weniger als nichts, die dringend der Hülfe bedürfen und die allmälig anfangen, nach langjähriger Lammsgeduld verteufelt ungemüthlich und unbequem zu werden. Dafür aber betonte die Thronrede mit großer Emphase die zwingende Nothwendigkeit, den Terrorismus gegen Arbeitswillige mit strengeren Strafen als bisher zu belegen. Wollte Gott, Deutschland hätte keine dringenderen Sorgen als diese, und im Vaterlande würden keine, jetzt unbestraft bleibenden Verbrechen am Volkswohlstande begangen, die zehnmal eher das Zuchthaus verdienten als die bagatellhafte „Einschüchterung von Arbeitswilligen"! Der Humor der Sache wird vollkommen durch die viertelamtliche Drohung, im Falle einer Ablehnung der Antiterroristen-Lex sei ernsthaft mit der Auflösung des Reichstages zu rechnen. Die Regierungsweisheit setzt nämlich voraus, daß im Fall einer solchen Auflösung 200 Socialisten, verstärkt durch die Freisinnige Vereinigung, unter Wallots Kuppel kommen, und sie meint, offenbar mit Recht, daß die durch Herrn Singer an strenge Mannszucht gewöhnten Genossen ihr nicht so viel Schwierigkeiten und Aerger verursachen werden, wie die jetzigen Mehrheitsparteien, Centrum, Agrarier und desgleichen.

Recht effectvoll und glorreiche Krönung einer weisen Schweige-Politik war die Heimlichthuerei, womit die Thronrede den unheimlichen deutsch englischen Vertrag einstweilen unter den Tisch fallen ließ. Es ist nie mit Sicherheit festgestellt worden, welcher weise Politiker zuerst auf die Idee verfiel, daß nichts so beruhigend auf erregte Gemüter wirke, wie beunruhigende Gerüchte. Die Bevölkerung schwebt dann in beständiger Angst, ihre Regierung habe tausend und einen Fehler begangen, und durch die Vertheilung der Angst auf tausend und ein Gebiet ist der gefährlichen Concentrirung dieses Gefühls auf einen einzigen Punkt absolut sicher vorgebeugt. Auch darum empfiehlt es sich, möglichst starke und ausschweifende Befürchtungen vor Regierungsthorheiten zu erwecken, weil nachher bei der Bilanz im Allgemeinen die Summe der thatsächlich vorgekommenen Mißgriffe nicht die Ziffer erreicht, die die ausschweifende Phantasie der Regierten für möglich hielt. Und das ist entschieden eine angenehme Enttäuschung, die sehr wohl dazu dienen kann, das Prestige des Ministeriums zu heben. Aus solchen Erwägungen wird die Discretion hervorgegangen sein, die man in Berlin den deutsch-englischen Abmachungen gegenüber noch immer bewahrt. Und es traf sich prächtig, daß wenige Tage nach der Eröffnung des deutschen Reichstags Herr Chamberlain in London einem Haufen bankettirender Krämer so ziemlich reinen Wein über die schwierigste und schlimmste Seite der Vereinbarungen, die Bündnißfrage, einschenkte. Was die deutschen Reichstagsabgeordneten aus der Thronrede und aus den gequälten Geistreicheleien des Herrn von Bülow nicht erfuhren, das erfuhren sie aus den Berichten zeilenschindender Londoner Reporter. Sie wissen nun Alles, was sie zu wissen brauchen, ohne daß eine weise Politik sich mit ihnen gemein gemacht und sie allzu leutselig behandelt hätte.

Daß die Thronrede vom Tode Bismarcks keine Notiz nehmen würde, hätte sich selbst sagen können, wer einen Dunst von den Grundlehren wahrhaft moderner Politik hat. Einmal wollte der große Schweiger und Marquis, der als verantwortlicher Rathgeber und Redacteur der ragenden Staatsschrift gilt, sein politisches Hauptkunststück auch im Falle Bismarck ausüben und dem Princip treu bleiben, nur ganz nebensächliche Ereignisse in der Thronrede zu berühren, Vorgänge von geschichtlicher Bedeutung aber unerwähnt zu lassen. Er calculirt ganz richtig, daß die großen, allgemein wichtigen Begebenheiten auch ohne ihn und seine Gunst in die Geschichtsbücher kommen, daß er demgemäß also die kleinen, unwichtigen Geschehnisse vorm jämmerlichen Untertauchen in den Orkus bewahren müsse. Auf der anderen Seite galt es, den Reichstag durch eine Erwähnung des ohnehin längst pensionirten Bismarcks nicht ohne Noth zu beleidigen. Für den deutschen Reichstag war Bismarck seit den dunklen Iden des März im Unglücksjahre mausetodt; selbst sein verruchter Name galt dem klugen Präsidenten damals nicht mehr für würdig, in den wohlausgespülten und parfümirten Mund genommen zu werden. Was konnte es also für einen Zweck haben, im Glanze amtlichen Pomps dreihundert Reichstagsabgeordneten eine langweilige und gleichgiltige Familiennachricht mitzutheilen? Ohnehin hat man ja hier und da schon die übermäßige Länge der Thronrede ungebührlich bekritteln zu müssen geglaubt.

Solcher Nörgeleien ungeachtet ist die Reichsregierung mit ihrer ersten schriftstellerischen Leistung im neuen Geschäftsjahr außerordentlich selbstzufrieden. Und es hat sich ihr sogleich die bange Sorge aufgedrängt, ob sie nicht des Guten zu viel gethan, eine zu maßlose Begeisterung und Dankbarkeit der Nation herausgefordert habe. Dieser ernsten Erwägung entsproß der Beschluß, die enthusiastischen Regungen im Volke alsbald auf das Normalmaaß zurückzuführen und Wasser auf die Weißgluth zu gießen. Liebt sich doch jede weise Politik eine gemäßigte Temperatur, eine nicht zu grelle und zu sonnige Helligkeit; lucanus a non lucendo. Deßhalb kamen die maßgebenden Männer und Männerchen überein, unverzüglich die Nothwendigkeit einer neuen 90 Millionen-Anleihe darzuthun. Die Unpopularität des Gedankens, der glücklich vollendeten zweiten Milliarde an Staatsschulden rasch die fröhliche Dritte anzugliedern, leuchtete ihnen ein. Dank ihr hofften sie, von denen sich Jeder ein von Volksgunst und Volksliebe verfolgter Polykrates deucht, der Götter Neide entschlüpfen zu können. Sieht man die Sache aus diesem Gesichtswinkel an, so verwandelt sich die höchst unweise Politik, durch rastlose Millionenpumpe den Staatshaushalt immer hoffnungsloser zu belasten und Raubbau auf Kosten der Zukunft zu treiben, wiederum in weise Politik. Noch nachdrücklicher minderte das Entzücken der Unterthanen die als Probepfeil abgeschossene Meldung, daß dem preußischen Landtage eine Vorlage zugehen würde über die Aufbringung der Kosten, die die kaiserliche Fahrt nach Jerusulem verursacht hat. Man war bisher allgemein der Ansicht, daß die Reise Wilhelm's II. zum Heiligen Grabe in der Hauptsache eine Privatangelegenheit des Monarchen sei und als solche behandelt werden müsse. Es ist klar, daß der Zug sehr viel Geld verschlungen hat, aber die bald nach dem Regierungsantritt erfolgte Erhöhung der Civilliste um $3^1/_2$ Millionen Mark auf 15 719 296 Mark jährlich geschah unter ausdrücklichem Hinweis auf die Mehrkosten der vom Kaiser unternommenen und noch zu unternehmenden Reisen. Da sich in ganz Deutschland nicht eine Stimme fand, die das plötzlich aufgeschwirrte Gericht für glaublich oder gar wahrscheinlich hielt, so ließ man die Anregung einstweilen wieder fallen. Hoffentlich kehrt sie zu gelegener Stunde zurück, wenn der Jubel und die Hingerissenheit über des neuesten Kurses weise Politik abermals eine milde Dämpfung erforderlich machen. Monatelange Erörterungen der Frage, weßhalb wohl die Forderung dem preußischen Abgeordnetenhaus und nicht dem Reichstage vorgelegt worden ist, werden dann einer Vergötterung des Ministeriums sicher die Spitze abbrechen. Und Herr Eugen Richter, der ohne seine wirthschaftspolitische Verknöcherung längst die stärkste Fraction hinter sich hätte, wird dann schmunzelnd eine Orientrede halten, mit der verglichen die berühmte Husarenrede stammelndes Liebesgeflüster wäre. Die Feinde der heutigen Regierungsform werden aus der schweren Budgetverletzung, als die eine solche nachträgliche Forderung sich darstellt, Jahre lang Honig saugen, und die Feinde der Monarchie würden die finanziellen Schwierigkeiten, womit der Hausminister zu kämpfen hat, rücksichtslos für ihre Zwecke ausnützen. Und für alle Nörgler und Reichsverdrossene wird es wieder eine Lust sein, zu leben.

Die weise Politik, von der wir im Beiblatt zur Militärvorlage andachtsvoll gelesen haben, sucht vor Allem den Schatten Bismarck's von den Gefilden zu bannen, die sie bestrahlt und befruchtet. Man muß zugeben, daß sie auf ihre Art wirklich das Aeußerste thut, Bismarck's Beispiel und Lehre in Vergessenheit zu bringen. Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals der „Dresdener Zola".

Verehrter Herr!

In Folge Ihrer Kritik des Schauspiels „Thörichte Liebe" in Nr. 48 mache ich Ihnen ganz ergebenst eine Mittheilung, durch deren Veröffentlichung Sie mir einen Dienst erweisen würden: Als das Stück in Dresden aufgeführt wurde, habe ich in der Dresdener Zeitung keinen Anstand genommen, besonders den dritten Act zu desavouiren, mit dem ich überhaupt nichts zu thun habe. Ich schrieb auch damals in der Kopenhagener Zeitung „Politiken" auf Wunsch der Redaction über diese deutsche Bearbeitung des Stückes einen Artikel, der meinen Landsleuten viel Spaß machte, denn sie kannten ja mein dänisches Schauspiel in einer ganz anderen Gestalt. Es schloß nämlich, wie die Novelle, damit, daß die Fürstin die angebotene Million nahm und dem verliebten Spender sagte, daß sie ihn nicht liebe. Ein sehr wesentlicher Unterschied war es ferner, daß die dänische Fassung in den dreißiger Jahren spielte und Alles bis zu den kleinsten Einzelheiten in Text, Costüm und Decorationen auf jene Zeit abgestimmt war. Nur in jener Lermontow'schen Periode ist meines Erachtens die Handlung möglich und wahrscheinlich. In dieser Gestalt hat sich das Stück auf der dänischen Bühne eines ganz guten Erfolges erfreut, und mehr hatte ich nie erwartet. Ich hätte sehr gerne vor der Berliner Aufführung meine durchaus ablehnende Haltung gegenüber der deutschen Bearbeitung des Herrn Wilhelm Wolters zum Ausdruck gebracht, aber es war zu spät dazu, denn ich erfuhr erst Mittwoch Abend ganz zufällig hier auf der Straße, daß das Stück am Freitag im Kgl. Schauspielhause gegeben werde. Sogar die Annahme überhaupt war mir nicht mitgetheilt worden.

Verehrungsvoll

Dresden. Karl Gjellerup.

Nachschrift der Redaction. Der dänische Dichter hat ganz Recht, wenn er gegen die Bearbeitung und Rücksichtslosigkeit des Herrn Wilhelm Wolters protestirt, den er sich nun gewiß auch als Mitarbeiter „abgewöhnen" wird, so wie es ihm schon unser Kritiker gerathen hat. Herr Eugen Isolani recte Isaacsohn wird natürlich fortfahren, über den „Dresdener Zola" Wolters begeisterte Lobhudeleien zu schreiben, was uns jetzt, nachdem wir die Bekanntschaft seines eigenen Romans „Die aus der Vorstadt" (Leipzig, Robert Friese) gemacht haben, einigermaßen erklärlich wird. Der Dresdener Zola ist nämlich Isolani's künstlerisches Vorbild. Dieselbe stumpfsinnige Handlung, dieselbe kindliche Charakteristik, dieselbe, mit Isolani zu sprechen, „fürchterliche Langeweile, die Gebärerin und Nährerin so vieler anderer unliebsamer Dinge, vor Allem der üblen Laune". Aber auch der nämliche durch keine Kenntniß von Grammatik und Syntax getrübte Stil. Seinem bewunderten Wolters sieht Isolani zumal die schönen Schachtelsätze ab: „Sie sind gute, wohlgezogene Kinder des Volkes, sie werfen sich nicht auf die Straße, aber wenn sich ihnen ein junger Mann in anständiger Weise nähert, um mit ihnen die Freuden der Großstadt zu genießen, so gehen sie leicht, oftmals leichtsinnig darauf ein, denn ihr kleinstädtischer Sinn läßt sie kaum eine Gefahr darin erblicken, die übrigens in sehr vielen Fällen auch nicht vorhanden ist, denn nicht selten kommt es vor, daß die Poussade die Braut und die Frau des Pousseurs wird, der durch eine solche Heirath dann beweist, daß er selbst bei Anknüpfung einer solchen Bekanntschaft nur reelle Absichten gehabt, welche in sehr vielen Fällen vorhanden sind" ... Auch die reizvolle Schalkhaftigkeit des Dresdener Zola Wolters finden wir bei seinem Schüler Isolani wieder, z. B. in seinen Naturschilderungen: „Die Sträucher und Bäume hatten den ersten grünen Blattansatz erhalten, manche Blüthenknospe besann sich, ob sie unter den erwärmenden Strahlen der Sonne ihren Busen öffnen solle, manche wendische Amme, die ihren Schützling im Wagen Vormittags durch die Alleen des Gartens führte, wagte es im Schutze der Menschenleere, es den Blüthenknospen nachzuthun, um ihrem nahrhaften Berufe sich hinzugeben!" ... Und dann die köstlichen Schnitzer, die dem bedenklichen Deutsch des echten Dresdner Zola nichts nachgeben: „Er hatte diese auffällige Schweigsamkeit der Müdigkeit der Kleinen in die Schuhe geschoben" ... „Er mußte unwillkürlich den Kopf stumm vor sich hinschütteln" ... „Er wollte sie mit brennender Eifersucht in seinem Innern beobachten" ... „Ein leichter Anflug von Melancholie haftet an diesem winterlichen Bilde, diesem endlosen weißen Velourteppich, der in seiner Starrheit etwas Bannendes hat" ... „Die seltene Lebendigkeit ihres Temperaments" ... „Die Unterhaltung bewegte sich in conventionellen Formen, um bald beinahe ganz einzuschlafen" ... „Er nahm ein paar Züge aus der Cigarrette, um dann ungeduldig mit den Füßen auf dem Fußkissen herumzutreten" ... „Es war ein Frühlingssonntag, wie er im Buche steht" ... Hübsch ist auch, daß Isolani sich über den Namen des polnischen Entführers gar nicht einigen kann: erst nennt er ihn immer Leszinski, dann wieder Lazinski. Ist übrigens auch ein schöner Name und wirklich echt polnisch. Kurz, wenn wir alle die Sprachdummheiten der Dresdener Zolas Isolani und Wolters hier anführen wollten, dann müßten wir ihre überzahlreichen Werke Seite für Seite ausschreiben. Und das wäre ein zweifelhaftes Vergnügen. Jedenfalls gratuliren wir dem trefflichen Gjellerup zu seiner obigen Absage.

## Notizen.

Hohenzollernsagen. Ein Balladenkranz von August Sturm. (Leipzig, Carl Jacobsen). Wir sehen den Sohn des unvergeßlichen Altmeisters Julius Sturm lieber auf episch-lyrischem, als auf dramatischem Felde, und darum begrüßten wir dieses schmucke Bändchen Lieder in der sicheren Erwartung, etwas Gutes und Schönes zu finden. Und wir wurden nicht enttäuscht. Dieser kleine Cyclus zumeist epischer Dichtungen zeigt uns den Naumburger Dichter auf der Höhe seiner Künstlerschaft. Es ist wirklich bewunderungswürdig, wie er die Sagen und Mären aus der ruhmreichen Chronik des alten Burg- und Markgrafen-, Kurfürsten und Königsgeschlechtes zu behandeln versteht. Jedes Gedicht schlägt einen neuen Ton an, so daß man nur über die Vielseitigkeit des künstlerischen Ausdrucks staunen kann. Da finden wir den breitangelegten epischen Stil Uhland's, den Romanzenklang eines Tieck und Schlegel, die „balladesk" bloß andeutende Art eines Fontane, aber stets originell und selbständig. Auch im Volkstone singt Sturm mit voller Natürlichkeit, und wenn er Köne Finkens Lied von der Schlacht von Angermünde anstimmt, dann wird auch der Kenner der Landsknechtlieder, des Pavierlieds und Niklaus Manuel's Spottgesang von „Bickocken" nur mit philologischer Akribie feststellen können, in wie weit das pommersche Fragment von 1420 benutzt, retouchirt und ausgesponnen ist. Das Lied ist ein dichterisches Kunststück, und kein kleines. Am liebenswürdigsten erscheint jedoch Sturm in den humoristisch angehauchten Dichtungen, z. B. in dem schalkhaften Ehestandsbild:

Die Freiin von Ratzüns hat bittere Zeit,
Herr Eitelfritz brummt heut' in Zank und in Streit.
Myrmidonen im Kopfe und Raupen im Hirn.
Es funkelt sein Auge, es furcht sich die Stirn.
Er sperrt die Erlauchte in's Stüblein in Ruh,
Und giebt ihr ein Bürstlein und brummet dazu:
„Ich geb' Dir zur Kurzweil ein sinniges Spiel,
Nun zähl' mir die Borsten und sag' mir wie viel!"
So kündet die Sage, doch sagt sie nicht an —
Ob's die Freiin gethan.

Die Sagen klingen, sobald sich die neue Zeit meldet, lyrisch aus und zwar in einer schwungvollen Kaiserhymne und einem markigen Lied von der deutschen Flotte, frisch und patriotisch:

Steigt herauf, ihr neuen Sonnen,
Heldenkraft schlug frei den Strand,
Rausche nun, du heil'ger Bronnen
Deutscher Lieb' zum Vaterland!
Daß der That der deutschen Heere
Heut' der Enkel würdig sei:
Gebt die Wehre nun dem Meere,
Denn das Meer, das Meer macht frei.

Die Balladen Sturm's werden in Kriegervereinen, Festversammlungen und Schulen viel vorgetragen werden. Auch unsern Componisten bieten sie dankbare Texte für Festcantaten und Männerchöre.

Von der „Allgemeinen Geschichte der bildenden Künste" von Alwin Schultz (Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel) liegen uns die jüngsten Lieferungen vor, womit die Darstellung der altgriechischen Plastik abschließt. Anschaulich breitet sich in textlich wie illustrativ gänzlich neuer Schilderung das vollständige Bild der herrlichsten aller Kunstperioden aus. Von den heiterschönen Tempelbauten schweift der Blick zu den Gebilden der Plastik, die noch heute als unerreichte Schöpfungen der bildenden Kraft angestaunt werden. Was diese Baumgärtel'sche Kunstgeschichte vor andern auszeichnet, ist die völlig originelle Durcharbeitung des Textes wie des Anschauungsmaterials. Hier findet man nicht die längst obsoleth gewordenen Clichés, die sich wie eine ewige Krankheit durch die populäre Kunstliteratur schleppen. Verfasser wie Verleger wandeln oft unbetretene Wege und überraschen uns vielfach durch neuentdeckte oder wenigstens kaum allgemeiner bekannte Beispiele der Kunstbethätigung. Es ist eine ganz selbständige und eigenartige Schöpfung.

„Charles Dickens' ausgewählte Romane." Deutsch von A. Scheibe. (Halle, Hermann Gesenius.) Diese schöne und mustergiltige Ausgabe in 15 Bänden, die sich wie ein deutsches Original liest, ist auch in einer neuen Ausgabe ohne Buchschmuck erschienen, die sich schon durch ihre außerordentliche Billigkeit zum nahen Feste empfiehlt. Wir ziehen freilich die Ausgabe mit Illustrationen vor. Leider hat der Verleger den Zeichner nicht genannt, doch scheinen die ergötzlichen Bilder von englischer Herkunft, wenn auch nicht gerade von Dickens' Freund Cruikshank zu sein, dessen Illustrationen, wie schon in voriger Nummer — leider durch einen Druckfehler entstellt — bemerkt wurde: für uns Deutsche als Caricaturen immer etwas Abstoßendes haben. Die gleichzeitig neu aufgelegte Ausgabe der „Frithjoff's Sage", die wir erwähnten, bildet zugleich den dritten Band von Tegnér's poetischen Werken, die P. J. Willatzen für den Verlag von Hermann Gesenius mit Fleiß und Geschmack übertragen hat.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

---

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Briefwechsel zwischen

# Franz Liszt

und

# Hans von Bülow,

herausgegeben von **La Mara.**

VIII. 426 S. geh. ℳ 6.—, gebdn. ℳ 7.—.

Diesen Briefen, die Meister und Jünger mit einander wechselten, wohnt eine doppelte Bedeutung inne. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Möge der hohe Geist, der die beiden grossen Künstler beseelte, ein Echo finden in Geist und Herzen derer, zu denen dies Buch spricht.

---

In unserem Verlag ist erschienen:

**Die Gegenwart.**

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

## General-Register 1872 — 1896.

**Erster bis fünfzigster Band.**

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

**Verlag der Gegenwart.**
Berlin W 57.

---

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

# Bismarck

## im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

**Freund und Feind.**

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

**Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine**

**reich vermehrte Buchausgabe**

**unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

*Zeitschrift für* ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und **bahnbrechend** auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. **sofort Kenntnis** geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

---

# Die Gegenwart 1872–1892.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Hohenzollernsagen.**

Ein Balladenkranz

von

**August Sturm.**

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

**Leipzig. Carl Jacobsen.**

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

**Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden**

von

**Adolf Philippi**

o. Professor der Universität Gießen.

Mit 292 Abbildungen. 1898. Gr. 8 br. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

(Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen 2. Reihe.)

**Kunstgeschichte in Bildern**

vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

**III. Die Renaissance in Italien.**

Bearbeitet von G. Dehio.

1898. 110 Tafeln in Folio. Broch. Mk. 10.50, geb. Mk. 12.50.

Die Abteilungen I (Altertum) — II (Mittelalter) — IV (Renaissance außerhalb Italiens) — V (Das 17. und 18. Jahrhundert) erscheinen später. Das ganze Werk wird rund 500 Tafeln mit 2000 Abbildungen umfassen.

**Theodor Körner und die Seinen**

von

**Emil Peschel** und **Eugen Wildenow.**

Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 1898. 2 Bände, gr. 8. Geb. Mk. 15.—.

**Berühmte Kunststätten**

I. **Vom alten Rom**, von Professor E. Petersen. Mit 120 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

II. **Venedig**, von Dr. Gustav Pauli. Mit 130 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

III. **Rom zur Renaissancezeit**, von Dr. E. Steinmann. Mit 150 Abbildungen. Kart. Mk. 4.—.

IV. **Pompeji**, von Dr. R. Engelmann. Mit 140 Abbildungen. Kart. Mk. 3.—.

Von berufenen Sachkennern verfaßt, belehrend und unterhaltend zugleich, mit reichem Bilderschmuck ein Hilfsmittel für die Anschauung und die Erinnerung. (Wird fortgesetzt.)

**Romane**

von guten deutschen Autoren, mit spannender Handlung und zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden gesucht. Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** bef. d. Exp. d. Bl.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 34.

**Die Chemie im täglichen Leben.**

**Gemeinverständliche Vorträge.**

Von Prof. Dr. **Lassar-Cohn** (München).

**Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.**

Mit 21 Abbildungen.

*1898. Gebunden 4 M. Postporto 20 Pf. (Ausland 50 Pf.).*

Der Einband ist nach der Zeichnung von Prof. Widnmann an der Kunstgewerbeschule in München höchst elegant und künstlerisch in Gold- und Buntdruck ausgeführt.

„Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, dass ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für gebildete verständlich schreiben kann." *Westermanns Monatshefte.*

„Niemand wird dieses Werk lesen können, ohne eine Fülle von Belehrung daraus zu schöpfen, die er vergeblich in irgend welchen anderen uns bekannten populären Büchern suchen würde. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung, die es vollauf verdient." *Prometheus.*

**Kürschners Bücher**

**Vorrätig in allen Buchhandlungen**

**Frau Musika.** 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter, Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

**Jahrbuch 1899.** Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

**Das ist des Deutschen Vaterland.** Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

**Universal-Konversations-Lexikon.** 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

**Welt-Sprachen-Lexikon.** 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

**Kürschners Bücherschatz.** Jede Woche ein reich illustrirt. **20**
Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **Pfennig.**

**Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten.** Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

**Die Welt in Photographien.** Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch **Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.** u. alle Buchhandlungen.

**Schönste Geschenke**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Soeben erschien:

**Schwedische Konversations-Grammatik**

zum Schul- und Privatunterricht

von

**Dr. Ed. Th. Walter,**

vormals Lektor an der Universität Lund (Schweden),

8°. Lwdb. Mk. 4.60. **Schlüssel dazu** 8°. kart. Mk. 1.60.

Die Lehrbücher der **Methode Gaspey-Otto-Sauer** umfassen bis jetzt **Arabisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch, Ungarisch.** Sie bestehen aus **Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Uebersetzungs- und Konversationsbüchern.** Vollständige Verzeichnisse gratis und franko.

**Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von**

**Julius Groos' Verlag in Heidelberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 24. December 1898. 27. Jahrgang Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Agrarische Fragen. Von Paul Ernst. — University Extension. Von Ernst Gystrow (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Wiener Kunst. Von Otto Stoeßl. — Hans von Bülow als Erzieher. Von Georg Thiele. — **Feuilleton.** Was der Nordwind that. Von K. E. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Sauhatz. Von Caliban. — Aus den Kunstsalons. Von S. — Notizen. — Anzeigen.

### Agrarische Fragen.

Von Paul Ernst.

Die Nationalökonomik der Landwirthschaft ist weit schlechter erforscht und dargestellt als die der Industrie, theils, weil der mächtige Aufschwung der Industrie alles Interesse ihr zuwendete und sie als weit wichtiger und interessanter erscheinen ließ, theils, weil beim Ackerbau in weit höherem Maaße technische Kenntnisse erforderlich sind, als wenn man in der Industrie nationalökonomische Studien macht. Die Folge war, daß man mechanisch die aus der Betrachtung der Industrie gewonnenen Lehrsätze und Theorien auf die Landwirthschaft übertrug und damit selbst praktisch manches Unheil anrichtete. Noch heute giebt es große Kreise von Leuten, welche im Bann dieser so gewonnenen falschen Anschauungen stehen. Will man sicher gehen, so wird schon am besten sein, wenn man die Untersuchung ganz von vorn beginnt. Dieser Weg wird schon seit längerer Zeit eingeschlagen, und ein recht gutes Buch aus dieser Richtung ist das soeben erschienene von Franz Bensing über den „Einfluß der landwirthschaftlichen Maschinen auf Volks- und Privatwirthschaft". Sind auch keine großen, originalen Gesichtspunkte und unerhört neue Resultate in dem Buche enthalten, so doch eine verständige Solidität.

Bekanntlich sind wir bei uns in Deutschland hinsichtlich des landwirthschaftlichen Maschinenwesens weit zurück hinter anderen Ländern, namentlich den Vereinigten Staaten. Vielleicht aus diesem Grunde unterschätzt man die Bedeutung, die auch bei uns die Maschine in der Landwirthschaft hat. Bensing rechnet aus, daß die bei uns vorhandenen Arbeiter nur ausreichen würden, das unter Cultur befindliche Areal nach der alten Dreifelderwirthschaft zu bebauen, „und daß gar nicht daran zu denken gewesen wäre, dasselbe nach dem Norfolker Fruchtwechsel, oder gar nach einem Fruchtwechsel mit starkem Rübenbau zu bewirthschaften, wenn nicht durch das Mittel der Maschinen andere Kräfte zur landwirthschaftlichen Production hätten ausgenutzt werden können". Was das bedeutet wird klar, wenn man die Berechnung Bensing's verfolgt, wonach bei der alten Dreifelderwirthschaft für 100 Hectar 2,42 Mann, bei Norfolker Fruchtwechsel 11,10 und bei Fruchtwechsel mit starkem Rübenbau 24,15 Arbeiter pro Tag nöthig sind. Die ganze ungeheure Productivitätsteigerung auf so großen Gebieten unseres Landes ist also durch die Einstellung der Maschinen ermöglicht. Daraus geht auch hervor, daß in der Landwirthschaft nicht, wie oft in der Industrie, die Maschinen menschliche Arbeit verdrängt haben; sie haben natürlich oft ihren Platz verändert, aber im Uebrigen sie nur productiver gemacht. Lediglich bei der Dreschmaschine kann man den Vorwurf erheben, daß sie menschliche Arbeit überflüssig gemacht hat. Während früher die Leute in den sonst beschäftigungslosen Wintermonaten auf den Tenne zu thun hatten, ist jetzt die Drescharbeit in ein paar Herbsttage zusammengedrängt. Das ist, da die landwirthschaftliche Thätigkeit ohnehin sich auf bestimmte Zeiten concentrirt und andere leer läßt, eine Verstärkung dieser für den Lohnarbeiter unheilvollen Tendenz. Es gelingt Bensing auch nicht, diesen Vorwurf zurückzuweisen.

Zwei andere Vorwürfe, die man, für gewisse Zeiten und unter gewissen Umständen, mit Recht, den Maschinen in der Industrie hinsichtlich ihren Einflusses auf die Arbeiter gemacht hat, gelten dagegen für die Landwirthschaft nicht. Sie haben weder den Lohn gedrückt, noch auf die Intelligenz und Tüchtigkeit des Arbeiters schädlich gewirkt. Die Ursache ist die Verschiedenartigkeit ländlicher Arbeit. Einführung von Maschinerie in der Fabrik bedeutet stets Vereinfachung der Arbeit, in der Landwirthschaft stets größere Complicirtheit. Beim mechanischen Webstuhl bleibt eigentlich nur eine Aufsicht des Arbeiters über den von der Maschine geleisteten Arbeitsproceß übrig; bei der Mähmaschine etwa ist die Arbeit viel complicirter geworden. Der Mäher mit der Sense hat außer seiner physischen Thätigkeit nur eine geringe Aufmerksamkeit nöthig; bei der Maschine fällt die physische Anstrengung fort, aber zu der bisherigen Aufmerksamkeit kommt noch die auf das Gespann und auf eine sehr complicirte Maschine, welche hinter dem Manne arbeitet, deren guten Gang er nur nach den Geräuschen beurtheilen kann, und die sehr sorgfältig behandelt werden muß. An der feststehenden Maschine in der Fabrik kann kaum etwas Außergewöhnliches passiren, an der auf scholligem Acker gefahrenen sehr leicht. Dazu kommt, daß in der Industrie ein Mann Jahr aus Jahr ein und dieselben Handgriffe zu thun hat, in der Landwirthschaft die Thätigkeit aber abwechselt, und Bekanntschaft mit einer größeren Anzahl von Maschinen erforderlich ist. Ein Arbeiter, von dem man so etwas verlangen will, muß höher bezahlt werden und muß sich auch eine höhere Intelligenz aneignen.

Bedenkt man noch, daß der größte Theil der gesundheitlichen Schäden, welche das Maschinenwesen in der Industrie mit sich bringt, verursacht wird durch die Aufstellung

im geschlossenen Raum, und daß in der Landwirthschaft gerade durch die Maschine Arbeiten, die sonst mit Staubentwickelung im geschlossenen Raum geschehen, in's Freie gelegt werden, wie das Dreschen, so kann man für die Arbeiter die Maschine im Allgemeinen nur für einen großen Segen halten. Zur Erhöhung des Rohertrages können die Maschinen nur zum Theil in der Weise beitragen, wie in der Industrie; etwa der Dampfpflug, indem er den Boden tiefer aufwühlt und dadurch bis dahin unbenutzbare Stoffe nutzbar macht. Zum größten Theil können sie nur so wirken, daß sie vollkommener und sparsamer arbeiten, etwa die Dreschmaschine, welche mehr Körner herausbringt als der Handdrusch. Bensing bestimmte die auf diese Weise erzeugte Steigerung des Rohertrages beim Dampfpflug und der Drillmaschine auf 10%, bei der Dreschmaschine auf 15%, bei der Hackmaschine auf eventuell 5%; bei den andern Maschinen war die Steigerung nicht zahlenmäßig zu bestimmen. Noch viel auffälliger aber ist die Steigerung der Reinerträge. Wie bei allen solchen Berechnungen sind natürlich Abstractionen zu Grunde gelegt, die in der Praxis nie vorhanden sind; und da gerade die Landwirthe vermöge ihrer ganz concreten, von Fall zu Fall verschiedenen Thätigkeit, eine große Verachtung gegen alle Abstraction haben, so würden dieselben wohl energisch gegen solche Aufstellungen protestiren. Man darf eben nie vergessen, daß nur die allgemeinen Tendenzen wissenschaftlich untersucht werden können. In der Praxis werden diese gekreuzt und wird ihnen entgegengearbeitet durch tausend feindliche Momente, die unter Umständen das entgegengesetzte Resultat hervorrufen. Daher muß man auch bei sehr bedeutenden landwirthschaftlichen Schriftstellern, wenn sie gleichzeitig Praktiker sind, immer vorsichtig sein, viel vorsichtiger, als bei dem reinen Theoretiker.

Mit diesem avis au lecteur wird es sehr interessant sein, eine merkwürdige Zusammenstellung Bensing's über die Steigerung des Reinertrags bei zunehmender Verwendung der Maschinerie durchzusehen. Als Ausgangspunkt nimmt er den Fall an, daß in der Wirthschaft nur Häckselmaschine, Rübenschneider, Oelkuchenbrecher und Getreidereinigungsmaschine existirt; der Reinertrag pro Hectar ist dann M. 1,37. In Fall 2, wo dieselben Maschinen für Göpelbetrieb eingerichtet sind, steigt der Reinertrag auf M. 4,41. In Fall 3 kommen hinzu Drillmaschine, Düngerstreuer, Kartoffelpflanzmaschine: Reinertrag M. 15,74. Dann Hackmaschine: Reinertrag M. 20,03. Dann Getreidemähmaschine: Reinertrag M. 20,09. Dann Grasmähmaschine, Heuwender, Heurechen: Reinertrag M. 26,29. Dann Dreschmaschine: Reinertrag M. 45,73. Dann Rüben- und Kartoffelerntemaschine: Reinertrag M. 46,71. Dann Dampfpflug und Feldbahn: Reinertrag M. 59,76. Wie schon gesagt, ist in der Praxis die Sache nicht so einfach, wie in der Theorie, denn da die Landwirthschaft bei uns noch weit zurück ist in der Verwendung der Maschinerie, so wäre ja dann aller Nothlage recht einfach ein Ende gemacht, wenn man einfach die fehlenden Maschinen einstellte. Aber was soll ein Mann mit hügeligem Terrain mit einem Dampfpflug oder einer Feldbahn, Jemand, der viel Lagerkorn hat oder keine zuverlässigen Arbeiter mit einer Mähmaschine, und wer seine Arbeiter nur halten kann, wenn er ihnen im Winter auch Beschäftigung giebt, der kann nur mit einer Göpeldreschmaschine dreschen lassen. Und so läßt sich bei jedem Posten ein Aber einfügen. Sicher aber liegt trotz alledem noch sehr viel Schuld an der, wohl durch den Beruf erzeugten, Schwerfälligkeit der Landwirthe, denn in vielen Fällen ist diese der einzige Grund, der die Einführung von Maschinerie und dergleichen hindert.

Es ist ungerecht, wenn man unseren Landwirthen die viel thatkräftigeren und energischeren Amerikaner vorhält. Die Amerikaner haben weit einfachere Verhältnisse vor sich; vor Allem in den fraglichen Staaten ein ganz ebenes und gleichmäßiges Terrain, abgerundete und zusammenliegende Grundstücke, die nicht individuell behandelt werden, keine historisch entwickelten Vorurtheile und Methoden bei ihren Arbeitern, sie haben eine Elite von Arbeitern, da sie alle Untüchtigen erbarmungslos verkommen lassen, und so fort. Bei uns ist Alles weit complicirter und individueller als drüben; in allen Lebensverhältnissen ist es ja so, und das hat zur Folge, daß wir gerade in den materiellen Dingen vielfach hinter den Amerikanern zurückstehen. Hauptsächlich die stärkere Anwendung der Maschinerie ist es, wodurch die amerikanische Landwirthschaft der unserigen überlegen ist, denn der Vortheil der niedrigen oder mangelnden Grundrente wird sicher mehr wie aufgehoben durch die hohen Löhne und sehr hohen Steuern und Abgaben; man muß doch bedenken, daß Wege, Chausseen, öffentliche Gebäude u. s. f. bei uns längst vorhanden sind, die dort noch gebaut werden müssen, oder erst vor Kurzem gebaut sind. Zudem muß man nicht vergessen, daß bei uns in der Grundrente doch auch die Verzinsung mancher Verbesserung steckt, die im Lauf der Jahre in Vergessenheit gerathen ist, als ein Werk von Menschen aber doch noch wirkt. Allerdings werden heute die amerikanischen Productionskosten noch unterboten, durch die günstigen klimatischen Verhältnissen Argentiniens; aber auch hier wirken andere Momente, namentlich die Unsicherheit der Ernteergebnisse, entgegen. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß, nachdem die notorisch vorhandene Ueberproduction in Getreide zurückgedämmt ist, sich die Preise auf der heutigen Höhe halten, bei der die Landwirthe sich schon würden einrichten müssen. Noch besser wäre es ja freilich, wenn der Consum sich derartig höbe, daß das, was über den Bedarf mehrerer Jahre lang vorhanden war, verbraucht würde; dann wäre Beiden geholfen, den Landwirthen und den Consumenten.

---

## University Extension.

Von Ernst Gystrow (Leipzig).

Die socialen Probleme lassen sich im Wesentlichen von zwei verschiedenen Standpunkten erfassen: einem vorwiegend wirthschaftlichen, causalen, der aus der jüngstverflossenen Entwickelung der Productions- und Vertheilungsformen die nächstbevorstehende abzuleiten sich bemüht, und einem mehr ästhetisch-teleologischen, dem die Rückwirkung der ökonomischen Verhältnisse auf die Persönlichkeiten der in ihnen sich Bewegenden im Vordergrunde steht. Nicht die eine oder andere Auffassung ist allein berechtigt, sondern ihre wechselseitige Ergänzung; die Trennung Beider darf sich nur in Form einer logischen Arbeitstheilung vollziehen, und in diesem Sinne möchte ich auch verstanden sein, wenn ich als Hauptvertreter der eminent socialen Richtung Sombart, als Träger der ästhetischen Ideen dagegen Bücher nenne. Für Bücher ist der Verlust an Lebensfreudigkeit, der sich als Schatten der capitalistischen Riesenleistungen einstellte, ein ernstes, immer wieder von ihm betontes Problem. Die Essays über die Entstehung der Volkswirthschaft gipfeln in seiner Beleuchtung ebenso wie die wundervolle Studie „Arbeit und Rhythmus". Die fortgesetzte Arbeitstheilung zerstört die Möglichkeit einer Freude an der Vollendung eines Ganzen; die Thätigkeit mechanisirt sich mehr und mehr. Die wirthschaftlichen Reactionäre, die sich deutsch-social nennen, ziehen aus dieser Thatsache die Schlußfolgerung: zurück zum Kleinbetrieb. Bücher, der ein durch und durch fortschrittlicher Kopf ist, glaubt an solchen Zauber natürlich nicht, und hat uns selber die beste Darstellung vom Niedergang des Handwerks gegeben, die wir besitzen; aber freilich fordert er die Socialreform, deren Hauptziel es sein muß, auf andere Weise dem Arbeiter die

Lebens- und Schaffensfreudigkeit zurückzugeben. Die jüngeren Socialpolitiker, Bücher an der Spitze, neben ihm Sombart, Schmöle und Andere, erblicken mit Recht die Möglichkeit eines solchen Fortschreitens nicht in despotischer Zwangsorganisation, sondern allein in dem echt liberalen Princip des Genossenschaftsgedankens, wie er rein wirthschaftlich in den Consumvereinen seine praktische Durchführung, und in Oppenheimer's agrarwissenschaftlichen Schriften eine bedeutsame theoretische Ausweitung erfahren hat, während er nach der im weitesten Sinne ästhetischen Richtung — wobei ich unter den Begriff des Aesthetischen eben die von Bücher geforderte Lebensfreudigkeit setze — am meisten in den gewerkschaftlichen Organisationen sich durchsetzt, deren Geschichte uns Schmöle mit viel versprechender Kunst zu schreiben begonnen hat. Daneben ist aber eine ganz besondere Gruppe von Bestrebungen aus der Mutterlösung des guten socialen Willens herauskrystallisirt, Bestrebungen, die im engeren Sinne das sociale Problem ästhetisch erfassen, die der Arbeiterwelt die geistigen und künstlerischen Errungenschaften unserer Zeit mittheilen und damit der Persönlichkeit des Arbeiters eine mächtige Förderung angedeihen lassen wollen. Unter ihnen ist die zweifellos bedeutsamste die von England und Skandinavien uns überlieferte University Extension. Als bei uns die ersten Versuche in's Leben traten, dem englisch-dänischen Beispiele folgend wissenschaftliche Bildung in Arbeiterkreise zu tragen, gab es manchen Enthusiasten, der sich die Entfaltung der Bewegung in den phantasievollsten Farben ausmalte. Heute, wo die größte Universität deutscher Zunge, Berlin, endlich sich dem Vorgehen von Wien, München und Leipzig angeschlossen hat, darf man endgiltig sagen, daß die University Extension in Deutschland ungeheuer mißverstanden worden ist und sich auf dem besten Wege befindet, lächerlich zu werden. Und diese bedauerliche Erscheinung ist es, die ich im Folgenden etwas näher beleuchten möchte.

Jede solche Bewegung wird naturgemäß in jedem Lande einen etwas anderen Charakter annehmen. Die Eigenart des Volkes, seines Temperamentes und seiner Anschauungen, werden ihr diese oder jene Form geben. Es ist ja selbstverständlich, daß in Dänemark, wo der Classen- und Kastengeist bereits sehr gemindert erscheint, daß in England, wo bei zwar bedeutenden gesellschaftlichen Abständen doch die Meinungen sich versöhnlich gegenüberstehen, ganz andere und eben von vornherein günstigere Bedingungen für die Hochschul-Ausdehnung gegeben waren, als bei uns. Es ist kein Zufall, daß die socialen Kämpfe in Deutschland mit so zugespitzter Schärfe den Charakter der Classenkämpfe angenommen haben. Der Deutsche ist nun einmal doctrinär veranlagt, er mag zu einer Partei stehen, zu der er will, und die Schätzung der Persönlichkeit ist seine schwächste Seite. Welche Erscheinungen dieser Mangel unter Umständen zeitigen kann, sehen wir an dem unerquicklichen Bilde Oesterreichs; und wenngleich der Norddeutsche in der Werthung des Gegners objectiver und im Kampfe vornehmer ist, als sein hitziger südlicher Bruder, so hat sich doch auch in jüngster Zeit bei uns ein bedenkliches Nichtverstehenwollen anderer Anschauungen eingenistet. Der Gesichtskreis des Deutschen ist eben, wie Schmöle einmal zu mir äußerte, in der Theorie meist weltumspannend, in der Praxis aber gleichzeitig stadtvierteleng; keine Classe vermag es, die Bedürfnisse und Wünsche einer anderen auch nur leise zu begreifen. Das ist vielleicht übertrieben, aber es enthält sehr viel Wahrheit; und niemals ist Alles das so in's Licht getreten, wie bei der Verpflanzung der Volkshochschulbewegung auf deutschen Boden.

Als die Begründung von Volksbibliotheken florirte, sprach mir in einer Unterhaltung darüber der sehr gemäßigte Nationalökonom Carl Johannes Fuchs (jetzt in Freiburg) seine Verwunderung aus, wie unpraktisch, wie förmlich vernagelt den Bedürfnissen des Volkes gegenüber sich die vom besten Willen beseelten Obmänner derartiger Unternehmungen zeigten. Da wird irgend ein möglichst wohlfeiles Local gemiethet; man denkt nicht daran, daß die Arbeiter es nie besuchen werden, weil sie nach Erledigung des Zehn- oder gar Zwölfstundentages viel zu abgespannt sind, einen weiten Gang zu unternehmen, womöglich in ein besseres Stadtviertel, was ein Wechseln des Anzuges erfordert. Vielleicht ist die Form der Bücherverleihung dann noch in der nöthigen Potenz büreaukratisch — und man darf sicher sein, nach Kurzem schon keinen Arbeiter mehr zu Gesicht zu bekommen. Fuchs erzählte z. B., daß die Greifswalder Volksbibliothek zumeist von Studenten, dann von Kaufleuten und Bürgern, endlich von Dienstboten, von Arbeitern aber fast gar nicht frequentirt werde. Kommen dem Betrachter nicht ähnliche Gedanken, wenn er sich unsere Volkshochschul-Auditorien ansieht?

Centralisation mag für manche Zwecke eine schöne Sache sein; für Viele ist sie das Verderben. Es giebt politische Parteien, die sich zu Grunde centralisirt haben, und mit der University Extension würde es wahrscheinlich ebenso werden. Durch die Centralisation kommt die ganze Bewegung von vornherein in eine falsche Bahn. Die Veranstaltungen tragen den Stempel einer Einladung an die niederen Classen, zu uns Intellectuellen zu kommen und sich mit gütiger Genehmigung unsererseits ein paar Brocken zusammenzulesen. So haben aber weder Engländer noch Dänen die Volkshochschul-Bewegung aufgefaßt; sondern mit richtigem Blicke erkannten sie, daß es sich vornehmlich um ein Hinabsteigen in's Volk, um ein Zusammenkommen und wechselseitiges Lernen handele. Und wenn man dagegen den schwachen Einwand erhebt, daß in Skandinavien die Classenunterschiede sehr verwischt seien und man darum die nordischen Reiche gar nicht in Parallele zu den deutschen Verhältnissen setzen könne — so darf man einfach auf England verweisen, wo man im gesellschaftlichen Leben streng am Standesbegriff festhält, und nur diesen zur rechten Zeit und am rechten Orte außer Acht zu lassen versteht, während man in Deutschland und Oesterreich eben jeden Versuch ängstlich scheut, mit der anderen Volksclasse jemals in Fühlung zu treten. Und dieses Unvermögen, sich den unteren Classen wirklich zu nähern, zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze deutsche Volkshochschul-Bewegung hindurch. In Berlin scheint man wenigstens die Themata der Vorträge einigermaßen mit Vernunft und praktischer Ueberlegung gewählt zu haben. Was man sich in Leipzig darin zum Theil geleistet hat, spottet jeder Besprechung. Ich entsinne mich eines Vortrages, den im letzten Winter der bekannte Philosoph v. Schubert-Soldern hielt über die „sociale Bedeutung ästhetischer Bildung". Die Sache war natürlich sehr gut gemeint; aber unglücklicher konnte das Thema nicht gefaßt werden. Der Saal war halb leer; Arbeiter sah man fast gar nicht. Und nun begann der Herr Professor mit einer Definition des „ästhetisch Wohlgefälligen"! Wenn man sich auf diesem Wege die Hörer hinauspredigte, so wäre das wahrscheinlich noch das geringste Unglück. Viel schlimmer ist es, wenn sie, anstatt wegzuschleichen oder zu schlafen, aufmerken und dann mit ein paar unverstandenen Sätzen bereichert heimkehren. Dann erfüllt sich der schwerste Vorwurf, der die Volkshochschul-Bestrebungen treffen kann: nämlich der, Halbbildung zu verbreiten.

Nun muß ja von vornherein zugegeben werden, daß es ungemein schwierig ist, die passenden Gegenstände für eine beginnende Institution, wie die deutsche Hochschul-Bewegung, zu finden. Aber es giebt doch einen Weg, auf dem sich das noch am leichtesten und geradesten erreichen läßt, nämlich der Weg zum Arbeiter selber. In München hat man einen leisen Versuch dazu gemacht. In Norddeutschland, von Leipzig ganz zu schweigen, ist aber augenblicklich die thörichte Furcht vor Allem, was socialdemokratisch sein könnte, so groß, daß man sich zu diesem Wege wohl nur schwer entschließen wird. Denn selbstverständlich müssen es die intelligentesten Elemente der Arbeiterschaft, am besten die Gewerkschaftsbeamten sein,

an die man sich wendet, und in den weitaus meisten Fällen wird man es da eben mit Socialdemokraten zu thun haben. Das pflegen im persönlichen Verkehr nun regelmäßig sehr liebenswürdige und harmlose Leute zu sein; aber die fixe Idee, man dürfe sie nicht als gleichgeordnet betrachten, die Boykottidee, hat eben unseren ordnungsparteilichen Staatshüter schon allzu fest im Garne. Diese Leute können aber allein wissen, was den Arbeitern an geistiger Kost geboten werden darf, ohne Verdauungsbeschwerden zu befürchten. Sie kennen die Lectüre der Arbeiter; sie wissen, welche Bücher in den Gewerkschaftsbibliotheken am meisten verliehen werden und Aehnliches mehr. Es ist ja zu beachten, daß in diesen Bildungsstufen locale Differenzen die Regel sind: ein Arbeiter, der eingeschworener Genosse ist, wird doch einen ganz anderen Gesichtskreis haben, wenn er ein paar Jahre die „Leipziger Volkszeitung" des Herrn Schönlank gelesen und zu verstehen versucht hat, als wenn er sich mit der gröberen Kost der „Sächsischen Arbeiterzeitung" begnügen mußte. Auch die Zugehörigkeit zu Gewerkschaften oder Gewerkvereinen ist von nicht zu unterschätzendem Einflusse. Die gewerkschaftlichen Arbeiter bilden geistig die Elite ihres Standes; sie haben vor allem Anderen auch einen weiteren Blick als die Genossen, die sich ihre Nahrung in geistiger Hinsicht nur auf lärmenden Volksversammlungen oder in phrasentriefenden Flugschriften holen.

Nun meine ich durchaus nicht etwa, daß man bei den Hochschul-Veranstaltungen vor Allem der Socialdemokratie eine Verbeugung machen sollte. Die Wissenschaft steht über jeder Partei; und wenn die Socialdemokratie manchmal verkündet, daß wahre Wissenschaft immer zum Socialismus führe, so hat dieser Agitationstrumpf viel weniger ernsthafte Bedeutung, als etwa die entsprechende ultramontane Behauptung. Man hat für die University Extension häufig den Grundsatz proklamiren wollen, öffentliche Angelegenheiten streifende Vorträge seien auszuschließen. Das ist natürlich stark übertrieben und undurchführbar; dann müßte man sich eben auf jene Forschung zurückziehen, deren die katholische Kirche sich so oft rühmt: die rein historische, möglichst weit entfernt von der Gegenwart. Solche Scheuklappen sind unwürdig. Aber das Richtige steckt doch darin: daß man es entschieden vermeiden müßte, etwa geraden Wegs zur Attacke auf den Socialismus loszugehen. Damit würde man den Zweck des Ganzen von vornherein umdeuten. Sicherlich muß reicheres Wissen allmälig zu einer selbstständigen Kritik der revolutionären Phraseologie in Arbeiterkreisen führen; denn wenn auch heute die geistige Elite der Arbeiterschaft socialdemokratisch denkt, so ist doch ihr Wissen ein einseitiges, ihr mit Rücksicht auf einen bestimmten Endzweck eingehämmertes, und wir erleben es ja in diesen Tagen, daß die weitestblickenden Vertreter der socialdemokratischen Ideen, die Vollmar, Bernstein, Heine offen den Feldzug gegen die alten rothen Phrasendrescherein eröffnet haben. Und sicherlich wird es die Elite der Arbeiterschaft sein, die ihnen folgt. So wird auch die Bereicherung des Arbeiters mit geistiger Bildung ihn auf diesen Weg weisen; aber das ließe sich wohl durch nichts besser abschneiden, als wenn man heute die University Extension als Kampfmittel gegen den Socialismus proklamirte. Darum sollte die Berührung acuter politisch-socialer Fragen vermieden werden. Auch noch aus einem anderen, ästhetischen Grunde. Wir wollen eben dem Arbeiter mit den Hochschulcursen etwas Anderes bieten, als seine Parteiversammlung, seine Tageszeitung ihm bieten kann. Wir wollen ihn hinüberführen auf jene Gefilde, wo der kleine, gemeine Lebenskampf aufhört, wo die Erforschung der Welt um uns und in uns zum Selbstzweck wird, wo die reinste und höchste Begierde, der Wissensdurst, allein herrscht. Die Stunden, die der Arbeiter in den Hörsälen der Hochschulcurse zubringt, sollen eine gewisse Weihe haben. Er soll hier eben gerade über das Alltägliche hinausblicken lernen; er soll empfinden, daß es auch noch andere Fragen giebt, als die des Coalitionsrechtes und des Wahlgesetzes, und soll diese anderen Fragen in ihrer Größe und Reinheit schauen. Ich glaube durchaus nicht, daß man damit zugleich die Alleinberechtigung der naturwissenschaftlichen Fächer ausspreche; warum sollten die Geisteswissenschaften jene Wirkungen nicht üben können? Nein, bis in unsere Tage herab möge auch die geisteswissenschaftliche Forschung berücksichtigt, dem Volke vermittelt werden; man kann dabei sehr wohl das Aufwerfen acuter Tagesfragen umgehen, dafür liegen schon einzelne glänzende Beispiele vor. Ueberdies hat sich in München erwiesen, daß gerade die geisteswissenschaftlichen Curse am meisten belegt wurden — die Periode des Wohlgefallens am schönen naturwissenschaftlichen Experiment ist eben nicht mehr — aber es hat sich ebenso vor zwei Jahren in Leipzig erwiesen, daß die Berührung noch schwebender Fragen, wie Lamprecht sie durch eine maaßlose Glorificirung der gesammten Politik Bismarck's einschließlich des Socialistengesetzes sich leistete, die Arbeiter schaarenweise hinaustreibt und das Unternehmen geradezu lahmlegen kann: seit jenem Abende hat die Hörerzahl der Leipziger Vorträge nie wieder die vorher üblichen Zahlen erreicht.

Diese Gefahr birgt aber vornehmlich der Einzelvortrag in sich, und er ist es überhaupt, der die Hochschulbewegung in falsches Licht setzt. In München, wo Alles am rationellsten gehandhabt wird und man sich dafür durch 49% Arbeiter in der Zuhörerschaft belohnt sieht, ist man schnell genug von den Einzelvorträgen abgegangen. In Leipzig hält man leider daran fest. In München hat man ferner eine Aufstufung der Eintrittspreise geschaffen, und das ist sehr lobenswerth. Denn sonst erlebt man es, wie in Berlin, daß Officiere, Studenten, Techniker, Kaufleute den Saal füllen — nur nicht Arbeiter. Den Arbeitern aber, und auf sie müssen wir immer wieder unser Augenmerk richten, dürfen wir, ich sage: dürfen wir keinen Einzelvortrag bieten. Davon hat der Arbeiter gar nichts. Er hört ein paar neue Dinge, behält davon ein paar wirre Brocken, und mehr nicht. Gerade von dem Geiste der Forschung verspürt er dabei keinen Hauch. Das ist nur möglich in längeren, 4 bis 8stündigen Kursen, wo ein ganzes Wissensgebiet systematisch aufgerollt und durchgenommen wird. Hier offenbart sich ihm schon etwas von der Strenge und Größe wissenschaftlicher Problemstellung; hier fühlt er das Walten der Methode, die Schritt für Schritt zur Weitung der Erkenntniß führt. Und darauf kommt es zunächst an. Wissenschaft, Forschung, Geistesarbeit — das sind dem Arbeiter heute fast ganz unfaßbare Dinge, von denen er keine Vorstellung hat. Ist er ruhig und bescheiden, so blickt er mit einer gewissen Scheu darauf, ist er lärmend und roh, so höhnt er darüber. Gerade das Eigenartige der Wissenschaft, das je ne sais quoi der geistigen Arbeit, das sie auch in ihren scheinbar langweiligsten Detaillirungen ewig von der Muskelarbeit trennt, das muß ihm langsam zum Bewußtsein kommen, und daraus kann dann eine geläuterte Bewunderung der wissenschaftlichen Thätigkeit, und der Drang, sich ihre Ergebnisse soweit als möglich anzueignen, hervorgehen. Wir wollen das Volk nicht vollpfropfen mit Kenntnissen, sondern der ethische, der erzieherische Werth des Wissens muß in den Vordergrund treten; die Hochschulbestrebungen sollen nicht bloß einen Unterricht, sondern eine besondere Form der Volkserziehung schaffen.*)

Daß wir damit den socialen Knoten entwirren helfen, ist unbestreitbar, aber es ist ebenso verkehrt, in der University Extension nun etwa die Lösung der socialen Frage zu erblicken. Diesen Fehlgriff in der Ausdrucksweise — denn nur das kann

*) Vgl. Revue bleue, Heft 19: L'Idéal socialiste de l'instruction intégrale par A. Fouillée. Ich unterschreibe die dort gegebenen Erörterungen durchaus nicht alle; sie enthalten aber doch genug Beachtenswerthes, um auf sie hinzuweisen.

man annehmen — hat Schmoller bei seiner einleitenden Rede gethan. Er sagte, es seien weniger die Vermögensunterschiede, als die Ungleichheit im Genusse der Culturgüter, die die sociale Frage verschärften. Das glaubt doch Schmoller selbst nicht. Ich habe hier weder Raum noch Lust, die Wurzeln der socialen Frage bloßzulegen; das Hauptmoment liegt doch wohl darin, daß mit einer rasenden Entwickelungsgeschwindigkeit eine völlig neue Classe im Staatsleben, das Lohnarbeiterthum, entstand, während die Formen der Verwaltung sich nur wenig veränderten: daß so stark wie noch niemals in der Geschichte zwischen ökonomischer Basis und politisch-rechtlichem Ueberbau eine Verschiebung eintrat; daß der langsam erwachsene Capitalismus nun unvermittelt rasch ein Proletariat zeugte, das sich alle Lebensformen und Lebensbedingungen, die außerhalb der reinen Lohngrenzen liegen, erst selbst schaffen muß. Man darf sehr energisch bestreiten, daß das Erfurter Programm der rechte Wegweiser dazu sei; die Thatsache selber schafft man nicht aus der Welt, und ebensowenig den Umstand, daß sie den Arbeitern als Dogma eingeprägt ist. Versucht man ihnen klar zu machen, daß es nicht so sei, so stößt man sie vor den Kopf; und will man ihnen gar einreden, mit Hochschulvorträgen solle und könne die sociale Frage gelöst werden, so erregt man den Verdacht, es sei wieder einmal auf eine Einschläferung mit Zuckerbrödchen abgesehen, und damit hat man dann schon das ganze Spiel verloren. Warum überhaupt eine Auseinandersetzung über die Motive unserer Bewegung? Auch die Bestgemeinte wird bestenfalls von indifferenter Wirkung sein; meistens wird sie aber wohl Schaden stiften.

Wenn man die jetzige Form der University Extension auf Alles das hin betrachtet, was ich hier kurz darzulegen versuchte, und was nicht bloß meine private, sondern die von sehr Vielen getheilte Meinung ist, so wird man zu dem Schluß kommen, daß noch Vieles anders werden muß, wenn überhaupt erst die Grundlage zu gedeihlichem Wirken gewonnen werden soll. Wie ich schon Eingangs sagte: in Berlin hat die ganze Sache den Punkt erreicht, wo sie nahe daran ist, lächerlich zu werden. Denn wenn das Auditorium die bereits erwähnte Zusammensetzung aufweist, lauter Leute, die neben wissenschaftlichem Interesse doch zumeist die Erwartung eines gewissen haut goût getrieben hat, der pikante Reiz des Bildes, einen bedeutenden Gelehrten mit einem ihm ganz neuen Publicum umgehen zu sehen; und wenn beim Verlassen der Stätte durch alle Unterhaltungen der rothe Faden sich zieht: es war gut, daß nicht mehr Arbeiter da waren — verstanden hätten sie's doch nicht! — dann verfällt eben die Bewegung der bittersten Ironie, denn sie wird zur Komödie. Warum es so gekommen ist? Weil man sich scheut, die unumgängliche enge Fühlung mit den in Betracht kommenden Kreisen zu nehmen. Weil man Alles mit einer Geste vornehmer Herablassung behandelt und die akademische Würde nicht alteriren will. Unsere Docenten sollten erst einmal die Volkshochschulcurse in Dänemark sich ansehen — dann würde es wenigstens zur reinlichen Scheidung kommen; denn ich bin überzeugt, daß dann Mancher, der heute mitmacht, sich nicht würde entschließen können, soweit hinabzusteigen — zum Schaden des Ganzen aber wäre das sicher nicht. Das klingt hart, aber es ist leider wahr. Dem Einzelnen erwächst kein Vorwurf; nur sehen wir eben wieder einmal im grellsten Lichte, wie man sich in seine Kastenvorurtheile eingepuppt hat und nun nicht heraus kann, beim besten Willen nicht.

Die University Extension ist die beste Art für den akademisch Gebildeten, in die sociale Thätigkeit einzutreten. Sie sollte ein unveräußerlicher Bestand unseres Culturlebens werden, wie es heute die deutsche Volksschule ist. Welche Formen sich im Laufe der Zeit entwickeln werden, das ist nicht unsere Sache. Eine so mächtigen Bedürfnissen entsprossene Bewegung wird sich ihre geeigneten Formen schaffen, wenn man sie nur Anfangs in's rechte Geleise leitet. Ich fasse die Sache durchaus nicht so auf, wie man es wohl oft hört: unser Gewissen müsse uns zu dieser Bethätigung treiben; denn wir seien verpflichtet, den arbeitenden Massen, die uns die Muße zur Geistesarbeit ermöglichen, von dem Errungenen ein Stück zurückzuzahlen. Das klingt sehr schön; aber es macht die Bewegung doch nur zu einem Abzahlungsgeschäft, zu einer nothgedrungenen Salvirung des Gewissens. Und das soll sie nicht sein. Nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft blicken heißt es; nicht Gründe, sondern Zwecke beseelen uns; weil wir mitarbeiten wollen an dem Emporringen der unteren Volksschichten, weil wir davon die gedeihliche Zukunft unseres Volkes überhaupt abhängig glauben — darum treiben wir University Extension. Es ist noch sehr fraglich, ob die Lohnarbeiter uns die Muße zu unserm Schaffen geben, ob nicht im Gegentheil ein gut Theil der Geistesarbeiter so hart und härter ringen muß um seine materiellen und idealen Güter; aber selbst wenn es so wäre, so brauchte uns das Gewissen noch nicht sehr zu schlagen, denn der Einzelne ist nicht schuldig an den Verhältnissen, in denen er lebt. Nein, eine That des freien, bewußten Wollens verrichten wir; und an dasselbe Wollen müssen wir appelliren, wenn wir unsere Ideen in weitere Kreise des Gelehrtenthums und der Künstlerschaft tragen. Was wir empfangen haben, es sei so viel es wolle: nicht zurück wollen wir es geben — sondern weiter.

## Literatur und Kunst.

### Wiener Kunst.

Von Otto Stoeßl.

Jeder Gang durch die Stadt Wien, selbst der Einheimische fühlt das, gewährt in den verschiedensten Gegenden die Reize eines wunderbaren architektonischen Bildes, wechselnd in den Einzelheiten und doch in der Totalität eine liebliche, feine und vornehme, südlich reiche, anmuthige, doch nicht kraftlose Gliederung und gemeinsame Grundstimmung aufweisend, die den verschiedenen Stilen jene Einheit des Wienerischen giebt. Der Grundton bleibt immer die Barocke, in die großen Barockzeiten der Baukunst fällt der historische Aufschwung des einstigen Wien, und so stehen einige Bauten dieser Zeit — und nicht bloß die auffallendsten Monumentalgebäude an den wichtigsten Centren —, die diese Hauptmelodie mächtig und wohlklingend durchführen. Man braucht nur irgendwo in der innern Stadt herumzugehen, um plötzlich vor diesem ernsten und wieder zarten Stil zu stehen; diese gedrehten Säulen mit goldprunkenden Heiligen, diese unsagbar schwer belasteten, herkulischen Karyatiden, oder wenn sich der Blick öffnet, diese in Gärten stehenden gelben Schlösser jener glänzenden Zeit oder die schlanken, großgewölbten und bei aller Complicirtheit so ganzen und geschlossenen Kirchen, vorzüglich die Werke des Fischer von Erlach überraschen immer wieder. Und selbst die Bauten einer frühern Zeit, die in der Gothik ihren adäquaten Ausdruck fand, haben einen anmuthigeren, wohlklingenderen Charakter, die Stephanskirche, Maria am Gestade sind so wundervolle Beispiele dafür. Die folgende Zeit bis in unsere Jahre hinein brauchte sich keineswegs exact an die Stilvorschriften der gegebenen Herrlichkeit zu halten, um dem Charakter des Stadtbildes treu zu bleiben, die großen fremden Baumeister, die herkamen, mußten nur das Wiener Leben lebend durchfühlen, um in ihren Werken sich ihm innig anzuschließen und zu fügen, so daß das Griechenthum Hansen's, die Gothik Schmied's in Werken Ausdruck fand, die durchaus

nicht der übrigen Baustimmung widersprechen, sie vielmehr in anderer Ausdrucksform reizend variiren. So geht man über den Ring in einer neuen, modernen, ganz und gar nicht historischen Wiener Straße an den Bauten der verschiedensten Stile vorüber, die dem überschauenden Auge doch die Anmuth eines gemeinsamen Ausdrucks bieten. Aber an der großen Bauthätigkeit, namentlich der privaten, der letzten Jahre merkt man nun doch eine gewisse Rathlosigkeit und Ermüdung, in der Wiederholung jener ewig alten und immer nur in Einzelheiten veränderten Stilformen, die nun weder den Erbauer noch den Besitzer oder Beschauer ganz befriedigen wollen. Man griff zur deutschen Renaissance, man brachte störende Elemente in die Reinheit der Renaissanceformen und eben der Barockgeschmack, der herrschende, wurde bei Nutzbauten, die ohne große Kosten hergestellt, den Bedürfnissen einer großen Bewohnerzahl durch bedeutender Höhe, Fassungsraum, Billigkeit entsprechen müssen, zu angeklebten Stuckzierden verwendet, das Ganze mit einigen werthlosen, unpassenden und unverhältnißmäßigen ornamentalen Phrasen entstellt, so daß sich gerade die großen Zinshäuser, die durch ihre Massigkeit wider ihren Willen monumental wirken müssen, als enorme Sünden gegen den guten Geschmack darstellen, weil sie die Gesetze des Nutzens und Zweckes mit einer Stilschönheit verbinden wollten, die sich gerade für diese Zwecke nicht, oder eben wieder nur genialen Baumeistern und unter bedeutenden Kosten ergiebt. Der Barockstil ist eben der Prunkstil für jene zwar monumentalen, aber durchwegs aristokratischen Bauten einer vergangenen aristokratischen Zeit, die in hohen Sälen den Schmuck wie die Traditionen der Vergangenheiten sammelte, nicht für die Nutzbauten einer ärmeren Bevölkerung, zudem ist die materielle Cultur so weit geschritten, daß jede alte Stilform der größten Umänderungen und Erneuerungen bedarf, ihr entgegenzukommen, was wieder nur ein Baugenie, kein Handwerkergehirn leisten kann. Die Hausherren der großen Miethhäuser können aber diese geniale Arbeit nicht bezahlen, sie wenden sich an die Bauhandwerker und diese glauben mit historischen Reminiscenzen und Schulphrasen am besten zu dienen; so entstehen diese widerlichen Verzerrungen, die ein Stadtbild von solcher Anmuth selbst in den reichsten Straßenzügen entstellen. Die ganze eine Hälfte der Ringstraße ist eine solche schreiende Geschmacklosigkeit. Die neue materielle Cultur, die sich aus dem neuen Wissen, neuen Bedürfnissen, neuen Baumaterial, kurz aus dem neuen Charakter der Menschen und ihres Lebens ergab, fordert einen adäquaten, neuen Ausdruck, so einfach, klar, zweckentsprechend, wie es in der Vergangenheit etwa die Barocke war, einen Ausdruck, dessen Sprache eben so leicht und verständlich zu erlernen und zu sprechen ist, daß der große Künstler sich seiner zu den höchsten Aeußerungen einer Persönlichkeit, wie der gewöhnliche Durchschnittsarchitekt für seine einfachen Zinshäuser, mit der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit bedienen kann. Dieser neue Stil ist auf dem Wege. Ihn suchend geriethen natürlich einige Starrköpfe auf die absonderlichsten Wunderlichkeiten, aber er entsteht sozusagen ohne den Einzelnen, oft gegen ihn. Bewußt herausfinden mag ihn vielleicht einer oder der andere geniale Künstler, unbewußt wird ihn die Zeit selbst wachsen lassen, aus ihrem Boden, in ihrer Luft, aus ihren innersten Bedingungen, mit unfehlbarer Kraft.

So kämpft bei jeder Wanderung in jedem Stadtviertel Altes und Neues. Noch einmal scheint sich die ganze, conservative, bedeutende Bauvergangenheit Wiens in jenem naturgemäß an den Traditionen auf's Festeste haltenden Theil zu sammeln und gleichsam ein Denkmal ihrer Größe und Schönheit hinterlassen zu wollen: die kaiserliche Burg, deren Ausbau nach den Plänen Fischer's von Erlach zur einen Hälfte vollendet, nunmehr wohl den Abschluß jener Regierungsbauten bedeutet, die in den fünfzig Jahren des gegenwärtigen Herrschers die neue Stadt Wien ausdrücken sollten, und ohne es zu wollen noch einmal in einer großen und weitertönenden Harmonie die alte Stadt sammelten. Die verschiedenen, an Alter und Stil so mannigfachen Theile der Hofburg wurden durch Pläne Fischer's von Erlach, des genialsten Schöpfers der specifischen Wiener Barocke, zu einem Ganzen vereinigt, in dessen Bild natürlich die Barocke gewaltig vorschlug. Er führte nur das Centrum durch. Jetzt hat man einen Seitenflügel nachgeschaffen, der nach einem Gedanken Semper's von Hasenauer gebaut wurde. Ein weiter, hoher, säulenreicher Bogen führt von der alten Hofburg über einen freistehenden, früher als Privatgarten des kaiserlichen Schlosses benützten Platz zur Ringstraße, gegenüber der Front dieses Tractes liegt das eine Hofmuseum, auf der andern Seite soll ein symmetrischer Bogen folgen, so daß dann in Hufeisenform etwa die „Burg" mit diesen beiden Flügeln den „Heldenplatz" mit den Statuen der Feldherren Prinz Eugen und Erzherzog Karl umfassen und den Durchblick auf die beiden Museen und das Monument der Kaiserin jener Epoche: Maria Theresia, gewähren soll. Derart bildete dann das Gebäude der Hofburg und die Museen das Centrum, von welchem nach rechts und links die Ringstraße mit ihren weiteren Monumentalbauten sich angliedert. Der eine Flügel (zu der Vollendung des zweiten wird es ja noch einige Zeit brauchen), ist nun außen so gut wie fertig und zeigt jenen prachtvollen, groß stilisirten Zug der Vergangenheit, würdig seinen Zweck und voll Schönheit seinen geistigen Inhalt ausdrückend. —

Geht man ein paar Straßen durch, so kommt man zur „Wien", jenem berüchtigten Flüßchen, mit dessen Ueberwölbung Wiens moderne, neueste Bauperiode beginnt. Hier setzt sofort ein neuer Stil und eine neue Zeit ein. Blickt man nur auf diese mächtigen Wölbungen, die erst in Holz vorgebaut, dann in langsam anwachsenden Quadern nachgeführt werden, so hat man in diesen Arbeiten schon den Ausdruck neuer Werke, neuer Technik, neuer socialer Lage, der sich aus dem Dunkeln, Unbewußten zu hoher Gewißheit steigert, wenn man draußen in den dichtbevölkerten, armen Vororten, wo selbst die neuen Häuser nicht mehr die Heuchelei der Stilphrasen haspeln, sondern nackt, arm, kahl starren, beim Anblick der vollendeten Stadtbahn das volle Bewußtsein einer neuen Zeit, Arbeit, neuen Stils für neue Bedürfnisse, neuer Ausdrucksformen für neue sociale Verhältnisse. Die Stadtbahn zieht einen großen Ring, der draußen an der Donau und an den waldigen Ausläufern der Berge beginnend in mächtigen, modern-cyclopischen Bogen, so schlank, als kräftig, so einfach, als schön durch die ganze vor ein paar Jahren der alten angegliederte neue Stadt, durch die vereinigten Vororte bald als Hoch-, bald als Straßen-, bald als Tiefbahn geführt ist. Hier ist der monumentale Ausdruck unseres Zeitalters! In diesen Bogen-Eisenconstructionen, über denen Abends die weißen Bogenlampen ihren weißen Schimmer gießen, die realistische Form der materiellen Cultur mit einem mystischen und doch wieder seltsam modernen Reiz überfluthend. An den eigentlichen Architekturen dieser Stadtbahn hat der bedeutendste Baumeister Wiens und vielleicht einer der bedeutendsten Architekten überhaupt, Otto Wagner, stilschöpferische Meisterstücke geschaffen, fast mit unbewußter Genialität. Nicht Reinheit im Einzelnen, sondern die größere Reinheit harmonisch zusammentönender Stilformen suchte er bisher. Mehrere seiner entzückenden Stadthäuser und vor Allem seine prachtvolle römische Villa, in welche sogar manche englische (und auf diesem Umweg indische und japanische Elemente) einspielten, führten diese immerhin nur für den einzelnen genialen Künstler, nicht für die ganze Epoche bedeutenden Versuche köstlich durch. Und Otto Wagner hatte die Erkenntniß, ich weiß nicht, ob als der Erste, daß sich der moderne Baustil, unser Stil, der unserer Zeit und unseres Lebens, der heutigen Cultur und der heutigen socialen Bedürfnisse, weder historisch, noch eklektisch entwickeln kann. Die Anwendung des Eisens

als vorzügliches Baumaterial, fast schon zur Hälfte sich mit dem Stein in die Herrschaft theilend, vielleicht ihn noch mehr einschränkend, ergiebt einen neuen Grundcharakter: den des schlanken, schmalen, geflügelten, weithinwirkenden. Dazu kommt sowohl das gesteigerte Bedürfniß nach Licht, dem die erhöhte Anwendung des Glases mit seiner immer mächtigeren Technik entspricht. Kurz aus diesen technischen Elementen bildet sich der neue Baustil, aus diesen Elementen fand ihn Otto Wagner. Seine Stadtbahnhöfe sind Muster dieser Art, die den höchsten Nutzen, die äußerste Zweckmäßigkeit mit der höchsten Treue erfüllend, auch ihre eigenste Schönheit gewinnen. Wie decorativ wirken, ohne unmittelbar decorative Absichten, diese weißen, strahlenden Gebäude mit ihrer sparsamen Ornamentik, mit ihren flachen Dächern und ihrer wundervollen Durchsichtigkeit! Die Stilformen der Renaissance bilden den formalen Untergrund, auf dem sich ein völlig neuer Stil aufbaut. Früher folgte das Kunstgewerbe dem Baustil, jetzt scheint der Baustil dem Kunstgewerbe zu folgen, das diesmal früher und leichter die neue Technik und die neuen Bedürfnisse erkannte und erfüllte. Es giebt genug Starrköpfige, die das nicht einsehen wollen und sich vor der „englischen Krankheit“ (denn mit Recht wittern sie diese auch in diesen Architekturen, wie Otto Wagner zu seinem Privatvergnügen wieder die reizendsten Möbelentwürfe ausführt) bekreuzen, sie passe nicht für Wien, für Wien, die große Barockstadt. Eine Stadt läßt sich nicht historisch pietätvoll absperren und unter Glas verschließen. Nicht lange wird es mehr dauern, und der Barockstil wird der jüngeren Architektur überhaupt bereits ziemliche Schwierigkeiten machen. Derlei Befürchtungen wecken aber die Frage, ob Wien für den neuen Stil tauge. Das ist noch nicht genug entschieden, in dem gegenwärtige Kampf des österreichischen Museums mit den Kunstindustriellen, der zwar äußerlich beendigt scheint, aber es kaum in Wahrheit sein dürfte, konnte diese Angst wohl berechtigt auftreten.

Im Jahre 1862, anläßlich der Londoner Weltausstellung, erkannte die Regierung mit Schmerzen, wie zurückgeblieben das fähige, österreichische Kunsthandwerk und sein Export hinter dem englischen sei. Dort war man stilbildend gewesen und hier hatte man ewig in der Vergangenheit herumgetappt. Diese Erkenntniß führte zur Gründung des Oesterreichischen Museums unter Eitelberger, der, völlig der geeignete Mann, in kurzer Zeit Bedeutendes leistete und auf das österreichische Kunstgewerbe ungemein anregend und befruchtend wirkte. Der Erfolg zeigte sich bald praktisch, der österreichische Export stieg bedeutend und in manchen Dingen konnte Oesterreich die Concurrenz mit England aufnehmen. Dies hatten natürlich auch sofort die Kunstgewerbetreibenden erkannt und einen Verein gebildet: den sogenannten Kunstgewerbeverein, der in engster Fühlung mit dem Museum stand und diesem seine Förderung verdankte. An die kleinen Meister ward gar nicht gedacht hierbei, aber die großen Industriellen wurden unterstützt und gefördert. Der Aufschwung war enorm. Die Weihnachtsausstellungen, an denen sich das Museum officiell als Hauptveranstalter betheiligte, indeß der Kunstgewerbeverein als Gast ausstellte, florirten, und Deutschland organisirte nach unserem Muster überall mit dem größten Erfolge verwandte Institute. Kaum hatte man diesen Anschluß an England mühsam erreicht, den man nun hätte thätig ausnützen sollen, als man sich auf's Ohr legte. Das ging nun einige Jahre, bis man endlich das beständige Sinken, ja das Aufhören aller Bestellungen aus dem Auslande (namentlich aus dem Balkan) merkte. Zudem war nun ein neues Geschlecht herangewachsen, die Presse war erfüllt von den Darstellungen über „englischen Stil“ und vorgeschrittene Privatleute bezogen bereits ihre Möbel direct von England. Merkwürdiger Weise hatte nun die Regierung doch einen richtigen Einfall. Sie schickte den jetzigen Unterrichtsminister mit dem Hofrath Scala nach England, um sich über die Sache zu informiren. Oesterreich hat nämlich nicht gar zu viel zu verlieren! Die Folge dieser Reise war die Umgestaltung und Belebung des Oesterreichischen Museums durch Scala, der, diesmal der Geeignete, zum Director ernannt wurde. Was dieser Mann in einem Jahre für das Museum, für die Stadt und die gesammte Industrie gethan hat, läßt sich noch nicht einmal übersehen. Vieles ist in seinen Wirkungen noch nicht einmal aufgegangen. In seiner ersten Ausstellung ließ er bei den vorzüglichsten englischen Meistern Möbel ankaufen und stellte diese, sowie die andern kunstgewerblichen Gegenstände des Auslands aus. Der englische Stil machte Furore. Die Herren vom Kunstgewerbeverein sahen sich in ihren „altdeutschen“, „Louis XVI.“, „Empire“-Zimmern ꝛc. sehr bedroht. Nun finden sich ja immer für edle Thaten Helfershelfer. Auf einmal entdeckte man die Feindschaft des englischen Stils. „Hier ist einmal nur Barock.“ Scala wurde ein Agent der Engländer, man krümmte sich unter der „englischen Krankheit“, man wehrte sich — scheinbar ästhetisch, in Wahrheit sehr materiell. Denn der neue Director dachte nämlich wirklich an die Förderung des Gewerbes, nicht der paar Industriellen. Er stellte die englischen Muster den kleinen Tischlern, gerade diesen bisher unterdrückten und beherrschten, zum Copiren zur Verfügung, so daß sowohl unter das Publicum der neue Geschmack leicht eindrang, — diese Copien nach den besten englischen Originalen waren immer noch besser und wertvoller, stilechter, als die altdeutschen Waaren der Großindustriellen, — als auch die kleinen Meister durch unmittelbare Bestellungen gefördert wurden, die sich immer noch besser bezahlten, als ihre Lieferungen für die Fabrikanten. In ihren „heiligsten Interessen“ geschädigt begannen nun diese Herrn Industriellen einen Sturmlauf gegen den Director, dessen definitives Resultat abgewartet werden muß.

Auf dem Gebiete der Malerei und Plastik bestehen die neuen Bestrebungen recht gut und mit bedeutendem, äußeren Erfolg. Vor drei Jahren haben die jungen modernen Maler sich von der „Genossenschaft“, oder der „Handelsgenossenschaft“ der Alten emancipirt und stellen jetzt auf eigene Faust, sogar in einem neuen, eigenen Bau, der „Secession“ aus. Ihr Verdienst in Sachen des neuen Geschmacks gegenüber den faulen, gewinnsüchtigen, geistig armseligen Bestrebungen der „Alten“ ist unleugbar. Man braucht nur im Geist das Facit ihrer Ausstellungen mit dem der früheren Jahre zu vergleichen. Ein Verdienst darf sie in Anspruch nehmen, endlich, wenn auch spät, den rückständigen Kunstgeschmack zum Großen vorwärts getrieben zu haben, vielleicht mag sie hoffen auch die eigene Production an den großen Beispielen der fremden Meister zu beleben, denn ihre eigenen Leistungen sind denen des Auslandes keineswegs ebenbürtig. Ihr schrankenloses Lob begann aber schon in der öffentlichen Controverse um ihr neues Heim. Wieder muß man an die guten Intentionen denken, um nicht maßlos im Tadel zu werden, maßloses Lob aber verträgt dieser Bau gewiß nicht. Olbrich, ein Schüler Otto Wagner's, baute ihn; seine Stimme rieth ihm, seiner Gesinnung gemäß, von allen Traditionen abweichend, einen schönen Zweckbau in seinem eigensten Stil und mit geringem Kosten- und Zeitaufwand zu bauen. Solche neue Experimente sind Ausländern im Auslande auf's Schönste geglückt. Horta's „Maison du Peuple“, Hancar und Crespin in Brüssel, Guimard in Paris, Otto Wagner, von dem wir früher sprachen, in Wien, Morris in London, Voysey ebenda haben in dieser Weise modern stilgründend gewirkt. Die Intentionen Olbrich's waren gut, seine Leistung ist zweifelhaft und würde eher durch Aufrichtigkeit im Tadel, als durch Maßlosigkeit im Lob gewinnen. Er mußte einen billigen, nützlichen Bau in kurzer Zeit fertig stellen. Drei Schwierigkeiten! Dazu sollte es ein Künstlerheim sein, also auch schön wirken und schon in seinem Aeußeren die Bestrebungen seiner Besitzer ankündigen. Hier lag der Kernpunkt der Aufgabe. Hier ist der Architekt gescheitert. Sein Bau schwankt traurig zwischen

Monumentalbau und Kunstzelt, zwischen Tempel und Jahrmarktskiosk, zwischen Unsterblichkeit und Provisorium. Große Geberden, atavistische Details und wunderliche vorclassische Reminiscenzen streben malerische Wirkungen an, wo sich die architektonischen versagen. Das Gebäude will ein anderes sein, als es sein kann, mehr bedeuten, als ihm gegönnt ist, ausdrücken, was ihm versagt ist. Was die Ausstellung selbst betrifft, ist sie im Innern ausgezeichnet decorirt, prächtig angeordnet. Der Innenraum versöhnt unbedingt mit dem mißglückten Aeußern, er ist tadellos im Arrangement, voll glücklicher decorativer Einfälle. Die Bilder selbst? Die Oesterreicher beherrschen ihre Ausstellung, ein begreiflicher Egoismus, der aber bedauerlich wird, weil das Fremde, das sie zugelassen haben, uns so viel Sehnsucht „nach noch" macht. Sie selbst haben im besten Falle gutes Mittelmaaß, wie immer. Sie haben im neuen Geschmack sich überall umgesehen und das Verschiedenste probirt, sie haben „rechts" und „links" gemalt, sind Naturalisten und Romantiker, Symbolisten und Pointillisten, was man will, sie können Vieles und im Ganzen wenig, von Keinem hat man das Gefühl einer großen in sich ruhenden Eigenart, die mit ihren Mitteln, wie ihren Zielen völlig im Reinen, ihre klaren, einfachen, nothwendigen Werke producirte. Das hat man nur in den Nebenzimmern, wo die Sachen der fremden Meister stehen, wie Anders Zorn und Khnopff. Es ist ja verzeihlich und begreiflich, daß die Wiener doch in ihrem eigenen Hause die Ersten sein wollten. Aber dann mußten sie das heuchlerische Princip der „alten" Genossenschaftler anwenden, dem Publicum vorzulügen, es gäbe draußen nichts Besseres. Für ihre aufrichtige, große Ehrlichkeit, für ihren guten Geschmack, für den Eifer um die großen Künstler und um die echte Kunst muß man ihnen danken. Dies Verdienst ist kritisch und vielleicht für die Zukunft fruchtbar, wenn man auch ihnen nicht das Unrecht thun darf, sie mit ihren Meistern zu vergleichen.

---

## Hans von Bülow als Erzieher.

Von Georg Thiele.

Hans von Bülow's geistreiche Wittwe, bekanntlich ehedem als Fräulein Marie Schanzer eine Zierde des Meininger Hoftheaters, ist rüstig bei der Arbeit, den brieflichen Nachlaß ihres Gatten zu sichten und herauszugeben. Die beiden ersten Bände, die Bülow als Schüler und Kritiker behandeln, durften wir an dieser Stelle anzeigen; der eben erschienene dritte Band, die Jahre 1855—64 umfassend, sind gewidmet nicht mehr dem Werdenden, sondern dem Gewordenen und Gereiften, vor allem Bülow dem Erzieher. Und zwar dem Lehrer des Stern'schen Conservatoriums — dem Erzieher des Publicums und dem Erzieher der — Kritik. Eine Ergänzung findet diese Publication in der gleichzeitigen Veröffentlichung des Bülow-Liszt'schen Briefwechsels durch die bekannte Musikschriftstellerin Fräulein Lina Ramann*), also die Briefe, die Meister und Jünger miteinander wechselten. Sie spiegeln einerseits ein überaus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder. Sie bringen zugleich andererseits die grundverschieden gearteten Individualitäten Beider in aller Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Die überlegene Ruhe und Weltweisheit, das vornehme Maß, der edle Friedensgeist, die unvergleichliche Liebesfülle des Einen, wie das leidensvoll bewegte, leidenschaftlich-impulsive Wesen, die nie versagende Kampfeslust und Schlagfertigkeit des Anderen, welcher sich mit den Waffen eines glänzenden Witzes und schneidenden Sarkasmus gegen Jeden wendet, der Verständniß und Begeisterung für seine Ideale, für seinen über Alles geliebten Meister insbesondere nicht theilt; so daß er in der unbedingten Hingabe an das von ihm als schön und wahr Erkannte, bei aller Großmuth und Opferfreudigkeit des Herzens, auch kleine und große Rücksichtslosigkeiten nicht scheut — sie treten mit greifbarer Lebendigkeit vor uns hin. Aus dem Verhältniß des Schülers zum Lehrer und umgekehrt wollen diese französisch geschriebenen Briefe verstanden sein. Der Altersunterschied, die Ehrfurcht vor dem Meister, die ungeachtet aller Geläufigkeit ihm doch fremdere Sprache legen der Unmittelbarkeit von Bülow's Ausdruck hier und da Fesseln an, die erst der zur vollen Selbständigkeit gereifte Künstler abstreift. Prachtvoll sind auch die ebenfalls französisch abgefaßten Briefe von Liszt, dem bekanntlich die Sprache der Diplomatie im schriftlichen Verkehr geläufiger war als die „Sprache des Herzens", wie er das Deutsche zu bezeichnen pflegte, und das er im mündlichen Verkehr ebenso vollkommen beherrschte.

Nun also Bülow als Lehrer, der die von seinem Claviermeister Liszt empfangenen Anregungen und dessen Unterweisungen in seinem Geiste fortzupflanzen sucht. Zunächst als Lehrer am Stern'schen Conservatorium in Berlin. Leider kam er da in ziemlich unerquickliche Verhältnisse, die sein impulsives Wesen noch ungemüthlicher machte. Beweis dessen die von Marie v. Bülow mitgetheilten Briefe an Julius Stern, den Gründer und Inhaber besagten Conservatoriums. Nun ein bezeichnendes Pröbchen daraus! „Indem ich zuvörderst," schreibt Bülow an seinen Director, „gegen den bureaukratischen Ton, in welchem Sie als quasi „Vorgesetzter" plötzlich wieder einmal mit mir zu reden belieben, meinen bescheidentlichsten Einspruch erhebe, gestatte ich mir, zunächst Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache zu lenken, die ich nöthigenfalls mit mannigfachen, unwiderlegbaren Zeugnissen bekräftigen kann, nämlich: daß ich das Interesse Ihres Institutes bisher stets so gewissenhaft im Auge behalten, daß ich unter Anderem mein persönliches Interesse demselben untergeordnet, ja zum entschiedenen Nachtheile z. B. meiner künstlerischen Carrière aufgeopfert habe. Im Uebrigen scheint es mir, als ob ich die Tendenz jenes Abärgerungssystems, das Sie in jüngster Zeit gegen mich eingeschlagen haben, erriethe. Doch werde ich nicht dem Zeitpunkte vorgreifen, wo manches Unausgesprochene klar zu werden hat. Ich kann z. B. in diesem Augenblick mich noch nicht darüber erklären, warum ich Ihrer Appellation an meine „Loyalität" keine Folge geben kann und muß mich bescheiden, daß — Sie — mich gegenwärtig — für — einen — illoyalen — Menschen — austrommeln lassen." Das ist doch sehr entschieden, aber nicht allzu scharf, wenn man Bülow's unermüdlichen Eifer, womit er seinen Lehrerberuf erfüllte, in Anschlag bringt. Wie ernst er es damit nahm, beweisen die gewissenhaften und eingehend motivirenden Censuren über seine Schüler, die nicht bloß die technischen und musikalischen Fähigkeiten der ihm anvertrauten jungen Musiker behandeln, sondern auch deren allgemeine Bildung, Charakter und Zukunftsaussichten erörtern. Da heißt es einmal: „Aber auch nur zur einseitigen Ausbildung dieser Anlage bedarf es eines ernstlichen und energischen Willens, über dessen Vorhandensein bei Herrn K. ich mich bis jetzt noch nicht vollkommener Gewißheit erfreue. — Herr K. scheint mir zu den Individuen zu zählen, die sich sprung- und ruckweise, nicht Schritt für Schritt entwickeln*). Befähigung zu schwungvollem Vortrage, zur Durchführung klar concipirter, künstlerisch nach außen wirkungsvoller Intentionen mit den entsprechenden Mitteln ist ebenfalls vorhanden. Haltung der Hand, Anschlag sind zu loben. Der letztere ist kräftig ohne Härte, vermag sich auch in den delicatesten Nüancen des piano zu bewegen. Die Haltung des Köpers beim Spielen — ein sehr wichtiges Moment, das die alleraufmerksamste

*) La Mara: Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans v. Bülow. — Briefe von H. v. Bülow, herausgegeben von Marie v. Bülow. 3. Band. Beide Werke im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

*) „Das Resultat bleibt die Hauptsache", fügt Bülow einer analogen Bemerkung gelegentlich hinzu.

Beachtung verdient — ist an Herrn K. als eine männliche, ruhige, sehr rühmenswerth. Schlaffe, matte Haltung des Körpers oder geschäftig bewegliche theilen dem Vortrage, der mit diesen Untugenden behafteten Individuen diese gleichfalls mit, und machen ihn unkünstlerisch. Für manche meiner Schüler hielte ich militärischen Exerzierunterricht für eine unerläßliche Propädeutik zu ihren clavierspielerischen Studien." Und ein andermal in einem etwas mephistophelischen Tone: „Fräulein M. erfreute mich nur sieben Mal (bei 17 Lectionen) mit ihrem Besuche, verschwand am 10. Mai, wo sie die ihr zum Studium angerathenen Musikalien zum so und so vielten Male nicht mitbrachte. Bei dem Vortrage des Mendelssohn'schen Stückes suchte ich der jungen Dame die widerwärtige Süßlichkeit des Vortrags und die lächerliche Sentimentalität eines den musikalischen Inhalt interpretiren wollenden affektirten Mienen- und Geberdenspiels abzugewöhnen, und zwar nicht ohne Erfolg. Gerade bei Mendelssohn'scher Musik kann man clavierspielende Damen am Sichersten zu einem gesunden und verständigen Spiel zwingen, weil bei diesem Genre am ungenirtesten und haarsträubendsten edle Einfachheit zu gemeiner Trivialität herabgezogen wird. Fräulein M. hat recht hübsches Talent, auch einen gewissen, virtuosen Aplomb, der ausbildungsfähig ist, wenngleich er jetzt noch etwas allzu Primitives hat, und kann eine vortreffliche Salonspielerin, auch Clavierlehrerin werden. Von der getadelten Ziererei und Aftereleganz verspreche ich sie, sobald sie nur meinen Unterricht wieder besucht, in kürzester Frist gründlich zu heilen."

Nach allen Richtungen hin entwickelte er neben seinem Lehrerberufe eine unermüdliche, fieberhafte Thätigkeit, welche die Kräfte seines zarten Körpers beständig überanstrengen mußte. The world's work is done by its invalids — der bekannte Ausspruch drängt sich seiner Wittwe in den Sinn bei Betrachtung der Bülow'schen Thätigkeit jener Jahre. Nicht eindringlich genug kann sie wiederholen, daß ein Leidender die schweren Kämpfe für die gute Sache auf dem Berliner Boden zuerst zu bestehen hatte, ein durch des Lebens Mühsal in allen ihren Gestalten fortwährend Erregter, Bedrängter. „Auf diesen Umstand ist wohl vor Allem die Heftigkeit der Form seiner Angriffe oder seiner Abwehr zurückzuführen. Diese Heftigkeit war für ihn selbst am verhängnißvollsten, da die Anfechtbarkeit der Form die Meisten, namentlich im Augenblick der ersten Betroffenheit, übersehen ließ, wie unanfechtbar recht er in der Sache selbst gehabt, so vor Allem mit der kategorischen Forderung, daß einem neuen Kunstwerk mit Achtung zu begegnen und der Weg zu dessen Verständniß in ehrlichem Bemühen zu suchen sei." Daß dies von den Tonangebern der damaligen Berliner Kritik oft nicht geschah, daß das ihr „unbequeme neue musikalische Leben erdrückt" werden sollte, diese sich in unzähligen Symptomen fortwährend aufdrängende und jede Bemühung erschwerende Thatsache erhielt Bülow in einem Zustande chronischer Erbitterung, aus der heraus die so oft gerügten „Ausschreitungen" wohl zu erklären sind. „Darum, weil die Berliner sammt ihrer Kritik 20—30 Jahre hinter der Kunstgeschichte herstolziren, haben sie nicht das Recht, mit ihrer Langsamkeit zu prunken; darum, weil ein Künstler in seiner Großartigkeit und Tiefe ihnen zu fremd erscheint und von ihren bequemen Sinnen nicht verstanden wird, steht es ihnen nicht zu, ihn in den Koth zu treten, wie sie es mit Rich. Wagner theilweise gethan, oder ihn von oben herab, gleich einem Schulknaben anzusehen, der mit unerhörter Arroganz die Stellung eines Lehrers beansprucht" — sagt die Neue Zeitschrift für Musik, und schildert damit den Boden, auf welchem Bülow fast zehn Jahre lang mit Riesenkräften zu kämpfen hatte. „Allerdings", fährt sie fort, „wird das Ausgezeichnete sich selbst Bahn brechen zu aller Zeit und selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen. Aber dem Künstler, der solch' Ausgezeichnetes leistet und geleistet hat, ist es nicht einerlei, ob er 20—30 Jahre lang mit dem Elend und der Verzweiflung kämpfen muß." Freilich geht Bülow's Wittwe zu weit, wenn sie den Gegnern die „Gerechtigkeit in der Sache selbst" abzustreiten scheint, denn Bülow war ein Heißsporn, der oft über's Ziel hinausschoß. In seiner Kritik wie in der Polemik. Daß er zum mindesten Liszt als Componisten gewaltig überschätzte, ist heute allen Einsichtigen klar, wie es ihm selbst in späteren Jahren klar wurde. Er gesteht z. B. in einem Briefe: „Ich habe mich eben unterfangen, mich zu „häuten", reifer, musikalischer zu werden und zu letzterem Resultate allerdings wesentlich zu „entzukünfteln". Mit Vergnügen lasse ich es mir gefallen, wenn man es mir mit Bezugnahme auf frühere geräuschvolle Schwärmerei als Charakterlosigkeit auslegt, daß ich z. B. heute das vollkommenere Ideal der „symphonischen Dichtung" in Mendelsohn's Ouvertüren zu Hebriden, Melusine, Meeresstille verehre. Doch muß ich mich begreiflicher Weise dagegen verwahren, daß man das mir angedichtete Renegatenthum auf mein Schülerverhältniß zu Großmeister Franz Liszt ausdehne."

Die lange Kette von Zwischenfällen, welche des jungen Bülow heiße Kämpfe mit der Presse während der Jahre seiner „Knechtschaft in der Berliner Sandmetropole" — wie er sich später ausdrückte — kennzeichnen, einzeln zu verfolgen und Glied für Glied mit allen jeweiligen Umständen hier wiederzugeben, mag den Leser dieses Buches reizen. Uns genüge die Thatsache, daß alle derartigen Zusammenstöße ausschließlich in der Begeisterung für Kunstwerke, niemals in Vertheidigung der eigenen Person, eigener Erfolge ihren Ursprung hatten. Es dürfte kein Fall bekannt sein, in welchem Bülow sich seiner selbst wegen ereifert, ja auch nur gerührt hätte. Es ist charakteristisch, wenn er kurz nach seinem ersten außerordentlichen Erfolge im Leipziger Gewandhaus (31. März 1857) einen Freund beglückwünschend schreibt: „Bald nach Deinem Siege in Groß-Paris habe ich in Klein-Paris einen erfochten, der mir allerdings nicht so viel Ehre macht, wie Dir der Deinige — ich habe nur meine Person durchgebracht, Du Kunstwerke." Man braucht nur die Programme der drei ersten, von Bülow, Laub und Wohlers Ende 1856 veranstalteten Triosoiréen zu lesen, sie zu vergleichen mit den bis dahin in Berlin üblich gewesenen, um die tief einschneidende Bedeutung von Bülow's Wirken daselbst, vom ersten Augenblick seiner Ansiedelung an, zu würdigen. Sehr zutreffend schreibt er an einen Wiener Kritiker: „Schon lange hat es mich gedrängt, Ihnen, im Namen jüngerer hiesiger Musiker zugleich, ein Wort der Bewunderung zu sagen über die Verdienste, welche Sie sich um eine Kunstkritik erworben haben, die nicht als Hemmschuh, als bloß verständig verneinendes Princip der Entwickelung gegenübertritt sondern das Leben der Kunst in warmer Förderung begleitet. Wie sehr vermissen wir hier am Orte eine solche Wohlthat! Lieber einen süddeutschen Vandalismus mit einem Organe wie das Ihrige zum Gegengewicht, als diese allgemeine, nur in die Breite, nie in die Tiefe sich erstreckende Halbbildung von Leuten, die entweder nur rückwärts oder gar nicht vom Flecke gehen! Die Schlimmsten sind im Grunde Diejenigen, welche nebenher gehen. Es würde mich zu endlosen Expectorationen hinreißen, wollte ich es versuchen, Ihnen eine das Einzelne berührende Schilderung von den Verhältnissen hier zu geben, die plump und bleiern jedes Streben belasten, so sehr dieses auch auf einer allgemein anerkannten Basis in der Vergangenheit fußen mag. Es wird unsäglich lange dauern, bevor hier Schumann zu einer einigermaßen gerechten Würdigung gelangt — und welcher Schritt dann noch zu Berlioz und Liszt! Die Leipziger officiellen Musikzustände sind ideal im Gegensatze zu den hiesigen." Aus dieser Verdrossenheit und Kampfstimmung heraus, die viel Krankhaftes hat, begreifen und entschuldigen sich denn auch Bülow's unqualificirbare Ausfälle z. B. gegen den trefflichen Kritiker der Vossischen Zeitung Dr. Gustav Engel. Da schreibt

er ihm einmal: „Sie haben sich neulich in Ihrer Kritik über meine letzte Soirée zu einer Expectoration über eine Clavier-sonate von Liszt hinreißen lassen, von der ich zu glauben wage, daß Sie selbige in der Hitze der Parteileidenschaft geschrieben haben und bei ruhiger Ueberlegung jedenfalls, was die Form anlangt, heute schon bereuen. Es würde mir nie einfallen, mich persönlich über die Mißhandlungen, die man meinen schwachen Leistungen von Seite Ihrer Herren Collegen angedeihen läßt, zu beschweren — allein wenn Sie (mit Hinzunahme aller Mittel ohne Unterschied) über Werke, die einer durchaus edlen und reinen Richtung angehören, bei einmaliger Audition in einem alles Maaß und Ziel der erlaubten Polemik über-schreitenden Tone den Vortheil der Presse dazu mißbrauchen, das Publicum aufzureizen, wo möglich zu Thätlichkeiten gegen den der Kritik mißliebigen Künstler anzuspornen, so tragen Sie den Kampf auf ein Gebiet hinüber, in welchem man nach einer anderen als der Waffe des Wortes sich umsehen muß. Ich glaube, daß Parteiwuth Sie augenblicklich ver-blendet hat, aber zugleich, daß Sie einen genügenden Fond von Rechtlichkeit und Ehrlichkeit noch besitzen, um ungerechte Aufwallungen, hervorgerufen durch die Ansteckung blinder Bosheit, nicht für ein objectives Kunsturtheil zu halten. Oder sollten Sie wirklich vermeinen, ein einmaliges Hören sei hin-reichend für ein Urtheil ohne Widerruf, noch dazu bei einem so combinirten und tiefen Werke, wie die Sonate von Liszt?" Der „angerempelte" Kritiker antwortete sehr würdig, indem er Bülow's Schmähbrief abdruckte und in ruhigstem Tone nachwies, daß er das betreffende Musikstück längst sehr genau kenne. Auch bei anderen Gelegenheiten zog der cholerische Musiker den Kürzeren. Seine geistvolle Mutter berichtet in einem Schreiben ihrer Tochter von einem sehr stürmischen Berliner Concerte, wo diesmal die Zunge mit Bülow durch-ging: „Es dauerte bis 10 Uhr. Es war ziemlich voll. Hans' Spiel wurde sehr applaudirt. Die Ideale mäßig, worauf stark gezischt wurde. Da trat zu unser Aller Entsetzen Hans ganz vor an's Orchester und sprach laut: „Ich bitte die Zischenden, den Saal zu verlassen, es ist hier nicht üblich, zu zischen!" Du kannst Dir den Eindruck denken. Allein wenige Augenblicke darauf stand Hans mit dem Taktstock in der Hand am Pult und dirigirte das nächste Stück, als sei nichts vorgefallen. Prinzeß von Preußen verschwand aus ihrer Loge, da es eben 9 Uhr war, wo sie zum Thee em-pfängt; Prinz George blieb im Hintergrund. Es lag eine ängstliche Schwüle auf der Versammlung; man erwartete eine Explosion, die jedoch nicht erfolgte. Lohengrin, die Milde und Strauß wurden vielmehr sehr applaudirt und man ging aufgeregt, aber ohne Weiteres nach Hause. Kroll fiel fast in Ohnmacht — — denn was Hans gethan, war unerhört und unstatthaft. Er ist aber ganz vergnügt und hat von Glück zu sagen, so weggekommen zu sein; die Kritiker werden es aber schon nachholen. Kreuz-, Volks- und Nationalzeitung sollen bös sein, die Voß, die ich eben las, geht glimpflich genug darüber hin. Wenn nicht meistens Freibillets gewesen, so wäre es auch nicht so gegangen, besonders nachdem Prin-zeß fort war. Das Orchester ging unter seiner Leitung vortrefflich. Daß die Menschen sich so häßlich anfeinden, so unschön sprechen, schreiben, handeln, um der Kunst des Schönen, Harmonischen willen!" Und später berichtet sie: „Hans' Concert, das ich Dir beschrieben, hat schlimmere und nachhaltigere Folgen gehabt, als ich damals ahnte. Er ist mit einer Erbitterung, Haß, Neid und Gemeinheit ange-fallen und verfolgt worden, von der man sich keine Vor-stellung machen kann, wenn man es nicht erlebt hat; und noch hört es nicht auf, gestern war ein Schmähartikel in der Zeitung. Noch vor seinem Concert hatte er versprochen, im Domchorconcert zu spielen, am 22. Es war bekannt, daß man ihn auspfeifen, ihn beschimpfen wollte. Freunde, wohl-meinende anonyme Briefe von allen Seiten: er solle zurück-treten. Er that es nicht, spielte zwei große Sachen von Bach und Beethoven auswendig, schöner als je — und es geschah nichts, was insofern vorauszusehen war, als ein durchaus vornehmes, elegantes Publicum und ein mehr geistliches Con-cert dazu keine Gelegenheit bot. Wie mir Bock sagt, war es so voll, weil die Erwartung eines Scandals Viele hinein gelockt hatte. Eine öffentliche Abbitte an das Publicum, die er thun sollte, worum er beschworen wurde, that er natürlich auch nicht." Und Bülow selbst meldet einem Freunde: „Nächsten Sonnabend spiele ich in der „von mir" ent-würdigten Singacademie als Beigabe zum Domchorconcerte zwei Stücke von Bach und Beethoven. Da das Berliner Publicum in jeder Nummer jeder Zeitung täglich gegen mich aufgehetzt wird, und zwar mit den unverblümtesten Phrasen: mich bei jedem persönlichen Auftreten gründlich auszuzischen, so bin ich ein wenig gespannt auf das Benehmen Sr. Majestät des Pöbels am nächsten Sonnabend." Schließlich kam Bülow als Erzieher des Publicums noch sehr glimpflich davon, und als er nach München übersiedelte, wo ihm Wagner eine Stellung neben sich geschaffen hatte, war das Bedauern der Berliner Kunstfreunde und — Kritiker allgemein.

Ueber Wagner selbst erfahren wir aus den Briefen, welche die Damen v. Bülow und Ramann herausgeben, nicht viel Neues, wie denn überhaupt die biographische und musik-geschichtliche Ausbeute sehr gering ist. Bülow war ein viel zu unruhiger Kopf und immer von seinen Nerven geplagt, um sich mit langen Schilderungen aufzuhalten. Sogar Liebes-werben, Vermählung und Hochzeitsreise mit Cosima Liszt hinter-lassen nur geringe Briefzeugnisse, z. B. an Freund Richard Pohl. „Hast mich erfreut, erheitert durch Deinen zwölf Seidel langen Brief im Stil von Moët u. Chandon. Trinke morgen auf Deine Gesundheit! „Origineller Kerl, der Bülow mit seinem Polizeipapiere." Habe kein Anderes mehr, bekommst das letzte Garçon-Couvert. Also: Morgens früh 8 Uhr An-kunft des künftigen, bei Empfang dieser Zeilen bereits wirk-lichen Schwiegervaters, um $11^1/_2$ Uhr Trauung in der katho-lischen Kirche, um 1 Uhr Déjeuner dinatoire, um 6 Uhr 30 Minuten Abfahrt. Um 3 Uhr Nachmittags, Mittwoch den 19., Ankunft in Baden-Baden. Willst Du uns abholen? Willst Du der Erste sein, der den Schmetterling als Puppe wiedersieht? Würde mich ungeheuer freuen. Seit gestern Vorderrusse geworden, von meiner bisherigen Heimathlosig-keit entbunden. — Kann jetzt singen:

Mein Vaterland heißt Preußen
Auf, öffnet alle Schleußen
Des Jubels ꝛc. — — —

Donnerwetter, Dein Brief hätte mich von Jedermann sonst geärgert, von Dir sehr aufgefrischt; stimme für Ab-druck im vierten Heft der Anregungen für „Eheversprechen und Dienstbotenwahl". Uebrigens erwarte ich noch eine Art „carmen" von Dir, ein Epithalamium: zu singen auf dem Bahnhof vor einem Coupee zweiter Classe. Wehmüthig ge-denke ich der Seufzer, welche in jedem Hotel jeder Kellnerruf mir entlocken wird: „Garçon — gewesen". Und nach der Hochzeit: „Bin übrigens in der That glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirath für mich als diese denke, so wird mir empörend abgeschmackt zu Muthe! Meine Frau ist mir so vollkommen Freundin, wie sich's fast nicht idealer vorstellen läßt. So — hab' keine Minute mehr. Dir gehört mein letzter Garçonfederstrich! Du Roué!" Viel weniger mittheilsam werden andere Erlebnisse behandelt, z. B. die stürmische Tannhäuser-Aufführung in Paris, der Bülow als Adlatus Wagner's beiwohnte, und noch hieroglyphischer die Katastrophe Wesendonck in Zürich und die Biebericher Drangperiode, wo Bülow dem großen Freunde Alles opferte, seinen „Frohndienst", seine Nerven und sogar sein Eheglück. „Meine Stimmung muß Dir unerklärlich sein, vielleicht gar erkünstelt erscheinen," schreibt er damals an Pohl; „Du weißt eben nicht, was Alles um mich und in mir vorgegangen ist. Ich habe mich selbst, meine eigene Individualität durch stete

Hingabe an so und so viele Personen verloren — ‚der redliche Finder wird gebeten' ꝛc. Jetzt bin ich weder mir noch Anderen was nütze. Zeit muß vergehen, Zeit voll Pausen, bevor ich mich irgendwie sammle und leime." Und als ihn Raff ein Jahr später fragt, ob er wieder in Bieberich „urgemüthliche" Erholung suchen werde, antwortet Bülow dem Arglosen, er sehe diese Voraussetzung „für mehr als Ironie, für bitteren Hohn an. So sclavisch ich mich unterthan fühle allen den Werken, die mir hoch und heilig stehen: einen gewissen Freiheitsdrang in Bezug auf meine Person habe ich noch nicht unterdrücken können. Wo ich dem werde zu seinem Rechte verhelfen können, dahin wandere ich, wenn ich wandere — also nicht in die Nähe eines Mock-Olymp." Den Schlüssel zu diesen halben Andeutungen findet der Leser am besten in den werthvollen „Erlebnissen" des armen W. Weisheimer, der neuerdings von den Wagnerianern sehr schlecht gemacht wird, der aber doch schlicht und sachlich über Wagner die Wahrheit sagt, sogar mit allzu viel Discretion. Die Briefe von Minna Planer, Wagner's erster Frau, die, an sicherer Stelle aufbewahrt, zu ihrer Zeit erscheinen sollen, werden Weisheimer's Mittheilungen bestätigen und Bülow's Andeutungen ergänzen. Mit der Frau v. Bülow verweigerten Herausgabe der Bülow-Wagnerbriefe, die man in Wahnfried beliebte, wird die volle Wahrheit und Klarheit höchstens verzögert, aber gewiß nicht vereitelt.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Was der Nordwind that.

Von K. S. Baranzewitsch.

Es war Weihnachtsabend. Am Tage vorher hatte der Wind dichte Wolken vom Meere hergeweht, und der Schnee fiel in weichen Flocken. Am Morgen war es aber plötzlich kalt geworden. Der Wind kam nun von Norden. Auf den Dächern der Häuser glänzte der Schnee wie eine silberne Decke; die Fensterscheiben hatten sich mit den artigsten Mustern verziert, von den Dächern hingen feste, durchsichtige Eiszapfen, und der Nordwind, dieser rothbäckige, gute Junge, blies unbeirrt weiter, indem er sich über die stöhnenden und murrenden Fußgänger lustig macht, die mit rothen Nasen und über die Ohren gezogenen Kragen eilig über die Straßen liefen. Im Centrum der Stadt, in den hellerleuchteten Straßen hielt sich der Bursche noch in den Grenzen des Anstandes. Er war so gütig, den wohlhabenden Leuten nur leicht das Gesicht zu kitzeln. Aber gegen die Armen, und besonders in den Vorstädten, war er geradezu ohne Erbarmen. Wenn ihm ein Mann in dünner Jacke, mit zerrissenen Schuhen in den Weg kam, dann rannte ihn der lustige Geselle mit solcher Gewalt an, daß der Aermste laut aufstöhnend in der Schenke seine Zuflucht suchen mußte; sah er einen Betrunkenen, der johlend mit unsicherem Schritt nach Hause strebte, dann nahm er eine Hand voll Schnee vom Dach und warf sie ihm in den offenen Mund. Natürlich verlor der Arme das Gleichgewicht und fiel mit dem Kopfe gegen einen Zaun. Und das ist dem guten Gesellen gerade recht, er pfeift und heult und eilt im Schneegestöber weiter, sieht in alle Schornsteine hinein, dringt in alle Ritzen, knistert in den alten Mauern und bläst in alle ungeheizten Ecken noch mehr Kälte hinein. Endlich werden ihm seine Schelmenstreiche langweilig. Er wird still und sinnt nach. Er findet doch wenig Spaß darin, arme und betrunkene Menschen erfrieren zu lassen. „Nun will ich 'mal einem Reichen Qual und Tod bringen und nicht auf der Straße, sondern im Hause. Versuchen wir's!"

Die Aufgabe ist nicht leicht, aber verführerisch. Und der Nordwind stürmt in die Mitte der Stadt, sucht reiche Häuser. Endlich findet er ein passendes Haus. Es liegt an einem Canal, von einem Garten umgeben, und ringsum ist freies Feld, also Raum genug, um einen tüchtigen Anlauf zu nehmen. Er sammelt seine ganze Kraft an und sucht eine Stelle, durch die er eindringen könnte. Die schweren Eichenthüren sind verschlossen, die Fenster verhängt. Das Dach des Hauses ist neu, aus gutem Eisen, und eine Wetterfahne in Gestalt eines Hahnes hält Wache. Er sieht erleuchtete Fenster und wirft einen neugierigen Blick hinein. Ueberall Gold, Seide, Sammet, brennende Broncelampen in einem Saal, und mitten drinnen steht ein grüner Weihnachtsbaum. Die mächtigen Aeste neigen sich tief unter der Last des reichen Baumschmucks und dazwischen schlingen sich feine Silberfäden gleich einem Spinngewebe. In alle Fenster guckt der Wind hinein, aber keine lebende Seele entdeckt er. Dann jagt er in den Hof hinein und sieht im Leutezimmer die ganze Dienerschaft versammelt. Freude ergreift den guten Gesellen, wie er Menschenrede hört. Er neigt sich zum Fenster und horcht.

„Man lebt hier wie in einem Gefängniß," sagt das Stubenmädchen.

„Wieso?" fragt der Kutscher.

„Andere Leute haben zu Weihnachten einen freien Abend, können sich amüsiren, aber unsere Herrschaft sitzt zu Haus, und wir können auch nicht fort. Ich habe die Gnädige gebeten . . ."

„Sie hatten Unrecht, die Gnädige zu bitten. Die sitzt selbst hinter Schloß und Riegel," bemerkt der Kutscher. „Hätten Sie sich an den gnädigen Herrn gewandt . . ."

„An den gnädigen Herrn? Vor dem habe ich eine Höllenangst!"

„Ein Geizhals ist er," bestätigt der Koch. „Andere Herrschaften machen zu Weihnachten ordentliche Geschenke, und was hat er uns geschenkt?"

„Und langweilig ist es hier!" klagt die Magd wieder.

„Wir werden ihnen die Langeweile schon vertreiben," unterbricht sie der Diener. „Jakob wird uns auf der Harmonika vorspielen und wir werden tanzen."

„Tanzen! Gott behüte!" ruft das Stubenmädchen. „Wenn uns der Herr hört, jagt er uns Alle fort. Gefährlich ist es ja schon sich zu unterhalten." Und alle sehen angstvoll auf die Thür. Das Gespräch verstummt.

Ich möchte diesen schrecklichen Herrn sehen, denkt der Wind und beginnt wieder um das Haus zu wirbeln. Da bemerkt er in einem Zimmer einen Menschen. Das Gemach ist mit dunklen Tapeten bekleidet, schwere Stühle stehen darin, Eichenschränke, hinter deren Glasscheiben Bücher in prächtigen Einbänden, dann ein großer Schreibtisch. Davor sitzt der Herr des Hauses und rechnet. Er ist nicht mehr jung. Gebückt und grau. Seine kalten, grauen Augen starren vor sich hin, die dünnen, bläulichen Lippen scheinen das Lächeln verlernt zu haben, ruhig bewegen sich seine langen, knochigen Finger auf dem Rechenbrett. Im Kamin lodert ein helles Feuer. Auch gut, denkt der Wind, ich steige auf's Dach und blase dann durch den Schornstein so schneidend kalt in's Zimmer, daß der Alte erfriert. — Gesagt, gethan. Aber je ärger er wüthet, desto heller und lustiger brennt das Holz im Kamin. Auch den Alten zieht die Wärme an, er rückt seinen Lehnstuhl, wirft einige Kohlen in die Gluth und schließt dann die Augen.

Ein sanfter Schlummer bemächtigt sich seiner. Und er hört sonderbare Reden: „Hu—hu—hu" heult der Wind, „sterben sollst du, ich werde dich zu Tode frieren, hu—hu—hu!" — „Glaub' es nicht, glaub' es nicht, wir wärmen dich," knistern die Kohlen zur Antwort. — „Zu welchem Zwecke lebst du auf der Welt?" brummt der Wind. „Wem ist dein Leben nöthig? Wer wird dich bedauern? Was hast du in deinem Leben Gutes gethan? Hast du Jemand gespeist, erwärmt, beherbergt? Nein, du hast dich nur um dein eigenes Wohl gekümmert, hast Geld gesammelt und dir dafür deine Frau gekauft, die dich nicht liebte und auch jetzt nicht liebt. Du hast sie elend gemacht, ihr junges Leben zerstört. Ist das nicht wahr?"

„Es ist wahr!" flüstert der reiche Mann im Schlummer. „Sie liebt mich nicht, aber sie fügt sich meinem Willen!"

„Was hast du vom Leben?" fragt der Wind weiter.

„Ich bin glücklich," versucht der reiche Mann zu erwidern.

„Lüge nicht, lüge nicht! Wer so lebt wie du, kann nicht glücklich sein! Geld! was nützt dir dein Geld, du bist von schlechten Menschen umgeben. Heute werden sie zusammenkommen, um in deiner Gesellschaft einen Abend langweilig zu verbringen; stirbst du aber morgen, dann bedauert dich kein Einziger von ihnen. Deine Frau, deine Dienerschaft wird dich verlassen, sobald sie deine Macht nicht mehr fühlen. Einsam wirst du in deinem Prunkbette liegen, beklagenswerther als der ärmste Bettler. Kalt, kalt wird es um dich herum sein, so kalt wie jetzt." Der Kamin erlischt, denn die verbrannten Kohlen sind nicht mehr fähig, dem Nordwinde Widerstand zu leisten. Sein kalter Odem dringt ungehindert in's Zimmer und weckt den reichen Mann. Er fährt aus dem Schlummer, und wirft Holz in's Feuer. Lustig lodert es wieder auf. Und den Kopf auf die magere, knochige Hand gestützt, sieht der reiche Mann traurig auf die knisternden Kohlen und hört ihrem Gerede zu. „Hab' keine Angst!" sagen die Kohlen, „wir wärmen dich ja!"

„Freilich," seufzt der reiche Mann, „ihr wärmt mich, so lange das Blut noch in meinen Adern kreist; wenn aber der Tod mit seiner Eiskälte mich packt, werdet ihr machtlos sein. O könntet ihr in mein Herz Wärme einhauchen! O hätte ich ein Wesen an meiner Seite, welches mich liebt, ohne Berechnung liebt! Könnte ich Jemand helfen, heute an diesem großen Festtage, Jemand Gutes thun, denn nie fühlte ich es so, wie einsam und verlassen ich bin! . . . O Gott, o mein Gott!"

Vor lauter Freude, daß es ihnen gelungen ist, für einen Augenblick das kalte Herz des Mannes zu rühren, hüpfen die Flammen lustig empor, und der Nordwind stürzt mit Gebrüll vom Dache in den Garten. Plötzlich sieht er an einem Fenster, das auf den Garten geht, eine Frauengestalt. Im Zimmer ist es dunkel, und die Gartenlaterne beleuchtet nur schwach ihr trauriges, welkes Gesicht, das dicht an die Fensterscheiben gedrückt ist. Hocherfreut fliegt der Nordwind jubelnd zum Fenster. „Hu—hu!" braust er, „du sollst zu Tode frieren!"

„Zu Tode frieren!" O wenn es doch sein könnte! Sterben, gleich sterben, um nur die innere Kälte nicht mehr zu fühlen. Sterben! Um zu sterben, würde sie gleich mit Freuden hinaustreten in ihrem

reichen Kleide in Schnee und Unwetter. Aber das Gefängniß ist verschlossen, man kann es nicht verlassen. Nur allmälig kann man erstarren. Und dabei muß man immer heucheln, immer zeigen, daß man die irdischen Güter genießt und glücklich ist. Glücklich mit einem finstern, geizigen Geschäftsmann, dessen Herz von Stein ist. Glücklich! Sie — eine gekaufte Frau! O, sie war ja auch einmal glücklich. Es ist zwar lange her, als sie noch ein kleines Mädchen war und im Elternhause lebte. Wie im Traum erinnert sie sich ihrer Kinderspiele, ihrer Kinderfreuden. Alles, Alles ist fort, und nur die bittere Erkenntniß eines freudlos vergeudeten Lebens und der Seelenkälte ist da! Doch genug der Erinnerungen! sie wecken bloß trostlose Gedanken! Heute wird ja Besuch erwartet. Geschäftsleute, vornehme Damen. Sie kommen zum Weihnachtsbaum zu ihr, der Kinderlosen. Welche Ironie! Das lustige, schöne Kinderfest wird zum Triumph der Langeweile. Sie muß die Pflichten der Hausfrau erfüllen, denn es sind ja ihre Gäste, aber ihre Gedanken werden fern sein, weit weg von diesem fremden Hause, wo sie Niemand hat, mit dem sie Leid und Freude theilen, dem sie ihre einsame Menschenseele öffnen, dem sie den Funken Liebe schenken könnte, der noch schwach in ihrem Herzen glüht. Schwer ist es an diesem großen Freudentage zu fühlen, daß man ganz allein ist . . .

— — — Laut ertönt das Weinen eines Kindes in einer ärmlichen Dachkammer. Der Nordwind jagt durch die Straßen und vereinigt dieses Lied des Hungers mit seinem triumphirenden Aufschrei zu einem seltsamen Einklang. „Hu—hu!“ heult er freudig, „diese da sollen sterben!“

Eine magere, blasse, in Lumpen gehüllte Frau hält das Gesichtchen des Kindes fest an ihre trockene Brust gedrückt. Das Kind fängt gierig an zu saugen. Ein ärmliches Lämpchen erleuchtet trübe die feuchten, schmutzigen Wände des Zimmers; das einzige Fensterchen ist mit Eiskrusten bedeckt. Die größeren Risse sind mit Lappen verstopft, was nur ungenügenden Schutz gegen den von allen Seiten eindringenden Nordwind bietet. Und stumpfe Verzweiflung drückt das Gesicht der Mutter aus. Vor Kälte zitternd hält sie mit einer Hand krampfhaft das kleine Geschöpf, während die andere in einem Haufen Lappen kramt, um eine wärmere Bedeckung für ihr Söhnchen zu finden. Und von Müdigkeit und Hunger überwältigt, hört die arme Frau im Halbschlummer, was der Nordwind ihr in wirren Tönen vorsingt:

„O ihr leichtgläubigen Frauen! Wie leicht seid ihr zu verführen! Er brauchte nur zu erscheinen, dir seine Schönheit, seinen Uebermuth zu zeigen, dir ein paar Schmeicheleien in's Ohr zu flüstern und zu sagen, daß er dich liebe, und du warst schon verloren! Du verließest dein Elternhaus und folgtest ihm. Und wo ist er jetzt? Warum kommt er nicht, und hilft dir nicht in deinem Kummer und Elend? Dieses Kind ist ja sein Sohn! Wie viel Schande und Thränen hat dir dieses arme, unschuldige Geschöpf gekostet? Wo bleibt sein Vater? Warum bringt er kein Geld, kein Brod?“ Dumpfes Stöhnen entringt sich der Brust der armen Frau, heiße Thränen rollen aus ihren Augen auf die Lappen, die den Kleinen bedecken. Und der Wind heult weiter: „Weine, weine, aber es wird dir nicht leichter um's Herz. Aber höre, was ich dir sagen will: Das Kind ist dir eine Last, seinetwegen kannst du keine Arbeit finden, und wenn du in diesen Tagen deine Miethe nicht zahlen kannst, jagt dich die Wirthin hinaus. Du bist hungrig, du kannst dein Kind nicht stillen, höre meinen Rath: es giebt noch gute Menschen auf der Welt; wenn du dich entschließen wolltest . . .“

Die Frau wirft einen Blick voll Liebe und Angst auf ihren Sohn. Ein harmloses Lächeln spielt auf den vollen Lippen des Kleinen, er schläft. Das Herz der Mutter zuckt schmerzlich zusammen. „O mein Gott,“ flüstert sie, „wenn es doch möglich wäre . . .“

„Es ist unmöglich!“ unterbricht sie erbarmungslos der Wind. „Du kannst deinen Sohn nicht bei dir behalten. Er wird sterben. Du mußt ihn weggeben.“

„Er thut mir so leid!“ antwortet die Mutter.

„Er wird dir noch mehr leid thun, wenn er vor Hunger stirbt,“ fährt der Wind fort.

„Wenn ich nur Geld hätte!“

„Geld, Geld! — Andere haben Geld, und die können dir helfen, können deinen Sohn ernähren und ihn groß ziehen. Aber du mußt dich von ihm trennen.“

„Nein, nein, das kann ich nicht!“ Und die arme Mutter preßt das Kind fester an sich und sucht es wärmer einzuhüllen.

Und im Schornstein tönt es immer weiter, dasselbe traurige Lied.

„Entschließe dich! Du hüllst den Kleinen ordentlich ein und gehst mit ihm auf die Straße. Es ist dunkel, Niemand wird dich sehen. Unweit deiner Wohnung steht das Haus eines reichen Mannes. Er hat keine Kinder, und sein Herz ist vielleicht nicht ganz verhärtet, versuch' es!“

— — — Niemand sah, was an diesem kalten Weihnachtsabend in einer der abgelegensten Straßen der Hauptstadt geschah. Ueberall brannten Weihnachtsbäume, und die Leute amüsirten sich, Jeder auf seine Weise. Ein Schutzmann widerstand lange dem Wüthen des Nordwinds, zitternd vor Kälte stand er auf seinem Posten, bis auch ihm schließlich die Geduld ausging und er in ein nahes Bierhaus flüchtete. Die hellleuchtenden Sterne, die vom wolkenlosen Himmel strahlten, sahen mit Erstaunen, wie eine Frauengestalt zwei Mal mit einem schwarzen Bündel in den Händen ein Haus, das in einem Garten stand, umkreiste, dann stehen blieb und endlich unsicheren Schrittes auf die Thür zuging. Sie drückte das Bündel fest an ihre Brust und küßte den darin befindlichen Gegenstand unzählige Mal, dann legte sie ihn auf die obere Stufe der Treppe und faßte mit fiebernder Hast die Klingel. Der aus dem Bierhause kommende Schutzmann hätte erzählen können, wie der kleine schwarze Gegenstand, der auf der Treppe lag, ein durchdringendes Geschrei ausstieß, wie die Frau in Verzweiflung sich an den Kopf griff und eilig davonstürzte, aber er war viel zu benebelt.

— — — Es läutet . . . Es läutet auf eine ganz sonderbare Art; noch nie hat Jemand in diesem streng-anständigen Hause so zu läuten gewagt. Wer so die Glocke zog, mußte ein besonders dringendes Anliegen haben. Die Frau, die am Fenster im dunklen Zimmer steht, fährt zusammen. Ihr Herz pocht mächtig im Vorgefühl eines wichtigen Ereignisses. Sie läßt sich auf einen Stuhl nieder. „Wer kann das sein?“ fragt sie sich, und eine dunkle Ahnung von etwas Außergewöhnlichem läßt sie gespannt aufhorchen. Etwas Seltsames geht vor. Menschen laufen im Hause hin und her, laute, erregte Stimmen dringen bis in ihr Zimmer. Und plötzlich hörte die Frau eine Kinderstimme. Bebend, schwerathmend eilt sie in's Vorzimmer. Ein sonderbarer Anblick bietet sich ihren Augen; die bleiche, vor Angst zitternde Zofe hält etwas, in Lappen eingewickelt, in ihren Armen, und dieses Etwas stößt ein helles Kindergeschrei aus. „Ein Kindchen!“ ruft die Frau aus, die Hände zusammenschlagend. Und in ihrer Stimme liegt so viel freudiges, entzücktes Erstaunen, daß Alle auf einmal ihr antworten:

„Ja, ein Kindchen!“ — „Ein lebendiges Kindchen!“ — „Es ist vor die Thür gesetzt worden!“ — „Klein ist es, ganz klein.“ Alle sprechen durcheinander: der Diener, der Koch, der Kutscher, ja selbst der Knecht, Alle sind da und gucken neugierig in das Bündel.

„Zeig', zeig' mir das Kindchen!“ flüstert die Frau, wickelt mit zitternden Händen die Lappen selbst auseinander und nimmt das Kind heraus. „O Gott, wie kalt seine Glieder sind und wie klein! Ganz winzig!“ Schweigend, mit gerührten Gesichtern steht die Dienerschaft herum. Das Kind, das Licht und Wärme gefühlt hat, hört auf zu weinen und starrt gedankenlos, mit weit aufgerissenen Augen die Leute an.

„O du mein Kleinod!“ entringt es sich der Brust der Frau, und in einem Anfall von Zärtlichkeit küßt sie die kleine Hand des Kindes. „Was sollen wir aber thun, Anna?“ Und ihre Augen heften sich mit einem Ausdruck von Angst und Gram auf die Zofe. „Ich fürchte, er wird es erfahren, und das Kindchen wegschicken. Versteck' es, versteck' es um Gottes willen!“ Es ist aber zu spät. Man hört Schritte, sie kommen näher . . . Ein wohlbekanntes Hüsteln, die Thür knarrt . . . „Der gnädige Herr!“

Der Koch, der Diener, der Kutscher verschwinden; nur die Zofe mit dem Kind in den Armen bleibt zurück und die verschüchterte Frau, die wie eine Schuldige mit tief gesenktem Haupte vor dem grausamen Gatten steht. Lange, dumpfe Stille, die nicht einmal vom Geschrei des Kindes unterbrochen wird, weil der Schelm in diesem Augenblick vergnügt um sich schaut. Da entschließt sich die Frau, einen ängstlichen, verstohlenen Blick auf ihren Mann zu werfen . . . O Wunder, er lächelt. Er, den sie nie während ihres langen gemeinschaftlichen Lebens lächeln gesehen hat, und noch mehr; er nimmt ihre Hand, drückt sie und sagt mit ganz anderer Stimme als sonst: „Du bist froh? Gut! Er kann bleiben!“

„Du erlaubst es?“ ruft sie glückselig aus.

„Ja, er kann bleiben . . . unser erster Gast! Was machen wir aber? Das Kind ist ja hungrig, ich hörte, wie es schrie . . . He, holla, Leute!“

Alle, die vorher die Flucht ergriffen hatten, treten auf einmal herein. Auf allen Gesichtern malt sich Freude und Muth. „Johann!“ wendet sich der Herr zum Kutscher, „spann' an, und Du, Anna, Du holst eine Amme. Aber beeilt Euch!“

Der Koch ist so frei, mit einigen praktischen Bemerkungen hervorzutreten. Zum allgemeinen Erstaunen hört ihn der Herr geduldig an. Vom Beispiel seines Vorgesetzten angesteckt, bringt der Knecht auch einige Sätze hervor. Der Herr läßt ihn ebenfalls ausreden. Nun fangen Alle an, durcheinander zu sprechen, bis schließlich die Zofe im Aufwallen eines plötzlich erwachten Muttergefühls und weil sie den kleinen Ankömmling zuerst bemerkt, ihre Rechte auf ihn geltend macht und ihn in ihr Zimmer trägt. Dann nimmt der Mann seine Frau bei der Hand und führt sie in die Gemächer zurück. Ganz wunderbar ist ihr zu Muthe, als ob jetzt erst die Wärme der Räume, die Pracht der Einrichtung, der Glanz der Kerzen Werth und Bedeutung gewonnen hätten, als ob ein neuer Gesichtskreis sich vor ihr und ihrem Manne aufgethan hätte, und als ob ihr ein Glück entgegenschimmerte, nach welchem sie sich gesehnt, das sie aber nie gekannt hatte. O wie theuer ist ihr dieses ausgesetzte Kind! Das lange unterdrückte Bedürfniß nach Liebe bricht auf einmal mit voller Kraft in ihrem einsamen Frauenherzen hervor. Dieses kleine, hülflose Wesen lieben, heiß und innig lieben! Darin liegt für sie der ganze Sinn des Lebens. Und der Mann führt sie in sein Zimmer, sie lassen sich am hellloderndem Kamin nieder. Sie schweigt, denn sie horcht, ob das Kind nicht weint. Plötzlich bemerkt sie mit freudigem Erstaunen, daß ihr Mann auch auf etwas lauscht. Wortlos sehen sie sich an. Sie fühlen und begreifen, daß sie von nun an einander nicht mehr fremd sein können.

Das Bindeglied zwischen ihnen ist gefunden.

## Aus der Hauptstadt.

### Sauhatz.

Der winterliche, beschneite Wald starrt schweigend auf; nur vom Froste hört man die mächtigen Stämme knirschen, nur das glasharte Klirren der kahlen Zweige, die der leise Wind aneinander reibt, tönt aus der Höhe durch die Einsamkeit. Sonst ist es still. Im ersten Lichte des späten Morgens funkelt der stählerne Himmel, aber statt belebender Wärme scheint blaßgoldne Kälte aus der erschöpften Sonnenscheibe niederzurieseln. Die weißen Wipfel schaudern und streuen gefrorenen Schnee, der sich unterwegs wieder zusammen ballt, gleich als wollten die einzelnen Flocken in zitternder Umklammerung Schutz suchen vor der vernichtenden, lautlosen Kälte . . .

Wüthendes Hundegekläff zerstört den unheimlichen Zauber. Vor der rasenden Meute her flüchtet der riesige Keiler. Unter seiner Wucht kracht das spröde Gebüsch, spritzt weithin der Schnee; sein dampfender Athem schwebt in bläulich stumpfem Glanze auf der klaren Luft. Hier, wo die breite Buchensäule ihm den Rücken deckt, hält das mächtige Thier jählings inne und wendet sich seinen Verfolgern entgegen. Längst behagte ihm schlecht die ehrlose Flucht, die er nur in der Ueberraschung antrat, in dem Glauben, die Hatz gelte nicht ihm, und er würde nach wenigen Minuten ruhig in irgend einer Mulde verschnaufen können. Den Angreifern schien es zunächst bloß um ein Spiel zu gehen, und Spiele liebt sich der Schwarzrock wohl in der Liebe, doch nicht im Kampfe. Nun aber weiß er, daß das fahrige Gesindel da hinten es ernsthaft auf ihn abgesehen hat. Als er das erkannt hatte, überfiel ihn im ersten Augenblick schmähliche Furcht, der er besinnungslos, bis zur halben Erschöpfung nachgab. Und er rannte, rannte, bis ihm klar geworden war, daß die Hunde schnellfüßiger waren als er. Weßhalb floh er denn eigentlich? Seit wann fürchtete er sich vor diesen da?

Er hält inne und ist sofort umringt von der Meute. Nach kurzem, feigem Besinnen springt ihn der Unerfahrensten Einer an — und von der Schärfe des schrecklichen Hauers zerfleischt, schmettert der Narr winselnd gegen den Stamm. Das wahnsinnige Wuthgeheul der Hunde gellt schaurig durch den Forst; es steigert sich, steigert sich zu unerhörtem höllischen Lärm. Der Umzingelte wehrt derweil gesenkten Hauptes Angriff um Angriff ab, und wenn er auch nicht hindern kann, daß der oder jener Tolle sich in ihn verbeißt, so hält er doch die Mehrzahl, die nun seine scharf geschliffenen Waffen zu schätzen weiß, in respectvoller Entfernung. Hält die Kläffenden von sich ab, bis, vor Jagdeifer glühend, mit hastigen Sprüngen der Gewaltige erscheint. Nun ein Augenblick noch, ein kurzer Ruck — jeder Muskel des Armes, der den Keilerspieß hebt, schwillt und spannt sich . . .

Hallali! Und in derselben Secunde wagt die Meute keinen Laut mehr. Es ist wieder todtenstumm im vereisten Walde, dessen Schneedecke jetzt der blutige Schweiß des schwarzen Riesen färbt.

*

Ich sehe den Jäger wieder vor mir. Da steht er, straff und stark, auf der Tribüne des Reichstages, und hebt den Spieß. Seine blauen Augen funkeln, eine Erregung ohne Gleichen ist über ihn gekommen, und doch beherrscht er sich, zwingt sich mit übermächtiger Kraft zur Ruhe, wenigstens äußerlich zur Ruhe . . . Denn ein trutziger und wilder, ein unerbittlicher Gegner reckt sich vor ihm auf. Es gilt heut den Kampf auf Leben und Tod. Keine Schonung wird gegeben, keine verlangt. Hüben wie drüben lodert unbändige Wuth, hüben wie drüben funkelt mörderischer Haß. Und angstvoll schweigend lauscht der steinerne Wald. Die Meute, die dem Jagdherrn so eifrig dient, ist längst verstummt . . .

Die Entscheidung, die heut im Deutschen Reichstag fällt, entscheidet über die Geschicke Europas. Frankreich drängt zum Kriege, Barackenlager erheben sich an der Grenze, von mobil gemachten Armeecorps geht verworrene Rede. Bewilligt indeß der Reichstag dem Reichsgründer die neuen Soldaten, die er unentbehrlich nennt, dann wird der Gegner erkennen, daß Deutschland vor keinem Opfer zurückschrickt, und wird sich's dann wohlweislich noch einmal überlegen. Aber die Opposition denkt nicht mehr an Volk und Vaterland, sie ist blind und taub für diplomatische Erwägungen — den eisernen Kanzler will sie vernichten, ihn im Lebenskerne treffen, ehe er sie selbst vernichtet. Und sie ist stark, diese Opposition. Auf den Tod verwundet liegen die besten Jagdgesellen des Kanzlers, und von Denen, die ihm noch geblieben sind, wagt keiner auch nur den Mund zu öffnen. Die Führer dieser Opposition sind wie dunkle Titanengestalten aus alter Sage. Daß sie ihn bekämpfen dürfen, zu bekämpfen wagen, den Halbgott, den Schöpfer des Reiches, den ewigen Mann, das erhebt sie zum Range von Riesen. Und der Alte weiß, mit was für entschlossenen und gefährlichen Feinden er zu thun hat. Dennoch, gerade darum hebt er den Spieß . . . „Ich klage diesen Reichstag an vor Gott und vor der Geschichte . . .“ Leidenschaftlichere Accente hat das Land nie gehört, ein Drama von so packender Größe sich noch in keinem Parlament abgespielt. Das ist eine Dämonenschlacht . . .

Hallali!

Ein Rauschen geht durch den Wald, Thauwind zieht daher, das Eis zerbrechend, und aus dem Februarwahlkampfe sprießt die neue Wirthschaftspolitik auf, die Deutschlands Handel und Wandel zu phantastischen Erfolgen, üppiger Frühlingsblüthe führt.

*

Staatssecretär Graf Posadowsky lehnt lächelnd an der Estrade des Bundesrathes. Er hat eben in längerer, oft von Beifall unterbrochener Rede dargethan, daß Deutschland die vollendetsten Rechtsgarantien auf allen Gebieten, freiheitliche Einrichtungen wie wenige Länder der Welt besitze. Er weiß von keiner Reichsverdrossenheit, nur von einer krankhaften Neigung zur Hyperkritik, die eine Folge des zu großen Wohlbefindens der Bevölkerung ist. Innerhalb der Verbündeten Regierungen nun gar existieren keine Meinungsverschiedenheiten. „Auch ist es mir nicht bekannt, daß etwas im Deutschen Reiche geschehen wäre, wofür nicht der Herr Reichskanzler in vollster, eigener Ueberzeugung die Verantwortung übernommen hätte. Wenn etwas geschehen wäre, was gegen die Ueberzeugung des Herrn Reichskanzlers verstoßen hätte, so können sich die Herren darauf verlassen, daß der Herr Reichskanzler aus einem solchen Zustande längst die Consequenzen gezogen haben würde.“ Schweigend und ehrerbietig hört es der Reichstag. Niemand lacht den Herrn Staatssecretär aus. Der Zauber seines blendend schönen Sprachstils ist so groß, daß man unter'm Bann dieser Pracht nicht an die grobe Unfugshascherei, die Massen processirter Majestätsbeleidigungen, die Zuchthausvorlage, den § 2 des Disciplinargesetzes, den Zeugnißzwang und dergleichen kleine Unfreiheitlichkeiten mehr zu erinnern wagt. Die Lippe'sche Frage ist versunken, die Zwistigkeiten mit Bayern wegen der Militär-Strafproceßreform sind vergessen, wie die Vasallenrede des Prinzen Ludwig. Keine der Verbündeten Regierungen empfindet den geringsten Reichsverdruß. Dem deutschen Volke geht es wirthschaftlich übermäßig gut. Nirgendwo schreit der Bauernstand auf und fleht um Rettung vom Untergange. In keinem deutschen Staate mehren sich die Zwangsversteigerungen von Bauernhöfen. Dankadressen über Dankadressen von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, die der gottverfluchte Ramschbazarismus ausgemergelt und zu Grunde gerichtet hat, laufen bei den Verbündeten Regierungen ein. Es ist eine Lust zu leben, zumal die Börsensteuer Jahr für Jahr steigende Erträge liefert. Der Herr Reichskanzler weiß kein seligeres Loos, als aus vollster, reiner Ueberzeugung die Verantwortung zu übernehmen für die Thatsache, daß trotz seines ausdrücklichen Versprechens das Verbot immer noch unaufgehoben ist, wonach politische Vereine mit einander nicht in Verbindung treten dürfen. Er vertritt das Telegramm an Krüger und vertritt den geheimnißvollen deutsch-englischen Afrikavertrag. Er ist mit der Behandlung der Lippe'schen Angelegenheit ganz und gar einverstanden; er übernimmt die Verantwortung auch für die Ankündigung, daß hinfort Zuchthaus die Strafe Dessen sei, wer Arbeitswillige bedroht und einschüchtert. Nicht minder begeistert und in vollster, eigener Ueberzeugung vertritt er die Damascener Rede. Seine Verantwortlichkeit geht auch überzeugend hervor aus den umlaufenden Gerüchten über neue Flottenforderungen. Schweigend und ehrerbietig hört es der Reichstag. Gerade spricht Herr v. Bülow, der Humorist und Staatssecretär des Aeußerlichen, der seine Reden mit verwässerten Bismarckgleichnissen aufputzt. Gegen die neue Militärvorlage haben sich nur ganz untergeordnete Parteien, die das Nörgeln aus Grundsatz betreiben, erklärt; nicht einmal das Spiel mit der zweijährigen Dienstzeit hat Verdruß erweckt. Was man Bismarck zähneknirschend verweigerte, als der Krieg an die Thür schlug, das bewilligt man dem Fürsten Hohenlohe vier Wochen vor der großen Abrüstungsconferenz widerspruchslos. Und so darf sich Herr v. Bülow darauf beschränken, geistvolle, wenn auch unfreiwillig komische Gleichnisse zu produciren, wie das von den dunklen Punkten, die zu Erisäpfeln werden können. Die „glückliche Form“ seiner Auslassungen findet in der ganzen civilisirten Welt Beifall — wie dürfte der Deutsche Reichstag da zurückstehen? „Immer noch kann das Ausland Deutschland nicht von der Figur des Fürsten Bismarck trennen, der mit einer Donnerstimme zu ihm zu sprechen schien. Weder der beschwichtigende Ton des Grafen Caprivi noch die akademisch-glatte Art Baron Marschall's haben dieses Gefühl zu verwischen vermocht. Nun aber tritt, anscheinend an einem Wendepunkt in den Geschicken Europas, ein deutscher Staatssecretär auf und zerstört mit humoristischen Wendungen das Grausen, das sich der Gemüther wegen der düsteren Zukunft zu bemächtigen drohte.“ Die Kölnische Wind- und Wetterprophetin, die vom Frühling 1890 ab Bismarck's gefährliche Politik so muthig bekämpfte und die Uriasbriefe parfümirte, sie hat auch diesmal das Richtige getroffen. Der Humor, das ist's, was uns fehlte. Bismarck hat bekanntlich keinen Humor gehabt. Deßhalb haßte ihn das Ausland, und der ausländische Haß war so tief eingefressen, daß selbst Caprivi und Marschall ihn nicht beseitigen konnten. Caprivi und Marschall waren Staatsmänner erster Classe allerdings nur so lange, als sie Portefeuilles besaßen. Jetzt trägt Herr v. Bülow das Portefeuille, folglich ist er jetzt der geniale Staatsmann. Und ohne alle Apparate zerstört sein Genie das Grausen, das sich der Gemüther wegen der düsteren Zukunft bemächtigte — ein paar humoristische Wendungen genügen. Alle Fehler, die der grobe Polterer und Donnerer Bismarck beging, sind ausgelöscht — ein paar humoristische Wendungen genügten. Und wenn man bedenkt, was für eine Qualität Humor das ist — —

„Ich sehe den einzigen verantwortlichen Reichsbeamten nicht, den wir haben, den Fürsten Hohenlohe. Es ist doch unumgänglich nothwendig, daß er diesen paar Sitzungen beiwohnt, die der Generalleſung des Etats gelten; denn nur er ist uns verantwortlich. Ich beantrage, ihn zur Sitzung einzuladen.“

So hätte ein Abgeordneter des Reichstags sprechen können oder müssen. Da kein Mitglied dieses zahm und lahm gewordenen Hauses es wagte, blieb auch die Antwort vom Tische der Regierung aus:

„Fürst Hohenlohe hat sich zur Saujagd nach Springe begeben, wo seine Anwesenheit nöthiger ist."

*

Regen, endloser, warmer Regen triest auf den Wald nieder. Es ist Mitte December, aber das Gebüsch hat sein Grün noch nicht verloren. Schwüler Wasserdampf steigt aus der Tiefe zu den Wipfeln auf und spinnt sie ein. Kein Sonnenblick, kein Fetzen blauen Himmels offenbart sich. Die Wege sind modrig feucht; verläßt man sie, so versinkt man fast im Schlamm. Das ist ein ungesundes, unwahrhaftiges Wetter. Es macht die Menschen schlaff und müde, und statt reisiger Riesen erzeugt es nur Schnupfen.

Gott sei Dank, sagen sich die Theilnehmer an der Jagd, daß sie zeitig abgeblasen wird! Wenn die Sau nur bald kommen wollte! Man macht ihr mit dem neuen Gewehr im Handumdrehen den Garaus, und dann ist die langweilige Geschichte vorbei.

Das Wild wird heut eben den Anforderungen der Neuzeit entsprechend behandelt.

Wo Jägersleute dem Keiler noch mit dem Spieße entgegentreten, da rasiert man ihm vorher die greulichen Hauer fort. Und das Thier ist dann so leicht und gefahrlos zu bekämpfen wie der neue deutsche Reichstag.

Es regnet und regnet ... Es giebt keine Winter mehr. Allerdings darf man dafür auch auf keinen Frühling mehr hoffen.

Caliban.

## Aus den Kunstsalons.

Die ernsthafte Kunstkritik muß es selbstverständlich ablehnen, bloße Geschäftsausstellungen unserer Bilderhändler zu berücksichtigen, denn sie soll nur zu außergewöhnlichen Erscheinungen, dem Großen und Neuen, dem Bleibenden im Wechsel Stellung nehmen. Aber auch das ist nicht mehr so leicht wie früher, denn die Fälle der Gesichte wird nachgerade verwirrend groß. Zu den alten oder umgestalteten Kunstsalons treten neue Bilderpferchen, und fast keine Woche vergeht ohne Eröffnungsfeiern oder Privatbesichtigungen. Da kommt ein junger Basler Zaeslein und verspricht uns die Ueberraschung einer bisher unbekannten Schweizer Böcklin-Schülergemeinde; in der Potsdamerstraße ersteht der neue Kunstsalon Ribera, der sich mit den prächtigen Worpswedern Otto Modersohn — schon der Name stimmt hübsch zu dieser stillen Heimathkunst — und Overbeck und dem ausgezeichneten dänischen Radirer Hans Nic. Hansen gut einführt. Neu ist auch der Salon Cassirer, bei dem unser Publicum die Bekanntschaft mit dem vielgerühmten Werk des jüngst verstorbenen Félicien Rops machen kann, ein im Grunde ziemlich unangenehmer, aber doch interessanter Vorzug. Rops gehört zu jenen Künstlern, die gewiß weniger durch ihre Werke, als durch das Geschreibsel über sie berühmt geworden sind, das einige Stilvirtuosen zu ihrem Preis improvisirt haben. Man denkt da unwillkürlich an die Brillanten-Feuilletons eines Sacher-Masoch über die Vestaly; wenn man dann ihren Hamlet sah, so bemerkte auch der aufmerksamste Beobachter nicht das Geringste von all' der feinen Nervenkunst der dicken alten Dame, sondern nur eine mangelhafte Technik, falsche Betonungen und die unsaubere Sensation. Auch Muther's nachempfindende Schwärmereien über die Pariser Impressionisten kann man heute nur noch mit einem Lächeln genießen, gerade wie die Verzückungen unserer jungen Kunstkritiker vor den Unzulänglichkeiten des längst verschollenen Munch, oder des halbverrückten Huysmans' Bizarrerien über den „reinen, frommen" Rops. Wenn gar der feinfühlige und geistreiche Hermann Bahr, der sich nur leider allzu leicht an seinen eigenen Worten berauscht, dem „größten Radirer unserer Zeit" die stilvolle Grabschrift setzt: „Er haßte die Sünde und hat ihre Macht mit heiligem Zorn gezeigt," so ist das nur lyrischer Ueberschwang eines Phrasenjongleurs, der selbst am meisten lacht, wenn man ihn ernst nimmt. Man braucht von dem Noceur, der sich sein Leben lang behaglich im Schlamm des Sündenbabels wälzte und an der Rückenmarksdarre starb, nicht die geringsten Personalia zu wissen; es genügt schon eine flüchtige Umschau bei Cassirer, um zu erkennen, weß Geistes Kind der verpariserte Belgier war. Der angebliche Sündenhasser hat das Schlimme und Schlimmste jedenfalls sehr wollustinnig empfunden und höchst verführerisch geschildert. Beweis gewisse Blätter, die bei den Pornographen im Hôtel de Vente die höchsten Preise erzielen, wie etwa die „Dévotion de Monsieur Roch" und die Diaboliques und Sataniques. Der größere Theil der Rops'schen Blätter ist nichts weniger als juvenalisch, sondern schlechtweg obscön und ekelhaft. Daß er sein Handwerk beherrscht, kann ihm nicht abgesprochen werden, aber er ist mehr Handwerker und steht als Künstler hinter wahlverwandten Geistern wie Rodin und Degas weit zurück. Als Radirer ist er weder Stauffer-Bern noch Klinger gewachsen, so überraschend auch manche seiner Vernismousblätter und Kaltnadelätzungen auf Jeden wirken, der die in Paris hochentwickelte Technik der Eauxfortes ꝛc. nicht kennt. Sein berühmtestes Blatt: Le semeur, wo Satan mit einer weiten Geberde den Samen des Bösen in Gestalt nackter Frauenleiber über Paris hinsät, ist wohl sein bestes Stück. Zola hat in „Paris" dasselbe Bild von der Sonne gebraucht, aber die goldene Saat des Schönen und Guten gemeint. Ein Rops kann natürlich nur an Baudelaire's fleurs du mal denken.

Auch der Salon Keller & Reiner, der wohl von allen Privatausstellungen am geschicktesten geleitet ist, bietet seinen Besuchern immer wieder Neues, so daß die Vorbesichtigungstage schon zu einer mondainen Institution von Berlin W. geworden sind. Unter der Spitzmarke des Neo-Impressionismus fanden wir da einige begabte Belgier beisammen, die sich gar revolutionär geberden, aber doch nur in P. van Ryssel-berghe eine außerordentliche Kraft stellen. Aber wie altbacken kommen uns jetzt die Farbensymphonien eines Renoir oder Claude Monet vor, diese wild hingesetzten Kleckse, die nur selten harmonisch und geschmackvoll sich zum Bilde fügen und Stimmung erzeugen, aber geradezu verstimmen, wo sie menschliche Körper geben wollen. Welche Formlosigkeiten, welche Häßlichkeit! Licht, Luft und Farbe sind ja schöne Dinge, allein die Proportionen des menschlichen Körpers verändern sie uns in der Natur nicht, und ebensowenig sollten sie es in der Kunst. Das hat unser arkadischer Märchenmaler Ludwig von Hofmann, den wir abseits vom neo-impressionistischen Farbentaumel bei Keller & Reiner finden, nun auch eingesehen und gelernt. Auch er kommt von dem Impressionismus her, aber sein sicherer Blick für die momentanen Wirkungen von Luft und Licht ist minder einseitig als früher und hat sich vertieft. Noch ist er Meister der poetischen Stimmungslandschaft, ein echt deutscher Idyllenmaler, doch seine Menschen haben jetzt Fleisch und Muskeln, Leben und Gesundheit bekommen. Früher gemahnte er vielfach an die Landschaften des alten Geßner mit ihrem entzückenden Baumschlag und den verzeichneten Menschen; heute eher an Segantini, der über dem „Eindruck" doch nie die Lebensfähigkeit seiner Figuren vergißt. Die Um- und Abkehr vom impressionistischen Dogma läßt sich überhaupt vielfach constatiren. Wenn Zola im „Oeuvre" jubelt, daß unsere Ausstellungen plus clairs, plus lumineux, pleins d'air et de soleil geworden, so gilt das heute nicht mehr. Die Ausstellungen des letzten Sommers in Berlin, Paris, München zeigen wieder vorwiegend dunkle Bilder und die einst von allen Hypermodernen vielverspottete braune Ateliersauce. So schnell wechseln die Moden und werden die schönsten Theorien hinfällig! Im neuen Künstlerhause, bei Gurlitt — überall jüngste Bilder von unseren Jungen und Modernen und fast alle im altmeisterlichen Colorit, von der prächtig gemalten Legende eines Raffael Schuster-Woldan bis zu Richard Kaiser's fein empfundener Kanallandschaft. Où sont les neiges d'antan!

Und da kommt nun noch Schulte unter den Linden mit seiner brauntönigen Lenbach-Ausstellung und wird wochenlang das Ziel aller Kunstpilger, der größte Erfolg vielleicht, den je eine Bilderschau in der Reichshauptstadt erzielte. Und doch ein „bloßer" Portraitmaler, was bekanntlich in der volkstümlichen Kunstschätzung nicht viel sagen will. Allerdings ist eine Sensation dabei: nicht Werner'sche Staatsactionen und Schlachtenbilder, aber doch die Bildnisse welthistorischer, fürstlicher und geldaristokratischer Persönlichkeiten — hier der „olle Willem", dort Moltke mit seiner Perücke, der Altreichskanzler als grollender Coriolan, die intrigante Clementine von Koburg und einige Damen der Gesellschaft... Wie sollte das nicht „ziehen"! Aber der Kunstfreund bewundert mehr. Die unerbittliche Treffsicherheit, die Wucht der Charakteristik, das hochgemuthe Ablehnen jeder Concession an Eitelkeit und Repräsentationssucht. Was hätten nicht Winterhalter, Stieler, Angeli oder andere „Hofmaler" mit ihrer rosigen Verschönerungskunst aus diesen aufgedonnerten und aufgeblasenen und doch so nichtigen und verblühten Judenweibern gemacht: stolze junonische Erscheinungen, gepudert und geschminkt, faltenlose Porzellangesichter und Friseurköpfe, wie auf den bemalten Photographien in den Auslagen der Leipzigerstraße. Dafür ist aber ein Lenbach nicht zu haben. Er läßt sich zwar, wie es sich ziemt, hübsch bezahlen, aber nicht bestechen. Er malt die Besteller, wie sie sind, der Formenreiz ist ihm nichts, aber das Innerste und Intimste weiß er herauszuholen, das ganze Temperament darzustellen und die jugendliche Anmuth wie das Verblühende und Greisenhafte zu vergeistigen und zu beseelen. Immer geht er als klarer Kopf von durchdringender Schärfe der Beobachtung und instinctiver Menschenkenntniß auf das Charakteristische aus. Die scharfsinnige Forschernatur eines Virchow, das Sinnend-Sinnige eines Dichtergreises wie Lingg, auch den Helden aller Witzblätter, den guten kleinen Onkel Chlodwig, den Reichskanzler, malt er uns, aber aus dem feinen Gesichte dieses Aristokraten und Diplomaten spricht doch ein Etwas, das uns begreiflich macht, wie ein derber Vollblutpoet gleich Leuthold ihn als geistsprühenden Mäcen besingen konnte. Und dann die Bismarck-Bilder mit ihrer energischen Mache, dem „sitzfeindlichen" Friedrichruher beinahe abgestohlen: der gestürzte Gigant im bequemen Hausrock, das Auge strahlend aber müde, die sprechenden Hände wohl noch fähig, den Donnerkeil zu führen, der vom Undank tödtlich Getroffene nahe, ganz nahe gerückt, doch ohne daß er vom Beschauer weiß, arglos, menschlich, übermenschlich. Wie Karl I. mit Van Dijck, wie Heinrich VIII. mit Holbein, wie Luther mit Cranach, wie Ludwig XIV. mit Le Brun, so wird auch unser Reichsschöpfer mit seinem Lenbach zusammen auf die Nachwelt kommen Und merkwürdig! während die Bilder der Jungen dunkler werden, lichtet sich das Colorit dieses Alten auf. Gewiß, da ist ja auch noch die classische Ateliersauce vorherrschend. Lenbach hat sie von den italienischen Renaissancemalern, seinen lieben Meistern Giorgione, Tizian, Rubens, Franz Hals, Rembrandt, Velasquez und Murillo, die er so lange Zeit congenial copirte; so wie er seine Manier, im Helldunkel verschwindende Figuren und auf schwarzem Grunde grellerleuchtete Gesichter zu malen, mit dem Pariser Meister Bonnat gemein hat, dessen berühmter Thiers wie ein transparenter Eulen- oder Kakadukopf durchgeistigt und lebensprühend aus der umgebenden Nacht unvergeßlich dem Beschauer entgegenstrahlt und als das Muster dieser Richtung gelten

kann. Aber Lenbach kann auch anders. Wie er z. B. auf den Bildnissen der Prinzessin Elvira von Bayern, der Frau v. Nadowitz und einiger Bankiersfrauen Sammt, Seide, Spitzen und Juwelen malt, erinnert er uns daran, daß er ja des großen Costümmalers Piloty Schüler war, nur daß er diese Kunst nicht aufdringlich, sondern in classischer Einfachheit und Anspruchslosigkeit und bloß als Nebensache übt. Und endlich die entzückend sonnigen Kinderbilder der braunen Erika und der blonden Marion mit der Katze diese von Hofner hineingemalt, aber ohne Zweifel vom Meister stark retouchirt, kein Zweifel: Zola könnte den Maler als einen großen Pleinairisten feiern. Und wie herrlich ist das Kindliche, Naive dieser Babies getroffen, die mit immer halboffenem Mäulchen und großen verblüfften Märchenaugen in die Welt schauen! Ach, was bekommt man vor dem zielsichern Streben und Erreichen des Schrobenhauser Maurerssohns und seinen Ewigkeitsbildern doch für einen Ekel vor allen Theorien und Recepten, vor allem unreifen Wollen und halben Können! S.

## Notizen.

Von Georg Hirth's berühmtem Buch: „Das Deutsche Zimmer vom Mittelalter bis zur Neuzeit" ist unter Mitwirkung von Karl Rosner eine neue bis zur Gegenwart erweiterte Auflage mit 538 Textabbildungen und zwanzig prachtvollen Tafeln gerade noch rechtzeitig zum Fest in G. Hirth's Kunstverlag in München erschienen. Wir sehen da wiederum in Text und Bild, wie wir im letzten Vierteljahrhundert so ziemlich alle Stilentwickelungen vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in mehr oder weniger geschmackvollen Zusammenstellungen und Nachbildungen praktisch kennen, lieben und — bewohnen gelernt haben. Aber auch bei uns drängte schon zu Ende der achtziger Jahre der Pleinairismus in der Malerei und die wiedererwachte Schwarzweißkunst zu freierer, modernerer Behandlung der Wände. Wenn wir hierin verhältnißmäßig langsamer vorwärts gekommen sind, als Engländer und Amerikaner, so liegt das wohl zum großen Theile an dem conservativen Sinn unseres Kunsthandwerks. Georg Hirth gesteht im Nachwort zu seinem schönen Buche, daß er in den gegenwärtig im Flusse befindlichen Stilbildungen nicht viel Originelles findet. „Hier sehen wir Anklänge an die Ornamentik und Polychromie der Aegypter und frühen Griechen mit tektonischen Recepten der Gothik und des Biedermeierstils, Altnordisches, Arabisches, Indisches und Japanisches gemischt. Wer die Kupferstiche von Chodowiecki, nach Chippendale u. A., die Stoffmuster des 17., die Tapeten und Buchvorsätze des 18. Jahrhunderts, die schier unermeßlich zahlreichen glatten und praktischen Lösungen der Napoleonischen Zeit und der zwanziger Jahre in der Erinnerung hat, der wird heute in dem fälschlich sogenannten „englischen Stil" viele alte Bekannte begrüßen. Originell ist hier eigentlich nur die englisch-amerikanische Ungeniertheit, womit alle nur denkbaren historischen Motive und Techniken harmonisch (und leider oft auch recht unharmonisch) zusammengefügt und ohne ästhetische Gewissensbisse Concessionen an die Bequemlichkeit, die Griffigkeit und, was besonders gelobt werden muß, an die Hygiene gemacht werden. Das Neue ist nicht sowohl in der Richtung der tektonischen, ornamentalen und coloristischen Erfindung, als vielmehr in der decorativen Stimmung zu suchen. Und hier wird gewiß mit der Zeit auch ein nationales Etwas mehr und mehr zum Ausdruck kommen können, etwas Unwägbares und Undefinirbares, das gleichwohl uns Deutschen auf den ersten Blick verständlich sein wird: das „Gemüthliche", „Trauliche", „Heimliche". Es kommt dabei Alles auf den künstlerischen Verschmelzungsproceß an, welcher sicherlich nicht ausbleiben wird. Aber nicht genug kann betont werden, daß gerade diese kaleidoskopische Vielheit der Elemente, sowohl seitens der Künstler als seitens des Publicums, nur durch eine ganz allgemeine, vertiefte Kunstanschauung zu bewältigen ist. Indem wir uns von der Stiltyrannei der Vorfahren losmachen, müssen wir doch alles Dagewesene kennen und in seinem künstlerischen Zusammenhange überblicken: das Gothische z B., das sich in den modernsten Bildungen so breit macht, müssen wir, um nicht in lächerliche Anwendungen zu verfallen, in seinem innersten Wesen erfassen, und überall sind wir gezwungen, nicht bloß auf die allgemeinen Stilgesetze und die besonderen Techniken einzugehen, sondern uns auch mit dem Urquell aller Kunstmotive, der Natur, zu befassen." So der treffliche Georg Hirth, dessen Prachtbuch am besten geeignet ist, uns dieses Verständniß des Alten und Neuen, des obsoleth Gewordenen und eines Zukunftstils nahe zu bringen, denn auf die heutige Richtung wird ganz zweifellos in zwanzig oder dreißig Jahren — vielleicht schon früher — eine neue folgen. Die Jüngeren, die sich auf diese Wendung vorbereiten müssen, und die Alten, deren Herz jung bleiben will, mögen nach Hirth's Anweisung mit dieser Aussicht rechnen, aber „nicht dadurch, daß sie dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen fallen, sondern dadurch, daß sie den heimlichen Schatz ihres Herzens vermehren, Alles, was schön und stark ist, zu verstehen, zu lieben lernen."

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von Kurt Geucke. (Berlin, Hermann Walther, Friedrich Bechly). Der Verfasser ist nicht nur ein preisgekrönter Lyriker, sondern auch ein sinniger Aesthetiker, der über Kunst und Naturalismus manches Tiefdurchdachte ausgesprochen hat, dazu ein Dramatiker und Librettist. In seinem mit schönen Zeichnungen von Fidus geschmückten neuen Buch erzählt er uns, wie ihn in seinem Dachstübchen seltsame Gestalten heimsuchen, Noth, Liebe, Sehnsucht, Gram, Schicksal, Ruhm und Tod, und in nächtlichen Wanderungen führen sie ihn hinaus in Höhen und Tiefen des Erdendaseins und Weltenraumes und zeigen ihm wechselnde Geschicke und schwankende Gestalten, die uns der Dichter vermittelt, in Prosa und Vers abspiegelt, im Golde seiner Poesie und seines mitleidvollen Gemüthes verklärt und beseelt. Ueber diesen Alltagsgeschichten, Allegorien und Phantasien, die wie Bekenntnisse eines Wahrheitsuchers und empfindungsreichen Zukunftdeuters gemahnen, liegt der Ernst unserer zerrissenen, fragenvollen Jahrhundertwende. Der ethische Gehalt ist nicht minder groß als der poetische, und es gewährt einen eigenen Genuß, die stürmischen Wallungen und stillen Empfindungen, wo das Gefühl sich harmonisch abzuebnen scheint, eindringlich und innig auf sich einwirken zu lassen. Freilich rathen wir davon ab, dieses Werk, das kein Dutzend und Alltagsbuch ist, nach Recensentenart in einem Zuge zu verschlingen; es will nur bedächtig und langsam in seltenen Absätzen genossen sein, in guter Stunde und geweihter Stimmung. Dann wird es wie ein sanfter Freund, wie eine ideale künftige Geliebte, wie ein himmlisches Echo unserer eigenen Herztöne wirken, ein Labsal und Heilmittel zugleich. Man lese nur einmal das mächtige Sterbelied, das der Wiener Vortragsmeister Strakosch in sein Repertoire aufgenommen hat, oder das ergreifende „Es ging ein Duft" oder das preisgekrönte „Kummerschifflein" oder den parabolischen Streit zwischen Pfennig, Groschen und Thaler. Besonders den Volkston trifft der Dichter ganz wunderbar, wie denn überhaupt seine Poesie dort am Stärksten und Erfreulichsten wirkt, wo sie festen Boden unter sich fühlt, Heimatluft athmet und nach metaphysischer Verstiegenheit wieder ganz irdisch und menschlich, schlicht und natürlich wird. Alles in Allem ein bedeutendes Buch, ein echter Lyriker und zukunftreicher Dichter.

William Shakespeare. Von Georg Brandes. Zweite Auflage. (München, Albert Langen.) Wenn in unseren vielfach traurigen literarischen und buchhändlerischen Verhältnissen uns etwas noch zu erfreuen vermag, so ist es der Erfolg eines wirklich gediegenen Werkes, so wenn z. B. diese ausgezeichnete biographisch-ästhetische Shakespeare-Monographie nach kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Nie ist Brandes' kritisches und darstellendes Talent größer und reifer erschienen. Die von Taine übernommene analytische Methode hat er selbständig und im germanischen Geiste ausgebildet und weiter entwickelt, aber ist der Franzose nur ein scharfsinniger, fein nachempfindender Kopf, so ist Brandes mehr: ein Dichter. Denn nur ein congeniales Talent vermag dem großen Dramatiker nachzufühlen und nachzuspüren, seine Gestalten in ihrem innersten Kerne bloßzulegen und zu erklären und wieder zu einem lebensvollen Ganzen in überraschend neue Beleuchtung zu rücken. Wie wenig wissen wir im Grunde von dem Menschen Shakespeare, und was weiß Brandes daraus zu machen, welch' farbiges, ergreifendes, lebenvolles Zeit- und Culturgemälde! Unsere Leser kennen das erschütternde Bild von dem in seine Heimath zum Sterben reisenden greisen Shakespeare, seine letzten Lebensjahre am Avon und seinen Tod, wie Brandes es uns aufgezeichnet hat. Dieselbe Kunst der Darstellung finden wir auf jeder Seite seines herrlichen Werkes. Man lese die großartige Charakteristik der Königin Elisabeth oder Bacon's, die Schilderung von Essex' und Southampton's Geschick, die intimen Bemerkungen über das damalige Freundschaftsideal, die Analysen der biographisch so wichtigen Sonette, die scharfsinnigen Untersuchungen zumal über Romeo, Hamlet und Lear und die kühne Construction des jugendfrischen, des verstimmten (Coriolan) und des im „Sturm" versöhnend ausklingenden Genius. Gewiß, auch unsere Shakespeare-Forschung hat uns vortreffliche Werke bescheert, aber was Brandes vor Gervinus, Ulrici ꝛc. auszeichnet, das ist die frische, lebendige, immer interessante und packende Darstellung, die sich mit tiefer Wissenschaftlichkeit und Weltkenntniß vereinigt. Kein geistreicheres und lebendigeres Buch ist je über den größten Dichter geschrieben worden.

Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dieser zweite Band des verdienstlichen Sammelwerkes würde zu anderer Zeit gewiß ein ungeheures Aufsehen erregen, aber des Fürsten monumentale „Gedanken und Erinnerungen" — ipse fecit — nehmen der anderweitigen Bismarckliteratur für's Erste alles Interesse weg. Ist aber der gewaltige erste Eindruck dieses unvergleichlichen Memoirenwerkes vorüber, dann wird man gerne zu dieser Sammlung zurückkehren, die uns den intimen Bismarck schildert, wie er gelegentlichen Besuchern, vertrauten Freunden und beobachtenden Mitarbeitern erschien. Die Versailler Gespräche, die uns Busch u. A. erhalten haben, die Unterhaltungen im Reichskanzlerpalais, die Plaudereien am Friedrichsruher Frühstückstisch, Interviews und Ansprachen, Jegliches was zur Charakteristik des großen Mannes dienen kann, Aussprüche, Urtheile, Schilderungen, Alles ist hier chronologisch mit Liebe und Fleiß zusammengetragen. Wohl geht beim Erzählen solcher Gespräche oft das Beste, Wärme, Tonfall und Nuance, verloren, auch ist mancher Berichterstatter tendenziös befangen und unzuverlässig, aber auch diese der Retouche bedürftigen Momentbilder sind werthvoll für die Nachwelt und interessant für die Mitlebenden. Künftigen Historikern wird es eine wichtige Quelle sein. Unser Volk aber wird den individuellen Reiz dieser subjectiv gegebenen und berichteten Darstellungen schätzen lernen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

THOURET, G.

**FRIEDRICH DER GROSSE**

**als Musikfreund u. Musiker.**

192 Seiten mit 7 Abbildungen und einem Faksimile der Notenhandschrift Friedrichs des Grossen. geb. Mk. 3.—.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Wie der Krückstock zum „alten Fritz", so gehört auch die Flöte zum Bilde des grossen Königs. Als Musikfreund und Musiker steht Friedrich II. freilich nicht auf der Weltbühne, aber die Flöte war, wie er selbst einmal zu Franz Benda sagte, sein bester Freund; daher wird gerade sie uns manches von ihm erzählen können, was niemand sonst erfahren hat. Das Werk enthält den Niederschlag zehnjähriger Studien und möchte durch eine populärwissenschaftliche Darstellung, sowie durch zahlreiche, bequem spielbare Notenbeispiele Laien und Musiker in gleicher Weise befriedigen. Der Verfasser folgte der ausdrücklichen Aufforderung Friedrich's an die Nachwelt, ihn mit vollkommenster Freiheit zu beurtheilen.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Hohenzollernsagen.**

Ein Balladenkranz

von

**August Sturm.**

Gr. Octav. 49 S.

Preis geb. M. 1.50.

Leipzig. Carl Jacobsen.

**Bismarcks Nachfolger**

Roman

von

**Theophil Zolling.**

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

**Kürschners Bücher**

Vorrätig in allen Buchhandlungen

**Frau Musika.** 530 Musikstücke für Klavier und Gesang. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter, Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. M. 10.—, in 2 Bde. geb. M. 12.50. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustr. von den besten Kompositionen aller Art.

**Jahrbuch 1899.** Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenklichen Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

**Das ist des Deutschen Vaterland.** Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustrationen. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

**Universal-Konversations-Lexikon.** 23,5×18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Bd. 2700 Illustr. **3**

**Welt-Sprachen-Lexikon.** 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterb. etc. **Mark.**

**Kürschners Bücherschatz.** Jede Woche ein reich illustrirt. Band von ca. 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbiblioth. Beste Autoren Mitarbeiter. **20 Pfennig.**

**Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten.** Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Orig. u. unmittelbarste Geschichte d. Krieges.

**Die Welt in Photographien.** Originalphotogr. in Kabinet mit erl. Text. ca. 3000 Blatt erschienen. à Bl. 20 Pf., je 10 Bl. in Mappe M. 2.—; hochelegante Albums zum Sammeln f. M. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—.

Prospekte durch **Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.** u. alle Buchhandlungen.

**Schönste Geschenke**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."**

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

*Zeitschrift für* **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* **Metall-** *und* **Montanindustrie.**

**Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf.** durch jede Buchhandlung, bei der Post **60 Pf. für das Vierteljahr.**

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c, sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 31. December 1898. 27. Jahrgang. Band 54.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Großgrundeigenthum und sociale Frage. Von A. v. H. — Unterseebootflotten. Von Franz Eissenhardt. — Vom Ursprung des Menschen. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Maeterlinck als Dichter und Denker. Von Arthur Goldschmidt. — Abermals Genie und Wahnsinn? Von Marcus Landau. — **Feuilleton.** Im Champagnerrausch. Von A. Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Freiheit, die ich meine. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Großgrundeigenthum und sociale Frage.

Zu den Nationalökonomen, die in neuester Zeit berechtigtes Aufsehen gemacht haben, gehört Dr. Franz Oppenheimer, der in seiner Entwickelung wohl am stärksten beeinflußt wurde von Theodor Hertzka, daneben von Dühring, Carey und von Thünen, dessen „Isolirter Staat" er ein „Ewigkeitswerk" nennt. So steht er der zunftmäßigen Nationalökonomie, wenn man in dieser Wissenschaft überhaupt schon von einer Zunft sprechen kann, fremd gegenüber und erfreut sich, wie alle Autodidakten keiner großen Beliebtheit bei den Anhängern der historischen Schule. Ein Grundgedanke hat früh von seinem Denken Besitz genommen: die Schädlichkeit des Großgrundeigenthums. Dieser an und für sich nicht neue Gedanke erfährt bei ihm eine originelle Wendung dadurch, daß er den Beweis zu erbringen versucht, daß dieser Schädling nicht bloß jetzt verwirrend auf die socialen Zustände einwirkt, sondern daß er es von jeher gewesen sei, der die friedliche sociale Entwickelung schon der Urvölker unterbunden habe. Das Großgrundeigenthum, entstanden in jener Periode der nomadisirenden Völker, wo man anfing, den Feind nicht mehr zu verzehren, sondern als Sclaven zu verwerthen, wodurch die erste Möglichkeit sich ergab, mehr Land zu bebauen als die Arbeit einer einzelnen Familie dies sonst vermochte, ist ihm Quelle und Wurzel alles Uebels. Es ist der einzige Ueberrest des „Nomadenrechts", welches noch in unsere Zeit hineinragt und die Reife zur Culturmenschheit verhindert. Oppenheimer stellt sich in bewußte Opposition zur historischen Schule; er ist ein Anhänger der Naturlehre und stellt als Grundgesetz den Satz auf: „Die Menschen strömen vom Orte höheren wirthschaftlichen Druckes zum Orte geringeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes." Diesen Satz deductiv (durch die Grundlegung der „reinen Wirthschaft"), historisch (an der Hand historischer Thatsachen) und inductiv (durch die Beobachtung des heutigen Wirthschaftszustandes) unumstößlich zu beweisen, ist das Bemühen Oppenheimer's, und er geht mit so viel Fleiß, Eifer und Geschicklichkeit zu Werke, daß man ihm auch da gern folgt, wo man seine Grundvoraussetzungen nicht zu theilen vermag. In seinem Werke „Großgrundeigenthum und sociale Frage" schildert er zunächst die Darstellung der Entwickelung eines wirthschaftlichen Volksorganismus, der sich ungetrübt durch die Hemmungen des krankheiterregenden Schädlings hat zur Reife ausbilden können. Auf das Nomadenrecht mit dem Grundsatz der Ungleichheit und Unfreiheit seiner Staatsangehörigen folgt das Tauschrecht mit der Grundlage der Freiheit und Gleichheit der erwachsenen männlichen Staatsangehörigen. Der Nomadenstamm wird seßhaft, geht zum Körnerbau über, vertheilt das urbare Land unter sich, und Jedermann hat das gleiche Einkommen, da bei einer Vergrößerung der Familie die überzähligen Mitglieder hinausziehen und neues Land unter den Pflug nehmen. Geographische und klimatische Verschiedenheiten, sowie wichtige Verkehrspunkte — denn der Handel ist älter als das Gewerbe — sind Anlässe zu mehr oder weniger dichter Besiedelung. Bald aber fängt überall eine locale Arbeitstheilung an, sich nutzbringend zu erweisen. Der Bauer überläßt sein Korn dem Fischer und Jäger gegen Fleisch und Fisch, und der technisch begabte Jüngling bildet sich zum Handwerker aus. Diese siedeln sich in Dorfschaften oder an jenen Stätten an, wo ein alter Handelsweg oder natürliche Gaben des Bodens bereits einen stärkeren Zusammenfluß der Bevölkerung zur Folge gehabt haben. Oppenheimer nennt diese Ansiedelungen Punkte geringeren Druckes und nimmt an, daß die Bevölkerung so lange dorthin strömt, bis sich der Druck dort ebenfalls erhöht. Es entstehen dann die Thünen'schen „Zonen"; die dichter um die Stadt gelegenen Bebauungsringe werden, weil ihre Transportkosten zur Stadt weniger kostspielig sind, der Ertrag der Hufe also beträchtlich höher als der der entfernter liegenden gleich großen Hufe ist, sofort durch Zuströmen neuer Elemente dichter besiedelt und — jeder genießt wieder das gleiche Einkommen. Wem das paradox erscheint, dem wird gesagt, daß die Unmöglichkeit, fremde, billige Arbeitskräfte zu erhalten, den Besitzer einer in der Gartenbauzone belegenen Hufe mit reichem Ertrag zwingt, seine Hufe zu verkleinern, weil er mit den Arbeitskräften der eigenen Familie nicht mehr im Stande ist, die intensivere Bebauung durchzuführen. „So lange freies Land verfügbar ist, wie in unserer Voraussetzung, hat jedes erwachsene Mitglied der Bevölkerung die Möglichkeit, an der Grenze eine eigene Hufe zu besetzen. Es ist also kein Lohnarbeiter für weniger zu haben, als das Einkommen des Hufners beträgt, ja er wird noch eine Entschädigung für den Verzicht auf seine Selbständigkeit verlangen und erhalten."

Während die Productivität der ländlichen Arbeit durch die Dichtigkeit der Besiedelung steigt, steigt sie in der Stadt noch rascher durch die immer fortschreitende Arbeitstheilung. Die Stadt lockt dadurch Menschen so lange an, bis das Einkommen des Städters sich von dem des Bauern nicht mehr

wesentlich unterscheidet. Abwanderung in die Stadt und Auswanderung in neue Colonialgebiete sind also Strömungen, die der „reinen Wirthschaft" durchaus wesentlich sind. Da es nun keine billigen Arbeitskräfte giebt, so muß der Zusammenschluß in den Gewerben sich in der Form der Productivgenossenschaft vollziehen, d. h. der Meister oder Unternehmer ist genöthigt, seinen Gesellen denselben Antheil am Ertrage zu geben, den er für sich beantragt, abgesehen vom Zins und der Risicoprämie. Wir befinden uns in jenem Stadium, in dem, um einen Ausdruck Carey's zu gebrauchen, zwei Meister einem Gesellen nachlaufen. Die Zünfte bleiben jedem Beitrittslustigen offen; ja, es existiert sogar ein Zunftzwang, der den Anschluß zu erzwingen sucht. Der Unternehmergewinn ist nicht mehr als die Bezahlung einer höher qualificirten Arbeit. Der Zins spielt eine geringe Rolle und von Bodenrente ist keine Rede. Es giebt keine Arme und keine Reiche, erstere nicht, weil man ja um jede Arbeitskraft concurrirt, letztere nicht, weil die Anreizung zur Capitalbildung sehr gering ist. Eben so wenig ist Uebervölkerung in einer Periode vorhanden, in der noch freies Land unter den Pflug genommen werden kann. Die „Physiologie" der Wirthschaftslehre weiß von keiner Störung des Volksorganismus. Da aber die Thatsachen lehren, daß sich nicht Alles in der durch die natürlichen Bedingungen gewährleisteten Interessenharmonie befindet, so handelt es sich nun um die Darlegung der „Pathologie" des socialen Körpers. Diese Pathologie ist nach Oppenheimer einzig und allein durch das Entstehen des Großgrundeigenthums hervorgerufen. Wo ein juristischer Besitzer den auf seinen Boden wirthschaftenden Subjecten nur ein unveränderliches Fixum gewährt, selbst aber den ganzen Rest des Ertrages einzieht, da ist Großgrundeigenthum. Die Großgrundherrschaft des Mittelalters, wo der Besitzer sich nur ein Fixum vorbehielt, während die wirthschaftenden Subjecte den Rest erhielten, fällt nicht unter diesen Begriff. Ob der Besitzer der „Zuwachsrente", womit die „Ausbeutung" auf den Plan tritt, den Betrag in materielle Werthe umsetzt, in Bauten, Geschmeide und Kleider oder in persönliche Dienste, ob er sie in's Meer versenkt oder in Flammen aufgehen läßt, scheint Oppenheimer für die Gesundheit der Volkswirthschaft vollständig gleichgiltig zu sein. In der That eine ungeheuere Verkennung des Werthes der Capitalkraft! Oppenheimer kommt es nur darauf an, daß die Kaufkraft des Bauern sich bei einer solchen Vertheilung des Einkommens derart verringert hat, daß sie für die Gewerbe nicht mehr schwer in's Gewicht fällt. Von dem Augenblick der Einziehung der „Zuwachsrente" ändert sich die gewerbliche Production dahin, daß die Luxusfabrikation aufkommt, die nur in größeren Städten vorgenommen werden kann. Zugleich wachsen die Städte als Orte geringeren Druckes an, und es bieten sich dem mehrwerthslüsternen Unternehmer billige Arbeitskräfte an, so daß die „Ausbeutung" vom Lande auf die Stadt übergreift, und da nun von beiden Orten an Auswanderung gedacht wird, ist, das gesteht Oppenheimer selbst zu, sehr bald alles noch verfügbare Land so weit bebaut, wie es dazu noch lohnend scheint.

Hier ist ein sehr schwacher Punkt. Es ist nicht recht ersichtlich, warum in der „pathologischen" Gesellschaft plötzlich die Anbauungsgrenze mit einem Mal beschränkt erscheint, die in der reinen Wirthschaft als Regulator für die Gesundheit wirkte. Stellt man politische Verhältnisse in Rechnung, so begreift sich eine Stauung der Bevölkerung wohl, aber von diesen will Oppenheimer bei seiner Deduction ja nichts wissen. Er nimmt an, daß der Boden anfängt, Werth zu erhalten, sobald durch den Faktor des Großgrundeigenthums Bauern aus Orten hohen Drucks in Gegenden niederen Drucks auswandern. Nun scheint es aber gleichgiltig zu sein, welcher Art der Druck ist, ob er, wie die historische Schule annimmt, aus einer relativen Uebervölkerung entsteht oder ob er aus der Geltendmachung des Herrenrechtes entsteht, wenn nur die von diesem Druck gequälten Subjecte durch Auswanderung in nicht zu fern gelegene Gebiete sich dem Drucke entziehen können. Sperrt der Zuwachsrentner zugleich nicht die Gebiete niederen Druckes durch politische Maaßregeln, so ist nicht ersichtlich, warum seine Bauern sich ihm nicht einfach entziehen und ihn dadurch nöthigen, bessere Existenzbedingungen zu bewilligen. Nichts hat sich ja seit jener goldenen Periode, die Oppenheimer für Westdeutschland in die Jahre von 1000—1300 resp. 1370 setzt, geändert, als das Anwachsen der Bevölkerung, die es dem Großgrundbesitzer möglich macht, sich seiner Rechte, der er sich früher freiwillig begeben hatte, zu erinnern. Nach Oppenheimer's Auffassung haben die Menschen jener Periode der „reinen Wirthschaft" fast Alle das gleiche Einkommen besessen, allerdings fügt Oppenheimer hinzu „für gleiche Leistungen", stellt dann aber die Leistungen aller ländlichen Arbeit mit denen aller gewerblichen Arbeit unterschiedslos gleich, nur dem Unternehmer einen etwas höheren Gewinn, wie er bei uns dem Unterschied der qualificirten von der unqualificirten Arbeit entspricht, vorbehaltend. Er sagt ausdrücklich: „Es muß also mit leichten Pendelschwingungen um einen sich stets erhöhenden Gleichgewichtspunkt das ‚Einkommen' aller Berufe stets im Durchschnitt das gleiche sein." Nun ist aber schon die Arbeit innerhalb jedes Berufszweiges den Leistungen nach in Grade zu theilen, und eine noch größere Verschiedenheit giebt es in Bezug auf die verschiedenen Berufe. Der mit den einfachsten und niedrigsten Feldarbeiten beschäftigte Bauerknecht kann für seine Leistungen nicht dieselbe Entlohnung beanspruchen, wie der geschickte Metallarbeiter, der Steinmetz oder Holzschnitzer. Oppenheimer aber sieht das Einkommen des Bauern als Regulativ für das Einkommen Aller an. Nur diejenige Gewerbepolitik einer Regierung sieht er für gesund an, die das Einkommen Aller hebt, und zwar gleichmäßig hebt. In der „reinen Wirthschaft" steigt mit der Productivität des Ackerbaus die Gesammtproductivität. Das ist ganz richtig für einen vorwiegend ackerbauenden, dünnbevölkerten Staat, wie es Deutschland bis in unser Jahrhundert hinein war, der keinen Export von außen nöthig hat, um neben der Ackerbau- noch die Industriebevölkerung zu ernähren; aber trotzdem ist die Behauptung, daß das Einkommen des Bauern in einer gesunden volkswirthschaftlichen Entwickelung die Norm für alle anderen Einkommen (abgesehen von denen der Unternehmer) abgeben müsse, eine so ungeheuerliche und allen Beobachtungen so schnurstracks zuwiderlaufende, daß der Hinweis auf die Wirthschaftsgeschichte der drei Jahrhunderte von 1000—1380 uns keine Ueberzeugung gewähren kann. Oppenheimer sieht den Zustand, in welchem Jeder „für gleiche Leistung", d. h. für körperliche Arbeit, das gleiche Einkommen genießt, als ein erstrebenswerthes Ideal an und bekundet sich damit als Demokraten. Wenn er einzelnen Menschen, z. B. hervorragenden Technikern einen „Riesengewinn" gönnt, so ist doch zu fragen, wer denn zu beurtheilen vermag, ob dieses Gehalt gerecht bewilligt wird oder nicht, ganz abgesehen von der Inconsequenz, die für einen Demokraten darin liegt, das Princip des größtmöglichsten Einkommens der größtmöglichsten Zahl zu Gunsten einiger weniger Ausnahmen zu durchbrechen. Wenn der qualificirte Arbeiter nicht mehr für seine Arbeit erhält, als der rohste Ackerknecht, so wird der Anreiz zu den Berufen, die eine längere mühselige Lernzeit beanspruchen, nicht mehr genügen, um Lehrlinge anzulocken, es sei denn, daß ein unwiderstehlicher Drang den Einzelnen veranlasse, seine Schaffenskraft auch gegen den kärglichsten Lohn zu bethätigen. Vor Allem aber wird es dann schlecht um die Entlohnung jener Leistungen bestellt sein, die sich auch bei der größten Dehnbarkeit nicht mehr unter das Princip der Gleichheit bringen lassen, ich meine jene stillwaltende geistige Arbeit, die keinen directen technischen Fortschrittt anzugeben weiß und also auch keinen Unternehmer- oder Leitergewinn beanspruchen kann.

Es wird jetzt mit dem Wort „Ausbeutung“ ein gar nicht zu verzeihender Mißbrauch getrieben. Immer liegt ihm eine gehässige Bedeutung unter. Wenn jeder Zinsgenuß, jede Erbschaft an Capital oder Grundbesitz schon als „Ausbeutung“ verurtheilt wird, dann bleibt allerdings kein Platz für eine rein geistigen, theoretischen Studien hingegebene Wissenschaft, die nicht sofort in praktische Resultate umgesetzt werden kann, denn die „Productivität“ im wirthschaftlichen Sinne wird durch eine Lebensweise, die allen praktischen Zielen abgewendet ist, nicht erhöht. Giebt es also eine ganze Classe von Menschen, die ihr Vermögen verzehren, indem sie sich der Kunst, Literatur und Wissenschaft widmen, so wirken sie „ausbeutend“ auf alle Diejenigen, deren Productionsthätigkeit sie zum Leben bedürfen, denn sie hindern erstens die Steigerung der Production durch ihre mangelnde Arbeitskraft und verhindern zweitens die Steigerung des gleichen Einkommens Aller durch ihre Vorwegnahme von Zins und Bodenrente. Dieses rein demokratische Ideal des gleichen Einkommens Aller wirkt nicht fördernd, sondern nivellirend, und es scheint endlich einmal angezeigt, daß die feineren Menschen sich dagegen auflehnen. Wie alle Forderungen trägt es einen gesunden, berechtigten Keim in sich: die Ausmerzung des zu großen Unterschiedes der Vermögen und Arbeitseinkommen. Der Haß gegen den Capitalismus muß die Besitzenden stutzig machen über die Rechte, die ihnen ihr Besitz ganz ohne Frage verleiht. Wenn ihnen dann klar wird, daß es neben dem juristischen Recht noch ein höheres Recht giebt, welches ihnen in demselben Maaße Pflichten auferlegt, wie es ihnen Rechte zuspricht, dann hat der demokratische Ruf nach gleichem Einkommen für Alle seine richtige Wirkung ausgeübt, aber auch erschöpft. Wie es in der Natur Höhen und Niederungen giebt, wie es im menschlichen Organismus über- und untergeordnete Functionen giebt, so weist auch der sociale Organismus seine großen Verschiedenheiten auf, und es heißt das demokratische Princip überspannen, wenn man die alles nivellirende Pflugschaar des gleichen Einkommens über die Unebenheiten des socialen Terrains hinweggleiten läßt, so daß eine Furche des Ackers wie die andere in gleichmäßiger Starrheit daliegt. Nivelliren heißt niedrigmachen, heißt öde Gleichmäßigkeit an die Stelle abwechslungsreicher Frische setzen, und es gewinnt dabei nur die niedere Ebene, auf deren Niveau alles Ueberragende unbarmherzig herabgezogen wird. Albert Schäffle sagt ganz richtig: „Die relative Annäherung der unteren an die höheren Stufen der Lebenshaltung ist nur dann eine gesunde Entwickelung, wenn hiermit absolute Verbesserung der verschiedenen Lebenslagen verbunden ist; Ausgleich der Unterschiede durch Rückfall der oberen Entwickelungsgrade auf ein niedrigeres Maaß erfüllbarer Lebensansprüche — z. B. im gemeinen Communismus — ist Wiederannäherung an die armselige Gleichheit und Gleichförmigkeit der primitiven Entwickelung.“

Oppenheimer ist ein bewußter Gegner des Malthusianismus. Das Malthus'sche Gesetz, wonach die Bevölkerung stärker zunimmt als die Nahrungsmittel, ist in dieser strengen Fassung nicht haltbar. Wenn man den ganzen bewohnbaren Erdkreis als Bebauungsplan in's Auge faßt, so kann natürlich von einer absoluten Uebervölkerung vorläufig keine Rede sein. Daß aber eine örtliche Uebervölkerung statthaben und außerordentlich schädlich wirken kann, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Es sind eben nicht immer ökonomische Gründe, die zu einer localen Uebervölkerung führen. Wir haben jetzt zu viel Angebot im Handel und in der Industrie, zu wenig in der Landwirthschaft und im Dienstbotenfach. Aber die Menschen sinken eher zum Bettler herunter, ehe sie auf das Land zurückkehren; sie ziehen ein langsames Verkommen in der Stadt dem ausreichenden Lebensunterhalt auf dem Lande vor, und in der Stadt die schwere Fabrikarbeit den leichten Diensten in den Häusern der Reichen. Nach der Auftheilung des Großgrundeigenthums an Productivgenossenschaften, wie Oppenheimer sie befürwortet und als Allheilmittel für alle sociale Schäden ansieht, würde man Mühe haben, Arbeitskräfte zu gewinnen, die sich dem Landleben wieder zuwenden möchten. Der rein ökonomische Factor der Steigerung des Einkommens ist an und für sich nicht genügend, den Bevölkerungsfluß dahin zu lenken, wo wirthschaftliche Vortheile ihrer harren. Ethische, nationale, religiöse Motive spielen auch in der Wirthschaftsgeschichte eine viel stärkere Rolle als der Wirthschaftshistoriker zugeben will, der sie der Magenfrage gegenüber viel zu sehr in den Hintergrund treten läßt. Völker, die sich der Industrie zugewendet haben, pflegen den Ackerbau zu vernachlässigen. Sie wieder zu Ackerbaustaaten zusammenschließen zu wollen, wird auch durch die in „Siedelungsgenossenschaften“ Oppenheimer's gebotenen Vortheile kaum möglich sein. Immerhin wäre ein Versuch mit Staatshülfe sehr erwünscht, schon um den mit der Centralisation verbundenen Gefahren und der Ueberfluthung unserer Ackerbaudistricte durch polnische Elemente entgegenzutreten. Wenn es gelingt, im nächsten Jahrhundert eine Menge anbaufähigen Bodens dem Ackerbau zu erschließen und einen so großen Theil der Bevölkerung dem Ackerbau zurückzugeben, daß dadurch das Gleichgewicht zwischen ländlichen und Industriearbeitern wieder hergestellt wird, dann ist für eine Gesundung unserer heimischen Zustände schon viel gewonnen. Die landwirthschaftliche Production ist an vielen Orten noch bedeutend fruchtbringender zu gestalten, wenngleich auch die intensive Bewirthschaftung des Großbetriebs nichts bis in's Unendliche zu steigern ist. Mehr Halme als Platz haben, können nicht neben einanderwachsen, und schwerer kann die Aehre nicht werden, als der Halm sie trägt. Aber schon weit unterhalb dieser Maximalgrenze geht das Wachsthum der Erträge nicht mehr proportional mit der Volksverdichtung, sondern langsamer vor sich. Industrielle Erfindungen können in's Unendliche fortschreiten, landwirthschaftliche nicht, weil sie an den beschränkten Boden gebunden sind.

Letzten Endes spitzt sich die Fragestellung, die man dem Oppenheimer'schen Buche gegenüber einzunehmen hat dahin zu, erstens: Ist eine Auftheilung des Großgrundeigenthums ausreichend, um alles wirthschaftliche Elend aus der Welt zu schaffen und einen Zustand wirthschaftlicher Gleichheit herbeizuführen?, und zweitens: Sind überhaupt rein wirthschaftliche Vorgänge ausreichend, um die ganze Entwickelung der Menschheit zu erklären?

Oppenheimer bejaht die erste Frage schlechthin, weil er an der Hand der Geschichte einen Beweis erbracht zu haben glaubt, der an Sicherheit mit dem mathematischen concurriren kann. Ja er nennt seine Deduction geradezu selbst eine mathematische, weil er übersieht, daß die Nationalökonomie eben so wenig wie die Philosophie oder Theologie eine Wissenschaft ist, der mit mathematischer Beweisführung gedient werden kann. Der Nationalökonom verfährt entweder vorwiegend historisch, d. h. er begnügt sich mit einer möglichst objectiven Darstellung vergangener und gegenwärtiger Wirthschaftszustände, oder er verfährt philosophisch, indem er die vorgefundenen Zustände benutzt, um aus ihnen „Gesetze“ abzuleiten. Aber die Mathematik hat mit beiden Verfahrungsweisen nichts zu thun. Zwar bedient sich ihrer die Hülfswissenschaft der Statistik, aber sie spielt auch da neben der rein arithmetischen Nebeneinanderstellung nur eine untergeordnete Rolle. Eben so wenig, wie man die Mathematik in der Ethik gebrauchen kann, wo die feinste mathematische Beweisführung gegenüber den unvergleichbaren Geisteskräften der menschlichen Natur versagt, eben so wenig vermag der Nationalökonom aus den so vielfach differenzirten Strömungen des Wirthschaftsgebietes „Gesetze“ abzuleiten, die so für alle Zeiten fest stehen wie die mathematischen. Die Nationalökonomie ist viel zu wenig in sich gefestigt, um sich durch das Pochen auf ihre mathematische Gesetzmäßigkeit einen Vorrang gegenüber der Ethik anzumaßen und sich in dieser

Beziehung mit den „exacten" Naturwissenschaften auf einen Boden zu stellen. Wo sie über die rein geschichtliche Darstellung hinausgeht und sich in Deductionen verliert, kommt sie leicht in ein mehr oder weniger geistreiches Spielen mit den von ihr aufgestellten „Gesetzen", in deren Prokrustesbett alles Bestehende und Vergangene hineingepreßt wird.

Natürlich will Oppenheimer auch die Geschichtsauffassung reformiren. In dem Schlußwort seine Buches sagt er: „Alle politischen Massenbewegungen lassen sich auf wirthschaftliche reduciren. Das eigentliche Wesen jeder politischen Herrschaft ist Ausbeutung." Oppenheimer spricht zwar gelegentlich von Massensuggestionen religiöser Natur und nationalistischen und dynastischen Massenüberzeugungen, aber sie scheinen ihm den wirthschaftlichen Motiven gegenüber nicht von Bedeutung zu sein. Der demokratische Zug des Massenpsychologen, der in allen geschichtlichen Ereignissen nur den Ausdruck der Massenpsyche wittert, bricht überall durch. Gegen Marx polemisirt er deßwegen, weil dieser den Stand der Production allein als weltbewegende Kraft ansieht, während er selbst der Distribution die stärkste Rolle unter den Kräften, welche die Menschenmassen in Bewegung setzen, zuertheilt. Er versteht aber unter Distribution nicht jene ökonomische Thätigkeit, welche die Waare vom Producenten zum Consumenten überführt, die er vielmehr mit zur Production rechnet, sondern jene allgemeine Entwickelung der Volkswirthschaft, wonach Jeder durchschnittlich das gleiche Einkommen hat und dem Verkäufer an dem Sinken des Preises seiner Waare im allgemeinen Interesse ebenso gelegen ist wie jetzt dem Käufer. In der „reinen Wirthschaft" verhielt es sich so, daß Jeder Nutzen davon hatte, wenn der Preis einer Waare fiel, weil damit die allgemeine Kaufkraft sich erhöhte, und da dieser Zustand herbeigeführt wurde und bestanden hat, weil und so lange das Großgrundeigenthum latent war, so bejaht Oppenheimer auch die zweite Frage frischweg, denn der historische Beweis behält für ihn auch unter den ganz veränderten Bedingungen der Gegenwart seine volle Ueberzeugungskraft. Wie Marx den Capitalismus, so macht Oppenheimer einzig und allein den Großgrundbesitz haftbar für alle Hemnisse einer gesunden volkswirthschaftlichen Entwickelung. Er ist nicht der Erste. Seitdem Stamm die „Erlösung der darbenden Menschheit" von der Befreiung von der Bodenrente abhängig gemacht hat, ist die Forderung der Aufhebung des Privatgrundbesitzes in der verschiedensten Form immer wieder erhoben, und Oppenheimer bildet nur den Abschluß einer Reihe von ähnlich denkenden Forschern. Aber so wenig wie es Stamm, Carey, George, Flürscheim gelungen ist, die Welt zu ihren Ansichten zu bekehren, so wenig wird es dem jüngsten beredten Vertreter des Antigrundbesitzes möglich sein, eine neue Aera der Volkswirthschaftslehre mit seinem Buch zu inauguriren, einfach aus dem Grunde, weil er die Relativität aller Beziehungen verkannt und eine absolute Wahrheit bieten will, wo nur eine relative, nämlich die, daß der Großgrundbesitz unter gewissen Umständen schädlich sei, zu finden ist. Aus dieser relativen Wahrheit kann eine fruchtbringende Discussion über die Mittel und Wege der Abhülfe entspringen, aber keine Forderung, die, wenn sie erfüllt würde, alle socialen Schäden ein für alle Mal aus der Welt schaffte. Die Menschheit steht nicht so nahe vor den Thoren des Paradieses, wie Oppenheimer meint, und der Wächter mit dem feurigen Schwerte, der den Eingang verbietet, heißt nicht Großgrundeigenthum, sondern Menschennatur, und so lange dieser Gegner nicht von ganz anderen als ökonomischen Erwägungen bekämpft wird, so lange wird das Paradies auch verschlossen bleiben.

A. v. H.

## Unterseebootflotten.

Von Franz Eissenhardt.

Sechs Unterseeboote nimmt Frankreich nach seinem neusten, soeben veröffentlichten Schiffsbauprogramm im Jahre 1899 in Angriff. Das ist ein überraschendes Ereigniß und verdient große Beachtung. Bisher hatten sich alle Nationen mit der Construction eines, höchstens zweier Boote gleichen Typs begnügt, man war nicht aus dem Experimentiren herausgekommen und den Erfolgen konnte man mit einigem Recht um so zweifelnder gegenüberstehen, je glänzender sie geschildert wurden. Von all' den zahllosen Unterseebooten in neuerer Zeit hat thatsächlich kein einziges auch nur versucht, etwas zu leisten wenn es darauf ankam, und nach den Lobeshymnen, die man ihnen allen gesungen hat, mußte man geradezu Verblüffendes von ihnen erwarten. Die Türkei sowohl wie Griechenland besaßen zwei Norderfeldt-Unterseeboote, von denen namentlich erstere am Goldenen Horn Übungen gemacht hatten, die wahre Begeisterung erregten. Aber weder die Griechen noch die Türken stellten sie während des Krieges überhaupt in Dienst, trotzdem man doch eigentlich bei dem Stande der beiderseitigen Finanzen die Beschaffung solcher, keineswegs billigen, Fahrzeuge zu motiviren hätte versuchen können. — Als der Spanier Peral das nach ihm benannte Fahrzeug Anfang dieses Jahrzehntes bei Cadiz einer ungeheueren Menschenmenge vorführte, brach frenetischer Jubel aus, und man beabsichtigte nichts Geringeres, als mit einigen Dutzend „Perals" alle Feinde Spaniens zur See auf den Meeresboden zu befördern. Ein zweiter „Peral" wurde zwar nicht gebaut, und sein Constructeur ist im Mai 1895 zu Berlin vergessen gestorben, aber sein Unterseebot ist noch da, und es lag nichts im Wege, dasselbe auf einem der Schiffe der Flotte des Admiral Cervera nach Santiago de Cuba zu senden. Es hätte da sehr gute Gelegenheit gehabt, seine Furchtbarkeit an der amerikanischen Blokadeflotte zu zeigen, ja es ist sogar anzunehmen, daß das Gerücht von seiner bloßen Anwesenheit dort die Amerikaner höchst unangenehm berührt hätte, denn ihr Vorgehen gegen die alten, mit vorsintfluthlichen Geschützen armirten Werke wie gegen die miserable, nicht functionirende Minensperre zeigte durchaus nicht den von ihnen sich selbst angedichteten Heldenmuth. — Und erst die Amerikaner! — Die haben zahlreiche Unterseeboote, wenn auch ihr staatlich gebautes, der „Plunger," mit einem Male nicht fertig werden will. Jetzt, Dezember 1898, soll er 85 Prozent fertig sein. Ende Juni hatte man ihn auf 72 Prozent gebracht, aber am 7. August 1897 war er bereits auf den Columbian Iron Works vom Stapel gelaufen und schon vor dem Kriege, schon 1897, hat er Uebungen gemacht, wobei er statt der erwarteten 16 Meilen an der Oberfläche nicht über fünf gekommen sein soll. Nichtsdestoweniger schrieb man schon von seinen großartigen Erfolgen, wobei einem seiner Verehrer noch ein kleines Malheur passirte, er schrieb wörtlich: „Ebenso wie die Erbauung des ersten Panzerschiffes im amerikanischen Secessionskriege, ist auch die Erbauung des ersten Unterseebootes ein Verdienst der Amerikaner." O nein, dieses Verdienst haben sie nicht, denn das erste Panzerschiff, die französische Fregatte, „la Gloire," allen späteren Amerikanern weit überlegen, lief 1858 ab, als es noch keinen Secessionskrieg gab; der Engländer „Warrior", schon 9200 t groß, 1860 ꝛc.; „Monitor" stammt erst von 1862. Vor dem Amerikaner Brußnell 1777 hatte 1774 der Engländer Day ein Unterwasserboot construirt, und bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts führte Drebbel dem König Jakob I. ein Tiefseeboot auf der Themse vor, natürlich ohne Dampf, den Brußnell auch nicht hatte. Wenn man nun aber auch auf die Thätigkeit des „Plunger" verzichtete, die sich sehr vortheilhaft darin gezeigt haben würde, wenn er die gefürchteten Minen in der Einfahrt der Bai von Santiago beseitigt hätte, so waren noch andere amerikanische Untersee-

boote vorhanden, die zeigen konnten, was sie waren und als was man sie gerühmt. Da war der erst Mitte der achtziger Jahre vom „Professor" Tuck construirte „Peacemaker" mit Dampfmaschinen und Natronkessel, der bei den Proben in New-York in 12,2 m Tiefe eine halbe Meile (à 1852 m) in sieben Minuten zurücklegte, unter zwei Dampfern hinwegging und einem Remorqueur sich bis auf drei Meter näherte. Dieses Fahrzeug hätte Cervera's Schiffe vor Santiago vernichtet, denn es führte zwei Torpedos, die sich magnetisch an den Rumpf des feindlichen Schiffes anzuklammern hatten. Weiterhin konnte man den „Detroit," construirt von Baker, gebrauchen. Auch er war ja mit „Erfolg" bereits lange geprobt, lief unter Wasser zehn (!) Meilen und brauchte nur drei Mann Besatzung, auch hatte er drei Stunden ununterbrochen unter der Oberfläche zugebracht. Das geschah im Jahre 1892, und es muß Verwunderung erregen, wie man sich die Dienste eines so fürtrefflichen Kriegsmittels hat entgehen lassen. Endlich hat noch Herr Raddatz aus Oschkosk, Wisconsin, mit dem nach ihm benannten Fahrzeug am 21. Juni 1897 eine Fahrt auf dem Foxriver und weitere Proben mit verblüffendem Ergebniß im Michigan-See gemacht. Es war somit kein Mangel an Unterseebooten in Amerika, die gerade in diesem Kriege vor Havanna und Santiago ein reiches Feld der Thätigkeit gehabt hätten. Man hat absolut nichts von ihnen gehört, ihre Existenz wurde überhaupt nicht erwähnt, und so wirken diese Thatsachen eigentlich nicht besonders ermunternd für die Inangriffnahme von neuen Unterseebooten.

Auch Frankreich kann bisher nicht gerade stolz auf die Erfolge der seinigen sein, denn wenn auch versichert wird, „Gymnote", das erste von Goubet construirte, das 1888 ablief, tauche sicher, so ist es klein, 30 Tonnen, hat nur zwei Mann Besatzung, und man weiß nicht recht, wozu es eigentlich taugt. Das drauf gebaute, Anfangs „la Sirène", dann „Gustave Zédé" genannt, nach Plänen von Zédé, ist groß, es verdrängt unter Wasser 266 Tonnen, lief 1893 ab, hat, wie man trotz aller Verschwiegenheit hörte, viel Unglück gehabt, auch durch Explosionen und liegt meist friedlich oder in Reparatur in einem der Toulouer Docks. Das dritte Boot, „Morse", nach Plänen von Romanzotti, wurde Mitte 1892 zu Cherbourgh begonnen. Daß man seinen Bau sistirte und seine Fertigstellung noch 1896 als „unbestimmt" angab, zeigt Unsicherheit. Das Bauprogramm für 1899 führt es für dasselbe Jahr als fertig zu stellen auf. In der That werden die Arbeiten eifrig und unter fester Absperrung betrieben. Da schrieb — wenn ich nicht irre 1895 — die französische Marinebehörde eine Concurrenz mit Preisen für Unterseeboote aus, und 1897 erfolgte die Entscheidung. Es hatten sich an dem Wettbewerb nicht weniger als 45 Persönlichkeiten, darunter neun Offiziere, betheiligt. Obgleich aber der Wettbewerb nur für Franzosen existirte, erhielt doch der Russe Drzewiecki einen zweiten Preis (der erste wurde nicht vergeben) für einen Torpedo-Lancirapparat; einen Preis in gleicher Höhe Labeuf. Dieses sind die Constructeure des neuesten im Bau befindlichen Unterseebootes, des „Narval", des Musterfahrzeugs für die sechs Anfangs erwähnten. Labeuf liefert die Pläne, Drzewiecki den Lancierapparat, der sich bei Uebungen, die der Kreuzer „Surcouf" schon 1894 mit ihm vorgenommen, bewährt hat. —

Von „Narval" und also auch von seinen Schwestern, ist ziemlich viel bekannt. Ob die Angaben ganz richtig sind, ist, wie bei solchen Objecten natürlich, mit Bestimmtheit nicht zu behaupten. Das Fahrzeug ist 34 Meter lang, 3,6 Meter breit und wird unter Wasser 106 Tonnen verdrängen, ist also um 60 Tonnen kleiner als „Gustave Zédé" und etwas größer als „Morse". Es soll im Allgemeinen die Form eines Torpedobootes erhalten, bekommt zwei Abtheilungen für Wasserballast, die durch Dampfeinlassen geleert werden können, ferner ein Luftreservoir, Teleskopschornstein und Commandothurm mit Aussichtsschacht; Horizontal- und Verticalsteuerung. Im Nothfalle kann der Aufstieg durch Fallenlassen entsprechend schwerer Gewichte bewirkt werden. Als Treibmittel dienen Dampf und Accumulatoren. Von Letzteren sind 150 Stück vorhanden, und man will unter der Oberfläche ein Maximum von acht Meilen Fahrt erreichen, sowie einen Actionsradius von 25 Meilen bei 5 Meilen stündlich; über Wasser aber 252 Meilen bei acht Meilen stündlich, 70 Meilen bei 12 Meilen in der Stunde. „Narval" wird in Cherbourg gebaut. Der Drzewieckische Lancirapparat, auf den Booten in vier Exemplaren vertreten, hält den Torpedo mittelst eigenartig geformter Klauen in einem horizontalen Rahmen, der um eine im Boote befindliche vertikale Achse drehbar ist. In Ruhe liegt der Rahmen längs der Bootswand. Bei der Lancirung der Torpedos sollen Initialabweichungen wohl vorhanden sein, aber so regelmäßig, daß sie sich in Berechnung ziehen lassen. Da „Narval" bereits 1900 fertig sein soll, darf man auf den Ausfall seiner Leistungen ja nicht allzu lange warten. Man scheint sehr sicher in Frankreich zu sein, sonst hätte man nicht eine so große Zahl Boote auf einmal in das Bauprogramm eingestellt. Die Zeit wird es lehren. Ob man diese Unterseeboote zu mehreren operiren lassen will, oder sie einzeln zu verwenden gedenkt, darüber verlautet zwar nichts, aber jedenfalls wird man sie nicht geschwaderweise aussenden. Ich möchte zu der Ansicht neigen, daß man beabsichtigt, jedem Kriegshafen, auch den kleineren, mindestens ein solches Boot zuzutheilen, nicht als ob man von ihm große Leistungen direkt erwartete, sondern weil man stark auf indirekte hofft; vielleicht mit Recht. Der Krieg gegen Spanien hat gezeigt, wie Kanonendonner ohne Treffer und die Sage von einer guten Minensperre einen weit überlegenen Gegner vorsichtig machen. Die, wenn auch nur sagenhafte, Anwesenheit einiger Unterseeboote wird nicht ohne moralischen Eindruck auf einen blokirenden Gegner sein, der sich verstärkt, wenn durch irgend welche Manöver angebliche Erfolge erzielt sind. Schon durch diesen Eindruck, der zu erhöhter Wachsamkeit, zu besonderen Manövern und dadurch zu erhöhter Nervosität führen muß, hätte die Beschaffung verhältnißmäßig zahlreicher Unterseeboote sehr wohl einen Zweck. Nur ein Punkt ist zu bedenken: Falls wirklich ein bedeutender Fortschritt anderswo auf diesem Gebiete zu verzeichnen ist, folgen die anderen Nationen sofort, wenn es in ihrem Interesse liegt, und so geheimnißvoll derartige Sachen auch betrieben werden mögen, Geheimniß bleiben sie doch nicht. Namentlich Frankreich hat schon mehrfach die Erfahrung machen müssen, daß wenn, halb fertig, es seinen stolzen Ruf erschallen ließ, andere Nationen schon ganz fertig waren. Ein Umschwung im Seekriegswesen wird durch die Unterseeboote ebensowenig bewirkt werden wie bisher und wie durch Dynamitgeschütze, Dynamitkreuzer und ähnliche Neuerungen.

Deutschland hat sozusagen keine Unterseebootfrage. Ein großer Theil unserer Küsten ist nicht derartig beschaffen, um dieser schwierigen Waffe hohe Bedeutung zu geben, die ihr vielleicht einmal zukommt, die aber hauptsächlich wohl in der Vertheidigung liegen dürfte. Als Offensivwaffe in der Hand der Blockadeflotten das Unterseeboot zu gebrauchen, wird Deutschland vor der Hand kaum Gelegenheit haben. Gegenwärtig wird auf den Howaldwerken bei Kiel ein Unterseeboot gebaut, mit dem sich ein großer Theil der Presse beschäftigt. Es soll Cigarrenform haben, drei Mann Besatzung aufnehmen können und sonst die üblichen Einrichtungen dieser Fahrzeuge aufweisen. Neues ist nicht zu entdecken. Dieses Boot soll aber — den Nachrichten zu Folge — für die „Regierung" gebaut werden und zwar von einer „Berliner Firma". Es ist das eine „Ente", denn das deutsche Marineministerium braucht keine Firmen, die für dasselbe Versuchsfahrzeuge bauen, und die Nachricht schmeckt sehr nach Reclame für die

Berliner Firma. Die vormalige preußische Marine hatte bereits einen Erfinder für Unterseeboote, den Unteroffizier Bauer 1847. Das Bauer'sche Unterseeboot wurde 1865 in Kiel geprüft, nachdem sein Bau zu Stettin sehr geheimnißvoll betrieben wurde. Es sank mit seinen Insassen bei Kiel und ist erst vor einigen Jahren daselbst gehoben worden.

England, Deutschland, Rußland, Japan und — wie gezeigt — auch die Vereinigten Staaten halten wenig von den Unterseebooten in der Praxis; Italiens „Delphino", „Pullino", „Balsamello" und die famose Taucherkugel von Corzetto ruhen ebenso friedlich in irgend welchen Winkeln der Docks, wie vielleicht noch die „Erfindungen" dieser Art von M. Seymour in Sidney 1894; — des Dänen Hooyaad 1888; — des Portugiesen Don Fontes Pereira de Mello 1891, sowie vieler Anderer und, um noch einige Amerikaner zu erwähnen, von Mstr. Davis vom College zu Farnbourought, Hampsire und Mstr. Haight zu New Haven, Connecticut, welche beiden letzten sogar Deutsche Reichspatente genommen haben, nämlich Nr. 12395 und Nr. 28178. Auch sie sind spurlos verschwunden und den acht neuen Franzosen wird wohl auch ein beschauliches Dasein blühen. Endlich sei noch eine Unterseeboot-Ente verzeichnet: „In der Höhe von Danzig und Kiel werden Versuche mit Unterseebooten seit mehreren Jahren angestellt, dieselben (!) sind übrigens größer als der „Nautilus" Englands und der „Gymnote" Frankreichs". Das war 1892. Gemeint sind nicht Unterseeboote, sondern einfach — Torpedoboote. Frankreich hat uns 1891 schon sechs angedichtet.

---

## Vom Ursprung des Menschen.

Von Professor Ludwig Büchner.

Die Frage nach dem Ursprung des Menschen oder „die Frage aller Fragen", wie sie der berühmte englische Anatom Huxley genannt hat, kann nicht auf dem Wege metaphysischer und mystischer Speculation und ohne Kenntniß naturwissenschaftlicher Thatsachen, sondern nur auf dem Wege biologischer und zoologischer Forschung gelöst werden. Diese Lösung, welche eine hinter uns liegende Zeit für positiv unmöglich hielt, ist, wie uns der berühmte Nachfolger Darwin's, Prof. Ernst Häckel in Jena in einem soeben erschienenen Schriftchen über unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen (Bonn, Strauß) lehrt, durch die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart gefunden worden. Drei große wissenschaftliche Urkunden sind es, bei denen man sich über dieselbe Raths zu erholen hat; es sind die Wissenschaften der Paläontologie oder Vorwesenkunde, der vergleichenden Anatomie und der Ontologie oder Wesenskunde.

Zunächst hat die vergleichende Anatomie der Gegenwart die alte Primaten-Ordnung Linné's, in welcher er Affen, Halbaffen und den Menschen unterbrachte, und welche unberechtigter Weise zu Gunsten der Blumenbach'schen Eintheilung verlassen worden war, wieder hergestellt und die innere anatomische Einheit des Primatenstammes nachgewiesen. Die phyletische oder Stammeseinheit des Primatenstammes, vom ältesten Lemuren oder Halbaffen bis zum Menschen hinauf ist nach Häckel eine historische Thatsache. Alle sogenannten Herrenthiere, Halbaffen und Affen mit Inbegriff des Menschen, stammen von einer gemeinsamen, ursprünglichen Stammform ab, welche man Archiprimas nennen kann. Was dabei speciell den Menschen betrifft, so stammt derselbe von einer Reihe ausgestorbener Ost-Affen oder Katarrhinen (schmalnasige Affen) ab, welche eine natürliche, einstammige Gruppe bilden und ihrerseits wieder direct oder indirect von einem Zweige der Halbaffen abzuleiten sind. „Unsere gesammte Ernährung, Verdauung und Kreislauf, Athmung und Stoffwechsel werden durch dieselben physikalischen und chemischen Processe bewirkt, wie bei den sogenannten Menschen- oder menschenähnlichen Affen (Gorilla, Chimpanse, Orang-Utang und Gibbon). Unsere Sinnesthätigkeit erfolgt nach denselben physikalischen und chemischen Gesetzen. Die Mechanik unseres Knochengerüstes, die Bewegungen, welche unsere Muskeln mittelst dieses Hebelapparats ausführen, sind nicht von denjenigen der Menschenaffen verschieden. Der oft als auszeichnendes Merkmal der Menschlichkeit aufgeführte aufrechte Gang wird zeitweise auch von den Letzteren, vornehmlich gern vom Gibbon, angenommen." Nicht anders verhält es sich mit der menschlichen Sprache und Seelenthätigkeit; die Uebergänge und Zwischenstufen sind hier überall leicht nachzuweisen. Auch bestätigt eine unbefangene kritische Vergleichung das Huxley'sche Gesetz, daß die Unterschiede der körperlichen und geistigen Bildung zwischen dem Menschen und den ihm zunächst stehenden Menschenaffen geringer sind, als die entsprechenden Unterschiede zwischen den Menschenaffen und den niedrigsten Affen. Der höchst verwickelte Gehirnbau des Menschen findet sich bereits vollständig vorgebildet in dem Affengehirn und hat sich allmälig aus derselben einfachen embryonalen Anlage entwickelt, wie bei allen übrigen Wirbelthieren. Bewußtsein und die höheren Seelenthätigkeiten werden bei dem Menschen durch dieselben physikalischen und chemischen Vorgänge im Gehirn vermittelt, wie bei allen übrigen Säugethieren. Ebenso verhält es sich mit den geistigen Erkrankungen bei Mensch und Thier. Zudem ist der gewaltige Abstand zwischen dem Seelenleben der höchsten und dem der niedrigsten Vertreter des Menschengeschlechts (Weddas, Akkas, Australneger u. s. w.), weit größer, als derjenige zwischen den letzteren und den Menschenaffen. Die Psychologie oder Seelenlehre, wie sie heutzutage noch in den meisten Lehrbüchern und auf den meisten akademischen Lehrstühlen vorgetragen wird, ist nicht wahre empirische Seelenkunde, sondern vielmehr eine aus einseitiger Selbstbeobachtung und aus speculativen Verirrungen zusammengesetzte phantastische Metaphysik ohne Rücksichtnahme auf Anatomie, Physiologie und Experimental-Psychologie. Die neue Entdeckung der vier großen Denkheerde oder Associations-Centren oder wahren Denkorgane im Gehirn durch Prof. Flechsig als der einzigen realen Werkzeuge unseres Geisteslebens macht den ganzen irreführenden dualistischen Anschauungen, welche über die Entstehung des psychologischen Central-Mysteriums noch allgemein verbreitet sind, sowie dem Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele, ein Ende.

Was die zweite große wissenschaftliche Urkunde oder die Paläontologie betrifft, so haben wir hier endlich die Entdeckung des sogenannten missing link oder verbindenden Zwischengliedes, auf dessen Fehlen die Gegner der natürlichen Abstammung des Menschen sich fortwährend beriefen und noch berufen, zu verzeichnen. Es ist der Pithecantropus erectus, dessen spärliche Ueberreste Dr. E. Dubois in Java aufgefunden und einer wissenschaftlichen Begutachtung von zwölf Sachverständigen unterworfen hat, von denen drei erklärten, daß die Knochen einem Menschen, drei, daß sie einem Affen, und sechs, daß sie einer ausgestorbenen Uebergangsform zwischen Mensch und Affe angehörten. Alle sehr subtilen Einwendungen, welche Professor Virchow in seiner hartnäckigen Feindschaft gegen die Descendenztheorie auch gegen diese Entdeckung erhob, sind als vollständig gescheitert zu betrachten. Auch ist ganz neuerdings von Forsyth Major auf der Insel Madagaskar ein riesiger fossiler Halbaffe, welcher der menschlichen Statur sehr nahe kam, entdeckt worden — eine Entdeckung, welche deßhalb besonders wichtig erscheint, weil sich die Genealogie des Menschentypus höchst wahrscheinlich mehr auf denjenigen der Halbaffen, als der eigentlichen Menschenaffen zurückführen läßt. Ueberhaupt haben sich die Entdeckungen von Resten zahlreicher ausgestorbener Primaten aus der Tertiärzeit in der letzten Zeit derart gehäuft, daß man mit Häckel sagen

kann: „Die allgemeinen Grundzüge des Primaten-Stammbaumes von den ältesten eocänen Halbaffen bis zum Menschen hinauf liegen innerhalb der Tertiärzeit klar vor unseren Augen; da giebt es kein wesentliches ‚fehlendes Glied' mehr." — „Die Abstammung des Menschen von einer ausgestorbenen tertiären Primaten-Kette ist heute keine vage Hypothese mehr, sondern eine historische Thatsache." Natürlich läßt sich diese Thatsache nicht im Sinne der sogenannten „exacten" Schule durch Aufzeigen jeder einzelnen, im Laufe von mehr als hundert Jahrmillionen dagewesenen Uebergangsform nachweisen aber dasselbe gilt von allen anderen historischen Thatsachen.

Auch die historische Aufeinanderfolge der Hauptstufen des gesammten Wirbelthierstammes durch die lange Reihe vorhergegangener Erdperioden hindurch ist trotz einzelner Lücken durch die neuere Forschung über jeden Zweifel hinaus festgestellt: „und dieser Gewinn ist für die Erkenntniß unseres menschlichen Stammbaums viel wichtiger, als wenn es gelungen wäre, in hundert fossilen Skeletten von Affen und Halbaffen die ganze Serie unserer tertiären Primaten-Ahnen uns vollständig im Zusammenhang vor Augen zu führen."

Am Schlusse seines schönen Schriftchens wirft Häckel einen Blick auf die von Weißmann und seiner Schule geleugnete progressive Vererbung, ohne welche ein stetiger Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu höheren Entwickelungsstufen als undenkbar angesehen werden müßte. „Wenn man", sagt Häckel, „die progressive Vererbung leugnet, dann flüchtet man zum Mysticismus, und dann ist es besser, die mysteriöse Schöpfung der einzelnen Arten anzunehmen. Gerade die Anthropogenesis liefert dafür unzählige Beweise."

Die Entwickelungslehre in ihrer heutigen Fassung wird nach Häckel's fester Ueberzeugung von der Wissenschaft des kommenden Jahrhunderts als die bedeutungsvollste Geistesthat unserer Zeit gefeiert werden. Die leuchtenden Strahlen dieser Sonne haben nach ihm die schweren Wolken jener Unwissenheit und jenes Aberglaubens zerstreut, welche bisher über das Wichtigste aller Erkenntnißprobleme oder über die Frage nach dem Ursprung des Menschen und seiner Stellung in der Gesammtnatur undurchdringliches Dunkel verbreiteten.

## Literatur und Kunst.

### Maeterlinck als Dichter und Denker.

Von Arthur Goldschmidt.

Maeterlinck, der belgische Magus, der, ebenso viel bewundert und gescholten, wie wenig verstanden, von den Einen für das Irrenhaus reif erklärt, von den Andern zum „belgischen Shakespeare" erhoben wird, ist von der einsamen Höhe der Mystik in das Thal des Lebens hinabgestiegen. Zwar, könnte man mit Kleist's selbst etwas mysteriösem „Prinzen von Homburg" sagen, eine Sonne scheint auch dort, und über buntere Felder noch als hier — nur schade, daß es kein congeniales Organ giebt, das diese Herrlichkeit erblicken kann. Der Augenblick, wo es ihn fröstelte auf der einsamen Höhe, mußte früher oder später kommen, denn Maeterlinck ist im Grunde seiner Natur „ein Genius mit offenen Armen"; er liebt die Menschen. In dem poetisch mystischen Trésor des Humbles sagt er einmal resignirt in Bezug auf die Mystik: „es ist nicht möglich von diesen Dingen zu reden, weil man zu allein steht". Da der Berg nicht zu dem Propheten kam, ist der Prophet zu dem Berge gekommen. Sein neues Werk „La Sagesse et la Destinée" wendet sich an Alle; es ist eine tiefsinnige Abhandlung über die Lebenskunst — völlig unmystisch, in gewissem Sinne antimystisch geschrieben. Aus dem mystischen Saulus ist nicht etwa urplötzlich ein materialistischer Paulus geworden; die Entwickelungen von Naturen, die Tiefe in sich haben, vollziehen sich langsam und ohne Sprünge, und wohin man auch gelangen mag, es ist niemals gleichgültig, woher man kommt. Maeterlinck's Entwickelung hat sich in aufsteigender Linie bewegt; das ist in unseren traurigen Zeitläuften, wo die finstere fin de siècle-Reaction über so glänzende moderne Geister wie Huysmans und Strindberg Macht gewonnen hat, eine höchst erfreuliche Erscheinung und mehr als das, ein Ereigniß von hoher symptomatischer Bedeutung. Maeterlinck hat mit gefährlichen Mächten genial gespielt, aber er ist ihrer Herr geblieben. Auf merkwürdigen Zickzackwegen ist er, über Mystik und Pessimismus hinweg, zu seinem jetzigen Standort gelangt. Le Trésor des Humbles, eine Reihe von wahrhaften Essaydichtungen über Mystik und Mystiker, ist das mystische Schwesterwerk seines neuen Werkes; weise, tiefsinnig trotz allem Occultismus, enthält es in gewissem Umfange schon eine Antecipation von La Sagesse. Die Poesie der stummen Seele mit ihrem unendlichen Hintergrund intuitiver Unbewußtheit hat er mit wunderbarer Spürkraft ausgeschöpft; sie ist ihm die unsichtbare Gottheit, die schweigend, mit mystischer Hellsichtigkeit und göttlicher Ahnungsfülle, durch das Leben schreitet, dem Vergänglichen, das nur ein Gleichniß ist, Bedeutung gebend, dem Ringen in der Tiefe den Sinn der Höhe kündend. Als Dichter, dem es natürlich ist, in Bildern zu denken, fühlte er sich zu der Mystik hingezogen. Phantasietrunken hat er sich in ihren Irrgarten verloren. Die poetischen Symbole werden zu occultistischen Realitäten, erstarren zu sphynxhaften Gebilden von mysteriöser Schönheit, die aber etwas zu Erdenfremdes hat, um uns in ihren Bann zu ziehen. Er geht, den Spuren mystischer Tradition folgend, über die „einfache" Seele hinaus; einer anderen Seele, fern am Horizonte unseres Wesens, entgegen — der „transscendentalen Seele". Er vergleicht sie mit der Seite des Mondes, die die Menschen seit dem Bestehen der Welt noch nicht erblickt haben. Die uns bekannte Seele ist nicht interessant — die wahrhaft, allein interessante Seele ist uns nicht bekannt — das ist das mystische Dilemma des Lebens. Wir sind ein ewiges, zwischen zwei Seelenwelten traumhaft schwebendes Mysterium. „Wir sind Planeten einer unbekannten Sonne... leben nur nach unserem transscendentalen Wesen und haben doch kein Verhältniß zu ihm... Unser wahres und unwandelbares Leben spielt sich 1000 Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze ab. Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich, als das Ich der Leidenschaften und der reinen Vernunft... Wann werden wir werden, was wir sind?" Frauen und Kinder stehen dem Occulten, dem mystischen Sinn der Erde mit ihrem Instinct noch am nächsten. Man möchte sagen, er sei ein Mystiker aus Menschenliebe. Das Ich faßt er als trügerischen Schleier der Maja auf, hinter dem, in der Idealität des transscendentalen Ich, eine lächelnde gütige Göttin thront.

Maeterlinck ist ein Dichter der Daseinsmystik, nicht eigentlich ein „mystischer" Dichter. Aber trotzdem — merkwürdigere Dramen als die seinen sind nie gedichtet worden! Er stellt mit brüderlicher Sympathie und feierlicher Ergriffenheit den Menschen als mystisches anonymes Weltwesen in seinem allgemeinen und allgemeinsten Weltschicksal dar. Sein Blick ruht träumerisch auf dem Urwunder, dem Erstaunlichen der bloßen Thatsache, zu leben. Allmälig sind seine Tragödien stiller und stiller geworden, es sind bange Dialoge des Menschen mit sich selbst und der ewig stummen Schöpfung; reine Weltschmerzdichtungen. Am Ausgange der Maeterlinck'schen Dramen steht der Tod als finsterer Henker; an der Pforte von La Sagesse steht das Leben, als lichte Göttin, in deren Augen sich alle Seligkeit der Welt spiegelt, „die mysteriöse Freude, die das Universum empfindet, zu existiren". La Sagesse et la Destinée verkündet das Evangelium des Lebens, desselben Daseins angeschaut „du côté des sourires", nicht mehr du côté des larmes. Will man über das Buch spotten,

so kann man es als einen moralischen Nürnberger Trichter bezeichnen. Aber braucht denn die Menschheit diesen Nürnberger Trichter etwa nicht? Braucht sie irgend etwas nöthiger als die Wissenschaft vom Glück? La Sagesse ist in dem Geiste eines pädagogischen Optimismus geschrieben; der Verfasser hält es mit der Idee, daß nichts moralisch heilsamer sei, als die Welt, in der man nun einmal leben muß, als die beste aller Welten zu betrachten oder sie sich wenigstens als solche zu suggeriren. Maeterlinck selbst hat früher einmal gesagt, daß es nichts Entmuthigenderes gäbe als vorsätzlichen Optimismus. Mehr als einmal übt auch sein Optimismus, so tief er ihn auch begründet, diese Wirkung aus. Trotzdem ist sein Werk ein großartiges, poetisches Document humain für den Optimismus. Dessen ewigen Erbfeind, den Pessimismus, führt er einfach und sicher ab. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß das Leben auf einem unverwüstlichen Optimismus, auf der Magik der „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" beruht; daß der Pessimismus nur eine Philosophie ist, deren consequenteste Denker das Leben nur im Princip verneinen, und der Optimismus die Realität, das allgemeine Weiterleben, für sich hat. Zwar athmet man auch auf dem Gipfel des Pessimismus Höhenluft; fern von ihm liegt, was Alle bändigt — aber hinter ihm, in wesenlosem Scheine, liegt auch, was Viele befreit: das Glück und die Weisheit des Glücks, die von höherer Qualität ist, als die des Unglücks. Denn Alle, die das Glück kennen, kennen auch das Unglück — nicht aber umgekehrt. Er vergleicht den Menschen, der nicht glücklich gewesen, mit einem Reisenden, der immer nur zur Nachtzeit gereist wäre. Der Pessimismus ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Maeterlinck bekennt sich zu dem tiefen Goethe'schen Wort, das eine ganze Weltanschauung in sich birgt: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Die Schöpfung ist ihm nicht mehr, wie in seiner weltschmerzlich düsteren Dramatik, ein böses, feindliches, gespenstisches Princip, sondern die große Mutter, zu der der Mensch im Verhältnis ewiger Kindschaft steht; es handelt sich darum, das Gesetz der Dinge zu begreifen und sich mit kosmischer Ehrfurcht zu erfüllen. Nachdem der Mensch die Nothwendigkeit in seinen Willen aufgenommen hat, ist er frei. Maeterlinck hat sich weit, sehr weit entfernt von seiner poetischen Darstellung des Daseins als Somnambulismus; er stützt sich jetzt gerade auf die Willensfreiheit des Menschen und gelangt zu dem Wahlspruch: Bewußt sein ist Alles. Bewußtheit, die aus den Tiefen der Seele aufsteigt und sich in ihre Höhen verliert, adelt das Ich; Bewußtsein in Action heiligt das Leben der Menschen untereinander. In dieser helläugigen Bewußtheit liegt ein gutes Stück der socialen Frage. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt er sie bei Seite; er betrachtet sein Buch, in seiner tiefsten Consequenz genommen, wohl als eine Art Lösung von innen. Er geht von einer sehr idealen Voraussetzung aus, nämlich von der Sokratischen Auffassung, daß Tugend Wissen sei; er nimmt die Idealität der menschlichen Seele als ihre Substanz an und rechnet mehr mit dem verständigen klaren guten Willen des Herzens, als mit seinem dämonischen Instinkt. Auf die eine Schale der Waage, die das Glück des Menschen anzeigt, legt er das Schicksal, auf die andere die Wunderkraft des menschlichen Herzens — und diese Kraft ist unendlich; es ist eine Wunderkraft. Es giebt, von dem allgemeinen Weltgeschick abgesehen, kein unüberwindliches Schicksal, kein unvermeidliches Drama. Es giebt auch keine absolute Ungerechtigkeit des Schicksals. In der Stille des Innern vollzieht sich das wahre Gericht, die große Ausgleichung, die Umwerthung der Werthe, die Transsubstantation des Schicksalsrohstoffes. Die Größen, auf die Maeterlinck sich beruft, sind so incommensurabel, daß sein moralisches Rechenexempel, trotz der Tiefe der Betrachtung, nur zu einem sehr problematischen Resultat führt.

Maeterlinck dehnt den Glücksbegriff so weit aus, daß von dem Glücke manchmal wenig mehr übrig bleibt; er selbst erschrickt im Laufe seiner Ausführungen einmal vor der Gefahr einer zu theoretischen Weisheit. Aber dennoch liegt die Wahrheit der Nothwendigkeit in seiner Weisheitslehre. „Man kann sich nur dann glücklich nennen, wenn einem das Glück hat Höhen ersteigen helfen, von denen aus man es aus den Augen verlieren kann, ohne damit zugleich den Wunsch zu leben zu verlieren." Es ist das Problem zu leben, wenn man vom Leben nicht trunken ist, zu leben, wenn das Glück scheidet, das immer scheidet, und der Schmerz kommt, der immer kommt. Auf seinem höchsten Standpunkt überwindet das Glück sich selbst; wenn das Ich zu der Erkenntniß kommt, daß seine Kraft es ist, die das Glück trägt, und daß es in letzter Linie auf diese Kraft ankommt, nicht auf das Glück. Die Fruchtbarkeit des Herzens, die Macht des Gemüths, die Genien des Glücks, sind auch die Schutzgeister des Unglücks. Dieser heroisch-resignirten Auffassung, in der seine Weisheit gipfelt, liegt der tieftragische Gedanke von der ewigen Einsamkeit des Ich, auch im höchsten Glück, zu Grunde. Maeterlinck bewegt sich aber in einem herrlichen Kreise, der immer wieder auf das Glück zurückführt; er entläßt das Glück als Zweck und ruft es als Mittel wieder zurück. Vor dem aus der Nothwendigkeit geborenen herben Ideal des stoischen Weisen tanzt jauchzend ein anderes Ideal her — wie das Genie vor der Weisheit. Der Faustische Drang des Menschen ist der wahrhaft erlösende. Das höchste Glück ist eben — das Glück, das Glück der Glücklichen, das Glück als Wille, nicht das Glück als Vorstellung; das Glück, das nicht hungrig von den Tischen des Lebens aufsteht. „Es ist die große Pflicht des Weisen, an alle Tempel zu klopfen, an alle Stätten des Ruhms, der Thätigkeit, des Glücks, der Liebe." Das Höchste aber ist die Liebe. Wer von ihr begnadet ist, erblickt die Dinge goldiger, wie man sie nicht ohne Rausch sieht; und der höhere Sinn des Lebens eröffnet sich ihm zugleich in seinem tiefsten Ernste. Das Fundament des Maeterlinck'schen Eudämonismus ist ein unendlicher Lebensernst.

Maeterlinck's Moral beruht auf einem vertieften aristokratischen Altruismus. Er wendet sich scharf gegen die christliche Askese; gegen die Opferidee als Dekadence des Altruismus. Charity begins at home. Sehr tiefschauend sieht er die wahre praktische Nächstenliebe in der reichen Selbstentwicklung und stetigen Selbstvervollkommnung. Um anderen etwas sein zu können, muß man sich selbst und in sich selbst etwas sein; Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, ist auch ihre höchste, fruchtbarste Gabe.

Von Herrenmoral oder Heroencultus ist er himmelweit entfernt. Er heroisirt nicht die Ausnahme, sondern sucht das Große in der Regel. In der Allgemeinheit, der bleibenden Herrschergewalt des unsterblichen Gesetzes erscheint die Majestät des Lebens. Kein Leben ist an sich groß oder klein — das Denken macht es dazu. Sehen zu lernen ist das Problem aller Probleme. Es giebt kein Ideal, keine Wahrheit, kein Heil außer oder über der Wirklichkeit. Herb, mit Ibsen'scher Schärfe, doch ohne Satire — Maeterlinck gehört zu den prophetenhaft feierlichen Geistern — unterzieht er die metaphysischen Speculationen der Gläubigen wie die idealen Forderungen der abstrakt Idealen, die bequemen Illusionen der Tief-Innerlichen, einer Kritik. Realist im strengsten Sinne des Wortes, proclamirt er die Souveränetät dessen, „was ist". Das Leben, die Realität ist die letzte Instanz; das Leben urtheilt über das Ideal, nicht das Ideal über das Leben. Man muß, ohne Bitterkeit, die Hand küssen, die man nicht abhauen kann. Die Enttäuschung ist die große Lehr- und Zuchtmeisterin der Menschen, wenigstens der Starken und der echt Demüthigen. „Wenn eine Enttäuschung, grausamer als die andere, uns einen Augenblick niederschlägt, mögen wir uns nicht schluchzend sagen: das Leben ist nicht so schön wie unsere Träume; sagen wir uns vielmehr: unseren Träumen fehlte Etwas, da sie vom Leben nicht gebilligt worden sind." — „In dem Maaße, in dem unser Ideal sich

verbessert, läßt es eine größere Zahl von Realitäten zu“ ... „In dem Maaße, wie unser Ideal sich im Contact mit dem Leben verwirklichen wird, wird es sich erweitern und mildern, wird es sich anschmiegen und verbessern“ — das ist der glänzende Höhepunkt, zu dem er gelangt; von dem aus er das Christenthum, die Verneinung als Religion bekämpfen muß. Seine Weltanschauung winkt grüßend zu der Goethe'schen hinüber; sie ist die Weltanschauung der „Modernen“, und mehr als das, die moderne Weltanschauung — wie es die der Antike war. Diese Lebensanschauung ist die große unsichtbare Kirche der Gegenwart für freie Geister. Sie verkündigt den Glauben, daß es „die Freude ist, die die Seele des Menschen adelt“.

Maeterlinck ist im Verlauf seiner Entwickelung ein tiefer Künstler geworden — aber nur ein Künstler für Wenige. „La Sagesse“ ist ein herrliches Buch für Alle. Wenn er die ästhetische Consequenz seiner jetzigen Lebensanschauung zieht — was zu hoffen ist, da „La Sagesse“ als Ganzes kein eklektisches System, sondern die organische Frucht reichen Erlebens, eine warmherzige Generalbeichte persönlichster Gefühle ist — dann wird er vielleicht zu den Großen zählen, die für viele dichten. Was fruchtbar ist, allein ist groß.

---

## Abermals Genie und Wahnsinn?

Von Marcus Landau.

Wie den großen Meteoritenschwärmen der Leoniden und Perseiden vorauseilend einzelne Sternschnuppen die Erdbahn kreuzen, so sieht man auch dem Schwarm der Gelegenheitsschriften, den die Jubiläen berühmter Schriftsteller und Männer der That in's Leben rufen, einzelne Schriften und Schriftchen vorauseilen, von denen manche auch einen Moment aufleuchten, um sofort wieder im Dunkel der Nacht spurlos zu verschwinden. So ist dem im Januar nächsten Jahres zu feiernden 150sten Geburtstage Vittorio Alfieri's schon im April 1896 Ernesto Masi mit einem Vortrag „Il pensiero politico di Vittorio Alfieri“ vorangeeilt und ihm folgte im Juli 1897 Giov. Mestica mit einem Aufsatz La politica nell'opera letteraria di V. Alfieri. Wenn der unparteiische, kühler urtheilende Ausländer, der von lobenswerthen patriotischen Gefühlen beeinflußten Auffassung und apologetischen Darstellung der beiden italienischen Gelehrten seine volle Zustimmung nicht geben kann, so muß er doch zugeben, daß die Betrachtung und Kritisirung des Politikers Alfieri ihre volle Berechtigung hat. „Die Schule ist ein Politicum“ decretirte vor anderthalb Jahrhunderten die Kaiserin Maria Theresia und „das Theater ist ein Politicum“, dachte sich Alfieri als er seine Tragödien zu schreiben begann. So ist eigentlich der Dramatiker Alfieri vom Politiker kaum zu trennen und ich habe daher Beide im Zusammenhange an anderer Stelle behandelt. Hier habe ich es nur mit dem Menschen oder genauer gesprochen mit dem kranken Menschen Alfieri zu thun, wozu mir zwei eben am Horizonte aufgetauchte sternschnuppenartige Schriftchen Veranlassung geben, die ich photographiren möchte, bevor sie im Dunkel der Nacht verschwinden.

Neben den eigentlichen, den berühmten Mann lobenden oder wenigstens der Gegenwart in's Gedächtniß rufenden Festschriften haben sich seit einigen Jahren gewisse Gelegenheitsschriften einzufinden begonnen, von denen man sagen könnte, sie haben den Zweck, uns den zu Feiernden zu verekeln. Sie gehen hauptsächlich von Professor Lombroso und seinen Schülern aus und wollen beweisen, daß der von aller Welt Gefeierte ein „Entarteter“, ein Epileptiker oder Verrückter war. So sind Tasso, Leopardi, Beccaria, Michel Angelo und Andere abgeschlachtet worden und ein Herr mit dem schönen Namen Paul Bellezza hat sogar ein mir nur dem Titel nach bekanntes Schriftchen über Genie und Wahnsinn bei Assessandro Manzoni in die Welt geschickt, über Manzoni, der in guter Gesundheit ein Alter von 88 Jahren erreichte.

Wenn man, sagt der französische Kritiker Wyzewa in der Revue des deux mondes, die biographischen Lexica durchstöbert, so wird man im Leben jedes berühmten Mannes irgend eine Anekdote finden, die sich als Zeichen von Ausartung oder Abnormität auslegen läßt. Darauf wird dann weiter gebaut, bis man zur Psychose, Epileptik u. s. w. gelangt. Eine besonders reiche Ausbeute an solchen Anekdoten bietet die an Details seit der frühesten Kindheit reiche Selbstbiographie Alfieri's und sie gab daher zwei Lombrosianern die Veranlassung, sein Jubiläum in ihrer Weise zu feiern. Beide, sit venia verbo, Festschriften sind nun mit einer ausführlichen Vorrede des Meisters in Turin erschienen.*) Dr. Cognetti de Martiis gründet seine Arbeit auf die Briefe und kleinen Schriften des Dichters, Dr. Antonini auf dessen Selbstbiographie, Portraits und Handschrift.

Jede Selbstbiographie ist mehr oder weniger subjectiv, mehr oder weniger apologistisch, und selbst dem Aufrichtigsten und Ehrlichsten spielt manchmal sein Gedächtniß einen Streich, wenn er, wie Alfieri, im Alter zwischen 40 und 50 Jahren Geschichten aus seiner frühesten Kindheit erzählt. Das ficht aber den Jünger Lombroso's nicht an, der dem Dichter Alles so gläubig nacherzählt, als ob er ein leichtfertiger Theolog oder Historiker und nicht ein Mann der exacten Wissenschaften wäre, zu denen die Herren jetzt freilich auch die Physiognomik, Graphologie und Phrenologie — warum nicht auch die Chiromantie? — zu rechnen scheinen. Besser als Dr. Antonini kennt sein College Dr. Cognetti den Charakter und die geringe Verläßlichkeit von Alfieri's Selbstbiographie, aber ohne es zu wissen, folgt er ihr doch manchmal, indem er Angaben von Biographen und Literaturhistorikern citirt, welche diese eben aus der Selbstbiographie geschöpft haben. „Es hieße offene Thüren einrennen, wenn man noch Beweise suchen wollte für die Gleichheit des schöpferischen genialen Anfalls mit der Epilepsie“, sagt Antonini. Aber uns scheint, daß diese Thüren noch weniger offen sind als die von Port Arthur für die Engländer und daß der gleiche Werth des Faust oder der Göttlichen Komödie mit den Nervenzuckungen eines Epiletischen noch immer nicht bewiesen sei. Größere Bedeutung für die Entstehung des Genies hat wohl die Erblichkeit, obwohl man auch in dieser Beziehung noch sehr weit von klarer Erkenntniß ist. Speciell was Cognetti über die Familie und die Ahnen Alfieri's mittheilt, trägt nicht im Geringsten zur Erklärung von dessen poetischem Genie bei. Ja, das Wenige was der Psychiater darüber ermittelt hat und die Folgerungen, die er daraus zieht, verlieren an Werth, wenn man sie mit dem vergleicht, was uns in der fast gleichzeitig erschienenen Arbeit eines Historikers über die Ahnen des Dichters geboten wird.**) Im siebzehnten Jahrhundert findet Cognetti eine „Hypertrophie des religiösen Gefühls“ in der Familie Alfieri, weil mehrere von ihren Gliedern in's Kloster traten. Wie Viele von diesen Nonnen den Schleier nehmen mußten, weil die Eltern die Mitgift sparen wollten, wie viele jüngere Söhne sich der Kirche widmen mußten, um, wie es in adeligen Familien Brauch war, das Erbe des Aeltesten nicht zu schmälern, das berücksichtigt der Psychiater gar nicht. Ihm scheinen alle diese Mönche und Nonnen nur vom Ueberschwang des religiösen Gefühls in's Kloster getrieben, und als Familienerbe erscheint beim Dichter — der vollständige

*) G. Antonini e L. Cognetti de Martiis, Vittorio Alfieri, Studi psicopatologici con 3 tavole, Torino Fratelli Bocca editori 1898, XV. und 156 S.

**) Gli antenati di Vittorio Alfieri von Guido Santini im siebenten Bande (1898) der von Amedeo Crivellucci herausgegebenen Zeitschrift Studi storici. S. 7—46.

Indifferentismus in religiöser Beziehung! Der einzige Schriftsteller in der Familie war der Chronist Ogerio, der im 13. Jahrhundert lebte, und der überdies einer Linie angehörte, die sich schon in jenem Jahrhundert von der abzweigte, zu welcher Vittorio gehörte. Die Familie Alfieri, die vielleicht longobardischen Ursprungs ist, wird zuerst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erwähnt, etwas Näheres erfährt man von ihr erst am Ende des dreizehnten. Da erscheint ein Nicola Alfieri als Banquier oder Geldwechsler in Freiburg*); im Anfange des Vierzehnten treibt Manfredo dasselbe Geschäft; einen Banquier Bartolomeo Alfieri finden wir um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Brüssel. Gleichzeitig finden wir aber auch schon Alfieri's als Grundbesitzer, in Kriegs- und Staatsdiensten. „Fast alle Glieder dieser Familie," sagt Santini, „waren Kaufleute, Banquiers, Krieger, mehr oder minder übermüthige Feudalherren, bekleideten zuerst Gemeinde-, dann Staatsämter, suchten Ehren und Reichthümer im Kriege, im Staatsdienst und am Hofe, lebten glücklich und zufrieden, voll Saft und Kraft in der behaglichen Ruhe ihrer Landsitze oder in der stolzen Pracht des städtischen Familienpalastes und erreichten bei guter Gesundheit ein hohes Alter." Doch nicht Alle. Cognetti weiß uns von einen Obersten Catalano Alfieri zu erzählen, der auf einem Kriegszuge im Jahre 1622 von heftigen Leibschmerzen ergriffen wurde, so daß er sich im Bette hin und her wand und laut schrie. — Wenn das etwa ein epileptischer Anfall war, so hat sich diesmal der Atavismus anderthalb Jahrhunderte Zeit gelassen, bis er in Wirksamkeit trat. Der Vater des Dichters war ein ganz normaler, gesunder Mensch, von dem nichts Auffallendes bekannt ist. Seine Mutter scheint sich einer besonders guten Constitution erfreut zu haben. Sie war drei Mal verheirathet, gebar zehn Kinder und erreichte ein Alter von siebzig Jahren. Wenn der Sohn „erblich belastet" war, so war es nur mit Adelsstolz und adeligem Uebermuth, trotz seines jugendlichen Republikanismus. Er war eben der Nachkomme einer langen Reihe von feudatari piu o meno prepotenti, und daraus lassen sich die meisten seiner Handlungen erklären, welche die Lombrosianer als Beweise für seine physische und psychische Abnormität anführen.

Wenn er dem Diener, der ihm beim Frisiren ein Haar ausreißt, mit einem Leuchter eine Wunde in den Kopf schlägt, wenn er den Stallknecht, der ohne Erlaubniß sein Pferd geritten, anfällt und ihm die Haare ausreißt, wenn er der Gesellschaftsdame der Gräfin Albany in einem Disput über die Aussprache eines französischen Worts, eine Ohrfeige geben will, so ist das Alles ebensogut Folge seines aristokratischen Hochmuths und der schlechten Erziehung die er genossen, als wenn er das freundliche Entgegenkommen des General Miollis grob zurückweist, „als Graf und als freier Mann" sich die Anrede „Bürger" verbittet, einen Brief an die Regierung der französischen Republik an den „Präsidenten des französischen Pöbels adressirt" und im „Misogallo" die ganze französische Nation in gemeinster mitunter schon unfläthiger Weise beschimpft. Gewiß, Alfieri war oft krank und bei ihm, wie bei allen anderen Menschen, war der jeweilige Gesundheitszustand von einigem Einfluß auf die litterarische und sonstige Thätigkeit; aber zum Dichter hat ihn dies nicht gemacht und manche seiner Krankheiten, wie Durchfall, Erbrechen, Gicht und eine andere Krankheit, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hat, erscheinen eben nicht dazu geeignet zur dichterischen Production anzuregen, noch weniger können wir sie als nothwendige Begleiterscheinungen des Genies oder gar als dessen Ursachen betrachten. An solchen Krankheiten haben Tausende anderer Menschen gelitten ohne deßhalb große Dichter zu werden.

*) Santini sagt nicht in welchem Freiburg, es dürfte aber wohl das Schweizer gemeint sein.

Auf eine solche Einwendung antwortet freilich Lombroso in der Vorrede: „außer der von der Hyperämie des Gehirns geschaffenen Erregung und der besonderen Polarisation der Gehirnzellen, die sich beim Wahnsinn und der Hysterie finden, bedarf es noch der besonderen organischen Disposition in Folge der größeren Zahl der Nervenzellen, um ein Genie hervorzubringen".

Das Genie ist also nur Folge der größeren Zahl der Nervenzellen, und daß diese wieder Folge oder auch nur gewöhnliche Begleiterscheinung der Geisteskrankheiten ist, behauptet selbst der Meister nicht. Man kann also mit der schönsten Hyperämie und Polarisation ein Trottel sein, während man um ein Genie zu werden, noch einer besonderen Disposition der Nervenzellen bedarf. Wodurch kann aber die Schule Lombroso beweisen, daß nicht diese „besondere Disposition" allein genügt, um ein Genie zu schaffen? Daß ein Genie, daß ein genialer Dichter auch manchmal verrückte Einfälle haben, unsinnige Handlungen begehen könne, wollen wir durchaus nicht bestreiten, aber er begeht sie quoique, nicht parceque. Und was die beiden Autoren in dieser Beziehung von Alfieri erzählen, läßt sich, wie wir bereits erwähnt haben, zum Theil aus seinem Adelshochmuth und der mangelhaften Erziehung erklären, Anderes ist wieder durchaus nicht außerordentlich. Im Alter von zehn Jahren wird er von Asti auf die Akademie nach Turin geschickt, er weint anfangs beim Abschied von der Heimath und Familie, aber bald beginnt ihn die Neuheit der gesehenen Gegenstände zu zerstreuen, das Fahren mit der Post, die rasche Bewegung machen ihm Vergnügen. Das ist für Herrn Antonini Beweis für seine „Reiseleidenschaft, für die Manie des Herumfahrens, die ihn dann im Alter von zwanzig Jahren in ganz Europa herumjagen wird." — Aber welches Kind hat nicht Vergnügen am Fahren, welches Kind ist nicht stolz einmal ohne mütterliche Aufsicht eine Reise zu machen, welches Kind wird nicht im Anblick vieles Neuen und Interessanten schnell seinen Kummer vergessen? Alfieri reist in ganz Europa herum ohne sich um die Sitten und Einrichtungen der durchfahrenen Länder zu bekümmern, fast nur mit seinen Liebschaften beschäftigt. — Wie viele junge Adelige haben nicht zu jener Zeit in eben solcher Weise ihre Reise gemacht, wie viele Globetrotters machen sie jetzt anders? Er muß in der Akademie zeitig aufstehen und schläft dann Nachmittags bei langweiligen Vorträgen über Philosophie — papaverica filosofia nennt er sie — ein. Ist das etwas Außerordentliches? Es ist ein Zeichen seiner Leidenschaft, Unruhe und Ungeduld, daß er sich manchmal bei Aufführung französischer Tragödien im Theater langweilte und ungeduldig ward, sagt Antonini. Aber haben sich denn nicht auch andere Leute, ohne Spur von Genie, einmal im Theater gelangweilt und sind sogar vor dem Schluß fortgegangen? Und ist es nicht eher ein Zeichen von strenger Selbstkritik als von Wahnsinn, wenn er einmal manche von seinen eigenen Schriften verbrennt? Schließlich führt Dr. Cognetti das Originelle aller seiner Werke als Beweis für sein Genie an, denn „Originalität ist ein hochbedeutender Theil des Genies". Das wollen wir natürlich nicht bestreiten, aber mit dem Wahnsinn hängt dies gar nicht zusammen und ob die Dichtungen Alfieri's wirklich so originell waren, das ist noch die Frage. Am wenigsten finden wir davon in dem von Cognetti besonders hervorgehobenen „Misogallo". Auf die republikanische Regierung Frankreichs, auf die Sansculotten und Jacobiner haben zu jener Zeit sehr viele Leute geschimpft, theils aus eigener Ueberzeugung, theils im Solde der monarchischen Regierungen. Manche waren noch heftiger, Andere witziger und maaßvoller als Alfieri. Sein Antirepublikanismus trat nur eclatanter hervor, weil er in seinen politischen Schriften und Tragödien ein so eifriger Republikaner und Monarchenfeind gewesen war. Aber auch diese Umkehr haben gleichzeitig mit ihm viele Andere gemacht.

In seinen Tragödien sind eigentlich auch nur die politische Tendenz und der Stil originell. Erfunden hat er keinen Stoff und keine lebensfähige dramatische Person. Er dramatisirte fast nur historische und mythologische, oft schon von anderen Dichtern früher dramatisirte Stoffe. Wo er, wie in der Rosamunde, ganz seiner eigenen Phantasie folgte, entstand ein Monstrum. Auch die Art, wie er producirte, zuerst in Prosa, anfangs in französischer, niederschrieb, dann versificirte, ist nicht genial. Mehr als das poetische Genie war es die politische, patriotische Tendenz, welche ihn zum berühmten Dichter machte, das Genie hat aber keine Tendenz. Doch ich muß hier abbrechen, denn wenn ich dieses Urtheil weiter ausführen und eingehender begründen würde, könnten die Lombrosianer den Spieß umkehren und sagen, nachdem ich bewiesen, daß Alfieri kein Genie war und in seiner geistigen und physischen Constitution nichts Abnormes hatte, sei die Theorie von dem untrennbaren Zusammenhang von Genie und Wahnsinn erst recht bestätigt worden.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Im Champagnerrausch.

Von A. Tschechow.

Ich war dazumal Stationschef auf einer weltfernen Halbstation einer südwestlichen Eisenbahnlinie. Wie einsam und langweilig mein Leben war, ist leicht zu begreifen, wenn man sich vorstellt, daß auf zwanzig Werst im Umkreise kein einziges Haus, keine halbwegs anständige Schenke, kein lebendes Wesen, kein Weib war. Und zu jener Zeit war ich jung, lebensfroh, unerfahren. Die einzige Unterhaltung waren mir die Wagenfenster der vorbeifahrenden Passagierzüge und — der unselige Schnaps. Von Zeit zu Zeit tauchte wie eine Vision ein hübsches Frauenköpfchen an einem Wagenfenster auf, dem sah ich dann noch lange wie versteinert nach, bis der enteilende Zug nur als ein dunkler Punkt in der Ferne noch sichtbar war, oder ich berauschte mich an dem Schnaps, bis ich nicht mehr merkte, wie die Tage und Stunden vergingen. Auf mich, den Nordländer, machte die Steppe den Eindruck eines tatarischen Kirchhofs. Im Sommer erfüllte sie mich mit ihrer erhabenen Ruhe, dem Zirpen der Heuschrecken, dem durchsichtigen Mondlicht mit einer unsäglichen Schwermuth; im Winter lastete die unendliche weiße Fläche mit ihrem Wolfsgeheul in der Nacht wie ein Alp auf meinem Gemüth.

Die Halbstation bewohnten außer mir noch ein schwerhöriger Telegraphist und drei Bahnhofsdiener. Mein Gehilfe, ein in hohem Grade schwindsüchtiger Jüngling, war für mehrere Monate zur Cur in die Kreisstadt gereist und hatte mir all' seinen Dienst überlassen. Ich selbst lebte, von der Welt abgeschieden, mit meiner Frau ein ödes, eintöniges Dasein. Wir waren kinderlos, und Gäste kamen in diesen verlassenen Winkel überhaupt nicht zu uns. Die Langeweile war unsäglich tödtend.

Es war an einem Sylvesterabend. Meine Frau und ich saßen am gedeckten Tisch, hörten das eintönige Ticken des telegraphischen Apparats im Nebenzimmer und erwarteten das neue Jahr. Ich hatte schon von dem Schnaps getrunken und stützte den schweren Kopf in meine Hände und brütete in dumpfer Langeweile vor mich hin; meine Frau neben mir sah mir in's Gesicht, mit dem Blick einer Frau, die auf der Welt nur ihren Gatten hat, den sie innig, hingebend liebt und von dem sie Alles geduldig erträgt: Aerger und Grausamkeiten, wenn ich in der Verzweiflung über das entsetzliche Leben sie mit ungerechten Vorwürfen überschüttete.

Aber trotz der Langeweile erwarteten wir Beide das neue Jahr dieses Mal mit einer gewissen Feierlichkeit und einiger Unschuld. Wir hatten nämlich zwei Flaschen echten Champagners in Bereitschaft: einen Schatz, den ich einem Stationschef in einer Wette bei der Taufe seines Kindes abgenommen hatte. Wir saßen schweigend da und blickten bald auf den Zeiger der Wanduhr, bald auf die beiden kostbaren Flaschen... Als der Zeiger einige Minuten vor Zwölf zeigte, begann ich langsam die Flasche zu entkorken. Ich weiß nicht, war ich von dem Branntwein benommen oder war die Flasche zu feucht: ich weiß nur, als der Korken mit einem Knall an die Decke des Zimmers flog, entschlüpfte die Flasche meinen Händen und fiel zu Boden. Viel Wein war trotzdem nicht vergossen, da es mir noch gelang, sie rasch zu erfassen und mit dem Finger die Halsöffnung, worin der Champagnerwein zischte, noch rechtzeitig zuzudrücken.

„Nun also, ein glückliches neues Jahr!" sagte ich zu meiner Frau, indem ich zwei Kelche voll goß. „Trink einmal..."

Meine Frau nahm ihren Kelch in die Hand und starrte mich mit erschreckten Augen an. Ihr Gesicht war bleich geworden und drückte Entsetzen aus. „Du hast die Flasche fallen lassen," sagte sie.

„Nun ja... Was ist dabei?"

„Das ist nicht gut," sagte sie, indem sie ihr Glas hinstellte und noch bleicher wurde. „Es ist ein schlechtes Zeichen. In diesem Jahre wird uns noch Schlimmes zustoßen!"

„Wie unvernünftig Du bist!" sagte ich ärgerlich. „Du bist eine gebildete Frau und steckst voller Aberglauben wie ein altes Weib. Trinke doch..."

„Gott gebe, daß es nur ein Aberglaube bleibt, aber Du wirst schon sehen, es passirt noch irgend was Schlimmes!" Sie ließ ihr Glas unberührt stehen, setzte sich abseits und versank in tiefes Sinnen. Ich murmelte noch einige allgemeine Redensarten von thörichten Vorurtheilen, trank die Flasche zur Hälfte leer und begann aus einer Ecke in die andere zu schreiten. Dann ging ich hinaus. In kalter, einsamer Schönheit war die Winternacht angebrochen. Der Mond und zwei Wölkchen schwebten unbeweglich über dem weltverlassenen Stationsgebäude, als erwarteten sie etwas Fernes, Unbekanntes. Ein leichter Schimmer ergoß sich über die Fläche, den Bahndamm und seine Hänge. Tiefe Stille war über der Landschaft...

Ich schritt den Bahndamm entlang. Das thörichte Weib! dachte ich ärgerlich, indem ich den Himmel mit den unzähligen Sternen betrachtete. Selbst zugegeben, daß solche Vorzeichen bisweilen eintreffen, was kann uns noch Schlimmeres treffen, als unser jetziges Los? Welches Unglück kann dem Fisch, der schon im Netz gefangen ist, noch zustoßen? Was kann mir die Zukunft noch Schlimmes bescheeren? Meine Jugendzeit ist verbraucht wie ein Cigarrenstummel, den man fortwirft. Ich habe kein Haus, keine Verwandten, keine Freunde, keine Lebensaufgabe. In der Blüthe meiner Kraft bin ich zu nichts fähig, als für den Posten eines Stationschefs einer weltverlassenen Bahnlinie. Was kann mir noch Schlimmeres zustoßen? Der Tod? Nun, das ist nicht so schlimm. Im Grabe wird es nicht öder sein, als hier auf dieser entlegenen Halbstation... In der Ferne leuchteten die Lichter eines herankommenden Zuges auf. Die schlummernde Steppe wurde für einige Minuten von dem Rasseln und Fauchen der Bahn unterbrochen. Dann wurde es wieder still. Nur das Summen der Telegraphenpfosten tönte nach.

Oder der Tod meiner Frau? setzte ich meinen Gedankengang fort. Auch das ist nicht so furchtbar. Als ich sie heirathete, war ich ein unreifer Bursche. Jetzt, wo sie mir von Tag zu Tag nüchterner, alltäglicher, älter erscheint, was ist sie mir jetzt? Vor meinem Gewissen brauche ich nicht zu heucheln: ich dulde sie; aber ob ich sie liebe? Meine Jugend ist nutzlos verzettelt. Die schönsten Frauenköpfe flimmern vor mir auf in den erleuchteten Wagenfenstern, wie blinkende Sternschnuppen... Aber die Liebe ist dahin, ohne daß ich sie je empfunden habe. Alles ist nutzlos verbraucht: meine Empfindungen, meine Wünsche, mein Lebensmuth...

Ich war ungefähr zwei Werst gegangen und kehrte langsam zurück. Die schwermüthigen Gedanken verließen mich nicht. Und wie bitter mir auch um's Herz war, so suchte ich doch diese Bitterkeit noch zu verstärken. Es giebt eben Augenblicke, wo sogar das Bewußtsein, unglücklich zu sein, eine gewisse Befriedigung gewährt. Und ich fragte mich immerfort: was kann mir denn noch Schlimmeres zustoßen?

Ein leichter Wind hatte sich erhoben und bewegte die unbeweglich daliegende Schneedecke, als ich vor dem Stationsgebäude ankam. An der Schwelle trat mir meine Frau entgegen. Ihre Augen leuchteten lustig und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Befriedigung.

„Etwas Neues ist passirt!" flüsterte sie mir zu. „Geh' rasch in Dein Zimmer und zieh' Deinen neuen Rock an: wir haben Besuch!"

„Besuch! Wen denn?"

„Eben ist mit dem letzten Zuge Natalia Petrowna angekommen."

„Wer?"

„Die Frau von Ssemen Fedorowitsch, Du kennst sie. Sie ist so gut und so nett..." Ich hatte vermuthlich eine etwas verdrießliche Miene gemacht, denn meine Frau flüsterte mir erregt zu: „Sie ist so unglücklich. Ssemen Fedorowitsch ist ein solcher Tyrann, so rechthaberisch, die junge Frau hatte es so schwer! Sie bleibt nur drei Tage bei uns, bis sie einen Brief von ihrem Bruder bekommt, dann wird sie abreisen. Sie ist doch eine Verwandte von mir, man muß..."

Ich ging mich umkleiden. Als ich in's Speisezimmer trat, saß eine zierliche junge Dame mit großen schwarzen Augen am Tische. Der plumpe Tisch, die grauen Wände, das ungeschlachte Sopha, Alles im Zimmer schien verjüngt im Wiederschein dieses Wesens, das so neu, so jung erschien, und Alles war von einem exotischen, bethörenden Parfüm erfüllt. Und bethörend war sie auch und depravirt, das merkte man gleich an ihrem Lächeln, am Parfüm, an ihren Augen, die bald kokett von den langen Wimpern verhüllt, bald enthüllt wurden, am Tone, in dem sie zu meiner Frau — einer anständigen Frau — sprach. Sie hatte es gar nicht nöthig, mir erst zu erzählen, daß sie ihrem Gatten fortgelaufen, daß ihr Mann alt und ein Despot sei, und wie sie selbst so lustig und gutmüthig wäre... Die Champagnerflaschen wurden wieder entkorkt. Wir tranken Champagner. Die Besucherin leerte ihr Kelchglas auf einen Zug. Meine Frau hatte das Zimmer verlassen. Ich war berauscht vom Wein und von der Gegenwart dieses jungen, verführerischen Wesens. Kennen Sie das Zigeunerlied:

„Ihr dunklen Augen so glühend,
So viele Leidenschaft sprühend,
Wie herzlich lieb' ich euch,
Und wie fürcht' ich euch zugleich!"

... Ich weiß nicht mehr, was darauf folgte. Wer wissen will wie die Leidenschaft beginnt, mag es in Romanen lesen; ich kann es nur mit den Worten des nämlichen Zigeunerliedes ausdrücken:

„Es war in unseliger Stunde,
Als ich euch, ihr Augen gesehn!"

Alles ging zu Grunde, Alles war vernichtet. Ich weiß nur, daß ein verheerender Wirbelsturm mich packte und fortriß und Alles hinweg fegte von der Erde: jenes unselige Weib, dann meine Gattin, mein eigenes Leben ... Aus der weltvergessenen Halbstation in der Steppe bin ich fortgeweht worden, auf die Straße geworfen ... Und ich hatte gefragt, was mir noch Schlimmeres zustoßen konnte! ...

## Aus der Hauptstadt.

### Freiheit, die ich meine.

Der Punsch hatte nach Rosinen geschmeckt und à la Beirut geheißen, obwohl in der bewußten schönen Gegend weder alkoholhaltige warme Getränke gebraut noch Weintrauben getrocknet werden. Da man aber ein moderner Mensch ist und mit der Neuzeit fortschreitet, hatte unser geistreicher Wirth seiner Sylvesternette eine ebenso feine wie patriotische Anspielung auf die Orientfahrt einflechten zu müssen geglaubt. Vor zwanzig Jahren wäre der Punsch statt auf Beirut auf Bayreuth getauft worden, und trotz des Rosinengeschmacks hätte auch damals jeder Festtheilnehmer dem geistreichen Wirthe unbedingt das Recht eingeräumt, von ihm componirte Punsche mit passenden actuellen Namen seiner Erfindung zu belegen.

„Es ist eine sehr glückliche Idee," sagte der Oberrechnungsrath und trank dem Urheber der Idee huldvoll zu. „Wenn ich an der Orientreise etwas auszusetzen hätte — Sie nehmen es mir nicht übel, meine Herrschaften, daß ich mich ganz offen ausspreche — so wäre es der Umstand, daß sie nicht ein Jahr später vor sich gegangen ist. Man könnte dann in der Sylvesternacht 1899 auf die Frage: Was ist nach Ihrer Meinung das bedeutsamste Ereigniß des 19. Jahrhunderts? mit ruhigem Gewissen und absoluter Bestimmtheit antworten: Die Kaiserfahrt nach Jerusalem."

Der Oberrechnungrath unterbrach sich, um noch einen Schluck von dem Rosinentranke zu nehmen und seinem Gegenüber, einer pikanten dreiundvierzigjährigen Schönheit, auf die decolletirten Schultern zu blicken.

„Man darf freilich kaum erwarten, daß uns das neue Jahr hervorragendere Geschehnisse bringt," bemerkte der Stadtverordnete. „Und deßhalb haben der Herr Geheime Oberrechnungsrath meiner unmaßgeblichen Ansicht nach schon heute das Recht, dem bahnbrechenden Zuge nach Osten jenes klangvolle Epitheton zu verleihen."

Wir pflichteten ihm allesammt bei, bis auf einen schweigsamen jungen Mann, der dem Punsche interessirter zusprach, als ich für menschenmöglich gehalten hätte, und einen älteren Herrn von vornehmem Aussehen, wozu hauptsächlich seine pergamentfarbene Haut, sein Monocle, sein süffisantes Lächeln und seine gar nicht thiergartenmäßige Adlernase beitrugen.

„Ich möchte da doch entschieden widersprechen," sagte er lässig.

„Ah — sehr gütig, Excellenz!" beeilte sich der Oberrechnungsrath zu erwidern.

„Ich bin ganz Ohr!" rief der Stadtverordnete, und das dumme Gesicht, das er in diesem Augenblicke machte, ließ erkennen, daß er die Länge seiner Ohren in der That richtig einschätzte.

„Was dem kommenden Jahre und damit dem ganzen Jahrhundert seinen Stempel aufdrücken wird, meine Herrschaften, das ist die Fülle bürgerlicher Freiheiten, die es uns zu bescheeren gedenkt," warf die Excellenz hin. „Ja, Freiheiten. Ich drücke mich vielleicht nicht ganz correct aus, wenn ich sage, das Jahr wolle uns die Freiheiten erst bescheeren. Manche von Ihnen werden behaupten, daß wir die Freiheiten ja bereits besäßen."

Wir beeilten uns, der Excellenz zu versichern, daß kein Mitglied der Gesellschaft anmaßend genug sei, dergleichen zu behaupten.

„Das freut mich," fuhr er fort. „Immerhin wird es außerhalb dieses angenehmen Kreises Leute geben, die, auf gewisse bedauerliche Vorkommnisse in den vierziger Jahren anspielend, die Existenz einer Reihe von Freiheiten für unleugbar halten. Ich gebe ja nun zu, diese Freiheiten stehen seit Langem auf dem Papier. Selbst in der sogenannten Verfassung finden wir sie erwähnt. Aber eins hat man vergessen, und eins fehlt den Freiheiten des deutschen Volkes bisher: daß die Regierungen sie voll und ganz anerkannten. Es waren bisher gewissermaßen wilde Freiheiten, ohne sittlichen Hintergrund, ohne Verbindlichkeit für irgend wen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, meine Herrschaften?"

„Sie sprechen so licht!" rief die Dame des Hauses schwärmerisch.

„Jedenfalls werden Sie mir zugeben müssen, daß die Regierungen sich bisher um die „„freiheitlichen Errungenschaften"" in Doppelgänsefüßchen herzlich wenig gekümmert, sie sozusagen als nicht vorhanden betrachtet haben. Da nun die Regierungen ohne Zweifel so gut zum Volke gehören wie irgend Einer von uns, so geht aus dem Gesagten hervor, daß ein Theil des deutschen Volkes die Existenz der beregten Freiheiten nicht anerkennt und in Abrede stellt. Ich übertreibe nicht, wenn ich das einen unhaltbaren Zustand nenne. Und wir haben alle Ursache, unsern Regierungen dafür dankbar zu sein, daß sie ihm ein Ende machen wollen. Ihr großmüthiger Entschluß wird mit goldenen Lettern in den Annalen der Geschichte —"

„Meine Damen und Herren!" fiel hier der punschtrinkende Jüngling, den ich längst mit steigendem Mißtrauen beobachtet hatte, der Excellenz in's Wort. „Schon holen die Glocken der Mitternacht zum Schlage aus. Sogleich ist das Jahr herum, das ein Schreckensjahr ohnegleichen gewesen ist für alles deutsche Volk, das Jahr, dessen Ziffer mit Schmerz und Trauer genannt werden wird, so lange die deutsche Welt steht. Gottlob, wenige Minuten noch, und wir haben es überwunden, das schwarze Jahr, das uns Otto Bismarck genommen hat. In diesem Augenblicke, meine Herrschaften, verstummt überall, wo deutsche Zunge klingt, das fröhliche Lachen, die Blicke kriechen zu Boden, und wie ein Trauerflor breitet sich die Erinnerung an den mächtigen Todten über alle Herzen —"

Die Excellenz war bleich geworden, sie zitterte, wie der Teufel vorm Pentagramm. Dann aber erhob sie sich rasch. „Genug!" stieß sie hervor. „Das übersteigt doch alle Begriffe. Meine Herrschaften, ich habe die Ehre —"

„Auf der Stelle schweigen Sie, Sie Hansnarr!" schrie der geistreiche Wirth den verblüfften Jüngling an. „Ich beschwöre Ew. Excellenz, lassen Sie sich doch nicht durch diesen Burschen verjagen! Er weiß ja nicht, was er spricht! Der Punsch war ihm zu stark. So etwas denkt man doch höchstens, und das auch nur unter Vorbehalt. Ew. Excellenz werden mir den Schimpf nicht anthun und die Gesellschaft jetzt verlassen!"

„Wenn unsre vereinigten Bitten irgend welchen Einfluß auf Ew. Excellenz haben!" flehte der Stadtverordnete.

Der Oberrechnungsrath hatte ernst auf seine Uhr gesehen und sich gleichfalls zum Aufbruche gerüstet.

Beim Anblick des Jammers, den sein olympischer Unwillen hervorgerufen hatte, überschlich Milde das Herz der Excellenz. Sie schleuderte einen Blitz der Verachtung auf den geknickten Zwölfuhrredner, setzte sich dann wieder und sagte: „Bedenken Sie nur, wie man Se. Majestät in Friedrichsruh aufgenommen hat! Aber wo blieb ich vorhin gleich stehen?"

„Excellenz schrieben die Annalen der Geschichte!" jubelte der Wirth, und die Dame des Hauses legte beglückt die Hand auf das Fettherz.

„Ganz richtig. Ich wollte ausführen, daß die bisherigen Regierungen, vor Allem die des ersten Reichskanzlers, illoyalerweise die Freiheiten der Nation als nicht vorhanden angesehen oder doch nichts zu ihrer Vervollkommnung, ihrem Ausbau beigetragen hat. Sie wissen, meine Herrschaften, daß in den Augen des Besitzers jedes Ding an Werth verliert, das ihm Niemand neidet oder streitig macht. Solch ein Besitzthum sind die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten des Volkes. Sie sind ihm gleichgiltig geworden, es achtet sie kaum noch, weil die Regierungen bisher sich nie den Anschein gaben, als wollten sie sie ihm entreißen. Was wird die Folge sein? Versumpfung des verfassungsmäßigen Denkens, langsamer Tod aller Freiheitsliebe. Darf eine Regierung, die mit Recht selbst ihre weise Politik rühmt, weil andere es doch nicht thun, darf eine solche Regierung den bedauerlichen Krankheitsproceß ungestört fortschreiten lassen? Oder ist sie vielmehr verpflichtet, ihn dadurch aufzuhalten, daß sie die Bevölkerung reizt und stachelt und zwingt, ihre Freiheiten zu vertheidigen? Wie schön und richtig sagt doch Goethe: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Unser Volk kennt Goethe viel zu wenig, deßhalb liest ihn die Regierung um so fleißiger."

Respectvolles Beifallsgemurmel brach aus.

Die Excellenz erhob sich. „Meine verehrten Herrschaften! Sie haben jetzt tiefe Blicke in die Absichten einer Regierung gethan, die sich ihres eigenen Werthes zwar voll bewußt ist, die aber unvernünftiger Nörglergeist bislang nicht ihrer ganzen Bedeutung entsprechend zu würdigen verstanden hat. So viel hoffe ich aber: wenn Sie ihre vergangenen und zukünftigen Maßnahmen unter dem Gesichtswinkel beurtheilen, in den ich sie gerückt habe —"

Wieder ward der Redner unterbrochen, diesmal von dem hundertstimmigen Gebrüll und Geschrei, das von der Straße herauf drang. „Prosit Neujahr!" Die Excellenz lauschte lächelnd. Dann erhob sie feierlich ihr Glas. Wir schaarten uns in andachtsvoller Stimmung um sie; ein süßer Geruch von lauwarmem Wasser, Rosinen und Saccharin zog durch's Zimmer. „Unsere goethische Regierung — sie lebe!"

Die Kelche klangen zusammen, und keiner bekam einen Sprung.

* * *

Sonderbar. Eben noch hatte jauchzender Lärm die Straßen erfüllt, keine überschäumende Sylvesterlustigkeit zwar, wie sie einst gäng und gäbe gewesen war, aber doch ein munterer Abklatsch, ein passables Surrogat. Und jetzt, drei Minuten später, herrschte ringsum finsteres Schweigen, jene zermalmende Einsamkeit, die uns sonst nur auf den Gletscherfeldern des Hochgebirgs oder im Parquet des Lessing-Theaters überfällt. Außer den blanken Knöpfen der Schutzmannsuniformen ringsum kein fröhlicher Glanz, kein Lichtstrahl.

„Es ist heut freie Nacht," sagte der Posten erklärend. „Sie thun deßhalb gut, sich nicht unnütz auf der Straße aufzuhalten. Eventualiter muß nämlich sofort scharf geschossen werden. Feuerspritze und Schreckschüsse sind als freiheitsfeindlich veraltet."

„Man wird doch noch irgendwo einen Guten finden?"

„Höchstens der Club ehemaliger Majestätsbeleidiger tagt noch und die Freie Liga zur Wahrung der Volksfreiheiten. Beide halten auf einen guten Haustrunk."

Ich entschied mich für die Liga, nicht für den Club, da ich in so vorgerückter Stunde nicht mehr mit vielen Hunderten von Menschen zusammen sitzen mochte. Die Liga entsprach denn auch meinen Erwartungen. Der runde Stammtisch, wo sie ihren volksfreundlichen Arbeiten obzuliegen pflegte, war leer. Man meldete mir, daß sie sich vor wenigen Minuten aufgelöst und das Verbandsvermögen mir nichts, dir nichts vertheilt habe.

Es mußte mich deßhalb einigermaßen überraschen, daß ungefähr bei der Mitte des dritten halben Liters die Bank rechts und links von mir plötzlich besetzt war. Die ansehnlichen alten Herren unterhielten sich lebhaft, ohne zunächst Notiz von mir zu nehmen, und ich hatte Muße, sie discret, mit halb zugekniffenen Augen, zu mustern. Siehe — mir gegenüber thronte die Excellenz von vorhin, deren Staatsweisheit mir noch immer wie Rosinenpunschdampf im Kopfe lag. Sie sprach unaufhörlich auf einen achtbaren, hochbetagten Gentleman ein, der das müde Köpfchen auf den Tisch gelegt hatte und nur dann und wann einen klagenden Blick nach oben warf. Ich konnte die Physiognomie des Greises nicht erkennen, aber eine innere Ahnung sagte mir, daß er es war, der eben in Springe so wacker die Sauseder geführt hatte, Hohenlohe, Fürst Chlodwig. Sein Nacken krümmte sich unter der Last der ihm aufgebürdeten Verantwortungen, seine kindlich reine Stirne jedoch schien von all' diesen Verantwortungen nichts zu wissen. An seiner Seite reckten sich der Minister des Geistes, der sich seit dem Frenzel-Essen nichts mehr aus Champagner macht, und ein gebieterisch dreinschauender Herr, den ich anfänglich für den Präsidenten des Heilbronner Schwurgerichtes hielt. Er war es auch wirklich. Um diese Großen schaarten sich mehrere Geheimräthe, die die Zuchthausvorlage, die Reform des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes und das Vereinsgesetz ausgearbeitet hatten; v. Posadowsky-Wehner und Graf Ballestrem, der in Rittmeister-Uniform den zahm und lahm gewordenen Reichstag vertrat, machten neben ihnen keine besondere Figur. Herr v. Lucanus führte den Vorsitz in der erlesenen Gesellschaft, die noch ihren wissenschaftlichen und literarischen Beirath, das auswärtige Mitglied v. Köller, erwartete.

„Wir führen die Geschäfte der Freien Liga zur Wahrung der Volksfreiheit fort," wandte sich die pergamentfarbene Excellenz an mich. „Ich denke, meine Herren, wir eröffnen die Sitzung."

„Wo nur Köller wieder bleibt?" murrte Posadowsky. „Es ist unverantwortlich —"

„Bitte, ich übernehme auch diese Verantwortung", klang die müde, automatische Stimme Hohenlohe's.

„Wir hätten zuerst Maßnahmen zur Erhaltung des bestehenden Reichstagswahlrechtes zu treffen," begann der Vorsitzende. „Haben Sie den Gesetzentwurf, der dies Wahlrecht abschafft, ausgearbeitet, Herr Rath?"

Der Angeredete legte ein großmächtiges Actenconvolut auf den Tisch. „Ich hatte so viel freie Bureauzeit in den letzten zwölf Monaten," sagte er erklärend. „Und da mir kein Sopha bewilligt worden ist, mußte ich mir die Langeweile auf diese Weise zu vertreiben suchen."

„Es wäre gut, im Interesse der Aufgaben unseres Vereins diese Entwürfe sofort in mehreren oppositionellen Zeitungen veröffentlichen zu lassen," rieth ein Geheimrath. „Sie machen böses Blut und zwingen die Bevölkerung, ihr höchstes Recht mit verzweifelter Energie zu vertheidigen. Und solche Energie hat immer noch eine Vermehrung der Volksrechte im Gefolge gehabt."

„Ich möchte dann aber vorschlagen, daß wir zunächst die Annahme des Antrages Klinkowström abwarten, der die widerrechtliche Veröffentlichung von Acten bestraft," entgegnete der Pergamentfarbene. „Unter den jetzigen Verhältnissen laufen wir nämlich Gefahr, daß die Veröffentlichung spurlos vorübergeht. Die Bevölkerung ist bereits zu abgebrüht, zu wenig auf die Wahrung ihrer Freiheiten erpicht. Werden aber erst der Verleger, der Redacteur, der Corrector, der Setzer, das Falzmädchen, die Zeitungsfrau, der Abonnent des Blattes, das den Entwurf an's Tageslicht bringt, staatsanwaltlich hochnothpeinlich verfolgt, dann kann die öffentliche Meinung gar nicht anders, sie muß Stellung nehmen, und zwar selbstverständlich im freiheitlichen Sinne."

„Der Antrag Klinkowström ist die Blüthe derbfreiheitlichen und doch raffinirt feinen Bürgergeistes," meinte bewundernd Herr v. Lucanus. „Ich denke, wir ernennen den Urheber zum Ehrenmitglied unserer Gesellschaft."

„Aber außer dem Reichstagswahlrechte sind noch andere wichtige Freiheiten bedroht und müssen von uns geschützt werden," fuhr der Referent fort. „Dafür, daß den Leuten der Werth der Coalitionsfreiheit recht klar vor Augen gerückt wird, hat unser verehrter Freund v. Posadowsky bereits gesorgt. Erhebt sich die Nation nach Bekanntgabe der Zuchthausvorlage nicht wie ein Mann für das Coalitionsrecht, dann will ich Reichskanzler heißen."

Ein verhaltenes Bravo tönte durch den Raum. „Damit die Gedankenfreiheit nicht untergehe, und auch für den Ausbau der Preßfreiheit neues Interesse erwache, haben wir den Fall Delbrück erfunden," bemerkte mein Nachbar.

„Die Regierung hat sich dabei allerdings in seltenem Maaße gedankenfrei gezeigt," bestätigte der Pergamentfarbene.

„Andere Freiheiten sind zur Zeit nicht bedroht?" erkundigte sich der Vorsitzende.

„Direct wohl nicht," klang die Antwort. „Weil ich aber befürchtete, daß über kurz oder lang doch die Geschworenengerichte höheren Orts Mißfallen erregen könnte, that ich mein Bestes, die Bevölkerung jetzt schon auf die Wichtigkeit der Institution hinzuweisen und sie zu bestärken in dem festen Vorsatz, diese Errungenschaft von 1848 entschlossen zu vertheidigen."

„Aha — daher die Heilbronner Rede über den nicht befriedigenden Wahrspruch!" schmunzelte v. Posadowsky. „Hab' ich's nicht gleich gesagt, Deutschland erfreut sich der vollendetsten Rechtsgarantien und freiheitlichen Einrichtungen? Wo in aller Welt sind die regierenden Kreise, die die Verantwortung tragen —"

Fürst Hohenlohe schreckte bei diesem Worte empor, sah sich ängstlich um und sank dann wieder beruhigt in sich zusammen.

„Wo in aller Welt sind sie so darauf versessen, Vorstöße gegen die Volksfreiheiten selbst dann abzuwehren, wenn gar keiner droht?" vollendete Posadowsky seine Auseinandersetzungen. „Die weise Politik unserer Regierung —"

„Schon wieder dies unausstehliche Eigenlob! Gewöhnen Sie sich das doch ab!" rügte ihn streng der hohe Chef, Herr v. Lucanus. „Außerhalb des Reichstages glaubt es Ihnen ja doch Niemand —"

„Ach, überhaupt der Reichstag!" klang es klagend aus der Runde. „So was von Arglosigkeit, so viel blindes Vertrauen, so entwickelte Lammsgeduld!"

„Wir haben alles Mögliche gethan, ihn zu reizen und die schöne Verstimmung in ihm zu erwecken, das unbeschränkte Mißtrauen, ohne das es keine wahre Freiheit giebt!" vertheidigte sich Herr v. Posadowsky. „Aber er ist nun einmal so."

„Selbst meine Kürassier-Bemerkung in der Audienz hat ihn nicht renitent gemacht," fügte Graf Ballestrem hinzu. „An dem ist Hopfen und Malz verloren. Es bleibt uns nichts übrig, als das deutsche Volk selbst zu bearbeiten und es mit steigendem Argwohn gegen die Regierung zu erfüllen, damit es seine heiligsten Rechte wahre und fördere."

Herr v. Lucanus seufzte. „Das Volk! Nimmt es nicht Alles ergeben hin? Wo ist sein Zorn über die lippische Angelegenheit? Wo blieb sein dröhnendes Wuthgelächter, als unser guter Posadowsky es mit stachelnden Darlegungen über sein allzu großes Wohlbefinden zwackte? Wahrlich, es ist mit unklar, wie wir diese stumpfen Massen mit jenem Quantum von Mißtrauen und reichsverdrossenen Aerger tränken sollen, ohne den nun einmal kein Fortschritt, kein reges politisches Leben möglich ist."

„Auch hierin zeigt sich der unheilvolle Einfluß des ††† Sachsenwäldlers," bemerkte Jemand. „Jahrzehnte lang hat er die Nation daran gewöhnt, blindlings seiner Leitung zu folgen, sich unbedingt auf ihn zu verlassen — da hält es verteufelt schwer, sie aufzurütteln."

„Es müßte wieder mal vom Staatsstreiche gesprochen werden," sagte der Pergamentfarbene, den Finger an die Adlernase legend. „Das ist seit einer kleinen Ewigkeit nicht mehr dagewesen und das Aufreizendste, was wir in dem Genre haben. Glauben Sie mir, die Verfassung hat in den Augen des richtigen deutschen Staatsbürgers erst dann Wert und Bedeutung, wenn sie ihm genommen worden ist. Doch ich sehe eben, meine Zeit ist um; ich darf den Urlaub nicht überschreiten. Addio!"

Er war verschwunden, wie in der Luft zerflossen. „Wer ist der hochpolitische Herr eigentlich?" fragte ich meinen Nachbar. „Ich habe selten Jemand getroffen, der sich auf deutsche Verhältnisse und die Bedürfnisse des neuen Curses so gut versteht —"

„Er gehört zu unserem Kreise, sonst wissen wir auch nichts von ihm," gab man mir zur Antwort. „Er nennt sich Niccolò Machiavelli und soll ein pensionirter italienischer Minister sein." Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

„Die Barbaren". Lustspiel von Heinrich Stobitzer. (Neues Theater.) — „Die Lustspielfirma." Lustspiel von Oscar Walter und Leo Stein. (Königliches Schauspielhaus.) — „Mathias Gollinger". Lustspiel von Oscar Blumenthal und Max Bernstein. (Lessingtheater.) — Gastspiel von Jane Hading.

Daß Frau Nuscha Butze als Theaterdirectorin ihr Geschäft und ihr Publicum versteht, hat sie bisher fast immer bewiesen. Als dieser einzige weibliche Bühnenleiter begann, suggerirten ihr allerlei Freunde oder Feinde die Meinung, sie habe eine besonders verantwortungsreiche

Aufgabe vor sich, denn ihre Leistungen würde man nicht ihr persönlich, sondern auch ihrem Geschlecht auf das Conto schreiben. Aber sie ließ sich durch solches Geflunker von Frauenrechten und höheren Aufgaben nicht irre machen, sondern ging nach einigen Tastversuchen resolut auf ihr Ziel einer harmlosen, spießbürgerlichen und einträglichen Familienbühne los. Und der Erfolg kam mit der altbackenen Moseriade des Herrn v. Throta „Hofgunst" und nun wohl auch mit Stobitzer's „Barbaren". Wieder die altbekannten Moser'schen Lieutenants, unwiderstehlich reizende, liebe, kluge, gebildete Säbelraßler und dabei furchtlos, tapfer und ritterlich. Und Herr Stobitzer setzt die beiden Personificationen preußischer Schneidigkeit sogar auf Kriegsfuß, mitten in's „schreckliche" Jahr und auf das Gut eines französischen Marquis und Chauvinisten, der zuletzt durch den Anblick eines deutschen Weihnachtsbaumes so gerührt wird, daß er die stolze Adrienne dem Ulanenrittmeister und die naive Clementine dem sentimentalen Privatdocenten in Uniform zur Frau giebt. Viel Gefühlsduselei und Hurrahpatriotismus, wenig Witz und Wahrscheinlichkeit, aber der zeitgemäße Chorus „Stille Nacht, heilige Nacht" und der funkelnde Christbaum machen Alles wieder gut.

Die beiden Weihnachtsstücke des Königlichen Schauspielhauses und Lessingtheaters vertragen und verdienen keine Zeile ernstlicher Kritik. Die Lustspielfirma Walter und Stein hat sich in dem Halbedichterpaar Adolf und Paul offenbar selbst ironisirt: die erfolgreichen Theaterschreiber entzweien und versöhnen sich, nachdem Jeder von einer reichen Amerikanerin einen Korb bekommen und mit einem Stück auf eigene Faust durchgefallen ist. Die Novität bezeichnet den Tiefstand unserer Hofbühnenleitung. Auch Blumenthal's Stück in Berlin aufzuführen, nachdem es schon in München durchgefallen, wäre schwerlich gelungen, wenn der ohnehin geplagte Pächter des Lessingtheaters nicht contractlich verpflichtet wäre, alle Werke des Eigenthümers unbesehen anzunehmen. Das freiwillig Blumenthal'sche Berliner Tageblatt wußte vor der Münchener Aufführung die blauen Wunder zu erzählen von den „zwei Autoren, der Eine aus dem Norden, der Andere aus dem Süden des Reiches, die sich zusammenfanden, um die heitere Muse des Lustspiels in den Dienst der Diplomatie zu stellen, mit dem Oele des Humors die in den letzten Monaten besonders hochgehenden Wogen des Particularismus zu glätten. Von der Ansicht ausgehend, daß der Particularismus doch nur die Verkörperung der Stammeseigenthümlichkeiten auf politischem Gebiete ist, versuchten die Autoren, dem Berliner wie dem Münchener einen Spiegel vorzuhalten, in dem sich die Vertreter der beiden Metropolen mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen selbst erkennen sollten, — die Selbsterkenntniß ist ja der erste Schritt zur gegenseitigen Verständigung." Wie sehr diese diplomatisch-dramatische Verständigung den Verfassern gelungen ist, zeigt die Ablehnung ihres Schmarrens in München wie in Berlin. Die Spiegelung der Stammeseigenthümlichkeiten mit ihren Vorzügen und Schwächen ist so verzerrt, daß die Vertreter der beiden Metropolen sich gar nicht erkannt haben. Die modernen Mustermenschen aus Berlin sind Alle hoch gebildet, gutmüthig, strebsam, intelligent; die „kernbraven" Münchner alle saugrob, bornirt, protzenhaft, ungebildet. Der Titelheld ist ein Brauereibesitzer, also etwa ein College des nationalliberalen Abgeordneten Sedlmayr: er führt sich in einem Berliner Salon wie der Viehhändler aus Oberösterreich auf, prügelt sich Unter den Linden herum und macht sich überhaupt ganz unmöglich, sodaß ihn der Schwiegersohn hinauswirft, wobei nach altem Theaterbrauch die Tochter dem Vater Recht giebt und von Scheidung plärrend mit ihm an die grüne Isar heimkehrt. Im dritten Akt versöhnt man sich wieder; Herr Krüger holt seine Resl zurück, und der Münchner Hinterwäldler verkehrt nur noch telephonisch mit Berlin. Für süddeutsche Art hat nun einmal das in der ganzen Welt verhaßte falsche Berlinerthum von Börse und Mühlendamm, das sich in Blumenthal's schnodderiger Muse verkörpert, kein Verständniß. Wer die von Possart prächtig inscenirte Aufführung im Kgl. Residenz-Theater gesehen, der konnte sich im Lessing-Theater gut münchnerisch bekreuzigen. Dort Künstler wie Häußer, Lützenkirchen und die kleine Swoboda, hier „man bloß" Herr Neumann-Hofer mit seinen Possenspielern . . .

Eine Woche lang hat die berühmte Madame Jane Hading gegen die Indifferenz der Berliner gekämpft, welche nun einmal vor Weihnachten schwer in's Theater zu locken sind, besonders nicht in's Lessing-Theater, das sein Stammpublicum schon seit Jahren verloren hat und ganz aus der Mode gekommen ist. Und doch ist die Marseillerin mit dem englischen Namen — sie heißt zwar eigentlich Hardouin — eine außergewöhnliche Erscheinung. Im Profil gleicht sie der Sarah Bernhardt, doch fehlt ihr deren Innigkeit; in ihrer nervösen Hast erinnert sie manchmal an die Réjane, aber ohne deren Feinheit; auch der Duse hat sie einige Aeußerlichkeiten abgeguckt, indessen fehlt ihr die Seele, die Natur. Sie bleibt nur immer Schauspielerin, Virtuosin, allerdings von bester französischer Schule und steht also thurmhoch über der Sorma und sogar über Adele Sandrock. Es ist reife, allzureife Kunst, denn die Zeit ist auch für sie längst vorüber, wo Catulle Mendès sie l'incomparable beauté-théâtre genannt hat. Freilich hat auch dieser Bewunderer ihre Mängel richtig erkannt: „Il lui manque quelque chose d'excessif, de personnel, le dépassement de la perfection facile." Hier hatte die noch immer schöne Frau mit dem bethörenden Lächeln als Cameliendame, die sie nicht nach deutschem Heroinenbrauch ganz in Sentimentalität taucht, sondern als hysterische Horizontale giebt, einige prachtvolle Momente, zumal in der Auseinandersetzung mit dem Vater; auch als Hüttenbesitzerin wußte sie mitten in der theatralischen Unnatur ihrer Rolle durch feine Züge zu fesseln; ebenso in Gilberte's Eifersuchtsscene mit der tugendhaften Schwester („Frou-Frou"), und endlich zeigte sie als Adrienne Lecouvreur in des alten Lafontaine Fabel von den zwei Tauben die intime Kunst einer köstlichen diseuse; nur in dem großen Zankduett mit unterlegtem Text aus Racine's Phädra:

„. . . je ne suis point de ces femmes hardies
Qui, goûtant dans le crime une tranquille paix,
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais —"

durfte man nimmermehr an die unvergleichliche Sarah Bernhardt und ihre poesieerfüllte Leidenschaftlichkeit denken.

## Notizen.

Von Björnstjerne Björnson sind zugleich zwei neue Bücher erschienen: „Paul Lange und Tora Parsberg". Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. (München, Albert Langen). Es ist ein dreiactiges Drama, das uns in den norwegischen Parlamentarismus einführt, ein drame à clé, das für die Eingeweihten doppelt interessant sein mag. Paul Lange, ein norwegischer Politiker, ist ein Streber, der in die Höhe kommen und reich heirathen möchte, ein gewöhnlicher Intrigant, aber doch so bedeutend, daß sich die schöne Tora ihm an den Hals wirft. Und trotzdem er sie wieder glühend liebt, bringt ihn das Zeitungsgeschrei und parlamentarische Geschwätz über sein politisch zweideutiges Auftreten so in Verzweiflung, daß er in's Nebenzimmer geht und sich erschießt. Das ist ein Schluß, aber keine Lösung und wird dem Stück auf unseren Bühnen wohl den Hals brechen. Daß dichterische Schönheiten und scharfsinnige, psychologische Züge sich finden, ist bei Björnson selbstverständlich. Besonders interessant und — seien wir offen — erfreulich ist an dem Stücke, daß der Dichter damit von der Politik endgiltig Abschied nimmt. Gleichzeitig giebt F. W. Grunow in Leipzig Björnstjerne Björnson's Bauernnovellen unter dem Titel: „Ueber hohen Bergen" heraus. Diese prächtigen Erzählungen sind Björnson's Meisterwerk, das ihm einen bleibenden Platz in der Weltliteratur sichert. Das Denken und Handeln der Menschen, die er aus dem Volksthum heraus schildert, entspricht dem deutschen Empfinden besser, als — vom „Fallissement" abgesehen — seine übrigen specifisch norwegischen Werke. Grunow hat die Bände würdig ausgestattet.

Da die Welt, nach dem schönen Wort unseres Kaisers, im Zeichen des Verkehrs steht, müssen wir nothwendig auch die Weltsprachen verstehen. Die drei Hauptsprachen gehören längst zur allgemeinen Bildung, und zahllose „Systeme" bemühen sich in Schule und Privatunterricht um die schnelle und sichere Verbreitung linguistischer Kenntnisse. Von Ollendorff und Ahn bis Langenscheidt wüßten wir aber für praktische Zwecke kein probateres Lehr- und Lernhülfsmittel als die Methode Gaspey-Otto-Sauer zum Studium der modernen Sprachen. Die im Verlage von Julius Groos in Heidelberg erscheinden Grammatiken empfehlen sich besonders allen Privat- und Selbstunterrichtenden. Was zunächst die Anordnung und Behandlung des grammatischen Stoffes angeht, so sind die Grammatiken durchgehends in zwei Curse (mit Lectionen) getheilt, denen eine systematische Darstellung der Aussprache vorausgeschickt ist. Jeder Cursus behandelt der Reihe nach die Redetheile, und zwar giebt der erste mehr die Grundlage in allgemeinen Umrissen, während der zweite den ersten erweitert und ergänzt (nach dem auch auf anderen Gebieten vielfach mit Glück angewandten Systeme concentrischer Kreise); in dem ersten richtet sich die Aufmerksamkeit mehr auf die Formenlehre, im zweiten mehr auf die Syntax, ohne daß jedoch diese beiden Dinge, wie in den lediglich systematischen Grammatiken, streng auseinander gehalten sind. Bei den Regeln ist es, wie uns scheint, vorzugsweise auf möglichst einfache und gemeinverständliche Mittheilung von Thatsachen abgesehen. Der Uebungsstoff ist sehr reichlich. Wir müssen den Verfassern dieser Lehrbücher das Verdienst lassen, daß sie demjenigen Theile des sprachenlernenden Publicums, der vorzugsweise aus praktischen Gründen ein fremdes Idiom sich bis zur Sprach- und Schreibfertigkeit aneignen will, den grammatischen Stoff in sehr mundgerechter und leichtfaßlicher Form darbieten. Mit keiner anderen Grammatik lernt man so rasch sprechen und sich fremdsprachlich auf eigene Füße stellen, so daß die Groos'schen Bücher sich mit Recht Conversations-Grammatiken nennen. Auch die eben erschienene Schwedische Grammatik von E. Th. Walter läßt alle anderen Hülfsbücher hinter sich. Da Skandinavien schon ein Modereiseziel geworden, wird man uns für unseren literarischen Hinweis danken.

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist Jenicke. (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.) Das Jahrbuch soll, indem es die Leserinnen an der Hand hervorragender weiblicher Schriftsteller einen Einblick gewinnen läßt in das Frauenschicksal, — sei dieses durch wissenschaftlich belehrende Behandlung oder durch dichterische Gestaltung ihnen nahegebracht, — zugleich nach seinem bescheidenen Theil zur Lösung der großen Aufgabe

beitragen, der Frau die ihr im modernen Leben gebührende Stellung zu erringen. Am besten hat uns der Aufsatz der Tochter des verstorbenen Pandektisten Windscheid über die Aufgabe der Mädchengymnasien und die Skizze von L. Hildeck gefallen. Daß auch extreme Forderungen aufgestellt werden, beweisen der sonst gemäßigten Helene Lange Schwärmereien für das weibliche Stimmrecht. Die Verse sind schlecht, und doch hat unsere Frauenliteratur Erstclassiges, z. B. Ricarda Huch. Leider sind die beigegebenen fünf Portraits wenig anmuthend, zum Mindesten nicht geschmeichelt. Sind sie aber ähnlich, dann begreift sich die Unzufriedenheit dieser Frauenrechtlerinnen; nur sollte sie sich weniger gegen die Männer, als gegen die karge Natur richten.

„Die beliebtesten Chorwerke." Von Prof. Dr. Bernhard Scholz u. A. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) Dieser jüngste Band der Sammlung „Musiker und ihre Werke" bezweckt, die beliebtesten Chorwerke in allen ihren Phasen als Messen, Cantaten, Oratorien, Scenen, Passionen dem Verständniß des Musikfreundes näher zu rücken. Den Werken von Bach, Haydn, Händel, Mozart, Beethoven, Verdi, Berlioz, Bruch, Mendelssohn, Brahms, Liszt, Tinel, Schumann und Wagner werden von berufenen Musikkennern eingehende Erläuterungen mit Notenbeispielen gewidmet, während eine Einleitung aus der Feder A. Pochhammer's die historische Entwickelung einer jeden Kunstform leicht verständlich darlegt. Den Oratorien, Messen ꝛc. ist der Text beigegeben, was dem concertbesuchenden Publicum besonders werthvoll sein wird. Es ist bis jetzt der gediegenste Band des genannten Sammelwerkes, dem sich hoffentlich bald auch ein Führer durch die beliebtesten Opern von Gluck, Boieldieu und Cherubini bis Humperdinck, Mascagni und Massenet anschließen wird.

„Echte und falsche Gerechtigkeit". Von Diedrich Bischoff. (Leipzig, Max Hesse.) Der Verfasser — ein im Geschäftsleben stehender Jurist — hat zum Motto das vielbesprochene Wort des Grafen v. Posadowsky gewählt, das dem Gedanken Ausdruck giebt, das höchste Gut eines Volkes sei nicht die Dividende und nicht der Reinertrag, und das von „ethischen Gesichtspunkten" redet, mit denen das „Volk der Denker und Träumer" sich ein wenig mehr befassen sollte, wo es einen Ausweg aus den socialen Nöten sucht. Die echte Gerechtigkeit, die vernünftige Gesellschaftsordnung erscheint ihm als etwas, das nur mit Hülfe des Privatwillens, durch Vervollkommnung des Rechtsbewußtseins im Volke, nicht aber durch Staatsactionen, durch Gesetzgebungsthaten in's Dasein gerufen werden kann. Der Verfasser wendet sich dann gegen die socialistische Auffassung, nach welcher die sociale Frage durch Beschränkung des Privatwillens, durch Erweiterung des staatlichen Einflusses auf die Ordnung des socialen Lebens gelöst werden soll. Er weist nach, wie dieser Auffassung eine mangelhafte Vorstellung von der den vernünftigen Interessen der einzelnen Menschen dienlichen Gesellschaftsordnung zu Grunde liegt. Bezug genommen ist insbesondere auf die Irrthümer der Bellamy'schen Zukunftspläne, sowie auf die einschlägigen Anschauungen von Bebel, Kautzky und Schmoller. In diesem Sinne geht der Verfasser durchaus originell zu Werke; aber auch darin unterscheidet sich das Buch von der üblichen Kritik des Socialismus, daß es nicht lediglich negirt, vielmehr den socialistischen Rettungsplänen ein abgeschlossenes individualistisches System der Lösung der socialen Frage gegenüberstellt. Wir empfehlen die lesens- und beherzigenswerthe Schrift.

Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache von Adolph Garbell. (Berlin, Langenscheidt.) Der Verfasser, Lector der russischen Sprache an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der seit Jahren eine erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer der russischen Sprache ausübt und namentlich viele Officiere zu seinen Schülern zählt, hat sich überzeugt, auf welche eigenthümliche und unrichtige Art und Weise in Deutschland das Russische ausgesprochen wird; so entschloß er sich, für das deutsche Publicum einen Leitfaden zu verfassen, welcher die Möglichkeit bieten sollte, eine genaue Aussprache der russischen Laute zu erlernen. Zu diesem Zwecke giebt Garbell vor Allem in der Fibel das russische Alphabet, das dem Unterrichte der Lautmethode angepaßt und so eingerichtet ist, daß der Lehrer bei den russischen Buchstaben die entsprechenden deutschen Laute dem Schüler angiebt. Recht praktisch ist auch der zweite Theil des Leitfadens zusammengestellt. Unter der Zahl der Uebungsstücke zum Lesen und zum Uebersetzen aus dem Russischen in's Deutsche befinden sich z. B. Telegramme aus Berlin über den ersten Gottesdienst in Kiautschau, Bulletins aus Wien über die Gesundheit der Princessin Stephanie, die berüchtigten Rescripte Franz Joseph's an Baron Gautsch und Graf Thun u. s. w. Uns scheint dies der richtige Weg, um das Interesse des Schülers an der fremden Sprache zu erwecken und ihm gleichzeitig einen Schatz nutzbarer Sprachwendungen zu verschaffen.

Citaten-Lexikon. Von Daniel Sanders. (Leipzig, J. J. Weber.) Der jüngst verstorbene Germanist bringt hier nicht nur jene geflügelten Worte, die im täglichen Verkehr wie abgegriffene Scheidemünzen im Umlauf sind; sein Bestreben ging vielmehr dahin, eine Sammlung von sinnvollen und anregenden Gedanken zu veranstalten, die erzieherischen oder culturhistorischen Werth haben: Bei der Ansammlung dieses Schatzes hat Sanders nicht nur eine erstaunliche Belesenheit, sondern auch eine seltene Vielseitigkeit bewiesen. Er beschränkt sich nicht darauf, Sentenzen aus Homer, Shakespeare, Goethe ꝛc. mitzutheilen, er beutet die unerschöpfliche Fundgrube der Bibel aus, neben das Sprichwort und Stammbuchblatt treten treffende Gedanken und kernhafte Worte aus der Gegenwart, zum Ernst der politischen Debatte gesellt sich der schalkhafte Humor der Witzblätter. Die alphabetische Anordnung nach Schlagwörtern ist sehr praktisch, so daß das Auffinden des gewünschten geflügelten Wortes oder einer bestimmten Sentenz, um deren Wortlaut uns zu thun ist oder die uns „auf der Zunge schwebt", viel leichter ist, als mit Hülfe des „Büchmann" oder irgend eines Sentenzenbuches. Der treffliche Sanders hat sich mit diesem wahren Hausschatz für Gemüth und Herz einen „guten Abgang" gesichert, und viele Tausende werden seine unvergleichliche Belesenheit und seinen Fleiß segnen. Für spätere Auflagen, die nicht ausbleiben können, würden wir im Interesse der Handlichkeit compresseren Druck und vollständige Berücksichtigung der geflügelten Worte empfehlen. Caveant consules, Vor Tische las man's anders (Piccolomini), Lügen haben kurze Beine u. v. A. sollten nicht fehlen.

Stickluft. Drama von Franz Servaes. (Berlin, Schuster und Löffler). Der hochgeschätzte Verfasser hat uns seiner Zeit dieses Drama mit einigen freundlichen Zeilen gesandt, aber wir können es leider erst heute und nicht mit gleicher Freundlichkeit besprechen, denn es ist ein gar verunglücktes Machwerk. Uebrigens ist es nicht mehr sein erstes Stück. Schon vor einigen Jahren ist in einer der überzähligen Berliner freien Bühnen einmal ein psychiatrisches Drama von Servaes auf- und abgeführt worden, und die Zeitungen wußten zu berichten, daß der Verfasser, der sich für den vermeintlichen Beifall bedanken wollte und mit Zischen und Hohnrufen empfangen wurde, gegen das Publicum eine „verächtliche Geberde" gemacht habe. Nun, wir wollen ihm wünschen, daß „Stickluft", wie ja auch wahrscheinlich, nie das Licht der Rampe erblicke, damit er sich nicht abermals und noch mehr in's Unrecht setze. Die zerfahrene, widerwärtige Handlung, die unklare Charakteristik, das Berliner Bummel- und Biertischdeutsch des Dialogs und darin einige unvorsichtig provocirende Bemerkungen, wie die des immer saufenden Buchdruckers: „Nee, Kinder, von Humor habt ihr doch alle untereinander keine blasse Ahnung" oder „Vor dem Gewitter ist Rolf (der Held) 'n bischen confus — wenn er's nur nicht nachher auch ist" ꝛc., da bieten sich überall reichlich Anlässe zu Radau und „verächtlichen Geberden", die dem Publicum wie dem Verfasser besser erspart bleiben. Es ist wieder einmal ein Bohême- und Literaturdrama sozusagen, aber nicht nach dem Leben, sondern nach den bewährten Mustern von Holzens Socialaristokraten, Wolzogen's Lumpengesindel, Bleibtreu's Größenwahn ꝛc. Auch unfrei nach Ibsen und Hauptmann, wie schon die endlosen Bühnenweisungen und andere Aeußerlichkeiten zeigen. Besonders an die Darsteller werden da unablässig schulmeisternd die unmöglichsten Anforderungen gestellt. Der Held ist fast durch das ganze Stück „immer wie geistesabwesend, verbohrt, furchtbar aufgeregt, völlig erstarrt, wie im Delirium, mit trostleeren Augen, in ekstatischer Verlorenheit, wie trunken auflachend und dann hervorstrudelnd, taumelt exaltirt im Zimmer umher, verdreht die Augen wie im Wahnsinn", — also mehr Gummizelle als Theater. Dieser Schriftsteller Rolf, dessen Stücke ihm stets zurückgeschickt und dessen Feuilletons nur aus Mitleid abgedruckt werden, ist verheirathet mit einer frechen Dirne, die sich selbst zur Entschuldigung „eine complicirte Natur" nennt, und wohnt außerdem mit seiner früheren Geliebten Frau Daneil, die Daniel genannt wird, und ihrem kleinen Mädchen zusammen, das eigentlich sein Kind ist. Also Ibsen's „dreieckiges Verhältniß", das beinahe zum viereckigen wird, denn der als Logirbesuch in's Haus genommene Auchschriftsteller Rappo (!) verliebt sich natürlich in eine der Hausfrauen in partibus und zwar in die legitime. Sie wollen Beide auch schon am Ende des zweiten Aufzugs mit einander durchgehen, aber der angenehme Hausherr lädt Rappo ein, als der Dritte im Bunde zu bleiben. Ganz unverhofft ist der Freund im Schlußact verschwunden, wirkt indeß aus der Ferne, indem er der Frau Geld zu einer Reise zu ihm schickt. Der saubere Ehemann will selbstverständlich davon profitiren und mitreisen. „Ob er was von dem Gelde weiß, da bin ich noch nicht hinter gekommen", meint Frau Daniel; „kann auch sein, daß er was ahnt und will nun bloß nichts davon wissen." Offenbar kennt sie ihren Pappenheimer. Es ist daher nur ein theatralischer Nothschluß, wenn der biedere Rolf, als er die Herkunft des Geldes erfährt, sich erhängt. Hundert gegen Eins: ein solcher Schwächling und Confusionsrath greift im Leben niemals zum Strick, sondern schluckt seine Schande ruhig herunter. Ein Herr Rolf und Seinesgleichen wird zwar, wenn seine Frau einen Geliebten nimmt, den Ehrenmann und guten Vater markiren, verzweiflungsvolle Briefe schreiben, „nur fort aus Berlin!" schreien, aber dann ein Auge zudrücken und das dreieckige Verhältniß gern sanctioniren, indem er von dem Galan seine Frau und sich mit erhalten läßt. Ein solcher Lump ist der prädestinirte Hahnrei und eheliche Zuhälter. Wie man sieht, führt uns das „Drama" nicht nur in die Stickluft, die ein reinigendes Gewitter verlangt, sondern geradenwegs in die Cloake, die weniger in's Ressort eines Dichters, als eines Canalreinigers fällt. Leider zeigt ein eben erschienener Roman von Servaes das gleiche Unvermögen zur Gestaltung, Schilderung und Erzählung, denselben Sumpf und die gleiche Langeweile. Vielleicht kommen wir ein andermal darauf zurück.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Neu!**

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

THOURET, G.

**FRIEDRICH DER GROSSE**

**als Musikfreund u. Musiker.**

192 Seiten mit 7 Abbildungen und einem Faksimile der Notenhandschrift Friedrichs des Grossen. geb. Mk. 3.—.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Wie der Krückstock zum „alten Fritz", so gehört auch die Flöte zum Bilde des grossen Königs. Als Musikfreund und Musiker steht Friedrich II. freilich nicht auf der Weltbühne, aber die Flöte war, wie er selbst einmal zu Franz Benda sagte, sein bester Freund; daher wird gerade sie uns manches von ihm erzählen können, was niemand sonst erfahren hat. Das Werk enthält den Niederschlag zehnjähriger Studien und möchte durch eine populärwissenschaftliche Darstellung, sowie durch zahlreiche, bequem spielbare Notenbeispiele Laien und Musiker in gleicher Weise befriedigen. Der Verfasser folgte der ausdrücklichen Aufforderung Friedrich's an die Nachwelt, ihn mit vollkommenster Freiheit zu beurtheilen.

**Bismarcks Nachfolger.**

Roman

von

Theophil Zolling.

**Volksausgabe.**

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

**Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Das **neueste Werk** aus der Feder **M. von Brandt's** ist:

**Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus.**

Oktav. Geh. M. 2.—, fein geb. M. 2.80.

Der langjährige Gesandte und Vertreter des Deutschen Reiches in Peking, anerkannt einer der hervorragendsten Kenner chinesischer Verhältnisse, entwirft in dieser seiner jüngsten Schrift eine überaus interessante Schilderung altchinesischer Philosophie u. deren mittelbaren Einwirkung auf die Entwickelung der chinesischen Staatsform.

**Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart**

Zu beziehen durch die Buchhandlung

*Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie*

*1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf*

*1 Gros Nr 102: M 3.—*
*1/4 Gros: M —.80*

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

*Zeitschrift für* **Elektrotechnik und Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

*sowie für* ***Metall- und Montanindustrie.***

**Abonnementspreis:** pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

**Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.**

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

**An allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall- und Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

**Probenummern kostenlos** und **franko** von der

**Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,**
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***


## Abonnement

auf das

**I. Quartal 1899.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

**Hierzu eine Beilage „Das neue Jahrhundert" von Friedrich Werth in Köln.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110853394